Leipziger Zeitung. Jahrgang 1895.

Verzeichniß

der Aufsätze in der Wissenschaftlichen Beilage und der größeren Beiträge für das Hauptblatt.

(Die angeführten Zahlen bezeichnen die Nummern.)

I. Wissenschaftliche Beilage.

II. Hauptblatt.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 1. Donnerstag, den 3. Januar. 1895.

Die Macht des Beispiels.

Von L. Haschert.

Ist es schon wunderbar, mit welcher blitzartigen Geschwindigkeit sich eine Nervenbewegung durch das Gehirn dem Geiste mittheilt und umgekehrt von diesem das Nervensystem erregt wird, so ist die Wahrnehmung doch weit merkwürdiger, wie manche Nervenbewegungen im Stande sind, sich von einem Individuum auf ein anderes gleichsam epidemisch zu übertragen. Der große Einfluß, den das Beispiel auf den Menschen ausübt, ist längst kein Geheimniß mehr, und dies gilt von einer ganzen Reihe von Erscheinungen, die durch Nervenbewegungen hervorgerufen werden und sich nach außen fortpflanzen. Erinnern wir uns nur des instinctiven und unwillkürlichen Lächelns, das sich auf unserem Antlitz bemerkbar macht, sobald wir uns einer lachenden Person gegenüber befinden. Es gehört bisweilen eine große Selbstbeherrschung dazu, den hervorgerufenen Reiz zu unterdrücken. Ebenso aber nimmt unser Gesicht augenblicklich den Ausdruck der Traurigkeit an, wenn wir Andere traurig gestimmt sehen, und wir fühlen uns sogar bisweilen hingerissen, in Gegenwart weinender Personen selbst Thränen zu vergießen. Diese Thatsache ist zu allen Zeiten erkannt worden, als man noch keine Ahnung von einer wissenschaftlichen Erklärung dieser eigenthümlichen Erscheinung besaß. Schon der Dichter Horaz, jener feine Beobachter und Günstling des Kaisers Augustus, sagt mit Recht: „Der Mensch ist so geschaffen, daß er lacht, wenn er lachen sieht; damit ihr ihm aber Thränen entlockt, ist es nöthig, daß ihr weint. Die Natur hat es eben so eingerichtet, daß wir immer die wahren Echos aller Gemüthserregungen sind, der Freude wie des Zornes, der Furcht wie des Schmerzes. Es ist sogar einer ihrer größten Triumphe, uns gerade den Seufzer zu verleihen, der zugleich das Ohr und das Herz trifft.“ (Ars poet. III, 105.) So wie nun unser Gesicht ganz unwillkürlich die heitere oder betrübte Miene der Personen unserer Umgebung nachahmt, so nimmt man auch leicht andere Gewohnheiten, wie die Körperhaltung, die Gesten, selbst den Ton und die Ausdrucksweise einer Person an, mit der wir intim vertraut sind oder der wir eine größere Aufmerksamkeit entgegenbringen. Daher befremdet es uns nicht, wenn wir einmal in einem vornehmen Hause einem alten, treuen Diener begegnen, dessen ganzes Benehmen und Ausdrucksweise uns lebhaft an die Umgangsformen seines abwesenden Herrn erinnern. Wenn ein mit einem Bronchialkatarrh behaftetes Kind in seiner Classe zu husten beginnt, währt es oft kurze Zeit, daß ihm ein anderer Schüler nachahmt. Es ist nöthig, den Kranken zu entfernen, soll sein Beispiel nicht die ganze Classe anstecken und den Unterricht unmöglich machen. Und erzeugt nicht das Erbrechen eine ähnliche Wirkung? Schon der Gesichtsausdruck, die krampfhafte Zusammenziehung der Schlingmuskeln einer zum Erbrechen geneigten Person ruft in uns eine Empfindung hervor, als ob wir selbst dazu uns disponirt fühlten. Am bekanntesten ist die Erscheinung des Gähnens sowie der mächtige Einfluß, den es auf Andere übt. Jedermann kennt die Anstrengung, die es kostet, diesem unhöflichen Zeichen der Langeweile oder auch einer gewissen Indisposition erfolgreich zu widerstehen und es nicht nachzuahmen. Wenn dieses Experiment von sog. Possenreißern selbst vor größeren Gesellschaften ausgeführt wurde, war bisweilen kaum einer im Stande, sich des Gähnens zu enthalten.

Man hat die eigenthümliche Uebertragbarkeit dieser Nervenbewegungen auf verschiedene Weise zu erklären versucht; allein keine Erklärung vermochte dieses Problem befriedigend zu lösen. Erst in neuester Zeit hat ein kürzlich verstorbenes Mitglied der Pariser Akademie der Wissenschaften, der Privatgelehrte Rambosson, für diese seltsame Erscheinung eine Erklärung gegeben, der man im Allgemeinen zustimmen kann. Danach ist z. B. das Gähnen eine physiologische Bewegung, die ihren Ausgangspunkt im Gehirn hat, von wo aus sie sich durch Licht- oder Schallwellen nach außen fortpflanzt und im Gehirn des Zuschauers dieselbe Bewegung hervorruft. Deshalb reizt das Gähnen, wenn es mit Geräusch geschieht, durch die Schallwellen auch den Blinden zur Nachahmung, wie es sich durch die Lichtwellen auf den Taubstummen überträgt. Alle eben angeführten Fälle lassen sich somit leicht erklären.

Diese Uebertragung gewisser Nervenbewegungen beobachten wir bisweilen selbst bei Thieren. Wenn z. B. ein Pferd sich die Unart angewöhnt hat, die Krippe zu zernagen (Krippensetzer), so geschieht es bisweilen, daß sich diese Leidenschaft auch auf den Nachbar überträgt. Oder wenn sich bei einem Pferde der Kinnbackenkrampf einstellt, wobei es die Kinnladen fest zusammenschließt und wohl auch den Kopf hin und her schüttelt, so kann man bald andere Pferde des Stalles dieselbe Gewohnheit annehmen sehen. Eine ähnliche Wahrnehmung bietet der sogenannte panische Schrecken, der sich bisweilen auf dem Schlachtfelde zahlreicher Krieger bemächtigt und das Herz des tapfersten Helden erfaßt. Das Beispiel des Ersten, der erschreckt die Flucht ergreift, reißt vielleicht eine große Menge mit fort, bis mit der Einkehr ruhiger Ueberlegung der angerichtete Schaden kaum noch zu repariren ist. Denselben Schrecken haben Reisende wiederholt auch bei Thieren beobachtet. Wenn eine friedliche Antilopenheerde ruhig in der Ebene weidet und der wachsame Führer plötzlich vom panischen Schrecken ergriffen wird, so theilt sich derselbe gleich der ganzen Heerde mit, die in wilder Flucht dahin braust und dabei manchen Kameraden in den Klüften und Abgründen als Leiche zurückläßt.

Zwischen dem Menschen und dem Thiere besteht jedoch auch auf diesem Gebiet ein großer Unterschied. Die Gehirnbewegung, die bei dem Thiere den panischen Schrecken hervorruft, hat fast immer einen unglücklichen Ausgang, während der Mensch durch seinen Willen und die Gewalt, die sein Geist über das Gehirn besitzt, die Gehirnbewegung zu neutralisiren, zu beruhigen vermag. Und wie hier, verhält es sich auch bei den bereits angeführten Fällen. Es giebt demnach Personen, die dem Einfluß dieser Nervenbewegungen durch einen energischen Willen vollkommen zu widerstehen vermögen, weshalb das sog. Abschreckungsverfahren zur Unterstützung der Willenskraft schon oft gute Dienste geleistet hat. Ich erinnere hier nur an das junge Mädchen, das, von epileptischen Krämpfen befallen, einst in das Hospital zu Harlem gebracht und in einem geräumigen Saale neben andern Kranken untergebracht wurde. Nach wenigen Tagen bemerkte man ganz unerwartet bei anderen Patienten ähnliche Krampfanfälle. Der berühmte Prof. Boerhaave, der damals dieser Heilanstalt vorstand, kam dadurch nicht in die geringste Verlegenheit. Er ließ ein ansehnliches glühendes Kohlenbecken, aus dem zwei eiserne Stäbe hervorragten, mitten in den Krankensaal stellen, ergriff dann einen der unten weißglühenden Stäbe und drohte damit die Fußsohlen derjenigen zu brennen, die sich auf's Neue einem Krampfanfall hingäben. Dieser einfache Prozeß genügte, die Epidemie zu unterdrücken.

Mag das Beispiel, das eine physische Nachahmung hervorzubringen geeignet ist, bisweilen auch manche Unannehmlichkeiten im Gefolge haben, so ruft es doch oft ganz unglückselige, verderbliche Folgen hervor, sobald es auf moralischem Gebiet seinen bösen Einfluß geltend macht. „Wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht!“ warnt schon ein altes Sprichwort, woraus wir ersehen, wie weit die Bekanntschaft mit der Macht des Beispiels

in der Zeit zurückgreift. Niemand zweifelt heute noch an der Thatsache, daß das Beispiel des Selbstmordes Nachahmung findet und derselbe bisweilen sogar epidemisch auftreten kann. Im „Dictionnaire de médecine“ lesen wir im Artikel „Nachahmung“, daß sich einst die Frauen in Lyon aus Lebensüberdruß massenhaft in die Rhone stürzten und im Jahre 1806 der Selbstmord auch in Rouen epidemisch auftrat. Und wer sollte nicht von den 15 Invaliden gehört haben, die sich im Jahre 1772 einer kurz nach dem andern in einem dunkeln Gange des Invalidenhotels in Paris an demselben Haken erhängten? Erst als man auf den Rath de Sabatier's den verführerischen Haken entfernt und in der gegenüberstehenden Mauer ein Fenster angebracht hatte, hörten diese Selbstmorde augenblicklich auf. Im Anfang unseres Jahrhunderts tödtete sich ein französischer Soldat in einem Schilderhaus; andere Soldaten folgten seinem Beispiel und wählten zur Ausführung ihres verzweifelten Entschlusses dasselbe Schilderhaus. Als Napoleon I. darüber Mittheilung gemacht wurde, gab er Befehl, das Schilderhaus zu verbrennen, und sofort hörten diese Selbstmorde auf. Ebenso erregte es ein großes Aufsehen, als in den dreißiger Jahren ein lebensmüder englischer Lord auf den seltsamen Einfall kam, seinem Leben durch einen Sprung in den Krater des Vesuv ein schnelles Ende zu bereiten. So abschreckend ein solches Beispiel auch hätte wirken sollen, fand es dennoch unter den in Italien sich aufhaltenden Engländern zahlreiche Nachfolger, bis endlich der Zugang abgesperrt wurde.

Immer und immer wieder vernehmen wir, daß die Selbstmorde, die ein gewisses Aufsehen erregen oder die unter außerordentlichen Umständen geschehen, eine Anzahl ähnlicher Selbstmorde hervorrufen und in derselben Weise ausgeführt werden. Mancher hohe, steile Felsen hat in diesem Drama eine ähnliche Rolle gespielt, wie die Thürme der Notre-Dame in Paris und der hohe Thurm in London. Als ich im Juli 1882 in Paris die Vendôme-Säule zu besteigen wünschte, um von da aus einen Theil der Stadt übersehen zu können, fand ich den Eingang verschlossen und der Posten theilte mir mit, daß der Aufstieg seitens der Behörde seit einigen Wochen verboten sei, damit sich Niemand mehr von der Säule in die Tiefe herabstürzen könne, wie dies seit einiger Zeit öfter geschehen. Zu Anfang des Jahres 1891 trat sogar in dem sonst so nüchternen Kopenhagen der Selbstmord epidemisch auf, und die Zahl der meist noch jungen Leute, die in den letzten Tagen des Januar freiwillig in den Tod gingen, steigerte sich von Tag zu Tag. Am 1. Februar tödteten sich vier Liebespaare und am 2. ds. Mts. erregte der Doppelselbstmord eines Mitgliedes der schwedischen hohen Aristokratie und seiner Braut, einer angesehenen dänischen Schauspielerin, sowie der freiwillige Tod einer jungen finnischen Schriftstellerin allgemeines Aufsehen.

Schon im griechischen Alterthum besaß der Feigenbaum des Misanthropen Timon in Athen eine gewisse Berühmtheit: „Als an einem Versammlungstage,“ erzählt uns Plutarch, „Timon die Rednerbühne erstiegen hatte, entstand ein tiefes Schweigen; denn die Neuheit der Begebenheit versetzte alle Zuschauer in Spannung, was er sagen werde. Endlich ergriff er das Wort und sprach: »Athener, ich habe in meinem Hause einen kleinen Hof, worin sich ein Feigenbaum erhebt. Mehrere unserer Mitbürger haben sich bereits an diesem Baume aufgehängt, und da ich den Wunsch habe, dieses Terrain jetzt zu bebauen, wollte ich Euch nur davon öffentlich in Kenntniß setzen, damit, wenn irgend einer von Euch noch Lust haben sollte, sich dort ebenfalls aufzuknüpfen, er sich dies zu thun beeilen möge, bevor der Feigenbaum umgeschlagen wird.«“ Diese feierliche Posse zeigt uns, daß unter der Sonne nichts Neues geschieht und daß die unheilvollen Handlungen, die in unseren Tagen ausgeführt werden, sich einst in ähnlicher Weise auf einem andern Schauplatz vollzogen. Die Association der Ideen spielt gerade bei diesen Handlungen eine große Rolle.

Man kann leicht bestätigen, daß die instinctive Nachahmung, mag sie physisch, intellectuell oder moralisch sein, sich auf dieselbe Weise fortpflanzt, indem alle Handlungen, die diesem Einfluß unterliegen, sich durch Gehirnbewegungen kund thun, die sich nach außen übertragen. Daher sind auch gewisse geistige Dispositionen, wie die Verirrung des gesunden Menschenverstandes, ja selbst manche Fälle von Wahnsinn durch das Beispiel übertragbar. Jede Aeußerung geistiger Regungen, von Gesinnungen, Gefühlen oder Leidenschaften, erweckt in Individuen, die diesen Einflüssen zugängig sind, ähnliche Gesinnungen, Gefühle oder Leidenschaften. Denn wie die Resonanz eines musikalischen Tones denselben Ton in allen Resonanzböden vibriren läßt, die ihn wiederzugeben fähig sind, ebenso ruft die Kundgebung einer Gesinnung, Empfindung oder Leidenschaft bei andern den nämlichen geistigen Zustand hervor, versetzt ihn in Thätigkeit und läßt ihn in jedem Individuum gleichsam vibriren, das durch seine intellectuelle oder moralische Entwickelung geeignet ist, sich demselben anzubequemen. Wenn wir genöthigt sind, viel mit Personen zu verkehren, die falsch urtheilen und ebenso handeln, wird unser Gehirn nach und nach dem Einfluß jener Denk- und Handlungsweise erliegen und wir vielleicht mit fortgerissen werden, wie sie zu denken und zu handeln. Sicher werden Diejenigen, die bereits ein festes Urtheil erlangt haben, dieser Gewalt anfangs einen Widerstand entgegensetzen und gegen dieselbe wohl gar einen wahren Abscheu und Widerwillen bezeugen; mit der Länge der Zeit aber erliegen sie in den meisten Fällen.

In einer Cigarrenfabrik war einst auf einem großen Arbeitssaal eine Lesestunde eingeführt worden, in der ein des Lesens kundiger Arbeiter beauftragt war, jeden Tag gegen eine gewisse Entschädigung ein verbotenes politisches Blatt vorzulesen, worin durch die übertriebensten Mittheilungen von Ungerechtigkeit gegen die Armen, von Unfähigkeit der Vorgesetzten und dem „modernen Sklaventhum“, dem die Arbeiter mehr und mehr anheim fielen, das Gehirn der Hörer in einem fort in Aufregung versetzt wurde. Bald war in dem ganzen Saal dieselbe Stimmung vorhanden, und wagte ja ein neu eingetretener und aufgeklärterer Arbeiter gegen diese Uebertreibungen zu sprechen und vielleicht gar nachzuweisen, daß die Sklaverei bei uns doch nur in der erhitzten Einbildung existire und die Arbeiter heute weit besser lebten, als noch vor 30 oder 40 Jahren, so wurde ihm von seinen „brüderlichen“ Kameraden so zugesetzt, daß er entweder zum bösen Spiel gute Miene machte und weise schwieg, bis er vielleicht schließlich selbst ein gläubiger Genosse wurde, oder lieber seinen Platz verließ und sich anderwärts nach Arbeit umsah. Pflanzt sich doch das schlechte Beispiel auf die Umgebung schneller fort, als das gute. Niemals aber wurde dieses Vorlesen durch einen Beamten unterbrochen, durch welche Rücksichtnahme wohl mancher brave Arbeiter brodlos wurde, obgleich er seinem Principal treuer ergeben war, als die meisten seiner Kameraden. (Nach der Mittheilung eines derzeitigen Volksvertreters.)

Die Nachahmung gleicht einer Krankheit, die durch das Beispiel hervorgerufen wird, sowie die Blatter ihre Ansteckung dem Gift verdankt, das sie weiter fortpflanzt. In unserer Organisation sind bisweilen Krankheitskeime verborgen, die zu ihrer Entwickelung nur der leisesten Anregung bedürfen, wie auch Leidenschaften in uns schlummern können, die unter dem Einfluß der Vernunft lange stumm bleiben, durch den Reiz der Nachahmung aber plötzlich erwachen. Die schwächlichsten und empfindlichsten Organismen, wie die der Kinder und vieler Frauen, deren Nervensystem so reizbar und empfänglich ist, sind am meisten geeignet, dem Einfluß des Beispiels zu unterliegen. Und es sind nicht blos die Bewegungen unserer Organe, die gleichsam automatisch werden; auch die Bildung von Ideen ist demselben Gesetz unterworfen. Denn wenn eine bestimmte Vorstellung das Gehirn eine gewisse Zeit lang durchkreuzt hat, gräbt sie sich darin gleichsam ein und wird wie eine angeborene Idee. Hier sehen wir durch die Physiologie die Meinung des alten lateinischen Dichters gerechtfertigt, wenn derselbe erklärt, daß das im frühen Jugendalter noch unentwickelte Gehirn dem weichen Wachse gleiche, das fähig ist, alle Eindrücke anzunehmen, die man ihm mittheilt, und wie der junge Baumtrieb gleichfalls jede Richtung einschlägt, die man ihm giebt. Wenn später die Organisation weiter vorgeschritten und die Ideen und Gewohnheiten gleichfalls eingewurzelt sind, wird es uns fast unmöglich sein, die alten Eindrücke unmittelbar verschwinden zu lassen und neue zu bilden. Die außerordentliche Anstrengung, die stotternde Personen machen, um gewisse Silben auszusprechen, übt bisweilen auf kleine Kinder einen solchen Eindruck, daß sie sich selbst zu stottern gewöhnen, wenn man nicht zu rechter Zeit Sorge trägt, sie von der Neigung zur Nachahmung abzulenken und von der stotternden Person möglichst fern zu halten. Van Swieten berichtet sogar eine Beobachtung von Krämpfen, die anfangs eine kleine Anzahl Kinder kundgaben und die bald von andern Kindern nachgeahmt wurden, die das Unglück hatten, diesen entstellenden Krampfanfällen beizuwohnen. Selbst bei Geistesschwachen und Blödsinnigen bleibt bisweilen auch das abschreckendste Beispiel nicht ohne Nachahmung. „Es kann geschehen,“ sagt ein erfahrener Irrenarzt, „daß ein Blödsinniger, der ein Schwein hat bluten sehen, ein Messer ergreift und einen Menschen verwundet.“

Dies läßt uns den hohen Werth einer guten Erziehung erkennen und schätzen, deren Einfluß schon Philipp von Macedonien

kein Geheimniß war, weshalb er die Erziehung seines Sohnes Alexander dem größten Denker seiner Zeit, dem Aristoteles, übertrug, damit die Seele dieses großen Mannes sich in der Seele seines Sohnes abspiegele.

Um noch einen Fall anzuführen, der den großen Einfluß des Beispiels nachweist, mache ich auf den Wiederhall aufmerksam, den die Schilderungen verbrecherischer Handlungen in der Presse erregen und der dadurch zur Reproduction ähnlicher Verbrechen beizutragen vermag. Der nachtheilige Einfluß solcher Veröffentlichungen ist von den Aerzten und Moralisten aller Zeiten anerkannt worden und selbst in der öffentlichen Meinung ist bereits die Ansicht verbreitet, daß nach einem ausgeführten, Aufsehen erregenden Verbrechen bald ähnliche Handlungen vorkommen werden. Dr. Despine, der die Gefahren eingehend studirt hat, welche die Freiheit der Presse auf die Moral zu üben vermag, sagt kurz und bündig: „Jeder mag die Freiheit besitzen, seine Meinung öffentlich in der Presse auszusprechen, um durch Gründe, die ihm annehmbar scheinen, den Sieg über Andere davon zu tragen. Das sind aber die Grenzen, innerhalb deren die Freiheit der Presse mir scheinen gesetzt werden zu müssen. Daß aber diese Freiheit sich bis zur Erlaubniß ausdehne, Unheil zu stiften, die guten Sitten zu verpesten und die öffentliche Sicherheit zu gefährden, kann ich niemals zugeben und alle rechtschaffenen Menschen, denke ich, selbst die entschiedensten Anhänger dieser Freiheit, werden diese Ansicht theilen." (Contagion morale etc. p. 22.) Wir schätzen die Dienste, die uns die Presse seither geleistet hat, sehr hoch; allein wie alle menschlichen Einrichtungen, hat auch die Presse neben ihren guten Eigenschaften ihre Mängel und Gefahren. Ihre guten Eigenschaften übertünchen viele ihrer Fehler und machen sie gleichsam gut. Ich halte mich hier nur an ihre Gefahren, die man als Mensch bekämpft in der Ueberzeugung, daß die Freiheit zu schreiben nicht gegen die wahren Interessen der Menschheit mißbraucht werden darf.

Aus vorstehender kurzer Skizze erkennt der freundliche Leser das weite Gebiet, auf dem das Beispiel wie in physischer, so auch in intellectueller und moralischer Hinsicht seinen mächtigen Einfluß geltend macht. Suchen wir uns diese oft so verhängnißvolle Wirkung zu erklären und das Gesetz aufzufinden, wodurch das Beispiel die Gewalt erhält, zur Nachahmung zu reizen, so haben wir nur nöthig, uns die oben angeführte Erscheinung des Gähnens zu vergegenwärtigen. Alle Kundgebungen der Seele können ansteckend wirken durch coordinirte Bewegungen, die sie in dem Gehirn entstehen lassen und die von da sich nach außen fortpflanzen und in anderen Gehirnen ähnliche Bewegungen hervorrufen, wenn ihnen nicht der nöthige Widerstand entgegengesetzt wird. Der ernste, für das Wohl seiner Kleinen besorgte Vater wie die denkende, zärtliche Mutter sehen sich hier auf eine Thätigkeit hingewiesen, die für die Kinder weit segensreicher werden dürfte, als sie von frühester Jugend schon mit einer breiten Masse von Kenntnissen vollzustopfen, die zum großen Theil in kurzer Zeit doch wieder wie Spreu verschwunden sind. Die Entwickelung eines kräftigen Willens ist es, der in dem kleinsten Kinde schon die vollste Aufmerksamkeit gewidmet werden muß, eines auf das Schöne und Gute gerichteten Willens, der später geeignet ist, den von außen wie von innen auf sein Gehirn wirkenden coordinirten Bewegungen mit Erfolg zu widerstehen. Man hat soviel schon über Charakterbildung gesprochen, doch nie die Mittel angegeben, durch welche dieselbe zu fördern ist. Hier wird eines geboten, das bei gehöriger Anwendung nicht verfehlen wird, zur Erziehung glücklicherer Menschen beizutragen.

Stenographische Literatur.

△ Jahrbuch der Schule Gabelsberger's auf das Jahr 1895. 38. Jahrgang. Herausgegeben vom königl. Stenographischen Institut zu Dresden. Bearbeitet von Dr. jur. M. Fröhliger und Dr. ph. P. Höfer, Leipzig, Commissionsverlag von E. Zehl. — Das Interesse, welches Tausende der Kurzschrift Gabelsberger's heutigen Tages zuwenden, rechtfertigt ein genaueres Eingehen auf dieses mit Sorgfalt, Umsicht und größter Gewissenhaftigkeit bearbeitete, der Munificenz der königl. sächs. Staatsregierung zu verdankende Werk, dessen Inhalt von der emsigen Thätigkeit und den erfreulichen Erfolgen der Jünger Gabelsberger's auf dem Gebiete des Unterrichts, der Praxis und der wissenschaftlichen Behandlung stenographischer Fragen rühmliches Zeugniß ablegt. Mit Befriedigung und Genugthuung kann die Schule Gabelsberger's auf die Ergebnisse des letzten Zähljahres blicken, sowohl auf dem Felde des Vereinswesens wie auf dem des Unterrichts ist nachweislich höchst Ersprießliches geleistet worden. Die mitgetheilten Ziffern, welche geradezu glänzend erscheinen, reden eine beredte Sprache. Die Zahl der Vereine ist bei einem Bestande von 883 am 1. Juli 1894 um 49 binnen Jahresfrist gewachsen, die Zahl der ordentlichen Mitglieder ist um 2603 höher als im Vorjahre und stellt sich auf 26650, die 887 betragende Zahl der Lehranstalten, an denen Gabelsberger's System durch Unterricht Pflege fand, übersteigt die entsprechende Ziffer des Vorjahres um 113 und die Zahl der in Anfangscursen unterrichteten Personen war um 6583 mehr auf 43779 Schüler aller lernenden Altersstufen männlichen und weiblichen Geschlechtes festzustellen, während die Gesammtzahl der Theilnehmer an Anfangs- und Fortbildungscursen sich auf 62065 oder um 8113 mehr als im Vorjahre beläuft. Von den deutschen Staaten weist den größten und anerkennenswerthesten Zuwachs nach allen Richtungen Preußen auf; ihm folgen erst Bayern und Sachsen. Von den übrigen deutschen Staaten zeichnen sich durch verhältnißmäßig großen Fortschritt hinsichtlich des Vereinswesens beziehentlich der Mitgliederzahl Württemberg und Braunschweig aus, und hinsichtlich des Unterrichts ist bei allen deutschen Staaten, ausgenommen Württemberg, Altenburg, Reuß und Elsaß-Lothringen, ein zum Theil recht erheblicher Fortschritt gegen das Vorjahr zu bemerken gewesen. Die im Jahrbuche enthaltenen Zahlen von der zunehmenden Verbreitung der Gabelsberger'schen Kunst widerlegen bündig und beweiskräftig die von den Vertretern der gegnerischen Schulen und deren schlecht unterrichteten Anhängern oft gehörte Behauptung, daß das Gabelsberger'sche System veraltet sei, daß es höchstens noch durch die Unterstützung einiger Staatsregierungen sich halte, und was dergleichen unsinnige, von Neid und Aerger eingegebene absprechende Urtheile sind. Das der Concurrenz völlig unbeschützt preisgegebene Gebiet des Königreichs Preußen verzeichnet geradezu überraschende Fortschritte sowohl im Vergleich zum Vorjahre, als auch in Bezug auf die im freien unbeschränkten Wettbewerb am Concurrenzkampf betheiligten fremden Systeme. Der deutschen Zunge gehören von den ermittelten Ziffern 783 Vereine mit 23405 ordentlichen Mitgliedern und 50684 Unterrichtete, davon 35857 Anfänger, an; auf Italien kommen 23 Vereine mit 494 ordentlichen Mitgliedern und 2144, davon 1508 im Anfangscursus, Unterrichtete; böhmische Vereine existiren 6 mit 266 ordentlichen Mitgliedern und 3696 unterrichteten Personen; in ungarischer Sprache 29 Vereine mit 1384 Angehörigen und 3693 bez. 3045 Schüler. Auf Schweden, Norwegen, Finland und Dänemark entfallen zusammen 28 Vereine mit 733 ordentlichen Mitgliedern und 686 Schülern. Außerdem liegen minder erhebliche Ergebnißziffern aus den übrigen Gebieten des Auslandes über Vereins- und Unterrichtsthätigkeit in englischer, französischer, bulgarischer, kroatischer, polnischer, spanischer, holländischer und serbischer Sprache vor. Die deutsche Schule umfaßt außer Deutschland die deutschsprechenden Theile Oesterreichs, die österreichisch-ungarischen Militärbildungsanstalten, soweit an denselben Stenographie gelehrt wird, und die deutschsprechenden Theile der Schweiz. Sonst noch treiben die meisten amerikanischen Vereine und einige Vereine Ungarns neben der betreffenden Uebertragung das deutsche System. Insgesammt umfassen die fremdsprachigen Schulen des Gabelsberger'schen Systems 100 Vereine mit 3245 ordentlichen Mitgliedern, 258 Lehranstalten und 11381 Unterrichtete, darunter 7922 in Anfangscursen. Die reichhaltige 171 Werke und Zeitschriften umfassende literarische Thätigkeit im letzten Zähljahre beziffert sich mit 57 Lehrmitteln und Lesebüchern, 59 Zeitungen und 55 stenographischen Darbietungen verschiedenen Inhalts. — Abgesehen von den Staaten Bayern, Sachsen, Oesterreich-Ungarn, in welchen das Gabelsberger'sche System schon seit Decennien facultativer Unterrichtsgegenstand an den Lehranstalten ist, findet die Kurzschrift des deutschen Meisters auch eine Förderung seitens der italienischen Regierung, welche im Jahre 1886 die Abhaltung öffentlicher Lehrcurse an den Realschulen angeregt hat. In jüngster Zeit hat der italienische Justizminister, ähnlich wie der preußische Finanzminister Dr. Miquel im Jahre 1893, mittels Erlasses die Beamten seines Ressorts zur Erlernung der Stenographie aufgefordert und ersteren denselben Vortheile in der Beförderung in Aussicht gestellt. Es scheint fast, als ob diese Anregung einen besseren Erfolg gehabt hat, als die neue preußische

Verfügung und auch der in demselben Jahre ergangene Erlaß des preußischen Ministers der öffentlichen Arbeiten, welcher die Eisenbahndirectionen aufforderte, sich die Förderung der Erlernung und des Gebrauchs der Stenographie seitens jüngerer Beamten angelegen sein zu lassen. Die württembergische Regierung bekundet ihr Interesse für die Stenographie dadurch, daß sie zu den von dem Gabelsberger'schen Landesverbande veranstalteten Lehrerprüfungen ihren eigenen Commissar entsendet. In Baden ist mit der Einführung der Gabelsberger'schen Stenographie begonnen worden. Die kroatische Landesregierung hat neuerdings die Kurzschrift ebenfalls endgiltig als freien Lehrgegenstand eingeführt und eine Prüfungscommission für Lehramtscandidaten der Stenographie errichtet, so daß gegenwärtig neun staatliche Commissionen für diesen Zweck, nämlich in München, Dresden, Graz, Innsbruck, Lemberg, Prag, Wien, Budapest und Agram bestehen. In Erkenntniß des Nutzens der Stenographie hat die Münchener Gemeindeverwaltung einen Cursus für die Gemeindebeamten veranstalten lassen, während die Verwaltung der Stadt Dresden in dem Regulativ für die Prüfung der Gemeindebeamten die Stenographie als Prüfungsfach aufgenommen hat. Ferner haben Curse für Polizeibeamte infolge behördlicher Anordnung in München und Dresden stattgefunden. Endlich findet das Gabelsberger'sche System noch eine staatliche Förderung in Dänemark und Schweden, wo alljährlich staatlich veranstaltete und bezahlte, zunächst zur Ausbildung von Kammerstenographen bestimmte Curse abgehalten werden. Außer in fast allen größeren und provinziellen parlamentarischen Körperschaften des Deutschen Reiches und des culturellen Auslandes werden in einer Anzahl von Städten auch die Verhandlungen der Gemeindevertretungen ständig aufgenommen, und es sind an manchen Orten, wie in Barmen, Elberfeld und München rc., besondere Stenographen hierfür angestellt, in einigen anderen Städten, wie in Prag und Wien, bestehen zu diesem Zwecke Stenographenbureaus. Das Jahrbuch selbst, dieser „Baedeker" der Gabelsberger'schen Schule, dessen Erscheinen alljährlich mit Spannung entgegengesehen wird, enthält mit Rücksicht auf den im nächsten Jahre in Wien abzuhaltenden Stenographentag auch die Satzungen des deutschen Stenographenbundes, sowie den zwischen diesem und dem königl. stenographischen Institute zu Dresden bestehenden, das Zusammenarbeiten in Systemfragen betreffenden Vertrag, ferner die auf die Bundessatzungen bezüglichen Anträge — in autographirter Beilage —, die von dem Münchener Gesammtausschusse im Sommer 1894 auf die vorgelegten Systemänderungsanträge gefaßten Beschlüsse, über welche der Stenographentag endgiltig zu entscheiden hat. Es ist daher Allen, welche diese Versammlung zu besuchen gedenken, überhaupt Jedem, der sich für die Entwickelung der Gabelsberger'schen Kurzschrift und ihre Verbreitung interessirt, als zuverlässiger Führer zu empfehlen. Die Schule Gabelsberger's hat alle Ursache, der glänzenden Ergebnisse der statistischen Erhebungen über das verflossene Zähljahr 1893/94 sich zu freuen. Möge die Betrachtung der errungenen Vortheile zu fortgesetzter kräftiger Arbeit anspornen.

Sonstige Bücherbesprechungen.

—g. **Die Bibel, d. i. die ganze heilige Schrift mit Bildern der Meister christlicher Kunst.** Herausgegeben von Rudolf Pfleiderer. Stuttgart, Süddeutsches Verlagsinstitut. — Von diesem ausgezeichneten Werke liegen uns vor Heft 89—100, welche reichen vom 22. Capitel des Matthäusevangeliums bis zum 13. Capitel des Johannesevangeliums. Aus den zahlreichen, vortrefflichen Bildern heben wir diesmal folgende hervor: Johannes tauft am Jordan und: Jesus heilt die zwei Blinden am Wege vor Jericho, von Nikolaus Poussin; das Gleichniß von den zehn Jungfrauen, von Th. Grosse; Jesus heilt das kananäische Weib, von F. H. Drouais (im Louvre); die Kreuztragung und die Verklärung, von Rafael; das Weltgericht, von Cornelius; der Besuch der Maria bei Elisabeth, von Mariotto Albertinelli; die Versuchung Christi und: Christus mit der Dornenkrone, von Ary Scheffer; eine Reihe Bilder nach Schnorr, Overbeck und Frühauf; Mariä Verkündigung, von Pietro Perugino; Predigt Johannis des Täufers, von Andrea del Sarto; Anbetung der Könige, von Paul Veronese; die Kreuzaufrichtung, von Rubens; Darstellung Jesu im Tempel, von Fra Bartolomeo; Stammbaum Christi (im Ulmer Münster) rc. Das große Werk erhält sich also auf der vollen Höhe, welche es von vornherein eingenommen, und verdient die dankbarste Würdigung aller evangelischen Christen, denn die im besten Sinne des Wortes hoheitsvolle Pracht desselben ruft immer wieder unsere Freude hervor.

J. B. **Kritische Tage, Sintfluth und Eiszeit.** Ein populärer Vortrag von Rudolf Falb. 163 Seiten. Leipzig, Hartleben's Verlag. — Schon vor Jahrzehnten (1834) stellte der Franzose Adhémar eine fein ausgesponnene Theorie der Eiszeit auf, die sich auf das große Platonische Jahr, d. i. auf eine Periode von 21 500 : 2, d. i. ca. 10 500 Jahren, gründete, zu der sich die Bewegungen der Aequinoctial- und Absidenlinie der Erdbahn vereinigen. Diesen Gedanken hat Falb, ohne den pater sententiae zu nennen, wieder aufgegriffen. Er erblickt in der periodischen Verstärkung der Fluthwerthe den Grund zu regelmäßig wiederkehrenden niederschlagsreichen Zeiten — den Sintfluthen —, die dann immer Diluvial- und Eiszeit heraufbeschwören. Nach Falb haben wir also aller 10 500 Jahre eine Sintfluth, eine Diluvial- und eine Eiszeit zu erwarten. Das letzte Maximum der Fluthwerthe fällt auf 3986 v. Chr., also in die Zeit der biblischen Sintfluth, das Minimum auf 1246 n. Chr., mit welcher Zeit (1000 p. Chr. n.) nach Venetz der stärkste Rückgang der Alpengletscher zusammenfallen soll. Falb sagt selbst, daß bei so kühnem Gedankenfluge der Irrthum nicht ausgeschlossen sei. — Wir haben den 56 Seiten langen Vortrag von Anfang bis Ende mit ungeschwächtem Interesse gelesen und können die Lectüre angelegentlichst empfehlen. Seit Jahren hat uns von Falb's Schriften keine so gefallen als diese. Glatt und fließend legt er seine Ansicht dar, enthält sich aller Seitenhiebe auf seine Gegner, giebt zu, daß die Fluthkraft von Mond und Sonne keine grundlegende, sondern nur eine auslösende Wirkung haben kann, daß ihr Erfolg in bestimmten Jahreszeiten, bei gewissen Wetterlagen ganz illusorisch wird, daß nur langjährige Beobachtung der stärksten Fluthtage die Sache entscheiden könne. Geht er noch einen Schritt weiter und sagt „Meine Idee ist voll berechtigt, kann aber infolge ungezählter, starker störender Einflüsse nicht zu Prognosenzwecken benutzt werden," so haben wir ihn auf dem Punkte, wo wir ihn gern sehen, und er wird dann keinen wissenschaftlichen Gegner mehr haben. — Verschweigen wollen wir nicht, daß es uns auffiel, wenn Falb noch 1894 von „hohlen Bläschen" bei feuchter Luft spricht, daß er das völlig negative Ergebniß einer Untersuchung Prof. Dr. Schreiber's verschweigt, die an völlig zureichendem Materiale ausgeführt wurde, daß er betont, er habe erst dann Prognosen ausgegeben, nachdem seine Theorie von anderen Seiten bestätigt worden sei, daß er Prof. Perntner ein ungenügendes Material (3jährig) vorwirft und doch auf der folgenden Seite den günstigen Ausfall eines einzigen kritischen Tages als höhere Bestätigung seiner Theorie preist, daß er dem schwierigen Probleme des Windsystems der Erde nicht näher tritt, sondern sich mit dem althergebrachten Aequatorial- und Polarstrome begnügt, daß er behauptet, der 7. Tag werde von den Ereignissen besonders bevorzugt u. A. m. Der 107 Seiten starke Anhang enthält erläuternde, kritische und literarische Bemerkungen, unter denen man viele alte Bekannte antrifft. Die Ausstattung des Buches ist eine gute, der Preis 3 ℳ, geb. 4 ℳ.

R.P—u. Die im Verlage von Carl Grüninger in Stuttgart-Leipzig erscheinende „Musikalische Jugendpost" enthält auch in ihrem diesjährigen Bande so viel des Belehrenden und Unterhaltenden, daß das liebenswürdige Werkchen aufs Neue aufrichtig empfohlen werden kann. Sich auf eine Besprechung der einzelnen Artikel einzulassen, würde selbstverständlich zu weit führen, und so sei denn aus den Rubriken, die „Belehrendes" enthalten, nur hingewiesen auf die Erzählungen aus dem Leben bekannter Tonkünstler (Mozart, Beethoven, Palestrina, Paganini, Rubinstein rc.), sowie auf die „Einführung in die Oper", die dieses Mal vier Werke berücksichtigt hat („Fliegende Holländer", „Alessandro Stradella", „Freund Fritz", „Hänsel und Gretel"). Der „Unterhaltung" eröffnet sich in Gestalt einer Menge „Geschichten", Humoresken, Sagen, Gedichte rc. ein weites Feld, die Illustrationen sind fast alle sehr hübsch gelungen; als besonders zweckentsprechend werden sich die zahlreichen, gut ausgewählten Musikbeilagen erweisen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 2. Sonnabend, den 5. Januar. 1895.

Küstenbilder von Memel bis zur Weichsel.

Von Dr. Max Hecht.

I. Ibenhorst.

Wenn auch die landschaftlichen Schönheiten und Besonderheiten zumal Ostpreußens noch immer nicht die gebührende Anerkennung gefunden haben, weder jenseits der Weichsel noch auch in der Provinz selbst, so wäre doch eine aus Heimathliebe entspringende, übertreibende und verschönende Schilderung gewiß ein verkehrter Weg, jene zur Geltung zu bringen. Wie überall, so dringt auch hier die Wahrheit allein durch. Die Heimathliebe darf der Schilderung nur die belebende Wärme geben, aber den Augen keine rosige Brille vorhalten. Wir wenden uns zuerst den Landschaften zu, welche sich um das Kurische Haff herumgruppiren. Dies mächtige Binnengewässer umfaßt einen Flächeninhalt von 29 □Meilen und steht nur im Norden durch einen 500 m breiten Wasserarm, das sogenannte Memeler Tief, mit der Ostsee in Verbindung. Könnten wir etwa bei Memel aus dem Vogelflug mit absolutem Blick auf das Haff herniederschauen, dasselbe erschiene uns dann in der Gestalt eines rechtwinkeligen Dreiecks, dessen Hypotenuse sich als ein weißlich schimmernder, buckliger Streifen mit dunkeln Flecken darstellte. Das ist die Kurische Nehrung. Wir sähen dann den bei Memel ganz schmalen Wasserstreifen nach Süden hin allmälig sich erweitern und jenseits einer an der Ostseite vorspringenden Landzunge die beiderseitigen Ufer entschieden zurückweichen, der Art, daß sie sich am Südende 6 Meilen von einander entfernt haben. Wir sähen ferner einen Kranz von Forsten sich um das lange östliche und theilweise um das südliche Ufer herumlegen, der auch den Süden der Nehrung ausfüllt. Wir sähen ferne im Osten weite Niederungsflächen, von zahlreichen Flüssen und Canälen durchströmt, und ausgedehnte Rohrfelder das Ost- und Südufer begleiten.

Von den Forsten, welche an das Kurische Haff grenzen, hat einer einen weiten Ruf erlangt, es ist der von Ibenhorst. Wer hat nicht von dem berühmten Forst von Ibenhorst gehört, oder Ibenhorster Landschaften, belebt von dem reckenhaften Elchwild, nach Gemälden und Zeichnungen Richard Friese's gesehen? Wo liegt aber dieser merkwürdige Ort? Das dürften die Wenigsten wissen. Der gewaltige Memelstrom bildet bekanntlich durch seine beiden Arme Ruß und Gilge ein großes Delta, dessen Küstenlinie 45 km lang ist. Eine Meile vor der Mündung theilt sich der nördliche Arm, Ruß, wieder in zwei noch immer gewaltige Ströme, den Skirwieth links und den Atmath rechts. An der Abzweigungsstelle liegt der Marktflecken Ruß; der ist der beste Zugang zu dem Ibenhorster Revier. Man gelangt dorthin entweder von Tilsit mit dem Dampfer, oder man fährt bis Heydekrug, einer Eisenbahnstation der Linie Tilsit—Memel, mit dem Zuge und erreicht von hier aus mit der Post in einer Stunde Ruß.

Sowie wir das Delta betreten, erschließt sich uns eine ganz neue Welt Eine mächtige Moorlandschaft, von 6000 Morgen, im Herbste braunroth leuchtend, von Rehen und Elchen rudelweise bevölkert, dehnt sich ganz seltsam vor unseren Augen aus, fern am Horizont vom Hochwald begrenzt, der in bläulichen Duft gehüllt ist. Sobald wir näher kommen, erkennen wir sogleich in den Hügelketten, welche der 2000 Morgen umfassende Hochwald krönt, ursprüngliche Meeresdünen. Ganz merkwürdig, und in dieser Weise so leicht nicht wiederzufinden ist der ein Areal von mehr als 40000 Morgen einnehmende Niederwald. Er ist ein Erlenbruch von einer erstaunlichen Reinheit und Gleichmäßigkeit. Ganz vereinzelt sind Birken und Eschen eingesprengt. Eine wüste Untervegetation, von geradezu urwäldlicher Undurchdringlichkeit, bestehend aus Rohr, Schilf, Weidenwerft und Brennnesseln, die bis zu einer unglaublichen Höhe aufschießen, verdecken den feuchten, moorigen Boden. In einem Gestell dieses Waldes ist ein Dammweg angelegt, den tiefe Gräben mit schwarzem Wasser begleiten. Früher wurde hier der Verkehr ausschließlich mit dem Kahne vermittelt, wie es weiter südlich, z. B. bei den Dörfern Inse und Tawe, auch gegenwärtig noch der Fall ist. Was für eine eigenartige Scene muß es sein, wenn zur Zeit der Ueberschwemmung, wo die Stämme 1 m tief unter Wasser stehen, die Leute vom Haff mit Kähnen durch den Wald fahren oder im Winter auf Schlittschuhen durch ein Labyrinth von Bäumen nach der Höhe laufen. Dieser Forst ist reich bevölkert mit seltenen Bewohnern; außer Habichten und Elstern halten sich in ihm Seeadler, wilde Gänse, Taucher, Reiher und Kraniche auf.

Das Eigenartigste der Ibenhorster Waldlandschaft sind jedoch der Ackminger und der Helena Werder. Man erreicht sie am besten von dem litauischen Dorf Skirwieth aus, das sich am Waldesrande unweit des Haffes, eine Meile südlich von Ruß, hinzieht. Umherstehende Kähne und ausgebreitete Netze verrathen das Fischerdorf, dessen schornsteinlose Häuser mit dem eigenthümlichen Giebelschmuck der Pferdeköpfe auffallen. Die Schornsteine reichen nur bis auf den Boden, wo die Litauer nach alter Sitte durch den ausströmenden, übrigens das ganze Haus füllenden Rauch ihre Netze räuchern. Weiten Ruf hat Skirwieth durch seinen Neunaugenfang.*) Es liegt nicht unmittelbar am Haff, die Verbindung mit demselben wird durch den gleichnamigen Strom vermittelt, der hier die überraschende Breite von 400 m erreicht. Bedenken wir, daß der Skirwieth nur der Arm eines Armes vom Memelstrom ist, welche ungeheure Wassermassen muß dieser dem Kurischen Haff aus Rußland zuführen! Bald mischten wir uns unter die Segelboote, die flußauf- und -abwärts zogen, und bei der schnellen Strömung und einem segelblähenden Winde flogen wir mit den Möven um die Wette den Werdern zu. Der Helena Werder, der größere, nördliche, wird von den beiden Armen des Skirwieth, in welcher sich dieser vor seiner Mündung theilt, umflossen, der benachbarte, Ackminger Werder, ganz ähnlich durch die Ackminge gebildet. Beide Eilande sind Kinder ihrer Flüsse. Im Frühling verläßt das Elchwild den Forst und schwimmt nach den Inseln hinüber, um hier auf sumpfigem, moorigem Boden im Frieden der insularen Abgeschiedenheit die Sommerfrische zu nehmen. Dieser Seltenheit des deutschen Wildes wird hier vom preußischen Staate Schutz und sorgsame Pflege zugesichert, um dasselbe auf seinem Zuge nach Norden an dieser Stelle möglichst lange zu fesseln. Kein Unbefugter darf die Werder betreten. So konnte auch ich nur unter der kundigen Führung eines mir von der entgegenkommenden Behörde zugewiesenen Försters zum langersehnten Ziele gelangen. Ein hochaufstrebender Weidenbaum mit seinem Geäst und zartem Blätterwerk, der

*) Ueberall sieht man an den Häusern die interessanten Neunaugennetze. Man denke sich ein spitzwinkelig auslaufendes klares Sacknetz, welches durch vier hinter einander stehende eingenähte Reifen kegelförmig geöffnet ist. Der kleinste hinterste Reif schließt die Spitze ab, welche litauisch staginn heißt. An dem vordersten größten sind zwei auseinandergehende Flügel angebracht, welche die Neunaugen in das Netz treiben. Um das Entweichen derselben aus dem Netze zu verhindern, sind vier Trichter innerhalb der Bügel befestigt, welche die Fische der Reihe nach bis zur Spitze passiren, ohne den Weg durch die engen Trichterröhren zurückzufinden. Die Neunaugen werden in Skirwieth geröstet und dann nach den größeren Provinzialstädten und dem Reich verschickt.

den Schiffern als Bake dient, zeigt uns die Lage des Helena Werders an. Aber welch ein neues Bild tritt uns hier entgegen! Wir verschwinden mit einem Male in einem wahren Rohrwald, dessen Riesenstauden über unserm Haupte zusammenschlagen, nur das Rascheln und Rauschen, mit dem der von den starken Armen des Fischers und Försters getriebene Kahn sich Bahn bricht, verräth unsere Fahrt. Jetzt gleiten wir zwischen mächtigen Schilfmauern in einer Wasserfurche, dergleichen mehrere den 15 000 Morgen umfassenden Helena Werder durchziehen, endlich landen wir. Sogleich wird die Kanzel bestiegen — so nennt man hier ein Holzgerüst, bestehend aus einer geländergekrönten Plattform, die von 4 Holzpfählen getragen wird. Deren giebt es im Ganzen 9 auf diesem Eilande. Auf einer Leiter steigen wir hinauf. Eine höchst eigenartige Wildniß liegt vor uns, eine schier undurchdringliche Vegetation, wo Klee, Gras, Schilf, Rohr, Brennnesseln durcheinander schießen, von Zwergbirken, Weiden und Erlen überragt. Nur diese, deren Blätter die Elche verschmähen, erreichen eine gewisse Höhe und bilden einzelne belebende Baumgruppen. Ein Elch war aber nicht zu sehen; es mochte noch zu frühe sein, denn sie treten erst in späterer Abendstunde zum Aesen aus. Am Tage halten sie sich im Dickicht auf oder sie stehen, um Schutz gegen Hitze und Insecten zu haben, bis zum Kopf im Wasser. — Also zurück zum Kahn, weiter zur nächsten Kanzel! Unten bemerkten wir Elchspuren, sie waren von der Spur eines Ochsen kaum zu unterscheiden. An den Birken und Weiden sahen wir fingerdicke Zweige abgebissen, denn die Elche lassen sich an Laub, Rinde und Nadeln keineswegs genügen. Es mochte 7 Uhr sein, als wir auf der nächsten Kanzel die ersten Thiere zu Gesicht bekamen. Beim ersten Blick auf den oberhalb des Gestrüpps sichtbaren Rücken des ganz nahe äsenden Hirsches konnte man glauben ein Pferd vor sich zu haben. Da hebt er den Kopf, er gleicht dem eines Esels, ist aber von zwei ausgebreiteten, fingerartig gegliederten Schaufeln gekrönt. Diese erreichen mitunter ein Gewicht von 40 Pfund. Jetzt tritt der Elch in eine Lichtung und seine mächtige, unschöne Gestalt wird deutlich sichtbar. Hohe Beine tragen den verhältnißmäßig kurzen Leib. Die Rückenlinie steigt von dem kurzen Schwanz schräg nach dem höckerartigen Widerrist an, der Nacken ist mit einer dichten Mähne bedeckt, und der dicke, kurze Hals endet in einen ungeschlachten, langen Kopf mit weit überhängender Oberlippe. Die Haare sind dicht und lang von rothbrauner Farbe, während die Beine hellgrau erscheinen, die Mähne und die Seiten des Kopfes tief schwarzbraun. Mit der äußeren Plumpheit scheint sich ein geringer Grad von Intelligenz zu verbinden. Als wir uns schließlich mit Klatschen und Pfeifen bemerklich machten — denn noch immer achteten sie unser nicht — sahen uns alle 5 Elchthiere mit hoch erhobenem Kopf fest an, die schwarz gefütterten, mächtigen Ohren nach uns kehrend. Eine Viertelstunde lang verharrten sie wohl in dieser stumpfsinnigen Haltung regungslos, unbekümmert um die Büchse des Försters. Es machte einen fast komischen Eindruck, sie wie versteinert dastehn zu sehn, bei schärferem Umherspähn bemerkten wir noch an andern Stellen dieselben geistvoll gespannten Ohren aus Gebüschen hervortreten. Erst nach längerer Zeit gefiel es ihnen, in langsamer, fauler Bewegung abzuziehn. Von dieser Kanzel hatte nach der Aussage des Försters der verstorbene Kronprinz Rudolf von Oesterreich einen Elchhirsch erlegte.

Es muß eigentlich wunderbar erscheinen, wie der schwere Körper des Elchs — er wiegt 6—8, ja 10 Centner — auf moorigem Boden sich fortbewegen kann, ohne einzusinken. Das verdankt er der Beschaffenheit seiner Hufe, deren Schalen er weit auszuspreizen vermag. Ist der Boden zu weich, so legt er sich auf eine Seite und hilft sich durch Schnellen mit den Füßen weiter. Hierzu wird er im Erlenbruch und auf den Werdern oft genug Gelegenheit haben. Erst während der Brunftzeit, die bei den Elchen Mitte September beginnt, kommt Leben in die Thiere. Im October und November treten sie rudelweise auf das Breczuller Moor hinaus, das dann Schauplatz furchtbarer Kämpfe ist. Von meinem Landsmann, dem berühmten Thiermaler Richard Friese, der in Ibenhorst die Elche studirte, hat die Berliner Nationalgalerie ein großes Gemälde erworben, welches „Auf der Wahlstatt" benannt ist. Man sieht hier auf der unübersehbaren Moorlandschaft neben einem Sumpf einen verendenden Hirsch liegen, auf welchen der von Wuth und Triumph erfüllte Sieger herabblickt. Mehrere Elchgemälde desselben Künstlers sind in kaiserlichen Besitz übergegangen, Zeichnungen von ihm in der illustrirten Jagdzeitung „Der Waidmann" bekannt geworden. Der Förster erzählte mir, daß Elche sich auch in benachbarte Viehheerden mischen und mit denselben friedlich weiden. Doch einmal wollte der Stier als Vertreter seiner Heerde einem Eindringlinge wehren, und es kam zu einem furchtbaren Hörnerkampf, in welchem der Hirsch den Stier zu Boden warf und ungestört durch den Lärm der herbeieilenden Menschen mit dem Geweih arg zurichtete. Außer diesem hat er in den harten Schalen der Vorderfüße eine furchbare Waffe; über Menschenhöhe holt er mit denselben aus und schleudert seinen Gegner, sei es ein Bär, ein Wolf oder auch ein Mensch, mit zerschmettertem Schädel zu Boden. Selten setzt der Elch sich in Galopp, er kommt aber im Traben oder, wie der Waidmann sagt, im Trollen, erstaunlich schnell vorwärts und zeigt eine ungemeine Ausdauer im Laufen, so daß in Schweden verboten wurde, Elche als Zugthiere zu brauchen, weil mit deren Hilfe Verbrecher sich allzuleicht ihren Verfolgern entziehen könnten.

Kaum wird ein Thier so schonend behandelt und verwöhnt, wie der Elch in Ibenhorst. Seinen Neigungen wird in jeder Beziehung Rechnung getragen. Nach gesetzlicher Bestimmung dürfen jährlich nur drei Thiere abgeschossen werden. Im Forst werden Weiden, seine liebste Speise, künstlich angepflanzt; die Werder, sein Lieblingsaufenthalt, werden planmäßig vergrößert. Das geschieht auf dieselbe Weise, wie die Forstverwaltung bestrebt ist, auch bei den anderen an's Haff grenzenden Forsten das vom Wasser geraubte Land wieder zu erobern. Diesem Zweck dienen die Rohrpflanzungen. So wurden mir auch die ausgedehnten wogenden Felder erklärlich, durch welche wir nun Haffseits unsere Rückfahrt nahmen. Der Förster, ein durchaus zuverlässiger Gewährsmann, berichtete, daß er jährlich ein Stück von 20 Morgen mit Rohrstauden in einem Abstande von 1 m bepflanze. In kurzer Zeit verdichte sich das Rohr, sein zähes Wurzelgewebe festige den Boden, auf dem sich nun die Senkstoffe der Rohrwaldungen und die verwesenden Anschwemmungen ablagern. Dabei wies er auf eine Insel vor vier Jahren gepflanzten Rohrs, das schon 8′ über die Wasserfläche ragte. Bei dem niedrigen Wasserstande hoffte er, daß schon nach 15 Jahren der Haffgrund die Oberfläche erreichen und festes Land werden werde.

Von ganz besonderem Reiz ist eine Fahrt durch diese Rohrwaldungen. Da sie das Asyl der Wildenten sind, so sind zu Jagdzwecken Straßen und Teiche frei gelassen. Nun war es ganz märchenhaft, zwischen grünen Wänden die stillen Schneisen entlang zu gleiten, welche bald in freie Wasserflächen, bald in geschlossene träumerische Murmelteiche auslaufen. Draußen stürmt der Wind und branden die Wogen. Hier innen herrscht völlige Ruhe; nur der Rohrspatz läßt seinen quäkenden Spottruf ertönen und die überraschten Wildenten fliegen mit ängstlichem Plätschern aus den Teichen auf, hin und wieder schnellt auch eine Bekassine von dannen.

Die Sonne war schon untergegangen, als wir das offene Haff erreichten. Grausig groß lag die erregte Wasserwüste vor uns, fern am westlichen Horizont schimmerte die weiße Hügelkette der Dünen, von einer kegelförmigen Höhe blinkte das Feuer des Nidddener Leuchtthurms. Nach Norden springt die Windenburger Ecke mit ihren Häusern und Pappeln weit in's Haff vor, 3 Meilen südlich von derselben eine Spitze, Löckerort, wo der Ibenhorster Forst endet. Wir befinden uns hier in einer großen elliptischen Bucht. Zauberhaft wurde das Panorama, als dünne Nebel vom Wasser aufstiegen und die Wälder und Gehöfte in bläulich-grauen Schleier hüllten. Dieser Fahrt werde ich noch lange gedenken. Von Skirwieth führt die Landstraße durch den 9 km breiten Forst und mündet bald darauf in die die Niederung durchziehende Kunststraße. Am jenseitigen Waldessaum berührt sie die Försterei Ackmenischken. Hier lebte und wirkte lange Zeit der 1886 verstorbene Förster Ramonath, der unvergleichliche Pfleger des Elchwildes, der durch A. Brehm unsterblich geworden ist. Denn dieser berühmte Naturforscher hat in den siebziger Jahren hier am Ort mehrere Wochen lang Elchstudien getrieben und später dem kundigen Beamten für dessen wirksame Unterstützung in dem betreffenden Abschnitt seines Thierlebens ein Denkmal gesetzt. Eine kernige Charakteristik des seltenen urwüchsigen Försters giebt der Vers, welchen der Oberpräsident v. Schlieckmann seiner Zeit ihm in's Album schrieb:

Dem treuen Freund, dem guten Jäger,
Der Elche allbekanntem Pfleger,
Dem Mann des Wortes und der That,
Ein Waidmannsheil für Ramonath.

Das spitzgieblige rothe Häuschen hat somit historische Bedeutung gewonnen. Die gastlichen Mauern desselben haben nicht nur

Männer wie Brehm und Friese, sondern auch die markige Reckengestalt des Prinzen Friedrich Karl beherbergt. Auch unser Kaiser als Prinz, Friedrich III., der Erzherzog Leopold von Oesterreich, Prinz Leopold von Bayern, Generalpostmeister Stephan und andere fürstliche und hochgestellte Männer, Minister und Oberpräsidenten sind hier abgestiegen. 3 km von der Försterei liegt das Haus des Oberförsters, wie eine Ritterburg auf einer Höhe. Das obere Stockwerk desselben enthält drei kaiserliche Zimmer. Der Weg dorthin war Schauplatz einer patriotischen That Ramonath's. Als der damalige Kronprinz Friedrich Wilhelm mit seiner Familie die Grandchaussee hinunterfuhr, wurden die Trakehner Rosse scheu und stürzten in wildestem Laufe davon. Da sprang Ramonath unter Lebensgefahr herbei und brachte das Gefährt dadurch zum Stehen, daß er mit seinem Hirschfänger die Stränge durchhieb.

Wohl hat die Niederung zwischen den Flüssen Ruß und Gilge und außerhalb derselben ihre besondere Schönheit. Wie würde der Gebirgsbewohner staunen über diese üppigen unübersehbaren Flächen, die von zahlreichen Flüssen, Bächen, Canälen und kleineren Wasserrinnen durchflossen sind; über den mehrere Quadratmeilen umfassenden Moosbruch südöstlich vom Delta, über die mächtigen Wiesen mit einem wahren Wald von Heubergen; über die auf Dämmen gelegenen oder auf Pfählen erbauten Häuser, zu denen man nur mit dem Kahne gelangen kann! Trotz dieser Landschaftsbilder von oft überraschender Schönheit und Eigenart ist Ibenhorst doch am bekanntesten geworden, und diesen Ruhm verdankt es in erster Linie seinen Elchen.

Zum Schluß drängt sich uns die Frage auf: wird es auch gelingen, diese seltenen Thiere auf die Dauer an deutschen Boden zu fesseln? Wenn wir bei A. Brehm den geschichtlichen Ueberblick über die Wanderung der Elche durch Deutschland nachlesen, so liegt die Thatsache klar vor, daß sie seit den letzten Jahrhunderten im Abziehn begriffen sind. Nach dem Zeugniß des Nibelungenliedes waren die Elche im deutschen Alterthum noch am Rhein zu finden. Denn auf der Jagd im Odenwald läßt der Dichter des Epos Siegfried einen Elch erlegen. „Danach schlug er zu Tode einen Wisent, einen Elch." Im 17. und 18. Jahrhundert kommen sie nur noch vereinzelt in Sachsen und Schlesien vor. Das letzte Elen wurde in Sachsen 1746 und in Schlesien 1776 geschossen. Am Anfang des 19. Jahrhunderts fand man noch zahlreiches Elchwild in den Forsten von Tzullkinnen und Skallischen, d. h. also noch tief in der Provinz Ostpreußen. Gegenwärtig hat es sich, mit zwei Ausnahmen in der Nähe des Kurischen Haffes, in die Forsten von Fritzen, Greiben, Pöppeln, Sternberg und besonders von Ibenhorst zurückgezogen. Einzelne Elche halten sich in dem Bludauer Forst, am Nordrande des Frischen Haffs bei Fischhausen, auf. Nur an einer Stelle, bei Tapiau, findet man sie noch südlich der Pregellinie. Aus diesen Thatsachen geht klar hervor, daß wir in Ostpreußen nur noch den Nachtrab eines großen nach Norden gerichteten Zuges, wo die eigentliche Heimath der Elche ist, zurückbehalten haben. Anlaß zur Besorgniß gab auch die schwache Vermehrung der Thiere, die nach Brehm's Meinung auf die unvermeidliche Inzucht zurückzuführen ist. Um neues Blut hineinzubringen, wurden auf den Rath des großen Naturforschers vor einigen Jahren mehrere Elchthiere und Hirsche herübergeholt. 1848, im Jahre der Jagdfreiheit, wurden die Elche bis auf 16 Stück abgeschossen. 1849 waren gar nur noch 11 übrig. Seitdem ist eine stetige Vermehrung eingetreten. 1874 gab es 76 Thiere, heute etwa 96. Die Zahl 100 ist bis jetzt noch nicht erreicht worden. Gewiß wird die Sorge, mit der die preußische Regierung, ohne die Kosten zu scheuen, das letzte Elchwild als eine seltene Merkwürdigkeit in der äußersten Nordmark heimisch zu machen sucht, überall freudig anerkannt werden, wie ihr auch der Dank der Wissenschaft vom unsterblichen Verfasser des Thierlebens zutheil geworden ist.

Bücherbesprechungen.

— **Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung Vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig.** Neunter Band, erstes Heft. Leipzig, Selbstverlag der Gesellschaft. Im Buchhandel zu beziehen durch Karl W. Hiersemann, 1894. — Die Deutsche Gesellschaft in Leipzig erfreut sich trotz ihres ehrwürdigen Alters — ihr Mittelpunkt war dereinst der allgewaltige Dictator des guten Geschmacks Johann Christoph Gottsched — noch heute eines frischen blühenden Lebens und Gedeihens. Sie beginnt mit dem uns vorliegenden Hefte der Mittheilungen den neunten Band ihrer Veröffentlichungen. Der Inhalt besteht aus drei geschichtlichen Abhandlungen. Die erste von ihnen beschäftigt sich mit dem sogenannten Leipziger Musenkriege vom Jahre 1768, einem Studentenkrawoll, der zwischen den in ihren angeblichen Rechten gekränkten akademischen Bürgern Leipzigs einerseits und den Rathsknechten und Stadtsoldaten andererseits spielte und zu dessen Bewältigung zuletzt die Herbeiziehung von Feldsoldaten nöthig wurde. Den Anlaß zu dieser Arbeit — sie ist von Dr. Otto Günther verfaßt — gab eine Darstellung desselben Studentenaufruhrs, die Dr. Georg Witkowski im Goethe-Jahrbuch für 1894 (Band XV, S. 206 bis 215) veröffentlicht hat. Witkowski legt seiner Schilderung das zu Grunde, was die Acten des Leipziger Raths-Archivs zu der Sache bieten; der Aufsatz Günther's, der zu etwas abweichenden Ergebnissen gelangt, beruht auf einer handschriftlichen Beschreibung der Vorgänge, die vermuthlich in den Tagen der Unruhen selbst entstanden ist und auf der Leipziger Universitäts-Bibliothek sich befindet. Es ist ein farbenreiches, wenn auch nicht eben erfreuliches Bild des Leipziger akademischen Treibens im vorigen Jahrhundert, das uns hier dargeboten wird. — Die zweite Abhandlung, aus derselben Feder, hat zum Gegenstande das Leben des Leipziger Magisters Johann Wilhelm Steinauer, gebürtig aus Naumburg a. d. Saale, eines Mannes, der in den litterarischen Kreisen damals eine gewisse Rolle gespielt hat, heute aber fast verschollen ist. Die bewegten Schicksale dieses Steinauer, der es vom simplen Magister zuletzt zum Brigade-General und französischen Feldmarschall brachte, sind an anziehenden Einzelheiten reich genug, um auch heute noch Beachtung zu finden. — An dritter Stelle behandelt Dr. theol. und phil. Georg Buchwald die Lebensgeschichte von Simon Wilde aus Zwickau, die besonders darum auf lebhafte Theilnahme Anspruch hat, weil Wilde auch unserem Reformator Dr. Luther nahe gestanden hat und als Arzt und Kreisphysikus in Eisleben Zeuge seines Abscheidens gewesen ist. Als Anhang ist diesem Lebensabriß beigefügt der wortgetreue Abdruck von 32 lateinischen Briefen Wilde's an seinen Gönner, den Zwickauer Stadtschreiber M. Stephan Roth, und eines deutschen Briefes Wilde's an seine Mutter. — Die wissenschaftlich gründlichen und im Inhalt werthvollen Abhandlungen verdienen die Aufmerksamkeit nicht blos der Gelehrten, sondern Aller, die für geschichtliche Studien Sinn haben.

R. B.

— **Otto Ribbeck, Geschichte der Römischen Dichtung.** I. Dichtung der Republik. 2. Auflage. Stuttgart, Cotta 1894. VIII u. 358 S. 8°. — Zum zweiten Mal erscheint die Geschichte der Römischen Dichtung des Altmeisters, der die wissenschaftliche Arbeit mit frischer Schönheit der Darstellung in einziger Weise zu vereinigen versteht, im Großen und Ganzen zwar in der bereits bekannten und allgemein anerkannten Gestalt, im Einzelnen aber doch vielfach wieder nachgebessert und vervollständigt, ein Bauwerk edelster Form, bei dem jeder Rest des Alterthums an seiner Stelle richtig verwandt, das Fehlende mit feinem, der Antike selbst gleichgestimmtem Sinne ergänzt ist. Nichts läßt die beim Sammeln der Bausteine aufgebotene Mühe ahnen; die werthvollen Anmerkungen sind auf wenigen Seiten in einem Anhang zusammengefaßt. — Da alle Poesie ihren Ursprung im Gottesdienst hat, bildet eine ansprechende Darstellung des altrömischen Götterstaates den Eingang. Feierliche, gesangsmäßig mit lauter Stimme und im Tanzschritt vorgetragene Gebete (carmina) erhalten zuerst, offenbar eben wegen des durch den Tanz gebotenen Tactes, rhythmische Form und Bewegung; es entwickelt sich so das älteste römische Versmaß, das in späterer Zeit, jedenfalls in Rücksicht auf seinen in das goldene Zeitalter des Saturnus verlegten Ursprung, selbst Saturnier genannt wurde. Bei Gastmählern trug man dann in diesem Maße abgefaßte Tischlieder vor und pries in ihnen die Ruhmesthaten der Vorfahren. Während solche Gesänge aber bei Griechen und Germanen später den Kern der Volksepen bildeten, gingen sie in Rom, dem erst des Ennius Annalen etwas Aehnliches schaffen, jedenfalls in die Geschichtsbücher selbst über. Den bei Erntefest und Weinlese gesungenen Spottversen der in Bocksfelle gehüllten Hirten (saturi) verdankt die Satura ihren Ursprung. Nur so weit entwickelt sich die römische Dichtkunst aus eigener Wurzel; dann beginnt die übermächtige Einwirkung griechischer Kunst, zunächst durch Vermittlung der Etrusker. Aus Lydien hatten diese wohl ihre ludii

oder ludiones erhalten, die ihnen theils als Schauspieler, theils als Schulmeister dienten. Im Jahre 364 v. Chr. treten solche ludiones bei dem ersten Versuch einer dramatischen Aufführung in Rom auf, wenn auch zunächst nur als mimische Tänzer, da man ihre Worte doch nicht verstanden haben würde. Ein Grieche aus Tarent, L. Livius Andronicus, der als Sklave nach Rom geführt worden war, übersetzte die Odyssee ins Lateinische, um sie ebenso wie in Griechenland in der Schule dem Unterricht zu Grunde legen zu können. Schwerfällige und hölzerne Saturnier waren es, die so den widerwilligen Schülern bis in die Zeit des Horaz hinein eingebleut wurden. Derselbe Andronicus übertrug aber auch die erste griechische Tragödie und Komödie und brachte sie selbst im Jahre 240 v. Chr. nach glücklicher Beendigung des ersten Punischen Krieges in Rom zur Aufführung. So hatte er den Weg gezeigt, auf dem die römische Dichtung leichter und rascher als durch eignes Bemühen vorwärts eilen konnte, und in der Folge haben nur wenige Dichter die beschwerlichere Selbständigkeit erstrebt. Doch ich muß kurz sein. Es folgt bei R. nun in lebendigster Darstellung die Schilderung des Lebens und der Werke des Naevius und des Ennius. Dabei spannt und erfreut besonders die aus den Fragmenten wie allen sonstigen Nachrichten gewonnene und in frischen Farben dargebotene Wiederherstellung der Grundzüge aller ihrer Dichtungen; hervorzuheben ist auch der Nachweis, daß selbst die Satire, welche die Römer später als eigne Erfindung in Anspruch nahmen, ihren wesentlichen Bestandtheilen nach dem Griechischen entlehnt ist. Eine Glanzpartie in unserem Werke bildet die Besprechung des Plautus und des Terenz. Nach Schilderung ihrer Abhängigkeit von der neueren attischen Charakterkomödie behandelt R. zunächst die typischen Gestalten, die immer wiederkehren, wie die verliebten Jünglinge, die ruhmredigen Officiere, die reizenden und gewandten Hetären, die abstoßend gemeinen Kuppler, die schleichenden, schmutzigen Wucherer, die gestrengen Pädagogen und die theils ehrlichen, theils verschmitzten Sklaven, von denen letztere oft die Rolle der die ganze Handlung leitenden Intriguanten spielen. Als Beispiel hebe ich die Zeichnung der äußeren Erscheinung eines Kupplers heraus: „Die Maske des Kupplers drückt die abstoßende Gemeinheit seines Charakters aus. Ein wahres Galgengesicht: grinsende Lippen, platte Nase, mißfarbige, grüne Augen, gerunzelte Stirn, zusammengezogene, geschwungene Augenbrauen, kahler Kopf, oder doch nur wenige wollige Haare, die einer gewaltigen Glatze Raum lassen, struppiger Ziegenbart. Von untersetzter Statur, dickem Bauch, schmutzig und schäbig, aber grell in der Kleidung trägt er über einem bunten Chiton einen blumig gemusterten Ueberwurf, in der Hand hält er einen geraden Stab, im Hause eine Lederpeitsche. Wie ein Krebs geht er nicht geradeaus, sondern drückt sich seitwärts an der Wand vorbei.“ Es folgen noch die geizigen, leichtgläubigen und selbstgefälligen Greise, die zänkischen und eifersüchtigen Ehefrauen und die von chronischem Hunger geplagten, geschmeidigen Parasiten. — Sehr ansprechend ist die nach den Hauptmotiven (Verwechslung, Ueberlistung, Zufall, Liebe, Charaktere) geordnete äußerst lebendige Schilderung der in den einzelnen Lustspielen behandelten Stoffe, von denen manche noch heute in zeitgemäßer Umwandlung auf der Bühne ihr Wesen treiben. Ebenso finden wir unter den komischen Mitteln bereits Ueberraschung und Belauschung, Mißverständnisse und Irrthümer stark benutzt. Kürzer werden alle die Dichter besprochen, von deren Werken uns nur dürftige Bruchstücke erhalten sind, aber dennoch treten uns auch ihre Persönlichkeiten, wie z. B. der Meister der menippeischen Satire M. Terentius Varro, in durchaus charakteristischer Zeichnung entgegen. Dann bildet sich vor unseren Augen das Ringen des Lucretius nach heiterer Sorglosigkeit und ruhigem Frieden des Gemüthes aus dem politischen Jammer und der drückenden Götterfurcht seiner Zeit heraus. Nach mehreren unerfreulichen Erscheinungen steigt endlich mit markigen Zügen die naturwüchsige Dichtergestalt Catull's empor, der nur singt, was ihm aus dem Herzen kommt, was er erlebt, erleidet und empfindet, seine Kraft aber auch in rasch loderndem Feuer schnell aufbraucht, so daß er in jugendlichem Alter in's Grab sinkt. Schon dieser erste Theil von Ribbeck's Geschichte der Römischen Dichtung, der die eigentliche Blütheperiode noch gar nicht behandelt, erschließt eine Fülle unvergänglicher Schönheit nnd ist somit wohl im Stande, auch den, der die römischen Dichter seit seiner Schulzeit bei Seite gelegt hat, zu einer Wiederbeschäftigung mit ihnen in den Stunden der Muße zu veranlassen. Anmerken will ich nur, daß S. 148, 6 Chremes statt Demipho zu lesen, und umgekehrt S. 150, 22 Demipho für Chremes einzusetzen ist; natürlich muß dann an letzterer Stelle die darauf folgende Bemerkung wegfallen.

Wurzen. H. Steuding.

— Gustav Weigand, Die Aromunen. Ethnographisch-philologisch-historische Untersuchungen über das Volk der sogenannten Makedo-Romanen oder Zinzaren. Zweiter Band. Leipzig 1894. (XVI, 383 S.) 8 ℳ. — Es werden schwerlich viele Leser der Leipz. Ztg. die Aromunen kennen, mit denen sich die neueste Arbeit von Dr. Gustav Weigand, dem verdienten Leiter des „Instituts für Rumänische Sprachen zu Leipzig“, beschäftigt. Bekannter ist dieser Volksstamm unter dem Namen Makedo-Romanen oder Zinzaren, Bezeichnungen, die aus diesem Grunde auch auf dem Titel mit figuriren. Sonstige Namen dieser südlichen Rumänen, die sich hauptsächlich in Thessalien, Epirus, Mittelalbanien, zum geringeren Theile in Makedonien finden, sind: Makedo-Walachen, Kutzo-Walachen, transdanubische Walachen, Pindus-Walachen. Angesichts dieses Namenwirrwarrs fragt der Verfasser mit Recht, warum die wissenschaftliche Welt jenen Stämmen gerade den Namen vorenthält, mit dem sie sich selbst bezeichnen. Weigand kennt Land und Leute, die er hier schildert, aus eigener Anschauung. Seine letzte Reise dahin fällt in die Zeit vom 30. April 1889 bis 9. Sept. 1890. Was er während dieser Reise eingeheimst an philologischem und ethnographischem Materiale, soll in fünf Bänden veröffentlicht werden. Vorläufig erscheint mit gegenwärtigem Buche der zweite Band des Gesammtwerkes unter dem Sondertitel „Volksliteratur der Aromunen“. Es sind hauptsächlich Volkslieder, die Weigand in diesem Bande in zwölf Capiteln bietet: Liebeslieder, Tanz- und Hochzeitslieder, weiter Räuber- und Kampflieder, daneben zwei bereits anderwärts veröffentlichte Balladen („Die Ballade von der Pest“, „Ballade von der Artabrücke“), Todtenklagen, ferner eine Anzahl höchst origineller Märchen (darunter auch unter Nr. 126 das deutsche Schneewittchen in aromunischem Gewande) u. s. w. Im Ganzen sind es 130 Nummern aromunischen Textes mit philologisch getreuer Uebersetzung. Ein lediglich ästhetischer Maßstab ist an diese Dichtungen freilich nicht anzulegen, sie wollen vom ethnologischen und völkerpsychologischen Standpunkte aus beurtheilt sein. Die Aromunen sind ein mit der Lebensnoth ringendes Volk; das Land dichterischer Ideale liegt unter ihrem geistigen Horizont, und nicht einmal das Gefühl der Liebe vermag hier seine erlösende Kraft zu äußern. — Der Sammler dieser Poesien bewährt sich, wie dies nicht anders zu erwarten ist, als ausgezeichneter Kenner dieses rumänischen Dialektes, außerdem aber auch als ein geschmackvoller Gelehrter, der selbst für einen so entlegenen Gegenstand eine die Aufmerksamkeit fesselnde Form zu finden weiß. Auf allgemeine Bedeutung kann namentlich das Anspruch machen, was S. 367 über das Sammeln von Volksdichtungen und die phonetische Fixirung der Texte gesagt ist. Sonst geben die „Beilagen“ ein sehr fleißig ausgearbeitetes Glossar zu den Texten und Bemerkungen über die einzelnen aromunischen Dialekte. — Das Buch wird nicht verfehlen, in den Kreisen, für die es in erster Linie bestimmt ist, in den Kreisen der rumänischen Philologen und der Ethnographen, Aufsehen zu erregen.

Prof Dr. H. E. Kellner.

γ. Friedens- und Kriegsmoral der Heere am Ausgange des XIX. Jahrhunderts. Eine Streitschrift von C. v. B.—K. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. — Der Verfasser tritt dafür ein, daß jetzt neben Zahl und Schnelligkeit der Mobilmachung insbesondere die „eiserne Kriegszucht“ den Sieg verbürgt, vielmehr als „Intelligenz“ und „Selbstthätigkeit“, in welchen Eigenschaften von vielen Schriftstellern heutzutage die Bürgschaft für künftige Siege erblickt wird.

— Kriegslehren in kriegsgeschichtlichen Beispielen der Neuzeit von W. v. Scherff, General der Infanterie z. D. Zweites Heft: Betrachtungen über die Schlacht von Vionville-Mars la Tour. Mit einem Plane und vier Skizzen in Steindruck sowie einer Textskizze. Preis: 6,50 ℳ. Berlin, 1894. Ernst Siegfried Mittler und Sohn, königl. Hofbuchhändler. — Die Schlacht bei Mars la Tour ist zweifellos eine der blutigsten des letzten Krieges gewesen und ihr Darsteller, W. v. Scherff, einer der geistreichsten Militär-Schriftsteller der Jetztzeit. Wer etwas Tüchtiges lernen will, der laufe sich das v. Scherff'sche Buch und studire es mit größestem Eifer. L.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 3. Dienstag, den 8. Januar. 1895.

Der Kobold.

Von Dr. Ernst Gehmlich.

Den Namen des Koboldes hat man lange Zeit vom griechischen kobalos, Gauner, Possenreißer, abgeleitet, bis Hildebrand dieser Ansicht entgegentrat und das Wort Kobold als ein echt deutsches erwies. „Der Inhalt unseres Wortes," sagt er (Deutsches Wörterbuch V, 1551), „ist so durchaus heimisch und wurzelt so in der eigenen Vorzeit, der Hausgeist erscheint noch heutiges Tages so sehr als eine mit gemüthlicher Neigung gehegte Gestalt, daß die Einführung eines fremden Namens dafür und das Preisgeben eines alt überlieferten mir undenkbar ist. Eine gelehrte oder kirchliche Benennung des Hausgeistes als covalus wäre wohl denkbar (sie fehlt aber), die Zeugnisse für Kobold jedoch kommen tief aus dem Schooße des Volkes, es war ein alter Hausgott." In dem -old sieht Hildebrand die gut deutsche Ableitungssilbe old (eigentlich walt, der Waltende), der wir auch in Herold begegnen, und die so verbleibende Stammsilbe Kob- stellt er zu Koben, dessen älteste Bedeutung Haus, Hütte ist, so daß sich für Kobold nun ungezwungen die Deutung Kobwalt, d. h. der des Hauses Waltende, der Hausgott, ergiebt. Für die Richtigkeit dieser Erklärung spricht nicht zum wenigsten die Thatsache, daß schon im Angelsächsischen die lares als cofgodas (Masculinum) und die penates als cofgodu (Neutrum), beide demnach als Hausgötter verdeutlicht werden. Dazu stehen nun Name und Wesen des Kobolds in schönstem Einklang; denn im Volksglauben erscheint der Kobold weniger als Gauner und Possenreißer, sondern vielmehr als ein im Hause waltender Geist, der dem Menschen bei den verschiedensten häuslichen Beschäftigungen mit seiner Hilfe zur Seite steht.

In seinem Aeußeren gleicht der Kobold ganz den Zwergen. Er ist klein von Gestalt, sein großer Kopf sitzt tief zwischen den Schultern, sein Bart — die Kobolde erscheinen nämlich immer als Männer — ist lang und grau, seine Augen schildert man bald als klein und von grauer Farbe, bald als groß und von feurigem Glanze. Er trägt ein rothes Kleid und eine rothe hut- oder mützenförmige Kopfbedeckung, die ihn unsichtbar machen kann. Seine Wohnung hat er in einem bestimmten Hause, von dem er unbedingt nicht weicht. Nur wenn die Familie auszieht, siedelt er mit ihr in das neue Heim über. Völlig entledigen kann man sich seiner nur, wenn man das Haus in Brand steckt oder an jede Thür ein Wagenrad stellt oder ihm unausführbare Aufträge ertheilt und sich für seine Hilfeleistung nicht dankbar zeigt. Am liebsten hält er sich im Gebälk auf, in der Holzkammer, auf dem Boden, doch auch am Herde und im Keller. Heimlich, namentlich in der Nacht, ist er mit im Hauswesen thätig, er hilft in der Küche und im Keller, auf dem Boden und im Stall, er besorgt die Fütterung des Viehes, das Melken der Kühe, das Striegeln der Pferde, er hilft beim Dreschen und Spinnen, er bringt sogar Geld und Getreide herbei, welche Geschenke er freilich zuweilen erst gestohlen hat. (Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart, S. 43.) Daher geht im Volke der Glaube, daß aller Wohlstand von ihm herrühre, und von Jedem, dessen Reichthum unbegreiflich schnell wächst, sagt man, er habe den Kobold (nämlich in seinem Hause), man beneidet ihn und fürchtet ihn doch zugleich auch als einen unheimlichen Menschen. „In der Urzeit hatte wahrscheinlich Jeder seinen Kobold im Hause, die Rede mochte aber bei Denen bleiben, die dem Christenglauben nicht ernstlich anhingen" (Hildebrand). Auch auf geistigem Gebiete leistet der Kobold Hilfe, er bläst Gedanken ein und zwar oft bessere, als sie sein Herr selbst hat. Ja er weiß sogar die Zukunft und wahrsagt sie. Aus einem dunkeln Raum heraus flüstert er seinen Rath zu. Als nach einer mhd. Erzählung ein österreichischer Fürst mit den reichen Bürgern der Stadt zu unterhandeln hat, will ihm dabei ein treuer Diener zur Seite stehen, er will nämlich hinter den Wandteppich treten, durch diesen ein kleines Loch schneiden, durch das er herausspähen kann, und dann unbemerkt zu seinem Herrn sprechen „in chowolts weise". Für seine Dienste beansprucht der Kobold einen Lohn, ein Opfer, er verlangt Speise und Trank, namentlich Milch, Semmel, Grütze, Eier und Käse, nach ostpreußischem Glauben muß er sogar ein weiches Bett haben. Gewöhnlich läßt man einen Rest vom Abendbrod als Mahlzeit für ihn stehen. Wie sich der Kobold rächt, wenn man ihm seine Speise vorenthält, zeigt sehr schön eine böhmische Sage. In Dittersbach im nördlichen Böhmen, so berichtet sie, lag in einem Walde eine einsame Mühle. Der Müller wohnte ganz [illegible] in ihr, die wenigen Mahlgäste bediente er selbst, sein Hauswesen aber besorgte ein Kobold, der die Stube reinigte und andere kleine Geschäfte verrichtete und dafür Speise und Trank erhielt. Nun kam einmal spät am Abende ein Handwerksbursche in die Mühle und bat um Obdach. Der Müller wies ihm eine Schlafstätte an; aber Speise und Trank vermochte er ihm nicht zu reichen, weil das, was er noch hatte, für den Kobold bestimmt war, der sich seine Mahlzeit nicht nehmen ließ. Der Müller ersuchte daher den Gast, bis zum kommenden Morgen auszuharren, aber ja nicht die Speisen des Kobolds anzurühren, da er sonst dessen Rache zu fürchten habe. Indessen der Handwerksbursche konnte es vor Hunger nicht aushalten, er verzehrte die Speisen des Kobolds und schlief dann fest ein. Um Mitternacht erschien der Kobold. Er ging sogleich zu jener Stelle, wo er seine Nahrung zu finden hoffte; als er sie aber nicht fand, schweiften seine Blicke in der Stube umher, und ein schadenfrohes Lächeln zeigte an, daß er den Räuber seiner Speise entdeckt habe. Er machte sich zunächst an die Arbeit, kehrte die Stube aus, stellte die verschobenen Sachen an ihren Ort und reinigte sie sodann vom Staube. Dann ging er zu der Schlafstätte des Wanderburschen, um sich zu rächen. Er ergriff ihn beim Beine und zog ihn von der Schlafstätte herunter auf den Boden. Der erwachte Bursche nahm seinen Stock zur Hand und drang damit auf den Ruhestörer ein. Allein sobald er ihn in eine Ecke gedrängt hatte und nun mit dem Stocke furchtbar darein schlug, überzeugte ihn ein spöttisches Lächeln aus der anderen Ecke, daß sein Widersacher entwicht sei. Lief er nun dorthin, so erging es ihm ebenso. Er erkannte bald, daß er es mit einem Mächtigeren zu thun habe, legte sich daher wieder nieder und suchte einzuschlafen; allein der Kobold ließ ihm keine Ruhe. Der Bursche widersetzte sich zwar, aber es half Nichts, er mußte Alles geduldig über sich ergehen lassen. Erst nach Verlauf der Geisterstunde wurde er von dem Plagegeiste befreit. Todtenbleich erwartete er den Morgen, erzählte dann dem Müller von dem nächtlichen Spuk, erhielt von ihm Speise und Zehrgeld und begab sich, um eine gute Lehre bereichert, wieder auf den Weg. (Vernaleken, Mythen und Bräuche des Volkes in Oesterreich, S. 235/36.) Verweigert man dem Kobold fortgesetzt die Speise, dann verläßt er schließlich das Haus, nimmt aber auch Alles mit fort, was er zugebracht hat.

Wenn unser Hausgeist um Mitternacht aus seinem Gebälk hervorkommt, dann will er nicht nur Arbeit verrichten, sondern sich auch vergnügen. Er treibt allerhand Possen, „Koboldspossen", lärmt und poltert, schießt Purzelbäume, bricht in tolles, übermüthiges Lachen aus u. s. w. Er ist deshalb sprichwörtlich geworden. Tolle Streiche nennt man „Koboldstreiche", für Purzelbaumschießen sagt

man auch „kobolzen", „kobolden" oder „Kobold schießen", ein unheimlich überlegenes Lachen bezeichnet man als ein koboldisches Lachen, und wer sich „bucklig lachen" will, möchte wohl so lachen, daß er ein buckliges Männlein, eben ein Kobold wird. Aber die heitere Stimmung des Kobolds schlägt leicht in den heftigsten Zorn um. Wenn man ihn selbst verspottet oder neckt oder gar Flüche gegen ihn ausstößt, wird er bitterböse, er rächt sich dafür, indem er das Geschirr zerschlägt, das Vieh losbindet, den Pferden die Mähnen verwirrt, die Leute erschreckt u. s. w. Als das Christenthum eingeführt wurde, trat er in die Rolle des Teufels über; er gilt seitdem auch als eine häßliche, unheimliche Erscheinung, als ein Schreckbild. Aus dieser seiner teuflischen Natur erklärt es sich, daß er mit christlichen Namen und Dingen nichts zu schaffen haben mag und den Namen Christi überhaupt nicht aussprechen kann. Indem man ihn im Teufel aufgehen lassen wollte, suchte man ihn zu vernichten. Aber der Versuch ist mißglückt; der Kobold lebt heute noch. Hat ihn doch auch die neuere Dichtung ganz wieder in sein altes Amt eingesetzt. Gustav Freytag stellt uns in seinem „Soll und Haben" wiederholt die alten guten Hausgeister in ihrem Thun und Treiben dar, wie sie im winkligen Geschäftshause des Kaufmanns Schröter oder im alten Polenschlosse bei Rosmin hausen, wie sie Theil nehmen an dem Leid und der Freude der Menschen.

Räthselhaft bleibt es, wie der Kobold, der Hausgeist, ins Gebirge gekommen und zum Berggeist geworden ist. Er leistet als solcher bekanntlich keine Hilfe, sondern verursacht nur Schaden und Störung, indem er das Silber raubt und schlechtes Erz giebt, auch böses Wetter und anderes Unheil sendet. Die Bergleute haben nach ihm die schlechten Erze, die beim Schmelzen kein Metall geben, Kobalt genannt.

Kobold ist der Gesammtname für die Schaar der helfenden Hausgeister. Landschaftlich führen diese die verschiedensten Sondernamen: Heinzelmännchen, Katermann, Wichtelmännchen, Hojemännlein, Hütchen, Gütel, Gutgesell, Poltergeister, Rumpelgeister, Rumpelstilzchen, Bullermann, Bullerkater, Schratl, Poppeln, Popel, Pöpel, Popelmann, Popanz, Mummel, Butze, Butzemann, Schrackagerl, Puck, Huspuke, Nisse, Husknechtken, Chiemke, Wolterken, Petermännchen, Hödeke u. s. w. Am bekanntesten unter all diesen Kobolden sind wohl die Heinzelmännchen, denen die Wichtelmännchen regelmäßig zur Seite gehen. Kopisch, dessen Muse „Allerlei Geister" wieder zu neuem Leben erweckte, hat sie durch sein Lied von den Kölner Heinzelmännchen zu den volksthümlichsten Gestalten unter all den Zwergen, Kobolden, Elfen und Nixen gemacht. Er schildert sie gar trefflich:

„Wie war zu Köln es doch vordem
Mit Heinzelmännchen so bequem!
Denn war man faul, man legte sich
Hin auf die Bank und pflegte sich;
Da kamen bei Nacht,
Eh' man's gedacht,
Die Männlein und schwärmten
Und klappten und lärmten
Und rupften
Und zupften
Und hüpften und trabten
Und putzten und schabten,
Und eh' ein Faulpelz noch erwacht,
War all sein Tagewerk bereits gemacht."

Grimm bringt den Namen Heinzelmann oder Hinzelmann zusammen mit Heinz, Hinz der Kater, er deutet ihn demnach als Katermann, welche Bezeichnung thatsächlich im Renner zugleich mit dem Ausdruck Kobold auftritt. Er erinnert dabei an den Umstand, daß nach dem Volksglauben der Hinzelmann in der Bettstatt ein Grüblein zurückläßt, gleich als ob ein Kater da gelegen wäre, daß ferner der gestiefelte Kater im Märchen die Rolle eines gutartigen, hilfreichen Kobolds spielt. Eine ganz andere Erklärung giebt Laistner in seinem trefflichen Buche „Das Räthsel der Sphinx" (II, 186 fg.). Die durchgängige Verbindung der Namen Heinzel- und Wichtelmännchen kann, so legt er dar, nicht zufällig sein; „sie lehrt, daß ein Vollname Heinwicht zu Grunde liegt, dessen erstes Glied in Koseform zu heinzo, heinzilo, ward. Neben Heinwicht erscheint, wie eine Betrachtung verwandter Koboldsnamen (Haimpel — Hampelmann = Kobold; Heimchen u. s. w.) ergiebt, die andere Form Heimwicht. Hein- in Heinwicht hat nun nichts mit Heinrich zu thun, der Heinzelmann stellt sich demnach nicht zu Hinz dem Kater, ebenso gehört Heim in Heimwicht nicht zu Heim, das Haus, sondern beide Formen leiten sich von der Wurzel qei her, aus der man auch das -heim in Oheim hat deuten wollen. In Heim und Hein liegt demnach der Sinn von Ehre, Hochachtung, und da Wicht ein kleines Wesen bezeichnet, so wären nun die Heinzelmännchen entweder die verehrten kleinen Geister, oder die verehrenden, die holden Wesen. Die Heinzelmännchen erscheinen nicht immer als Hausgeister, sondern auch als Erdelben, so in der Eifel, in Hessen und Thüringen. Sie wohnen als solche in Bergen, z. B. im Heinzemannskopf bei Viermünden (Hessen) und im Spatenberge bei Kreuzburg (Thüringen). Neben Heinzelmann ist Butzemann ein besonders weit verbreiteter Koboldsname. Er bedeutet von Haus aus wahrscheinlich soviel wie der Daherfahrende und Schreckenerregende (Mogk, Mythologie in Paul's Grundriß der germ. Philologie I, 1034). Als alten Hausgeist läßt ihn das sächsische Kinderliedchen erkennen:

„Es tanzt ein Bi—Ba—Butzemann
In unserm Haus herum.
Er rüttelt sich, er schüttelt sich,
Er wirft sein Säckchen hinter sich.
Es tanzt ein Bi—Ba—Butzemann
In unserm Haus herum."

Die Namen Poppele, Popel, Pöpel, Popelmann und Popanz schließen sich an unser Wort Puppe an, das im 15. Jahrhundert aus dem Mittellateinischen pupa (puppa, poppea) entlehnt ward und im Mitteldeutschen auch die Formen Pope, Poppe annahm. Sie bezeichnen zunächst eine vermummte Gestalt, dann überhaupt ein unheimliches Wesen, ein Schreckgespenst. Besonderer Erklärung bedarf Popanz. Schon in alten Wörterbüchern wird es in Puppe und Hans aufgelöst, es bezeichnet demnach einen sich vermummenden oder einen vermummten Hans. An Wahrscheinlichkeit gewinnt diese Erklärung dadurch, daß auch der mit Popanz gleichbedeutende Name Mumanz aus Mummhans hervorgegangen ist und im Hennebergischen statt Popanz jetzt noch die Form Poppelhans gebraucht wird.*) Lediglich auf süddeutschem Gebiet begegnen wir den Hojemännlein, die von ihrem gewöhnlichen Schrei Hojo! Hoje! ihren Namen erhalten haben sollen. In seinem Buche „Aus dem Lechrain" schildert sie Leoprechting folgendermaßen: „Sie zeigen sich noch oft und vielfältig, obwohl sie sich aus den Häusern und Städeln beinahe ganz zurückgezogen haben, und nur mehr noch eingegangene Höfe und einsame Waldungen bewohnen. Doch scheuen sie die Menschen nicht sehr und diemalen kann man welchen selbst am lichten Tage begegnen. Sie sind sehr klein, allzeit grün angethan, und ihr Haar und Bart ist wie ein graulechtes Mies. — Sie thun den Menschen nichts zu leide, suchen sie aber zu necken und zu ängstigen. Sie springen dann auf Händen wie auf Füßen und schreien Räder schlagend ihr wehmüthig lautendes Hojo Hoje. Sehen sie Jemanden, der darob Furcht bezeigt, und das ist bei den meisten der Fall, dann stürzen sie mit ihren Sprüngen demselben oft zwischen den Beinen durch und in so rascher toller Folge, daß Viele vor Angst vergehen möchten und Manche schon recht krank auf diesen Spuk geworden sind. Auch verbergen sie sich gerne in der Nähe menschlicher Wohnungen, sonderlich bei viel aufgerichtetem Holze und weinen nun stundenlang so herzdurchdringend, daß die, so es hören, es auf die Läng nit aushalten können, und darüber selbst recht traurig werden. Solcher Erfolg macht den Hojemännlen großen Gspaß, und zeigen sie sich dann gütig, werfen wohl auch denen, die mit dem Weinen ein Mitleid gezeigt, irgend einen Fund in den Weg, der ihnen wohl nutzbar." (S. 32 u. 33.) Gleichfalls im Süden heimisch ist das Schratl (Schrattele, Schrätzl). Dieser Geist ist ursprünglich eine abgeschiedene Seele, ein Alp, der im Walde wohnt (ahd. scrat, scrato, mhd. schrat, schrate, schraz, schrawaz — Waldgeist, Waldteufel), aber er ist auch in das Haus eingezogen (Wuttke a. a. O. S. 42). Nach seinem starren, höhnischen, kalten Blicke heißt im böhmischen Erzgebirge der Kobold Schrackagerl (Schreckauge). In einem großen Theile Niederdeutschlands nennt man den Hausgeist Pock (Puck), in England puck, in Dänemark genauer Huspuke und in Schleswig-Holstein Nispuk. Die in Mecklenburg üblichen Koboldsnamen Chimke und Wolterke sind Verkleinerungsformen zu Joachim und Woltermann. In Schweden und Dänemark kennt man den Hausgeist unter dem Namen Nisse, der auf ein Verbum mit der Bedeutung „im Hause herumpusseln, sich bald hier, bald dort zu thun machen" zurückzuführen ist (Mogk a. a. O. 1034).

*) Kluge allerdings leitet es vom böhmischen bobak, Schreckgestalt, ab

Unsere Vorfahren mit ihrem kindlichen Sinn wollten ihre Phantasiegebilde auch mit ihren leibhaftigen Augen sehen und mit ihren Händen greifen. Darum stellten sie ihre Götter in Bildern dar, so auch unsere Hausgötter. Die hölzernen Nußknacker, die aus Holundermark geschnitzten Stehaufmännchen und die Reichthum spendenden Geldmännlein (auch „geltgötzlin") sind Abbilder des Kobolds. Das Geldmännlein hatte seinen Platz am Kamin, am Herde, der heiligen Stelle des Hauses, wo der Kobold seine Wohnung hat. Eine andere Nachbildung des Kobolds kennen wir nur noch dem Namen nach aus der Redensart: „Er steht da wie ein Oelgötze", d. h. so steif, so hölzern (man vergl. darüber Lexer in Grimm's Wörterbuch VII, 1282 fg. und Hildebrand in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht V, 202 fg.). Was unter dem Oelgötzen zu verstehen ist, sagt uns Sebastian Frank in seinen Sprichwörtern, wenn er ut Bagas stas erklärt: Du stehst wie ein Kloß, Oelgötz, Tielmann, Leuchter. Der Leuchter nämlich ist von Haus aus nicht ein Gestell zum Tragen des Lichtes oder ein Kerzenstock, sondern eine leuchtende Person, ein Mann, der die Leuchte trägt, ein Fackelträger. Aeltere Lexikographen setzen es als gleichbedeutend mit ceroferarius, taedifer, facularius, lucernarius, is qui lucem praefert. Diese Bedeutung lebt noch fort in Armleuchter, der eben nur deshalb so heißen kann, weil der Leuchter eigentlich eine leuchtende Person ist, also auch Arme hat. Der Tielmann oder Dillmann bezeichnet einen Mann, der eine tille oder dille trägt, d. h. eine Röhre, in die ein Licht gesteckt wird. Und der Oelgötz endlich muß ein Mann sein, der das Oel, d. h. das Geleucht, trägt. Wir verstehen unter dem Worte jetzt freilich fälschlicher Weise eine mit Oel oder Oelfarbe bestrichene Figur. Daß früher Menschen selbst den Leuchter trugen, können wir mit zahlreichen Zeugnissen belegen. Hans Sachs z. B. läßt einen sagen:

> „Heuer will ich unverheirath bleiben,
> das ich mich nit thu uberweiben,
> und müßt auch den ölgötzen tragen."

Der dies sagt, will also nicht heirathen, um der Frau nicht als Leuchter dienen zu müssen, wenn sie etwa auf den Boden oder in den Keller geht. Den Leuchter abzugeben, galt nach diesem für einen niedrigen Dienst und kennzeichnete einen Mann als Pantoffelhelden. So heißt es bei Hans Sachs auch:

> „dieweil sie lebt auf dieser erd,
> ward ich ir veracht und unwerd,
> must all mal den ölgötzen tragen",

und bei einem anderen Dichter:

> „er hat ein böß weib überaus,
> die öl und fegefeuer im haus,
> die ihn bericht und übel thut plagen,
> mus allzeit den ölgötzen tragen."

Wir haben den Oelgötz vorhin als einen Mann bezeichnet, der das Geleucht trägt. Dieser Mann aber stellte einen Gott dar, den Hausgott, der den Menschen bei ihren Beschäftigungen Hilfe leistet. Daher heißt ja auch die Figur Oelgötze. Die eigentliche Bedeutung des Oelgötzen kannte noch Reinwald, Schiller's Schwager, der in seinem Hennebergischen Idiotikon zu unserem Wort bemerkt: „Ursprünglich und noch in einigen Hennebergischen Gegenden ein Pfosten, an dem man die Lampe aufhängt. Dazu wurden in den ersten Zeiten des eingeführten Christenthums alte abgenutzte hölzerne Götzen gebraucht."

Ein naher Verwandter des Kobolds ist der Klabautermann (Klabatermännchen, Kalfatermann), der Geist des Schiffes. Sein Name mag zu dem wohl mit ahd. klaphôn, mhd. claffen (klappern) verwandten klabastern gehören und also einen klopfenden Geist bezeichnen. Er ist wie der Kobold äußerst dienstfertig, hilft das Schiff waschen, die Segel hissen u. s. w. Zum Lohne dafür setzt man ihm Milch und Speise als Nahrung hin. Bietet man ihm Röckchen und Schuhe an, so fühlt er sich beleidigt und verläßt das Schiff. Sonst weicht er von diesem nur, wenn sich ein Verbrecher unter der Mannschaft befindet oder wenn das Schiff untergehen soll, in welchem Falle sich ihm die Ratten anschließen. Auch des Klabautermanns Bild hat Kopisch gezeichnet in einer allegorischen Schilderung der Courage. Er sagt da:

> Der Klabautermann ist ein wackerer Geist,
> Der Alles im Schiff sich rühren heißt,
> Der überall, überall mit uns reist,
> Mit dem Schiffscapitän flink trinkt und speist;
> Beim Steuermann sitzt er und wacht die Nacht,
> Und im obern Mast, wenn das Wetter kracht.
> Ist's Wetter klar und die Fahrt gelingt,
> So nimmt er die Geige und tanzt und springt,
> Und Alles muß auf dem Deck sich schwingen,
> Unzählige selige Lieder singen.
> Nicht Sturm, nicht Wurm, ihn ficht nichts an:
> Wir haben den wahren Klabautermann.
>
> Hei, klettert er! Sei die See auch groß,
> Klabautermann läßt kein Takelwerk los,
> Er läuft auf den Raaen, wenn Alles zerreißt,
> Er thut, was der Capitän ihm heißt. —
> Und wißt ihr, wie man ihn rufen kann?
> Courage heißt der Klabautermann.

Sagen aus Pommern und Rügen erzählen uns, wie der Klabautermann in das Schiff kommt, und enthüllen uns damit zugleich den mythischen Hintergrund des Schiffs- wie des Hauskobolds. Wenn ein Kind, so berichten sie, einen Bruch hat, so wird es bei Sonnenaufgang dreimal durch ein gespaltenes Eichbäumchen gezogen. Man bindet dann das Bäumchen wieder zu, damit es heilt, und wenn nun später der von dem Bruche befreite Mensch stirbt, so geht sein Geist in den Eichbaum über. Wird der Baum zum Schiffsbau benutzt, so wandert der darin weilende Geist mit in das Schiff, aus dem Baumgeist wird der Klabautermann. In etwas anderer Gestalt tritt dieser Glaube auf, wenn man sagt, daß die Seele eines todtgeborenen oder vor der Taufe gestorbenen Kindes, das man unter einem Baume begrabe, mit dessen Holz als Klabautermännchen ins Schiff wandere. Der Klabautermann ist demnach eine abgeschiedene Seele. Daß der Hausgeist desselben Ursprungs ist, ergiebt sich aus dem vogtländischen Aberglauben, der in dem Kobold die Seele eines ungetauften Kindes sieht, wie aus der skandinavischen Volksmeinung, daß die Kobolde ihren Sitz in lebendigen Bäumen bei dem Hause hätten. Im Wesen der süddeutschen Schratln und Hojemännlein sieht man noch die verschiedenen Stufen der Entwickelung der Hausgeister: sie sind Wald- und Hausgeister zugleich. Der Uebergang der Geister aus den Bäumen in die Häuser vollzog sich um so leichter, als die uralte Bauweise gern einen ungefällten Baum in die Anlage des Hauses einbezog. „Die Vorstellung, daß der Kobold in den Balken wohne, ist eine Umbildung im Anschluß an die spätere Bauart" (Laistner a. a. O. II, 280). So haben alle die Koboldsgestalten ihren Ursprung im Seelenglauben unserer Vorfahren.

Nah verwandt mit den Kobolden sind auch die Alraunen und die Drachen, die nicht an das Haus gebunden sind, sondern nur von Zeit zu Zeit bei ihm erscheinen. Die Alraunen, benannt nach dem alten rûna Geheimniß, sind in Westdeutschland von der Schweiz bis nach Friesland hinab heimisch. Sie bringen Geld durch den Schornstein, machen überhaupt reich. Wer einen Alrun besitzt, braucht nur ein Geldstück in eine Ecke zu legen und er wird es am anderen Morgen verdoppelt sehen. Die Alraunen nehmen zuweilen Thiergestalt an, vor Allem erscheinen sie als Vögel, die Geld statt Eier legen. (Wuttke a. a. O. S. 45.) Oestlich vom Gebiete der Alraunen hausen die Drachen; von Tirol bis nach Ostpreußen hin sind sie bekannt. Sie vereinigen in sich Züge der Seelen- wie der Naturdämonen, wobei wir es dahingestellt sein lassen, ob sie von Haus aus ein mythischer Ausdruck für Naturerscheinungen sind (wie E. H. Meyer will, vergl. German. Mythologie S. 95), oder im Seelenglauben wurzeln (wie Laistner a. a. O. II, 279 und Mogk a. a. O. 1034 annehmen). Der Drache, ein Phantasiethier, das Eigenschaften der Schlange, der Eidechse und des Vogels angenommen hat, zieht als ein feuriger, funkensprühender Streif oder Ballen durch die Luft. Er stiehlt dem Einen Geld und Getreide und trägt es einem Anderen zu, stiftet also Schaden und Nutzen zugleich. Sieht er rothglühend aus, so bringt er Geld, erscheint er blau, bringt er Getreide. In das Haus gelangt er mit seinen Schätzen in der Regel durch den Schornstein. Wenn er über Dünger oder Lohe fliegt, muß er seine Schätze fallen lassen. Will man gern wissen, was er mit sich führt, so braucht man ihm, wie man in Hessen glaubt, nur zuzurufen: „Es fährt kein Fuhrmann über Land und Brück, er lässet seinen Zoll zurück", dann wird er etwas von seiner Last herabwerfen. Dazu, alle seine Schätze fallen zu lassen, kann man ihn zwingen, wenn man mit Stahl oder Eisen nach ihm wirft oder mit Schrot in seinen Schweif schießt. Wenn man ihn ziehen sieht, so kann man ihn zu sich rufen und ihm Aufträge geben, indem man durch die Nabe eines Wagenrades zu ihm redet. Sonst aber leistet er nur dem Gehorsam, der mit ihm ein förmliches Bündniß abgeschlossen hat,

ihm seine Seele verspricht, ihn in seinem Hause gut pflegt, indem er ihn mit Hirse füttert u. s. w. Aber er geht auch durch Vererbung auf eine Familie über, kann sogar einer Tochter als Heirathsgut mitgegeben werden. Wer seinen Räubereien ausgesetzt ist, muß auf Mittel zu seiner Abwehr sinnen. Man schützt sich und seine Habe vor ihm durch das Zeichen des Kreuzes oder durch den Zuruf: „Der Drache zieht", dann entflieht er. Hierin wie auch in dem Glauben, daß der Drache Bündnisse abschließe, spricht sich deutlich die Thatsache aus, daß auch dem Drachen gleich dem Kobold Züge von dem Teufel übertragen worden sind. Für den Drachen lag dies besonders nahe, da er als Naturdämon, als Verkörperung des Blitzes, in enger Beziehung zum Gewittergotte Donar steht, an dessen Stelle ja in vielen Fällen der Teufel getreten ist.

Bücherbesprechungen.

—g. Die Ideoplastik des Geistes. Die wichtigste Entdeckung des 19. Jahrhunderts. Von Lucian. Leipzig, Oswald Mutze. — Der Verfasser, ein Haupt der Spiritualisten, hat auf der Stufenleiter von etwa 20 Schriften und Schriftchen sich zu jener staunenswerthen Höhe emporgeschwungen, von welcher herab er „Die wichtigste Entdeckung des 19. Jahrhunderts" noch rechtzeitig der sonst verloren gehenden Welt verkünden kann. Da er im Jenseits ebenso zu Hause ist, wie im Diesseits, so weiß er unter unzähligen andern Dingen auch folgende: daß zwischen Gott und Gott, zwischen Teufel und Teufel unterschieden werden muß, daß Christus ein Medium war, daß Lucian (er selbst!) die Einheit im himmlischen All ist. Nach dem Verf. ist Alles nur Sphäre, der Raum ist Geist, die Geister aber sind eine Ideoplastik des Gottesgeistes; der Wasserstoff ist die Liebe, und Kohlenstoff die Weisheit; der Mensch hat in jeder „Sphäre" sieben Sinne, die Schöpfung ist eine Illusion, ein mathematisches Rechenexempel aus der Zahl 7 der Intelligenz ꝛc. Die vom Verf. entdeckte Ideoplastik des Geistes ist die geistige Geburt und Wiedergeburt, die Grundursache des Daseins. Wir und die uns verwandten Seelen sind die gegenseitigen ursächlichen Erreger unserer und ihrer ideoplastischen Emanationen. Wir sind gedachte Gedanken Gottes, Götter in Gott; unser Geist ist ebenso wie der Geist Gottes überall und nirgends. Vielleicht besser als diese Philosophie der Rhetorik ist nun die Philosophie der Thatsachen, welche der Verf. als verbürgt anführt. Alle biblischen Wunder verschwinden gegenüber den wunderbaren Wirkungen, welche die Ideoplastik des Geistes herbeizuführen vermag. Da durch das Schriftchen Gläubige geworben werden sollen für den „Universalreformbund der Edlen vom freien Geiste", so ist es wohl möglich, daß viele Neugierige dies Kanaan, wo Wunder wie Milch und Honig fließen, gern schauen möchten. Gleichwohl wäre es vielleicht gut, wenn eine wissenschaftliche Nachprüfung der vom Verf. angeführten Thatsachen stattfinden könnte. Bemerkenswerth bleibt immerhin, daß die Macht des Willens in all diesen sonderbaren Erlebnissen die Hauptrolle spielt, sei es nun die des eigenen oder die eines fremden Willens.

— Neunzehn Monate Commandant S. M. Kreuzer „Schwalbe" während der militärischen Action 1889/90 in Deutsch-Ostafrika. Aus den hinterlassenen Papieren des Corvetten-Capitäns Hirschberg. Kiel und Leipzig, Verlag von Lipsius & Tischer 1895. — Das von der Wittwe des frühzeitig verstorbenen Capitän-Lieutenants herausgegebene Büchlein enthält eine Anzahl Briefe und Tagebuchblätter, welche neben bekanntem oder trivialem und nur für Freunde und nähere Anverwandte interessantem Material auch einige Beiträge über die Antheilnahme der Marine an der Niederwerfung des ostafrikanischen Aufstandes bringen. Der Antheil der Marine an der Niederwerfung des Aufstandes ist in den letzten Jahren weniger beachtet worden, obwohl — wie aus diesem Büchlein unwiderleglich hervorgeht — die ganze Action Wissmann's nur dadurch möglich wurde, daß die Marine ihm den Rücken deckte und in entscheidenden Momenten eingriff. —e.

γ. Rangliste der Kaiserlich Deutschen Marine für das Jahr 1895. (Abgeschlossen am 30. November 1894.) Redigirt im Marine-Cabinet. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. — Das Interesse an derselben wird für weitere Kreise dadurch vermehrt, daß in ihr auch die Officiere der Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika (47 Officiere), für Deutsch-Südwestafrika (14 Officiere) und Camerun (3 Officiere) Aufnahme gefunden haben. Gefallen, bezw. gestorben sind während des letzten Jahres in Ostafrika 3, in Südwestafrika 2 deutsche Officiere.

E. Quellenkunde, Lehre von der Bildung und vom Vorkommen der Quellen und des Grundwassers, von H. J. Haas. Leipzig bei J. J. Weber. — „Wer Vieles bringt, wird Manchem etwas bringen" citirt der Verfasser im Vorwort seines Buches und beweist die Richtigkeit dieses Goethe'schen Wortes, indem er auf 220 Seiten die Gesammtheit dessen kurz zusammenfaßt, was wir über das auf den mannigfaltigsten Bahnen von unten herauf an die Erdoberfläche gelangende Wasser wissen. Durch die Erweiterung des Themas und den wissenschaftlichen Standpunkt, den der Verfasser überall einnimmt, unterscheidet sich das vorliegende Werk von dem den gleichen Titel tragenden des Abbé Paramelle, welches ins Deutsche übersetzt 1856 in dem nämlichen Verlage erschienen ist. In einem einleitenden Capitel schildert Haas kurz, welche Wandlungen die Ansichten über die Entstehung der Quellen von Plato bis in unsere Tage durchgemacht haben und auf welche geologischen und physikalischen Thatsachen sich unsere Ueberzeugung von dem ewigen Kreislauf des Wassers stützt. Sodann wendet sich der Verfasser den auf natürlichen Wegen zu Tage tretenden Gewässern, den Quellen, zu und beweist, wie dieselben in ihrer Bahn durch die Gebirgsmassen und in dem Orte und der Art ihres Entspringens durchaus abhängig sind von dem geologischen Aufbau der Erdrinde wie energisch, geradezu unwiderstehlich sie aber auch bei diesem ihrem unterirdischen Laufe auf die durchsickerten und durchflossenen Gesteine einwirken. In diesem Capitel werden die Quellen der Gebiete von verschiedenartigster geologischer Beschaffenheit durchgegangen — ein Weg, der den Autor naturgemäß auf jene speciellen Fälle führt, in denen wir von Thermal- bez. Mineralquellen reden. Mit diesen letzteren beschäftigen sich die beiden folgenden Capitel und enthalten kritisch gesichtet eine Fülle von Angaben über die physikalische und chemische Eigenart dieser Wässer. Aber verhältnißmäßig nur wenige Wohnstätten der Menschen sind auf festem Gestein oder dessen Verwitterungsrinde gegründet, diejenigen des Flachlandes haben fast ausschließlich lose Gerölle, Sand und Thon zum Untergrunde und ihre Bewohner sind auf das in und auf diesen jugendlichen Schichten circulirende Wasser — das Grundwasser in des Verfassers Sinne — angewiesen, dem das folgende Capitel gewidmet ist. Die Eigenthümlichkeiten dieser dem Bewußtsein der Meisten sich vollkommen entziehenden Wasseransammlungen und Wasserströmungen, ihre Circulationsverhältnisse und Beschaffenheit erfahren eine kurze, aber klare Schilderung, die dadurch besonderen Werth erhält, weil gerade diese Gewässer in neuerer Zeit in wachsendem Maße nutzbar gemacht werden und weiter erschlossen werden müssen. In dem Schlußcapitel bespricht Haas die Kunst, Quellen zu finden. Er führt da aus, wie bei dem Aufsuchen der geheimen, unterirdischen Bahnen des Wassers der Aberglaube sich naturgemäß zunächst dieser Aufgabe zu bemächtigen wußte und mit der Wünschelruthe bis vor Kurzem eine große Rolle spielen konnte — eine Rolle, mit der es in unseren Tagen vorüber ist, da uns die Geologie, die möglichst genaue Kenntniß des geologischen Aufbaues eines Districtes, klar und deutlich zeigt, welche Wege das Wasser daselbst unterirdisch einschlagen muß, an welchen Stellen wir also unsere Brunnenschächte abzuteufen, unsere Bohrlöcher niederzustoßen haben. Aus diesem kurzen Referat geht hervor, wie reich der Inhalt der „Quellenkunde" ist. Der Wanderer, welcher aus der dem Felsen entspringenden Quelle schöpft oder die Wunder des National-Parkes anstaunt, der Leidende, der am Karlsbader Sprudel oder in Ems Heilung sucht, die Landleute, Fabrikanten und Stadtväter, welche für ihren Besitz, für ihre Ortschaften unterirdische Wasser erschließen oder für allgemeine Zwecke eine Wasserleitung planen und bauen müssen — sie alle werden in dem Buche eine Fülle von Belehrung finden und sich über Manches klar werden, was ihnen unverständlich war und jetzt nützlich sein wird. Aber auch der Fachmann wird gern annehmen, was ihm hier auf wenig Seiten zusammengefaßt zu raschem, einheitlichem Ueberblick geboten wird. Die Firma J. J. Weber hat es von Neuem verstanden, ein Buch über einen Gegenstand darzubieten, der in neuerer Zeit die weitesten Kreise beschäftigt.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 4. Donnerstag, den 10. Januar. 1895

v. Sybel's Begründung des Deutschen Reiches.*)

VII.

—m— Der siebente Band des großen Werkes zerfällt in zwei Bücher, deren Ueberschriften „Deutschland und Frankreich“, „Ursprung des französischen Krieges“ schon andeuten, daß ihr Inhalt hauptsächlich die auswärtigen Verhältnisse betrifft. Ihnen werden wir an dieser Stelle auch in erster Linie unsere Aufmerksamkeit zuwenden, den inneren Ausbau des Reiches aber nur beiläufig berücksichtigen.

Der am 23. März 1868 zusammentretende norddeutsche Reichstag brachte eine lange Reihe von wohlthätigen Bundesgesetzen zur Pflege der Volkswohlfahrt; aber die Eintracht zwischen Reichstag und Bundesrath, die sich auf diesem Gebiet meist zeigte, wurde stark erschüttert durch das Streben nach Erweiterung der parlamentarischen Macht, das sich bald im Hause geltend machte. Lasker's Antrag auf bundesgesetzliche Feststellung der Unverfolgbarkeit aller durch Mitglieder der einzelstaatlichen Landtage in ihrem Beruf gethanen Aeußerungen wurde angenommen, so zweifellos er auch über die Competenz des Reichstags hinausging, und Miquel's Zusatz zum Bundesschuldengesetz, wonach der Reichstag gegen die Beamten der Bundesschuldenverwaltung gerichtliche Klage erheben konnte — in seinen Consequenzen ein Versuch, die Verantwortlichkeit des Bundeskanzlers und collegiale Ausgestaltung der obersten Bundesbehörde zu erreichen — drohte die Entwickelung der jungen Marine, für die eine Reichsanleihe unerläßlich war, ins Stocken zu bringen; doch gelang es durch Annahme eines Vermittelungsvorschlages der Regierung, die Frage wenigstens provisorisch zu regeln. — Noch schärfer trafen im Zollparlamente (27. April bis 23. Mai) die Gegensätze auf einander; hier wurden die oppositionellen Elemente des Nordens durch die Mehrzahl der süddeutschen Abgeordneten verstärkt. Bei der seit 1860 allenthalben herrschenden freihändlerischen Richtung kam es zwar schnell zur Annahme der Handelsverträge mit Spanien, Rom, Oesterreich; aber die Erhöhung der Tabaksteuer und des Petroleumzolls, die eine Deckung für die durch jene Verträge bewirkten Ausfälle gewähren sollte, wurde abgelehnt. Eine Debatte von allgemeinerer Bedeutung entstand, als Bamberger anläßlich der Herabsetzung des Weinzolls beantragte, der Bund möge auf Verminderung der in Hessen erhobenen Weinsteuer (die eine Concurrenz der einheimischen mit den französischen Weinen unmöglich zu machen drohte) einwirken; bei dieser Gelegenheit geschah es, daß Bismarck dem klericalen Württemberger Propst, der vor einer solchen angeblichen Erweiterung der Competenzen des Zollparlaments mit dem Hinweis auf Frankreichs lauernde Stellung warnte, das Wort entgegenschleuderte, daß „ein Appell an die Furcht in deutschen Herzen niemals ein Echo finde“. — Im Ganzen war die parlamentarische Thätigkeit eine sehr fruchtbare gewesen. „Der Parteienstreit im Parlament und die Mißstimmung im Lande gingen weiter, was aber blieb und wuchs, war die Wirkung jener befreienden Gesetze, wodurch das ganze Dasein der Menschen in Gewerbe und Verkehr, in Arbeit und Genuß auf eine höhere Stufe der Entwickelung gehoben wurde, so daß schon vor dem Ablauf eines Menschenalters die Erinnerung an das frühere Leben unter der nationalen Zersplitterung erloschen und der Zustand im nationalen Bund und Reich zur selbstverständlichen Thatsache geworden ist.“ —

Der Verfasser wendet sich jetzt zu Frankreich und skizzirt, um die Entstehung des französischen Krieges klar zu machen, in lichtvollen Umrissen die Stellung des zweiten Kaiserthums zur Nation seit seinem Ursprung. Die Dictatur war geschaffen, um den revolutionären Umsturz zu hemmen; nachdem sie diesen Zweck erfüllt, ertrug das Volk sie mit immer größerem Unbehagen und immer lauter wurde der Ruf nach Verantwortlichkeit der Minister und größerer Freiheit der parlamentarischen Körperschaften. Napoleon, dessen äußere Politik seit 1859 nicht mehr vom alten Glück begünstigt wurde, war zu Concessionen geneigt; als Werkzeug dazu ersah er sich schon 1864 Emil Ollivier aus, den einstigen Republicaner, der „ehrgeizig und selbstbewußt, leicht erregbar und in hohem Maße eitel, nicht mehr zu wühlen, sondern zu herrschen, nicht mehr zu zerstören, sondern zu bauen wünschte“. „Nach allen Beziehungen seiner Natur war der Kaiser ein Mann des Friedens und nicht des Kriegs“, und die schwere Krankheit, die ihn 1865 zum ersten Mal heimgesucht, steigerte sein Ruhebedürfniß. So entschloß er sich denn zu einer vollständigen Aenderung des bisherigen Systems seiner auswärtigen Politik; aber der Versuch, durch ein Bündniß mit Preußen ohne Opfer neue Erfolge zu erzielen, mißlang, wie wir sahen. Nunmehr versuchte er durch liberale Zugeständnisse seine alte Popularität zurückzugewinnen; aber seine Aengstlichkeit und die Warnungen Rouher's ließen es immer nur zu halben Maßregeln kommen; den Versprechungen, wie sie sein Schreiben vom 19. Januar 1867 enthielt, folgten auf dem Fuße Unterdrückungsmaßregeln gegen die Presse, und dies hatte zur Folge, daß zwischen dem Kaiser und Ollivier sich wieder eine weite Kluft aufthat. Trat Ollivier mit Entschiedenheit für eine friedliche Politik ein, so stand die Heeresreform, die Niel 1867/68 durchzuführen strebte, im Gegensatz dazu. Weit und breit fand ein geflügeltes Wort Ollivier's gläubige Hörer: „Freiheit und Friede oder Krieg und Despotismus.“

Diesem Worte setzte die stark zusammengeschmolzene, aber immer noch einflußreiche Gruppe der „Arkadier“, der Anhänger des unbeschränkten Kaiserthums, ein anderes entgegen: „Friede und Revolution oder Kriegsruhm und Ordnung“: und so wenig Napoleon selbst, Rouher und Niel einen Krieg herbeisehnten, fand doch auch diese Anschauung selbst in der nächsten Umgebung des Herrschers Verbreitung.

Eine neue Niederlage zog sich Napoleon zu, als er, dem Beispiele des deutschen Zollvereins folgend, eine auf wirthschaftlicher Basis ruhende Verbindung mit den Nachbarstaaten zu schaffen suchte und dies dadurch einleitete, daß er die französische Ostbahn zum Ankauf von belgischen und holländischen Bahnen veranlaßte. Der Sturm der Entrüstung, den dies in Belgien hervorrief, und Frère-Orban's kräftiges Einschreiten bewirkte jedoch, daß der bereits abgeschlossene Vertrag am 27. April 1869 wieder aufgehoben werden mußte. Als Urheber dieser „Beleidigung“ Frankreichs sah man wie gewöhnlich Bismarck an, der trotz aller an ihn herantretenden Versuchungen sich in der ganzen Frage äußerst zurückhaltend benommen hatte; ein Brief aus dieser Zeit, den Sybel mittheilt, charakterisirt trefflich seine „in ihrer Kraft ruhende Friedensliebe“.

Nach diesem Mißerfolg wandte Napoleon sich wieder den Dreibundplänen zu, über die schon der 6. Band berichtet. Aber die geheimen Verhandlungen, die zwischen dem Kaiser und Rouher einerseits, Metternich und Vitzthum andererseits stattfanden, hatten nicht das gehoffte Schutz- und Trutzbündniß, sondern nur (April 1869) die Verabredung einer Defensivallianz „zum Zweck der Erhaltung des europäischen Friedens“ zur Folge, die gemeinsame diplomatische Action bei jeder Frage vorsah, aber im Kriegsfalle Oesterreich die Neutralität vorbehielt. Nach längeren,

*) Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Von Heinrich v. Sybel. Bd. VII. 1.—4. Auflage. München und Leipzig, R. Oldenbourg. 1894. XI, 416 SS. 8°. 7 ℳ 50 ₰, geb. 9 ℳ 50 ₰. — Vgl. 1894 Nr. 156.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 5. Sonnabend, den 12. Januar. 1895.

Teynbee Hall in London.*)

Von H. v. N.

Nirgends mehr als in den Großstädten und nirgends mehr als in London klafft der unheilvolle Riß, der durch das moderne Volksleben geht und abgrundtief Reich und Arm scheidet. Im Westen und Osten Londons lebt, räumlich getrennt, ein anderes Geschlecht in einer anderen Welt. Es ist nicht blos, daß im Westen der Reichthum ebenso sehr zu Hause ist wie die Armuth im Osten. Es ist die Cultur und die Barbarei des Jahrhunderts, die sich gegenüberstehen, oft einander gleichgiltig fremd, ja einander hassend; der Proletarier, der vielleicht einmal mit den Genossen seines Elends im Zuge das Westend mühsam erreicht hat, haßt die glücklichen Besitzer der Pracht, die ihm entgegentritt, mit dem gierigen Neid des Besitzlosen; er verachtet sie als die Schlemmer und Prasser, die Blutaussager und Müßiggänger, die genießen, wo er entbehrt, und nur genießen, wo er arbeitet. Gerade in den Besten ihres Standes ist diese Verachtung nicht selten. „Sie sind wie die Thiere, wie die schönen Thiere,“ sagte ein bekannter und bedeutender socialistischer Führer Ostends mit Bezug auf die Frauen Westends. Und Westlondon? Auch hier haßt und verachtet man. Man haßt und verachtet die Unsittlichkeit und Unwissenheit, die geistige und sittliche Verkommenheit, welche immer und immer wieder in grauenhaften Thaten des Lasters ausbricht, und den Osten als eine stete Gefahr nicht blos für den Besitz, sondern auch die Cultur erscheinen läßt. Man zieht sich zurück, man vermeidet jede Gemeinsamkeit. So entstanden im Osten und Süden Stadtviertel für Millionen, ohne daß einer der oberen Zehntausend sein Haus zu ihnen baute.

Es ist zweifellos, daß die großcapitalistische Productionsweise den Anlaß zu dieser Entwickelung gegeben hat, welche für den Denkenden das furchtbare Zeichen der Zeit ist. Aber es ist ebenso zweifellos, daß sie nicht ihren letzten und eigentlichen Grund bildet, wie Lügenpropheten die Massen bethören. Der liegt in der Gesinnung. Die gegenseitige Entfremdung der Stände wird begünstigt, aber nicht gefordert und bedingt dadurch, daß der Eine Großcapitalist, der Andere Handlanger ist, sondern dadurch, daß der Eine und der Andere die ewig bleibenden und ihnen Beiden gemeinsamen Grundlagen seines Menschenthums nicht kennt oder vergißt. Hier bei der Erneuerung und Erweckung echter Menschlichkeit ist einzusetzen und setzt seit Mitte des Jahrhunderts die glorreiche Verbreitung und Vertiefung des socialen Gedankens ein, welche für immer mit den Namen von Thomas Carlyle, Charles Kingsley und John Ruskin als den vornehmsten Bannerträgern der sog. christlich-socialen Bewegung verbunden ist. Zum großen Theil ausgegangen und in hervorragender Weise gefördert worden ist diese Reformbewegung von den Universitäten Cambridge und Oxford. Und mit diesem Antheil haben die altberühmten Sitze englischer Gelehrsamkeit nicht blos ein unverwelkliches Blatt ihrem Ruhmeskranz eingefügt, sondern auch ihr altes, vielangefochtenes Lebensrecht als Hüterinnen und Hochschulen englischer Cultur und Sitten neu und glänzend bewährt. Kingsley, Geschichtsprofessor in Oxford, Ruskin, Kunstprofessor in Cambridge, lehrten und lebten das hohe Ideal persönlicher Hingabe an die Menschenbrüder. Im Hause Ruskin's tauchte zuerst der später in Teynbee Hall verwirklichte Gedanke einer förmlichen und ständigen Universitätsniederlassung im Ostend Londons auf. Schon immer natürlich hatten Geistliche, die in Oxford oder Cambridge ihre humanistische Ausbildung empfangen hatten, Anstellung und Wohnung in Ostlondon genommen und waren im Dienst ihrer Kirche gleichzeitig als Culturmissionare der Universitäten aufgetreten.

Teynbee Hall, 1885 eröffnet und nach einem früh verstorbenen Gelehrten und Philanthropen genannt, ist mehr. Es ist eine Ansiedlung von Männern, welche in Oxford und Cambridge studirt haben, Angehörige dieser Universitäten sind und sociale Arbeit auf den verschiedensten Gebieten an der Bevölkerung des Ostends verrichten, mit und unter welcher sie leben. Es schien nicht genug, das Ostend öfters, ja Abend für Abend von anderen Stadtvierteln aus zu besuchen, erst das Leben mitten unter den Armen, Verwilderten und Verkommenen vermochte Kenntniß und Vertrauen zu gewinnen, wie es geboten war. Aber dem Einzelnen, der dieses Liebeswerk unternimmt, überkommt immer und übermannt oft das niederdrückende Gefühl der Vereinsamung und Verlassenheit in dieser freudlosen Wüste menschlichen Elends, und unersetzliche Kraft geht bei Ueberwindung dieser Anfechtungen verloren. Deshalb ist ein gemeinsames Leben Derjenigen, welche als Fremdlinge in der freiwilligen Verbannung des Ostends leben, die beste Hilfe für den Helfer. Nur der Verkehr mit Gleichgesinnten und -Gestellten erhält die geistigen und seelischen Kräfte, das innere Gleichmaß und ruft immer wieder die stets bereite Sympathie, die hoffnungs- und glaubensstarke Freudigkeit wach, die auf sich selbst zurückgezogen und allein gelassen, in diesem Kampfe nicht schon der gute und starke, sondern nur der heldenhafte Mann sich bewahrt. So ist Teynbee Hall und das Leben für seine ständigen Bewohner, die Residents, wie sie im Gegensatz zu den auswärtigen Helfern heißen, möglichst einem Universitätscollege gleichgestaltet. — Teynbee Hall liegt in dem White Chapeldistrict, wo vor einigen Jahren die berüchtigten Frauenmorde stattfanden, schon im eigentlichen Ostend, aber immerhin mit der unterirdischen Bahn in etwa ¾ Stunde von Westminster aus zu erreichen. Das Ostend ist äußerlich nicht so schlimm, wie man es zu finden erwartet. Die Hauptstraßen sind breit und gut erleuchtet. Ein geräuschvolles und geschäftiges Leben durcheilt sie. Die Häuser sind mehrstöckig und scheinen wohlgebaut. Aber die völlige Abwesenheit alles Dessen, was an Luxus auch nur erinnert, in den Läden, in der Kleidung der Vorübergehenden und mehr noch ihre Haltung und Physiognomie erinnert uns, wo wir sind. Ein einziger Augenblick, ein scheinbar unbedeutender Zwischenfall, wie ein Wortstreit zwischen einem Käufer und Verkäufer in einem der offenen Läden vermag das Bild zu ändern. Eine aufgeregte, drohende Menge umwogt uns. Da sind sie emporgetaucht aus dem Dunkel ihrer Schlupfwinkel, die Söhne und Töchter der Noth und der Sünde. Sind das Menschen, diese mit Lumpen bedeckten Gestalten mit den thierisch stumpfen oder grausamen und gierigen Zügen? Nur wenige Schritte Nachts in eines der dunklen Nebengäßchen hinein, welche sich in ein Labyrinth von Höfen mit halbverfallenen, modrigen, einstöckigen Häuschen öffnen, und wir müssen bereit sein, unser Leben zu vertheidigen. Es ist nicht mehr einen Heller werth, wenn wir einen Rock tragen, der nicht zerfetzt ist. Ja selbst am Tage ist Gefahr. Einer der ersten Sanitätsbeamten Englands, ein Mann mit dem furchtlosen Herzen seiner irischen Heimath, erzählte, daß ihn sein Beruf wie öfters mit einem Begleiter in einen dieser slums geführt habe. Da sei wie aus der Erde gewachsen plötzlich eine derartige Schaar der wüstesten Gestalten um sie versammelt gewesen, daß er und sein Begleiter sofort davonzulaufen gehabt hätten. „Man hätte uns etwas auf den Kopf gegeben und uns ausgeraubt, und wer weiß, was dann aus uns geworden wäre,“ fügte er lachend hinzu. In dieser Um-

*) Auf Grund persönlicher Anschauung und der letzten Jahresberichte, aus welchen auch Einiges unmittelbar in freier Uebersetzung entnommen worden ist.

gebung liegt Toynbee Hall an einer der Hauptstraßen. Welcher Gegensatz! Wir treten in einen Hof, einen quadrangle, wie ihn jedes Universitätscollege hat, mit sauberen einstöckigen Gebäuden; blühende Blumen duften im Sommer vor den Fenstern und das Immergrün rankt an Mauern und Thurm. Ein Spitzbogenportal ladet zum Eintritt. Ist das London oder sind wir wieder in Oxford? Die Universitätsatmosphäre von beschaulicher würdiger Ruhe umgiebt uns wieder, gleich befruchtend als Erinnerung für die, die von der Universität kommen, wie für die, denen sie ein neues Element ist. Aus kleinen Anfängen herangewachsen beherbergt Toynbee Hall über 20 Residents, die mit einander wie in einem Club leben. Jeder von ihnen hat sein Zimmer, aber Eßsaal, Gesellschafts-, Rauch- und Lesezimmer sind gemeinsam. Alle sind geschmackvoll und behaglich eingerichtet, wenn auch der gediegene Reichthum und der historische, architektonische und künstlerische Schmuck natürlich fehlen, welcher so viele der Universitäts Halls ziert. Die meisten der Residents gehen tagsüber ihrem Berufe als Lehrer, Juristen, Geistliche, Geschäftsleute im Westen und der City nach, und widmen nur ihre Abende der socialen Arbeit. Einige wenige vermögen ihre ganze Zeit zu opfern. Viele kommen frisch von der Universität, als Männer von 22 bis 23 Jahren, oft nur um einige Monate oder Wochen theilzunehmen, manche bleiben Jahre, nur ganz wenige naturgemäß sind längere Jahre geblieben. Sie gehören den verschiedensten Ständen und Kreisen an. Gemeinsam ist Allen die akademische Bildung von Oxford oder Cambridge. Die Religion ist nicht entscheidend. Glieder aller Kirchen und Secten, einschließlich Juden, vermögen sich hier zusammenzufinden. Daß der Vorstand (Warden) bis jetzt ein Geistlicher der englischen Staatskirche und Pfarrer an der anstoßenden Kapelle gewesen ist, war Dank seiner Persönlichkeit nicht hinderlich. Die geistige Cultur und die innere Hingabe an sociale Hilfsarbeit sind die einzigen starken Bindemittel. Parteieifer, sagt der Vorstand, bedeutet noch keinen Fortschritt in Liebe und Wahrheit, in Frieden und Herzensreinheit und bei Parteierfolgen fragen sich oft die Besten des Volkes: dienen sie Gott um Gotteswillen? Toynbee Hall hat kein solches enges Ziel. Es will keine Partei verstärken noch irgend einer Körperschaft Ehre einlegen. Außer den Wohnräumen für die Residents ist noch eine Anzahl von Classenräumen für Lehrzwecke und ein Saal für Zusammenkünfte vorhanden. In den letzten Jahren sind ein Bibliotheksaal für die freie Bibliothek, das Wadham- und Balliolhaus und endlich ein Wohnhaus für den Warden hinzugekommen, so daß Toynbee Hall ein kleines Viertel für sich bildet. Im Wadham- und Balliolhaus finden Männer bez. junge Leute des Ostends, welche sich enger an Toynbee Hall anschließen und in den Abenden insbesondere durch Besuch der Vorlesungen und Bücherstudien sich hier weiterbilden wollen, gegen mäßiges Entgelt Aufnahme. Jeder hat seinen Schlafraum für sich, aber Speise- und Gesellschaftszimmer gemeinsam. Das Universitätsleben soll auch hier so viel als möglich nachgebildet werden. Jedes Haus hat auch als Leiter und Berather einen der Residents als Tutor. Gegenwärtig haben beide Häuser etwa 40 Insassen, meist Volksschullehrer und Geschäftsleute, welche tagsüber ihr Brod verdienen. Diese Studentenherberge und die stattliche viel benutzte Bibliothek gehören zu den vorzüglichsten Bildungsmitteln, über welche Toynbee Hall zu Gunsten solcher verfügt, die einen ernsten Bildungsdrang haben und etwas besser gestellt sind.

Damit sind wir bei dem einen großen Hauptziel von Toynbee Hall angelangt, welches am meisten dem Fernerstehenden erkennbar ist: Toynbee Hall ist eine Bildungsanstalt für das Volk ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes. Die Universitätsausdehnungsbewegung hält eine Anzahl ihrer populären Vortragscyklen aus den Gebieten der Naturwissenschaften, Geschichte, Kunst, Literatur und Volkswirthschaft hier ab. Außerdem finden noch andere förmliche Unterrichtscurse vornehmlich in Sprachen (Deutsch, Französisch, Italienisch, Latein und sogar Griechisch) sowie Musik und Zeichnen statt. Es werden niedrige Gebühren erhoben. Für die Sonnabend-Abende werden vielfach bedeutende Gelehrte und Fachmänner zu Einzelvorträgen gewonnen. Die glänzendsten Namen der Wissenschaft und des öffentlichen Lebens, wahre Erben des Wissens und Könnens der Welt, finden sich in den Listen. Als Themata greife ich beispielsweise heraus: Indien, Reisen in Griechenland, Goethe, Milton, Tennyson, Hypnotismus, Elektricität, das Ideal. An Sonntag-Abenden sind ethische Vorträge mit nachfolgender Discussion (wie beispielsweise über Socialismus und Armengesetzgebung, Plato's Republik, Volksthum, das Heroische der Frau, Vergnügungen, das Meer und sein Einfluß auf den Charakter). Außerdem werden Freiconcerte veranstaltet und jährlich einmal eine von Zehntausenden besuchte Kunstausstellung, zu welcher die Kunstwerke von den Besitzern leihweise erbeten werden und bei welcher die Besucher über die 3 schönsten Bilder abstimmen. Von höchstem Interesse sind die politischen Discussionsabende für Männer, smoking conferences genannt, weil geraucht wird. Jede Zeitfrage wird besprochen: Impfzwang, Wohnungsnoth, Fabrikinspection, der Achtstundentag, das Oberhaus, in buntester Mannigfaltigkeit. Ein Berichterstatter aus den höheren Ständen eröffnet die Debatte mit einem kurzen Vortrag und leitet dieselbe. Wer lernen will, wie die Arbeiterbevölkerung denkt und fühlt, kann dies nirgends besser. Es ist der Abend, in dem das Oberhaus, „die Lords" das Thema bilden. Der Raum ist überfüllt; kein Apfel kann zur Erde; ein schwüler Dunst von Tabaks- und Schweißgeruch lagert über der Versammlung. Sie stehen und sitzen Kopf an Kopf, Burschen von kaum 15 Jahren und verwitterte Graubärte, beinahe alle, wie sie sich so gern nennen, Rekruten und Veteranen der Arbeit, die lange Pfeife im Mundwinkel, viele noch im Arbeitskittel, ein Halstuch umgeschlungen, mit gehärteten, geschwärzten Händen, alle mit gespannter Aufmerksamkeit folgend. Die scharfen Angriffe des Redners lohnt dröhnender Beifall, lärmendes Gelächter, witzige oder blos störende Zwischenrufe unterbrechen den Gegenredner, der jung und unerfahren sich verwirren läßt. Erst einem späteren geschickten Redner für die Lords gelingt es, die aus der Hand gegebene Zuhörerschaft wieder zu beherrschen und zu zügeln. Und welche Typen! Der himmelanstürmende, immer entrüstete Socialist, der näselnde, schneidend sarkastische Radicale sind die hervorstechendsten, der gewöhnliche Liberale ist so gut wie gar nicht und der nüchtern vernünftige Conservative nur selten vertreten. Die Schwierigkeit besteht darin, daß die conservative Anschauung voll vertreten wird. Aber die erziehliche Frucht einer Reihe von Erörterungen, bei welchen fast die einzige Regel war, alle Theile zu hören, ist doch die gewesen, daß das politische und sociale Blickfeld von Vielen erweitert worden ist, welche zwar gewandt sprechen, aber beschränkt urtheilen und zwar aufrichtig, aber in blinden Vorurtheilen befangen sind. Diese Discussionsabende leiten bereits hinüber zu den geselligen Zusammenkünften, welche einen Hauptzug von Toynbee Hall bilden. Mehrmals jährlich öffnet Toynbee Hall seine Pforten weit auf, um alle Ostendbewohner gastlich zu empfangen, welche als Theilnehmer an den Vorträgen, Benutzer der Bibliothek oder sonst in einem Zugehörigkeitsverhältniß stehen. Der ganze Gebäudecomplex ist dann zum Geschäftsraume umgewandelt. Hier werden Freundschaften gebildet und genährt. Hier wird Derjenige, der vielleicht nur als Lernender zur Classe kam, daran erinnert, daß schließlich Männer und Frauen deshalb mehr Wissen erwerben sollen, damit ihre Fähigkeit, Sympathie zu empfinden, erweitert werde. Wissensdurstige werden angeleitet, auch nach den besten Mitteln socialen Dienstes zu streben. Völlig unzählig sind neben diesen großen Festen, zu welchen viele Hundert erscheinen, die Empfänge, Thees und Abendessen, welche in Toynbee Hall für die verschiedensten einzelnen Vereine und Körperschaften stattfinden. Eine Anzahl Vereine hängen unmittelbar von Toynbee Hall ab, so namentlich solche zu Studienzwecken, z. B. je eine philosophische, naturwissenschaftliche und volkswirthschaftliche und mehrere literarische Toynbee-Gesellschaften, welche sich aus Hörern der Vorlesungen und Classen zusammensetzen. Besonders bemerkenswerth ist der Reiseverein. Er besteht aus noch nicht 200 Mitgliedern, zu welchen zwar vorzugsweise Volksschullehrer, Post- und Bureaubeamte, aber auch Dienstboten und höhere Arbeiter zählen. Es sind schon 2—3 wöchentliche Gesellschaftsreisen nach Rom, Venedig und der Schweiz ausgeführt worden, an denen 30 bis 50 Mitglieder mit einem Kostenaufwand bis zu 250 ℳ theilgenommen haben. Ferner bestehen athletische Vereine der verschiedensten Richtung. Alle diese Vereine halten ihre Zusammenkünfte in Toynbee Hall ab und werden von Residents geleitet beziehentlich unterstützt. Vielleicht noch wichtiger sind aber diejenigen Vereine, welche selbständiger sind, auch eigne Clubräume haben, und in welchen die Residents nur als Freunde und Mitarbeiter auftreten. In der nächsten Nachbarschaft von Toynbee Hall, unter seinem Einfluß, aber ohne seine Bevormundung sind mehrere solche Vereine entstanden, welche gesellige, oder bildende, oder athletische Zwecke verfolgen. So z. B. ein Verein, welcher das Boxen „in einer Weise pflegt, die einen Gegensatz zu professionsmäßigem Boxen in öffentlichen Schankstätten bilden soll". Ferner die „Cadettenvereine", für junge Burschen, die militärisch

organisirt sind, mit Fahne und Uniform, Officieren und Unterofficieren, und andere mehr. Aller Seldsthilfe, welche die wirthschaftliche Lage der Arbeiter heben oder sichern soll, gewährt Teynbee Hall die herzlichste Sympathie. Die Gewerkvereine, Productiv- und Distributiv-Genossenschaften, Unterstützungs- und Versicherungs-Vereine werden von den Residents mit dem größten Wohlwollen verfolgt, ermuthigt und gefördert. Manche sind gegründet worden. Sachdienliche Conferenzen und Besprechungen werden neben rein geselligen Zusammenkünften einberufen und schwachen Vereinen werden für ihre Zwecke Räume zur Verfügung gestellt, so z. B. den Gewerkvereinen der Cigarrenarbeiterinnen. Dies wird auch von extremsten Arbeiterführern voll anerkannt.

Aber damit erschöpft sich der Aufgabenkreis von Teynbee Hall noch keineswegs. Die Wohlthätigkeitsbestrebungen, an welchen London so reich ist und mit denen das Westend einen Theil seiner Schuld bezahlt, haben im Ostend keine thätigeren und geeigneteren Helfer und Leiter als die Residents von Teynbee Hall. Ihre genaue Vertrautheit mit den örtlichen Verhältnissen und ihre persönlichen Beziehungen befähigen sie in hervorragender Weise nicht blos mitzutheilen, sondern wohlzuthun. So haben sie nicht blos Thränen getrocknet und Elend gelindert, sondern auch vor Allem unzählige Gebeugte wieder aufgerichtet und vor dem gänzlichen Zusammenbruch bewahrt. Ihrer besonderen Fürsorge erfreuen sich die immer mehr in London unterstützten Feriencolonien für arme Kinder. Während die erfahrenen und ortsbekannten Residents das schwierige Werk der Auswahl der Kinder besorgen, können auch die nur wenige Wochen verweilenden die übrigen Mühwaltungen übernehmen. Viele Tausende bleicher Kinder sind so schon ausgesandt worden, die vorher nie ein Feld, einen Bach oder Wald gesehen hatten. Jeder neue Nothruf findet in Teynbee Hall Hörer, die auch Thäter sind; für jedes neue öffentliche Bedürfniß sucht man hier Abhilfe zu schaffen, gleichoiel, auf welchem Gebiete es liegt. Als vor einigen Jahren die Frauenmorde London und die halbe Welt in Aufregung setzten, bildete sich unter Leitung von Residents ein Sicherheitsausschuß, der Monate lang einen nächtlichen Patrouillendienst von Freiwilligen aufrecht erhielt.

So ist Teynbee Hall ein Mittelpunkt für alle Bildungs-, Wohlthätigkeits- und gemeinnützigen Bestrebungen des Ostends geworden. Unermüdlich stehen die Residents voran in der Bethätigung der großen Lehre, daß alle Bürgerrechte nur Bürgerpflichten sind, welche Stadt und Staat, Schule und Kirche fordern dürfen und sollen.

Es ist kein Wunder, daß Teynbee Hall im Laufe der Jahre sich eine führende Stellung im Ostend errungen hat. Hunderte und Tausende kommen zu den Vorträgen und Classen, zu den Discussionsabenden und in die Bibliothek, in die Vereine und Versammlungen, zu den Concerten und Ausstellungen und werden mit Teynbee Hall selbst oder doch mit Residents bekannt. Dieser Einfluß ist recht deutlich geworden bei der Abstimmung über die Gründung einer Volksbibliothek auf Kosten der Steuerzahler für den Witechapeldistrict, welche mit einer ⅔ Mehrheit oor nicht Langem beschlossen wurde, und bei den Wahlen zum Grafschaftsrath und zum Schulamt von London, bei denen Residents von Teynbee Hall siegreich waren. Diese Thatsachen reden eine vernehmliche Sprache. Denn die in Frage kommenden Bezirke gehören zu den ärmsten Londons, wo nach einem Ausspruch des Vorstands von Teynbee Hall schon Derjenige gut gedient hat, der unter der beinahe ausschließlich industriellen Bevölkerung 3 Freunde in einem Jahr gewonnen hat. Das Arbeitsfeld von Teynbee Hall ist nahezu unbegrenzt. Für jede Anlage und Neigung der Mitarbeiter ist Raum, und der langjährige Vorstand und Mitgründer, eine der seltenen Persönlichkeiten, die von Allen geachtet und geliebt wird, weiß für Jeden den rechten Platz zu finden. Wer im Besitz von Wissen und Bildung sie Anderen mitzutheilen fähig ist, hier sind für Vorträge und Stunden aller Art Hörer und Schüler. Wer Organisationstalent hat, hier sind Vereine und Veranstaltungen von den größten bis zu den kleinsten. Wer in den Spielen und Sports ein Kundiger ist, hier sind Burschen und Männer, mit denen er Cricket und Fußball üben, rudern und boxen kann. Auch Singen und Wandern wollen gelernt und vorgesorgt sein. Vorstandsmitglieder von Volksschulen und Armenpfleger können nicht zahlreich genug gefunden werden. Wer nur ein Herz hat für die leibliche und geistige oder seelische Noth des Volkes, ist willkommen. Die Ernte ist groß und der Schnitter sind wenige. Ja schon Derjenige wird zum Helfer, der blos Sympathie besitzt und zeigen kann. Die Last und Hitze des Tages fällt natürlich auf die Residents, die völlig unentgeltlich ihre Dienste darbieten und außer den Unkosten für ihre eigene Wohnung und Kost gewöhnlich noch einen erheblichen Theil der sonstigen laufenden Ausgaben aufbringen. Diese betragen etwa 30 000 ℳ jährlich, von denen in Oxford und Cambridge etwa das Drittel, in London etwa die Hälfte durch Subscriptionen aufgebracht wird. Die Verbindung mit den Universitäten zeigt sich auch darin, daß die Concerte z. B. viel von Universitätsvereinen ausgeführt werden, daß Universitätsgelehrte Vorträge halten und daß Conferenzen zur Förderung von Teynbee Hall in Cambridge und Oxford abgehalten werden. In London ist Teynbee Hall nunmehr anerkannt. Herren und Damen der mittleren und ersten Gesellschaftskreise stehen zu Teynbee Hall in Beziehung und unterstützen es als „Associates“ nicht blos mit Geld, sondern dienen oft der Sache persönlich, z. B. durch Vorträge oder als Vereinssecretäre. In den vornehmsten Häusern des Westend hat man Gelegenheit, die werkthätige Theilnahme zu bewundern, welche die Frau oder Tochter eines großen Lords für Teynbee Hall und das Ostend hat. Wie der Warder nicht müde wird zu betonen: Das Streben und der Werth von Teynbee Hall ist nicht schon aus den Berichten und Zahlenangaben seiner blühenden Bildungs- und Vergnügungsveranstaltungen, Vereine und Zusammenkünfte zu entnehmen und zu bemessen. Sein letztes Endziel und größter Erfolg ist, den Geist wahren Bürgerthums und echter Menschlichkeit zu erwecken, und dadurch, daß an Stelle des erkaltenden Gefühls der Vereinsamung das Bewußtsein der Gemeinschaft tritt, die Kraft zu stärken, mit reinem Herzen dem Guten zu leben. Zwar sind in Ostlondon Löhne und Wohnungen besser, Volksbäder und Bibliotheken zahlreicher geworden, die öffentliche Ordnung und die Lebenshaltung gestiegen. Aber die Zukunft ist größer als die Vergangenheit und nach dem Maß des Möglichen gemessen ist die Noth so groß wie immer. Die Bevölkerung ist durchgängig noch ohne Wissen und Bildung, unfähig das Gute vom Bösen zu scheiden, ohne Freude und Hoffnung, vielfach auch ohne das Menschenthum, welches in Jedermann den Bruder anerkennt und das Gute findet. Bildung ist schwer zu erwerben. Wenig Anschauung treibt zum Nachdenken über Vergangenheit oder Zukunft, weniges nur lehrt, daß der Mensch ein Lernender durch sein ganzes Leben bleibt und daß das eigene Selbst klein und die Welt groß ist. Und gering muß bei Männern, welche die Lebens- und Sinnesweise ihrer Arbeitgeber nur vom Hörensagen kennen, die unmittelbare Erfahrung sein, daß auch der Reiche ein Mensch ist und ihnen oft wohl will. So bedeutet Vermehrung des Wohlergehens noch nicht mehr Freude und Vermehrung der Unabhängigkeit, noch nicht reineres Wollen. Freiheit wird im Namen des Rechtes und nicht der Pflicht erstrebt. Sociale Reformen, welche blos die äußeren Umstände ändern, berühren daher ebensowenig die tiefste Noth Ostlondons, als Prediger, welche blos die Empfindungen beeinflussen. Alle Systeme von Vorträgen und Stunden, Vereinen, Versammlungen und Vergnügungen sollten daher in erster Reihe Reich und Arm wieder vereinigen. Die Persönlichkeit sollte immer hinter dem System stehen, ohne persönlichen Einfluß kein bleibender Erfolg. Weder Schule noch Kirche, weder Wohlthätigkeit noch Gesetz kann so viel thun wie ein Freund für einen Freund, ein Mensch für den andern, wenn er sein Wissen und Wollen, sich selbst hingiebt. Wenn nur erst einige Reiche und Arme einander wieder verstehen, Freude und Leid mit einander empfinden, so werden sie das Salz der Zeit sein. In Ostlondon vor Allem gilt es diese Wiedergewinnung. Gesetzgebung und Verwaltung mag einiges, Verbesserung der wirthschaftlichen Lebensbedingungen mag mehr erreichen, Bildung und Erziehung der Jugend mag noch wirksamer sein. Die Hauptsache bleibt, daß persönlicher Einfluß die geistigen und seelischen Kräfte sich selbst vergessender und verleugnender Menschlichkeit weckt, welche im Armen wie im Reichen schlummern. Nur volle persönliche Hingabe übt solchen Einfluß. Deshalb wird in Teynbee Hall das eigne Leben dargebracht: Leben um Leben. Das ist die Losung und das Geheimniß des Erfolges.

Bücherbesprechungen.

—tg— **Die staatsrechtliche Natur und Stellung des Bundesraths.** Von Dr. jur. Ernst Kliencke. Berlin, Julius Springer. 1894. — Eine sehr zeitgemäße und interessante Schrift, wahrscheinlich oder möglicherweise eine Doctordissertation. Den Deductionen fehlt es nicht an Scharfsinn. Die Literatur, namentlich Laband, ist fleißig benutzt. Bezüglich einzelner Punkte sind wir mit dem Verf. nicht einverstanden und behalten uns vor, darauf an anderer Stelle d. Bl. zurückzukommen.

—tg— **Die deutsche Ostmark**, Actenstücke und Beiträge zur Polenfrage. Herausg. vom **Alldeutschen Verbande.** Berlin W., 35. — Eine wohlgemeinte und beherzigenswerthe Schrift. Es giebt leider bei uns noch recht viele Leute, die in Bezug auf unsere polnischen Landsleute und Nachbarn nichts gelernt und nichts vergessen haben und — wenn sie der ältern Generation angehören — nicht ohne angenehme Empfindungen an die „Polenlieder" ihrer Jugendzeit zurückdenken. Andere glauben, ein neugeborenes Königreich Polen werde einen sehr brauchbaren „Pufferstaat" zwischen uns und dem mächtigen Nachbarn im Osten abgeben. Wer von allen diesen Illusionen befreit zu sein wünscht, dem können wir die Lectüre des vorliegenden Schriftchens mit seinen unanfechtbaren historischen Daten, mit seinen Ziffern und Actenstücken nur empfehlen. Die vielgerühmte Schönheit und Liebenswürdigkeit der polnischen Frauen bleibt darin glücklicherweise unangefochten.

P. Missionsdirector E. Buchner, **Acht Monate in Südafrika.** Schilderung der dortigen Mission der Brüdergemeine. Mit einer Kartenskizze. Gütersloh, Bertelsmann. 1894. 1,60 ℳ. — Die Visitationsreisen auf den Missionsgebieten, die bei den Erleichterungen des Weltverkehrs immer häufiger werden, verstatten uns manchen interessanten Einblick in das Werden und Wachsen neuer Christengemeinden in heidnischen Ländern. Die Visitatoren sehen die dortigen Zustände mit unsern Augen an, was bei den Missionaren häufig nicht mehr der Fall ist. Die vorliegende Schrift behandelt die südafrikanischen Stationen der Brüdergemeine. Ihr erster Theil ist in Form eines Reisetagebuchs geschrieben und führt den Leser nach kurzer Schilderung der Reise von Herrnhut nach Capstadt in fast alle Niederlassungen der Brüdergemeine im östlichen und westlichen Südafrika. Der zweite und für uns werthvollere giebt in sieben Capiteln ein allgemeines Urtheil über den Stand und die Entwickelung der Missionsthätigkeit auf dem ganzen Gebiete. Man findet hier einige höchst interessante und lehrreiche Abschnitte. Im Anhang bietet der Verfasser auch einige unterhaltende Capitel; er beschreibt dort eine Partie nach dem Tafelberge und eine Ochsenwagenfahrt.

— **Literarisches Centralblatt für Deutschland**, begründet von **Friedrich Zarncke** (Herausgeber: Prof. Dr. Ed. **Zarncke.** Verleger: Eduard Avenarius in Leipzig. Preis: Vierteljährlich 7 ℳ 50 ₰). — Das 1850 ins Leben gerufene „Literarische Centralblatt", das seit dem Tode seines Begründers der Sohn des Entschlafenen Professor Dr. Eduard Zarncke herausgiebt, ist auch im letzten Vierteljahr des nun abgeschlossenen 45. Jahrgangs seiner Aufgabe, ein Gesammtbild der wissenschaftlichen Arbeit unseres Volkes und erlesener Geister des Auslandes, besonders Frankreichs und Italiens zu geben, in anerkennenswerther Weise gerecht geworden und hat sich als ein tonangebendes kritisches Organ nach wie vor mit Ehren behauptet. Seine Aufgabe erreicht das „Literarische Centralblatt" einerseits dadurch, daß es, im letzten Jahr wieder von annähernd 300 Mitarbeitern aus den ersten Gelehrtenkreisen unterstützt, eine sehr reichhaltige kritische Uebersicht über die Erscheinungen der deutschen, deutschösterreichischen und schweizerischen, sowie nach Möglichkeit auch der ausländischen wissenschaftlichen Literatur bringt, andererseits dadurch, daß es auch in jeder Nummer eine Fülle bibliographischen Materials veröffentlicht. Die Kritiken sind auch im letzten Vierteljahr durchaus sachlich gewesen und ihrem Zweck entsprechend durchweg belehrend und trotz der meist gebotenen Kürze doch erschöpfend, ohne bei aller manchmal unerläßlichen Schärfe ins Persönliche zu verfallen. Der Ton, auf den alle diese Kritiken gestimmt waren, war vielmehr überall ein einer solchen vornehmen Zeitschrift angemessener und würdiger und könnte gar manchem, besonders von Vertretern der „jüngstdeutschen" Richtung geleiteten und versorgten Blatte zum Vorbild dienen. Sodann finden wir in jeder Nummer die Angabe des Inhalts der wissenschaftlichen deutschen und der bedeutendsten ausländischen Zeitschriften, ebenso der wichtigeren deutschen belletristischen Journale; was die letzteren betrifft, so ließe die Zahl derselben sich vielleicht noch vermehren. Weiterhin enthält das „Literarische Centralblatt" noch eine Uebersicht über ausführlichere ausgewählte Recensionen in anderen Zeitschriften, eine umfassende Bibliographie der deutschen und, soweit möglich, auch der fremdländischen Literatur, die Verzeichnisse der Vorlesungen aller Hochschulen des deutschen Sprachgebietes und eine Uebersicht über Universitätsschriften, Dissertationen und Schulprogramme. Hier wäre nur ein Wunsch auszusprechen, daß die Zahl der angeführten Dissertationen aus dem Gebiete der Germanistik, Literatur und Kunstgeschichte in Zukunft nicht gar so spärlich sein möge. Wenn man die in jeder Nummer angeführten Dissertationen überfliegt, so kommt man unwillkürlich auf den Gedanken, daß auf den erwähnten Gebieten so gut wie nichts geleistet werde, eine Annahme, die doch durchaus irrig wäre. Im Gegentheil wird gerade auf diesen Gebieten neuerdings sehr viel und auch recht Tüchtiges an Dissertationen geleistet, was zweifellos ein Anrecht darauf hat, in einem literarischen **Centralblatt** registrirt zu werden. In dieser Hinsicht wird der so umsichtige Herausgeber gut thun, bald Wandel zu schaffen. Den Schluß jeder Nummer bilden Nachrichten aus der Gelehrtenwelt. Das „Literarische Centralblatt" verdient nicht nur Fachgelehrten, sondern auch dem weiteren Kreise der Gebildeten als ein ebenso reichhaltiges wie gediegenes kritisch-bibliographisches Organ bestens empfohlen zu werden. K. S—n.

— **Newcomb-Engelmann, Populäre Astronomie.** Zweite vermehrte Auflage herausgegeben von Dr. H. C. **Vogel**, Director des astrophysikalischen Observatoriums zu Potsdam. Mit dem Bildniß W. Herschel's, einer photographischen Tafel und 196 Holzschnitten. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann. 1892. — Diese deutsche Bearbeitung der „populären Astronomie" Newcomb's, eines der bedeutendsten der jetzt lebenden amerikanischen Astronomen, hat in den weitesten Kreisen der Gebildeten und selbst unter den Fachgelehrten eine überaus günstige Aufnahme und fast rückhaltlose Anerkennung gefunden. Was dieses Buch nämlich vor ähnlichen auszeichnet, ist die geschichtliche Methode der Darstellung sowie die ausführliche Beschreibung der Fernröhre und der astronomischen Meßinstrumente, die durch zahlreiche schöne Figuren veranschaulicht werden. Ganz besonders muß aber auf die „Anleitung zu astronomischen Beobachtungen" hingewiesen werden, die hauptsächlich für Liebhaber-Astronomen bestimmt ist und namentlich auch für solche, die sich nicht kostspielige Sternwarten bauen können, sondern nur mit bloßem Auge beobachten wollen. In der vorliegenden zweiten Auflage, die einer unserer bedeutendsten Fachgelehrten bearbeitet hat, haben insbesondere die astrophysikalischen Theile eine vollständige Umgestaltung erfahren. Dies gilt hauptsächlich von den Capiteln über Fixsterne, Kometen und Nebelflecke. Auch der (4 Bogen umfassende) Anhang mit seinen „biographischen Skizzen" wird vielen Lesern willkommen sein, zumal wenn sie sehen werden, daß die Biographien der größten Astronomen sehr ausführlich ausgefallen sind. Wir können nur wünschen, daß dieses vortreffliche und glänzend ausgestattete Werk recht viele Leser finden und dazu beitragen möge, daß wie in England und Amerika so auch in Deutschland das Interesse für Astronomie allgemeiner wird. Tr.

— **Unbeschützt.** Erzählung von Gräfin **Margarete Keyserling.** Berlin W, bei F. Fontane & Co., 1895. Preis 5 ℳ. — Es ist eine qualvolle Lectüre, dieses Buch. Eine ganz gewöhnliche Verführungsgeschichte, die in Berlin spielt, beherrscht den ersten Theil. Auf den Höhen der St. Petersburger Gesellschaft spielt der zweite Band. Auf diese Höhen hat das gefallene Mädchen der eigene Vater, der sich zu spät der unglücklichen Frucht einer Jugendliebschaft entsinnt, empor gehoben in der Hoffnung, sein Lordstitel soll die Vergangenheit auslöschen. Aber die Stimme der Welt trägt ihre Schmach auch dorthin, und in selbstgewähltem Tod sühnt die Unglückliche ihre verlorene Ehre. — Wir möchten gern glauben, der stolze Name, der das Titelblatt ziert, sei auch nur sensationelle Mache, wie der ganze Roman. Oder sollte wirklich der literarische Geschmack unserer vornehmen Kreise schon so tief gesunken sein, daß eine Dame der guten Gesellschaft solch eine Schmutzgeschichte nicht blos zu schreiben im Stande ist, sondern sich sogar nicht schämt, sie „ihrer lieben Schwester mit freundlichem Gruß" zu widmen? Eine besondere Quälerei geringeren Grades ist noch die Unzahl der Druckfehler, die den Text, namentlich im ersten Bande, entstellen. **Den Corrector** sollte die Verlagshandlung sofort entlassen. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto)viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 6. Dienstag, den 15. Januar. 1895.

Georg Spalatin.

Zum Gedächtniß seines 350. Todestages.

x. Unter den Männern, die klaren Blickes die weltbewegende Bedeutung des Lutherischen Reformationswerkes erkannten und mit Kraft und Entschiedenheit in ihrem Kreise für dasselbe eintraten, nimmt Georg Spalatin unzweifelhaft die erste Stelle ein. Denn er war es, der, ein persönlicher Freund des großen Reformators, mit einer geradezu staunenswerthen Zähigkeit immer aufs Neue den noch widerstrebenden Elementen in seiner Umgebung entgegentrat und es in einflußreicher Stellung durchzusetzen wußte, daß das Altenburger Land zu den Gebieten gehörte, in denen die neue evangelische Lehre am frühesten und am entschiedensten Platz griff.

Georg Spalatin entstammt einer fränkischen Familie und hieß eigentlich Burkhardt. Der Sitte jener Zeit gemäß nannte er sich nach seiner Geburtsstadt Spalt in Mittelfranken, heute berühmt durch ihren Hopfenbau, wo er im Jahre 1484 den 17. Januar das Licht der Welt erblickte, Spalatin d. h. der Spalter. Und er sollte ein „Spalter" in des Wortes eigentlichstem Sinne werden, sofern er, als jene gewaltige Trennung der Geister vor sich ging, unerschrocken auf die Seite der Neuerer trat. Die Studienzeit des Jünglings bietet nichts Bemerkenswerthes. Nachdem er die Sebaldusschule in Nürnberg besucht und in Erfurt Theologie studirt hatte, kam er nach Wittenberg, wo er als Georgius borkhardus de Spalt immatriculirt und 1502 Magister wurde. Wir sehen, Spalatin zog dieselbe Straße, die kurz nach ihm auch Luther ziehen sollte. Kurze Zeit darauf wirkte er als Hauslehrer in Erfurt, um 1507 das Pfarramt zu Hohenkirchen bei Gotha zu übernehmen. Allein auch diese Thätigkeit war nur eine vorübergehende. Denn bereits zwei Jahre später wurde er zum Erzieher des Kurprinzen Johann Friedrich von Gotha berufen. Bedeutungsvoll und für seine Stellung zur Reformation entscheidend wurde indessen der zweite Aufenthalt, den Spalatin in Wittenberg nahm, um im Auftrage des Kurfürsten Friedrich's des Weisen 1511 dessen Neffen auf die dortige Universität zu geleiten. Damals trat er mit Luther und anderen reformatorisch gesinnten Männern in enge Beziehung und schloß mit Ersterem jenes innige Freundschaftsverhältniß, das ungetrübt bis ans Ende fortdauerte. Nach vorübergehender Wirksamkeit, als Bibliothekar an der dortigen Universitätsbibliothek, übernahm Spalatin 1514 das Amt eines Hofcaplans und Geheimsecretärs. In dieser Stellung hatte er, der zu den vertrautesten Rathgebern des Kurfürsten gehörte und denselben auf allen wichtigeren Reisen zu den Reichstagen u. s. w. begleitete, reiche Gelegenheit, der Reformation wichtige Dienste zu leisten und das Herz seines Gebieters, der bekanntlich treu zu Luther und seinem Werke stand, immer mehr für die gute Sache der Reformation zu erwärmen. Als Hofcaplan war Spalatin zugleich Domherr beim St. Georgenstifte in Altenburg. Hier fand in seiner Wohnung am 4. und 5. Januar 1519 die Zusammenkunft Luther's mit dem gewandten Hofmanne, dem päpstlichen Kämmerer Karl v. Miltitz, statt, hervorgerufen durch die Bewegung, die Luther's Thesen allgemein verursacht hatten, welche die Unterredung Luther's mit dem päpstlichen Legaten Thomas de Vio von Gaeta (Cajetanus) in Augsburg nicht hatte beschwören können. Das Resultat der Unterredung war, daß beiden Parteien verboten wurde, von dem Ablaß zu predigen, zu schreiben oder zu verhandeln. Zugleich übernahm es Miltitz, der bekanntlich durch Ueberreichung der geweihten Rose den Kurfürsten gefügiger machen sollte, die Angelegenheit dem Papste zu unterbreiten und mit Hilfe eines gelehrten Bischofs die irrigen Punkte festzustellen, die Luther zu widerrufen sich bereit erklärte, wenn er aus der heiligen Schrift von seinem Irrthum überzeugt würde.

Den eigentlichen Anstoß zur Einführung der Reformation in Altenburg gab das Verlangen des Stadtrathes, an der Stadt- oder St. Bartholomäikirche, die seither von dem papistisch gesinnten Bergerkloster pastorirt wurde, einen evangelischen Prediger anzustellen. Auf Empfehlung Luther's wurde dann auch trotz des widerstrebenden Propstes im Jahre 1522 als erster evangelischer Prediger der seitherige Augustinermönch Gabriel Didymus berufen. Damals kam Luther selbst nach Altenburg und predigte daselbst am Sonntage nach Ostern. Allein wegen seiner Neigung zu Karlstadt's Ausschreitungen verblieb Didymus kaum ein Vierteljahr in seiner Stellung und mußte, da er trotz Luther's ernstlicher Verwarnungen aufs Neue Aergerniß zu erregen begann, die Stadt verlassen. Nunmehr wurde als evangelischer Prediger vom Kurfürsten der seitherige Augustinervicar Dr. Wenzeslaus Linck berufen. Er war zugleich der erste Altenburger Geistliche, der in den Ehestand trat. Luther, Melanchthon, Justus Jonas, Bugenhagen, Hieronymus Scharff, Lukas Cranach u. a. Celebritäten Wittenbergs halfen die Hochzeitsfeierlichkeiten durch ihre Gegenwart verherrlichen. Nunmehr war es Georg Spalatin, Domherr am Georgenstift, der es an der Zeit hielt, daß auch die größte kirchliche Stiftung sich rückhaltlos der evangelischen Lehre anschloß. In einem Schreiben vom 11. Februar 1525 forderte er die andern Mitglieder des Stiftes auf, den Gottesdienst nach der von Christo geordneten und mit dem Evangelium übereinstimmenden Form zu gestalten. Die abschlägige Antwort, die er erhielt, war zum guten Theile veranlaßt durch das kopflose Auftreten der Bauern, unter dem auch das Georgenstift zu leiden hatte. Denn auch dieser Auswuchs schadete bekanntlich der evangelischen Sache empfindlich. Nur dem mannhaften Auftreten des Kurfürsten Johann, der inzwischen seinem am 5. Mai verstorbenen Bruder gefolgt war und in ganz bestimmter Form die Domherren zur Annahme der evangelischen Lehre aufforderte, widrigenfalls sie das Land zu verlassen hätten, war es zu danken, daß die Reformation nun immer größere Fortschritte machte. Vor Allem war es wichtig, daß Spalatin selbst, nachdem Dr. Linck wieder nach Nürnberg zurückberufen worden war, nunmehr in ein selbständiges und einflußreiches Kirchenamt als dessen Nachfolger an der Bartholomäikirche berufen wurde. Luther selbst hatte den treuen Mitarbeiter dem Kurfürsten empfohlen als einen Mann, der „wohl gelehrt, wohl beredt, dazu sittig und züchtig sei und ein gutes und rechtschaffenes Herz habe". Hingegen wurde bemerkt, „ob er des Leibes halben zu schwach sei", werde die Erfahrung lehren. Am 12. August kam Spalatin zu bleibendem Aufenthalte in Altenburg an und wurde vom Stadtrathe mit einer Bier- und Weinspende begrüßt. Letzteres ist noch heute in Altenburg Brauch bei gleichen Anlässen. Am 19. November verheirathete sich der neue evangelische Oberhirt zum größten Verdrusse des Stiftscapitels, das ihm mit Entziehung seiner Präbende drohte und seine Ehe für illegitim erklärte, mit Katharina Heidenreich, der einzigen Tochter des Choralisten Johann Heidenreich. Jetzt war für Spalatin der rechte Zeitpunkt gekommen, im Sinne seines hochherzigen Oberherrn die kirchlichen Angelegenheiten des Landes zu ordnen und zu leiten. Aber auch das Schulwesen, schon nach Luther's Vorgang ein wichtiger Factor im kirchlichen Gemeinwesen, erfreute sich der besonderen Fürsorge Spalatin's. Außerdem blieb er der unermüdliche Berather seiner Kurfürsten in allen entscheidenden kirchlichen Fragen und behielt auch maßgebenden Einfluß auf die internen Angelegenheiten der

Universität Wittenberg. Was die Ordnung des Kirchenwesens anlangt, so leitete Spalatin sowohl die beiden Kirchenvisitationen 1528 f. im Ost- und 1533 im Westkreise, wie auch im Reußischen, in den Albertinischen Landen, im Zeitzer Sprengel, und nur wenige Jahre vor seinem Tode (1542) im Stifte Wurzen. An der Visitation im Ostkreise nahmen Theil als weltliche Mitglieder Anarch, Herr v. Wildenfels und Banneburg, und Ewald v. Brandenstein, als geistliche außer Spalatin noch Pfarrer Musa in Jena. In Altenburg selbst waren es die Domherren, Vicare und Caplane des St. Georgenstiftes, die sich der Reformation noch immer beharrlich entgegensetzten. Ihnen wurde aufgegeben, dem Worte Gottes gemäß zu predigen und die Ceremonien zu vollziehen und sich, wenn sie sich nicht „Continenz" zutrauten, zu verheirathen. Da eins der Haupthindernisse für den Fortgang der Reformation der Mangel an äußeren Mitteln war, so war schon früher der sog. „Gemeine-Kasten" errichtet, in den alle Beiträge zur Bestreitung des nothwendigen Aufwandes flossen, deren man habhaft werden konnte. Allein die Unterstützung war nur eine spärliche, und so entschloß man sich, die beiden Kirchgemeinden der Stadt in eine zu verschmelzen. Auf dem Lande herrschte namentlich in Verwaltung des Kirchenvermögens die größte Unordnung. So waren z. B. in einer Gemeinde die heiligen Gefäße, in einer andern war das silberne Kreuz verkauft worden, ohne daß über diese Vorgänge Rechenschaft abgelegt werden konnte. Noch trüber sah es mit den Fähigkeiten der Geistlichen und Lehrer aus. Schulen gab es damals nur in den Städten Altenburg und Ronneburg. In den Dörfern ertheilte je nach Bedarf ein untergeordneter Kirchendiener Unterricht, der, wie es z. B. in Gauern der Fall war, zugleich das Amt des Dorfhirten bekleidete. Namentlich bei der Visitation des Westkreises (1529) zeigten sich die bedenklichsten Schäden. Hier hatte Karlstadt nach seiner Vertreibung aus Wittenberg in Orlamünde (1523) zahlreiche Anhänger gefunden und war trotz ausdrücklicher Abweisung seitens des Kurfürsten und der Universität vom Rathe zum Pfarrer gewählt worden. Luther selbst eilte nun, um den unheilvollen Wirren ein Ende zu machen, herbei, fand aber bei der Bürgerschaft solchen Widerspruch, daß er es vorzog, die Stadt zu verlassen. Der Volksmund berichtet, der Reformator habe bei seinem Fortgange, bei dem man ihm sogar unter Schmähworten Steine u. s. w. nachgeworfen habe, seinen Widersachern diese Steine an den Hals gewünscht und so erkläre es sich, daß, namentlich in früherer Zeit, die Einwohner von Orlamünde durch Kröpfe entstellt seien. Trotzdem daß Karlstadt endlich zum Verlassen von Stadt und Land genöthigt wurde, hatte seine Lehre noch zahlreiche Anhänger im Westkreise, und mit der Bildung der Geistlichen sah es, als die Visitatoren kamen, sehr trübe aus. Es wird berichtet, daß zwar 15 als geschickte und tüchtige Leute sich erwiesen. Aber diesen standen 22 gegenüber, die als „ziemlich" oder „nicht fast unbericht" bezeichnet werden, abgesehen von 6 „fast Ungeschickten" und 17 „Ungelehrten und Unberichten, ganz oder sehr Ungeschickten". Einige der Letzteren wurden entsetzt, andern befohlen, zur Hebung ihrer Predigergabe in der Postille zu lesen. Ein Pfarrer in Seitenroda kannte nicht einmal die 10 Gebote und gestand selbst, seit 6 Jahren kein Buch angesehen zu haben. Seine Hauptbeschäftigung während dieser Zeit war Ackerbau, Viehzucht und Tischlerei. Auch körperlich Untaugliche fehlten unter den damalige Pfarrherren nicht. Lahme und Verstümmelte wurden öfter angetroffen, und der Pfarrer zu Reichardtsdorf hatte nur eine Hand. Am ernstesten wurde mit den Geistlichen verfahren, die noch immer im Concubinate lebten oder der papistischen Lehre anhingen. Ihnen wurde bei Vermeidung sofortiger Amtsentsetzung ein den Grundsätzen der evangelischen Lehre entsprechender Wandel und evangelische Predigt zur Gewissenspflicht gemacht. Am meisten Schwierigkeiten bereitete schon damals die Ordnung der finanziellen Verhältnisse der Kirche und ihrer Diener. Es waren Jahre, ja Jahrzehnte nöthig, um hier einigermaßen gefestete Verhältnisse zu schaffen, und selbst nach Sequestration der Klöster waren noch immer genug Streitpunkte für die Evangelischen und Papisten vorhanden.

Auch an der zweiten ordentlichen Visitation (1533) in Thüringen war, wie oben erwähnt, Spalatin betheiligt. Sie erstreckte sich auch auf die Stadt Altenburg und Umgebung. Hier widerstrebten noch das Berger- und das Nonnenkloster der evangelischen Lehre. Während von den Domherren, wenn auch Anfangs nur zwangsweise, sich allmälig eine größere Anzahl der Reformation anschloß, fanden es die Vicare bequemer, beim Alten zu bleiben: sie lebten mit ihren Köchinnen weiter, trugen die Tonsur, nahmen das Abendmahl nicht unter beiderlei Gestalt, verachteten die Predigt, hielten die Messe und suchten bei jedem Anlasse die Evangelischen zu verhöhnen. Nur durch Androhung der härtesten Strafen gelang es, den Starrsinn der Hartköpfe zu brechen, und so darf denn das Jahr 1533 als dasjenige des Sieges der Reformation in Altenburg bezeichnet werden. Ein Erlaß des Kurfürsten untersagte bündig den katholischen Ritus und ordnete denselben in lutherischer Weise. Schon während der Visitationen von 1528 und 1529 waren als nächste Aufsichtsbehörde der Geistlichen und Lehrer die „Superattendenten" bestellt worden. Diese Einrichtung blieb in der evangelischen Kirche bestehen. Nur ist der Name in etwas abgeändert worden (Superintendenten) und die Aufsicht derselben über die Lehrer beschränkt sich gegenwärtig nur auf den Religionsunterricht.

Die übrigen Visitationen, an denen Spalatin theilnahm (in den Reußischen 1529 und 1533 und in den Albertinischen Landen 1539, im Zeitzer Sprengel 1541 und im Stifte Wurzen 1542), bieten für die reformatorische Thätigkeit unseres Visitators keine neuen Anhaltepunkte, so daß wir uns schließlich wieder mehr seiner Person zuwenden können. Infolge der unruhigen und aufreibenden Thätigkeit war Spalatin namentlich in seinen letzten Lebensjahren häufig in einer äußerst reizbaren Verfassung, die ihn in mannigfaltige Reibungen mit ihm sonst nahestehenden und wohlwollenden Persönlichkeiten, z. B. den städtischen Behörden u. A. brachte. Dazu kam, daß sein „Schulmeister" durch sein „Ungeschick" ihm manchen Verdruß bereitete, auch die Furcht vor der kurfürstlichen Ungnade wegen einer von ihm im Geschäftsdrange erlaubten, aber gesetzwidrigen Ehe ihm mehr als nöthig ängstigte. Zuletzt verfiel er in gänzlichen Mißmuth zur peinlichsten Sorge seiner Umgebung, die Alles anwandte, den Leidenden von seiner Seelenkrankheit zu befreien. Der Kurfürst Johann Friedrich, ja Luther und Melanchthon selbst eilten herbei, dem theuren Freunde und Mitstreiter Trost zuzusprechen und ihn aufzurichten. In Gottes Rathe war es anders beschlossen: am 16. Januar 1545 hauchte der wackere Kämpe sein Leben aus, aufrichtig betrauert von Allen, die sein evangelisches Wirken kannten und nun mit banger Sorge eine der mächtigsten Säulen der Reformation dahinsinken sahen. Spalatin's Hauptverdienst besteht, wie wir zeigten, in der Einführung der Reformation in Altenburg und Organisation der Altenburgischen Landeskirche. Aber auch schriftstellerisch suchte Spalatin für die Reformation zu wirken. Seine Schriften, lateinisch und deutsch, sind theils historischen Charakters („Chronica und Herkommen der Churfürsten und Fürsten des Hauses zu Sachsen gegen Herzog Heinrich d. J. zu Braunschweig Herkommen, 1541", „Chronica sive Annales etc. 1513—1526", „Leben Friedrich's des Weisen, Kurf. zu Sachsen", herausg. von Neudecker und Preller, Jena 1851, die „Christlichen Religionshändel", von Cyprian 1718 als „Annales Reformationis" herausg., u. a.), theils erbaulichen Inhalts. Hierher gehören vor Allem Spalatin's treffliche Uebertragungen lateinischer Schriften Augustin's, Erasmus', Luther's und Melanchthon's ins Deutsche, die s. Z. für mustergiltig gehalten wurden. Gerühmt wird ferner die Sammlung von Beispielen und Aussprüchen christlicher Zeugen u. d. Titel: „Magnifice consolatoria exempla et sententiae ex vitis et passionibus sanctorum" etc. mit einer Vorrede Dr. M. Luther's, Wittenberg 1544. — Vor dem Altar der St. Bartholomäikirche zu Altenburg bezeichnet eine Steinplatte mit der Inschrift: „Georg. Spalatinus ecclesiae Altenburgiensis gubernator 1525—1545" des treuen evangelischen Zeugen dereinstige letzte Ruhestätte. Er war in der That ein solcher und an ihn wendet sich Bogatzky's gewaltiges Lied:

„Wach' auf, du Geist der ersten Zeugen!"

Bücherbesprechungen.

— **Aesthetische Zeitfragen.** Vorträge von Johannes Volkelt. München 1895. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. Fünf von diesen Vorträgen hat der Verfasser im Freien Deutschen Hochstift zu Frankfurt a. M. gehalten; doch liegen sie hier in beträchtlichen Veränderungen und sehr starken Erweiterungen vor. Der sechste Vortrag ist gleichfalls eine weitere Ausführung der in Leipzig gehaltenen Antritts-Vorlesung des Verfassers. Die Themata der Vorträge sind Kunst und Moral, Kunst und Nach-

ahmung der Natur, Die Kunst als Schöpferin einer zweiten Welt, Die Stile in der Kunst, Der Naturalismus, Die gegenwärtigen Aufgaben der Aesthetik. Gewiß darf es als eine Pflicht der heutigen Gelehrten angesehen werden, alles Scholastische und Doctrinäre von der Form ihrer Darbietungen immer mehr abzustreifen, und gleichwohl den wissenschaftlichen Vollgehalt zu wahren. Aber abgesehen von der mannigfach gesuchten, zuweilen krankhaft geschraubten Form — eben diese echt wissenschaftliche Substanz tritt zu sehr zurück in diesen „Vorträgen". Der Eingeweihte merkt, daß sich Volkelt von außen hat in die Aesthetik hineinarbeiten müssen, und daß er sich bemüht, von den Olympiern in Leipzig als probehaltig erfunden zu werden. Seine vortreffliche Abhandlung über den Symbolbegriff bei den neueren Aesthetikern hatte größere Erwartungen in uns erweckt, als wir in diesen Vorträgen erfüllt sehen. Volkelt spricht wie ein geistreicher, infolge günstiger Lebensverhältnisse trefflich orientirter Dilettant. Dabei hat er jene vornehme Kälte, welche die philosophische Objectivität in dem Fehlen alles und jedes persönlichen inneren Pathos sucht. Andere Schriften von Volkelt lassen noch eine gewisse Jugendfrische erkennen; hier aber regen sich bereits die ersten leisen Anfänge jener Greisenhaftigkeit, welche der übersättigte modernste Mensch leider oft unwillkürlich beweist. Volkelt hat ja nunmehr Gelegenheit, nur er selbst zu sein, er hat auch das Zeug, etwas mehr als Gewöhnliches zu leisten. Er wird ebenso gut wissen, wie wir, daß er von der Philosophie und der Poesie herkommt zur Aesthetik, daß ihm in der Musik und den bildenden Künsten nur die Kenntnisse eines gebildeten Mannes zu Gebote stehen. Daraus machen wir ihm keinen Vorwurf; es ist eben heutzutage höchstens einem älteren Manne noch möglich, alle Künste leidlich zu umspannen. Die große Belesenheit, den regen Fleiß, das feine Urtheil Volkelt's erkennen wir freudig an; wir warnen ihn aber, auf der schiefen Ebene des „Anpassens" noch schneller herabzugleiten als bisher. Volkelt wird bei seiner Art und Weise weder das Glück wahrer Freundschaft, noch die Ehre echter Feindschaft genießen. Referent muß darauf verzichten, hier den Inhalt der Volkelt'schen Vorträge auch nur zu skizziren; er möchte sich aber auf den höchsten Standpunkt der Beurtheilung stellen und von diesem aus Volkelt eine Perspective eröffnen: Volkelt hat die erste richtige Ahnung eines Gedankens von größter Tragweite für die Aesthetik. Der von Kant hergeholte Name der Antinomien ist unpassend, die Bildung der Volkelt'schen Antinomien ist zur Zeit noch völlig ungenügend. Scheut aber Volkelt ein langes Studium aller Künste nicht und findet er die richtigen Proportionen für den ihm vorschwebenden Grundgedanken, so kann er sich wirkliche Verdienste um die Aesthetik der Zukunft erwerben. Hic Rhodus, hic salta! G. Portig.

P. A. „Musikgeschichtliche Aufsätze" von Philipp Spitta. Berlin, Verlag von Gebr. Paetel, 1894. Preis: 9 ℳ — Ein neues Buch von Spitta anzuzeigen, gereichte uns sonst immer zur besonderen Freude; diesmal können wir nicht ohne ein Gefühl schmerzlicher Wehmuth im Herzen unserer Pflicht nachkommen. Ist doch er, der Sohn des Dichters von „Psalter und Harfe", der erste akademische Lehrer der Musikgeschichte, der „Schule" gemacht hat, und dem die musikalische Welt der Gegenwart und auch der Zukunft ein epochales literarisches Denkmal wie die gelehrte „Bach-Biographie" verdankt, von uns gegangen als ein Unersetzlicher. Seine Werke aber sind uns geblieben und werden uns bleiben, unerschöpfliche Quellen dauernder Anregung für uns und nicht enden wollender Bewunderung für ihn. Das gilt auch von seinem letzten Buche, dessen Drucklegung der noch lange nicht alte Musikforscher (geb. 27. December 1841) nicht mehr erleben sollte, von seinen „Musikgeschichtlichen Aufsätzen". Die Veranlassung zum Erscheinen dieses Buches war, wie wir von dem Autor in der Vorrede erfahren, der erste der in ihm veröffentlichten Aufsätze „Heinrich Schütz' Leben und Werke", welcher die Spitta'sche Gesammt-Ausgabe der Werke dieses Tonkünstlers, der in der Musikgeschichte des siebzehnten Jahrhunderts einen der beherrschenden Plätze einnimmt, erfolgreich zum Abschluß bringt. Dann folgt eine Reihe musikhistorischer Untersuchungen, die sich mit deutscher und italienischer, alter und neuer Musik oder Vertretern derselben befassen, und die alle jenen bewunderungswürdigen Fleiß im Aufsuchen und Sichten des Materials, jene frappante Sicherheit in der Fixirung und Verwerthung des einmal gefundenen Resultats beweisen, — Eigenschaften und Vorzüge, die wir an Spitta besonders hoch schätzen müssen. Wir wüßten thatsächlich nicht, welchem von den zahlreichen Aufsätzen, die zum Theil „à l'occasion d'une publication récente" entstanden sind, wir den Vorzug geben sollten. Natürlich fehlen unter ihnen die „Bachiana" nicht, Essays, in denen der unermüdliche Bachforscher wieder einige dunkle Partien in des Meisters Werken und Leben mit der Leuchte seines historischen Spürsinnes zu erhellen weiß. Mit der Geschichte des deutschen Hausgesangs im achtzehnten Jahrhundert beschäftigt sich die Studie: Speronte's „Singende Muse an der Pleiße", in der sich — sie umfaßt mehr als hundert Seiten — eine große Menge der berühmten Spitta'schen Excurse und Anmerkungen finden, wie sie eben nur ein Autor von dem umfassenden Wissen dieses Gelehrten bieten kann. Daß dadurch die Lectüre nicht gerade erleichtert und gefördert wird, sondern vielmehr an die Ausdauer des Lesers die größten Anforderungen stellt, soll nicht verschwiegen werden. Leichter verständlich sind drei Arbeiten, erweiterte Kritiken hervorragender Neuerscheinungen auf musikhistorischem Gebiete: „Der deutsche Männergesang", „Johann Georg Kastner" und „Xaver Schnyder von Wartensee". In einer kurzen, aber inhaltreichen Studie „Ueber Robert Schumann's Schriften" stoßen wir auf feinsinnige Ausführungen über des Componisten literarische Thätigkeit und sein Verhältniß zu T. A. Hoffmann, für dessen Bücher Schumann bekanntlich eine besondere Vorliebe hatte, ja mit dem — Spitta behauptet nicht zu viel — er innerlich ganz und gar verwandt war. Der Schlußaufsatz betitelt sich „Ballade" und enthält eine tief empfundene Würdigung Loewe's, für welche dem Verfasser alle Loeweverehrer mit uns dankbar sein werden, es steckt in den dreißig Blättern mehr, als in mancher großen Musikgeschichte, und wenn es nicht trivial klänge, würden wir unsere Kritik über des todten Meisters letztes Buch mit dem Citat schließen: „monumentum aere perennius".

— Girenas, Ueber litauisches Volkstum und litauische Volkstracht. Leipzig, Carl Jacobsen. — Girenas ist eine der eigenthümlichsten Erscheinungen in der deutschen Schriftstellerwelt. Er dichtet und schreibt in allen Sprachen Europas und Asiens, mit Vorliebe aber in denen der kleinen, wenig beachteten Völker. Er ist meist auf Reisen und vertritt doch keineswegs ein Weltbürgerthum. Deutsch von Geblüt und Gesinnung, hat der Vielgewandtete Deutsch-Litauen zu seinem Heimsitz erkoren, jene naturschöne birkengeschmückte Gegend am Memelstrom. Seit Jahrzehnten tritt er warm für die Rechte jenes friedlichen Ackerbauervölkchens ein, dessen Sprache dem Untergange geweiht scheint. Die vorliegende Schrift sucht nun an erster Stelle die Vorzüge der Litauer in Sprache, Tracht und Gesinnung den ferner Stehenden vor Augen zu führen und deren Erhaltung zu fordern. Von allen indogermanischen Sprachen ist das Litauische dem Germanischen am nächsten verwandt und weist in der Abwandlung der Wörter dem Deutschen entschwundene Formen auf. Das Volk ist reich an Liedern, an täglich neu entstehenden Dainos, jenen zarten meist traurenden und ernsten Weisen, denen schon Herder die liebevollste Aufmerksamkeit widmete. So zäh wie das Volk an seiner Muttersprache und seinem evangelischen Glauben hängt, so sorgfältig hütet es seine uralte Tracht und weist unsere französischen Moden zurück. Moltke trat warm für die Erhaltung dieser Tracht ein, und Kaiser Friedrich III. hat als Kronprinz seine rege Antheilnahme, als Kaiser seinen kräftigen Schutz den Litauern zutheil werden lassen. Girenas führt nun aus, wie mit Friedrich's Tode die alte falsche Germanisirungssucht neuen Boden gewonnen habe, deren Art er als „socialdemokratisch" und als eine „sinnlos gleichmachende Gänsemarsch-Liebhaberei" brandmarkt. Man verkehre mit den Schulkindern, indem man ihre Muttersprache nicht berücksichtige, lerne oberflächlich unverstandene deutsche Worte ein und zeige nicht die nöthige Duldung und Schonung gegenüber der Muttersprache, dem heiligsten Gute eines Volkes, das politisch sich willig und freudig dem deutschen Vaterland und seinen Gesetzen unterordnet. — Wie die deutschen Mundarten im Unterrichte zu berücksichtigen sind, so noch viel mehr eine fremde Sprache. Es scheint demnach, als ob man im Nord-Osten einen unangebrachten Eifer in der Vernichtung einer unschädlichen Sache entwickle, während im Osten und Westen die Dinge ganz anders liegen. An der lothringischen Grenze soll ja auch Deutsch in den Schulen getrieben werden. In ganz Berneville kennt man aber kaum einige deutsche Worte als Naschwerk. Nur aus deutschen Garnisonen heimgekehrte Soldaten können Deutsch, stehen deshalb in größerem Ansehen, vergessen aber in Bälde die Sprache, die selbst noch jenseits der Grenze bei einzelnen Familien seit Alters im Munde lebt. — Ueber Einiges in dem Büchlein läßt sich streiten. Es ist falsch, zu sagen, Litauisch ist eine der edelsten Sprachen, und der Formen-

reichthum sei eine Vollkommenheit (gegenüber dem Wortreichthum); die Vergangenheit von sehen (ich sah) ist einige Male durch Druckfehler entstellt. — Die Form der Zwiesprache ist nicht glücklich gewählt, da muß gewöhnlich in derartigen Schriften Eines den Dummen machen. — Dem Verfasser ist es aber gelungen, klar und sachlich über die Litauer, ihre Eigenarten und Rechte Aufschluß zu geben und ihnen Zuneigung zu gewinnen. Das Volk ist seinem Vorkämpfer zu neuem Danke für dies Buch verpflichtet, dessen Grundgedanken Girenas in den Worten ausspricht: „Ich wünsche, daß diese edle Schönheit heimathlicher Eigenthümlichkeit in Volkstracht und Sitte, in Sprache und Lied, unverringert in fernste Zeit fortbestehen und fortblühen möge, sittlich, sowie ästhetisch zum Segen für die engere Heimath, die nur so eine Heimath bleibt, und auch für das gesammte deutsche Vaterland, dessen Organismus nur gesund bleiben kann, wenn alle seine Glieder ihr gesundes Leben bewahren." — Im Anhang sei auf ein verwandtes Werk hingewiesen, das in gleicher Weise den Litauern Freunde zu werben sucht: Sareka, Heldengedicht von J. F. Soldat (Leipzig, R. Claußner's Verl.-Anst. Preis 2 ℳ). Der Dichter führt mit dichterischer Freiheit die letzten Gefechte aus dem Vernichtungskampfe vor, in dem ein Theil der Litauer den Deutschherren im 13. Jahrhundert erlag. Poetische Sprache und hohe Schönheiten zeichnen das Gedicht aus, das uns nach einer unterrichtenden geschichtlichen Einleitung lebensvoll in jenes verzweifelte Ringen einführt. Girenas trägt sich mit dem Plan, einzelne Theile dem litauischen Volke durch Uebertragung zugänglich zu machen. Einige Verse des Dichters, der auch zahlreiche Dainos geschaffen hat, mögen aus der Einleitung des Sareka folgen:

Mein liebend Auge ruht auf einem Volk,
Das hoch im Norden wohnt auf weitem Plane,
Das sich erwirbt im Schweiß des Angesichts
Des Lebens Nothdurft mit dem Pflug und Kahne
Doch Kindessinn ist dieses Volkes Theil:
Dem Burschen ist sein Lieb, die Sporenrädchen,
Sein Roß die Welt. So auch genügt dem Mädchen
Des Spinnrads Surren und des Webstuhls Schlagen,
Der Raute Kranz, der Daina Wechselsang,
Zu dem erklingen alter Zeiten Sagen.

Dr. F. T.

— Das Versicherungswesen von Hermann Brämer und Karl Brämer. 17. Band von Kuno Frankenstein's Hand- und Lehrbuch der Staatswissenschaften in selbständigen Bänden. Leipzig 1894. Verlag von C. L. Hirschfeld. 413 S. Pr. 11,50 ℳ — Nur mit der freiwilligen Versicherung beschäftigt sich das vorliegende Buch. Daß es auch in diesem Falle dem Herausgeber wiederum gelungen, für die wissenschaftliche Behandlung eines Gebietes des praktischen Lebens neben einem Theoretiker, einem Mitgliede des königl. preuß. statistischen Bureaus in Berlin, Geh. Regierungsrath Karl Brämer, einen Praktiker, nämlich den Secretär des Verbandes deutscher öffentlicher Feuerversicherungsanstalten in Münster, Hermann Brämer, zu gewinnen, ist mit besonderem Beifall zu begrüßen. Gerade dieser Mischung von Theorie und Praxis in den Personen der Verfasser verdanken wir es vielleicht, daß neben allgemeinen Erörterungen auch die Schilderung der thatsächlichen Verhältnisse nicht zu kurz kommt. Das Buch zerfällt in sieben größere Abschnitte, welche sich ihrerseits wiederum in einzelne Capitel und Paragraphen theilen, so daß an der Hand eines genauen Inhaltsverzeichnisses das Aufsuchen der einzelnen Materien auch für den weniger Geübten erleichtert ist. Eine von P. Lippert verfaßte treffliche Bibliographie schließt den Band ab. Der erste Abschnitt desselben behandelt Versicherung und Versicherungswesen im Allgemeinen. Neben grundlegenden Bemerkungen über Begriff, Voraussetzungen und Gegenstände der Versicherung, die wirthschaftliche Bedeutung des Versicherungswesens und seine Organisation wie seine technische Durchführung, finden Ausführungen über Vorzüge und Mängel der verschiedenen Versicherungssysteme, über die verwaltungsrechtliche Ordnung des freien, privaten Versicherungswesens und über das Versicherungsrecht in den einzelnen Staaten ihren Platz. In den folgenden Abschnitten erfahren der Reihe nach die einzelnen Arten der Versicherung, wie sie das Leben bietet, eine eingehende Darstellung. Lebens- und Unfallversicherung, Feuerversicherung, Transportversicherung, Hagelversicherung und Viehversicherung füllen die Abschnitte 2—6, während der letzte abschließend diejenigen Versicherungsarten behandelt, welche wegen ihrer Specialität sich bisher nicht einordnen ließen, so namentlich die Capitalien- und Einkommenversicherung, die Rückversicherung, die Versicherung gegen Wasserleitungsschäden und ähnliche. Bei der Darstellung der einzelnen Versicherungsarten erörtern die Verfasser zumeist zuerst Wesen, Aufgabe und Formen derselben im Allgemeinen, verfolgen weiter ihre geschichtliche Entwickelung bis auf ihre gegenwärtig bestehenden Formen, deren Technik und Principien sie untersuchen, um mit einer Darlegung der Forderungen, welche ihrer Ansicht nach an die Regelung der betreffenden Art des Versicherungswesens zu stellen sind, abzuschließen. So erhält der Leser fast immer ein anschauliches Bild von Wesen und Bedeutung der einzelnen Versicherungsarten, und da, obwohl in der Hauptsache die deutschen Verhältnisse der vorliegenden Arbeit zu Grunde liegen, auch das Ausland dort berücksichtigt wird, wo es wünschenswerth erscheint, auch einen weiteren Blick über das ganze System des nationalen und internationalen Versicherungswesens als eines Ganzen. Daß endlich das reichlich vorhandene Zahlenmaterial und insbesondere statistische Tabellen im Allgemeinen nur sparsam zur Anwendung gelangten, und zwar, wie die Verfasser im Vorworte ausdrücklich bemerken, absichtlich aus Gründen einer wohlüberlegten Selbstbeschränkung, da das Buch nach ihrem Wunsche über den engeren Kreis der Fachleute hinaus auch auf Fernerstehende wirken soll, wird auch unseren Lesern wohl nur angenehm sein. So ist die vorliegende Arbeit geworden, was sie nach Absicht der Verfasser werden sollte, ein wissenschaftliches Lehrbuch, trefflich geeignet, ebenso dem Studenten und dem Socialforscher die Mittel zu weiteren eingehenderen Studien dieser wichtigen Materie an die Hand zu geben, wie den Laien zu orientiren, anzuregen und zu belehren.

--o—g.

— Korea, eine Sommerreise nach dem Lande der Morgenruhe 1894 von Ernst von Hesse-Wartegg. Mit zahlreichen Abbildungen und einer Specialkarte Koreas mit den angrenzenden Ländern. Dresden und Leipzig, Karl Reißner. — Der bekannte Kosmograph, der uns nach seiner letzten Weltreise bereits mit einer Reihe gediegener Werke über Nordamerika, insbesondere über die Vereinigten Staaten beschenkt hat, bringt jetzt als weitere Frucht seiner Reisestudien eine eingehende Schilderung Koreas, deren actuelles Interesse noch dadurch erhöht wird, daß der Verfasser die noch fast völlig unbekannte Halbinsel selbst besucht hat und uns nun mit der gewandten Feder des vielgereisten Naturforschers die erhaltenen Reiseeindrücke zu einem vollständigen Bilde des vielumworbenen Landes zusammenfügt. Der Besuch der beiden Freihäfen, Fusan und Chemulpo, bot eine günstige Gelegenheit, die Handels- und Verkehrsverhältnisse Koreas und sein Verhältniß zum Auslande kennen zu lernen. So erfahren wir in den ersten Capiteln Näheres über den Einfluß Japans und Chinas im Lande, über das Verhältniß, in dem Koreaner, Japaner und Chinesen zu einander leben, über die Zahl der im Lande lebenden Europäer und über ihren Antheil am koreanischen Außenhandel, über die Geldverhältnisse und über den Zustand der Verkehrsmittel sowohl im Binnenlande als auch an der Küste und in den Küstengewässern. Während eines längeren Aufenthaltes in Söul, der Hauptstadt des Landes und der Residenz des Königs, vermochte der Verfasser aus eigener Anschauung die Bewohner des Landes und die Verhältnisse, unter denen sie leben, kennen zu lernen, und so wenig erfreulich auch das vor unseren Augen entrollte Bild ist, so ist es doch ungemein interessant, die Ursachen kennen zu lernen, wegen deren die Koreaner bis auf den heutigen Tag auf einer so tiefen Culturstufe stehen geblieben sind. Die Schilderung der durch und durch verlotterten Beamtenwirthschaft, der militärischen Verhältnisse des Landes, der politischen und gesellschaftlichen Zustände und des Erwerbslebens nehmen einen breiten Raum in der Darstellung ein. Durch das Studium der älteren Jahrgänge des Regierungsanzeigers, der einzigen Zeitung des Landes, und durch mündliche Erkundigungen bei den in Korea weilenden Diplomaten, Missionaren, Kaufleuten und bei den Koreanern selbst, sammelte der Verfasser wichtiges Material zur Kenntniß des Landes, welches er in den Capiteln: Der König und sein Hof, Eine Gesandtschaft des Kaisers von China in Korea, Frauenleben, Unterrichtswesen und geographische Begriffe, Gerichtspflege, Gefängnisse und Folter, Die acht Provinzen niedergelegt hat. Den Schluß bildet eine statistische Darstellung des koreanischen Außenhandels. Die in den Text eingefügten Illustrationen und die sehr gute Karte, die das Gebiet zwischen Wladiwostok, Peking, Shanghai und Tokio umfaßt, tragen wesentlich zum Verständniß des anregend geschriebenen Berichtes bei. Das Buch füllt eine in der geographischen Literatur bisher sehr merkbare Lücke vollständig aus und belehrt uns über die Wichtigkeit der politischen Vorgänge, die sich jetzt in Ostasien abspielen.

F

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 7. Donnerstag, den 17. Januar. 1895

Auf Goethe's Spuren im Süden.

Reiseskizzen von Julius R. Haarhaus.

XII. Von Bologna bis Perugia.*)

Zu der Reise von Bologna nach Florenz, die heute trotz des großen Umweges der Eisenbahn über Pistoja und Prato nur vier Stunden in Anspruch nimmt, brauchte Goethe fast 2½ Tag. Er wählte die kürzeste, fast schnurgrade Verbindung über Logano und Giredo, ohne sich durch die damals von allen Reisenden angestaunten vulkanischen Eruptionen des Fuoco di legno bei dem kleinen Dorfe Pietra mala seitwärts locken zu lassen. Diese, jetzt wohl erloschenen, jedenfalls aber in Vergessenheit gerathenen, Naturerscheinungen werden die letzten Spuren der Thätigkeit eines Schwefelvulkans gewesen sein, etwa in der Art wie die Solfatara bei Pozzuoli. Die Literatur über den kleinen Vulkan ist im vorigen Jahrhundert sehr umfangreich, doch beschränken sich die verschiedenartigen wissenschaftlichen Erklärungsversuche auf mehr oder minder gewagte Hypothesen. Für die gelehrte Laura Bassi, die Landsmännin Galvani's, ist es bezeichnend, daß sie aus dem Geruche der Ausdünstungen auf das Vorhandensein unterirdischer Elektricität schließen zu müssen glaubt. Vielleicht hat Goethe den Schwefelkrater absichtlich gemieden. Im Grunde des Herzens war er allen vulkanischen Gewalten abhold, wenn es ihm auch meist gelingt, seine Antipathie hinter dem allzeit regen geologischen und mineralogischen Interesse zu verbergen. Deshalb darf man auf ihn selbst wohl mit Recht anwenden, was er bei Gelegenheit einer Vesuvbesteigung von Tischbein sagt: „Ihm, dem bildenden Künstler, der sich nur immer mit den schönsten Menschen- und Thierformen beschäftigt, ja das Ungeformte selbst, Felsen und Landschaften, durch Sinn und Geschmack vermenschlicht, ihm wird eine solche furchtbare, ungestalte Aufhäufung, die sich immer wieder selbst verzehrt und allem Schönheitsgefühl den Krieg ankündigt, ganz abscheulich vorkommen." In seiner „Italienischen Reise" hat Goethe fast allerorts den neptunischen Bodengestaltungen einen breiteren Raum gegönnt als den plutonischen, und nie vergißt er die Einwirkungen des rinnenden oder bespülenden Wassers auf den Charakter der Landschaft genau festzustellen. Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet er auch das zweite Hochgebirge, das er auf seiner Reise zu überschreiten hat, die Apenninen. „Wäre die Gebirgsart nicht zu steil," so schreibt er, „nicht zu hoch über der Meeresfläche, nicht so sonderbar verschlungen, daß Ebbe und Fluth vor alten Zeiten mehr und länger hätten hereinwirken, größere Flächen bilden und überspülen können, so wäre es eins der schönsten Länder in dem herrlichsten Klima, etwas höher als das andere Land. So aber ist's ein seltsam Gewebe von Bergrücken gegeneinander; oft sieht man gar nicht ab, wohin das Wasser seinen Ablauf nehmen will."

Dieser letzte Ausspruch ist namentlich für den Reno und dessen zahlreiche Nebenflüsse bezeichnend. Fast während der ganzen Fahrt bis zum Kamme des Gebirges hat man das schnellfließende klare Bergwasser zur Seite, aber überall scheint der Fluß eine andere Richtung einzuschlagen; bald zwängt er sich mühsam durch enge Schluchten, bald zieht er, als habe er schon die Ebene erreicht, für kurze Zeit sachte und friedlich über grüne Wiesen dahin. Wie tückisch er jedoch im Winter sein muß, beweisen die breiten Halden Gerölls, die sich stellenweise in gewaltiger Ausdehnung an seine Ufer anlehnen. Ueberhaupt macht das Gebirge auf den ersten Blick einen unwegsamen Eindruck. Straßen und Eisenbahn (1858—64) sind mit Ueberwindung unsagbarer Schwierigkeiten angelegt worden und können nur mit unverhältnißmäßigen Kosten in Stand gehalten werden. Wie ungünstig das Gelände für die Anlage der Eisenbahn war, ersieht man am besten aus der Thatsache, daß der Zug auf der Strecke von Bologna nach Florenz 46, zum Theil sehr bedeutende, Tunnels zu passiren hat.

Unter diesen Umständen ist die Gegend an landschaftlichen Reizen besonders reich, neben mächtigen, scharf profilirten Gebirgsmassen, düstern Schluchten, tosenden Wassern, prächtigen Gruppen uralter immergrüner Eichen, finsteren Castellen grüßen den Reisenden wogende Weizenfelder, lachende Viehtriften, klare Wiesenbäche, dunkelbelaubte Kastanien und ländliche Hütten — ein steter Wechsel von heroischer und idyllischer Landschaft. In den nach Norden und Osten durch Felsriegel abgeschlossenen Thälern wirkt die Sonne mit verdoppelter Kraft, und die Blumen, die in nächster Nähe der Straße sprießen, sind farbenprächtigere Schwestern unserer heimathlichen Berg- und Wiesengewächse. Je weiter man sich auf der südwestlichen Abdachung der Apenninen von ihrem Kamme entfernt, desto stärker treten die heroischen Partien der Gegend gegen die idyllischen zurück; hie und da erscheinen wieder Pinien und Cypressen, die dem Nordabhange fast ganz fehlen, die Vorberge zeigen sanftere Linien, und in der Tiefe dehnen sich die ersten Ausläufer der fruchtbaren Flächen Toscanas mit ihren weißen Landhäusern inmitten üppiger Obst- und Olivenhaine.

Unter den Landschaften Italiens, denen die Art der Bodencultur und der Grad ihrer Fruchtbarkeit ein besonderes Gepräge verleihen, ist Toscana dem Auge des nordischen Reisenden wohl am erfreulichsten. Wenn die endlose Monotonie lombardischer Reisfelder und Maulbeeralleen enttäuscht und ermüdet, wenn der herbe Reiz der Campagna von Rom sich nur dem künstlerisch geschulten Auge erschließt, wenn die schwüle, fast sinnliche Ueppigkeit Campaniens unser Gemüth mehr bedrückt als erquickt, dann bietet das Stromgebiet des Arno das beglückende Bild gesunder Wohlhabenheit und einer mannigfaltigen Bodencultur, die, vom Klima in jeder Weise begünstigt, bestimmt und befähigt ist, die vielfachen Bedürfnisse einer thätigen intelligenten Bevölkerung zu befriedigen. Hier ist jeder Fußbreit Erde bebaut, die Vereinigung von Getreide, Reben und Fruchtbäumen auf demselben Acker ermöglicht eine dreifache Ernte, der Johannistrieb des Maulbeerbaums gestattet eine zweite Zucht der Seidenraupe, Feigen und Orangen werden — letztere allerdings nur an geschützten Orten — in vorzüglicher Qualität gewonnen, die prächtigen Olivenhaine liefern das köstlichste Oel, und der Landwein Toscanas, der milde Chianti, darf getrost der König unter den Weinen Italiens genannt werden. Hier sitzt der Landmann noch auf der eigenen Scholle, die seine Arbeit dankbar vergilt und ihn reichlich nährt, hier sind, wenigstens bis heute, noch nicht die socialen Mißstände eingerissen, unter deren Last die ländliche Bevölkerung des übrigen Italiens fast allerorts seufzt und blutet. Und deshalb macht sich die Freude am Dasein in Toscana auf Schritt und Tritt geltend. Der Menschenschlag dieser Provinz ist schön, stark und geweckt, der Sinn für Sauberkeit, Schmuck und schöne Farbenzusammenstellung ist hier stärker als anderswo, und das sinnige Gemüth des Volkes redet aus zahllosen Volksliedern. Daß in diesen Liedern die Blumen eine bevorzugte Rolle spielen, ist nicht verwunderlich, nicht umsonst steigt aus dem engsten Höfchen ein Rosenstock bis zum flachen Dache empor, nicht umsonst führt Florenz, das „Blühende", die Lilie im Wappen.

Die Reisenden aller Zeiten haben Toscana als die Perle unter den Landschaften der Halbinsel gepriesen, auch Volkmann

*) Siehe Jahrgang 1894, Nr. 140.

ist seines Lobes voll; um so weniger versteht man die Eile, mit der Goethe gerade dieses, von Natur und Kunst so reich beschenkte Gebiet durchreiste. Und doch scheint er die Empfindung gehabt zu haben, daß jenseits des Apenninengebirges eine andere, für ihn neue Welt beginne. Auch er hat den Zauber empfunden, den der erste Anblick von Florenz auf den Nordländer ausübt. In seinen Berichten versäumt er nie, bei der Schilderung starker Eindrücke eine detaillirte Zeitangabe hinzuzufügen; wir haben diese Beobachtung u. A. bei seiner Ankunft in Venedig gemacht, wo er die fünfte Nachmittagsstunde, da er aus der Brenta in die Lagunen einfahrend, die Markusstadt zum ersten Male sah, im Buche des Schicksals voraus bestimmt sein läßt. So schreibt er auch hier: „Den dreiundzwanzigsten früh, unserer Uhr um Zehne, kamen wir aus den Apenninen hervor und sahen Florenz liegen in einem weiten Thal, das unglaublich bebaut und ins Unendliche mit Villen und Häusern besät ist." Trotz der beschleunigten Reise entgeht ihm das charakteristische Gepräge von Stadt und Gegend nicht. „Der Stadt," so bemerkt er, „sieht man den Volksreichthum an, der sie erbaut hat; man erkennt, daß sie sich einer Folge von glücklichen Regierungen erfreute. Ueberhaupt fällt es auf, was in Toscana gleich die öffentlichen Werke, Wege, Brücken für ein schönes grandioses Ansehen haben. Hier ist Alles zugleich tüchtig und reinlich, Gebrauch und Nutzen mit Anmuth sind beabsichtigt, überall läßt sich eine belebende Sorgfalt bemerken." Auch über die Art des Ackerbaues orientirt er sich auf seiner schnellen Fahrt; was er über Stand und Cultur des Weizens sagt, klingt so sachverständig, daß die betreffende Stelle ohne Weiteres in einer landwirthschaftlichen Fachzeitung Platz finden könnte.

Desto kürzer hält er sich bei Florenz auf, der Stadt, die damals wie heute die zweite Hochburg aller Kunst war: „Die Stadt hatte ich," so notirt er mit drei Zeilen, „eiligst durchlaufen, den Dom, das Baptisterium. Hier thut sich wieder eine ganz neue, mir unbekannte Welt auf, an der ich nicht verweilen will."

Diese „neue unbekannte Welt" ist die Frührenaissance, die in der Stadt der Medici ihre schönsten Blüthen getrieben hat. Um Goethe's Bildungsgang ganz zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, was er in Florenz nicht gesehen hat. Dieser Mangel hat ihm für das ganze Leben angehaftet, seine Gleichgiltigkeit gegen die Florentiner Kunst hat sich — ihm selbst freilich unbewußt — bitter gerächt; weil ihm dieser Grundstein fehlte, hat das ganze Gebäude der neueren Kunst für ihn des Haltes entbehrt. Die Unkenntniß der Frührenaissance — das ist die Stelle, wo der Olympier sterblich war! Vergebens wird man in seinen Notizen nach einer Würdigung des Brunelesco oder des Verrocchio suchen, viel weniger natürlich wird man auch nur die Namen der Künstler finden, zu deren Verständniß allein Florenz den Schlüssel bieten kann, wir meinen den formenfrohen Ghiberti, den kindlich heitren Luca della Robbia, den wuchtigen Donatello, den naiv frommen Angelico da Fiesole, den idyllisch zarten Filippo Lippi und den poesievollen Sandro Botticelli.

Freilich dürfen wir nicht außer Acht lassen, daß mit Ausnahme von Ghiberti und Donatello, welch' letzteren sogar Volkmann „einen der größten neueren Bildhauer" nennt, alle übrigen sich im vorigen Jahrhundert durchaus keines Beifalls zu erfreuen hatten. Es ist daher um so erstaunlicher, daß von allen eine reiche Zahl wohlerhaltener Werke auf uns gekommen ist. Allerdings darf sich Florenz auch der ersten Galerien im modernen Sinne rühmen, das geläuterte Kunstverständniß der Medici hatte die köstlichen Sammlungen der Uffizien und des Palazzo Pitti schon früh über das Niveau fürstlicher Raritäten-Kammern, und zu Bildungsanstalten ersten Ranges erhoben. Im Sammeln wie im Aufstellen der Kunstwerke macht sich von vornherein ein gewisses System geltend, für gute Stücke werden hohe Summen bezahlt, unerreichbare in getreuer Copie erworben und Kataloge mit kritischen Anmerkungen veröffentlicht. Wir finden darin bereits die Hauptstücke der jetzigen Sammlungen; besonders eingehend sind die Antiken beschrieben, Manches schon in unserem Sinne, Vieles freilich überschätzt. Mit griechischen Künstlerbezeichnungen sind die Kataloge bis in unser Jahrhundert hinein äußerst freigebig.

Wir wissen, daß Goethe den Dom und das Baptisterium in Augenschein genommen hat. Er sah beide nur flüchtig, ohne Genuß und Nutzen. Die Fassade des ersteren bot damals freilich keinen erfreulichen Anblick, sie war im Jahre 1587, da die italienische Renaissance schon in den letzten Zügen lag, aus ästhetischen Gründen (als „gegen architektonische Regel und Vernunft") sammt ihrem Statuenschmuck heruntergeschlagen worden, ohne daß die Kunstzeloten sich bemüßigt gesehen hätten, für irgend welchen Ersatz zu sorgen. Erst in unseren Tagen (1875—87) hat man nach vorhandenen Plänen, und sicherlich im Einklange mit der übrigen Architektur, die Fassade restaurirt.

Mag es also gerechtfertigt scheinen, daß das Aeußere des Domes Goethe's Beifall nicht fand, so ist es doch unerklärlich, weshalb er die reichen bildlichen Darstellungen, mit denen das Innere der Kirche, der schöne Campanile und das nahe Baptisterium geschmückt sind, keines Wortes würdigt. Gerade das Baptisterium besitzt in seinen berühmten Erzthüren (Andrea Pisano, Lorenzo Ghiberti) Kunstwerke von so gewaltigem Realismus, daß man annehmen müßte, sie hätten Goethe zu derselben Begeisterung hingerissen, wie einst Michelangelo, der sie für würdig hielt, als Pforten des Paradieses zu dienen. Und seltsam! Noch während seiner Reise, hauptsächlich aber in seinen vorgeschritteneren Jahren sehen wir Goethe mit Eifer und Glück kleine Metallreliefs (sogenannte Plaquetten und gegossene Medaillonbilder) eben jener Zeit sammeln. In den Glaskästen des Goethehauses zu Weimar werden die Stücke aufbewahrt; manche darunter tragen den Namen eines Pisano oder Ghiberti, aber keines vermag auch nur einen leisen Begriff von der Kunst zu geben, an der Goethe bei seinem Besuch in Florenz achtlos vorübergegangen ist.

Nicht minder flüchtig war Goethe's Besuch im Garten Boboli, bei dem er nur die köstliche Lage zu rühmen weiß. Und doch ist diese Gartenanlage vielleicht eine der schönsten der Welt, jedenfalls die bedeutendste Italiens. Kann sie sich auch hinsichtlich des Reichthums an gigantischen Cypressen nicht mit dem Giardino Giusti in Verona messen, sucht man hier auch den Märchenzauber der Villa Este zu Tivoli oder die fast tropische Vegetation palermitanischer Gärten vergebens, so begegnen wir hier einer so stilistisch einheitlichen Anordnung von Wegen, Gebüschen, Rasenplätzen, Laubgängen, Brunnen und Marmorbildern, wie sonst wohl nirgends. Wie der Palazzo Pitti das seitdem unerreichte Ideal eines fürstlichen Palastbaues ist, das selbst ein Vasari das Erhabenste nennt, was die reiche Architektur Toscanas hervorgebracht, so ist der zu diesem Palaste gehörige Giardino Boboli der ideale Lustgarten der Renaissance. Was von Florenz im Allgemeinen gilt, trifft auch hier zu: Natur und Kunst haben an dieser Anlage gemeinsam mit besonderer Liebe gewirkt. Die Lage des Gartens auf dem Hügellande des linken Arno-Ufers ist unvergleichlich, die Ausblicke auf die Stadt von den höchsten Partien des Geländes und dem Casino del Belvedere sind überraschend, und das dunkle Grün der hohen Steineichen-Gänge, in deren Nischen helle Marmorstatuen schimmern, der weitgespannte blaue Himmel, die bunten Fassaden der Häuser auf dem jenseitigen Flußufer und endlich die langgedehnte Thalmulde mit ihren silbergrauen Olivenwäldchen, schwarzen Cypressengruppen und blendendweißen Landhäusern vereinigen sich zur schönsten Farbenharmonie. Von besonderem Reize sind auch die Fontänen des Gartens, vor Allem der Neptunsbrunnen des Stoldo Lorenzi und die Vasca dell' Isoletto, mit ihrer Citronen-Insel und der berühmten Oceanus-Statue des Gian Bologna. Das Wasserspiel dieser Brunnen ist bescheiden, aber die Gruppen der Marmorfiguren inmitten der haushohen regelrecht beschnittenen Laubwände, die stille Oberfläche des Wassers, das die schöngeformten rothen Thonkübel mit den fruchtbeladenen Citronen- und Orangenbäumen wiederspiegelt und auf dem stolze Schwäne lautlos dahingleiten, sodann das weite Amphitheater mit den langen steinernen Sitzreihen, dem Obelisk und dem prächtigen Hintergrunde aus ansteigendem Buschwerk werden wohl in jedem Besucher den Gedanken an die Zeit wachrufen, da diese anmuthigen Oertlichkeiten von den farbigen Gestalten eines lebenslustigen Hofes belebt waren. Was für die ausgehende Epoche des Rococo Sanssouci, das war für die absterbende Renaissance der Palazzo Pitti und sein Garten Boboli: das letzte schöne Aufleuchten eines scharf ausgeprägten geistigen und künstlerischen Stiles. Goethe „eilte so schnell heraus als hinein", er verließ Florenz nach kaum dreistündigem Aufenthalte. Auch über den Verlauf seiner Reise bis Assisi besitzen wir nur sehr knappe Mittheilungen; sein Reisegefährte, ein päpstlicher Officier aus Perugia, der sein Herz ausschüttete und ihn Einblicke in Denkart und Bildungsverhältnisse des italienischen Mittelstandes thun ließ, beschäftigte ihn mehr, als die Gegend, die er durchfuhr. Erst in Perugia, wo ihn sein Begleiter verläßt, findet er Gelegenheit, die zwei Tage lang unterbrochenen Notizen fortzusetzen. „Die Herbergen," so schreibt er, „waren so schlecht, daß an kein Auslegen eines Blattes zu denken war." Wo er auf der Strecke von Giredo bis Perugia übernachtet hat, verschweigt er, vermuth-

sich in den Orten Figline und Castiglione, da er einen Aufenthalt in den immerhin ansehnlichen Städten Arezzo und Cortona jedenfalls erwähnt haben würde. Bis Arezzo zeigt die Gegend durchweg in Vegetation und Cultur toscanisches Gepräge, die Felder sind sorgfältig bebaut und die schönen Bergpartien zur Linken mehr oder minder stark bewaldet. Dann aber tritt ziemlich unvermittelt eine Wandlung ein, die Aecker sind nur nothdürftig bestellt, der Wald verschwindet immer mehr, und das Gebirge dacht sich gegen den Trasimenischen See hin zu einem sanft gewellten Hügellande ab. Den Anblick des Sees selbst nennt Goethe mit Recht „höchst erfreulich". Jedenfalls ist er eigenartig und unterscheidet sich wesentlich von den übrigen Seen Ober- und Mittelitaliens. Sein stilles grünes Wasser erinnert lebhaft an die Lagunen Venedigs, die ungemein flachen, schön beschilften und von zahllosem wildem Wassergeflügel und hochbeinigen schwarzen Schweinen bevölkerten Ufer dürften jedem Freunde der antiken Literatur die mythologischen Landschaften Ovid's in's Gedächtniß zurückrufen, während drei prächtig bewaldete Inseln, deren eine ein Schlößchen trägt, an die Märchen- und Sagenkreise gemahnt, mit denen die Phantasie nordischer Völker die stillen Landseen ihrer Heimath umgeben hat. Die Anwohner des Lago Trasimeno freilich werden ihren See mit weniger freundlichen Augen betrachten, sie gehen sogar ernstlich mit dem Gedanken um, ihn durch Trockenlegung zu beseitigen, denn aus dem seichten Wasser steigen allabendlich tödtliche Fieberdünste empor, die sogar noch dem hochgelegenen Perugia gefährlich werden. In letzter Zeit hat man angefangen, durch systematischen Anbau des schnellwachsenden Eukalyptus dem Uebel entgegenzuarbeiten; ob sich der heilkräftige Baum auch hier bewährt, wird die Zukunft lehren.

Das Nordufer des Sees ist der Schauplatz des Sieges, den Hannibal über den Consul Gajus Flaminius davontrug. Wenn man Volkmann's Bericht Glauben schenken darf, so wurden noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auf den dortigen Aeckern Gebeine erschlagener Römer gefunden. Ueberhaupt wird hier der Boden mit jedem Schritte, den man südwärts thut, classischer; dies ist die Gegend, bei deren Anblick Seume ausrief: „Wer nur ein Kerl wäre, der etwas Ordentliches gelernt hätte! Hier ist das Land, wo kein Stein ohne Namen ist!" Nicht uninteressant ist es, hiermit zu vergleichen, was Goethe im Hinblicke auf eben diese Landschaft äußert: „Mit dem, was man classischen Boden nennt," so schreibt er, „hat es eine andere Bewandtniß (er spricht vorher von den sinnlich wahrnehmbaren Resten des Alterthums). Wenn man hier nicht phantastisch verfährt, sondern die Gegend real nimmt, wie sie daliegt, so ist sie doch immer der entscheidende Schauplatz, der die größten Thaten bedingt, und so habe ich immer bisher den geologischen und landschaftlichen Blick benutzt, um Einbildungskraft und Empfindung zu unterdrücken und mir ein freies, klares Anschauen der Localität zu erhalten. Da schließt sich denn auf eine wundersame Weise die Geschichte lebendig an, und man begreift nicht, wie einem geschieht, und ich fühle die größte Sehnsucht, den Tacitus in Rom zu lesen."

Diesen Ausspruch dürfen wir noch erweitern. In Umbrien schließt sich nicht nur die Geschichte lebendig an die Localität an, sondern, und zwar in noch weit augenfälligerer Weise, auch die Kunst. Wohl keine andere Malerschule Italiens steht mit dem Boden, auf dem sie entsprossen, in so engem Zusammenhange wie die umbrische. Für uns ist Perugia mehr als die uralte Gegnerin Roms, mehr als das Kleinod der Tiara und das Schmerzenskind päpstlicher Diplomaten, es ist die Stadt, in der Rafael seine Lehrjahre verlebte, die Stadt eines Buonfigli, eines Pinturicchio, eines Pietro Perugino!

Wer den Berg erklettert hat, den die nach alt-italischer Art erbaute Stadt krönt, und nach mühseliger Wanderung durch enge steile Gäßchen und über holperige Treppen und Treppchen den imposanten festen Regierungspalast betritt, der im dritten Stockwerke die reiche Gemäldesammlung birgt, der wird nicht wenig erstaunen, auf den alten Schildereien rings an den Wänden dieselben ernsten Männerköpfe, dieselben milden Frauengestalten wiederzufinden, denen er draußen auf Schritt und Tritt begegnete. Noch überraschender ist die Aehnlichkeit der landschaftlichen Hintergründe mit der Fernsicht, die ihm jedes Fenster bietet. Dieselben weichen Wellenlinien der Berge, derselbe, zu einer langen Farbenscala abgestufte Azur der Fernen! Nur wer hier oben stand und die Blicke über das blaue Umbrien schweifen ließ, wird die Werke dieser Schule ganz verstehen können!

Die hohe Lage der Stadt bedingt eine gewisse Isolirung, wie im Leben so auch in der Kunst. Eine alte trotzige Selbstständigkeit macht sich überall geltend. Die engen Gassen, die vielen Treppen und Durchgänge, die finstern romanischen und gothischen Paläste und Kirchen verleihen Perugia das Gepräge einer durchaus mittelalterlichen Stadt. Betritt man sie in der Mittagsgluth eines Sommertages, so könnte man sie für ausgestorben halten. Auf Gassen und Plätzen zeigt sich kein Mensch, das weiße Pflaster blendet und glüht, nur aus den gewaltigen Steingewölben des Stadthauses und durch die halbgeöffneten Portale des Domes zieht ein kühlerer Lufthauch. Schläfrig tröpfelt der schöne romanische Brunnen des Pisano, nicht einmal die Bettler auf den Treppenstufen regen sich, und selbst die unzähligen zottigen grauen Katzen blinzeln verschlafen und weichen bei unserer Annäherung kaum von der Stelle. Still wie die Stadt selbst, liegen die Gärten, die sich an den Abhängen des Stadtberges hinabziehen; unbeweglich stehen die grauen Oelbäume und die breitblätterigen Ulmen, kein Vogelruf unterbricht das Mittagsschweigen, und an den blühenden Rebstöcken zeigt sich kaum eine Biene. Das Ohr muß feiern, während das Auge schwelgt. Soweit der Blick schweift, schimmert das sonnige Land in warmem gesättigtem Blau, Bergketten hinter Hügelketten, ein ganzes blaues Meer mit erstarrten Wellen. Wie um dieses Bild noch zu vervollständigen, tragen die höchsten dieser Wellen Kämme von blendendem Schaum — es sind die Häupter der römischen Apenninen, die selbst die Sonne eines Sommermittags ihrer Schneehauben nicht zu berauben vermag.

Bei diesem Formen- und Farbenreichthum vermißt man die Menschen nicht, die in Italien sonst eine so willkommene Staffage sind. Auch Goethe, der kaum länger als eine Nacht in Perugia verweilte und „an einem herrlichen Morgen" weiterzog, „fühlte die Seligkeit, wieder allein zu sein". Auch hier verliert er wenig Zeit mit Notizen, dafür hatte er sich „die Bilder wohl eingedrückt".

Seiner mit jedem Schritte wachsenden Sehnsucht nach der ewigen Stadt währte die Fahrt mit der primitiven „Sedia", einem zweiräbrigen Wagen, fast zu lange. „Mit den Vetturinen," schreibt er, „ist es eine leidige Fahrt; das Beste, daß man ihnen bequem zu Fuße folgen kann. Dieses Italien," so fährt er unmuthig fort, „von Natur höchlich begünstigt, blieb in allem Mechanischen und Technischen, worauf doch eine bequemere und frischere Lebensweise gegründet ist" (durchaus modern gedacht!) „gegen alle Länder unendlich zurück."

Dieser Ausspruch ist heute nicht mehr zutreffend. Die Italiener haben in den letzten fünfzig Jahren nachgeholt, was sie in früherer Zeit versäumten. Sie sind treffliche Ingenieure geworden; ihre kühnen Tunnel- und Brückenbauten, ihre prächtigen Hafenanlagen sind beredte Zeugen dafür. Fast überall sind die Landstraßen gut, die kleinste Stadt hat Pferdebahn- oder Dampfwagenlinien, und wo in näherer Umgebung ein Wasserfall billige mechanische Kraft liefert, auch elektrische Beleuchtung. In dieser Beziehung wetteifert Italien mit jedem anderen Culturlande Europas, ja, es würde alle überflügeln, wenn seine finanziellen Verhältnisse die Verwirklichung vieler größerer Projecte gestatteten. Uebrigens haben sich die Italiener jederzeit mit Mechanischem und Technischem — freilich zumeist theoretisch — beschäftigt, denn wohl nirgends sonst weist die Gelehrtengeschichte eine so lange Reihe namhafter Physiker auf. Auch die Thätigkeit der zahlreichen gelehrten Gesellschaften und Akademien erstreckt sich in erster Linie gerade auf dieses Gebiet, und in der Renaissancezeit bildete die Kenntniß mechanischer Gesetze eine nicht unwesentliche Seite der individuellen Bildung. Die Praxis hat sich in diesem Lande allerdings spät entwickelt, weil sich das Bedürfniß nach den Bequemlichkeiten des Lebens spät einstellte; aber auf dem breiten Fundamente der Theorie ließ sich dafür desto schneller und sicherer bauen.

Aber dieser Uebergang von Theorie zu Praxis ist vielleicht auch der einzige Punkt, in dem sich der Italiener des vorigen Jahrhunderts von dem jetztlebenden unterscheidet!

Bücherbesprechungen.

— Tranzschel, Friedrich Georg, Pastor zu St. Johannis in Leipzig, Ein Wort zu seiner Zeit. Predigtsammlung. Leipzig, Dürr, 1895. 221 Seiten. Gebunden 3 ℳ 50 ₰. — Nur 15 Predigten und Reden (von Amtsbrüdern) enthält die Sammlung: aber mit einem Reichthum an Gedanken, einer Fülle von Gesichtspunkten für Zeitfragen, Zeitereignisse, politische und sittliche und wissenschaftliche Strömungen. Nur „ein Wort" ist der bescheidene Titel: aber „zu seiner Zeit" redet der Glaubenszeuge und Bußprediger warm, erschütternd, tröstend, warnend, Kopf und Herz seiner Hörer gleicherweise fassend. Nur von einer Großstadtkanzel aus, nur für eine Gemeinde von dem Evangelio bereits Nahestehenden sind derartige Predigten möglich; nicht von jeder Kanzel, nicht für jede Gemeinde sind sie statthaft. Die Drucklegung entspricht nicht nur allgemeinen Wünschen, sondern auch der Nothwendigkeit, das einmal Gehörte und doch durch einmaliges Hören nicht ganz Erfaßte still auf's neue zu durchlesen und im Einzelnen zu durchdenken: Studenten und Ausstudirte bezeugen das. Die große Belesenheit T.'s ist ein Stück seiner umfassenden Vorbereitung für die Predigt: er lernt und liest für sein Lehramt; predigend giebt er, was er ist und was er hat an Wissen und Können. Einzelheiten können zu hoch oder gesucht erscheinen: doch manches erklärt sich dann (so Seite 66, 209: Anmerkung) aus besonderen Anlässen oder aus der allenthalben zu erkennenden Absicht, in prägnanter Sprache Weltliches und Zeitliches in das Licht des Evangeliums und der Ewigkeit zu rücken, Kunstwerke und Poesie als Wegweiser zu dem Allerheiligsten der Religion zu kennzeichnen, über dem unruhigen Wellenschlage des Zeitenstromes den Einen und ruhig waltenden Gottesgeist aufzuzeigen, die Weltgeschichte als Moment der Heilsgeschichte zu deuten. Sicher bieten T.'s Predigten „Vielen Viel und Vieles" (multis multum et multa); „Glaube allein und Christus allein" ist die oberste Losung der weitherzigen, vielumfassenden und doch an Bibel wie Bekenntniß eng gebundenen Zeugnisse, die mehrfach an „den rechten Israeliten ohne Falsch" Franz Delitzsch erinnern.

8. Dr. E. H.

B. K. Im Lichte des Herrn. Eine Sammlung fortlaufender Predigtjahrgänge. Herausgegeben von Adolf Ohly und Christoph Kolb. Band III. Die Evangelien des zweiten braunschweigischen Perikopenjahrgangs. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer. 1894. — Nachdem in den zwei vorausgegangenen Bänden die bayerischen Evangelien von Thomasius und die Episteln des zweiten württembergischen Jahrgangs behandelt worden sind, bringt nun dieser dritte Band Predigten über die bezeichnete Textreihe, die der Natur der Sache nach sich mit der von Thomasius vielfach deckt. So sind von den 72 Texten, die hier ausgelegt werden, nicht weniger als 35 in den bayerischen Evangelien entweder ganz oder zum Theil auch schon vertreten und mehrere der Mitarbeiter bekunden in einer Anmerkung, daß sie vorausgehende oder nachfolgende Verfasser mit in die Besprechung gezogen, also eigentlich gar nicht nach der braunschweigischen Textreihe gepredigt haben. Es mag wohl den Herausgebern, die das Rheinland und Schwaben vertreten, an der ausreichenden Fühlung mit Braunschweig gefehlt haben, da sie, wenn wir recht sehen, nur fünf Predigten aus diesem Lande aufgenommen haben. Darauf kommt so viel nicht an, doch ist es um der Einheitlichkeit willen besser, über den betreffenden Text, für den eine Predigt fehlt, lieber selber eine zu machen, als die eines auch noch so berühmten Predigers einzuschieben, der doch gar nie in dem Gedankenkreis dieser Predigtweise sich bewegt hat. Es ist keine leichte Aufgabe, diese zu einer Bibliothek anschwellenden Predigtsammlungen aller Art zu prüfen und zu besprechen; damit bezweifeln wir nicht die Richtigkeit der Behauptung, daß es über die altkirchlichen Perikopen übergenug, über andere Theile der Schrift noch viel zu wenig Predigtdrucke giebt. Aber es handelt sich ja bei solchen Sammlungen gar nicht um ein bestimmtes theologisches und kirchliches Denken, zu dem man Stellung nehmen könnte: aus den verschiedensten Ländern und von den verschiedensten Standpunkten aus werden diese Beiträge vermittelt, wenn auch die Herausgeber eine bestimmte Richtung mit ihrem Vorgehen innehalten. Deshalb ist es unmöglich, auf Einzelnes einzugehen, so groß die Versuchung beispielsweise ist, wenn man eine Predigt über das Epiphaniasfest liest, in welcher das Wort Mission oder ein ihm gleichbedeutendes auch nicht einmal vorkommt, ein Beweis, wie sehr die Mission vielfach als Sache gewisser Kreise und nicht als christliche Gemeindeangelegenheit betrachtet wird. Wir stellen also fest, daß wir hier eine Reihe sehr tüchtiger Predigten gefunden haben, sowohl von Theologen, deren Name weithin bekannt ist, wie von Lechler, Dryander, Kögel, Frommel, Quandt, Stöcker, Stählin, v. Buchrucker, als auch von solchen, deren Werth man in ihrer Gemeinde desto besser wird zu schätzen wissen. Die üblichen Festtagspredigten, auch eine zum Missionsfest, sind beigegeben. Sächsische Prediger finden von allen den 72 Texten nur sieben nicht in ihrem Perikopenbuch, zwei stehen im Lectionar, die übrigen zumeist im dritten und vierten Jahrgang, wenn auch mit verändertem Anfang oder Schluß. So hat die Sammlung gerade für dieses Kirchenjahr in Sachsen ihren besonderen Werth.

P. G. Kurze, Wie die Kannibalen von Tongoa Christen wurden. Ein Blatt aus der Missionsgeschichte der Neuhebriden. Leipzig, Akademische Buchhandlung. 1894. 1 ℳ — Auf den Inseln der Südsee feiert die Heidenmission noch immer ihre schnellsten Siege, obwohl gerade dort das Heidenthum zuweilen in der abschreckendsten Gestalt vorkommt. Die Geschichte von Tongoa bestätigt das. Als der norwegische Missionar Michelsen, dessen Thätigkeit hier beschrieben wird, im Jahre 1878 die Insel betrat, waren die Bewohner dem Kannibalismus und andern abschreckenden Lastern ergeben, als er aber 1891 eine Erholungsreise nach seiner alten Heimath antrat, sah er die Bekehrung der Insulaner bereits so weit vorgeschritten, daß es keine ungetauften Tongoanesen mehr gab. Die Eingeborenen brachten sogar das Reisegeld für den Missionar durch eine freiwillige Sammlung auf. Diese Verwandlung der Zustände in Tongoa darf wohl gerade bei uns in Deutschland auf besonderes Interesse rechnen, weil die Insel nahe beim deutschen Schutzgebiet liegt und die Christianisirung mancher Eilande in der deutschen Südsee wahrscheinlich in ähnlicher Weise verlaufen wird.

J. B. Das Wetter. Meteorologische Monatsschrift für Gebildete aller Stände. Herausgeg. von Prof. Dr. R. Aßmann. 11. Jahrgang. Braunschweig, Otto Salle. 288 Seiten mit 12 Kartenbeilagen. Der Jahrgang 6 ℳ, das Heft 75 ₰. — Mag man nur einen flüchtigen Blick auf die Liste der Autoren oder auf das Inhaltsverzeichniß dieser Zeitschrift werfen, mag man als Stichprobe einen einzelnen Artikel aufmerksam lesen oder den ganzen Band gründlich durchstudiren, immer wird man die Ueberzeugung gewinnen, daß dieselbe gut geleitet und, wenn auch populär gehalten, so doch fachmännisch bedient wird. Das Gepräge des 1894er Jahrganges wird in erster Linie durch eine Anzahl von Artikelreihen bestimmt. So schreibt Dr. Kaßner in Berlin in 5 Heften über den Kreislauf des Wassers, in 2 anderen über den Schnee. Dr. Beckenstedt in Halle bringt 5 Artikel über Wolkenkunde in Mythologie, Volksanschauung und Meteorologie. Der Director des königl. preußischen Statistischen Bureaus (Blenck) berichtet in drei Heften über die Zunahme der Blitzgefahr und die Einwirkung des Blitzes auf den menschlichen Körper. P. Polis in Aachen veröffentlicht in zwei Heften seine eingehenden Studien über Sonnenflecken, Witterung und Klimaschwankungen in Aachen und R. Süring die seinen über die Anticyklonen des Winters 1893/94 nach Beobachtungen auf dem Brockengipfel. Dr. A. Forster in Wien behandelt in den letzten zwei Heften die Temperatur fließender Gewässer Mitteleuropas. Den Zeit- und Streitfragen der Gegenwart ist der Herausgeber gerecht geworden durch Aufnahme der Artikel über den kältesten bewohnten Punkt der Erde, das Regenmachen, Helmholtz und die Wolkenwogen, die klimatische Schutzwirkung des Waldes in Nordamerika, die höchste meteorologische Station der Welt, die Kälte der ersten Januarwoche, den Einfluß der Fernsprechnetze auf das Verhalten der atmosphärischen Elektricität, den Nachtfrost vom 19. zum 20. Mai 1894 u. A. m. Von neuen Werken werden ausführlich besprochen Joh. Müller's Lehrbuch der kosmischen Physik, der 9. Jahrgang von Wildermann's Jahrbuch der Naturwissenschaften, die Quellenkunde von H. J. Haas, Heussi's Lehrbuch der Physik, das Wetter von Abercromby u. a. Die regelmäßige Monatsübersicht über den Witterungsverlauf, meteorologische Notizen und Correspondenzen bilden den weiteren Inhalt jedes Heftes. Als Beilage erscheint in jedem Monate eine farbige Niederschlagskarte nebst Luftdruck- und Temperaturlinien. Die Zeitschrift bietet des Interessanten so viel, daß sie jedem Freunde naturwissenschaftlicher Lectüre warm empfohlen werden kann.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 8. Sonnabend, den 19. Januar. 1895.

Die Poesie des Erzgebirges.

Von F. Schneider.

Reich ist der Quell von Poesie, der dem Erzgebirge entflossen ist. Volkspoesie und volksthümliche Poesie reichen sich die Hand zur Erbauung und Erhebung des Volkes, und zwar tritt der Unterschied zwischen beiden Gattungen nicht stark hervor, weil auch die Kunstdichter, die Dichter von Beruf, zumeist mitten im Volksstamme leben, das Leben ihrer Landsleute, ihre Freuden und Leiden, ihre Neigungen und Verhältnisse, ihre Sitten und Bedürfnisse, ihre Sprache und ihren Charakter kennen und theilen. Alle drei Arten der Kunstdichtung sind in der Poesie des Erzgebirges vertreten, Drama, Epos und Lyrik, am meisten aber die letzte. In den Gegenden des oberen Erzgebirges haben sich Anklänge an die geistlichen Schauspiele erhalten in den Puppen- und Weihnachtsspielen, die für unser Gebirge ein charakteristisches Merkmal bilden. Die Puppenspiele behandeln theils alte Stoffe wie Genoveva, Hänsel und Grethel, Dr. Faust, theils neuere aus der heimischen Geschichte und Sage, wie Harras den kühnen Springer, Ritter Kunz von Kaufungen, den Prinzenraub, die lange Schicht zu Ehrenfriedersdorf, den kühnen Wildschützen Karl Stülpner. Die Weihnachtsspiele, welche, obwohl hier entstanden, mehr und mehr zu verschwinden scheinen, sind meist Dramatisirungen der Evangelien, in denen die Personen der heiligen Geschichte redend auftreten, und haben keinen besonderen dichterischen Werth. Reste davon haben sich erhalten in Schlettau und Mittweida, dann in Lößnitz, wo ein Christspiel vor einigen Jahren in erneuter Gestalt mit steigendem Beifall aufgeführt wurde. Ferner sind hier zu erwähnen die Erzählungen der Engelschaar, die Umzüge der heil. drei Könige Kaspar, Melchior und Balthasar mit dem Stern, die Recitationen und Umzüge der Kinder, die gegen eine kleine Gabe, einen warmen Trunk, ein Stück „Stulln" ihre Sprüche und Lieder zum Besten geben. Die Sitte erinnert an die Institution der Kurrendaner des Mittelalters, welche, wie aus Luther's Leben bekannt ist, nicht nur an den drei hohen Festen, sondern an allen Sonntagen für Geld oder Naturalien sangen. In dem Umfange, wie sie hier und dort noch üblich ist, hat sie einen tieferen Sinn und darum Berechtigung, sie ist eine von den guten alten Sitten. Hierbei sind auch die sog. „Kirmsingen" zu erwähnen, welche in vielen Gegenden noch üblich sind, besonders aber in der Gegend Flöha-Pockau-Marienberg. Viele Wochen vorher versammeln sich die Knechte — meist sind es größere Güter, von denen die Züge und Veranstaltungen ausgehen — und üben unter Leitung eines Vorsängers die Reime und Weisen ein, mit welchen sie am Kirmestag die Herrschaft, deren Verwandte und Nachbarn ansingen wollen. Zunächst erfolgt der Begrüßungsgesang:*)

Wir kommen daher zu Abend spat.
Ein' schön' gut'n Abend, den geb Euch Gott!
Und ein vergnügtes Leben!
Nehmt Ihr's nicht an als einen Hohn,
Daß wir jetzt treten auf den Plan,
Und laßt's Euch nicht verdrießen!

Nun kommen die Angesänge,
an den Gutsherrn etwa: Der gnädge Herr trägt eine goldne Uhr,
Er steht den Unterthan'n getreulich vor.
bei den Söhnen: Gewichste Stiefel, Sporen dran, Wir singen die
Junker freundlich an.
bei dem Ortsrichter: Tinte, Feder, Rechenbret! Der Herr Richter
ist aller Ehren werth.

bei einem Bauern: Der Bauernstand ist schön geziert, Wenn er das
Korn in d' Scheune führt.
bei einer gewöhnlichen Haushaltung: Ein braver Mann, ein schönes Weib,
Wo man sehr gute Wirthschaft treibt.
bei einem Ehemann: Der N. N. ist ehrenfest, er liebt sein Frau
auf's Allerbest.
bei einer Jungfrau: Ein rother Apfel, weiß Geblüt! Die
Jungfer trägt ein frisch Gemüth!

Zwischen den Angesangsreimen wurden noch Zwischenverse gesungen; es sind meist mehr oder minder zarte Winke, wenn einer die Absicht der Sänger nicht verstehen wollte.

Wir tret'n hier an diesem Zimmer! Wir tret'n hier an dieser Ecke,
Die Kirmsen — ja, die sind nicht immer! Und hab'n noch immer leere Säcke.

Wir hören den Ofen knacken, Ei, laßt uns nicht so lange stehn,
Die Kuchen, die sind gebacken. Wir woll'n doch gern noch weiter gehn.

Nachdem dann die Sänger eine Gabe erhalten hatten, sagten sie ihren Dank, wünschten alles Gute und versprachen, im nächsten Jahre wieder zu kommen.

Ein wirkliches erzgebirgisches Epos giebt es nicht; man könnte aber die Dichtungen über Kunz von Kaufungen und Karl Stülpner, die deren Leben und Thaten schildern, als Heldenlieder bezeichnen, so „Das Lied vom Kunzen von Kauffungen", das 1704 in Weißenfels gedruckt worden ist. Dagegen finden sich in manchen, sogar in vielen Liedern epische Partien, so daß sie sich nicht streng scheiden und der einen oder anderen Gattung zuweisen lassen.

Die reichste Ausbeute bietet, wie gesagt, die Lyrik, sowohl die Kunstdichtung, wie die Volksdichtung. Der älteste der geistlichen Liederdichter ist Johann Matthesius aus Rochlitz, der 1565 als Pfarrer in Joachimsthal starb. Von ihm stammt u. A. ein liebliches Kinderlied: „Nun schlaf, mein liebes Kindelein, thu deine Aeuglein zu, denn Gott, der will dein Vater sein, drum schlaf in guter Ruh." Johann Hermann Schein, geb. 1586 zu Grünhain, dichtete das bekannte Sterbelied: „Mach's mit mir, Gott, nach deiner Güt', hilf mir in meinem Leiden." Der vorzüglichste Lyriker seiner Zeit war der Erzgebirger Paul Fleming, geb. 1609 in Hartenstein, gest. 1640 in Hamburg. Ihm verdanken wir das Lied: „Ein getreues Herze wissen, ist des höchsten Schatzes Preis", das von seinem tiefen Gemüth, und das Lied: „In allen meinen Thaten laß ich den Höchsten rathen", das von seinem starken Gottvertrauen Zeugniß giebt. Tobias Clausnitzer aus Thum, während und nach dem 30jährigen Kriege lebend, ist der Verfasser des Sonntagsliedes „Liebster Jesu, wir sind hier". Der bedeutendste Liederdichter des Erzgebirges aber ist Christian Fürchtegott Gellert, geb. 1715 in Hainichen, gest. 1769 als Professor in Leipzig, dessen geistliche Oden und Lieder ebenso durch ihre aufrichtige Frömmigkeit wie durch ihre einfache, schöne Form sich auszeichnen. Auch seiner, der zu bekannt ist, um weiter behandelt zu werden, sei hier gedacht. In Jöhstadt ist Johann Andreas Cramer geboren (1723—1788), bedeutend als Kanzelredner wie als Dichter. Das herrliche Glaubenslied „Der Herr ist Gott und keiner mehr" rührt von ihm her. Ein Landsmann unseres Fleming ist der Hartensteiner Gottfried Benedict Funk, der 1814 als Consistorialrath in Magdeburg starb, der Dichter des Osterhymnus „Halleluja, jauchzt ihr Chöre". — Die weltliche Poesie ist gering, erst in neuester Zeit beginnt sie einen neuen Aufschwung zu nehmen. Ihr bedeutendster Vertreter ist der frühere Cantor, jetzige Rector a. D. Röder in Johanngeorgenstadt. Der größte Theil der (in H. Graser's Verlag erschienenen) „Gedichte und Geschichten in erzgebirgischer Mundart"

*) Aus: M. v. Biedermann „Die Kirmsingen im sächs. Erzgebirge".

sind von ihm verfaßt, und sie alle zeugen davon, daß er ein Meister in seinem Fache ist. Er hat sich fast auf allen Gebieten versucht und stets schöne Erfolge gehabt. Seine Stoffe entnimmt er gern den Gebirgszuständen vor etwa 50 Jahren. Die Gestalten, die er zeichnet, sind anspruchslos, heiter, nüchtern, unbedeutend, einfach, aber bieder und wahr. Ueber die Masse ragen empor „De Grußen", Bürger-, Post-, Forst- und Bergmeister, Amtmann, Pfarrer, Apotheker, Lehrer. Neidlos blickt der Erzgebirger auf zu den höher und besser Gestellten, jeder ist zufrieden mit seinem Loose, eine Pfeife Tobak, ein Gericht gute Kartoffeln, ein Vogel im Bauer, ein warmes Stübchen — mehr braucht er nicht. Liebliche Idyllen sind es, die der Dichter beschreibt, humoristische Episoden, freudige und traurige Ereignisse und Erlebnisse, und Alles mit der gleichen Anschaulichkeit, Wärme und dialektischer Kunstfertigkeit.

Wir kommen nun zum Volkslied und erwähnen zuerst die nationalen, die Vaterlands- und Kriegslieder. Sie entstanden durch äußere, politische Anlässe, infolge der Bedrohung des Vaterlandes und des heimischen Herdes, im Kriege selbst, und enthalten zum Theil ein gutes Stück Geschichte. Die ersten derartigen Lieder, die wir kennen, schildern die Kämpfe der Deutschen und besonders der Sachsen gegen die Türken; die Tapferkeit und die Siege der Christen werden darin gefeiert. Ein Lied schildert die Entsetzung Wiens, an welcher die Sachsen besonderen Antheil hatten; es beginnt: „Als Oesterreich sahe den großen Vezier | umringen das klägliche Wiener Refier | Da wurde bald wider das Türckische Schwert | auch seiner Churfürstlichen Hilfe begehrt." Der dreißigjährige Krieg hat gewiß viele solcher Gelegenheitslieder von Volksdichtern veranlaßt, aber nur wenige sind uns erhalten. In dem einen wird der Freiberger Bürger Muth und Treue gerühmt; besonders die Bergleute zeichneten sich aus bei der siebenwöchentlichen Belagerung der Stadt durch die Schweden im Jahre 1642. „Der Feind mußt abziehn mit Schand und Spott. Freyberg ist so fest geschlossen; der Kaiser und der Schwede hat es müssen lassen." Aus der Zeit der Freiheitskriege stammt das Lied: „Wohin, Napoleon, wohin, daß du so eilen thust?" und „Napoleon's Abschied". Besonders reich, ein Zeichen, daß das Volkslied in unserer Heimath noch lebt und neu sich belebt, ist die Volkspoesie aus dem letzten Kriege. Kampfeslust und Todtentrauer, Trennungsschmerz und Siegesjubel spiegeln sich darin wieder. Nur kurze Inhaltsangaben will ich noch mittheilen: „Die Stunde schlägt, die Abschiedsstunde", „Komm, Kamerad, komm", „Auf dem Schlachtfeld", „Soldatenloos", „Soldatentod". Straßburg und Sedan, die Kämpfe und Siege spielen darin eine besonders große Rolle. Die Gesellen- oder Wanderlieder singen das Lob eines Standes oder Handwerks oder ziehen das eine zu Gunsten eines anderen herab. Der Fuhrmann rühmt sein Geschäft, da er wohlgemuth hinausgefahren in die schöne Welt, daß er bei dieser Gelegenheit „des Weines hab getrunken so manchen stolzen Schlunken". Der Schäfer freut sich seines Lebens als des besten, „edelsten" Lebens auf der weiten Welt. Natürlich wollen die andern Zünfte ebenfalls nur ihrer eigenen den ersten Rang einräumen; Schuster und Schneider, Müller und Fleischer beanspruchen ihn für sich. Sie sind Nebenbuhler und streiten bald in ernster bald in humoristischer Weise um die Krone. Einen besonders bevorzugten und angesehenen Stand bildeten die Bergleute. Die „Bergreihen", welche bei der Einfahrt, in der Ruhezeit, bei Zusammenkünften und Bergfesten gesungen wurden, schildern das Leben der Bergleute mit seinen Gefahren und Mühen, mit seinen Freuden und Erfolgen. Hier ein Beispiel: „Die Bergleut, die sind hübisch und fein | sie hauen das Erz | sie hauen das Erz | aus festem Gestein. — Der eine hauet Silber | der andre rothes Gold | den schwartzbraunen Mägdelein | den sind sie hold." Am meisten blüht das Freundschafts-, das Minne- und Liebeslied. In ihm finden wir eingeschlossen die Sehnsucht und Liebe zur Heimath, Abschieds- und Wandergedanken. Im Liede ist die Rose das Symbol der Liebe, der Klee das der Hoffnung. Wenn zwei, so sich lieben, scheiden, „da verwelket Laub und Gras"; aber „die Treue hört nicht auf, so wenig als grüne Sträuchelein voll rother Rosen blühn", so wenig als „Felsen zerspringen". Eine weiße Lilie wächst auf dem Grab der keuschen Jungfrau; im Walde singen die Vöglein dem todten Jüngling ein Klagelied. Das Lied besingt die verschiedenen Aeußerungen der Liebe. Wie von der Liebe Seligkeit, so singt des Volkes Lied vom Trennungsweh und ungestilltem Sehnen, aber auch von Untreue, von Trauer und Sterben. „Nun leb wohl, du kleine Gasse, nun ade, du stilles Haus", singt der Bursche, wenn er fortzieht. Um so fröhlicher aber ist er, wenn er zurückkehrt, wenn er kommt, sich die Liebste heimzuholen, die ihm zwar aus den Augen, aber nicht aus dem Sinn war, nicht aus dem Herzen. Hier und da merkt man den Zeitgeschmack, den Rococostil heraus, z. B. in der hochtönenden, verzierten, verschnörkelten Sprache; ein Beispiel genügt:

„Schönste Lawelle, dein höchstes Begehren,*)
Deine magnetisch bezwingenden Blicke
Ziehen mich jederzeit wieder zurücke.
Deine verzuckerten Reden die wollen,
Daß ich mir ohne dir nichts laß gefallen."

Aber die alte Kraft und Innigkeit ist bald wieder Herr geworden über jene unnatürlichen Einflüsse. Kernig, frisch, fröhlich, frei ist der Vers:

„Wenn ich an mei Schatzel denk,*)
Wackeln alle Tisch un Bänk,
Tisch un Bänk un Fenst'rbrett,
Von mein Schatzel laß ich net."

Oder ein anderer:

„Käderle, mein Mägdel, ich muß dirs gestehen,*)
Alles hopt in mir, wenn ich dich thu sehen.
Trauren und Sorgen, die werden zu Wonne,
Wie es im Sommer zergeht an der Sonne."

Die Erinnerung an die Liebste, die Sehnsucht nach ihr findet einen schönen, innigen, rührenden Ausdruck:

„Meine Eltern wollen's wissen,
Warum meine Thränen fließen
Und mein Herz so traurig ist —
Lebe wohl, vergiß mein nicht!"

Nicht weniger ergreifend ist der Schmerz, wenn der Geliebte untreu geworden:

Ich wollt, ich läg und schlief
Viel tausend Klaftern tief
Im Schooß der kühlen Erden,
Weil du mein kannst nicht werden,
Und nichts zu hoffen hab
Als nur das kühle Grab.

Nicht minder interessant sind die Kinderlieder, die zum Theil sehr alt sind. Wer kennt nicht das Wiegenlied:

„Heie bussause, was nisselt im Struh?**)
's sei de liebn Gensle, die hamm käne Schuh;
Dr Schustr hat Lädr, kenn Leistn drzu,
Wie miss'n die arme Wulegensle gethu?"

Sehr gut sind auch die beiden folgenden:

„Schlof Kind sei lange!
Dei Vätr is wäggange;
Er will langk auß'n sei,
Sellst du drweil e gutes Gungele sei."

„Heie bussause,
Mei Kind will net schweing,
Welln mer ne gebn drei Maule Ohrfeing,
Drei Maule Ohrfeing un zwee Dutzend Koppstieß,
Nachr schläft mei Kinnl noch emol esu sieß."

Zahlreich sind auch die Spiellieder, Auszählreime, Schaukelverse, z. B. Ringelreihen. Was der Bauer macht. Der finstre Mann. Der Mann aus Niniveh. Hierher gehören auch die sog. Namenverse, die oft guten Humor enthalten, sogar Satire:

Edewardl,	Emil, Zweemil, Lefflstiel,	Alwinl,
Gih in's Gartl,	Deine Kinn'r frass'n viel,	Zukkerinl,
Pfluck e Blieml,	Alle Tog e Groschnbrud,	Pummeranzl,
Gebb's n Mihml.	Nämm ne Priegl un schlog se tudt!	Sauschwanzl.

Am meisten Dialektdichtungen sind die Tschumperliedeln, die leider mehr und mehr verschwinden. Sie sind den bayrischen Schnadahüpfl'n ähnlich, kurz, aber treffend, und gehen meist auf das Lieben oder die Mädchen hinaus.

Schatzl, gram dich net, — Wos hilft mr e ruthr Eppl,
Ich lass' diech warlich net, — Wenn 'r außn sieht ruth —
's kimmt emol de Zeit, — Wos hilft nir mei Schatzl,
Daß mir warn e paar Leit. — Wenn 'r annr'n is gu?

Denkst de dee, ich gräm mich,
Weil ich diech net kriegz?
Ich bie noch gung un ledig
Un schar mich viel im diech.

---

*) Aus „Glück auf", Jahrbuch für das Erzgebirge, herausgeg. von Rösch. I.

**) Die folgenden alle aus Müller's Sammlung.

Meine Ausführungen wollen keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen, doch glaube ich, das Wichtigste und den Lesern manches Neue und Interessante geboten zu haben. Vor Allem werden sie erkannt haben, daß die Poesie des Erzgebirges und besonders seine Volkslieder werth sind, geschätzt und gepflegt zu werden. Sie spiegeln das Volksleben wieder, sie geben ein getreues Abbild dessen, was in der Volksseele lebt, was das Volk empfindet und denkt. Wie seine Lieder, so ist das Volk! Mögen die Erzgebirger ihren Liedern treu bleiben, dann bleiben sie sich selber treu.

Bücherbesprechungen.

B. K. Geschichte der lutherischen Mission nach den Vorträgen des † Prof. D. Plitt neu herausgegeben und bis auf die Gegenwart fortgeführt von Otto Hardeland, Diaconus in Zittau, Redacteur der „Blätter für Mission". 2. Hälfte. Leipzig, A. Deichert (Georg Böhme) 1895. 5 ℳ. — Ueber das Verhältniß zwischen den beiden Ausgaben haben wir uns nach dem Erscheinen der ersten Hälfte ausgesprochen (Wissensch. Beilage Nr. 111 von 1894). Ist sonst der Streit zwischen den Schriftstellern und ihren Recensenten für uns eine recht gleichgiltige Sache, so dürfen wir in diesem Falle die Auseinandersetzung nicht übergehen, die der Verfasser im Vorwort zu diesem zweiten Bande mit D. Warneck herbeizuführen genöthigt war. Da Warneck nach allgemeinem Urtheil der hervorragendste Kenner der gesammten Missionssache ist, so müßte es um Hardeland's Buch geschehen sein, wenn die abfällige Beurtheilung, die Jener in der „Allgemeinen Missions-Zeitung" ihm gewidmet hat, zu Recht bestände. Auf die Bemerkung, das Buch sei ganz der alte Plitt, wollen wir kein großes Gewicht legen, denn sie soll sich wohl mehr auf Richtung und Haltung, als auf den Inhalt beziehen; sonst würden wir Warneck gern unser Exemplar zur Verfügung stellen, wo der besseren Uebersicht halber alle Veränderungen der zweiten Ausgabe angestrichen sind, mit welchen Hilfsmitteln er leicht erkennen würde, was er doch vielleicht zum Theil übersehen hat. Viel wichtiger sind alle anderen Vorwürfe Warneck's, die sich ungefähr unter dem Gesammttitel lutherischer Einseitigkeit und Engherzigkeit zusammenfassen lassen. Wenn aber doch Plitt eine Geschichte der lutherischen Mission hat schreiben und Hardeland sie neu hat herausgeben und fortsetzen wollen, und wenn Plitt zu allem Ueberfluß auch eine zukünftige Berücksichtigung der anderen Gebiete in Aussicht gestellt hat, ohne freilich sein Versprechen halten zu können, was ereifert man sich denn darüber, daß das Buch diese Art an sich tragen mußte, und nicht eine andere? Es ist der alte Fehler vieler Unionstheologen, der sogar den großen Tholuck bis zu förmlichen Entstellungen geschichtlicher Thatsachen getrieben hat, daß sie von einem großen Zorn erfaßt werden, wenn sie auf Betonung und Hervorhebung des streng lutherischen Standpunktes stoßen. Die meisten von ihnen denken lutherisch, fühlen sich als Lutheraner und dürfen oder wollen sich doch nicht so nennen, das ist der Grund ihres Zornes, der dann über Andere ausgegossen wird. Wenn die beiden ersten Berliner Missionen von lutherisch gesinnten Arbeitern auf lutherischen Grundlagen betrieben werden, so wird man das mit großer Freude feststellen, wenn es sich darum handeln wird, ihre Geschichte zu schreiben; da sie sich aber selber gar nicht lutherisch nennen, so hat eigentlich noch nicht einmal Jemand das Recht, sie in einer Geschichte der lutherischen Mission zu berücksichtigen. So steht die Sache und wir müssen Hardeland gegen diesen überaus einseitigen Vorwurf lutherischer Einseitigkeit kräftig in Schutz nehmen. Sein Buch ist geblieben, was Plitt's Buch gewesen ist, die beste Darstellung der Geschichte lutherischer Mission, und ist geworden, was er versprochen hat, eine sachgemäße und unparteiische Fortführung des begonnenen Werkes bis zur Gegenwart, ja bis zum Jahre 1894. Gegenüber dieser Versicherung liegt kein Bedürfniß vor, näher auf den Inhalt dieses zweiten Bandes einzugehen. Jeder lutherische Missionsfreund wird wissen, was er darin zu suchen hat, und wird es auch finden.

— Mit Gott für Kaiser und Reich! Patriotisches Liederbuch. Achte Auflage. (23.—25. Tausend.) Einzelne Exemplare 15 Pfennige. In Partien von 50 und mehr Exemplaren pro Exemplar 10 Pfennige. Halle a. S., G. Schwetschke'scher Verlag. 32 S. 8°. — Es ist ein verdienstliches Werk, in einer Zeit nationalen Niederganges, wie der unserigen, eine Sammlung der Lieder herauszugeben, welche der deutschen Volksseele in jenen schicksalsschweren Zeiten entsprangen, da das eherne Joch geistiger wie weltlicher Fremdherrschaft auf ihr lastete. Die alten machtvollen religiösen Gesänge, die flammenden Freiheitslieder und die duftigen Blüthen der deutschen Volkspoesie, die hier zum farbenprächtigen Strauße gewunden sind, mögen unser Volk daran erinnern, wo der belebende Born der nationalen Dichtung quillt. Namentlich Vereinen sei die Anschaffung des Liederbuches warm empfohlen; wir müssen mehr singen in unseren Versammlungen, wir müssen das deutsche Lied eifriger pflegen als bisher. W. Dgs.

— Unsere alten Alliirten. Scenen und Typen aus dem Friedensleben der russischen Officiere. Nach russischen Quellen deutsch von A. v. Drygalsky. Berlin 1894. Verlag von R. Eisenschmidt. 4 ℳ. — In lebendig geschriebenen Einzelskizzen führt uns der Verfasser das russische Armeeleben vor. Der erste Theil des Buches, dem Werke eines neueren russischen Schriftstellers entlehnt, behandelt die Leiden und Freuden einer in den Westprovinzen des Reiches stehenden Schwadron. Sehr verlockend für den an westeuropäische Cultur Gewöhnten erscheint das Leben in diesen elenden Städten nicht, wo alle Geschäfte in den Händen polnischer Juden liegen und die Officiere ganz allein auf sich angewiesen sind, da der bessere Theil der Bevölkerung — weil polnisch — den Umgang mit den russischen Officieren grundsätzlich meidet. Die ausgedehnte Unterbringung der Schwadron in zahlreichen kleineren Ortschaften, welche der Ausbildung unendliche Schwierigkeiten bietet, kann nebenbei der Ausübung des Berufes wenig Genugthuung bieten. Etwas angenehmer wird das Leben im Sommer, wo nach beendigtem Regimentsexerciren die Schwadronen auf „Grasfütterung" gehen, d. h. sich zur Erholung einem vier- bis sechswöchentlichen dolce far niente hingeben können. Frühere Verhältnisse in der russischen Armee und den ganzen Ton, der einst in der Gesellschaft im Innern Rußlands geherrscht, führen uns die letzten Skizzen „Auf Remontecommando" und „Unsere Bourbonen" in so drastischer Weise vor, daß man der russischen Armee nur Glück wünschen kann, wenn die damaligen Begriffe von Ehrenhaftigkeit und statthaftem Ton anderen Anschauungen Platz gemacht haben. Bei dem wachsenden Interesse, welches wir dem großen Nachbarreiche zuwenden, können die vorliegenden Skizzen auch weiteren Kreisen, als nur militärischen, zur Lection bestens empfohlen werden. A. B.

γ. Theodor Fontane, Kriegsgefangen. Erlebtes 1870. Dritte Auflage. Berlin, F. Fontane & Co. 1895. — Fontane schildert in höchst anziehender Weise seine Gefangenschaft auf der Insel Oléron 1870, der er sich als Schlachtenbummler etwas leichtsinnig ausgesetzt hatte. Das Buch, das sich auch in Frankreich als „Souvenirs d'un prisonnier de Guerre Allemand" Freunde erworben hat, wird auch jetzt noch, nachdem 25 Jahre über die Erlebnisse des Gefangenen dahingegangen sind, eine Neuauflage rechtfertigen.

— Waldstille und Weltleid. Roman von A. v. Blomberg. Leipzig, Verlag von E. Ungleich, 1894. Preis 3 ℳ 50 ₰, geb. 4 ℳ 50 ₰. — Der stabreimende Titel bereitet gut auf den Inhalt des Buches vor. Die Verfasserin weiß für den beglückenden Waldfrieden des weltfernen Forsthauses fesselnde Worte zu finden und auch für die erschütternden Seelenkämpfe, die das heitere Sonnenkind zu durchringen hat, als der Geliebte sie in den trüben Strudel des städtischen Lebens hineinzieht, versagt ihr die Sprache nicht. Es ist eine tragische Geschichte von schwerer Schuld und harter Sühne, die uns der Roman vorführt. Der Held der Erzählung, Graf Reggfield, würde mir noch sympathischer sein, wenn es nicht die erbärmliche Leidenschaft des Spiels wäre, durch die er sich und das geliebte Weib zu Grunde richtet. Denn für diese hat mir ein gütiges Geschick so ganz und gar das Verständniß versagt, daß es mir nicht einmal gelingt, Mitleid mit einem Manne zu empfinden, der sich von dem elenden Spielteufel beherrschen läßt. Wohl aber rührt uns das unverdient harte Schicksal der liebreizenden Serena aufs Tiefste, die selbst in der härtesten Prüfungszeit nicht irre wird in ihrem kindlichen Vertrauen zu dem geliebten Gatten und der über dem erfolglosen Ringen gegen die höllischen Mächte, die jenen in den Abgrund ziehen, das treue Herz bricht. Sie und ihre Schwester Maria gelten uns als die eigentlichen Heldinnen des Romans. Um dieser holden Lichtgestalten willen verzeihen wir Manches, was uns sonst an einem Roman empfindlich stören würde. Denn Wen-

dungen wie diese: „Wir müssen den Schauplatz unsrer Geschichte nunmehr nach der Stadt verlegen" (S. 119) oder „Wir nehmen den Faden unsrer Erzählung wieder auf" (S. 133) zeigen deutlich genug, daß wir es mit einem literarischen Kunstwerk nicht zu thun haben. Indessen diese formellen Mängel halten uns nicht ab zu erklären, daß der Roman uns im Herzen gepackt hat, mehr als mancher andere von gewandterer Mache und kunstvollerem Aufbau. Es ist der Verfasserin eben ernst mit ihren Schilderungen, das spürt man auf jeder Seite. Und auch die Frömmigkeit des Schwesterpaares ist echt und darum von tief ergreifender Wirkung. Wir können dem Buche unsere wärmste Empfehlung nicht vorenthalten. R. B.

Wetterbericht vom December 1894.

I. Charakter der einzelnen Tage des Monats.

Datum	Durchschnittliche Richtung und Stärke des Windes	Abweichungen von den Normalwerthen: bei dem Barometer in Leipzig	bei der relat. Feuchtigkeit in Chemnitz	Durchschnittliche Abweichungen von der Normalen bei der Temperatur: überhaupt	Grenzwerthe		bei der Bewölkung	Specielle Temperaturverhältnisse an den 12 Stationen: Durchschnittl. tägliche Schwankung	Absolutes Maximum	Absolutes Minimum	Niederschläge: Anzahl der Stationen mit meßbarem Niederschlag	Durchschnittliche Höhe (Millimeter)	Größte Tagesmenge (Millimeter)	Vierteltage der 12 Stationen mit: heiterer und trockener Witterung	trüber, aber vorwiegend trockener Witterung	Regenfall	Schneefall
1	WNW leicht	+8.4	+6	−1.3	−0.1 VII.*)	−2.1 XI, XII	−1.5	2.4	3.7 II.	−7.2 XII.	7	1.2	2.9 XI.	21	25	1	1
2	SE leicht	+11.0	+4	−0.3	+0.8 IV.	−2.7 XI.	−0.9	5.8	4.6 IV.	−9.0 XI.	1	0.1	0.1 I.	24	24	—	—
3	ESE mäßig	+5.1	−15	−0.7	+1.8 IX.	−3.1 XI.	−5.6	5.7	4.6 IX	−6.2 XI.	—		—	42	6	—	—
4	SSE schwach	−1.5	−3	+0.8	+2.9 V.	−0.7 XII.	−0.1	4.5	5.9 IV	−9.6 XII.	1	0.1	0.1 XII.	23	25	—	—
5	SSE schwach	−2.2	−3	+1.5	+3.0 II, V.	+0.3 I, XI.	+1.6	2.8	5.1 III.	−5.1 XII.	1	0.2	0.2 XII.	3	39	2	4
6	WSW schwach	−2.3	+10	+1.7	+2.5 II.	+0.8 XI.	+2.1	1.8	4.4 II	−5.2 XII.	12	4.3	7.6 III.	—	19	12	17
7	WSW leicht	−0.9	+4	+2.2	+3.8 II.	+1.0 XII.	+2.4	1.7	5.4 I	−3.9 XII.	11	2.6	5.2 VI.	—	37	4	7
8	SSW leicht	−0.2	−2	−0.1	+1.2 IV.	−1.4 III.	−0.9	4.1	4.7 II	−8.0 XI.	1	0.3	0.2 III.	23	25	—	—
9	SE sehr leicht	+4.1	+7	−1.5	+1.8 VII.	−5.1 XI.	−3.4	4.5	2.8 VIII	−9.6 XI.	—	—	—	35	12	—	1
10	SE leicht	+8.5	+8	−2.8	0.0 X.	−6.1 XI.	−5.3	6.7	2.7 III.	−14.4 XI.	1	0.2	0.2 II.	42	6	—	—
11	SSE leicht	+10.0	−8	−2.2	+0.8 XII.	−5.0 XI	−6.5	6.2	3.6 VI.	−9.8 XI	—	—	—	47	1	—	—
12	S leicht	+6.7	−1	−2.2	+6.8 XII.	−5.4 XI.	−4.8	6.4	2.0 VI	−8.6 VI, XI	1	0.2	0.2 VI.	45	3	—	—
13	W schwach	+8.5	−2	−0.9	+4.1 XII.	−5.2 VII	1.9	5.5	2.0 IV	−11.9 XI	—	—	—	30	18	—	—
14	WSW leicht	+5.7	−3	+1.7	+8.0 XII.	−1.3 VII.	+1.4	5.7	4.1 X.	−7.2 XI	—	—		12	35	1	—
15	WSW frisch	−7.8	−3	+4.2	+5.2 VI.	+3.1 V.	+2.4	4.0	7.2 II	−1.5 X.	11	4.0	6.5 I.	—	15	25	8
16	W mäßig	−3.3	+5	+2.4	+3.3 IX	+1.4 X.	+2.5	2.9	4.8 I.	−6.5 XII.	12	6.5	12.0 XI.	1	18	5	21
17	NW mäßig	+3.6	+8	−1.1	+0.1 II	−2.6 XI.	+0.8	3.7	3. II.	−7.6 XII.	12	7.3	23.2 X.	11	15	—	22
18	SSW mäßig	−4.1	−4	+1.6	+3.7 III.	−1.4 V	+1.6	6.6	4.6 III	−10.7 XI	5	1.0	4.7 X	11	31	5	1
19	SW schwach	−10.6	−7	+3.5	+4.8 II.	+1.3 XII.	−0.5	3.4	6.5 II.	−4.8 XII.	9	1.6	3.0 I.	14	33	1	—
20	SSW schwach	−9.8	+3	+2.	+3.7 II.	+0.2 X.	+1.6	2.0	4.1 II.	−5.5 XII.	9	0.9	2.7 I.	2	25	5	16
21	WNW leicht	+0.8	+12	+1.3	+2.2 II.	+0.2 XII.	+2.6	1.9	2.8 I.	−6.9 XII.	12	4.9	8.1 II.	2	18	1	27
22	SW mäßig	−8.7	−5	+1.5	+2.6 II.	−0.2 XII.	+1.1	3.9	4.0 II.	−7.1 XII.	7	1.5	2.5 XI.	14	22	2	10
23	WNW frisch	−1.1	−3	+3.3	+4.5 II.	+1.6 XII	+2.5	2.9	5.5 I.	−6.3 XII.	12	4.9	18.5 X.	—	18	13	17
24	W leicht	+9.0	−3	+3.1	+4.8 II.	+1.0 XI.	+0.3	1.9	5.8 II.	−4.7 XII	11	1.6	5.5 V.	10	36	1	1
25	SSE leicht	+13.4	+2	+0.7	+2.7 VIII.	−4.9 XI.	−1.1	4.9	5.0 I.	−11.8 XI.	—	—	—	27	21	—	—
26	S leicht	+10.9	−4	+0.5	+2.0 X.	−2.7 VII.	−3.0	5.2	3.2 III	−12.1 XI.	—	—	—	29	16	3	—
27	WNW schwach	+4.8	+9	+2.7	+3.2 IV.	+0.9 XII.	+2.5	3.1	4.7 I	5.0 XII	12	2.5	5.6 XI.	—	21	5	22
28	ENE schwach	+5.2	+9	+0.2	+1.9 II.	−2.1 XII	−0.7	2.5	3.0 II.	−8.1 XII.	11	2.7	6.4 XI	18	21	—	9
29	SW stark	−19.9	0	+0.8	+2.9 II	−2.2 XII	+1.2	3.3	3.9 II	−9.5 XII.	8	2.4	13.2 X.	4	27	—	17
30	SW schwach	−22.9	−6	+0.7	+1.7 II.	−1.9 XII.	−1.8	2.0	3.0 II	−8.6 XII.	5	0.3	0.8 XII.	29	18	—	1
31	SW leicht	−20.7	+10	−1.9	−0.2 I, II.	−2.7 X	+1.6	3.4	1.5 II.	−9.8 XII.	6	1.2	3.8 VII	9	18	—	21
		0.0	+1	+0.7	+8.0 XII.	−6.1 XI.	−0.3	3.9	7.2 II	−14.4 XI.	—	—	23.2 X.	128	648	86	226

*) Die römischen Ziffern beziehen sich auf die Nummern der Stationen in Tabelle II.

II. Monatsresultate von 12 Stationen II. Ordnung.

Nummer, Name und Höhe der Stationen (Höhe in m über der Ostsee)		Temperatur C°: Mittel	Abweich.	Mittl. Maximum	Mittl. Minimum	Dunstspannung: Mittel	Abweich.	Rel. Feuchtigkeit: Mittel	Abweich.	Bewölkung: Mittel	Abweich.	Vertheilung der Winde nach Procenten: SW—NW	NNW—ESE	SE—SSW	Mittel der Windstärke (Beaufort-Scala)	Niederschlagshöhen mm überhaupt: Summe	Abweich. von den Normalen	von Schnee	Tage mit: Nebel	Schneedecke	Reif	Nachtfrost	Rauhfrost	Glatteis	Stürmische Winde	Meßb. Niederschl.	Schneefall überhpt.
I. Leipzig	119.2	1.1	+0.6	3.4	−0.9	4.6	+0.6	91	+7	6.7	−0.7	35.5	10.8	53.8	2.0	37.4	−0.9	2.0	4	2	14	20	2	—	—	15	9
II. Dresden	119.2	1.6	+1.2	3.4	−0.3	4.3	+0.3	82	−2	8.1	+0.8	53.8	21.5	24.7	3.1	32.5	−6.0	0.4	15	—	14	17	—	1	3	14	3
III. Döbeln	179.2	0.9	+0.7	3.1	−1.2	4.3	+0.8	85	+1	6.9	−0.4	55.9	33.3	10.8	2.5	44.5	+3.6	0.2	10	1	15	21	1	—	2	13	5
IV. Bautzen	212.7	1.2	+1.2	2.9	−0.9	4.3	+0.4	84	−1	6.8	−0.5	59.0	7.7	33.3	2.1	32.6	−10.3	5.5	4	9	8	27	2	3	—	13	8
V. Zittau	263.7	−0.1	+0.2	1.6	−1.8	—	—	—	—	7.8	+0.5	43.8	1.6	54	1.8	33.2	−12.0	16.7	16	3	5	23	1	4	3	9	10
VI. Chemnitz	316.8	0.3	+0.8	2.6	−1.7	4.1	+0.2	86	0	6.8	−0.7	42.8	7.7	50.0	2.8	44.3	−3.3	15.6	24	1	14	22	3	3	—	17	15
VII. Plauen	399.4	−0.1	+0.8	1.4	−2.0	3.6	0.0	82	−4	6.7	−0.7	54.3	10.9	34.8	3.0	42.8	−8.	27.2	7	12	11	24	3	3	—	18	11
VIII. Freiberg	407.2	0.4	+1.4	2.2	−1.2	3.9	+0.1	82	−5	7.2	+0.5	55.9	10.8	33.3	3.7	38.1	−15.8	21.0	5	1	—	21	—	—	—	13	11
IX. Schneeberg	442.6	−0.2	+1.9	2.2	−2.3	3.0	+0.1	85	−2	7.2	−0.3	62.9	16.8	20.3	3.8	50.9	−2.9	44.5	12	17	13	24	1	1	2	15	15
X. Altenberg	756.2	−2.1	+0.6	0.1	−4.2	3.8	+0.5	94	+4	6.9	−1.5	64.6	35.4	0.0	3.8	83.1	+14.4	76.9	11	31	—	31	1	1	7	14	12
XI. Reitzenhain	777.6	−3.5	−0.7	−1.0	−5.9	3.6	+0.1	97	+6	7.0	−0.5	51.6	7.5	40.9	2.7	73.5	+3.8	69.6	9	31	—	31	3	1	4	15	14
XII. Fichtelberg	1215	−4.4	+0.7	−3.0	−6.2	3.1	0.0	91	−4	7.5	−0.2	37.8	24.1	38.1	3.8	47.1	−43.7	47.1	28	31	—	31	27	—	4	17	12

Thau meldete Dresden-N. 1 mal, Wetterleuchten: Chemnitz 1 mal, Graupeln: Chemnitz 1 mal.

Chemnitz, Königl. meteorologisches Institut, 15. Januar 1895. Prof. Dr. Paul Schreiber, Director.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 Pf, für auswärts mit 1 M 64 Pf (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 Pf.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 9. Dienstag, den 22. Januar. 1895.

Die Schlange im Cultus und Volksglauben.

Von Martin Beck.

In den vorgeschichtlichen Zeiten, da der Mensch noch nicht behaglicher lebte, als die Thiere, war die Schlange gar häufig se.ne Lagergenossin in dunklen Höhlen und Grotten, ihrem liebsten Aufenthalte. Die glitzernden Augen, die grauenhafte Schönheit, die lautlosen, behenden Bewegungen des gliederlosen Wesens, das auch gern da wohnte, wo er wohnte, weckten die scheue Muthmaßung in ihm, daß das ein ganz ungewöhnliches Wesen und nicht von irdischer Natur sei, das da so stumm überall hingleite. Alle List und Klugheit traute er dem seltsamen Geschöpf zu, dessen Lebensart so verborgen, befremdend und das sich seiner unheimlichen Macht und des Erschreckenden seiner Erscheinung bewußt war. Die Meinung von der unirdischen Natur der Schlange wurde allmälig zum Glauben. Sie war geheimnißvoll wie die Menschenseele. Gewiß war sie eine Seele selbst, wie man sich die Menschenseele ja auch unter der Gestalt eines Vogels, einer Maus, eines Lichtes und, nach mittelalterlichem Klosterglauben, unter der eines durchsichtigen Glaskörpers vorstellt. Nach altem Volksglauben und der Ansicht mancher Philosophen ist die Seele ein ewiges Wesen von einer, menschlichen Sinnen unfaßbaren Feinheit, das sich des Menschenkörpers nur als Werkzeug bedient. Sie kann, sobald sie sich beim Tode des Körpers von diesem getrennt hat, ihren Sitz in jedem Thier und jedem Ding nehmen, wie die Anhänger der Lehre von der Seelenwanderung glauben. Die Schlange aber betrachtete uralter Aberglaube einst nicht als Sitz einer Seele, sondern als sichtbare Gestalt der Seele selbst. Noch jetzt leben nach der Volksphantasie in den Gräbern Schlangen, und die Schlangen nährten sich nach der Auffassung der Alten von Staub, besonders von Leichenstaub. Als der Philosoph Plotinos im Jahre 270 starb, zeigte sich, wie ein anderer Philosoph berichtet, unter dem Bette eine Schlange, die in einer Mauerritze verschwand. Natürlich war das des Plotinos Seele. Die longobardische Sage erzählt vom schlafenden König Guntram, aus dessen Munde der Knappe eine Schlange hervorschleichen sah. Die that vor des Knappen Augen Alles, was dem König gleichzeitig träumte. Denn sie war seine Seele. Aehnliche Sagen vernehmen wir aus späterer Zeit noch oft.

In gewissen Schlangen vermuthete man sogar bei manchen alten Völkern Verkörperungen der Gottheit selbst und zwar vorzugsweise der bösen Gottheit. Das Schleichende, Tückische und Verderbenbringende mancher Schlangenart erweckte diese Vermuthung. Und noch lange spukte diese Vorstellung in den Köpfen nach, indem die Schlange zum Symbol des Bösen, Schädlichen, Zweideutigen, der verlockenden Sinnlichkeit, der List, aber auch wieder zu dem der Klugheit, Wachsamkeit und Fruchtbarkeit wurde. So treffen wir bei den alten Urvölkern als die ältesten Thierfetische die Schlangen an. Die Urbewohner Indiens verehrten die Schlangen noch, als die Arier in Indien eindrangen. Sie waren ihnen demnach Schlangenvölker oder Nagas und die Kämpfe mit ihnen Kämpfe mit Schlangen und Schlangenkönigen. Mitunter starb sogar ein Eroberer an den Bissen eines Schlangenkönigs, wie es heißt. Häufig wird auch erzählt, daß man schon nahe daran war, sämmtliche „Schlangen" in einem Walde zu verbrennen. Dieser oder jener Gott der Arier rettete aber noch die eine oder die andere. Unter den Schlangen ist kurzweg die schlangenanbetende Urbevölkerung gemeint, uud die letzte Darstellung deutet auf Bündnisse zwischen den Eroberern und den Unterworfenen hin.

Eine ähnliche Schlangensage erzählt auch das altindische Lehrgedicht Mahabharata. Indra hat einen Wagenlenker. Der heißt Mantali. Dieser Arier — sein Herr Indra ist als göttlicher Führer der ältesten arischen Heerfahrt nach Indien zu verstehen — hat sich Sumukta, den Enkel des Schlangengottes, zum Schwiegersohne gewählt. Da will Garuda, der Habicht, auch ein selbständiger Gott, Sumukta, die Schlange, fressen. Mantali bittet Indra um sein Einschreiten. Und Indra sichert Sumukta langes Leben zu. Garuda eilt nun zu Indra und macht ihm Vorstellungen darüber, daß sie bei solchem Vorgehen Beide um die Herrschaft kommen würden. Um ihn für immer von solcher Milde abzubringen, stellt er sich dem Indra zur Verfügung. Fortan will er ihm nur dienen und sich um seinen Rivalen Vischnu, den göttlichen Führer eines jüngeren arischen Erobererzuges, nicht mehr kümmern. Das erfährt Vischnu. Er naht sich Garuda, legt seinen linken Arm auf ihn, und besinnungslos stürzt Garuda zur Erde. Von nun an erkennt er Vischnu's Oberhoheit an und vereinigt sich mit ihm, so daß Vischnu seitdem im Fetisch des Habichts Garuda gedacht wird, der sein Träger durch die Lüfte ist. So spiegelt der Mythos die manchmal ausbrechende Uneinigkeit zwischen den Führern der verschiedenen, in Indien eingedrungenen Arierstämme, von denen bald dieser, bald jener versöhnliche Neigungen zur unterjochten Urbevölkerung zeigt.

Bei den Völkern, bei denen die Schlange einst der gewöhnlichste Fetisch war, wird sie auch am häufigsten in Sagen als Führerin von Ansiedlertrupps genannt. Wo die Schlange sich hinlegte, heißt es, da wurde der Altar, der Opferherd des neuen Gemeindewesens gebaut. Der ägyptische Uräus, das Schlangenbild des römischen genius loci, die germanische „Hausotter" sind noch in den Zeiten hoher Cultur dunkle Erinnerungen an die alten Schlangenfetische. Und die letzten Hindeutungen enthalten noch heute Wappen, Fahnen und Schiffszeichen mit Schlangen- und Drachenbildern, wie der chinesische Wappendrache u. a. In der ägyptischen Mythologie war die Schlange das Symbol der Fruchtbarkeit, wie sie in der phönizischen Kosmogonie das Symbol schaffender Kraft war. Den alten Aegyptern galt die Brillenschlange als Sinnbild des Kneph, der das Verborgene ins Licht rufenden Gottheit des Segens und der Fruchtbarkeit. Die Schlange genoß deshalb göttliche Verehrung. Sie erscheint vereint mit den Flügeln des Sperbers und mit Sonnenstrahlen, also alle Fetische verschmolzen in dem Bilde der geflügelten Sonne, dem allgemeinsten symbolischen Zeichen der Gottheit bei den Aegyptern. In Griechenland war vor der Hellenenzeit der Schlangencultus ebenso Sitte wie in Indien vor der arischen Eroberung. Vor des Kronos Zeit, erzählt ein Mythos, herrschte auf dem Olymp Ophion, der Schlangengott. Erst im Kampfe wich er dem Kronos. Immer aber kehrt in den Erinnerungen aus grauester Vorzeit der Schlangenname Ophis und Ophion wieder. Urherrscher auf Salamis war Ophis, die Schlange. Kekrops und Erechtheus, die Urbewohner, trugen Schlangenleiber, wie die Giganten, deren Beine auch zuweilen, z. B. auf der Gigantomachie des großen Altars zu Pergamon, in zwei riesige Schlangenleiber mit Köpfen übergehen, die in emporgerichteter Stellung am Kampf gegen die Götter theilnehmen. Und ihr Anführer heißt wieder Ophion. Kadmus und seine Gemahlin Harmonia werden in Schlangen verwandelt, als sie aus Theben nach Illyrien ziehen. Die Illyrier wurden damals auch Schlangen genannt. Das erklärt also jene Umwandlung. Sie wurden Schlangen heißt: sie wurden Illyrier. Kadmus hatte einst auch die heilige kastalische Schlange am Brunnen des Mars getödtet, ehe er die Burg Kadmea oder Theben baute. Auch Pallas Athene überwältigte einen Schlangenfetisch, der unter dem Namen Erechtheus, Ur-

bewohner, bis dahin den Burgberg von Athen eingenommen hatte, der nun der Herrschersitz des schönsten Götterbildes Griechenlands wurde. Das wußte übrigens schon die Odyssee, daß Erechtheus auf jenem Berg ein Haus hatte. Herkules, die Personification des Kampfes gegen den Thierfetischismus der Urvölker, erwürgt schon in der Wiege eine Schlange und tödtet die Lernäische Hydra, der die abgehauenen Köpfe immer wieder doppelt wuchsen. Bei Babyloniern, Griechen und Römern wird die Schlange jedoch auch als Emblem des guten Wesens, des Agathodämon, betrachtet. Man schrieb ihr zauberische und heilende Kräfte zu in unklarer Erinnerung an die einstige göttliche Verehrung.

Während einer Pest in Rom im Jahre 291 v. Chr. schickte man Gesandte nach Epidaurus, der Geburts- und Verehrungsstätte des Aeskulap. Als diese den Tempel betraten, kroch eine Schlange unter seinem Bildniß hervor und nahm ihren Weg bis an das Schiff der Römer. Sie wurde mitgeführt. Die Pest hörte auf, und man baute dem Aeskulap, den man in der Schlange vermuthete, einen Tempel an dem Orte, an dem sich die Schlange niedergelegt hatte. Auf seiner Bildsäule aus Gold und Elfenbein zu Epidaurus war Aeskulap mit einem Stab in der einen Hand dargestellt, während er die andere über den Kopf einer Schlange vorstreckt. Sonst zeigt ihn sein Standbild stets mit einem großen knotigen Stab, um den sich eine Schlange ringelt, und man meint, das Attribut der Schlange soll die Klugheit versinnbildlichen. Das sollte sie vielleicht auch auf dem Caduceus, dem geflügelten, mit zwei Schlangen umwundenen Stabe Merkur's, thun. Als Symbol der Zauberei und Heilkunst erscheint sie häufig. Auf Wandgemälden zu Pompeji ist öfters ein über einen Altar sich neigendes Schlangenpaar zu sehen. Das bedeutet die sorgenden Laren, die Götter des Hauses.

Bei den Indogermanen betrachtete man die Schlange eben gern wie im Allgemeinen als eine in Gestalt tretende Seele, so im Besonderen als Verkörperung des Volks- oder Hausstammvaters. Das mag noch eine dunkle Erinnerung an den uralten Schlangencultus der Urvölker sein, der wieder darauf zurückzuführen ist, daß man die Schlangen als geheime Boten der Mutter Erde ansah. Und die Erde verehrte man zuerst, weil sie das Nächste war, von dem alle Gaben ausgingen. Als guter Dämon galt die Schlange auch der Secte der hellenistisch-gnostischen Ophiten oder Ophianer, die vielleicht schon in vorchristlicher Zeit in Aegypten bestand, das von jeher als Schlangenland berüchtigt war. Ihr Name erinnert an den griechischen Namen für Schlange, Ophis. Auch hebräisch hieß sie die Secte der Schlangenverehrer, Naasener. In ihrer Ophiolatrie, ihrem Schlangendienst, in dem sie die Schlange zu symbolischen Darstellungen christlicher Dogmen gebrauchte, ist der Einfluß ägyptischer und phönizischer Vorstellungen unverkennbar. Die Lehre der Ophiten geht von der Erzählung von der Paradiesschlange aus. Diese betrachten sie als die verkörperte böse Weltseele, als das Princip alles Bösen in der Welt oder den Ophiomorphos, den schlangengestalteten Dämon. Nach dem Sündenfall der ersten Menschen ist sie in die untere Welt hinabgestürzt. Von einer höheren Macht wird sie nun dazu benutzt, um die Menschen durch Sünde zur Erkenntniß zu führen. Daher gilt sie von da ab als guter Dämon. Als ihr Sinnbild verehrten die Ophiten lebendige Schlangen in Tempeln und brachten ihnen Opfer dar. Die Secte erhielt sich bis ins sechste Jahrhundert.

Wo man im Cultus indogermanischer Völker wirkliche Schlangen antrifft, hat überall ein Herabziehen des Himmlischen zum Irdischen, eine Vertretung der himmlischen Schlange, des Blitzes, durch lebendige stattgefunden. Und wie der Blitz zuerst den Menschen Feuer auf Erden entzündete und diese deshalb das zugleich geschätzte und gefürchtete Feuer als etwas Göttliches verehrten, so ging auch aus diesem ehemals weitverbreiteten Feuerdienst bei vielen Völkern der Schlangencultus hervor. Den Blitz und die züngelnde, zischende, beißende Flamme und die Schlange sah man als verwandt an. So erklärt es sich, daß die indischen, ägyptischen, persischen und griechischen Feuergottheiten als Schlangen oder mit Schlangenfüßen dargestellt sind. Der vorhin erwähnte Erechtheus vom Burgberg zu Athen ist nach dem griechischen Mythos aus dem Samen des Feuergottes Vulkan hervorgegangen. Auch Aeskulap, den man als Verkörperung eines segnenden Schlangendämons verehrte, galt bei Aegyptern, Phöniziern und Griechen als Sohn eines Feuergottes. Beim Umsturz eines alten Cultus wurden die alten Götter gewöhnlich zu bösen Göttern erklärt. Daher werden der indische, aus dem Himmel gestürzte Feuergott Ahi, der persische Ahriman, der in Gestalt einer Schlange den Stier des Ormuzd mörderisch anfällt, die griechischen Titanen, der altnordische Loki und der christliche Lucifer (erst Lichtträger) als „alte" Schlangen dargestellt.

Wir finden bei tieferem Eindringen in den Schlangencultus überhaupt eine so mannigfache Symbolisirung von Naturkräften und religiösen Vorstellungen, daß die Hinstellung eines allgemeinen Ursprungs bei dem, mit Ausnahme des schlangenlosen Australiens, über alle Erdtheile verbreiteten Schlangendienste unmöglich ist. Zur Zeit der Entdeckung Amerikas war der Schlangendienst auch bei den Indianern des Nordens, in Mexico und Peru allverbreitet. Heute blüht er noch in manchen Ländern Afrikas. Seine Hauptcultusstätte bilden aber einzelne Districte Ostindiens, wo besondere Schlangenfesttage mit großartigen Tempelfütterungen unzähliger Brillenschlangen abgehalten werden. In all' diesen Ländern tragen Schlangenzauberer und Giftdoctoren viel zur Erhaltung des abergläubischen Nimbus der Schlangen bei. Wie zu Moses' Zeit beherbergt auch heute noch Aegypten eine nicht geringe Anzahl Schlangenbeschwörer. Diese haben ein eigenthümliches Geschick zum Aufspüren und Hervorlocken der Schlangen. Sie machen sogar ein Gewerbe daraus, in den Häusern etwa verborgene Schlangen herauszulocken, indem sie die im Namen aller Erzväter oder Propheten von Adam bis Christus aufrufen. Sicherheitshalber vergessen sie aber dabei nicht, einen Korb mit Schlangen mitzubringen. Am liebsten geben diese Leute mit der einst heiligen Schildviper Vorstellungen. Stets haben sie aber allen ihren Schlangen die Giftzähne ausgebrochen. Sie verstehen es angeblich auch, Jeden gegen Schlangen giftfest zu machen. Doch darf man dann keine mehr tödten, sonst verliert der Zauber augenblicklich seine Macht.

Wie alle schädlichen Thiere hält der arabische Volksglauben auch die Schlangen für böse Geister, für verwandelte Bösewichter. Mit Dschinn (Džinn) bezeichnet der Araber einen Geist, mit dem verwandten Worte Dschann (Džänn) eine Schlangenart. Im Koran vertreten zuweilen beide Wörter einander. Die Ansicht, daß die Schlangen Geister seien, mag uralt bei den Arabern sein. Denn schon Muhamed hegte sie und veranlaßte ihren Uebergang in seine Religion. Wie er gute und böse Dschinnen annahm, so unterschied er auch zwei Sorten Schlangen. Die „Hausschlangen" verbot er zu tödten. Als einst Jemand doch eine solche erschlagen hatte und dabei selbst ums Leben gekommen war, sagte er: „Bittet Gott für ihn um Verzeihung. In Medina giebt es Dschinnen, die den Islam angenommen haben. Wenn ihr nun etwas von ihnen seht, so meldet euch dreimal an. Rührt es sich dann nicht, so tödtet es, denn dann ist es ein Satan oder ein Ungläubiger." Jener Mann hatte also nach Muhamed's Ansicht einen guten Dschinn in der Schlange getödtet, wofür er auch mit dem Tode bestraft wurde. Im Allgemeinen befahl Muhamed aber, die Schlangen wie andere schädliche Thiere zu tödten, besonders „die mit den zwei Streifchen auf dem Rücken" und die „stumpfschwänzige". Diesen beiden mißt er Zauberkraft zu: sie blenden den Blick und spüren die Frucht im Mutterschooße auf.

In Al Azraki's „Geschichte von Mekka" finden sich folgende mythologische Schlangen-Erzählungen. In der Heidenzeit wollte einer alten Dschinnenfrau einziger Sohn, der in der Nähe Mekkas wohnte, den religiösen Umgang um die Kaaba machen. Unbewegt von den Warnungen seiner Mutter, begab er sich in Gestalt einer Schlange nach dem heiligen Hause. Er ward aber auf dem Rückwege von einem rothen, grauäugigen, schielenden, linkischen Jünglinge mit aus der Stirn zurückgestrichenen Haaren erschlagen. Da erhob sich ein Staub und verfinsterte ganz Mekka. Und die Familie der Banu Sahm, aus der jener Schlangentödter war, ward durch die Dschinnen so geplagt, daß allein 70 kahlköpfige Greise starben. Doch ließen die Banu Sahm den Muth nicht sinken. Mit allen Verbündeten, Klienten und Sklaven zogen sie aus und tödteten auf Höhen und in Schluchten alle Schlangen und andere kriechende Thiere. Und nach drei Tagen sahen sich die Dschinnen genöthigt, um Frieden gegen die Banu Sahm zu rufen, die den Tod ihrer Brüder so schlimm an ihnen gerochen hätten. Und es ward Frieden geschlossen mit der Bedingung, daß kein Theil dem andern je ein Leid zufügen wolle. Fortan aber hießen die Banu Sahm die Dschinnentödter. Sie hatten also in den Schlangen Geister erschlagen. Darauf bezieht sich eine andere Geschichte aus der Zeit des Islam, die gewiß historischen Kern besitzt. Muhamed Ibn Hischam, aus der Familie Banu Sahm, war zu Tabala (einer alten, berühmten Cultusstätte nordsemitischer Stämme, an der man sich wahrscheinlich die

Dschinnen recht zahlreich versammelt dachte) auf seiner Palmenpflanzung. Da ward eine Magd plötzlich ohnmächtig. Er erfuhr nun, daß das sonst nicht bei ihr vorkäme. Es konnte daher nur durch die Dschinnen geschehen sein. Da rief er: „O, ihr Dschinnen, denkt ihr nicht an den Krieg und den Frieden zwischen uns und euch? Oder sollen wir euch wiederum bekämpfen?“ Da erwachte das Mädchen sofort und ward nie wieder von Ohnmacht befallen. Dasselbe Buch erzählt auch, wie im ersten Jahrhunderte des Islam eine männliche Schlange den Umgang um die Kaaba gemacht habe. Von den anwesenden Frommen gewarnt, schnellte sie sich aber plötzlich in die Luft und verschwand. Alle hatten sie also für einen Dschinn gehalten.

Einen verwandten Zug hat der arabische Volksglauben mit dem indogermanischen, wenn er die Hausottern als Verkörperungen guter Geister ansieht. Noch heute trifft man zuweilen auf dem Dorfe die Meinung, daß ein Haus, in dem eine Schlange wohne, Glück habe. Und es giebt Bauern, die sich eine Otter — stets ist es die harmlose Ringelnatter — im Hause halten. Mit Vorliebe wohnt sie im Kuhstall. Sie kommt aber auch in die Stube. Mit ängstlicher Sorgfalt wird sie geschont und gepflegt. Nie vergißt man, ihr eine Schale mit Milch hinzusetzen, die sie sogar ohne die geringste Furcht in Gegenwart der Menschen leert. Früher war, wie man oft von Landleuten erzählen hört, diese Sitte, die ich selbst noch im Vogtlande vorfand, ganz allgemein verbreitet. Da waren auch die geschnitzten Otterköpfe an den Giebeln alter Scheunen noch nicht so selten zu sehen, wie heute. In der Form erinnern sie an Ochsenhörner.

Bei den heidnischen Slaven mußten in manchen Gegenden die Priester Schlangen verpflegen. Als Hausgötter wurden einst in den meisten slavischen Häusern Schlangen verehrt. In mancher Gegend, wie im Spreewald, hieß es, daß jedes Haus zwei Hausschlangen habe, eine männliche und eine weibliche. Die sollten sich nicht eher sehen lassen, als bis der Hausvater oder die Hausmutter sterben, um dann ihr Schicksal zu theilen. In wendischen Wappen tritt die geflügelte Schlange auffallend oft auf. Im alten Preußenlande sah man die Hausottern gleichfalls als Schutzgeister der Familie an. Sie wurden durch besondere Gebete und durch Speisen, die man auf einen weißgedeckten Tisch setzte, hervorgelockt. Kamen sie und aßen, so bedeutete das Glück. Kamen sie aber nicht oder krochen sie gar wieder zurück, so stand der Familie Böses bevor.

In der Verehrung der Hausottern sehen wir gewiß den letzten Rest des alten Volksglaubens, daß sie verkörperte Seelen und zwar der Urahnen des Geschlechtes seien. Und unser Blick richtet sich nach der grauen Vorzeit zurück, da man die Schlangen als Boten der heiligen Mutter Erde ansah und der Aufführer einer ausziehenden Schaar diese geheimnißvollen Wesen mitführte und als bestimmend für die Errichtung des neuen Herdes der Gemeinde gelten ließ. Höheres als die geheimen Schutzgeister des Familien- und Gemeindeherdes (ursprünglich waren die Gemeinden ja nur erweiterte Familien) zu sein, beanspruchte man von ihnen nicht. So betrachteten sie die alten Arier in Mythen und Sagen, so die Griechen und Römer in ihrer Auffassung von den sorgenden Laren, so die Slaven und Germanen in ihrem noch nicht völlig ausgestorbenen Cultus der Hausottern.

Noch mehr auf altasiatischen Ursprung weisen aber die bei Slaven und Germanen weitverbreiteten Sagen von Schlangenkönigen zurück, die nur nicht mehr symbolisch wie einst bei dem Vordringen der Arier in die indischen Länder von den Königen schlangenverehrender Völker reden, sondern wirkliche Schlangenkönige meinen. Wenn irgendwo einer Hausotter ein Leid geschieht, soll er Unheil über den Thäter oder die ganze Gegend bringen. Nach dem Volksglauben haben die Schlangen Kunde von unterirdischen Schätzen und ihr König, eine große, starke und lange Schlange, trägt auf dem Kopfe an zwei gebogenen Haken eine goldene oder elfenbeinähnliche Krone. Jedenfalls haben die beiden halbmondförmigen, weißlichen Mondflecken hinter den Schläfen der Ringelnatter den Anlaß zu diesem Glauben gegeben. Die Krone soll unschätzbaren Werth haben, da sie dem, der sie besitzt, große Reichthümer verschafft und die Schlangen sich, sobald ihr König ihrer verlustig gegangen ist, sehr vermindern sollen. Der Raub der Krone ist aber mit großer Lebensgefahr verbunden. Wer sie erlangen will, muß ein weißes Tuch auf dem Rasen in der Nähe des Gewässers ausbreiten, wo der Schlangenkönig wohnt. In einem Versteck muß dann abgewartet werden, bis dieser erscheint. Nur zu gern legt er sein Krönchen auf saubere, weiße Sachen hin. Ist das geschehen, so muß der Wartende den rechten Augenblick abpassen, um das Tuch sammt der Krone eiligst davon und heim zu tragen. Am besten gelingt das zu Pferd. Aber es erzählt auch eine Sage, daß, als ein Reiter glücklich mit der Krone den verfolgenden Schlangen entkommen war, er beim Betreten des Stalles von einer Otter tödtlich gebissen wurde, die sich im Pferdeschwanz versteckt hatte. Denn der Schlangenkönig ruft mit durchdringendem Pfeifen alle Schlangen zur Hilfe herzu, sobald ihm oder seiner Krone Gefahr droht. Nach einer Sage in Schleswig-Holstein schrie der Schlangenkönig so entsetzlich, daß das Mädchen, das seine Krone geraubt hatte, taub davon wurde.

Abgesehen von den Hausottern haben die Schlangen in der germanischen Mythologie aber eine üble Bedeutung. Würmer oder Giftwürmer werden sie immer genannt, wie ihre grotesk riesigen Schreckgestalten, die Drachen, Lindwürmer heißen. Die Drachen bildeten zweifellos eine sagenhafte Erinnerung an die letzten der ungeheuren urweltlichen Saurier. Sie stehen in den Mythen als Verkörperungen böser Menschen da, z. B. in der Edda Fafnir's, der den Vater um seines Goldes willen erschlagen hat und sich dann in Schlangengestalt in der Gnitaheide auf das Gold legt, bis ihn Sigurd tödtet. In Sagen und im Volksglauben spukt der Drache, unter dem dann der geheimnißvoll durch die Lüfte kommende Böse oder Teufel verstanden wird, noch fort. Wer den „Drachen hat“, zu dem kommt er in feurigem Schein Nachts zur Esse herein und bringt ihm Geld: eine unbewußte, jahrtausendalte Rückerinnerung an den schatzhütenden Drachen des Mythos. Mit dem Aberglauben vom Drachen ist mittelalterlicher Teufelsglaube gemischt. Gewiß steckt aber auch noch ein Rest eines uralten Cultus mit darin. Sie und die Schlangen kamen nach altem Glauben aus dem Erdinnern. Dort war ihr Reich. Dort besaßen sie sicher unterirdische Schätze. Wie das Hohl der Erde, die Hellia, später zur Hölle, so konnte der Drache leicht identisch mit dem Teufel werden. Vielleicht opferte man einst auch den Drachen als Sinnbildern gefürchteter böser Mächte in den ältesten Zeiten bei Germanen und Griechen. Daher zogen auch die Wikinger gern unter ihrem Zeichen aus und gaben ihren Schiffen am liebsten die Gestalt von Drachen oder Schlangen. Das Vordertheil ähnelte dann einem Drachenkopf, das Hintertheil dem geringelten Schweif, wie das z. B. bei dem berühmten Schiff „Elliba“ des Norwegerkönigs Olaf Trygwason der Fall war, das dann mit vollen Segeln wie ein fliegender Drache über die Fluth schoß. Die Drachschiffe hießen auch kurzweg Drache. Nach Pausanias erschien auch schon in der Seeschlacht bei Salamis auf den Schiffen der Athener das Bild eines Drachen. Geschnitzte Drachenköpfe zieren oft noch die Giebel norwegischer Bauernhäuser, und im Innern läuft die krahnartige, drehbare Vorrichtung über den Herd zum Kesselhalten in einen geschnitzten Drachenkopf aus. Der nordgermanische Drachencultus und der südgermanische Cultus der Hausottern sind auf die ältesten arischen Zeiten zurückzuführen. Der erstere Cultus ist der ältere von beiden. Er galt den bösen, der andere den segnenden Mächten.

Bücherbesprechungen.

B. K. **Entwürfe und Katechesen über Dr. M. Luther's kleinen Katechismus.** Für evangelische Volksschullehrer. Zugleich eine praktische Anleitung zum Katechisiren für Schullehrer-Seminare. Von Dr. Fr. W. Schütze, weil. K. S. Oberschulrath. Zweiten Bandes zweite Abtheilung. Zweites Hauptstück. Zweiter Artikel. Vierte vermehrte Auflage. Nach dem Tode des Verfassers besorgt von dessen Sohne Schulrath E. Th. Schütze, Königl. Bezirksschulinspector. Leipzig, B. G. Teubner. 1894. — Diese Katechesen sind so bekannt in den Kreisen, auf die sie berechnet sind, daß wir uns hier darauf beschränken können, hervorzuheben, was der Herausgeber dieser vierten Auflage seinerseits gethan hat, um das Buch noch leichter brauchbar zu machen und also seine Verbreitung auf's Neue zu befördern. Er unterscheidet zwei Stufen des Katechismusunterrichts; so ist nun das vorliegende Material darauf geprüft worden, in wie weit es sich für die Unterstufe und wie weit für die Oberstufe schicken möge und was davon für einen zusammenhängenden Unterricht überhaupt niemals entbehrt werden könne. In diesen drei Beziehungen sind leicht verständliche Zeichen und Klammern angebracht, wodurch jeder Leser in Stand gesetzt wird,

den für den Jahrgang erforderlichen Stoff zusammenzustellen. Ueber Bedeutung und Werth dieser Anleitungen und Vorbilder haben wir uns beim Erscheinen der vierten Auflage der ersten Abtheilung zur Genüge ausgesprochen. Hier, wo das Centrum des christlichen Glaubensinhaltes behandelt wird, tritt nun vollends neben der reichen erziehlichen und unterrichtlichen Erfahrung des Verfassers seine warme Liebe zu dem heiligen Gegenstand und seine Begeisterung für die Großartigkeit der Gottesgedanken in der Heilsoffenbarung in wohlthuendster Weise zu Tage. Von den gelegentlichen Bemerkungen werden die Lehrer vor allen diejenigen wohl beachten, welche davon reden, wie der Verfasser Stellen, wo geschlechtliche Dinge vorkommen, behandelt hat: er hat sie einfach vorgelesen oder vorlesen lassen und hat so in heiligem Ernst, so weit es überhaupt möglich ist, verhütet, was keine Schulbibel mit „gereinigtem" Text je wird verhüten können.

— Geschichte der neuern Philosophie von Kuno Fischer. Neue Gesammtausgabe. VI. Band. F. W. J. Schelling. Erstes Buch: Schelling's Leben und Schriften. Zweites Buch: Schelling's Lehre. Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage. Zweite Hälfte. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1895. — Die erste Hälfte dieses Bandes ist bereits früher hier angezeigt worden. Auch diese zweite Hälfte ist sehr reichhaltig, indem sie über 400 Seiten beträgt. Der ganze mystisch abenteuerliche Gedankenbau Schelling's wird hier in sehr eingehender Weise darzulegen versucht. Religiöse und naturphilosophische Speculation vermischen sich hier in sehr gewagter Weise mit einander. Auch mit dem Begriffe der Freiheit wird hier ein für das ganze Denken jener Zeit bezeichnender Mißbrauch getrieben. Diese ganze Geistesgährung Schelling's und seiner Zeit setzte sich dann weiter fort in dem wenigstens in methodischer Hinsicht strenger in sich abgeschlossenen System Hegel's, auf welches sich dann der nächste (VII.) Band des Fischer'schen Werkes beziehen wird. C. H.

— Pomologie des praktischen Obstbaumzüchters. 102 Chromotafeln der besten Tafelobstsorten mit Beschreibung und Culturanweisung. Herausgegeben von N. Gaucher, Besitzer und Director der Obst- und Gartenbauschule zu Stuttgart. 1894. A. Jung's Verlag, Stuttgart. Preis 25 ℳ. — Den Grund zum Entstehen dieses Werkes legten farbige Obstsortenabbildungen, wie sie seit Jahren der 1885 zuerst erschienenen, sehr bekannten Zeitschrift N. Gaucher's, dem von Jung's Verlag herausgegebenen „Praktischen Obstbaumzüchter", beifolgen. Eine Sammlung von hundertundzwei solcher colorirter Sortenbilder nebst ausführlichen Erläuterungen der Eigenschaften des Baumes, der passendsten Baumzuchtsformen, des Aussehens und der Gestaltung, der Reifezeit, des Nutzungswerthes der Frucht sind daher in dem vorliegenden pomologischen Prachtband enthalten. Diese chromolithographischen Obsttafeln sind geradezu meisterhaft hergestellt. Das charakteristische Aussehen der auf ihnen wiedergegebenen Sortenfrüchte kommt durchweg höchst vollkommen zur Geltung. Der Textinhalt aus der Feder Gaucher's ist nicht nur, wie alles von ihm bisher Geschriebene, sachlich völlig einwandfrei abgefaßt, er zeigt auch nicht jene gewisse Monotonie auf, wie sie in den meisten anderen älteren wie neueren gleichartigen Handbüchern zu finden ist und ein genaueres Studium letzterer besonders dem Neuling, dem Lernenden in der edlen Obstbauwissenschaft oft so sauer macht. Dabei bleibt N. Gaucher hinsichtlich aller seiner Angaben über den Werth der von ihm jeweilig geschilderten Obstsorte — was seinem Buche zu größtem Lobe gereicht — stets wahrheitsgetreu. Endlich finden wir in diesem neuesten Opus des verdienstvollen Stuttgarter Obstbau-Apostels eine so große Zahl neuer, praktisch besonders werthvoller Rathschläge, selbstgemachter Erfahrungen vor, wie sie anderswo sich gar nicht oder doch nur gleich spärlich im Sande vertheilten Goldkörnern entdecken ließen. Dr. E. S. Zürn.

J. B. Ueber Erdbeben. Ein populärer Vortrag von Rudolf Falb. A. Hartleben's Verlag, Leipzig, 1895. Geh. 3 ℳ, geb. 4 ℳ. — Die 190 Seiten starke Schrift zerfällt in 2 Theile. Die ersten 74 Seiten enthalten den eigentlichen Vortrag, die übrigen die Beantwortung der Einwürfe der Gegner. Insbesondere vertheidigt sich der Verfasser im zweiten Theile post festum gegen die schon 1881 erschienene Schrift des Grazer Prof. Dr. Hörnes: „Die Erdbebentheorie R. Falb's und ihre wissenschaftliche Grundlage." Beide Theile fesseln das Interesse des Lesers in gleichem Maße. Falb's Stil ist fließend und gewandt, seine Sprache mit verhältnißmäßig wenigen Termini gespickt; überall zeigt sich das Bestreben, consequent zu denken und exact zu schließen. Ob freilich die Vordersätze immer einen genügend sicheren Unterbau für den gewünschten Schlußsatz bilden, das ist eine andere Frage. Wir sind der Meinung, daß Falb die Consequenz zu weit treibt, wenn er auch hier immer nur das Steckenpferd seiner Gezeiten reitet. Gleiche Wirkungen müssen nicht gleiche Ursachen haben. Es ist unstreitig gewagt, alle Erdbeben auf vulkanische Ursachen zurückführen zu wollen. Man wird auch heute noch die von J. Roth so treffend gekennzeichnete Zweitheilung, vulkanische und tektonische Beben, aufrecht erhalten müssen. Ob dann Falb's Theorie auf die vulkanischen Erscheinungen dieser Art voll und ganz anwendbar ist, das müssen die zielbewußten Beobachtnngen der jüngsten Vergangenheit und der Zukunft lehren, ältere können hier nicht als beweiskräftige Belegstücke dienen. Seit 1887 haben wir u. A. auch die Data aller uns bekannt gewordenen Erdbeben notirt. Von den 155 Ereignissen fallen 12 auf einen kritischen Tag, 16 weichen um 1 Tag, 17 um 2 Tage, 18 um 3 Tage, 22 um 4 Tage, 19 um 5 Tage, 25 um 6 Tage, 18 um 7 Tage und 8 um 8 Tage von demselben ab. Das sieht leider noch nicht darnach aus, als ob der Beweis für die Richtigkeit seiner Theorie von den Thatsachen schon voll erbracht sei. Falb sollte sich einstweilen an der Ehre genügen lassen, einen schönen, fruchtbaren Gedanken zur Discussion gestellt zu haben. — Diejenigen Leser, welche mit der Perrey-Falb'schen Hypothese bisher noch nicht vertraut waren, werden auf den Zickzackwegen der Vertheidigung im zweiten Theile die wünschenswerthe Klarheit über den gegenwärtigen Stand der Frage erhalten. Die Ausstattung des Buches ist gut, der Preis kommt uns für einen „populären Vortrag" etwas zu hoch vor.

—tg— Aus der Welthauptstadt Paris. Von J. Pawlowsky. Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen. Paris und Leipzig. 1895. — Der Titel läßt Manches befürchten, was sich bei der Lectüre als unbegründet zeigt. Bei der augenblicklich herrschenden Intimität zwischen Paris und St. Petersburg wird man glauben, daß der Verfasser der „Welthauptstadt" an der Seine enthusiastische Verehrung bezeigen werde. Dem ist aber keineswegs so. Der Verfasser hat nicht blos Vieles, sondern auch viel gesehen. Es ist bis in die innersten Geheimnisse dieser Stadt, welche — wer wollte es leugnen? — eine Weltstadt im eigensten Sinne des Wortes ist, eingedrungen und er schildert das, was er gesehen, mit dem den Russen eigenen Realismus, welcher keine Illusionen kennt. Uebrigens versteht er zu schreiben, das muß man ihm lassen, auch die Uebersetzung ist besser, als man es heutzutage bei derartigten Schriften gewohnt ist. Wir haben in einzelnen Schilderungen, z. B. ein Polizeibesuch bei den Ehebrecherinnen, wirkliche Genrebilder entdeckt, die selbst eines gewissen komischen Beigeschmacks nicht entbehren. Ueberhaupt ist das Krasse nicht gewaltsam herbeigezogen. Immerhin würden wir jungen Mädchen das Bucht nicht in die Hand geben.

— Chronika eines Fahrenden Schülers. Von Clemens Brentano. Fortgesetzt und vollendet von A. von der Elbe. Siebente Auflage. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. (268 S.) Min.-Ausg. 5 ℳ. — Ein in siebenter Auflage vorliegendes Buch bedarf eigentlich keines besonderen Empfehlungsbriefes seitens der Presse. Die geschätzte Romanschriftstellerin A. v. d. Elbe unternimmt es hier, die von dem Romantiker Clemens Brentano unvollendet hinterlassene Erzählung „Chronika eines Fahrenden Schülers" zu ergänzen und mit dieser Ergänzung neu herauszugeben Es war dies ein guter Gedanke, und der Erfolg, den das Unternehmen hatte, ein wohlverdienter. Einestheils ist die Brentano'sche Arbeit, an deren Vollendung der Tod den Dichter behindert hat, wohl die künstlerisch am meisten gereifte Arbeit dieses Romantikers, anderntheils hat A. v. d. Elbe es wunderbar verstanden, sich in den Geist und die Denkweise ihres Vorbildes zu versetzen. Letzteres ist ihr so wohl gelungen, daß Niemand, der die Stelle nicht weiß, wo Brentano den Griffel hat fallen lassen, die Naht entdecken wird, die die beiden Theile zusammenhält. Uebrigens beweist der Erfolg dieser Arbeit, daß der Sinn für eine dem Pessimismus abgewendete, die Prosa des Lebens dichterisch verklärende, weihevoll-religiöse Romantik im deutschen Lesepublicum noch nicht ausgestorben ist. Wünschen wir auch der neuen Auflage recht viele feinsinnige Leser und für die Zauberpracht der hier zu neuem Leben erstehenden Romantik empfängliche und feinfühlige Herzen! Dr. H. C. K.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 10. Donnerstag, den 24. Januar. 1895

Küstenbilder von Memel bis zur Weichsel.

Von Dr. Max Hecht. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

II. Memel und Umgebung.

Memel (mit etwa 20000 Einwohnern) ist nicht nur als die nördlichste Stadt des Deutschen Reiches merkwürdig. Sie zeichnet sich auch durch ihre interessante Lage, die reizende Umgebung, durch breite, mit Alleen geschmückte Straßen und durch ihre historischen Erinnerungen vor den meisten Städten Preußens aus, vor Allem jedoch durch den unvergleichlichen Seehafen. Wie ein mächtiger Halbmond zieht er sich vom Tief oder Gatt meilenweit in's Land hinein, zahlreiche Nebenhäfen bildend, unter welchen der Winterhafen der wichtigste ist. Die Nehrung hat sich als Damm gegen den Andrang der Meereswogen vorgelegt. In ihn mündet die Dange, zu deren Seiten sich die freundliche Stadt mit ihren würdigen Thürmen und schmucken Häusern, inmitten buschiger Baumkronen, ausbreitet. Weiter südlich ist die Mündung des 1873 beendeten König Wilhelms-Canals, der die Verbindung mit dem Memelstrom herstellt, und darüber hinaus ziehen sich in unabsehbarer Reihe die Häuser der Vorstadt Schmelz hin, überragt von den Schornsteinen der Holzschneidemühlen. Unzählige Holzgärten mit schließbaren Häfen fassen das Ufer des großen Hafens ein, angefüllt mit aufgestapelten Haufen zugeschnittener Hölzer. Man hat Memel mit Rücksicht auf diese großartige Hafenbildung mit London verglichen. Wenn es auch von Natur befähigt war, eine See- und Handelsstadt ersten Ranges zu sein, so widerstrebte jedoch solchem Aufschwung die Ungunst der politischen Verhältnisse und der völlige Mangel eines Hinterlandes. Es gab freilich auch für Memel eine große Zeit der Blüthe des Handels, aber diese liegt schon einige Jahrzehnte in der Vergangenheit zurück; sie endete mit der Eisenbahn, welche die Russen vor etwa 20 Jahren von der Linie Wilna-Eydtkuhnen nach Libau zogen, und mit den Zollgesetzen, wodurch der russischen Ausfuhr die Richtung nach dem einheimischen Hafen gegeben wurde, während sie vordem ihren Weg über Memel nahm. Nicht nur der unermeßliche Reichthum der continentalen Waldungen, sondern auch die Erträge des Ackerbaus: Getreide, Hanf, Flachs gingen die natürliche Verkehrsstraße, den reichbelebten Memelstrom, hinunter. Ja, während des Krimkrieges 1853—55, als die russischen Häfen blokirt waren, strömte aus dem Nachbarlande eine solche Fülle von Producten zusammen, daß sich die Handelseinrichtungen der Stadt ihrer Bewältigung nicht gewachsen zeigten. So wird es erklärlich, daß in jener Zeit des regen Verkehrs ein wohlhabender Kaufmannsstand erblühte. Mehrere stolze Patricierhäuser in der Libauerstraße, wie auch eine Reihe stattlicher Villen im Seebad Försterei legen davon beredtes Zeugniß ab. Ob jene entschwundene Herrlichkeit je wiederkehren wird? Heute ist Memel fast ausschließlich auf den Handel mit Holz, welches nach wie vor aus Rußland kommt, angewiesen. Es wird nach Hamburg, Lübeck, Stettin, den Niederlanden, besonders aber nach England ausgeführt. Doch gehen auch die litauischen Erzeugnisse des Ackerbaus: Getreide, Hanf, Flachs größtentheils über Memel. Auch der Fischreichthum der See und des Haffs unterhält ein einträgliches Fischereigewerbe.

In militärischer Beziehung spielt Memel keine Rolle, es hat nur ein Bataillon Besatzung. Das Fort ist geschleift, die Citadelle 1888 entfestigt. Was könnte auch eine Festung im Falle eines Krieges mit dem östlichen Nachbar an dieser Stelle bedeuten? Nur ein 1866 erbautes Fort auf der Nordspitze der Nehrung, dessen ganze Besatzung gegenwärtig nur ein Feldwebel ist, der zugleich die wenigen Kinder des Communalbezirks Süderspitze unterrichtet, würde im Kriegsfalle den einzigen Zweck haben, den Feinden den Uebergang über das Tief zu erschweren.

Mit dem großen Eisenbahnnetz hängt Memel nur durch die Linien Tilsit-Insterburg und Tilsit-Königsberg zusammen; dafür wird es durch den Wasserverkehr innerhalb des Kurischen Haffs mit Tilsit, Labiau, Königsberg, und zur See mit Stettin, Lübeck und Hamburg einigermaßen entschädigt.

Interessant ist die Umgegend. Nach Norden hin grenzt an die Stadt die über eine Meile das Ufer begleitende Plantage, vor etwa 60 Jahren von der Stadt und der Kaufmannschaft auf sandigem Boden angelegt. Am Rande derselben erhebt sich auf einem Hügel, etwa 15 Min. nördlich von der Stadt, die cylindrische Form des 23 m hohen Leuchtthurms, dessen festes Licht den Schiffern $4\frac{1}{2}$ Meilen hinausleuchtet. Ein großartiger Umblick auf die weite mannigfaltige Landschaft, auf Haff und See gewährt dem Beschauer Genuß und zugleich Orientirung. Die Norder- und Südermole, von denen jene mit einem 10 m hohen Leuchtthurm endet, verlängern das Tief künstlich nach der See zu und beugen der Gefahr der Versandung wirksam vor. Ueber Alles schön ist der prächtige, lang hingezogene Bogen des Hafens. „Linien von feinerer und freierer Schwingung“, sagt Ernst Wichert, „als sie hier durch die Land- und Wasserscheide vor und zu beiden Seiten der in nebelhafter Ferne verlaufenden Nehrung gezogen werden, lassen sich kaum denken. Und dazu die grüne Plantage am Seeufer entlang und die reizende Staffage der reinlichen Häuschen und Mühlen, Segel- und Dampfschiffe. Bei schöner Beleuchtung ist da das Epitheton bezaubernd nicht gar zu viel.“ Leider bietet die Einfahrt des Hafens bei der geringen Tiefe von nur 5—6 m den einlaufenden Schiffen öfters Schwierigkeiten. Drei Baken sind die Richtungspunkte für die Schiffer; sie fahren im gewöhnlichen Falle richtig ein, wenn sich die Baken decken. In der Nähe steht der Lootsenthurm, von dem unausgesetzt ein Lootse nach den ankommenden Schiffen hinausschaut. Sollten die Schiffe mehr nach rechts oder nach links fahren, so wird es ihnen an der mittelsten Bake durch eine entsprechende Bewegung eines Korbes bezeichnet; ist der Wasserstand zu niedrig, so werden sie durch Niedersenken der Baken bedeutet, außen zu bleiben.

Ein etwas weiterer Spaziergang führt durch die Schatten der Plantage nach dem Seebadeort Försterei, wohin während der Sommermonate viermal am Tage Eisenbahnzüge hin und wieder gehen. Die Fortsetzung des Weges ist eine reizende, eine Stunde lange Uferpromenade, von welcher aus sich mehrfach anziehende Aussichten über die Wipfel der Bäume und die See darbieten. Eine ganz wunderbare Erscheinung auf diesem Wege ist eine Bergkiefer, die mit ihrer sonderbaren Verzweigung einen Platz von 70 Schritten Umfang ausfüllt. Der Memeler kann an drei verschiedenen Stellen in der See baden: in Försterei, in der Nähe des Leuchtthurms und auf der Süderspitze. Hier im Sandkrug, der von einem steilen Hügel auf seine Umgebung herabblickt, soll Kotzebue auf seiner Reise nach Rußland, als Sturm und Eisgang das Uebersetzen unmöglich machten, das bekannte Lied: „Es kann ja nicht immer so bleiben“ gedichtet haben.

Von allgemeinerem Interesse sind die historischen Erinnerungen aus der Zeit des unglücklichen Krieges, welche sich an die Stadt und ihre Umgebung knüpfen. Die preußische Königsfamilie hatte vom Januar 1807 bis Januar 1808 nach dem treuen Memel,

dem einzigen Asyl, das der schnelle Eroberer ihr noch gelassen, ihre Zuflucht genommen. Hier beweist sich neu die Wahrheit des Goethe'schen Wortes:

„Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht: nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder.“

Eine solche erinnerungsgeweihte Stätte ist vor Allem das Magistratsgebäude, wo Friedrich Wilhelm III. mit seiner Familie Wohnung genommen hatte. Sowohl das Aeußere des Gebäudes, das einem Kaufmann Consentius gehörte, als die Zimmer desselben sind in ihrem damaligen Zustande pietätvoll erhalten worden. Kaum öffnet sich die Thür zum Sitzungssaal der Abgeordneten, so ruht unser Blick auf drei Oelgemälden. In der Mitte Kaiser Wilhelm's I. ehrwürdige Heldengestalt, von Seemann in Lebensgröße dargestellt, zu beiden Seiten seine Eltern. Rechts ein treffliches Bild Friedrich Wilhelm's III., links die Königin Luise. Das Oelgemälde der letzteren, ein Meisterwerk Kügelgen's, übertrifft an Schönheit und Treue wohl alle anderen Bilder der edeln Frau. Anmuth und Würde, Ernst und Milde sprechen aus den gemüthvollen Zügen des lieblichen Gesichts. Die Krone schmückt das von blondem Lockengekräusel umspielte Haupt. Wie weit bleibt hinter diesem Bilde der Richter'sche, idealisirte Luisentypus zurück! Das Königspaar selbst schenkte diese Gemälde als Zeichen des Dankes der treuen, opferwilligen Stadt. Eine Photographie des Kügelgen'schen Gemäldes, das etwas mehr als Brustbild ist, in der Größe des Originals ausgeführt, besitzt das Hohenzollern-Museum in Berlin. Kaiser Wilhelm II. widmete bei seiner Anwesenheit in Memel am 25. August 1890 diesem herrlichen Bilde ganz besonders seine Aufmerksamkeit. Im Vorzimmer des Sitzungssaales ist unter Anderem ein beachtenswerther Stahlstich, der nach einer gleichzeitigen Zeichnung den Abschied des königl. Paares von Memel am 25. Sept. 1808 darstellt. Auf der Spitze der Nehrung steht ein mit 8 Pferden bespannter Wagen bereit, während der König und die Königin vom Ufer noch einen Abschiedsblick nach der Stadt hinüberwerfen. Memel besitzt noch ein zweites gutes Bild derselben Königin. Kaiser Wilhelm II. machte es dem neuen Gymnasium zum Geschenk. Es ist nach H. Tischbein's Werk von K. Lessing (1892) ausgeführt. Hier erscheint die Königin als Braut, in Lebensgröße, in antikisirender Weise mit einem reichen, herabfließendem Gewande bekleidet; sie steht auf einer Terrasse, die rechte Hand, welche eine Rose hält, ruht leicht auf einer Balustrade. — Ein kleiner patriotischer Wallfahrtsort ist Klein-Tauerlauken, 1 Stunde nordöstlich von der Stadt, im Dangethal anmuthig gelegen, mit idyllischem Stillleben. In diese ländliche Abgeschiedenheit zog sich die Königin fast täglich zurück. Hier pflegte sie dann unter der Königseiche, auf dem Königsplatze im Park, zu weilen, wohl auch zu jenen sonnigen Tagen stillen Glückes hinüberzuträumen, die sie als „gnädige Frau von Paretz“ auf diesem Landgute bei Potsdam an der Seite ihres Gatten lebte. Damals ahnte sie nicht, daß ein unerbittliches Geschick 10 Jahre später sie an die äußerste Grenze des Staates verbannen würde. So oft Mitglieder der preußischen Königsfamilie in späterer Zeit nach Memel kamen, haben sie dies geweihte Fleckchen Erde aufgesucht und Blätter der Königseiche, die ihre stolze Krone jetzt leider unerreichbar hoch trägt, als Andenken mitgenommen. Auf halbem Wege nach Tauerlauken liegt ein schattiges Ruhaus, das sogenannte Königswäldchen. Hier hatten Friedrich Wilhelm III. und der Czar Alexander I. ihre erste Zusammenkunft im Jahre 1802. Diesem Ereigniß verdankt der ganze Park seine Entstehung, er ist eine Erweiterung einer zu Ehren der fürstlichen Begegnung angelegten Baumpflanzung. Sehenswerth ist Russisch-Crottingen, unfern der Grenze, 3 Meilen nordöstlich von Memel. Deutlicher kann die Grenze auf der Karte nicht gezeichnet werden als hier in Natur durch den schroffen Contrast deutscher und russischer Landschaft. Und in Crottingen überrascht ein noch schärferer Gegensatz, nämlich der zwischen der Pracht des polnischen Grafenschlosses mit Palmenhaus und Wintergarten und der erbärmlichen Umgebung. —

Leicht und fröhlich schreiten wir über Höhen, durch Wälder und Thäler dahin, aber ein Kirchhof hält uns in ernstem Sinnen. Er erinnert uns an das unentrinnbare Geschick, dem wir Alle verfallen, nachdem wir uns längere oder kürzere Zeit am schönen Licht der Sonne erfreut haben. Mit magischer Gewalt zieht er uns an, und es ist uns wohl Bedürfniß, in andächtiger elegischer Stimmung eine Zeit lang unter seinem Schatten zu wandeln. Einem solchen Zuge folgend betreten wir den schönen, im Osten der Stadt gelegenen Friedhof, die letzte Sehenswürdigkeit Memels. Vornan fällt dem Wanderer die weniger gut gereimte als empfundene Inschrift in die Augen:

„Die Blumen sind der Todten Eigenthum,
Drum Wandrer ehr' sie als ein Heiligthum.“ *)

Die Gänge erscheinen hier tief aus der Erde geschnitten, zu den Seiten derselben sind die erhöhten Begräbnißplätze und hochgemauerten Erbbegräbnisse, zu denen Granitstufen hinanführen. Ein geschmackvoll ausgeführtes Denkmal, wo über dem Grab sich ein von 6 dorischen Säulen getragenes Gebälk mit Dach aufbaut, fällt sogleich in die Augen. Ehrwürdige Bäume aller Art breiten ihre schattenreichen Kronen über die von ihren Werken Ruhenden. Der Geist der Pietät weht uns auf dieser heiligen Stätte entgegen, und es wird uns deutlich fühlbar, daß hier die Bande der Liebe die Lebenden und Todten umschlingen.

*) Hier fällt mir ein, daß in einer Gegend Masurens öfters an den Bäumen die Inschrift zu lesen war: „Ein guter Mensch beschädigt keinen Baum“. Dieser Appell an's Gewissen, von einem Geistlichen herrührend, soll sich als sehr erfolgreich erwiesen haben.

Sagenumwobene Vögel.

Von Dr. E. S. Zürn-Leipzig.

Sagen, Märchen, spukhafte Erzählungen, aber auch beglaubigte geschichtliche Ueberlieferungen bezeugen, daß die Rolle, welche gewisse Vogelgestalten im Leben verschiedenster Völkerschaften gespielt haben, keine unbedeutende ist. Außer den allbekannten Singvögeln des Waldes brachte man vornehmlich Vögel, deren Lebensweise als vorwiegend nächtliche den Meisten äußerst geheimnißvoll erschien, in Beziehungen zu Sagen und abergläubischen Betrachtungen. Derartige gefiederte Tagfeinde sah man als verkörperte Dämonen der Finsterniß, als Träger von Geister- und Zauberspuk, als gefiederte Leibeigene des Bösen an. Die Nachtschwalben, Ziegenmelker standen neben den Eulen vornehmlich in solchem üblen Rufe. Von dem Unheil, welches sie durch Aussaugen der Milch bei Ziegen und Kühen, durch Behexung dieser nützlichen Hausthiere u. s. w. angeblich anzurichten im Stande sein sollten, wurde viel Wunderbares gefabelt. Ihnen schrieb man den Unfug zu, welchen böswilliges, rachsüchtiges oder diebisches Gesinde in der Regel verübte. Besonders gefürchtet und ängstlich gemieden werden die Nachtschwalbenarten der süd- und mittelamerikanischen Urwälder; die Eingeborenen halten sie für Diener des bösen Geistes, für Unglücks- und Todespropheten, für Nachtgespenster, Nachthexen u. dergl. — Keiner Vogelgattung wird selbst in unserer aufgeklärten Zeit noch mit so großem und unberechtigtem Haß entgegengetreten, wie den Eulen. Deren lichtscheues Wesen, leiser, überraschender Flug, ihre großen, kugeligen, leuchtend-farbigen Augen, vor Allem aber ihr thatsächlich abscheulich klingendes Geschrei, ihr eigenartiges, wüthendes Knacken oder Knappen mit dem Schnabel macht sogar auf gebildetere Leute einen höchst unheimlichen Eindruck. Unwissende Menschen, vor Allem alte, furchtsame Weiber sehen in den, für die Landwirthschaft so hochnützlichen Eulen, besonders in dem Steinkauz unholde Vogelwichte, sie bezeichnen letztere, indem sie ihre jammernden, klagenden, wimmernden oder ächzenden Rufe für Todesgeschrei halten, als Todten-Eulen oder Todten-Vögel, als Leichen-Hühnchen, als Klagemütter, vorzugsweise aber als „Wehklagen“ (richtiger „Wiehklagen“) und halten an der irrigen Meinung fest, diese armen Finsterlinge seien schlimmer zu fürchten als „Krieg und Pestilenz“. Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß der Schauergesang, welchen Ohreulen, hauptsächlich aber Käuzchen vor den erleuchteten Fenstern vereinzelt liegender Gutshöfe anstimmen, selbst vernünftigen Menschen die Haare auf dem Kopfe sträuben machen kann und daß es wahrscheinlich klingt, wenn erzählt wird, das laute Geheul des Uhus im einsamen Hochwalde, wie es, ähnlich dem Angstgeschrei zu Tode Gehetzter, zur Nachtzeit hörbar wird, habe den Anlaß zum Entstehen der Sage von der „Wilden Jagd“ gegeben.

In ganz Südeuropa sind dagegen die Eulen gern gesehen, in Griechenland werden seit Jahrtausenden vornehmlich die Käuzchen, als ursprünglich der Göttin Athene geheiligt, sehr ge-

schätzt. In Palästina gelten sie als Glücksvögel, in Italien sind sie Hausfreunde der meist auf den Straßen arbeitenden Handwerker geworden. In Spanien steht, wie Brehm erzählt, die Schleiereule in dem bösen Verdachte, das Oel der ewigen Lampen in den Kirchen auszutrinken. Sicher ist, daß das sehr brauchbare Olivenöl oft aus den gedachten Lampen verschwindet; die Feststellung des wirklichen Thäters ist aber bisher noch nicht gelungen. Ein Gemunkel will allerdings behaupten, daß nicht die Schleiereule, sondern der Meßner der eigentliche Schuldige wäre. Mit diesem Verdachte, welchen der Vogel sich erworben hat, hängt eine in Spanien beliebte Sitte zusammen. Man erlegt Schleiereulen, siedet sie mit Stumpf und Stiel in Olivenöl und erhält dadurch ein Heilmittel, das angeblich großartige Wirkung besitzen soll. Dasselbe wird allerdings nicht von den Aerzten verschrieben, trotzdem soll es keinem Arzneischatze der spanischen Apotheken fehlen und vom Volke sehr häufig verwandt werden.

Mit dem allbekannten gefiederten Kinderfreund dem Storch hat sich das Volk jederzeit angelegentlich beschäftigt und ihm mehr lobenswerthe Eigenschaften angedichtet als er eigentlich besitzt. Groß ist in jedem deutschen Dorfe die Freude, kehren im Frühjahre die geliebten, stelzbeinigen Langschnäbel zurück, um ihr altes Nest alsbald wieder auszubessern, sich von Neuem wohnlich darin einrichtend, und sodann zur Gründung eines Hausstandes zu schreiten. Man begrüßt nach altgewohnter Weise in den Störchen hochwillkommene Boten des Frühlings, die auch schöne Witterung und ein fruchtbares Jahr bringen sollen. Das Haus, welches Störche zur dauernden Niststätte sich auswählen, bleibt nach dem Volksglauben vor allem Unglück bewahrt und ganz besonders gegen Blitzschlag geschützt. In wie vielen Sagen, Liedern und Kinderreimen spielt nun vollends der Storch, der „Adebar“ Norddeutschlands, eine Rolle! Er ist der Vermittler zunehmenden Familiensegens. Dieser Glaube, daß Meister Langbein die Kinder in das Haus bringe, ist uralt und wird bereits von den alten Griechen getheilt; letztere bestraften sogar die Tödtung dieses durch Schlangenvertilgung so nützlichen Vogels. Heißt es doch in den „Vögeln“ des Aristophanes in der Ansprache an die Zuschauer unter Anderem: „Wer beißt Euch die Mutter in's Bein und verheißt und bescheert Euch den Segen? Der Storch ist's!“ Darum ist der Storch als Bringer „fröhlicher Botschaft“ auch von Malern und Bildhauern verherrlicht worden. Außerordentliche Anhänglichkeit rühmten schon die Hunnen dem Storch nach; dieser Vogel ist denn auch gegenwärtig noch deswegen den Tataren besonders heilig. Es glauben dieselben sogar, daß er nach seiner Rückkehr vom Winteraufenthalte dem Besitzer des Hauses, auf dem er niste, kleine Geschenke mitbringe. Von des Storches Dankbarkeit erzählt schon Aelian in einer Sage etwas. Nach dieser sieht Heraklea von Tarent, die um ihren frühzeitig verschiedenen Gatten trauert, wie ein noch nicht flugsicherer Storch vom Dache zur Erde fällt und sich dabei ein Bein beschädigt. Die mitleidige Wittwe nimmt sich des verunglückten Vogels an, pflegt ihn und heilt ihm den Beinschaden, so daß er noch im Herbst seine große Wanderschaft mit antreten kann. Im nächsten Jahre, als Heraklea wieder trauernd vor dem Grabgewölbe ihres Gatten weilt, sieht sie einen Storch auf sich zukommen. Dieser, in dem sie ihren vorjährigen Pflegling leicht wieder erkennt, läßt einen Stein in ihren Schooß fallen und fliegt wieder davon. Dieser Stein offenbart sich dann als ein riesiger, prachtvoll strahlender Diamant.

Unser nützliches Haushuhn war den alten Aegyptern und Israeliten zuerst ein höchst unreines, später ein sehr geschätztes Thier. Als Vogel des Zoroaster und Verkünder des Lichtes war es den alten Persern heilig und prangte im Bilde auf ihren Feldzeichen. Jeder Perser hatte nach dem Gebote der altpersischen Bibel Zend-Avesta einen Hahn zu halten, denn mit dem ersten Hahnenschrei sollten für ihn Gebet und Arbeit beginnen. In China soll, wie in einem früheren Jahrgange der „Geflügel-Börse“ berichtet wird, die Heiligkeit des Eidschwurs durch Köpfen eines Hahnes symbolisirt worden sein, auch pflegte man einen weißen Hahn bei Leichenbegängnissen mitzuführen, da dieser als künftiger Wirth einer der drei, nach chinesischem Glauben im Menschen vorhandenen Seelen angesehen wurde. Die alten Griechen weihten den Hahn dem Ares und der Athene als Kriegsvogel, als Sonneverkünder dem Phöbus und dem Apollo, ferner dem Hermes, der Nacht, den Laren und dem Aesculap, hielten sein Krähen für siegprophezeihend und opferten, nach vollendeter Genesung von schwerer Krankheit, letztgenanntem Gotte einen solchen. Die alten Römer schätzten Hahn und Henne als Kriegspropheten und unterhielten sie auf Staatskosten. Ihre Auguren schickten Hühnerkäfige und Geflügelwärterpersonal dem Heere nach und trieben die Beschäftigung des Kriegsweissagens nach Beobachtung des Gebahrens der Hühner als Lebensberuf. Ein gieriges Fressen der Hühner vor dem Kriege sahen die Auguren als ein für den Ausgang günstiges Zeichen an, fraßen die Hühner aber schlecht, so prophezeiten sie ein unheilvolles Ergebniß der Schlacht. Später führte jede Legion einen eigenen Hühnervoigt und mehrere Vogelschauer mit. Das Ansehen derselben schwand aber immer mehr; man merkte im Volke, daß sie Betrüger waren, und behauptete schließlich, daß den Auguren selbst ihre eigenen Prophezeiungen lächerlich und wenig glaubhaft vorkämen. Publius Claudius behandelte sogar vor der Seeschlacht die heiligen Hühner wenig respectvoll. Als sie durch schlechtes Fressen auf einen ungünstigen Ausgang des Seetreffens hinzudeuten schienen, ließ der Feldherr die Unglücksvögel sammt deren Käfigen in das Meer werfen, indem er sagte, wenn sie nicht fressen wollten, dann sollten sie wenigstens saufen. Dem Mars wurde im alten Rom, glaubte man den Sieg durch ihn errungen, ein Hahn geopfert. — Die alten Gallier opferten mit Vorliebe einen Hahn und nahmen ihn wie die Perser in ihre Feldzeichen auf. Nach der Götterlehre und dem allgemeinen Volksglauben unserer altheidnischen Vorfahren würde ein Hahn den bevorstehenden Weltuntergang, d. h. die Götterdämmerung ankündigen. Bei den Slaven besaß der Lichtgott Swantewit den Hahn als geheiligten Begleiter. Eigenthümlich ist, daß auch die Hovas auf Madagascar in dem Hahn ein überirdisches Geschöpf sehen. Derselbe wird nach altem Aberglauben von den Mächten der Finsterniß, von Zauberern, Gespenstern und dergleichen lichtscheuem Gesindel sehr gefürchtet. Böse Geister, unter ihnen der Teufel, weichen beim ersten oder dritten Hahnenschrei. Ein schwarzer Hahn kann aber selbst zum Zauberthier werden, schlimme Hexerei ausüben, oder als ein Genosse den Teufel oder den wilden Jäger begleiten, deren Kappen schmücken dann seine Federn. Das erste und letzte Ei einer schwarzen Henne galt als zauberkräftig. Ist eine solche Henne im Haus, so meiden die Hexen dasselbe sorglich. Noch heute pflegen thörichte Leute jedes kleine Ei im Legekorb für ein Zeichen des Teufels anzusehen und hinterrücks weit über eine Mauer zu werfen. Weiße Hähne oder Hennen bringen dagegen Glück; auf Madagascar muß jeder fremde Besucher mit einem weißen Hahne, dem Schützer gegen die Anfechtungen Angatsch's, des bösen Geistes der Hovas, versehen sein. Die alten Deutschen fanden zwischen dem gezackten, rothen Kamm des Hahnes und dem Blitzstrahl, der Feuerflamme, eine große Aehnlichkeit heraus und hielten daher den Gockel für des Donner- oder Feuergottes Lieblingsvogel. Die Redensarten, „Jemandem den rothen Hahn auf das Dach setzen“ rührt von dieser Vorstellung her. Ein goldkammiger Hahn ruft nach der Edda die altdeutschen Recken zur Schlacht. Man dachte sich zur Zeit des altdeutschen Heidenthums die Hähne viel auf den Gipfeln der Waldbäume sitzend, um dort den Anbruch des neuen Tages zu erwarten. Das Christenthum wies später auf den Spitzen der Kirchthürme den Hähnen ihre Plätze an. Nach altem Volksglauben vermögen verhexte Hähne auch Eier zu legen, aus denen Basilisken, Fabelwesen, halb Hahn, halb Schlange, hervorkommen, die durch ihren Blick, ihren giftigen Athem tödten; hält man ihnen aber schnell einen Spiegel vor, so können sie durch ihren eigenen Anblick getödtet werden. Einem derartig verhexten Hahn wurde noch im Jahre 1474 in Basel nach alten Bräuchen unter pomphaften Ceremonien der Prozeß gemacht; der vermeintliche Basiliskenerzeuger wurde öffentlich verbrannt.

Bücherbesprechungen.

B.K. **Bekenntnisse eines alten Pfarrers.** In Briefen an seine Frau. Leipzig, H. Haessel. 1894. — Die Briefe sind natürlich nur die Form, in welche die Gedanken des Pfarrers theilweise ungeschickt genug gegossen sind; außerdem könnte man versucht sein, die Antworten der Frau Pfarrerin kennen zu lernen, und sie hätten derb genug ausfallen müssen, wenn diese betreffende Frau noch eine Spur eines gesunden Gefühles in sich trüge. Deshalb hat man gemeint, es seien das nicht Bekenntnisse eines alten, sondern eines sehr jungen Pfarrers, vielleicht sogar eines Studenten, der hier der Ueberfülle des aufgenommenen Weisheitsstoffes Luft macht. Einzelnes verräth allerdings eine bedenkliche Unreife. Wenn beispielsweise der Verfasser sich von seinem siebenjährigen Sohn fragen läßt, was er

wohl machen würde, wenn er den göttlichen Befehl erhalte, wie Abraham, ihn, seinen Sohn, zu schlachten: so liegt der Schluß nahe, daß er weder einen siebenjährigen Sohn, noch überhaupt ein Kind hat. Ebenso lassen seine Aeußerungen über des Paulus Ansicht vom Heirathen und über die Gütergemeinschaft in Jerusalem unter Umständen auf junge Semester schließen. Aber anderseits kann die Grenze der Möglichkeit nicht weit genug gezogen werden, wenn es sich um Zustände in gewissen Theilen Thüringens handelt; man muß es selbst erlebt haben, um es zu erfassen, was für Prediger und Predigten da möglich sind. Der Verfasser wirft nämlich so ziemlich Alles über den Haufen, was bisher als Grundlage der christlichen Religion und Kirche gegolten hat, um schließlich bei einigen unklaren Vorstellungen von einer christlichen Gemeinde und ihrem Glauben an einen idealen Christus anzukommen. Aber ein gewisses Verdienst läßt sich diesen sogenannten Briefen doch nicht absprechen: sie können als Buß- und Beichtspiegel für eine gewisse liberale Theologie dienen. In einigen seiner Kritiken über das Wort Gottes, den historischen Christus, das Christenthum Jesu Christi und ähnliche Begriffe, wie sie im Heerlager der Liberalen gelten, erhebt sich der Verfasser zu einer vernichtenden Schärfe und zeigt dem Leser, was aus den dort geltenden Anschauungen werden muß, wenn sie mit Logik und Consequenz weiter ausgebaut werden.

—tg— Essays von Ralph Waldo Emerson, übersetzt von Dr. Karl Federn. Halle a/S., Otto Hendel. Bd. 1. — Die vielen Verehrer des amerikanischen Philosophen, welcher — ein umgekehrter Schopenhauer — der Prophet des Optimismus ist, werden über die Publication erfreut sein. Seine Schriften sind übrigens zeither schon in Deutschland nicht unbekannt, z. Th. auch bereits in Uebersetzungen verbreitet gewesen. Immerhin verdient es Emerson, in welchem sich die Anlagen des Dichters und Denkers vereinen und den schon Herm. Grimm (Berlin 1865) zum Gegenstand eines besonderen „Essays" gewählt hat, von Neuem der Aufmerksamkeit deutscher Leser empfohlen zu werden. Das Heftchen ist übrigens so handlich, daß es auch auf Reisen bequem bei sich geführt werden kann.

— Hermann Wunderlich, Unsere Umgangsprache in der Eigenart ihrer Satzfügung. Weimar und Berlin, Verlag von Emil Felber 1894. (XII, 271 S. 8°.) 4 ℳ 50 ₰. — Der Verfasser gegenwärtiger Schrift, in den Kreisen der Germanisten durch sein Buch vom „deutschen Satzbau" bereits rühmlichst bekannt, begiebt sich mit dieser seiner Arbeit auf ein Gebiet, das nahezu noch unbebaut ist. Nicht als ob es an Schriften über die deutsche Umgangsprache fehlte; die weitschichtige Literatur über Umgangsformen und guten gesellschaftlichen Ton pflegt ja der Umgangsprache eine ganz besondere Beachtung zu schenken und weist auch gelegentlich auf interessante sprachliche Erscheinungen hin. Wohl aber fehlte es bis jetzt an einer sprachwissenschaftlichen Behandlung des Gegenstandes. Hier galt es in der That, das Feld erst zu bereiten, und dies hat der Verfasser in gegenwärtiger Schrift mit redlichem Bemühen gethan. Eine vergleichende Syntax der Dialekte zu geben, lag nicht in seinem Plane; die Untersuchung erstreckt sich lediglich auf die allgemeine deutsche Umgangsprache, die infolge des politischen Zusammenschlusses der Deutschen und der neuzeitigen Verkehrssteigerung örtliche Besonderheiten immermehr abstreift. — Nach einem einleitenden Capitel über „Rede und Schrift" behandelt das Buch zunächst die „Eröffnungsformen" des Gesprächs, dann in zwei Capiteln „den sparsamen" und „den verschwenderischen Zug" unserer Umgangsprache, weiter den „Tauschwerth unserer Gesprächsformen" und die „Alterthümlichkeit ihrer Prägung". Das Erstaunen über diese zunächst etwas sonderbar aussehende Stoffbehandlung mildert sich wesentlich, wenn man z. B. sieht, daß unter „Eröffnungsformen" die Interjectionen, Schallnachahmungen, die Bejahungs- und Verneinungsformen, die Formen des Befehles, der Anrede, des Grußes u. s. w. behandelt werden. Und so ist es ähnlich bei den übrigen Capiteln. Wir erhalten hierdurch ein treues, wenn auch vorläufig noch nicht ganz vollständig ausgeführtes Bild von den Fügungen und Wendungen unsere Umgangsprache. Die weitere Ausführung des Bildes wird weiteren Auflagen vorbehalten bleiben. Es wird sich dann auch empfehlen, die guten modernen Dramen der nicht naturalistischen Richtung und ganz besonders die erzählende Literatur, namentlich auch unsere classischen Romane noch mehr heranzuziehen. Auch auf die Verschiedenheit der Gesprächgestaltung bei einzelnen Ständen (z. B. dem Militär, bei Studenten) und Berufsarten (z. B. Jägern) wird sich die Untersuchung zu erstrecken haben. Der sprachphilosophische Geist, der uns aus der Arbeit des Verfassers überall entgegenweht, wird noch zu manchem überraschenden Ergebnisse führen.

Prof. Dr. H. C. Kellner.

C.R. Coloniales Jahrbuch. Beiträge und Mittheilungen aus dem Gebiete der Colonialwissenschaft und Colonialpraxis. Herausgegeben von Gustav Meinecke. Siebenter Jahrgang. Heft 3/4. Berlin, Carl Heymann's Verlag, 1895. Preis des ganzen Jahrgangs 6 Mark. — Der zweite Theil des siebenten Jahrgangs von Meinecke's Colonialem Jahrbuch beginnt mit einem geharnischten Artikel des Dr. Karl Kärger über die coloniale Handelsstatistik und den Rückgang von Production und Handel in Deutsch-Ostafrika. Mit rückhaltloser Offenheit werden hierin an der Hand eines umfänglichen statistischen Materials die zahlreichen Fehler beleuchtet, die von der deutschen Colonialverwaltung auf dem Gebiete der colonialen Handesstatistik bisher begangen worden sind; ganz besonders wird der Mangel an Uebersichtlichkeit in der Statistik beklagt. Die durchweg klaren und überzeugenden Darlegungen des Verfassers über Production und Handel in Deutsch-Ostafrika entrollen recht unerfreuliche Bilder und lassen erkennen, wie kurzsichtig die Politik gewesen ist, die als ersten Grundsatz bei Abschluß von afrikanischen Verträgen das Wort „So wenig Afrika wie möglich" aufgestellt hat. Zahlenmäßig wird nachgewiesen, daß sämmtliche Producte, die durch eigene landwirthschaftliche Tätigkeit der Eingeborenen erzeugt werden, ausnahmslos einen zum Theil sehr erheblichen Rückgang der Ausfuhrmengen aufweisen. Nachdem der Verfasser dies im Einzelnen gezeigt hat, sucht er die Frage zu beantworten, ob die Regierung an dem traurigen Rückgange des Handels und der Production irgend welche Schuld trage oder ob sie überhaupt nicht in der Lage sei, auf die wirthschaftlichen Verhältnisse irgend wie einzuwirken. Das Ergebniß seiner Untersuchung ist der die bisher in Bezug auf Deutsch-Ostafrika beobachtete Colonialpolitik verurtheilende Satz: „In Deutsch-Ostafrika gehen Handel und Production zurück, insoweit sie von der Regierung beeinflußt werden oder beeinflußt werden könnten, und schreiten nur dann vor, insoweit das nicht der Fall ist." Als den Cardinalfehler der deutschen Colonialpolitik bezeichnet der Verfasser den Mangel an positiven, die wirthschaftliche Entwickelung des Landes fördernden Maßnahmen und giebt schließlich der Ueberzeugung Ausdruck, daß, nachdem jetzt auch die bisherigen Gegner jeder Colonialpolitik ihre principielle Gegnerschaft aufgegeben haben, „die energische Inangriffnahme einer positiven Culturpolitik in Deutsch-Ostafrika in absehbarer Zeit nicht nur die Deckung aller für das Schutzgebiet nöthigen Ausgaben ermöglichen, sondern auch die Erzielung von stetig wachsenden Ueberschüssen zur Folge haben würde". — Ein sehr eingehender Aufsatz von Dr. E. Steudel, ehemaligem Oberarzt in der kaiserlichen Schutztruppe für Ostafrika, behandelt die ansteckenden Krankheiten der Karawanen Deutsch-Ostafrikas, ihre Verbreitung unter der übrigen Bevölkerung und ihre Bekämpfung. Ruhr und Pocken sind die epidemischen Krankheiten, wodurch die Karawanen alljährlich in höherem oder geringerem Maße heimgesucht werden. Der Verfasser schildert genau das Wesen dieser Krankheiten und die Art ihrer Verbreitung und giebt dann Rathschläge, wie ihren verheerenden Wirkungen mit dauerndem Erfolge Einhalt gethan werden könne. Ein Plan für die Karawanserei mit Lazarethbaracken, die nach dem Vorschlage des Verfassers bei Bagamoyo anzulegen wäre, ist in den Text eingefügt — In einem kurzen Aufsatze Dr. Kärger's „Zur Cultur des Kaffeebaums und des Zuckerrohrs" werden die Resultate einiger Untersuchungen mitgetheilt, die in dem von einem deutschen Gelehrten, Dr. Dafert, geleiteten und fast ausschließlich mit deutschen Hilfskräften besetzten landwirthschaftlichen Institut zu Campinas im brasilianischen Staate Sao Paulo angestellt worden sind. Diese Culturen haben für die colonialen Besitzungen Deutschlands schon insofern großes Interesse, als sie in Deutsch-Ostafrika seit einiger Zeit mit gutem Erfolge betrieben worden sind. An diesen Artikel reihen sich zwei Aufsätze über die evangelische und katholische Missionsthätigkeit in den deutschen Schutzgebieten von E. Wallroth und Prof. Dr. Hespers. Den Schluß des sehr interessanten Heftes bildet der Bericht über die Colonialpolitik im Reichstage und eine Reihe von literarischen und anderen Mittheilungen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 11. Sonnabend, den 26. Januar. 1895.

Die sieben Heereszüge der Deutschen vor Paris.

Ein Gedenkblatt zum 28. Januar (1. März).

Ein Vierteljahrhundert vollendet sich in diesem Jahre seit dem Beginne des ruhmreichen Krieges, der Deutschland nationale Einheit, Erneuerung des Kaiserthums und eine machtvolle Stimme im Rathe der Völker wieder verschaffte. Der Feind war niedergeworfen, der seit Jahrhunderten den Zwist unter den deutschen Völkern und Fürsten geschürt und sie ohnmächtig zu machen versucht hatte, um die dem Deutschen Reiche von Alters her zukommende führende Stellung in Europa an sich zu reißen und zu behaupten. Die Niederwerfung und Demüthigung des Feindes wäre aber nicht vollständig gewesen, wenn nicht am 28. Januar 1871 Paris gefallen wäre und den Triumph der Sieger geschaut hätte, „die Stadt des Spottes, der Blutschuld Herd“. Die ersten Tage des März sahen endlich das herrliche Schauspiel des Einzuges eines selbständigen deutschen Heeres durch den Arc de Triomphe. Wenn auch Manche murrten, daß das Schauspiel nicht länger währte, nicht mit größeren Mitteln in Scene gesetzt wurde: es war und blieb doch immer der Einzug eines Siegers in die Stadt, von ihr mit Zähneknirschen getragen, höher schlugen die Herzen aller Deutschen, weil endlich einmal erreicht war, was so oft schon vergeblich erstrebt war. Ja, schon oft vergeblich erstrebt; denn schon zum siebenten Male standen 1870 Deutsche vor den Thoren der französischen Hauptstadt und wer sich der herrlichen Erfolge des letzten Krieges mit rechtem Bewußtsein freuen und die oft geschmähte Gegenwart wieder einmal in hellem Lichte schauen will, der begleite uns auf einem kurzen Gange in die Geschichte zu den Heereszügen der Deutschen vor Paris.

Der Punkt, diesseits dessen die kriegerischen Verwickelungen zwischen Frankreich und Deutschland erst beginnen können, ist der Vertrag von Verdun oder richtiger der von Mersen 870; denn erst dieser schied die romanisch und germanisch redenden Stämme völlig von einander und bahnte die Entstehung eines französischen und deutschen Volksthums an, nur vorübergehend vereinigte Karl der Dicke, 884 zum König von Westfranken gewählt, die germanischen und romanischen Länder noch einmal. Unter den nächsten Herrschern waren weder Deutschland noch Frankreich einheitlich genug beherrscht, um sich als Gesammtheiten mit den Waffen zu bekämpfen. Erst 946 finden wir ein deutsches Heer unter den Mauern von Paris. Nachdem Otto I. bereits vor einigen Jahren einen Zug gegen Ludwig IV. von Frankreich gemacht hat, um diesen wegen seiner Unruhe stiftenden Thätigkeit im deutschen Lothringen zu züchtigen, hat er sich jetzt des noch schwachen französischen Königthums hilfreich angenommen, das von Herzog Hugo von Franzien schwer bedrängt wird. Das Prahlen erscheint auch damals schon als Sache der Franzosen. Herzog Hugo läßt dem rüstenden Otto sagen, es bange ihm nicht; denn bei seines Vaters Seele schwöre er, so viele Harnische und Helme blinkten in seinem Heere, wie Otto sein Lebtag nicht bei einander gesehen. Dieser erwiderte ihm ruhig, er habe so viele Strohhüte bei sich, wie Hugo sammt seinem Vater niemals zu Gesicht bekommen, ein Wort, das noch lange im Volke nachgesagt ward. Unter den Strohhüten aber verstand Otto die Sachsen, die zur Sommerszeit einen breiten Strohhut zu tragen pflegten, und es war gerade ein heißer August, als er gegen Hugo zog. Auf andere Prahlereien Hugo's antwortete der König hingegen gar nicht, so wenn er sagte, die Sachsen seien ein feiges Volk, ihre Speere so winzig, daß er ihrer wohl sieben in einem Becher verschlucke. Denn trugen die Sachsen auch noch den altgermanischen Kurzspeer, so wußten sie doch damit mindestens ebenso gut zu treffen wie die fränkischen Ritter mit ihren neumodischen langen. — Paris, das im Besitze Herzog Hugo's war, einzunehmen gelang Otto freilich nicht, doch eroberte er Reims und andere Festen, unterwarf dem König einen guten Theil Frankreichs und brachte endlich einen Waffenstillstand zwischen dem französischen König und seinem übermächtigen Vasallen zu Stande.

Wälsche Tücke und unerhörte verrätherische Hinterlist veranlaßte den zweiten Heereszug der Deutschen vor Paris. Der Franke und Karolinger König Lothar von Frankreich trachtete danach, das Joch der Abhängigkeit von dem deutschen Kaiser aus Sachsengeschlechte, das er von seinen Vorfahren ererbt hatte, als ein demüthigendes abzuschütteln. Streitigkeiten in Lothringen gaben ihm den Anlaß dazu. Als nun Otto II. zu Johanni 978 ahnungslos in Aachen Hof hielt, brach der Franzosenkönig wider Sitte und Brauch ohne Kriegserklärung in Lothringen ein und zog eilig gegen Aachen heran, um sich der Person des deutschen Kaisers zu bemächtigen. Otto wollte erst den Nachrichten von Lothar's Nahen gar keinen Glauben schenken; für so unmöglich hielt er solche unritterliche Tücke, nur mit genauer Mühe gelang es ihm deshalb im letzten Augenblicke, noch sich durch die Flucht zu retten. In Dortmund versammelte er dann die Großen seines Reiches und theilte ihnen die erlittene Schmach mit; mit einstimmigem Schwure erwiderten alle, sie zu rächen. Ein Heer, wie man es seit Langem nicht zusammengesehen hatte, von 60000 Mann überschritt am 1. October, wie Otto dem Feinde hatte ansagen lassen, die Grenze und drang unaufhaltsam bis zur Seine vor. Am rechten Ufer um den Montmartre war das deutsche Lager, mit Schrecken hörten die Einwohner der Stadt das jubelnde Halleluja der deutschen Klerisei zu sich herübertönen. Aber Herzog Hugo, diesmal des Königs Helfer, vertheidigte auch jetzt die schon damals feste Stadt so entschlossen, daß die Deutschen, durch Krankheit und Unbill der Witterung veranlaßt, schon Ende November sich wieder zurückziehen mußten. Während des Rückzugs geschah es, daß Otto dem Gegner eine offene Feldschlacht anbot; dem Sieger sollte das Reich des Besiegten anheimfallen. Ein französischer Baron machte dagegen im Angesichte seines Königs den Vorschlag, die beiden Könige sollten doch durch Zweikampf die Sache ausfechten; sie wollten zuschauen und sich dann dem Sieger unterwerfen. Die deutsche Antwort darauf gab ein Graf Gottfried, ein Bote des Kaisers: „Immer haben wir gehört, ihr schätztet euren König gering, aber wir haben es nicht geglaubt; jetzt gesteht ihr es selbst, und wir können nicht mehr daran zweifeln. Aber wisset, nimmer wird unser Kaiser kämpfen, während wir ruhig die Hände in den Schoß legen, nimmer er in der Gefahr des Kampfes stehen, während wir von sicherem Orte aus zuschauen. Ginge er jedoch mit eurem Könige in einen Zweikampf, so würde er, dessen sind wir gewiß, ihn siegreich bestehen.“ — Der spätere Friede war wenigstens ehrenvoll für Deutschland, indem er diesem den Besitz von Lothringen sicherte.

Jahrhunderte vergingen, ohne daß es zu bedeutenderen Zusammenstößen zwischen Deutschen und Franzosen gekommen wäre; die Wälschen, mit denen sich damals die Deutschen grimmig herumschlugen, waren die Italiener. Während wir gegen diese unsere Kräfte mit zweifelhaftem Erfolge erschöpften, erstarkte Frankreich. Erst als das aufstrebende französische Königthum sich auf Kosten der sinkenden deutschen Kaisermacht über Burgund und Italien auszubreiten suchte, die staatskluge Hand des mächtigen Karl V. aber noch einmal die alte Weltmacht zum Triumphe führte, sehen wir deutsche Heere wieder in Frankreich. Zumeist war der Kriegsschauplatz freilich im Süden des Landes, erst der vierte Krieg Karl's V. mit Franz I. führt uns wieder vor die französische

Hauptstadt. Auch diesmal war es ein ungewöhnlich stattliches Heer, das dem Kaiser von protestantischen und katholischen Ständen auf dem Reichstag zu Speyer 1544 bewilligt worden war, und ein Hauch religiöser Begeisterung erfüllte es: War doch der „allerchristlichste“ König „türkisch geworden“, wie man sagte; er stand in offenkundigem Bündniß mit dem Sultan, dem Erbfeind der Christenheit; das hatte die Deutschen aller Confessionen mit Unwillen und Abscheu gegen Franz erfüllt und ließ sie willig den Fahnen Karl's folgen. Groß war der Schrecken, der die Franzosen befiel, allgemein die Flucht von Paris beim Anzug des Kaisers. Doch Franz bewahrte seinen stets bewiesenen Muth; er beschränkte sich, indem er einer offenen Feldschlacht mit den deutschen Landsknechten auswich, die er seit Pavia fürchtete, auf die Besetzung und Vertheidigung von Paris und einiger nahegelegenen Orte. Auch Karl mochte die schwierige und jedenfalls verlustreiche Belagerung von Paris nicht erst beginnen; er begnügte sich durch die Drohung, damit den günstigen Frieden von Crespy zu erzwingen.

In einer Zeit, wo der Stern Frankreichs schon hochgestiegen war, während sich Deutschlands Völker im vernichtenden großen Kriege zerfleischten, schweifen deutsche Schaaren zum vierten Male drohend vor den Mauern der stolzen Stadt. Ein kecker kaiserlicher Reiterführer, Johann v. Werth, führte 1636 kurkölnische und bayerische Truppen, verbündet mit den vom Cardinal-Infanten geführten Spaniern, in raschem und überraschendem Zuge gegen Paris. Schon zitterte die Stadt, schon retteten sich viele Einwohner in panischem Schrecken bis hinter die Loire. Aber die Streitkräfte Johann v. Werth's waren zu schwach, um sich der großen Stadt zu bemächtigen oder wenigstens sie dauernd besetzt zu halten, während der entschlossene Richelieu in Eile die Bürgerschaft bewaffnete. Werth hatte auf rechtzeitigen Zuzug spanischer Truppen aus den Niederlanden gehofft; als dieser aber verspätet anlangte, sahen sie sich einem französischen Aufgebot von 50000 Mann gegenüber, und der vielversprechende Feldzug endete für die Deutschen erfolglos mit dem Rückzuge.

Das kriegerische Ziel endlich erreichte der folgende fünfte Heereszug. Nachdem 1792 das Heer der Alliirten auf dem Wege nach Paris durch die unselige Kanonade von Valmy zur Umkehr veranlaßt worden war, kam trotz des andauernden Kriegs doch lange keine Gelegenheit mehr für Deutschlands Söhne, der trotzigen Feindin Auge in Auge zu sehen. Der Kriegsschauplatz war außerhalb Frankreichs, bis endlich die Entscheidung nahte, die vor Paris fallen mußte. Vergeblich hoffte Napoleon nach der Leipziger Schlacht, daß ihm seine Feinde auch diesmal Zeit lassen würden, seine neuen Rüstungen zu vollenden. Der Marschall Vorwärts drängte zur Ausnutzung der Zeit, die verbündeten Monarchen entschlossen sich zum Winterfeldzug. Am Neujahrsmorgen 1814 überschritt Blücher den Rhein. Noch mußte er manchmal der zaudernden Langsamkeit der Genossen in der Heerführung und der Uneinigkeit im vielköpfigen und vielsinnigen Kriegsrath fluchen, noch gab es ein verzweiflungsvolles blutiges Ringen auf mehr als einer Wahlstatt, endlich vom 30. März an umklammerten die Truppen der Alliirten Paris mit eiserner Klammer vom obern bis untern Seineufer. Alle die Heere, Preußen, Württemberger, Badenser, Russen, alle hatten sie schreckliche Beleidigungen und Gewaltthaten, Schmach und Unbill jeder Art an Paris zu rächen — wenn sie in der Leidenschaft des Sturms Vergeltung übten, so mußte das Schicksal der Stadt furchtbar werden. So beeilten sich nach dem Fall des Montmartre die Marschälle Marmont und Mortier in Joseph Bonaparte's Auftrag — denn Napoleon weilte wie von Gott verblendet gerade damals fern — zu capituliren. Und nur allzusehr wurde dann das zarte Gefühl der Herren Pariser geschont: Die Heldenschaaren York's und Kleist's mußten um Paris herum in ihre Quartiere marschiren, damit die Einwohner nicht vielleicht etwas unsanft behandelt würden, nur die Herrscher von Preußen und Rußland mit den Gardetruppen hielten glänzenden Einzug. Kein Wunder, daß die Pariser, der napoleonischen Herrschaft überdrüssig, sie als Befreier empfingen und sich nicht als Besiegte fühlten, zumal man sie auch sonst in der Meinung bestärkte, daß sie nicht mitschuldig seien an den Thaten des einst vergötterten Corsen. Dieser Behandlung von Paris entsprach die von Gesammt-Frankreich beim Friedensschlusse. Und was noch den Eindruck dieser Eroberung von Paris für den Deutschen minderte: es war keine That der Deutschen allein; hatten sie auch mit das Beste dazu gethan, so stand doch der bescheidene Friedrich Wilhelm III. hinter dem glänzenderen Alexander von Rußland zurück, dieser war die Sonne, um die sich die Pariser drängten.

Nur eine zweite Auflage dieses unbefriedigenden Einzugs in Paris brachte das folgende Jahr. Die Reste der bei Waterloo geschlagenen Armee waren nach der Seine zurückgewichen, aber sie konnten den gewaltigen Heeresmassen, mit denen Blücher und Wellington nachdrängten, in Paris nicht Stand zu halten hoffen, zumal das Schicksal ihres Herrn und Meisters bereits entschieden war. Unterhandlungen führten dazu, daß die französische Armee in der Nacht vor dem 7. Juli die Hauptstadt räumte und an diesem Tage englische und preußische Truppen einzogen. Aber sie begnügten sich, dem rückkehrenden Ludwig XVIII. den Weg zu bereiten, der am folgenden Tage bereits unter großem Jubel seinen prächtigen Einzug in die wankelmüthige Residenz hielt. Allerdings blieben diesmal die deutschen Truppen länger in Paris, aber sie thaten im Wesentlichen doch nur Wach- und Polizeidienste für die zurückgeführten Bourbonen. Die Franzosen haben zwar mit der ihnen eigenen Anmaßung ein großes Geschrei erhoben über die rauhe und gewaltsame Behandlung der besetzten Landstriche seitens der Occupationstruppen und namentlich Blücher's und haben auf dessen Kosten die Milde Wellington's erhoben. Aber was waren die Unannehmlichkeiten und Kosten dieser verhältnißmäßig kurzen Einquartierung im Vergleich zu den verödeten Städten und Dörfern, die Napoleon's Heere in Deutschland geschaffen, zu den Milliarden, die sie erpreßt, zu der Blutsteuer von Hunderttausenden von Menschenleben, die der Heros der Franzosen erhoben — wer konnte es dem deutschen Krieger so gar verargen, wenn die Erinnerung daran ihn manchmal hart machte? England freilich, die unangreifbare Insel, hatte nie in dieser Weise von den Drangsalen des Kriegs gelitten. Leider war es nicht das deutsche Heer, das die politische Vergeltung an Frankreich zu üben vermochte; daß diese ungenügend ausfiel, dafür sorgte die diplomatische Tragikomödie des Wiener Congresses.

Ein Menschenalter verging und ein zweites, und noch war Deutschland sein Recht nicht geworden, obwohl die Beleidigungen sich häuften, die der gallische Hahn dem germanischen Adler zufügte. Aber endlich war die Zeit erfüllet, die Schale des Zorns floß über, das deutsche Schwert fuhr aus der Scheide und ward in das Blut von Hunderten siegreicher Schlachten getaucht vor Paris getragen. Schier übermenschliche Anstrengungen machte der tapfere Gegner, es der deutschen Faust zu entwinden und dies stolze Herz seines Landes vor einer Demüthigung zu bewahren, die es noch nie erlebt hatte. Diesmal war es vergeblich — ein Volk in Waffen, von den auserlesensten Helden geführt, erzwang, was alle deutsche Tapferkeit früherer Zeiten nicht vermocht hatte, weil eben noch nie zuvor das ganze deutsche Volk mit solcher reinen Begeisterung, im Vertrauen auf Gott und die gerechte Sache, aus eigner Kraft ohne fremde Hilfe auf diesem Schauplatz für seine höchsten Güter gerungen hatte. Vielleicht war auch diesmal noch die Behandlung des frevelvollen Seine-Babel zu milde — doch im Ganzen machte es nichts aus, ob die deutschen Heere mehr oder weniger zahlreich durch seine Straßen zogen, wo vorher die apokalyptischen Reiter furchtbar einhergefahren. Der Friede, den der eiserne Kanzler dictirte, brachte die Genugthuung um so vollkommener. Der siebente Heereszug der Deutschen vor Paris war ein spätes, aber um so gewaltigeres Gottesgericht.

R. N.

Bücherbesprechungen.

B. K. Die Culturaufgaben der Reformation. Einleitung in eine Lutherbiographie von Arnold E. Berger, Privatdocent an der Universität Bonn. Berlin, Ernst Hofmann u. Co. 1895. 5 ℳ. — Das Buch hat seine eigenthümliche Geschichte. Der Verfasser ist von der Leitung eines Sammelwerkes von Biographien, „Geisteshelden“ betitelt, das in demselben Verlag erscheint, mit der Abfassung einer Biographie Luther's betraut, die in drei Bänden erscheinen soll und deren ersten Band er in dem hier vorliegenden Werke geschrieben zu haben glaubte. Da nun aber ein Band von 300 Seiten nicht wohl als Einleitung zu einer Lebensbeschreibung dienen kann, die selber nur noch zwei Bände umfassen dürfte, so ist die Arbeit hiermit selbständig gemacht und aus dem Rahmen jener Sammlung herausgenommen worden. Daß das überhaupt

kommen konnte, wird erklärlicher dadurch, daß der Verfasser seine zukünftige Lutherbiographie als ein culturgeschichtliches Lebensbild zu schreiben gedenkt. Für diesen Fall will natürlich weiter ausgeholt sein bei der Besprechung aller der nationalen, religiösen und zeitgeschichtlichen Bedingungen, unter denen ein Menschenleben entsteht und ersteht, und wir müssen gestehen, daß uns der Verfasser mit dieser Vorbereitung auf die kommende Hauptsache in nicht geringe Spannung versetzt hat. Es liegt hier ohne Zweifel ein langes, überaus fleißiges und glückliches Studium der ganzen mittelalterlichen Geschichte und Literatur vor, das rücksichtlich der kirchlichen und besonders der deutschen Zustände des neunzehnten Jahrhunderts bis in alle Einzelheiten vorgedrungen ist. Die Gedanken, die der Verfasser auf solche Weise für die Betrachtung des Reformators und seines Werkes von seinem Standpunkt aus genommen hat, sind kurz folgende. Es galt, die sich verbrauchenden Ideale des Mittelalters in Bezug auf Volksthum, Kirchenthum, Völkerverkehr ꝛc. zu überwinden; deshalb stellt das Zeitalter der Reformation ihnen neue Ideale gegenüber, deren Entwickelung in jeder Beziehung angebahnt war, ehe Luther auftrat, der sie alle in sich und aus sich heraus wirksam ausgestaltete. Das sind die Ideale eines Nationalbewußtseins der Deutschen, einer von der Kirche unabhängigen Laiencultur, eines berechtigten Individualismus in Bezug auf wissenschaftliche Forschung und Behauptung des Einzelbewußtseins, endlich eine Laienreligion, die sich in Gegensatz stellt zu kirchlichem Zwang. Es sind weit und tief sich erstreckende Forschungswege, die der Verfasser somit betritt, selbstverständlich nicht als der Erste; aber doch geschieht es unseres Wissens diesmal zuerst mit solcher Berücksichtigung alles Einzelnen und aller nur erkennbaren Zusammenhänge. Es bedarf keines besonderen Hinweises darauf, welch' eine verlockende Aufgabe der Verfasser sich gestellt hat, verlockend in vielen Beziehungen, auch zu gewagten Behauptungen und zu künstlichen Verknüpfungen. In letzterer Beziehung haben wir ihm bis jetzt nichts vorzuwerfen, aber erst die in Aussicht gestellte Hauptarbeit kann die volle Bewährung des berufenen Culturhistorikers bringen.

— Goethe's Briefe. Mit Einleitungen und erklärenden Anmerkungen herausgegeben von Adolf Voigt. Erster Band. Leipzig, Verlag von Karl Fr. Pfau. Lieferung 1. (XXII und 32 S.) 50 ₰. — Wir könnten nicht sagen, daß wir an die Besprechung gegenwärtigen literarischen Unternehmens besonders fröhlichen Herzens gingen. Zwei schwere Bedenken sind es, die sich uns schon bei Lesung des dem Hefte beigegebenen Prospectes aufdrängen. Bekanntlich erscheinen die Briefe Goethe's in der großen Weimarischen Ausgabe als eine besondere, als die vierte Abtheilung. Bis jetzt sind in dieser Abtheilung 15 Bände erschienen, die die bis gegen das Ende 1801 geschriebenen Briefe enthalten. Nach ungefährer Schätzung dürften die von da ab bis zu Goethe's Lebensende geschriebenen Briefe noch 35 Bände fassen — eher mehr als weniger. Dem gegenüber verspricht der Verfasser des Prospectes das Ganze in 5 Bänden, den Band zu etwa (?) 5 ℳ liefern zu wollen, und zwar soll, wohl gemerkt, das Ganze nicht etwa blos Proben oder Auszüge Goethischer Briefe geben, sondern — lassen wir den Verfasser des Prospectes selbst reden! — „während für die große Weimarische Ausgabe absolute Vollständigkeit geboten war, sollen in unserer Ausgabe rein geschäftliche und amtliche Schreiben ausgeschlossen werden, desgleichen die zahlreichen flüchtigen Billets, die nur von Dingen des Tages Kunde bringen, Erkundigungen einziehen u. dergl. Bei den eigentlichen Briefen aber zwischen »bedeutend« und »unbedeutend« zu scheiden und das auf den ersten Blick unbedeutend Erscheinende ausscheiden zu wollen, würde nach unserer Ansicht eine unbefugte Bevormundung des Lesers sein" u. s. w. Ferner werden verheißen Einleitungen zu den einzelnen „Epochen" und erläuternde Anmerkungen, soweit solche zum Verständniß der Briefe nöthig sind, und endlich auch Einzelnes aus Briefen an Goethe, wobei in erster Linie der Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller mitgetheilt werden soll. Ja, ganz schön! Wie aber in aller Welt soll dies Alles in fünf Bänden im Preise von je 5 ℳ geboten werden? Wir stehen hier vor einem unlösbaren Räthsel. Davus sum, non Oedipus! Wir können und mögen nicht annehmen, daß es sich hier um einen gewöhnlichen Abonnentenfang handelt, eher neigen wir der Ansicht zu, daß die bei dem Unternehmen Betheiligten keine klare Idee von der Tragweite desselben gehabt haben, wie wir ja ähnliche Mißgriffe auf dem Gebiete der Goetheliteratur jüngsten Datums öfters beobachten können. — Das zweite Bedenken wollen wir nur ganz kurz andeuten. Das Unternehmen ist bereits von Ludwig Geiger in Nr. 290 der „Allg. Ztg." (Beilage Nr. 243) gebührend gewürdigt worden. Aus dieser Würdigung ergiebt sich, daß weder Verleger noch Herausgeber es für nöthig befunden haben, bei der hohen Besitzerin des Weimarischen Goethearchivs, bez. der Archivverwalung die Erlaubniß zur Veröffentlichung nachzusuchen, und doch ruht das ganze Unternehmen, wie es geplant ist, auf der Weimarischen Ausgabe. Dies lehrt schon ein Blick auf das bis jetzt Veröffentlichte. Principiell wird man ja Nichts dagegen einwenden können, daß die wissenschaftlichen Ergebnisse der Goethephilologie weiteren Kreisen des deutschen Volkes zugänglich gemacht werden; „dies dürfte," um mit den Worten des Prospectverfassers zu reden, „bei der centralen Stellung Goethe's im deutschen Geistesleben keiner weiteren Befürwortung bedürfen." Daß aber diese Ausnutzung bereits zu einer Zeit beginnt, wo die grundlegende wissenschaftliche Arbeit noch nicht einmal bis zum ersten Drittel gefördert ist, das ist, gelinde gesagt, ein starkes Stück. — Giebt schon der Prospect zu derartigen Ausstellungen Anlaß, so wird man der Arbeit selbst mit Mißtrauen entgegentreten, und daß dieses Mißtrauen nicht ganz ungerechtfertigt ist, zeigt die „Zur Einführung" überschriebene Einleitung. Statt eine Charakteristik Goethe's als Menschen oder „Goethe's im Umgange mit Freunden" zu bieten, was man etwa vernünftiger Weise hier erwarten könnte, bekommen wir über Goethe nud verschiedene andere Dinge eine Reihe zusammenhangsloser Aphorismen zu lesen, die an dieser Stelle zum mindesten höchst überflüssig sind. — Alles in Allem genommen können wir diesem literarischen Unternehmen keinen Segensspruch mit auf den Weg geben. Prof. Dr. H. C. Kellner.

J. J. Kern-Sprüche aus dem Ewig-Evangelium. (Von dem Erfinder der Entzifferung Alt-Aegyptischer Hiroglyphen.) Chemnitz, Max Winter. 2 ℳ — Wie schon der Titel leise andeutet, Wahnsinn — ohne Methode!

—tg— V. A. Huber's Ausgewählte Schriften, herausgegeben von Dr. K. Munding. Berlin, Actiengesellschaft Pionier. — Huber, welcher 1869 im Harz in stiller Zurückgezogenheit starb, verdient in der That auch noch von der jetzigen Generation gelesen zu werden. Seine Reiseskizzen aus verschiedenen Theilen Europas und besonders seine socialpolitischen Schriften sind z. Th. noch heute mustergiltig, namentlich was die Studien über das Genossenschaftswesen betrifft. Vieles davon ist selbstverständlich veraltet und deshalb ist es dankenswerth, daß der Herausgeber es unternommen hat, eine zusammengedrängte, auf das Wesentlichste beschränkte Ausgabe von Huber's socialpolitischen Erzeugnissen zu liefern, welche zum nicht geringen Theil in Broschüren, schwer zugänglichen Zeitungsartikeln und Flugblättern zerstreut sind. Bei der Umarbeitung ist aber besonders darauf geachtet worden, die eigenthümliche Ausdrucksweise Huber's, welche vielfach dem behandelten Gegenstande erst den rechten Werth verleiht, aufrecht zu erhalten. Das Werk, welches nur einen allerdings ziemlich starken Band umfaßt, kann in weiteren Kreisen umfassendes Interesse beanspruchen.

— Beowulf. Herausgegeben von Alfred Holder. Dritte berichtigte Auflage. Freiburg i. B. und Leipzig 1895. Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Heft I. (70 S.) 1 ℳ — Die Holder'sche Ausgabe des angelsächsischen Beowulf bildet in der von demselben Gelehrten veranstalteten Sammlung von Quellenschriften für germanisches Alterthum und Mittelalter, im „Germanischen Bücherschatz", Stück 3, 12a. und 12b. Stück 3 (Heft I), gegenwärtig in dritter Auflage vorliegend, will die im „British Museum" befindliche Handschrift nach einer vom Herausgeber im Jahre 1876 gemachten Vergleichung in möglichst getreuem Abbilde wiedergeben. Als Ergänzung treten hinzu Heft IIa. (berichtigter Text mit Wörterbuch) und IIb. (vollständiger Wortindex mit Quellennachweisen). Bis zu welchem Grade diplomatischer Treue der Abdruck der Londoner Handschrift nunmehr gediehen ist, entzieht sich unserer Beurtheilung. Prof. Dr. H. C. Kellner.

— Aus dem modernen England, von Gustaf F. Steffen. Aus dem Schwedischen übersetzt von Dr. Oskar Reyher. Leipzig, Peter Hobbing. — Schon der Beginn der Lectüre dieses Buches legt die Vermuthung nahe, daß der Verf. in den Geist des englischen Lebens nicht allzu tief eingedrungen ist. Und diese Vermuthung wird bei der weiteren Lecture seines Buches nur zu oft zur Gewißheit. Und doch ist dasselbe — an manchen Stellen wenigstens — eines besseren Schicksals werth, als deshalb nicht beachtet zu werden. Der Verf. hat immerhin eine

gute Beobachtungsgabe. Er weiß das Charakteristische häufig rasch genug zu erfassen und mit wenigen Zeilen wiederzugeben. Die Capitel über Haus und Familie und das gesellschaftliche Leben gehören im vorliegenden Buche freilich zu den schwächeren Theilen desselben. Anders aber ist es mit dem öffentlichen Leben. Hier geht der Verf. objectiver und „unverschroben" zu Werke. So sind die Skizzen von dem Straßenleben, dem Thun und Treiben der unteren Stände im Ganzen gar wohl gelungen. Auch die politischen Aufzeichnungen sind vielfach recht interessant und auch im Wesentlichen zutreffend. In den Schlußcapiteln, die dem Kunst-, Sport- und Vergnügungsleben gewidmet sind, nimmt der Verf. wieder einen verkehrten Standpunkt ein und um sich das „Herunterklettern" recht leicht zu machen, verweilt er bei Skizzirung des Theaters mit besonderer Vorliebe bei der Abart des Drama, dem Melodrama; im Capitel vom Sport bei der niedrigsten Art desselben, dem Boxen; im Capitel über Literatur bei dem Shilling-Shocker, also immer bei Dingen, die bei dem betreffenden Gegenstande zwar ein wunder Punkt sein mögen, aber doch immer eine Nebensache bleiben, die, wenn ungebührlich in den Vordergrund gerückt, indessen nur zu einer verkehrten Auffassung der Dinge führen können. Wenn der Verf. uns da nun schließlich bei Besprechung der englischen Presse am liebsten wohl gar weismachen möchte, daß einige in Wirklichkeit höchst untergeordnete radicale Blättlein viel mehr Beachtung verdienen als bekannte große Zeitungen, wie die „Times", so mag das vielleicht in dem radicalen Standpunkte begründet liegen, welchen der Verf. in allen politischen und socialen Fragen durchblicken läßt. Aus diesem wird ihm Niemand einen Vorwurf machen wollen, aber eine objective Behandlung der Dinge büßt dadurch doch wesentlich an Zuverlässigkeit ein. Die Uebertragung des Werkes aus dem Schwedischen in das Deutsche scheint nichts zu wünschen übrig zu lassen. Das Buch ist auch mit zahlreichen Illustrationen versehen, die zwar zum größten Theil schon in englischen Zeitschriften erschienen sind, aber darum in den Augen des deutschen Lesers nicht an Werth einzubüßen brauchen.

London. Wilh. F. Brand.

—tg— **Der Dulder von San Remo.** Dichtung von **Franz Lange.** Leipzig, Eduard Heinr. Mayer. 1895. — Diese Gabe pietätvoller Erinnerung, welche der Kaiserin Friedrich zugeeignet ist, wird bei der hohen Dame nicht nur, sondern in allen Kreisen, welche dem Verewigten näher standen, eine dankbare Aufnahme gefunden haben. Für das große Publicum kommt sie, fürchten wir, ein Paar Jahre zu spät. Nicht als ob das deutsche Volk „seinen Fritz" vergessen hätte, oder so leicht vergessen könnte. Aber zu der schwermüthigen Stimmung, welche die Dichtung voraussetzt, gehört der frische Eindruck des erschütternden Trauerfalls. Eine solche elegische Stimmung läßt sich nicht perpetuiren. (Es giebt freilich Ausnahmen wie z. B. Platen's Grab am Busento. Das sind aber eben Ausnahmen.) Das Werk ist übrigens schön ausgestattet und mit hübschen Bildern versehen. Auch die Verse sind leicht und fließend und voll warmer Empfindung, so daß sich das Werk zur Anschaffung oder zu Geschenken für die zahlreichen Verehrer Kaiser Friedrich's empfiehlt.

— **Einig und frei.** Hochdeutsche Gedichte von **Peter Auzinger.** München 1895, J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping).

> Ja! Man kann ein treuer Bayer
> Und ein guter Deutscher sein (S. 118).

Die vortreffliche Gesinnung des Verfassers dieser Gedichte, die in diesen Worten Ausdruck findet, und die vaterländische Begeisterung, die sich auf keiner Seite des Buches verleugnet, können uns doch nicht blind machen für die vielen formellen Schwächen seiner Verse. Etwa vor einem Jahre (in der Wissensch. Beil. der Leip. Ztg. vom 19. Januar 1894) zeigten wir ein Bändchen bayerischer Gedichte desselben Verfassers an. Wir freuten uns des munteren Naturburschen, dessen ehrliches Bayernherz aus jeder Zeile sprach. Aber um sich auf dem Parnaß der hochdeutschen Dichtung einen Platz zu erobern, dazu reicht die Begabung Peter Auzinger's nicht hin. Schon die Menge der unreinen Reime ist bedenklich. Freilich, zu **Himmel** haben auch Größere vor ihm kein anderes Reimwort gefunden, als **Getümmel** (S. 132); aber es reimt sich bei ihm auch **Prozeß** auf **öffnet es** (S. 35), **ausgefühlt** auf **Jammerbild** (S. 83), **Schlachtgetös'** auf **opfre es** (S. 110), vergessen auf geneien (S. 121), Befehl auf Rebell (S. 129), Colonnen auf Kanonen (S. 133), Versailles auf Eil und Heil (S. 134 und 135) u. s. w. Schlimmer als die unreinen Reime sind die gewagten Bilder. Da giebt es z. B. zwei tief in das Leben greifende Pole (S. 40); dann wieder soll man

> Geehrt, geachtet durch die ganze Erden
> Die Frucht der deutschen Einheit blühen sehn (S. 115).

Der gallische Hahn bricht mit giftgeschwängerter Lüsternheit den wilden Streit vom Zaune (S. 127),

> Seufzern gleich zerplatzen Blasen,
> Einer Riesenbrust entflohn (S. 136).

Zerplatzende Seufzer sind schon selten; überdies bleibt dunkel, ob die Blasen oder die Seufzer der Riesenbrust entfliehen. Ein „aus Heldenblut gewebtes Band der Eintracht" ist auch ein merkwürdiges Erzeugniß der deutschen Textilindustrie (S. 140). An manchen Stellen wird dem Reime die Klarheit des Gedankens völlig geopfert. Wir wenigstens verstehen glattweg nicht, was folgende Verse sagen wollen (S. 115):

> Wozu das Glück die Ewigkeit entsendet
> Genügt dem Unglück eine Spanne Zeit,
> Und eh' die Sonne ihren Lauf vollendet,
> Ward nach Triumph der herbste Schmerz gefeit.

Nicht viel klarer sind folgende vier Zeilen (S. 30):

> Und klammernd an die Brust der Schmerzen,
> Drückt auf die Lippen sie den Kuß;
> Die Liebe spricht aus beider Herzen;
> Es war sein höchster Hochgenuß.

Dazu kommen Sprachfehler. S. 38: Die blanken Dukaten haben mir die **Schlafsentbehrung angesinnt**, S. 85 **gebe** als Befehlsform, S. 90 **vergessen auf Jemand** u. dgl. m. Von metrischen Fehlern erwähnen wir nur Chaos als Jambus (S. 84) und die verdächtigen Distichen auf S. 40. Es ist gewiß:

> Mancher Jüngling fühlt ein Sehnen:
> „Pegasus, zur Höh' mich nimm!"
> Faßt ihn kräftig an den Mähnen,
> Schwingt sich auf den Rücken ihm. (S. 10.)

Aber es bleibt darum doch fraglich, ob der muthige Jüngling reiten kann. Wir rathen Herrn Auzinger, so leid es uns auch thut, daß Niemand sich seines Talentes erbarmt und ihm den Weg zu Künstlerruhm und Ehre gebahnt hat (S. 150), bei seinen anspruchslosen Dialekt-Dichtungen zu bleiben. Man kann ein kreuzbraver Bayer und ein biederer Deutscher sein und braucht deshalb doch nicht nach dem Lorbeer des deutschen Lyrikers zu geizen. R. B.

— **Vilmorin's Blumengärtnerei.** Beschreibung, Cultur und Verwendung des gesammten Pflanzenmaterials für deutsche Gärten. Dritte, neubearbeitete Auflage mit 1000 Holzschnitten im Text und 400 bunten Blumenbildern auf 100 Farbendrucktafeln. Unter Mitwirkung von **A. Siebert**, Director des Palmengartens zu Frankfurt a. M., herausgegeben von **A. Voß** in Berlin, früher Institutsgärtner in Göttingen. Verlag von Paul Parey-Berlin 1894. Lieferungen 1—12. Preis pro Lieferung 1 ℳ — Vilmorin's Blumengärtnerei war schon im bescheideneren Gewand der 1. und 2. Auflage ein werthvoller Bestandtheil der Bücherschätze so vieler Gartenbau-Liebhaber, diente einer großen Zahl wissenschaftlich wie praktisch thätiger Fachgenossen als treuer, zuverlässiger, dabei stets peinlich correcter und sachgemäßer Rathgeber bereits seit langer Zeit. Kein umfangreicheres gleichartiges Product der Fachliteratur zeigt den großartigen Vorzug, dem einfachen Gärtner gleich verständlich und brauchbar wie dem hochgebildeten Fachmann zu sein, in derartig vollkommenem Maße auf. Es muß der Verlagshandlung als ganz besonderes Verdienst angerechnet werden, daß sie an die Herausgabe einer dritten, völlig umgearbeiteten und inhaltlich stark vermehrten Auflage sich wagte. Daß dieses Wagniß unter Aufwendung sehr erheblicher Opfer glänzend gelungen ist, dafür zeugen die ersten zwölf, uns vorliegenden Lieferungen des neuen Prachtwerkes. Es werden in dieser 3. Auflage von Vilmorin's Blumengärtnerei die einzelnen Gartenculturgewächse, nach Eichler's natürlichem System in Gattungen, Familien ꝛc. geordnet, ihren botanischen und mannigfaltigen, sämmtlichen Cultureigenschaften nach eingehend und stets einwandsfrei correct, dabei aber doch — ein sehr großer Vorzug — in übersichtlicher textlicher Kürze geschildert. Die in den ersten beiden Auflagen getroffene alphabetische, lexikonartige Eintheilung des Gesammttextes hat man also jetzt aufgegeben. Zum Segen dürften dem Werk wesentlich noch mit die zahlreichen Text- und farbigen Sonder-Pflanzen-Abbildungen, welche letzteren besonders größtentheils meisterhaft ausgeführt sind, verhelfen. Dr. E. S. Zürn.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 12. Dienstag, den 29. Januar. 1895.

Aus einem niedergehenden Fürstenhause des 16. Jahrhunderts.

Von Th. Uhle.

Von größtem culturgeschichtlichen Interesse sind die aus dem 16. Jahrhundert stammenden Denkwürdigkeiten des schlesischen Ritters Hans v. Schweinichen. Dieser diente mehreren piastischen Herzögen als Hofmarschall und giebt so in seinen Tagebüchern ein sehr eingehendes Bild von dem Treiben der Fürsten und des Adels seiner Zeit. Dieses ist nun allerdings zum Theil ein sehr befremdendes. Besonders die Verhältnisse des Herzogshauses zu Liegnitz sind arg zerrüttet. Wir lernen einen Fürsten von höchst fragwürdiger Qualität kennen, der ohne Geld große Reisen unternimmt, überall Schulden macht, säuft, spielt, seine Gemahlin ohrfeigt und in den Straßen der Städte nach schönen Jungfern ausschaut. Es ist Herzog Heinrich XI., der 1559 seinem fast ebenso herabgekommenen Vater Friedrich III. gefolgt war, nichtsdestoweniger es aber noch schlimmer trieb, als sein Vorgänger. Wie über diesen, erhoben denn auch bald die Liegnitzischen Stände beim Kaiser Beschwerde über ihn, und Ihro Fürstliche Gnaden, wie Hans v. Schweinichen stets seinen Herrn nennt, wurden nach Prag zur Verantwortung vor den Kaiser geladen. Der nach Verlauf von 6 Wochen aus der kaiserlichen Kanzlei kommende Bescheid lautete dahin, „J. Kais. Majestät wollten ehestens ein Commissariat in Schlesien legen, da sollten die Sachen nothdürftig gehöret und verglichen oder geschieden werden“. Man sollte nun annehmen, der Herzog sei bei der vollständigen Ebbe in seinen Cassen nun wieder nach Schlesien zurückgekehrt; aber das war keineswegs der Fall. Er blieb noch ganze 5 Wochen nach der Audienz in Prag und machte Schulden „bei den Hebräern“. Endlich gewinnt er im Spiel etliche 100 Thaler, so daß er „endlichen zu Prag abzahlen kann“. Jedoch auch jetzt denkt er nicht an Heimkehr, sondern will nach „Venedig, Welschland und auf die Armada“, daher er sich selbst auf's Fürstlichste und auch seine Junker neu kleiden läßt „in rothen Damast auf welsch und schwarze Mäntel, mit golden Posament verbrämet“. Darauf beginnt die Reise, und dem armen Schweinichen, der übrigens ein durchaus ehrenfester Ritter und treuer Diener ist, fällt nun, da der Herzog mit nur 335 Thalern von Prag fortgezogen ist, die Aufgabe zu, alle Fürsten, Herren und Städte, die seinem Herrn Gastfreundschaft erweisen, beim Abschiede anzuborgen, wobei es indeß das gewöhnliche Resultat ist, „daß sie es Ihrer Fürstlichen Gnaden gänzlich abschlagen“ und ihnen nur ein größeres oder kleineres Geschenk machen, das aber auch dankbar angenommen wird. So geht es durch Böhmen, Franken, Bayern und Schwaben nach der Pfalz, deren Kurfürst Casimir in Sachen der Hugenotten mit dem französischen König in Krieg verwickelt ist und in Kurzem einen Zug durch Lothringen nach Frankreich unternimmt, an dem sich auch der Herzog, obgleich ohne eigentliche Bestallung, betheiligt. Eine solche erhält er erst später, als es sich darum handelt, gegebenen Falls das pfälzische Heer durch einen Nachzug zu decken; diesen soll dann der Herzog aus 3000 Pferden und 4000 Knechten bilden und 4 Wochen nach empfangener Aufforderung dem Prinzen von Condé zuführen; vorläufig soll er alle Monate 2000 Kronen Wartegeld haben. „Diese Bestallung,“ berichtet Schweinichen, „nahmen J. F. G. mit Freuden an und bekamen auch bald zur Zehrung zurück 500 Kronen. So hatten J. F. G. hinwieder ein Stück Geld zusammenbekommen.“ Den größten Theil dieser Wartezeit hat nun der Herzog mit seinem Gefolge am schönen Rhein verlebt, froh des Wartegelds, das er jeden Monat zu Frankfurt am Main bei Joachim Gläubigern, einem Doctor, erheben konnte, das aber doch in keiner Weise ausreichen wollte, so daß der Herzog sein Borg- und Ausbeutesystem auch jetzt weiter trieb. Nachdem er den Kurfürsten von Mainz vergebens um 500 Thaler angegangen hatte, „setzten sich J. F. G. mit Roß und Wagen in drei Schiffe und fuhren auf dem Rhein nach Köln zu, hatten in J. F. G. Schiff 8 Trommeter und eine Kesseltrommel, die den Tag nicht viel still waren, weil es auf dem Wasser sehr lustig zu fahren war und die schönsten Städte und Schlösser und wohlgebaute Dörfer auf beiden Seiten am Rhein liegen. Fuhren alsa von Mainz aus gen Bingen und von da gen Rheinfels. Allda lagen J. F. G. über Nacht und ließen die Schiffe stehen, machten sich wieder zu Roß und Wagen aus und zogen von dannen gen Simmern auf dem Hundsrücken, da Pfalzgraf Reichard wohnet, lagen zwei Tage stille. Es waren J. F. G. von dem Pfalzgrafen freundlich empfangen und gern gesehen, und hielt J. F. G. wahl.“ Weil nun der Pfalzgraf Schweinichen's Vater wohl kannte, erbot er sich gegen den Sohn aller Gnade und „that auf das Schönste“ mit ihm. Als das Herzog Heinrich merkte, verlangte er von seinem Marschall, er sollte, weil er in dem Pfalzgrafen einen so gnädigen Herrn hätte, ihn in seinem (Schweinichen's) Namen um 200 Thaler ansprechen, was ihm schwerlich abgeschlagen werden würde. „Ich wollte aber,“ sagt Schweinichen, „solches nicht unterfangen und schlug es meinem Herrn gänzlichen ab neben Entschuldigung, daß mir nicht gebühren wollt, in fremden Landen Geld aufzubringen; denn ich könnt es nicht wiedergeben. Obwohl diese Reden J. F. G. von mir so gar gnädig und wohl nicht aufnahmen, dennoch mußten J. F. G. auch damit zufrieden sein. Darauf befahlen sie mir, in ihrem Namen den Pfalzgrafen anzusprechen, welches ich auch als ein treuer Diener gern thät und sprach derwegen den Pfalzgrafen an, daß er J. F. G. wollte 500 Thaler leihen, nur so lange, bis J. F. G. in Köln ankämen, sa wallten es J. F. G. mit Dank wieder gut machen. Aber der Pfalzgraf schlugen J. F. G. Geld zu leihen gänzlichen ab; mir aber wollt J. F. G. gern 100 Kronen leihen, wo ich sie bedürfte. Bedanket mich aber gegen J. F. G. zum Höchsten, und weil J. F. G. ohn Ruhm mein aufrechtes Gemüthe vernahmen, daß ich J. F. G. nicht gern um Geld bringen wollen, ungeacht es J. F. G., mein Herr, und wir alle wohl wären nothdürftig gewesen, so schenkten J. F. G. mir aus Gnaden 20 Kronen, ich sollt sie heimlich auf einen Nothfall bei mir behalten. Wie ich nun J. F. G. bericht, daß ich beim Pfalzgrafen nichts verrichtet hätte, sprachen J. F. G., weil sie über 2 Thaler nicht hatten, den Pfalzgrafen selbst an. J. F. G. aber bekamen keine Antwort, sondern J. F. G. sollten mich zum Pfalzgrafen in sein Zimmer schicken. Allda zeigte der Pfalzgraf mir an: »Ich wollt eurem Herrn wohl gern leihen; aber ich bekomme es nicht wieder«, und fraget mich daneben, ob J. F. G. denn kein Geld nicht hätten. Als ich denn darauf J. F. G. berichte, daß über 2 Thaler nicht vorhanden wären, gaben J. F. G. mir 100 Thaler, daß ich sie J. F. G. meinem Herrn wegen des Pfalzgrafen verehren sollte. Wie ich nun mit komme gezogen und bericht J. F. G. den Verlauf und gebe das Geld von mir, wurden J. F. G. mein Herr darüber lustig, daß sie Geld sahen; von meinen 20 Kronen aber schwieg ich stille. Solche 100 Thaler gingen darauf, ehe wir nach Köln kamen. Es ermahnet der Pfalzgraf J. F. G., er solle nach Haus ziehen; denn J. F. G. würden in diesen Landen nicht Geld aufbringen. Es war aber alles Ermahnen vergebens, sondern J. F. G. gesegneten sich mit dem Pfalzgrafen und zogen gen Boppard am Rhein. Von dannen fuhren sie gen Bonn und Köln und sind den 20. Februarii

Anno 76 mit großer Pracht und 8 Trommetern, welche in dem Schiff allezeit bliesen, ankommen. Weil denn das Wetter so schön heimlichen war, als wenn es in Schlesien um Pfingsten gewesen, lief dermaßen Volk zu, daß viel 100 Menschen am Rande stunden, wie wir aus den Schiffen stiegen, vermeinten nicht anders, denn daß wir reiche Leute wären und hätten Geld und Gut genugsam und könnte bei uns kein Mangel sein. Kann aber mit Bestand sagen, daß J. F. G., so auch noch 2 Nachtlager schuldig geblieben waren, nicht mehr als $1\frac{1}{2}$ Thaler in ihrem Beutel hatten, die J. F. G. noch für arme Leute austheilt, bis sie ins Losement (Herberge) kamen, haben also nicht mehr als 11 Weißgroschen ins Losement gebracht, daß also den Sergeanten, so das Zeug aus den Schiffen nach dem Losement trugen, nicht zu lohnen war." Das Erste, was Hans v. Schweinichen in Köln thun mußte, war das Versetzen einer goldnen Kette, die er einst von seinem Vater bekommen. Er erhielt von einem Juden 65 Thaler darauf und bat den Herzog, ihm davon 6 Thaler zu leihen. „J. F. G. aber schlugen es mir," sagt er, „gänzlichen ab, welches mich sehr erbarmet, weil die Ketten mein, daß ich nicht einen einigen Scherf davon sollt haben." Nun begann der Herzog, der auf dem Greulich bei einem Spanier abgestiegen war, wieder ganz fürstlich zu leben. Täglich ließ er Einladungen an die Honoratioren der Stadt ergehen und „mit 8 Trommeten und Kesseltrommelschlagen zu Tisch blasen". Wenn die Trommeten gingen, „so ritt es auf allen Gassen zu, sam ein König allda läge, und war ein groß Gefresse und Gesäufte". So ging es 3 Wochen, ohne daß Hans v. Schweinichen dem Wirth auch nur einen Thaler bezahlen konnte. Der Herzog hatte gehofft, gerade durch sein fürstliches Auftreten Geld zu erlangen, aber sich darin gründlich getäuscht; überall wurde sein Hofmarschall abgewiesen. Jetzt blieb, da der Wirth endlich auf Bezahlung drang, nichts Andres übrig, als den Rath der Stadt um Geld anzugehen, und zwar gleich um 10000 Thaler. Wieder hatte Hans v. Schweinichen, diesmal in Begleitung des Hrn. Thomas v. Krichen, des Rittmeisters Hans v. Hesse und eines landsknechtischen Hauptmanns, Christoph Braun, den Auftrag auszuführen. Frühmorgens um 6 Uhr wurden sie auf dem Rathhaus vorgelassen. Sehr anschaulich schildert uns hier Hans v. Schweinichen die drei Bürgermeister von Köln, die dasitzen „wie ein König in seiner Majestät", die Rathsherren, „so 16 feine, ansehnliche, alte Leute" waren, und die buntgekleideten Trabanten mit ihren Seitenwehren und Hellebarden. Schweinichen hält eine sehr lange Rede, die aber keine weitere Wirkung hat, als daß der Rath die Gesandten mit 30 Trabanten in des Herzogs Losement zurückgeleiten läßt und diesem nach einigen Tagen durch drei Rathsherren in einem großen Pergamentbrief mit dem großen Insiegel der Stadt den Bescheid übermittelt, daß sie das herzogliche Ansuchen gänzlichen abschlagen müssen, ihm aber, damit er ihr gutes Gemüth verspüre, 200 Reichsgulden verehren. Nun war guter Rath theuer. Auch erneute Versuche des Herzogs, Geld vom Magistrat zu erhalten, waren vergebens, „Papier ward geschicket, Papier kam wieder, aber kein Geld war nicht zuwegen zu bringen". Dazu kam aus Schlesien die Nachricht, daß Röm. Kais. Majestät den 17. Aprilis des 76. Jahres zu Liegnitz den Bruder des Herzogs Friedrich IV. des Namens zu einem regierenden Fürsten bis auf ferneren Bescheid eingesetzet und den Herzog der Regierung für verlustig erklärt hatte. Die Summe, die in 4 Wochen verzehrt worden war, betrug 2354 Thaler; der Wirth klagte bei den kurfürstlichen Hofgerichten, und diese schickten eines Tages früh 7 Uhr „eine Person, so roth und weiß gekleidet war" und „zur Anzeigung der Justiz" einen langen gefärbten rothen Dorn in den Händen trug, mit der Meldung, daß die kurfürstlichen Hofgerichte auf „Roß und Fahrnis" des Herzogs Arrest legten und Alles verkaufen würden, wenn der Wirth binnen acht Tagen nicht bezahlt sei. Der Kurfürst von Köln, der zur Zeit zwei Meilen von der Stadt in seinem Lustgarten Hof hielt und zu dem jetzt Schweinichen, um Aufhebung des Arrestes zu bewirken, geschickt wurde, konnte und wollte an der Sache nichts ändern. Schweinichen wurde zwar zur Tafel und zum Tanze geladen, mußte aber, als der Kurfürst „sich letzlichen mit einer hübschen Jungfer in ein Gezelt verlor" und so das Ende des Festes andeutete, unverrichteter Sache wieder abziehen. Nach acht Tagen wurden des Herzogs Pferde und Wagen geschätzt, und zwar auf 2926 Thaler. Da nun die Summe höher war, als des Herzogs Schuld, erreichte es Schweinichen, daß die Habe des Herzogs nicht verkauft wurde, sondern daß der Wirth auf dem Wege des Prozesses zu dem Seinen zu kommen suchen und, da er die Pferde zum Pfande genommen, diese auch so lange füttern und warten lassen mußte, bis der Prozeß entschieden war, und die Entscheidung wußte Schweinichen 18 Wochen hinauszuziehen, sodaß der Wirth fast ebenso viel für die Unterhaltung der Pferde ausgeben mußte, als seine Forderung betrug. In dieser Zeit machte nun der Herzog die größten Anstrengungen, Geld zu erlangen, und hatte bisweilen die wahnwitzigsten Einfälle. So trug er z. B. Schweinichen auf, für ihn um die Hand der Königin Elisabeth von England zu werben und sie zugleich um ein Darlehen von 50000 Kronen anzusprechen. Als ihm Schweinichen einwendete, der Herzog habe doch schon ein Gemahl und die Königin werde das auch wohl wissen, erwiderte er: „Du bist ein Narr, hat doch der Landgraf (Philipp von Hessen) auch zwo Gemahlin gehabt," worauf Schweinichen wieder antwortete: das wär ein ander Ding, der Landgraf hätte drei H.... gehabt, die hätten J. F. G. nicht. Auf Solches wurden J. F. G. zornig und schmollten ein paar Tage mit ihm; die Sendung nach England aber unterblieb. Endlich lieh der landsknechtische Hauptmann Christoph Braun 1600 Goldgulden, aber nur auf die vom Herzog zum Theil erschlichene Bürgschaft Hans v. Schweinichen's, der später dadurch in die größte Bedrängniß kam. Ferner wurden durch Versetzen einiger noch übriger Juwelen 700 Thaler und durch emsiges Anhalten vom Secretari zu Cleve 375 Thaler aufgebracht, sodaß endlich Hans v. Schweinichen im Stande war, nicht blos den Wirth zu befriedigen, sondern auch die übrigen Schulden des Herzogs in Köln zu bezahlen. Nun bat Schweinichen seinen Herrn, der inzwischen auch die pfälzische Bestallung verloren hatte, von Neuem, nach Hause zu ziehen, aber wiederum vergebens. Der Herzog ließ zunächst den Herzog von Cleve bitten, „er wolle J. F. G. Gesindlein, welches ungefähr 12 Roß und 14 Personen, auf eine Zeit in Düsseldorf im Geleite unterhalten lassen, welches J. F. G. der Herzog von Cleve auch bewilligt". Dann machte sich der Herzog auf nach Heidelberg, um bei dem Pfalzgrafen Casimir Geld aufzutreiben, und erhielt dort auch 1200 Goldgulden, die jedoch bald „verthan waren bis auf ein Weniges, das stach J. F. G. noch im Beutel". Die Rückreise nach Düsseldorf war wieder eine Kette von Borgversuchen und Niederlagen. Endlich nimmt der Herzog in Emmerich Winterquartier und macht neue Schulden. Eines Morgens aber etwa nach einem Vierteljahre ist er verschwunden, und Schweinichen findet in J. F. G. Stuben auf dem Tisch neben einem goldenen Kettchen, das einem Junker des Gefolges, Heillung, gehörte, folgenden Zettel:

„Lieber Hans, hier hast Du derweilen dies Kettlein, machs damit, wie Du kannst, ich will flugs antreiben, daß wir heute oder morgen wiederkommen. Laß es wägen, und siehe, ob Du die Roß um baar Geld verkaufen kannst. Ich will meinen Kopf nicht sanft legen, ich will mit Gottes Hilfe Geld bringen, daß wir aus diesem losen Land und von den Leuten kommen mögen. Hiermit einen guten Morgen, herzlieber Hans. Heinrich, Herzog."

Schweinichen merkte sogleich, was es geschlagen hatte, nämlich, daß der Herzog nicht wiederkommen würde. Er kam nun in die größte Bedrängniß, man wollte ihn gefangen legen. Da folgte Schweinichen dem Beispiele J. F. G. und verschwand bei Nacht und Nebel, Rosse und Wagen, soviel ihrer noch vorhanden, als Zahlung zurücklassend. Die Reise nach Schlesien mußte der des Laufens ganz Ungewohnte größtentheils zu Fuß machen; er kam daher in der denkbar kläglichsten Verfassung in seiner Heimath an, nachdem er schon in Leipzig den Tod seines Vaters erfahren hatte, durch den die ganze Familie, denn auch sein Vater hatte für den Herzog einst gut gesagt, in die größte Noth gerieth. Der Herzog, der sich unterdessen abenteuernd in Norddeutschland herumtrieb, kam etwa ein halbes Jahr später als Schweinichen in Schlesien an. Als er bei Görlitz den 14. September 1577 wieder mit seinem Hofe zusammenstieß, waren seine ersten Worte vom Wagen herab: „Da habt ihr mich wieder, was wollt ihr mir geben?" Noch einmal wurde er, nachdem er mehrere Monate geradezu als Freibeuter auf der Burg des Gröditzberges bei Haynau zugebracht, in sein Fürstenthum eingesetzt, da er es aber nicht besser als vorher trieb, 1581 in Prag auf Befehl des Kaisers mit seinem Kanzler gefangen genommen und seines herzoglichen Amtes entsetzt; Hans v. Schweinichen aber, obgleich er seinem Herrn „mit Begierde nachdrang, wie Petrus unserm Herrgott", blieb auf freiem Fuße. Später entrann der Herzog aus der Gefangenschaft und floh nach Polen,

wo er im Jahre 1588 starb. „Der fromme Herr hat," wie sein Diener treuherzig zu dem Berichte von seinem Tode hinzufügt, „auf Erden große Noth und viel Widerwärtigkeit ausgestanden und große Gramschaft unter den Leuten gehabt, beineben zwar auch viel, so ihn geliebt und ihm angehangen, und ist also im Elend gestorben, da man zuvor nicht erfahren hat, daß einem schlesischen Fürsten also wäre ergangen."

Das Herzogshaus war im Verfall. 1675 erfolgte sein Untergang durch Aussterben, und Kaiser Leopold zog die piastischen Herzogthümer ein.

Handwerker in Mythologie und Sage.

Von Heinrich Schurtz.

In den letzten Jahrzehnten oder Jahren, bei dem Einen früher, beim Anderen später, hat sich ein Umschwung im Geiste eines großen Theiles unseres Volkes vollzogen. Die kecke Sicherheit, mit der wir auf der Bahn schrankenlosen Fortschritts von Entdeckung zu Entdeckung, von Erfolg zu Erfolg stürmten, ist verschwunden und hat schweren Sorgen Platz gemacht: Wir lernen wieder rückwärts schauen und suchen das Gute nicht mehr allein in der Zukunft, sondern wollen auch wieder von der Vergangenheit lernen. Das Ziel der Besten des Volkes — das läßt sich schon jetzt aussprechen — wird in Zukunft nicht mehr ein planloses Zerstören des Alten zu Gunsten des Neuen sein, sondern ein Wiederaufsuchen der einstigen Quellen unserer Kraft und unseres Glückes, ein Vereinigen der neuerrungenen Güter mit jenem alten Reichthum urwüchsiger Gesundheit, den wir so leichtherzig für leeren Tand dahingeben wollten. Denn immer deutlicher beginnen wir zu fühlen, daß wir für alle die Herrlichkeiten der Gegenwart einen hohen, sehr hohen Preis bezahlt haben, daß der Baum unseres Volkslebens nicht mehr ruhig wachsend seine Wurzeln in den nährenden Grund treibt und seine Blätter im Lichte entfaltet. Keinem Stande liegt dies Gefühl so nahe wie dem Handwerkerstande; einst hochgeachtet als das Mark des Bürgerthums, sich selbst genügend in gesunder Kraft, kämpft er jetzt einen ungleichen Kampf mit der hastig schaffenden Fabrik und dem zersetzenden Einflusse des Proletariats, das ihn gern in Seinesgleichen verwandeln möchte. Ein schwacher Trost freilich, aber doch ein Trost ist es, in solcher Lage den Blick in eine Vergangenheit zu richten, wo handwerkliche Tüchtigkeit selbst der Götter und Helden der Volkssage nicht unwürdig erschien. Wie die Völker sollen auch die Stände an ihren alten Ueberlieferungen hängen; im blutigen Kriege wie im täglichen Kampfe des Lebens sollen wir uns an den Idealgestalten begeistern und erfrischen, die das Volk als die Blüthe seines Wesens geschaffen und geformt hat, — und in solchem Sinne ist die alte Götterwelt der Deutschen auch den ernstesten Christen der Gegenwart nicht todt und verschlossen. Neben den Helden aber stehen die lachenden Geschöpfe des kraftvollen Witzes unserer Altvordern, voll von jenem herzlichen Humor, der die germanischen Völker selten verläßt und ihnen in den schwersten Zeiten hilfreich zur Seite steht.

Die deutsche Heldensage, in der die Lichtgötter vom Himmel herabgestiegen sind und als gewaltige Recken die Welt durchziehen, durchweht ein Klang wie Schwerterklirren und das Krachen der Schilde und Helme. Keinem der Helden fehlt die treue Waffe, die nicht minder eines eignen Namens werth ist wie das Roß, — die guten Schwerter Balmung und Mimung, Eſax und Rosen, und wie sie sonst heißen mögen, waren der kostbarste Besitz der Helden, ihre Entstehung und mancherlei Mittel sie zu härten schildert die Sage gern und ausführlich. Wer so treffliche Waffen zu schmieden vermochte, konnte kein gewöhnlicher Mensch sein. Mancher Held steht selbst am klirrenden Ambos, wie Jung-Siegfried, und hämmert mit kraftvollen Schlägen das Schwert, das ihn in seinen Kämpfen begleiten soll; vor Allem aber sind es die Zwerge, die in mühsamer Arbeit die siegreichen Waffen fertigen, — zauberkundige, unheimliche Gesellen, hilfreich und boshaft zugleich. In einer Person vereinigt aber finden wir die Doppelnatur des Schmiedes in dem gewaltigen Recken Wieland, der Tapferkeit und Kunst mit rachsüchtiger Verschlagenheit verbindet und dem König, der ihm die Füße gelähmt hat, auf künstlich gefertigten Schwingen davonfliegt. Noch mehr ist die düstere Seite seines Wesens in seinem Sohne, dem grimmen Wittich, entwickelt, dem untreuen Gesellen Dietrich's von Bern. Auch einer anderen nordischen Mythologie, der finnischen, fehlt die Heldengestalt eines Schmiedes nicht. Es ist Ilmarinen, der als ernster ehrlicher Recke dargestellt wird, dem freilich seine Leichtgläubigkeit manchen Streich spielt. Hoch geachtet war auch der Schmied im alten Keltenlande Wales, denn Dichtung, Wissenschaft und Metallurgie waren die drei Künste, die dort von jeder Dienstbarkeit frei machten. Hier und da gelangt der Schmied selbst zu priesterlicher Würde, wie bei einigen Stämmen des Kaukasus, wo er die Brautleute zusammenschmiedet, — wem fiele da nicht der berühmte Schmied von Gretna-Green ein, ehemals die letzte Zuflucht aller unglücklichen Liebenden Großbritanniens und Irlands? Ganz Aehnliches findet sich selbst in Afrika: die Schmiede der Fan im Gabungebiete sind zugleich die Priester des Volkes, und bei den benachbarten Stämmen, die kein Eisen zu schmelzen und zu schmieden verstehen, werden die Blasebälge der Fan als Heiligthümer in den Fetischhäusern aufgehängt. Aber die glänzende Stellung des Schmiedes in der nordischen Sage hat ihre Kehrseite. Etwas Unheimliches haftet schon dem deutschen Schmied an, denn man traut ihm allerlei Wunderkuren zu und fragt ihn in manchen bedenklichen Fällen um Rath. Bei zahlreichen Völkern aber bilden die Schmiede eine halbverachtete, halb gefürchtete Kaste, man vermeidet jede Verwandtschaft mit ihnen und zwingt sie wohl auch, in besonderen Dorfschaften zu leben oder zigeunerartig durchs Land zu ziehen. Sind doch die Zigeuner selbst ursprünglich wohl nichts Anderes, als eine umherschweifende Schmiedekaste Indiens, die auf ihren Wanderungen bis Europa gelangt ist und noch immer ihr altes Handwerk mit Vorliebe betreibt. — Welche Gründe aber sind es, die das tüchtige, handfeste Gewerbe bald bis zu heldenhaftem Glanze erheben, bald der tiefsten Verachtung preisgeben? Die Antwort ist nicht allzuschwer. Versetzen wir uns in die Urzeit unseres Volkes! Noch fertigt man mühselig steinerne und hölzerne Geräthe, durchbohrt in langer schwerer Arbeit den plumpen Steinhammer oder spaltet den Feuerstein zu Messern und Pfeilspitzen. Da verbreiten sich — zuerst als seltne Kostbarkeiten — glänzende Metallgeräthe, Waffen und Schmuck, unter dem erstaunten Volke; aber wie drängt sich erst Alles verwundert heran, wenn einer oder der andere der Volksgenossen aus der Fremde die wunderbare Kunst heimbringt, den Erzen durch die Gluth des Feuers das flüssige Metall zu entziehen und es in Formen zu gießen oder auf dem funkensprühenden Ambos in Geräthe und Waffen zu verwandeln. Der glückliche Besitzer der Kunst war mit einem Schlage eine wichtige, angesehene Persönlichkeit, und mancher Häuptlingssohn mochte bei ihm in die Lehre treten, um durch den Besitz des Geheimnisses seinen Einfluß zu mehren und seiner Gefolgschaft siegbringende Waffen zu sichern. So wurde das Schmiedehandwerk eine Beschäftigung der Edeln, und damit erklärt sich die ehrenvolle Stellung des Schmiedes in der germanischen Heldensage. Aber es konnte auch anders kommen. Kriegsgefangene aus fremdem gebildeterem Stamme mochten hier und da die Ersten sein, die ihre roheren Besieger und Herren mit der Behandlung der Metalle bekannt machten, und wenn sie auch durch ihre Kunst sich eine bessere Stellung, vielleicht selbst die Freiheit verschafften, so blieb doch der Makel der Knechtschaft untrennbar mit der Thätigkeit des Schmiedes verbunden. Kein edler oder freier Mann mochte sich in diesem Falle die Hand damit beflecken, und die Schmiede bildeten eine Pariahkaste eigenthümlicher Art. Noch etwas Anderes ließ den Schmied als einen verdächtigen Gesellen erscheinen: Die Kunst, die er übte, die kecke Benutzung, ja Knechtung des von so vielen Völkern hochverehrten Feuers grenzten an Zauberei, — man hatte allen Grund, zu vermuthen, daß er mit bösen Geistern auf vertraulichem Fuße stände und — wie der Schmied von Jüterbogk — es gelegentlich selbst mit dem Teufel oder dem Tode aufnehmen könnte. So mischten sich in wunderbarer Weise Ehrfurcht, Verachtung und abergläubische Scheu in den Volksanschauungen über den Schmied.

Die zauberhafte Bändigung einer Naturkraft aber hat nicht nur den Schmied in einen besonderen Ruf gebracht; er theilt das Schicksal mit dem Müller, — wohlgemerkt, nur dem Wassermüller. Hat dieser behäbige Gewerbtreibende als angeblicher Mehldieb schon vom Volkswitze viel zu leiden, so wird er nicht weniger

vom Teufel geplagt, der sich nach dem Zeugniß der Volkssage in auffallender Weise mit den Mühlen und den Müllern zu schaffen macht. Er beansprucht einen eigenen Mahlgang, wo er sich in der Regel der zwecklosen Thätigkeit widmet, Pferdeäpfel zu mahlen, er hat allerlei Verdruß mit den Müllerburschen, von denen sich freilich manche, wie der bekannte Pumphut, selbst auf die schwarze Kunst verstehen, ja er baut Mühlen auf eigene Faust, denn in mancherlei wilden Strudeln der Flüsse oder an Stellen, wo runde Granitplatten zu Hauf liegen, glaubt das Volk alte Teufelsmühlen zu sehen, wo der Satan in düstern Winternächten noch jetzt braust und wüthet. Der Teufel der Volkssage ist indessen oft nur eine Umwandlungsform älterer mythologischer Gestalten. Auch in diesem Falle vertritt er die Stelle anderer Geister, der Unholde nämlich, die im Wasser wohnen und dem Müller zürnen, daß er ihr Eigenthum benutzt und verstört. Ruchlos erschien damals, als die ersten Wassermühlen — wohl erst zur Zeit Karl's des Großen — in Deutschland aufkamen, dem noch halbheidnischen Volke die dreiste Benutzung des tückischen Elements; legte man doch selbst im alten Rom und Athen nur ungern Brücken über die Flüsse und stellte eigne Priester (pontifices) an, um den Frevel zu sühnen und die Rache der Gewässer hintanzuhalten. Der Müller war in noch üblerer Lage, und wenn er nicht selbst Schaden leiden und überdies den Unwillen seiner Dorfgenossen auf sich laden wollte, mußte er dem drohenden Unheil durch Opfer zu steuern suchen. Volkssagen aus dem Wendenlande berichten noch, daß manche Mühlen durch schreckliches Kreischen der Mühlräder diese Opfer selbst verlangten und daß man alsdann lebende Thiere oder ganze Brode ins Wasser warf. So ist der Teufel, der den Müller quält und neckt, nur ein Schatten der alten bösartigen Wasserdämonen, die niemals mit sich scherzen ließen und heute noch wie einst nach menschlichen Opfern zu verlangen scheinen.

Wenn der Müller nur mit Wassergeistern zu thun hat, so ist dem Schneider ein ehrenvolleres Loos gefallen: Einer der gewaltigsten altgermanischen Götter wandelt in Märchen und Sage noch als Schneider durch die Welt, und sein Lieblingsthier ist das Symbol der ehrsamen Zunft geworden, — es ist kein geringerer, als Donar al. Thor, der alte kraftvolle Wettergott, der auf seinem mit Böcken bespannten Wagen über die Wolken jagt und mit dem zermalmenden Blitzeshammer gegen die feindseligen Riesen zu Felde zieht. Wahrlich eine seltsame Wandlung! Gerade der Schneider ist ja ein Lieblingsgegenstand des Volkswitzes, der ihm Schwächlichkeit und Mangel an Muth anzudichten pflegt, — wie kommt er zu der seltsamen Verwandtschaft mit dem Donnergott? Und doch ist es derselbe Volkswitz, dem die Umwandlung zu danken ist. Donar war der volksthümlichste, wenn man so sagen darf, der gemüthlichste der deutschen Götter, in dessen Gestalt das Germanenthum sich selbst am glücklichsten gezeichnet hat. Wie durften da die humoristischen Züge fehlen? So sind denn Donar's schwache Seiten in der That dem neckischen Volkswitze nicht entgangen, und zwei Abenteuer sind es besonders, die man ihm nicht vergessen hat: das eine, wie er als Weib verkleidet — in Wahrheit als Gewittergott in weiße fliegende Wolken gehüllt — an Freia's Stelle nach Riesenland zieht, um seinen Hammer wieder zu holen, und das andere, wie er sich vor einem Riesen in den Daumen von dessen Handschuh verkriecht. Den gewaltigen Donnerer als Weib zu denken hat etwas unwiderstehlich Komisches, und in diesem Punkt liegt auch die Aehnlichkeit mit dem Schneider, dem seine weibische Beschäftigung zu so zahllosen Neckereien und zum Rufe übergroßer Aengstlichkeit verholfen hat. In reizend naiver Weise sehen wir z. B. die Gestalt des mit dem Donnerkeil bewehrten Thor mit dem Schneider in jenem Märchen verschmolzen, das die Erlebnisse des Schneiders im Himmel schildert. Als er dort einmal allein gelassen wird, schaut er auf die Erde herab und sieht, wie seine Zunftgenossen nach altem Brauch Tuchflecken in der „Hölle“ verschwinden lassen, — da faßt ihn ein heiliger Zorn, er reißt ein Bein aus Gottes Thronsessel und schleudert es — wie Thor seinen Hammer — als Wurfgeschoß hinab. Der alte Wettergott kämpft gegen die Riesen, aber auch das „tapfre Schneiderlein“ bringt durch List ein paar Riesen um's Leben; und wenn Donar in das feindselige Riesenheim zieht, so dringt der Schneider im Volkslied keck in die Hölle und quält die armen Teufel unter dem Vorwande, ihnen Kleider anzumessen, so arg, daß sie ihm endlich verzweifelt zurufen:

> He, He, du Schneiderg'sell,
> Pack dich nur aus der Höll'!
> Wir brauchen keine Kleider,
> Es geh' nun, wie es woll'!

Die Flucht in den Handschuhdaumen hat dagegen die anmuthige Sage vom kleinen Däumling veranlaßt, der ja auch ein Schneider ist; wie der in den Wolken dahinziehende Donar reitet er auf dem Rauche aus dem Schornstein und stürmt mit Siebenmeilenstiefeln über die Erde hin, und wie sich der Wettergott in der dunklen Wolke birgt, so verschwindet er zeitweise im Magen der Kuh — man darf hier wohl an die indische Wolkenkuh denken! — oder wird gar in die Wurst gestopft und in den Rauch gehängt. So unterliegt es denn keinem Zweifel, — der gewaltige Donar hat sich der Schneiderzunft angeschlossen und sein treuer Bock hat ihn auch bei diesem wunderlichen Berufswechsel nicht verlassen.

Eine eigene Bewandtniß scheint es auch mit dem Schuhmacher zu haben, der wenigstens durch fleißige Ausübung seines Berufes zum Siege der Götter in der Götterdämmerung beitragen konnte. Denn der mächtige Schuh, den Widar dem Wolf in den Rachen setzt, um ihm die Kiefern auseinander zu reißen und seinen Vater Wodan zu rächen, ist aus gewissen Lederabfällen bereitet, die beim Anfertigen der Schuhe übrig bleiben. Auch war der ewige Jude nach der deutschen Volkssage ein Schuhmacher, von dessen Arbeit in Ulm und Bern noch Proben zu sehen sein sollen; hinter dieser angeblich biblischen Gestalt aber birgt sich der höchste Himmelsgott unserer Vorfahren, Wodan, der ja auch als rastloser Wanderer gleich den Winden und Wolken über die Erde zieht.

In gewissem Sinne darf man auch ein Gewerbe zum Handwerk rechnen, dessen Angehörige in der deutschen Sage durch einige unheimliche und gewaltige Gestalten vertreten sind, die Schiffer. Die Heldensage kennt eine ganze Anzahl von grimmen Fährleuten, die für die Ueberfahrt über den Fluß die rechte Hand und den rechten Fuß des Reisenden als Lohn verlangen und darum wilde Kämpfe mit den Helden bestehen. Aber diese furchtbaren Schiffer sind nur die Nachkommen eines anderen schlimmeren Fährmannes, der die Todten in das Seelenland hinüberführt, aber keinen Lebenden aufnimmt, — die todbringende Verstümmelung, die von den Fährleuten der Sage als Preis gefordert wird, ist ja nur eine andere Wendung des Gedankens. Doch ist der Todtenfährmann noch in einer freundlicheren Gestalt in der Volkssage erhalten. Man erzählt von Schiffern, die Nachts geweckt wurden, um ein ganzes Heer von Zwergen oder auch von Unsichtbaren über den Fluß zu bringen; nach vollbrachter Arbeit finden sie ihren Kahn mit alterthümlichen Pfennigen oder anderen kleinen Münzen angefüllt. Diese Zwerge und diese unsichtbaren Wesen sind eben die Todten, die sich ins Jenseits rudern lassen und die Ueberfahrt mit der Münze bezahlen, die ihnen von den Ueberlebenden sorglich mitgegeben worden ist. Auch im alten Griechenland steckte man ja den Todten eine Münze in den Mund für Charon, den Todtenschiffer.

Noch Manches ließe sich über die Handwerker in Sage und Mythologie anführen, aber diese wenigen Züge genügen schon, um zu erweisen, wie eng einst das Handwerk mit den höchsten Idealen des deutschen Volksthums verschmolzen war; es hat in derselben Weise das Erbe der alten Götterwelt angetreten, wie es einst durch den Meistergesang die Dichtungen der Minnesänger aufgenommen und fortgesetzt hat. So hat denn der deutsche Handwerker keinen Grund, mit Neid auf manche seiner Standesgenossen in fremden Ländern zu blicken, die sogar die Priester ihres Volkes geworden sind, wie die Barbiere bei gewissen indischen Stämmen oder die Zimmerleute auf einigen Inseln Polynesiens. Freilich, die Erinnerungen an die Vorzeit allein können die Noth der Gegenwart nicht bannen. Möge dem Handwerker bald ein glücklicheres Loos blühen, möge er endlich wieder mit freier Brust den Seinen den alten herrlichen Gruß zurufen können: Gott grüß' ein ehrbar Handwerk!

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 13. Donnerstag, den 31. Januar. 1895.

Gottfried Angust Homilins.

Ein Gedächtnißblatt zum 2. Februar von Philolithus Montanus.

Am 2. Februar 1714 wurde Gottfried Aug. Homilius zu Rosenthal bei Königstein in Sachsen geboren, einer der größten Kirchencomponisten des 18. Jahrhunderts und wohl der bedeutendste in der langen Reihe ehrwürdiger Männer, welche seit den Tagen der Reformation das Kreuzcantorat zu Dresden bekleidet haben. Für sein stilles und bescheidenes Wesen ist es bezeichnend, daß wir aus dem Leben dieses Meisters nur die allerdürftigsten Nachrichten besitzen.*) Sein Vater wurde im Sommer desselben Jahres in das Pfarramt zu Porschendorf versetzt. Hier verlebte Homilius seine Jugendjahre. Ob er zur Erlangung der Universitätsreife eine öffentliche Schule besucht hat oder etwa von seinem Vater privatim unterrichtet wurde, ist unbekannt. 1735 wurde er jedoch bei der Universität Leipzig immatriculirt, um hier gewiß nach dem Wunsche der Eltern den theologischen Cursus zu absolviren. Nach seinen eigenen Worten hatte er jedoch von Jugend auf einen empfänglichen Sinn für die Schönheit der Musik und eine innere Sehnsucht, sich ihr ganz widmen zu können. Diese starke Neigung mag in Leipzig, wo die Musik von Alters her eine Pflegstätte gefunden hatte, und ein Joh. Seb. Bach damals auf der Höhe seiner Wirksamkeit stand, neue Nahrung erhalten haben, so daß er denn auch bald ganz zur Musik überging und dieses großen Meisters Schüler wurde. 1742 erhielt Homilius die Organistenstelle an der Frauenkirche zu Dresden. In diesem Amte fühlte er sich sehr glücklich. Er fand hier ein ganz neues, großartiges Orgelwerk vor, auf dem er sich infolge seines Talentes und Fleißes zu einem der größten Orgelkünstler seines Jahrhunderts ausbildete. Schon 1743 bewunderte man bei Gelegenheit des Fest- und Dankgottesdienstes für die gänzliche Vollendung der Frauenkirche sein schönes Spiel und noch 1776, also nachdem 21 Jahre, seitdem er die Organistenstelle niedergelegt hatte, verflossen waren, zeigte er vor dem Kapellmeister Reichardt eine außergewöhnliche technische Fertigkeit, eine Eleganz des Ausdruckes, Fluß der Gedanken, eine unerschöpfliche Kunst der freien Phantasie und subtilsten Registrirung. Seine Autorität war eine so allgemein anerkannte, daß man sich seiner öfter bediente, um ein Gutachten über den Zustand einer Orgel oder einen Plan zum Neubau einer solchen zu erlangen. 1755 wurde er in das Kreuzcantorat befördert, ein Amt, für welches er, wie kein Anderer, geschaffen war und das er 30 Jahre lang mit seltener Treue und großem Fleiße verwaltete.

Homilius war ein ausgezeichneter Lehrer, dessen Ruf sich weithin verbreitete und eine große Schülerzahl anlockte, so daß sein Cantorat einen Höhepunkt des Chorlebens, wie auch der Schülerzahl überhaupt bezeichnet. Ein Schüler von ihm, der 1833 als Tertius der Kreuzschule emeritirte Heyder, bestätigt dies ausdrücklich: „Zu der Zeit," sagt er in seiner handschriftlichen Selbstbiographie, „als ich auf die Kreuzschule kam, und schon viel früher, war die Kreuzschule nicht nur als ein wissenschaftliches, sondern auch musikalisches Institut weit und breit berühmt. Wer erinnert sich nicht in der ersteren Hinsicht an Schöttgen's und in letzterer an Homilius' Zeiten?" Der Zudrang zu den neu zu besetzenden Stellen auf dem Alumnat war damals ein so starker, daß die Zahl der Bewerber oft das Vierfache des Bedürfnisses überstieg. Eine interessante Illustration hierzu ist die Beschreibung Heyder's von seiner musikalischen Aufnahmeprüfung unter Homilius, aus der wir zugleich ein getreues Bild erhalten, wie eine solche in damaliger Zeit überhaupt vor sich ging. Am Montag nach Misericordias Dom., berichtet Heyder, „gingen wir zum Musikdirector, der zuerst nach unserem Namen fragte, und da ihm dieser auffiel, so erkundigte er sich nach unserer Abstammung, welches, wie wir späterhin erfuhren, nicht ohne Absicht geschah, weil seine erste Gattin gleichfalls eine geborene Heyder gewesen war. Hierauf probirte er meine Stimme und bestellte uns den Donnerstag um 2 Uhr in die Kreuzschule, wo in Gegenwart des ganzen Rathes und der Schulinspection öffentlich Probesingen gehalten wurde. Am gedachten Tage fanden wir uns im Schulhause ein, wo wir noch 23 andere Probesänger antrafen, von denen aber bei sechs Vacanzen nur ebenso viel reussiren konnten. Gleich nach 2 Uhr wurde Einer nach dem Andern zum Absingen eines Probestückes hineingerufen, wo an der Wand ein Clavecin stand, das der Musikdirector dirigirte, und an einer andern Tafel die Herren zuhörten. Mein Probestück enthielt den Text: Nach dir, Herr, verlanget mich. Nach Beendigung des Probesingens wurde vor allen Dingen deliberirt, wen der Musikdirector am Besten brauchen könnte. Als man darüber einig geworden war, so wurde Einer nach dem Andern von den Gewählten hineingerufen, bis endlich die Reihe mich zuletzt traf." Homilius verstand es, durch seine eigene würdige Persönlichkeit den Schülern Achtung und Respect einzuflößen. Mit einem einfachen, anspruchslosen, rechtlichen Wesen verband er Ernst und Strenge, so daß er in kurzer Zeit die in den letzten Jahren seines Amtsvorgängers Reinhold immer stärker auftretende Verwilderung und Disciplinlosigkeit im Chor beseitigte. So erzielte Homilius eine Leistungsfähigkeit des Chores, wie sie in dieser Höhe bisher noch nicht dagewesen war, die auch in Dresden allgemein anerkannt wurde. Von einem Gregoriusumgang des Jahres 1780 berichteten ausdrücklich die „Dresdener Merkwürdigkeiten": „In diesen Tagen hielten die Alumni der hiesigen Stadtschule zum heil. Creuze ihren in diesen Tagen gewöhnlichen Umgang unter Instrumental- und Vocal-Music durch die Gassen hiesiger Stadt, wobey sie durch ihre musikalischen Fertigkeiten dem Unterricht eines berühmten Homilius Ehre und sich vielen Beyfall erwarben." Da die Charfreitag-Passionsmusik damals, wie noch heute, die bedeutendste Amtsleistung des Cantors war, zumal da sie auch in den meisten Fällen von ihm selbst componirt wurde, so berichteten die „Dresdener Merkwürdigkeiten" hierüber wiederholt. Von der Passionsmusik des Jahres 1782 heißt es z. B. daselbst: „Am Charfreitag ward früh um 7 Uhr in der Frauenkirche die jährliche große Passion, mit voller musikalischer Begleitung, von Herrn Cantor Homilius zur rührenden Erbauung der Zuhörer aufgeführt. Einige Chöre zeichneten sich nebst der Discanterie des 2. Theiles besonders aus." Ueber die Aufführung des folgenden Jahres heißt es ebenda: „Ueber allen Ausdruck schön war die Discanterie: Ich hör im Geist der Engel Harmonien ꝛc. und das fürchterlich schöne Recitativ mit seinem Duette: Engel weinen durch die Himmel ꝛc., das in den feyerlichen Chorrefrain schloß: Ach! Jesus Christus ist nicht mehr ꝛc. Da sah man ganz den großen Homilius! Wie schön das letzte Schlußchor: Strömt aus in laute Jubelchöre ꝛc. mit einer Fuge war, wird jeder gefühlt haben." Nicht minder interessant ist die Besprechung einer 1766 in Berlin aufgeführten Passionsmusik. „Am letzverwichenen Charfreitag,"

*) Wir folgen hier der vortrefflichen Schrift von Karl Held, Das Kreuzcantorat zu Dresden, 1894, welche als Sonderabdruck aus der Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft 1894 Heft 8 im Verlag von Breitkopf & Härtel 1894 erschienen ist. Die Archive des Königreichs Sachsen enthalten noch gar viele ungehobene Schätze zur Geschichte der Musik. Die Arbeit Held's kann als wohlgelungenes Vorbild zu weiteren derartigen Untersuchungen warm empfohlen werden.

heißt es hier (Allgem. Deutsche Bibliothek 1766 I 1, S. 303), „war in der hiesigen Peterskirche durch die gute Ausführung verschiedener Königlicher und anderer Virtuosen eine uns noch neue Passionsmusik zu hören. Der musikalische Verfasser derselben ist Herr Gottfried Aug. Homilius, Cantor und Musikdirector an den beyden Hauptkirchen in Dresden. Wir bedauern, daß der Text zu dieser Musik bey einigen guten Gedanken, und bey einer zur Musik nicht unbequemen mechanischen Einrichtung gar zu platt und gar zu unpoetisch ist. Desto mehr Dank aber wissen wir dem Tonsetzer derselben, welcher sich auch hierin als einer der besten itztlebenden Kirchencomponisten, aus dem sich Deutschland eine wahre Ehre machen kann, bewiesen hat. Schöne Melodie, reine Harmonie, feurige, fremde, andern nicht abgeborgte Empfindungen, ein richtiger, angemessener, öfters bis zu Kleinigkeiten, aber doch darüber niemals ins Niedrige oder Läppische fallender, sondern immer ernsthaft und erhaben bleibender Ausdruck sind die vornehmsten Eigenschaften seiner Arbeit. Seine Fugen sind weder seicht, noch pedantisch. Alles verräth einen Mann, der mit der Musik auch Einsicht in andere Wissenschaften zu verbinden gewußt hat." Vergleicht man damit die begeisterten Urtheile der Schüler und Bekannten des Homilius über seine Werke, so erkennt man, welche Wirkung diese seiner Zeit gehabt, und mit welcher Verehrung man zu ihrem Verfasser aufblickte. „Seine Passionen," sagt der bekannte Dresdner Historiker Hasche, „griffen das Herz an und schienen echte Natur. Das hab ich als Schüler, das hab ich als Candidat sehr oft voll inniger Rührung gefühlt." Und in der That der bedeutende Kunstwerth seiner Compositionen wird noch heute allgemein anerkannt. Sie nehmen bei den Aufführungen des Kreuzchors in den Sonnabend-Vespern eine bevorzugte Stellung ein.

Interessant ist ein vergleichender Blick in die Werke J. S. Bach's und Homilius', und die Frage nach dem Abhängigkeitsverhältniß des Letzteren von seinem Lehrer. Wie Held S. 102 f. treffend bemerkt, fällt sofort eine nicht unbedeutende Verschiedenheit zwischen Beiden ins Auge. Zwar erinnern hier und da kleine Läufer, Melismen, kleine und größere Fugen und Recitative, besonders auch die mehrstimmigen, an Bach. Im Uebrigen geht aber Homilius seine eigenen Wege. Eine Erklärung dieser Erscheinung liegt sehr nahe. Homilius lebte von 1742 an dauernd in Dresden, wo seit Gründung der italienischen Oper im Jahre 1717 italienische Musik ausschließlich herrschte. Unter den prachtliebenden Kurfürsten Friedrich August II. und Friedrich August III. wechselten Oper, Schauspiele, Maskeraden und Aufzüge ab, alle mehr oder weniger mit dieser verknüpft. Kein Wunder, wenn hier in Dresden, mehr als in einer andern deutschen Stadt, allmälig und unbemerkt der musikalische Geschmack der Bewohnerschaft ein anderer wurde. Daß sich dieser auch in der kirchlichen Musik geltend machte, war nur die natürliche Folge, denn Niemand kann sich den Strömungen und Einflüssen seiner Zeit ganz entziehen. Es war darum hier auch das Ideal protestantischer Kirchenmusik ein anderes geworden, dem die Organisten und Kirchencomponisten meist unbewußt folgten. Dazu trat in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts ein weiteres Moment, welches die neue italienisirende Musikrichtung in der Kirche zu fördern geeignet war: der Rationalismus und die damit verbundene allgemeine geistige Verflachung. An die Stelle der kräftigen religiösen Begeisterung, die ihren Mittelpunkt und Ausdruck im protestantischen Choral fand, trat eine schwächliche Sentimentalität, ein Streben nach Vernunft und äußerlicher Ehrbarkeit, welches mit dieser Musikrichtung viele Berührungspunkte hatte. Allen diesen Einflüssen war auch Homilius ausgesetzt. Aber das hebt ihn aus der Menge anderer Componisten seiner Zeit heraus, daß er die Gefahr erkannte, welche darin für die protestantische Kirchenmusik lag, und daß er diesen italienisirenden Stil, dessen Hauptvertreter Graun und Hasse waren, nicht einfach copirte, sondern aus seiner Individualität heraus zu vertiefen und zu entwickeln bestrebt war. Darin liegt seine Größe, daß er erkannte, daß die kirchliche Musik eine eigene Kunstgattung sei, die nicht durch eine weltliche Musik ersetzt und herabgewürdigt werden dürfe. So schuf er sich unter Anlehnung an den modernen Musikgeschmack auf Grund seiner in der Schule Bach's und Händel's gewonnenen Kenntnisse seinen eigenen Stil, der entschieden ein würdigerer und kirchlicherer zu nennen ist. Homilius läßt sich etwa mit Philipp Emanuel Bach vergleichen, der die strengen Formen seines Vaters mit den leichteren und gefälligeren der französischen Salonmusik verband und so der Schöpfer unserer Kladiersonate und der ganzen modernen Instrumentalmusik wurde.

Mit Ausnahme einer italienischen Cantate und einem Clavierconcert mit Streichinstrumenten hat Homilius ausschließlich kirchliche Compositionen geschrieben. Durch alle diese, insbesondere durch seine Passionen geht ein Zug stiller, inniger Frömmigkeit, die uns für seine Person gewinnt. Besonders zeichnen sich seine Chöre durch eine außerordentliche Plastik und Charakteristik aus, die sich bis zum Dramatischen steigert. Nicht selten laufen sie in kurzen, aber äußerst gewandten und kunstgerechten Fugen in lebhafter Taktbewegung aus, so daß man in ihnen mehr als anderwärts den echten Schüler Bach's erkennt. Das Beste leistete Homilius unzweifelhaft auf dem Gebiete des unbegleiteten polyphonen Gesangs. Seine Motetten sind in ihrer Art einzig und unübertrefflich. Trotz ihrer kunstreichen und strengen contrapunktischen Arbeit zeigen sie einen außerordentlich leichten, flüssigen Stil, Reichthum in der Erfindung, schöne Melodik und eine meisterhafte Declamation. Sie sind kräftig, gesund, einfach und würdevoll, verbinden also alle Eigenschaften, die ihnen eine gewisse Volksthümlichkeit sichern müssen. Besonders hervorgehoben zu werden verdienen unter diesen zwölf vierstimmige Magnificat, die leider bis jetzt noch nicht durch den Druck weiteren Kreisen zugänglich gemacht sind. Sie vereinigen alle die gerühmten Eigenschaften im höchsten Maße. Gleichgroß ist Homilius in der Kunst eines würdigen Choralsatzes. In der königl. Bibliothek zu Dresden befinden sich zwei handschriftliche Choralbücher von ihm mit beziffertem Baß, ferner in der Leipziger Stadtbibliothek ein vierstimmiges Choralbuch mit 197 Chorälen. Auch für die Orgel schrieb Homilius 27 Choralbearbeitungen und 13 Präludien, welche die königl. Bibliothek zu Berlin im Manuscript besitzt. 1784 rührte Homilius plötzlich der Schlag, wodurch er vollständig dienstunfähig wurde. Der Rath willfahrte daher seiner Bitte, ihn „als Emeritus zu stellen".

Dreißig Jahre lang hatte er das schwierige Doppelamt in Kirche und Schule mit seltener Treue verwaltet und das seiner Obhut anvertraute alte Institut des Kreuzchores selbst durch die schweren Zeiten des siebenjährigen Krieges, in welchen dieser sehr zurückzugehen drohte, mit sicherer Hand hindurchgeführt. Er sah am 19. Juli 1760 die alte ehrwürdige Kreuzkirche in Trümmer sinken, wodurch die Frauenkirche die Hauptstätte seiner Wirksamkeit bis zu seinem Tode verblieb. Als dann am 16. Juli 1764 der Grundstein zur neuen Kreuzkirche gelegt wurde, wird er nicht geahnt haben, daß er die Fertigstellung des Baues nicht mehr erleben werde. Er starb am 2. Juni 1785. Der Dresdner Historiker Hasche widmete seinem Andenken folgenden Nachruf: „... Ein großer verdienstvoller Mann, dessen Talente die Ausländer besser zu schätzen wußten, als sein undankbares Dresden. Sein Andenken wird indeß durch die herrlichen Motetten und Arien, die hiesiges Alumneum von ihm singt, und durch die nun auch in Kirchen eingeführten verbesserten Melodien unserer Kirchenlieder, die während der Landestrauer beim Absterben Königs August III. nur zum Behufe des Chores gefertigt wurden, unvergeßlich bleiben."

St. Annen-See und Büdös.

Ein Ausflug in das Solfataren- und Mofetten-Gebiet Siebenbürgens.

Von Dr. Martin Bräß.

Kein Land der gesammten österreichisch-ungarischen Monarchie ist an Mineralquellen so reich, als Siebenbürgen; selbst Böhmen, das Land der Bäder, hat solche Mannigfaltigkeit, solchen Ueberfluß an mineralischen Wässern nicht aufzuweisen. Namentlich aber ist es der östliche Theil des karpathen-umgürteten siebenbürgischen Hochlands, dem eine geradezu überraschend große Anzahl von Sauerquellen oder alkalischen kohlensäurehaltigen Stahlwässern u. a. entspringen. Sie scheinen mit den gewaltigen Trachyteruptionen des Landes in ursächlichem Zusammenhang zu stehen; denn überall, wo solche Quellen dem Boden entströmen, finden sich graulichweiße oder röthlichgelbe Trachytbildungen. An der Grenze gegen die Moldau, also im Széklerlande, nämlich in den Comitaten Csik, Udvárhely, Háromszék, ferner im Kronstädter Comitat und nordwärts an der Grenze der Bukowina im Comitat Bistritz-

Naszod: überall trifft man Sauerquellen an, oft in ganzen Reihen angeordnet. Wir brauchen nur an die bekannteren Namen: Rodna, Borszék, Csik-Szereda, Tusnád, Málnás, Szt. György, Előpatak oder Zaizon zu erinnern; außerdem besitzt aber auch fast jedes Dorf, welches zwischen diesen Ortschaften gelegen ist, nicht nur eine Quelle, nein eine ganze Anzahl von stärkeren oder schwächeren Säuerlingen. Hier ist es überall leicht, borviz (Sauerwasser) zu erhalten, während édesviz (süßes Wasser) oft zu den nicht gewöhnlichen Dingen zählt.

Das interessanteste Gebiet in dieser Beziehung ist der Badeort Tusnád in der unteren Csik und seine nähere Umgebung. — Blickt man von der „Zinne", jenem schroffen Kalkfelsen, der sich über Kronstadts Mauern erhebt und die entzückende Lage dieser herrlichen Stadt wesentlich bedingt, an einem klaren Herbsttage gegen Norden, so gewahrt man nördlich der Háromszéker Fruchtebene am fernen Horizont niedrige blaue Höhenzüge, zwischen denen der Alt-Fluß ein tiefes, nach Süden gerichtetes Durchbruchsthal gegraben hat. Coulissenartig steigen die fernen Berge höher und höher vor unserm Blicke auf, bis sie am burgartig aufragenden Csomál (1300 m) und am Büdös (1110 m), einem isolirten, dachförmigen Gipfel, endigen. Jenseits dieser Höhen breitet sich, unserm Auge verborgen, die fruchtbare untere Csik aus. Am Fuße der Berge aber, eng eingebettet im Thale des Alt, liegt Tusnád, ein lieblicher Ort, der in neuester Zeit eines regen Besuchs von Badegästen sich erfreut, während er vor 40 oder 45 Jahren kaum dem Namen nach bekannt war. In neun Stunden erreicht man von Kronstadt aus das Bad: die Straßen sind vorzüglich, die Pferde von bewundernswerther Ausdauer und die Székler sind Kutscher, die im ganzen Lande besonderen Rufes sich erfreuen. Die lange Wagenfahrt kann man neuerdings dadurch um 34 km abkürzen, daß man bis Sepsi Szt. György, dem Hauptort der Háromszék, sich der Eisenbahn bedient. Von da geht die Fahrt das Alt-Thal aufwärts. Enger treten von beiden Seiten die Gehänge an den Fluß heran: zu unserer Linken das bewaldete Baróter Gebirge, ein mächtiger Trachytzug, zur Rechten eine ununterbrochene Reihe von z. Th. recht malerischen Hügeln und Bergen desselben Gesteins, unter ihnen als höchster der oben genannte Csomál. Hier am Fuße des Berges bricht sich der Fluß in einem Felsenthore Bahn und wenige Kilometer aufwärts dieser Stelle empfängt uns an der Berglehne das freundlich gelegene Tusnád mit seinen zahlreichen geräumigen Häusern, umkränzt von balsamisch duftendem Hochwald hundertjähriger Edeltannen. Ein reges modernes Badeleben, mit all' seinen Licht- und Schattenseiten, umgiebt uns; drunten aber im Thal rauscht der Alt an den felsigen Gehängen vorüber. Die Quellen von Tusnád — es sind nicht weniger als neun, die von den Kurgästen theils zum Baden, theils zum Trinken benutzt werden — besitzen einen bedeutenden Gehalt an freier und gebundener Kohlensäure, an kohlensaurem Natron, Magnesia, Eisenoxydul &c.; ihre Temperatur ist ziemlich verschieden, sie liegt zwischen 11,7 und 24° C. Das Wasser hat einen angenehmen erfrischenden Geschmack; es wird auch, auf Flaschen gefüllt, in den Handel gebracht; doch wird es nie mit dem Előpataker oder Borszéker Wasser erfolgreich concurriren können; letzteres hat selbst den Export nach dem fernen Amerika ohne Schaden überstanden. Auch in der Umgebung des Badeortes entspringen viele gute Sauerquellen dem Boden, ganz besonders am Fuße und Abhang des Büdös, der diesen Heilwässern, namentlich aber auch den Schwefelhöhlen und verschiedenartigen Gasquellen schon seit über hundert Jahren eine große Berühmtheit im Lande verdankt. Wir sehen, an und in diesem Berge finden wir die verschiedensten Naturmerkwürdigkeiten vereinigt; ein Ausflug in dies Gebiet ist daher sehr lohnend, zumal wir damit den Besuch eines höchst interessanten Sees verbinden können.

Der Weg führt an der linken Lehne des Alt-Thals aufwärts; in nicht enden wollenden Serpentinen wandern wir durch prächtigen Tannenwald, der später Eichen und Buchen weichen muß, die, je höher wir ansteigen, desto mehr mit Fichten untermischt sind. Bei ca. 1200 Meter Höhe erreichen wir eine Lichtung; wenige Schritte führen uns auf den ganz sanften Sattel des Gebirgszugs. Wir erfreuen uns hier oben der herrlichen Rundsicht: tief im Grunde das schluchtartige Thal des Alt-Flusses, gegenüber das Hargita- und Barótergebirge, nach Norden die Ebene der Csik mit den freundlichen Ortschaften des Széklervolkes und dem reichen Erntesegen auf den Fluren, und südwärts scheinen — jenseits der Háromszék — gleich einem bläulichen Rauch die Hochgebirge der transsilvanischen Alpenkette am Horizont aufzutauchen. — Bald führt der Pfad wieder abwärts in die Tiefe; ein prächtiger Urwald alter Buchen nimmt uns auf; vorsichtig klettern wir hinab über die morschen Stämme vom Sturm gebrochener Waldriesen, über schlüpfriges Gestein und morastigen Grund. Bald treten Tannen an die Stelle des Laubwaldes, und schon sehen wir durch das dunkle, zottige Geäst den blauen Spiegel eines kreisrunden Sees auftauchen. Es ist der St. Annen See. 950 m liegt er über dem Meeresspiegel, ganz eingebettet zwischen bewaldeten Bergen, die in völlig geschlossenem Kranze das Gewässer umgeben. 200 bis 360 m erheben sie sich über dem Niveau des Sees. Es ist ein Bild vollkommenster Ruhe, tiefen feierlichen Friedens: dunkelblau der Wasserspiegel und doch leuchtend in wunderbar ruhigem Glanz, am Ufer ein schmaler Streifen weißen Schaums und darüber, von dem Ringe der grünen Berge gleichsam ausgeschnitten, ein kreisförmiges Stück der fast stahlblauen Himmelsglocke. Welch' furchtbare, welch' gewaltige Katastrophe mag sich aber gerade hier an diesem Ort der Ruhe vor Zeiten abgespielt haben! Die Masse des Trachyts, welcher die ganze Gegend bildet, ist einst zusammengebrochen zu dem tiefen kreisrunden Trichter. Der Grund desselben hat sich allmälig bedeckt mit dem Wasser, welches den Abhängen des Kessels entquillt und von allen Seiten herabrieselt. Das Becken des Anna-Sees ist also den trichter- oder kesselförmigen Einstürzen oder Dolinen zu vergleichen, wie sie namentlich in Kalkgebirgen häufig sind. Die Ansicht, daß wir einen Kratersee in einem erloschenen Vulkan vor uns haben, ist nicht die richtige; sie scheint zwar bei der merkwürdigen kreisförmigen Gestalt des Sees und des rings geschlossenen Beckens auf den ersten Blick vollste Berechtigung zu haben, wird aber durch den Umstand widerlegt, daß im ganzen Umkreis sich keine Laven oder andere vulkanische Eruptionsproducte finden, sondern nur zahlreiche größere oder kleinere Bruchstücke des anstehenden Gesteins. Der See ist nicht tiefer als 12 Meter, wie genaue Messungen ergeben haben; sein Grund ist angefüllt mit den Trachyttrümmern des eingestürzten Riesenkessels; trotzdem läßt sich das Volk nicht davon abbringen, dem Wasser unergründliche Tiefe und den Zusammenhang mit dem Meere zuzuschreiben; es sei das Meer, das hier zwischen den hohen Gebirgswänden blauen Auges heraus zum Himmel schaue. Demselben Volksglauben begegnen wir übrigens oft in den Karpathenländern; namentlich ist es bekannt, daß man in Nord-Ungarn die vielen kleinen Gletscherseen der Hohen Tatra mit dem Namen „Meerauge" (ungar. tenger szem) bezeichnet. Seit Jahrhunderten schon ist der Annen-See das Ziel zahlreicher frommer Pilger, die an dem Ufer eine kleine Wallfahrtskapelle und einige Kreuze der h. Anna errichteten und so der merkwürdigen Oertlichkeit noch mehr den Schein des Wunderbaren verliehen.

Jetzt gilt es, die zweistündige Wanderung nach dem Büdös anzutreten. Wir erklettern daher den östlichen Rand des Beckens und gelangen hier an einen zweiten, nicht sehr tiefen Kessel, den das 1040 m hoch gelegene Moor Kukujzás einnimmt. Es ist gleichfalls ein großes Einbruchsbecken; Birken und Kiefern, darunter eine besondere Zwergföhre (Pinus Mughus var. uliginosa Neum.), wachsen auf dem feuchten morastigen Grund und spiegeln sich in kleinen Wasserlachen. Nun geht es den buchenbestandenen Berghang hinab; bald haben wir den Fuß des Büdös erreicht. Brodelnd und summend, riesige Blasen werfend, brechen verschiedene warme Schwefelquellen aus dem Boden hervor; ihr trübes, ockergelbes Wasser füllt einige Badebassins, die besonders von Gichtkranken aufgesucht werden. Nicht weit davon bricht eine erquickende Sauerquelle aus dem Boden; dort an einem Bächlein scheint der Rasen ganz durchsetzt von Kohlensäure und anderen Gasen, und hier entströmt dem feuchten Grund, in dem wir unsern Stock gestoßen, beim Herausziehen desselben Schwefelwasserstoffgas, das sich uns durch seinen unangenehmen Geruch, dem der ganze Berg den Namen verdankt — büdös heißt Gestank — aufs Nachdrücklichste bemerkbar macht. Einige hundert Schritt und wieder rieseln kleine kohlensäurehaltige Quellen perlend herab; z. Th. enthalten sie auch Salze. Auch Alaunquellen finden sich am Bergeshang; eine derselben mündet in einem 1½ Meter tiefen Bassin, welches sich zu trocknen Luftbädern eignet. In der That, wir scheinen uns über einem chemischen Laboratorium zu befinden, in dem die Natur eine höchst mannigfaltige Thätigkeit entwickelt. Aber noch mehr Wunder werden wir schauen, wenn wir uns jener weißlichgrauen Felspartie in der Höhe nähern, die von niedrigem Buschwerk nur theilweise dürftig verdeckt wird. Nach einer Bergwiese führt der

aufsteigende Pfad. Auf ihr hat man einige Holzbauden errichtet, ein Gasthaus und eine Reihe ebenerdiger Blockhäuschen, die durch gemeinsame Galerie mit einander verbunden sind. Gegenüber liegen eine Anzahl Badecabinen, aus Balken und Brettern primitiv zusammengefügt. Größere Ansprüche freilich dürfen die Badegäste hier oben überhaupt in keiner Beziehung an's Leben stellen. Eine leere Bettstatt, ein Tisch, zwei Stühle, ein Spiegel und ein paar Kleiderhaken: das ist die ganze Einrichtung jedes Wohnraums; Betten und Decken muß der Curgast mitbringen, dem Touristen aber dient ein Haufen Heu zum Nachtlager. Einfach nur sind die Speisen und Getränke, welche die Wirthin bereitet, und von bequemen Promenadenwegen ist hier oben fast keine Spur vorhanden: man ergeht sich auf der abschüssigen, dürren Wiese in oftmals stinkender Atmosphäre. Das ist das Badeleben am Büdös!

Ein Anstieg von einer Viertelstunde über trockene Rasenflächen, dann durch niedriges Gesträuch, zwischen dem in großen Mengen die Preißelbeere wächst, bringt uns zu der größten Merkwürdigkeit des Berges. Es ist eine geräumige Höhle, an der Südwestseite des Abhangs gelegen, „die Schwefelhöhle“ genannt. Ihr Eingang ist ca. 3 m hoch. Ganz gebleicht, weißem Kalke gleich, dazu stark zerklüftet erscheint der Trachyt, der sie bildet. Die Feldspatheinschlüsse sind aus dem Gestein herausgewittert, und die wenigen Glimmerblättchen und kleinen Hornblendekrystalle sind von fahler Farbe. Ein gelber Schwefelanflug überzieht an vielen Stellen das poröse, fast bimssteinartige, kaum noch als Trachyt zu erkennende Gestein und hat sich auch als feiner Staub angesetzt an das welke Laub und die dürren Aestchen, die am Boden liegen. Schon nach den ersten Schritten, die wir in das Innere der ca. 2 m breiten Höhle setzen, spüren wir eine ganz bedeutende Erwärmung der Füße und Unterschenkel, eine Wirkung der Kohlensäure, die aus tausend und abertausend Poren dem Gestein entströmt, und je tiefer wir auf dem gegen das Innere sich senkenden Boden vorwärtsschreiten, desto mehr tauchen wir ein in das schwere Gas (CO_2 ist 1,52 mal so schwer als atmosphärische Luft), bis wir schließlich schon an der Brust und dem Halse die eigenthümliche Temperaturerhöhung, verbunden mit Schweißbildung, wahrnehmen, während das Thermometer zu unserem Erstaunen auch nicht den geringsten Unterschied zwischen der Wärme der äußeren Luft und der des Gases uns erkennen läßt. Nun wagen wir nicht weiter vorzudringen; wir würden sonst unser Leben aufs Spiel setzen. Man muß ja sorgen, daß der Kopf in der atmosphärischen Luft über der schweren Gasschicht bleibt; dann hat man aber auch keine Gefahr zu fürchten. Natürlich ein Straucheln und Fallen kann sehr verhängnißvoll werden; augenblicklich ist es dann mit dem Athmen und der Besinnung zu Ende. Es sind hier schon einige Personen auf diese Weise ums Leben gekommen, anderen hat die Höhle den freiwilligen Tod gebracht. Von der Wirkung des erstickenden Gases kann man sich dadurch überzeugen, daß man ein warmblütiges Thier in die Höhle bringt; es verendet sofort, gleich den Hunden oder Katzen, an denen der Führer bei der Hundsgrotte von Neapel dem Fremden das Vorhandensein der ausströmenden Kohlensäure zeigt; doch kann man sich auch damit begnügen, ein brennendes Zündholz oder eine glimmende Cigarre in die Gasschicht zu tauchen: sie verlöschen augenblicklich. Uebrigens ist in neuester Zeit, um Unglück zu verhüten, der tiefere Theil der Höhle vermauert worden, auch hat man den Stand der Kohlensäure durch schwarzen Anstrich der Wände markirt; doch zeigt auch die Natur selbst die Höhe, bis zu welcher das Gas reicht, durch einen Anflug von Schwefel an. Oberhalb dieser gelben Horizontallinie — sie ist der Absatz schwefligsaurer Gase, die gleichfalls der Höhle entweichen — sind die Wände mit kleinen weißen, ausgewitterten Alaunkrystallen und andern schwefelsauren Salzen bedeckt. Bei dem Höhleneingang, wo sich in ca. 25 cm Höhe über dem Boden die ausströmende Kohlensäure mit der atmosphärischen Luft mischt, bemerkt man deutlich ein Zittern, wie wir es zu sehen gewöhnt sind, wenn sich erhitzte und kalte Luft mengen, z. B. über einem Feuer. — Die Kranken, die sich Jahr für Jahr in ziemlicher Anzahl im Bad Büdös sammeln, besuchen auch unsere Höhle fleißig. Gegen Gicht und Rheumatismus soll ein täglich wiederholter Aufenthalt in der Höhle sehr gute Dienste leisten. Auch äußere Augenkrankheiten, z. B. Entzündungen der Hornhaut und der Bindegewebshaut des Auges, werden durch das ausströmende Gas geheilt. Manche Kranke verstopfen sich daher die Nase und tauchen mit verhaltenem Athem einige Zeit in die Gasschicht unter; Andere wieder setzen ein Gefäß Wasser an den Boden der Höhle, damit dieses die heilende Kraft des Gases an sich ziehe. Oberhalb dieser Höhle, auf der Höhe des Berges bestand vor Zeiten noch eine zweite Mofette, die aber — es wird erzählt, in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts — zusammengestürzt ist. Dringen wir aber ostwärts auf dem ein wenig abwärts führenden Pfad durch das niedrige Gesträuch hindurch, so gelangen wir zu einer ferneren Höhle und einigen eingestürzten Löchern. Erstere führt den Namen „Alaunhöhle“ (Timsós barlang) wegen der weißen Alaunsalze, die sich an den Wänden ausgeschieden haben, letztere entwickeln Kohlensäure oder schwefligsaure Gase. Auch brechen in nächster Nähe drei Alaunquellen hervor, Schwefelsäure, Eisenoxydul und Thonerde enthaltend. Endlich müssen wir noch erwähnen, daß an der fast entgegengesetzten Seite des Büdös ziemlich reiche Absätze natürlichen Schwefels sich finden, theils staubartig, theils in winzigen Krystallen unmittelbar unter der dünnen Humusdecke liegend. Vielleicht würde sich die Gewinnung desselben rentiren.

Wir sehen also nach diesem Rundgang, daß der Berg Büdös eine ganze Anzahl sog. Mofetten und Solfataren vereinigt, Erscheinungen, die dem Vulkanismus sehr nahe verwandt sind. Als Vulkan im eigentlichen Sinne des Worts können wir aber trotzdem den Büdös nicht gelten lassen. Wohl ist der Trachyt eruptiven Ursprungs, aber Lava, Bimsstein, Lapilli, vulkanische Aschen: kurz, die bekannten Erzeugnisse der Vulkane fehlen hier, wie auch in anderen Trachytgebieten Siebenbürgens, an denen das Land sehr reich ist; auch das Baróter- und Hargitagebirge an der anderen Seite des Alt ist ein Trachytzug von weit über 100 km Länge. Das Gestein ist viel älter als die Basaltdurchbrüche sowohl im westlichen als im östlichen Siebenbürgen; denn an und theilweise über dem Trachyt hat sich nach Norden, Osten und Süden hin der bekannte Karpathensandstein abgelagert in einer Weise, die keinen Zweifel daruber entstehen läßt, daß der Trachyt älter ist, als diese dem Eocen zugehörigen sedimentären Bildungen; die jüngeren Basaltberge jedoch, z. B. in der Nähe von Reps, haben selbst das jüngste Tertiär durchbrochen, wie die dort gefundenen Contactmetamorphosen beweisen. Wir sehen deshalb, uns dabei zugleich auf die Autorität von Albert Bielz, einem hervorragenden Kenner Siebenbürgens, stützend, in dem Ausströmen der schwefligsauren und kohlensauren Gase „mehr eine Folge von Zersetzung vulkanischer Producte, als eine Nachwirkung erloschener Vulkane“.

Bücherbesprechungen.

— Land und Leute im Bismarck-Archipel. Von Georg Müller. Leipzig. Verlag von Gustav Uhl. — Der Verfasser, ein früherer Beamter der Neu-Guinea-Compagnie, hat nach seiner Rückkehr das Bedürfniß gehabt, über seine Erfahrungen im Bismarck-Archipel etwas zu plaudern. Das Büchlein macht daher keinen Anspruch auf wissenschaftlichen Werth, aber man lernt daraus die Bedingungen, unter denen die dortigen Deutschen leben, und ihre Lebensweise kennen. Dagegen scheint uns doch der letzte Absatz sehr optimistisch zu sein. Derselbe lautet: „Die Thatsache, daß für den geringsten Preis hier im pacifischen Schutzgebiete ein äußerst culturfähiger Boden erhältlich ist, der auch, was bekanntlich nicht in allen Tropenländern der Fall ist, Viehzucht zuläßt, ist besonders auch für kleinere Ansiedlungs-Unternehmungen ein günstiger Umstand. Ein kleines Capital, vielleicht 2000 ℳ, wäre jedoch immerhin für Durchführung eines solchen Ansiedlungs-Projects erforderlich, da in erster Linie die Kosten einer 8 Wochen langen Seereise in Betracht zu ziehen sind. Desgleichen ist es unbedingtes Erforderniß, sich mit Allem und Jedem zu versehen, was für den Bau und die Einrichtung eines Hauses nothwendig ist. Eine in kleinerem Maßstabe angelegte Plantage darf hier sicher nach kurzer Zeit schon auf einen guten Erfolg rechnen.“ —e.

y. Die japanische Armee in ihrer gegenwärtigen Uniformirung, Leipzig, Moritz Ruhl. — 13 Tafeln enthalten in lithographischem Farbendruck 95 Abbildungen von Officieren und Soldaten aller Truppengattungen klar und richtig. Dasselbe gilt von den beigefügten Erläuterungen und Mittheilungen über Organisation, Eintheilung und Stärke der japanischen Armee.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 14. Sonnabend, den 2. Februar. 1895.

Generalfeldmarschall v. Derfflinger.

Ein Erinnerungsblatt zu seinem 200jährigen Todestage.

Von Dr. Gustav Albrecht.

Hervorragende Männer sind oftmals aus niederem Stande hervorgegangen und haben unter schwierigen Verhältnissen durch eigene Kraft und treue Pflichterfüllung sich Bahn brechen müssen. Auch Georg v. Derfflinger hatte in seiner Jugendzeit eine schwere Schule durchmachen müssen und erst am Abend seines thatenreichen Lebens war es ihm vergönnt, sich hoher Würden und einer allgemeinen Verehrung zu erfreuen. Die Herkunft des brandenburgischen Feldmarschalls Georg v. Derfflinger ist ziemlich dunkel, und schon zu seinen Lebzeiten forschte einer seiner Biographen vergeblich nach genauen Nachrichten über des Helden erste Jugend. Wir wissen daher nur, daß Georg Derfflinger als „sehr geringer" Leute Kind am 10. März 1606 zu Neuhofen, einem Törfchen in Ober-Oesterreich, unweit Linz, geboren wurde, und daß seine Eltern einige Jahre nach der Geburt des Sohnes ihres Glaubens wegen nach Böhmen flüchteten, wo sie sich wohl auch während der Unruhen des böhmischen Aufstandes aufgehalten haben mögen. Ueber ihren ferneren Wohnort, sowie über das Jugendleben und die Erziehung des Knaben besitzen wir keine Nachrichten und können nur aus dem späteren Charakter des Feldmarschalls schließen, daß er eine den Grundsätzen des protestantischen Glaubens entsprechende Erziehung genossen hat und daß schon in der Kindheit von den Eltern das feste Vertrauen auf Gott, das ernste Streben nach dem vorgesteckten Ziel und ein reges Rechts- und Ehrgefühl in ihm geweckt worden ist. Einen geregelten Schulunterricht dürfte der Knabe schwerlich gehabt haben, da die Eltern arm und die böhmischen Dorfschulverhältnisse zu jener Zeit die denkbar ungünstigsten waren; aber ausgerüstet mit einem guten Verstande, scheint Derfflinger sich hinlänglich mit den Grundelementen der Schulbildung vertraut gemacht zu haben, wie man aus seiner deutlichen Handschrift und seiner Gewandtheit im Rechnen schließen kann. Nach einer entbehrungsvollen Jugendzeit schied Derfflinger vom Elternhause und ging, den damaligen Zeitverhältnissen entsprechend, unter die Soldaten, um „Fortüne" zu machen. Der Ausbruch des dreißigjährigen Krieges war für die kriegerische Laufbahn sehr günstig, und da Derfflinger mit klarem Verstande, feurigem Temperament, scharfem Auge und einem kraftvoll entwickelten, abgehärteten Körper begabt war, so wurde es ihm leicht, bald eine angesehene Stellung zu erringen. Er trat zuerst in das böhmische Heer, welches sich unter dem Grafen Thurn zusammenzog, ein und kämpfte als gemeiner Reiter in der Schlacht am Weißen Berge mit. Sodann begleitete er den Grafen auf seinen ferneren Kriegszügen und folgte ihm auch nach Siebenbürgen zum Fürsten Bethlen Gabor, in dessen Kriegsschaaren er mehrere Jahre diente, um dann mit Thurn zusammen in die schwedische Armee überzutreten. Wann dieser Uebertritt erfolgt ist, läßt sich nicht mit Sicherheit angeben, doch scheint es bereits im Anfang der 30er Jahre geschehen zu sein, denn nach dem Berichte eines alten Biographen ist Derfflinger „ungefähr anno 1635" Oberstlieutenant eines schwedischen Reiterregiments. Er hatte also schnell „Carrière gemacht", denn er war ein kühner, verwegener Reiter und hatte keine Gelegenheit versäumt, sich rühmlich hervorzuthun. Graf Thurn sowohl wie Bethlen Gabor waren eiserne, mustergiltige Soldaten und werden die Verdienste Derfflinger's gebührend belohnt und ihm den Weg zu den höheren Rangstufen erschlossen haben. Welche Charge er unter ihnen bekleidete, ist nicht ersichtlich, von seiner Beförderung erfahren wir erst in schwedischen Diensten. Derfflinger zeichnete sich im schwedisch-polnischen Kriege und nach der Landung Gustav Adolf's in Deutschland gegen Tilly aus. Auch nach dem Tode des Schwedenkönigs und während der nun folgenden Niederlagen der protestantischen Heere blieb er der Fahne, zu der er geschworen hatte, treu und selbst das kaiserliche Abberufungsschreiben, welches alle deutschen Officiere und Soldaten in schwedischen Diensten mit der Reichsacht bedrohte, vermochte nicht, ihn der schwedischen Sache abtrünnig zu machen. In den im Jahre 1635 beginnenden furchtbaren Kriegszügen der schwedischen Truppen durch Deutschland zeichnete sich Derfflinger in den Heeren Baner's und Torstenson's besonders aus. Bei dem Einfall in das sächsische Gebiet 1636 vertrieb er mit nur 200 Reitern die Besatzung von Halle, welche aus 13 Dragonercompagnien und 600 Mann Fußvolk bestand. Im Januar des folgenden Jahres verjagte er durch einen energischen Reiterangriff die Kaiserlichen aus Thüringen und wurde, obwohl er bald darauf bei Hettstedt eine erhebliche Schlappe erhielt, für seine Thaten 1638 zum Oberst ernannt. Nach Baner's Tode 1641 übernahm Torstenson das Commando der schwedischen Truppen. Derfflinger's Ansehen im Heere war bereits derartig gestiegen, daß man ihn erwählte, um den neuen Befehlshaber bei seiner Landung in Stralsund zu begrüßen und zu gleicher Zeit Schritte zur Befriedigung der Soldansprüche der schwedischen Soldateska zu thun. Derfflinger entledigte sich seiner Mission mit großer Umsicht und Gewandtheit und wurde bei dieser Gelegenheit mit Torstenson so gut bekannt, daß dieser ihn seines besonderen Vertrauens würdigte und ihn später zu allerlei wichtigen Sendungen gebrauchte. So sandte Torstenson ihn bald nach der Ankunft im Heere zu dem siebenbürgischen Fürsten Rakoczi, an dessen Unterstützung ihm bei seinem beabsichtigten Zuge nach Wien sehr viel gelegen war, und Derfflinger's diplomatischer Geschicklichkeit gelang es thatsächlich ein Bündniß mit diesem Fürsten zu Stande zu bringen, obgleich drei andere Gesandtschaften zu demselben Zwecke in Rakoczi's Lager anwesend waren. Derfflinger machte den Feldzug in Schlesien unter Torstenson's Leitung mit und zeichnete sich auch in Sachsen in der Entscheidungsschlacht bei Breitenfeld durch Wiederherstellung des Gefechts derartig aus, daß Torstenson ihn zum Ueberbringer der Siegesbotschaft nach Stockholm auswählte, woselbst er von der Königin Christine zur Anerkennung für seine Thaten zum Generalwachtmeister ernannt wurde. Ueber Derfflinger's fernere Thaten, welche er auf den Feldzügen in Böhmen, Mähren und Oesterreich vollbrachte, sind wir nicht genügend unterrichtet, sein ältester Biograph meldet nur, daß er sich „absonderlich bei vielen Kampfesbegebnissen" hervorthat, hauptsächlich bei der Eroberung von Leipnik und in der blutigen Schlacht bei Jankau in Böhmen. Er pflückte seine letzten Lorbeeren in schwedischen Diensten vor Prag und nahm dann vermuthlich bei Beendigung des Krieges 1648 seine Entlassung.

Zwei Jahre vor dem Westfälischen Frieden vermählte sich Derfflinger in Berlin mit einem Fräulein aus altmärkischem Adelsgeschlecht. „Den 26. Januar 1646 hat Gürgen Dörfflinger, Königlich Schwedischer Obrist zu Roß," so berichtet das Kirchenbuch von St. Nicolai zu Berlin, „das Jawort getauschet mit Margaretha Tugendreich, des sel. Friedrich Wolf v. Schaplow hinterlassener Tochter." Diese Verbindung war von großer Wichtigkeit für die fernere Laufbahn unseres Helden, da er durch den Kauf der arg verschuldeten Schaplow'schen Familiengüter Platikow und Gusow bei Küstrin in nähere Beziehungen zur Mark

Brandenburg und bald darauf auch zum Großen Kurfürsten trat. Nach seinem Austritt aus schwedischen Diensten zog sich Derfflinger auf sein Gut Gusow zurück und ruhte hier von den Strapazen seiner Feldzüge aus, indem er sich jetzt mit demselben Eifer, wie er den Pallasch geführt hatte, die Anbauung und Urbarmachung der umliegenden Ländereien angelegen sein ließ und durch große Wohlthätigkeit die schlimme Lage der durch die langjährigen Verheerungen verarmten Landbevölkerung zu verbessern suchte. Aber nicht lange war ihm vergönnt, sich dieser friedlichen Beschäftigung zu erfreuen. Bereits 1655 ließ der Große Kurfürst, welcher die Absicht hegte, ein starkes, zuverlässiges Heer zum Schutze seines Landes zu errichten, Derfflinger Dienstanträge machen, und da diese Anerbietungen äußerst schmeichelhaft waren und große Vortheile versprachen, so nahm Derfflinger dieselben bereitwilligst an. Am 16. August 1655 erhielt er sein Patent als ältester Generalwachtmeister der brandenburgischen Truppen im November desselben Jahres begann er die Errichtung eines 8 Compagnien (700 Mann) starken Reiterregiments in der Altmark, im Halberstädtischen und in der Grafschaft Mark. Sowohl durch Werbung, wie durch Einschulung der Truppen nach dem Muster schwedischer Kriegszucht, als auch durch Heranbildung von Dragonerregimentern, welche als leichte Reiterei und als Fußvolk verwendet wurden, erwarb sich Derfflinger große Verdienste um die Neugestaltung und Festigung des brandenburgisch-preußischen Heerwesens. Am Ende des Jahres 1655 war die Armee des Großen Kurfürsten bereits 26 800 Mann stark und besaß 72 Geschütze. Die Tüchtigkeit der neugebildeten Armee wurde in dem folgenden schwedisch-polnischen Kriege bestens erprobt und Derfflinger erlangte während desselben das volle Vertrauen des Kurfürsten Friedrich Wilhelm. Mit seinem Reiterregiment zeichnete er sich mehrfach aus. Während der dreitägigen Schlacht von Warschau (28.—30. Juli 1656) bemächtigte er sich nach Umgehung eines Sumpfes des stark befestigten und hartnäckig vertheidigten Klosters Prement, eroberte darauf die Stadt Bomst und verjagte mit nur 3 Reiterregimentern die unter Czarniecki in die Neumark eingefallenen Tatarenhorden. Zur Belohnung für seine Thaten wurde er am 11. Juni 1657 zum Generallieutenant und am 20. Juni desselben Jahres zum Geheimen Kriegsrath ernannt, indem er gleichzeitig die Anwartschaft auf das Gouvernement von Spandau erhielt. — Bald bot sich Gelegenheit zu neuen Thaten. Die aus dem polnischen Feldzuge heimkehrenden Schweden hausten in Hinterpommern wie in Feindesland und der Kurfürst Friedrich Wilhelm sah sich genöthigt, nachdem er sich mit Polen ausgesöhnt hatte und als Souverän in Preußen anerkannt worden war, im September 1658 nach Holstein aufzubrechen, um die Schweden für ihre Vermessenheit zu züchtigen. Derfflinger, vor Beginn des Feldzuges zum General-Feldzeugmeister ernannt, zeichnete sich auch hier wieder durch seine kühnen Reiterangriffe aus und leistete durch klugen Rath und durch seine Kenntniß der schwedischen Kriegsgewohnheiten seinem kurfürstlichen Herrn werthvolle Dienste. Mit Ehren reich bedeckt und als Chef dreier Regimenter, seines Kürassier-Regiments, eines Dragoner- und eines Infanterie-Regiments, kehrte er aus dem Feldzuge wieder heim. Letztere Auszeichnung ist einzig in ihrer Art, da es bisher nie wieder vorgekommen ist, daß eine nichtfürstliche Persönlichkeit gleichzeitig an der Spitze von drei Regimentern gestanden hat.

Nach dem Frieden von Oliva, welcher die Zerwürfnisse des Kurfürsten von Brandenburg mit Schweden beendete, blieb Derfflinger als Geheimer Kriegsrath thätig in Staatsgeschäften und in dauernder Verbindung mit dem Kurfürsten. Er lebte daher meistens in Berlin, fand aber trotz seiner umfangreichen Beschäftigung noch genügend Zeit, sich um die Bewirthschaftung seiner Güter zu kümmern. In Gusow ließ er das Herrenhaus für seine zweite Gemahlin Barbara Rosina v. Beeren, welche er 1655 nach dem Tode seiner ersten Gattin heimgeführt hatte, neu einrichten und auch die dortige Kirche behufs Anlegung eines Erbbegräbnisses erweitern und verschönern. Am 18. Februar 1670 wurde Derfflinger zum brandenburgischen General-Feldmarschall ernannt. Trotz dieser hohen Ehre fühlte er sich dennoch zurückgesetzt, da ihm der Fürst Johann Georg von Anhalt-Dessau bei Besetzung des obersten Militärranges vorgezogen worden war, und bat infolge dessen um seinen Abschied. Derselbe wurde ihm gewährt, und Derfflinger, welcher sich nun völlig nach Gusow zurückzog, nahm an dem Kriege gegen Ludwig XIV. (1672) nicht Theil. Die Unzulänglichkeit des Fürsten von Anhalt als Heerführer bewog den Großen Kurfürsten aber bald, sich mit seinem alten Feldherrn zu versöhnen. Nach einigen Unterhandlungen kam eine Versöhnung zu Stande: Derfflinger erhielt im Mai 1673 eine Bestallung als oberster Heerführer mit einem ansehnlichen Gehalt und wurde außerdem auf Antrag des Kurfürsten am 10. März 1674 in den Reichsfreiherrnstand erhoben. Bei dem Ausbruch des Krieges gegen Ludwig XIV. schienen sich dem Freiherrn v. Derfflinger Aussichten auf neue Erfolge darzubieten, aber obwohl er energisch für die Offensive eintrat und mehrmals durch trefflich ausgeführte Reiterangriffe die französischen Truppen unter Turenne in die Flucht trieb, so war es ihm doch bei der Unentschlossenheit des kaiserlichen Oberfeldherrn Bournonville unmöglich, neue Siegeslorbeeren zu erringen, und nur, wo der Kurfürst von Brandenburg selbst den Oberbefehl führte, konnte Derfflinger eine Würdigung seiner Verdienste erwarten. Sein Verdruß wuchs daher mit jedem Tage. — Da ertönte plötzlich aus dem Norden die betrübende, für den alten Kriegshelden aber erfreuliche Kunde, daß die Schweden in die märkischen Lande eingebrochen seien. Das brandenburgische Heer wurde schnell in Marschbereitschaft gesetzt, brach am 26. Mai 1675 von Schweinfurt auf und stand schon am 10. Juni vor Magdeburg. Zunächst galt es, die Vereinigung der schwedischen Heere im Havellande zu vereiteln. Mit der Elite seiner Truppen rückte der Große Kurfürst daher in Eilmärschen vorwärts; die Avantgarde führte Derfflinger. Am 15. Juni bei Tagesanbruch erschien der Feldmarschall vor Rathenow, überrumpelte durch eine List die Wache am Brückenkopf, setzte sich nach hartnäckigem Kampfe in den Besitz des Hauptthores und vollendete dann mit Unterstützung des Kurfürsten die Eroberung der Stadt. Der Plan, die Durchbrechung der Schweden, war glänzend gelungen. Dieser kühne Handstreich umgab den Namen des heldenmüthigen Reiterführers mit neuem Glanze und führte dazu, den Schweden gewaltigen Schrecken vor den brandenburgischen Waffen einzuflößen. Sie zogen sich eilig zurück, um den Engpaß durch das Havelländische Luch bei Fehrbellin zu gewinnen, unaufhaltsam folgten ihnen die Brandenburger, voran Derfflinger an der Spitze seiner Reiterei. Zwar erreichten die Schweden, Dank der gänzlichen Erschöpfung der kurfürstlichen Truppen, den ersehnten Engpaß, aber nun mußten sie Front machen gegen die nachrückenden Sieger. Bei Fehrbellin kam es durch das kühne Vordringen des Prinzen von Homburg am 18. Juni zu einer Schlacht, in welcher die doppelt überlegenen Schweden von der kleinen Schaar Brandenburger glänzend geschlagen wurden. Derfflinger focht persönlich an der Spitze seiner Dragoner und befand sich oft im dichtesten Handgemenge, überall, wo es Noth that, war er zur Stelle. Zum Siege trug er viel dadurch bei, daß er einen Hügel in geschickter Weise durch Artillerie besetzte, deren Feuer die Angriffe der Cavallerie unterstützte; darauf verfolgte er den abziehenden Feind und machte große Beute und viele Gefangene. Derfflinger wurde wiederum reich belohnt: außer einer ansehnlichen Dotation wurde ihm die ehemalige Johannitercomturei Wildenbruch nebst Zubehör zugeschrieben. Friedrich Wilhelm konnte erst Ende September 1675, seiner Verbündeten wegen, an ein energisches Vorgehen gegen die Schweden denken. Auch bei diesem Zuge war Derfflinger wie sonst an des Kurfürsten Seite, und die nun folgenden Kriegsthaten bilden einen fortlaufenden Siegeszug der Brandenburger. Wolgast capitulirte am 30. November 1675, Stettin nach langer Belagerung am 29. December 1676, Rügen wurde am 23. September 1678 erobert, Stralsund und Greifswald im October und November desselben Jahres. Ueberall war Derfflinger mit Rath und That hilfreich zur Hand. Vergeblich bat er den Kurfürsten mehrmals um seinen Abschied, da er zu alt und kränklich sei, Friedrich Wilhelm gewährte ihm denselben nicht, weil Derfflinger ihm unentbehrlich war, und ernannte ihn zum Statthalter von Hinterpommern und Kamin, sowohl um ihn zu belohnen, als auch um ihn fest an sich zu ketten. Derfflinger harrte getreulich aus und ging, als die Schweden im Winter 1678 unter Horn in Ostpreußen einbrachen, in Eilmärschen mit einer kleinen Armee dorthin, um die bedrängte Provinz zu schützen. Bald stieß der Kurfürst mit neuen Truppen hinzu und nun erfolgte jene denkwürdige Fahrt über das Kurische Haff, worauf Treffenfeld's Sieg bei Splitter die Sachlage zu Gunsten des Kurfürsten entschied.

Nach dem Frieden von St. Germain wurde Derfflinger in den Ruhestand versetzt und konnte sich nun wieder auf seinem Gute Gusow der Landwirthschaft widmen und seinen ermatteten Leib pflegen. Der Kurfürst ermangelte nicht, seinen Feldherrn

auch jetzt noch mit Ehrenbezeugungen zu überhäufen, er ernannte ihn zum Generalinspecteur der Armee und zum Gouverneur von Küstrin und schenkte ihm in Berlin am Köllnischen Fischmarkt einen Platz, auf welchem Derfflinger ein stattliches Gebäude aufführte. In diesem wie auch im Schlosse zu Gusow lebte er abwechselnd mit seiner Familie. Im September 1686 wurde ihm durch den Tod seines Sohnes Karl, welcher vor Ofen gegen die Türken fiel, ein herber Schmerz bereitet, welcher auch einen nachtheiligen Einfluß auf seine Gesundheit hatte, und zu gleicher Zeit drückte ihn die Ernennung des Grafen Friedrich v. Schomberg zum „General en chef" sehr nieder, da er sich dadurch zurückgesetzt fühlte. Trotzdem nahm er im Jahre 1689, als der Nachfolger des Großen Kurfürsten gegen Frankreich zu Felde zog, an diesem Zuge theil und zog sich erst nach seiner Rückkehr endgiltig nach Gusow zurück, um sein Haus zu bestellen und im Kreise seiner Familie die fernere Lebenszeit zuzubringen. Gepflegt von seinem Sohne und einer liebreichen Schwiegertochter verlebte er noch einige glückliche Jahre, bis ihn die zunehmende Altersschwäche und eine langwierige Krankheit an das Bett fesselten. Am 4. Februar 1695 ist er „mit gen Himmel aufgerichteten Händen und Augen" sanft entschlafen. Sein Leichnam wurde im Gusower Erbbegräbniß beigesetzt, in einfacher, prunkloser Weise, wie es Derfflinger in seinem Testamente selbst bestimmt hatte. Ganz Brandenburg trauerte um den in Ehren grau gewordenen Feldmarschall, denn Jedermann kannte den alten Haudegen und verehrte seinen schlichten, wackeren Sinn. Seine biedere Derbheit, seine Lust an kühnen Abenteuern, sein Edelmuth und Wohlthätigkeitssinn hatten ihn zu einem Liebling des märkischen Volkes gemacht und schon zu seinen Lebzeiten wurde er in mannigfachen Liedern gefeiert. Ist auch sein Ruhm in ehernen Lettern auf dem Denkmal des Fehrbelliner Schlachtfeldes eingegraben, dauernder lebt sein Name noch fort in dem Liede des Volkes.

Bücherbesprechungen.

B.K. **Sammlung von Lehrbüchern der praktischen Theologie in gedrängter Darstellung.** Herausgegeben von D. H. Hering, Professor in Halle. Berlin, Reuther und Reichard. 1894. Lieferung 2—6 zu 1 ℳ. — In der ersten Lieferung dieses Sammelwerkes (Wiss. Beilage Nr. 29 von 1894) hatte der Herausgeber mit seinem Beitrag, einer Darstellung der Homiletik, begonnen, und was Alles sich weiter anschließen sollte, haben wir damals aufgeführt. Zum Abschluß gebracht ist nun in den genannten Lieferungen das **Lehrbuch des deutsch-evangelischen Kirchenrechtes** von Karl Köhler in Darmstadt, während von jener begonnenen Schrift Fortsetzungen bis jetzt nicht erschienen sind und das 7. Heft mit der Lehre von der innern Mission von Wurster beginnt. Was das Köhler'sche Kirchenrecht anlangt, so sind wir vollkommen gleicher Meinung mit dem Verfasser, daß gegen die Darstellung desselben durch einen Theologen nichts einzuwenden ist, im Gegentheil nur beklagt werden muß, wenn die Professoren der praktischen Theologie sich die Behandlung dieses Gebietes immer wieder von Juristen entwinden lassen. Wie die Sache bis jetzt gelegen hat, sind unleugbare Vortheile für die Ausgestaltung dieser Disciplin zu Tage getreten, aber nicht minder bedenkliche Nachtheile. So begrüßen wir des Verfassers fleißiges und sorgfältiges Werk, ganz abgesehen von seiner großen Brauchbarkeit, auch als eine That zu Ehren der theologischen Facultät. Wer die Geschichte der evangelischen Kirchenverfassung in so hohem Grade beherrscht und langjährige Erfahrung in der Ausübung des Kirchenregimentes besitzt, der ist zweifellos befähigt, ein Lehrbuch des Kirchenrechtes zu schreiben, auch wenn er seiner Zeit keine Pandekten gehört hat. Den theologischen Standpunkt des Verfassers, wie er bei der grundlegenden Art seines Vorgehens deutlich hier und da zu Tage tritt, muß sich der Leser freilich gefallen lassen, der einen andern einnimmt. Aber der Stoff ist derart, daß dieses Hervorkehren der theologischen Meinung hier am wenigsten schadet; zuletzt muß doch immer wieder gesagt werden, was Rechtens ist, und darauf kommt Alles an. Der Verfasser entwickelt in der Einleitung die Begriffe Kirche, Confessionskirche, Landeskirche, Kirchenamt und Kirchenrecht, und giebt dann der Reihe nach die nöthigen begrifflichen und geschichtlichen Feststellungen über Bestand und Beziehungen der deutsch-evangelischen Kirche, über Wesen und Ausübung des Kirchenregimentes, über Erwerbung, Verwaltung und rechtliche Verhältnisse des geistlichen Amtes, über die rechtlichen Bestimmungen, welche die Functionen der Kirche und das kirchliche Vermögen betreffen. Obwohl das katholische Kirchenrecht durch den Titel des Werkes ausgeschlossen ist, giebt doch ein Anhang zum ersten Abschnitt eine für gewöhnliche Bedürfnisse ausreichende Zusammenstellung alles Dessen, was über das Verhältniß zwischen der katholischen Kirche und den einzelnen Staaten, wie dem Reich zu wissen unentbehrlich ist. Endlich hat in einen Nachtrag verwiesen werden müssen, was sich in Preußen durch das Gesetz vom 28. Nov. 1894 geändert hat an dem Einfluß, den der Staat auf die kirchliche Gesetzgebung auszuüben hat. Ein ausführliches Register erleichtert den Gebrauch des Werkes. Dasselbe ist mit seiner ausführlichen Berücksichtigung aller einzelnen Gesetzgebungen für jeden Theologen, der nicht gerade Specialstudien zu treiben hat, vollkommen genügend und füllt eine Lücke aus, die für Viele empfindlich genug gewesen ist, wenn es galt, in kirchenrechtlichen Dingen sich schnellen und sicheren Rath zu erholen.

— **Goethe's Leben und Werke.** Mit besonderer Rücksicht auf Goethe's Bedeutung für die Gegenwart. Von Eugen Wolff, Kiel und Leipzig, Verlag von Lipsius & Tischer. 1895. (380 S. 8.) 5 ℳ, geb. 6 ℳ. — Eine neue Goethebiographie — periculosae plenum opus aleae! Nachdem seit der zweiten Hälfte der sechziger Jahre, namentlich aber seit 1885 als dem Jahre der Erschließung des Weimarer Archivs der Goetheforschung neue Bahnen eröffnet wurden, hat sich nach und nach in Einzelschriften wie Sammelwerken ein reiches biographisches Material angehäuft, zu dem fast jeder Tag neue Beiträge liefert. Gleichzeitig wurde auch in der Würdigung Goethe's als führenden Geistes ein mächtiger Schritt nach vorwärts gethan. Aber nach beiden Richtungen liegt ein, wenn auch vorläufiger, Abschluß noch in weiter Ferne. Es ist einleuchtend, daß dieser Umstand für Abfassung einer die Größe des Mannes erschöpfend würdigenden und gleichzeitig auf der Höhe der Goethephilologie stehenden Biographie nicht besonders günstig ist. Andererseits ist es eine Pflicht der Pietät, daß, wie einst der alternde Goethe es aussprach: „Ich will nun an die Enkel denken," nunmehr auch der Enkel, will sagen, die jetzige Generation, in dieser Hinsicht des Meisters gedenke. Es ist dies eine Forderung der Zeit und ein Problem, dessen Lösung sich nicht mehr allzulange wird aufschieben lassen. — Die zur Besprechung uns vorliegende Arbeit von Eugen Wolff ist das dritte „Leben" Goethe's, das uns binnen Jahresfrist zugegangen ist. Alle drei Arbeiten begrüßen wir als die Vorläufer jener noch zu schreibenden, dem äußeren wie dem inneren Leben Goethe's völlig gerecht werdenden Biographie, wir heißen sie willkommen, wie man etwa Eilboten begrüßt, die die Ankunft der Fürsten melden. Männer der strengen Goethewissenschaft werden an der Wolff'schen Arbeit Vieles zu bemängeln finden, sie werden mangelhafte und zum Theil unkritische Benutzung des Materials, manche nicht gehörig vertiefte und schon zu oft wiederholte Raisonnements, schiefe Beurtheilungen (z. B. der Figur des Tasso infolge ihrer unglückseligen Vermengung mit Goethe) u. s. w. nicht immer mit Unrecht tadeln. Bedauerlicherweise hat der Verf. die Leser bezüglich dessen, was er mit seiner Arbeit anstrebte und wie er es anstrebte, völlig im Dunkeln gelassen. Ein Vorwort wäre hier sehr am Platze gewesen. Dieser Zug des Chevaleresken — oder sollen wir lieber sagen Burschikosen? — beherrscht die ganze Arbeit. Wenn wir dem Buche eine Mission zusprechen dürfen, so könnte es möglicherweise die sein, Kreise, die bis jetzt der Goetheforschung „kühl bis ans Herz hinan" gegenüberstehen, zu gewinnen; denn die Darstellungsweise des Verfassers entbehrt eines gewissen Reizes nicht. Ganz frei hält sie sich freilich nicht von Seltsamkeiten (S. 108: Stolberg, dessen Besuch nun wirklich ohne Folgen blieb), Uebertreibungen (S. 312: „Das Drama soll noch geschrieben werden, welches die Familiengeschichte Goethe's an tragischer Gewalt überragt"; S. 285 soll der Stil Goethes im 2. Faust die Krone der Bestrebungen Goethe's nach einem Normalstil sein), verunglückten Wendungen (S. 218: Wie ist der König mit Treffsicherheit typisirt!) u. s. w.; doch dürften diese Dinge einer Verbreitung des Buches nicht unbedingt entgegenstehen. Das Schlußcapitel „Goethe in der Nachwelt" (S. 313 bis 352) ist sogar eine Partie, die vielfache Anregung giebt und gar Manchem etwas bringen wird. Namentlich erhebt sich der Epilog (S. 350 bis 352) zu einer gewissen Höhe der Anschauung, zu der die früheren Capitel nicht in gleicher Weise die Leser tragen. „Entwickelung ist das große Geheimniß der Goethe'schen Weltseele", „Goethe,

der erst dadurch der große Dichter wird, daß er der große Mensch, der vorbildliche Charakter ist" — solche und ähnliche Sätze hätten bei folgerichtiger Durchführung dem Wolff'schen Buche eine wesentlich andere Signatur gegeben. Prof. Dr. H. C. K.

B. K. Die jüdische Literatur seit Abschluß des Canons. Eine prosaische und poetische Anthologie mit biographischen und literargeschichtlichen Einleitungen herausgegeben von J. Winter, Rabbiner Dr., und Aug. Wünsche, Prof., Dr. theol. und phil. Trier, Sigmund Mayer. 1894. Lief. 18—22 zu 1 ℳ 50 ₰. — Dieses ganz eigenartige werthvolle Werk, bei welchem sich der jüdische und der christliche Theolog brüderlich zusammengethan haben, ist, wie wir mehrfach schon ausgeführt haben, auf drei Bände berechnet. Der erste und der zweite sind nunmehr zum Abschluß gekommen, und wir verfehlen nicht, auf den reichen Inhalt beider nochmals kurz hinzuweisen. Der erste Band enthält neben sorgfältigen Charakteristiken der betreffenden literarischen Perioden Proben aus der jüdisch-hellenistischen und targumistischen Literatur, dem Talmud, den Midraschim, den kleinen Tractaten und den kleinen Midraschim, wie endlich aus dem Buch Henoch, dem Buch der Jubiläen und den sogenannten Psalmen Salomo's. Hier sind die Herausgeber hauptsächlich am Werke gewesen: sie haben Alles bearbeitet außer einem Theile der Midraschim, der Dr. J. Fürst zugefallen ist. Gute Uebersetzungen, die vorhanden waren, sind mit Angabe der Quellen benutzt worden, unter ihnen die Bibliotheca rabbinica von Wünsche selbst, Vieles aber ist von den Herausgebern neu verdeutscht worden, so daß auch in dieser Beziehung eine sehr beachtenswerthe Leistung vorliegt. Was die Auswahl anlangt, so bestätigen wir die Versicherung der Herausgeber, daß es ihnen fern gelegen hat, den mehrfach heiklen Stoff zu beschönigen und etwa nur Stellen von unzweifelhafter Schönheit und hohem sittlichem Werth zu berücksichtigen; sie wollten nur das entschieden Unbedeutende zurückstellen, haben sich aber keineswegs gescheut, auch solche Abschnitte des Talmud aufzuführen, die mit mehr oder minder stichhaltigen Gründen diesem Buch zu seinem zweifelhaften Rufe verholfen haben. Die Herausgabe des ebenfalls abgeschlossenen zweiten Bandes haben Professor Bacher und die Rabbiner Dr. Kaminka, Dr. Hamburger, Dr. Bäck und Dr. Bloch besorgt. In ganz derselben Weise werden, abgesehen von einer Abhandlung über Wesen und Geschichte der Massora, hier mit Einleitung versehene Proben aus der Literatur der geonäischen Zeit und der Karäer, aus den Werken der jüdischen Sprachforscher und Bibelexegeten, der spanisch-arabischen Rabbinen, der Hallachisten, der Derschanim und der jüdischen Religionsphilosophen aller Perioden gegeben. Auch hier liegt eine ganz bedeutende Uebersetzerthätigkeit der Herausgeber vor und ein besonderes Verdienst haben sie sich durch ausführliche Schilderung der Derschanim, der jüdischen Prediger des ausgehenden Mittelalters und der beginnenden Neuzeit, und durch reichliche Darbietung von Proben aus ihren Predigten erworben. Der dritte Band, über dessen Inhalt wir zuletzt berichtet haben (Wiss. Beil. Nr. 29 v. 1894), geht nun seiner Vollendung entgegen und wir werden seiner Zeit darauf zurückkommen.

— Bilder aus Preußens und Deutschlands neuester Geschichte (1861—1871). Vaterländisches Spiel für Deutschlands Festtage. Von Berthold Roy. Preis 1 ℳ. Berlin, Verlag der Liebel'schen Buchhandlung, Dessauerstr. 19. 23 S. 8° — Mit markigen Worten feiert der Verfasser in diesem echt volksthümlich gehaltenen Festspiele die ruhmvolle Vergangenheit unseres deutschen Vaterlandes, uns Söhnen und Enkeln jener heldenmüthigen Kämpfer, die auf blutiger Wahlstatt die deutsche Freiheit und Einigkeit erstritten, die ernste Mahnung zurufend, festzuhalten an den Errungenschaften unserer Väter. Lebende Bilder unterstützen die Verse des Dichters. Allen patriotischen Vereinen, welche theatralische Unterhaltungsabende veranstalten, seien die „Bilder aus Preußens und Deutschlands neuester Geschichte" angelegentlichst empfohlen. W. Dgs.

— Gedichte von Karl Bienenstein. Preis 2,50 ℳ. Zürich und Leipzig, Verlag von „Stern's literarischem Bulletin der Schweiz". 131 S. 8°. — Unter den Gedichten des ersten Theiles ist manch' eines, das in seiner frischen, ungekünstelten Empfindung und der leichten, flüssigen Form an die köstlichen Lieder Wilhelm Müller's erinnert. Wie diesem Dichter, so ist auch Karl Bienenstein die in unseren Tagen selten gewordene Gabe zu eigen, das Schöne in dem scheinbar Unbedeutenden, das Große in dem Kleinen noch zu erkennen; er hat sich im Getriebe der Welt einen gesunden Optimismus, eine warme Freude am Leben und an der Natur bewahrt. Das ist ein Verdienst, welches allein schon die Empfehlung der Gedichtsammlung rechtfertigt. Aber auch sonst verdient der Dichter Beachtung. Aus seinen Liedern spricht tiefes Gemüth, eine lebendige poetische Auffassung und sprachlicher Wohllaut. Wenn das Gepräge seiner Lyrik vorderhand noch nicht allzu ausdrucksvoll ist, so macht wohl die Jugend, in der er noch steht, dies begreiflich. In gereifteren Jahren wird auch seine dichterische Kraft eine größere werden. Zuweilen geht Bienenstein etwas frei mit der Form um; er hüte sich in Zukunft davor, denn die Gefahr liegt für ihn nahe, daß er, durch sein leichtfließendes Formtalent verleitet, die nothwendige Ausfeilung vernachlässigt und so Manches mit unterlaufen läßt, was charakteristischer und poetisch geläuterter hätte gestaltet werden müssen. — Auch die erzählenden Gedichte des zweiten Theiles verrathen Compositions- und Formtalent; dagegen haben mir die beiden Prosagedichte des dritten Theiles: Sphinx und Hendrich-Phantasie ganz und gar mißfallen. Das ist Gedanken- und Empfindungswust. Bienenstein schreitet hier auf den tiefverschlungenen Pfaden, welche die „Jüngsten" unter den modernen Dichtern, die Phantasten und Symbolisten, einschlagen, jene unklaren, verworrenen Geister, die überall der Wirklichkeit entfliehen möchten, um in ein neues, dichterisch neuartig erregendes Gedanken- und Empfindungsreich zu gelangen. Das ist ein falscher Weg für Bienenstein, denn er steht im diametralen Gegensatze zu der Lebensauffassung des Dichters. Willy Doenges.

— Literarisches Schatzkästlein, III. Band. Ebenbürtig. Eine Erzählung aus der Gegenwart von Margareta v. Poschinger. Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. Preis gebunden 1 ℳ. — Die hübsche Ausstattung in Druck, Papier und Einband erweckt günstige Vorurtheile, denen der Inhalt des Buches leider nur unvollkommen entspricht. Die Novelle ist Dilettantenarbeit. Das beweisen redselige Wendungen wie diese (S. 4): „Ist's ein Liebespaar? Wohl gar aus der ersten Gesellschaft? Gewiß! Warum soll ich's nicht gleich verrathen, zumal es die Helden unserer Geschichte sind, die näher kennen zu lernen der Leser gewiß ein Recht hat." Das beweist weiter das verbrauchte Motiv. Ein adliger Gardelieutenant verlobt sich mit einer gefeierten Bühnenkünstlerin, die Familie des Bräutigams setzt der Verbindung unbeugsamen Widerstand entgegen. Graf Ortenstein geht unter die Schutztruppe nach Ostafrika, um seiner Verzweiflung Herr zu werden, und fällt dort vor dem Feind. Die Geschichte wäre geradezu langweilig, wenn man nicht für das tragische Schicksal der Braut einige Theilnahme empfände; denn der Bräutigam verwirkt das Recht auf unser Mitleid dadurch, daß er die Geliebte ohne ausreichenden Grund verläßt und für die schamlosen Intriguen seiner Mutter damit erst Raum schafft. Diesen Namen verdient wohl das Vorgehen der Gräfin Mutter, die die Kammerzofe der Schauspielerin in Sold nimmt und sogar zur Verletzung des Briefgeheimnisses anstiftet. Die Geschichte mit dem unterschlagenen Briefe, der als corpus delicti zur Gräfin und von da nach Afrika geht und die Katastrophe herbeiführt, ist in hohem Grade unwahrscheinlich. Am Schlusse stellt sich heraus, daß die Künstlerin nicht nur sittlich makellos dasteht, sondern sogar „im Grunde ja Vollblut, fast ebenbürtig" ist und daß das Lebensglück zweier Menschen nur dadurch vernichtet worden ist, daß die Leute, die Bescheid wissen, nicht rechtzeitig den Mund aufthun. — Wenn das literarische Schatzkästlein keine werthvolleren Schätze zu bringen hat — ein gutklingender Name und ein netter Einband entschädigen doch wohl nur wenige Leser für die Werthlosigkeit der Erzählung. R. B.

— Dislocationskarte der Heere Europas, herausgegeben von Dr. Herrmann Müller-Sagan, Mitglied des Deutschen Reichstages. Nach den neuesten amtlichen Quellen bearbeitet von A. Herrich. Maßstab 1:3250000. II und III. Section (Blatt 2 und 4), à Blatt 1,50 ℳ. Carl Flemming, Glogau. — Section II und III (Blatt 2 und 4) umfassen die graphische Darstellung der Dislocationen Ostpreußens, Nord- und Südrußlands einschließlich Polens, des östlichen Theiles Oesterreich-Ungarns, Rumäniens, der Balkanstaaten, Kleinasiens mit Syrien und Cypern. Die Karten veranschaulichen in buntfarbig hervortretender Weise namentlich die Stärkeverhältnisse der Grenzbesatzungen der verschiedenen Staaten und bieten deshalb erhöhtes Interesse. H.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 15. Dienstag, den 5. Februar. 1895.

Aufklärer und Freidenker im Alterthum.

Die Aufklärer haben zu jeder Zeit eine verschiedene Schätzung erfahren; sie sind gestreichelt oder gestäupt worden, je nachdem das Licht, das sie aufsteckten, dem geistigen Auge der Zeitgenossen wohl oder wehe that. Das Geschlecht der Aufklärer (und Derer die es glauben zu sein) ist zähe und wird schwerlich jemals aussterben; es hat eine große Vergangenheit und auch für die Zukunft braucht ihm nicht bange zu sein, denn es ist naturnothwendig wie der Fortschritt, wie das Gesetz der Entwickelung. Jedes Jahrhundert zeigt uns die Fußspuren der Aufklärer. Wenn man vorzugsweise das 18. als das „Zeitalter der Aufklärung" bezeichnet, so geschieht das darum, weil ihm nicht blos jene Fußspuren deutlicher und zahlreicher aufgedrückt, sondern weil sie mehr als anderswo mit Blut geröthet sind, obschon es eigentlich um die Dame Historia herum, so lange sie auf Erden wandelt, noch immer nach Blut und Schwefel gerochen hat. Sie ist gerade mit der Aufklärung vorwiegend streng ins Gericht gegangen, sei's durch Strafvollzug, sei's durch Verachtung. Letztere hat auch mancher Aufklärer redlich verdient. Denn nicht Jeder, der sich dafür hält, ist ein Lichtheld; viel Unberufene haben sich in den Tempel eingedrängt und mit ihrer Geistesfackel Rauch und Qualm, statt Licht, verbreitet.

Das Licht ist dem Denkenden auf allen Gebieten des Lebens willkommen; im Familienzirkel, in den Kreisen des geselligen und bürgerlichen Lebens, in den Lehr- und Rathssälen, selbst in den Hallen der Kirche; denn auch der wahre Gläubige, der sich im Dämmerscheine des Mysteriums wohlfühlt, verschließt sich ihm nicht, wenn es in milden, gedämpften Farben einströmt. Die politischen Aufklärer gehen gewöhnlich Hand in Hand mit den religiösen, oder sie sind bei ausgesprochener Weise Beides in einer Person, man hat aber auch schon, nicht ganz selten, aber seltsamerweise eine scharfe, ja feindliche „Trennung beider Gewalten" erlebt (es genügt, an David Friedr. Strauß zu erinnern).

Seltsamerweise — denn wo es sich um die hohen und höchsten Güter des Lebens handelt, sollte ein Gegensatz unter den Lichtfreunden von vornherein ausgeschlossen sein. Und doch ist er da. Es geht eben in der geistigen Natur des Menschen nicht anders wie in der leiblichen: wo bekanntlich Farbenauffassung und Farbeneindruck bei den Individuen variirt; es giebt ja auch Farbenblinde. Wir brauchen aber auf dieses Problem nicht näher einzutreten, da wir uns für heute auf das rein Geschichtliche des Aufklärungsprozesses beschränken: Und zwar wählen wir uns ein Segment aus der Geschichte: wir wagen den weiten Sprung in die ferne Vergangenheit des griechischen Alterthums, um dort eine möglichst kurze Umschau zu halten.

Wenn man erzählen hört, wie unerbittlich die Griechen gegen die Männer verfahren sind, welche an ihrem alten Glauben rüttelten, so erhält man von ihrer Toleranz eine geringe Meinung; vergleicht man aber damit, wie gelassen, ja vergnügt sie zusahen und zuhörten, wenn mit ihren Göttern ein loses, ja freches Spiel getrieben wurde, so thut sich eine mächtige Kluft vor uns auf. Wir werden sie nur nothdürftig überbrücken, wenn wir sagen: Dort sind es die Philosophen, hier die Dichter, jenen war es Ernst, diese trieben Scherz. — Merkwürdig ist dann aber wieder, wie dergleichen Dichter, die sich sonst in den tollsten Sprüngen des Muthwillens auf „heiligem Boden" bewegen, sich ingrimmig gegen jene Philosophen kehren. Eine der edelsten Gestalten unter jenen Aufklärern (wenn man sie überhaupt unter diese zählen darf) — Sokrates, taucht in unserer Erinnerung kaum anders auf, als mit dem Giftbecher in der Hand, und man hat nicht ohne Schein behauptet, aus den Schmähungen und Verleumdungen, welche der Lustspieldichter Aristophanes über ihn ausgoß, sei jenes Gift gebraut worden. Das ist nun zwar nicht der Fall, aber das Schicksal des Sokrates liefert immerhin den vollgiltigen Beweis, daß wenigstens die Athener, so erleuchtet sie auch sonst mögen gewesen sein, in Sachen der Religion keinen Spaß verstanden haben. Und Sokrates steht ja nicht allein. Auch auf seinen Zeitgenossen Diagoras wurde als auf einen „Gottesleugner" gefahndet, und wäre man seiner habhaft geworden, so wäre er wohl einem ähnlichen Schicksal verfallen, wie Sokrates. Der Sophist Protagoras, der sich erkühnt hatte zu behaupten, man könne von den Göttern weder beweisen, daß sie existirten, noch, daß sie nicht existirten, mußte in die Verbannung ziehen und seine Schriften wurden von Staatswegen verbrannt. Der Philosoph Anaxagoras unterlag der Anklage auf „Gottlosigkeit", weil er die Sonne für eine glühende Masse erklärte, also den Sonnengott zu leugnen schien. Sogar der große Aristoteles soll sich in Athen nicht mehr sicher gefühlt und sich wegbegeben haben, um den Athenern die Schmach eines ähnlichen Justizmordes, wie des an Sokrates vollzogenen, zu ersparen. Auch jener Xenophanes — das Haupt einer berühmten Philosophenschule —, welcher dem Volksglauben an die bunte Götterwelt des Olymps mit so scharfen Waffen zu Leibe ging, hätte jedenfalls in Athen einen schweren Stand gehabt. Noch mehr: es wird uns von einem Gesetz in Athen berichtet, welches geradezu und ohne Clausel die Philosophen aus der Stadt auswies! Und doch ist keine ernste und ehrliche Speculation — eine andere Philosophie gab es vor Sokrates nicht — denkbar, welche mit dem Volksglauben hätte pactiren können! An die Götter der Heimath nicht zu glauben und neue einführen zu wollen — wie man Sokrates vorwarf — sollte ein todeswürdiges Verbrechen sein — aber jene in den Koth zu ziehen, sie der Lächerlichkeit preiszugeben, ihnen die beschämendsten menschlichen Schwächen anzudichten, das sollte einem Aristophanes ungestraft hingehen, blos weil er ein Dichter und es ihm nicht Ernst war? Und doch ist es so. Als Dichter allein wäre er nicht frei ausgegangen — aber er war eben Komiker! Der Tragödiendichter Aeschylus hatte sich zu verantworten, weil er sich über die Mysterien (Geheimculte) frei sollte geäußert haben, sein College Euripides, weil er an den landläufigen Göttersagen herummäkelte; nur wer dem Publicum „Spaß" machte, hatte einen Freipaß. Was aber unter dieser „Marke" geduldet und sogar bejubelt wurde, grenzt ans Unglaubliche. Selbst gewisse religiöse Feste des Mittelalters mit ihrer üppig aufgeschossenen „Naivetät" und Ungebundenheit (beispielsweise das Esel-Fest) stehen weit dahinter zurück, helfen aber doch einigermaßen zur Erklärung: Wenn einmal, in jenen Spielen, die ganze Welt für eine Stunde auf den Kopf gestellt wurde, so mußten sich's eben auch die Götter gefallen lassen, denn sie gehörten ja auch zu dieser Welt und zu diesem Staat; eine Abgrenzung des Heiligen vom Profanen gab es nicht, weil es keine Kirche, keine Hierarchie und keine Dogmatik gab. Das griechische Glaubenswesen war noch mannigfaltiger als die politischen Formen; es trat äußerlich in den verschiedenen Localculten zu Tage, und während allerdings diese von den Priestern ängstlich gehütet wurden, konnte sich das religiöse Bewußtsein ruhig und ungefährdet von ihren starren Formeln emancipiren; aber öffentlich am Cultus zu rütteln, war Keinem gestattet, weil es staatsgefährlich schien. Hier wachte eine argwöhnische Priesterschaft, aber im Auftrag und im Interesse des Staates. Sokrates wurde gestraft, weil er an die Götter der athenischen Gemeinde nicht glaubte und fremde, d. h. nicht vom Staate anerkannte Götter (den Gott in seiner Brust, das sogenannte Dämonium) einführen wollte (wie die Ankläger behaupteten). Der Cultus und das Religionswesen waren Glieder im Staatsorganismus, und dieser selber war eine göttliche

Stiftung. Die ganze Mythologie aber, welche nicht zum wenigsten den Dichtern ihre Ausbildung und Verbreitung verdankte, d. h. also, der poetisch bevölkerte Olymp, war dem Volke viel weniger werth als seine speciellen altehrwürdigen Stadt- und Landgötter, deren theilweise roh geschnitzten aber durch die Tradition geweihten Bilder in den Tempeln standen. An diese wagten sich auch die Dichter nur selten, und selten ungestraft. Auch die sogenannten Mysterien, die Geheimculte, gehören hierher. Da auch die Masse des Volkes (beiderlei Geschlechts) an ihnen theilnahm, so darf man sie nicht als Institute der Aufklärung oder gar der Opposition gegen den Volksglauben ansehen; höchstens konnten sie durch ihren sinnreichen symbolischen Apparat gewisse Ideen oder Gebräuche ihrer Roheit entkleiden. Die Götter scheinen keine allzu große Rolle in ihnen gespielt zu haben, eine größere jedenfalls das Mysterium des Lebens und des Todes, und das zwischen beide hineingestellte Menschenschicksal; das religiöse Gefühl fand in dem durch die Kunst verklärten und von den Schauern des Heiligen umwehten Ritus seine Befriedigung. Das strenge Dogma muß in den Hintergrund getreten sein, sonst würden wir nicht auch die Gebildeten und Aufgeklärten der Dichter und Schriftsteller, ja die Philosophen in den Reihen der Eingeweihten erblicken. Wo erbliche Priestergeschlechter — wie eben bei den Mysterien — den Cultus hüten, da ist an Freigeisterei und Religionsgefahr nicht zu denken. Das Schweigen, das den Eingeweihten zur Pflicht gemacht war, ist nicht so zu verstehen, als ob man gefährliche Neuerungen vor der Oeffentlichkeit habe bewahren wollen, sondern es gehörte eben, wie immer und überall, zum „Geheimniß" und war eher ein Lock- und Reizmittel für die „Nichtwissenden". Hätte Sokrates sich über die verfänglichen Fragen des Glaubens und der Religion eines solchen Schweigens beflissen, anstatt sie in der unbefangensten (aber darum nicht weniger indiscreten) Weise immer und immer wieder zu besprechen, so wäre ihm der Giftbecher und seinen Richtern die Schmach eines Justizmordes erspart geblieben. Letztere Schuld schrumpft übrigens beträchtlich zusammen, wenn wir die Haltung des Angeklagten vor Gericht ins Auge fassen, die in den Richtern den Glauben erwecken mußte, er treibe Hohn mit ihnen und suche den Tod. Es war, wenn man bei diesem Charakter von Schuld sprechen darf, seine eigene Schuld, wenn ihn sein Volk verkannte, denn schwerlich hat es je einen frommeren Menschen gegeben als Sokrates, wenn fromm soviel heißt als durchdrungen von dem Bewußtsein eines göttlichen Waltens und erfüllt von Gottvertrauen, aber er war kein Bilderstürmer, sein Glaube konnte auch unter den Formen der altherkömmlichen Götterverehrung bestehen, er brauchte die Volksgötter nur umzudeuten. Er sah es kommen, daß die fortschreitende Cultur auch die Glaubenseinheit zersetzen werde, und wollte (hierin also conservativ!) den Glauben retten, freilich auch reinigen — hierin liegt das Reformatorische, das Aufklärende seines Wesens.

Einen geschlossenen Priesterstand gab es in Griechenland nicht, wohl aber stolze Priester, die am Glauben einer heilsbedürftigen Menge Interesse hatten, und diese Masse ließ sich zum Fanatismus hinreißen, ohne daß zwischen Angriffen auf die Religion im Allgemeinen und solchen auf den Localcultus im Besondern immer unterschieden werden darf. Wenn Anaxagoras, der Freund des großen Volksmannes Perikles, an die Stelle des seine Rosse lenkenden Sonnengottes eine feuerglühende bewegliche Steinmasse setzte und Erscheinungen, welche die Priester für Wunderzeichen ausgaben, auf natürliche Weise erklärte, kann man nicht wohl von einer Verletzung des localen Cultus sprechen — seine Verfolgung, gegen die ihn selbst die mächtige Beredtsamkeit des großen Staatsmannes nicht schützen konnte, war ein Act des Fanatismus (dessen Gluth freilich erst der Windhauch der Politik zur Flamme entfachte; die unheilvolle Verquickung von Politik und Religion ist schon dem Alterthum nicht fremd gewesen). Der Materialist Epicur wußte wohl, warum er die alten Götter, obwohl sie sich in seinem System um Wohl und Wehe der Menschenkinder absolut nicht kümmerten, dennoch wenigstens am Leben ließ.

Man darf annehmen, daß auch nicht ein einziger der griechischen Philosophen sich in Uebereinstimmung mit dem Volksglauben befand. Diese konnten sich bei ihren kosmogenetischen Untersuchungen unmöglich der Ueberzeugung entschlagen, daß zwischen dem unwandelbaren Walten der Natur und den ebenso phantastischen als machtlosen Olympiern ein nie auszugleichender Gegensatz bestehe. Zwischen den Philosophen und dem gemeinen Mann war somit in diesen Dingen ein beständiger Conflict vorhanden, wenn er sich auch nicht nach außen hin geltend machte oder (wie dies im pythagoreischen Bund geschah) das Symbol zu Hilfe nahm. Als die eigentlichen Aufklärer unter den Philosophen galten die sogenannten Sophisten. Vertraten sie auch zunächst die Wissenschaft des Scheines, so emancipirten sie doch das Nachdenken von den Fesseln der Tradition und suchten Alles der menschlichen Erkenntniß und dem menschlichen Willen unterthan zu machen. Verfielen sie auch dabei in Klügelei und Grübelei, oder verstiegen sie sich zu einem Verstandeshochmuth, der über alle Grenzen menschlichen Wissens und Könnens hinausschweifte, so haben sie doch auch wieder mannhaft das Recht des Menschengeistes gegenüber der Natur geltend gemacht und begründet, freilich mit Uebertreibung, denn wenn der souveräne Geist Alles kann und Alles darf, so sind auch die Satzungen der Religion, der Sitte und des Rechtes nur so lange für ihn vorhanden, als es ihm dient, und wer es hierin am Weitesten brachte, hatte auch das Recht des Stärkeren für sich; von da war es dann nicht mehr weit bis zu dem Schluß, daß jene Mächte, Religion, Sitte u. s. w., nur Erfindungen menschlicher Schwäche seien.

Wenn man an einem Beispiel erkennen will, wie, bei näherem Einblick in die Natur und ihr Walten, der alte Olymp in sich zusammenfallen mußte, so braucht man nur an die Descendenztheorie zu denken, die ja schon bei den Alten im Keime vorhanden war. Neben ihr kann kein Zeus mehr als Weltenschöpfer bestehen, und mit ihm stürzt auch seine ganze Sippe. Ueber die Entstehung des Menschen als Species sowie überhaupt der lebenden Wesen weiß die griechische Mythologie wenig zu erzählen; das (in neuerer Zeit zur Herrschaft gebrachte) Naturprincip der Entwickelung des Zweckmäßigen aus dem Unzweckmäßigen, des Höheren aus dem Niederen fehlt ihr, in der griechischen Philosophie spielt es zwar auch keine große Rolle, aber es fehlt nicht, tritt sogar bei einzelnen Denkern, die sich mit der Idee einer plötzlichen Einzelschöpfung jedes Lebewesens nicht befreunden konnten, deutlich hervor, so deutlich, daß in ihren Lehrsätzen die moderne Descendenztheorie augenscheinlich vorgebildet erscheint. So spricht Empedokles von einer fortgesetzten Stufenfolge von Formen, die immer lebensfähiger und vollkommener sich gestalten, und ähnlich Diogenes von Apollonia, der die zuerst entstandenen Wesen bald sterben und die nachfolgenden immer vollkommener werden läßt. Eine Ahnung des Entwickelungsprincips dämmerte auch in Anaximander auf, wenn er, von der Metamorphose der Raupe zur Puppe und von dieser zum Schmetterling ausgehend, die Species Mensch aus einem ganz anders aussehenden fischähnlichen Wesen entstehen läßt, das, aus dem Meere ans Land geworfen, sich durch eigene Kraft weiterhelfen und zur Menschengestalt durchringen mußte. Geradezu handgreiflich wird aber diese Idee bei Aristoteles, der nicht nur von einer zusammenhängenden Entwickelungsreihe von unvollkommenen zu vollkommenen Wesen spricht, sondern sogar die Lücken dieser Reihe durch Formen, wie Strauß und Fledermaus, auszufüllen sucht und die Frage aufwirft, ob die Natur das Zweckmäßige erstrebe und nur dieses erhalte, während das vom Zufall Gebildete als lebensunfähig untergehe. — Man müßte taub sein, um hier nicht auch den Kampf ums Dasein deutlich durchklingen zu hören. Diese Ideen haben sich nie verloren, sie tauchen immer und immer wieder auf, so bei dem Dichterphilosophen Lucrez — 300 Jahre später —, der von primären „gebärmutterähnlichen Gebilden" träumt, die, aus der Erde hervorgewachsen, untergingen, weil sie nicht lebensfähig waren, als lebensfähig aber erwiesen sich nur die den Anforderungen des Lebens entsprechend ausgebildeten (d. h. mit Stärke, Schnelligkeit ꝛc. ausgerüsteten) Wesen.

Man wird diese und ähnliche Ideen nicht als geradezu religionswidrig bezeichnen dürfen (und zwar darum nicht, weil die Mythologie keinerlei Lehre über den Schöpfungsact ausgeprägt, sondern die Frage offen gelassen hatte), aber jedenfalls paßte sie nicht in die gewöhnlichen religiösen Vorstellungskreise hinein, und ihre Urheber dürfen darum mit gutem Grunde als „Aufklärer" bezeichnet werden.

Auch die Priesterschaft in der besten Zeit Griechenlands kam nach und nach zu der Ueberzeugung, daß sich das Alte in seiner Starrheit nicht mehr halten ließ und eine Läuterung geboten war — aber ihre Mittel und Versuche einer geistigeren Fassung der mythologischen Götter, ihre Concessionen in Bezug auf Verschmelzung der Localculte zu Gunsten der nationalen Hauptgötter erwiesen sich als unzureichend, zumal für die Gebildeten. Denn

die Philosophen sind ja recht eigentlich das Sublimat des Zeitgeistes, der in den Gebildeten der Nation gährt, auch die Gebildeten — die Geschichtschreiber, die Dichter — treiben auf ihre Art Philosophie. Jenen konnte es nicht entgehen, daß die politischen Zustände sich nach einer gewissen Regel gestalteten, daß überhaupt in Handel und Wandel der Menschen ein Gesetzmäßiges und Gleichmäßiges sich zeigt, daß die Ursachen und Wirkungen sich immer und immer unfehlbarer wiederholen und daß diese unwandelbare Regelmäßigkeit jedes Wunder und Eingreifen der Götter ausschließt. Die Dichter aber, die eigentlichen Lehrer des Volkes, suchen, wenn sie nicht geradezu reformatorisch, wie etwa Euripides, auftreten, den alten Glauben wenigstens von seinen Flecken und Auswüchsen zu reinigen. Es wurde ihnen nicht immer leicht gemacht. Niemand zwar hat es dem Pindar verargt, wenn er die rohe Symbolik dieses oder jenes Mythus bekämpft — (die Mythologie ist in ihrer größeren Masse immer flüssig geblieben, nie zum festen Dogma erstarrt) — aber Euripides hatte Mühe sich den Schlingen der Zionswächter zu entziehen. „Er führe nur Götter an — hieß es bei ihnen —, »lasse zum Aether beten, lasse Gottesleugner auftreten und ihren Nihilismus bekennen«. Er redet sich aus: »Für den Glauben seiner Helden sei er nicht verantwortlich!« Er hat Recht; aber es liegt auf der Hand, daß nur ein freier Denker seine Personen eine solche Sprache konnte führen lassen, wie Euripides es thut. Er steht als Freigeist zum Princip, aber bekämpft auch dessen Mißbrauch und Uebermaß, die er in den Sophisten verkörpert sieht. In seinem ehrlichen und löblichen Kampf gegen letztere streitet Aufklärung gegen Aufklärung."

Aber auf Stoß folgt Gegenstoß, auf Action die Reaction; das Verhältniß ist naturnothwendig. Eine solche Reaction, welche freilich nicht nur mit politischen Motiven widerlich verquickt, sondern zunächst aus solchen hervorgegangen war, hat im verhängnißvollsten Moment der athenischen Geschichte die Geschicke dieser Stadt enschieden — es ist der an den Hermensäulen begangene nächtliche Frevel und die damit verbundene Mysterienentweihung vom J. 415. Die Anstifter waren die Oligarchen, die „Religionsgefahr" — wie so oft! — Aushängeschild und Sturmbock. Wie weit die Priesterschaft an dem Complot betheiligt war, ist wie so manches von diesem düsteren Drama bis auf den heutigen Tag unklar geblieben. Aber daß sie je und je zu allen Mitteln (auch zu unerlaubten) griff, um den wankenden Götterhimmel zu stützen, ist gewiß, und ebenso gewiß, daß daß sie zuletzt, im Verzweiflungskampf, um doch wenigstens einen Rest zu retten, sich zu zu wirklichen Concessionen bequemen mußte, so zu der Allegorie; freilich wurde diese schon von Anfang an höchst gebrechliche Stütze schließlich zu einem Hammer, welcher das ganze mythologische Gebäude in Trümmer schlug. Es war noch zu ertragen, wenn der Riese Tityus, der in der Unterwelt zur Strafe für seinen Frevel von Geiern zerfleischt wurde, eine Allegorie für das von Gier und Leidenschaft gewühlte Menschenherz sein sollte, wenn Sisyphus, der Steinwälzer, den nie rastenden, immer wieder ansetzenden Ehrgeiz darstellen oder Cerberus und die übrigen Schreckgestalten der Unterwelt symbolisch den Seelenzustand des vom bösen Gewissen gemarterten Verbrechers bezeichnen sollten — aber wenn einmal die Allegorie auf Beute ausgeht, ist sie unersättlich, und so erkor sie sich auch den Himmel zu ihrem Jagdrevier: auch Zeus und seine Sippe mußte fallen! Noch schlimmer (womöglich) war es freilich, wenn sich die Himmlischen — nicht in allegorische Schemen, sondern in leibhaftige Menschen der Vorzeit verwandelten, wie dies durch Euhemeros geschah. Dieser nämlich wollte auf irgend einer Insel des rothen Meeres Inschriften gefunden haben, welche den urkundlichen Beweis lieferten, daß Zeus und Familie bloße Menschen gewesen, die sich theils durch Herrschergewalt, theils durch wohlthätige Erfindungen göttliche Verehrung verschafft hätten! Und diese neue Theorie entstand um dieselbe Zeit, wo auch das Entgegengesetzte, die Vergottung von Menschen (Alexander's des Großen) auftrat. Beides erwuchs wahrlich nicht auf dem Glaubensgrunde; von einer Reaction erfahren wir diesmal Nichts.

In der nun folgenden Periode tritt das specifisch Griechische zurück, und in der neuen Staatenbildung verliert die religiöse Frage ihre Bedeutung, es erscheinen weder Aufklärer noch Glaubensstreiter auf der Schaubühne der Oeffentlichkeit; je mehr die bürgerliche Freiheit beschränkt war, desto mehr fand es der Staat in seinem Interesse, dem religiösen und wissenschaftlichen Bedürfnisse freien Spielraum zu gewähren, er kümmert sich nicht mehr um die Religion, und diese wird Privatsache; kleine Reibungen in den Kreisen der Gebildeten und Gelehrten konnten die Ruhe der Staaten nicht stören, die Masse blieb Masse nach wie vor, und wenn Vorgeschrittene auch so weit gingen, daß sie nicht blos das Unsichtbare leugneten, sondern auch die sichtbare Welt für bloßen Schein und Traum hielten, so konnten sie das ungestört thun, von einer Reaction drohte ihnen keine Gefahr mehr. — Einen totalen Umschwung in dieses Verhältniß brachte das Christenthum, als es auf die Weltbühne trat und hier Schritt für Schritt Boden gewann, seine Entwickelung zu verfolgen liegt nicht mehr in unserer Aufgabe, zum Schluß aber möge uns noch ein Blick auf Rom gestattet sein.

Hier ist das Religionswesen durchweg in staatliche Ordnung eingegliedert und der Staat schreibt vor, was in Sachen der Religion zu thun oder zu lassen ist, und die von ihm bestellte Priesterschaft hat darüber zu wachen, daß diesen Vorschriften, die lediglich seinem Interesse gelten, nachgelebt werde; sie bezogen sich aber nur auf das Aeußerliche, auf Ritus und Ceremoniell. Davon konnte ein Jeder halten, was er wollte; das bekannte Beispiel von den Auguren, die sich auf der Straße nicht begegnen konnten, ohne innerlich zu lachen, ist bezeichnend genug. Aber selbst in wirklichen Glaubenssachen war den Gebildeten kein Zwang auferlegt: Sie durften ihrer Ueberzeugung Ausdruck geben, sobald die leitenden Staatsmänner voraussetzen konnten, daß der ungebildeten Masse nichts davon zu Ohren oder vor Augen komme. Der Dichter Lucrez hat in seinem berühmten Lehrgedicht einen wahrhaft fanatischen Glaubenshaß zur Schau getragen und mit den Olympiern unbarmherzig aufgeräumt; wir hören nicht, daß er darüber zur Verantwortung gezogen worden wäre, wenn auch anzunehmen ist, daß denkende Staatsmänner über die neue Heilsbotschaft nicht gerade erbaut gewesen sind. Noch während der Kaiserzeit haben Atheisten ungescheut Farbe bekannt, ohne daß die Regierung eingeschriten wäre. Sie that dies nur gegen die Sectirer (z. B. die Christen), weil sie diese für wirklich staatsgefährlich, für Aufruhrstifter hielt. Erst dem christlichen Kaiser Theodosius war es vorbehalten, sich von der Priesterschaft zur Aufstellung von Inquisitionsgerichten bereden zu lassen, welche Verbannung und Confiscation über die Ketzer verhängten. Im ersten nachchristlichen Jahrhundert hat einer der gelehrtesten Männer der Zeit, der ältere Plinius, mit aller ihm möglichen Wärme gegen den Unsterblichkeitsglauben geeifert, d. h. geschrieben, und auf einer Menge von Grabschriften bekennen sich die Verstorbenen zu derselben Ueberzeugung. Ob diese Kundgebung zugleich ein Zeugniß für deren Atheismus sei, bleibt dahingestellt. Die große Masse hat sich dadurch nicht anfechten lassen. Auch die religionsfeindliche Schriftstellerei des geistreichen, in seiner Art großen Spötters Lucian (im zweiten Jahrhundert), der, wie kein Anderer, mit den schärfsten, im Feuer der Logik, des Hohnes und der Satire gestählten Waffen die Volksgötzen zu zerschlagen suchte, hat dies nicht vermocht, mag auch seine Behauptung nicht ganz unwahr sein, daß die Götterverehrung des Volkes im Grunde nur das Götterbild aus Marmor oder Erz zum Gegenstande habe. Die große Mehrzahl blieb ihren alten Göttern treu, mit welcher Zähigkeit, haben die Anhänger des Christenthums am besten erfahren.

Basel. J. Mähly.

Bücherbesprechungen.

B.K. Im Reiche der Gnade. Dritter Band. Sammlung von Casualpredigten. Herausgegeben von Wilh. v. Langsdorff, Pfarrer in Rittmitz. Leipzig, Fr. Richter, 1894. Sechs Hefte zu 1 ℳ. — Wie in der Redaction der Pastoralblätter, so in der Beherrschung des angesammelten Predigtmaterials hat der Herausgeber die Erbschaft des sel. Leonhardi angetreten und setzt hiermit das begonnene Werk mit gebührendem Fleiße fort. Unter den Casualpredigten, die man in weiterem Sinne so nennen kann, waren bisher die für die Bußtage nicht vertreten; diese Lücke wird durch das dritte Heft dieses Bandes ausgefüllt. Im Uebrigen wird der Begriff nunmehr noch weiter ausgedehnt auf alle die Predigten, welche nicht zu feststehenden kirchlichen Festen, sondern zu besonders veranstalteten christlichen Feiern gehalten werden, nämlich auf Predigten bei Festen der äußeren und inneren Mission, der Gustav Adolf-Vereine und der Bibelgesellschaften. Einen gemischten Inhalt hat das sechste Heft, aber im Vergleich zu der anderweitig vorliegenden Literatur entschieden den bemerkens-

werthesten. Hier sind vertreten Predigten bei Jahresfesten von Jünglings-, Männer-, Arbeiter- und Magdalenenvereinen, bei Kirchengesangvereinstagen und Jahresfesten des lutherischen Gotteskastens. Es ist sehr dankenswerth, daß die theilweise wohl schon in Einzeldrucken vorhandenen Reden hier zur bequemen Handhabung am schicklichen Orte aneinander gereiht werden. Die Einrichtung der übrigen Hefte ist die, daß acht bis elf Predigten derselben Art auf einander folgen und zwar mit einer einzigen Ausnahme (ein Dieffenbach'scher Entwurf zu einer Missionspredigt) in vollständig ausgearbeiteter Gestalt. Vertreten sind vor allen Dingen die homiletischen Größen des Sachsenlandes, außerdem mehrfach Quandt, Werner in Cassel und etliche andere gern gehörte Festprediger. Die Zusammenstellung hat ihr Verdienstliches nicht blos, was sich von selbst versteht, weil sie gute Vorbilder für das Studium bietet, sondern auch, weil sie zur Orientirung über das, was unlängst im engeren Vaterlande auf den verschiedenen Gebieten geleistet worden ist, auf schnellste Weise verhilft. Die einzelnen Predigten bedürfen angesichts der sorgfältigen Auswahl, die der Herausgeber getroffen hat, unserer Empfehlung nicht.

— **Korea.** Von M. A. Pogio, aus dem Russischen übersetzt von St. Ritter von Ursyn-Pruszinski. Mit einer Karte von Korea. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1895. — Das Buch enthält viel werthvolles Material für den Ethnographen und den Culturhistoriker, der sich mit der ehemaligen Cultur des Landes und mit den Resten derselben, die sich bis heute in den Sitten und Gebräuchen der Bewohner erhalten haben, beschäftigt, und in diesem Sinne ist das Buch vielleicht das beste, das bis jetzt über Korea erschienen ist. Wer aber durch die Lectüre des Buches den heutigen Zustand des Landes und die wirthschaftliche Lage seiner Bewohner kennen lernen will, dem wird einige Enttäuschung nicht erspart bleiben. Denn das nicht im Lande selbst, sondern während eines fünfjährigen Aufenthaltes des Verfassers in Peking durch Erkundigungen gesammelte Material bezieht sich nur auf die Verhältnisse bis zum Jahre 1884, ist also ziemlich veraltet. Die Entwickelung Koreas unter dem Einfluß Japans, dem 1884 die drei Freihäfen des Landes geöffnet wurden, ist mit keiner Zeile erwähnt, und so fehlt die thatsächliche Unterlage für eine richtige Beurtheilung der heutigen Zustände im Lande. Der Verfasser berichtet eingehend über die sechs Ministerressorts und ihre Functionen und erweckt damit den Anschein, als ob sich Korea schon lange einer verantwortlichen Staatsleitung zu erfreuen habe, und in Wirklichkeit sind diese Beamten das Unglück des Landes, eine Rotte von Beutelschneidern und gelddürftigen Erpressern, die das Land gewissenlos ausrauben und jede Hebung des Wohlstandes verhindern. Auch von Artillerie und Cavallerie und ihren Leistungen ist die Rede, aber thatsächlich giebt es in Korea weder das Eine noch das Andere, Beides ist nur auf dem Papier vorhanden, wie der Verfasser überhaupt die Lage der Verhältnisse schildert, wie sie sein sollte oder könnte, aber keineswegs, wie sie in Wirklichkeit ist. Am störendsten wirkt die völlig veränderte Schreibweise der Ortsnamen, die es fast unmöglich macht, die im Buche angegebenen Orte auf den Karten unserer Atlanten wiederzufinden. So nennt der Verfasser die Hauptstadt des Landes Chan-Jan und fügt hinzu: „auf einigen Karten findet man die Hauptstadt unter dem Namen Sëul bezeichnet, was ganz falsch ist, nachdem Sëul soviel als königliche Residenz bedeutet"; den jetzt oft genannten Hafen Chemulpo nennt er Tschischul-Po und verlegt den strategisch wichtigen Ort auf der beigegebenen, sehr minderwerthigen Karte auf einen ganz falschen Punkt, und als nördlichster, dritter Freihafen wird Port Lazareff angegeben, was allerdings im Sinne der Russen wäre, aber in Wirklichkeit heißt der Hafen Wönsan und liegt etwas südlicher als Port Lazareff. Der Uebersetzer hat sich seine Aufgabe ziemlich leicht gemacht und wenig zum besseren Verständniß das russischen Originals beigetragen. Dr. F.

— **Deutscher Colonial-Atlas von Paul Langhans.** Gotha, Gustav Perthes. 1894. — Der Langhans'sche Colonial-Atlas, welcher die deutschen Colonien im nationalen und wirthschaftlichen, nicht nur im staatsrechtlichen Sinne zur Darstellung bringt, giebt mit jeder neuen Lieferung ein umfassenderes Bild der Verbreitung deutscher Cultur auf der Erde. Die uns vorliegenden Blätter 3 und 23: „Verbreitung des Deutschthums in Europa" und „in Australien und Polynesien" bilden mit den übrigen das Deutschthum im Auslande darstellenden Blättern einen „Atlas des Deutschthums", wie ihn keine andere Nation von ihrem Volksthum besitzt. Das Blatt „Europa" zeigt uns die Reste deutscher Siedelungen in den Alpen: Das alte cimbrische Gebiet mit den 7 und 13 Gemeinden, das Bladnerthal, die Zahre und Tischlwang in Friaul, die deutschen Dörfer am Südfuß des Monte Rosa, die deutschen Thäler Südtirols. Zahlreich sind die Karten untergegangener, halb und ganz vergessener deutscher Colonien: Die schwäbischen Colonien an der Sierra Morena in Spanien, die bayerische Colonie Heraklion bei Athen, die vlamische Colonie Rhos in Wales, die Pfälzercolonie bei Limerick auf Irland und Friedrichshöh in Jütland, niederländische Colonien Amack und Hassalon in Dänemark u. A. m. Das Blatt Australien giebt uns einen erfreulichen Begriff von der Culturleistung unserer Stammesgenossen in der Südsee. Die weiten von Deutschen besiedelten Flächen Südaustraliens finden wir getreu dargestellt, wie die Niederlassungen derselben unter den Maoris Neu-Seelands, die fast rein deutschen Darling Downs Queenslands, wie die Ansiedelungen in Victoria und Neu-Süd-Wales. Welchen Antheil deutscher Fleiß und deutsches Geld an den Samoa- und Hawaii-Inseln haben, zeigen die Nebenkarten der Pflanzungen der deutschen Handels- und Plantagengesellschaft der Südseeinseln, die deutschen Zuckerpflanzungen auf Kauai u. A. Von den farbenprächtigen, die deutschen Schutzgebiete betreffenden Karten liegen uns jetzt neu vor die beiden das nördliche Südwestafrika darstellenden Blätter. Der große Carton, welcher die für die europäische Bewirthschaftung zunächst in Betracht kommenden Gebiete um Windhoek und Rehoboth in großem Maßstabe darstellt, gestattet zugleich die Verfolgung des ganzen Feldzuges gegen Witboi. Die damit fertig vorliegende Karte von Deutsch-Südwestafrika ist die genaueste, größte und schönste des Schutzgebietes, welche z. Z. existirt. —e.

— **Der Compagnie-Dienst.** Ein Handbuch für den Compagnie-Chef im inneren und äußeren Dienst, bearbeitet von **Schwarz**, Oberstlieutenant und Commandeur des Cadettenhauses zu Bensberg. Zugleich als 6. Auflage von: Müller, Der Compagniedienst. 4 M, geb. 4,50 M Berlin, 1895. E. S. Mittler & Sohn. — Im Vorwort zur 6. Auflage spricht der Verfasser aus, daß vielfache Kürzungen eingetreten sind, um den Forderungen der Kritik und den vielfach ausgesprochenen Wünschen Rechnung zu tragen. Nach unserer Ansicht konnte in den Abschnitten I—IV noch mehr gekürzt werden. Da der Compagnie-Chef im Besitze der einschlagenden Reglements und Vorschriften, daher in der Lage ist, sie jederzeit nachlesen zu können, so halten wir eine wörtliche Wiederholung derselben für überflüssig, ebenso wie die Aufnahme der Programme für Rekruten- und Compagniebesichtigungen. Die Besichtigungsart ist verschieden in den Regimentern und liegt in der Hand der betreffenden Commandeure, welche die erforderlichen Bestimmungen geben werden. Uebrigens enthält das Buch, unter Berücksichtigung aller neuesten Veränderungen, sehr praktische Anschauungen und Hilfsmittel über Ausbildung, namentlich auch über Erziehung und inneren Dienst einer Compagnie, welche jeder Compagnie-Chef verwerthen kann. Mit dem Spruche „Prüfet Alles und das Beste behaltet" können wir das Werk nur empfehlen, welches sicher auch in seiner neubearbeiteten 6. Auflage Anerkennung finden und sich Freunde erwerben wird. H.

— **Afrika. Schilderungen und Rathschläge zur Vorbereitung für den Aufenthalt und den Dienst in den deutschen Schutzgebieten.** Von Dr. v. Wissmann. Berlin 1895. Ernst Siegfried Mittler und Sahn, Kgl. Hofbuchhandlung, Kochstr. 68—70. — Der Reichscommissar Major v. Wissmann beobachtete während seines Aufenthalts in Afrika, wie häufig Deutsche unvorbereitet in die Tropen gehen und wie wenig sie die Bedingungen des dortigen Lebens und Verkehrs kennen und sich ihnen anzupassen verstehen. Noch während seiner letzten großen Expedition zwischen dem Nyassa- und dem Tanganyikasee hat er daher „Rathschläge und Schilderungen" niedergeschrieben, die Allen zu Gute kommen sollen, die sich in die deutschen Schutzgebiete oder in den dortigen Reichsdienst begeben. Diese gehaltvollen, zunächst im „Militär-Wochenblatt" veröffentlichten Aufsätze giebt Major v. Wissmann soeben in der Kgl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler und Sohn in Berlin gesammelt in Buchform heraus. Es bedarf keines Wortes, wie beachtenswerth ihr Inhalt für alle Freunde der colonialen Sache ist. Da Major v Wissmann es selbst für nöthig befunden hat, diese Belehrungen herauszugeben, so ist ihnen nur die weiteste Verbreitung zu wünschen. —e.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 16. Donnerstag, den 7. Februar. 1895.

Küstenbilder von Memel bis zur Weichsel.

Von Dr. Max Hecht. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

III. Die Kurische Nehrung.*)

Die Kurische Nehrung (Nergia, Neria, schlechtweg auch der Strand genannt; lett. kápas, lit. kópos) ist nicht nur eine landschaftliche Besonderheit Ostpreußens, sondern sie gehört auch zu den reizvollsten Länderstrecken Deutschlands, ja Europas. Das verdankt sie ihrer Lage zwischen zwei gewaltigen Wassern, dem Reichthum wie der Kühnheit der Dünenformationen, dem prachtvollen Farbenspiel auf Düne und Wasser, und nicht zum Mindesten dem Umstande, daß sie einerseits die vernichtende und umgestaltende Kraft der Natur, andererseits deren sieghafte Bekämpfung durch die Cultur, um mit Lessing zu reden, zur anschauenden Erkenntniß bringt. Die Kurische Nehrung, so genannt, weil sie sich nach Kurland hin erstreckt, wozu ihr nördlicher Theil auch früher gehörte, schließt westlich das gleichnamige 29 □ Meilen große Haff gegen die Ostsee ab. Bei einem Flächeninhalt von 2⅔ □ Meilen zieht sie sich 97 km lang Anfangs in ostnordöstlicher und nordnordöstlicher, von Nidden ab, d. h. etwa von der Mitte, in nahezu nördlicher Richtung bis zur Süderspitze bei Memel hin. Das Memeler Tief, ein 500 m breiter Wasserarm, trennt sie vom Festlande. Solche Wasserwege müssen in früherer Zeit an drei anderen Stellen der Nehrung gewesen sein, was aus den tiefen Einsenkungen mit Sicherheit geschlossen werden darf. Die größte Breite erreicht der Landstreifen bei Rossitten (3 km), die geringste bei Sarkau (0,5 km). Die vom Festland aus weit vortretende Windenburger Ecke ist nach Behrendt's Hypothese der Rest einer mit Rossitten endenden Landzunge. Dafür spricht der Umstand, daß Rossitten allein auf der ganzen Nehrung durchweg diluvialen Boden hat, und daß im Haff eine Lehmbank mit Steinen und Ziegeln in der Richtung nach der 30 km entfernten Windenburger Ecke wahrnehmbar ist. Demnach müßte das Meer in jener Zeit südlich von Rossitten bis Cranz offen gewesen sein. Denn die Nehrung konnte sich hier erst bilden, als die gewaltigen Fluthen des Memelstromes sich nordwärts durch die Landzunge Bahn gebrochen hatten. Sämmtliche Ortschaften liegen auf der Haffseite im Windschatten der Dünen. Es sind folgende von Süden nach Norden: Sarkau, 11 km von Cranz; Rossitten, 21 km von Sarkau; Pillkoppen, 9 km von Rossitten; Nidden, 11 km von Pillkoppen; Preil, 8 km von Nidden; Perwelk, 4 km von Preil; Schwarzort, 13 km von Perwelk; Communalbezirk Süderspitze, 20 km von Schwarzort. Die Dünenkette ruht auf diluvialer Grundlage und beginnt eine Meile nördlich von Sarkau. Sie wird durch das viereckige diluviale Stück von Rossitten unterbrochen und läuft nunmehr in höher geschwungenen Zügen fort bis eine halbe Meile vor dem Sandkrug. Sie hat eine Höhe von 100—200 Fuß.

Von den verheerenden Wirkungen der wandernden Dünen, die den vorherrschenden Winden entsprechend in westöstlicher Richtung vordringen, zeugen die versandeten und versetzten Dörfer (Lattenwalde, Kunzen, Preden, Negeln-Neu-Pillkoppen, Karwaiten), wie auch die verschütteten Wälder, die bei Schwarzort und Nidden deutliche Spuren hinterlassen haben. Eine sehr interessante Tabelle Behrendt's giebt uns eine Vorstellung von der Geschwindigkeit, mit welcher die Düne wandert. Er hat für 22 Orte der Nehrung festgestellt, wieweit der Dünenfuß der Haff- und Seeseite in 24 Jahren weiter östlich vorgerückt ist. Die bedeutendste Verschiebung findet sich genau in der Mitte der Nehrung, am Grabszter Haken. Hier ist die Düne in 24 Jahren 275 m nach Osten gewandert, der Jahresdurchschnitt 36½'; beim Sandkrug 235 m, jährlich 31'; bei Rossitten 246½ m, jährlich 32¾'. An anderen Stellen ist die Verschiebung aber weit geringer, bei Nidden z. B. nur 53 m, jährlich 7'. Im Durchschnitt ergiebt sich eine jährliche Wandergeschwindigkeit von 17'. Die Schnelligkeit des Vorrückens ist durch die zu überwindenden Hindernisse bedingt. Wo ein Wald sich schützend vorlegt, wird der Schritt der Düne gehemmt. Auf diese Weise drohte dem Haff die Gefahr der allmäligen Versandung. Recht deutlich wird der Fortschritt der Versandung auch an dem einst 1 Meile südlich von Rossitten gelegenen Dorf Kunzen. Nach Bezzenberger umfaßte ursprünglich das Areal dieses Dorfes 11 Hufen 9 Morgen 98¾ □ Ruthen, 1807 nur noch 1 Hufe 19 Morgen 294 □ Ruthen, 1822 noch 1 Hufe 8 Morgen. 1825 war Alles versandet. Auf der Nehrung sind drei Waldschichten nachweislich, unter der gegenwärtigen die Humusschicht des alten Waldes, der bei Schwarzort noch steht, und von dem bei Sarkau, Rossitten und Nidden zahlreiche Stümpfe unter der See sichtbar sind. Man nennt sie wohl unterseeische Wälder. Die Stümpfe sind durch die Macht der Wellen halbkugelförmig und hart wie Glas geworden. Unter dem alten Walde war der Urwald, der bei Sarkau noch Spuren hinterlassen hat. Es steht fest, daß in früheren Jahrhunderten die Nehrung stark bewaldet war. Wo ist der alte Wald geblieben? Wahrscheinlich haben ihn die Schweden, die auch sonst wie die Räuber in Ostpreußen hausten, um Theer zu gewinnen, ausgeholzt. Viel Schuld trägt auch die unbesonnene Verwaltung. Mit dem Verschwinden der Wälder begann die Dünenwanderung und mit ihr die Umgestaltung der Nehrung. In ästhetischer Beziehung hat diese durch die herrlichen Formen und Farben der imposanten Dünenkette ungeachtet ihrer verheerenden Wirkung entschieden gewonnen. Passarge vergleicht sie mit den schönsten Granitkuppen des Riesengebirges, Ernst Wichert mit einer Fels- und Gletscherlandschaft in den Hochalpen. Diese eigenartige Schönheit wird aber in wenigen Jahrzehnten der Schöpfung gesicherterer Zustände zum Opfer fallen. Die Düne wird nicht, wie Behrendt berechnet hat, ungefähr in 215 Jahren im Haff liegen. Denn was früher als unmöglich galt, ist heute Gewißheit geworden, daß es durch die vom Staate in zielbewußter und wirksamer Weise unternommene Dünenbaucultur gelingen wird, die wandernde Düne an allen Stellen der Nehrung zum Stehen zu bringen. Dadurch wird einem großen, mehrseitigen Schaden vorgebeugt, es wird die Verschüttung der Dörfer und somit auch die völlige Entvölkerung der Nehrung, das Versanden des Haffs und des Memeler Hafens, die Aufhebung des einträglichen Fischfangs verhütet werden.

Die in neuerer Zeit angewandte Methode der Dünenbefestigung ist von besonderem Interesse. Erstlich hat man eine 15 bis 25 Fuß hohe Vordüne von Cranz bis zur Süderspitze künstlich erbaut und, um den Sand festzulegen, mit Dünengras und Sandhafer bepflanzt. Sie hat den Zweck, das Herüberwehen neuer Sandmassen von der See her zu verhindern. Der Aufbau geschah in der Weise, daß man an der Stelle, wo sie erstehen sollte, etwa 50 Schritt vom Meeressaum, aus Strauchwerk einen Zaun errichtete, der allemal, wenn der Wind einen Wall von Sand vor dem Gehege angeweht hatte, auf diesem erneut wurde so lange, bis die erforderliche Höhe erreicht war. Die zweite,

*) Bei dieser Abhandlung dienten mir außer eigenen Beobachtungen als Quellen: Behrendt, Geologie des Kurischen Haffs und seiner Umgebung; Passarge, Aus baltischen Landen, und Bezzenberger, Die Kurische Nehrung und ihre Bewohner. (Stuttgart, Engelhorn 1889.)

weit schwierigere und kostspieligere Aufgabe besteht darin, dem Wandern der Binnendüne, welche etwa 100 Schritt von der Vordüne aufsteigt, Einhalt zu gebieten. Man erreicht dies dadurch, daß man sie mit Bergkiefern bepflanzt, die auch im öden Sande gedeihen. Dazu sind einige Vorbereitungen erforderlich. Die zu bepflanzende Düne wird ein Jahr vorher zur Beruhigung des Sandes bestraucht und dann gedüngt. Unter Bestrauchen versteht man das fortlaufende Abstecken von quadratischen Feldern mit Strauchwerk. Diese Felder, von 3,5 m Seitenlänge, werden noch in demselben Jahre mit Lehm oder Haffschlick gedüngt, der sich zersetzt und mit dem Sande mischt, dann mit Reisig belegt. Im nächsten Frühjahr werden dann zweijährige Bergkiefern, etwa vier zusammen auf einer Stelle gepflanzt und ihnen noch ein Klümpchen Lehm gleichsam als Wegzehrung mitgegeben. Jedes Quadrat hat in der Regel 9 solcher Kiefernsträußchen. Mit besonderem Nachdruck wird diese Pflanzung auf der nördlichen Spitze der Nehrung betrieben, gilt es doch hier bei der geringen Breite des Haffs die gefährdete Versandung der Fahrrinne zu verhüten. Die ganze Nehrung ist in zwei Düneninspectionen getheilt, die von Rossitten und Schwarzort. Von der letzteren ist die Südерspitze als eine besondere der Hafenbauverwaltung unterstellte Dünenwärterei abgetheilt, für die zur Beschleunigung des Werkes ein Fond von 100—120000 ℳ ausgesetzt ist. Die Arbeiten sind hier bereits soweit vorgeschritten, daß in wenigen Jahren der Anschluß an den von der Süderspitze 20 km entfernten Schwarzorter Wald erreicht sein wird. Dann wird die Düneninspection zu Schwarzort, die gegenwärtig nur mit 15000 ℳ arbeitet und jährlich 5—10 ha Neuculturen zu Stande bringt, energisch nach Süden hin wirken. Die für Dünenbauzwecke vom Staate ausgeworfenen Summen sind in den letzten Jahren wesentlich erhöht worden, woran man die ernste Absicht der Regierung erkennt, das gewaltige Werk zu vollenden. Viel ist schon gethan, weit mehr noch zu leisten. Noch heute findet man die Binnendüne auf meilenweite Strecken öde und kahl. Eine wesentliche Förderung bedeuten die zwischen Vor- und Binnendüne in der Region des Triebsandes (nassen, unfesten Sandes) bei Sarkau, Rossitten und Nidden angelegten Plantagen, die bei ihren geringen Abständen im Lauf der Jahre sich zu einer einzigen Waldung verbinden werden. Sie bestehen neben den vorherrschenden Kiefern aus Erlen, Espen, Weiden, Birken. Ein Querdurchschnitt durch die Nehrung zeigt uns zuerst den flachen Strand, dann die künstliche Vordüne in einer Höhe von 15—25 Fuß, dann die mit Kupsten (Hügelchen) besetzte Platte, weiter die allmälig unter einem Winkel von 7½ Grad ansteigende und unter einem solchen von 38 Grad steil abfallende Hauptdüne. Zahlreiche Seitendünen, nach dem Haff entweder als Sturzdüne jäh abfallend oder zungenartig vorgestreckt (Haken), bilden mit der Hauptdüne, besonders häufig zwischen Nidden und Sarkau, sogenannte Amphitheater, d. h. cirkusartige Räume.

Die Bewohner der Nehrung, Nehrunger oder Nehringer genannt, sind Kuren oder Letten, ein praktisches, nüchternes Völkchen von freundlicher gastlicher Sinnesart, den Litauern verwandt, jedoch ohne deren poetischen Zug, aber auch ohne die unter diesen verbreitete Unsittlichkeit. Sie sprechen neben dem Kurischen das Hochdeutsche, vereinzelt wird auch litauisch gesprochen. Sie zeichnen sich durch Religiösität, Königstreue und Vaterlandsliebe aus, huldigen aber einem starken Aberglauben. In Schwarzort kommt es z. B. vor, daß Fischer Stückchen vom Glockenstrang in der Kirche abschneiden und sie an's Netz binden, davon einen günstigeren Fang erhoffend. Ihre fast einzige Beschäftigung ist, wenn man von Rossitten absieht, die Fischerei.

Die Kurische Nehrung war zur Zeit des deutschen Ritterordens Heeresstraße. Auf ihr fielen Litauer und Samaiten in's Samland ein, auf ihr zogen die deutschen Ritter nach Livland. Bei Cranz und Rossitten hatte der Orden Burgen angelegt. Uebrigens führte auch die im Jahre 1828 eingegangene Landstraße über die Nehrung; heute liegt sie größtentheils unter den Dünen begraben. Diese Straße fuhr die Königin Luise in den ersten Tagen des Januar 1807; es war ein Leidensweg.

Es ist sehr interessant zu sehen, wie verschieden über die Kurische Nehrung geurtheilt worden ist.*) K. F. Burdach (Rückblick auf mein Leben, Leipzig, 1848. S. 220) findet die „trostlose Tuchelsche Haide anmuthig" im Vergleich zur Kurischen Nehrung. In den „Kosmopolitischen Wanderungen durch Preußen, Liefland" u. s. w. Germanien 1800 II, 98 lesen wir: „Noch trauriger als die Frische ist die sogenannte Kurische Nehrung. Hier ist nichts als eine ewige Sandwüste, wo man meilenweit reisen kann, ohne einen Menschen, geschweige denn ein Dorf anzutreffen. Nie kommt man aus dem Sande heraus, der hier bis an die Achsen geht. Man stößt auf Hütten, die ehemals bewohnt waren, jetzt aber entweder zum Theil oder auch wohl ganz vom Sande verschüttet sind. Hier und da findet man Ueberbleibsel zertrümmerter Schiffe, die das tobende Meer in seiner Wuth ausgeworfen hat. Kurz, Alles hat hier eine öde grausende Gewalt, und, was man sieht und hört, erweckt in dem Menschen die schaudernde Idee einer rächenden Gottheit." — Nach dem Engländer Carr (Beschreibung einer Reise durch Dänemark, Schweden, Norwegen, Rußland und Preußen, aus dem Englischen, Rudolstadt 1808 II, 299) ist die Kurische Nehrung ein „trauriger Theil des Erdbodens", „eine abscheuliche Wüstenev", die das Ansehn der Region des Hungers habe. — E. T. A. Hoffmann schildert sie in seinem Roman: „Das Majorat von Rossitten" also: „Die Gegend ist rauh und öde, kaum entsprießt hin und wieder ein Grashalm dem bodenlosen Triebsande, und statt des Gartens, wie er sonst das Herrenhaus zu zieren pflegt, schließt sich an die nackten Mauern nach der Landseite hin ein dürftiger Föhrenwald, dessen ewige düstere Trauer den bunten Schmuck des Frühlings verschmäht, und in dem, statt des fröhlichen Jauchzens der zu neuer Lust erwachten Vögelein, nur das schaurige Gekrächze der Raben, das schwirrende Kreischen der sturmverkündenden Möven widerhallt." Diesen unseres Erachten unhaltbaren Urtheilen gegenüber darf man wohl die Frage aufwerfen: Hat eine Wüste denn keinen ästhetischen Werth? Ergreift sie nicht das Gemüth des Menschen? Wissen doch die, welche eine Wüste kennen gelernt haben, von der Macht des Eindrucks zu berichten, den sie von ihrer Einsamkeit und Erhabenheit empfangen haben. Weshalb gingen denn die Propheten, ging Christus in die Wüste? Die unendliche Stille und Größe der Umgebung, in welcher sie sich fanden, weckte ihnen erhabene Empfindungen, und bei völliger Sammlung erschlossen sich ihnen die innersten Tiefen ihres Selbst, „sie hörten der Wahrheit tief versteckten Born" rauschen. Auf der Kurischen Nehrung ist aber nicht allein Sandwüste, es ist auch Wasserwüste und Hafflandschaft, es ist ein zauberhaftes Farbenspiel auf Nehrung und Wasserspiegel, der Reiz der ewig fesselnden Melodien des Meeres; wie dürfen angesichts dessen jene oberflächlichen Beobachtungen bestehen? Heute ist die Kurische Nehrung eine wahre Fundgrube für malerische Motive, und die Königsberger Malerschule weiß sie auch nach dieser Richtung in gebührender Weise auszubeuten. Wir stehen auf Grund der Eindrücke, welche wir empfangen, ganz auf der Seite L. Passarge's, E. Wichert's, Bezzenberger's u. A., welche in der Kurischen Nehrung eine großartige landschaftliche Besonderheit sehen, wie sie in dieser Weise vielleicht nicht zum zweiten Male aufzufinden ist. Von Cranz aus fördern wir munter unsere Schritte, bald haben wir die Spuren des belebten Seebadeorts verloren und tiefe Einsamkeit umfängt uns im Schatten des Waldes. Sie wird nur durch das Krächzen der Falken unterbrochen, welche schon seit Jahrhunderten hier nisten, an einer Stelle, welche früher Falkenheide hieß. Sie lieferte den Rittern des Mittelalters die Falken, welche zu Reiherbeizen abgerichtet wurden. Henneberger schreibt über diese Falkenheide in seiner Chronik: „darauff man viel Falcken fehet, so in ferne Land verschickt werden". 2 km nördlich von Cranz senkt sich die Straße, an einer Stelle, wo man im Walde Haff und See sehen kann. Hier war einst ein Tief. Zur Zeit der Ueberschwemmung, im Frühjahr, kann man zu Kahn von einem Wasser ins andere hier durchfahren. Nach zwei Meilen Wegs sind wir in Sarkau angelangt, einem ärmlichen Fischerdorf, dem nur der dunkle Hintergrund des Kiefern- und Fichtenwaldes einigen Reiz verleiht. Die Bewohner werden spöttisch „Krögenbiter" d. h. Kräheneffer genannt, obwohl diese gar nicht unschmackhaften Vögel auf der ganzen Nehrung gegessen werden. Man fängt sie in Massen, und pökelt die gerupften Körper mit Oel und Salz in Fässern für den Winter ein. Wenn bis Sarkau uns erquickender Waldesschatten umfing, so geht nunmehr der Weg über eine weite, von spärlicher Vegetation bewachsene Sandfläche. Man staunt, wie üppig der junge Kiefernbestand trotz der Gluthhitze, welche der Boden bei nachlassender Brise haucht, und trotz der sengenden Strahlen des Helios hier gedeiht. Je tiefere Einsamkeit uns umfängt, umsomehr schrecken wir zusammen, wenn plötzlich ein Reh mit seinem rothen Sommergewande aufspringt, das hinter einem Kieferngebüsch ruhte. Unverantwortlich träge erhebt sich ein Hase aus

*) Diese Urtheile hat Bezzenberger, Die Kurische Nehrung S. 5 zusammengestellt.

einem Lager und hüpft, als wenn er die Störung aus seinem Schlaf recht unangenehm empfände, einige Sätze seitwärts so phlegmatisch, daß man ihm unwillkürlich nachhelfen möchte. Da, welch ein überraschender Blick! Aus galerieartigem Vorlande springt die charakteristische Gestalt des Dünenzuges hervor, eine zusammenhängende Reihe von weißen Bergen, die bald zu einer Höhe von 100' aufsteigen. Die gleichmäßige Reinheit der Formen und Farben fällt angenehm in die Augen; zeigten aber anfangs der Höhenzug und die einzelnen Berge ein gleichmäßiges Aussehen, so erstaunt man bald über die geradezu poetische Wandelbarkeit der Formen. Wie ein Chamäleon seine Farben, so wechselt der einzelne Dünenberg und der ganze Dünenzug mit dem Ort des Beschauers seine Gestalt. Eben erschienen die Conturen gegen den Horizont hin scharf geschnitten und kühn, und beim Ersteigen ist es staunenswerth, welche Stufenfolge köstlich gerundeter Wellen sich über die Höhe hinwegziehen bis zum Absturz in's Haff. Der ganze Berg ist mit lieblich gekräuselten Wellenlinien, die in gleichmäßigem Abstand von 10 cm neben einander laufen, nach Art eines fein gezeichneten Musters, gleichsam gestreift. Solche Wellchen sieht man sonst auf flachem Meeresgrunde. Jetzt braust ein starker Windstoß einher. Da schwirrt und klirrt es an allen Enden, die ganze Bergeslehne ist in Bewegung, mit tausendfachem Prickeln trifft der Sand das Gesicht, und ein allerdings scharf begrenzter Dunst scheint der Kammhöhe zu entsteigen. Man hat diese Erscheinung des über den Dünenrücken hinweggewehten feinen Sandes nicht unzutreffend mit dem Dampfen der Wälder verglichen. Wir sehen mit eigenen Augen das Wandern der Düne. Die Spuren der Füße sind in Kurzem verweht, und eine Probe, die ich an mir anstellte, führte zu dem überraschenden Ergebniß, wie schnell die Versandung fortschreitet. Trotz meilenweiter Wanderung machte die Dünenwüste keinen Augenblick auf mich den herzbeklemmenden Eindruck, von dem Passarge schreibt. Im Gegentheil, die scheinbare Einförmigkeit war für mich Gegenstand eines interessanten Schauspiels. Die Düne fesselte mich der Art, daß ich den festen Boden am Saum der Wellen verschmähend den Weg in dem beschwerlichen weichen Sande zwischen der Vordüne und den Sandbergen weiter fortzusetzen beschloß, um unausgesetzt ihren Anblick zu genießen. Lange Strecken ging ich auf dem dunkeln Streifen des Triebsandes, der den Fuß der Dünenkette begleitet. Im Frühling und im Herbst kann er dem Wanderer gefährlich werden, im Sommer ist er fest. Wie aus den Spuren der Hasen, Rehe, Füchse und Elche zu ersehen, benutzt ihn das Wild als Heeresstraße. Der Sand auf den Dünenbergen selbst liegt fest und man geht über ihn hinweg wie über festgefrorenen Schnee. Auf einer längeren Strecke schien sich die Vordüne in eine Anzahl eigenthümlich geformter, gleichsam abgerissener Hügel aufzulösen. Hier hat sie also dem mächtigen Anprall der Wogen nicht standgehalten, und bei genauerem Zusehen scheint die Vordüne an dieser Strecke (es ist etwa die Mitte zwischen Sarkau und Rossitten) zu nahe an das Meer gerückt zu sein, denn es war ersichtlich, daß die Wellen bei dem bewegteren Seegange der letzten Tage, obwohl ein Sturm noch gar nicht einmal seine wogenthürmende Gewalt entfesselt hatte, doch schon den Fuß der Vordüne angenagt hatten. Ein neues reizvolles Bild ist es, wenn weiche Wolkenschatten über die Dünen laufen. Der Sandberg, welcher eben noch im heiteren Sonnenglanze uns mit gelblichen und röthlichen Farbentönen entgegenleuchtet, hüllt sich nun in einen blaugrauen violetten Schleier, aus dem hier und da ein heller Flecken, oder auch der Rücken als goldiger Streifen hervorleuchtet. Bald zeichnen sich die Wolken mit scharf geschnittenen Rändern ab, bald erscheinen die Conturen rauchartig gekräuselt und sich verflüchtend. Der Lichtgipfel jenes Berges im violetten Kranze erinnert an einen Mönchskopf, kurz, die Wolkengebilde malen sich in allerlei phantastischen Gestalten. Weiter vor uns tritt eine dunkelbraune Kante mit trümmerhaften Erdstücken aus der Bergeslehne hervor. Sie erinnert uns nunmehr an die zerstörende Gewalt dieser Sandberge. Denn mit jenem kaffeebraunen Streifen beginnt die schauerliche Auferstehung des Waldbodens, welchen die Düne auf ihrer Wanderung vielleicht vor 70 Jahren begrub und den sie jetzt wieder frei giebt. Ein trauriges Bild gänzlicher Zerstörung; man sieht noch Wurzelwerk und Grashalme, Alles ausgebleicht und schemenhaft, das Holz verwittert und weich wie Brei. Einzelne Gruben, bald am Fuß des Dünenzuges, bald auch höher hinauf, erregen unsere Aufmerksamkeit, hier hat wohl Jemand Nachgrabungen veranstaltet. In der Nähe liegt auch ein Ziegel. Ich suche ihn mit dem Fuße umzukehren, es macht Mühe, und er kann doch im Sande nicht so fest liegen. Mein Erstaunen, es ist ein mächtiger Granatsplitter von 1½" Mantelstärke. Wie kommt er her? 8 Tage vorher hatten 8 Panzerschiffe bei Rossitten eine Schießübung abgehalten. Die Gruben rührten also von den Geschossen her, welche hier eingeschlagen hatten, sie waren, obwohl bereits halb versandet, doch noch 2 m tief bei einem oberen Rande von 10 Schritten. Auf einem Hügel der Vordüne war das Ziel: einige Reihen sandgefüllter Körbe, aufgethürmt, dahinter einige hölzerne Gerüste. Die rechte Seite dieser Schanze schien völlig zerrissen; eine Menge von Granatsplittern lag umher.

Nach einigen Kilometern Wegs bot sich uns eine ergreifende Scene dar: eine Erhebung, eben und ringsumher von bleichenden Menschengebeinen völlig übersät. Hier sind wir am alten Kirchhof des 1825 versandeten Kunzen, wo der fortziehende Sand die irdischen Reste früherer Generationen aufdeckt. Der Pfarrer von Rossitten hat im vorigen Jahre die Gebeine sammeln und drei Fuhren auf dem Kirchhof zu Rossitten bestatten lassen. Jetzt bleichen reichlich ebensoviele. Die Knochen liegen meist zerstreut, weil sie von den Wanderern durcheinander geworfen wurden. Nur an einer Stelle verriethen sie die Lage der mit dem Gesicht der aufgehenden Sonne zugewandten Leiche. Ich fand einen Kiefer mit einem prächtigen Gebiß, die Zähne weiß und scheinbar tadellos, doch bei genauerer Betrachtung waren die Schneidezähne der Länge nach, die Eckzähne quer und die Backzähne im Kreuz gespalten. Ganze Schädel waren nicht zu sehen, aber Hirnschalen in Menge. Von einem kräftigen Geschlecht, das hier am Gestade des Haffs bei seinem Gewerbe glücklich und zufrieden lebte, ist allein ein Häuflein im Sande bleichender Gebeine übrig geblieben! An einer anderen Stelle finden sich Scherben, Ziegel, Steine und Holzreste; 1½ km weiter kommen nunmehr die jammerhaften Trümmer des Dorfes Kunzen an den Tag. Dieser Punkt ist jetzt 500 Schritt vom Haff entfernt, während doch Kunzen wie alle Fischerdörfer unmittelbar am Gestade gelegen haben muß. Daraus ergiebt sich, wie weit seit 1825 das Haff an dieser Stelle versandet ist.

Zur Orientirung halten wir vom letzten der weißen Berge Umschau. Wir sind nicht wenig überrascht, nach einer meilenlangen Wanderung durch eine Sandwüste nun im wahren Sinne des Wortes eine Oase mit Wäldern und bebauten Feldern vor uns liegen zu sehen. Das sind die fruchtbaren Gefilde des Kirchdorfs Rossitten, wo sogar der Weizen gedeiht und die Lerche trillernd in die Lüfte steigt. Hier löst sich der Dünenzug mit einem Male in mehrere einzelne Berge auf, die nach dem Haff zu kahl und weiß sind, während drei, mehr nach der See zu liegende, bereits das gefleckte Gewand der Kiefernpflanzung angelegt haben. Sie heißen Moorberge. Auf dem Wege dorthin passiren wir Neu-Kunzen, wo ein Haus wegen einer vorgerückten Düne versetzt werden mußte. Da steht eine rechtwinkelige Sandschanze, die schon zwei Wände des Hauses umfaßt hatte und nun das Dach zu belasten anfing. Das Haus wird 6 Schritt weiter neu aufgebaut, während die Sandwelle durch Bepflanzung unschädlich gemacht werden soll.

Vom Moorberg welch ein neues, nie gesehenes Bild! Auf weitem Wiesenplan zu unsern Füßen nach Osten hin dehnt sich ein mit Schilf und Binsen reich bewachsener Sumpf aus. Die Wiese erscheint vielfach weiß gefleckt wie von Blumenfeldern, und an einer Seite scheint der Rand des Gewässers wie mit weißen Muscheln eingefaßt. Ueber dem Teich ein unstätes buntes Durcheinanderwirbeln weißer Punkte, als würden Körbe weißer Papierschnitzel ausgeschüttet, mit welchen der Sturm nun sein willkürliches Spiel treibt. Eine ohrenzerreißende Massensymphonie kreischender, pfeifender Stimmen tönt zu uns hinauf. Das ist der berühmte Möventeich, er bleibt jahraus jahrein das Asyl der befiederten Fische. Auf jedes Möveuei ist ein Preis von 10 ₰ vom Staate ausgesetzt, um der zu starken Vermehrung dieser gefährlichen Rivalen entgegenzuarbeiten; und es werden jährlich im Frühjahr an dieser einzigen Stelle nicht weniger als 5000 Eier aufgehoben. Trotzdem bleibt dieser Teich das Mövenheim. Plötzlich fällt ein Schuß und noch einer vom Kahn des auf diesem Weiher der Entenjagd nachgehenden Försters. Da wird es lebendig in den weißen Blumenfeldern und in der Muschelreihe, vom Teich erhebt es sich wie ein Schneegestöber. Das sind die 50000 Möven, welche der unverdrossene Nehrungswanderer Schumann vor 35 Jahren an dieser Stelle zählte! Das seltene Bild gewann noch dadurch an Reiz, daß die an einen Ameisenhaufen erinnernde rege Bewegung perspectivisch in dem blauen Spiegel des Haffs einen Hintergrund hatte, das selbst mit

hunderten von Segelbooten besetzt war. Nachhaltigen Eindruck machten die Schüsse übrigens auf die Thiere nicht, denn obwohl sie sich öfters wiederholten, fiel es den Möven nicht ein fortzufliegen, sie müssen es wohl wissen, daß die Jagd nicht ihnen gilt. Nördlich von dem ins Haff vorgeschobenen Dörfchen Rossitten, etwa 2½ km von unserm Standpunkt entfernt, liegt der sogenannte Schwarze Berg (170' hoch lucus a non lucendo) hellschimmernd und völlig unbewachsen nach dem Haff zu wie ein Raubthier hingestreckt. Majestätisch erhebt er sich aus grünen Fluren, ausgezeichnet vor allen anderen Bergen durch Feinheit der Conturen und Reiz des Farbenspiels. Wir ersteigen ihn und schauen in dem Amphitheater, das er haffseits mit 2 vorgestreckten Armen bildet, eine allerliebste Scene: Im grünen Grunde desselben lagert eine Heerde von Rindern und Pferden, im Schatten des Berges Siesta haltend. Gar malerisch stellt er sich bei Sonnenuntergang dar. Dann scheint der Gipfel im schönsten Rosenroth nachzuleuchten, während blauer Duft den circusartigen Raum füllt. Vollends großartig ist der Rundblick. Bei klarem Wetter übersieht man die ganze Nehrung und das Becken des Kurischen Haffs mit den jenseitigen Waldlandschaften.

Früh des Morgens ging's mit neugestärkten Gliedern nach dem 3 Meilen entfernten Nidden. Diese Strecke ist nicht so menschenleer wie die vorige, denn ungefähr in der Mitte stoßen wir auf ein Dorf. 5 km nördlich erreichen wir wieder die Dünenkette, welche hier die früheren Dörfer Neustadt und Preden begraben hält. Schon nach 5 km wird sie durch einen tiefen, 200 Schritt breiten Einschnitt, ein früheres Tief, unterbrochen. Hier liegt wie ein Alpendorf auf dunkelgrüner Matte Pillkoppen. Der in bedenkliche Nähe gerückte mächtige Dünenwall hätte in Kurzem das Dorf vernichtet, wenn es nicht vor 6 Jahren gelungen wäre, den Berg durch ein Meisterwerk der Dünenbaucultur festzulegen und so Pillkoppen vor der drohenden Gefahr der Sandlawinen endgiltig zu schützen. — Von nun an streicht der Dünenzug ununterbrochen fort bis eine halbe Meile vor dem Sandkrug. Von dem Haffufer aus, das wir nunmehr entlang gingen, beobachteten wir öfters die circusartigen Bildungen, zuweilen mit Teichen im Grunde, bis sich das großartigste Amphitheater aufthat, das überhaupt die Kurische Nehrung aufzuweisen hat, dasjenige, in welchem das dreifach abgetheilte Dorf Nidden liegt. Zwei Berge, der Urbo und Angiu Kalns, vereinigen sich zu dessen Bildung. Nidden ist das größte Fischerdorf der Nehrung und gilt zugleich als Typus eines Nehrungsdorfes, weshalb Maler mit Vorliebe von hier ihre Motive holen. Vom Haff aus gesehen macht Nidden einen imposanten Eindruck; die Kirche, im gothischen Stile massiv erbaut, liegt hoch wie eine Ritterburg. Und der Leuchtthurm, 23 m hoch, ist auf der beherrschenden Höhe des Urbo Kalns über Alles erhaben. — Das alle 10 Minuten aufleuchtende Blinkfeuer desselben ist 22 Seemeilen sichtbar. In dem Panorama, das wir vom Leuchtthurm schauen, bemerken wir nördlich auf der Nehrung den dunkeln Flecken einer Waldung. Er ist unser nächstes Ziel; er bezeichnet die Lage von Schwarzort, dem nordischen Dorado des Deutschen Reiches. In einer Stunde fährt uns der Dampfer dorthin. Dieser Ort ist es werth, daß wir ihm unser Interesse widmen.

Schwarzort, Fischerdorf, klimatischer Curort und Seebad, zieht sich 2 km lang am Haffstrande hin, rings von amphitheatralischen Waldeshöhen umschlossen. Es ist das Kahlberg der Kurischen Nehrung und unstreitig die Perle derselben. Trotz der sonnigen Lieblichkeit Kahlbergs, das Passarge (Aus baltischen Landen) ein kleines Paradies nennt, und trotz des herrlichen Blicks auf die berühmte Hafflandschaft von Panklau und Cadinen, sieht Schwarzort bei der stetig wachsenden Zahl der Gäste einer größeren Zukunft entgegen. Schon die Lage des Ortes ist interessanter und bedeutender durch die großartige Scenerie der reich gegliederten Dünenbildung. In mächtigem Bogen legt sich der bis 200' aufsteigende Kamm der Hauptdüne seewärts um Schwarzort und bildet mit den gewaltigen Seitendünen, von denen eine nördlich an der Rohrbucht, die andere südlich an der Pfarre bis an das Haff vortritt, einen ungeheuren Circus mit starkwelligem Grunde. Durch diese Umrahmung ist der Ort gegen die Einwirkung der Nord- und Westwinde auf das Wirksamste geschützt, und da der prächtige, alte Kiefernwald, der mit seinen mächtigen, bis 100' emporragenden Säulen bis an die Häuser herantritt, die Luft mit reichem, würzigem Ozongehalt erfüllt, so ist Schwarzort von Natur ein klimatischer Curort ersten Ranges. Es fehlt die Schönheit und Großartigkeit der samländischen Uferhöhen, dafür entschädigen die waldigen Dünen mit ihrem reizenden Wechsel von Höhen und Thälern und der reichen Fülle schöner und erhabener Ausblicke. Dank einer lobenswerthen Fürsorge des Bade-Comités sind nach allen sehenswerthen Punkten feste, mit jungen Bäumen bepflanzte Wege angelegt worden, und zahlreiche Bänke laden den ermüdeten Wanderer ein zur willkommenen Rast im kühlen Schatten. In schön geschwungenem Bogen umgürtet ein chaussirter Badeweg den mächtigen Rücken der Hauptdüne. Drei Wege erschließen die Schönheiten von Schwarzort: nach Süden die über mehrere Dünenkämme sich schlängelnde Bergstraße mit erhabenen Blicken über Wald, Haff und See. Sie fällt aus dem Waldesschatten in ein Amphitheater hinab, in dessen Grunde die gothisch gebaute Kirche sich sehr malerisch ausnimmt. — Nach Norden führt der Promenadenweg zum König der Schwarzorter Berge, dem 200' hohen Blocksberg empor. Er ist die höchste Erhebung an der ganzen preußischen Küste. Vom Glaspavillon, der ihn krönt, welch' ein grandioser Anblick! Nach Süden schweift das Auge über den Schwarzorter Hochwald und die wechselnden Linien des Dünenzuges bis zu Niddens waldigen Höhen mit dem Leuchtthurme und darüber hinaus bis nach Rossitten, nördlich bis zur Memeler Leuchte und den Thürmen der Stadt; nach Westen hin das unendliche Meer, nach Osten das Haff, übersät mit Segelbooten, die Schwänen gleich hingleiten, und jenseits die Hafflandschaft mit lang hingedehnten Forsten bis zur Windenburger Ecke. Schwarzort selbst hat sich im Grunde versteckt. Nördlich breitet sich eine kahle Düne vor uns aus, die todte genannt. Sie ist die größte Besonderheit von Schwarzort, wir müssen sie betreten. Der Weg dorthin führt zunächst zum Haff hinab; wir grüßen dann links eine ehrwürdige Linde, den herrlichen, im Amphitheater gelegenen Grikinnbruch, scheuchen einige Reiher aus dem benachbarten Sumpf und erklimmen von dem vorspringenden Haken den Sandgletscher. In der weiten Senkung des Kammes finden wir lange, schön gerundete Sandwellen, sie sind durch den hindurchgewehten Dünensand entstanden. Hier haben wir den unmittelbaren Anblick einer Wanderdüne. Beim nächsten Sturm werden diese Sandwellen wieder weiter nach dem Haff zu vorgeschoben, während aus tiefem Hintergrunde immer neue Massen nachrücken. Weiter hin nach der See gewahren wir an den traurigen, verwitterten Baumstümpfen und an den entrindeten und entsplinteten Splittern, welche hier und da noch einen Fuß hervorragen, die erschütternde Wirklichkeit, daß unter uns ein blühender Wald, herrlich wie der noch jetzt stehende, begraben ist. Schumann, der vor 35 Jahren die Nehrung durchwanderte, empfing von dieser schreckhaften Auferstehung einen noch tieferen Eindruck, denn er sah noch abgestorbene Stämme mit verdorrten Aesten, die „zerbrochen, zerrieben und atomweise fortgeführt" wurden, 5 bis 10, mitunter 15' über die geneigte Düne aufragen. Dieser Anblick wird sich im Lauf der Jahre an drei bis vier Kiefern wiederholen, die unweit vom Blocksberg 50—60' tief im Sande stehen, aber gegenwärtig noch völlig grüne Kronen haben. Was hilft ihnen die bewunderungswürdige Zähigkeit ihrer Lebenskraft? Auch sie werden in wenigen Jahrzehnten der Erde ihre Atome wiedergegeben haben. Eine wunderbare Erscheinung; unterhalb des Sandes ist der längst entblößte Splint schon stark im Verwesen begriffen, während oberhalb der Erde der Stamm völlig unversehrt scheint. Das Betreten dieser todten Düne ist übrigens nicht gefahrlos. Oefters kam es vor, daß Personen in einen Baumtrichter bis unter die Arme einsanken und Gefahr liefen, im Sande zu ertrinken. Doch wollen wir nicht mit diesem tragischen Bilde von Schwarzort und zugleich von der Kurischen Nehrung scheiden:

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit
Und neues Leben blüht aus den Ruinen."

Das gilt schon jetzt von der Kurischen Nehrung und wird von derselben in immer zunehmendem Maße gelten. Wenn vielleicht nach hundert Jahren die ganze Nehrung erst eine einzige ins Meer vorgestreckte Kiefernwaldung sein wird, eine Kunststraße die einzelnen Ortschaften verbindet und feste Touristenwege sie durchziehen, dann werden Tausende ihre ozonreiche, würzige Kiefernluft aufsuchen und in dem gesunden, milden Klima Erholung und Gesundheit suchen und finden.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 17. | Sonnabend, den 9. Februar. | 1895.

Friedrich Schleiermacher, ein deutscher Patriot.

Zum 12. Februar.

Von A. Neuberg.

Um die Quellen unseres Jahrhunderts ist gelagert eine eigenthümliche geistige Welt, eine ebenso geistreiche wie revolutionäre Richtung, eine Revolution freilich nicht mit Jakobinermütze und Fallbeil, sondern eine Revolution fast aller bis dahin geltenden sittlichen Gedanken, eine „Revolution im Herzen der Welt", wie Jean Paul 1799 in Berlin urtheilte, „größer, geistiger, aber ebenso vernichtend, als die man im Westen sah". Die mächtige Freiheitsbewegung, die über den Rhein herüberwogte und — das können wir nicht leugnen — das Interesse der edelsten Geister unseres Volkes an sich zog, sie wurde in Deutschland, besonders in Berlin, literarisch. Derselbe Freiheitsdrang, den unsere große Literatur durchgearbeitet hat vom „Götz" bis zum „Faust", warf sich auch auf die Philosophie. Kant zerbrach mit strengem Griffe alle Formen philosophischen Denkens, und Fichte's revolutionärer Kopf baute sich seine eigene innere Welt und stellte kühn der Außenwelt sein Ich gegenüber als das freieste, uneingeschränkteste Wesen. Der neue dichterische und der jung-philosophische Geist zogen sich dann zusammen, mit noch anderen Geistesrichtungen vereinigt, in der „romantischen" Richtung, einer wilden Bewegung, die das Einzelwesen frei zu machen gedachte von allen drückenden Schranken. Friedrich Schlegel war ihr ausgeprägtester Kopf, ihr freiestes Product desselben gemeine „Lucinde", die aber doch eben durch ihren freien Sinn selbst einen Schleiermacher fesselte, ihre Aeußerungen Aufsätze, Recensionen und Briefwechsel, über deren Feingeistigkeit wir erstaunen müssen, ihre Organe die „Jenaer Literaturzeitung" und das „Athenäum", ihre Heimstätten die Zirkel der vornehmen Bildungswelt, ganz besonders die Salons geistvoller Jüdinnen wie Dorothea Veit und Henriette Herz in Berlin. In diese Kreise und damit in seine Sturm- und Drangperiode trat im Jahre 1796, 28 Jahre alt, der neue Prediger an der Charité ein, Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher, ein Schlesier von Geburt, bisher ganz in der Stille gebildet, zuerst in den herzlichen Formen der Herrnhuter Brüdergemeinde, dann als Hauslehrer im Schlosse des Grafen Dohna zu Schlobitten in Ostpreußen. Hier war ihm „der Sinn für schönes gemeinschaftliches Dasein aufgegangen" und auch ein Bild geworden vom kernigen altpreußischen Adel, in dem noch die Erinnerung wach war an des großen Friedrich ruhmvolle Tage. Philosophisch schon scharf gebildet, mit genialem Blick in die Gemüthswelt eine seltene Schärfe des Geistes einend, trat er mit ganzer Lust in die Berliner Kreise ein, sehr bald ein intimer Freund Friedrich Schlegel's, mit dem er längere Zeit zusammen wohnte, unter dem unruhigen Geschlecht eine gerade, ruhige Natur, der Schlegel bezeugen mußte: „Schleiermacher ist ein Mensch, in dem der Mensch gebildet ist, und darum gehört er für mich in eine höhere Kaste. An moralischem Verstand übertrifft er mich weit. Sein ganzes Wesen ist moralisch." Und doch kann dieser Mann das Idealistisch-Revolutionäre der Zeitrichtung nicht verleugnen; schreibt ihm doch Dorothea Veit: „Ihr revolutionären Menschen müßtet erst mit Gut und Blut fechten. Denn euer Wesen und euer Wollen, das paßt zum Literarischen ganz, und zur Kritik und all dem Zeuge, wie ein Riese in ein Kinderbettchen. Ich sehe es jetzt recht deutlich, daß die, die das Ruder führen, höfliche, kalte, geschmeidige Flachköpfe sind und euch nicht brauchen können zu den kleinen Maschinen, die sie für ihre schwächlichen Hände eingerichtet haben. Sie gehen tief gebückt durch die kleine Pforte und ihr wollt gerade aufrecht durch; freilich zerstoßt ihr euch die Köpfe."

Aber das Revolutionäre an Schleiermacher war nichts als ein edler, bestimmter Idealismus, der am klarsten heraustrat in einem winzigen Büchlein, das er 1800 schrieb: Monologen. Es sind kurze Aufsätze menschlicher Selbstbetrachtung, die Darstellung eines Charakters, in dem der Geist sich selbstbewußt entgegenstellt der Außenwelt, auch der des eigenen Körpers. „Hängt mir des Willens Kraft an der Stärke der Muskeln? am Mark gewaltiger Knochen? oder der Muth am Gefühl der Gesundheit? Es betrügt ja doch, die es haben; vermögen die mancherlei Leiden niederzudrücken den Geist, daß er unfähig wird zu seinem innersten eigensten Handeln? . . . Ungeschwächt will ich ihn in die späteren Jahre bringen, nimmer soll der frische Lebensmuth mir vergehen; was mich jetzt erfreut, soll mich immer erfreuen; stark soll mir bleiben der Wille und lebendig die Phantasie. . . Ich will nicht sehen die gefürchteten Schwächen des Alters; kräftige Verachtung gelob ich mir gegen jedes Ungemach, welches das Ziel meines Daseins nicht trifft, und ewige Jugend schwör ich mir selbst. . ." „Und so seh ich lächelnd schwinden der Augen Licht und keimen das weiße Haar zwischen den blonden Locken. Nichts, was geschehen kann, mag mir das Herz beklemmen; frisch bleibt der Puls des inneren Lebens, bis an den Tod." Nur scheinbar schweifen wir ab. Hier steht in jedem Satze, in jedem Worte vor uns der Schleiermacher aus den Jahren des französischen Drucks, eben der, der es dann bewähren sollte, daß sich sein Geist nicht zusammendrücken ließ von den kräftigen Unfällen des Lebens. Eben aus dieser ungebeugten, inneren Lebenskraft des sittlichen Charakters, aus diesem schönen Idealismus heraus wuchs mit Nothwendigkeit in drückender Zeit der Patriot.

Schon damals entwickelt sich in ihm eine geheime Antipathie gegen das Französische, die er in einem Briefe als eine seiner Aehnlichkeiten mit Schlegel bezeichnet. Dieser Zug verdrängt in ihm bald die anfängliche, aus der Zeit geborene weltbürgerliche Stimmung und die kahle Vertragstheorie, nach der ihm der Staat nur galt als ein Vertrag zu gegenseitigen Interessen, als eine Gemeinschaft, die an des Menschen heiligste Rechte, an die Freiheit seines Denkens und Fühlens, nicht rühren dürfe, deren unselige Einmischung in alles Religiöse er kräftig beklagt. In den berühmten „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" von 1799 wendet er sich bewußt und klar nicht an die Welt, nicht an die Internationale der Bildung, sondern an seine Deutschen. „Wo irgend wären Hörer für meine Rede? Es ist nicht blinde Vorliebe für den väterlichen Boden oder für die Mitgenossen der Verfassung und der Sprache, sondern die innige Ueberzeugung, daß ihr die einzigen seid, welche fähig und also auch würdig sind, daß der Sinn ihnen aufgeregt werde für heilige und göttliche Dinge . . ." Es wogt noch unklar in diesen Reden, sie sind ein Product der gährenden Zeit, für welche die patriotische Vertiefung erst kommen mußte. Das ist ja eben das Glückliche gewesen, daß in Deutschland diese stürmend unruhige Generation in eine ernste geschichtliche Entwickelung geworfen worden ist, die großartigste Ableitung gefährlicher Kräfte; gerade im Kampf gegen den Eroberer ist sie erstarkt, ist alle Empfindelei, diese „Auszehrung des Geistes", wie sie Schleiermacher nennt, weggefegt, ist die sonst unklar erstrebte Freiheit praktisch und handgreiflich geworden, sind aus schwärmerischen Jünglingen thatkräftige deutsche Männer erwachsen. Die es nicht wurden, wie Schlegel, die blieben hinter der Entwickelung zurück, und von da an verstanden sich auch Schleier-

macher und Schlegel nicht mehr. Denn jetzt begann für unseren Schleiermacher die patriotische Periode seines Lebens. Schnelle Entfernung aus Berlin riß ihn von den romantischen Kreisen los, und die Erlangung seines Lebensideals, Prediger und akademischer Lehrer zugleich zu sein, gab ihm innere Kraft; und nun mußte er gerade nach Halle kommen, im October 1804 an die Universität gerufen, in das Halle, das Napoleon's eiserne Faust so früh und so hart fühlen sollte. Hier ist Schleiermacher gestählt worden, hier hat ihn die große Zeit zum großen Mann gemacht. In den „Monologen" klagt er noch, daß „nie sich ihm ein großes Verhältniß bieten werde, wo seine That das Wohl und Wehe von Tausenden entschiede." Jetzt zogen große, schwere Verhältnisse herauf, düstere Gewitterwolken von Westen her, es erzitterte die Welt, da beginnt laut in Schleiermacher's Brust das stolze Preußenherz zu klopfen. Der Frühling von 1806 bricht an, in der gebildeten Welt verstummen die geistreichen Gespräche über Dichtkunst und Weltweisheit vor den ängstlichen, hastigen Fragen nach dem Fortgang der Dinge im Staat. Ungeduldig harrt auch Schleiermacher eines frischen preußischen Angriffs auf Napoleon, in dem er — sonderbarer Weise — auch das Verderben des Protestantismus herandrohen sieht. Eine große Zeit sieht er heraufziehen, so schreibt er am 20. Juni 1806 an Charlotte v. Kathen, der er damals am tiefsten sein patriotisches Herz erschließt, die herrlichen prophetischen Worte: „Unser Aller Leben ist eingewurzelt in deutscher Freiheit und deutscher Gesinnung. Glauben Sie mir, es steht bevor, früher oder später, ein allgemeiner Kampf, dessen Gegenstand unsere Gesinnung, unsere Religion, unsere Geistesbildung nicht weniger sein werden als unsere äußere Freiheit und äußeren Güter, ein Kampf, der gekämpft werden muß, den die Könige mit ihren gedungenen Heeren nicht kämpfen können, sondern die Völker mit ihren Königen gemeinsam kämpfen werden, der Volk und Fürsten auf eine schönere Weise, als es seit Jahrhunderten der Fall gewesen ist, vereinigen wird und an dem sich Jeder, Jeder, wie es die gemeine Sache erfordert, anschließen muß. Mir steht schon die Krisis von ganz Deutschland, und Deutschland ist doch der Kern von Europa, vor Augen. Ich athme in Gewitterluft und wünsche, daß ein Sturm die Explosion schneller herbeiführe; denn an Vorüberziehen ist, glaube ich, nicht mehr zu denken." Welch ein vaterlandstreues, monarchistisches Herz und welch prophetischer Geist spricht aus solchen Worten! Unter Schleiermacher's Einfluß, bekennt sein Freund und College Heinrich Steffens, der Naturphilosoph, zu entschieden preußischer Gesinnung in jenen Jahren gekommen zu sein. Und jetzt lauscht eine begeisterte Studentenschaft seinem Worte und eine ängstliche Christengemeinde unter der Universitätskanzel. Sonst im würdevoll ruhigen Flusse wird jetzt seine Predigt zur Kriegspredigt, mächtig an die Herzen schlagend, so einfach und schmucklos sie war; es sprach eine Persönlichkeit aus dem Manne. Wie sehr es die Würde des Menschen erhöht, wenn er mit ganzer Seele an der bürgerlichen Vereinigung hängt, das führt er in den schwülen Augusttagen zu Gemüthe. „Laßt unsere Freundschaft, unsere Ehen, unsere Erziehung, auch unsere Wissenschaft von dem großen gemeinsamen Gefühl durchdrungen sein, um dessen willen man selbst das Leben opfern könnte! Lasset uns sein das belehrende, warnende, strafende Gewissen des Volkes!" In der That war es die Stimme des Volksgewissens, die hier sprach. Alles, was die Zeit bewegt, wird unter einen großen Gesichtspunkt gestellt und zu großer Lebensanschauung zusammengeschlossen. Ja, nirgends hat, das können wir ohne Uebertreibung sagen, in jenen Tagen das deutsche Gewissen lauter geschlagen als auf der Kanzel Schleiermacher's. Auch das strafende Gewissen. Denn als nun die elenden Tage von Jena und Auerstädt und die folgenden kamen, da erhebt der Prediger Schleiermacher immer wieder die tiefernste Frage: „Ist nicht eine schwere Schuld bei uns? Waren wir nicht übermüthig und glaubten, unbesieglich sei das Volk des großen Friedrich?" — Daß ihm auch die Zeit Noth und Elend brachte, das nahm er lächelnd hin. Launig schildert er in Briefen die Plünderung der französischen Husaren in seinem Hause, wo er mit Steffens und dessen Gattin weilte, die, das Kindchen auf dem Arm, hier Halt suchte und „sich vortrefflich benahm". Man nahm ihm Alles, auch die Uhr, die Hemden, die Löffel; das Holz zur Feuerung selbst fehlt ihm, bis der mitleidige Commissar eine halbe Klafter sendet; er zieht, um billiger zu leben, mit Steffens in eine Wohnung. Und dabei kein Wort persönlicher Klage, ein ungebrochener Muth. Mitten aus solcher Noth schreibt er an die junge Frau seines Freundes v. Willich: „Gieb uns jetzt einen Knaben, die künftige Zeit wird Männer brauchen, Männer, die eben in dieser Periode der Zerstörung das Licht erblickt haben, und Söhne, wie ich sie von Dir und Ehrenfried erwarte, muthig, froh, besonnen, das Heilige tief ins Herz gegraben, werden ein köstliches Gut sein." Die französische Zumuthung, ein Manifest an das Volk zu verfassen mit Verdächtigung des preußischen Hofs, weist Schleiermacher entrüstet von sich, und als Napoleon in Halle einzieht, bleibt er stolz mit Steffens zu Hause. Da kommt mitten in das Elend der Ruf auf eine Bremer Kanzel. Wird er nicht froh der Noth, dem verlorenen Staat, der zertrümmerten Universität, den Augen des Tyrannen und vor Allem der leidigen Unthätigkeit den Rücken wenden? Der Ruf wird dringender wiederholt, aber Schleiermacher bleibt. „Ich will Halle, so lange noch Hoffnung zu seiner Erhaltung ist, treu bleiben. Mehr als je scheint mir jetzt der Einfluß höchst wichtig, den ein akademischer Lehrer auf die Gesinnung der Jugend haben kann. Wir müssen eine Saat säen, die vielleicht erst spät aufgehen wird." Lieber will er warten, bis Steine Brod werden, ehe er seinen wackeren König im Stiche läßt. Tapfer tröstet er seine Gemeinde. „Desto tiefer wird sich uns einprägen die Ueberzeugung, deren wir jetzt so sehr bedürfen, daß Gott noch liebt das Volk der Deutschen!" „Wenn nur statt der äußeren Macht eine innere sich zeigt!" Das Thema der Predigt, der diese Sätze entnommen sind, ist ein seltsamer Contrast zu den herben Thatsachen des Lebens: „Es ist doch überall Friede im Reiche Gottes." Sie wie alle anderen in jenem Winter von 1806 bis 7 gehaltenen sind sie in ihrer innigen Durchdringung eines warmen Patriotismus mit einer hohen christlichen Weltanschauung wahre Meisterstücke. So tritt Schleiermacher vor die zitternde Gemeinde als ein ruhig tröstender Mann. Drinnen in der Seele freilich und im Briefverkehr mit den Freunden wallt und wogt es von Verzweiflung und Schmerz. „Die allgemeine Auflösung ist schrecklich," schreibt er an Reimer (2. Band, S. 70), „und man sieht von allen Seiten einen Abgrund von Niederträchtigkeit und Feigheit, aus welchem nur wenige Einzelne, unter ihnen obenan König und Königin, hervorragen." „Die Zuchtruthe muß nun schon über Alles gehen, was Deutsch ist; nur unter dieser Bedingung kann hernach etwas recht tüchtig Schönes daraus entstehen." Dorothea Schlegel spottet in einem Briefe an Schleiermacher über das hochmüthige Preußen, das der Nothanker für Deutschland hätte werden wollen, sich erheben wollen über die deutschen Länder und nun Deutschland so elend zertrümmere, aber ihr Gatte Friedrich beneidet den Freund um seinen Preußenstolz, es liege doch eine besondere Süßigkeit in einem solchen Verhältniß zu seiner Provinz selbst in Widerwärtigkeiten. Schleiermacher hatte so schön geträumt von einem „nordischen Bund, zu dessen Grundlagen als Pfand des gegenseitigen Vertrauens allgemeine Handelsfreiheit nothwendig gehörte", und von einem „vereinigten Militärsystem, das die Deutschen wieder zu Brüdern gemacht hätte": und nun lag Alles zerschlagen am Boden, auch die Universität Halle, die wegen ihres „Freiheitsgeistes und des Lautseins der öffentlichen Meinung immer bekannt war". Als unvorsichtige Studenten auf den Straßen ein Pereat auf Napoleon riefen, schloß Napoleon die Stätte zu freien Geistes. Zwar wurden im Frühjahr 1807 die Hörsäle wieder geöffnet, aber die Stadt war ein Glied des neuen Königreichs Westfalen geworden. Die Kanzel aber vermag Schleiermacher nicht zu besteigen, auf der er das Kirchengebet für König Jerome sprechen sollte. „So lange es irgend einen giebt, muß ich unter einem deutschen Fürsten leben." So geht er denn, mittel- und stellenlos, am 7. December 1807 nach Berlin zurück, mit dem Gedanken, dort Privatvorlesungen zu halten. Schon hatte ihn in Gesellschaft von Freunden wie ein Donnerschlag die Kunde vom Tilsiter Frieden getroffen. Sie waren in Niedergeschlagenheit ganz betäubt, als sie diese schmachvollen Bedingungen der Reihe nach vernahmen, lassen jedes Gespräch schweigen, und Schleiermacher ärgert's, daß Varnhagen, der die Scene erzählt, sich noch unterhalten kann, „sich so rasch und überlegen hinwegsetze". Wie eine bittre Ironie zieht es sich durch die nächste Predigt: „Der heilsame Rath, zu haben, als hätten wir nicht."

Preußen lag am Boden, alle Hoffnung der Patrioten ist erstickt, und doch ist ihr Lebensmuth nicht gebrochen: es beginnt die große Zeit inneren Aufbaues. Ein Wunder wird es bleiben, wie nach dem Hagelschlag binnen vier Jahren wieder eine starke, hoffnungsvolle Saat hervorgeblüht ist, und groß war es, wie die Männer, die ein Herz hatten für das Vaterland, wieder ihr Haupt erhoben und am Bau der Zukunft arbeiteten.

Auch Schleiermacher's Sinn wird noch stolzer und schöner. Persönlich überaus glücklich, seit er sich im Sommer 1808 mit jener inzwischen verwittweten Henriette v. Willich verlobt hat, vergißt er doch nie darüber das Vaterland. In dem wundervollen Briefwechsel mit der Braut, dem schönsten, den wir kennen, tritt immer und überall als ernster Hintergrund der lieblichen Idylle der große Sinn fürs Ganze hervor. „Unser Schicksal ist recht verwebt in das des Vaterlandes." „Ich habe soviel gelehrt von dem schönen und heiligen Leben der Familie; nun muß ich doch eigentlich auch Gelegenheit haben, zu zeigen, daß es mir wenigstens mehr ist als schöne und leere Worte, daß die Lehre rein hervorgegangen ist aus der inneren Kraft und aus dem eigensten Selbstgefühl. Und namentlich das muß ich zeigen können, daß die rechte Ehe nichts stört, nicht die Freundschaft, nicht die Wissenschaft, nicht das uneigennützigste, aufopferndste Leben für das Vaterland." Die Braut aber ist des Mannes werth, sie fühlt und lebt in seinen Gedanken. „Alles, was Dein großes Herz bewegt, wie fern es auch uns Frauen liegen möge, — ich kann es mit Dir fühlen, mit Dir trauern um das Vaterland, theilen Deinen Muth, Deine Sehnsucht, daß Du mitwirken mögest zu seiner Errettung." „Glaube nur, ich fühle ganz das Schöne darin, daß unser Schicksal in so nahem Zusammenhange mit dem Ganzen steht. Ich fühle mich groß in Dir. Mein ganzes Wesen ist gehoben durch Dich — o Lieber, wie stolz bin ich oft auf Dich!" Schleiermacher's Wesen ist damals eigenthümlich gehoben in dem Gefühl, daß es innerlich aufwärts geht im Staate. Andre sind trübselig, wie Wilhelm v. Humboldt, der in einem Briefe an Schleiermacher im kalten Juli spottet: „Warum sollte auch die Sonne dieses Land erwärmen? Das Bescheinen ist schon Güte genug." Für Schleiermacher aber ist gerade diese Zeit stillen Wachsthums eine große. „Niemals," schreibt er im December 1808 an die Braut, „kann ich dahin kommen, am Vaterlande zu verzweifeln; ich glaube zu fest daran, ich weiß es zu bestimmt, daß es ein auserwähltes Werkzeug und Volk Gottes ist." „Es ist eine herrliche Gabe Gottes, in einer Zeit zu leben wie diese; alles Schöne wird tiefer gefühlt und man kann es größer und herrlicher darstellen." Ihn trägt die Liebe zu König und Königin, wie überhaupt jene preußischen Patrioten mit ergreifender Treue an ihrem König Friedrich Wilhelm hingen. Zwar nicht die starke Stütze ihres Vertrauens, war er doch eine liebenswürdige Persönlichkeit, die die Herzen mächtig an sich zog. Schleiermacher redet nur mit Achtung von seinem König und wünscht blos, daß er nicht öfter Anderen als sich selbst gehorcht hätte. Und als am 9. Juli 1810 die edle Königin Luise starb, ist ihr vielleicht keine schönere Nachrede gehalten worden, als die Gedächtnißpredigt Schleiermacher's. „Sie hat über jene höheren Gegenden des Lebens, welche gemeinhin für ihre Höhe büßen müssen durch eine kalte und unfruchtbare Oede, den belebenden Zauber der Heiterkeit und Freiheit ergossen." Doch „je mehr wir verloren haben, um desto mehr auch behalten wir". Daß von da an der treue König ein verschlossener Mann gewesen, dem die Lebensblüthe geknickt war, „ein trauernder Ritter, der seine verlorene Geliebte nimmer vergessen konnte", wie Arndt sagt, damit haben die treuen Preußen Manches entschuldigt, was ihnen an des Königs Handlungen und Stimmungen unverständlich erschien.

Unseren Schleiermacher trug auch das Zusammenarbeiten mit Männern wie Scharnhorst und Stein. Letzterer war ein Mann, der einen Schleiermacher begeisterte.*) Als der „herrliche Mann" im November 1808 als Feind Frankreichs geächtet wurde, da ließ ihm Schleiermacher gratuliren, „denn es wäre die größte Ehre, für einen Feind der großen Nation erklärt zu werden". Es war ihm aber trüb zu Muthe bei dieser Entlassung, alle Lust zur Arbeit war ihm genommen, und ihn tröstete nur, daß Stein's Geist dablieb in Männern wie Humboldt und Alexander Dohna; denn auf Hardenberg, den Nachfolger Stein's, scheint er weniger Vertrauen gesetzt zu haben. Stein aber bewegte, als er am 5. Januar 1809 auf nächtlicher Schlittenfahrt nach der Grenze fuhr, noch Schleiermacher's Neujahrspredigt über das, was der Mensch zu fürchten habe und was nicht zu fürchten sei, im Geiste. Seine Ideen blieben doch in Berlin, ein Kreis erlesener Männer hielt sie fest. Zu Denen gehörte der Prediger an der Dreifaltigkeitskirche. Der arbeitet, was er kann, mit daran, „daß ein neues Geschlecht aus dem Geiste geboren werde". „Es giebt Keinen," so berichtet Steffens, „der wie er die Gesinnungen der Einwohner hob und regelte; Berlin ward durch ihn ein ganz anderes; sein mächtiger, frischer, stets reger Geist war einem kühnen Heere gleich in dieser trüben Zeit." Wie sehr Schleiermacher in Stein's Gedanken von einem Neubau Preußens auf liberalerer Grundlage lebte, das zeigt seine große Predigt am Geburtsfeste Friedrich's des Großen 1808 „über die rechte Verehrung gegen das einheimische Große aus einer früheren Zeit". Wir wollen nicht klagen, daß der große König nicht mehr lebt, „denn ist es nicht eine im Schoße seines Volkes entstandene und gepflegte Kraft, durch die er so Großes auszurichten vermochte, o so ist der Stolz auf ihn ein leerer. War aber sein Geist so einheimisch unter seinem Volke, warum sollte es nicht vertrauen, daß er sich auch öfter erneuern wird unter ihm?" „Es giebt nirgends eine Rückkehr in menschlichen Dingen." „Laßt uns nur festhalten, was er gab zu herrschenden Tugenden des Volkes, Arbeitsamkeit und Sparsamkeit, rechtliches Wesen und wahre Biederkeit, Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz und die köstliche Freiheit des Glaubens und des Gewissens!" Durch die ganze Predigt klingen Stein's Staatsideen.

Schleiermacher arbeitet aber nicht nur auf der Kanzel, er hält auch Vorlesungen über den Staat; stolz schreibt er an die Braut, den jungen Männern jetzt das Christenthum klar zu machen und den Staat, das heiße eigentlich ihnen Alles geben, was sie brauchen, um die Zukunft besser zu machen, als die Vergangenheit war. Er arbeitet auch einige Jahre im Unterrichtsdepartement des Cultusministeriums. 1808 und 1809 war er auch ein eifriger Theilnehmer an den Versammlungen des Berliner Patrioten-comités, dessen Vorsitzender Graf Chazot, dessen Seele Eichhorn war. Mit dem von Königsberg aus verbreiteten, gewöhnlich „Tugendbund" genannten sittlich-wissenschaftlichen Verein hat das nichts zu schaffen gehabt, den hielt Schleiermacher für unbedeutend oder gar für gefährlich. Die Patriotenpartei arbeitete praktisch und militärisch, jede Geheimbündelei verschmähend und ohne jeden Zwang. Als im Jahre 1815 der Geheimrath Schmalz auch sie als demagogisch verdächtigte, wurde ihr in Schleiermacher ein scharfer, schneidiger Vertheidiger. Sie besteht noch, diese Vereinigung, sagt er in seinem Schriftchen an Schmalz, aber „wie hätte sie sich auch auflösen können? Man trat nicht hinein und nicht heraus, da war keine Aufnahme, keine Oberen, keine Form, keine Statuten ... Die Leute waren ja leider nur durch Vaterlandsliebe und durch gegenseitiges Vertrauen verbunden und solch idealisches Gesindel ist entsetzlich schwer auseinanderzubringen." Als es im Herbst 1808 galt, mit der Regierung in Königsberg in engere politische Verbindung zu treten, wurde seitens des Comités als Vertrauensmann Schleiermacher dahin geschickt. Er berieth mit dem König und mit Stein vier Wochen. Spanien schlug los, Oesterreich rüstete, in Tirol gährte es; schien es da nicht an der Zeit, daß auch Preußen die Schmach vergalt? Die Patrioten drängten zum Kriege. Aber ganz klar ist Schleiermacher's Auftrag nicht, seine Berichte sind alle chiffrirt und meiden jeden politischen Namen; Stein nennt er „Christ", den König „Quednow". Vielleicht ist auch mit über die neu zu gründende Berliner Universität berathen worden. Schleiermacher kehrt aber verstimmt zurück, er hatte nichts ausgerichtet; Preußen blieb in Frieden, denn der russische Kaiser ging nach Erfurt, um mit Napoleon über die friedliche Gestaltung Europas zu berathen und für Preußen ein gutes Wort mit einzulegen. Es war wohl gut so, die jungen Kräfte sind noch zu schwach gewesen. Die Braut sagt in ganz richtigem Gefühl, sie könne es nicht begreifen, wie das Vaterland noch etwas unternehmen sollte in so entkräftetem Zustande. Man wußte nun in französischen Kreisen genau, was dieser Berliner Prediger dachte und wollte. Er war auch nicht allzu vorsichtig in seinen Briefen, vor denen sich schon Mancher zu fürchten begann. Schon am 27. September läßt ihn Marschall Davoust nebst zwei Collegen vor sich fordern und redet ihn als einen „hitzigen und brennenden Kopf" an. Schleiermacher spielt aber äußerst ruhig den Dolmetscher für die Anderen und macht sich lustig: Tête chaude et ardente! „Schrecklich zu hören! Aber neben mir brannte zu meinem Trost ebenso lichterloh das Haupt unsres Propstes Hanstein." Als im Jahre 1811 wieder Erkundigungen in Schlesien einzuziehen waren, fand er sich doch wieder bereit.

Inzwischen war ihm ein seines Geistes würdiger Platz geworden an der seit 1807 geplanten, im Herbst 1810 eröffneten

*) Am 1. Juli 1811 schreibt er an Stein: „Woran könnte mir mehr liegen, als daß Ihr gesegneter Name ebenso rein auf Jedermann und auf die Nachwelt käme, als er vor Denen dasteht, welche Sie selbst und Ihr öffentliches Leben zu kennen das Glück haben?" Es ist heute nöthig geworden, zu betonen, wie hoch damals Leute wie Schleiermacher von Stein's Persönlichkeit gedacht haben.

Friedrich-Wilhelmsuniversität zu Berlin, bei deren Einrichtung seine praktischen Vorschläge, klarer als die Fichte'schen, wie es heißt, am meisten gehört worden sind. Diese Universität wurde in ihrem „Heroenzeitalter" die Hochburg des deutschen Idealismus, hier vor Allem wurde von einem Kreise erlesener Männer — Humboldt, Fichte, Savigny, Niebuhr, Schleiermacher — an einer tief patriotischen Gründung der Jugend gearbeitet. Jeden Freitag Abend versammelten sich, die sich verstanden, zu edler Unterhaltung. In einem Briefe Niebuhr's lese ich: „Der Geistreichste von Allen ist Schleiermacher." Niebuhr besuchte selbst regelmäßig Schleiermacher's philosophische Vorlesung und sagt, er glaube, etwas Aehnliches habe keine andere Universität in Deutschland. Es wuchs ein ganz neu geartetes Professorenthum hervor. Wie schon einmal, dreihundert Jahre früher, von deutschen Universitäten eine Wiedergeburt des Volkes ausgegangen war, so schritt jetzt wieder die deutsche Wissenschaft, diese bisher zurückgezogene, ihren einseitigen Gelehrteninteressen hingegebene, dem praktischen Leben entfremdete Wissenschaft, an der Spitze der Nation, von großen nationalen Gedanken getragen, Berlin voran. Das ist ja das Große an jener Zeit, daß sie so tief innerlich anfing. Es war eine Neugeburt von innen heraus. Auch Schleiermacher war den Weg gegangen, hatte sich erst im Herzen seine ideale Welt gebaut und ging nun immer mehr nach außen. Mochte Napoleon immerhin spötteln über die „Ideologen" und sie reden lassen, weil er sie nicht fürchtete: es blieb doch dabei, der deutsche Idealismus hat Deutschland befreit. Die That folgte von selbst nach, dem Geisterfrühling die reife Frucht. Wie konnte auch ein so reif gewordenes Volk noch in unwürdiger Abhängigkeit bleiben? Freilich mußte an Stelle des Schwärmens in einem „Reich ewig heiterer Gestalten" der ernste Selbstaufbau des sittlichen Gedankens treten. Und gerade durch diesen praktisch-reformatorischen Zug unterscheidet sich denn die Generation Fichte-Schleiermacher wesentlich von der vorausgehenden Kant-Schiller-Goethe, deren einsam überlebendes Haupt, Goethe, zurückblieb, ohne die neue Bewegung zu verstehen. Dem geistreichen Baader in München erschien, wie Steffens erzählt, Goethe wie die Henne, die das Zeitalter ausgebrütet habe; es seien aber unglücklicherweise Enten, und nun, da die Jungen frisch und fröhlich herumschwömmen, stehe die alte Henne gluckend und schreiend am Ufer und könne sich gar nicht zufrieden geben. Den Goethe, der im Frühjahr 1813 sagen konnte: „O ihr Guten, schüttelt immer an euren Ketten, ihr werdet sie nicht zerbrechen, der Mann ist euch zu groß!", den nennt Schleiermacher wohl einen mächtigen Geist, aber er könne „nie in Versuchung gerathen, ihn zu lieben".

Das Jahr 1812 verging, da wird der Gedanke Handlung, es weicht die Feder der Büchse, der Geist schuf sich das Kleid der That. Fieberhaft erregt, als die elenden Franzosenhäuflein von Osten her durch Berlin schleichen, begrüßt Schleiermacher das neue Jahr 1813 mit mächtiger Predigt über die Worte: „Bis hierher sollst du kommen und nicht weiter, hier sollen sich legen deine stolzen Wellen." Begeistert drängt er sich mit Reimer und Raumer bei York's Einzug am 17. März so nahe als möglich an den wackren General. Es waren die erhebenden Wochen des Volksaufstands eingetreten, auf des Königs Ruf zur Bildung freiwilliger Jäger sieht schon am dritten Tage Niebuhr die Meldestellen umdrängt, die Landstraßen entlangt wallt es in feierlichen Zügen nach Breslau, Schiller's mächtiges Reiterlied wird Volksgesang. Schleiermacher's Freund, der Minister Alexander Dohna, läßt sich im Kreise Mohrungen als erster Landwehrmann anwerben. Da bietet sich auch Schleiermacher dem General Scharnhorst zu freier Verwendung an, zweimal, aber der schwächliche, ein wenig verwachsene, kränkliche Mann, die „kleine, mißliche Maschine", wie er sich selbst nennt, ist unter der Waffe nicht zu brauchen. Um so eifriger arbeitet er an Anderen. Schon am 8. März dankt ihm Scharnhorst für die schnelle Fortsendung der Freiwilligen. Die studentischen Freischaaren legen ihr Gewehr an die Kirchhofsmauer, lauschen seiner gewaltigen, vom lauten Amen der ganzen Gemeinde besiegelten Predigt und ziehen unter seinem Segen aus. Bei Verlesung des königlichen Aufrufs an das Volk am 28. März hält er seine berühmteste Predigt über die große „Rückkehr zur Wahrheit und zum freien Handeln". In Wien hört Friedrich Schlegel, Schleiermacher habe einen Aufruf an die Sachsen verfaßt, und sein Bruder August Wilhelm will nach Berlin kommen, um sich bei Schleiermacher an deutschem Geiste zu erlaben. Und konnte dieser auch nicht selbst mit ausziehen, in den Landsturm läßt er sich doch eintragen, kauft sich Gewehr und Pulverhorn und exercirt mit Fichte und Buttmann in einer Compagnie. Auch Niebuhr sieht mit Verwunderung die Schwielen an seiner „zarten Gelehrtenhaut". Die Franzosen sollten nur kommen, ruft Schleiermacher, sie würden ein Land finden, in dem nicht Milch und Honig fließt, sondern — Landsturm.

Mit diesem Lichtbilde brechen wir ab. Denn daß der Krieg den Patrioten zu zögernd geführt wurde, daß der Poischwitzer Waffenstillstand am 4. Juni ihren Zorn erregte, daß damals Schleiermacher wegen eines scharfen Artikels im „Preußischen Correspondenten", den er eine Zeit lang für Niebuhr redigirte, zur Rechenschaft gezogen wurde, wobei ihm doch der Minister Schuckmann bezeugte, er meine es auf's Rechtschaffenste mit dem Vaterlande; daß auch späterhin Schleiermacher nicht immer zufrieden war und seine freie Ansicht nicht verbarg, ja mehrmals in Gefahr der Absetzung war, das mag nur erwähnt sein. Er trat offen für den Verfassungsstaat ein, obwohl er „selbst in der wildesten Revolutionszeit immer ein Monarchist gewesen" ist. Ihm war der Staat kein Büttel gegen Räuber, sondern „das herrlichste Kunstwerk des Menschen". Sein politisches Glaubensbekenntniß über Deutschland schreibt er an Schlegel: „Ich bin gar nicht so ganz dagegen, daß es Sachsen und Brandenburger, Oesterreicher und Bayern geben soll. Die Stammesverschiedenheiten sind den Deutschen zu stark aufgedrückt. Nur sollen sie nicht über die größere Nationaleinheit dominiren und das Volk ihnen zuliebe nicht wieder an den Rand des Abgrundes kommen. Darum ist nach der Befreiung mein höchster Wunsch auf ein wahres deutsches Kaiserthum, kräftig und nach außen hin allein das ganze deutsche Volk und Land repräsentirend, das aber wieder nach innen den einzelnen Ländern und ihren Fürsten recht viele Freiheit läßt, sich nach ihrer Eigenthümlichkeit auszubilden und zu regieren." Ob nun freilich das dem nördlichen Deutschland zu sehr entfremdete Oesterreich dazu im Stande sei, diese Frage bleibe ihm offen, eine Lösung findet er nicht, aber er ist in diesen fast merkwürdigen Worten auch, wie er einmal sagt, ein „prophetischer Bürger einer späteren Welt, zu ihr durch lebendige Phantasie und starken Glauben hingezogen, ihr angehörig jede That und jeglicher Gedanke".

Schleiermacher war ein Preuße, ein stolzer Preuße, er spricht es offen aus, er habe, außerdem daß er ein Deutscher sei, wirklich die „Schwachheit ein Preuße zu sein", aber freilich gehe seine Leidenschaft „auf eine Idee von Preußen, welche in der Erscheinung die wenigsten erkennen". Ihm hing von der Erhaltung Preußens auch die Ruhe und Freiheit des protestantischen Deutschlands ab. Das Herz mag ihm gepocht haben, als er in Berchtesgaden einen biederen Pinzgauer ihm gegenüber in Lobeserhebungen über Preußen ausbrechen hörte. Denn soviel er konnte, hatte er ja auch mit daran gearbeitet, daß Preußen wieder mit Achtung genannt werde. Was er gethan, gesprochen und geschrieben, war von großer Anschauung, reinem Eifer, tiefem Ernste bewegt. Als er 1834 aus dem Leben schied, folgte auch die politische Welt seinem Sarge, ein solches Leichenbegängniß eines Privatmannes hatte Berlin noch nicht gesehen. Der König drückte der Wittwe seine Trauer um „den großen Denker, den trefflichen, wahrheitsliebenden Mann" aus. Ernst Moritz Arndt aber schrieb schmerzerfüllt: „Der Theolog wird ersetzt werden. Woher soll man aber den freien, starken Mann und den redlichen Bürger nehmen, der immer aus Einem Guß sein muß? So gehen die Großen und Starken einer nach dem andern dahin." Die wundervolle Büste Schleiermacher's von Rauch konnte Steffens nicht ansehen, ohne zu erschrecken. „Es ist mir oft noch in diesem Augenblick, als wäre er da, in meiner Nähe, als wollte er die streng verschlossenen Lippen zu bedeutendem Gespräch öffnen." Einer von Schleiermacher's Schülern aber, Thiel, dankt Gott für dreierlei: Daß er Deutscher und Preuße geboren war, daß er jene große Zeit und Friedrich Wilhelm's III. Tage sah, daß er — Schleiermacher zum Lehrer gehabt hat. Schleiermacher ist eine adlige Seele, ein „stahlharter, ganz mit sich einiger Charakter", ein Deutscher voll Mark und Charakter gewesen, eine Lichtgestalt aus großer Vergangenheit.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) vierteli. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 18. Dienstag, den 12. Februar. 1895.

Moritz Carriere.

Von Dr. M. Brasch.

Der am 19. Januar d. J. in München im Alter von fast acht und siebzig Jahren verstorbene Professor Carriere hat nach mehr als einer Richtung hin in dem deutschen Geistesleben der Gegenwart eine nicht geringe Bedeutung gehabt. Carriere wurde zu Griedel in Oberhessen von reformirten Eltern, Emigranten, am 5. März 1817 geboren. Seinen akademischen Studien, welche zuerst der Theologie, später der Philosophie, Aesthetik und Kunstgeschichte galten, lag er in Gießen, Göttingen und Berlin ob, in letzterer Stadt unter dem entschiedensten Einfluß der Hegelianer, welche an der Hochschule der preußischen Hauptstadt noch lange nach dem Tode ihres Meisters (1831) die tonangebenden Lehrer waren. Insbesondere schloß er sich in der Metaphysik an den damals angesehensten und begeistertsten Jünger der Schule, Carl Ludwig Michelet, der kürzlich erst im Alter von 93 Jahren gestorben ist, und in der Aesthetik an den feingeistigen, in den ästhetischen Grundlehren sich eng an Hegel anlehnenden Hotho an, dessen enthusiastische Eigenart, die Welt des Schönen anzusehen, Carriere völlig annahm. Diese Methode der künstlerischen Weltbetrachtung, bei welcher die kühle kritische Analyse hinter die warme und gewissermaßen trunkene Begeisterung zurücktritt, ist später das hervorstechendste Merkmal in den Büchern und Vorträgen Carriere's geworden. Man blicke z. B. in eine ästhetische Schrift eines Herbartianers (z. B. Robert Zimmermann's oder Moritz Lazarus') und man wird den tiefgehenden Unterschied in der Auffassung sofort bemerken: während hier Alles kühle Begriffszergliederung ist und scharfe Scheidung des Einzelnen vorherrscht, ist es, als wenn Carriere die gesammte Schönheitswelt immer in ihrer Totalität erfaßt und das einzelne Object nur insoweit ihm Gegenstand der ästhetischen Betrachtung wird, als es an der allgemeinen *Idee* der Schönheit Theil hat. Dieser Unterschied, wesentlich begründet in der metaphysischen Verschiedenheit beider Weltanschauungen, geht hier wie dort bis ins Einzelnste der kunsthistorischen Auffassung (z. B. der Raphael'schen Sixtina) hinab. — Nachdem Carriere 1837 in Berlin promovirt hatte, begab er sich nach Italien, um in den Museen von Florenz, Rom und Neapel Kunststudien obzuliegen. Der junge Theoretiker that gut daran, auf seine wesentlich doch nur theoretischen Abstractionen durch die concrete Anschauung und das Studium der einzelnen Kunstobjecte selbst die Probe zu machen und sie gewissermaßen zu berichtigen. Auf diesen seinen vierjährigen ersten Aufenthalt in Italien kommt unser Gelehrter später immer wieder zurück. Dem Greise erscheint diese Zeit als die Morgenröthe seines der Kunst und ihrer Geschichte geweihten Lebens. — So vorbereitet und nach der Heimath zurückgekehrt, habilitirte er sich als junger Mann von 25 Jahren als Docent der Philosophie in Gießen, wo er dann auch außer den eigentlichen philologischen Disciplinen über Aesthetik und Kunstgeschichte Vorlesungen hielt. Im Jahre 1849 erhielt er die ordentliche Professur der Philosophie und vier Jahre später (1853) wurde er in gleicher Eigenschaft an die Universität in München berufen, wo er zugleich bis zu seinem Tode an der Kunstakademie ästhetische und kunsthistorische Vorlesungen hielt. Zwei und fünfzig Jahre hindurch, also den weitaus größten Theil seines Lebens hat Carriere dem Unterricht der akademischen Jugend gewidmet: eine Thätigkeit, deren segensreiche Wirkungen nicht hoch genug anzuschlagen sind.

Moritz Carriere war, wie ihn einst sein ihm congenialer Freund, der Graf v. Schack, der, so oft er in München war, es sich nicht nehmen ließ, Carriere's Vorlesungen zu besuchen, bezeichnete, der „*Lehrer des Idealen*". Sein ganzes Leben war ein unausgesetztes Suchen danach, und was er fand, theilte er in der nur ihm eigenen Weise seinen Zuhörern wie seinen Lesern vom Katheder herab, wie in seinen Werken mit. Eine Vorlesung bei Carriere (ich hörte ihn zwei Semester 1868/69) konnte man nicht so leicht vergessen. Lange bevor er ins Auditorium trat, war dieses schon bis auf den letzten Platz gefüllt. Wenn er eintrat, grüßte er mit einem leichten Kopfnicken, dann betrat er — nicht ohne eine gewisse feierliche Würde — das Katheder, überblickte das Auditorium und begann seinen Vortrag mit seiner kräftig sonoren Stimme, in der doch auch so viel weiche Empfindung lag. Vor Allem aber zog dieser edle, feine Kopf mit der hohen, von intensiver Denkarbeit durchgeistigten Stirn an. Aus den großen dunkelbraunen Augen blickte Feuer, Milde und Wohlwollen.

Carriere als philosophischer und kunsthistorischer *Schriftsteller* bedarf einer eingehenderen Würdigung. Wir müssen deshalb bis auf die Zeit zurückgehen, wo unter dem Einfluß der Hegelianer seine ersten philosophischen Grundanschauungen sich in ihm herausbildeten. In Berlin schon neigte der Jüngling weniger zur radicalen Linken innerhalb der Hegel'schen Schule, die weit mehr in Tübingen (Baur und Strauß), Halle (Arnold Ruge), Erlangen (Ludwig Feuerbach) und Bonn (Bruno Bauer) als in Berlin vertreten war, wo weit mehr das gemäßigte sogenannte Centrum (Michelet, Vatke u. A.) und die conservative Seite der Schule (Gabler, Marheineke, Hinrichs, Leopold v. Henning u. A.) saßen. Der Unterschied zwischen dieser Rechten und jener äußersten Linken war sowohl ein politischer, als auch ein religionsphilosophischer. In ersterer Beziehung mündete die Linke in die Bewegung von 1848 aus, in letzterer Hinsicht in den Anthropomorphismus und Atheismus des späteren Materialismus, wie er unter dem Einflusse der atomistischen Voraussetzungen der modernen Naturforschung in den fünfziger und sechsziger Jahren um sich griff. Dagegen war die sog. Rechte innerhalb der Hegel'schen Schule religiös und politisch conservativ gesinnt. In ersterer Hinsicht hielt man an den Grunddogmen des Christenthums fest und suchte sie nur speculativ-philosophisch umzudeuten, und in politischer Beziehung ging man, unter Verwerfung der von der französischen Julirevolution angeregten liberalen Forderungen, höchstens bis zur Gewährung von Landständen mit berathender Competenz. Unter diesen Einflüssen bildete sich in dem jungen Hessen allmälig eine Anschauung über öffentliche Fragen heraus, die, unter starker Betonung seines Gegensatzes gegen jeden Radicalismus, einem gemäßigten Liberalismus sich zuneigte. Insbesondere auf dem religionsphilosophischen Gebiete sehen wir daher später Carriere als einen der jüngeren Mitstreiter unter Männern wie Christian Hermann Weiße (Leipzig), Immanuel Hermann Fichte (Tübingen), Ulrici (Halle), dem bedeutenden theologischen Ethiker Richard Rothe (Heidelberg) u. A. Unter diesen unter dem Namen der *speculativen Theisten* bekannten Forschern hat später Carriere — allerdings weniger durch Gedankentiefe und Originalität als vielmehr durch seine Vielseitigkeit und seine schriftstellerischen Vorzüge — eine einflußreiche Rolle gespielt. Es gab keine philosophische oder religiöse Zeitfrage, an deren Lösung er im Sinne jenes ethischen und speculativen Theismus sich nicht in vorderster Reihe betheiligt hätte. Und hier waren es besonders zwei Seiten, nach denen hin er mit großer Gewandtheit und Schlagfertigkeit seine Waffen führte: gegen die *pantheistischen* Bestrebungen der jüngeren Hegelianer und gegen die *materialistischen* Strömungen der letzten vierzig Jahre. Mit Energie tritt er für das „Urpersönliche" in dem Begriffe der Gottheit ein, für das göttliche „Selbstbewußtsein" im Unterschiede von der Totalität des Weltalls, welche nur ein Moment in dem göttlichen Bewußtsein ist. Sein Theismus ist

aber auch ein ethischer, insofern alle Entwickelung der Welt eine Höherbildung und Vervollkommnung vom Physischen ins Psychische, vom Psychischen ins Ethische und vom Ethischen ins Göttliche hinauf bedeutet. Eine Identificirung von Gott und Welt ist ihm ein logischer wie anthropologischer Nonsens, der in Widerspruch steht mit aller unbefangen forschenden Wissenschaft der Natur und der Geschichte. Aber obgleich beide großen Gebiete ihre eignen unverrückbaren Gesetze und Normen haben, so ist doch Gott erst der wahrhafte Realgrund für diese Gesetze, deren Wesen und Wirksamkeit zu erforschen Sache der Erfahrungswissenschaft sei. Diese und ähnliche Probleme hat Carriere in seinem ebenso geistvoll als anziehend geschriebenen Werke: „Die sittliche Weltordnung" (1877; 2. Aufl. 1891) behandelt. Hier setzt er sich auch mit Schopenhauer und seiner Schule in Betreff der Fragen über die Berechtigung des Bösen in der Welt und überhaupt in Bezug auf das Problem der Theodicee auseinander. Ein großer Theil des Werkes ist der Polemik gegen Schopenhauer gewidmet, dessen System er atheistisch nennt, nicht nur, weil er den einfachen „Willen" zum Absoluten, zum Weltwillen erhebt, sondern vor Allem deshalb, weil er, im schreiendsten Widerspruche mit der Weltthatsache, denselben zu einem blindwirkenden, schlechthin vernunftlosen stempelt, d. h. weil er Vernunft, Geist, Bewußtsein zu secundären Erscheinungen und zum bloßen Product der „Organisation" herabsetzt. Seit mehr als drei Decennien war Carriere's schriftstellerische Thätigkeit der Polemik gegen die materialistischen Strömungen in Wissenschaft und Leben gewidmet. In dieser ganzen Gruppe von Philosophen und Theologen, der er angehörte, trat er neben Hermann Ulrici („Gott und Natur") dort am Meisten in den Vordergrund, wo es sich darum handelte, den naturwissenschaftlichen Materialismus und seine Consequenzen für Psychologie und Ethik zu bekämpfen. Freilich stand er in dieser Beziehung nicht allein da: hatte ja doch vom Neukantianismus aus Friedrich Albert Lange in seiner „Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung für die Gegenwart" den erfolgreichsten Angriff gegen jenen gemeinsamen Feind geführt. Auch in Bezug auf die umfassende Kenntniß der naturwissenschaftlichen Gesetze und Thatsachen konnte Carriere, als Aesthetiker und Kunsthistoriker, sich mit Lange nicht messen, welchen Beistand er auch an seinem Schwiegervater, dem großen Chemiker Justus v. Liebig, nach dieser Richtung hin hatte. Nichtsdestoweniger wird man doch anerkennen müssen, daß er in dem Kampfe gegen Büchner, Moleschott und Carl Vogt in keiner Weise sich eine Blöße gegeben hat. Ja, wenn man heute, wo der lange fast 40jährige Krieg um die „Seele" und die „Materie" beendet scheint, von einem Siege der idealistischen Weltanschauung spricht, so muß man einen Hauptantheil an diesem schwer errungenen und glorreichen Siege, den man nur durch die Formel ausdrücken kann: „Der Materialismus ist wissenschaftlich überwunden", Moritz Carriere zugestehen.

Das Hauptgebiet Carriere's aber ist das ästhetische und kunsthistorische. Hier ist er auf die Kunstforscher wie auf die künstlerisch Genießenden, ja sogar auf die producirenden Künstler von weitreichendem Einflusse gewesen. Carriere hat sich als theoretischer Aesthetiker hauptsächlich durch sein zweibändiges Werk: „Aesthetik. Die Idee des Schönen und ihre Verwirklichung durch Natur, Geist und Kunst" bewährt. Mehr als eine „Poetik" wie eine ästhetisirende Betrachtung der Dichtungsgattungen, mit Bezugnahme auf literarhistorische Beispiele, ist das aus Vorträgen entstandene Werk von 1854: „Die Poesie, ihr Wesen und ihre Formen" (2. Aufl. 1884) anzusehen. Ueberdies hat er eine Reihe feingeistiger und anziehender Essais über „Lessing, Goethe, Schiller und Jean Paul" (1862) veröffentlicht. Hieran schließen sich eine große Reihe in Monats- und Wochenschriften publicirter größerer kritischer Studien an, welche bisher noch nicht gesammelt sind. — Von allen diesen Arbeiten ist die „Aesthetik" als das theoretische Hauptwerk anzusehen und wir müssen ihr daher einige Bemerkungen widmen. Carriere stellt sich hier eine große Aufgabe: er will nicht nur das Verständniß der großen Meisterwerke in der Dichtung wie in den bildenden Künsten fördern, sondern er möchte auch in die Psychologie der Aesthetik eindringen, d. h. die eigenartige Schöpferthätigkeit des künstlerischen Geistes erklären und seine psychologischen Gesetze erläutern. Er will aber auch noch weiter gehen: er möchte Natur und Geschichte vom Aesthetischen aus betrachten und vor Allem — den Genuß des Schönen durch Erkenntniß seines Wesens bestätigen und erhöhen. Zugleich möchte er aber auch die Philosophie des Schönen fortbilden. Hat Carriere durch sein Werk alle diese Absichten erreicht? Die vielen Auflagen desselben scheinen diese Frage zu bejahen. Aber auch eine kritische Prüfung seines Inhalts bestätigt das Urtheil, daß Carriere's Aesthetik den Vergleich mit Friedrich Vischer's und Robert Zimmermann's Werken nicht nur ruhig aushalten kann, sondern sie in manchem Punkte noch übertrifft, z. B. in Bezug auf die Klarheit und Verständlichkeit seiner Sprache. Vischer's großes Werk trägt einen systematischen Eisenpanzer, den zu durchdringen, um bis auf den gedanklichen Kern zu gelangen, nicht Jedem gelingt. Es gehört diesem ästhetischen Riesenbau Vischer's gegenüber eine intimere Kenntniß der Hegel'schen Systematik und Terminologie dazu, als sie heute verbreitet zu sein pflegt. Hat man dieses Rüstzeug muthig durchdrungen, so wird man allerdings durch die Fülle der Ideen und den Reichthum der Begriffe, die hier entwickelt werden, sich belohnt fühlen. Aber wer hat heute noch die Ausdauer, viele Jahre hindurch auf das Studium eines Werkes zu verwenden? Umgekehrt leidet das Werk von Robert Zimmermann, wie aller der aus Herbart's Schule hervorgegangenen Aesthetiker (Siebeck, Vogt u. A.), bei aller Vortrefflichkeit ihrer psychologischen Grundlegung, doch an einem übertriebenen Formalismus, während der Ideengehalt mit diesem letztern nicht gleichen Schritt hält. — Carriere's ästhetisches Werk hält in Bezug auf das harmonische Verhältniß von Inhalt und Form die Mitte zwischen den beiden genannten. Nirgends ein Ueberwuchern der Systematik und doch stellt sich das Ganze als durch einen Grundgedanken beseelt vor das Auge des Lesers. Selbst die einleitende metaphysische Partie des Werkes: „Die Idee des Schönen" leidet nicht an allzu großer Abstraction. Carriere weiß es auch den philosophisch ungeübtern Lesern klar zu machen, daß alle Schönheit in Natur und Kunst aus einem Zusammenwirken, aus einem Ineinander der geistigen Innenwelt und der sinnlichen Außenwelt hervorgeht. Sehr reich und mannigfaltig ist der Abschnitt über das Naturschöne: den ganzen anorganischen Kosmos, die gänzliche vegetative und animale Welt, den gesammten physischen Bereich des Menschen durchwandern wir, aber auch alle menschlichen Institutionen (Staat, Sitte, Gesellschaft u. s. w.), in denen ein physischer Einschlag sichtbar ist, um den „Stoff" für Schönheit und Kunst aufzufinden. Erst der folgende Theil bringt das psychologische Moment des künstlerischen Schaffens und Aufnehmens („Die Phantasie und der Künstler oder das Schöne in der Subjectivität des formenden Geistes"), welcher Abschnitt bei den Aesthetikern der Herbart'schen Schule, entsprechend dem ganzen psychologischen Charakter dieses Systems, meist den einleitenden und grundlegenden Theil zu bilden pflegt. Das concrete Kunstwerk und die Gliederung der Künste bildet den Inhalt des Schlußtheiles des Band I, der die eigentliche Philosophie der Aesthetik enthält, während in Band II die specielle Aesthetik der bildenden Künste, der Musik und der Poesie behandelt wird. Wir können auch hier des beschränkten Raumes willen nur ganz summarisch auf die Fülle und den Reichthum der hier zur Lösung gelangenden ästhetischen Probleme und Fragen hinweisen. Dieses Alles geschieht aus erschöpfender Kenntniß des Kunstmaterials und der historischen Entwickelung der einzelnen Künste, insbesondere der dichterischen Literaturen der Vergangenheit. Indeß hat dieser II. Band, in welchem der Verfasser mehr in die breite Fülle der Künste und der Dichtungen die Leser einführt, mehr einen erklärenden reflexiven Charakter.

Dieses Letztere führt uns nun auf Carriere's kunsthistorisches Haupt- und Lebenswerk: „Die Kunst im Zusammenhange der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit." Es ist ein großartiges Gemälde von der Kunstentwickelung der Menschheit, welches hier Carriere zur Ausführung gebracht hat: der Plan und die Gesichtspunkte welthistorisch und die Durchführung wesentlich culturgeschichtlich. Schon hieraus ist ersichtlich, daß wir in diesem mit Recht berühmten Werke weder eine Kunst- noch eine Cultur-, noch eine Literaturgeschichte im eigentlichen Wortsinne, sondern alles drei zusammen besitzen, so zwar, daß Carriere, der vielfach sehr ins historisch Einzelne hinabsteigt, doch mehr die allgemein wichtigen und dauernden Ergebnisse der nationalen Literaturen und Künste, und zwar einerseits als Producte, andererseits als fortwirkende Elemente, darstellt. Auch hier ist die Darstellung mehr schildernd als betrachtend und dies giebt dem Werke etwas ungemein Pittoreskes und Farbenreiches. Aber bei alledem bleibt Carriere doch Geschichtsphilosoph, da er überall, zumal in den Einleitungen zu den einzelnen Bänden, die beherrschenden Ideen der Zeitepochen, deren literarische und künstlerische Hauptwerke er analysirt, nach-

weist, wobei als für Carriere charakteristisch zu betonen ist, daß er neben den allgemeinen culturfördernden Factoren auch auf die religiösen Vorstellungen und Begriffe, in ihrer inneren Einwirkung auf die literarische und künstlerische Production der Völker, hinzuweisen nicht ermüdet. So wenn er in Band I („Die Anfänge der Cultur und das orientalische Alterthum“), nach einer eingehenden Analyse der die Stabilität des Orients bedingenden Ursachen, für Indien die betreffenden religionsgeschichtlichen Forschungen (W. v. Humboldt, die beiden Schlegel, Bopp, Max Müller, Burnouf, Weber, Kuhn, Benfey, Holtzmann), für den Parsismus die Arbeiten von Spiegel, Windischmann, Haug, Roth und ebenso für den übrigen Orient die Forschungsresultate der modernen Religionswissenschaft gewissenhaft und meist mit gutem Verständniß berücksichtigt. Nicht minder zeigt Band II („Hellas und Rom in Religion, Weisheit, Dichtung und Kunst“) ein tiefes Eingehen auf den religiösen Geist der altclassischen Völker. Dieser Theil, der gewissermaßen eine Philosophie der Geschichte der Griechen und Römer vom Standpunkte der Aesthetik darstellt, ist besonders schön und anziehend geschrieben. Die antike Tragödie z. B. im Zusammenhange mit der ganzen religiös-sittlichen Lebensanschauung des Alterthums, ebenso das Wesen der griechischen Plastik, Architektur und Malerei, ferner der Geist des römischen Rechts und Staatswesens lassen sich kaum tiefer begründen, als es hier geschehen ist. Der besonders umfangreiche Bd. III („Das christliche Alterthum und der Islam in Dichtung, Kunst und Wissenschaft“) ist von großer Mannigfaltigkeit: Jesus und die Bibel, Kampf und Sieg des Christenthums in der alten Welt, Gnosis und Kirchenväter, die religiöse Dichtung, die Anfänge der Kirchenmusik, die Basilika, Bildnerei und Malerei unter der Einwirkung altchristlicher Vorstellungen (hier ist besonders die Charakteristik des altchristlichen „Naturgefühls“ und der „Symbolik“ interessant und tiefgreifend), das Byzantinerthum in Literatur und in den bildenden Künsten, die Poesie der alten Araber, Mohamed und der Koran, die orientalische Philosophie und Dichtung nach Mohamed, die arabische Architektur im Morgenland, arabische Philosophie, Dichtung und Architektur in Sicilien und Spanien, die Poesie der Juden, das Epos Firdusi's und die Liebesepik in der neupersischen Dichtung, die Lyrik und Gedankendichtung in der neupersischen Literatur &c. Nicht minder mannigfaltig und doch von einer Grundidee beherrscht ist Bd. IV („Das europäische Mittelalter in Dichtung, Kunst und Mittelalter“). Hatte im Alterthum das Naturideal mannigfaltige Gestalt erhalten, und sahen das Christenthum und der Islam (beide freilich in sehr verschiedener Weise) es als ihre Aufgaben an, die zersplitterten göttlichen Vorstellungen des Polytheismus in die unendliche Einheit des rein geistigen Gottes zusammen zu fassen, und war insbesondere im Christenthum in der Gestalt Jesu das höchste religiös-sittliche Ideal realisirt worden, so hat dieser IV. Bd. zu zeigen, wie durch die weitere geschichtliche Entwickelung, insbesondere seit dem Auftreten der germanischen Völker das Gemüthsideal in Religion, Kunst, Dichtung Wissenschaft und Leben sich zu realisiren hat. Dieses giebt dem Verfasser Anlaß, in großen Zügen eine Aesthetik der gesammten mittelalterlich-christlichen Cultur zu entwerfen, welche als das ideelle Ergebniß aus allen jenen Seiten der Culturentwickelung herausspringt. Das Slaventhum und das Keltenthum sind hier gewissermaßen nur als Einleitung vorausgeschickt: das Germanenthum dagegen bildet nach allen Seiten seines inneren und äußeren geschichtlichen Lebens in dieser Epoche den eigentlichen Inhalt dieses IV. (oder auch des zweiten Theils des III.) Bandes. Der V. Bd. („Renaissance und Reformation in Bildung, Kunst und Literatur“) läßt die Tendenz des gesammten Werkes: die Cultur der Menschheit aus dem Gesichtspunkte der Schönheitsidee darzustellen, noch weit schärfer hervortreten, als die vorangehenden Theile. Gegensätze wie der Humanismus und die Volksdichtungen, die erstarkenden Nationalstaaten und der durch die Entdeckungen neuer Welt- und Erdtheile erweiterte kosmopolitische Gesichtskreis, der Kampf zwischen der gewaltigen römischen Hierarchie und dem erwachten religiösen Gewissen in der Reformation, die Autorität der kirchlichen Scholastik und der beginnende Aufschwung der auf Beobachtung und Experiment beruhenden Naturforschung, die frischen Blüthen in Dichtung und Kunst, welche die Renaissance überall hervortreibt, und das Bestreben, diesen Geistesreichthum der Völker noch einmal unter das eine Machtgebiet der römischen Theokratie zu beugen: dies Alles giebt Carriere Anlaß, die literarischen und künstlerischen Wirkungen aus dem Kampfe dieser großen Gegensätze in fesselnder Weise ans Licht zu stellen. In dieser Beziehung weisen wir auf die geistvolle Parallele zwischen der Literatur- und Kunstentwickelung in den romanischen Ländern, in denen mehr die Wirkungen der Renaissance hevortreten, und den Folgen der Reformation in den wesentlich germanischen Ländern hin. Der VI. Band endlich („Das Weltalter des Geistes im Aufgange. Literatur und Kunst im 18. und 19. Jahrhundert“) wird und muß für die Gegenwart das größte Interesse haben. Denn hier ist in der That der moderne „Geist im Aufgange“ und zwar nach der ganzen Mannigfaltigkeit seiner culturellen Ausstrahlungen und der Fülle seiner ästhetischen Formen geschildert. Aber auch den tieferen und inneren Motiven der Entwickelung der beiden Jahrhunderte ist Rechnung getragen. Die kirchlich-religiösen Zustände und Kämpfe, so weit sie Beweggrund ästhetischer Production geworden sind, nehmen einen breiten Raum in diesem Schlußbande ein. — Es versteht sich von selbst, daß ein Werk von diesem Umfange, dessen erster Band vor mehr als 30 Jahren erschienen ist, bei dem unaufhaltsamen Fortschritte in jetziger literar- und kunsthistorischer Forschung, heute mancherlei Lücken, Irrthümer und veraltete Anschauungen im Einzelnen enthalten muß. Darüber wird kein Verständiger mit dem Verfasser rechten wollen. Dagegen muß dies festgestellt werden, daß die allgemeinen geschichtsphilosophischen Gesichtspunkte, von denen aus hier die ästhetische Culturentwickelung der Menschheit dargestellt wird, noch für lange als richtig anerkannt werden dürften. Hierbei ist Carriere noch eine Tugend nachzurühmen, die immer den echten wissenschaftlichen Historiker auszeichnet: die wohlthuende Selbstbescheidung selbst in der Darstellung der Zeiten und Werke, in denen die geistigen Höhepunkte der Menschheit sichtbar sind, und die nationale Bescheidenheit, welche den großen Leistungen der andern Völker gegenüber redlich ihre Verdienste anerkennt. Im letzten Bande, der kurz nach dem deutsch-französischen Kriege erschienen ist, spricht sich die stolze Freude über die errungene deutsche Einheit aus. Indeß warnt er vor Ueberhebung und ermahnt, auch die Vorzüge und Leistungen der anderen Nationen anzuerkennen, ja ihnen dort nachzustreben, wo sie uns voraus sind: den Franzosen in ihrer wissenschaftlichen Prosa, den Italienern in ihrer Malerei, den Engländern und den Spaniern in ihrem Drama.

Außer diesen großen Werken hat Carriere noch eine ganze Reihe kleinerer Arbeiten auf dem Gebiete der Aesthetik, Ethik und Religionsphilosophie veröffentlicht. Eine anziehende Schrift ist seine deutsche Bearbeitung der Briefe und Leidensgeschichte von „Abälard und Heloise“ (Gießen 1844). Von seinen religiösen Dichtungen erwähnen wir: „Erbauungsbuch für Denkende“ (Frankfurt a. M. 1858) und „Religiöse Betrachtungen“ (2. Aufl. 1856). Eine werthvolle historisch-politische Monographie ist seine Arbeit über „Cromwell“ (Historisches Taschenbuch 1851). Seiner politischen Dichtung: „Letzte Nacht der Girondisten“ (1849) wird Kraft und Schwung der Sprache nachgerühmt.

Moritz Carriere's Tod hat in dem geistigen Leben der Gegenwart eine empfindliche Lücke gerissen: in ihm wurde uns einer der wenigen idealen Führer der öffentlichen Meinung in Philosophie, Literatur und Kunst entrissen.

Bücherbesprechungen.

B. K. Sonn- und Festtagspredigten. Eine Sammlung von Predigten gläubiger Zeugen der Gegenwart über Perikopen und freie Text. Herausgegeben von D. Emil Quandt, erstem Director des königl. Predigerseminars, Superintendent und Oberpfarrer in Wittenberg. Zweiter Band: Die Erkenntniß des Heils. Epistelpredigten. Leipzig, Fr. Richter. 1894. 18 Lieferungen zu 40 ₰. — Genau wie für den ersten Band, welcher die Evangelienpredigten enthält (Wiss. Beil. Nr. 25 v. 1894), hat der Herausgeber auch für diesen zweiten, der in Bezug auf die viel größere Seltenheit gedruckter Epistelpredigten als der wichtigere zu bezeichnen ist, eine ganze Anzahl der hervorragendsten Kanzelredner als Mitarbeiter gewonnen. Und da jeder Betheiligte fast ausnahmslos nur eine Predigt beigesteuert hat, so bietet die Sammlung ein mannigfaltiges Bild, aus dessen Studium in vielen Beziehungen viel zu lernen ist. Neben den weit und tief angelegten Kanzelvorträgen der Professoren und Prälaten aus der alten Schule erscheinen in buntem Wechsel die knapp zusammengedrängten Predigten der preußischen Militär- und Hofprediger, die auch für die Kanzel nach Vorschrift arbeiten müssen und, wie wir

glauben, nicht zum Schaden der hörenden Gemeinde. So lehrreich es ist, dort die vornehme, synthetische Gedankenentwickelung mit ihrer wohlangepaßten Einleitung durch die logisch streng geschiedenen Theile hindurch zu verfolgen, so anregend und für die Bedürfnisse unserer Zeit fast noch förderlicher ist es, hier die volle Entfaltung apostolischer Wahrheitsgedanken aus sich selbst heraus und ihre mehr oder minder kraftvolle Anwendung auf das gegenwärtige Leben auf sich wirken zu lassen. Allen Predigern aber ist gemeinsam das freudige Bekenntniß zu Christo, dem Heile der Welt. So können wir uns, wie schon beim ersten Bande, ein Eingehen auf die Vorzüge einzelner Predigten füglich erlassen: die Mehrzahl der betheiligten Prediger haben Namen von gutem Klang und stehen oder, was von zwei vor Kurzem abgerufenen zu gelten hat, standen in reichgesegneter amtlicher Wirksamkeit, ein großer Theil sogar in Stellungen, die sie dazu verpflichten, in jeder Predigt Vorbildliches und Mustergiltiges zu leisten. Die Sammlung ist für lernende Prediger eine Quelle reicher Belehrung auf dem so viel schwierigeren Gebiete der Epistelauslegung.

D.K. Adolf Paul, Ein gefallener Prophet. Paris und Leipzig. Verlag von Albert Langen. 1895. 8°. 200 S. — Manche im skandinavischen Norden nicht eben goutirte Verfasser haben sich wie A. Strindberg u. A. auf unserem Literaturgebiet versucht. Zu diesen gehört Adolf Paul, welcher in Schweden und Norwegen seine erste publicistische Thätigkeit ausgeübt, aber dessen Arbeiten dort, wie das Vorwort mittheilt, theils confiscirt wurden, theils unbeachtet blieben. Er war in seiner nordischen Heimath ein Streiter für Fortschritt, Revolution und Atheismus, „alle jene kräftigen, schnurgeraden Begriffe". Von dem früheren Gesellschaftsstürmer, heißt es im Vorwort, sei nur wenig zurückgeblieben, er habe für diese tendenziöse Art zu schreiben nunmehr die seiner Künstlernatur am meisten zusagende tendenzlose gewählt, und die Revolution habe sich in Bitterkeit und Humor gewandelt, die beide in ihm zur Kunst geworden seien. Auch habe er sich der Natur zugewendet, mit der er in Schweden und Finland von Jugend auf vertraut war. Das schon durch die Nudität auf seinem äußeren bunten Titelblatt für uns etwas anstößige Buch enthält neun meist sehr phantastische Novellen. Wir erkennen gerne jede erfreuliche Leistung dankbar an, aber das Einzige, was hier anerkennenswerth ist, ist die Handhabung der deutschen Sprache seitens eines Ausländers, der bis auf einige kleine Schwedicismen, die uns in der dritten Erzählung: „Der Ehemann als Symbol" entgegentreten, auf dem fremden Sprachboden sich ganz meisterhaft bewegt. — Der Titel der ersten Novelle: „Ein gefallener Prophet" ist auch der Titel des ganzen Buches; ob mit Recht, sei dahin gestellt. In dieser ersten wie der dritten Erzählung „Die Seligkeit der Kartoffelknollen" (!) zeigt sich keine so ganz tendenzlose Dichtung. Hier richtet sich die Tendenz gegen die Kirche und ihre Lehre. In dem gefallenen Propheten wird ein Geistlicher uns vorgeführt, der nicht aus Ueberzeugung die Lehre der Kirche verkündigt, sondern von der Ehrsucht geleitet wird, in seinem Amt vor Tausenden hinreißend reden zu können, und im Uebermaß seiner Inspiration fühlt, als hätte er die Worte: „Ich bin das Licht der Welt" in seinem eigenen Namen gesagt, bis in dem Gottesdienst, zu dem der berühmte Redner in eine andere Stadt gerufen wird, Jemand aus der ersten Reihe seiner Zuhörer mit scharfer Stimme ihm zuruft: „Gut geschwindelt, Pfaffe!", auf die Kanzel springt und selbst das Wort nimmt. Da wird der falsche Prophet erkannt. Er spricht darauf noch: „Lasset uns beten", aber findet keine Worte, seine Lippen stammeln unsicher und können die Laute nicht mehr bewältigen. Dies des Propheten Fall. Der Andere ist Sieger. In der dritten wunderlich eingekleideten Novelle (Seligkeit der Kartoffelknollen) wird die ewige Seligkeit angezweifelt aus dem trivialen Grunde, weil Niemand wie die Kartoffeln aus dem Kochtopf aus der Ewigkeit wiedergekommen sei. — Die anderen Novellen „Ehemann als Symbol", „Natürliche Begabung", „Böse Gedanken", „Zurück nach der Heimath", „Ein Traum", Ein Märchen aus der Einöde" und „Charlatan" sind theils mehr theils weniger sonderbar phantastische Gedichte, besonders die letzte. Am Besten dürfte noch „Ein Märchen aus der Einöde" sein. Wir sind der Meinung, der wohl noch junge Adolf Paul muß sich noch ein oder mehrere Male häuten, vielleicht daß dann in seiner Heimath oder in der Fremde sein Erzählertalent noch einmal zu besserer Geltung gelangen kann.

— Jahrbuch der deutschen Gerichtsverfassung. Herausgegeben auf Veranlassung des Reichs-Justizamts von Carl Pfafferoth, Kanzleirath im Reichs-Justizamt. 4. Jahrgang 1895. Berlin, Karl Heymann's Verlag. 1895. Preis 5 ℳ. — Der nach neunjähriger Pause erschienene vorliegende Band des Jahrbuchs stellt eine äußerst dankenswerthe, eine Fülle des wichtigsten und interessantesten Materials bietende Publication dar. Der Erste Theil giebt einen Ueberblick über die verschiedenen Justizeinrichtungen im Deutschen Reiche, soweit es sich um die ordentliche Gerichtsbarkeit handelt. Er beleuchtet die Verhältnisse der Richter, Staatsanwälte, Rechtsanwälte nach verschiedenen Seiten hin, giebt besonders ausführliche Auskunft über die Regelung der Prüfungen und der Vorbereitung zum höhern Justizdienst und eine genaue Uebersicht über Besoldungs- und Pensionsverhältnisse der Richter und Staatsanwälte im Reiche und in sämmlichen Bundesstaaten. Der Zweite Theil gewährt Auskunft über sämmtliche deutsche Justizbehörden einschließlich der obersten Justizverwaltungs- und der Prüfungsbehörden unter Namhaftmachung aller zu den einzelnen Behörden gehörenden höheren Justizbeamten und Mittheilung der Bevölkerungsziffer der den einzelnen Gerichten zugewiesenen Amtskreise. Im Anschlusse hieran findet sich ein Verzeichniß der im Auslande eingesetzten deutschen Consulargerichte und der Gerichtsbehörden in den deutschen Schutzgebieten. Der Dritte Theil bietet werthvolle statistische Uebersichten und Tabellen, u. A. über die Zahl der richterlichen Beamten und der Beamten der Staatsanwaltschaft, die Gesammtzahl und Vertheilung der Rechtsanwälte, sowie die Bewegung innerhalb der Rechtsanwaltschaft, über die Theilnahme an den juristischen Prüfungen und die Ergebnisse derselben und die Zahl der im Vorbereitungsdienste befindlichen Rechtskundigen. Ein Verzeichniß derjenigen Orte, an welchen sich ordentliche Gerichte befinden oder Gerichtstage abgehalten werden, unter Bezeichnung der Servisclasse, und ein vollständiges Namensverzeichniß bilden den Abschluß des mühsamer, aber verdienstlicher Sammelarbeit entsprungenen Werkes, das wir jedem an der Justizpflege Betheiligten als Interessirten auf das Angelegentlichste empfehlen müssen. Uebrigens ist uns eine Unrichtigkeit aufgefallen: Eine rechtswissenschaftliche Abhandlung wird bei der zweiten Prüfung im Königreich Sachsen nicht mehr verlangt (S. 31). N.—

— Japan, wie es wirklich ist, von Kinza Ringé M. Hirai; deutsch von M. Klittke. Leipzig, Gustav Uhl. 1,20 ℳ — Der Verfasser der kleinen Schrift ist ein japanischer Buddhisten-Priester, der, wie er selbst angiebt, „der erste in Japan gewesen ist, der je das Christenthum angriff", „nicht das eigentliche Christenthum, sondern das unechte", das darauf ausgeht, „unsere (Japans) Unabhängigkeit zu untergraben und die Stärkung unserer Nationalität zu verhindern". Nach seiner Meinung ist Japan durch den Handelsvertrag, den die Vereinigten Staaten und später die europäischen Mächte nach der gewaltsamen Erschließung des Landes im Jahre 1858 mit ihm abgeschlossen haben, seiner „nationalen Rechte beraubt", da ihm derselbe als höchsten Zollsatz nur 20% ad valorem auf importirte Waaren gestattet und „die Einführung von hunderterlei Arten abscheulicher geistiger Getränke" nicht verhindert, und da er Staat und Religion nicht von einander zu trennen vermag, so macht der Verfasser die christliche Kirche „für all das Unrecht, das Japan von den Völkern der Christenheit zugefügt worden ist", verantwortlich. Das Christenthum hat nicht etwa fördernd auf die Entwickelung der japanischen Cultur gewirkt, im Gegentheil, seit seiner Einführung, d. h. seit dem Eindringen der christlichen Mächte, hat sich die bereits damals hochentwickelte japanische Cultur nicht immer auf dem richtigen Wege weiter entwickelt, wie uns an eingehenden Schilderungen über die Stellung der Frau in Haus und Gesellschaf, über Volksunterricht und Volksunterhaltung und über Religion und philanthropische Einrichungen gezeigt werden soll. Wer das Wohlwollen kennt, mit dem gerade Deutschland die culturelle Entwickelung Japans verfolgt, der wird mindestens die Uebersetzung der Schrift in die deutsche Sprache, wenn nicht die Schrift überhaupt, für überflüssig halten und den aufgeklärten Japanern, die wohl wissen, was ihr Vaterland den europäischen Mächten zu verdanken hat, hat der Verfasser kaum einen guten Dienst erwiesen. Immerhin ist es aber für uns interessant, zu wissen, daß man in Japan schon jetzt die Lehre zu verfechten beginnt: Japan den Japanern. Dr. F.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 19. Donnerstag, den 14. Februar. 1895.

Die handelspolitische Bedeutung des Nicaragua-Canals.

Von Dr. August Fitzau. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Weder die bald nach der Entdeckung Amerikas erkannte Thatsache, daß eine ununterbrochene Landschranke den Seeweg nach Westen versperre, noch die unermeßlichen Reichthümer, welche die spanischen Eroberer in den von ihnen zuerst betretenen mittelamerikanischen Ländern angetroffen hatten, vermochten die golddürstigen Entdecker aufzuhalten und den Plan, einen westwärts gerichteten Seeweg nach Indien aufzufinden, in den Hintergrund zu drängen, sodaß Karl V. bereits um 1530 mehrere Pläne zur Herstellung einer künstlichen Verbindungsstraße beider Meere ausarbeiten ließ. Da um diese Zeit der östliche Seeweg nach Indien um die Südspitze von Afrika durch Vasco da Gama schon aufgefunden worden war und von den Portugiesen viel befahren wurde und durch die von Magelhaens ausgeführte Umfahrung des Cap Hoorn auch ein westlicher Seeweg nach Indien gefunden und die Ausdehnung des stillen Oceans und somit die Entfernung Indiens von Mittelamerika bekannt geworden war, so ist uns jenes Project Karl's V. ein Beweis dafür, daß man schon in jener Zeit die hohe Bedeutung der centralamerikanischen Landenge für die Entwickelung und die Beherrschung des Weltverkehrs erkannt hatte. Und wenn heute nach 360 Jahren, in denen Handel und Verkehr fast die ganze bewohnbare Erde umfaßt haben und der menschliche Geist in der Beseitigung von Verkehrs-Schranken und -Hindernissen bisher Unerreichtes geleistet hat, die Ausführung jenes Planes noch keine wesentlichen Fortschritte gemacht hat, so könnte man fast glauben, daß während dieser Zeit der centralamerikanische Isthmus an handels- und verkehrsgeographischer Bedeutung verloren habe. Allerdings verbindet eine Anzahl fahrbarer Straßen und seit 1894 außer der Eisenbahn Colon-Panama auch die Tehuantepec-Ueberlandbahn beide Küsten, aber vom Weltverkehr ist diese Landschranke bis jetzt noch nicht überschritten worden und wird es auch in diesem Jahrhundert nicht werden, nachdem auch die Liquidation des zweiten mittelamerikanischen Canalunternehmens zum Bau des Nicaragua-Canals im November 1893 eingetreten ist und die Regierung der Vereinigten Staaten sich zur Ausführung des Baues scheinbar nicht entschließen kann. Aber die Geschichte des ganzen Canalunternehmens und die große Zahl der im Laufe derselben aufgetauchten Canalprojecte beweist uns zur Genüge, daß man stets von der Wichtigkeit eines mittelamerikanischen Canals überzeugt gewesen ist und daß nur eine Reihe widriger Umstände die Ausführung desselben bis heute verhindert hat. So lange Mittelamerika im Besitze Spaniens war, so lange hinderte einerseits die Schwäche und andererseits die Furcht, daß sein süd- und mittelamerikanischer Handel mit Edelmetallen und Colonialproducten nach Herstellung eines mittelamerikanischen Wasserweges durch den Wettbewerb der anderen Nationen geschädigt werden könnte, Spanien daran, die Ausführung des Canalbaues thatkräftig zu betreiben, und es gelang ihm sogar, die Anstrengungen der Engländer, Franzosen und Holländer, in Centralamerika festen Fuß zu fassen, zu nichte zu machen. Der thatkräftigen Politik Cromwell's gelang es zwar, hier die Stellung Spaniens zu erschüttern, indem er ihm 1655 Jamaica entriß, von wo aus dem Vordringen englischer Colonisten in Centralamerika tüchtig Vorschub geleistet wurde, aber sowohl im Frieden von Paris 1763 als auch im Vertrag von Versailles 1783 konnte England nur den Besitz von Britisch-Honduras erlangen, während es die Mosquito-Küste in der nächsten Nähe des Canals, von wo aus es den interoceanischen Canal beherrschen wollte, nur vorübergehend in seine Gewalt bringen konnte und 1860 den Vereinigten Staaten gegenüber sogar definitiv auf den Besitz der Mosquito-Küste und jedes anderen Theiles von Centralamerika, außer Britisch-Honduras, verzichten mußte. Der Sturz der spanischen Herrschaft 1821 änderte in den politischen Verhältnissen Centralamerikas wenig; die aus ihren Trümmern entstandenen Republiken vermochten sich nicht zu kräftigen Staatswesen zu entwickeln, die den Bau eines Canals hätten fördern können. Aber trotzdem bildet diese politische Umwälzung einen Wendepunkt in der Geschichte des Canalunternehmens; denn die Errichtung einer centralamerikanischen Republik gab den Vereinigten Staaten eine willkommene Veranlassung und Gelegenheit, die Schwesterrepublik öffentlich ihres Wohlwollens und ihres Schutzes zu versichern und den europäischen Staaten gegenüber in der Monroe-Doctrin zu erklären, daß sie „jede Einmischung in die inneren Angelegenheiten eines amerikanischen unabhängigen Staates durch irgendwelche europäische Macht in keinem anderen Lichte als dem der Manifestation einer unfreundlichen Gesinnung gegen die Vereinigten Staaten“ betrachten könne. Seit Erlaß dieser Erklärung am 23. December 1823 durch den Präsidenten Monroe betrachteten die Vereinigten Staaten den Bau eines interoceanischen Canals als ein national-amerikanisches Unternehmen, dessen Ausführung nur mit ihrer Bewilligung und unter ihrem Schutze ohne Einmischung europäischer Großmächte unternommen werden könnte. So lange die Vereinigten Staaten aus Mangel an Interesse den Canalbau direct wenig förderten, so lange duldete auch England dieses eigenmächtige Vorgehen der Nordamerikaner und beschränkte sich darauf, durch Kräftigung seines Einflusses an der Mosquitoküste festen Fuß in der Nähe des auszuführenden Canals zu fassen. Als aber nach der Einverleibung Californiens und nach der Entdeckung seines Goldreichthums die Wichtigkeit der pacifischen Interessen das Bedürfniß einer Canalverbindung zwischen der atlantischen und pacifischen Küste praktisch werden ließ und die Vereinigten Staaten mit Neugranada und Nicaragua Verträge abschlossen, die ihnen das ausschließliche Aufsichtsrecht über den zu erbauenden Mittellandcanal sichern sollten, protestirte England energisch gegen dieses einseitige Vorgehen, zwang die Union zur Auflösung des mit Nicaragua geschlossenen Vertrages und vereinbarte 1850 in dem sog. Clayton-Bulwer-Vertrage mit den Vereinigten Staaten, daß weder England noch die Vereinigten Staaten jemals die ausschließliche Controle über den Canal übernehmen dürfen; außerdem verpflichteten sich beide Staaten, weder am Canal Befestigungen zu erbauen, noch jemals einen Theil von Mittelamerika in Besitz zu nehmen und daselbst zu colonisiren, und versprachen über die Neutralität und Sicherheit des Canals zu wachen und alle anderen Nationen zu gleichem Vorgehen aufzufordern. Dieser Vertrag, obgleich zu einer Zeit geschlossen, in der die Vereinigten Staaten noch nicht die Großmachtstellung der Gegenwart innehatten, ist bis auf den heutigen Tag rechtskräftig geblieben und bildet zugleich die Grundlage in der politischen Entwickelung des Canalunternehmens, wenn auch in den Vereinigten Staaten die Ansicht weit verbreitet ist, daß der Vertrag als nicht mehr zu Recht bestehend anzusehen wäre und Nicaragua allein darüber zu entscheiden hätte, wem es den Bau und die Aufsicht über den Canal übertragen wollte. England hat auf eine Weiterentwickelung seiner Machtstellung in Centralamerika verzichtet und zum Theil Besessenes wieder aufgeben müssen, aber es hat sich und den europäischen Großmächten auf Grund des Vertrages eine positive Mitwirkung bei dem Baue und der Controle eines interoceanischen Canals zu bewahren gewußt und aus dem national-amerikanischen Unternehmen wieder ein internationales gemacht. Und wenn es auch in den Vereinigten Staaten eine große Partei giebt, die die Ausführung

des Canalbaues auf Kosten der Union und eine Bevorzugung der Unionsinteressen bei der Benutzung des Canals befürwortet, so wird doch die Erwägung, daß auch ein nur theilweiser Erlaß der Canalgebühren für nordamerikanische Schiffe jede europäische Concurrenz im pacifischen Nord- und Südamerika und in Ostasien unmöglich machen und die Seemachtstellung der Vereinigten Staaten im pacifischen Ocean auf Kosten der europäischen Handelsstaaten kräftigen würde, die europäischen Großmächte zwingen, die im Clayton-Bulwer-Vertrage garantirte Neutralität des Canals als die erste Hauptbedingung für den Canalverkehr unter allen Umständen aufrecht zu erhalten. — Mit der Lösung der Frage nach der technischen Ausführbarkeit des Canals hat man sich erst sehr spät beschäftigt. Jahrhunderte lang trug sich die Menschheit mit dem Plane des Canalbaues, ohne eine richtige Vorstellung von der Schwierigkeit der Durchstechung zu haben, und deshalb hatten die Pläne etwas von unpraktischen Phantasiegebilden an sich; ihnen allen fehlte die rechte wissenschaftliche Unterlage, die auf einer genauen Untersuchung der natürlichen Verhältnisse des Isthmus beruht. Mit Alexander v. Humboldt erreicht die Periode der Phantasiecanalprojecte ihr Ende; in seinem Essai sur la Nouvelle Espagne (1808 und 1809) veröffentlichte er die ersten wissenschaftlichen Untersuchungen über die für den Verkehrsweg geeignetsten Localitäten, die er während seines dortigen Aufenthaltes (1798 bis 1808) auf Grund eines Nivellements angestellt hatte; durch seine weitreichenden persönlichen Verbindungen förderte er die Angelegenheit bei den europäischen Regierungen derart, daß eine Reihe wissenschaftlicher Aufnahmen des Isthmus zu Stande kam. Auch die späteren deutschen Erforscher des Isthmus, Moritz Wagner, Oerstedt und Karl v. Seebach, haben sich wissenschaftlich mit dem Canalproject beschäftigt; aber wie wenig man ihre Lehren beherzigte, zeigt das Panama-Unternehmen, das lediglich daran zu Grunde gegangen ist, daß man die natürlichen Hindernisse der Landenge unterschätzte und die Untersuchungen Moritz Wagner's über die Natur des Chagres-Flusses nicht berücksichtigte. Das zweite Canalunternehmen scheiterte an dem Mangel finanzieller Unterstützung seitens der Vereinigten Staaten, die sich gegenwärtig selbst in einer Periode wirthschaftlichen Niedergangs befinden. Aber durch beide Unternehmungen ist doch der Beweis erbracht, daß unüberwindliche technische Schwierigkeiten der Ausführung des Canalbaues nicht mehr im Wege stehen, und daß eine gewissenhafte Bauleitung mit genügender finanzieller Unterstützung bei dem jetzigen Stande unserer Kenntnisse das Unternehmen glücklich zu Ende führen könnte.

Uns kann hier die Frage nicht interessiren, in welchem Jahre und an welcher Stelle wohl das erste Schiff den mittelamerikanischen Isthmus durchfahren wird; wir nehmen es als eine nothwendige Folge unserer modernen Verkehrsentwickelung als nicht zu fernliegend an; wir wollen uns hier nur damit beschäftigen, welche Bedeutung der Canal in handels- und verkehrsgeographischer Beziehung hat. Da der Canal die große amerikanische Verkehrsschranke durchbricht und dadurch ihre verkehrshemmenden Wirkungen auf ein Minimum reducirt, werden zunächst alle Umwege, welche der Weltverkehr um dieses Hinderniß zu nehmen gezwungen war, wegfallen und die Welthandelsstraßen beträchtlich abgekürzt werden. Der amerikanische Canal wird in dieser Beziehung die gleichen Wirkungen haben, wie der Suezcanal, dessen Lage ja auch analog der seinigen ist. Der Suezcanal liegt im Hintergrunde eines tief in das Festland der alten Welt eingeschobenen Theils des atlantischen Meeres und öffnet den atlantischen Ocean in mittlerer Breite nach Osten, indem er die ihn östlich begrenzende Landschranke an ihrer schmalsten Stelle durchbricht und zur Erreichung der ostasiatischen Küsten die Umfahrung des weit nach Süden vorspringenden afrikanischen Continents überflüssig macht. Der amerikanische Canal, im Hintergrunde des amerikanischen Mittelmeeres, giebt dem atlantischen Ocean einen Ausweg nach Westen und gestaltet den jetzt von dem amerikanischen Continent in ihrer westlichen Richtung aufgehaltenen Verkehrswegen ohne Umfahrung Südamerikas ein Eindringen in den pacifischen Ocean und einen Verkehr mit den ostasiatischen und australischen Ländern. Wie einst der Canal von Suez den europäischen Handel mit Indien und Ostasien neu belebte, indem er den Weg zwischen Europa und Hinterasien um 3300 Meilen abkürzte und durch Vermeidung der Umsegelung des gefährlichen Caps der guten Hoffnung auch weniger gefährlich machte, so wird auch ein mittelamerikanischer Canal die Handelsbeziehungen zwischen Nordamerika, Ostasien und Australien neu beleben und die Anknüpfung neuer Verbindungen zwischen den Uferländern des pacifischen Oceans erleichtern. Gegenwärtig sind der atlantische und der indische Ocean fast die ausschließlichen Träger des Weltverkehrs; das Westufer des atlantischen Oceans und die ostasiatischen und australischen Küstengewässer bilden die Grenzen des Gebiets, auf dem sich der gesammte Verkehr abwickelt. Der pacifische Ocean wird erst seit dem letzten Decennium von einigen Dampferlinien, die St. Francisco und Vancouver mit Ostasien und Australien verbinden, durchkreuzt, aber der Weltverkehr hat bisher noch den Ocean gemieden und das stille Meer ist bis jetzt seinem Namen treugeblieben. Fast genau in der Mitte des Weltverkehrsgebietes liegt England, das sich unter der Gunst dieser bevorzugten mercantilen Lage zu dem größten Handelsstaat der Welt entwickelt und durch seinen Handel unermeßliche Reichthümer erworben hat. Nach der Eröffnung des Canals wird England und mit ihm Europa aufhören, das Handelscomptoir der Welt und die Centralstation des Weltverkehrs zu sein; denn es wird dann nicht mehr in der Mitte der Verkehrswelt liegen, da der pacifische Ocean durch den interoceanischen Canal dem Weltverkehr eröffnet worden ist und besonders von den Vereinigten Staaten von Nordamerika auch dem Weltverkehr dienstbar gemacht werden wird. In einer breiten Zone wird dann der Welthandel seine Bahnen um die Erde herum ziehen und alle Meere der Erdoberfläche außer den beiden Eismeeren in seinen Dienst stellen. Das Hauptabsatzgebiet, dem beide Industriecentren der Erde, Europa und die Vereinigten Staaten, zustreben, bilden Indien, Ostasien und Australien und da der Handel naturgemäß den kürzesten Weg nimmt, wird Amerika den westlichen Weg durch den amerikanischen Canal und den pacifischen Ocean wählen und sich dadurch gleichzeitig vom europäischen Zwischenhandel freimachen. Der europäische Handel wird seinen alten Weg durch den Suezcanal nicht verlassen, da die Route England—Suezcanal—China immer noch um ca. 2000 Meilen kürzer ist als der Weg durch den interoceanischen Canal, abgesehen davon, daß an der ersten Straße die wichtigsten englischen Besitzungen liegen, auf die der englische Handel mit angewiesen ist. Dadurch daß der nordamerikanische Handel mit Indien und Ostasien nun den atlantischen Ocean verläßt, um seinen Weg durch den pacifischen Ocean zu nehmen, wird jener Ocean von einem Theile des Weltverkehrs aufgegeben und theilweise aus dem Verkehr ausgeschaltet werden. Den Mittelpunkt des Welthandels bilden dann Indien und die Länder am Westufer des Pacific; Europa wird den westlichen und die atlantischen Unionsstaaten den östlichen Rand des Welthandelsgebietes bilden. Europa wird also aus seiner günstigen Weltlage, in die es durch die Entdeckung Amerikas gerückt wurde, durch die Herstellung eines westlichen Seeweges nach Indien zum Theil wieder verdrängt und muß seine centrale Lage mit einer Randlage vertauschen. Zunächst wird sich dieser Wechsel für Europa nicht sehr fühlbar machen, da der Handel zwischen der Union und Hinterasien noch ziemlich unbedeutend ist. Mit Freuden wird aber nach Eröffnung des Canals die mächtig emporblühende Industrie der Vereinigten Staaten die Gelegenheit benutzen, den Kampf mit der europäischen Concurrenz beim Absatz ihrer Waaren in Europa zu umgehen und sich an den Ufern des pacifischen Oceans neue Absatzgebiete zu eröffnen und hier unter günstigeren Bedingungen den Kampf mit der europäischen Concurrenz aufzunehmen. Der Handel zwischen Europa und den Vereinigten Staaten wird nach Eröffnung des Canals einen starken Stoß erleiden, da sich die jetzt fast ausschließlich dem atlantischen Ocean zugewendeten Interessen der Vereinigten Staaten dem pacifischen Ocean zuwenden und diese ihr Heil mehr im Westen als im Osten suchen werden. Europa und vor Allem England wird dann das Mißliche der Randlage erkennen. Da die Concurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkte zum großen Theil von der Höhe der Transportkosten und diese von der Entfernung zwischen Productions- und Absatzgebiet abhängt, so bedeutet jede Verringerung dieser Entfernung eine Zunahme der Concurrenzfähigkeit. Der Vortheil, den ein interoceanischer Canal dadurch den Vereinigten Staaten auf Kosten Europas bringen wird, läßt sich zifferngemäß darstellen: Jetzt sind Newyork und Liverpool, die beiden Centren der Productionsgebiete, gleichweit von der Westküste Amerikas, von Valparaiso bis Britisch-Columbien entfernt, da beide Routen um das Cap Hoorn am Cap San Roque vorbeiführen und dieser Punkt ungefähr gleichweit von beiden Städten entfernt ist. Nach der Eröffnung des amerikanischen Canals wird Newyork der Westküste Amerikas um 1900 Meilen näher sein als Liverpool und Yokohama, Hongkong und Melbourne, d. h. die Ostküste Asiens und Australien werden

gleichweit von beiden Städten entfernt sein, von Liverpool aus durch den Canal von Suez und von Neuyork durch den mittelamerikanischen Canal; die Linie gleicher Entfernungen rückt also vom Ostufer zum Westufer des pacifischen Oceans und alle dazwischen liegenden Inseln sind von Neuyork aus schneller zu erreichen, als von Liverpool aus. Auf dem pacifischen Ocean werden sich daher die Verkehrsverhältnisse einst ganz anders gestalten, als auf dem atlantischen Ocean; hier hatte keiner der beiden Concurrenten einen besonderen Vorsprung vor dem andern und beide mußten sich in die Beherrschung des Oceans theilen. Bei der Beherrschung des pacifischen Oceans braucht Nordamerika mit Niemand zu theilen, denn der interoceanische Canal ermöglicht es den Vereinigten Staaten, ihre ganze Culturmacht in den Dienst ihrer pacifischen Interessen zu stellen, und den Vortheil ihrer natürlichen Lage als erste Culturmacht am pacifischen Ocean vermag weder England durch seine australischen und nordamerikanischen Besitzungen, noch Rußland durch den Bau einer asiatischen Pacificbahn auszugleichen. Der pacifische Ocean wird später hauptsächlich infolge des interoceanischen Canals unter amerikanischem Einflusse stehen und die Vereinigten Staaten mit ihrem Hauptabsatzgebiet in Australien und Hinterasien verbinden, ohne daß diese ihre einflußreiche Stellung im atlantischen Ocean aufzugeben gezwungen würden.

Diesen Nachtheilen, welche der europäischen Cultur durch die Veränderung der Weltlage aus dem Bau eines interoceanischen Canals entstehen werden, stehen eine Reihe directer und indirecter Vortheile entgegen, die jene zum Theil wieder aufheben. Die Staaten Europas sind der Mehrzahl nach nicht mehr im Stande, ihre Bewohner von den Erträgnissen des heimischen Bodens zu ernähren, und sind deshalb gezwungen, aus außereuropäischen Ländern Nahrungsmittel einzuführen. Durch die nach Eröffnung des Canals eintretende beträchtliche Abkürzung des Weges und durch die hierdurch verursachte Verminderung der Transportkosten werden die fruchtbaren Küstenländer am pacifischen Ocean für den europäischen Markt concurrenzfähig und Europa wird von der Fruchtbarkeit und dem Reichthum der westlichen Unionsstaaten und der südamerikanischen Pacific-Staaten denselben Nutzen haben wie von den östlichen Vereinigten Staaten. Eine große Menge der verschiedensten Naturproducte, von der Westküste Nordamerikas die Hölzer der unermeßlichen Küstenwälder, Rauchwaaren, Hopfen, Wolle, Fischerei-, Garten- und Ackerbauproducte und von der pacifischen Küste Südamerikas tropische Früchte und edle Hölzer, waren bisher wegen der hohen Transportkosten auf dem europäischen Markte nicht verkäuflich. Nach der Abkürzung des Transportwegs nach Liverpool von San Francisco um 7000 Meilen, von Callao um 4000 und von Valparaiso um 2000 Meilen werden sich diese Transportkosten bedeutend vermindern und jene fruchtbaren Länder werden mit ihren Bodenschätzen den europäischen Markt zu Gunsten der Consumenten beeinflussen. Noch größer aber wird vielleicht der Vortheil sein, den Europa nach der Einbeziehung der pacifischen Küstenländer Amerikas in den Weltverkehr aus dem Bedarf dieser reichen Länder an Industrieerzeugnissen haben wird. In erster Linie wird sich natürlich die nordamerikanische Industrie des neuen Marktes zu bemächtigen suchen, was ihr gewiß auch Dank des ca. 2000 Meilen betragenden Vorsprungs vor Europa zum Theil gelingen wird; aber schon dadurch, daß sich die auf dem europäischen Markte so starke nordamerikanische Concurrenz diesem neuen Absatzgebiet zuwenden wird, wird die europäische Industrie auf dem heimischen Markte einen gefährlichen Concurrenten los und wird sich nun freier entwickeln können. Ob es der europäischen Industrie gelingen wird, sich im pacifischen Nordamerika ein Absatzgebiet zu erobern, ist mehr als unwahrscheinlich, da die hier nur in Betracht kommenden Unionsstaaten durch die vier Pacificbahnen wirthschaftlich bereits zu eng mit dem nordamerikanischen Industriecentrum verbunden sind und überdies die Zolldifferenz den Wettbewerb noch erschweren wird. In Südamerika aber wird sich ein freier Wettbewerb zwischen den Vereinigten Staaten und Europa entwickeln; der Vortheil, den jene durch ihre dem Absatzgebiet nähere Lage haben, wird dadurch compensirt, daß sich jetzt der größte Theil der Salpeter- und Guanoausfuhr, die gegenwärtig 2½ Millionen Tonnen beträgt, und des Gesammthandels dieser Staaten überhaupt in europäischen Händen befindet, die dem Eindringen der Nordamerikaner den kräftigsten Widerstand entgegensetzen werden. Die wirthschaftliche Entwickelung der pacifisch-südamerikanischen Küstenstaaten wird nach der Eröffnung des Canals und nach ihrer Einbeziehung in das Weltverkehrsgebiet einen kräftigen Aufschwung nehmen; durch Verwerthung ihrer Bodenproducte werden sie kaufkräftig und aufnahmefähig für Industrieproducte werden und mit dem Wohlstand wird die Cultur der Länder fortschreiten. Die Erschließung dieses neuen Absatzgebietes bildet wohl den einzigen directen Vortheil, den die europäische Industrie von der Eröffnung des amerikanischen Canals haben wird; zur Erreichung der ostasiatischen Gewässer bietet der Suezcanal europäischen Schiffen zu große Vortheile, als daß sie diesen Weg mit dem noch etwas längeren durch den amerikanischen Canal vertauschen würden. Zwischen Liverpool und Hongkong beträgt die Entfernung via Suezcanal 9865 Meilen, via amerikanischen Canal 14080 Meilen und zwischen Liverpool und Yokohama 11540 beziehungsweise 12400 Seemeilen; für die erste Strecke bietet also der Suezcanal einen Vortheil von 4200 und für den Weg nach Yokohama immer noch einen solchen von 860 Seemeilen. Diejenigen Nationen, die, wie England, mit ihren Schiffen den Welthandel vermitteln und daraus einen großen Gewinn ziehen, werden insofern durch einen interoceanischen Canal Nutzen haben, als die Bahnen des Weltverkehrs nach seiner Eröffnung einen viel regelmäßigeren Verlauf ohne die gefahrvollen Ausbuchtungen nach Süden nehmen und dadurch bedeutend abgekürzt werden, wodurch natürlich die Transport- und Ertragsfähigkeit einer Handelsflotte erhöht wird. Amerikanische Fachmänner haben berechnet, daß die jährliche Ersparniß eines Schiffes von 2000 Tonnengehalt welches regelmäßig von Liverpool nach San Francisco und umgekehrt geht, auf der Route durch den Canal gegenüber der Cap Hoorn-Route 16000 Dollars = 68000 ℳ betragen werde. Ob ein mittelamerikanischer Canal in Concurrenz mit dem Suezcanal treten und dessen Ertragsfähigkeit beeinträchtigen wird, läßt sich heute mit einiger Sicherheit kaum feststellen; jedenfalls hat aber England dadurch den Vortheil, daß ihm außer dem Canal von Suez noch diese Meeresstraße zur Verfügung steht, wenn im Kriegsfalle der Canal von Suez durch Versenkung eines Dampfers unfahrbar gemacht würde und der Schutz englischer Interessen in Australien eine schnellere Verbindung, als sie die canadische Pacificbahn herstellen könnte, nöthig machen sollte.

Ungleich mehr Vortheile als Europa werden die Staaten des amerikanischen Continents und vor Allem die nordamerikanische Union von der Eröffnung eines westlichen Seeweges haben. Dem Hafenreichthum und der großen Zahl von tiefen Meeresbuchten und weitverzweigten, schiffbaren Flußsystemen, die der wirthschaftlichen Entwickelung des atlantischen Amerika so förderlich gewesen sind, steht ein auffallender Mangel an guten Häfen und ein fast gänzliches Fehlen schiffbarer Flußsysteme, die die Küstengebiete mit dem Hinterlande verbinden, an der pacifischen Küste gegenüber. Der Cordillerenzug schließt die pacifischen Küstenlandschaften vollständig von dem Hinterlande ab, so daß diese in ihrer Culturentwickelung nur auf ihre eigenen Hilfsmittel angewiesen waren. Ein interoceanischer Canal, der diese Gebirgsschranke an der günstigsten Stelle, d. h. in der Mitte, fast gleich weit von San Francisco und Valparaiso entfernt, durchbricht, würde die hemmenden Wirkungen des Gebirgszuges für die pacifischen Staaten bedeutend verringern und dieselben in Verbindung mit dem Hinterlande setzen. Zwar wird diese Verbindung keine binnenländische sein, aber die Dampferverbindung zwischen den atlantischen und pacifischen Häfen wird wegen ihrer größeren Billigkeit ein brauchbarer Ersatz für die fehlende Hinterlandverbindung sein, als die nur etwas mehr als die Hälfte kürzeren Pacificbahnen, die in Nordamerika bis jetzt die Verbindung der Küste mit dem Hinterland hergestellt haben. Den größten Nutzen werden in allen Beziehungen die Vereinigten Staaten aus dem Canale ziehen und in gewisser Hinsicht ist sogar der Bau des Canals eine politische Nothwendigkeit für dieselben geworden. In ihrem Wachsthum von Osten nach Westen sind die Vereinigten Staaten an dem Ziele ihrer Wünsche, dem pacifischen Ocean, angelangt und haben die Küstengebiete politisch ihrem Staatswesen angegliedert. Die durch hohe Gebirgsmauern und ausgedehnte Wüstenstriche sehr erschwerte wirthschaftliche Angliederung dieser Gebiete hat man durch den Bau der vier Pacificbahnen zu erleichtern gesucht und dadurch auch lebensfähige Staaten am pacifischen Ocean geschaffen. Die innige Verbindung mit dem Osten jedoch, die die Weststaaten nöthig haben, um sich zu dem zu entwickeln, was sie für die Union sein sollen, nämlich die Träger amerikanischer Cultur und der Ausgangspunkt amerikanischer Macht am pacifischen Ocean, können diese vier Schienengeleise nicht herstellen, weil der Eisenbahntransport für den Austausch der Landesproducte mit den östlichen

Industriestaaten zu kostspielig ist und außerdem der Hauptabnehmer dieser Producte Europa werden wird, da die atlantischen Vereinigten Staaten billiger von ihren eigenen Nachbargebieten mit Getreide versorgt werden. Diese innige Verbindung kann nur durch einen interoceanischen Canal hergestellt werden; durch ihn würde die Culturerwerbung des pacifischen Westens eine vollständige und die Annäherung zwischen pacifischen und atlantischen Staaten so groß werden, daß sich die hochentwickelte amerikanische Cultur am atlantischen Ocean auch nach dem pacifischen Ocean fortpflanzen könnte. Und wenn sich dann später die Weststaaten mit Hilfe des interoceanischen Canal zu blühenden, reichbevölkerten Staatswesen werden entwickelt haben, dann wird der Canal wieder das Band sein, das den großen Staatskoloß zusammenhalten und vor dem Zerfall bewahren wird. Denn wenn auch jetzt, wo die atlantischen Staaten ein großes politisches und wirthschaftliches Uebergewicht über den Westen haben und wo sich alle Kräfte noch frei und ungehindert ausdehnen und entfalten können, die Gefahr eines Zerfalls nicht droht, so könnte doch später, wenn sich neben dem atlantischen Culturcentrum ein pacifisches entwickelt hätte und die pacifischen Interessen den atlantischen gleichberechtigt geworden wären und wenn die fortschreitende Cultur und zunehmende Bevölkerung eine Verschärfung der Gegensätze zwischen Handels-, Industrie- und Ackerbaustaaten hervorgebracht hätte, eine Loslösung wirthschaftlich gleichinteressirter Staatengruppen von einander in den Bereich der Möglichkeit treten. Das Band, durch das der interoceanische Canal den Osten mit dem Westen verbindet, wird aber stark genug sein, den Zerfall zu verhindern, da der durch den Canal zwischen Ost und West ermöglichte billige und rege Verkehr wirthschaftliche und politische Gegensätze möglichst ausgleichen und beide Staatengruppen bis zu einem gewissen Grade von einander abhängig machen wird. Für die Entwickelung und den Bestand der Vereinigten Staaten ist der interoceanische Canal eine Nothwendigkeit und mit Recht bezeichnet Sherman den Canal als einen Bestandtheil der Vereinigten Staaten, als die Südküste, die die atlantische mit der pacifischen Küste verbindet. Vielleicht noch mehr als durch diese theilweise Verlegung ihres Schwerpunktes von der atlantischen nach der pacifischen Küste wird die *pacifische Stellung* der Vereinigten Staaten nach der Eröffnung eines interoceanischen Canals *eine Stärkung erfahren* durch die durch den Canal geschaffene kurze Verbindung zwischen den atlantischen Küstenstaaten der Union und den mittel- und südamerikanischen Pacificstaaten. Neuyork liegt dann in der Mitte der pacifischen Küste und wird von dort aus seinen Einfluß südwärts bis Valparaiso ausdehnen, um den gesammten Handel an sich zu ziehen. Die Vereinigten Staaten werden dadurch die größte Handelsmacht am pacifischen Ocean und es wird ihnen als solche um so leichter werden, mit ihren asiatischen Küstennachbarn innige Handelsbeziehungen anzuknüpfen und diese in eine gewisse handelspolitische Abhängigkeit von sich zu bringen. Durch den Canal wird der pacifische Ocean unter den Einfluß der Vereinigten Staaten gestellt und die auf Australien und Canada gestützte Stellung Englands in diesem Meere bedenklich erschüttert; ebenso werden die Bemühungen Rußlands, sich durch den starken Kriegshafen Wladiwostok und den Bau der sibirischen Pacificbahn einen Platz am pacifischen Ocean zu reserviren und von dort aus seine Weltherrschaft auch auf den Ocean auszudehnen, stark eingeschränkt werden. Angesichts dieser nicht zu unterschätzenden Gegner werden die Vereinigten Staaten allerdings gezwungen werden, zum Schutze ihrer weitverzweigten Handelsinteressen eine starke Kriegsflotte zu unterhalten, die aber durch den interoceanischen Canal sowohl auf dem pacifischen wie auf dem atlantischen Ocean verwendet werden könnte. Durch die Annäherung, die der interoceanische Canal zwischen den Vereinigten Staaten und den mittel- und südamerikanischen Pacificstaaten vermittelt, wird dann auch die Uebertragung der Monroe-Doctrin in die Praxis ermöglicht werden. Bei der gegenwärtig erschwerten Verbindung der beiden Küstenabschnitte unter einander konnte von einer Interessengemeinschaft zwischen West- und Ostküste und Nord- und Südamerika kaum die Rede sein. Wenn aber nach der Eröffnung des interoceanischen Canals die Hauptinteressen der Vereinigten Staaten nicht mehr auf dem atlantischen, sondern auf dem pacifischen Ocean liegen und die jetzt bestehenden engen Beziehungen zwischen Europa und den Vereinigten Staaten einigermaßen gelockert sein werden, dann wird es bei der schnellen Verbindung zwischen Nord und Süd der Union als der amerikanischen Vormacht ein Leichtes sein, sich zur Vertreterin aller amerikanischen Interessen zu machen und mit den vereinten Kräften einer neu aufblühenden amerikanischen Cultur den europäischen Einfluß in Amerika zu beschränken; dann wird auch wirthschaftlich Amerika den Amerikanern gehören und unter Führung der Vereinigten Staaten wird sich ein kräftiger Panamerikanismus entwickeln, der aber seine Kraft nach Westen, nicht nach Osten hin ausstrahlen wird. Hand in Hand mit dieser Abwendung Amerikas von der atlantischen nach der pacifischen Seite wird auch eine Verschiebung in den Vereinigten Staaten selbst vor sich gehen. Bis jetzt waren die Europa zunächst liegenden Häfen die Haupteingangsthore für die Gesammteinfuhr der Vereinigten Staaten; durch Neuyork, Boston, Philadelphia und Baltimore gehen $^4/_5$ derselben ein. Auf den großen Ueberlandbahnen werden dann die Waaren nach dem Innern und nach dem fernsten Westen geführt. Ebenso geschieht von dort aus auch die Hauptausfuhr der binnenländischen Bodenproducte. In dem interoceanischen Canal wird später den Pacificbahnen ein starker Concurrent entstehen, da alle von der atlantischen Küste nach dem fernsten Westen und alle zur Ausfuhr nach dem Pacific bestimmten Güter den billigeren Weg durch den Canal nehmen und auch die von der pacifischen Küste auszuführenden Producte den directen Weg durch den Canal nach Europa benutzen werden, Alles auf Kosten der atlantischen Handelsstaaten, da der Ueberlandhandel durch den Canal empfindlich geschädigt würde. Auch die Ausfuhr der aus dem Mississippibecken stammenden Bodenproducte wird dann schwerlich noch den Weg über die Alleghanies nach den atlantischen Häfen nehmen, da sie den näheren und billigeren Weg flußabwärts durch den Golf von Mexico und den Canal vorziehen wird. Infolge dieser Verbilligung des Transports wird sich dann die Ausfuhr aus dem Flußgebiet überhaupt heben und den Binnenstaaten wird durch den Canal ein lohnender Absatz ihrer Producte ermöglicht werden. Eine nutzbringende Schifffahrt auf dem Mississippi würde dann auch die Erschließung der binnenländischen Staaten erleichtern und auf den weitverzweigten Wasserstraßen würde die Cultur leichter vordringen und ein Emporblühen der Binnenstaaten zur Folge haben. Zu den gleichinteressirten Staatengruppen am atlantischen und am pacifischen Ocean würde dann noch die Gruppe der ackerbauenden Binnenstaaten treten. Daß bei der großen Bedeutung des interoceanischen Canals für die Zukunft der Vereinigten Staaten diese nicht als unbetheiligte Zuschauer dem Baue des Canals zusehen werden, ohne sich eine Mitwirkung bei der Controle desselben vorzubehalten, ist selbstverständlich. Gleichwie die Engländer den Suezcanal von den Franzosen bauen ließen und sich später durch Kauf in den Besitz der Mehrzahl der Actien dieses Unternehmens setzten, wodurch sie sich als die Haupteigenthümer dieses Canals auch ein gewisses Aufsichtsrecht über denselben verschafften, so werden auch die Vereinigten Staaten als die Meistbetheiligten keiner andern Nation die Aufsicht über den Canal überlassen. Nach dem Zusammenbruch der Panama-Canal-Gesellschaft ist es sehr unwahrscheinlich, daß der Canal von französischem Gelde erbaut werden wird, so daß die Nordamerikaner keine Concurenz zu befürchten haben und später den Nicaragua-Canal, dessen Bau 80 Mill. Doll. kosten soll, allein erbauen können. Die Sicherung der soweit vom Mutterlande entfernt liegenden, aber für deren Bestand so nothwendigen Canallage wird die Vereinigten Staaten umsomehr zur Verstärkung ihrer Position in Mittelamerika und im Busen von Mexico zwingen, als die militärische Stellung der Engländer, in denen die Vereinigten Staaten ihren gefährlichsten Gegner sehen, in Westindien eine besonders starke und die Neutralität des Canals bedrohende ist. Durch eine Erwerbung Cubas, das bereits jetzt wirthschaftlich zu den Vereinigten Staaten zu rechnen ist, und durch die Verschiebung der Südgrenze über Mexico und die centralamerikanischen Staaten hinaus bis an den Canal werden sich die Vereinigten Staaten dann ein Uebergewicht im Golf von Mexico schaffen, das ihnen auch die Herrschaft über den interoceanischen Canal sichern wird. Die Sache der europäischen Staatskunst wird es dann sein, diesem Uebergewicht gegenüber die Neutralität des Canals aufrecht zu erhalten und zu verhindern, daß durch die Beseitigung der größten Verkehrsschranke die Ausbreitung europäischer Cultur gehemmt werde.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 20. Sonnabend, den 16. Februar. 1895.

Trier, die Stadt der Imperatoren.

Von R. Meyer.

Allenthalben am Rhein wandelt man auf classisch-römischem Boden, auf 2000jährigem Culturlande. Aber die Andenken an die Römerzeit sind zumeist in Museen gesammelt, die man selbst in ganz kleinen Orten findet; selten einmal kann man im Rheinlande noch Römerbauten an Ort und Stelle betrachten, wie etwa den Pfahlgraben und das herrliche römische Lager in Salburg im Taunus, das durch die letzten Ausgrabungen der Limescommission erneute Bedeutung gewonnen hat. Wollen wir römische Schöpfungen auf deutschem Boden betrachten, so müssen wir Trier aufsuchen. Kein Ort diesseits der Alpen, die südfranzösischen Römerstädte nicht ausgeschlossen, ist so reich an Erinnerungen spätrömischer Zeit, als die Imperatorenstadt an der Mosel. Während wir die Mosel mit dem Dampfschiff hinauffahren, denken wir der Worte des Dichters Ausonius, die er im Jahre 370 niederschrieb, nachdem auch er den Zauber einer Moselreise gekostet:

> Sei mir gegrüßt, o Strom, belobt ob Fluren und Pflanzern,
> Strom, deß' Hügel umher bepflanzt mit duftendem Bacchus,
> Strom mit dem grünenden Saum der mattenreichen Gestade,
> Schiffbar, gleichwie das Meer; doch abwärts eilend in Wogen
> Gleichwie ein Fluß und dem See an krystallener Tiefe vergleichbar.

Und dann erzählt er uns mit liebender Sorgfalt, wie die Wellen des Schiffes den Sand gekräuselt hätten und die Binsen des Ufers bewegt. Und mit dem hellsehenden Auge des Dichters vermögen vielleicht auch wir zu schauen, wie die „ländlichen Satyrn“ mit den „blauäugigen Nymphen“ am Ufer sich lagern, wie „geisfüßige Pane“ ungelenk im Wasser plätschern und die Wasserschwestern schrecken, oder die Nymphe Panopea, „nachdem sie Trauben genascht in den Bergen“, schnell den Faunen enteilt, den frechen Gesellen. — Das rege Leben, das damals auf dem Strome herrschte, suchen wir freilich heute vergebens. Damals war die Wasserfahrt die schnellste und bequemste Art vorwärts zu kommen. Das Eisenbahnzeitalter denkt darüber anders. Nicht mehr sehen wir in Schaaren die Boote zu Thal fahren, um dann an langen Seilen, wie Ausonius es schildert, stromauf gezogen zu werden. Daß der Haupthandelsartikel jener Gegend, der Wein, so fortgeschafft ward, lehren uns einige interessante Grabdenkmäler im Trierer Museum, die in Form eines Schiffes gebildet sind, das mit Weinfässern beladen ist. Und wenn die Moselfische auch heute noch geschätzt sind — Ausonius widmet ihnen fast 70 Hexameter — so ist doch die Zahl der Fischer nicht so zahlreich, als sie nach unserem Gewährsmann damals gewesen sein muß, der ihr Thun also schildert:

> Der zieht weit aus der Mitte der Fluth das triefende Wurfgarn,
> Schleift in geknoteten Netzen heraus die bethörten Schaaren,
> Dieser dagegen, wo ruhigen Laufs hingleitet die Woge,
> Lenkt das schwimmende Netz, das Korkholz-Stückchen bezeichnen;
> Jener, vom Felsen geneigt zu den unten strömenden Wogen,
> Senkt die gebogene Spitze der schmeidigen Rute hinunter,
> Werfend die Angel, versehen mit lebenbedrohendem Köder.

Aber Eins ist heut so wie es damals war: ein Weinberg reiht sich an den anderen, und das Lob der uvifera Mosella erklingt heut auf dem Erdenrund. Freilich, seit wann an der Mosel der Wein gebaut wird, ist umstritten. Plinius der Aeltere, der in seiner Naturgeschichte XXVIII, 20 dem Ackerbau des Trierer Landes interessante Ausführungen widmet, schweigt vom Weinbau. Tacitus berichtet, daß die Germanen Bier tranken (Germania 23), nur die am Rhein hätten auch Wein erhandelt, wobei man doch am liebsten an Moselwein denken möchte. Sueton dann berichtet im Leben des Domitian, daß dieser Kaiser, um den Ackerbau zu heben, befohlen habe, in den Provinzen die Hälfte aller Rebstöcke zu tilgen, aber dann doch diesen Befehl nicht durchgeführt habe. Am wahrscheinlichsten ist wohl, daß zu der Zeit, als die Römer in größerer Zahl nach Trier und ins Moselthal kamen — also im Laufe des 1. Jahrhunderts n. Chr. — sich der Weinbau dort eingebürgert hat, da die Großgrundbesitzer lieber ihr eigenes gutes Gewächs als den theuren, importirten Wein werden getrunken haben. Allerdings macht die Notiz des Vopiscus im Leben des Probus, daß dieser Kaiser am Ende des 13. Jahrhunderts den Galliern und Spaniern den Weinbau freigegeben habe, es wahrscheinlich, daß vorher einschränkende Bestimmungen irgend welcher Art bestanden haben. Jedenfalls stand im 4. Jahrhundert schon der Weinbau an der Mosel in höchster Blüthe, wie das Autoren und Grabdenkmäler von Weinhändlern in gleicher Weise bezeugen.

Langsam haben wir das 1. Viertel des Weges zwischen Coblenz und Trier zurückgelegt, und treffen nun in Carden (Carodunum) das erste Römerlager, das die Straße Trier-Coblenz schützte. Solcher Römerlager hat man jetzt eine ganze Anzahl freigelegt an der Straße Trier-Köln (Bitsburg und Jünkerath) und Trier-Bingen-Mainz (Neumagen). Sie sollten, nachdem am Ende des 3. Jahrhunderts der Limes den germanischen Völkern in die Hände gefallen war, die ins Hinterland führenden Heerstraßen decken. — Auch das schöne Cochem ist römischen Ursprungs und an den warmen Quellen des Ueßbachthales (Bad Bertrich) suchten schon die Römer Heilung gegen Gicht und Rheumatismus. Der Römer liebte das Baden im kalten Wasser nicht; so waren ihm warme Quellen doppelt willkommen, und auch Wiesbaden mit seinen gewaltigen Quellen zeigt ja Reste römischer Ansiedelungen. Indem wir uns nun dem gesegnetsten Weinland der Mosel bei Zeltingen nähern, verräth uns Risbach (risus Bacchi), daß auch die Römer diesen Wein als besondere Gabe des Weingottes ehrten. Wir erreichen am 2. Tag unserer Fahrt — das Schiff übernachtet in Trarbach — Neumagen, das Noviomagus der Römer, die letzte große Römerstation vor Trier. Hier erreichte die Straße von Mainz her, die über den Hunsrück führte, das liebliche Moselthal und unserem Ausonius fühlen wir die lebhafte Freude nach, aus dem düsteren Wald nun in das liebliche Thal herabzusteigen — er hatte jene Straße benutzt — und vor sich zu sehen „die gepriesene Burg des göttlichen Constantin“, deren 16thürmigen Bau man von 1877—86 freigelegt hat. Mit Freuden begrüßt Ausonius

> Ragende Villen hier, auf hangenden Ufern gegründet,
> Dort die Hügel, vom Bacchus umgrünt, anmuthige Strömung
> Dort, in murmelndem Laufe gemach hingleitend, Mosella's.

Die Orte, die wir nun passiren, verrathen schon im Klang den Ursprung: Detzem (decima), Riol (Rigodulum), Longuich (longus vicus), das Hüttenwerk Quint (quinta), Pfalzel (palatiolum). Nun weitet sich das Thal, von der höchsten Höhe der zurückweichenden Berge grüßt weit in die Lande die ragende Madonna und links breitet sich das Häusermeer der ehrwürdigen Augusta Treverorum; unser Ziel ist erreicht. Unterhalb der römischen Moselbrücke legt das Schiff an und mit hochgespannten Erwartungen betreten wir den Boden der Cäsarenstadt.

Und hält nun die Stadt das, was uns ihr Name und ihre Geschichte verspricht? Man erwartet hier ein Rom in verkleinertem Maßstabe zu finden; denn auch hier herrschten durch zwei Jahrhunderte römische Cäsaren und walteten hier geistliche Fürsten von großer Macht. Nun, die Leistungen des Römerthumes haben meine Erwartungen übertroffen, während die der Kurfürsten weit hinter der Erwartung zurückblieben. Das geist-

liche Trier vermag einem auch nicht im Kleinen einen Vorschmack der Papstresidenz zu geben, während das antike Trier trotz der wenigen Reste eine Vorstellung davon giebt, was das Römerthum in seiner Centrale zu schaffen vermochte. Zwar rühmt sich das geistliche Trier eines Apostelgrabes, des einzigen auf deutscher Erde, aber die Päpste haben ihre Apostelgräber durch ganz andere Bauten geehrt als die Trierer Erzbischöfe durch die Kirche des heil. Matthias es thaten. So muß man urtheilen, selbst wenn man die Verschiedenheit der Verhältnisse in Rechnung zieht. Der Dom ferner ist ganz interessant, in seinem bunten Gemisch der Stilarten stellenweise ganz malerisch, aber nimmermehr schön. Aus den Erträgnissen einer Staatslotterie soll er binnen Kurzem erneut werden. Wirklich schön ist nur die Liebfrauenkirche, ein gothischer Musterbau, und bedeutsam durch die Deckenmalereien die Paulinuskirche. Von der Baulust, dem Schaffensdrang, dem Schönheitssinn römischer Kirchenfürsten sind die Trierer Kurfürsten scheint's frei gewesen, vielleicht nicht zum Schaden ihres Landes. Aber die Römer sind auch im Moselthale die geblieben, die sie am Tiber waren. Wenn man den Trierer Kaiserpalast auf den Palatin, das Amphitheater in das Colosseum zu Rom, die Bäder neben die gewaltigen Thermen des Caracalla versetzen könnte, würde man freilich recht merken, wie weit der Abstand zwischen der Hauptstadt des Erdkreises und der dreier Provinzen ist. Aber die Porta Nigra findet in Rom und die Basilika in der ganzen römischen Welt nicht ihres Gleichen. So ist Trier zwar nur ein Enkel, aber eben doch ein Enkel der Roma aeterna.

Wie Trier ein Klein-Rom ward, darüber sind wir zum Glück leidlich im Klaren, wenn uns auch für die Zeit des Untergangs der Römerherrschaft mehr Quellen erwünscht wären. Cäsar, der große Wegebereiter der römischen Cultur, führte im Jahre 58 v. Chr. die römischen Adler hierher. An dem allgemeinen Aufschwung Galliens in den nun folgenden Jahrzehnten muß Trier einen bedeutsamen Antheil genommen haben. Jedenfalls ward kurz nach der Geburt Christi, wie uns die älteste lateinische Inschrift der Rheinlande belehrt, dem Adoptivsohne des Kaisers Augustus hier ein gewaltiges Ehrendenkmal errichtet, was doch kaum in einem unbedeutenden Ort, abseits vom römischen Cultureinfluß geschehen wäre. Unter Claudius ward die Stadt zur Colonia Augusta Treverorum, übrigens ohne Garnison, da die Kampflinie ja damals schon weit über Trier hinausgeschoben war und unter Domitian ja schon die Errichtung des limes begann, zu dessen Schöpfung es mehr physischer und moralischer Kraft bedurfte als etwa zur Schaffung des furchtbaren französischen Festungsgürtels. Nach Bewältigung des batavischen Aufstandes folgten für Trier mehrere Jahrhunderte friedlicher und darum schneller Entwickelung. Die große Zeit Triers aber kam erst im Jahre 286, als Diokletian das übergroße Reich mit einem Mitregenten theilte, der in Mailand residirte, und diesem als Cäsar den Constantius Chlorus beigab, den Gatten der heiligen Helena und Vater des berühmteren Constantin. Der Cäsar Constantius, der Beherrscher von Spanien, Gallien und Britannien, machte nun Trier zu seiner Residenz. Gardetruppen, die Joviani und protectores domestici zogen dort ein, und bis zum Untergang der Römermacht blieb Trier Residenz. Nun concentrirte sich dort das Leben dreier mächtiger und reicher Provinzen; damals erhielt Trier seinen römischen Stempel. Der Kaiserpalast, die Thermen, der Unterbau des Domes und die Basilika stammen aus jener Zeit. Gute Heerstraßen und der Strom erleichterten den Verkehr, das milde Klima und die Schönheit des Moselthales luden zu dauerndem Aufenthalt ein. So entstand jene Fülle von Villen den Strom entlang, deren Ausonius begeistert gedenkt, auf der Höhe der Berge oder am Rande des Stromes errichtet „prunkend mit ragendem Thurm gleichwie die Memphitische Pharos“. Die glänzenden mosaicirten Fußböden, der Säulen ragende Menge, die reiche Fülle stets wechselnder Formen läßt den Dichter übertreibend vermuthen, daß all' die gepriesenen Baumeister des Alterthumes hier gewirkt. Am Flusse rauchen die Bäder, auf den grünen Wellen tummeln sich die Boote im Schifferspiele, so daß der Landmann der Arbeit vergißt „und, wenn ein Gastfreund käme hieher von der Küste bei Cumä, Däucht ihm, es habe verjüngt ihr Bild die Euböische Bajä Hier der Gegend geschenkt“. Das ist das höchste Lob, das jemals dem Moselthale gespendet ward, es mit dem schönsten und vornehmsten Bad der Römer, es mit Bajä zu vergleichen.

Von jener Villenpracht ist leider nicht viel erhalten geblieben, dazu war der Sturm der Völkerwanderung zu stark; aber immerhin hat man Einiges gefunden, Mosaikfußböden, Säulen von Peristylen und, um eine besonders interessante Einzelheit zu nennen, 69 Hermensäulen, die zur Einfassung eines Parkweihers dienten. So war nicht nur der Lauf der Mosel stromab von Trier aus, sondern auch stromauf reich an römischen Niederlassungen. So stand, um nur Einiges anzudeuten, in Conz (Concionacum), 2 Stunden oberhalb Trier, ein Sommerpalast der römischen Kaiser, aus dem eine Reihe von Constitutionen des Theodosischen Codex datirt ist, die Grabsäule in Igel, 23 m hoch, einem Obelisken ähnlich, ist das bedeutsamste Grabdenkmal des Moselthales, was viel sagen will, da das Museum in Trier gerade an Grabdenkmälern interessantester Art sehr reich ist, und endlich weist die Villa in Nennig einen Mosaikfußboden auf, der an Größe fast den berühmten Gladiatorenfußboden im Lateran erreicht, ihn an Werth aber übertrifft. — Damals ward denn auch Trier, in dem das Christenthum wohl schon seit Anfang des 3. Jahrhunderts seinen stillen Einzug gehalten, Bischofssitz, und als erster Bischof ist urkundlich beglaubigt der heilige Agritius (313—332). Und was ist uns aus jenen großen Zeiten übrig geblieben? Zunächst, draußen vor der Stadt, das Amphitheater. Es ward laut Inschriften schon am Ende des 1. Jahrhunderts erbaut für etwa 20000 Zuschauer. Die Längsaxe beträgt 70, die schmale Axe 49 m. Die entsprechenden Maße beim pompejanischen Amphitheater sind 130 und 102 m. Dreithorige Eingänge, von Thürmen flankirt, bildeten einst den Eingang. Fast nichts ist hier erhalten geblieben als die Grundform der Arena, eine ganze Anzahl von Thierkäfigen und die Abdachung, auf der einst die Sitze der Zuschauer sich befanden. Mehrfach haben sich die Trierer hier gegen Feinde vertheidigt. Was dabei nicht zu Grunde gegangen war, das durften sich im 18. Jahrhundert die Mönche von Himmerode holen, die aber zum Glück vorher noch eine Zeichnung aufnahmen, die uns zeigt, daß damals die Umfassungsmauer noch in beträchtlicher Höhe erhalten war. Diese war wieder umgeben von 2 übereinander stehenden Säulenreihen, deren Zwischenräume durch Statuen geschmückt waren. Wenn man hört, daß Constantin 306 und 313 Tausende gefangener Franken hier den Bestien vorwarf, so wird man es verstehen, daß die Enkel ein Jahrhundert nachher Trier mehrfach bis auf den Grund zerstörten. — Dem Amphitheater liegt zunächst der Imperatorenpalast in malerischen Ruinen, die trotz einer unglaublich wechselvollen Geschichte doch noch stellenweise in der Höhe von 2 Stockwerken erhalten sind. Daraus, daß hie und da noch die Heizcanäle erhalten sind, hat man lange Zeit geschlossen, daß die Ruinen einer Bäderanlage entstammten, denn in Italien findet sich thatsächlich Heizung nur in den Thermen. Seit es aber sicher erwiesen ist, daß die Römer in Germanien entsprechend dem rauheren Klima auf ihren Villen heizten, deutet man die Ruinen ziemlich einhellig auf den Kaiserpalast, der dann am Anfang des 4. Jahrhunderts erbaut worden sein soll. Gleich beim Eingang betritt man einen gewaltigen Saal, der sich an 3 Seiten in mächtige Apsiden ausweitet, die ihr Licht durch 2 Reihen großer, übereinander liegender Fenster erhielten. Die Fenster zeigen Vorrichtungen für Glasverschluß, dessen Benutzung schon pompejanische Funde als sicher erwiesen hatten. Das Dach war aus gewaltigen Ziegeln gebildet. Erst als Ludwig's XIV. Truppen den Palast beschossen (1673), sind die letzten Gewölbe eingestürzt. An den Hauptsaal schließt sich eine ganze Flucht von Gemächern an, die nur noch im Grundriß kenntlich sind; darunter befindet sich ein kreisrunder Saal. Gut erhalten sind hier wie bei den Thermen die gewaltigen, gewölbten Gänge in den Souterrains, die dem Verkehr der Dienerschaft dienten. Hier wie bei den anderen Römerdenkmalen sieht man, daß das alte Niveau der Stadt mehrere Fuß tiefer lag als das heutige. Der Palast diente im Mittelalter bald als Kirche, bald als Castell, bis er so mit Schutt angefüllt war daß man eine Straße durch das eine Fenster legte, das denn nun als Stadtthor diente. Das hätte sich Constantin sicher nicht träumen lassen. — Eine kurze Wanderung führt uns von da zu den etwa gleichzeitigen Thermen in der Nähe der Mosel. Sie sind ein Trümmerfeld, in dem sich aber doch der Grundriß sehr gut feststellen läßt. Der Bau hat an der Nordfaçade eine Länge von 128 m. Er ist somit etwa noch einmal so groß als die beiden Hauptthermen von Pompeji. Der Hauptsaal ist 53 m lang und 29 m breit. Der Hauptsaal der Caracallathermen bei Rom war 56 m lang, aber nur 22 m breit. Aber freilich können die eigentlichen Baderäume den Vergleich mit den Räumen des Caracallabaues nicht aushalten. Im Inneren finden wir nun die

üblichen Räume zum Auskleiden, zum Schwitzbad und warmen Bad. Sehr schön kann man die Heizungsvorrichtungen beobachten: man schuf unter dem Fußboden einen Hohlraum, indem man ihn auf kleine Pfeiler stützte, und von einer Feuerstelle aus heiße Luft hereinströmen ließ. Da nun die Wände auch hohl waren, konnte die warme Luft auch an den Seiten in die Höhe steigen. Wunderschön sind auch die gewölbten Gänge für die Dienerschaft und die mannshohen Abzugscanäle nach dem Flusse zu erhalten. Bei den Ausgrabungen hat man alle erdenklichen Marmorarten vorgefunden, ein Beweis, daß alle Räume mit Marmor getäfelt waren, so daß wir uns die Thermen als einen Luxusbau ersten Ranges denken müssen. Ja, was that aber auch nicht der Römer für seine Bäder. Ihm mag, wenn er einmal nicht gebadet hatte, so zu Muthe gewesen sein wie — man verzeihe den eigenthümlichen Vergleich — einem deutschen Landsmanne, der einen Tag einmal kein Bier getrunken. Was unserer Zeit die Bierpaläste, das waren jenen die Badepaläste. Und keinen stärkeren Beweis römischer Badeliebhaberei vermag ich zu nennen, als den Umstand, daß auf der Salburg, innerhalb des engen Umfangs der Lagermauern, doch ein Haus für warme Bäder nicht fehlen durfte. Es heimelt uns, die wir, wie Cäsar es schon sagt, das Bad im Fluß lieben, an, daß Ausonius erwähnt, daß auch die Römer das Moselbad nicht ganz verschmähten. „Manchen schon sah ich ermattet vom häufigen Schweiße des Bades — Bald den kühlenden Fluß in plätscherndem Schwimmen zertheilen." In zwei Minuten erreichen wir von den Thermen aus die römische Moselbrücke. Es galt den Römern als ein großes Unternehmen, eine steinerne Brücke zu bauen; sie thaten es nur, wenn sie absolut mußten. Bei Coblenz führten sie nur eine Holzbrücke über die Mosel, deren Reste man im Trierer Museum sehen kann, ebenso wie die Reste der Holzbrücke über den Rhein, die man bei Mainz fand, im dortigen Museum aufbewahrt werden. Köln scheint in constantinischer Zeit eine steinerne Brücke besessen zu haben. Von der Römerbrücke in Trier, die bis 1729 unzerstört stand, dann aber durch das Bombardement französischer Soldaten ihre Bogen einbüßte, stehen noch 7 Pfeiler. Das andere ward erneuert. Diese Pfeiler sind aus gewaltigen Lavablöcken gefügt, die 2—3 m lang und 1 m dick und hoch sind. Sie werden nicht durch Mörtel, sondern ebenso wie die Steine der Porta Nigra durch Eisenklammern zusammengehalten. Bildwerke, die man in der Mosel fand, legen den Schluß nahe, daß das Steingeländer der Brücke einst reich mit Statuen geschmückt war.

Noch bleiben uns zwei Römerbauten zu besichtigen übrig. Sie sind die imposantesten, weil sie am Besten erhalten sind; es sind die Basilika und die Porta Nigra. Die Basilika entstammt dem Anfang des 4. Jahrhunderts; sie ist ein Langhaus mit Apsis, aber nicht wie die gewöhnlichen Basiliken dreischiffig, sondern einschiffig, was dem Innern etwas Weites, Gewaltiges giebt. Die Länge beträgt 69, Breite und Höhe 30 m. Der Grundriß, der westliche Theil und die Apsis sind noch fast ganz aus römischen Ziegeln erhalten gewesen, als Friedrich Wilhelm IV. die Reste stilgemäß ausbauen und zur evangelischen Kirche einrichten ließ. Der ganze Bau ist aus Ziegelsteinen aufgeführt und hat von Außen gesehen etwas Strenges, Herbes, Schwerfälliges an sich. Zwei Reihen gewaltiger rundbogiger Fenster, die übereinander hinziehen, führen ein Meer von Licht dem Innern zu; es sind nicht weniger als 47 Fenster. Reste antiker Bemalung, die das einförmige Rothbraun der Ziegeln unterbrechen sollten, finden sich noch in den Fensterbogen. Der Fußboden war ein fester Estrich, in den polirte Steintäfelchen von Marmor und Porphyr eingelegt waren. Auch dieser Bau, der zu Berathungen der gallischen Landstände oder Gerichtssitzungen oder zum Börsenverkehr gedient haben mag, ließ sich durch einen Heizungscanal erwärmen. Ein Jeder, dem von Außen der Bau ungeschickt und gedrungen erschien, war, wenn er im Innern stand, überrascht, wie weit und leicht sich da Alles ausnimmt. Das scheint ein ganz anderer Bau zu sein als der, den man noch eben von Draußen betrachtete. Als die Frankenkönige Trier erobert hatten, diente ihnen die Basilika, die zu dem Zweck jedenfalls mit Wänden durchzogen wurde, als Absteigequartier. Wie stattlich der Bau gewesen sein muß, geht daraus hervor, daß 1197 die Basilika der Wohnsitz der Erzbischöfe von Trier wurde. Erst als 1614 der neue erzbischöfliche Palast gebaut wurde, verlor die Basilika ihre Verwendung, bis dann Friedrich Wilhelm IV. sie im Sinne der Erbauer restaurirte und zur Kirche weihte, wozu sie entschieden sehr gut geeignet ist.

Nun schreiten wir am Dom vorbei zur Porta Nigra. Daß der Unterbau des Doms dem 4. Jahrhundert angehört, gilt allgemein als gesichert. Während man sich aber früher darin gefiel, hierhin den Palast der Kaiserin Helena zu verlegen, scheint die neuere Forschung geneigter, anzunehmen, daß dieser Bau gleich zur Kirche bestimmt wurde. Dieser erste Bau zeigt nun ein Quadrat, dessen Ecken gewaltige Granitsäulen bilden, auf denen die kühn gewölbte Decke ruht. Die Säulen sind zugleich durch kleinere Bogen mit der eigentlichen Umfassungsmauer verbunden. Diese Mauer besteht aus römischem Mauerguß mit Ziegeln, die Trierer Römerbauten zeigen vielfach diese Bauweise. Sollte dieser Bau wirklich gleich zur Kirche bestimmt gewesen sein, so würde Trier wohl damit die älteste Kirche Deutschlands besitzen. Schon von Weitem sehen wir dann den gewaltigen, dunklen Bau der Porta Nigra vor uns. Auf beiden Seiten 2 gewaltige Thürme, deren einer bis zu 4 Stockwerken in die Höhe steigt, während der andere offenbar unvollendet blieb; zwischen ihnen liegen die beiden gewaltigen Thorfahrten und über diesen erheben sich noch 2 Stockwerke, die die Thürme mit einander verbinden. Das Ganze ist etwa 42 m lang, der höhere Thurm 29½ m hoch. Der Mittelbau ist 16, die Thürme sind 21 m tief, so daß man gut das 2. und 3. Stock des Mittelbaues zu 2 übereinanderliegenden Kirchen ausbauen konnte, bei welcher Gelegenheit denn auch noch eine Apsis angebaut ward, die man stehen ließ, als man 1876 alle anderen Zuthaten von der Porta entfernte. Die Festungsbaumeister des 4. Jahrhunderts haben es in hervorragender Weise verstanden, den Gesichtspunkt der Schönheit mit dem der Kriegstüchtigkeit bei Anlage des Baues zu vereinigen. Die mächtigen Steinblöcke sind nur durch Eisenklammern zusammengehalten. Zwischen den rundbogigen Fenstern stehen mächtige Halbsäulen; das Ganze macht einen majestätischen, einfachen, harmonischen Eindruck. Vollendet ist der Bau allerdings nicht worden. Die Säulenschafte, Gesimse, Capitäle harren noch des künstlerischen Schmuckes, dessen Ausführung kriegerische Ereignisse — etwa die Vandalenstürme — verhindert haben mögen. Der Bau ist so angelegt, daß, wenn die Feinde durch das Fallgatter in das Gebäude hineingedrungen waren, ihnen erst recht ein arger Kampf im Hofe der Porta Nigra bevorstand. Aus allen Fensteröffnungen sausten hier Steine und Pfeile auf sie herab. Außerdem war sicher dafür gesorgt, daß man von den seitlich anschließenden Wällen dem Propugnaculum und von hier aus wieder der Besatzung der Wälle zu Hilfe kommen konnte. Napoleon, der Verehrer des kriegerischen Genius der Römer, wollte, ergriffen von der Großartigkeit dieses bedeutendsten Trierer Römerdenkmales, es schon 1804 von allen Zuthaten säubern lassen, doch geschah dies erst 1817 zur Einzugsfeier des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, und seit jener Zeit ragt das Denkmal empor in schlichter Größe, als gewaltiger Zeuge römischen Weltherrscherthumes.

In wenigen Minuten hat man von der Porta aus den Bahnhof erreicht. Aus ihr zog einst hinaus, wer weiter nach Germanien zu reisen wollte. So ist sie auch jetzt noch dem Scheidenden der letzte Gruß aus einer bedeutsamen Periode deutsch-römischer Geschichte. Und so schieden wir denn von Trier voll hoher Freude darob, daß unter den hunderten interessanter Städtebilder, die Deutschlands Gauen zieren, auch eines ist, das uns jenes Kindesalter unseres Volkes, da es fremdem Geist und fremdem Schwert sich beugte, so anschaulich vor Augen stellt.

Bücherbesprechungen.

— Lehrbuch des deutschen Strafrechts. Von Albert Friedrich Berner. Siebzehnte Auflage. Mit dem Porträt des Verfassers. Leipzig 1895. Bernhard Tauchnitz. — Siebzehn Auflagen eines juristischen Lehrbuches sind ein Erfolg, der für sich selbst spricht und dessen sich nur vereinzelt ein Autor rühmen kann. Ihm gegenüber verstummt die Kritik, an ihre Stelle tritt der Glückwunsch für Autor und Verleger. Aber auch der besonderen Empfehlung eines solchen Werkes bedarf es nicht; es ist in Interessentenkreisen so bekannt, daß die Verzeichnung der Thatsache einer neuen Auflage genügt; daß sich in der ganzen Oekonomie in der neuen Auflage nichts wesentlich ändern kann, versteht sich von selbst, ebenso, daß ein geistesfrischer Greis, wie Berner, jede neue Auflage nur unter Verwerthung der neuesten Literatur und Rechtsprechung entläßt. Erfreulich ist es aber besonders, daß

der verdiente Altmeister der Strafrechtswissenschaft in der Vorrede der vorliegenden Auflage auch zu gewissen Reformbewegungen, die die jüngste Zeit auf dem Boden des Strafrechts hervorgebracht hat, Stellung nimmt. Wir hören mit Freuden von ihm das Wort: „Das Sturmlaufen weckt in Fragen der Gesetzgebung kein günstiges Vorurtheil“, und verstehen es nur zu sehr, wenn er als Motto über diese ganzen Erörterungen setzt: *Μηδὲν ἄγαν.* Möchten sich doch die heißblütigen Wortführer einer in ihren ersten Anfängen vielversprechenden, jetzt aber zum Tummelplatz aller möglichen abwegigen Reformideen gewordenen Bewegung dieses Motto recht zum Bewußtsein bringen. N.—

— Kriegsgeschichtliche Einzelschriften. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. — Heft 17. Truppenfahrzeuge, Colonnen und Trains bei den Bewegungen der I. und der II. deutschen Armee bis zu den Schlachten westlich Metz. — Es ist als ein großer Fortschritt zu bezeichnen, daß dieser undankbare und doch so wichtige Theil moderner Heeresbewegungen zu actenmäßiger Darstellung gelangt ist. Den Officieren des Beurlaubtenstandes, welche gerade bei den Colonnen und Trains so vielfach im Kriegsfalle Verwendung finden, ist das Durcharbeiten dieses hochinteressanten Stoffes dringend zu empfehlen. — Heft 18. Das Generalcommando des III. Armeecorps bei Spichern und Vionville. Das Heft ist nicht nur ein würdiges Denkmal des ebenso kühnen wie genialen Führers des Brandenburgischen Corps, Generals v. Alvensleben, sondern es bildet zugleich den Abschluß der überaus reichen Literatur über den 16. August 1870, den der hochselige Kaiser Wilhelm I. als den heroischsten aller Schlachttage bezeichnet hat. γ.

— Zeitschrift für Naturwissenschaften. Organ des naturwiss. Vereins für Sachsen und Thüringen, herausgegeben von Dr. G. Brandes. 67. Bd. 5. Heft. Mit 3 Tafeln und 6 Figuren im Text. Leipzig, C. E. M. Pfeffer. 1894. — Wiewohl diesmal kein Doppelheft ausgegeben ist, wird doch eine ziemliche Fülle interessanter Arbeiten geboten. Dr. Schmidt widmet als Docent für Physik und früherer Schüler des mächtigen Meisters Hermann v. Helmholtz Worte der Erinnerung, welche außerordentlich sympathisch berühren sowohl in Beziehung auf die zusammenfassende Schilderung der gewaltigen Leistungen, als durch die Wärme, mit welcher der Mensch mit seiner Bescheidenheit und seinem tiefen Naturgefühl dargestellt ist. — Zwei Arbeiten beschäftigen sich mit der einheimischen Natur. Der langjährige Vorsitzende des Vereins, Prof. v. Fritsch, hat die Trockenheit der letzten Sommer benutzt, um dadurch erzeugte Landschaftsbilder, welche über die geologische Vergangenheit unserer Heimath Aufschluß geben, photographisch zu skizziren und die bei ihrer Entstehung wirksamen Kräfte und Vorgänge klar zu legen. Die beigegebenen Tafeln stellen diluviale Grundmoränengebilde aus der Umgegend von Halle dar, nämlich Theile der Westwand und der südöstlichen Wand der städtischen Sandgrube zwischen Diemitz und Mötzlich mit ihren Geröll-, Sand- und Lehmlagen. „Durch die anhaltende Trockenheit der letzten Jahre wurde ein klarer Einblick ermöglicht. Denn unter deren Einfluß zerbröckelten an den Wänden der Gruben viele lockere Theile, der Wind vermochte leichter bewegliche Körner und Staub fortzublasen. Hierdurch wurde die Anordnung der Sand- und Thonpartikel in ihren Einzelheiten klar. Es wurde kenntlich, daß in Stücken der Wände, die den Eindruck zusammenhängender Sand- oder Geschiebelehmmassen bei feuchter Witterung machen, eine Schichtung und Bänderung vorhanden ist, und daß das ganze Gebilde kräftige Bewegungen durchgemacht hat, förmlich geknetet und durcheinander gearbeitet worden ist.“ Namentlich das dritte Bild ist sehr plastisch und geeignet, zu ähnlichen Beobachtungen anzuregen und sie an der Hand der vorliegenden Schilderung zu zergliedern. — Wenn die Copepoden-Arbeit von Schmeil mit den Beinbildern von diesen Kleinkrebsen nur für den Specialforscher bestimmt zu sein scheint, so bewährt sich doch die Thatsache, daß allgemein interessante Resultate erst durch die trockenste Detailuntersuchung gewonnen werden, dabei gleich aufs Beste; überall in unsern Gewässern zeigen sich die gleichen Formen, aber in einigen Tümpeln von der Colberger Haide, die zwar einen schwachen Salzgehalt haben, sonst aber von lauter echten Süßwasserorganismen bewohnt werden, finden sich vier Copepodenarten, welche mehr in das Seewasser zu gehören scheinen; drei davon sind überhaupt neu für die Wissenschaft, die vierte aber bisher nur aus stark salzhaltigen Gewässern von Algier bekannt. — Dr. Beckenstedt's Versuch: „Zur Bestimmung der 12 Edelsteine am Amtsschild des Hohenpriesters“ hat das Verdienst, in der Verwendung der Farbensymbolik ein neues Moment in die Discussion einzuführen, doch bewegt er sich wohl auf einem zu unsicheren Boden, als daß er auf die Dauer ganz unwidersprochen bleiben dürfte, vorausgesetzt, daß überhaupt eine festere Grundlage für die Deutung zu gewinnen sein wird. — Er wie Schulze macht Vorschläge zur Abänderung des von Prantl-Pax gebotenen Pflanzensystems. Eine Anzal kleinerer Mittheilungen betreffen moderne Fortschritte in den verschiedenen naturwissenschaftlich-medicinischen Disciplinen. Den Schluß bilden Bücherbesprechungen und eine dankenswerthe Uebersicht über die jüngst erschienenen Arbeiten und Werke. Srt.

—m— Mitteilungen des Altertumsvereins für Zwickau und Umgegend. Heft IV. Zwickau, Druck von R. Zückler. 1894. XIX, 134 SS. 8° — Außer geschäftlichen Mittheilungen, die von der regen Thätigkeit des Zwickauer Vereins in den Jahren 1891—1894 Zeugniß ablegen, enthält das Heft mehrere werthvolle Arbeiten, die nicht blos für die Geschichte der Stadt Zwickau, sondern auch für weitere Kreise von Interesse sind. Dies gilt vor Allem von dem fleißigen Aufsatz von Konrad Seeliger „Zur ältesten Geschichte der Stadt Zwickau“, der eine klare und erschöpfende Darstellung der Schicksale Zwickaus bis in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts hinein giebt und namentlich für die Zeit der Reichsunmittelbarkeit der Stadt manches Neue bietet. Einen dankenswerthen Beitrag zur sächsischen Gelehrtengeschichte liefert Richard Beck „Aus dem Leben Joachim Feller's“; seine Quelle ist die reichhaltige Correspondenz Feller's mit dem Zwickauer Rector Daum, die die Zwickauer Rathsschulbibliothek enthält. Feller, geb. 1638, war der Sohn eines wenig bemittelten Zwickauer Tuchmachers; nachdem er seine erste Ausbildung auf dem altberühmten Zwickauer Lyceum erhalten, machten es ihm namentlich die Empfehlungen seines Lehrers Daum möglich, seit 1656 in Leipzig zu studiren. Hochbegabt und unermüdlich fleißig, hat er eine für jene Zeit glänzende Laufbahn gemacht; 1660 wurde er Magister, 1667 Tertius an der Nicolaischule, 1670 Professor der Dichtkunst, 1675 zu seiner großen Freude Bibliothekar der Paulina. Als solcher hat er bekanntlich sich dauernden Ruhm erworben, während seine wissenschaftliche Thätigkeit, so vielseitig sie war, doch durch seine Thätigkeit als Professor poeseos et eloquentiae stark beeinträchtigt wurde. Schon am 4. April 1691 machte ein jäher Tod seinem Leben ein vorzeitiges Ende. Was wir über sein Verhältniß zu seinen Leipziger Lehrern, unter denen ihn in seiner Studienzeit namentlich Jacob Thomasius (der Vater des berühmten Christian, eines Schülers von Feller), Franckenstein, Rappolt begünstigten, sowie zu anderen Gelehrten, wie dem berühmten Caspar v. Barth, über seine Beziehungen zu Zwickau und seiner Familie, über Leipzig und die Universitätsverhältnisse in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, über seine amtliche Thätigkeit, seine Studien u. dgl. m. vernehmen, bietet vielseitiges culturgeschichtliches Interesse. Ein Vortrag von M. Schilling schildert „die Bedeutung der Zwickauer Rathsschulbibliothek für die politische Geschichte“ und geht namentlich auf die reiche Flugschriftenliteratur des 16. und 17. Jahrhunderts ein; er wählt als Beispiel die Schlacht bei Breitenfeld 1631, die er an der Hand einer Reihe von Flugschriften und Spottgedichten auf Tilly darstellt. H. Klotz beschäftigt sich mit den Zwickauer Annalen des Matthäus Winter, die sich handschriftlich in der Rathsschulbibliothek befinden. Winter, 1564 geboren, lebte als Bäckermeister und Rathsherr (seit 1605) in Zwickau; er starb 1642. Seit 1590 hat er ein halbes Jahrhundert hindurch, zunächst für seine Familie, alles Bemerkenswerthe in Haus, Stadt und Land sorgfältig aufgezeichnet. Der Verfasser giebt auf Grund der Handschrift, aber auch anderer Quellen, ein anziehendes Lebens- und Charakterbild des wackeren Meisters und untersucht dann den Inhalt und Werth seiner Aufzeichnungen; er kommt zu dem Schluß, daß dieselben doch für die Geschichte der Stadt Zwickau in den Jahren 1590 bis 1640 noch manche willkommene Ausbeute gewähren; die beiden Chronisten Zwickaus, Wilhelm und Schmidt, haben sie, obwohl Zeitgenossen Winter's, nicht gekannt, und Herzog, der die Handschrift erst während des Druckes seiner Chronik auffand, nur einzelnes für die Jahre 1605—1632 nachgetragen, während er sie für die folgenden Jahre ausgiebiger benutzte. Den Beschluß des Heftes bilden zwei kleine Aufsätze von E. Fabian über Hexenprozesse und über fahrende Aerzte und Kurpfuscher in Zwickau und Umgegend.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 21. Dienstag, den 19. Februar. 1895.

Der Park von Tiefurt.

Ein Erinnerungsblatt an Anna Amalia, Herzogin von Sachsen-Weimar und Eisenach.

Von E. Reineck.

Weihevolle Stunden sind es, in welchen wir uns Tiefurt nähern. Wenn wir die hochgewölbte Kastanienallee verlassen, welche säulenhallengleich Weimar mit dem Wewicht, einem kleinen südlich der Ilm gelegenen Hain, verbindet, betreten wir die stille durch denselben führende Chaussee und zu unseren Füßen liegt ein weites Thal ausgebreitet mit der leise dahinfließenden Ilm und Tiefurt, der ehemaligen Residenz Anna Amalia's, mit den dichtbelaubten Bäumen seines einsamen Parks. Der Park, welchen man, nicht mit Unrecht, das Aschenbrödel unter den Weimarischen Parkanlagen nennt, in welchem die Musen ihre schönsten Feste gefeiert haben, verdankt zunächst seine Entstehung dem Gedanken, das kleine Schloß daselbst zum Aufenthalt des jüngsten Sohnes Anna Amalia's, des Prinzen Constantin, zu machen. Als es dieser, von einer Reise nach Paris zurückgekehrt, mit seinem Erzieher, dem geistreichen Hrn. v. Knebel, bezog, trug die Umgebung des Schlößchens noch den Charakter des Ländlichen. Wiesen und Ackerflächen bildeten seine nächste Umgebung und nur jenseits der Ilm, wo sich, an Felsen geschmiegt, das Lohhölzchen hinzog, waren an dem sonst so eintönigen Bild einige landschaftliche Reize wahrzunehmen. Das wurde aber anders, als Prinz Constantin seinen kleinen Hofhalt, den Knebel, wie Böttiger spottsüchtig bemerkt, durch die weitgehendste Gastfreundschaft zu einem äußerst liberalen machte, in Tiefurt aufschlug. Um den Gästen, welche sich erst gegen 1 Uhr an der Tafel des Prinzen versammelten, bis dahin einen angenehmen Aufenthalt zu gewähren, hatte man die nächste Umgebung des Schlosses, die Partien des Parks, welche in der Nähe des Pavillons lagen und den eigentlichen Krystallisationspunkt desselben bilden, in einen dem Geschmack jener Zeit gerechtwerdenden Garten umwandeln lassen. Von hier aus entwickelten sich, dank der weisen Anordnung Amalia's, welche Tiefurt von 1782 ab zur ständigen Sommerresidenz erwählte, die Anlagen mehr und mehr, und als auch die sich am rechten Ilmufer erhebenden Felsenpartien mit in den Kreis derselben gezogen waren, durfte die liebliche Parkschöpfung, so, wie sie heute noch den Fremden durch den Wechsel anmuthiger Scenen und den stillen poetischen Reiz, der sie umgiebt, entzückt und erbaut, als vollendet angesehen werden. — Knebel blieb mit dem Prinzen drei Jahre lang, bis Ende 1778, in Tiefurt. Anna Amalia aber, welche den stillen Landsitz ihres Sohnes lieb gewonnen haben mochte, verbrachte dort, nachdem sie 1775 die Regierung, die sie seit dem Tode ihres Gemahls, des Herzogs Ernst August Constantin, geleitet, in die Hände ihres ältesten Sohnes Carl August gelegt hatte, mit wenig Unterbrechung die Sommer- und Wonnemonate ihres reichbewegten Lebens. Aeußerlich wie eine Gutsherrin auftretend und jeden fürstlichen Aufwand meidend verstand sie bald durch weise Lebensführung, durch volle Hingabe an die Pflege künstlerischer und wissenschaftlicher Ideale ihrem kleinen Hof einen besonderen Glanz zu verleihen, wie einst auf die Höfe von Florenz und Ferrara richteten sich die Augen der gebildeten Welt auf das kleine Tiefurt, und nicht Weimar, die Stadt im engen Raum, sondern der kleine abseits liegende Musenhof bot damals dem Fremden allein Gelegenheit, mit der Gesammtheit dort lebender Geistesgrößen in Verbindung zu treten. Dort versammelten sich in den einfachen Gemächern des Schlosses, oder in den Gängen des Parkes, welchen die kunstsinnige Fürstin immer schöner (damit Faunen und Nymphen sich desselben nicht zu schämen haben) im Stile von Wörlitz ausgestalten ließ, Carl August, Goethe und Wieland, der Kammerherr v. Einsiedel, der liebenswürdige feingebildete Mann mit dem stets anmuthigen und verbindlichen Wesen, der Freund seiner Freunde und darum mit dem schönen Beinamen l'ami belegt, der Kunstkenner und vertraute Freund Goethe's, Heinrich Meyer, der bereits genannte Hr. v. Knebel, Musäus, der gemüthliche Dichter der Volksmärchen, Bertuch, Bote, v. Seckendorff, die Dichterin Amalie v. Imhof, Corona Schröter und, last not least, das etwas verwachsene, aber geistreich witzige, wegen ihrer scharfen Zunge gefürchtete Fräulein Louise v. Göchhausen, gewöhnlich Thusnelda, von ihren Vertrautesten wohl auch Thusel genannt. — Ein seltener Gast war Schiller, dessen spröde, durch viele Enttäuschungen hervorgerufene Zurückhaltung, trotz der huldvollen Aufnahme seitens der Herzogin, trotz des freundlichen Willkommens, den Thusnelda ihm durch Ueberreichung einer Rose bot, zu dem Hof keine rechte Zuneigung zu fassen und sich in die Verhältnisse desselben nur schwer einzuleben verstand.

In dieser Republik gleichgesinnter Geister fielen alle kleinlichen Schranken der steifen Convenienz und des höfischen Ceremoniells. Die gütige für alles Schöne eingenommene Fürstin, welche nur selten, unter dem Zwang der Verhältnisse, ihre hoheitlichen Rechte auszuüben hatte, aber auch dann ihre Lieben und Vertrauten mit einem warmen Blick zu finden wußte, fühlte sich wohl in dem Gedanken: „Hier bin ich Mensch, hier kann ich's sein“. Gleich vor dem Dorfe, unterhalb der Brauerei, führt der Weg dahin. Wir verfolgen ihn aber nicht, sondern zweigen links ab, schreiten am diesseitigen Ufer der Ilm über Wiesen dahin und betreten jenseits derselben den Gasthof des Dorfes. Ob die Wirthschaft jetzt noch den Namen „Zu den drei Gleichen“ führt, wie das unserer Erinnerung nach die halbverwischten Schriftzüge eines Schildes vor vierzig Jahren andeuteten, vermögen wir nicht zu sagen, jedenfalls ist es aber noch derselbe Gasthof, wenn auch nicht mehr in seiner ursprünglichen Einrichtung, seinen mit Gras bewachsenen Terrassen und dicht gepflanzten Zwetschenbäumen, wo Wieland, so oft er als Gast bei der Herzogin in Tiefurt weilte, aus und ein ging. Er liebte es in den schattigen Winkeln des Parkes literarischer Thätigkeit obzuliegen und sich dort in die Traumwelt des Dichters zu versenken, verschmähte es aber auch nicht nach gethaner Arbeit hier einzukehren und sich bei Milch und Brod, welche ihm die Bäuerin credenzte, gutmüthig mit derselben von ihrer und seiner Welt zu unterhalten. — Wir setzen unseren Weg fort, welcher uns, schräg über die Dorfstraße, durch den Hof des Kammergutes, nach dem Schlößchen führt, dessen fünf Fenster breite Front uns aus dem Grün hoher Kastanienbäume begrüßt. Dicht hinter denselben breitet sich vor uns der Park aus mit seinen Wiesenflächen, seinen malerischen Baumgruppen und den bemoosten Denkmälern, welche Amalia ihren Lieblingen in den Anlagen diesseits und jenseits der Ilm setzen ließ. Wir dringen in das geheimnißvolle Dunkel der ersteren ein und stehen bald vor einem einfachen Monument, das aus rohen, mit Epheu überwucherten Felsblöcken aufgethürmt ist. Eine Marmortafel zeigt uns den Namen „Herder“! Ein zum Himmel emporstrebender Falter ist die einzige zwar oft gebrauchte, aber gerade auf diesem Monument passend angebrachte Zierrath. Wenige Schritte davon steht ein Säulenschaft in Form einer antiken Ara. Der weiße, auf dunklem Untergrund ruhende Stein, welcher in der Mitte eine kolossale Lyra trägt, ist dem Andenken Mozart's gewidmet. Amalia, welche die Musik liebte und selbst componirte, wie das von ihr in Musik gesetzte Goethe'sche Singspiel „Erwin und Elvire“ beweist, ließ an beiden Seiten des

Denkmals die Symbole der musikalisch-dramatischen Muse „Stab und Mantel" anbringen und die also geweihte Stätte sinnig mit italienischen Pappeln umgeben.

Weiter führt uns der Weg über eine hölzerne Brücke an das jenseits der Ilm gelegene Ufer, zunächst an eine Stelle, welche vielleicht die anmuthigste des ganzen Parkes ist. Heimliche, in den Toppstein eingelassene Bänke laden zur Ruhe ein. Hier weilte Goethe gern, der Jüngling von apollinischer Schönheit, es war die Zeit seiner Liebe zu Charlotte v. Stein, und ihrer gedenkend hat er vielleicht die, eine Felsenplatte zierende Inschrift gedichtet:

Dich hat Amor gewiß, o Sängerin, fütternd erzogen,
Kindlich reicht der Gott Dir mit dem Pfeile die Kost,
Schlürfend saugtest Du Gift in die unschuldige Kehle,
Und mit der Liebe Geschoß trifft Philomele das Herz.

Aber auch Marksteinen der Trübsal und des Leides begegnen wir auf unserer Wanderung. Dort wo eine klare Quelle dem Felsen entspringt, erhebt sich im Schatten überhängender Eschen ein graues Denkmal, der Erinnerung an einen jungen Sprößling des herzoglichen Hauses gewidmet. Auf der rechten Seite ist ebenfalls eine Lyra abgebildet und darunter stehen die Worte „Den Gebildeten, den Werdenden entriß die Parze". Auf der anderen Seite zeigt sich ein Helm mit der Unterschrift „Im zweiten Jahre des unseligen Krieges, der auch ihn hinwegraffte". Es gilt dem ursprünglichen Schöpfer des Tiefurter Parkes, dem Prinzen Constantin, dem jüngsten, bereits erwähnten Sohne Amalia's, der als kursächsischer Generalmajor zu Wibelskirchen an einem Nervenfieber starb. Die betrübte Mutter widmete den Manen des geliebten Kindes diesen Denkstein; gleichwie sie, kurze Zeit vorher, in die Lage kam ein zweites Monument dem Bruder, Herzog Leopold von Braunschweig, welcher bei einem Rettungswerk in den Fluthen der Oder ertrank, zu errichten. Das letztgenannte Monument, sowie die einstmals in der Nähe aufgestellten Büsten Goethe's, Herder's, Wieland's und Einsiedel's, von denen bis vor Kurzem nur noch diejenige Wieland's existirte, — sie diente dem Bildhauer Gasser zum Vorwurf des Standbildes auf dem Wielandplatze im Weimar —, bildeten gewissermaßen die Grenzsteine des Parkes und standen auf einer Stelle, in deren Nähe sich der Blick auf die umliegende Landschaft, auf das Dorf mit seinen um die Kirche gruppirten Häusern, auf das kleine Schloß mit den grünen Jalousieen und weiter hinten auf den in violette Tinten getauchten Ettersberg öffnet.

Haben wir so einen Rundgang durch den stillen Park, in welchem, um mit Wieland zu reden, die Menschenfreundlichkeit als genius loci waltet und offene Wege jeden Fremden einladen in dieses Heiligthum einer edlen Fürstin einzutreten, gemacht, so sei es uns nun auch gestattet, einen Blick auf das Leben und Treiben, welches sich einst in diesen Gefilden entwickelte, zu werfen.

Herzogin Amalia hatte kaum die Regierung in die Hände ihres ältesten Sohnes gelegt und sich nach Tiefurt zurückgezogen, als sie sich dort, befreit von äußerem Zwang und starrer Förmlichkeit, mit voller Hingabe einer ihrer Neigung entsprechenden Lebensweise überließ. Früh am Morgen schon, erzählt Gräfin v. Egloffstein, sah man sie im schlichten Gewand, das schöne Haar unter dem einfachen Strohhut geborgen, ihre Tauben füttern und dann mit einem Buch in der Hand die Lieblingsplätze des Parkes aufsuchen. Hier verweilte sie, bis der Schlag der Mittagsstunde vom Thurm der kleinen Dorfkirche an die Rückkehr mahnte. Schnell ward die prunklose Toilette gemacht, während welcher die eingegangenen Briefe durchgelesen wurden, dann trat die Herzogin aus ihrem bescheidenen Schlafzimmer in die eben so bescheidenen Wohngemächer und begrüßte dort ihren kleinen Hofstaat nebst denen, die sie zu Tisch erwartete. Selten oder nie fehlte darunter der alte Wieland, dem Amalia aus kindlicher Anhänglichkeit eine eigene Wohnung in Tiefurt hatte bereiten lassen, die er in den letzten Jahren seines Lebens regelmäßig im Frühjahr bezog, um dort in ländlicher Ruhe seine Werke vollenden zu können. Welch heitere Tafelrunde schloß sich nun um die gastfreie Fürstin. Wie sprühten die Raketen des Witzes herüber und hinüber, mit welcher Grazie wurden ungelöste Fragen von der Herzogin oder, in letzter Instanz, von dem allezeit schlagfertigen Fräulein v. Göchhausen entschieden und wie fühlte man sich da, in der Nähe der klugen Fürstin, von dem Geist ihres Oheims, des großen Friedrich, umweht. So verschiedenartig auch die Elemente sein mochten, die sich um den Tisch der erlauchten Wirthin gruppirten, ihr anmuthiges Wesen wußte sie zu verbinden und die widerstrebendsten [illegible] der Meinungen harmonisch zu vereinigen. — Köstlicher aber waren doch die Abendsitzungen im vertrauten Kreis. Hier beschäftigte man sich theils mit Musik, theils mit Durchblättern der neuesten Producte der Literatur. Fand sich etwas besonders Anziehendes darunter, so übernahm Thusnelda das Amt der Vorleserin, während die übrigen Damen der Herzogin bei einer großen Tapisseriearbeit behilflich waren oder, den Herren gleich, mit Aufmerksamkeit zuhörten, um an der nachfolgenden Discussion theilzunehmen. Das höchste Behagen erfüllte die begünstigten Mitglieder des vertrauten Kreises und nur zu schnell entschwanden immer die Stunden, in denen Amalia, frei von jedem Zwang, die verborgensten Schätze ihrer Seele enthüllte, oder mit bezaubernder Anmuth und Einfachheit die merkwürdigsten Episoden aus ihrer glänzenden Vergangenheit erzählte. In diesem erlauchten Kreis nun wurden im Laufe der Zeit zwei originelle Ideen lebendig, welche ebenso schnell wie sie entstanden waren, zur Ausführung gelangten. Die eine betraf ein handschriftliches Journal, welches in wöchentlichen Nummern erschien und an dessen Redaction die Herzogin selbst Theil nehmen sollte, die andere wollte in Weimar und Ettersburg, auch in Tiefurt der dramatischen Muse einen Tempel erbauen, d. h. ein Theater errichten. Das Journal erschien und wurde eine Quelle der heitersten Stimmung, der angenehmsten Unterhaltung. Die Aufsätze und Gedichte, welche es anonym brachte, wurden vor den Ohren ihrer Verfasser kritisirt, belacht, belobt oder getadelt. Goethe, Wieland, Herder nahmen daran Theil, viele der schönsten Poesien Goethe's, der Erlkönig, der Fischer, die Elegie auf Mieding's Tod, mancher Aufsatz in Prosa von Herder und Wieland sind zuerst in seinen Spalten erschienen. Noch erfolgreicher wirkte die andere Idee, welche hier die Hallen Thalia's in der freien frischen Natur unter grünen Bäumen, an den Ufern der sprudelnden Ilm, welche Hintergrund und Coulissen bildeten, erstehen ließ. Im Anfang waren es Schäferspiele, Charaden, übermüthige Possen und Schattenspiele — darunter Minerva's Geburt —, die in der Mooshütte von Tiefurt, unter Mitwirkung der Herren und Damen vom Hof, seinen Dichtern und Gelehrten, zur Aufführung kamen, dann nahm man ernstere Kunstwerke vor, z. B. Iphigenie, wobei Prinz Constantin den Pylades gab, und endlich ging im Juli 1782 Goethe's liebliche Operette „Die Fischerin", welche ganz besonders für die Tiefurter Gartenschaubühne geschrieben war, über die sogenannten Bretter. Goethe hatte, wie er selbst sagt, das Stück, von Thorheit und Weisheit angetrieben, verfaßt. Corona, von welcher die Musik war, sang das Dortchen, Balletmeister Aulhorn war der alte, Consistorialsecretär Seibler der junge Fischer und der Schauplatz theils am Ufer der Ilm unweit der Brücke und des Mozartdenkmals, theils auf dem mit Fackeln beleuchteten Fluß. Längs der Ufer, unter den Erlen und Fichten, waren zahlreiche Fischerhütten in malerischer Unordnung angebracht; Netze hingen zum Trocknen umher, Dortchen zündete auf einem Heerd ein Feuer an, um dem Vater und Bräutigam das Mahl zu bereiten, und die Ilm trug schaukelnde Kähne. Dortchen, nachdem sie das Lied vom Erlkönig gesungen, erwartet mit Ungeduld die ausbleibenden Mannsleute. Endlich kommt sie auf den Einfall, die Ihrigen glauben zu machen, sie habe ihren Tod in den Wellen gesucht. Die Fischer kommen zurück und Niclas singt:

O Mutter, guten Rath mir leiht,
Wie soll ich bekommen die schöne Maid?

Worauf sie nach Dortchen rufen:

Eilt nur geschwinde,
Lauft nach den Reusen,
Wohl blieb sie hangen
Und zündet Schleifen
Und brennet Fackeln
Und Feuer an.

Die höchste Wirkung erzielte der Moment, in dem sich die Fischer mit Fackeln und Lichtern am Ufer, oder auf Kähnen über den Fluß verbreiteten, als in der Ferne die brennenden Schleifen erschienen und flackernde Feuer auf der vorspringenden Landzunge sichtbar wurden. Der Pinsel eines Rembrandt hätte keinen schöneren Vorwurf finden können; dieses wunderbare Gemisch von Hell und Dunkel, die, aus dem einen in das andere hinüberhuschenden Gestalten und dann wieder die im grellen Fackelschein aufleuchtende Menge der Zuschauer — Alles vereinte sich zu einem Bild, wie es sich bunter dem Auge nicht darstellen kann. — Die Operette endete außer mit der Verlobung von Niclas und Dortchen noch mit einem nicht vorhergesehenen lustigen Nachspiel, bei dem ein großer

Theil der Zuschauer, der sich auf der Brücke über die Ilm versammelt hatte, mitwirkte. Das morsche Gebälk vermochte die Last derselben nicht zu tragen; während noch Alles unter dem Eindruck der wunderbaren Vision stand, brach es zusammen und bereitete denen, die darauf standen, ein unfreiwilliges, in seinen Folgen erfreulicherweise unschädliches Bad.

So wechselten in dem freundlichen Tiefurt geräuschvolle Feste mit heiterem Stillleben ab. Bald ergötzte sich die lebensfrohe Fürstin mit ihren aus Weimar geladenen Gästen in dem auf einer Ilmbrücke eingerichteten Tanzsaal oder unternahm Ausflüge, bei denen sie, wie z. B. auf einer Fahrt zu Frau v. Lynker in Tennstädt, wo sie, vom Gewitter überrascht, den Ueberzieher Wieland's benutzte, jegliches Ceremoniell fallen ließ, bald beschränkte sie ihren Verkehr nur auf den Umgang mit ihren Intimsten, Frl. v. Göchhausen, Wieland, Einsiedel und dem alten Professor Oeser aus Leipzig, der öfters zum Besuch kam. Dieser Lebensgewohnheit blieb sie auch treu, als sie 1789 mit theuren Erinnerungen aus Italien zurückkehrte, wohin sie im Jahr zuvor in Begleitung ihrer getreuen Thusnelda, des Hrn. v. Einsiedel und eines kleinen Gefolges — Herder war vorher schon aufgebrochen — abgereist war. Die Pflege dieser Erinnerungen, welche sie mit liebgewonnenen Menschen verknüpfte, gab ihrem Seelenleben hohen Aufschwung. Sie lernte die geniale Künstlerin Angelika Kauffmann, die sie porträtirte, den Historienmaler Wilhelm Heinrich Tischbein, dessen Conradin von Hohenstaufen noch heute eine Zierde des Kunstmuseums in Gotha ist, und vor Allem den ehrwürdigen Erzbischof Capecelatro von Tarent kennen. Emsig spannen sich zwischen Rom und Tiefurt in anregendem Briefwechsel die eingeleiteten angenehmen Beziehungen fort und mochte sie mit ihrem alten Freund Wieland die trauten, stillen Wege des Parkes wandeln oder sich im Verkehr mit Goethe, Herder, der Künstlerfamilie Gore und denen befinden, welche mit und vor ihr das Glück genossen hatten Italien zu sehen — ihre Gedanken weilten mit Vorliebe in Rom, an den Gestaden der reizenden Parthenope und im Kreise der Trefflichen, mit denen sie sich heiter dort bewegt hatte.

Aber die Zeit wandelte sich. Hatte die edle Frau, wie vorher bemerkt, schon 1785 und 1793 ihrem jüngsten Sohne und dem geliebten Bruder ins Grab sehen müssen, so trafen sie ein Jahrzehnt später neue Schläge, indem zuerst 1803 Herder, der ihr über Alles theure Seelsorger, starb, und am 9. Mai 1805 Schiller aus dem Leben schied. Zwar fand die starke Frau immer wieder Trost und Fassung, aber immer näher rückte auch das Gewitter, welches 1806 ausbrach. Der Niederlage von Jena, wo ihr Bruder, Herzog Ferdinand von Braunschweig, geschlagen und tödtlich verwundet wurde, folgte die schreckliche Plünderung Weimars durch die Franzosen, der Sturz des Hauses Braunschweig, die Gefahr der Entthronung ihres eigenen Sohnes durch Napoleon lag nahe und ihr verwundeter Bruder verschied auf der Flucht. Eine solche Reihe von Schicksalsschlägen vermochte sie nicht zu tragen. Kehrten auch für Weimar ruhigere Tage wieder, Amalia empfand die Segnung derselben nur zum Theil. „Bei uns sind die Musen todt, die bösen Zeiten lieben sie nicht, vielmehr verstecken sie sich," so schrieb sie am 11. Februar 1807 an Tischbein; es war der letzte Gruß, welchen sie dem geschätzten Kunstfreund sandte. Am 10. April desselben Jahres starb sie, beklagt von Allen, die sie kannten; ihre getreue Thusnelda folgte ihr nach einigen Monaten ins Grab nach.

Mit dem Tode der Herzogin endeten die schönen Tage Tiefurts. Das heitere Leben, welches mehr als fünfundzwanzig Jahre wie ein milder Himmel über demselben gelacht hatte, erlosch und einsam ist es wieder in den Gängen seines Parkes und Schlosses geworden. Nur an schönen Sommer- namentlich Sonntagen ändert sich das Bild; ein oder das andere Mitglied des großherzoglichen Hauses kommt dann wohl einmal hierher, um einige Tage im alten Schlößchen zu verleben, oder es füllen sich die Plätze um dasselbe und zwischen geputzten Herren und Damen geht der Castellan einher, um seinen Gästen Erfrischungen zu reichen. In der Woche herrscht aber meistens tiefe Ruhe. Traumhaft still ist es dann in den Anlagen jenseits der Ilm und wie ein altes Gonachebild, dessen verblichene Farben und Staffage an längstvergangene Zeiten erinnern, liegen im Abendstrahl der Sonne Park und Schloß Tiefurt, das einstige Belriguardo Amalia's. — Betreten wir das kleine Schloß und steigen hinauf in seine Räume, die so eng, so bescheiden sind! Zunächst öffnet sich uns da im zweiten Stockwerk das Schlafgemach des Fräuleins v. Göchhausen, dasselbe Zimmer, dessen Thür Carl August und Goethe im Uebermuth an einem Sommerabend, während sich die Bewohner im Park in der Gesellschaft befanden, hatten zumauern lassen, um sich dann an der Bestürzung des kleinen Hoffräuleins, die im Dunkel vergeblich nach dem gewohnten Eingang tappte, zu ergötzen. Ein echtes Altjungfernstübchen, gewinnt es unser Interesse sofort durch die Gemüthlichkeit seiner Einrichtung und den Reichthum seiner Bilder, unter welchen uns Scenen aus Don Quijote und Werther, sowie die Porträts der Göchhausen nebst demjenigen des Kammerherrn v. Einsiedel in jüngeren Jahren entgegentreten. Aus dem Gesicht des Letzteren leuchtet die ganze Kraft kecker Dichterlaune, der Schalkhaftigkeit und des Witzes, welche er einst so erfolgreich dem Tiefurter Liebhabertheater gewidmet hat. Ebenso ansprechend sind die Wohnräume der Herzogin, zunächst ihr Schlaf-, dann das Empfangszimmer, welche unmittelbar an die erstgenannten anschließen. In letzterem versammelten sich die Gäste Amalia's zu geselliger Unterhaltung und hier begrüßt uns wieder ein Bild Einsiedel's — als Greis, der Wanderung müde, in den welken Zügen aber immer noch den Abglanz großer Herzensgüte zeigend, die den Edelmann bis ins hohe Alter beseelte.*) Auch die übrigen Räume bieten des Interessanten noch viel. Zwei der nebenliegenden Gemächer enthalten Darstellungen aus den zu Tiefurt aufgeführten Theaterstücken von Kraus, eine Aquarelle der Hauptscene aus der „Fischerin" und die Büsten von Gore und seiner Tochter Elisabeth, die wegen ihres Talentes für Landschaftsmalerei bei der Herzogin sehr beliebt war. Ein düster ausgestattetes Gemach, Amalia's Trauerzimmer, enthält außer einigen an die Wand geklebten Landschaftsbildern die Statue einer Figur, welche den Finger auf den Mund legt und auch dieser von den Musen begnadeten Fürstin pantomimisch angedeutet zu haben scheint: Geh an der Welt vorüber — es ist Alles eitel. Noch manch' andere theure Reliquien bergen die Räume; das schöne Bild von Tischbein, Amalia im Kreise ihrer Freunde in der Villa d'Este, das kleine Spinett der musikalischen Fürstin und Fragmente des berühmten Tiefurter Journals, welche der Castellan uns zeigt. Vor allen diesen Marksteinen aus dem Leben einer edlen deutschen Fürstin könnten wir noch Stunden andachtsvoller Betrachtung verbringen. Indeß die Dämmerung, welche sich draußen auf Wiese und Wald senkt, wirft allgemach ihren Schleier auf die kleinen Schloßräume. Wir müssen scheiden. — Noch fährt unser Geschlecht fort die großen Erinnerungen zu pflegen und liebevoll weiß es die Tage zu finden, an welchen es in den Kranz derselben frische Rosen zu flechten hat. Noch gilt das Wort des Dichters:

Was vergangen, kehrt nicht wieder,
Aber ging es leuchtend nieder,
Leuchtet's lange noch zurück.

*) R. Springer, „Weimars classische Stätten".

Bücherbesprechungen.

— **Vorschläge zur Umgestaltung der Reichsjustizgesetze von 1879, von A. Wagner, Rechtsanwalt in Heidelberg. Berlin 1895. Carl Heymann's Verlag.** — Der Verfasser hat Mißstände, die er in seiner Praxis empfunden, zusammengestellt und macht Vorschläge zu ihrer Abstellung. Die Vorschläge betreffen die Civilprozeßordnung, das Einführungsgesetz zu derselben, die Strafprozeßordnung, das Gerichtsverfassungsgesetz und die Kostengesetze. Sie enthalten zum Theil dankenswerthes Material für eine spätere Novellengesetzgebung; zum Theil aber fußen die Beschwerden in einer unangemessenen Handhabung des Gesetzes. Letzteres gilt von der Eidesbeschwerde S. 13 ff.; und Verfasser bescheidet sich selbst, daß auch für die gerügte Gestaltung der mündlichen Verhandlung vor den badischen Amtsrichtern die Reichsgesetzgebung nicht verantwortlich zu machen, hier nur von der Landesjustizverwaltung Abhilfe zu verlangen ist. Sehr lehrreich sind die Mittheilungen des Verfassers über die Erfahrungen mit den badischen Gemeindegerichten. In §. 14 des Gerichtsverfassungsgesetzes wurden als besondere Gerichte auch die württembergischen und badischen Gemeindegerichte mit der Zuständigkeit für gewisse vermögensrechtliche Streitigkeiten aufrecht erhalten. Ihnen singt Verfasser ein sehr wenig günstiges Lied: auf die ganze Einrichtung passe die Bezeichnung „billig und schlecht", im Interesse einer zuverlässigen und gleichmäßigen Rechtspflege sei die Befreiung davon in thunlichster Bälde zu wünschen.

Die S. 19 ff. wiedergegebene Entscheidung eines solchen Gemeinderichters spricht allerdings mehr als genügend gegen die Existenzberechtigung des Instituts. Sollten die bezüglichen Erfahrungen des Verfassers auch aus Württemberg Bestätigung empfangen, so würde daraus die Lehre gezogen werden müssen, daß man künftig nicht allzu entgegenkommend gegen gewisse particuläre Einrichtungen sich verhalten solle. N.

— Der deutsche Strafprozeß und seine Reform. Kritik und Vorschläge von Dr. Paul Köhne, Amtsrichter. Berlin 1895. J. Guttentag. — Verfasser bezeichnet drei Gesichtspunkte als diejenigen, welche eine Reform des deutschen Strafverfahrens hauptsächlich ins Auge zu fassen habe: Beschleunigung des Verfahrens, Stärkung der staatlichen Repressivgewalt, Schutz des unschuldig Verdächtigten. Inwieweit zur Erreichung dieser Ziele Abhilfe am geltenden Rechtszustande geschaffen werden könne, prüft er zunächst an den Einzelbestimmungen des jetzt im Reichstage zur Berathung stehenden Entwurfs und dann über den Rahmen des letzteren hinaus, indem er der Frage der Laienbetheiligung an der Rechtsprechung in Strafsachen und der Gestaltung des Verfahrens besondere Erörterungen widmet. Die Kritik zeigt überall, daß sie auf Grund der praktischen Erfahrungen geübt wird, die Verfasser selbst an größeren Gerichten zu sammeln Gelegenheit gehabt hat. Diese Erfahrungen sind mit scharfem Blicke verwerthet; die Ruhe und Objectivität, mit der sie vorgetragen und benutzt werden, berührt sehr wohlthuend; die ganze Darstellung ist klar und einfach, ohne des Reizes zu entbehren, der das Interesse besonders bei Erörterungen der vorliegenden Art wirkungsvoll erhöht. Wir können deshalb die Broschüre nur bestens empfehlen und sind überzeugt, daß manche Anregung daraus Beachtung finden wird. Grundsätzlich ist natürlich der Verfasser Gegner der Berufung. Er bescheidet sich aber resignirt, daß ein dauernder Widerstand gegen die Volksströmung nicht möglich sein werde, und nimmt deshalb die Einführung der Berufung gegen alle Strafurtheile — abgesehen von den schwurgerichtlichen — als nothwendiges Uebel hin. Wir glauben nach wie vor, daß hier Preßstimmen mit Volksstimmen verwechselt werden, daß der ganze Ansturm gegen die Berufungslosigkeit der Strafkammerurtheile wesentlich nur in der Presse geschehen, von dieser überhaupt inscenirt ist und keineswegs von der wirklichen Volksüberzeugung getragen wird. Sonst hätten die jüngsten Erörterungen im Reichstage nicht solch' beispielloser Gleichgiltigkeit begegnen können. Uebrigens ist es ein Vorgreifen des Verfassers, wenn er S. 9 sagt, daß die deutsche Strafprozeßordnung die Appellation für die große Mehrzahl aller Urtheile beseitigt habe: die im Deutschen Reiche ergehenden schöffen- und amtsgerichtlichen, der Berufung unterliegenden Urtheile überwiegen an Zahl die Urtheile der Strafkammern und Schwurgerichte weitaus. Unzutreffend dürfte auch die Behauptung S. 45 sein, daß nach der Novelle Freisprechung im Wiederaufnahmeverfahren auch bei völliger Beseitigung aller Belastungsmomente nicht erfolgen dürfe. Und bei der Kritik des dem unschuldig Verurtheilten durch die Novelle gewährten Entschädigungsanspruches dürfte doch wohl — wie auch anderwärts — der §. 160 der Civilprozeßordnung und die demselben in constanter höchstrichterlicher Rechtsprechung gegebene Auslegung nicht ausreichend berücksichtigt sein. N.

— Lauth, L'état militaire des principales puissances étrangères en 1894. Berger-Levrault et Cie. Paris. — Dieses militär-statistische Werk des französischen Generalstabscapitäns Lauth umfaßt Deutschland, England, Oesterreich, Belgien, Spanien, Italien, Rußland und die Schweiz. Es stützt sich offenbar auf sehr sichere Grundlagen und verdient wie beinahe alle statistischen Veröffentlichungen militärischer Natur, die in den letzten Jahren in Frankreich erschienen sind, das Lob großer Zuverlässigkeit. γ.

— Hermann v. Helmholtz. Gedächtnißrede gehalten in der Singakademie zu Berlin am 14. December 1894 von Wilhelm v. Bezold, mit einem Porträt nach einem Oelgemälde von Franz v. Lenbach. Leipzig, J. Ambrosius Barth. 1895. 31 S. in Großoctav. — Im letzten December berichteten, wie man sich erinnern wird, die Tagesblätter von der großartigen Gedächtnißfeier, welche die wissenschaftliche und officielle Welt zu Ehren des kürzlich dahingeschiedenen Helmholtz veranstaltet hatte. Die kaiserlichen Majestäten an der Spitze, versammelten sich die führenden Kreise Berlins, um ihrer Trauer um den Verlust und ihrer Verehrung der Verdienste des Heros würdigen Ausdruck zu verleihen. Die weihevolle Gedächtnißrede, welche der Berliner Physiker und Meteorolog v. Bezold dem großen Collegen gewidmet hat, liegt nun in etwas größerer Ausführlichkeit und in gediegener Ausstattung vor. In allgemein verständlicher Darstellung tritt uns der Hüne als Mensch und Forscher, in seiner hohen künstlerischen Beanlagung und stetig sich steigernden und immer schwierigeren Problemen zustrebenden Entwickelung entgegen, in seiner Vielseitigkeit als Naturforscher und Philosoph schlechthin, als Physiolog, Anatom, Physiker, Mathematiker und Aesthetiker. Auch das Verhältniß zu Robert Mayer wird objectiv, sehr zu Gunsten beider Forscher, klargestellt. „Hermann v. Helmholtz war in jeder Hinsicht einer der höchststehenden und edelsten Menschen, die je gelebt haben, und wer jemals das Glück hatte, ihm näher treten zu dürfen, dem wird der Eindruck unvergeßlich bleiben." Daß das Porträt in so charakterischer als edler Eigenart gehalten ist, dafür bürgt der Name des Malers. Die kleine Schrift wird vielen Verehrern des Verstorbenen willkommen sein. Srt.

— Die Lotosblume. Roman in drei Bänden von Mariam Tenger. Berlin und Leipzig, Verlag von Friedrich Luckhardt, 1894. Preis 12 ℳ. — Einen dreibändigen Roman zu lesen ist nur selten ein reiner Genuß. Zudem macht es uns der Verfasser der „Lotosblume" — oder ist Mariam ein Frauenname? — nicht eben leicht. Er muthet uns im Laufe seiner Geschichte tüchtige Sprünge zu über Ort und Zeit und häuft Geheimniß auf Geheimniß, bis er am Ende mit der Lösung herausrückt. Es geht sehr kunterbunt, auch zum Theil wüst in dem Buche her. Räuberbanden, bald als Komödianten, bald als Officiere verkleidet, treten darin auf, eine ungarische Gräfin, die in Paris durch ihre Schönheit ihren Unterhalt erwirbt und, verarmt, ihre Verwandten beunruhigt, vertritt das böse Princip. Ein Burgverließ, worin ein Feind dem Hungertode preisgegeben werden soll, ein Advocat, der seine Clientin von dem Schloß ihrer Mutter verjagt, um sich in dessen Besitz einzudrängen, eine Zigeunerin, die als Amme einen Kindertausch vornimmt — das sind nur flüchtige Andeutungen der vielfach verschlungenen, theilweise blutigen Handlung. Von den Rechtszuständen in den ungarischen Comitatsherrschaften, wo die hochgestiefelten Herren Magnaten in unumschränkter Willkür schalten und walten, bekommt man einen merkwürdigen Begriff, es erscheint kaum denkbar, daß solche unglaubliche Verhältnisse in einem geordneten Rechtsstaate vorkommen. Freilich spielt der Haupttheil der Geschichte um die Mitte unseres Jahrhunderts, in den Jahren, wo Kossuth der gefeiertste Name in jenen Ländern war, und die revolutionäre Stimmung der Zeit mag einen Theil der krassen Unordnung erklären. Eine sehr gewichtige Rolle neben der Heldin, der schönen Gräfin Sarolta Kelmanyi, spielt ein Mann, der ein äußerst bewegtes Leben führt: als Räuberhauptmann, Schafhirt, zuletzt Kammerdiener und Vertrauter eines deutschen Diplomaten. Mit der Aufgabe, die diesem Baron v. Gilben in der Erzählung zufällt, kann man als deutscher Leser wohl zufrieden sein. Er ist das vollkommene Gegenstück zu den rohen, gewaltthätigen und ungebildeten, aber unsäglich aufgeblasenen und hochmüthigen Herren des magyarischen Adels, und er hat den fast unheilbar verwickelten Knoten der Handlung zu lösen und dafür aufzukommen, daß die weitverzweigte Geschichte zuletzt durchsichtig wird und mit einem leidlichen Ende abschließt. Die erfreulichste Partie an dem Buche ist im dritten Bande die Schilderung des segensreichen Wirkens des Lehrers und der beiden Schulschwestern in dem armen schlesischen Weberdorfe. Hier stehen dem Verfasser wirkliche Herzenstöne zur Verfügung. Daß die drei Lehrpersonen — so lautet ja heute der Kunstausdruck — sämmtlich von vornehmer Geburt sind und die Schulmeisterei nur incognito betreiben, paßt ganz zu der hochromantischen Grundstimmung des Werkes, ebenso daß die hochedle Gräfin Kolmanyi schließlich gar die Frau des Dorfschullehrers wird. — Ein literarisches Kunstwerk ist der Roman nicht; dazu ist die Darstellung zu sprunghaft, und auch an stilistischen Unebenheiten fehlt es nicht. Aber um des wohlthuenden Schlußbildes willen, wie drei brave Männer durch unverdrossene Arbeit aus einem schmutzigen und verkommenen Webernefte ein sauberes und zufriedenes Bauerndorf machen, verzeiht man dem Verfasser Vieles und nimmt wohl auch manche allzu handgreifliche Unwahrscheinlichkeiten mit in Kauf. Einzelne Capitel streifen hart an die Ritter- und Räuberromane unserer Hintertreppenliteratur. Als Abendlectüre für Leute von empfindlichen Nerven ist das Buch nicht zu empfehlen. R. B.

Druck von [illegible] in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 22. Donnerstag, den 21. Februar. 1895.

Auf Goethe's Spuren im Süden.

Reiseskizzen von Julius R. Haarhaus.

XIII. Von Perugia bis Rom.

Die nächste Tagesstrecke von Perugia südostwärts bietet Goethe eine Vorahnung römischer Herrlichkeit: den berühmten Tempel der Minerva zu Assisi. Durch die Lectüre Palladio's und Volkmann's war er zur Betrachtung des schönen Bauwerkes wohl vorbereitet. Noch heute gilt die Fronte — nur diese ist noch vorhanden und dient als Vorhalle der Kirche — für die am besten erhaltene aus der frühen Kaiserzeit. Der Umweg, den Goethe ihretwegen machte, war also der Mühe werth. Er entließ bei Santa Maria degli Angeli, oder, wie er das Kloster nennt, Madonna del Angelo, seinen Vetturin, mit der Weisung, vorauszufahren und ihn in Foligno zu erwarten. Maria degli Angeli erwähnt er weiter nicht, es ist eine alte Wallfahrtsstätte des Franziskanerordens; Kirche und Kloster sind in ihren Haupttheilen ein Werk Vignola's. Ebenso wenig Interesse vermag er der Cultstätte des heiligen Franziskus zu Assisi selbst abzugewinnen. „Die ungeheuren Substructionen der babylonisch übereinander gethürmten Kirchen, wo der heilige Franziskus ruht, ließ ich links mit Abneigung, denn ich dachte mir, daß darin die Köpfe so wie mein Hauptmannskopf gestempelt würden.“ Mit diesem „Hauptmannskopf“ ist der päpstliche Officier, Goethe's Reisegefährte von Bologna bis Perugia, gemeint, der sich mit verblüffender Naivität nach den kirchlichen Verhältnissen in Deutschland erkundigte, so daß sich Goethe bei den Fragen des biederen Soldaten „über die kluge Geistlichkeit wundern mußte, welche Alles abzulehnen und zu entstellen sucht, was den dunkeln Kreis ihrer herkömmlichen Lehre durchbrechen und verwirren könnte“. Aus dem mit dem Hauptmanne geführten Gespräche läßt sich übrigens ersehen, wie schnell Goethe sich dem Anschauungskreise des Volkes anzupassen verstand und mit welch' diplomatischem Geschick er es vermied, sich durch zwecklosen Widerspruch mißliebig zu machen. Dieses eigenthümliche Anpassungsvermögen in Verbindung mit dem Zauber seiner Persönlichkeit hat ihm auf seiner Reise einmal sogar das Leben gerettet. Bei der Rückfahrt von Sicilien gerieth das Schiff durch die Ungeschicklichkeit der Steuerleute in Gefahr, durch die Meeresströmung gegen die Felsen von Capri geschleudert zu werden. Die Wuth der Passagiere richtete sich gegen die Seeleute, die, von allen Seiten bestürmt, vollständig den Kopf verloren. In diesem kritischen Augenblick verschafft sich Goethe Gehör, er macht die Tobenden auf ihre Thorheit aufmerksam und gebietet ihnen, zur Madonna zu flehen, die allein im Stande sei, den Heiland zu einem ähnlichen Rettungswerke zu veranlassen, wie vor Zeiten auf dem See Tiberias. Diese Rede verfehlte ihren Eindruck nicht; zuerst fallen die Frauen auf's Knie, dann auch die Männer, und so gewinnen die Schiffer Zeit, Mittel und Wege zur Rettung des Fahrzeuges zu finden und anzuwenden. Ueberhaupt dürfte es an der Zeit sein, nach dem Eindrucke zu fragen, den Goethe's Persönlichkeit auf die Italiener gemacht hat, und einige Worte über diesen Punkt sind vielleicht gerade hier am Platze, weil der Reisende in Assisi Gelegenheit fand, die Italiener von einer weniger angenehmen Seite kennen zu lernen. Wir wissen, daß die souveräne Ruhe und Gelassenheit seines Wesens ihn schon in Malcesina vor den Beleidigungen des Pöbels schützte, der in dem einsamen Zeichner auf dem Castell einen Spion Oesterreichs vermuthete; wir sehen, wie er mit wunderbarer Geistesgegenwart jederzeit aus einem für ihn günstigen Umstande den größten Vortheil zu ziehen versteht. Die heitere Freimüthigkeit seines Wesens erwirbt ihm Freude in allen Kreisen, sie entwaffnet den jähzornigen Gouverneur von Messina und erschließt dem Fremdlinge die Herzen der armen Verwandten des berüchtigten Cagliostro, in deren Familiengeheimnisse er in nicht ganz lauterer Absicht und jedenfalls auf ziemlich indiscrete Weise eindringt. Daß sein bewährtes Glück bei Frauen unsern Reisenden in Italien nicht im Stiche ließ, ist selbstverständlich. Doch lassen sich, wenn man von den Episoden mit der schönen Mailänderin und der neapolitanischen Prinzessin, denen er in den Schilderungen einen breiteren Raum gegönnt hat, absieht, hierher gehörige Thatsachen aus seinen Notizen nur errathen.

Kehren wir jedoch nach Assisi zurück, wo Goethe in dem erwähnten Minervatempel „das erste vollständige Denkmal der alten Zeit erblickte“. Seine Erwartungen wurden übertroffen, denn nach der unvollkommenen Abbildung, die Palladio von diesem Tempel giebt, hatte er ein „garstiges palmyrisches Ungeheuer“ erwartet. Nun findet er „einen bescheidenen Tempel, wie er sich für eine so kleine Stadt schickte, und doch so vollkommen, so schön gedacht, daß er überall glänzen würde“. Welcher Italienfahrer von heute, der nicht gerade Philologe von Fach ist, käme wohl auf den Gedanken, die Vorkenntnisse zur Würdigung antiker Bauten aus dem schwerfälligen und unendlich trockenen Latein des Vitruv zu schöpfen? Daß Goethe es mit Erfolg gethan, beweisen die feinen Bemerkungen, zu denen ihm dieser, ihm zuerst zu Gesicht kommende Tempel Veranlassung giebt. Sofort erkennt er den Vorzug der Lage, die Größenverhältnisse des Ganzen und die schöne Behandlung der Einzelheiten. Daß die alte Cultstätte auf einem Berge zwischen zwei höheren Erhebungen des Gebirgsrückens und am Kreuzungspunkte von vier, durch die natürliche Beschaffenheit des Geländes bedingten Straßen mit (ursprünglich) voller Aussicht in die Ebene steht, scheint ihm ein wesentliches Erforderniß künstlerischer Wirkung. „Nicht allein das Gebäude sollte man zeichnen,“ so schreibt er, „sondern auch die glückliche Stellung.“ Im Uebrigen darf die Reinheit der Formen als schönster Schmuck dieses Tempels gelten. Die sechs, etwa 10½ m hohen korinthischen Säulen, von denen zwei ihre Akanthus-Capitäle fast unversehrt aufweisen, tragen auf verhältnißmäßig hohem Gebälk den niedrigen Giebel. Der Fries war offenbar mit einer Inschrift aus einzelnen Bronce-Buchstaben verziert, die jedoch der Zeit zum Opfer gefallen sind, und von deren einstmaligem Vorhandensein nur noch die tiefen Nagellöcher zeugen. Ob es den Archäologen, wie Volkmann hoffte, gelungen ist, aus den Löchern die Buchstaben zu reconstruiren und so Worte und Sinn der Inschrift zu ergründen, ist Schreiber dieser Zeilen leider unbekannt. Dem Laien erscheint jedenfalls, bei der außerordentlich regelmäßigen Anordnung der Löcher, diese Aufgabe nicht allzu schwer. Was für Goethe's sorgfältige Vorstudien und seinen sicheren Blick besonders spricht, ist die Thatsache, daß er sich nicht, wie so viele Andere vor und nach ihm, über den Charakter des Unterbaues der Säulen täuschte. „Die Säulenfüße und die Platten darunter scheinen auf Piedestalen zu stehen,“ bemerkt er, „aber es *scheint* auch nur, denn der Sockel ist fünfmal durchschnitten, und jedesmal gehen fünf Stufen zwischen den Säulen hinauf, da man denn auf die Fläche gelangt, worauf eigentlich die Säulen stehen, und von welcher man auch in den Tempel hineingeht. Das Wagstück, den Sockel zu durchschneiden, war hier am rechten Platze, denn da der Tempel am Berge liegt, so hätte die Treppe, die zu ihm hinaufführte, viel zu weit vorgelegt werden müssen und würde den Platz verengt haben.“ „Und in der That,“ so erweitert Jacob Burckhardt Goethe's Ausspruch, „hat man diesen Zwischenstücken der Basis ein besonderes kleines Gesimse und Basis gegeben, welche besagten Anschein noch erhöhen. Allein

an keinem einzigen Tempel haben die Säulen wirkliche Piedestale. Sie konnten die oft erwünschte Wirkung derselben entbehren, weil der bedeutende Stufenbau für die Säulen einen gemeinsamen Untersatz bot, dessen Festigkeit dem Auge genügte, um der lastenden Masse des Gebälks und des Giebels als Gegengewicht zu dienen." Und dieser Tempel, bei dessen Anblick Goethe sofort das architektonisch Ungewöhnliche erkannte und ganz im Sinne einer späteren, abgeklärten Kunstforschung zu deuten vermochte, war der erste, den er überhaupt zu Gesicht bekam! Er muß selbst die Bedeutung dieses Augenblicks tief empfunden haben, denn er fügt seiner Betrachtung die stolzen Worte hinzu: „Was sich durch die Beschauung dieses Werkes in mir entwickelt, ist nicht auszusprechen und wird ewige Früchte bringen!"

Leider sollte die schöne, harmonische Stimmung, in die der Anblick des Minervatempels unseren Reisenden versetzt hatte, nur zu bald getrübt werden, denn als er, „im Gemüth zum schönsten beruhigt", die Römische Straße bergab wanderte, verfolgten ihn vier Sbirren, die den arglosen Fremden für einen Schmuggler hielten und sich nur schwer von seiner Ungefährlichkeit überzeugen ließen. Auch hier gelang es Goethe's Beredtsamkeit und „entschiedenem Ernst", die Männer umzustimmen, so daß einer derselben ihm sogar seine Dienste anbot, für den Fall, daß er zum Fest des Heiligen wieder nach Assisi kommen würde, und endlich noch am selben Abend für den weiteren glücklichen Verlauf seiner Reise zu beten versprach.

Ohne sonstige Erlebnisse langte Goethe nach vierstündiger Wanderung, „einem der schönsten und anmuthigsten Spaziergänge, die er jemals zurückgelegt", in Foligno an. Obwohl der Ort damals bereits eine ganz ansehnliche Landstadt von 7000 Einwohnern (heute 8753) war, müssen die Verhältnisse daselbst noch sehr primitiver Natur gewesen sein. Goethe übernachtete „in einer völlig homerischen Haushaltung", wo sich Alles „um ein auf der Erde brennendes Feuer" versammelte, und wo die Kälte des Abends und der Lärm der Hausbewohner ihn beim Schreiben störte. Heute trägt die Stadt, die als Bahnknotenpunkt und Sitz bedeutender Industrien (Zuckerwaaren, Papier und Seide) wichtig ist, ein auffallend modernes Gepräge. Man hält den Ort eher für eine mitteldeutsche Fabrikstadt als für eine Niederlassung aus der frühesten Kaiserzeit. Desto idyllischer muthet den Reisenden die Landschaft an, durch die ihn gleich hinter der Stadt die alte Völkerstraße führt. Es ist das schöne Thal des Clitumnus, eine köstliche Illustration zu Virgil's Schilderungen des Landlebens. Anmuthige, zum Theil prächtig bewaldete Hügel umschließen grüne Wiesen und goldene Weizenäcker, durch die sich der viel besungene heilige Fluß mit seinem klaren, blaßgrünen Gebirgswasser in zahllosen Windungen dahinschlängelt. Hier bebauen die Landleute den leichten Boden noch in ganz primitiver Weise, genau so, wie Goethe es aus Toscana berichtet: „sie pflügen tief, aber noch recht auf ursprüngliche Art; ihr Pflug hat keine Räder, und die Pflugschar ist nicht beweglich. So schleppt sie der Bauer, hinter seinen Ochsen gebückt, einher, und wühlt die Erde auf." Auf den Wiesen weiden noch heute wie zu den Zeiten des Virgil und Properz die berühmten breitgehörnten weißen Rinder, die einst den Römern als Opferthiere dienten. Der gute Volkmann sieht sich bei Erwähnung dieser Thatsache veranlaßt, ganz ernsthaft die Behauptung des älteren Plinius, daß die weiße Farbe des Viehs vom Clitumnuswasser herrühre, zu widerlegen. „Wenigstens," meint er, „thut das Wasser diese Wirkung nicht auf die Schweine, welche hier und an den meisten Orten in Italien alle schwarz und dunkelbraun sind." Jedenfalls schrieben die Alten dem Wasser eine starke Heilwirkung zu, der jüngere Plinius, der in einem seiner Briefe eine schwungvolle Beschreibung des Clitumnusthales liefert, spricht sogar von einer öffentlichen Badeanstalt, einer Anlage der Hispellaten, denen der Kaiser Augustus das Gebiet zum Geschenk gemacht habe. (Epistolae VIII, 8.) Von der Verehrung, die der Flußgott genoß, zeugen die gleichfalls von Plinius erwähnten zahlreichen Tempel, von denen sich einer, jetzt zu einer Kapelle (San Salvatore) umgebaut, erhalten hat. Ein ähnlicher Tempelrest ist die von Goethe angeführte Kapelle Sant' Agostino del Crocefisso, aus Säulen-Pfeilern und Gebälkstücken „nicht dumm, aber toll zusammengeflickt".

Damit sind die gesammten Alterthümer der Gegend charakterisirt, sie machen alle den Eindruck des Trümmerhaften oder sind, wo dies nicht der Fall ist, ziemlich willkürlich wiederhergestellt. Auch die von Goethe bestiegene Wasserleitung bei Spoleto, „die zugleich Brücke von einem Berg zu einem andern ist", dürfte nur noch zum kleinsten Theile ein Werk des Alterthums sein, da sie der Hauptsache nach um die Mitte des 14. Jahrhunderts erneuert wurde. Immerhin jedoch ist Goethe's Bewunderung des Ponte delle Torri gerechtfertigt; das gewaltige Werk verkörpert den „großen Sinn" der Alten und stempelt ihre Baukunst zu einer „zweiten Natur, die zu bürgerlichen Zwecken handelt".

Im Uebrigen bietet Spoleto wenig Bemerkenswerthes, die Stadt macht im Gegensatze zu Foligno einen alterthümlichen Eindruck, ohne jedoch ein Bauwerk von Bedeutung zu besitzen. Desto glorreicher ist die historische Vergangenheit der Stadt. Eine Inschrift an der Porta della Fuga besagt, daß vor den Mauern Spoletos der bis dahin siegreiche Hannibal zum ersten Male von der Besatzung einer Landstadt zurückgeschlagen worden sei. Von diesem Ruhme zehren die Spoletiner noch heute. Sonst stehen sie freilich nicht im besten Rufe; Seume, der gerade in dieser Stadt einen besonders starken Anfall seines periodischen Unbehagens verspürt, meint, die Einwohner sähen alle aus wie das böse Gewissen. Die Klagen, die er in dieser Gegend über Gasthäuser und Vetturine führt, sind für die Strecke Perugia-Rom in der Reiseliteratur durchaus nicht neu. Auch Goethe empfindet hier eine Art von Reue. „Jetzt fühl' ich wohl die Verwegenheit," so schreibt er, „unvorbereitet und unbegleitet in dieses Land zu gehen. Mit dem verschiedenen Gelde, den schlechten Wirthshäusern ist es eine tagtägliche Noth, daß einer, der zum ersten Male wie ich allein geht und ununterbrochnen Genuß hoffte und suchte, sich unglücklich genug fühlen müßte."

In dem Maße, als sich die Entfernung zwischen ihm und dem Hauptziel seiner Reise verringerte, wuchs Goethe's Sehnsucht nach Rom. In Terni, wo er, „in einer Höhle sitzend, die vor einem Jahre vom Erdbeben gelitten", seine letzten Reisenotizen niederschreibt, findet er nicht einmal Zeit den berühmten Wasserfall des Velino, die Cascata delle Marmore, zu besuchen, den Volkmann sogar dem Niagara an die Seite setzen zu dürfen glaubt, und der, wenigstens bei günstigem Wasserstande, in der That ein prächtiges Naturschauspiel bietet. In drei Absätzen von 15, 180 und 75 m stürzt sich der kalkhaltige Bergstrom in die rauschende Nera; der aus der Tiefe aufsteigende Nebel überzieht die Blätter der üppig wuchernden Terebinthen und Erdbeerbäume mit einem feinen weißen Belag, während der Schaum in der Tiefe zu seltsamen Gebilden erstarrt und kühne Naturbrücken aus blendendweißem Tropfstein bildet. Ueber diese Brücken und Gewölbe kann man getrost bis an den Absturz hinantreten und das Schauspiel aus nächster Nähe genießen. Volkmann hat nicht so ganz unrecht, wenn er meint, daß Augen und Ohren dabei „in ein fürchterliches und zugleich angenehmes Erstaunen" geriethen. Neuerdings hat man von Terni aus einen ziemlich breiten und sicheren Weg zum Velino-Falle gebaut, auf dem man auch bei schlechtem Wetter ohne Gefahr in die Nera-Schlucht gelangen kann. Zu Goethe's Zeit war der Besuch derselben wegen der Schlüpfrigkeit des schmalen Felsenpfades bei feuchter Witterung nicht unbedenklich; auch K. Ph. Moritz, der Verfasser des „Anton Reiser", der später in Rom zu Goethe's Freunden gehört und dessen „Reisen eines Deutschen in Italien in den Jahren 1786 bis 1788" eine unschätzbare Ergänzung zur „Italienischen Reise" bilden, mußte Terni verlassen, ohne den Fall gesehen zu haben. Er berichtet, „daß er keinen Wegweiser erhalten konnte, . . . weil es unmöglich sei, bei diesem Wetter die schlüpfrigen Felsen zu ersteigen". Da Goethe nur zwei Tage später in Terni anlangte, so ist es möglich, daß auch ihn die Witterungsverhältnisse von einem Besuche der Cascata zurückhielten. Daß er in Terni wirklich Regenwetter hatte, bestätigt die kleine meteorologische Erklärung der „Regenzeit", sowie die Thatsache, daß er den 28. October im Gegensatz zu den vorhergehenden Tagen als einen „ganz heiteren, herrlichen Tag" bezeichnet. Zu längerem Aufenthalte konnte Terni die Reisenden des vorigen Jahrhunderts trotz seiner Lage „in einer köstlichen Gegend" nicht reizen. Die kleine Stadt bot wenig Interessantes, und die wenigen, wirklich bewohnbaren Häuser waren im Besitz römischer Nobili, die hier die schöne Jahreszeit zu verbringen liebten. Daher konnte Goethe die Hütte, in der er übernachtete, jedenfalls mit Recht eine „Höhle" nennen. Heute ist Terni eine saubere kleine Landstadt, dessen Bewohner zum Theil in der nahen Stahl- und Waffenfabrik ihren Unterhalt verdienen. Auch aus dem Fremdenverkehre scheinen sie Nutzen zu ziehen, und die Zahl der Führer und Droschkenkutscher, die den einsamen Wanderer auf dem Marktplatze umringen und ihm ihre Dienste aufdrängen, ist erstaunlich groß. Wie die Städtchen der römischen Campagna verbindet auch Terni mit durchaus modernen Einrichtungen ein Stückchen mittelalterlicher Barbarei.

Man hat die gewaltige Naturkraft der Cascata zu technischen Zwecken ausgenutzt, und gleich nach Sonnenuntergang erhellt die dürftigsten Gäßchen der blendendweiße Schein des elektrischen Lichtes. Im Saale des Gasthauses — eines alten Palazzo, in dessen engem Säulenhofe stolze Pfauen auf einem riesigen Misthaufen thronen, und an dessen schön gewölbten Stuckdecken sich eine mythologische Gesellschaft frechster Mache tummelt — brennt ein einziges Talglicht, und zwar auf dem Tische, an dem die Familie des Wirthes, einschließlich des Küchenpersonals, ihr Abendbrod einnimmt, während die drei Gäste, jeder in einem anderen Winkel des großen Raumes, ihre bescheidene Minestra in völliger Finsterniß löffeln und sehnsüchtige Blicke nach der äußerst lebhaften Tafelrunde in der Mitte senden. Auch auf der Straße macht sich diese Zwittercultur geltend. Bunte Placate verkünden mit bombastischen Phrasen die Errungenschaften der Neuzeit: Singer's Nähmaschinen, Kneipp's Malz-Kaffee und Gäble's Cacao, aber während wir über das schlechte Pflaster dahinfahren, trabt ein berittener Bettler neben uns her, der für gewöhnlich wahrscheinlich Hirt ist, bei Anwesenheit von Fremden jedoch nicht verschmäht, in allen Tonarten ihr Mitleid anzurufen. Der kleine, muntere Gaul ermöglicht ihm, seine Opfer beliebig weit zu begleiten, und da ein Bettler hoch zu Roß für den Fremdling aus Norden unbestreitbar den Vorzug der Originalität hat, so dürfte die aus dieser Nebenbeschäftigung erwachsende Einnahme nicht zu gering anzuschlagen sein. Im Uebrigen machen die Einwohner Ternis durchaus nicht den Eindruck der Armuth; die Erzeugnisse ihrer Felder und Gärten werden, als besonders gut und groß, nach Rom verschickt und sollen ansehnliche Preise erzielen. Von der Ergiebigkeit der Wiesen, die jährlich viermal gemäht werden, berichtet schon Plinius. Von hier bis Narni zeigt sich die Natur noch einmal im Schmucke aller ihrer Reize, ehe sie — gleich einer trauernden Wittwe der Vergangenheit — ihr Haupt mit der Lavaasche der Campagna di Roma bestreut. Mit Recht nennt Volkmann das Thal der Nera ein „Gartenparterre, das mit Bergen rings umher eingefaßt ist". Goethe durchfuhr diese Strecke vor Tagesanbruch, so daß er weder die landschaftlichen Schönheiten noch die vielgenannte Brücke des Augustus sah, deren noch immer stattliche Reste ihn sicherlich mit neuer Bewunderung für die Baukunst der Alten, „die zu bürgerlichen Zwecken handelt", erfüllt hätten. Von dem Riesenwerke, das der Kaiser aus sorgfältig behauenen Quadern ohne Mörtel aufführen ließ, sind nur noch drei Pfeiler und einer der kühn gespannten Bogen vorhanden, aber dieser Bogen übertrifft Alles, was sich von ähnlichen Bauten aus dem Alterthume erhalten hat. Und welches Werk der Neuzeit ließe sich wohl mit dieser Brücke in ihrer schlichten Größe vergleichen? Narni selbst liegt auf dem Gipfel eines Berges, dessen Wände fast senkrecht zum Flusse abfallen. Rings auf den Höhen schimmern kleine Dörfer und ländliche Gehöfte, zum Theil befestigt und hinter hohen Zinnen-Mauern versteckt. An dieser alten Völkerstraße, auf der seit Jahrtausenden räuberische Söldnerschaaren zogen, mußte der Bauer streitbar werden, um sich und den Seinen die dürftige Habe zu erhalten.

Während heute die Eisenbahn den Reisenden dem Nera-Flusse folgend bei Orte in das Tiber-Thal führt, schneidet die alte Landstraße, auf der Goethe fuhr, den Winkel zwischen Nera und Tiber ab und erreicht diesen Fluß beim Dorfe Borghetto. Hier steht die berühmte Brücke Sixtus' V., von der aus sich eine fast schnurgerade Chaussee nach Città Castellana zieht. Seitwärts liegt Otricoli, damals noch als „elender schmutziger Ort" verschrieen, heute wenigstens in der Kunstgeschichte als Fundstätte des berühmten Zeuskopfes ehrenvoll genannt. Von Città Castellana führt die alte Straße, die sich bei Castel nuovo mit der antiken Via Flaminia vereinigt, ebenfalls im Gegensatz zur Eisenbahn geradenwegs auf Rom zu. Zwischen beiden liegt der Soracte, ein gewaltiger röthlicher Kalkberg, der ernste Grenzstein zwischen dem heitren Umbrien und der düstern Campagna. Der Wechsel der Landschaft vollzieht sich überraschend schnell. Statt der malerisch zerklüfteten, eichenbestandenen Kalkberge gewahrt der Reisende plötzlich sanft gewellte Lavahügel, statt der befestigten Steindörfer und Bauernburgen Hütten und Weiler aus braunem Schilf. Rauh streicht der Wind über die kahlen Fluren, feucht und kühl als Tramontana oder heiß und versengend als Scirocco. Selten ist der weite Horizont ganz klar, langgestreckte Wolken schieben sich an den fernen Bergen vorüber oder entsteigen als Nebel den Sümpfen der Maremma. Hier verweigert der Acker den Gehorsam, der Bauer verläßt den Pflug und jagt als Hirt auf schnellem Rosse über das staubige Weideland. Er trägt noch die Tracht, die zu des Romulus Zeiten üblich war, ein Gewand aus Ziegenfellen, Sandalen und die lange Lanze. In Locken fällt das Haar auf seine Schultern hinab, den spitzen, schmalkrempigen Hut schmückt die Pfauenfeder, und an den Fersen klirren schwere eiserne Sporen. Statt der Falken, die droben im Felsengeklüft des Nera-Thales horsten, kreisen hier riesige schwarze Campagna-Adler und lassen sich mit klatschendem Flügelschlage auf den Trümmern eines antiken Bauwerkes nieder. Rinder mit gewaltigen Hörnern raufen das kärgliche bittere Gras oder ziehen zu zweien oder vieren den zweirädrigen Wagen des Winzers, der ein paar Fässer seines herben heißen Campagnaweins nach der Stadt fährt, unter dem trichterförmigen bemalten und flitterbehängten Lederdache die Peitsche schwingt und von Zeit zu Zeit mit monotoner Stimme die Zugochsen ermuntert. Andere Wagen rasseln auf den holprigen Wegen vorüber, alle zweirädrig, manche außerordentlich lang, mit einem buntgeputzten Pferde oder Maulthiere bespannt und dabei oft mit 10—12 Menschen bepackt, unter denen sich fast jedesmal ein Geistlicher befindet. Das Alles sind schon echt römische Figuren! Allmälig verflachen sich die Hügel, und vor dem begehrlich suchenden Auge steigt am Horizonte ein grau-blauer Pilz empor — die Kuppel von Sanct Peter! Lange bleibt sie das einzige Wahrzeichen der ewigen Stadt, bis sich endlich die wagerechte Linie des Horizontes in einzelne Hügelwellen auflöst, von denen uns hie und da eine kleinere Kuppel oder die weiße Fassade einer Villa entgegenschimmert. Heute trägt uns die Eisenbahn an den Bogen einer Wasserleitung und dem angeblichen Tempel der Minerva Medica vorüber mitten in das moderne Rom; weit erhebender war ohne Frage der Eintritt in die Stadt auf der Via Flaminia, die vom Ponte Molle aus schnurgerade zur Porta del Popolo führt.

Durch dieses Thor zog Goethe am Abend des 29. October 1786 in Rom ein, „nach dem ihn ein unwiderstehliches Bedürfniß hinzog". Erst hier unter der Porta del Popolo, die den Fremdling mit der schönen Inschrift „Salus intrantibus!" begrüßt, „war er gewiß, Rom zu haben", hier ward der höchste Wunsch, den sein Herz seit Jahren hegte, erfüllt, und der Schritt über diese Schwelle bedeutet eine entscheidende Wendung in seiner ganzen Entwicklung!

Bücherbesprechungen.

— **Grundriß der Taktik.** Dritte durchgearbeitete Auflage der „Elemente der Taktik". Von J. Meckel, Generalmajor und Abtheilungschef im großen Generalstabe. Mit Abbildungen im Text und zwei Kartenbeilagen in Steindruck. 7 ℳ, geb. 8,50 ℳ. Berlin 1895. E. S. Mittler & Sohn. — Für den angehenden Truppenführer ist es Vorbedingung, sich außer Kenntniß der Formen der Taktik seiner eigenen Waffe auch solche anderer Waffen, sowie der Taktik der gemischten Waffen anzueignen. Das vorliegende Werk bietet hierzu ein ausgezeichnetes Lehrbuch. Dasselbe, durch Druck, Abbildungen im Text und Beigabe von 2 Karten äußerlich sehr gut ausgestattet, gliedert sich seinem Inhalte nach in: Einleitung, 1. und 2. Abschnitt Kriegführung und Taktik; 1. Theil Formen-Taktik, 3. bis 6. Abschnitt Taktik der 3 Waffen und der verbundenen Waffen; 2. Theil, Angewandte Taktik, einleitende Betrachtungen über Befehlsgebung und Meldewesen im Kriege, 7. und 11. Abschnitt Märsche, Unterkunft, Verpflegung, Eisenbahnen, Telegraphen-, Sicherheits- und Kundschaftsdienst, allgemeine Gefechtslehre, Ortsgefechte, Grundzüge des kleinen Krieges; Anhang, Abriß der Geschichte der Taktik. Der vortreffliche Inhalt, erläutert durch zahlreiche Beispiele, meist aus der neueren Kriegsgeschichte, entspricht dem Rufe des im deutschen Heere wohlbekannten Verfassers. Das Werk wird berechtigte Beachtung und Anerkennung finden. H.

— **Otto Zacharias, Forschungsberichte aus der Biologischen Station zu Ploen.** Theil 3. Mit 2 Tafeln, 17 Abbildungen im Text und 3 Periodicitätstabellen. Berlin, Friedländer & Sohn. 1895. VII und 209 S. 9 ℳ. — Die Berichte der Süßwasserstation am Holsteiner Seengebiet sind von Jahr zu Jahr umfänglicher geworden, wie das dem Fortschritte der systematischen Erforschung unserer Binnengewässer entspricht. Daß diese wissenschaftliche Bestrebung mit jeder anderen an und für sich gleichberechtigt ist, braucht theoretisch nicht erst bewiesen zu werden, und die Interessen der Teichwirthschaft

fügen praktische Gründe hinzu. Derartige Unternehmungen bieten sogar gegenüber der marinen Forschung den großen Vortheil, daß sie selbst bei geringeren Mitteln in absehbarer Zeit wenigstens einigermaßen gesicherte Beantwortung bestimmter Fragen in Aussicht stellen, an die sich dann selbstverständlich, wie überall in der Wissenschaft, neue Probleme anknüpfen. Diese Gesichtspunkte bringen naturgemäß ein gewisses Gleichmaß in die vorliegenden Berichte, deren verschiedene Jahrgänge ein einheitliches Ganzes darstellen sollen und darstellen. So bringt Z. eine Fortsetzung seiner Beobachtungen über die Periodicität im Auftreten vieler Organismen des Limnoplanktons, die sich über Protozoen, Rotatorien, Crustaceen und Algen erstreckt, auf tägliche, ja täglich zweimal während eines ganzen Jahres wiederholte Controle sich gründet und durch die Anwendung der von Hensen eingeführten Zählungsmethode einen hohen Grad von Sicherheit erhält. Es ist klar, daß auf diese Weise zuverlässiger Einblick gewonnen wird in die Lebensbedingungen der verschiedenen Arten, zumal da sich vielfach schon eine genaue Uebereinstimmung zwischen den verschiedenen Beobachtungsjahren ergiebt. Aehnliche Untersuchungen, auf Wägungen gestützt, betreffen den Wechsel in der Quantität des Plankton. Hier finden wir Differenzen in der Masse und Zusammensetzung des Limnoplanktons, wie sie die viel gleichmäßigere Oekonomie des Meeres schwerlich zeitigt und nach dem jetzigen Stande unserer Kenntnisse kaum hervorbringen kann. Z. kommt zu dem Schluß, daß die Productivität des Wassers nicht geringer ist, „als diejenige einer gleich großen Ackerfläche bester Qualität; ja möglicherweise würde der Vergleich dann sogar zu Gunsten des Wassers ausfallen". Ja bei der Einfachheit der gelegentlich vorwiegenden Bacillariaceen, welche die gewebliche Umbildung und Arbeitstheilung der höheren Gewächse nicht durchzumachen haben, kann ein solcher Ertrag in weniger als Monatsfrist erreicht werden. Einzelheiten müssen aus dem Original ersehen werden, wo die verschiedensten Fragen, welche die limnetische Forschung in neuerer Zeit aufgeworfen hat, nach der Dichte des Planktons in den einzelnen Wasserschichten, nach der periodischen Bewegung der schwebenden Lebewesen in verticaler Richtung u. s. f. vertieft und ihrer Beantwortung näher gebracht werden, fast immer in Anschluß an die Methodik und die Anregungen, welche vom Begründer der Planktonforschung, Hensen, herrühren. Dieser Anschluß an die Hensen'sche Schule wird besonders betont von Dr. Strodtmann, welcher interessante Bemerkungen über die Lebensverhältnisse des Süßwasserplanktons beigetragen hat. Er geht namentlich auf die Schwimmvorrichtungen niederer Algen ein, und erbringt u. A. den Nachweis, daß die kleinen rothen, für Schwefel gehaltenen Körnchen mancher Wasserblüthen nichts anderes als feinste Gasbläschen sind, deren Farbe nur auf einer Diffractionserscheinung beruht. — Eine allgemeine Klärung des Terrains wird angestrebt durch die botanischen Arbeiten von Klebahn und Lemmermann. Freilich liegt die Zusammenstellung einiger Schmarotzerpilze aus Ploens Umgebung etwas vom Thema ab, aber seine Skizze der allgemeinen Verhältnisse der Seevegetation ist wohl als typisch zu nehmen. Lemmermann betritt mit der Algenbeschreibung wieder z. Th. terra incognita und hat damit entsprechende Erfolge im Einzelnen, so ist z. B. das Vorkommen einer bisher nur aus Afrika und Brasilien bekannten Alge, der Selenosphaeria Hathoris auffallend genug. Auch auf dem Gebiete der Thiere kommen eine Anzahl Specialuntersuchungen von Z. und Garbini; allgemeiner ist wieder Brockmeier's Bearbeitung der Süßwassermollusken, die interessante Aufschlüsse bringt über den Nutzen der die Schalen bekleidenden Algen, allerdings auch in mehrfacher Hinsicht wohl Widerspruch erfahren dürfte. Walter's Versuch, eine praktisch verwerthbare Methode zur quantitativen Bestimmung des Teichplanktons in Vorschlag zu bringen, ist allerdings nur erst ein vorläufiger, wie er selbst angiebt. — So wird in recht verschiedenen Richtungen theils noch tastend, theils positiv fortschreitend weiter gearbeitet. Möge das Ziel, bei uns eine umfassende und gründliche, wissenschaftlich basirte Seenkunde zu schaffen, allmälig glücklich erreicht werden! Srt.

J. R. Wider den Kurfürsten. Roman von Hans Hoffmann. 3 Bde. Berlin, Gebr. Paetel. — Dieser Roman gehört entschieden zu den besten der in letzter Zeit erschienenen. Er führt uns in die Zeit des großen Kurfürsten und nach Stettin, das, damals schwedisch, nach der Schlacht bei Fehrbellin von den Brandenburgern belagert wird. Im Mittelpunkte der Erzählung steht die Persönlichkeit Jürg Wichenhagen's, eines Stettiner Großkaufmanns, der, eine kräftige Natur, mit seinen guten Gaben, zu denen Tapferkeit und Thatendrang gehören, nichts Rechtes anzufangen weiß, weil er kein ernstliches Ziel vor Augen hat. Durch die Tochter des schwedischen Commandanten von Stettin, die Einfluß auf ihn hat, wird ihm der Widerstand gegen den die Wälle der Stadt stürmenden großen Kurfürsten, die Erziehung der Bürger zu Soldaten, als ein solches erstrebenswerthes Ziel hingestellt, das seinen übelangebrachten Thorheiten und nutzlosen Kraftvergeudungen ein Ende machen werde. Aber dieses Ziel ist doch nur ein künstliches! Es befriedigt Jürg nicht und bringt ihn mit seiner Braut und jungen Frau Ursula Hogenholt, die er sich aus den dem Kurfürsten günstig gesinnten Patrizierkreisen der Stadt holt, in Zwiespalt. Erst als Ursula ihm statt eines negativen Zieles ein positives hinstellt, das darin besteht, daß er dem zukünftigen Sieger und Herrn von Stettin Friedrich Wilhelm eine Macht entgegen stellen soll, die auch diesem imponirt und ihm die Stadt nun erst wirklich als begehrens- und eroberungswerth erscheinen läßt, da Heldenthum auch Heldenthum erzeugt, erst da weicht der infolge des verfehlten und unbefriedigten Lebens auf ihm lastende Druck von der Seele Wichenhagen's und dieser erhält seinen höheren Inhalt mit dem glücklich von Neuem hergestellten häuslichen Frieden wieder. Dieser psychologisch wahre und schöne Conflict wird in seinen vielfach verschlungenen Wendungen und Wandlungen mit Feinheit, Frische und Kraft wiedergegeben. Zugleich weht aus der Geschichte eine herzliche vaterländische Wärme und ein gesunder, starker Humor.

J. R. Die Bildungsmüden. Roman von Oskar Mysing (Otto Mora). Berlin, Verein für Freies Schriftthum. — Diese Arbeit verräth nur ein mäßiges Talent. Wir würden dieselbe auch gar nicht angezeigt haben, wenn sie nicht dadurch mit einem gewissen Anspruch aufträte, daß sie der erste Band einer neuen Bibliothek sein soll, die den Leser jährlich mit einer Anzahl neuer „guter Romane" versorgen will. Was wird aber mit dieser an sich löblichen Absicht erreicht, wenn man nichts Anderes erhält, als das alte abgedroschene Zeug von Erzählungsliteratur, in der Berliner Dirnen niedrer und vornehmer Art — die hier heißt „Der schöne Vampyr" —, Lebemänner, phantastische moderne Helden, wie dieser Allerweltsmensch Doctor Livas, der sich schließlich als Anarchist entpuppt, Streber, wie der Heinz Nielssen — der Name muß nordisch sein — und im besten Falle gute, haltlose Schwächlinge auftreten? Wir brauchen doch etwas ganz Anderes, als dies ewige Hineinführen in eine verkommene Gesellschaft, wir brauchen Herausführer aus der Sphäre derselben in die Bergeshöhe freien, kräftigen Menschenthums! Der Schluß, der die Berliner Jammermenschen, die hier geschildert werden, von denen ein Theil zum Glück durch eine Explosion nach Art von Manometer 99 zu Grunde geht, nach Polen als Colonisatoren verweist, ist auch wenig zur Erbauung geeignet. Das Psychologische wird oft recht schwach behandelt. Die weiteren Bände der Bibliothek, die bezeichnender Weise von den ungeheuren Geistern M. G. Conrad, K. Bleibtreu, K. Alberti u. A. m. herrühren sollen, müssen nach der am Schlusse des Bandes beigegebenen Inhaltsangabe — sie soll wohl als Tafelkarte den Appetit reizen — geradezu fürchterlich sein. Da vergeht Einem ja der Appetit zum Lesen!

— Dr. Karl Zettel: Monacensia. Zeit- und Stimmungsbilder aus Alt- und Jungmünchen. München, J. Lindauer, 1895. — Der Verfasser, der sich schon vor Jahren durch seine „Münchener lachende Bilder" vortheilhaft bekannt gemacht hat, bietet in seiner neuesten Schrift eine Sammlung von Skizzen zumeist aus der alten und neuern Geschichte seiner Vaterstadt München. Ein gemüthvoller und sinniger Ton durchzieht alle diese Bilder; einzelne, wie die „Fronleichnamserinnerungen", sind dabei von fein köstlichem Humor durchtränkt. Die Aufzeichnung solcher meist an bestimmte geschichtsdenkwürdige Oertlichkeiten und Bauten geknüpften Erinnerungen ist sicherlich höchst zeitgemäß und willkommen: denn auch in der schönen Isarstadt, wenn sie auch augenblicklich äußerlich weniger als andere deutsche Großstädte vom Zahn der modernen Zeit benagt erscheinen mag, wird binnen Kurzem von allem dem, was jetzt noch die Augenweide des Alterthumsfreundes ausmacht, nicht viel mehr übrig sein. Und mit diesen steinernen Zeugen seiner ruhmvollen Vergangenheit verschwindet dann erfahrungsgemäß auch nur allzubald die Erinnerung an das, was in ihnen sich abgespielt hat.

C. M.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 23. Sonnabend, den 23. Februar. 1895.

Zu Otto Ludwig's Gedächtniß.

Am 25. Februar sind dreißig Jahre verflossen, seit in Dresden in der Pillnitzerstraße 27 f., vor dem Schlage, Otto Ludwig gestorben ist, nachdem er am 12. d. M. vorher noch in sein 53. Lebensjahr eingetreten war, also etwa das Alter von Shakespeare erreicht hatte. Und als drei Tage darauf, am 28. Februar in der Frühe, wenige Freunde, wie Gust. Freytag, Berth. Auerbach, Ed. Duboc, Heydrich u. A. das Grab auf dem Trinitatisfriedhof der Altstadt umstanden, herrschte wohl in Allen das Gefühl vor, daß hier ein Dichter ersten Ranges geschieden sei, dem, da er, das Höchste wollend, in den letzten Lebensjahren durch Krankheit gehemmt ward, das Schicksal doch Vieles schuldig geblieben war. Otta Ludwig gehört zwar der ganzen deutschen Literatur an und wir möchten hier gerade zeigen, wie die Nachwelt ihm Dasjenige, was ihm das Leben nur halb ertheilt, erst ganz geben wird, aber ganz besonders unser engeres Vaterland hat Ursache, auf ihn stolz zu sein, diese Thüringer Edeltanne, die in unser Sachsen verpflanzt worden war. Und noch ein anderer Grund ist maßgebend, wenn wir uns heute mit ihm beschäftigen wollen. Mit dem Ablauf des Jahres wird Ludwig buchhändlerisch frei, d. h. es kann ihn Jeder drucken, wer will, und wie es seinem Geistesgenossen Hebbel aus ähnlichem Anlaß beschieden zu sein scheint, populärer zu werden, so hoffen wir, daß auch Otto Ludwig nunmehr dies Geschick zu Theil werden möge.

Wir wollen hier keine trockene Beschreibung des Lebens unseres Dichters geben, die man in jedem Conversationslexikan, in jeder Literaturgeschichte ebenso gut lesen kann. Was in seinem Leben bezeichnend ist, wird aus Folgendem zur Genüge erhellen. Ein Bild von dem Dichter wallen wir entwerfen, der in seiner Eigenart fast einzig dasteht in der neueren Literatur. In Eisfeld im Hildburghausen'schen geboren, ward Ludwig zuerst zum kleinbürgerlichen Beruf bestimmt und trat auch getreu hinter den Ladentisch seines Oheims in der kleinen Vaterstadt. Da regt sich in ihm, dem Hochbegabten, zuerst der musikalische Genius, und er componirt eine Oper im volksthümlichen Lortzing'schen Stile, die auch in der Vaterstadt von Mitbürgern aufgeführt wird und ihm einen gewissen Ruf daselbst verleiht. Die guten Kleinbürger sind stolz auf ihn und sehen zum ersten Mal, daß etwas von ihnen Abweichendes und Bedeutendes in ihm steckt. Er erwirbt sich die Gunst und ein Stipendium des Landesherrn, der auch auf den jungen Landesangehörigen aufmerksam gemacht wurde, und mit ihm geht Ludwig nach Leipzig ans Conservatorium, um Musik zu studiren. Hier war damals Mendelssohn der herrschende Meister. Aber seltsam, weder dieser verstand den jungen ungelenken Schüler, noch vermochte es Jener, diesem näher zu treten. Verständnißlos für einander gingen Beide neben einander her. In dieser unerquicklichen Lage und in einer großstädtischen Umgebung, die der durch das Kleinstadtleben zum Idyllischen Verwöhnte nicht verstand und auch überragte, wird zum ersten Mal der dichterische Genius in Ludwig laut. Er beginnt in seiner Einsiedelei im Thomasgäßchen, in der Eisenbahnstraße und später in der Dresdnerstraße zu dichten, Trauerspiele zu dichten. Er will Gestalten, die Musik genügt ihm nicht. Krankheit, der böse Dämon seines Lebens, zwingt ihn zum Aufgeben des Studiums und unbefriedigt und angeekelt von dem flachen Treiben der großen Welt kehrt Ludwig nach seiner Vaterstadt zurück, in der er von Leipzig aus nun ein Ideal sehen zu können meinte. Aber nur zu sehr wird er enttäuscht! Der Gereiftere erblickt in Eisfeld jetzt nur das Kleinliche und das Besserwissen der guten Bürger daselbst verletzt ihn; sie sehen in ihm nur den mit dem Lebensschiff Verunglückten. Bleibe im Lande und nähre dich redlich, lautet die bequeme Philistermoral. Nur von wenigen jungen Freunden begleitet, denen Ludwig auch im späteren Leben treu blieb, arbeitete er emsig in seinem Gartenhaus, dem kleinen Fleckchen Erde, das ihm später auch in der Fremde theuer blieb, davon er sich nur aus ökonomischen Gründen trennte, weiter und spinnt sich in dramatische Arbeiten ein, von denen uns nur Pläne und Bruchstücke erhalten sind, die sämmtlich einen sehr jugendlichen Charakter an sich tragen. Nun geht es wieder nach Leipzig, allerdings in gefestigterer, reiferer Weise. Das Musikleben von Klein-Paris überschaut er jetzt: er will Dichter werden. Auch hier bewegt er sich zunächst in kleinen, unbedeutenden Kreisen. Er dichtet, dichtet weiter, sucht Verleger für seine Sachen, die zum Theil später aus seinem Nachlaß in seine gesammelten Werke übergegangen sind und die — z. B. die Novelle „Maria" — etwas Ungewöhnliches verrathen, und bleibt unbeachtet. Ludwig siedelt nach Dresden über, wo ihm, dem für den Sommer nach Meißen und dem Triebischthale Uebersiedelnden, das Glück der Liebe zu Theil wird. Er lernt seine spätere Frau und jetzige Wittwe, Frau Emilie Otto Ludwig, kennen. die er auch bald darauf heimführt. Jetzt glückt ihm ein Wurf! Das Trauerspiel „Die Rechte des Herzens" entsteht, das, in einer Duodezausgabe nach seinem Tode erschienen, auch dann noch unbeachtet geblieben ist, und erst jetzt die Beachtung der Literarhistoriker gefunden hat, von der Bühne bis jetzt jedoch leider übergangen worden ist — ein neuer Beleg dafür, wie wenig Bühne und Production sich deckt. Dies Stück reicht Ludwig bei dem damaligen Regisseur des Dresdener Hoftheaters, Eduard Devrient, dem Verfasser der „Geschichte der deutschen Schauspielkunst", ein, und erweckt damit dessen offenes und für sein Leben so folgenreiches Interesse, ja dessen Freundschaft. „Die Rechte des Herzens" wurden von Devrient zwar öffentlich mit Beifall vorgelesen, aber vom Dresdener Hoftheater aus kleinlichen Gründen nicht angenommen. Der Putschversuch in Krakau, dem letzten Rest des Polenstaates, benahm dem „Polenstück" zudem die letzte Aussicht auf öffentliche Wirkung. Jetzt gelingt Ludwig ein zweiter, ein größerer Wurf: das Trauerspiel „Der Erbförster", das seitdem Berühmtheit erlangt hat. Es erlangte auch damals Berühmtheit und was dem nach Anerkennung lechzenden Dichter noch mehr Noth that: eine Aufführung. Das Drama ward anerkannt, bekannt, berühmt, wenn auch schon damals angefeindet und ging über eine ganze Anzahl von Bühnen Deutschlands. Devrient wünschte, daß sein Schützling festen Fuß auf der Bühne fasse. Aber ein schon früher entworfenes Trauerspiel, „Die Pfarrrose", das nach Bürger's Ballade „Des Pfarrers Tochter von Taubenheim" gearbeitet ist, erwies sich als nicht dazu geeignet, ebensa die entsagungsvolle, den sogen. Forderungen der Bühne entsprechende Umarbeitung. Ein neuer Wurf für die Bühne ist das gewaltige Trauerspiel „Die Makkabäer", in dem der Dichter von dem engen Realismus des „Erbförsters" zum großen Stile, zum Idealismus übertrat, ein Werk, das leider durch Rubinstein's danach gearbeitete Oper in den Hintergrund gedrängt worden ist. Aber damit sind die Bühnenerfolge Ludwig's nun auch erschöpft. Ludwig wirft sich mit Macht auf die Erzählung, zu der ihn auch Berth. Auerbach drängte. Die Erzählungen „Die Heiterethei und ihr Widerspiel", die erschütternde Geschichte „Zwischen Himmel und Erde", die von Ernst Keil für die „Gartenlaube" als nicht geeignet zurückgewiesen und derb abgekanzelt wurde, sind in ihrer Art Meisterwerke und sicher unvergängliche Erscheinungen in der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts. Auch Gedichte sind inzwischen entstanden und bezeugen auch auf diesem Gebiet Ludwig's bedeutendes Talent. Aber nun beginnt das Leben des Dichters sich zu verdüstern. Eine schwere Krankheit, die er schon lange in sich fühlte, bildet sich bei ihm aus; das Einsiedlerwesen in seiner

Natur wächst, so sehr Devrient dagegen ankämpft, zum Schaden der Productivität des Dichters. „Er entwischte wieder nach Meißen", verzeichnete Devrient charakteristischer Weise in seinem Tagebuch. Devrient verläßt Dresden, um nach Karlsruhe zu gehen, und damit verliert Ludwig's grüblerische Persönlichkeit ihr letztes wohlthätiges, kräftiges Gegengewicht. Er verliert sich in das Studium Shakespeare's, aber nicht um in ihm, wie Lessing, Kleist und Grabbe, die Kraft zu selbständigen Schöpfungen zu finden, sondern um tiefsinnige Erläuterungen zu dem britischen Dichter, die „Shakespearestudien" zu schreiben. Das Gewicht Shakespeare's lastet zu schwer auf Ludwig's Schultern. Die Tüftelei nimmt bei ihm überhand und wirkt hindernd und lähmend auf den Künstler und Schöpfer ein. Endlich, am Rande seines Lebens, vernichtet Ludwig einen Theil seiner Handschriften — zum Glück sind noch viele erhalten geblieben, die jetzt erst zur Beachtung gelangen — und stirbt in der Einsamkeit und bei der Menge, die dem Erfolge des „Erbförsters" zugejauchzt, wohl ziemlich verschollen, vor nunmehr dreißig Jahren. Ein erschütterndes, ergreifendes, seltenes Leben!

Fassen wir Das zusammen, was Otto Ludwig geleistet hat, so tritt als Greifbares und Bleibendes das oben Angeführte hervor: die Reihe der genannten Dramen und Erzählungen. Es soll hier nicht unsere Aufgabe sein, auf sie von Neuem einzugehen. Wenn Otto Ludwig auch der Erinnerung bedarf, so sind diese Werke wohl doch bekannt genug, um nochmals erörtert zu werden. Auch findet man in Literaturgeschichten die Urtheile über sie ausführlich begründet, sowohl was ihre Vorzüge, als auch ihre unleugbaren Schwächen anbetrifft. Aber auf diese Urtheile mit einem Für und Wider einzugehen, liegt außerhalb des Bereiches der vorliegenden Arbeit. Viel wichtiger dünkt uns heute die Masse der Fragmente und Pläne, die erst durch die Gesammtausgabe ans Tageslicht gefördert worden sind, jene Bruchstücke, die wie ein Trümmerfeld einer zerstörten Stadt, ein umgestürzter Tempel anmuthen, wie ein Atelier halbfertiger Blöcke, nur mit dem Unterschiede, daß hier nicht Zerstörtes vorliegt, sondern etwas von vornherein nicht fertig Gewordenes, nicht fertig geworden infolge der Eigenart des Schöpfers. Und deshalb sind bei Otto Ludwig gerade diese halbfertigen Blöcke, die trauernd an seinem Sarkophage stehen, so ungemein wichtig und auch zahlreich, ungemein wichtiger noch, als bei anderen Dichtern. Und sie sind auch so bezeichnend im Hinblick auf Das, was Ludwig wollte! Denn mehr als bei einem anderen Poeten gilt von ihm das Wort des Meisters über den alten Meister in „Künstlers Apotheose" von Goethe, das dieser Meister an den Schüler richtet:

„Erkenne, Freund, was er geleistet hat,
Und dann erkenne, was er leisten wollte:
Dann wird er dir erst nützlich sein,
Du wirst nicht Alles neben ihm vergessen.
Die Tugend wohnt in keinem Mann allein;
Die Kunst hat nie ein Mensch allein besessen."

Und was die Muse dann bei der Vergötterung weiter ausführt:

„Denn was ein guter Mensch erreichen kann,
Ist nicht im engen Raum des Lebens zu erreichen."

Von diesen hinterlassenen Bruchstücken Otto Ludwig's greifen wir nur einige heraus, die uns ganz besonders bedeutend und was noch mehr ist charakteristisch zu sein scheinen. Da ist zuerst das Vorspiel „Die Torgauer Haide", das einem „Friedrich der Große" vorausgehen sollte, ein Stückchen voll unendlichem Leben, das als ein wahres Gegenstück zu „Wallenstein's Lager" zu betrachten ist. Es gehört noch der jüngeren Periode Ludwig's an, ist aber darum nicht minder wichtig. Es ist ein Gegenstück zu „Wallenstein's Lager", insofern es die Soldaten des alten Fritz wiedergiebt, wie Schiller die des Wallensteiners in seinem Gedicht. Die Soldaten des alten Fritz, eine bunt zusammengewürfelte Masse aus aller Herren Ländern, wie die des Friedländers, aber zusammengehalten wie diese durch eine Persönlichkeit und durch einen Zug von Ehre, der auch den gemeinsten Mann adelt.

„Der Aermste selbst, verloren in der Masse,
Erwirbt durch Ueberzeugung sich den Adel,
Ein Wappen, das er selbst zerbricht und schändet,
Wenn er zum Lügner seiner Meinung wird."

Mit dem Namen Schiller's wird hier der Otto Ludwig's zuerst zusammen genannt und diese Zusammenstellung scheint uns nicht ganz gleichgiltig zu sein. Ludwig schreitet thatsächlich über Schiller hinaus, dem er — bewußt oder unbewußt — sich gegenüber gestellt hat. Auch in einem anderen bedeutenden Entwurfe „König Darnley's Tod" (Maria Stuart) rang er mit dem Schatten des großen Dichters. Gemeinhin wird man sagen: Ludwig ist natürlicher als Schiller — worin er über den großen Idealisten von Jena und Weimar hinausragt, wird aus Folgendem noch klarer werden. An Ludwig's Bahre so zu sagen stand der Torso „Tiberius Gracchus", ein erster Act, den der Dichter, der schwer leidende, in den letzten Wochen seines vielfach qualvollen Lebens zu Papier brachte: ein Bruchstück von erschütternder Wirkung! Ausgereift steht hier die Individualität des Dichters da, es ist Alles Glanz und Leben, eine edle Wiedergabe Shakespeare'scher Kunst und doch wieder Anklänge an Schiller's Geist. Gracchus scheidet mit den Worten:

„Ihr Götter! keinen Abschied! . . .
Noch einmal, eh ich gehe, laß das Haus,
Wo meine Wiege stand, mich grüßen, dann
Wie Kinder plaudern wir von schönern Tagen;
So gleit ich wie ein welkes Blatt vom Zweig,
Das unter Schwestern eben noch geflüstert,
Das Niemand fallen sieht. Dorthin gewandt
Steht ihr, und dahin scheid ich mit der Sonne."

In der Mitte steht die „Agnes Bernauer", deren Stoff auch Hebbel in seinem bühnenwirksamen Stück bearbeitet hatte, das Otto Ludwig scharf kritisirte. Fast sein ganzes Leben lang rang Ludwig mit diesem Stoff, ohne ihn doch je ganz bewältigen zu können. Als junger Mensch brachte er eine „Agnes Bernauer" mehrmals zu Papier, ganz in jugendlichem Stile. Dann blieb der Plan wieder liegen und in späteren Jahren erst nahm er ihn, reifer geworden, wieder auf. Es sollte in edelstem Sinne ein Volksschauspiel werden, wozu auch der durchaus deutsche Inhalt der Geschichte vollauf berechtigte. Wenn uns jemals ein volksthümliches Theater erstehen sollte — noch liegt es in weiter Ferne —, so dürfte ein Stück dieses Namens, würdig ausgeführt, darauf nicht fehlen. Ludwig hatte das Zeug dazu, ein solches zu schaffen. Er besaß das Auge und die Kraft der Wirklichkeit, den Stoff richtig zu erfassen, er besaß den Blick, zu sehen, was unserem Theater fehlte, er besaß den Muth, ein solches Wagniß zu wagen. Leider ohne Abschluß, wie die vielen Bearbeitungen des Gegenstandes beweisen, die die Zahl eines halben Dutzends übersteigen. Die Tochter des Dichters, die dieser mit dem Namen Cordelia schmückte, hat, wie aus den Tagesneuigkeiten zu ersehen ist, das Werk vollendet und es an eine Bühne, die berufen wäre, Derartiges aufzuführen, eingereicht — ob mit Erfolg, wissen wir nicht. Und nun kommt der letzte und wohl der größte der Ludwig'schen Pläne, der, wenn ausgeführt, sicher an der Spitze seiner Werke gestanden haben würde: „Leben und Tod Albrecht's von Waldstein, Herzogs von Friedland und Mecklenburg", eine tragische Historie in fünf Aufzügen, wie Ludwig das Werk charakterisirte. Auf diesen Plan möchten wir besonders näher eingehen.

Auch hier wieder tritt Ludwig mit Schiller in die Schranken und zwar in der ernsthaftesten Weise und als bewußter Nebenbuhler. Er erkennt Schiller's Hauptwerk bewundernd an, das zu verkennen ja auch ein Zeichen von Mangel jedes historischen Verständnisses bedeuten würde. Aber er sieht noch ein Weiterschreiten auf der begonnenen Bahn als möglich an; ja, er wirft Schiller vor, daß er mit seiner Behandlungsweise vom rechten Wege abgewichen sei. Schiller sei zu subjectiv; alle seine Personen seien nur das Sprachrohr seiner Gedanken, der Ergebnisse der Kant'schen Philosophie. Schiller, der „brave, humane Schiller", habe den rohen historischen Stoff in die Sphäre der Bildung des 18. Jahrhunderts erhoben, ihn also mit fremden, unpassenden Elementen versetzt. Versentimentalisiren des großen Geschichtsgeistes nennt Otto Ludwig dies Verfahren. Max und Thekla, das altkluge Pensionsfräulein und der junge Officier, seien nur das Mundstück der Philosophie des Königsberger Weisen, die dichterische Illustration zu dem kategorischen Imperativ Kant's: du mußt. Und in der That ist diese Liebesepisode in Schiller's gewaltigem Werk dasjenige, was, wie alle seine Liebesepisoden, zuerst veralten wird. Sollte ein Thor nach Jahrhunderten auftreten und behaupten, Schiller's Stücke seien gar nicht von Schiller geschrieben und rührten von Kant her, da diese ja nur Belege zu Sätzen der Kantischen Philosophie seien, so hätte er hier einen eben solchen scheinbar zutreffenden Grund, wie diejenigen, die sich bemühen, Shakespeare's Stücke Baco zuzuweisen. Also Schiller's Wallenstein ist zu human, zu unhistorisch, weisen wir ihn daher in die wahre historische Sphäre zurück! Das thut Ludwig dadurch, daß er Alles beiseite läßt, was nicht zur Gestalt dieses dämonischen

Heerführers gehört, der Nachts in seinem scharlachrothen Mantel mit dem kurz abgeschnittenen brandschwarzen Haar und bleichbraunen Gesicht durch das Lager schreitet, daß dem beherztesten Soldaten ein gespenstiger Schauder durch das Gebein jagt. Auch das astrologische Motiv fällt als unwesentlich an Wallenstein's Sturz fort. Es bleibt nur der mächtige Emporkömmling übrig, der sich nicht halten kann. Er kann sich nicht bescheiden! Er steigt empor, wird Heerführer, beim Kaiser unentbehrlich, durch die Intrigue der Fürsten, denen er zu mächtig geworden, voran des Bayern, auf dem Reichstag zu Regensburg gestürzt und lebt in scheinbarer Einsamkeit weiter, „indem er seinen Ehrgeiz und seine Rachsucht gegen seine Feinde durch selbstzufriedene Spielerei mit den Quasten seines Fürstenmantels geschickt zu verbergen sucht". Er wird abermals in der Noth erhöht, aber er kann sich nicht halten, nicht halten, weil er sich nicht zähmen kann, und nun wird er abermals gestürzt und auch, weil er nicht anders mehr bei Seite zu bringen ist, umgebracht. Der Verrath an den Schweden kann dabei nur eine nebensächliche Rolle ohne Entscheidung spielen. Es ist einfach der Mord an einem übermächtigen Großen, der hier verübt wird, das typische Schicksal des zu mächtigen Emporkömmlings, der ohne die Fähigkeit ist, sich oben zu erhalten, das sich hier vollzieht. „Will man diese Geschichte," schreibt Ludwig weiter, „in eine Tragödie bringen, so muß diese die ganze Geschichte umfassen. Nur neben Max (von Bayern) und Gustav Adolf gestellt, kommt der Charakter Wallenstein's und die Tragik zu ihrem Rechte, wird die Schuld desselben klar und tritt zugleich das Imposante einer Gestalt völlig zu Tage, die durch die Triebkraft lediglich der Leidenschaft so gewaltig in die Höhe wächst, ohne der Stütze einer Idee zu bedürfen." Die Gestalten des Bayernherzogs Wilhelm und Gustav Adolf's treten daher in Ludwig's Plan daneben in Lebendigkeit vor, eine freie Shakespeare'sche Behandlung und Bühnenform mit ideeller Behandlung von Raum und Zeit soll dieses Vorhaben unterstützen. Jener, der Bayernherzog, katholisch, wird als herzliche Gestalt geschildert, der die eine Seite, die des Gewissens, beim Kaiser gewinnt, während Waldstein diesen nur bei dem Vortheil packt; dieser, Gustav Adolf, ist ein Protestant, pietistisch-heroisch, schlicht, fromm. So wird das Geschick des Helden als ein Ganzes dargestellt, nicht als ein Theil eines Ganzen, ein Abschnitt aus dem Kreise, ein Segment, wie Schiller es thut. Anfang, Mittel und Ende ist da und das Ende erscheint deshalb so erschütternd, weil wir den Anfang gesehen, gesehen haben, wie die Kugel ins Rollen kam. So sollte diese tragische Historie von „Albrecht von Waldstein, Herzog von Friedland und Mecklenburg" beschaffen sein.

Groß! groß! so wird man ausrufen, bedeutend und eigenartig und neben Schiller's Hauptdrama wohl bestehen könnend! Und hier liegt der springende Punkt, der uns veranlaßt hat, heute auf Ludwig einzugehen und gerade dieses Fragment, diesen Plan, diesen „Waldstein" im Gegensatz zum „Wallenstein" in den Mittelpunkt zu stellen, als dasjenige, was an Otto Ludwig fast am Bedeutendsten ist. Otto Ludwig ist ein Fortschritt über Schiller hinaus, sagten wir, und wir möchten es nach dieser Darlegung doppelt behaupten. Wenn einmal zu einem Weiterschreiten auf dem Wege des historischen Dramas, das doch die Blüthe unserer dramatischen Kunst bedeuten soll, auf dem Pfade zu einem wirklichen deutschen Nationaldrama, zu einem echten deutschen Theater fortgeschritten werden soll, so meinen wir, müßte es auf diesen Spuren geschehen, die hier hinterlassen worden sind. Da ist Kraft, da ist Ehrlichkeit, da ist Wahrheit, da ist Wirklichkeitssinn, da ist Darstellungsgabe! Der Dichter, den wir heute als todt betrauern, an dessen Grabe wir im Geiste einen Kranz spendend stehen, ist nicht todt, er lebt fort, sowohl in Hinsicht auf seine Werke, als im Hinblick auf sein zukünftiges Wirken. Und er hat eine unendliche, ausübende Kraft! Bildend wird er wirken auf das Geschlecht von heute, das vielfach in Zucht- und Kunstlosigkeit versunken ist, den Faden verloren hat, der es an die Vergangenheit knüpft, bildend auch auf das Geschlecht, das nach uns kommt, bildend und befreiend zugleich! Denn es ist das Schicksal großer Geister, zu denen wir auch Otto Ludwig, diese großartige, tiefgründige, echte Künstlernatur, rechnen, daß sie erst im dritten und vierten Geschlechte wirklich verstanden werden und demgemäß wirken. Dann aber geschieht das auch mit beschleunigter und vervielfältigter Wirkung. Was von dem öden Impressionismus unserer Tage, der nur die Außenseite sieht, der flachen Nachahmungslust, die sich lediglich nach dem Auslande richtet, vorhanden ist, wird vergehen vor dem Strahl einer solchen Dichtersonne, diesem einzigen Geiste, denn die Geschichte rechnet nicht mit Tagen und Jahren, sondern mit größeren Zeitläuften. Und zu denjenigen Sternen, die bestehen bleiben, wenn Irrlichter vergangen sein werden, wird auch der gehören, dessen Namen wir heute an einem so bedeutungsvollen Tage wieder an die Oeffentlichkeit gezogen haben: Otto Ludwig!

J. R.

Bücherbesprechungen.

— Völkerkunde von Prof. Dr. Friedrich Ratzel. 2. gänzlich neubearbeitete Auflange. Bd. I. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1894. 16 ℳ. — Dieses classische Werk ist sogleich bei seiner ersten Ausgabe von unserer Zeitung in gebührender Weise begrüßt worden; auch zu dieser, diesmal nur in 2 Bänden erscheinenden, gänzlich neubearbeiteten Auflage mögen einige empfehlende Worte Platz finden. Es ist diese Völkerkunde in solch umfassender und zugleich eingehender Schilderung aller Völker ein Kind der neuesten Zeit, denn erst unsere Zeit kann mit Recht behaupten, daß es ein unbekanntes Volk auf Erden nicht mehr giebt, und erst die moderne Völkerkunde vermag die ganze Erde zu umspannen. Wie in einem Augenblicksbild wird in dieser grundlegenden Völkerkunde die gesammte Menschheit in ihrer ganzen Ausdehnung und in dem vollen Reichthum aller ihrer Abwandelungen festgehalten und erfaßt und die Menschheit selbst als berufene Trägerin aller Geistesthätigkeit zum Forschungsgegenstand gemacht. „Die Menschheit kennen und in jedem Volke ein Glied der Menschheit schätzen zu lehren" ist der Zweck dieses gedankenreichen, nach den verschiedensten Richtungen hin anregenden Buches. Im Gegensatz zu anderen nimmt es sich besonders auch der tieferen Schichten der Menschheit an und sucht ihnen das Bessere abzugewinnen, da ja gerade in ihnen die Durchgangspunkte zu finden sind, die zu den heutigen höheren Entwickelungen geführt haben; und indem auch der geschichtlichen Entwickelung der einzelnen Völker eine eingehende Würdigung zutheil wird, ist in dieser Völkerkunde zugleich eine allgemeine Culturgeschichte der Menschheit verwebt. Mit enormem Fleiße hat der geschätzte Autor das vielfach nur zerstreut liegende Material gesammelt, planvoll verarbeitet und es zugleich auch in gemeinverständlicher und anziehender Darstellung darzubieten vermocht. Besondere Sorgfalt ist auch, wie dies von der Verlagshandlung von „Brehm's Thierleben" wohl erwartet werden kann, der äußeren Ausstattung und insbesondere der bildlichen Veranschaulichung gewidmet worden, wozu die Sammlungen der größeren völkerkundlichen Museen herangezogen wurden; fast Seite um Seite ist illustrirt, denn in den 720 Textseiten sind allein 590 vorzügliche Abbildungen eingefügt, während 15 prächtige Tafeln in Farbendruck und 13 Tafeln in Holzschnitt das Auge entzücken. So ist durch die vereinigten Bemühungen von Autor und Verlagshandlung ein Werk geschaffen worden, das sich dem Besten in unserer Literatur würdig anreiht und als zuverlässiger Führer in der Völkerkunde auf lange Zeit hinaus seine leitende Stellung behaupten wird. Hinsichtlich des Inhaltes dieses 1. Bandes sei hinzugefügt, daß zunächst ein allgemeiner, 132 Seiten umfassender Theil „Grundzüge der Völkerkunde" vorausgeschickt ist (Aufgabe der Völkerkunde —, Lage, Gestalt und Größe der Menschheit —, Die Stellung der Naturvölker in der Menschheit —, Wesen, Entstehung und Ausbreitung der Cultur —, Die Sprache —, Die Religion —, Wissenschaft und Kunst —, Erfinden und Entdecken —, Ackerbau und Viehzucht —, Kleidung und Schmuck —, Die Wohnstätten —, Familie und Gesellschaft —, Der Staat); sodann werden behandelt I. Der pacifisch-amerikanische Völkerkreis (Oceanier, Australier, Malayen und Madagassen, Amerikaner [die amerikanischen Naturvölker, die altamerikanischen Culturvölker], die Arktiker der alten Welt), II. Die hellen Stämme Süd- und Innerafrikas. Zwei werthvolle Karten dienen dem leichteren Verständniß hierzu. Wir empfehlen dieses geistreich geschriebene, hochwissenschaftliche Buch auf's Wärmste Allen, die ihre Zeit verstehen wollen. Ltz.

— Die Bauausführung und der Betrieb von Kleinbahnen, unter besonderer Berücksichtigung der Spurweite von 60 cm. Erfahrungen und Rathschläge, gesammelt, aufgestellt und den Herren Landwirthen zugeeignet von Oberst F. Taubert. (Berlin 1894, Mittler & Sohn.) — Ein im Eisenbahnbau

offenbar wohl erfahrener Praktiker eröffnet hier in klarer, übersichtlicher, auch für den Laien verständlicher Weise Vorschläge für den Bau und Betrieb der jetzt insbesondere in den landwirthschaftlichen Kreisen des Ostens Deutschlands viel besprochenen und geplanten sogenannten „Kleinbahnen". Der Schwerpunkt des kurz gefaßten Werkchens liegt in den ersten Capiteln, wo von der Wahl der Spurweite, der Tracenführung, dem Unterbau, dem Ueberschreiten von nassen Wiesen, Wasserläufen, Bahnlinien u. s. w. und dem Oberbau die Rede ist. Hier fußt der Hr. Verfasser augenscheinlich auf persönlichen Erfahrungen, die er bei Projectirung von Bahnlinien gesammelt hat, und wenn auch der Eisenbahnfachmann — zumal der etwa mit dem sächsischen Schmalspurbahnwesen vertraute — hier etwas Neues kaum finden wird und wenn ferner auch sehr Vieles des Gesagten — so z. B. die Warnung vor unangebrachter Sparsamkeit — allgemein von der Projectirung und Ausführung aller Eisenbahnen, auch der Vollbahnen gilt, so wird doch gerade der Laie und zumal der Landwirth, für den das Buch in erster Linie geschrieben ist, aus diesen Capiteln mannigfache Belehrung entnehmen können, die ihm anderwärts zu erlangen schwer werden würde. Allerdings geht der Verfasser schon hier in seinen Anforderungen an die mit leichten Betriebsmitteln und mit ganz geringer Geschwindigkeit — wenn möglich mit Ausschluß des Personenverkehrs — zu betreibenden „Kleinbahnen" sehr häufig viel zu weit, so dürfte z. B. die S. 19 unbedingt verlangte Breite der Dammkrone des Unterbaues von 3 m, woraus sich bei der als Regel in Aussicht genommenen Spurweite von 60 cm an beiden Seiten der Gleise ein freier Raum von je 1 m 20 cm zwischen Schiene und Dammkante ergiebt, das nöthige Maß erheblich übersteigen. Wenigstens ist bei den sächsischen mit 75 cm Spurweite und als „Nebenbahnen", nicht aber als „Kleinbahnen" ausgeführten Schmalspurbahnen die Dammkrone nur 1 m 75 cm breit, dergestalt, daß hier auf den freien Raum zwischen Schiene und Dammkante nur je 50 cm kommen. Noch mehr geht der Verfasser rücksichtlich der Betriebsmittel (Cap. 6) über das Bedürfniß der Kleinbahnen hinaus, da er statt der gewöhnlichen Wagen mit festem Untergestell die Beschaffung von Untergestellen (Trucks) mit absetzbaren Wagenkästen empfiehlt. Das große Eigengewicht solcher Betriebsmittel verbunden mit ihren hohen Kosten und insbesondere der Umstand, daß sie eine weit größere Ausdehnung der Gleis-Anlagen auf den Stationen und an den Abzweigstellen voraussetzen, lassen sie gerade für die auf geringe Mittel angewiesenen Kleinbahnen als wenig geeignet erscheinen. Der Verfasser selbst giebt die Kosten eines Wagens auf Trucks — übrigens wohl zu niedrig — auf ca. 1500 ℳ an, während die für 75 cm Spurweite gebauten sächsischen offnen Schmalspurwagen mit festem Radstand nur 950—1300 ℳ kosten; und nach den in Sachsen gemachten Erfahrungen hat sich gerade die nöthige Kürze dieser Wagen wegen der Füglichkeit, verhältnißmäßig zahlreiche Wagen gleichzeitig auf kurzen Gleisstrecken aufzustellen, besonders bewährt. Uebrigens ist hier die wichtige Frage der Beförderung normalspuriger Wagen auf schmalspurigen Untergestellen unberührt geblieben. Die ziemlich summarisch behandelten Capitel (9 ff.) über Betrieb, Betriebs- und Unterhaltungskosten, die Frachtsätze und das Personenfahrgeld und die Rentabilität lassen erkennen, daß der Hr. Verfasser mehr Bau- als Betriebstechniker ist. Immerhin enthalten auch sie für den Laien manches Bemerkenswerthe und jedenfalls sind sie geeignet, allzu sanguinische Hoffnungen, die vielleicht hier und da auf die Kleinbahnen gesetzt werden, herabzustimmen. Indessen geht auch hier der Hr. Verfasser zweifellos zu weit, wenn er S. 56 den Kleinbahnen fast jede Rentabilität abspricht. Bei Anwendung einer — allerdings von den Vorschlägen des Werkchens wesentlich abweichenden, den Zwecken der Kleinbahnen aber recht wohl entsprechenden — Sparsamkeit beim Bau und auch bei der Betriebsführung dürfte eine geringe Verzinsung unter nicht allzu ungünstigen Verhältnissen doch zu erzielen sein, und sonach möchten wir uns der trüben Auffassung des Schlußwortes (S. 57), welche lediglich Aussicht entweder auf ungebührliche Ausnutzung durch den Bahnbesitzer oder auf Wiedereinstellung des Betriebes wegen Mißverhältnisses zwischen Einnahmen und Unkosten eröffnet, unsererseits vorerst nicht anschließen. —z.

— Jakob Ahrenberg, Der Stockjunker. Eine Erzählung aus Karelen. Autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen von M. Hellbusch. Halle a. d. S., Verlag von Otto Hendel (Nr. 830—832 der Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes). Mit einem Bilde des Dichters in Lichtdruck. 228 Seiten. Preis 75 ₰, eleg. in Ganzleinen 1 ℳ — Ahrenberg tritt mit dieser Erzählung zum ersten Male vor die Leser in Deutschland. In seiner Heimath ist er längst bekannt und gern gelesen. Er lebt in Helsingfors und ist erster Architekt in der Oberverwaltung für öffentliche Bauten daselbst. Sein „Stockjunker" (— Föhrenholzgroßhändler) schildert packend ein Stück Volksleben aus den Waldgebieten, welche um den Pielis-See bei Joensuu (nördlich von Wiborg) in Finland liegen. In dortiger Gegend, in Karelen, beschäftigt der großartig entwickelte und mit Flößerei und Sägewerken verbundene Holzhandel weite Volksschichten. Die Fäden desselben laufen meistens in den Contoren der hafenstädtischen Großkaufleute zusammen. Ein eigenthümliches, schaurig-schönes Schauspiel gewährt es, wenn die zahlreichen Flöße, wenn die „Stockflotten" die zahllosen Wasserfälle hinabsausen. Kein Gymnastiker von Profession würde es den Flößern, jungen, wie alten, nachmachen, mit festen Gliedern, die sie vollständig in ihrer Gewalt haben, wie aus Bronze gegossen, in jubelnder Fahrt auf ein paar runden Balken die Wasserfälle hinabzuflitzen. Und wenn der Balken im Schaume tanzt und der Gischt hoch aufspritzt, so daß die Mädchen im Dorfe und die Wäscherinnen am Straude vor Schreck erbleichen und vor Angst laut aufschreien, dann genießen die Flößer ihr Leben in vollen Zügen. Das ganze Volksleben, wie es sich im Lande der Felsen- und Seenketten, der erratischen Blöcke und Wasserfälle, der ausgedehnten Wälder und Sümpfe abspielt, tritt in dem „Stockjunker" prägnant vor Augen. Die Helden sind Matti Kiiskilä, der dumme, gutmüthige, aber goldtreue, gewissenhafte und sparsame Befehlshaber einer Flößereiabtheilung der Firma Blume in Wiborg, seine kluge und schöne Frau Maria, eine „zur Schule gegangene Person", und endlich Veikkolin, ein gewandter, in Amerika raffinirt gewordener finnischer Zwischenhändler und Waldaufkäufer, der sich zum Großkaufmann emporschwingen will: „Wir wollen Herrschaften werden!" Veikkolin's junges Liebes- und Lebensglück, das er in Finland begründet, geht durch seine Frau zu Grunde. Er lebt dann Jahre lang in Amerika, findet dort nicht, was er sucht, und kehrt zurück mit allen Eigenschaften des amerikanischen Vampyrthums. Mit derselben Sicherheit, mit welcher er in ein Astloch der Dielen, das ungefähr drei Meter entfernt liegt, spuckt, gelingt es ihm, alle seine Opfer zu packen und um das Ihrige zu bringen. Den Anfang macht er mit Matti, dem er Haus und Hof und Wald aus den Händen spielt, ja er scheut sich nicht, seine Augen auf Matti's Weib, die Maria, zu werfen, und den Matti selbst, der auf dem sturmgepeitschten Pielissee seine in wilder Unordnung befindlichen Hölzer zusammenzuhalten sucht und verzweifelt mit Sturm und Wogen kämpft, jählings mit seinem kleinen Dampfer zu überfahren. Veikkolin's Bemühungen, nunmehr mit Maria, Matti's Wittwe, den Ehebund zu knüpfen, scheitern kläglich; Alles wendet sich von dem selbstsüchtigen Emporkömmling, dem der Mammon über Alles geht, ab; selbst sein Sohn aus der ersten Ehe will vom Vater nichts wissen; der Sohn verbindet sich in treuer Liebe mit der Tochter der Maria, der Elli. Einsam und verlassen, von Allen gemieden, steht Veikkolin im Alter da, trotz seines ungeheuren Reichthums ein gebrochener Mensch, ohne innere Freude, inneren Frieden. — Die Erzählung ist hier und da, namentlich in den Naturschilderungen etwas zu breit, aber trotzdem lebensfrisch und lebenkwarm. Die Uebersetzung ist fast durchweg als gelungen zu bezeichnen. Wir beglückwünschen Ahrenberg zu seinem Debut in Deutschland. Es wäre wünschenswerth, sagt Otto v. Leixner in seiner Geschichte der fremden Litteraturen 1883, daß Deutschland der Poesie des stammverwandten Volkes (sc. der Schweden) mehr Liebe entgegenbrächte, als es im Allgemeinen bis jetzt geschehen ist. Wilhelm Maaß-Pforta.

—ff. Kind, Jüngling, Mann. Selbsterlebtes aus Friedens- und Kriegszeiten. (1840—1871.) In kleinen Culturbildern geschildert von Berthold Roy. Verlag der Liebel'schen Buchhandlung, Berlin. — Einer einfachen Handwerkerfamilie entstammend, schildert uns Verfasser, der es durch eigene Arbeit und rastlosen Fleiß zur Stellung eines Consulatsbeamten gebracht, seine Erlebnisse bis zur Heimkehr aus dem Feldzuge 1871. Es sind kleine Skizzen von tiefer Lebenswahrheit, die der einfache Mann in anspruchslosem Rahmen mit wenigen, aber sicheren Strichen vor uns entwirft. Aus Allem, was er erlebt, Trübem und Heiterem, weiß er Nutzen zu ziehen, und ist Verfasser auch keine berühmte Persönlichkeit, deren Schicksale uns schon um des Namens willen interessiren, so fesselt das Buch doch gerade durch seine Einfachheit und Natürlichkeit. Die Schrift ist zweifellos für die heranwachsende Jugend sehr lehrreich und kann zur Anschaffung für Volks- und Schulbibliotheken nur empfohlen werden.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 24. Dienstag, den 26. Februar. 1895.

Unter den Kindern Ismael's.

Von Don Josaphet.

Eine unbegrenzte Hochachtung für die Traditionen der Väter, für das Alte zeichnet den braunen Sohn der Wüste, den Beduinen, aus; im Schoße seiner Familie leben die alten Sitten fort, die wir schon bei den alten Patriarchen finden. Das zeigt sich gleich bei der Stellung des Weibes. Bekanntlich hat der Islam dasselbe zu einem seelenlosen (einige muhamedanische Theologen sprechen den weiblichen Wesen eine unsterbliche Seele ab), rechtlosen Wesen herabgewürdigt, das sich eine Verbesserung ihrer Lage nicht einmal zu wünschen vermag. Die Stellung der Wüstenfrauen, der Nachfolgerinnen einer Sara, einer Hagar, einer Cetura oder Rebecca ist dagegen weitaus eine bessere. Sie sind zwar ihren „Herren“ in Allem fast sklavisch unterthan, genießen aber trotzdem viele Freiheiten und sind nicht in und außer dem Cobbach (Frauengemach im Zelte) an ein vielfach herabwürdigendes Leben gewöhnt wie die Haremsweiber. Sie stehen ihren Herren bei Arbeiten als deren wirkliche Lebensgefährtinnen zur Seite. Auch bei den Nomadenstämmen kennt man die Polygamie, doch kann man füglich sagen, daß vielleicht nur jeder zwanzigste Mann der Wüste sich diese Freiheit zu Nutzen macht, welche fast nur ein Privilegium der Scheichs und der Reichern genannt werden muß. Männlich erzogen, haben diese Beduinenfrauen etwas Mannhaftes, Entschlossenes, Rauhes in ihrem ganzen Wesen; sie verhüllen ihr Antlitz nie oder doch nur selten und dann mit dem Zipfel ihres Gewandes: den eigentlichen Schleier der Muhamedanerin kennen sie nicht. Offen, wie ihr Antlitz und ihr Auge, ist das ganze Benehmen der Wüstenfrau, ungemein ehrerbietig und bescheiden ihr Verkehr mit ihrem Gatten, dessen Wünschen sie zuvorkommt, den sie oft stehend bedient, gewohnt, in ihm ihren Herrn mehr als ihren Gemahl zu erblicken. Dies schließt jedoch nicht aus, daß manche dieser braunen Schönheiten auf ihren Gebieter großen Einfluß ausübt und nicht selten ihren Willen durchsetzt. Bald hat sie in der Stadt ein zierliches Glashalsband gesehen, mit dem sie gern sich schmückte, bald meint sie, ein Ring mehr an ihren Fingern stände so übel eben nicht. Der „Alte“ lächelt, widerspricht, giebt schließlich nach und zieht den Beutel, d. h. verspricht, ihr das Ersehnte nächstens mitzubringen. Manchmal auch ertheilen die Nomadenfrauen ihren Rath, wenn auch nicht in öffentlicher Sitzung; wie oft entzündet ein Wort von ihren Lippen langjährige Fehden! Im Kriege vergreift sich kein Feind an einem Weibe und ein Verfolgter, der sich in ihr Cobbach flüchtet, ist gerettet; von ihnen geleitet, mag er ungehindert in sein Zelt zurückkehren. Denn, wen die Frauen schützen, wer von ihnen als Gast angesehen wird, dem wird kein Sohn der Wüste — auch der Todfeind nicht — nachzustellen wagen; gewiß ein schöner Zug, der an die Privilegien einer Vestalin erinnert. Aber auch die Strafe einer treulosen Nomadin ist die einer fehlenden Vesta-Priesterin: sie erleidet den Tod — nicht durch Beil oder Schwert, sondern durch die Hand ihres eigenen Geschlechtes, das auf diese Weise die Schande von sich abwälzt. Das besänftigende Wort einer Frau, der Ruf: Allah! Allah! der von ihren Lippen zwischen streitende Männer, zankende Nachbarn tönt, macht jedem Hader ein baldiges Ende: auch in der Wüste streckt das starke Geschlecht vor dem schönen und sanften die Waffen. Die Beduinenfrauen haben ihren Reiz. Was Abraham von seiner 66 jährigen Sara noch rühmen konnte: „Du bist eine schöne Frau!“ (1. B. Mos. XII, 10), das gilt im Allgemeinen auch heute von den Weibern seiner Enkelkinder. Sie haben an der guten Constitution und Kraft ihrer Gatten Theil und dürfen als Trägerinnen eines schönen Frauentypus — des semitischen — bezeichnet werden. Ihr Wuchs ist tadellos, mit nicht allzu zart gerundeten Formen. Sie sind nicht groß, ihre Glieder ebenmäßig und biegsam, doch hat ihre Haltung etwas Imposantes und ihre Gebärden sind gefällig, ausdrucksvoll, nicht ohne Würde; die Hände und Füße lassen an Zierlichkeit nichts zu wünschen übrig. Das Gesicht fast oval, die Nase klein, oft abgeplattet, die Lippen voll und üppig, das Kinn kraftvoll gerundet — so sehen beinahe alle Wüstenfrauen einander ähnlich, wie dies bei reinen Rassen von auffallendem Typus keine Seltenheit ist. Ihre mandelförmig geschnittenen Augen sind groß, leuchtend, lebhaft und doch auch wieder sanft schwärmerisch. Indessen haben diese so leuchtenden, jähen Blicke, die den Fremden fast in Verlegenheit bringen können, keine weitere Bedeutung und richten sich ohne Unterschied mit demselben leidenschaftlichen Ausdrucke auch auf eine Gazelle; in die Ferne der Wüste. Die Augenbrauen sind gut gezeichnet, das Haar ist dicht, voll, von glänzender Schwärze und fällt meist in natürlichen Locken oder zahlreichen Zöpfen — bis elf — auf die Schultern. Die Farbe der Haut ist bald ziemlich hell, wie bei den Jüdinnen in England, und bald alle Schattirungen von Safran, Tabak, Kupfer, Mahagoni durchlaufend, oder olivenbraun und broncefarben. Das an sich fein gebildete Ohr wird durch schwere Gehänge oft lang gezogen, doch steht dies der Beduinenfrau nicht gerade schlecht; dagegen ist die Reinheit des Weißen im Auge und der Zähne geradezu bezaubernd. Der Mund ist allerdings oft groß und hat nicht selten etwas Zusammengekniffenes, ja Hartes. Der Gang der Beduininnen, auch der gewöhnlichsten, ist ernst und fast männlich; trotzdem fehlt ihm nicht eine gewisse unbewußte Grazie. Der wirkliche Reiz der Beduinenjungfrau schwindet mit ihrem achtzehnten, zwanzigsten Jahre, die Züge werden dann männlicher, härter. Unschön wie die Fellahinnen in der Nilgegend, oder Türkinnen und Hinduweiber im Alter, werden die Wüstenfrauen im Grunde genommen nie, gleichwie ein Beduine als Greis lange nicht so hinfällig wird wie ein Hadar — Dank der hava el berrije (Wüstenluft), die ja dafür besungen wird. Die Tracht der Frauen kann nicht wohl einfacher sein und erinnert, wie jene der Männer, an die Zeit der Patriarchen. Gewöhnlich umhüllt nur ein langes, blaues Hemd die schlanke Gestalt der Wüstentöchter; ein breiter bunter Gürtel hält dieses nicht faltenreiche Gewand lose zusammen, dessen Aermel lang und weit sind, so daß sie wie Schleppärmel bis zum Boden reichen. Die Betul (Jungfrau) trägt ihr rabenschwarzes, wirr gelocktes Haar meist unbedeckt, die Frauen werfen einen dunkeln, langen, sehr kleidsamen Schleier über oder umwickeln ihren Kopf turbanartig. Silberne und goldene Münzen, Glasperlen und Silberplättchen in allen Größen und Formen sind ein Schmuck, dessen der schlanke Hals und die Arme nie entbehren, denn „Du siehst wohl ein Kameel ohne Last, aber keine Wüstenfrau ohne Schmuck!“ Ohrringe, oft gewaltig groß und schwer, erfreuen sich großer Beliebtheit, obgleich sie, wie erwähnt, das Ohr unnatürlich in die Länge ziehen; dagegen findet man den Gebrauch der Nasenringe nur noch äußerst selten bei vereinzelten Stämmen Central-Arabiens, Ober-Aegyptens und am Euphrat: als Ersatz dienen heutigen Tages den Näschen der Wüstenschönen kleine silberne, auch goldene Schräubchen, die wie Schönheitspflästerchen aussehen. Ein geradezu allgemeiner Brauch bei denselben ist die Färbung der Hände und Füße (sowie des grauen Haares), die bereits in der Bibel erwähnt wird. Bekanntlich ist bei den Völkern der heißen Zone und der angrenzenden Länder die Haut — besonders an den Extremitäten des Körpers — weit kälter als bei den

Abendländern; deswegen sind die Nägel bläulich oder bleifarbig, wie bei Letzteren, wenn sie frieren. Um nun den rosafarbigen Anflug auf den Nägeln, dessen sich die Occidentalen rühmen, gleichfalls zu besitzen, nehmen die Morgenländerinnen, besonders aber die Frauen der Wüste, ihre Zuflucht zur Henna. Wird diese aufgelegt, so hat sie einen kaum merklichen, rosafarbenen Schein, reibt sich hingegen das Pflaster ab, so erfreuen sich die Nägel mehrere Wochen lang einer fast carmoisinrothen Färbung. Auch die Fußsohlen, die Fersen und die innere Hand werden der Henna für nicht unwürdig gehalten; während die Augenwimpern und Augenbrauen, ja die Lider selbst mit Spießglanz (Khol) verschönt zu werden pflegen. Das Tätowiren, das Einätzen von Figuren auf Gesicht und Hände, ist unter beiden Geschlechtern in der Wüste, wie vor Urzeiten, gebräuchlich. Oft sah ich Männer durch Flüsse waten oder schwimmen, deren Arme, Brust und Beine förmlich mit Zeichen und Figuren übersäet waren. Gewöhnlich tragen alle Mitglieder eines Stammes ein bestimmtes Merkmal (Beil, Blume, Dreieck), woran sie sich erkennen. — Es ist nichts Außergewöhnliches, Beduinenweiber mit Knöchelspangen aus buntem Glase anzutreffen, doch nur in ihrem Zelte. Strümpfe kennen sie nicht, ebensowenig wie das männliche Geschlecht; bei weiten und beschwerlichen Märschen — denn die Frauen gehen meistens zu Fuß — tragen sie eine praktische, ans graue Alterthum erinnernde Fußbekleidung, Halbstiefel von Hyänen- oder Ziegenleder, die so hoch hinaufreichen, daß ein Strumpf entbehrlich wird. Bei kaltem Wetter hüllen sie sich wie ihre Männer in gestreifte Abbayen und den Kopf in warme Tücher. — Die Hauptbeschäftigung, die allererste Aufgabe des Beduinenweibes ist die der alten biblischen Frauen: die Pflege des Kindes. Je mehr Sprößlinge — männliche insbesondere — eine Wüstenfrau ihrem Gatten schenkt, desto höher steigt sie in dessen Achtung und Liebe; denn eine zahlreiche Knabenschaar ist bei den Orientalen der größte Ruhm, gilt als Stütze und Hilfe des Erzeugers und breitet die Familie aus. Die Geburt eines Jungen wird deshalb mit Jubel begrüßt, mit Festlichkeiten gefeiert, die glückliche Mutter gepriesen. Erscheint ein Mädchen, so wird dies Ereigniß mit Stillschweigen übergangen und zwar ist dies eine Sitte, die von den Patriarchen herstammt. Reiner Töchtersegen gilt geradezu als Unglück; es geschieht dann meistens, daß die Aermste einer anderen Frau ihre Stelle abtreten muß, von welcher der Mann das zu erlangen hofft, was seinen ganzen Stolz bildet: einen Knaben. Ein Weib, das ganz kinderlos bleibt, wird verachtet, wenn nicht gar mißhandelt und gewöhnlich zu ihren Eltern zurückgeschickt, wo es in Trauer und Zurücksetzung sein elendes Dasein fristet. Erscheint nun solch ein kleiner Weltbürger im Cobbach eines Beduinen, so erwartet ihn ein seltsames Geschick: er wird eingesalzen und in mit Salzwasser getränkte Tücher gewickelt! Als Grund dieses Verfahrens wird angegeben, daß auf diese Weise die zarte Haut des kleinen Wesens gestärkt und dasselbe lebensfähiger werde. Jede Wüstenmutter säugt ihr Kind selbst; im Nothfalle nimmt sie ihre Zuflucht zu Kameel- und Eselsmilch, welche sie mit etwas Wasser verdünnt. Zwei, drei, ja vier Jahre trinkt das Kind an der Brust seiner Mutter, da solch ein Nomadenkind von der ersten Woche an die Unbilden des Wüstenlebens ertragen muß. Fieberanfälle, Zahnen, Diphtheritis nehmen die Kleinen der Wüste oft in furchtbarer Weise mit, nur die Gesundesten, Kräftigsten bleiben übrig und wachsen nackt und ohne Pflege zu sehnigen Gestalten heran. Die Wiege eines Beduinchens ist ein Teppich, ein Schaffell in den ersten Wochen und Monaten, ein Strohhaufen, späterhin der bloße Erdboden. Man kann nicht sagen, daß die Eltern sich sehr viel um ihre Sprößlinge bekümmern, in der denkbar vollkommensten Freiheit und Ungebundenheit wachsen die kleinen Wildlinge auf. Kleider kennen sie nicht bis ins achte Jahr und noch darüber, erst um diese Zeit bekommen sie ein kurzes Hemdchen, das sich mit den Jahren verlängert; sie helfen die Ziegen hüten, die Kühe treiben und was sonst der einfachen Beschäftigungen mehr sind. In den ersten Jahren begleitet das Kleine seine Mutter überall hin, in einem Tuche oder Sack wird es wie ein Korb auf dem Rücken getragen. Ein paar trockene süße Feigen oder ein Stück Büffelkäse in den Fäustchen wandert so ein kleines Wesen in Staub und Sonne und Regen oft meilenweit. An handgreiflicher Zurechtweisung fehlt es den unfolgsamen Wüstenrangen nicht: „für den Menschen — im Oriente — ist der väterliche Stock vom Himmel gefallen“. Gegen den Vater sind sie voll der größten Ehrfurcht, doch kümmert sich derselbe bis in ihr zehntes Jahr ungefähr noch weniger um sie, als die Mutter. Sklavisch folgen sie seinen Befehlen und Anordnungen, küssen ihm die Hände, setzen sich nie ohne seine Einladung bei ihm nieder, dürfen nur den Mund öffnen, wenn sie gefragt werden, wagen niemals in seiner Gegenwart zu essen, zu trinken oder zu rauchen und nennen ihn Saidna Abu (Herr Vater). Erst wenn eines Beduinen Kinder und Söhne selbst verheirathet sind, gestattet er ihnen kleine Freiheiten und Vertraulichkeiten. Einem Beduinenjüngling ist es nur mit Erlaubniß seines Abu gestattet, sich den keimenden Bart stehen zu lassen, auch würde er es als größtes Verbrechen gegen denselben ansehen, in seiner Gegenwart auf den Boden zu spucken. Aber auch der Mutter bezeugt die Beduinenjugend Liebe, Anhänglichkeit und Dankbarkeit und begegnet ihr stets mit der größten Achtung. — Der älteste Sohn, der Erstgeborene, behauptet in jedem Beduinenzelte den zweiten Rang; er wird beim Tode des Vaters Chef und Vormund der Familie, ihm folgen die übrigen Söhne dem Alter nach, zuletzt die Töchter. Zeigt sich der Aelteste als ein schöner, braver, tüchtiger Junge, so nimmt der glückliche Vater voll Stolz und Freude nicht selten seinen Namen an und nennt sich fernerhin z. B. Ibrahim Abu Saïd = Abraham Vater des Saïd und schwört bei dem Leben seines Erstgeborenen. Stirbt derselbe, so beklagt der ganze Kabile den armen Vater; es ist das größte Unheil, das ihm widerfahren kann. Der Erstgeborene erhält bei den Beduinen wie bei den alten Hebräern vor allen seinen übrigen Brüdern einen doppelten Erbtheil beim Tode des Vaters oder auch noch zu dessen Lebzeiten; die Mädchen gehen leer aus. Gerathen seine nächsten Angehörigen in Noth oder Armuth, so ist es die Aufgabe und die Pflicht des Awel (des Aeltesten, Ersten), für dieselben zu sorgen, sich ihrer als Vater anzunehmen, kurzum: beim Ableben des Oberhauptes tritt der Awel in alle Rechte und Pflichten eines Hauptes des Hauses. Unter den Erstgeborenen eines Kabile genießt der älteste fast stets ein besonderes Ansehen; gewöhnlich wird er, wenn der jeweilige Scheich stirbt und er die erforderlichen Eigenschaften bekundet hat, zu dessen Nachfolger erkoren.

Eine Heirath bedeutet in der Wüste wie in den Städten des Orients ein Geschäft, wobei die Eltern des jungen Paares, die in dieser Angelegenheit mehr zu sagen haben, als dieses selbst, ihren Vortheil wahren wollen. Die Väter und Vormünder treffen für ihre Kinder die Wahl. Der auf Freiersfüßen gehende Beduinenjüngling soll nach patriarchalischen Begriffen das Verhältniß zu seiner Lebensgefährtin als ein gegebenes, nicht gewähltes ansehen, wie ja bereits die Stammmutter der Wüstenaraber, Hagar, „ihrem Sohne Ismail aus Aegypten eine Frau suchte“, welche derselbe nicht einmal dem Namen nach kannte, noch viel weniger je gesehen hatte. Während bei uns der Bräutigam oft eine Geldheirath abschließt, muß er, der Arîs, im patriarchalischen Morgenlande entweder selbst oder seine Familie für ihn, für die Arûs bezahlen. Ein zur Ehe begehrtes Beduinenmädchen kostet durchschnittlich 2000—4000 Piaster; der Preis steigt je nach dem Reichthum und dem Ansehen der beiden Familien. Diese Summe erlegt der Arîs entweder sofort oder in mehreren Raten und erst wenn der letzte Parà ausgehändigt ist, wird seine Erwählte ihm zugeführt. Dieser Contract wird oft schriftlich, oft aber auch nur mündlich vor Zeugen abgeschlossen und durch Geschenke des nicht anwesenden Freiers an seine Zukünftige, sowie durch ein kleines Familienessen besiegelt. Von da ab bis zur Hochzeit dürfen sich die Verlobten weder sehen noch besuchen. Es ist selten der Fall, daß ein noch nicht vier Lustren zählender Jüngling zur Ehe schreitet, doch sind vierzehn- und fünfzehnjährige Bräutchen in den Zelten eine gewöhnliche Erscheinung. Ist endlich unter Vorbereitungen und Einladungen aller Art der Vorabend des großen Freudentages gekommen, so erhält der Vater der Arûs 50—100 Piaster, um dieselbe „waschen“ und „bemalen“, d. h. baden und tätowiren zu lassen; der Bräutigam macht sich gleichfalls auf ähnliche Weise „schön“. Unter Freudentrillern, dem eigenthümlichen, wirklich festlich klingenden „Sagarith“, den die Altersgenossinnen und Freundinnen der Braut zum Getöne des Triangels und der Tamtams anstimmen, taucht sie ihre Glieder ins durchduftete Brautbad, worauf sie — bisweilen am ganzen Körper — tätowirt, mit Khol und Henna bestrichen und bemalt, endlich dann in feierlichem Aufzuge in ihr mit Grün umwundenes Zelt zurückgeleitet wird.

Es war an einem milden Frühlingstage in der grünen Ebene von Richa (Jericho) bei der baumumstandenen Quelle Ain es-Sultan, wo ein großes Dauar der freundlichen Ta'âmire-

Beduinen aufgeschlagen war. Es war gegen die zehnte Abendstunde und ungewöhnlich lebendig ward es im Lager. Pauken, Flöten und Tamtams ertönten in freudig schnellem Tacte, jugendliche Reiter sprengten auf und ab, reichgeschirrte Kameele ruhten wiederkäuend im Schatten mächtiger Platanen, festlich gekleidete Beduinenweiber kamen und gingen in sichtlicher Erregung, freudestrahlende Kinder hüpften, tanzten und sangen. War es doch der älteste Sohn des braven Scheichs Harûn (Aaron), der kühne, blühende Hassan, der heute seine Braut — die schöne Amina — in sein Zelt führen wollte. Scheich Harûn war ein vermögender Mann, freigebig und großmüthig, wie es eben nur Scheich Harûn sein konnte. Was Wunder, wenn von Nah und Fern Freunde und Bekannte seines Stammes herbeigeeilt waren, wenn das Gedränge um das Braut-Gezelt zusehends größer ward, wenn Sänger und Freudentriller sich mehrten! Eine Stimme sang: die Anderen wiederholten unter Händeklatschen: „O, wie prächtig ist das Zelt, in dem meine »Seele« ruht; sie allein begehre ich! Die Jahre schwinden mir bei ihrem Anblick wie ein Wintertag! Wenn sie zurück sich zieht, fällt Nacht und Nebel auf das Ghor (Jordan-Ebene)! — Hör' mich, hör' mich, Geliebter; wo berauschen wir uns mit Freude und Lust? — Wir ziehen in das Wadi — aber in welches? — Wo die Bulbul (Nachtigall) nistet und im Sidr-Strauche schlägt, wo die flinke Ghazal mit den großen Augen ruht, wo das Bächlein rinnt und der Zephir weht, — Nam, nam, da richte ich, Geliebte, das schwarze Zelt dir auf!!" Da fielen Schüsse, Jauchzen erscholl vom Kaṣr Hadschla her — der Bräutigam zog ein und Alles eilte, ihn zu begrüßen. Stolz und ernst — eine prächtige, männliche Erscheinung — ritt Hassan einen feurigen, reichgeschirrten Rappenhengst, umgeben von geladenen Kameraden und Freunden, welche jauchzten und sangen und durch unaufhörliches Abfeuern von Pistolen und Flinten den allgemeinen Jubel noch erhöhten. Der Gefeierte war entschieden der Schönste unter seinen Altersgenossen — der Typus eines jungen Sohnes der Gezelte. Ein kurzer, rabenschwarzer Vollbart umrahmte das schön geschnittene braune Antlitz und wenn er lächelte, so glänzte es zwischen den vollen Lippen wie Elfenbein. Ein gelbseidenes Keffije umwallte das edelgeformte Lockenhaupt, seine schwarz und weiß gestreifte Abaye trug er mit fürstlichem Anstande und im rothen Gurt, der seine rehfarbene Tunika um die Lenden zusammenhielt, funkelten zwei blanke Dolche und eine silberverzierte Doppelpistole. Unter einer hohen stämmigen Palme erhob sich das weiße Zelt Harûn's, der sichtlich gerührt mit väterlicher Umarmung seinen Aeltesten begrüßte; desgleichen that Musa ben Saîd, das Haupt der Familie Amina's, worauf derselbe ein Zeichen gab und eine lautlose Stille eintrat. Mit kurzer pathetischer Anrede erklärte er, daß der Preis seiner Tochter von Hassan bis auf den letzten Para erlegt sei, nichts also der Trauungsceremonie entgegenstehe. „Allah's Segen über die Brautleute," schloß Musa, „seine melekat (Engel) sollen sie schützen!" „Allah bârak! Allah bârak!" jauchzte die Versammlung, „Allah's Segen über sie und dein Zelt!" Scheich Harûn winkte und aus dem laubumwundenen Gezelte nahte der Brautzug: Amina wurde ihrem Hassan zugeführt. Langes Haar, schwarz wie Ebenholz, hing ihr in fünf schweren, mit Gold- und Silbermünzen durchflochtenen Zöpfen um die Schultern, tief melancholisch war ihr dunkles Gazellenauge, gelblich weiß ihr zarter durchsichtiger Teint und ihr zierlich gerundetes Kinn erhielt durch tätowirte Arabesken einen eigenartig stolzen Ausdruck. Eine meerblaue Seiden-Tunika umschloß den Leib, ein schneeweißer, fein gestickter Schleier wallte über Kopfputz und das Halsgeschmeide aus rosarothen Korallen und „Mekkasteinen" bis zu den winzigen Füßen herab, die in feinen gelben Saffianschuhen steckten. Die schön geformten Arme und Hände schimmerten von Spangen und Ringen — langsam und feierlich, Schritt für Schritt, kam die Erscheinung unter reichem Baldachin näher. Jubelnde, hüpfende, trillernde Mädchen begleiteten sie, Tamtamgewirbel und Rufe des Frohlockens tönten ihr entgegen. „Eile, eile, o junge Braut" — erklang es aus dem Munde der Schbini (Vorsängerin, Brautführerin) — „wohin dein Glück dich ruft!" — „Du freuest dich heute mit Recht, denn dein Vater und deine Mutter befolgten immerdar Allah's Gebot!" — „Freuest du dich, glückliche Braut? Der ganze Stamm jauchzt Dir zu!" — „Tritt hervor aus der grünumwobenen Hütte; zeige deine Schönheit, du bist schön wie der Mond!" — „Die Rosen, sie treiben, die Knospen, sie schwellen; nimm du sie in die Hand und sie duften und blühen und dein Zelt sollen sie zieren immerdar!" Hassan, der neben seinem Vater Platz genommen, eilte der Braut entgegen, ergriff ihre Rechte und so traten sie vereint vor den „amtirenden" Scheich. Unter Anrufungen Allah's setzte er seinem Aeltesten einen Kranz von Feldblumen auf das Haupt, nahm ihn wieder ab und bekränzte damit die Braut. „Allah sei Zeuge," sprach der weißbärtige Harûn in pathetischem Tone, „und seine Engel und wir Alle: Verbunden sind Hassan und Amina als Mann und Frau immerdar!" „Zeugen!" rief die ganze Versammlung, „Glück und Heil und viele Jahre der Freude dem Hause des wackeren Scheichs Harûn und Musa ben Saîd!" Pauken erschollen, Cymbeln klangen, unbeschreiblicher Jubel — die Braut zog mit ihren Begleiterinnen in das laubumwundene Zelt zurück: die Männer aber, um den ernstblickenden Arûn geschaart, ließen sich nieder zum festlichen Mahle und noch den ganzen folgenden Tag war das Dauar in freudiger Erregung. Dann kehrte die rauhe, monotone Lebensweise wieder in den schwarzen Zelten; ich habe nicht erfahren, ob Hassan's und Amina's junges Glück von Dauer war.

Gegen das Ende seiner Tage wird der Beduine stille. Verhältnißmäßig wenige dieser abgehärteten Wüstenmenschen sterben an Krankheiten — die meisten, wenn sie nicht im Kampfe fallen, unterliegen der Altersschwäche. Naht auch ihm endlich der Todesengel, so trägt man den Sterbenden vor sein Zelt hinaus und bettet ihn sanft auf weichen Decken; alle seine Angehörigen und Freunde versammeln sich um das Lager des Scheidenden und kauern sich schweigend auf den Boden nieder. Ein Palmfaserkissen stützt sein müdes Haupt, sein Aeltester beugt sich über ihn und trocknet den Todesschweiß von dem bleichen Antlitz des sterbenden Vaters. — So geht der freie Sohn der Wüste aus dieser Welt, die so wenig für ihn übrig hatte, dorthin, wo auch ihm ein Gott, ein Vater thront. Kaum ist der letzte Hauch seinen Lippen entflohen, so brechen die Weiber in ein nervenerschütterndes Trauergeheul aus, raufen sich die Haare, schlagen Kopf und Brust mit Steinen, ringen die Hände, wälzen sich auf dem Boden vor Schmerz und stimmen ihren unheimlichen, gellenden Todtentriller an — der Erste der Familie drückt dem Geschiedenen die Augen zu und streckt ihm die Füße. Der Todestag ist, wo immer möglich, zugleich auch der Begräbnißtag und meist ruht der Todte schon nach drei bis vier Stunden im Grabe; eines Beduinen Ruhestätte ist bald fertig — eine kaum metertiefe Grube in der Wüste. Die Leiche wird in Tücher geschlagen, auf eine rasch hergestellte Tragbahre gelegt, vier Männer heben sie auf ihre Schultern — der Leichenzug ordnet sich. In ihre Abayen gehüllt, singen die ernst dahinschreitenden Wüstensöhne einen Trauergesang nach ihrer Weise; heulend, klagend, verzweifelnd folgen die Weiber mit fliegenden Haaren. Zu den Begräbnißplätzen seiner Lieben wählt der Beduine die schönsten Gegenden, schmucke Hügel, liebliche Oasen. Dort wartet die offene Gruft, die Familie des Verstorbenen umsteht dieselbe, während in langen Reihen die Weiber am Boden kauern und wehklagen. Ein Oel- oder Palmenzweig, das Zeichen des Friedens, wird dem Todten auf das Haupt gelegt. Dann schließt man das Grab mit Steinen und alle Leidtragenden umarmen sich mit dem schönen Wunsche: „Salâmet rasak achu!" — „Dein Haupt, Bruder, bleibe (noch lange vom Tode) verschont!" — Thränenlos und schweigsam verlassen die Männer, gebrochen und sich sträubend die Frauen den frischen Grabhügel; drei einfach weiße Steine ohne Inschrift oder sonstige Zierde bezeichnen ihn. Die Häuptlinge der Wüste lieben es, auf weithin sichtbarer Bergeshöhe bestattet zu werden; im Tode noch wollen sie die schwarzen Zelte der Ihrigen überschauen, bewachen. Hinausschimmern soll das weiße Grabmal in die von dem hier Schlummernden beherrschte und geliebte Einöde und sein Andenken frisch erhalten von Geschlecht zu Geschlecht und Alle sollen ihn segnen und ehren, die nah oder fern ihre Zelte aufschlagen oder beim fahlen Mondenschein vorüberziehen. So liegt der Beduine, der Fürst und Herr der Einsamkeit, in seinem großen Reiche begraben, unter ewig freier Erde ruht sein Staub.

Bücherbesprechungen.

— Codex diplomaticus Saxoniae regiae. Zweiter Haupttheil Bd. X., Urkundenbuch der Stadt Leipzig Bd. 3. Herausgegeben von Joseph Förstemann. 1894. — Den ersten beiden Bänden des Urkundenbuches der Stadt Leipzig, herausgegeben vom Archivrath v. Posern (1868 und 1870), folgt jetzt endlich der dritte, der die Urkunden der drei Leipziger Klöster, der Nonnen zu St. Georg, der Dominikaner zu St. Pauli und der Franciskaner, umfaßt und zugleich das umfangreiche Register zu allen drei Bänden enthält. Als nach dem Tode v. Posern's der gegenwärtige Herausgeber, Oberbibliothekar an der Universitätsbibliothek, die Fortsetzung übernahm, mußte er zunächst die schon von seinem Vorgänger vorbereiteten Urkundenabschriften nach den inzwischen für die Herausgabe des Codex aufgestellten neuen Principien neu bearbeiten; alsdann beanspruchte die weitere Aufsuchung und Beschaffung des Urkundenmaterials aus den Leipziger, Dresdner und anderen Archiven des Königreichs Sachsen, sowie aus Weimar, Zeitz, Zerbst, ja aus Wien viel Mühe und Zeit, die ja einem viel beschäftigten Beamten nur in sehr geringem Grade zu Gebote steht. So hat denn der Herausgeber 400 eigentliche Urkunden und eine Menge actenmäßiger Berichte, besonders über die Aufhebung jener Klöster, die Inventarisirung ihrer Besitzungen, Einkünfte, Schulden ꝛc. in diesem Bande vereinigt. Von diesen Archivalien war nur „etwa der zehnte Theil bereits früher bekannt gemacht" worden. Außerdem enthalten auch die Anmerkungen zu einzelnen Urkunden eine unglaubliche Menge archivalischen und literarischen Materials und zeugen überall von der peinlichen Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, mit welcher der Herausgeber bemüht gewesen ist, den Anforderungen, die man gegenwärtig an die Edition eines Urkundenbuches stellt, gerecht zu werden. In den früheren Bänden des Cod. dipl. Sax. reg. pflegten in dem „Vorbericht" auch von dem Inhalt der darin enthaltenen Urkunden manche besonders wichtige oder interessante Einzelheiten kurz besprochen zu werden. Der gegenwärtige Vorbericht enthält sich aller dergleichen historischen Bemerkungen. Es ist uns sehr wohl bekannt, was man gegen derartige Bemerkungen geltend zu machen pflegt. Allein über manche verwickelte Fragen erwartet der Leser doch wohl mit Recht, von dem Herausgeber selbst, der sich damit bereits genau beschäftigt haben muß, Klarheit zu erhalten. Wir führen hierfür wenigstens ein Beispiel aus der Geschichte des hier an erster Stelle behandelten Nonnenklosters zu Leipzig an. Aus der ersten auf dasselbe bezüglichen und hier wohl überhaupt zum ersten Male veröffentlichten Urkunde von 1230 erfahren wir, daß es einst von Hohenlohe, einem Dorfe südlich von Lützen, das früher Loh oder Lohe geschrieben ward, nach Leipzig verlegt worden war (tempore translationis monialium de Lo in Lipzk). In der That wußte man schon früher, daß in Hohenlohe einst ein Kloster bestanden habe. Schumann's „Lexicon von Sachsen" (IV, 148) nennt die dortigen Nonnen „Ursulinerinnen", Gretschel (kirchliche Zustände Leipzigs, 164) die nach Leipzig übergesiedelten Nonnen: „von der Buße Maria-Magdalenä". Den hier veröffentlichten Urkunden zufolge wurde das Leipziger Nonnenkloster das ganze 13. Jahrhundert hindurch nicht nur von dem Landesherrn, sondern auch von dem Bischofe und Domcapitel zu Merseburg, unter dem es stand, ja sogar (1274) von Papst Gregor X. als „Cistercienserkloster" bezeichnet. Erst 1317 taucht, aber bis 1334 noch wechselnd mit jener Benennung, die Bezeichnung „ordinis sancti Benedicti" auf, welche von da an blieb. Da aber einst der Papst selbst die Nonnen Cistercienserinnen genannt hatte, so beantragten diese eine Untersuchung und Entscheidung über ihre Ordenszugehörigkeit. Zum „Richter und Vollstrecker" in dieser Angelegenheit wurde von Rom aus der Propst zu St. Thomas in Leipzig ernannt, und dieser entschied nach einem umständlichen Prozeßverfahren 1480, daß die Bezeichnung als Cistercienserkloster vermuthlich nur auf einem „Irrthum" des Urkunden-Expedienten (privilegium expedientis) beruhe, und daß die Nonnen zu Leipzig vielmehr von jeher (nunc et inantea) unter der Regel des heiligen Benedict gestanden hätten. Wir gestehen, daß uns die Sache trotz dieser Entscheidung keineswegs klargelegt erscheint, und hätten gewünscht, daß der Herausgeber — also im „Vorbericht" — nochmals allseitig untersucht hätte, welchem Orden das Kloster denn ursprünglich angehört habe. So aber erwähnt derselbe nicht einmal im Register (S. 372) bei Aufzählung all der verschiedenen Bezeichnungen des Klosters, daß es anfänglich lediglich als ordinis Cisterciensis bezeichnet wurde. Ebenso unsicher ist es, nach welchem Heiligen es sich nannte. Zwar spricht Markgraf Heinrich von Meißen in einer Urkunde von 1246 von seiner „Verehrung Gottes, der seligen Jungfrau Maria und des heiligen Georg"; aber sonst kommen von dem Kloster bis Ende des 14. Jahrhunderts nur folgende Ausdrücke vor: „Kloster der seligen Jungfrau", „Nonnen der heiligen Maria" und erst seit 1395 „Klosterjungfrauen zu St. Georgen". Wenn dasselbe also fast die ersten zwei Jahrhunderte seines Bestehens hindurch lediglich als ein Marienkloster erscheint, so deutet auch dies darauf hin, daß es ursprünglich dem Cistercienserorden angehörte, in welchem so sehr viele Klöster nach der Maria benannt waren. Aus was für Veranlassungen aber mag dann das Leipziger Nonnenkloster zu einem Georgenkloster umgetauft und in ein Benedictinerkloster umgestaltet worden sein? Während den früheren Codexbänden fast allen eine oder mehrere Siegeltafeln beigegeben sind, fehlt hier eine solche ganz. Band 1 giebt blos Abbildungen der Leipziger Stadt- und mehrerer Bürgersiegel. Man durfte daher in dem vorliegenden Bande die Siegel der Convente bez. der Vorsteher der drei Leipziger Klöster erwarten. — Ebenso hätte man von den an einzelnen Urkunden hängenden Adelssiegeln in den betreffenden Anmerkungen wenigstens eine kurze Beschreibung erhoffen dürfen. Wir haben in den auf das Nonnenkloster bezüglichen Urkunden nur eine einzige solche Beschreibung (Nr. 143) vorgefunden, obgleich ziemlich häufig erwähnt wird, daß betreffende Siegel noch daran oder darauf befindlich sind.

Dresden. Hermann Knothe.

— Zeitschrift für Literatur und Geschichte der Staatswissenschaften. Herausg. von Dr. Kuno Frankenstein. III. Bd. 1894/95. Verlag von C. L. Hirschfeld, Leipzig. Prs. p. Bd. 12 ℳ — Schon hat die junge Zeitschrift für Literatur und Geschichte der Staatswissenschaften das dritte Jahr eines erfolgreichen Bestehens hinter sich. Wenn wir immer zu ihren Freunden zählten, so konnten wir doch bei früheren Gelegenheiten nicht umhin, mehrmals und nach verschiedener Richtung auch unseren Tadel laut werden zu lassen. Um so angenehmer ist es uns, diesmal constatiren zu können, daß eine Besserung in dem früher erwähnten Sinne eingetreten ist. Zwar zieht sich noch immer durch vier Hefte des Jahrganges K. v. Rohrscheidt's Abhandlung „Auf dem Wege zur Gewerbefreiheit in Preußen" in ermüdender Breite hindurch, der wir auch in diesen neueren Abschnitten nur wenig Geschmack abgewinnen konnten. Daneben aber enthält Heft 3 und 4 eine werthvolle Untersuchung A. Oncken's mit dem Titel „Zur Biographie des Stifters der Physiokratie, François Quesnay", das 5. und 6. Doppelheft Aufsätze K. v. Stengel's „Zur neueren Literatur über das Dreiclassenwahlsystem in Preußen" und H. Rosin's „Ueber das Recht der Polizei. Vortrag, gehalten im Jahre 1791 dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm (III.) von Karl Gottlieb Svarez", nicht zu vergessen eine Abhandlung Curt van der Linden's, „Lehrsätze über die ökonomischen Kategorien", welche vom Herausgeber dem ersten Hefte einverleibt wurde. Fortgesetzt wird in diesem Bande die im vorigen von Kuno Frankenstein begonnene Bibliographie des Arbeiterversicherungswesens im Deutschen Reiche, die ebenfalls allen Interessenten willkommen sein dürfte. Daß der Herausgeber, getreu dem Programm seiner Zeitschrift, auch in diesem Bande dafür Sorge getragen, daß die zahlreichen Referate seitens in- und ausländischer Gelehrten über die neuesten Erscheinungen auf dem staatswissenschaftlichen Büchermarkte durch eine umfassende Bibliographie sämmtlicher, in den Culturstaaten veröffentlichten socialwissenschaftlichen Untersuchungen ergänzt wurden, soll zum Schlusse nicht unerwähnt bleiben. o—g.

—ff. A. Klaußmann, Der Humor im deutschen Heere. Berlin und Leipzig, Paul List. — Der uns vorliegende 2. Band behandelt, als Fortsetzung des mit großem Beifall aufgenommenen und bereits in zehn Auflagen erschienenen ersten Theils, einige vollständig neue Gebiete. Er enthält u. A. „Humor in der deutschen Marine", „Humor im österreich-ungarischen Heere" u. s. w. Auch dieser zweite Band ist mit außerordentlichem Sachverständnisse geschrieben, und versteht es Verfasser im hohen Grade, überall das Interessanteste zu erfassen und in lebhafter, fesselnder Weise zu schildern. Es ist jedenfalls ein Werk nicht ohne culturhistorischen Werth, und kann dessen Lectüre einem jeden Soldaten und Soldatenfreund nur recht dringend empfohlen werden.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 25. Donnerstag, den 28. Februar. 1895.

Zur Biographie des Herzogs Albrecht von Sachsen-Teschen.

Von Christian Meyer.

Eine der anziehendsten geschichtlichen Gestalten des 18. Jahrhunderts ist der Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen, der viertälteste Sohn August's II., Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, durch seine Verheirathung mit Maria Christine von Oesterreich der Schwiegersohn Maria Theresia's. Er war in dem Coalitionskrieg von 1794—1795 Reichs-Feldmarschall und hat dieses dornenvolle Amt, wenn auch nicht durchgängig mit Glück, so doch stets mit Umsicht und aufopferndem Patriotismus ausgefüllt. Ueber diese Seite seiner Thätigkeit hat zuerst Alfred v. Vivenot aus den Schätzen des Wiener Haus- und Staatsarchivs eingehende Aufschlüsse gegeben.*) Bekannter aber noch als durch seine militärischen Leistungen ist er durch die Gründung der noch heute seinen Namen tragenden berühmten Kunstsammlung geworden. Nach seinem Tode ist dieselbe als unveräußerliches Familien-Fideicommiß zuerst an Erzherzog Karl und von diesem an den eben verstorbenen Erzherzog Albrecht gelangt und bildet jetzt eine der hauptsächlichsten Sehenswürdigkeiten der österreichischen Hauptstadt. Die „Albertina“ verschließt neben den von ihrem Gründer gesammelten Kunstschätzen auch das Familienarchiv, insbesondere den literarischen Nachlaß Albrecht's. Das bedeutendste Stück desselben sind seine Memoiren, die, wenn auch von den österreichischen Historikern, namentlich von Arneth in seinen Werken zur Geschichte der großen Kaiserin und von Wolf in seiner Biographie der Erzherzogin Maria Christine, vielfach benutzt, bis heute doch unveröffentlicht geblieben sind. In neuester Zeit hat ein anderer österreichischer Forscher, F. X. Malcher, diese Memoiren zur Grundlage einer dankenswerthen Monographie über Herzog Albrecht's Lebensgang bis zum Jahre 1766, dem Zeitpunkt seiner Vermählung und dem sich unmittelbar daran schließenden Antritt seiner Statthalterschaft in Ungarn, genommen.**) Wir erhalten aus ihr namentlich für die Geschichte des siebenjährigen Krieges eine Reihe der wichtigsten neuen Aufschlüsse und Gesichtspunkte, doch bleiben auch andere Partien der zeitgenössischen Geschichte, so insbesondere das Leben und Treiben am Dresdener und Wiener Hofe unter August II. und Maria Theresia, nicht unerörtert. Es wird sich daher rechtfertigen, wenn wir in Nachstehendem etwas ausführlicher auf die verdienstliche Publication zu sprechen kommen.

Albrecht's Kinder- und Jugendjahre fallen in eine Zeit, wie sie bewegter kaum gedacht werden kann. Kaum siebenjährig, wurde er infolge der Besetzung Sachsens durch Friedrich den Großen im zweiten schlesischen Kriege, der das kurfürstliche Haus auf der Seite der Gegner des genialen Preußenkönigs sah, von seinem Vater und seinen drei älteren Brüdern getrennt: mit seiner Mutter und seinem jüngeren Bruder Clemens (dem späteren Kurfürsten von Trier und Bischof von Augsburg) blieb er allein in Dresden zurück. Doch hatten sich die Kurfürstin und ihre Söhne der schonendsten, ja aufmerksamsten Behandlung seitens des Preußenkönigs zu erfreuen. Erst nach dem Abschluß des Dresdener Friedens kehrte August II. nach seiner sächsischen Residenz zurück.

Für die zwischen dem zweiten und dritten schlesischen Kriege liegende Zeit geben Albrecht's Memoiren, namentlich hinsichtlich des Dresdener Hof- und Gesellschaftslebens, interessante Aufschlüsse. Wenn auch die Epoche des höchsten Glanzes für den sächsischen Hof mit dem Ableben August's des Starken zu Ende gegangen war, so that es jener in dieser Richtung auch noch unter August II. allen übrigen deutschen Höfen zuvor. Die sächsische Residenzstadt war schon im 16. und 17. Jahrhundert der Sitz des üppigsten Hof- und Gesellschaftslebens gewesen: durch die Erwerbung der polnischen Königskrone seitens August's I. hatte dann die Prunk- und Verschwendungssucht, die Günstlings- und Maitressenwirthschaft eine Höhe erreicht, die einer Steigerung nicht mehr fähig war und sich höchstens nur noch am Versailler Hof des Regenten Philipp von Orléans fand. Der polnische Adel zog sich massenhaft nach der deutschen Residenz seines neuen Herrscherhauses und brachte dahin alle die ihn so hervorstechend charakterisirenden Eigenschaften mit: die Sucht nach üppigstem Lebensgenuß, die tolle Vergeudung aller materiellen, geistigen und moralischen Kräfte im Dienste der niedrigsten Leidenschaften. Die einheimischen Adels- und vornehmeren Beamtenkreise erwiesen sich als nur zu gelehrige Schüler und Nachahmer der sarmatischen Wirthschaft, ja man muß mit Erröthen feststellen, daß das Leben und Treiben eines Grafen Brühl das seiner polnischen Lehrmeister und Vorbilder noch weit überbietet. „Wenn er ausfuhr oder ausritt“ — schreibt Albrecht in seinen Memoiren — „war er stets von Adjutanten, polnischen Edelleuten, Pagen und einer Schaar berittener Diener begleitet. Er hielt eine eigene Musikkapelle, besaß eine prächtige Gemäldegalerie, eine reiche Büchersammlung in Prachtbänden, von der er jedoch niemals Gebrauch machte, ein Naturalien-Cabinet, das er nie betrat. Er war stets mit Diamanten überladen, desgleichen seine Frau und seine Maitressen. Niemals trug er einen und denselben Anzug zweimal und wechselte mehrmals des Tages die Wäsche. Seine Hemden waren mit neuen Spitzen besetzt, mochten die alten noch so kostbar gewesen sein. Seine Garderobe war ein Gegenstand der Bewunderung für die Fremden. Es fanden sich in derselben mehrere Schränke voll neuer Stiefel und Schuhe. Andere waren mit Dutzenden von neuen Anzügen aus den schwersten Lyoner Seidenstoffen gefüllt.“*)

Auch während des siebenjährigen Krieges mußte Albrecht, trotzdem er bereits achtzehn Jahre zählte und von Kampfesbegierde brannte, mit seiner Mutter und seinem jüngeren Bruder Clemens in Dresden zurückbleiben. Die Schilderung, welche uns Albrecht in seinen Memoiren über Friedrich II. und seinen Aufenthalt in Sachsen giebt, lautet nicht eben schmeichelhaft für diesen und muß daher mit einiger Vorsicht aufgenommen werden. Albrecht tadelt insbesondere einen gewissen burschikosen Ton, der zwischen Friedrich und seinen Soldaten herrschte. Während des Winters 1756 auf 1757 ließ Friedrich wegen der großen Kälte die Dresdener Garnison in der großen Bildergalerie des Grafen Brühl exerciren. Eines Tages bemerkte er einen Gardisten, der, durch den Anblick der Gemälde zerstreut, das Commando überhört hatte, und rief zornig einem Corporal zu: „Merk't's mir den Burschen!“ Kurz darauf passirte es dem König, daß er, wahrscheinlich gleichfalls durch die Gemälde zerstreut, ein Commandowort unrichtig gebrauchte. Da wendete sich der eben gerügte Gardist gegen den Corporal und rief: „Merk't's mir den Fritzen!“ Peinlich berührt — wenn anders Albrecht hier wahr berichtet — die Antwort Friedrich's auf die Frage des Feldmarschalls Schwerin vor der Schlacht bei Prag, wohin er im Falle eines Mißerfolges den

---

*) Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen als Reichs-Feldmarschall. 2 Bde. Wien 1864—66.

**) Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen 1738—1766. Eine biographische Skizze. Mit 1 Photogravure und 4 Textillustrationen. Wien und Leipzig, W. Braumüller 1894.

*) Sehr interessante Aufschlüsse über den Glanz des sächsischen Hofes zur Zeit August's II. giebt Karl Biedermann in meiner „Zeitschrift für deutsche Literaturgeschichte“, N. F. I. S. 214—18.

Rückzug nehmen solle: „nach Spandau!" Wenn Friedrich gegen seinen vertrautesten und tapfersten General so brüsk verfuhr, wie mag dann — namentlich wenn er übler Laune war — die Behandlung der andern Personen seiner Umgebung gewesen sein! Nachdem Albrecht durch die Unthätigkeit, zu welcher er verdammt war, und durch die schlechten Aussichten für die Zukunft, die in seiner Eigenschaft als nachgeborner Prinz begründet waren, eine Zeit lang sich sogar mit der Absicht, in den geistlichen Stand einzutreten, getragen hatte — sie wurde in der letzten Stunde doch wieder durch sein der militärischen Carrière entgegenglühendes Temperament vereitelt — gelang es ihm, zu Anfang October 1759 in der Armee des österreichischen Feldmarschalls Daun als Volontär Aufnahme zu finden. Bescheiden genug waren die Anfänge der militärischen Laufbahn des Prinzen, der später den höchsten Rang, den diese gewährte, mit Ruhm und Ehren erhalten sollte. „Wir" — gemeint ist noch sein Bruder Clemens — „kamen bei dieser Armee ohne Bettzeug, mit dem einzigen Anzug, den wir auf dem Leibe trugen, und mit den Pferden, die wir ritten, an. Wir waren daher genöthigt, auf Stroh zu schlafen und uns während der Nacht mit einer Pferdedecke gegen die Kälte und gegen Regen und Schnee mit einem Mantel zu schützen, den uns der eine oder andere mitleidige österreichische Officier überließ. Erst allmälig wurden wir von Dresden mit Pferden und sonst nothwendigen Sachen versehen."

Sein erster Waffengang geschah bei Maxen (21. Nov. 1759), wo der preußische General Fink genöthigt wurde, mit 12000 Mann die Waffen zu strecken. „Ich gestehe" — schreibt er in seinen Memoiren — „daß ich mich nicht erinnere, einen glücklicheren Tag erlebt zu haben als diesen. Vor kaum zwei Monaten der Gefangenschaft entronnen, hatte ich Tags vorher mein Quartier in einer Vorstadt Dresdens verlassen, um die Preußen zu bekämpfen. Und nun kehrte ich an der Seite des Feldherrn mit der siegreichen und triumphirenden Armee aus der ersten Schlacht, der ich beiwohnte, zurück. In dieselbe Stadt, in welcher ich der Gefangene der Preußen war, wurden 12000 Mann derselben mit jenem General kriegsgefangen gebracht, von dem wir, als er in Dresden commandirte, am meisten zu leiden hatten, was mich jedoch nicht hinderte, ihm mit Zuvorkommenheit zu begegnen und ihn namentlich bei der Tafel, zu der die gefangenen preußischen Officiere geladen waren, mit Aufmerksamkeiten zu überhäufen." Die Waffenruhe des nächstfolgenden Winters benutzten Albrecht und sein Bruder Clemens zu einem Besuche ihres königlichen Vaters in Warschau. Die Reise ging über Wien, wo die Prinzen in dem der Stadt gehörigen Gasthof zur „Mehlgrube" (jetzt Hôtel Munsch) abstiegen. Sehr interessant sind Albrecht's Mittheilungen über den kaiserlichen Hof. „Am nächsten Tage nach unserer Ankunft wurden wir dem Kaiser Franz vorgestellt, der uns mit jener Güte und jenem offenen und gewinnenden Wesen empfing, welches ihm ganz besonders eigen war und ihn zur liebenswürdigsten Persönlichkeit des Hofes machte. Hierauf begaben wir uns zur Kaiserin. Sie kam uns mit jener Leutseligkeit entgegen, welche ihr die Herzen Aller gewinnt, die ihr nahen. Wir verließen entzückt und begeistert von dem uns gewordenen Empfang diese große Herrscherin, welche bei jeder Gelegenheit ihre hohe Gesinnung und die Zartheit ihrer Empfindungen bekundet. Diese, sowie die Festigkeit und Unerschrockenheit ihres Geistes, haben ihr mit Recht die Bewunderung von ganz Europa zugezogen. Unser nächster Gang war zu Erzherzog Joseph. Dieser Prinz, der so viel von sich reden machte, als er später den Kaiserthron bestieg und die Regierung in den Staaten der österreichischen Monarchie antrat, stand damals erst im 19. Lebensjahre, und sein Charakter hatte noch nicht jene ausgesprochene Richtung angenommen, die er später erhielt. Allein man konnte bei ihm bereits jene Beobachtungsgabe wahrnehmen, der nichts zu entgehen vermochte." Albrecht erzählt dann in seinen Memoiren weiter, wie er noch am selben Abend bei einem Hofconcert zuerst seine spätere Gemahlin, die achtzehnjährige Erzherzogin Maria Christine, gesehen habe, „bei der sich zu einem tadellosen Wuchs und einem reizenden Gesichtsausdruck eine Lebhaftigkeit des Geistes und Temperamentes gesellte, alles Eigenschaften, die geeignet waren, mich vom ersten Augenblicke an zu fesseln". Bei einer am folgenden Tage nach Schönbrunn unternommenen Schlittenpartie hatte Albrecht das Glück, durch das Loos zum Cavalier Maria Christinen's bestimmt zu werden. Im Kärnthnerthortheater sah er zum ersten Male deutsche Vorstellungen — in Dresden wie an den übrigen deutschen Höfen gab es damals und noch bis gegen das Ende des Jahrhunderts nur italienische Oper und französisches Schauspiel —; noch aber dominirte dort das alte Hanswurstspiel, jede Schauspielvorstellung wurde von den rohen Späßen desselben begleitet. Mitte Februar setzten die sächsischen Prinzen die Reise nach Warschau fort. Der nächste Weg dahin würde über Krakau geführt haben, allein die Kaiserin fürchtete, daß ihre Gäste auf dieser Route wegen der Nähe der preußischen Grenze von einer feindlichen Streifpatrouille ausgehoben werden könnten, und empfahl ihnen daher, ihren Weg über Ungarn zu nehmen. Bis zur polnischen Grenze ging die Reise auch ganz gut von statten, von da an waren jedoch die Prinzen genöthigt, ein Privatfuhrwerk zu miethen. Am ersten Tage kamen sie bis Jzba, wo sie im Pfarrhause in Gesellschaft von Schweinen und Hühnern nächtigen mußten. Am neunten Tag der Reise erreichten sie Baranow, eine Besitzung des Großkanzlers Grafen Malachowski. Da das eigentliche Schloß im Winter unbewohnbar war, brachte man sie in einem kleinen Nebengebäude unter, das nothdürftig geheizt werden konnte. Die Juden der Umgegend beschafften die erforderlichen Lebensmittel. Unter Mühen und Abenteuern der seltsamsten Art erreichten die Prinzen endlich Warschau. Hier fanden sie allerdings den denkbar schärfsten Gegensatz gegen die bisher gesehene Armuth vor. Das glänzendste und üppigste Hofleben schloß König und Adel zusammen; allen voran an Verschwendung und Prunksucht that es der Premierminister Graf Brühl. Ein Kranz der schönsten Damen, wie ihn Albrecht nicht einmal in dem seiner schönen Frauen wegen berühmten Wien gesehen hatte, bildete den Hauptanziehungspunkt dieser vornehmen Gesellschaft. Befremdlich berührte den deutschen Fürstensohn die politische Discussion und Intrigue, der die polnischen Adelsdamen mit einer wahren Leidenschaft huldigten. An dem Verfall und schließlichen Untergang des polnischen Reiches hat dessen herrschund prunksüchtiger Adel, an der Entartung desselben aber der Einfluß, den man den Frauen im politischen Leben einräumte, einen hervorragenden Antheil. Hart neben dem glänzendsten Prunk wohnte freilich auch in der Landeshauptstadt die bitterste Armuth und das nackte Elend. Neben den stolzen Adelspalästen standen elende baufällige Hütten, „die Straßen befanden sich in einem trostlosen Zustande, so daß bei schlechtem Wetter die Wagen bis an die Achsen versanken. Es ereignete sich eines Tages, daß ein mit sechs Pferden bespannter Wagen, der während einer Festlichkeit im Schloßhofe wartete, nur mit großer Anstrengung aus dem inzwischen festgefrorenen Boden herausgezogen werden konnte."

Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde der kaum zweiundzwanzigjährige Albrecht von Maria Theresia zum Generallieutenant und Inhaber des Kürassier Regiments Kalkreuth (jetzt Albrecht) ernannt. Während des Sommerfeldzuges von 1760 befand er sich wieder im Hauptquartier Daun's und nahm an den unglücklichen Schlachten an der Katzbach und bei Torgau theil. Die nächste Winterruhe benutzte er wieder zu einem Besuche des Kaiserhofs, wo kurz vorher die Vermählung Joseph's mit der schönen und melancholischen Isabella von Parma gefeiert worden war. Albrecht entwirft in seinen Memoiren eine sehr günstige Charakteristik dieser Frau, deren früher Tod ihrem Gatten eine Wunde schlug, von der er zeitlebens nicht wieder genas. In den Jahren, wo Anderen der frohe Lebensgenuß erst recht aufzugehen pflegt, ließ er sich dadurch zu stiller Zurückgezogenheit und träumerischer Grübelei bestimmen. Seitdem vereint Joseph den ganzen Enthusiasmus seiner Natur in den Gedanken an das Vaterland und die Pflicht: wo aber der Pflichtbegriff allein das Leben beseelen soll, da sterben die weicheren und milderen Elemente des Daseins ab: das hat Joseph erfahren wie sein großer preußischer Zeitgenosse. Von Wien aus reiste Albrecht wieder nach Warschau — diesmal über Krakau. Es zeugt von der Tüchtigkeit des jungen Mannes, daß er, dem blendenden Hofleben abgekehrt, die ihm gewährte Muße zu militärwissenschaftlichen Studien benützte. Wenigstens der erste Theil seiner Memoiren über den letzten Feldzug, der sich noch heute in der Albertina befindet (Mémoires sur les quatre dernières campagnes du maréchal Daun. 4 Vol. M S.), ist während dieses zweiten Warschauer Aufenthalts von Albrecht niedergeschrieben worden. Wir können hier die mannigfachen Kreuz- und Querzüge, welche Albrecht während der nächsten Jahre im Heere Daun's mitmachte, übergehen, da uns seine Memoiren Neues von Belang nicht mittheilen. Recht interessante Streiflichter werfen diese aber auf die sonstigen öffentlichen Zustände unseres Vaterlandes in jenen Jahren des großen Krieges. Einmal trifft sich Albrecht mit seinem gleichfalls in österreichischen Diensten stehenden Bruder Clemens in Rudolstadt. „Ich hatte"

— schreibt er — „bei diesem Anlaß Gelegenheit, den ganzen Aufwand von großartigem Prunk eines der kleinsten Höfe Deutschlands zu sehen, der mit den vorhandenen Mitteln nicht im Einklange stand. Der regierende Fürst kam mit einem großen Gefolge in unsere bescheidene Wohnung, um uns einen Besuch abzustatten. Wir mußten ihm sofort in unserer delabrirten Reisekleidung in das Schloß folgen, wo er uns seine ganze Familie vorstellte und hierauf ein glänzendes Diner gab, währenddessen eine Musikkapelle concertirte. Bei Tische erzählte mir eine Prinzessin — was mir unvergeßlich bleiben wird — daß eines ihrer Sommervergnügen wäre, in einem abgelegenen Gartenpavillon mit den Cavalieren des Hofes so recht nach Herzenslust Tabak zu rauchen." Auch vom Münchener Hofe weiß Albrecht Merkwürdiges zu erzählen. Der Kurprinz hatte sich mit seiner Familie vor dem Kriege hierhin geflüchtet — Kurfürst Max von Bayern war mit einer Tochter August's II. von Sachsen vermählt — und Albrecht war zum Besuch seiner Verwandten dahin gekommen. „Das Leben am bayerischen Hofe bot zu jener Zeit einen besonderen Reiz dar. Die Sitten streiften an jene in Versailles. Zwar konnte das häusliche Leben des Kurfürsten selbst musterhaft genannt werden, allein unter den Herren und Damen des Hofes gehörten galante Abenteuer zum guten Ton. Es war eine feststehende Sitte, daß jede Dame ihren erklärten Verehrer hatte. Reichten die Cavaliere des Landes nicht hin, so griff man zu fremden, die sich gerade in München aufhielten. Auch dem Herzog Albrecht fiel während seiner Anwesenheit die Rolle eines solchen Amants zu. Er wurde der Chevalier einer der schönsten und reizendsten Damen des Hofes, die augenblicklich eines Cicisbeo entbehrte. Die Dame war verheirathet, von ihrem Manne jedoch vernachlässigt, der galanten Abenteuern nachging. Sonderbarer Weise spielte er aber diesmal, wo er am wenigsten Grund dazu hatte, den Eifersüchtigen."

Malcher verbreitet sich an der Hand von Albrecht's Memoiren weiter über den Ausgang des siebenjährigen Krieges, den Tod August's II. von Sachsen, der die Rückkehr in seine Stammlande nur um wenige Monate überlebt hatte, die Ernennung Albrecht's zum General der Cavallerie und Commandanten in Komorn. Der letzte Theil des Buches ist dann fast ausschließlich der Vorgeschichte der Verheirathung Albrecht's mit der Erzherzogin Maria Christine gewidmet. Der Kaiserin war die tiefe Neigung, welche jener ihrer Lieblingstochter entgegenbrachte und die von dieser nicht unerwidert blieb, nicht verborgen geblieben. Sie stand ihr mit sympathischen Empfindungen gegenüber, nur wünschte sie keine Ueberstürzung und empfahl der Tochter vorerst noch kluge Beherrschung. „Das Gelingen der ganzen Angelegenheit," schreibt sie ihr, „hängt von der Verschwiegenheit ab, besonders daß ihm (Albrecht) vor der Hand in keiner Weise eine bestimmte Hoffnung gemacht werde, und daß Du Dich Niemandem in dieser Sache anvertraust, denn die ganze Welt belauert Dich. Ich kenne die Schwierigkeit Deiner Lage gut, sie schmerzt mich, doch ein Zwang, den Du Dir durch acht Monate auferlegst, könnte uns an das erwünschte Ziel führen. Als Freundin und Mutter beschwöre ich Dich, Dich zu beruhigen und Alles der Hand Gottes zu überlassen, bei dem allein man Ruhe finden kann." Maria Theresia hatte nämlich Ursache zu der Annahme, daß der Kaiser, ihr Gemahl, mit einer Verbindung der beiden Liebenden nicht einverstanden sein würde, da er für Maria Christine einen anderen Gatten im Auge hatte, und sie war eine viel zu gehorsame Gattin, dem Kaiser geradezu offen entgegenzutreten. Zu Anfang des Jahres 1765 wurde am Wiener Hofe die Vermählung König Joseph's mit Josepha, der Schwester des Kurfürsten von Bayern, gefeiert. Nur widerwillig hatte jener dem Zwang des Herkommens, den Mahnungen und Bitten der Mutter gehorcht. Die Verbindung wurde für beide Gatten eine Quelle größten Unbehagens. „Sie will" — schreibt er einmal von seiner zweiten Frau an die Mutter — „mit Höflichkeit und Achtung nicht zufrieden sein, woher zum Teufel soll ich andere Gefühle nehmen?" Im Sommer desselben Jahres gelangte die peinliche Lage, in der sich das junge Liebespaar befand, auf ihren Höhepunkt. Der Wiener Hof feierte in Innsbruck die Vermählung des zweiten Kaisersohnes, Erzherzog Leopold's, mit Maria Ludovica von Spanien. Zu der Hochzeit traf auch der Neffe des Kaisers, der Herzog von Chablais, Sohn seiner Lieblingsschwester Elisabeth Theresia von Sardinien, ein, und diesen hatte der Kaiser zum Gemahl seiner Tochter Maria Christine ausersehen. Da änderte mit einem Male der plötzliche Tod des noch im besten Mannesalter befindlichen Kaisers Franz die ganze Sachlage. Wenige Tage nach der Vermählung war er in der Innsbrucker Hofburg einem Schlaganfall erlegen, nachdem er noch den Abend zuvor der italienischen Theatervorstellung beigewohnt hatte. „Ich begab mich" — so schildert Albrecht in seinen Memoiren den ersten Eindruck, den das Ableben des allgeliebten Fürsten hervorrief — „in das Zimmer, wohin man den Kaiser gebracht hatte. Ich fand ihn auf einem Tische ausgestreckt, ohne Leben. Zum letzten Male sah ich hier den geliebten Herrscher, dessen Andenken mir theuer und werth bleiben wird, so lange ich lebe. Es wäre schwer, den Schrecken jener Nacht zu schildern, die auf sein Hinscheiden folgte. Man vernahm nichts als Schluchzen und unruhiges Hin- und Herirren. Die Thränen, die ich unter der allgemeinen Trauer vergoß, kamen aus dem Grunde meines Herzens, das tief den Verlust empfand, den wir Alle erlitten." Die zärtlichste Gattenliebe hatte Maria Theresia mit dem Entschlafenen verbunden, die Sonne ihres Lebens war mit seinem Tode für sie entschwunden. — Noch im November des gleichen Jahres gelangte Albrecht an das Ziel seiner Wünsche, indem ihm die Kaiserin im Einvernehmen mit ihrem ältesten Sohn die Einwilligung zur ehelichen Verbindung mit Maria Christine mittheilte. Zu Weihnachten erfolgte seine Ernennung zum Feldmarschall und Statthalter in Ungarn. Zum Heirathsgut Maria Christinens gehörte u. A. namentlich das Herzogthum Teschen, ein böhmisches Kronlehen, das einst Kaiser Franz besessen und später an seinen Sohn Joseph abgetreten hatte; jetzt verzichtete dieser auf das werthvolle Object zu Gunsten seiner Schwester und ihres Gatten, der von dieser Herrschaft nunmehr den Namen Herzog von Sachsen-Teschen annahm. Die Hochzeit wurde auf den Wunsch der Kaiserin fern vom Geräusch der Stadt am 8. April 1766 in Schloß Hof bei Marchegg, einer ehemaligen Besitzung des Prinzen Eugen von Savoyen, von dessen Erben es Maria Theresia gekauft hatte, gefeiert.

Mit der Vermählung Albrecht's und seiner Uebernahme der ungarischen Statthalterschaft schließt Malcher's biographische Skizze. Albrecht hat in dieser Stellung (1765—1780) sowie später als Statthalter der österreichischen Niederlande eine hervorragende Thätigkeit entfaltet, und es wäre zu wünschen, daß auch diese baldigst einen geschickten Darsteller finden möchte.

Bücherbesprechungen.

— Kunz, Major a. D., Die deutsche Reiterei in den Schlachten und Gefechten des Krieges von 1870/71. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. Preis 7,50 ℳ. — Bekanntlich hat die Thätigkeit der deutschen Reiterei 1870/71 noch keine zusammenfassende Darstellung erfahren. Es genügt der Hinweis, daß das Archiv des Generalstabes bereitwillig dem Verfasser zugänglich gemacht worden ist und daß letzterer die Vorzüge seiner sämmtlichen kriegsgeschichtlichen Arbeiten, gründliche Forschung, scharfes taktisches Urtheil und gefällige Darstellungsweise, auch auf sein neues Werk übertragen hat. Die deutsche Kriegsgeschichte ist damit um ein bedeutendes Werk bereichert worden. γ.

M.-Fr. Berlin 1688—1840. Geschichte des geistigen Lebens der preußischen Hauptstadt. Von Ludwig Geiger. Zweiter Band 1786—1840. Berlin, Gebrüder Paetel. 1895. XVI, 651 S. 15 ℳ — Dem ersten, in Nr. 15 der Wiss. Beilage 1893 besprochenen Bande des umfangreichen Geiger'schen Werkes schließt sich hiermit der 2. und letzte an. Es ist eine gediegene Arbeit und das Lob, welches an dieser Stelle dem ersten Bande gespendet wurde, verdient der zweite Band noch reichlicher. Der Inhalt ist wie der des ersten in drei Theile zerlegt: Niedergang und Entartung 1780—1808, Wiedergeburt und Befreiung 1808—1815 und Fünfundzwanzig Friedensjahre 1815—1840. Daß der Verfasser genau wie im ersten Bande nicht etwa blos bei den Glanzpunkten verweilt, sondern mit erschöpfender Umsicht die Jahrzehnte gleichmäßig berücksichtigt, beweist schon der Umstand, daß dem 2. Abschnitt nur etwa 100 von den 650 Seiten gewidmet sind, und daß wohl Friedrich Wilhelm II. und seine Umgebung ausführlich behandelt werden, Friedrich Wilhelm III. dagegen nur mittelbar charakterisirt ist. Leider hat Geiger die Musik, die bildende Kunst und die sittlichen und ökonomischen Verhältnisse diesmal nicht in besonderen Capiteln behandeln können, die Ueberfülle, nicht der Mangel an Stoff nöthigte ihn dazu. Auch von den Naturwissenschaften spricht er nur wenig, dies aber deshalb, weil, wie er offen sagt, dieser Gegenstand seinem Studienkreise fern liege. Außer den

zum ersten Bande schon fließenden Quellen hat er zu dem zweiten noch die reiche Sammlung der Briefe an und von Böttiger benutzen können, die in der königl. Bibliothek in Dresden liegen. Die wissenschaftliche Unbefangenheit des Urtheils ist auch diesem Bande nachzurühmen. Im Ganzen giebt der Verfasser, der bekanntlich fesselnd zu erzählen und geschickt zu ordnen weiß, weniger Urtheile als Thatsachen, und das ist bei der Menge des zusammengetragenen Stoffes ganz am Platze. Das Buch wird eine reiche Fundgrube für Nachschreiber werden; es ist eine höchst empfehlenswerthe Lectüre.

Wetterbericht vom Januar 1895.

I. Charakter der einzelnen Tage des Monats.

Datum	Durchschnittliche Richtung und Stärke des Windes	Abweichungen von den Normalwerthen: bei dem Barometer in Leipzig	bei der relat. Feuchtigkeit in Chemnitz	Durchschnittliche Abweichungen von den Normalen bei der Temperatur: überhaupt	Grenzwerthe		bei der Bewölkung	Specielle Temperaturverhältnisse an den 12 Stationen: Durchschnittl. tägliche Schwankung	Absolutes Maximum	Absolutes Minimum	Niederschläge: Anzahl der Stationen mit meßbarem Niederschlag	Durchschnittliche Höhe (Millimeter)	Größte Tagesmenge (Millimeter)	Vierteltage der 12 Stationen mit: heiterer und trockener Witterung	trüber, aber vorwiegend trockener Witterung	Regenfall	Schneefall
1	W leicht	— 9.4	+ 7	— 1.5	0.0 VII.*)	—2.7 IV.	+0.5	3.8	1.5 I	—9.8 XII.	9	2.2	4.8 XI.	16	22	—	10
2	NW leicht	— 3.4	+ 6	— 2.9	—1.8 II.	—5.1 XII.	+3.2	2.9	—0.3 I.	—10.8 XII	4	1.1	3.6 XII.	4	39	—	5
3	NW leicht	—13.0	+14	— 4.7	—2.7 IV.	—6.0 XI.	+2.8	5.3	—1.6 II.	—13.2 XII.	4	1.6	3.7 V.	4	20	—	24
4	N schwach	—14.7	+12	— 3.5	—2.4 VII.	—4.6 XI.	+2.7	5.6	—0.7 I.	—12.7 XII.	12	5.8	17.5 X.	1	6	—	41
5	NE leicht	— 7.2	+12	— 6.3	—5.3 II.	—7.2 III.	+2.5	4.0	—3.8 II.	—13.4 XII.	11	1.2	2.4 VII.	3	29	—	16
6	N leicht	—10.8	+ 8	— 5.6	—5.5 V	—7.5 XI.	+2.6	4.9	—2.9 II.	—15.2 XII.	12	3.8	7.2 VII.	—	29	—	19
7	SSW leicht	— 14.2	+ 5	— 6.1	—4. III.	—8.0 XII.	+1.4	2.6	—3.4 II.	—14.9 XII.	3	0.3	0.5 XII.	14	27	—	7
8	SE leicht	— 9.2	+11	— 7.8	—4.7 I.	—10.6 VI, XI	—1.3	4.0	—4.0 I.	—15.8 XI.	4	0.5	0.9 I	28	19	—	1
9	NE leicht	— 7.9	+12	— 6.6	—4.4 I.	—9.5 V.	+2.7	6.3	—3.6 I.	—16.7 XI	2	0.3	0.3 XII.	4	27	—	17
10	NW schwach	— 7.3	+11	— 6.1	—4.6 VII.	—7.6 XI.	+2.8	2.1	—3.9 I.	—13.0 XII.	12	9.7	15.3 X	1	5	—	42
11	W leicht	— 8.0	+14	— 5.5	—2.2 II.	—4.6 XI	+3.0	4.0	—1.7 I, II.	—15.7 XII.	12	8.	14.0 III.	1	9	—	38
12	SW leicht	— 6.4	+ 9	— 2.	—1.9 I.	—4.3 XI.	+2.6	2.0	—1.0 I.	10. XII	11	6.2	10.5 V	3	24		21
13	ESE mäßig	— 9.	— 5	— 3.3	—0.0 XII.	—6.1 III.	—0.8	7.4	—0.4 II.	—14.9 III.	2	1.1	1.4 XI	26	16	—	6
14	S schwach	—11.8	— 7	— 0.1	+1.5 IX	—1.0 I.	—1.0	6.2	3.7 III, VI	—10.0 XII	5	0.0	1.4 XI	25	19	—	4
15	SSW schwach	- 12.	—12	+ 3.2	+5.7 IX	—2.4 IV	+1.6	6.7	6.2 IX	—7.0 XII	1	0.2	0.2 XII.	9	35	4	—
16	SSW schwach	—15.8	— 2	+ 4.7	+6.3 IX	+3.1 XI.	+1.7	4.0	6.3 III	—2.4 XI	8	1.7	5.7 X	13	31	4	—
17	S schwach	— 9.7	— 7	+ 4.	+5.1 VI, VII.	+1.7 I.	—1.4	3.6	6.5 VI.	—1.9 XII	1	0.2	0.9 XII.	25	23	—	—
18	WSW schwach	— 1.3	+ 3	+ 3.2	+4.8 II	+1.8 XII.	—1.1	3.8	6.3 II.	—3.8 XII	6	1.1	1.9 I	27	16	5	..
19	SSW schwach	+ 2.4	— 8	+ 1.7	+3.4 X.	—0.2 V	—3.7	6.7	5.1 III.	—9.3 XI	—	—	—	37	9	1	1
20	SSW mäßig	— 5.1	+ 4	+ 5.4	+5.4 IX.	+1.1 V	+3.0	4.8	5.2 III.	—4. XII.	11	3.7	7.1 I.	—	14	29	5
21	SW schwach	—12.8	+ 1	+ 5.5	+7.2 IX.	+3.6 V.	+2.8	4.0	8.1 IX.	—3.2 XII.	11	6.1	13.8 X	2	20	24	2
22	NW schwach	— 5.1	+ 2	— 4.8	—2.8 II.	—6.9 XI.	—2.0	9.6	5.8 II.	—13.1 XII	12	7.4	14.6 X	26	5	—	17
23	S mäßig	—16.2	— 4	— 2.4	—0.5 II	—5.6 V.	+2.3	7.2	1.2 II	—18.0 XI.	4	1.0	2.3 XII.	4	30	—	14
24	WSW mäßig	—14.4	+ 2	— 0.0	+0.7 II.	—2.9 XII	+2.3	3.5	2.4 I.	—10.7 XII	11	1.1	4.0 XII.	3	17	—	28
25	S mäßig	— 21.8	+ 8	+ 0.7	+1.9 II	—0.7 XII.	+2.9	3.8	3.0 I.	—8.0 XII.	12	2.6	6.2 XII.	—	13	2	33
26	S mäßig	—12.	+ 9	— 4.0	—2.1 II	—6.6 XII	+2.1	3.9	0.7 II	—11.0 XII.	12	2.1	7.0 III.	4	12	—	32
27	NW leicht	— 6.	+10	— 8.7	—6.5 VII.	—10.2 V	—1.8	4.7	—3.5 II.	—15.0 XII.	12	2.3	5.0 III.	30	14	—	4
28	NW leicht	— 0.	+12	11.3	—8.5 VII.	—13.5 V	+0.4	6.0	—6.5 I.	—20.7 V	6	1.0	1.7 VII.	17	16	—	15
29	NNW leicht	+ 5.8	+12	— 12.6	—10.9 VII	—17.0 XI	+0.7	7.1	—8.7 II.	—26.7 XI.	4	0.1	0.3 I.	18	16	—	14
30	NE mäßig	+ 1.7	+15	— 9.1	—6.6 I.	—12.0 XII.	+2.3	5.8	—4.0 I.	—19.6 XII.	12	4.2	16.1 X.	1	7	—	40
31	E schwach	— 0.1	+ 9	— 6.8	—2.9 X.	—9.5 V.	+1.6	11.4	—2.3 IX.	—18.7 XI	12	2.8	8.7 X	6	29	—	13
		— 8.2	+ 6	— 3.0	+7.2 IX.	—17.0 XI	+1.2	4.9	8.3 IX.	—26.7 XI.	—	—	17.5 X.	352	598	69	169

*) Die römischen Ziffern beziehen sich auf die Nummern der Stationen in Tabelle II.

II. Monatsresultate von 12 Stationen II. Ordnung.

Nummer, Name und Höhe der Stationen (Höhe in m über der Ostsee)		Monatsmittel und Abweichungen von den Normalwerthen: Temperatur C°: Mittel	Abweich	Mittl. Maximum	Mittl. Minimum	Dunstspannung: Mittel	Abweich	Rel. Feuchtigkeit: Mittel	Abweich	Bewölkung: Mittel	Abweich.	Vertheilung der Winde nach Procenten: SW—NW	NNW—ESE	SE—SSW	Mittel der Windstärke (Beaufort-Scala)	Niederschlagshöhen mm: überhaupt: Summe	Abweich. von der Normalen	von Schnee	Tage mit: Nebel	Schneedecke	Reif	Nachtfrost	Rauhfrost	Glatteis	Stürmische Winde	Meßb. Niederschl.	Schneefall überhpt
I. Leipzig	119.2	—3.2	—2.9	—0.4	— 5.9	3.5	—0.3	94	+11	8.5	+1.5	21.5	37.6	40.9	1.8	71.8	+47.6	55.7	2	31	—	29	3	—	—	25	21
II. Dresden	119.2	—2.7	—2.4	—0.6	— 5.1	3.4	—0.4	86	+ 3	8.3	+1.3	35.5	35.5	29.0	2.6	54.8	+30.6	40.6	16	31	3	30	—	—	—	19	20
III. Döbeln	179.2	—3.2	—2.8	—0.7	— 6.4	3.4	—0.4	88	+ 5	8.1	+1.4	49.5	34.4	16.1	2.2	76.6	+50.1	58.1	13	31	4	28	—	—	—	18	15
IV. Bautzen	212.7	—3.9	—3.2	—1.7	— 6.4	3.1	—0.7	84	+ 1	7.7	+0.7	44.8	21.8	33.3	2.3	69.9	+41.7	61.8	1	31	—	27	5	—	—	16	16
V. Zittau	263.7	—4.6	—3.7	—2.4	— 7.0	2.9	—0.8	82	— 2	8.1	+1.1	39.7	27.0	33.3	2.0	74.5	+44.0	70.6	22	29	—	27	—	2	—	18	19
VI. Chemnitz	316.8	—4.0	—2.8	—1.5	— 6.8	3.2	—0.5	90	+ 6	8.1	+1.1	28.0	25.6	46.3	2.2	74.5	+41.8	55.9	27	31	5	30	1	4	—	25	21
VII. Plauen	399.4	—3.8	—2.3	—1.9	— 6.9	—	—	—	—	8.5	+1.6	47.8	38.9	14.1	3.0	56.6	+20.8	56.2	4	31	1	27	2	2	1	19	16
VIII. Freiberg	407.2	—4.2	—2.6	—1.6	— 6.1	3.0	—0.6	84	— 1	8.2	+1.2	38.7	23.7	37.6	3.6	75.1	+38.4	56.5	—	13	—	26	—	—	—	20	18
IX. Schneeberg	442.6	—4.5	—2.5	—1.7	— 7.1	3.1	—0.5	86	0	8.3	+1.3	52.9	24.1	23.0	3.6	70.2	+31.7	53.5	8	31	6	29	3	1	1	25	21
X. Altenberg	756.2	—6.6	—3.8	—3.9	— 9.0	2.8	—0.5	95	+ 6	7.7	+0.6	23.9	72.7	3.4	3.7	119.2	+66.9	85.1	15	31	—	31	2	—	4	18	16
XI. Reitzenhain	777.6	—7.5	—4.2	—4.9	—10.3	2.8	—0.1	98	+ 9	8.5	+1.4	48.4	24.7	26.9	2.4	77.3	+25.0	65.4	3	31	—	31	11	1	—	21	19
XII. Fichtelberg	1215	—9.0	—3.5	—7.1	—11.4	2.4	—0.6	96	+ 2	8.2	+1.0	61.6	16.3	22.1	3.6	63.8	— 8.9	57.4	19	31	—	31	31	—	3	26	17

Wetterleuchten meldete Chemnitz 1 mal.

Chemnitz, Königl. meteorologisches Institut, 26. Februar 1895.

Prof. Dr. Paul Schreiber, Director.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 26. Sonnabend, den 2. März. 1895.

Zur Geschichte des sächsischen Weinbaues.

Von Moritz Lilie.

Mehr und mehr schwindet aus unseren vaterländischen Gauen die edelste der Pflanzen, der Weinstock, und wo einst grüne Rebenberge ins Thal hinabschauten, ragen jetzt kahle, braune Erdhügel wie Grabdenkmäler einer dem Untergange geweihten Cultur empor. Ein winziges, nur mit bewaffnetem Auge sichtbares Insect nagt heimtückisch an dem Lebensmarke der Weinpflanzungen, und ein strenges Gesetz überliefert die von dem Schädling befallenen Anlagen unerbittlich der Vernichtung. In banger Sorge um ihre treugehüteten Pfleglinge blicken die Winzer in die Zukunft, denn vor dem Schicksal der königl. Weinberge in der Hoflößnitz bei Dresden und einer ganzen Anzahl Privatbesitzungen, deren traubenspendende Gewächse vollständig ausgerottet werden mußten, sind auch sie keinen Augenblick sicher. Es ist daher gewiß nicht ohne Interesse, einen Blick in die Vergangenheit unseres sächsischen Weinbaues zu werfen, in jene glückliche Zeit, da die Phylloxera noch nicht durch ihr verderbliches Beginnen die Arbeit des fleißigen Winzers zu nichte machte.

Die Rebencultur Sachsens war früher keineswegs bedeutungslos, denn nicht blos die Meißner und Kötzschenbrodaer Pflege besaß zahlreiche und zum Theil sehr ausgedehnte Weinberge, sondern auch in den Gegenden um Wurzen, Pegau, Grimma, Döbeln und Glauchau gab es sehr bedeutende Pflanzungen. Während aber im Laufe der Zeit andere landwirthschaftliche Bodenerzeugnisse weichen mußten, erfreute sich der Weinbau im Elbthale bei Meißen, der Lößnitz, bei Pillnitz und Cossebaude noch bis vor wenigen Jahren ziemlicher Blüthe und bei günstigen Witterungsverhältnissen auch lohnenden Ertrages. Die früher zu Sachsen gehörigen Gebiete an der Saale und Unstrut haben ebenfalls noch beträchtliche Rebenanlagen, das hier erzielte Product steht aber an Güte den Elbweinen erheblich nach. Ueber das Alter der sächsischen Culturen des Weinstocks gehen die Angaben der Chronisten sehr weit auseinander, und wenn man die älteste Zeit des Anbaues, welche der Geschichtsschreiber Preusker in seinem Werke: „Blicke in die vaterländische Vorzeit“ in die Jahre 640 bis 782, also in die Wendenzeit, verlegt, mit den Resultaten vergleicht, zu denen Reinhard, der Chronist der Stadt Meißen, gelangt, welcher meint, der Meißner Weinbau werde wohl überhaupt nicht viel eher als um 1116 — dem Jahre, in welchem die erste Nachricht über denselben in einer Urkunde des Markgrafen Hermann gefunden wurde — begonnen haben und allgemeiner erst im 13. Jahrhundert geworden sein, so ergiebt sich ein Zeitunterschied von 500 bis 600 Jahren. Die letztgenannte Ansicht aber ist entschieden falsch, vielmehr ist dem fleißigen Forscher Carl Julius Hofmann beizupflichten, welcher in seinem Buche über das Meißner Niederland Folgendes erzählt: „Als die vom Kaukasus aus Asien im 5. und zu Anfang des 6. Jahrhunderts ausgewanderten Sorbenwenden unser damals noch wüstes Meißner Land bevölkerten und anbauten, war die Rebe zu jener Zeit bis zwei Jahrhunderte hindurch hier noch nicht angepflanzt, denn fränkische Mönche schrieben von diesen für die Landescultur äußerst thätigen Colonisten, daß dem Lande der Sorben nur noch Wein, Feigen- und Oelbäume fehlten, um es das gelobte Land nennen zu können. Erst nach ihrer Unterjochung durch Heinrich I. wurden die ersten Weinstöcke zu Loschwitz und Poritz angepflanzt.“ Derselbe Historiker bemerkt auch, daß seit dem Jahre 962 bis zum 13. Jahrhundert in Urkunden bei Verleihungen von Gütern, Dörfern u. s. w. an die Stifte Meißen, Merseburg und Magdeburg oft ausdrücklich Weinberge genannt würden, und laut des am 14. April 972 geschlossenen Ehevertrages zwischen Otto II. und der griechischen Fürstin Theophania wurden dieser viele Besitzungen mit allem Feld und Weinbergen zugesichert. Der 1019 geborene erste Geschichtsschreiber Sachsens, Bischof Dithmar von Merseburg, schildert die Uebertragung des Weinstocks vom Rheinstrom nach dem Elbgau in Sachsen und nennt letzteres in freilich etwas überschwänglicher Weise „das blumige Paradies und den Ueberfluß von allen Dingen“. Im Jahre 1224 wurde dem Kloster zum heiligen Kreuz in Dresden ein bei dem Schloß Meißen gelegener Weinberg mit überlassen, und in demselben Jahre vermachten die Geschwister Henzil und Konrad Große in Dresden dem Kloster St. Afra und den Minoriten in Dresden jährlich ½ Eimer Kötzschenbrodaer Wein. Markgraf Wilhelm von Meißen erließ 1440 eine Verordnung, nach welcher verboten wurde, „fremden und sonderlich böhmischen Wein im Fasse zu kaufen und zu schenken, sondern fein Landwein zu Dresden, Kötzschenbroda und anderswo im Lande Meißen“. Der Historiker Peter Albinus sagt in seiner 1580 in Wittenberg erschienenen „Newe Meysnische Chronika“, daß die meisten Weinberge im oberen Theile des Landes Meißen um's Jahr 1373 vom Meißner Bischof Conrad von Wallhausen gepflanzt worden seien, welcher namentlich in der Gegend von Kötzschenbroda mehrere Weinberge anlegte. Das schließt natürlich nicht aus, daß bereits eine ganze Anzahl von Rebenculturen bestanden haben. Derselbe Chronist berichtet ferner: „daß an etlichen Orten im Lande Meißen, besonders an der Elbe, guter Wein wächst, da man unter anderen die Kötzschberischen und Zutzschewitzer (das bekannte Weindorf Zitzschewig, in der Mitte zwischen Dresden und Meißen gelegen) sehr lobet, zumal sie noch im Mosten sind, die wegen ihrer Lieblichkeit und Dauerhaftigkeit sehr berühmt sind, wiewohl diejenigen, welche um Meißen wachsen, auch vielen anderen vorgezogen werden können.“ Kurfürst Vater August, welcher mit Eifer und Erfolg die Obstcultur im Lande verbreitete, deshalb überall persönlich wirkte und ermunterte, Obstkerne von edlen Sorten vertheilte, auch befahl, daß jedes junge Ehepaar zwei Obstbäume pflanzen sollte, verbesserte auch den sächsischen Weinbau, ließ um 1560 rheinische Reben zur Anpflanzung an die Bergbesitzer und Winzer verschenken, bezog aus Ungarn und sogar Frankreich Pflanzen und veredelte mit ihnen die Reben der Hoflößnitzer Culturen. Auch er empfahl den Gebrauch vaterländischer Weine statt der auswärtigen und bestimmte 1564 ausdrücklich, daß der Weinschank aus den kurfürstlichen Kellereien nur von den Stadträthen in einem bei der Stadtkellerei angelegten Trinkgemache unter den Rathhäusern ausgeübt werde.

Das Hauptverdienst um den Anbau und die Veredelung der Rebe gebührt indeß ohne Frage den Meißner Bischöfen, vor allen dem berühmtesten derselben, dem Bischof Benno, der 1106 starb und im Jahre 1523 vom Papst Hadrian VI. heilig gesprochen wurde. Die Erweiterung und Ausdehnung des Weinbaues ist ihnen hauptsächlich zu danken, und von ihnen und ihren Beamten empfingen die ungebildeten Ackerbauer Belehrung und Anweisung zur zweckmäßigen Pflege der Pflanze und des aus den Trauben gewonnenen Products. Dem letzteren zu Ehren wurde auch die Kirche zu Kötzschenbroda als einzige in Sachsen dem heiligen Verinus, dem Schutzpatron des Weines, gewidmet; Wein galt ja von Alters her nicht nur für ein Labsal für Gesunde und Kranke, sondern derselbe hat auch bei dem heiligen Abendmahl eine wichtige symbolische Bedeutung. Aber auch die sächsischen Fürsten förderten den Weinbau in ihren Staaten auf alle Weise. Wie schon früher Markgraf Wilhelm, so verbot auch Markgraf Friedrich 1461 die Einfuhr und den Ausschank fremder Weine, und unter dem 22. December 1500 erneuerte Johann der Beständige diese Verordnung, nahm jedoch von diesem Verbote den Malvasier- und Rheinwein aus. Herzog Georg ging

noch einen Schritt weiter, indem er in der 1525 bestätigten Meißner Stadtordnung bestimmte: „Niemand soll Wein schenken, er habe denn Wein, der ihm selber gewachsen ist, denselben mag er wohl schenken.“

Um die nöthige Stalldüngung für seine Weinberge zu gewinnen, brachte Vater August das längst verschwundene, damals aus 26 Häusern bestehende Dörfchen Kreier bei Moritzburg an sich und wies den Bauern die Orte Coswig und Zaschendorf bei Meißen als Wohnsitze an. Die erworbenen Ländereien vereinigte der Kurfürst zu einem Kammergute, auf welchem er einen großen Viehhof anlegte. Hierher wurde alles Jungvieh vom Ostravorwerke gebracht, der Dünger aber zur Verbesserung der Rebenculturen verwendet. Dieser für das Wohl seines Landes so außerordentlich besorgte Fürst war es auch, welcher besonders dem **Handel** mit inländischem Wein eine größere Ausdehnung zu geben suchte. Durch Verordnungen vom Jahre 1563 und 1586 erschwerte er zum Schutze des sächsischen Productes die Einfuhr fremder Weine ganz erheblich, und auf seine Veranlassung nahmen sich die Leipziger Handelsherren des Vertriebes an und exportirten beträchtliche Mengen des heimischen Rebensaftes ins Brandenburgische und besonders auch nach Hamburg zum überseeischen Versandt. Kurfürst Christian I., August's Nachfolger (gest. 1591), erließ unter dem 23. April 1588 eine Weinbergsordnung und brachte damit den Rebenbau in geregelte und gesetzliche Formen, während Christian II. (gest. 1611) sich württembergische Reben kommen ließ und dieselben bei Cossebaude anpflanzte. Allein schon Johann Georg I. (gest. 1656) versetzte diese vom Neckar stammenden Weinstöcke von den überelbischen Bergen nach der Hoflößnitz, wo er sich oft und gern aufzuhalten pflegte, und erweiterte dadurch die Rebenanlagen um ein Bedeutendes. Unter Johann Georg II., welcher selbst einen Privatweinberg bei Zitzschewig besaß, wurde es unter den Hofcavalieren, höheren Staatsbeamten und der reichen Bürgerschaft Sitte, einen derartigen Grundbesitz zu erwerben; es waren die ersten Anfänge zu jener freundlichen Villencolonie, welche unter dem Namen: die Lößnitz heute weit und breit bekannt geworden ist. Besonders war es auch August der Starke, welcher durch seine Winzerfeste, Bacchusaufzüge und sonstigen heiteren Veranstaltungen zum Emporblühen dieser so schön gelegenen Villeggiatur wesentlich beitrug. Auch er förderte den vaterländischen Weinbau durch eine Art Schutzzoll, indem er unter dem 31. August 1707 eine General-Accis-Ordnung erließ, in welcher er für hier gebaute Weine eine bedeutend geringere Abgabe festsetzte, als für fremde nach Sachsen eingeführte Rebenproducte. Er ließ geschickte und erfahrene Winzer aus den Rheingegenden kommen, und war nicht nur auf Veredelung des hier gebauten Weines, sondern auch hauptsächlich auf Hebung der Ertragsfähigkeit bedacht. Auch in den beiden ersten Jahrzehnten der Regierungszeit Friedrich August's II. (1733 bis 1763) herrschte in den kurfürstlichen Bergen nicht selten lustiges Leben. Der Sohn des starken August trat in dieser Beziehung ganz in die Fußstapfen seines Vater, und sein allmächtiger Minister Graf Brühl sorgte dafür, daß die nöthigen Geldmittel stets vorhanden waren. Allein die Schrecken des siebenjährigen Krieges und die gänzliche Erschöpfung des Landes schränkten diese Festlichkeiten von selbst ein; die Preußen und die Kaiserlichen kamen ins Land, brandschatzten die Bevölkerung, und die allgemeine Geschäftsstockung und Erwerbslosigkeit hatte eine völlige Entwerthung des Grundbesitzes, also auch der Weinberge, zur Folge. Bemerkenswerth ist in dieser Beziehung ein Inserat, welches sich in dem „Dresdner gelehrten Anzeiger“ vom Jahre 1755 Nr. 31 und 32 findet, und welches folgenden Wortlaut hat: „Zu verkaufen zwischen Dresden und Meißen in einer angenehmen Lage ein Weinberg von gutem Stock, Boden und Lage, dabei ein gutes Haus nebst dergleichen Presse, Stube und Kammer für den Winzer, Stall auf drei Kühe und Keller, herrschaftlicher Saal mit Kamin, nebst noch einer Stube und Boden; der Berg besteht in mehr als 112 Pfahlhaufen, indem etwas ungedecktes dabei, und auf 100 tragbare Pflaumen- und andere Obstbäume; ist in guten Jahren 10 Faß Wein zu erbauen, hat auch frei Streuholen zum Dünger. Das Gebäude reparirt und vergrößert, genauester Preis 500 Thaler.“ Heute würde ein solches Besitzthum 50- bis 60000 ℳ kosten!

Prinz Xaver, der Administrator Sachsens während der Minderjährigkeit des nachmaligen Königs Friedrich August des Gerechten, war ein großer Freund des Bürgerthums und der Landwirthschaft, und mit regem Eifer bemüht, die tiefen Wunden, welche

(Fortsetzung Seite 104.)

Charakter der einzelnen Dekaden, Monate und des Jahres 1894 in Sachsen nach den Beobachtungen an 12 Stationen.

Dekade und Monat		Durchschnittliche Richtung und Stärke des Windes	Abweichungen von den Normalwerthen		Durchschnittliche Abweichungen von den Normalwerthen				Specielle Temperaturverhältnisse an den 12 Stationen			Niederschläge			Vierteltage der 12 Stationen mit:			
			bei dem Barometer in Leipzig	bei der relativen Feuchtigkeit in Chemnitz	bei der Temperatur			bei der Bewölkung	Durchschnittl. tägl. Schwankung	Absolutes Maximum	Absolutes Minimum	Anzahl der Tage mit meßb. Niederschlag	Durchschnittl. Höhe*)	Größte Tagesmenge	heiterer und trockener Witterung	trüber, aber vorwiegend trockener Witterung	Regenfall	Schneefall
					überhaupt	Grenzwerthe							Millimeter					
A. Dekaden.																		
Jan	1—10	ESE schwach	+ 3.4	+ 4	—6.6	+3.9 XII**)	—18.5 XII	—2.1	5.5	2.7 IV	—25.8 XII	7	0.6	14.2 XI	280	154	—	46
	11—20	SSW schwach	+ 3.1	— 7	+0.7	+8.7 XII	—7.6 XI	—1.6	5.8	8.2 I	—13.8 XI	5	0.5	7.5 X	260	183	25	12
	21—31	SW mäßig	— 2.6	— 7	+2.5	+6.9 II	—4.4 XI	—0.2	4.6	8.2 I	—11.4 XI	9	0.4	4.7 IX	258	213	22	35
Febr.	1—10	W mäßig	— 0.7	— 3	+4.8	+9.0 II	+0.4 XII	+1.3	4.3	10.3 I	—6.5 XII	10	2.0	11.9 XII	98	243	90	49
	11—20	WNW mäßig	+ 0.1	+ 2	—1.4	+8.1 VII	—10.1 V	+1.1	4.2	11.2 IV	—15.8 XII	10	2.6	24.4 X	96	152	40	192
	21—28	WSW schwach	— 0.7	— 7	+1.0	+7.5 II	—8.2 III	—1.2	7.1	12.0 III	—15.4 III	4	2.0	16.8 XII	195	115	50	24
März	1—10	WSW schwach	+ 0.7	+ 1	+2.4	+5.4 II	—1.0 XII	+1.7	5.1	11.3 I	—7.0 XII	10	2.4	14.6 X	98	208	94	80
	11—20	WNW schwach	— 0.6	0	+1.3	+7.4 II, VI	—3.9 XI	+2.0	5.0	14.2 III	—9.4 XII	10	5.9	121.3 X	98	219	60	103
	21—31	ESE schwach	+ 7.9	—13	+2.0	+7.4 IV	—3.0 V	—4.3	9.6	18.3 VI	—5.6 XII	2	0.0	0.3 V	432	94	2	—
April	1—10	ENE leicht	+ 3.0	—18	+3.0	+7.9 XII	—1.6 III	—4.1	11.7	19.0 VI	—3.8 XI	2	0.0	0.6 IX	431	48	1	—
	11—20	ESE schwach	— 2.2	— 5	+3.6	+10.2 XII	—2.3 IV	+0.2	9.3	21.8 IV	—2.3 XII	8	2.7	37.2 IX	242	151	87	—
	21—30	N leicht	— 2.7	+ 6	+1.7	+9.0 XII	—2.8 XII	+2.0	6.3	23.6 I	—1.6 XII	9	6.1	42.2 XII	137	192	149	2
Mai	1—10	W schwach	— 1.3	+ 1	—0.2	+4.0 IX	—6.5 XII	+0.4	7.9	22.3 IV	—6.3 XII	7	1.7	17.5 X	210	187	83	—
	11—20	N leicht	0.0	— 2	+2.8	+8.5 VII	—3.0 III	—0.4	9.6	26.7 III	1.0 XII	9	2.3	24.5 XII	302	114	64	—
	21—31	WNW schwach	— 4.5	+11	—3.3	+0.2 IV	—6.7 XII	+2.4	6.1	20.3 III	—0.8 XI	11	4.1	28.1 IX	128	252	148	—
Juni	1—10	W schwach	— 3.3	— 4	0.0	+4.4 IX	—4.6 III, XII	+1.3	7.0	23.9 VI	2.4 XII	10	2.2	19.0 III	189	160	131	—
	11—20	WNW mäßig	— 3.0	+ 5	—2.8	+3.2 II	—7.3 XI	+1.7	6.3	24.2 I	—0.5 XII	10	4.2	31.1 XII	146	179	155	—
	20—30	NW schwach	+ 3.3	— 4	—1.0	+4.6 IV	—5.8 V	—0.1	8.9	29.0 I	—1.0 XII	9	3.6	34.1 XII	267	100	113	—
Juli	1—10	WNW leicht	+ 2.4	0	+2.0	+6.4 IX	—2.5 XII	—0.5	9.1	29.6 I, IV	5.7 XI	9	3.2	66.6 X	289	90	101	—
	11—20	WSW schwach	— 4.6	+ 1	—0.7	+2.4 VII	—3.5 XII	+1.1	7.2	26.8 IV	6.0 XII	10	4.1	37.3 XII	201	159	120	—
	21—31	WSW leicht	+ 0.4	— 7	+2.4	+11.0 XII	—3.8 III	—1.2	10.0	34.3 I	5.6 XI	5	5.4	56.0 XI	388	40	100	—
August	1—10	WSW schwach	— 1.3	0	+1.5	+7.2 IX	—2.4 XI	+0.3	7.9	29.4 III	5.4 XII	8	3.9	50.3 XII	283	140	57	—
	11—20	WSW schwach	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]

21—31	W schwach	+ 1.1	+ 4	+0.4	+8.8 XII	—6.8 XII	+0.9	7.4	28.2 IX	2.0 XII	10	1.4	9.6 XI	258	205	65	—
Sept. 1—10	WNW schwach	— 1.8	+11	—3.0	+4.5 VII, IX	—6.9 XI	+2.3	5.7	21.3 II	0.0 XII	9	4.5	17.6 I	127	166	187	—
11—20	NNE schwach	+ 4.9	— 1	—2.5	+2.9 XII	—5.5 XII	—2.1	8.9	20.1 VI	—4.4 XII	8	0.6	10.1 X	371	104	5	—
21—30	WSW schwach	— 2.5	+ 3	—0.7	+4.3 VII	—6.0 XII	+1.6	6.3	21.3 IX	—1.5 XII	9	4.9	20.0 VI	170	155	155	—
Octbr. 1—10	NE leicht	+ 1.6	+ 9	—0.3	+3.1 X	—5.1 XII	+1.8	5.1	16.9 VI	—1.9 XII	9	3.2	32.2 X	128	246	106	—
11—20	WNW leicht	— 1.6	+12	—1.3	+2.4 X	—5.3 XII	+1.9	3.9	14.2 II	—3.6 XII	10	2.6	15.2 II	77	233	170	—
21—31	WSW mäßig	— 3.9	— 3	+2.3	+6.2 III	—4.2 VI	+0.7	4.4	14.7 II	—3.5 X	11	3.7	23.0 VI	166	210	152	—
Novbr. 1—10	SSW schwach	+ 2.3	— 5	+1.7	+9.1 XII	—3.2 XI	—1.3	5.8	14.9 III	—4.2 XII	7	0.2	1.9 X	289	157	34	—
11—20	SSW schwach	+ 1.4	— 5	+4.3	+10.9 XII	+0.7 III, XI	—0.8	4.4	15.4 III	—2.3 XII	9	0.5	6.1 II	192	255	38	—
21—30	ENE schwach	+ 0.7	+ 3	—0.5	+6.2 XII	—3.9 V	+0.9	3.2	7.4 VIII	—7.3 XII	9	0.2	2.7 XI	106	335	39	—
Decbr. 1—10	S leicht	+ 3.0	+ 2	0.0	+3.3 II	—6.1 XI	—1.1	4.6	5.9 IV	—14.4 XI	8	0.8	7.3 III	213	218	19	80
11—20	WSW schwach	— 0.1	— 1	+0.9	+8.0 XII	—5.4 XI	—0.3	4.7	7.2 II	—11.0 XI	7	2.0	23.2 X	173	194	42	71
21—31	WSW schwach	— 2.6	+ 2	+1.1	+4.8 II	—4.9 XI	+0.5	3.2	5.8 II	—12.1 XI	9	1.8	18.5 X	142	236	25	125

B. Monate.

Januar	SSW schwach	+1.1	—4	—1.0	+8.7 XII	—18.5 XII	—1.3	5.2	8.3 II	—25.8 XII	21	0.5	14.2 XI	798	550	47	98
Februar	W mäßig	—0.4	—2	+1.[illegible]	+9.0 II	—10.1 V	+0.[illegible]	5.2	12.0 III	—15.8 XII	24	2.2	24.4 X	389	510	180	265
März	W schwach	+2.9	—4	+1.9	+7.4 II, IV, VI	—3.9 XI	—0.2	3.7	18.3 VI	—9.4 XII	22	2.8	121.2 X	628	521	156	183
April	ENE leicht	—0.7	—6	+2.8	+10.2 XII	—2.8 XII	—0.8	9.1	23.6 I	—3.8 XI	19	2.9	42.2 XII	810	591	237	2
Mai	NW schwach	—2.0	+3	—0.3	+8.5 XII	—6.7 XII	+0.9	7.8	26.7 III	—6.3 XII	27	2.7	28.1 IX	640	553	295	—
Juni	WNW schwach	—1.0	—1	—1.3	+4.6 IV	—7.3 XI	+1.9	7.4	29.0 I	—1.0 XII	29	3.3	34.1 XII	602	439	399	—
Juli	WSW leicht	—0,6	—2	+1.3	+11.0 XII	—3.8 III	—0.2	8.8	34.2 I	5.6 XI	24	4.2	66.6 X	878	289	321	—
August	WSW schwach	—0.9	+4	—0.1	+8.8 XII	—6.1 XII	+1.1	7.6	29.4 III	2.0 XII	28	3.8	50.3 XII	662	527	299	—
September	NW schwach	+0.2	+5	—2.1	+4.5 VII, IX	—6.9 XI	+0.3	5.9	24.3 I	—4.4 XII	21	3.0	20.0 VI	668	425	347	—
October	W schwach	—1.4	+6	+0.3	+6.2 III	—5.3 XII	+1.5	4.5	16.2 VI	—3.5 X, XII	30	3.2	32.2 X	371	689	428	—
November	SSW schwach	+4.5	—2	+1.8	+10.8 XII	—3.9 V	—0.2	4.5	15.4 III	—7.6 XII	25	0.3	6.1 II	587	747	106	—
December	WSW schwach	0.0	+1	+0.7	+8.0 XII	—6.1 XI	—0.3	3.9	7.2 II	—14.4 XI	24	1.5	23.2 X	528	648	36	226

C. Jahr.

	W schwach	+ 0.1	0	+ 0.5	+ 11.0 XII	— 18.5 XII	— 0.2	6.4	34.2 I	— 25.8 XII	294	2.5	121.2 X	7561	6289	2901	769

NB. Die Zahlen für den Niederschlag sind folgendermaßen zu verstehen: Verwendet wurden die Beobachtungen an 12 Stationen. Als Niederschlagstag im Lande wurde jeder gerechnet, an dem wenigstens eine dieser Stationen meßbaren Niederschlag hatte. Die durchschnittliche Höhe pro Tag ist diejenige, welche gleichmäßige Vertheilung im ganzen Zeitraum der Dekade resp. des Monats oder des Jahres und im Lande ergeben haben würde.

*) Pro Tag in der Dekade, resp. Monat und Jahr.

**) Die römischen Ziffern beziehen sich auf die Nummern der Stationen in Tabelle II.

Resultate aus den im Jahre 1894 angestellten meteorologischen Beobachtungen von 12 Stationen II. Ordnung in Sachsen.

Nummer, Name und Höhe der Stationen	Höhe in m über der Ostsee	Temperatur C° Mittel	Temperatur C° Abweich	Mittl. Maximum	Mittl. Minimum	Dunstspannung Mittel	Dunstspannung Abweich.	Relative Feuchtigkeit Mittel	Relative Feuchtigkeit Abweich	Bewölkung Mittel	Bewölkung Abweich.	Vertheilung der Winde nach Procenten SW—NW	NNW—ESE	SE—SSW	Mittel der Windstärke (Beaufort-Scala)	Niederschlagshöhen mm überhaupt Sa.	Abweich. von der Normal.	von Schnee	Tage mit: Nebel	Schneedecke	Thau	Reif	Nachtfrost	nahen Gewittern	fernen Gewittern	meßbarem Niederschlag	Schneefall überhaupt
I. Leipzig	119.2	9.0	+0.1	13.1	5.5	7.6	+0.8	81	+5	7.0	+0.6	41	28	31	2.0	659.6	+92.1	12.9	20	26	54	48	70	6	11	171	28
II. Dresden	119.2	9.2	+0.6	—	6.1	7.2	+0.4	76	0	7.0	+0.6	46	29	25	2.6	823.2	+255.7	11.8	91	15	122	47	59	8	22	196	21
III. Döbeln	179.2	8.5	+0.2	—	5.2	7.[illegible]	+0.2	76	0	6.7	+0.2	60	22	18	2.4	706.2	+112.2	15.0	110	31	67	60	82	6	24	183	24
IV. Bautzen	212.7	8.8	+0.7	—	5.6	7.0	+0.4	75	—2	6.1	—0.4	56	21	23	2.7	841.0	+225.8	24.5	29	31	7	25	81	11	30	178	23
V. Zittau	263.7	7.9	+0.1	—	4.6	6.9	+0.3	79	+2	6.8	+0.3	49	20	31	2.1	727.6	+86.1	92.1	123	34	39	21	91	9	22	179	35
VI. Chemnitz	316.8	7.9	+0.4	12.0	4.4	6.7	+0.2	77	—1	6.4	—0.1	44	26	30	2.5	979.9	+315.5	39.4	94	52	81	61	86	21	21	219	44
VII. Plauen	399.4	8.1	+1.0	—	4.8	6.6	+0.2	75	—3	6.5	0.0	63	22	15	3.1	645.9	—59.0	46.6	84	54	50	59	86	7	12	190	35
VIII. Freiberg	407.2	7.6	+0.6	10.9	5.4	6.5	+0.1	76	—3	7.2	+0.7	56	22	22	3.7	1021.8	+305.4	138.8	—	—	—	—	—	—	—	197	40
IX. Schneeberg	442.6	7.5	+0.7	11.3	4.2	6.5	+0.2	77	—2	7.[illegible]	+0.6	57	32	11	3.9	982.3	+245.6	111.7	95	66	110	70	110	17	10	210	51
X. Altenberg	756.2	5.5	+0.5	9.9	2.8	6.0	+0.2	82	0	6.7	—0.9	54	35	11	3.8	1496.7	+595.9	479.7	115	131	59	15	139	16	8	193	59
XI. Reitzenhain	777.6	4.7	—0.2	—	1.4	6.2	+0.3	86	+4	7.0	+0.4	54	18	28	2.8	1069.7	+158.3	244.0	113	119	70	27	145	[illegible]	25	217	58
XII. Fichtelberg	1215	2.8	+0.5	—	0.4	5.5	+0.3	89	+2	7.4	+0.7	60	21	19	3.4	1191.5	+47.6	207.2	257	156	73	85	156	12	21	213	81

Rauhfrost melden	Leipzig 3,	Dresden 1,	Döbeln 2,	Bautzen 2,	Zittau 2,	Chemnitz 7,	Plauen 6,	Schneeberg 3,	Altenberg 13,	Reitzenhain 27,	Fichtelberg 108 Mal,
Glatteis	—,	4,	1,	5,	4,	5,	3,	2,	4,	6,	4
Wetterleuchten	11,	3,	6,	4,	7,	20,	3,	2,	8,	10,	7
Hagel	—,	—,	—,	—,	2,	2,	1,	1,	2,	—,	2
Graupeln	5,	7,	2,	2,	5,	11,	1,	4,	5,	3,	8
Stürmische Winde	9,	10,	29,	20,	24,	10,	6,	19,	100,	17,	37

Chemnitz, Königl. meteorologisches Institut, 26. Februar 1895.

Prof. Dr. Paul Schreiber, Director.

die Drangsale des siebenjährigen Krieges dem Lande auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit geschlagen, nach Kräften zu heilen. Ganz besondere Fürsorge widmete er der schwer darniederliegenden Bodencultur, die er neu zu beleben und zu kräftigen suchte. Auch der Weinbau erfreute sich seiner steten Aufmerksamkeit; die 1764 neu errichtete „Landes-Oekonomie-Manufactur und Commercien-Deputation“, die ein Jahr vorher ins Leben gerufene „Leipziger Oekonomische Gesellschaft“ und die „Sächsische Weinbaugesellschaft“ legen Zeugniß dafür ab. Durch die letztere wurde im Jahre 1808 zu Zaschendorf bei Meißen auf Anregung und unter dem Schutze des Königs Friedrich August eine Winzerschule begründet, die sich besonderer Privilegien erfreute. Das königl. Weingut „der Fürstenberg“ bei Zaschendorf wurde der Gesellschaft unter günstigen Bedingungen pachtweise überlassen und die Zöglinge von der Militärpflicht befreit. Der überaus strenge Winter von 1813 aber vernichtete die hier angelegten Sortiments- und Rebschulen vollständig, die Militärbefreiung wurde wieder aufgehoben und die Winzerschule ging nach und nach aus Mangel an Theilnehmern leider wieder ein, nachdem eine große Anzahl tüchtig gebildeter Winzer aus ihr hervorgegangen war. König Friedrich August II. dem großen Naturfreunde, sowie dem für das Wohl seines Landes treusorgenden Könige Johann, verdankt der Weinbau manche Förderung. Unter der segensreichen Regierung dieser Fürsten wurden Traubenausstellungen veranstaltet, und für die besten Producte ansehnliche Prämien ausgesetzt, ebenso für Anlegung von Rebschulen und Ersetzung geringer Culturen durch Anpflanzung besserer, dem Klima und Boden entsprechenderer Sorten. Die hierfür gewährten Belohnungen und Unterstützungen regten die Weingutsbesitzer zur Veredelung ihrer Berge an und trugen sehr wesentlich dazu bei, die Arbeit des Winzers einträglicher zu gestalten.

Das Lob des Weines aus den Bergen der Lößnitz, von Meißen, Loschwitz und Coswig predigt schon der alte Meißner Chronist Peter-Albinus, aber er steht mit diesem günstigen Urtheile keineswegs vereinzelt da. Schon vor ihm meint der Geschichtsschreiber Fabricius in seinen 1569 herausgegebenen Annalen, daß Kötzschenbroda wegen seines vino nobilis, seines edlen trefflichen Weines halber, berühmt sei. Der hier gebaute Wein stand in dem Rufe, der beste in der ganzen Pflege zu sein; Jahrhunderte lang blieb der Ort der Hauptsitz des sächsischen Weinbaues, und man nannte den im ganzen Elbthal gekelterten Rebensaft nach diesem Marktflecken. Als Katharina, die Wittwe des 1541 gestorbenen Herzogs Heinrich, durch Leisnig reiste, verehrte ihr der Rath als eine besondere Huldigung 3½ Kannen „Kötzschberschen“ Wein, die Kanne zu 18 ₰, während ein Jahr später die Kurfürstin Mutter Anna von demselben Producte 20 Kannen zu dem gleichen Preis und 20 Kannen Most zu je 10 ₰, ihr Gemahl Kurfürst August aber ein ganzes Fäßchen von 54 Kannen bezog. Wie weit der Ruf dieses Traubenblutes damals schon gedrungen war, beweist eine Aeußerung Dr. Martin Luther's. Als derselbe über eine von ihm gehaltene Predigt vom heiligen Abendmahl mit dem Meißner Bischof Johann VII., und besonders mit dessen Official in Stolpen in einem heftigen Federkrieg begriffen war, schrieb er in der 1520 erschienenen „Antwort auf die Zettel, so unter des Officials zu Stolpen Siegel ist ausgangen“, Folgendes: „Er solle auch ein andermal zu nüchtern Morgen Zeddul schreiben, ehe er noch des Weins von Kötzber zu viel genossen, auf daß nicht Noth sei zu erwähnen, er habe sein Gehirn zu Kötzber verloren, daß er selbst nicht wisse, was er sage.“ Der von Luther hochgeschätzte Johann Matthesius, Pastor zu Joachimsthal, ertheilte in seiner interessanten Predigt vom Weine dem „Kötzschberger“ volles Lob. Zwanzig Jahre später versteigt sich Dr. Wintzenberger in seinem „Lobspruch der Löblichen und Weltberümbten Churfürstlichen Stadt Dreßden“ zu folgendem poetischen Erguß:

Auch wechst zu Kötzberg guter Wein,
In Maßen sie gar lieblich sein;
Wer dessen viel thut trinken,
Fällt mancher, daß er muß sinken,
Mancher zerfällt auch Maul und Nas,
Darfs Niemand klagen, sag Dir das,
Muß den Spott zum Schaden han,
Mit vielen ist solches für gefan (vorgefallen).

An auswärtigen fürstlichen Höfen fanden die Elbweine ebenfalls volle Würdigung, denn Kurfürst Vater August schickte vom Hoflößnitzer Ausbruch jährlich 6 Fuder an den Braunschweiger Hof, welcher als Gegenspende 6 Fuder des damals hochberühmten Einbecker Bieres sandte. Seltsamer Weise wurden die Sendungen von Braunschweig aus noch lange fortgesetzt, obgleich nach dem Tode des Kurfürsten die Weinlieferungen eingestellt worden waren. In einer 1680 erschienenen Beschreibung Dresdens von Anton Weck bemerkt der Verfasser bei der Schilderung der Umgegend: „unter allen selbigen Weingebürgen werden die Kötzschenbrodischen, Lösenitzer, Züschkewitzer, Coßwiger, auch Loschwitzer und Wachwitzer“ für die edelsten erklärt, und der Geograph Franck sagt in seinem Werke: „Neue Europäische Staats- und Reisegeographie“ (1755) Folgendes: „Zwischen der Stadt Meißen dies- und jenseits der Elbe bis nach Pillnitz werden unstreitig die besten Weine gebaut, namentlich in Niederspaar, Oberspaar, Zschikowitz, Kötzschenbroda, in der Hoflößnitz“ u. s. w., — ein Urtheil, welchem auch Leonhardi in seiner „Erdbeschreibung der kurfürstlich sächsischen Lande“ (1802) zustimmt, indem er bei Kötzschenbroda bemerkt: „der hier erbaute Wein ist von vorzüglicher Güte“. Schließlich sei noch bezüglich der Güte unserer Elbweine eines Gutachtens gedacht, welches 1837 die Weinkellereibesitzer Mouson & Jordan in Rheims, der berühmten Champagnerstadt, abgaben. In dieser Beurtheilung heißt es: „daß unser vaterländischer Wein den feinsten fremden Weinen gleichzuachten stünde, und daß nur bei manchen Weinbergsinhabern verbesserte Einrichtungen, besonders was das Sortiren der Trauben, Abpressung und Behandlung im Keller betreffe, noch stattfinden dürften“. Ebenso günstig sprachen sich die Weinprüfungs-Commissionen bei den Versammlungen deutscher Land- und Forstwirthe zu Stuttgart im Jahre 1842 und zu Altenburg 1843 aus, die bezüglich der sächsischen Weine erklärten, daß die rothen Elbweine als gehaltvoll, geistig, gewürzhaft und reinjährig, die weißen Elbweine als zart und angenehm, durch Kraft und Aroma sich auszeichnend, anerkannt worden sind.

Es ist bekannt, welche hohe Rentabilität der Weinbau in günstigen Jahren gewährt, leider aber müssen letztere oft eine ganze Reihe von mittelmäßigen oder schlechten Ernten mit übernehmen; G. H. v. Carlowitz in seinem Werke: „Versuch einer Culturgeschichte des Weinbaues, Leipzig 1846“ behauptet zwar, daß auf Grund einer Durchschnittsberechnung von 1713 bis 1844 alle fünf Jahre auf einen lohnenden Ertrag der Weinberge zu rechnen sei, und in der landwirthschaftlichen Zeitschrift, Jahrgang 1845, wird die Ansicht ausgesprochen, daß man in 10 Jahren durchschnittlich auf 2 gute, 4 mittlere und 4 schlechte Ernten rechnen könne; erfahrene Winzer aber sind anderer Meinung, und nach ihrer Berechnung entfällt erst auf 10 Jahre ein einziges ertragsreiches Jahr. Zu allen Zeiten hat es diesen Wechsel gegeben und ein Vergleich der urkundlichen Aufzeichnungen aus früheren Jahrhunderten mit der Gegenwart beweist, daß sich in dieser Beziehung die Zeiten nicht geändert haben. Jedes Säculum hat eine Anzahl vortrefflicher Weinjahre, aber auch eine ganze Reihe totaler Mißernten aufzuweisen; 1471, 1499 und 1507 kostete in Dresden die Kanne (= 1 Liter ca.) Wein 3 bis 4 ₰, und 1541 wurde so viel Wein erbaut, daß ein Faß theurer war, als der Rebensaft, der es füllen sollte. Im Jahre 1666 enthielt der Wein so viel Zuckerstoff, daß der Most bis zu Fastnachten des nächsten Jahres seinen süßen Geschmack behielt, seltsamerweise ohne in Gährung überzugehen. Noch gehaltvoller fiel das Rebenproduct des Jahres 1669 aus und 1678 war die Ernte so ergiebig, daß 58055 Eimer Landwein in das Dresdner Kuffenhaus abgeliefert werden konnten. Das 18. Jahrhundert ergab nur sieben wirklich gute Ernten, während den Glanzpunkt des gegenwärtigen Säculums das berühmte Kometenjahr 1811 bildet, in welchem der Wein eine noch nicht dagewesene wundervolle Blume und feinsten Hochgeschmack erreichte. Mittelernten verschiedener Grade sind nicht selten, noch häufiger aber gänzliche oder theilweise Mißernten, indeß würde es ermüden, die zahlreichen Jahre dieser Art anzuführen. Wie bedeutend die Schwankungen im Ertrage sind, zeigt ein Blick auf die Statistik über die leider vernichteten königl. Berge der Hoflößnitz, die z. B. im Jahre 1875 über 1114 Hektoliter, 1880 dagegen nur 30 Hektoliter brachten. Dasselbe Verhältniß waltet auch bei den Privatbesitzungen ob, über die es indeß keinen Nachweis giebt.

Es wäre sehr zu wünschen, daß wenigstens die jetzt noch vorhandenen Rebenpflanzungen erhalten blieben, und daß der weiteren Vernichtung derselben Einhalt gethan würde. Noch immer bildet die Cultur des Weinstocks einen nicht zu unterschätzenden Erwerbszweig, und mit tiefem Bedauern sieht der Naturfreund die kahlen Berge, die einst die poesievollste aller Pflanzen, die edle Rebe, trugen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 27. Dienstag, den 5. März. 1895.

Der Feldzug der Engländer gegen Aegypten 1879—82.

Nach gewohnter, auch in anderen Fällen erprobter Weise haben die Engländer ihr brutales, durch Nichts motivirtes Vorgehen gegen das schwache und wehrlose Aegypten, vor Allem das Bombardement der blühenden, zweitgrößten Hafenstadt des mittelländischen Meeres, Alexandriens, im Jahre 1882, als einen ihnen, als der allerchristlichsten, die Unterdrückten und Verfolgten jederzeit und allerwärts schützenden Nation, infolge des indifferenten Verhaltens der übrigen Großmächte aufgezwungenen, zum Schutze des Lebens und Eigenthums der im Lande wohnenden christlichen Europäer und im Interesse der Civilisation unumgänglich nothwendigen Feldzug hinzustellen sich bemüht, um die nach Beendigung desselben erfolgte Occupation alias Annexion des Landes als eine ihnen für die an Gut und Blut gebrachten Opfer selbstverständlich zukommende, nicht anzufechtende Compensation zu rechtfertigen.

Daß das Ganze eine großartige, in London in allen ihren Details längst vorbereitete Intrigue war, die — never mind — über Hundert nichtenglischen, friedlichen Europäern das Leben kostete und Tausende von Existenzen zerstörte, daß der Aufstand der ihrem ganzen Charakter nach durchaus friedlichen Bevölkerung Aegyptens ein absichtlich provocirter war, daß Arabi Pascha, nur durch englisches Geld und englische Versprechungen verleitet, die Rolle eines Rebellenführers übernahm, zu der er in keiner Hinsicht geschaffen war, daß das ohne jede strategische Nothwendigkeit bombardirte und dann absichtlich dem arabischen Pöbel zur Plünderung und Einäscherung überlassene Alexandrien als Hauptsitz eines bedeutenden nichtenglischen Handels und Hafenort vieler großen nichtenglischen Dampferlinien den Engländern längst ein Dorn im Auge war und fallen mußte, um das am Eingange des Suez-Canals gelegene, durchweg englische Port-Saïd zu heben, — die seit 1882 total veränderten Export- und Importziffern beider Häfen beweisen, wie sehr der beabsichtigte Zweck erreicht worden ist —, alles dies sind Thatsachen, die ebenso viele schwere Anklagen gegen das Ehr- und Rechtsgefühl der englischen Nation enthalten und deswegen von derselben nie, auch nur zum Theil werden zugegeben werden, die aber trotzdem bestehen bleiben, besonders für Diejenigen, die, wie Schreiber dieses, das Auftreten der Engländer in Aegypten seit der Zeit Ismaïl Pascha's aus eigener Anschauung kennen und in der Lage waren, denselben bei ihren administrativen wie militärischen Operationen auf Schritt und Tritt zu folgen. Doch hiermit nicht genug. Nach einer den übrigen Großmächten gegenüber eingegangenen, in jeder Weise bindenden Verpflichtung hätten die Engländer nach Unterdrückung des Aufstandes und nach der Wiederherstellung der viceköniglichen Gewalt das Land wieder räumen müssen, ein Versprechen, das zu halten von vornherein nicht in ihrer Absicht gelegen hatte; einen Ausweg zu finden, um ein gegebenes Wort zu brechen, sind die schlauen und egoistischen Söhne des grünen Albion nach echt jesuitischer Art nie in Verlegenheit gewesen. Der fast unmittelbar an die Ereignisse in Aegypten sich anschließende Krieg gegen den falschen Propheten wurde nach dem Falle des durch Gordon heldenmüthig vertheidigten Khartum und der totalen Vernichtung einer 5000 Mann starken, aus englischen und ägyptischen Truppen zusammengesetzten Armee unter dem Oberbefehl des englischen Generals Hicks in einer mit den bei allen Nationen sonst bestehenden Ansichten über Waffenehre nicht zu vereinbarenden Weise plötzlich aufgegeben und auch bis heute nicht zu Ende geführt und dies, obgleich eine völlige Pacificirung des ägyptischen Sudans mit seiner infolge schlechter oder gänzlich ausgefallener Ernten und einer absoluten Unmöglichkeit der Ausfuhr ihrer Landesproducte in der trostlosesten Lage befindlichen, mehr als je friedensbedürftigen Bevölkerung mit verhältnißmäßig geringen Kräften herbeizuführen wäre, einzig und allein, um einestheils durch die Abschließung des Sudans und der nach Central-Afrika führenden Verkehrswege dem zum größten Theil in nichtenglischen Händen befindlichen Exporthandel Aegyptens — Deutschland ist hieran sehr stark betheiligt — seine Hauptlebensader zu unterbinden, anderntheils aber, um durch die angeblich fortdauernde Bedrohung der ägyptischen Nordgrenze die von Frankreich und neuerdings auch Rußland immer dringender geforderte Evacuirung des Landes als im Interesse der Civilisation vorläufig, ja womöglich in infinitum, unmöglich erscheinen zu lassen.

Den Beginn der eigentlichen und offen zu Tage tretenden Ausführung der gegen die Selbständigkeit Aegyptens seitens Englands gerichteten Pläne bildet die unfreiwillige und unter Androhung eventuell anzuwendender Gewalt erzwungene Abdankung Ismaïl Pascha's im Juli 1879. Der Zeitpunkt war — hierin ist man an den Ufern der Themse Meister — in jeder Hinsicht sehr günstig gewählt. Die politische Lage Europas war gerade damals eine derartige, daß eine ernsthaft gemeinte, unter Umständen bewaffnete Einmischung einer oder der anderen Großmacht zu Gunsten des unglücklichen Nillandes so gut wie ausgeschlossen war; bloße diplomatische Noten und Protestationen ohne positiven Hintergrund haben unsere dickfelligen Vettern stets zu ignoriren gewußt. Rußland, Oesterreich und — leider muß man sagen — auch das mächtige, zu jener Zeit unbestritten tonangebende Deutschland verhielten sich der ägyptischen Frage gegenüber vollkommen gleichgiltig; von den am Meisten interessirten Mittelmeermächten stand zunächst Italien, ohne Zweifel infolge von demselben an der Nord- und Ostküste zugesicherten Compensationen, stillschweigend auf Seite Englands; Frankreich, für welches die größten und zwar nicht nur politischen, sondern auch materiellen Interessen auf dem Spiele standen, scheute aus eingebildeter Furcht einer seitens Deutschlands beabsichtigten erneuten Invasion kurzsichtiger Weise jede überseeische Verwickelung und dies, obwohl, oder vielmehr gerade weil Fürst Bismarck ihm den — wie es jetzt zu spät einsieht — wohlgemeinten Rath gab, England nicht freie Hand zu lassen, sondern in Gemeinschaft mit demselben die ägyptischen Verhältnisse zu ordnen; die Türkei endlich, die ganz direct in ihren oberherrlichen Rechten angegriffen wurde, war durch den Krieg mit Rußland militärisch und finanziell derartig geschwächt, daß an eine nachdrückliche Unterstützung Aegyptens seitens derselben gar nicht zu denken war.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Engländer bei der Durchführung ihres ägyptischen Programms mit großem Geschick oder besser gesagt geradezu durchtriebener Klugheit — man hört das auch euphemistisch diplomatischen Scharfblick nennen — zu Werke gegangen sind. Während der erste Theil desselben nach der Beseitigung Ismaïl's und der Thronbesteigung des energielosen, nur der peinlichsten Innehaltung und Ausübung der religiösen Satzungen seiner Religion lebenden Tewfik Pascha, die Zeit der englisch-französischen Finanzcontrole, sich verhältnißmäßig langsam abspielt und Frankreich während dieser Epoche zur anscheinenden Wahrung des Rechtes für die im Lande getroffenen Maßnahmen mit verantwortlich gemacht wird, findet dasselbe im Sommer 1882, unter Verdrängung und Beseitigung jedes fremden Einflusses, einen so plötzlichen und unvorhergesehenen Abschluß, daß das mehr oder weniger erstaunte Europa mit einem Male vor einer vollendeten Thatsache — der Occupation Aegyptens durch die Engländer — stand, die nunmehr — beati possidentes — das Weitere ruhig abwarten konnten und noch heute abwarten. Bei der Wahl eines von den Mächten approbirten Finanz-Controleurs mit fast unumschränkter Vollmacht hatte man in London einen zur Erreichung bestimmter Zwecke äußerst glücklichen

Griff gethan. In der That verstand Mr. Wilson — der nebenbei bemerkt aus der unter seiner Mitwirkung und Verantwortung in Ordnung zu bringenden derangirten ägyptischen Staatscasse ein Jahresgehalt von 5000 Lstr., mehr als 100 000 ℳ, bezog — seine wahre Mission so gut, daß derselbe nicht nur binnen Kurzem thatsächlich in Aegypten regierte — der schwache Vicekönig und der französische Controleur, Mr. de Blignières, wurden, wenn auch pro forma mitunterzeichnend, vollständig bei Seite geschoben —, sondern es war ihm auch gelungen, den Haß des sonst so gutmüthigen und wirklich nicht verwöhnten Volkes, der sich zwar zunächst gegen ihn und die Engländer, im weitern Verlauf der Dinge aber gegen alle Europäer richtete, derartig zu erregen, daß es nur noch eines geringen Anstoßes bedurfte, um blutige Excesse und hierdurch den gewünschten Vorwand eines Einschreitens mit bewaffneter Hand herbeizuführen. Das Auffinden eines derartigen Anstoßes bereitete dem honourable Mr. Wilson keine Schwierigkeiten. Ein Ende April 1882 erlassenes Decret setzte mehrere Hundert ägyptischer Officiere der unteren Rangclassen auf Halbsold, obwohl die pecuniäre Lage derselben bereits eine solche war, daß ein einfacher deutscher Arbeiter nicht mit ihnen getauscht hätte. Wie vorauszusehen, remonstrirten die von der in jeder Hinsicht harten Maßregel Betroffenen gegen dieselbe und ließen sich, als alle Bitten und Eingaben resultatlos blieben, dazu hinreißen, zunächst Mr. Wilson auf offener Straße zu mißhandeln, dann aber gegen die Regierung und den Vicekönig zu revoltiren. Der damalige Oberstlieutenant Arabi, dessen Name bis dahin selbst bei seinen eigenen Landsleuten völlig unbekannt war, stellte sich an die Spitze der Bewegung, ernannte sich selbst zum Pascha und Kriegsminister und übernahm unter Bildung eines neuen, aus seinen Freunden gewählten Ministeriums die Regierung in Kairo, nachdem Mr. Wilson in Begleitung fast sämmtlicher seiner Landsleute schleunigst das Weite gesucht, der Khedive aber sich nach Alexandrien unter den Schutz der englischen Kanonen geflüchtet hatte. Daß Arabi, der unter seinen Kameraden, von denen der später leider im Sudan gefallene sehr tüchtige Oberstlieutenant im Generalstabe, Abd-el Rasag Bey, zu den intimen Freunden des Verfassers gehörte, als total unfähig bekannt war und dem alle Charaktereigenschaften seiner Kaste — seine Eltern waren ganz arme Fellachen — vor Allem Feigheit und Unterwürfigkeit anhingen, aus eigner Initiative gehandelt haben sollte, wäre selbst dann undenkbar, wenn nicht seine spätere durch ein englisches Kriegsgericht erfolgte Aburtheilung — Verbannung nach dem paradiesischen Ceylon, unter Belassung seiner Familie, Diener und Dienerinnen inbegriffen, sowie eines monatlichen Gehalts von 60 Lstrl., über 1200 ℳ — jedenfalls viel mehr als Belohnung, denn als Bestrafung, die keine andere als Tod durch Erschießen hätte sein können, anzusehen gewesen wäre. Die Unterdrückung des Aufstandes, der sich zunächst nur auf einen Theil des Officiercorps erstreckte — von Corpsgeist oder irgendwelchem Einfluß der Officiere auf die ihnen unterstellten Mannschaften kann in Aegypten nicht die Rede sein — und dem gegenüber sich die Bevölkerung des Landes Anfangs vollkommen passiv, ja sogar ablehnend verhielt, wäre in seinen ersten Anfängen ein Leichtes gewesen. Die Autorität des Sultans ist auch heute noch bei den Muhamedanern eine derartig große, daß die bloße Absendung einer Commission höherer türkischer Officiere ohne Zweifel genügt hätte, um Weiterem vorzubeugen und die Unzufriedenen zur Raison zu bringen. Diesen einfachen und eigentlich von selbst gegebenen Weg zu betreten entsprach in keiner Weise den Absichten der Engländer, die wie schon jetzt so auch späterhin jede Einmischung der Türkei auf das Entschiedenste ablehnten und zu verhindern wußten. Bis Anfang Juni — immer 1882 — war das Land vollkommen ruhig und kein Europäer hielt die Lage irgendwie für ernsthaft. Der Aufstand, oder besser gesagt die Emeute, erstreckte sich nur auf Kairo, aber auch dort ging im Uebrigen Alles seinen gewöhnlichen Gang. Niemand ahnte und konnte ahnen, welche unerwartete Wendung die Dinge noch nehmen würden. Ein aufmerksamer Beobachter hätte allerdings die schnelle Abreise nicht nur vieler, sondern geradezu aller Engländer, jedenfalls die Folge eines seitens des englischen Consulats erhaltenen Winkes, sowie die Anwesenheit eines außergewöhnlich starken englischen Geschwaders im Hafen von Alexandrien, als bedenkliche Anzeichen betrachten können, doch that dies Niemand.

Am 11. Juni, einem Sonntag, fiel plötzlich und wie ein Blitz aus heiterem Himmel der arabische Pöbel in Alexandrien, das bis dahin von den Vorgängen ganz unberührt geblieben war, über die nichtsahnende europäische Bevölkerung her und richtete unter denselben ein grauenhaftes Blutbad an. Ueber 80 wehrlose Europäer — darunter kein einziger Engländer — wurden auf offener Straße und zwar gleichzeitig in den verschiedensten Theilen der Stadt überfallen und fast widerstandslos niedergemetzelt. Den scheinbaren Anlaß hierzu gab, daß ein Malteser wegen eines geringfügigen Streites um ½ Piaster — 10 Pfennige — mit einem arabischen Eseltreiber denselben mit seinem Messer niederstach. Selbst wenn man diesen Mord, der selbstredend die Araber in Aufregung versetzen mußte, als ein ganz zufälliges, mit den übrigen Vorgängen in keinerlei Verbindung stehendes, fatales Ereigniß hinstellen wollte, so bleibt immer die Thatsache bestehen, daß ein englischer Unterthan der Urheber desselben war, daß gewisse Elemente der arabischen Bevölkerung auf etwas Derartiges vorbereitet waren — die Araber sind sonst innerhalb der Städte nie mit Waffen versehen — und daß die Vorgänge des 11. Juni eine weitere Action der Engländer nicht nur wesentlich beschleunigten sondern auch zu rechtfertigen schienen. Die unmittelbare Folge war, daß die entsetzten Europäer unter Zurücklassung ihrer Habe massenhaft das Land verließen und sich nach Europa und Syrien oder, wer das nicht konnte, auf die im Hafen befindlichen Schiffe flüchteten, daß das englische, wesentlich verstärkte Geschwader Alexandrien in den Blokadezustand versetzte und daß Arabi Pascha die nunmehr mobilisirte ägyptische Armee bei Kafr-Dawar, 20 Kilometer südlich der Küste, concentrirte und seinen Sitz nach Alexandrien verlegte, während der Vicekönig in unmittelbarer Nähe desselben ruhig auf seinem Schlosse Machmudiel wohnen blieb. Nach nur oberflächlich geführten Verhandlungen wurde Alexandrien am 11. Juli von der englischen Flotte, die nunmehr unter dem Befehl Lord Seymour's aus neun Panzerschiffen ersten Ranges bestand, bombardirt. Auf Details einzugehen, wie Verfasser gern möchte, verbietet der Raum, nur das sei erwähnt, daß der Kampf, wenn man die nicht mit der geringsten Gefahr verbundene Beschießung aus weittragenden Geschützen dreier in total verfallenem Zustande befindlicher, noch aus der Zeit der französischen Expedition stammender, in dürftigster Weise mit Vorderladungsgeschützen alten Systems armirter, schlecht vertheidigter Forts überhaupt so nennen kann, wenig geeignet erscheint, um ein Ruhmesblatt in der Geschichte der englischen Flotte zu bilden. Einem ganz unebenbürtigen Gegner gegenüber brauchten die Engländer bei spiegelglattem Meere und günstigster Beleuchtung über 24 Stunden, um die arabischen Forts zum Schweigen zu bringen. Verfasser ist nicht competent, hörte aber aus dem Munde von Marineofficieren anderer Nationen das einstimmige Urtheil, daß die Schießübung der Engländer — als solches betrachteten sie das Ganze — sehr mangelhaft ausgefallen sei. Die glänzende Waffenthat kostete der englischen Flotte, deren sämmtliche Schiffe intact blieben, zwei Todte und neun Verwundete. An eine unmittelbar sich anschließende Debarkirung, zu der ihnen mehr als hinreichende Kräfte zur Verfügung standen und die zweifelsohne ebenfalls unblutig verlaufen wäre, dachten die Engländer gar nicht, sondern sahen 2 Tage lang ruhig zu, wie der arabische Pöbel ungestört die erst ausgeplünderte Stadt in Asche legte. Erst als eine im Hafen liegende amerikanische Panzerfregatte sich anschickte, ihrerseits 200 Mann zu landen, besetzten die Engländer den rauchenden Trümmerhaufen. Arabi Pascha hatte sich nach dem inzwischen von ihm mittelst provisorischer Erdwerke befestigten Kafr-Dawar zurückgezogen, wo ihn die Engländer vollkommen unbelästigt ließen.

Nun beginnt der zweite Theil des Feldzugs; auch die englische Landarmee sollte Gelegenheit haben, neue Lorbeeren zu ernten. Daß mit diesem Theile gleich Anfangs hätte begonnen werden können und hierdurch die Zerstörung Alexandriens, wäre dieselbe nicht beabsichtigt gewesen, hätte vermieden werden können, kann keinem Zweifel unterliegen. Den Suez-Canal, wie von selbst gegeben, als Operationsbasis benutzend, sammelten die Engländer bei Ismaïlia ein ca. 10 000 Mann starkes, zur Hälfte aus eingeborenen indischen Truppen bestehendes Expeditionscorps. Arabi Pascha hatte, den englischen Bewegungen folgend und in Kafr-Dawar nur eine geringe Besatzung zurücklassend, bei Tel-el-Kebir, 30 Kilometer westlich Ismaïlia und am Canal gleichen Namens, eine in aller Eile nothdürftig verschanzte Stellung bezogen. Am 13. September wurde dieselbe von den Engländern nach kurzem und mehr als mattem Widerstande der Aegypter erstürmt. Auch eine befähigtere Führung hätte mit der kaum 12 000 Mann starken, mangelhaft ausgerüsteten, demoralisirten und undisciplinirten, meist aus unausgebildeten Fellachen

bestehenden ägyptischen Armee keine Erfolge haben können, selbst wenn er, was bei Arabi nicht der Fall war, seiner Sache ganz und voll ergeben gewesen wäre. Der mit einem Totalverluste von kaum hundert Mann innerhalb einer Stunde erfochtene Sieg über einen erbärmlichen Gegner wurde von den Engländern als hervorragende Waffenthat hingestellt — in Aegypten wurden nachmals in London angefertigte Bilder, 2 englische sich die Hände reichende Soldaten darstellend, mit der Unterschrift „Waterloo und Tel-el-Kebir" verbreitet — und trug dem Leiter der gewaltigen Schlacht, dem englischen General Wolseley, den Lordstitel ein. Am Abend des Schlachttages erreichte ein indisches Cavalleriecorps in der Stärke von 800 Mann, unterwegs völlig unbehelligt, das auch noch jetzt ruhig sich verhaltende Kairo und besetzte die ihm widerstandslos ausgelieferte, stark befestigte Citadelle. Das Drama war zu Ende; Aegypten war in den Händen der Engländer.

Ernst Weber.

Bücherbesprechungen.

— Reich und Reichsverfassung. Eine Antwort auf die Frage: Ist die Reichsverfassung Gesetz oder Vertrag? Festrede, gehalten in der königl. Deutschen Gesellschaft zu Königsberg i. Pr. am 18. Januar 1894 von Dr. Philipp Zorn, Geh. Justizrath, o. ö. Prof. der Rechte an der Universität Königsberg. Berlin, Carl Heymann, 60 ₰. — In der Wissenschaft wie in der praktischen Politik ist die Frage nach der Rechtsform des Deutschen Reiches aus dem Vordergrund zurückgetreten, in dem sie während des ersten Jahrzehntes nach der Reichsgründung gestanden hat. Nur dann und wann, wie vor Kurzem bei Gelegenheit der mecklenburgischen Verfassungsdebatte im Reichstage, beschäftigen sich noch gewisse Gruppen unserer Volksvertreter mit weitläufigen Erörterungen über die Machtbefugnisse der Reichsgewalt gegenüber den Bundesstaaten und hören wir wieder einmal das alte schöne Wort der Competenzcompetenz fallen. Auch in der staatsrechtlichen Literatur haben sich die Geister zwar nicht geeinigt, aber beruhigt, die Waffen werden hier nicht mehr mit jenem heiligen Eifer geführt, der die Kämpfe der ersten Zeit so eigenthümlich kennzeichnete. Auch der Verfasser berührt nebenbei diese Veränderung und deutet an, daß sie ihren Grund in Erscheinungen habe, die für die vaterländische Entwickelung keine erfreulichen seien. Sollten wir den Grund nicht in derselben geistigen Wendung erkennen, die die Theilnahme der Nation auch an den Rechtsfragen der Volksvertretung, des Constitutionalismus und Parlamentarismus, gegen früher so bedeutend herabgestimmt hat? in jener allgemeinen Abkehr von der übertriebenen Werthschätzung früherer Zeiten für die Formen des öffentlichen Lebens? Ist es dies, so haben wir den Grund nicht im eigenthümlichen Wesen gerade der Frage nach der Rechtsform des Reiches, und vor Allem nicht im abnehmenden Interesse am Gegenstande dieser Frage selbst zu suchen, wie dies augenscheinlich des Verfassers Meinung ist. Für die wissenschaftliche Forschung kann jedenfalls die heutige Stufe der Gemüther nur förderlicher sein zur Gewinnung der Wahrheit, als die vergangene Zeit, wo die Leidenschaft der Partei ihr Wort stärker mit hineinsprach als heute. Daß dabei die Antheilnahme des Herzens nicht wegzubleiben braucht, beweist gerade die vorliegende Schrift, die von Anfang bis zu Ende den Stempel warmen patriotischen Interesses trägt. Der Verfasser beantwortet die Titelfrage nach der rechtlichen Natur der Reichsverfassung im ersteren Sinne. Das Reich ist ihm nicht Bundesverein, sondern Bundesstaat, die Reichsverfassung Bundesgesetz, nicht Bundesvertrag, ihre Abänderung nur möglich durch Gesetzgebung, nicht durch eine anderweite Vereinbarung der verbündeten Regierungen beziehentlich durch den Rücktritt einzelner derselben unter den Umständen, die den Rücktritt vom Vertrage nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen zu rechtfertigen im Stande sind. Zur Begründung zieht er zweierlei heran, die Geschichte der deutschen Reform- und Einheitsbestrebungen seit dem Untergange des alten Reiches und dann die rechtlichen Vorschriften der Verfassung selbst über die Möglichkeit und den Weg ihrer Abänderung. Bei dem ersteren Punkt giebt er eine inhaltreiche Betrachtung der Gedanken und der thatsächlichen Versuche, die der Einigung Deutschlands vorausgingen. Er sieht in ihnen überall das Bestreben maßgebend und treibend, nicht eine Einigung auf vertragsmäßiger Grundlage, sondern auf gesetzlicher herbeizuführen, einen Staat mit Centralgesetzgebung zu schaffen im Widerspruche zum alten Bund. Dieses geschichtliche Moment erscheint ihm sogar allein und ohne weitere juristische Deductionen ausreichend zur Bestimmung des rechtlichen Charakters der schließlich zustandegekommenen Reichsgewalt. Der Verfasser geht damit unseres Erachtens zu weit. Ohne die Bedeutung der nationalen Bestrebungen früherer Jahrzehnte für die Erkenntniß des Wesens unseres heutigen Reiches ganz leugnen zu wollen, geben wir doch zu bedenken, daß das letztere seine Entstehung einem wesentlich anderen Entwickelungsgange verdankt, als jene Bestrebungen von 1848 beispielsweise nahmen. Und dann wird man die rechtliche Schöpfung der das Reich begründenden Factoren doch nur aus deren eigenem Willen und Absicht, nicht schlechthin aus dem Willen dritter, an der Thatsache der Reichsgründung nicht unmittelbar betheiligter Parteien beurtheilen dürfen. Gründer des Reiches waren aber auch nach des Verfassers Ansicht die deutschen Regierungen, und es fehlt deshalb zum mindesten der Nachweis, daß und inwieweit der in den Wortführern der Einheitsbestrebungen, in Literatur, Presse und Parlamenten lebendige Wille auch der ihrige war. Das andere Argument des Verfassers ist das bekannte, sonst allenthalben in erste Reihe gestellte, die verfassungsmäßig festgelegte Competenzcompetenz des Reiches, die eine anderweite, vertragsmäßige Abänderung seiner Rechtsgrundlage schlechthin ausschließe. —ek.

— Die Mitarbeit der Kirche an der Lösung der socialen Frage. Von Martin v. Nathusius, D. th. und Professor an der Universität Greifswald. II. Die Aufgabe der Kirche. Leipzig, J. C. Hinrichs. 1894. 7 ℳ 50 ₰ (das ganze Werk 12 ℳ 50 ₰). — Dem ersten grundlegenden Theil dieses Werkes, welcher die sociale Frage behandelt (Wiss. Beil. Nr. 66 von 1893), folgt nun dieser zweite ausführende Theil, der dem Gesammttitel des Werkes gerecht wird. Schon jener erste Band ließ überall durchblicken, bei welchen Zielpunkten des Verfassers überaus mühvolle Untersuchung ankommen würde; nunmehr wird der Nachweis im Einzelnen gegeben, warum und wie eine Mitarbeit der Kirche bei der Lösung dieser Hauptfrage des gegenwärtigen Volkslebens eintreten müsse. Was das Warum anlangt, so geht der Verfasser in seinen Feststellungen mit der ganzen Gründlichkeit des deutschen Professors zu Werke. Daß die christliche Kirche ihrem Begriffe nach an der Gestaltung und Lenkung des gesellschaftlichen Lebens betheiligt ist, versteht sich allerdings so sehr von selber, daß kein Kenner der Sache es dem Verfasser verargt haben würde, wenn er auf Grund dieser selbstverständlichen Voraussetzung sich sofort seiner Hauptaufgabe zugewandt hätte, die Mitarbeit zu beschreiben. Aber in Wahrheit ist sein weiteres Ausholen nicht überflüssig, sondern im höchsten Grade dankenswerth, weil er sich auf diese Weise selbst die Grundlage legt, auf welcher er weiter baut, und in seinen späteren Ausführungen überall auf das nach christlicher Lehre Festgestellte verweisen kann. Wir haben dergestalt in diesem zweiten Bande, wenn man's recht versteht, eine ganze theologische Ethik, die mehr als zwei Drittel des Ganzen für sich beansprucht, und deren Unterschied von andern Lehrbüchern dieser Wissenschaft man dahin feststellen könnte, daß hier kurz behandelt wird, was anderwärts in breiter Ausführung erscheint, dagegen was sonst schnell abgethan zu werden pflegt, nämlich die Lehre von der menschlichen Gesellschaft, hier als Hauptsache hervortritt. Und das hohe Verdienst dieser christlich-socialen Ethik ist die sichere biblische Begründung der Hauptbegriffe und der aus ihrer Anwendung sich ergebenden Folgen. Manches hier Gesagte wird nicht ohne Widerspruch bleiben; im Allgemeinen aber läßt sich behaupten, daß der Verfasser die von der christlichen Ethik längst festgestellten Sätze auf Grund eines sorgsamen nationalökonomischen Studiums in durchaus gesunder und nüchterner Weise neu gestaltet. Als ein Beweis dafür kann dienen, daß er mit den Forderungen aller der Theologen, die durch sociale Arbeit sich hervorgethan haben, wie Naumann, Rade, Göhre u. A., häufig übereinstimmt, vielleicht noch häufiger ihnen scharf entgegentritt. Der berüchtigte Satz Göhre's: „Es muß der Grundsatz durch uns zur Thatsache gemacht werden, daß auch ein Socialdemokrat Christ und ein Christ Socialdemokrat sein kann", wird einfach eine Utopie genannt, die nur verwirrend wirken könne. Und wie verwirrend hat sie bereits gewirkt gerade bei Solchen, die Geist und Gaben zu erfolgreicher socialer Arbeit besitzen! Deshalb ist das Vorhandensein des Buches von großem Werthe, so Vieles auch darin sich findet, und das gilt namentlich auch von dem letzten eigentlichsten Haupttheile, das sich für jeden Theologen nicht nur, sondern für jeden verständigen Bibelleser von selber versteht. Denn dieser Darstellung läßt sich nicht mehr der Vorwurf machen, daß sie ohne Berücksichtigung der thatsächlichen Verhältnisse des Volkslebens als steife Theorie ihre Grundsätze aufstelle und entwickele.

Die gesammte sociale Literatur bis in die Einzelheiten der speciellsten Zweige hinein ist von dem Verfasser studirt und geprüft worden, ob sie eine Wahrheit enthalte, die vor dem Forum der obersten Wahrheit bestehen könne, und zwar die ausgesprochen christliche Literatur so gut, wie die ausgesprochen unchristliche. Und das Ende ist jedes Mal, daß die alte biblische Wahrheit weiter gilt auch für die schwierigsten, socialen Aufgaben, wenn sie nur im Geist des Evangeliums erkannt und gehandhabt wird, aber nicht nach gewissen herkömmlichen Ueberlieferungen, die für unsere Zeit keine Geltung mehr haben können. Zu den letzteren gehört z. B. die vielfach noch beliebte Ausdehnung der Pflichten des vierten Gebotes auf das Verhältniß der Lohnarbeiter zu ihren Arbeitgebern. Die Vorschläge des Verfassers, wie die Mitarbeit der Kirche zu gestalten sei, decken sich in der Hauptsache mit dem, was verständige und maßvolle Betrachtungen der socialen Frage vom christlichen Standpunkte aus schon immer gefordert haben. Aber es ist hier eben alles Herzugehörige in wohlgeordneter Entwickelung an einander gereiht und mit den ausführlichsten Nachweisen der vorhandenen Literatur ausgestattet und dieser Vorzug im Verein mit den bereits hervorgehobenen macht das Buch zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel gründlicher und zusammenhängender Belehrung für alle die, welche zu solcher Mitarbeit berufen sind oder berufen werden sollen. Schon die nächste Generation theologischer Ethiker wird ihre Wissenschaft in einer bisher nicht gekannten Weise vortragen müssen; bis dahin ist das vorliegende Lehrbuch die nothwendige Ergänzung zu den schon vorhandenen. B. K.

— Der Buchhändler und die innere Mission von Ludwig Burmeister, Verlagsbuchhändler. Leipzig, Reinhold Werther 1895. 16 S. — eine Abhandlung, welche, ausgehend von der Thatsache, daß die Buchdruckerkunst zuerst dem Druck der Bibel und ihrer Theile sowie der erbaulichen und belehrenden, volksthümlichen Literatur dienstbar gewesen, und erst später nach Aufhebung jeder Censur und der bis 1848 bestehenden Preßgesetze eine Fluth der verwerflichsten Literatur habe hervorbringen helfen, Pionierdienste leisten und Anweisungen für den Missionsbuchhandel geben will. Die Vorwürfe, daß die Buchhandlungen der inneren Mission ihren christlichen Zweck als Aushängeschild benützen, vor anderen Geschäften dadurch Vortheil genießen und ihnen den Verdienst entziehen, sowie daß die Missionsbuchhandlung die Kirche ins geschäftliche Leben hineinziehe und dieselbe den Folgen der Geschäftsconcurrenz aussetze, werden zurückgewiesen; andererseits aber wird verlangt, daß eine buchhändlerisch-fachmännische Kraft von ernster christlicher Gesinnung die Handlung leite Hier werde es in erster Linie auf die Frage ankommen, was man mit diesem Unternehmen für das Reich Gottes wirken könne, und erst in zweiter Linie, was man damit verdiene. Auch die etwaigen Agenturen sollten eine streng geschäftliche Basis haben. Wir können uns im Ganzen mit den Anschauungen des Verfassers einverstanden erklären, wenn wir auch es nicht gerade „als eine Schande brandmarken", daß ein Geistlicher sich in einer kleinen Stadt als Besitzer und Leiter einer Buchhandlung ins Handelsregister eintragen läßt. D. K.

— Diagnostik und Therapie der Magenkrankheiten. Nach dem heutigen Stande der Wissenschaft, bearbeitet von Dr. J. Boas, Specialarzt für Magen- und Darmkrankheiten in Berlin. II. Theil. Specielle Diagnostik und Therapie der Magenkrankheiten. Mit 8 Holzschnitten. Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage. Leipzig, Verlag von Georg Thieme. 1895. — Bei Besprechung der ersten Auflage dieses Lehrbuches haben wir dessen außerordentliche Vorzüge gebührend hervorgehoben. Das Buch hat inzwischen seinen Weg in die ärztlichen Kreise gefunden und allgemeine Anerkennung erlangt. In den seitdem verflossenen Jahren hat die Diagnostik der Magenkrankheiten wiederum einige Fortschritte zu verzeichnen, denen der Verf. in seiner neuen Darstellung gerecht wird. Einer der wichtigsten ist der vom Verf. selbst erbrachte Nachweis, daß Milchsäure im Magen nur bei Krebs desselben vorkommt. Wesentliche Aenderungen hat insbesondere das Capitel über den Magensaftfluß erfahren, dessen Auffassung in letzter Zeit sich erheblich geändert hat. Die Darstellung ist leicht übersichtlich, dabei erschöpfend und sehr instructiv. Auch die Therapie läßt sich der Verf. sehr angelegen sein, er giebt für jedes einzelne Krankheitsbild bis ins Einzelne und Kleinste gehende Anweisungen; besonders dankbar sind noch die zum Schluß angefügten Diät-Schemata. D. A.

— Gustav Adolf, ein Festspiel von Friedrich Corleis. 2. Aufl. Altona 1895. Verlag der Schlüter'schen Buchhandlung. 78 S. und Gustav Adolf, historisches Festspiel in 5 Acten von Heinrich Spindler, Dr. phil. Zwickau i. S., Commissionsverlag von L. Walther Marx. 1894. — Wie einst anläßlich des Lutherjubiläums das Leben des Reformators in mehreren Festspielen dem Volke vorgeführt wurde, so hat auch die Gustav Adolf-Jubelfeier noch neue Volksbühnenstücke zu den bereits vorhandenen hervorbringen helfen. Das erste der beiden uns vorliegenden ist bereits vor Jahresfrist in Altona aufgeführt, das andere laut Vorrede in Zwickau von dem dortigen Gustav Adolf-Verein zur Aufführung in diesem Jahre angenommen, das Corleis'sche in der Form bündiger, das Spindler'sche in freilich gar zu dürftigen holperigen Jamben geschrieben und inhaltlich von anderen Festspielen, auch dem Corleis'schen, sichtlich Manches entlehnend. Bei Corleis kommen ähnlich wie bei dem Herrig'schen Luther zu den handelnden Personen noch zwei Nebenfiguren, ein Herold und ein Gesandter, welche in durchaus angebrachter, geschickter Weise dem Publicum vor jedem neuen Act das inzwischen Geschehene berichten. Hier und da muß dramatische Lebendigkeit besonders da, wo es sich um den Ausfall der Schlachten bei Breitenfeld und bei Lützen handelt, beiden Stücken zuerkannt werden. Es ist wohl auf einen historischen Irrthum zurückzuführen, wenn in dem Spindler'schen Stück erzählt wird (S. 35), Johann Baptista sei ein Jesuit gewesen, der sich in der Kleidung eines protestantischen Feldgeistlichen ins schwedische Lager eingeschlichen. Er war ein im kaiserlichen Heere vorher angestellter Rittmeister, welcher zu den Schweden übergegangen, in Dietrich v. Falkenberg's Regiment Dienste genommen und mit Quint del Ponte gemeinsame Sache machte. Ebenso scheint es unersichtlich, warum Marie Eleonore schon in Berlin ihren Gemahl treffen soll, also im Mai 1631, während sie erst im Juli an den Hof ihres Bruders kam und bis in den Januar des folgenden Jahres wartete, bis Gustav Adolf sie ins Winterquartier zu Mainz und Frankfurt a/M. rufen konnte. Noch weniger aber stimmt mit der wirklichen Marie Eleonore, die sich nie in politische Fragen mischte und zu ihrem Gemahl in zärtlicher Zuneigung emporsah, daß sie Gustav Adolf abzuhalten versucht (S. 38 bei Spindler), aus einem Erretter zu einem Eroberer des Deutschen Reiches zu werden. Vielleicht ist auch das ein Anklang an Corleis, welcher, was uns freilich noch weniger gefällt, sogar Gustav Adolf eine Beichte vor seiner Frau ablegen läßt (S. 66):

Sündigen wir gegen
Den heilgen Geist, so trifft uns sein Gericht.
Ward ich doch ausgeschickt, dem Herrn zu dienen,
Der heilgen Lehre seines Sohnes galt's.
Ich fühlte Gottes Odem mich umwehen,
Und seine Allmacht führte mich zum Sieg.
Er ebnete mir alle meine Pfade,
Doch thöricht füllte sich mit Stolz mein Herz.
So ward ich schwach Als der Verführer nahte,
Verfiel ich seiner Lockung schönem Schein.
Mehr als die Freiheit meiner Glaubensbrüder
Zog mich die Gründung eines Reiches an,
Vor dessen Krone sich die Fürsten beugten,
Vor dessen Thron die Völker bittend knieten,
Und dessen Macht die ganze Welt bezwang.
Schon wähnte ich das Ziel erreicht zu haben,
Die Feinde lagen all' vor mir im Staub,
Es wuchs das Heer — da schlug mich Gottes Hand.

Corleis hat einen Prolog und Epilog hinzugefügt, von denen dieser mit dem Hinweis darauf, wie in der Gegenwart Vaterlandsliebe und Glaube schwindet, patriotisch ausklingt. D. K.

—ff. Der Jagdhund von Franz Krichler. Verlag von Edgar Herfurth & Co., Leipzig. — Verfasser, ein auf dem Gebiete der jagdlich-kynologischen Literatur wohlbekannter Schriftsteller, hat die Neubearbeitung vorstehenden Werkes in meisterhafter Weise vollzogen. Als praktischer, erfahrener Jäger, nicht etwa als Theoretiker, macht uns Krichler mit dem treuesten Genossen des Waidmanns, dem Jagdhunde, bekannt und lehrt uns ihn lieben und hochhalten. Das Werk beschäftigt sich eingehend mit der Züchtung, Dressur und Abführung aller Jagdhundrassen und wird vervollständigt durch ein ausführliches Capitel über die Krankheiten der Hunde und ein alphabetisches Verzeichniß der kynologisch-technischen Ausdrücke. Geschmückt ist das Buch mit einer großen Anzahl von Illustrationen, welche zumeist der Hand des bekannten Sportmalers A. Stoecke entstammen. — Das Buch, dessen Preis 7,50 ℳ beträgt und das in jeder Beziehung höchst elegant ausgestattet ist, kann als Geschenk für Jäger und Hundefreunde nur bestens empfohlen werden.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 28. Donnerstag, den 7. März. 1895.

Ein botanischer Ausflug auf die Testa d'Alpe (Alpi marittime).

Von Dinter-Mortola.

„So kommen Sie doch etwas schneller, Silvio, wir verpassen ja sonst den Omnibus, oder wir müssen zum Mindesten mit Plätzen auf dem Kutscherbock vorlieb nehmen." Der also Angeredete ist mein sonn- und festtäglicher Begleiter auf allen meinen botanischen Ausflügen und trägt heute die mit fünf Kilo Preßpapier gefüllten Sammelmappen auf dem Rücken, sowie eine große Botanisirbüchse und zwei wollene Decken zum Uebernachten unter freiem Himmel. Er besitzt alle guten Eigenschaften eines Italieners, ist höflich, gewissenhaft, zuverlässig, mäßig u. s. w., kurzum, Silvio ist mein Factotum und mir so unentbehrlich geworden, daß ich einen größeren Ausflug von mehr als Tagesdauer überhaupt gar nicht ohne ihn unternehmen würde. Die Augustnacht, in welcher wir im beschleunigten Tempo auf der staubweichen Landstraße von Mortola nach Ventimiglia dahinschreiten, ist eine herrliche, schwarzblauer Himmel, prachtvoller Mondschein, linde Luft und rechts tief unter uns hört man in regelmäßigen Intervallen die Brandung des mondscheinübergossenen Meeres gegen die steile Küste donnern. Alles deutet auf einen Tag, der uns den Schweiß aus allen Poren treiben wird. Besser jedoch, tüchtig zu schwitzen, als nur ein klein wenig zu frösteln. Ich sehe nach der Uhr; es ist wirklich höchste Zeit; um 2 Uhr soll der Stellwagen abgehen und dieser wartet nicht, da die Passagiere sich zur rechten Zeit einzufinden pflegen, um nicht Tags über in drückender Hitze sich in dem wenig comfortablen Gefährt zusammenschütteln zu lassen. Beim Fort biegen wir links ab von der Küstenstraße, die in weitem Bogen um Ventimiglia herumführt, und eilen die steilen todten Treppengassen der Stadt hinunter, in der man merkwürdiger Weise die meisten Hausthüren weit offenstehend findet. Nun über die Royabrücke, noch einige hundert Schritt, und wir sehen schon die Laternen der zweistöckigen Arche, die uns nach Libri im Royathal bringen soll. Silvio geht ins Omnibusbureau, um zwei Plätze zu bezahlen, während ich rathlos vor dem Wagenungethüm stehe, in und auf welchem ich jedoch kein leeres Plätzchen, geschweige denn zwei erblicken kann, im Innern sind 10, im Oberstockwerk unter der Plane 7, vorn im Coupé 4 und auf dem Bock 2 Personen, und dabei steht der Kutscher mit der Peitsche klatschend noch unten, die baldige Abfahrt etwaigen Fahrlustigen ankündigend. „Wir werden erst morgens mit dem Nächsten fahren können; der Wagen ist übervoll," sage ich zu Silvio, der eben aus dem Bureau heraustritt. „Oh no, Signore, troviamo ancora due posti per noi, ho pagato due." (Oh, wir finden schon noch Platz für uns, ich habe ja zwei bezahlt.) Und wahrhaftig, Silvio bringt's fertig. Er spricht einige Worte mit zweien der Coupéinhaber, deren jedem er einige dicke Soldi in die Hände klappern läßt, worauf diese das obere Stockwerk erklimmen und sich in das Stroh zu den andern dort befindlichen Sieben verkriechen, was ihnen seitens letzterer eine Fluth hier nicht gut wiederzugebender Flüche zuzieht. Wir aber machen es uns nach Umständen so bequem wie möglich, wickeln uns in die Decken und ächzend setzt sich der Wagen, von vier kräftigen Gäulen gezogen, in Bewegung. Soeben verkünden Glockenschläge von der Kathedrale in Altventimiglia die zweite Stunde. Gespensterhaft thürmt sich die vom Vollmond bestrahlte Stadt mit ihren schwarzen Fensterhöhlen am anderen Flußufer auf, überragt von den Trümmern der geschleiften Festungswerke. In rascher Fahrt geht's in nördlicher Richtung royaaufwärts auf der schönen gut unterhaltenen Heerstraße, die, über den Col di Tenda führend, die Riviera mit Cuneo und Turin verbindet. Bis Trucco, dem ersten Dorf, welches wir nach einstündiger Fahrt passiren, schwankt die Breite des Royabettes zwischen 4—700 Meter; aber wie alle italienischen Flüsse, ausgenommen Po, Tiber und Volturno, führt die Roya nur bei anhaltendem Regen und im Frühjahre, wenn der Schnee in den Tenda-Alpen zerrinnt, ein zwei bis drei Fuß tiefes Wasser. Jetzt aber im Hochsommer durchkreuzen nur einige schmale Wasseräderchen die weiten Flächen der Geröllablagerungen, welche reich mit Oleander- und Tamariskengebüsch (Tamarix germanica) bewachsen sind. Hinter Trucco treten ganz plötzlich auf beiden Seiten die steilen olivenbedeckten Berge ganz dicht an den Fluß heran; das Flußbett verengt sich ebenfalls bis auf 20 Meter, so daß die zusammengedrängten Wassermassen brausend in schnellem Lauf über die Felsblöcke springen. Auch der kalte, der Thalrichtung nach Süden folgende Luftstrom, welchen wir bis Trucco wegen der Breite des Thales wenig empfunden haben, macht sich von hier aus, auf ca. $^1/_5$ zusammengepreßt, sehr bemerklich. Die Straße folgt immer den mäanderartigen Windungen des Flusses, bald auf dem rechten, bald linken Ufer, dann führt sie durch das Dörfchen Airole, weiter durch eine in harten Kalkstein gesprengte „galleria" (Tunnel) und endlich durch den Ort San Michele. Hier beginnt aber die Straße, die bisher eine nur mäßige Steigung hat, bedeutend zu steigen, und die dampfenden Pferde, welche 16 Kilometer fast immer im Trab zurückgelegt, haben Mühe, den schweren Wagen im Schritt von der Stelle zu bringen. Unterdessen ist es auch heller Tag geworden und um 4 Uhr Morgens sind wir zur Stelle, gerade am 20. Kilometerstein von Ventimiglia aus. Wir sind die einzigen Passagiere, die hier absteigen, und der Wagen rollt etwas erleichtert weiter. Wir laden unser Botanikerhandwerkzeug auf den Rücken und steigen rechts der Straße den in sehr steilen Zickzackwindungen nach Libri führenden Pfad hinauf, dessen Kirchlein wir 400 Meter über der Thalsohle erblicken. Nach anderthalb Stunden ist der wie todt daliegende Ort erreicht, denn heute ist Sonntag und die Bewohner träumen noch auf ihren Maisstrohsäcken. Zwei Esel in ihren Ställen verkünden durch lieblichen Duettgesang dem Dorfe unseren Einzug. Wir pochen laut an die Thür des kleinen einzigen Gasthauses und bald öffnet die Wirthin, uns sofort von früher wieder erkennend, mit freundlichem: „Come va, Signori?" — Der freundliche Leser freue sich nun aber nicht, in Folgendem die Schilderung einer mit Lebensgefahr verbundenen Hochgebirgskraxelei genießen zu können, bei deren Lesen ihm schon die Haare zu Berge stehen; Testa d'Alpe hat nur eine Höhe von 1600 Metern und kann leicht von jedem guten Touristen von Libri aus in 5 Stunden bestiegen werden. Der Zweck der Bergpartie ist nur, den großen Reichthum des Berges an seltenen Alpenpflanzen zu erforschen. Hier in den Seealpen ist es nicht so wie in den deutschen oder Schweizer Alpen, wo nahezu jeder Quadratmeter von Touristen und Botanikern begangen und abgesucht ist; hier giebt es noch zahlreiche Bergspitzen, die noch niemand anders als Patrouillen von Alpinis (Alpenjägern) und Vermessungsbeamte bestiegen haben. Nach Versicherung der Wirthin bin ich immer noch der erste Tourist, den sie im Leben je gesehen hat. Während ich mir mein Frühstück schmecken lasse, hat Silvio einen Esel sammt Treiber herbeigeholt, und nachdem wir über den zu zahlenden Lohn für die nächsten 24 Stunden einig geworden sind, wird der Esel mit Proviant, Botanisirzeug, wollenen Decken und Axt bepackt und um 8 Uhr ist Alles klar zum Aufstieg. Gleich hinter Libri ist ein trostlos steriler, langgestreckter Bergrücken von 500 Meter Höhe zu erklimmen. Der schmale, mit Steinen besäte Pfad

führt in steiler Zickzacklinie die fast allen Pflanzenwuchses entbehrende Bergseite hinauf. Die Sonne hat schon längst begonnen, uns den Schweiß hervorzutreiben. Auf dem Kamme, der Cima di Pan, wo wir durstig angelangt sind, wird vor allen Dingen kurze Rast gemacht, der vergossene Schweiß durch weingemischtes Wasser reichlich ersetzt und das schöne Panorama genossen. Vor uns geht's auf der östlichen Seite der Cima di Pan noch steiler hinab, wie auf der Seite nach Libri zu. Die mageren Grasbüschel und der dornige spanische Ginster (Genista hispanica) verschwinden vollständig. In derselben Richtung weiter schaut das Auge Hunderte von gleich nackten, steilen Voralpenbergen von 600—1000 Meter Höhe. Nach Süden fast dasselbe Bild mit einem kleinen Stückchen Meer, welches zwischen zwei Kuppen durchlugt. Im Norden ist die Fernsicht durch den langen, ansteigenden Rücken der Cima di Pan und die daranschließende, ziemlich 600 Meter höhere Testa d'Alpe sehr beschränkt, doch dem Auge wohlthuend durch das Schwarzgrün von Kiefernwaldungen, welches mit dem satten Hellgrün von Buchenbeständen abwechselt. Im Westen liegt zu unseren Füßen Libri, aus fünf in ziemlich einer Linie liegenden Häusergruppen gebildet. Fast jedes Haus trägt auf seinem platten Dache eine mäßig hohe Weizenfeime, den Jahresbedarf an Brodkorn und Stallstreu. Das Dorf hat Raum genug zum Anbau seiner Feldfrüchte und des Weines, da es auf einer langgestreckten Terrasse oder Stufe gelegen ist. Das Korn wird entweder sehr primitiv auf den Dächern mit krummen Knüppeln gedroschen oder zwischen den Häusern durch Esel und Maulthiere ausgetreten, wie man es in allen Ortschaften der Seealpen beobachten kann. Unten im Royathale ziehen sich wie dünne Fädchen nebeneinander die Roya und die Chaussee dahin, an welcher wir ein wenig aufwärts das italienische Zollhaus von Piena sehen. Eine Viertelstunde aufwärts von demselben setzt sich nämlich die französische Grenze, gerade direct von Westen kommend, über die Straße hin fort, läuft dann in Nordost-Richtung auf die Testa d'Alpe zu, biegt dort nach Norden um und läuft so parallel zur Straße bis zwei Kilometer hinter Fontan. Dort biegt sie wieder nach Westen und setzt zum zweiten Mal über die Straße, so daß zwei italienische und zwei französische Zollhäuser nöthig werden, welche den Verkehr in der denkbar lästigsten Weise zu hemmen beflissen sind. Frankreich, für welches der Besitz eines Stückchen Landes, durch welches eine Hauptverkehrsader Italiens führt, ein strategisch hochwichtiger Punkt ist, hat denn auch alle Höhen links und rechts der Straße mit Forts besetzt, so daß bei einem Durchzuge italienischer Truppen kein Mann mit dem Leben davon käme. Italien führt deshalb seine neue Militärbahn, an welcher rüstig gebaut wird, gleich vom südlichen Ende des 14 Kilometer langen Col di Tendatunnels ins Bett der Nervia, welche östlich parallel zur Roya nach Ventimiglia fließt, wo die Bahn in die Mediterranbahn einmünden soll. Auf der anderen Seite des Thales thront auf einem Felsvorsprung wie ein Adlerhorst in den Lüften das unnahbar erscheinende Städtchen Penna oder Piena mit bedeutenden Bergen, als Mille Forche (1000 Galgen) und Cima Calmetto, im Hintergrunde. Nun aber wieder vorwärts, wir haben heute noch mehr vor, als nur den Gipfel der Testa d'Alpe zu erreichen! Der Esel wird wieder beladen, und rasch geht's auf dem mäßig ansteigenden Grate der Cima di Pan entlang. Nach weiteren 500 Metern Steigen verändert sich die Scenerie ziemlich rasch; der Rücken wird immer flacher und breiter, und vor uns winkt schöner dunkler Kiefernwald, durch dessen Schatten ein nur sehr mäßig steigender Pfad uns auf eine saftig grüne Alpenmatte bringt, die sich fast eine Stunde lang ausdehnt und ihr Ende in einem Felskegel findet, von dessen Spitze aus man einen großartigen Blick auf die schneebedeckten Spitzen der Tenda-Alpen hat. Das ist die Testa d'Alpe, auf welcher wir bis zum nächsten Morgen bleiben werden, um unsere Mappen mit den vegetabilischen Bewohnern des Berges zu füllen. Ein kleiner Bestand herrlicher alter Kiefern, mit fußlangen Bartflechten behangen, wird als Bivouakplatz für die nächste Nacht ausersehen und sogleich beginnen wir den Bau eines Zeltes. Fünf lange Kiefernäste werden abgeschlagen, in die Erde zu einer Pyramide gerammt und diese mit zwei zusammengehefteten Decken überzogen. Das Innere wird mit trockenen Kiefernadeln fußhoch gepolstert und ich und Silvio erproben sofort durch eine kurze Siesta den Werth des Gebäudes, indessen Giovanni der Treiber beschäftigt ist, ein tüchtiges Holzlager für die Nacht zusammenzubringen. . . . Wie grundverschieden ist doch die Vegetation dieses nur 17 Kilometer (Luftlinie) von der Küste entfernten Berges von nur 1600 Meter Höhe von der Littoralflora. Dort Cistus, Pistazien, Myrthen, Erdbeersträucher (Arbutus Unedo), Opuntien und Agaven*), bis 20 Fuß hoher Ginster (Spartium junceum) und 10 Fuß hohe Eriken (Erica arborea), und hier oben Gentianen, Alpenprimeln, Saxifragen, Glockenblumen und von Sträuchern Erlen und Haselnuß. Eine der gemeinsten und zugleich schönsten Pflanzen ist hier der bis meterhohe gelbe Enzian (Gentiana lutea), der auch in den deutschen Alpen einheimisch ist und dessen bitterer Extractivstoff, der Enzianbitter, zu verschiedenen Alpenkräuterliqueuren verwendet wird. Außerdem finden sich noch 3 blaublühende Arten (Gentiana campestris, cruciata und acaulis), vor allen Dingen aber beleben ein große Anzahl gelber Compositen und Umbelliferen die buntgewirkte Matte. Da ich an dieser Stelle nicht die ganze Liste der hier gesammelten Pflanzen folgen lassen kann, so sei nur beiläufig bemerkt, daß ich 124 nicht an der Küste vorkommende Arten notirte, daß aber die Zahl der verblühten und übersehenen Pflanzen sicher eine noch bedeutendere Höhe erreicht. In wenigen Stunden ist ein unheimlich großer Haufen von Pflanzen zusammengetragen, und wir müssen darauf bedacht sein, diese vor Einbruch der Dunkelheit in die Mappen zu bringen. Mit Hilfe meines Begleiters geht auch diese Arbeit flink von Statten und kaum ist der letzte Sonnenstrahl verschwunden, so ist das Tagewerk vollbracht. Unser Giovanni ist unterdessen nicht müßig gewesen; er ist nach der ½ Stunde entfernten Sennerei geritten und hat von dort eine große Kürbisflasche voll frischer Milch und Käse geholt. Nach gethaner Arbeit ist gut ruhn. Unser frugales Abendbrod, aus Salami, Käse, Milch und Wein bestehend, mundet vorzüglich. Dann wird das Wachtfeuer angezündet, daß die Flammen bis zu den Aesten emporschlagen, und die Cigarre in Brand gesetzt. Die beiden Italiener schwatzen und ich, die Generalstabskarte vor mir, orientire mich für den morgen einzuschlagenden Weitermarsch, während der frei umherstreifende Graue von Zeit zu Zeit seine Zufriedenheit durch weithinschallende Tonleitern kundgiebt. Unter lebhaften Gesticulationen mit beiden Händen erzählt der Treiber von seinen Razzien auf sicilische Räuber während seiner Militärzeit in Catania, und nachdem er geendet, wird gelooft, wer die ersten zwei Stunden die Wache übernehmen soll. Das Loos trifft mich und ich bin zufrieden damit; es ist ja schon 11 Uhr geworden, und ehe ich zum zweiten Male an die Reihe käme, ist es bereits wieder Morgen und die Arbeit beginnt von Neuem. Die beiden Italiener kriechen in das Zelt und zeigen bald durch behagliches Knurren einen gesunden Schlaf an. Und ich sitze auf den Pflanzenmappen, an eine Kiefer gelehnt, werfe ein Scheit nach dem andern ins prasselnde Feuer und lasse Bilder aus vergangenen Zeiten an meinem geistigen Auge vorüberziehen. Ich denke an meine Soldatenjahre und es schüttelt mich bei dem Gedanken an das naßkalte Vorpostenbivouak in einer Sandgrube bei Oschatz, wobei Kamerad H. als abgelöster Außenposten ohne Gewehr zurückkam, welches erst am nächsten Morgen in ganz verrostetem Zustande gefunden wurde, just da, wo die Rückseite H's. ganz deutlich im saftigen Klee zu sehen war. Auch viele kleine Tollheiten aus dem Garnisonwachtdienst, deren Held ich war, in den Augen der Nichtsoldaten lustig, in denen bärbeißiger Unterofficiere jedoch mindestens Todesstrafe verdienend, fallen mir ein. Ach Gott ja, das Soldatenleben ist ja ganz schön, aber noch viel schöner die Erinnerung daran, an einem freiwilligen Bivouakfeuer unter einem milderen Himmelsstriche. Dann wieder Bilder aus meinem Wanderleben: Der ungeheure Bergcirkus von Zermatt, der Hundertkilometerparforcemarsch in 28 Stunden von Modane über den Montcenispaß nach Turin, Colosseum in Rom, Vesuvbesteigung, dreitägiger Schneesturm in den Abruzzen auf dem Wege von Rom nach Ancona, 15 Tage Haft als der Spionage verdächtig in Valence sur Rhone, der imposante Prachtbau des Justizpalastes zu Brüssel und hundert andere mir unvergeßliche Dinge jagen in rascher Folge durch das Gehirn, indessen der Stundenzeiger meiner Uhr ein Sechstel seines Umlaufs vollendet hat. „Zweite Nummer der Ablösung vor!" Silvio kriecht hervor und übernimmt mit der Weisung, nicht zu schlafen, meinen Posten. Ob ihm auch die Zeit so schnell verfliegen wird, wie mir? Ich zweifle. Er ist, bevor ich ihn auf Excursionen mitnahm, noch nicht weiter gekommen, als von La Mortola bis

*) Letztere beiden sind Amerikaner, jedoch jetzt an hunderten von Orten vollkommen wildwachsend, wie auch die stattliche Ricinuspflanze an allen Bahndämmen, sowie der baumartige Tabak (Nicotiana glauca) aus Peru vollkommen wild erscheinen.

nach San Remo auf der einen und bis nach Mentone auf der andern Seite. Die Italiener, außer den Lombarden und Piemontesen, kommen nicht in der Welt herum. ½6 Uhr Morgens ist's, als ich erwache und Silvio neben mir munter rüttle. Wir kriechen heraus, richtig, da liegt Giovanni sanft schlafend am rauchenden Aschehaufen und hat aus dem Grunde das Wecken versäumt. Die Sonne blitzt über die stark bethaute Alpenmatte und unten von der Sennerei her erschallt das Brüllen der Kühe. Der Treiber reitet dorthin, um wieder Milch zu holen, während wir das Zelt abbrechen und Alles zur Abreise fertig machen. Nach dem gemeinsamen Frühstück erhält der Treiber seine 6 Lire und ich übergebe ihm die vollen Pflanzenpackete zur Beförderung per Omnibus über Libri nach Ventimiglia. Dann ein herzliches Rivederci und Giovanni zieht mit seinem Grauen ab auf dem kürzesten Wege nach Libri und wir, nur mit der Botanisirbüchse und einer dünnen Sammelmappe versehen, steigen den östlichen Abhang hinab durch prächtigen Kiefernwald, dem tiefen Thal der Sgorria zu. Der schöne schattige Wald ist jedoch bald durchwandert und macht einer 3 Stunden langen steilgeneigten Einöde Platz, auf welcher der Weg vollkommen verschwindet, so daß wir ganz auf Karte und Instinct angewiesen sind; denn kein Mensch läßt sich hier weit und breit blicken, den man nach dem Wege fragen könnte. Die Sonne brennt schon mit aller Macht auf uns nieder und mahnt uns, den Marsch zu beschleunigen. Nach drei guten Stunden wird das Terrain noch viel steiler abfallend und ein starkes Rauschen zeigt uns die Nähe der Sgorria an. Noch ein wenig weiter und wir sehen ca. 300 Meter unter uns den reißenden krystallgrünen Alpenbach, zu welchem im Zickzack ein schmaler treppenartiger Pfad hinunterführt, welcher, über eine kleine hochgeschwungene Steinbrücke setzend, am linken Ufer der Sgorria nach Süden führt in einem canonartigen, romantischen, von hohen steilen Bergen eingefaßten Thale entlang. Ziemlich müde und mit schmerzenden Füßen von dem fünfstündigen Marsche auf hartem, losem Steingerölle begrüßen wir freudig das Städtchen Rochetta Nervina, welches sich in seiner Zerfallenheit und weltabgeschiedenen Lage wie ein Banditennest ausnimmt, aber in seinen Mauern eine sehr friedliche Bevölkerung von 500 Seelen birgt. Unsere Absicht, noch heute bis Dolceacqua zu marschiren, wird angesichts unseres ruhebedürftigen Zustandes und eines ganz annehmbaren Albergos sofort zu Wasser. Wenn ich diesen einzigen Albergo zu Rochetta für ganz annehmbar erkläre, so meine ich freilich nur für so bescheidene Hinterwäldler wie die Rochettaner und allenfalls für müde Testa d'Alpebesteiger, denn der freundliche Leser darf nicht etwa denken, daß man daselbst junge Tauben, Gänseleberpasteten und Sedlmayer'schen Spaten bekommt. Oh nein, ein echter Rochettaner schwelgt schon beim Genusse eines Tomatensalats, von Oliven in Salzwasser, Maccaroni und steinhartem Suppenkäse. Aeltere Rochettaner sind höchstens ein Mal an die Riviera gekommen und die hübsche Wirthstochter zieht ungemein, weil sie erst vor Kurzem von Marseille zurückgekehrt ist, von welchem sie natürlich täglich ihren Mitbürgern erzählen muß. Diese sind vor Verwunderung schier starr ob der ihnen fremdklingenden französischen Sprache, in welcher sie mit mir sehr geläufig spricht. Wir sind die ersten Fremden, die in dem Städtchen übernachten wollen. Ein Wunder ist's nicht, daß Rochetta um 500 Jahre in der Cultur zurück ist, wenn man bedenkt, daß es in einem tiefen Bergkessel zwei Stunden weit von einer carrossablen Straße abgelegen ist, denn nur ein schmaler Maulthierpfad verbindet es mit dem im Nerviathal gelegenen Dolceacqua, welches auch gerade kein Emporium moderner Cultur genannt werden kann. Der Abend ist prächtig und wir sitzen rauchend auf der Terrasse des Gasthauses, dessen Fundament von der lustig dahinrauschenden Sgorria bespült wird. Auf dem anderen Ufer thürmen sich hohe Berge, deren Fuß mit dichtem Olivenwald bestanden ist, während der obere Theil gemischte Nadelhölzer aufweist. Gerne wartete ich noch auf den Mond, um eine wunderbare Mondscheinlandschaft genießen zu können, jedoch für Rochetta Nervina geht dieser ebenso wie die Sonne viel später auf und eher unter als für bevorzugter gelegene Orte. Wir begeben uns also zu Bette, welches für solche weiße Sperlinge, wie wir sind, besonders gut präparirt ist. Kaffee gab's allerdings am nächsten Morgen nicht, wohl aber frische Ziegenmilch, die bei anstrengenden Touren dienlicher ist als ersterer, und dann geht's nach dem üblichen A rivederci unsererseits und Buon viaggio andererseits aus dem Städtchen hinaus. Nach zweistündigem Marsche durch ununterbrochene Olivenhaine sind wir an der Mündung der Sgorria in die Nervia und somit auch auf der Chaussee angelangt, welche mit der Nervia von Pigna herunterkommt. Hier setzen wir uns ein wenig, auf den Omnibus von Pigna wartend, nieder. Der Charakter der Landschaft ist hier wieder ganz der nämliche, wie im unteren Theile des Royalauses. Ein weites flaches Flußbett voll Geröll, wenig Wasser und die Berge links und rechts mit Oliven und Wein bis auf den Kamm bewachsen. Da ist ja bereits der Omnibus, wir klettern hinauf, fahren nach fünf Minuten schon durch Dolceacqua, in welchem auf dem jenseitigen Ufer eine außerordentlich malerische Burgruine aus der Zeit der genuesischen Republik zu bewundern ist. Dann wieder eine halbe Stunde lang durch Oliven, an deren Grau man sich bald überdrüssig gesehen hat, und da wären wir ja vor Camporosso, dem berühmten Camporosso, welches seinen Namen von den massenhaft im Nerviabett wachsenden Oleandern haben soll. Der Wagen hält vor der Stadt, und Alle steigen aus. Wir wissen, daß nur einmal ein Omnibus Camporosso mit Passagieren bis zur Hälfte durchfahren hat, denn in der Mitte auf der Piazza del Municipio fiel der Wagen um, und es gab Beulen und Verrenkungen in Menge. Seitdem fährt der Wagen ganz langsam im Schritt hindurch und die Passagiere gehen zu Fuß hinterdrein. Ja, lieber Leser, hier sieht's gar bös aus seit vielen Jahren, und wenn du einmal nach der schönen Riviera kommst, so versäume nicht, Camporosso in seiner traurigen Berühmtheit zu sehen. Der genannte Platz, in der Mitte des Städtchens, sieht gerade aus, als ob sich erst ein grausiger Bürgerkrieg darauf abgespielt hätte. An vielen Stellen sind Pflastersteine herausgerissen und der Weg, den die Wagen fahren, hat so tief ausgefahrene Gleise, daß beinahe die Radachsen das Pflaster berühren. Und das Municipio (Rathhaus)! So lange ich es kenne, hängen drei der grünen Jalousien nur in einer Angel ganz schief an dem Gebäude herunter, von dem bald die letzte Spur von Putz heruntergefallen sein wird, zerbrochene Fensterscheiben finden sich in Menge und die nicht zerbrochenen sind so schmutzig, daß man sie auf den ersten Blick für „blinde" Fenster hält. Hier wäre ein recht thätiger Verschönerungsverein sehr am Platze! Doch die ehrenwerthen Bürger haben weder Sinn noch Zeit für solche Dinge. Die stehen vor den Thüren, rauchen und begaffen mit dummen Gesichtern die zu Fuß durchwandernden Omnibusreisenden, die sich über den Marktplatz lustig machen. Sie aber als echte Philosophen cynischer Richtung lassen sich durch nichts beirren und freuen sich ihres jungen Nachwuchses, der sich in den Kothtümpeln herumwälzt. Glaube nicht, verehrter Leser, ich habe mir in Uebertreibungen gefallen wollen, sogar die Bewohner Bordigheras und Ventimiglias besingen Camporosso in einem reizenden Gassenhauer. Am Ende des Städtchens hält der Omnibus und nimmt seine Passagiere wieder auf. Die 300 Meter lange und sehr breite Platanenallee, durch die wir weiterfahren, ist der einzige und wirkliche Schmuck Camporossos, ist aber nicht das Verdienst der heutigen Camporossaner, sondern das ihrer Urahnen. In einer halben Stunde sind wir in Ventimiglia, nehmen die von Giovanni hierher gesandten Pflanzenpackete in Empfang und fahren mit dem Omnibus Ventimiglia—Mentone nach dem reizenden Mortola zurück.

Bücherbesprechungen.

— Predigten und Betrachtungen von D. Chrph. Ernst Luthardt. (Predigten 12. Sammlung.) Leipzig, Dörffling und Franke. 1895. 3 ℳ. — In tiefer Wehmuth werden alle Verehrer des vielgeliebten Meisters der lutherischen Theologie diese seine Gabe betrachten, die ausdrücklich als die letzte ihrer Art bezeichnet wird. Luthardt hat abgeschlossen mit seiner Predigtthätigkeit und es wird schwer zu entscheiden sein, wer mehr dadurch verliert, ob die große Gemeinde der Leser, welche seine Predigten nicht zu lange, nachdem sie gehalten waren, zu lesen bekam, oder die Leipziger Gemeinde, welche sich zu seinen Füßen einzufinden pflegte, wenn er die Kanzel bestieg. Für diese war es doch jedesmal ein Ereigniß, wenn Luthardt predigte, so große Meister der Predigtkunst auch gleichzeitig mit ihm im Lauf der Jahrzehnte gewirkt haben. In der Kunst haben ihn Viele übertroffen, in der Wärme liebreicher Mahnung und tröstlicher Erfassung der Herzen, wie in der klaren Herausarbeitung der Lehre aus dem Textgedanken sind ihm Manche gleich gekommen, aber in der wunderbaren Gewalt, mit welcher

durch seine allezeit einfache, aber immer bedeutungsvolle, heilig ernsthafte Behandlung ethischer Fragen Herzen und Gewissen ergriffen und erschüttert worden sind, hat ihn Keiner auch nur annähernd erreicht. So ist die gewaltige Stimme in den Hallen der Kirche nun verklungen und die Leser dürfen keiner weiteren Gabe entgegensehen. Aber wir wollen den wehmüthigen Betrachtungen, die durch diese unabänderliche Thatsache und durch ihre in Aussicht stehenden Folgen wachgerufen werden, nicht weiter nachgeben, sondern wollen dankbar uns freuen über den Werth der Gabe und über den reichen mannigfaltigen Gottessegen, der über einem begnadigten Leben ausgegossen ist bis ins Greisenalter. Predigten waren nicht mehr genug vorhanden, um einen Band zu füllen: so sind „Betrachtungen" hinzugefügt worden und das sind zumeist Stücke aus den Neujahrsvorworten zur „Kirchen-Zeitung", ausgewählt aus den Jahrgängen von 1871—1893. Abgesehen von dem Segen, den sie stiften können für Solche, denen die „Kirchenzeitung" nicht zur Hand ist, können sie für die Besitzer derselben den äußerst lehrreichen Vergleich ermöglichen zwischen dem, was einst geschrieben, und dem, was nun daraus ausgewählt worden ist, also eine mittelbare Erkenntniß, was dem Herausgeber selbst als das Wichtigste erschienen ist. Das ist namentlich, was die für das kirchliche Leben so wichtigen siebziger Jahre betrifft, von besonderem Interesse. Die fünf Predigten aber sind wie fünf Programme des greisen Meisters, in denen er vor der Gemeinde nochmals seinen Standpunkt klar beschreibt in den wichtigsten dogmatischen und ethisch-socialen Fragen der Jetztzeit; sie betreffen das Wesen Gottes, die Erlösung, den Werth der heiligen Schrift, das christliche Haus und die Noth des christlichen Volkes. Möchte der Segen, den diese Zeugnisse von ungeminderter Kraft reichlich schon gebracht haben, sich vervielfältigen und so zum vollen Freudenlohn werden für den Segenspender! B. K.

△ Von der zweiten, völlig umgearbeiteten Auflage des trefflichen Commentars zur Gewerbeordnung aus der Feder des königl. bayer. Ministerialraths v. Landmann (München, C. H. Beck'sche Buchhandlung) ist die zweite Hälfte der II. Lieferung, bis zu §. 140 reichend, erschienen. Die Verlagshandlung sagt zu, die noch fehlende Schlußlieferung baldmöglichst nachfolgen zu lassen. Es steht wohl zu erwarten, daß diese nachtragsweise auch diejenigen Abänderungen der Gewerbeordnung berücksichtigen werde, deren Vorberathung vom Reichstage vor einigen Tagen einer Commission überwiesen worden ist. Mit Rücksicht hierauf wird es sich empfehlen, mit Ausgabe der letzten Lieferung noch einige Zeit zurückzuhalten. — Nr. 1 der Guttentag'schen Sammlung deutscher Reichsgesetze bringt mit Fug und Recht die Verfassung des Deutschen Reichs und zu jedem Artikel der Verfassung die bis jetzt dazu ergangenen Bundes- oder Reichsgesetze und wenigstens die Anführung der auf dieselben bezüglichen Ausführungserlasse. Die von Regierungsassessor v. Rönne, dem Enkel des Verfassers der früheren Auflagen, bearbeitete siebente Auflage dieser Ausgabe enthält außerdem eine gedrängte Darstellung der Entstehungsgeschichte des Reichsgrundgesetzes, sowie bei dem Einführungsgesetze die in demselben angezogenen Vertragsbestimmungen und das Gesetz vom 22. April 1871, betreffend die Einführung norddeutscher Bundesgesetze in Bayern, vollständig; auch eine Zusammenstellung sämmtlicher bis jetzt auf Grund des Art. 4 Nr. 13 der Reichsverfassung erlassenen Reichsgesetze ist in einer Anlage dieser reichhaltigen und dabei überaus billigen Ausgabe (1 ℳ 40 ₰ für das cartonnirte Exemplar) der Verfassung des Deutschen Reichs gegeben.

— Astronomische Chronologie. Ein Hilfsbuch für Historiker, Archäologen und Astronomen von Dr. Walter F. Wislicenus, a. o. Professor an der Universität Straßburg. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner. 1895. Octav. 11 Bogen. — Bei historischen und archäologischen Forschungen handelt es sich häufig darum, mit Hilfe einer Sonnen- oder Mondfinsterniß oder irgend einer anderen Himmelserscheinung ein Datum festzustellen. In früherer Zeit war die Beschaffung der hierzu nöthigen astronomischen Unterlagen meist mit recht erheblicher Mühe verknüpft und konnte bei derartigen Untersuchungen der Historiker gewöhnlich nicht der Beihilfe des Astronomen entbehren. In den letzten Decennien namentlich sind von astronomischer Seite eine ganze Reihe von Hilfstafeln geschaffen worden, welche mit geringem Zeitaufwand auch für weit zurück gelegene Epochen gestatten, die betreffenden Angaben mit in allen Fällen genügender Schärfe zu entnehmen. Ich verweise nur auf Oppolzer's großes Werk, den Kanon der Finsternisse, der das Material zur Berechnung von mehr als 13000 Sonnen- und Mondfinsternissen enthält. Zum Theil sind diese Hilfstafeln dem Chronologen gar nicht bekannt, zum Theil weiß er dieselben trotz der ihnen beigegebenen Erläuterungen und Gebrauchsanweisungen nicht zu benutzen, da in ihnen doch immerhin ein gewisses Quantum astronomischer Kenntniß vorausgesetzt werden muß. Professor Wislicenus hat sich daher in dem vorliegenden Werkchen die jedenfalls dankenswerthe Aufgabe gestellt, dem Historiker und Archäologen ein Führer sein zu wollen, der ihn auf die vorhandenen Hilfsmittel hinweist und ihm den Gebrauch derselben in einer für ihn leicht verständlichen Weise erklärt. Um dies mit Erfolg thun zu können, ist der erste Theil der astronomischen Chronologie der Darlegung der nöthigen astronomischen Grundbegriffe in allgemein verständlicher Form gewidmet. Der Geschichtsforscher kann dem Verfasser nur dankbar sein, daß er ihn auf diesem Grenzgebiete zwischen Geschichte und Astronomie von der Beihilfe anderer Disciplinen unabhängig zu machen versucht. B. P.

— Das Verkehrswesen von Dr. R. van der Borght. 7. Band von K. Frankenstein's Hand- und Lehrbuch der Staatswissenschaften. Leipzig, Verlag von C. L. Hirschfeld. 1894. 468 S. Preis 12,50 ℳ. — Die ungeheure Bedeutung der erstaunlichen Entwickelung des modernen Verkehrs für die heutige Volks- und Weltwirthschaft zu schildern, um dadurch die von Professor van der Borght versuchte wissenschaftliche Darstellung des Verkehrswesens, als eines besonderen Gebietes der menschlichen Wissenschaft, vor unseren Lesern zu rechtfertigen, dürfte kaum nothwendig sein. Und wir können das Erscheinen dieses Buches um so eher mit Freude begrüßen, als das bekannte Werk von Sax ähnlichen Inhaltes, infolge des rapiden Fortschrittes gerade auf diesem Gebiete, seit seinem Erscheinen zu Ende der 70er Jahre allmälig zu veralten drohte. Trotzdem können wir nicht verschweigen, daß uns eine genauere Einsicht in die vorliegende Arbeit doch nicht voll befriedigt hat. Denn, obwohl der Verfasser schon als früherer Handelskammersecretär gewiß mannigfache Gelegenheit hatte, sich mit allen Einzelheiten des modernen Verkehrs und ihren Eigenthümlichkeiten vertraut zu machen, oder, so paradox dies klingen mag, vielleicht gerade deshalb, hat sein Buch einen Charakter erhalten, der dem sich Raths erholenden Praktiker möglicherweise genehm, dem Gelehrten und Denker aber nicht immer ansprechend ist. Uns fehlt an dieser Abhandlung in erster Linie die plastische Abrundung in der Form und die einheitliche Durchdringung des Inhaltes mit den leitenden Ideen und wir konnten bei der Lectüre das Gefühl nicht los werden, daß die Gestaltungskraft des Denkers und Schriftstellers für die Behandlung dieses mächtigen Themas, das sich wie eine gewaltige Grundmelodie durch die Symphonie unseres modernen Wirthschaftslebens hindurchzieht, doch nicht voll und ganz ausreichte. Das Buch zerfällt in fünf Abschnitte. Der Verfasser behandelt zunächst das Verkehrswesen im Allgemeinen. Er erörtert hier Begriff, Gliederung, Werkzeuge und volkswirthschaftliche Leistung des Verkehrs, den Entwickelungsgang der Verkehrsvervollkommnung im Allgemeinen, die Wirkungen des vervollkommneten Verkehrswesens, die Aufgaben der öffentlichen Gewalt ihr gegenüber und endlich die demselben eigenthümliche Preisbildung. Und er schließt hieran an diese mehr allgemeine Untersuchung specielle Darstellungen der einzelnen Erscheinungsformen des modernen Verkehrswesens, indem er der Reihe nach und je in einem besonderen Abschnitte den Landstraßenverkehr, den Wasserstraßenverkehr, den Eisenbahnverkehr und schließlich den Post- und Telegraphenverkehr in ihren Eigenthümlichkeiten analysirt, immer unter besonderer Berücksichtigung der geschichtlichen Entwickelung dieser einzelnen Verkehrsinstitute, der volkswirthschaftlichen Aufgaben der Gemeinde und des Staates ihnen gegenüber wie ihrer Bedeutung für den gesammten modernen Culturfortschritt. Eine umfassende nicht weniger als 45 Seiten füllende Bibliographie bildet den willkommenen Abschluß auch dieses Bandes des Frankenstein'schen Sammelwerkes, den wir trotz seiner Mängel allen Interessenten als Rathgeber empfehlen können. o—g.

— Das Gefecht von Ladon und Maizières vom 24. November 1870 von Fritz Hoenig. Berlin 1894. Militär-Verlag von R. Felix. 3 ℳ. — Die Gefechte von Ladon und Maizières, welche die Generale v. Woyna als Führer der 37. Infanterie-Brigade und Oberst Valentini als derjenige der 39. Infanterie-Brigade gegen Theile des 20. und 18. französischen Armee-Corps siegreich gefochten, sind für den deutschen Officier in hohem Grade lehrreich. L.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 29. Sonnabend, den 9. März. 1895.

Küstenbilder von Memel bis zur Weichsel.

Von Dr. Max Hecht. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

IV. Der Samländische Strand.

Auf unserm Gange durch das tiefe Schweigen des Sarkauer Kiefernwaldes wandelt sich plötzlich die Scene. Als eine ganz fremde Erscheinung rollt ein stolzer Landauer die geebnete Straße entlang, lustige Marschklänge eines wohlgeschulten Orchesters schlagen an unser Ohr; kurz die „Einsamkeit und unentweihte Größe der Natur“ ist hier zu Ende. Wir haben bereits den Bereich der Cultur betreten, vor uns liegt Cranz, diese kleine, an das Meer versetzte Großstadt. Hier haben wir wieder ein verzweigtes System gepflasterter Straßen. Bäder aller Art, Gasthäuser und Restaurants, auch Conditoreien in reicher Auswahl; man hört täglich 5 Stunden Musik, ergeht sich in reger Gesellschaft auf dem nach dem Meere zu vorgebauten Corso, wo die Badekapelle Mittags und Abends spielt. Am Gestade glaubt man eine Scene zu sehen, wie man sie in Berlin Unter den Linden bei besonderen Anlässen beobachten kann: eine dichte, geputzte Menschenmenge tummelt sich auf der Uferpromenade. Diese ist ein 450′ langer Damm mit Bohlenplatte, eine wichtige Errungenschaft der jüngsten Zeit, denn sie ersetzt künstlich den Reiz des Ufers, den die Natur diesem Ort gänzlich versagt hat. Die Küste ist flach und unansehnlich, nach der Nehrung zu wechseln einige Sandschluchten und Hügel, die gegen den Hintergrund contrastiren und schon Klein-Thüringen genannt werden. Von einem im Bau begriffenen Aussichtsthurm wird man hier eine hübsche Aussicht haben. Die landschaftliche Umgebung ist unbedeutend; außer der Plantage ist aus unmittelbarer Nähe nichts anzuführen, und diese auch verschlechtert durch ihren theilweise sumpfigen Boden und die mächtig aufschießende Saat des Unkrauts die Luft des Badeorts. Hätte Cranz, das am Anfange dieses Jahrhunderts noch ein elendes Fischerdorf war, nicht die Nähe Königsbergs und einen günstigen Anlegeplatz unweit des Haffs für sich, so würde es trotz seines gepriesenen Wellenschlags nicht einen solchen Aufschwung genommen haben. Heute übertrifft es an Zahl der Gäste (es sind über 6000) bei Weitem alle Badeorte Ost- und Westpreußens. Erst seit 1855 hat Cranz eigenen Gottesdienst; seit 1877 ist es selbständiges Kirchspiel unter dem Patronat des Königs. Der Ort selbst macht mit seinen im Schweizerstil erbauten Häusern, denen Glasveranden vorgebaut sind, und mit den schattigen Straßen einen ansprechenden Eindruck.

Mit Cranz haben wir bereits das Samland betreten, die terra Sambiensis, das gelobte Land ostpreußischer Naturschönheit. Die Etymologie des Namens ist bestritten. Im 9. Jahrhundert hieß es Witland, die Südspitze von Fischhausen bis Pillau Witlandsort. Es ist 4—5 Meilen breit, 15 Meilen lang und umfaßt 3197,4 qkm. Gewöhnlich denkt man unrichtiger Weise bei Samland nur an das Rechteck, das westlich mit Pillau und Brüsterort beginnt und sich bis Königsberg und Cranz erstreckt. Der Boden ist diluvialer und alluvialer Natur, jedoch mit tertiären Elementen. Samland ist ein im Norden welliges Plateau, das sich nach dem Frischen Haff zu abdacht. Ziemlich in der Mitte liegt der Galtgarten, von dem nach Norden, Westen und Süden Höhenzüge auslaufen. Die Bäche entspringen meist in der Nähe des Nordrandes und nehmen im Ganzen einen südlichen Verlauf. Die ältesten Bewohner, welche die Geschichte kennt, waren die Gothen. Ihnen folgten die Pruzzen, ein den Slaven nah verwandter Volksstamm, und mit Beiden mischte sich dann der Deutsche Orden, welcher die Eroberung des Samlandes in den sechziger Jahren des 13. Jahrhunderts nach hartnäckigem, fünfjährigem Kampfe vollendete. Auch hier unterlag das geringer organisirte heidnische Heldenthum der überlegenen Cultur der Deutschritter, einer bevorzugten Menschenart, welche die Ideale des Heldenthums und Christenthums mit dem Geist einer streng geregelten Disciplin in sich vereinigte. Auch im Samlande befestigte der Orden den politischen und geistlichen Besitz des eroberten Landes durch Anlegung von Burgen und Kirchen. Beide wurden zu gleicher Zeit errichtet; die Kirchen, welche für die Landbevölkerung zugleich als Fliehburgen dienten, waren oft nur durch eine Schlucht von den Burgen getrennt; bei ebenem Terrain standen sie auch weiter von denselben ab. Schaarte sich eine genügende Bevölkerung um Burg und Kirche, so verlieh der Orden oder Bischof einem solchen Orte Stadtrecht und schickte als Gründer einen Schultheiß, scultetus, dorthin. Auf diese Weise entstanden die meisten Städte in Ost- und Westpreußen. Ihr Ursprung ist meistens schon am Namen kenntlich (Insterburg, Nordenburg, Angerburg, Neidenburg, Ortelsburg, Rastenburg, Allenburg u. a.). Im Samlande haben sich bis auf Fischhausen nur Dörfer und Marktflecken aus den Gründungen des Ordens entwickelt, aber alle diese Ortschaften sind durch bedeutende Kirchen ausgezeichnet, wie man sie nur noch im Ermlande und in den Weichselgegenden antrifft. Quast betont in seinem Buch „Die deutsche Baukunst in Preußen“ den Unterschied zwischen den Dorfkirchen des nördlichen und östlichen Deutschlands einer-, und des südlichen und westlichen andererseits. Dort sind sie spärlicher, aber von größerem Umfang und ansehnlicher an Bau und Ausstattung. Der Baustil der deutschen Ordenskirchen war streng ausgeprägt. Da diese entschieden eine Sehenswürdigkeit des Samlandes ausmachen, so müssen wir an der Hand Böttiger's (Die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Ostpreußen) auf ihre Bauart etwas näher eingehen. Den Hauptbestandtheil derselben bildet das Langhaus, aus ihm tritt man durch den Triumphbogen in den kleineren Chor (Presbyterium, Sanctuarium), der sich östlich anschloß, während dem Westende der Thurm vorgebaut ist. Die Größenverhältnisse wurden nach dem Einheitsmaß der kulmischen Rute (= 15′; 1 kulm. Fuß = 0,288 m) abgemessen. Der Ziegelverband der Mauern war durchweg gothisch, d. h. es wechselt ein Läufer (= Langseite des Ziegelsteins) mit einem Strecker (= Stirnseite desselben) oder es folgt auf zwei Läufer ein Strecker. Langhaus wie Chor haben überragende Staffelgiebel, mit zahlreichen Spitzpfeilern geschmückt; der Chor hat meist geradlinigen, selten polygonalen Abschluß, weil dieser „die Entfaltung reichen Giebelwerkes“ nicht gestattet hätte. Es würde uns zu weit führen, wenn wir auf die einzelnen Perioden, welche sich bei dem Bau der Ordenskirchen feststellen lassen, näher eingehen wollten. Wir begnügen uns darauf hinzuweisen, daß neben den spitzen Bogen der Fenster und der Thüren die eigenthümliche Schönheit derselben im Innern zu suchen ist in dem kühnen Schwung der Gewölbe mit ihren schönen, aufstrebenden Linien und Formen. Mögen gerippte Kreuzgewölbe oder Sterngewölbe (aus jenen durch eingefügte Rippen gebildet), die auf Wandconsolen oder achteckigen Pfeilern ruhen, den Kirchenraum überspannen, es ist eine aus deutschem Geiste geborene Bauart, sie berührt mit ihren hinanstrebenden Verhältnissen den innersten Lebensnerv des deutschen Gemüthes, so daß kein Deutscher ihrer Einwirkung sich entziehen kann. Diese Gothik, die einst Herder begeisterte und Goethe in seiner deutschen Jugendperiode fortriß, was er später leider allzusehr vergaß, eignete auch den Ordenskirchen, und ihre Architektonik ergreift uns heute noch mächtig in den erhaltenen Denkmälern von Lochstädt und Marienburg. Das Gotteshaus mußte auch

in seiner inneren Ausstattung vornehm und edel sein. Die Gemälde und Holzschnitzarbeiten zum Schmuck der Altäre lieferte Nürnberg: Albrecht Dürer, dessen Vorgänger und seine Schule arbeiteten für den Orden; die Kirchen zu St. Lorenz, Tierenberg, Powunden, Caymen, Medenau, Cumehnen u. a. konnten sich des Schmucks Nürnberger Kunst rühmen.

Aus den bisherigen Ausführungen wird hinreichend hervorgegangen sein, daß die Samland Bereisenden auch die Kirchen vieler Ortschaften als eine Sehenswürdigkeit aufzusuchen haben. Dazu gehört vor Allem die Kirche von Powunden (1 Meile von Cranz, 3 Meilen von Königsberg), die eine der schönsten der ganzen Provinz ist. Eine andere sehenswerthe Dorfkirche ist die von Pobethen. Wir ziehen auf unserer Reise von Cranz nach Neukuhren den Umweg über diesen Ort der geraden Landstraße vor, die das öde Ufer begleitet. 1½ Meilen von Cranz berühren wir das Rittergut Grünhof mit uralter, dreifacher Lindenallee, das insofern merkwürdig ist, als es 1814 als Geschenk in den Besitz des Generals Bülow von Dennewitz kam, dessen sterbliche Reste in einem Mausoleum eines nahen Gehölzes ruhen. Eine Meile weiter liegt Pobethen; es nähert sich unter allen Ortschaften des Samlandes am meisten einer Stadt. Außer der interessanten Lage des Dorfes auf einer Höhe über einem Mühlenteich ist die Kirche merkwürdig, die vom Deutschen Orden im 14. Jahrhundert der Sitte gemäß aus Feldsteinen erbaut wurde. Bemerkenswerth ist, daß fast das einzige literarische Denkmal der altpreußischen Sprache, die Uebersetzung von Luther's kleinem Katechismus, von Abel Will, Pfarrer in Pobethen, herrührt, der sie 1561 veröffentlichte, und die hier aufbewahrt wird. Eine Meile nordöstlich von Pobethen liegt das beliebte Bad Neukuhren, vor der Pforte zur eigentlichen Naturschönheit der samländischen Nordküste.

Mit der Rantauer Spitze (2½ km östlich von Neukuhren und 16 km von Cranz) und der von Brüsterort, den beiden entschiedensten Vorsprüngen des nördlichen Ufers, welche 20 km von einander abstehen, sind den Reizen des Nordstrandes etwas zu weite Grenzen gezogen. Die Wanger Spitze und der Wachbudenberg sind schon genauere Marken. Was die nach der Mitte zu sich steigernde Schönheit dieser berühmten Uferlandschaft ausmacht, hat Ernst Wichert, der sie mit dem Auge eines denkenden Künstlers sehr genau betrachtet hat, in einem Aufsatz „Ueber die landschaftlichen Schönheiten und Besonderheiten Ostpreußens" klar und überzeugend nachgewiesen. Wenn die Ufer auch über eine mittlere Höhe von 160—180′ auf dieser Strecke nicht hinausgehen, so ist ihre Erscheinung bei der Steilheit, mit welcher sie vom Gestade unmittelbar aufsteigen, doch imposant. Dazu sind sie von einer großen Mannigfaltigkeit und Kühnheit der Formen, von einer Zerklüftung, die öfters ins Groteske und wild Romantische übergeht. Und doch hatte die Natur zu diesem Bau kein härteres Material, weder Fels noch Kreide zur Verfügung; nur an manchen Stellen, wie bei Groß- und Klein-Kuhren*), Eisenstein, durch den jedoch weniger die Form, als die Färbung bestimmt wird. Sonst mußte sie sich mit losem und verhärtetem Sande, mit Lehm und den Verbindungen beider begnügen, welche in weichen, schieferartigen Bildungen und in den verschiedensten Färbungen vorkommen. Diese an sich schon interessanten Ufer gewinnen nun, wie Wichert bemerkt, einen doppelten Reiz. Einmal durch die Ausbuchtungen und vorgeschobenen Spitzen, die nie gleich aussehen. Eine schiebt sich der anderen vor, wenn man am Strande entlang geht; die von Brüsterort, kenntlich an der eingeknickten Contur, überragt alle. Nach dem Standpunkt des Beschauers verkürzen sie sich bald, bald ziehen sie sich weiter aus, bald springen sie vor wie scharf geschnittene Klippen. Ein neuer Reiz liegt in den großartigen, in den Uferrand tief eingeschnittenen Schluchten. Es entsteht dadurch ein „Wechselspiel der Linien von entzückender Wirkung". Auch die theilweise bewaldeten Uferhänge tragen nicht unwesentlich zur Verschönerung des Bildes bei.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen treten wir von Neukuhren unsere Wanderung an; jedoch nicht eher, als bis wir einen freundlichen Eindruck von dem ansprechenden Ort mit seinen schattigen Straßen, freundlichen Veranden und z. Th. in zierlichem Schweizerstil erbauten Häusern gewonnen haben. Der Seeberg, eine Anlage mit trefflichen Sitzplätzen, gewährt hoch vom Meeresbord einen weit schöneren Ausblick und angenehmeren Aufenthalt als die künstliche Uferpromenade mit ihrem börsenartigen Menschengewühle in Cranz. Der Mangel der Natur läßt sich einmal durch keine Kunst ersetzen. Die unmittelbare Umgebung von Neukuhren bietet den Gästen wenig Anziehendes; gleichwohl empfiehlt sich der Ort als Sommerfrische durch die unmittelbare Nähe der See und der Badestelle. Man hat nur die Stufen des Abhanges hinunterzusteigen, so ist man am Ziel. Neukuhren hat, wie wohl jedes Bad, einen alten Stamm von Gästen. Das sind meistens solche Menschen, die an den Quellen der Natur auf die Freuden der Geselligkeit und der Vergnügungen nicht verzichten wollen. F. Gregorovius nennt sogar Neukuhren das Eldorado der jungen vergnügungssüchtigen Welt. Wenn aber der berühmte Wanderer den allabendlichen Tanz der Jugend unter dem historischen Birnbaum (der jetzt altersschwach und verkrüppelt der Stützen bedarf) erwähnt, in ländlicher Losgebundenheit, den Kornblumenkranz im Haar und die blühende Luft auf den Wangen, und es das naivste und frischeste Genrebild nennt, das man sehen kann, so empfing ich gerade den entgegengesetzten Eindruck. Ich halte diese Einrichtung für verderblich, denn sie entfernt vorzeitig die Kinder von ihrem Ideal, der Einfalt und Unschuld; werden doch 6jährige Mädchen von 10jährigen Knaben mit „Fräulein" angeredet und die Formen des Ballebens von ihnen nachgeahmt, die ihnen noch 10 Jahre unbekannt bleiben sollten. Die Wanger Spitze ist der schönste Punkt aus Neukuhrens unmittelbarer Umgebung. Rechts die Neukuhrener Bucht, deren Form Passarge an den Golf von Neapel erinnert, und der Ort selbst in lieblicher Lage; weiterhin die Sarkauer Waldung auf der Nehrung. Nach Westen hin der schönste Langblick, den wir dorthin haben können, mit allen vorher erwähnten Reizen.

4 km von Neukuhren liegt Sassau, ein friedliches Dörfchen, an der Ausmündung eines Thales in die See. Früher wurden hier vergeblich Nachgrabungen nach Bernstein veranstaltet, sie verwüsteten nur das Ufer und öffneten dem Dünensande eine Bahn in das Land. Berühmte Männer, wie der Philosoph Karl Rosenkranz, der Philologe Lehrs und der Musikkritiker Louis Köhler nahmen in früheren Jahren in dem ländlichen Stillleben dieses Dörfchens ihre Sommerfrische. 2 km von Sassau, in demselben Thal, liegt Rauschen, das Herz der samländischen Naturschönheit, der am meisten geliebte Ort, wenn Warnicken am meisten bewundert wird. Welch ein herrlicher Blick von der letzten Höhe in das lang hingezogene, anmuthige Thal! Alle, welche Rauschen schildern, thun es mit besonderer Wärme. So z. B. Passarge, der schreibt: „Wie könnte ich deiner vergessen, idyllisches Mühlenthal, das die Menschen Rauschen nennen, dessen Häuser an der Nordseite des Teiches steil über einander liegen, wie die des Dorfes Hallstadt, wo eine uralte Linde an dem Mühlenteiche ihre vier Arme nach den vier Weltgegenden hin ausbreitet, wo die düstern Fichtenhöhen sich in der ruhigen Fläche spiegeln, wo das Mondlicht über den Büschen zittert und das Haidekraut seinen köstlichen Duft in die Lüfte streut! Rauschen ist die verkörperte Idylle, mit dem heroischen Hintergrunde des Meeres, ein Theokritisches Märchen, und oft habe ich an der einsamen Waldhöhe gesessen und auf den Zwiegesang freundlicher Hirten gewartet. Aber die Hirten schweigen hier, und nur der Mühlenbach rauscht so poetisch, als hätte Wilhelm Müller an ihm seine Müllerlieder gedichtet. Ueberall sprudeln die Quellen aus dem sandigen Waldboden und färben das Erdreich mit dem Eisenoxyd, das sie mit sich führen, gelbbraun. Ja, es ist ein Sprudeln hier, ein Quellen und Rauschen, daß man begreift, wie unsere Vorfahren dieses Thal einst so taufen konnten." Rauschen war von jeher das Asyl der Geistesaristokratie. Wie weit ist es durch seine Umgebung Neukuhren überlegen, man könnte es den Schlüssel zu den Schönheiten dieses glücklichen Winkels nennen. Geht man früh des Morgens über die Palve nach der allerdings 1 km entfernten See, so athmet man in vollen Zügen den labenden Duft der Zwergkiefern, Birken und Wachholder, und freut sich der tausend Perlen, aus denen die Gluth der Morgensonne blitzt. So oft ich Rauschen besuche, lehrt es mich, welch eine Zaubergewalt der Ort auf die Weckung der Erinnerungen ausübt. Was wir an einem Orte erlebten, das wird uns beim Wiederbetreten desselben lebendig, wenn wir sonst auch nicht mehr daran dachten. Es tritt Alles wieder aus dem Grunde der Seele hervor, wie eine liebliche ferne Küste aus entweichender Nebelhülle. Auf der andern Höhe des Thales umfängt uns der würzige aussichtsreiche Kiefernwald. In seinem Schatten mag man, auf den Boden hingestreckt oder auch in Hängematten, gar zu gern Siesta halten. Mit Rauschen ist die Anmuth des Thales noch nicht er-

*) Der Name Kuhren erinnert daran, daß die Kuren nicht nur auf die Kurische Nehrung beschränkt waren, sondern auch den samländischen Nordstrand inne hatten.

schöpft, weiter aufwärts liegen die Gründe von Schönwald, Craam und Plinken. Das Thal wird von einem Bach, der Katza, durchflossen, und an der Stelle, wo ein kleineres Seitenthal von rechts her einmündet, im Eichenwalde von Pokirben, finden wir die sogenannten Katzengründe, eine ganz eigenartige Merkwürdigkeit. Die Stimmung dieser Waldeinsamkeit hat Gregorovius*) in seiner Schilderung treffend wiedergegeben. Er sagt: „Ringsum wölbt sich der dunkle Laubwald, nur belebt von dem schreienden Habicht und dem flüchtigen Reh. Keine Quelle rieselt durch den Grund. Weiße Sandstreifen vertreten die Stelle des Wassers. Wir liegen in der blühenden Erika auf dem Thalabhange und unterhalten uns mit der schlüpfenden Eidechse und mit der Grille, die wir nicht fangen; freilich dies ist ein Plätzchen von der heimlichsten Melancholie. Sehen Sie den malerischen Hügel dort dicht vor uns! Dergleichen Hügel giebt es eine ganze Reihe. Ein paar graue Trauerweiden hängen auf ihn herab und das Rosmarin, die Dunkelbeere und das Farrnkraut umziehen seinen Fuß. Ich weiß nicht, ob ein Hüne darunter schläft. Manchmal baue ich mir in der Phantasie eine Ruine auf irgend einem dieser verlassenen Hügel und betrachte dann, wie sie wohl zu diesem Thal stimmen möchte. Doch gleich reiße ich sie wieder ein, denn diese Waldlandschaft würde ihre reizende Geschichtslosigkeit verlieren." Der weiße Sand, durch das zarte Laub der Birken gesehen, macht bis zur vollen Täuschung den Eindruck eines einherschäumenden Gebirgsbaches. — Rauschens Glanzpunkt ist seine westliche Nachbarschaft. Und wenn man wochenlang in dem anmuthig stillen Mühlenthal lebt, so wird man es doch nicht satt, täglich die Perle Samlands, die 6 km lange Uferstrecke bis nach Warnicken zu durchwandern. Was giebt es hier nicht zu sehen und zu bewundern! Nur eine Viertelstunde westlich liegt die Gausupschlucht, welche, breit und gerundet, ein tiefes Stück aus dem Lande ausschneidet. Sie imponirte früher mehr durch ihre Verhältnisse und durch den vollen Eindruck der Geräumigkeit, welchen gegenwärtig der junge Baumwuchs des Grundes wesentlich abgeschwächt hat; nichtsdestoweniger ist sie, zumal bei der reizvollen Farbenwirkung der Sand- und Lehmschichten gegen das Grün der Bäume, eine der interessantesten Schluchten. An ihr versuchten wir einst von der Hörbarkeit des griechischen Schauspielers, der bekanntlich mit seiner Stimme einen gewaltigen Raum zu durchdringen hatte, uns eine Vorstellung zu machen. Der eine saß hinten gleichsam auf der obersten Stufe des Amphitheaters, während der andere am Ausgange der Schlucht einen Chor aus Sophokles' Ajas in dieselbe hinein sprach; ich glaube, mit dem besten Erfolg.

Auf dem weiteren Gange begegnen wir in dem Wolfskessel einer zweiten fesselnden Ufererscheinung. Von dieser gelangt man in wenigen Minuten durch die tiefen, heiligen Schatten eines Haines nach dem Waldhause Georgenswalde (Restauration und Logirhaus); das Gut gleichen Namens sehen wir vor uns in beneidenswerther Lage, vom Meere auf der einen, vom Warnicker Forst auf den anderen Seiten umschlossen. Das Gut hat historische Bedeutung. Es gehörte früher dem Kurfürsten Georg Wilhelm, der hier zu jagen pflegte. Von Georgenwalde führt ein Feldweg in die Detroitschlucht, die Passarge mit Recht die schönste der samländischen Schluchten nennt. Bei spitzwinkligem Querdurchschnitt vertieft sie sich stetig, während die Wände immer höher und weiter werden und die Baumkronen zu einem Laubdach über unserm Haupte sich zusammenschließen. Dieses Dunkel füllt den Raum, immer vernehmlicher rauscht das Meer, das bald nach Passarge's Beobachtung als eine umgekehrte Pyramide von mattgrauer, saphirener oder azurener Farbe sichtbar wird. Hier endet die malerische Schlucht mit einem kühn ausschauenden Vorsprung. Ihre benachbarte Schwester, die Fuchsschlucht, schließt bereits mit der Wolfsschlucht den Park der Oberförsterei Warnicken ein, der mit seinem erhabenen Ufer das landschaftliche Juwel nicht nur des Samlandes, sondern von Ostpreußen überhaupt ist. Du wandelst in dem kühlen, dunkeln Schatten eines Urparks und staunst die altersgrauen, bemoosten Stämme der Eschen an, wahre Abkömmlinge der Weltesche Yggdrasil. Du trittst an die Uferkante und schaust in einen 180' tiefen Abgrund, das Meer unter dir, mag es wild schäumend und mit donnerndem Getöse über erratische Blöcke hinweg seine Wogen gegen den wild zerklüfteten Wall schleudern oder seine saphirene Spiegelfläche ausbreiten und sanft zur Höhe hinaufrauschen. Nirgend hat man einen so schönen Sonnenuntergang als von den lauschigen Plätzchen, die am Uferrande zwischen den Bäumen eingezwängt sind. Mit Sehnsucht erwartet man den Augenblick, da Helios die Flammenrosse in die kühlenden Fluthen treibt und das Wasser selbst sich zu entzünden scheint. Bald ist der glühende Ball zur Hälfte in die Fluthen versunken, zuletzt scheint noch ein Stern auf dem Meere zu schwimmen, der schnell erlischt. Begeisterung und Andacht weckt uns das erhabene Schauspiel der Natur; das Herz thut sich auf, die Seele wird weit und wir fühlen es klar in uns werden: Hier ist es schön, hier erhaben, hier ist Gott! Die östliche vortretende Spitze der Wolfsschlucht, Jägerspitze genannt, hat historische Bedeutung; hier haben Alexander v. Humboldt und Friedrich Wilhelm IV. im September 1840 gesessen. Dieser Kunst und Natur liebende Fürst hat zuerst von den Hohenzollern die landschaftlich merkwürdigen Punkte Ost- und Westpreußens aufgesucht. So wissen wir, daß er auch Ibenhorst, Beynuhnen, die masurischen Seen, Cadinen und andere Orte durch seinen Besuch auszeichnete. Die Wolfsschlucht wird besonders von Gregorovius gefeiert. „Man steigt hinab wie in ein Blättermeer, dessen grüne Wogen über der Schlucht zusammenschlagen. An manchen Stellen scheint der Himmel kaum hindurch. Zerschmetterte Bäume sind hineingestürzt, andere hängen hinab, den Niedersturz drohend. Die üppigste Vegetation bedeckt die steilen Wände, die sich nach dem Meere zu erweitern. Man wandert in der Schlucht bergauf, bergab, immer längs des Baches in der grünen Walddämmerung, gewiegt von dem eintönigen Rauschen des Meeres, das man noch nicht sieht, bis plötzlich die blaue See hineinstrahlt und sich dem Blick die unendliche lichte Meerferne aufthut, ein überraschender Contrast zu der Enge der Schlucht und ihrem Dunkel. Wir setzen uns auf einen der Granitblöcke nieder, welche hier das Meer in großer Zahl an die Küste gewälzt hat. Wir betrachten die beiden steilen Wände der Schlucht und steigen dann den hohen Jägersteig hinauf, den Blick bald auf das Meer, bald auf den mächtigen Waldwuchs neben, über, unter uns gerichtet. Ehedem stand auf der Jägerspitze ein Belvedere. Es ist zum Theil zerstört (jetzt verschwunden), weil die Küste mit der Zeit nachstürzt. Nun gehn wir längs des Randes des senkrecht abgestürzten Ufers bis auf die Fuchsspitze, einen hohen, mit schwarzem Geländer eingefaßten Vorsprung, von dem der Blick hinab fast schwindelerregend und der Prospect in's Meer überraschend groß ist." (Schluß folgt.)

*) Die Stellen aus Gregorovius sind A. Hensel's Wegweiser durch das Samland entnommen.

Bücherbesprechungen.

— Ueber höheren Mädchenunterricht und über Frauenbildung. Zwei Vorträge von Dr. G. Müller (Frauenstein), Director der höheren Töchterschule I. und der Lehrerinnenbildungsanstalt in Hannover. Hannover und Leipzig, Verlagsbuchhandlung von Leopold Ost. 1894. — Wir empfehlen die Lectüre dieser scharf durchdachten, gleichzeitig aber auch von einem warmen Gefühl durchhauchten Vorträge nicht nur Directoren und Lehrern an höheren Mädchenschulen, sondern Allen, die sich für die Aus- und Weiterbildung des weiblichen Geschlechtes interessiren. Auf der Tagesordnung steht ja nun einmal die „Frauenbewegung". Nun, diese beiden Vorträge, zumal der zweite, sind ganz dazu geeignet, ein richtiges und klares Verständniß für dieselbe anzubahnen. Freilich, die Damen, die den „unwiderstehlichen Drang" in sich verspüren, „sich geistig wie materiell individuell ganz auszuleben", werden von den beiden Vorträgen nicht sonderlich erbaut sein, um so mehr aber alle nüchtern und objectiv urtheilenden Ehemänner oder Väter, die bei der Erziehung des weiblichen Geschlechts, zumal aber der eigenen Töchter, doch auch noch ein Wort mitzureden haben. Wir glauben, in dem verehrten Herrn Verf. einen früheren Commilitonen wiederzuerkennen, mit dem wir im Sommer 1869 — wir waren allerdings schon „Alter Herr" — bei Drobisch „Erkenntnißtheorie" hörten. Die junge Russin, die damals das Colleg ganz regelmäßig besuchte, könnte allerdings den Beweis für die Behauptung liefern, daß genügend vorgebildete junge Damen durchaus fähig sind, den Vorlesungen an Universitäten zu folgen und den gewünschten Gewinn daraus zu ziehen. Aber auch wir meinen, daß der natürliche Lebensgang der Frau sie weder in das Gymnasium, noch auf die Universität führt. Die heißblütigsten Stürmerinnen und Drängerinnen in der modernsten Frauenbewegung werden die deutsche Frau schwerlich von dem natürlichen Wege, auf dem ihre Eigenart zum Heile unseres Vater-

landes erwachsen ist, abdrängen. Es wäre für unser Volk wahrlich kein Culturgewinn, wenn neben dem schon vorhandenen männlichen gebildeten Proletariat auch noch ein weibliches hinzuträte. Diese Gefahr liegt aber sehr ernstlich vor, wenn die Modethorheit der „Frauenemancipation" noch weiter um sich griffe, und das weibliche Geschlecht in Bahnen einlenkte, die man dem Manne getrost überlassen mag. Die große Menge unserer gebildeten Frauen ist denn auch, wie der Verfasser sehr wahr bemerkt, trotz der schon errungenen äußeren Erfolge und der Wahrscheinlichkeit neuer von der ganzen Bewegung, die unsere Töchter für die akademische Bildung vorbereiten will, noch fast unberührt geblieben. W. Sm.

— Georg Jacob, Pfarrer zu Reschwitz, Das wendische Rügen in seinen Ortsnamen. Sonderabdruck aus den Baltischen Studien. (Stettin, Verlag der Gesellschaft für Pomm. Geschichte und Alterthumskunde. Commissionsverlag Léon Saunier 1894.) — Die hochinteressante Studie löst zunächst für die Halbinsel Wittow, welche Verfasser in ihrer ganzen Ausdehnung zum Gegenstande der Untersuchung gemacht hat, das bisher ungelöst gebliebene Problem der slavischen Ortsnamengebung auf der Insel Rügen, giebt die Deutungen der Namen von einer ganzen Reihe von Orten in den übrigen Theilen der Insel und jedenfalls den Schlüssel für die Lösung dieser Aufgabe. Derselbe bietet sich ja selbstverständlich nicht dar in der lateinischen und deutschen Sprache, welche harmlose Gelehrte früherer Jahrhunderte zur Erklärung herangezogen haben, aber auch weder in der polnischen oder böhmischen Sprache, welche beide bis zur Gegenwart mehrfach in Anspruch genommen worden sind, sondern in dem Oberlausitzer und Niederlausitzer Wendisch. Mit Hilfe dieser Sprache gelangt der Verfasser zu dem ebenso überzeugenden (decken sich doch nicht wenige Bezeichnungen mit Namen, welche in den Lausitzen vorhanden sind) wie überraschenden Ergebniß, daß die alten Wenden Rügens die Oertlichkeiten auf der Insel nach ihrer Lage und Beschaffenheit, die Fluren nach ihrem Bestande und besonderen Merkmalen auf Grund einer überaus scharfen und liebevollen Beobachtung benannt haben, welche sich heute noch Demjenigen, der die Oertlichkeit kennt, unmittelbar rechtfertigt. Für die Deutung anderer Namen aber, welche aus der heutigen Beschaffenheit der Orte nicht abgeleitet werden kann, bietet sich meist die historische Aufzeichnung als Helferin dar, welche ihrerseits darthut, daß der Name dem betreffenden Platze einstmals mit vollem Recht ertheilt wurde. Indem der Verfasser diesen stumm gewordenen Zungen einer fernen Vergangenheit auf's Neue Sprache verleiht, ist er in die Lage versetzt, ein Bild der Cultur jenes alten Wendenvolkes, seiner Beschäftigungen, Arbeiten, Gewohnheiten, seines religiösen Lebens, ein Bild des Landes Rügen, wie sich beides vor dem Jahre 1168 darstellte, zu entwerfen und zu einer weiteren, systematischen, umfassenden Bearbeitung der ganzen Insel dringenden Anlaß zu geben. Die Hauptergebnisse dieser Arbeit, besonders die, welche sich auf die am meisten besuchten Oertlichkeiten der Insel beziehen, werden nicht nur von der Wissenschaft ausschließlich in Anspruch genommen werden, sie werden gewiß auch in Kurzem in allen Reisebüchern Eingang finden. Diese Zeilen möchten dazu auffordern, den Verfasser auf dem Gange seiner Untersuchung selbst zu begleiten und sich mit ihm der Thatsache zu freuen, daß der kleine Wendenstamm in der Ober- und Niederlausitz, sächsischen und preußischen Antheils, der sich mit so erstaunlicher Zähigkeit seine Sprache bewahrt hat, mit dieser seiner Sprache der Wissenschaft und der vaterländischen Geschichte einen so werthvollen Dienst zu leisten vermag.

Lic. H. Immisch-Göda.

— Handbuch der Geographie von Dr. Hermann Adalbert Daniel. Sechste vielfach verbesserte Auflage. Neu bearbeitet von Prof. Dr. B. Volz. Leipzig, O. R. Reisland. 1894. 4.—12. Lieferung à 1 ℳ. — Von den bisher uns zugegangenen 12 Lieferungen des in 6. Auflage erscheinenden Großen Handbuchs der Geographie von Daniel bilden Nr. 4—8 den dritten Theil des Werkes. Er behandelt die physische Geographie von Deutschland. Eine Vergleichung mit der vorigen Auflage zeigt, daß die Eintheilung des Stoffes im Wesentlichen dieselbe geblieben ist. Die Inhaltsübersicht ist an einigen Stellen gekürzt, der ganze Band um einen Bogen vermehrt worden. Im ersten Capitel „Ueberschau über Land und Leute" wird in sehr eingehender und anregender, auch den trockensten Stoff belebender Weise über Deutschlands Grenzen, geographische Stellung, Bodengestaltung, Flüsse und klimatische Verhältnisse, ferner über das deutsche Volk, über deutsche Sprachen und deutsche Stämme, deutsche Städte und Dörfer gesprochen. In den übrigen Capiteln (2—7) werden nach einander die Alpen, das nördliche Vorland der Alpen und die Alpenflüsse, die mittleren Stufenlandschaften des süddeutschen Berglandes, das norddeutsche Bergland, das nordwestliche Tiefland und das östliche Tiefland behandelt. Hieran schließt sich ein besonderes Register zum dritten Bande. An vielen Stellen des Buches haben wir uns überzeugt, daß die entstandenen Veränderungen berücksichtigt und daß Irrthümer berichtigt worden sind. Mancherlei ist neu hinzugekommen, Anderes hat wohl mit Rücksicht auf den Raum gekürzt oder weggelassen werden müssen. So ist z. B. die Schilderung der berühmten Aussicht vom Piz Languard in der neuen Auflage weggeblieben. Wird man nun auch diese und ähnliche Schilderungen nicht gern vermissen, so läßt sich doch nicht leugnen, daß sie über den Rahmen eines in nur 4 Bänden das Gesammtgebiet der Geographie behandelnden Lehrbuchs hinausgehen. Gerade der dritte Theil des Daniel'schen Werkes zeigt die allgemein anerkannten Vorzüge der Darstellung des Verfassers in hohem Grade. Die prächtigsten Cultur- und Landschaftsbilder werden dem Leser in so schöner Form dargeboten, daß die Lectüre des Buches zu einem wirklichen Vergnügen wird. — Die 9.—12. Lieferung reiht sich dem Inhalte nach an die 3. Lieferung an; es wird also darin die Darstellung der außereuropäischen Erdtheile weiter geführt. Wie schon in den ersten drei Lieferungen, so sind wir auch in den folgenden auf einzelne Druckfehler gestoßen, die in einem so mustergiltigen Werke doppelt unangenehm empfunden werden. Solche Versehen finden sich z. B. in der Inhaltsübersicht Zeile 2; ferner im Register Seite 526, Spalte 1, Zeile 21 von oben, S. 534, Spalte 1, Zeile 22 von unten, S. 538, Spalte 3, Zeile 9 von unten und anderwärts. Irrthümlich steht auf S. 226, Zeile 22 von oben und im Register S. 524 „Hoher Pleißenberg", während sich auf S. 178, Zeile 12 von oben und im Register S. 531 derselbe Berg richtig als „Hoher Peißenberg" verzeichnet findet. Die Höhe dieses Berges ist einmal mit 1020 m, das andere Mal mit 975 m angegeben, ein Versehen, das aus der vorigen Auflage des Buches in die neue mit übergegangen ist. Diese kleinen Mängel, die zu erwähnen wir für unsere Pflicht halten, können selbstverständlich dem hohen Werthe des Buches keinen Abbruch thun. Wir empfehlen das vortrefflich geschriebene und ungemein inhaltreiche Werk allen Freunden der Erdkunde und insbesondere der Lehrerwelt zur Anschaffung. C. R.

— Ziegeler, Dr. Ernst, Aus Pompeji. Mit 38 Abbild., einer Chromolithographie und einer Karte. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1895. 108 S. 8. 2 ℳ. (Gymnasialbibliothek, herausgeg. von Dr. E. Pohlmey und Hugo Hoffmann, 20. Heft.) — Den vorliegenden Heften der seit einigen Jahren im Erscheinen begriffenen „Gymnasialbibliothek" reihen sich E. Ziegeler's Schilderungen „Aus Pompeji" als erwünschte und durchaus zweckentsprechende Fortsetzung an. Wie schon in dem fesselnden Bändchen „Aus Sicilien" (14. Heft, 1892) hat der Verfasser an Ort und Stelle geschriebene Reisebriefe seinen Darstellungen zu Grunde gelegt und sie durch gründliches Studium in der Heimath erweitert. Der Leser erhält somit ein anschauliches, lebensvolles Bild der am Fuße des Vesuv wunderbar in die Gegenwart hereinragenden campanischen Römerstadt. Er besteigt an der Seite eines wohlunterrichteten Führers zuerst den unheilvollen Berg, durchwandert sodann die Gräberstraße vor dem Herkulanerthor mit ihren Denkmälern, betritt die Straßen der Stadt selbst, das Forum, seine Tempel und anderen öffentlichen Gebäude, verweilt längere Zeit im Isistempel, in den Theatern, der Gladiatorencaserne, der Arena, den Bädern, vor dem berühmten (nach Neapel übergeführten) Mosaik der Alexanderschlacht, in den dem Kaisercultus geweihten Heiligthümern. Die Bauart der pompejanischen Häuser erklärt weiterhin der freundliche Cicerone seinen Begleitern, er deutet ihnen viele der an den Wänden vorgefundenen Inschriften, ernsthafte Wahlempfehlungen und müßige Kritzeleien voll beabsichtigter und unfreiwilliger Komik und giebt einen ganz kurzen Ueberblick über die erhaltenen Wandgemälde. Eine flüchtige Betrachtung von Gewerbe und Industrie sowie der Mauern und Thore bildet den Schluß. Die Qualität der Abbildungen ist dem niedrigen Preise entsprechend bescheiden, aber immerhin meistens erträglich. Das mit sichtlicher Liebe zum Alterthum und zur Gymnasialjugend geschriebene Büchlein wird gewiß in den Kreisen, für die es zunächst berechnet ist, willkommen geheißen werden. Ilb.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 30. Dienstag, den 12. März. 1895.

Mineralien in der Arzneikunde des XVII. und XVIII. Jahrhunderts.

Von Dr. Martin Bräß.

In seinem „neu eröffneten, wundersamen Arzenei-Kästlein" (1894), auf welches diese Blätter bereits hingewiesen haben,*) bespricht Prof. W. Marshall in bekannter geistvoller Weise alle jene Mittel, die für die materia medica vergangener Zeiten dem Thierreich in wahrhaft erdrückender Fülle und Mannigfaltigkeit entlehnt worden sind. Weniger wichtig ist die Rolle, welche unsere Vorfahren den Mineralien in der Heilkunst zugewiesen haben; indessen gering ist auch ihre Zahl keineswegs. Das „Verzeichnüs oder Würdigung aller Arczenenen . . . in der Apotheken zu Wittenberg" 1632 zählt 49 Mineralien auf; „E. E. und Hochweisen Raths der Stadt Leipzig vor die Apotheken daselbst auffgerichtete . . . Ordnung und Taxa" 1694 enthält 15 Nummern „allerhand Erden", 10 „unterschiedene Arten der Saltze", 19 „gemeine Steine" (incl. gebr. Einhorn und Schwammstein), 10 „Edelgesteine", 49 „Metalle, Bergarthen und Farben". Ungefähr dieselbe Anzahl weist die „Apotheken-Ordnung der Berg-Stadt Freybergk in Meissen" 1673 auf; der reichste Bestand aber ist zu finden im „Catalogus oder Verzeichnüß aller . . . Arczenenen in Ihrer Churf. Durchl. zu Sachssen Hof-Apothecken in Dreßden" 1683. Von „Metallen, Mineralien und Berckarthen, ingleichen mancherley Arthen der Saltze und Erden" führt das Verzeichniß 112, von „Edelgesteinen" 30, von „gemeinen Steinen" 25 Arten an. Dresden, die vornehme Residenzstadt, mußte auch in dieser Beziehung einen Vorrang haben vor den anderen Städten der meißnerischen Lande. Mehr aber als der Reichthum an Mineralien in den Apotheken befremdet uns der Umstand, daß so viele Steine in ihrem natürlichen Zustande als Heilmittel dienten. Meist wandte man das pulverisirte Mineral innerlich an, oder man mischte das Pulver mit Fett und bereitete ein Pflaster, oder endlich man glaubte, daß schon ein Streichen oder Berühren des kranken Körpertheils mit dem Stein, ja die bloße Nähe des Minerals heilend wirke.

Beginnen wir mit den Edelsteinen! In der That, einem Juwelierladen muß bis zu gewissem Grade solch alte Wunderapotheke geglichen haben; Rubine, Sapphire, Smaragde, Topase, Granaten u. A. wurden „nach dem Quintlein" verkauft. Je heller und reiner die Farbe, desto wirksamer war die Kraft dieser Juwelen, und so gab man auch in der Heilkunde den orientalischen Steinen den Vorzug, wenn auch natürlich nur die kleinsten Splitter und Bruchstücke dieser kostbaren Substanzen zur Arznei genommen wurden. Von dem Nutzen der „rechten und auffrichtigen" Edelsteine machte man bisweilen ein so großes Wesen, daß manche überhaupt eine Arznei nicht für kräftig hielten, „sie werde dann mit Gold und mit Edelgesteinen beglissen". Wie oft mag der Patient aber betrogen worden sein! Nun, die gestoßenen Krebsaugen oder Muschelschalen, die er statt der Juwelen geschluckt, werden ihm schließlich auch nicht schlechter bekommen sein. — Der Diamant war nicht in allen Apotheken zu haben; über seine Verwendung disputirten die Medici des 17. Jahrhunderts ziemlich lebhaft. Einige hielten ihn für schädlich, ja für giftig, er verwunde die Därme und veranlasse die rothe Ruhr; andere wieder gebrauchten ihn gerade gegen diese Krankheit, nur müsse er recht sauber und rein gestoßen sein. „Unterdessen erhellet hierauß, daß es falsch sey, daß der Demant nicht zerschlagen oder zerstoßen, sondern nur in Bocksblut erweichet werden könne" — eine Fabel, die selbst das späte Mittelalter noch dem Plinius verdankt; „aber der Bock muß mit Petersilie gefüttert worden sein," setzt Albertus Magnus in weiser Vorsicht hinzu. Wie wenig mag man wohl im Alterthum und Mittelalter experimentirt haben! — Die rothen Edelsteine: Rubin, Granat und Hyazinth — bald dieser, bald jener, bald alle röthlich strahlenden werden nach Plinius carbunculus (Karfunkel) genannt — verdanken ihre Heilkraft bei den Pestilenz-Blattern, Brandschwären, Masern, beim „Fleckfieber", der Granat namentlich auch bei der rothen Ruhr, offenbar ihrer Farbe; sie war, wie man es nannte, die „Signatur", d. h. eine Eigenschaft, „die den betr. Naturobjecten bei ihrer Erschaffung gewissermaßen mitgegeben sei, um dem denkenden Menschen als Fingerzeig(en) zu dienen". Besonders zahlreich sind die Signaturen, die von den alten Aerzten in den Farben gesucht wurden. Konnten also jene rothstrahlenden Steine bei andern Krankheiten wohl kräftiger sein, als bei den genannten! Man begnügte sich übrigens schon damit, die Blattern und Schwären mit dem carbunculus einzureiben, oder man stellte eine „Hertz-stärckende" Granattinctur oder eine zugleich „Melancholey-vertreibende" Hyazinthlatwerg her, die man gewiß bei „auffrichtigen Materialisten und Apothekern" ebenso häufig als bei den „Land-Streichern" aus Honig, Bolus und Metall nachgemacht erhielt. Aeußerlich getragen, verjagt der Rubin auch böse Gedanken, schreckliche Träume und Dämonen; den Leib erhält er in beständiger Gesundheit, und so Einem eine Gefahr bevorsteht, werde er seine Farbe verändern, schwarz und dunkel werden, später aber seinen früheren Schein wieder bekommen. Der Hyazinth, ebenfalls nur am Leib getragen, befördert den Schlaf, bewahrt vor Donner und Pest und schärft das Gedächtniß. Der Granat steuert dem Herzklopfen, widersteht dem Gift und stillt den Blutsturz. Bei hitzigen Fiebern reichte man bisweilen Amethyst; sonst aber ward dieser Stein nur als Amulett gegen Trunkenheit und böse Gedanken getragen; doch scheint man auch schon ziemlich früh an dieser Wirkung gezweifelt zu haben, denn manche „erfahrene Naturkundige" verspotten solchen Aberglauben, auch bezeichnen sie es als „fabelhafte Grillen", daß der Amethyst den Verstand schärfe, seinen Träger vor Blitz und Donner sichere, bei Königen und vornehmen Leuten angenehm mache, den Weibern aber „eine fröliche Niederkumfft zu wegen bringe". — Der Smaragd soll die Augen stärken und sie vor Entzündung, vor Blattern und Masern bewahren. Es ist offenbar die grüne Farbe, die hier als „Signatur" gilt; alles Grüne thut dem Auge wohl, sagt das Volk. Auch leistet der Smaragd, am Halse getragen, bei Gicht und Fallsucht, bei schwerer Geburt, bei der „Goldnen Ader" ꝛc. gute Dienste. — Mit dem Sapphir, der gleichfalls „dem Gesicht annehmlich" ist, wurde der Umkreis des Auges bei Entzündungen bestrichen, ebenso zog man um die Pestilenz-Blattern mit diesem Stein einen „Circul". Der Sapphir hat ferner eine „über alle Maß Gifttreibende Tugend", auch bewahrt er die Keuschheit, „wannenhero auch die Herren Geistlichen solchen Stein starck zu tragen pflegen"*). Wenn man sich stößt, soll man den „gequetschten Ort" mit diesem Stein bestreichen, so wird er die Beulen verhindern. — Der Opal wird gerühmt gegen Ohnmacht und Melancholie; der Topas vertreibt „Kleinmüthigkeit und Hexerei"; auch ist er gleich dem Chrysolith gut bei Durchfall und „hitzigem Geblüt"; Jaspis, namentlich auch der fleischfarbene Carneol stillen übermäßiges Bluten und vertreiben die rothe Ruhr; der Türkis, der nach dem Glauben der Alten Zwistigkeiten, namentlich zwischen Eheleuten, schlichtete, galt später nur noch als Mittel gegen die Fallsucht. Auch nennen die Medicinaltaxen unter den Juwelen

*) Vergl. den Artikel „Thiere als Heilmittel", von Dr. Otto Zacharias. Wissenschaftl. Beil. d. Leipz. Zeitg. 1894, Nr. 2.

*) G. H. Behrs, Zwey Bücher von der Materia Medica, Straßburg 1748, S. 268.

den Nieren- oder Lendenstein; es ist der Nephrit (νεφρός = Nieren) ein untrügliches Medicament gegen die Steinschmerzen; er zermalmt den Stein in den Nieren und treibt ihn mit dem Urin weg. Aeußerlich angebunden, an den Hals, um die Hüfte gehängt oder als Armband getragen, stillt er sofort alle Schmerzen. — Unter dem Namen „Armenischer Stein“ war der Lasurstein (Lapis lazuli) ein sehr altes Arzneimittel; äußerlich angewandt, reinigt und trocknet er, innerlich „führt er die melancholischen Feuchtigkeiten aus“, vertreibet „Aberwitz und Wahnsucht“ und stärket das Herz. — Der Bergkrystall oder kurz „Crystall“ — κρύσταλλος heißt Eis, und Plinius wie Viele nach ihm glaubten, daß dies Mineral, ebenso die anderen Krystalle, aus Eis entstanden sei — hat eine kühlende und zertheilende „Art“; er wird bei hitzigen Fiebern unter die Zunge gelegt und lindert so den Durst, auch nimmt er, in der Hand gehalten, dem Körper die Hitze. Zu Pulver gestoßen, wird er eingegeben bei rother Ruhr und andern „Bauch- auch Mutter-Flüssen“. Er „versüßt die böse Säuer in dem Magen und Gedärme“, vermehrt der säugenden Mutter die Milch und wird als Gegengift, namentlich gegen Arsenik, gerühmt. Zahnenden Kindern hing man oft „Crystalle“ an.

Ebenso allgemein ist der Gebrauch der Metalle in der alten Arzneikunde. Gold und Silber, die edelsten Metalle, nehmen auch in dieser Beziehung eine hervorragende Stellung ein; doch sind es naturgemäß weniger die Mineralien als solche, sondern ihre Lösungen, die der kranken Menschheit bis zum heutigen Tage Genesung brachten.*) Immerhin wurden z. B. kleine Stückchen des Aurum foliatum unter manche Composita gemischt, auch Pillen u. A. damit übergoldet. „Es wird jedoch,“ schreibt D. Valentin in seiner „Natur- und Materialien-Kammer“ 1704 sehr verständig, „nicht sowohl das krancke Hertz, als der Reichen und Grossen Aberglauben hierdurch gestärcket, indem die Medici biß auff den heutigen Tag noch nicht eins sind, ob das geschlagen Gold in dem Magen und Leib könne auffgeschlossen und zur Würckung gebracht werden.“ Auch stimmen wir Valentin bei, wenn er gediegen Gold und Silber „mehr für eine rechte Panacaea gegen einen leeren Beutel, als gegen allerhand Kranckheiten des Menschlichen Leibes“ hält; man könne mit größerem Nutzen Gold aus Medicamenten, als solche aus Gold machen. — Gediegen Quecksilber ward äußerlich und innerlich oft angewandt. Bei dem Miserere oder der Darmgicht ließ man 1, ja bis 3 Pfund Quecksilber verschlucken. Durch seine Schwere sollte es die zusammengezogenen Gedärme ausdehnen; dazu mußte aber der Patient fort und fort in der Stube herumgewälzt werden, bis der Mercurius (d. i. Hg) wieder durch den Stuhlgang fortging — eine Pferdecur —, die indessen gewiß manchmal in den Fällen, die heute operativ behandelt werden, zum Ziele geführt hat. Gegen Würmer gab man den Kindern Wasser zu trinken, in welchem man Quecksilber stark gesotten hatte. Flöhe, Läuse und anderes Ungeziefer am Leibe werden getödtet, alle „Räudigkeit“ und Krätze vertrieben, wenn man das Metall in einen Federkiel füllt oder es in ein Tuch reibt, jenen an den Hals hängt, dieses um den Leib gürtet. Die „durchdringende“ Kraft des Quecksilbers wirkt innerlich heilend bei sehr vielen Krankheiten — Schwere und Flüssigsein mögen als „Signaturen“ gedient haben — sie zeigt sich bei folgendem Versuch: wenn einer die große Zehe mit Quecksilber bestreicht und einen Ducaten im Munde hält, läuft dieser alsobald davon weiß an! In der That, es ist schwer zu verstehen, wie derartige alte Wundergeschichten sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen konnten! Auch Zinnober giebt man, besonders gegen Gicht, Nervenkrankheiten, Glieder- und Mutterschmerzen. — Gediegenes Blei legt man wegen seiner kühlenden und zertheilenden Kraft auf geschwollene Stellen und auf Wunden; „denn es schlucket alle saure und scharffe Säfte in sich“; auch Liebestollheit wird durch Blei gekühlt. — Eisenhaltige Arzneien, selbst der rohe Hammerschlag — statt des Salzes auf einen „Butter-Fladen“ gestreut — fanden Anwendung besonders bei langwierigen Krankheiten: Verstopfung der Leber und Milz, bei Wasser- und Gelbsucht, bei der Bleichsucht der „Kinder, Jungfern und Weiber“. Merkwürdig ist die „Eisentinctur cum succo pomorum“: die Eisenfeilspäne werden mit dem „Borstorffer-Apfel-Safft“ auf den warmen Ofen gegossen, bis Alles schwarz wie Tinte aussieht; der Saft wird dann eingekocht zu Eisenextract und mit Weingeist gelöst. Aus pulverisirtem Magneteisenstein bereitete man ein Pflaster, wenn es galt, eiserne Spitzen und Geschosse oder Nadeln aus dem Körper zu entfernen. Der Blutstein, d. i. der rothe Glaskopf, bisweilen wohl auch der Braunstein, wird gerühmt bei allen „Blutstürtzungen und Blutflüssen“; sein Pulver wird mit Muscatöl eingenommen; es stillt, in die Wunde gestreut, sofort das Blut; ja der Verletzte braucht oft nur den bloßen Stein in der Hand zu halten. Gegen Blutspeien und -harnen, Lungensucht und Nasenbluten hilft auch eine Blutsteintinctur; die „Signatur“ war unverkennbar. — Eisen- und Kupferkies — sie hießen Gold- und Kupfermarkasit und waren „gewissermaßen unzeitige Metalle“, ersterer galt als „Same des Goldes“ — sind nur wenig in der alten Arzneikunst gebräuchlich gewesen. Was man später unter dem Namen Markasit führte, war Wismuth, aus welchem man das Cosmeticum Cluvii und das Blanc d'Espagne gegen „alle Flecken des Angesichts“ fertigte. Den fetten Personen machte man es an mit „Bohnen-Blüth-Wasser“, den magern mit Pomade und ließ dieselben sich damit anstreichen. — Das Antimon spielte in der Medicin des 16. und 17. Jahrhunderts eine hervorragende Rolle. „Es übertrifft alle Artznenen in der gantzen Welt, auch allen Reichthum; es ist gewiß und wahr, wann ein Mensch seine Süßigkeit und Beständigkeit empfinden könnte, so hätte er ausser GOttes Angesicht und Verdienst, keine höhere Freude.“ Roh oder in gesottenem Wasser wird es gegeben bei Raserei, der „schweren Noth“, bei Wassersucht, Podagra, allerlei Fiebern, Kinderpocken, bei Geschwüren &c. In Frankreich ward 1566 vom Parlament die Anwendung des Mittels verboten, aber 1637 wieder freigegeben. — Der „Galmenstein“ (lapis calaminaris) hat eine austrocknende, anhaltende und heilende Kraft; „er füllet die Wunde und machet eine Narbe“. Im „Frett sein“ der kleinen Kinder dient er als Streupulver, oder „wann sich ein seltner Reuter einen Wolff geritten“. — Daß der Serpentin wegen der oftmals an eine Schlangenhaut erinnernden Färbung, der er auch den Namen verdankt, die Kraft besitzt, Schlangenbisse zu heilen, ist selbstverständlich, nicht einmal in Steinbrüchen leidet er ja einen „gifftigen Wurm oder Ungeziffer“. Man legt den erwärmten Stein auf die Bißwunde, ja die Gefahr wird schon dann beseitigt, wenn der Gebißne aus einem Serpentingefäß Wein trinkt. Warum aber der Serpentin auch gegen Kolik, Seitenstechen, erkälteten und verdorbenen Magen, Podagra, Schlafsucht u. A. helfen soll, bleibt uns unverständlich, wie so Vieles in der materia medica. — Die weiße Farbe des Asbest läßt ihn bei dem „weißen Fluß“, seine Geschmeidigkeit bei der „Lähmigkeit der Glieder“ besonders wirksam erscheinen, und da er dem Feuer widersteht, fertigte man auch eine Asbestsalbe für die Hände, „nachmahlen soll man das Feuer ohne Schaden angreiffen“. „Von einigen Schälcken wird er andern als das juckende Juc Juc der Landstreicher in die Hembder gestreuet.“ Der Bymsen- oder Baimsstein wird „im abnehmenden Licht“ gegen Kröpfe, auch gegen Trunkenheit der „Söffer“ angewandt. Vielleicht eignet er sich seiner vielen Poren wegen, welche die allzugroße Flüssigkeit auffaugen, dazu. Sonst findet er nur, mit Korallenmehl vermischt, als Zahnpulver Verwendung. — Während der helle Kaliumglimmer, „das Moscovische Glas“ genannt, nur zur Bereitung von Schminke diente, schrieb man dem „Frauen-Eiß“, Jungfern- oder Marienglas noch besondere Kräfte zu; indessen verwechseln die Schriftsteller jener Zeit häufig beide Mineralien. Mit Marienglas bedeckten die „Closter-Jungfern“ gern die Muttergottesbilder; so erklärt sich nicht nur der Name, den man diesem durchsichtigen Gyps beilegte, sondern auch seine Anwendung in der Arzneikunst. Marienglaspulver, innerlich genommen, half in der „schweren Geburtsarbeit“, auch förderte es die monatliche Reinigung. Schon die Mutter Gottes, sagte man, habe sich dieses „Glases“ bedient, sie stehe den Müttern darum bei, wenn sie dies Mittel gebrauchen. Es ward oft zugleich mit Myrrhen verschrieben, einem Geschenke der Weisen bei der Anbetung des Jesusknaben. — Alabasterpflaster erweicht harte Geschwulst, sein Pulver stillt Magenschmerzen und befestigt die Zähne, wenn man sie damit reibt. — Daß das gewöhnliche, so schnell zu Stein erhärtende Gypsmehl gleichfalls eine conservirende, austrocknende und stopfende Art hat und deshalb bei rother Ruhr und „andern Bauchflüssen“ gegeben ward, darf uns nicht wundern. — Der Talk spielt in der Heilkunde eine sehr alte Rolle — Theophrastus Paracelsus (erste Hälfte des 16. Jahrh.) zählte vier Sorten —, jedoch im 17. und 18.

*) Berühmte Gold- und Silberlösungen sind z. B. das laxirende und schweißtreibende Aurum fulminans, das Aur. potabile, die abführenden Crystalli lunares, die tinctura lunae, gut gegen schwere Noth, Schlag &c., der „Höllische Stein“ u. A.

Jahrhundert wird er kaum noch anders verwendet als zur Schminke. „Insonderheit bemühet sich das gern schön-währende Frauen-Zimmer um das so hochgerühmte Talck-Oehl, welches wieder alle Maßern und Flecken der Haut dienet, und gleichsam ein Englisches Angesicht machen soll"; an anderer Stelle heißt es: „wann davon nur ein Tröpfflein über die Nase gesalbet würde" —: „Derowegen manche Mann-süchtige Jungfer solches theuer genug bezahlen solte" — a. a. O.: „zehenmal theurer als Gold" —, „wo sie es nur bekommen könnte". Es war nämlich die Frage unter den Gelehrten entbrannt, ob überhaupt das so gerühmte Talköl herzustellen sei. Die Meisten hielten es für unmöglich, da Talk weder gestoßen, noch durch Feuer, noch durch „aufflösende Wasser" könne „gezwungen" werden, und wo man ein Oel hergestellt zu haben vorgebe, so sei dies Betrug, oder das Oel rühre von anderen Sachen her, „so man hinzugethan". Doch will „durch göttliche Schickung" ein Nürnberger Medicus das langgesuchte Medicament erzeugt haben, welches zugleich „in dem Zipperlein und Stein-Schmertzen herrlichen Nutzen bringe". — Dem Malachit wird, wie D. N. Lemery*) sich ausdrückt, ein „Hauffen Tugenden" beigelegt: er wirkt purgirend, vertreibt „Hertzensbangigkeit" und Kolik und fördert der Weiber Reinigung; auf die Wunde gebunden, verstellt er das Blut, an den Gelenken befestigt, thut er Einhalt dem Zucken und Ziehen in den Gliedern. Innerlich wendet man ihn an bei Krampf und schwerer Noth, gegen Magenschwär und gegen schwere Geburt; er ist gut, alte Schäden zu reinigen und zu heilen, auch sichert er seinen Träger vor Donnerschlag. — Die verschiedenen Salze — das mineralische, das Meer- und Quellsalz, desgleichen die künstlichen Salze — wollen wir übergehen; ihre Anwendung in der Medicin ist zum Theil eine sehr alte und allgemeine. — Auch den Nutzen des Schwefels erkannten die alten Medici frühzeitig. Innerlich ist er Balsam für Brust und Lungen, äußerlich aber „für die Haut und alle Glieder"; er löst den Schleim der Brust, heilt Verletzungen der Lungen, „Husten, Keichen, Lungensucht"; Krätze und Aussatz vertreibt er, er zertheilt die Geschwulst und ist zugleich ein gutes Präservativ bei Pest und anderen ansteckenden Seuchen, selbst wenn man ihn nur äußerlich bei sich trägt. — Den Graphit — mit welchem das Molybdän verwechselt wurde, auch immer „Wasser-Bley" genannt**) — gebrauchte man meist nur äußerlich als Pflaster oder Salbe „in fliessenden Schäden, Rothlauf und heissem Brand"; eine „Signatur" liegt wohl auch hier vor.

Ganz besonders wichtig ist die Rolle, welche die „Siegel-Erde — terra sigillata — in der alten materia medica spielte. Es ist ein fetter, schwerer Thon von verschiedener Farbe, oft wohl auch mit Eisenoxyd und anderen Zuthaten künstlich gefärbt. Zu kleinen Kugeln oder flachen Oblaten geformt, die — Betrügereien zu verhüten — mit dem Siegel des Fundorts versehen waren, brachte man solche terra als Universalheilmittel in den Handel; heute findet sie, in Deutschland wenigstens, keine Verwendung mehr. Man unterschied eine große Anzahl von Arten. Die berühmteste und zugleich kostbarste war die „lemnische Erde"; sie diente schon im Alterthum als Arzneimittel und war versehen mit dem Bilde einer „Ziege", dem Zeichen der Göttin Diana, später mit dem türkischen Halbmond und den drei Sternen. Dazu brachte man noch andre mit türkischer Schrift bezeichnete Siegelerden aus dem Orient, einige z. B. aus dem heiligen Land, mit dem Crucifix oder mit dem Lamm Gottes bezeichnet. „Marien-Milch" hieß man diese weiße Erde, da sie aus einer Höhle bei Bethlehem stammen sollte, in der sich die h. Jungfrau mit dem Jesuskinde verborgen hielt. Kein besseres Mittel gab es, säugenden Weibern die Milch zu mehren. Auch von der Insel Malta kam eine weiße Erde, „Maltheser- oder St. Paulus-Erde" genannt, gewöhnlich durch St. Pauli Bildniß oder auch durch die Buchstaben S. P. im Ringe einer Schlange kenntlich gemacht. Bei seiner Reise nach Rom war ja St. Paulus (s. Apostelgesch. 27 und 28) als Schiffbrüchiger auf der Insel „Melite" gelandet und war daselbst von einer giftigen Schlange gebissen worden, ohne daß ihm hierdurch ein Leid geschah. Nichts war natürlicher und gewisser, als daß die terra sigillata Melitensis — St. Paulus soll sie gesegnet haben — Heilung bei Schlangenbissen brachte. Auch von Samos und Chios aus ward schwunghafter Handel mit Siegelerde getrieben, desgleichen von Blois und Saumur in Frankreich. Indessen auch in Deutschland gab es in späterer Zeit Fundstätten genug. Die „Strigische Erde" von Striegau in Schlesien, desgleichen die Goldberger oder Liegnitzer Siegelerde waren in fast allen Apotheken zu bekommen, auch die Laubacher Erde von Laubach in Hessen war ziemlich bekannt. Alle diese Erdarten galten für gut, wenn sie sich linde anfühlten, an der Zunge klebten und, nachdem man sie angefeuchtet, zerfielen. Man schrieb ihnen besondere Kraft gegen Gifte zu, „anhaltende Tugend bei Durchlauff", Bluten, Erbrechen, gebrauchte sie gegen Liebes- und Zaubertränke, ebenso zum Austrocknen der Wunden und Stärken der Gelenke. Die Apotheker destillirten auch ein säuerliches Wasser davon, welches bei ansteckenden Fiebern von Nutzen war. — Von diesen „gesiegelten Erden" ward, obwohl an Kräften ungefähr gleich, ebenso chemisch wie physikalisch ziemlich dasselbe, der „Bolus Armeniae" unterschieden. In alten Zeiten soll man diesen fetten, schweren, blaßröthlichen Thon aus Armenien gebracht haben, später aber ward ähnlicher Bolus aus Frankreich, Württemberg, Ungarn (unweit Tokaj), aus Tirol u. a. O. in den Apotheken verkauft. Zart, glatt, glänzend mußte er sein, „und nachmahlen wie Butter im Munde zergehen". Bolus hat eine absorbirende, gelind zusammenziehende und schweißtreibende Wirkung, auch eine trocknende Kraft; deshalb leistet er namentlich beim Blutspeien, beim Heilen von Wunden und Geschwüren vortreffliche Dienste. Auch gegen Pestilenz sollte Bolus gut sein; es wird versichert, daß lediglich durch diese Erde einstmals die Pest in Rom vertilgt worden sei. — Auch das sogenannte Steinmark, wie es sich z. B. bei Clausthal und Ilefeld findet, gehört hierher. Es hat eine anhaltende und kühlende Kraft, „dämpfet die Säure" und zertheilt geronnenes Blut. Ist Jemand schwer gefallen, so nehme er Margam mit Krebsaugen vermischt; hat er ein Bein gebrochen, so wende er das Mittel innerlich und äußerlich an, und wo es gilt, die Milch zu mehren, mögen sich die Mütter recht weißen(!) Steinmarks bedienen! — Es gab ferner eine „terra antiscorbutica" aus Norwegen, eine „Golderde" aus Ungarn, eine „terra Patnae" aus dem Orient rc. sie alle gebrauchte man „als mediciniſche Erden". Sehr hübsch ist es, was man sich, offenbar stark übertreibend, in Bezug auf die zuletzt genannte Erde erzählte: Die vornehmen Weiber Indiens verzehren mit großer Lust die dünnwandigen und außerordentlich leichten Gefäße, die man aus jener terra formt, „insonderheit die Schwangeren, dann diese sind so begierig, daß keine schwangere Frau in selbem Lande solte seyn, die nicht in kurtzer Zeit alle Töpfe und Teller, Flaschen und Schalen, samt andern Hausgeräthe gleicher Art auffressen wolte, wo nicht Achtung darauf gegeben würde". — Der gewöhnliche Töpferthon ward von den älteren Aerzten fast nicht gebraucht, gebrannter Lehm dagegen, d. h. also Ziegelstein, gepulvert zum Blutstillen auf Wunden gelegt.

Von den Harzsteinen benutzte die alte Heilkunde in erster Linie den Bernstein. Bornstein, Agstein oder Agtstein nannte man ihn. Im Allgemeinen ward der weiße dem gelben vorgezogen. „Wegen flüchtigen Saltzes und Balsamischen Oehls hat er eine besonder Kraft, die scharffe saltzichte Lympham zu zertheilen und zu besäufftigen." Gegen alle Flüsse und alle daher rührenden Krankheiten: „gantzer und halber Schlag", Schlaffsucht, Schwindel, Krampf, schwere Noth rc. gebrauchte man Bernstein innerlich oder athmete auch den Rauch des verbrennenden Harzes ein, namentlich bei Schnupfen. Ebenso leistete die „anhaltende Kraft" des Bernsteins gute Dienste bei Durchfall oder Blutspeien. — Mit Steinöl ward von „Storgern und Landfahrern" viel Betrug geübt; den armen, einfältigen Leuten hingen sie es unter tausenderlei Titeln auf. Aeußerlich ist es gut in Nieren- und „Gliederkrankheiten", Zittern, „Lahmigkeit", Schlagflüssen. Es verhütet das Erfrieren, treibt mit Scorpionöl gemischt Urin und Stein und ist den Würmern ein Gift.

In der alten materia medica spielen die verschiedensten Aphrodisiaka eine hervorragende Rolle. Da man sich durch „Signaturen" leiten ließ, ist es natürlich, daß sie hauptsächlich dem Thierreich entlehnt wurden. Sperlingshirn, Hoden von Hasen und Hähnen, Hasenembryonen u. A. mußten helfen, den Ehemännern die Mannheit, namentlich aber den Weibern die Fruchtbarkeit zu bringen, falls ihnen solches — vielleicht durch

*) Nicolai Lemery, Vollständiges Materialien-Lexikon, Leipzig 1721.

**) Plumbum marinum, da unsere Vorfahren glaubten, es werde im Meer gefunden. Auch die Benennung „Schwartz-Bleiweiß" (!) war üblich.

Hexerei — genommen war. Auffallend ist es nun, daß auch ein Stein, Mutterstein (Hysterolithos) wird er genannt — es ist vielleicht nichts Anderes als ein brauner Thoneisenstein — demselben Zwecke diente. Er ist ungefähr geformt wie die äußeren Geburtsglieder — also Signatur! Fruchteten die oben erwähnten Aphrodisiaka nichts, der Mutterstein half sicher, und unsere Urur-mütter ließen nichts unversucht; daher schnell ein Tränklein bereitet aus pulverisirtem Mutterstein — wer weiß, wie viele von uns im Grunde solchem Tränklein ihr Dasein verdanken! Es freut uns nur im Interesse unserer Ahnfrauen, daß sie in der Folge auch einen andern Stein bereit hatten, sich die „schwere Geburts-Arbeit" zu erleichtern: den Adlerstein (lapis aetites). Es ist der Klapperstein, ein Brauneisenstein, in dessen Höhlung ein loser Kern klappert. Schon die leichtgläubigen Alten fabelten über dies Gebilde; der Adler sollte den Stein zum Horste tragen, um der gefiederten Königin das Eierlegen zu erleichtern. Nach Größe, Farbe und Inhalt unterschied man in den Apotheken eine Menge von Arten. Band sich eine schwangere Frau den Stein an den Arm, so konnte sie ohne Sorge sein wegen einer zu frühen Geburt, befestigte sie ihn an den Oberschenkeln, so ward der Gebäract beschleunigt und erleichtert. Ob nicht die Signatur: Stein in Stein maßgebend gewesen? — Von den übrigen Tugenden des Adlersteins, die dem Besitzer helfen, dem Giftmord zu entgehen, Diebe zu entdecken ꝛc., wollen wir schweigen; der gröbste Aberglaube treibt hier sein unsinniges Spiel.

Wie die beiden eben angeführten Mineralien offenbar der äußeren Gestalt ihre Verwendung in der alten Heilkunde verdanken, so sind es überhaupt die sog. „figurirten Steine", denen man aus gleichem Grunde oft besondere Heilkraft zuschrieb. Mit solchem Ausdruck bezeichnete man nämlich die Petrefacten, die man auch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts noch nicht recht zu deuten verstand. Man sah in ihnen im Allgemeinen Spielereien der Natur; der leblose Stein, meinte man, bilde gleichsam die Wesen der organischen Welt nach. So hielt man all diese Dinge, wenn nicht für übernatürlichen, so doch für durchaus anorganischen Ursprungs; deshalb auch hierüber ein paar Worte. Besonders berühmt waren die „Natterzünglein" (Glossopterae); es sind dies nichts Anderes als die versteinerten Haifischzähne.*) Namentlich schön fand man sie auf der Insel Malta, wo Paulus die giftige Schlange von sich geschleudert hatte. Gegen Gift, in erster Linie das von Schlangenbissen natürlich, sollten die Natterzünglein helfen; man trug sie am Hals oder Arm oder in einem Fingerreif bei sich, doch immer so, daß der Stein die Haut berührte; auch legte man die Zunge in Wein oder Wasser und trank davon. — Die versteinerten Schalen mancher Schnecken, Ammonshörner, namentlich aber die Steinkerne der Belemnitenschalen, die man Donnerkeil**), auch Luchsenstein (Lyncurius)***) nannte, sind hier zu erwähnen. Letztere vertreiben die Blasensteine, desgleichen „Alp und Nachtschrecken" — sie hießen auch Alpschloß — und sind gut bei Gelbsucht, Wechselfieber, Seitenstechen; sie schützen vor Wetterschlag und bringen der Kuh die verlorne Milch wieder, wenn man die Euter damit bestreicht. Endlich seien noch die sog. Bezoarsteine erwähnt; über ihren Gebrauch in der alten Medicin ließe sich ein langes Capitel schreiben. Da diese „Steine" jedoch nichts Anderes sind als meist krankhafte Concremente des thierischen Körpers, so ist es nicht unsere Aufgabe, näher darauf einzugehen. Nur soviel sei erwähnt, daß die echten Bezoarsteine, die orientalischen, von den Arabern in der Heilkunde eingeführt sind und Darm- oder Magensteine verschiedener Antilopen, wohl auch einiger Affen darstellen; die occidentalischen sind die des Lamas, die deutschen die der Gemsen. Auch menschliche Nieren- und Blasensteine wurden gebraucht, ebenso der Roß-, Esel- und Ochsenbezoar u. A.

*) Nach Plinius fallen sie bei Mondfinsternissen vom Himmel herab.

**) Nach Einigen sollte der Stein in den Wolken entstehen und bei Donnerschlag auf die Erde herabgeschossen werden.

***) Nach Andern soll er aus dem Urin des Luchses sich verhärtet haben; „vielleicht," schreibt Valentin, „weil einige wie Katzen- .... riechen." (?)

Bücherbesprechungen.

— Saat auf Hoffnung, Zeitschrift für die Mission der Kirche an Israel. Vierteljährlich herausgegeben von W. Faber. I. Heft. Jahrgang XXXII. 64 S. 0,75 ℳ, im Abonnment 2 ℳ. Verlag der Akadem. Buchhandlung (W. Faber). — Dieses von dem seligen F. Delitzsch begründete, gegenwärtig unter der Mitwirkung von Prof. D. Buhl und Pastor Anacker herausgegebene Organ des evangelisch-lutherischen Centralvereins für die Mission unter Israel bietet uns auch in dem vorliegenden ersten Hefte des neuen Jahrgangs manchen trefflichen Aufsatz. Mit einem von Jehuda Galewic verfaßten und von S. Heller übersetzten poetischen „Gruß an Zion" beginnend, enthält es aus der Feder des Amtsgerichtsraths a. D. Wutzdorff manchen auf biblische Belegstellen gegründeten ganz beherzigenswerthen Wink über „das christliche Verhalten Israel gegenüber". Unter Hinweis darauf, daß der sich seines Gesetzes bewußte Israelit die Christen nicht anders, denn als verworfene Heiden ansehen kann, werden diese daran erinnert, daß sie mit den offenbaren Verächtern ihres Glaubens sich nicht auf gleichen Fuß stellen können. Diese gäben sich, „wo nicht der fleischliche Antisemitismus in dem Hasse gegen Israel noch schlimmere Früchte zeitige, einer dem Geiste Christi ganz zuwider laufenden Duldsamkeit und einer den christlichen Glauben verleugnenden falschen Liebe gegen Juden hin", welche deren Seelenheil ganz außer Augen lasse. Der Verf. meint in seinen gegründeten Ausführungen, daß die Juden wegen ihres Unglaubens zu den Geschäften der Gesetzgebung nicht zugelassen werden und ihnen die Theilnahme an der Verwaltung in öffentlichen Angelegenheiten, bei welchen das christliche Interesse mitbetheiligt ist, versagt sein sollte, will auch keine Vereinigung zu Wohlthätigkeitsbestrebungen mit Gliedern des israelitischen Volkes, weil bei ihnen diese Werke nicht aus dem Glauben kämen. Er wünscht andererseits, daß die Missionsbestrebungen der christlichen Kirche Israel gegenüber ernstlicher betrieben werden möchten. Einen weiteren Beitrag liefert der Judenmissionar Vollert über das Leben der jüdischen Mystiker der Chasidim und ihren „Rebbe" (Rabbi): „Der Wunderrabbi von Sadagura". Der Aufsatz giebt seinem Verfasser Gelegenheit, einen Bericht der „Allgemeinen evang.-luth. Kirchenzeitung" vom 14. October 1892 über Chasidismus und Wunderrabbinismus, dessen Schreiber nach seiner Meinung wahre Kenntniß der Verhältnisse abgeht, richtig zu stellen. — Viel Interesse dürften auch die „Unverkennbaren Fügungen Gottes" (Aufzeichnungen eines bekehrten Israeliten), deren Schlußartikel hier geboten wird, beanspruchen. — Unter den „Gedanken zur Judenmission" von Pastor A. Wiegand sei die Beobachtung hervorgehoben, daß die Israeliten vom abergläubischen Chasiden an bis zum äußersten Freigeist den Anderen gegenüber eins sind und noch ein abgeschlossenes Volk bilden, daß aber jeder Getaufte, er mag seine Liebe zu diesem Volk sonst noch so klar an den Tag legen, verleumdet und im besten Falle todt geschwiegen wird. Es wird gebilligt, daß die Judenmissionare, welche erfahrungsgemäß keine Gemeinden bilden, sondern nur einige abgesplitterte, zerstreute Glieder Israels gewinnen, unter diesen schwierigen Verhältnissen sich wie in Oesterreich zugleich in den Dienst der evangelischen Diaspora und auch sonst in den der Evangelisation stellen. — Vereinsnachrichten und Literatur sind dem reichhaltigen und interessanten Heft beigegeben. D. K.

— „Katechismus der Compositionslehre" von Joh. Christ. Lobe. Sechste Auflage. (Weber's illustrirte Katechismen. Nr. 50.) Verlag von J. J. Weber, Leipzig 1895. — Da das ungemein praktische Werkchen bereits in sechster Auflage erscheint — wohl der beste Beweis für seine zahlreichen Vorzüge! — so begnügen wir uns damit, es an dieser Stelle einfach anzuzeigen und nochmals auf das Wärmste zu empfehlen. Ausdrücklich sei noch hervorgehoben, daß die in diesem Katechismus der Compositionslehre erläuterten Disciplinen (die Harmonielehre, die Lehre von der musikalischen Form, sowie eine Anleitung zu praktischen Uebungen in der Composition) derartig dargestellt sind, daß sie nicht nur Fachmusikern, denen das Werk immer ein handliches und verläßliches Nachschlagebuch sein wird, sondern auch den musikalisch gebildeten Laien bei einigem Studium leicht verständlich sein werden. Die schon oft erprobte Form der Weber'schen Katechismen von Frage und Antwort ist auch diesmal beibehalten worden und bewährt sich wieder aufs Beste. Der billige Preis des Werkes (2 ℳ in Original-Leinenband) wird hoffentlich das Seine dazu beitragen, es auch in weiteren Kreisen verdienter Maßen populär zu machen. P. A.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 65 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 31. Donnerstag, den 14. März. 1895.

Berliner Theaterverhältnisse im vorigen Jahrhundert.

Von Rudolf Rost.

In jener Zeit des achtzehnten Jahrhunderts, als das deutsche Theater sich aus langer Entartung und pedantischer Unselbständigkeit wiederum zu den eindrucksvollsten Leistungen emporgeschwungen, als Lessing bereits seine Minna von Barnhelm, seine Dramaturgie, seinen Nathan den Weisen geschrieben hatte, war in Berlin das deutsche Wort noch hartnäckig aus jenen glänzenden Hallen verbannt, welche von Friedrich dem Großen nur zur Pflege und Verherrlichung fremder Kunst errichtet wurden. Während in diesen großen Schauspielhäusern Italiener und Franzosen ihre Triumphe feierten, mußten deutsche Meister, wie Ekhof, der Vater der deutschen Schauspielkunst, Schröder, der vor 150 Jahren, am 3. November 1744, zu Schwerin geboren wurde, den Eduard Devrient den genialsten deutschen Schauspieler nennt, und Andere die Shakespeare'schen und Lessing'schen, ja noch sogar die ersten Goethe'schen und Schiller'schen Dramen in improvisirten Räumlichkeiten darstellen, denen heutzutage der elendeste Puppenspieler verächtlich den Rücken kehren würde. Es wäre oberflächlich, ja sogar ungerecht, die Schuld dieser Vernachlässigung eines so begeisterungsvollen, so mächtig sich kundgebenden vaterländischen Strebens der bekannten Geistes- und Geschmacksrichtung des großen preußischen Königs allein zur Last zu legen. Was ihm vielmehr die Ausführung seiner Neigungen ermöglichte, war vor Allem die Geschmacksverderbniß und übertünchte Rohheit eines Publicums, dem, allerdings infolge kläglicher Literatur- und Kunstzustände, das nationale Ehrgefühl und Selbstvertrauen, der Sinn und die Theilnahme für das heimische Geistesleben fast vollständig abhanden gekommen war.

Als Friedrich der Große 1740 den Thron bestieg, mußte ihn freilich Das, was er in Berlin als deutsches Theater vorfand, in seinem Widerwillen bestärken. Nachdem die bekannte Neuberin schon seit 1727 in Leipzig gewirkt, Gottsched dort 1737 den Hanswurst von der Bühne vertrieben hatte, belustigte man sich 1740 in der Residenz des bisherigen Soldatenkönigs noch an den alten Haupt- und Staatsactionen, den Hanswurstiaden und extemporirten Stücken, die theils auf dem Rathhause, theils in der Reitbahn auf der breiten Straße, sowie in Buden auf dem neuen Markte, dem Dönhofsplatze und Gendarmenmarkte aufgeführt wurden. Endlich traf Schönemann mit einer zwar nicht zahlreichen, aber guten Truppe ein, unter welcher sich auch Ekhof befand und von welcher zum ersten Male Stücke von Gottsched, Gellert, Schlegel u. A. gegeben wurden. Doch blieb diese Gesellschaft nicht lange in Berlin, ein Zeichen, wie ungünstig der Boden noch für derartige Vorstellungen war. Im Jahre 1764 erbaute der Schauspieldirector Schuch ein neues Theater auf dem Hofe eines Gebäudes in der Behrenstraße, das jedoch sehr klein und armselig ausfiel. Gleichwohl war es dieselbe Bühne, wo später „Hamlet", „Götz von Berlichingen", „Otto von Wittelsbach", „Die Räuber" und „Fiesco" erschienen, wo Brückner und Brockmann, Schröder und Reinicke, Fleck und Unzelmann u. A., von tiefem Verständniß und wahrhaft schöpferischem Drange beseelt, die classische Periode unserer deutschen Schauspielkunst begründeten. Im Jahre 1766 kam Döbbelin nach Berlin und trat als Richard III. auf. Das Publicum, das sonst nichts als Possenspiele sah und sehen wollte, wurde von Bewunderung hingerissen. Döbbelin, der im Jahre 1767 eine eigene Gesellschaft gründete, welche er 1789 an den Hof in Berlin abtrat, und die somit die Grundlage des Berliner Hoftheaters wurde, pflegte von seiner Ankunft in Berlin zu erzählen: „Ich fand 1766 die Bühne in Berlin in einem eigenen Zustande: Hanswurst und wieder Hanswurst! Wie erstaunte ich, als ich Nicolai, Ramler, Mendelssohn und Lessing unter den Zuschauern fand! Wie, sagte ich eines Tages zu Lessing, ihr, die Schöpfer des guten Geschmackes, könnt das mit ansehen? Macht es besser, wenn ihr könnt, erwiderte Lessing. Das will ich, in vier Wochen soll der Held herrschen und der Hanswurst vertrieben sein. Dann setze ich euch eine Ehrensäule, meinte Lessing. Ich habe Wort gehalten, das Theater gereinigt, den Hanswurst verjagt, aber Lessing ist mir die Ehrensäule schuldig geblieben. Doch glaube ich sie mir selbst dadurch gesetzt zu haben, daß ich später seinen »Nathan« auf die Bühne brachte."

Obschon nun aber Döbbelin auf jede Weise den Sinn für das regelmäßige deutsche Trauerspiel zu heben suchte, war doch in Berlin zu jener Zeit die Vorliebe für die französische Bühne zu groß, als daß sich ein deutsches Theater anders als kümmerlich erhalten konnte. Meistens wurde dasselbe nur von Denjenigen besucht, die der französischen Sprache nicht mächtig waren. Schon war daher auch Döbbelin's Gesellschaft ihrem Untergang nahe, als plötzlich eine Rettung in der Noth erschien: Lessing's „Minna von Barnhelm"! Das Stück wurde am 21. März 1768 zum ersten Mal gegeben und mußte in 21 Tagen 19 Mal wiederholt werden. Am 6. April 1772 gelangte „Emilia Galotti" zur Aufführung, fand aber bei dem damaligen Publicum so geringen Anklang, daß es bis 1781 nur 9 Mal gegeben wurde. Im Jahre 1774, also vor 121 Jahren, erschien zum ersten Mal Goethe's „Götz von Berlichingen" auf dieser elenden Bühne ohne Nennung des Verfassers und mit einer anlockenden Belehrung auf dem Zettel, die für den damaligen Standpunkt des Publicums bezeichnend ist und die folgendermaßen lautete: „»Götz von Berlichingen« ist ein ganz neues Schauspiel, welches nach einer besonderen und bis jetzt ganz ungewöhnlichen Einrichtung von einem gelehrten und scharfsinnigen Verfasser mit Fleiß verfertigt worden ist. Es soll, wie man sagt, nach Shakespeare'schem Geschmack abgefaßt sein. Man hätte vielleicht Bedenken getragen, solches auf die Schaubühne zu bringen, aber man hat dem Verlangen vieler Freunde nachgegeben, und soviel Zeit und Platz erlauben wollen, Anstalt gemacht, es auszuführen. Auch hat man, sich dem geehrten Publicum gefällig zu machen, alle erforderlichen Kosten auf die nöthigen Decorationen und neuen Kleider gewandt, die in den damaligen Zeiten üblich waren. In dem neuen Stück kommt auch ein Ballet von Zigeunern vor. Die Einrichtung der Scene ist am Eingange auf einem besonderen Blatt für einen Groschen zu haben."

Die erste Zeitung, welche den Namen des Dichters nannte, spricht von einem Dr. Göde in Frankfurt. Der Andrang zu der Vorstellung war so groß, daß man das Stück sechs Tage hintereinander geben mußte. Die „Vossische Zeitung" brachte darüber eine Kritik unter dem Titel: „Von gelehrten Sachen". Am 3. November kam auch „Clavigo" zur Aufführung. Am 17. December brachte Döbbelin den „Hamlet" zum ersten Male. Brockmann mußte während seines kurzen Aufenthaltes die Rolle zwölf Mal spielen. Auch Schröder gastirte in dieser Zeit. Im Anfang des Jahres 1783 spielte man zum ersten Male „Die Räuber" mit großem Erfolg. Nichts wollte dagegen mehr aufkommen, selbstverständlich auch Lessing's „Nathan der Weise" nicht, der es nur zu vier Vorstellungen brachte, während „Die Räuber" in demselben Zeitraum 21 Mal gespielt wurden.

Vielseitig aber waren immerhin die Hindernisse, mit denen das innerlich erstarkte deutsche Theater in Berlin während der ganzen Regierungszeit Friedrich's des Großen zu kämpfen hatte, wie es als ein Privatunternehmen ärmlichster Art allein durch den ausharrenden Mut, die heut zu Tage kaum noch verständ-

liche Selbstverleugnung und Aufopferungsfähigkeit seiner Künstler zu bestehen vermochte und von Seiten des Hofes, sowie von Seiten der tonangebenden Stände nicht allein keinerlei Unterstützung und aufmunternde Begünstigung erfuhr, sondern sogar geradezu als eine unberechtigte, der Beachtung nicht würdige Erscheinung betrachtet wurde. Alles dies änderte sich aber 1786 mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's des Zweiten. Derselbe erhob das Döbbelin'sche Theater zu einem Nationaltheater und räumte ihm das 1774 für die französischen Vorstellungen erbaute Schauspielhaus auf dem Gendarmenmarkte ein, wo am 5. December 1786 die deutschen Vorstellungen begannen. Dennoch bedurfte es noch einer ganzen Reihe von Jahren, ehe die alte Verkehrtheit besiegt war, das Publicum der preußischen Hauptstadt sich als ein deutsches fühlen und dem Ernst und der Tiefe deutschen Kunststrebens eine lebhafte Empfänglichkeit, ein wirkliches Verständniß entgegen bringen konnte. Erst als im Jahre 1811 Goethe's „Tasso" mit entschiedenem Erfolge aufgeführt wurde, konnte mit Recht in der Besprechung gesagt werden: „So ist die Bildung, der Geschmack des Publicums fortgeschritten, so sein Sinn für das höchste Schöne gereinigt und veredelt, daß ein dramatisches Gemälde von dieser Einfachheit, Zartheit und Feinheit mit Ruhe, ja mit Andacht vernommen und oft mit Ausdrücken des Beifalls begleitet wurde."

Im Jahre 1790 kam auch Mozart einmal heimlich nach Berlin und wohnte, von Niemandem gekannt, einer Aufführung seiner „Entführung aus dem Serail" bei. Ganz am Eingange des Parterre blieb er stehen, um da unbemerkt zu lauschen. Bald freute er sich über den Vortrag einzelner Stellen, bald machten ihm aber auch die Sänger das Tempo nicht recht, oder zu viel Schnörkel, kurz sein Interesse wurde immer lebhafter und er drängte sich unbewußt immer näher an's Orchester, indem er bald dies, bald das, bald leiser, bald lauter brummte und murrte und dadurch den Umstehenden, die auf das kleine blasse Männchen im schlichten Oberrock herabsahen, Stoff genug zum Lachen gab, wovon er aber natürlich nichts merkte und nichts wußte. Endlich kam es zur Arie: „Frisch zum Kampfe, frisch zum Streite u. s. w." Die Direction hatte entweder eine unrichtige Partitur oder man hatte darin verbessern wollen und der zweiten Violine einige Male Dis statt D gegeben. Hier konnte Mozart sich nicht länger halten. Er rief in seiner österreichischen Mundart: „Verflucht, wollt Ihrs D greifen!" Alle sahen sich um, auch mehrere aus dem Orchester. Einige der Musiker erkannten ihn und nun ging es wie ein Lauffeuer durch das Theater: Mozart ist da! Die Sänger, besonders die Primadonna, wollten nicht wieder auf die Bühne. Als dies Mozart durch den Musikdirector erfuhr, war er augenblicklich hinter den Coulissen: „Madame," sagte er zu ihr, „was treiben Sie für Zeug? Sie haben herrlich gesungen, und damit Sie es ein andermal noch besser machen, will ich selbst die Rolle mit Ihnen einstudiren!"

Bekanntlich kam 1804 auch Schiller nach Berlin. Als er in die Loge trat — es wurde „Die Braut von Messina" gegeben — empfing ihn das volle Haus mit einem Jubel, der nicht enden wollte. Alle ohne Ausnahme, Männer, Frauen, Jung und Alt, standen von ihren Sitzen auf und begrüßten den gefeierten und tiefgerührten Dichter, der nach dem Schlusse des Schauspiels durch eine lebendige, ihn abermals mit lauten Freudebezeugungen zurufende Gasse wandeln mußte.

Goethe und Napoleon.

Am 25. Jan. 1891 brachte die Zeitschrift „Le Correspondent" unter andern vorläufigen Mittheilungen aus Talleyrand's Denkwürdigkeiten dessen Bericht über Napoleon's Unterhaltungen mit Goethe und Wieland zu Erfurt und Weimar am 2. und 6. October 1808. (Soweit sie Goethe betreffen, sind sie wieder abgedruckt in „Goethe's Gespräche" IX, 105 ff.) Selbstverständlich beschäftigten sich sofort die deutschen Zeitschriften mit dieser wichtigen Urkunde, wobei diejenigen, die ihrer Bedeutung schuldig zu sein glaubten, Kritik daran zu üben, ihr Ansehen als Kritiker am besten und leichtesten zu wahren glaubten, wenn sie die Echtheit jener Mittheilungen bestritten. Dazu fanden sie zunächst Anhalt an dem Umstand, daß französische Schriftsteller hinsichtlich der Stücke der Denkwürdigkeiten, welche Staatsangelegenheiten betrafen, mit der Behauptung, daß eine Fälschung vorliege, vorangegangen waren, alsdann aber darin, daß Talleyrand's Bericht von Goethe's 1824 gemachter Aufzeichnung über seine Unterredung mit Napoleon mehrfach verschieden war. In einer Miscelle des „Goethe-Jahrbuchs" von 1893 (XIV, 282 ff.) habe ich auseinandergesetzt, daß beide Zweifelsgründe gleichviel werth sind — d. h. nichts! —, daß vielmehr Talleyrand's Bericht im Wesentlichen für zuverlässig zu erachten ist, unbeschadet einiger falscher, Nebendinge betreffender Angaben, die aus leicht begreiflichen Versehen zu erklären sind. Darauf zurückzukommen, giebt mir die Auffindung einer weiteren Urkunde über Goethe's Audienz bei Napoleon Veranlassung, indem sie mit Erläuterungen eingeführt ist, welche die angebliche Fälschung der Mittheilungen Talleyrand's durch diese Urkunde für bestätigt zu erklären scheinen können.

Sie besteht in einer Niederschrift des damaligen Regierungsrathes, späteren Kanzlers v. Müller und ist abgedruckt im XV. Bande des „Goethe-Jahrbuchs" S. 20 ff., woran anknüpfend Professor Dr. Suphan überzeugend entwickelt, daß sie Talleyrand bei Abfassung seines Berichts vorliegen gehabt hat, — überzeugend nämlich in diesem Hauptpunkte, was aber nicht ausschließt, daß man über manches dabei zur Sprache Gebrachte abweichender Ansicht sein kann oder muß. Widersprechen muß ich besonders Suphan's zuversichtlichem Ausspruch, „daß Talleyrand's Behauptung, er habe durch Goethe's eigne Aeußerungen sich betreffs der Genauigkeit seiner Angaben vollständig beglaubigt gesehen — bare Flunkerei ist". Ist auch zuzugeben, daß das Einverständniß Goethe's wohl nicht gelegentlich eines Diners bei Talleyrand, wie dieser erzählt, eingeholt worden sei, weil Goethe's, die Begebnisse jener Tage verzeichnendes Tagebuch von seiner Theilnahme an einem solchen nichts meldet, ingleichen daß Talleyrand's Angaben mit denen Müller's nicht allenthalben übereinstimmen, er letztere vielmehr verschiedentlich verschoben hat, so ist es doch keineswegs gerechtfertigt, Talleyrand aus den Abweichungen von Müller's Niederschrift einen Vorwurf zu machen, da Müller der Audienz gar nicht beigewohnt hat und sich Kenntniß dessen, was dabei gesprochen wurde, nur durch Befragung von Ohrenzeugen, wie Berthier, Lannes, Daru, Savary, Soult verschaffen konnte. Bei dem Interesse, das Talleyrand an der fraglichen Unterhaltung nahm, ist es sicher wahrscheinlich, daß er bei diesen sich unmittelbar darüber unterrichtete, nicht zu gedenken, daß er einen Theil der Unterredung Napoleon's mit Goethe selbst beigewohnt hatte. Wie wenig Vertrauen übrigens Müller selbst in die Zuverlässigkeit seiner Niederschrift setzte, geht nicht nur daraus hervor, daß er noch 1824 Goethe antrieb, seine Unterredung mit Napoleon aufzuzeichnen (Goethe's Gespräche V, 20), sondern auch daraus, daß er in seinen „Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806 bis 1813" (S. 238 ff.) auf seine Niederschrift von 1808 nicht zurückgriff, sondern zumeist Goethe's Aufzeichnung folgte.

Ergiebt sich nun schon aus diesen Thatsachen, daß Talleyrand's Anführen über Goethe's Bestätigung des von ihm über die Audienz bei Napoleon Niedergeschriebenen höchst unwahrscheinlicherweise reine Flunkerei sein könne, so brauchen wir uns doch gar nicht auf Vermuthungen darüber zu stützen, da diese Bestätigung anderweit so bestimmt beglaubigt ist, daß Zweifel dagegen nicht zulässig sind und auch die voraussetzlich falsche Angabe hinsichtlich des Ortes, wo sie erfolgt sein soll, die Gewißheit, daß sie erfolgt ist, nicht erschüttern kann. Diese Bestätigung ist zwar älter, als die Veröffentlichung von Talleyrand's Bericht, es ist aber bisher unterlassen worden, sich darauf zu berufen. Sie ist ausgegangen von Soret, der über das Gespräch zwischen Napoleon und Goethe in der Notice sur Goethe — Tiré de la Bibliothèque universelle, Juin et Juillet 1832 Seite 9 Folgendes sagt: „Lors de la conférence d'Erfurt Napoléon eut une entrevue avec Goethe et lui fit des observations critiques sur Werther; le Prince de Talleyrand en a conservé dans ses Mémoires encore inédits plusieurs détails qu'il a puisés à une bonne source et qui paraissent devoir être fidèles, puisque Goethe ne les a point contredits, lorsqu'il en a été question entre lui et l'auteur de cet article. Mais nous avons lieu de croire que tout ce qui s'est passé entre ces deux grands hommes n'est pas consigné dans ces Mémoires." Und in der Fußnote hierzu: „Quelques extraits de cette partie des Mémoires du Prince se trouvent dans les manuscrits de notre compatriote M. Dumont qui donne un témoignage favorable à la véracité des faits dont il

a eu lui même connaissance." Diese Stelle aus Soret's Notice habe ich auch deshalb ausführlich hergesetzt, damit die Hoffnung gedämpft werde, etwas Gewisses über die Zuverlässigkeit von Einzelheiten der Erzählung Talleyrand's entnehmen zu können, sie genügt mir aber, um daraus zu ersehen, daß Talleyrand nicht nothwendigerweise geflunkert haben müsse.

Bekämpft Suphan im Grunde nur Talleyrand's Anführen, daß seine Mittheilung von Goethe als richtig anerkannt worden sei, und steht ihm dabei allerdings der Umstand zur Seite, daß Goethe's Durchsicht, der stehengebliebenen offenbaren Irrthümer wegen, nur eine sehr flüchtige gewesen sein kann, so würde ich mich bei vorstehender Darlegung meiner Bedenken gegen Suphan's Verurtheilung beruhigen, wenn ich mich nicht späterer Urtheile über Talleyrand's Bericht halber dennoch genöthigt sähe, den schon in der Miscelle des Goethe-Jahrbuchs von 1893 erörterten Inhalt von Talleyrand's Bericht nochmals auf seine Glaubwürdigkeit zu prüfen. Namentlich ist es der Ort, wo fernerhin die Unglaubwürdigkeit von Talleyrand's Bericht überhaupt behauptet wird. Dies geschieht im Abschnitt IV, 9b. der „Jahresberichte für neuere Deutsche Literaturgeschichte" II. Band, 2. Halbband (1893) S. 110. Es werden darin, wie schon früher vom Professor Dr. Geiger in der „Nation", die Verschiedenheiten als entscheidend behandelt, die zwischen Goethe's Aufzeichnung über seine Unterredung mit Napoleon und Talleyrand's Bericht bestehen. Schon in der Miscelle im „Goethe-Jahrbuch" für 1893 habe ich darauf hingewiesen, daß unter allen Umständen Goethe's Aufzeichnung für unvollständig gelten muß. Ganz abgesehen davon, daß deren Lückenhaftigkeit schon vermuthet werden könnte, weil sie nach mehr als fünfzehn Jahren zu Stande kam und in diesem Zeitraum Manches dem Gedächtniß entfallen sein dürfte, so ist doch dafür entscheidend, daß die von Goethe angeführten Gesprächsgegenstände in wenigen Minuten abgethan sein mußten, während die Dauer seiner Audienz beim Kaiser auf eine Stunde, ja bis zu zwei Stunden angegeben wird. Zudem erwähnt Goethe selbst in seiner Aufzeichnung, daß er im Gespräch die Mannigfaltigkeit der Beifallsäußerungen Napoleon's bewundert habe, während doch Gegenstände, bei denen diese Mannigfaltigkeit sich hätte zeigen können, in seiner Aufzeichnung zu vermissen sind. Daraus ergiebt sich, daß jede Mittheilung über das Gespräch, die Weiteres bringt, als Goethe, von vornherein als Ergänzung der zweifellos unvollständigen Aufzeichnung zu begrüßen ist. Geiger hat sich auf alle diese wesentlichen Thatsachen nicht eingelassen und nur obenhin in Bausch und Bogen abgeurtheilt. Und wie oberflächlich er auch das behandelt, worauf er eingeht, zeigt u. A. der von ihm entdeckte Widerspruch zwischen Talleyrand's und Goethe's Darstellung in der Art der Verabschiedung. Nun schreibt Goethe: „Und so nahm ich Gelegenheit bei dem Kammerherrn durch eine Gebärde anzufragen, ob ich mich beurlauben könne? die er bejahend erwiderte und ich dann ohne Weiteres meinen Abschied nahm." Während Goethe also nur das anführt, was er selbst beim Abschied gethan, also seine stumme Verbeugung, verzeichnet Talleyrand — der überhaupt nur das Gesprochene berichtet — gegentheils Napoleon's Worte beim Abschied: „Adieu Mr. Goethe." Sicher ist es nach dem Gebrauch bei solchen Audienzen, daß Napoleon nicht, ohne etwas zu sagen, den sich empfehlenden Goethe entlassen haben wird. Man begreift daher Geiger's Ausstellung gar nicht, wenn man nicht außer seiner Oberflächlichkeit Mangel an Kenntniß des Ceremoniells in Betracht zieht.

Die unabweisbaren Unrichtigkeiten, die in dem von Talleyrand berichteten Gespräche vorkommen, sind nur scheinbar geeignet die Zuverlässigkeit des übrigen Inhalts preiszugeben. Dies wird auch nicht durch Berufung auf Talleyrand's Verlogenheit erzwungen: wir wissen nur, daß ihm eine Lüge nichts kostete, wenn sie seinen Zwecken förderlich zu sein schien, aber in dem Gespräch zwischen Napoleon und Goethe lag nichts Derartiges. Im Gegentheil: wenn nicht dieses Gespräch, wie es wirklich stattfand, sein Interesse erregt hätte, brauchte er es nur zu übergehen; entschloß er sich aber einmal zur Aufnahme in seine Denkwürdigkeiten, so konnte ihm nur die soweit möglich genaue Wiedergabe genügen.

Soweit möglich! Denn beim Durchgehen der Einzelheiten des Gesprächs muß man sich vergegenwärtigen, daß dessen Zeugen, auf deren Aussagen Talleyrand sich größtentheils verlassen mußte, insgesammt Männer waren, denen die Angelegenheiten, über die Napoleon Fragen an Goethe richtete, mehr oder weniger fremd waren. Sie erfaßten daher zwar den Sinn der Aeußerungen, gaben sie jedoch nur soweit richtig wieder, als sie allgemein verständlich waren und von ihnen als gewichtige im Gedächtniß behalten werden konnten. Leicht hingeworfene Fragen und Antworten dagegen, die nur als Lückenbüßer im Gespräch vorkamen oder die Gegenstände betrafen, von denen sie keine genaue Kenntniß hatten, gaben sie so wieder, wie sie sich dieselben vorstellten, oder ließen sie ganz aus. Sind hiermit die Gesichtspunkte festgestellt, aus denen Talleyrand's Bericht vernünftigerweise zu betrachten ist, so liegt kein stichhaltiger Grund vor, zu bezweifeln, daß namentlich folgende Aeußerungen Goethe's, — um die es mir zunächst zu thun ist — im Wesentlichen wahrheitsgetreu wiedergegeben sind: Die Schmeichelei, daß der Kaiser bei seinen Reisen auch auf Geringfügigkeiten den Blick richte; — das Ableugnen, der erste deutsche (tragische?) Dichter zu sein; — die Berichtigung von Napoleon's wegwerfendem Urtheil über Schiller's Dreißigjährigen Krieg (womit wohl „Wallenstein", insbesondere „Wallenstein's Lager", dem Kaiser vielleicht durch die Uebersetzung von Benjamin Constant de Rebecque zugänglich geworden, gemeint ist); — die Abweisung der Annahme, daß in Weimar die berühmten Gelehrten Deutschlands vereinigt seien; — das Erbieten, Wieland nach Erfurt kommen zu lassen; — die Erklärung, daß die Deutschen die dramatischen Einheiten nicht für wesentlich ansehen; — der Ausdruck der Befriedigung über den gegenwärtigen Erfurter Aufenthalt; — die Wendung, daß das weimarische Volk, nach dessen Glück Napoleon gefragt hatte, noch darauf hoffe; — die Ablehnung der Aufforderung, über die Erfurter Festtage zu schreiben; — die Anerkennung des Tacitus; — die Mißbilligung der Behandlung, die der Herzog Karl August durch Napoleon erfahren; — das Lob des Fürsten Primas; — die Verneinung der früheren (d. h. einer vor 1808 fallenden) Bekanntschaft mit Kaiser Alexander; — die Weigerung, eine Schrift über die Erfurter Fürstenzusammenkunft zu schreiben und dem Kaiser Alexander zu widmen; — die Beschwichtigung Napoleon's bei dessen Ausfall gegen Kotzebue. — In allen diesen Aeußerungen offenbaren sich nur Eigenschaften, die wir sonst von Goethe kennen, sie bewähren sich aber hier gerade glänzend, indem er ihnen angesichts des Gewaltigsten seiner Zeit treu bleibt, was um so höher anzuschlagen ist, als es nicht zu verwundern gewesen wäre, wenn ihn die bekannte Empfindlichkeit Napoleon's befangen gemacht hätte. Indessen erhielt sich Goethe seine Besonnenheit, die ihn einerseits befähigte, Aeußerungen Napoleon's mit sinnigen Artigkeiten zu erwidern, andererseits mit ungebeugtem Freimuth ihm entgegenzutreten, ja ihn zu tadeln.

Diesen werthvollen Hauptpunkten gegenüber beschränkt sich das mit Recht Angezweifelte auf folgende Nebenumstände, deren lässige Behandlung oben als leicht begreiflich erklärt wird.

Napoleon habe Goethe für den ersten tragischen Dichter angesprochen, was dieser mit Hinweis auf Schiller, Lessing und Wieland abgelehnt habe. Unwahrscheinlich ist allerdings, daß Goethe Wieland wegen seiner Bearbeitung des englischen Trauerspiels „Johanna Grey" den ersten tragischen Dichtern beigezählt haben werde, indessen kann leicht sei es Talleyrand, sei es sein Gewährsmann entweder es für selbstverständlich gehalten haben, daß Wieland — der ebenfalls vom Kaiser geehrte Dichter — auch ein tragischer gewesen sei und seinen Namen den anderen zugefügt haben, oder er hat überhört, daß von Dichtern überhaupt die Rede gewesen, und hat Goethe lediglich als tragischen gekannt; daß er ihn wegen des „Werther" nicht zu den Dichtern rechnete, ergiebt sich aus dem französischen Sprachgebrauche, der Romanschreiber nicht so bezeichnet. — Hiernächst besagt der Bericht, Goethe habe sich selbst als Uebersetzer französischer Tragödien benannt, während es nach Goethe's Aufzeichnung Daru war, der dies that. — Sodann soll Napoleon Goethe auf die am Abende stattfindende Aufführung der „Iphigenie" eingeladen haben, obwohl „Mithridat" gegeben worden war. Kann aber nicht, außer anderen Irrthumsursachen, erstere in Aussicht genommen gewesen, aber eingetretener Hindernisse wegen abgesagt worden sein? — Ferner soll Goethe Napoleon auf die Frage, ob er den Kaiser Alexander schon gesehen, geantwortet haben, es sei noch nicht der Fall gewesen, er hoffe jedoch, ihm vorgestellt zu werden, was in Widerspruch steht mit der Thatsache, daß er dem russischen Kaiser schon am 26. September vorgestellt worden war. Dieser Widerspruch löst sich jedoch leicht in ein Mißverstehen auf, indem anzunehmen ist, daß Napoleon nach einer früheren Bekanntschaft mit Kaiser Alexander, d. h. einer vor 1808 fallenden, gefragt und Goethe demzufolge geantwortet hat, er habe soeben die Ehre gehabt, ihm vorgestellt worden zu sein. — Weiter kann Goethe nicht als einen bei Beginn seiner

schriftstellerischen Thätigkeit und überhaupt nicht als einen in der Vergangenheit gefaßten Beschluß hingestellt haben, niemals auf Widmung eines Buchs sich einzulassen; er kann es nur als Klugheitsregel im Allgemeinen ausgesprochen haben. — Ebenso wenig kann Goethe Kotzebue als noch in der Verbannung in Sibirien weilend und seine Begnadigung von dem Fürworte Napoleon's hoffend bezeichnet haben, indessen konnte wohl der Uneingeweihte, der von Kotzebue's bereits längst erfolgter Begnadigung nichts wußte, Goethe's Antwort sich so, wie Talleyrand berichtet, zurechtgelegt haben. — Auch die Angabe Talleyrand's, daß er Goethe nach der Audienz zu sich zum Diner eingeladen habe, ist nicht umdeßwillen unwahr, weil wir wissen, daß dieser nach der Audienz beim Herzog speiste; Talleyrand kann sich sehr wohl der von ihm ergangenen Einladung, nicht aber der Absage und der anderswo geschehenen Besprechung Goethe's über die Audienz erinnert haben.

Von vorstehenden Erklärungen der als unrichtig zu erachtenden Angaben Talleyrand's will ich durchaus kein Aufhebens machen und kann nicht widersprechen, wenn man sie als Phantasiestücke bezeichnen wollte; ich habe sie nur vorgebracht, um zu verdeutlichen, ein wie einseitiges, unkritisches Verfahren es ist, die Zuverlässigkeit der unwiderlegbaren Angaben zu bezweifeln, von denen doch ihrer Wichtigkeit wegen vorauszusetzen ist, daß der Berichterstatter dabei mit erhöhter Sorgfalt verfahren sein wird, und nicht vielmehr im Gegentheil sich mit dem Zweifeln vorzugsweise an die mit mehr oder weniger Gewißheit für falsch anzusehenden Aeußerungen über Nebendinge zu halten, bei denen umgekehrt entschuldbar wäre, wenn die Gesprächszeugen sie nur annähernd richtig übermittelten. Hätte Professor Dr. Geiger den Grundsatz, den er S. 171 der „Jahresberichte" gelegentlich der Bekämpfung einer „Hyperkritik" Düntzer's aufstellt, — „bei einer derartigen Fälschung müßte irgend welcher Grund ersichtlich sein" — S. 170 selbst befolgt, so mußte sein Urtheil über Talleyrand's Bericht anders ausfallen; anstatt dessen schiebt er „Unwissenheit und Kritiklosigkeit" Andern in die Schuhe.

Bdrmn.

Bücherbesprechungen.

— **Die wirthschaftlichen Grundlagen der herrschenden Gesellschaftsordnung von Achille Loria.** Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Französischen von Dr. **Carl Grünberg.** Freiburg i. B. und Leipzig. 1895. Verlag von J. C. B. Mohr. 290 S. — Der Gedanke, daß sämmtliche Erscheinungen auf dem Gebiete der Moral, des Rechtes und der Politik Wirkungen und Ueberbau wirthschaftlicher Ursachen und Verhältnisse seien, ist, so führt der Verfasser in der Vorrede seines Buches aus, in Deutschland wohlbekannt. Denn wenn diese Lehre von der „materialistischen Geschichtsauffassung" auch nicht auf deutschem Boden entstanden sei, so habe sie doch sicherlich in der Folge hier ihre eigentliche Heimath gefunden, und deutsche Denker seien es, denen sie ihre glänzendste und folgerichtigste Entwickelung und Vertretung verdanke. Wie aber jeder Kenner der einschlägigen deutschen Literatur wisse, sei die materalistische Geschichtsauffassung bisher auch seitens ihrer hervorragendsten Vertreter lediglich als ein wissenschaftliches Postulat und als ein nicht weiter discutirbares Axiom hingestellt worden. Keiner habe auch nur den Versuch gemacht, ihre Richtigkeit überzeugend nachzuweisen. Auch Marx begnüge sich damit, diese Lehre als eine persönliche Meinung hinzustellen, an deren Hand er in flüchtigen Umrissen und in dramatischer Form einige interessante Capitel aus der Geschichte Frankreichs und Englands erkläre. Seine Schüler freilich wiederholten das, was der Meister, bescheidener und vorsichtiger als sie, blos als seine persönliche Meinung ausgesprochen habe, als unwiderlegliche Wahrheit und wendeten es auf concrete Fälle an, ohne auch nur daran zu denken, es wissenschaftlich zu begründen und zu rechtfertigen. Dem nun solle das vorliegende Werk abhelfen. Fest überzeugt von der Wahrheit der materialistischen Geschichtsphilosophie, bestrebe sich der Verfasser „im Wege strenger, durch statistische, geschichtliche und logische Argumente gestützter Beweisführung und unter Skizzirung ihrer wichtigsten Anwendungsfälle, sie aus dem Studium aprioristischer und abergläubischer Betrachtung, in dem sie sich bisher befunden, in eine wissenschaftliche und positive Phase hinüberzuführen". So sehe ich denn, schließt Loria, mit heiterem Muthe mein Buch den Weg auf dem deutschen Boden antreten, in der Hoffnung, es werde, als Gabe eines Mitbürgers im Reiche der Wissenschaft, sich freundlicher Aufnahme erfreuen. Diese Hoffnung des Verfassers hat sich nun leider gar nicht erfüllt. Und auch wir verspüren nicht die geringste Neigung, eine Ausnahme zu machen. Die Gegner wie die Anhänger der materialistischen Geschichtsauffassung sind von Loria's Abhandlung gleich wenig erbaut gewesen. Niemand aber dürfte sich schärfer und absprechender über die wissenschaftliche Leistung des Paduaner Professors ausgelassen haben, als gerade Friedrich Engels, der eine der beiden Dioskuren des wissenschaftlichen Socialismus, in der Vorrede des von ihm zuletzt herausgegebenen Bandes von Karl Marx's „Capital". Auch über die Gründe der abfälligen Beurtheilung ist man im Großen und Ganzen einig. Loria ist eben nicht, wie es ihm als Ziel vorschwebte, „im Wege strenger, durch statistische, geschichtliche und logische Argumente gestützter Beweisführung" vorgegangen, sondern hat es auch seinerseits bei der Anderen zum Theil mit Unrecht von ihm vorgeworfenen „abergläubischen Betrachtung" bewenden lassen, um sich um so ungezwungener auf historischen Gemeinplätzen zu tummeln und, wie man an ihm mit Recht tadelt, jene Theorie nicht nur nicht in eine „wissenschaftliche und positive Phase" im Comte'schen Sinne hinüberzuführen, sondern sie zu verwässern. Wir haben demnach keinen Grund, des Näheren auf den Inhalt des Buches einzugehen. o—g.

— **Christoph Fr. Grieb's Englisch-Deutsches und Deutsch-Englisches Wörterbuch.** Zehnte Auflage, mit besonderer Rücksicht auf Aussprache und Etymologie neu bearbeitet und vermehrt von Dr. **Arnold Schröer**, a. o. Professor der englischen Philologie an der Universität Freiburg i. B. (Stuttgart, Verlag von Paul Neff.) — Von dem bereits bei seinem ersten Erscheinen in diesen Blättern besprochenen Werke liegen nun acht Lieferungen vor, die den Werth dieses Wörterbuches hinreichend erkennen lassen. Die auf dem Titelblatte betonte besondere Rücksicht auf Aussprache und Etymologie verdient allerdings hervorgehoben zu werden, sowie auch die Vermehrung des Sprachschatzes. Während nicht mehr gebräuchliche Wörter ausgeschieden sind, fehlen dagegen nicht die erst in der Neuzeit aufgekommenen wichtigeren Ausdrücke des Handels und der Industrie. Die sorgfältige Aussprachebezeichnung, die etymologischen Erläuterungen, übersichtliche Anordnung des Wortschatzes und möglichste Vollständigkeit geben Zeugniß von der gründlichen Neubearbeitung, wobei der wissenschaftliche wie auch der sogenannte rein praktische Gesichtspunkt in gleicher Weise berücksichtigt worden ist. Dazu kommt noch die vortreffliche typographische Ausstattung, so daß sich das Werk in jeder Beziehung empfiehlt. W—k.

— **„Faust und Prometheus".** Eine Dichtung von **Hermann Hango.** A. Hartleben's Verlag in Wien. — Die neueste, halb epische, halb reflexionslyrische Dichtung Hermann Hango's ist in mehrfacher Hinsicht ein bedeutendes Werk dichterischer Reife und Eigenart. Schon die Fabel derselben ist ungemein geistvoll und originell erfaßt und durchgeführt. Ein anderer Faust, wie sein großer Ahne gleichen Namens, „der an den Zweifel seine Seele gab", der Repräsentant der ganzen Menschheit, ruht, sich und aller Welt grollend, in düstrer Verzweiflung auf einer Klippe der Anden. Im Traume tritt Prometheus, „der aus des Thieres dumpfem Lebensscheine — Erweckt den ringenden, den Menschensinn", zu ihm heran und führt dem ewigen Zweifler in einer Reihe großartiger Visionen die Entwickelungsgeschichte der Menschheit vor, um ihm zu beweisen, daß es kein Umsonst, kein Verlorengehen, keinen „Alltod" in der Welt giebt, sondern daß ein grandioser Zug sieghaften Lebens durch den Kosmos geht. Neu ist weder das Thema des Epos, noch seine ethische Modification: aber die wunderbar dichterische Variation läßt einen das vergessen. Das Ganze ist natürlich eine bald mehr versteckte, bald offene, poetisch eingekleidete Polemik gegen den Pessimismus unserer Zeit, die namentlich im letzten Theil der Dichtung besonders actuell wird. Eine kühne Phantasie, eine gewaltige Sprache, die sich leider nicht immer frei von Schwülstigkeiten zu halten weiß — man muß manchen Satz zwei, drei Mal lesen, ehe man ihn überhaupt versteht —, glänzende Bilder von geradezu überraschender Anschaulichkeit und wirklich große, echt poetische Gedanken verleihen dem Buch einen bleibenden künstlerischen, seine hohe, sittliche Idee einen bleibenden ethischen Werth. P. A.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 32. Sonnabend, den 16. März. 1895.

Küstenbilder von Memel bis zur Weichsel.

Von Dr. Max Hecht. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

IV. Der Samländische Strand (Schluß).

Alles bezwingt die Zeit. In wenigen Jahrzehnten knickt sie das blühendste Menschenleben. Die erhabensten Werke der Baukunst, aus dem festesten Stoff gebildet, wandelt sie im Lauf der Jahrhunderte und Jahrtausende in Schutt. Sollten die Kunstwerke, welche die Natur geschaffen, von dem Zahn der Zeit verschont bleiben? Gewiß nicht. Der Park von Warnicken ist der beste Beweis hierfür. Der Drache Nidhöggr, der an den Wurzeln der Weltesche nagt, hat es auch auf die Eschen dieses Parkes abgesehen. Da er ihre Wurzeln nicht erreichen kann, so frißt er das Ufer unten aus, daß die oberen Schichten desselben nachstürzen, die Bäume ihre entblößten Wurzeln gleichsam Hilfe flehend in die freie Luft ausstrecken, bis sie, des Haltes beraubt, in den Rachen des Ungethüms hinabstürzen. In jedem Jahr verschlingt der Drache solche Opfer und schmälert langsam, aber stetig die Tiefe dieser erhabenen Hallen. So steht jetzt eine Gruppe von drei Eschenriesen hart am Rande mit halb entblößten Wurzeln. Sie haben sich, als ahnten sie das Unheil, nach dem Lande zurückgebogen. Vergebens — sie sind unrettbar verloren. Man hat den Trost, daß die Natur nicht allein zerstört, sondern auch aufbaut. Den Park von Warnicken baut sie aber nie wieder auf, da sollte man doch nicht säumen, durch ein starkes Bohlwerk dieses Heiligthum, die Stubbenkammer des Samlandes, zu erhalten. Mir scheinen überhaupt die Ufer dieser Strecke durch die Veränderungen der letzten zwanzig Jahre an Reiz eingebüßt zu haben. So hat bei der Detroitschlucht die vorspringende Ecke einer Wand durch Abbröckelung des Gipfels an Kühnheit der Gestalt und dadurch, daß sie ein grünes Kleid wuchernden Unkrauts angelegt hat, an Farbenwirkung wesentlich verloren. Das Gleiche beobachtete ich an der 2½ km westlich von Warnicken gelegenen Großkuhrener oder Rosenschlucht, der großartigsten und eigenartigsten des ganzen Strandes, welche daher auch die Maler und Photographen besonders anzieht. Die Besonderheit liegt hier in einer beiderseits abschüssigen, unbewachsenen Uferwand mit scharfem, ausgezacktem Kamm, die in einem kegelförmigen Berg ausläuft, dem sogenannten Zipfelberg. Vor 20 Jahren hatte dieser Grat noch die stattliche Höhe des Ufers, und der Zipfelberg selbst war mit einem scharf geschnittenen, stolzen Kamm gekrönt. Hier zeigt sich leider die leichte Vergänglichkeit der Formen aus weichem Stoff im Vergleich zu den dauerhaften Bildungen der Felsen. Die Gratlinie ist unter dem Einfluß der Witterung wesentlich gesunken, die kühne Spitze des Zipfelbergs ist verschwunden. Gleichwohl bleibt die Großkuhrener Schlucht mit ihrem Reiz der verschiedenfarbigen Erdschichten eine der vornehmsten Sehenswürdigkeiten des Nordufers. Die weiteren Merkwürdigkeiten werden nun bald spärlicher. Der Wachbudenberg, 2 km westlich von Großkuhren, hat den Ruhm, abgesehen von Rügen, mit seinen 195′ die höchste Ufererhebung der preußischen Ostseeküste zu sein und die großartigste Aussicht des Nordstrandes zu bieten. Der platte Abhang des Berges tritt aus der ganzen Uferlinie charakteristisch hervor, ist aber kahl und unschön. Schmuck giebt ihm auf der östlichen Seite das Fischerdörfchen Kleinkuhren, dessen Häuser vom Grunde einer sehr geräumigen Schlucht über die steile Höhe der Wand bis zu seinem Fuße terrassenartig hinaufsteigen. Nach der Nordwestecke des Samlandes fällt das Ufer, dessen Strand an dieser einzigen Stelle mit Gras bewachsen ist, schnell auf 100′ herab. Hier hält auf vorgeschobenem Posten der Leuchtthurm von Brüsterort einsame Wacht. Er hat Drehfeuer, 82′ über der Erde und 182′ über dem Meeresspiegel, das alle 4 Minuten hell aufflammt; es ist 22 Seemeilen weit sichtbar. Das gewaltige Panorama, das man von der Höhe des Thurmes genießt, ist insofern einzig in seiner Art, als es zu drei Viertheilen aus Wasser besteht. Eine wahrhaft überwältigende Wasserwüste! Wenn nun gar bei bewegtem Seegang lange Wellenberge sich dem Nord- und Westgestade zuwälzen, dann bietet sich ein einziges, grandioses Schauspiel dar. Schon weit auf dem Meere prallen die Wellen, wie Schlachtreihen, rechtwinklig mit hoch aufspritzendem Gischt auf einander; sie umschlingen sich und ringen sich gegenseitig nieder. Es ist das Bild eines sich ewig erneuenden Vernichtungskampfes. — Bezaubernd ist das Spiel der Farben auf der Meeresfläche. Grün rollen die Wogen in unendlicher Weite, mit hellglänzenden Schaumkämmen geschmückt, ans Gestade, wo sie, aus der Nähe gesehen, in schimmernden Regenbogenfarben auslaufen. Vom Leuchtthurm aus übersehen wir nach Osten hin das uns schon bekannte Nordufer bis nach Cranz und dahinter den südlichen Theil der Nehrung; nach Süden liegt die Westküste des Samlandes vor uns. Hier fallen, etwa eine Meile entfernt, rauchende Schlote in's Auge. Sie bezeichnen den Ort, welcher auf der ganzen Erde nicht seines Gleichen hat, Palmnicken mit seinem Bernsteinbergwerk. Etwa auf der Mitte der Strecke thun wir einen Blick in die letzte sehenswerthe Schlucht, die von Groß-Dirschkeim. Von hier, wo das Ufer noch einmal zu einer Höhe von 108′ aufsteigt, senkt es sich nach Süden allmälig zur flachen Küste herab.

Noch auf ansehnlichem Meeresborde ragt auf der Höhe eines ehrwürdigen Parks ein Schloß, im Stil der Renaissance erbaut. Man möchte bei seinem Anblick mit Uhland fragen:

Hast Du das Schloß gesehen,
Das hohe Schloß am Meer?

Es gehört zum Gute Palmnicken und dient gegenwärtig als Gasthaus. Wir stehn hier auf einem Boden, wo vom Meere begrabene Coniferenwaldungen uralter Zeiten als köstliches Andenken das zu Bernstein (eig. Brennstein) verhärtete Harz in den Tiefen des Meeres und des Uferlandes zurückgelassen haben. Schon vor 3000 Jahren und früher fischte man hier den Bernstein. Das rührigste Handelsvolk des Alterthums, das nach neueren Forschungen den Ostseestrand nie gesehen hat, empfing ihn von jütländischen Zwischenhändlern auf den Scilly-Inseln und machte Homer mit dem „samländischen Golde“ (ἤλεκτρον) bekannt. Bis zur Eroberung Samlands durch den Orden war der Bernsteingewinn Privatsache, dieser machte ihn zu seinem Regal, das dann der preußische Staat übernommen hat. Dasselbe hat nun die Firma Stantien und Becker, welche bis 1890 die Bernsteinbaggerei im Kurischen Haff bei Schwarzort betrieb, seit 25 Jahren gepachtet. Aus 2 Gruben mit Schächten und 150′ tief unter der Erde hin laufenden Stollen wird mit der blauen Erde eine Unmenge des werthvollen Steins an's Licht gefördert. Außer den Betriebsgebäuden der Gruben auf halber Uferhöhe hat die Firma in Palmnicken selbst 2 Fabriken errichtet; die eine dient zur Herstellung des künstlichen Bernsteins, die andere zur Bereitung des geschätzten verschiedenfarbigen Bernsteinlacks. Die Gruben wie die Fabrikanlagen haben die landschaftliche Physiognomie wesentlich umgestaltet. Die Firma hat bereits einen Uferstrich von fast einer Meile Länge aufkaufen müssen, weil die Stollen nach Ausnutzung der alten Strecken mehrfach unter benachbarten Ortschaften hinweg fortgeführt werden mußten, und das unterwühlte Erdreich den Häusern Gefahr des Einsturzes drohte. Oefters sind Bruchfelder abgezäunt, und das Betreten derselben ist auf Warnungstafeln als lebensgefährlich bezeichnet. Ueberall stehn die langhälsigen, Wind schlingenden Ungethüme

mit den viereckigen Köpfen, welche die Richtung der Stollen bezeichnen. Die Gewinnung des Bernsteins ist sehr einfach. Die aus der geeigneten Stelle ausgestochene blaue Erde wird in die rechteckigen Kasten der eisernen Lowries geladen, und diese werden von je einem Pferde bis zum Hebewerk gefahren. Hier steigt der gefüllte Wagen aus der Tiefe in die Höhe bis zum oberen Stockwerk eines über diesem Schacht erbauten hölzernen Thurmes, während ein ausgeleerter Wagen gleichzeitig in die Tiefe sinkt. Der Inhalt des oberen Wagens wird nun durch eine Oeffnung der Decke vermittelst einer zweckmäßigen Vorrichtung in einen Spülraum hinabgeschüttet. In diesen schießt aus einer mächtigen Röhre vermittelst einer Dampfpumpe ein Wasserstrom, der die blaue Erde fortreißt und einen schrägen Canal hinuntertreibt. Dieser hat 7 stufenartige Abschnitte, die so eingerichtet sind, daß die größten Bernsteinstücke auf den Rosten des ersten, die zweiter Größe auf den etwas schmäleren Rosten des zweiten Abschnitts u. s. w. liegen bleiben. Und da dieser Canal mit Sieben von fünffacher Größe in Verbindung steht, so wird schon allein durch die Kraft des Wassers und die zweckmäßige Vorrichtung der gewonnene Bernstein nach der Größe zwölffach sortirt. Oben wird der Bernstein in stundenlang rotirenden Trommeln chemisch gewaschen. Dann erfolgt die Verpackung, des größeren in Tonnen, des kleineren in Säcken (Gewicht des Sackes 180 Pfund), und wöchentlich der Versand nach Königsberg. Die kleinen und kleinsten Stückchen werden zur Herstellung des künstlichen Bernsteins und des Lacks verwendet. Der tägliche Gewinn an Bernstein (die Nacht mitgerechnet) beträgt durchschnittlich etwa 10—12 Säcke, wovon ⅙ aus größeren Stücken besteht.

In Palmnicken und weiter südlich treten landeinwärts im Landschaftsbilde zwei Berge charakteristisch hervor: der große und der kleine Hausen. Beide dienten als Fliehburgen. Diese wurden von den Rittern zum Schutze für die Bewohner des freien Landes angelegt. Sie bestanden aus drei Theilen: aus dem mit Pallisaden ausgestatteten und von einem Graben eingeschlossenen Wall, innerhalb desselben aus dem aufragenden, gleichfalls pallisadengekrönten Spitzwall und innerhalb dieses aus einem hölzernen Thurm oder Blockhaus, das auch von einem Graben umgeben war. Der kleine Hausen war ehedem gewiß auch schon eine heidnische Pruzzenburg gewesen; diese wurden in sumpfigen Gegenden oder auf jäh abfallenden Anhöhen angelegt und sind kenntlich an der kesselförmigen Aushöhlung des Gipfels, der Art, daß rings ein hinreichend starker Erdrand als Brustwehr stehen bleibt.

Zwei Meilen südlich von Palmnicken, da, wo die südliche Landzunge, früher Witlandsort genannt, sich an das samländische Rechteck ansetzt, ragt auf öder Meeresdüne ein fast 9 m hohes eisernes Kreuz. Die Inschrift bekundet, daß auch in diesem Lande mit blutigrothem Schimmer die Morgenröthe des Christenthums anbrach. Sie lautet: „Bischof St. Adalbert starb hier den Märtyrertod 997 für das Licht des Christenthums. Wielopolska 1831." Wenngleich es historisch keineswegs feststeht, daß gerade an dieser Stelle das Blut des Edeln geflossen ist, so beugen wir uns doch andachtsvoll vor der aufopfernden Handlung eines solchen Mannes, der die Treue im Dienste des Herrn mit dem Tode besiegelte. Ursprünglich wurde an dieser Stelle in den Jahren 1422—1424 vom Ordensmarschall Ludwig von Landsee die St. Adalbertskapelle erbaut, sie ward später ein Wallfahrtsort. Sie wurde 1523 evangelische St. Adalbertskirche, und als diese 1669 während eines Gottesdienstes eingestürzt war, bezeichnete man ihre Stelle durch ein hölzernes Kreuz. Statt dessen trat ein eisernes, wofür die polnische Gräfin Wielopolska die Mittel hergab. Böttiger weiß zu berichten, daß im Jahre 1846 ein von Stüler entworfener Simultanhallenbau mit Apside von Ziegeln ausgeführt werden und in der Apsis das Standbild Adalbert's aufgestellt werden sollte. Er vermuthet, daß die Ereignisse des Jahres 1848 den Plan vereitelt haben.

Etwas weiter südlich wird die Einförmigkeit der flachen Düne durch einen Laubwald angenehm unterbrochen, die dürre Umgebung erhöht den Eindruck der welligen Kronen. Hinter diesem Walde, er heißt Pilzenwald, liegt das beliebte, vornehme Seebad Neuhäuser, das wegen seiner bequemen Verbindung mit Königsberg sich eines regen Besuches erfreut. Aus einem geschmackvoll erbauten, gartenreichen Tusculum reicher, adeliger Leute hervorgegangen, ist es mit seinen schattigen Alleen und Bäumen wie ein Park zu schauen, aus dem einzelne Dachspitzen hervorlugen. Nur das Curhaus ragt auf einer Höhe stolz über Alles empor, wie 1 km weiter südlich auf der Jubiläumshöhe ein Aussichtsthurm. Ein Badezug bringt während der Saison den Großstädter aus der Straßen quetschender Enge an das weite Meer, dessen Erhabenheit er, wenn ein kühles Bad ihn erquickt hat, bis zur Rückfahrt bei jedem Wetter von dem luftigen Bau der Strandhalle aus bewundern kann.

Hier bei Neuhäuser sind wir wieder in einer an herrlichen Aussichten reichen Gegend. Die Blicke vom sogenannten Pfannkuchenberg bei Neuhäuser, vom Thurm der Jubiläumshöhe, vom Pillauer Leuchtthurm und der benachbarten, als Bake dienenden Landmarke sind Panoramen, zu denen Meer, Haff und die angrenzenden Landschaften ihre Reize auf's Wirksamste vereinigen. 6 km südlich von Neuhäuser, auf der Südwestspitze der Landzunge, liegt Pillau, mit Hafen und Festung; es wurde am 18. Januar 1725 zur Stadt erhoben. Die Festung, welche die Gestalt eines fünfeckigen Sterns hat, legte der Große Kurfürst an. Den auffallenden Mangel an Bäumen haben die unheilvollen Schweden verschuldet, welche 1626 die Stadt im Kriege gegen die Polen besetzt hielten und, wie sie es später auf der Kurischen Nehrung gethan, sämmtliche Waldung bis nach Lochstedt hin niederschlugen. Die Russen dagegen, denen Ostpreußen aus der Zeit des siebenjährigen Krieges manches Bauwerk zu danken hat, haben die Hafenanlagen wesentlich vervollkommnet. Der Leuchtthurm wurde 1813 errichtet. Er hat festes Licht, das 90' über der Erde leuchtet. In der jüngsten Zeit sind die Hafenanlagen vom Geh. Oberlandesbaudirector Hagen und dessen Sohn völlig umgebaut worden. Das etwa 300 m breite Pillauer Tief hat beiderseits massive Einfassungen, die als Molen etwa 1 km weit in die See hineinragen, um der Versandung der Einfahrt vorzubeugen. Wie in Memel endet auch hier die nördliche mit einem kleinen Leuchtthurm, und am Anfang der südlichen befindet sich auf der Nehrung ein kleines Fort.

Pillau macht mit seinen sauberen Häusern einen recht freundlichen Eindruck und es kann mit seinen schönen Häfen als das Bild einer Seestadt gelten. Der Verkehr ist leider nicht zu bedeutend. Meistens sind es schwedische, dänische, englische und niederländische Schiffe, welche in den Hafen einlaufen. Seit aber der Bau eines tiefen Canals durch das Haff nach Königsberg begonnen ist, auf dem die großen Schiffe schon im Jahre 1899 bis zur Hauptstadt gelangen werden, hat Pillau ein ähnliches Schicksal wie Memel zu erwarten, der herrliche Hafen wird verödet werden. Doch auf nach der Ruine Lochstedt, dem letzten Ziel unserer samländischen Wanderung, wenn wir noch rechtzeitig in Fischhausen den Anschluß an den Zug erreichen wollen! Der größtentheils öde Weg giebt unsern Gedanken von selbst die Richtung auf den Bau der Ordensburgen, sollen wir doch in Lochstedt die Ueberreste einer der schönsten kennen lernen. Mit den bekannten Burgen des mittleren Deutschlands verglichen, vermissen wir bei den Häusern (Haus = Burg) der Ordensritter vor Allem den bis zu schwindelnder Höhe aufragenden Sockel und die aus den Felswänden gleichsam herauswachsenden Umfassungsmauern. Diese vertreten hier die starken Wände der im Viereck erbauten Häuser. Sie dienen gleichzeitig zur Vertheidigung und zum Wohnen, denn sie enthalten den Schlafraum, den Speisesaal, Capitelsaal und die Schloßkapelle, welche nicht äußerlich, sondern nur durch eine großartige innere Ausstattung ausgezeichnet ist. Die Burg der Ordensritter, welche eine Besatzung von 200 bis 400 Mann aufnahm, war ausgedehnter als die mitteldeutsche, denn sie hatte noch eine, mitunter auch zwei gleichfalls mit Wall und Graben umgebene Vorburgen, in welchen die Stallungen, Speicher, das Backhaus, Brauhaus und die Wohnräume für das Gesinde sich befanden. Diese Anlage läßt sich sehr deutlich an Lochstedt erkennen, einer Burg, von welcher zwei Flügel auf steil abfallendem Haffufer erhalten sind. Unten schlängelt sich zwischen Wasser und Burghügel die Eisenbahn durch den Engpaß. Die Lage der Burg kann man nicht kürzer und treffender schildern als der berühmte Erneuerer der Marienburg, Steinbrecht, es in folgender Weise thut: „Ein breiter, hufeisenförmiger Graben trennt aus dem Haffabhang eine Insel heraus, welche durch einen Quergraben noch einmal zerlegt ist. Der höhere Theil trägt das Hauptschloß 53,70 m lang, 47,70 m tief, der andere bildete die Vorburg." Von der festen, mit Thürmen und Wehrgang ausgestatteten Mauer an der inneren Seite des Grabens sind noch hin und wieder Trümmer erhalten. Dieser freie Raum zwischen Mauer und Haus hieß Parcham. Was wir jetzt noch sehen, macht allerdings den Eindruck einer „herabgekommenen Hoheit". Die Burg wurde Ende des 13. Jahrhunderts erbaut, im 30jährigen Kriege setzten ihr die räuberischen Schweden zu. 1701 und 1702 wurden der Nord- und der Ostflügel im In-

teresse des Baus der Feste Pillau abgetragen, die Kapelle veränderten die Russen durch inneren Ausbau im Jahre 1760. Später ging die Burg in Privatbesitz über; sie wurde dann von Friedrich Wilhelm IV. angekauft und ist jetzt königl. Eigenthum. Neue, mit der ursprünglichen Form in verletzendem Widerspruch stehende Wandlungen erfuhr der ehrwürdige Bau dadurch, daß die Kapelle 1669 an Stelle der eingestürzten Adalbertskapelle als Kirche eingerichtet und eine Schule und eine Privatwohnung hineingelegt wurden. Aber auch so hat der Umbau und die geschmacklose Tünche nicht die hohe Schönheit der Gewölbe mit den edeln Gratlinien verwischen können. „Es ist ein Abglanz von der göttlichen Größe der Marienburger Remter auf dieses Ordensschloß gefallen", sagt Louis Passarge; „auch hier ist es die Harmonie in allen Verhältnissen, das lustig zu Lichte Ringen, ohne das Bewußtsein der Erdenheimath zu verlieren, was uns bezaubert, uns wie in einem bewußten Traume wandeln läßt." Und weiter dann: „Wie herrlich sind die Fenster des Südflügels, welche sich nach Norden öffnen, mit ihren gelbgrünlichen Thonfließen, der sauberen Profilirung, den zierlichen Formen! Aehnliches hat selbst die Marienburg nicht aufzuweisen." Um zwei dieser Fensternischen laufen Inschriften, von gebranntem Thon gebildet. Sie lauten: „Benedigit si der Name Jhesu Christi" — und „Mase ist ezu allen Dingin gut". Auch in der Kapelle finden wir um einen Fensterbogen die einfache Inschrift: „Maria gute hab uns in diner hute". Hier in Lochstedt wurde der edle Hochmeister Heinrich Reuß von Plauen gefangen gehalten, hier war auch bis 1581 der Sitz des Bernsteinamts.

Welch' ein entzückender Blick von der Haffseite der Burg! Von der Südostspitze der Halbinsel grüßen die sauberen Häuser des Dorfes Camstigall über den lichten Spiegel freundlich hinüber, drüben der Thurm von Brandenburg und die Ruine von Balga, einst einer hochbedeutenden Ordensburg. Sie lernen wir auf unserer späteren Wanderung kennen. Ueber Alles schön aber ist der köstlich geschwungene Bogen der Bucht von Fischhausen, mit dem heiteren, malerischen Städtchen und dem dunkeln Waldessaum.

Bücherbesprechungen.

— Historische Zeitschrift. Herausgegeben von Heinrich von Sybel und Friedrich Meinecke. Neue Folge. 38. Bd. (der ganzen Reihe 74. Bd.) 2. Heft. München u. Leipzig, R. Oldenbourg. 1895. S. 193—384. 8°. — Außer einer großen Anzahl von Besprechungen neuer Erscheinungen auf den verschiedensten Gebieten der Geschichtswissenschaft und einer Fülle von Notizen und Nachrichten meist bibliographischen Inhalts enthält das vorliegende Heft zwei größere Aufsätze. J. Kaerst bringt den Schluß seiner geistreichen Arbeit „Alexander der Große und der Hellenismus". Hatte er im ersten Theil nachgewiesen, daß das Königthum Alexander's durchaus den Charakter einer Weltmonarchie trage und im Gegensatz zum bisherigen makedonischen Staat stehe, so untersucht er nunmehr die Frage, ob Alexander sich dieses Gegensatzes vollkommen bewußt und seine Politik darauf gerichtet war, unter Ueberwindung desselben etwas durchaus Neues zu schaffen. Das Ergebniß seiner auf völliger Beherrschung des Quellenmaterials und selbständiger universalhistorischer Auffassung beruhenden Erörterung, in deren Einzelheiten wir dem Verfasser nicht zu folgen vermögen, ist die Bejahung dieser Frage; nur sein früher Tod hat Alexander, „vielleicht die wunderbarste und dämonisch gewaltigste Erscheinung des Alterthums", daran gehindert, sein neues Herrschaftssystem auch den Griechen gegenüber zur vollständigen Durchführung zu bringen; unter seinen Nachfolgern aber wirkte der gegebene Anstoß weiter: „das von Alexander wesentlich auf orientalischem Grunde ausgebildete, von seinen Nachfolgern übernommene Königthum ist der entscheidende und ausschlaggebende Factor der Staatenbildung, die wir nach Droysen's Vorgang als die hellenistische zu bezeichnen pflegen, geworden." In überzeugender Weise wird nachgewiesen, wie dieses Königthum Alexander's und seiner Nachfolger auf die spätgriechische Philosophie und ihr Bestreben, sich von den Aufgaben des Staatslebens abzuwenden, eingewirkt und so eine tiefgehende Veränderung im Wesen der griechischen sittlich-religiösen Cultur ausgeübt hat, und wie es ferner die Grundlage des römischen Weltreiches geworden ist. „Der Kosmopolitismus, den Alexander zuerst in seiner Politik in bewußter Weise und in großartigem Maße vertreten, hat, in Verbindung mit der absoluten Begründung seiner Monarchie, nicht blos das nationale Fundament seines Königthums untergraben, sondern auch das Hellenenthum als selbständige Macht im Wesentlichen zerstört." — Der zweite Aufsatz ist eine fleißige und gewandt geschriebene Studie von K. Haebler über „Die Columbus-Literatur der Jubiläumszeit". Aus der Fülle der 1892 (und 1893) in ganz Europa erschienenen Werke über Columbus und die Entdeckung der Neuen Welt greift H. alle diejenigen heraus, die selbständigen Werth haben, und giebt eine kritische Würdigung derselben, die sich zu einem klaren Ueberblick über den gegenwärtigen Stand der Forschung erweitert. — Als Miscelle theilt endlich P. B(ailleu) ein interessantes Schreiben des Grafen Artois an König Friedrich Wilhelm II. vom 14. Febr. 1790 mit, in dem die Gründe dargelegt werden, die ein Eintreten für die Wiederherstellung der alten französischen Königsmacht als politische Nothwendigkeit für Preußen erscheinen ließen. —m—

— Goethe's Stammbäume. Eine genealogische Darstellung von Heinrich Düntzer. Gotha, Friedrich Andreas Perthes 1894 (VI, 168 S. 8°). 3 ℳ — Das neueste Buch des Nestors der Goethephilologie füllt in erwünschtester Weise eine Lücke aus, die Berichterstatter und mit ihm gewiß viele Goetheverehrer bei den Goethestudien empfunden haben. Die Aufgabe, die sich der Verfasser stellt und so glücklich löst, ist die, den weiten Kreis der Goethe'schen Verwandtschaft vorzuführen und zwar nicht blos das väterliche und mütterliche Geschlecht, also die Familien Goethe und Textor, sondern auch die durch andere Grade der Verwandtschaft mit ihnen verbundenen. Einzelnes gaben ja bereits die vorhandenen Goethebiographien, über die Familie Textor hat Düntzer bereits 1888 in den „Grenzboten" geschrieben, andere Abschnitte sind aber zum ersten Male hier grundlegend behandelt worden. Wir rechnen hierher vor Allem das biographische Material über Goethe's väterlichen Großvater, Friedrich Georg Goethe, ursprünglich in Artern, dann längere Zeit Schneidergeselle, der auf seiner Wanderung auch nach Paris kam und drei und ein halbes Jahr in der Metropole des Geschmackes arbeitete, endlich (seit 1686) Frankfurter Bürger, Schneidermeister und nach seiner zweiten Verheirathung Inhaber einer Gastwirthschaft. Auch Goethe's Vater findet gegenüber den Verunglimpfungen eines Arvède Barine hier eine gerechtere Würdigung (S. 109 bis 155), wobei der Düntzern auszeichnende Gerechtigkeits- und Wahrheitssinn wohlthuend zum Ausdruck gelangt. Ferner haben die mit den Goethe's und Textor's verwandten Familien der Forschungslust des Verfassers ein weites Feld eröffnet, so die Familien Melber (Georg Adolf verheirathet mit Johanna Maria Textor, Schwester von Goethe's Mutter), Schuler (Heinrich Cornelius, verheirathet mit Anna Christine Textor, Schwester von Goethe's Mutter), Starck (Jakob, verheirathet mit Anna Maria Textor, einer dritten Schwester der Frau Rath), Schlosser (Georg, vermählt in erster Ehe mit Cornelia Goethe, der Schwester des Dichters, in zweiter Ehe mit Johanna Fahlmer) und Nicolovius (Heinrich Ludwig, vermählt mit Maria Anna Luise Schlosser, der Tochter der Cornelia). — Die ganze Düntzer'sche Arbeit zeichnet sich durch jene wissenschaftliche Akribie aus, wie man sie sich für eine genealogische Arbeit nur wünschen mag. Für Goetheforscher bildet das Buch ein hocherwünschtes Handwerkszeug, und die Goethephilologie hat alle Ursache, dem Verfasser für die hingebende und entsagungsvolle Mühwaltung zu danken, aus der das Buch hervorgegangen. Prof. Dr. H. C. Kellner.

— Hoenig, F., Die Entscheidungskämpfe des Mainfeldzuges an der Fränkischen Saale. Kissingen—Friedrichshall—Hammelburg. E. S. Mittler. Berlin. 6 ℳ — Unter Benutzung der bayerischen Kriegsacten, mit Unterstützung zahlreicher Mitkämpfer hat der bekannte Darsteller kriegsgeschichtlich besonders lehrreicher Episoden ein neues Werk von bleibendem Werth geschaffen. Das Maßhalten in der Kritik über Personen und Geschehnisse jener traurigen Zeit berührt ungemein wohlthuend und geradezu erhebend die rückhaltlose Anerkennung, welche der preußische Officier den bayerischen Führern und Truppen zollt. Der Werth des Buches liegt für die Geschichte in dem reichen amtlichen wie privaten Quellenmaterial, welches zur Verarbeitung gelangt ist, für die militärische Praxis in der musterhaften Darstellung des taktischen Verlaufs der einzelnen Gefechtsabschnitte, die von ganz überraschender Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit sind. Hier ist wie im „Volkskrieg an der Loire" eine Fundquelle für taktische Erfahrung dem Friedenssoldaten der Jetztzeit erschlossen worden. 7.

— **Portugiesischer Sprachführer.** Conversations-Wörterbuch mit Berücksichtigung des Brasilischen. Von Prof. C. G. Kordgien in Hamburg und Dr. B. Michaëlis de Vasconcellos in Porto. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. — Mit „Meyer's Sprachführern" haben wir bereits bei früherer Gelegenheit unsere Leser bekannt gemacht. Die Eigenart der Bearbeitung besteht darin, daß bei der alphabetischen Anordnung der Wörter gleich der dazu gehörige Gesprächsstoff sich findet. In derselben geschickten Weise mit rascher und bequemer Uebersicht ist auch der vorliegende Portugiesische Sprachführer verfaßt. Ueberall ist auf die Alltagssprache Rücksicht genommen und dabei finden sich schätzenswerthe Anmerkungen über Land und Leute ꝛc. Ein grammatischer Anhang enthält das Wichtigste über Aussprache, Formenlehre, Sprachregeln ꝛc., so daß auch ein Einblick in den genius linguae gegeben wird. Dazu entspricht auch das Buch nach Ausstattung und Format ganz dem praktischen Zweck, und wird Allen, die nach Portugal und Brasilien reisen, gute Dienste leisten. W—k.

— **Wie fange ich meine Briefe an?** Ein Handbuch der Briefschreibekunst von Otto Müller. Dritte Auflage, vielfach verbessert und vermehrt. A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig. Preis geheftet 80 Kr. = 1 ℳ 50 ₰, elegant gebunden 1 Fl. 20 Kr. = 2 ℳ 25 ₰. — Es ist für die Schule kein Ruhm, daß Bücher dieser Gattung noch immer in neuen Auflagen sich nöthig machen, und es ist uns wenigstens ein kleines Tröstlein, daß es eine Wiener Verlagshandlung ist, die es erscheinen läßt. Man sollte meinen, so viel lernte jetzt schließlich Jeder auch in der einfachsten Dorfschule, daß er einen halbwegs leidlichen Brief ohne solche Eselsbrücke zu verfassen im Stande wäre. Manche von den Briefentwürfen sind in der That zum Lachen. Wer in die Lage kommt, einem Herrn Geheimrath Excellenz seinen Glückwunsch zur Ernennung zum Staatsminister zu schicken, der wird doch sicherlich nicht bei Herrn Otto Müller (S. 137) sich Raths erholen, wie er seinen Brief anzufangen hat. Wenn wir indessen von diesen Bedenken absehen, so ist das Buch nicht ungeschickt gemacht. Es giebt auf knappem Raume eine Masse von formelhaften Einleitungen und Schlüssen, und wer nun einmal nöthig hat, seine Zuflucht zu solch' einem Nothhelfer zu nehmen, den wird es selten im Stiche lassen. Nach allgemeinen Regeln über Inhalt und Form der Briefe, bei denen freilich das gehörige Falzen und Siegeln (S. 13 ff.) eine heute doch wohl unnöthige Rolle spielt, folgen in 19 Abschnitten Eingangs- und Schlußwendungen zu Briefen aller möglichen Arten: Freundschaftsbetheuerungen, Benachrichtigungsschreiben, Anzeigen, Berichte nnd Erzählungen, Aufträge, Bestellungen und Befehle, Beschwerden, Vorwürfe und Verweise, Erinnerungsschreiben und Mahnbriefe, Entschuldigungs- und Rechtfertigungsschreiben, Bitten um guten Rath, Abmahnungen und Warnungen, Empfehlungen und Fürbitten, Bittschreiben, Gewährungs- oder Genehmigungsschreiben, Abweisungen und Ablehnungen, Abschiedsbriefe, Liebesbriefe, Bewerbungsschreiben, Heirathsanträge, Einladungen, Glückwünsche, Begleitbriefe zu Geschenken, Beileidsbezeugungen und Trostbriefe, Danksagungen und zuletzt noch Billets und Postkarten. Man kann für einen halben Thaler am Ende nicht mehr verlangen. Daß das Deutsch nicht gerade überall zweifelsohne ist, das bietet den Vortheil, daß der Benutzer des Buches um so weniger in Verdacht geräth, mit fremdem Kalbe zu pflügen. So heißt es z. B. in einem warnenden Briefe (S. 73): Trauen Sie Ihrem Freunde nicht; thun Sie es ihnen zu Liebe (muß heißen: thun Sie es sich selbst zu Liebe.) Wir gönnen dem Buche jeden Erfolg, wünschen aber nicht, daß wir oft in die Lage kommen, in Briefen, die wir erhalten, Herrn Otto Müller's Stilblüthen zu begegnen. Wir ziehen einen, wenn auch noch so ungeschickten Originalbrief, selbst wenn es ein Bettelbrief sein sollte, unter allen Umständen einem abgeschriebenen vor. R. B.

— **Justus Perthes' See-Atlas.** Entworfen und bearbeitet von Hermann Habenicht. 24 colorirte Karten in Kupferstich mit 127 Hafenplänen. Mit nautischen Notizen und Tabellen von Erwin Knipping. Gotha, Justus Perthes. 1894. — Der vorliegende See-Atlas, eine Ergänzung zu Justus Perthes' Taschenatlas, ist vorzüglich geeignet, um eine schnelle Uebersicht über die verschiedenen Meerestheile und die für dieselben in Betracht kommenden meteorologischen, hydrographischen und Verkehrsverhältnisse zu gewinnen. Die einzelnen Karten, obgleich nur 15 cm hoch und 17 cm breit, zeigen ein so scharfes, klares und vollständiges Bild, daß sie bei aller Fülle des zur Darstellung gebrachten Stoffes in keiner Weise der Deutlichkeit und Genauigkeit entbehren. Das bequeme, handliche Taschenbuchformat macht den See-Atlas für Reisezwecke ganz besonders brauchbar. Er ist deshalb auch in erster Linie nicht nur für Seeleute von Beruf, sondern überhaupt für alle Reisenden bestimmt, die über den Ocean fahren, damit er ihnen während der Reise als treuer Begleiter und zuverlässiger Führer in allen nautischen Fragen diene. Es scheint uns nicht zweifelhaft, daß dieser Zweck in glücklichster Weise durch denn See-Atlas erreicht wird. In demselben finden sich, mit den nöthigen Erläuterungen versehen, auf 24 Blättern dargestellt, zunächst zwei Sternkarten, dann eine Weltkarte mit den Hauptverkehrslinien. Es folgen drei Karten, die erdmagnetischen Verhältnisse, Isothermen und Meeresströme, sowie die Isobaren und Winde im Januar und Juli darstellend, ferner der Atlantische Ocean in vier Blättern; Nord- und Ostsee, nebst Jade, Elb- und Wesermündung (4 Karten); Mittelmeer (2 Karten); Indischer Ocean und Ostindische Gewässer (3 Karten); Großer Ocean (2 Karten); Westindische Gewässer (1 Karte) und schließlich die beiden Polarmeere (2 Karten). Ueberall sind die neuesten Forschungen berücksichtigt worden. Die Hafenpläne sind theils auf besondern Karten dargestellt, theils den Hauptkarten als Cartons eingefügt. Als einen sehr werthvollen Theil des See-Atlasses betrachten wir die von Hrn. Knipping gegebenen nautischen Erläuterungen und Aufschlüsse. An der Hand derselben lernt der Laie nicht nur die Seekarten verstehen; er erhält durch sie auch Belehrung über die Art der Ortsbestimmung auf See, der Besteckrechnung sowohl, als der astronomischen Ortsbestimmung, über die Hilfsmittel der Schiffsrechnung, das Log, das Loth, Compaß, Barometer, Thermometer und viele andere Dinge, die für Seereisen hervorragendes Interesse bilden. Zu diesen letzteren Dingen gehören die in den Abschnitten: Wind, Stürme, Böen, Ströme, nautische Maße, Betonnung und Befeuerung der Seestraßen, Tag-, Nacht-, Nebel-, Sturm-, Fern-, Nothsignale behandelten Fragen und vieles Andere. Wer je Reisen über das Meer gemacht hat, weiß aus Erfahrung, mit wie regem Interesse Jeder an Bord die Fortschritte der Fahrt, besonders die Navigirung verfolgt, wie gern er seine Beobachtungen austauscht und wie oft er Aufschluß haben möchte über Fragen, die er sich nicht zu beantworten weiß. In allen solchen Fragen gewährt der See-Atlas zuverlässigen Aufschluß. Er gewährt ihn aber nicht nur Reisenden auf See, sondern auch den Landbewohnern, die die Reise ihrer Freunde übers Meer verfolgen oder sonstwie Belehrung in nautischen Dingen begehren. Der See-Atlas erscheint uns daher auch durchaus geeignet, das Interesse und das Verständniß für Fragen aus dem Gebiete des Seewesens im Binnenlande zu wecken und zu fördern. F. R.

— **Der Küchen- oder Gemüsegarten.** Von F. C. Heinemann, Königl. Preuß. Hoflieferant in Erfurt. Zweite, bedeutend vermehrte und verbesserte Auflage, mit 110 Abbildungen. Preis 1 ℳ. Commissions-Verlag von Hermann Dege in Leipzig. — Ein recht brauchbares und billiges Werkchen, unter dessen Vorzügen seinen Lesern der besonders gefallen wird, daß es sein Verfasser taktvoll vermieden hat, in ihm für das eigene, weltbekannte Erfurter Gartenbau-Etablissement Reclame zu machen. Hinsichtlich alles, in diesem Buche von Heinemann über die Bearbeitung, die Bestellung, das Begießen, das Düngen (eines der besten Capitel der Schrift) des Gemüselandes, über die planmäßige Eintheilung des Gemüsegartens, über die Cultur der wichtigsten, bekanntesten Gemüsearten Mitgetheilten kann man sich ebenso gern völlig mit dem Verfasser einverstanden erklären, wie darin, daß für deutsche Culturverhältnisse ungeeignete Gemüsepflanzen nicht, wie das in manchem anderen, von Gemüse-Großproducenten geschriebenen Werke aus unreellen Geschäftsrücksichten leider geschehen, zum Anbau besonders empfohlen werden. Eine Aufzählung der in jedem Jahresmonat im Gemüsegarten vorzunehmenden Arbeiten, ein Anhang, bestehend aus für jede Hausfrau besonders werthvollen Gebrauchsrecepten zur wirthschaftlichen Ausnutzung von in Deutschland selteneren Gemüsen, Früchten ꝛc., sowie eine große Zahl recht guter Textabbildungen helfen Heinemann's „Küchen- oder Gemüsegarten" vervollständigen. In demselben haben wir nur das Capitel der Bekämpfung thierischer und pflanzlicher Gemüseschädiger sehr vermißt. Trotz dieses Mangels kann aber das Buch als eine werthvolle Bereicherung der Fachliteratur bezeichnet werden.

Dr. E. S. Zürn.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 33. Dienstag, den 19. März. 1895.

Aus meinem Tagebuche vom Dresdener Hoftheater.

(Mitte der 50er Jahre.)

Von Anna Löhn-Siegel.

Hofrath Ludwig Tieck hat gesagt: „Das wichtigste Handwerkszeug des Schauspielers ist die Sprache. Schön zu sprechen, ohne unnatürlich zu werden, muß des Mimen Hauptstreben sein. Leider wird diese hohe Kunst jetzt immer mehr vernachlässigt," schließt er. Ich sollte meinen, daß bei uns am Dresdener Hoftheater noch immer der wünschenswerthe Nachdruck auf dieses hochwichtige Streben gelegt wird. Allerdings höre ich auch, seit die Rachel durch Deutschland zog, im Publicum zuweilen von dem „flüssigen Dialog" der Franzosen faseln, den wir, die deutschen Schauspieler, nachahmen sollten, wenigstens im Lustspiel. Da müßte unsere deutsche Sprache aber erst ganz umgegossen werden, oder wir würden sehr undeutlich sprechen. — Außer Fräulein Genast von Weimar, einer Nichte Emil Devrient's (hohe schlanke Blondine, jugendliche Liebhaberin) wurde auch noch Madame Heese, von einem Wiener Vorstadttheater kommend, für jugendliche Salondamen engagirt. Ihr Gatte, der schon in den vierziger Jahren einmal am hiesigen Hoftheater angestellt war, spielt junge Charakterrollen, Ehemänner der gesetzten Art und Rollen, die Humor erfordern. Uns jungen Liebhaberinnen möchte aber der Humor ausgehen, wenn wir bedenken, daß die Dichter selten drei oder gar mehr Liebhaberinnen in ein Stück verpflanzen. Kommt ein neues Schauspiel vor die Lampen, so fragen wir mit übler Ahnung: Wie viel sind denn drin? Das will sagen: Liebhaberinnen! und begegnen uns auf dem Wege zur Leseprobe mit schlecht verhehltem Mißmuth. Madame Heese, die in den Hagestolzen von Iffland (Margarethe) entzückend spielt, ist eine schöne Dame, hat aber ein dünnes Organ und ist zum Fettwerden geneigt. Ihre Gesichtszüge sind fein und lieblich, schönes Profil, Schwanenhals, mollige Arme. Um nun auch Taille zu haben, schnürt sie sich so stark, daß die Obergarderobière Bertha Heyse klagt: „Mir quillt das Blut fast unter den Nägeln hervor, so scharf muß ich den Schnürsenkel an den Kleidertaillen der Madame Heese anziehn, und dann stehn sie noch immer fast zwei Zoll auseinander. Wie sie nur bei dieser Pression athmen kann, und nun gar declamiren! Die schöne Dame ruinirt sich die Gesundheit mit ihrer Sucht, leidlich dünn in der Magengegend zu sein. Ihr Mann ist schon mehrmals in die Garderobe gekommen und hat gewarnt: »Marie, Du schadest Dir! Denke doch an Deine Kinder!« Aber sie achtet nicht auf die Warnung." — Wahrlich, die Theatereitelkeit, die mir, wie man sagt, hin und wieder fehlt, hat auch ihre großen Schattenseiten. — — Hofrath Winkler ermuthigte mich, mein dreiactiges Lustspiel „Der Philosoph", das ich schon in Schlesiens Gauen begann, als ich beim Bäcker Schlemmer wohnte, wo mir die Schwaben übers Manuscript liefen, einzureichen. Aber es währte ewig lange, ehe ich eine Entscheidung erhielt, ob angenommen oder nicht. Durch des trefflichen „Philosophen" Quanter's Befürwortung kam das Stück endlich vor die Lampen. Quanter war köstlich in der Hauptrolle und fand viel Beifall. Ebenso Räder, Kramer, Frl. Allram und die neuengagirte vierte Liebhaberin, Frl. Marie Michalesi, ein schönes Mädchen. Hervorruf nach jedem Act und Beifall nach mancher Scene. Ich hatte meinen Namen nicht auf den Zettel gesetzt, weil ich das Vorurtheil kenne, das viele Zuschauer der Erstlingsarbeit einer jungen Dichterin entgegensetzen. Quanter lachte mich aus und sagte: „Lächerliche Bescheidenheit!" Dafür war aber auch der hübsche Erfolg unparteiisch, nicht gemacht. Se. Excellenz, Herr v. Lüttichau, hatte verlangt, daß das Stück nicht, wie in meinem Text, am polnischen Königshofe spiele. Ich mußte die Handlung nach Spanien verlegen, weil einst ein sächsischer Fürst die Krone Polens getragen habe. Ach, ich hätte sie um der Aufführung auf dem k. Hoftheater willen nach Buxtehude verlegt. — Frl. Michalesi, die vierte jugendliche Liebhaberin, ist die Schwester unserer vortrefflichen Sängerin, Frau Krebs-Michalesi. Diese Glückliche springt ohne jedes vorbereitende Engagement, ohne das Stoppelfeld der kleinen Theater durchlaufen oder nur berührt zu haben, auf die königlichen Bretter hinauf, vermöge der Schwungkraft, welche ihr die mächtigen Verwandten verleihen: eine erste Sängerin und ein Kapellmeister. Dafür hat Frl. Genast, wie man erzählt, gekündigt. — Daß Emil Devrient witzig sein kann, hatte ich noch nicht in Erfahrung gebracht. Jüngst gastirte er in L. als Karl Moor. Die schwierige Rolle des Kosinsky war wieder einmal in unzureichenden Händen gewesen. In der großen Entrüstungserzählung schmettert der jugendliche Mime in maßlosen Brusttönen von „hunderttausend Donnern", die ihn gerührt hätten. Da legt ihm Emil Devrient die Hand auf die Schulter und sagt lächelnd: „Junger Herr, lassen wir's bei den Schiller'schen eintausend. Eintausend Donner donnern gerade genug, glauben Sie mir." — — Uebrigens „rücken" auch wir nun „Tisch!" Tischrücken ist die Loosung in allen Gesellschaften. Emil Devrient sollte sich in einem vergnüglichen geselligen Cirkel bei Herrn und Frau v. S. daran betheiligen. Er lehnte ab. „Ich glaube, ich würde ein Hinderniß in der Kette bilden," sagte er. „Durch mich dürfte keine Tisch zum Tanzen gebracht werden, so sehr ich auch beim Theater im Rufe stehe, es zu lieben, daß nach meiner Pfeife getanzt wird." College Heese, der auch zugegen war, scherzte, als zwei Tische zu einem tüchtigen Rücken gebracht worden waren: „Warum sollen die Tische nicht auch verrückt werden? Sind's doch jetzt so viele Menschen. Besser die Tische, als die Menschen." Aller Orten spricht man vom „Fluidum, wenn zwei kleine Finger oder Daumen verschiedener Hände sich berühren und Holz darunter liegt". — Auf unsern Leseproben bemerkt man eine große Beflissenheit, alle Ausdrücke und Wendungen in neuen Stücken (sogar in alten) zu tilgen oder doch abzuschwächen, die Bezug haben könnten auf die „erhabene Freiheitsperiode, den Völkerfrühling von 1848 und 49", oder die überhaupt in freiheitlichem Sinne gedeutet werden dürften. Emil Palleske, mit dem ich noch immer in Briefwechsel stehe, kann diesen wie er sagt „zu schnell abgeblühten und in einen eisigen Winter verwandelten Völkerfrühling" nicht vergessen. Er trägt alle Spuren eines möglichen neuen Aufblühens zusammen und hofft dabei — wie wunderlich! viel von der Bühne, von dem „neuen Geiste" in „neuen Stücken". Nun, er sollte sich wundern, wenn er hier eine Leseprobe mit anzuhören hätte. Hofrath Winkler, welcher an diesen Proben als oberste dramaturgische Behörde theilnimmt, ist in solchen oft nur scheinbar Freiheit athmenden Dingen von einer Peinlichkeit, die selbst die Schauspieler staunen macht, oder lächeln — hinter ihren fächergleich vorgehaltenen Rollen heißt das. Die Schauspieler scheinen mir aber durchaus nicht für den „Völkerfrühling" zu schwärmen oder geschwärmt zu haben. Sie wünschen kein da capo, denn er brachte ihnen nur Kündigungen ihrer Contracte oder gar die plötzliche Auflösung ganzer künstlerischer Corporationen, also Brodlosigkeit. Die Kunst gedeiht nur in staatlich gesicherten Zuständen, meine ich. Das will Palleske nicht einsehn, denn ein Nachtheil, Verlust oder Verringerung der Gage hat ihn und seine Familie in dem wenig aufgewühlten Staate Oldenburg nicht betroffen. — Nicht minder besorgt zeigt sich Hofrath Winkler auf den Leseproben in Bezug auf die In-

stitutionen der katholischen Kirche, wenn sie in Schauspielen vorkommen. Da unser Hof der katholischen Confession angehört, wird Alles streng vermieden, was einigermaßen verletzen könnte, wenn es auf der Scene dargestellt oder ausgesprochen würde. Jüngst hatte der Dichter eines neuen Stückes eine Nische im Vordergrund der Bühne vorgeschrieben, in welcher sich ein Muttergottesbild befinden sollte. Davor schreckte Hofrath Winkler zurück. Die Nische wurde gestrichen, die Schauspielerin, die vor dem Marienbilde beten sollte, verlor dadurch eine sehr effectvolle Scene und der Dichter erst recht, das Gebet wurde hinter die Couliſſe verlegt. Vor ihrem Abgange durfte die Darstellerin dem Publicum nur verkündigen, daß sie irgendwo — in einer nahen Kapelle etwa — zur Mutter Gottes beten werde. Die Zeit, die dafür anberaumt wurde, war kurz, die entstehende Pause füllten einige feierliche Accorde auf dem Positiv aus, das sich in der ersten Couliſſe befand. — Eduard Devrient, der als Director des Hoftheaters nach Karlsruhe berufen ist, schied von unserer Bühne in einer seiner Glanzrollen, als „Nathan der Weise", und erntete verdiente Lorbeeren. Er trifft den Ton für diesen großen Humanisten ganz wunderbar. Manche Künstler predigen in der Rolle, declamiren zu sehr. Eduard's Rede fließt so natürlich von seinen Lippen, als hätte er sie eben erst selbst erdacht. Es ist ein Genuß, ihn zu hören und zu sehen, denn die schönste Harmonie durchweht die ganze Darstellung. Ein mir bekannter Italiener, Mitglied unseres italienischen Kränzchens, der sich viel mit Uebersetzungen aus dem Deutschen ins Italienische beschäftigt hat und daher Eduard Devrient's hohe Kunst zu beurtheilen vermochte, sprach von der herrlichen „mansuetudine" seines Vortrags und Spiels, und fügte hinzu: „Wenn das Deutsche so schön gesprochen wird, wie hier, verliert es seine Rauheit." — — Vetter Weiß brachte mir die Nachricht: in der hochfeinen Gesellschaft bei Dr. M. sei mein Gedicht „Claudia Procula" sehr angegriffen worden. „Eine junge geistliche Tochter, wie Anna Löhn, und läßt den Weltheiland geliebt werden mit irdischer Neigung von einer Heidin, einer Römerin. Eine heilige Scheu hätte sie zurückhalten müssen, in dem Erlöser einen gewöhnlichen Mann zu sehn, in welchen sich ein Weib verlieben kann im alltäglichen Sinne des Worts. Es mußte ihr widerstreben, so etwas noch nicht Dagewesenes zu ersinnen und sogar drucken zu lassen." Aber ein in der Gesellschaft anwesender geistreicher Mann, ein Oberlehrer Mende (ich kenne ihn nicht), hat mich tapfer vertheidigt. Dieser auf einer Geistesstufe stehende Mann, von welcher aus ein dichtendes Weib eben nur ein denkendes Ens ist, gleich dem Manne, hat Folgendes ausgeführt: „Der Gedanke mag kühn sein für ein junges Mädchen und Pfarrerskind, aber es ist erfreulich, daß sie kühne Gedanken hat und auszuführen vermag, und nicht Zuckerdütenpapier verfertigt, wie so viele dichtende Frauen, die über gewöhnliche Liebeslieder, kindliche Poesien und ähnliches Gesäusel nicht hinauskönnen. Ja, es ist ein schöner Gedanke, daß Claudia Procula den edlen Jesus aus wahrer glühender Herzensneigung des Weibes von einem grausamen, schmachvollen Tode erretten will, indem sie dem zu Gericht sitzenden Gatten, dem Pontius Pilatus, sagen läßt: »Habe Du an dem Gerechten keinen Theil.« Wie viele Frauen mögen den Heiland geliebt haben! Warum nicht das Weib seines Richters, die geistverrathende Römerin? Meiner Ansicht nach drückt die junge Dichterin mit solcher Deutung eine innige Begeisterung für den Weltheiland aus. Sie entadelt damit weder ihn, noch sich selbst." — — Kommt zwei Tage vor dem vom Hoftheater für das Scheiden unseres Eduard Devrient anberaumten Ehrenfeste College Quanter zu mir und bittet mich im Auftrage der Kunstgenossenschaft, ein Gedicht für die Ueberreichung eines Lorbeerkranzes an den Gefeierten durch Frau Bayer-Bürck zu verfassen. Ich solle darin aber auch Bezug nehmen auf das Ehrengeschenk, das silberne Schreibzeug, welches wir ihm widmen. Ich war erfreut über das mir gespendete Zutrauen, aber auch zaghaft, ob ich das Rechte treffen würde. Und welche Kritik umstand mich in so viel Künstlern und Künstlerinnen ersten Ranges, deren Zünglein stets scharf gespitzt ist! Ich bat bescheidentlich, eine bewährte Dichterkraft Dresdens, nicht mich, mit dem Auftrag zu beehren. Aber es half nichts. Quanter drang darauf, ich mußte zusagen. Als ich in den Festsaal eintrat, rief Frau Bayer-Bürck, mich erblickend: „O Gott! Da kommt die Dichterin! Wenn ich nun stecken bleibe?" Ich aber fühlte mich trotz aller Sorge glücklich, daß die herrliche Schillersprecherin mit dem Glockenorgan meine Verse recitirte. Alles ging nach Wunsch. Die Collegen waren zufrieden mit mir. Auch mit meinem Toast in Versen, den ich bei Tafel ausbrachte, ging es gut, und als ich mit einer Anspielung auf Eduard's bekannteste Dramen mit den Worten schloß:

Was Er zum Preis der Frauen zart gelungen,
Wie schwergeprüfte Herzen heiß gerungen,
Wir wollen's ihm, als ob er bei uns bliebe,
Auch in der Ferne wahren: „Treue Liebe".
Stoßt an! Auf Tage freundlichen Geschicks!
Ihm folge stets: „die Gunst des Augenblicks". —

vernahm ich sogar lebhafte Beifallsäußerungen. Eduard Devrient, der sonst so Kühle, umarmte mich und bat um Abschriften meiner Gedichte, „Autographen der jungen Dichterin", sagte er herzlich. Aus dem allgemeinen festlichen Begeisterungsstrome sprühten also auch für mich einige ermunternde Tropfen hervor. Frau Bayer-Bürck sandte mir am anderen Tage ihr Bild mit Widmung, Emil Devrient das seinige, aber ohne Widmung. Wodurch, dachte ich, verdient man bei Sr. künstlerischen Durchlaucht eine solche? Eduard klagte, er habe kein gescheutes Bild, und ein schlecht gelungenes möchte er mir nicht hinterlassen. Bei Tafel hatte man mich neben den Kapellmeister Reißiger gesetzt, was mir sehr erfreulich war. Zwar ist der würdige Kapellmeister wortkarg, aber wir tauschten doch einige Erinnerungen an die Zeit aus, da ich in Dresden Kunst-Studien machte und das Glück hatte, sein gastliches Haus besuchen zu dürfen. Natürlicherweise frug er nach meinem Vater, der mich einst an ihn, an Reißiger, empfohlen hatte, weil er ihn von der Leipziger Thomasschule her kannte, wo Beide commilitonisch befreundet gewesen waren. Der Kapellmeister sprach u. A. seine Verwunderung darüber aus, daß der Vater nicht, wie er einst gewollt, die philologische anstatt der theologischen Carrière ergriffen hätte. „Freilich," fügte er dann hinzu, „es ist immer etwas Gutes um eine sichere, feste Stellung. Virtuos oder Componist: er wird schließlich auch immer eine Kapellmeister- oder Concertmeisterstelle, oder etwas ähnliches Zukunftsicheres erstreben. Wer möchte denn bis ins Tz hinein vom Concert- und Stundengeben leben? Der Theolog hat auch die sichere Stellung vor dem Philologen voraus." Als ich an die Reihe kam mit dem Toastausbringen und etwas ängstlich wurde, sagte Reißiger in väterlich tadelndem Tone zu mir: „Sie thun wirklich, als ob Sie erst gestern zur Bühne gekommen wären!" Und als ich mein Manuscript hervorzog, flüsterte er: „Was? Ablesen? Eine Dichterin und Schauspielerin? Nichts da! Geben Sie her, ich will souffliren, wenn's nöthig wird. Diese große Bescheidenheit, wenn man doch schon bewiesen hat, daß man was kann, ist in der Welt, wo der Erfolg gilt, nicht angebracht!" — Ein Wahrwort! Ich raffte mich auf und machte meinem verehrten Souffleur keine Schande. — In der Komödie: „Die Waise von Lowood" von Charlotte Birch-Pfeiffer hatte ich eine coquette Engländerin darzustellen, Lady Georgine, die Lord Rochester's (Emil Devrient's) Hand erstrebt, aber nicht erreicht. Ich mußte in feiner Toilette erscheinen und viel Geld an meinen Putz wenden. Zahlreiche Hermelinschwänzchen auf einem Pelzkragen und Muff veredelten mein Aussehen. Ein Gewand von blauem Seidendamast und rothe Rosen im Haar verschafften mir Billigungs- ja Zufriedenheitsblicke von den Theaterbehörden. Hr. v. Hülsen, Director des königlichen Hoftheater in Berlin, hat mich als Georgine gesehen und mir ein Engagement am königl. Hoftheater Berlins angeboten. Ich soll Einspringerin für eine kränkelnde Künstlerin (erste Liebhaberin) werden. Das dürfte kein beneidenswerthes Loos sein, so ehrenvoll der Antrag mir erscheint. — Namhafte Charakterspieler traten bei uns auf, Grunert, Lußberger und Andere mit minder tönenden Namen. Endlich lief uns auch ein Haase über den Weg, d. h. ein interessanter Schauspieler mit dem Namen des tapfern vierfüßigen Läufers. Es ging ihm der Ruf voraus, alle Damen müßten sich in den „eleganten, schlanken jungen Mann von feinsten cavalièren Manieren" verlieben. Ich wartete auf den Eindruck, aber ich brachte es nur bis zur Hochachtung vor seinem Talent. — Nun kam die bereits zwei Mal als Gastspieler angestaunte Neugeburt im Charakterfach: Bogumil Dawison von Wien, um das Engagement bei uns anzutreten. Er zog im heißen Julimond die Dresdener, die sonst begreiflicherweise lieber auf die „Bretterne Saloppe" und aufs „Waldschlößchen" gehn, in den Musentempel. „Hamlet" begann und riß zur allgemeinsten Bewunderung hin. In dem Stück: „Sie ist wahnsinnig" (das ebenso gut heißen könnte: „Er ist verrückt") leistete Dawison so Merkwürdiges, daß man das Uebel, ein solches Stück mit größtem Talent auszuschmücken, erträglich fand. — Dawison ist kaum warm geworden auf unsern Brettern, so muß er auch schon pausiren.

Unser edler König Friedrich August, der große Naturfreund und Botaniker, ist todt. Auf einer Reise in Tirol, bei Brennbichl im Oberinnthal, stürzte er am 9. August 1854 aus dem Wagen und wurde vom Hufeisen des scheugewordenen Handpferdes tödtlich am Hinterkopfe getroffen. Es herrscht große schmerzliche Bestürzung. Das Hoftheater bleibt auf drei Wochen geschlossen. — — Ich hatte den König einst mehrmals in Hohnstein gesehen, das er um des alten Schlosses der Berken von der Duba willen, wie man erzählte, gern besuchte. Damals, als ich noch lange nicht bühnenreif war, liefen wir Kinder mit andern Neugierigen dem hohen Herrn nach. Er blickte so gütig und liebreich, streichelte einmal der kleinen „Liebsch-Male" den blonden Lockenkopf, und das Kind wurde um der königlichen Liebkosung willen angestaunt und beneidet. Der Küster Mehnert hatte Se. Majestät einmal im Polenzthal getroffen, wo er angelte, und so herablassend gewesen war, sich mit dem schlichten Manne zu unterhalten. Alle diese liebenswürdigen Züge wurden jetzt wiederholt erzählt, und auch des merkwürdigen Tages gedacht, als König Friedrich August einmal auf dem „Brand", einem schönen Aussichtspunkt bei Hohnstein, offene Tafel gehalten hatte. Wie staunten die Landleute aus der Umgegend, als sie erfuhren, der einfach gekleidete Herr mit der grauen Sommermütze sei der „Herr König". Sie hatten erwartet, er werde mit der Krone auf dem Kopfe und mit dem Purpurmantel um die Schultern erscheinen. Herablassend und freundlich, wie immer, unterredete er sich mit manchen Zuschauern, ohne zu verlangen, daß sie ihm vorgestellt würden. Nach aufgehobener Tafel durfte die Dienerschaft die Ueberreste des Mahles an die Menge vertheilen, und ich kannte damals eine alte Botenfrau in Hohnstein, die eine kleine Zuckerbretzel, welche sie empfangen hatte, als Andenken an den merkwürdigen „Königstag" aufbewahrte. — — Von jetzt an bin ich als „Käthchen von Heilbronn" ab- und als „Kunigunde von Turneck" eingesetzt worden. Ich bemühe mich, aus dieser von den sämmtlichen Liebhaberinnen des Erdkreises verabscheuten Rolle ein anständiges Charakterbild zu machen. Eine vor vielen Jahren hier angestellt gewesene Schauspielerin, Frau Müller-Bachmann, hat als Kunigunde in der Scene, in welcher die Unholdin das arme Käthchen zu vergiften trachtet, ein feuerrothes Kleid tragen müssen, erzählt unsere Obergarderobière Bertha Heyse, die eine sehr zu schätzende Theaterchronik darstellt. Man hat dazumal in der brennenden Farbe des Kleides eine feine Nüance für den mörderischen Inhalt der Scene erblickt. Das Kleid hat den Namen „Giftkleid" erhalten. Die Nachfolgerinnen der Müller-Bachmann in der Kunigunden-Rolle haben sich aber gegen das feuerrothe Gewand gesträubt, und so ist es endlich an die Garderobe des Hoftheaterchores abgegeben und zuletzt gefärbt worden. Die alte längst verstorbene Hofschauspielerin, Frau Werdy, einst als Mad. Bohß am Weimaraner Hoftheater eine vielgerühmte Schönheit, die alle ihre jungen Colleginnen mit „Du" anzureden pflegte, hat damals — so erzählt Bertha weiter — zu einer Kunigundendarstellerin gesagt: „Trage Du nur das rothe Giftkleid, mein Kind, dadurch kommt doch etwas Farbe in Deine Darstellung dieser Rolle." — Es schleicht das Gerücht durch die Coulissen und Garderoben und alle angrenzenden Räume: auch an unserm Hoftheater mache sich die Claque immer mehr breit. Man bezeichnet sogar Persönlichkeiten, die auf diesem Felde für Geld thätig seien. Anfangs hieß es: nur für ein Freibillet verkaufen sie ihr Urtheil und ihr Handschuhleder, nicht für baares Geld. Als im Conversationszimmer darüber debattirt wurde, äußerte College Liebe: „Ich würde kein Unrecht in diesem, wie die Tugendhaften sagen: Unfug sehn. Das Dresdener Publicum ist zu steif und zu kalt, es entmuthigt den Künstler und hat nur für einzelne Größen einen gewissen Grad von Begeisterung. Aber auch diese reicht nur bei Einigen so weit, um sich ein wenig den Bast von den Händen zu hauen." — Andere Collegen sagen: „Frau Claque war schon lange da, aber als ein bescheidenes Persönchen, das auf einem Hinterstühlchen im Parterre oder hoch oben auf dem »Topfe« (4. Rang) saß und ausriß, wenn man es zu erwischen versuchte." — Im Sommerhalbjahr 1855 eine kleine Reise gemacht. Nach der Insel Rügen. Schwester Clärchen mitgenommen. Die See zum ersten Male gesehen. Clara sang mit ihrer schönen Sopranstimme: „Ocean, du Ungeheuer!" Wir fanden das Ungeheuer zum Glück in gemüthlicher Stimmung. Ich habe über die Reise geschrieben, erste Reisebeschreibung meines Lebens. Der Humorist Theodor Drobisch redigirt jetzt die in Leipzig erscheinende „Zeitung für die elegante Welt". Ich war so kühn, ihm meine Rügenbeschreibung anzubieten, aber ohne das Manuscript einzusenden. Wurde abgewiesen zu meinem großen Leidwesen. Da sandte ich sie an die „Abendzeitung", für die ich schon zwei Novellen und einige Gedichte geliefert habe. In dieser von Theodor Hell (Hofrath Winkler) gegründeten, jetzt aber nicht mehr redigirten Zeitschrift hat Drobisch die Reisebeschreibung gelesen und redet mich nun brieflich folgendermaßen an: „Hätte ich geahnt, daß Ihre Rügenreise ein so saftiger humoristischer Braten war, hätte ich sie mir nicht entgehen lassen. Damen haben sonst keinen Humor, beschreiben süßlich, sentimental oder trocken. Denken Sie, ich bitte, ein andermal an meine Zeitung." — Hofrath Winkler, dem ich so viel Dank schulde für das mir und meinen poetischen Bestrebungen gespendete ehrenvolle Interesse, ist von unserem Kunsttempel geschieden. Wir werden den ehrwürdigen Greis nicht mehr in der ersten Coulisse sitzen sehen. Dort verharrte er unweigerlich, wenn er das Theater besuchte, obgleich ihm ein Ehrenplatz in der Intendantenloge gehörte. In der sogenannten Nullgasse (den ersten Coulisse) hatte er einst im alten kleinen Hoftheaterchen gesessen, dort verblieb er im neuen schönen Gebäude. Ein unangenehmer Zug herrscht in der Nullgasse, aber Hofrath Winkler harrte aus auf dem selbstgewählten Posten. Nicht einmal im kältesten Winter trug er einen Pelz. Nur ein brauner Tuchüberzieher und ein Paar große Filzschuhe über die Stiefel gezogen schützten den Achtziger vor Zug und Kälte. Sein hochheraufgezogenes weißes Halstuch, das man auch das geistliche oder das Diplomatenhalstuch zu nennen pflegt, leuchtete uns, wenn wir auf der Bühne standen, schon von Weitem aus der ersten Coulisse entgegen, kein dicker Halsshawl verhüllte es. Das würdige weiße Haupt auch war unbedeckt, aber keineswegs kahl, es bedurfte keiner Pelzmütze, die doch jüngere und jüngste Theatermitglieder trugen. Als Franz Wallner einmal zur Winterszeit hinter unsere Coulissen kam und den Vicedirector Hofrath Winkler erblickte, rief er: „Herr Gott, da muß ich ja meinen Fuchspelz sofort ausziehen! Es ist eine Schande, vor diesem alten Herrn so dickverbrämt zu erscheinen, und mit einem Shawl ummwürgt, als sollte man dadurch ersticken!" — Die alte Zeit hat kräftigere Leute geschaffen, als die neue. Das vorige Jahrhundert ragt widerstandsfähig in unser schwächeres herein. — Die edle Dichterin, Prinzessin Amalie von Sachsen, hat die Widmung meines epischen Gedichtes „Giovanna" angenommen und mich zu sich befohlen, um es ihr vorzulesen. Es waren schöne lehrreiche Stunden, die ich bei der feinsinnigen Fürstin zubrachte. Ihre Aussprüche über Geschwisterliebe, welche letztere den Hauptfactor in meinem Gedicht bildet, sind mir unvergeßlich. Mit gütigen Worten ermunterte sie mich auch, auf der betretenen Dichterbahn rüstig fortzuschreiten, den Muth nicht zu verlieren, wenn's nicht immer aufwärts ginge Ihr Urtheil über „Giovanna" werde sie mir schriftlich zugehen lassen. Einige Wochen später empfing ich von der Hand der Hofdame der Prinzessin, Frl. v. Cerrini, dasselbe. Es lautete: „Die Dichtung »Giovanna« beweist ein poetisches Talent, das über die übliche Dichtungsweise der Frauenwelt weit hinausragt. Es ist nichts Süßliches darin, im Gegentheil Kraft, namentlich in der Charakteristik der Personen, besonders der Männer, die der weiblichen Feder sonst nicht in gleicher Weise zu gelingen pflegen. Die Charakteristik ist scharf, die Schilderungen der Leidenschaften und der Gemüthszustände wirkt ergreifend. Um so mehr ist es zu beklagen, daß die junge Dichterin zuweilen mit italienischen Ausdrücken hervortritt, die in die deutsche Dichtung nicht gehören, ja sogar störend wirken." — Zu solchen Ausschreitungen reißt mich meine Italienliebe hin. — Adelaide Ristori, gegenwärtig die größte italienische Tragödin, gastirt bei uns. Imposante Schönheit, klangreiches Organ, unvergleichliche Mimik und Plastik. Die „gestenreiche Nation", wie Goethe in seiner Italienreise die italienische nennt, offenbart sich in dieser Künstlerin in bewundernswürdiger Weise. Auch Solche, die der italienischen Sprache nicht mächtig sind, besuchen die Vorstellungen der Ristori, sie verstehen doch, daß sie schön ist und Großartiges leistet. Der ganze weibliche Inhalt unserer Loge war berauscht, namentlich von ihrer „Maria Stuart", obgleich es keine deutsche, sondern eine romanisch durchglühte war, aber als solche eben hinreißend. Wir spendeten der hohen Künstlerin am Schlusse ihres Gastspiels, das großartigen Beifall gefunden hatte, Blumensträuße, die ich ihr auf Wunsch der Colleginnen mit einer italienischen Huldigungsansprache überreichen mußte. Sie war erfreut, daß ich sie in ihrem Idiom anredete, und sagte mit lieblichstem Tonfall: „Non è vero? La nostra lingua è si armoniose." Im weiteren Gespräch redete sie von der Sehnsucht nach ihren Kindern. Die „bambini" habe sie so lange nicht

gesehen. Dann zeigte sie mir das Bild ihres Gatten, des Marchese del Grillo, und übersandte mir anderen Tags ihr Porträt in der Rolle der Francesca da Rimini. Diese Tragödie von Silvio Pellico haben wir im italienischen Kränzchen mit vertheilten Rollen gelesen. — Die Uebersetzung der „Maria Stuart" von Andrea Maffei ist sehr wohl gelungen, aber — unser Schiller ist's doch nicht, kann's nicht sein. Manches schöne Moment wird der hohen Künstlerin dadurch verkümmert, daß romanisches Pathos für deutsche Empfindungstiefe eintritt. — Welch ein Unterschied in der Gesinnungsweise zweier gleich großer Künstler! Dawison erfreut mich zuweilen mit der Frage um mein Urtheil, wenn er eine neue Rolle gespielt hat. Das thäte Emil Devrient nie. Er ist sich selbst Urtheil genug, würde niemals den Unterthanenverstand einer zweiten Liebhaberin zu Rathe ziehen. — Als mein Vater einmal zufällig meine von der Insel Rügen mitgebrachten Feuersteine mit Kreideüberzug sah, sagte er: „Ich werde Dir einen Empfehlungsbrief an den Oberbibliothekar Hofrath Dr. Klemm geben. Den kenn ich aus dem Alterthumsverein, dessen Mitglied ich, wie Du weißt, seit einigen Jahren bin. Er ist ein leidenschaftlicher Sammler, wird Deine Steine vielleicht gar in seine culturhistorische Sammlung aufnehmen, denn von solchen natürlichen Gebilden hat der Urmensch einst gelernt, wie er seine Geräthe formen soll." — Ich fand durch den Brief des Vaters die liebenswürdigste Aufnahme beim Hofrath und seiner Gemahlin. Meine unförmlichen, seltsam durchlöcherten Steinklumpen wurden in die Sammlung aufgenommen, und ich lernte dieselbe hochschätzen, ja, ich studirte sie. Auch für meine Italienliebe fand ich reichliche Nahrung, denn Hofrath Klemm hatte unseren hochgelehrten König Johann früher nach Italien begleiten müssen, nämlich in seiner Eigenschaft als Archäolog und Culturhistoriker. Der höchst kenntnißreiche Mann wird mir zum gütigen Förderer in manchen Kunst- und Wissenschaftszweigen, die sich um die Culturgeschichte gruppiren. Zugleich ist seine Lehrhaftigkeit nicht trocken, sondern mit Humor gewürzt. In den literarischen Cirkeln dieses Hauses lernte ich auch Se. Excellenz den Geheimen Rath Dr. v. Langenn, hochbedeutenden Geschichtsforscher, ehemals Erzieher der königl. Prinzen, kennen, der den poetischen Bestrebungen meiner Wenigkeit ein ehrenvolles Interesse entgegenbringt. Mein einactiges Drama in Versen „Iduma" erbat er sich, um es genau zu prüfen. Dann will er mir darüber schreiben.

(Schluß folgt.)

Bücherbesprechungen.

— **Handbuch für die Officiere des Beurlaubtenstandes der Infanterie.** Zweite, nach den neuesten Dienstvorschriften bearbeitete Auflage. E. S. Mittler u. Sohn, Berlin. (Subscriptionspreis bis 1. Mai 5 ℳ, von da ab theurer.) — Das, lt. Prospect der Verlagsbuchhandlung, von einem Kreise fachkundiger Officiere bearbeitete Handbuch unterscheidet sich äußerlich von den anderen Lehrbüchern ähnlichen Inhalts dadurch, daß es aus 13 einzelnen Heften von handlichem (Taschen-) Format besteht, welche von einem gemeinsamen Buchdeckel-Klappfutteral verschlossen werden. Auf diese Art kann jedes der Hefte entnommen und für den betreffenden Dienstzweig einzeln verwendet werden. Der Inhalt des Werkes, welcher in 4 Theile: Einleitung, innerer Dienst, äußerer Dienst und Mobilmachung, mit verschiedenen Unterabtheilungen zerfällt, enthält das Wissenswertheste aus den amtlichen Vorschriften und ist mit Bemerkungen sowie Rathschlägen auf Grund gesammelter Diensterfahrung versehen. Das Handbuch erscheint praktisch und empfehlenswerth für den Dienstgebrauch der Officiere des Beurlaubtenstandes. H.

— **William Shakespeare.** Von **Georg Brandes.** Erste Lieferung. Leipzig, Albert Langen. — In dem Prospect wird das vorliegende Werk als Ergebniß eines langen Studiums und Lebens eines bedeutenden Mannes hingestellt, so daß man um so mehr gespannt wird, als neuerdings in der Art der Shakespeare-Betrachtung ein recht flacher Geist zu Tage getreten ist, von dem erlöst zu werden eine wahre Wohlthat wäre. Aber man wird — nach der ersten Lieferung wenigstens — etwas enttäuscht. Nicht daß das Buch sich nicht angenehm läse! Es ist immerhin geistreich geschrieben. Aber es fehlt die Tiefe, die Weite des Blicks und Shakespeare's Leben wird hier ebenso sehr an äußerliche Umstände und Zufälligkeiten geknüpft, wie in ähnlichen Shakespeare-Biographien unserer Tage. Möglich, daß dieser Charakter des Buches sich im Laufe der Darstellung noch ändert. Wir wollen uns daher natürlicher Weise ein abschließendes Urtheil vorbehalten. Es folgen noch neun Hefte, so daß diese Darstellung, die etwa bis in die anreifende Zeit des britischen Dichters fällt, nur den zehnten Theil des Ganzen bedeutet. Das Heft ist mit dem Bild des Verfassers geschmückt. Man denkt dabei freilich zunächst an Shakespeare. Aber der im Bilde wiedergegeben wird, ist — Georg Brandes. J. R.

— **„Entnervt!"** Drama in fünf Aufzügen von **Fürst Friedrich Wrede.** Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich 1895. — Das interessante Stück behandelt historische Ereignisse der jüngsten politischen Vergangenheit, zu denen Jeder leicht den Schlüssel finden wird. Der Held des Dramas, General Sturz, Kriegsminister einer Republik, ist niemand Anderes, als — Boulanger. Sein ehrgeiziges Streben nach dem Throne der Napoleoniden, sein nicht immer kühnes Werben um Frankreichs Krone und sein tragisches, in Wahrheit freilich mehr tragikomisches Ende bilden den Inhalt des Schauspiels „Entnervt". Um das Sujet dramatisch wirksam und den General Sturz-Boulanger zum Mittelpunkt der vier Acte zu machen, hat der Autor freilich der historischen Wahrheit arg zu Leibe gehen müssen und in umfassender Weise vom Recht des Poeten „corriger l'histoire" Gebrauch gemacht. Daß ihm dies so gut gelungen, und daß er uns allen Ernstes für seinen Helden und noch mehr für seine treue, ihm in jeder Hinsicht überlegene Gefährtin: Margarethe Plombiere unausgesetzt bis zum Schluß zu interessiren weiß, spricht am meisten für sein bedeutendes dramatisches Geschick. Ungemein sympathisch und mit poetischer Zartheit ist das eigenthümliche Verhältniß Margarethe's zu dem hochherzigen Marquis Desanto, der in jugendlich glühender Schwärmerei zu der edlen Frau wie zu einer Heiligen aufblickt, wie zu den „Sternen, die man nicht begehrt", von Wrede erfaßt und durchgeführt worden. Nicht so glücklich ist der Abschluß des Dramas dem fürstlichen Autor gelungen; die zwölfte Scene des vierten Actes muß auf der Bühne, auf der wir übrigens dem Schauspiel mit Freuden begegnen würden, noch einmal so peinlich wirken, als beim Lesen. Auch das unvermeidliche, pathologische Schluß-Moment — der General geht an Entnervung durch Morphium zu Grunde — könnte vielleicht etwas gemildert werden, wenn es freilich auf das Publicum nie ohne große Wirkung zu bleiben pflegt. Doch werden kleinere Ausstellungen den Werth der ernsten und bedeutenden Arbeit, welche das Mittelmaß der landläufigen dramatischen Production um ein Bedeutendes überragt, nicht beeinträchtigen. P. A.

— **Otto Grünhaldt, Die wirthschaftliche Geflügelzucht,** deren Bedeutung für den Volkshaushalt u. s. w. Dresden 1894. G. Schönfeld's Verlagsbuchhandlung. — Endlich einmal ein für den Landwirth, den Nutzgeflügelzüchter brauchbares, ungemein wohlfeiles Schriftchen, das einerseits warm für eine vernunftgemäße Hebung der ländlichen Geflügelhaltung eintritt und ehrlich andererseits die Grenzen zeichnet, bis zu welchen die Rentabilität einer Nutzgeflügelzucht im beschränkteren Umfange betrieben — denn nur eine solche hat Aussicht einträglich zu werden — gehen kann. Die vorliegende Broschüre wird Vielen, welche auf dem geschilderten Gebiete sich brauchbaren Rath holen möchten, werthvoller werden, als so manches theure, schön illustrirte Prachtwerk, welches allein für den Luxusgeflügelhalter geschrieben wurde, aber zur Anschaffung leider auch manchen minder bemittelten Nutzgeflügelfreund veranlaßt hat. Wir möchten dieses kleine Werkchen allen den ländlichen Geflügelzüchtervereinen besonders zur Anschaffung empfehlen, welche, angesteckt von dem Beispiele so vieler größerer Schwestervereinigungen in den Städten, kein anderes Gebiet als das der Rasse-Geflügelzucht kennen und pflegen. Den verschiedenen Landesregierungen, Provinzial-, Kreis- und städtischen Behörden, den landwirthschaftlichen Vereinen 2c., welche bisher so opferwillig die Bestrebungen der Sportsgeflügelzuchtvereinigungen unterstützten, würde die Lectüre der Grünhaldt'schen, inhaltlich durchaus sachverständig und erfahrungsreich abgefaßten Broschüre unzweifelhaft gleichfalls manche neue dankenswerthe Gesichtspunkte eröffnen. Dieselbe findet gewiß weitgehende Verbreitung und verdient solche auch voll und ganz. Dr. E. S. Zürn.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 34. Donnerstag, den 21. März. 1895.

Aus meinem Tagebuche vom Dresdener Hoftheater.

(Mitte der 50er Jahre.)

Von Anna Löhn-Siegel.

(Schluß.)

Zwischen Emil Devrient und Dawison herrscht leider, wie vorauszusehen war, eine eifersüchtige Stimmung. Der allbeliebte Idealist, der durch vollendetes Maß, durch Schönheit der Erscheinung und des Ausdrucks bezaubert, immer verjüngt auftritt, und der geistsprühende Realist, der ja auch nach einem Ideal strebt, aber nach dem (wie er immer wiederholt), der Natur einen Spiegel vorzuhalten, sehen sich scheel an, selbst wenn sie durch den Inhalt ihrer Rollen zur Liebe gezwungen werden. Gestern auf der Probe gab's Streit, wenn auch in immer noch leidlich collegialen Formen. „Hr. Devrient, wenn Sie bei diesen Worten am Fenster stehen bleiben, muß ich Ihnen in den Rücken sprechen." Darauf Emil Devrient mit der stolzen Haltung und Tongebung eines Grafen Appiani: „Hr. Dawison, es ist nicht nöthig, daß Sie mir in den Rücken sprechen, es scheint mir sogar der Situation angemessen, wenn Sie die betreffenden Worte mehr vor sich hin murmeln, meinetwegen zum Publicum gewendet." Und Dawison, schon slavisch zischender und sprudelnder: „Ich werde murmeln, wie und wohin es mir beliebt, allein ich muß doch darauf bestehen, daß Sie mir nicht den Rücken zukehren. Ich stelle hier Ihren Vorgesetzten vor." Devrient mit leiser Ironie im Ton: „Sie stellen ihn vor." Der geängstigte Regisseur fällt ein: „Aber Kinder, auf diese Weise probiren wir bis um 24!" Frau Bayer-Bürck, ladylike wie immer: „Was die Herren sich einander privatim mitzutheilen haben, brauchen wir ja nicht mit anzuhören." Setzt den Hut auf und geht nach der ersten Coulisse ab. „Guten Morgen!" Der Regisseur, ihr nacheilend, ruft mit bänglicher Betonung: „Meine verehrte Frau, um Alles in der Welt — wir müssen die Probe zu Ende führen, für morgen ist ja die Vorstellung angesetzt. Kinder, einigt Euch doch! Bester Devrient, eine Achtelwendung zur Linken genügt — liebster Dawison, treten Sie ein wenig weiter nach dem Souffleurkasten vor, so stehen Sie Hrn. Devrient im Profil und nicht in seinem Rücken." Es geschieht mit Zaudern und Räuspern des Widerwillens. Eine der mitwirkenden Colleginnen sagt leise und schelmisch lachend zum Regisseur, der sich von seiner Sorge um die anberaumte Vorstellung noch nicht erholt hat: „O, diese ausgewachsenen Kin — Künstler!" — Nachdem Vicedirector Hofrath Winkler mit verdienten hohen Ehren vom Hoftheater geschieden ist, tritt der ehemalige Erzieher in der Familie unseres Chefs, des Herrn v. Lüttichau, Dr. Julius Pabst, cand. theol., als Theatersecretär an seine Stelle. Er war, so höre ich, zuletzt in Berlin beim „Literar. Bureau" angestellt, beschäftigte sich auch mit Poesie, hat ein Buch religiöser Gesänge herausgegeben. Seine Bearbeitung des Shakespeare'schen Trauerspiels „Antonius und Kleopatra" lernten wir gelegentlich der Aufführung auf unserer Hofbühne im Jahre 1852 kennen. Er hat, wie mir College Quanter erzählt, zu Anfang der fünfziger Jahre über unsere Vorstellungen in die Leipziger Theaterchronik berichtet. Ich sei dabei nicht schlecht weggekommen. „Eine denkende Künstlerin. Freilich involvirt dieser Vorzug ihre Schwäche: Ueberwiegen der Reflexion über die Empfindung. Doch freuen wir uns in ihr eine tüchtig gebildete Künstlerin gewonnen zu haben, welches Prädicat wir leider nur sehr wenigen unserer Schauspielerinnen ertheilen können." — „So haben Sie nun," fügte Quanter hinzu, „einen Gönner im neuen Theatersecretär, wie ich vermuthen darf. Er gilt viel bei unserem Chef, wird bald höher steigen, wird Einfluß erlangen, wenn er ihn nicht schon hat." — Die persönliche Bekanntschaft des Hrn. Dr. Pabst hatte ich bereits vor einigen Jahren gemacht. Es war auf einem Balle in der Gesellschaft „Harmonie". Er ließ sich mir durch einen Hrn. v. Maibach vorstellen. Seine ersten an mich gerichteten Worte waren verblüffend: „Ich muß doch meine verehrte Braut kennen lernen!" Ein höchst unpassender Scherz, dachte ich, und wandte mich wortlos ab. Aber Dr. Pabst fuhr fort: „Sie wissen nicht, Frl. Löhn, daß man uns in der Stadt verlobt hat?" Gelegentlich des goldenen Jubelfestes des Hofrath Winkler, das in den Harmoniesälen mit Souper und Ball gefeiert worden war, hatte man uns, wie ich nun erfuhr, ganz unmotivirt zusammengethan. Damals hatte ich im Cotillon ohne jede Vorstellungsceremonie einige Male mit dem kleinen Herrn Dr. Pabst, der sich durch einen großen Schnurrbart auszeichnete, getanzt, wie es der Zufall in diesen Tanztouren mit sich bringt. Aber niemals war mir auch nur eine Silbe über die von irgend einem Spaßvogel erfundene Brautschaft zu Ohren gekommen. Wir glossirten nun den dummen Klatsch und ich beglückwünschte meinen angeblichen Verlobten zu seiner Freiheit, am meisten aber mich selbst, indem ich spottete: „Wie kann denn ein Papst an Heirath denken?" — — Gestern Abend ließ mich Hr. v. Lüttichau in das kleine halbdunkle Audienzzimmer rufen, das in dem Corridor liegt, in welchem sich unsere Garderoben befinden. Man erfährt dort so manches Schreckliche, namentlich in Bezug auf eingereichte Bittgesuche. Es ist, als ob es unserm verehrten Chef leichter würde, im matten Dämmerlicht „Nein!" zu sagen, als im Sonnenschein auf der Expedition des Hoftheaters, Schössergasse 9, 1. Etage. — Diesmal handelte es sich um mein eingereichtes einactiges Drama in Versen: „Iduma", das den Beifall des Hrn. Hofrath Winkler errungen hatte, sowie denjenigen der Damen Frau Bayer-Bürck und Frl. Berg, worüber ich sehr glücklich war. Lange Zeit war aber seit der Einreichung vergangen. Vergebens harrte ich von Monat zu Monat auf eine Entscheidung. Die Regisseure sagten mir: „Nur Geduld! Das dauert bei uns immer sehr lange, ehe ein Stück zur Aufführung angenommen wird. Man muß überlegen, muß die Sache vielmals beschlafen." Mit einigem Beben betrat ich das halbdunkle Zimmerlein, das ich „das Henkerstübel" getauft hatte, seitdem mir dort drei Liebhaberinnenrollen, die ich zu erbitten so kühn gewesen war, geköpft worden waren. Da stand die hohe Gestalt meines Chefs an den Tisch gelehnt und streckte mir die Hand entgegen. „Mein liebes Fräulein," flüsterte er in, wie es schien, günstiger Stimmung, „Ihr einactiges Drama »Iduma« ist sehr schön, hochpoetisch, aber bedenken Sie doch, Sie sind an einem königlichen Hoftheater angestellt, und in Ihrem Stück tritt ein König auf, der ein unschuldiges junges Mädchen, die Iduma, entführen will. Das geht nicht." Rasch entschlossen antwortete ich: „Man kann aus dem König einen Herzog machen." Aber Excellenz war ebenso schnell dabei, zu entgegnen: „Die Söhne unseres Königs sind Herzöge von Sachsen — das geht also auch nicht." — — Verzweiflungsvoll stammelte ich: „Nun, dann meinetwegen einen — einen großen Feldherrn" — „Einen Feldherrn — ja, das ginge allenfalls an," entgegnete Excellenz langsam und bedeutungsvoll. „Arbeiten Sie den König in einen Feldherrn um. Das ist gut, unbedingt zuläßig. Gleichviel ob römisch oder —" Hr. Regisseur Dittmarsch wurde angemeldet und trat in das Henkerstübel ein, war auch alsbald mit der Enthauptung meines Königs einverstanden. Ich aber bin unglücklich, denn den Feldherrn kann ich nicht auftreten und reden lassen, wie einen König. Aller Nimbus, aller Zauber

ist der Gestalt genommen. Auch Iduma muß nun eine ungünstige Wandlung erfahren. Sie ahnte bisher ein hochstehendes Wesen im König. Ein Etwas umgab ihn, das ihr unbedingt imponiren mußte, und wehe mir — da soll nun ein emporgekommener Soldat aus dem Ei kriechen? Ach, dem Gedicht ist der Hals gebrochen, das sehe ich klar! — — Ich weiß nicht was soll es bedeuten, aber es weht unbedingt eine mir ungünstige Theaterluft, seit Dr. Pabst, mein vermeintlicher einstiger Bräutigam, Mitregent geworden ist. Lange Zeit schrieb ich nicht ins Tagebuch, um mich erst zu überzeugen, daß mein Verdacht nicht aus Schwarzseherei entspringt. Nein! Dr. Pabst's Empfehlung hat eine Königsberger Schauspielerin hierher gebracht, die meine besten Rollen zugetheilt erhält. Es ist klar, ich werde überflüssig gemacht. — — Marie Seebach gastirt bei uns, eine bedeutende Schauspielerin. Realistin, nicht Idealistin. Sie macht aus dem Clärchen in „Egmont" etwas Neues, giebt ein mehr niederländisches Bild, das bisher nicht üblich war, dessen Richtigkeit aber nicht zu bestreiten ist. Sieghaftigkeit der Erscheinung fehlt. Große Nase, röthliches Haar, keine imponirende Bühnenfigur, aber schöne ausdrucksvolle Augen. Sie gehört der sogenannten modernen Richtung an. Verstand überwiegt. Sie wirkt durch Eindringen in den Geist der Rolle, durch Raffinement in der Ausführung. — Eines Tages erscheint sie, vom Schauspielregisseur Winger geführt, bei mir, fällt nach kurzer ekstatischer Einleitung vor mir auf die Kniee nieder und bittet mich inständig, die nicht unbedeutende Rolle der Herzogin von Bouillon in dem französischen Schauerstück „Adrienne Lecouvreur" zu übernehmen, und zwar von heute bis übermorgen. Mad. Mitterwurzer, die etwas betagte Inhaberin der Rolle, war nämlich erkrankt, oder hatte nicht Lust, mit der jugendlichen schlanken Adrienne um den schönen Marschall von Sachsen zu kämpfen. Frl. Seebach spielte mir eine allerliebste Verzweiflungskomödie vor, als sie mich nicht sofort geneigt fand, das Wagniß zu übernehmen. Sie habe schon gehört, daß ich durch schnelle Uebernahme dieser und jener Rolle dem Repertoire in verschiedenen Fällen zur Retterin geworden sei. Ich versprach endlich, das schwierige Werk, bei welchem ich mich recht herzlich blamiren konnte, zu übernehmen, weil ich beweisen wollte, daß ich, wie bisher, wenigstens ein nützliches Mitglied des Hoftheaters sei, obgleich gewisse unterweltliche Mächte mich als entbehrlich hinzustellen beliebten. — Gott Lob! Alles gelang gut. Frl. Seebach dankte mir enthusiastisch und schenkte mir ihr Bild mit Versen aus meinem Stück: „Iduma", das sie gelesen hatte. Unter meinen Versen standen schmeichelhafte Verse, die sie selbst verfaßt hatte. Ihr Versprechen „die liebliche Iduma" spielen zu wollen, wird aber wohl ungehalten bleiben. Ich kenne derartige, in entscheidenden Augenblicken, wo es sich um „Sein oder Nichtsein" handelt, gethane Bühnengelübde. — — Vor einigen Monaten hatte ich in der Harmoniegesellschaft eine interessante Bekanntschaft gemacht: Stadtrath Peschel, Schwager der Frau Bayer-Bürck, Bruder des berühmten Ethno- und Geographen Dr. Emil Peschel in Augsburg, Redacteur der hochrenommirten Zeitschrift: „Ausland", die bei Cotta in Stuttgart erscheint. Er ersuchte mich, ein von ihm zum Zweck einer patriotischen Feier verfaßtes Gedicht „zu bearbeiten", wie er sich gütig ausdrückte. Seitdem besucht mich der hochintelligente Mann, und wir führen kleine angenehme Geistesturniere auf. Seine Schwägerin, Frau Bayer-Bürck, unsere Primadonna des Schauspiels, ist also, wie Stadtrath Peschel erzählte, unzufrieden damit, daß mir meine besten Rollen genommen werden, sie habe gern mit mir gespielt, ich sei stets bereitwillig und einsichtsvoll ihren Ideen gefolgt, u. s. w. Er behauptet fest, daß Dr. Pabst mich entfernen will, obgleich er meine „akademische Bildung" rühme. Ein cand. theol. wirkt also gegen die Tochter eines Collegen. Hinter seiner Schönrednerei steckt nämlich keine redliche Meinung, das liegt auf der Hand. Nun scheint zwar Excellenz nicht zu wollen, daß ich gehe, allein er hat doch seinem „Günstling", wie man sagt, schon zu viel Macht eingeräumt. In Bezug darauf redete mich Dawison, der mir sehr wohl will, jüngst auf der Straße an: „Sie müssen bleiben, Sie sind nothwendig, sind eine Intelligenz. Soll ich für Sie intriguiren? Eine Contremine anlegen ohne Theologie?" Ich verneinte, denn Dr. Gutzkow war bei mir gewesen und hatte mir mitgetheilt, er habe mich dem Regisseur Ascher am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater in Berlin dringend empfohlen, um das dort demnächst stattfindende große Gastspiel Emil Devrient's zu unterstützen. Ich bin gewillt, dieses Engagement anzunehmen, denn es bietet mir Gelegenheit, in verhältnißmäßig kurzer Zeit den Mammon zu verdienen, der es mir ermöglichen soll, meinen Lieblingstraum, so lange ich jung bin, zu verwirklichen, und eine Italienreise zu unternehmen. Und so geschah es. Ich unterschrieb den Contract und reiste nach Berlin. Von meinem verehrten Chef, dem Hrn. v. Lüttichau, der mir bisher immer so geneigt gewesen war, zu scheiden, empfand ich schwer. In der Abschiedsaudienz sagte er: „Sie hätten mit Ihrem Entschlusse, nach Berlin zu gehen, doch nicht so eilen sollen. Es wäre möglich gewesen, vielleicht so Manches noch zu ändern, was Ihnen unüberwindlich schien." Und allerdings änderte sich Manches in ganz unerwarteter Weise schon nach einigen Monaten. Die von Königsberg gekommene Schauspielerin, die ich als meine Rivalin zu betrachten hatte, verfiel in eine Krankheit und mußte sich auf längere Zeit von der schauspielerischen Thätigkeit zurückziehen. Bald darauf verließ sie die Dresdner Hofbühne. Außer dem Berliner Engagement wurden mir noch drei andere angeboten, nach Cassel, Riga und Königsberg. In Königsberg, der Stadt der reinen Vernunft, herrscht als Häuptling des Theaters Hr. Woltersdorf. Er steht in einem sklavenhändlerischen Rufe. Ich kannte ihn schon und seine seltsame, von animalischen Lauten, die an das Meckern der Ziegen erinnern, durchsetzte Rede. Als er mich besuchte, erschrak ich förmlich und lehnte seinen Engagementsantrag energisch ab, worauf er sehr eklig wurde und in seiner Zornrede noch heftiger meckerte als gewöhnlich. — — — Die letzte Freude, die mir Dresden bereitete, kam wieder einmal aus den Höhen des Lebens und des Geistes. Die zweite Auflage meiner Gedichte war erschienen, in welcher mein erstes dramatisches Gedicht: „Odysseus auf Ogygia" und „Iduma" aufgenommen worden waren. Ihre Majestät die Königin Marie ließ mich durch Adele v. Carlowitz, ihre Hofdame, dazu beglückwünschen und sandte mir ein sinniges Geschenk, einen goldnen Armreif mit Vergißmeinnicht. Es wird seine Schwierigkeiten haben, mit dem verehrten Collegen Devrient in großen Rollen zu mimen. Ich habe schon in kleineren Partien seine üble Laune und seine Maßregelungen erfahren, die sich, wie z. B. in „Coriolan", sogar auf eine Künstlerin, wie Franziska Berg, erstreckten. Doch das muß Alles mit Lammesgeduld ertragen werden. Es heißt hier für mich: Der Zweck heiligt das Mittel. Ohne Berlin kein Rom! Uebrigens hat E. Devrient sich doch nicht hoffnungslos ausgesprochen, als er meine bevorstehende Mitarbeiterschaft an der Friedrich-Wilhelmstadt erfuhr: „Wenigstens Eine, die unsere Dresdener Hoftheaterschule gründlich durchgemacht hat!" so lautete sein Urtheil. — — Wohl empfinde ich es schmerzlich, Dresden und die Nähe meiner Lieben, der theuern Eltern und Geschwister, vielleicht bald auf immer entbehren zu müssen. Aber jenseits dieser wehmüthigen Scheidestunde und aller damit verbundener Bangigkeit blaut das mittelländische Meer, schimmern italische Küsten, steigen Wunderbauten auf, sammt der ganzen alten classischen Welt, die ich zum Theil in der Ursprache kennen und lieben lernte. — — Nach glücklich vollendetem Berliner Gastspiel Rückkehr in die liebe sächsische Schweizerheimath, um meine Vorbereitungen zur Südlandsfahrt zu treffen. Es war ein kalter Wintertag, als mich die kleine Post den steilen Mühlberg zum Städtchen Hohnstein emportrug, ein düstrer Spätnachmittag. Berge und Wälder prangten im Winterschmuck der Schneewehen und Eiszapfen. Welch' ein Contrast! Feierliche Naturstille nach dem Berliner Straßen- und Theaterlärm. Da standen sie ja, meine lieben schwarzen Fichten, trugen blendendweiße Schneemassen auf den zottigen Zweigen, und kein Ruß, kein dunkler Hauch und Staub aus großstädtischen Fabrikschornsteinen verunzierte die Reinen. Selten bewegte sich etwas im Walde, höchstens wenn ein Vogel, der nicht zu den Afrikawanderern gehörte, hin und her flatterte und Schnee von den Zweigen schüttelte. Welch' ein heiliger Frieden in der schönen Berg- und Waldnatur, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual, mit allen Sorgen der großen Welt, mit Salongeschwätz und Garderoben- oder Coulissengespött und dem Gelächter der Leichtsinnigen! Die kleine Postkutsche war leer bis auf meine Person. Ich hatte Zeit, in der winterlichen Einsamkeit nachzudenken. Wieder ein Abschnitt in meinem wechselreichen Jugendleben dahin! Wieder eine Heimkehr! Da drang durch die Abendnebel, die aus dem Polenzthale aufstiegen, von der Höhe herab der süßbekannte Ton der Kirchenglocken. Das Abendläuten! Ein wehmüthiges Empfinden zog durch meine Seele. Das Dresdener Engagement, das mir aus mancherlei Gründen so werth gewesen war, hatte ich verloren. Nicht durch meine Schuld. Feindliche Einflüsse, die ich zu paralysiren nicht im Stande gewesen war, hatten sich zwischen mich und das von

mir hochverehrte, wohlwollende Oberhaupt des berühmten heimathlichen Kunstinstituts gedrängt, und als von diesem Oberhaupt vielleicht noch ein Machtspruch ausgegangen wäre, der mich von Neuem gefesselt hätte, war ich schon anderweit durch Wort und Unterschrift gebunden. — Die theuren Eltern fand ich leidlich wohl. Der Vater hatte das beste Zutrauen zu mir und zu meinem Vorhaben, die classische Halbinsel aufzusuchen. Mit Genugthuung erfüllte ihn der Umstand, daß es mir gelungen war, mit dem Gewinn des Berliner Gastspiels die für meine Südlandsfahrt nöthige „pecunia“ zu erobern. Er unterstützte meine Geschichts- und Sprachstudien, aber er liebte es zugleich, mich mit manchem examen rigorosum zu quälen, wenn ich mich in philologischer und namentlich in philosophischer Richtung nicht sattelfest zeigte. Da hieß es: „Nun, Du — Du Hofschauspielerin und Berliner Gastgauklerin, ich denke, Du hast tapfer fortstudirt auf der Bahn, die ich Dir vorgezeichnet habe?“ Die Hofschauspielerin wurde leicht mit einer ironischen Betonung gestreift, die Dichterin nicht. Meine größte Erquickung bestand in täglichen Streifzügen durch Felsen, Wald und Thäler in Begleitung Schwester Clara's. Endlich nahte der Monat März und ich konnte nun den Flug ins Weite richten. Da stand der Schlitten vor der Hausthür, der mich nach Schandau, der nächsten Eisenbahnstation, führen sollte. Ich eilte zum Vater in seine Studirstube hinauf, und obgleich er vom Abschiednehmen und obligaten Umarmungen kein Freund war und alle Rührseligkeiten verschmähte: jetzt war er weich, ließ seine schönen blauen Augen mit innigem Ausdruck auf mir ruhen, legte mir die Hand auf's Haupt und sagte leise: „Gott segne Dich, mein gutes braves Kind! Sei tapfer, wie immer, ich vertraue Dir in Allem. Du bist mein liebes Toddel (höchster Zärtlichkeitsausdruck für Töchterchen), bist mein eigentlicher Junge, der noch immer seinen Mann gestellt hat.“ — Und nun noch ein Stirnkuß — und hinab zum Schlitten. Die Schellen läuteten, mein ältester Bruder lenkte selbst die Rosse des Pfarrpachters, Mutter und Schwester Clara, Beide von Besorgniß und Abschiedsschmerz bewegt, stiegen mit mir ein, und während des Vaters herrliche Baritonstimme in meinem Lieblingsliede: „Befiehl Du Deine Wege“ ꝛc. aus der Studirstube herabtönte, flogen wir auf der glatten, flimmernden Schneebahn davon.

Bücherbesprechungen.

— **Aus dem Leben Theodor von Bernhardi's.** Vierter Theil. (A. u. d. T.: Die ersten Regierungsjahre König Wilhelm's I. Tagebuchblätter aus den Jahren 1860—1863. Von Theodor v. Bernhardi.) Leipzig, S. Hirzel. 1895. IX, 340 SS. ℳ 7. — Mit überraschender Schnelligkeit schreitet das treffliche Werk voran, dessen hohe Bedeutung für die Zeitgeschichte wir wiederholt an dieser Stelle gewürdigt haben. Der vorliegende Band, den ein ansprechendes Porträt Bernhardi's ziert, behandelt einen der unerfreulichsten Abschnitte der Geschichte Preußens, die letzten Jahre der „neuen Aera“, die sowenig im Stande gewesen ist, die in sie gesetzten Hoffnungen zu erfüllen, das kurzlebige Ministerium Hohenlohe-Ingelfingen bis zu dem großen Ereigniß, das wirklich eine neue Aera herbeigeführt hat, der Berufung Bismarck's an die Spitze des Ministeriums. „An Schilderungen dieser Periode kläglicher Thatenlosigkeit und thatenloser Kläglichkeit hat es in unserer historischen Literatur nicht gefehlt, deutlicher wie in den vorliegenden Aufzeichnungen das Bild der deutschen Jahre 1860—1862 sich aber nirgends gespiegelt.“ Noch immer stand Bernhardi den politischen Vorgängen lediglich als geistvoller Beobachter, als gern gefragter, aber nicht eben einflußreicher Berather gegenüber. Er lebte während dieser Zeit theils in der ländlichen Stille seines schlesischen Gutes Kunnersdorf, mit historischen und geschichtsphilosophischen Studien beschäftigt, über die jedoch aus dem reichen Inhalt der Tagebücher nur wenig mitgetheilt wird, theils in Berlin, wo er in allen politischen Cirkeln bis hinauf zu den höchsten ein gern gesehener Gast war. Der Kreis der Männer, mit denen er in mehr oder weniger vertrautem Meinungsaustausch stand, erweitert sich fortwährend: die Minister Roon und Auerswald, Moltke, Max Duncker, Geffcken, Sybel, der belgische Gesandte Baron Nothomb und der englische Lord Loftus, Usedom und viele Andere sind darunter; auch der König, die Königin und der Kronprinz würdigten ihn oft eingehender Unterhaltung. Daß auch Herzog Ernst von Coburg sich für ihn interessirte, kann nicht Wunder nehmen; Anfang September 1860 weilte Bernhardi mehrere Tage bei ihm in Reinhardsbrunn, während gleichzeitig der Nationalverein in Coburg tagte: ein Ereigniß, dem Herzog Ernst eine viel größere Wichtigkeit beilegte, als Bernhardi, der stets ziemlich nüchtern, später sogar geradezu ungünstig über den Herzog („der sich vollständig zu Grunde richtet, indem er sich unter den Pöbel mischt“) urtheilt. Diese ruhige Besonnenheit ist es überhaupt, was Bernhardi überall auszeichnet. Aufrichtig liberal, war er doch ein viel zu selbständiger Geist, um sich irgendwelcher Parteischablone unterzuordnen; klarer als irgend ein Anderer erkannte er die Fehler in der Politik der Altliberalen wie die innere Haltlosigkeit des in sich gespaltenen Ministeriums. Was ihn vor Allem von vielen seiner politischen Freunde trennte, war die feste Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der von König Wilhelm begonnenen Heeresreorganisation, die mehr und mehr der Hauptgegenstand erbitterter Kämpfe zwischen Regierung und Volksvertretung wurde; sie war nothwendig als unerläßliche Voraussetzung einer kräftigen äußeren Politik Preußens, in der Bernhardi den einzigen Weg zur Neugestaltung Deutschlands klar erkannte und die er von dem schwankenden Ministerium, vor Allem von dem zaghaften Schleinitz nicht erwarten konnte. Vor Irrthümern hat auch ihn freilich sein Scharfblick nicht bewahrt. So steht namentlich sein Urtheil über Bismarck noch völlig unter dem Banne der in den damaligen liberalen Kreisen herrschenden Anschauungen. Die Ansicht, die selbst ein interessanter Brief des Königs Leopold von Belgien aus dem Jahre 1860 (S. 31 ff.) ausspricht, daß Bismarck im Interesse der deutschen Politik Preußens zu Abtretungen deutschen Gebietes an Frankreich bereit sein, daß er überhaupt im Anschluß an Frankreich Preußens Heil suchen würde, erscheint heute als eine so abenteuerliche, daß sie kaum eine so kräftige Zurückweisung verdient hätte, wie sie ihr neuerdings die „Hamburger Nachrichten“ haben angedeihen lassen. Wenn Bernhardi gelegentlich äußert, das Ministerium Bismarck wäre ein sehr gefährliches Experiment, „der würde uns in wenigen Wochen in die tollsten Verwickelungen stürzen“, oder wenn er an einer anderen Stelle von ihm sagt: „Die Politik, die er im Sinne hat, ist bekannt: ein russisch-preußisch-französisches Bündniß — Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich — Vernichtung Oesterreichs — Vergrößerung Preußens im Innern Deutschlands“ — so hat Bismarck durch seine Thaten genügend bewiesen, wie viel davon richtig war und wie viel lediglich als interessantes Stimmungsbild aus jenen Tagen Werth hat. —m—

— **Ueber Parität.** Akademische Festrede. Gehalten zur Feier des 27. Januar 1895 an der Universität Bonn von **Wilhelm Kahl.** Freiburg und Leipzig, 1895. Verlag von J. C. B. Mohr. 31 S. Preis 80 ₰. — Ein sehr interessantes und auch heute noch durchaus actuelles Thema ist es, das sich Wilhelm Kahl für seine Festrede zu Kaisers Geburtstag gewählt. So alt die Kämpfe um die Parität auch sind, so sind sie doch auch gegenwärtig noch immer nicht zu Ende geführt. Als Kämpfe um die Gleichberechtigung aller Bürger dem Staatsganzen gegenüber, welcher Religion sie auch immer angehören mögen, bilden sie ein einzelnes Capitel in der Geschichte jenes gewaltigen Streites um die persönliche Freiheit, der Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch in immer neuen Gestaltungen der Menschen Gemüther beschäftigt hat und wahrscheinlich in alle Ewigkeit beschäftigen wird. Das Bemühen des Verfassers ist nun darauf gerichtet, „eine einigermaßen klare Vorstellung von dem Inhalte des Problems selbst zu gewinnen“, wie er sich ausdrückt. Nicht die Lösung schwebender Zeit- und Streitfragen, sondern nur das Problem selbst will er uns vorlegen. „Wie ist die Parität entstanden? In welcher Mannigfaltigkeit der Erscheinungsformen hat sie sich eingeführt und ausgewirkt? Was ist hiernach der Kernpunkt der gegenwärtigen Frage?“ Dies die Fragen, welche Kahl in seiner Festrede uns zu beantworten sucht. Ausgehend von der Zeit des heidnisch-römischen Reiches führt uns der Verfasser durch die Epochen des Mittelalters, der Reformation und Gegenreformation bis auf die neue und neueste Periode der deutschen Geistesentwickelung, um in dieser geschichtlichen Darstellung die allmälige Aus- und Umgestaltung des Problems der Parität zu erläutern. Je länger, je deutlicher lösen sich, nach Kahl, aus dem Chaos der Rechtsbildung drei Entwickelungskreise, innerhalb deren die Parität zur rechtlichen Ausprägung gelangt und welche unmittelbar den Zustand der Gegenwart zur Anschauung bringen. Die Parität consolidirt sich nämlich einmal im engsten Kreise als individuelle Rechtsgleichheit der Staatsangehörigen. „Das Recht selbst ist so

in eine gesteigerte sittliche Höhenlage versetzt. Dem Staatsangehörigen schreibt es die Fähigkeit und den guten Willen zu, gerecht und ohne confessionelle Befangenheit als Gesetzgeber, Richter, Beamter der Staats- und Selbstverwaltung, als Bürger die öffentlichen Dinge zu beurtheilen und zu betreiben." In einem zweiten Entwickelungskreise consolidirt sich die religionsgesellschaftlich-wechselseitige Parität. Es wird demnach die Aufgabe der Staatsgesetzgebung, „überall da, wo unmittelbare Berührungen der Religionsgesellschaften unter einander bestehen oder möglich sind, die Grenze ihrer Pflichten und Rechte abzustecken und Veranstaltungen zu treffen, welche den Rechtsfrieden unter den Confessionen garantiren". In einem dritten Kreise endlich liegt die Herstellung der Parität im Verhältniß der Religionsgesellschaft zum Staate. Will der Staat Allen und sich selbst gerecht werden, so ist dies nach Ansicht des Verfassers nur so zu erreichen, daß er in seiner Aufsichts- und Schutzgesetzgebung die einzelnen Religionsgesellschaften nach ihrem Wesen, ihrer Geschichte, ihrer positiven Rechtsordnung specifisch differenzirt. Nur Gleiches dürfe gleich behandelt werden. Nicht der Grundsatz: Jedem das Gleiche, sondern der: Jedem das Seine, müsse zur Grundlage der Rechtsbildung gemacht werden, damit sei der Kernpunkt des paritätischen Problems, wie es heute sich darstelle, aufgedeckt. „Soweit es noch nicht geschehen: Ersatz der auf naturrechtlichen Voraussetzungen beruhenden abstracten Gleichberechtigung durch das Princip individualisirter Gestaltung, — Darstellung nicht der Einerleiheit des Rechts, sondern der Gleichheit der Lebensbedingungen im Verhältniß des Staats zu der Mannigfaltigkeit der Religionsgesellschaften." Diese Parität sei mit den Mitteln der Rechtsordnung herzustellen. Hier liege, ebenso schwierig als verantwortungsvoll, die heutige Aufgabe der Staatskirchengesetzgebung. o—g.

— Friedrich Seiler: Die Entwicklung der deutschen Cultur im Spiegel des deutschen Lehnworts. I. Die Zeit bis zur Einführung des Christenthums. Halle a/S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1895. 1,50 M. — Der Verfasser der vorliegenden Schrift geht von dem Satze aus, „daß die Cultureinflüsse, denen wir im Laufe der zwei Jahrtausende, auf die wir zurückblicken können, von anderen Völkern her ausgesetzt gewesen sind, in unserer Sprache ihre deutlichen Niederschläge zurückgelassen haben, und daß wir deshalb an der Hand der Lehnwörter unserer Sprache einen Einblick in die Reihenfolge und die Art jener ausländischen Einflüsse gewinnen können". Dem Eindringen dieser Lehnwörter will er nachgehen und damit eine Geschichte der Reception fremder Cultur bieten; im vorliegenden Heft behandelt er in diesem Sinne die ältesten vor Einführung des Christenthums in die deutsche Sprache aufgenommenen Lehnwörter. Für seinen Zweck ist die Bestimmung des Alters der einzelnen Lehnwörter natürlich von besonderer Wichtigkeit. Diese ist in den ältesten Zeiten nicht nach dem ersten Vorkommen des Wortes in der Literatur möglich, sondern nur nach sprachlichen Kriterien auf Grund der Thatsache, daß ein in die Sprache des Volkes wirklich aufgenommenes Fremdwort genau dieselben Wandlungen durchmacht, denen die betreffenden Laute und Lautgruppen der einheimischen Worte unterliegen. Unter diesen Wandlungen nimmt nun die sogenannte Lautverschiebung die erste Stelle ein: sie bildet mithin den wichtigsten Merkstein für die Zeit der Entlehnung. So nämlich, daß die Lehnworte, welche die Lautverschiebung an sich erfahren haben, vor ihr oder doch während ihres Eintritts, hingegen die, bei denen eine Lautverschiebung nicht vorliegt, nachher übernommen sein müssen. Wenn diese Regel auch einige Einschränkungen zu erfahren hat, da ja die Lautverschiebung im Deutschen nicht gleichmäßig streng durchgeführt ist, so bildet sie doch den sichersten Anhalt für die Altersbestimmung der Lehnwörter. Daneben kommt in Betracht der Rückschluß, den das deutsche Wort auf die Lautgestaltung des fremdsprachlichen zur Zeit der Uebernahme gestattet. C vor e und i wurde im Alterthum wie k, seit dem Ende des 6. Jahrhunderts wie ts gesprochen, folglich haben die lateinischen Worte, die vor dem 6. Jahrhundert übernommen sind, im Deutschen statt eines solchen c ein k und durch die Lautverschiebung ein ch, die später übernommenen ein z. Als drittes Merkmal endlich dient das Vorkommen der Lehnwörter im Angelsächsischen: die ihm und dem Deutschen gemeinsamen müssen vor Auswanderung der Angelsachsen nach Britannien, also vor 450 übernommen sein. Nachdem der Verfasser so den Boden für die Einzelbetrachtung gewonnen hat, geht er nun die Lehnwörter durch, zuerst die aus dem Keltischen, dann die aus dem Lateinischen. — Die Anzeige einer zweiten Schrift desselben Verfassers mag hier angeschlossen werden: Die Heimath der Indogermanen. Sie ist als Heft 210 der von Virchow und Wattenbach herausgegebenen Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge bei der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. Richter) in Hamburg 1894 erschienen; Einzelpreis 80 ₰. Seiler knüpft an die von Penka aufgestellte Hypothese an, nach der Südscandinavien die Heimath des indogermanischen Urvolkes gewesen sei. Er prüft die hierfür angeführten Gründe, erklärt sie nicht für stichhaltig, und gelangt dann zu der Annahme, daß die Heimath der Indogermanen im mittleren Rußland, im Grenzgebiet zwischen Wald und Steppen zu suchen sei. Begründet wird diese Annahme durch die Erörterung des Culturzustandes, der für das Urvolk nach dem gemeinsamen Wortschatz der indogermanischen Sprachen vorauszusetzen ist. Die populäre Schrift ist durchaus geeignet, weiteren Kreisen einen Einblick in die vielumstrittene Frage zu eröffnen. A. B.

— Dienstvorschriften für die königlich sächsische Armee. Ausgabe 1895. C. Heinrich, Dresden. — Die unterm 20. Februar dss. Jhrs. von Sr. Majestät dem Könige genehmigten, neu bearbeiteten früheren Dienstvorschriften für das XII. (königl. sächs.) Armeecorps sind auch in der neuen Ausgabe mustergiltig klar und übersichtlich abgefaßt. Während für die königl. preuß. Armee eine officielle Zusammenstellung ähnlicher Vorschriften nicht besteht, letztere sich verstreut in den von Privathand herausgegebenen Hand-, Taschen- ꝛc. Büchern von v. Firks, v. Helldorff u. A. m. finden, hat das vorliegende Werk den Vorzug, auf unbedingte Richtigkeit und volle Giltigkeit Anspruch zu erheben. Das beigefügte alphabetische Sachregister erleichtert das Nachschlagen ungemein. Die Dienstvorschriften sind unentbehrlich für jede Commandobehörde, Dienststelle u. s. w., sowie für jeden Officier der königl. sächs. Armee. H.

— Chronik des großen Krieges von 1870—71. P. Steffenhagen. Merseburg. Preis 25 Pfennige. — Zur fünfundzwanzigsten Wiederkehr eines ruhmreichen Jahres erscheint die kurze, aber erschöpfende Geschichte des deutsch-französischen Krieges in 2. Auflage (6.—10. Tausend). Im patriotischen Interesse ist die weite Verbreitung dieser und ähnlicher guter Darstellungen aus Deutschlands größter Zeit nur zu wünschen, umsomehr als der geringe Preis auch weiten Kreisen die Anschaffung ermöglicht. 7.

— Otto Grünhaldt, Billig Fleisch oder Die Nutz-Kaninchenzucht als Mittel zur wohlfeilen Volksernährung und als Nebenerwerb. Dritte, neu bearbeitete Auflage. Dresden 1895. G. Schönfeld's Verlagsbuchhandlung. — Eine so vernünftig, anregend und mit besonderem Sachverständniß geschriebene Broschüre, daß sie Jedem, der sich für eine billige Ernährung des kleinen Mannes interessirt, aufmerksam zu lesen empfohlen werden muß. Vortheilhaft zeichnet sich das Schriftchen vor manchem anderen, älteren Werke über Kaninchenzucht dadurch aus, daß es nur der Kaninchenzucht im Kleinen das Wort redet, keine unsinnigen, phantasiereichen Rentabilitätsberechnungen bringt und in völlig klarer, Jedermann durchaus verständlicher Weise in Allem über den Werth des Kaninchenfleisches, über die vortheilhafteste Zuchtrasse, über allgemeine Zuchtregeln, über den Stall, die Haltung, die Fütterung, die Pflege, die Geschlechtsbestimmung, das Castriren, die Mast, das Schlachten und Zurichten, über Kochrecepte, über den Gebrauchswerth vom Fell und Dünger, über Kaninchenkrankheiten wissenswerthen Aufschluß giebt. Solches geschieht in einer Manier, die Jedem, welcher ein Urtheil über den Werth der Kaninchen-Zucht und -Haltung hat, volle Achtung vor den Erfahrungen des Verfassers abnöthigt. Nicht hoch genug kann Letzterem angerechnet werden, daß er das fruchtbare deutsche Kaninchen mit belgischen Riesenkaninchen gekreuzt haben will, ein solches werthvolles Kreuzungsproduct, das lothringer Riesenkaninchen, zur Allgemein-Zucht warm empfiehlt und nicht die Erzüchtung von Luxusrassen für wünschenswerth hält, immer und überall sein erstrebenswerthes Ziel, „billiges Fleisch den Unbemittelten zu schaffen", allein und zwar richtig verfolgt. Nur das die Kaninchenkrankheiten behandelnde Capitel läßt ein wenig zu wünschen übrig. Die ungemein billige Broschüre erfreut sich in Fachkreisen nach Verdienst des größten Beifalls. Dr. E. S. Zürn.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 35. Sonnabend, den 23. März. 1895.

Der 25. März als Jahresanfang.

Von Armin Tille.

Der Lauf der Zeiten ist einer Spirale vergleichbar, deren Anfang und Ende wir nicht zu überschauen vermögen: in dem Stücke aber, welches wir übersehen — in der Zeit, welche uns die historische Ueberlieferung erhellt — ist je eine Windung einem Jahre gleichzuachten. Eine Windung ist an Form und Ausdehnung der anderen gleich, ebenso ein Jahr dem anderen, nur die Stellung der einzelnen Windungen zu einander ist das ihnen Besondere. Es kommt lediglich darauf an, jedes Mal an derselben schließlich willkürlichen Stelle einen Abschnitt zu machen, um gleiche Spiralstücke, die je eine volle Rundung umfassen, auf der einen Seite und volle Jahre aus dem Zeitenlaufe auf der anderen auszusondern. Und in der That finden wir beim Vergleich der zahlreichen Jahresanfänge, welche die verschiedenen in Raum und Zeit getrennten Nationen und Nationentheile thatsächlich gebraucht haben, daß keine Jahreszeit und wohl kein Monat da ist, in welchem nicht hie oder da einmal das Jahr begonnen hätte. Und dies gilt nicht nur von Völkern, deren Einsicht bezüglich der Weltstellung der Erde im Sonnensystem uns heute als mangelhaft gilt, sondern auch bei der Anwendung eines Sonnenjahres oder des immerhin als geregelten Zeitmessers zu betrachtenden Mondjahres sind die Jahresanfänge außerordentlich verschieden. Erst der auf astronomischer Grundlage aufgebaute Gregorianische Kalender, der uns mechanisch durch die Tabellen des Almanachs übermittelt wird, und bei welchem sich für uns mit dem bloßen Datum nur in ganz geringem Maße ein Gefühlswerth verbindet, hat die verschiedenen Besonderheiten auch im Jahresanfang, in der Eintheilung und Zählung der Jahre beseitigt und eine Weltära geschaffen, neben welcher die einzelnen abweichenden Aeren kaum in Betracht kommen. Die Uebereinstimmung unserer Rechnungsjahre mit der Dauer eines Umlaufs der Erde um die Sonne herbeigeführt zu haben, ist ein unbestreitbares Verdienst der sog. Gregorianischen Kalenderreform, die seit Nikolaus Cusanus bis tief ins siebzehnte Jahrhundert hinein die Gemüther beunruhigte. Aber neben dieser That ist nicht zu vergessen, was für den einzelnen Mann im Volke die anderen Neuerungen bedeuteten, der Jahresbeginn mit dem 1. Januar und die in der Folge sich anlehnende Viertheilung des Jahres, die sich von den Quatembern immer mehr nach den ersten Tagen des ersten, vierten, siebenten und zehnten Monats hin verschoben. Die verschiedenen vor dieser Uniformirung vorhandenen Systeme der Jahrestheilung, die eine Fixirung des Jahresanfangs unerläßlich machen, haben, soweit sie als autonom gelten können, das Eine gemeinsam, daß eine wirthschaftliche Thatsache die Grundlage für die Jahrestheilung abgiebt, eine Thatsache, die zum wenigsten in der Meinung der Zeitgenossen nicht von ihrem Willen abhängt, sondern als selbstverständlich hingenommen wird. Locke erzählt beispielsweise von gewissen Indianerstämmen Amerikas, daß die Rückkehr der Zugvögel für sie das Merkmal der Jahreswende liefern mußte. Die Kalendarien westdeutscher Klöster beginnen im Mittelalter häufig mit dem August, und zwar deshalb, weil zu Anfang oder höchstens Mitte dieses Monats die Neuverpachtung des Klosterbesitzes vollzogen wurde und diese Neuverleihung selbst von tiefgehender wirthschaftlicher Bedeutung für das Kloster werden mußte. Unsere germanischen Vorfahren begannen ihr neues Jahr mit dem Martinstage, der uns als größter und wichtigster Termintag noch das ganze Mittelalter entgegentritt, mit dem Tage, an welchem die spärliche Ernte inmitten des Waldes beendet und die erste der drei altgermanischen Jahreszeiten, Winter, Frühling und Sommer, seinen Anfang nahm. Gleichzeitig war ja der Martinstag auch das germanische Erntefest.

Unter den verschiedenen Tagen, mit welchen das Jahr im Mittelalter beginnt*), nimmt nun eine besondere Stellung der 25. März, der Tag der Verkündigung (annunciacio) Mariä, ein. Unter Anlehnung an den Festnamen des Tages hat diese Art der Jahrestheilung den Namen „Annunciationsstil" angenommen, während das Jahr selbst als „Marienjahr" in der Literatur bekannt ist. Um die Verschiedenheiten in der Jahresrechnung zu verstehen, welche wir oft in räumlich ganz nahe an einander liegenden Städten und Territorien antreffen, ist es erforderlich, sich klar zu machen, wodurch sich die Zustände des Mittelalters einmal im Allgemeinen von den modernen unterscheiden, und zweitens, welche Rolle speciell das Jahr und die laufende Jahreszahl im Leben des Volkes spielte. Bezüglich des ersteren Punktes gilt es sich klar zu machen, daß man von allgemein-deutschen Verhältnissen nur in ganz verschwindend wenigen Punkten sprechen kann, während in der früheren Zeit die Stammesverbände dem Individuum einen der modernen Nation vergleichbaren Rahmen verliehen, in welchem sich das Leben abspielen mußte. In der zweiten Hälfte des Mittelalters werden diese älteren Einheiten durch neue auf wirthschaftlicher Basis beruhende Bildungen zurückgedrängt: durch die Städte und Territorien. In diesen kleineren Lebenskörpern ging nunmehr das ganze Leben auf, zu ihren Gunsten mußten die älteren Verbände, Stamm wie Gemeinde, allmälig auf ihre frühere Rolle verzichten. Die Beziehungen, welche die nähere Umgebung einer Stadt an diese ketten, sind wirthschaftlicher wie politischer Natur, aber geistige Gesichtspunkte gesellen sich nur zu bald dazu. Die kirchliche Zugehörigkeit zur Pfarrgemeinde der Stadt, eine Wallfahrtskirche oder der Sitz eines höheren Geistlichen fesseln schon von allein die Umwohner im Kreise von mehreren Stunden an die eine Stadt. Dazu kommt aber der Einfluß von städtischem Maß und Gewicht und von städtischem Geld: wo diese Verkehrseinrichtungen unter einander erheblich abweichen, ist der, welcher nicht betrogen sein will, gezwungen im Wesentlichen nur einer Einheit sich zu bedienen und sich deshalb mit seiner Wirthschaft der einen auch in dieser Beziehung competenten Stadt anzuschließen. Die Folge ist ein geringer Verkehr nach auswärts, eine Verengerung des Gesichtskreises, in dessen Mittelpunkte die nächste Stadt steht. Und parallele Erscheinungen, wenn auch anderer Art, lassen sich bei den Territorien verfolgen. Bei einem derartigen Leben ist ein Bedürfniß nach einer Jahrestheilung und Jahresrechnung, die allgemein im Gebrauch steht, thatsächlich nicht vorhanden, der einzelne Mensch braucht in seinem Gedächtniß nie erheblich zurückzugehen, um sich zurecht zu finden, man legt gar keinen Werth darauf. Bei vielen ganz hervorragenden Menschen fehlen uns alle Anhaltspunkte für ihr Geburtsjahr oder ihr Alter in einem bestimmten Momente, wir begegnen noch im sechzehnten Jahrhundert bei einer Person in Zeugenaussagen den verschiedensten Angaben über ihr Alter. Wenn man den vielen Betheuerungen der Urkunden glauben wollte, welche mehr als hundertjährige Greise zur Bekräftigung ihrer Behauptungen als Zeugen nennen, müßte die durchschnittliche Lebensdauer im Mittelalter unvergleich-

*) Der „Circumcisionsstil", in der Gegenwart allgemein üblich, beginnt das Jahr mit dem 1. Januar, der „Nativitätsstil" mit dem 25. December. Der römische Kalender von Cäsar ließ das Jahr mit dem 1. März beginnen, der byzantinische mit dem 1. September, eine Eintheilung, die in Rußland bis ins 18. Jahrhundert üblich war. Der unzuträglichste (wegen der Wanderung des Festes) aller Jahresanfänge ist der mit dem Osterfeste, der sich theilweise im Schuljahr noch erhalten hat.

lich länger gewesen sein als heutzutage. Aber wir dürfen ihnen eben nicht glauben, ohne die Urheber solcher Angaben damit eines Betruges zu zeihen: sie wußten thatsächlich das Alter nicht und machten daher jeden altehrwürdigen Mann zu einem Greise von mehr als hundert Jahren. Die einzige für das Individuum wichtige Periode war die der Wirthschaft, also auch für die Städte die agrarische, welche an die Verhältnisse des Ackerbaues anknüpft. Aber für diese Verhältnisse genügte völlig ein Rückblick auf drei oder vier Jahre, eine Veranlassung zu weiterem Rückwärtsgehen fehlte und wenn sie vorhanden war, wurden die entsprechenden Schritte von einem gelehrten Geistlichen, einem Stadtschreiber und ähnlichen Männern besorgt. Der Augenblick, wo nach dem Winter der Frühling erscheint und zu ländlicher Arbeit antreibt, ist offenbar einer der wichtigsten im Jahre, aber er ist in einem Gebiete wie Deutschland durchaus nicht an demselben Tage vorhanden, deshalb giebt es auch in den verschiedenen Gegenden je nach Klima und agrarischer Hauptcultur verschiedene Tage, welche als Anfang des neuen Wirthschaftsjahres gelten. Mit Petri Stuhlfeier (22. Februar) beginnen diese in den Weisthümern oft genannten Tage und erreichen ihr Ende etwa mit dem 1. Mai. Daß diese verschiedenen Wirthschaftsjahre nicht in Urkundendatirungen belegt sind, ist selbstverständlich, denn deren Aussertiger waren eben Gelehrte oder der schreibenskundige Private verfuhr nach gelehrtem Muster. Nicht selten ist es aber, daß bei Datirungen die laufende Jahreszahl, welche wir heute für Ereignisse dieser Zeiten angeben, ganz fehlt. Man rechnet je nach dem Stande des Schreibers bez. seines Auftraggebers nach den Jahren des Königthums oder der Kaiserkrönung eines Herrschers oder der Stuhlbesteigung eines Papstes, woneben die aus römischer Tradition überkommene „Indiction" meistentheils zugleich angewandt wird. Eine geradezu frappirende Datumsbestimmung ist aus einem Nikolsburger Codex überliefert, welche das Jahr 1429 und zwar den 22. September bezeichnen soll. Also stet es in dem statpuch zu Wien geschriben als der guldn sechs schilling golten hat. Diesen Preis hatte aber der Gulden zwischen 1420 und 1435. Also auch, wenn das Original nicht erhalten wäre, würde für die Datirung nur ein Zeitraum von fünfzehn Jahren übrig bleiben, immerhin eine nicht zu verachtende Angabe, da wir es mit einer Bäckerordnung zu thun haben und bei derartigen Ordnungen vielfach Datirungen überhaupt fehlen. Aber selbst wenn eine Jahreszahl angegeben ist, muß ihre Richtigkeit d. h. ihr Zusammentreffen mit den übrigen Datirungsangaben erst geprüft werden. Vor mir liegt eine päpstliche Urkunde, welche mit den Worten schließt: Datum Laterano per manum Alberti sancte romane ecclesie presbiteri cardinalis et cancellarii X. Kl. Februarii, indictione XIIII., incarnacionis dominice anno MCLXXXI, pontificatus vero domini Lucii pape III. anno primo. Der 23. Januar 1181 kann hier nicht gemeint sein, denn Alexander III. starb erst am 30. August dieses Jahres, und Lucius III. wurde am 1. September erwählt, sodaß „das erste Jahr" des letzteren vom 1. September 1181 bis zum 31. August 1182 zu rechnen wäre. Wir kommen also ohne noch die Indiction zu prüfen und die Bezeichnung annus incarnacionis zu berücksichtigen, zu dem Ergebniß, daß unsere Urkunde als unter dem 23. Januar 1182 unserer Rechnung zu betrachten ist. Nebenbei aber ersehen wir daraus noch, daß die päpstliche Kanzlei um diese Zeit jedenfalls nicht den Nativitätsoder Circumcisionsstil anwendet. — Die heute weltbeherrschende Zeitrechnung, welche ihren Ursprung daher ableitet, daß Dionysius — unbekannt aus welchen Gründen — das Jahr der Stadt Rom 1284 mit dem Jahre 531 n. Chr. identificirte, galt im Mittelalter nicht allgemein, und die als Jahresanfänge aufgefaßten Angaben in den Datirungen waren ursprünglich als Bezeichnung der Jahreszählung (Aera) gemeint. Neben der Jahreszählung von Christi Geburt an, für welche bis in's elfte Jahrhundert der Ausdruck nativitas und incarnacio domini in gleicher Weise angewandt wird, kennt das Mittelalter auch eine Zählung von der Kreuzigung ab (a passione Christi), welche verschieden auf das Osterfest 32, 33 oder 34 verlegt wird, so daß beispielsweise das Jahr 1062 unserer Rechnung mit dem annus 1029 a passione identisch ist. Der Jahresanfang mit dem 25. März hat ebenfalls eine besondere Jahreszählung zum Ausgangspunkt: sie beruht darauf, daß die Verbreitung des Marienkultus der Anschauung Raum gab, das irdische Dasein des Heilands beginne bereits mit dem Tage der Verkündigung (Empfängniß). Und nun erst wurde in manchen Gegenden die nativitas Christi der incarnacio entgegengesetzt und für die Datirungen nach dem Marienjahr vorwiegend, wenn auch nicht ausschließlich, die Bezeichnung ab incarnacione verwendet. Nach dem Annunciationsstil beginnt am 25. März stets dasjenige Jahr, welches nach dem Nativitätsstil am 25. December und nach dem Circumcisionsstil am 1. Januar vorher seinen Anfang genommen hat. Gerade diese Thatsache zeigt, daß wir es mit einer besonderen Jahreszählung und nicht nur mit einer Umdeutung des Wortes incarnacio zu thun haben, denn sonst müßte der Annunciationsstil vom 25. März ab dem Nativitätsstil stets um ein Jahr voraus sein. Diese Art der Zählung findet sich aber nur bei dem lediglich in Italien und dort allerdings auch in der päpstlichen Kanzlei (zwischen 1088 und 1145) theilweise angewandten calculus Pisanus, der Pisanischen Rechnung, welche in der Stadt Pisa bis 1794 angewandt wurde. — Für Deutschland ist der Jahresanfang des 25. März besonders deshalb wichtig, weil in der Erzdiöcese Trier seit dem zwölften Jahrhundert dieser sich immer mehr einbürgerte, sodaß man in Urkunden diese Art der Zeitrechnung geradezu als stilus Trevirensis bezeichnet findet. Und im Anschluß an Trier wurde auch in den Tochterdiöcesen Metz, Toul und Verdun nach diesem Stil gerechnet. In Trierischen Urkunden des zwölften Jahrhunderts tritt der Jahresanfang mit dem 25. März zuerst auf und etwa mit dem Schlusse des ersten Drittels des dreizehnten wird dieser der allgemein übliche. Und zwar wird der besondere Trierische Gebrauch nicht nur bei Tagen betont, die zwischen Weihnachten und dem 25. März liegen, sondern auch bei Tagen in dem übrigen Theile des Jahres, wo die Jahreszählung sämmtlicher in Deutschland üblicher Rechnungsarten zusammenfällt. Die letzte Erwähnung der Trierischen Zählung ist vom 3. Februar 1648, jedoch kommt auch früher schon häufig der Fall vor, daß eine Angabe über die Zählung fehlt. In Frankreich finden wir, abgesehen von den obengenannten drei Bisthümern, den Annunciationsstil nur unter den ersten Kapetingern in allgemeinem Gebrauch, in den späteren Jahrhunderten wird er nur verstreut angewandt, so z. B. in Besançon bis ins sechzehnte Jahrhundert. Jedoch muß in diesen Gegenden dieser Gebrauch außerordentlich tief eingewurzelt gewesen sein, es wäre sonst wenigstens der Sprachgebrauch kaum zu erklären, daß die Jahreszahl mit incarnation bezeichnet wird, wie auch die Annalen von Piacenza vom 25. März sagen: mutata fuit incarnatio et concurrit 1223. Dem allgemeinen Aufräumungsgebot in Sachen der Zeitrechnung von 1563 ist in Frankreich auch der Annunciationsstil unterlegen, und bereits wenige Jahre später hat sich hier der Circumcisionsstil, der Jahresanfang mit dem 1. Januar, eingebürgert. Wenig später erfolgte dieselbe Neuregelung der Jahresrechnung in Luxemburg und Lothringen, im ersteren Herzogthum durch König Philipp II. 1575, in letzterem durch Herzog Karl III. 1579. — In Spanien hat man den Annunciationsstil nur in geringem Maße bis ins vierzehnte Jahrhundert angewandt, dann wird er dort durch den Nativitätsstil verdrängt, ganz Aehnliches findet sich in Livland. Die romanischen Theile der Schweiz, namentlich die Diöcese Lausanne, begannen im Gegensatz dazu noch bis ins sechzehnte Jahrhundert ihr Jahr mit dem 25. März. Dasjenige Land aber, wo der 25. März als Jahresanfang am meisten und am längsten angewandt wurde, ist Großbritannien: hier ist seit dem dreizehnten Jahrhundert diese Rechnung allgemein üblich und wurde erst 1753 durch die Einführung des neuen Kalenders völlig beseitigt. Der „englischen Rechnung" (25. März) wird hier die „römische Rechnung" (25. December) geradezu gegenübergestellt. Es ist höchstwahrscheinlich, daß die englische Sitte auf normannischen Einfluß zurückzuführen ist, wenigstens ist es auffallend, daß auch die Normannen Süditaliens den Annunciationsstil gebrauchen, bis unter den Staufern der Weihnachtsanfang eingeführt wird. — In der für die Allgemeinheit so wichtigen Kanzlei der deutschen Könige ist der Annunciationsstil nur unter Friedrich II. in stärkerem Maße angewandt worden. In der päpstlichen Kanzlei herrschte von Anfang an der Weihnachtsanfang, aber von der Mitte des zehnten Jahrhunderts an macht sich neben diesem bis 1088 der 25. März als Neujahrstag geltend in der Form der „Florentinischen Rechnung". Ein halbes Jahrhundert lang kommt dann neben dieser die oben erwähnte „Pisanische Rechnung" in Anwendung, aber von 1145 tritt die Florentinische wieder in ihre alten Rechte ein, bis mit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts der alte Weihnachtsanfang wieder die Herrschaft gewinnt.

Es ist im Grunde genommen in allen den einzelnen Gebieten und Kanzleien — mit wenigen Ausnahmen — derselbe Vorgang zu beobachten: mit dem Aufkommen des Marienkultus

gewinnt seit dem elften und in vollem Maße seit dem zwölften Jahrhundert der Annunciationsstil die Oberhand, aber überall wird er seit dem vierzehnten mehr und mehr verdrängt und verschwindet schließlich ohne erheblichen Widerstand zu leisten mit der allgemeinen Einführung des Gregorianischen Kalenders. Aber ein Punkt ist bei der Verbreitung dieser eigenthümlichen Jahresrechnung nicht aus dem Auge zu verlieren, das ist ihre Anwendung durch den überall verbreiteten Cistercienserorden. Es ist dies mit einziger Ausnahme der Augustiner, bei welchen jedoch die Frage nicht glatt zu entscheiden ist, der einzige Fall, daß ein Mönchsorden eine bestimmte Jahreszählung hat und hartnäckig festhält. Und es ist um so wichtiger, sich diesen Zustand gegenwärtig zu halten, weil die Cistercienser auch in Gegenden, welche andere Jahresanfänge ganz allgemein anwenden, an ihrem Gebrauch festhalten und auch im sechzehnten Jahrhundert noch nicht davon abweichen.

Bücherbesprechungen.

— Glauben und Wissen. Sieben Unterredungen zur Vertheidigung der evangelischen Glaubenswahrheit von Dr. G. Samtleben, Pfarrer (in Thondorf in d. Prov. Sachsen). Leipzig, Fr. Richter 1895. VI und 120 Seiten Octav. 2 ℳ. — Plato hat das Gesprächsverfahren als für die schriftliche Erörterung schwieriger Fragen geeignet erachtet. Die Gesprächsform ermöglicht einen hohen Grad von Unparteilichkeit bei Erwägung des Für und Wider im Einzelnen zugleich mit fester Richtung auf das vorgesteckte Ziel im Ganzen. Freilich wird dabei vorausgesetzt, daß der Gesprächsgegner auf dem Wege des reinen Denkens von der Richtigkeit des zu Beweisenden überzeugt werden könne. Daß dies in dem Maße nicht möglich ist, als das zu Erkennende von dem Willen des Gegners abhängt, darin liegt die Schranke des Gespräches. Von Plato werden daher benannte Personen wie Phädo, Kritias eingeführt, und Cicero ist seinem Beispiele z. B. im Lälius gefolgt. Plato's und Cicero's Gespräche haben daher eine gewisse Aehnlichkeit mit Schauspielen, bei deren Betrachtung man keine Veranlassung findet, die kunstmäßige Willkürlichkeit des Gesprächsganges zu vergessen. Aehnlich und doch etwas anders liegen die Dinge bei der hier zu besprechenden Schrift. Da wendet ein wohl unterrichteter, belesener und im Denken geübter christlicher Theolog das Gesprächsverfahren, dem Titelblatte zufolge, „zur Vertheidigung der evangelischen Glaubenswahrheit", dem Vorworte nach zur Darstellung seines eigenen, zur Selbstbefreiung führenden inneren Kampfes an, welches beides freilich nicht das Gleiche ist. Er will zeigen, wie er „aus den Irrgängen der Wissenschaft sein Glaubenskleinod gerettet und das Wissen in die ihm gebührenden Schranken verwiesen hat" und will durch sein Beispiel solchen Christen dienen, die in ähnlicher Lage sind, wird auch diesen praktischen Zweck erreichen, insofern sein ernstes Denken Andre zum Nachdenken reizen wird. Er führt nun aber zwar auch wie Plato und Cicero Personen ein, aber nicht benannte, sondern als Vertreter gewisser Gebiete und Richtungen des Denkens mit lateinischen Worten andeutend gekennzeichnete, also anscheinend Personificationen dieser Gebiete und Richtungen selbst. Dies hängt mit dem Vertheidigungszwecke des Schriftchens zusammen, bringt aber unleugbare Mängel mit sich. Das Christenthum, das eigentlich keiner Vertheidigung bedarf, wird nun von einem für den Leser doch nur angeblichen Vertreter gegen angebliche Gegner angeblich vertheidigt, und der Leser muß immer in Sorge sein, ob es da ordentlich und ehrlich zugehe: kennt er doch keine der handelnden Personen auch nur mit Namen. So schließt das erste Gespräch, welches die Vortrefflichkeit der christlichen Religion feststellen soll, mit dem Siege des Theologus philosophicus über einen Magister mythologiae vielleicht nur deshalb, weil jener philosophisch denkt und dieser nicht nur sozusagen ein guter Kerl, sondern auch ein Christ ist (S. 12), und entsprechend laufen die anderen Unterredungen aus. Dieser Ausgang ist aber selbstverständlich, weil es sich um die Darstellung einer sieghaften Ueberzeugung von der Wahrheit des Christenthums handelt. Der Verfasser weiß selbst nicht nur, sondern zeigt in der 2. bis 4. Unterredung, nunmehr mit einem beweislustigen Philosophus religiosus, daß die Philosophie unfähig sei, die Grundwahrheiten der Religion zu beweisen und zu erklären, wird sogar über solchem Nachweise schier zu einem Skeptiker. Aber es wird doch nicht recht klar, wie sich Wissen und Glauben zu einander verhalten, wenn später (Unterredung 5 und 6) gegen einen Philosophus materialis und einen vir literatus gezeigt werden soll, daß „die Wissenschaft nicht wahrer sei als die Religion", da beide, unnatürlich geschieden, „auf dem Glauben ruhen". Der Glaube erscheint bei solchem Verfahren noch immer als eine Art höheren Wissens, da er doch wesentlich ein Wollen ist und richtiges Glauben eben deshalb wahres Wissen gar nicht ausschließen kann, da vielmehr im Glauben je und je, bewußt oder unbewußt, wir das von uns Gewußte durchdringen, verbinden und zu neu Gewußtem erschließen. Aber man sieht doch, wie fein eine Schrift ist, die beim Berichterstatten sogleich zu so ernstem Nachdenken anregt: sie sei für stille Stunden, sonderlich für den Austausch unter Freunden, empfohlen. Und es ist doch Wahrheit in dem schönen Ergebnisse der 7. Unterredung, daß der moderne Mensch (homo hujus aetatis) mit seinem in Eigenwillen vermeintlich Gewußten und noch mehr nicht Gewußten zuletzt seine Segel vor dem Christenthum als der wahren Religion streichen muß, um zu erfahren, daß der Widerspruch zwischen Wissenschaft und Glauben im Grunde nur ein scheinbarer ist. G. S.

— Zum deutschen Unterrichte. Vor drei Jahren (in der Leipziger Zeitung vom 23. Juli 1892) zeigten wir das prächtige Buch des „Gymnasialdirectors" Georg Heß über Geist und Wesen der deutschen Sprache (Eisenach, bei M. Wilckens) an. Im Jahre 1893 erschien das unmittelbar für das Bedürfniß der Schule berechnete und äußerst brauchbare Buch von Edwin Wilcke: Deutsche Wortkunde (Leipzig, bei Richard Richter, besprochen in der Leipziger Zeitung vom 30. December 1893.) Soeben aber ist ein Buch herausgekommen, das, auf breiter, wissenschaftlicher Grundlage ruhend, doch in so fließender und gefälliger Sprache von dem Leben und Weben in unserer Muttersprache erzählt, daß wir es für unsere Pflicht halten, es allen Freunden des Deutschthums, nicht den Lehrern allein, auf's Angelegentlichste zu empfehlen. Hoffentlich schadet es ihm nicht, daß es wieder einmal ein Gymnasiallehrer ist, der es geschrieben hat: Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen. Von Professor Dr. O. Weise. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner, 1895. In gefälligem Leinwandband 2 ℳ 40 ₰. Das Buch verdankt seine Entstehung zwei verschiedenen Anregungen, und es ist der Mühe werth, darauf hinzuweisen. Erstens nämlich hat Professor Weise vor vier Jahren eine Charakteristik der lateinischen Sprache erscheinen lassen (Leipzig, bei B. G. Teubner, 1891), die sehr günstige Aufnahme gefunden hat. Dieser Erfolg ermuthigte ihn, nun auch die eigne Muttersprache in ähnlicher Weise zu behandeln. An ihm hat also die Gefahr, mit der nach Ansicht mancher Leute die Versenkung in das Griechen- und Römerthum unser deutsches Nationalbewußtsein bedroht, die grade entgegengesetzte Wirkung gehabt. Zweitens reizte den Verfasser das Preisausschreiben des allgemeinen deutschen Sprachvereins, eine auf wissenschaftlichem Boden ruhende, gemeinverständliche und übersichtliche Schilderung der räumlichen und zeitlichen Entwickelung unsrer Sprache zu geben, die das Hauptgewicht auf das Neuhochdeutsche legt. Die hiermit gestellte, nicht eben leichte Aufgabe hat unsres Erachtens Weise vortrefflich gelöst. Sein Buch wird jedem Gebildeten, der Sinn hat für die Geschichte der Muttersprache, ein werthvoller Besitz sein. Das schmucke Gewand, das ihm die Verlagshandlung gegeben hat — Ganzleinenband in Elfenbeinfarbe, ein Eichenbruch in Goldpressung auf dem Deckel, insgesammt Stil des 16. Jahrhunderts —, wird auch das Seine dazu thun, daß man das Buch gern in die Hand nimmt. Ueber das Verhältniß seines Buches zu den älteren verwandten Werken von August Schleicher (Die deutsche Sprache, 5. Aufl. Stuttgart 1888) und Behaghel (Die deutsche Sprache, Leipzig und Prag 1886) spricht sich Weise selbst im Vorworte aus. Mit vollem Rechte läßt er die Geschichte der Wortform zurücktreten und legt das Hauptgewicht auf die Geschichte der Begriffe, auf den Zusammenhang der Sprache mit dem Volksthum. Man lese vielleicht zuerst das Capitel vom Stil als dem Spiegel des Zeitgeistes (S. 105—126), dessen Schluß hoffentlich sich dermaleinst als allzu schwarzseherisch erweist, oder das Capitel von den Fremdwörtern (S. 173—194), namentlich den Abschnitt über den Gefühlswerth der Fremdwörter (S. 188—190)! Doch gleichviel wo man anfängt zu lesen, man wird überall sich gefesselt fühlen von der vornehmen Auffassung des Verfassers von den Pflichten jedes guten Deutschen gegen dies köstlichste Stück unsres nationalen Besitzes, unsere Muttersprache, und von dem weiten Blick, den die Darlegungen Weise's wiederspiegeln.

Ueberaus dankenswerth sind auch die zahlreichen und sorgfältigen Literaturnachweise. Nur das eine beklagen wir, daß das Buch kein Register hat. Wir sind gewiß, daß die zweite Auflage nicht lang wird auf sich warten lassen, und bitten, diesen unsern Wunsch dafür vorzumerken. R. B.

— **Zur Darstellung des theologischen Studiums** von **Fr. E. D. Schleiermacher.** Bibliothek der Gesammtliteratur, Otto Hendel, Halle. Nr. 833, 834. 50 ₰. — Es ist freudig zu begrüßen, daß die rührige Verlagsbuchhandlung ihre ebenso vortreffliche wie billige „Bibliothek der Gesammtliteratur" durch diese Nummern vermehrt hat. Schleiermacher's epochemachende „Kurze Darstellung" ist noch jetzt von größter Bedeutung. Denn obwohl seine Schriften viel zu wenig studirt werden und auch in der theologischen Literatur sein Name nicht mehr so viel genannt wird, wie es gebührte, wirkt doch auf allen Gebieten der Theologie der gewaltige Geist noch heimlich schaffend fort. Wie bedeutend aber gerade diese concinne Zusammenziehung der Gesammtarbeit in ein scharfes System ist und wie fruchtbringend diese Klarstellungen noch jetzt wirken, das beweist z. B. der Umstand, daß der zum ersten Male eine Theorie des Missionswesens anregende §. 298 erst jüngst (durch Warneck) Fleisch und Blut bekommen hat. So bedarf es langer Zeiten, bis die Gedanken eines Mannes sich durchringen. Jeder Theolog, der diese „Darstellung" gedankenvoll (denn leicht ist sie nicht) liest, wird seine helle Freude an der kunstvollen Architektonik haben und doch auch wieder an dem feinen Sinn für die praktischen Nothwendigkeiten. Es war eine Geistesarbeit ersten Ranges, ein weitverzweigtes, durcheinanderwogendes Gebiet in 338 markante Paragraphen zu zwingen. Aber was sollen wir noch empfehlen? Wir wollen der Verlagshandlung danken und wünschen, daß das Heftchen in keines Theologen Bibliothek fehle. Aber auch nachdenkenden Laien, die für scharfsinnigen Aufbau einer vielseitigen Wissenschaft Interesse haben, mag es empfohlen sein. Voraus geht ein gut orientirender, aus der Realencyclopädie kurz ausgezogener Lebensabriß; auch ein Bildniß ist beigegeben, wenn auch nicht das beste, das wir haben. — Der Abdruck ist sorgfältig. Nur einige sinnverwirrende Fehler müssen gelegentlich beseitigt werden, so §. 45 das „und" hinter „Begriffe". §. 62 muß es statt „Beantwortung" „Bevorwortung" heißen. §. 151 ist ganz undeutlich, weil zwei Kommata fehlen (hinter „Aeußere" und „Innere"). §. 314 fehlt „relativen" vor „Gegensatzes". S. 35, 67, 74 sind noch drei kleine, aber nicht störende Druckfehler. Aber eins ist noch zu bemerken. Warum ist der (innen richtige) Titel der Schrift auf dem äußeren und inneren Titelblatt falsch abgedruckt? Es muß natürlich auch hier heißen „Kurze Darstellung" und nicht „Zur Darstellung". Letzteres hätte für Schleiermacher keinen Sinn gehabt, weil er nicht einen Beitrag lieferte zu einer schon bestehenden Wissenschaft der „Darstellung", sondern selbst zuerst eine solche Darstellung theologischer und kirchlicher Arbeit gab. A. Nbg.

— **Das göttliche „Noch nicht!"** Ein Beitrag zur Lehre vom Heiligen Geist. Von **Alexander v. Oettingen.** Erlangen und Leipzig, A. Deichert (Georg Böhme) 1895. 2 ℳ 40 ₰. — Die Schrift ist eine erweiterte Ausgabe der unter demselben Titel erschienenen Artikel des Verfassers, die im Jahrgang 1894 der „Neuen Kirchlichen Zeitschrift" veröffentlicht wurden. Einzelne Theile sind durch besondere Ueberschriften nach ihrem Inhalt gekennzeichnet und hier und da ist eine weitere Ausführung oder auch eine Vertheidigung des Inhaltes gegenüber abweichenden Standpunkten Anderer hinzugekommen. Neu hinzugefügt ist ein einleitender Abschnitt, der zunächst Auskunft über die Entstehung des eigenthümlichen Titels giebt und über das Schicksal, das die Aeußerungen des Verfassers über denselben Gegenstand auf einer Pastoralconferenz gefunden haben. Hieran schließt sich eine Auseinandersetzung mit den hervorragendsten Dogmatikern der Jetztzeit und der Nachweis, daß sich das von dem Verfasser aufgestellte dogmatische Princip im Wesentlichen mit Luther's Auffassung deckt, wenn dieser der falschen Theologie der Ehren die wahre Theologie des Kreuzes entgegensetzt. Der Hauptgedanke der Schrift, deren geistvolle, aber, wie er selbst zugiebt, sprunghafte und tastende Einzeluntersuchungen wir hier natürlich nicht verfolgen können, geht aus von dem schwierigen Ausdruck: Noch nicht da sein, der Joh. 7, 39 von dem heiligen Geist gebraucht wird, und behauptet eine allmälig fortschreitende Gottesoffenbarung auch im neuen Bunde, die geradezu als eine Leidensgeschichte des heiligen Geistes bezeichnet wird. Es ist nicht schwer, sich Folgerungen vorzustellen, die ein baltischer Theolog gerade in diesen Tagen aus solch einem Grundgedanken ableitet. Die Schrift kann ein sehr förderliches und zu mancherlei Nachforschungen anregendes Studium für Theologen bilden, aber ihr wissenschaftlicher Ertrag wird doch erst voll zu gewinnen sein, wenn des Verfassers in Aussicht gestelltes Werk „Christliche Dogmatik vom Standpunkte der Luther'schen Theologie des Kreuzes" vorliegen wird. B. K.

— **Johann Adam Möhler, der Symboliker.** Ein Beitrag zu seinem Leben und seiner Lehre aus seinen eigenen und andern ungedruckten Papieren. Von **J. Friedrich.** München, 1894. C. H. Beck (Oscar Beck). 2 ℳ — Bei der Ordnung des Döllinger'schen Nachlasses hat der Verfasser eine Anzahl Briefe und Collegienhefte Möhler's aufgefunden und verwerthet nun diesen Fund, um daraus über das Leben und die Lehre des großen Symbolikers dasjenige festzustellen, was den Biographen desselben nicht bekannt sein konnte und theilweise wohl auch officiell nicht bekannt zu sein brauchte. Es handelt sich hauptsächlich um die Stellung Möhler's zu Döllinger, die laut des hier dargebotenen Materials von Anfang bis zu Ende eine durchaus freundschaftliche gewesen ist: es war durchaus Döllinger's Werk, daß Möhler nach München berufen worden ist. Allerlei andere Aufklärungen über die Lage des Katholicismus in Württemberg und Preußen in den zwanziger und dreißiger Jahren werden von denen, die genaue Kenntniß jener Periode erstreben, mit Dank entgegengenommen werden. Aus den Collegienheften Möhler's werden zwei längere Abschnitte über den römischen Primat und über die Jesuiten urkundenartig mitgetheilt. Der vormalige Führer des Altkatholicismus hat natürlich ein großes Interesse daran, die kritische Stellung dieses berühmten Theologen zu diesen zwei Hauptfragen der römischen Kirchenpolitik klarzulegen, und wer einen Einblick in ehrlich-gewissenhafte und doch von vornherein gebundene Forschung eines katholischen Theologen zu gewinnen strebt, wird das Ringen mit sich selbst, wie es in den fortwährenden Aenderungen des Collegienheftes zu Tage tritt, mit großer Theilnahme verfolgen. Ueber die Jesuiten durfte damals ein katholischer Professor sich noch ziemlich freimüthig äußern; anders stand es mit der großen Frage des römischen Primates. B. K.

— **Das neue Lottosystem von Markus Mark.** Zweite erweiterte Auflage. Budapest. 1895. Verlag von Dobrowsky u. Franke. 130 S. Preis: 1 fl. 20 Kr. — Beachtenswerth an dem von Mark entwickelten System ist einmal die Idee, größere Mittel zu socialpolitischen Vorkehrungen des Staates unter Benutzung des menschlichen Spieltriebes und gleichsam durch eine Art von Selbstbesteuerung einzubringen. Die Hoffnung, durch das geringe Opfer von 6 Frcs. eventuell einen Gewinn in der Höhe von 20 000 Frcs. im Minimum und 2 000 000 Frcs. im Maximum zu erringen, wird sicherlich Viele antreiben, sich an dem Spiele zu betheiligen, ohne daß sie im Verlustfalle die geopferte geringe Summe zu reuen braucht. Richtig ist u. E. weiter der Gedanke, alle Gewinne unter dem Betrag von 1000 Frcs. im Minimum schlechthin auszuschließen, ein Gewinn, der auf den geringen Einsatz von 30 Cent. im Gewinnfalle zum allermindesten fallen müßte. Denn, wenn einerseits zutreffend ist, daß, was auf der einen Seite gewonnen wird, nur gewonnen werden kann durch Verluste Anderer, daß mithin unbedingt jede Möglichkeit einer Steigerung des Gesammteinkommens des Volkes auf diesem unmittelbaren Wege ausgeschlossen ist, wie sie z. B. die menschliche Arbeitskraft hervorzubringen vermag, so steht auf der anderen Seite außer Zweifel, daß des Oefteren hier auch der geringste Gewinn von 1000 Frcs. als Capital bereits eine wesentliche Steigerung der wirthschaftlichen Productivkraft und eine Verbesserung der Lebenshaltung des Gewinners zur Folge haben kann, — was bei der Unzahl minimaler Gewinne in den heutigen Lotterien ausgeschlossen erscheint, — ohne daß doch die eventuelle Einbuße von 30 Cent. im Jahre auch bei den Aermsten eine fühlbare Verschlechterung nach sich ziehen könnte. Auch bezüglich des sehr umfangreichen Anhanges mit seinen Abhandlungen „Das Plus im ungarischen Staatshaushalte und die ungarischen Conversionen" und „Ein neues volkswirthschaftliches, zugleich auch sociales Programm", die mancherlei Anregendes, wenn auch kein abschließendes Resultat bieten, müssen wir unsere Leser auf die Lectüre des Buches selbst verweisen. —o—g.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 36. Dienstag, den 26. März. 1895.

Dr. Carl Peters' Buch über das Deutsch-Ostafrikanische Schutzgebiet.

Mit der Gewinnung der überseeischen Colonien vor zehn Jahren hat in unserem Volke ein merkwürdiger Prozeß der Selbsterziehung angehoben. Viel hört man sprechen von der großen Aufgabe erzieherischer Natur, die Deutschland in Afrika zugefallen sei, aber ist nicht die Aufgabe größer, die die Colonien uns in uns selbst gestellt haben? Wir sollen unseren Blick erweitern, dem schon der Raum von Basel bis Memel groß vorkam; wir sollen unser Urtheil klären über afrikanische und pacifische Probleme, die wir von den Schwierigkeiten der europäischen Fragen ganz umrungen sind; wir sollen an der Lösung großer Aufgaben überseeischer Culturpflanzung und -veredelung mitwirken, wir, die sich gewöhnt hatten, dies als Sache aller Anderen anzusehen, über die wir uns höchstens ein Recht theoretischer Kritik vorbehalten wollten; wir sollen, mit einem Wort, eine viel größere Menge von Unternehmungslust, Wagemuth, Zuversicht, Weitblick, Urtheilsruhe in uns hervorrufen, als wir sonst in kleineren Verhältnissen zu bedürfen glaubten, und so ein viel zu viel unbedachterweise gebrauchtes Dichterwort bewahrheiten: mit höheren Zwecken wachsen. Eine schwierige Sache! Und doch muß sie fertig gebracht werden, denn unsere nationale Existenz hängt damit zusammen. Gut, daß diese Erziehung den Meisten nicht zum Bewußtsein kommt, die Nichts davon ahnen, daß, während sie von diesen noch so neuen Dingen hören und reden, der Eindruck davon in ihrem Geist sich festsetzt und den vertrauten Begriff Deutschland unmerklich so gestaltet, daß afrikanische und australische Länder und Völker sich mit ihm unzertrennlich verknüpfen. Trotzdem geht es vorwärts. Das Buch des Dr. Carl Peters „Das Deutsch-Ostafrikanische Schutzgebiet. Im amtlichen Auftrag"*) gehört zu den klarsten Zeugnissen dafür. Dr. Peters steht unter den colonialpolitischen Erziehern des deutschen Volkes in erster Linie. Von ihm ging die entscheidende That der Gewinnung ostafrikanischer Gebiete für Deutschland aus, er hat in dem glänzenden sieggekrönten Zug nach Uganda die fast allgemein anerkannte Ueberlegenheit der Engländer in weiten colonialpolitischen Plänen und energischer Durchsetzung tief in den Schatten gestellt und uns mit dem Buch über die deutsche Emin Pascha-Expedition beschenkt, das als schönes Denkmal des colonialen Jugenddranges erhebend bestehen bleiben wird. Sein neues Buch ist ein Erzeugniß der ruhigen, erwägenden Betrachtung des großen nationalen Werkes, das in Deutsch-Ostafrika im politischen Sinne fertig d. h. umgrenzt, gesichert und anerkannt dasteht. Wie ist es nun weiter auszubauen? Wenn der Begründer dieser Colonie sich die Frage vorlegt, ist es wohl am Platze, daß man aufhorcht.

Aus dem ersten Abschnitt des Buches tönen, geläutert und vertieft, die Schlagworte der deutschen Colonialbewegung, wie wir sie vor zehn Jahren vernommen und zweifelnd erwogen, dann freudig in uns aufgenommen, weiter getragen und in allen Wechselfällen unserer jungen Colonialgeschichte bewährt gefunden haben. Wir machen da einen kleinen Wiederholungscurs der Colonialpolitik durch: Coloniale Unternehmungen entsprechen wirthschaftlichen Bedürfnissen der Völker. Jede Colonie, die gegründet wurde, hatte entweder den Zweck, den Ueberschuß der eigenen Bevölkerung in der Fremde zu versorgen oder dem Haushalt der Nation neue Erwerbsquellen zu öffnen. Der Fürsorge für die Angehörigen des eigenen Volks, die zu allen Zeiten von den energischeren culturtragenden Völkern als eine nationale Pflicht anerkannt worden ist, durch deren Erfüllung sie sich zu weltgeschichtlicher Bedeutung erhoben haben, hat sich Deutschland in ungenügendem Maße unterzogen. Seine Colonisationsarbeit im Osten erwies sich bald als zu beschränkt an Raum und viel zu abhängig von den Zufälligkeiten vorhandener Volks- und Staatsgebilde. Aus der Landfülle aber, die das Zeitalter der Entdeckungen erschlossen hatte, wußte Deutschland nicht zu schöpfen. Da es nun für den Ueberschuß seiner Bevölkerung eigene Landgebiete nicht zu erwerben gewußt, sah es sich seitdem genöthigt, die Fürsorge dafür fremden, glücklichen Besitzern gleichsam „aufzuhalsen". Dies hat auf der ganzen Erde zu einer außerordentlichen Herabminderung unseres nationalen Ansehens geführt. „Es muß ausgesprochen werden, daß die Angehörigen eines Volkes, welches an Kriegsruhm alle anderen übertrifft, welches den hervorragendsten Antheil an allen Gebieten der Weltliteratur und der Wissenschaft hat, an allgemeiner Achtung in der Fremde noch bis vor Kurzem fast überall die letzte Stelle unter den europäischen Nationen einnahmen. Der einzelne Deutsche gewinnt sich sehr häufig durch seine Tüchtigkeit die Achtung von Ausländern; daß das Deutschthum als solches nicht als Abstempelung der Vornehmheit auf der Erde gilt, ist eine Thatsache, welche Jeder, der die außereuropäische Welt kennt, zugeben wird. Dies ist denn ein Hauptmotiv für die Eile, mit welcher die große Mehrzahl der in die Fremde wandernden Deutschen ihre nationale Art abzustreifen bemüht ist. Es ist eine für uns traurige Thatsache, welche nicht geleugnet werden kann, daß sich in der Fremde zum Deutschthum Keiner bekennt, der nicht dazu gezwungen ist." Weder die heutige noch die vergangene Stellung des deutschen Volkes erklärt diese betrübende Thatsache. Sie ist nicht politisch, sondern social. Am letzten Ende führt sie eben auf dieses „Aufhalsen" zurück, das neben tüchtigem Auswanderermaterial auch manches minderwerthige Individuum deutschen Stammes fremden Völkern überantwortet, in deren Mitte es oft sofort nach der Ankunft zu den tieferen Schichten hinabsinkt, um vielleicht in kurzer Zeit der Armenverwaltung anheimzufallen. Nicht blos der Begriff des armen stellensuchenden Schluckers verbindet sich allzu oft mit dem Namen des Deutschen in der Fremde, sondern auch der des Schwindlers. „Es ist doch wahrlich einer großen Nation nicht würdig, daß in so vielen Ländern, in England, in Rußland, in Frankreich, in Amerika, geradezu »Deutschenfragen« entstehen, daß man anfängt, sich unserer Landsleute wie eines Gesindels zu erwehren, und Schutzmaßregeln gegen ihren Zudrang für nothwendig hält." Die Deutschen, die es zu etwas bringen, entfernen sich so bald wie möglich von diesen Elementen, sie scheuen sich nicht, ihren Ursprung zu verleugnen. Es ist ganz der Zukunft anheimzustellen, ob Deutschland jemals die größte Unterlassungssünde seiner Geschichte wieder gut machen kann.

Glücklicherweise ist es wenigstens nicht ganz leer bei der Vertheilung jener Länder ausgegangen, die zur Anlage von Plantagencolonien sich eignen. Deutschland hat sich ja noch bei der Landspeculation der Völker im Großen betheiligen können, wie Karl Peters die Erwerbung von Colonien treffend nennt. Daß möglicherweise auch Einwanderungsgebiete sich unter den zehntausend von Quadratmeilen befinden mögen, die wir im tropischen Afrika und im Stillen Ocean erworben haben, ist anzunehmen. Der Hauptwerth dieser Besitzungen liegt aber unzweifelhaft in ihrer wirthschaftlichen Entwickelungsfähigkeit. Indem sie dem Unternehmungsgeist, der Arbeitslust und dem Geld des Mutterlandes einen eigenen Boden zur Bethätigung bieten, befördern sie die gesunde wirthschaftliche Bewegung zwischen ihm und der Colonie. Nimmt ihre Erzeugung zu, so wächst auch ihr Verbrauch und mit beidem steigt der Werth der ganzen Anlage. Und dieses Alles, ohne daß die Eingriffe der herrschenden

---

*) IX und 467 S. Mit 23 Vollbildern und 21 Textabbildungen, sowie 3 Karten in besonderer Mappe. München und Leipzig, Druck und Verlag von R. Oldenbourg. 1895.

Macht zu fürchten wären, der wir in unserem Verkehr mit Indien, Java, Cuba u. s. w. ununterbrochen ausgesetzt sind. Wir sind da auf eigenem Boden. Wenn es auch in dem größten Theil dieser tropischen Colonien sich nicht um die Unterbringung von Tausenden auswandernder Bauern, sondern von Hunderten Angehöriger der mittleren und höheren Stände handeln kann, so wird doch auch hier der nationale Nutzen nicht fehlen: eine verständig geleitete Tropencolonisation wird dieselben erzieherischen Rückwirkungen auf die Charakterentfaltung einer Nation üben, wie die Ackerbaucolonisation.

Wer diese ruhige, sichere Entwickelung klarer aus der Erfahrung geschöpfter Gedanken vergleicht mit den Reden, die vor zehn und zwölf Jahren für eine deutsche Colonialpolitik geredet wurden, dem muß sogleich der Fortschritt klar werden, den die ganze Angelegenheit gemacht hat. Es ist eine große Vereinfachung eingetreten. Einwürfe, die damals bekämpft werden mußten, sind verschwunden. England, Frankreich, Italien, Spanien, Belgien, Rußland, die Vereinigten Staaten, Japan, Alles breitet sich aus, nimmt Land, wo es findet. Kann es eine festere Begründung des Vorgehens Deutschlands geben? Schon jetzt ist der politische Werth alles noch verfügbaren Landes außerordentlich gestiegen und wenn Deutschland gewartet hätte, wäre es schon heut außer Stande, einen noch so schmalen Küstenstreifen in Afrika oder die letzte Insel im Stillen Ocean zu erwerben. Der Anfang der 80er Jahre sah eine gewisse Depression des Werthes der Colonien um sich greifen, die von dem übersättigten England und von dem bei jeder überseeischen Expansion ängstlich nach der Sicherheit seiner europäischen Stellung sich umschauenden Frankreich ausging. Wie glänzend haben seitdem die Reden und Thaten der Staatsmänner aller Parteien dieser und anderer Länder das Vorgehen Deutschlands gerechtfertigt! Jene Depression war rasch verflogen. Als man den Ernst des Vorgehens Deutschlands merkte, eilte man, ihm zuvorzukommen, was auch Engländern und Franzosen in unerwünschtem Maße gelungen ist, ohne daß sie freilich unsere Absichten ganz hätten durchkreuzen können. Und nun folgt jene Entfachung colonialen Wetteifers, die die Weltgeschichte nie gesehen hatte, und die Vertheilung alles noch verfügbaren Landes an die Mächte, die zur Stelle waren. Werden sie Alles festhalten, was sie in einer Art von sich wechselseitig aneifernder Ländergier erworben haben? Darüber wird der Grad der Fähigkeit entscheiden, sich in diesem Neuland festzuwurzeln. Für jedes Volk, das sich in diese Bahn hineinbegeben hat, wird die Entwickelung seiner Colonien ein Prüfstein seiner geschichtlichen Kraft sein. Auch in dem Sinne haben wir sie als Werke für die Zukunft zu betrachten, daß in ihrer Entwickelung sich die Zukunft unseres Volkes mit entscheiden wird. Wieviel und welche Gattung Menschen Deutschland für diesen Zweck verwenden kann und will, wieviel Capital sich in diese gewagten Canäle ergießen will, wieviel Fleiß und Geduld die Handarbeit und wieviel Geist und Charakter die Leitung beweisen wird, vor Allem auch, ob wir die Eingeborenen zu heben wissen werden, ohne den Halt an unserer eigenen Höhe zu verlieren: in dem Allem wird es sich entscheiden, ob das deutsche Volk auf seine 9800 Quadratmeilen mitteleuropäisch eingezwängten Bodens für immer angewiesen bleiben wird, oder ob ihm gleich auserlesenen Völkern alter und neuerer Zeit die weltgeschichtliche Größe verheißen ist, die unzertrennlich ist von weitem, sicher erworbenem und festgehaltenem Raum.

Was verspricht uns nun dieser neueröffnete Uebungsplatz nationaler Kraft? Ist überhaupt eine Antwort schon jetzt möglich? Die Betrachtungen über den wirthschaftlichen Werth von Deutsch-Ostafrika haben allzulange den Charakter des Zeitungs- und Parteigeredes herüber und hinüber beibehalten. Das Schwanken zwischen Ueber- und Unterschätzung konnte man in der Zeit der Erwerbung der Colonien als nothwendigen Uebergang hinnehmen. Es hat aber auch noch fortgedauert, als durch die eingehende Prüfung einzelner Gebiete durch Graf Pfeil, Hans Meyer, O. Baumann, Stuhlmann u. A. die Unterlagen für eine sachliche Beurtheilung sich erweiterten, und es ist selbst in den Urtheilen des gleichen Beobachters, wie O. Baumann's über Usambara, die ein paar Jahre auseinanderliegen, noch zu spüren. Der Thatsachen, auf die man sich stützen konnte, waren es eben noch immer zu wenig gegenüber dem Uebergewicht vorgefaßter Meinungen. Es ist aber Zeit, daß dieser Zustand aufhört. Deutsch-Ostafrika ist jetzt so weit bekannt, daß eine discutable Unterlage für die wirthschaftliche Beurtheilung geschaffen werden kann. Besonders seitdem die Expeditionen der letzten Jahre, unter denen man vor allen die letzte von O. Baumann nennen muß, die über vorher unbesuchte Gebiete Licht verbreitet haben, ist das nothwendig geworden. Wir rechnen das diese Aufgabe lösende vierte Buch: die wirthschaftliche Besitzergreifung von Deutsch-Ostafrika und die dazu gehörige Werthschätzungskarte dem Werke des Dr. Peters als Hauptverdienst an. Einzelne werden Einzelnes darin verschieden beurtheilen, das Ganze ist ein großer Wurf in der rechten Richtung. Dr. Peters giebt die Verbesserungsfähigkeit zu. Aber die Karte läßt nun auf einen Blick die Verbreitung der zwei großen Landgattungen überblicken, auf die sich das wirthschaftliche Gedeihen von Ostafrika stützen muß: Besiedelungsfähiges Gebiet, geeignet für deutsche Colonisten, mit den Unterabtheilungen für Ackerbau und Viehzucht, und Ländereien für tropischen Plantagenbau mit den Unterabtheilungen für Hochland- und Tieflandcultur. Der Rest entfällt auf Land für Eingeborene, wo Europäer voraussichtlich keinen lohnenden Ertrag finden und es sich nur handeln kann um Schutz und Hebung der Arbeit der Neger. Dieser Theil umfaßt 54% der ganzen Landfläche Deutsch-Ostafrikas, die 908 000 Quadratkilometer mißt. Für den Ackerbau und die Viehzucht der Europäer sind 24,5%, für tropische Culturen 7,5% des Landes anzunehmen. Der Rest ist Steppenland, das jetzt größtentheils unbewohnt ist und in kleineren Strichen hart ans Wüstenhafte streift. Es ist möglich, daß Dr. Peters bei diesen Abschätzungen etwas optimistisch verfahren ist, im Ganzen und Großen ist das Bild, das er entworfen hat, naturtreu. Wir empfehlen Dem, der kritisch verfahren will, sich die Ausführungen Baumann's im Usambara-Buch und besonders das zehnte Capitel in dem schönen Werk durch Massailand zur Nilquelle (1894), Dr. Hans Meyer's Ostafrikanische Gletscherfahrten (1890), des Gouverneurs v. Schele Berichte über Kondeh im Colonialblatt von 1894 anzusehen. Man kann wohl sagen, daß kein Zweifel mehr über die Fähigkeit großer Gebiete Deutsch-Ostafrikas besteht, Producte des tropischen Ackerbaues in Masse zu erzeugen. Den Vergleich des äquatorialen Ostafrika mit Indien, den wir zuerst bei Lugard gefunden haben, führt O. Baumann in einem Briefe an Dr. Peters, der S. 380/81 abgedruckt ist, für Deutsch-Ostafrika weiter aus. Ich hebe nur die Stelle hervor: „Nirgends sah ich Gebiete von auch nur annähernd so großer Ueppigkeit wie Usambara, den Kilimandscharo oder das Massaiplateau.“

Der große Vorsprung Indiens liegt in seiner Menschenmenge. Deutsch-Ostafrika dürfte wenig über 3 Menschen auf den Quadratkilometer haben, Bengalen hat 182. Und mit der reichen Begabung der Indier für Arbeiten der verschiedensten Art und ihrer Geübtheit ist nichts bei den Negern zu vergleichen. Deutsch-Ostafrikas Menschenzahl wird von selbst wachsen in dem Maße als der menschenverwüstende Kriegszustand aufhört, der fast der normale gerade in dieser von kriegerischen Stämmen allenthalben durchsetzten Bevölkerung war. Die Mission wird dazu beitragen, bessere Lebensbedingungen zu schaffen. Aber die Hauptsache muß die wirthschaftliche Entwickelung, die Gewöhnung an die Arbeit und die damit fortschreitende Verbreitung und Befestigung der Lebensgrundlage bringen. Damit berühren wir die Arbeiterfrage. Es giebt Pflanzungen, die mit Negern, andere, die mit Chinesen, und einige, die mit Sundanesen arbeiten. Die Erfahrungen sind noch jung und müssen erst verglichen werden. Ein Thatsache steht allerdingst fest. Der Neger ist von Allen der Arbeitsfähigste, hat aber am wenigsten Lust zur Arbeit, vor Allem scheut er regelmäßige Arbeit. Dr. Peters hält den Arbeitszwang in der Form für unumgänglich, daß der Neger durch harte Strafen, wenn nöthig Prügelstrafen, zur Einhaltung übernommener Arbeitsverbindlichkeiten angehalten werde. Er scheut vor dem Mißbrauch des Prügelstocks nicht zurück, den nicht blos Missionare, sondern auch Beamte, neuerdings noch Gouverneur v. Schele, verurtheilen. Dagegen hält er es für eine Forderung der Realpolitik, von jeder Beschränkung der Freiheit des Negers gerade in der Frage ob er arbeiten wolle oder nicht? abzustehen. „Das europäische Gemeinbewußtsein am Ausgang des 19. Jahrhunderts verlangt die principielle Anerkennung der sogenannten »Menschenrechte« für sämmtliche Angehörige der Gattung Mensch, gleichviel welche Hautfarbe sie tragen mögen, in welchen Klimaten sie wohnen, oder wie groß ihr Gesichtswinkel und das Durchschnittsgewicht ihrer Gehirnmasse ist. Mit dieser Thatsache müssen wir auch für die Behandlung der Frage in Ostafrika rechnen, ohne Unterschied, ob uns dies bequem oder nicht bequem ist.... Die Anschauungsweise des Zeitalters zwingt uns, auch dem Neger, genau wie dem deutschen und englischen

Arbeiter, die Freiheit der Entscheidung zu lassen, ob er für uns arbeiten will oder nicht." (S. 403.) Wir meinen, daß Dr. Peters hier dem Zeitgeist mehr einräumt als nöthig ist und daß eine gesetzliche Nichtanerkennung dieser Freiheit und Gleichheit, natürlich in der mildesten und gegen Mißbrauch geschütztesten Form, für die schwarzen Arbeiter und unsere Colonie weit besser wäre als der mit Prügel eingetrichterte Arbeitsvertrag. Einen von der Natur anders ausgestatteten Menschen aus europäischem Gemeingefühl heraus wie einen Europäer zu behandeln, dazu wird Deutschland sich auf die Dauer nicht verstehen. Die Consequenz davon, die Verwilderung der immer fauler und verderbter werdenden Eingeborenen, die zuletzt die Colonien mit einem theils arroganten und sogar gefährlichen Proletariat erfüllt, theils zum Aussterben der immer tiefer Sinkenden führt, tadelt Dr. Peters gerade an den englischen Colonien (S. 16). Englands Absicht, sich mit dieser weichlichen, im tiefsten Grund heuchlerischen Politik zum General-Protector aller Neger aufzuwerfen, ist ja klar. Es mag diese Waffe Boeren und Portugiesen gegenüber mit Glück verwenden, Deutschland hat sie nicht zu fürchten. Es kann auf die zum Theil barbarischen Abweichungen von der Gleichheit vor dem Gesetz hinweisen, die England bei der Bestimmung des Minimalraums für farbige Personen im Schiff, bei der Weiber- und Kinderarbeit in indischen Bergwerken u. drgl. sich gestattet. Wir sprechen nicht für die Einführung der Sklaverei in das Verhältniß zwischen weißen Pflanzern und farbigen Arbeitern in Deutsch-Ostafrika, sondern gegen die Anrufung einer so seichten und verlogenen Sache wie des „europäischen Gemeingefühls" in Dinge afrikanischer Cultivationspolitik. Aus dem Wunsche, nur die praktischste Politik zu treiben, können höchst unpraktische Vorschläge entstehen. Weiß Dr. Peters nicht, wie erschüttert dieses Gemeingefühl vor Allem in den Vereinigten Staaten ist, wo die Menschenrechte den Negern, den einstigen Sklaven, in der Verfassung nur gewährleistet sind, um bei jeder Wahl durch Wahltaxen oder Einschüchterung ihnen entwendet zu werden? Wo ihre Gleichheit vor dem Gesetz durch die Bestrafung eines Weißen, der eine Negerin heirathet, illustrirt und vor Allem aber durch die praktische Freiheit der Weißen, jeden gefangenen Neger zu lynchen, „gemildert" wird? Möge doch auch in Afrika Deutschland nur seine Intressen befragen und sich nicht scheuen, das zu thun, was dem heutzutage wesentlich angelsächsischen europäischen Gemeingefühl widerstreitet. —

In den Verkehrsfragen nimmt Dr. Peters von vornherein die Stellung ein: Die ostafrikanische Frage ist ausschließlich eine Verkehrsfrage. Ohne Verkehrswege, die die meist beträchtliche Entfernung der Plantagengebiete von der Küste verringern, muß der Werth dieser Gebiete äußerst gering bleiben. Es ist ein Vorzug der Colonie, eine lange Küste mit verhältnißmäßig guten Häfen zu haben, und auch der Unterlauf einiger Flüsse ist schiffbar. Um so nothwendiger sind Wege, die die fruchtbarsten Gebiete mit der Küste verbinden. Dr. Peters denkt an schmalspurige Feldeisenbahnen, sieht aber von allen den weitausschauenden Plänen ab, die die Erreichung eines der Seen ins Auge fassen. Er will „gewissermaßen Localbahn an Localbahn setzen, von denen jede ihre Rechtfertigung in ihrem unmittelbaren Endpunkt findet und ihre Rentabilität in der Ausnutzung dieses unmittelbar gegebenen Zieles sucht. Dabei ist gar nicht ausgeschlossen, daß auch bei solchem Vorgehen ein allgemeiner Plan zu Grunde liegen könnte. . . . Wenn die Bahn bis Tabora schließlich fertig ist, so bleibt es sich ziemlich gleich, ob sie ihre Passagiere und Frachten in zwei oder drei Tagen an die Küste bringt. Die Hauptsache ist, daß sie überall da einbiegt, wo »etwas zu holen« ist, um das ganze ausbeutungsfähige Gebiet an der Strecke nachdrücklich im Einzelnen zu fassen." Ein Netz einfacher Wege ist natürlich für den weitaus größten Theil der Colonie noch viel nothwendiger als Eisenbahnen. Und praktisch noch näher gelegt, weil leichter ausführbar, ist die Organisation des Trägerdienstes, für den Dr. Peters eine Art von Relaispost mit kleinen Etappenstationen vorschlägt. Daß Ostafrika in allen Theilen für Rinder zugänglich ist, daß Pferd und Esel bei geeigneter Fütterung und Wartung sich dem Klima immer mehr gewachsen zeigen werden, sind Thatsachen, die bei der Erwägung dieser wichtigen Frage beobachtet sein wollen. Den Elefant sehen wir hier nicht als ein vielversprechendes Transportmittel auftauchen und entnehmen daraus, daß Dr. Peters die Züchtung des afrikanischen Elefanten, trotz des neuerdings zu diesem Zweck gegründeten Vereins, höchstens für Zukunftsmusik hält.

Fast noch mehr als der Ackerbau wird etwaiger Bergbau von der Entwickelung des Verkehrs abhängen. Die geologischen Untersuchungen haben aber in Deutsch-Ostafrika außer großen Salzlagern, die dereinst einen großen Handel nach Innerafrika, vielleicht selbst nach Indien nähren könnten, nur Spuren von Gold und Kohle ergeben.

Der soviel erwogenen Frage des Klimas und der Acclimatisation der Europäer steht Dr. Peters kühler als viele Andere gegenüber. Er hat sicherlich recht, wenn er auf vernünftige Lebensweise und gesunde Wohnstätten das größte Gewicht legt, und von deren Verbesserung einen starken Rückgang der Erkrankungen erwartet, ist aber doch zu optimistisch in der Beurtheilung der weiten Verbreitung der Malariakeime auch im Hochland. Kennen doch selbst am Kilimandscharo die Eingeborenen das Malariafieber. Die Missionare leben wahrscheinlich am Regelmäßigsten und sind am Besten behaust von allen Europäern und doch leiden sie schwer am Klima. Gelegentlich sind Statistiken der Erkrankungen der europäischen Beamten und Officiere veröffentlicht worden, die gar nicht rosig auszulegen sind. Wir verstehen aber die Stellung, die Dr. Peters gegenüber diesen Schwierigkeiten einnimmt: soviel wie möglich davon muß durch Energie besiegt werden; die Cultur wird das Land besser und gesünder machen, damit muß aber, wenn auch mit Opfern, ein Anfang gemacht werden. Sein ganzes Buch will ja Muth einsprechen, will den Unternehmungsgeist wecken, ohne den ein so großes Werk nicht gelingt, und zur Ausdauer mahnen. Also darf es nicht Grau in Grau malen.

Der im großen Sinne praktischen Richtung dieses Geistes beantwortet sich die Frage nach der Verwaltung unserer Colonien klar und einfach so, daß der politische und nationale Vortheil am Besten gewahrt bleiben, wenn der wirthschaftliche der Auswanderung, der Ausbreitung und des Handels am Vollsten erzielt wird. In Deutsch-Ostafrika sind die Kaufleute und Pflanzer die Hauptelemente bei colonialen Unternehmungen und dazu kommen die Kräfte, die diese für ihre Zwecke nöthig haben. Diese soll der Staat unterstützen und schützen, so daß durch ihre Gewinne ihm die Unkosten zurückfließen, die er sich für die Verwaltung der Colonien auferlegt. Dr. Peters ist durchaus kein unbedingter Bewunderer der englischen Colonialpolitik, wie wir schon gesehen haben, aber er findet sie musterhaft in der Durchführung des hier empfohlenen Grundsatzes, daß die Colonien Arbeitsfelder für ihre Bürger sind und für Alles, was sonst productiv aus der ganzen Welt mitarbeiten will, und daß sich die staatliche Verwaltung daran vollkommen anpaßt. Der Staat gewährt den Unternehmern militärischen und Rechtsschutz, darauf beschränkt sich sein Eingreifen. Wer sein Geld, seine Gesundheit und sein Leben in neuen Ländern zu Markt trägt, weiß in der Regel selbst am Besten, was ihm frommt. Freier Spielraum aller wirthschaftlichen Kräfte, soweit sie sich nicht gegenseitig hemmen, Förderung und Unterstützung der wirthschaftlichen Unternehmungen, Bewahrung der eingeborenen Bevölkerung vor Ausbeutung und Zerstörung, Anregung zu neuen auf die Erschließung der Colonie gerichteten Arbeiten mit nüchterner Beobachtung der natürlichen Verhältnisse: in diesem Geist sollte Deutschland seine Colonien leiten, das weder reich genug ist, noch irgend ein anderes Interesse daran hat, sich den Luxus einer unproductiven administrativen Colonialpolitik zu gestatten. Dem belebend auf das Gedeihen der Ansiedelungen wirkenden Drang zu communaler Selbstverwaltung der europäischen Bevölkerung stellt Dr. Peters den lähmenden, ja geradezu tödtlichen Einfluß der Aufrichtung „einer öden, einseitigen, paschaartigen Verwaltung" entgegen. Dabei ist er sich aber sehr wohl der Grenzen bewußt, wo die wirthschaftlichen Interessen sich von den politischen scheiden. Was für die Verwaltung der erworbenen Colonien gilt, kann aber nicht auf die Erwerbung neuer angewendet werden, die vielmehr eine politische Angelegenheit ist. Es ist sehr nothwendig, die Tragweite des Satzes zu begrenzen, daß der Staat in der Colonialpolitik dem Unternehmer zu folgen habe, oder daß, wie man es nach englischem, hier nicht nachahmenswerthem Muster auszudrücken liebte, „der Commis die Colonialpolitik mache". Fürst Bismarck hat unserer Colonialpolitik schwer geschadet, indem er sie, die im Werdeprozeß lag, nach den Regeln einer fertigen Gründung behandelte. Sein Fehler hat lange nachgewirkt, sogar in dem Rückschlag, den er nothwendig hervorrufen mußte.

Wir haben vom Aeußerlichen und Aeußeren des Buches nachzuholen, daß nach den einleitenden Abschnitten: Wirthschaftliche Colonialpolitik und Allgemeine Kennzeichnung von Deutsch-Ost-

afrika als Colonialgebiet eine eingehende Beschreibung des Schutzgebietes nach Landschaften den Kern bildet, woran sich die wirthschaftliche Besitzergreifung von Deutsch-Ostafrika anschließt, eine Schilderung und Besprechung der Hilfsquellen des Landes und der Wege zu ihrer Entwickelung. Im Anhang folgt eine historische Darstellung des Werdens des Schutzgebietes, wesentlich an der Hand der Verträge, und ein etwas unvollkommenes Namen- und Sachregister. Die Schreibweise ist fesselnd, gedankenreich, selbst in Beschreibungen. die sonst trocken zu sein pflegen, glänzend, doch rechnen wir ihr zum größten Vorzug nicht dies an, sondern daß sie den Leser geradezu zwingt zu denken, sich ein Urtheil zu bilden. Es ist kein passives Buch, es will uns für die Sache warm machen und uns überzeugen. Drei Karten in besonderer Mappe, Geologische Karte, Werthschätzungskarte und Karte von Aequatorial-Ostafrika, gut ausgeführt, sind beigegeben. Das Buch ist in jeder Beziehung trefflich ausgestattet.

* * *

Zum Schluß eine zurückblickende Betrachtung, die man dem Referenten zu Gute halten möge, dessen Erinnerung hinter den Beginn der amtlichen Colonialpolitik zurückreicht und der aus Neigung und Handwerk auch die Dinge der Gegenwart zu ihren letzten Wurzeln zu verfolgen liebt. Auf den praktischen Erfolg bedacht, mag Deutschland, indem es amtlich Colonialpolitik treibt, den Gewinn für seine nationale Stellung, afrikanischer und pacifischer Großgrundherr über einige tropische Neudeutschlande und Besitzer von Küstenstrecken des Südatlantischen, Indischen und Großen Oceans zu sein, klein anschlagen. Die Nation thut dies nicht. Die hat längst neue Interessen, neue Thätigkeitsfelder, damit neue Gelegenheiten gewinnen wollen, zu zeigen, was sie vermag. Wer möchte verkennen, daß das deutsche Volk sich ein warmes Herz für seine Colonien über die erste Begeisterung hinaus bewahrt hat? Es wird und kann nie anders werden, denn diese Wärme hält schon lange vor. Unsere Neigungen und Fähigkeiten sind in hundert Verkleidungen, uns selber unbewußt, lange auf dem colonialen Weg vorangeschritten. Dieser Tage las ich alte Briefe von und an unseren Leipziger Landsmann Eduard Vogel, besonders auch von Barth und Petermann. Da fühlt man den nationalen Pulsschlag durch, den freilich damals Keiner voll erkannte. Aus der Misère der deutschen Enttäuschung und Zerrissenheit — es handelt sich um die Jahre 1853 bis 1857 — treibt es diese Männer zu Unternehmungen im fremden Land. Erst geht Barth mit Overweg, dann auch Vogel auf englische Kosten. Aber Vogel geht allein, eine erste deutsche Expedition für sich, und er macht dem deutschen Namen Ehre. Barth kehrt zurück, der erste Deutsche, der Großes in Afrika geleistet hat, und wird in Hamburg und Berlin noch freudiger empfangen als in London. Nach dem verschollenen Vogel wird nun die ostafrikanische Expedition ausgesandt, für die, unerhört, in Deutschland in wenig Monaten 12000 Thaler freiwillig beigesteuert werden. Sie verfehlt ihren Zweck; aber v. Beurmann, Rohlfs, Roscher, v. d. Decken, Heuglin, Schweinfurth dringen nun vor und je mehr Opfer Afrika fordert, um so heißer entbrennt eine nationale Leidenschaft für diesen Erdtheil, die ihres politischen Kernes seltsamerweise sich ganz unbewußt zu bleiben schien, sich ganz auf die Erforschung concentrirte und doch ihren nationalen Charakter immerfort betonte. Italien betrat kurz darauf genau denselben Weg. Es ist wahrhaftig etwas von der sieghaften Unklarheit einer ersten Liebe in diesem Streben sich aufraffender Völker nach größeren Räumen mit größeren Aufgaben, die sie in freier Uebung ihrer Kräfte lösen wollen. So sind die Anfänge. Und am Ende der Entwickelung steht nun ein Buch wie dieses Peters'sche, in dem man aus allen Seiten das merkwürdige Gefühl empfängt. daß ein weitblickender, zu kühnen Flügen geschaffener Geist sich gewaltsam an die rein praktische, sachliche, auf das Nothwendige sich beschränkende Darstellung der Cultivationsaufgabe in Deutsch-Ostafrika fesselt. Das ist der Lebensgang eines politischen Gedankens vom Kind bis zum Jüngling. Möge er im Mannesalter, in das er getreten ist, alle Erwartungen erfüllen, womit wir ihn begleiten! K.

Bücherbesprechungen.

— Die Predigt und das religiöse Bedürfniß der Gegenwart. Betrachtungen eines Kirchgängers von Dr. K. Blumstengel. Leipzig, Fr. Richter. 1895. 24 S. klein Octav. — „Trügen nicht alle Zeichen der Zeit, so ist die religiöse Entwickelung in aufsteigender Linie begriffen.“ Ist dem so, „dann wird die christliche Predigt nicht wenig zu diesem heilvollen Umschwunge mitgewirkt haben“. So hoffnungsvoll und so predigtfreundlich schließt die vorliegende kleine Schrift. Ihr Verfasser, der offenbar selbst in einer erfahrungsreichen Prediger-Arbeit gestanden hat, bevor er nun als Predigt-Hörer heilsame und maßvolle Betrachtungen anstellt, zeigt hier, wie die christliche Predigt beschaffen sein muß, soll sie einstmals das in Aussicht gestellte Lob verdienen. Sie muß nicht nur „psychisch“ sein (nach 1. Kor. 2, 14) und nicht nur „Feuilleton“, sondern ganz und gar getragen vom göttlichen Zeugengeiste. Insbesondere muß die Sorge um die rechte Form zurücktreten hinter einer kräftigen Beweisführung und einer starken Darstellung der Beweggründe zum entsprechenden Handeln und einer eingehenden Nutzanwendung. Denn unsre Gemeinden sind nun einmal mehr angefochten als früher, besonders der männliche Theil, und weniger geschickt und geneigt, aus dem Gehörten die nöthigen unangenehmen Folgerungen für das Leben selbst zu ziehen. — Die treffliche Schrift ist, wenigstens in ihrer zweiten Hälfte, ein wahres Frühlingszeichen. Es steht zu hoffen, daß sie von Predigern wie Kirchgängern erwogen und beherzigt werde. Denn sie zeigt jenen wie diesen in einer ungemein behutsamen und milden Weise, in welcher Richtung unsere gegenwärtige Predigtart der Verbesserung ebenso fähig als bedürftig ist. G. S.

— Dem deutschen Volke! Zwanglose Hefte. Herausgeber: Hermann Krieger. I. Jahrgang. Heft 1. Moderne Eginharde von Hermann Krieger. Berlin 1895. Verlag von Hermann Krieger. (61 S. 8°.) Preis 75 ₰. — Ein dem ersten Hefte der angekündigten Heftreihe beigegebener Prospect bezeichnet als die Aufgabe des Unternehmens, „diejenigen Mißstände und Personen in gebührende Beleuchtung zu stellen, durch die unser deutsches Volk und das Deutschthum im weitesten Sinne des Wortes seine soviel gepriesene und besungene Freiheit scheinbar (?) auf immer eingebüßt hat“. Das vorliegende erste Heft will eine Kritik der modernen monarchischen Geschichtsschreibung geben. Der Verfasser fühlt als Vertreter der „bei den Sternen“ wohnenden Wahrheit den Beruf in sich, zu prüfen, ob die modernen Geschichtsschreiber — der Verfasser hat es hauptsächlich mit Ranke und der v. Sybel'schen Schule zu thun — „ihr Weltgeschichtsrichteramt redlich verwalten und inwieweit sie dazu berufen sind“. Da muß er denn die bedauerliche Entdeckung machen, daß die Geschichtsschreiber innerhalb des monarchischen Princips sich sämmtlich im Zustande einer erbarmungswürdigen Hypnose befinden. Eginhard, der Verfasser der „vita Caroli Magni“, erscheint ihm als vorbildlicher Typus eines derartigen „sich in der Hypnose befindenden deutschen Geschichtsschreibers“. Eginhard's Biographie wird daher zum „Versuchsobject“ für eine neutrale historische Kritik genommen, als deren Vertreter sich der Verfasser gerirt, wobei denn der Lebensbeschreiber Karl's des Großen, Karl der Große selbst und die ganze moderne Geschichtsschreibung übel genug zerrupft und zerzaust werden. Was will man auf 61 Seiten mehr? Zur Charakteristik des Tones, in dem das Pamphlet gehalten ist, genüge die Anführung eines Satzes: „Freilich gewährt die sternbesäte Brust eines Geschichtsschreibers stets einen höhern Genuß, und der Titel Geheimrath oder Kammerherr wirkt auf das im gewöhnlichen Leben nur an rauhe Töne gewöhnte Ohr äußern wohlthuend.“ Sapienti sat! Der kriegerische Verfasser kämpft unter der Parole: „Greif niemals in ein Wespennest, doch wenn du greifst, so greife fest“ (Claudius). Ist unter diesem festen Zugreifen eine sehr stark gewürzte, an die Rhetorik einer gewissen Presse stark gemahnende lanx satura zu verstehen, so wird man dem Verfasser das Zeugniß völliger Reife nicht versagen dürfen. Was aber den eigentlichen Kernpunkt seiner Geschichtsklitterung anlangt, die dahin zielt, Karl den Großen vom Postamente seines deutsch-nationalen Heldenthums herabzustürzen, so mögen die Männer von Fach zusehen, ob und welche Stellung sie dazu nehmen wollen.

Prof. Dr. H. C. K.

— The Castle Line Atlas of South Africa. London, Donald Currie & Co. — Das Büchlein, welches natürlich Reclamezwecken für die Dampfschiffslinie dient, doch ohne daß diese Tendenz unangenehm auftritt, bringt in einer Reihe von Artikeln eine Beschreibung von Land und Leuten, die, feuilletonistisch gehalten, doch ein ganz gutes Bild giebt. Am werthvollsten erscheinen uns die 16 Karten über Südafrika, die im Großen und Ganzen correct sind. Dasselbe ist aber nicht von der Generalkarte von Afrika zu sagen, auf der zwar die Grenzen der Togocolonie richtig eingetragen sind, das Land aber als Dahomey gehörig bezeichnet ist. M.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 37. Donnerstag, den 28. März. 1895.

Eine Ferienfahrt nach den Faröer und Island.

Von Dr. R. Büttner.

Im Sommer 1893 unternahm der „Dansk Tourist Forening" seine erste Gesellschaftsreise nach den Faröer und Island. Als Mitglied dieses dänischen Touristenvereins begab ich mich am 13. Juli nach Kopenhagen, von wo unsere Gesellschaft, bestehend aus 27 Herren und 7 Damen, übrigens von verschiedener Nationalität, sich am 14. Juli Morgens an Bord der „Laura" einschiffte. Der 19. Juli brachte schlechtes Wetter und für die meisten Reisetheilnehmer „Sösigen" (Seekrankheit). Gegen Mitternacht ging indessen die „Laura" in der Bucht von Trangisvaag vor Anker, noch rechtzeitig genug, um den Kranken bis zum Morgen Erholung und Ruhe zu gewähren. Am Nachmittag des 20. Juli lichtete die „Laura" die Anker und dampfte aus der Bucht von Trangisvaag, um draußen sofort von einer unruhigen See empfangen zu werden; außerdem war es kalt und es regnete ununterbrochen, so daß für manche Reisetheilnehmer die Koje in der That der beste Aufenthaltsort war. Wir kamen an den steilen unbewohnten Kegeln des Lille und Store Dimon vorüber, dampften um die Ostseite von Sandö und gelangten, die Straße zwischen Nolsö und Stromö nehmend, zu dem auf letzterer Insel, der größten der Gruppe, gelegenen Hauptort der Faröer, Thorshavn. Kaum lag die „Laura" vor Anker, als sich schon eine Anzahl Boote einfanden, um die von Trangisvaag mitgekommenen Landsleute abzuholen. Nachdem diese Mitpassagiere das Schiff verlassen hatten, konnten wir mit Muße die Bucht von Thorshavn mustern, die ihrer offenen Lage wegen bei aufmachendem Wetter den daselbst verankerten Schiffen keinen Schutz gewährt, diese sind dann im Gegentheil gezwungen den Ort zu verlassen. Auch diese Bucht ist von grünen Bergen umschlossen, aus denen sich die grauen Säulenetagen der Basaltabstürze erheben. Die Etagenlinien setzen sich in schöner Weise auf den Abhängen der gegenüberliegenden Insel Nolsö fort. Thorshavn präsentirt sich vom Bord aus wie ein Bergdörfchen. Seine hundert Häuschen, oder wie viele es sein mögen, ziehen sich an dem Hügel empor; die untersten stehen unmittelbar auf den Felsenufern, gegen welche das Meer anrollt. Stattlich nimmt sich in halber Höhe das Gouverneurshaus aus; auch das Kirchlein mit seinem weißen Abputz macht sich zwischen den Rasendächern der Häuser bemerkbar; endlich ist ein kleines, auf einem Felsenvorsprung am Ende der Stadt gelegenes Fort zu erwähnen, welches indessen dem Ort mehr als Staffage, denn zum Schutz dienen mag. Am nächsten Morgen fuhren wir an Land um einen Ausflug zu der auf dem Westufer der Insel gelegenen Kirche von Kirkebö zu unternehmen. Durch die merkwürdigen Bergstraßen des Oertchens, deren natürliches Pflaster von Basaltblöcken gebildet ist und die sonderbare Ausblicke auf die Rasendächer der in den verschiedensten Höhenlagen angeklebten Häuschen gewähren, zog sich unser Weg bald den Berg empor, sich zuerst als eine schöne Straße darstellend. Bald indessen verlief er sich in einen kaum sichtbaren Pfad über Berghänge, Felsentrümmer, Gerölle, zwischen Sumpflöcher und Wasserpfützen. Sobald man die Berghöhe erreicht, hat man einen wundervollen Ausblick auf die in steilen Linien sich aus dem Meere emporhebenden Felsenkegel von Hestur (Pferd), Kolter (Füllen), sowie die größere Insel Vagö. Wenn sich auch die Berghänge der Inseln aus der Ferne als grüne bewachsene Matten darstellen, so zeigte doch unser Weg die große Oede dieser Berge. Da sind ganze Flächen überhaupt ohne Vegetation, andere zeigen nur geringste Ansprüche machende Moose; dann finden sich Wollgräser und Heidekraut, auch Empetrum, endlich sparsame Blüthen von Polygala, Hypericum und Cochlearia. Wir brauchten zwei gute Stunden bis zu dem am Fuß des westlichen Steilabhanges der Insel auf einem schmalen Streifen Vorlandes gelegenen Ziel unseres Ausfluges. Es finden sich dort die Ruinen einer bischöflichen Kirche, deren Fertigstellung durch die Reformation unterbrochen wurde. Neben der Kirche liegt ein Bauerngehöft, der frühere Bischofssitz. Eines der Häuser — angeblich das Bischofshaus — ist durchaus in altnorwegischem Stil aus mächtigen Holzstämmen gebaut. Es ist jetzt mit Steinmauern umbaut und dient als Trocken- und Räucherkammer. Der Besitzer des Gehöftes ist einer der reichsten Leute auf den Inseln. Seine Schafheerden zählen mehr als Tausend Stück. Die ganze Anlage macht einen freundlichen und wohlhabenden Eindruck. Da sind mehrere Kartoffel- und Gerstenfelder, auch ein Kohl- und Blumengarten mit blühender Sturmhaube, Johannisbeersträuchern und Archangelicastauden, deren Stengel gegessen werden. Im Wohnzimmer hatte ich schon Töpfe mit Vergißmeinnicht und Kornblumen gesehen. An den Pfosten der Häuser waren große Fischwirbel und Rippen angenagelt, Walfischknochen lagen in Menge umher. Auf dem Wasser schwammen Eiderenten, am Ufer lagen Haufen von todten Seevögeln: Seepapageien, Taucher und Enten. Diese Vögel werden, wie wir später zu beobachten Gelegenheit hatten, in Netzen gefangen und machen neben den Fischen den Hauptbestandtheil der Nahrung der Insulaner aus. Außerdem bieten sie in ihren Federn eine ergiebige Erwerbsquelle. Eiderenten zu tödten ist dagegen bei hoher Strafe verboten. Interessant waren uns noch ein paar große angeschwemmte Baumstämme, die in den anhaftenden Balanen und Entenmuscheln den Beweis einer fernen Herkunft gewährten. Der Rückweg über den Steilabhang und die Höhe der Insel, wo jetzt ein kalter Wind mit Nebel und Regenschauern wehte, war nicht ohne Beschwerde, doch gewannen wir ihm als Vorübung für Island eine annehmbare Seite ab. Als wir wieder in Thorshavn anlangten, hatte die „Laura" bereits einige Signalschüsse gelöst und bald nach unserer Ankunft an Bord wurde die Fahrt zum nächsten Platz, Westmannshavn, aufgenommen. Um die Südspitze von Stromö steuernd, lenkten wir in den Westmannfjord ein, gaben bei Kirkebö einen Salutschuß ab und verfolgten nun die Meerstraße, die wir von der Höhe überschaut hatten, hart an den kleinen Inseln Hestur und Kolter vorbei. Dann nahm uns die enge Straße zwischen Vagö und Stromö auf, an welcher in einer prachtvollen vollkommen geschützten Bucht der kleine Ort auf der letzteren Insel gelegen ist. Die Fahrt nimmt nur zwei Stunden in Anspruch, gewährt aber einen hohen Genuß. Alle Berge zeigen die schönsten Basaltsäulenetagen; sie erheben sich mehr oder minder steil aus dem Wasser — da sind ganz senkrechte Abstürze von 200 und 300 Meter Höhe. Diese Steilwände zeigen an ihrem Grunde öfters Höhlenbildungen und Unterwaschungen, von Strömungen des Wassers, die in diesen engen Fjorden von kräftiger Wirkung sind, hervorgerufen. Die Gipfel und Kuppen sind zum Theil von bizarren Formen. Wiederholt blickt man in prachtvolle Kesselthäler und in Spaltschluchten, in denen die Berge von einander gerissen zu sein scheinen und die nun den prächtigsten silberschäumenden Steilbächen eine Rinne bieten. Westmannshavn ist ein kleiner Ort von etwa vierzig zerstreut gelegenen Häuschen. Auch ein Kirchlein ist da, von der einfachsten Form, mit drei Fenstern auf der Langseite, von Planken gebaut und mit Rasen gedeckt, darauf ein weißgestrichenes Holzthürmchen. Die Bucht macht durchaus den Eindruck eines Hochgebirgssees; der idyllisch ruhige Wasserspiegel läßt die umgebenden Berge nur noch mächtiger erscheinen. Unser Aufenthalt vor dem Platz beschränkte sich auf die späten Abendstunden und gegen 10 Uhr nahm die „Laura" die Fahrt wieder auf. Um seinen Passagieren nicht die Nachtruhe zu nehmen, steuerte der Capitän wieder den

Westmannfjord hinab und südlich um Stromö und Osterö zu dem auf Bordö gelegenen Ort Klakswik, in dessen tiefer und schöner Bucht wir am Sonnabend, den 22. Juli, Morgens erwachten. Ein näherer Weg wäre der um die Nordseite der Inseln und durch den Fjord zwischen Osterö und Kalsö gewesen, doch brandet hier der offene Ocean in gewaltiger Kraft gegen die Inselgruppe, wie wir auf der Heimfahrt zu erfahren Gelegenheit hatten. — Das Wetter war zwar vor Klakswik nicht gerade günstig, sondern kalt, neblig und regnerisch; trotzdem gingen wir an Land, besuchten einen prächtigen Wasserfall und stiegen an demselben, nach Steinen und Pflanzen ausschauend, empor. Da gab es blühendes Wiesenschaumkraut und die Sumpfdotterblume in Früchten, Thymian in großer Menge, Calluna und vereinzelt Erica, Plantago maritima, Melandryum rubrum, Euphrasia und andere Formen unserer norddeutschen Flora. Wir hatten die Begleitung eines dänischen Kaufmanns, der hier in seinem Kaufhaus alljährlich ein paar Monate verlebt. Nach ihm ist der Winter auf den Inseln ein sehr milder, noch im December findet man auf den Bergen blühende Blumen und schon im März beginnt das Sprießen der neuen Vegetation. In manchen Jahren soll es kaum frieren, in anderen wieder hat man noch im Mai Schnee und Eis. Während des Spazierganges betraten wir ein paar Färinger Häuser. Das sind doppelwandige Holzhäuser mit einem leeren Raum zwischen den Wänden von etwa 2 Fuß Breite. Es ist nur eine niedrige Thür und kein Fenster vorhanden. In dem einen ungedielten Raume steht in der Mitte der Herd, darüber ist der offene Rauchfang, durch den auch das Licht hineinfällt. An den Seiten finden sich die Verschläge für die Betten. Im Winter haust die gesammte Familie mit den Dienstboten hierselbst, dann ist der Raum zwischen den Holzwänden mit Heu ausgestopft. Im Sommer erlaubt man sich mehr Ausdehnung; dann wohnt die Familie in einem moderneren mit Fenstern und Dielen versehenen Anbau. In dem Amtmann der Faröer, dem obersten Regierungsvertreter, der sich unserer Gesellschaft in Thorshavn für den Islandausflug angeschlossen hatte, fanden wir einen anderen liebenswürdigen Erklärer färingischer Angelegenheiten. In die Gemeindemarken, die Büten, theilen sich Eigenbesitzer und Regierungspächter. Nach dem Besitz an Land wird der Wollertrag von den Gemeindeschafen vertheilt (Privatschafe giebt es nicht), aber erst nachdem der Zehnte für die Prediger, die Steuern, die Armen und andere Lasten abgezogen ist. Es giebt für die Inseln ein Localparlament, aus dem Gouverneur, dem obersten Geistlichen — dem Probst — und 18 Gemeindevertretern bestehend. In das Kopenhagener Parlament senden die Inseln zwei Abgeordnete. Die Gemeindelehrer werden vom Gouverneur ernannt, die Lehrer der Realschule in Thorshavn, die an 70 Schüler zählt, und die Geistlichen dagegen von Kopenhagen her bestellt.

Mit Klakswik verließen wir die Faröer am Sonnabend Abend mit der Aussicht auf eine neue vierzigstündige Oceanfahrt. Der Sonntag (der 23. Juli) brachte zwar am Morgen Sonnenschein, aber nur für kurze Zeit; der übrige Tag war dunkel und regnerisch. Gegen Mittag wurde die See bewegter und hielt sich auch so während der Nacht. Am Montag (den 24. Juli) war des Morgens das Wetter ziemlich klar, das tiefblaue Meer aber zeigte sich noch immer mit langen weißen Kämmen bedeckt. Wir hatten das Glück, in der Ferne ein paar Walfische zu sehen.

Um 9 Uhr, bald nach dem ersten Frühstück, erblickten wir Land, es war der Felsenberg von Hjörleifshöfdi an der südlichen Küste Islands. Näherkommend bemerkten wir, daß sich der Berg ziemlich unvermittelt aus dem Flachlande von Myrdalssandur erhebt. Dieses Flachland ist durch die vom Myrdalsjökull (jökull ist Schneeberg, Gletscher) dorthin abgeschwemmten Sande entstanden. Das Schiff steuerte westlich, mit dem Curs auf die Portlandspitze, den südlichsten Punkt Islands. Dieses Vorgebirge ist in zwei gewaltigen Felsenthoren durchbrochen, von denen eines vom Schiff aus deutlich sichtbar ist. Vor dem Cap, auf isländisch Dyrholay, stehen die fünf Zacken der Reynirfelsen, die mit den fünf Fingern der Hand oder den Wurzeln eines riesigen Backzahnes verglichen werden. Jenseit der Portlandspitze aber hatten wir den Blick auf den Myrdalsgletscher, der von den etwa 1300 Meter hohen Schneebergen in gewaltigen Feldern mit einer Riesenzunge sich nahe bis ans Meeresufer erstreckt. Noch gesteigert wird der Eindruck durch den sich bald öffnenden Blick auf den Eyjafjallagletscher, der sich ebenfalls von ungeheuern Schneefeldern in mächtiger Längenausdehnung bis ans Meer hinabzieht. Thatsächlich übrigens ziehen sich die Gletscher nicht bis ans Meer, sondern ihnen vorgelagert findet sich, wie bei Hjörleifshöfdi, ein flaches Küstenland, das durch die herabgeführten Sand- und Schuttmassen gebildet ist, auf dem sich auch einzelne Gehöfte und Ansiedelungen erkennen ließen. Im Anblick dieser Gletscher steuerte die „Laura" eine Zeit lang dahin, es traten auch aus den weißen Wolkenmassen einige weitere Gipfel hervor, die (richtiger wäre der) Hekla indessen, deren man hier zum ersten Male sichtbar wird, wollte sich nicht zeigen. Dann entfernten wir uns von der Küste, oder vielmehr die Küste buchtet sich nach Norden ein, während wir westlichen Curs behielten. Gegen Mittag tauchten die barocken Formen der Westmanninseln auf. Diese Inseln führen den Namen, weil sie zuerst von Irländern besiedelt wurden, diese aber bei den Norwegern, den Besiedlern Islands, Westmänner hießen. Es sind mehr als ein Dutzend, die wie Klötze und Grate mit den schroffsten und wildesten Felswänden aus dem Meere aufragen. Näher kommend erkannten wir, daß die kahlen Steilwände mit einer ungeheuren Menge von Seevögeln besetzt waren, während auf den grünen Kegel- und Kugelkuppen oberhalb der Seitenabstürze Schafe weideten. Diese, Vögel und Schafe, sind auf 13 der Inseln die einzigen ständigen Bewohner, nur eine einzige Insel, die vierzehnte und größte, Heima-ey, ist von Menschen bewohnt. Um 1 Uhr warf die „Laura" ziemlich weit vor einer Bucht Anker. Als bald danach zwei von 8 und 10 Männern geruderte Boote die Nachricht brachten, daß die See günstig sei und sich voraussichtlich auch einige Stunden so halten würde, benutzten wir sofort die Gelegenheit und gingen mit diesen Booten ans Land. Am Ufer erwartete uns die gesammte Bevölkerung des Platzes, der allerdings nicht mehr als 50 Häuschen zählen mag. Am Strande saßen Weiber, beschäftigt großen Dorschen die Eingeweide aus den Körpern zu reißen und fortzuwerfen, die dann sofort von den umherschwirrenden Möven aufgefressen wurden; andere Frauen wieder breiteten die Fische auf den Trockenplätzen aus. Da waren große Haufen von getrockneten Dorschköpfen und anderen Fischknochen — das ist das Heizmaterial für den Winter.

Die Landschaft ist auf dieser Inselseite ziemlich flach: um so schöner stellt sich somit der aus der Ebene sich unmittelbar erhebende Vulkankegel des Helgafell dar, dessen Fuß wir nach Passiren des Dorfes zuschritten. Der Berg erhebt sich 250 m und der Anstieg auf dem Schutt- und Aschenkegel, wo man kaum festen Fuß fassen kann, erforderte immerhin ein wenig Anstrengung, die aber reichlich durch die prachtvolle Aussicht vom Kraterrande auf die Inselgruppe und das Meer belohnt wurde. Der Abstieg war durch die jedem Fußtritt nachstürzenden Schuttmassen auch nicht bequemer. Am Fuße wieder angelangt, wandten wir uns, beim Kirchlein und Ort vorüberschreitend, zu einem großartigen Rundthal, welches zur Hälfte von hohen, steilen und düster gefärbten Felswänden umschlossen war. In der Mitte des rasenbewachsenen Thales, in dem mächtige Felsblöcke regellos zerstreut lagen, liegt ein kleiner See. Wir befanden uns hier in einem ungeheuren Krater, dessen Wände auf der einen Halbseite eingebrochen und theilweise ins Meer gesunken sind. Die stehengebliebenen Wände erreichen eine Höhe von mehreren hundert Metern. An der einen Seite dieses hart am Meer gelegenen Thales hat die See neben der Felsenwand eine tiefe Schlucht hineingefressen, deren wilde Formation, unterstützt durch einen am Grunde lautlärmend aus- und einströmenden Wasserschwall, von großartigem Eindruck ist. Die Felswände dieses Thales sind stellenweis mit hellen Flecken bedeckt, die sich als die weißblühenden Büsche von Matricaria maritima, Lychnis inflata und Achillaea millefolium erwiesen. Der den Thalgrund bedeckende Rasen, der übrigens in merkwürdiger Weise zerklüftet ist, wodurch das Gehen außerordentlich erschwert wird, zeigte in großen Mengen die rothen Blüthen des Thymian, zierliche Parnassien, Vergißmeinnicht und mehrere Rumexarten. Hochbefriedigt von diesem Nachmittagsausflug kehrten wir zum Strande zurück, fanden dort noch mehrere große Stämme von muschel-, krebs- und tangbewachsenem Treibholz und bestiegen unsere Boote wieder, welche uns zu einem der Vogelberge führten. Die von uns besichtigte Stelle war eine zum mindesten hundert Meter hohe senkrechte Felswand, am Grunde mit einem großartigen Thor, welches in eine geräumige Höhle führte, die einer ganzen Anzahl von Booten Platz gewährt hätte. Ein Besuch dieses Ortes ist natürlich nur bei sehr günstiger See möglich. Als dann die Boote aus dem Loch herauskamen, donnerte in gewaltigem Echo ein Kanonenschuß von der „Laura" herüber, und zu gleicher Zeit stürzten auf der Kante der Felswand stehende Vogelfänger Fels-

blöcke herunter, die mit großem Krachen in das Meer polterten. Das war den sonst ziemlich phlegmatischen Vögeln denn doch zu viel: in ungeheuren Mengen erhoben sie sich von ihren Ruheplätzen und flatterten in unbeschreiblichem Gewimmel um die Felsen, dabei ein betäubendes Geschrei und Gekrächz ausstoßend. Es sind vor Allem Seepapageien, Seeschwalben, mehrere Lummen und andere Arten. Wenn die durch die hinuntergestürzten Steine und Blöcke aufgescheuchten Vögel den Felsen umschwirren, werden sie von den auf der Höhe befindlichen Inselbewohnern in großen Netzen, die zwischen den Gabeln langer Stöcke befestigt sind, aufgefangen. Nach verhältnißmäßig kurzer Zeit kehrten die Vögel an ihre Ruhe- und Brutplätze zurück — dem scheltenden Geschrei und Gekrächz entzogen uns erst unsere Boote, die uns nun in schwerer Arbeit gegen die Wellen zur „Laura“ zurückführten, wo man bereits beschäftigt war, die Anker zu heben. Eine zwölfstündige Fahrt brachte uns von den Westmanninseln nach Reykiawik, auf dessen Rhede uns die herabrasselnden Ankerketten um die sechste Morgenstunde des 25. Juli ermunterten. Das Ziel unserer langen Seefahrt präsentirte sich in schönstem Sonnenschein. Der Ort liegt hart am Ufer einer durch mehrere Inseln belebten Bucht auf einer niedrigen Landzunge und zieht sich in ziemlicher Längenausdehnung dahin. Es sind doch immerhin etwa 300 Häuser vorhanden, von denen einige einen ganz stattlichen Eindruck machen. Links, d. i. östlich, zieht sich die Stadt eine kleine Erhebung hinan, die eine Windmühle (es giebt deren nur zwei in Island) und einen früher als Observatorium benutzten thurmähnlichen Bau trägt. Indessen ist die landschaftliche Oede doch eine sehr große. Wenn wir nun auch schon gewöhnt waren auf Bäume und Sträucher zu verzichten, so hatte doch bisher immer noch ein Grasteppich unser Auge erfreut. Aber hier war das Landschaftsbild auf grau und gelb gestimmt. Man hat den Eindruck, der auch der richtige ist, daß der Ort in einer traurigen Steinwüste liegt. Im weiten Hintergrunde erfaßt das Auge ein Rundbild von Gipfeln und Bergrücken, die sich bis an die Esja hinziehen, welcher letztere Gebirgsstock die Bucht im Norden wie mit einer näher gerückten Mauer abschließt. Weit dahinter aber erblickt man die zweispitzige Kuppe des mit ewigem Schnee bedeckten Snaefellsjökull, der sich bei der niederen Gestaltung des Vorlandes unmittelbar aus dem Meere zu erheben scheint. Vor Reykiawik fanden wir die „Thyra“, einen Dampfer von ähnlicher Größe wie die „Laura“ und von derselben dänischen Gesellschaft. Diese beiden Schiffe vermitteln den gesammten Postverkehr mit Dänemark. Da waren ferner in der Bucht zwei kleine Kriegsschiffe, ein französisches und ein dänisches, welche den Sommer über hier zum Schutze der Fischer stationirt sind. Endlich war neben einigen Fischerbarken noch eine englische Vergnügungsyacht vorhanden. Da die Abreise in das Land erst auf den folgenden Tag festgesetzt war, so war reichlich Zeit vorhanden, die Reisevorbereitungen zu treffen und die Sehenswürdigkeiten der isländischen Hauptstadt in Augenschein zu nehmen. Wie die meisten Küstenplätze, so verspricht auch Reykiawik von der Seeseite mehr als es nachher bieten kann. Es giebt da nur ein paar Straßen, eine Hafenstraße und zwei ihr parallele; in rechten Winkeln zu diesen stehen zwei oder drei andere. Das Centrum des Ortes ist ein Grasplatz, in dessen Mitte Thorwaldsen's Denkmal steht, der der Abstammung nach ein Isländer ist. An diesem Platz liegt die Kirche, etwa von der Größe unserer Dorfkirchen, die einen Taufstein von Thorwaldsen enthält. Daneben ist das Althinghaus, ein moderner zweistöckiger Steinbau mit dem Wappen Islands, dem kopflosen Dorsch, über der Pforte. In den oberen Räumen hat man ein Museum eingerichtet, welches einige isländische Alterthümer neben Gegenständen aus dem katholischen Mittelalter und der Neuzeit enthält. Die Sammlung ist nicht so reichhaltig, wie man aus Islands Vergangenheit folgern könnte, da viele und zwar die werthvollsten Sachen schon in früherer Zeit nach Dänemark gekommen sind. Von den Museumsräumen betraten wir die in gleicher Höhe gelegene Galerie des Sitzungssaales des Althings, der gerade damals einberufen war. Der Althing setzt sich übrigens aus 36 Abgeordneten zusammen, von denen sechs vom Könige ernannt werden. Diese Sechs bilden mit sechs anderen aus dem Unterhaus Gewählten das Oberhaus. In den unteren Räumen des Parlamentshauses ist die Bibliothek untergebracht, die ebenfalls nur Ueberreste aus der reichen literarischen Vergangenheit der Insel enthalten soll. — Die meisten Häuser der Stadt sind einstöckig, z. Th. aus Holzplanken — die aus Norwegen und Dänemark kommen —, z. Th. aus Steinen gebaut, mit Dachpappe oder Wellblech gedeckt. Nur einige machen einen stattlicheren Eindruck, so das Haus des Gouverneurs, des Bürgermeisters, die Lateinschule, das Spital, das Gefängniß. Es giebt auch ein Postgebäude, eine Apotheke, mehrere Druckereien — es erscheinen in Reykiawik nicht weniger denn drei Zeitungen —, ein sogenanntes Hotel, eine oder zwei Buchhandlungen, ein photographisches Atelier und — einige Gärtchen, in denen Engelwurz und Sturmhaube, Johannisbeeren, Kartoffeln, Kohl und Zwiebeln wachsen. Nachdem wir so alle Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt Islands in Augenschein genommen hatten, unternahmen wir noch einen Besuch der warmen Quellen von Laugarnes, an denen die Waschfrauen von Reykiawik ihrem Gewerbe nachgehen und zu gleicher Zeit die günstige Gelegenheit benützen, ihre Mahlzeiten und ihren Kaffee ohne Feuer und Holz zu kochen. Nach der Rückkehr an Bord gestaltete sich der Abend zu einem der angenehmsten; die See zeigte sich von einer außerordentlichen Ruhe; dazu war das Wetter lau und mild, wie wir es kaum in diesen Breiten erwartet hätten. Die Sonne ging erst in später Abendstunde zur Rast und tauchte nur so wenig unter den Horizont, daß wir noch um Mitternacht bequem lesen und schreiben und die Schneegipfel des Snaefellsjökull in großer Klarheit bewundern konnten. Am Morgen des 26. Juli verließen wir die „Laura“ und begaben uns nach der Landung zu dem Platz vor dem Gouverneurhause in Reykiawik, wo sich bald ein lebhaftes Treiben entwickelte. Unter den von ihren Besitzern herbeigeführten Pferden suchte man das einem am Passendsten scheinende Thier aus, sattelte es oder ließ es durch einen der Führer satteln und befestigte an dem Sattelriemen Regenrock und Regenhut. Um ½10 Uhr ging unser Auszug stattlich genug vor sich und die Reykiawiker hatten allen Grund mit dem Maß von Verwunderung, dessen sie in ihrem Phlegma fähig sind, unserer Cavalkade, besonders unseren Reiterinnen, nachzublicken. Unser Weg führte am Observatorium vorüber, über das lachsreiche Flüßchen Ellida-ar, ließ die warmen Quellen von Laugarnes zur Linken und dann verloren wir in dem hügeligen Terrain das Meer außer Sicht. Nach etwa zwei Stunden schärferen Rittes auf bis dahin sehr gut gehaltener Wegstrecke kamen wir zu einem weiten Bergkessel, wo wir die vorausgesendeten Packpferde bereits vorfanden und man soeben beschäftigt war, das Frühstück vorzubereiten. Man hatte diesen Platz, der die gewöhnliche Haltestelle der Reisenden bildet, gewählt, um die Pferde grasen zu lassen. Solcher grasbewachsenen Halt- und Weideplätze giebt es auf dem Wege bis Thingvalla vier oder fünf; auch wir hielten dieselben inne, um den Pferden Ruhe und Nahrung zu gönnen, denn ein anderes Futter als das selbstgesuchte erhalten die Thiere nicht. So verstreuten sich denn nach dem Absitzen unsere Pferde mit den Packgäulen in dem grünen Bergkessel, während die Führer dafür Sorge trugen, daß sich die Thiere nicht zu weit entfernten und sich nicht — bepackt und gesattelt wie sie waren — auf der Erde wälzten. Dies ist nämlich ihre gewöhnliche Art der Erholung und Reinigung, wie es denn auch merkwürdig erscheint, daß die Thiere, trotz der ihnen gewidmeten geringen Sorgfalt und der ihnen zugemutheten Strapazen, sich in verhältnißmäßig gutem Zustand befinden. Außer unseren gesattelten Thieren war eine Anzahl ledig gehender, die Reservepferde vorhanden, die für eine längere und schnellere Reise unentbehrlich sind, da die Thiere doch zu klein sind, um mehr als einige Stunden in dem schwierigen Terrain die Reiter zu tragen. Dann waren die Packgäule da, die sowohl den Proviant, wie auch unser nöthigstes Gepäck trugen. Da man auf dem Wege bis zum Geysir nur ein paar Höfe antrifft, die aber durchaus nicht auf Fremdenbesuch eingerichtet sind, so mußte eben der gesammte Proviant für die Gesellschaft mitgeführt werden. Tischtücher und Geschirr, Messer und Gabeln, Brod und Fleisch, Büchsen mit Butter, Käse und Conserven, Bier, Cognac und Aquavit — alle diese Sachen waren in Holzkästen untergebracht, von denen jedes Packpferd zwei trug. Andere trugen die Zelte, deren wir vier mit uns hatten und die vom dänischen Kriegsminister dem Verein zur Verfügung gestellt waren; noch andere schleppten in großen Säcken, auch zu je zwei, unser persönliches Gepäck, welches natürlich auf das Allernothwendigste hatte beschränkt werden müssen. Als nach beendetem Frühstück der Ruf „zu Pferde“ ertönte, ging der Aufbruch schon ganz glatt von Statten und die Zuversicht der der Reitkunst bisher nicht kundigen Reiseteilnehmer war nach dem ersten geglückten Versuch bedeutend gestiegen. Freilich wurde diese Zuversicht und die Ausdauer der sämmtlichen Reiter und Reiterinnen an diesem Tage noch auf eine schwere Probe gestellt, denn mit jeder Ruhe- und Weidepause wurde das Ab- und

Wiederaufsitzen mühseliger und als wir Abends in Thingvalla eintrafen, konnten nicht mehr Alle ohne Beihilfe von ihren Pferden herabkommen. Der gute Weg hatte doch bald aufgehört und der übrige Pfad zog sich schwierig genug zwischen Lavablöcken dahin, bergauf und bergab, an ein paar kleinen Seen vorüber, bald über ganz kahle Lavaflächen, bald über moosbedeckte und mit Blüthen von Vaccinium, Empetrum, Gentiana, Dryas, Filago, Comarum sparsam geschmückte Moor- und Torffelder, die in ihrer sonderbaren Zerklüftung selbst den isländischen Pferden Schwierigkeiten bereiteten. Der Gesammtanblick der Landschaft war ein öder, todter — ein paar Brachvögel schienen die einzigen Vertreter der Thierwelt. Die Oede wurde einmal angenehm durch das Seljadalr, das Weidenthal, unterbrochen, welches mit seinen grasbestandenen Abhängen fast den Eindruck eines Alpenthales zu machen im Stande ist. Den Namen trägt es von mehreren Arten Zwergweiden, die, etwa 1—2 Fuß hoch, dort in reichlicher Menge wachsen und die unseren isländischen Führern Gelegenheit gaben, uns auf die Wälder, die wir auf dem weiteren Wege zum Geysir passiren sollten, vorzubereiten. In diesem Thale passirt man den Rand einer romantischen Schlucht mit senkrechten Tuffwänden. Vom Seljadalr führt dann der Weg weiter über eine mächtige Lavafläche, auf welcher man an vielen Stellen merkwürdige Formen der erstarrenden flüssigen Masse zu beobachten Gelegenheit hat. (Schluß folgt.)

Wetterbericht vom Februar 1895.

I. Charakter der einzelnen Tage des Monats.

Datum	Durchschnittliche Richtung und Stärke des Windes	Abweichungen von den Normalwerthen: bei dem Barometer in Leipzig	Abweichungen von den Normalwerthen: bei der relat. Feuchtigkeit in Chemnitz	Durchschnittliche Abweichungen von den Normalen bei der Temperatur: überhaupt	Grenzwerthe		Durchschnittliche Abweichungen: bei der Bewölkung	Specielle Temperaturverhältnisse an den 12 Stationen: Durchschnittl. tägliche Schwankung	Absolutes Maximum	Absolutes Minimum	Niederschläge: Anzahl der Stationen mit meßbarem Niederschlag	Durchschnittliche Höhe (Millimeter)	Größte Tagesmenge (Millimeter)	Stationstage der 12 Stationen mit: heiterer und trockener Witterung	trüber, aber vorwiegend trockener Witterung	Regenfall	Schneefall
1	ESE schwach	— 2.2	+11	— 3.9	+0.3 X.*)	—6.7 V.	+2.1	6.1	—1.0 X.	—11.6 VII, XII.	4	0.4	0.8 XII.	8	29	—	11
2	W leicht	+ 0.3	+12	— 4.2	—1.4 V.	—5.7 VII.	+2.9	3.2	0.1 V.	—11.0 XII.	9	1.2	3.7 XI.	2	45	—	1
3	N leicht	+ 0.5	+ 9	— 3.8	—2.9 IV.	—5.0 XII.	+2.8	2.9	—1.9 II.	—12.6 XII.	1	0.1	0.1 XI.	3	44	—	1
4	N schwach	— 3.4	+11	— 4.6	—3.2 I.	—6.2 XII	+2.5	1.5	—1.0 I.	—12.6 XII.	12	2.3	5.8 VII.	2	16	—	30
5	NE leicht	— 3.7	+10	— 8.1	—7.8 II.	—9.3 I, XI.	+1.2	3.9	—3.5 I.	—15.1 XII.	11	1.2	3.8 XII.	7	22	—	19
6	NE leicht	— 7.5	+ 8	—14.3	—12.7 VIII.	—17.2 V.	—2.9	6.6	—8.2 II	—22.3 XI.	3	0.4	0.5 II.	36	12	—	—
7	N leicht	— 4.8	+13	—15.9	—12.9 X.	—18.9 XI.	—2.2	11.7	—10.1 III.	—28.8 XI.	—	—	—	30	16	—	2
8	NE leicht	— 2.6	+11	—11.8	—9.5 II.	—18.9 XI.	—0.2	7.7	—7.7 II.	—23.2 XI.	3	0.6	1.5 IX.	17	23	—	8
9	W mäßig	— 3.2	+12	—10.5	—9.2 II.	—11.9 VI.	+0.9	6.8	—6.8 V.	—21.3 VI.	10	1.0	2.0 X.	12	19	—	17
10	WSW leicht	— 3.1	0	—11.6	—10.1 II	—13.4 XI.	—4.1	8.1	—5.1 II.	—18.6 XII.	4	0.5	1.0 VIII.	43	4	—	1
11	E schwach	— 9.3	+17	—11.1	—7.6 XII.	—13.6 III.	+1.7	10.8	—5.9 II.	—22.7 VII	—	—	—	16	28	—	4
12	NNE schwach	— 7.3	+15	— 9.7	—8.2 II.	—10.9 XII.	+3.0	8.5	—6.4 I, II.	—15.5 X.	12	3.7	7.2 III.	1	9	—	38
13	E leicht	+ 0.9	+ 6	—11.6	—8.9 VII.	—15.5 III.	—2.8	9.3	—4.6 III.	—20.0 XI.	12	1.8	3.9 X.	38	9	—	1
14	WNW leicht	+ 3.2	+15	—11.1	—9.7 IV.	—12.5 VI.	+3.0	10.1	—4.2 I.	—23.7 XI.	10	0.4	1.0 X.	4	15	—	29
15	NNE schwach	+ 3.7	+15	— 7.3	—5.6 I.	—8.6 XII.	+1.4	5.7	—1.5 I.	—15.6 XII.	12	9.5	22.4 X.	6	13	—	29
16	N mäßig	+ 6.5	+ 7	— 6.5	—5.1 II.	—9.3 IX.	+2.2	6.7	—1.4 I.	—16.4 III.	7	1.7	3.2 X.	2	22	—	24
17	NNW schwach	+ 3.9	+ 8	— 7.1	—4.4 I.	—10.4 XII.	+2.3	3.6	—1.9 I.	—15.4 XII.	9	1.7	4.2 XII.	4	15	—	29
18	NW leicht	+ 0.7	+16	— 4.1	—2.3 III.	—8.7 V.	+2.5	5.8	—0.3 III.	—15.8 XII.	10	2.6	2.8 XII.	4	17	—	27
19	WNW leicht	+ 2.4	+14	— 3.7	—1.4 IX.	—12.6 V	+2.1	4.4	0.6 I.	—20.7 V.	6	1.3	3.0 XI.	6	42	—	—
20	W schwach	+ 2.8	+ 8	— 2.6	—1.3 II.	—4.0 XII.	+2.5	5.9	1.3 II.	—9.8 XII.	1	0.8	0.8 XII.	6	38	—	4
21	W mäßig	— 0.1	+ 8	— 0.7	+0.3 II.	—1.9 XII.	+2.6	3.0	2.4 I.	—8.5 XII	6	0.5	0.8 X.	1	28	—	19
22	WNW mäßig	— 1.6	+13	— 0.7	+0.4 VII.	—2.1 XII.	+3.0	1.8	3.1 I.	—7.5 XII.	12	4.2	11.8 X.	—	11	—	37
23	NW schwach	+ 2.6	+11	— 3.2	—1.8 VII.	—5.0 XII.	+3.0	3.4	1.4 I.	—10.3 XII.	12	4.4	17.2 X.	—	26	—	22
24	WSW schwach	— 6.0	+ 6	— 2.1	—0.7 II.	—2.9 XI.	+2.7	3.9	2.6 I	—9.8 XII	11	0.9	1.8 VI.	1	31	—	16
25	NW leicht	+ 4.9	+10	— 3.2	—2.0 II.	—4.6 XII	+2.1	2.5	1.0 II.	—8.7 XII	9	1.8	4.8 XI.	7	28	—	13
26	SW schwach	— 7.8	+ 4	— 3.5	—2.5 II.	—5.0 XI.	—0.7	4.1	1.8 II.	—10.5 XII	4	0.2	0.3 III.	24	18	—	6
27	W mäßig	—16.2	+ 3	— 2.3	—1.1 II.	—3.8 XII.	+2.8	4.9	3.4 I.	—9.9 XII.	12	1.7	8.2 X.	6	9	—	33
28	NW mäßig	— 5.4	+12	— 3.5	—1.4 VII.	—4.4 VIII	+2.4	2.5	1.2 I.	—8.8 XII.	12	3.7	16.2 X.	3	16	—	29
		— 1.9	+ 7	— 6.5	+0.4 VII.	—18.9 XI.	+1.4	5.4	3.4 I.	—28.8 XI.	—	—	22.4 X.	289	605	—	450

*) Die römischen Ziffern beziehen sich auf die Nummern der Stationen in Tabelle II.

II. Monatsresultate von 12 Stationen II. Ordnung.

Nummer, Name und Höhe der Stationen (Höhe in m über der Ostsee)		Temperatur C°: Mittel	Abweich	Mittl. Maximum	Mittl. Minimum	Dunstspannung: Mittel	Abweich.	Rel. Feuchtigkeit: Mittel	Abweich	Bewölkung: Mittel	Abweich	Vertheilung der Winde nach Procenten: SW—NW	NNW—ESE	SE—SSW	Mittel der Windstärke (Beaufort Scala)	Niederschlagshöhen mm, überhaupt: Summe	Abweich. von der Normalen	von Schnee	Tage mit: Nebel	Schneedecke	Reif	Nachtfrost	Rauhfrost	Glatteis	Stürmische Winde	Meßb. Niederschl.	Schneefall überhaupt
I. Leipzig	119.2	—5.4	—6.2	—2.3	— 8.6	3.2	—0.8	96	+16	8.8	+1.9	47.6	39.3	13.1	1.9	23.7	— 4.0	23.7	4	28	—	28	5	—	—	18	19
II. Dresden	119.2	—4.9	—5.7	—2.6	— 7.6	2.9	—1.1	85	+ 5	9.3	+2.5	50.0	38.1	11.9	2.3	28.6	+ 0.9	28.6	15	28		28		—	—	19	20
III. Döbeln	179.2	—5.9	—6.4	—3.1	— 9.5	2.9	—1.1	90	+ 9	8.9	+2.0	57.1	34.5	8.3	2.1	29.4	— 1.0	29.4	24	28	3	28	4	—	—	13	16
IV. Bautzen	212.7	—5.9	—6.2	—3.5	— 8.8	2.7	—1.2	86	+ 5	8.2	+1.3	66.3	32.5	1.3	2.7	30.9	— 1.7	27.9	3	28		28				16	17
V. Zittau	263.7	—7.2	—7.2	—4.4	—11.0	2.4	—1.5	77	— 5	8.9	+2.0	37.1	48.4	14.5	1.9	17.3	—18.0	17.3	25	28	—	29	—	—	—	14	16
VI. Chemnitz	316.8	—7.2	—7.0	—4.1	—10.4	2.7	—1.2	93	+10	8.0	+1.0	43.1	49.2	7.7	2.0	38.8	+ 0.8	38.1	25	28	1	28	8	1		21	23
VII. Plauen	399.4	—6.8	—6.2	—4.7	— 9.5	2.6	—1.2	87	+ 3	7.7	+0.7	35.8	45.7	18.5	2.9	36.3	— 5.4	36.3	6	28	—	28	4		—	18	17
VIII. Freiberg	407.2	—7.1	—6.4	—4.2	— 9.0	2.5	—1.3	88	+ 4	8.8	+1.4	42.9	48.8	8.3	3.6	43.6	+ 0.8	43.6	2	18	—	28	—	—	—	16	17
IX. Schneeberg	442.6	—7.5	—6.6	—4.6	—10.3	2.5	—1.2	88	+ 4	8.5	+1.5	56.1	41.5	2.4	3.8	52.1	+ 7.2	52.1	12	28	11	28	6	—		21	21
X. Altenberg	756.2	— 8.9	— 6.1	—6.6	—11.1	2.1	—1.1	96	+ 8	7.8	+0.6	35.[illegible]	39.5	25.0	3.[illegible]	109.4	+47.8	109.4	10	28	—	28	10	—	2	16	16
XI. Reitzenhain	777.6	— 9.9	—7.2	—7.6	—12.6	2.3	—1.2	99	+11	8.1	+0.9	41.[illegible]	36.9	21.6	2.5	72.4	+ 9.7	72.4	10	28		28	23	—	2	17	18
XII. Fichtelberg	1215	—12.0	— 6.9	—10.0	—13.5	1.9	—1.2	97	+ 3	8.3	+0.9	39.[illegible]	37.7	23.4	3.6	28.3	—58.0	28.3	21	28	—	28	28			19	11

Chemnitz, Königl. meteorologisches Institut, 22. März 1895 — Prof. Dr. Paul Schreiber, Director

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 38. | Sonnabend, den 30. März. | 1895.

Eine Ferienfahrt nach den Faröer und Island.

Von Dr. R. Büttner.

(Schluß.)

Zu später Nachmittagsstunde tauchte zu unserer Rechten ein von Bergen umsäumter See auf, der Thingvallavatn, den wir, freilich in ziemlicher Entfernung, entlang ritten. Endlich hielten wir am Eingange der Almannagja. Zwischen ein paar Felshügeln führte eine natürliche Felsentreppe in eine gewaltige Schlucht hinein, deren Beschreibung ich gern Preyer und Zirkel in ihrer „Reise nach Island" (Leipzig 1862) überlasse: . . . Die Almannagja gehört zu den Dingen, welche man sehen muß, um daran zu glauben. Sie ist so ungeheuer, so kolossal, daß man sie nur in kleinerem Maßstab sich vorzustellen vermag, und sie jedesmal, wenn wir sie wiedersehen, uns größer und imposanter erscheint als das Bild, das sie unserem Geiste zurückließ. Es ist in der That nicht übertrieben, wenn Lord Dufferin behauptet, es sei der Mühe werth, um die Erde zu reisen, um die Almannagja zu sehen . . . Die Almannagja erstreckt sich eine geographische Meile lang vom Nordwestufer des Thingvallavatn in einer geraden ununterbrochenen Linie bis zu dem Armannsfell. Auf beiden Seiten wird sie eingeschlossen von senkrechten riesigen Lavafelsmassen, die, etwa 50—70 Fuß von einander entfernt, in ihrem ganzen Verlauf sich ziemlich parallel bleiben. Ihre Höhe wechselt. Die westliche Wand ist mitunter mehr als doppelt so hoch als die östliche, indem sie an einigen Stellen weit über 100, an anderen nur 30—40 Fuß sich erhebt. Seltsame Lavagebilde, Zacken, überhängende Vorsprünge, Zinnen, Pyramiden, Fenster, wie künstliches Werk von Menschenhänden, überraschen das von unten hinaufschauende Auge, während oben nichts in dem großen Lavafelde den gräßlichen Abgrund verräth, bis man sich plötzlich am Rande desselben befindet. — P. Baumgartner (Island und die Faröer, Freiburg 1889) nennt die Almannagja: ein wahres Höllenthal, einen Stieg in die Unterwelt, ganz in Dante's Stil erdacht und ausgeführt. Durch diesen wunderbaren Spalt, der die Einbruchstelle eines großen Lavafeldes bedeutet (das, gesunken, die Ebene von Thingvalla und den See entstehen ließ) und dem in etwa einer deutschen Meile Entfernung die parallel verlaufende andere Einbruchstelle der Rabenschlucht entspricht, ritten wir nun abwärts, uns ganz dem sicheren Tritt der Pferde überlassend, die hier eine in der That überraschende Geschicklichkeit bewiesen. Ich will indessen gestehen, daß wir an diesem Abend nicht die Großartigkeit der Almannagja genügend erfassen konnten, und daß wir froh waren, beim Austritt aus der Schlucht die Ebene von Thingvalla mit der Kirche und dem Priesterhof vor uns zu sehen, das Ziel unserer heutigen Reise, wo wir denn auch nach nur kurzer Zeit — die Oexara durchreitend — in mehr oder weniger erschöpftem Zustande anlangten. Nachdem endlich alle Pferde eingetroffen und entlastet waren, wurden sie zu einer ziemlich weit entfernten Grasstelle getrieben, wir aber hielten unsere Mittag- oder Abendmahlzeit in Gestalt von prächtigen dem Thingvallasee entstammenden Lachsen und gingen nach dem Kaffee zur Ruhe, die Damen in dem Priesterhause, die Herren in den Zelten, in denen ein jeder auf geschüttetem Heu sein Betttuch ausbreitete und sich mit Decke und Regenmantel zudeckte. Doch die Anstrengung war eine zu große gewesen, auch war das Lager ungewohnt, so daß unsere Nachtruhe nicht so gut war, als wir wohl verdient hätten. Als wir uns aber am anderen Morgen am Ufer der Oexara mit dem 6 Grad messenden Wasser gewaschen und den Kaffee eingenommen hatten, war die Strapaze des vorigen Tages bis auf eine gewisse Steifheit der Glieder vergessen, um so mehr als dieser Tag der Ruhe und Besichtigung von Thingvalla gewidmet wurde. So durchschritten wir noch einmal die Allmännerschlucht, durch welche schon vor 1000 Jahren Islands thingfähige Männer zum Thingfelde gekommen waren, besuchten auch jenen Theil derselben, durch welchen die Oexara strömt, und die beiden Wasserfälle, mit denen sie sich, vom oberen Lavafelde kommend, in die Schlucht hineinstürzt und wieder hinauswälzt. Besonders der erste Fall ist von unten gesehen von imponirender Wirkung, während man auf dem oberen Rande der Fallwand einen prächtigen Ueberblick auf die Ebene, den See und die Berge genießt. Aus der Schlucht sich in die Ebene stürzend, durchfließt die Oexara diese in mehreren Armen und mündet dann, unfern des Priesterhauses, in den See. Weiter wendeten wir uns zum Besuche der merkwürdigen tiefen Spalten, welche in der Ebene parallel mit der Almannagja, aber durch die Oexara von ihr getrennt, verlaufen. Diese Spalten verdanken ihre Entstehung offenbar demselben Lavaeinbruch wie die Almannagja und Rabenschlucht. Sie sind verschieden breit, ganz schmal bis zu fünf und mehr Metern weit, einige sind trocken, andere in der Tiefe mit wunderbar klarem und durchsichtigem blaugrünen Wasser erfüllt. Am oberen Rande liegend und hinunterschauend, vermag man sich unschwer in die phantastischsten Krystall- und Feenpaläste zu versetzen. Eine dieser Spalten schließt den Lögberg ab, den Gesetzesberg, von wo aus dem zum Althing versammelten Volke durch den Lögsogumadr die Beschlüsse der Lögretta, der aus den Goden bestehenden gesetzgebenden Versammlung, verkündet wurden. Hier wurde im Jahre 1000 die Annahme des Christenthums für alle Isländer beschlossen und verkündet, hier verkündete im Jahre 1874 König Christian IX. die neue Verfassung, durch welche den Isländern der Althing und die selbständige Verwaltung zurückgegeben wurde. Man zeigte uns die Stelle auf dem Thingfelde, wo des Königs Zelt gestanden, gegenüber der kleinen von der Oexara gebildeten Insel, wo der Rothkampf ausgefochten wurde, der den Streit zweier Thingmänner in tödtlichem Waffengange entscheiden mußte. Es giebt auf dem Thingfelde noch andere durch Geschichte und Sage denkwürdige Stellen: dort wurden die Ehebrecherinnen in die Oexara gestürzt, hier rettete ein zum Tode verurtheilter Isländer durch übermenschlichen Sprung Leben und Freiheit. Voll von diesen Eindrücken kehrten wir zu unserem Pfarrhofe zurück, wohin unterdessen durch verschiedene Reisegenossen eine ganz hübsche botanische Ausbeute zusammengebracht war. Es fanden sich darunter Juniperus alpinus, Cystopteris, Selaginella, Dryas, verschiedene Arten von Salix und Betula, Vaccinium, Saxifraga, Galium, Hypericum u. a. Gegen Abend fing es an zu regnen und zwar so heftig und andauernd, daß die Aussicht, die Nacht im Zelt zuzubringen, eine wenig verlockende war. In früheren Jahren hatte man den Reisenden die Kirche für die Nacht überlassen. Als indessen die Kirche durch rücksichtslose Fremde gemißbraucht wurde, ist diese Erlaubniß durch die Kirchenbehörde zurückgezogen worden. Als wir uns zur Ruhe begeben wollten, war das Heulager schon ganz durchnäßt, in kleinen Bächen rieselte das Wasser durch das Zelt und bildete förmlich kleine Tümpel. Dazu schlugen die Zelte durch und das himmlische Naß tropfte so auch von oben auf unsere Lagerstätten. Unter solchen Umständen zogen wir vor auszuwandern und fanden auch in dem Heuschober, der indessen von den Führern und Pferdeknechten schon stark belegt war, eine trockne und warme Unterkunft. Als indessen der Regen die ganze Nacht anhielt und am Morgen noch immer keine Verminderung zeigte, schien es uns zweifelhaft, ob wir den Ritt zum Geysir unternehmen würden. Doch da hatte ich die Energie der Reisegenossen stark unterschätzt: wir wuschen uns im Regen, genossen ein wenig Kaffee und Brod, sattelten unsere Pferde und saßen im Regen auf, der denn auch nicht verfehlte uns in kurzer Zeit zu durch-

näſſen. Es regnete auch, mit kurzen Unterbrechungen, während des ganzen Tages, oder doch wenigstens bis eine oder ein und eine halbe Stunde vor Abschluß des Rittes am Geysir, wo wir am Abend um 9 Uhr, das ist 14 Stunden nach dem Aufbruch von Thingvalla eintrafen. Alle Regen- und Kautschukmäntel waren durchweicht, das Wasser stand in den Stiefeln und Lammgamaschen, die Sättel konnten nicht näſſer werden und der Weg war eine große Waſſer- und Schlammpfütze. Durch die Thingvallaebene reitend stießen wir auf einen isländischen Wald. Es waren Birken und Weidensträucher verschiedener Art von ein, höchstens $1\frac{1}{2}$ m Höhe, die aber trotz ihres niedrigen Wuchses eine erfreuliche Abwechselung in das Landschaftsbild brachten. Man behauptet, daß die Insel in früheren Jahrhunderten in ausgedehnterem Maße bewaldet gewesen sei, welcher Annahme wohl auch beizustimmen ist. Aber es ist kein Zweifel, daß die Entwaldung bei dem vollständigen Mangel an jedweder Waldcultur und dem Verbrauch durch die Bevölkerung weiter fortschreiten wird. Dann passirten wir die Rabenschlucht, die sich freilich an Großartigkeit nicht mit der Almannagja messen kann. Der Weg steigt von der Ebene steil aufwärts und führt auf einem schmalen künstlichen Damm quer über die Schlucht zum oberen Bruchrande, mit welchem man sich wiederum auf dem großen, wilden und öden Lavafelde befindet. Von demselben hat man noch einen Rückblick auf den See und die umgebenden Höhenzüge. Es liegt dort oben auch ein Hof, in welchem wir vor dem strömenden Regen, obgleich uns dieser eigentlich nicht weiter durchnäſſen konnte, für eine Viertelstunde Schutz suchten. Wir benutzten die Gelegenheit, ein solches Gehöft näher zu besichtigen. Es liegt inmitten einer Wiese, die ihrerseits von einer weiten Steinmauer umschlossen ist. Das Wohngebäude besteht eigentlich aus mehreren seitlich aneinander gereihten Häuschen, die unter sich durch niedere Steinmauern getrennt sind. Die Dächer sind aus fußdicken Rasenlagen gebildet, wodurch das Ganze den Eindruck eines Kasemattenbaues macht. Einzelne der Häuschen haben einen vorderen Eingang, der Haupteingang ist aber der seitliche. Nimmt man diesen, so befindet man sich in einem langen und schmalen dunklen Steingang, der die Einzelhäuschen quer durchzieht und von dem man rechts und links zu den Kammern, von denen zwei auf ein Häuschen kommen, gelangt. Die letzte Doppelkammer war in diesem Fall der Schlafraum der Familie. Es war ein niedriger, nur durch ein Giebelfenster erleuchteter Raum, dessen Wände mit 6 Bettstellen und zwei Lagerstätten umzogen waren. In diesem Raum nächtigen nicht weniger als 15 Personen, Großeltern, Eltern und Kinder, Knechte und Mägde. Die andern Häuschen dienen als Küche und Vorrathsräume, als Torf- und Milchkammern. In diesem Gehöft war Alles sehr schmutzig und wir waren froh, als wir dasselbe wieder verließen. Der weitere Weg führte durch eine Bergscenerie, deren Großartigkeit wir erst auf der Rückreise würdigten. Steile Bergkegel, die Abhänge bedeckt mit Schuttlawinen, durch tief eingerissene Schluchten von einander getrennt, umschlossen im Halbkreise die kleine Ebene, auf der wir gegen Mittag ein kaltes und zugleich nasses Frühstück einnahmen. Dann zog sich der Weg in das Laugarthal hinab, eine weite, im Norden von Bergen umsäumte grüne Ebene mit gewundenen Flußläufen und den beiden Seen Apavatn und Laugarvatn. Schon in weiter Entfernung wurde hier eine hohe Dampfsäule sichtbar, in deren Richtung wir uns hielten, trotzdem wir bald erkannten, daß sie zum Gebiet jenseits des Sees gehörte. Indessen führte unser Weg zum Ufer des Laugarvatn und dort fanden wir, durch kleinere Dampfsäulen gekennzeichnet, ein paar andere heiße Sprudelquellen, von denen die größte in ihren Eruptionen etwa 2 oder 3 Fuß Höhe erreichte. Ein mäßiger Schwefelgeruch war nicht zu verkennen. Daß trotzdem diese Quellen zur sofortigen Zubereitung von Grogk oder Toddy zu verwenden waren, wurde ausgeprobt. Doch es gab nicht viel Aufenthalt für uns. Wir umritten den Laugarvatn in seiner Uferebene am Fuße der Bergkette und hatten dabei mehrere Bäche zu durchqueren. Später mußten wir dann, um eine Moorgegend zu vermeiden, den Berghang wieder emporklettern. So gelangten wir zur Pfarrkirche Middalr, einem Holzgebäude mit drei Fenstern Front und einem aufgesetzten weißen Thürmchen. Die Gehöfte liegen hier einander mehr genähert, so daß man beinahe den Eindruck einer Dorfschaft erhält. Und weiter ging es Hügel auf Hügel ab durch einige Wälder, welche, trotzdem wir sie vom Sattel unserer Ponies aus vollständig überblicken konnten, einen ganz stattlichen Eindruck machten. Dann kamen wir zur Bruara hinab, deren Uebergang die hauptsächlichste Merkwürdigkeit des heutigen Rittes sein sollte. Man passirt nämlich den Fluß unterhalb schäumender Stromschnellen und überschreitet einen in seinem Bett befindlichen tiefen Spalt, in den die Wasser von den Seiten hineinstürzen, auf einer im Flußbett darüber angebrachten kleinen Holzbrücke. Bei der Sicherheit, mit der die isländischen Pferde die stark strömenden Flüsse durchschreiten, ist der Uebergang ungefährlich, aber, besonders bei höherem Wasserstande, wo dann die Brücke eingetaucht ist, merkwürdig genug. Von den Bergen herabsteigend passirten wir das Kirchlein von Uthlid, weiter — es war gegen 8 Uhr Abends und der Regen hatte aufgehört — das Gehöft Austurlid. Bald hinter dem eine halbe Stunde davon gelegenen Hofe Muli machte sich dann das Geysirgebiet durch seine Dampfwolken erkennbar. Indessen wurde die Geduld noch einmal auf die Probe gestellt, denn, um ein ausgedehntes Moorgebiet zu vermeiden, ist man genöthigt, einen großen Umweg zu machen, der, an noch zwei weiteren Gehöften vorüberführend, uns endlich in der 10. Abendstunde an den Sinterkegel des großen Geysir brachte.

Als die Packpferde kamen und abgeladen wurden, die Zelte aufgeschlagen und das Gepäck vertheilt wurde, konnten sich Diejenigen, die darauf eingerichtet waren, umkleiden; während dann die Vorbereitungen zum Essen getroffen wurden — seit dem naßkalten Frühstück um die Mittagszeit hatten wir nur ein paar trockene Biscuits gekaut — besuchten wir das Geysirbecken. Man steigt den etwa 5 m hohen Sinterkegel hinan und sieht sich am Rande eines 16 m breiten, runden und flachen, in der Mitte etwa 2 m tiefen Beckens, das bis zum Rande mit etwa 80° C. messendem blaugrünem Wasser erfüllt ist. Durch das Wasser schaut man in die Oeffnung des eigentlichen, durch dunkele Farbe deutlich markirten, 24 m tiefen Ausbruchscanals, der selbst noch einen Durchmesser von 3 m besitzt. Ueber den Rand des Beckens fließt fortwährend an mehreren Stellen heißes Wasser den Kegel abwärts, welches sich mit dem Abfluß anderer Quellen zu einem Bächlein vereinigt, welches später in den Tunguflot fällt. Neben den den Kegel aufbauenden schalen- und blätterförmigen Sinterschichten sieht man besonders am Beckenrand Absätze verschiedenster Gestaltung, drüsen- und korallenartige, relativ feste und poröse. Die Sinter, zumal im Becken, sind von grauer Farbe, man sieht aber, besonders in den Abflußrinnen, höchst zierliche Gebilde von zarter weißer, röthlicher und blauer Färbung. Als wir so am Beckenrande standen und von den nach Lauge und Schwefel riechenden Dampfwolken umweht wurden, ertönte plötzlich unter unseren Füßen ein stoßweises Getöse, das Wasser hob sich und wallte stark auf, aus dem Eruptionscanal wölbte sich eine etwa 1 Meter hohe glockenförmige Wassermenge hervor und über den Rand floß unter starker Dampfentwickelung nach allen Seiten des Kegels siedend heißes Wasser ab. Nach etwa zwei Minuten lag das Becken wieder so ruhig wie vorher. Das war also eine der kleinen Eruptionen gewesen — eine solche erfolgte auch noch am anderen Tage — und war Alles, was wir von der jetzigen Thätigkeit des großen Geysir gesehen haben. Der dem Quellgebiet zunächst wohnende Bauer erzählte, daß der Geysir am Tage unserer Ankunft in Reykiawik gesprungen habe und daß sich die Ausbrüche nur etwa alle 26 Tage wiederholen. Daß die Thätigkeit des Geysirs im Absterben ist, ist allgemein bekannt. Im Jahre 1770 sprang er täglich elfmal, 1814 täglich viermal, 1860 alle 4 oder 5 Tage. Ein jeder Geysirbesucher verzichtet unter solchen Umständen jetzt eo ipso auf eine Vorstellung, dagegen blieb uns ja der Strokr, der, wie wir oft gelesen und gehört hatten, beliebig zum Ausbruch gezwungen werden kann. Eine derartige erzwungene Eruption sollte nun nach Anordnung der Reiseleitung am folgenden Nachmittag stattfinden. Wir waren somit durch die kaum erwartete kleine Eruption des Geysirs für diesen Abend ganz zufriedengestellt, beschäftigten uns mit der Zurichtung unseres Lagers, wozu aus dem benachbarten Bauernhofe Heu in beschränkter Quantität geliefert wurde, und sahen dem Essen entgegen. Aber da hatten sich Schwierigkeiten ergeben. Der Kessel, in dem die mitgeführten conservirten Schoten gekocht werden sollten, war in die Kochquelle, den Blesi, gefallen und auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Schließlich kamen wir doch noch — es war gegen 11 Uhr des Abends — zu einem im Wasser des Blesi gekochten und zwar außerordentlich guten Schinken. Als Zukost gab es Brod von Reykiawik; Kaffee und ein Toddy, aus Geysirwasser, Martell und Zucker gebraut, bildeten den definitiven Abschluß dieses entbehrungs- und strapazenreichen Tages.

Die Sonne des folgenden Tages, des 29. Juli, beleuchtete ein freundlicheres Bild, als uns die Umgebung des Geysirs am Abend gewährt hatte. Das Geysirgebiet selbst ist ziemlich kahl; von ärmlicher Vegetation bestanden, liegt es am Fuß des in

seinem unteren Theil mit rothgelbem Lehm und Sand bedeckten Laugafell. Man hat indessen von hier einen Blick in die weite und grüne von den Armen des Tunguflot durchzogene Ebene des Laugarthales, in der sich in der Entfernung ein paar Berge erheben, die mich in ihrer Form durchaus an die Tafelberge der sächsischen Schweiz erinnerten. An diesem Morgen bot der Rand des Geysirbeckens die allgemeine Waschstätte, einige der Genossen schabten die rauh gewordenen Gesichter, andere fanden die Oertlichkeit sogar für ein Bad passend. Immerhin war die ganze Angelegenheit unbequem, auch schlugen einem die dem Geysir entströmenden Dampfwolken in das Gesicht und man mußte das abfließende heiße Wasser vermeiden. Dann ging es zur Kaffeeküche am Blesi. Dieser ist ein vom großen Geysir etwa 60 Schritt entferntes Doppelbecken, dessen beide Abtheilungen oben durch eine Querwand getheilt sind, während sie unten mit einander in Verbindung stehen. Die Becken sind bis zum Rand mit heißem Wasser erfüllt, welches durch eine Rinne, die übrigens sehr zarte Versinterungen von Grashalmen und Blättern zeigt und sich mit der Abflußrinne des Geysirs vereinigt, abfließt. Vom Blesi sagt Sophus Tromholt in seiner sonst etwas pessimistischen Schilderung „Am Geysir" (Nationalzeitung 1893 Nr. 367): Die eigenthümliche Schönheit dieser Quelle beruht theils auf der herrlichen, tief grünblauen Farbe des krystallklaren Wassers, theils auf den Tausenden von weißen Zacken und Spitzen aus Kieselsinter, die in phantastischen Formen die Wände der grottenartig gewölbten Behälter bekleiden. Steht man am Rande der dünnen zerbrechlichen Kruste, welche die Decke dieser Gewölbe bildet, und blickt in die Tiefe hinein, glaubt man eine der bezauberten Stätten der Feenmärchen vor sich zu haben. . . . Am Rande der einen dieser Zaubergrotten hatte unser junger isländischer Freund, ein Schüler des Gymnasiums in Reykiavik, Platz genommen und trichterte unverdrossen heißes Blesiwasser durch einen Kaffeebeutel in die Tassen, die nach Gebrauch in der anderen Abtheilung wieder gespült wurden. Zum sofortigen Genuß des Kaffees an der Quelle waren hier Zucker, frische vom Bauernhof stammende Milch und Biscuits aufgestellt. Hier also hatte das Schicksal den Kessel erreicht, der von der Zwischenwand hinunter gestürzt war, hier war der Schinken gekocht worden und hier hinein wurde im Lauf des Tages ein mit Steinen beschwerter an einer Leine befestigter halber Hammel gesenkt, der für unser Mittagsmahl bestimmt war. Nach dem Kaffee besuchte man die anderen Quellen, deren es auf diesem beschränkten Raum etwa 50 giebt und zwar von der verschiedensten Größe und Art. Da war ein großer Sinterkegel, in dem alles Leben erloschen war; da waren andere, die nur heiße Dämpfe aushauchten, ferner ruhige und periodisch bewegte, einfache und doppelte, klare Wasserstrudel und dicke kochende Schlammpfützen; da war endlich der große Strokkr, unsere Hoffnung. Dieser ist etwa 150 Schritt vom Geysir entfernt, hat keinen Sinterkegel und auch kein Becken. Man steht unmittelbar am Rande des etwa 2½ Meter im Durchmesser haltenden Eruptionscanals, der mit braunem Kieselsinter ausgekleidet ist und in dem bei etwa 4 Meter Tiefe das Wasser lärmt, wallt und kocht. Man hat den Canal bis auf 13½ Meter ausgelothet, aber in einer Tiefe von 8 Meter hat er nur noch 26 Centimeter Durchmesser und auf dieser Verengung beruht die Reizung des Strokkr zu einem Ausbruch. Wenn nämlich durch hineingeworfene Rasenstücke dieser enge Theil des Canals verstopft wird, so erhöht sich die Dampfspannung im unteren Theil des Canals so weit, daß eine Eruption erfolgt. Um nun den Umstand recht ausnutzen zu können, hat der Bauer, dem das Geysirgebiet gehört, über der Oeffnung des Strokkr ein verschlossenes Gitter angebracht. Für vier Kronen wird das Gitter geöffnet, der Strokkr mit etwa einem Kubikmeter Rasen gefüttert und die Eruption geht — manchmal vor sich. Eine solche Vorstellung war für uns als Schlußeffect der Islandreise gedacht. Nachdem wir auf dem mit Butterblumen und Thymian sparsam geschmückten defecten Rasen ein gemeinsames Frühstück eingenommen hatten, stiegen wir gegen 11 Uhr zu Pferde, um zum Gullfoß, dem letzten Ziel unserer Reise, zu reiten. Wir brauchten zwei Stunden bis zu dem Wasserfall. Man hat mehrere Bäche und den Tunguflot in mehreren Armen zu durchreiten. Trotzdem das Wasser jetzt niedrigen Stand hatte, reichte es den Pferden weit über den Bauch und für die Meisten von uns fielen bei der Passage ein paar gefüllte Reiterstiefel ab. Die Pferde gehen natürlich stark gegen die heftige Strömung an; nicht ganz schwindelfreie Personen werden bei dem Blick aufs Wasser die Empfindung haben, daß sie sich im Kreise drehen. Als wir dann vom Flusse die Höhe erreichten, bot sich ein Anblick, den ich zu den großartigsten meines Lebens rechnen muß. Bisher nämlich hatte uns der gegen seinen Gipfel mit einigen Schneeflecken versehene Blafell mit seiner dunkelblaugrünen Masse die Aussicht nach Norden versperrt, jetzt aber hatten wir plötzlich den Ausblick auf den Langjökull mit seinen ungeheuren Schneefeldern, herrlichen Gletschern und den kühn hervorragenden Felsenspitzen. Der Einblick in diese großartige Schnee- und Eiswelt des Innern der Insel wird uns unvergeßlich bleiben. Immer wieder wendete sich das Auge dieser wunderherrlichen Pracht zu und achtete kaum des Weges, der indessen die größte Aufmerksamkeit erforderte. Bald ging es über entsetzlich zerrissenen Rasengrund, dann über schwarze Schlammflächen, ausgedehnte Geröllfelder und Sümpfe. Manchmal sanken die Pferde bis zum Bug ein, einige stürzten dabei und hatten Schwierigkeiten, die Beine wieder frei zu bekommen. Trotzdem ging Alles, auch beim Rückwege, ohne Unfall von statten. In jenen Schlammflächen und Geröllfeldern hat man die Thätigkeit des abschmelzenden Jökulls vor Augen, der Tunguflot und die Hvita, der wir uns jetzt näherten, sind die Gletscherflüsse. Das Brausen des Wassers war schon in weiter Entfernung zu hören; als wir aber — wie es uns schien — die Höhe eines Plateaus erreichten, fanden wir uns plötzlich an der Kante einer gewaltigen Schlucht, durch welche die Hvita sich in einem wunderbaren Wasserfall dahinwälzt. Auf dieser Kante ließen wir die Pferde zurück und stiegen an einem stark geneigten Abhang bis zu der Felsenwand der ersten Terrasse hinunter, wo man einen in der That unvergleichlichen Anblick genießt. Zwischen öden und steilen Felswänden daher strömend wirft sich die ganze gewaltige Wassermasse, nur von einigen Riffen unterbrochen, über die erste etwa 10 Meter hohe Terrasse, fällt hier auf eine Felsplatte und stürzt von dieser in einem zweiten viel größeren Fall, der zu dem ersten in etwa ½ R. gedreht ist, jetzt durch ein einziges Riff unterbrochen, senkrecht in einen Abgrund, dessen Tiefe man nicht absehen kann. Aus der Tiefe stäubt dann das Wasser in großen Wolken wieder empor, den unteren Fall umschleiernd und in der Sonne die schönsten Regenbogen hervorzaubernd. Ein betäubendes Getöse erfüllt die Luft. Unten in der Tiefe sammeln sich die Wasser, um, wie die Oexara durch die Almannagja, durch eine imposante Felsschlucht, welche man weit entlang blicken kann, abzufließen. Die uns gegenüberliegende Seite der Schlucht bildet eine einzige gewaltige, senkrechte, aus Säulenbasalten bestehende Wand, die andere, deren oberen Rand wir heimkehrend eine Strecke entlang ritten, hat einen terrassenförmigen Absatz, so daß es den Anschein hat, als ob dieser, mit der ersten Terrasse des Falles correspondirend, das frühere Bett des Flusses darstellt. Wohl sah ich an dem grünen Abhang, den wir hinabgestiegen waren, die röthlichen, nickenden Blumen des Geum rivale, die weiß blühende Spiraea Ulmaria, eine hübsche Orchidee und andere Pflanzen, im Uebrigen aber waren die Felsmauern sowohl des oberen als auch des unteren Flußlaufes von einer grausigen Oede und jeder Vegetation bar. Um 4 Uhr im Lager wieder angekommen, fanden wir den zurückgebliebenen Theil der Gesellschaft um den kleinen Strokkr — nicht mit dem großen zu verwechseln — versammelt; dieser hatte inzwischen eine freiwillige Vorstellung gegeben; wir hatten aber nur noch Gelegenheit, seine letzten Zuckungen, welche die Wassersäule bis auf etwa 1 m emportrieben, zu beobachten. Die Luft war an diesem Tage eine sehr klare und durchsichtige; noch am späten Abend hatten wir den Genuß, weit hinten am südöstlichen Horizont die schneebedeckte Hekla mit ihren beiden Spitzen erglühen und nach dem Sonnenuntergang noch lange weiß schimmern zu sehen. Nach dem Mittagessen, das aus dem im Blesi gekochten Hammel bestand, der sich indessen, wohl weil frisch geschlachtet, in herzlich zähem Zustande befand, wurde die Gitterthür des Strokkr geöffnet und die schon vorher an seinem Rande aufgebauten Rasenstücke wurden in die kochende und zischende Tiefe gestürzt. Wir warteten mit Spannung, einige Male stieg das siedende und hochwallende Wasser in dem Brunnenloch, um aber wieder zurückzusinken — es wurde nichts, trotzdem die Reisegenossen es durchaus nicht unterließen, die Reizung thätlich und wörtlich fortzusetzen. So verging der Abend in vergeblicher Hoffnung. Wir warteten sogar bei Toddy einen guten Theil der Nacht, stellten darauf eine Wache auf, die uns bei dem ersten Anzeichen der Eruption alarmiren sollte. In der Frühe des nächsten Morgens wurde noch eine Fütterung vorgenommen — Alles vergeblich. Wir empfanden schließlich einen förmlichen Haß gegen das launische Ungeheuer und machten uns — wir mußten an

die Abreise denken — an das Zusammenpacken unserer Sachen, deren Gewicht sich indessen durch abgeschlagene Sinterstücke, Incrustationen und durch im Geröll der Schluchten des Laugafell aufgefundene Bomben erheblich vermehrt hatte. Um ½10 Uhr war Alles in Ordnung, die Reitpferde gesattelt und die Packpferde beladen: bei dem prächtigsten Sonnenschein verließen wir das Geysirgebiet mit dem Bewußtsein, einen der berühmtesten Plätze Europas gesehen zu haben, voll der großartigen Eindrücke, die besonders der vorangegangene Tag gegeben hatte, nur enttäuscht und in Stich gelassen von dem Strokkr, den wir tief verabscheuten und dessen, wie es scheint doch erst neuerliche, Unzuverlässigkeit und Treulosigkeit wir an den Pranger zu stellen fest entschlossen waren. In flottem Ritt hatten wir schon in einer Stunde Austurlid erreicht. Der Hof hat eine prächtige Lage: in voller Schönheit und Klarheit zeigt sich dort die lange kuppelförmige Gestalt der Hekla, oben gekrönt von zwei Spitzen, die wohl die Ränder des Kraters darstellen. Der Berg war übrigens nicht völlig mit Schnee bedeckt, sondern dunkle schneefreie Flecke zogen sich ziemlich bis zum Gipfel hinauf. Wir behielten die Hekla wie auch die sich ihr anschließende Kette des Eyjafjallajökull mehrere Stunden in Sicht — von alledem hatten wir beim Hinritt nichts gesehen. Mittags waren wir an der Bruara, die auch ein anderes Bild bot. Das Wasser war so niedrig, daß wir hätten durchgehen können; indessen ist die durch die oberen Schnellen verstärkte Strömung doch zu heftig und das Felsbett zu unregelmäßig und glatt, als daß man einen genügend sicheren Tritt hätte. Auf dem Rücken der Pferde ist man zweifellos sicherer untergebracht. In der Geschichte spielt diese Stelle insofern eine Rolle, als hier im Jahre 1433 der von schwer beleidigten isländischen Männern in seiner Kirche überfallene und vom Altar weggeschleppte Bischof Jón Gerreksson von Skálholt in einen Sack gesteckt und in den etwa 100 m langen Spalt des Flußbettes gestürzt worden ist. Als wir in der 11. Abendstunde bei immerhin noch ziemlich bedeutender Helligkeit in Thingvalla anlangten, hatten wir für den Heimritt nur 13 Stunden gebraucht und davon etwa 10 Stunden im Sattel zugebracht. Wir wurden übrigens an diesem Tage bedeutend durch die Sonne belästigt; beide Hände, besonders die linke zügelführende, und das Gesicht verbrannten unter den Strahlen und schwollen an. Die größere Zahl der Reisegenossen hatte nach diesem Sonnentage — abgesehen von den stechenden Schmerzen — einen länger dauernden Häutungsprozeß durchzumachen. Am Montag, den 31. Juli, brachen wir erst nach dem Frühstück — wieder Lachs und Forellen aus dem See — um 12 Uhr auf. Mehrere Strecken gut unterhaltenen Weges förderten uns nicht wenig. Um 8 Uhr Abends ritten wir in schöner Ordnung in Reykjawik ein, wo wir auf dem Platz vor dem Gouverneurshause Abschied von unseren getreuen Reisegenossen, den isländischen Ponies, nahmen. Die Boote der „Laura" lagen schon bereit — herzlich hieß man uns an Bord willkommen; Alles, vom Capitän bis zu den Küchenjungen herab, freute sich über die glückliche, ohne jeden Unfall abgelaufene Reise. Die beiden folgenden Tage, der 1. und 2. August, wurden, neben wiederholtem Besuch in der Stadt, zu Ausflügen nach der Eiderenteninsel Videy und dem Esjaberge verwendet. Man hat bis Videy etwa eine Stunde Fahrt im Ruderboot. Es befindet sich auf dieser Insel, die in einer Stunde zu umgehen ist, nur ein Gehöft mit einem stattlichen Wohnhaus des Besitzers. Wir trafen diesen nicht an und wurden auch sofort belehrt, daß zur Zeit keine Eiderenten vorhanden seien, daß diese vielmehr nach vollendetem Brutgeschäft nach Norden gezogen seien. Trotzdem machten wir einen Rundgang und fanden auch in der Nähe des Strandes natürliche Vertiefungen des Bodens, wo die Nester gewesen waren. Sie waren durch zurückgebliebene braune Dunen, grünblaue Eierschalenstücke und durch feste, fast lederartige Eihäute gekennzeichnet. Der andere Ausflug galt dem Gebirgsstock der Esja, zu dem man von dem Kollafjördr aus ansteigt. Wir hatten mit dem Boot vom Schiff aus 2½ Stunde dorthin zu fahren, hatten dort, da Ebbe eingetreten war, eine schwierige Landung durchzumachen und begaben uns über sumpfiges Wiesengebiet bis zu dem letzten am Fuß des Berges gelegenen Gehöft Esjuberg. Der Bauer war bereit mit uns zu gehen. Am Fuße besteht die Esja aus einem Basaltmassiv, in ihrem oberen Theil ist sie von gewaltigen Schuttmassen bedeckt. Zwischen dem Schutt fanden wir weiße Kalksteine und sehr schöne rothe Eisenkiesel, auch Chalcedone und ein paar kleine Opale. Man steigt den Bergrücken zwischen zwei mächtigen Schluchten empor, die kaum durch Wasser ausgespült sein werden, sondern vielmehr bei der Abkühlung als Klaffspalten entstanden sein mögen. Wir kletterten an zwei Stunden, hatten auch einen schönen Ueberblick auf den Faxa-Fjord mit seinen Inseln, konnten aber, da es leider zu regnen angefangen hatte, keinen Blick auf die Jökulls gewinnen. Auf der Esja fand sich auch isländische Flechte, die durchaus nicht so häufig ist, als man wohl anzunehmen geneigt ist. Mehrmals wurde dafür während unserer Reise ein echtes Moos angesprochen, Racomitrium canescens, das sich in sehr großer Menge auf den Lavafeldern findet und auch nicht im Stande ist durch seine graue Farbe den Reiz der Landschaft zu erhöhen. — Wir nahmen den Abstieg zum Theil in einer von einem Bach durchflossenen Schlucht, deren Seitenwände deutliche Spuren von der Thätigkeit des Eises in Gestalt von Schrammen und Schliffen zeigten und deren Boden von einem wahrhaft grandiosen Trümmerfeld angefüllt war, das sich auch noch weiter in die am Fuß des Berges gelegene Ebene fortsetzte. Von beobachteten Esjapflanzen möchte ich noch an dieser Stelle erwähnen mehrere Sedumarten, Veronica Chamaedrys, Anthyllis, Prunella, Saxifraga hirculus und andere Steinbrecharten. Die Insel Videy haben Konnigia und Ranunculus pygmaeus geliefert. Die kleine rothe Silene war dagegen überall abgeblüht. Zu dem Gehöft des Bauern zurückgekehrt, aßen wir Quark mit Zucker und tranken Buttermilch. Der Hof war stattlich genug; es gehörten ausgedehnte Ländereien dazu, auf denen der Bauer 150 Schafe, 6 Pferde und eine Anzahl Kühe hielt. Es war gegen 7 Uhr, als wir die Farm verließen. Mit einer 2½stündigen Bootfahrt trafen wir wieder an Bord der „Laura" ein.

Am Donnerstag, den 3. August, verließ der Dampfer Reykjawik. Mit günstiger Fahrt erreichten wir Abends um 8 Uhr die Westmanninseln. Und wieder erregten die grotesken Felsen mit ihren Abstürzen, Schurren, Spitzen und Graten, mit den Hunderttausenden von schreienden und girrenden befiederten Bewohnern unser lebhaftes Interesse. Schon nach einer Stunde dampfte die „Laura" weiter und erst am Sonnabend, den 5. August, Morgens, kam wieder Land in Sicht, es war die zu den Faröer gehörige Insel Mügenees. Wir nahmen die Fahrt nördlich um die Inseln herum, dann durch den Fjord zwischen Kalsö und Kunö, wo eine heftige Gegenströmung stand. Gegen 3 Uhr des Nachmittags gingen wir vor Klakswik zu Anker; somit war Gelegenheit zu einigen Ausflügen gegeben. Ein Theil der Gesellschaft besuchte den Wasserfall, ein anderer Theil bestieg den „Klaken". Am Sonntag (den 6. August) lagen wir Morgens vor Thorshavn. Man ging an Land, besuchte das Fort, hielt von dem im Jahre 1874 zum Andenken an den Besuch König Christian's auf der Höhe errichteten Obelisken einen Rundblick und bewunderte in gebührender Weise ein paar Bäumchen im Garten des Gouverneurs. Dieser selbst, unser Reisetheilnehmer bis zum Geysir, verließ uns hier. Eine vierstündige schöne Fahrt brachte uns am Nachmittag nach Trangisvaag, wo ein Theil der Gesellschaft die Höhe der Insel erstrebte. Von derselben — etwa 500 Meter — hatten wir einen sehr schönen Ueberblick über die Inselgruppe. In großer Nähe, so schien es, ragten die Dimons wie ungeschlachte Klötze hervor, dahinter aber gruppirten sich in großartiger Weise die anderen Inseln. Auf dieser obersten ganz kahlen Höhe lag eine Menge von Chalcedonen, bis zu Faustgröße, umher. Auf den unteren Terrassen hatten wir schon verschiedene Zeolithe (Analcim, Desmin, Natrolit) gefunden und so traten wir reichbeschwert den Rückweg an, der bis zum Plateaurande sich ganz normal, dann aber den Steilhang hinunter in etwas waghalsiger Weise vollzog. Um 12 Uhr Nachts hob die „Laura" die Anker, um uns in einer ununterbrochenen 54stündigen Fahrt nach Granton zu bringen. Diese Ueberfahrt war zeitweise beinahe unangenehm, weniger durch hohen Seegang, als vielmehr durch den Nebel, der das Schiff mehrmals auf halbe Geschwindigkeit setzte, dagegen die Dampfpfeife in Thätigkeit brachte und in Nähe der Orkney- und Shetlandinseln, von denen wir wieder nichts sahen, ein mehrfaches Halten und Auslothen veranlaßte.

Den 9. und 10. August brachten wir im schottischen Hochland zu. Ueber Loch Vennachar und Loch Achray kamen wir durch die Schlucht der Trossachs zum Loch Katrine und zum Loch Lomond. Den Rückweg nahmen wir über Balloch und Stirling; es war tiefe Nacht, als die „Laura" uns aus dem Hafen von Granton führte.

Mit einer sehr ruhigen Fahrt gelangten wir am Sonntag, den 13. August, Nachmittags, nach Kopenhagen, wo die bisher so eng geschlossene Gesellschaft in wahrhaft überraschender Schnelligkeit auseinanderstob.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 39. Dienstag, den 2. April. 1895.

Friedrich Adolf Krummacher.

Ein Gedenkblatt zum fünfzigjährigen Todestage.

Von Dr. Gustav Albrecht.

In romantischer Gegend, auf luftiger Bergeshöhe, auf welcher die alte Tecklenburg zwischen den alten Bischofssitzen Münster und Osnabrück sich erhebt und weit hinaus in die westfälischen Lande blickt, stand die Wiege des Mannes, dessen fünfzigjähriger Todestag das Gedenken an seine Verdienste um die Literatur und an seine erfolgreiche Thätigkeit als Lehrer und Erzieher des Volkes wachruft, die Wiege des Parabeldichters und Kanzelredners Friedrich Adolf Krummacher. Am Fuße der alten verwitterten Burg, deren romantischer Zauber und idyllische Umgebung nicht ohne Einfluß auf das jugendliche Gemüth blieb, und im Kreise einer gottesfürchtigen Familie wuchs der Knabe, der am 13. Juli 1767 geboren wurde, gehegt von der Liebe und Fürsorge seiner Eltern und Großeltern, auf und zeigte sich früh als ein begabtes, aufgewecktes Kind, bei welchem sich Frömmigkeit und Heiterkeit des Gemüths in harmonischer Weise vereinte. Die Großeltern, der Schloßwachtmeister Adolf Heinrich und seine Gattin Katharina Margaretha, waren fromme und gottesfürchtige Leute und genossen das volle Vertrauen der reformirten Bewohner von Tecklenburg und ein gleicher Glaubenseifer und dieselbe Einfalt des Herzens zeichnete auch die Eltern Friedrich Adolf's aus. Sein Vater Friedrich Jacob Krummacher war Hoffiscal, Justizcommissär und Bürgermeister zu Tecklenburg und als Rechtsconsulent seiner Uneigennützigkeit wegen hochgeachtet; er war ein frommer, ernster Mann, der fleißig in der Heiligen Schrift las und lieber mit seiner Familie gedarbt als einer ungerechten Sache seinen Beistand geliehen hätte. Dem Vater gleich an Frömmigkeit, aber in edler Weiblichkeit holdseliger und milder war die Mutter Marie Dorothea, deren „holde Leutseligkeit“ und „friedensreiche Klarheit evangelisch-kindlichen Sinnes“ von einem Freunde des Hauses gerühmt wird. „Wenn ich je meine Knie beugen könnte vor einem Menschen,“ so gesteht derselbe Freund, Rector Hasencamp aus Duisburg in einem Briefe dem Sohne Friedrich Adolf, „dann wäre es vor Ihrer Mutter,“ ein Beweis, in wie hohem Ansehen die Mutter bei den Bekannten des Hauses stand. In dieser Atmosphäre des Glaubens wuchs der junge Krummacher auf, von fröhlichen Geschwistern umgeben, unter denen der jüngere Bruder Gottfried Daniel, obschon von ganz entgegengesetztem Temperament, als Spiel- und Lerngenosse ihm am nächsten stand. In Wald und Flur tummelten sich die Knaben am liebsten herum, um Pflanzen, Käfer und Steine zu sammeln und sich an der herrlichen Natur der Berglandschaft zu erfreuen, in die Schule gingen sie, namentlich Friedrich Adolf, weniger gern, weil dort ein pedantischer Schultyrann, der Rector Meese, sein Haselscepter schwang und oftmals das ihm zustehende Strafmaß weit überschritt. Noch in späteren Jahren erinnerte sich Krummacher mit Grauen an diese Strenge. Kein Wunder also, daß Friedrich Adolf unter solchen Umständen froh war, als die Schulzeit ein Ende nahm und er mit philologischen Kenntnissen wohl ausgerüstet 1786 die kleine reformirte Universität Lingen beziehen konnte, um sich dort dem Studium der Theologie zu widmen. Er wurde indeß von den Vorlesungen und dem cordialen Ton, der dort zwischen Lehrern und Studirenden herrschte, wenig befriedigt, denn die Professoren, meist bejahrte Holländer, tranken und rauchten vor den Vorlesungen mit den Studenten zusammen und hielten höchstens eine halbe Stunde Colleg ab; er siedelte deshalb nach einem Jahre nach Halle über, wo er Vorlesungen bei Bahrdt und Knapp hörte. Während der Erstere ihn durch seine renommistisch declamatorischen Künste beim Vortrag abstieß, machte der Letztere durch seine Vorlesungen, in denen er für die biblische Wahrheit mit starker Ueberzeugung eintrat, einen tiefen Eindruck auf das empfängliche Gemüth unseres jungen Theologen und belebte und vertiefte dadurch die Eindrücke des christlichen Lebens, welche derselbe im väterlichen Hause bereits empfangen hatte. Nach Vollendung seiner Studien lebte Krummacher ein Jahr lang als Hauslehrer in Bremen und ward dann 1790 als Conrector an dem Gymnasium zu Hamm angestellt, wo er mit dem Rector Snethlage, dem nachmaligen Director des Joachimsthal'schen Gymnasiums zu Berlin, und dem Pastor Eylert, dem späteren Bischof und bekannten Biographen Friedrich Wilhelm's III., in inniger Freundschaft und in vertrautem geistigen Umgange verkehrte. In Hamm fand Krummacher auch in Eleonore Möller, der Tochter des dortigen Bürgermeisters, seine Lebensgefährtin, mit der er in fast fünfzigjähriger Ehe die frohen und trüben Tage seiner irdischen Laufbahn verlebte. Zwar mußte er sich bald wieder von seiner Auserkorenen trennen, da er der größeren Selbständigkeit wegen 1793 das Rectorat der lateinischen Schule zu Mörs übernahm, aber diese sichere Stellung, wiewohl sie nur mit einem jährlichen Gehalt von 300 Thalern dotirt war, ermöglichte ihm wenigstens seine Heirath zu beschleunigen, und am 18. Juli 1794 führte er seine „Laura“, wie sie meist genannt wurde, heim. Die stille, beschränkte Häuslichkeit des jungen Paares, um das sich schnell ein edler Freundeskreis schaarte, wurde aber bald durch die Unruhen am Rhein und das siegreiche Vordringen der Franzosen gestört und Krummacher selbst wurde durch wiederholte schwere Einquartierungslasten in unangenehme materielle Bedrängniß gebracht. Nach dem Frieden von Basel, welcher wohl die erwünschte Ruhe brachte, aber leider das linke Rheinufer den Franzosen überließ, besserte sich die pecuniäre Lage Krummacher's einigermaßen, da er viele auswärtige Schüler des Gymnasiums als Pensionäre in sein Haus aufnahm. Außerdem brachte ihm die Geburt des ersten Söhnleins, Friedrich Wilhelm, am 28. Januar 1796, welchem im Laufe der Jahre noch 3 Knaben und 2 Mädchen folgten, viel Freude, auch der nur zeitweilig durch die Kriegsunruhen unterbrochene freundschaftliche Verkehr mit seinem Schwager A. W. Möller, welcher Professor in dem zwei Stunden entfernten Duisburg war, war ihm angenehm und der Umgang mit dessen näheren Collegen Plessing, Grimm und Leidenfrost endlich bereitete ihm vielfache Erquickung und Aufmunterung in trüben Stunden. Dieser Verkehr gestaltete sich noch enger und collegialer, als Krummacher im December 1800 nach dem Tode des Professors Berg als Professor der Theologie und Beredtsamkeit an die Universität Duisburg berufen wurde und sein geliebtes Gärtchen in Mörs verließ. Rüstig und freudig machte Friedrich Adolf, nachdem er zum Doctor theologiae promovirt worden war, sich daran, seinen gelehrten Vorgänger nach Kräften zu ersetzen. Er las nicht nur über theologische Themata, sondern auch über die griechischen Tragiker und andere alte Classiker wie über den deutschen Stil und trat außerdem als Schriftsteller hervor, indem er einmal die Oster- und Michaelisprogramme, welche sich durch einen eleganten lateinischen Stil auszeichneten, regelmäßig verfaßte, dann aber 1801 den „Hymnus an die Liebe“ und 1805 das erste Bändchen seiner berühmten „Parabeln“ herausgab, welche in der Folge acht Auflagen erlebten und in mehrere fremde Sprachen übersetzt wurden. Durch diese letzteren Erzeugnisse seines dichterischen Geistes, welche sich durch sinnreiche Gedanken, tiefe Empfindung und einen einfachen, lieb-

reichen Ton hervorthun, erwarb sich Krummacher einen bleibenden, angesehenen Platz in der deutschen Literatur und wurde in den weitesten Kreisen, selbst im Auslande, bekannt und populär. Im Jahre 1805 erschien auch seine in jener Zeit Sensation erweckende, vielgelesene Schrift „Ueber den Geist und die Form der evangelischen Geschichte in historischer und ästhetischer Hinsicht", deren erste Auflage so schnell vergriffen wurde, daß der Verleger schnell eine zweite folgen lassen wollte. Aber Krummacher wollte das Werk erst auf Grund neuerer Forschungen nochmals umarbeiten, worauf es anderer Beschäftigungen wegen unvollendet blieb. — Die immer weiter sich ausbreitende Gewaltherrschaft des Corsen wirkte auf die kleine Universität Duisburg äußerst verderblich ein, sie lag so ziemlich in den letzten Zügen, und als sie 1806 dem neugeschaffenen Großherzogthum Berg einverleibt wurde, kam sie völlig herunter. Die französische Regierung zahlte den Docenten die Gehälter nicht aus, der Besuch seitens der Studirenden war sehr schwach und Krummacher hielt zuweilen Vorlesungen vor nur einem Zuhörer ab. Die Professoren suchten sich daher meist einen anderen Wirkungskreis aus. Möller hatte bereits 1805 einen Ruf an das Consistorium zu Münster erhalten und der Universität kurz vor Thoresschluß den Rücken gekehrt, nun verließ auch Krummacher, da der Aufenthalt in Duisburg alle Annehmlichkeiten für ihn verloren hatte, 1807 den „Mäusesitz", wie er den alten Musensitz launig nannte, um eine Landpredigerstelle in Kettwig in Westfalen zu übernehmen. Anfangs wurde Krummacher wegen seiner bisherigen Stellung als Gelehrter von den Bauern als ein Freigeist mit Mißtrauen betrachtet, aber bald wußte er sich das Vertrauen seiner Gemeinde in hohem Grade zu erwerben und selbst dem grobkörnigsten Gemüth einen Funken von Zuneigung und Freundlichkeit zu entlocken. Er fühlte sich daher schon nach kurzer Zeit sehr wohl unter seinen Pfarrkindern, und da ihm auch innerhalb seines Familienkreises Freude und Glück erblühte, war er heiter und zufrieden mit seinem bescheidenen Loose und griff oft, obwohl er durch Amtsgeschäfte und durch den Unterricht seiner Kinder sehr in Anspruch genommen wurde, zur geliebten Leier, um seine Gefühle und Eindrücke in zahlreichen kleinen Gedichten und größeren Dichtungen ausklingen zu lassen. In Kettwig hatte er Muße, um die erfolgreich begonnene Schriftstellerei fortsetzen zu können. Außer verschiedenen Aufsätzen und Recensionen für Zeitschriften veröffentlichte Krummacher 1809 eine reizende Dichtung „Die Kinderwelt. Ein Gedicht in 4 Gesängen", deren Inhalt wohl direct aus seinem Familienleben gegriffen war und welche sich wegen ihrer Lieblichkeit bald alle Herzen eroberte; namentlich die Königin Luise von Preußen erwählte sich dieses Büchlein zu ihrer Lieblingslectüre. Ferner erschien im Jahre 1809 „Der Sonntag", das erste Bändchen des „Festbüchleins", welchem 1810 bezw. 1818 die beiden andern Theile „Das Christfest" und „Das Neujahrsfest" folgten. Auch diese Dichtungen zeichnen sich wie die vorhergehenden durch eine einfache, natürliche Sprache, Lieblichkeit der geschilderten Vorgänge und Tiefe der Empfindung aus; sie sind ebenfalls direct dem idyllischen Familienleben des Verfassers entlehnt. Von anderen Schriften dieses Zeitraumes sind noch zu nennen: „Apologen und Paramythien" (1809), „Der Bibelkatechismus" (1810) und die originelle Gelegenheitsschrift „Das Wörtlein UND. Eine Geburtstagsfeier". — Die literarischen und theologischen Werke Krummacher's, vor Allem die „Parabeln", das „Festbüchlein" und das „Kinderfest", hatten seinen Namen in alle deutschen Lande und über die Grenzen derselben hinaus verbreitet und dem Verfasser vielfache Lobeserhebungen und Ehrenbezeugungen eingetragen. Unter anderen Anerbietungen erhielt er auch eine Berufung als Generalsuperintendent, Consistorialrath und Oberprediger nach Bernburg von Seiten des Herzogs Alexius Friedrich Christian von Anhalt-Bernburg; er leistete diesem Ruf, der ihm nicht nur ehrenvoll, sondern äußerst vortheilhaft schien, zum großen Leidwesen seiner Kettwiger Gemeinde, die ihn sehr lieb gewonnen hatte, auch Folge. In Bernburg stand Krummacher auf dem Höhepunkte seiner pastoralen Wirksamkeit. Er hatte eine angesehene Stellung, war ein hochgeschätzter, gern gehörter Prediger und wurde vom Herzog trotz gelegentlicher Differenzen ehrenvoll behandelt. Krummacher's ausgedehnte und vielseitige amtliche Thätigkeit war von tiefgreifender Bedeutung für die kleine Landeskirche, da infolge seiner Bemühungen 1821 die Union der lutherischen und reformirten Kirche in Anhalt-Bernburg eingeführt wurde. Unter den erhebenden Eindrücken der Befreiungskriege wurde auch er vom Geiste der „Erweckung" berührt und gelangte durch Ueberlegung und eingehende Studien zu einer festen, positiven Haltung, zum energischen Drängen auf das einfache „Evangelium", so daß er als streng reformirter Geistlicher mit Ueberzeugung für die Union eintreten konnte. Während der Kriegsunruhen 1812 und 1813 hatte Krummacher's Feder geruht, 1814 erschien seine patriotische Dichtung „Der Eroberer; eine Verwandlung" und 1815 das biblische Drama „Johannes", ein dramatischer, nicht für die Bühne berechneter Versuch, in welchem er den Kampf des Lichtes mit der Finsterniß darzustellen suchte und mit welchem er sich „in der Zeit des herrlichen Kampfes oft mitten im Gewühl der Streiter, die seine Wohnung umgaben, manche Unruhe beschwichtigt, manche bange Stunde verkürzt hatte". Andere Schriften aus der Bernburger Zeit sind: „Apostolisches Sendschreiben an die Christgemeinden von dem, was noth thut zur Kirchenverbesserung" (1815), eine Streitschrift, welche durch die Einsetzung der sogenannten liturgischen Commission in Berlin hervorgerufen wurde, „Leiden, Sterben und Auferstehung unseres Herrn Jesu Christi. 12 Bilder nach Goltzius mit Vorrede und Text" (1818), „Fürst Wolfgang von Anhalt. Eine Reformationspredigt" (1820) und der „Briefwechsel zwischen Asmus und seinem Vetter" (1820), gleichfalls eine Streitschrift, welche durch das Buch von Voß „Wie ward Fritz Stollberg ein Unfreier" veranlaßt wurde. — Den Ruf zu einer theologischen Professur an die neugegründete Universität in Bonn, den der Minister Altenstein 1820 an Krummacher ergehen ließ, lehnte dieser, obwohl die Aussicht auf eine neue akademische Wirksamkeit viel Verlockendes für ihn hatte, ab, einmal, weil der Herzog ihm große Anerbietungen machte und ihm vorstellte, daß er ihm und der Gemeinde unentbehrlich sei, dann aber und hauptsächlich wegen eines Augenübels, von dem er gerade damals heimgesucht wurde. Infolge dieser Ablehnung entzweite sich Krummacher mit seinem alten Freunde, dem Bischof Eylert, welcher diese Berufung bei Altenstein sehr warm befürwortet hatte, und Eylert ging in seinem Verdruß darüber sogar so weit, im letzten Bande seines Werkes über Friedrich Wilhelm III. Krummacher als einen starren und unduldsamen Glaubensfanatiker und als trüben und schroffen Mystiker zu bezeichnen; diese Vorwürfe hat indeß bereits Krummacher's Freund, Pastor Mallet, im „Bremer Kirchenboten" auf das Entschiedenste zurückgewiesen. — Im Jahre 1824 folgte Krummacher, durch verschiedene Gründe bestimmt, einem Rufe als Prediger an die Ansgarikirche in Bremen, fühlte sich aber Anfangs in seinen hochgespannten Erwartungen getäuscht, da er neben dem dort bereits wirkenden Collegen Dräseke zu keiner bedeutenden Kanzelwirksamkeit gelangen konnte. Entschädigt wurde er dafür indessen durch das lebendige religiöse Interesse, welches ihm in den kirchlichen Kreisen Bremens entgegentrat, durch seine reichen Erfolge als Jugendlehrer und Seelsorger und durch seinen vertrauten Umgang mit Collegen, wie Mallet, Pauli und Treviranus. Er wurde daher trotz des scheinbar ungünstigen Anfanges auf dem neuen Boden nach und nach heimisch und war in den weitesten Kreisen der Bürgerschaft als „Väterchen" gern gesehen und hochgeehrt. Krummacher's Feder ruhte auch hier nicht. Dem „Katechismus der christlichen Lehre" (1825), welcher acht Auflagen erlebte, folgte „St. Ansgar. Die alte und die neue Zeit" (1826), „Das Täubchen" (1828), „Der Hauptmann Cornelius. Betrachtungen über das 10. Capitel der Apostelgeschichte" (1829), „Das Leben des heiligen Johannes" (1833) und „Die Krankenheilungen Jesu" (1845). Außerdem war er viele Jahre hindurch der beständige Mitarbeiter an dem von Mallet herausgegebenen, bereits erwähnten „Bremer Kirchenboten". Erst die zunehmende Schwäche des Alters nöthigte den greisen Seelsorger, seine umfassende, erfolgreiche Wirksamkeit aufzugeben, und nachdem er sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum gefeiert hatte, schied er 1843 aus seinem Amte. Am 17. März 1844 mußte er noch den Schmerz erdulden, daß seine treue Eleonore von seiner Seite abberufen wurde, und ein Jahr später, am 4. April 1845, folgte er der Heimgegangenen in die Ewigkeit nach. — Krummacher war eine sinnige und poetisch veranlagte, dabei vielseitig gebildete Natur. Würdevoller Ernst und heitere Lebensfreude waren harmonisch in seinem Charakter vereinigt und trugen außer seiner wahrhaft kindlichen Frömmigkeit dazu bei, daß er die wechselvollen Schickungen des Lebens mit Geduld und Frohsinn ertrug und in seinen verschiedenen Lebensstellungen als Schulmann, Docent und Prediger stets anregend wirkte und gute Erfolge zu verzeichnen hatte. Viele seiner Lieder und Dichtungen haben Aufnahme in die Lehrbücher der Schulen und die Gesangbücher der Gemeinden gefunden.

Bücherbesprechungen.

□ Der Weg zur ewigen Schönheit. Lebensweisheit für Jungfrauen. Auf Verlangen in Druck gegeben von Pastor em. Dr. Siebel. Dresden, J. Naumann'sche Buchhandlung. — Es giebt kaum ein rührenderes und erbaulicheres Bild, als einen Alten zu sehen, der in jugendlicher Frische und Begeisterung an der Jugend arbeitet. Ein solcher ist der rühmlichst bekannte Verf. dieser Schrift, der als Emeritus optime meritus seine schöne Muße ganz in den Dienst der Jugend stellt und in der Liebe, die nicht müde wird, Seelen für den Heiland zu suchen und zu gewinnen, um die Jugend mit seiner Feder wirbt. Mit dem Buch: „Der Weg zur ewigen Jugend", zu dem er selbst, ein Jüngling unter den Alten, die beste lebendige Illustration ist, hat er es zuerst an der männlichen Jugend versucht. Die begeisterte Aufnahme, welche diese Schrift allenthalben mit vollem Recht gefunden hat, beweist, wie trefflich der zum Pädagogen geborene Mann, der in seinem Amte so viele junge Seelen zur „Gerechtigkeit" gewiesen hat, den rechten Ton anzuschlagen verstanden hat. Das Buch wird sich sicher in immer weiteren Kreisen Bahn brechen und in der Erbauungsliteratur für Confirmanden einen Ehrenplatz behaupten. Es ist eine ebenso tiefschriftliche, als kernige und gesunde Nahrung, die darin geboten wird, und man kann nur wünschen, daß sie recht vielen unserer zu confirmirenden Söhne mitgegeben wird. Die vorliegende Schrift verfolgt nun dieselbe Aufgabe, die das Buch von dem „Weg zur ewigen Jugend" an Jünglingen so glücklich gelöst hat, an Jungfrauen. Der Verf. selbst hat sich nicht verhehlt, daß diese Aufgabe bei Weitem schwieriger ist, als die eines Wegweisers für christliche Jünglinge. Der Gegenstand ist viel zarterer Natur, der verborgenen Innerlichkeit viel mehr zugewandt und das Gebiet viel begrenzter. Aber der Verf. hat eine glückliche und sichere Hand; er schöpft aus der Tiefe der Schrift und aus der Tiefe einer reichen Erfahrung als Seelsorger, und er hat den Herrn und die Jugend lieb. Den ganzen innern Gang eines jungfräulichen Lebens mit seinem wahren Glück, seinen reichen Freuden und Erquickungen, seinen eigenthümlichen Aufgaben und Versuchungen und mit den himmlischen Kräften, die dazu tüchtig machen, die Aufgaben zu lösen, die Versuchungen zu bestehen, verfolgt der Verf. mit großer christlicher Weisheit und mit einer bis ins Einzelnste eingehenden, verstehenden Liebe; der Ton ist ein überaus herzlicher, die Sprache von edler Einfachheit, und so geistlich ernst und erbaulich das Ganze gehalten ist, so ist es doch frei von pietistischer Engherzigkeit, der Verf. würdigt vielmehr in gesunder, echt lutherischer Weise das natürliche Leben und seine Ordnungen und nicht minder ist die Schrift frei von aller weichlichen Sentimentalität. Die treffliche Literatur über die Bildung und Geschichte der Frauen, wie sie Merz, Wiese, Weitprecht u. A. bieten, hat dem Verf., wie er dankbar bekennt, reiche Anregung gegeben und ihn nebst anderen Quellen auch in den Stand gesetzt, seine Ausführungen mit einer fast überreichen Fülle von Erzählungen und Beispielen aus der Geschichte und aus dem Leben zu würzen. Nach Alledem können wir die Schrift nur aufs Angelegentlichste empfehlen und wünschen, daß sie an unserer weiblichen Jugend reich gesegnet sein möge.

— Das Reich Gottes nach den synoptischen Evangelien, eine Untersuchung zur neutestamentlichen Theologie von Lic. W. Lütgert, Privatdocenten der Theologie in Greifswald. Gütersloh, C. Bertelsmann 1895. 179 S. ℳ 2,40, geb. 3 ℳ — Nicht weil sich die Idee des Reiches Gottes bei Johannes oder in den epistolischen Schriften des apostolischen Zeitalters nicht vorfände, sondern weil sie darin zurücktritt, wird dieselbe nur nach den synoptischen Evangelien behandelt. Dabei wird aus der jüdischen Literatur die Anschauung vom Reiche Gottes ergänzt und erläutert. War sie doch in Israel bereits als allgemeine Vorstellung vorhanden. Daher spricht der Verfasser zuerst von dem erwarteten Reich Gottes und definirt dasselbe durchaus richtig als Gabe und nicht als Aufgabe oder Idee oder Ideal. Das Reich Gottes, das zugleich das Reich Christi als des Mittlers ist, bringt die endgiltige Erfüllung aller Israel gegebenen Verheißungen. Das gegenwärtige Reich, welches den zweiten Theil der vorliegenden Arbeit bildet, beginnt mit der Bußpredigt des Täufers und der daran anknüpfenden Predigt Jesu und findet in der Macht und Güte Jesu, die zugleich das Walten Gottes ist, besonders in der Zerstörung des Reiches Satan's und der Austreibung der Dämonen seine sichtbaren Merkmale und die Bestätigung, daß es da ist. Das verborgene Reich Gottes ist das dritte Capitel. Nicht Allen ist das Reich offenbar und selbst das Wort, welches nicht blos Lehre, sondern eine das Reich wirkende Macht ist, ist Vielen verhüllt. Aber überhaupt ist das Reich Gottes auf Erden noch unsichtbar, zwar gegenwärtig, doch noch in verborgener Gestalt. Mit wissenschaftlicher Gründlichkeit behandelt der Verfasser sein biblisch-theologisches Thema. Besonders die Verwerthung der Gleichnißreden Jesu von dem Reich ist eine treffliche. Das vierte Capitel betrifft das zukünftige Reich, das mit der Wiederkunft Jesu auch in die Erscheinung treten und das Sichtbare in seinen Bereich ziehen wird. Nicht recht verständlich ist, warum (S. 70) der Zusammenhang Jesu mit Gott kein „naturhafter" sein soll, wenn er auch „geistartig" ist. Spricht man doch gerade von einer göttlichen Natur des Heilandes. Aber im Ganzen hat der Verfasser die sich gestellte Aufgabe wohl gelöst; wir wissen ihm Dank für manche seiner Beobachtungen. D. K.

— Friedrich Meyer, Pfarrer und Rector der Diakonissen in Neuendettelsau. Ein Lebensbild von Emil Kraus. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1895. 4 ℳ — Die Hand eines Freundes, der dem reichbegabten, für seine Hauptlebensaufgabe mit vielen Vorzügen ausgestatteten Diakonissen-Rector von Jugend an nahe gestanden, hat dieses Lebensbild gezeichnet mit viel Liebe und begeisterter Hingabe an die ziemlich umfängliche Aufgabe. Den Lebensgang zu beschreiben und die Hauptzüge des Charakters zu schildern, das wäre allerdings eine leichtere Mühe gewesen vollends für den vertrauten Genossen, dem das erforderliche Material reichlich zur Verfügung gestellt war; aber es handelt sich ja hier darum, für die engere und weitere Gemeinde des Diakonissenhauses und seiner Freunde eine maßgebende und erschöpfende Darstellung von dem Wirken des Mannes zu geben, der gewürdigt worden war, Löhe's Nachfolger zu sein. Zu diesem Zwecke mußte weit ausgeholt, tief begründet, ausführlich beschrieben werden, vor Allem mußte der zu zeichnende Mann selbst ausreichend zu Worte kommen, um seine Bedeutung für diesen Beruf und in demselben hell hervortreten zu lassen. So ist das Buch für den gewöhnlichen Durchschnitts-Leser christlicher Biographien fast zu ausführlich gerathen, da von poetischer Ausschmückung und sinniger Verwendung etwaiger Nebenfiguren hier nicht die Rede sein konnte. Aber solche Leser können ja auch das Eine oder Andere überschlagen und sich doch so die Freude verschaffen, den Entwickelungsgang eines im Glauben fest gegründeten und reich gesegneten Christenlebens zu verfolgen. Dagegen ist für Leiter und Arbeiter an diesem Zweige christlicher Liebesthätigkeit, wie für die Schwesterschaften aller Diakonissenhäuser und für die, welche sich in eine solche einfügen wollen, das Buch eine Fundgrube schätzbaren Materials. Es beschreibt Jugend, Hauslehrer- und erste Amtszeit im hessischen Odenwalde anmuthig und eingehend, handelt dann actenmäßig von der Berufung nach Neuendettelsau und dem Amtsantritt daselbst und würdigt zunächst ausführlich die eigentliche Amtsarbeit Meyer's in der Leitung des Mutterhauses, in der kirchlichen Versorgung der ganzen Anstalt, in der Annahme, Ausbildung, Einweihung und Berathung der Schwestern. Wie anhangsweise erscheinen dann besondere Capitel über den Seelsorger, den Liturgen, der in Meyer auf Grund künstlerischer musikalischer Ausbildung und feinsten Verständnisses in seltener Vollkommenheit ausgebildet war, den Prediger, den Katecheten, den Kirchenmann, den Hausvater. Eine allgemeine Charakteristik macht den Schluß des Buches, dem auch ein allgemein theologischer Werth nicht abzusprechen ist. B. K.

— Samuel Pufendorf. Ein Beitrag zur Geschichte seines Lebens von Paul Meyer. Grimma, Julius Schiertz. 1894. — Die interessante Abhandlung ist dem Jahresberichte der Fürstenschule zu Grimma beigefügt. Pufendorf gehört zu den berühmteren Söhnen unseres engeren Vaterlands. Er ist am 8. Januar 1632, mitten in den Wirren des 30jährigen Kriegs zu Flöha geboren. Für die Wissenschaft des Naturrechts hat er geradezu bahnbrechend gewirkt. Sowohl hierdurch, als durch seinen ungewöhnlich bewegten Lebenslauf, der ihn u. A. auch in einflußreichen Stellungen nach Stockholm führte, verdient Pufendorf in der That im Angedenken der lebenden Generation erhalten zu werden. Die vorliegende Arbeit enthält allerdings mehr die Materialien zu einer Biographie, als daß sie selbst eine solche darstellt. Letzteres ist auch ohne Zweifel gar nicht beabsichtigt gewesen. Außer einer Geschlechtstafel, einer Aufzählung der bekannt gewordenen Werke sind besonders einzelne wörtlich abgedruckte Briefe von Werth. Eine ausführliche und interessante Charakteristik Pufendorf's hat übrigens Treitschke in den Preuß. Jahrbüchern von 1875 35. Band geliefert. Die vorliegende

Arbeit im Zusammenhange mit Varrentrapp's Forschungen wird vielleicht in Zukunft eine ausführlichere Lebensbeschreibung ermöglichen. —tg.—

— **Lehrbuch der Agriculturchemie** von Dr. Adolph Meyer, Professor in Wageningen. I. Theil: Die Ernährung der grünen Gewächse, in 25 Vorlesungen. 4. Auflage. Heidelberg, Carl Winter's Universitäts-Buchhandlung. Preis 10 ℳ — Das Lehrbuch der Agriculturchemie von Adolph Meyer hat sich seit seinem ersten Erscheinen 1870 in den Kreisen der wissenschaftlich gebildeten Landwirthe das Bürgerrecht erworben. Diesem Umstande verdankt es, daß es vor einem Geschick bewahrt bleibt, dem manches naturwissenschaftliche Werk anheimfällt, nämlich zu veralten; es regenerirt sich selbst durch immer neue Auflagen, von denen jetzt die vierte vorliegt, die nun wieder vollkommen auf der Höhe der jetzigen wissenschaftlichen Forschung steht. Was besonders dem Buche soviele Freunde geworben hat und immer neue wirbt, ist die eigenartige Behandlung des Stoffes in Form von Vorträgen, die, weit entfernt vom trockenen Lehrton, in lebensvoller Darstellung durch leichtfaßliche aber dabei schöne Sprache das Interesse der Leser fesselt, wobei auch die schwierigsten Gegenstände klar und deutlich entwickelt werden. Der bis jetzt herausgegebene erste Theil behandelt die Ernährung der grünen Pflanze. Der Verfasser beginnt nach kurzen Vorbemerkungen mit der Betrachtung des Assimilationsprozesses, der Production der organischen Substanz, und macht diese gewissermaßen zum Fundament seines ganzen Lehrgebäudes, indem er auf ihm die Entwickelung der Ernährungs- und Wachsthumsgesetze aufbaut. So reiht er dem ersten Abschnitt folgerichtig die Betrachtung der Stickstoffernährung im 2. Abschnitt an, während der 3. Hauptabschnitt von den unverbrennlichen Bestandtheilen, also der Ernährung der Pflanze mit mineralischen Stoffen handelt. Es folgen dann die Gesetze der Stoffaufnahme und im letzten Abschnitt die Betrachtungen anderer Vegetationsbedingungen, besonders der Wärme. — Das größte Interesse wird bei dieser neuen Auflage der Abschnitt über die Stickstoffernährung in Anspruch nehmen, denn er umfaßt die neueren Forschungen über die Aneignung des freien Stickstoffs durch gewisse Pflanzengruppen, besonders die Papilionaceen, die zu den für die Praxis überaus wichtigen Theorien geführt haben. Mit Recht sind hier die fundamentalen Untersuchungen Hellriegel's in das rechte Licht gestellt, da sie zum Ausgangspunkt für neue Forschungen und Entdeckungen geworden sind. Wir können das Buch, das auch in der Ausstattung nichts zu wünschen übrig läßt, allen gebildeten Landwirthen, namentlich auch den Studirenden, bestens empfehlen. Sst.

△ Das 5. Heft der „**Vorträge über Gesetzeskunde und Verwaltung**". Hilfsmittel zur Vorbereitung für die Beamten-Prüfungen, herausgegeben vom Vereine der Finanz-Beamten zu Dresden (Dresden, Conrad Weiske) enthält die wesentlichsten Bestimmungen über das Militär-Pensionswesen auf 8 Seiten. Der Verhältnisse der Wittwen und ehelichen Kinder derjenigen Officiere, die beim Inkrafttreten des Militär-Hinterbliebenen-Gesetzes vom 17. Juni 1887 aus der Sächsischen Militär-Wittwen- und Waisencasse nicht ausgetreten sind, wird am Schlusse gleichfalls kurz aber sachgemäß gedacht.

— **Zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbs.** Ein Beitrag zur Geschichte und Kritik der neueren deutschen Gewerbepolitik. Von Hugo Böttger. Braunschweig, Albert Limbach. 1895. — Die Broschüre giebt eine Uebersicht über die gegen die unlautere Concurrenz gerichtete Bewegung, stellt die Grundgedanken des Gesetzentwurfs zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbs klar und knüpft daran kritische Bemerkungen. Im Anhange sind der Gesetzesentwurf selbst, die amtliche Denkschrift dazu, die Braunschweiger Beschlüsse von Vertretern mehrerer Handelskammern und anderes Material mehr abgedruckt. Der Verfasser ist mit der Grundtendenz des Gesetzesentwurfs, insbesondere darin, daß derselbe auf Civil- und strafrechtlichem Gebiete dem unredlichen Gebahren zu Leibe will, voll einverstanden. Die kritischen Bemerkungen betreffen nur Einzelwerke und halten sich in knappen Grenzen. Dem Bedenken insbesondere, das vielfach aus dem Mangel einer Definition des Begriffs „Geschäfts- und Betriebsgeheimnisse" hergeleitet worden und dem auch wir uns bis zu einem gewissen Grade anschließen müssen, sucht Verfasser durch den Vorschlag zu begegnen, es möge eingeschalten werden, daß die Geschäfts- oder Betriebsgeheimnisse als solche beim Eintritt in die Stellung dem Angestellten ausdrücklich vom Unternehmer bekannt zu geben seien. Eine weitere Ausbildung dieses Gedankens kann wohl zu brauchbarem Ergebnisse führen. Die kleine Schrift soll weitere Kreise im Allgemeinen orientiren. Dazu ist sie recht wohl geeignet. N.

— Man darf dem Gesetzgeber daraus keinen Vorwurf machen, denn es liegt im Wesentlichen an der Neuheit und Complicirtheit des behandelten Stoffes, aber Thatsache ist es, daß keine anderen Gesetze so schwerverständlich sind als die socialpolitischen Deutschlands aus den 80er Jahren, besonders aber das Gesetz, betreffend die **Invaliditäts- und Altersversicherung**. Welche falsche Vorstellungen über dessen Bestimmungen noch im großen Publicum herrschen, das beweisen am Besten die zahlreichen Eingaben an höchstgestellte Personen und hohe Behörden, die von Leuten ausgehen, die ein Recht auf Invaliditäts- und Altersrente zu haben glauben und sich durch deren Versagung beschwert erachten. Unter solchen Umständen ist die aus sachkundiger Feder geflossene Beantwortung der Fragen „Wie erlange ich sicher eine Invaliden- oder Altersrente oder eine Beitragserstattung auf Grund des Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetzes?" Praktische Rathschläge für Versicherte und deren Berather unter Berücksichtigung der Revisions-Entscheidungen des Reichs-Versicherungsamtes ertheilt von Bielefeldt, kaiserl. Regierungsrath, ständigem Mitgliede des Reichsversicherungsamtes (Berlin, A. Asher & Co. 1895) besonders dankenswerth. Unter fortwährender Bezugnahme auf ergangene Entscheidungen der Revisionsinstanz werden hier die einzelnen Fragen, welche Rechtsansprüche das bezeichnete Gesetz gewährt, wer Anspruch auf Rente erheben kann, welche Voraussetzungen zur Entstehung der Ansprüche erfüllt sein müssen, was eine versicherungspflichtige Beschäftigung, eine anrechnungsfähige Krankheit bezw. Militärdienstzeit oder Unterbrechung eines festen, ständigen Arbeits- oder Dienstverhältnisses ist, was für die Entrichtung von Beiträgen zu beachten ist, wie die zur Begründung der Rentenansprüche erforderlichen Nachweise zu führen, wo und wie die Ansprüche geltend zu machen sind und welche Mittel es giebt, trotz rechtskräftiger Abweisung solcher Ansprüche eine erneute Entscheidung über dieselben herbeizuführen, in einer Weise beantwortet, die, wenn auch nicht ohne Weiteres alle direct Betheiligten, so doch den Berather, Arbeitgeber, Geistliche, Lehrer u. s. w. in den Stand setzen wird, über die im Einzelfalle auftauchenden Fragen zunächst sich und sodann die zu Berathenden aufzuklären. Wir können das praktische Schriftchen zu diesem Zwecke nur empfehlen. △

— **Der Eid in den Reichsprozeßordnungen.** Gutachten erstattet vom Landgerichtsrath Dr. Brandt zu Hanau, Mitglied des Ausschusses der hessischen Gesammtsynode. Cassel, Max Brunnemann. 1895. — Die Arbeit ist durch einen Auftrag der hessischen Gesammtsynode veranlaßt, die auch ihre Drucklegung und Ueberweisung an Reichsregierung und Reichstag beschlossen hat. Verfasser betont sehr richtig, daß die gesetzliche Bestimmung der Voraussetzungen und der Form der gerichtlichen Eide die Frage, was geschehen kann, um die Heilighaltung des Eides zu fördern, nur an der Peripherie trifft, daß aber allerdings auch die Bedeutung jener gesetzlichen Vorschriften für die Eidesfrage nicht unterschätzt werden darf. Seine Erörterungen über Wesen, Form und Voraussetzungen des Eides in den Reichsprozeßordnungen sind ebenso maßvoll als ansprechend; es berührt wohlthuend, überall zu empfinden, daß sie auf den Erfahrungen des praktischen Lebens aufgebaut, nirgends bestimmend von blos doctrinären Erwägungen beeinflußt sind. Die Reformgedanken, zu denen der Verfasser gelangt ist, sind schließlich in zehn Sätzen zusammengefaßt, welche den Beifall der Synode gefunden haben. Zu ihrer Verwirklichung sind auch die entsprechenden gesetzlichen Aenderungen formulirt. Wir können uns mit denselben nicht allenthalben einverstanden erklären, halten insbesondere die auch vom Verfasser in Anregung gebrachte regelmäßige Beeidigung des Zeugen im Strafverfahren gleich bei seiner ersten gerichtlichen Vernehmung für überaus bedenklich. Es beweist dies aber nur, daß auch rein sachliche Erwägungen und praktische Beobachtungen, besonders wenn sie doch immerhin auf der Art und Weise der Handhabung gesetzlicher Bestimmungen in verschiedenen Theilen des Reiches fußen, zu abweichenden Ergebnissen führen können. Bemerkenswerth dürfte sein, daß der Vorschlag des Verfassers, die Abnahme eines Parteieides im Civilprozesse solle in der Regel auf einen späteren Termin vertagt werden, bereits vor länger als Jahresfrist von der sächsischen Justizverwaltung als Bedürfniß empfunden und den Gerichten zur thunlichsten Verwirklichung empfohlen worden ist. N.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) vierteljährlich bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 40. Donnerstag, den 4. April. 1895.

Ein Berg- und Edelmann.

Von A. Holzhaus.

Zum 5. April.

Friedrich Wilhelm Heinrich v. Trebra war ein Bergmann, nicht nur von Amt und Beruf, sondern mit Leib und Seele; aber auch ein Edelmann in des Wortes schönster Bedeutung, geadelt nicht nur durch Geburt und Abstammung, sondern vor allen Dingen durch die edelste, selbstloseste Menschenliebe und den lautersten Charakter. Gerade in eine schwere Zeit der Noth und Theuerung, sowie in die trübste Zeit des Bergbaues unseres Erzgebirges hinein fiel die Arbeit und das verdienstvolle Wirken dieses Mannes, welches ersteren wieder zu hoher Blüthe erhob. Trebra wurde in Allstädt, einem Orte im damaligen Herzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach, am 5. April 1740 als Sohn Christoph Heinrich v. Trebra's, welcher herzoglicher Hofjunker und Erbherr auf Wolfersstädt und Bretleben war, geboren. Seine Mutter, die in ihrer Frömmigkeit und mit ihrem edlen Charakter den größten Einfluß auf den reich beanlagten Knaben ausübte, hieß Albertine Amalie Caroline geborene v. Werder. Die ersten Schuljahre verbrachte v. Trebra in der Klosterschule zu Roßleben, wo er sich bald vor den übrigen Schülern auszeichnete. Hierauf besuchte er die Universität zu Jena, um hier namentlich dem Studium der Naturwissenschaften obzuliegen, zu denen es ihn besonders hinzog, während ihm das Rechtsstudium, das er nach dem Willen der Eltern wählen sollte, wenig zusagte. Im Alter von 26 Jahren ging er auf die eben erst vom Prinzen Xaver, dem damaligen Administrator Sachsens, dem thatkräftigen Freunde und Förderer des sächsischen Bergbaues, gegründete Bergakademie zu Freiberg, deren erster Schüler er war. Eine von Prinz Xaver ernannte Commission, die unter Vorsitz des damaligen General-Bergcommissars und späteren preußischen Staatsministers v. Heinitz und des Oberberghauptmanns v. Oppell eine gründliche Revision des erzgebirgischen Erzbergbaues und der in Mißbräuche versunkenen Bergämter vorzunehmen hatte, erkannte sehr bald den Lerneifer, die Befähigung, Fachkenntniß und Rechtlichkeit des Studenten und fand sich veranlaßt, den jungen tüchtigen Mann noch vor Beendigung seiner wissenschaftlichen Studien als Auditor beim Bergamte Freiberg und als Protokollant bei den Revisionsarbeiten zu verwenden, ja ihn sogar nach kurzer Zeit trotz seiner Jugend in Berücksichtigung seiner vorzüglichen Leistungen und seines edlen, unbestechlichen Charakters zum Bergmeister in Marienberg zu ernennen. Das Marienberger Revier lag ganz und gar im Argen. Hier, wo nach den Worten des Chronisten „es nichts mehr zu verderben gab und Alles nur versucht werden mußte", trat der jugendliche, thatkräftige Mann am 1. December 1767 mit Gottvertrauen und den besten Vorsätzen die schwere Stellung an, nachdem er sich vorher eingehend von der Lage des Bergbaues unterrichtet und ein Gutachten darüber abgegeben hatte. Die Zustände, wie er sie vorfand, waren fast trostlose zu nennen. Untreue, Bestechlichkeit und Unehrlichkeit der Beamten und Arbeiter, Schlendrian in der Verwaltung, Unregelmäßigkeiten und unpraktische Handhabung des Betriebs, veraltete und untaugliche Maschinen und Einrichtungen, — dies und vieles Andere machte dem jungen Bergmeister anfangs das Leben schrecklich sauer. Doch er wich und wankte nicht! Trotzdem er als unbequemer Neuerer mit Mißfallen und Argwohn betrachtet, als Fremder und Edelmann sogar mit Arglist und Vorurtheil bekämpft wurde, wußte er sich doch sehr bald durch sein energisches Ein- und Durchgreifen Achtung und Gehorsam zu verschaffen und durch sein edles, in Uneigennützigkeit und Diensteifer Allen voranleuchtendes Vorbild sogar das Wohlwollen und die Liebe seiner Untergebenen zu erringen. Er ordnete einen streng geregelten Geschäftsgang an und berief aus dem Harze geeignete Leute, welche die ganz vernachlässigte Rechnungsführung regelten, und führte an Stelle eines gedankenlosen und gewohnheitsmäßigen Betriebes, bei welchem die Wünschelruthe und der Aberglaube eine Hauptrolle spielten, eine auf bewährte Erfahrungssätze gegründete Abbaumethode ein. In selbstlosester Weise suchte er aber auch die Lage des Bergmanns im Allgemeinen zu verbessern, und eine besondere Aufgabe fand er darin, das Standesbewußtsein, das Gefühl der Zusammengehörigkeit, im Bergmann zu heben, da es unter den bisherigen verrotteten Zuständen nahezu gänzlich geschwunden war.

Es war erstaunlich, wie schnell der so sehr gesunkene Bergbau unter Trebra's Einfluß und Leitung zu blühen begann. Indessen fehlte es namentlich an dem nöthigen Gelde und es sah in dieser Hinsicht um so schlimmer aus, als bei der geringen Ausbeute und der Abneigung gegen die unredliche Verwaltung auch nur ungern und sehr unzureichend Zubußen gezahlt worden waren. Sobald es daher dem neuen Bergmeister nur einigermaßen gelang, bessere Ausbeute zu erschließen und das Vertrauen zu den Verwaltungsbeamten zu festigen, war er mit allen Kräften auf Heranziehung neuer Hilfsmittel und Gewerken bedacht. Er trat daher zunächst mit einem großen Menschenfreunde in Leipzig, dem das Erzgebirge schon wiederholt in Zeiten der Noth zu großem Danke verpflichtet worden war, in Verbindung. Dieser Mann war der Kammerrath Frege, Gründer des bekannten Bankierhauses, den Trebra für seine Absichten so günstig stimmte, daß sich dadurch für den Bergbau bedeutende Hilfsquellen öffneten. Weiter galt es dann, die Gewerken in Holland, welche früher dem erzgebirgischen Bergbau große Sympathien und Unterstützungen zugewandt hatten, wieder zu gewinnen. Zu diesem Zwecke gab Trebra im Jahre 1770 die Schrift heraus: „Erklärungen der Bergwerks-Charte von dem wichtigsten Theile der Gebirge im Bergamtsrevier Marienberg", worin er die Berechtigung der auf den dortigen Bergbau zu gründenden Hoffnungen darlegte und welche in Holland solches Aufsehen machte, daß sie sogar von dem Amsterdamer Kaufmann Karl Wilhelm Hansen ins Holländische übersetzt wurde. Als unser Verfasser 1771 selbst nach Amsterdam reiste, gelang es ihm durch den sittlichen Einfluß seiner Persönlichkeit und seine sachlichen, überzeugenden Auseinandersetzungen große Zubußen, gegen 80000 Thaler sofort baar, zugesichert zu erhalten, sowie eine neue Gewerkschaft zu gründen, auf deren Kosten 10 neue erzgebirgische Gruben eröffnet und die Bergleute auf die doppelte Zahl gebracht werden konnten. Später zogen leider die Holländer, als ihnen der Silberertrag zu gering wurde, ihre Zubußen wieder zurück, da ohnehin der holländische Kaufmann einen ganz anderen und schnelleren Gewinn gewöhnt war. — Trebra hatte seinen damaligen Aufenthalt in Holland aber auch als Menschenfreund noch dazu verwerthet, nach geschichtlichen Notizen halb und halb im amtlichen Auftrage, zu allermeist aber doch aus eigenem Herzensdrange und auf eigenes Wagniß hin, in jener Zeit, wo bei uns hier im Erzgebirge die größte Theuerung und Hungersnoth herrschten, große Ankäufe von Getreide abzuschließen, das in den Jahren 1771 und 1772 nach hier übergeführt, zu möglichst niedrigem Preise verkauft wurde und unsäglichem Elend unter den Bergleuten vorbeugte. Besonders auch hierdurch ist der treffliche Mann zum großen Wohlthäter des Erzgebirges geworden. Auf dem Rückwege aus Holland

besuchte Trebra auch den Harz mit seinen Bergwerken, was jedenfalls mit die Veranlassung zu seiner späteren Anstellung beim dortigen Bergbau wurde. —

Die vielen Verdienste des Bergmeisters wurden nicht nur endlich von den meisten seiner Untergebenen mit unbegrenztem Vertrauen und großer Verehrung belohnt, sondern auch von der Regierung gewürdigt, indem sie ihn bereits im Februar 1769 unter Belassung in seinem bisherigen Amte zum Oberbergamts-Assessor, mit dem Titel eines Bergcommissionsrathes, ernannte und der Kurfürst Friedrich August, nachdem sich derselbe im September 1772 persönlich von dem segensreichen Wirken Trebra's überzeugt hatte, ihn zum Vicaberghauptmann beförderte. Bereits am 11. Mai 1769 hatte sich der junge Kurfürst mit seiner anmuthreichen Gemahlin nach Freiberg begeben, um nicht nur die Huldigung des erzgebirgischen Kreises entgegenzunehmen, sondern auch den Bergbau in seinem neuen Aufblühen kennen zu lernen. 3000 Bergleute aus allen Revieren waren an jenem Festtage in Freiberg vereinigt und zogen unter Führung des Bergmeisters v. Trebra am Abende mit ihren Grubenlichtern und in ihrer neuen, in mehrfacher Hinsicht abgeänderten Kleidung auf den Markt, wo das kurfürstliche Paar vom Balkon des Rathhauses aus mit großem Wohlgefallen das Schauspiel beobachtete. Der Anblick der in dichten Reihen aufgestellten Knappen und Hüttenarbeiter, deren kraftvolles „Glück auf!“ weithin erschallte, gefiel so, daß der Aufzug viermal wiederholt werden mußte. Bei der Anwesenheit des Kurfürsten in Marienberg 1772 nahm derselbe die neuerfundenen und eben erst vollendeten Bergwerksmaschinen, insbesondere auch einen Wasser- und Pferdegöpel, in Augenschein, die auf den Gruben „Jung Fabian Sebastian“ und „St. Georgen“ errichtet worden waren. Diese Maschinen waren die ersten ihrer Art in Sachsen und vom Kunstmeister Mende gebaut worden, welcher dafür vom Kurfürsten eine goldene Dose geschenkt erhielt. Als Zeichen seines Wohlgefallens am Bergbau und dessen neuer Blüthe ließ der Kurfürst auf dem großen Marienberger Markte einen Bergball veranstalten, zu dem sämmtliche Knappschaften aus dem Marienberger, Annaberger, Geyer'schen und Ehrenfriedersdorfer Revier geladen waren. Ganz unerwartet erschien damals der Kurfürst auch im Wolkensteiner Warmbade, von dessen Existenz er soeben erst durch Trebra Kenntniß erhalten hatte. Der Kurfürst, seine erlauchte Gemahlin und deren Mutter stiegen selbst zur Quelle hinab, tauchten die Hand hinein und waren froh erstaunt über die bedeutende Wärme des hier sprudelnden Wassers. —

Neben seiner anstrengenden und aufreibenden Berufsthätigkeit fand der außerordentlich arbeitsfreudige und unermüdliche Mann auch noch hinreichende Muße zu zahlreichen schriftstellerischen Arbeiten, die sich nicht nur über die verschiedensten Zweige des Bergbaues erstreckten, sondern auch noch andere Theile der Naturkunde behandelten. Bei allen seinen Naturbetrachtungen ließ er sich von dem Grundsatze leiten „in der Natur selbst nach dem göttlichen Lichte zu forschen, durch welches er sie sah, wie sie war, entfernt von dem Vorurtheile, wie man sie gern haben möchte“. Aus seinen fachmännischen Schriften heben wir hier nur folgende Abhandlungen heraus: „Ueber den Bergbau“ (1796, dem Kurfürsten überreicht), „Nutzen des Bergbaues“ (1777), „Erfahrungen vom Inneren der Gebirge“ (1785), „Bergbaukunde“, mit dem k. k. Hofrath Edler v. Bora 1789 und 1790 gemeinschaftlich herausgegeben, „Ueber die Wärme der Erde“ (1816) und das kurz vor seinem Tode veröffentlichte, hochinteressante „Bergmeisterleben und Wirken in Marienberg“ (1818), welche Schrift am schönsten die gesegnete Thätigkeit und den edlen Charakter Trebra's klar legt. Die Schreibweise Trebra's war eine ganz eigenthümliche. Sie hatte etwas naiv Kindliches und hier und da selbst Unbeholfenes; doch bestach sie immer durch den treuen Ausdruck eines liebenswürdigen Charakters. — Welchen Aufschwung der Bergbau unter Trebra nahm, mögen nur einige wenige Zahlen, wie sie uns aus der Chronik gerade vorliegen, zeigen. Es arbeiteten 1791 im kursächsischen Erzgebirge auf 813 Gruben nicht weniger als 9463 Bergleute, es belief sich der Geldwerth aller Bergproducte im genannten Jahre auf 742 156 Thaler. Die Ausbeute ergab 56 161 Mark Silber (1 Mark = ca. 11 Thaler), 154 Centner Kupfer, 2555 Centner Zinn, 12 641 Centner Blei, 15 705 Fuder Eisenstein, 8313 Centner Kobalt, 568 Centner Schwefel, Vitriol, Arsenik u. dergl. Im Jahre 1779 bezifferte sich der Metallertrag an Silber in Sachsen auf 38 000 Mark (420 000 Thaler) und das Gesammtpersonal in Berg- und Hüttenwerken auf ca. 10 000 Mann. Das ganze sächsische Erzgebirge hatte von 1767—1801 an Silber 1 683 571 Mark oder 18 519 300 Thaler ausgebracht — Insbesondere für den Bergbau Marienbergs und diese Stadt selbst war dieses verdienstvolle Wirken entscheidend. Hieraus erklärt sich auch die allgemeine Verehrung, wie sie ihm in der letzten Zeit seines dortigen Bergmeisterlebens und auch noch dann, als er Oberberghauptmann geworden war, erwiesen ward und wie sie im Jahre 1802, als v. Trebra die Stadt das erste Mal als Oberberghauptmann besuchte, in einer Ansprache seines dortigen ältesten Freundes und Verehrers, des Oberpfarrers M. Ehrenfried Wagner, besonders schön zum Ausdruck gelangte, in welcher es unter Anderem heißt: „Einst kam er, der junge, feurige, hellsehende, thätige, für seine Sache geschaffene, redliche, christliche Mann, Marienbergs Bergbau neues Leben und nach unermüdeter Besichtigung desselben neue Unterstützung zu verschaffen. Selbst Theuerung und Hungersnoth wurden durch seine Klugheit und Fürsorge Mittel, den müßigen Professionisten und arbeitslosen Handwerker zu nützlichen Bergleuten zu bilden und sie und ihre Familien vom Tode zu erretten.“ Nr. 21 des Marienberger Wochenblattes vom Jahre 1802 zählt in nicht weniger als 19 Hauptpunkten alle die hohen Verdienste Trebra's um Marienberg und seinen Bergbau auf und an späterer Stelle (Nr. 22) fügt ein dankbarer Bürger noch neun anderweite verdienstvolle Thaten Trebra's hinzu und hebt am Schlusse besonders auch hervor „die außerordentliche Humanität, mit welcher dieser edle Mann seine Untergebenen, besonders diejenigen behandelte, die sich in seine strenge Ordnungsliebe fügten und durch Ordnung, Rechtschaffenheit und Thätigkeit auszeichneten“. — Den selbstlosen Charakter Trebra's kennzeichnet es so recht, wenn in der Chronik noch erwähnt wird, daß, als nach den Theurungsjahren 1771 und 1772 die Bergleute ihrem Bergmeister einen Stein mit der Inschrift: „Unserm Erhalter in der Theurung“ errichtet hatten, der Gefeierte ihn, als er ihn das erste Mal bemerkte, umlegen und mit der Schrift nach unten wenden ließ. Allem öffentlichen Lobe war er eben Feind! — —

Während seiner Marienberger Wirksamkeit unternahm Trebra im Jahre 1776 auch eine Reise nach Ilmenau, um in Angelegenheiten des dortigen Bergbaues über ein Vierteljahr lang daselbst thätig zu sein. Herzog Karl August, der dem Wiederaufblühen des Thüringer Bergbaues die vollste Aufmerksamkeit zuwandte, hatte unsern Bergmeister um ein fachmännisches Gutachten ersucht, und um die Lage der Sache an Ort und Stelle gründlich kennen zu lernen, reiste Trebra in Begleitung des geschickten Kunstmeisters Joh. Friedr. Mende und des Obersteigers Joh. Gottfr. Schreiber nach Ilmenau, wo er den Vorsitzenden und die Seele der Commission von Bergverständigen bildete und in directe Beziehungen mit dem Herzoge selbst, sowie mit Goethe trat, der den Vorsitz in der herzoglichen Hauptbergcommission führte und in der Schrift: „Vierte Nachricht vom Fortgange des Ilmenauer Bergbaues“ unter den sachverständigen Männern ganz besonders rühmend Trebra's und seines Gutachtens gedachte. Daß zwischen Beiden immer intimer werdende Verbindungen entstanden, war selbstverständlich, denn Goethe liebte Männer wie Trebra, die nach seinem Ausdrucke „eine Natur“ waren. Sie wurden sogar schließlich vertraute Freunde, die sich wenigstens alljährlich einmal persönlich zu sehen versprachen und von da an einen sehr regen Briefwechsel unterhielten. Es ist zu beklagen, daß letzterer bis jetzt unbekannt geblieben, ja wohl gar verloren gegangen ist. Trebra nahm thatsächlich und schon als Besitzer von Bretleben Jahr für Jahr Gelegenheit zu einer Reise nach Thüringen und zu einem Besuche in Weimar, wo er nicht nur der willkommene Gast des Herzogs und Goethe's war, sondern auch noch einen großen Freund in einem Landsmanne, in dem Regierungsrathe und späteren Staatsminister Christ. Gottl. v. Voigt besaß, dem er nachmals, als „dem Freunde der Jugend und des Alters“, auch sein „Bergmeisterleben“ widmete. Endlich stand Trebra noch als Mitglied der „Deutschen Gesellschaft“ zu Jena und später als Vicepräsident der Societät für die gesammte Mineralogie mit Weimar und den dortigen hervorragenden Männern in naher Verbindung. Goethe nahm wiederholt Gelegenheit, unsern Helden persönlich aufzusuchen. So traf er im September 1783 und August 1784 mit ihm in Zellerfeld zusammen, von wo aus Beide gemeinsam mineralogische Wanderungen durch den Harz unternahmen. In Freiberg hat Goethe den Freund nur ein einzig Mal besucht, im Jahre 1810, wo der Dichter bei Trebra im 1. Stocke des Bauer'schen Hauses, Ecke der Kirchgasse, Wohnung genommen haben soll. Nach einer freundlichen Zuschrift

des Goetheforschers Frhrn. v. Biedermann in Dresden, dessen vortrefflicher Schrift: „Goethe's Beziehungen zum sächsischen Erzgebirge und zu Erzgebirgern" wir wichtige Beiträge zur vorliegenden Skizze verdanken, soll Goethe diesen Besuch im Jahre 1813 gemacht und nicht in Trebra's Hause gewohnt haben. — Den wesentlichen Berührungspunkt zwischen Goethe und Trebra bildete die Mineralogie und Geologie, indem Letzterer zuerst bei Goethe die Liebe zu diesen Wissenschaften weckte und ihm Anleitung gab, denselben „im Geiste unbefangener Beobachtung und selbständiger Forschung" nachzugehen. Trebra sagt hierüber in seiner Schrift: „Erfahrungen vom Innern der Gebirge": „Wie freue ich mich, da ich einen längstbekannten und entschiedenen Freund des Schönen nun auch für die schöne Natur im Mineralreiche glühen und seinen dem Guten immer tiefer nachstrebenden Ernst die feste Richtung dahin nehmen sehe, mehrere Naturforscher, welche in Beobachtung des Inneren und Aeußeren der Gebirge auf gleichem Wege in allen Weltgegenden zerstreut gehen, in eine Gesellschaft zu vereinigen, die es sich zum Zweck setzt, die Natur rein nur zu beobachten und sich untereinander die gemachten Beobachtunger nebst Belegen dazu mitzutheilen."

Welch' tiefen Eindruck Goethe auf Trebra bereits bei dem ersten Zusammenleben gemacht, bezeugt des Letzteren Brief an Bertuch in Weimar vom 5. August 1776, worin derselbe schreibt: „Goethe, dem lieben Goethe, erneuern Sie meinen Dank; er kann keinen Freund haben, der ihn mehr liebt als ich, und kann dieses also wohl vergelten und kann auch mich lieben." In seinem „Bergmeisterleben" äußert sich unser Held über seinen Aufenthalt in Ilmenau 1776 weiter: „Die angenehmsten neuen Bekanntschaften mit den edelsten, liebenswürdigsten Menschen machte ich bei dieser Gelegenheit, erwarb mir liebe Freunde aus ihnen, fand auch alte Freunde wieder und gewann so eine Erholung in der Oberwelt, die mich vorerst wenigstens hinlänglich wieder stärken konnte für Gefahren und Unlusten genug in der Unterwelt." — Hatte Goethe sich anfangs Trebra gegenüber sehr zurückhaltend, ja sogar eifersüchtig gezeigt, weil Letzterem der Herzog Karl August eine so große Gunst und Zuneigung erwies, daß er Tage lang nicht von Trebra's Seite wich; ja, hatte sich Goethe sogar eine Zeit lang schmollend vom Fürsten und von Trebra zurückgezogen, so wurde später — vielleicht gerade mit aus diesem Grunde — die gegenseitige Liebe und Werthschätzung um so größer, wie beispielsweise es die Zuschrift bezeugt, mit welcher Goethe den Aufsatz „über die Schwefelquellen von Berka" an Trebra übersandte. Es heißt daselbst: „Ich gedenke meines liebwerthen Freundes zum allertraulichsten und danke schönstens für die neulich übersendeten höchst interessanten Kupferstufen." Und an einer späteren Stelle: „Seit wenigen Abenden lese ich wieder Deine Erfahrungen von dem Innern der Gebirge und sehe mit Erstaunen und Freude, wie Du vor 30 Jahren diese Dinge vorausgeschaut, angedeutet und geweissaget hast." „Der edle Freund v. Trebra", wie ihn Goethe gern zu nennen pflegte, sandte darauf wiederholt merkwürdige Mineralien an Letzteren, so 1811 ein Lineal aus Zittauer Braunkohle, 1812 eine Platte aus einem Uebergangsgestein zwischen Granit und Porphyr, 1814 verschiedene, namentlich für die Zinnformation belehrende Stufen von Geyer, Ehrenfriedersdorf und Annaberg, während dem Großherzoge Karl August 1815 von Trebra 2 Tischplatten aus dem erwähnten Uebergangsgestein verehrt wurden. Ein Gegenstück wird noch jetzt, wenn wir recht unterrichtet sind, in Trebra's Familie aufbewahrt. — So hatte sich denn ein gar vertrauliches, herrliches Verhältniß zwischen Goethe und Trebra nach und nach entwickelt, ein inniger, auf gegenseitige Hochachtung gegründeter Freundschaftsbund, der sich äußerlich auch in dem brüderlichen „Du" bekundete und eine überaus große Uebereinstimmung der beiderseitigen Anschauungen und Meinungen aufwies. Als Trebra im Jahre 1819 sein thaten- und segensreiches Leben geendet hatte, beklagte dies der Dichterfürst auf's Tiefste und unterließ nicht, was er bei Todesfällen — „den ewig sich wiederholenden Märchen" — nur ganz ausnahmsweise that, der verwittweten Frau v. Trebra in Karlsbad sein aufrichtigstes Beileid persönlich zu bezeugen. — —

Zur Lebensgeschichte der trefflichen Mannes wieder zurückkehrend, begleiten wir denselben noch einmal auf sein gesegnetes Arbeitsfeld in Marienberg. Unermüdlich auf's Treueste hatte er hier allezeit das Beste verfolgt und vieles Gute in hartem Ringen und Schaffen auch erreicht. Sein uneigennütziges, nur auf's Wohl des großen Ganzen gerichtetes Streben ließ ihn fast alle persönlichen Interessen vergessen, und so kam es, daß seine Ausgaben mit den nicht gerade reichlichen Einnahmen nicht immer Schritt hielten und er sich zuletzt in argen Geldverlegenheiten befand. Dazu war er durch allerhand seinem Wirken in den Weg gelegte Hindernisse verstimmt und müde geworden, sodaß er sich nach einem anderen Wirkungskreise sehnte, der ihm womöglich auch eine Verbesserung seiner finanziellen Verhältnisse in Aussicht stellte. An Rufen ins Ausland und an Gelegenheit zur Verbesserung seiner Lage und Stellung fehlte es nicht. Und so übernahm er denn am 5. August 1779 das einflußreiche Amt eines großbritannischen und kurfürstlich braunschweigisch-lüneburgischen Viceberghauptmanns am Harz und siedelte nach Zellerfeld über. Dort setzte er sein thatkräftiges und erfolgreiches Wirken unter verschiedenen Schwierigkeiten eine Zeit lang fort, bis er sich im Jahre 1795 nach mancherlei Enttäuschungen und trüben Erfahrungen auf sein Erbgut Bretleben an der Unstrut zurückzog, wo er sich sehr bald in der Landwirthschaft ebenso thätig zeigte, wie früher beim Bergbau. Ueberall sah man sein Bemühen, den Landbau zu heben; er pflegte namentlich den Hanfbau, legte eine Salpeter- und Stärkefabrik an und ließ unter Leitung des Zellerfelder Maschinendirectors Friedrich eine Maschine für den Branntweinbrennerei-Betrieb herstellen. Während seines Zellerfelder Aufenthaltes hatte Trebra neben seinen anstrengenden amtlichen Verrichtungen nicht nur noch Zeit zu verschiedenen neuen schriftstellerischen Arbeiten gefunden, sondern auch im Jahre 1786 eine größere Reise nach Glashütte bei Schemnitz in Ungarn unternommen, wo eine Commission, zu welcher außer Trebra noch als Vorsitzender der k. k. Hofrath Edler v. Born gehörte, ein neues Verfahren, edle Metalle durch Quecksilber aus den Erzstufen zu ziehen, zu prüfen hatte. — Aus der Stille des Landlebens wurde Trebra noch einmal im Jahre 1801 durch seinen edlen Landesfürsten Friedrich August gerufen, der ihm die höchste Stelle beim ganzen sächsischen Bergbau, das Amt eines kursächsischen Oberberghauptmanns in Freiberg, übertrug. Am 23. September 1801 erfolgte die Einweisung in das hohe Amt, das Trebra bis zu seinem Tode in größtem Segen verwaltete. Was er noch Alles zum Gedeihen des Bergbaues gethan, das aufzuzählen, kann nicht die Aufgabe dieser in engem Rahmen zu haltenden Zeilen sein. Sehr bald aber wurden seine neuen großen Verdienste von Seiten des hohen Landesherrn dadurch anerkannt und auch äußerlich zum Ausdruck gebracht, daß Trebra das Comthurkreuz des Civil-Verdienstordens erhielt. Wie auch noch der Greis den Ruf eines vorzüglichen Bergmanns genoß, bewies unter Anderm, daß er im Jahre 1810 von einer spanischen Bergwerksgesellschaft nach Württemberg gerufen ward, um ein dort eingeleitetes bergmännisches Unternehmen zu untersuchen und zu begutachten. — Trebra war zweimal verheirathet. Im Jahre 1776, also während seines Marienberger Aufenthaltes, verband er sich mit Auguste v. Hartitzsch, vom Rittergute Weißenborn b. Freiberg, zu einer sehr glücklichen, langjährigen, doch kinderlosen Ehe. Kurz nach seiner Uebersiedelung nach Freiberg verlor Trebra seine erste Gemahlin und in der Vereinsamung seines Hauses fühlte er sich bald so liebeleer, daß er sich entschloß, noch ein neues Band zu knüpfen. Er vermählte sich am 5. December 1805 mit Erdmuthe Eleonore geb. v. Gersdorf geschiedene v. Geusau. Der Umstand, daß seine 2. Gemahlin aus 1. Ehe 4 Kinder besaß, war hierbei für den edlen Mann mit entscheidend, da er ihm als wünschenswerther Ersatz für die eigene Kinderlosigkeit erschien. Die 2. Gattin hat den am 16. Juli 1819 zu Freiberg verstorbenen Gatten dann noch längere Zeit überlebt. — — —

Ein echter Berg- und Edelmann! Das war der Inbegriff des Lebens Friedr. Wilh. Heinrich v. Trebra's. Die ganze Gesinnung und Handlungsweise dieses Mannes hatte einen streng sittlichen und christlich religiösen Untergrund. Mit unerschütterlichem Ernste erfaßte er die Aufgaben seines Berufes, und dieser Ernst war verklärt von wahrer, selbstloser Menschenliebe. Lebhaften Geistes und Temperamentes, gab es bei ihm kein Zögern und Zaudern. Dem einmal gefaßten guten Entschlusse folgte auch alsbald die edle, rasche That. Sein erster Amtsgrundsatz, „alle im Dienste vorkommenden Geschäfte unaufgehalten, mit auszeichnender Hurtigkeit durchzutreiben", hat ihm zwar zuweilen den Tadel der Bedächtigen und Vorsichtigen zugezogen, aber auch die Energie verliehen, mit der er so Großes vollbracht. Mit dem Allen verband sich bei ihm ein durchaus praktischer Sinn, der ja gerade für einen Organisator unerläßlich ist. Groß stand Trebra auch da als wahrer Menschenfreund, der dabei die linke Hand

nicht wissen ließ, was die rechte that. Gegen Arme war er stets mildthätig, gegen Untergebene zwar dienstlich streng, aber dabei immer wohlwollend, gerecht und väterlich besorgt. Allen, die ihm nahe traten, zeigte er offene Liebenswürdigkeit und Gastfreundschaft. Den Seinen war er ein zärtlicher Gatte und Pflegevater, seinem Fürsten aber allezeit ein gehorsamer, treuer und zuverlässiger Diener. Sein Andenken wird immerdar in Segen bleiben! — —

Bücherbesprechungen.

□ **Jesu Verkündigung und Lehre vom Reiche Gottes** in ihrer geschichtlichen Bedeutung von Prof. Dr. G. **Schnedermann**. 2. Hälfte. Leipzig, Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (G. Böhme). — Im vorigen Jahre ist über den 1. Band der vorliegenden Schrift in diesen Blättern eingehend referirt worden. Wir können uns daher über die vorliegende zweite Hälfte des Werkes, die den Abschluß desselben bildet, kürzer fassen. Der wissenschaftliche Lebensgedanke des Verfassers ist, den „jüdischen Hintergrund" des Neuen Testamentes, eine Bezeichnung, die seitdem zu einem geflügelten Worte in den theologischen Kreisen geworden ist, mit allen Consequenzen zur Geltung zu bringen und seine Bedeutung für das Verständniß des Neuen Testamentes, der Person, der Lehre und des Werkes Jesu klarzustellen. Ein Grundgedanke der Lehre Christi ist der Begriff des Reiches Gottes, der neuerdings mit Recht von verschiedenen Seiten wieder stärker betont worden ist. Entsprechend dieser Gesammtauffassung sucht der Verfasser nachzuweisen, wie Christus auch bei seiner Verkündigung und bei seiner Lehre vom Reiche Gottes auf israelitischem Boden gestanden, sich auf der Linie der alttestamentlichen Anschauung bewegt hat, so jedoch, daß er den Reichsbegriff vertieft und vergeistigt und von den Schlacken jüdisch-nationaler Beschränktheit geläutert hat. Der Verfasser unterscheidet dabei in eigenthümlicher Weise Verkündigung und Lehre. Die „Verkündigung" wendet sich an das ganze Volk mit der Kunde, daß in Christo das Königreich Gottes gekommen. Die „Lehre" wendet sich an einen engeren Kreis, an die Stillen im Lande, die Jünger des Herrn, führt diese ein in die Geheimnisse des Reiches Gottes und zeigt ihnen die sittlichen Bedingungen für den Antheil an dem kommenden Gottesreiche. Von hier aus entsteht der Kampf zwischen dem wahren, idealen Israel und dem von den Pharisäern, von den Oberen des Volkes vertretenen Judenthum, der an der pharisäischen Gesetzesbehandlung und speciell an der Sabbathfrage sich verschärft, bis dieser Gegensatz in unerbittlicher Consequenz zum vollen Bruche Christi mit dem pharisäischen Judenthum geführt und sich im Tode Christi am Kreuze vollendet hat. Das ist nach dem Verfasser das „Aergerniß des Kreuzes" für das pharisäische Judenthum, daß der am Kreuze nach dem Spruche der Oberen Israels als Gesetzesübertreter und Gesetzesbekämpfer Hingerichtete Messias sein sollte. In dem Gekreuzigten wird „der Messias Israels hingerichtet" und der jüdische Particularismus, die jüdische Hoffnung einer israelitischen Sondergestalt des Gottesreiches „in den Tod gegeben". Das ist's, was Jesu Leiden und Sterben zur gewaltigsten Tragödie der Geschichte macht. Dies ist ungefähr die Summa der Gedanken, die der Verfasser in seiner Schrift entwickelt. Wir gestehen offen, daß wir uns die Anschauungen des Verfassers nicht aneignen können. Was speciell die Idee des Reiches Gottes anlangt, wie sie der Herr verkündigt, so geht dieselbe in ihrer tiefen Innerlichkeit und Elasticität, wie in ihrer Universalität weit über alle jüdischen und auch im engeren Sinne israelitischen Gedanken und Erwartungen hinaus. Aber stellen wir uns auf den Boden des Verfassers, so müssen wir bekennen, daß er seine Aufgabe mit großem Ernst und anerkennenswerthem Eifer geschichtlicher Forschung erfaßt, und daß er mit einem nicht geringen Aufwand von Gelehrsamkeit und Scharfsinn auf Grund umfassender Studien in consequentem, zielbewußtem Fortschritt der Entwickelung die Lösung dieser Aufgabe verfolgt hat. Den Glanzpunkt der Schrift bildet die Darstellung des Kampfes Christi mit dem pharisäischen Judenthum bis zur Vollendung desselben im Aergerniß des Kreuzes. Durch den eigenthümlichen Zusammenhang, in welchen der Verfasser diese Wendung in der Geschichte Jesu stellt, erfährt dieselbe eine mannigfach neue Beleuchtung. Treffend ist in dieser Partie auch die Ausführung über die Entstehung des Bewußtseins in Jesu von seinem Leiden und Sterben. Jedenfalls verdient das Buch als eine Frucht eindringender geschichtlicher Forschung, jahrelangen ernsten Nachdenkens volle Beachtung.

— **Die Stellung Jesu zum irdischen Gut**, mit besonderer Rücksicht auf das Gleichniß vom ungerechten Haushalter. Von G. **Wiesen**, Pastor in Hattorf (Hannover). Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann. 1895. 84 S. 1,20 ℳ. — Man kann es nur mit Freuden begrüßen, wenn so zeitgemäße Fragen wie die Stellung, welche Jesus zum irdischen Gute einnahm und welche daher für seine Nachfolger vorbildlich sein muß, auf Grund der Evangelien beleuchtet werden. Diese Frage wird in vorliegender Schrift zuerst ohne Beziehung auf das Gleichniß vom ungerechten Haushalter in exegetisch zum Theil treffenden Ausführungen erörtert, wobei die ebionitische Deutung der Aussprüche Jesu, als verbiete Jesus den Reichthum überhaupt, zurückgewiesen wird. Nicht in dem Besitz, sondern in dem falschen Vertrauen auf denselben liegt das Verwerfliche auch nach dem Lucasevangelium, mit welchem sich der Verfasser besonders beschäftigt. Der Aufsatz ist gegenüber einer gewissen christlichen, von Uebertreibung nicht freien socialen Richtung unserer Tage sehr beachtenswerth, wenn auch wesentlich Neues für die exegetische oder biblisch-theologische Wissenschaft darin nicht beigebracht ist. — Der zweite Theil des Schriftchens betrifft das Wesen der Gleichnißerzählungen mit beigefügten Thesen. Es würde an dieser Stelle zu weit führen, diesen mehr formalen Theil eingehender zu besprechen. Mit manchen gewagten Behauptungen können wir in demselben uns nicht befreunden. — Der dritte Theil behandelt das Gleichniß vom ungerechten Haushalter, für welches der Verfasser die beiden ersten Theile nur als Einleitung ansieht. Nach der hier versuchten Deutung bleibt der Herr des Haushalters außerhalb der Bildhälfte und ist Gott. Der Haushalter ist Gott gegenüber allerdings Verwalter, im Bilde selber aber berechtigter Eigenthümer, der mit seinen Gütern schalten und walten kann. Insofern als er von seinem früheren Geize (dem Umbringen der Güter Gottes) sich zur Mildthätigkeit bekehrt, handelt er klug und ist nicht mehr wie vorher ungerecht. Es gelingt auf diese Weise, den Scrupel zu beseitigen, daß ein abgefeimter Betrüger wenn auch nur in seiner Klugheit zum Exempel gemacht wird. Nach dem ersten Betrug einen zweiten noch größeren zu begehen, könne nicht einmal klug genannt und belobt werden. Nur bereitet der Vers, welcher die klügeren Kinder dieser Welt unterscheidet von den Kindern des Lichtes, bei dieser Deutung große Schwierigkeit, so daß sich unser Ausleger versucht fühlt, an der Echtheit desselben aus inneren Gründen zu zweifeln und ihn als eine möglicher Weise durch die Deutung auf betrügerische Klugheit veranlaßte Glosse anzusehen, bei etwaiger Echtheit aber die Lichtkinder auf die Pharisäer und zwar ironisch zu deuten. Wenn in der Vorrede gesagt ist, daß für die vorgeschlagene Erklärung vorläufig auf Zustimmung nicht zu rechnen ist, so dürfte das zutreffen. Wir wollen aber gerne anerkennen, daß die hier versuchte Deutung der allerdings schwierigen und verschieden aufgefaßten Parabel immerhin der Beachtung werth ist.

D. K.

— **Entrückt in die Zukunft.** Socialpolitischer Roman von **Theodor Hertzka**. Berlin 1895, Ferd. Dümmler. — Eine Reise nach Utopia (wir erinnerten uns dabei unwillkürlich an Laboulaye's früher berühmtes Buch: Paris en Amerique) und zwar unter besonders erschwerenden Umständen, anscheinend durch Hypnotismus. Ein junger Pariser schläft spät Abends ein und erwacht in einem anderen Paris 200 Jahre später, wo von dieser Stadt wenig Anderes als die Notre-Dame-Kirche übrig geblieben ist und die Riesenstadt sich gewissermaßen in einen kleinen fashionablen Badeplatz umgewandelt hat. Die Sprache ist halb englisch, halb französisch, doch noch recht wohl verständlich, die Damen kleiden sich in ein Gemisch von griechischem Kostüm und französischem Faltenrock, die Herren in ähnlicher Weise. Man reist bei kurzen Ausflügen mit Aëropetoren, kleinen Flugmaschinen, bei großen mit Gäodromen, die hunderte von Personen mit sich führen und 300—400 Kilometer in der Stunde zurücklegen. Eine Fahrt von Paris nach Sicilien und zurück ist auf diese Weise ein einfacher Nachmittagsausflug. Die hauptsächlichsten Veränderungen sind aber, wie schon der Titel sagt, socialpolitischer Art. Alles lebt in schönster Harmonie. Wir müssen hierbei auf das Buch selbst verweisen und schließen mit dem Refrain, nicht „Ach, wenn es doch immer so blieb", sondern „Ach, wenn es doch jetzt schon so wär'".

—tg—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 41. Sonnabend, den 6. April. 1895.

Der Palmensonntag.

Von Dr. Ernst Gehmlich.

Aus der einfachen Verlesung des Festevangeliums, durch die allein man in ältester Zeit den Sonntag vor Ostern feierte, ging im 4. Jahrhundert allmälig eine Procession hervor, die darstellen sollte, wie die Volksmenge den Herrn bei seinem letzten Einzuge in Jerusalem begleitete, Zweige von den Bäumen hieb und auf den Weg streute und dabei ausrief: „Hosianna dem Sohne David's!" Man trug bei jener Procession Palmen und Baumzweige, umwandelte damit den Altar und ließ sie in der ältesten Zeit durch blose Verlesung des Evangeliums, später aber durch eine besondere Benedictionsformel weihen. Wie Mannhardt (Baumcultus der Germanen ꝛc. S. 282 fg.) wahrscheinlich macht, nahm man bei dieser Darstellung die jüdische Volkssitte der Palmtragung zum Vorbilde, die besonders am Feste der Tempelweihe und am siebenten Tage des Laubhüttenfestes feierlich geübt ward. Sei dem nun, wie ihm wolle; jedenfalls mußte den Christen die Palme als besonders geeignet erscheinen, den Sinn der neuen gottesdienstlichen Handlung symbolisch auszudrücken. Galt doch schon bei Juden und Römern die Palme als Zeichen des Sieges und des dadurch erreichten Friedens. Bald erweiterte sich der Umzug zu einer bildlich-dramatischen Darstellung, wobei ein Priester die Person des Herrn vertrat und auf einem Esel daherritt, oder ein Christusbild auf einem hölzernen Esel dahergezogen wurde, während Geistliche und Laien den Weg mit Blumen und geweihten Baumzweigen bestreuten. Zunächst blieb die sogenannte Palmeselprocession nebst der mit ihr verbundenen Palmenweihe auf den Ort ihrer Entstehung, das Morgenland, beschränkt; später aber, wahrscheinlich zur Zeit Gregor's des Großen, fanden beide Bräuche auch in der abendländischen Kirche Eingang. Sie haben sich bei den Katholiken lange erhalten, die Palmenweihe wird vom Papste jetzt noch geübt.

Es ist interessant, zu verfolgen, wie Palmeselprocession und Palmenweihe auch nach Deutschland wanderten und hier sehr volksthümlich wurden, sodaß wenigstens die Palmenweihe in manchen katholischen Gegenden unseres Vaterlandes heute noch fortlebt. Daß man bei uns schon in ältester Zeit der Gemeinde am Palmensonntage*) den Einzug Christi in Jerusalem durch eine bildliche Darstellung lebendig vor die Sinne führte, ergiebt sich mit Sicherheit zunächst aus dem Auftreten des Palmesels in den Osterspielen, die sich ja aus der alten kirchlichen Osterfeier entwickelt haben. In einem solchen Spiele aus dem 14. Jahrhundert besteigt Christus vor den Zuschauern den Esel, Knaben gehen ihm entgegen „cum palmis", werfen Kleider auf den Weg und singen Palmsonntagslieder, nämlich die Antiphone: Osanna filio David, benedictus, qui venit in nomine domini, die man vor der Palmenweihe zu singen pflegte, und den Wechselgesang: Gloria, laus et honor tibi sit rex Christe, redemtor, den man nach der Procession an der Kirchenthür anstimmte. Ein anderes Drama aus dem 15. Jahrhundert schreibt in seiner Spielordnung vor: „Hie mit spreit Johannes den mantel uff den esel . und zu disem stuck söllend komen Martha, Lasarus, Maria Magdalena, Veronica, Rachel, Nicodemus, Joseph von Armathia, Maria Jacobi, Salome, Samaritana, Chananea und zu beiden sitten (Seiten) stan mit p a l m e s t e n in iren henden und Joseph und Nicodemus mit iren kleidern. Denn sitzt der Salvator uff den esel und ritt gegen inen, so werfen sy die palmen und kleider inweg und sachen die schüler an singen dis nachgeschriben gesang: Hic est, qui venturus est in salutem populi etc. (Mone, Schauspiele des Mittelalters I, 96 und II, 246.) Aber nicht nur als ein Bestandtheil des Osterspieles tritt uns die Palmeselprocession im ausgehenden Mittelalter entgegen, sondern sie erscheint da auch bereits als selbständiger, festgewurzelter Volksbrauch. In der ehemaligen Reichsstadt Kempten z. B. ward der Palmesel im Jahre 1336 unter dem Abt Burkard Burgeck eingeführt. Der Bürgermeister und der Rath, alle Zünfte und Gewerbe, überhaupt Jung und Alt, Männer und Frauen zogen mit brennenden Wachskerzen hinaus in die Klosterkirche am Stadtthore, die dem Benedictinerorden gehörte, um von da den Palmesel abzuholen und ihn in die Stadt, in die Kirche zu St. Mangold zu führen. Wer um eines Verbrechens willen aus der Stadt verwiesen war, durfte am Palmensonntage zurückkehren und ward wieder in den Bürgerverband aufgenommen, wenn er der Eselsprocession andächtig beiwohnte. Am Abende nach vollendetem Gottesdienste führte man den Esel in feierlichem Zuge wieder in das Kloster zurück. Im Jahre 1470 kam es wegen des Palmesels zwischen der Stadt und dem Abte zu Irrungen. Der Abt ließ am Palmensonntage die Stiftskirche verschließen, die Procession mußte umkehren, ohne den Palmesel mit in die Stadt führen zu können. Da beschloß der Rath, für die Stadt einen eigenen Esel verfertigen zu lassen, der denn auch im folgenden Jahre unter Glockengeläute und dem Absingen von Hymnen zum ersten Male umgeführt ward. Zahlreiche Zeugnisse liegen über die Augsburger Palmtagprocession vor. Zunächst melden Frank's Annalen: „Item da man zalt 1456 am Freitag vor dem Palmtag, da wardt gemacht der Esel und der Salvator darauf." Weiter berichtet uns ein geschriebenes Buch aus Augsburg: „Darnach segnet St. Ulrich die Palmen; darnach ward ein kostliche Procession von Pfaffen und Laien gehegt mit kreutzen und Fanen und dem heiligen Evangel; woran Pildnuß unsers Herren auf einem Esel sitzend und jedermann Palm in henden tragend, und gieng die Procession von St. Afra bis auf den Perlach. So khomen der Procession entgegen die Chorherren und Pfaffen von U. Frauen und mit ihnen die Purger von der Statt, die in der Statt belibend und nett bei St. Ulrich warend und bei in vil ander Leut von den Dörfern und Weilern zu dem Fest chomen waren. Daselbs ward Lobgesang volbracht; die Palmen geworfen und die claider geström nach des Fests gewonheit" (Birlinger, Aus Schwaben. II, 69). Auf den Palmesel setzte man in Augsburg wie auch in Rottenburg gern die Kinder, für deren jedes ein Kreuzer an den Aufseher zu entrichten war. Diese Sitte bestand noch im vorigen Jahrhundert; denn in dem „Augsburgischen Jahreinmal", einer Reimerei aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, heißt es:

„Wenn Ostern bald heran will kommen,
wird der Gebrauch in acht genommen,
daß unter die Kirchweih man geh,
und ja den Palmen-Esel seh,
die Kinder auch darauf läßt reiten,
geschicht's Jahr einmahl, was soll's bedeuten?"
(Birlinger a. a. O. II, 146 fg.)

Wie man in Rottenburg glaubte, gediehen die Kinder gut, wenn sie auf dem festlichen Esel reiten oder ihn wenigstens einmal berühren konnten. In Augsburg bot man am Palmensonntage kleine hölzerne Esel feil, die guten Absatz fanden. Ueber die Palmsonntagsfeier in Schwäbisch Hall weiß uns Zeller in seinen „Ausführlichen Merkwürdigkeiten der Universität Tübingen" (1743) Folgendes zu erzählen: „Als in diesem Jahre (1489) der Rö-

*) Die ältere Benennung für den Sonntag vor Ostern lautet „Palmtag". Zum ersten Male tritt sie in der Gudrun auf, wo es 1192,2 heißt: der palmetac ist nâhen, uns sulen geste komen.

mische König Maximilianus nach Schwäbisch Halle kam, und allda am Palmtag der Herr Christus auf einem Esel sitzend, unter Begleitung der Geistlichkeit, wie auch des Rats und Volcks zu Hall, von dem Laugenfelder-Thor in die St. Michaels Kirche in offentlicher Proceßion nach Gewohnheit geführet ward, gieng auch der König selbst mit. Da Er aber Christum durch die Häscher oder Stadtknechte in die Kirche führen sahe, wandte Er sich zu dem Herrn von Thurn und sprach: Ei! mein Gott! haben denn die Haller niemand als Büttel und Schergen, welche den wackern Mann führen können? Worauf der Rath die Verordnung gemacht, daß er künfftig hin, nimmer durch die Stadtknechte, sondern durch zwey Ratsherren geführet werden sollte." Nach demselben Gewährsmanne wurde in Tübingen der Palmesel bis 1512 von Knaben, seit diesem Jahre aber von den Bäckern und Metzgern gezogen. 1743 ward ihm zwar nicht mehr die hohe Ehre erwiesen wie früher, aber er war da doch noch „in seinem Stall in dem Vestibulo Templi S. Georgiani eingeschlossen" und „die Jugend und vieles gemeine Volk" hatte immer noch „aberglaubisch oder auf curiose Weise" Gefallen an ihm. In einer Züricher Stiftung vom 10. Mai 1474 wird einigen Caplänen und „allen ihren Nachkommen", ferner einem Schulmeister und drei Schülern eine Geldsumme ausgesetzt, damit sie „hinfüer jerlich und ewenklich uff den hl. Balmtag früo nach der Metti unsern herren uff dem Esel von dem genannten unserm Gotshus uff den hoff Zürich, da danne der Balme geschossen wirt (d. h. Palmenzweige geworfen werden), mit singen und Lesen führen". Der Palmesel wurde von den Metzgern aus der Petrikirche in die Kapelle auf den Lindenhof gezogen. 1524 hob man die Procession auf. Im 16. Jahrhundert war die Palmeselprocession wohl ziemlich im gesammten Deutschland üblich; Schriftsteller jener Zeit gedenken ihrer als einer allgemein bekannten Sitte. Hören wir zuerst Sebastian Franck, der uns in seinem Weltbuche bezeugt: „Auff diß kumpt der Palmtag, da tragen die christen den tempel voll großer büschel Palmbeum und angebunden äst, die weihet man für alles vngewitter an das feür gelegt. Vnd füret ein hültzin Esel auff einem wägelin mit einem darauff gemachten bild yhres Gots in der statt herumb, singen, werffen palmen für yhn und treiben vil abgötterei mit disem yhrem hültzinen Gott. Der Pfarrer legt sich vor disem bild nider, den schlecht ein anderer pfaff. Die schüler singen und deuten mit fingern darauf. Zwen Bachanten legen sich auch mit seltzamer Ceremoni vnd gesang vor dem bild nider, da wirfft jedermann mit palmen zu, der den ersten erwisch treibt viel zauberei damit." Die Zimmerische Chronik erwähnt den Palmesel wiederholt. So sagt sie: „Als uf den Palmabent der brauch gewest, wie auch noch, das der palmesel nach der Vesper mit ainer ganzen priesterschaft und den schulern belaitet und von sechsen den fürnembsten im rat daselbs gefiert wurt zu unser frawen ennet der Ablach, ist der alt herr Gotfrid und herr Johanns Wernher mit etlichen vom Adel auch mitgefolgt" u. s. w. Thomas Naogeorgus (Kirchmayr, geb. 1511 in Straubingen) schildert in seinem Gedicht über die Gebräuche der katholischen Kirche (Regnum papisticum. 1553), wie das Volk am Palmensonntage das Christusbild auf einem hölzernen Esel in die Kirche führe, wie es geweihte Palmen auf den Weg streue und sie darauf wieder auflese in dem Glauben, daß sie große Kraft gegen die Stürme und den Donnerschlag besäßen, wie der Priester sich vor dem Bilde zu Boden werfe und von einem Anderen mit einer Baumruthe geschlagen werde. Dazu kommt endlich noch das Zeugniß Osiander's: „Darnach bettet man den hülzen Essell mit außwendigen Gebeten an oder ein crucifix vnd thuens nit die kind sondern wo nit schull seindt, die Briester selbs welches ein grewel abgötterey ist." Nach dem Bisherigen könnte es scheinen, als sei die Palmtagsprocession nur in Süddeutschland heimisch gewesen. Allein sie war auch in Mitteldeutschland, z. B. in Fulda, in Zwickau und Leipzig wohl bekannt. In Zwickau und Leipzig drängte man sich dazu, den auf Rädern stehenden hölzernen Esel in die Kirche zu ziehen, weil man glaubte, dadurch Vergebung der Sünden zu verdienen (Nork, Festkalender, S. 867). Der Protestantismus war dieser Ceremonie natürlich nicht freundlich gesinnt, er zog sie ins Lächerliche und verdrängte sie so. Indessen erhielt sich in katholischen Gegenden die Sitte bis in die neueste Zeit. In Konstanz brachte man noch im vorigen Jahrhundert den Palmesel in den Kreuzgang der Kirche, setzte die Kinder darauf und fuhr sie gegen Entrichtung eines Kreuzers an die Meßner mehrere Male auf und ab. Erst 1784 nahm dieser Gebrauch ein Ende. In Schwäbisch-Gmünd konnte man die Eselsprocession noch 1802 sehen. Das Christusbild ward auf dem hölzernen Esel achtspännig unter Begleitung des Magistrats und der Klerisei in die Spitalkirche geführt und dort wieder abgeholt. Es war gleich dem Esel reich mit Silber behängt und mit Blumen geschmückt. J. G. Jacobi († 1814) erzählt, daß man erst seit Kurzem aufgehört habe, am Palmsonntag einen gemachten Esel, der das Christusbild trug, in der Kirche herumzuführen. Knaben in Chorhemden hätten ihn begleitet. Sobald ein gewisser Gesang angestimmt worden sei, hätten diese ihre Hemden schleunigst über den Kopf abstreifen müssen, und wer der Letzte gewesen sei, habe das ganze Jahr hindurch der Palmesel geheißen (Grimm's Wörterbuch unter „Palmesel"). Der Hirschauer Gebrauch, am Palmensonntage den Palmesel mit dem Christusbilde in der Kapelle auszustellen, reicht weit in unser Jahrhundert herein. Zu der Feierlichkeit kamen selbst aus den benachbarten Orten zahlreiche Zuschauer, und besonders nahmen die Kinder gern daran Theil. „Ich kann mich wohl erinnern," berichtet Birlinger (Volksthümliches aus Schwaben. II, 75), „und freue mich ob der Erinnerung heute noch, wie mir der Tag am Herzen lag, und wie ich schon lange vorher die Tage abzählte bis zum »Palmeselistag im Hischəmər Käppəle"«. Man setzte nämlich so kleine Buben ein Bischen hinauf und ließ sie reiten." Aus Tirol endlich kann Zingerle (Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes. 1871. S. 146) sogar berichten: „In Thaur zieht am Palmsonntag eine große Procession aus, bei der noch Christus auf dem Palmesel mitgeführt wird." Den erst in neuester Zeit abgestellten Lienzer Umzug mit dem Palmesel schildert er uns folgendermaßen: „Der Palmsonntag war ein eigenes Volksfest im schönsten Sinne des Wortes. Morgens Palmweihe in der Pfarrkirche. Statt der Palmen am Jordan sammelt jeder rüstige Jüngling einen Busch blühender Weiden, bindet sie an den Gipfel einer Stange, je höher, desto besser, und erscheint damit in der Kirche. Da ist denn ein fröhliches Gewühl der gaffenden, flüsternden Jugend, Streit und Wetteifer, wessen Stange höher, wer die schönste Weidenblüthe gebracht, ein regsamer umherwandelnder Wald mit Weihe, Priestersang und Procession um die Kirche, in der That das schönste Symbol des Einzuges Christi in Jerusalem. Mitten in der Kirche steht auf einem ziehbaren Wagengestell ein Esel aus Holz geschnitzt, Christus darauf sitzend mit blauem Mantel, zum Einzug gerüstet, den Oelzweig in der Hand, Kindlein gaffend und staunend um den Meister der Unschuld und des Friedens. Nach Mittage zieht er aus in die Stadt, von Haus zu Haus, der Organist als Reigenführer an der Spitze, acht Knaben in Chorhemden neben ihm, zwei Männer den Wagen ziehend, einer schiebend und stützend hinterdrein, ringsum Wolken neugierigen Volkes, frohlockender Knaben, andächtiger Frauen, den Mantel Christi küssend. In jedes Haus, dessen Thüre nicht zu klein, wandert er ein, Christus in der Mitte, die Knaben ihn umringend, ein lateinisches Lied anstimmend, Alles rings aufmerksam und gespannt. Ist der Sang vorüber, so erhält der Organist vom Hauseigenthümer Geschenke an Geld und Naturalien." Ist nun auch die Sitte, am Palmensonntage den Palmesel umzuführen, fast gänzlich ausgestorben, so hat sich doch in Süddeutschland der Name des Palmesels erhalten. Freilich dient er nur als Schimpfwort für einen dummen und groben Menschen, insbesondere für den, der am Palmensonntage als letzter in der Familie aufsteht.

Wenn sich im Gegensatze zur Palmeselprocession die Palmenweihe bis auf den heutigen Tag erhalten konnte, so hat dies offenbar darin seinen Grund, daß sie nicht zu groben Ausschreitungen veranlaßte, daß sie ferner aber auch Träger zahlreicher abergläubischer Vorstellungen ward. Dieser Aberglaube, der sich an die geweihten Palmen knüpft, ist von hohem Alter. Zum ersten Male wird er bezeugt in einer Handschrift aus dem 14. Jahrhundert, in der es heißt: „So man die palm haimtrait von Kirchen, so legent sy sew ee in die chue chrip, ee das sy sew vnder das tach tragent. so gent die chue des jars gern haim. item die pürsten die man zu den palm stecht, do pürsten sy das viech mit, so wernt sie nicht laufig. item palm legent sy under das chrawt hefen, so fallent nicht fleugen in das chrawt. item sy tragent umb das haws, ee sie sew hie in tragent, so essent di fuchs der huner nicht." Nach Sebastian Franck's Zeugniß trieb man, wie schon erwähnt, viel „Zauberei" mit den Palmen, nach Kirchmayr's Bericht legte diesen das Volk Kraft „contra tempestatis coelique fragorem" bei. Der Schwabe Lorichius (1593) erzählt,

daß die Leute „am hl. Palmtag sovil bletter vom geweyheten Palmen als Leut im Hauß seindt in eins jeden Nammen ins Feuer werffen. Und welchs bletle am ersten verbrenn, dasselb müß am ersten ‚sterben“. Sein Zeitgenosse Wegner aus Augsburg weiß zu berichten (1593): „An dem Palmtag trachtet ihm ein jeder nach dem palmen vnd Saffenbaum; den ließ er auch benedeien, segnen, trueg ihn heim zuhauß mit einer solchen Gottseligkeit, eß werde kain Donner in sein hauß einschlagen.“ Endlich mag das Kräuterbuch von Mathioli-Camerarius (1626) noch gehört werden, das des erwähnten Aberglaubens mit folgenden Worten gedenkt: „Der gemeine Mann glaubt, daß die geweyheten Zweige dieses Baumes (Stechpalme) über die Thür aufgehenkt für den Donner bewahren sollen — ist aber mehr ein Aberglaub.“ In welcher Form die Palmenweihe sammt dem an ihr haftenden Aberglauben in der Gegenwart fortlebt, schildert uns am anschaulichsten K. v. Leoprechting in seinem schönen Buche „Aus dem Lechrain“ (S. 169). Vor dem Amte ist, wie er erzählt, die Palmenweihe. Der Palmenbusch ist in merkwürdiger Weise zusammengesetzt. „An den Stab einer Haselstauden — sind angebunden Zweige von der Palmweide mit ihren jungen Mudeln, einem der ersten Triebe, die der herankommende Lenz erzeugt; von der Mistel, diesem uralten Hailthum; dann vom Sävling, dessen Geruch den Hexen unausstehlich; von der die Gesundheit so sehr erhaltenden ehrwürdigen Kranewit; und gegen das Gebirg zu auch von der Stechpalmen, dem Wachslauberbaum, wie er dorten genannt wird.“ Der Haselstecken darf nicht zu lang und muß geschält sein, da die Hexen in den engsten Raum, sogar zwischen das Holz und die Rinde zu schlüpfen vermögen. Nur an dem Ende, an dem man ihn anfaßt, behält der Stecken die Rinde, „darum muß man ihn aber auch keiff greifen, um die Hex heraus zu drucken“. Jedes Haus läßt so viel Palmbüsche weihen, als es für Stuben, Kammern und Stallungen nöthig hat. Der Palmbusch besitzt große Kraft gegen den Blitzschlag. Wenn ein Gewitter heranzieht, wirft man einen kleinen Theil „des Palms“ in das Herdfeuer, um so das Einschlagen des Blitzes abzuwehren. Außerordentliche Zauberkräfte ruhen in dem Haselstecken. Wer damit beim ersten Austriebe des Viehes seiner Kuh über den Rücken streicht, entzieht fremden Kühen zu Gunsten der seinigen die Milch. In der Gegend von Saulgau in Schwaben ist der Palmbusch zusammengesetzt aus Buchsbaum, Sebenbaum, Wachholder, Tannenreisern und aus Kreuzchen von Holunderstäbchen, außerdem ist er geschmückt mit Aepfeln, vergoldeten Eiformen und Nüssen. Wenn „der Palmen“ geweiht ist, trägt ihn ein Schulknabe nach Hause, geht mit ihm dreimal um das Haus herum und betet bei jedem Gange ein Vaterunser. Darauf werden die Aepfel von der Familie verzehrt, während man den Palmbusch an die Stall- oder Hausthüre oder an das Scheunenthor nagelt, wo er verbleibt, bis er zerfällt. Auch hier verbrennt man etwas von ihm im Feuer, wenn ein Gewitter naht. Bei Gmünd heißt der Busch der Palmbesen, weil er wie ein Besen aussieht und gleich diesem an einen Stiel gesteckt wird. Er besteht aus so viel einzelnen kleinen Palmbüschen, als man Gelasse im Haus und in der Scheune hat. Ist er in der Kirche geweiht und dann nach Hause gebracht worden, so vertheilt man die einzelnen Büschelchen in die einzelnen Gelasse. Am liebsten verwendet man in Schwaben zum Palmbusche die Zweige der Weide. Schon vier Wochen vor dem Palmensonntage stellt man sie in Wasser, um sie zum Grünen zu bringen. Bei Basel nimmt man zu dem „Palmen“ ein Tannenbäumchen oft von 12 Fuß Höhe, das bis an die Krone geschält, mit Haselruthen, Buchs- und Sebenbaum bebunden und mit Aepfeln geschmückt ist. Während man in Nordtirol die Palmenstangen mit allerhand buntem Flitter, wie seidenen Bändern u. dergl., verziert und sie mit Bretzeln behängt, formt man in Südtirol die Palmen nur aus Oelzweigen und Weidenkätzchen. In Oldenburg bindet man auf ein fingerdickes Haselstäbchen Büschel von Buchsbaum, Bickbeeren oder Tannenzweigen. — Wiederholt ist erwähnt worden, daß die geweihten Palmen nach dem Volksglauben das Haus vor dem Blitzschlage schützen. Gewöhnlich verbrennt man drei Palmkätzchen, um den Blitz abzuhalten. So lange der Rauch von den brennenden Zweigen aufsteige, soll der Blitz das Haus nicht treffen. Vielfach legt man, um denselben Erfolg zu erzielen, drei geweihte Palmkätzchen kreuzweise auf den Tisch oder verschluckt sie (Zingerle a. O. S. 109). Aber nicht nur den Blitz, sondern überhaupt das Gewitter und insbesondere den Hagelschauer glaubt man durch das Verbrennen geweihter Palmen abwenden zu können. Jahn (Deutsche Opfergebräuche, S. 60) glaubt, daß dieser Brauch, der übrigens für nord- und mitteldeutsche Gebiete nachgewiesen ist, nicht heidnischem, sondern christlichem Einflusse seinen Ursprung verdanke. Weiter aber schützen die Palmen Menschen und Thiere vor dem schädlichen Einflusse dämonischer Wesen, also vor Krankheiten, wie schon der angezogene Beleg aus einer Handschrift des 14. Jahrhunderts gezeigt hat. In Tirol steckt man geweihte Palmzweige an die Fenster, denn dann kann durch diese keine Hexe hindurch; in Oesterreich legt man sie in die Mauerspalten, damit sie die Hexen abhalten. Verbirgt man nach dem Glauben der Deutschböhmen einen am Palmensonntage geweihten Zweig sofort nach dem Gottesdienste im Kuhstalle hinter einem Balken, so hält man damit die Rinderpest fern. In Bayern schlägt man ein Vieh, das Schrätelzöpfe (Wichtelzöpfe) hat, dreimal mit einem Palmzweige; dann flieht angeblich das Schrätel in Gestalt einer Katze. Verketten sich Kühe mit ihren Köpfen so, daß sie nur mit Mühe auseinanderzubringen sind, so beseitigt wieder ein geweihter Palmenzweig den schlimmen Zustand. Giebt man Kühen Palmenkätzchen zu fressen, so macht man sie milchreich. Dies Alles läßt es erklärlich erscheinen, daß man „den Palmen“ an die Stallthüre nagelt oder ihn im Stalle aufstellt, daß man z. B. in Westfalen Buchsbaum, der am Palmensonntage geweiht worden ist, sogar auf Bienenstöcken anbringt, daß man beim ersten Austrieb die Kühe mit dem Palmenzweig schlägt, und daß ohne diesen der Tiroler Hirt die Alm nicht betreten mag. Doch auch dem Leibe des Menschen bringt der Palmzweig Wohlsein und Gedeihen. In Tirol, Schwaben, Schlesien und Böhmen herrscht der Glaube, daß man am Palmensonntage drei Palmkätzchen genießen müsse, um das Jahr hindurch vor Halsschmerz, Zahnweh und Fieber sicher zu sein. Darauf bezieht sich ohne Zweifel auch eine Stelle in Vintler's Gedicht „Blume der Tugend“ (ged. 1411), die lautet: „So sein etleich, die slinden (schlingen) drei palmen an dem palmtag“ (Zingerle a. a. O. S. 286). In Böhmen und Oldenburg steckt man den Todten einen Palmzweig als Lebensruthe auf das Grab. Mit dem Glauben an den Einfluß der geweihten Palmen auf die Gesundheit des Menschen hängt die Sitte zusammen, Jemanden mit dem Palmzweige zu schlagen. In Sebastian Franck's Bericht über die alte Palmsonntagsfeier heißt es: „Der Pfarrer legt sich vor diesem bild nider, den schlecht ein ander Pfaff“, und auch bei Kirchmayr begegnen wir der Mittheilung, daß sich ein Geistlicher vor dem Palmesel niederwerfe und ein anderer jenen mit einer Ruthe schlage („quem virga percutit alter“). Wenn früher in Saulgau in Schwaben der Palmesel umgeführt ward, mußte sich der Pfarrer vor dem Kornhause auf dem Markte niederlegen und ein anderer bestrich ihn mit einer Sebenbaumruthe (Birlinger, Volksthümliches aus Schwaben II, 73). Was bedeutet nun dieser Schlag mit der Ruthe? Er gehört offenbar mit einer Anzahl von Bräuchen zusammen, die Mannhardt unter dem gemeinsamen Namen „Schlag mit der Lebensruthe“ vereint (Baumcultus, S. 251 bis 303). Der „Schlag mit der Lebensruthe“, ausgeführt mit einem grünen, saftreichen Gewächse, vertreibt die Gespenster des Mißwachses und der Krankheit und theilt Lebenskraft und Wachsthumsvermögen mit. Der Brauch ist allen indogermanischen Völkern eigen. Er hat sich bei uns vielfach gespalten und theils an die Fastelabendruthe, theils an die Martinsgerte, vor Allem aber auch an den kirchlich geweihten Palmbusch angeschlossen. — Endlich schützen die Palmen die Saat vor dem schädlichen Einflusse des Unwetters und böser dämonischer Geister. In Nord- und Süddeutschland werden die Aecker gleich bei der Aussaat oder am Palmsonntage und zu Ostern gepalmt, um sie dadurch vor Wetterschaden zu bewahren. So geht in Vering bei Mosburg in Oberbayern am Ostersonntage jeder Bauer mit seinen Dienstleuten um jeden seiner Aecker, steckt in jede Ecke des Ackers ein Palmkreuz und legt dazu Stücke von der Schale eines geweihten Eies. Das Palmkreuz stellt man in der Weise her, daß man einen geweihten Palmzweig oben spaltet, in dem Spalt einen Zweig vom Sebenbaum und einen Weidenzweig mit Kätzchen befestigt, so daß sie die Arme des Kreuzes bilden. In der Mitte des Ackers drückt man ein nach unten keilförmig zulaufendes Stückchen Holz, das am Charfreitag geweiht worden ist, den sogenannten „Zweck“, tief in den Boden ein, vergräbt an derselben Stelle ein geweihtes rothes Ei und steckt neben diesem ein Palmkreuz ein. Bei Lichtensee in Niederbayern heißt das Kreuz „Antlaßkreuz“. Man steckt in die Mitte eines jeden Ackers ein solches Kreuz und begießt es, um seine schützende Kraft noch zu erhöhen, mit Johanniswein (Wein, der am dritten Weihnachts-

feiertage, dem Tage des Evangelisten Johannes, geweiht worden ist). Bei der Ernte bindet man das Palmkreuz in die erste Garbe zugleich mit einem Stück Brod, dem „Antlaßei“ und dem „Antlaßkränzl“. Wenn nun das Getreide ausgedroschen ist, wirft man das Palmkreuz in das Ofenfeuer, damit der Bilmesschneider, ein böser Dämon, der am Sonnwendtage durch die Felder streift und Aehren abschneidet, der Saat nicht schaden kann (Panzer, Bayerische Sagen und Bräuche II, 212 fg.). Die Deutschböhmen stecken Palmkreuze in die Ecken der Felder, um Raupen, Kornwürmer, Mäuse und Maulwürfe zu vertreiben. Stellt man Palmen in der Wintersaat auf, so wächst diese so hoch, als die Palmen sind. In Ostpreußen steckt man in die Ecke des Misthaufens Palmen, um ihn besonders fruchtbar zu machen. Es kann nicht verwundern, daß man auch dem Tage, an dem die Palmen geweiht und zauberkräftig gemacht werden, einen Einfluß auf die Witterung der folgenden Zeit beigelegt hat. Schon Colerus sagt in seinem Calendarium oeconomicum: „Ist der Palmtag schön und hell, so bringt er gern ein gut fruchtbar Jahr“, und weiter:

„Wenn das Wetter am Palmtag nicht schön thut
so wird die Deutung auch nit weiter gut!“

Aehnlich heißt es in einem Sprichworte:

„Ist der Palmsonntag hell und klar,
so giebts ein gut und fruchtbar Jahr.“

Im Lechrein bedeutet der „Palmsonntag klar (ein) fruchtbar Jahr“. Zwei Tiroler Wetterregeln sagen über den Einfluß des Palmsonntags auf die Witterung:

„Schneit's am Palmsonntag in die Palmen,
schneit's später in die Garben.
Wenn's schneit in die Palm,
schneit's Vieh aus der Alm.“

Daß das Palmkreuz nur unter heidnisch-germanischem Einflusse ein Schutzmittel gegen Hagelschauer und Wetterschlag, wie auch gegen das Treiben schädlicher Felddämonen geworden ist, dürfen wir wohl als sicher annehmen. Die von uns angeführten Zeugnisse weisen darauf hin, daß das Palmenstecken an Stelle eines alten Bittopfers getreten ist, das man dem Wettergotte Donar bei Beginn der Aussaat darbrachte. Dieses Opfer bestand in einem Hahne und in Eiern (Jahn a. a. O. 80 fg.). Darum legt man mit dem Palmkreuze zugleich geweihte Eierschalen auf den Acker, darum hängt man in Schwaben und anderwärts an den Palmbusch vergoldete Eier. So tritt das Palmkreuz in innige Beziehung zu dem Osterei, in dem wir leicht auch einen Erben des dem alten Donar geweihten Eieropfers erkennen.

Bücherbesprechungen.

— A. M. Schramm, Das Gottesgnadenthum in der Geschichte. Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. — „Das Gottesgnadenthum ist eine hohle Phrase . . . wenn man auch noch so pompöse Feste zu ihrer Verherrlichung anstellt“ und „Der Gott der Deutschen ist die Natur, das Leben, die Wahrheit“. Damit glauben wir den Inhalt der Schrift genügend charakterisirt zu haben. —tg—

— Gedankengang des v. Frank'schen Systems der christlichen Wahrheit von Wilhelm Vollert, Oberlehrer am fürstlichen Gymnasium zu Gera. Leipzig, A. Deichert (Georg Böhme), 1895. 1 ℳ 60 ₰. — Dieser Auszug aus dem berühmten dogmatischen Werke ist mit des Urhebers ausdrücklicher Zustimmung, ja infolge seiner Aufforderung dazu entstanden; also ist der Verfasser ein dem großen Theologen nahe stehender Schüler gewesen. Aus diesem Umstand erklärt sich sein Urtheil über den Grad der Verständlichkeit, den man den Frank'schen Werken zuzuerkennen hat. Es sei gar nicht so schwer, sich auf die Höhe der Frank'schen Denksphäre zu erheben, meint er, vergißt aber dabei, welchen Vortheil der vertraute Schüler in dieser Beziehung vor dem bloßen Leser voraus hat. Die nach Frank's Tode herausgegebenen Vorlesungen haben uns gezeigt, wie der große Denker im Colleg doch eine andere Sprache zu führen verstand, als in seinen Schriften, wenn auch immer noch keine leichtverständliche. Der von unserem jetzigen Gymnasium abgehende, der formalen philosophischen Schulung ermangelnde Theolog versteht Frank's Bücher thatsächlich nicht und es wird ihrer genug geben, die noch nicht zu den schlechtesten gehören, und doch gegenüber dieser hochfliegenden Speculation einfach nicht wissen, was das Alles sein soll. Deshalb ist des Verfassers Gedankengang als ein sehr schätzenswerthes Hilfsmittel des Verständnisses zu begrüßen und zwar um so mehr, als er keineswegs die Frank'sche Entwickelung zu einer Auseinandersetzung in alltäglicher Sprache erniedrigt, sondern sie, soweit das angeht, einfach mit den eigenen Worten wiedergiebt. So ist natürlich auch dieses Hilfsbuch keine glatte und bequeme Lectüre, sondern erfordert ein ernstes, langsam vorschreitendes Studium, das insofern ein leichteres ist, als der Leser, der sich ihm unterzieht, nicht durch zwei große Bände abgeschreckt, sondern durch ein dünnes Bändchen angelockt wird, dessen Bewältigung ihm selbst von vornherein wahrscheinlicher ist. Zu solchem Gebrauch sei dasselbe eindringlich empfohlen. B. K.

— Brockhaus' Conversations-Lexikon. Vierzehnte vollständig neubearbeitete Auflage. In 16 Bänden. Dreizehnter Band. F. A. Brockhaus in Leipzig. — Wir haben nun schon des Oefteren darauf hingewiesen, daß diese vierzehnte vollständig neubearbeitete Auflage von Brockhaus' Conversations-Lexikon im Gegensatz zu der vorigen Auflage, die noch so Manches zu wünschen übrig ließ, als ein auch weitestgehenden Ansprüchen durchaus gerecht werdendes encyklopädisches Werk bezeichnet werden muß, das keinen Vergleich mit ähnlichen Werken mehr zu scheuen braucht und diesem Verlage alle Ehre macht, sowohl was den Text als auch was die Illustrationen, Karten und Pläne betrifft. Der neue Band, der vom Stichwort „Perugia“ bis zum Stichwort „Rudersport“ reicht, enthält außer 167 Textabbildungen nicht weniger als 64 Tafeln, darunter 14 Chromotafeln, 22 Karten und Pläne. Da finden wir u. A. einen Plan von St. Petersburg, eine Karte dieser Stadt und ihrer Umgebung, 2 Karten Pflanzengeographie, 2 Karten Planigloben der Erde, Pläne von Plymouth sowie von Portsmouth und Southampton, eine Karte der Provinz Posen, eine Karte von Potsdam und Umgebung, einen Plan von Prag, eine historische Karte von Preußen, eine Uebersichtskarte der Rechtsgebiete im Deutschen Reiche, ebenso übersichtlich wie interessant, eine Regenkarte der Erde, eine Karte des Rheinisch-Westfälischen Kohlen- und Industriegebietes, 2 Karten der Rheinprovinz, Westfalens, Hessen-Nassaus und des Großherzogthums Hessen, eine Karte von Rio de Janeiro und Umgebung, einen Plan des jetzigen wie des alten Rom, eine Karte von Rom und Umgebung und eine Karte des Römischen Reiches in seiner größten Ausdehnung unter der Regierung des Kaisers Trajan, ferner Abbildungen von Petroleummotoren, Pferderassen, Polycarpen, Polygonien, Primulinen, Rathhäusern (2 Tafeln), von den Photographirapparaten, vom Rettungswesen zur See, von Rindern und Rindviehrassen (je 2 Tafeln), von Robben und Seehunden, von Rosifloren &c., sodann die prächtigen Chromotafeln Pflanzenkrankheiten, eßbare Pilze, giftige Pilze, Quallen, Raupen, Ringelwürmer, Polarlicht (strahlendes Nordlicht und Nordlicht mit Bogen, Strahlen und Draperie), Rosen, die Amazonenschlacht von Rubens, das in der Nationalgalerie zu London befindliche Selbstbildniß des Rembrandt van Rijn, seltene Postwerthzeichen (darunter auch die gesuchte rothe sächsische Dreipfennigmarke von 1850), eine vollständige Copie von Friedrich Müller's Kupferstich der Sixtinischen Madonna des Raffael, sowie eine meisterhafte Wiedergabe der Raffael'schen Madonna selber mit dem Jesuskinde in der Dresdner Galerie, von der bekannten Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft zu München in den Originalfarben in durchaus gelungener Weise hergestellt. Dieses Bild stellt eine Zierde des ganzen Bandes dar. Wie die Bilder, so verdient aber auch der Text dieser neuesten Auflage des großen Brockhaus volle Anerkennung. Ueberall, wo man gerade nachschlägt, findet man die erfreulichen Beweise dafür, mit welcher Sorgfalt diese neue Auflage redigirt worden ist und selten stößt man auch auf kleine sprachliche Unebenheiten, wie auf Seite 324, Spalte 1, wo es heißt „gelegentlich der hundertjährigen Feier“, obwohl das unschuldige Wörtchen „gelegentlich“ doch nur zu Unrecht als Präposition statt als Adverbium gebraucht wird. Im Uebrigen indeß muß man den Text auch nach der sprachlichen Seite hin als fast durchgängig tadellos anerkennen und aufrichtige Freude, auch was den Text betrifft, an diesem Bande haben, der wiederum zeigt, daß dies encyklopädische Unternehmen jetzt ganz auf der Höhe der Zeit steht. Möge diese neue Auflage des großen Brockhaus, wie sie es verdient, in immer weiteren Kreisen Eingang finden! S—n

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 42. Dienstag, den 9. April. 1895.

Zu J. Chr. Günther's 200. Geburtstag.

Von Dr. Ludwig Fränkel.

Es sind nicht die schlechtesten Dichter, bei denen man leicht die Thatsache des Kunsterzeugnisses vergißt und an den Gefühlsausbrüchen hängt, die aus und zwischen den Zeilen vor unserem Auge lebendig werden und die Gestalt des Dichters selbst sammt den Ereignissen feste Form annehmen lassen. Ein solches Bewußtsein durchdringt uns auch angesichts der Günther'schen Dichtung unablässig, und in der Erkenntniß von seiner Richtigkeit haben wir drum die wesentlichste Quelle nicht blos für das Verständniß seines Schaffens, sondern auch für dessen Geschichte und für die seiner Persönlichkeit. Denn wir tappen auf der Suche nach verläßlichen Lebensnachrichten meistens im Dunkeln, und mit der Ablehnung der vielen fortgeerbten Irrthümer hat die Auffindung positiver Taten nicht Schritt gehalten. Dem jung, fern der Heimath und gelöst von allen Banden der Bluts- und der Wahlverwandtschaft Verstorbenen erstanden rasch speculationslüsterne Nekrologisten, die sich nicht scheuten, ein untergeschobenes Machwerk als „Joh. Chr. Günther's aus Schlesien cüriöse und merkwürdige Lebens- und Reisebeschreibung, welche er selbst mit poetischer Feder entworfen u. s. w." (1732 und 1738) auf den Markt zu bringen. Wir müssen beinahe Alles, was von fremdem Munde, um die Sucht nach Pikanterien zu befriedigen, ihm nachträglich angehängt worden ist, an seinen eigenen Angaben und Andeutungen controliren, falls wir von dem Wirrsal, in das er tiefer und tiefer sich verstrickte, ein einigermaßen echtes Bild gewinnen wollen. Wer unvoreingenommen, aber mit kritischem Auge in und zwischen diesen Bekenntnissen einer wunden Seele liest, dem bleiben die Schmerzensschreie ebensowenig verborgen, wie die weit selteneren Jubelrufe. Denn Glück und Ruhe sind schon früh aus seiner Brust gewichen, und gerade das Wunder, daß darob aus Günther nicht ein bitterer und bissiger Pessimist geworden ist, spricht beredt für den hohen Idealismus, der in ihm wohnte und auf dem sein Dichten fußte. So versicht er zuerst in der neueren deutschen Poesie das Anrecht auf vollstes Wiederspiegeln aller der in dem zerrissenen Busen tobenden Gefühle und Keiner hat vor ihm deren ganze Tonleiter anzuschlagen gewußt oder gewagt.

Wie nun die Aeußerungen dieses Dichtergemüths seine Schicksale am besten erläutern, so erleichtert ein übersichtlicher Einblick in den Lebensgang das Verständniß der sämmtlich eng damit verknüpften Lieder und Anreden. Sein Vater, ein vielbeschäftigter aber wenig begüterter Arzt zu Striegau in Schlesien, scheint den am 8. April 1695 geborenen Sohn von Anfang an ziemlich streng gehalten, allerdings, durch die Erfahrung gewitzigt, auf tüchtiges Streben und die Wahl eines sichern Berufs gedrungen und deshalb auch die poetischen Schwingen energisch beschnitten zu haben. Von ihm vorbereitet und auch der Medicin schon nahe gebracht, kam Anfang 1710 der geweckte Knabe auf die neue lutherische Gnadenschule in Schweidnitz, wo der daheim gezügelte Trieb durch Aufmunterung von Lehrern und von Männern der Literatur, z. B. dem bekannten Verfasser vielgesungener Kirchenlieder Benjamin Schmolck, ferner aber bei Anlaß von Bitt- und Dankversen an dortige Gönner stark hervorbrach. Dazu trat die Liebe, namentlich zu einem Mädchen, das in seinem leidenschaftlichen Temperamente seitdem für sein Herz Gegenstand der Lust und Pein, für seine Dichtung ein nie erschöpftes Thema seliger Lieder und herber Klagen gewesen ist. Leonore nennt er sie; sonst hört man wenig Bestimmtes über die Personalien, und wir können nur, wenn auch fast gewiß, vermuthen, daß sie damals noch bei ihren, nicht eben glänzend gestellten Eltern geheim, später an verschiedenen kleinen Orten Schlesiens in dienender, wenn auch leidlich unabhängiger Stellung offen dem Dichter ihre innigste Sympathie geschenkt hat, bis sie 1719 oder 1720, nachdem er in der Erkenntniß seiner aussichtslosen Zukunft ihr ihr Wort zurückgegeben, heirathete, ohne damit jede Verbindung mit dem ersten Geliebten abzubrechen. Also lehnt sich die ganze Entwickelung von Günther's Lyrik — eigentlich besitzen wir, abgesehen von dem unbekannten Trauerspiel „Die von Theodosio bereuete Eifersucht" (1715 mit Bewilligung seines Rectors Leubscher auf dem Schweidnitzer Gymnasialtheater dargestellt), von ihm nichts Anderes — an diesen Aufenthalt an der Lateinschule an, wie gleichzeitig das weitere Geschick im Zeichen der dem väterlichen Verbote zuwider gepflegten Dichtkunst und der glühenden Neigung zu jenem weiblichen Wesen stand. Von nun an sind dies die beiden Leitmotive seiner Gedankenwelt, seines Handelns sowohl wie seines Dichtens, und der Augenblick, da die Huld der einzig Geliebten ihm für immer verloren ist und er endgiltig sieht, daß sein Vater die Hand von ihm abgezogen, raubt ihm jeden moralischen Halt, der Tod beginnt an dem siechen Körper zu nagen.

Vom Austritte aus dem Gymnasium im Herbste 1715 bis zum Lenz 1723, als der Achtundzwanzigjährige aus dem Dasein schied, ist Günther fast gar nicht zu Stetigkeit und festem Vorhaben gelangt. In Frankfurt an der Oder ließ er sich zwar inscribiren, wandte sich jedoch sehr bald über Berlin nach Wittenberg, wo er von Anfang 1716 bis Juni 1717 als Student der Medicin anwesend war. In den herrschenden akademischen Saus und Braus hineingezogen, vermochte er nur durch das Beispringen guter Bekannter aus der von Gläubigern erzwungenen Haft loszukommen und nach Leipzig zu eilen. Hier kostete er, durch den Beifall anregender Kreise und thatsächliches Wohlwollen von auswärts der drückendsten Sorgen bar, bis Ende 1718 einen kurzen Traum des Vergnügens, freilich nicht ohne in die Schweidnitzer und Wittenberger Gewohnheit, als Professionspoetaster für Alltagsbegebenheiten den Pegasus zu satteln, öfters zu verfallen. Sein Hauptförderer war damals der Hofrath Johann Burkhard Mencke[n], Professor der Geschichte an der Universität, ein Urgroßonkel des Fürsten Bismarck. Dieser erweiterte 1717 die, 1697 von einigen Görlitzer Studenten gestiftete und unter seinem Schutze wirkende sogenannte „Görlitzer poetische Gesellschaft" zu einer „Deutschübenden poetischen Gesellschaft", die 1727 durch Gottsched, der 1724 eingetreten war, in die noch blühende „Deutsche Gesellschaft zu Leipzig" umgewandelt wurde[1]); daß Günther diesem neuen Vereine angehört und vielleicht mancherlei poetische und ästhetische Anstöße daselbst empfangen hat, darf man, obschon es nirgends bezeugt und bis jetzt auch nicht angenommen worden ist, voraussetzen. Mencke bewog ihn zur Wiederaufnahme der arg ins Hintertreffen gerathenen ärztlichen Fachstudien, übte ferner einen heilsamen Einfluß auf Günther's Schaffen aus, bemühte sich endlich um ein sicheres Brod für den ihm sympathischen Jüngling. So vermochte er ihn, 1718 den umfänglichen Hymnus auf den Passarowitzer Frieden zwischen der Türkei und Kaiser Karl VI. zu liefern, der des Letzteren und namentlich seines siegreichen Feld-

[1]) Man vergleiche dazu nun Eugen Wolff's Abhandlung „Ueber Gottsched's Stellung in der Geschichte der deutschen Sprache": Festschrift zum 70. Geburtstage Rudolf Hildebrand's, herausgegeben von O. Lyon (1894), S. 208—297; und sein Buch „Gottsched's Stellung im deutschen Bildungsleben" I. (Kiel 1895).

herrn Prinz Eugen Lob im größten Stile sang. Doch erhielt Günther nicht einmal ein Dankschreiben wie die Zäunemännin für ihre mäßigen Alexandriner, geschweige denn eine factische Begründung einer Existenz, während gegenüber dem niedrigen Eugen-Panegyriker Pietsch und dem verlumpten Cavalier Georg Wilhelm v. Hohendorf[2]) keineswegs gekargt worden war: ersterem ward eine Professur der Poesie zu Königsberg, letzterem Einzelsummen im Werthe von 40 000 Thalern verliehen. Eine andere Absicht, Günther unterzubringen, vernichtete dieser selbst durch sträflichen Leichtsinn. Mencke empfahl ihn nach Dresden als Hofdichter; aber der seit längerer Zeit dem Wein Ergebene war im Momente der Audienz vor dem Kurfürsten-König August dem Starken sinnlos betrunken, freilich, wie eine Tradition meldet, durch Schuld seines glücklicheren Nebenbuhlers Johann Ulrich v. König. Er klopfte nun im Januar 1719 bei dem Vater an, vergebens, richtete sich nochmals an dem Besitze seiner Leonore auf und verlebte dann die nächsten vier Jahre ohne consequenten Plan und Zweck in den verschiedensten Gegenden der schlesischen Heimath. Zu Anfang wurde er in Breslau von Hrn. v. Breßler und dessen geistreicher Gattin Marianne gut aufgenommen und von etlichen Seiten gestützt, bis er durch Zudringlichkeit und eine Blamage, die der Dresdner ähnlich war, dem Fasse den Boden ausschlug. Seitdem irrte er, vom Elternhause verstoßen, von der Geliebten nun auch formell getrennt, krank an Leib und Gemüth, wiederholt durch unbändiges Zechen fatale Scenen heraufbeschwörend, umher, ohne Erfolg versuchend, in Lauban, dann in Creuzburg ärztliche Praxis zu eröffnen. Auch die vorschnelle Verlobung mit Eva Christina, des Pfarrers Littmann[3]) zu Bischdorf netter Tochter, änderte ihn nicht mehr, und als die Einzigen, die ihm noch aufhelfen zu können wähnten, Elias v. Beuchel und sein Sohn Hans Gottfried in Landeshut, ihn nach langem Drängen Ende 1722 einen nochmaligen Universitätsbesuch durchsetzten, war der ausgezehrte Körper nicht mehr dazu fähig und nahm das herbeigesehnte rasche Ende am 15. März 1735 ruhig entgegen. Die am Schlusse jener gefälschten Autobiographie stehende holprige und phrasengespickte Beichte, „Johann Christian Günther's letzte Gedanken auf seinem Sterbe-Bette zu Jena“ stammt in der vorliegenden Form keinesfalls von ihm[4]); aber die Erfindung der darin gewünschten Leichenstein-Inschrift „Eltern-Fluch und Eifer-Blicke Brachten dieses böse Kind um das Leben und Gelücke“ ist nicht blos völlig aus seinem Sinne heraus geschehen, sondern stellt auch die beiden Triebfedern, deren Walten sein Geschick besiegelte, richtig nebeneinander. Abgeschwächter lautet die ältere Form für das Fehlgehen seines Hoffens, nämlich daß „Glück und Zeit nicht wollte, daß seine Dichterkraft zur Reife kommen sollte“. Sanft klingt auch die Treue aus, die er Leonoren bis zum letzten Athemzuge bewahrt hatte: „Komm, du Liebste meines Herzens, schau, es geht zur letzten Ruh, komm und drücke, schöne Seele, mir nur noch die Augen zu“. Und dazu gesellt sich die schöne Elegie „Bußgedanken'“ von Litzmann würdig zum Epilog erkoren; „Mein Gott! Wo ist denn schon der Lenz von meinen Jahren So still, so unvermerkt, so zeitig hingefahren“ hebt sie an, und mit dem seinem Sarge bestimmten Spruche „Oft ist ein guter Tod der beste Lebenslauf“ schließt sie ab.

Konnte etwa aus einem solchen Gemisch von unheilvoller Anlage und gehäuftem Elend eine keusche Kunst ohne ethische Schlacken, ohne Schönheitsmakel erwachsen? Philiströs ist der Vorwurf, der unzählige Mal gegen Günther's Muse geschleudert worden ist, sie sei roh und frech, feil und schmeichlerisch. In ersterer Hinsicht ist freilich manche stark mißfallende Stelle zu tadeln; aber er befand sich damit im Banne des verkehrten Geschmacks der Lohenstein-Hofmannswaldau'schen Dichtung, der, in seiner Kindheit gerade in Schlesien noch allmächtig, von ihm aber später fast gänzlich abgestreift wurde. Sonst ist einzuräumen, daß er selbst in Geldnoth und Hunger das Gefühl für den Abstand käuflicher dienerischer Verse von dem weihevollen Opfer auf dem Altar der wahren Göttin Poesie niemals verloren hat. Ironie und Sarkasmus durchschlängelten dann häufig die sentimentalen Gedanken und er wechselte im Nu das Antlitz: so reihen sich in seiner literarischen Physiognomie an den Erotiker, Idyllen-, Balladen-, religiösen Dichter der scharfe Satiriker und launige Epigrammatiker. Ueberall weiß er die Situation zu erhaschen und passend nachzumalen, ohne die dicke Farbenkleckserei seiner Vorgänger und der meisten Zeitgenossen (die Minderzahl Letzterer kennzeichnet die klare Titulatur „Wasserdichter“). In der Regel enthüllt er sein Grübeln und Empfinden ohne Umschweife, die rege Phantasie mit reicher Kraft ausnutzend. Freudigkeit am offenen Genuß ist ihm eigen, die Sucht, ungeschminkt davon zu erzählen, desgleichen; daher laufen ärgerliche Urwüchsigkeiten, theilweise nacktester Sorte, gar nicht selten unter, aber kaum artet das wohl jemals in absichtliche Obscönität aus. Man sollte es preisen, daß damals in Günther ein leichter Sinn in behenden Formen die Fahne eines gesunden Realismus emporhielt. Das hat sein größter Nachfolger, Goethe, schön erfaßt, wenn er in dem kundigen Ueberblick über unser Schriftthum seit 1700 („Wahrheit und Dichtung“, VII. Buch) folgendes klassische Porträt entwirft, das man immer wieder vornehmen soll: „Betrachtet man genau, was der deutschen Poesie fehlte, so war es ein Gehalt, und zwar ein nationeller; an Talenten war niemals Mangel. Hier gedenken wir nur Günther's, der ein Poet im vollen Sinne des Worts genannt werden darf. Ein entschiedenes Talent, begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtniß, Gabe des Fassens und Vergegenwärtigens, fruchtbar im höchsten Grade, rhythmisch-bequem, geistreich, witzig und dabei vielfach unterrichtet; genug, er besaß Alles, was dazu gehört, um im Leben ein zweites Leben durch Poesie hervorzubringen, und zwar in dem gemeinen wirklichen Leben. Wir bewundern seine große Leichtigkeit, in Gelegenheitsgedichten alle Zustände durch's Gefühl zu erhöhen und mit passenden Gesinnungen, Bildern, historischen und fabelhaften Ueberlieferungen zu schmücken. Das Rohe und Wilde daran gehört seiner Zeit, seiner Lebensweise und besonders seinem Charakter, oder, wenn man will, seiner Charakterlosigkeit. Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben, wie sein Dichten.“

Wenn das Wuchtige dieser von allen Regeln unabhängig entfalteten Dichterart uns in Liebesschmerz, Einsamkeitswehmuth, Reueanfall auf's Mächtigste erschüttert, so fanden sich die helleren Strahlen in einer Fülle einfacher und sinniger Lieder. Hier, wo das Gemüth sich ohne jeden entbehrlichen Aufwand künstlicher Mittel offenbart, traf er die reinsten Töne, bisweilen vom edelsten Wohllaut; hier auch ward er, ganz volksthümliche Gleise gehend, ein Dichter seiner Nation in ihren breitesten Schichten, und sie hat es ihm vergolten, indem sie die köstlichsten Knospen in allerlei populäre Sammlungen verpflanzte, wo sie bis zum Ende des Jahrhunderts und länger bis in unsere Tage hinein fortlebten. Daß seine Erscheinung, zum guten Theile wohl mit infolge des hohen Lobes von Goethe's Lippen, in der neuesten Zeit Manchen wieder zu eingehender Kenntnißnahme eingeladen hat, daß sie z. B. einen dichterisch und literarhistorisch berufenen Lebenden, Otto Roquette — wie er 1894 in seiner Selbstangebinde „Siebzig Jahre“ I., so hübsch erzählt — länger in Beschlag nahm, und einen Kunsthistoriker von August v. Eye's Namen zu dem Geschichtsroman „Eine Menschenseele, Spiegelbild aus dem 18. Jahrhundert“ (1862) antrieb, nimmt Niemanden Wunder, der beobachtet hat, wie weit Günther den Gipfel der Vollendung erklommen hat. Aber auffällig muthet uns die Skizze an, die der anonyme Verfasser der „Charaktere teutscher Dichter und Prosaisten. Von Kaiser Karl dem Großen, bis auf's Jahr 1780“, K. G. Küttner, I. Band (Berlin 1781), S. 192 f. unparteiisch und verständnißvoll von dem vielverkannten und vielgeschmähten Morgenstern der neueren Blüthe deutscher Dichtung gab: „Mit den schönen dichterischen Talenten, die Günther von der Natur empfing, konnte er, gleich Opitzen, in unserer Literatur Epoche machen. Aber er schrieb zu viel, dem Leichtsinn der Jugend überlassen, ohne einen kritischen Freund, und nicht immer von den Musen begeistert. Das ganze Leben dieses Jünglings ward von wilden Leidenschaften umhergetrieben; er nährte seinen Verstand zu wenig; Philosophie, Kritik, Sprachen und das dem Dichter unentbehrliche Studium des Menschen versäumte er fast ganz; Armuth und beschämende Sorgen drückten in ihm alles kühne, edle Streben seines Geistes nach Vollkommenheit nieder; und so starb er, ehe sein Genie noch zur männlichen Reife gelangen konnte. Unter der Menge von Gedichten, die er in so wenig Jahren schrieb und schreiben mußte, haben viele lyrischen Schwung und anhaltendes Feuer. Er ist frei von falschem

[2]) Gestorben 1719, nachdem er, erst durch Spiel ruinirt, an allen möglichen Höfen ein Vermögen zusammengebettelt hatte; der Kaiser kaufte die nachgelassene Bibliothek um 100 000 Thaler. H.'s „Heldengedicht“ steht in „Herrn von Hofmannswaldau's un andrer Gedichte“. III. S. 268 ff.

[3]) In allen älteren Biographien, auch noch bei Eitner, Domoratius genannt.

[4]) Direct davor, S. 167, steht ein Günther beigelegtes Hochzeitscarmen zum 21. Februar 1724!

Flitterputze; seine Reime strömen leicht fort; und der Mangel an Welt und Sitten, die Folge seiner Lebensart, wird durch die Neuheit und Kraft mancher Gedanken, durch Bilder voller Leben und durch gewisse affectvolle Wendungen ersetzt, die nur dem Genie eigen sind.“ 114 Jahre sind verflossen, seit diese Zeilen hervorgetreten sind, und doch können wir sie, vielleicht nur die kleine Zopfigkeit, eine bestimmte Dosis Gelehrsamkeit zu fordern, abgerechnet, glatt unterschreiben.

Bücherbesprechungen.

— Die Praxis des Reichsgerichts in Civilsachen. Bearbeitet von A. Bolze, Reichsgerichtsrath. Leipzig, F. A. Brockhaus. Bd. 18. 1895. (Pr. 6 *M*, geb. 7 *M*) — Der Verfasser beabsichtigt in der Sammlung, die bereits seit neun Jahren erscheint, zu einer einheitlichen Rechtsübung beizutragen. Dieser Einheitlichkeit wird gewiß erheblich durch eine Zusammenstellung der beim obersten Gerichte ergangenen Entscheidungen über Rechtsfälle, die einander gleichen, gedient; das Ergebniß stellt mehr oder weniger die gemeinsame Rechtsüberzeugung dar, wie sie sich in einem gewissen Zeitraum ausgebildet hat. Eine solche Rechtsüberzeugung kann und darf aber nie unverrückt feststehen. Nicht nur Forschung und Kritik werden stets das Ergebniß zu fördern suchen und müssen es dabei um- und weiterbilden; auch die durch den Verkehr neugeschaffenen Gebilde werden beim Ringen nach Anerkennung Bestehendes zu verdrängen und dann durch Gesetzgebung und Rechtsprechung die Rechtsanschauungen zu ändern streben. Will man daher im Interesse einer möglichst einheitlichen Rechtsübung lediglich dann ein Abgehen von der bisherigen Praxis zulassen, wenn ganz gewichtige Gründe vorliegen — wie der Verfasser in seinem Vorworte es nur zugeben will —, so würde damit einem wichtigen Förderer des Rechts jede Möglichkeit der Bethätigung in den Anfangsstufen genommen werden. Zugleich würde der sogen. Präjudiciencultus, der glücklich überwunden war, wieder sich breit machen. Diese Ausstellung gegen das Vorwort trifft nicht das Werk, die Sammlung selbst, die sich dem Gelehrten wie dem Praktiker als ein Freund bei der Forschung nach der Uebung des Rechts bewährt hat und ferner bewähren wird. Der Inhalt des vorliegenden Bandes gleicht dem der früher besprochenen Bände. Für die Reichhaltigkeit des Inhalts wird der Hinweis darauf genügen, daß den Kauf allein 55 Sätze, die Börsengeschäfte (Differenzgeschäfte &c.) 13 Sätze, den Versicherungsvertrag 25 Sätze, die Beweislast 12 Sätze betreffen. K—d.

— Hauskauf und Hausbesitz. Praktische Auskunft über sächsische Rechtsbestimmungen bei Grund-Erwerb und -Eigenthum. Herausgegeben von einem sächsischen Rechtsanwalt. Dresden 1895. Hönsch & Tiesler. Preis 60 ₰. — Eine Zusammenstellung der wesentlichsten Bestimmungen über Kauf, besonders Grundstückskäufe, Enteignung &c., über die Grund- und Hypothekenbücher, Hypothekenrecht, Miethe, gewisse Beschränkungen des Grundeigenthums (Nachbarrecht), sowie einiger strafrechtlichen Bestimmungen; sie schließt sich oft dem Gesetzestexte an. Hin und wieder wäre eine genauere Darstellung zu wünschen; für die Kreise aber, für die das Werkchen bestimmt ist, wird es völlig genügen. K—d.

— Die durch ihre Schulbücher und Jugendschriften rühmlichst bekannte Verlagshandlung von Ferdinand Hirt & Sohn, Breslau, hat vor Kurzem durch ein in ihrem Verlage erschienenes Schulbuch einen hocherfreulichen Erfolg errungen. Es ist die bekannte Schulgeographie von Ernst von Seydlitz, die jüngst einen Absatz von 1 Million erreicht hat. Aus Anlaß dieses seltenen Ereignisses hat die Verlagshandlung ein Schriftchen drucken lassen (Mittheilungen zur Geschichte der Lehrbücher der Geographie von Ernst v. Seydlitz. Veröffentlicht bei Erreichung des Absatzes von 1 000 000 Exemplaren, Breslau 1895), das in mehr als einer Hinsicht von großem Interesse ist. Wie in einem Zeitraum von etwa 50 Jahren die Ansprüche, die man an Inhalt und Form eines geographischen Lehrbuches stellt, sich gesteigert haben, tritt hier recht anschaulich zu Tage. Aus dem Inhalt der genannten Festschrift möge in Kürze Folgendes mitgetheilt sein: Die Seydlitz'sche Geographie, über deren Verfasser nur wenig bekannt ist, erschien zum ersten Male unter dem Titel: Leitfaden der Geographie. 1. und 2. Cursus. Nach den neuesten Angaben bearbeitet. Breslau 1824. In Commission bei J. F. Korn. Von dieser ersten Auflage ein Exemplar aufzutreiben, ist dem Verleger bisher nicht gelungen: für das erste ihm angebotene Exemplar würde er 100 Mark zahlen oder diese Summe zu irgend einem wohlthätigen Zwecke verwenden. Die zweite Auflage folgte 1836 in Commission bei Aug. Schulz, Breslau. Die damalige Ausstattung des Buches und den Plan des Verfassers läßt die beigefügte Nachbildung des Titels und der Vorrede erkennen. Auch eine statistische Tabelle aller europäischen Staaten aus dieser Auflage ist beigefügt. Von der dritten „wesentlich verbesserten“ Ausgabe an (1842) erschien das Buch im Verlage von Ferd. Hirt, der seit 1832 in Breslau sein Geschäft begründet hatte. Mit der fünften Ausgabe (1849) hat das Buch schon sein jetziges Format, mit der zehnten Ausgabe (1862) wurde die Theilung in eine größere und eine kleinere Ausgabe vorgenommen und mit der 16. Bearbeitung (1876) trat der Seydlitz in dreifacher Gestalt auf: I. Grundzüge der Geographie. II. Kleine Schulgeographie. III. Größere Schulgeographie. Die Zahlen I, II, III wurden von der 18. Bearbeitung an durch die Buchstaben A, B, C ersetzt, welche Bezeichnung bis jetzt beibehalten worden ist. Jeder der drei Ausgaben ist eine stattliche Zahl sorgfältig ausgewählter und gut ausgeführter Kartenskizzen, Formationsbilder und typischer Landschaften beigegeben. Im Jahre 1881 war das Buch in einer halben Million Exemplaren verbreitet. Den in der neuesten Zeit eingetretenen Veränderungen in der Auffassung von Ziel und Methode der Geographie haben die Seydlitz'schen Lehrbücher in vorsichtiger und maßvoller Weise Rechnung getragen; nichts soll dargeboten werden, was für das Verständniß der Schüler zu schwierig ist. Neben den Ausgaben A, B, C giebt es neuerdings die Ausgaben D und E, von denen die erstere, erschienen 1893—1895, auf Grund der neuen preußischen Lehrpläne den Stoff in 6 mehr oder minder dünnen Classenheften darbietet, während die in der Vollendung begriffene Ausgabe E für höhere Mädchenschulen bestimmt ist. Als Ergänzung zu den Lehrbüchern von Seydlitz dient eine ganze Reihe von Einzelwerken, darunter 23 Landeskunden der deutschen Einzelstaaten und der Provinzen Preußens, die, reich mit Abbildungen ausgestattet, als Grundlage für die Heimathkunde im weiteren Sinne dienen sollen. In naher Beziehung zum Seydlitz steht in erster Linie das überaus reichhaltige und belehrende Bilderwerk „Hirt's geographische Bildertafeln“, wozu Oppel's „Landschaftskunde“ als erläuternder Text zu betrachten ist. Für Oesterreich-Ungarn hat die Verlagshandlung eine Sonderausgabe von A und B veranstaltet. Auch in Holland und Italien hat das Werk Eingang gefunden. — Bei dem seltenen Jubiläum des Seydlitz sprechen wir den Wunsch aus, daß das Buch in seinem Streben, der Schule zu dienen, recht erfolgreich sein und durch immer weitere Verbreitung belohnt werden möge. C. R.

— Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit von W. v. Goethe. — Ausgewählt und herausgegeben von Professor Gustav Hofmeister, Oberlehrer an der Charlottenschule zu Berlin. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. (201 S.) Geb. 100 ₰. — Die Hofmeister'sche Auswahl aus der Selbstbiographie Goethe's bildet das 27. Bändchen in Teubner's Sammlung deutscher Dicht- und Schriftwerke für höhere Töchterschulen. Die Herausgeber dieser Sammlung bezwecken bekanntlich, getreu den Grundsätzen des Berliner Normalschulplans, der Forderung gerecht zu werden, daß der literarhistorische Unterricht an höheren Mädchenschulen unmittelbar an das Schriftstellerlesen geknüpft werde. Innerhalb dieses engbegrenzten Rahmens kann und muß man sich wohl den Gebrauch derartiger Classikerausgaben, die an die Ausgaben in usum delphini seligen Angedenkens erinnern, gefallen lassen. Freilich bei Werken wie Goethe's „Dichtung und Wahrheit“ müssen sich die Bedenken mehren. Goethe's Selbstbiographie ist zunächst ein in allen seinen Theilen wohlberechnetes und wohldurchdachtes Kunstwerk, das als solches weder Zusätze noch Abkürzungen verträgt. Sodann gehört „Dichtung und Wahrheit“ zu den Büchern unserer Literatur, die die reichsten und edelsten Gedankenschätze bergen, nach deren in ernstem Studium erfolgenden Hebung der Leser auf eine höhere Stufe der Erkenntniß und Geistesentwickelung gelangt. In der Hofmeister'schen Ausgabe, die namentlich die letzten Bücher zu einigen dürftigen Excerpten verflüchtigt und die schwierigeren speculativen Partien thunlichst ganz beseitigt, verliert das Werk ganz bedeutend an Kunst- und Gedankenwerth, und es tritt doch die Frage an uns heran, ob nicht derartige classische Werke lieber vom

Canon der Mädchenschulbücher entfernt werden, als daß man sie den jugendlichen Leserinnen in solch abgekürzter Form in die Hand giebt. Wir glauben nicht, daß das Wort des alten Hesiod „Die Hälfte ist mehr als das Ganze" in diesem Falle seine Berechtigung hat. Es liegt uns fern, die Hofmeister'sche Arbeit als solche tadeln zu wollen, im Gegentheil erkennen wir das pädagogische Geschick und den richtigen Tact rückhaltlos an, der bei Bestimmung des Auszuwählenden maßgebend gewesen ist, haben auch z. B. gar nichts dagegen einzuwenden, daß das Frankfurter Gretchen von der Bildfläche verschwindet. In dieser Form werden junge Mädchen gewiß gern die Selbstbiographie unseres Altmeisters lesen und auch Manches für sich daraus zu eigen machen. Es ist mehr ein grundsätzliches Bedenken und die Befürchtung, daß derartige dem Verständnisse sich so leicht anbequemende Ausgaben auch über den engeren Kreis der Schule hinaustreten möchten, was uns obige Worte in die Feder dictirt hat. Im letzteren Falle würden solche Ausgaben freilich zur Verflachung des Bildungsniveaus beitragen und im weiteren Verfolge einen schöngeistigen Byzantinismus anbahnen helfen. Prof. Dr. H. C. K.

— Rudolf Hildebrand. Ein Erinnerungsbild. Von Georg Berlit. (Sonderabdruck aus den neuen Jahrbüchern für classische Philologie und Pädagogik, Jahrg. 1894, Heft 12. Nebst einer Beilage zur Geschichte des Deutschen Wörterbuchs der Brüder Grimm.) Leipzig, bei B. G. Teubner, 1895. Preis 1 ℳ — Wohl dem Lehrer, der in den Herzen seiner Schüler ein solches Gedächtniß hinterläßt wie es Rudolf Hildebrand hinterlassen hat! Es sind seit dem 28. October 1894, an dem der theure Mann die Augen schloß, eine ganze Reihe von Nachrufen und Lebensskizzen in Zeitschriften und Tagesblättern erschienen. All diesen Arbeiten gemeinsam ist die herzliche und unauslöschliche Dankbarkeit gegen den Dahingeschiedenen, die den Schreibenden die Feder führt. Berlit war vor Anderen berufen, das Bild des Lehrers und väterlichen Freundes zu zeichnen. Das wissen Alle, denen bekannt ist, welch eine innige Herzensgemeinschaft zwischen den beiden Männern bestanden hat; ahnend nachfühlen wird es aber ein Jeder, dem aus diesem schlichten Heftchen die ehrwürdige Gestalt jenes Lehrers von Gottes Gnaden aufsteigt. All denen, die einst zu Hildebrand's Füßen gesessen haben, wird es eine wehmüthige Freude sein, sich in die liebevoll gezeichneten Züge dieses Erinnerungsbildes zu vertiefen. Und die Hildebrand nur aus seinen Werken kennen, die werden es Berlit erst recht danken, daß er durch seine warme Schilderung das Bild des seltenen Mannes ihnen deutlicher und heller gemacht hat. Auch das ist eine Bereicherung des Lebensinhaltes, das von berufener Hand in warmer Treue entworfene Erinnerungsbild solch eines Mannes in sich aufzunehmen. R. B.

— Graphologische Studien von W. Langenbruch. — Mit diesen wird der Büchertisch beglückt, mit einer Broschüre, welche, wie die anderen, speciell sich „graphologisch" nennenden, vollständig unselbständig ist, nur ein Abklatsch des Franzosen Michon, halb richtig, halb falsch, unter ständigem Sichwiederholen. Dazu strotzt die Broschüre von gänzlich unberechtigten Schmähungen gegen seine einzigen Concurrenten, gegen den sel. Adolf Henze, Leipzig, und Sittl, München. Der Schluß der Broschüre enthält nicht nur pöbelhafte, sondern sogar ehrenrührige Aeußerungen in besagter Richtung, welche sich selbst richten! Gegenüber Ausstattung, Umfang und Inhalt der Broschüre ist der Preis von 3 ℳ 80 ₰ viel zu hoch bemessen. M°.

— Illusionen. Ein Hamburgisches Drama. Von Carl Mönckeberg. Preis 1,50 ℳ Leipzig, Verlag von Alfred Janssen. 1895. 149 S. 8°. — Die Worte Dante's in der „Göttlichen Komödie" (Hölle 3, 9): Lasciate ogni speranza voi ch'entrate (Laßt jede Hoffnung hinter Euch, Ihr, die Ihr eintretet) — ich muß sie auch den etwaigen Lesern dieses Dramas zurufen! Es ist ein Product der wildesten Decadence oder das Gebilde eines unreifen, im vollsten Sturm und Drang befindlichen Knaben — ein Theaterstück, so abstoßend und widerwärtig, wie kaum ein zweites dem verwilderten und entarteten Boden der jüngsten Dichtung entsprießen kann. Den Inhalt zu erzählen lohnt wahrlich nicht der Mühe; ebenso wenig eine Charakteristik der Personen. Sie sind, abgesehen von einem jüdischen Arzte, welcher einige sympathische Züge aufweist, und einigen mehr zurücktretenden Personen, sammt und sonders decadente — entartete — Menschen. Das ganze Werk zeigt wieder einmal recht klar und deutlich, wohin das Bestreben, als höchstes und einziges Ziel die Wirklichkeit zu schildern, führt. Was Mönckeberg uns in seinem Drama bietet, ist nichts als eine photographisch-getreue Schilderung jener bekannten verrotteten gesellschaftlichen und damit zusammenhängenden geistigen Zustände unserer Jugend, welche den ethisch und ästhetisch Denkenden und Fühlenden mit Abscheu und Widerwillen erfüllen. „Wenn die Kunst nichts Schöneres giebt als die Natur, verdient sie nicht, daß sie existirt", sagt Anzengruber, und er hat Recht, denn sonst stünde ja der Photograph über dem Maler, und Mönckeberg's Drama wäre, was es nicht ist, eine Dichtung. Gewiß setzt sich das Leben nicht nur aus wohligen Gefühlen zusammen, gewiß ist in der Natur nicht nur Sonnenschein; beide bieten des Trüben und Häßlichen genug — aber sollen wir deshalb leiden, daß die ewigen Gesetze künstlerischer Harmonie in den Staub getreten werden, daß man uns nur Schmutz und Häßlichkeit bietet, daß man uns statt gewaltiger, die tiefste Seele bewegender Dichtungen solche giebt, die uns mit Ekel und Abscheu erfüllen müssen? Und noch eine Frage an den Autor im Interesse jener Schauspieler und Schauspielerinen, die seine Worte und Handlungen unter Umständen auf der Bühne wiedergeben sollen: auf welchem Niveau sittlicher Verrohung denkt er sich die Künstler, denen er zumuthet, den siebenten Auftritt des ersten Aufzugs zu spielen? Willy Doenges.

— Die goldene Freiheit. Roman von R. Braun. 1895. Roßla (Harz). — Der Roman ist eigentlich eine Novelle culturhistorischer Art, welche sich in Frankenhausen in Thüringen, der Heimath des Verfassers, abspielt, deren Archive der Letztere fleißig durchforscht hat. Die Geschichte fällt in die Zeit des Bauernkriegs. Sowohl der Ton der Zeit, als die localhistorische Färbung ist glücklich getroffen. Die Handlung schreitet rasch und energisch vorwärts, der Stil ist knapp und präcis, die Charakteristik der einzelnen Personen, namentlich des Propstes Ohlen und des Bürgermeisters Hartung Siebold recht gelungen. Auch die seelischen Kämpfe, welche die Reformation nothwendigerweise in die Herzen ernster katholischer Männer trug, sind gut geschildert. Der Verfasser kann, wenn er so fortfährt, noch einmal ein bedeutender Schriftsteller werden. Manche Stelle hat uns an „Die Hosen des Herrn v. Bredow" von W. Alexis erinnert. Nur muß er die Neigung zur Darstellung sinnlicher Scenen, mehr als er thut, beherrschen, sonst können seine Bücher nie Volksbücher werden. Wenn es z. B. Seite 61 heißt: „Gertrude war eine üppige Blondine, deren Haar ins Röthliche spielte, mit grauen verlangenden Augen und etwas vorgeschobener sinnlicher Unterlippe . . . . in ihren Augen tauchte tief hinten ein Leuchten auf, nur ein Pünktchen, das nach vorn kam und sich nach und nach vergrößerte, so daß ihr graues Auge fast blau aussah. Das war das Leuchten der Freude, der Sinnlichkeit, der Begierde", so geht das über eine gesunde Sinnlichkeit, die wir keineswegs verbannt wissen wollen, hinaus. — Die Novelle „Elisabeth von Holckendorf" verdient minderes Lob, obwohl auch hier das Erzählungstalent des Verfassers unverkennbar ist. Nicht jede urkundlich verbürgte Historie eignet sich zur künstlerischen Behandlung. Vorgänge von so widerwärtiger und zum Theil haarsträubender Art mögen ruhig im Schatten der Vergessenheit schlummern. —tg—

— Johannes Pranka. Eine Geschichte aus der Mitte des 19. Jahrhunderts von Joh. Frhr. v. Wagner (Johannes Renatus). Leipzig, bei Carl Braun. — Wie das vorstehend besprochene Buch, so handelt auch dieses von den geistigen Kämpfen zwischen dem katholischen und dem evangelischen Bekenntniß. Es sind die Verfolgungen, denen infolge des zwischen Oesterreich und der Curie abgeschlossenen Concordats dissentirende Geistliche und Laien in Oesterreich vielfach sich ausgesetzt sahen. Die Geschichte spielt im böhmischen Riesengebirge, in der Gegend der Elbquellen. Auch die Sprache ist die des Gebirgs und erinnert in manchen Zügen an gleichartige Erzählungen aus Oberbayern. Einzelnes ist wirklich ergreifend geschildert, wie z. B. die Scene, in welcher die Mutter ihren Sohn von dem Abfall von der Kirche zurückzuhalten sucht. Sonst aber läßt die Vertiefung der einzelnen Charaktere zu wünschen übrig, was zur Folge hat, daß man für keinen derselben das rechte Interesse gewinnt. Auch die Glaubensscrupel und inneren Seelenkämpfe sind in früheren Romanen — wir erinnern an Leocadie von Nessel — weit ergreifender geschildert. —tg—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 43. Donnerstag, den 11. April. 1895.

Karl Stieler, † am 12. April 1885.

Wo von den hohen Ufern des malerischen Tegernsees das Auge über die grüne Fluth nach den Bergmauern blickt, ist das Denkmal eines Mannes, dessen Herz für diese Herrlichkeit schlug, des Dichters Karl Stieler. An der Friedhofmauer, unter grünen Zweigen, ist der Hochgebirgssänger vor zehn Jahren, leider zu früh, ins Grab gesenkt worden. Hier war die Heimath seines Geistes. Zwar ein Münchner Kind, hat er doch schon die sonnige Kindheit meist in dem idyllischen „Stielerhaus“ unter dem Wallberg in Tegernsee verlebt, und bis zuletzt genoß der Mann hier seine Ferienruhe. So war er ein Kind dieser Berge. Er war der am 15. December 1842 geborene zweite Sohn des Hofmalers Joseph Stieler, der in Ludwig's I. Gunst und mit den Größen seiner Zeit in Verkehr stand, so daß die große Dichterzeit in Stieler's Kindheit unmittelbar hineinragt. Die Poesie hat an seiner Wiege gestanden, sie lebte im Elternhause. Als die Mutter scherzend das Kind fragt, ob es ein Dichter werden will, nickt es. Den Vater hat nur der Knabe noch gekannt, während Mutterliebe ihn durchs Leben begleitete. Aber im „Winteridyll“ hat er dem Vater die schönen Worte gewidmet:

„Dem großen Goethe trat dein Schaffen nah;
Der Löwenkopf, der die Eroica
In sich trug, hatte vor dir stillgehalten;
Es haben Czar und Kaiser dich gerufen,
Du sahst so manchen Thron mit goldnen Stufen —
Doch deine Sehnsucht blieb dies stille Grün . . .
O dürft' ich einmal nur noch Zwiesprach pflegen
Mit dir, ein Buch in deine Hände legen
Und leise fragen: Vater, ist dir's recht?“

Stieler hat als Jüngling lange geschwankt, ob er dem Zuge zur Malerei oder zur Dichtung nachgeben solle, er wählte keines und wurde Jurist, um festen Grund zu haben. Als Student kam er in den anregungsreichen Dichterkreis, dem Geibel, Heyse, Lingg, Bodenstedt, Dingelstedt angehörten, und das seit Max' II. Regierung geistig aufgeschlossene München ist der eine Nährboden dieser Dichterseele geworden. Der andere blieb sein Bergland. Mit den Holzknechten im Walde hat er gearbeitet, gesungen und gezecht wie einer von ihnen. Dann hat er im Tegernseeer Landgericht gearbeitet und die vielen kleinen Züge aus dem bäuerlichen Rechtsleben beobachtet, die er später schilderte. Schließlich ging er ins Münchner Archiv, dessen Assessor er bis zuletzt geblieben ist. Ein schlichtes Leben, aber ein sonniges, ein Leben im glücklichen Familienkreise mit „drei goldgelockten, frohen Kinderlein“ war ihm beschieden. „Wie reich bin ich an Liebe — ich meine, ich wäre nie so glücklich gewesen wie jetzt; eine tiefe, innere Wärme durchdringt mich und trägt mein Wesen“, schreibt er 1876 an seine Mutter. Er selbst war ein liebenswürdiger, heiterer Mensch, dessen Bild gütige Züge trägt; man sieht ihn gern an, diesen in ernstem Sinnen geneigten, bartumwallten Kopf mit dem tiefen Auge, wie er im „Winteridyll“ abgebildet ist. In Münchens geistigen Kreisen blieb er der gern gesehene Gast. Das Bedürfniß und Verlangen nach Menschen nennt er den einen Grundzug seiner Natur. So hat er mit Heyse, mit den beiden Kaulbach verkehrt, ist den Kreisen der Kunst nahe geblieben (glänzend schildert er in den Aufsätzen „Aus Fremde und Heimath“ die Künstlerfeste) und ist besonders Defregger's intimer Freund gewesen, zu dessen Zeichnungen er zweimal („Von dahoam“ und „Aus der Hütten“) Texte schuf, wohl den ergreifendsten zum „letzten Aufgebot“ der alten Tiroler, denen die Weiber nachschauen:

„Ihre Buben ham s' hergeb'n —
Und nachher ihr'n Mann —
Und jetzt ihren Vadern —
Dös alles ham s' than!
Denn all's is verlor'n;
Aber klagen hörst nie. —
Dös san jetzt die letzten:
Vielleicht g'winnen's die!“

Karl v. Heigel (Karl Stieler, Bamberg 1890, bayerische Bibliothek Nr. 23; eine gut lesbare, aber oft recht nüchtern und verkehrt krittelnde Lebensskizze) findet die Stammesverschiedenheit des Tirolers und des Bayern nur scheinbar überbrückt. Aber gerade was diese Bergvölker eint, haben die beiden Männer mit Stift und Feder gleichermaßen getroffen.

Zu den Dichternaturen, die in stiller Zurückgezogenheit ihren Träumen nachhängen, gehörte Stieler nicht. Er lebte in den großen Bewegungen der Zeit. Schon 1866 nahm er freiwillig am Kriege Theil als Lieutenant im Passauer Regiment. Bezeichnend ist da die in einem Briefe geschilderte Scene auf dem Marsche: Die Soldaten murren, den kleinen Tambours stehen vor Erschöpfung die Thränen im Auge, da nimmt der Lieutenant „dem Hauptschlingel“ den Tornister ab und zwei Gewehre auf die Schultern, schreitet pfeifend voran, und lachend geht es weiter. Die Stimmung Stieler's in seiner Erinnerung an diesen Feldzug hat er niedergelegt in die Antwort eines bayerischen Soldaten („Bei Wörth“ 1870) an den „Preußen-Kronprinz“: „Hä'n Sie uns damals aa schon g'führt, Na hä'n ma d' Preußen grad so g'haut“. 1870 aber trat er vom ersten Augenblicke an mit Begeisterung für Bayerns Betheiligung an der großen Sache ein und schildert in lichten Farben den „Entscheidungskampf in Bayern“ in dem zweiten der in der „Allgemeinen Zeitung“ erschienenen, später von Ratzel herausgegebenen Kriegsaufsätze („Durch Krieg zum Frieden“). „Wie großartig ist das Bewußtsein, daß jetzt in 40 Millionen Seelen nur ein Gedanke lebt, wie trostvoll ist es, daß wir Alle beisammen sind, welche Kraft liegt im gemeinsamen Schicksal! Das nationale Gefühl, das früher wie eine Sage zum Herzen unserer Jugend klang, ist heute eine Wirklichkeit.“ (S. 5.) Einen so Begeisterten litt es nicht im Lande, sehen wollte er den Krieg; daher begleitete er selbst einen Lebensmittelzug über den Rhein, dessen Wellen er sinnend grüßt und „leise das Rheinlied mitsingen“ hört, „als läge etwas in ihnen von der Ergriffenheit, von der Seele des deutschen Volkes“. Er sieht die grauenvolle Scenerie von Weißenburg und die der Kanonade von Straßburg, er erbebt, wie er das Jammergeschrei der verzweifelten Bewohner den Rhein hinunter tönen hört. Er liegt mit vor Paris, der „büßenden Magdalena“, sieht mit Stolz den „blonden Soldaten“ in Versailles Wache halten, dessen glänzende Vergangenheit er meisterhaft darstellt. Aber immer kehren die ausgeflogenen Gedanken zurück in die schöne Heimath, wo selbst die alten Berge, Freudenfeuer auf den Kronen tragend, hereinschauen, als wüßten sie was von den Ereignissen. Und wie charakteristisch werden die schönen Aufsätze abgeschlossen mit der reizenden Schilderung der bangen Erwartung eines Mädchens in den Bergen bei der Heimkehr des Burschen! Stieler's Phantasie ist damals mächtig angeregt worden, als er die „Ilias unseres Volkes“ sah. Die Tragik des Krieges ist tief empfunden in dem Gedicht „An Anfrag“. Ein Bauer fragt in München nach seinen Söhnen. Alle drei gefallen!

„Drunt auf der Stafiel vor'n Haus
Da is er niedergsessen,
Er halt sein Hut no in der Hand,
Er hat auf all's vergessen.
Es gengant wohl viel tausend Leut,
Viel hundert Wag'n vorbei.
Der Bader sitzt no all'weil dort . . .
»Drei Buab'n und — alle drei!«"

Aber das Stolze des Sieges klingt wieder in der „Wunden Heimkehr" (Hochlandslieder): Da läßt der sterbenswund heimkehrende Krieger dem Weibe melden: „Sag ihr nicht, ich komm' zum Sterben, — Sag ihr nur, ich komm' vom Sieg!"

Stieler's Begeisterung blieb, Alldeutschland hatte seine Liebe. Der Sänger der alten und der neuen Zeit Deutschlands will er sein. „Die Zeilen und das Land der Väter, das ist mein Segen und mein Bann!" Bei Schilderung des Wintersturmes 1874 kommt ihm plötzlich der Gedanke: „Das ist derselbe Nord, der gestern noch die Wogen des Oceans emporgethürmt, und heute jauchzt er um die Felsenzacken der Berge und legt in ihren verborgenen Klüften die Grüße und das Geheimniß des Meeres nieder." Mit Stolz sieht der Dichter in der Wiener Weltausstellung, die er in einem glänzenden Aufsatz beschreibt („Aus Fremde und Heimath"), Deutschlands schlichte Ueberlegenheit. Stieler hielt zur deutsch-liberalen Partei. Seine letzte Arbeit war die Abfassung eines Glückwunschs der Tegernseer Bauern (jener Leute „weit hint in die Berg, wo's scho einigeht ins Tirolerlandl") zu Bismarck's siebzigstem Geburtstage. Bei alledem blieb er Bayern treu. „Es liegt eine herbe Kraft im Worte Bayern und doch zugleich ein Zauber, wie ihn nur jemals herrliche Landschaft, kerniges Volksthum und uralte Geschichte bot." So hat er 1875 gerade dem Prinzen Karl, der sich in die neue Zeit nicht fand und sich nach dem Kriege ins alte Schloß zu Tegernsee zurückzog, schöne Worte gewidmet, hat mit Liebe die goldene Hochzeit des Herzogs Maximilian am Tegernsee beschrieben und denkt noch mit Wärme an die Tage, da der leutselige König Max mit den Tegernseern herzlich verkehrte.

Sein deutscher Sinn ist vor Allem in die Vergangenheit gerichtet. In seiner Dichtung vernimmt man den ehernen Schritt der Geschichte, und manche Gestalt aus Bayerns Vorzeit ist durch ihn wieder lebendig geworden, so daß seine Stellung im Archiv der deutschen Dichtkunst Früchte brachte. Wie fein versteht er es, Vergangenheit und Gegenwart entgegenzustellen und abzutönen! Selbst das Leben eines Hotels schildert er auf großem geschichtlichen Hintergrunde („Zu den drei Mohren in Augsburg"). Seine hochdeutschen Gedichte, besonders die „Hochlandslieder" (1879) und die „Neuen Hochlandslieder" (1881), sind meist aus alter Zeit gesungen, fast alle aus dem Mittelalter. In die Burgen und Zellen legt er das sonnige Leben der Bergheimath. Seine Lieblingsgestalt unter den Kaisern ist Ludwig der Bayer, den eine ganze Liedergruppe besingt, „den Mann, den bleichen, redestillen, waldvertrauten", der nach des Lebens Mühsal Ruhe sucht in der Einsamkeit von Ettal und Freude im Waidwerk der Berge. Sonst liebt er noch den Mönch Werinher von „Tegarinseo", den Dichter des Marienliedes. Dessen „Bergfahrt" wird geschildert, wie er in Lenzesluft einen Tag genießt, bis ihn die Mette ruft.

„Herr Wernher saß in seinem Stuhl
Und sang die Weise, die alte,
Doch durch sein Beten klang es hin
Wie Vogelsang im Walde.
Und durch sein Beten klang es hin
Wie lauter Blumen und Sonne —
»Du bist min, ich bin din«,
Er schloß die Augen vor Wonne.
Dann ward es stille in seiner Brust.
»Mög' mich der Himmel strafen!« —
Herr Wernher, euer Herz wird wach,
Und euer Herz muß schlafen!"

Reizend sind die Lieder von Hohenschwangau, mit der Königin Elisabeth und ihrem jungen Sohne Konradin, bei dessen Tod in deutschen Gauen „manches Herz zersprungen". Einmal liegt der Sänger unter der alten Linde am Tegernsee und träumt: da rauscht durch das Gezweig die tausendjährige Geschichte, Winfried, der da schlummert, die Waldeinsamkeit des 9. Jahrhunderts, da es „rauscht durch die weiten Wälder wie ein letzter Athemzug aus Wodan's gewaltigen Zeiten", die Hunnen, die Ritter und Kreuzfahrer, Herr Walther, Kaiser Ludwig, die Erweckung des Alterthums, so fein gezeichnet in dem Mönch, der zum Tegernseer Abt ein altes Buch trägt und unter der Linde zu lesen beginnt, immer und immer wieder liest „von Kämpfen, stolz und hehr, von Felsgezack und blauem Meer und wundersamen Helden" — „und es fielen herab in die Odyssee die deutschen Lindenblüthen". 1806 erschauert die Linde: „Ich sah es ja gründen, dies deutsche Reich, von Karl und seinen Genossen!" Aber wieder schauert sie leise, und alle Wipfel beben: Das Siegesfest 1871 ist da, und „gern hat sie gelebt um diesen Tag ihr tausendjähriges Leben". Hier tritt klar ein unsrem Dichter eigenthümlicher Zug hervor, jenes Ineinanderschauen von Natur und Geschichte. Die Natur lebt die Geschichte mit, und die Geschichte wird gemalt auf dem ewigen Hintergrunde der Natur. Heimathgeschichte vor Allem und Heimathnatur. Er kannte auch andre Naturbilder, seine großen Reisen haben ihn weit getragen, die in der „Allgemeinen Zeitung" geschriebenen Reiseaufsätze füllen ein ganzes Buch („Aus Fremde und Heimath"). Es sind zum Theil flüchtig hingeworfene Gedanken, aber dann auch wieder so geistvolle, daß dieser Band zum Besten gehört, was Stieler schuf. Vor Friedrich's II. Denkmal weiß er nichts weiter zu sagen als: „Der alte Fritz darf sich bei Rauch bedanken, schöner ist wohl Niemand in Erz verewigt worden." Aber gleich folgt eine feine Beobachtung an den Sarkophagen von Charlottenburg: „Es ist sicher noch schwerer ein Todtenbild zu schaffen, als die Statue eines Lebendigen, denn auch hier dürfen die Figuren nicht todt, sondern müssen gestorben sein. Das Gesammtwesen, das in ihnen zu Grabe ging, muß zur Anschauung gelangen, und darum ist das Präteritum des Lebens ein complicirterer Stoff als das Präsens. Die künstlerische Darstellung muß sich hier zu solcher Höhe erheben, daß sie die Idee des Verlustes involvirt. Wie tief ist dies in den beiden Gestalten getroffen!" Er sah Paris und charakterisirt es glänzend, aber er hat sich da nicht wohlgefühlt. Er sah das Meer und schildert schön den ersten Eindruck, aber da läßt sich noch Tieferes empfinden. Er hat den Sinn für die „eigenthümliche Melancholie und Weichheit" der ungarischen Ebenen, aber seine Welt ist das nicht. In Norddeutschland fühlt er das Heimweh nach den Bergen, das er im „Botenritt" schildert. Er sah auch Italien in dem „Blau der Aeneide und der Odyssee" und erzählt den glanzvollen Ostertag in Rom 1870, doch der nächste Ostertag auf dem Wendelstein liegt ihm tiefer in der Seele. Die italienische Reise griff nicht so tief in sein Leben ein wie in das eines Goethe oder die griechische Reise in Geibel's Leben. In den Liedern kommt Italien fast nie vor. Aus Nizza schreibt der Dichter: „Wie tief sitzt mir doch die Heimath im Herzen, was ist alles Andere neben diesem Gefühl!"

Zum Sänger Oberbayerns war er geboren, und dessen prachtvolle Bergnatur hat Keiner so schön und kräftig wieder geschildert. Ihm lebt die Natur in der Seele. In der amerikanischen Abtheilung der Wiener Ausstellung steht er gelangweilt der ganzen Nüchternheit dieses Industriegebietes gegenüber und hat erst wieder Freude, wie er die Photographien aus der Zauberwelt des Niagara durchblättert; das ist Karl Stieler, wie er leibt und lebt. Wie fein er die Naturstimmungen empfindet, das zeigt besonders der prächtige Liederkranz „Jahreszeiten" in den „Neuen Hochlandsliedern". Kahl ist noch die Halde, aber schon schlägt die Drossel, „und nie hat mich getroffen des Sommers Pracht so tief ins Herz" wie an diesem Märztage! Wie prachtvoll ist dann der „April":

„Hoch auf der stillen Alpenhalde
Weht weicher, feiner Sonnenduft;
Noch liegt der Schnee zu tiefst im Walde,
Doch ums Gehäng' haucht Frühlingsluft
Und zages Grün lugt aus den Ritzen
Der Felsenwand im Morgenschein.
Wie blaut es um die Bergesspitzen
Wie träufelt's leise im Gestein!
Da schauern die verschlafnen Tannen —
Das weht und webt, das quillt und thaut;
Ein Vogel lockt und huscht von dannen,
Erschreckt vom eignen süßen Laut.
Und wie vom Traum wacht nun die Fülle
Des Blühens auf, und wonnig bebt
Durch die Natur, die schlummerstille,
Der Freudengruß: Sie lebt, sie lebt!"

oder die Schilderung des Hochgewitters:

„Unheimlich liegt im Alpenthal
Die Schwüle brütend und bleiern,
Die See ist reglos, schwarz und kahl,
Der Berg in finsteren Schleiern.
Die Halme zittern; es huscht waldein
Der Specht mit scheuem Geflatter,
Heiß ist der Fels, und vom heißen Stein
Lugt aufgerichtet die Natter.

Dann flüchtet sie ringelnd zur kühlen Kluft.
Ein Grauen hält Alles im Banne;
Das pocht und pulst! — In der stummen Luft
Bebt schauernd die Riesentanne.
Da rauscht der Wind — und nun braust es laut,
Daß die Wolken die Erde streifen,
Die einen sind wie ein gezücktes Schwert,
Die andern geflügelte Greifen.
Dann zuckt der Blitz — und das strömt und quillt
Hernieder im stürmenden Regen,
Stumm hält die Erde ihr Felsenschild
Den Gluthgeschossen entgegen.
Das heult und jauchzt, und der Donner kracht,
Nacht wird's im grausen Getümmel.
Wie Schlachtruf klingt's — zu der alten Schlacht,
Zum Kampf von Erde und Himmel!"

Die „todmüde Schönheit" des Herbstes in der „schallhellen" Luft, die „verlorene Pracht" des Waldes mit rothgoldenen Kronen, und den grimmigen Winter da oben — Keiner hat es so geschildert. Die Bergformen ausgleichende Schneemassen, den neue Formen schaffenden Sturm, den krystallenen Palast des Winters mit weißen Gehängen von Zweig zu Zweig, und das Mondlicht mit seinem Zauber, der die Körper der Schwere entlastet; die Felsen, „zerrissen, als ob die Verzweiflung sie geschaffen hätte",*) die Seen, in die der Tannenwald hinabgewachsen scheint — so tief ist ihre Farbe —, die blauen Gipfel — „Vom Watzmann bis zur Zugspitz hin füllt strömend Blau die Höhen", die Wälder, deren rohe Vernichtung durch Speculanten ihm jenen juristisch scharfen Appell an die Regierung (Aus Fremde und Heimath, S. 325 ff.), der wie ein Nothschrei ist, eingab, — das Alles zaubert er mit jenem frischen Hauch herbei, der seine Schilderungen uns zu einer Art geistiger Bergtour macht. Aber in dieser Bergnatur ist's auch lebendig von Sagengestalten; auch hier tritt jener lebendige Zug hervor, der ein Stück Romantik in diese Dichtungen trägt.

Und nun das Volk zwischen diesen Bergen! Das hat er in seinen Dialektdichtungen so prächtig gezeichnet. Wie er Dialektdichter geworden, erzählt das „Winteridyll": eine blonde Sennerin hat er einst angedichtet, aber sie lachte ihn aus, bis er sie in ihrer eigenen Sprache poetisch anredete. Das mag rückschauende phantastische Einkleidung des Gedankens sein, daß das Volk ihn erst nicht verstand, bis er die Volkssprache brauchte. Er war schon früh angeregt durch Franz v. Kobell, auf den er sich in „Weil's mi' freut" beruft. Die erste Sammlung sind die „Bergbleamln" (1865). Es war die wenigst bedeutende, einerseits fehlte noch die richtige Glätte der Form, diese Gedichte lesen sich schwerer als die späteren; andererseits fehlt eine gewisse Tiefe der Charakterschilderung. Die Charakteristik ist grob, fast nur von der heiteren Seite gefaßt. Hier ist fast Alles lustig, unter 69 Gedichten finden sich nur 7 ernstere. Es herrscht noch der Humor des Witzblatts, nicht der tiefere des Gemüths. Die feine Art, das Volksthum von der tieferen Seite zu fassen, das Nationale hervorzukehren, fühlende Menschen zu zeichnen unter dem groben Kittel, diese Bauern zu idealisiren, hat Stieler erst in den Sammlungen „Weil's mi freut" (1876), „Habt's a Schneid?" (1877) und „Um Sunnawend" (1878) getroffen. Da ist auch erst jene epigrammatische Form erreicht, die zum bayerischen Dialektgedicht gehört, weil sie der vorwiegend reflexiven Natur des Oberbayern entspricht. „Wie die Bleaml'n, so san die G'sangln daherg'wachs'n, sagt die „Fürred" der letztgenannten Sammlung, die die tiefste und bedeutendste ist. Alles Spätere („Von dahoam" und „Aus der Hütten" zu Defregger'schen, „A Hochzeit in die Berg'" und „In der Sommerfrisch'" zu Kauffmann'schen Zeichnungen) fällt wieder ab. Stieler liebt sein Volk, liebt diesen Bauernstand, den vielgeschmähten; solche Liebe weht besonders durch den Vortrag „Ueber den Volkscharakter im bayerischen Hochland" („Culturbilder aus Baiern", herausg. von Heigel), worin so schön dargestellt ist, wie die große Natur den Charakter dieses durch Jahrhunderte lange Ausbeutung geschädigten Volkes gerettet hat. Aber die Liebe macht ihn nicht blind. Als erstes Erforderniß der Dialektdichtung stellt er in dem einleitenden Aufsatze der Sammlung „Weil's mi freut" die Echtheit der Denkweise auf. Kein Staatsrock soll angezogen werden, wo nur Hemdsärmel sind. Und so verbirgt er denn nicht die üble Seite der Oberbayern, jenen Mangel an feinerem Gemüthsleben, jene häufige Roheit. Auch in seinen Gedichten gehört es zum Jubeltag des alten Lehrers, daß dieser in einer gewaltigen Rauferei „außi g'schmissen" wird. Wem sollte eine Figur behagen wie der sterbende Bauer, der von seinem Weibe noch einen „Stecken" begehrt, daß er sie „no' mal hauen kann"? Oder wie der Wirth, der nicht nachsehen mag, ob der draußen „Derworfene" todt ist: „Dös sehgn ma na scho morgen fruah"? Oder wie die, die den Ertrunkenen nicht suchen, weil's „koan Werth" hat, „denn d'Sackuhr und sein Wochenlohn hat er nit bei ihm g'habt!"? Und welch herber Realismus liegt im Gedicht „Am Hoamweg", worin der Holzknecht den glücklicheren Nebenbuhler kaltblütig ertrinken läßt und alle Gewissensstimme niederzwingt! Das „Miedl", das den „ung'schickten" Tod des Mannes beklagt, weil es zum Wittibsein zu jung, zum Wiederheirathen zu alt ist, ist eine herzlose, aber wohl naturwahre Figur. „Im harten Holzschnitt des 16. Jahrhunderts" wird gezeichnet. Es haftet doch noch an diesen Jägern, Senninnen, Wirthen, Holzknechten, Bauern, Hirtenbuben und auch an den kräftig gezeichneten Wilderern etwas, was uns anmuthet. Da ist noch Natur. In allen Mühsalen von Kindheit an, die Stieler mitleidig im Vortrag über „Sitte und Brauch" schildert, half dieses Volksthum sich selbst und wahrte in der Bergluft seinen Freiheitssinn. „Es liegt im Blut, es liegt am Haus, i kann nit aus!" spricht der sechsmal bestrafte Wildschütz, dem schon Ahn, Vater und Bruder zu Grunde gegangen sind. Das alte „Lenei" humpelt mit Schmerz einher, nur um soviel zu sparen, daß seine „Leich" nicht auf die „G'moa" falle, daß sie „koa nix schuldig" sei. Der Bettler, der den spottenden Bauern sagt, seine Baarschaft könnten sie doch nicht wechseln, und ihnen seinen Pfennig vor die Nase wirft, ist eine Gestalt, die das Leben nicht niederdrücken konnte, ebenso wie der Alte, der sich seines lahmen Ganges schämt: „I kimm ja daher wie an alter Mo!" Der Holzknecht, der sich die Hände blutig „auftanzt," ist ein Typus jener Leute, deren „Gewerk ein Kampf" ist mit der zornig sich beugenden Fichte, die fallend ihre Kraft dem zum Erbe giebt, der sie erschlug. Süßlich und sentimental, wie so oft die Oberbayern der Novelle und des Theaters, sind die Stieler's nie. Die können grob sein! Dem Nachbar, der so ungeschickt baut, daß der Heuboden unmöglich wird, sagt das „Basl": „A Haus, wo selle Viecher san, da muß ma do' an Heubod'n ham." Und Scharfsinn haben sie, „den Scharfsinn, der zwischen felsigem Gestein emporwächst," freilich etwas andres als den, der sich „zwischen den steinernen Mauern der großen Städte entwickelt". Da treffen sich zwei Bauern. Dem Einen will geträumt haben, der Andere zahle ihm „a Maß Bier". Der aber antwortet mit der den Leuten angeborenen Schlagfertigkeit: „Geh, dös is' g'wiß, daß dös a völlig's Wunder is; jetzt da schaug her, da kann man's sehgn: Und mir hat traamt — i hätt nit mög'n!" Und welcher Humor ist in diesen Köpfen! Die Schlierseer Bauern antworten dem ungeduldigen Stationsvorsteher: „Oho, pressirt's heunt gar o so, is heunt dös Fahr'n so raar? Heunt treibt's schon bald, die Eisenbahn, als ob's an Eilwag'n waar." „Schaug," sagt der Wirth zum Sepp, der auf die Preise schimpft, „der g'fallt mir jetzt, jetzt schimpft der aar auf's Theuersein, wo der do' nie nix zahlt." Die Stallmagd thut „wie a Marder" den Knoten im Sacktuch des Wirths auf, „denn z'letzt kunnt's für mi an Arbeit sein". Der Fuhrmann will früh Semmeln haben, der „Bäck greint voller Gift": „Ih mach net auf weg'n so an Dreck." — „Aufmach'n hätt'st ja aa nit braucht. I hab nur denkt, Du gibst mir glei durch's Schlüsselloch!" Und welch prächtiger Humor steckt in dem Deandl, das den reichen Alten nicht mag: „Ja — die Kapellen waar' schon recht, aber der Heili' g'fallt mir nett!" — Gemüthlos sind sie doch nicht! Das Sterbeglöcklein klingt und auf dem Berge „der Wildrer mit sein g'schwärzten G'sicht und braune Knie, er halt sei' Hütl in der Hand, er woaß nit wie". — Dem Fischer ist sein „Bübei" gestorben, und seitdem ist sein Weib „ganz zerrütt und verdorb'n".

„Sie sagt nix, so oft i's
Bei'n Händen aa nimm,
Koa Pfütgott, wenn i geh,
Nit Grüßgott, wenn i kimm.
Sie strickt ma koa Netz,
Nimmt koa Sichel in d' Händ',
Sie is nur grad allweil
Am Gottsacker drent.
Und i kann's do nit schelten,
Sie is so' trauri gnua. —
Jed's Haus hat sein Engel,
Und der mei war der Bua."

*) So schreibt er am Eibsee („Wanderungen im bayerischen Gebirge und im Salzkammergut", herausgeg. mit H. v. Schmid).

Wie sinnig ist die von Stieler berichtete Aeußerung eines Bauern: „Dös Roß hat halt koa Gemüth. Es hat koan Verdruß, wenn i ihm mit der Goasel kimm, und koa Freud, wenn's in der Fruah sein Habern sieht, es thut sei Sach schön stad dahm, aber's hat halt koa G'müt." Rührend ist ein Holzknecht geschildert, der vorm Hause leise seine „Nagelschuah" auszieht, daß sein Kindel nichts merke, und die Bäuerin, die ein uneheliches Waisenknäblein aufnimmt und sagt: „Was hätt denn na a so a Kind, wenn's d' Lieb nit hätt'!" Solche Stellen sind meist in „Sunnawend". Da kommt auch der alte Holzknecht vor, der bei der Nachricht vom Attentat auf Kaiser Wilhelm so ernst wird. „Am Kaiser? Wie an alter Baam, so steht der dort mit seiner Kron, und dös hat ihm a Deutscher thon!" Das kann wohl nach dem Leben sein. Aber sonst mag Stieler bei den Gemüthsschilderungen ein wenig idealisirt haben. Manchmal klingt sein eigenes feineres Empfindungsleben, wie es so edel in dem „Winteridyll" sich ausspricht, durch die Reden seiner Leute. Er legte es in sie, gerade so, wie er es selbst in die Thierseele legt, wenn er z. B. die mitleidige Braune im Kuhstall schildert oder die Bienen, die ihre verlorene Arbeit nicht verspotten lassen, weil sie doch „die feina Bleaml'n krieg'n, und d' Leut' krieg'n blos an Heng (Honig)". Er will uns glauben machen, der katholische Cult wirke auf's Gemüth, und zeigt dabei, daß er Gemüth und Phantasie verwechselt. — Wenn Stieler „echt" sein wollte, lag als das schwerste Problem vor ihm die Zeichnung des Bauern „im neuen Gewand". Er kannte noch die Alten in ihrer patriarchalischen Herrlichkeit; in „Sunnawend" giebt er eine ganze Reihe von Wirthen solcher Art; er kannte noch das naive Dirndl („'s Gretei"), auch den Bauer noch, der sprachlos vorm sprechenden Papagei steht: „Verzeihen's halt, i hab Ihna z'erst gar nit kennt. I hab z'erst g'moant — Sie san a Vogl!" Aber sonst steht vor ihm der Bauer, der die Welt kennt, der Bauer ohne „Wadlstrümpfe" („Weil's koane Wadl nimmer ham"), der Bauer unter den Sommerfrischlern, die die unvermeidliche Staffage in Stieler's Schilderungen sind, der Bauer am Wahltag, dessen Scenen in „Weil's mi freut" meisterhaft dargestellt werden, der Bauer, der „Bürgermeister, Geschworener und Deputirter werden, ja sogar im Reichstag dem Fürsten Bismarck widersprechen kann". Eine geheime Wehmuth durchzieht des Dichters Herz, wenn er den Geist der neuen Zeit, der zuviel niederreißt, schildert. „Den ganzen Gegensatz, der diese Welt durchzieht," hat er am lebendigsten empfunden in einer einsamen Wanderstunde. In stummem Widerwillen über die unversöhnten Gegensätze die Straße dahingehend, hört er die Drossel singen, „wie vor tausend Jahren", und sein Trost bleibt der unvergängliche Zauber der Natur, „den aller Wandel nicht wandelt".

Alles, was dieses Dichterherz bewegte, war selbst erlebt. Die vier großen Gedankenkreise seines Lebens, Natur und Geschichte, Deutschthum und Bergvolk, sind auch die vier Gedankenkreise seiner Dichtung. Das Größte aber in dieser Dichternatur ist, daß er fürs Volk nicht blos Interesse, sondern ein Herz hat. Darin berührt er sich eng mit Rosegger, dem Dichter des steierischen Berglands. Sonst trennt ihn Manches von diesem. Er greift nicht so tief in die Menschenbrust wie Rosegger. Es fehlt bei Stieler eine gewisse Tragik. Leise Ansätze fanden wir wohl, aber selten sind seine Stoffe wirklich groß angelegt oder tief aus der Menschenseele geboren. Schon die Form ist Beweis. Auch seine heroischen Stoffe in den Hochlandsliedern sind nirgends wirklich dramatisch. Kaum episch sind sie. Er pflegt sie in einen Kranz lyrischer Gedichte zu fassen. Es ist eine Art epischer Lyrik. Auch die Sprache trägt den Charakter. Wunderbar glatt und melodiös ist sie, er ist der süddeutsche Geibel, und für Liedercomponisten ist ein wahrer Schatz in Stieler's Liedern. Aber es ist auch nicht viel Wechsel darin. Welche Dramatik hat ein Lenau der lyrischen Form gegeben! Endlich gilt dasselbe vom Inhalt. Die Menschen des Berglands hat Rosegger noch ganz anders geschildert. „Meinem Geiste fehlt der Genius", hat Stieler schon als Jüngling gesagt. Dafür hat er aber auch den sinnlichen Zug der Rosegger'schen Richtung nicht, der freilich gerade ein Ausfluß elementarer, urwüchsiger Kraft ist. Alles Gemeine hat Stieler's nobler, reiner Natur fern gelegen. Seine Gedichte haben die Keuschheit der Bergnatur. „Waldhauch hat euch durchdrungen, Bergluft und Almenschnee." Er war ein ausgeprägter Naturdichter. Reiner Natursinn und Liebe zum Volk waren seine guten Genien. Darum rief ihm Heyse ins Grab: „Von seinen Lippen klang das Volksgemüth, ein Quell vom Hochland rauschten seine Lieder." Eben weil aus der Natur geboren, wird, was Stieler schuf — wir übertragen seine Worte über Defregger auf ihn selbst —, „unvergänglich sein wie die Sonne und die Felsen, aus denen es genommen ist".

N.

Bücherbesprechungen.

— Aus der Welthauptstadt Paris. Von J. Pavlovsky. Uebersetzt aus dem Russischen. Paris und Leipzig, Alb. Langen. 1895. — Wenn auch Paris vorerst noch keine Welthauptstadt ist, wie etwa das alte Rom oder später Byzanz, so ist es doch jedenfalls eine der schönsten und interessantesten Städte Europas und für Russen und Polen ist es wohl auch gegenwärtig noch die „Welthauptstadt". Die vorliegenden Skizzen behandeln mit Vorliebe die Nachtseiten des menschlichen Lebens. Manches ist vielleicht carikirt und übertrieben. Im Ganzen aber glauben wir, daß der Verfasser gut gesehen und gehört hat. Auch in das kunstvolle Getriebe einer großstädtischen Polizeiverwaltung scheint er einen tieferen Einblick, als er sonst wohl möglich ist, gewonnen zu haben. Einzelne Capitel wie „Ein Polizeibesuch bei den Ehebrecherinnen" sind nicht ohne einen Anflug von Humor geschrieben. Der Stil ist correct und flüssig, die Uebersetzung in der That so vorzüglich, daß man überhaupt nicht glauben würde, eine Uebersetzung vor sich zu haben, wenn es nicht auf dem Titelblatt stände. Trotzdem wünschen wir, daß unsere Generation sich mehr den Lichtseiten des menschlichen Lebens zuwenden möchte. Von einer solchen Skizze in Buchform bis zu einem Theaterstück — ist nur ein Schritt. —tg—

— Hermine Spies. Ein Gedenkbuch für ihre Freunde von ihrer Schwester. Mit einem Vorwort von Heinrich Bulthaupt. Stuttgart, Göschen'sche Verlagsbuchhandlung. 1894. Preis geh. 5 ℳ. — Warme Empfehlungen geleiteten dies Buch auf seinem Weg in die Oeffentlichkeit. Heinrich Bulthaupt schrieb ihm die Vorrede, und kein Geringerer als Klaus Groth sprach aus, daß „er etwas so Schönes in seiner Art lange nicht gelesen habe", als das Gedenkbuch, das rührende Schwesterliebe der früh verstorbenen Sängerin weihte. Von deren Leben und Streben, ihrem künstlerischen und menschlichen Wesen geben ihre uns vorliegenden Aufzeichnungen und Briefe neben den Erinnerungen der Schwester eingehende Kunde. Sie sind mehr schlicht natürlicher, denn geistreicher, pikanter Art und charakterisiren die Künstlerin treffend, bei der — wie sie selbst einmal sagt — „eine ernste Stimme und ein lustiges Mädchen zusammenkamen". Nicht über mehr denn ein Jahrzehnt erstreckte sich ihre Künstlerlaufbahn, während deren sie sich die Bewunderung und Dankbarkeit Tausender ersang. Auf der Höhe ihres Ruhms, nach kaum einjährigem Genuß jungen ehelichen Glückes ging Hermine Spies von hinnen; im Gedächniß derer, die sich einst an ihrem edlen Gesang erfreuten, aber wird sie noch lange weiter leben. Sie werden auch in dem „Gedenkbuch", das „ihr Bild in Wahrhaftigkeit und Treue wiedergiebt", eine willkommene Gabe begrüßen. J.

— Neue Gedichte in steirischer Mundart von Hans Fraungruber. Wien, Pest und Leipzig, A. Hartleben's Verlag. In geschmackvollem Einband 1 Fl. 50 Kr. = 2 ℳ 70 ₰. — Die trauliche Mundart des schönen Steirerlandes hat in Hans Fraungruber einen Vertreter, der sich dreist dem wackeren Altbayer Franz v. Kobell an die Seite stellen darf. Das sicherste Zeichen für die Echtheit seiner Lieder ist die Thatsache, daß die Tonsetzer so gern nach seinen Texten greifen. Auch unter den Gedichten dieser neuen Sammlung sind viele wie geschaffen für den Gesang. Mehr noch als die lustig übermüthigen und launigen Reimlein greifen uns die ernsten Töne an's Herz, in denen er von treuer Mutterliebe singt oder dem heißen Schmerz um einen schweren Verlust rührenden Ausdruck giebt. Auch in der epischen Form versucht er sich diesmal mit Glück in der erschütternden Geschichte von dem Schmied Sepp (S. 148—154). Gesundes Naturgefühl, frischer Humor und zarte Empfindung, dazu volksthümliche Schlichtheit der Sprache und knapper, volksliedartiger Ausdruck — diese Vorzüge sichern Hans Fraungruber einen ehrenvollen Platz unter den Dialektdichtern der Gegenwart. Der treffliche Inhalt ist des schmucken Gewandes werth, das die Verlagsbuchhandlung dem Bändchen gegeben hat. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 44. Sonnabend, den 13. April. 1895.

Die Grabeskirche in Jerusalem.

Wie zu Weihnachten nach Bethlehem, so zieht es uns zu Ostern nach Jerusalem, dort nach der Krippe, hier nach dem Grabe des Herrn. Das Grab Jesu wird noch heute in Jerusalem gezeigt, nur darf man sich darunter nicht ein Grab vorstellen, wie unsere Gräber auf dem Gottesacker, auch nicht ein Grab, wie sie sich um Jerusalem zu Tausenden finden, ein Felsengrab in einer Felswand, umgeben von einem Garten, wie wir's uns nach der heiligen Schrift zu denken haben und die Maler es uns darstellen; das, was uns dort in Jerusalem als das Grab Jesu gezeigt wird, ist eine kleine Kapelle, etwa 10 Meter lang, 5 Meter breit, mitten in der Rundung einer größeren Kirche stehend, der Grabeskirche. Auch diese Rundung ist nicht allzu groß. Sie hat nur einen Durchmesser von 20 Meter. Ueber ihr wölbt sich eine erst im Jahre 1868 erneute Kuppel von demselben Umfange. An diesen Haupttheil des Gebäudes, die sogenannte Grabesrotunde, schließen sich freilich noch eine Menge von Kapellen und Kirchen an, das, was uns aber am meisten interessirt, ist doch nur diese kleine Kapelle in der Mitte der Grabesrotunde. Unser erster Gang in Jerusalem war daher auch der Gang nach der Grabeskirche. Sie liegt fast in der Mitte der jetzigen Stadt, von unserem Johanniter-Hospiz, wo wir wohnten, 5 Minuten weit entfernt. Wir folgen der via dolorosa, der schmerzensreichen Straße, auf der der Herr vom Richthaus aus nach Golgatha gegangen ist oder gegangen sein soll, da links um die Ecke biegend, sehen wir das aus Abbildungen wohl bekannte Doppelportal der Grabeskirche vor uns. Wir schreiten über einen kleinen Vorplatz, 15 Meter lang, 10 Meter breit, und treten durch die linke Thür ein; die rechte ist seit Anfang dieses Jahrhunderts vermauert, weil man im Inneren eine Treppe davor gebaut hat. Die ganze Eingangsfront mit den beiden gothischen Fenstern über den Thüren stammt aus der Zeit der Kreuzfahrer und macht weder einen bedeutenden noch angenehmen Eindruck. Die Marmorsäulen am Eingange aber stammen aus der Zeit der römischen, die Capitäle aus der Zeit der byzantinischen Kaiser und sind vielleicht Reste der alten Grabeskirche, welche Constantin der Große nachweisbar an dieser Stelle erbaut hat. Beim Eintritt in die dunkle, nur durch unzählige Kerzen und Leuchter erhellte Kirche kommen wir an den türkischen Soldaten vorbei, die zur Aufrechthaltung von Ruhe und Ordnung dort postirt sind. Sie vertreiben sich die Zeit durch Rauchen und Kaffeetrinken. Wir können aber nicht sagen, daß sie uns irgendwie gestört hätten. Wir gehen weiter. Da sehen wir viel russische Pilger auf der Erde liegen. Sie küssen den Fußboden. Es ist der sog. Salbungsstein, der Stein, auf den der Leichnam des Herrn gelegt wurde, um ihn nach morgenländischer Sitte zum Begräbniß zu bereiten. Nur wenige Schritte weiter und wir stehen in der Grabesrotunde. Dort in der Mitte das kleine Kirchlein, im Stil des vorigen Jahrhunderts erbaut, es ist das heilige Grab.

Es wird soeben Gottesdienst darin und davor gehalten. Russische Pilger, die mit ihren Geistlichen aus dem Innern Rußlands gekommen sind, liegen dort auf den Knien und berühren mit der Stirn den Boden, während ihre Geistlichen im Innern der Kapelle Messe halten. Sobald dieser Gottesdienst beendet ist, treten wir ein. Wir kommen zuerst in die sog. Engelskapelle, von 15 goldnen Lampen erleuchtet, erbaut zur Erinnerung an die Engelsbotschaft: „Was suchet ihr den Lebendigen bei den Todten? Er ist auferstanden und ist nicht hier. Sehet da die Stätte, da sie ihn hinlegten." Und tritt man durch ein ganz niederes Pförtchen in den hintern, durch 43 goldene Lampen erleuchteten Theil der Kapelle ein, so sieht man da die Stätte, da sie ihn hinlegten, eine weiße Marmorplatte, etwa 1½ Meter lang, reichlich einen halben Meter breit, etwa einen Meter hoch über der Erde. Ob das wirklich das Grab des Joseph von Arimathia ist, wohin sie den Leichnam Jesu am Charfreitag Abend legten, daran denkt man in diesem Augenblicke nicht. Mag's hier oder an einem anderen Orte gewesen sein, so sahen die Frauen die Stätte, da sie ihn hinlegten. Auch in unseren Herzen klingt es wieder: Er ist auferstanden und ist nicht hier. Und wenn wir auch nicht wie die Frauen fliehen vom Grabe, weil sie Furcht und Entsetzen angekommen war, wir können nicht leugnen, wir sind doch auf's Tiefste ergriffen. Erst draußen kommt uns wieder der Gedanke, ob das denn wirklich des echte Grab Jesu ist. Man weiß doch, Golgatha war draußen vor den Thoren der Stadt und nicht weit davon das Felsengrab des Joseph von Arimathia, die Grabeskirche aber steht, wie wir sagten, fast in der Mitte der jetzigen Stadt. Aber wir werden fast beschämt mit unseren Zweifeln. Gleich hinter der Grabeskapelle, die ja, wie der Baustil beweist, erst im vorigen Jahrhundert erbaut und zu Anfang des jetzigen wieder erneuert ist, findet sich in einer der Nischen der Grabesrotunde eine alte Kapelle, die „Kapelle der Syrer" genannt. Von dieser Kapelle aus gelangt man durch einen schmalen kurzen Gang eine Stufe hinab in eine Felskammer. An den Wänden dieser Felskammer sieht man zwei sogenannte „Senkgräber", in den Felsen gehauen, etwa 1 Meter tief, auch Spuren von „Schiebegräbern", in welche die Todten hineingeschoben wurden, sind zu sehen. Der Ueberlieferung nach sind das die Gräber des Joseph von Arimathia und des Nicodemus. Darauf kommt es hier nicht an, sind aber wirklich hier alte jüdische Gräber, wie neuere wissenschaftliche Untersuchungen erwiesen haben, so ist der Beweis geliefert, daß hier in alter Zeit eine Grabstätte gewesen ist, daß dieser Ort also außerhalb der alten Stadtmauer gelegen hat, woraus sich wenigstens die Möglichkeit ergiebt, daß das eben beschriebene Grab Jesu wirklich die Grabstätte ist, in die auf kurze Zeit sein Leib gelegt worden war. Und das ist immerhin schon ein nicht leicht wiegender Beweis, der viele Gegengründe entkräftet. Ueber die andern heiligen Stätten entscheidet das freilich nichts. Aus der Grabesrotunde gelangt man nach Norden vorwärts schreitend in die sogenannte Erscheinungskapelle, erbaut zur Erinnerung an den Ort, wo Jesus der Maria Magdalena erschienen ist. Hier ist auch die einzige Orgel in der Grabeskirche. Hr. Prof. Homeyer aus Leipzig, befreundet mit dem Organisten, einem Franziskaner (die Kapelle gehört den Lateinern, d. h. den römisch-katholischen Christen), spielte sie bei unsrer Anwesenheit in wunderbar ergreifender Weise. Auch ein Stück von der Säule, an welcher Christus gegeißelt wurde, wird dort in einer vergitterten Wandnische hinter dem Altar aufbewahrt. Für die Pilger liegt ein Stab da, mit dem sie die Säule durch das Gitter berühren, den sie nachher küssen. Indem wir uns wieder rückwärts wenden, gelangen wir in die sogenannte „Kreuzfahrerkirche" oder „das Katholikon", ein von der Grabeskirche ursprünglich getrenntes, jetzt mit ihr durch den sogenannten Kaiserbogen verbundenes Gebäude. Das Gebäude ist nach der Tradition über dem Garten des Joseph von Arimathia errichtet. Hier wird auf dem Fußboden der „Mittelpunkt der Welt" gezeigt. Von hier aus geht es 29 Stufen hinunter in die Helenakapelle, die 20 Meter lang und 13 Meter breit ist. Hier stand einst die von Constantin dem Großen erbaute Kirche. Die vier Säulen, welche die Kuppel tragen, stammen noch aus vorchristlicher Zeit und sind nur wie jene am Portal nach der Sitte der Zeit später wieder mit verwendet worden. Dreizehn weitere Stufen führen von da aus in die sogenannte „Kreuzfindungskapelle", wo Helena, die Mutter des Kaisers Constantin, das Kreuz Jesu gefunden haben soll. Auf

jeden Fall haben wir hier eine wirkliche Felsenhöhle, 7 Meter lang und fast ebenso breit, 5 Meter hoch. Wunderbar ist die Lichtwirkung, die man gewahr wird, wenn man aus dem dunklen Gang der Helenakapelle wieder herauf in die hellerleuchtete Kreuzfahrerkirche kommt, in der Alles von Gold und Silber strahlt. Eben ist eine Prozession von Franziskanern vor dem heiligen Grabe erschienen, sie tragen Kerzen in der Hand, knieen nieder und singen mit wohlgeschulten Stimmen, nur, wie es uns scheinen wollte, nicht weihevoll genug für den Ort, an dem wir uns befinden. Wir wenden uns indessen links und steigen einen Gang hinauf in zwei aneinanderhängende Kapellen, etwa 4 Meter über dem Boden der Grabeskirche. Das ist die sogenannte Calvarienstätte oder Golgatha. Man zeigt eine in Silber gefaßte Oeffnung, wo das Kreuz des Herrn im Felsen gesteckt haben soll, auch der Ort der Schächerkreuze wird in den Winkeln des Altarraumes gezeigt. Selbst ein Spalt im Felsen ist zu sehen, weil Matthäus 27, 52 berichtet wird, daß die Erde erbebte und die Felsen zerrissen, als Jesus verschied. Daß unter den beiden Kapellen eine Kapelle Adam's und Melchisedek's gezeigt wird, soll wohl nur daran erinnern, daß Christus in der heiligen Schrift der andere Adam, der Anfänger einer neuen Menschheit und ein König nach der Weise Melchisedek's genannt wird. (Hebr. 5, 6. 1. Cor. 15, 22.) Die Sage, daß Adam und Melchisedek hier begraben seien, hat sich erst später daran geknüpft. Vom heiligen Grabe ist der Ort, wo das Kreuz Jesu gestanden haben soll, nur 30 Meter weit entfernt. Hier haben wir allerdings den Eindruck, als ob man, nachdem man das Grab Jesu gefunden hatte oder gefunden zu haben glaubte, nun auch Golgatha und die anderen heiligen Stätten so nahe als möglich herbeigezogen hätte. Aber sei dem wie ihm wolle. Wer in der heiligen Geschichte lebt, in dem wachen, wenn er das Alles hört und sieht, die heiligsten Erinnerungen seines Lebens auf. Er sieht das Haupt voll Blut und Wunden, er hört die heiligen 7 Worte bis zu dem letzten: „Es ist vollbracht" und das ganze herrliche Passionslied unsres Paul Gerhard zieht leise durch seine Seele. Freilich der Wunsch bleibt auch dann noch, daß diese Stätten nicht in der Kirche und verbaut mit prunkvollen Kapellen und Altären, sondern, wie sie es einst waren, unter Gottes freiem Himmel und Jedermann zugänglich sein möchten. Wir wollen daher zum Schluß nur erwähnen, daß die Engländer und Amerikaner das wahre Golgatha und das echte heilige Grab im Norden der Stadt vor dem Damaskusthor über der Grotte des Jeremias gefunden zu haben glauben. Der Hügel der Jeremiasgrotte hatte in der That die Form eines Schädels — Golgatha heißt Schädel — und in der abgesprengten Felswand finden sich uralte Gräber in der Art, wie wir uns das Grab des reichen Mannes zu denken haben. „Wie wunderbar," so sagt D. Hartung in seinem vortrefflichen Buche: Sommertage im heiligen Lande (Leipzig b. Schmidt & Günther), „wenn der Prophet der Klage, in dem die Thränen Jesu ihr Vorbild finden, ebendort ruhte, wo sein Volk das Maß seiner Sünde vollgemacht hat. Ich wünschte, sie, die Amerikaner und Engländer, hätten Recht und man könnte sich in aller Stille, nicht in Kirchenmauern nur und unter geräuschvollen Gottesdiensten auf dem echten Golgatha im Geiste unter das Kreuz setzen." Er fügt aber hinzu: „Mein Verstand muß leider den Gründen, die für die Tradition sprechen, mehr Gewicht zuerkennen!" Denen, welche die weite Reise ins heilige Land nicht machen können, fügen wir zum Troste hinzu, daß man auch daheim, wenn man den Bericht der Evangelisten andächtig liest oder im Gotteshaus, wenn man die Predigt des Evangeliums hört, unter das Kreuz sich setzen und aus dem Grabe die Engelbotschaft hören kann: Was suchet ihr den Lebendigen bei den Todten? Er ist auferstanden und ist nicht hier.

Dr. W.

Sulden-Trafoi von Th. Christomannos.*)

In dem vorliegenden Buch, welchem der Name des als tüchtigen Alpinisten bekannten Verfassers von vorneherein alle Beachtung sichert, soll nach der Vorrede eine einfache Denkschrift geboten werden, herausgegeben zur Zeit des Ausbaues der neuen Suldenstraße, der Eröffnung eines großen Hotels in Innersulden, der Inangriffnahme eines ebensolchen Hauses in Trafoi und der — Projectirung der Bahnstrecke Meran—Landeck. Nachdem durch ein Legat des verstorbenen Ministers Frhrn. v. Hoffmann und unter kräftiger Beihilfe des Alpenvereins die Fahrstraße von Gomagoi nach St. Gertraud in Sulden erbaut worden war, hat eine Gesellschaft von Meraner Herren, welcher meines Wissens auch der Verfasser angehört, den Bau von zwei großen Hotels in Innersulden und in Trafoi in die Hand genommen; das erstere ist seit 1892 in Betrieb und wird gerühmt, das letztere soll 1896 vollendet sein. Wer je in früheren Jahren zur Zeit des Hochsommers in Sulden war, „gekeilt in qualvoll fürchterliche Enge", wird dieses Vorhaben sympathisch begrüßen und ihm Erfolg wünschen. Einige gute Hotels in den Ostalpen mehr schaden ohne Zweifel bei dem jetzigen enormen Fremdenverkehr nichts: Bergsteigen und etwas Comfort, reine Tischtücher und Gemüthlichkeit vertragen sich ganz gut zusammen, wie der Verfasser richtig bemerkt! Das altbekannte, vorzügliche Hotel Eller in St. Gertraud konnte den Fremdenverkehr schon lange nicht mehr bewältigen. Hr. Dr. Christomannos will also mit seinem Buch im guten Sinne des Wortes Reclame für die Ortleralpen machen und die Aufmerksamkeit des reisenden Publicums auf dieselben lenken; in der That versteht er es, durch seine anmuthenden Darstellungen ein Bild jener wilden Hochthäler und gewaltigen, von Gletscherströmen umflossenen Berge zu geben, welches jedem bergfreudigen Leser das Herz warm machen wird! — Der Verfasser beginnt damit, einige Mittheilungen über die Bevölkerung des Suldenthales und die Entwickelung des Fremdenverkehres in demselben zu geben; hieran schließt sich eine hübsche Schilderung der Spaziergänge und kleineren Ausflüge, an denen Sulden so reich ist. Der folgende Abschnitt: „Hochtouristisches" kann begreiflicherweise seinen Gegenstand nicht erschöpfen, sondern hebt nur dasjenige hervor, was ein allgemeineres Interesse zu beanspruchen vermag. Der Alpinist, der sich ernstlich auf Hochtouren in der Ortlergruppe vorbereitet, wird stets auf Friedmann's vorzügliche Monographie und die Quellenwerke von Payer, Tuckett u. A. zurückgreifen müssen. Indessen liest sich Christomannos' Plauderei recht angenehm: Die Schilderung der Ortlerbesteigungen auf dem „Kuhweg" und die Erklärung der Ortsbezeichnung Tschirfegg S. 84 entbehren nicht eines gewissen Humors, ebenso läßt der Bär, der S. 62 „kühl lächelnd" den Ortler über den hinteren Grat erklettert, das Erstaunen der braven Suldener durchaus gerechtfertigt erscheinen. Im Interesse der Sache bedauere ich es, daß der Verfasser beharrlich Bergfex und Fexentouren für Alpinist und eine gewisse Gattung von Hochtouren sagt: für Viele hat die Bezeichnung Fex, Fexerei eine unangenehme Nebenbedeutung — erklärt doch Dr. Chr. selber S. 58 Fex, Narr —, welche Fernerstehenden sowohl vom Verfasser als auch von den behandelten Verhältnissen vielleicht einen falschen Begriff beibringen kann. Unschön ist S. 67 die Verquickung eines medicinischen mit einem ideellen Begriff: „Schnellschlagendes, dilatirtes (!) Hochtouristen-Herz, was willst du noch mehr!" — In einem anderen Capitel wird in ansprechender Weise das Trafoierthal mit den heil. 3 Brunnen und seinem herrlichen Thalschluß, sowie die Straße über das Stilfser Joch vorgeführt. Der Leser erfährt Alles, was für ihn in touristischer, topographischer und geschichtlicher Hinsicht von Belang ist; besonderes Interesse können die Stoßseufzer und Herzensergüsse des Verfassers S. 72, 73, 98 über innere tiroler Zustände und die Verhältnisse des Fremdenverkehrs beanspruchen. Den Schluß des Buches bildet eine Schilderung der Strecke Landeck—Finstermünz—Vintschgau—Meran, einer Gegend, die ebenso reich an geschichtlichen Erinnerungen wie an landschaftlichen Schönheiten ist. Dieser Abschnitt ist meines Erachtens dem Verfasser besonders gut gelungen. — Einige unbedeutende Ungenauigkeiten sind mir beim Lesen des Buches aufgefallen: Thurwieser bestieg den Ortler 1834, nicht 1814 (S. 46); das für den Alpinismus classische Buch „Hochalpenstudien" ist von Tuckett, Aug. Cordes ist nur der Uebersetzer. (Anm. zu S. 44.) Ferner verhält sich der S. 56 erzählte Vorfall zwischen Payer und seinem Führer Pinggera etwas anders: „Sie sind ja dümmer als die Nacht!" sagte der entrüstete Pinggera zu seinem Herrn, als dieser an der Punta di S. Matteo unvorsichtig über einen steilen Schneehang abfuhr; einen Tadel, nicht sowohl wegen des Weintrinkens, als vielmehr wegen der dadurch verursachten unzeitgemäßen Heiterkeit zog sich Payer seitens des getreuen Pinggera gelegentlich der Besteigung des großen Eiskogels (nahe der Thurwieserspitze) zu. Dieser, übrigens viel mildere Tadel war durch die schwierigen Verhältnisse, in denen sich Beide befanden, mehr als gerechtfertigt. —

*) Sulden-Trafoi, Schilderungen aus dem Ortlergebiet von Th. Christomannos. Innsbruck, Edlingers Verlag 1895.

Die zahlreichen Bilder in Christomannos' Buch sind ungleich; die meisten sind gut und erfüllen ihren Zweck, einzelne S. 35, 49, 85 sind weniger gelungen. Unrichtig ist das Bild auf S. 63. Die österreichischen Truppen, 1200 Mann und 4 Geschütze unter Oberst Scherian, überschritten im August 1893 das Madritschjoch in der Richtung von Martell nach Sulden, nicht umgekehrt, wie auf der Zeichnung, die als Hintergrund die Kette König—Zebrù—Ortler hat. — Druck und Papier des Buches sind sehr gut und machen der Verlagsbuchhandlung alle Ehre.

Möge die von warmer Begeisterung für die Alpenwelt getragene Arbeit von Dr. Christomannos dem Ortler seine alten Freunde erhalten und recht viele neue zuführen, damit die auf verständige Förderung des Fremdenverkehrs gerichteten Bestrebungen der Meraner Herren guten Erfolg haben.

Dr. E. Chambon.

Sonstige Bücherbesprechungen.

— Die Verfassungsurkunde des Deutschen Reichs. Erläutert von Dr. Philipp Zorn, Geh. Justizrath, ord. Professor der Rechte an der Universität Königsberg. Berlin, Carl Heymann. — Der Verfasser des Lehrbuchs des deutschen Staatsrechts ist jedenfalls als zur Erläuterung der Verfassungsurkunde des Deutschen Reichs von vorn herein legitimirt anzusehen. Die erläuternden Anmerkungen sind knapp aber scharf gefaßt, Controversen in der Regel nur angedeutet unter Verweisung auf die Stellen der Lehrbücher von Laband, Hänel, G. Meyer, Löhning und dem Herausgeber, in denen sie eingehender behandelt worden sind. Eine Zusammenstellung des einschlagenden Materials an Gesetzen und Verordnungen des Reichs ist den einzelnen Paragraphen beigegeben; diese Zusammenstellungen bilden eigentlich den wesentlichsten Theil der Anmerkungen. Als Anlagen sind dem Verfassungstext diejenigen Materialien beigefügt, welche den Charakter von Verfassungsrecht tragen, wie das Versailler Protokoll und die anschließenden Verhandlungen mit Bayern, der Zollvereinigungsvertrag, die bayerische und württembergische Militärconvention u. s. w. △

— Die Werke der Barmherzigkeit. Von Dr. Hermens, Militäroberpfarrer des vierten Armeecorps. Barmen, Hugo Klein. 1894. 1 ℳ 25 ₰. — Sechs Werke der Barmherzigkeit zählt der Verfasser nach Matth. 25 und rechnet nach katholischem Brauche auch das siebente, das Begraben der Todten, hinzu. So ergeben sich nach einer kürzeren Darlegung von der Nothwendigkeit des christlichen Liebeswerkes sieben kleine Abhandlungen, an deren Spitze in kleinen Holzschnitten die Gemälde v. Schwind's aus dem Leben der heiligen Elisabeth angebracht sind. Diese Mitwirkung des classischen Bildwerks macht die kurzen, das Gewissen schärfenden und das Herz erwärmenden Ansprachen an den Leser besonders traulich und anmuthend. Was in der christlichen Predigt auf Grund der Worte Christi gepredigt worden ist, seit sie besteht, das wird hier als ein zusammenhängendes Ganzes, ausgestattet mit lehrreichen Beispielen aus alter und neuer Zeit, dem christlichen Leser dargeboten. Das Büchlein dürfte sich vorzüglich zu gegenseitigen Geschenken christlicher Vereinsmitglieder eignen, ist aber auch, abgesehen von seinem selbstverständlichen Nutzen für jeden christlichen Leser, als Material zu Vorträgen in Sachen christlicher Liebesarbeit werthvoll. B. K.

— Die Predigt der Kirche. Classikerbibliothek der christlichen Predigtliteratur. Mit einleitenden Monographien. Herausgegeben von Lic. Gustav Leonhardi (bis zu dessen vor Kurzem erfolgtem Tode; dann vom 28. Bande an) fortgeführt von Wilhelm v. Langsdorff, Pfarrer in Rittmitz. 27. Band: Johann Hus, ausgewählte Predigten, mit einer einleitenden Monographie, von W. v. Langsdorff (1894, XXXII und 149 S. kl. Oct.); desgl. 28. Band: August Tholuck, von D. Hermann Hering, Professor in Halle a. S. (1895, XXIII u. 151 S.). Leipzig, Fr. Richter. Jedes Bändchen gebunden 1,60 ℳ. Einzeln käuflich. — Das rüstig fortschreitende Unternehmen ist so freundlich aufgenommen, so sehr als nützlich und trefflich geleitet, nicht zuletzt in dieser Zeitung, anerkannt, auch von Behörden wie dem Landes-Consistorium zu Dresden amtlich empfohlen worden, daß es weiteren Empfehlens nicht bedarf. Es liegt auf der Hand, wie förderlich es für Laien wie für Pfarrer sein muß, mit Hilfe einer solchen handlichen, trefflich geleiteten Auswahl sich je nach Wunsch den Eindruck einer „Wolke von Zeugen“ aus verschiedenen Jahrhunderten und aus mancherlei Völkern zu verschaffen. Welch' mächtiger Riegel wird dadurch der Gefahr einseitiger Gewöhnung vorgeschoben! Der Heimgang des um die Sammlung guter Predigt-Literatur hoch verdienten Begründers wird keine Aenderung mit sich bringen, da der neue Leiter bereits mit nun fünf Bänden an ihr betheiligt gewesen ist. Die hier angezeigten zwei neuen Bände reihen sich den früheren würdig an. — Im 28. giebt Professor Hering, selbst einer der Nachfolger Tholuck's in Halle, in kurzem Abrisse ein treffliches Bild des Werdens und des Predigens dieses „Mystikers des 19. Jahrhunderts“, der sich frühzeitig von nebelhafter Sentimentalität zu biblischer Kernhaftigkeit der Sprache bei bleibender Vorliebe für das Erhabene durchgearbeitet hat, und der jedenfalls, wie man auch seine theologische Arbeit würdige, um seines kraftvollen und erfolgreichen Schwimmens gegen den breiten Strom des Rationalismus und Supranaturalismus eine dauernde Ehrenstellung in der Erinnerung unseres christlichen Volkes einnimmt und beanspruchen darf. In vier Abtheilungen werden dem Leser geeignete Predigtbeispiele vorgeführt, nämlich drei Erstlinge, fünf Glaubens- und Gewissenspredigten, drei Predigten aus der Zeit der Erschütterungen von 1848, und drei biblische Gemälde (Judas, Pilatus, Thomas). — Der 27. Band zieht schon um seines Gegenstandes willen die Aufmerksamkeit auf sich. Welches lebendige Glied der christlichen Gemeinde, dem solche Schriftwerke vor die Augen kommen, sollte nicht die Lust verspüren, von Johann Hus, dessen Leben und Sterben schon den jugendlichen Gliedern unsrer evangelischen Christenheit ergreifend vor die Augen gestellt zu werden pflegt, auch einmal diese oder jene Predigt kennen zu lernen? Die kühnen Ausfälle dieses Predigers unter den akademischen Lehrern vor der Reformation sind freilich für uns Protestanten zunächst nur noch von geschichtlichem Werthe, und die Auslegung des Schriftwortes ist hier und da willkürlich; im Ganzen aber wird man überrascht durch einen schlicht biblischen Zug der Gedanken und durch kraftvolle, wenn auch zuweilen etwas äußerliche Anwendung des biblischen Textes auf das Leben der Hörer. In der Einleitung ist des Polemisirens gegen unrichtige Auffassungen des Magisters Hus etwas viel gethan. G. S.

— Deutsche und Franzosen. Biographische Gänge, Aufsätze und Vorträge von Anton Bettelheim. A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig, 1895. Preis 4 ℳ, gebunden 5 ℳ 40 ₰. — Anton Bettelheim nimmt unter den österreichischen Literarhistorikern eine angesehene Stellung ein. Seine Arbeiten zeigen unverkennbar den redlichen Willen, der Persönlichkeit, über die er schreibt, ohne Voreingenommenheit gerecht zu werden, den Helden, von dem er handelt, aus seines, des Helden, eigenem Wesen heraus zu begreifen und verständlich zu machen. Er bezeichnet selbst in seinem Nachwort Thomas Carlyle und Charles Augustin Saint-Beuve als die Muster seiner Art zu arbeiten, denen er nachstrebe, ohne sie zu erreichen. Man mag ihm in der Werthung der Männer und Frauen, deren Eigenart er zu zeichnen unternimmt, nicht überall beistimmen, zugeben wird man jedenfalls, daß es die vorliegende Auswahl kleiner Schriften, die in der „Münchener allgemeinen Zeitung“, in der „Deutschen Rundschau“ und in der „Nation“ im Verlaufe des letzten Jahrzehnts erschien sind, verdiente, in Buchform gesammelt zu werden. Es sind folgende Aufsätze in dem Buche vereinigt: Kronprinz Rudolf. — Marie v. Ebner-Eschenbach. — Zum sechszigsten Geburtstage Ferdinand's v. Saar. — Zum fünfzigsten Geburtstage von P. K. Rosegger. — Richard Kralik (3 Aufsätze). — Aus den Denkwürdigkeiten von Joseph Korner. — „Ein zweites Leben“ von Franz Nissel. — Neues von Anzengruber. — Josephine v. Wertheimstein. — Joseph Victor Widmann. — Bekenntnisse von Stauffer-Bern. — Zu Ehren von Hermann Kurz. — Berthold Auerbach in Nordstetten. — Der Nachlaß Berthold Auerbach's. — Alfred Dove's „Caracosa“. — Zola's Kriegsbilder. — Gustave Flaubert (1. Bekenntnisse, 2. Briefe v. G. Fl.). — Faust als Hausvater. — Paul Bourget (1. Jungfranzösische Wandlungen. 2. Ein Kreuzzug Paul Bourget's). — Nachwort und Zusätze. Die Aufsätze sind unzweifelhaft eine werthvolle Bereicherung der biographischen Literatur, und ihre geistreiche und vornehme Sprache wird auch diejenigen fesseln, die dem Urtheil des Verfassers nicht durchweg beitreten können. R. B.

— O. Uttendörfer (in Niesky), Leitfaden der Naturkunde für mittlere und höhere Schulen. Leipzig 1895. Dürr'sche Buchhandlung. 3 ℳ. — Auf 250 Seiten (ausschließlich Register) wird die ganze Naturwissenschaft abgehandelt, soweit sie in vier oder fünf Schuljahren vorgetragen werden soll, mit allen Anhängseln der Biologie, Biocoenosen, geographischen Verbreitung ꝛc. in folgender Vertheilung: Zoologie 106 S. — Anthropologie und

vergl. Anatomie 14 S. — Specielle Botanik 70 S. — Allgemeine incl. Pflanzenphysiologie 14 S. — Mineralogie 19 S. (specielle 7 S. — Geologie einschl. Meteorologie 12 S.) — aus der Physik 1 S. — aus der Chemie 5 S., davon 2 unter der Ueberschrift: organische Chemie — Lebensgemeinschaften (Haus und Hof, Garten, Wiese .. Bach und Teich, Moor, Alpen, Tundra .. Steppe .. Ocean .. Mittelmeerländer .. Pflanzung .. Pflanzen- und Thiergeographie) 24 S. — Schluß: Lebensgesetze 2 S. Eingeschaltet sind ca. 100 meist gute, oft umfängliche Abbildungen. Ein guter Theil des Raumes wird noch in Anspruch genommen durch pädagogische Uebersichten, Lehrpläne, Fragen ꝛc., sowie durch das Hereinrücken vieler Abschnitte im Druck. — Der Verf. wünscht ein freimüthiges Urtheil von Seite der Collegen. Nach der angeführten Eintheilung kann der Referent nur sagen: Die Natur läßt sich nicht in die Westentasche packen! Theilweise liegt ja die Schuld an der Beschränkung, welche die neuen Lehrpläne den Naturwissenschaften auferlegen. Aber wird nicht doch noch mehr erreicht, wenn man den Stoff einigermaßen systematisch gliedert und im Sommer blos Botanik, im Winter blos Zoologie nimmt, jedes nach seinem besonderen Lehrbuche, wobei es selbstverständlich dem gesunden Gefühle des Lehrers überlassen bleiben muß, von der höheren Warte einheitlicher Anschauung aus fortwährend den einen Gegenstand in den anderen zu verweben und zu einem einheitlichen Ganzen zu gestalten? Wenn man das schöne Ziel anstrebt, möglichst die Natur auf den Schüler selbst wirken zu lassen und im Freien zu unterrichten und anzuregen, dann ist es doch ganz unmöglich, den knappen Rahmen dieses Buches auf jede Landschaft, jede geologische Grundlage in unserem Vaterlande zu pressen. Dann sollte man Localnaturgeschichte schreiben für Thüringen, für den Jura ꝛc. — Der Verfasser vermeidet alle lateinischen Ausdrücke auch in der Botanik; warum auch auf Gymnasium und Realgymnasium? Haben die Schüler kein Recht auf einen Einblick wenigstens in die Geschichte und Technik ihrer Wissenschaft? — Ueber einige Einzelheiten, deren Aufzählung hier zu weit führen würde, werden wir dem Verfasser privatim Mittheilung machen. Srth.

— Volksthümliche Vorträge und Ansprachen für reichs- und kaisertreue Vereine, Krieger-, Arbeiter-, Jünglings-, Volksbildungs- u. s. w. Vereine von Ernst Blümel, Mittelschullehrer. Zweite Auflage. Leipzig, Verlag von Bernhard Franke. Preis 2 ℳ 50 ₰. — Der Inhalt des Buches zerfällt in vier Abschnitte: 1) Kaiser und Reich, 2) Wider die Umsturzparteien, 3) Familie und christliche Sitte, 4) Festreden und Trinksprüche. Der Verfasser will in diesen Arbeiten eine Stoffsammlung darbieten für Vereinsredner, denen es an eigenen Gedanken fehlt. Es ist der löbliche Geist der evangelischen Arbeitervereine, aus dem heraus die Aufsätze entstanden sind. Die Form ist durchweg von erfreulicher Knappheit, die Sprache schlicht und warm. Daß sich Jemand aus solch einem Buche eine Anregung holt zu einer Festrede für irgend einen vaterländischen Ehrentag, dagegen ist wenig einzuwenden. Wirksamer wird freilich allemal der Redner sprechen, dem Wort und Gedanke aus dem eigenen Herzen zuströmen, und wünschenswerth ist immerhin, daß dies die Regel bleibe. R. B.

— Literarisches Centralblatt für Deutschland. Begründet von Friedrich Zarncke. Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Professor Dr. Ed. Zarncke. 46 Jahrgang. Nr. 1—13. — Das Literarische Centralblatt hat auch im ersten Quartal seines neuen Jahrganges wieder ein getreues Gesammtbild der wissenschaftlichen Arbeit des deutschen Volkes geboten, wie es das nun schon nahezu ein halbes Jahrhundert lang geboten hat. Die Besprechungen der verschiedenen Werke des deutschen Buchhandels, wie der hauptsächlichsten des auswärtigen Buchhandels waren auch in dem letzten Quartal, von den berufensten Federn herrührend, durchweg sachlich und leidenschaftslos, streng wissenschaftlich und doch auch für den gebildeten Laien verständlich. Auch die Einrichtung der übrigen Rubriken ist die altbewährte geblieben. Einen großen Raum des Blattes in dem nunmehr abgeschlossenen Quartal haben die Vorlesungsverzeichnisse aller Hochschulen des deutschen Sprachgebietes eingenommen. Der Abdruck dieser Vorlesungsverzeichnisse wird besonders weiten akademischen Kreisen willkommen sein. Beigegeben sind einem der ersten Hefte dieser vornehm redigirten Zeitschrift zur besseren Orientirung über den Inhalt des vorigen Jahrgangs die alphabetischen Verzeichnisse der im Jahrgang 1894 des Literarischen Centralblattes besprochenen Werke, wie — nach den Hauptstichworten geordnet — der Zeitschriften, Sammelwerke ꝛc., deren Inhalt im Literarischen Centralblatt mitgetheilt ist, ferner der Schulen und Universitäten, deren Programme, Dissertationen und Vorlesungsverzeichnisse Aufnahme gefunden haben, der in den „Nachrichten" erwähnten Gelehrten, der verschiedenen Nachrichten und Mittheilungen, der Buch- und Kunsthandlungen, deren Verlagswerke im redactionellen Theile besprochen oder im Literarischen Anzeiger angekündigt worden sind, und endlich eine Uebersicht des antiquarischen Bücherverkehrs. Diese 20 vierspaltige Seiten umfassenden Verzeichnisse sind bei der Fülle des in jedem Jahrgang des Literarischen Centralblattes Gebotenen eine unentbehrliche Zugabe, die jeder Literaturfreund mit Freuden begrüßen muß. Sgn.

— Erinnerungen eines alten Mannes aus dem Jahre 1848. Von A. Andrae. (Roman.) Bielefeld, E. Siedhof. — Die vorliegenden Erinnerungen sind ursprünglich in der „Kreuzzeitung" erschienen und bieten manches Interessante aus jener ereignißvollen Zeit, in welcher der Verfasser, als Grundbesitzer in Pommern und sonst, vielen später bekannt gewordenen Persönlichkeiten, Blanckenburg, Thadden-Trieglaff, den Gerlach's und last not least Bismarck nahe stand. Von dem damaligen Finanzminister Hansemann wird erzählt, daß er ohne jede Anmeldung und nur mit einer Kiste Cigarren unter dem Arm in sein Ministerhotel eingezogen sei. Interessant ist vielleicht auch für weitere Kreise Folgendes: Vincke kommt zu Bismarck — damals Hr. v. Bismarck — und theilt ihm (der Führer der Rechten dem Führer der Linken im vereinigten Landtag) mit, er werde in der nächsten Sitzung beantragen: den König Friedrich Wilhelm IV. des Thrones für verlustig, ferner den Prinzen von Preußen (späteren Kaiser Wilhelm) für unfähig zur Regierung zu erklären und endlich dem Prinzen Friedrich Wilhelm (dem spätern Kaiser Friedrich) die Regierung „unter Leitung einer Landtagscommission" zu übertragen, und schließt: „Was werden Sie thun?" Darauf antwortete Bismarck: „Ich danke Ihnen, Hr. v. Vincke, für Ihre Offenheit und werde ebenso offen antworten. Wenn Sie die Anträge stellen, versuche ich zunächst, Sie als Hochverräther verhaften zu lassen; gelingt mir das nicht, so schieße ich Ihnen auf der Tribüne eine Kugel durch den Kopf." Wir unsererseits bezweifeln weniger die Antwort Bismarck's, als daß Hr. v. Vincke es mit seiner Frage ernstlich gemeint hat. —tg—

— Europäische Wanderbilder. Nr. 233. Tuttlingen, Sigmaringen, Hohentwiel. Verlag: Art. Institut Orell Füßli, Zürich. Preis 50 ₰. — Das neueste Heft des in den „Europäischen Wanderbildern" aufgenommenen Cyklus „Schwaben" umfaßt das malerische Donauthal von Tuttlingen-Sigmaringen und die württembergische Enclave Hohentwiel bei Singen im Hegau. Obgleich die Gegend erst kürzlich durch das in Stuttgart bei Adolf Bonz & Co. erschienene Buch „Das Donauthal vom Donauquell bis Ulm" eine erschöpfende und mit schönen Illustrationen versehene Schilderung erfahren hat, wird man mit Recht auch diese dem Umfang nach erheblich kürzere Beschreibung willkommen heißen, führt sie doch durch einen der schönsten und in weiten Gegenden unseres Vaterlandes unbekanntesten Striche des herrlichen Schwabenlandes, der erst durch die vor mehreren Jahren aus strategischen Gründen erbaute Eisenbahn Tuttlingen—Sigmaringen dem größeren Verkehr erschlossen wurde. Die 12 Bilder, mit denen das Heft geschmückt ist, geben sämmtlich charakteristische Stellen des an Natur und Kunst reichbegabten Oberdonauthals wieder, ungern vermißt man nur eine größere Totalansicht des fürstlichen Schlosses in Sigmaringen. Dankenswerth ist die historische Einleitung in die Verhältnisse der Baar, jener merkwürdigen Hochfläche zwischen Schwarzwald, Randen und Heuberg, deren Hauptort, Donaueschingen, leider außerhalb des Rahmens der Schrift geblieben ist. Viel leichter hätte man den an sich sehr lesenswerthen Abschnitt über den Hohentwiel entbehren können, der mit der geschilderten Landschaft geographisch in keiner Beziehung steht und nur deswegen Aufnahme gefunden zu haben scheint, weil er zufällig als württembergische Enclave zum Oberamt Tuttlingen gehört. Mit Spannung kann man den folgenden Bändchen der Serie „Schwaben", welche Heilbronn und das untere Neckarthal, Hall, Mergentheim, Ellwangen ꝛc. behandeln sollen, entgegen sehen. Dr. H.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 45. Dienstag, den 16. April. 1895.

Tagesansicht und Geschichtsurtheil.

Manchem Leser wird diese Zusammenstellung der zwei Begriffe wohl seltsam vorkommen, da er dieselben für ein und dasselbe hält und, wenn er einen Gegensatz zugiebt, wohl der Ansicht ist, daß derselbe heutzutage ein überwundener Standpunkt sei; denn man ist vielfach der Meinung, daß was für die Vergangenheit zutrifft, auf die Gegenwart keine Anwendung habe. Der Mensch, besonders der „moderne“ Mensch, ist ja gern bereit, sich zu überheben und das Goethe'sche Wort anzuführen: „Wie wir es so herrlich weit gebracht — o ja bis an die Sterne weit!“ Aber diesem Ausspruch ist gleich vielen andern Dichterworten das Schicksal begegnet, falsch ausgelegt zu werden, und man bedenkt nicht, wie gleichfalls bei vielen andern Citaten, aus wessen Munde er kommt und ob er nicht gar ironisch gemeint sei. Und der Ausspruch ist auf Famulus Wagner angewandt in Faust's Munde ironisch gemeint, der den verspottet, der „mit gieriger Hand nach Schätzen gräbt und froh ist, wenn er Regenwürmer findet“. Und hat der „moderne Mensch“, der sich so gerne faustisch geberdet, nicht etwas vom Famulus Wagner an sich? Mit seinem titanischen Uebermenschendrange — auch dieser Ausdruck rührt von Goethe her — und seiner Unfähigkeit sich zu erheben, seiner Nüchternheit, seiner Laboratoriumsthätigkeit, die nur Homunculi zu Stande bringt? Doch zurück zu unserm Thema! Also der Gegensatz der beiden im Titel genannten Begriffe soll uns heute einmal beschäftigen und der Leser wird sehen, daß ein Vergleich zwischen beiden noch keineswegs veraltet ist und auch auf unsere Zeit noch seine Anwendung findet. Denn die Menschen bleiben sich immer gleich, so sehr sie sich im Laufe der Geschichte auch wandeln mögen in Wissen und sonstiger Hinsicht; was seine Stellung zur Entwickelung anbelangt, steht der Mensch heute noch da wie ein Alpenser in seinem Verhältniß zur gewaltigen Bergwelt, nur daß er vielleicht noch etwas dünkelhafter geworden ist. Er kann sie nicht überschauen, die Berge. Dem muß ab und zu einmal abgeholfen werden.

Springen wir sogleich mitten in das Thema hinein und sehen es uns einmal von der literarhistorischen Seite an. Da erschien vor etwas über hundert Jahren, 1790, wo man so gern auch von einem „großen Jahrhundert“ träumte, ein dünnes Heftchen, betitelt: Faust. Ein Fragment. Von Goethe. Aechte Ausgabe. Leipzig, bei Georg Joachim Goeschen — die erste Veröffentlichung des größten Dichterwerks der neueren Zeit. Man hätte meinen sollen, daß demselben eine allgemeine Bewunderung der Zeitgenossen hätte folgen müssen, wie die Ahnung des Aufgehens einer neuen Aera. Aber es kam anders! Nicht wie bei Werther, der eine Zeitkrankheit darstellt, und Götz von Berlichingen ward Goethe Anerkennung zu Theil. Die Aufnahme, die der erste Faust fand, war die denkbar ungünstigste. Selbst wenn man zugiebt, daß das Fragment, das nur bis zur Domscene geht und große Lücken aufweist, so daß burleske Nebenscenen einen breiten Raum einnehmen und die Idee des Ganzen nicht zu ihrem Rechte kommt, daß also ein gewisses liebevolles Eindringen in das Werk dazu gehört, um ihm und seiner Absicht gerecht zu werden, hätte man es doch nicht für möglich gehalten, daß selbst die führenden Geister der Zeit der Dichtung gegenüber sich so verständnißlos ablehnend verhalten hätten. Nicht einmal die eigenthümliche Kraft des Ausdrucks, die doch für sich spricht und jedes empfängliche Gemüth ergreifen muß, ward anerkannt. Schlegel, Tieck, dem der Mephistopheles ein elender Kerl war, Huber, Körner, der Vater, Schiller — alle waren einig in der Aburtheilung des Werkes. Die Krone aber setzte allen diesen Beurtheilungen der berühmte Philologe Heyne in Göttingen auf, indem er rundweg erklärte, nur derjenige habe solche platten Dinge in die Welt schicken können, der alle Andern neben sich für Schafsköpfe ansehe! Erst später, 1808, als der ganze erste Theil des Faust erschien, änderte sich dies Verhältniß zu Gunsten des großen Dichters, und Goethe, der durch Schiller's rasche Theatererfolge in den Hintergrund gedrängt worden war, stand wieder als der erste Dichter der Nation da. Nur allmälig vermochte selbst ein Dichter wie Schiller, als er Goethe als Freund näher getreten war, in den Faust einzudringen.

Goethe der erste Dichter der Nation in seiner Zeit — war er es wirklich? Stand er wirklich schon so groß und anerkannt da, wie in unseren Tagen? Standen nicht kleinere Geister ebenbürtig neben ihm, ja ihn überragend? Es wird so sein. In nächster Nähe der Alpenriesen kann man diese ja auch nicht abschätzen und sieht kleinere Berge für größer an. Auch solche kleinere Größen waren damals in Deutschland vorhanden und zur Genüge und sie spielten oft eine ganz hervorragende Rolle. Man denke sich doch nur ja nicht die Stellung unserer beiden großen Dichter damals so, wie wir sie heute zu betrachten lieben, gleichsam als auf dem Postamente stehend, wie die Dioskuren vor dem Weimarer Theater, den Kranz gemeinsam Beide in den Händen haltend, hoch über dem Publicum, die dii minorum gentium andachtsvoll unter ihnen! Schiller's Stellung war oft eine recht gedrückte in Weimar, was man nach Palleske's etwas verhimmelnder Biographie nicht vermuthen sollte. Und wenn er sich in seiner ersten Zeit, als er noch nicht geadelt war, auf der bürgerlichen Seite des Parquetts halten mußte, während der Adel davon getrennt durch eine Barriere saß, so ist das ganz bezeichnend für seine Stellung damals. Auch vom Hof in Tiefurt, wo die geistvolle Herzogin Anna Amalia Hof hielt, hielt er sich fern — er paßte mit seiner revolutionären Vergangenheit nicht recht in diese glatten Kreise, denen es so leicht geworden war im Leben. Noch als die Jungfrau von Orleans geschrieben war, konnte Karl August, ein in unseren Augen doch mit Recht als Mäcen dastehender Fürst, sich beklagend äußern, daß er Schiller immer darum gebeten habe, ihm zuerst seine dramatischen Pläne zu unterbreiten, ehe er sie ausführe, damit er, der Herzog, ihm Rath ertheilen könne, ob er sie bearbeiten solle oder nicht, was er in diesem besonderen Falle in abmahnender Weise gethan haben würde. Selbst wenn man in Betracht zieht, daß die unglückliche Angelegenheit mit der Jagemann, die die „Jungfrau“ spielen sollte — sie spielte sie schließlich nicht und das Stück ward nicht in Weimar, sondern in Leipzig, im jetzigen Alten Theater zuerst aufgeführt — dabei mitwirkend war, so bleibt doch der enge Gesichtskreis, der aus diesem Urtheil spricht, immerhin bedauerlich. Und dieser bedeutende und doch wieder auch beschränkte Fürst war bis an sein Lebensende ein Freund und Verehrer der classischen Tragödie der Franzosen, die in diametralem Gegensatz stand zur classischen deutschen, so daß Schiller's letztes vollendetes Werk die Uebersetzung der Phädra war. Und Jahrzehnte dauerte es, ehe Schiller's Sterbliches aus den traurigen Grüften des Cassengewölbes erlöst wurde, um mit einem wahrscheinlicher Weise falsch gewählten Schädel in der Fürstengruft beigesetzt zu werden! Ein Kotzebue spielte damals zeitweise in Weimar eine viel größere Rolle als Goethe und Schiller und es war nicht nur der Pöbel unter den Gebildeten, es waren Männer wie Herder u. A., die ein Vergnügen daran fanden, solchen Geist gegen Geister wie Goethe und Schiller auszuspielen. Diese zogen sich denn auch allmälig ganz in ihr Inneres zurück. Nicht verstanden zu werden war auch zum Theil später noch das Loos bei Goethe, selbst seinem Herzog gegenüber, und als die Uebersetzung vom „Leben des Benvenuto Cellini, Florentinischen Goldschmieds und Bild-

hauers von ihm selbst geschrieben“ erschien, diese gewaltige Schilderung eines Naturmenschen ohne Gewissen und voller Leidenschaften, es war auch vor etwa hundert Jahren, schrieb Cotta, der sie verlegt, klagend 1798 an Schiller: „Er hat in unsern Gegenden gar wenig gefallen.“ Und Schiller mußte zugeben, daß die „Horen“, in denen der Cellini zuerst Aufnahme fand, gerade durch diesen Umstand ihre Abonnenten verloren hatten. Was Wunder, daß Goethe allmälig die Achtung vor dem Publicum verlor und sich herzlich wenig um dieses mehr kümmerte und der Ansicht war, man müsse zuerst für einen gewissen kleinen Kreis von Freunden schreiben. Damals, als die Sonne der Romantik aufging, ward Tieck vielfach über Goethe gestellt und bekannt ist Goethe's, diese Tagesansicht berichtigende stolze, wahre Wort: er, Goethe, vergleiche sich nicht mit Shakespeare, denn dieser stehe über ihm, aber bei aller Achtung vor Tieck's wirklichen Verdiensten könne dieser sich doch mit ihm, Goethe, nicht messen!

Ein besonders lehrreiches Capitel für unsere Betrachtung bietet die Leidensgeschichte eines Jüngers des romantischen Kreises, des großen, unglücklichen Dichters Heinrich v. Kleist. Was ist an diesem nicht Alles im Punkte des Mißverstehens und hämischen Herunterreißens gesündigt worden! Mißverständniß und niedere Gesinnung haben sich förmlich verbündet, um einem Genie Leben und Schaffen unmöglich zu machen, so daß der Dichter, der doch als größter Dichter Preußens zu betrachten ist, verzweiflungsvoll zur Pistole griff. Dieses mangelnde Verständniß, diese Unfähigkeit, in die Werke eines Dichters einzudringen, der zum liebevollen Eindringen wie kein Zweiter einladet, „denn wer den Dichter will verstehen, muß in seinem Lande gehen“, ging übrigens nicht nur von Leuten unteren Ranges aus, denen man das mangelnde Verständniß schließlich nicht zum Vorwurf machen kann, den Literätchen, die auch heutzutage noch als ebenso billige wie geschlossene Zunft die Wochen- und Tagesblätter regieren und sie zum Schaden jeden geistigen Fortschritts beherrschen, sondern auch von großen Geistern und Männern von Rang. Zwar ein Wieland verhielt sich liebend zu Kleist und sah in ihm eine Verbindung der Antike mit dem Geiste Shakespeare's — ein Bild, das übrigens nicht so recht zutrifft; aber Goethe, Goethe, dieser große und selbst mangelhaft verstandene Dichter, hat nicht gut an ihm gehandelt. Seltsame Nemesis in der Geschichte! Schon daß er den Abfall des „Zerbrochenen Kruges“ in Weimar, wo sogar ein herzoglicher Beamter im Theater bei der Aufführung pfiff, dadurch verschuldete, daß er das für eine Acteintheilung gar nicht berechnete Stück in drei Aufzüge zerlegte und dadurch die Wirkung desselben tödtete und in ihr Gegentheil verkehrte, muß ihm zum Vorwurf gemacht werden. Die Urtheile daselbst waren auch sonst grausam. Karl August sagte nach der Vorstellung: „Der Kleist des zerbrochenen Topfes hat nach Lavater'schem Stil eine Art Abgeschnittenheit, indem er mit vielem Witz, Verstand und etwas Talent sich mit sich selbst amüsirt, ohne die mindeste Ahnung zu haben, wie es andern Leuten dabei zu Muthe ist.“ Und die Prinzeß Karoline, Mutter der Herzogin von Orleans, meinte, „daß die Herren v. Kleist gerechte Ansprüche auf den Lazarusorden hätten“. Aber auch sonst verrieth Goethe wenig Verständniß und Liebe für Kleist, der ihn wie ein schön intentionirter Körper anmuthete, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen ist. Das gewaltige aus persönlichen Erlebnissen des Dichters hervorgegangene Ringen, das in der Penthesilea tobt, die den Gegenstand ihrer heißen Leidenschaft lieber zerstört, als daß sie ihn fahren läßt, war ihm eine fremde Welt, in die er sich erst finden müsse. Und schließlich er, der selbst auf eine kommende Bühne im Faust und Götz gewartet hatte, warf dem jüngeren Genossen vor, daß er eine Art von Portugiese sei, der auf den Don Sebastian harre, ein Jude, der den Messias ersehne. Man kann sich hier des häßlichen und wohl begründeten Verdachts nicht erwehren, daß bei dem Olympier nicht nur das Uebelwollen, sondern auch eine gewisse Eifersucht mit im Spiele war, indem er die Bedeutung Kleist's wohl herausfühlte, zugleich aber auch die Unmöglichkeit, es diesem auf seinem Feld gleich zu thun. Was Goethe konnte, konnte Kleist nicht — was Kleist konnte, konnte aber auch Goethe nicht! Cotta, der widerwillig die Penthesilea in Verlag genommen hatte, zeigte sie buchhändlerisch gar nicht an, damit ja Niemand auf den Einfall käme, das Stück zu bestellen, trotzdem er als Buchhändler dabei zu Schaden kam, so sehr hatte das Werk ihm mißfallen. Und es ist als eine fast einzig dastehende Thatsache in unserer Literatur zu verzeichnen, daß jetzt, über 80 Jahre nach dem Erscheinen des Trauerspiels, noch Exemplare von den 750 Exemplaren käuflich zu haben sind, die damals gedruckt wurden, jetzt, wo es für ein paar Groschen in jeder Universalbibliothek zu haben ist. Iffland, der Leiter der Nationalbühne in Berlin, sandte Kleist sein Käthchen von Heilbronn mit der eisigen Bemerkung zurück, daß er nicht glaube, daß das Stück in der vorliegenden Fassung etwas für die Bühne sei, und daß er sich von ihm leider keinen Bühnenerfolg verspreche; und doch haben später die Meininger gerade mit dieser Originalfassung Kleist's als Repertoirestück Triumphe und volle Häuser erzielt! Ein neues Beispiel übrigens für die Wahrheit, daß gerade Bühnenleute, die sich so viel auf ihre Theaterkenntniß zu Gute halten, was Stücke, die nicht nach der landläufigen Schablone gearbeitet sind, anbelangt, oft am wenigsten von dem Handwerk verstehen und schlechte Propheten sind. Wenn das am frischen Holze geschah kann man sich wundern, daß das, was am dürren zu erleben war, noch trostloser ausfiel? Die Urtheile, die in den gelesensten Blättern der Zeit, z. B. im Stuttgarter „Morgenblatt“, im Berliner „Freimüthigen“, echten Gegenstücken zu den heutigen „führenden“ literarischen Organen, in das Publicum über den unglücklichen Dichter ausgestreut wurden, spotten jeder Beschreibung. So heißt es da über das Käthchen von Heilbronn: „Nein! etwas Tolleres ist uns seit des im Frieden entschlafenen Kramer's Kaspar a Spada nicht wieder vorgekommen.“ Ueber Penthesilea: „Man schimpft auf die jetzigen Spektakelstücke und besonders geht es über das Pferdegetrampel, das jetzt auf den großen Bühnen oft eintritt, her. Aber so toll, wie der Spektakel in diesem Trauerspiele getrieben wird, dürfte er doch wohl nirgends ausgeführt sein. . . . Ach! du armer Kotzebue, über dessen Theatercoups man so sehr herzieht, hättest du das gewagt, ausgetrommelt wärest du von jedem Buben worden!“ „Unpoetisch, flach und gehaltlos“ wird weiter das Werk genannt. Ueber den Michael Kohlhaas, dessen nordische Hypochondrie schon Goethe mißfiel, das „Machwerk“, heißt es: „So langweilig ist dieser Eingang, so breit gesponnen jeder Faden, daß aus diesem Gewebe unmöglich etwas Anderes, als ein Stück schlechter Waare gewebt werden kann.“ Und in diesem Stile geht es fort. Und diesen blödsinnigen Urtheilen, bei denen sich, wie gesagt, Dummheit und Gemeinheit die Hand reichen, stehen wenig einigermaßen anerkennende Urtheile, z. B. von August Klingemann und Johannes Falck, gegenüber, auch briefliche Aeußerungen, beispielsweise über den noch lange nicht hinreichend gewürdigten Amphytrion, dieses Werk von wunderbar zarten Scenen, die kein Gegenstück in unsrer Literatur haben — Urtheile, die bei aller Ehrlichkeit und Unerschrockenheit doch nicht im Stande waren, der Fluth von Mißverständniß und hämischen Absprechens einen Damm entgegen zu setzen, der der arme, bedeutende Dichter endlich unterlag.

Noch viele andere Beispiele ließen sich, auch aus neuerer Zeit anführen, um zu erhärten, wie wenig Verständniß oft in der Zeit für große Geister vorhanden gewesen ist und wie es erst einer Spanne Zeit bedurfte, um das Publicum reif für die Schätze zu machen, die ihm geboten wurden. Wirklich bedeutende Poeten der neueren Zeit — im Gegensatz zu bloßen Tagesschriftstellern, die auf den Tagesgeschmack speculirend die Menge für sich haben — sind eigentlich fast durchweg dem Schicksal verfallen, erst später und nach ihrer Zeit ganz ihrer Bedeutung gemäß anerkannt zu werden. Im besten Falle bilden sie noch erst heut eine sog. Gemeinde für sich. So ging es in vergangenen Jahrzehnten Hebbel und Otto Ludwig, die doch die beiden bedeutendsten Dramatiker seit Kleist und der Classicität sind, so ist es neuerdings Gottfr. Keller, K. F. Meyer u. A. ergangen. Doch ist das Angeführte für unsern Zweck genügend, da wir hier nur die Hauptlinien berühren wollen.

Man kann sich die Frage vorlegen, ob dieses angeführte Verhältniß zwischen einer bedeutenden Kraft und der endlichen nachhaltigen Wirkung derselben auf die Menge nicht gar das Richtige sei und ob nicht erst die Nachwelt berufen sei, allemal die Früchte eines außerordentlichen Mannes mit Verständniß zu genießen. Man wird diese Frage bejahen und die Antwort aus verschiedenen Ursachen erklärlich finden müssen. Ein großer Geist geht, eben weil er es ist, seiner Zeit voraus und erst spätere Geschlechter finden sich in den Spuren zurecht, die er gelassen hat. Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande und es ist daher nicht immer ein gutes Zeichen, wenn in seiner Zeit einem Wirkenden allzu viel Popularität zu Theil wird. Popularität wird in gewissem Sinne durch Trivialität bedingt, denn die Menge verlangt Hingabe an ihre Instincte und Neigungen und gerade dadurch, daß man diesen schmeichelt und sich selbst entwürdigt, ist man populär. Gewisse

Ausnahmen wird man allerdings auf den ersten Blick zugeben müssen, sich aber bei näherem Zusehen doch eingestehen, daß man nur zum Theil recht gehabt hat. Wenn Fürst Bismarck heutzutage populär ist — wer will entscheiden, ob die große Masse, die ihn jetzt mit Festfahnen und bei Commersen feiert, ihn doch wirklich recht versteht? Ein bedeutender Geist ist für sich wohl fast immer einsam und wie eine Gebirgshöhe allein. Andererseits sitzt es sich, dem Ausspruche des aristokratischen Republicaners Scherr zufolge, auch auf den Schultern einer Pöbelmasse ebenso bequem und angenehm wie an den Stufen eines den Höflingen ergebenen Byzantiners. Aber die Geschichte ist eine unerbittliche Richterin und schlägt schonungslos in Stücke, was die Zeit, der bloße Tag sich als Götzen aufgezeichnet hat, und stellt dafür neue Götter auf. Man kann daher versucht sein, sich diese hehre Göttin, die Dame Historia, in jener Gestalt zu denken, wie die Alten eine andere ähnliche Gestalt abbildeten, ehern, mit verbundenen Augen, in der einen Hand die Wage, in der anderen Hand das Schwert — Themis Historia! Und wenn man sich so das Walten dieser Richterin, die zugleich Rächerin ist, denkt, summt Einem zugleich jener gewaltige Chorgesang des Thomas von Celano durch die Ohren, der schon das arme Gretchen in der Domscene so erschreckt:

„Iudex ergo cum sedebit,
Quidquid latet, adparebit,
Nil inultum remanebit . . .
Dies irae, dies illa
Solvet saeclum in favilla."

Wer weiß, wie das Bild unserer Zeit nach fünfzig Jahren aussehen wird! Wird beispielsweise das Urtheil der Geschichte dereinst davon Notiz nehmen, was die Tante Voß oder das jüdische Tageblatt in Berlin über den Mitbegründer des Deutschen Reichs in langen Leitartikeln zusammenorakelt hat? Wir glauben herzlich wenig. Die Weltgeschichte ist eben das Weltgericht. Wir wissen, wie das Bild der Zeit vor fünfzig Jahren den Zeitgenossen erschien — darum läßt sich auch ein Schluß daraus ziehen, wie unsere Zeit dermaleinst den Nachkommen im Bilde erscheinen wird. Aus den zwanziger Jahren ist eine gute, brave Literaturgeschichte vorhanden, von Franz Horn, einem bekannten Schriftsteller damaliger Zeit, die vom Standpunkte der Menschen nach den Befreiungskriegen aus sich ein Bild der literarischen Bestrebungen der Zeit malt. Du lieber Gott, was bekommt man da für einen drolligen und verzerrten Abriß! Schreibende, deren Namen man jetzt kaum einmal mehr kennt, nehmen da einen breiten Raum ein und spielen eine erste Rolle, Bücher, über deren Unwerth und Fadheit wir jetzt lächeln, werden da ernsthaft behandelt und breitgetreten und für einen Geist wie den genannten H. v. Kleist ist kaum ein nebensächliches Eckchen vorhanden, wo er unterkommen kann. Er wird einfach so mit anderen Ritterschauspielsdichtern nebenbei abgethan. Das ist ungemein possirlich! Und wir haben es hier gar nicht so herrlich weit gebracht, wie der moderne Famulus Wagner sich etwa einbilden möchte! Solche Literaturgeschichten bestehen auch heut zu Tage und werden bewundert und viel gekauft. Ein classisches Beispiel dafür bietet z. B. ein Passus in der ebenso weit verbreiteten wie völlig werthlosen Literaturgeschichte von König (im Daheimverlage erschienen), in dem es etwa heißt: ein hübsches Erzählertalent verrathen ferner Ernst Wichert, Gottfried Keller und Edmund Höfer. Dieser Passus steht thatsächlich in dem Buche oder hat darin gestanden und auch Aufsehen erregt — ob er jetzt in der neuen Auflage, da er gerügt wurde, noch vorhanden ist, wissen wir freilich nicht. Gottfried Keller, einer der Ersten in der Literatur unserer Zeit, in Gesellschaft gebracht mit zwei braven Schriftstellern, die doch weit unter ihm stehen, wohlgemerkt, ohne daß auch nur ein einziges seiner Werke angegeben würde — nicht wahr, das ist hübsch? Also fein bescheiden und weniger selbstbewußt auftreten, moderner Mensch! Es bietet das, nebenbei gesagt, wiederum ein warnendes Exempel für das heutzutage auch sonst noch so beliebte Treiben, in literarischer Hinsicht in der Zeit über die Zeit zu schreiben, etwas, das unmöglich ist, da die Perspective sich erst aus der Ferne ergiebt. Geschichte ist eben Geschichte und läßt sich erst dann wiedergeben, wenn das Dargestellte wirklich Geschichte geworden ist! Zieht man dies Alles in Betracht, so ergiebt sich für den Leser, der den kritischen Rathgebern „seines Blattes" folgend sich für „seine Dichter", vielleicht die Familienblättererzähler und Erzählerinnen, die ja neuerdings auch „modern" geworden sind, erwärmt, eine völlige Revolution! Da sieht das Bild der Zeit denn doch auf einmal ganz anders aus! Mit Staunen wird der in der Zeit befangen Gewesene gewahr, daß es außer seinem engen Kreise denn doch noch etwas Anderes gegeben habe, das auch vorhanden und werth war, beachtet zu werden, ja daß das Unbeachtete mehr werth war, als das Beachtete. Und diese durcheinander gebrachten Linien, die den Gewohnheitsmenschen verwirren, fügen sich dann zu einem neuen Bilde zusammen, das in seiner Gesammtheit erst das wahre Abbild der Entwickelung ist und das, wenn man sich erst an dasselbe gewöhnt hat, nun auch selbstverständlich und richtig erscheint.

Und die Anwendung des Gesagten auf unsere Zeit, unsere Tage, die doch die Hauptsache für uns Lebende ist? Lieber Leser, die mußt Du Dir eigentlich von selbst machen und es wird Dir das auch gar nicht so schwer fallen. Vielleicht bist Du selbst etwas befangen gewesen in der Zeit und hast Wichtiges für unwichtig, Unwichtiges für wichtig gehalten. Drehe den Spieß einmal um und betrachte das, was Dir im Tage vielleicht gefällt, vom Standpunkte der Geschichte aus und vom Standpunkte des Tages das, was man Geschichte nennt. In zwei Punkten läßt sich der Gegensatz fassen, der uns hier beschäftigt hat. Im Vorspiel auf dem Theater zum Faust steht es in mächtiger Schärfe vor uns. Der praktische Director des Schauspiels sagt:

„Sucht nur die Menschen zu verwirren,
Sie zu befriedigen ist schwer."

Der Dichter dagegen in seiner berühmten, vielleicht oft gar nicht recht verstandenen Rede von des Menschen Kraft im Dichter offenbart, da man sich meist mehr an die prachtvollen Verse, als an den Sinn hält, ruft aus:

„Ist es der Einklang nicht, der aus dem Busen dringt
Und in sein Herz die Welt zurückschlingt?"

Vielleicht, lieber Leser, hast Du Dich selbst zu sehr verwirren lassen und von diesem Einklang nichts wissen wollen, der hier gepredigt wird. Jenes, das Verwirrende, schien Dir das Wichtige und Richtige zu sein, dieses das Falsche und Nebensächliche. Vielleicht bist Du gleichfalls zu sehr von der „Moderne" bestrickt gewesen und hast im Theater geklatscht, wo Du hättest zischen oder pfeifen müssen. Oder Du hast bei der Lectüre geschmunzelt, wo Dich die Entrüstung eigentlich hätte antreiben sollen, das Buch aus der Hand zu schleudern. Vielleicht hast Du selbst Tagesansicht und Geschichtsurtheil mit einander verwechselt und für ein und dasselbe gehalten, wenigstens, selbst ein klein wenig Famulus Wagner, was unsere Zeit anbelangt. Frage Dich, lieber Leser, ob nach fünfzig Jahren, wenn man Geschichte über unsere Zeit schreibt, noch all das vorhanden und von Werth sein wird, was man jetzt, dem Zuge der Mode folgend, lobt und preist und ob man Leuten, die „Gespenster", „Ehre" und „Einsame Menschen" geschrieben haben, dereinst auch solche Denkmäler errichten wird, wie Denen, die wir hier als nunmehr stumme und doch beredte Zungen haben zu Worte kommen lassen, die ihr Denkmal haben, nicht blos auf den Plätzen und Märkten, auch in den Herzen der Menschen. Denke nach, lieber Leser, prüfe dich und vielleicht wirst du doch eine andere Ansicht und Sammlung im Theater oder bei der Lectüre von nun an gewinnen. Wenn aber auch nur bei einigen der lieben Leser diese Ansicht und diese Sammlung, die für alles Edle, Große und Schöne nothwendig ist, nunmehr erzielt worden ist, so wäre der Zweck dieser Zeilen erreicht.

J. R.

Bücherbesprechungen.

△ Die letzte Auflage der vom Präsident Dr. Reinhard und dem damaligen Geheimen Regierungsrath v. Bosse bearbeiteten Sammlung sächsischer Medicinalgesetze stammte aus dem Jahre 1887. Wie fruchtbar seitdem die Reichs- wie die Landesgesetzgebung auf diesem Gebiete gewesen ist, beweist die Neuausgabe dieser Gesetze, die unter dem Titel „Die Medicinal-Gesetze und Verordnungen des Königreichs Sachsen — unter Berücksichtigung der Reichsgesetzgebung systematisch geordnet und mit Erläuterungen versehen von Dr. Rudolph Flinzer, Bezirksarzt in Plauen. Mit ausführlichem Sachregister. Leipzig, Roßberg'sche Hofbuchhandlung. 1895" soeben erschienen ist. — Diese Ausgabe hat nahezu den doppelten Um-

fang der früheren Sammlung, und man wird dabei nur selten bei einer oder der anderen Verordnung oder einem Gesetzesauszuge sich veranlaßt sehen die Frage aufzuwerfen, ob deren Aufnahme in die Sammlung nicht etwa entbehrlich gewesen sein möchte. Daß die Gesetze, Verordnungen und Instructionen, welche das Medicinalwesen ausschließlich dessen in der ersten Abtheilung behandelten Organisation betreffen, nach den einzelnen Paragraphen der Instruction für die Bezirksärzte zusammen gestellt sind, erscheint uns nicht unzweckmäßig. Sehr ausführlich ist das beigegebene Sachregister und überhaupt ist das Mögliche gethan worden, um die praktische Verwerthung der Ausgabe zu sichern. Freilich entspricht die Höhe des Preises dem Umfange der letzteren und wir möchten deshalb ausdrücklich noch darauf verweisen, daß Sonderabdrücke der Hebammen-Gesetze und der die Landesanstalten betreffenden Bestimmungen zum Preise von 1 bezw. 3 ℳ veranstaltet worden sind, während der Preis für die ganze Sammlung nicht weniger als 12, gebunden 13 ℳ beträgt. — Im gleichen Verlage ist die vierte Auflage des Sächsischen Einkommensteuergesetzes in der Fassung vom 10. März 1894 nebst der dazu gehörigen Ausführungsverordnung, der Instruction und Specialerläuterungen, sowie einem Abdrucke des Reichsgesetzes wegen Beseitigung der Doppelbesteuerung und der hierauf bezüglichen Ausführungsverordnung erschienen. Wenn auch die Bestimmungen dieser Gesetze und Verordnungen ohne Erläuterungen abgedruckt sind, so hat doch bereits ihre Zusammenstellung in einem Bändchen unverkennbare Vorzüge für Denjenigen, der sich über die einschlagende Gesetzgebung im Allgemeinen oder einen Punkt derselben Rath holen will, und dies wird Mancher glauben thun zu müssen, wenn die bekannten Steuerzettel demnächst zur Vertheilung gelangen werden.

— Neuere Entscheidungen zu dem Bürgerlichen Gesetzbuche für das Königreich Sachsen. Zusammengestellt vom Oberjustizrathe Stephan Hoffmann, Rath am königl. sächs. Oberlandesgerichte. Nachtrag zu dem Bürgerlichen Gesetzbuch für das Königreich Sachsen, herausgegeben von S. Hoffmann, P. Kaden und G. Scheele. Lief. 1. Leipzig, Roßberg'sche Hof-Buchhandlung 1895. — Wie der Titel ergiebt, will die angezeigte Sammlung die neueren Entscheidungen zu dem vor mehreren Jahren erschienenen Hauptwerke nachtragen und dies auch für die Gegenwart brauchbar erhalten; sie bezieht sich auf das Hauptwerk, insbesondere ohne den Gesetzestext zu geben, und fordert deshalb die Mitbenutzung jenes Werkes. Würde schon der Nachtrag an sich ein dankenswerthes Unternehmen sein, so ist der Verfasser mit den von ihm genannten Mitarbeitern, die an die Stelle der früheren getreten sind, bestrebt gewesen, zur Erläuterung des sächsischen Rechts auch Entscheidungen aus anderen Rechtsgebieten, vorzüglich aus dem des gemeinen Rechts heranzuziehen. Wie förderlich dies ist, lehrt die Einsicht der erschienenen ersten Lieferung. Das Werk soll in 3 Lieferungen, jede zum Preise von etwa 2,40 ℳ, erscheinen. Ein abschließendes Urtheil wird erst nach dem vollständigen Erscheinen möglich sein, vornehmlich auch darüber, ob die geplante Mittheilung bisher ungedruckter Entscheidungen förderlich sei, wenn diese nur denen dienen könnte, die von der Entscheidung selbst Einsicht zu nehmen im Stande sind. Die entsprechenden Mittheilungen im vorliegenden Hefte sind meist für ein allgemeines Verständniß ausführlich genug.
K—d.

— Die Grundlegung der praktischen Theologie. Von Friedrich Zimmer. Berlin, Reuther & Reichard. 1895. — Der Verfasser untersucht das im Titel genannte Thema unter beständiger Beziehung auf Schleiermacher und Nitzsch und theilweise im Gegensatz zu den neueren Lehrbüchern der praktischen Theologie, insbesondere dem neuesten von Achelis, dessen geschichtliche Ausführungen gerühmt, dem aber systematische Mängel vorgeworfen werden. Die ganze rein theoretische Untersuchung wird von den Fachmännern mit lebhaftem Interesse verfolgt werden, nämlich von Fachmännern im eigentlichsten Sinne, von den Lehrern der praktischen Theologie, die ihre Wissenschaft eintheilen und gliedern, also auch den richtigen Ausgangs- und Eintheilungspunkt suchen müssen. Bei einem weiteren, auch theologischen Leserkreis würden des Verfassers Feststellungen erst dann Theilnahme beanspruchen können, wenn sie mit einem Lehrbuch der praktischen Theologie verbunden und in dasselbe hineinbezogen wären: dann erst würde der Leser, der nicht Specialist im engeren Sinne ist, wahrzunehmen vermögen, welche Vortheile für die Darstellung der Lehre und für die Uebersicht des Ganzen aus der neu gewonnenen Grundlegung sich ergäben. An solche Leser aber haben wir hier zu denken, wenn wir neu erschienene Bücher zur Anzeige bringen.
B. K.

— Wechsler, Praktisches Lehrbuch der rumänischen Sprache. Wien, Hartleben. — Die vorliegende zweite Auflage ist ein fast unveränderter Abdruck der an Druckfehlern so überreichen ersten; ganz selten merkt man die bessernde Hand des Verfassers, ja sogar Verschlechterungen kommen vor z. B. isvor für izvor; daß aber so grobe Fehler wie sĕkd'ünd (zăcând) tschjokan (tšokan), beide p. 15, stehen bleiben konnten, ist unverzeihlich. Ueberhaupt wimmelt es in dem weitschweifigen ersten Theile p. 1—31 von Fehlern, Ungenauigkeiten und Unklarheiten. Die phonetische Umschrift ist gänzlich verfehlt, was soll z. B. „nj'ĕgrjo" statt „negre" oder die Angabe, daß „ge" wie „že" (richtig dže) gesprochen wird? Will der Verfasser die Aussprache des Banats als mustergiltig hinstellen? Auch die eigentliche Grammatik läßt in ihrer ganzen Darstellung so viel zu wünschen übrig, daß wir sie für den Selbstunterricht, den die Grammatik ja im Auge hat, als ungeeignet erklären müssen; wer dagegen einen Lehrer als Beistand hat, kann das Buch schon benutzen.
G. Weigand.

— Europäische Wanderbilder. Nr. 234. Heilbronn und seine Umgebung. Verlag: Artistisches Institut Orell Füßli in Zürich. — Dem erst vor Kurzem angezeigten 7. Bändchen der Serie „Schwaben" der Europäischen Wanderbilder ist schnell das 8. Bändchen gefolgt, das Heilbronn und seine Umgebung in ebenso fesselnder wie geschmackvoller Form behandelt. Werthvoll ist dieser Führer besonders durch seine Schilderungen des bis jetzt noch so wenig gewürdigten Unteren Jagstthales mit Berlichingen und Schönthal, des Unteren Kocherthales mit Neuenstadt an der Linde, bei Weitem der ehrwürdigsten Burg Deutschlands, wenngleich schon seit langer Zeit nur eine Ruine, und der lieblichen Umgebung der alten Veste Löwenstein und der Löbensteiner Berge, einer Sommerfrische der Zukunft. Liebevoll und ausführlich ist die Stadt Weinsberg mit der alten Burg Weibertreu behandelt, dagegen haben wir bei der Schilderung der Stadt Heilbronn hier und da etwas vermißt, z. B. den Hinweis auf die einstige Dampfschifffahrt auf dem Neckar von Heilbronn abwärts, auch ist die Bedeutung von Heilbronn als hervorragender Weinort wohl nicht nach Gebühr gewürdigt. Die beigegebenen Abbildungen hätten z. Th. charakteristischer sein dürfen, so macht z. B. das Gesammtbild Heilbronns auf S. 393 einen mit der Wärme des Textes nicht recht in Einklang stehenden nüchternen Eindruck, auch das so reizend an der Jagst gelegene Kloster Schönthal gewinnt auf dem Bilde S. 424 einen kasernenartigen Anstrich, der ihm in Wirklichkeit ganz fremd ist. Diese kleinen Ausstellungen sollen uns aber nicht hindern, der Fortsetzung des Cyclus „Schwaben" mit größter Spannung entgegen zu sehen.
Dr. H.

— Herbstblätter. Dichtungen von Bertha Brandt. Vierte durchgesehene und vermehrte Auflage. Im Selbstverlage der Verfasserin, Frau Bertha Brandt, Berlin N., Grenzstraße 14. Preis 3 ℳ.

Nicht Jedem ist die Gabe mitgegeben,
Das, was er denkt, den Worten zu vertrau'n,
Nur der, den Musen huldvoll hier umschweben,
Darf in das Reich der Poesien schau'n.

So dacht auch ich, als ich aus tiefstem Triebe
Des Herzens schrieb, was es mir zudictirt;
Wohl leise ahnend, was dem Dichter bliebe,
Wenn sein Gebotenes nicht convenirt.

Schon diese Verse aus dem ersten Gedichte der Sammlung, das die Ueberschrift trägt: An Alle, die wie ich empfinden, ließen uns leise ahnen, daß wir nicht zu denen gehören, an die die Dichterin sich wendet und was wir sonst noch gelesen haben, hat diese Ahnung zur Ueberzeugung erhoben. Da aber das Titelblatt den Vermerk „Vierte Auflage" aufweist, so mag es ja wohl auch Leute geben, denen das Gebotene mehr convenirt. Ihnen diene zur Nachricht, daß der Inhalt des Buches in zwei Abtheilungen zerfällt: 1) Vermischte Gedichte und Lieder, 2) Neue dramatische Versuche, daß es ferner für seinen Umfang (584 Seiten) äußerst billig und drittens sehr schön ausgestattet ist: Weißer Ganzlederband mit Goldschnitt, Vorderdeckel in Elfenbein mit bunter Pressung.
R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 46. Donnerstag, den 18. April. 1895.

Zu Christian Gottfried Ehrenberg's hundertstem Geburtstage.

Von Dr. Heinrich Simroth.

Unsere Zeit ist historischen Studien sehr geneigt, nicht blos den Schilderungen der Weltgeschichte in großen Zügen, sondern ebenso jenen feineren Ausarbeitungen, die sich in Einzelheiten vertiefen und die Bilder der Vergangenheit durch Verfolgung der kleinen Licht- und Schattenwirkungen um so lebensvoller heraufbeschwören. Je rastloser Erfindungen und Entdeckungen sich jagen, um so stärker macht sich das Bedürfniß geltend, von Zeit zu Zeit rückwärts zu schauen und den Weg, der dazu führte, prüfend zu mustern. Unsere Specialwerke beginnen meist mit einer eingehenden historischen Einleitung, gleichzeitig mehrt sich die Zahl der Biographien.

Da kommt denn die von einem jüngeren Verwandten anmuthig, pietätvoll und nicht ohne naturwissenschaftliche Sachkenntniß abgefaßte Lebensbeschreibung Ehrenberg's, der am 19. April dss. Js. seinen hundertsten Geburtstag feiern würde, gerade recht.*) Reiches Handschriftenmaterial, aus dem wissenschaftlichen Briefwechsel, aus Familienaufzeichnungen, aus den Acten der Berliner Akademie der Wissenschaften verleihen der Schilderung den Reiz frischer Originalität. Uns interessirt an dem großen Naturforscher nicht blos der Bildungsgang und die unermüdliche Thätigkeit eines edlen Menschen, sondern er steht uns noch persönlich näher als ein halber Landsmann, denn er ist ein Delitzscher Kind. Seine Vorfahren waren bis auf seinen Großvater sämmtlich Müller gewesen, soweit die Familienerinnerungen zurückreichen. Der Vater hatte in lebhaftem Bildungsdrange zur Feder gegriffen und war schließlich auf mancherlei mühseligen Umwegen städtischer Beamter geworden. Im ältesten Sohne erreichte das energische Bildungsstreben seinen Höhepunkt und größten Erfolg. Seiner Erziehung in Schulpforta verdankte er nicht nur, wie der Biograph meint, die classische Durchbildung, das gute Latein, die Gewandtheit, sich in gebundener Rede auszudrücken, und die durch die schöne Umgebung beeinflußten botanischen Kenntnisse, sondern wohl noch vielmehr die Kunst intensiver selbstständiger geistiger Arbeit, wie sie in der klösterlichen Abgeschiedenheit bei verhältnißmäßig sehr wenig und sehr vertheiltem Unterricht, aber sehr vielen Arbeitsstunden ungewöhnlich vortheilhaft gedeiht, — ein Vorzug, welchen diese alma mater bei allem Wechsel der pädagogischen Anschauungen als werthvollstes Erbtheil einer vergangenen Zeit sich bewahren wird. Daß dabei der außerordentliche biologische Reichthum des thüringischen Muschelkalkes Ehrenberg's naturwissenschaftliche Begabung weckte und anregte, ist selbstverständlich. Dem dringenden Wunsche des Vaters entsprechend studirte Gottfried zunächst in Leipzig Theologie, bis es ihm gelang, jenen durch eine in Eutritzsch gehaltene Predigt zu überzeugen, daß er seine Pflicht gethan und dadurch die Freiheit eigner Wahl verdient habe; jetzt wandte er sich der Medicin zu, als materieller Grundlage für die Naturwissenschaften. Aus dieser Zeit ist die Freundschaft mit Gustav Kunze und E. H. Weber bemerkenswerth. 1817 siedelte er nach Berlin über, wo er in beschränkten pecuniären Verhältnissen, in fortwährender Furcht vor dem Militärjahr, das ihm die Zeit für die Wissenschaft rauben würde, bereits im nächsten Jahre das medicinische Staatsexamen absolvirte und zu gleicher Zeit auf Grund einer botanischen Abhandlung promovirte. In dieser wies er nicht weniger als 248 für Berlin neue Pilzarten nach, wovon 62 überhaupt Novitäten waren. Wichtiger aber noch als dieses auf enormen Fleiß und scharfe Unterscheidungsgabe gegründete Resultat war der Nachweis, daß auch diese niederen Pflanzen sich durch Samen, bez. Sporen fortpflanzen, womit er der Lehre von der generatio aequivoca den Fehdehandschuh hinwarf. Das war eine großartige Einführung in die wissenschaftliche Welt. Sie brachte Beziehungen zu Berühmtheiten, u. A. Chamisso und Humboldt, und gab vor allen Dingen der alten Lust zu Forschungsreisen, wozu er sich mit seinem Freunde Hemprich verband, neue Nahrung. Schließlich kam die berühmte Expedition nach den Küstenländern des Rothen Meeres zu Stande, von der Ehrenberg nach sechsjähriger Abwesenheit allein zurückkehrte. Mit welchen Mühsalen, und mit welcher Energie hatten die damaligen Reisenden zu kämpfen, selbst in Unterägypten! Die Schilderung dieser Jahre mit ihren großen Erfolgen gehört zum Interessantesten, weil so Vieles, was für uns landläufige Weisheit ist, in seinen mühsamen Anfängen vor uns auftaucht, sei es der Inhalt der Pyramiden, die Mannacicaden, der Charakter der Wüste oder das Kloster auf dem Sinai. Dabei Krankheiten und Entbehrungen, Pest und vorübergehende Erblindung, orientalische Heimtücke und großartige Gastfreundschaft und dazwischen von Zeit zu Zeit noch ein launiges Poëm. Als von den europäischen Begleitern einer nach dem anderen dahingegangen, brachte schließlich Hemprich's Tod den Freund zu dem schmerzlichen Entschlusse, an der Pforte Abessiniens umzukehren und die Erschließung dieses Wunderlandes dem etwas später aufgetretenen Rivalen Rüppel zu überlassen. So ging es allmälig nach Deutschland zurück. Die Resultate der Reise waren erstaunlich, ebenso ex- als intensiv. Geographische Entdeckungen, neue Inseln, Höhenbestimmungen, Verbreitungsgrenzen von Thieren und Pflanzen — riesige Sammlungen in 114 großen Kisten, Mineralien, Pflanzen und Thiere, massenhafte neue Arten, von den Antilopen bis zu den Protozoen, von der Myrrhe bis zu niederen Pilzen. Wichtiger fast aber als die Masse des Materials war die Vollständigkeit, mit der gesammelt war, die Fülle und Vollständigkeit der Individuen, die Schönheit und Exactheit der Zeichnungen vom Aeußeren wie von der Anatomie, unter den ungünstigsten Bedingungen entworfen. Es sei nur die eine Thatsache erwähnt, daß Ehrenberg, unabhängig von den gewöhnlich citirten Namen, bei einer Stapelia die Pollenschläuche und den Befruchtungsprozeß entdeckte.

Welchen Gegensatz zu dieser Expedition, die fortwährend mit Schwierigkeiten zu ringen hatte und in jedem Augenblicke von der unerschrockenen und unerschütterlichen Thatkraft des einzelnen Mannes abhing, bildet die asiatische Reise vom Jahre 1829 in Gemeinschaft mit A. v. Humboldt und Rose! Gefeiert vom russischen Hofe, durch die Freigebigkeit des absoluten Herrschers auf's Reichlichste ausgestattet, überall mit fürstlichen Ehren auf's Glänzendste von den Gouverneuren empfangen, durcheilten sie das europäische Rußland, den Ural und Sibirien bis zum Altai im Triumphzuge. Damit hatte der Naturforscher ein für die damalige Zeit selten großes Stück unserer Erde kennen gelernt, und das war um so wichtiger, als sein specielles Forschungsgebiet, die Infusorien, Organismen betraf, in deren Oekonomie die weite geographische Verbreitung, ja der Kosmopolitismus, einen der hervorstechendsten Charakterzüge ausmacht. Wohl hat Ehrenberg ein

---

*) Christian Gottfried Ehrenberg, ein Vertreter deutscher Naturforschung im neunzehnten Jahrhundert. 1795—1876. Nach seinen Reiseberichten, seinem Briefwechsel mit A. v. Humboldt, v. Chamisso, Darwin . . . von Max Laue. Mit dem Bildniß Ehrenberg's in Kupferätzung. Berlin, Verlag von Julius Springer. 1895. 290 S. 5 Mark.

prachtvolles systematisches Bilderwerk, welches die Resultate der afrikanischen Reise bringen sollte und durch die Munificenz der preußischen Regierung aufs Großartigste angelegt war, begonnen und eine Strecke weit fortgeführt; aber es ist ja bekannt genug, daß seine Lebensaufgabe die Erforschung der kleinsten Organismen war. Allerdings hat er nicht überall den richtigen Blick gezeigt, da er sowohl die Diatomeen, was nicht viel bedeuten will, als auch die viel höher organisirten Rotatorien u. A. seinen Infusionsthieren beizählte; ja er hat den viel schwereren Fehler begangen, aus Mangel genügender Vergrößerung und unter dem Banne der Zeit den Wesen, welche wir jetzt als einzellige kennen, die complicirte Organisation der höheren Thiere oder Metazoen zuzusprechen. Und doch wie treten die Ausstellungen zurück, sobald wir die Fülle des Neuen betrachten, das er uns durch das Mikroskop erschlossen, sobald wir die Vielseitigkeit der Gesichtspunkte erwägen, die er bei seinen Fragestellungen im Auge hatte und die er mit Hartnäckigkeit an immer neuem Material verfolgte, geographisch und geologisch, hygieinisch-biologisch oder morphologisch. Wenn wir staunend die unzähligen Abbildungen bewundern, die sein Riesenfleiß mit künstlerischer Vollendung von den verschiedensten Gruppen mikroskopischer Wesen geschaffen, da erscheint es nur zu natürlich, daß eine schärfere morphologische Analyse, die sich erst noch eine Histologie der Zelle hätte schaffen müssen, von der Masse der Formen unter- und erdrückt wurde. Alle kritischen Fortschritte können nur mit einer gewissen dialektischen Ruhe an bereits festgelegtem Materiale gewonnen werden. Ehrenberg's Lebensaufgabe war es, erst das riesenhafte Material selber zu beschaffen.

Darin aber liegt zugleich ein gewisses tragisches Verhängniß seines Lebens. Nicht gewohnt, bei seinem Hauptwerke auf den Fundamenten, die Andere gelegt, weiter zu bauen, sondern ein völlig unabhängiger Architekt, konnte er es auch später nicht über sich gewinnen, die Fortschritte jüngerer Forscher auf dem gleichen Gebiete und die Kritik, welche sie an Einzelheiten seines Systems übten, mit unbefangenem Blick zu betrachten, um so weniger, als Dujardin's Sarcodetheorie den von Ehrenberg behaupteten und in vieler Hinsicht erst in den letzten Jahren erwiesenen feineren Bau der Infusorien unberücksichtigt ließ. Dem Meister konnten die Arbeiten der Epigonen, welchen die breite Erfahrung mangelte, nicht imponiren. Ja in den letzten Jahren seines Lebens empfand er noch seine größte Freude und Genugthuung, als er, selbst der früheren Sehkraft beraubt, durch die Augen einer hingebenden Tochter seine Forschungen in alter Weise und mit den alten beschränkten Mitteln fortsetzen konnte. Und ich entsinne mich noch recht wohl der Wehmuth, mit der einer seiner begeistertsten und berühmtesten Schüler, der nun auch längst dahingegangen ist, dieser Thatsache gedachte.

Wenn wir schließlich, um die Skizze zu vervollständigen, des glücklichen Familienheims, das er sich in Berlin schuf, und der zahlreichen Ehren, welche die Mitwelt ihm spendete, gedenken, so rundet sich sein Bild ab als das eines der größten Naturforscher, die unter ungemein günstigen äußeren Umständen ein überaus arbeitsames Leben in ungetrübter Folge ihrer Wissenschaft weihten, wohl werth, daß es die Nachwelt in dankbarem Gedächtniß aufbewahre.

Das älteste Geschützwesen der Wettiner.

Von **Woldemar Lippert.**

Ueber das mittelalterliche Geschützwesen bringt eingehende, durch technische Kenntnisse unterstützte Untersuchungen das umfängliche Werk des Generalmajors Köhler, „Die Entwickelung des Kriegswesens und der Kriegführung in der Ritterzeit", das besonders die Construction der sehr verschiedenartigen Wurf- und Schleudermaschinen behandelt, deren sich Angreifer und Vertheidiger beim Festungskriege bedienten, denn eine Verwendung der Geschütze in der Feldschlacht kannte, von Ausnahmefällen abgesehen, weder das Alterthum noch das Mittelalter. Die speciellen Verhältnisse in den einzelnen Territorien konnten naturgemäß in dieser groß angelegten Darstellung nicht den genügenden Platz finden, zumal es dafür mehrfach noch an Vorarbeiten fehlte, so auch für Meißen und Thüringen. Gleichwohl sind dieselben in vielfacher Hinsicht interessant durch den Aufschluß, den sie über die Einrichtung des Schützenwesens, die persönliche Stellung der Schützen und dergleichen geben, und gerade für die Herrschaftsgebiete der Wettiner liegt eine ziemliche Anzahl werthvollen Materials vor.*) Bereits für das 13. Jahrhundert finden wir in wettinischen Landen Spuren einer Regelung des Schützendienstes seitens der Fürsten, so für die Stadt Guben, in der damals den meißnischen Markgrafen gehörigen Markgrafschaft Lausitz, ausführlichere Kunde aber bringt uns das 14. Jahrhundert. Die Hauptstärke fürstlicher Heere beruhte in jener Zeit auf dem ritterlichen Vasallenheere, dessen Mitglieder sich für den Dienst der Geschütze nicht eigneten, denn hier waren nicht körperliche Kraft, persönlicher Muth, die Kunst des Reitens das Ausschlaggebende, sondern es handelte sich mehr um handwerksmäßige Uebung und um Dienst zu Fuß. Die Bedienung der Geschütze verlangte genaue Vertrautheit mit ihrer Technik, die sich erst durch dauernde Beschäftigung erlangen ließ, während der berittene Vasall nur, falls er aufgeboten wurde oder eine Privatfehde ausfocht, Kriegsdienste leistete, sonst aber sich entweder in einen höfischen Gefolgsmann seines Herrn oder einen auf seinen Gütern hausenden Grundbesitzer verwandelte. Um immer geübte Leute zur Verfügung zu haben, waren die Fürsten deshalb schon im Frieden genöthigt, Männer, die das Schützenhandwerk zur ständigen Beschäftigung erwählt hatten, in Sold zu nehmen. Während gewöhnlich der Beginn stehender Heere erst in viel spätere Zeit gesetzt wird, sehen wir aus den Schützenverhältnissen, daß die ersten Keime jener Einrichtung, wenigstens bei den Wettinern, bereits ins 14. Jahrhundert gehören, daß der Artillerie der Ruhm gebührt, daß bei ihr zuerst sich das Bedürfniß ständig in Dienst befindlicher Leute herausgestellt hat, und die Schützen die erste stehende Waffengattung gewesen sind.

Anfangs traten die Schützen in den Heeren von Fürsten und Herren noch neben dem Reiterheere sehr zurück; bei den Städten dagegen spielen sie schon früh numerisch eine wichtigere Rolle, wie sich das aus den Kampfverhältnissen beider ergiebt. Die Städte kamen ja seltner in die Lage, große Feldschlachten liefern zu müssen, ihre militärischen Maßnahmen waren in erster Linie defensiver Natur, auf den Schutz der eigenen Mauern und gelegentlich auf die Belagerung einer benachbarten Burg berechnet. Da war aber Reiterei nicht nur unnütz, sondern sogar unbrauchbar, während bei dem Fernkampf, wie ihn der Festungskrieg mit sich bringt, die Geschütze in ihr Recht eintraten. Dieses bei Fürsten und Herren einerseits, den Städten andererseits verschiedenartige Zahlenverhältniß zwischen Reiterei und Schützen erhält seinen deutlichen Ausdruck in den Zahlen über die Contingente, die z. B. bei der thüringischen Landfriedensordnung von 1338 bestimmt waren, denn Markgraf Friedrich (II.) der Ernste soll auf 50 Reiter 10 Schützen mit Ruckarmbrüsten (große auf Böcken aufgelegte, von 2 Mann bediente Armbrüste) nebst 1 Blide (schwere Wurfmaschine zum Brechelegen und dergleichen) und 1 Ebenhöhe (beweglicher Thurm zum Bestreichen der Mauern und zum Hinüberschreiten auf dieselben mittelst Fallbrücken), die Grafen von Orlamünde auf 15 Reiter 5 Schützen, andere Grafen auf 10 Reiter 3 Schützen stellen, dagegen von den Städten Erfurt auf 25 Reiter 10 Schützen nebst 1 Blide und 1 Ebenhöhe und Mühlhausen auf 10 Reiter 5 Schützen. — In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts beginnen die Quellen für die Organisation des landesherrlichen Schützenwesens reichlicher zu fließen. Wir haben eine ganze Reihe von Bestallungen von Schützenmeistern aus den Jahren 1352, 1354, 1360, 1371, 1378, 1383, 1388, 1394, 1398 u. s. w., aus denen sich gewisse allgemeine Anordnungen abnehmen lassen. Der Schützenmeister war damals zugleich selbst Verfertiger der Ballisten, denn in den Bestallungen hören wir, daß zu seinen Dienstobliegenheiten die jährliche Lieferung einer feststehenden Anzahl von Armbrüsten gehört, meist 4 Stück, selten mehr (wie 1383 zu Voigtsberg 7 Stück), ab und zu auch blos 2, aber größeren Kalibers (wie 1352 zu Delitzsch, 1354 zu Coburg). Ferner hat er die Ausbesserungsarbeiten an dem vor-

*) Vergl. hierüber Lippert, „Ueber das Geschützwesen der Wettiner im 14. Jahrhundert", in den historischen Untersuchungen, Ernst Förstemann zum 50jährigen Doctorjubiläum gewidmet (Leipzig 1894) S. 80 f., und „Schützenmeister und Geschützgießer der Wettiner im 14. Jahrhundert", in der Zeitschrift des Vereins für Thüringische Geschichte XVII (N. F. IX, Jena 1894) S. 365 f., welchen beiden Aufsätzen zahlreiche Urkunden beigegeben sind.

handenen Geschützbestand zu besorgen, wie überhaupt die Instandhaltung desselben sich angelegen sein zu lassen, und auch die Geschosse anzufertigen, wie wir das gleich in der ältesten Bestallung für den Delitzscher Schützenmeister Heinrich von 1352 finden, ferner zu Weimar 1403, zu Langensalza 1404. Dieser Thätigkeit besonders in Friedenszeiten steht zur Seite seine Dienstleistung im Kriege; denn er ist — außer der nächsten Obliegenheit, bei der Vertheidigung der landesherrlichen Stadt oder Burg, die ihm zum Wohnsitz dient, mitzuwirken — zugleich auch verpflichtet, dem Markgrafen ins Feld zu folgen, wohin und wie oft ihm dieser es befiehlt, so 1360 in Gotha, 1378 in Freiberg, 1398 zu Weimar. Aus einigen Zeugnissen geht hervor, daß die Schützen (jedenfalls ist dabei an die Meister, die noch Gehilfen unter sich hatten, zu denken) im Felde beritten waren, wenigstens finden sich unter Kriegskostenentschädigungen auch Ansätze für Pferde, die Schützen im Feldzuge eingebüßt hatten, wie 1362 auf dem Zuge gegen den Grafen von Mansfeld. Die Stellung des Meisters als eines handwerksmäßigen Beamten bringt einen festen Wohnsitz, wo er seine Werkstatt aufschlagen kann, mit sich; demgemäß sehen wir auch in den meisten Fällen ausdrücklich einen bestimmten Ort genannt, wo er seinen ständigen Sitz haben soll, so 1354 zu Coburg, 1360 zu Gotha, 1398 zu Weimar, und zwar stets auf den dortigen Schlössern, in andern Fällen ist wahrscheinlich als sein Wohnsitz der Ort anzunehmen, von welchem ihm Einkünfte verschrieben werden. Dies führt uns zu seinen Rechten. Er stand im Range der Hofdiener und erfreute sich aller diesen zustehenden Rechte, wie dies 1394 zu Altenburg auch ausdrücklich betont ist. Als Hofdiener erhält er mehrfach Anweisung auf den Empfang eines Hofgewandes, das ihm zu bestimmten Terminen geliefert wurde und zwar meist in natura*), so 1352 in Delitzsch, 1394 in Altenburg, 1403 in Weimar. Zu seinem Unterhalt und zur Vergütung für gelieferte Arbeiten wurde ihm aber ein bestimmtes Einkommen verschrieben, dessen Erhebung in verschiedener Weise geregelt sein konnte. Meist erhielt der Meister entsprechend dem mittelalterlichen Gebrauche, daß die fürstliche Kammer selten baar bezahlte, Anweisungen auf landesherrliche Einkünfte aus der Jahrbede einer Stadt oder eines Klosters (1371 zu Thamsbrück, 1383 zu Voigtsberg vom Kloster Grünhain, 1398 zu Weimar), den Zöllen (1354 zu Coburg), Geleitsgeldern (1394 zu Altenburg), Münzerträgen (1378 zu Freiberg) u. a., und der Bezugsberechtigte hatte sein Geld direct von den mit der Einziehung dieser Abgabe betrauten Personen zu erheben, den Bedesammlern und Steuereinnehmern oder Gewinnern, den Münzmeistern, Zehntnern, Geleitsmännern u. A. Vielfach werden diese Bezüge, auch wo sie in Währung angegeben sind, in natura geleistet worden sein, und in zahlreichen Fällen war von vornherein Naturalienempfang berücksichtigt, so daß der Meister entweder ein Stück Land erhielt, das durchschnittlich einen bestimmten Jahresertrag lieferte (1352 in Delitzsch), oder er empfing jährlich eine festgesetzte Menge von Getreide (so 1360 zu Gotha, 1398 und 1403 zu Weimar, 1404 und 1405 zu Langensalza). Häufig ist ferner die Verschreibung einer bestimmten Anzahl von Fudern Brennholz zu verzeichnen, das gelegentlich auch frei vor das Haus angefahren wurde (1398, 1403 in Weimar, 1404, 1405 in Langensalza). Hilfspersonal an Gesellen oder Jungen hatte der Meister, falls nicht besondere Zusage auch dafür gegeben wurde, selbst zu unterhalten und zu bezahlen; mehrfach ist jedoch die Verwendung von Hilfskräften und die Vergütung der Kosten derselben vertragsmäßig festgestellt, bez. ihre Verpflegung ebenso wie die des Meisters dem landesherrlichen Beamten des Ortes mit übertragen worden, so 1352 zu Delitzsch für einen Knecht (aber nur für einen), 1360 zu Gotha für einen Knecht und eventuell auch für einen Jungen. So sehen wir, daß die Wettiner schon im Frieden darauf bedacht waren, sich geübte Leute zu verschaffen und zugleich für das Geschützmaterial selbst Sorge zu tragen; besonders die landesherrlichen Städte sind es, in denen bez. in deren fürstlichem Schlosse ein Meister sich ständig aufhielt und wo ein kleines Arsenal stets in Bereitschaft war, so daß auch für den Fall plötzlichen Angriffs die Stadt oder Burg nicht ganz unvertheidigt und unausgerüstet betroffen wurde. Ebenso rasch stand je nach Erfordern ein größeres oder kleineres Schützencorps auch für die Offensive zur Verfügung, da die Schützenmeister auch zum Felddienst verpflichtet waren. Von irgend welcher Oberleitung hören wir dagegen nicht das Mindeste; jeder Einzelne stand unmittelbar unter dem Fürsten bez. unter dessen localem Stellvertreter, dem Hauptmann oder Vogt, so zu Delitzsch 1352, 1354 zu Coburg, zu Gotha 1360, zu Freiberg 1378, 1404 zu Langensalza.

Ziemlich früh haben sich die Wettiner — durch häufige Fehden veranlaßt, in denen sie die neue Erfindung der Feuergeschütze zu ihrem Schaden kennen lernten (wie 1365 im braunschweigischen Kriege vor dem Schlosse Salzderhelden) — der neuen Waffengattung zugewandt. Bisher wußte man aus den achtziger Jahren des 14. Jahrhunderts durch Angaben des mit seinen Jugendjahren in diese Zeit hineinreichenden, aber erst etwa 40 Jahre später schreibenden Chronisten Johannes Rothe, daß Landgraf Balthasar von Thüringen Geschütze und zwar Steinbüchsen besaß und sie 1382 bei der Belagerung von Brandenfels und wohl auch 1385 bei Cassel anwandte; urkundliche Belege fehlten jedoch. Solche sind nun gleichfalls ermittelt und zwar führen sie uns in weit frühere Zeit. Im Jahre 1371 schon treffen wir in Markgraf Friedrich's des Strengen Diensten einen Büchsenmeister, denn am 13. Juni 1371 verschrieb der Markgraf dem Johann Schustel dem Jüngeren, Büchsenmeister zu Dresden („magistro bixidum in Dresden") ein festes Jahreseinkommen an Geld und Getreide von der Dresdner Jahrsteuer. Der Genannte ist also der erste bekannte Artillerist in unseren Landen; mithin sind spätestens 1371, wenn nicht schon früher, Feuergeschütze im Heerwesen der Wettiner eingeführt worden, und der 13. Juni 1371 ist in Ermangelung eines bestimmten Einführungsdatums als der Geburtstag unserer Artillerie zu betrachten. Erforderte schon der Stand der Schützenmeister handwerksmäßig ausgebildete Leute, so galt dies in gleichem, wenn nicht höherem Maße für die ersten Büchsenmeister oder Artilleristen, da sie, ebenso wie die Schützenmeister, sich nicht nur auf die kriegerische Bedienung, sondern auch auf die ganze Behandlung, Reparatur, selbst Erzeugung von Geschützen verstehen mußten, wie dies aus der Bestallung für Friedrich Scherer, Büchsenmeister zu Leipzig, 1395, hervorgeht, der „der Büchsen warten, sie fertigen und damit im Bedarfsfall dienen" muß. Wie hier der Büchsenmeister auch als Büchsengießer sich bethätigen muß, findet auch das Umgekehrte statt; 1449 wird der Büchsengießer Berthold Abenbrot in seiner Bestallung mit verpflichtet, dem Kurfürsten Friedrich dem Sanftmüthigen von Sachsen auf Heerzügen zu dienen. — Ueber die Bezugsquelle der ersten Büchsen ist nichts bekannt. Von dem weiten Blick der Fürsten aber zeugt es, daß sie bald, nachdem sie sich die neue Erfindung zu Nutzen gemacht hatten, die eigene Herstellung von Geschützen ins Auge faßten; denn die damals sehr häufig und vielfach plötzlich wechselnden politischen Verhältnisse zu den Nachbarn ließen es als besonders wichtig erscheinen, sich in drohenden kriegerischen Verwickelungen wirthschaftlich auf eigene Füße zu stellen, um nicht von auswärtigen Handelsbeziehungen abhängig zu sein, die bei den damaligen Verkehrsmitteln und Straßenzuständen leicht unterbunden werden konnten. Zu diesen allgemeinen Erwägungen kamen aber noch besondere Gründe. In den wettinischen Landen als Stätten alten, ausgedehnten Bergbaues war man mit dem Hüttenbetrieb wohl vertraut, Schmelzhütten und andere technische Einrichtungen lieferten geeignete Arbeitskräfte für die Verarbeitung des Metalls, und was das Wichtigste war, das Land selbst bot das Material. In den von Alters her, wie noch heutzutage ausgebeuteten Sangerhausener Gruben besaßen die Fürsten reiche Fundstätten für Kupfer, und gerade für das Sangerhausener Kupfer haben wir einen Beleg seiner Verwendung zur ältesten Geschützbereitung. Aus allen diesen Umständen also erklärt es sich, daß wir schon 1388 einen landesherrlichen Geschützgießer finden. Landgraf Balthasar ist es, der 1388 dem Büchsengießer Martin zu Gotha, seinem Diener, den Bezug von 3 Centner Kupfer vom Ertrag seines Kupferwerks zu Sangerhausen jährlich zu Michaelis verschrieb und seinen Kupferzehntner anwies, ihm dieselben zu verabfolgen. — Betreffs der Stellung und Lebensverhältnisse der Büchsenmeister und Gießer gilt dasselbe, was wir oben für die Schützenmeister zu erwähnen hatten. Ihre Besoldungsverhältnisse sind ebenso geregelt: sie erhalten ihren Gehalt bald in Geld, wie 1403 in Gotha, bald theilweise in Geld, theilweise in Getreide, so 1371 zu Dresden, 1376 wohl zu Jena, 1395 zu Leipzig, dabei auch das übliche Hofgewand, wie 1395 zu Leipzig. Auch bei ihnen hören wir

*) Die Rechnungen des markgräflichen Hofhalts aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts enthalten wiederholt Summen für Tuchankäufe für das Hofpersonal, auch für den weiblichen Hofstaat der Markgräfin Katharina.

nichts von einer gegliederten Organisation, sondern jeder Einzelne ist direct vom Landesherrn für einen bestimmten Ort in Dienst genommen und steht auch unmittelbar unter dessen Befehlen. Im 15. Jahrhundert erlangte die Verwendung der Feuergeschütze immer weitere Verbreitung; wie früher bei den Ballisten treten verschiedene Benennungen je nach der Gebrauchsbestimmung oder Handhabung auf. Die weitere Entwickelung des wettinischen Geschützwesens aber soll hier nicht mit berücksichtigt werden, denn für diese Zeiten ist aller Orten das Quellenmaterial reichlicher vorhanden und unsere bisherige Kenntniß der Verhältnisse minder lückenhaft. Die Anfänge des Geschützwesens hingegen bieten einerseits ein höheres allgemeines Interesse, weil darüber urkundliche Angaben überhaupt nicht zu zahlreich sind, und andererseits fehlten gerade über die Einführung der Feuergeschütze in den Landen der Markgrafen von Meißen und Landgrafen von Thüringen nähere Aufschlüsse noch gänzlich.

Bücherbesprechungen.

— Die eschatologischen Aussagen Jesu in den synoptischen Evangelien. Von D. Erich Haupt. Berlin, Reuther & Reichard. 1895. — Die Schrift ist aus dem Beitrag des Verfassers zu den Festschriften der Universität Halle bei Gelegenheit des Jubiläums heraus erwachsen. Sie geht aus von den betreffenden Abschnitten in den drei ersten Evangelien, die zunächst einer „kritischen Analyse" unterworfen werden, indem ihre Aussagen für sich allein und im Verhältniß zu den parallelen Stellen in den beiden anderen Evangelien auf ihre Ursprünglichkeit und Bedeutung untersucht werden. Aus dieser Untersuchung gewinnt der Verfasser die Anerkennung der Thatsachen, daß Christus zwar in allen diesen Aussagen sich angeschlossen hat an die jüdische Vorstellungsweise seiner Zeit, wie sie in den späteren apokalyptischen Büchern der Israeliten ihren schriftlichen Ausdruck gefunden hat, daß aber dieser Anschluß durchaus nur formaler Art war, während die dort vorhandenen Begriffe alle ihre tiefe religiöse Erfüllung fanden, sowie daß es im Wesen dieser Verkündigung lag, sie in bildliche Rede zu kleiden. Diese so gewonnenen Grundsätze werden nun angewandt zuerst auf den Begriff des Gottesreiches in seiner Vollendung, um vermittelst derselben festzustellen, daß Jesu Aussagen darüber nirgends die Neugier befriedigen, sondern immer nur zum Troste der Seinigen die Wirklichkeit des ewigen Lebens hervorheben. Von ihm selbst aber, dem Vollender des Gottesreiches, bekunden jene Aussprüche, daß er mit der Aufrichtung des Reiches auch dessen König geworden ist, und daß er es vollenden wird durch sein plötzliches Kommen, mit welchem das letzte Gericht durchaus zusammenfallen wird. Die Resultate dieser ganzen Untersuchung sind die unbedingte Anerkennung aller eschatologischen Aussagen Jesu in den drei ersten Evangelien und die volle Werthschätzung des Johannes-Evangeliums und der Offenbarung. Auf Einzelheiten einzugehen, ist hier nicht unseres Amtes; handelt es sich doch um Erklärungen und systematische Verwendung von weit über 300 einzelnen biblischen Stellen und Abschnitten, und an Widerspruch gegen solch Einzelnes wird es nicht fehlen. Aber die ganze Art der Behandlung ist würdig und wohlthuend, der Fortschritt der Beweisführung maßvoll und vorsichtig, und die Resultate entsprechen im Wensentlichen dem, was eine gesunde und gläubige Schriftbetrachtung zu allen Zeiten aus diesen Abschnitten an christlicher Lehre gewonnen hat. B. K.

— Der Grund unserer Hoffnung. Ein Erbauungsbuch für die Sonn- und Festtage des Kirchenjahrs. Von Theodor Eckart, Inspector der Gräfl. Hardenberg'schen Waisenanstalt zu Nörten in Hannover. Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage. Herausgegeben von Rudolf Eckart, Waisenhaus-Inspector, bei Greiner & Pfeiffer Stuttgart. 348 S. 3 ℳ. — Ein Erbauungsbuch für die Hausgemeinde auf positivem Grunde. Es bietet für jeden Sonntag des Kirchenjahres eine die epistolischen Perikopen behandelnde und seinem Zwecke entsprechende, nicht zu lange Betrachtung und will den christlichen Hausvätern als eine Handreichung dienen, welche sich mit den Ihrigen um das Wort Gottes versammeln. Wenn die vorliegenden 58 Betrachtungen auch keine tieferen Gedanken enthalten, noch eine erschöpfende Auslegung des vorangestellten Bibelworts sind, so scheinen sie doch nicht ungeeignet, dem Hausbedarf, für den sie beabsichtigt sind, zu dienen. D. K.

— Das Räthsel des Lebens. Dramatische Dichtung von August Sturm. Der neueren Dichtungen siebenter Band. Naumburg a. S., Verlag von Albert Schirmer. 125 S. 8°. — Eine Variante der Faustidee. Wie Goethe in seinem Faust, so schildert Sturm in dem Helden seines Dramas einen Menschen, welcher erfüllt ist von einem unersättlichen Durste nach einer alle Höhen und Tiefen der Menschheit umfassenden Erkenntniß. Angeekelt von dem traditionellen Wissensstoffe ringt er mit titanischer Kraft nach Befreiung des Geistes von seinen Fesseln; er will „dem eigenen Selbst den Tempel auferbaun". Er kennt, wie Faust, keine Grenze der Erkenntniß, er will hindurchdringen durch die verborgensten Tiefen des Wissens, um die Wahrheit, das Ewige, zu finden, um jener ganze, volle, wahrhafte Mensch zu werden, der, auf die eigenen Kräfte der Seele und des Leibes gewiesen, durch die Energie seines Geistes, seines Willens, seines Strebens, die ganze Menschheit einigend umfaßt. Die Erscheinung hat er und das Bild, aber das Wesen besitzt er nicht. Er hört zuweilen eine leise, geheimnißvolle Weise in seinem Ohr erklingen, und diese ist's, in der er das Wesen, die lebendige Natur, ahnt. Wie Faust wird er hereingezogen in die Kreise des sinnlichen Genusses; er genießt die höchsten Wonnen irdischer Lust, um darauf hinabzusinken in die tiefsten Tiefen seelischer Vernichtung, bis auch ihm endlich durch den Glauben das Erlösungswort von oben wird: „Ist gerettet!"

Ich fand der Seele Heimath, fand den Trost;
Aus Gottes Kraft und nicht aus eigner Kraft
Sei nun mein theures Erdenwerk geschafft
Der Liebe, nicht dem Ruhme, sei's geweiht,
Es dien' der Ewigkeit und nicht der Zeit!
Nun fand ich, was der Glaube mir gegeben:
Die Liebe Gottes und unsterblich Leben!

August Sturm giebt mit diesem Drama einen neuen, erhärtenden Beweis seiner schönen dichterischen Begabung. Erhält auch das Ganze durch das mystisch-phantastische Gewand, in welches der Dichter sein Werk kleidet, etwas Tumultuarisches, Zusammenhangsloses, so ist doch die Handlung im Allgemeinen straff und sicher geführt. Von hoher Vollendung ist die Sprache Sturm's; verböte es mir nicht der Raum, so gäbe ich hier gern noch weitere Proben derselben wieder: man kaufe das Buch recht fleißig, um sich selbst an ihr und dem hohen Geistesfluge des Dichters zu ergötzen. Willy Doenges.

— Westfälische Dichtung der Gegenwart. Beiträge zur Würdigung westfälischen Geisteslebens von Uhlmann-Bixterheide und Carl Hülter. Mit 7 Dichterporträts und zahlreichen Originalbeiträgen. Leipzig, 1895, Verlag von Otto Lenz. Preis 3 ℳ. — Solcher Bücher sollten mehr geschrieben werden in Deutschland. Kräftigung des gesunden Stammesbewußtseins an dem Schriftthume, das den würzig herben Geruch des Mutterbodens an sich trägt, dem es entsproßte, diesen in unserer Alles verflachenden Zeit doppelt löblichen Zweck verfolgt die Sammlung. Das Land der rothen Erde, der braunen Heide und der tiefdunklen Tannenwälder, das zähe, doch bildsame, herbe, doch ehrliche Volk der Westfalen steht in Gunst bei den Musen. Man braucht nur einen einzigen Namen zu nennen, um das zu belegen: Annette Freiin v. Droste-Hülshoff. Daß es dieser Dichterin von Gottes Gnaden, die Manche die einzige deutsche Dichterin nennen, nicht an würdigem Nachwuchs fehlt in dem jetzt lebenden Geschlechte, dafür erbringt das vorliegende Buch den vollgiltigen Beweis. Es giebt auf den ersten 70 Seiten kurze Charakteristiken der behandelten Dichter und Dichterinnen, im zweiten Theile (S. 71—259) Proben aus ihren Werken, zum Schluß biographisch-bibliographische Anmerkungen. Von den hervorragendsten Dichtern ist auch ein Bildniß beigefügt. Die Herausgeber widmen das Buch dem Andenken des Dichters von „Dreizehnlinden", Friedrich Wilhelm Weber, auf den Westfalen mit gutem Grunde stolz ist. Nicht weniger als 44 Schriftsteller und Dichter sind mit Beiträgen, zum Theil in hochdeutscher Sprache, zum Theil in der Volksmundart, vertreten. Es ist selbstverständlich, daß der dichterische Werth der Beiträge nicht durchweg auf gleicher Höhe steht. Auf ihre Würdigung im Einzelnen einzugehen ist hier nicht der Platz; aber zu schämen braucht sich die rothe Erde keines von diesen ihren Söhnen und Töchtern. Wohl dem Lande, das eine so stattliche Zahl von Dichtern aufzuweisen hat, deren Schaffen grundtief im Heimathboden wurzelt! R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 47. Sonnabend, den 20. April. 1895.

Peter Apianus.

Ein Gedenkblatt zur vierten Säcularfeier seiner Geburt.

Von K. D.

Unter den vielen großen Namen, welche aus dem Zeitalter der Entdeckungen auf uns gekommen sind, finden wir einen, dessen Träger man mit gutem Fug und Recht zu den berühmtesten Männern seiner Zeit rechnen kann. Es ist dies der erste große Mathematiker, Astronom und Geograph Peter Apianus. Hat er auch seine Dienste Zeit seines ganzen Lebens einem anderen Staate, der es verstand, ihm eine ehrenvolle Stelle zu geben, gewidmet, so darf doch unser sächsisches Vaterland stolz darauf sein, daß in ihm dieser Mann, dessen Namen noch heute einen gar guten Klang hat, geboren worden ist. Die Wiege Petrus Apian's stand in der Stadt Leisnig an der Freiberger Mulde. Ursprünglich hieß die Familie Bienewitz oder Bennewitz. Genau läßt sich die ehemalige Schreibweise nicht feststellen, da im Mittelalter bei Schreibung der Eigennamen die allergrößte Willkür herrschte. So schreibt der Ingolstädter akademische Historiograph Rotmar in seinen Annalen Peter Bennewitz, während er den Namen des Sohnes Pannewitz schreibt. Die Familie Bienewitz gehörte zu den geehrtesten und geachtetsten der Stadt Leisnig; sie zählte zu den rathsfähigen der Stadt. Von den Eltern Peter Apian's sind uns leider nur die Vornamen Martin und Gertrud überliefert worden, doch schweigt die Geschichte vollständig über den Beruf des Vaters. Aus der eigenen Jugendzeit berichtet weder Apianus, noch einer seiner Zeitgenossen etwas, nur soll ihm einst, da er noch ein kleiner Knabe war, ein Mönch eine glückliche und ehrenvolle Zukunft verheißen haben. Nach Albinus' „Meißnischer Land- und Bergchronik" erhielt er seine erste Schulbildung in Rochlitz an der Zwickauer Mulde. Er sagt in einer kurzen Bemerkung: „Petrus Apianus zu Rochlitz erzogen und in der Schule instruiret." Welchen Unterricht er dort genoß, ist nicht zu ersehen, und sehr zweifelhaft ist die von Einigen gemachte Bemerkung, daß er später die Schule zu Rochlitz mit der Fürstenschule zu Meißen vertauscht habe. Im Jahre 1518 finden wir ihn schon als Studenten auf der Landesuniversität zu Leipzig, und hier mag es wohl gewesen sein, wo er dem Geschmacke seiner Zeit huldigend seinen Namen latinisirte und sich Apianus nannte, und zwar schrieb er sich nie Appianus, wie man seinen Namen bei seinen Zeitgenossen häufig geschrieben findet, sondern stets Apianus. Die Universität Leipzig stand damals in hoher Blüthe. In seinem Werke: „Cosmographicus liber" giebt er unter den Bemerkungen zu Leipzig die Professoren an, bei denen er Vorlesungen hörte: „Ibi claret Praeceptor meus Wolfgangus Schindler Cubiten. sacrae theol. prin. Colegiatus". Dieser Schindler, aus Elbogen gebürtig, war ein tüchtiger Philolog. Außer bei diesem hörte er noch bei dem Humanisten Aubanus und bei Peter Morselanus, dem Freunde seines Zeitgenossen Georg Agricola. Von besonderer Bedeutung war für ihn der Lector der Astronomie Caspar Borner, der Professor der reinen Mathematik Kalb, und der durch die Gründung von Auerbach's Keller bekannte Mediciner Heinrich Stromer aus Auerbach, der auch über Mathematik las. Der junge Schüler hatte also das Glück, tüchtige Lehrer zu finden, und zu seiner Ehre sei es gesagt, er wußte seine Studienzeit auf das Beste auszunützen. Er lernte mit rastlosem Fleiße. Wie lange er in Leipzig verblieben ist, und welche akademischen Grade er erlangte, können wir nicht mehr angeben. Doch zeugt das umfassende Wissen, das er gleich bei Veröffentlichung seiner ersten Arbeit an den Tag legte, daß er wohl so lange in Leipzig studirte, als es für ihn überhaupt noch etwas zu lernen gab. Die Hochschule bewahrte ihm ein gutes Gedächtniß; denn der Professor Hommel, der von 1518 bis 1562 Professor in Leipzig war und durch Erfindung des sogenannten verjüngten Maßstabes bekannt ist, rechnet ihn zu den größten Mathematikern seiner Zeit. Seltsam ist, daß Apianus nicht in Leipzig blieb. Man sollte meinen, er habe nach Beendigung seiner Studien der Universität seines Heimathlandes zuerst seine Dienste angeboten; denn an Aussicht auf gute Anstellung und Beförderung wird es ihm nicht gemangelt haben. Er wendete sich aber nach Absolvirung seiner Studien nach Wien und als Grund hierfür giebt Albinus an, er habe sich mit seinem Bruder dermaßen verfeindet, daß er vor ihm nicht mehr sicher gewesen sei. Dieser Grund erscheint aber wenig glaubwürdig, da Apianus seinen Bruder, der mit ihm zugleich den Adelstitel erhielt, später zum Leiter seiner Druckerei machte. Der Grund mag vielmehr der gewesen sein, daß seit mehr als hundert Jahren die Mathematik in Wien mehr in Blüthe stand, als an sonst einer Hochschule. Hier hatten seit einer langen Reihe von Jahren Johann v. Gmunden, Peuerbach, Storberl (Stiborius) und Regiomontanus segensreich gewirkt und die Mathematik, welche in Tanstätter noch einen der besten Lehrer hatte, in die Höhe gebracht. Das innige Verhältniß des Apianus zu Tanstätter, den er stets seinen geliebten Lehrer nennt, lehrt uns, daß sein Aufenthalt in Wien ein längerer gewesen sein muß. Späterhin verband er sich sogar mit ihm zu literarischen Unternehmungen; sein Erstlingswerk, die 1520 erschienene Weltkarte, ist ganz entschieden ein Product seines Wiener Aufenthaltes. Der Grund, warum er nicht dauernd in Wien blieb, ist nicht recht einzusehen. Wohl plante er die Herausgabe größerer typographischer Werke, doch ist nicht zu ersehen, daß Bayern, wohin er seinen Wohnsitz nun verlegte, für solche Unternehmungen günstiger war. Die Ablehnung eines Gesuches um Anstellung an der Universität Wien ist nicht vorhanden, ebenso weiß man, daß er durchaus nicht auf eine Anstellung an der bayerischen Hochschule gerechnet hatte. Kurz, wir finden Apianus zunächst in Landshut, wo er sich aber nur kurze Zeit hindurch aufgehalten hat. Hier gab er 1524 die „Isagoge" heraus, erschienen bei Johann Wachsenburg. Dem Werke sind empfehlende Gedichte von Johann Denk und Aventinus vorgedruckt. Apianus mußte also schon mit den ersten bayerischen Gelehrten in Verbindung stehen. Von Landshut ging er auf kurze Zeit nach Regensburg. Er benutzte diese Reise nach der Sitte der damaligen Zeit, um zu studiren und Verbindungen mit Monarchen zu erhalten, die sich für ihn interessiren sollten; denn eine erfolgreiche geistige oder literarische Thätigkeit war im Mittelalter den Gelehrten mit Ausschluß der Klostergelehrten, denen in den Klosterbibliotheken reiche Schätze zu Gebote standen, nur dann möglich, wenn sie von einem Fürsten unterstützt wurden und durch diesen dann mit einer größeren Stadt, womöglich einer Residenz- oder einer Universitätsstadt in engere Verbindung treten konnten. Um Protection zu erlangen, machte Peter Apianus 1523 eine Eingabe an den Senat zu Ingolstadt, in welcher er um eine Professur oder wenn das nicht möglich sei, um irgend eine Anstellung an der Universität nachsucht. Zur Begründung seines Gesuches theilte er die große Anzahl seiner geplanten literarischen Unternehmungen mit, welche er in der Universitätsstadt leichter in Druck legen und absetzen konnte. Auch läßt er mit durchblicken, daß er ebenso wie die akademischen Lehrer Steuerfreiheit zu erlangen hoffte. Ja zum Schlusse hatte er sogar die Kühnheit, um ein Darlehn von 200 Gulden nachzusuchen. So wunderlich uns heut zu Tage diese Bitte er-

scheinen mag — in der damaligen Zeit war sie etwas ganz Gewöhnliches. Denn da die Herausgeber von Büchern kein Honorar erhielten, so suchten sie die Mittel zur Drucklegung auf diese Weise zu erhalten. Und um noch einen Vortheil in klingender Münze zu erhalten, widmeten sie die Werke irgend einem Machthaber, von dem sie erwarten konnten, daß ihn das Werk interessire, und daß er ihnen eine gute Belohnung dafür geben würde. Den Apianus anzustellen, zeigte sich der Senat nicht gleich bereit, sondern er verlangte von ihm eine noch eingehendere Begründung seines Gesuches, doch bekam er eine, wenn auch nur kleine Abschlagszahlung gesandt. Das Hin- und Herschreiben zwischen dem Senat und dem Gelehrten dauerte über ein Jahr, bis zum October 1524. Jetzt endlich legte der Kanzler Leonhardt v. Eck die Entwürfe Apian's dem Mathematicus der Universität zur Begutachtung vor. Das Urtheil dieses Mannes lautete günstig für den Harrenden, und nun traten die Commissäre der Universität in directe Verbindung mit Apianus. Er erhielt bis zum Jahre 1526 noch drei Darlehen von 32, 110 und 30 Gulden zur Drucklegung seiner Schriften. Durch diese Arbeiten wuchs das Interesse der Ingolstädter Herren an Apian immer mehr, man lernte ihn mit jeder Arbeit höher schätzen, und im Jahre 1527 erhielt er endlich die Berufung zur Professur an der Ingolstädter Universität. Die Anstellung gereichte nicht nur Apian, sondern ganz besonders auch der Ingolstädter Universität zur besonderen Ehre; denn die Universität hatte zwar die Mathematik nie so vernachlässigt wie zum Beispiel andere Universitäten, sondern das Quadrivium, Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie, hatte stets Beachtung gefunden, ja nach dem Gründungsstatute vom Jahre 1472 wurde zur Erlangung der Würde eines Baccalaureus auch Kenntniß des Quadriviums gefordert, und jeder Baccalaureus mußte zunächst zu seiner weiteren Ausbildung Vorlesungen über den Computus (die Kalenderrechnung) abhalten. Aber trotzdem war der Lector der Mathematik einer der Letzten in der Reihe der akademischen Lehrer, was darin seinen Grund hatte, daß die Stelle sehr schlecht dotirt war und darum gute Kräfte schwer zu erlangen waren. Und wer die Stelle inne hatte, suchte so bald als möglich eine bessere zu erhalten. So kam es denn, daß die Vorgänger Apian's, nachdem der berühmte Astronom Stabius 1503 nach Wien gegangen war, nur untergeordnete Größen waren. Ja vor Apian's Anstellung hatte die Stelle sogar 5 Jahre lang hindurch unbesetzt bleiben müssen. Auch der Mathematicus, der Apian's Schriften begutachten sollte, wollte gern fortgehen; darum hat er wohl auch Apian's Schriften noch mehr gelobt, als sie es verdienten. In der richtigen Erkenntniß aber, daß der junge Mann noch Besseres und Größeres leisten könne, hatte man ihm statt wie bisher eine Besoldung von nur 16 Gulden eine von 100 Gulden zugesichert. Diese erhöhte Besoldung mußte unserem Mathematicus um so willkommener sein, als er sich in sehr schlechter Lage befand, in die er durch die rasch auf einander folgende Veröffentlichung seiner Schriften gekommen war. 1529 sah er sich genöthigt, abermals um ein Darlehn von 500 Gulden zu bitten, das ihm zwar abgeschlagen, aber auf Antrag Herzog Wilhelm's IV., der auf den tüchtigen, rastlos thätigen Mann aufmerksam geworden und ein eifriger Förderer der Wissenschaften war, nachträglich gewährt wurde. 1533 brauchte er wieder 50 Gulden, ja er lieh sogar noch von seinem Freunde Turmair 20 Gulden. So waren denn in ganz kurzer Zeit 726 Gulden Schulden für Druckkosten aufgelaufen, ohne daß er daran denken konnte, sie zu tilgen. Dagegen gestalteten sich seine Geldverhältnisse in der späteren Zeit äußerst günstig. Seine meist im Selbstverlage erschienenen Werke gingen sehr schnell ab und brachten schönen Gewinn. Er selbst aber verstand es auf das Allerbeste, sein Einkommen zu Rathe zu halten. Er besaß auch später ein in Ingolstadt gelegenes sehr werthvolles Haus. 1547 kaufte er von dem oberpfälzischen Oberjägermeister Vincenz von Würzburg die im Landgerichte Beilngries gelegene Hofmark Isehofen, welche ungefähr eine Tagereise von Ingolstadt entfernt war. Der Kurfürst Friedrich bestätigte nicht nur am 6. Juni 1547 diesen Kauf, sondern verlich dem Besitzer sogar das Jagdrecht und die Gerichtsbarkeit. Außer diesen Besitzthümern besaß Apianus noch Brunstein bei Holnstein, seit 1548 einen Hof zu Dirn und nicht weniger als vier Hofgüter bei Kemnath am Südabhange des Fichtelgebirges. Er war also ein schon mehr als wohlhabender Mann zu nennen. — Kurz nach seiner Anstellung in Ingolstadt hielt er es für nöthig, eine eigene Druckerei zu errichten, welche er seinem Bruder Georg übergab. Die dieser Presse entstammenden Werke zeichnen sich durch gute und kunstvolle Ausstattungen vor den Producten zeitgenössischer Druckereien ganz wesentlich aus. Es sind meistens Prachtwerke, die auch den verwöhntesten Liebhaber befriedigen. Das Druckerzeichen, das die Werke vor Nachdruck schützt, ist ein Jüngling, der an einer Hebelade (Druckerpressenschraube) dreht, mit der Umschrift: „Industria superavit vires.“ Später hatte die Druckerei noch eine Filiale in Landshut, was aus dem Werke: „Quadrans Astronomicus“ hervorgeht, in dem gesagt wird: Excursum Ingolstadtii in officina Apiani die VI. Julii An. MDXXXII. Aber trotz der Größe der Druckerei und der Filiale war es nicht möglich, die Arbeit zu bewältigen, man mußte noch die Hilfe des Nürnberger Druckers Johann Petrejus zu Hilfe nehmen. Leider ist uns von der Apianus'schen Officin keine genaue Beschreibung überliefert worden. — Die Berufung Apian's nach Ingolstadt hat für ihn noch eine andere Bedeutung gehabt. Die reiche Dotirung der Stelle ermöglichte es dem 33jährigen Manne in den Ehestand zu treten. Seine Frau stammte aus Landshut und war eine Tochter des Rathsherrn Thomas Mosner, welcher später als Senator nach Ingolstadt versetzt wurde. Der äußerst glücklichen Ehe entsprossen neun Söhne und fünf Töchter; von den ersteren blieben aber nur sechs, von letzteren nur zwei am Leben. Der zweite, Philipp, trat in die Fußtapfen des Vaters und hat sich einen Namen gemacht, welcher dem seines Vaters kaum nachsteht. Theodor erwarb sich als Assessor am Reichsgericht Ruhm und Ansehen; Karl und Claudius mußten des Vaters Stelle in Isehofen vertreten. Später trat Karl in den Dienst des Kurfürsten von der Pfalz und wird von Cellius „vir prudentissimus“ genannt. — Dankbarkeit gegenüber seinem Herzoge und seiner Universität bewogen Apianus nicht von Ingolstadt fortzugehen. Nur wenn Seuchen ausbrachen und die Universität nach anderen Städten verlegt wurde, siedelte er mit dahin über. Ab und zu berief ihn auch der Kaiser an seinen Hof; so mußte 1546 der damals schon hochberühmte Gelehrte zu seinem hohen Gönner Karl V. nach Regensburg kommen. Stets standen diese Berufungen im engsten Zusammenhange mit der Berufsthätigkeit Apian's; nur selten scheint er zu diplomatischen Reisen verwendet worden zu sein. Eine größere Reise unternahm er 1533 mit dem Professor der Poesie Barth. Amatius, einem ihm näher stehenden Zeitgenossen, mit dem er in engerer Verbindung stand. Die Reise war einer Sammlung von kirchlich-christlichen Inschriften gewidmet und bezeugt, daß Apianus auch philologisch-antiquarisches Interesse besaß. Seine Thätigkeit an der Universität erstreckt sich nur auf die Lehrthätigkeit. Von Verwaltungsarbeiten hielt er sich mit ängstlicher Sorgfalt fern. Wir finden seinen Namen nie in den Acten und doch herrschten zu seiner Zeit große Wirren an der Schule. Wurde doch Leonhard Käser lediglich auf Betreiben der Ingolstädter Universität verbrannt. Auch von Anfeindungen und Verdächtigungen blieb Apianus jederzeit verschont, niemals ist er in den Verdacht der Ketzerei gekommen, sondern er galt im Gegentheile immer als ein sehr eifriger Katholik. Auf sein Verhältniß zu seinem Kaiser Karl V. müssen wir noch näher eingehen, denn ein fast freundschaftlich zu nennendes Band knüpfte die Beiden aneinander. Karl V. hatte ja die Mathematik zu seiner Lieblingswissenschaft gemacht, und war ein großer Freund und Kenner der praktischen Mechanik. Darum darf es uns nicht wundern, wenn er sich zu dem Manne, der seine Lieblingsstudien wie noch Keiner bisher beherrschte, hingezogen fühlte. Das Verhältniß ehrt ihn und den Gelehrten in gleichem Maße, und Apianus gehört wohl zu den wenigen Menschen, welche das stets finstere und verschlossene Gesicht des Spaniers, in dessen Reiche die Sonne niemals unterging, heiter und freundlich gesehen haben. Schon 1533 war Karl V. auf Apian's Werke und auf den Verfasser aufmerksam geworden. Er hatte ihm ein Privilegium auf seine gelehrten Schriften gegeben. Man kann mit gutem Recht annehmen, daß es der „Cosmographicus liber“ war, welcher das Interesse des Kaisers zuerst erweckte. Das im Jahre 1540 herausgegebene Hauptwerk seines Lebens „Astronomium Caesareum“ hatte Apianus in einer schwungvollen Anrede seinen beiden hohen Gönnern, dem Fürstenpaare Karl und Ferdinand, gewidmet. Kaiser Karl V. war darüber so erfreut, daß er nicht nur die sehr erheblichen Druckkosten des wahrhaft fürstlich ausgestatteten Werkes bezahlte, sondern dem Verfasser außerdem noch 3000 Goldgulden schenkte. Zugleich ernannte er ihn zu seinem Hofmathematicus.

Auf dem Reichstage zu Regensburg erhob der Kaiser Apianus und seine Brüder Nikolaus, Georg und Gregor am 26. Juli 1541 in den Reichsritterstand. Am anderen Tage fügte der Cardinal Contarini eine neue Würde hinzu, indem er Apianus zum Comes et Miles sacri Palatii et Aulae Lateranensis machte. Doch alle diese Ehren waren dem Kaiser noch nicht hoch genug. Am 20. Mai 1544 ließ er ihm zu Speier das Decret eines kaiserlichen Hof- und Pfalzgrafen ausfertigen. Er hatte jetzt nicht nur das Recht, Notare zu creiren und unmündige Kinder zu legitimiren, sondern auch die Befugniß, Doctoren, Licentiaten, Baccalaurei und Dichter zu wählen und einzusetzen. Ein Formular zeigt, daß Apianus von diesem Rechte den ausgiebigsten Gebrauch machte. Nach einigen zweifelhaften Angaben soll Apianus den Kaiser schon 1541 persönlich kennen gelernt haben, erwiesen ist aber, daß das erst im Jahre 1546 zu Regensburg geschehen ist. In demselben Jahre wurde er zum zweiten Male zum Kaiser berufen, aber diesmal unter Umständen, die dem Gelehrten äußerst unangenehm waren. Es war mittlerweile der Schmalkaldische Krieg ausgebrochen und Schaertlin von Burtenbach belagerte mit dem Bundesheere Ingolstadt. Karl, der auch im Kriegslager mathematische Studien trieb und stets seinen lombardischen Hofmathematicus zur Seite hatte, benutzte die gute Gelegenheit und rief seinen Hofmathematicus so oft als möglich ins Feldlager, damit er ihm vor allen Dingen sein künstliches Instrument zeige, „daran der Planeten lauff, fortgang, stillstehen, zurückgehen ganz artig in eines jeden Planeten unterschiedlichem Zirkel, so durch kleine kreise umbgeführet, augenscheinlich dargethan". Apianus war es bei all' den Demonstrationen, wenn die Kanonen donnerten, gar nicht wohl zu Muthe, zumal einst eine Kanonenkugel durch das kaiserliche Zelt flog, ohne jedoch Schaden anzurichten. In der Zeit des Schmalkaldischen Krieges wurde Apian auch der Retter seiner Vaterstadt. Der Kaiser war der Stadt Leisnig feindlich gesinnt, dieselbe sollte wegen eines Mordes an kaiserlichen Soldaten geplündert werden. Da fand der Oberbefehlshaber Solmona in einem Fenster das Wappen Apian's, das Lunig folgendermaßen beschreibt: „Ein gelb od. goldfarbener Schild, stehende darin aufrechts in einem blauen od. Lasurfarbenen robuntenen oder gescheibten Gewulken ein schwarzer Adler, mit zweyen Koppfen, aufgethanen Flügeln, ausgebreitetem Schwanze, ausgereckten Füßen, gelbem Schnabel und kleinen, ausgeschlagenen rothen Zungen. Die Koppfe mit gelber oder goldfarbener und schwarzer Helm-Decken gezieret; darauff eine gelbe oder goldfarbene konigliche Crone, entspringend daraus ein schwarzer Adler in einem blauen Gewölklein, allermaßen wie ein Schild geschickt." Auf Befragen erfuhr er, daß in dem Hause Apianus geboren sei. Nachdem man solches dem Kaiser gemeldet hatte, befahl dieser, um seinen lieben Freund nicht zu betrüben, die Stadt zu verschonen. Das Wappen war in dem Fenster des Bienewitz'schen Hauses noch bis zu dem großen Brande im Jahre 1700 zu sehen. — Von 1527 bis 1552, fast ein volles Vierteljahrhundert hindurch, hat Apianus die Stelle eines Docenten der Mathematik und Astronomie an der Universität zu Ingolstadt bekleidet. Als Lehrer war er hochgeschätzt, als Schriftsteller weit berühmt. Familienglück und reiche irdische Güter, Ehrenbezeugungen, für die er so empfänglich war, und die Gunst dreier Fürsten, des Kaisers Karl, der Herzöge Georg von Sachsen und Wilhelm von Bayern, all das war ihm zu Theil geworden. Eine dauernde Gesundheit erfreute ihn. Nichts gab es, was er sich noch hätte wünschen können. Dankbar blieb er stets seiner Hochschule treu, obschon die ehrenvollsten Berufungen von auswärts, von Leipzig, Tübingen, Wien, Padua, Ferrara an ihn gerichtet wurden. So verführerisch auch alle diese Anträge waren, blieb er, und die bayerische Hochschule bereitete ihm eine Existenz, die eines so berühmten und begehrten Mannes würdig war. In den letzten Jahren seines Lebens stellten sich bei ihm häufig Steinbeschwerden ein, die ihn nicht wieder verließen und 1552 seinen Tod herbeiführten. In der Franziskanerkirche wurde die sterbliche Hülle des größten Mathematikers und Geographen seiner Zeit bestattet, doch ist sein Grabstein heutigen Tages verschwunden. Bildnisse von ihm sind uns mehrfach überliefert worden, und König Ludwig I. ehrte Apianus dadurch, daß er seine Büste in der Ruhmeshalle zu München aufstellen ließ. Sein Tod erweckte in der ganzen gebildeten Welt große Theilnahme. In einem von Adam Liber verfaßten Gedicht wird ganz Deutschland zu der Leichenklage um seinen großen Gelehrten, den man dem Archimedes gleichstellen müsse, aufgefordert. Ausländer erwähnen sein Ende und sogar ein Theologe Namens Hermann nennt ihn in einer Klagschrift „astronomum et cosmographicum insignem".

Schwer ist es, sich in Apian's Schriften hineinzuarbeiten, denn sein fast polyhistorisches Wissen hat nahezu auf allen Gebieten Früchte gezeitigt. Ein Werk, das auf dem Gebiete seines geistigen Schaffens einzig dasteht, ist das „Corpus inscriptionum", erschienen 1524 in Ingolstadt. Regen Antheil an diesem Werke, welches infolge der im Auftrage Fugger's gemachten Reise entstand, hatte sein Freund Amantius. Apianus hat es unmöglich allein herstellen können, viele Alterthumsforscher haben ihre Beiträge dazu geliefert und Melanchthon hat es in einem beigedruckten Begleitschreiben auf das Wärmste empfohlen. Er hebt besonders hervor, daß eine Sammlung dieser Art den antiquarischen Studien mächtigen Aufschwung gewähren müsse. Es enthält Inschriften aus aller Herren Ländern, welche fast durchgängig von Holzschnitten, die nach damaligen Verhältnissen sehr gut genannt werden müssen, begleitet sind. Freilich finden sich in dem Buche mehrfach falsche Aufschriften. Doch hat es seinen Zweck trotzdem durchaus erreicht. Es war das erste derartige Werk und fand noch im vorigen Jahrhunderte bei den Archäologen viel Anklang. Jetzt ist es fast ganz vergessen, denn da es nur in einer ganz kleinen Auflage gedruckt worden ist, ist es sehr schwer zu haben. 1527 gab Apianus ein Rechenbuch, ein Elementarbuch im allerengsten Sinne des Wortes heraus. Es erlebte 1534 die zweite, 1537 die dritte Auflage. Bedeutungsvoll ist, daß es das erste Rechenbuch in deutscher Sprache ist. Um den Anfängern zu Hilfe zu kommen, führt Apianus das schon den Aegyptern bekannte Digitalrechnen (Fingerrechnen) wieder ein. In Bezug auf Multiplication und Division weicht Apian's Methode so sehr von der seiner Zeitgenossen ab, daß Treutlein sagt, seine Art und Weise verrathe den Geist einer neuen Zeit. Die bedeutendsten Mathematiker nach ihm fußen auf seinen Grundsätzen, und die neuesten Rechenmethoden zeigen eine auffallende Aehnlichkeit mit der seinen. In der Regeldetri legt er schon besonderen Werth auf das Wegheben gleicher Factoren und ist immer bemüht, das Rechnen leichter und anschaulicher zu machen, aus welchem Grunde er das Rechnen mit Rechenpfennigen empfahl. In der Geometrie war er noch nicht so weit, doch wußte er alle Aufgaben so zu drehen und zu wenden, daß er sie zu lösen verstand, auch hat er in seinem instrumentum primi mobilis ein Instrument geschaffen, das heute noch treffliche Dienste in der Goniometrie leistet. Besondere Mühe gab er sich, Apparate zu erfinden, die eine möglichst vielseitige Verwendung zuließen. So erfand er eine Sternenuhr, die äußerst geistreich erdacht ist und ohne daß nennenswerthe Verbesserungen daran gemacht wurden, ihre Brauchbarkeit bis heute erhalten hat. Viel Fleiß verwendete er auch, um die Beobachtungsinstrumente zu verbessern. Er schrieb eine Abhandlung über den Quadranten (mit zahllosen Abbildungen). Den Quadranten brauchte er u. A. zum Feldmessen, zur Bestimmung der Höhe von Thürmen, der Tiefe von Brunnen. Er stellte damit Versuche über Wasserversorgung einer vom Feinde belagerten Festung an, wobei er zweifelsohne das Gesetz von den communicirenden Röhren und des artesischen Brunnens kannte. Er lehrte, wie man mit Stäbchen, Strohhalmen, ja sogar den Fingern Zeitbestimmungen machen kann. Man muß staunen über diese Findigkeit und das Geschick, mit möglichst einfachen Mitteln möglichst viel zu erreichen. Eifrig widmete sich Apianus auch der Feldmeßkunst und bediente sich zur Erleichterung der Operationen des schon den arabischen Seefahrern bekannten Jakobsstabes. Aus dem 1533 erschienenen Werke „Folium populi" sehen wir, daß er in mathematisch-geographischen Dingen große Kenntniß besaß. Bei allen seinen Arbeiten fehlte Apianus bis jetzt ein Universalinstrument zur Landesvermessung, welches er sich nun in seinem Torquestum vorzüglich herstellte. Dieses Torquestum ist die Grundlage des Azimuthalquadranten Tycho de Brahe's und anderer Instrumente geworden. — Seine wahre Genialität zeigte Apianus aber erst in der Astronomie. Er war der Erste, welcher den Gebrauch von Blendgläsern in Vorschlag brachte und jeder Freund der Sternenkunde mag sich, wenn er durch ein angerußtes Glas den Verlauf einer Sonnenfinsterniß verfolgt, des Erfinders dieses ebenso einfachen, als sinnreichen Hilfsmittels erinnern. Globen, welche heute nur noch Lehrzwecken dienen, früher aber für den Forscher von großer Bedeutung waren, hatte sich Apianus in großer Anzahl angefertigt. Für Karl V. hatte er eine Uhr aus reinem Golde gefertigt, welche die Bewegungen der Planeten und Fixsterne darstellte. Seinen Schülern zu Liebe gab er das Compendium des Saco Bosco, das geradezu als

classisch bezeichnet werden muß, heraus. Sein größtes Werk aber war das „Astronomium Caesareum“ mit vielen zum Theil beweglichen Figuren. Den beiden Herrschern Karl und Ferdinand gewidmet, wurde es in der Officin in Ingolstadt mit einer Pracht ausgestattet, welche uns heute noch Bewunderung ablockt. Störend in dem Werke ist nur, daß der Verfasser, um seine Gönner zu ehren, alle Zeitbestimmungen auf den Geburtstag oder das Geburtsjahr Karl's V. oder Ferdinand's I. bezieht. Apianus war bemüht, alle Erscheinungen durch Darstellung, nicht durch Berechnung zu erklären. Da man sich die Erde als Mittelpunkt des Weltsystems dachte, so konnte man durch Scheiben von verschiedenem Umfange und verschiedener Umdrehungsgeschwindigkeit die Bewegungen des Universums im Kleinen nachahmen. Mehrmals giebt er auch Andeutung über sogenannte kritische Tage, — also auch das ist schon einmal dagewesen! Großes Verdienst hat sich Apianus dadurch erworben, daß er der Erste war, der Beobachtungen an Kometen machte. 1532 erschienen die ersten Beobachtungen darüber in der „Practica“ und später eine besondere Abhandlung über Kometen, in welcher er zum ersten Male die Beobachtung machte, daß der Schweif der Kometen stets der Sonne abgewendet sei. Von dem Aberglauben seiner Zeit war natürlich auch Apian nicht ganz frei; er glaubte ganz entschieden an eine Einwirkung der Kometen auf die Erde. Seine „Practica“ schließt er mit den Worten: „Wie wohl ein Comet natürlich geschiecht, dennoch ist er zu einer warnung von Gott in sonderheit geschaffen, darumb will ich dises mein prognosticon nicht dahin lantten, als müsten diese Dinge alle also geschehen, Sonder der will Gottes mag alle ding in einem augenblick verkehren, und seinen Zorn davon wenden.“ Auch den Ort der Kometen hat er ermittelt; die Entfernung derselben von der Sonne vermochte er aber nicht zu bestimmen. Natürlich war Apianus auch in der Astrologie, ohne die man sich in damaliger Zeit die Astronomie gar nicht denken konnte, vollständig zu Hause, er ordnete die Planeten, stellte das Horoskop und suchte die Zukunft daraus zu erfahren. Ja er behauptete sogar, daß die Sterne Einfluß auf die menschliche Gesundheit hätten. — Auch auf dem Gebiete der Optik und Mechanik war unser Ingolstädter Gelehrter thätig. 1535 gab er die Optik des Witelo neu heraus, welche Ausgabe die erste des genannten Werkes war. Hätte er alle seine Pläne über Optik ausführen können, so würde er sich auch einen Ehrenplatz in der Naturwissenschaft erworben haben. Er ist der erste deutsche Professor, der die wissenschaftliche Mechanik zum Lehrgegenstande einer Hochschule erhob und zugleich durch die Veröffentlichung des Jordan'schen Manuscriptes ein eigenes Compendium für diese Wissenschaft lieferte. — 1520 gab er eine Weltkarte heraus, deren Werth zwar gering ist, da ihm nur wenig Material zur Verfügung stand. Von Bedeutung ist sie nur insofern, als auf ihr der neue Welttheil zum ersten Male voll und ganz berücksichtigt worden ist. Auch der Name Amerika ist hier zum ersten Male auf einer gedruckten Karte zu lesen. Zur Darstellung seiner Karten benutzte er eine neue Projectionsmethode und stellte die Erde als plattgedrücktes Herz dar. Seine geographischen Ortsbestimmungen sind werthvoll als die ersten im Druck erschienenen und enthalten bei den Städten geschichtliche Notizen. Vielleicht das beste Werk, das er herausgab, ist der „Cosmographicus liber“, ein geographisches Handbuch im eigentlichsten Sinne des Wortes, das in der Zeit von 1529—1600 nicht weniger als 15 mal aufgelegt wurde und durch seinen schnellen Absatz die Quelle seines großen Reichthums wurde. — Fassen wir noch einmal zusammen, was die Welt dem großen, einer sächsischen Stadt entsprossenen Manne verdankt, so finden wir, daß er im „Corpus inscriptionum“ dem Alterthumsfreunde reiches Material überliefert hat. In der Arithmetik überragte er seine Zeit bedeutend. Die Geometrie förderte er durch sein „instrumentum mobilis“. Der Zeitmeßkunst gab er ein heute noch brauchbares Instrument. Er führte die Sonnenblendgläser ein und lieferte die ersten brauchbaren Kometenbestimmungen. Optik und Mechanik förderte er durch Neudrucke alter Werke. Die geographischen Längen bestimmte er durch Messungen der Abstände des Mondes von den Fixsternen. Seine Kartenprojection bewährte sich zwei Jahrhunderte hindurch und seine geographischen Ortsbestimmungen im „Cosmographicus liber“ bezeichnen den ersten nennenswerthen Fortschritt, den die mathematische Erdkunde seit Ptolemäus gemacht hat.

Bücherbesprechungen.

— „Herr, den Du lieb hast, der ist krank“. Ein Trostbüchlein für Kranke von Johannes Ziegler. Vierte Auflage. Stuttgart bei Greiner & Pfeiffer. 120 S. 60 ₰. — Das vorliegende Büchlein will Seelsorgerdienste an Krankenbetten thun und enthält manchen tröstlichen Zuspruch in Liedern, Gebeten und Betrachtungen. Die Gebete entbehren nicht einer gewissen Innigkeit. Den Betrachtungen wäre eine präcisere Fassung an manchen Stellen zu wünschen. Schon der Satz (S. 1): „Du hast viele schlaflose Stunden in der Nacht; o wie lange (soll doch wohl „lang“ heißen) sind sie! Wie schleichen sie langsam dahin!“ Aehnliche Tautologien und nichtssagende Wiederholungen finden sich mehrfach und schwächen den Eindruck. D. K.

— An die Christenlehrpflichtigen und ihre Eltern. Von Johannes Ziegler, Pfarrer zu Hering in Hessen. Stuttgart bei Greiner & Pfeiffer, 1895. 16 S. — Das vorliegende Schriftchen berührt einen wunden Punkt. Während früher die confirmirte Jugend aus Pflicht und wohl auch mit Freuden an der Christen- oder Katechismuslehre theilnahm, auch Erwachsene sich dazu hielten, ist der Besuch derselben heute ein sehr dürftiger. Junge Christenherzen sind Knospen, die zu ihrer Entfaltung Licht von oben bedürfen, aber man glaubt, wie richtig hervorgehoben ist, daß Confirmanden- und Schulunterricht zur Aneignung der Heilswahrheiten hinreichend seien. So hört für viele Neuconfirmirte die Einwirkung der Kirche bis auf vielleicht spärlichen Besuch des Gottesdienstes in einem Alter auf, in dem alle Kräfte Leibes und der Seele sich mächtig entwickeln und der Mensch sich erst seine eigentliche Richtung und Weltanschauung bildet. Es ist das eine tief empfundene Lücke. Ganz besonders wäre heute gegenüber den zahlreichen Einwirkungen entgegengesetzten Art die Bewahrung und Befestigung der Jugend in christlichen Anschauungen von Nöthen. Ob in der Christenlehre oder in den Katechismusunterredungen, welche immer noch ein mehr oder weniger lehrhaftes schulmäßiges Gepräge tragen, dies Ziel recht zu erreichen ist, und ob nicht dem kirchlichen Verkehr mit der confirmirten Jugend noch eine andere Form gegeben werden könnte, darüber soll hier nicht geredet werden. Der Verfasser ist auf solche Fragen nicht eingegangen. So lange wir aber diese Unterredungen als kirchliche Institution haben, müssen wir versuchen, die Jugend dazu anzuhalten, was hier in anerkennenswerther Weise geschieht. Dazu thut der Verfasser einen weiteren Schritt, indem er auch ein mahnendes Wort an die Eltern richtet, ohne deren treue Mithilfe und christliches Beispiel sich schwerlich etwas erreichen lassen wird. Möchte das Schriftchen seine Mission erfüllen. D. K.

— A. Dirr, Theoretisch-praktische Grammatik der annamitischen Sprache. Wien, Hartleben, 8°. — Es ist ein erfreuliches Zeichen für die Zunahme der deutschen Beziehungen zum Osten Asiens, daß nun auch das Annamitische, wie vorher das Chinesische und Siamesische, in den Kreis der Sprachen gezogen worden ist, deren Kenntniß der um diese Culturmission wohlverdiente Hartleben'sche Verlag weitern Kreisen vermittelt. Das vorliegende Werk ist die erste deutsche Grammatik dieser Sprache, und schon deshalb mit Freude zu begrüßen. Es ist aber auch eine recht gute Grammatik. Denn sie giebt dem Lernenden nicht, wie etwa die höchst anspruchsvoll auftretende Arbeit Diguet's, die Theile in die Hand und überläßt es ihm, das geistige Band, den Bau der Sprache, selbst zu suchen, sondern sie strebt danach, in einem theoretischen Theile durch kurze, verständliche Regeln ein Bild von der Art zu geben, wie die Sprache mit ihrem (im angehängten Wörterbuch verzeichneten) Stoffe wirthschaftet. Auf dieser Grundlage erhebt sich der praktische Theil, so daß die Darstellung als Ganzes betrachtet vom Worte zum einfachen Satz, von diesem zur Periode fortschreitet, um in einer kleinen Chrestomathie zu gipfeln. Es wäre aber theoretisch wie praktisch unzweifelhaft richtiger gewesen, die Stellungsgesetze, die als Syntax den Schluß des theoretischen Abschnitts bilden, und die allgemeinen Bemerkungen über den Sprachbau, die jetzt unter den verschiedenen Wortkategorien zerstreut sind, als die Grundlage dieser wie aller einsilbiger Sprachen an den Anfang zu setzen; die Stellungsgesetze selbst hätten schärfer präcisirt werden dürfen. Cy.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 48. Dienstag, den 23. April. 1895.

Küstenbilder von Memel bis zur Weichsel.

Von Dr. Max Hecht. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

V. Landschaften des Frischen Haffs.

Beide Binnengewässer fordern zu einem Vergleich heraus. Sie haben manches Aehnliche, manches Verschiedene. Beide sind langgestreckt, durch einen schmalen Landstreifen gegen die See abgeschlossen und durch ein Tief im Norden mit derselben verbunden; hier wie dort liegt nördlich von der Ausmündung eine Stadt; beide bilden eine große Bucht, erhalten den Zufluß gewaltiger Ströme, welche in vielverzweigten Armen ihre Fluthen in die Haffe ergießen. Beide sind dem Versanden ausgesetzt und bieten der Schiffahrt nur schmale Fahrrinnen. Bei dieser Aehnlichkeit besteht doch auch eine große Verschiedenheit. Das Kurische Haff hat bei gleicher Länge etwa den doppelten Flächeninhalt; es hat die Gestalt eines rechtwinkligen Dreiecks und ist im Süden am breitesten. Das Frische Haff ist ein längliches Viereck und hat am Nordende die größte Breite. Die Kurische Nehrung ist breiter, hat höhere Dünenketten, die nur zum geringen Theil bewaldet sind, meist als gelbliche Sandberge meilenweit sich hinziehn. Die Frische Nehrung ist fast ganz bewachsen und hat nur noch wenige kahle Sandhügel aufzuweisen. Jenes ist nach der Landseite hin von flachen Ufern und einem dichten Gürtel von Forsten eingerahmt; dieses hat an der langen Südostseite größtentheils steile Uferhöhen und nur an der flachen Nordseite zusammenhängende Waldungen. Das Kurische Haff hat die durch den Memelstrom gebildete Niederung im Osten, das Frische Haff die Niederung der Nogat und Weichsel im Südwesten. Von der Nehrung abgesehen hat das Frische Haff eine ungleich mannigfaltigere und interessantere Umgebung als das Kurische. Ludwigsort, Balga, Frauenburg, Cadinen und Panklau, das etwas weiter abliegende Elbing sind die reizvollsten Punkte dieser Strecke, auf die wir näher eingehen müssen.

Ludwigsort, in mehr gesunder als anmuthiger Lage in einem Kiefernwalde an der Eisenbahnlinie Königsberg-Dirschau gelegen, gilt als klimatischer Kurort. Eine Merkwürdigkeit dieser Gegend war die früher hier auf einem Gütchen in der Nähe des Haffes wohnende Frau eines Kleinbesitzers, Domnick, welche als Heilkünstlerin lange Jahre segensreich wirkte und vielen, von Aerzten aufgegebenen Kranken die Gesundheit wiedergab. In Equipagen, auf Kähnen, zu Fuß strömten die leidenden Menschen herbei und füllten den Raum vor der Thür des Hauses, welcher mit weißem Sande und mit Tannenzweigen bestreut war. Bei ihrer unvergleichlichen Diagnose erkannte sie unfehlbar den Sitz der Krankheit, und die vorzüglichen Arzneien, die sie verordnete, hatten meistens Erfolg. Bei ihrer derben Offenheit sagte sie es dem, welchem nicht zu helfen war, gerade ins Gesicht: „Was wollen Sie noch, Sie tragen ja den Tod schon Huckepack!“ Diese geniale Frau hatte im Freiheitskriege, wo sie als Marketenderin mitzog, zum ersten Male Anregung empfangen, heilende Kräuter kennen zu lernen, und nach ihrer Aussage die Anatomie des menschlichen Körpers, die sie zum Erstaunen der sie besuchenden Aerzte bis ins Kleinste beherrschte, an den geschlachteten Schweinen studirt. — Bei Ludwigsort fallen die des Waldschmucks entbehrenden Ufer etwa 1 Meile lang steil zum Haffe ab; sie bestehen überwiegend aus strengem Lehm — wie überhaupt das ganze südöstliche Ufer — und zeigen neben diluvialen stellenweise auch tertiäre Bestandtheile. Von Ludwigsort unternimmt man gern einen lohnenden Ausflug nach dem Pr. Eylauer Forst mit einladenden Gondelfahrten auf zwei Waldseen; oder man sucht die Lenzenburg auf und überzeugt sich von der charakteristischen Anlage einer alten Preußenburg, wovon in der Haffgegend mehrere treffliche Exemplare zu finden sind, z. B. der sogenannte Lateinerberg, $^3/_4$ Stunde von Heiligenbeil, oder die Tolkemita, $^1/_2$ Stunde von Tolkemit. Wenn sie auch durch ihre charakteristische Form im Landschaftsbilde leicht kenntlich sind — drei Seiten sind steil, die vierte ist durch Wall und Graben geschützt —, so verlieren sie doch immer mehr und mehr von ihrem ursprünglichen Aussehen dadurch, daß sie bebaut, die Gräben nach der Wallseite zugeschüttet und der Wall abgetragen wird. Den Kesselgrund des Lateinerberges, in dem einst die Pruzzen mit Keulen, Bogen, Lanzen und Schwertern lagerten, füllte diesen Sommer ein Getreidefeld. Eine Meile von Ludwigsort liegt das Städtchen Brandenburg am rechten Frischingufer in unmittelbarer Nähe des Haffs. Hier hatte der Deutsche Orden, um für seine nordwärts vorschreitenden Eroberungen einen weiteren Stützpunkt zu gewinnen, 1266 eine Burg angelegt, welche jedoch im Jahre 1520 während des polnischen Krieges ein Raub der Flammen wurde und seitdem nicht wieder erstand. Sie vermittelte zwischen den starken Burgen von Königsberg und Balga.

Wer eine der gewaltigsten Festen des Deutschen Ordens kennen lernen will, der gehe nach Balga und staune die kolossalen Granitblöcke an, welche einst die Außenmauern der Hauptburg bildeten; eine 5 km lange Kunststraße führt von der Bahnstation Groß-Hoppenbruch durch das Dorf Balga zu den auf einer Strecke von etwa einem Kilometer jäh zum Haff abfallenden Uferhöhen, die 80′ erreichen mögen. Schon nach neunjähriger Thätigkeit waren die Deutschritter von Thorn aus bis zum Haff vorgedrungen. Nach Eroberung der Preußenfeste Honeda legten sie 1239 an dieser von Natur überaus günstigen Stelle die Burg Balga an, in einer mit den Cyklopenmauern wetteifernden Festigkeit. Es war die erste Burg in Ostpreußen, sie wurde Sitz eines Comthurs. Steinbrecht hat sie in seinem Werke: Die Baukunst des Deutschen Ritterordens in Preußen (Bd. II) eingehend behandelt, desgleichen A. Böttiger in seinen Baudenkmälern, denen wir hier folgen. Die Mauerreste des zum Haff jäh abfallenden Burghügels zeigen die unregelmäßig sechseckige Gestalt der Feste zum Unterschied von den später in Rechtecksform erbauten Burgen. Nach der Haffküste zu lagen die Kapelle und wahrscheinlich der Schlafraum, nach der Landseite zu der Capitelsaal, zwischen diesem und der Kapelle, im Süden, der Remter. In der Mitte des Hofes sieht man noch die Vertiefung des Brunnens. Den Schutz gegen die Landseite bilden drei concentrisch gezogene Gräben; hier war die Vorburg, von der ein Thurm und die Außenmauern eines Hauses für höhere Ordensbeamte gut erhalten sind. Die unvergleichliche Festigkeit von Balga bewährte sich im ersten organisirten Preußenaufstande bald nach 1240, wo neben Elbing nur Balga sich hielt; desgleichen bestand Balga den Sturm des zweiten Aufstandes von 1260—73. Als der Orden nach der Niederwerfung des ersten Aufstandes (um 1250) die Eroberung von Natangen und Samland in's Auge faßte, da wurde Balga für dieses wichtige Unternehmen Waffenplatz und Stützpunkt der Kriegsoperationen. Nach beendigter Unterwerfung Preußens wird Balga ein wichtiger Verwaltungssitz und der Comthur von Balga tritt mit seiner Streitmacht in den späteren Kämpfen gegen die Litauer und Polen rühmlich hervor. 1525 verlieh der Herzog Albrecht Balga dem evangelisch gewordenen Bischof Polenz als Kammeramt, 1620 diente es im ersten schwedischen Kriege Gustav Adolf als Kriegsdepot; später wurde es Domäne, 1770 brauchte man es als Steinbruch. 1887 wurde Balga vom Landbauinspector Steinbrecht bloßgelegt; viele Werkstücke nahm derselbe nach der Nogatfeste hinüber, viele auch wurden

zum Bau der Festung Pillau verwandt. — Von der Höhe des Burgfelsens, oder noch besser von der Spitze des Thurmes, genießt man einen weiten Blick über das Haff und seine reizvolle landschaftliche Umrahmung. Nach Norden grüßen uns der Pillauer Leuchtthurm, die Landmarke, die Ruinen von Lochstedt, die uns schräg gegenüberliegen, hinter den dunkeln Waldungen des nördlichen Haffufers die in blauen Duft gehüllte Kuppe des Galtgarbens; weiter rechts die Thürme von Königsberg. Die Nehrung erscheint fast nirgend kahl und sie scheint näher zu sein als es in Wirklichkeit der Fall ist. Verfolgen wir das Gestade des Haffs nach Süden, so wechseln steile Uferhöhen mit flacher Küste. Bei genauerer Beobachtung erscheinen die niedrigen Flächen als junge alluviale Bildungen, landwärts von Höhen umzogen, welche als einstige Haffufer anzusehen sind und mit den gegenwärtigen Uferhöhen zusammenhängen.

Auf unserer weiteren Reise berühren wir das Städtchen Heiligenbeil und gelangen bald nach Braunsberg. Sehenswerth ist in der 8000 Einwohner zählenden Passargestadt das mit mehr als 300 Bildwerken besetzte Sculpturen-Cabinet im Lyceum Hosianum, von welchen mehrere von besonderer Schönheit sind. Das Gymnasialgebäude mit seinem Wandelgang und einer besonderen Kirche ist aus einem Jesuitenkloster hervorgegangen. Auch ein Landgestüt ist im Jahre 1891 hier errichtet. — Frauenburg liegt hart am Haff, überragt von einer etwa 80′ hohen Uferhöhe, auf welcher der 1388 vollendete, herrliche Dom inmitten einer rechteckigen burgartigen Befestigung stolz über das weite Haff schaut. Der in der südwestlichen Ecke des Vierecks stehende, 1685 erbaute, breite Thurm mit kurzer Spitze erscheint irrthümlich als der des Doms. Dieser entbehrt eines höheren Thurmes. Er ist ein Ziegelbau mit wendischem Verbande, besteht aus einem Langhaus, das bis zum Dache 48′ und bis zur Dachspitze 108′ mißt, dessen vorderer Giebelseite eine Vorhalle mit schönem Eingangsportal angebaut ist, und dem Chor oder Presbyterium mit geradem Abschluß. 1736 wurde an der südlichen Langseite die im Rundbau ausgeführte Kapelle vom Bischof Szembek hinzugefügt. Schöne mit reicher Gothik geschmückte und mit je 2 schlanken Thürmchen eingefaßte Staffelgiebel überragen das Langhaus, das auf der hinteren Giebelspitze ein spitzes Hütchen und in der Mitte einen kleinen Thurm mit Rundgang als Dachreiter trägt. Der mächtige Eindruck der langen Hallen mit den zu einer Höhe von 54′ sich aufschwingenden strahlenreichen Sterngewölben, die von einer Allee gewaltiger Säulen getragen werden, läßt es glaublich erscheinen, daß unsere Bewunderung neben der Marienburg dem großartigsten ostdeutschen Bauwerk gilt. Der Dom hat 20 Altäre und 2 Kapellen. Auf dem mit zwei korinthischen Säulen geschmückten Hochaltar stehn 6 silberne Leuchter mit einem Gewicht von je 48 Pfund. Die innere Ausstattung sammt den Altären ist nach der vollständigen Ausplünderung durch die Schweden erneut worden. Auf einer Gedenktafel lesen wir die Inschrift: „Astronomo celeberrimo, cuius nomen et gloria utramque replevit orbem“. Wer ist dieser berühmte Astronom? Derselbe, auf dessen Standbild in Thorn die stolze Inschrift zu lesen ist: Terrae motor, solis coelique stator. Einer der gewaltigsten Geisteshelden der Weltgeschichte, Copernicus, hat 33 Jahre in Frauenburg gelebt und im Dom seine Ruhestätte gefunden. Beim Aufgang zur Domhöhe hat man zur Linken einen stumpfen Thurm; hier wohnte Copernicus, und hier hat er auch sein System ausgedacht, das noch bestehn wird, wenn auch von Frauenburgs Dom kein Ziegel mehr auf dem anderen geblieben ist. Copernicus, 1473 zu Thorn geboren, später in Krakau und Warschau lebend, wo man ihm auch Denkmäler errichtet hat, wurde durch Vermittelung seines Oheims, des Bischofs Lukas Waisselbrode, 1510 als Domherr nach Frauenburg berufen, wo er als Geistlicher, als Mathematiker und auch als beliebter Arzt eine segensreiche Wirksamkeit entfaltete und wegen der sittlichen Hoheit seines Charakters und seiner überlegenen Geistesbildung in hohem Ansehen stand. Der von dem Flüßchen Baude, das sich etwas nördlich von der Stadt in's Haff ergießt, um einen Berg herum in die Stadt geleitete, einige Mühlen treibende Canal ist von Copernicus angelegt. Wie sehr die Phantasie des Volkes sich dieses interessanten Mannes bemächtigte, ersieht man daraus, daß in Städten wie Danzig, Graudenz, Marienwerder, Angerburg u. a. Copernicus als Urheber der dort befindlichen Wasserleitungen angesehen wird. Ja man glaubt, daß er in einem eigens construirten Wagen ohne Pferde durch die Stadt gefahren sei. Wenn der große Astronom in einem phantasievolleren Volke, als das ostpreußische ist, gelebt hätte, wer weiß, ob man den wunderbaren Verkündiger eines neuen Weltsystems und den uneigennützigen, erfolgreich wirkenden Arzt nicht mit einer Fülle von Sagen umsponnen hätte, wozu seine eigenartige Persönlichkeit wohl Anlaß geben konnte. Das unaufgeklärte Volk hätte sein Wirken vielleicht als Folge eines Bündnisses mit überirdischen Mächten aufgefaßt und es ist wohl möglich, daß in märchenreicheren Landen eine Copernicussage entstanden wäre, welche die empfindliche Lücke in unserer neuen deutschen Sagenliteratur hätte ausfüllen helfen. Doch die Erinnerung an das bekannte Gleichniß des Mephistopheles zog den Sinn schnell ab von solchen unfruchtbaren Speculationen und lenkte ihn wieder auf die schöne grüne Weide, welche sich vor der Höhe des Domberges rings ausbreitet. Nach Süden winkt uns ein schwellendes Hügelland mit Waldeskronen; der baltische Höhenzug schiebt hier einen über zwei Meilen breiten Rücken bis an das Haff vor. Er ist merkwürdig schon durch seine reichen Laubwaldungen, an denen Ostpreußen nur 20,8 v. H. aufzuweisen hat; er ist aber noch mehr als das. Wie in Masuren, bei Mehlsack und Heilsberg und im Oberlande, so erweist er sich auch zwischen Elbing und Frauenburg und später bei Danzig als ein wichtiger Factor ostdeutscher Naturschönheit, und hier wegen der unmittelbaren Nähe des Haffs und der nur 1 Meile entfernten See in erhöhtem Maße. Von der Domhöhe aus erscheint er wie ein ins Haff steil abstürzendes Cap. In einer Stunde haben wir ihn erreicht. Von der dürftig bewaldeten Höhe, welche vorhin wie ein Vorgebirge erschien, hat man einen jener köstlichen Blicke, durch welche gerade dieser Winkel des alten Preußenlandes einzig dasteht. Wir stehen hier zum ersten Mal hoch genug, um jenseits des waldigen Streifens der Nehrung als Abschluß des herrlichen Bildes den erhabenen Saum des blauen Meeres zu erblicken. Passarge erscheint die Küste bis Braunsberg, deren schönster Schmuck der thurmreiche Frauenburger Dom ist, ähnlich wie Wisby, von Högklint aus gesehen. Vor uns im Haff bemerken wir einen riesigen Stein, welcher der Heilige genannt wird; vielleicht hat er nach Passarge's Vermuthung seine Bezeichnung daher, daß die alten Preußen die Erstlingsopfer des Fischfangs ihrem Gotte Kurche auf demselben darbrachten. An ihn knüpft sich auch eine Sage. Zwei Riesen, von welchen der eine auf dem Festland, der andere auf der Nehrung wohnte, hatten nur ein Beil und pflegten sich dasselbe bei jedem Gebrauch über das Haff zuzuwerfen. Einst verweigerte es der Riese, welcher bei Tolkemit wohnte. Da ergriff der Genoß von der Nehrung einen mächtigen Stein und schleuderte ihn nach dem jenseitigen Ufer, er glitt jedoch am Daumen ab und fiel kurz vor dem Ziel ins Haff.

An dem durch den Anprall der Eisschollen zerrissenen und zerklüfteten Ufer lassen sich die einzelnen geologischen Schichten der Humuserde, des Lehms und Sandes sehr deutlich erkennen. Oft hat sich der gelbe Sand durch Eisenocker zu festen Stücken zusammengeballt, die nach Passarge auf der Nehrung Pfefferkuchen genannt werden. Der reiche Thongehalt der Uferhöhen hat das Städtchen Tolkemit, das wir auf unserer weiteren Wanderung berühren, seiner blühenden Thonfabrikation nutzbar gemacht. Tolkemit ist auch der Geburtsort des unzuverlässigen preußischen Chronisten Simon Grunau und besitzt eine alte Ordenskirche. Sonst hat dies kleine Nest, wo, wie ein Student sagte, jedes Haus ein Eckhaus ist, das, von ferne gesehen, von den Fluthen des Haffs umspült zu sein scheint, die Bedeutung, das Landschaftsbild als Staffage zu beleben.

Von Tolkemit senkt sich die Kunststraße allmälig zu den Gefilden Cadinens hinab. Nicht die idyllische Lieblichkeit der masurischen Seen, nicht die berühmten Uferpartien des Samländischen Nordstrandes reichen an die Anmuth und Pracht dieser Hafflandschaften von Cadinen und Panklau, denen Lieblichkeit und Erhabenheit in so wunderbarer Mischung aufgeprägt ist. Seit 20 Jahren habe ich zu wiederholten Malen Warnicken und Cadinen besucht; von jenem empfing ich zuletzt einen um ein Weniges abgeschwächten Eindruck, von diesem jedesmal einen verstärkten. Am Fuße des buchenbewaldeten, aus der Ebene unmittelbar zu einer Höhe von 70 m aufsteigenden Klosterberges, der an die Laubwand von Schulpforta erinnert, liegt das herrliche Rittergut Cadinen, das sich seit 80 Jahren im Besitze der Familie Birkner befindet. Nach dem 1 km entfernten Haff hin breiten sich größtentheils Wiesen aus. Die Chaussee steigt bald hinter der 1000jährigen Eiche wie eine Bergstraße im Zickzack die Höhe hinauf und erreicht schon nach etwa 5 km ihren Gipfelpunkt (etwa 500′), der aber nach der Luftlinie gemessen höchstens 2 km vom Fußpunkt entfernt ist. Diese Höhe von 500′, welche

im absoluten Sinne kein Gegenstand ist, macht im Landschaftsbilde, zumal bei dem plötzlichen und unaufhaltsamen Aufsteigen, schon viel aus. Wer nun diese 5 km nach der 1000jährigen Eiche von oben herabsteigt, der glaubt in ein Zauberland gekommen zu sein angesichts des Panoramas, das sich ihm hier überraschend aufthut. Das Auge schweift über die Waldlandschaft und die Vorlande, über den weiten, mit Segelbooten besäten Spiegel des Haffs, über den waldigen, weiß gesäumten Streifen der Nehrung, der wie ein Damm in das mächtige Wasserreich hineingebaut zu sein scheint; und das Ganze ist verklärt durch die azurne Borte der See im fernen Hintergrunde. Dieses grandiose Bild verschiebt sich stets mit der Veränderung unseres Standpunktes. Bald erscheint vom Haff eine weite Fläche, bald nur ein Ausschnitt; vom Meere bald eine breite Zone, die bei höherem Standpunkt wie eine steile Wand die Nehrung zu überragen scheint, bald als ein schmaler Saum. Dazu kommt der schnelle Farbenwechsel mit der Veränderung der Physiognomie des Himmels. Unterhalb einer gewissen Höhe verschwindet der herzerfreuende Streifen des Meeres, und wir haben in den unteren Regionen dieses kleinen Gebirgslandes eine mehr geschlossene Hafflandschaft, die aber auch immer neu und verschieden ist. — Die Kunststraße kann als ein Schlüssel zu den Schönheiten dieser Gegend aufgefaßt werden. An der Pforte dieser glücklichen Region liegt ein Forsthaus in beneidenswerther Lage, das über Wald, Thal und Höhe weit über Haff und See hinausschaut. Auf der anderen Seite der Straße, wenige Schritte von dem als Logirhaus eingerichteten Forsthause, ist der Waldessaum einer langen, tiefen Schlucht, die bis zum Haff sich hinabzieht; er begleitet eine Strecke der Kunststraße. Wenn wir ihn entlang wandern, so überrascht uns eine Aussicht nach der anderen, und immer werden wir durch die Mannigfaltigkeit und Neuheit der Bilder in eine neue, erhöhte Stimmung versetzt. Hier stehen wir am kegelförmigen Karlsberg, der sich, von Pillau aus gesehen, allein aus der Gruppe dieser Berge abhebt. Er hat auch nautische Bedeutung; denn wenn den Schiffern auf dem Meere nach zwei Meilen die Nehrung schon entschwunden ist, so bleibt der Karlsberg ihnen als ein willkommener Richtungspunkt noch meilenweit sichtbar. Bei klarem Wetter sieht man von diesem Waldesrande die 14 Meilen entfernten samländischen Berge Galtgarben und Hausen, wie auch den nach der Luftlinie 6 bis 7 Meilen entfernten Thurm des Kirchdorfs Hela. Sehr schön ist das geschlossene Bild eines tiefen, geräumigen Kessels, auf dessen reizvoll contrastirende Baumwipfel man von hier aus hinabblickt. Vom Ende dieser Schlucht, die man auch vom Forsthause aus durchwandern kann, führt der weitere Weg durch eine kurze Strecke Wald ins Freie, wo ein letzter entzückender Blick unsere Schritte hemmt. Wieder das große Haffgemälde, und unten rechts die Ziegelei und die sauberen, an den Klosterberg sich lehnenden Häuser von Cadinen. Auf die andere Seite der benachbarten Kunststraße lockt uns eine andere Sehenswürdigkeit. Hier befindet sich im Panklauer Walde ein etwa 60 Morgen umfassender Bezirk von Buchen, welche unter dem Namen „Heilige Hallen" bekannt sind. Wie Säulenschäfte stehen die Stämme der Buchen, ohne Seitenäste, nebeneinander. Ihre flachen, hohen Kronen vereinigen sich zu einem grünen Gewölbe, und es bemächtigt sich unser unwillkürlich ein Gefühl von Andacht, sobald wir diesen erhabenen Dom, wie ihn noch kein Dädalus zu Stande gebracht hat, betreten. Wir wandeln über reinen Waldesboden ohne Unterholz, frei von wucherndem Unkraut. Stille Dämmerung lagert auf der sanft ansteigenden Berglehne, und es wirkt zauberhaft, wenn die durch das Laubdach scheinende Sonne hin und wieder auf den Stämmen und dem verdorrten Laube des Waldbodens goldige Streifen und Flecke malt. Von den heiligen Hallen gelangen wir auf der Kunststraße in wenigen Minuten nach Cadinen und zu der vorn am Park stehenden Rieseneiche. Welch' ein Baum mit welchem Umfange und welcher Krone! Wenn uns schon Scherben und Geräthe ihres hohen Alters wegen werthvoll sind, wie muß uns ein organisches Wesen, wie diese Eiche, die ihre Wurzeln in eine so weit entlegene Vergangenheit streckt, ehrwürdig erscheinen! Was könnte sie uns Alles erzählen! Sie stand schon im Jünglingsalter, als der erste Strahl des Christenthums 997 erfolglos in das Dunkel des preußischen Heidenthums fiel. Sie erlebte einige Jahrhunderte des Friedens, da die alten Bewohner bei Ackerbau und Fischfang und in dem naiven Glauben an das Dasein ihrer Götter an den Gestaden des Haffs ein glückliches Leben führten, und wüßte gewiß von den Jagden der Edeln auf Bären und Auerochsen zu berichten, die damals in den dichteren Wäldern hausten. Sie sah die siegreichen Eroberer mit den kreuzgeschmückten, weißen Mänteln zu Wasser und zu Lande vorbeiziehen und erlebte die vielfachen politischen Stürme und Wandlungen der nächsten Jahrhunderte. Diese Wundereiche soll unter den noch wachsenden Bäumen der stärkste im Königreich Preußen sein. $1\frac{1}{2}$ m über der Erde hat sie einen Umfang von fast 9 m (etwa 29'). Das Maß ihres Wachsthums ist genau festgestellt. Am 28. August 1888 betrug der Umfang 8 m 64 cm oder 27' $6\frac{1}{2}$". Am 28. August 1893 = 8 m 81 cm oder 28' 1". Der Umfang des Stammes hat also in 5 Jahren um 17 cm = $6\frac{1}{2}$" zugenommen. Dabei ist das Innere der Eiche hohl, eine verschließbare Thür führt in den Raum, in welchem bei einem Manöver 13 Jäger hineingesteckt wurden. Wir treten nun in den Park, der gewiß zu den schönsten des östlichen Deutschlands gehört. Auf ebener Erde haben wir vor dem stattlichen Schloß den ursprünglichen Garten mit Orangerie, Teich, Springbrunnen, wohlgepflegtem Rasen und einigen antiken Büsten. Er wird an der einen Seite von einer Doppelallee ehrwürdiger Kastanien, an der anderen von englisch geschorenen Lindenhecken eingeschlossen. Diese contrastiren in der reizvollsten Weise gegen den überragenden Hintergrund der urwüchsigen, herrlichen Buchen, welche sich mit ihren bemoosten Riesenstämmen die Wand des Klosterberges bis zu dessen Höhe hinanziehen. Eine Buche, die gefällt werden mußte, ergab nicht weniger als 42 Raummeter Holz. Eine Grotte, ein ruhender Löwe und ganz oben der Jubiläumsplatz liegen terrassenartig über einander. Auf dieser, durch eine Ballustrade von Sandstein eingefaßten Arena steht eine von Calandrelli in Chamotte gebildete Germania, dem Besitzer Cadinens, Hrn. Landrath Birkner, von dessen Freunden zur Erinnerung an den 75jährigen Familien-Besitz dieses Rittergutes gewidmet. Wie nach Süd-Osten durch den Abhang des Klosterberges, so ist der Garten auch nach Osten durch einen waldfreien Hügel erweitert worden. Vom Gipfel desselben grüßt uns eine im gothisirenden Ziegelbau aufgeführte schlanke Kapelle, das Erbbegräbniß des Besitzers. Eine kleine Allee kegelförmig zugestutzter Wachholderbäume steigt, wie ein Trauerzug, den steilen Weg hinan. Droben auf der Plattform, wo bequeme Sitze zur Rast einladen, prägt sich besonders gegen Abend ein stimmungsvolles Bild in die Seele. Vor uns breitet sich die weite Fläche des Haffs aus, das vom Jubiläumsplatz aus nur keusch durch den grünen Schleier der Baumkronen blickte. Es scheint im Wandern begriffen, tausend und aber tausend krystallene Wellen ziehen unaufhaltsam der niedergehenden Sonne zu; hell erglänzen die Segel der diese Zone passirenden Boote. Nur noch die Höhen sind verklärt vom röthlichen Schimmer, schattig liegt uns zu Füßen der Garten mit seinen umgebenden Hecken. Ruhe und Friede senkt sich auf die einschlummernde Natur. Nur hin und wieder geht ein Rauschen durch den Buchenhain, aber regungslos verharren die ernsten Tannen, welche im Halbkreis den Fuß desselben umsäumen. Nur tief unten plätschert unermüdlich der Springquell, wirft zuweilen im neckischen Spiel Wasserbüschel über die Baumkronen und läßt staubartige Wölkchen fliegen. Eine weitere Sehenswürdigkeit von Cadinen ist die Klosterruine auf der Höhe des Klosterberges. Auch hier sehen wir, wie der den Germanen nachgerühmte ureigene Sinn für die Schönheit der Natur neben den Rittern auch auf die katholische Geistlichkeit sich treu vererbt hatte. Sie fanden mit feinem Gefühl die schönsten Punkte für ihre Niederlassungen. Wenn man auf einer Reise durch Deutschland sich darauf beschränkte, allein die Ruinen der Burgen und Klöster aufzusuchen, so würde man sicher die sehenswerthesten Gegenden des Vaterlandes kennen lernen. Wir stehen hier vor den Mauern der Kapelle eines 1684—86 erbauten Franziskanerklosters. Der ganze, 8 Morgen große Klosterbezirk ließe sich aus den Trümmern reconstruiren. In einem gut erhaltenen Flügel befindet sich die Schule und die Wohnung des Lehrers. Früher hatte die Klosterkirche, als sie noch mit einem Dach versehen war, eine herrliche Akustik. Im Jahre 1811, als die Bettelorden aufgehoben wurden, setzte man auch das Cadiner Kloster auf den Aussterbeetat, das dann noch bis 1826 vegetirte. Drei Mönche, denen es in diesem Elysium zu wohl gefiel und welche in aller Stille hier noch weiter der Schlemmerei huldigten, mußten vom Staat gewaltsam entfernt werden. Der letzte Mönch, Raphael Bock, fand 1829 seinen Tod im Pregel. — Das Großartigste, was Cadinen bietet, sind die sogenannten Rehberge und ihre Aussichten. Man könnte sie einen Harz im Kleinen nennen. Ein System von tiefen quellenreichen Schluchten zwischen reich gegliederten, nach dem Innern zu ansteigenden

Höhen breitet sich, mit Laubwald bewachsen, über mehr als 5000 Morgen aus. Die Aussichten sind daher großartiger als die uns bereits bekannten, weil sich hier der Hintergrund der Gewässer wesentlich vertieft und der Blick über einen langen Vordergrund waldiger Schluchten und Höhen schweift. Kurz, aber treffend schildert Fritz Wernick (Nordostdeutsche Städte und Landschaften Nr. 3, S. 53 f.) die Rehberge. „Ein wild zerklüftetes Land, hohe, steile Waldberge, tief in den Boden gerissene Schluchten, in deren Grund Forellenbäche rieseln, hoher Wald und Aussichten von großartiger Pracht, einzig in ihrer Art in der ganzen Provinz, denn von allen Höhen sieht man nur die kühn geformten, jäh zerrissenen Waldberge, die tiefen Abgründe, die weiten Wasserspiegel des Haffs und der See, keine Ansiedelung, kein Ackerfeld, keine Culturoase. Es ist eine wahre Gebirgslandschaft, wie man sie in unserem Flachlande kaum vermuthet, in ihrer Wirkung noch gehoben durch den weiten Wasserhorizont."

Nach diesen erhebenden Bildern folgen wir der weiteren waldfreien Hügelkette, die etwa 1 Meile über Panklau hinaus das Haff bis zu dessen Südküste begleitet. Auf den Berghängen und in den versteckten Winkeln dieser Strecke reift vortreffliches weit berühmtes Obst.

Reimannsfelde, an der Mündung einer Schlucht, war früher als Wasserheilanstalt sehr beliebt und gesucht. Die Quellen im Grunde haben eine Temperatur von nur 6[illegible]°, die Luft im Mittel von 15—20° R. Gegenwärtig hat ein junger Apostel der Naturheilmethode im Schatten eines eingezäunten Parks eine kleine Gemeinde von Barfüßlern und Barhäuptlern um sich versammelt, die von einer überwiegend vegetarischen Lebensweise, von Dampf- und Sonnenbädern, wozu einige Zellen durch Bretterverschlag hergestellt sind, eine Besserung ihres gesundheitlichen Befindens erhoffen.

Würde die lange geplante Haffbahn, welche Elbing und Braunsberg verbinden und die beschriebenen Orte berühren soll, zur Wirklichkeit werden, dann würde Panklau und Cadinen, wie dieses entlegene Paradies es verdient, auch weiteren Kreisen von Naturfreunden erschlossen werden. Bis heute ist es zu ausschließlich Domäne von Elbing geblieben. Gegenwärtig ist man auf die Journaliere angewiesen, welche täglich den Personenverkehr von Elbing nach jenen Orten vermittelt.

Bücherbesprechungen.

— Der Hypnotismus. Vom christlichen Standpunkte aus beleuchtet von W. Rohnert, luth. P. Leipzig 1894. E. Ungleich. 20 S. — Zwei Aufsätze in der Zeitschrift „Quellwasser" über Hypnose und hypnotisches Heilverfahren, der eine von Pastor Schultze, der andere vom Hypnotiseur Dr. Großmann, haben des Verfassers Zorn erweckt und mit vollem Rechte. Beide behaupten nämlich, wir hätten uns die Wunder der alten Zeit, auch die Wunder Christi wesentlich durch Hypose und Suggestion zu erklären, und man könne nun auch heuzutage Wunder thun, nur auf wissenschaftlicher Grundlage. Gegenüber solchen Erscheinungen begreift man die Behauptung von socialdemokratischer Seite, das Christenthum werde zuverlässig von seinen eignen Theologen vollends zu Grunde gerichtet werden. Der Verfasser nimmt den für jeden Kenner christlicher Lehre und Weltbetrachtung selbstverständlichen Standpunkt ein, daß der Christ mit Krankheiten und krankhaften Zuständen nicht spielen soll, wenn auch unter noch so wissenschaftlicher Firma, sondern sie heilen soll, wenn er kann. Damit ist natürlich eine wirklich im Dienst der Wahrheit und der Liebe verwendete Hypnose nicht von vornherein verurtheilt; da aber die berühmtesten Sachverständigen über Art und Tragweite einer solchen Verwendung sich noch völlig im Unklaren befinden, so wird einstweilen die verständigste Losung für jeden verständigen Menschen lauten: Hinweg mit dieser, wie mit aller Geheimnißkrämerei! B. K.

— Der Geist der neueren Philosophie. Von Robert Schellwien. Erster Theil. Leipzig. Alfred Janssen. 1895. — Alles, was in dieser Schrift steht, ist zunächst nur des Verfassers eigner Geist. Die Lehre des Spinoza gilt ihm als Mittelpunkt und Ausdruck der allgemeinen Wahrheit der Philosophie. Von einer unbefangenen und rein objectiven Auffassung der Geschichte der neueren Philosophie kann schon aus diesem Grunde bei ihm nicht wohl die Rede sein. Weder von den Vorgängern noch von den Nachfolgern Spinoza's ist bei ihm irgendwie eingehend die Rede. Ob aber deswegen der Geist und Charakter der Lehre Spinoza's auch nur annähernd richtig von ihm getroffen worden sei, ist immer noch eine ganz andere Frage. Das ganze Denken des Verfassers ist keineswegs allein durch Spinoza und auch nicht sowohl durch dessen strenge wissenschaftliche Geistesverwandte wie etwa Schelling und Hegel sondern hauptsächlich durch die jüngere philosophische Schule mit ihrer Vergötterung des individuellen Subjectes in der solipsistischen Freiheit seines Willens, Vorstellens u. s. w. beeinflußt. Der Freiheitsbegriff namentlich hat nach ihm schon durch Spinoza seine allein wahre und echte Formulirung gefunden. Dieses ist ja aber gerade das Gegentheil von dem, was nach der gewöhnlichen Auffassung der für Spinoza charakteristische Begriff einer streng deterministischen Weltansicht in sich einschließt oder besagt. Es kann in der Philosophie freilich durch die jetzt herrschend gewordene Umdeutung der Begriffe alles Mögliche erreicht oder geleistet werden. Was der Verfasser eigentlich will, kann in einer einfachen und gemeinverständlichen Weise überall gar nicht bestimmt oder angegeben werden. Der Mensch ist ihm mit seinem Willen und Wissen zuletzt die Quelle und Basis unserer ganzen weiteren Anschauung von der Welt. Erkenntnißlehre und Metaphysik fallen für ihn wesentlich zusammen oder Denken und Sein sind zuletzt eines und dasselbe, was Alles jetzt keine neuen Gedanken mehr, sondern nur inhaltsleere Reproductionen früherer Standpunkte und Lehren der Philosophie sind. Es giebt jetzt nichts Unfruchtbareres als das endlose Fortspinnen der bloßen abstracten Principfrage nach dem Erkennen an sich oder dem Verhältnisse des Denkens zum Sein. Die gegenwärtige Zeit ist offenbar an einem Punkte angelangt, wo die Philosophie unter Anschluß an ihre ganze frühere Geschichte sich von Neuem innerlich zu sammeln und über ihre weitere Stellung und Aufgabe zur Klarheit zu erheben versuchen muß. Alles hat bisher nur in einer Anzahl großer, wichtiger und entscheidender Systeme bestanden. Von einer Philosophie an sich aber kann eigentlich in keiner Weise die Rede sein und auch in der sonst von redlichem Streben zeugenden Leistung des Verfassers wird nicht ein neuer und frischer Ansatz zu einer Weiterbildung des philosophischen Denkens zu erblicken sein. C. H.

— Der Reichstag zu Augsburg im Jahre 1530 von Pastor H. Lenk. Barmen, D. B. Wiemann. 2 ℳ. — Ueber den gewählten Titel wollen wir mit dem Verfasser nicht streiten: es mag schwer gewesen sein, einen ebenso kurz gefaßten und bezeichnenden zu finden, der dem Inhalt völlig entsprochen hätte. In der That behandeln von den 18 Capiteln dieser Schrift nur 10 den Reichstag zu Augsburg. Zunächst wird in fünf Einleitungscapiteln der Zustand der Kirche vor der Reformation und der Gang dieser letzteren in ihrem Verhältniß zum Staat und zu den Reformirten beschrieben; dann folgt eine genaue, quellenmäßige Darstellung des Verlaufs, den jene kirchlich und politisch so wichtige Versammlung genommen hat, zum Schluß aber wird der weitere Gang der Reformation bis zum Nürnberger Religionsfrieden und das Schicksal der Augsburgischen Confession bis zu ihrer Aufnahme ins Concordienbuch erzählt. Wir bezweifeln nicht, daß die Geschichte der Confession zur Geschichte des Reichstages von Augsburg mitgehört, und ebensowenig, daß das Jahr 1532 das Werk der Reformation zu einem gewissen Abschluß gebracht hat, und wenden also gegen die Abrundung der Schrift in Bezug auf Einleitung und Abschluß durchaus nichts ein. Was die Darstellung anlangt, so ist sie volksthümlich und gewandt, setzt aus Kirchen- und Weltgeschichte nicht mehr Vorkenntnisse voraus, als jeder leidlich unterrichtete Mensch besitzt, und läßt aus den Berichten und Briefen der Reformationszeit die Quellen reden, so weit es nach der ganzen Art des Buches möglich ist. Ein gutes Beispiel des angeschlagenen Tones bieten die Capitelüberschriften, von denen wir deshalb die des achten hier anführen wollen: Wie die lutherischen Fürsten zu Augsburg das Bekenntniß ihrer Kirche haben aufsetzen lassen und sich geweigert haben, an der Fronleichnamsprozession Theil zu nehmen. Die möglicher Weise hierdurch entstehende Befürchtung, es könne in dem Buche die anderwärts so beliebt gewordene Alterthümelei der Ausdrucksweise und des Stils anzutreffen sein, ist nicht begründet. Die Schrift eignet sich trefflich zu einem Lesebuch für die gebildete Jugend und überhaupt für einfache Leute, die für die Geschichte der Kirche Sinn haben. B. K.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 49. Donnerstag, den 25. April. 1895.

Philipp Égalité.

Von Dr. Helmolt.

Mrs. Crawford erzählt, die Stadt Paris habe dem am 24. August 1838 geborenen Sohne des französischen Kronprinzen zur Taufe ein Schwert*) verehrt mit der Aufschrift: „Mögest du es niemals gebrauchen!" Eine der seltnen Prophezeiungen, die sich bitter bewahrheitet haben. Es war am frühen Morgen des 24. Februar 1848, da dankte der König der Franzosen, gedrängt von Girardin, berathen von seinem Sohn Anton, dem Herzog von Montpensier, ab, indem er die inhaltsschweren Worte niederschrieb: „J'abdique en faveur de mon petit-fils le comte de Paris. Je désire qu'il soit plus heureux que moi. 24. Février 1848. Louis-Philippe." Der 24. Februar hatte damit begonnen, einen König vom Throne zu stürzen, — und lange, bevor er endete, hatte auch schon ein zweites Königthum aufgehört zu sein, das des 10jährigen Knaben: dies hat im wahren Sinne des Wortes nur auf dem Papier gestanden. Und trotz des merkwürdigen Geschicks, das im Jahre 1883 die Giltigkeit eines Verzichts wieder aufleben ließ, den am 5. November 1712 Philipp V. von Spanien hatte unterzeichnen müssen, quod Europae securitas et libertates unionem regnorum Galliae et Hispaniae sub uno eodemque rege omnino ferre nequiverint, trotz der anscheinend günstigen Entwicklung der Dinge also, die durch den Tod Heinrich's des Fünften, des Grafen von Chambord, den Grafen von Paris an seinem 45. Geburtstage Chef des königl. Hauses Frankreich werden ließ, ist es dabei geblieben. Denn wenn es auch nunmehr manchmal so scheinen wollte, als ob ein frischer, fröhlicher Handstreich gelingen müsse, — stets scheiterte dies an dem Führer der Legitimisten selbst. Der war eben nicht aus dem Holze geschnitzt, woraus man Prätendenten macht, geschweige denn solche von Frankreich: er war zu sehr Gentleman. Ludwig Philipp II. ist nie dazu gekommen, thatsächlich die Rechte eines Königs von Frankreich auszuüben und seine Pflichten zu übernehmen; sein Schwert blieb in der Scheide, Zeit seines Lebens. Ob dieser Exkönig der Franzosen deshalb wohl unglücklicher gewesen ist als sein Großvater?

Es ist ein merkwürdiges Geschlecht, diese Orléans; das ist keine Frage. Der Name „Orléans" ist nicht von Anfang an mit der Secundogenitur des Königshauses von Frankreich verbunden gewesen. Schon unter den Merowingern ein befestigter Platz Neustriens, war Orléans unter den Karolingern der Mittelpunkt einer Grafschaft, die durch Karl's des Kahlen Heirath mit Ermentrud königliches Besitzthum ward. Am Ende des 9. Jahrhunderts wieder eine unabhängige Herrschaft, gelangte Orléans in die Hände der Herzöge von Francien und wurde, als diese in der Person Hugo Capet's an Stelle der Karolinger auf den Thron kamen, ein integrirender Bestandtheil des Krongutes. Das blieb es solange, bis es üblich ward, dies Herzogthum — neben dem bloßen Titel, den unabhängig davon mehrere Prinzen des 16. Jahrhunderts nach einander geführt haben — als Ausstattung an königliche Prinzen zu vergeben, die nicht das Glück hatten, Dauphin zu sein. Seitdem unterscheidet man drei Häuser Orléans: zunächst die Linie Orléans-Valois, glänzend begonnen durch den am 23. November 1407 meuchlings ermordeten Herzog Ludwig (dessen interessante Politik in allen ihren verwickelten Fäden kürzlich durch den französischen Historiker Jarry in einer schönen Monographie klargelegt worden ist) und später (seit 1498) fortgesetzt durch die Königsreihe Ludwig XII. bis Heinrich III.; dann die nur durch ein Glied vertretene Linie Orléans-Bourbon I, die mit Gaston im Jahre 1626 den Titel erhielt; und endlich die Linie Orléans-Bourbon II, die ihren Ursprung von dem Bruder des Sonnenkönigs herleitet und, heute noch — zwar nicht im Besitze des Lehens, aber doch — im Besitz des Namens der alten Secundogenitur fortlebend, vielleicht über kurz oder lang von sich reden machen wird. Das 5. Glied in der Abfolge dieses dritten Hauses Orléans ist Ludwig Philipp Joseph, bekannt unter seinem Revolutionsnamen Égalité.

'S ist doch ein eigen Ding um die Vererbungstheorie. Elisabeth Charlotte schreibt einmal von ihrem 15jährigen Enkel, dem Herzog von Chartres, nachdem sie des Oefteren schon seine „abscheulich delicate" Gesundheit beklagt hat: „daß Kindt ist zu allen Tugendten geneigt undt hatt kein Laster". Da muß man sich doch fragen: wie kam diese Tugend unter die Orléans? Natürlich Erbtheil der vortrefflichen Großmutter aus biederem pfälzischem Blute! Sollte jedoch nicht auch die Erziehung mitgewirkt haben? „Madame d'Orleans hatt sich kein Augenblick umb ihre Kinder bekümert; ihr Sohn allein hatt daß Glück gehabt, gutte Hoffmeister zu finden, so ihn christlich undt woll erziehen. Daß ist gewiß, daß ich mein Leben nirgendts so, ich sage nicht fürstliche, sondern adtliche so ellendt habe erziehen sehen, alß man diesse Kinder hir erzogen hatt", schreibt Madame an einer andern Stelle. Und von Ludwig XIV. darob zur Rede gesetzt, antwortete die gewissenlose Mutter: „Je ne les connais pas plus que Votre Majesté, et je me ne suis jamais mêlée de leur éducation". So ist es nicht zu verwundern, daß bald auch der so artige Chartres in die väterlichen Fußstapfen trat: der Regent wollte es so. Verdrießlich schreibt Elisabeth Charlotte im Jahr 1719: „Meines Enckels tugendtsamer Sousgouverneur ist so hertzlich betrübt, daß ich fürchte, daß es dem gutten, ehrlichen Man daß Leben kosten wirdt. Es seindt gar zu gottloße Leütte hier, umb jungen Leütten nicht in allen Lastern zu helffen." In der That hat es dann die Erziehung der Demoiselles des Palais-Royal fertig gebracht, daß Chartres bald den echten Bourbons, einem Condé, Charolais und Conti, in nichts nachgab. Nun haben wir den rechten Großvater eines Égalité vor uns. War die natürliche Anlage zur Ausschweifung durch den Einfluß des Hofmeisters zurückgedrängt gewesen? Ist ursprüngliche Tugend in schlechtem Umgang erstickt worden? Wer will's entscheiden? Soviel steht fest: der Mann, mit dem wir es hier zu thun haben, war Orléans durch und durch.

Der Herzog von Chartres — so hieß officiell Ludwig Philipp Joseph bis zum Tode seines Vaters Ludwig Philipp (1785) —, geboren den 13. April 1747 in Saint-Cloud, heirathete in einem Alter von kaum 22 Jahren Louise von Bourbon-Penthièvre. Durch den Tod seines Schwagers, des Prinzen von Lamballe, Besitzer des großen Vermögens und der bedeutenden Ländereien von Penthièvre, gab er sich Mühe, seinen ungeheuren Reichthum durch Speculationen noch zu vermehren: die Galerien, die den Garten des Palais-Royal umgeben, datiren daher. Geschickt in allen Leibesübungen, Freund von Neuigkeiten (kühn bestieg er einen der ersten Luftballons), leidenschaftlicher Nachahmer seines lasterhaften Urgroßvaters, des Regenten, zwang er sehr bald seine Gemahlin, der kein einziger Feind je die Achtung hat verweigern dürfen, einsam für sich zu leben, und überließ die einfach-bürgerliche Erziehung seiner Kinder, die ebenfalls dem Treiben des Palais entzogen wurden, ganz und gar der Frau v. Genlis, ihrem „Lehrer", wie er sie scherzweise nannte. Schon 1771 finden wir den Prinzen in den Reihen der feudalen Oppo-

*) Nach der „Modernen Kunst" IX, 9, Beilage S. 1 trug der Degen die Aufschrift: „Urbs dedit, patriae prosit!"

sition, die gegen Edicte des Präsidenten Maupeou protestirte. Seinen Vater hatte der französische Adel dazu ausersehen gehabt, eine Fronde zu schaffen; der fand aber keinen rechten Geschmack daran und wurde bald von der königlichen Partei wieder gewonnen. Nicht so der Herzog von Chartres. Und besonders war es eine Person am Hofe, die eine Abneigung gegen ihn offenkundig zur Schau trug, der man einen gewissen Instinct zuerkennen muß: Marie Antoinette. Die Königin mag sich Rücksichtslosigkeiten gegenüber dem erlauchten Prinzen erlaubt haben — genug, Philipp verfolgte sie mit seinem Haß. Verschiedene Zufälligkeiten verschärften diesen noch. Marie Antoinette gab er die Schuld, daß ihm Ludwig XVI. den Posten eines Großadmirals für den zu Gunsten der Nordamerikaner beschlossenen Seekrieg mit England nicht anvertraut hatte. Und als er nun als Freiwilliger an der unentschiednen Schlacht zu Quessant am 27. Juli 1778 theilgenommen und dafür erst ungeheure Lobsprüche, dann die heftigsten Spöttereien geerntet hatte, da machte er wieder die Königin für seine Rückberufung verantwortlich, obwohl deren Gemahl nur dem Drängen der Flotte nachgegeben und das Amt eines Colonel-général des hussards für ihn geschaffen hatte. Zum Müßiggang und damit zum Laster verdammt, ging Philipp nach London, brachte von dort englische Moden mit, beförderte die berüchtigte Halsbandgeschichte in sehr „wohlwollender" Weise und galt sogar als Anstifter der skandalösen Schmähschrift der Frau de la Mothe. Und in seiner Eigenschaft als Großmeister der Freimaurer Frankreichs schien er sich Stützpunkte zu schaffen für weitere Pläne.

Man kann zweifeln, ob nicht dieser Orléans, wäre er vom Schicksal dazu berufen gewesen, als König die nothwendigen Reformen ein- und durchzuführen, das Zeug dazu besessen hätte. Neuerungsfreundlich war Philipp; da er nun bei und mit dem König seine Rechnung nicht fand, machte er ihm Opposition, Opposition bis aufs Blut. Der Hintergedanke seiner ehrgeizerfüllten Handlungen war wohl weniger der, dem leidenden Volke zu helfen, als vielmehr der, Ludwig XVI. zu beseitigen. Insofern nun gleicht er seinem Urenkel, dem Grafen von Paris, nicht, als er in der Wahl seiner Mittel nie wählerisch war, auch insofern nicht, als er — mag man sagen, was man wolle — über persönlichen Muth entschieden verfügt hat; insofern aber doch — und das zu seinem Verhängniß —, als er trotz der geringen Skrupel, die er sich machte, trotz einer gewissen Entschlossenheit und Todesverachtung doch den richtigen Augenblick verpaßt hat, um sich in den Sattel zu heben. Der 11. März 1793 hätte ihm die Dictatur einbringen können und sollen. Er aber scheute im entscheidenden Moment vor dem entscheidenden Schritt zurück; dann war's zu spät. Wenn es erlaubt ist, möchte ich ihn hierin mit dem General Boulanger vergleichen; aber nur hierin. Denn er hat den Fehler, den er begangen, wieder quitt gemacht durch sein Verhalten vor dem Tribunal und angesichts des Todes. Da war er wieder Cavalier.

Doch zurück zu seiner Geschichte, die wir kurz vor dem Ausbruch der Revolution unterbrochen hatten. Als Präsident des dritten Bureaus der Notabelnversammlung von 1787 zog er die jüngsten und hitzigsten Vertreter des Parlaments in nächtliche Winkelzusammenkünfte, stachelte sie noch an und drängte sie, die Berufung der États-généraux, der Reichsstände, zu verlangen. Ludwig XVI. glaubte, durch die Königliche Sitzung vom 19. November das aus Troyes zurückgerufene Parlament zu zähmen, und verwies zwei Tage darauf den widerspänstigen Orléans nach Villers-Coterets, weil dieser heftig und energisch gegen die Eintragung großer Steuern aufgetreten war. Das machte den Prinzen nur populär. Durch geschickte Fürsprache seiner Gemahlin aus seiner Verbannung erlöst, war er erklärter Parteigänger des Bürgerstandes, des tiers-état, verdoppelte und verdreifachte seine Spenden in dem äußerst strengen Winter 1788/89, verwickelte sich in die Angelegenheit der Arbeiter von Réveillon im April 1789 und wurde von dem Adel des Amtsgerichts Crespy-en-Valois zu den Ständen nach Versailles deputirt. Im Anfang schloß er sich an Mirabeau an und war einer der Ersten, die mit dem dritten Stande tagten. Ausersehen zum Präsidenten der Nationalversammlung, lehnte er, klug genug, diese ehrenvolle Würde ab und machte den Garten seines Palais zum Mittelpunkt der Volksbewegung. Die Schaaren, die am 12. Juli nach dem Ministerwechsel des vorhergehenden Tages die Büsten des Herzogs von Orléans und Necker's in der Stadt herumtrugen, kamen aus dem Palais-Royal; und wenn auch nicht Philipp selbst, so blieb doch mindestens seine Umgebung den Ereignissen nicht fremd, die zur Erstürmung der Bastille führten. Mit Recht klagte man ihn seiner wüsten Agitation wegen, die mit Getreide und Geld nur so um sich warf, an, die Austritte des 5. und 6. October, den Zug nach Versailles, veranlaßt zu haben. Ja, man machte ihm den Prozeß; die Untersuchung vor dem Gerichtshofe des Châtelet dauerte ein Jahr, zeitigte jedoch nur belanglose Berichte, die die Nationalversammlung zwar erhielt, aber nicht beantwortete. Nachdem nun Ludwig XVI. seinen Hof gezwungen nach Paris verlegt hatte, fand es La Fayette dringend nöthig, einen Prinzen, der einem Prätendenten auf ein Haar glich, zu entfernen, und brachte es in der That fast mit Gewalt dahin, daß Orléans in einer erdichteten Mission nach London ging. Acht Monate blieb der Herzog in der freiwilligen Verbannung, erhob aber dabei den Anspruch, Frankreich als Botschafter zu repräsentiren, und schickte auch von dort aus schriftlich seinen Bürgereid ein. Unmittelbar nach seiner Rückkehr (11. Juli 1790) ließ er plötzlich und unerwartet durch Vertraute seiner Pläne, wie Laclos und Pillery, die Constitution im Allgemeinen und La Fayette im Besondern angreifen, unterstützte insgeheim die Republicaner des Marsfeldes (Juli 1790) und wurde Mitglied des Clubs der Jakobiner! Merkwürdig genug war ja die Jakobinerpartei zusammengesetzt; daß sie aber von nun an einen Prinzen von Geblüt zu den Ihren zählen durfte, das setzte der damaligen gänzlichen Verdrehung aller gesellschaftlichen Verhältnisse doch die Krone auf. Wer sich genauer darüber unterrichten, wer die Mache kennen lernen will, die Politik, die der Herzog von Orléans im Club betrieb, der möge Taine's Entstehung des modernen Frankreich (II, 2, 2) nachlesen.

Von jetzt an haben wir es mit dem Revolutionär Philipp von Orléans zu thun. Gelegentlich der Erlassung des Decrets, das die Prinzen der Bürgerrechte beraubte, erklärte er (August 1790), daß ihm der Titel eines Bürgers von Frankreich höher stünde als der eines Herzogs von Orléans. Seine ehrgeizigen Gedanken hatten neue Nahrung erhalten, als Ludwig XVI. den unklugen, unglücklichen Fluchtversuch gemacht hatte; doch wußte er immer noch geschickt zu verheimlichen, was er im innersten Busen an Hoffnungen barg. Und das war ein Glück; denn die Hoffnungen schienen mit einem Mal zerronnen: durch den Eid, den am 14. September 1791 der König auf die revidirte und vollendete Verfassung schwor. Aalglatt schlängelte sich Orléans wieder an den Hof heran, als die gesetzgebende Versammlung zu tagen begann.

Mit dem Patent seiner Ernennung zum Viceadmiral von Frankreich in der Tasche begab er sich (Januar 1792) zu einer Unterredung mit dem König. Unglücklicherweise begingen bei dem Lever einige Höflinge die Ungeschicklichkeit, den Prinzen es recht deutlich merken zu lassen, wie sehr er nach ihrer Ansicht heruntergekommen sei, seit er sich mit der Plebs abgab. Der Herzog glaubte, hinter diesem demüthigenden Benehmen die wahren Ansichten Ludwig's und besonders Marie Antoinetten's suchen zu dürfen, und verband sich seitdem um so enger mit den Cordeliers, den Jakobinern, der Commune. Sicher waren seine Helfershelfer an den Ereignissen des 20. Juni, des Heldentages der Sansculotten, und des 10. August 1792 persönlich betheiligt. Gerade dieser 10. August sollte für den Herzog von Orléans in gewisser Beziehung besonders wichtig werden. Seine Freunde, die die Einnahme der Tuilerien vorbereitet und durchgeführt hatten, überzeugten ihn von der Nothwendigkeit, daß, wolle er auch den leisesten Verdacht, ein Royalist zu sein, im Keim ersticken, wolle er seiner politischen Thätigkeit größere Wirksamkeit verleihen, der Verzicht auf seinen erlauchten Namen und die Annahme eines neuen vorausgehen müsse. In der That bot ihm die Commune einen klangvollen Ersatz an, und der Prinz schien dafür erkenntlich zu sein: seit dem 15. September 1792 gab es officiell keinen Herzog Philipp von Orléans mehr, sondern nur den anscheinend ungefährlichen Spießbürger „Philipp Égalité". Zum Dank dafür wählte ihn die Stadt Paris in den Convent, hauptsächlich auf Danton's Geheiß. Im December erklärte der Prinz durch den Druck, daß er auf sein Thronfolgerecht verzichte. Seitdem sehen wir ihn auf der schiefen Ebene immer weiter hinabgleiten, erst langsam, dann schneller, immer schneller dem Untergang zu. Man erkannte seine Absicht — der Aristokrat kann sich eben doch niemals ganz verleugnen —, sich der Theilnahme am Prozeß gegen den König zu entziehen. Die Tyrannen des Convents zwangen ihn, mit ihnen zu stimmen. Jetzt scheute er auch nicht davor zurück, die Consequenz aus seiner Politik zu ziehen: am 16. Januar 1793 stimmte er, nicht im Geringsten durch das

dumpfe Murren der Menge beirrt, für den Tod des Königs ohne Aufschub, ohne Berufung an das Volk. Aber was half's? Den Ultraradicalen blieb er doch der Prinz, also eo ipso verdächtig. Hätte jetzt, im März 1793, Orléans gehandelt statt zu intriguiren, thatkräftig eingegriffen und sich die Gunst der Lage nicht unter den Händen entschlüpfen lassen — wer will behaupten, daß ein Staatsstreich nicht hätte glücken können? Man muß nur bedenken, von welch' elenden Creaturen die damalige Republik Frankreich vergewaltigt wurde! Aber hier sehen wir, daß Philipp Égalité dazu doch nicht der Mann war. Ins Verderben selbst sollte ihn sein eigner Sohn stürzen, der nachmalige König Ludwig Philipp. Der Herzog von Chartres hatte sich dem General Dumouriez angeschlossen, der, die Macht der Republik unterschätzend, den Versuch machte, einen royalistischen Putsch ins Werk zu setzen. Der Versuch mißlang; Dumouriez floh am 4. April zu den Oesterreichern, Égalité's Sohn mit ihm. Das brach Orléans den Hals; sein Geld war vergeudet, jetzt war er nur noch der Verräther des Vaterlandes. Zwei Tage bereits nach dem Abfall des Generals, am 6. April 1793, wurde Philipp verhaftet und nach Marseille gebracht. Doch fanden sich dort noch nicht genug feile Geschöpfe, die ohne weiteres den Stab über ihn zu brechen gewillt waren. Freigesprochen, entging er dennoch seinem Schicksal nicht. In der Sitzung des Convents am 1. Mai 1793 wurde zum Entsetzen der Republicaner verkündet, daß ein gewisser Fécamps aus Pont-l'Évêque, der als Agent des Herzogs bekannt war, seinen Herrn gelobt und von der Nothwendigkeit gesprochen habe, „de donner un chef à la République"; natürlich wurde der ungeschickte Diener verhaftet und vor das Revolutionstribunal geschleppt. Dazu kam aber noch, und zwar ganz besonders, die bleiche Furcht dieser Gevatter Schneider und Handschuhmacher, die über das Geschick von Frankreich zu entscheiden hatten, vor England. Die bodenlose Angst vor dem angeblichen Feinde der französischen Revolution, vor dem Minister Pitt, war maßgebend für die Anklage; sie hat die Gironde auf's Blutgerüst gebracht, sie spielte in der „Affaire d'Égalité, ci-devant duc d'Orléans" die Hauptrolle. Während wir aber nun das klägliche Schauspiel erleben, wie feige sich die berühmtesten Vertreter der Gironde, die glänzendsten Namen der Revolution vor dem Gericht geberden, versöhnt uns die Haltung, die bewundernswerthe Kaltblütigkeit, die der Herzog Philipp von Orléans an den Tag legt, vollständig mit seiner durchaus nicht einwandfreien Vergangenheit. Einen Vertheidiger verschmähend, wie ihn der glücklichere Abbé Sieyès in seinem Schuster fand, der seinem Gönner mit den Worten: „Ce Sieyès, je le connais, il ne s'occupe pas du tout de politique, il est toujours dans ses livres; c'est moi qui le chausse, et j'en réponds" das Leben rettete, ließ Philipp Égalité voller Verachtung gegen seine Ankläger den verurtheilenden Spruch über sich ergehen. Und seinen stoischen Gleichmuth, seinen im Grunde noblen und großen Sinn hat er auch im Tode nicht verloren. Philipp Égalité fiel — zusammen mit Coustard, Gondier, Labrousse und Laroque — am 6. November 1793 unter dem Fallbeil mit dem vollendeten Anstand, den man von einem französischen Prinzen des ausgehenden 18. Jahrhunderts erwarten durfte, als ein schlechter Prätendent, aber als ein vollkommner Gentleman. Jetzt endlich durfte Robespierre in seinem berühmten Bericht, den er am 17. November 1793 über die politische Lage der Republik dem Convent erstattete, befriedigt sagen: „Pitt a vu disparaître Necker, d'Orléans, La Fayette, Lameth, Dumourier, Custine, Brissot et tous les pygmées de la Gironde"; die Sorge vor Englands geheimen Plänen durfte sich nach dem Fall des gefährlichen Herzogs von Orléans in Beruhigung verkehren.

Ist es nicht eine interessante Gestalt der Geschichte, dieser Philipp Égalité? Und wie verwickelt sind doch die Schicksale der Menschen! Der Souverän eines Neger-Staates, der Schwiegersohn des Exkaisers eines ungeheuren Reiches und ein ganz kleiner Fürst — alle drei sind sie Urenkel dieses Prinzen, der auf dem Schaffot dafür gebüßt hat, daß er kein Prinz sein wollte, oder vielmehr dafür, daß er den richtigen Zeitpunkt versäumte, es wieder zu werden. Zwei aber dieser Urenkel, der Belgier wie der Bulgare, dürfen stolz ihrem Namen den Titel hinzufügen „Herzog zu Sachsen".

Bücherbesprechungen.

△ Das sechste Heft der **Vorträge über Gesetzeskunde und Verwaltung.** Hilfsmittel zur Vorbereitung für die Beamten-Prüfungen. Herausgegeben vom Vereine der Finanz-Beamten zu Dresden. Dresden, Conrad Weiske's Buchhandlung, enthält auf 8 Seiten eine Zusammenstellung der wichtigsten Bestimmungen über das Grundbuchwesen im Königreich Sachsen, die Einrichtung der Grund- und Hypothekenbücher, Form und Voraussetzung sowie Folgen der Einträge, die Höhe der dadurch den Betheiligten entstehenden Gebühren und Abgaben u. s. w. Der kurze Abriß wird auch Anderen als Prüfungsbedürftigen von Interesse sein und Belehrung über eine Materie bieten, von welcher viele Staatsbürger trotz ihrer Bedeutung für den Grundstücksverkehr und das praktische Leben überhaupt nur recht oberflächliche Kenntniß haben.

— **Der japanisch-chinesische Krieg.** I. Theil, bearbeitet von v. Kunowski und Fretzdorff, Premierlieutenants. Leipzig, Zuckschwerdt & Möschke. — Bei der Unzulänglichkeit der Quellen kann dieser Versuch einer Geschichte des jetzigen Feldzugs in Ostasien zwar keinen Anspruch auf historischen Werth machen, bietet jedoch einen klaren Ueberblick über die ersten Ereignisse des Kriegs etwa bis zur Jahreswende. Vielleicht hätten die englischen und amerikanischen Kriegsberichte, die zum Theil sehr anschauliche Schilderungen aus beiden Lagern gebracht haben, noch mehr ausgenutzt werden können. γ.

— **W. W. Wereschtschagin, Kriegsfahrten in Asien und Europa.** Deutsch von L. A. Hauff. Leipzig, Greßner & Schramm, 1895. — Die Erinnerungen des bekannten russischen Malers, auszugsweise von Hauff in trefflicher Uebersetzung vorgeführt, geben nicht nur sehr interessante Hinweise auf die Entstehungsgeschichte seiner eigenartigen Schlachtenbilder, sondern bilden auch einen bemerkenswerthen Beitrag zur Kenntniß des inneren Lebens der russischen Armee im Kriege. Sehr freimüthig erkennt er an, daß die „Helden" wie in der ganzen Armee, so bei den Kosaken ganz besonders selten sind. γ.

— **Hron, Aegypten und die ägyptische Frage.** Leipzig 1895. Renger'sche Buchhandlung. Ladenpreis 4 ℳ. — Die mit entschiedener Sachkenntniß und zum großen Theile richtiger Beurtheilung der Verhältnisse geschriebene Broschüre behandelt in sehr umfassender und eingehender Weise die historische und culturelle Entwickelung, sowie die heutige innere Lage und allgemeine politische Bedeutung des Nillandes. Die Wichtigkeit desselben als beherrschende Position des Suezcanals und rothen Meeres in strategischer, vor Allem aber auch in handelspolitischer Hinsicht als Schlüsselpunkt des asiatischen und australischen, ebenso wie als günstigstes Eingangsthor des centralafrikanischen Handels, dann aber auch den positiven materiellen Werth des eigentlichen Aegyptens weist der Verfasser treffend nach und bekämpft infolge dessen die Annexion oder auch nur verlängerte Occupation desselben durch die Engländer auf das Entschiedenste. Die seit langer Zeit datirenden diplomatischen Machinationen derselben gegen die Selbständigkeit des Landes, namentlich auch der Aufstand Arabi's, sowie das gegenwärtig betriebene englische Ausbeutungssystem werden in keineswegs übertriebener, vielleicht eher zu milder Weise in das richtige Licht gestellt. Die Besprechung der inneren Verhältnisse des Landes giebt ein im Allgemeinen der Wahrheit vollkommen entsprechendes Bild der gegenwärtigen Zustände. Wohl veranlaßt durch zu weit gehende humanitäre Anschauungen — dieselben treten auch bei den gegen Schluß der Abhandlung entwickelten Ideen über die Nothwendigkeit der Kriege zu Tage — ist die Lage der den Hauptbestandtheil der ägyptischen Bevölkerung bildenden Fellachen entschieden zu schwarz gemalt, wenngleich dieselbe innerhalb gegebener, den Verhältnissen entsprechender Grenzen zu verbessern wäre. Aus denselben jemals eine politisch denkendes und handelndes Volk, nach dem Muster der europäischen Nationen zu bilden, wird Jeder für eine Illusion halten, der das Wesen und den Charakter derselben gründlich kennt. Eine allzu humane Behandlung derselben würde jedenfalls nur negative Resultate hervorbringen. Wenn der österreichische Verfasser im letzten Theile seiner Broschüre den Dreibund, zu dessen Freunden er nicht zählt, oder vielmehr den sogenannten neuen Curs für den gegenwärtigen Stand der ägyptischen Frage zum großen Theil verantwortlich machen will, so erscheint das ebenso gewagt, als sein ernstgemeinter Vorschlag, durch Theilung der Balkanhalbinsel zwischen Oesterreich und Rußland einerseits, andrerseits durch Annectirung Belgiens durch Frankreich und Hollands durch Deutschland den Frieden zwischen den internationalen Mächten dauernd sichern

und durch Gesammtmaßregeln — sogar eventuelle Continentalsperre — England zum Aufgeben seiner Stellung in Aegypten und zur Verzichtleistung auf seine Handelssuperiorität zwingen zu wollen. Jedenfalls aber bietet die Broschüre sehr viel Interessantes und dürfte in weiten Kreisen wohl berechtigten Beifall finden. Die zahlreichen, mit großem Fleiß zusammengetragenen statistischen Tabellen und die ihrem ganzen Inhalte nach beigefügten Handels- und sonstigen Verträge sind eine werthvolle und zweckentsprechende Beigabe zu derselben.

Ernst Weber.

— Schönburgische Geschichtsblätter. Vierteljahrsschrift zur Erforschung und Pflege der Geschichte im Gebiete der Schönburgischen Receß- und Lehnsherrschaften. 3. Heft. Waldenburg, E. Kästner. 1895. S. 121—192. Preis des Jahrgangs 2 ℳ, des Einzelhefts 60 ₰. — Das vorliegende Heft eröffnet Fr. Kittel mit einem pietätvollen Lebensabrisse des berühmten Theologen Andr. Gottl. Rudelbach, der 1829—1845 als Consistorialrath, Superintendent und Pastor prim. in Glauchau wirkte und 1862 in seiner dänischen Heimath als Pfarrer in Slagelse starb. Abgesehen von Kaiser's vielfach benutzter Biographie Rudelbach's (1892) konnte der Verfasser auch aus persönlichen Erinnerungen an den von ihm hochverehrten Mann schöpfen, und dies giebt dem Aufsatz eine selbständige Bedeutung. Eine auf fleißigen Studien beruhende Arbeit von C. H. Kannegießer behandelt „den Uebergang der Grafschaft Hartenstein an das Haus Schönburg"; die Urkunden, die Märker in seiner Geschichte der Burggrafschaft Meißen mittheilt, ließen sich aus dem Glauchauer Archiv mehrfach ergänzen. Reinhold Hofmann setzt seine verdienstlichen Studien „Zur Geschichte der Töpferei in Altstadtwaldenburg" fort; auf Grund der Innungsordnungen und anderer Urkunden behandelt er die kirchlichen Functionen der Töpferinnung, ihre inneren Zunfteinrichtungen, die technische Seite des Töpferhandwerks, das sich heute in die 4 Gruppen der Hartgefäßbrenner oder Flaschentöpfer, der Geschirr- oder Glasertöpfer, der Ofentöpfer und der Pfeifenmacher eintheilt, den Vertrieb der Waaren (die Gefäßhändler), das verwandte Rohmaterial und seine Gewinnung, Arbeitslöhne und Arbeitszeit u. s. w. Leider zeigen die beiden letzten Jahrhunderte einen fortwährenden Rückgang des Töpfergewerbes, auf dessen Ursachen der Verfasser näher eingeht. Gotthard Dost berichtet auf Grund der Aufsätze von Oesfeld sowie anderer Quellen von „zwei alten Heilquellen im sächsischen Erzgebirge", nämlich dem Gesundbrunnen bei Hohenstein im Schönburgischen Gebiete, der 1765 entdeckt und noch bis vor Kurzem benutzt worden ist, und der um 1500 aufgefundenen Heilquelle zwischen Lößnitz und Niederzwönitz, deren einst großer Ruf schon seit Jahrzehnten vergessen ist. Ferner macht Th. Schön biographische Mittheilungen über Ernst v. Schönburg, der unter Herzog Albrecht dem Beherzten an den Kämpfen in Flandern, die der Gefangennahme Maximilian's durch die Bürger von Brügge (14. Febr. 1488) folgten, lebhaften Antheil nahm und bei Belagerung des Klosters Grimberghen in Brabant am 26. Jan. 1489 tödtlich verwundet wurde. Unter der Aufschrift „Ein Bild aus dunkler Zeit" wird ein Auszug aus einem Vortrage von Günther über die Kipper- und Wipperzeit gegeben. Den Beschluß bilden „allerlei Findlinge" von Th. Distel, meist der Schönburgischen Geschichte des 16. Jahrhunderts entnommen, und unter der Aufschrift „Aus unserer Zeit" Mittheilungen über die geplante Sammlung von Erinnerungen an den in Glauchau geborenen berühmten Mineralogen Georg Agricola, die vielleicht den Grundstock eines städtischen Museums bilden werden, und über die in Angriff genommene Neuordnung des Stadtarchivs und der Stadtbibliothek zu Glauchau durch Oberlehrer Dr. Hofmann. Um so mehr glauben wir jeden derartigen Beweis einer Fürsorge städtischer Behörden für die Erhaltung der geschichtlichen Erinnerungen ihrer Stadt und für die Pflege der Stadtgeschichte hervorheben zu sollen, als leider noch immer in dieser Hinsicht zu wenig geschieht. —m—

— Meyer's Conversations-Lexicon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Fünfte, gänzlich neubearbeitete Auflage. Achter Band. Leipzig, Bibliographisches Institut. Mit diesem 8. Bande ist die auf 17 Bände (gebunden der Band zu 10 ℳ, in Anbetracht des Gebotenen ein sehr wohlfeiler Preis!) berechnete fünfte Auflage von Meyer's Conversations-Lexicon schon fast bis zur Hälfte gediehen, sodaß in spätestens 3 Jahren der Abschluß des Ganzen sicher zu erwarten ist, eher noch früher. Der neueste, uns vorliegende Band der fünften Auflage des „großen Meyer" ist wiederum über 1000 zweispaltige Seiten stark und legt aufs Neue ein erfreuliches Zeugniß dafür ab, mit welcher Sorgfalt in textlicher Hinsicht Redaction und Mitarbeiter ihrer schweren Aufgabe, eine nach jeder Seite hin zeitgemäße neue Auflage dieses angesehenen encyklopädischen Werkes herzustellen, gerecht zu werden bestrebt gewesen sind und noch sind. Die verschiedenen Daten sind nach den neuesten Feststellungen überall gewissenhaft verbessert und ergänzt, überall ist auf die neuesten Errungenschaften der Wissenschaft, auf die jüngsten Forschungen und Entdeckungen mit großer Gewissenhaftigkeit Rücksicht genommen, sodaß der jeweilige Band stets das Neuste und Beste bringt und zwar immer in angemessener, knapper und gemeinverständlicher Form. Man lese nur Artikel nach, wie die folgenden: Grundbücher, Grundeigenthum, Grundrechte, Grundsteuer, Guadeloupe, Guano, Guatemala, Guayana, Gudrun, Gudscharat (Guzerat), Guinea, Güterrecht der Ehegatten, Guttapercha, Gymnasium, Gymnastik, Haag, Haare, Haarlem, Haberfeldtreiben, Habsburg, Hafen, Haft, Haftpflicht, Hagel, Haidarabad, Haifische, Haiti, Halberstadt, Halbpacht, Halle, Hall'sches Phänomen, Hamburg, Hammer, Ernst Freiherr v. Hammerstein-Loxten, Hanau, Hand, Handarbeitsunterricht, Handel, Handelsgeschäft, Handelsgesellschaft, Handelskammer, Handelscompagnien, Handelskrisen, Handelskunde, Handelsministerium, Handelsmuseen, Handelspflanzen, Handelsrecht, Handelsregister, Handelsschulen, Handelsstatistik, Handelsverträge, Handfeuerwaffen, Handschriftendeutung, Handwerkertage, Hängebahnen, Hannover, Hansa, Harmonium, Alexander Graf v. Hartenau, Harz, Harze, Hausschwamm, Hausthiere, Haut und Hautpflege, Hautflügler, Haverei (Havarie), Le Havre, Hawai, Hebräische Literatur, Hebräische Sprache, Hebung, Heereskrankheiten, Heilgymnastik, Heizungsanlagen, Heizung, Heliometer, Heliogravüre, Herakles, Heraldik, Herder, Herodotos, Heron v. Alexandria, Hessen, Hessen-Kassel, Hessen-Nassau, Hieroglyphen, Hilfscassen, Himmel, Hinterindien, Historische Vereine, Hobelmaschinen, Hochgebirgsflora, Hochwasser, Hochzeit, Hohenlohe, Hohenzollern, Hohlbauten, Holland, Holz, Holzschnitt, Homeros, Homöopathie, Hopfen, Hosen, Hottentotten ꝛc. und man wird unserem Urtheile beipflichten. Hie und da wird man freilich, je nach dem Standpunkt, den man einnimmt, besonders in ästhetischer Hinsicht anderer Meinung sein als der betreffende Artikelschreiber, so wird z. B. Gerhart (wie der Dichter seinen Vornamen schreibt, nicht Gerhard, wie auf Seite 445 dieses 8. Bandes zu lesen) Hauptmann doch noch von dem betreffenden Biographen überschätzt, wenigstens nach meiner Ansicht, die sich mit der recht vieler ruhig Denkenden deckt, doch wird es schwer, ja unmöglich sein, in dieser Beziehung eine derartige Biographie Allen zu Danke anzufertigen. Auch die Illustrationen, Pläne und Karten verdienen qualitativ wie quantitativ wieder hohes Lob. Wie der Augenschein ergiebt, hat auch diesmal die Verlagsbuchhandlung keine Opfer gescheut, um Hervorragendes, zum Theil einzig Dastehendes zu bieten. Es sei hier nur auf die überaus lehrreichen Farbendrucktafeln Halskrankheiten, Hautkrankheiten und Hausflaggen und die gleich vollendeten Farbendrucktafeln Heraldik, Hieroglyphen und Hochzeitskleider hingewiesen, welche Tafeln in ihrer vorzüglichen Ausführung keinen Vergleich zu scheuen brauchen. Möge Meyer's Conversations-Lexicon, das einen wahren Hausschatz bildet, in immer weiteren Kreisen der Gebildeten Eingang finden! K. Sgn.

— W. Lange: Katechismus der Bauconstructionslehre. Mit bes. Berücksichtigung von Reparaturen und Umbauten. 3. vermehrte und verbesserte Auflage. Verlag von J. J. Weber, Illustrirte Katechismen Nr. 105. Preis 3,50 ℳ. — Auch in der neuen Auflage empfiehlt sich das beliebte Buch durch seine Handlichkeit, Reichhaltigkeit und allgemeine Verständlichkeit. Denn durch die Anordnung zu Fragen und Antworten erweist es sich nicht nur für den angehenden Techniker, sondern ganz besonders auch für jeden Laien, der mit dem Baufach zu thun hat, als sehr brauchbar. Erfreulich ist die in so vielen Lehrbüchern fehlende Beschreibung von nebensächlichen Constructionen und Bauanlagen. Die Erwähnung neuerer Constructionen und Baumaterialien hätte noch weiter gehen können (System Monier, Gypsdielen, Drahtglas, Linoleum u. A.). Gegenüber der umfassenden Gründlichkeit, mit welcher die Arbeiten des Maurers und Zimmerers behandelt sind, erscheinen die übrigen Arbeiten etwas zu kurz weggekommen. Es dürfte sich empfehlen, diesen Theil zu erweitern, ev. die im 3. Abschnitte unter I, III, IV genannten Arbeiten mit denen des Malers, Installateurs, Elektrotechnikers, Tapezierers ꝛc. vereinigt als: inneren Ausbau in einem neuen Katechismus zu besprechen. —n.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 50. Sonnabend, den 27. April. 1895.

Oeffentliche Gesammtsitzung der Königl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Königs, den 23. April.

Die Feier eröffnete der vorsitzende Secretär, Hr. Geh. Hofrath Professor Dr. Ribbeck, mit folgender Ansprache: „Hochgeehrte Herren! Dieser Tag gehört unserem Könige. Erfüllt von Dank und Freude erheben sich unsere Herzen zu dem Bilde des allverehrten, geliebten Herrschers, der seinem Lande alle Segnungen einer aufgeklärten, umsichtigen und wohlwollenden Regierung verbürgt, ein fester Hort des Reiches, auf dessen gereifte Erfahrung und milde Weisheit vertrauensvoll die Blicke aller guten Deutschen gerichtet sind. Wir danken Gott, daß Seine vor Jahresfrist noch schwer bedrohte Gesundheit sich wieder gefestigt hat, und daß wir des gewohnten Besuches, der in Winterszeit wie ein warmer Sonnenstrahl über unserer Stadt und Universität zu leuchten pflegt, uns wieder sorgenlos erfreuen durften. Von Neuem stärkte sich wissenschaftliche Forschung und Lehre in der unbedingten Zuversicht, daß, so weit und so lange das helle und kluge Auge unseres Königlichen Herrn auf ihr ruht, keine Verfinsterung und kein knechtischer Druck auf ihr lasten wird: eine erhabene Mahnung auch für diese unter Allerhöchstem Schutze arbeitende Gesellschaft der Wissenschaften, sich ihres hohen Berufes, ihrer idealen Güter wie ihrer heiligen Pflicht immer von Neuem wieder bewußt zu werden. Denn eine akademische Körperschaft, deren Thätigkeit, dem Treiben des Marktes und der Rednerbühne entrückt, allein dem selbstlosen Eros des Wissens, der leidenschaftslosen Pflege des Gedankens gewidmet ist, darf sich als ein geheiligtes Asyl des Geistes ansehen, dessen Genossen, so lange sie in ihm verweilen, Schutz und Erlösung von dem unholden, trüben und gemeinen Durcheinander des alltäglichen Treibens finden: wie Platon von den Wenigen rühmt, welche die Süßigkeit und Seligkeit echter Philosophie, d. h. idealer Forschung genießen, daß sie wie im Unwetter dem Staubwirbel und Platzregen entronnen unter schützendem Dache mit dem wüsten und unreinen Wesen da außen nichts zu schaffen haben. Freilich sichert nur Treue und Reinheit wissenschaftlicher Gesinnung diesen Anspruch auf Unantastbarkeit. Wer hinter dem Schilde der Göttin seinen eigenen Vortheil sucht oder mit dem Glanze ihrer Waffen prahlt und ein profanes Spiel mit ihnen treibt, der gehört nicht in ihr Heiligthum. Leider giebt es ja auch im Reiche des Wissens manchen banausischen Emporkömmling, wie jenen reich gewordenen Schmied bei Platon, der eben erst der Sklavenfesseln entledigt, nothdürftig im Bade gereinigt und mit neuem Kleide angethan sich erdreistet um die Tochter seines verarmten Herrn zu freien, ein kleiner kahlköpfiger Wicht, von dem nur eine unebenbürtige, elende Nachkommenschaft zu erwarten ist. So mag sich denn an diesem Königstage auch die bescheidene, doch in dieser Bescheidung stolze Wissenschaft, deren Licht, wenn es wirklich himmlischen Ursprunges ist, unwiderstehlich und unauslöschlich die Welt erleuchtet, ihrer in sich beruhenden Hoheit erfreuen. In ihrem Namen rufen wir, ihre Diener: Heil ihrem fürstlichen Beschützer, unseres Königs Albert Majestät! Gott segne und erhalte Ihn!“

Hr. Oberschulrath Dr. Hultsch legte eine Abhandlung über die Elemente der ägyptischen Theilungsrechnung vor und erstattete darüber einen Bericht, aus dem wir einige Hauptpunkte hervorheben. Ein ansehnliches Material über ägyptische Rechenkunst lag schon seit längerer Zeit in der Geometrie und Stereometrie des Alexandriners Heron vor. Dazu kam dann das im 17. Jahrhundert v. Chr. verfaßte Rechenbuch des ägyptischen Schreibers Aahmesu (Ahmes), das uns im mathematischen Papyrus Rhind erhalten ist. Doch fehlte es an einer Brücke, die von dieser altägyptischen Quelle zu den Ausrechnungen bei Heron hinüberführen konnte. Da wurde vor wenigen Jahren ein in griechischer Sprache abgefaßter Papyrus aufgefunden, der nach Inhalt und Fundort als der mathematische Papyrus von Akhmim bezeichnet wird. Er ist erst zu einer Zeit verfaßt worden, als die Araber bereits in Aegypten herrschten. Der Schreiber des Papyrus aber hat offenbar weit ältere und zwar vortreffliche Quellen benutzt und daraus ein Rechenbuch zusammengestellt, das in seiner ganzen Anlage und Durchführung eine überraschende Aehnlichkeit mit dem Buche des Ahmes zeigt. Nun war es möglich, aus beiden Quellen zusammen einen Einblick in die altägyptische Rechenkunst zu gewinnen und zu erkennen, daß bereits zu Anfang des zweiten Jahrtausends v. Chr. ein wohl ausgebildetes und auch für die schwierigsten Rechnungen, die in der Praxis vorkommen konnten, ausreichendes System der Rechenlehre bestanden hat. Nur beiläufig konnte darauf hingewiesen werden, daß die diophantischen Aufgaben nichts Anderes als eine, allerdings vervollkommnete Nachbildung ägyptischer Aufgaben der verhältnißmäßigen Theilung sind. Charakteristisch für die ägyptische Logistik ist die vollständige Beherrschung und geschickteste Verwendung des Einheitsschlusses. Je nach Bedarf wird erst eine, dann vielleicht eine andere Einheit in den Calcül eingeführt und die Rechnung in Theilen erst der einen, dann der anderen Einheit geführt. Außerdem aber werden mit großer Gewandtheit, um eine Aufgabe lösbar zu machen, Hilfseinheiten zeitweilig herbeigezogen und es wird mit diesen weiter gerechnet, bis man zu einem Punkte gelangt ist, wo man zur Stammeinheit zurückkehren kann. Eine Einsicht in die Fundamentalsätze der ägyptischen Theilungsrechnung gewinnt man leicht, wenn man die ägyptische Zahlenreihe in der Weise darstellt, wie sie schon von Thales und den Pythagoreern betrachtet worden ist. In der Mitte der Zahlenreihe hat man die durch einen senkrechten Strich bezeichnete Einheit zu denken; von da steigt nach der einen Seite hin die natürliche Zahlenreihe in streng dekadischer Gruppirung auf, während nach der anderen Seite hin, so daß die Eins die gemeinschaftliche Grenzmark für beide Reihen bildet, die Theile der Einheit, dargestellt als die reciproken Werthe der Glieder der aufsteigenden Reihe, in absteigender Linie folgen. Für diese Regel gelten, abgesehen von zwei rein formellen Ausnahmen, dieselben Zeichen wie für die aufsteigende Reihe; nur tritt für die Einheitstheile das unterscheidende Zeichen ⊃, d. i. Theil, oder in hieratischer Schrift ein starker Punkt hinzu. Brüche in unserem Sinne giebt es im Aegyptischen nicht, sondern nur Einheitstheile, oder nach heutiger Ausdrucksweise Stammbrüche. Dagegen sind Brüche mit größerem Nenner als 1, seien es echte oder unechte, in der ägyptischen Logistik Vielheitstheilungen, d. i. Divisionsaufgaben, die erst dann gelöst sind, wenn eine äquivalente geordnete Reihe von Einheitstheilen gefunden worden ist. Dazu gehört, daß derselbe Einheitstheil nicht etwa zwei- oder mehrmals wiederkehrt, und zweitens, daß nach demselben Gesetze, das auch für die aufsteigende Zahlenreihe gilt, immer der größere Werth dem kleineren vorangeht. Das ganze System der Lösung von Vielheitstheilungen beruht nun auf einer wohldurchdachten Theorie der Maxima und Minima. Um das in Kürze darzustellen, haben wir uns der modernen Ausdrucksweise anzubequemen, also von Brüchen, statt von Vielheitstheilungen oder Einheitstheilen, zu sprechen und ein Anfangsglied sowie ein Schlußglied derjenigen Reihe von Stammbrüchen zu unterscheiden, die die Lösung einer gegebenen Vielheitstheilung darstellen. Auch einen Anfangsnenner und einen Schlußnenner werden wir zu unterscheiden

haben. Zur Vorbereitung des Weiteren war der streng mathematische Beweis zu erbringen, daß jeder Bruch unendlich vielfach in geordnete Reihen von Stammbrüchen zerlegt werden kann. Die Aufgabe, einen gegebenen Bruch zu zerlegen, würde also auf eine unbegrenzte Analysis hinausgehen. Allein gewissermaßen am Anfang der unendlich vielen möglichen Zerlegungen steht in jedem gegebenen Falle die eine minimale Zerlegung. Sie ist erreicht, wenn man 1) das Minimum des Schlußnenners, d. i. das Maximum des Schlußgliedes, 2) zu dem maximalen Schlußgliede das Minimum der Gliederzahl, eventuell 3) unter mehreren möglichen Anfangsnennern ebenfalls das Minimum gefunden hat. Für die Praxis des Rechnens treten noch verschiedene Regeln hinzu, nach denen unter Umständen statt der schlechthin minimalen Zerlegung eine derselben nahe stehende, für die Weiterführung der Rechnungen geeignete Zerlegung bevorzugt wird. Die minimale Zerlegung eines Bruches ist unmittelbar gegeben, wenn der Zähler zu einer Summe minimal differirender Glieder dergestalt umgebildet werden kann, daß diese Glieder zugleich Factoren des Nenners sind, also z. B. $\frac{5}{12} = \frac{3+2}{12} = \frac{1}{4}\,\frac{1}{6}$, oder $\frac{15}{56} = \frac{8+7}{56} = \frac{1}{7}\,\frac{1}{8}$. Dies ist der günstigste Fall der Zerlegung. Ist nun ein gegebener Bruch unmittelbar nicht zerlegbar, oder ist die unmittelbare Zerlegung zwar möglich, jedoch weit von der Formel des günstigsten Falles entfernt, so ist die Zurückführung auf den günstigsten Fall zu suchen. Auch hierüber giebt es wohldurchdachte Regeln, die zugleich enge Grenzen für die an sich unbegrenzte Vielheit der Zerlegungen ziehen. So braucht man z. B. nicht hin und her zu rathen, wie $\frac{2}{17}$ zu zerlegen ist; denn das Anfangsglied der zu suchenden Zerlegungsreihe kann kein anderes sein als $\frac{1}{12}$, und die Zerlegung des Restes ist zurückzuführen auf den günstigsten Fall $\frac{7}{12} = \frac{4+3}{12} = \frac{1}{3}\,\frac{1}{4}$. So erklärt sich die bei Ahmes überlieferte Lösung $\frac{2}{17} = \frac{1}{12}\,\frac{1}{51}\,\frac{1}{68}$. In anderen Fällen ist das zur Lösung führende Anfangsglied zwar nicht eindeutig gegeben, aber doch die Auswahl unter den Zahlen, die eventuell als Anfangsnenner zu wählen sind, auf engste Grenzen beschränkt. So würden bei der Aufgabe $\frac{2}{97}$ zu zerlegen überhaupt nur vier verschiedene Anfangsnenner in Betracht kommen können; diese Auslese vereinfacht sich aber für die praktisch geschulten Rechner auf nur zwei Zahlen, nämlich $56 = 7 \times 8$ und $60 = 3 \times 4 \times 5$ (Producte minimal differirender Factoren). Leicht zeigt es sich zuletzt, daß unter den beiden so dargebotenen Möglichkeiten die erstere zu bevorzugen ist, die zu der bei Ahmes überlieferten Lösung $\frac{2}{97} = \frac{1}{56}\,\frac{1}{679}\,\frac{1}{776}$ führt. Unter diesen oder ähnlichen Gesichtspunkten werden auch alle übrigen Lösungen von Vielheitstheilungen, die bei Ahmes oder im Papyrus von Akhmim sich finden, verständlich, nicht minder auch die mannigfaltigen, zum Theil recht complicirten Ausrechnungen, die an solche Zerlegungen sich knüpfen.

Hierauf sprach Herr Geh. Hofrath Professor Dr. Pfeffer über auswählenden Stoffwechsel. Wenn einer Pflanze, z. B. einem Pilze, gleichzeitig zwei organische Nährstoffe zur Verfügung stehen, von welcher ein jeder für sich zur Ernährung ausreicht, so werden zumeist beide nicht in gleichem Maße ausgenutzt. In den meisten Fällen wird der besser ernährende bevorzugt, und wenn dieser ausreichend geboten ist, um das Bedürfniß in jedem Augenblicke vollkommen zu decken, so kann es dahin kommen, daß der minderwerthige Nährstoff völlig intact bleibt. Diese gegenseitige Deckung spielt aber eine sehr bedeutungsvolle Rolle in dem regulatorisch gelenkten Getriebe des Organismus. Denn durch solche Regulationen wird es u. A. bewirkt, daß in Zeiten der Noth auch solche Körper nutzbar gemacht werden, welche bei ausreichender Zufuhr von Nahrung unberührt bleiben.

Zuletzt sprach Hr. Professor Dr. Schreiber über die Wandgemälde Polygnot's in der Lesche der Knidier zu Delphi, die im Original zerstört, aber aus einer genauen Beschreibung des Pausanias bekannt sind. Die Wiederherstellung dieses umfangreichsten und tiefsinnigsten Gemäldes der griechischen Kunst, einer Schöpfung des berühmten Zeitgenossen des Bildhauers Phidias aus dem ersten Drittel des 5. vorchristlichen Jahrhunderts, ist eine Hauptaufgabe der Archäologie. Die Schwierigkeiten der Reconstruction liegen in der richtigen Auslegung der zwar sehr ausführlichen, aber auch theilweise in der Localisirung der Figuren allzu lakonischen Schilderung des Pausanias. Redner besprach die Grundsätze einer neuen Verwerthung dieser Beschreibung, welche vor Allem die Andeutungen über die Bildung und den Zusammenhang der Gruppen und die geistigen Wechselbezüge der Composition zu benutzen hat. Erst dadurch wird die strenge, Figur zu Figur und Gruppe zu Gruppe in Bezug setzende und ganz dem Geiste der zeitgenössischen Kunst entsprechende Anordnung der beiden Wandbilder verständlich und der tiefere Sinn dieser großartigen Darstellungen erkennbar. Der Vortragende suchte dies an einzelnen Beispielen und durch Hinweis auf verwandte Kunstwerke deutlich zu machen.

Kraljević Marko.

Fünfhundert Jahre sind verflossen, seitdem Kraljević Marko, der volksthümlichste Held der Serben, einen rühmlichen Kampfestod fand. Derselbe ist auch in der deutschen Literatur viel genannt und deshalb wird es von Interesse sein, Einiges zu erfahren, was die neuere Geschichtsforschung (u. A. der junge Serbe Simo Lukin Lazić) über diesen Kämpen zu Tage gefördert, obwohl auch jetzt noch Vieles, was diese Sagengestalt betrifft, ungeklärt ist. — Als im Jahre 1355 der serbische Kaiser Dušan der Mächtige starb, wurde sein Reich von den zügellosen Großen des Landes zerstückelt und vertheilt, und in seinem östlichen Theile entstanden einige selbständige Herrscher, unter denen der König Vukašin Mrnjačević, der Vater des berühmtesten serbischen Helden Kraljević Marko, den ersten Platz einnahm. Diese südlichen Herren lebten in ununterbrochenem Zwist und Hader mit den Herren der nördlichen und westlichen serbischen Länder. Aber auch vereinzelt hatten sie die Türken einige Male bekämpft. Durch diese Siege ermuthigt, entschlossen sie sich, mit König Vukašin und dessen Bruder, dem Despoten Uglješa an der Spitze, die türkische Herrschaft zu bekämpfen, und errichteten zu diesem Zwecke ihr Heerlager an dem Flusse Marica bei den Hainen von Crmen, einen Marschtag weit vor Adrianopel. Trotzdem dieses Heer aus Streitern Südserbiens bestand, war es dennoch stärker und gewählter als das türkische, deshalb verständigten die Türken den König Vukašin, sie würden sich ihm unterwerfen und ihm Tribut leisten, er möge sie nur in Ruhe lassen. Aber während die Verhandlungen noch geführt wurden, überrumpelten nachtsüber die Türken das nichts Böses ahnende serbische Heer, wobei viele Serben von den türkischen Schwertern, aber noch mehr im Kampfe gegen einander wegen der herrschenden Finsterniß ihren Tod fanden. Die damalige serbische Niederlage war eine so große, daß von da ab im Volke der Fluß Marica die „trübe Marica“ genannt wird, denn sein Wasser wurde durch vieles serbisches und türkisches Blut getrübt und verschlang die Blüthe der serbischen Helden. Dieser Kampf fand in der Nacht zwischen dem 25. und 26. September 1371 statt und der Ort des Kampfes wird noch heute von den Türken „Srb-sindigi“ (Serben-Niederlage) genannt. Im Kampfe fielen auch der König Vukašin und dessen Bruder Uglješa; die Folge aber davon war, daß die Türken alle südöstlichen serbischen Länder unter ihre Botmäßigkeit brachten. Dem todten serbischen König Vukašin Mrnjačević folgte in der Herrschaft über sein Land dessen Sohn Marko Mrnjačević mit seinen Brüdern Dmitar und Andrija. Deshalb, weil Marko Mrnjačević wirklicher Königssohn (Kraljević) war, lebt dessen Andenken im Volke ewig unter dem Namen Kraljević Marko fort. Aber in der Geschichte ist er als „König Marko“ bekannt, und er selbst nannte und unterschrieb sich so. Marko bestieg den Thron gleich nach der Schlacht am Marica-Flusse, aber zu derselben Zeit entrissen ihm die Herren der westlichen serbischen Länder, die drei Brüder Balšić, von seinem väterlichen Erbe Prisrend und Hvosno (Prizrend-Ipeker Provinz); und als im Jahre 1379 Gjuradj Balšić starb, wurde diese Provinz von den nördlichen serbischen Herren, dem Fürsten Lazar Grbljanović und dessen Schwiegersohn Vuk Branković, ihrem Besitze einverleibt. Ein Jahr später (1380) entrissen die Brüder Balšić dem König Marko auch die

Provinz Kostur. Die übrige Nachlassenschaft des Königs Vukašin beherrschte König Marko bis zu seinem Tode und residirte als solcher in der Stadt Prilep in Macedonien. Infolge der Niederlage am Marica-Flusse kamen alle südserbischen Herren und selbst die Kaiser von Byzanz und Bulgarien unter die türkische Botmäßigkeit und mußten den Türken einen kleinen Tribut und in den Kriegen eine gewisse bewaffnete Hilfe leisten, wofür ihnen wieder türkischerseits das Recht der inneren Selbstverwaltung belassen wurde. Ob auch der König Marko gleich nach dem Tode seines Vaters unter türkische Botmäßigkeit gerieth, oder ob er vom Vater ein unabhängiges Land erbte, ist bis jetzt noch immer nicht aufgeklärt. Man weiß nur, daß später auch König Marko türkischer Vasall war. Daher nennt ihn die Volkstradition den „türkischen Höfling". In Wirklichkeit aber war unter allen türkischen Vasallen Kraljević Marko der einzige, welcher die türkischen Behörden nicht anerkannte und jede Gewalt mit Gegengewalt vergalt; er regierte daher ziemlich unabhängig. Davon erzählt uns auf Schritt und Tritt eben dieselbe Volkstradition und noch schöner und deutlicher die Geschichte selbst. Denn die staatliche Unabhängigkeit setzt die finanzielle Unabhängigkeit voraus, und man weiß bestimmt, daß Kraljević Marko sein eigenes Geld mit der Inschrift „По милости бога благовѣрьни краль Марько" (Mit Gottes Gnaden wohlgläubiger König Marko) prägte. Als türkischer Vasall hätte er kein eigenes Geld prägen dürfen und hätte mit seinem Heere die Türken in allen ihren Kriegen unterstützen müssen. Heute aber zweifelt Niemand mehr daran, daß Marko die Türken in keinem ihrer Kriege gegen die Serben unterstützte: weder im Jahre 1380 in der Schlacht auf Dubravnica, noch in jener des Jahres 1385 am Savar, noch im Jahre 1387 in der Schlacht am Pločnik, noch im Jahre 1389 in der Schlacht am Amselfelde und auch in den späteren türkischen Angriffen auf Serbien in den Jahren 1391 und 1392 that er es nicht. Vermöge seiner königlichen Stellung und seines persönlichen Heldenthums fürchteten ihn die Türken dermaßen, daß sie sich nicht getrauten, seine Kriegsmacht gegen die Serben in Anspruch zu nehmen. Darin lag auch der Grund, daß Marko an der Kossovo-Schlacht (1389) nicht betheiligt war. Aber deshalb war Marko immer und überall am Platze, wenn es hieß, die Schwachen gegen die Mächtigen zu beschützen, Gerechtigkeit walten zu lassen, Heldenthaten zu vollbringen und die serbische Niederlage zu rächen. Wegen dieser seiner Vorzüge und Verdienste war Marko im Volke so beliebt, daß man noch zu seinen Lebzeiten seine Heldenthaten besang und darüber ganze Wundergeschichten erzählte. Und während der nachfolgenden fünfhundertjährigen Periode sah das serbische Volk im Kraljević Marko sich selbst mit allen seinen Vorzügen und Fehlern. Es gab keinen anderen Helden, der im Volksleben ein so mächtiges und unverwischliches Andenken hinterlassen hätte und den das Volk so kannte und verherrlichte, wie es den Kraljević Marko kannte und verherrlichte. Der Ruhm des Kraljević Marko ist durch die serbischen Volkslieder in der ganzen Welt verbreitet. Den Marko kennen viele Länder und Völker. Den Marko beanspruchen als den Ihrigen auch sechs Nachbarvölker: die Kroaten, Slovenen, Bulgaren, Rumänen und Albanesen, ja, sogar die Türken versuchten es, aus ihm einen Türken zu machen. Aber es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß Marko ein Serbe und von serbischer Abkunft war. Der Geburtstag des Kraljević Marko ist nicht bekannt, wohl aber dessen Todestag. Gerade vor 500 Jahren hatte der rumänische Vojvode Mirča in der Schlacht auf Rovine den türkischen Sultan bekämpft. Neben Bajazid und gegen Mirča kämpften damals auch die serbischen Vasallen Bajasid's: der serbische Despot Stevan Lazarević der Schlanke; die Brüder Dejanović, Konstantin Žegljigovac und Dragaš, die Herren Süd-Macedoniens, und — Kraljević Marko. Unüberwindliche Umstände mußten es gewesen sein, welche diese serbischen Helden zwangen, für den Halbmond gegen das Kreuz zu kämpfen. Der Zeitgenosse Marko's, der Biograph Stevan des Schlanken, sagt für dieselben: „Alle sie waren mit den Muslomanen nicht nach ihrem Willen, sondern aus Zwang, und man behauptet vom seligen Marko, er hätte zum Constantin gesagt: Ich wünsche und flehe zu Gott, er möge den Christen ein Helfer sein, und wenn ich der erste im Kampfe fallen soll." Und wirklich wurde ihm der Wunsch erfüllt: im Kampfe auf Rovine fiel Kraljević Marko unter den ersten Kämpfern. Später erzählt derselbe Geschichtsschreiber darüber: „Hier fiel Marko Kraljević, es tödtete ihn Novak Dolmanović; hier fiel Constantin Žegljigovac und Dragaš mit acht Tausend Streitern und drei Vojvoden." Diese Schlacht fand am 10.(22.) October 1394 statt. Damals fiel der berühmteste Serbe — Kraljević Marko, um im Gedächtniß des Volkes fortzuleben. Heute kennt Niemand das Grab des Königs Marko; nur die Volksdichter erzählten, ein Klostervorstand vom Berge Athos habe den todten Marko dorthin übergeführt und ihn unterhalb der Kirche Vilindar beerdigt, das Grab jedoch nicht gekennzeichnet, damit der Feind nicht am todten Marko Rache nähme. Mit dem Tode Marko's verlor das serbische Volk in Macedonien seinen letzten Schutz und seine Freiheit, und die Brüder Marko's, Dmitar und Andrija, ihre väterliche Nachlassenschaft. Denn gleich nach dem Tode des Kraljević Marko und des Constantin Žegljigovac wurden deren Länder von den Türken in Besitz genommen, während Dmitar und Andrija, welche bis dorthin gemeinschaftlich mit Kraljević Marko die königliche Macht ausübten, den Herd ihrer Väter verlassen und in die Welt fliehen mußten. Das Königreich Marko's wurde mit einer fünfhundertjährigen Knechtschaft bedacht, von der es erst jetzt sich erlöst hat. Ueberall aber, wo Serben leben, gedenken sie jetzt noch mit Stolz ihres berühmten Volkshelden. Pf.

Bücherbesprechungen.

— Beiträge zur Erkenntnißlehre mit Beziehung auf die Offenbarung von D. Victor v. Strauß und Torney. Leipzig, A. Deichert (Georg Böhme). 1895. 1 ℳ 20 ₰. — Das Schriftchen stellt sich dar wie eine metaphysische Studie zu der Inspirationslehre, welche der Verfasser aufgestellt und im vorigen Jahrgang der „Neuen kirchlichen Zeitschrift" vertreten hat (Lpzg. Ztg. Nr. 32). Als seinen philosophischen Gewährsmann macht er Teichmüller in Dorpat namhaft, dessen Eintheilung der menschlichen Seelenthätigkeit in Erkennen, Fühlen und Bewegen er sich zu eigen gemacht hat. Das Erwachen derselben im Kinde und ihre fortschreitende Beherrschung im Bewußtsein wird in ausführlicher Untersuchung dargelegt. Was insbesondere die Erkenntnißtheorie anlangt, so nimmt der Verfasser ein Bewußtsein Gottes im Menschen an, das in ihm vorhanden ist, noch ehe es seine Erkenntniß im engeren Bewußtsein sich vergegenwärtigt. An dieses Bewußtsein knüpft die Gottesoffenbarung an, die den von ihr besonders gewürdigten Zeugen ihrer Geheimnisse zu allen Zeiten die jeweilig nöthige Glaubenserkenntniß schafft. Dieser interessante Versuch, das Geheimniß der Offenbarung deuten zu helfen, auf dessen nähere Begründung und Ausführung wir die Leser nur zu verweisen vermögen, ist zunächst ein erfreulicher Beweis dafür, daß die Idealphilosophie doch immer noch ihre geistesmächtigen Vertreter hat, wird aber auch von den christlichen Dogmatikern gebührend zu würdigen sein. B. K.

— Dogmatisch-katechetische Beiträge zum dritten Artikel des Apostolicum von Clemens Neumeister, Pastor zu Rosenwinkel. Halle a. S., Richard Mühlmann (Max Grosse). 1894. 1 ℳ 50 ₰. — Der Verfasser zerlegt den Stoff des genannten Katechismus-Stückes genau nach der Reihenfolge seiner Theile in eine Lehre vom heiligen Geist, von der christlichen Kirche, von der Vergebung der Sünden, dem Heilsweg und der Vollendung des Reiches Gottes. In der lehrhaften Begründung und Vermittlung folgt er der christlichen Glaubenslehre von Dorner, auf Grund deren die einzelnen Punkte für die Unterweisung zurechtgelegt werden. Doch bleibt die Ausgestaltung des Stoffes zu katechetischen Themas und ihre unterrichtliche Verarbeitung durchaus dem Leser überlassen; es handelt sich nur darum, die Begriffe sicher zu stellen und in ihrer Reihenfolge zu ordnen. Als Beispiele des guten Gelingens heben wir die Begriffe Person, sichtbare und unsichtbare Kirche, Heilsgewißheit hervor. Das Schriftchen ist für Religionslehrer, die sich nicht damit begnügen, das seit Jahren Vorgetragene immer wieder auf dieselbe Weise darzustellen, sondern nach Vertiefung suchen für sich und die Schüler, ein sehr empfehlenswerthes Hilfsmittel der Bereicherung ihrer Anschauung für diesen schwierigen Theil christlicher Lehre. B. K.

— W. H. Riehl, Land und Leute. Schulausgabe. Stuttgart, J. G. Cotta. 1895. — Es ist kein kleines Unternehmen, die „Bürgerliche Gesellschaft" von Riehl oder einzelne Theile derselben für den Schulgebrauch umformen zu wollen. Wir sind im Ganzen dagegen. Es scheint uns eine Art Prokrustesarbeit zu sein. Wenn man sich in Riehl's Schriften vertieft, möchte man keinen Satz und keinen einzigen Gedanken entbehren. Auch eignet sich unseres Dafürhaltens der Ideengang

und die Schreibweise Riehl's **nicht für die Schule**. Seine Schriften sind für ein reiferes Lebensalter und für einen höheren Bildungsgang berechnet. An dieser Auffassung vermögen auch die beigefügten, an sich recht verdienstlichen Anmerkungen wenig oder nichts zu ändern. —tg—

— **Humoristische Chronika** aus Leipzigs jüngerer Vergangenheit. Erinnerungen eines alten Leipzigers. Illustrirt von G. Drescher. Verlag von Otto Lenz in Leipzig. Heft 8. (Preis des Heftes 60 ₰.) — Auch in diesem Hefte zeigt sich die genaue Kenntniß und die humoristische Auffassung des Verfassers. Sehr lesenswerth ist Nr. 43 Der Westen Leipzigs vor 50 Jahren. Eine hübsche Illustration befindet sich Seite 64: das früher übliche Aschеabkehren am Aschermittwoch, das jetzt auch, wie so vieles Andere, verschwunden ist. —tg—

Wetterbericht vom März 1895.

I. Charakter der einzelnen Tage des Monats.

Datum	Durchschnittliche Richtung und Stärke des Windes	Abweichungen von den Normalwerthen: bei dem Barometer in Leipzig	bei der relat. Feuchtigkeit in Chemnitz	Durchschnittliche Abweichungen von der Normalen bei der Temperatur: überhaupt	Grenzwerthe		bei der Bewölkung	Specielle Temperaturverhältnisse an den 12 Stationen: Durchschnittl. tägliche Schwankung	Absolutes Maximum	Absolutes Minimum	Niederschläge: Anzahl der Stationen mit meßbarem Niederschlag	Durchschnittliche Höhe (Millimeter)	Größte Tagesmenge (Millimeter)	Stationstage der 12 Stationen mit: heiterer und trockener Witterung	trüber, aber vorwiegend trockener Witterung	Regenfall	Schneefall
1	WSW mäßig	— 5.0	+ 6	— 0.7	+0.6 II.*)	—2.4 XII.	+3.0	5.9	4.1 II.	—8.5 XII.	10	1.7	5.2 X.	1	30	—	17
2	SW schwach	— 9.9	+ 2	— 0.5	+0.9 II.	—1.7 XII.	+2.1	3.4	5.2 II.	—7.7 XII.	5	0.6	1.3 XII.	7	26	—	15
3	NNW leicht	—12.2	+ 7	— 3.7	—1.2 IV.	—4.8 IX.	+2.3	2.7	2.5 II.	—8.7 XII.	12	2.4	4.6 XI.	4	13	—	31
4	WNW schwach	— 8.6	+ 6	— 6.6	—4.8 II.	—7.9 III, VI.	+0.7	5.2	0.5 I.	—12.3 XII.	7	1.8	5.9 X.	12	17	—	19
5	SW leicht	— 1.4	+ 1	— 7.8	—6.4 IV.	—10.8 XI.	—1.8	9.8	0.4 III.	—17.5 XI.	6	0.4	0.8 XII.	37	10	—	1
6	NNE schwach	+ 3.2	+ 6	— 9.6	—6.5 X.	—13.0 VI.	—2.3	11.3	—2.3 II.	—21.6 XI.	2	0.2	0.2 XII.	35	13	—	—
7	NNW schwach	+ 5.5	— 1	— 7.7	—6.2 IV.	—11.0 III.	—4.2	8.0	—0.1 III.	—12.4 XII.	2	0.1	0.1 V, XII.	41	6	—	1
8	E leicht	+ 4.9	— 8	— 5.9	—0.8 XII.	—8.8 III.	—5.9	14.5	3.6 VI.	—17.5 XI.	—	—	—	46	2	—	—
9	S schwach	+ 1.5	—13	— 3.8	+0.4 XII.	—6.3 V.	—5.8	12.4	6.2 VI.	—14.8 V.	—	—	—	47	1	—	—
10	SSW mäßig	— 2.5	—21	+ 0.4	+2.9 IX.	—2.4 XI.	—0.3	7.4	8.4 IX.	— 7.1 XI.	—	—	—	29	19	—	—
11	S schwach	— 5.0	—10	+ 1.4	+5.6 XII.	—1.3 XI.	+0.2	6.7	10.2 IX.	—6.0 XII.	—	—	—	21	27	—	—
12	SE schwach	— 4.7	— 3	+ 0.5	+2.7 V.	—2.5 I.	—1.1	7.2	8.2 IV.	—5.4 III.	—	—	—	30	18	—	—
13	SE mäßig	— 2.4	— 1	+ 0.9	+2.5 IV.	—0.9 I.	+2.0	3.7	6.8 IX.	—5.9 XII.	1	0.3	0.3 XII.	21	27	—	—
14	NW leicht	+ 7.5	+17	— 1.3	—0.6 IV, V	—2.0 I, VI.	+3.2	2.1	4.0 II.	—5.5 XII.	8	0.6	1.2 VII.	—	31	5	12
15	NW schwach	+13.6	+12	— 2.0	—1.5 VII.	—2.7 I.	+3.2	1.3	1.8 II.	—6.5 XII.	12	3.3	5.1 XI.	—	20	—	28
16	NW leicht	+12.6	+16	— 1.9	—0.4 XII	—2.8 VI.	+1.0	3.7	3.4 I.	—6.4 XII.	8	1.2	2.2 IX.	12	34	—	2
17	W leicht	+ 9.8	+ 6	+ 0.1	+2.4 XII.	—1.0 I, V.	+3.2	4.7	5.4 I.	—5.5 XII.	4	1.1	2.3 V.	1	44	3	—
18	WNW schwach	+ 6.5	+ 4	+ 1.4	+2.8 XII.	+0.2 I.	—1.3	5.3	9.2 II.	— 1.3 XII.	4	3.0	9.9 X.	35	13	—	—
19	W frisch	— 3.3	+13	+ 0.6	+1.6 II.	—0.8 V.	+3.1	3.6	6.8 II.	—3.4 XII.	12	1.8	4.6 III.	5	16	12	15
20	NW frisch	— 9.3	+17	— 1.2	—0.3 XII.	—2.1 X.	+2.4	1.9	5.8 I.	—3.1 XII.	12	9.0	20.4 X.	4	8	12	24
21	WNW mäßig	— 0.2	+ 5	— 2.7	—1.5 VII.	—4.2 XI.	+0.4	4.0	4.9 I.	—7.4 XII.	11	8.3	35.6 X.	21	18	—	14
22	WNW mäßig	— 5.1	+13	+ 0.6	+2.0 VII.	—1.2 V.	+3.1	5.6	7.8 I.	—7.2 XII.	12	6.3	21.8 X.	1	11	19	17
23	NW mäßig	+ 1.4	+ 9	— 0.4	+1.0 VII.	—1.3 VI.	+1.9	2.3	6.2 I.	—8.7 XII.	12	8.2	30.0 XI.	6	30	11	1
24	WSW mäßig	— 7.8	— 1	+ 3.6	+4.8 IX.	+1.3 V.	+3.3	6.5	9.4 VI.	—8.7 XII.	11	1.5	6.9 X.	2	20	25	1
25	SW schwach	—12.2	— 4	+ 2.5	+3.8 II.	+1.2 XII.	+2.3	4.2	10.8 I.	—0.8 XII.	11	4.9	18.3 XII.	10	32	4	2
26	SW schwach	—15.9	+ 6	+ 0.7	+1.5 III.	—0.3 V.	+1.6	5.4	9.8 I.	—3.7 XII.	9	2.2	4.6 XI.	8	22	12	6
27	WSW schwach	— 9.6	— 8	+ 0.8	+1.7 III.	—0.2 V, XII.	+2.1	4.4	9.8 I.	—3.7 XII.	12	3.2	5.6 XII	12	26	8	2
28	SW mäßig	—16.9	+ 3	+ 4.4	+5.5 VI, IX.	+2.6 V.	+2.8	6.9	13.3 VI.	—1.7 XII.	11	5.1	8.5 XII.	3	19	26	—
29	WSW schwach	—12.9	— 7	+ 1.7	+2.6 II.	+0.3 XII.	+1.3	3.8	10.9 V.	—1.4 XII.	12	2.9	5.2 XII.	10	27	8	3
30	SW mäßig	— 8.2	—17	+ 0.8	+1.4 II, IV.	—0.5 XII.	—1.0	5.9	11.5 V.	—3.5 XII.	12	1.1	2.9 V.	27	17	3	1
31	SSW schwach	— 5.4	— 7	+ 0.7	+2.0 IV.	—0.6 I.	—1.1	8.0	12.8 I.	—2.1 XII.	3	0.4	0.8 XII.	32	11	3	2
		— 3.0	+ 2	— 1.1	+5.6 XII.	—13.0 VI.	+0.7	5.7	13.3 VI.	—21.6 XI.	—	—	35.6 X.	520	603	151	214

*) Die römischen Ziffern beziehen sich auf die Nummern der Stationen in Tabelle II.

II. Monatsresultate von 12 Stationen II. Ordnung.

Nummer, Name und Höhe der Stationen (Höhe in m über der Ostsee)		Monatsmittel und Abweichungen von den Normalwerthen: Temperatur C°: Mittel	Abweich	Mittl. Maximum	Mittl. Minimum	Dunstspannung: Mittel	Abweich.	Rel. Feuchtigkeit: Mittel	Abweich	Bewölkung: Mittel	Abweich	Vertheilung der Winde nach Procenten: SW–NW	NNW–ESE	SE–SSW	Mittel der Windstärke (Beaufort-Scala)	Niederschlagshöhen mm: überhaupt: Summe	Abweich. von der Normalen	von Schnee	Tage mit: Nebel	Schneedecke	Reif	Nachtfrost	Rauhfrost	Graupeln	Stürmische Winde	Meßb. Niederschl.	Schneefall überhaupt
I. Leipzig	119.2	1.8	—1.7	5.6	— 1.5	4.8	+0.3	87	+10	7.5	+0.9	41.6	15.2	40.2	2.1	47.0	+ 7.3	3.2	4	13	4	16	8	3	—	17	7
II. Dresden	119.2	2.9	—0.7	5.3	— 0.1	4.8	+0.1	78	+ 1	7.9	+1.3	72.0	14.0	14.0	2.8	57.5	+17.8	8.2	6	16	2	13	—	—	3	14	7
III. Döbeln	179.2	1.6	—1.4	5.0	— 1.8	4.5	+0.[illegible]	81	+ 3	7.7	+1.0	78.5	9.7	11.8	2.4	47.0	+ 4.4	5.8	13	14	5	15	—	2	—	14	4
IV. Bautzen	212.7	2.2	—0.8	4.9	— 0.5	4.5	+0.1	79	+ 1	6.9	+0.2	60.5	4.7	34.9	2.2	54.8	+ 9.8	6.5	2	20	1	14	—	—	—	17	8
V. Zittau	263.7	1.2	—1.5	4.0	— 1.9	—	—	—	—	7.3	+0.6	48.2	25.9	25.9	2.9	49.5	+ 1.6	13.3	19	16	—	17	—	2	1	20	11
VI. Chemnitz	316.8	0.8	—1.5	4.9	— 2.0	4.2	—0.1	81	+ 1	6.8	+0.1	40.5	26.2	33.3	2.7	59.0	+ 8.1	6.2	24	22	7	17	5	5	—	20	11
VII. Plauen	399.1	1.1	—0.5	3.6	— 1.5	4.3	+0.1	81	0	6.5	—0.2	57.6	26.1	16.3	3.3	24.9	—30.1	5.5	6	19	8	17	1	1	—	14	5
VIII. Freiberg	407.2	0.4	—1.0	3.7	— 1.2	4.2	0.0	84	+ 3	7.5	+0.7	50.5	17.2	32.3	3.4	62.5	+ 6.3	26.0	3	22	—	17	—	1	—	17	9
IX. Schneeberg	442.6	0.1	—0.8	4.5	— 2.2	4.1	—0.1	80	— 1	8.0	+1.2	74.2	21.5	4.3	4.0	39.1	19.5	19.3	11	25	8	21	—	1	1	19	11
X. Altenberg	756.2	—1.3	—0.9	1.5	— 3.7	3.8	0.0	88	+ 2	6.6	—0.3	73.3	16.3	10.5	4.5	159.9	+83.0	103.0	9	31	—	28	6	—	12	16	14
XI. Reitzenhain	777.6	—2.2	—1.7	0.3	— 4.7	3.8	0.0	92	+ 6	7.7	+0.8	59.1	14.0	26.9	3.1	106.8	+28.8	82.7	10	31	1	27	10	2	4	21	14
XII. Fichtelberg	1215	—3.8	—0.6	—2.0	— 6.1	3.1	+0.1	94	+ 2	8.5	+1.4	19.4	34.5	16.1	4.3	62.6	—41.4	29.2	27	31	—	31	31	1	6	19	10

Thau meldeten Leipzig 1, Dresden und Döbeln je 2 mal; Glatteis: Chemnitz und Schneeberg je 1, Reitzenhain 3, Fichtelberg 1 mal; nahe Gewitter: Fichtelberg 1 mal; ferne Gewitter: Leipzig und Döbeln je 1, Zittau 2 mal; Wetterleuchten: Chemnitz 2, Plauen, Freiberg und Fichtelberg je 1 mal.

Chemnitz, Königl. meteorologisches Institut, 23. April 1895. Prof. Dr. Paul Schreiber, Director.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 *M* 25 ₰, für auswärts mit 1 *M* 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 51. | Dienstag, den 30. April. | 1895.

Ackerbau und Viehzucht bei den alten Juden.

Nach Reisebeobachtungen in Palästina.

Von Dr. Albert Wittstock.

Wenn man heute durch Palästina reist und die nackten, steinigen und dürren Hügel sieht, die dem Beschauer einen so unfruchtbaren, öden Anblick bieten, namentlich die kahle Felsengegend im Umkreis von Jerusalem, fast von aller Vegetation entblößt, so ist es nicht zu verwundern, wenn man von Mitreisenden Zweifel darüber äußern hört, ob denn dies wirklich jenes gesegnete Land der Bibel sei, „ein Land, wo Milch und Honig fließt", oder ob das blos eine fromme Verheißung gewesen. Und dennoch ist der alte Ruhm begründet, es ist unbestreitbar wahr, daß sich Palästina einst in einem blühenden Zustande befand, ausgezeichnet durch trefflichen Landbau, man kann noch heutzutage Ueberbleibsel einer ehemaligen und zwar sehr ausgebreiteten Cultur entdecken, Spuren von Terrassen in den Bergen lassen erkennen, daß das steinigte Gebirgsland von Judäa durch terrassenförmigen Anbau der Höhen in sehr ergiebiges Land verwandelt und mit vielen Anpflanzungen bedeckt war, und der regsame Fleiß der Bewohner wurde reichlich belohnt durch allerlei köstliche Früchte, durch Wein und Obst in Fülle. Aber abgesehen von diesen Zeichen des früheren Culturstandes bietet die Bibel selbst die besten Beweise, daß das Land in der That ein sehr gesegnetes war. Ueberhaupt ist zu empfehlen, beim Besuch von Palästina nicht blos einen Reiseführer, sondern auch eine Bibel zur Hand zu haben, hier kann man die Schrift an der Quelle studiren, und wie beim Vergleich der heiligen Orte mit den biblischen Geschichten manche Vorstellung aus der Jugend- und Schulzeit eine andere Gestalt annimmt, so giebt auch sonst die Bibel über Manches nähere Aufklärung; auch über die Landwirthschaft im jüdischen Lande sind in der Schrift ausführliche und eingehende Nachrichten enthalten.

Es ist eine irrthümliche Annahme, als wären die Juden nur ein nomadisirendes und später Handel treibendes Volk gewesen. Nomaden waren nur die Hebräer (d. h. Jenseitige, weil Abraham als ein Beduinen-Scheikh oder Anführer und Haupt einer Hirtenfamilie von jenseits des Jordan und Euphrat aus Chaldäa und Mesopotamien eingewandert war), aber die Israeliten oder Juden waren ein ackerbautreibendes Volk geworden. Moses hatte den Landbau zum Grundpfeiler der bürgerlichen Verfassung seines Volkes gemacht, die Ländereien wurden als Erbgut vertheilt, das Volk erhielt feste Wohnsitze, die Israeliten wurden seßhafte Bauern und Alle trieben Landwirthschaft, auch die in Städten wohnten. Jeder fand seinen Unterhalt zunächst und vorzüglich durch fleißigen Anbau seines Grund und Bodens. Selbst die Vornehmsten verschmähten es nicht, die Hand an den Pflug zu legen, zu säen und zu ernten. Im 1. Buch Samuelis 11, 5 heißt es: „siehe, da kam Saul vom Felde hinter den Rindern her", woraus hervorgeht, daß Saul noch als König das Feld mit eigener Hand bebauete, und wie Cincinnatus, jenes Muster altrömischer Tugend und Sitteneinfalt, vom Pfluge weg an die Spitze des Staates gestellt wurde, so wurde David von seiner Heerde zum König, Elisa von seinem Acker hinweg zum Prophetenamte berufen (1. Kön. 19,19). Der Ackerbau galt immer als die Basis des allgemeinen Nationalwohlstandes. Obgleich zwischen den kunstreichen Aegyptern und seefahrenden Phöniziern wohnend, blieben die Juden doch durch ihre bürgerliche und religiöse Verfassung und ihren Haß gegen alles Ausländische conservativ und abgeschlossen bei ihrer gewohnten Beschäftigung, selbst in ihrer blühendsten Periode unter den Königen David und Salomo, so daß zum Tempelbau auswärtige Künstler genommen werden mußten. Nur einmal ließen sie sich auf Salomo's Veranlassung bewegen, am Welthandel theilzunehmen, Schiffe zu bauen und sich dem offenen Meere anzuvertrauen, aber bald kamen sie von diesem Versuche zurück auf den beschränkten Landhandel unter sich, auf die Zwischengeschäfte und das Mäklergewerbe.

Die Juden waren also „Agrarier", wozu die natürliche Beschaffenheit des Landes von selbst anleitete. Daß das Land fruchtbar war, daran ist nach verschiedenen Stellen der Schrift nicht zu zweifeln. Schon die Geschichte von Abraham beweist es, der auf seinen Nomadenzügen hier Halt machte und dauernd sich niederließ, weil er gute Weideplätze für seine Viehheerden fand. Besonders einzelne Gegenden wie z. B. am Jordan waren stark bevölkert und mit wohlhabenden Acker-, Obst-, Weinbau und Viehzucht treibenden Dörfern bedeckt. So muß auch die Gegend um Bethlehem, kaum zwei Stunden von Jerusalem, ungemein fruchtbar gewesen sein, denn Bethlehem heißt Haus des Brodes, und in älteren Zeiten hieß die Stadt Ephrata, d. h. die Fruchtbare. Auch die alten Schriftsteller berichten übereinstimmend von der Fruchtbarkeit des Landes und der Güte des Bodens, der die schönsten Erzeugnisse eines milden Himmels hervorbrachte, so daß nicht nur die Ebenen und Thäler, sondern auch das Hochland den Anblick eines blühenden Gartens boten. Der Geschichtsschreiber Josephus sagt in seinem Werke vom jüdischen Kriege: „Der Boden ist so gut, daß keine Pflanze in ihm verdirbt, und ist durch die Geschicklichkeit und den Fleiß der Einwohner auf den höchsten Grad der Ergiebigkeit gebracht. Ueberdies bringt das Land eine wunderbare Menge der verschiedensten trefflichsten Fruchtarten hervor &c." — Ferner bekunden auch zwei von den jüdischen Hauptfesten den landwirthschaftlichen Charakter des Volkes: das Pfingstfest, wo zugleich das Erntefest gefeiert wurde, daher: Fest der Erstlinge, d. h. der ersten Garben, und das Laubhüttenfest, das zugleich Dankfest für die Obst- und Weinlese war. Man hat noch alte Münzen in Palästina gefunden, mit Aehren und Trauben verziert, ebenfalls ein charakteristisches Zeichen für die vorwiegende Bedeutung des Landbaues, der die vorzüglichste Quelle des jüdischen Wohlstandes war.

Will man die alte Bezeichnung, daß „Milch und Honig im Lande floß", nicht blos sinnbildlich, sondern auch wörtlich nehmen, so findet sich dafür allerdings Bestätigung. Im 5. Buch Mose 8, 8 heißt es: „Der Herr führt dich in ein gut Land, da Weizen, Gerste, Weinstöcke, Feigenbäume und Granatäpfel innen sind, ein Land, da Oelbäume und Honig innen wächset." Hier wird der Honig ausdrücklich unter die Vorzüge des Landes gerechnet, was also auf eine namhafte Bienenzucht schließen läßt. Wenn aber nach Matth. 3, 4 Johannes der Täufer Heuschrecken*) und wilden Honig aß und schon 1. Sam. 14, 26 und 27 berichtet wird: „als das Volk in den Wald kam, siehe, da floß Honig, Jonathan tunkte in den Honigseim und wandte seine Hand zu seinem Munde, da wurden seine Augen wacker," so muß man entweder an wilde Bienen denken, die ihren Aufenthalt in hohlen Bäumen und Felsenritzen hatten, oder an das flüssige Manna, das von den Feigenbäumen herabtröpfelte. Daß Milch im Lande floß, zielt auf eine bedeutende Viehzucht. Da berichtet wird (1. Kön. 8, 63), daß Salomo an Einem Feste 22000 Ochsen und 120000 Schafe opferte, so muß der Viehstand in der That ein ungeheurer gewesen sein. Die Rinder dienten meistens zum Ziehen, aus der Milch wurde Käse gemacht, weniger

*) Es gab eßbare Heuschrecken, die gedörrt und namentlich von ärmeren Leuten genossen wurden.

Butter, da das Olivenöl vorgezogen wurde. Da gab es große Heerden von Schafen mit der feinsten Wolle und schmackhaftem Fleisch, von Ziegen, aus deren Fell man Weinschläuche verfertigte. Ferner erwähnt die Schrift Esel, die den Pferden vorgezogen wurden, auch Jesus ritt auf einem Esel (Matth. 21,5), Kameele, Hunde, Wölfe 2c. Die Talmudisten behaupten, die Juden hätten keine Hühner und Hähne gehalten, weil diese leicht etwas Unreines aus der Erde scharren, was aber nicht richtig sein kann, denn sonst hätte der Hahn nicht krähen können in jener Nacht, als Petrus den Herrn verleugnete. Dagegen werden Gänse in der Schrift nicht erwähnt, und sicher ist, daß es keine Schweine gab, die überhaupt im ganzen Orient von jeher zu den unreinen und ungesunden Thieren gerechnet wurden, wahrscheinlich wegen ihres finnigen Fleisches. Von sonstigen Thierarten sind noch die Fische zu erwähnen, besonders am See Genezareth wurde beträchtliche Fischerei betrieben, aus diesen Fischern wählte Jesus seine Jünger.

Was den Ackerbau betrifft, so sehen wir aus der Bibel, daß Weizen und Gerste die Haupterzeugnisse waren. Roggen und Hafer kannte man nicht. Bei der wunderbaren Speisung werden Gerstenbrode erwähnt (Joh. 6, 9), namentlich aber muß der Weizen von bester Güte gewesen sein. Hesekiel (27, 17) sagt, daß Tyrus aus dem jüdischen Lande Weizen, Honig, Oel 2c. bezog, und auch noch aus anderen Stellen, wie 1. Kön. 5, 11, geht hervor, daß den Phöniziern das Land gleichsam zur Kornkammer diente. Die Aussaat des Getreides geschah im Spätherbst oder auch noch im Winter, bis zur Ernte wurden gewöhnlich vier Monate angenommen (Joh. 4, 35). Aus Luk. 6, 1: „Es begab sich, daß er durchs Getreide ging und seine Jünger rauften Aehren aus und aßen und rieben sie mit den Händen“ ist zu schließen, daß es im Vorübergehen erlaubt war, Aehren abzupflücken. Zur Bebauung des Ackers wird in der Bibel der Pflug genannt, der wohl noch sehr einfach gewesen sein wird. Die Aehren wurden mit der Sichel geschnitten, in Garben gebunden und auf die Tenne gebracht. Im mosaischen Gesetz war vorgeschrieben: Du sollst dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden. Demnach wurden die Garben durch Rinder ausgetreten, die keinen Mundzaum tragen sollten, um sich dann und wann eine Aehre auflesen zu können. Luk. 3, 17 wird die Wurfschaufel erwähnt, das Getreide wurde durch Siebe gereinigt, die Spreu mit den Stoppeln verbrannt.

Nach der Getreide-Ernte kam die Obst-, Wein- und Oel-Ernte, die den ganzen Sommer über dauerte. Gärtnerei und Obstbaumzucht befanden sich in blühendem Zustande und die mannigfaltigsten und trefflichsten Obstarten wurden erzielt. Auf dem Oelberg, der seinen Namen von den Oelbaumpflanzungen, womit er bedeckt war, führte, wuchsen auch Citronen-, Pomeranzen-, Feigen- und Palmbäume, sowie auch Weinstöcke in bedeutender Menge. Die Oliven wurden eingemacht und gegessen oder es wurde in besonderen Oelkeltern Baumöl daraus gepreßt, woraus auch heilende Salben bereitet wurden, wie es sich in der Schrift oft erwähnt findet; auch der barmherzige Samariter goß Oel in die Wunden des Nächsten. Nicht minder reich war das Land an Dattel- und Feigenbäumen. Bethanien heißt Ort der Datteln und Bethphage Ort der Feigen. Der Feigenbaum gewährte drei Ernten jährlich. Luk. 19, 4 wird auch der Feigenmaulbeerbaum (Sykomore) erwähnt, ebenfalls mit erquickender Frucht. Die Datteln, ein wohlschmeckendes Nahrungsmittel, wurden auch ausgepreßt und lieferten den köstlichen Dattelwein. Die Zweige der Dattelpalme wurden bei feierlichen Gelegenheiten in den Händen getragen (1. Macc. 13, 51), dem Herrn wurden sie auf den Weg gestreut. Der Palmbaum war früher sehr verbreitet in Palästina. Jericho hieß die Palmenstadt, weil sich in der Nähe ein meilenlanger Palmenwald befand.

Ganz besonders war das Land von Natur zum Weinbau geeignet, der denn auch ein vortrefflicher war, wie schon aus Christi Gleichnissen hervorgeht, die so viele Bilder vom Weinstock und seiner Cultur enthalten, da hören wir von Reben, Most, Schläuchen 2c. Aus Matth. 21, 33: „Es war ein Hausvater, der pflanzte einen Weinberg und führte einen Zaun darum und grub eine Kelter darinnen und baute einen Thurm und that ihn den Weingärtnern aus“ kann man sich eine genaue Vorstellung machen, wie die Weingärten angelegt waren. Ebenso lesen wir in Jesaias 5, 2: „Mein Vetter hat seinen Weinberg verzäunet und mit Steinhaufen verwahret und edle Reben darein gesenkt. Er bauete auch einen Turm darinnen und grub eine Kelter darein.“ Einen solchen Weinberg umgab man also mit Zäunen oder Mauern und baute einen Thurm in demselben als Wachthaus oder auch zum Vergnügen des Besitzers. Die Keltern bestanden aus einer freistehenden Kufe, in welche die Trauben geschüttet und mit den Füßen ausgetreten wurden. Der Most wurde in neue Schläuche gefüllt, die durch die Gährungskraft nicht so leicht zerreißen konnten (Matth. 9, 17). Die Redensart bei der Ausgießung des heiligen Geistes: sie sind voll des süßen Weines, beweist, daß es auch einen süßen Wein gab, der sehr berauschend wirkte. In Jesaias 63, 2 und folgende heißt es, daß die Kleider der Keltertreter roth gefärbt wurden. Es wurde nämlich meistens rother Wein getrunken. Da Jesus bei Einsetzung des Abendmahls symbolisch den Wein sein Blut nannte, so liegt der Gedanke nahe, daß es auch rother Wein (Traubenblut) war.

So waren in den alten Zeiten die Juden fleißige Bearbeiter ihres Landes, die durch Getreide-, Obst- und Weinbau, sowie Viehzucht ihre reichlich lohnende Existenz hatten. Erst später wandten sie sich vom Ackerbau ab und ganz dem Handel und den Geldgeschäften zu, um schneller reich zu werden. Aber mit zunehmendem Luxus, Verweichlichung und einreißendem Sittenverfall kam der Untergang des Volkes, das aus der Reihe der selbständigen Völker hinweggetilgt wurde. Schon der jüdische Geschichtsschreiber Josephus klagte über moralische Fäulniß und sagte: „Ich bin überzeugt, daß, wenn die Römer diese Verworfenen geschont hätten, die Stadt Jerusalem entweder durch ein Erdbeben oder auf die Weise wie einst Sodom hätte untergehen müssen, denn in ihr war weit größere Lasterbrut als in Sodom und Gomorrha.“ Er nennt Jerusalem „ein großes Hurenhaus, eine ungeheure Räuberhöhle und eine grausame Mördergrube“.

Es kam die Zeit, wo des Propheten Wort in Erfüllung ging: wie liegt die Stadt so wüste, die voll Volks war! Und fügen wir hinzu: wie liegt das ganze Land so wüste! Wenn man den jetzigen niedrigen Stand der Cultur mit der einstigen Blüthezeit vergleicht, so muß man an das morgenländische Sprichwort denken: Wo ein Osmanlin den Fuß hinsetzt, da wächst kein Gras mehr. Die Sonne erwärmt und befruchtet noch die Erde wie einst und das Land könnte noch viele Menschen ernähren und glücklich machen, wenn es nicht an einer vernünftigen Bewirthschaftung fehlte. Daß ein solches Land, von verständigen Händen bebaut, noch heute das gelobte Land sein könnte, zeigen die schwäbischen Niederlassungen, die sogen. Templer-Gemeinden, von denen ich die vor Jerusalem am Weg nach Bethlehem gelegene besuchte. In diesen deutschen Colonien fühlt sich der Wanderer angeheimelt, man muß sich freuen, wie hier das steinige und verödete Erdreich so schön bearbeitet und urbar gemacht ist, da wird ein guter Wein gebaut und geschenkt, man trifft reinliche deutsche Häuser umwogt von blühenden Fruchtgefilden. Es wäre ein großes Glück für das Land, wenn noch recht viele solcher Ansiedlungen stattfänden, um aus dem gegenwärtigen traurigen Zustand herauszukommen. Heute gleicht der Orient, einst blühend und gesegnet, einem Haufen von Schutt, einer kahlen baumlosen Wüste, wo ehedem üppiges Culturland war. Von Judäa bis Tunis, von Marocco bis Athen Alles kahl und öde, der ganze Orient ist ein muselmännischer Friedhof. Wo ist die Herrlichkeit der alten gräco-byzantinischen Welt geblieben? Was ist aus Persien, diesem Paradies Gottes, geworden? Wenn die alten thatkräftigen Rassen, unter denen jene Gestade blühten, heute aus ihrem Grabe stiegen, so würden sie sagen: traurige Nachkommen, was habt ihr aus diesen einst so völkerreichen Ländern, was habt ihr aus der Natur gemacht! Als die Völker der Schrift, der Jude, Christ und Muselmann auseinandergingen, mußte der älteste Sproß des Judaismus, das verheißene Christenthum aus dem Lande der Geburt scheiden und zog gen Norden, dort das Licht aus Osten verbreitend zur Aufklärung und Veredlung der Menschen und neue blühende Reiche bildend. Von Osten, wo die Sonne aufgeht, kamen einst die ersten Strahlen des Lichtes, der Cultur, aller Bildung, und heute müssen wir umgekehrt unser abendländisches Licht dort anzünden, müssen Cultur und Aufklärung vom Occident aus unter jene rohen und unwissenden Nationen des Orients verbreitet werden, um sie vor dem Untergange zu bewahren: ein unbestreitbarer Beweis für die civilisatorische Kraft des Christenthums.

Jahresbericht der Fürstlich Jablonowski'schen Gesellschaft.

Leipzig, im März 1895.

Am 4. Juni hat die Jablonowski'sche Gesellschaft ihren Präses und Senior Geheimrath Prof. Dr. Wilhelm Roscher durch den Tod verloren, der fünfundvierzig Jahre ihr als Mitglied angehört, einunddreißig Jahre an ihrer Spitze gestanden und an ihren Arbeiten förderlichsten und maßgebenden Antheil genommen hat. An seiner Stelle wurde in der Sitzung vom 14. Juli der Professor der Statistik und Nationalökonomie Dr. Karl Bücher zum Mitgliede, Geh. Hofrath Prof. Dr. Leuckart zum Präses der Gesellschaft gewählt.

Die für das Jahr 1894 von der mathematisch-naturwissenschaftlichen Section gestellte Preisaufgabe über die säcularen Störungen der Planetenbewegung hat einen Bearbeiter gefunden, dessen Schrift, trotzdem sie von der rechnerischen Vollendung noch weit entfernt ist, als eine wissenschaftliche Leistung von hervorragendem Verdienste bezeichnet werden darf. Der Verfasser hat sich genöthigt gesehen, um brauchbare Resultate zu erlangen, die gestellte Aufgabe wesentlich zu erweitern. Statt der Beschränkung auf die inneren Planeten, auf welche das Thema sich zunächst bezog, weil es sich dabei um eine unerklärte Bewegung des Mercurperihels handelte, haben auch die äußeren Planeten mit hinzugezogen werden müssen, und es ist die Arbeit dadurch dergestalt gewachsen, daß die vorgeschriebene Frist zur Bewältigung der umfangreichen Rechnungen nicht ausreichen konnte. Die analytische Lösung der Aufgabe ist in dem ersten, theoretischen Theile der Abhandlung vollständig entwickelt, während von dem zweiten, praktischen Theile nur diejenigen Abschnitte vollendet sind, welche die vorbereitenden Rechnungen bis zum eigentlichen Integrationsgeschäft enthalten. Da die Rechnungen weit genug geführt sind, um über die praktische Anwendbarkeit der vom Verfasser aufgestellten Methoden zu durchaus günstigem Urtheile zu berechtigen, so trägt die Gesellschaft kein Bedenken, die unvollendet eingereichte Arbeit mit dem Preise zu krönen, dieselbe bereits jetzt in ihren Schriften zu veröffentlichen und den Verfasser zur Weiterführung der für die numerische Ermittelung der Säcularstörungen noch erforderlichen Rechnungen dringend einzuladen. Die Eröffnung des mit dem Motto „Sunt certi denique fines“ bezeichneten Couverts ergab als Verfasser Professor Dr. Paul Harzer, Director der Herzoglichen Sternwarte in Gotha. Auf die für 1894 von der historisch-nationalökonomischen Section gestellte Preisaufgabe ist keine Bewerbungsschrift eingegangen. Dagegen sind über die von derselben Section auf die Jahre 1892 und 1893 gestellten Preisfragen die Bewerbungsschriften, die damals der Gesellschaft nicht vollständig vorgelegt waren, von ihren Verfassern, für welche die Bewerbungsfrist um eine Jahr verlängert worden war, nunmehr in ergänzter und verbesserter Gestalt vorgelegt worden, sodaß ihnen der Preis zuerkannt werden konnte. Es sind dies die Arbeiten von Dr. Otto Eduard Schulze in Leipzig „Geschichte der Colonisation und Germanisirung der Wettinischen Lande“ und von Dr. Max Vancsa in Wien „Ueber die allmälige Einführung der deutschen Sprache in öffentlichen und privaten Urkunden bis um die Mitte des 14. Jahrhunderts“.

Für die Jahre 1895—1898 sind von der Gesellschaft folgende Preisaufgaben gestellt worden:

I. Historisch-nationalökonomische Section.

1) Für das Jahr 1895. Von den Genossenschaften des griechischen Alterthums ist bisher nur ein Theil der Cultgenossenschaften von Foucart, sowie die Vereinigungen der Dionysischen Künstler von Foucart und Lüders zum Gegenstand eingehenderer Darstellungen gemacht worden. Aber von der weiten Verbreitung und der großen Bedeutung des griechischen Genossenschaftswesens giebt die kurze Skizze, welche der letztgenannte Gelehrte seinem Buche über die Dionysischen Künstler vorausgeschickt hat, keine ausreichende Vorstellung, und jene Einzeldarstellungen haben ihren Gegenstand um so weniger erschöpft, als sie ihn nicht im Zusammenhang der Gesammterscheinung behandelt haben. Die Gesellschaft wünscht daher eine Darstellung des griechischen Genossenschafts- und Vereinswesens auf Grund der schriftstellerischen und besonders der inschriftlichen Quellen, welche ebenso sehr die Arten und die Organisation der Genossenschaften, wie ihre zeitliche und räumliche Entwickelung berücksichtigt. — Preis 1000 Mark.

2) Für das Jahr 1896. Die deutsche städtegeschichtliche Forschung wendet sich neuerdings von den Entwickelungen des 14. bis 16. Jahrhunderts mehr und mehr zu Gunsten der Untersuchung der ältesten Probleme ab. Schon der Bearbeitung des wirthschaftlichen und politischen Verlaufes der Zunftkämpfe bietet sich darum noch eine Reihe ungelöster Aufgaben. Noch mehr gilt das von denjenigen wirthschaftlichen, socialen und politischen Entwickelungen, die vom Beginn etwa des 15. bis ins 16. Jahrhundert hinein in unseren Großstädten verlaufen, und die sich dahin charakterisiren lassen, daß in ihnen der capitalistische Individualismus auftritt, die wirthschaftliche Differenzirung starke sociale Unterschiede zwischen Arm und Reich veranlaßt, und diese Unterschiede neue politische Ziele der unteren Classen hervorrufen. Die andauernde Gährung, die infolge dessen die unteren Bevölkerungsschichten der Großstädte des 15. Jahrhunderts erfüllt, setzt sich ferner vielfach in Beziehung zu den zunehmenden revolutionären Bewegungen des platten Landes, und mündet im Zeitalter des Bauernkrieges theilweise in diese ein. Es ist von Werth, diese allgemeinen Entwickelungsrichtungen in ihren Einzelanlässen und Einzelfolgen auf der localen Grundlage irgend einer städtischen Entwickelung genauer kennen zu lernen. Daher wünscht die Gesellschaft eine eingehende Untersuchung der wirthschaftlichen, socialen und politischen Bewegung in irgend einer größeren deutschen Stadt des ausgehenden Mittelalters mit besonderer Rücksicht auf die Wirkungen des seit Ende des 14. Jahrhunderts aufkommenden capitalistischen Individualismus. — Preis 1000 ℳ.

3) Für das Jahr 1897. Die Gesellschaft wünscht ferner eine Untersuchung über: die Sprache der deutschen Urkunden in der kaiserlichen Kanzlei Karl's IV. Nöthig erscheint zur Lösung der Aufgabe, daß, soviel es der heutige Stand der diplomatischen Forschung gestattet, genau auseinandergehalten werde, welche der herangezogenen Urkunden der Kanzlei voll angehören, und welche den an der Kanzlei verkehrenden Parteien ihren Ursprung verdanken. Neben einer gedrängten Darstellung des Grammatischen im engeren Sinne wird vor Allem eine eingehende Behandlung der Formeln der Kanzlei- und Geschäftssprache gewünscht. — Preis 1000 ℳ.

4) Für das Jahr 1898. Neuere Untersuchungen haben ergeben, daß bei den germanischen und romanischen Völkern das Handwerk nicht, wie lange geglaubt wurde, die erste Stufe der gewerblichen Entwickelung bildet, sondern daß ihm mehrere ältere Betriebsformen vorausgegangen sind und daß diese nicht blos bei den östlichen und nördlichen Völkern Europas noch heute sich in großer Ausdehnung finden, sondern daß sie auch in der antiken Welt weit verbreitet waren. Vereinzelt ist ihr Vorkommen auch bereits bei außereuropäischen Völkern nachgewiesen worden. Im Allgemeinen aber besitzen wir zwar ein sehr reichhaltiges Material über die bei den letzteren vorkommenden Arten der gewerblichen Technik, während die wirthschaftliche Organisation des Gewerbebetriebs der primitiven Völker und der Nationen fremder Culturkreise nie eingehender untersucht worden ist. Die Gesellschaft wünscht demnach eine eingehende Untersuchung und vergleichende Darstellung des nationalen Gewerbes bei den eingeborenen Völkern eines oder mehrerer außereuropäischer Erdtheile unter besonderer Berücksichtigung der Betriebsformen der Stoffumwandlung und der Absatzweisen der Fabrikate. Die Gesellschaft schreibt darnach nur ein größeres Untersuchungsgebiet vor, welches territorial zusammengehörige Völker verschiedener Entwickelungsstufen umfaßt und die Möglichkeit einer vergleichenden Darstellung eröffnet, möchte aber die Abgrenzung jenes Untersuchungsgebietes ganz dem Ermessen des Bearbeiters überlassen. Sie würde darum z. B. eine eingehende Bearbeitung der gewerblichen Zustände der ostasiatischen Culturvölker ebensowohl der Aufgabe entsprechend erachten als eine Darstellung der Gewerbe bei sämmtlichen Völkern Afrikas. — Preis 1000 ℳ.

II. Mathematisch-naturwissenschaftliche Section.

1) Für das Jahr 1895. Die Gesellschaft wünscht eine kritische Zusammenstellung der bisherigen Hauptergebnisse über die an Krystallen beobachteten künstlich erzeugten und natürlich vorkommenden Aetzerscheinungen, sowie die Ausführung weiterer Untersuchungen, welche geeignet sind, das Zustandekommen und die speciellere Ausbildungsweise derselben zu erläutern, und insbesondere die Beziehungen zwischen Aetzerscheinungen und Molecularstructur aufzuklären. — Preis 1000 ℳ.

2) Für das Jahr 1896. Wenn man sich heute — und es geschieht das mit Recht — einer besseren und tieferen Kenntniß der Entwickelungsgeschichte berühmt, als man sie früher besaß, so gilt das doch zunächst nur in Bezug auf die äußere Er-

scheinung und die Reihenfolge der Vorgänge, welche den Aufbau des thierischen Organismus ermöglichen. Die physiologischen Bedingungen dieser Vorgänge sind bis jetzt erst wenig erforscht worden. Nur so viel steht fest, daß letztere nicht ausschließlich durch gewisse Grundfunctionen bestimmt sind, sondern auch von äußeren Reizursachen abhängen, und durch Veränderung derselben in dieser oder jener Weise selbst abgeändert werden. In der Hoffnung nun, die physiologische Morphologie zu fördern und zur Lösung ihrer Probleme anzuregen, wünscht die Gesellschaft eine durch Darstellung der bisher gewonnenen Ergebnisse eingeleitete Experimentaluntersuchung über den Einfluß, den die verschiedentlich abgeänderten Lebensbedingungen auf die Entwickelungsvorgänge eines (höhern oder niedern) Thieres ausüben. — Preis 1000 ℳ.

3) Für das Jahr 1897. Die von Monge, Ampère und Darboux herrührenden Integrationsmethoden der partiellen Differentialgleichungen zweiter und höherer Ordnung finden bekanntlich nur für solche Gleichungen Anwendung, die mit anderen Gleichungen Lösungen gemein haben, welche nicht nur von arbiträren Constanten abhängen. Es geht andererseits aus Lie's Untersuchungen über unendliche Gruppen hervor, daß Gleichungen, die eine unendliche Gruppe von Berührungstransformationen gestatten, im Allgemeinen zu anderen Gleichungen in der soeben besprochenen Beziehung (Involutionsbeziehung) stehen*). Die Gesellschaft wünscht, daß die aus dieser Bemerkung fließenden Integrationsmethoden entwickelt und an möglichst instructiven und vollständig durchgeführten Beispielen illustrirt werden. — Preis 1000 ℳ.

4) Für das Jahr 1898. Da die von Poisson, Green, Gauß, Dirichlet u. A. gegebene Theorie der dem Newton'schen Gesetze entsprechenden Kräfte einen der wichtigsten Theile der ganzen mathematischen Physik repräsentirt, andererseits aber die absolute Giltigkeit des Newton'schen Gesetzes (namentlich für sehr kleine und für sehr große Entfernungen) mancherlei Bedenken ausgesetzt ist, so liegt der Gedanke nahe, die Theorie der Fernwirkungen in größerer Allgemeinheit zu entwickeln und dabei, neben dem Newton'schen, auch andere Gesetze der Fernwirkung in Betracht zu ziehen. Ein solcher Versuch ist schon im Jahre 1832 von Green gemacht worden in seinen Mathematical Investigations concerning the Laws of the Equilibrium of Fluids analogous to the Electric Fluid**). Statt der Newton-schen Kräfte vom Gesetze $\frac{1}{r^2}$ werden dort ganz allgemein Kräfte vom Gesetz $\frac{1}{r^n}$ in Betracht gezogen. Doch zeigen sich in jener ebenso wichtigen wie scharfsinnigen Abhandlung mancherlei Lücken und Unklarheiten, auf welche Green zum Theil schon selbst aufmerksam gemacht hat. Auch sind daselbst gewisse Aufgaben (wie z. B. die Aufgabe der elektrischen Vertheilung in einem Ellipsoid oder in einer Kreisscheibe) nur ganz beiläufig besprochen worden. Demgemäß wünscht die Gesellschaft eine wirkliche Lösung dieser von Green in seiner Abhandlung nur angedeuteten Aufgaben, sowie auch die Ausfüllung und Aufklärung der in der genannten Schrift vorhandenen Lücken und Dunkelheiten. — Preis 1000 ℳ.

Die anonym einzureichenden Bewerbungsschriften sind, wo nicht die Gesellschaft im besondern Falle ausdrücklich den Gebrauch einer andern Sprache gestattet, in deutscher, lateinischer oder französischer Sprache zu verfassen, müssen deutlich geschrieben und paginirt, ferner mit einem Motto versehen und von einem versiegelten Umschlage begleitet sein, welcher auf der Außenseite das Motto der Arbeit trägt, inwendig den Namen und Wohnort des Verfassers angiebt. Jede Bewerbungsschrift muß auf dem Titelblatte die Angabe einer Adresse enthalten, an welche die Arbeit für den Fall, daß sie nicht preiswürdig befunden wird, zurückzusenden ist. Die Zeit der Einsendung endet mit dem 30. November des angegebenen Jahres, und die Zusendung ist an den Secretär der Gesellschaft (für das Jahr 1895 Geh. Bergrath Professor Dr. F. Zirkel, Thalstraße Nr. 33) zu richten. Die Resultate der Prüfung der eingegangenen Schriften werden durch die Leipziger Zeitung im März oder April des folgenden Jahres bekannt gemacht. Die gekrönten Bewerbungsschriften werden Eigenthum der Gesellschaft.

*) Vergl. Darboux, Journal de l'école normale 1870. — Lie, Berichte der Kgl. Sächs. Ges. der Wissensch., 1891 94.

**) Transactions of the Cambridge Philos. Society 1833, wieder abgedruckt in den Mathematical Papers of G. Green, p. 117 bis 183.

Bücherbesprechungen.

— Kögel, Martin (weiland Divisionspfarrer in Cassel), Suche Jesum und sein Licht! Mit einem Vorwort von Rudolf Kögel, D. theol., Oberhofprediger. Zum Besten der Stadtmission in Cassel. Cassel, Ernst Röttger (1894). VI und 140 S. kl. Oct.; geb. 4 ℳ. — Ein Werk der Liebe ist die Veröffentlichung dieses Schriftchens. Nach nur fünfjähriger Amtsthätigkeit, erst in Brüssel, dann in Cassel, ist der Urheber dieser Predigten im Alter von 29 Jahren infolge eines Unfalles auf einem Amtswege plötzlich heimgerufen worden. Da hat sein Schwager, der Anstaltsgeistliche Georg Blech in Berlin, die vorliegende Auswahl gesammelt und zum Druck befördert und mit seiner eigenen tiefempfundenen Gedächtnißrede bereichert; der hochverdiente greise Vater aber hat trauernd und doch dankbaren Herzens ein schlichtes Vorwort beigesetzt, und der Ertrag des Büchleins soll einer Liebesarbeit des Heimgegangenen dienen. Da den Verstorbenen ein tiefer Ernst und warme Frömmigkeit auszeichnete und seines Vaters Einfluß in seiner Predigtweise zu spüren ist, so ist das Ergebniß der gemeinsamen Liebesmühe so liebenswürdig, daß alle Strenge der Kritik verstummen darf. G. S.

— Ein Vaterunser. Altes und Neues über das Gebet des Herrn von Pastor Karl Veit, Anstaltsgeistlichen an dem Diakonissenhause zu Frankenstein, Schl. Leipzig, E. Ungleich. 1894. 1 ℳ 20 ₰. — Daß an solchen Auslegungen des Vaterunsers Mangel sei in der erbaulichen Literatur unserer Zeit, will der Verfasser ja wohl selbst nicht damit behaupten, daß er diese neue veröffentlicht. Es darf aber auch Niemand sagen, daß eine solche überflüssig sei, besonders wenn sie, wie die vorliegende, Kopf- und Herzensarbeit zugleich, hervorgewachsen ist aus langem Sinnen über die wunderbaren Worte dieses Gebetes und aus herzlich ernstlicher Vertiefung in dieselben. Die neue Zeit bringt ja auch beständig neue Aufgaben. Es gilt, den Begriff des rechten christlichen Gebetes, wie Christus und seine Apostel ihn aufgestellt haben, zu vertheidigen gegen die abschwächenden und rationalisirenden Bestimmungen neuer theologischer Schulen, es gilt, den völlig ausreichenden sittlichen Gehalt dieses Gesammtgebetes aller Christen für jede persönliche und sociale Religiosität aller Zeiten aufzuzeigen. Nach diesen beiden Seiten hin hat der Verfasser seinem Gedanken Spielraum gegeben, hauptsächlich bei der Besprechung des Eingangs und der beiden ersten Bitten. Das Buch ist als ein passendes Geschenk für geförderte Confirmanden zu bezeichnen. B. K.

— Carmina varia. Eine Auswahl deutscher Studenten-, Volks- und anderer Lieder, ins Lateinische übertragen von Franz Ulrich (Franz Müller), Vf. der carmina academica. Dresden und Leipzig, Verlag von Carl Reißner, 1895. Preis in geschmackvollem Einband 1 ℳ. — Vor ein paar Monaten erschien unter gleichem Namen in demselben Verlag und in ebenso gefälliger Ausstattung eine Reihe der beliebtesten deutschen Commerslieder ins Lateinische übertragen (besprochen in der Wiss. Beil. zur Lpz. Ztg. vom 24. Nov. 1894). Diesen carminibus academicis hat selbst die philologische Fachpresse (z. B. die Zeitschrift für das Gymnasialwesen in der Decembernummer 1894) ein freundliches Lob nicht vorenthalten. Ein firmer Lateiner ist der Verfasser ohne Zweifel. Auch die kurzzeiligen Strophen z. B. in dem Volksliede: „O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt" fließen bei ihm in der Sprache Latiums ganz glatt und ohne ersichtlichen Zwang daher. So wird denn jeder classische Philologe und hoffentlich auch noch mancher Angehörige anderer Facultäten seine Freude daran haben, daß es in unsrer lateinfeindlichen Zeit überhaupt noch Leute giebt, die so etwas fertig bringen und denen es Vergnügen macht, diese Befähigung zu bethätigen. Aber einen höheren Werth als den eines wohlgelungenen und harmlosen Scherzes können wir dem hübschen Büchlein trotzdem nicht beimessen so wenig wie der gesammten neulateinischen „Dichtung", wenn diese Bezeichnung nicht zu hoch gegriffen ist. Die Wacht am Rhein oder Eichendorff's schönes Lied: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen" und ähnliche möchten uns in der Muttersprache doch schließlich mehr von Herzen gehen. Das schmucke Heftchen enthält ein viertelhundert Lieder; natürlich fehlt der Sang an Aegir nicht: O Aegir, maris numen, qui terres Subdolos. Ob die Wassergeister „Nix und Neck" mit Subdoli genügend verständlich wiedergegeben sind? Ein Zusammenhang zwischen „Neck" und dem Zeitwort „necken" dürfte kaum zu erweisen sein. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 52. Donnerstag, den 2. Mai. 1895.

Küstenbilder von Memel bis zur Weichsel.

Von Dr. Max Hecht. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

VI. Elbing und Umgebung.

Statt von Reimannsfelde auf dem näheren Landwege über Steinort, das ebenso wie Succase durch Obstzucht weiten Ruf hat, Elbing zu erstreben, kehren wir bei dem Dorfe Lenzen, das 2 km weiter nach der alten Ritterstadt zu liegt, auf unsere Kunststraße zurück. Denn diese ist es werth, daß wir sie ganz kennen lernen. Sie bietet nicht nur nach dem Haff zu große Blicke, sondern auch nach den entgegengesetzten Seiten entrollen sich vor unsern Augen gewaltige Panoramen. Etwa auf der mittleren Strecke taucht zu staunender Ueberraschung die Elbinger Niederung aus dem Grunde auf, eine unendliche, mit Feldern, Weiden, Gehöften und buschiger Vegetation reich und bunt besetzte Fläche. Mit Rücksicht auf die Fülle und Art der Landschaftsbilder, welche diese Chaussee dem Naturfreunde bietet, könnte man sie die ästhetische Straße erhabener Aussichten nennen. Schon ehe wir in die große Heeresstraße, die nach Königsberg und weiter nach Eydtkuhnen führt, einbiegen, sehen wir die Stadt Elbing, im Grün versteckt mit wenigen Thürmen, aber mit einem Wald von Fabrikschornsteinen und langgestreckten Vorstädten, in der Ebene tief zu unsern Füßen liegen. Der Deutsche Orden hatte 1237 als Bollwerk und Stützpunkt für weitere Eroberungen am Elbingfluß zwischen Haff und Drausensee eine Burg angelegt und damit den alten Pruzzen diese wichtige Verkehrsader unterbunden. An dieser günstigen Stelle erblühte bald eine Handelsstadt, mit herzugezogener mitteldeutscher, Bremer und Lübecker Bevölkerung. Sie ward Mitglied des Hansabundes, schüttelte das drückende Joch der niedergehenden Ordensherrschaft ab und machte 1454 die Burg, eine der schönsten, welche die deutschen Ritter erbauten, dem Erdboden gleich. Hierauf trat Elbing in eine glücklichere Aera freiheitlichen, materiellen und culturellen Aufschwungs unter polnischer Oberhoheit, welcher der Schwedenkönig Gustav Adolf im Jahre 1626 ein Ende machte. Er umgab die Stadt mit sehr starken Festungswerken, doch hatte sie während der langen polnisch-schwedischen Kämpfe schwer zu leiden. Den verrotteten Zuständen der Willkür und Zuchtlosigkeit unter der abermaligen polnischen Oberhoheit wurde 1772, bei der ersten Theilung Polens, ein Ende gemacht, bei der Elbing an Preußen kam und mit der preußischen Besatzung aus Pr. Holland zugleich ein neuer Geist der Zucht und Ordnung seinen Einzug hielt. 1773 kam Friedrich der Große nach Elbing, bald darauf wurden die Festungswerke, welche die Alt- und Neustadt gegen einander völlig abschlossen, niedergelegt. Mit der Verschmelzung beider Orte bekam die Stadt ihr modernes Gepräge. Einer Zeit des wiederaufblühenden Handels, dessen sich Elbing unter dem Schutze des Staates auf Kosten Danzigs zu erfreuen hatte, folgten die schweren Zeiten des unglücklichen Krieges und der französischen Invasion, die den Wohlstand der Stadt sehr niederdrückten und dieselbe mit einer Kriegsschuld belasteten, an welcher es noch heute zu tragen hat. Von den großen Opfern der Befreiungskriege erholte sich Elbing langsam, aber stetig in unermüdlicher Arbeit. Gewerbe und Industrie entwickelten sich mehr und mehr, und heute gilt es trotz des Rückganges der letzten Jahre als eine angesehene Fabrikstadt. Unter den zahlreichen Werkstätten der Tabaks-, Seifen-, Zucker-, Bier-, Cichorienbereitung ragt wie ein Riese die Maschinenfabrik und Werft F. Schichau's empor, dieses Krupp des östlichen Deutschlands. Aus kleinen Anfängen ist das mächtige Areal dieser unvergleichlichen Werkstatt hervorgegangen. Ein bescheidenes Gebäude, die väterliche Fabrik für Messingwaaren, zwischen Wall und Graben gelegen, war der Ursprung des am Ufer des Elbingflusses sich mächtig ausdehnenden Terrains. Hier, in dem sogenannten Aschhofsgraben, entstehen die weltberühmten Torpedos, die vergeblich ihres Gleichen suchen. Seit etwa 20 Jahren baut Schichau auch Locomotiven, die in zahlreichen, in der Nähe des Bahnhofs gelegenen Schuppen zusammengesetzt werden. Seit Kurzem hat dieser König der ostdeutschen Industrie, der in Elbing allein 2000 Fabrikarbeiter beschäftigt, eine Filiale in Danzig errichtet; auch im Hinterhafen von Pillau sieht man von ihm ein schwimmendes Dock zur Ausbesserung eiserner Schiffe. Neben Schichau's Fabrik sind die Blechwaarenfabrik von Neufeldt mit weit berühmtem Blechspielzeug und die Cigarrenfabrik von Löser und Wolff hervorzuheben. Die Stadt, arm an Kunstdenkmälern — das Kriegerdenkmal ist das schönste — und interessanten Baulichkeiten, macht jedoch mit ihren schattigen Plätzen und Gärten, unter denen der Casinogarten zu den schönsten der ganzen Provinz gehört, einen sehr freundlichen, lieblichen Eindruck, und Jeder, der ihre Straßen durchwandert, wird sich in hohem Maße befriedigt fühlen.

Der größte Reiz Elbings ist seine Umgebung; außer Danzig und vielleicht noch Memel hat keine Stadt Ost- und Westpreußens eine ähnliche aufzuweisen. Elbing liegt am Fuß eines aufsteigenden Hügellandes, dessen heitere Waldungen den Städter hinauslocken. Von der Chaussee, welche durch eine ganz eigenartige Niederungslandschaft zur Nogat hinführt, stellt sich die Lage der Stadt gegen den überragenden Hintergrund jener Höhen besonders anmuthig dar. Nach dieser Seite hin sind die lohnendsten Spaziergänge. Zwei Kunststraßen schwingen sich die Hügelkette hinauf, mit jedem weiteren Emporsteigen wird der Blick auf die Stadt interessanter, das Niederungsbild immer großartiger, bis es sich im Blick von dem baumgekrönten Thunberg und den Höhen Vogelsangs weithin aufrollt wie das unendliche Meer.

Vogelsang ist das Dorado der Elbinger. Es ist fürwahr ein Ort von Thüringischer Lieblichkeit. Eine tiefe, lange Schlucht windet sich in vielfachen Krümmungen durch eine waldige Hügelkette und endet auf beherrschender Höhe. Auf der rechten Seite derselben breiten auf sanfter Erhebung riesige Eichen und Buchen ihre Kronen über ein Gasthaus und über eine Menge von Sitzplätzen aus; aus ihren Schatten schaut man über Hügel und Stadt auf die weite Niederung. Ein vielverzweigtes System von Gängen führt im Schatten herrlicher Laubbäume auf die Höhen, von denen sich zahlreiche reizende Waldbilder erschließen, die öfters an die Rehberge, mitunter auch in ihrer Großartigkeit an den Harz erinnern. Es sind meistens Waldkessel mit imposanten Laubwänden, mitunter tritt eine scharf geschnittene Lehmwand wie ein Fels belebend hervor. Friede und andachtsvolles Schweigen ruht über solch einem Grunde, das nur von dem Plätschern und Murmeln eines Quelles tief unten unterbrochen wird. Treten wir aus der Waldeinsamkeit am Südrande heraus, so haben wir im Gegensatz zu den geschlossenen Waldbildern die freie Landschaft. König dieser Aussichten ist der Blick vom Belvedere auf dem Johannisberge, ein Panorama im wahren Sinne des Wortes, das größte von Elbings Umgegend. Wie aus der Vogelschau sieht man auf das ganze Gewälde von Vogelsang, und man ist erstaunt, nichts von den Gründen und Thalkesseln zu sehen, die es in sich birgt, und welche wir auf unserer Wanderung bewundert haben. Die mächtige Bodensenkung bis zum jenseitigen blauen Rande des Oberlandes erinnert an das weite Saalthal bei Naumburg. Die Thürme und Brückenköpfe des 4 Meilen

hinter Elbing gelegenen Marienburg werden sichtbar; blinkende Wasserstreifen beleben die Niederung mit ihren saftigen Weiden und von Weidenbäumen eingehegten Triften, dem fetten Ackerland und den reich ausgestreuten Dörfern und Gehöften; weiter rechts der Spiegel des Haffs und als Abschluß die bewaldete Nehrung.

An den im schnellen Versanden begriffenen Drausensee und das Oberland, dessen Rand wir vorher gesehen, knüpft sich eine ganz einzig geartete Merkwürdigkeit aus Elbings weiterer Umgebung. Das sind die „geneigten Ebenen", die in Europa nicht ihres Gleichen haben sollen. Es kam darauf an, den Wasserverkehr zwischen den oberländischen Seen und dem Drausensee herzustellen und dabei den bedeutenden Höhenunterschied von 300′ zu überwinden. Zu diesem Zwecke wurde der die Seen verbindende Oberländische Canal auf der letzten, 4 Meilen langen Strecke durch fünf geneigte Ebenen, welche Baurath Steenke nach amerikanischem Muster anlegte, bis auf den Spiegel des Drausensees gesenkt. Ueber die rampenartig ansteigenden Ebenen führen zwei Paar eiserne Schienen von der Sohle der oberen Canalstrecke nach der der unteren. Gewöhnlich werden immer zwei Schiffe zu gleicher Zeit, das eine von oben nach unten, das andere von unten nach oben befördert. Das geschieht also: Das obere Fahrzeug wie das untere — sie sind vorschriftsmäßig 80′ lang und 9½′ breit — gleiten auf einem eisernen Wagen, der so tief im Wasser steht, daß das 3½′ tiefgehende Boot die Platte desselben nicht berührt, und wird dann an den seitlichen, senkrecht stehenden Rippen befestigt. Beide Wagen stehen mit einem starken Drahtseil ohne Ende in Verbindung. Sobald eine mächtige, durch Wasserkraft bewegte Trommel das Seil in Bewegung setzt, werden beide Wagen zugleich angezogen: der eine fährt das Schiff die Ebene hinauf, der andere hinunter, wobei das Gewicht des hinabrollenden Wagens zugleich die Hauptkraft liefert für das Hinaufziehen des anderen. Um mit dem gemessenen Wasservorrath sparsam zu wirthschaften, wird das zum Bewegen der obersten Trommel verwandte Wasser künstlich fortgeleitet, so daß es alle fünf Trommeln in Bewegung setzt. Beide Wagen rollen so lange fort, bis sie den Grund der vorliegenden Canalstrecke erreicht haben, dann werden die Fahrzeuge gelöst und schwimmen weiter. Die untersten Ebenen können vom Bahnhof Güldenboden, der ersten Station der Linie Elbing—Königsberg, in einer Stunde erreicht werden. Nach den oberen, landschaftlich reizvoller ausgestatteten gelangt man am bequemsten von Pr. Holland, wohin die Eisenbahn von Güldenboden in einer Viertelstunde fährt.

Der Lieblingsort der Elbinger ist das anmuthige Seebad Kahlberg auf der Frischen Nehrung. Tägliche Dampferfahrten während der Saison stellen über den Elbingfluß und das Haff die Verbindung her. Der über 3 Meilen lange Weg wird in 2 Stunden zurückgelegt. Was Schwarzort den Memelern, das ist den Elbingern Kahlberg. Beide Orte legen einen Vergleich nahe. Jenes, auf der Kurischen Nehrung gelegen, ist 3 Meilen vom Nordende derselben, dieses, auf der Frischen Nehrung, etwa ebensoweit vom Südende entfernt. Kahlberg liegt am Ende eines meilenlangen Kiefernwaldes, der schon von der Danziger Weichsel beginnt. Schwarzort erscheint mit seiner 4 km langen Waldung als Oase in der Sandwüste. Beide sind Seebäder und zugleich klimatische Luftkurorte, Schwarzort jedoch ist letzteres in höherem Maße. Das Dünenrelief hier und dort ist verschieden, und diese Verschiedenheit hängt zusammen mit der Ungleichartigkeit der Dünenzüge auf beiden Nehrungen. Gemeinsam haben beide die künstlich angelegte Vordüne und die lang hinziehende Hauptdüne. Während aber auf der Kurischen Nehrung seitliche Sandberge als Sturzdünen in's Haff vortreten, findet man auf der Frischen an den breiteren Stellen, wie bei Kahlberg (die Breite beträgt hier etwa 900 m), parallele Uferdünen, und die so gebildeten Thäler sind öfters riegelartig durch quer gerichtete Hügel geschlossen. Die Frische Nehrung ist bedeutend schmaler als die Kurische, mitunter nur 300 m breit, aber sie ist mehr bewaldet, wenigstens nach der Haffseite zu. Vom Festlande erblickt man nur noch selten kahle Stellen; außerdem erscheinen die Dünen bei einer durchschnittlichen Höhe von 20—100′ weit weniger imposant. Auch die Frische Nehrung ruht auf diluvialer Grundlage, der Urwald war hier aber ein Laubwald; er hat eine ursprüngliche Dünenschicht unter sich, eine zweite liegt zwischen dem Humusboden des Urwalds und dem späteren Kiefernwalde. Diesen ließ Friedrich Wilhelm I. auf den Rath v. Korff's, um Geld herauszuschlagen, niederhauen, d. h. nur auf dem nördlichen Theil preußischer Besitzsphäre. Die Folge war ein ungestümes Wandern der Dünen und ein schnell zunehmendes Versanden des Haffs. Durch meilenweit auf dem Kamm des Dünenzuges sich hinziehende Zäune suchte man den Ansturm des fliegenden Sandes zu hemmen; das Einzige, was man erreichte, war eine künstliche Erhöhung der Sandwälle. Erst durch den Dänen Sören Björn, der in Danzig lebte und am Anfang dieses Jahrhunderts das Dünenwesen leitete, ward die planmäßige Festlegung der Dünen durch zweckmäßige Anpflanzung unternommen, die dann später auch auf der Kurischen Nehrung durchgeführt wurde.

Von dieser Abschweifung kehren wir nach Kahlberg zurück. Bei dem niedrigen Wasserstand an dieser Stelle des Haffes ist ein 600′ langer Steg vom Lande hinausgebaut, an dessen Ende die Dampfer (an Sonntagen mitunter bis 11) anlegen. Nachdem wir das Gedränge glücklich überwunden haben, wollen wir an der Hand Passarge's das Innere des Badeorts aufsuchen. Er schreibt: „Man geht weiter in das Innere und es währt nicht lange, so wähnt man sich verzaubert, wie in jenen Märchen, die man uns als Kindern erzählte; wie jene von warmen Quellen getränkten Gärten in der grönländischen Eisfelderwildniß, eine Oase in der Wüste, so tritt uns eine harmonische Menschenschöpfung, ein kleines Paradies entgegen. Gleichsam im Schooße des Hauptdünenzuges, da blühen die wundervollsten Blumen in erstickender Fülle, da grünt ein Rasen in bezaubernder Frische, da stehen Orangen in großen Kübeln, wachsen Akazien, da legen die Reben sich an das Gestein der Terrassen und hüllen es in ihr lichtes Grün. Zögernd hebt man den Fuß und wandelt durch tiefe Gänge. Da grüßen uns vertraut lächelnd alte Freunde: der Apollino aus der Tribuna in Florenz, die Mediceische Venus und der Paris. Ihr blendendes Weiß contrastirt wunderbar mit dem dunkeln Blau des glühenden Himmels. Es ist wie ein Traum, ein Stück Italien, es ist selbst der Himmel Neapels." Steigen wir aus diesem reizvollen Kessel, dessen Schönheit der vortreffliche Mann vielleicht mit zu leuchtenden Farben schildert, die Höhe des Belvedere hinan, dann erst genießen wir in einem unvergleichlichen Blick auf die lachende Flur des nach den Seiten sich abdachenden Hügellandes von Cadinen und Panklau das Herrlichste, was Kahlberg zu bieten vermag. Es ist ein Herzruhaus, von dessen Anblick man sich nicht trennen mag. Nach der Seeseite hat Kahlberg außer der See selbst nichts Fesselndes. Doch kann man jetzt von einer ansprechenden Strandhalle aus dem Wellen- und Farbenspiel des Meeres zuschauen. Diese, wie der chaussirte Badeweg sind jüngeren Datums. Die Badestelle hat guten, von Steinen und Seetang freien Grund, und sie ist vom Orte in wenigen Minuten zu erreichen. Weder die Kiefern noch die Dünenbildung sind von jener Großartigkeit wie in Schwarzort.

Das Hauptziel für Wanderungen in die Umgebung ist nach Süden hin der etwa 40 Minuten entfernte Blocksberg, dessen ursprüngliche großartige Aussicht auf beide Wasser und die Wipfel des Nehrungswaldes nur durch bedeutende Erhöhung des Aussichtsthurmes wiedergewonnen werden kann, da sie gegenwärtig durch Bäume theilweise verbaut ist. ¼ Meile weiter liegt das Kirchdorf Pröbbernau, wo schon überwiegend Ackerbau getrieben wird, während die Bewohner der Nehrung sonst von Fischfang leben. Nach der nördlichen Seite bietet das etwa ¾ Stunde entfernte Kameel, ein zweihöckriger Sandberg, vor 5 Jahren noch kahl, jetzt mit kleinen Kiefern bepflanzt, einen köstlichen Umblick dar. Der schönste Aussichtspunkt ist erst im Entstehen begriffen, ein Leuchtthurm, der gegenwärtig aus Backstein auf einer etwa 60′ hohen Düne, 2 km nördlich von Kahlberg, erbaut wird. Der Thurm selbst wird 82′ hoch werden und soll Blinkfeuer erhalten. Aus der Sächsischen Schweiz bezogener Granit liefert den Stoff für die Stufen der Wendeltreppe. Man konnte zwei Pferde die mit Werkstücken beladenen Lowries auf Eisenschienen vom Kahn aus keuchend die Dünenhöhe hinanziehen sehen. Dieser Leuchtthurm wird nicht nur die bisher für die Schiffer empfindlich gewesene Lücke in der Kette der ost- und westpreußischen Richtfeuer ausfüllen, sondern auch für Kahlberg, über welches die Natur gerade nicht in verschwenderischer Fülle ihre Reize ausgestreut hat, die Bedeutung einer das Landschaftsbild belebenden Merkwürdigkeit haben.

Wir stehen hier am Ende unserer Schilderung. Der geneigte Leser wird den Eindruck gewonnen haben, daß die preußische Küste von Memel an, auf einer etwa 36 Meilen langen Strecke, eine Fülle wechselnder Landschaftsformen bietet. Niederung, Moor, Hoch- und Niederwald, Seehafen, Nehrung, Dünenformationen, Meeres- und Haffufer mit Schluchten und Ruinen, schluchtenreiches,

waldiges Hügelland, dazu Besonderheiten einziger Art als Elche, Bernstein, Dünenrelief der Kurischen Nehrung und geneigte Ebenen sind uns auf unserer Wanderung begegnet. Wir zweifeln nicht, daß auch der durch eine großartigere, reicher ausgestattete Natur verwöhntere Bewohner Mittel- oder Westdeutschlands, wenn er mit seinen Vorurtheilen brechen und Transvistulanien bereisen wollte, reiche Anregung schöpfen und ähnliche Eindrücke empfangen würde, wie wir sie in diesen Aufsätzen wiederzugeben versucht haben.

Bücherbesprechungen.

— Das Wunder im neuen Testament. Akademische Antrittsvorlesung gehalten zu Wien am 29. October 1894 von Lic. Dr. Paul Feine, ordentlichem Professor der evangelischen Theologie. Eisenach, M. Wilckens. 1894. 60 ₰. — Zu unserer großen Freude verkündet dies Heftchen, daß unser Wunsch, den wir bei der Anzeige von des Verfassers erster theologischer Arbeit ausgesprochen haben (Wiss. Beil. Nr. 38 von 1892), es möge sich ihm die akademische Laufbahn eröffnen, für die er so wohl ausgerüstet sei, so schnell und so glänzend in Erfüllung gegangen ist. Auch in dieser Antrittsvorlesung bekundet er den Fleiß, mit welchem er biblischer Forschung obgelegen hat, aber, was noch viel wichtiger ist, gleichzeitig die verständige, vorurtheilsfreie Stellung zu den wissenschaftlichen Aufgaben, die ihm gestellt sind. Die Betrachtung der neutestamentlichen Wunder hängt ab von der Betrachtung des Hauptwunders, der Auferstehung Jesu. Diese wird unter Hinweis auf die bekannten Lessing'schen Sätze als geschichtliche Thatsache aufgezeigt, und die beliebte Behauptung, der Apostel Paulus habe eine leibliche Auferstehung für unmöglich gehalten, so gründlich abgethan, daß nicht recht abzusehen ist, wie sie von Jemandem fernerhin wieder könne aufgestellt werden. Wir haben die Ueberzeugung, daß in dem Verfasser eine künftige, kräftige Stütze gesunder lutherischer Theologie gefunden ist.
B. K.

— Theosophische Schriften. IV. Karma im Christenthum. X. Die geistige und die sittliche Bedeutung der theosophischen Bewegung. Von Dr. Hübbe-Schleiden. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn. 1894. Je 20 ₰. — Karma bedeutet nach dem Verfasser im Sanskrit die Thatsache, daß das Gesetz der Causalität auch im Geistesleben der Menschen seine Giltigkeit habe, daß also auch auf geistigem Gebiet jedes Geschehen, wie es seine Ursache hat, auch seine Wirkung haben muß. Daß dieses Karma auch in der biblischen Lehre vorhanden sei, weist der Verfasser nach; nur hätten sich die Apostel noch nicht zu der damit gegebenen nothwendigen Folgerung erhoben, eine Wiederkehr der sündigen, d. h. unvollendeten Persönlichkeit zu lehren. Diese Lehre zu begründen und auszubreiten und zwar ebensowohl im Gegensatz zur kirchlichen Orthodoxie, wie zum Spiritismus, sei Aufgabe der Theosophie; zu diesem Zwecke habe sich die Theosophische Gesellschaft neuerdings aufgethan und ihre Bedeutung für die Jetztzeit lasse sich demnach vergleichen mit der der katholischen Kirche im Mittelalter. Es ist eine alte Erfahrung in der Geschichte des menschlichen Geisteslebens, daß die Leute, welche ihre Bedeutung im Voraus so genau kennen, gewöhnlich keine haben.
B. K.

— Encyklopädie des französischen Unterrichts. Methodik und Hilfsmittel für Studirende und Lehrer der französischen Sprache mit Rücksicht auf die Anforderungen der Praxis bearbeitet von Otto Wendt. Zweite, sehr vermehrte Auflage. Erster Theil. Hannover, Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior) 1895. — Bei dem Aufschwung, den das Studium der neueren Philologie in unserer Zeit genommen hat, ist ein Werk wie das vorliegende von großem Interesse und ein neuer Beweis für die Bestrebungen, ein wissenschaftliches Studium der neueren Sprachen zu fördern und zugleich die Lehrweise derselben zu verbessern. Wenn man bedenkt, wie der Büchermarkt von Lehrbüchern für den Unterricht in den neueren, besonders in der französischen Sprache fortwährend überschwemmt wird, was als eine Folge der größeren Ausbreitung dieses Lehrgegenstandes in Real-, Bürgerschulen, Fachschulen ꝛc. anzusehen ist, so giebt das einen Begriff von der Schwierigkeit der Durcharbeitung und Bewältigung des weitschichtigen Stoffes, und es wird kein Verständiger absolute Vollständigkeit erwarten. Auch können nicht solche Lehrbücher in Betracht kommen, die sich von der großen Zahl ähnlicher Bücher nicht unterscheiden, sondern nur solche, die das Gepräge des Eigenthümlichen tragen und namentlich für Verbesserung der Methode der Beachtung nicht unwerth sind, können aus dem reichen Material hervorgehoben werden. Ebenso schwierig ist die Classification der Methoden, deren der Verf. acht unterscheidet, wobei es aber fraglich ist, ob sich alle französischen Sprachlehren genau in diese Kategorien einrangiren lassen, indem manchmal eine Classe in die andere übergreift u. s. w. Auch hätte wohl zuoberst von einer rein wissenschaftlichen Classe ausgegangen werden können (historisch wie philosophisch z. B. Mätzner), auch die Grammatiken aus der Schule von Diez gehören hierher. Aber durch die Anlage und Ausführung des Ganzen, durch die Vorführung des Materials in geordneter Uebersicht nach pädagogischen Grundsätzen, rechtfertigt es sich vollständig, daß der Verfasser sein Buch als Hilfsmittel für Studirende und Lehrer der französischen Sprache bestimmt hat. Denn es ist ein das Studium des Französischen erleichternder Rathgeber, der mit dem ganzen Gebiet des Gegenstandes vertraut macht und zu weiteren Studien anregt. Und auch für den wissenschaftlichen Sprachlehrer hat eine solche Arbeit Werth, weil sie in übersichtlicher Zusammenstellung alle die Entwickelungspunkte für die Fortschritte der französischen Grammatik und Methodik zeigt. So kann denn das Buch Allen, die französischen Unterricht ertheilen, bestens empfohlen werden.
W—k.

— Die akademische Laufbahn und ihre ökonomische Regelung. Ein Wort an die Regierung und an die Volksvertretung. Von ***. Berlin 1895, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. Preis 2 ℳ 40 ₰. — Die vorliegende Schrift macht auf's Neue auf einen Mißstand unserer akademischen Einrichtungen aufmerksam, der schon wiederholt Gegenstand literarischer Behandlung gewesen ist. Wir erinnern in dieser Hinsicht an die dem Juristen Ernst Immanuel Bekker zugeschriebene anonyme Schrift: „Von deutschen Hochschulen allerlei, was da ist und was da sein sollte" (Berlin 1869), Adolf Mayer's: „Der Capitalismus der Gelehrtenwelt" (Heidelberg 1881), Lothar Meyer's: „Ueber die Zukunft der deutschen Hochschulen" (Breslau 1873), Billroth's: „Lehren und Lernen der medicinischen Wissenschaft an den Universitäten der deutschen Nation" (1875) und Lorenz v. Stein's: „Lehrfreiheit, Wissenschaft und Collegiengeld" (Wien 1875). Es handelt sich um die doppelte Frage, ob die gegenwärtige Einrichtung, wonach die Professoren für ihre Vorlesungen Collegiengelder von den Studenten erheben, abgeändert oder aufgehoben werden soll, und ob auch eine Abstufung der Professoren-Gehälter nach dem Dienstalter eingeführt werden soll, statt daß jetzt eine Festsetzung in der Hauptsache nur nach dem meist nach der Zahl ihrer Zuhörer bemessenen Grade der Berühmtheit der Docenten zu erfolgen pflege. Der Verfasser — wir vermuthen in ihm wohl nicht mit Unrecht einen Hochschullehrer — zeigt sich in den akademischen Verhältnissen sehr bewandert und gelangt auf Grund seiner Kenntniß derselben zu der Behauptung, daß der Stand der akademischen Lehrer in Deutschland gegenüber allen anderen Berufszweigen eine singuläre Stellung insofern einnehme, als bei ihm nicht nur, wie dies ja auch bei anderen Berufsarten stattfindet, ein freies Gewerbe mit dem besoldeten Beamtenthum sich vereinige, sondern als diese Vereinigung zugleich eine progressive Wechselwirkung auf die beiderseitigen Emolumente ausübe, indem mit der größeren Zuhörerzahl nicht nur die Honorareinkünfte, sondern zugleich infolge der hierdurch wachsenden Berühmtheit auch die Gehaltsansprüche sich steigern. Diese Sachlage führe in ihren weiteren Consequenzen zu ganz abnormen Einkommensunterschieden zwischen den im Uebrigen gleichgestellten Amtsgenossen. Es könne vorkommen, daß das Diensteinkommen des einen Universitätslehrers das 100-, ja das 1000fache von dem eines anderen Lehrers derselben Hochschule sei. Das Schlimmste aber sei, daß diese gegenseitige und cumulative Steigerung der beiden Einkommensquellen des akademischen Lehrers auf der einen Seite die trost- und hoffnungsloseste Stagnation auf der anderen Seite im Gefolge habe. Einem durch die Gunst der öffentlichen Meinung bevorzugten Collegen gegenüber sehe sich ein Anderer, trotz anerkanntem Streben, mitunter in eine Lage versetzt, die ihm fast jede Aussicht auf eine Verbesserung seiner finanziellen Verhältnisse raube, und wenn die infolgedessen dem Anfänger sich entgegenstellenden Schwierigkeiten von mancher Seite als ein Mittel betrachtet werden, aus der Zahl dieser Anfänger die Brauchbarsten und Tüchtigsten im Kampfe ums Dasein auszuscheiden, so ist dagegen der Verfasser der Meinung, daß viele geistig hochbegabte und für den akademischen Beruf vorzüglich geeignete Elemente hierdurch zurückschreckt und nur solchen, die soweit mit irdischen Glücksgütern gesegnet

sind, daß sie auf die Einkünfte ihrer Berufsarbeit kein Gewicht zu legen brauchen, der Zutritt zur akademischen Carriere gestattet werde. Mag auch diese Darstellung von Uebertreibungen und Verallgemeinerungen vereinzelter Vorkommnisse nicht frei sein, so ist doch gewiß, daß unter dem heutigen System die Entlohnung der Privatdocenten und jüngeren Extraordinarien, namentlich wenn man die von ihnen der Hochschule durch Gratisvorlesungen in verhältnißmäßig großem Umfange geleisteten Dienste in Betracht zieht, keine gerechte ist, und daß dieselben die Unsicherheit ihrer finanziellen Zukunft anderen Berufsständen gegenüber als schweren Mangel empfinden. Der Verfasser will den von ihm gerügten Mängeln in der ökonomischen Regelung der akademischen Laufbahn dadurch begegnet wissen, daß den ordentlichen Professoren der Bezug von Collegiengeldern ganz entzogen wird und letztere vielmehr der Universitätscasse zuzuweisen und einestheils zu einer angemessenen Honorirung der von den mit festem Gehalte nicht versehenen Extraordinarien und den Privatdocenten gehaltenen Gratisvorlesungen und anderntheils zur Aufbesserung der Gehaltsbezüge der Extraordinarien und derjenigen ordentlichen Professoren, deren Einkünfte zu ihrem Dienstalter nicht im richtigen Verhältnisse stehen, verwendet werden. Wir glauben die kritische Beurtheilung dieser Vorschläge des Verfassers sowohl im Allgemeinen, als was die von ihm im Besonderen wegen der Berechnung der Vergütung für die Gratisvorlesungen der Privatdocenten und unbezahlten Extraordinarien aufgestellten Grundsätze betrifft, zunächst den betheiligten akademischen Kreisen überlassen zu sollen. Es mag genügen, hierdurch auf die Eingangs bezeichnete Schrift aufmerksam zu machen, der jedenfalls insofern ein gewisses Verdienst nicht abzusprechen ist, als sie auf's Neue den Finger in eine Wunde am Körper unsres Hochschulwesens gelegt hat, die von vielen Seiten als solche schmerzlich empfunden wird. Die Einrichtungen und Leistungen der deutschen Hochschulen mit ihrer Lehr- und Lernfreiheit sind mit Recht der Gegenstand neidischer Bewunderung des Auslandes. Allein so wenig die bisherigen Erfolge des deutschen Heerwesens die Leiter desselben davon abgehalten haben, unausgesetzt an der Verbesserung seines Organismus zu arbeiten, so wenig darf die bisherige Blüthe des deutschen Hochschulwesens uns abhalten, den an seinem Organismus etwa wahrzunehmenden Mängeln nachzuspüren und Abhilfe zu verschaffen.

***

— **Die Kleinbahn**, ihre Bedeutung und ihr Platz im heutigen Verkehrsleben, von Geh. Reg.-Rath v. **Heimburg**, Amtshauptmann in Cloppenburg. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung. — Der Herr Verfasser, der soeben von seiner Staatsregierung die Genehmigung erhalten hat, in dem von ihm verwalteten Amt Cloppenburg (Großh. Oldenburg) eine Kleinbahn auf Kosten der betheiligten Gemeinden bauen und betreiben zu lassen, stellt in einem zusammenhängenden Vortrag, der zunächst für die direct Betheiligten berechnet, zugleich aber auch für weitere Kreise von Interesse ist, übersichtlich zusammen, was eine Kleinbahn ist, was sie bezweckt, welchen Anforderungen sie in Bau und Betrieb genügen muß, und welche Grenzen diesen Anforderungen gesteckt sind. Das unterscheidende Merkmal der Kleinbahnen findet der sich auf jeder Seite des Werkchens als warmer Anhänger dieser neuesten Erscheinungsform des vielgestaltigen Eisenbahnwesens erweisende Verfasser nicht in der Spurweite noch im Umfange des Verkehrs u. s. w., sondern ausschließlich in dem **Zweck** der Bahn. Diesen Zweck aber charakterisirt er nach etwas umständlichen Auseinandersetzungen über das Wesen des Großverkehrs, der die Bedürfnisse ganzer Gesellschafts-Gebiete kleinerer und größerer Marktkreise, Provinzen und Staaten zu befriedigen hat, und das Wesen des Kleinverkehrs, dem die Befriedigung der Bedürfnisse der einzelnen Producenten und Consumenten obliegt, dahin, daß die Kleinbahn lediglich den Interessen des Kleinverkehrs ohne Rücksicht auf den Großverkehr dienen soll. Aus dieser in der Theorie gewiß richtigen Zweckbestimmung, die freilich in der Praxis wohl nie ganz rein zur Erscheinung kommen wird, da wohl kaum eine Kleinbahn völlig von der Mitbedienung des Großverkehrs ausgeschlossen sein wird, wie umgekehrt jede Großbahn nebenbei auch mit den Kleinverkehr vermittelt, zieht der Herr Verfasser in ansprechender Weise seine Folgerungen für die Anlage und den Betrieb der Kleinbahnen, wobei er naturgemäß auf möglichste Billigkeit und Einfachheit, schmale Spur, niedrige und bewegliche Tarife u. s. w. zukommt. Sodann wird ausgehend von den Verhältnissen dünn bevölkerter rein landwirthschaftlicher Landstriche, wie sie sich in der norddeutschen Tiefebene vorfinden, eingehend dargelegt, welcher Verkehr sich gleichwohl an Personen und Gütern erwarten läßt und wie ungeachtet der billigsten Tarife — für Wagenladungen wird der Satz von 10 ₰ für das Tonnenkilometer einschließlich der Abfertigungsgebühr als Regel angenommen, während auf den preußischen Staatsbahnen für Special-Tarif III 26 ₰ **ohne** Abfertigungs-Gebühr erhoben werden — gegenüber den niedrigen Anlagekosten, die auf 10- bis 14500 ℳ auf das Kilometer beziffert werden, noch immer ein Betriebs-Ueberschuß in Aussicht zu nehmen ist. Mit Recht stellt der Herr Verfasser als einen Hauptvorzug und ein Haupterforderniß der Kleinbahnen die Beweglichkeit der Gütertarife je nach dem Bedürfniß z. B. dem Ausfall der Ernte u. s. w. hin, und demgemäß erklärt er den Staat mit seiner immer etwas bureaukratischen Geschäftsführung als nicht geeignet zum Erbauen und Betreiben der Kleinbahnen. Auch größere Verwaltungs*bezirke* (Kreise, Provinzen) weist er als Träger der Kleinbahn-Verwaltung zurück, weil sich deren Grenzen selten mit dem Interessenkreise der Kleinbahn decken; vielmehr empfiehlt er den Zusammenschluß der unmittelbar betheiligten Gemeinden, ein Ausweg, der wohl nicht überall der beste sein dürfte und der in der Ausführung zweifellos immer Schwierigkeiten bieten wird. Am Schluß findet sich eine vielleicht etwas sanguinisch gehaltene Darlegung des Einflusses, den die Kleinbahn auf die Erhöhung des allgemeinen Wohlstandes haben wird. Alle, die sich für Kleinbahnen interessiren, werden aus den reiflich durchdachten Ausführungen des erfahrenen Verwaltungsbeamten mannigfache Belehrung und Anregung entnehmen. . . . . z.

— **Ueber das Meer.** Roman in drei Bänden von **Hans Parlow.** Preis 8 ℳ Dresden und Leipzig, Verlag von Carl Reißner. 205 S., 180 S., 239 S. 8°. — Ich habe den Roman trotz seiner erheblichen Länge (624 S.) bis zum Schlusse mit unvermindertem Interesse gelesen. Der Verfasser ist nicht nur ein sehr weitgereister, sondern auch ein sehr welterfahrener Mann, der tief hineingeschaut hat in die Menschenseele. Das Sujet seines Romanes ist keins der verzwickten und verwickelten, wie man ihnen heutzutage so oft in unserer Roman- und Novellenliteratur begegnet, sondern schlichter Art. Aber die schöne Begabung des Verfassers tritt trotzdem recht hell zu Tage: seine meisterhafte Zeichnung und Ausarbeitung der Charaktere, seine intime Schilderung der Natur, sein ausgeprägtes Erzählertalent. — Auf den Sinn eines alten schwermüthigen Seemannsliedes baut Parlow seine Handlung auf, die als historischen Hintergrund die Zeit der Schreckensherrschaft des argentinischen Despoten Rosas hat: Ein junger deutscher Schiffscapitän, ausgezeichnet durch männliche Schönheit, Geist und Charakter, sieht im Hafen, kurz ehe er mit seinem Schiffe nach Argentinien in See sticht, ein Mädchen, dessen ernste Schönheit ihn gefangen nimmt. Auf hoher See begegnet er ihr wieder — es ist die Tochter des Generals Justo Urquiza, des Nebenbuhlers Rosas' — und dann zum dritten Male im Hause Rosas', zu dessen Freund ihn der Zufall macht. Und hier finden sich ihre Herzen, die schon einander in stürmischer, heißer Liebe zuflogen, ehe sie Beide sich noch kannten. Aber seine Liebe kostet ihm das Leben. Sein schurkischer Steuermann bezichtigt ihn, von Eifersucht getrieben, bei Rosas der Verrätherei; der Schein ist gegen ihn, der nichts beging als einige unvorsichtige Handlungen; und der ihm einst sein argwöhnisches, despotisches Herz in Freundschaft schenkte, weil er seinen ungewöhnlichen Charakter erkannt hatte, er überliefert ihn jetzt dem Tode. Aber nicht kalt und grausam, wie die vielen Tausende, denen er das Leben raubte, sondern mit dem Gefühle der Wehmuth, des verhaltenen Schmerzes, denn er weiß, daß er zwei Herzen für immer auseinanderreißt, die sich in gewaltiger Liebe gefunden hatten. Es ist eine einfache, rührende Geschichte, voll der duftigsten Melancholie! **Willy Doenges.**

— **Voran die Liebe!** Kleine Geschichten von S. Fritz. Dresden und Leipzig, Verlag von Carl Reißner, 1895. Preis 1 ℳ 50 ₰. — Die literarischen Gaben, mit denen uns Wien beglückt, pflegen reichlich mit Paprika gewürzt zu sein. Um so angenehmer ist man überrascht, einmal eine Reihe kleiner anspruchsloser und dabei reinlicher Geschichten von dort in die Hand zu bekommen. Und darum sollen diese Skizzen, obwohl sie weder bedeutend, noch geistreich und tief, sondern eben nur bescheiden, schlicht und liebenswürdig sind, warm empfohlen sein. Die kleinen wienerischen Unarten im Stil — restliche Gewissensskrupel S. 76, sich etwas verbieten anstatt sich etwas verbitten S. 100, vergessen an etwas u. dgl. — wollen wir gern nachsehen, sie gehören nun einmal, wie es scheint, zur Echtheit der Wiener Localfarbe. R. B

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 53. Sonnabend, den 4. Mai. 1895.

Lenz und Frühling.

Unter den vier Jahreszeiten führt nur die erste zwei hochdeutsche Namen; in der poetischen Sprache heißt sie Lenz, in der alltäglichen Rede Frühling. Diese beiden Bezeichnungen sind keineswegs von gleichem Alter. Lenz ist die ursprüngliche westgermanische Benennung unserer Jahreszeit, Frühling ist erst im 15. Jahrhundert aufgekommen. Wahrscheinlich schwebt daher dem Tacitus das Wort Lenz als germanischer Frühlingsname vor, wenn er erzählt, die Germanen unterschieden nur drei Jahreszeiten: Winter, Frühling und Sommer. Die ältesten nachweisbaren Formen des Wortes Lenz sind das angelsächsische lencten und das althochdeutsche lengizin (in lengizin-mânoth) neben langez, langiz und lengist. Schon gegen das Ende des 8. Jahrhunderts ward lengizin, das noch im bayerischen längesz, längsz, längszen, langszin und im schweizerischen lanxi, langsi, lanzig nachklingt, zu lenzin, niederd. lenten verkürzt. Da nun das Wort dem Genetiv eines schwachen Masculinums glich (haso, Gen. hasin, Hase; hano, Gen. hanin, Hahn), so schuf die Sprache dazu die neue Nominativform lenzo, der das mhd. lenze (lenz) entspricht. Noch im Neuhochdeutschen ist die schwache Form von Lenz lebendig. Nicht nur daß Opitz, Gerhard, Brockes und andere ältere Dichter sie oft gebrauchen, auch Wieland sagt: „Ein schönes Kind, das mit dem nächsten Lenzen erst sechzehn zählt", und sogar Rückert singt:

„Schmücke doch, du Hand des Lenzen,
Schmücke diese Fluren doch."

Die uns geläufige starke Form des Wortes Lenz kommt seit dem 15. Jahrhundert allmälig auf. Bei Opitz steht sie neben der schwachen, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wird sie allgemein. Das alte lenzin änderte übrigens auch sein Geschlecht; in den Gegenden am Niederrhein trat es aus dem Masculinum in das Femininum über. Um Boppard und im Siegener Lande hat sich „die Lenzen" in der Bedeutung Frühling und Bestellung des Feldes im Frühling bis auf den heutigen Tag erhalten. Aber der Formenreichthum unseres Wortes ist damit noch nicht erschöpft. Neben Lenz ersteht im späteren Mittelhochdeutschen das Neutrum Glenz, das jedenfalls collective Bedeutung hat und daher wohl aus ge-lenze entstanden ist. Vielfach erscheint Glenz auch mit dem Geschlechte von Lenz, also als Masculinum und als Femininum. Es tritt nicht nur in Mundarten, wie im Alemannischen, auf, sondern wird auch von der Schriftsprache gebraucht, so von Hans Sachs, Burkard Waldis, Fischart und Anderen. In der großen Zahl der Formen, die aus dem ahd. lengizin entsprossen sind, liegt ein sicherer Beweis dafür, daß Lenz einst ein der Umgangssprache ganz geläufiges Wort war. Luther wendet nur Lenz an, obwohl Frühling im 16. Jahrhundert schon sehr häufig vorkommt. Im hohen Liede Salomon's übersetzt er den 12. Vers des 2. Capitels: „Die Blumen sind hervorgekommen im Lande, der Lenz ist herbeigekommen"; Sirach 24, 35 heißt es: „Und wie das Wasser Tigris, wenn es übergehet im Lenzen", und Cap. 50, Vers 8: „Wie eine schöne Rose im Lenzen, wie die Lilien am Wasser, wie der Weihrauchbaum im Lenzen". Aber im 16. und 17. Jahrhundert wird das Wort Lenz allmälig von der neuen Benennung Frühling immer mehr zurückgedrängt, bis es im 18. Jahrhundert ganz aus der Umgangssprache verschwindet und sich in die Sprache der Dichter rettet. — Leider sind wir über die Bedeutung des alten Frühlingsnamens nicht so gut unterrichtet wie über seine Geschichte. Man stellt das Wort gern zu lang und bezieht daher den Namen Lenz auf das Längerwerden der Tage. Kluge bezeichnet freilich diese auf bloßen lautlichen Anklang sich stützende Ableitung als unsicher. Die Zweifel über die Grundbedeutung von Lenz lassen sich um so weniger heben, als dieses Wort ausschließlich in den germanischen Sprachen auftritt, somit über das Germanische hinaus nicht verfolgt werden kann. — Das neue Wort Frühling hatte nicht nur gegen den alten, festeingewurzelten Namen Lenz anzukämpfen, sondern sich auch zweier etwas jüngeren Rivalen zu erwehren, der Bezeichnungen Vorjahr und Frühjahr. Vorjahr hat bei dem Wettstreite am wenigsten Glück gehabt; es ist völlig unterlegen. In der Mundart jedoch fristet es noch sein Dasein, so im Plattdeutschen, wie man aus zweien der Verse ersehen kann, mit denen die „Getreuen von Jever" ihre ständige Geburtstagsspende für den eisernen Kanzler begleiteten. Als sie 1876 erst am 7. April die 101 Kiebitzeier senden konnten, entschuldigten sie sich:

„De Kiewit leevt de Winkeltög
Jüst as de Diplomaten;
Drum hett he trotz de Vörjahrssünn
Uns doch wäär luren laten."

Ihr Glückwunsch für Fürst Bismarck zum 1. April 1893 hebt aber an:

„Wen Kiewit kummt, makt wie uns prat
To Vörjahrssaat."

Mit dem kräftigeren Frühjahr mußte sich der sonst siegreiche Frühling vergleichen. Die beiden Benennungen theilten sich so in die Macht, „daß die erste mehr auf die auf den Winter zunächst folgende Zeit in der Jahresrechnung geht, die letzte dagegen gern auf dieselbe Zeit als die Blüthezeit, die Zeit der Anmuth, gleichsam die Jugendzeit des Jahres" (Grimm). Getreu befolgt Fr. L. Stolberg diese Unterscheidung, wenn er sein Gedicht „Der späte Frühling" beginnt:

„Das Frühjahr ist kommen, der Frühling noch nicht,
Noch macht die Natur uns ein saures Gesicht."

Von Haus aus bedeuten freilich Frühjahr und Frühling dasselbe. Beide Bildungen beruhen auf der altgermanischen Anschauung, daß mit dem Frühling das Jahr beginne. Bis in das 13. Jahrhundert hinein beschäftigten sich die Deutschen fast ausschließlich mit Landwirthschaft, Reichthum konnten sie sich nur in der Form von Grundbesitz vorstellen. Diese Thatsache „findet natürlich einen überall vernehmbaren Widerhall im Volksleben überhaupt. So erklärt sich z. B. aus ihr großentheils die alle Stände durchdringende dichterische Begeisterung für die Tage des Frühlings; der Frühling bezeichnete eben einen viel wesentlicheren Daseinsabschnitt als heutzutage; der Art, gerade ihn empfindend aufzunehmen, schloß sich deshalb das mittelalterliche Naturgefühl überhaupt aufs Engste an" (Lamprecht, Deutsches Wirthschaftsleben im Mittelalter, I, 1, 461). Früh bezeichnet ursprünglich alles das, was in oder bald nach der ersten Zeit des Tages oder des Jahres da ist oder vorkommt. Unter Frühling und Frühjahr versteht man demnach die Frühe, den Anfang, die Erneuerung des Jahres. Frühling bezog man anfänglich auch nur auf die Wiederkehr der Sonne, das Längerwerden der Tage, man nahm es also nur im astronomischen Sinne. Dagegen bezeichnet Frühjahr in manchen Mundarten heute noch auch das Wiedererwachen der Natur; es ist da, wie im Wetterauischen oder im Erzgebirgischen, die einzige übliche Bezeichnung für den Frühling. Zur Unterscheidung der Namen Frühling und Lenz ist noch zu bemerken, daß dieser nur der gehobenen Sprache eigen ist, jener aber sowohl der Umgangs- wie der Dichtersprache angehört, trotz seiner Alltäglichkeit also nichts Unedles an sich hat. — Von Frühling und Lenz hat die Sprache Verben abgeleitet: frühlingen und lenzen. Jenes bedeutet Frühling werden, kommt aber nur selten vor. Lenzen heißt zunächst Frühling werden oder Frühling sein und begegnet uns mit diesem

Sinne schon im Mhd. Von neueren Dichtern gebraucht es neben Voß wiederholt Rückert, der z. B. singt:

„Nur allein der Himmel lenzet,
Winter ist's im Erdenraum",

oder:

„Freunde, seht den Knaben an,
Der den Wein credenzet;
Ganz gewiß ist er ein Mann,
Wann es wieder lenzet."

In alten Rechtsbüchern bezeichnet man mit lenzen das Arbeiten auf dem Felde, in Böhmen ist lenzen ein Ausdruck für lustig, übermüthig sein. Von Lenz hat man auch die Adjectiva lenzig, lenzisch und lenzlich, sowie nach dem Vorgange Zesen's sogar das Substantivum „Lenzinne" gebildet, während von Frühling nur das längst vergessene frühlingisch („der frühlingische Storch", 17. Jhdt.) abgeleitet worden ist. An Zusammensetzungen mit Lenz zählt Grimm's Wörterbuch nur einige dreißig auf, von denen die meisten wie lenzathmend, lenzbezaubert, lenzduftig, Lenzeswehen, Lenzgetön nur mit je einem Beispiele belegt sind. In der Hauptsache verdanken jene Bildungen ihre Entstehung den Dichtern Matthisson, Stolberg, J. Paul, Platen, Lenau und Freiligrath. Weit zahlreicher sind die Zusammensetzungen mit Frühling, deren sich mehr als 250 nachweisen ließen. Darunter befinden sich freilich auch sehr viele, die nur der Dichtersprache angehören. Diese Zusammensetzungen mit Lenz wie mit Frühling heben bestimmte Merkmale des Frühlings besonders hervor. Namentlich sind es vier Eigenthümlichkeiten der jungen Jahreszeit, die von der Sprache in der mannigfaltigsten Weise bezeichnet werden. Wir deuten sie an durch die Zusammensetzungen Frühlingssonne, Frühlingshauch, Frühlingsgrün und Frühlingswonne. Wenn die Sonne vom heiteren Frühlingshimmel wieder mit „holdem, belebendem Blicke" herabschaut, wieder Frühlingsstrahlen zur Erde sendet, dann leuchtet die Welt wieder im Frühlingsglanze, Frühlingsscheine, Frühlingsschimmer, dann sind die Tage wieder frühlingshell oder frühlingsklar. Dann erhebt sich auch der sanfte Frühlingswind oder Frühlinswest, mildes Lenzeswehn, süßer Frühlingshauch, warmer Frühlingsathem, leises Frühlingsfäuseln umfächelt uns. Und die verjüngte Frühlingserde kleidet sich in ihr Lenzgewand und schmückt sich mit Frühlingsgrün, auf dem Frühlingsanger und der Frühlingsaue, im Frühlingsgelände und im Frühlingsthal, auf der Lenzenflur und im Lenzengefilde erwachen die Frühlingsblumen, aus dem Lenzgesträuch bricht Frühlingslaub, im Frühlingsgarten gräbt man das Frühlingsbeet, durch den Frühlingsäther zieht Frühlingsduft, aus den Frühlingsblumen windet man den Frühlingskranz. Aber der Frühlingstag mit seiner Frühlingspracht erweckt auch im Herzen des Menschen Frühlingsglauben und Frühlingshoffnung, Frühlingslust und Frühlingswonne, und entlockt seinem Herzen Frühlingslieder und Frühlingsmelodien. Doch auch von einer Frühlingswehmuth spricht der Dichter, und das mit Recht; denn:

„Schau, im Frühlingswetter
Fallen Rosenblätter,
Und so fällst auch du." (Schubert.)

E. G.

Orte und Personen in der Geschichte.

Von Conrad Hermann.

Die allgemeine Geschichte der Menschheit hat vorzugsweise in einer gewissen Anzahl hervorragender und bedeutender Hauptorte der Erde culminirt. Diese Orte bilden miteinander eine Gruppe oder Familie, in der uns gleichsam ein räumlich concentrirtes Gesammtbild der Geschichte entgegentritt. Der wichtigste und vornehmste unter ihnen ist ohne alle Frage 1) Rom. Kein anderer Ort der Erde ist so reich an historischen Erinnerungen als dieser. Rom ist im Alterthum die politische Hauptstadt der alten Welt und in der neueren Zeit die geistliche Hauptstadt der christlichen Welt gewesen. In der jüngsten Zeit endlich ist Rom auch wieder die politische Hauptstadt Italiens geworden. Auch das römische Kaiserthum hat sich wenigstens seiner Idee und äußeren Form nach bis in die neuere Zeit fortgesetzt. Hier hat die Geschichte als solche ihren innersten Mittelpunkt gehabt und der Gedanke der Weltherrschaft ist überall das eigenthümlich Specifische in der ganzen historischen Stellung Roms gewesen. — Rom findet seine Ergänzung und sein Gegengewicht 2) in Athen als dem Sitz und Mittelpunkt des ganzen Bildungslebens der Griechen. Die Griechen waren von Haus aus eine einheitliche Nation, während in Italien erst künstlich von Rom aus eine nationale und politische Einheit hergestellt wurde. Immer aber stand Rom auch neben Griechenland auf einer eigenen und selbständigen historischen Culturbasis und es war von Etrurien aus ein tiefer und ernster religiöser Sinn auf Rom übergegangen. Durch die Ausbildung des Rechtsinstitutes aber hat Rom auch in selbständiger Weise in die allgemeine Culturgeschichte eingegriffen. — Ein fernerer Hauptort im Alterthum war 3) Karthago. Dieses stand als feindlicher Rivale der Größe Roms auf der afrikanischen Nordküste gegenüber. Durch die Ueberwindung Karthagos schritt Rom seiner späteren Weltherrschaft zu und es standen sich in diesem Kampfe auch die beiden Volkselemente der Arier und der Semiten feindlich gegenüber. — Es folgt ferner 4) Alexandria, welches im späteren Alterthum Rom als ein anderer geistiger Rivale zur Seite trat. Hier war aus dem Zusammenfließen griechischer und orientalischer Elemente eine neue Art der Geistesbildung entstanden. Rom war im Westen gleichsam der untergehende Abendstern, Alexandria im Osten aber der aufgehende Morgenstern einer neuen Periode der Geschichte, die durch das Zusammenströmen griechischer und orientalischer Geistesbildung eingeleitet wurde. — Hieran schließt sich 5) Jerusalem als die Wiege der neuen christlichen Religion an und auch dieses steht hierdurch in einem bestimmten Gegensatze zu Rom als dem Hauptorte der ganzen untergehenden alten heidnischen Welt. — Nach der Spaltung des römischen Reiches in eine doppelte westliche und östliche Hälfte tritt 6) auch in Konstantinopel ein anderer mit Rom rivalisirender Hauptort hervor. Konstantinopel ist in der neueren Zeit ebenso der Mittelpunkt der östlichen griechischen, als Rom der der westlich-abendländischen Kirche des Christenthums geworden. Wie das deutsche Kaiserthum immer nach dem Besitze von Rom, so hat auch das russische Kaiserthum immer nach dem Besitze von Konstantinopel gestrebt. — Innerhalb der muhammedanischen Welt ist ferner 7) auch in Mekka ein anderer Rivale mit Rom entstanden. Die Augen der Muhammedaner sind ebenso auf Mekka gewendet als die der Christen auf Rom und es dürfen ebenso noch zwei andere Orte und zwar einmal 8) Wittenberg als Wiege der lutherischen und 9) Genf als die der calvinischen Bekenntnißform als derartige Gegenpole oder Rivalen der religiösen Stellung Roms angesehen werden. — Unter den großen politischen Hauptstädten der neueren Zeit hat 10) auch Paris eine Rom in gewisser Weise ebenbürtige Stellung einzunehmen versucht. Paris war der Mittelpunkt der neueren Civilisation und verfeinerten Bildung. Es hat sich lange Zeit als europäische Hauptstadt gefühlt und in der Revolution und dem Kaiserreich auch das politische Vorbild Roms nachzuahmen versucht. — In einem anderen Sinne kann 11) auch London in die Zahl der mit Rom concurrirenden Orte eingeordnet werden. Auch Rom war zuletzt das größte Handelsemporium der Welt so wie jetzt London. London ist in einem anderen Sinne die Hauptstadt Englands als Paris diejenige Frankreichs. Frankreich ist gemacht worden von Paris aus, während in London die Gesammtkraft der englischen Nation sich ein gewaltiges Organ des Verkehres nach Außen erschaffen hat. Der englische Kopf ist hervorgewachsen aus seinem Leibe, während der französische Kopf umgekehrt den Leib des Landes nach seinem Modell geformt und gestaltet hat. Auch London ist in einem anderen Sinne eine allgemeine europäische Weltstadt geworden wie Paris. — Zuletzt noch eine weitere eigenthümliche Analogie. Unter allen großen Städten des neuen Continentes ist 12) Mexico, die einzige, welche auch in dem früheren altamerikanischen Leben eine hervorragende Stellung eingenommen hat, und an welche sich daher ebenso wie an Rom eine weitere historische Rückerinnerung anknüpft. Cortez ist mit den Spaniern in Mexico eingezogen wie die Germanen mit ihren Häuptlingen in Rom und hat dort eine neue Ordnung der Dinge begründet. Der ganze Schimmer dieser altamerikanischen Romantik hat auch den unglücklichen Erzherzog Max zu seinem abenteuerlichen und verfehlten Unternehmen verführt. Die ganze historische Größe der Weltstellung Roms hat hierin gleichsam einen Reflex oder ein Spiegelbild auf die anderen Continente hinüber-

geworfen. Rom ist die räumliche Centralsonne am Firmament unserer Geschichte, welche von diesen übrigen Orten, deren jeder sich zu ihm in einem eigenthümlichen bestimmten Verhältniß befindet, als von ihren Planeten umgeben wird.

Man kann sich überhaupt die Geschichte nach ihren allgemeinen Grundzügen in Gestalt eines räumlichen Bildes nahe zu rücken versuchen. Wie das Leben die Geschichte in einzelnen Orten, so hat dasselbe auch immer in gewissen einzelnen Personen culminirt. Unter diesen sind zunächst immer die entscheidendsten die Urheber irgend eines neuen Gedankens oder Principes der Religion gewesen. Moses, Christus, Muhammed, Luther, Buddha, ein jeder von diesen steht gleichsam an der Spitze einer ganzen Abtheilung oder Periode der Geschichte und hat dieser den Stempel seines Geistes oder Charakters aufgedrückt. Die ganze gebildete Menschheit zerfällt auch jetzt noch wesentlich in drei große religiöse Culturkreise, den christlichen im Abendland und den islamitischen und buddhistischen im Orient. Im Orient ist von Anfang an die Religion überall der vorwiegende Hauptfactor in allem Culturleben gewesen. Eine freie weltliche Bildung in Kunst und Wissenschaft aber ist zuerst nur im Abendland bei den Griechen entstanden. Der Orient kennt weder die reine Schönheit der Kunst noch auch die reine Wahrheit im Sinne der Wissenschaft. Alles ist durchdrungen und erfüllt vom Geiste der phantastischen Symbolik der Religion. Die Entwickelung des griechischen Geisteslebens nimmt ihren Anfang mit der Poesie des Homer und erreicht ihren Höhepunkt in der Philosophie des Aristoteles. Nichts ist an sich schöner als die Gesänge des Homer und nichts wahrer als die allgemeinen Principien der Lehre und Weltauffassung des Aristoteles. Nur der Occident ist immer der Träger des wahren und eigentlichen Fortschrittslebens der Menschheit gewesen. In der ganzen Geschichte ist im Laufe der Zeit das Hervortreten des Christenthums das wichtigste und entscheidendste Ereigniß gewesen, während nach der Ausdehnung im Raum die Geschichte in den Gegensatz der beiden allgemeinen Culturspähren des Occidentes und des Orientes zerfällt. Die Geschichte im Ganzen und Großen genommen hat theils die Eigenschaft eines Epos oder Drama in der Zeit, theils auch die eines reichen und bunten Gemäldes des Lebens der Völker im Raume. Es war ein vollständiger Irrthum Hegel's, Alles in ihr auf eine nur einfache Linie oder Reihe des geistigen Fortschrittes zusammenschieben zu wollen. Wir können die Geschichte nur begreifen durch eine unbefangene und objective Betrachtung ihrer ganzen gegebenen Erscheinungen und Verhältnisse. Orte sind im Raume und Personen sind in der Zeit die Hauptmittelpunkte alles historischen Geschehens gewesen. Auf der Grundlage des Christenthums ist auch in der neuen Zeit eine freie weltliche Bildung in Kunst und Wissenschaft entstanden. Diese hat bis jetzt in unserer neuen deutschen classischen Poesie und Philosophie ihren Höhepunkt erreicht. Wichtiger als das Begreifen der Natur erscheint jetzt für uns das der Geschichte, da uns diese mit Allem was wir sind und was zu uns gehört in sich umschließt. Dem deutschen Volke ist eine entscheidende und hervorragende Stellung in der weiteren Verfolgung der allgemeinen und echten Ziele und Aufgaben des menschlichen Lebens beschieden. Das Reich der deutschen Nation wurde begründet durch Karl den Großen und hat jetzt seine Erneuerung gefunden durch Wilhelm den Siegreichen. Wir stehen auf einer naturgemäß erwachsenen historischen Basis und können daher mit Zuversicht den weiteren Zielen unseres Lebens entgegenzugehen versuchen.

Bücherbesprechungen.

— Sächsisches Archiv für bürgerliches Recht und Prozeß. Herausg. vom Oberjustizrath O.-L.-G.-Rath E. Hoffmann und vom L.-G.-Rath Dr. F. Wulfert. Leipzig, Roßberg'sche Hofbuchhandlung 1895. Bd. 5 Heft 1—3 (jährlich ein Band zu 12 Heften für 14 ℳ) — Diese Zeitschrift bringt neben Abhandlungen aus dem Reichsrechte und dem sächsischen bürgerlichen Rechte auch Entscheidungen sächsischer Gerichte aus den bezeichneten Rechtsgebieten, solche auf die wesentlichen Theile beschränkt, jedoch so, daß der Thatbestand deutlich erkennbar und die Tragweite der Entscheidung zu beurtheilen ist; dadurch wird die Zeitschrift dem praktischen Juristen besonders brauchbar. Weiter werden kurze Auszüge aus neueren Entscheidungen des Reichsgerichts gegeben. Die Besprechungen von erschienenen juristischen Werken sind eingehend. K—d.

— Commentar zur Civilprozeßordnung für das Deutsche Reich und zum Einführungsgesetze vom 30. Januar 1877. Von Dr. Lothar Seuffert, o. ö. Prof. Siebente, umgearbeitete Auflage. München 1895, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhdlg., Oscar Beck. Lief. 1. (176 S., CPO. §§. 1 bis 119; Pr. 3,60 ℳ; es sind 6 Lieferungen geplant, die bis zum Juni 1895 erscheinen sollen.) — Welchen Anklang der angezeigte Commentar gefunden hat, beweist der Umstand, daß nach nicht zu langer Zeit wieder eine neue Auflage nöthig wurde; das Werk verdient aber auch dies und die darin liegende Anerkennung. Dem Verfasser kommt es nicht darauf an, Rechtssprüche und Auszüge aus Abhandlungen 2c. zu vereinigen und dabei diese oder jene Ansicht mitzutheilen; er will vielmehr in den Geist des Gesetzes hineinführen, die bestehenden Ansichten und Entscheidungen kritisch, aber kurz wiedergeben und die eigene Ansicht mit gedrängter Begründung entwickeln, einen wissenschaftlichen Commentar liefern. Der Leser findet vielleicht nicht so rasch gerade das, was er für einen bestimmten Fall zu gebrauchen vermeint, wird aber beim Studiren und Nachdenken aus dem Commentar mehr leitende Gesichtspunkte und damit größere Klarheit erlangen, als aus einzelnen Entscheidungen u. s. w., die doch selten völlig zutreffen und, kritiklos angewendet, leicht irreführen. Die Einrichtung des Commentars ist praktisch. Wo es irgend am Platze ist, wird den Erläuterungen zu den Abschnitten oder Paragraphen eine Zusammenstellung der wichtigeren Literatur vorausgeschickt und die in den Erörterungen nicht herangezogene Rechtsprechung am Schlusse kurz aufgeführt. Die sächsische und thüringische Rechtsprechung und Literatur ist mit benutzt. Daß zu §. 73 CPO., der den §§. 320, 324, 534 BGB. entspricht, keine sächsische Rechtsprechung angeführt ist, befremdet nur für den ersten Blick, von den veröffentlichten sächsischen Entscheidungen betreffen die meisten das Verhältniß zu den älteren sächsischen Rechtsquellen, erst eine in Wengler's Archiv 1890 aufgenommene dürfte einschlagen. Nach Allem wird der Commentar dem praktischen Juristen wie dem Studirenden sich dienlich erweisen. — Inzwischen ist noch die zweite Lieferung S. 177—352, die §§. 120—250 CPO. enthaltend, erschienen, für die das eben Ausgeführte gleichfalls gilt. Zu S. 233 §. 171 CPO. Anm. 1 möge für Sachsen bemerkt sein, daß zwar die Ausführungsbestimmungen wegen der Sonn- und Feiertage nichts enthalten, wohl aber das Gesetz v. 10. Sept 1870 in Verb. mit dem Kirchengesetz v. 12. April 1893 Allgemeines anordnet. K—d.

— Archiv für die civilistische Praxis. Herausgeg. von den Prof. Franklin, Mandry, Wendt und Bülow und dem Präsidenten Dr. v. Kohlhaas. Freiburg i. B. und Leipzig, Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). (Preis des Jahrgangs, 3 Hefte, 9 ℳ, jetzt bis zum 84. Bde. [N. F. 34. Bd.] Heft 1 erschienen.) — Der frühere Mitherausgeber Prof. Dr. Hartmann ist am 16. November 1894 verstorben; der Nachruf, aus der Feder des Prof. Dr. Degenkolb in Leipzig, der früher selbst an der Herausgabe betheiligt war, in dem erschienenen ersten Hefte hebt die Bedeutung des Verstorbenen in zutreffender, anerkennender Weise hervor. Neben der Mittheilung der einzelnen Theile des zweiten Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuches — auf die schon früher hier hingewiesen worden ist — beschäftigt sich die Zeitschrift mehr und mehr mit dem geltenden praktischen bürgerlichen Rechte, um dessen weitere Erforschung und Ausbildung zu fördern, und wird deshalb von Werth auch für die Juristen, die mit der Anwendung des Rechts beschäftigt sind. Zum Nachweise dessen sei auf einzelne Abhandlungen der letzten Hefte hingewiesen, wie die von Pflüger über die Vollstreckungspfändung als Prüfstein der Dinglichkeit, und die von Voß über Forderungspfändung und Widerspruchsklage (Bd. 83), die von Thiele über die Widerspruchsklage des §. 690 CPO. in Theorie und Praxis (Bd. 84), ferner die von Leist über die Differenzansprüche aus Börsengeschäften (Bd. 83). Baron endlich berührt in seiner Besprechung des Entwurfes eines preußischen Wassergesetzes Verhältnisse, die auch für Sachsen und Thüringen nicht ohne Bedeutung sind. K—d.

— Blätter für Rechtspflege in Thüringen und Anhalt unter Berücksichtigung der Reichsgesetzgebung und der juristischen Literatur herausg. von R. Schulz, Geh. Justizrath und Oberlandesgerichtsrath. Jena, Hermann Pohle. (Jährlich 4 Hefte; Pr. 10 ℳ. Jetzt bis zum 42. Bde. [N. F. Bd. 21.]

Heft 1 erschienen.) — Die Zeitschrift pflegt das bürgerliche Recht wie das Strafrecht und berührt bei dem engen Zusammenhange neben dem Privatrechte der einzelnen thüringischen Staaten auch das gemeine und sächsische Recht wie das Reichsrecht. In dem ersten Hefte des 42. Bdes. ist u. A. eine Rede des Geh. Justizraths Prof. Dr. Thon über den Begriff der Verursachung in Lehre und Rechtsprechung, die einen Ueberblick über die Ansichten wegen dieses streitigen strafrechtlichen Begriffs giebt, und ein Personalverzeichniß der in den thüringischen Staaten angestellten Richter, Staatsanwälte, Gerichtsvollzieher und zugelassenen Rechtsanwälte enthalten. K—d.

— Coloniales Jahrbuch. Beiträge und Mittheilungen aus dem Gebiete der Colonialwissenschaft und Colonialpraxis. Herausgegeben von Gustav Meinecke. Achter Jahrgang. Heft 1/2. Berlin, Carl Heymann's Verlag. 1895. Preis des Jahrgangs 6 ℳ. — An der Spitze des 8. Jahrganges steht ein längerer statistischer Artikel über die Colonialbehörden. Hierin wird in knapper Form über alle Colonialbeamten, über die zahlreichen für die deutschen Colonien thätigen Gesellschaften und deren Zwecke und Verhältnisse, über die deutschen Colonisationsbestrebungen in nichtdeutschen Ländern, über die Agitationsgesellschaften und Missionen Auskunft gegeben. In dem hierauf folgenden, etwa 80 Seiten umfassenden Hauptartikel des Heftes „Die deutschen Colonien" wird in klarer und übersichtlicher Weise dargelegt, wie sich im vergangenen Jahre die deutschen Colonialgebiete entwickelt haben. An der Hand der dem Reichstage von dem Reichskanzler vorgelegten diesmal sehr umfangreichen Denkschrift über das südwestafrikanische Schutzgebiet wird zuerst dieses Land, das im vorigen Jahre in hervorragendem Maße das Interesse in Anspruch genommen hat, eingehend betrachtet. Es wird gezeigt, wie der deutsche Einfluß sich in jenem Gebiete verbreitet, mit welchen Schwierigkeiten hier das deutsche Element zu kämpfen hat; das Verhalten des Hererostammes gegenüber den deutschen Culturbestrebungen, der Krieg mit dem Hottentottenhäuptling Witbooi wird ausführlich geschildert. Ferner erfahren wir Einiges über die kaiserliche Truppe, über Handel und Verkehr, Arbeiterverhältnisse, Gartenbau, Pflege des Baum- und Holzbestandes, Kornbau, Viehbestand und Bergbau des südwestafrikanischen Schutzgebietes. Die Darlegungen über dieses Colonialgebiet, worüber noch sehr verschiedene Anschauungen und unklare Vorstellungen herrschen, sind in hohem Grade lesenswerth und belehrend. An zweiter Stelle wird Camerun ausführlich behandelt, das im letzten Jahre wegen gewisser schlimmer Vorgänge die am meisten genannte deutsche Colonie war; dann folgen Togo, Ostafrika, Deutsch-Neu-Guinea und das Schutzgebiet der Marschallinseln. Von großem Interesse ist auch der folgende Artikel „Die Boerenfrage in Südwestafrika. Eine kritische Studie von Joachim Graf Pfeil". Die Boerenfrage gewinnt für das südwestafrikanische Schutzgebiet immer größere Bedeutung. In den sogenannten „Boerentreks", d. h. Gruppen von wanderlustigen Bauern, die sich neuerdings in allen dichter bewohnten Gebieten des civilisirten Südafrikas bilden und die mit all ihrer Habe ins Ungewisse hineinziehen, erblickt man von allen Seiten eine dem deutschen Schutzgebiete drohende Gefahr. Der Verfasser des Artikels, durch längeren Aufenthalt in Südafrika mit den einschlagenden Verhältnissen genau bekannt, beleuchtet die Boerenfrage nach allen Seiten und kommt zu dem Ergebniß, daß die in Betreff der Boeren für das deutsche Schutzgebiet gehegten Besorgnisse grundlos seien; eine Boereneinwanderung, die sich überhaupt nicht mehr aufhalten lasse, werde, wenn sie in beschränktem Maße stattfinde, dem deutschen Schutzgebiete nur Vortheile bringen. Der letzte Artikel des Heftes verbreitet sich über die Thätigkeit des Colonialrathes. Als Anhang folgt ein Literaturbericht. Einen besonderen Schmuck hat das Heft erhalten durch das Bild des Fürsten zu Hohenlohe-Langenburg, des Ehrenpräsidenten der Deutschen Colonialgesellschaft. C. R.

— Biographische Blätter. Vierteljahrsschrift für lebensgeschichtliche Kunst und Forschung. Unter ständiger Mitwirkung von Michael Bernays, F. v. Bezold, Alois Brandl, Aug. Fournier, Ludw. Geiger, Karl Glossy, Eug. Guglia, Sigm. Günther, Ottokar Lorenz, Karl v. Lützow, Jakob Minor, Friedrich Ratzel, Erich Schmidt, Anton E. Schönbach u. A. herausgegeben von Anton Bettelheim. Band I, Heft 1. Berlin SW. 48, Verlag von Ernst Hofmann & Co., 1895. Preis jährlich 12 ℳ, das einzelne Heft 3 ℳ 50 ₰. — Thomas Carlyle leitet sein bekanntestes Buch „On heroes, hero-worship and the heroic in the history" mit dem Gedanken ein: die allgemeine Geschichte sei im Grunde die Geschichte der großen Menschen, die auf Erden wirksam gewesen sind. Auch wer die Richtigkeit dieser Auffassung von der Geschichte bestreitet, wird doch die ungemeine Wichtigkeit des Biographischen für tiefere geschichtliche Erkenntniß anerkennen und darum den Plan der Begründung einer deutschen Vierteljahrsschrift für die Pflege biographischer Kunst und Forschung mit Freuden begrüßen. Daß Anton Bettelheim der rechte Mann ist für die Leitung des Unternehmens, hat er durch zahlreiche werthvolle Arbeiten auf diesem Gebiete zur Genüge erwiesen. Außerdem stehen ihm eine stattliche Reihe hervorragender Mitarbeiter zur Seite, deren Namen ausreichende Gewähr dafür bieten, daß auch die künftigen Hefte auf gleicher Höhe stehen werden wie das vorliegende erste. In der That führt sich die neue Zeitschrift mit diesem Hefte glänzend ein. An der Spitze stehen drei größere Aufsätze, einer so gehaltvoll wie der andere: Alfred Dove über Ranke's Verhältniß zur Biographie, Ludwig Stein zur Methodenlehre der Biographik und Anton E. Schönbach über den biographischen Inhalt des altdeutschen Minnesanges. Von dem Reichthume und der Vielseitigkeit des übrigen Inhaltes mögen die Ueberschriften eine Ahnung geben: Eine Meinung über Autobiographien, von P. Rosegger. — Joseph Schreyvogel's Entwurf einer Wiener Hof- und Staatszeitung, von Karl Glossy. — Rede auf Scheffel von Michael Bernays. — Anselm Feuerbach von Karl v. Lützow. — Leonhard Rauwolf aus Augsburg, von Friedrich Ratzel. — Georg Hanssen von G. F. Knapp. — Karl v. Haushofer von Max Haushofer. — Stammbuchblätter von Goethe, Lessing, Wieland (mit Silhouetten.) — Vier Briefe Boeckh's an Alex. v. Humboldt (mit dem Bildniß Humboldt's von Rud. Lehmann.) — Ein Brief Grillparzer's an Paul Heyse. — Biographie der Namenlosen, von R. M. Werner. — Anzeigen: Arneth's „Schmerling" von Eug. Guglia; Münchener Künstler-Nekrologe von H. Holland; Französische Memoirenliteratur von Anton Bettelheim. — Biographische Bibliographie von Victor Hantzsch. Aus dem Stammbuch eines Biographen (Goethe, Schopenhauer, Alfr. v. Berger u. s. w.) — Nach dem Eindrucke des ersten Heftes zu urtheilen, wird die neue Zeitschrift nicht nur dem Fachmanne als Fundstätte wichtigen biographischen Materials werthvoll, wo nicht unentbehrlich sein, sondern ihre Eigenart wird sicherlich weit über den Kreis der Historiker hinaus Verständniß und Würdigung finden. R. B.

— Die Kunst, die Englische Sprache in kürzester Zeit und in Bezug auf Verständniß, Conversation und Schriftsprache durch Selbstunterricht sich anzueignen. Mit zahlreichen Uebungs-Aufgaben, Wörter-Sammlung, Gesprächen und einer kleinen Chrestomathie nebst einem vollständigen Wörterbuche zu den in der Chrestomathie enthaltenen Lesestücken. Von R. Clairbrook. Fünfte Auflage. Wien-Pest-Leipzig, A. Hartleben's Verlag (ohne Jahreszahl). — Das Buch ist schon früher in diesen Blättern besprochen worden. Die neue (wahrscheinlich Stereotyp-) Auflage unterscheidet sich in nichts von den vorhergehenden Ausgaben. Auch der lange Titel ist derselbe geblieben, es hätte noch hinzugefügt werden können: mit einem Vorwort und einem Inhalts-Verzeichniß. W—k.

— Praktische Bajonett-Fechtschule auf Grund der Bajonettir-Vorschrift für die Infanterie vom 15. August 1889. Verfaßt durch v. Barsewisch, Hauptmann und Compagniechef im Badischen Leib-Grenadier-Regiment. Zweite neubearbeitete Auflage. Mit 18 in den Text gedruckten Abbildungen. Berlin 1895. E. S. Mittler & Sohn. 80 ₰. — Das Bajonettfechten, welches Körper, Muth und Entschlossenheit des Mannes stählt, ist unbestritten eine nützliche Uebung. Durch die in der Bajonettir-Vorschrift vom 15. August 1889 ausgesprochenen Grundsätze, welche alle zwecklose Gleichmäßigkeit bei den Uebungen beseitigten, hat sich das Gewehrfechten wieder mehr Freunde in der Armee erworben. Die vorliegende, auf Grund der dienstlichen Vorschrift bearbeitete kleine Schrift giebt uns einen sehr sachgemäßen Lehr- und Ausbildungsgang an, welcher geeignet erscheint, Lust und Liebe am Gewehrfechten zu fördern und gute Resultate zu erzielen. H.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 54. Dienstag, den 7. Mai. 1895.

Auf Goethe's Spuren im Süden.

Reiseskizzen von Julius R. Haarhaus.

XIV. Das antike Rom.

„Ein saures und trauriges Geschäfte ist es, das alte Rom aus dem neuen herauszusuchen, und doch muß man es und es giebt die beste Freude. Man trifft Spuren einer Herrlichkeit und einer Zerstörung, die beide über unsre Begriffe gehn. Was die Barbaren stehen ließen, haben die Baumeister des neuen Roms verwüstet."

So schreibt Goethe nach etwa achttägigem Aufenthalte in Rom an Frau v. Stein. Mit diesen wenigen Worten hat er den Charakter der ewigen Stadt so deutlich gekennzeichnet, daß jeder weitere Zusatz überflüssig erscheinen muß. Es läßt sich nicht leugnen, durch diese Zeilen klingt auch jene leise Enttäuschung, die jeder Besucher Roms in den ersten Augenblicken seines Dortseins empfindet. In keiner Stadt der Welt finden wir graueste Vergangenheit und blühendste Gegenwart so nahe benachbart, so innig verbunden wie hier. Jeden Fremden wird es unangenehm berühren, im Grabmal des Augustus einen Circus oder ein „Specialitäten-Theater" zu finden, aber dieses eine Beispiel ist für Rom durchaus bezeichnend. Unbekümmert um ihre ursprüngliche Bestimmung hat sich in den Resten antiker Bauwerke neues Leben eingenistet, friedlich lehnt sich die verräucherte Hütte des modernen Kleinbürgers an die Rückwand eines Tempels, in unmittelbarer Nähe ragt ein trotziger Palast des Mittelalters, den die Renaissance mit einem köstlichen Säulenhofe geschmückt hat. Wo sich ein antiker Stein, ein Marmorsarkophag, ein Thonrelief oder ein Säulenstumpf verwenden ließ, wurde er in den Neubau eingefügt. Daneben sprudelt aus einem Barockbrunnen zu Ehren irgend eines Papstes das klarste Wasser hervor, das die weite Reise von den Albanerbergen in den Röhren einer antiken Wasserleitung machte, selten zum Trinken, seltener zum Waschen verwandt wird, und bald mit den gelben Fluthen des Tibers vermischt langsam dem Meere zufließt. Wieder ein paar Schritte weiter prangt eine Kirche mit dem architektonischen Flitterwerk des Jesuitenstils und gegenüber erhebt sich der nüchterne Bau eines modernen Regierungspalastes. Jedes Jahrhundert, ja fast jedes Jahrzehnt hat hier seine Spuren zurückgelassen. Erst wenn der Reisende anfängt, sich in Rom heimisch zu fühlen, wenn sich das Chaos vor seinen Blicken entwirrt, wenn Hülle auf Hülle fällt, und der Kern der antiken Vergangenheit rein und klar dem Auge sich darbietet, dann erst tritt jenes harmonische beruhigende Gefühl, jene Wiedergeburt ein, von der Goethe so begeistert an Herder berichtet. Aus jener zum Genusse Roms so nothwendigen Vertrautheit erwächst auch die von so Vielen beobachtete Sehnsucht, Rom einmal wiederzusehen, und die freudige Erregung, mit der man, etwa aus Neapel oder Sicilien zurückkehrend, zum zweiten Male die Hauptstadt der Welt betritt.

Wir bemerken nicht ohne Erstaunen, daß Goethen in Rom die Reste des Alterthums, um derentwillen er doch seine Reise von Bologna an erheblich beschleunigt, weit weniger in Anspruch nehmen, als man nach seinen eingehenden Notizen über die wesentlich unbedeutenderen antiken Reste Ober- und Mittelitaliens hätten annehmen können. Einen so breiten Raum, wie z. B. der dürftigen Sammlung von Inschriften in Verona widmet er in Rom weder irgend einer an antiken Kunstwerken wirklich reichen Galerie, noch einem Bauwerke. Die Ruinen des alten Roms werden in den Tagebuchblättern und Briefen der ersten Wochen nur mit kurzen Worten erwähnt, während Kirchen und Bilder, vor Allem aber die künstlerischen Bestrebungen eines Tischbein oder einer Angelica Kauffmann ihn weit lebhafter zu beschäftigen scheinen. Ja, nachträglich, wie es scheint erst nach Jahren bei der Redaction der „Italienischen Reise", sucht er sich einzureden, der Hauptbeweggrund seiner Eile sei das Verlangen gewesen, in Rom das Allerheiligenfest zu feiern, von dem er sich, freilich irrthümlich, etwas ganz Besonderes versprochen habe.

Er, der sich selbst ebenso genau beobachtete wie die Welt um sich her, blieb über diesen Zustand nicht lange im Unklaren. Schon in seinem ersten römischen Briefe an Frau v. Stein versucht er sein Verhalten zu begründen. Die Stelle lautet in der später etwas erweiterten Form: „Verzeihen mir jedoch meine Freunde, wenn ich künftig wortkarg erfunden werde; während eines Reisezugs rafft man unterwegs auf, was man kann, jeder Tag bringt etwas Neues, und man eilt, auch darüber zu denken und zu urtheilen. Hier aber kommt man in eine gar große Schule, wo ein Tag so viel sagt, daß man von dem Tage nichts zu sagen wagen darf. Ja man thäte wohl, wenn man, jahrelang hier verweilend, ein Pythagoreisches Stillschweigen beobachtete."

Glücklicherweise hat Goethe dieses Stillschweigen aber doch gebrochen und uns, wenn auch keine ausführlichen Beschreibungen, so doch eine solche Fülle von Andeutungen über Rom und das römische Leben zu Ausgang des 18. Jahrhunderts hinterlassen, daß es sich wohl verlohnen dürfte, an der Hand seiner Notizen die ewige Stadt zu durchwandern. Unterziehen wir uns deshalb zuerst der Mühe „das alte Rom aus dem neuen herauszusuchen". Ein Blick auf den Plan belehrt uns, daß der Schwerpunkt der antiken Stadt ein anderer war, als der der heutigen. Während das politische Leben des *modernen* Rom in der Gegend des Quirinals, d. h. im östlichen durchaus neu erbauten Stadttheile pulsirt, während zu Goethe's Zeit und noch wesentlich später das *päpstliche* Rom im Nordwesten und Westen zu suchen war, lag das *antike* Rom im Süden. Der palatinische Hügel, dessen breite Gipfelfläche und steile Abhänge zugleich mit seiner glücklichen Lage in unmittelbarer Nähe des schiffbaren Tibers die Gründung und Vertheidigung einer Niederlassung begünstigten, wurde der Kern, von dem die Entwickelung der Weltstadt ausging. Im Umkreise des Palatins liegen daher die wichtigsten Gebäude des alten Roms, die ausgedehnten Anlagen des Forums, die Tempelbauten, das Colosseum, die Triumphbogen, das Capitol, die Rennbahnen, Thermen und Katakomben, während jeder Fußbreit des Hügels selbst mit den Resten der Kaiserpaläste bedeckt ist. Der nördlichere Theil der Stadt ist weit ärmer an antiken Monumenten, doch auch hier besitzen wir im Mausoleum Hadrian's (Engelsburg) und dem Pantheon des Agrippa zwei gewaltige Zeugnisse altrömischen Unternehmungsgeistes. Das große Stadtviertel im Winkel zwischen den beiden äußeren von der Piazza del Popolo abgehenden Straßen ist neueren Ursprungs. An dieser Stelle lag das alte Marsfeld.

Es ist bemerkenswerth, daß Goethen die Lage Roms jederzeit ungünstig erschien. „Schon die Lage dieser Hauptstadt der Welt," so schreibt er an Frau v. Stein, „führt uns auf ihre Erbauung zurück. Wir sehen bald, hier hat sich kein wanderndes großes wohlgeführtes Volk niedergelassen, und den Mittelpunkt eines Reiches weislich festgesetzt, hier hat kein mächtiger Fürst einen schicklichen Ort zum Wohnsitz einer Colonie bestimmt. Nein, Hirten und Gesindel haben sich hier zuerst eine Stätte bereitet, ein paar rüstige Jünglinge haben auf dem Hügel den Grund zu Palästen der Herren der Welt gelegt, an dessen Fuß sie die Willkür des Ausrichters zwischen Morast und Schilf einst hinlegte.

So sind die sieben Hügel Roms nicht Erhöhungen gegen das Land, das hinter ihnen liegt, sie sind es gegen die Tiber und gegen das uralte Bett der Tiber, was Campus Martius ward."

Später, beim Vergleich mit Neapel, kommt ihm die Hauptstadt der Welt „wie ein altes übelplacirtes Kloster" vor. Der Gesammt-Eindruck, den die Stadt auf Goethe machte, war also durchaus kein günstiger. Desto mehr begeistern ihn die Einzelheiten, sowohl Bauten als Sculpturen. Allein die Fülle dieser für ihn neuen Erscheinungen läßt ihn nur in seltenen Fällen zu ruhigem Genießen und klarem Durchdenken kommen. Die Ruinen des antiken Roms versetzen den Reisenden mehr durch die gewaltige Größe ihrer Verhältnisse als durch ihren kunsthistorischen Werth in Staunen, und in demselben Maße, in dem sich sein Auge für die rein malerische Wirkung der Reste des Alterthums schärft, schwindet sein Interesse an der ursprünglichen Bestimmung dieser Anlagen Diese Thatsache erklärt sich aus mancherlei Umständen. Die archäologische Wissenschaft hatte noch keine befriedigenden Resultate geliefert, jedenfalls waren die Ergebnisse ihrer Forschung noch nicht in weitere Kreise gedrungen. Volkmann, der Rom einen stattlichen Band widmet, behandelt die antiken Bauwerke in ganz besonders dürftigen und langweiligen Abschnitten, die mehr oder weniger kritiklos aus älteren Reisewerken oder aus den höchst bedenklichen Abhandlungen römischer Antiquare abgeschrieben sind. Der Kreis deutscher Künstler und Kunstfreunde, in dem Goethe während seines Aufenthaltes in Rom ausschließlich verkehrt, setzte sich aus wackern, zum Theil noch sehr jungen Leuten zusammen, die ohne Frage einen gewissen künstlerischen Instinct besaßen, in ihren Leistungen wohl auch den damals außerordentlich bescheidenen Ansprüchen genügten, aber sicherlich nicht über wissenschaftliche Bildung geboten und, wenn man von Hofrath Reiffenstein absieht, wohl nie über das Wesen und die Lebenserscheinungen des Alterthums nachgedacht hatten. Zuletzt müssen wir noch im Auge behalten, daß das antike Rom zu Goethe's Zeit ein wesentlich anderes Aussehen hatte, als das jetzige. Das Forum Romanum, das dem Reisenden unserer Tage wie ein zweites Pompeji das private und öffentliche Leben der Alten erschließt, lag damals noch unter Schutt begraben, ein Weideplatz für Rinderheerden, über dessen grüne Hügel sich nur die Phokassäule erhob. Auch der Triumphbogen des Septimius Severus war, wie wir aus Abbildungen jener Zeit ersehen, bis zur halben Höhe des mittleren Durchganges verschüttet. Der künstlerische Werth des Severus-Bogens wurde daher lange unterschätzt, man hielt die mittlere Oeffnung für zu groß im Vergleiche zu den Seitendurchgängen und fand, daß die Ausladungen des Gebälks „von keinen schönen Verhältnissen" seien. Zu diesem Urtheile konnte der damalige Zustand des Bauwerkes den Beschauer verleiten. Seltsamer klingt es dagegen, wenn Volkmann an den großen Basreliefs des Bogens bereits den „mit Macht überhandnehmenden gothischen Geschmack" erkennen zu müssen glaubt! Moritz, der in seinen „Reisen eines Deutschen in Italien" ein stimmungsvolles Bild des Campo vaccino, wie man das verschüttete Forum nannte, entwirft, beklagt, daß der halb versunkene Bogen sich zwischen den christlichen Kirchen seiner Umgebung allzu isolirt und sonderbar ausnehme, „als ob er gar nicht zu der neuen Welt gehöre und nun gleichsam nur der Zeit zum Trotz aus dem Schutt hervorrage". Heute ist dem schönen Bauwerke die richtige Umgebung zurückgegeben. Bis auf den Sockel frei gelegt, schließt der Severus-Bogen nach Norden die Ruinen-Stadt des Forum Romanum wirkungsvoll ab. Bereits im Jahre 1519 hatte Raffael den Versuch gemacht, die architektonischen Schätze dieser Stätte an das Tageslicht zurückzuführen, allein die Arbeit blieb bald liegen, und erst unserem Jahrhundert war es vorbehalten, den Mittelpunkt antiken Lebens, den Kern des alten Roms, aus seinem Dornröschen-Schlafe zu erwecken. In den Jahren 1803 bis 1819 unternahm Carlo Fea, der kenntnißreiche Archäolog, dessen italienische Uebersetzung von Winckelmann's Geschichte der Kunst Goethe sich in Rom anschaffte und benutzte, eine Ausgrabung größeren Stiles, die der Architekt Luigi Canina von 1835—1848 fortsetzte. Seit 1871 endlich werden die Arbeiten seitens einer, von der italienischen Regierung eingesetzten Oberleitung in planvoller Weise und mit bedeutenden Mitteln weitergeführt.

Auch die kaiserlichen Bauten des Palatins lagen zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts noch zum großen Theile unter Schutt vergraben; erst als der Berg im Jahre 1861 in den Besitz Napoleon's III. überging, wurde durch Pietro Rosa mit einer gründlichen Bloßlegung der Ruinen begonnen. Es ist ein sonderbares Spiel des Zufalls, daß diese Stätte kaiserlicher Pracht etwa zehn Jahre später dem gestürzten und von allen Mitteln entblößten Imperator als letzte Geldquelle dienen mußte. Zur Zeit der höchsten Noth erinnerte sich der Gefangene von Wilhelmshöhe des kleinen Flecken Landes, den er in besseren Tagen aus Gefälligkeit dem Könige von Neapel abgekauft hatte, und bot den Berg der italienischen Regierung zum Kaufe an. Diese zahlte sofort eine Million Lire dafür, und stellte das ganze Ruinenfeld der palatinischen Bauten unter eine einheitliche Verwaltung. Neuerdings ist sogar Aussicht vorhanden, daß auch das große Grundstück des Klosters der Salesianerinnen, die ehemalige Villa Mill's, deren berühmte Palmen der Landschaft ein eigenthümlich südliches Gepräge geben, angekauft und den Archäologen zugänglich gemacht werde.

Goethe betrachtet den Palatin lediglich mit den Augen des bildenden Künstlers. „Heute war ich bei der Pyramide des Cestius," schreibt er an Herder, „und Abends auf dem Palatin, oben auf den Ruinen der Kaiserpaläste, die wie Felsenwände dastehen. Von allem diesen mag und kann ich nichts sagen, das sei zur Wiederkunft aufgespart. Was ich aber sagen kann und was mich am tiefsten freut, ist die Wirkung, die ich schon in meiner Seele spüre . . ." Und aus den uns leider verloren gegangenen Notizen über den zweiten römischen Aufenthalt (Goethe hatte sie selbst vernichtet!) nimmt er in seine „Italienische Reise" einen „Bericht" (Sept. 1787) auf, der auch in seiner nachträglichen Redaction für die Anschauungsweise des Reisenden bezeichnend ist. „Abends," so heißt es, „nachdem wir alle diese schönen Sachen (Aquarelle, die ein französischer Architekt Namens Cassas im Orient gemalt hatte) mit behaglicher Muße betrachtet, gingen wir in die Gärten auf den Palatin, wodurch die Räume zwischen den Ruinen der Kaiserpaläste urbar und anmuthig gemacht worden. Dort, auf einem freien Gesellschaftsplatze, wo man unter herrlichen Bäumen die Fragmente verzierter Capitäler, glatter und cannelirter Säulen, zerstückte Basreliefe, und was man noch derart im weiten Kreise umhergelegt hatte, wie man sonsten Tische, Stühle und Bänke zu heiterer Versammlung im Freien anzubringen pflegt — dort genossen wir der reizenden Zeit nach Herzens Lust, und als wir die mannigfaltigste Aussicht mit frisch gewaschenen und gebildeten Augen bei Sonnenuntergang überschauten, mußten wir gestehen, daß dieses Bild auf alle die anderen, die man uns heute gezeigt, noch recht gut anzusehen sei." Das ist ganz im Sinne der römischen Künstlercolonie gedacht und geschildert. Wie beliebt der Aufenthalt auf dem Palatin bei Sonnenuntergang war, beweist u. A. auch Moritz' Buch, das neben einer sehr knappen Notiz über die Ruinen selbst ein besonderes recht anschaulich geschriebenes Capitel mit der Ueberschrift: „Abendaussicht vom Palatinischen Berge" enthält. Selbst Volkmann, der sich doch sonst die Gelegenheit, möglichst trockne archäologische Notizen auszukramen, nicht entgehen läßt, behandelt die Kaiserpaläste in wenigen, kurzen Worten, bringt einige Bemerkungen mythologischen Inhalts, schimpft über die Ueppigkeit der römischen Kaiser im Allgemeinen und wendet sich dann sogleich den Farnesischen Gärten zu, über deren Anlage und bildlichen Schmuck er sich sehr eingehend verbreitet. Der Reconstructionsversuche des gelehrten Bianchini thut er dagegen in einer Anmerkung mit Geringschätzung und Ironie Erwähnung.

Das noch immer anmuthige Gartenparterre zwischen dem Palaste des Caligula und dem des Tiberius ist der Rest der berühmten Farnesischen Anlagen. Was von bemerkenswerthen Sculpturen einst dort aufgestellt war — das Meiste hatte Paul III. aus dem Colosseum hierher bringen lassen — war zu Goethe's Zeit bereits nach Neapel entführt; er hat kaum mehr gesehen, als die dürftigen Bruchstücke, die noch heute zwischen den Blumenbeeten und Gebüschen daliegen. In nicht zu ferner Zeit werden auch diese verschwunden sein, und statt auf schnurgraden Kieswegen wird der Reisende dann auch an dieser Stelle zwischen den labyrinthischen Mauern antiker Palastbauten umherwandern. Aber den schönsten Schmuck des Hügels, die unvergleichliche Aussicht, wird man dem Palatin niemals rauben können. Halten wir einmal bei Sonnenuntergang von diesem Ausgangspunkte römischer Weltherrschaft Umschau! Drunten, zu unseren Füßen liegt das Forum Romanum bereits im Schatten der westlich daranstoßenden Häuserquartiere und des Capitols. Zur Rechten glüht der Riesenkrater des Colosseums in gesättigtem Roth, das nur durch die violetten Schatten der Fensterhöhlen unterbrochen wird Röthlich überhaucht sind auch die zahllosen Häuserfronten des Esquilins, Viminals und Quirinals. Ueber das Meer der dunklen Ziegeldächer ragen die scharfen Silhouetten des Capitolthurmes,

des Thürmchens von Ara Coeli, der Trajanssäule, der Kuppeln von S. Bernardo, S. Luca e Martino und des Campanile von S. Francesca Romana empor, während ganz fern im Südosten die golden schimmernde Kuppel der Laterankirche die Grenze des Stadtgebietes andeutet. Auf den dunkelgrünen Hügeln der weiteren Umgebung glühen die Fenster der Villen und Vignen im Abendschein, langsam geht das zarte Blau der Berge von Tivoli und des Albanergebirges in ein dunkles Violett über, das Kloster auf dem Monte Cavo schimmert eine Weile als blendend weißer Punkt, und die Fenster von Rocca di Papa sprühen plötzlich Feuer, aber nur einen Augenblick — dann tritt mit wunderbarer Schnelligkeit die Dämmerung ein, und auf die ewige Stadt senkt sich die Nacht herab.

Auch das Colosseum, das gewaltigste Bauwerk des alten Roms, das trefflichste Sinnbild der Macht und Ueppigkeit der Kaiserzeit, betrachtet Goethe nur von der malerischen Seite. Nur die Größe und die Beleuchtungseffecte interessiren ihn, kein einziges Mal macht er den Versuch, sich von der künstlerischen Bedeutung der ganzen Anlage oder von der Bestimmung der einzelnen Räume, Gewölbe, Gänge und Treppen Rechenschaft zu geben. Und doch stand damals gerade das Colosseum im Vordergrunde des archäologischen Interesses, es hat eine ganze Literatur von Beschreibungen und Reconstructions-Versuchen wachgerufen.

„Abends," schreibt Goethe am 11. Nov. an Herder, „kamen wir an's Colisee, da es schon dämmrig war, wenn man das ansieht, scheint wieder alles Andere klein, es ist so groß, daß man das Bild nicht in der Seele behalten kann, man erinnert sich dessen nur kleiner wieder und kommt man dahin zurück, kommt es einem auf's Neue größer vor." Und am 3. Febr. 1787 berichtet er Frau v. Stein über einen nächtlichen Besuch des Amphitheaters: „Einen besonders schönen Anblick gab uns das Colisee. Es wird Nachts zugeschlossen, ein Eremite wohnt an einem Kirchelchen darin, und Bettler nisten sich in die zerfallenen Gewölbe. Sie hatten, scheint es, ein Feuer angemacht, und eine stille Luft trieb den Rauch erst auf der Arena hin, daß der untere Theil der Ruinen bedeckt war, und die ungeheuren Mauern oben drüber heraus sahen. Wir standen an dem Gitter und sahen dem Phänomen zu. Der Mond stand hoch und heiter. Nach und nach zog sich der Rauch durch die Gewölbe, durch die Ruinen-Wände, und der Mond beleuchtete ihn wie einen Nebel. Der Anblick war köstlich."

Kirchelchen, Eremit und Bettler sind in neuerer Zeit verschwunden, ebenso das große Kreuz und die vierzehn Kapellen, die rings um die Arena angebracht worden waren und dazu dienen sollten, die Besitzergreifung dieser antiken Belustigungsstätte seitens der Alles verschlingenden Kirche zu documentiren. Zu Goethe's Zeit galt der Erdboden im Colosseum wegen des daselbst vergossenen Märtyrerblutes für heilig; auf einem Gerüste inmitten der Ruinen predigte allsonntäglich ein Kapuziner aus dem nahen Kloster am Palatin. Die italienische Regierung, die in neuerer Zeit die Beaufsichtigung und Unterhaltung dieser Riesen-Schauburg übernahm, hat von den heidnischen Quadermauern die christliche Tünche entfernt und das ganze Gebäude, so gut es angehen wollte, in seinen ursprünglichen Zustand gebracht. Freilich, was die Barbaren, die das Gemäuer der Metall-Klammern beraubten, und die Päpste, die das Theater als Steinbruch benutzten, an dem Bau gesündigt haben, ist nicht wieder gut zu machen! Dagegen haben die neuen Ausgrabungen den Unterbau der Arena freigelegt, der durch sechszehn Mauerlinien in zahlreiche Gemächer zur Aufnahme der wilden Thiere, der Maschinerien und der Wasservorrichtungen abgetheilt wird.

Auffallend ist es, daß Goethe in seinen Reiseberichten nirgends von den verschiedenen Thermen-Anlagen spricht, des Pantheons, dieses schönsten und sicherlich besterhaltenen Denkmales des antiken Roms, nur mit einem einzigen Worte gedenkt und das Mausoleum des Augustus nur beiläufig, als Schauplatz einer Thierhetze erwähnt. Er nennt es ein „inwendig leeres, oben offenes, ganz rundes Gebäude, wie eine Art Amphitheater". Seine Angabe, daß es vier- bis fünftausend Menschen fassen könne, beruht sicherlich auf Ueberschätzung. Von dem Mausoleum ist wenig mehr als der Backstein-Unterbau mit Netzwerk vorhanden, jetzt zu einem Theater ausgebaut und überdacht. Wenige Jahre vor Goethe's Anwesenheit in Rom muß das erhöhte Innere des Gebäudes, das später als Arena für Stiergefechte diente, mit Gartenanlagen ausgefüllt gewesen sein. Ein dem Verfasser dieser Zeilen vorliegender Kupferstich zur 3. Auflage von Vasi's Itinerario istruttivo di Roma (1794), der offenbar für eine ältere Auflage gestochen worden ist, da der Text des Buches bereits das Mausoleum als Schauplatz für Stiergefechte anführt, zeigt einen kreisrunden „hängenden Garten" mit radienartig angelegten Wegen und einem, über die Peripherie des inneren Mauerringes geleiteten Weingang. Eine zweite Abbildung in dem erwähnten Führer stellt einen ziemlich gewagten Reconstructions-Versuch vor, bei dem der Unterbau von drei, sich verjüngenden, mit Nischen zur Aufnahme von Statuen versehenen und von einer großen Statue gekrönten Mauertrommeln überragt wird. Jede der vier Terrassen ist mit Pappeln bepflanzt, die offenbar als Ergänzung oder Fortsetzung zu den beiden Obelisken gedacht sind, welche ehemals zu beiden Seiten des Einganges standen. Der eine wurde bereits von Sixtus V. zum Esquilinplatze übergeführt und dort hinter der Kirche S. Maria Maggiore aufgestellt, der andre von Pius VI., der eine besondere Vorliebe für Obeliske gehabt zu haben scheint, im Jahre 1787 auf den Monte Cavallo, die jetzige Piazza del Quirinale, verpflanzt und mit den Colossen des Kastor und Pollux zu einem Monumente vereinigt. Diese beiden Colosse, prächtige Marmorwerke der römischen Kaiserzeit, stammen aus den nahen Thermen Constantin's und wurden noch bis in unser Jahrhundert hinein für griechische Arbeiten gehalten, obwohl schon zu Goethe's Zeit vielfach Zweifel an der Glaubwürdigkeit der Inschriften auftauchen, die die Rossebändiger als Werke des Praxiteles und des Phidias bezeichnen. In Goethe's Briefen und Tagebuchblättern kommen diese Colosse nicht vor, dennoch müssen sie einen gewaltigen Eindruck auf ihn gemacht haben, da er sie bei der nachträglichen Redaction der „Ital. Reise" mit begeisterten Worten gleich zu Anfang seines ersten römischen Aufenthaltes erwähnt, gerade an der Stelle, die, wie Erich Schmidt in der prächtigen Einleitung zu den Tagebüchern und Briefen Goethe's aus Italien (Schriften der Goethe-Gesellschaft 2. Band) bemerkt, lediglich dazu bestimmt ist, Heinrich Meyer, den belehrenden Künstler, bedeutsam einzuführen. Goethe sah die Dioskuren — als solche werden die Rossebändiger neuerdings bezeichnet, während sie früher für Darstellungen des jungen Alexander mit dem Bucephalus galten — noch in ihrer ursprünglichen Parallelstellung; um so wunderbarer erscheint es, daß er über die Verschiebung der Figuren und die Einfügung des Obelisken, die während seines Aufenthaltes in Rom ins Werk gesetzt wurden und die ohne Frage die Künstlercolonie lebhaft beschäftigten, nichts berichtet. Nur unterm 23. Juli 1787 bemerkt er einmal beiläufig: „Ein merkwürdiger Gegenstand ist der Monte Cavallo mit dem Obelisk." Moritz widmet den Colossen einen längeren Abschnitt seines Buches, ohne sie so zu überschätzen wie es Heinrich Meyer in einem Briefe an Goethe (vom 23. Juli 1789) thut. Im Großen und Ganzen weicht übriges das Urtheil moderner Kenner über die Dioskuren wenig von der Ansicht des vergangenen Jahrhunderts ab, selbst ein so strenger Richter wie Jacob Burckhardt findet, daß „ihre Bildung mit unbeschreiblicher Wirkung das Schlanke und das Gewaltige vereinige, und daß ihre momentane Bewegung wunderbar schön ausspreche, wie es für sie eine leichte Mühe sei, die bäumenden Pferde zu lenken". Die Brunnenschale aus orientalischem Granit wurde bei den Ausgrabungen auf dem Forum gefunden und 1818 vor den Colossen aufgestellt.

Von den neun Obelisken Roms erwähnt Goethe nur noch drei. Der erste derselben, der auf dem Petersplatze, ist freilich auch der schönste und der einzige ungebrochene. Caligula hatte ihn 39 n. Chr. aus Heliopolis kommen und im vaticanischen Circus aufstellen lassen. Erst Sixtus V. ließ 1586 den 6000 Centner wiegenden Stein durch den Architekten und Ingenieur Domenico Fontana an seinen jetzigen Standort bringen. Mit großartigen Festen wurde das glückliche Gelingen dieses Wagnisses gefeiert; der begeisterte Papst verfehlte nicht, sämmtliche befreundete Höfe Europas von dem glücklichen Ausgang des Unternehmens in Kenntniß zu setzen. Von der Größe des Steines macht man sich keinen rechten Begriff, da inmitten der riesenhaften Colonnaden Bernini's alles Andere klein erscheint. Dem Goethefreunde erweckt der Obelisk die Erinnerung an das anmuthige Bildchen, von dem der Reisende am 22. Nov. 1786 an Frau v. Stein berichtet. „Es war das schönste, ruhigste Wetter," schreibt er, „ein ganz heiterer Himmel und warme Sonne. Ich ging mit Tischbein nach dem Petersplatze, wo wir erst auf- und abgehend, und wenn es uns zu warm wurde, im Schatten des großen Obelisk, der eben für zwei breit genug geworfen wird, spazierten und Trauben verzehrten, die wir in der Nähe gekauft hatten."

Der zweite Obelisk, der von Trinità de' Monti, wird nur beiläufig erwähnt. Er wurde im Frühjahr 1787 dort aufgestellt,

nachdem er lange unbeachtet hinter dem Lateran gelegen hatte. Pius VI. interessirte sich lebhaft für dieses Denkmal, das man damals noch für ägyptischen Ursprungs hielt — es ist eine römische Copie des Obelisken von der Piazza del Popolo — und besuchte häufig den Ort, den er mit dem Steine zu schmücken gedachte. Einen solchen Besuch des Papstes auf Trinità de' Monti hat Moritz außerordentlich anschaulich geschildert. Man kann sich, wenn man die Beschreibung des dabei entfalteten Pompes liest, kaum vorstellen, daß es sich um eine ganz gewöhnliche, alltäglich wiederholte Ausfahrt des Nachfolgers Christi handelte. Goethe verdankte der Obelisken-Leidenschaft des Papstes ein „flach Stück gebrannten Thon mit einigen Figuren", das sein Perückenmacher bei den Ausschachtungsarbeiten aufgelesen und ihm mitgebracht hatte. Zu dem dritten der Obelisken, dem von Monte Citorio, den Augustus nach Rom gebracht und als Zeiger einer Sonnenuhr auf dem Marsfelde aufgestellt hatte, tritt Goethe in ein näheres Verhältniß. Damals lag der Stein in einem Winkel „zerbrochen, zwischen Schutt und Koth. Es war der Obelisk des Sesostris," schreibt Goethe am 3. Sept. 1787, „in Rom zu Ehren des August aufgerichtet, und stand als Zeiger der großen Sonnenuhr, die auf dem Boden des Campus Martius gezeichnet war. Dieses älteste und herrlichste vieler Monumente liegt nun zerbrochen, einige Seiten wahrscheinlich durch's Feuer verunstaltet. Und doch liegt es noch da, und die unzerstörten Seiten sind noch frisch, wie gestern gemacht und von der schönsten Arbeit. Ich lasse jetzt eine Sphinx der Spitze und die Gesichter von Sphinzen, Menschen, Vögeln abformen und in Gyps gießen. Diese unschätzbaren Sachen muß man besitzen, besonders da man sagt, der Papst wolle ihn aufrichten lassen, da man denn die Hieroglyphen nicht mehr erreichen kann." Im Jahre 1789 wurde der Obelisk wirklich restaurirt und von Pius VI. an seinen jetzigen Standort gebracht, eine Thatsache, die den oben citirten Mariano Vasi zu einem schwungvollen Panegyrikus auf den Papst begeistert, der als ein zweiter Augustus die Stadt Rom zur schönsten und reichsten der Welt mache.

Die Säule des Marcus Aurelius erwähnt Goethe nur wegen des Beleuchtungseffectes bei Mondschein, die Trajanssäule als Aussichtspunkt, von wo er bei untergehender Sonne das Colosseum, das Capitol und den Palatin betrachtet. So sehen wir immer wieder, daß der Dichter die antiken Reste der ewigen Stadt nur mit dem Auge des Künstlers beschaut. Die Quintessenz seiner Betrachtungsart finden wir am reinsten in dem Berichte über seine letzte nächtliche Wanderung durch Rom (April 1788). Die betreffende Stelle mag als Abschluß dieses Aufsatzes folgen: „Nachdem ich den langen Corso wohl zum letzten Mal durchwandert hatte, bestieg ich das Capitol, das wie ein Feenpalast in der Wüste dastand. Die Statue Marc Aurel's rief den Commandeur in Don Juan zur Erinnerung und gab dem Wanderer zu verstehen, daß er etwas Ungewöhnliches unternehme. Dem ungeachtet ging ich die hintere Treppe hinab. Ganz finster, finstere Schatten werfend, stand mir der Triumphbogen des Septimius Severus entgegen; in der Einsamkeit der Via Sacra erschienen die sonst so bekannten Gegenstände fremdartig und geisterhaft. Als ich aber den erhabenen Resten des Coliseums mich näherte und in dessen verschlossenes Innere durch's Gitter hineinsah, darf ich nicht leugnen, daß mich ein Schauer überfiel und meine Rückkehr beschleunigte. Alles Massenhafte macht einen eigenen Eindruck, zugleich als erhaben und faßlich, und in solchen Umgängen zog ich gleichsam ein unübersehbares Summa Summarum meines ganzen Aufenthaltes."

Bücherbesprechungen.

— „Kupfer". Lustspiel in drei Acten von Theodor Duimchen. Leipzig, 1895. Robert Friese, Sep.-Cto. — An diesem Lustspiel ist unserer Ansicht nach sehr wenig lustig, höchstens die beiden zwar nicht mehr ganz neuen, aber doch immer recht erfreulichen, frischgebackenen Brautpaare am Schluß des dritten Actes; alles Andere dünkt uns recht traurig. Weiß der Himmel, wie der Autor auf den unglückseligen Gedanken gekommen ist, mit der harmlosen Liebesaffaire seiner glücklichen Menschenkinder die Familien- und Geschäftsgeschichte des Commerzienrathes Abt zu verquicken. Welch ein Mann dieser Abt! Ein Lump durch und durch, der ebenso dumm, wie eitel ist, seine Dienstmädchen küßt, in Kupfer wahnsinnig speculirt, für seinen Sohn nach einer reichen Mitgift jagt, in frivoler Weise einen Strike provocirt und am Schluß für das Alles — eine Villa am Rhein geschenkt bekommt. Ist das lustig? Uebrigens sind seine Collegen nicht viel besser; so viel Erzschwindler von Banquiers, wie sie uns Duimchen in der 5. Scene des zweiten Actes vorstellt, wird man selten beisammen sehen. Und dabei machen diese Herren alle noch brillante Geschäfte, an der Spitze der Großgauner Adolfus Vermeulen, der ziemlich ungenirt das beinahe betrügerische Treiben der Gläubiger-Versammlung organisirt und leitet. Gott sei Dank, kommen in dem Stück auch einige gute Menschen vor, die allerdings, das müssen wir dem Autor lassen, auch auf ihre Kosten kommen und glücklich werden. — Zu allem Unglück zieht auch Duimchen noch die sociale Frage in das Lustspiel herein, vielleicht um das Ganze dramatischer zu machen; aber die sociale Frage ist wieder alles Andere, nur nichts Lustiges, und so legt man schließlich das Buch ziemlich verärgert aus der Hand. — Nach „Kopf und Herz" und dem amusanten Roman „Das stärkere Geschlecht" (im „Magazin" veröffentlicht) hätten wir von Theodor Duimchen etwas Besseres erwartet, zum mindesten etwas Lustigeres. P. A.

— „Fräulein Jenny's Stellungen". Erzählung von A. v. Hedenstjerna. Aus dem Schwedischen von M. Hellbusch. Nr. 847 aus der „Bibliothek der Gesammtliteratur"; Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. S. — Eine einfache, rührende Geschichte, welche die Lebensschicksale eines tapferen Mädchens, einer kleiner Heldin erzählt, die in einer egoistischen Welt den Kampf ums tägliche Brod kämpft. Der Tenor der Erzählung, die einen gesunden Realismus athmet, ist ein ganz anderer, als man ihn sonst bei den nordischen Importen gewöhnt ist, er ist schlicht und innig, ohne dabei hausbacken zu werden; nur der Schluß, bei dem sich Alles in Wohlgefallen auflöst, muthet etwas marlitterarisch an. Warm sei das volksthümlich geschriebene Büchlein empfohlen. — Im gleichen Verlage, als Nr. 835—842 derselben Bibliothek, erschien der Roman von Alexander Dumas „Die drei Musketiere". Die Verlagshandlung that gut daran, gerade dieses Werk in einer billigen deutschen Ausgabe zu publiciren; denn es ist dasjenige, welches neben dem "comte de Monte Cristo" am meisten die schriftstellerische Eigenart Dumas' wiederspiegelt, und in dem der Vater des französischen Sensationsromans, der erste Romanfabrikant en gros, seinen einzigen Vorzug, den ihm die Kritik heute noch zugesteht, seine glänzende Erfindungskunst in wahrhaft blendendem Lichte zeigt. Die Uebersetzung — soviel wir wissen die erste deutsche von dieser (Pr. 2 ℳ) Billigkeit — ist, wenn auch nicht gerade erster Güte, so doch ganz annehmbar; Druck und Papier lassen nichts zu wünschen übrig. P. A.

— William Shakespeare. Von Georg Brandes. 2. Lieferung. Leipzig, Albert Langen. — Auch diese erste Fortsetzung des Brandes'schen Buches liest sich angenehm, wennschon auch sie wieder, was heutzutage Mode ist, das Hauptgewicht mehr auf die äußeren Einwirkungen des Lebens auf ein Menschendasein legt. Die Darstellung geht bis zu einem weiteren Abschnitt von Shakespeare's Leben, dem, als der Dichter, seine Jugenddichtungen hinter sich lassend, eine freilich nicht ganz sicher beglaubigte Reise ins Ausland, nach Italien, unternimmt, die seinen späteren Bearbeitungen italienischer Stoffe mehr Halt und Farbe verleiht. Einen breiten Raum nimmt die Schilderung des Theaterwesens in London ein, wie es der junge Shakespeare vorfand; es finden sich da einige glückliche Winke zur Erforschung des Shakespeare'schen Schaffens. Das Heft enthält auch eine schlagende Abfertigung der neuerdings wieder aufgekommenen Ansicht, daß Shakespeare's Dramen von Baco herrühren sollen, eine Ansicht, die, in der Mitte unsres Jahrhunderts aufgekommen, — die dritthalb Jahrhunderte vorher hätten sich das nicht träumen lassen, Shakespeare, Ben Jonson, Heminge und Condell, die Herausgeber der Folioausgabe von 1623, zum wenigsten — von rohen Amerikanern und halbverrückten Frauenzimmern, wie dem Frl. Delia Bacon herrührt. Dieser Ansicht fehlt jeder Grund, da wir gar kein Recht haben, den größten Dramatiker der neueren Zeit zu einem Betrüger zu stempeln; sie ist deshalb auch mit Fug als „ein Beitrag zur Geschichte der menschlichen Narrheit" (Ed. Engel) bezeichnet worden. Brandes ist mit uns der Ansicht, daß es sich nicht der Mühe verlohnt, sich mit dieser Aufwärmung alter Thorheiten neu zu beschäftigen. J. R.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 55. Donnerstag, den 9. Mai. 1895.

Die Frauen in Gellert's Fabeln.

Wer boshaft sein wollte, könnte sagen, Gellert, der zu Lebzeiten wahrhaft Vergötterte, heute fast ganz Vergessene, habe in der kleinen Fabel „Der unsterbliche Autor" sein eignes Schicksal vorausgesagt:

> Ein Autor schrieb sehr viele Bände
> Und war das Wunder seiner Zeit,
> Der Journalisten güt'ge Hände
> Verehrten ihm die Ewigkeit u. s. w.

Denn wenn es von diesem Berühmten dann heißt:

> Man las nach dieses Mannes Tode
> Die Schriften mit Bedachtsamkeit,
> Und seht! das Wunder seiner Zeit
> Kam in zehn Jahren aus der Mode,
> Und seine göttliche Methode
> Hieß eine bange Trockenheit,

so hätte kaum einer seiner literarischen Widersacher treffender und schärfer sagen können, wie es wirklich mit ihm gekommen ist. Sogar die Fabeln, die ihrer Zeit in zahllosen Bürger- und Bauerhäusern gegenüber der Bibel und dem Gesangbuche neben dem Kalender den ganzen weltlichen Bestand der Hausbücherei bildeten, sie sind, bis auf ein paar kümmerliche Reste in den Schullesebüchern, dem Gedächtniß unserer Zeit entschwunden.

Und doch wäre es ein schweres Unrecht, wenn man Gellert's eigne Erklärung dafür, warum sein „unsterblicher Autor" so bald vergessen wurde, auf ihn selbst anwenden wollte:

> Der Mann war blos berühmt gewesen,
> Weil Stümper ihn gelobt, eh' Kenner ihn gelesen.

Nein fürwahr, so war es nicht, Gellert's Ruhm war nicht durch das Lob von Stümpern und die Güte befreundeter Journalisten geschaffen, sondern ruhte auf der ehrlichen Bewunderung seiner ganzen Zeit. Daß er sich trotzdem nicht dauerhaft erwies, das begreift sich aus dem raschen Fluge, den die deutsche Literatur damals nahm empor zu Höhen, von denen allerdings der wackere Professor der Moral keine Ahnung gehabt hatte. Man braucht Nichts weiter zu sagen, als daß vier Jahre nach Gellert's Tode, 1773, Klopstock's Messias vollendet wurde, daß in dem Todesjahre Gellert's, 1769, Herder's Kritische Wälder erschienen, zwei Jahre vorher schon Lessing's Minna von Barnhelm herausgekommen war und in den Jahren 1767—1769 die Hamburgische Dramaturgie, daß Goethe's, des noch nicht Zwanzigjährigen, erste dramatische Versuche, Die Laune des Verliebten und Die Mitschuldigen, in die Jahre 1767 und 1768 fallen und daß schließlich Schiller ein zehnjähriger Knabe war, als Gellert die Augen schloß — das reicht hin, um zu erklären, warum Gellert so rasch aus der Mode kam, aus der Mode kommen mußte.

Wenn man nun aber heute, ein halbes Jahrhundert nach dem Tode Goethe's, des Größten unter den Großen, die den Ruhm Gellert's erst verdunkelten und dann auslöschten, sieht, welch kläglich fader Witz sich vielfach in den Feuilletons der Tagesblätter, in den Possen und Operetten der Schaubühne, in den Couplets rc. bläht, wenn man die hohen Zahlen der Auflagen liest, die von innerlich hohlen, unwahren Moderomanen verkauft werden, wenn man hinblickt auf die im Schmutz wühlende Gruppe von großstädtischen Jünglingen, die sich als die Vertreter der literarischen Zukunft Deutschlands geberden, da möchte man es doch fast nicht nur für wünschenswerth, sondern auch für denkbar halten, daß einmal ein Rückschlag einträte, der den alten biederen Christian Fürchtegott wieder zu höheren Ehren brächte.

Ich nehme das Bändchen Fabeln und Erzählungen mit dem altmodischen Titelkupfer öfter einmal zur Hand, und wenn ich auch die bange Trockenheit der Methode nicht ganz in Abrede stellen kann, manch frischer, lebenswahrer, noch heute lebenswahrer Zug entschädigt mich auch wieder und versöhnt mich mit ihr.

Einen eigenen Reiz hat es, durch die ganze Reihe der Fabeln zu verfolgen, wie freimüthig und doch harmlos der alte Junggeselle Gellert, der gerade beim weiblichen Geschlecht die schwärmerischste Verehrung fand, von den Frauen spricht. Wir wissen aus seinen Briefen, wie zartfühlend und rücksichtsvoll, ja selbst ritterlich galant er im Verkehr mit Damen war; um so größeres Gewicht haben die Spöttereien über weibliche Schwächen, die sich in seinen Fabeln — zahlreich genug und offenbar mit besonderem Behagen ausgeführt — finden.

Man kann nicht eben sagen, daß er sein eigenes Frauenideal in anschaulicher Klarheit und mit lebensfrischen Farben schildere; er hat es ja auch hier auf Erden nicht gefunden. Das Bild, das er uns in den „beiden Mädchen" und in dem „Freier" giebt, ist vielmehr ziemlich nebelhaft und verschwommen. „Frei und reizend in der Miene und liebreich mit gelass'ner Art", so tritt Karoline vor uns, und dem Freier wird die Zukünftige in folgenden Zügen gepriesen:

> — bei Verstand und einem stillen Reize,
> Der, ohne daß sie's sieht, gefällt,
> Besitzt sie, frei von Stolz und Geize,
> Das beste Herze von der Welt.

Indessen so will es ja die Fabel. Sie giebt Negativplatten, sie übertreibt spottend das Tadelnswerthe, um so zu bessern und zu erziehen. Die Vorzüge ins rechte Licht zu stellen liegt ihrer Aufgabe ferner, nur durch den Gegensatz verräth sie uns des Schriftstellers wahre Meinung. Freilich wird der Begriff der Fabel gerade von Gellert recht weit gefaßt, und vorsichtiger Weise gab er selbst der Sammlung den Titel: Fabeln und Erzählungen. Einige Stücke finden sich denn auch darin, in denen uns wahre Engel von Frauen vorgeführt werden: die großmüthige Kalliste, die den Doctor, dessen täppischer Hand sie den Tod verdankt, zum Universalerben einsetzt, die sehnsüchtige Doris, der der Anblick des verunglückten Gatten augenblicks das Leben raubt, die bescheidene Selinde, die ihr wohlgetroffenes Bildniß hartnäckig für geschmeichelt erklärt und sich lieber verklagen läßt, als durch Bezahlung des Malers zugeben will, sie sei wirklich so schön; das frömmste Herz in einer ganzen zahlreichen Kirchengemeinde (in dem „wunderbaren Traum") gehört selbstverständlich auch einem „lieben Mädchen in einem schlechten Kleide". Allein diese Engelsgestalten — englische Gestalten, würde Gellert sagen — haben entschieden etwas Unwahrscheinliches und Langweiliges: die minder löblichen Vertreterinnen des zarten Geschlechts sind weit frischer und lebensvoller. Macht die schemenhafte Zeichnung der Tugendhaftigkeit den Eindruck, als habe es dem Schriftsteller an Mustern für die Beobachtung gefehlt, so versagten ihm dagegen für die Kehrseite der weiblichen Liebenswürdigkeit die Vorbilder nicht. Da ist zunächst die Betschwester Beate. Gellert war gewiß aufrichtig fromm. Man braucht, um von seinen Kirchenliedern abzusehen, nur sein Tagebuch von 1761 (Leipzig, bei T. O. Weigel, 1862) zu lesen, das sicherlich nicht für den Druck bestimmt war, da kann man es erfahren, mit welcher geradezu rührender Herzensangst um sein Seelenheil der arme kränkliche Mann täglich zum Himmel flehte. Aber welch' einen scharfen Blick bewahrte er sich daneben für die frömmelnde Scheinheiligkeit und den pharisäischen Hochmuth, der auftritt, als habe er seine Sperrsitzmarke für den Himmel schon in der Tasche! Sollte dieser Spott heutzutage keinen Gegenstand mehr finden? An einer anderen Beate (Die Gutthat) wird der Geiz gegeißelt. Aber diese beiden Eigenschaften, Frömmelei und Geiz, will Gellert kaum als den

Weibern eigenthümlich angesehen haben; der Geizhals zumal, überhaupt eine Lieblingsfigur der Satire und der Komödie, tritt auch bei ihm noch wiederholt sonst auf. Den Tadel, ein anvertrautes Geheimniß nicht bewahren zu können, vertheilt der Dichter ebenfalls unter Männer und Frauen gleich (Die Verschwiegenheit), ja es stehen in dieser Fabel sogar zwei Schwätzer gegen eine Schwätzerin.

Aber es bleiben doch noch eine ganze Reihe weiblicher Sonderuntugenden übrig, gegen die sich sein schalkhafter Witz wendet, und diese Schilderungen sind großentheils so echt und zutreffend, weisen eine so feine Beobachtungsgabe auf, daß es in der That nur einiger leichten Aenderungen bedarf, um ihnen ihre volle Wirkung auf das gegenwärtige Geschlecht wiederzugeben. Diese Aenderungen müssen vor allem bei den Namen beginnen: setzt man statt Chloris—Else, statt Phyllis—Gretchen und statt Clarine—Käthe, so rücken uns sofort die Personen in greifbare Nähe, die wir erst wie durch einen etwas fadenscheinigen Schleier sahen. Aber auch noch einiges andere Rüstzeug der damaligen Poeterey müßte fallen. Diese Anrufungen des Zeus oder der Venus, Befragungen des delphischen Orakels u. dgl. muthen uns recht altväterisch an. Wenn man jedoch von diesen Aeußerlichkeiten absieht, so erweist sich der Inhalt fast durchaus noch wirksam. Eine Geschichte, wie die von der kranken Frau, der zwei Aerzte nicht helfen können (der Seitenhieb gegen die Mediciner ging dem geplagten Gellert recht von Herzen!), die aber sofort gesund wird, als der Schneider das Kleid bringt, das sie sich so sehnlich gewünscht hat — könnte die nicht, mit ein paar guten Bildern von Conadam oder Hengeler ausgeschmückt, in den „Fliegenden Blättern" von heute stehen?

Man putzt sie an; geputzt trinkt sie Kaffee,
Kein Finger thut ihr weiter weh.
Der Krankheit Grund war blos ein Kleid gewesen,
Und durch das Kleid muß sie genesen.
So heilt des Schneiders kluge Hand
Ein Uebel, das kein Arzt erkannt.

Noch kräftiger wendet sich gegen die Putzsucht die Fabel: Das Unglück der Weiber. Die kriegsgefangenen Bürger einer Stadt werden von ihren Frauen losgekauft. Der feindliche General läßt sich als Lösegeld all ihren Schmuck ausliefern und sie einen Schwur leisten, daß sie nie ihre That den Männern vorrücken oder neuen Schmuck verlangen wollen.

Nach wenig Tagen
Entfiel den Weibern aller Muth;
Sie grämten sich und durften's doch nicht sagen;
Wer wird den Eid zu brechen wagen?
Genug der Kummer trat in's Blut,
Sie legten sich, drauf starben in zehn Tagen,
Des Lebens müd und satt, neunhundert an der Zahl.
Der alte böse General!

Wie hier die Eitelkeit und Putzsucht, so wird in der Erzählung von der Mißgeburt die böswillige und übertreibende Klatscherei gebrandmarkt. Ganz vortrefflich ist ferner die Widersprecherin Ismene gezeichnet, ihr schulden wir ja auch das geflügelte Wort: Blau war der Hecht! Auch die Frau, die durch unzeitiges Schwatzen sich ein großes Glück verscherzt („Die Frau und der Geist") dürfte leicht noch in unseren Tagen ihres Gleichen finden. Ob auch die schlauen Mädchen, die dem Haushahne der alten Tante den Hals umdrehen, um des lästigen Weckers ledig zu sein? Unwahrscheinlich ist es mir nicht.

Das reichste Capitel ist, wie sich das von selbst versteht, das von Liebe und Ehe. Es hat dem Hagestolzen augenscheinlich ein ganz eigenartiges Wohlgefühl bereitet, in dieser Richtung den Frauen den Tugendspiegel vorzuhalten. Von dem heirathslustigen Backfischchen, dem schnippischen Fiekchen mit ihren vierzehn Jahren und sieben Wochen fängt er an; den Gegensatz bildet etwa die alte Jungfer, die den zum Tod durchs Schwert Verurtheilten durch ihre Hand retten will, aber schnöde abgewiesen wird:

Ja! sprach er, Euer Dienst ist groß;
Allein es wird mir nicht viel fehlen,
Ihr werdet mich dafür Zeitlebens quälen;
Ich seh's Euch an! Was will ich lange wählen?
Haut zu: so komm' ich doch der Qual auf einmal los.

Dazwischen aber werden nun die verschiedensten Register gezogen: da finden wir die ohne Anlaß Tugendstolze neben der harmlos Aufrichtigen (Elmire und Selinde), die Eifersüchtige (Chloris), die Spröde (Der Selbstmord); die zimperliche Ziererei wird in Damötas und Phyllis an den Pranger gestellt; dann wieder lernen wir eine falsche Kokette kennen, die unter der Maske der Pflegerin der schwerkranken Freundin mit deren Gatten kost (Lisette). Handelt sich's um heikle Punkte, so wird die Geschichte gern weit weg verlegt; die Erzählung von dem Tartarenfürsten, der selbst durch Androhung des Todes die Weiber seines Volkes nicht hindern kann, ihre Kinder selbst zu stillen, wendet ihre Spitze zweifellos gegen das Ueberhandnehmen der Ammenwirthschaft. Die viel erprobte Wahrheit, daß Verliebte oder Neuvermählte, die in der Ehe nur eine endlose Kette von Seligkeiten vermuthen, dann sich hart enttäuscht sehen, wird in zwei bitterbösen Fabeln (Der glücklich gewordene Ehemann, Die glückliche Ehe) gelehrt. Daß Frontin sich für neun Jahre dem Teufel verbingen will, wenn dieser ihm den Gefallen thut, sein Hannchen zu holen, ist doch gewiß stark! Und der Schluß der Schilderung von der wahrhaft glücklichen Ehe ist nicht minder boshaft:

Der letzte Tag in ihrem Bunde,
Der letzte Kuß von ihrem Munde
Nahm wie der erste sie noch ein.
Sie starben. — Wann? — Wie kannst Du fragen?
Acht Tage nach den Hochzeittagen;
Sonst würden dies nur Fabeln sein.

Fast wie eine neckische Selbstvertheidigung klingt der gute Rath:

„Ich frage, welches Weib ich werde wählen müssen,
Wenn ich zufrieden leben will
Und wenn ich, ohne mich zu grämen —"
O! fiel der Greis ihm ein, da müßt ihr keine nehmen.

Auch wo der Tod ins Spiel kommt, wie z. B. dort, wo der betrübte Wittwer, dessen Frau bereits einmal aus dem Scheintode wieder erwacht war, nun in heller Angst, es könne wieder so kommen, dem Sarge der abermals Gestorbenen folgt oder dort, wo die zärtliche Frau statt des Gatten sterben will, aber sobald der Tod auf ihr Rufen erschein, schreit: „Hier, lieber Tod, — Hier liegt er, hier in diesem Bette!" — oder wenn die erst untröstliche Wittwe das Holzbildniß des Seligen kurzweg dem Feuertode weiht, sowie ein neuer Freier naht —, nirgends wird unser Zartgefühl empfindlich verletzt, weil der Humor echt, der Witz ungesucht ist und weil sich an keiner Stelle verleugnet, was man freilich heute kaum ohne Naserümpfen hört: das beste Herze von der Welt.

Keine Menschenseele hat denn auch dem lieben Professor Gellert je irgend eine seiner Geschichten, so derb sie auch sein mochten, übel genommen. Natürlich handelte sich's auch niemals um bestimmte Personen. Und das muß man auch zugeben: so unverkennbar das Wohlbehagen ist, mit dem er den Schönen ihre Schwächen vorrückt, an der Gerechtigkeit läßt er's drum doch nicht fehlen. Die Frage, ob die Schuld an der Häufigkeit unglücklicher Ehen mehr den Männern oder den Frauen zur Last falle, behandelt er an mehreren Stellen ausdrücklich als eine offene (Dorant; Crispin und Crispine); dicht neben der schon genannten arg mitgenommenen zärtlichen Frau steht ein zärtlicher Mann, der um kein Haar besser davonkommt. Er kennt auch überspannte Narren von Liebhabern, denen er verständige Frauenzimmer gegenüberstellt (Der erhörte Liebhaber), und der aufgegebene Bau des Asyls für fromme Männer (Das Hospital) ist auch ein Zeugniß für seine Unparteilichkeit. Der arme, liebe Gellert! So gewiß er recht hat, in der Erzählung vom ungerathenen Sohne eine böse Frau als die härteste aller Strafen hinzustellen, so gewiß kam es ihm auch aus tiefstem Herzen, wenn er den Semnon und seine Serine gleichsam im Duett singen läßt: Viel besser, ohne Glück, als ohne Liebe sein! Er hat es ja selber hart genug empfinden müssen. Nimmermehr wäre der gute Professor so krankhaften Selbstquälereien verfallen, wie wir sie aus seinem Tagebuche kennen lernen, hätte er eine verständige und resolute Frau Professorin zur Seite gehabt, und sich von ihr manchmal freundschaftlich, aber kräftig den Kopf zurecht setzen lassen.

Es ist richtig, daß in Gellert's Fabeln das Weib als wackere deutsche Hausfrau, als zärtliche Mutter kaum andeutungsweise vorkommt. Aber wenn H. Schuller in seiner Abhandlung über Gellert's erzieherischen Einfluß (Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik, 122. Band, 1880) von den Fabeln sagt, daß sie vor den Frauen und der damaligen Ehe wenig Hochachtung zeigen, so ist das doch wohl etwas hart ausgedrückt. Mit Recht weist dagegen A. Schullerus in seinem Büchlein über Gellert's Leben und Werke (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut) darauf hin, daß Gellert in seiner Art, von „dem Frauenzimmer" zu sprechen, nicht eigner Beobachtung, sondern literarischer Ueberlieferung folge. Und vor Allem darf nicht vergessen werden, daß

der ganze Ton der Fabeln es verbietet, Gellert's Aeußerungen als ernste Zeugnisse für seine wahre Herzensmeinung aufzufassen: der Schalk spricht aus jeder Zeile. Unter allen Umständen ist sein wenn auch manchmal derber Spott weit unschuldiger und weniger gefährlich, als die raffinirte, bald zum Schein verhüllte, bald völlig nackte Sinnlichkeit, die in vielen heutigen Romanen ihr unsauberes Spiel treibt, nicht am wenigsten in denen, die aus weiblicher Feder stammen.

Man hat im letzten Jahre an zahlreichen Orten Deutschlands den 400. Geburtstag des Nürnberger Meistersingers Hans Sachs durch Aufführung von Schwänken und Fastnachtsspielen gefeiert. Dessen Frauengestalten sind auch wahrlich nicht fein und doch weiß man, daß er ein sehr glücklicher Gatte und Vater gewesen ist. Unsere Zeit rühmt sich gern ihres geschichtlichen Sinnes. Möchte er auch unserem braven Gellert noch einmal zu Gute kommen. R. B.

Bücherbesprechungen.

— „Das Kreuzcantorat zu Dresden", nach archivalischen Quellen bearbeitet von Karl Held. Sonderabdruck aus der Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft; X. Jahrgang, 3. Vierteljahr, 1894. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel. Preis: 3 ℳ. — In dem vorliegenden, beachtenswerthen Buche, der fleißigen Doctorarbeit eines jungen Musikgelehrten und Theologen, wird das Dresdner Kreuzcantorat zum ersten Male Gegenstand eingehender Untersuchungen, welche qualitativ, wie quantitativ überraschend reiche Ergebnisse geliefert haben. Beim Sichten des überaus umfangreichen Materials — die Monographie setzt bei dem ersten eigentlichen Kreuzcantor, bei Sebaldus Baumann (1540—1553) ein und wird bis auf unsere Zeit, bis zu dem jetzt amtirenden Cantor und Musikdirector Prof. Friedrich Oscar Wermann (seit 1875) fortgeführt — hat der Autor anerkennenswerther Weise musik- und culturgeschichtliche Momente in gleicher Stärke berücksichtigt, so daß sein Buch auch für weitere Kreise von Interesse sein dürfte. Die Biographien der einzelnen Cantoren sind mit großer Genauigkeit und nicht minder großer Ausführlichkeit gearbeitet und werden, je mehr sie unserer Zeit nahekommen, immer umfassender und vielseitiger; eine Unzahl von Fußnoten und Anmerkungen verweist dabei auf die einschlägigen Quellen, die in der Hauptsache in dem Dresdner Raths- und in dem k. s. Haupt-Staatsarchiv zu suchen sind. Den Compositionen seiner Cantoren gegenüber nimmt Held, soweit das der enge, biographische Rahmen zuläßt, immer einen kritischen Standpunkt ein, und die Vergleiche ihrer musikalischen Schöpfungen mit denen der Zeitgenossen und das Beibringen der verschiedenartigen Urtheile darüber bringen Farbe und Leben in die oft trocken historische Darstellung. In mehr als einer Hinsicht sind das die interessantesten Partien des Held'schen Buches, in welchem man Alles in Allem eine schätzenswerthe Bereicherung nicht nur der speciellen Geschichte unserer Haupt- und Residenzstadt, sondern auch der allgemeinen Musik- und Culturgeschichte wird sehen können. Warm sei es insonderheit allen alten und jungen Crucianern ans Herz gelegt! P. A.

— Literarische Essays von Wilhelm Emanuel Backhaus. Braunschweig, Druck und Verlag von Albert Limbach, 1895. Preis 3 ℳ. — Sechs unstreitig geistvolle und inhaltreiche Aufsätze sind in dem Buche vereinigt: Schiller und das monistische Kunstprincip. — Die Kinder der Idee und ein Wort an unsere Schriftsteller. — Menschenverehrung, Menschenvergötterung und classische Curiosa. — Das literarische Schaffen und das Entwickelungsgesetz in der Literatur. — Ueber den Ursprung der Sprache und Poesie. — Das Erdewallen des Genius. In schwungvoller Sprache, die nur zuweilen an Nietzsche's Dunkelheit und an Schopenhauer's Grobheit gemahnt, entwickelt Backhaus seine idealistischen Anschauungen von dem sittlich erziehenden Werthe der Kunst und von dem hochheiligen Berufe des Genius. Die, übrigens wohlberechtigten Ausfälle gegen die maßlose Vergötterung Goethe's verlieren durch die Bemerkungen S. 62 ff., denen der Vorwurf kleinlicher Krittelei nicht zu ersparen ist. Die Grundgedanken der ästhetischen Predigten finden wir in den Worten auf S. 71: „Tiefste Verehrung allen Heldengeistern der Vergangenheit und Gegenwart, unbegrenzte Dankbarkeit für alle ihre Heilsthaten; aber ehrliche Fehde aller Abgötterei, aller Unwahrheit, aller Ungerechtigkeit und allem Geisteszwange, sowie ein furchtloses und beharrliches Vorwärtsstreben im unendlichen Reiche der Wahrheit und Schönheit: Das sei der heilige Wahlspruch aller guten Geister! Denn nur die Wahrheit kann uns frei, nur die Gerechtigkeit kann uns stark, und nur die Schönheit kann uns selig machen." Eines fehlt, wie man sieht, dem Philosophen Backhaus völlig, die gerechte Würdigung der beseligenden Macht des Glaubens. Wenn er z. B. Sokrates den Weisesten unter den Weisen, den erhabenen Lehrer von Gott und Unsterblichkeit nennt (S. 167) und daneben das Erdenleben des Heilandes Jesu Christi mit folgenden Worten umschreibt: „Sein (des Sokrates) ebenbürtiger Bruder im Geiste, Rabbi Jeschuah, mußte den Kreuzestod erleiden, weil er mit schwärmerischem Eifer die Messiasidee vertrat und König der Juden werden wollte, um ein Reich der Glückseligkeit zu gründen", oder wenn er von der protestantischen Kirche sagt, sie unterscheide sich von der „alleinseligmachenden" nur in ihren Formen, Gebräuchen, Namenbezeichnungen und mythologischen Vorstellungen (S. 151), so werden Manche das vielleicht als Unerschrockenheit bewundern, wir können darin nur Mangel an Vertiefung in das Wesen des protestantischen Bekenntnisses sehen. Wir hegen gewiß vor „Seiner Majestät dem Genius" (S. 174) alle gebührende Hochachtung, aber um das „süße Gefühl seines Gottesbewußtseins" beneiden wir ihn nicht, und wir empfinden es auch nicht allzu schwer, wenn wir von seinen selbstbewußten Vertretern zu dem „süßen Pöbel" (S. 156) gerechnet werden oder zu dem muthwilligen lärmenden Gezwerge, welches unter den Riesen wegkriecht, die einander durch die öden Zwischenräume der Zeiten ihr hohes Geistergespräch zurufen (S. 173). R. B.

— Studien zur Literatur der Gegenwart. Von Adolf Stern. Mit 19 Porträts nach Original-Aufnahmen. Dresden, V. W. Esche. 1895. VIII, 449 S. — Adolf Stern ist ein bekannter wackerer Kämpe auf dem Felde der Literaturgeschichte; mit dem vorliegenden umfangreichen und umfassenden Buche setzt er seinem Bienenfleiße und seiner Kenntniß ein neues Denkmal. Wir verdanken ihm außer mehreren Behandlungen einzelner Dichter schon mehrere größere Werke über ganze Perioden der neueren Literatur, sowohl des 17., als des 18. und des 19. Jahrhunderts. Sein kleiner Katechismus der allgemeinen Literaturgeschichte ist weit verbreitet und liegt schon in 3. Auflage vor, ebenso sein Anhang zu Vilmar's Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Trotzdem sich natürlich in manchen dieser Schriften der Stoff wiederholt, wird man doch in jedem neueren Werke neue Quellen erschlossen und ausgenutzt und neue Gesichtspunkte ausgebeutet finden. So ist es auch mit dem heute anzukündigenden Werke der Fall. Es ist Sr. Majestät dem Könige von Schweden und Norwegen Oskar II. gewidmet und aus freien Vorträgen hervorgegangen, die vor einer größeren Hörerzahl gehalten worden sind. Man muß aus der Länge und der nicht seltenen philosophischen Vertiefung dieser Vorträge schließen, daß der Redner bei seinen Hörern ziemlich umfassende Kenntnisse und warme Theilnahme an dem modernen literarischen Leben voraussetzen durfte. Neben 13 Deutschen bespricht Stern 6 Ausländer, nämlich Ibsen, Daudet, Tolstoi, Rydberg, Snóilsky und Besant. Von unseren Landsleuten greift Stern: Hebbel, Freytag, Bodenstedt, Storm, Keller, Fontane, Scheffel, Baumbach, Seidel, Wildenbruch, Rosegger, Sudermann und Hauptmann heraus, offenbar eine interessante Reihenfolge, in die hinein man sich wohl noch Spielhagen oder Raabe oder Heyse wünschen möchte. Der Standpunkt Stern's ist entschieden vermittelnd. Wenn er auch hie und da einmal schärfere Ausdrücke für die Modethorheiten findet, im Ganzen kommt er doch den Neuerern wohlwollend entgegen. Er sucht die gerechte Mitte innezuhalten, wobei er nach des Referenten Urtheil gegen Kritiker oder besser einseitige Phantasten wie z. B. Kühnemann, der heute für Herder und morgen für Tolstoi und Ibsen schwärmt, zu nachsichtig sein kann. Warum gegen so jugendlich-unüberlegte Redner, die jede andere Meinung als Unkenntniß verketzern, schwächliche Milde üben? Die wachsende Verrohung der literarischen Sitten verlangt ein festes Zusammenschließen des deutschen Bürgerthums, denn um dessen Existenz handelt es sich in dem politischen wie literarischen Tohuwabohu der Gegenwart. Ebenso gegen die unreifen socialdemokratischen wie jüngstdeutschen Anmaßungen, mögen sie von männlichen Verfechtern oder von den Vertreterinnen der sogenannten holden Weiblichkeit ausgehen, haben die Freunde der Zucht und Ehre wie der Harmonie und der ebenmäßig fortschreitenden Bildung Front zu machen. Stern's neues Buch ist in diesem Kampfe eine werth-

volle Waffe für den Kundigen, und sei es somit zum Schluß zur eifrigen Benutzung bestens empfohlen. M.-Fr.

— Der gute Geschmack. Aesthetische Essays von Lothar Abel. Mit 120 Abbildungen. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben's Verlag. 1895. — Es ist eine überaus dankenswerthe Förderung der Aesthetik, wenn die Fachmänner der einzelnen Künste eine auf gründlicher Kenntniß und Erfahrung ruhende Specialästhetik ihrer eigenen Kunst schreiben und dadurch werthvolle Bausteine liefern für eine realistische Aesthetik der Zukunft. Es klingt heutzutage wie ein Anachronismus, daß ein durchgebildeter Künstler wie der namhafte österreichische Architekt Lothar Abel all' sein Kunstwissen einer ästhetischen Bildung des Publicums dienstbar zu machen sucht, denn von dem heutigen Anarchismus in allen Künsten wird ja geradezu die Principlosigkeit zum Princip erhoben. Abel beginnt sein Buch mit einer langen Einleitung, worin er den „Geschmack im ästhetischen Sinn" zu erklären und gemeinfaßlich darzustellen sucht. Darauf folgt eine Ästhetik der Baukunst, der Bildhauerkunst, der Malerei, der Gartenkunst, woran sich noch schließt eine Besprechung der geschnittenen Steine und Münzen, sowie des Kunstgewerbes. So bildet das Buch ein Seitenstück zu Hermann Riegel's „Grundriß der bildenden Künste", nur daß Abel noch mehr als Riegel für das große Publicum zu schreiben versteht. Wir hoffen und wünschen, daß aus Abel's Buch viel Laien Belehrung schöpfen werden. Eine strengere Durcharbeitung einzelner Theile, sowie eine bessere Gruppirung des Stoffes an verschiedenen Stellen dürfte dem Verfasser zu empfehlen sein, besonders aber dem Herrn Verleger, hinsichtlich der Illustrationen sich die Herder'sche Verlagsbuchhandlung zu Freiburg i. Br. zum Vorbild zu nehmen. Hochinteressant ist gerade für unsere Zeit ein Ausspruch von Sir Robert Peel, worin die socialpolitische Bedeutung der Aesthetik hervorgehoben wird: „Die allgemeine ästhetische Bildung ist die beste Bürgschaft dafür, daß die höheren Classen ihr Eigenthum und ihre gegenwärtige Macht fortbesitzen können." Aus den zahlreichen vortrefflichen Stellen, durch welche Abel sich selbst charakterisirt, heben wir einige hervor. Er sagt: „Wir sind heute in Bezug auf Talent und Kunstsinn gegen die Alten nicht zurück; im Gegentheil, in der mechanischen Fertigkeit sind wir ihnen weit überlegen, und der Geschmack ist bei vielen unserer Künstler ebenso fein ausgebildet, wie bei den besten unter den Griechen." „Der Grund der Einheit in einem Kunstwerk besteht in der Aehnlichkeit der Formen, aber diese Aehnlichkeit darf nicht zur Einförmigkeit werden." Die „sogenannte Stileinheit" ist für Abel „langweilig", was wir unsererseits nur unter großen Vorbehalten zugeben würden. „Für Leonardo da Vinci war das Gesetzmäßige in der Wolkenbildung ebenso sehr ein Gegenstand des Studiums wie alle stetigen Formen der Bäume und Gräser oder der lebenden Wesen." „Unsere Zeit krankt an zwei großen Irrthümern. Da soll sich der Künstler, einer wilden Pflanze gleich, allein aus Eigenem entwickeln. Das ist eine nur von den Faulen erfundene Anschauung, welche durch die Kunstgeschichte Lügen gestraft wird." „Auf einen Maler, welcher mit dem größten Fleiß immer nur das Gewöhnliche, Niedrige, Häßliche malt, paßt der Ausspruch Goethe's: der echte, gesetzgebende Künstler strebt nach Kunstwahrheit, der gesetzlose nach Naturwirklichkeit." Endlich führen wir noch folgenden charakteristischen Satz Abel's an: „Nur die Liebhaberei wollüstiger Geldmenschen kann solche (gemeinnaturalistische) Bilder mit Gold aufwiegen." (Zu diesem Verdict haben wohl nur „Orientalen" Veranlassung gegeben.) —g.

— Medea. Trauerspiel aus der Gegenwart in drei Aufzügen von Hans Ferdinand Gerhard. Preis 1,50 M. Neuhaldensleben, Verlag von C. A. Eyraud. 93 S. 8°. — Nicht ohne Geschick hat der Dichter in diesem Werke das Seelenleben einer Schauspielerin zum Gegenstande einer dramatischen Handlung gemacht. Noch immer lebt ja die große Menge in dem argen Köhlerglauben, daß das Herz eines Mimen naturnothwendigerweise ein gar unverläßlich, flatterhaft Ding sein müsse, und daß seine Begriffe von Ehre recht verschieden geartet seien gegen die anderer Menschenkinder. So auch hier. Ein junger Mann, halb Künstler (Maler), halb eine Krämerseele, hat eine Schauspielerin kennen und lieben gelernt, deren Vorleben insofern etwas für viele Menschen Anrüchiges hat, als sie die geschiedene Gattin eines charakterlosen Theaterdirectors ist. Im Rausche der Leidenschaft hat sich der junge Mann wenig um diese Thatsache gekümmert; aber nun Eva — so heißt die Heldin — sein Weib geworden ist, beginnt der kleinliche Krämergeist seiner Eltern und Freunde seine zersetzende Thätigkeit. Man bezichtigt sie, deren Liebe zu ihrem zweiten Gatten rein und wahr ist, deren Moral fleckenlos war und ist, erst versteckt und dann immer offener, einer unlauteren Gesinnungsweise; man erschüttert seinen Glauben an ihre Liebe zu ihm, an ihre Keuschheit und sittliche Reinheit. Und da er ein schwacher, unfertiger Charakter ist, gelingt es, was man bezweckte: seine Liebe versiegt wie das Bächlein im Sonnenbrand. Eva fühlt es. Das Einzige, worin sie sonst noch Ersatz fand für die Mißachtung, mit der man ihr, der Reinen, Treuen allenthalben begegnete — die Liebe ihres Gatten wird ihr entrissen, und sie ist nicht stark genug, sich frei zu machen von einem Unwürdigen — sie scheidet freiwillig aus dem Leben. — Der Dichter hat die einzelnen Charaktere mit glücklicher, sicherer Hand, wenn auch hie und da etwas flüchtig und oberflächlich, gekennzeichnet; er hat es vor Allem verstanden, die Gegensätze zwischen der edel und ehrlich fühlenden Eva und dem zwar heiß aber recht vergänglich liebenden Gatten einerseits und den kleinlich denkenden Eltern des letzteren andererseits wirksam herauszuarbeiten. Um der gesunden und wirksamen Handlung willen seien manche sprachliche Trivialitäten verziehen. Willy Doenges.

— Robespierre. Ein modernes Epos von M. E. delle Grazie. Zwei Bände. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel, 1894. Preis 10 M. — Ein krasses, bluttriefendes Werk, dieses Epos von der französischen Revolution. So würde es richtiger heißen; denn die Gestalt Robespierre's wird oft von breit ausgeführten Episoden fast völlig überwuchert. Wüßte man nicht, daß ein dreißigjähriges Weib es ist, die diesen grauenhaften Stoff sich erwählt hat, man würde nach der cynisch offnen, in den Schauerscenen der nackten thierischen Wollust und der bestialischen Mordgier förmlich schwelgenden Sprache der Dichtung eines der modernen Kraftgenies der Berliner oder Münchener jüngsten Dichterschule als Verfasser vermuthen. Das Bewußtsein, daß es das Werk einer Frau ist, macht das Epos noch abstoßender, obgleich der von keiner Rücksicht auf irgendwelche ästhetische Schranken gebändigten Sprache manche Schilderung gelingt, die in dem Leser das lebhafte Bedauern wachrufen muß, daß so glänzende Geistesgaben in den Dienst einer so gräßlichen Aufgabe gestellt werden. Wir haben vor Jahren einen Band Gedichte von Eugenie delle Grazie besprochen. Rückhaltlos haben wir die erschütternde Gewalt des poetischen Ausdrucks anerkannt, die der Dichterin schon damals zu Gebote stand, aber zugleich ihre bedenkliche Vorliebe für Darstellung der Nachtseiten im Menschenleben hervorgehoben. Jener Vorzug verleugnet sich auch in ihrem „Robespierre" nicht; aber der Neigung zum Entsetzlichen, allen Gesetzen der Schönheit Hohnsprechenden läßt sie hier so wahl- und schrankenlos die Zügel schießen, daß selbst ergraute Männer sich nicht zu schämen brauchen, wenn ihnen unterm Lesen das Roth aufsteigt. Zu warnen vor dem Epos ist trotzdem kaum von Nöthen. Wer liest denn heutzutage eine Dichtung in zwei starken Bänden, vierundzwanzig Gesänge von zusammen 1028 Seiten, wenn er nicht muß? Einen Platz in der Geschichte der Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts hat sich Eugenie delle Grazie durch diese Schöpfung ohne Zweifel gesichert. Hat doch unsres Wissens die deutsche Literatur seit Klopstock's Messias ein Heldengedicht solchen Umfanges nicht gesehen. Aber unsere Ueberzeugung von der schließlich allein sieghaften Gewalt des Edlen und Guten ist so tief und unerschütterlich, daß wir nicht einen Augenblick zweifeln: Man wird sie — wenigstens in der Periode, da sie ihren „Robespierre" schuf — zu den verirrten kraftgenialischen Naturen des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts zählen. R. B.

— Die Oekonomische Musterung. Praktische Winke für den Compagniechef von einem älteren Hauptmann. Vierte, durchgesehene Auflage. Berlin 1895. E. S. Mittler und Sohn. 50 ₰. — Es spricht für die kleine Schrift, daß sie in kurzer Zeit bereits in vierter Auflage erscheinen konnte. Sie enthält so viele praktische Erfahrungen, daß sie jedem Compagniechef empfohlen werden kann. Ohne daher auf Einzelheiten einzugehen, möchten wir aber besonders auf den V. Abschnitt, Fragen, auf die der Compagniechef vorbereitet sein muß, hinweisen, denn aus der Beantwortung der anscheinend bedeutungslosen Detailfragen wird sich der musternde Vorgesetzte ein Urtheil über den wirthschaftlichen Dienstbetrieb in einer Compagnie und über die Persönlichkeit ihres Hauptmanns bilden. Im Dienste ist Nichts gering und unbedeutend. H.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 56. Sonnabend, den 11. Mai. 1895.

Kursachsen in der volksthümlichen Literatur des siebenjährigen Krieges.

Von Ernst Richard Freytag.

Tage der schwersten Prüfung waren über die brave, aber unglückliche kursächsische Armee hereingebrochen, als sie von den im August des Jahres 1756 in Sachsen einrückenden drei preußischen Heeresabtheilungen in dem befestigten Lager von Pirna umzingelt, eingeschlossen und zur Capitulation genöthigt wurde. Das muthvolle Ausharren im tausendfältigen Elend, ihre so glänzend bewiesene heroische Standhaftigkeit im Ertragen der Beschwerlichkeiten einer Belagerung vermochten sie zwar nicht vor der furchtbaren Katastrophe zu bewahren, aber dennoch retteten die kursächsischen Truppen das noch wenig kriegsbereite und in den Garnisonen und auf dem Lande zerstreut liegende österreichische Heer vor der Schmach, von dem trefflich gerüsteten und gewandten Heere Friedrich's aufgerieben zu werden. Seitens ihrer Bundesgenossen ernteten sie hierfür jedoch wenig Dank und Anerkennung, vielmehr bedachte das österreichische Heer die bei Pirna capitulirenden Sachsen mit dem Spottnamen: Das sächsische Piquet. Die begreiflicherweise tief gedrückte Stimmung der sächsischen Truppen sprach sich in jenen Tagen aus in wehmüthigen Erzeugnissen ihrer Muse. Diese legen, damit die sächsische Waffenehre nicht mit einem unauslöschlichen Flecken behaftet zu betrachten sei, die ungünstigen Verhältnisse dar, welche den unglücklichen Ausgang herbeiführen mußten. Ein solches lautet:

Du fragest mich, mein Freund, wo stammt das Elend her,
So Sachsens Trouppen trifft? Doch klage nicht so sehr!
Auch einmal wird die Noth ein glücklich Ende nehmen.
Du zweifelst! Und zuletzt wirst du dich müssen schämen,
Denn ganz Europa nimmt an unserm Schicksal Theil.
Sogar selbst Oesterreich sucht unser Glück und Heil.
Und ungeachtet es uns vielmals hat betrogen,
So kommt es haufenweis zur Hilfe angezogen.
12000 Mann stehn da, so Browne selber führt,
Die öffnen uns den Paß, nur gleich frisch retirirt.
Verlaßt den festen Ort, der uns bisher geschützt.
So wird gered't, gethan. Nun fragst du, was es nützt?
Wird wohl der Lilienstein durch Wunderwerk zu Brod?
Mithin vergrößert sich die angefang'ne Noth!
Geduld, nur nicht verzagt! Gleich jetzo wird man hören,
Wie der Pandure kommt, der Preußen Rechnung stören.
Nun hört, wie man erhitzt der Preußen Hälse bricht,
Ich höre nichts. — Warum? — Sie kommen halter nicht.[1])

Auch in nichtmilitärischen Kreisen war es nur zu gut bekannt, daß die Ursachen, welche die Uebergabe der sächsischen Armee herbeigeführt hatten, hauptsächlich zu suchen waren in der despotischen und verschwenderischen Landesverwaltung des Grafen Brühl, welche nur Reductionen des Heeres, erschöpfte Landescassen und so den Ruin von Sachsen zur Folge hatte, und in den von ihm eingeleiteten Intriguen gegen den König von Preußen, der wieder die bitterste Feindschaft gegen den allmächtigen Staatsminister kund gab. Die verzweifelte Stimmung des Volkes und unglücklichen Heeres machte sich in Liedern, oft verwegen und boshaft, voll schalkhafter Naivetät, aber auch voll roher und ungeschickter Ausfälle Luft. In diesen Dichtungen, welche in Form von „fliegenden Blättern" ihren Weg ins Volk fanden und die das einzige Mittel damals waren, die Empfindungen desselben wach zu rufen und die öffentliche Meinung zu leiten und zu bilden, spricht sich ein unglaublich starker Haß gegen den Lenker des kursächsischen Staatsschiffes aus. In der „Tröstlichen Anrede des sächsischen Landes an seinen Premierminister, den Grafen Brühl" heißt es sogar:

„Verfl— Brühl, wer Dich erzeuget,
Hat Dir den Hals nicht recht gebeuget,
Sonst wär' der Teufel nicht in Dir.
Die Pest kann nicht so grausam wütten
Als Du das ganze Land zerrütten.
— — — — — — — —
Das Land hast Du schon ausgesogen,
Den König bis anher betrogen.
Viel Schelmenstücke ausgeheckt.
Wo wär' sonst Deine Hüll' und Füll',
Die Du besitz'st, verfl— Brühl![2])

Die gleiche Erbitterung über die Verwaltungsmethode des allmächtigen Cabinetsministers spricht sich in der Volksdichtung, betitelt: Nach der Retirade — October 1756 — aus:

Graf Brühl, der längst vor Gott und aller Welt gestunken,
Der längstens Volk und Land ins Elend tief versunken,
Gehört mit allem Recht an Galgen für die Raben,
Alsdann und ohne ihn wird Sachsen Ruhe haben 2c.[3])

Schonungslos deckt das satirische Gedicht: „Der Brühl'sche Schwindel" seinen Leichtsinn auf. Aber auch seine Gesinnungsgenossen, die „Brühl'schen Creaturen", welche sich mit ihm vereint hatten, den wohlmeinenden, von den besten Absichten beseelten König zu täuschen und zu hintergehen, werden an den Pranger gestellt, verabscheut, und alles Böse wird ihnen angewünscht.

Komm, Bitzli Butzli, komm, hol sie mit Haut und Haar.
Komm, hole fein geschwind das Kleeblatt[4]) voller Schand.
Du thust den größten Dienst der Stadt und auch dem Land.
Der Wunsch ist zwar wohl hart, weil sie sich nicht bekehrt
Und gleichwohl sind sie auch das Schinderlohn nicht werth.

Der im vorerwähnten Gedichte angezogene Oberhofinspector Anton besonders war Zielscheibe des Spottes der Volkspoesie. Sein Tod ward Veranlassung zu einer nicht ungeschickten Parodie des in evangelischen Ländern sehr beliebten Begräbnißgesanges: Nun lasset uns den Leib begraben.

Chorus. 1. Nun laßt uns den Leib begraben
Nebst all den viel erschlichnen Gaben
Auch List, Intrigue und Heuchelschein
Scharrt man mit ihm ins Grab hinein.

Resp. 2. Begrabet mich nur immer her,
Die Welt gab mir viel Gut und Ehr,
Ja manche hohe Excellenz
Mir machte tiefe Reverenz.

Chorus. 4. Sein Jammer war: nicht Ehr genug.
Und wer den Hut nicht 'runter trug,
Die Bittschrift ihm zuerst nicht wies:
„Es thut mir leid! Vorbei!" es hieß.

Resp. 5. Was mir oft Trübsal bracht' in Sinn:
Daß ich nicht Hochgeboren bin,
Und daß auf meine alten Tag
Mir 's Lernen machte manche Plag.

---

[1]) Handschriftl. in d. königl. Bibl. z. Berlin. Mscr. bor. Fol. 506. Bl. 13. IX. St. Ein anderes die Capitul. v. Pirna behandelndes Gedicht aus Militärkreisen siehe: Historische Volkslieder des sächs. Heeres. Nr. 20.

[2]) Fünfstroph. Ged. in der Sammlung handschr. Dicht. aus dem 7j. Kr. Berlin, Ms. bor. Fol. 872.

[3]) W. o. Ms. bor. IX. St.

[4]) Graf Brühl, Gräfin Moszinska und Oberhofinspector Anton.

Obwohl Sachsens Kurfürst Friedrich August III. nicht ganz ohne Schuld an dem Verhängniß, dem die Armee und sein Land anheimfiel, war, da seine Gutmüthigkeit und Nachsicht in wahre Schwäche ausartete und er sich nicht als ein entschlossener, kräftiger und willensfähiger Mann an die Spitze seiner Armee stellte, so wagt sich doch keine in Sachsen entstandene Dichtung, so rücksichtslos sonst die Schäden der Regierung bloßgelegt werden, an seine geheiligte Person. Auch die während des siebenjährigen Krieges erschienene Literatur über das Leben und den Charakter des Grafen v. Brühl berichtet einmüthig, „daß es der König von Polen nicht hätte vermeiden können, nicht betrogen zu werden. Ohne unmittelbare Erleuchtung hätte er die Erkenntniß von der Aufführung seines Ministers und die wahre Gestalt der Angelegenheiten nicht erlangen können". Die Gegner Sachsens, besonders die von König Friedrich II. beeinflußte Presse, schonten freilich den Fürsten nicht. In dem „Heldengedicht auf den König August III. in Polen und Kurfürsten zu Sachsen" läßt der Dichter ironisch den König die Armee gegen den Feind führen, die Schwachen anfeuern und die Unentschlossenen zur Ausführung antreiben.

„Auf!" ruft Er, „macht euch tapfre Söhne
Zum Kampf, zum Sieg und Ruhm bereit.
Verdoppelt eure Siegestöne,
Ihr Kämpfer, für die Ewigkeit.

Mein Arm soll euch den Sieg verschaffen.
Der Feind ist nah, ihr Brüder, frisch.
Mit Heldenmuth greift zu den Waffen."
Der Held selbst eilt jetzt an den Tisch.

Jetzt stürmt des Feindes kühne Menge
In das verschanzte Lager ein.
Der Held flieht herzhaft das Gedränge
Und flüchtet auf den Königstein.[5])

Die Unthätigkeit des Königs verurtheilt auch die Flugschrift: Die Politische Staats- und Kriegs-Leinewebereÿ sehr artig in einem Lied dargestellt. Cölln. 1758. Flg. Bl.

Das Garn, das Frau Theresa spann,
Das haspelte Marie.
Graf Brühl nahm sich des Spulens an,
Gab sich dabei viel Müh.
August legt sich aufs Kanapé
Und aße Pfeffernüssen,
Jetzt thun ihm alle Glieder weh,
Weil er muß Sachsen missen.

Die Verantwortung für das durch den Krieg heraufbeschworene Elend bürden sie allein dem Grafen Brühl auf, dessen doppelzüngige Diplomatie das Land ins Verderben gestürzt habe.

Nun was habe ich begangen?
Mir geht's wie dem Judas dort.
Ich muß vor Verzweiflung bangen,
Meine Schlösser gehen fort.
Hätt' ich doch niemand betrogen
Und den König meinen Herrn,
Bis aufs Blut nicht ausgesogen:
So schien noch ein Gnadenstern.[6])

Die Darstellung würde aber nicht wahrheitsgetreu sein, wollte sie nicht erwähnen, daß sich auch Stimmen zum Lobe Brühl's fanden. Ein Monsieur Darnaud Gentilhomme d'Ambassade de Mr. le Duc de Richelieu, dessen poetische Ader sich in einem Lobgedichte: „La Saxe" über den sächsischen Hof erging, verherrlichte den Grafen Brühl unter Anderm in folgender Weise:

Un Ministre éclairé, ne faisant rien pour soi
Faisant tout pour le peuple ainsi pour son Roi.

Die Sprache des Zornes, der Erbitterung und der tiefsten Klage reden die in Kursachsen entstandenen fliegenden Blätter und Flugschriften, die „Politischen Lieder", die „Relationen", gereimt und ungereimt, die Pasquillen und Pamphlete, so oft diese literarischen Erzeugnisse der maßlosen Bedrückungen, denen das Land seitens der preußischen Invasion schonungslos preisgegeben war, gedenken. Die gequälten Sachsen, deren Unterthaneneid man antastete und die man nicht einmal in ihrer stillen Anhänglichkeit an den vertriebenen Landesherrn verharren ließ, woben ihre Klagen in das ihnen am besten geläufige Gebet des Herrn, an dessen Schluß sie ausriefen:

O Herr, lasse sie nicht länger bleiben
Und ihre Schelmerei hier treiben, sondern erlöse uns.
O Gott mach uns deine Hilfe kund
Und erlöse uns zu dieser Stund von allem Uebel.
Nunmehr keine Zeit thue sparen,
Laß sie per posta zum Teufel fahren. Amen.[7])

Was die zahl- und theils auch umfangreichen Klageschriften, welche der kursächsische Gesandte v. Ponikau beim Reichstage einreichte, darlegten, den Landfriedensbruch, die gewaltsame Aushebung der Mannschaften in preußische Regimenter, die freie Verfügung über die Staatseinkünfte für des Königs Friedrich Zwecke: das bringen auch die Flugschriften in gereimter und ungereimter Redeweise, oft ohne literarisches Verdienst und ohne ästhetischen Werth, oft in lehrhaftem Ton, voll schalkhaftiger Naivetät und geistvollen, treffenden Witzes in Erinnerung.

Wie? Friedrich soll den Entschluß fassen,
Das theuere Sachsen zu verlassen,
Das ihm so manchen Vortheil bracht?
Er hat ja mit gehäuften Schaaren
Schon in das vierte Jahr erfahren,
Daß dieses Land sein Glück gemacht.
Was Dresden, Leipzig, Torgau, Meißen
Nebst andern für die stolzen Preußen
An Geld und Vorrath dargestreckt,
Kann man aus offnen Blättern lesen.
Der Krieg läßt sich gemächlich führen,
Wenn eigne Bürger nichts verlieren,
Nur fremde Unterthanen schrein.[8])

In den „Poetischen Gedanken über die Drangsale des verwüsteten und gequälten Sachsens" jammert in tiefer, herzerschütternder Klage der Dichter:

„O armes Volk! Wo wirst du wohnen?
O Unterthan, wo fliehst du hin?
Das Elend wohnt in allen Städten
Der Patriot erscheint in Ketten,
Weil er dem Land getreu verblieb.
— — — — — — — —
Dort schreit in abgebrannten Hütten,
Der Landmann weinend; und mit Bitten
Fleht er demüthig um den Sohn.
Doch nichts, nichts rühret die Barbaren.
Sie treiben ihn mit andern Schaaren,
Gleich dem erkauften Vieh davon,
Durch Preuß'sche Lieder eingesungen,
Zwingt man ihn zum Soldatenstand,
Und jetzt bekrieget er gezwungen
Augustus und sein Vaterland."

In Erinnerung an die der Stadt Leipzig in rücksichtslosester Weise auferlegten Contributionen fragt der Dichter des Flugblattes: Das bedrängte Sachsen (1762 o. O.):

Was hab' ich wilden Bosniaken,
Husaren, Tartaren und Kosaken
In meinem Leben Leid's gethan?
Sag Leipzig, doch mit welchem Rechte
Thun dir des Friedrichs Henkersknechte
So viele Qual und Marter an?

Im Tone tiefster Entrüstung wird die brutale Behandlung des sächsischen Volkes beurtheilt:

Der Pöbel mag immer den hungrigen Klauen
Des preußischen Adlers sich gänzlich vertrauen:
Wer Augen hat, siehet, wer Ohren hat, hört,
Wer jetzo den Deutschen Reichsruhe gestört.

---

[5]) Samml. histor. Ged. aus d. Zt. d. 7j. Kr. Orig. in der Landsch. Bibl. zu Aurich.

[6]) Vertrauliche Unterredung zwischen denen europäischen Mächten, den gegenw. Krieg betr. Cöln. 1758. Flg. Bl.

[7]) „Das Vater unser", was die Sächsischen Bauern über die Preußen gemacht haben. Wo der Brandenburger lehret ein — Sammlung politischer Lieder in der Handschriftensamml. der Kgl Hof- und Staatsbibl. z. München. Kiefhaberiana Nr. 5006.

[8]) Das befreyte Sachsen. Clagenfurt. 1760. Flg. Bl.

Was wir von Algier und Tunis gelesen,
Ist barbarisch Handeln und sklavisch gewesen.
Was man jetzt aus Sachsen und Böhmen vernimmt
Ist gleichfalls zum Aufruhr, zum Morden bestimmt.[9])

Eine tiefernste und sittliche Gesinnung durchweht die anonym erschienene Flugschrift: Das Erscheinen des Merkur mit einem Brief von Jupiter an König Friedrich, worin er ihn auffordert, Sachsen zu verlassen.

Der Verfasser, offenbar ein Sachse, sieht all das über sein Vaterland gekommene Leid als eine gerechte Strafe des Himmels an:

Denn keine Gottesfurcht hat es bisher geacht't.
Durch Lügen und Betrug hat man sich groß gemacht.
Mord, Saufen, Hoffart war der beste Zeitvertreib,
Stolz, Uebermuth und Pracht, Untreu bei Mann und Weib.
Was Witwen, Arme und betrübte Witwen sind,
Die wurden nicht gehört, das Recht man nirgends find't.
Ward ja das Herz erweicht nach rechter Christgebühr,
Kriegt man statt baares Geld nur eiteles Papier.
In Summa: Sachsenland war gar nicht Sachsen mehr,
Drum schicke ich dahin dein groß und starkes Heer.

Wenn auch Jupiter den König Friedrich zur Strafruthe Sachsens auserseheu habe, so sei dem Preußenkönig doch damit nicht das Recht eingeräumt, nach seinem Gutdünken mit dem Lande zu verfahren. Bittend und warnend ruft daher Merkur:

Allein ich rathe Dir. Hör auf. Es ist genug.
Mach Sachsen wieder frei von seiner großen Noth,
Sonst mach ich dich dafür gewiß zu Hohn und Spott.
Denn Sachsen ist ja nicht dein eigner Unterthan,
Die deine Sklaven sind, wie dein Land weisen kann.
Ein König soll des Volks Regent und Vater sein,
Du aber zwingest sie in Sklaverei hinein.

In gleicher Weise bringen die sonst noch bekannt gewordenen Flugschriften[10]) die maßlosen Leiden Kursachsens — und was hatte das unglückliche Land, das Weizenkorn zwischen zwei Mühlsteinen in dem Kriege Oesterreichs gegen Preußen, nicht zu leiden! — oft in ergreifender Weise zur Darstellung.

Die Wechselfälle des Krieges brachten es mit sich, daß auch ein preußisches Corps die Waffen strecken und sich kriegsgefangen geben mußte. Der „Finkenfang bei Maxen“ erzeugte sowohl in Oesterreich, als auch in Sachsen eine Menge satirischer Gedichte, in welchen sich eine maßlose Freude über das den Preußen widerfahrene Unglück ausspricht. Einige weniger gekannte „Proben“ aus diesen einander sehr ähnlichen Producten seien noch angeführt:

Ein „Fink mit seiner Hock“[a]) ging Lerchen[b]) auszufangen
Und wollt auf „Rebentisch“[c]) mit diesem Braten prangen.
Doch „Wunsch“[d]) ging nicht nach Wunsch, die Lerchen hielten Stich
Und nahmen „Rebentisch, Wunsch, Fink und Hock“[e]) mit sich.
Nun sitzt im Garn der Fink und muß den Lerchen singen.
Er schläget: Stink, stink, stink, weil's ihm nicht soll' gelingen.
Hingegen schwangen sich die Lerchen mit Gesänger[f]):
Es lebe unser Nest![g]) Es leb' der Finkensänger.[h])

oder:

Daun, Daun, der große Held, hat Finkens Heer geschlagen.
Was wird nun Friederich zu dieser Nachricht sagen?
Die Finken sind nach Wunsch in' Käfig eingekrochen.
Wie schön, wie günstig ist nun Lilienstein gerochen.
Veni, vidi, vici!
Du kamst, du sahst, du siegst, mein Held!
Mein Friedrich König. Gott der Welt!
Vor dir muß Daun wohl hundert Meilen fliehen.
Wenn du und deine Reiter ziehen.
Doch da der kluge Daun den Finken fing,
So hieß's: Mein Friedrich kam und sah und ging.[11])

Die sächsischen Truppen waren an diesem Siege der Oesterreicher unbetheiligt. Ihnen war es nicht vergönnt gewesen, die eigene Heimath vor Schaden und feindlicher Besetzung zu bewahren. Doch haben sie, treu ihrer Pflicht, auf entfernten Kriegsschauplätzen für Thron und Vaterland lange Jahre hindurch mit Ehren gelitten und gestritten und als endlich der Hubertusburger Friede vom 15. Febr. 1763 die Kriegsgefahren beendete und die sächsischen Truppen in ihre Heimath zurückkehrten, da sang man ihnen entgegen:

Es zieht herein ein hoher Wald
Von blinkendem Gewehr,
Und die zerschossene Fahne wallt
Vor ihrem Zuge her.“[12])

[9]) „Ihr ehrlichen Sachsen, jetzt laßt euch von Preußen.“ Polit. Lied in der Handschriftensamml. z. München.

[10]) Das klagende Sachsen und das auf Erlösung hoffende Schlesien. (Wien. Kurzböck 1757 das erlöste Dresden.)

[a]) Königl. preußischer General Finck. [b]) die österreichischen Truppen. [c]) General Rebentisch. [d]) General Wunsch. [e]) Die drei gefangenen Generäle mit dem ganzen Corps. [f]) Am Tage des Te Deum laudamus, 21. Nov. [g]) Oesterreich. [h]) General Daun.

[11]) Handschr Berlin. Ms. bor. 506 Bl. 19.

[12]) v. Trautzsch. Mil. lit. Briefe v. J. 1763.

Bücherbesprechungen.

△ Unter dem Zeichen des Verkehrs. Berlin, Julius Springer, 1895. — Unter dem 26. April 1870 wurde der Geheime Oberpostrath Heinrich Stephan auf einen in den anerkennendsten Ausdrücken für den damals noch verhältnißmäßig jungen Beamten erstatteten Immediatvortrag des Grafen Bismarck an den Kaiser zum General-Postdirector des Norddeutschen Bundes ernannt. „Die Welt am Ende des 19. Jahrhunderts steht unter dem Zeichen des Verkehrs“, schrieb Kaiser Wilhelm II., der auch das 25jährige Jubiläum des obersten Leiters des deutschen Postwesens nicht hat vorübergehen lassen, ohne denselben mit gnädigsten Worten der Anerkennung zu ehren, auch Sein Bild, das er dem Staatssecretär des Reichs-Postamts zu dessen 60. Geburtstage am 7. Januar 1891 überreichen ließ, und die letzten Worte dieser Allerhöchsten Unterschrift bilden den geeignetsten Titel der vorliegenden Schrift, die sich zur Aufgabe gestellt hat, eine zusammenhängende Darstellung des Lebens und Wirkens dieses hochverdienten Beamten vorzuführen. Man braucht nur an die Thätigkeit der norddeutschen Bundespost im deutsch-französischen Kriege, an die vielfachen Umgestaltungen, die das Post- und das seit dem Jahre 1875 mit ihm vereinigte Telegraphenwesen erfahren, an die Gründung und Ausgestaltung des Weltpostvereins zu denken, um sich der hohen Verdienste zu erinnern, die sich der jetzige Staatsminister v. Stephan auf dem Gebiete des Verkehrswesens weit über Deutschland hinaus erworben hat. Dieselben erfahren in der vorliegenden Gedenk- und Festschrift die gebührende Würdigung, biographische Notizen sowie Schilderungen der wissenschaftlichen, literarischen, parlamentarischen u. s. w. Wirksamkeit des Jubilars vervollständigen das Bild des Mannes, der für seine hervorragende Thätigkeit wiederholt ehrendste Anerkennung gefunden hat, dem es freilich insbesondere in der letzten Zeit nicht erspart geblieben ist, in ähnlicher Weise wie seiner Zeit sein hoher Gönner, der „alternde Reichskanzler“ von gewissen Seiten zum Gegenstande nörgelnder und tadelnder Kritik gemacht zu werden, wozu besonders die angeblich zu schroffe Handhabung der Disciplin unter der Postbeamtenschaft, hier und da auch seine Haltung in der Frage der Sonntagsruhe im Postverkehr willkommenen Anlaß geboten hat. Ueber derartige Angriffe hat sich übrigens v. Stephan, wie wir aus der vorliegenden Schrift ersehen, unschwer hinwegzusetzen gewußt. In einem Antwortschreiben auf eine Zuschrift Hamburger Rhedereien, welche gegen die Angriffe auf die Reichs-Post- und Telegraphen-Verwaltung und deren Leiter im Reichstage 1892/93 energisch Verwahrung einlegten, sprach er sich in sehr verständiger Weise dahin aus, daß über Angriffe sich in unserem heutigen öffentlichen Leben kein vernünftiger Mensch wundern dürfe: seien sie gerecht, so werde er sogar Nutzen daraus ziehen, so ungeschickt in der Form sie auch vorgetragen sein mögen! Auch wir sagen und wünschen mit den Schlußworten der zu seiner Ehrung veranstalteten Festschrift: „Noch wirkt und waltet er in ungeschwächter Kraft. Zum Heile des Vaterlandes ist zu wünschen, daß er noch lange Der bleibe, der er ist!“

— Lucianstudien, von Dr. Joh. Rentsch. Wissenschaftliche Beilage zu dem Programme des königl. Gymnasiums zu Plauen i. V., Ostern 1895. 44 S. 4°. — Das Programm enthält zwei von einander unabhängige Aufsätze, I. Lucian und Voltaire, eine vergleichende Charakteristik, II. Das Todtengespräch

in der Literatur. Wie schon die Titel erkennen lassen, sind diese Studien nicht philologischer Art, sondern vom Standpunkte der allgemeinen Literaturgeschichte geschrieben. Eine ausgedehnte Kenntniß namentlich der französischen, aber auch der älteren deutschen Schriftwerke ist zu dem Nachweise verwerthet, daß der freigeistige, von der feinsten griechischen Bildung seiner Zeit erfüllte Orientale bis in die Blütheperiode unserer Literatur hinein weitgehenden Einfluß geübt hat. Die Parallele zwischen Lucian und Voltaire ist schon früher gezogen worden, so von Egger in einem besonderen Aufsatz und ganz kurz von Croiset in seinem anziehenden Buche über Leben und Werke des griechischen Schriftstellers. Unser Verfasser weiß in geistvollem Plauderton, wie er von französischen Gelehrten gern angeschlagen wird, fesselnd zu schildern, wie beide Schriftsteller während eines bewegten Lebens „von dem Boden einer verwandten Weltanschauung aus, vielfach übereinstimmend, ähnliche Ziele mit ihrer Satire angreifen". Sie gelten, freilich nicht mit gleichem Recht, als typische Religionsspötter, sie bekämpfen den Aberglauben, den Philosophen und der Philosophie treten sie vielfach feindlich gegenüber, sie geißeln die socialen Zustände ihrer Zeit. Auch in der Form der Einkleidung ihrer Satiren zeigt sich manche Uebereinstimmung. Der Franzose liebt wie der Grieche den Dialog, ihre Phantasie entrückt den Leser in fremde Länder, die Scythen Anacharsis und Toxaris des Lucian entsprechen manchen Rousseau'schen Gestalten bei Voltaire. Endlich bietet auch ihre stilistische Kunst zahlreiche Vergleichspunkte, die im Einzelnen betrachtet werden wollen. Einigen Aeußerungen allgemeiner Art wird man nicht zustimmen können, da sie zum mindesten auf die Spitze gestellt sind. So sagt der Verfasser: „Es gebrach (zu Lucian's Zeit) noch an jedem halbwegs wissenschaftlichen Verständniß der Naturerscheinungen" oder „Wie dem ganzen Alterthum (!) fehlt Lucian einer der erhebendsten Gedanken, den wir kennen, die Ueberzeugung vom Segen der Arbeit". Voltaire hat Lucian's Schriften nur oberflächlich gekannt und wird durch größere Vertrautheit damit von manchem seiner älteren Landsleute übertroffen. Insbesondere ist es die Form der Lucianischen Todtengespräche, die in Frankreich und bald auch in Deutschland vielfach nachgeahmt wurde. Der Verf. verfolgt mit großer Belesenheit diese Einkleidung der Satire oder der historischen, politischen, literarischen Erörterung durch die Jahrhunderte und Völker. Am mannigfachsten ist das Todtengespräch im ausgehenden 17. und 18. Jahrhundert ausgestaltet worden. Namen, wie Boileau, Fontenelle, Fénelon, Swift, treten uns in diesem Zusammenhange entgegen, bis auf Wieland und Schiller's Xenien ist die Betrachtung hinabgeführt. Der zweite Aufsatz schließt mit der Bemerkung, die Gesprächsform von ehemals entspreche nicht mehr dem heutigen Zeitgeschmack und dem satirischen Inhalt sei zudem unser Zeitalter nicht günstig. „Mag in unseren Zuständen," sagt er, „viel Anlaß zu bittrem Spott zu finden sein, im Ganzen ist doch die Zeit nicht verrottet und entartet, sondern aufwärtsstrebend in derber, ehrlicher Arbeit an der Lösung großer, menschenwürdiger Aufgaben; und wo dieser frische Luftzug weht, da ist kein Nährboden für die Satire." Daß uns heute die feuilletonmäßige Dialogform nicht recht anspricht, wird zuzugeben sein; sie scheint vom Drama aufgesogen zu werden, seit dieses das Gebiet seiner Stoffe so bedeutend erweitert hat. Den zweiten Punkt vermögen wir jedoch nicht anzuerkennen. Auch in unseren Tagen ist der Kampf der Vater der Dinge, und die Waffe der Satire wird auch heute erfolgreich geschwungen, wohin man blickt. Wer vermag ihr Blitzen in Literatur und Kunst, in Philosophie und Politik zu verkennen? Brauchen erst Namen genannt zu werden wie Ibsen und Sudermann, Klinger oder Nietzsche? Ilb.

— **Lotosblüthen.** Theosophische Monatsschrift. Herausgegeben von **Franz Hartmann**. Leipzig, Wilhelm Friedrich. Jahrgang 10 ℳ. Einzelne Hefte 1 ℳ. — Die Zeitschrift predigt einen Pantheismus phantastischer Art, der sich auf die entsprechenden Lehren des Buddhismus stützt. Dürfen wir dem Leitartikel, der an der Spitze des uns vorliegenden Januarheftes steht, vollen Glauben schenken, so hat das Unternehmen einen unerwartet großen Erfolg gehabt, und diese Thatsache ist uns viel bemerkenswerther, als alles das wunderliche Gerede von Adepten, Nirwana, Elementargeistern u. s. w. Sie ist nicht blos ein Zeugniß für den Rückgang, den in gewissen Bevölkerungsschichten die religiöse Erkenntniß genommen hat, sondern vor Allem auch für eine geistige Entartung der betreffenden Kreise. Daß alle die Gedanken, die hier als das Neueste beigebracht werden, soweit sie überhaupt für die menschliche Geistesentwickelung Bedeutung haben, in der deutschen Philosophie und hauptsächlich im mittelalterlichen Mysticismus schon ihre Auswirkung gefunden haben, davon weiß dieses Geschlecht nicht das Mindeste, denn um Philosophie kümmert es sich nicht, außer daß es vielleicht v. Hartmann und Nietzsche eines Blickes würdigt. Aber das Erkenntniß-Bedürfniß will schließlich befriedigt sein und so geht man beim Buddhismus zu Gaste und nimmt mit einer Art schauerlichen Vergnügens die Sätze dieses phantastisch aufgeputzten Materialismus entgegen, der es ja versteht, im Gewande einer scheinbaren ethischen Strenge einherzugehen. Und während man den erhabenen Wundern des Christenthums als aufgeklärter Mensch des neunzehnten Jahrhunderts den Rücken wendet, läßt man sich die Märchen indischer und japanischer Adepten gutwillig aufnöthigen. Da die Anhänger einer solchen Theosophie in Ermangelung der sittlichen Kraft für das Christenthum ohnehin verloren gehen, so beklagen wir die Zunahme dieser Bestrebungen hauptsächlich im nationalen Interesse: sie ist die Quittung auf den sich vollziehenden Niedergang der höheren Denkfähigkeit. B. K.

— **Hefte zur „Christlichen Welt"** Nr. 16 und 17. **Kirche Christi und Landeskirche.** Zwei Vorträge, gehalten auf der Evangelischen Conferenz in Schlesien von **Karl Müller**, Professor der Theologie in Breslau, und **Erich Foerster**, Pastor in Hirschberg. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1895. 60 ₰. — Der erste Vortrag handelt von Wesen und Bedeutung der Kirche für den einzelnen Gläubigen nach Luther, wohlverstanden nach Luther's Schriften bis zum Jahre 1520! Was der kühne Mönch in seinem Ringen nach Klarheit und in seinem genialen Hinwegschauen über alles wirklich Gewordene damals ausgesprochen hat, das allein soll gelten gegenüber Allem, was der in der Erforschung der Schrift und des Menschenherzens gereifte Mann später für richtig erkannt hat. Und dabei fehlt es nicht an Uebertreibungen eigener Erfindung, wie daß von der leiblichen Christenheit nicht ein Buchstabe in der heiligen Schrift stehe. Der zweite Vortrag behandelt das Recht der Landeskirche. Nach ihm hat dieselbe gegenüber der wahren Kirche kein anderes Recht, als jede andere menschliche Gemeinschaft, und aus diesem Satze zieht der Verfasser wenig schmeichelhafte Folgerungen für den Werth von Kirchenverfassung und Kirchenregiment. Trotzdem will er aber von der Freikirche erst recht nichts wissen, und so soll die Landeskirche als ein einmal vorhandenes Institut bestehen bleiben, soll alles Aeußerliche verwalten, aber sich um Himmels willen nicht in Sachen der wirklichen Kirche, in Lehre und Seelsorge mischen. Statt aller Kritik dieser Aeußerungen trösten wir uns einstweilen, daß die Landeskirche vor der Hand noch nicht dem Pfarrer Foerster befohlen ist. B. K.

— **Kleine Bibliothek für innere Mission.** Heft XVI. **Zur Diaconissenfrage.** Von D. theol. **Gerhard Uhlhorn**, Abt zu Loccum. Dresden, Schriftenverein, 1895. 30 ₰. 50 Exemplare 10 ℳ — Die Kleine Bibliothek, in der schon so manche lehrreiche Schrift über die Einzelgebiete der inneren Mission von berufenen Vertretern derselben erschienen ist, hat sich mit Recht die in der Luthardt'schen Kirchenzeitung zuerst veröffentlichte Abhandlung des berühmten Kenners der christlichen Liebesarbeit zu eigen gemacht. Es handelt sich im Wesentlichen um Widerlegung von Einwänden gegen Art und Form des Diaconissenwesens, die wohl ziemlich so alt sind, wie die ganze Sache selber, und ursprünglich nur von Gegnern aller christlichen Liebesthätigkeit in kirchlich-organisirter Form fleißig wiederholt wurden. Das Neue dabei ist diesmal, daß diese Einwände in der „Christlichen Welt" und Professor v. Oettingen's bekannter Abhandlung wieder aufgelebt sind, und mit dem Letzteren als mit einem beachtenswerthen Gegner macht sich Uhlhorn hauptsächlich zu thun. Man darf wohl in Kürze sagen, daß v. Oettingen das evangelische Ideal fordert, dem gegenüber zu gelten hat: wenn so und so viele andere Vorbedingungen erfüllt wären, dann könnte die Sache wohl so werden, wie er will. Inzwischen ist es räthlicher, mit Uhlhorn und Allen, die den Stand der Sache aus der Praxis kennen, sie so einzurichten, wie sie sich seither bewährt hat, und zwar ohne daß dabei evangelische Grundsätze irgendwie verletzt zu werden brauchten. Mit denselben Einwänden in demselben Sinne beschäftigt sich eine **Ansprache** von Inspector **Boeckh** in Augsburg, beim letzten Jahresfest der inneren Mission in Nürnberg gehalten, welche Ansprache sehr dankenswerther Weise am Schlusse der Uhlhorn'schen Abhandlung beigedruckt ist. Das Schriftchen ist trefflich geeignet, Klarheit zu schaffen, wo bisher Unklarheit herrschte über die Diaconissensache und wo man Unklarheit neu geschaffen hat.

B. K.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 57. Dienstag, den 14. Mai. 1895.

„Heidenschanzen" in Sachsen.

Von R. Reedon.

Wer in den tiefer gelegenen Gegenden unseres Landes daheim und gewohnt ist, im Freien aufmerksam umherzustreifen, der kennt auch die räthselhaften Erdbauten, die eine längst vergangene Zeit zu ihrem Andenken zurückgelassen hat. Das Volk nennt sie meist Alte Schanzen oder Heidenschanzen, öfters sieht es auch die Hussiten oder die Schweden des großen Kriegs als Erbauer an und spricht von Schwedenschanzen, anderswo erscheinen sie ihm als Reste einer Burg oder auch nur als die Stätte, wo ehemals eine solche stand. Dann heißen sie Burgstättel oder Burgstadel und Burgwall. Schanzstätte, hrodzischczo u. ä. nennen sie auch die Lausitzer Wenden, in deren Gebiete sie am häufigsten sind. Von Kamenz bis Görlitz sind sie besonders dicht über das Land verstreut, bis heran zum Fuße der Lausitzer Berge. Dann zählt man wieder viele nah bei einander gelegene um Meißen und Großenhain, zahlreiche auch im westlichen Tiefland um Oschatz und Dahlen bis gegen Leipzig zu, nur vereinzelte am Abhange des Erzgebirges. Außerhalb Sachsens erstrecken sie sich über die Niederlausitz und Mark Brandenburg, Schlesien, Mecklenburg, Pommern und Posen, überhaupt über ganz Ostdeutschland, fehlen aber auch westlich der Elbe nicht ganz. Sie setzen sich dann weiter fort über das ganze östliche Europa und jenseits in die Kirgisensteppe. Seltner sind sie in Großbritannien, Belgien und Frankreich. Nach Bodenbeschaffenheit und Lage zeigen diese alten „Schanzen" manche Verschiedenheit; gemeinsam ist ihnen die Rundung: sie sind kreisrund oder länglichrund, halbkreisförmig oder haken- und hufeisenförmig. Die Rundung pflegt vollkommen kreisförmig zu sein, wenn sie sich inmitten einer sumpfigen Niederung oder auf einer freien sanft ansteigenden Anhöhe erheben; liegen sie aber, und das ist sehr häufig der Fall, an einer hohen und steilen Stelle eines Bach- oder Flußufers, so sind sie nach der Wasserseite hin offen. Ihre Größe wechselt sehr; neben solchen mit einem Umfang von 100 und noch weniger Schritten haben wir andere von 1000 Schritten. Entsprechend verhält sich der Durchmesser, die Höhe schwankt zwischen 3 und 10 m, der Winkel der äußeren Böschung beträgt 25—40 m, während die Abdachung nach innen jetzt wenistens meist sanfter ist. Spuren von Gräben davor finden sich noch häufig, doch fehlen sie auch; die Zeit mag sie wohl ausgefüllt haben. Ueberhaupt sind Natur und Menschenhand wetteifernd beflissen gewesen und sind es noch, diese Reste des Alterthums zu vernichten. Mancher Ritter fand im Mittelalter, daß ein solcher Rundwall sich trefflich dazu eigne, eine Burg hineinzubauen: so findet man z. B. Burg und Wallreste vereinigt beim Raubschloß zu Kirschau an der Spree, auf dem Burgwall zu Reichenstein (bei Döbeln), zu Ehrenberg an der Zschopau. Die Schlösser von Zschochau, Döbeln, Schweta, Dölitz und auch wohl Markkleeberg und manche andere noch sind auf alten Ringwällen erbaut. Aber noch öfter finden wir Kirchen und Kapellen auf dem Wall oder innerhalb des eingeschlossenen Raums errichtet, so die von Leuben, Wantewitz, Staucha, Mutzschen, Hohenwussen, Höfgen bei Grimma, die Thekla- oder Tichelkirche bei Leipzig, vielleicht auch die von Klotzsche; auf der heiligen Schanze von Göda traf man die Spuren einer Kapelle und der Protschenberg gegenüber Bautzen, den ehemals eine mächtige Schanze krönte, trägt jetzt einen Friedhof nebst einer Kapelle. Zur Anlage von regelmäßigen Wohnstätten eigneten sich die Wälle schon wegen ihrer Lage nicht, nur in sumpfigen Niederungen benutzte man sie hie und da als schützende Werft; ein Gehöft zu Rostig bei Großenhain liegt innerhalb eines Ringwalls. Die meisten Schanzen befinden sich außerhalb der heutigen Dörfer im freien Felde. Hier aber ist es die fleißige Hand des nüchternen Landmanns, die die Schanzen mit Zerstörung bedroht, indem er sie auszuebenen und in den Bereich der bestellten Felder zu ziehen strebt. Um so mehr muß dies der Fall sein, als der Boden der Schanzen stets fruchtbar ist und deshalb zur Bebauung lockt. Denn in allen diesen Erdwällen finden sich Schichten von Asche und zersetzten Knochen, oft viele Ellen tief. Neben der Asche finden sich auch Holzkohlen, und zwar dies alles mehr im Kessel der Schanze, während der Wall selbst in der Hauptsache aus Erde und Sand, oft, wo es die Beschaffenheit des Bodens nahelegt, mit Steinen vermischt bestand. In der Asche des Kessels stößt man aber außer auf die Knochen (von Jagd- und Hausthieren) auch noch auf mancherlei Anderes, so verkohlte Getreidekörner neben noch wohl erhaltenen, ebenso Erbsen, Linsen und Hirse, ferner auf zahlreiche Scherben von thönernen Gefäßen, Urnen, Krügen und Schüsseln, seltener sind ganze erhalten. Von steinernen Geräthschaften trifft man auf Hämmer, Spinnwirtel, Wetzsteine, Getreidequetschen, Handmühlensteine und Amulette. Spärlicher sind die Waffenüberreste aus Stein und Bronze, seltener Eisen, nebst Messern, Schmucksachen (Spangen, Ringen, Armbändern, Gewandfibeln) u. drgl. aus denselben Stoffen. Vereinzelt erscheint auch ein goldenes oder silbernes Stück darunter. Selten im Erdwall, aber sehr häufig in der Nachbarschaft stieß man auf Grabstätten, seien es einzelue Gräber mit Urnen oder Skeletten, oder ganze Todtenfelder mit Hunderten von Graburnen. Alle diese Umstände weisen darauf hin, daß diese alten Schanzen aus grauer Vorzeit stammen, von einem anderen Geschlecht, als die Deutschen des Mittelalters und die der Neuzeit waren. Aber welches von den Völkern, die nacheinander über die deutsche Erde dahingegangen, hat sie geschaffen? Und welchem Zwecke dienten diese Erdwerke?

Gehen wir zunächst auf die letztere Frage ein, so scheint nichts natürlicher, als die Anschauung des Volks, das, wie die volksthümlichen Namen beweisen, sie zum Zwecke der Vertheidigung im Kriege angelegt glaubt. Daß diese Rundwälle nur Zufluchtsstätten der Landbevölkerung gewesen seien, wie man wohl gemeint hat, dagegen spricht vor allen Dingen ihre Kleinheit, der Mangel an Wasser auf den Bauten, die weithin sichtbare Lage der Schanzen und manches Andere. Die natürlichen Zufluchtsorte der Urzeit waren Wälder und Sümpfe. Zu regelmäßigen Wohnstätten eigneten sich diese Bauten erst recht nicht, zum Theil aus denselben Gründen, wie eben angeführt, aber auch deshalb, weil keine Spuren des Vorhandenseins von urzeitlichen Gebäuden darin gefunden worden sind. — Die volksthümliche Anschauung von den Schanzen dagegen haben auch gründliche Forscher wissenschaftlich zu begründen unternommen. Es war besonders der damalige Hauptmann im sächsischen Generalstab Schuster, der in seinem Buche „Die alten Heidenschanzen Deutschlands mit specieller Beschreibung des Oberlausitzer Schanzensystems" 1869 mit viel Aufwand von Fleiß, Scharfsinn und militärischen Kunstausdrücken den militärischen Ursprung der Rundwälle nachzuweisen suchte. Er nahm an, daß die Schanzen des östlichen Deutschlands ein richtiges System bildeten. Dieses Schanzensystem soll von den germanischen Semnonen (einem Theile der Sueben) angelegt sein, mit der Front nach Nord und Ost und war errichtet und gerichtet von den früher seßhaft gewordenen Germanen gegen nachdringende Volksgenossen aus dem Osten. Der Schanzenzug beginnt an der Krümmung der Warthe bei Schrimm, wo die Warthe am vortheilhaftesten überschritten wurde, wenn ein wanderndes Volk ins mittlere Deutschland gelangen wollte. Von da geht die Linie die Warthe aufwärts an die

Prosna, dann über Oder und Elbe bis zur Saale; am dichtesten sind die Wälle in der Oberlausitz. — Diese Hypothese ist wohl als etwas überwunden und beseitigt zu betrachten. Denn eine solche systematische Befestigung ausgedehnter Landschaften setzt eine Arbeit nach einheitlichem Plane und eine strategische Umsicht voraus, wie sie die alten Bewohner Deutschlands, seien es die Kelten, Germanen oder Slaven, bei ihren ursprünglichen Zuständen, ihrer geringen Cultur und ihrer großen Zersplitterung in kleine, sich untereinander befehdende Völkerschaften nicht besaßen. Entscheidend ist aber, daß alle diese Rundwälle, die scheinbar so eine einzige planmäßig angelegte Linie bilden, in Wahrheit aus den verschiedensten Perioden stammen. — Etwas Anderes ist es mit dem Vertheidigungszweck der einzelnen Schanzen im Allgemeinen; für diesen sind die Gründe Schuster's nicht so leicht zu widerlegen. Beachtenswerth erscheint besonders der Hinweis darauf, daß die Werke sich meist in der Nähe alter Straßen befinden und daß sie, wenn sie dicht nebeneinander liegen, was öfters vorkommt, ein Defilé zu decken (wichtige Pässe, Schluchten) bestimmt scheinen. Von jeder der Schanzen sieht man, wenn sie nicht bewachsen sind, eine oder mehrere andere Schanzen, so daß die Vertheidiger sich gegenseitig Hilfe bringen konnten. Welcher andere Zweck, meint Schuster, hätte auch wohl die Menschen bewegen können, einen schon an und für sich von der Natur geschützten Platz noch mit einem solchen Aufgebot menschlicher Kräfte zu verstärken?

Aber bei sehr vielen der Rundwälle erheben sich gegen die Bestimmung zu einer Art Festung doch auch wieder die gewichtigsten Bedenken. Manche sind so klein, daß man dann geradezu zum Spiele angelegte Schanzen germanischer oder slavischer Prinzen in ihnen sehen müßte. Bei anderen sind die Umwallungen zu niedrig und zu wenig steil. Wie oben gesagt, sind die Schanzen, fast regelmäßig an einem Wasserlauf gelegen, nach diesem hin zumeist offen, ohne daß doch dieser Bach als ernsthaftes Hinderniß und Deckungsmittel gegen den Feind angesehen werden könnte. Bei denen, die auf einem felsigen Ufer liegen, wie z. B. der Doberschauer und Grubschützer Schanze an der Spree, ist das Wasserholen aus dem Flusse im Falle einer Belagerung fast unmöglich gemacht. Auffällig ist auch, daß sich manche Rundwälle in der Niederung neben Bergen befinden, die zur Anlage einer Festung viel günstiger sein mußten. Darauf, daß die Vertheilung der Schanzen dem militärischen Zwecke zu widersprechen scheint — bald finden sie sich dichtgedrängt neben einander, bald meilenweit von einander entfernt, bald fehlen sie an Stellen ehemals dichter Bevölkerung —, darauf dürfte weniger Gewicht zu legen sein, weil uns von allen einstmals vorhandnen Rundwällen unzweifelhaft nur ein Theil bekannt ist; manche mögen noch im entlegenen Waldland der Auffindung und Nachweisung harren, andere sind spurlos untergegangen, letzteres namentlich dort, wo an Stelle ehemaliger Wendenorte Städte entstanden sind, die den Boden gründlich veränderten. Wo sich z. B. Hradschin oder Gickelsberg als Namen von Stadt- oder Flurtheilen finden, kann man sicher einstiges Vorhandensein eines Rundwalles annehmen. Sehr gegen den kriegerischen Zweck spricht endlich noch das verhältnißmäßig sehr seltene Vorkommen von Waffen unter den sonst doch so zahlreichen und mannigfaltigen Fundstücken der Wallkessel.

Was bleibt also für den Zweck der „Heidenschanzen" noch übrig? — Schon Schuster, wie auch der verdiente sächsische Alterthumsforscher Preusker[1]), Rentamtmann in Großenhain, der ebenfalls den militärischen Zweck in die erste Linie stellte, mußten zugeben, daß bei manchen Schanzen Vieles auf gottesdienstliche Benutzung deute. Bei den sogenannten Schlackenwällen (Steinwällen), bei denen die Steine durch Einwirkung starken Feuers z. Th. verschmolzen sind, innerhalb Sachsens auf dem Löbauer Berg, dem Weißenberger Stromberg, auf dem Rothstein bei Sohland, auf dem Borberg bei Kirchberg, dem Burgberg bei Lichtenberg und bei Koschütz, sowie bei den Lausitzer Steinkreisen, die wohl von den Erdrundwällen zu scheiden sind, aber doch ähnliche Bestimmung verrathen, zweifelt man schon längst nicht mehr, daß man es hier mit Einfriedigungen geweihten Landes zu thun habe. Auf ähnliche Bestimmung deutet schon die so häufige Anlage von Kirchen auf Rundwällen; denn wir wissen ja, daß die christlichen Missionare mit Vorliebe die neuen Gotteshäuser auf alten Cultstätten gründeten, um das Volk besser an diese zu gewöhnen. Auch die Nachbarschaft von Urnenfeldern und sonstigen Grabstätten — einige Male fanden sich auch Gebeine in den Wällen selbst — spricht dafür, daß wir es hier mit heiligen Orten zu thun haben; denn Cultus und Todtenritual stehen ja in enger Beziehung, auch die Christen begruben ihre Todten, wenn es anging, in der Kirche, oder um sie herum. Auch die Funde in den Wällen weisen darauf hin: die Asche mit Getreideresten, die großen Massen von Thierknochen, selbst die ungebrannten Menschengebeine reden von Opfern, mit denen man hier einst die Götter ehrte; auch von den zahlreichen Gefäßen, die man zerbrochen oder wohlerhalten ausgrub, lassen sich viele zwanglos als Opfergefäße zum Räuchern u. s. w., andere als solche erklären, aus denen man bei den festlichen Opferschmäusen aß und trank. Selbst auf Götzenbilder, Idole, ist man mehrmals in oder bei Erdwällen gestoßen, so fand man eins in dem Belmsdorfer (bei Bischofswerda), ein andres am Ostritzer Burgberge.[2])

Auch in der Volkssage erscheinen diese Orte von einem sonderbaren geheimnißvollen Wesen umgeben. Dämonische Gestalten, in denen wir altheidnische Götter mehr oder weniger deutlich erkennen, treiben sich dort unheimlich herum. Der wilde Jäger umkreist sie, verwünschte Jungfrauen oder Schätze sind darin verborgen, Zwerge bevölkern sie, die unter den verschiedensten Namen auftreten, als Heinchen, Lüttchen, Güdichen, Lüttkenmännlein; unterirdische Gänge führen zu ihnen hin. Im Ringelberg bei Bertsdorf a. d. Eigen liegt ein „goldner Hain" (d. h. ein Götzenbild). Natürlich fehlen auch die Teufelssagen nicht; denn die Heidengötzen verwandeln sich ja in der christlichen Phantasie zu bösen Geistern. Auch alte Volkssitten knüpfen daran. Am Protschenberge zu Bautzen findet am 1. Osterfeiertage das bekannte Eierschieben statt, an demselben Tage wallfahrten die Umwohner von Bernstadt auf den Burgberg am Kremnitzbach, und wer dann über den Wallkessel springt, bleibt das ganze Jahr über von Zahnschmerzen verschont. Auf dem Reinhardsberge bei Kamenz, wo ehemals eine Schanze war, liegt eine Braupfanne vergraben, die in der Johannisnacht gehoben werden kann.[3]) Bei Niemitlch in der Niederlausitz heißt noch jetzt ein an Alterthumsfunden reiches Stück Land das „heilige Land". Wir kommen damit ins Gebiet der Namen, die ebenfalls für die ehemalige Heiligkeit vieler solcher Schanzenstätten zeugen. Der Zugang zu dem berühmten Schliebener Burgwall heißt der „heilige Steg". Die Schanze von Göda heißt selbst die „heilige". Der Name Hain, den wir ja jetzt auch für profane Wälder, wenn auch immer noch in höherem Sinne verwenden, war früher nur für gottesdienstlichem Zwecke geweihte Wälder in Gebrauch, ja der Begriff des Waldes tritt sogar hinter dem des eingehegten, vom profanen Gebrauch geschiedenen Stück Landes zurück. Da ist es denn auffällig, wie einige Rundwälle gradezu der „Hain" oder (mit sehr häufiger volksthümlicher Aussprache des Worts) der „Hahn" heißen; beispielsweise in Sachsen ein Rundwall bei Kloster Marienthal, einer bei Ostritz, einer bei Wendishain (Amtsh. Döbeln) und in der Mutzschener Heide. Ein „Malberg" genannter liegt bei Welixande, worin wir das ahd. mahal, die feierliche Versammlung des Volks zu Gericht und Opfer wiederfinden, ähnlich „das alte Mal" bei Sacka. Bei andern wieder erweckt der Dorfname die Aufmerksamkeit. Unfern Kamenz bei Ostro erhebt sich ein schöner Doppelwall; Ostro aber erinnert an die Göttin Ostara. Ob Wantewitz bei Großenhain mit dem slawischen Gott Swantewit etwas zu thun hat, scheint freilich fraglich. Während schon früher, wie gesagt, solche Anzeichen für einen gottesdienstlichen Gebrauch der Wälle von den meisten Forschern beobachtet und anerkannt wurden, obwohl sie den Vertheidigungszweck für den hauptsächlichen ansahen, suchten Schmaler und Behla[4]), gestützt auf diese und andere Umstände, das Umgekehrte zu beweisen: die Rundwälle sind ursprünglich Stätten des Gottesdienstes. Das Wesentliche von Behla's Ergebnissen ist folgendes: Die Niedrigkeit, das sanfte Aufsteigen, die Breite der Wallkrone lassen vermuthen, daß das Volk sich auf den Wall stellte, um der Opferung in der Mitte zuzuschauen. Die Anlage der Rundwälle folgte der

[1]) Seine „Blicke in die deutsche Vorzeit" sind eine unerschöpfliche Fundgrube für die Freunde aller Arten von Alterthümern, namentlich für Sachsen unentbehrlich; nur ist durch die systemlose Darbietung des Stoffes die Benutzung sehr erschwert.

[2]) Vergl. darüber A. Moschkau, Die prähistorischen Alterthümer der Oberlausitz und deren Fundstätten; Neues Lausitz. Magazin, Bd. 61, 1885.

[3]) Vergl. Haupt, Sagenbuch der Lausitz.

[4]) In seinem Buche: Die vorgeschichtlichen Rundwälle im östlichen Deutschland. 1888.

der Dörfer, nicht umgekehrt. Mehrere Gemeinden vereinigten sich wohl in der Regel zum Aufbau; ehrgeizige errichteten sich ein besonderes Erdwerk. Doch gab es auch Nationalheiligthümer dieser Art, für einen ganzen Stamm angelegt. Das Heiligthum der Semnonen sieht Behla in dem Burger Schloßberg, der eine außergewöhnlich reiche Ausbeute an Funden ergeben hat. Das heidnische Weih-Grundstück ward später vielfach Pfarrbesitz, z. Th. sind auch die alten Bezirke, die zu diesen Heiligthümern gehörten, noch kenntlich, indem sie später zu einer kirchlichen Parochie vereinigt wurden. Die Gemeinden von Kröbeln, Kosilenzchen und Oschätzchen haben heute noch gemeinsame Hutung auf dem Burgwall von Kröbeln. Bei dem Opferfest ging es fröhlich zu; viel Volks versammelte sich und allerhand Geschäfte wurden abgemacht, vor Allem wohl Ehen geschlossen und mit den üblichen Hochzeitsfestlichkeiten eingeweiht, daher der Name Tanzplatz bei Jüterbogk, der „Tanzsaal" auf dem Sibyllenstein bei Elstra, der „Tanzplatz" bei Dörschnitz u. a. — In Zeiten der Noth mag wohl die Bevölkerung sich auch an diese Plätze geflüchtet haben; denn die Heiligthümer bedurften eines gesicherten Platzes, und so wurden die Schanzen möglichst vertheidigungsfähig gemacht. In der Bekehrungszeit mag auch diese oder jene Anlage aus rein militärischem Grunde errichtet sein. Einzelne Wälle dienten zu Begräbnißstätten, als ständige Wohnstätten nie. In einigen standen wohl Tempel, Götzenbilder und Priesterwohnungen, nicht aber in allen.

Es ist nun nicht möglich, über den Zweck dieser Denkmäler endgiltig entscheiden zu wollen, ohne die andere Frage zu beantworten: Von welchem Volke stammen diese her? Abgesehen von der nachweislich unmöglich richtigen Volksmeinung, die sie öfters den Hussiten, den Schweden oder gar Tataren zuschreibt — benutzt worden mögen sie wohl später von diesen sein — und von den unvermeidlichen Römern hat man Kelten, Germanen und Slaven für die Erbauer erklärt. Da für die Kelten bereits als Opferstätten mit großer Wahrscheinlichkeit die sogenannten Schlackenwälle beansprucht werden, so hat man jetzt von ihnen abgesehen, und der Kampf der Meinungen tobt, wie einst der Waffenstreit, zwischen Germanen und Slaven allein und ihren Vertretern, die zumeist ebenfalls dem betreffenden Volke angehören. Im Ganzen beruhten diese verschiedenen Annahmen bis in die neueste Zeit auf vorgefaßten Lieblingsmeinungen und Gefühlen. So will Schuster von den Slaven in erster Linie deshalb nichts wissen, weil sie viel zu unkriegerisch gewesen seien, um so ausgedehnte Befestigungssysteme, wie er sie annimmt, zu schaffen. Sie hätten nur die vorgefundenen Wälle zu religiösen oder anderen Zwecken benutzt. — Erst neuerdings hat man in den Funden der Schanzen feste Anhaltepunkte für das Alter der Ringwälle gefunden. Virchow und Andere entdeckten in den prähistorischen Thongefäßen charakteristische Merkmale, nach denen man vorslavische, slavische und spätslavische zu unterscheiden hat. Ist die von den besten Kennern unserer Alterthümer gemachte Unterscheidung der Urnen — Genaueres lese man in Behla's Buche und den dort angeführten Schriften nach — richtig, so ergiebt sich, daß die Rundwälle jedenfalls nicht zuerst von den Slaven erbaut sind, daß sie vielmehr bereits von einer vorhergehenden Bevölkerung (also Germanen zunächst) geschaffen, aber später auch von den Slaven theils benutzt worden sind (das beweist das Auffinden vorslavischer und slavischer Gefäße übereinander in denselben Schanzen), theils nachgeahmt und neugebaut sind. Daß sie bei den Slaven jedenfalls auch eine bedeutende Rolle gespielt haben, beweist schon ihre größte Verbreitung in den ehemals slavischen Gebieten. — Wir hätten demnach ursprünglich germanische Heiligthümer in diesen geheimnißvollen Erdbauten zu sehen. Auch hier erhebt sich freilich noch manche Schwierigkeit. Wohl erfahren wir von verschiedenen alten Schriftstellern, daß die Germanen zur Vertheidigung ihrer Gebiete Grenzwälle errichteten, wobei aber auch in erster Linie an Langwälle zu denken ist, wie wir sie in der Ober- und Niederlausitz finden, z. B. bei Cossebrau, Elstra, zwischen Hoyerswerda und Spremberg, bei Senftenberg und Muskau. Aber nirgends geschieht bei ihnen der Sitte, geweihte Ringwälle zu errichten, Erwähnung, während doch die übrigen gottesdienstlichen Bräuche der Germanen die Aufmerksamkeit des Tacitus und anderer Römer erregt haben. Freilich treten in Westdeutschland, woher ja die Römer hauptsächlich ihre Kenntniß der deutschen Sitte holten, im gebirgigeren Gelände an die Stelle der Erdrundwälle gewaltige steinerne Wälle, deren Bestimmung nicht minder viel umstritten ist, z. B. die Grotenburg bei Detmold; andere im Taunus, Spessart, Odenwald, im Elsaß und in der Pfalz. Immerhin bleibt das einfache lucos et nemora consecrant des Tacitus ein Stein des Anstoßes bei der Annahme einer gottesdienstlichen Bestimmung. Ausschlaggebend kann allerdings dies argumentum e silentio um so weniger sein, als auch aus slavischer Zeit bestimmte und deutliche Erwähnungen von Rundwällen nicht nachweisbar sind. Auch einige Einwände, die aus ihrer Bauart hergenommen sind, sind bei einzelnen wenigstens gewichtig. Die Existenz von Doppel- und Vorwällen, wie z. B. bei der Kupschiner Schanze, läßt sich doch kaum anders als durch militärischen Zweck erklären, ebenso läßt die beträchtliche Steilheit und Höhe mancher Schanzen, z. B. der bei Schöps und am Lubasteiche, den Gedanken nicht unterdrücken, daß wir es hier mit einer alten „Burg" (im allgemeinen Sinne) zu thun haben. Wunderbar ist es ja im Ganzen nicht, wenn das Wesen der Bauten so schillernd und schwankend erscheint: zu allen Zeiten haben die heiligen Stätten der Völker blutige Kämpfe gesehen, zumal in den älteren Zeiten, wo fast jeder Nationalkrieg auch ein religiöser war, tobte mancher Entscheidungskampf um ein Heiligthum, das es mit letzter und höchster Anstrengung zu vertheidigen galt. So mag mancher heilige Rundwall zumal in Zeiten feindlicher Einfälle stärker befestigt worden sein, vielleicht mancher auch gleich mit Rücksicht auf spätere Vertheidigung angelegt sein.

Die Kreis- oder Ringform ist eine von der Natur gegebene: rund ist der Baumstamm und der vom Laube des Baumes beschattete Raum, vorwiegend rund ist der Grundriß des Hügels, rund auch die Hütten wohl der meisten uncultivirten Völker. Erst die Cultur bevorzugt eckige Bauten und Befestigungsanlagen, wo nicht etwa die Rücksicht auf die Wirkung der Geschosse Rundung erfordert. Die Rundform der Erdwälle ist somit etwas Naheliegendes, auf das sehr wohl einzelne Völker unabhängig nebeneinander kommen konnten. Wenn wir aber gleiche oder ähnliche Rundwälle von den Grenzen Irans an fast durch ganz Europa mit Ausnahme der Mittelmeerländer verbreitet sehen, als Wolfshügel, Mogylen, Sopken, Homolken, Zelniken in den russischen Steppen, als Bauernwälle in den Ostseeprovinzen, als Pilskolni (Burgberge) bei den Letten, als Linamäggi (Stadthügel) bei den Esthen, als Schanzen bei den westlichen Slavenstämmen und Deutschen, so ist es wahrscheinlich, daß Kelten, Germanen und Slaven diese Rundwälle bereits kannten und errichteten, als sie noch ein Volk bildeten, daß dann Kelten und Germanen die ersten dieser Werke im Herzen Europas errichteten, um ihre Heiligthümer sei es nur zu hegen oder auch gegen Feinde zu schützen, daß dann die Slaven viele Hügel von den germanischen Vorgängern übernahmen und weiter in Gebrauch hatten, viele auch neu gründeten, wie es gerade das offene flache Land, das sie mit Vorliebe besiedelten, erforderte. — Waren doch auch die religiösen Anschauungen und gottesdienstlichen Gebräuche der Germanen und Slaven nahe verwandt: Heilige Haine werden auch bei den letzteren erwähnt, es wird uns erzählt, daß diese die Tempel umgaben und daß Gerichts- und Volksversammlungen darin abgehalten wurden; weiße Rosse weissagten nicht nur bei den Sachsen, sondern auch auf Rügen; Thier- und Menschenopfer sind nicht weniger gemeinsam.

Wir haben gesehen, wie Vieles auf diesem Gebiete noch der Aufklärung und Entscheidung bedarf. Um diese zu gewinnen, ist eines der Haupterfordernisse, daß die Zahl der noch vorhandenen Reste von Wällen möglichst vollständig bekannt wird. Noch ruht ohne Zweifel mancher Ringwall verborgen im entlegenen Forst und harrt des kundigen Forscherblicks; anderswo sind noch Kennzeichen und Spuren im cultivirten Gebiet von Stadt und Dorf vorhanden, die der baldigen Feststellung dringend bedürfen, da ja, wie Eingangs gesagt, Natur und menschliche Cultur wetteifernd thätig sind, diese Spuren zu verwischen. Mögen diese Zeilen Manchen aufmerksam machen und zum Mitforschen veranlassen. Man darf freilich nicht in jedem Erdhügel, der etwas bogenförmig verläuft, eine Heidenschanze vermuthen. Steinbrüche, Eisenbahn- und andere moderne Bauten können die Phantasie leicht irreführen. Wichtig ist besonders die Lage am Wasser und der Bestand der Erde an Asche und Kohlen; weitere Merkmale Volkssagen, Flurnamen[5]) und endlich Funde von Urnen u. a. prähistorischen Alterthümern der Art in der Nähe.

Zum Schluß seien die uns bis jetzt bekannt gewordenen Rundwälle im Königreich Sachsen kurz aufgezählt, wobei der von Behla gegebene Bestand zu Grunde gelegt ist, der aber schon der Erweiterung bedarf. Am gründlichsten ist die Lausitz durchsucht.

[5]) Man beachte besonders Gickelsberg, Hradschin, Groitzsch, Kessel, heiliger Berg.

Daselbst finden oder fanden sich Wälle auf dem Protschenberg bei Bautzen, bei Bernstadt, Belgern, Bertsdorf a. d. Eigen, Blösa, Burkau, Brahna, Kamenz, Cannewitz, Dahren, Daranitz, Doberschau, Doberschütz, Döberkitz, Dobranitz, Göda, Gröditz, Grubschütz, Georgewitz, Belmsdorf, Jidlitz, Kirschau, Kittlitz, Koblenz, Kleinwelka, Kupschin, Kukau, Kumschütz, Lauske, Löbau, Loga, Luga, Marienthal, Niethen, Ostro, Ostritz, Pethau, Prietitz, Radibor, Rehnsdorf, Rennersdorf, Schmölln, Schönau a. d. Eigen, Kleinseitschen, Spittwitz, Stiebitz, Weißig (bei Kamenz), in Weißenberg, bei Wohla, Wünschendorf, in Zittau und bein Zschorna. In der Kreishauptmannschaft Dresden ist die Umgegend von Meißen und Großenhain namentlich durch Preusker durchforscht und auch wohl überhaupt reich an Erdwerken, die sich finden bei Bauda, Biebrach, Coselitz, Diesbar, Görzig, Leckwitz, Lenz, Ottrilla, Prausitz, Rodewitz, in Rostig, bei Sageritz, Sacka, Seußlitz, Skäßchen, Stauda, Streumen, Tiefenau (3), Wantewitz, Welixande, Zschaiten, Zschauitz, ferner bei Althirschstein, in und bei Dörschnitz und Palzschen, auf dem Göhrischfelsen an der Elbe, bei Hösgen, Jahna, Lautzschen, in Leuben und Lommatzsch, bei Niedermuschütz, Nossen, in Robschütz, bei Staucha, Taubenheim, Trogen, Zehren, Ziegenhain, Zöthain, Zschochau. In der ganzen nähern Umgegend von Dresden ist noch kein einziger Rundwall bekannt; fraglich ist, ob die Kirche von Klotzsche auf einem solchen steht. Zu beachten wäre die „Schanze" bei Rabenau. In der Amtshauptmannschaft Pirna wird nur der Steinwall auf dem Pfaffenstein genannt, dazu ist eine Schanze bei Hohenstein zu fügen, auch haben sich ohne Zweifel auf dem Königstein und Lilienstein uralte Befestigungen befunden. Wie die von Dresden, ist wohl auch die Umgegend von Leipzig nur noch nicht genügend durchforscht; denn sonst müßte diese Stätte uralter Cultur wohl mehr aufzuweisen haben, als den Wall von Burghausen, die Sumpfrundwälle des Dölitzer und Markkleeberger Schlosses und die Theklakirche. Nähere Untersuchung verdienen der Groitzschberg bei Rötha (auch der bei Pomßen) und der Wall im Beresholz bei Trachenau. Die Amtshauptmannschaft Borna weist die Schanzen von Kleinpötzschau, Wolftitz und Auligk auf. Reicher ist die Amtshauptmannschaft Döbeln, wo der Schloßberg und Reichstein bei Döbeln selbst, Ehrenberg, der Gleisberg, der Burgstadel an der Grünroder Mühle, Leisnig, Mochau, Nauberg, Roßwein, Schweta, Wendishain, Zschaitz, Ziegra und Westerwitz zu nennen sind. Amtshauptmannschaft Grimma hat alte Schanzen bei Colditz, Höfgen, Cöllmichen, Müglenz, Mutzschen, Oelschütz, Roitzsch; Amtshauptmannschaft Oschatz bei Alt-Oschatz, Bucha, Hohenwussen, Schönwasser bei Ochsensaal, Stauchitz, Stesitz, wozu noch Dahlen zu ergänzen; Amtshauptmannschaft Rochlitz oberhalb der Stadt im Fischheimer Revier und bei Penna. — Am Aermsten ist unzweifelhaft die Zwickauer Kreishauptmannschaft, wo Behla nur die Schanze von Thiemendorf bei Oederan nennt; doch ist hier noch die Schanze von Stenn bei Zwickau theilweise erhalten, sowie ein Ringwall bei Linda (Pausa), wohl nicht der einzige im Vogtland, auch weist die Generalstabskarte einen Hradschin bei Natzschung und eine Schwedenschanze bei Reitzenhain auf.

Bücherbesprechungen.

— **Die Justiz-Gesetze für das Königreich Sachsen.** Enthaltend die das Privat- und Strafrecht betreffenden Reichs- und Landesgesetze, sowie die damit in Verbindung stehenden Verordnungen. Neue Folge. 19. Band. **Das Jahr 1894 enthaltend.** Leipzig 1895. Roßberg'sche Hof-Buchhandlung. — Die altbewährte, für den Handgebrauch vorzüglich geeignete Zusammenstellung aller einschlagenden Rechtsnormen aus den Gesetzblättern, dem Justizministerialblatt und dem Reichscentralblatt erscheint hier in seitheriger Weise unter Beigabe eines sorgfältig gearbeiteten Sachregisters. Zu vermissen ist nur der Abdruck des gesammten Textes des Feld- und Forststrafgesetzes, der durch die Existenz von Sonderausgaben mit Anmerkungen für die vorliegende Sammlung nicht verüberflüssigt wurde. N.

— **Festpredigt zum Geburtstage Sr. Majestät des Kaisers und Königs,** gehalten von D. **Frommel,** Hofprediger und Militär-Oberpfarrer. Berlin 1895. Ernst Siegfried Mittler und Sohn. 20 ₰. — Auf Grund des gegebenen Textwortes Jesaias 41, 10 zeigt der berühmte Prediger nach Maßgabe des für seine Predigt zur Verfügung gestellten kurzen Zeitraumes die Gottesgaben, die jeder Mensch, also auch jeder König braucht, Muth, Festigkeit und Gottvertrauen. Diese Gottesgaben werden aufs Neue dargereicht durch die Gottesgrüße, die aus jenem Prophetenworte hervorklingen. Die Sprache ist einfach und kraftvoll und kann allen Rednern, die vor erlauchten Versammlungen zu sprechen haben, zum Muster dienen. B. K.

— **Theologisches Jahrbuch auf das Jahr 1895.** Herausgegeben von **J. Schneider,** Pfarrer in Elberfeld. Gütersloh, C. Bertelsmann. — Der Herausgeber hat sich für sein Jahrbuch auch diesmal eine Anzahl Mitarbeiter gesucht, unter ihnen für das Capitel Mission an Israel den bekannten Pfarrer de le Roi. Bearbeitet sind elf Capitel, wie voriges Jahr; nur ist an Stelle des Capitels Kirchliche Vereine diesmal ein Literaturbericht getreten. Da jene Vereine im Vorjahre sämmtlich ausführlich besprochen waren, außerdem nicht wegzulassende Notizen über sie unter anderen Ueberschriften sich unterbringen ließen, so konnte die Einrichtung ohne Schaden für das Ganze so getroffen und also Raum geschaffen werden für die Bücheranzeigen, die naturgemäß nur eine Auswahl unter den die allgemeinste Theilnahme beanspruchenden Erscheinungen darstellen, und der Verlag des Jahrbuches selbst bot solche in reicher Anzahl. Ueber die Einrichtung des Buches, das übrigens seit Jahren ein regelmäßiger Gast namentlich in preußischen Pfarrhäusern ist, haben wir uns schon ausführlich ausgesprochen; wir laden deshalb auch außerpreußische Geistliche ein, sich den erstaunlichen Reichthum dieses Hilfsbuchs zu Nutze zu machen. Als Beispiel für denselben heben wir das Capitel Evangelisation heraus. Hier wird berichtet über Lage und Fortschritte der evangelischen Kirche in Rußland mit wichtigen Notizen über Russificirung und Stundistenbewegung, in Oesterreich-Ungarn mit eingehendem Zahlenwerk, in Frankreich, Belgien, Holland, der Schweiz, Italien, Spanien und Portugal, Balkan-Halbinsel, Kleinasien, Palästina, Aegypten, Ostasien, Mittel- und Südamerika und Australien. Unter jeder Nummer ist alles Neue und Wissenswerthe aus dem betreffenden Lande oder Landstriche zu finden. Und dasselbe gilt von den übrigen kirchlichen Arbeitsgebieten regimentlicher und freiwilliger Art. Das Buch ist in seiner Art unentbehrlich. B. K.

— **H. Bohatta, Erziehung und Unterricht bei den Griechen und Römern.** Gymnasialbibliothek von **Pohlmey** und **Hoffmann,** 21. Heft. Gütersloh *1895,* Bertelsmann. 72 S. 8. 1 ℳ. — Während manche Bändchen der Gymnasialbibliothek durch ihre frische und anregende Form Diejenigen, für welche sie geschrieben sind, zu eifriger Lectüre heranziehen, leidet das vorliegende Büchlein unter trockener und einförmiger, hier und da sogar schwerfälliger Darstellung. Inhaltlich wird wohl, von dem Abschnitt über griechische Philosophie S. 28f. abgesehen, alles auf diesem Gebiet für den Gymnasiasten irgend Wissenswerthe geboten, die Eintheilung in gar zu viele Perioden veranlaßt aber leider zahlreiche lästige Wiederholungen und hindert zugleich jede Uebersicht über die Entwickelung der einzelnen Lehrfächer. Somit dürfte das Buch trotz des an sich interessanten Stoffes nur von wenig Gymnasiasten durchgelesen werden und somit seinen Zweck nur ungenügend erfüllen.

Wurzen. H. Steuding.

— **„Fragwürdige Gestalten".** Ein Skizzenbuch von **Carlot Gottfried Reuling.** Verlag von F. Fontane u. Co. Berlin W., 1895. — Carlot Reuling sticht sichtlich von der Masse ab, er ist ein Berufener. Aus seinem Skizzenbuch spricht ein bedeutendes Erzählertalent, aus den ernsten, wie aus den heiteren Geschichten. Eine so feine intime Charakteristik, dieses sichere Erfassen des Milieus und Beherrschen der einmal angeschlagenen Stimmung wie im „Meister Tobias" habe ich lange nicht gefunden; da geht einem ja das Herz auf, und man wird dabei an einen der Besten unserer Tage, an Wilhelm Raabe, erinnert. Diese schlichte Erzählung von dem armen, alten Dorfschuster ist unbedingt die beste Arbeit des ganzen Buches. Neben ihm ist „Hermann" zu nennen, auch eine Novelle ernsteren Gehaltes, in welcher mit fein psychologischer Manier erzählt wird, wie ein junger flotter Corpsstudent, durch den plötzlichen Tod seines Vaters gezwungen, seinem bisherigen Leben und Studium entsagen muß. Nicht ganz auf der gleichen Höhe steht die umfangreichste Erzählung der Sammlung: „Zwei Bohémiens", obgleich auch sie einzelne treffliche Schilderungen von Situationen und Charakteren aufweist. Und dabei dieser gesunde, frische, schalkhafte Humor Reuling's, wie er aus dem „Gänszillich" oder gar aus der „schwarzen Kät'" hervorspitzt, in der sich der Autor als ein kleiner Tausendsassa entpuppt, der den Schelm im Nacken hat. — So, mehr verrathen wir von dem famosen 2 ℳ-Buche nicht, sonst kauft es Niemand. P. A.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 58. Donnerstag, den 16. Mai. 1895.

Wunder und Heiligthümer.

Ein Culturbild aus Italien.

Von O. Planck.

Wenn es den ruhig denkenden Menschen in Erstaunen setzt, daß es im Lande Voltaire's ein Lourdes geben kann, und im Lande Lessing's einen wunderthätigen Rock, so muß er mit weniger Verwunderung auf Italien schauen, wo der Wunderglaube, mit geschickter Hand gepflegt, in erstaunlicher Ueppigkeit wuchert, und das desto üppiger, je mehr das Volk in Unwissenheit und geistiger Nacht lebt, und je roher und materiell ärmer es ist. Aber selbst Leute von Erziehung und Bildung können sich nicht der Einwirkung dieser Atmosphäre entziehen; selbst solche, die Voltaire und Lessing gelesen haben, sind ganz fest der Meinung, daß Wunder, wie jenes, wo eine Bildsäule der heiligen Agnese, der ein verliebter Priester einen Brautring anbot, die Hand ausstreckte und ihn sich anstecken ließ, sehr wohl geschehen könnten. Manchmal überkommt die Menschen ein wahres Fieber, Wunder zu schauen. Es ist wie der Schrei des aus dem Opiumrausch Erwachten nach einer neuen, stärkeren Dosis des einschläfernden Giftes, ohne welches er sich in der rauhen Wirklichkeit zu elend fühlen würde, — so schreit die Seele, wenn sie zum Bewußtsein der Dürre und Oede kommt, in der sie schmachtet, nach einem Betäubungsmittel, wo bunte Träume sie erquicken sollen. Und wie die Branntweintrinker Wasser verabscheuen, so die rauschgewohnten Seelen nüchterne, vernünftige Belehrungen; und ihre Pfleger und Aerzte sind zu böswillig oder zu schwach, um ihnen diese ungesunden, zerstörenden Reizmittel zu versagen, ja, sie verordnen sie ihnen sogar! So kann es uns nicht mehr wundern, daß in Neapel die Madonna beim Durchschweben eines großen Treppenfensters im Hospital ein irisstrahlendes Abbild zurückgelassen hat, daß Reggio (Calabria) seit Kurzem eine sprechende Madonna besitzt, daß in einem Ort Siciliens ein Bauermädchen lebt mit den Wundmalen Christi an Händen und Füßen, die alle Freitage bluten; und da ist in allerjüngster Gegenwart in Radicena (Calabrien), das sich schon seit lange eines wunderthätigen Gnadenbildes erfreute, ein großes Wunder geschehen: die Bildsäule der Madonna öffnet und schließt die Augen! Man denke! „Zweifel würde Atheismus sein," schreibt der Berichterstatter an die erste Zeitung der Insel, „es ist eine unbestreitbare, von Vielen bestätigte Thatsache, so daß selbst die, die grundsätzlich an keine Wunder glauben, es doch als ein Mysterium anerkennen müssen." Die Bildsäule „Unsrer lieben Frau vom Berge" hatte also die Augen bewegt, die Nachricht hatte sich wie ein Lauffeuer verbreitet, man hatte die Arbeiten in Haus und Feld liegen lassen und war in die Kirche gestürzt, und natürlich behauptete Jedermann, das Bewegen ganz deutlich gesehen zu haben. Sofort wurde die Bildsäule in Procession durch die Straßen getragen, von den benachbarten Ortschaften strömte, was laufen konnte, herbei, um sich anzuschließen und das Gnadenbild auch zu sich zu holen. „Der Bischof der Diöcese," fährt jener Berichterstatter ernsthaft fort, „dessen Gleichgiltigkeit bei einem Ereigniß von solcher Wichtigkeit sehr unliebsam bemerkt worden war, scheint sich, obwohl doch recht verspätet, nun endlich darum kümmern zu wollen." Eine Commission trat zusammen, um einen wahrheitsgetreuen Bericht aufzusetzen, die Madonna blieb wochenlang der Anbetung der gläubigen Menge ausgesetzt, allabendlich waren Illuminationen, Gesänge und Gebete in ihrer Kirche, Pilgerzüge kamen von nah und fern zahlreich an, von ihren Pfarrern und frommen Brüderschaften begleitet und von denen des Ortes feierlich empfangen, ein Ausschuß unter Vorsitz des Bürgermeisters bildete sich, um am Patronatstage der Kirche glänzende Feste zu feiern, es sollte auch eine Festzeitung herausgegeben werden, für welche die bedeutendsten Schriftsteller der Gegenwart um Beiträge angegangen wurden. So wurde Propaganda gemacht, und erst nachdem alles Schellengeklingel und Ausposaunen des großen Wunders dem Orte ein glänzendes Fest und gute Einnahmen verschafft hatte, kam das kleinlaute Geständniß hinterher, daß man es doch mit einer optischen Täuschung, durch das Flackern der Lichter hervorgerufen, zu thun gehabt habe, vielleicht ein Verdienst des aus seiner Indolenz herausgegangenen Bischofs, daß man endlich besser sehen konnte! Bisweilen entwickelt sich aber ein so gut ausgefallener Anfang zu einer ungeahnten Großartigkeit, wovon das Sanctuarium von Pompei ein Beispiel giebt, bisweilen verläuft es im Sande oder bleibt nur in kleineren Verhältnissen, aber doch immer noch beachtenswerth genug. So bestreitet die Kirche von Montalba, einem reizend auf einem Hügel nahe am Meer bei Palermo gelegenen Oertchen, allein von den Wachskerzen, die ihr gestiftet werden, ihre Ausgaben; sie kann von den reichen Gaben, die ihr außerdem noch zufallen, das Heiligthum immer noch verschönern und den Weg dahin in gutem Stand halten. Der Ort selbst hat sich zu einem wohlhabenden Städtchen entwickelt, denn die Bevölkerung zieht natürlich auch Vortheil von dem regen Fremdenverkehr. Barfuß oder auf Strümpfen macht man die Wallfahrt hinauf, und bei der Procession wird die Bildsäule der Madonna durch die Straßen geführt und an der Tragbahre baumeln rings herum die in Wachs nachgebildeten kranken Gliedmaßen, welche man ihr dargebracht hat. Die Fabrikation derselben bildet einen blühenden Industriezweig. In Hinblick auf denselben und manchen anderen, der dasselbe Absatzgebiet hat, und auf Grund der Thatsache, daß jenes Städtchen emporgeblüht ist, könnten die Opportunisten fragen wollen: Ist das Resultat nicht ein sehr erfreuliches? Wäre es nicht unklug, ja grausam, dem Orte die Quelle seines Wohlstandes zu nehmen? Da möchte man ihnen nur antworten, was dem Goldschmied Demetrius geantwortet wurde: Groß ist die Diana der Epheser! Groß ist die Diana der Epheser! — Wir haben zu Radicena gesehen, wie noch alle Tage ein Heiligthum entstehen kann: der Aberglaube schlägt den ersten Funken aus der Thorheit, der schlaue Priester facht ihn mit kluger Berechnung zur Flamme an, die zu löschen unmöglich wird und die den Unberufenen, der es versuchen wollte, versengen und verzehren würde. Das weiß die weltliche Macht wohl, darum fühlt sie sich der geistlichen gegenüber ohnmächtig. Wie in seinen Vulkanen schlummert in der Volksseele des Italieners verzehrendes Feuer, leicht überfluthende Lava im tiefsten Grunde seiner Seele, eine Naturkraft, gegen die anzukämpfen unmöglich ist. Die ganze Sorge muß sein, sie nicht zu wecken, oder — sie seinen Zwecken dienstbar zu machen. Und wer das verstanden hat, der hat sich immer noch einer gewaltigen Waffe versichert, davon wissen die Volksführer zu erzählen, die sie mit Schlagwörtern entzündet haben — edle wie unedle, Garibaldi wie die Sanfedisten. Und wer den Schlüssel zum Paradiese hat, der verliert nicht so leicht seinen Einfluß und seine Macht über die Tod und Hölle fürchtenden Gemüther. Wenn es nicht so wäre, hätten Sittenpolizei und Aerzte schon längst Einspruch erhoben, hätte Vieles vom moralischen und gesundheitlichen Standpunkte aus verboten werden müssen; aber was kann man gegen den Fanatismus, namentlich den religiösen, eines Volkes — und Religion ist diesem hier Alles, was außerordentliche Anstrengungen erfordert und außergewöhnliche Wirkungen verheißt, sei es auch noch so ekelhaft und schmutzig — in beiden Beziehungen. Nochmals will ich hier

wiederholen, daß man, namentlich, wenn es sich um die religiösen Verhältnisse Süditaliens handelt, nicht denken darf, daß die Kirche dort die in ihren Dogmen sich stark fühlende, ihrer Zwecke und Ziele sich wohl bewußte Kirche Roms sei. Nichts hier von Dogmen, von System, von Glaubensartikeln! Heidenthum und Aberglauben behaupten ihre Herrschaft heute wie seit tausenden von Jahren, und die Kirche hat ihnen nur ein respectables Mäntelchen umgehängt, aber überall guckt der alte Schalk hervor. Wie wäre es sonst möglich, daß zwei wüste Burschen aus verschiedenen Ortschaften um die größere Macht ihrer Madonna und ihres Heiligthums so in Streit gerathen, daß einer todt vom Platze getragen wird, weil jeder den Vorrang der seinigen mit Faust oder Messer behaupten wollte! Selbst ganze Ortschaften befeinden und schädigen sich gegenseitig aus dem nämlichen Grunde und machen die Madonna der Gegner auf alle Weise schlecht. Denn für jenes Volk ist's nicht eine und dieselbe Madonna, die Mutter des Heilandes, die von Allen gleicherweise verehrt werden soll, sondern in seinem beschränkten Gesichtskreise vervielfältigt sie sich mit den Heiligthümern, es ist ein förmlicher Wettbewerb, wessen Madonna die meisten Wunder verrichten kann, und man würde durchaus nicht begreifen, daß die Madonna der Gnaden, oder des Schnees, oder vom Olivenbaum, oder der Wunder, oder der Grotte, oder vom Berge, oder vom Rosenkranz, oder von den sieben Schwertern, oder von Loreto, oder von Pompei ꝛc. ꝛc. schließlich immer dieselbe Persönlichkeit, und noch weniger, daß sie nur Vertreter derselben Persönlichkeit ist. Denn für jene Leute leben die Bilder, sind Fleisch und Bein, sie athmen, sie lachen, sie weinen, sie bewegen die Augen, sie neigen das Haupt, sie winken mit der Hand, seien sie aus Wachs oder aus Holz, aus Bronze oder aus Silber, von edlem oder unedlem Stoff — sie leben. Ja, wenn sie alt werden, sich spalten oder sonstwie unbrauchbar werden und durch neue ersetzt werden müssen, dann werden sie zornig, sie lehnen sich auf, sie lassen sich zu ohnmächtigen Wuthausbrüchen hinreißen. Schauergeschichten gehen flüsternd von Mund zu Mund, und Niemand zweifelt an der Wahrheit. Da hört man, daß das Holzbild eines Heiligen, das seinen Platz räumen mußte, Seufzer und Drohungen ausstieß, und als man es zerstücken wollte, um das Holz zu benutzen, da habe es geblutet! . . . . Wenn nun schon jede Kirchengemeinde den brennenden Ehrgeiz nach einem wunderthätigen Gnadenbilde hat, und die es haben, sich hochgeehrt fühlen, wie viel mehr sind diejenigen stolz, die ein anerkanntes und vielbesuchtes Sanctuarium haben; und es ist begreiflich, daß die Lorbeeren Pompeis Radicena nicht ruhen ließen, zumal es Thatsache ist, daß, wenn nur die Heiligthümer da sind, die Gläubigen nicht mangeln werden, hat doch selbst der großartige Aufschwung Pompeis dem alten National-Sanctuarium von Loreto keinen Abbruch gethan, ja auch dort den Zuspruch verstärkt. Alle solche Gnadenorte haben charakteristische Eigenthümlichkeiten aufzuweisen, mit der Zeit entwickelten sich dort gewisse, durch das Alter geheiligte Gebräuche, die ihm den Stempel aufdrücken, und es ist vom culturgeschichtlichen Standpunkte namentlich interessant, sie kennen zu lernen; wobei jedoch von vorn herein nicht übersehen werden darf, daß die durch Heiligthümer ausgezeichneten Orte durchweg eine Bevölkerung aufzuweisen haben, die sich durch Rohheit, Unwissenheit und Schmutz noch vor der im Allgemeinen rohen, unwissenden und schmutzigen Bevölkerung hervorthut. Die Einzelheiten, die man hören wird, werden es erklärlich finden lassen, wenn sie selbst kaum glaublich erscheinen; sie sind aber nur zu sehr nackte Wirklichkeit. — Gesundheit des Leibes, Heil der Seele, diese beiden Beweggründe führen die Menschen zu den Heiligthümern, und beides muß ein ordentliches Sanctuarium bieten; dennoch giebt es solche, die ganz besonders für das eine, andere, die für das andere dieser Verlangen gut sind. So ist Caravaggio in der Lombardei der Ort, wohin man die Besessenen bringt, damit ihnen die Teufel ausgetrieben werden. Anno 1432, am 26. Mai, war die Madonna einer armen Frau erschienen und hatte bei ihrem Verschwinden eine Quelle, die frisch aus dem Boden sprudelte, hinterlassen. Um diese herum wurde das Heiligthum gebaut und die Bildsäule der Madonna auf dem Altar aufgestellt. Das Wasser wird für heilskräftig gegen alle Krankheiten gehalten, und wo es in einer Art Grotte hinausströmt und sich in einem großen Bassin sammelt, da finden die Waschungen von kranken Gliedmaßen und Körpertheilen, seien sie, welche sie wollen, statt — ein curioser Anblick, wie Männlein und Weiblein durch einander ihre Schäden mit dem schmutzigen Wasser abwaschen, ja sie trinken es sogar! Zu dem, zum Teufelaustreiben bestimmten Tage, dem 26. Mai, kommen ganze Schaaren und Karrenladungen Kranker, namentlich Besessener. Diese räthselhaften Leidenden kommen in großer Aufregung an, denn sie hoffen auf eine wunderbare Heilung. Unterwegs freilich war es mit ihnen schlimmer denn je gewesen, denn sie haben auf den Straßen Andere getroffen, die geheult, gequietscht, gebrüllt haben, und so etwas steckt an. Wenn sie endlich an ihrem Bestimmungsort angelangt sind, werden die sehr Schlimmen in einem großen Raum untergebracht, wogegen die Andern unter freiem Himmel campiren und eine unglaublich billige Volksküche für die Speisung der Begleitung sorgt; die Kranken aber müssen vierundzwanzig Stunden fasten. Am Festtage werden sie exorcirt, erst gegen Abend. Erwartungsvoll liegen sie auf ihrem Lager, ihre Angehörigen bereiten sie vor, indem sie ihnen den Anzug lockern, Knoten lösen und lange Zeit hindurch das Haar kämmen, was mit zur Liturgie des Teufelsbeschwörens gehört. Das Harren in dem halbdunklen Raume, wo von den Wänden Bilder religiösen Inhalts undeutlich erkennbar herabschauen, wo im Hintergrunde an einem Altar einige Kerzen ein schwaches Licht ausstrahlen und wo von den Lagerstätten her, wo die Kranken sitzen oder liegen, hier ein Stöhnen, dort ein Seufzen, hier Gebetsmurmeln, dort wildes Geschrei und Geheul ausgestoßen wird, wirkt natürlich furchtbar aufregend, und könnte einen Gesunden zittern machen, und nun wie viel mehr diese nervösen Leidenden. Wenn dann um fünf Uhr ein Priester in Chorhemd und Stola hereintritt, die vorgeschriebenen Gebete murmelnd ringsum von Bett zu Bett geht und die Kranken mit Weihwasser besprengt, dann erreicht der Paroxysmus den höchsten Grad, sie wälzen sich zuckend auf dem Boden, winden sich in Krämpfen, verrenken ihren Körper auf die sonderbarste Weise wie der Clown eines Circus, sie knieen wie erstarrt in Verzückungen und man kann sie, wie sehr man sie auch rüttelt, zu keiner Bewegung bringen, oder sie liegen flach auf der Erde mit ausgebreiteten Armen und lang gestreckten Beinen ein Kreuz bildend, aber Arme und Beine tactmäßig auf und nieder bewegend; und dabei Geschrei und Gewimmer, Fluchen und Beten: ein Pandämonium. Alle diese sonderbaren Windungen und Verrenkungen, alle diese übernatürlich scheinenden Aeußerungen eines überreizten Nervensystems, alle diese Erscheinungen von Hysterie und Epilepsie führte Prof. Dr. Charcot in Paris seit langer Zeit seinen Schülern in der Salpetrière vor, wo die Natur des Uebels erkannt und Heilung für dasselbe gesucht wird. Hier aber wird nichts wissenschaftlich angesehen, sondern nur vom Standpunkt des Mystischen, Diabolischen und — des Nutzbringenden für das Heiligthum! — Und der Staat läßt es ruhig zu, daß so etwas geschieht! In älteren Zeiten wurden solche Besessenen als Hexen oder Zauberer geköpft oder verbrannt, jetzt bringt man sie in Heilanstalten, aber in Caravaggio treibt man ihnen den Teufel aus! Jeder vernünftige Arzt empfiehlt für solche Kranken Ruhe und Schonung, und hier werden sie auf mühseliger Reise hergeschleppt und so furchtbaren Aufregungen ausgesetzt, daß sie nur noch kränker werden müssen. Die Bewohner von Caravaggio sind — zum Unterschied von anderen Besitzern von Gnadenorten — eher ängstlich wie zufrieden über den ihren. Sie hüten ihre Kinder sorgfältig, daß sie nicht den Weg solcher Heilungsuchenden durchkreuzen, sie glauben steif und fest, die ausgetriebenen unsaubern Geister könnten sich bei ihnen niederlassen wollen, und sie suchen so sehr sie können zu vermeiden, ihnen in den Weg zu kommen. — Ein anderer Gesundbrunnen ist bei Bari (Apulien) in einer Grotte. In derselben befindet sich das Skelett eines Heiligen, dessen Schweiß keine Krankheit widerstehen kann. Flach auf dem Boden liegend muß der Kranke sich durch einen engen Zugang hineinschieben, wo ihm ein Priester schon vorangegangen ist, der mit einem Schwamm den Schweiß vom Skelett des Heiligen wischt, ihn in einem Glase ausdrückt und dem Kranken zu trinken giebt. .... Man stelle sich die Sauberkeit dieser verschiedenen Proceduren vor! — In den Abruzzen, diesem wilden Gebirgslande, wohin noch Cultur und Gesittung kaum ihre ersten Fühlfäden ausgestreckt hat, befindet sich der berühmte Wallfahrtsort Casalbordino. Im Jahre 1527 erschien die Madonna dort einem alten frommen Manne auf einem Olivenbaum, wie man noch auf dem Altarbilde sehen kann, und sie versprach, daß in ihrem Namen die Schiffe glücklich durch Sturm und Wogendrang zurückkehren, die Felder vom Hagel verschont, die Wanderer von Räubern unbehelligt bleiben, die Kranken nicht sterben sollten! So wurde auf dem Platz ihrer

Erscheinung ein Heiligthum gebaut, ein roher, schmuckloser Ziegelbau, aber hochgeschätzt weit und breit. Die Hauptkundschaft dieser Madonna sind blutarme Leute, aber diese gerade haben immer so viel zu erbitten! Und mit leeren Händen dürfen sie trotz ihrer Armuth nicht kommen, das versteht sich; es würde ihnen wie eine Respectlosigkeit gegen die mächtige Frau vorkommen, die es in der Gewalt hat, ihre Bitte zu erfüllen. So fließen in spärlichen, doch zahlreichen Rinnsalen die Einnahmen des Heiligthums das ganze Jahr hindurch; am 10. Juni aber ist der Jahrestag der himmlischen Erscheinung, das ist der Tag, der am meisten Aussicht auf ein Wunder verheißt, der Tag der feierlichen Procession. Es ist aber auch der Festtag der ganzen Umgegend, denn, wie es so häufig bei solchen Gelegenheiten sich vereinigt, es ist auch zugleich Jahrmarkt. Zu dieser „Kirmes" strömen dann auch höchst unheilige, ja unsaubere Elemente zusammen, die dort gute Geschäfte zu machen hoffen — und machen. Bis unter das Portico der Kirche haben Verkäufer von Rosenkränzen, Gebetbüchern, Amuletten, Denkmünzen u. s. w. ihre Stände errichtet; daneben bieten Andere in den schreiendsten Farben ausgeführte Bilder der Madonna selbst, oder der Wunder, die sie ausgeführt hat, feil; sehr beliebt ist auch das, in zwei Bildern dargestellte Motiv von den Sterbenden, wo der eine den Zuspruch des Priesters annimmt, der andere ihn zurückweist: die Seele des ersteren wird von Engeln emporgetragen, die des letzteren von Teufeln ihm aus dem Leibe gerissen. Gegenüber diesem Bilderverkauf, meist demselben Händler gehörend, sind Bilder profanen Inhalts, schöne Mädchen, Genoveva in der Höhle, der Waldmensch, blutige Schlachten, Mordthaten, Hinrichtungen, das Siegesmahl der Kannibalen u. dergl. Weiterhin sind Buden mit schaudererregenden Aushängeschildern, ein Mann in schmutzigem, phantastischem Anzug steht davor und schreit mit gellender Stimme: Immer herein, meine Herrschaften! Für zwei Soldi werden Sie wunderbare Sachen zu sehen bekommen! Dasselbe verspricht ein widerliches Weib in Tricot mit bunten Fetzen behangen, die sich vor einem rothen Vorhang blicken läßt. Eingemehlte Bajazzi machen ihre Capriolen; Tänzerinnen drehen sich wild im Kreise; die Verrenkungen der Seiltänzer, die schlechten Witze der Spaßmacher erregen Gelächter und Beifallsgebrüll der Zuschauer, die den abgezäunten Platz umdrängen; dazwischen tönt Trompetengeschmetter und Kindergeschrei. Etwas mehr abseits, um ungestörter ihre dunklen Wege zu gehen, sind auch noch andere Elemente, Speculanten, die von der Einfalt und Unwissenheit der armen Leute Vortheil zu ziehen hoffen, betrügliche Spiele mit drei Karten vorschlagen, Wahrsager, Somnambulen, Abschaum und Schmutz jeder Art. Einen ergreifenden, schier entsetzlichen Eindruck macht es, wenn dann plötzlich aus der Ferne, immer näher kommend, das Pilgerlied in diesen Höllenlärm hinein ertönt. Es wird hier, wie überall, in einem eigenthümlichen Tonfall gesungen und lautet:

Viva Maria! Maria evviva!
Viva Maria! e chi la creò!

Und mit vorangetragenem Kreuz erscheint eine Pilgerschaar, der in kurzen Zwischenräumen andere Schaaren folgen. Sie drängen sich durch das Jahrmarktstreiben, das hinter ihnen sich sogleich wieder schließt. Schauer ergreifen uns, wenn wir diese Züge des leiblichen und geistigen Elends betrachten. Die Frauen, eine immer das Kleid der voranschreitenden haltend, wanken wie im Rausch oder wie geistesabwesend dahin; ihre Augen sind weit geöffnet und starr; erschöpft und gebeugt schlürfen sie auf großen Schuhen vorwärts; da sind solche mit unförmigen Kröpfen, solche mit mehr oder minder sichtbaren Leiden behaftet; sie alle tragen ein Weihgeschenk zum Madonnenbilde: einen Arm, ein Bein, eine Brust von Wachs, ein Paar Augen, eine Hand, einen Fuß von Silber, manche das letzte Familienschmuckstück, manche den letzten Sparpfennig der Armuth. Auch die Männer erscheinen gruppweise. Da sieht man im Krampf verzerrte, oder durch Krebsschäden zerfressene Gesichter; die Stirnen triefen vor Schweiß, der ihnen die Wangen hinunterläuft; das Hemd steht vor der Brust offen, Hals und Arm sind unbekleidet; auf Brust und Armen sind mit Indigo in die Haut eintättowirte Bilder und Zeichen, als Erinnerung an die verschiedenen Heiligthümer, die man schon besucht, der Gnaden, die man schon empfangen, der Gelübde, die man erfüllt hat. Die Kirche wiederhallt von Lärm und Geschrei, Singen und Beten. Mit lauter Stimme flehen die Wallfahrer die Madonna um ein gnadenreiches Wunder an. Was man sich nur denken kann von Mißgestalt, von Verkrüppelung, von menschlichem Elend, hier drängt es sich vor dem Altar zusammen: Epileptische winden sich zuckend auf der Erde, Hysterische verfallen in Krämpfe oder Erstarrung, Besessene heulen, Wahnwitzige schlagen um sich, Alte werden ohnmächtig und ihre Angehörigen suchen sie kreischend zu erwecken, aber Aller Blicke suchen immer wieder das Gnadenbild, könnte es doch gerade jetzt ein Wunder wirken! Aber da sind noch Andere, die sich nicht mit der Wallfahrt begnügt haben, jetzt erst wollen sie der Madonna auf eine besondere Weise ihre Ergebenheit beweisen: den ausgestreckten Körper nur auf Ellenbogen und den großen Zehen der nackten Füße stützend, manchmal nur mit der Hand ein wenig nachhelfend, kriechen sie wie Schlangen sich windend zum Altar. Ihr zuckender Mund streift den Staub, und die Zunge versucht das Zeichen des Kreuzes mit blutigem Speichel auf dem Boden zu ziehen. Und dazwischen klingt immer wieder hervor, bald wie Wimmern, bald wie Jauchzen: Viva Maria! Evviva Maria! — Und diese Scenen dauern Tage lang! Und fragt man, wie ist es möglich, daß solche mehr als thierische Versunkenheit, solch geistige Nacht, solch geistliches Elend noch bestehen kann und darf, dann muß man Staat und Kirche verklagen, die weder ihr Wächteramt noch ihr Hirtenamt versorgen!

Bücherbesprechungen.

— Lexicon für Theologie und Kirchenwesen von Dr. H. Holtzmann, ord. Professor, und Dr. R. Zöpffel, weil. Professor an der Universität Straßburg. Dritte, durch einen Anhang vermehrte Auflage. Lieferung 1. 1 ℳ. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn. 1895. — Das bekannte Buch soll in der Gestalt der zweiten Auflage nur unter Ausnahme der Berichtigungen und Ergänzungen an Ort und Stelle und vermehrt durch einen Nachtrag in 13, höchstens 14 Lieferungen erscheinen. So hat es vor manchen ähnlichen Werken den Vorzug der Knappheit: zur Noth läßt es sich in einen dicken Band bringen und erleichtert auf solche Weise da, wo es sich um schnelles Nachschlagen irgend einer Einzelheit handelt, den Gebrauch außerordentlich. Viel weiter wird sich der letztere allerdings auch nicht erstrecken können; denn wenn das Buch laut seinem eigenen Titel Lehre, Geschichte, Cultus, Verfassung, Feste, Secten und Orden der christlichen Kirche und auch noch das Wichtigste bezüglich der übrigen Religionsgemeinschaften enthalten soll, so kann man sich ungefähr denken, wieviel Raum im einzelnen Falle einem Gegenstand gegönnt sein kann. Trotzdem dürfen wir unsere Anerkennung dessen nicht verschweigen, wie viel Stoff und in welch geschickter Gruppirung hier auf wenig Raum zusammengebrängt ist. Endlich sind die Literaturangaben so sorgfältig und ausführlich, daß auf diesem Gebiet das kleine Werk auch die größten anderen beinahe ersetzt. B. K.

— Fünfundsiebzigster Jahresbericht des Evangelisch-Lutherischen Sächsischen Haupt-Missionsvereins, 1. August 1893 bis 31. Juli 1894. Dresden, Druck von Julius Reichel. — Dieser vom Directorium erstattete Bericht enthält außer den jährlich wiederkehrenden Quittungen und Vereinsnachweisen über Heiden- und Judenmission eine kurze Ansprache an die Missionsgemeinde, welche mit Dank der im Lande geschehenen Arbeit und der neu gefundenen Mittel gedenkt, das Missionswerk zu fördern, außerdem die Ansprache des Pastors Fröhlich in der Abendversammlung beim Dresdner Fest und den im Festgottesdienst gegebenen Bericht des jetzigen Secretärs, der als gewesener Missionar mit ganz besonderer Sachkenntniß und warmer Begeisterung zu reden weiß. Möge der Bericht neue Freunde und neuen Liebeseifer bei den alten Freunden erwecken. B. K.

— F. W. Eitzen, Fremdwörter der Handelssprache, verdeutscht und erläutert. Für Kaufleute. Leipzig, Verlag von H. Haessel, 1894. — Dieses Verdeutschungswerk ist schon mehrfach und von maßgebender Stelle anerkannt worden. Die hiesige Handelskammer sagt, der Verfasser zeige eine umfassendere und eindringendere Beherrschung des schwierigen Gegenstandes, als sie in den seither erschienenen Versuchen zu finden gewesen, und er verdiene den Dank der Handelswelt, die diese Schuld am Besten durch Befolgung seiner Lehren und Winke abtragen würde. Diese Würdigung ist vollkommen zutreffend. Hoffentlich finden recht

viele Geschäftsleute auch Zeit und Muße, die anregende Einleitung zu lesen, die nach Inhalt und Ausdehnung (55 Seiten!) als selbständige Abhandlung über den Mißbrauch der Fremdwörter im Handel bezeichnet werden muß. Hier aber wie im Haupttheil des Buches thut der Verfasser nach einer Richtung des Guten zu viel: ich meine, Stellen aus den Horazischen Episteln, Sueton und der Odyssee, zumal in der Ursprache und ohne Verdeutschung, gehören nicht in eine dem deutschen Handelsstande gewidmete Schrift, und die allzu zahlreichen, dem Kanzleistil der Juristen entnommenen Abkürzungen lateinischer Ausdrücke sind Ballast in einem Wörterbuche der Handelssprache. Ausdrücke wie ad diem vitae, ad marginem, ad referendum, anni elapsi, anno recuperatae salutis, dicti anni, hoc sensu, id quod, res illicita u. s. w. bis in infinitum finden sich doch nur noch im mittelalterlichen Kaufmannsdeutsch. Den alten Staub wieder aufzurühren, ist zwecklos, wenn nicht schädlich. Diese kleine Ausstellung soll aber die sächsischen und besonders die Leipziger Kaufleute nicht abhalten, das treffliche Buch für ihre Contore anzuschaffen. Mit dem Handelsgesetzbuch, der Wechselordnung und noch manchen anderen für sehr wenig Geld zu erstehenden Büchern sollte das Sitzen'sche Fremdwörterbuch zu dem eisernen Bücherbestand jeder Handelsstube gehören. Lambert.

— Die Vortheile der Unterofficier-Laufbahn. Ein zeitgemäßer Beitrag zur Berufswahl. Von L. M. Kiesling. Liebel'sche Buchhandlung, Berlin. 30 ₰. — Die kleine, 23 Seiten umfassende Schrift zählt in Kürze die verschiedenen Wege auf, welche junge Leute einzuschlagen haben, die freiwillig ins Heer eintreten wollen, um sich der Unterofficier-Laufbahn zu widmen, ferner bespricht sie die Einkommensverhältnisse der Unterofficiere und welche Aussichten sich letzteren bieten in Bezug auf die Erlangung guter Lebensstellungen. Der mit Sachkenntniß geschriebenen Schrift, welche in der löblichen Absicht herausgegeben worden ist, um einen größeren Zudrang von gebildeten jungen Leuten zur Unterofficier-Laufbahn zu veranlassen, wünschen wir eine recht allgemeine Verbreitung. Hieran knüpften wir aber die Hoffnung, daß es gelingen möge, dem Unterofficierstande nicht nur sogenannte gebildete, sondern wirklich gute Elemente zuzuführen, d. h. solche, die Passion zum Stande haben, sowie treu sind ihrem Landesherrn und in der Erfüllung ihrer Pflichten. H.

— Hermann Kunde, Eine Pilgerfahrt ins heilige Land. Dresden, Franz Sturm. Brosch. 3 ℳ 50 ₰, eleg. geb. 4 ℳ 50 ₰. — Eine Pilgerfahrt ins heilige Land — das war noch vor zweihundert Jahren ein überaus schwieriges Unternehmen, vor dem man sein Testament machte. In unsrer unter dem Zeichen des Verkehrs stehenden Zeit werden alljährlich Tausende durch die Wallfahrten der katholischen Kirche, sowie durch die bekannten Reiseunternehmer nach Palästina geführt. Der Verfasser hat nun freilich das bessere Theil erwählt, wenn er nicht mit einer Karawane gereist ist, in der sich immer Reformpilger befinden, denen beispielsweise die Qualität des Schnitzels im New Hotel zu Jerusalem wichtiger ist, als die Frage nach der Echtheit der Königsgräber — sondern mit zwei gleichgestimmten Freunden die Stätten der biblischen Geschichte, das Heimathland unsres Heiland besucht hat. Das Buch, die Frucht seiner während der zwölfwöchentlichen Reise gesammelten Erfahrungen und Eindrücke, führt den Leser von der Donau zum Nil, vom Nil zum Jordan, vom Jordan zum Barada. Es ist klar, frisch, anschaulich, in fließender, von allen Uebertreibungen und Evolutionen sich frei haltender Sprache geschrieben. Eine innige, fromme Pietät, verbunden mit gutem Verständniß für die durchaus eigenartige Welt des Orients, ist die Goldader, die sich durch die Reisebeschreibung zieht und ihr einen besonderen Werth verleiht. Der geschichtliche Stoff lehnt sich eng an die vortrefflichen Reisebücher von Baedeker und Meyer an, ist also durchaus zuverlässig. Wir wünschen dem mit 32 sauberen Zinkographien illustrirten und vornehm ausgestatteten Buch, dessen Reinertrag für das Bethlehemstift im Hüttengrund bestimmt ist, einen großen Leserkreis.
J. J.

— „Professor Hieronymus". Roman aus dem Norwegischen von Amalie Skram. Autorisirte Uebersetzung von M. Mann. Verlag von Albert Langen, Paris und Leipzig. 1895. — Das Buch trägt, wie leider fast sämmtliche Publicationen dieses reichen Verlagshauses, das neuerdings den buchhändlerischen Markt mit freilich nicht immer vollwichtigen Arbeiten junger französischer und nordischer „Genies" geradezu überschwemmt, die übliche Leibbinde „sensationelle Novität". Wer auf diesen Verlegerleim geht, wird sich sehr bald enttäuscht sehen. Der Roman muß tendenziös und polemisch gemeint sein, die Persönlichkeit, die ihm den Titel gegeben hat, muß das Porträt einer in Norwegen allbekannten medicinischen Scheingröße sein, sonst ist uns das Buch einfach unverständlich. Es erzählt die qualvolle, unsäglich traurige und modernen Culturmenschen kaum glaubhafte Krankengeschichte einer hochgradig nervösen, hysterischen Frau, die in eine Irrenanstalt gebracht wird, die jeder Beschreibung spottet; wenn man den Berichten der Verfasserin Glauben schenken darf, so müssen ja entsetzliche Zustände in den norwegischen Hospitälern herrschen, die das Einschreiten der competenten Behörden allerdings dringend erheischen. Hat das Amalie Skram veranlassen wollen, so hätte sie aber eine Broschüre und keinen Roman schreiben sollen. Von einer künstlerisch durchgeführten Composition ist in dem Buche natürlich keine Rede; die ganze Darstellung, welche übrigens durch ermüdende Wiederholungen besonders auffällt, ist durch und durch naturalistisch gefärbt, und man muß gute Nerven haben, wenn man den Roman zu Ende lesen will. Der Stil weist recht viele Lüderlichkeiten und Flüchtigkeiten auf, für die man aber wohl zum größten Theil die betriebsame Uebersetzerin wird verantwortlich zu machen haben. P. A.

— Bande des Bluts. Von Georg Bormann. Berlin, Gebr. Paetel. — Es verlohnt sich eigentlich kaum noch der Mühe, moderne Romane zu lesen, weil es immer ein und dasselbe ist, was man zu hören bekommt! Man sieht stets von Neuem die bekannte Pappelallee vor sich, bei der sich der eine Stamm genau so langweilig und charakterlos ausnimmt wie der andere. Einförmig wie dieß ewige Roth der Paetel'schen Bände oder das Gelb und Grün anderer Romancollectionen und die Gleichmäßigkeit ihrer Druckertypen ist auch ihr Inhalt. Eine hübsche Durchschnittstechnik in der Erzählungskunst — unsre Zeit steht ja im Zeichen des schreibseligen, geschickten Journalismus, ein Artikel zeugt einen andern, eine Erzählung zeitigt die andere — hübsche Bemerkungen und Beobachtungen im Einzelnen — aber kein großes Thema, kein Herausheben aus dem Einzelnen ins Besondere, Allgemeine, Individuelle — es giebt keine Individualitäten mehr! Dazu ein gut Stück Einbildung — „wie wir es so herrlich weitgebracht!" Deutsche Literatur und Berliner Literatur — diese beiden Stichworte stehen sich noch immer gegenüber und die Frage, wer von beiden für die nächste Zeit herrschen soll, ist leider auch heute noch nicht entschieden, zum Schaden der ersteren! Zum Schluß der an sich spannenden und fesselnden und in den Augen des Durchschnittskritikers von heutzutage, mag er in Berlin oder Köln, Dresden oder München leben, entschieden eine gute Note verdienenden Geschichte kommt ein angenehmer Ausgang und ein bischen beschränkte Begeisterung für moderne Malerei, Ibsen und Verwandtes und das Ganze ist fertig! Mehr haben wir auch aus dieser an sich gar nicht schlechten Erzählung nicht herauslesen können. Requiescat in pace — die deutsche Literatur nämlich! Um dies von Neuem festzustellen, ward diese Anzeige geschrieben. Gegen das Buch an sich und seinen Verfasser hat sie nichts auf dem Herzen. J. R.

— „Im Horste des rothen Adlers". Ein Roman aus der jüngsten Vergangenheit von ?. Halle a. S., Verlag von W. Kutschbach, 1895. — Das widerliche Machwerk eines sensationslüsternen Anonymus. Den Stoff dazu hat der „Fall Kotze" hergeben müssen, der nach allen Regeln der Kunst des Colportageromans ausgebeutet worden ist; daß sich dabei der unbekannte Autor auch noch einbildet, Licht in die ebenso peinliche, wie geheimnißvolle Affaire durch seine vagen Muthmaßungen und Darstellungen des Sachverhalts gebracht zu haben, bedarf wohl keiner Erwähnung. Natürlich spielen in der Geschichte weltbekannte Persönlichkeiten, wie Bismarck und der Deutsche Kaiser, eine große Rolle; Männer aus den hohen und höchsten Beamten- und Hofkreisen werden — selbstverständlich unter fingirten Namen — zum Erkennen ähnlich gezeichnet; Ereignisse aus der jüngsten Vergangenheit von allgemeinem historischen Interesse, wie die Aussöhnung Wilhelm's II. mit Bismarck, des Kaisers Besuch in Friedrichsruh ꝛc., werden mit großer Begeisterung — eine captatio benevolentiae — und reichlicher Beredtsamkeit geschildert; und in diesem Neben- und Durcheinander, durch welches eine dürftige Alltagsfabel mühsam fortgesponnen wird, feiert der Hofklatsch wahre Triumphe. Das Ganze ist dermaßen unkünstlerisch und lüderlich gearbeitet und noch dazu in einem ganz gewöhnlichen Reporterstil geschrieben, daß jedes weitere Wort über das Buch überflüssig ist, für das selbst das schlechte Papier seiner Ausstattung noch zu gut ist. — Der Autor hat seinen Namen nicht genannt; er konnte nichts Besseres thun. P. A.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 59. Sonnabend, den 18. Mai. 1895.

Unsere Nachbarn jenseits des Erzgebirges.

Von Richard Freiherr v. Mansberg.

I.

Als die größte That der Deutschen im Mittelalter wird der siegreiche Kampf gepriesen, welcher das Hereinfluthen des slavischen Elementes, seinen Andrang nach Westen zum Stillstand brachte und dann zum Wiedergewinn jener Marken schritt, aus welchen vormals die Germanen vor den Slaven hatten weichen müssen. Mit Stolz und Bewunderung verfolgen wir diesen gewaltigen Rückschlag der weltgeschichtlichen Bewegung, welcher dem sächsisch-thüringischen, wie dem bayerischen Stamme zu nicht geringem Ruhme gereicht. Solch' eine Riesenarbeit konnte bewältigt werden nur in der überströmenden Fülle jugendlicher Volkskraft bei einem mächtigen, zielbewußten Streben, welches je an dem richtigen Angriffspunkte eine ununterbrochene Reihe von Heroen geleitet. Was den Sachsen und Thüringer unter Welfen, Askaniern, Wettinern hin bis zur Oder und Weichsel geführt, was der Bayer unter Babenbergern, Eppensteinen und Ortenburgen an der Donau und im Alpenlande errang, das Alles stellt ein weltgeschichtliches Ergebniß dar, auf das die genannten Volksstämme mit wohlberechtigtem Stolze blicken dürfen: Unwiderstehliche Kraft, unermüdliche Arbeit haben dem Deutschthume ein Gebiet im Osten gewonnen, welches fast die Hälfte von dem beträgt, was man als deutsch heute bezeichnen darf.

In den Jubel, mit welchem wir die Erkenntniß dieser Sachlage begrüßen dürfen, klingt wie ein schriller Mißton das Getöse des noch heute wogenden Nationalitätenhaders in einem Lande, das wie ein Keil nach Westen in das Deutschthum getrieben scheint. Mit Unmuth und Besorgniß blicken die deutschen Nachbarn in Oesterreich, Bayern und Sachsen auf das Gebahren eines slavischen Volksstammes, der für den allein berechtigten Herrn in jenem Lande sich hält und sich berufen glaubt, als Vormauer des feindseligsten Panslavismus zu gelten. Da drängt sich denn unwillkürlich die Frage auf: wie war es nur möglich, daß fast im Herzen Deutschlands, an dieser einen Stelle, das fortschreitende Deutschthum frühzeitig Halt machte, daß die auch hier bestehende Mark wenig oder gar nicht der großen Aufgabe gerecht wurde, welche die übrigen Marken in so glänzender Weise gelöst haben? Theilweise vermag die leider berechtigte Frage schon ein Blick auf die Landkarte, die eigenthümliche geographische Beschaffenheit des in Rede stehenden Landes zu beantworten, der Historiker muß dann hinzufügen, daß an dieser Grenze eine unglückliche Verquickung der bayerischen und fränkischen Verhältnisse das einheitliche Streben eines ganzen Volksstammes nicht zum Ausdruck kommen ließ, daß es an einer nachhaltigen Unterstützung, an dem stetigen Nachschub aus germanischem Hinterlande fehlte. Zu beachten ist außerdem, daß ein ganz eigenthümlicher Unstern gewaltet hinsichtlich der Machthaber, denen die große und schwierige Aufgabe zugewiesen war; nicht bei einem und demselben, in jeder Generation seiner Aufgabe sich bewußten Hause, sondern in Händen verschiedener, nur allzuschnell sich ablösender Häuser befand sich die Markgrafenwürde. Wir vermissen daher den nothwendigen Zusammenhang in dem Streben zur Bewältigung des slavischen Elements, gewahren schließlich ein unmittelbares Eingreifen der Königsgewalt, die kein Verständniß mehr für die eigentliche Aufgabe der Mark hatte. Der völlig in seinen italienischen Interessen befangene und fast immer weit entfernte König konnte gar nicht so zielbewußt und energisch im Osten vorgehen, wie ein erblicher Markgraf, der für sein Volk und sein Haus in gleichem Sinne wirkte.

Nachdem im Eingange des zehnten Jahrhunderts die ostfränkisch-thüringische Mark in drei Theile zerfallen war, entwickelten sich in dem südlichen Theile derselben, seitdem ausschließlich Franconien oder Ostfranken geheißen [1]), Verhältnisse, deren Verständniß nur ermöglicht wird, wenn man die historische Topographie des frühen Mittelalters etwas näher ins Auge faßt, namentlich die Grenzen der geistlichen Gewalten, welche für die politischen Gebiete jener Zeit einen maßgebenden Anhalt liefern. Die westliche Grenzlinie des bayerischen Bisthums Regensburg war bei der ursprünglichen Sprengelbestimmung vom linken Ufer der Donau in nordöstlicher Richtung gezogen und schied hier von Ostfranken ein Gebiet unter dem allgemeinen Namen des Nordgaues, welches etwa mit dem Umfange der Oberpfalz und des Egerlandes sich deckt. [2]) Zwar saßen damals keine Bayern an dem Gebirge im Nordosten, sondern die heidnischen Slaven, dort und weiterhin im Osten wohnend, waren dem genannten Bisthum in einer Art apostolischer Mission zugewiesen. Seitdem hatte man für den auf Betrieb des h. Bonifaz gebildeten Sprengel des Bisthums Eichstädt, das hinfort ganz als fränkisch galt, einen ansehnlichen Theil des Nordgaues abgerissen; als ferner das Christenthum in den östlichen Slavenländern, Dank dem Einflusse deutscher Fürstinnen in Böhmen und infolge der Rührigkeit deutscher Priester, hinlängliche Fortschritte gemacht, konnte 973 ein besonderes Bisthum zu Prag gestiftet und mit eigenem Sprengel in Böhmen ausgestattet werden. Durch solche Maßnahmen wurde das dem bayerischen Bisthum verbliebene und nominell zum Herzogthum Bayern gehörende Gebiet am linken Donauufer zu einem nach Norden zwischen Franken und Böhmen getriebenen spitzen Keil, ohne Hinterland, ohne Zusammenhang mit gleichartigen Volkselementen. Die Abgeschiedenheit des Nordgaues vom übrigen Bayern durch das Donauthal und seine weite Erstreckung längs der ostfränkischen Grenze hin bis in das Fichtelgebirge ließen die Abtrennung desselben von Bayern schon den fränkischen Königen Karlman und Pipin geboten erscheinen, sie mochten darin überdies ein geeignetes Mittel sehen, um die Macht des Herzogthums in Bayern zu schmälern. Diese Trennung ist dann festgehalten, so in der Theilungsacte Karl's des Großen vom Jahre 806, so auch von Ludwig dem Frommen, als er seinem Sohne Ludwig Bayern übergab, aber

[1]) In Karolingischer Zeit werden die Namen Ostfranken und Thüringen abwechselnd und als gleichbedeutend gebraucht, beispielsweise Pertz, Mon. Germ. Scr. IX. 361. ad annum 791: pars Germaniae, quae intra Saxoniam et Danubium Rhenumque et Salam fluvium, qui Toringos et Sorabos dividit, et a Francis, qui orientales dicuntur, incolitur.

[2]) H. Stein in seinem „Ostfranken im zehnten Jahrhundert" giebt die oben genannte Grenze folgendermaßen: „Vom Berührungspunkte Frankens, der Sorbenmark und des Nordgaus (nämlich Mündung der Silbig in die Saale), nordöstlich von dem zum Radenzgau gehörigen Markt Schorgast, folgt die Grenze Frankens und Bayerns der jetzigen Grenzscheide zwischen Oberfranken und Oberpfalz und schneidet erst unterhalb Pegnitz in die Südostecke Oberfrankens bis zum Nordgau-Orte Wallersbrunn, zwei Meilen östl. von Forchheim, ein. Von hier folgt sie zunächst dem Laufe der dicht neben Erlangen in die Regnitz mündenden Schwabach und läuft dann südwärts entlang der Regnitz oder Rednitz mit den Nordgau-Orten Eltersdorf, Fürth und Roth bis zu dem Vereinigungspunkt der fränkischen und schwäbischen Rezat. Hier verläßt der bayerische Nordgau die fränkische Grenze, und seine Grenzlinie gegen Schwaben setzt sich dann südwestlich fort, das Altmühlgebiet von wenig oberhalb Eichstädt ab bis zur Donau begreifend."

nicht den Nordgau. Nur im südlichen Theile nahe der Donau scheinen die bayerischen Herzöge allmälig Einfluß und selbst die Grafengewalt erlangt zu haben, während im nördlichen Haupttheile durchgehends fränkische Geschlechter als Machthaber geboten. Die Einwanderung deutscher Colonen in das lange Zeit noch als regio Slavorum bezeichnete Egerland ist durchaus vom fränkischen Hinterland her erfolgt, der gesammte Adel daselbst war fränkischen Ursprungs.

In dem benachbarten ostfränkischen Ratenzgow oder Regnitzland besaß ein mächtiges Geschlecht die Gaugrafenwürde und großen Patrimonialbesitz, namentlich in und um Svinvorde, darnach man später dieses Geschlecht benannt hat.[3]) Dasselbe hat in drei Generationen die Markgrafenwürde behauptet, aber nicht ununterbrochen, indem Markgraf Hezilo derselben entsetzt und geächtet wurde im Jahre 1003 wegen seiner Empörung gegen K. Heinrich II. Zwar ist derselbe im Jahre 1010 begnadigt und wieder als Markgraf eingesetzt, aber in der Zwischenzeit hatte der Kaiser das Bisthum zu Bamberg gegründet und dieses auf's Reichste mit Gütern im Ratenzgau und Volkfelde ausgestattet, daselbst auch anderweitig Immunitäten[4]) verliehen, demgemäß die Machtfülle des Markgrafen erheblich verringert war; es fehlte die unbedingt erforderliche breite Basis im bereits germanisirten Hinterland. Noch dürftiger gestalteten sich die Machtbefugnisse, als schon mit Hezilo's Sohn, Otto, das Geschlecht im Jahre 1057 erlosch. Das zwanzig Jahre später zur Markgrafenwürde gelangende Haus der Herren v. Vohburg hat dieselbe zwar auch in drei Generationen, jedoch unter fortwährender Minderung seines Gebiets und Einflusses behauptet.[5]) Der Nordgau an sich bot kein zusammenhängendes Ganze für die Stellung des Markgrafen, sondern nur getrennte, seinem Wirken unmittelbar zur Verfügung stehende Stücke. Um Regensburg lag das Gebiet des dortigen Burggrafen, das strichweise bis zum Fichtelgebirge reichte, die Scheirer hatten die Gegend von Pottendorf, Schwandorf und Burglengenfeld inne, während sich um Flos über Parkstein, Sulzbach, Kastl bis Parsberg das Patrimonium der mächtigen Grafen v. Sulzbach zog. Nur das kleine Gebiet bei Kemnat um die obere Heidnab zeigte in seiner Benennung marchia Napurg noch die eigentliche Bedeutung des Nordgaues als einer Mark, deren einzige wirklichen Rückhalt bietende Unterlage jetzt ein früher ganz slavisches und nicht gar lange erst dem Deutschthum gewonnenes Land, das Egerland, bildete. Wenngleich Markgraf Dietpold von erlöschenden Verwandten, den Grafen v. Cham, die marchia Chambe oder das Campriche erbte, so war immerhin die Machtstellung nicht ausreichend, um die völlig unabhängig schaltenden Großen in die erforderliche Abhängigkeit vom Markgrafen zu bringen, wie es in den übrigen deutschen Marken geschah und geschehen mußte, im Interesse eines einheitlichen kräftigen Ausbaues des für das Deutschthum Errungenen. Umgeben von selbstständigen Großen, die jede Unterordnung ablehnten, vermochten die winzigen Mittel des nordgauischen Markgrafen kaum der Abwehr eines mächtigen Feindes gerecht zu werden; von einem angriffsweisen Vorgehen gegen ein großes, von der Natur mit gewaltigem Schutzwalle umgebenes Reich konnte keine Rede sein. In der wenig erbaulichen, hilflosen Lage dieser Mark gegen Böhmen offenbart sich auf's Deutlichste, wie nur die deutschen Könige des sächsischen Stammes Herz und Verständniß besaßen für die großen Aufgaben an der Ostgrenze des Reiches, während die Könige schwäbischen und fränkischen Stammes in der Mehrzahl keinen Antheil nahmen an dem großartigen Kampfe, einige sogar verblendet genug waren, beträchtliche Stücke des in unablässigem Ringen Erreichten den slavischen Fürsten hinzuwerfen, um deren Beistand gegen deutsche Stammesgenossen zu erkaufen, wie es im großen Maßstabe namentlich der unselige Heinrich IV., der grimme Sachsenfeind, gethan. Traurig ist es, zu hören, wie der Rothbart 1158 das heldenmüthig erstrittene Milzenenland (die spätere Oberlausitz) den Czechen ausliefern, wie noch sein Enkel Burgen und Landstriche in Meißen und Osterland (Donyn und Schwarzenberg 1210) an Böhmen verschenken konnte.

Seitdem das Erbe der salischen Könige in Franken an das Haus der Stauffer gediehen, haben diese unausgesetzt die Erweiterung des fränkischen Erbes im Auge gehabt und dabei die Eigenschaft ursprünglicher Reichslande geschickt benutzt, um als Könige das Hausgut zu vergrößern. König Conrad III. hat bei des Markgrafen Dietpold Tode im Jahre 1146 die regio Egere als Reichslehen eingezogen und theils in unmittelbare königliche Verwaltung genommen[6]), theils seinem Sohne, dem jungen Friedrich von Rotenburg, zugewandt. Mit Uebergehung der nachgelassenen Söhne des Dietpold erhielt der Graf Gebhard v. Sulzbach, der Schwager des Königs, zwar die markgräfliche Würde auf wenige Jahre und erst dann (1150) Dietpold's Nachkommenschaft, aber diese immer mehr einschrumpfende Würde blieb nunmehr auf das geringe Beneficialgut im Nordgau beschränkt und hatte nun selbst im Egerlande keinen Einfluß mehr. Wenn im Jahre 1149 Friedrich der Rothbart Adela, eine schon bejahrte Tochter des verstorbenen Dietpold, zur Ehe nahm, so mag es dabei auf ferneren Gewinn, auch des schon zu Eigen gewordenen Guts, abgesehen gewesen sein, keinesfalls haben Adela und ihre Geschwister etwas von dem in Besitz genommenen Land zurückerhalten, als Friedrich schon nach vierjähriger Ehe diese wieder trennte. Derselbe setzte zu Eger einen kaiserlichen Landrichter ein und machte die Burg daselbst zum Mittelpunkte der Reichsgewalt in dem seinem Hause erworbenen Gebiete. Er blieb auch auf dem betretenen Wege nicht stehen, sondern dehnte seine Vergrößerungspläne emsig und erfolgreich nach Norden und Süden aus. Er kaufte vom Bischof von Bamberg die Anwartschaft auf die Lehen der reichen Grafen v. Sulzbach im Nordgau und brachte diese Lehen nach dem Tode des Grafen Gebhard in seine Hand, worauf Adelheid, die an Graf Dietrich v. Cleve vermählte Schwester des Gebhard, das als Heirathsgut erhaltene Gebiet um Flos und Parkstein auch noch an den Kaiser verkaufte. Wie im Norden im Pleisnerlande, so hat im Süden im Egerlande und Nordgau das Streben der Stauffer, auf den Trümmern der alten ostfränkisch-thüringischen Mark eine umfassende Hausmacht zu gründen, einen sehr deutlichen Ausdruck gewonnen.

Daß die Stauffer bald auch das Gebiet von Königswart und Elnbogen in ihren Machtbereich gezogen, scheint daraus hervorzugehen, daß noch unter König Rudolf ein deutscher Burggraf zu Elnbogen genannt wird. Eine bedeutende Erweiterung der Grenze nach Osten hat jedenfalls nicht stattgefunden, andererseits haben die Stauffer sogar einzelne Striche des Egerlandes anderen Machthabern überlassen; ob freiwillig oder gezwungen, ist nicht mehr nachweisbar. Thatsächlich erscheinen im 13. Jahrhundert die Herzoge von Meranien mit Eigenthum bei Bischofsgrün, Weißenstadt und Kirchenlamitz; im Norden des Landes hat das Haus Weida (oder die Vögte) die Gegend von Asch und Selb, ferner das Dreieck, welches sich durch die Orte Gettengrün, Zwota, Schönberg bestimmt, in seine Hand gebracht. Im südwestlichen Theile an der oberen Waldnab und am Wondrebflusse breitete sich das Gebiet des reichen, durch Markgraf Dietpold 1132 ge-

[3]) Berthold † 980, Heinrich oder Hezilo † 1017, Otto † 1057. Der von Liutpold, des erstgenannten Berthold Bruder, abstammende Zweig dieses Hauses, nach der fränkischen Heimath gewöhnlich als Babenberger bezeichnet, gelangte zum Markgrafenamte in der bayerischen Ostmark (Oesterreich) an der Ens; er hat dort in einer langen, ununterbrochenen Reihe tüchtiger Herrscher ein Erbland zu gründen vermocht, so schnell, wie kaum ein zweites Geschlecht jener Zeit.

[4]) Den Immunitätsbezirk selbst hieß man später dominatus, freie Herrschaft, und den Herrn als gleichzeitigen Grundherrn dominus terrae. Erst mit dem Untergange der Gauverfassung trat in Ostfranken die Nothwendigkeit der Verleihung von Immunitäten ein, um den hochfreien Stand im Reiche neben den geistlichen Landesherren hier behaupten zu können, da das Reichsamt der Gaugrafschaft nicht mehr bestand und Fürstenämter nicht von allen Herren zu erlangen waren, sondern die meisten Hochfreien nur durch Empfang des Königsbannes für die Gerichtsbarkeit in ihrem angestammten Besitze ihre Stellung als solche im Reiche wahren konnten. Uebrigens wird zuvor schon der mächtige Grundherr zumeist auch die allgemeine Gewalt im Gaue innegehabt haben. F. Stein, Ostfranken im 10. Jahrhundert, in den Forschungen zur deutschen Geschichte, Band 24.

[5]) Der Markgraf Dietpold (v. Vohburg) starb 1146 als Laienbruder im Kloster zu Reichenbach, ihm folgte der Graf Gebhard v. Sulzbach in der Markgrafenwürde, hierauf Dietpold's Sohn, Bertold I., † 1175, diesem sein Neffe Bertold II., † 1209. Des Letzteren Neffen, Söhne der Wittwe des letzten Grafen v. Hohenburg, nannten sich Grafen oder Markgrafen v. Hohenburg und kamen sämmtlich um in Sicilien 1256, sie sind bloße Titularmarkgrafen gewesen.

[6]) Ebenso verfuhr der Stauffer Heinrich VI. mit der Mark Meißen, die er nach dem Tode des Markgrafen Albrecht 1195 in eigene Verwaltung nahm. Erst König Philipp, der Nachfolger Heinrich's, gab dieselbe heraus und belehnte damit Dietrich, den Bruder Albrecht's, 1198.

gründeten Cisterncienser-Stiftes Waldsassen aus; die Aebte verstanden, zu immer höherem Ansehen zu gelangen, sogar die Stellung eines geistlichen Fürsten des heil. Reichs mit einem Reichsmatricularanschlag von 4 zu Roß und 24 zu Fuß zu erringen; ihre Unabhängigkeit in dem großen Stiftsgebiete war bereits 1322 eine so ausgesprochene, daß das Stift nicht mit in das Pfandverhältniß, sondern lediglich in eine Art von Schutzverhältniß zu Böhmen trat.

Nach dem Tode des letzten Stauffers entwickelte sich eine politische Lage, welche das Egerland als begehrenswerthen Zankapfel der Nachbarn erscheinen und zerstückeln läßt. Im Namen einer Stauffer'schen Prinzessin, seiner Schwiegertochter, hat Markgraf Heinrich der Erlauchte von Meißen wie im Pleisnerland, so auch im Egerlande, seinen Plänen auf Gewinnung des Stauffer'schen Erbes Ausdruck verliehen. Er hatte bereits am 1. September 1254 mit den Vögten von Weida, Plauen und Gera einen Dienstvertrag abgeschlossen, in welchem dieselben sich verpflichteten „quod quicunque impediret filiam imperatoris in proprietate eiusdem, contra illum nos iuvabimus ipsum sine malo ingenio et item bona fide. Sed de Egra taliter est tractatum, quod si voluerit illam et alia attinencia nostro auxilio adipisci, hoc facere debet per amiciciam et bonam nostram voluntatem". Aus dem bemerkenswerthen Zusatze: „Insuper est condictum, quod si eundem regem (Bohemie) contingeret, de hoc seculo emigrare, illa bona, que nunc habemus de rege, conservabimus a domino marchione tali iure, sicut nunc possidemus et habemus, et item illa bona, que adhuc in terra Bohemie poterimus adhipisci" ersieht man, daß der Markgraf sehr weitgehende Plane, selbst in Bezug auf die etwa dazwischentretende Macht des Böhmenkönigs, hegte. Allein die Herren Vögte waren unzuverlässige Bundesgenossen; trotz des abgeschlossenen Vertrags und der ihnen deswegen gezahlten Summen ließen sie sich vom Pfalzgraf Ludwig, Herzog von Bayern, in dessen Interesse ziehen und verleugneten das des meißnischen Markgrafen. Erst späteren Nachkommen des Letztern war es vorbehalten, den Fuß in das Egerland zu setzen und wenigstens einen Theil desselben (Adorf, Markneukirchen, Schönberg) ihren Staaten einzuverleiben. In kluger Voraussicht des Kommenden hatten Herzog Ludwig und Otto von Bayern, Oheime des unglücklichen Konradin von Stauffen, die ihrem Neffen gewährte Unterstützung zu seinem verhängnißvollen Zuge nach Italien theuer sich bezahlen, d. h. dessen ganzes Erb und Eigen auf den Todesfall zusichern lassen. Demgemäß schritten die herzoglichen Brüder nach Konradin's tragischem Ausgange zur Theilung des Stauffer'schen Erbes 1269, wobei Pfalzgraf Ludwig als Reichsvicar für gut fand, sich selbst die Reichslehen zu ertheilen. Der deutsche König Richard (v. Cornwallis) war jedoch damit nicht einverstanden, und da er schon 1265 dem Könige Otakar von Böhmen den Schutz der Reichsgüter rechts des Rheines empfohlen, hielt dieser sich für ermächtigt, das Egerland 1266 zu besetzen und im Kriege gegen Herzog Heinrich von Bayern zu behaupten. Alsdann aber vernichtete wieder König Rudolf den als ungiltig angesehenen, von Richard verliehenen Rechtstitel und schon im September 1275 war das Egerland wieder zum Reiche gezogen.[7] Zwar hat König Wenzel von Böhmen kurze Zeit das Land als Pfand wegen des Heirathsgutes seiner Verlobten, Guta von Habsburg, innegehabt, aber König Albrecht verfuhr seit 1303 mit demselben völlig als Reichsgut und dabei blieb es bis zum 4. October 1322, als durch König Ludwig jene Verpfändung des Egerlandes (mit Eger, Hohenberg, Seeberg, Kunsberg) und des Pleisnerlandes (mit Altenburg, Chemnitz, Zwickau) vorgenommen wurde, aus welcher für den größeren Theil des erstgenannten ein dauernd böhmischer Besitz geworden ist. In dem nach Westen springenden Theile des Egerlandes gewannen allerdings die Burggrafen von Nürnberg einen stetig sich steigernden Einfluß und von den am Ende des 13. Jahrhunderts in ihre Hand gerathenen Orten Wunsiedel und Hohenberg aus immer ausgedehntere Landstriche unter verschiedenen Rechtstiteln. Die einzelnen Erwerbungen flossen im Anfange des 15. Jahrhundert derart zusammen, daß hier die Burggrafen ihre bis zur heutigen böhmischen Grenze reichende Amtshauptmannschaft Wunsiedel als geschlossenes Gebiet bilden konnten. Infolge eines übel angebrachten Eingreifens der Königsgewalt hat also die Mark gegen Böhmen ein klägliches Ende genommen, ja, ein schönes Bruchstück ist von ihr, vom Deutschen Reiche abgerissen worden, um gerade dem slavischen Staate einverleibt zu werden, gegen welchen die Mark ursprünglich errichtet war. Trotz dieser beklagenswerthen historischen Thatsache hat die ungemeine Expansivkraft des deutschen Volkes vermocht, auch an dieser Stelle weiter nach Osten und in das genannte slavische Reich zu dringen, das Deutschthum hat auch ohne Hilfe der Kriegsgewalt eines Markgrafen, nämlich auf völlig friedlichen Wegen, dort eine Ausdehnung und Bedeutung erlangt, die etwa fünf Zwölftheile des ganzen Böhmens ihm gewonnen haben. Freilich, unsägliches Leid und ein noch heute tobender Haber würden diesem Deutschthum erspart geblieben sein, wenn vormals die Mark gegen Böhmen in derselben würdigen Weise ihre Aufgabe zu lösen vermocht, wie es die übrigen Marken im Osten des Reiches gethan.

Gegen Mitte des sechsten Jahrhunderts, um dieselbe Zeit etwa, als die Langobarden das in Byzanz nicht unbekannte Land Baia verließen, schrieb Jornandes seine Gothengeschichte; er kennt die Wohnsitze westlicher Slaven nicht über die Weichsel hinaus. Erst mit dem Vordringen der Avaren, über deren Verhältniß zu den Slaven wir leider nicht genügend unterrichtet sind, folgte der Abzug der Langobarden nach Italien und eine Wanderung der Slaven in die vorher von den Avaren theilweise besetzten Landstriche an der Donau und im Südwesten der Karpathen: Die Besitznahme von Mähren und Böhmen durch die Slaven kann nicht vor dem zweiten Drittel des sechsten Jahrhunderts erfolgt sein. Wie überall, so auch hier, haben sie an den Gebirgen keinen Gefallen gefunden, nur die Ebenen besetzt und die Triften in der Nähe der Flüsse, meist in weitläufigen, nur dünn gesäeten Besiedelungen. Von ihren deutschen Nachbarn wurden sie Beowinidi, die Wenden Baias geheißen, später Sclavi Behemenses oder Behemi.[8] Wiederholte Nachschübe anderer Stämme haben dann die Slaven weit über die Grenze des heutigen Böhmens hinaus getrieben. Wo der Weg am bequemsten, dort war der Strom der Wanderung am breitesten und hat sich am nachhaltigsten erwiesen; vor Allem gilt dies für die Straße aus dem Egerlande in die Maingegenden. Daher sind die westlichen Abhänge des Böhmerwaldes und Fichtelgebirges bis an die Rezat, den mittleren Main und die Saale noch heutzutage mit Erinnerungen an die einstige Seßhaftigkeit slavischer Bewohner angefüllt.[9] Sieht man von einzelnen weit nach Westen gesprengten Volkssplittern ab, so kann man die Poradnitschanen oder Rednitzanwohner, wie sie Schafarik (Alterth. §. 44) bezeichnet, als äußerste Vorposten oder Ausläufer ansehen, welche erst im 12. Jahrhundert germanisirt wurden. Die Christianisirung und Germanisirung dieser Slaven machte eben nur langsam Fortschritte; auch dann noch, als K. Heinrich sein neues Bisthum zu Bamberg gegründet, wird die Bevölkerung in dessen Sprengel als plebs ex maxima parte Slavonica bezeichnet, auf einem zu Bamberg 1058 gehaltenen Concil wird über die heidnischen Gebräuche des Wendenvolkes geklagt, sowie über die Sclavi qui e regione Boemiae sepius irruptionem facere solebant. Nach und nach gelichtet durch den Kampf mit dem Deutschthum erlagen sie schließlich einem aus rein deutschen Gegenden, aus Franken oder Rheinfranken, herbeigezogenen Volksstamme, der sie völlig unterwarf und mindestens das Land an der oberen Eger bald zu einem völlig deutschen gestaltete.

Erst, als durch den einmüthigen, auf breiter Grundlage organisirten Widerstand an der deutschen Ostgrenze die große slavische Bewegung zum Stillstand kam, gelangte eine größere Zahl verwandter Stämme auch in Böhmen zu festen Sitzen. Zwar nennt sie der Byzantiner Kinnamos mit dem Collectivnamen Τζέχοι, aber die Czechy bildeten doch nur den Kern, der im Herzen von Böhmen, von der Wottawa bis zur Elbe zu beiden Seiten der Moldau saß. Die Geschichte des Cosmas von Prag (11. Jahrhundert) und die Stiftungsurkunde des

[7]) In einer Urkunde vom 12. Juni 1279 bezeichnet König Rudolf die Egerländer ausdrücklich als ad Romani Imperii suave dominium reversi.

[8]) Für die auf den nächstfolgenden Seiten gegebenen Ausführungen wolle der geneigte Leser die Unterlagen oder Belege hauptsächlich in den wichtigsten Mittheilungen des Vereins für die Geschichte der Deutschen in Böhmen suchen. Bei der gedrängten Darstellung einer mehrere Jahrhunderte umfassenden Entwickelung würden Hinweise auf die Grundlage aller Einzelheiten zu einem besonderen Geschichtswerke anschwellen.

[9]) In terra Sclavorum qui sedent inter Moinum et Radantiam fluvium qui vocantur Moinwinidi et Ratanzwinidi heißt es in einem Diplom des Königs Ludwig vom Jahre 846 Mon. Boica. XXVIII. 1. S. 41.

Prager Bisthums geben Nachricht von den verschiedenen Stämmen, davon am Nordrande zu nennen die Sedlitschanen im Kreise Elnbogen, die als kriegerisch gepriesenen Lutschanen im Kreise Saaz, die Liutomirzen, an welche der Name Leitmeritz noch heute erinnert, weiter östlich bei Tetschen die Detschanen, endlich die Lemuzi in den Kreisen Bunzlau und Bidschow an der mährisch-schlesischen Grenze. Jeder einzelne Stammesfürst oder Herzog (wéwoda) behauptete sich in völliger Unabhängigkeit; von Unterordnung und Oberherrschaft findet sich keine Andeutung vor der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts. Um diese Zeit tritt das berühmte Geschlecht der Przemysliden hervor, welches nach und nach über alle anderen Fürsten sich erhob und schließlich die oberste Gewalt in ganz Böhmen erlangte; daß solches nicht überall auf ganz friedlichem Wege erreicht wurde, beweist die blutige Schlacht auf dem Turzkofelde 869, wo der Lutschanenherzog Wlastislaw Leben und Herrschaft an den Czechenfürst Neklan verlor. Auch nachdem die Alleinherrschaft vom Hause der Przemysliden errungen, haben die Kämpfe, offen oder versteckt, um die Befestigung der höchsten Gewalt nie aufgehört, nur traten an die Stelle der ehemals selbständigen, landesfürstlichen Gewalten mächtige, reichbegüterte Geschlechter, deren Einfluß und Machtfülle bei der inneren Entwickelung des Czechenreichs jene eigenthümliche Stellung des Herrenstandes schuf, die eine so hervorragende Rolle in der politischen Geschichte Böhmens gespielt hat, daß diese Geschichte nur verständlich wird durch Kenntnißnahme von dem Wesen der großen Herrengeschlechter. Am bekanntesten unter ihnen sind wohl die Witigonen, czechisch Witkowice (mit einiger Wahrscheinlichkeit deutschen Ursprungs), welche sich später noch Rosenberg, Krummau, Frauenberg, Falkenstein, Przibaniz nannten, zu ihrer durch eine Rose gekennzeichneten Sippe gehörten auch die Herren von Neuhaus, Klokot, Landstein, Gratzen. Im Uebrigen mögen nur die hier Erwähnung finden, welche durch ihren ausgedehnten Besitz am Nordrande Böhmens für uns in Betracht kommen. Neben den am Schwane des Schildes erkenntlichen Herren von Swamberg, Bor, Primda treffen wir im Nordwesten das in der meißnischen Geschichte vielgenannte Geschlecht der Hrabišice (nach dem Vornamen Grabissa), später nach dem Schloß Ryzemburg genannt, mit einem Rechen im Schilde, wie ihn ein im vorigen Jahr zu Rochlitz entdeckter Grabstein aus dem Ende des 13. Jahrhunderts zeigt.[10]) An dem großartigen Besitz dieses Geschlechtes, der sich tief in die Grafschaft Rochlitz nach Norden, vorübergehend nach Leisnig und Geithain erstreckte, erinnern noch heute die Städte Schlackenwert, Schlackenwald, die alte Burg Pirsenstein in Böhmen und Purschenstein in Sachsen, denn Slawko und Borso waren bis zum 15. Jahrhundert die gewöhnlichsten Rufnamen bei diesem Hause. Weiter östlich bis hin nach Bunzlau finden wir die Markwartice von Ralsko, später nach Wartemberg, auch nach Lämberg, Tetschen, Waldstein, Kost genannt, die ganze Sippe kenntlich an dem Löwen im Schilde, alsdann die Howora oder Hronow, nach Ronow oder Rodenau genannt und daher mit dem redenden Wappen zweier mit der Wurzel ausgerodeten Baumstämme. Zu der dadurch bezeichneten Sippe gehörten die von Leipa, Duba, Kostumlat, Zittaw, Lichtenburg, sowie der seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts mit dem Beinamen Berka auftretende Zweig, der einen wahrhaft fürstlichen Besitz sein Eigen nannte. Endlich mögen noch die Diwišice an der Sazawa erwähnt werden, von denen Zdislaw z Dimisow um 1240 Sternberg erbaute und davon Namen und Wappen entlehnte. Mit großer Wahrscheinlichkeit dürfen wir in den genannten mächtigen Geschlechtern mit schier unermeßlichem Landbesitz Nachkömmlinge der von den Przemysliden beseitigten Theilfürsten erblicken.

[10]) Noch im Jahre 1349 verkauften die Herren von Risemburg das Dorf Haselborn bei Hartmannsdorf, an der wilden Weißeritz, den Burggrafen von Meißen. Die Hussiten haben nachgehends das Dorf völlig verwüstet, seine Feldmark gehört heute zu Hartmannsdorf.

Bücherbesprechungen.

— Allgemeines deutsches Handelsgesetzbuch und Allgemeine deutsche Wechselordnung nebst Einführungs- und Ergänzungsgesetzen. (Ausgabe ohne Seerecht.) Erläutert durch die Rechtsprechung des Reichsgerichts und des vormaligen Reichs-Oberhandelsgerichts von Julius Basch, Justizrath, Rechtsanwalt und Notar in Berlin. 4. verbesserte Auflage. Berlin 1895. H. W. Müller. — Die vorliegende in der Praxis mit Recht sehr beliebte Handausgabe ist in der neuen Auflage durch Berücksichtigung der bisher veröffentlichten Reichsgerichtsentscheidungen und Aufnahme der Gesetze über Gesellschaften mit beschränkter Haftung, über Ergänzung des Wuchergesetzes, über Abzahlungsgeschäfte und des Gesetzes zum Schutze der Waarenbezeichnungen vervollständigt. Auch fördern Aenderungen in der äußeren Anordnung des Textes den praktischen Gebrauch der neuen Auflage. N.

△ Band 43 von Meinhold's juristischer Handbibliothek, redigirt vom Oberlandesgerichtsrath Hallbauer in Dresden (Leipzig, Albert Berger), enthält eine zum Handgebrauche für das steuerzahlende Publicum von G. Schaefer bearbeitete Zusammenstellung des königl. sächsischen Staats-Einkommensteuer-Gesetzes in der durch das Gesetz vom 10. März 1894 theilweise veränderten Fassung mit den das Publicum und nicht lediglich die Steuer-Veranlagungsbehörden interessirenden Ausführungsbestimmungen, denen das übliche Sachregister beigegeben ist. Zu weiteren Bemerkungen bietet die Ausgabe keinen Anlaß.

— Jahrbuch der Sächsischen Missionsconferenz für das Jahr 1895. Leipzig, H. G. Wallmann. 1 ℳ 50 ₰. — Das mit großer Sorgfalt zusammengestellte Jahrbuch bietet wieder einen solchen Reichthum von allerlei werthvollem Inhalt, daß wir angesichts der wiederholten Aufforderung der Redaction d. Bl. zur Kürze eben nichts weiter thun können, als die uns als werthvollste Theile des Ganzen erscheinenden Beiträge namhaft zu machen. Der berufenste Beurtheiler, Director v. Schwartz, giebt einen Ueberblick über die Lage der Tamulen-Mission, der verdiente Pastor Paul einen solchen über das Jahr 1894 mit seinen neuen Errungenschaften auf dem Gebiete der Mission, Pastor Hofstätter vom Missionshause beschreibt den Fortschritt der Leipziger Mission in Ostafrika, derselbe Pastor Paul unterzieht die neueste Missions-Literatur einer theilweise eingehenden Besprechung und Pastor Frieblein stellt ein Verzeichniß der auf der königl. Bibliothek in Dresden vorhandenen Afrika-Literatur auf. Die alle Jahre wiederkehrenden Notizen, die immer wieder ihren Werth haben, wollen wir damit ebensowenig, wie die übrigen Beiträge, für minder wichtig erklären, daß wir sie nicht im Einzelnen benennen. Aber erwähnt müssen die beiden Karten-Beilagen werden, von denen die eine das ganze Missionsgebiet von Ostafrika, die andere das Specialgebiet am Kilimandscharo deutlich darstellt. Das Jahrbuch ist als unentbehrlich für jeden Freund unserer Mission zu bezeichnen. B. K.

△ Von der „Encyklopädie der Naturwissenschaften", diesem von der Eduard Trewendt'schen Buchhandlung in Breslau herausgegebenen umfangreichsten Werke unserer naturwissenschaftlichen Literatur, sind sechs weitere Lieferungen erschienen. Die Lieferungen 86—89 der zweiten Abtheilung setzen das Handwörterbuch der Chemie fort. Die Lieferungen 24 und 25 der dritten Abtheilung beenden das der Physik und beginnen die achte und letzte Disciplin der Encyklopädie, die Astronomie, welche vom Vorstande der Karlsruher Sternwarte Professor Dr. Valentiner in Verbindung mit mehreren anderen deutschen und österreichischen Gelehrten bearbeitet wird. Der Herausgeber des Werkes Professor Dr. Ladenburg zeigt übrigens das Ableben zweier bewährter Mitarbeiter, des Professors Dr. Karl Heumann in Zürich und des Geh. Regierungsrathes Professor Dr. Pringsheim in Berlin, an.

— Der Patrouillenführer. Fortsetzung der praktischen Anleitung zur Ausbildung der Compagnie im Felddienst. Für den jungen Officier und Unterofficier. Von Hans Frhrn. v. Reitzenstein, Oberstlieutenant a. D. Dritte vermehrte und unter Berücksichtigung der Felddienstordnung 1894 verbesserte Auflage. Mit 15 lithogr. Tafeln und Abbildungen im Text. E. S. Mittler & Sohn, Berlin. 1,50 ℳ. — Das in dritter Auflage neu bearbeitete kleine Werk, welches in der Armee schon wohl bekannt ist, bespricht die verschiedenen Aufgaben des Patrouillenführers und giebt, in Anlehnung an die Felddienstordnung, einen Anhalt zu einer systematischen Ausbildung in dem so wichtigen Aufklärungsdienst. Den zweckmäßigen Rathschlägen im Allgemeinen zustimmend, können wir es nicht bei dem am Schlusse gewählten Beispiele; nach unserer Ansicht wird einem unberittenen Infanterie-Lieutenant ein derartiger Auftrag in Wirklichkeit wohl nie zufallen. H.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) vierteljährlich bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 60. Dienstag, den 21. Mai. 1895.

Victor Hugo und sein Verhältniß zum deutsch-französischen Kriege.

Zum 22. Mai 1895.

Victor Hugo war nicht nur gefeierter Poet, sondern auch Politiker, und dieser Doppelcharakter war es, der ihn bestimmte, auch uns, den Feinden in dem großen Kriege, näher zu treten. Um daher jenen Schritt zu verstehen und nach Gebühr zu würdigen, ist es vor Allem nöthig, in kurzen Worten auf des Dichters politische Entwickelung zurückzugreifen. Victor Marie Hugo, dessen zehnjähriger Todestag am 22. Mai wiederkehrt, war ursprünglich ein überzeugter Royalist und Anhänger der Legitimität vom reinsten Wasser. Auch die katholische Kirche fand in ihm einen begeisterten und infolge seiner glänzenden Beredtsamkeit erfolgreichen und geschätzten Vertheidiger ihrer Lehren. Seit der Julirevolution wandte er sich bestimmter den liberalen Doctrinen zu, um von 1848 ab zur äußersten Linken, der entschiedensten Demokratie, überzugehen. Treu blieb er sich während dieser Zeit auch in politischer Hinsicht nur in einem Punkte: seiner rückhaltslosen Verehrung für Napoleon I. Als aber der „Neffe des Ohms“ in jener Decembernacht den verhaßten Demokraten bis in ihre verborgensten Schlupfwinkel nachspürte, mußte auch Hugo fliehen. Auf der normännischen Insel Jersey im Canal fand er sein stilles „Patmos“, von dem aus er mit aufmerksamem Blick und leidenschaftlichen Geistes die Ereignisse im Vaterlande verfolgte. Von der auch ihm angebotenen Amnestie machte er keinen Gebrauch. Denn der begeisterte Verehrer der altnapoleonischen Legende war ein ebenso erbitterter und unversöhnlicher Gegner Napoleon's III. Zeugniß hiervon ist seine Schmähschrift: „Napoléon le petit“ (1851). Erst nach der Wiederaufrichtung der Republik (September 1870) kehrte er von seinem Felseneiland nach Paris zurück, um unter seinen Landsleuten in den Wirrnissen der Zeit eine gewisse geistige Führerrolle zu übernehmen. Als freilich später des Dichters einst ausgestreute Saat Früchte zu tragen begann, vor denen ihm, dem Manne der Theorie und der gleißenden Phrase, selbst ein heimliches Gruseln überkam, als die berüchtigte Commune, die ihn stolz zu den Ihrigen zählte, in der vandalischen Zerstörung der herrlichsten Kunstdenkmäler sich ihr Schand- und Brandmal setzte, da nützte selbst des „Genossen“ begeistertes Eintreten für die Erhaltung der Vendômesäule nichts: sie sank in Trümmer unter den Händen der entmenschten Mordbrenner. Der Dichter mußte erleben, was so Viele vor ihm zu ihrem höchsten Entsetzen erlebt hatten: die Schüler waren ihrem Herrn und Meister über den Kopf gewachsen, und die „Geister, die er rief, ward er nun nicht los“. — Kurz nach dem Sturze Napoleon's III. war es, daß Victor Hugo in schwungvollen Worten die deutsche Nation aufforderte, Frieden zu schließen mit der jungen Republik, in deren Namen er unserem Volke die Bruderhand entgegenstreckte. Es ist wahr: der Gedanke, nach den unvergleichlichen Ruhmestagen von Sedan den Krieg beendet zu wissen, hatte etwas ungemein Anheimelndes und war vielleicht auch Anderen aus der Seele gesprochen. Auch die weiteren Darlegungen des poetischen Unterhändlers waren an sich einwandfrei: die Frevelthat Napoleon's, mit der sich das französische Volk nicht eins wisse, sei gerächt und für den Sieger ein Grund, die französische Nation weiter zu bekriegen, nicht vorhanden. Aber die Hauptsache folgte, an der bekanntlich auch die Vermittelungsversuche der Diplomaten scheiterten. Wie die französischen Unterhändler, so hatte auch Victor Hugo kein Verständniß für die berechtigte deutsche Forderung eines Schutzwalles zur Abwehr künftiger französischer Rheingelüste. Wir sehen: der Dichter Hugo deckt sich mit dem Politiker Hugo vollständig. Wie jener als gefeiertes Haupt der romantischen Schule Frankreichs nur selten die concreten Verhältnisse des Lebens dichterisch zu erfassen und zu gestalten weiß, so hat auch der Politiker keine Ahnung von Verständniß für die praktischen Fragen der internationalen Staatskunst. Es ist der eitle, selbstsüchtige, nur die eigene „gloire“ kennende Franzose, der aus dem Himmel seiner Selbstvergötterung uns zurief: „Kein Fuß breit unseres Landes! Kein Stein von unseren Festungen!“ Dieses gedankenlose Pöbelgeschrei blieb Voraussetzung aller Friedens- und Versöhnungsversuche, mit denen auch er uns gegenübertrat. Nun ist gerade ein Dichter der allerschlechteste Vermittler, zumal ein solcher, der, wie Victor Hugo, im Grunde genommen nur in Einem sich treu geblieben ist, in seinem fanatischen Hasse gegen das Napoleonische Regime, im Uebrigen aber, trotz einer erklärten Anhänglichkeit an die Republik, auch in seinem politischen Glaubensbekenntniß der hohlen Phrase, der nebelhaften Unklarheit, dem Größenwahn eine allzu gewichtige Rolle zuwies. Denn auch für Hugo giebt es nur ein „heiliges“ Frankreich, für ihn, dem nicht immer das Heiligste in der Religion „heilig“ war, und Paris, das „Herz“ Frankreichs, bleibt auch für ihn der Mittelpunkt, der Inbegriff der „Civilisation“. Wer es wagen sollte, Paris anzugreifen, der begeht nach Victor Hugo ein nicht zu sühnendes Verbrechen an der Cultur, der Menschlichkeit, der Menschheit, und ist einfach ein Barbar. Das ist ungefähr der Gedankengang des Hugo'schen politischen Raisonnements. — Die Antwort von deutscher Seite blieb bekanntlich nicht aus. Sie erfolgte zunächst, wie wir es von unserem Bismarck, dem größten Realpolitiker, nicht anders erwarten durften, durch nachdrücklichste Verfolgung der schwer errungenen Siege, bis Paris, das angeblich uneinnehmbare, umzingelt und trotz aller Proteste zur Uebergabe genöthigt wurde. Aber dem Dichter wurde auch, wie ihm gebührte, in poetischer und nicht minder nachdrücklicher Weise erwidert. Rudolf v. Gottschall war es, der in jenem unvergleichlichen Gedichte „An Victor Hugo“ die Friedens- und Versöhnungsfaseleien des französischen Collegen unter der Lupe scharfsinnigster, historisch-ästhetischer Untersuchungen auf ihren wahren Gehalt prüfte und ebenso energisch als geistreich und sarkastisch zurückwies. Das Gedicht, das wir formell wie inhaltlich zu den besten Erzeugnissen der Gottschall'schen Muse zählen, hebt an:

„Aufgescheucht aus deines Patmos stillen Träumen sendest du
Einen Brudergruß der Völker jetzt dem deutschen Volke zu.
Eine Taube mit dem Oelzweig in der Sündfluth Wogendrang,
Willst mit priesterlichen Worten hemmen unsrer Waffen Gang!“

In schönen Worten macht dann der Dichter auf den Unterschied des wahren, von uns ersehnten Friedens von dem Scheinfrieden aufmerksam, wie er nach V. Hugo's Verlangen sich ergeben würde:

„Frieden! Heilig Wort des Lebens, alle Herzen schlagen dir!
Schöner, als des Lorbeers Kronen winkt uns deiner Palmen Zier!
Doch der jetzt mit Blut und Thränen sich dem Schooß des Kriegs entringt,
Ist der ew'ge Frieden nimmer, den das Lied der Dichter singt.“

Mit Recht erinnert dann Gottschall den friedenseifrigen Dichter daran, daß er im Juli nicht gegen die völkerrechtswidrige Drohung Napoleon's und dessen freiheitsfeindliches Beginnen Verwahrung eingelegt:

„Nicht den Marsch der Legionen hemmte kühner Freiheit That
Damals, als die freche Drohung jedes Völkerrecht zertrat.
Nimmer hat sie da ihr Banner uns zum freud'gen Gruß geschwenkt
Und im Dom der Invaliden der Cäsaren Ruhm versenkt.“

Prächtig geißelt er weiter die von uns bereits gekennzeichnete politische Wankelmüthigkeit des Dichters und erinnert an das ähnliche Beginnen früherer französischer Dichter, die mit Hugo politische Unreife und nationale Verblendung theilen:

„Und du selbst, ein wandelbarer Sänger wechselvoller Zeit,
Priesest in den Jugendliedern eines Cäsars Herrlichkeit,
Gleichwie um die Bundeslade David tanzend Hymnen sang,
Um die erz'ne Kaisersäule tanztest du mit Harfenklang."

Selbstverständlich bleibt auch Gottschall auf seiner Gegenforderung bestehen. Er thut dies mit den kraftvollen Worten:

„Gieb heraus die deutschen Lande, unsres Reiches Erb' und Gut,
Unser werde jetzt die Erde, wo der Helden Asche ruht!
Die verlornen Kinder lege wieder an der Mutter Herz,
Sühne für das Blut der Edeln, der Verlassnen Noth und Schmerz.

Hast zugleich du mit der alten deine neue Schuld bezahlt,
Dann zum Völkerfriedenstempel, der im Glanz des Geistes strahlt!
Jede Rache sei begraben, nie entweiht der Brudergruß!
Zwei vereinte Völker segnet dann der Menschheit Genius."

Die Drohung, die der Dichter am Schlusse seiner poetischen Epistel Victor Hugo gegenüber ausspricht und welche die Anschauung des gesammten deutschen Vaterlandes wiedergab, wurde bekanntlich infolge des Widerstandes der französischen Kriegspartei zur Wahrheit — Paris, die „Weltseele" nach Victor Hugo's überspannter Ausdrucksweise, mußte eben erst von dem eisernen Gürtel der deutschen Heere umklammert und zur Uebergabe gezwungen werden:

Saust — zum letzten Kampf! Wir nahen erzumpanzert, siegsgewiß,
Und so werde Saragossa, übermüth'ges Sybaris!
Völkermutter, welche grausam jetzt die Unsrigen verstieß,
Höhnend deines Sängers Preislied, weltvergiftendes Paris! — —

Das „Verbrechen gegen die Civilisation", das sich die Deutschen nach Hugo's Anschauung durch das nöthig gewordene Bombardement von Paris und die folgende Einnahme der Stadt zu Schulden kommen ließen, gab nun dem haßverblendeten Franzosen eine neue Veranlassung, im Jahre 1872 eine Schilderung des „Unglückes" seines Vaterlandes unter dem Titel „l'armée terrible" herauszugeben, die, was krasse Realistik, kühne Verleugnung der historischen Wahrheit, selbstgefällige Ruhmredigkeit und eine aller Vernunft hohnsprechende Schwülstigkeit der Form anbetrifft, ihres Gleichen sucht. Es scheint, als sei der Dichter durch den Erfolg der deutschen Waffen geradezu um alles gesunde Denken, um seinen Verstand gekommen. Keine Spur von weiser Selbsterkenntniß, die vor Allem ruhig den Ursachen des Unglücks nachzuforschen sucht, geschweige denn, daß er das Unvermeidliche als geschehen hinnähme und mit demselben sich abzufinden bemühte. Nichts als ein endloses Jammern und Klagen über das entsetzliche Unheil, das dem Vaterlande, dem „heiligen", widerfahren, über die angebliche Ruchlosigkeit der barbarischen Horden, die dies gewagt — und alles dies in einer Sprache, die für den, der sich eben nicht in des Dichters Seelenzustande befindet, trotz einzelner Schönheiten einfach ungenießbar ist. Oder was soll man dazu sagen, wenn er Frankreich in seinem vermeintlichen damaligen Zustande mit einem unglücklichen Wesen vergleicht, das in einem Misthaufen sitzt und sich mit einem Scherben den Eiter aus seinen Wunden kratzt?! In ähnlichen Bildern und Vergleichen liebt es Hugo zu frappiren, ohne in seiner Verblendung zu bedenken, daß eine derartige Schreibweise auf die Dauer abstoßend und anekelnd wirkt. Es ist zu bedauern, daß der französische Autor, der namentlich in seinen früheren Perioden keineswegs der politischen Einsicht ganz entbehrte, in seinen eingewurzelten Vorurtheilen vor Allem gegen Großthaten nichtfranzösischer Nationen derart befangen war, daß er nach der Katastrophe von Sedan selbst von seinen Landsleuten nicht immer für ernst genommen wurde. Wie ganz anders stünde der reichbeanlagte Dichter in der Weltliteratur da, wenn er sich, losgelöst von der philiströsen Beschränktheit nationaler Eitelkeit und Verblendung, zu den reineren Höhen der Menschheit emporgehoben hätte, wenn er in Wahrheit ein Bürger der großen, völkerumspannenden Republik der Geister hätte werden wollen, in der die Pflege der edelsten Güter der Menschheit, das Streben nach den höchsten Idealen alle gleichgearteten Seelen verbindet. Gerade an Victor Hugo bewahrheitet sich der Satz, daß der Dichter — Vergleiche mit unseren deutschen Verhältnissen liegen nahe — der denkbar schlechteste Politiker ist.

P. P.

Baumeister's Handbuch.*)

Das auf 4 Bände berechnete Werk, von dem bis jetzt I. 1 (Geschichte der Pädagogik von Theobald Ziegler) und Theile von III (Methodik und Didaktik des Lateinischen von Peter Dettweiler, Abth. 3, des Französischen von Wilhelm Münch, Abth. 5, des Englischen von Friedrich Glauning, Abth. 6, und der Geschichte von Oskar Jäger) ausgegeben worden sind, verspricht nach dem, was vorliegt, ein höchst werthvoller Besitz für unsere deutschen höheren Schulen zu werden, ist auch insoweit wohl geeignet, das Interesse weiterer Kreise zu erregen, daß eine kurze Hinweisung auf dasselbe auch in diesem Blatte am Platze sein möchte. Der erste Band soll außer der bereits erschienenen Geschichte der Pädagogik noch eine eingehende Orientirung über die Organisation des höheren Schulwesens in Europa bieten, den der Herausgeber, unterstützt von zahlreichen Mitarbeitern, zu liefern versprochen hat, der zweite wird der theoretischen und praktischen Erziehungs- und Unterrichtslehre gewidmet sein, der dritte und vierte der Didaktik und Methodik der einzelnen Unterrichtsfächer.

Etwas ganz Neues und Eigenartiges darf man sich von dem erwarten, was der Herausgeber in Aussicht gestellt hat. Die übrigen Themata sind so vielfach schon fachmännisch bearbeitet worden, auch in Verbindung miteinander, daß es im Wesentlichen dabei nur auf die Art der Durchführung ankommen kann. Nach dieser Seite ist man nach dem, was bereits vorliegt, und den Namen der noch nicht zum Worte gekommenen Mitarbeiter zu den besten Erwartungen berechtigt. Nicht weniger als 23 Fachmänner von bewährtem Rufe hat der 1830 zu Hamburg geborene Herausgeber, ehedem kaiserl. Schulrath in Elsaß-Lothringen, jetzt in München lebend, als Mitarbeiter für sein Unternehmen zu gewinnen gewußt. Bei der Auswahl derselben ist augenscheinlich nur die Rücksicht auf Tüchtigkeit und Sachkenntniß, nicht die auf das pädagogische Glaubensbekenntniß maßgebend gewesen. Wir freuen uns dessen. Die verschiedenen Richtungen der allgemeinen und besonderen Pädagogik machen sich im Reiche laut genug, so daß Jeder, der da nur will, ihre Stimme vernehmen kann. An didaktischen Wegweisern für verschiedene oder alle Fächer, in denen die Grundanschauungen einer bestimmten Schule oder eines Einzelnen durchgeführt werden, ist kein Mangel. Dagegen ist es ein dringendes Bedürfniß, daß nach dem tollen Durcheinander des Schulreformkampfes, an dem Berufene und Unberufene, Erfahrene und Unerfahrene, besonnene Neuerer und blinde Stürmer durcheinander sich betheiligt haben, einmal von älteren Fachmännern mit abgeklärtem Urtheil ruhig abgewogen wird, wie viel von dem als gut Gepriesenen neu und von dem Neuen gut sein möchte. Gilt es doch eine doppelte Gefahr zu verhüten, die eine, daß feurige Lehrer, zumal jugendliche, sich immer mehr in die Netze gewisser Einseitigkeiten verrennen, die im Schulkampfe über die Köpfe geworfen worden sind, und die andere nicht geringere, daß die ruhigeren Elemente, des vielen aufregenden Haders müde, allgemach wieder in den alten lieben Schlendrian einlenken. Ein greuliches Unwetter war die Schulreformbewegung, bei dem einem wohl grausen konnte, aber ein nöthiges und vielfach befruchtendes. Es kommt daher darauf an, daß nun erfahrene, bedächtige Männer Umschau auf den betroffenen Gefilden halten, den erlittenen Schaden abwägen gegen den gewährten Segen, vor Allem aber die Frage sich und Anderen beantworten: was ist nun zu thun? Daß von den Mitarbeitern nur einer in der Reichshauptstadt wirkt, 9 an anderen preußischen Orten, 4 in Bayern, 3 in den Reichslanden, je 2 in Sachsen und Hamburg, je 1 in Baden, Hessen und in Prag, ist keinesfalls bloßer Zufall. Die Einheitlichkeit des Werkes kann ja natürlich dadurch nicht gewinnen, daß die Bearbeiter der einzelnen Theile ihre persönlichen Erfahrungen in so verschiedenen Schulbezirken eingesammelt haben. Dafür wird aber eben hierdurch aufs Wirksamste jeder Einseitigkeit vorgebeugt. Im Schulkampfe haben die Großstädte die Hauptrolle gespielt, die Reichshauptstadt voran. Das hatte sein Bedenkliches. Angesichts der überfüllten großstädtischen Schulen unter „Mauer- und Pflaster-

*) Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen. In Verbindung mit zahlreichen Fachmännern herausgegeben von Dr. A. Baumeister. München, C. H. Beck. 1895 2c. Lex.-8°.

steinen" von Tag zu Tag kann dem begeistertsten Jugenderzieher gar leicht ein Theil seiner natürlichen pädagogischen Instincte abhanden kommen. Darum freuen wir uns, daß auch Stimmen aus Orten wie Ilfeld, Marienwerder, Bensheim ꝛc. sich im „Handbuche" vernehmlich machen werden, bez. bereits gemacht haben.

An diese zur allgemeinen Orientirung über das Unternehmen dienenden Auslassungen verstatten wir uns noch eine ganz kurze Besprechung der kürzlich erschienenen Didaktik des Französischen (von Provinzialschulrath W. Münch in Koblenz) und des Englischen (von dem Stadtschulrath zu Nürnberg Prof. Dr. Friedrich Glauning) zu knüpfen, da für den schulmäßigen Betrieb dieser Sprachen sich alle Welt interessirt und auf diesem Gebiete seit dem Quo usque tandem-Weckrufe von 1882 der Kampf der Meinungen bekanntlich am ärgsten getobt hat. Die beiden Arbeiten haben eine ganze Reihe gemeinsamer Vorzüge. Verfaßt von vielerfahrenen Pädagogen, dazu Männern anerkannten literarischen Rufes auf neusprachlichem Gebiete, sind beide unter thunlichster Fernhaltung aller vagen Allgemeinheiten wie andrerseits in löblicher Unabhängigkeit von bestehenden Cliquenzusammenhängen ganz vornehmlich auf ruhig-sachliche und praktisch-umsichtige Erörterung der zahlreichen einschlagenden Einzelfragen bedacht. Gemeinsam ist ihnen auch die gewissenhafteste Berücksichtigung der neueren Reformbewegungen und das Bestreben, diesen nach Möglichkeit gerecht zu werden; ja man kann wohl sagen, daß jeder der beiden Verfasser im Wesentlichen der neuen Richtung zugethan ist und nur Einseitigkeiten gegenüber sich ablehnend verhält. Vor gewissen Uebertreibungen (z. B. vor eingehender Behandlung der Phonetik in der Schule, mehr oder weniger schroffer Ablehnung des synthetischen Unterrichts in der Grammatik, der Uebersetzungen in die fremde Sprache, der „Einzelsätze", vor ausschließlicher Beschäftigung mit Stoffgebieten aus dem französischen, bez. englischen Leben ꝛc.) warnt der eine wie der andere, ohne die Wahrheitsmomente zu verkennen, die in allen diesen Forderungen enthalten sind. Die Sprachübungen werden hier wie dort kräftigst betont, freilich nicht in dem Sinne, als ob diese, wie manche Heißsporne wohl möchten, das A und O des betreffenden Unterrichts zu sein hätten. Einer erheblichen Beschränkung der schriftlichen Uebersetzung deutscher Texte in die Fremdsprache reden beide Verfasser — wenn auch in nicht ganz gleicher Weise — das Wort, indem sie für eine Vorbereitung der „freien Aufsätze" durch leichtere Vorübungen verschiedener Art eintreten. Das wichtige Capitel „Lectüre" findet für das Englische wie für das Französische eine gründliche Behandlung in Ernst und Würde. Dem neuerdings vielfach unter der Hand hervorgetretenen Bestreben, ein classisches Meisterwerk nach dem andern durch leichtere Waare zu ersetzen um der Einführung der Schüler in die Umgangssprache und die Quisquilien des Alltagsverkehrs willen, wird weder von Glauning noch von Münch Vorschub geleistet, wenn auch der Erstgenannte bei der bescheidnen Stundenzahl, über die das Englische an den meisten Anstalten verfügt, dieser Richtung etwas weitergehende Zugeständnisse unbedenklich machen durfte.

Daß Alles, was aus der Feder von Wilhelm Münch fließt, nicht nur gediegen, sondern auch noch von einem besondern Zauber umflossen und über das Interessengebiet, das er gerade behandelt, hinaus anregend zu wirken geeignet ist, weiß Jeder, der von diesem feinsinnigen Pädagogen und Meister vornehmen Stils das oder jenes gelesen hat. Die Didaktik des Französischen steht in dieser Beziehung hinter seinen früheren Schriften nicht zurück. Gleich das erste Capitel „Einleitende Betrachtungen" hat entschieden einen großen Wurf und zeigt den Verfasser auf einer Warte stehend, zu der viele treue Schulmänner nur aufschauen können. Aber auch in den nachfolgenden mehr nüchtern gehaltenen Erörterungen finden sich neben zahlreichen feinen Beobachtungen und graziösen Bemerkungen auch Sätze eingestreut, die Jedermann als groß gedacht und bedeutend besonderer Beachtung werth halten wird. Auch der Schlußanhang „Der Lehrer des Französischen", welcher u. A. eine ernste Warnung vor dem „Herabsinken zu einer neuen Auflage des „maître de langue" enthält, hat seinen ganz eigenartigen Reiz. Was von S. 56—64 betreffs der Uebersetzung classischer französischer Werke ins Deutsche gesagt wird, ist sicher in hohem Grade beachtenswerth. Bei aller Werthschätzung des Französischen verkennt der Verf. keineswegs, daß zahlreiche Stellen in französischen Schriftstücken lediglich wegen der Ausdrucksweise uns Deutschen unsympathisch sind, jedenfalls gründlich fremdartig. Für die Uebertragung auf der höheren Stufe stellt er daher (S. 56) den Satz auf, die fremden Gedanken oder Empfindungen möchten so ausgedrückt werden, „wie sie, wenn innerhalb unserer Sprache entstanden, ausgedrückt sein würden". Das nennt man eigentlich nicht mehr Uebersetzung, sondern Umdichtung. Aber was kommt aufs Wort an? Wenn wir Racine oder Corneille mit unseren Primanern lesen, sind wir es diesen wie den Schriftstellern schuldig, daß wir deren schönste Stellen nicht durch peinliche Uebertragung des Wortlauts, wenn dieser unserem Geschmacke durchaus nicht entspricht, verhunzen oder lächerlich machen. „Der letzte Zweck bei unserem französischen Unterricht ist trotz allem nicht das Können dieser Sprache um jeden Preis" (S. 35). „Soll der Betrieb der lebenden Sprache ganz vorwiegend in eine Art von technischer Schulung münden oder Einführung in eine vornehme Gedankenwelt doch das wesentlichere oder mindestens ein wesentliches Ziel bleiben?" (S. 9). „Eine fremde Sprache wirklich sprechen zu können, ist so viel mehr als der Unbefangene glaubt, daß man weit unter dem Ziele bleiben und doch schon sehr viel Bemühung aufgewandt haben kann. — Es gilt deshalb wiederum, das Ziel gewissermaßen auf halber Höhe zu setzen, um so weit wirklich zu gelangen" (S. 21).

Wie viel Nachdenken und Amtserfahrung ist allein in diesen drei Sätzen niedergelegt! Und wie wohlthuend wirken sie in ihrer Schlichtheit gegenüber den Bravaden und Fanfarenverheißungen in so mancher Schulreformbrochure! Widerspruch wird Münch im Einzelnen ohne Zweifel erfahren, da er nicht sich dazu herbeigelassen hat, so mit den Wölfen zu heulen, wie der oder jener es sich vielleicht gewünscht haben würde. Stolz müßten aber doch alle Vertreter des Französischen darauf sein, daß ihr Fach einen solchen Wortführer gefunden hat, den auch die ehren müssen, welche mit ihm nicht allenthalben zusammenstimmen. V.

Sonstige Bücherbesprechungen.

△ Das 7. Heft der Vorträge über Gesetzeskunde und Verwaltung. Hilfsmittel zur Vorbereitung für die Beamten-Prüfungen, herausgegeben vom Verein der Finanz-Beamten in Dresden (Dresden, Conrad Weiske'sche Buchhandlung), stellt in allgemeinen Umrissen die Verhältnisse der Civilstaatsdiener im Königreiche Sachsen auf Grund der einschlagenden gesetzlichen Bestimmungen dar — Anstellung, Dienstverhältnisse und Einkommen, Beendigung des Staatsdienstes, Pensionsverhältnisse der Staatsdiener und ihrer Hinterbliebenen, Disciplinarverfahren —. Wenn in der Ankündigung dieser Hefte auf deren billigen Preis (je 40 ₰) hingewiesen wird, so möchten wir doch bemerken, daß derselbe dem geringen Umfange und dem lediglich reproducirenden Inhalte gerade etwa entspricht und daß die Anschaffung der einzelnen Hefte schließlich doch theurer zu stehen kommen wird, als eine zusammenhängende Darstellung der einzelnen Materien im Ganzen herzustellen kosten würde.

j.— Allgemeine Kunstgeschichte von Prof. Dr. Alwin Schultz. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. Separat-Conto. 1895. 30 Lieferungen. à 2 ℳ — Von dem umfangreichen, auf vier Bände berechneten Werke des bekannten Prager Professors ist die 2. und 3. Lieferung erschienen. Ausstattung, Illustrationen und Inhalt machen den besten Eindruck. Der Text ist ausschließlich der Architekturgeschichte gewidmet und führt von den großen Vertretern der italienischen Hochrenaissance, von Vignola und Palladio hinüber zum Barockstil in Italien und Spanien, zur Geschichte der Früh- und Spätrenaissance in Frankreich, Belgien und den Niederlanden und in Deutschland. Die Darstellung ist sehr übersichtlich und klar und hält sich dem allgemein gehaltenen Charakter des Werkes entsprechend mit Glück von den doctrinären Betrachtungen fern. Die Fülle der Textabbildungen, zu denen zu Seite 53 zu berichtigen ist, daß sich Palladio's Palazzo Chieragati nicht in Venedig, sondern in Vicenza befindet, ist nicht unmittelbar durch photographische Originalaufnahmen hergestellt, sondern nach getuschten Umzeichnungen, durch die eine größere Klarheit der architektonischen Einzelheiten und Feinheiten erreicht wird. Die Tafeln sind meist durch Aetzungsverfahren hergestellt und zwar bei Gemälden nach älteren Kupferstichen, die ab und zu ja nicht den Eindruck des Unmittelbaren machen wie die Photographien, dafür aber dem gegenständlichen Verständniß mehr zu Hilfe kommen als jene. Dem Werke muß man recht viele Freunde wünschen.

— Historische Zeitschrift. Herausgegeben von Heinrich v. Sybel und Friedrich Meinecke. Der ganzen Reihe 74. Band (Neue Folge 38. Band). 3. Heft. München und

Leipzig, R. Oldenbourg. 1895. — Das vorliegende Heft der Historischen Zeitschrift, mit dem der 74. Band abschließt, enthält nur zwei größere Aufsätze, die auf sehr verschiedenen Gebieten die Ergebnisse sorgfältiger Specialforschungen wiedergeben. J. Haller handelt über „die Protokolle des Concils zu Basel"; er untersucht eine in der Nationalbibliothek zu Paris aufbewahrte Handschrift, die bisher unter dem Titel „Liber diurnus Petri Bruneti" bekannt war, und stellt durch Vergleichung mit zwei vaticanischen Handschriften fest, daß dieselbe eine für Petrus Bruneti, den einflußreichsten unter den Notaren des Baseler Concils, gefertigte Abschrift aus den officiellen Protokollen des Baseler Concils für die Jahre 1432—1436 und somit eine der wichtigsten Quellen für die Geschichte des Baseler Concils ist. Als Probe wird das Protokoll der General-Congregation vom 2. October 1433 beigefügt. Ebenfalls im Wesentlichen eine Quellenuntersuchung ist der Aufsatz von Moritz Richter „Untersuchungen über die pfälzische Politik am Ende des Jahres 1622 und zu Anfang des Jahres 1623". Er handelt über eine kleine in der 2. Ausgabe von Londorp's Acta publica abgedruckte Schrift „Extract des schwarzen Registers am kaiserlichen Hofe", die auf Grund aufgefangener Briefe die Verhandlungen und Entwürfe des „Winterkönigs" im Winter 1622/23 von einem dem Letzteren feindseligen Standpunkte aus darstellt. Hauptsächlich um drei Entwürfe handelt es sich: das „Septentrionalische Wesen", d. h. ein geplantes Bündniß, für das der Beitritt von Schweden, Dänemark und England, ferner von Sachsen, Brandenburg und Hessen ins Auge gefaßt war; ferner das „Mansfeldische Wesen", den Einfall Mansfeld's in Norddeutschland (November 1622) und endlich das „Orientalische Wesen", die Vorbereitung zu dem erneuten Kampfe Bethlen Gabor's mit der ungarischen Krone, der im August 1623 zum Ausbruche kam. Der Verfasser, der sich auf einem ihm bis ins Einzelne vertrauten Gebiete bewegt, vergleicht das, was sonst actenmäßig über diese Projecte zu ermitteln war, mit den Angaben der genannten kleinen Schrift und kommt zu dem Ergebnisse, daß dieselbe auf echten Acten beruht, die freilich bis jetzt nicht aufgefunden worden sind, und sehr wohl zur Ergänzung der bisherigen Quellen verwerthet werden kann. „Festhalten darf man schon jetzt daran, daß die Pfälzer im Einvernehmen mit dem Prinzen Moritz von Oranien im Januar 1623 einen dreifachen Angriff — gegen die Rheinpfalz, gegen die Oberpfalz und Bayern, gegen Ungarn und Böhmen — zu Stande zu bringen suchten und daß die damals schon vollzogene Waffenerhebung Mansfeld's und Halberstadt's einerseits und der in Vorbereitung befindliche Losbruch Bethlen's andererseits durch jene Bemühungen zum Theil veranlaßt wurden." Inhaltlich nahe verwandt ist der bei Londorp gedruckte Extract mit einem im Münchner Archiv handschriftlich erhaltenen Verzeichniß von Correspondenten und heimlichen Kundschaftern, dessen Verfasser wahrscheinlich der Rath des Herzogs Maximilian von Bayern Dr. Lenker ist; beide Aufsätze gehen auf die nämliche Quelle zurück, einen Extract wohl aus den im Sept. 1622 durch ebendenselben Lenker im kurpfälzischen Archiv zu Heidelberg beschlagnahmten Briefen. Kleinere Mittheilungen haben beigetragen Friedrich Koepp, der die Entstehung der bekannten Erzählung über Krösus auf dem Scheiterhaufen untersucht, und P. B(ailleu) über Napoleon's Verhandlungen mit den Bourbonen im Jahre 1803, die deren formelle Verzichtleistung zum Ziele hatten; König Friedrich Wilhelm III. hat dabei den Vermittler gespielt. Ein reichhaltiger Literaturbericht und Notizen und Nachrichten schließen das Heft. —m—.

— Jahrbuch der Astronomie und Geophysik. (Astrophysik, Meteorologie, physikalische Erdkunde.) Herausgegeben von Dr. Hermann J. Klein. V. Jahrgang 1894. Mit 5 Lichtdruck- und Chromotafeln. Eduard Heinrich Mayer, Leipzig, 1895. — Dieser neue Jahrgang entspricht nach Form und Inhalt genau den früheren und giebt kurze Referate über die im Jahre 1894 erschienene Literatur auf den Gebieten der Astronomie und Geophysik. Als Quellennachweis ist das Jahrbuch sicher Manchem von Werth. P.

— Spamer's Illustrirte Weltgeschichte. Mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte unter Mitwirkung anderer bewährter Fachmänner neubearbeitet und bis zur Gegenwart fortgeführt von Prof. Dr. Otto Kämmel und Dr. Konrad Sturmhoefel. 3. völlig neugestaltete Auflage. Achter Band. Geschichte der neuesten Zeit Bd. I (bearb. von Konrad Sturmhoefel). Mit 276 Text-Abbildungen sowie 28 Beilagen und Karten. Leipzig, Otto Spamer. 1895. XII, 692 SS. 8°. Geh. 8 ℳ 50. Geb. 10 ℳ. — Der vorliegende stattliche Band, mit dem die schnell fortschreitende 3. Auflage der Spamer'schen Weltgeschichte die Darstellung der neuesten Zeit beginnt, umfaßt einen Zeitraum von kaum 20 Jahren (1789—1808). Ein erster Abschnitt behandelt die französische Revolution und die gleichzeitigen Ereignisse, wie den Untergang Polens und das Ende König Gustav's III. von Schweden. Ein zweiter, betitelt „die französische Militärmonarchie, ihr Werden und Wachsen", führt die Geschichte Napoleon's bis zur Höhe seiner Macht. Ein Zeitraum, der wie wenige nur in weltgeschichtlicher Darstellung bearbeitet werden kann, aber dem Verfasser auch eine Fülle der größten Schwierigkeiten bietet. K. Sturmhoefel, der ein im Vergleich mit den früheren Auflagen völlig neues Werk geschaffen, hat diese Schwierigkeiten glücklich zu überwinden gewußt; auf Grund sorgsamster Benutzung der reichen bisherigen Literatur und mit großem formellen Geschick bietet er ein trefflich abgerundetes Bild jener schicksalsreichen Zeit, das sowohl den Fachmann als insbesondere auch den Laien, für den es ja in erster Linie bestimmt ist, befriedigen kann. Auch die illustrative Ausstattung bezeichnet einen bedeutenden Fortschritt gegenüber den ersten Auflagen und verdient das Lob, das wir in dieser Hinsicht den früheren Bänden gezollt haben. Nur eins bleibt uns räthselhaft: wie es dem Verfasser gelingen wird, dem Plane des Verlegers gemäß die Zeit von 1808 bis zur Gegenwart in einem einzigen Schlußbande darzustellen, ohne daß er seiner bisherigen Behandlungsweise völlig untreu wird? —m—.

— „Herr und Diener" (Chasja'n i Rabotnik). Erzählung aus dem russischen Volksleben von Graf Leo Tolstoi. Deutsch von Dr. Hermann Roskoschny. Verlag von Neufeld und Henius, Berlin SW. — Tolstoi ist immer derselbe, ein Werk von ihm gleicht im Großen und Ganzen völlig dem anderen; nur wenige nehmen in der Reihe seiner Bücher eine Ausnahmestellung ein, wie z. B. „Anna Karenina" und die viel beschriene „Kreutzersonate". Tendenziös, und zwar einseitig tendenziös sind sie alle. Der religiös-sociale Standpunkt des russischen Zola, wie man Tolstoi wohl mit einiger Vorsicht nennen kann, ist schon heute für die Kritik und wird nach hundert Jahren für alle Welt von weit größerem Interesse sein, als sein literarischer. Er ist immer in erster Linie Ethnograph und Culturhistoriker und das stets mehr, als Dichter, obwohl kein einziges seiner Bücher ganz ohne poetischen Gehalt ist; so weist namentlich der Schluß von „Herr und Diener" in dieser Hinsicht reiche Schönheiten auf. Als russischer Sittenschilderer, als Kenner und Verherrlicher der Armen und Unterdrückten seines Volkes in Sonderheit, darf Graf Leo nur mit Puschkin und Turgeniew in einem Athem genannt werden, ja er wirkt meistens bedeutend stärker und unmittelbarer, als diese beiden classischen Erzähler, und besitzt mehr Temperament, mehr leidenschaftliches Mitempfinden für seine Helden. Freilich läßt er sich dadurch fast immer zu übertriebener Parteinahme für die Menschen nach seinem Herzen verleiten, und im Verein mit seiner überall durchzufühlenden, predigerhaften Tendenz stört das bisweilen den Genuß an seinen Büchern als literarischen Kunstwerken ganz empfindlich. Daß dabei auch die Charakteristik leiden muß, ist selbstverständlich. So fällt auch hier alles Licht auf den armen, pflichtgetreuen Nikita — das Tolstoi'sche Ideal des russischen Volkscharakters — während sein reicher geiziger und gewinnsüchtiger Herr Wessili Andrejitsch — der Typus der russischen Bourgeoisie — arg in den Schatten gerückt wird, woran selbst die Verklärung durch seinen Heldentod für Nikita wenig ändert. In jedem neuen Buche tritt Tolstoi's ausgesprochene Anhängerschaft an das Kunstprincip „l'art pour la vie" stärker hervor. Die Uebersetzung von Roskoschny wird von anderen z. B. von der Adolf Garbell's — es sind mindestens sechs verschiedene Verdeutschungen der Novelle in den letzten Wochen erschienen — bedeutend übertroffen. — Nicht ohne Interesse dürfte es für unsere Leser sein, einiges über die Verlagsbedingungen der Schrift zu hören. Ein amerikanischer Verleger wollte sie mit zwei Dollars das Wort honoriren, wenn Tolstoi ihm die erste Veröffentlichung in englischer Sprache überließe; der Verleger der „Niwa", der russischen „Gartenlaube", bot tausend Rubel pro Bogen für die erste Publication in russischer Sprache. Der gräfliche Autor, der bekanntlich jedes persönliche Honorar für seine Arbeiten ablehnt, ließ aber die Erzählung ruhig in der St. Petersburger Monatsschrift „Sjewerni Waestnik" erscheinen, in der bis jetzt fast alle seine Geisteskinder aus der Taufe gehoben worden sind. P. A.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 61. Mittwoch, den 22. Mai. 1895.

Harrow Schule.

Ein vornehmes englisches Alumnat.

Von H. v. N. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Während die englische Volksschule durch die Gesetzgebung seit dem Jahre 1870 auf gesicherte Grundlagen gestellt und mit Ueberlegung geordnet worden ist, enthält sich der Staat gegenüber dem mittleren und höheren Bildungswesen noch immer grundsätzlich der Einmischung. Alle diejenigen Bedenken, welche dem Engländer gegen jeden staatlichen Eingriff in Erziehung und Unterricht zu sprechen scheinen und welche in der Hauptsache darauf hinauslaufen, daß Erziehung und Unterricht Sache des Individuums und insbesondere der Eltern sei, bestehen natürlich in erhöhtem Maße gegenüber einer staatlichen Regelung des höhern Bildungswesens, durch welches mehr als die nothdürftigen, für Jedermann unentbehrlichen Elementarkenntnisse vorgesorgt werden sollen. Auch der mittelbare Zwang, welchen der Staat durch seine Anforderungen an den künftigen Staatsbürger auf die höheren Bildungsanstalten im übrigen Europa ausübt, entfällt zum großen Theil in England, wo kein Freiwilligenzeugniß zu verdienen ist, und der Zugang zu den wissenschaftlichen Berufen wie des Arztes, Juristen, Geistlichen nicht regelmäßig durch das Abiturienten- und Universitäts-Examen sich öffnet. So sind die Dinge gegangen, wie sie gehen mochten und gehen konnten, und das Ergebniß ist, wie unumwunden allgemein anerkannt wird, die völlige Regellosigkeit, Lückenhaftigkeit und Unzulänglichkeit des mittleren und höheren Schulwesens. In erheblichstem Umfang hat sich das Bedürfniß der bürgerlichen Stände nach Bildung vermehrt und vertieft. In der großen Frage, was Bildung sei und wie sie am Besten zu der Jugend gebracht werde, ringen die Parteien mit einander, die einen den Geist der Zeit, die anderen Ueberlieferung und Erfahrung für sich in Anspruch nehmend. Aber die Befriedigung jenes Bedürfnisses, die Lösung dieser Fragen erfolgt immer nur örtlich, von Fall zu Fall, man möchte sagen zufällig. So ist eine unübersehbare Mannigfaltigkeit entstanden, welche erst die jüngst begonnene parlamentarische Enquête einigermaßen zu übersehen ermöglichen wird.

Aus diesem Chaos hebt sich noch immer am Deutlichsten das Schulleben der obersten Zehntausend, derjenigen Stände heraus, die, was immer auch die Zukunft bringen möge, bis jetzt England gemacht und beherrscht, ihm Staatsmänner und Feldherren, Parlamentarier und Beamte gegeben haben, und deren Vertreter der typische englische gentleman ist.

Die Erziehung des jungen Engländers aus guter Familie, welche sich zur ersten Gesellschaft rechnet, erfolgt in normaler Weise, das heißt wenn die Vermögensverhältnisse es irgend gestatten, in einer der great public schools, der sog. großen Schulen des Landes, welche ungefähr ein Dutzend an der Zahl im Großen und Ganzen trotz vieler Verschiedenheiten dieselbe Art der Erziehung gewähren: der im Ausland bekannte Typus englischer Erziehung, bei welchem allerdings zu beachten ist, daß er nicht für die breiten Massen der sog. gebildeten und besitzenden Stände, sondern nur für verhältnißmäßig wenig Auserwählte erreichbar ist.

Unter diesen großen Schulen sind diejenigen zu Eton und Harrow die bekanntesten und angesehensten. Eton zu Füßen des königl. Windsor an der Themse reizend gelegen, ist die ältere von beiden und wird von dem Adel bevorzugt. Aber die Leistungen von Harrow gelten als bessere, jedenfalls hat man sich hier mehr als in Eton bemüht, den Anforderungen der Zeit Rechnung zu tragen, sodaß die Schule von Harrow als die vorzüglichste Vertreterin ihrer Gattung angesehen werden darf.

Harrow liegt auf einem mit Eichen und Ulmen bestandenen, mächtigen Hügel, welcher sich etwa zwei Stunden nördlich von London erhebt, und wird viel wegen seiner Lage als Harrow on the Hill gefeiert. Von dem kleinen Kirchhof hat man einen berühmten Blick über die weite Ebene, und die Schulüberlieferung meldet, wie oft und gern Byron als Schüler hier zu sitzen und zu träumen pflegte. Beinahe alle diese großen Schulen liegen so auf dem Lande, an der Außenseite eines kleinen ruhigen Städtchens, das sich von ihnen nährt. Gegründet worden ist die Schule von Harrow 1571 unter Elisabeth, und diese Verknüpfung mit der großen Königin, der Good Queen Bess, ist eine Quelle besonderen Stolzes.

Harrow ist eine Stiftungsschule. Die Schule wird aus den Mitteln der Stiftung unterhalten und vom Stiftungsrath völlig unabhängig, nicht etwa unter Oberaufsicht von Behörden, verwaltet. Aus sehr bescheidenen Anfängen herausgewachsen, ist sie heute mit Ländereien und Einkünften reich ausgestattet, und im Stiftungsrath sitzen die Großen des Reiches. Schüler von Harrow oder gar Eton gewesen zu sein, ist eine sociale Auszeichnung und schwerwiegende Empfehlung für das spätere Leben. Es stellt gesellschaftlich auf eine hohe Stufe wie etwa die Mitgliedschaft eines vornehmen Clubs. Es gewährt auch dem Sohne des Emporkömmlings wenigstens die Möglichkeit, persönliche Beziehungen zu den Söhnen des Adels anzuknüpfen. Und der Großkrämer, wie englische Satiriker bemerken, lechzt danach, daß sein Junge sich mit einem künftigen Herzog geprügelt hat und vielleicht später von ihm wiedererkannt wird. Der Andrang nach Harrow und Eton ist daher sehr stark. Vielfach werden Knaben schon bei ihrer Geburt in die Listen vorgemerkt, um sicher aufgenommen zu werden. Trotz des Reichthums der Schule sind daher die Unkosten für die Schüler sehr bedeutend. An die Schule sind blos für Unterricht und Benutzung verschiedener Einrichtungen jährlich an 1000 ℳ zu zahlen. Dazu kommt der Pensionspreis. Nahezu alle Schüler leben als Pensionäre bei Lehrern, in sog. „Häusern“. Es giebt große „Häuser“ mit 30—40 Schülern, deren jeder 1800 ℳ zahlt, und kleine Häuser mit 9 Schülern, deren jeder 2700 ℳ zahlt, so daß also ein Schüler, abgesehen von Kleidung, Schulbüchern &c., etwa 3—4000 ℳ jährlich kostet. Ueberdies sind die Ferien, welche der Schüler natürlich zu Hause verbringt, lang; zu Ostern 3, im Sommer 7—8, zu Weihnachten 5 Wochen. Gelegentlich wird auch noch eine Woche mehr bewilligt. So beklagten sich im Sommer 1893 mehrere Eltern bitter, daß aus Anlaß der Vermählung des Herzogs von York die Ferien um eine Woche verlängert worden waren und Schule und Lehrer einen ungerechtfertigten Gewinn machten. An Aufnahmegebühren sind an die Schule 120 ℳ und an das „Haus“ 200 ℳ zu entrichten. Eton ist noch kostspieliger. Allerdings werden in Eton 70 Freistellen und in Harrow eine Anzahl von Preisen und Stipendien vergeben, welche zwischen 2000—600 ℳ jährlich betragen. Die Bewerbung ist vollkommen frei. Die Vertheilung erfolgt auf Grund von Prüfungen, an denen Söhne des Adels wie des Bürgerthums aller Abstufungen theilnehmen, früher erfolgte sie vielfach nach Geburt oder Gunst. Die Stiftungsschulen waren ursprünglich auch den unteren Volksschichten zugänglich. Nachdem sie thatsächlich von den obersten Zehntausend mit Beschlag belegt worden waren, soweit sie nicht Schüler allerniedrigster Ordnung waren, hat die demokratische Entwickelung der letzten Jahrzehnte doch wieder erreicht, daß auch zu so aristokratischen Schulen wie

Eton und Harrow eine allerdings beschränkte Anzahl von Stellen lediglich nach Befähigung und Verdienst, wie sie sich durch die Prüfung erweisen, vergeben werden. Den Gebühren der Schüler entsprechen die Einkommensverhältnisse der Lehrer. Ein „Haus" zu halten, bringt Einnahmen, welche die Besoldung der höchsten deutschen Beamten übersteigen. Der headmaster, Rector einer der großen Stiftungsschulen, bezieht vollends 100—150000 ℳ jährlich und hat einen hohen gesellschaftlichen Rang. Die meisten Rectoren gehören dem geistlichen Stande an, unter den Lehrern dagegen überwiegen die Laien. Nahezu alle haben die Universität Oxford oder Cambridge besucht. Viele sind alte Schüler der Schule, an welcher sie lehren. In Eton ist dies Grundsatz. Lehrer und Schüler stehen so annähernd auf einer gesellschaftlichen Stufe. Sie sind und sollen werden gentlemen mit denselben Grundanschauungen und Manieren.

Das ganze Schulleben beruht auf dem Haus-System. Nicht eine große Caserne nimmt die etwa 600 Zöglinge von Harrow oder die etwa 1000 Zöglinge von Eton auf, mit streng geregelter, den Willen des Einzelnen beugender und beherrschender Ordnung. Die „Häuser", in denen die Schüler in kleineren Abtheilungen unter den Augen des für sie von ihren Eltern ausgewählten Lehrers leben, sind Villen, die in Harrow anmuthig am Berghang in schattigen Gärten liegen. In der Regel hat jeder Schüler sein Zimmer für sich, in dem allerdings nur Bett, Tisch, Schrank und Stuhl Platz finden, aber doch ein kleines, für Andere abgeschlossenes home. Hierher kann er sich nach dem Unterricht beliebig zurückziehen. Die Mahlzeiten sind natürlich gemeinsam. Sie sind gut und kräftig, dreimal am Tage Fleisch, als Getränk Thee und leichtes Bier. Zu dem Unterricht, Abends, und zu den Mahlzeiten haben die Schüler pünktlich zu erscheinen. Desgleichen finden täglich Schulappelle statt. Aber was der Einzelne, auch der Jüngste während seiner Freistunden vornehmen will, bleibt ihm überlassen. Er geht nach Belieben aus und ein, er mag stundenlang in der Umgegend umherschweifen, auf einem Baum im Garten sitzen oder in seinem Zimmer lesen, das kümmert Niemand. Nur wenn er sich andauernd von den Spielen und Sports, die viel freie Zeit ausfüllen, entfernt halten wollte, würde er natürlich schärfer beaufsichtigt werden. Von dem Eingeschlossensein in einem Haus und Garten, von dem Ausgetriebenwerden, bei welchem die Schüler paarweise gelangweilten Schrittes durch die Straßen ziehen, weiß der Harrowboy nichts. Weder er noch seine Lehrer verstehen unser System. Die Schüler der obersten Classe üben über die anderen eine förmliche Disciplinargewalt aus, welche bis zu dem Recht geht, die Ruthe zu geben. Das Zusammenleben großer und kleiner Jungen führt naturgemäß zu einer Unterdrückung der Schwächeren, und noch vor wenigen Jahrzehnten herrschte der Pennalismus in geradezu barbarischer Weise. Da kam vor etwa 40 Jahren der Rector von Rugby, einer der andern großen Schulen, Arnold, auf den Gedanken, den natürlichen Zustand, daß der ältere und stärkere Junge Autorität über den jüngeren in Anspruch nimmt, zu legalisiren und dadurch nicht blos von seinen schlimmsten Auswüchsen zu befreien, sondern ihn auch für die Schulzucht nutzbar zu machen. Die ältesten und obersten Schüler sind daher die anerkannten Vorgesetzten aller andern, einerseits für deren Haltung verantwortlich, befugt und verpflichtet, gegen kleinere Ungehörigkeiten selbst einzuschreiten, größere anzuzeigen, andrerseits berechtigt, kleine häusliche Dienste zu verlangen (fagging). Jedes Haus und die gesammte Schule hat ihren headboy, Obersten, der auch den Lehrern und dem Rector gegenüber eine Vertrauensstellung einnimmt und sogar eine gewisse Autorität hat. Bei groben Vergehungen wird er in der Regel über die Strafe gehört, in einigen großen Schulen wird die Strafe sogar von dem Rathe der Hausobersten vorbehältlich der Entscheidung des Rectors festgesetzt. Diese Mitwirkung der Schüler bei Aufrechterhaltung der Schulzucht entlastet natürlich die Lehrer zu einem guten Theil. Wenn in der Schule, namentlich der obersten Classe, der rechte Geist herrscht, wenn der Rector insbesondere es versteht, die Hausobersten zu lehren, sich als seine Gehilfen zu fühlen, wirkt diese Selbstverwaltung ausgezeichnet. Sie schafft dann den Lehrern die Möglichkeit, nicht Aufpasser, sondern mehr Berather und Freund zu sein, ohne daß die Schulzucht im Ganzen und die Erziehung des Einzelnen leidet. Wird so der englische Schüler viel zeitiger als z. B. der deutsche als jüngerer Mann behandelt, dem eine gewisse Bewegungsfreiheit und Selbständigkeit eingeräumt werden muß, in einem Punkte gilt er viel länger als Kind: Er bleibt der Ruthe unterworfen, beinahe bis er die Universität bezieht. In Harrow kommt körperliche Züchtigung überhaupt wohl durchschnittlich einmal in der Woche vor. Am Meisten von allen Schulen wird wohl in Eton geschlagen. Der Bock, über welchen sich der Uebelthäter legen muß, um den hierzu vorzugsweise geeigneten Theil seiner Kehrseite darzubieten, wird fast täglich benutzt. Wenn auch in neuester Zeit die körperliche Züchtigung etwas weniger oft und vielfach nur bei gröberen Vergehungen, insbesondere Lüge, angewendet wird, so spielt die Ruthe doch immer noch eine große Rolle bei der Erziehung der höheren Stände. Jugend hat keine Tugend, und je kräftiger das Körperliche, Thierische in dem jungen Menschen entwickelt ist, desto mehr wird als Strafe die körperliche Züchtigung am Platze sein. Der mit viel Fleisch genährte, sich gehörig in der Luft austummelnde englische Junge ist ein Unband, der seinen glücklichen Kraftüberschuß auch in allerlei Unfug ausläßt, für den Schläge das verständlichste und wirksamste Strafmittel sind. Von der Thorheit des mißgeleiteten Idealismus, welcher in körperlicher Züchtigung auch für die Jugend etwas Entwürdigendes sieht, ist man in England frei. Freilich überläßt hier der Lehrer nicht etwa in albernem Dünkel wie anderwärts die Vollziehung dem Hausmann, ebensowenig wie der Vater einem Dienstboten. Sie ist sogar meistens Pflicht und Vorrecht des Rectors und wird mit einer gewissen Förmlichkeit, auch nicht sofort nach frischer That, sondern den nächsten Tag vollzogen, mit kaltem Blut. Auch dem Schüler ist daher die Ruthe — die altbeliebte echte Birkenruthe — weder etwas unerhört Grausames noch Ehrenkränkendes. Man sagt, jeder Schüler einer der großen Schulen wünscht sie sich im Stillen wenigstens einmal, dann allerdings nicht wieder.

In Harrow werden nur Schüler im Alter zwischen 12 und 14 Jahren aufgenommen und sie dürfen nicht über das Alter von 19 Jahren in der Schule verbleiben. Ueberdies müssen sie zu bestimmten Zeiten gewisse Classen erreichen oder die Schule verlassen. In dieser Beziehung ist Eton weit zurück. Hier findet man gelegentlich junge Leute, die bis zu ihrem letzten Schuljahr, vielleicht mit 18 Jahren, nie über eine Mittelclasse herausgekommen sind.

Die Schule, welche alle Pensionäre der einzelnen „Häuser" vereint, ist für Unterrichtszwecke in zwei Abtheilungen getrennt, zwischen denen die Wahl freisteht: die classische und die moderne (classical und modern side). Das demokratisch-naturwissenschaftliche Element, welches nicht sowohl wegen seines absoluten Bildungswerthes, sondern als Vorbereitung für das Erwerbsleben vorzugsweise geschätzt wird, hat auch in den vornehmen großen Schulen gegenüber dem aristokratisch-classischen Element seinen Platz sich errungen. Freilich ist die classische Abtheilung immer noch bei Weitem die besuchtere. Jede Abtheilung zerfällt in Classen (farms), von denen die oberste die 6. ist. Das Schuljahr ist in drei Semester getheilt. Am Ende jeden Semesters wird eine Prüfung abgehalten, und kann der Schüler versetzt werden. In der classischen Abtheilung sind Latein und Griechisch die Hauptfächer, in der modernen Abtheilung fällt Griechisch weg, Latein wird eingeschränkt, dagegen Mathematik vermehrt, Deutsch und Französisch sind obligatorisch. So sind beispielsweise in der obersten Classe der classischen Abtheilung die Woche je 7 Stunden Latein und Griechisch, 2 Stunden Religion, 1 Stunde Geschichte, 3 Stunden Mathematik obligatorisch und weitere je 3 Stunden Latein und Griechisch, 2 Stunden Geschichte, 3 Stunden Mathematik, 2 Stunden Englisch, 2—3 Stunden Naturwissenschaften und 3—4 Stunden neue Sprachen facultativ. Dagegen sind in der obersten Classe der modernen Abtheilung 4 Stunden Latein, 2 Stunden Religion, je 3½ Stunden Deutsch und Französisch, je 1 Stunde Englisch und Geologie und 6 Stunden Mathematik obligatorisch und weitere 2½ Stunden Mathematik und 2—5 Stunden Chemie und Physik facultativ. Hierzu werden die Woche höchstens 6—10 Stunden auf häusliche Arbeiten zu rechnen sein. Von ihnen wird in England im Allgemeinen nicht viel gehalten, die meisten schriftlichen Arbeiten werden in den Unterrichtsstunden selbst erledigt. Einer der besten Schüler der obersten Classe von Eton gab an, er nehme außerhalb der Stunden die Feder nur etwa eine halbe bis eine Stunde in der Woche zur Hand. Die Lehrziele, welche in den obersten Classen erreicht werden, entsprechen ungefähr der Obersecunda unserer Gymnasien und Realgymnasien, nur daß einerseits alle Classiker gelesen werden, andererseits die Kenntniß der Grammatik schwächer ist. Nur die Kunst des Versemachens wird alter Ueberlieferung

getreu im Latein vielfach in übertriebener Weise gepflegt. Ueber die Methode des Unterrichts soll kein Urtheil gefällt werden. Ein in England häufig ausgesprochener Vorwurf ist der, daß der Unterricht zu mechanisch erfolgt, daß mehr eingepaukt als angeleitet und ausgebildet wird. Aeußerlich fällt dem Fremden, welcher englischem Schulunterricht beiwohnt, die Unruhe der Classe auf. Daß derjenige stehen darf, der nicht zu sitzen wünscht, erhöht diesen Eindruck.

Ueberbürdet ist der Schüler nicht und auch der fleißigste kennt die unvernünftige Nachtarbeit nicht, welcher gute Schüler anderer Länder schlechte Augen und Nerven so oft verdanken. Man sieht auch beinahe nie Brillen. Für die Pflege und Ausbildung des Körpers bleibt volle Zeit. Mens sana in corpore sano. Oder wie Herbert Spencer diese alte Wahrheit etwas grobkörnig ausmünzt: der Mensch muß ein gutes Thier sein, das ist die erste Bedingung des Erfolges im Leben. Das Physische im jungen Menschen muß vor Allem gepflegt, gesund erhalten und stark gemacht werden. Was nützt alle geistige Ausbildung, wenn der junge Mann körperlich in einem Alter zusammenbricht oder doch geschwächt ist, in welchem der Lebenskampf erst beginnt, und wenn die fehlende physische Lebenskraft auch die geistige und sittliche vermissen läßt? Auf nichts wird darum in Schule und Haus in England mehr gesehen, als auf die Gesundheit. Nahrung, Kleidung, Lebensweise ist sorgsam hierauf berechnet. Das englische Kind kommt, so lange es im elterlichen Hause ist, viel weniger zum Vorschein, als das deutsche. Es lebt namentlich in reichen Familien ganz für sich in der Kinderstube (nursery). Der Gast sieht es wochenlang nicht. Wenn dies den Nachtheil hat, daß das Kind reicher Eltern weniger deren Einfluß untersteht, ihnen oft nahezu fremd wird, so ist es damit wenigstens vor unvernünftigen Essens- und Schlafenszeiten bewahrt. Der größte Werth wird auf Aufenthalt und Bewegung im Freien gelegt, das Kind soll sich austummeln und austoben, die Kleider sind nicht zum Staat, und wenn sie zerrissen und beschmutzt werden, so wird nicht gescholten. Dafür wird auf die äußerste Reinlichkeit des Körpers gesehen. Tägliche Abwaschungen des ganzen Körpers sind für den Engländer der oberen Stände einfach selbstverständlich. Er versteht nicht, wie man ohne sie leben kann. So erwägt in einem neueren Roman ein junger Engländer, ob er eine Russin heirathen soll. Aber er frägt sich, wenn sie nun nicht jeden Tag ihr Bad nähme? Mit diesem Zweifel ist der Heirathsplan erledigt. Und der Verfasser des Romans ist ein weit gereister Mann, welcher dem Ausland in einer für einen Engländer geradezu unerhörten Weise Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Das Klima gestattet in England während des größten Theiles des Jahres den dauernden Aufenthalt im Freien nur bei starker Bewegung. Hierin ist wohl ein Hauptgrund für den Umfang und Eifer zu finden, mit welchem die Spiele und Sports wie Cricket, Fußball, Golf und wie sie alle heißen, getrieben werden. Gegenwärtig ist übrigens der Sinn für sie von den oberen Ständen zu den unteren gedrungen. Sie sind nicht mehr für die Massen das Vorrecht und die Narrheit der obersten Zehntausend. Die Spiele sind recht eigentlich auf den großen Schulen zu Hause. Wie in dem schon vor Jahrzehnten geschriebenen, aber immer noch unübertroffenen, jetzt auch in einer billigen deutschen Ausgabe erschienenen Buche: „Tom Brown's Schultage" gesagt ist: „Cricket ist mehr als ein Spiel. Es ist eine Institution. Es ist ein Recht des englischen Jungen wie Habeas corpus Acte und Jury Rechte des englischen Mannes sind." Die Spiele haben nicht blos einen unschätzbaren Werth für die Gesundheit und gleichen nicht blos in dieser Hinsicht das Fehlen der allgemeinen Wehrpflicht einigermaßen aus, sie sind auch von größtem erziehlichen Werth. Sie führen zum Aufsuchen und Ertragen von Anstrengung, Gefahr und Schmerzen, stählen und härten den Sinn mit den Muskeln, machen männlich und muthig. Sicheres Auge und schneller Entschluß, feste Hand und volles Einsetzen der Kraft werden hier gelernt. Nach einem berühmten Ausspruch des Herzogs von Wellington ist die Schlacht von Waterloo auf den Spielplätzen von Eton gewonnen worden. Ueberdies schleift das gesellige Element bei den Spielen den jungen Wilden ab, lehrt Gehorsam gegen den Spieloberen, Ehrlichkeit und kameradschaftliche Gesinnung gegen den Spielgenossen (fair play) und wirkt Uebellaunigkeit und heftigem Wesen vortrefflich entgegen (to keep his temper). In beinahe allen großen Schulen sind daher außer dem Sonnabend Nachmittag noch zwei oder drei volle Nachmittage dem Spielen ausdrücklich vorbehalten. Die Theilnahme ist oft obligatorisch und jedenfalls immer allgemein. Ein guter Spieler zu sein, giebt in den Augen der Schulkameraden das beste Ansehen, und auch die wissenschaftlich strebsamen geizen nach diesem Rufe. Von Seiten der Schule wird Alles gethan, um die Spiele zu fördern, namentlich sind ausgedehnte Spielplätze immer vorhanden. Die Lehrer selbst nehmen oft und gern Theil, und ihre Spielerfähigkeit fällt bei der Anstellung sehr erheblich in die Wagschale. Zwischen den einzelnen „Häusern" derselben Schule und zwischen den verschiedenen Schulen finden Wettkämpfe (matches) statt, die mit der größten Wichtigkeit behandelt werden. Dem cricketmatch zwischen Eton und Harrow, welcher regelmäßig im Frühsommer während der season in London stattfindet, wohnt die vornehme und reiche Welt des Landes bei. Die großen politischen Zeitungen bringen bogenlange Berichte und je elf Schuljungen stehen wenigstens in diesen Tagen im Vordergrunde des Interesses für einen guten Theil derer, welche sich London und England nennen. Noch immer sind Cricket im Sommer und Fußball im Winter am beliebtesten und verbreitetsten. Natürlich machen die Sports und Spiele durch die Kleidung, Wäsche und Ausrüstung, die sie fordern, das Leben theuer. Besonders kostspielig ist ein alterthümliches, in Eton gepflegtes Spiel, das jeu de paume, weil es nur in einer besonderen Halle geübt werden kann und in einer Stunde für etwa 3—4 Mark Bälle verbraucht werden. In Eton wird der Rudersport auf der Themse systematisch betrieben. Die Schüler pflegen sich für ihn oder Cricket zu entscheiden. Harrow liegt nicht an einem Fluß, hat aber ein prachtvolles, hunderte von Fuß langes Schwimmbassin im Freien, welches ein von Schulgesängen gefeierter Lieblingsaufenthalt im Sommer ist. Auch Handfertigkeitsunterricht im Zimmern, Buchbinden und dergl. wird in besonderen Werkstätten an Liebhaber ertheilt und endlich besteht ein militärisch gedrilltes Freiwilligencorps (the volunteers).

Der Ehrentag von Schulen wie Harrow und Eton ist der sogen. speechday, welcher das Sommerhalbjahr Ende Juni oder Anfang Juli mit einem feierlichen Actus abschließt. In großem Umfang nehmen die Angehörigen Theil, und London entsendet mehrere Sonderzüge, alle natürlich nur mit Wagen erster Classe. Am Bahnhof erwarten die Schüler in ihren kurzen Jacken und mit Cylinder, den sie übrigens in Eton abscheulicher Weise immer tragen, ihre Angehörigen und geleiten sie zur Aula. Hier empfängt der Rector in Kappe und Talar jeden Gast mit Händedruck und weist den Vornehmen selbst die Plätze in seiner Nähe an. Und eine stattliche Versammlung ist es, welche das Auge am speechday in Harrow übersieht: Lords, Cabinetsminister, die Großen und Reichen des Landes und ein Flor von schönen Frauen und Mädchen. Die Feier ist nicht öffentlich und nur eine gewichtige Empfehlung verschafft Zutritt. Am speechday sollen die Schüler und nicht die Lehrer auftreten. 1893 brachten sie in Harrow Scenen aus Aristophanes, Molière und Shakespeare zur Aufführung, Andere trugen Gedichte und kurze eigene Compositionen vor. Die bei uns übliche Festrede eines Lehrers entfiel gänzlich. Der englische Junge beschäftigt sich schon lebhaft mit Politik, in Debattirclubs, welche in Eton und Harrow eine gewisse Berühmtheit erlangt haben, bespricht er kühn die Fragen der Zeit. Was ein Häkchen werden will, krümmt sich bei Zeiten. In Harrow und Eton ist etwa ein Viertel aller Mitglieder des gegenwärtigen Unterhauses und wahrscheinlich der überwiegende Theil des Oberhauses erzogen. Diese politische Frühreife englischer Knaben machte sich 1893 beim speechday in Harrow in einer für den Fremden besonders auffälligen Weise bemerklich. 1893 war bekanntlich das Jahr, in welchem Gladstone die irische Home Rule-Bill durch das Unterhaus zwang. Nicht genug nun, daß einer der Schüler eine alte Parlamentsrede von 1799, in welcher gegen die Loslösung von Irland heftig Verwahrung eingelegt wurde, zum Vortrag gewählt hatte, ein anderer trug zwei selbstverfertigte, scharf zugespitzte Epigramme vor, in denen der Regierung mit einer Obstructionspolitik der Unionisten gedroht und sie gewarnt wurde, Home Rule würde schließlich wie Home Ruin zu buchstabiren sein. Beide Epigramme ernteten stürmischen Beifall. Der Schülercötus und nahezu die gesammte Zuhörerschaft wollten gar nicht aufhören zu klatschen und ihre Zustimmung zuzurufen. Nur ein anwesender Cabinetsminister saß unbeweglich und verzog keine Miene. Niemand schien etwas Ungehöriges darin zu finden, daß ein junger Mensch von 16 oder 17 Jahren über eine solche Frage in einer solchen Versammlung seine Meinung äußerte. Und 1894 ereignete sich bei dem speechday in Harrow Folgendes: Harrow

ist die Rivalin von Eton, der Premierminister Lord Rosebery hatte sich nun bei dem speechday von Eton als alter Schüler von Eton erlaubt, Eton gegenüber Harrow zu rühmen. Dafür zog ihn nun in Harrow ein Schüler zur Verantwortung, indem er noch dazu in Gegenwart des Prinzen von Wales jene Aeußerung als ungehörig und unüberlegt bezeichnete. Man denke an den analogen Fall in Deutschland und stelle sich vor, daß ein Secundaner in Berlin bei einem Schulactus in Gegenwart eines Theiles des Hofes und einer großen Anzahl bedeutender Persönlichkeiten sich unterfangen wollte, ein Urtheil über die innere Politik oder eine Aeußerung des Reichskanzlers abzugeben! Auf die Vorträge folgten die Vertheilungen der Schulpreise durch den Rector, der sie jedem Einzelnen mit wenigen Worten, aber in würdigster und gewinnendster Weise überreichte. Den Schluß bildete ein vaterländisches Festgedicht, welches die bevorstehende Vermählung des Herzogs von York feierte, und der gemeinsame Gesang von „God save the Queen". Die Versammlung zerstreute sich nunmehr, um in den verschiedenen „Häusern" das Gabelfrühstück einzunehmen, und fand sich Nachmittags zunächst zu einem Concert in den Schulanlagen, sodann wieder in der Aula zusammen, wo der Schülerchor eine Anzahl prächtiger, herzerfreuender Schulgesänge vortrug. In ihnen tritt der frische fröhliche Schulgeist und Schulstolz auf das Deutlichste hervor, welcher auf den großen Schulen zu herrschen pflegt. Beide sind außerordentlich stark. Ganz im Gegensatz zu anderen Ländern, wo die Schulzeit als ein zu überwindendes Uebel gilt und der Mann keine überschwänglich freundschaftlichen Gefühle für den „Kasten" hegt, auf dem er viele Jahre zugebracht hat, ist sich schon der Harrow- oder Etonboy bewußt, daß die Zeit in Harrow oder Eton eine der glücklichsten seines Lebens ist. Hat er doch Alles, was ein tüchtiger Junge zu seinem Glücke braucht: Kameraden und Spiele die Menge, und ist nicht übermäßig viel mit Bücherweisheit geplagt. So liebt er seine Schule aufrichtig und ist wie der Lieutenant auf sein Regiment bis zum Dünkel stolz auf sie und die Auszeichnung, ihr anzugehören. Mit Hartnäckigkeit hält er an den besonderen kleinen Gebräuchen fest, welche jede alte Schule hat, und Niemand ist conservativer als er, wenn etwa ein neuer Rector von der Ueberlieferung abweichen will. Zu den großen Männern, welche vor ihm dieselbe Schule gedrückt haben, fühlt er sich in persönlichster Beziehung, der Harrowboy nimmt Peel und Shaftesbury und Byron für sich in Anspruch.

Den unverfälschten Geist gesunden, englischen Schullebens geben auch heute noch am Besten zwei Stellen aus dem schon erwähnten Buch „Tom Brown's Schultage" wieder. Nachdem Tom als älterer Schüler schon zu Verstande gekommen ist, was strebt er mit Bewußtsein an? Latein und Griechisch will er nur soviel lernen, daß er in Oxford bestehen kann. Aber im Cricket will er der Erste und im Uebrigen Einer sein, der vor keinem Größeren davonläuft und keinen Kleineren schlecht behandelt. Und als Tom's Vater ihn auf die Schule entläßt, stellt er folgende Erwägung an: „Soll ich ihm sagen, daß er auf die Schule geschickt wird, um gelehrt zu werden? Aber dazu wird er ja gar nicht, oder doch nicht zunächst zur Schule geschickt. Weder ich noch seine Mutter kümmern uns einen Deut um ein griechisches Partikel. Wenn er nur ein tüchtiger, nützlicher, wahrheitsliebender Engländer wird, ein gentleman und ein Christ, das ist Alles, was ich wünsche." Die Erziehung, nicht die Zuführung von Kenntnissen steht im Vordergrund als die Hauptaufgabe. Während in Deutschland gerade in den guten Familien die Erziehung noch durchaus als die eigentliche Aufgabe des elterlichen Hauses betrachtet und der Schule durchgängig nur die Lehrthätigkeit zugewiesen wird, wird in England wenigstens die große Schule wie Eton und Harrow als Erziehungsanstalt nicht blos anerkannt, sondern in erster Linie aufgesucht. Der englische Vater, welcher seinen Sohn nach Harrow oder Eton schickt, entsagt in weitestem Umfang seinem Erziehungsrecht zu Gunsten der Schule, wälzt seine Erziehungspflicht auf sie ab. Man kann sehr im Zweifel sein, ob dies wohlgethan ist und ob nicht die Erziehung im elterlichen Hause der Schulerziehung vorzuziehen ist, wo der Knabe zwar schon im jugendlichen Alter auf sich selbst gestellt und durch die beständige Reibung mit Altersgenossen abgeschliffen wird, der an Körper oder Charakter Schwache aber vielen Gefahren preisgegeben ist und auch der Starke des sittigenden Einflusses des Familienlebens und namentlich des Verkehrs mit Frauen entbehrt. Die grundsätzliche Frage der Stellung von Schule und Haus soll hier nicht erörtert werden. Das Leben in den oberen englischen Kreisen mit seiner für Kinder ganz unpassenden Tageseintheilung, die ununterbrochene Inanspruchnahme der Eltern durch Pflichten oder Vergnügungen haben dazu geführt, daß Eltern und Kinder ein mehr oder weniger getrenntes Leben führen, und daß wenigstens die Söhne außer dem Hause erzogen werden. Geht man von dieser wohl bedauerlichen, aber gegebenen Thatsache aus, aus welcher die Stellung der großen Schulen naturgemäß folgt, so muß anerkannt werden, daß die Einrichtung der letzteren sie vorzüglich zu ihrer Aufgabe befähigt. Die Verlegung des Alumnates in die einzelnen „Häuser" ermöglicht einerseits die erzieherische Einwirkung der Lehrer, andererseits die Gewährung eines großen Maßes von Freiheit, deren Versagung den Zöglingen den vernünftigen Genuß ihrer Lernjahre verkümmern würde und anderwärts verkümmert. Freilich kommt unendlich viel auf die Persönlichkeit des Rectors und der Lehrer an, Mißstände sind unvermeidlich, die große Kostspieligkeit ist ein erheblicher Mangel, aber das System ist gut und mutatis mutandis könnte Manches ohne Schaden und mit bedeutendem Nutzen auch nach Deutschland herübergenommen werden.

Bücherbesprechungen.

— Der französische Krieg von 1870/71 von Georg Hiltl. Verlagsbuchhandlung von Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig. — Unter den, augenblicklich wieder zahlreicher denn je, erscheinenden Werken über den glorreichen Krieg 1870/71 nimmt die, uns in 1. und 2. Lieferung vorliegende Jubiläums-Ausgabe der Hiltl'schen Schrift „Der französische Krieg 1870/71" eine hervorragende Stellung ein. Verfasser hat es verstanden, in volksthümlicher Darstellung ein treues Bild des gewaltigen Kampfes zu geben und mit sicherem Blick das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden, sodaß es im wahren Sinne des Wortes ein werthvolles, interessantes Buch für Alle ist. Zeichnete sich hinsichtlich der Illustrationen das Hiltl'sche Buch schon bisher durch Reichhaltigkeit aus, so ist in der Jubiläums-Ausgabe der bildliche Theil noch ganz wesentlich erweitert worden. Das Werk erscheint in 25 Lieferungen zu 50 ₰ und sollte in keiner Volks-, bezw. Schulbibliothek fehlen. —ff.

— Karte der Dahlischen Haide. Herausgegeben vom Erzgebirgszweigverein zum Collm in Dahlen. Maßstab 1 : 38500. Preis 40 ₰. — Das prächtige Waldgebiet, das sich nördlich von dem Städtchen Dahlen ausdehnt, hat bei den Touristen noch nicht die Beachtung gefunden, die es verdient. Der Grund hierfür ist wohl zum Theil darin zu suchen, daß es bisher an einer größeren Specialkarte gefehlt hat. Die vorliegende, in der geographischen Anstalt von Wagner & Debes gefertigte Karte stellt in einem Maßstabe, der den Maßstab der Generalstabskarte fast um das Dreifache übertrifft, das ganze unter dem Namen „Dahlische Haide" zusammengefaßte Gebiet dar, dessen einzelne Theile folgende sind: der Reudnitz-Forst, die Dahlener Haide, die kleine und große Oberhaide, die wüste Mark Altenhain, der Sitzenrodaer Forst, die Torgauer Rathshaide, die Belgernsche Rathshaide, die Puschwitzer Haide. Alle den Wald durchziehenden Straßen und Wege, die Wegsäulen, Wegweiser ꝛc. sind deutlich und übersichtlich eingezeichnet. Leider fehlen durchaus die Höhenangaben, so daß man durch die Karte keine Vorstellung von dem welligen Charakter des Gebietes erhält. Zur leichteren Orientirung ist ein Verzeichniß der mit besonderen Farben bezeichneten Wege beigefügt. Denen, die in den Dahlener Wäldern herumstreifen wollen, wird die Karte gute Dienste leisten. C. R.

— Die vom königlich sächsischen Oberförster, Hrn. Nitzsche herausgegebene und bei O. Mutze in Leipzig erscheinende Illustrirte Jagdzeitung gehört unstreitig zu den reichhaltigsten und bestredigirten jagd- und forstlichen Zeitschriften. Die uns vorliegenden Hefte 6 und 7 enthalten wieder außerordentlich viel Interessantes aus dem Gebiete der Jagd und des Thierlebens, sowie eine ganz kurz gefaßte, sehr verständlich geschriebene Geschichte der Handfeuerwaffen von der ältesten bis zur jüngsten Zeit. Die Artikel sind mit äußerster Sorgfalt und großem Fleiße zusammengestellt, die zahlreichen Abbildungen reizend und zum größten Theile künstlerisch schön, so daß gewiß Niemand, der Interesse für Wald, Wild und Jagd hat, das Blatt ohne volle Befriedigung aus der Hand legen wird. —ff.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 62. Sonnabend, den 25. Mai. 1895.

Formosa und seine Geschichte.

Von Martin Beck.

Japans Siegespreis, die Insel Formosa, führt diesen Namen nur im Abendlande. Er rührt von den Spaniern her, die sie, als sie in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts die Festung Kilong auf der Nordostspitze der Insel anlegten, isla Hrmosa (lat. formosa), d. h. schöne, wohlgestaltete Insel, nannten. Die herrlichen Landschaften der Insel und der prachtvolle Anblick, den sie, terrassenartig in der üppigen Fülle ihrer tropischen Vegetation zu den dunklen Gebirgswäldern aufsteigend, von der See darbietet, bestimmten die Spanier zu diesem Namen. Deshalb wurde die Insel anfänglich auch von den Franzosen als Belle Isle, die schöne Insel, bezeichnet. Die Einwohner Formosas nennen ihre Insel Pekan oder, in ihren verschiedenen Mundarten, Pakkang und Pakkande. Bei den Chinesen aber heißt sie Ta-liukiu, d. h. Groß-Liukiu, zum Unterschied von den nördlicher liegenden kleinen Liukiu-Inseln der Japaner. Mitten unter dem Wendekreis des Krebses gelegen, erstreckt sie sich vom 21. bis zu 25½° nördl. Breite, ist also ungefähr 68 Meilen lang. Die Breite beträgt die Hälfte davon. Der Umfang wird auf 130 Meilen geschätzt, die Größe auf 38 803 Quadratkilometer, also auf etwas über ein Drittel Islands. Die Entfernung zwischen Japan und Formosa beträgt 158 Meilen. Die Südspitze liegt 40, die Nordspitze 17 Meilen von der benachbarten südchinesischen Provinz Fu-kjang entfernt. Die Chinesen haben Formosa zu dieser Landschaft gerechnet. Es war aber immer nur nominell von China abhängig. Die Westküste, also die nach China blickende Seite, ist vollständig von ausgewanderten Chinesen besetzt, die am zahlreichsten im Jahre 1644 hier große Colonien anlegten, als in ihrem Mutterlande die noch jetzt herrschende tatarische Dynastie der Mandschu die chinesische Dynastie Ming vom Throne stürzte und an Nankings Stelle Peking zur Hauptstadt machte. Obgleich schon 605 v. Chr. ein Mandarin im Auftrage des Kaisers Formosa erforscht hatte und seit 1430, seitdem die Chinesen durch Schiffbrüchige ihres Volkes näher damit bekannt geworden waren, schon kleinere Ansiedelungen auf der Insel angelegt wurden, datirt die feste Besiedelung der Insel durch Chinesen doch erst vom Jahre 1644. Der Grund dieser Ansiedelung, Flucht vor den tatarischen Eroberern Chinas, brachte es auch mit sich, daß die Chinesen Formosas sich bis in die neueste Zeit als selbständiges Völkchen und nur formell als zu China gehörig betrachteten. Sie hatten als fleißige Ackerbauer bald aus dem wilden Westen Formosas fruchtbares Ackerland geschaffen mit reichen Farmen, Städten und Häfen. Von den letzteren sind Taiwanfu, Takao, Tamsui und das schon erwähnte Kilong den Fremden geöffnet. Von dem Fleiße der Chinesen Formosas zeugt der Reichthum der Landesproducte, der durch die natürliche Fruchtbarkeit des fetten, humusreichen Bodens auf das Günstigste unterstützt wird. Japan bezieht beinahe allen Zucker, den es braucht, aus Formosa und zwar durch deutsche Schiffe. In besonderem Rufe steht aber der Reis Formosas. Für die chinesische Provinz Fu-kjang ist es die Reiskammer. Reis bildet mit dem Zucker den Hauptausfuhrartikel aller Häfen, vorzüglich in Taiwanfu und dem etwas südlicher gelegenen Takao, die beide untereinander und mit der neuen Hauptstadt vor Kurzem durch Eisenbahnen verbunden worden sind. Sonst werden noch Bohnen, Oel, Erdnüsse, Südfrüchte, Ananas, Chinawurzel, Ingwer, Zimmt, Indigo, Hanf, Petroleum, Thee, Kampher und in Tamsui Schwefel in großer Menge ausgeführt. Schwefel wird hauptsächlich in den unfern gelegenen Minen von Hobei gewonnen. Auch Gold-, Silber- und Kupferminen sind vorhanden. Das Gebirge gilt für besonders goldreich. Man kann dort aber keine Gruben eröffnen, da alles Bergland im Besitz der barbarischen, noch von Niemand unterworfenen Eingeborenen ist. Vorzüglich die Nordostseite des Gebirges, die von Marmorfelsen umgeben ist, soll Gold enthalten. Dasselbe wird im August, am Ende der vom Mai bis August anhaltenden sommerlichen Regenzeit, in Gruben am Fuße des Gebirges gesammelt, nachdem diese von dem Regenwasser entleert worden sind, das die Goldkörner mit der Erdkrume von den Bergen herabschwemmte. Die Eingeborenen jener Gegend sind meistens Goldschmiede, die mit dem primitivsten Handwerkszeug arbeiten, an Geschicklichkeit unsere bestgeschulten Goldschmiede aber weit übertreffen. Ihre Arbeiten, Armringe, Fußringe und Halsketten, sieht man nicht selten bei ihnen und den übrigen Wilden der Insel. — Wild- und fischreich ist die Insel ganz erstaunlich. Außer den gewöhnlichen Hirschen, die in großen Mengen die hohen Gebirgswaldungen durchziehen, giebt es noch einige besonders merkwürdige Hirscharten, außerdem Rehe, Wildschweine, Hasen, wildes Geflügel, auf den felsigen Gebirgshöhen auch Steinböcke und eine riesige Bärenart, die von den Eingeborenen Timei genannt und deren Felle in hohem Werthe gehalten werden. Das Gebirge ist auch die Heimath wilder (oder verwilderter?) Pferde und Büffel. Letztere, von den Formosern Olavang genannt, zeichnen sich durch starke, gezackte Hörner und sehr wohlschmeckendes Fleisch aus. An Tigern und anderen Raubthieren der Tropenwelt, sowie an Affen und Meerkatzen fehlt es auch nicht. Die Westküste, deren ganzes Ufergebiet sich durch üppigste Fruchtbarkeit, besonders an seinem Obst und edlen Südfrüchten, auszeichnet, ist sehr reich an Fasanen. — Das sog. formosanische Teufelchen, das die Holländer zuerst so genannt haben, ist eine ellenlange, handbreite, oben und unten mit knochenartigen Schuppen bedeckte Eidechse, die als beliebter Leckerbissen gilt. Es hat einen spitzen Kopf und Schwanz und scharfe Zehennägel, mit denen das sehr scheue und äußerst harmlose Thier, sobald es verfolgt wird, in fabelhafter Geschwindigkeit ein Loch in die Erde gräbt, um sich zu verbergen. Geht das nicht an, so rollt es sich fest ineinander, um sich unkenntlich zu machen. Beim Schwanz gefaßt und geschüttelt, zeigt es sich aber wieder in wahrer Gestalt. Von all' diesem possirlichen Treiben hat es seinen Namen erhalten. Seine Nahrung besteht in Ameisen, die es auf eben so drollige Weise fängt. Es legt sich bei einem Ameisenhaufen nieder und streckt seine schleimige Zunge so lange ruhig aus, bis sie genug mit Ameisen bedeckt ist. Diese werden dann verschluckt, worauf die schlaraffenländische Jagd von Neuem beginnt. Eine andere Specialität der an eigenartigen Thier- und Pflanzenformen ohnehin nicht armen Insel bildet noch der palmenartige Baum (Aralia papyrifora), aus dessen Mark das bekannte gelbliche, seidenartig feine Reispapier, dessen Name mit dem Reis jedoch nichts zu thun hat, gewonnen wird. Hundert Blätter davon bekommt man für zehn Pfennige. Außer zum Umhüllen hat es jedoch höchstens für Blumenmaler Bedeutung, da es zum Beschreiben zu feinnervig ist. — An Fischen aller Gattungen sind nicht nur die wilden, reißenden Flüsse, die vom Gebirge herabstürzen und die edelsten Süßwasserfische enthalten, sehr reich, sondern auch die See in der Nähe Formosas ist es. Im Februar pflegen deshalb mehr als tausend Dschunken vom chinesischen Festlande herüber zu segeln, um hier dem Fischfange obzuliegen. Und gewöhnlich kehren sie voll beladen zurück, manche mit 2—300 Centnern. Den Hauptfang bilden die Königsfische und Harder. Der Harder oder die Meeräsche pflegt truppweise wie der Lachs in die Flüsse aufzusteigen, ist so groß wie der Schellfisch und kommt auch an der Südküste Frankreichs in solcher Menge vor, daß er dort ein-

gesalzen die gewöhnliche Fastenspeise bildet. Er ist ein schmackhafter Seefisch. Aus seinem Rogen wird Botarga, eine Art Caviar, bereitet. Die chinesischen Fischer spalten den Harder im Rücken, verpacken ihn, salzen ihn ein und versenden ihn so durch ganz China, wie man in Europa die Heringe verschickt. So gleicht der Harderfang bei Formosa in jeder Weise dem Heringsfang; Milch und Rogen des Fisches salzen die Chinesen besonders in Töpfen ein. Beides bleibt dabei frisch und schön und gilt in China für eine Delicatesse. Als die Holländer noch die Herren Formosas waren, mußten die chinesischen Fischer für das Privilegium des Fischfanges an der Küste jeden zehnten Fisch abgeben.

Eine Landplage Formosas bilden die zeitweilig verheerend erscheinenden Heuschreckenschwärme, die oft die Luft verfinstern und den ganzen Erdboden bedecken. Die Zucker- und Reisernte wird dann von den gefräßigen Thieren manchmal fast vollständig vernichtet. Im Mai 1654, also unter holländischer Herrschaft, suchten sie, aus dem Nordwesten kommend, die Insel in solcher Menge heim, daß alle Felder kahl wurden und bei der dadurch ausbrechenden Hungersnoth über 8000 Menschen starben. Ihr Flug verursachte damals ein so stark rasselndes Geräusch in der Luft, daß es nach der Schilderung der Holländer klang, als brause ein Orkan durch den Wald. Drei Monate bedeckten sie die Westebene Formosas. Dann, am 9. August, einem Sonntag, des Abends erhoben sie sich und zogen wieder nach dem Nordwesten davon. Aber sie hatten Junge hinterlassen, die sich noch gefräßiger als die Alten zeigten, jedoch unter Leitung der Holländer von den Chinesen leicht vernichtet wurden, da sie noch nicht fliegen konnten. Ein anderes Uebel der schönen Insel sind die häufigen Orkane und Erdbeben, denn die Straße von Fukjang ist verrufen, da ihre Mündungen nach Nordosten und Südwesten liegen, also gerade in der Richtung der Passatwinde. Es sind nicht wenig Schiffe, die den zwischen der gebirgigen Insel und der südchinesischen Felsenküste eingepreßten Stürmen jährlich zum Opfer fallen. Auf der Insel unterscheidet man zwei Sturmzeiten im Jahre. Der Nordmonsun (d. h. Jahreswind; Mausim = Jahreszeiten) dauert von October bis März, der Südmonsun von Mai bis September. Die Orkane entwurzeln häufig Bäume und zerstören die Häuser von Grund aus. Außerdem ist Formosa wie alle Inseln Ostasiens vulkanisch. Es besitzt drei noch thätige Vulkane. Diese verursachen manchmal starke Erdbeben. Am 14. December 1654 entstand ein solches, das sieben Wochen anhielt und die Menschen in Schrecken setzte. Und im Mai 1782 wütheten Orkan und Erdbeben zugleich so schrecklich, daß 40000 Menschen dadurch ums Leben kamen. Die Feldbestellung auf Formosa ist des vielen und heftigen Regens wegen fast nur im December und Januar möglich, den am meisten regenfreien Monaten. Die stärkste Regenzeit umfaßt die Monate Mai bis August.

Die Chinesen Formosas unterscheiden sich von ihren Stammesgenossen auf dem Festlande in Sprache, Sitten und Gebräuchen nicht im Geringsten, im Aussehen aber dadurch, daß sie keinen Zopf tragen, sondern ihr freies, ungeschorenes Haar. Dieser Brauch ist auf die Zeit ihrer Auswanderung zurückzuführen. Vor 1644, vor dem Einfall des Stammes der Mandschu in China, trugen alle Chinesen das Haar auf diese Weise. Die Unterworfenen mußten dann aber die tatarische Sitte annehmen, sich den Kopf kahl scheeren und einen langen Zopf dafür tragen. Nur die formosischen Chinesen konnten dem alten Brauche treu bleiben. Die chinesischen Colonien auf Formosa wurden von den Holländern 1622 in Besitz genommen, nachdem schon vor ihrer Ankunft einige Missionare dort das Christenthum zu Beginn des 17. Jahrhunderts mit ziemlichem Erfolg eingeführt hatten. Die Unterwerfung unter die holländisch-ostindische Compagnie geschah theils durch die Waffen, theils auch aus freiem Willen. Auf Tayowan (d. h. Stufengestade) oder Taiwan, wie es jetzt heißt, dem durch eine schmale Meerenge von der Hauptinsel getrennten Südende Formosas, das eigentlich eine inselartig vorgelagerte Sandplatte ist, nach der zuweilen auch ganz Formosa benannt wurde, erbauten die Holländer 1632 auf einem Sandhügel die Festung Zeelandia (Seeland) und auf der kleinen Ebene, die sich ostwärts vom Fuß der Festung bis zum Meer erstreckt, eine Stadt gleichen Namens, mit sauberen, hübschen Häusern und Gassen, wie nur irgend eine Stadt in Holland selbst sie besaß. Auf Formosa selbst gründeten sie noch mehrere Städte, Dörfer und kleine Forts deutschen Namens. Außerdem hatten noch die Spanier und die Japaner einige kleine Colonien auf Formosa angelegt. Nur einige Jahrzehnte aber erfreuten sie und die Holländer sich des Besitzes. 1661, nachdem schon neun Jahre vorher eine Meuterei der unterworfenen Chinesen gedämpft worden war, verloren sie nach zehnmonatlicher Belagerung Formosa und Taiwan an den tapfern chinesischen Parteigänger und Seehelden Koxinga. Dieser hatte viele Jahre hindurch auf dem südlichen chinesischen Festlande mit wechselndem Glück gegen die von China Besitz ergreifenden tatarischen Mandschus angekämpft und nun, nachdem er eine Niederlage erlitten, sich mit seinem Heere nach Formosa hinübergerettet und nach Vertreibung der Holländer sich daselbst festgesetzt. Alle Anstrengungen der holländisch-ostindischen Gesellschaft, das Verlorene wieder zu erlangen, waren vergeblich. Formosa ist seitdem in chinesischen Händen geblieben, nur daß die freien formosischen Chinesen sich nie als wirkliche Unterthanen der in China herrschenden Mandschudynastie betrachtet haben. Die Eingeborenen Formosas hatte aber auch Koxinga nicht zu unterjochen vermocht. Selbst die Holländer hatten es mehrmals vergeblich unternommen, im Gebirge gegen diese wilden, tapferen Stämme, die den Hakka und Malayen verwandt sind, vorzudringen. Sie wurden, zumal die Wildniß ihnen unüberwindliche Hindernisse in den Weg stellte, immer wieder zurückgetrieben. Diese gelbrothen Stämme sind in vorgeschichtlicher Zeit vom Süden her eingewandert und also die eigentlichen Besitzer der Insel. Die Chinesen haben sie von der Westküste aus bis ins Gebirge und zur Ostküste zurückgedrängt. Von Beiden sind die Wilden aber noch unumschränkte Herren. Das vulkanische, dicht bewaldete, schöne und großartig wilde Scenerien zeigende Gebirge Ta-schan, das die Insel auf der schmaleren Ostseite von Süden nach Norden durchzieht und im Mount Morrison, der wie viele andere Berggipfel der Insel auch im Sommer im Schnee glänzt, seinen höchsten Punkt von 3352 Meter Höhe erreicht, ist die schützende Festung der Eingeborenen, die ihnen alle Unterjocher abwehren hilft. Nach der breiten Westseite fällt das Gebirge in Hügellandschaften zur weiten Küstenebene hin ab. Hier finden sich manche Dörfer von Eingeborenen unter chinesischer Herrschaft, die sonst aber noch völlig an ihren heimischen Sitten und Gebräuchen festhalten. Die Wenigen, die auch chinesische Sprache, Sitten und Kleidung angenommen haben, heißen Pepo Hoans. Die ungebändigten Wilden auf der gebirgigen Osthälfte der Insel sind kräftige, große Gestalten, nur von Jagd und Krieg, den die einzelnen Dörfer immer miteinander führen, lebend. Ihre Zahl wird auf 20000 angegeben, ist aber entschieden größer. Ihre Sprache ist dem Malayischen in Singapore ähnlich. Wie vor Jahrhunderten leben sie noch heute fast nackt und tätowirt in strohgedeckten Bambushütten. Ihre Waffen sind Bogen, Pfeil und Lanze, Degen und zuweilen Handfeuergewehre. Ihre Sitten, Gebräuche und religiösen Anschauungen sind stark vom Aberglauben beeinflußt. Diesem ist auch ihre berüchtigte Grausamkeit zuzuschreiben, die indirect die Ursache der wichtigen Veränderungen in der neueren Geschichte Formosas wurde. Jener Koxinga und sein Sohn mit ihrem Anhange besaßen Formosa nur bis 1683. Da wurde es von dem tatarischen Vicekönig der Provinz Fo-kjang erobert und seitdem als, wenn auch unsicherer Besitz Chinas betrachtet. Die zerstörte Hauptstadt Taiwan auf der Stelle des alten Zeelandia wurde 1725 wieder erbaut. Es ist eine unreinliche, volkreiche Hafen- und Handelsstadt mit schnurgeraden Straßen, reichen Kaufläden und über 60000 Einwohnern. Die Chinesen vermochten bei ihrer schlechten politischen Verwaltung nicht den großen Nutzen aus Formosa zu ziehen, den die Holländer in der kurzen Zeit ihres Besitzes davongetragen hatten. 1788 entstand ein großer Aufruhr der altchinesischen Bevölkerung gegen den allzuharten Statthalter in Taiwan. Aber erst, als 100000 kaiserliche Soldaten im Kampfe geblieben waren, machte die chinesische Regierung dem Aufstande ein Ende durch — Bestechung der Rädelsführer. Im Anfange unseres Jahrhunderts war Formosa dann ein Tummelplatz der gefürchteten chinesischen Seeräuber unter Tschingyi und Pao. Noch einmal mußte ein Aufstand auch in den vierziger Jahren unterdrückt werden. In der neuesten Zeit war es nun schon wiederholt vorgekommen, daß Schiffbrüchige an der Ostküste von den Eingeborenen unbarmherzig abgeschlachtet worden waren. Jeden Kriegsgefangenen oder sonstwie Erbeuteten opfern diese nämlich der Gottheit oder den Seelen Verstorbener oder köpfen ihn um der Siegestrophäe des Kopfes willen. Sie sind auch nur deshalb ebenso eifrige Kopfjäger wie die Dajaken auf Borneo. Und die formosischen Chinesen, gegen die noch der Haß der Verdrängten hinzukommt, müssen vor ihnen ebenso sehr auf der Hut sein wie-

die Fremden, deren Schiff ein widriges Geschick an der Ostküste scheitern läßt. Sie sind wegen des Abschlachtens Schiffbrüchiger bereits von den Amerikanern gezüchtigt worden. 1861 hatte auch die Besatzung des preußischen Kriegsschiffes „Elbe“ mit ihnen auf der Ostküste ein Gefecht zu bestehen. Zehn Jahre darnach wurde die Bemonnung eines japonischen, an die Nordostküste verschlagenen Schiffes von dem Stamme der Butan zum größten Theile ermordet. China, das die Insel zwar als zu sich gehörig betrachtete, von den Wilden aber selbst zu leiden hatte, lehnte jede Verantwortung ab. Da schickte Japan, um zugleich unruhige Elemente loszuwerden, 15 000 Mann, darunter viele Freiwillige, am 9. April 1874 unter dem Befehle des Generals Saigo von Yokohama ab, um die Wilden selbst zu bestrafen, vielleicht auch Formosa sich anzueignen. Schon am 30. April bestand Saigo ein siegreiches Gefecht mit den Eingeborenen. Unter neuen Scharmützeln rückte er weiter ins Land vor. Nun forderte China, daß die japanischen Truppen das Land räumen sollten. Die Forderung wurde zurückgewiesen. China drohte mit Krieg, und nur der Vermittlung des englischen Gesandten Parkes gelang es, den Frieden zwischen beiden Mächten wieder herzustellen. Am 31. October räumte Japan die Insel. Es erhielt von China dafür 500 000 Taels Kriegsentschädigung. China nahm aber nun Veranlassung, die Wehrkraft Formosas zu stärken. Im französisch-chinesischen Kriege 1884, am 8. October, eroberten die Franzosen unter Courbet die Festung Kilong und suchten die benachbarten bedeutenden Steinkohlengruben zu nehmen, erlitten aber vor Tamsui eine derbe Niederlage. Ihre Blockade der Insel blieb unwirksam. Dazu forderte die unter ihren Truppen ausgebrochene Cholera viele Opfer und erst der im Juni 1885 geschlossene Frieden zwischen China und Frankreich befreite die Franzosen aus ihrer üblen Lage. Die Vertheidigung Formosas hatte der General Lin geleitet. Zur Anerkennung ernannte ihn China zum Statthalter der Insel, die nun zu einer eigenen Provinz Chinas erhoben wurde. Taiwan blieb nicht länger Hauptstadt. Das neu erbaute Tapei an der Nordspitze Formosas wurde dazu erhoben und das ganze chinesische Gebiet in vier Hien, d. h. Districte, eingetheilt, die über 3 Millionen Einwohner umfassen. Man legte Telegraphenlinien, zwei Eisenbahnen von der Hauptstadt aus an, und Formosa entwickelte sich in günstiger Weise. Viele Europäer ließen sich zu Handelszwecken dort nieder, während von 1865 bis 1868 das Handelsleben Formosas schon so darniedergelegen hatte, daß man das zum Schutze der europäischen Farmen errichtete englische Consulat aufzuheben gedachte. Die Insel liegt recht eigentlich auf der Fahrbahn des großen Welthandels. Von den Tausenden von Schiffen, die sie jährlich anlaufen, gehören die meisten England an. Alle Schiffe, die aus dem indischen Archipel nach den Häfen der chinesischen Ostküste steuern, müssen an ihr vorüber, je nach der Jahreszeit und den herrschenden Winden an der Westküste oder um das Südende herum an der Ostseite entlang. Formosa war deshalb nach Begründung des Norddeutschen Bundes von deutschen Rhedern als deutsche Flottenstation in Vorschlag gebracht worden. Das Klima Formosas ist übrigens, obwohl es sonst sehr heiß ist, an den Küsten den Europäern zuträglich und gesund. Der Kuro-Schiwo, der japanische Golfstrom, der von den Mariannen und Philippinen kommt und das Gestade der japanischen und der Lieu-Kieu-Inseln mit seinen warmen Wellen bespült, macht auch das Klima der Ostküste Formosas zu einem milden und erquickenden.

Bücherbesprechungen.

□ „Deine Rechte sind mein Lied“. Geschichten und Aussprüche zu den Psalmen, gesammelt von D. theol. R. Kögel, Oberhofpr. und Ephorus des königl. Domcandidatenstifts. Bremen, C. Ed. Müller's Verlagsbuchhandlung. — Es ist eine überaus dankenswerthe, edle und sinnige Gabe, die der ehrwürdige Verfasser der Kirche, den Geistlichen, wie den Laien, mit diesem Buche bietet, in welchem aus allen christlichen Jahrhunderten und von Christen aller Stände und aller Richtungen in Geschichten und Aussprüchen zu den Psalmen Zeugnisse für die erbauende Kraft derselben zusammengestellt und nach den einzelnen Psalmen geordnet sind. Hier begegnen sich die Geister aller christlichen Zeiten, „aus aller Welt Zungen“, Vertreter des christlichen Volkes nach den verschiedensten Kategorien, Fürsten, Staatsmänner und Feldherren, große und kleine Propheten unter der Führung des größten, unsres Luther, der, wie billig, besonders reichlich vertreten ist, Gelehrte, Dichter und Künstler und auch manche edle Frauen; die besten Namen sind hier vertreten und insbesondere wird es ebenso interessiren, als erfreuen, glaubenstärkende und erhebende Zeugnisse von der Kraft der Psalmen aus diesem Jahrhundert, zumal von unsern besten deutschen Männern, obenan einem Kaiser Wilhelm, Bismarck, Roon rc. zu lesen. Es ist eine ausgereifte Frucht langjähriger treuer Arbeit, die in dieser Sammlung geboten wird; die erste Anregung dazu hat dem Verf. ein Wort Tholuck's in seinem Commentar zu den Psalmen gegeben. Seitdem hat der Verf. Belege für die „innere Geschichte“ der Psalmen an den Herzen frommer Christen gesammelt. Es ist eine staunenswerthe Belesenheit in der christlichen und auch in der profanen Literatur der verschiedensten Zeiten, welche sich hier offenbart. „Der Psalter,“ sagt der Verf., „ist ein Baum, der, wenn der Hauch der Kirchengeschichte hindurchgeht, in allen Zweigen zu tönen beginnt.“ Das Buch liefert in ebenso anziehender, als erbaulicher Weise den Beleg dazu. Sehr dankenswerth ist der Anhang, den der Verf. zu seinem Buche bietet: „Urtheile über den Psalter“. Das Beste über die Psalmen hat unstreitig Luther in ebenso kraftvollen, als lieblichen und herzbeweglichen Aussprüchen gesagt, die der Verf. aus dem Vorwort und dem Schlußwort des den Dichtern der Psalmen so congenialen Sängers und Orators zu dem Psalter mittheilt. Das Buch wird allenthalben in den christlichen Kreisen mit großer Freude begrüßt werden und reiche Erbauung gewähren, vielen Segen schaffen. Es eignet sich insbesondere zu einer Festgabe an ernste Christen und ist zugleich in einer auch Fernstehende gewinnenden und anziehenden Sprache geschrieben.

□ Kirchliches Handlexikon. Begründet von Dr. Meusel, fortgeführt von Oberkirchenroth Haack, von Pastor em. Lehmann und Pastor Hofstätter. 41. Lieferung. Leipzig, J. Naumann. — Die vorliegende 41. Lieferung des bekannten lexikalischen Werkes umfaßt die Artikel Nitsch bis Origenes, von letzterem Artikel den Anfang. Auch in diesem Hefte sind eine Reihe umfangreicher und beachtenswerther Artikel enthalten. Wir heben nur beispielsweise einige heraus, so die Artikel über Nitzsch (Karl Immanuel), Nominalelenchus, Nothtaufe, Obedientia activa et passiva Christi, Oberlin, Offenbarung, Opfer, Opfercultus, Optimismus, Ordination, Orgel. Die Artikel sind durchgängig eingehend und sachgemäß, mit gesundem und besonnenem Urtheil unter sorgfältiger Benutzung der einschlagenden Quellen und mit Berücksichtigung auch der neuesten Literatur geschrieben. Möge das Werk, das seiner Vollendung immer mehr zustrebt, die Aufnahme finden, die es verdient!

— Der Krieg zwischen China und Japan 1894/95. Auf Grund authentischer Quellen bearbeitet von v. Müller, Lieut. im Inf.-Regt. Nr. 75. 2 Theile, à 1,20 ℳ. Liebel'sche Buchhandlung. Berlin. — Gut geschrieben, mit genügenden Skizzen versehen, giebt das kleine Werk einen vorläufig genügenden Ueberblick über den Krieg in Ostasien. *γ.*

— Chinas Wehrmacht, von Putjata, russischem Oberst des Generalstabs, übersetzt von Rittmeister v. Ursyn-Pruszynski im k. u. k. 7. Drag.-Regt. Wien und Leipzig, W. Braumüller. — Das Werk, bisher nur in Auszügen des Generals v. Krahmer in Deutschland bekannt, ist zur Zeit die einzige Quelle über Chinas Wehrmacht. Putjata war längere Zeit Militärattaché in Peking. Die Angaben seines Werkes sind in ihrer Richtigkeit durch die letzten Ereignisse in Ostasien bestätigt worden. *γ.*

— v. Löbell's Jahresberichte über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen. XXI. Jahrgang. 1894. Unter Mitwirkung hervorragender Militärschriftsteller herausgegeben von v. Pelet-Narbonne, Generallt. z. D. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Preis 10 ℳ. — Der neue Herr Herausgeber hat es fertig gebracht, dieses Werk, das seines Gleichen in der gesammten Militärliteratur nicht findet, noch vollendeter nach Inhalt und Form zu gestalten, als es bisher erschien. Sehr willkommen sind die Formations- und Stärkeübersichten der einzelnen Armeen; vorzüglich auch die Berichte über die kriegerischen Ereignisse des Jahres 1894 und das Heerwesen von China und Japan. Leider gebricht es an Roum für eine eingehendere Besprechung des vorzüglichen Werkes. Für den Fachmann genügt der Hinweis, daß das unentbehrlich gewordene Sammelwerk alles Wissenswerthen auf militärischem Gebiet im neuen Jahrgang erschienen ist und zwar trotz seiner bedeutenden stofflichen Erweiterung früher als bisher. Der Verlagshandlung kann mon nur Glück wünschen, daß es ihr gelungen ist, eine so geeignete Kraft zur Leitung des Werkes zu gewinnen. *γ.*

— Politische Geschichte der Gegenwart. Begründet von Wilhelm Müller und fortgeführt von Dr. Karl Wippermann. XXVIII. Das Jahr 1894. Berlin, Julius Springer. 1895. XI, 372 SS. 8°. Preis ℳ 4. — Das altbewährte Handbuch ist auch in diesem Jahre mit großer Pünktlichkeit, kaum ein Vierteljahr nach Jahresschluß, erschienen. Anordnung und Behandlung des Stoffes sind die nämlichen geblieben. Den Anfang macht eine eingehende Besprechung aller inneren und äußeren Vorgänge im Deutschen Reich. In den Vordergrund treten dabei die wirthschaftlichen Angelegenheiten: der Handelsvertrag mit Rußland, die tiefgehende agrarische Bewegung und die Maßnahmen gegen den Nothstand der Landwirthschaft, die besonders durch die Heeresreform veranlaßten und leider noch nicht erledigten Steuervorlagen u. dgl. m. Ueber die parlamentarischen Verhandlungen ist eine recht klare Uebersicht gegeben. Wenngleich die Wiederannäherung des Kaisers an Bismarck einen lange gehegten Herzenswunsch des Volkes erfüllte und die Berufung des Fürsten Hohenlohe an die Spitze der Reichsregierung und des preußischen Ministeriums alle national gesinnten Kreise mit neuen Hoffnungen belebte, so ist doch im Allgemeinen das Bild, das ein Rückblick auf das verflossene Jahr gewährt, nicht eben erfreulich zu nennen; überall — mit einziger Ausnahme etwa der Socialdemokraten — übt die Neigung zu pessimistischer Auffassung eine lähmende Einwirkung aus. Den Beschluß dieses Abschnitts bilden kurze Berichte über die deutschen Schutzgebiete und über die Einzelstaaten. Die zweite Hälfte des Buches füllen kürzere Berichte über die außerdeutschen Staaten aus. In stilistischer Hinsicht macht sich auch diesmal nicht selten die eilige Abfassung des Werkes, die dem Verfasser zu einer letzten feilenden Durchsicht nicht Zeit übrig ließ, bemerkbar; W. Müller ist es seiner Zeit besser gelungen, eine formelle Abrundung der Darstellung zu erreichen. Sonst aber erfüllt auch dieser Band alle Anforderungen, die man billigerweise stellen kann; namentlich berührt bei allem Streben nach Objectivität der warme nationale Ton, der das Werk durchweht, recht wohlthuend. —m—.

— Zur neueren Literaturgeschichte von Michael Bernays. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung. 1895. (X, 454 S.). Geh. 9 ℳ, geb. 10 ℳ 20 ₰. — Der berühmte Verfasser von „Der junge Goethe", „Goethe und Gottsched" u. s. w. eröffnet mit gegenwärtigem Buche eine Reihe von Publicationen, die unter dem Haupttitel „Schriften zur Kritik und Literaturgeschichte" in vier Bänden erscheinen sollen. Der vorliegende erste Band bietet vier Aufsätze, zwei in jüngster Zeit verfaßte und zwei älteren Datums. Der erste, bisher ungedruckte Aufsatz: „Bemerkungen zu einigen jüngst bekannten Briefen an Goethe" ist angeregt worden durch die Lectüre der im 14. Bande des Goethe-Jahrbuchs veröffentlichten Briefe der Marianne von Eybenberg (Gattin des Fürsten Heinrich XIV.) und Varnhagen von Ense's. Er giebt an erster Stelle eine Besprechung der zwei Musterstücke der Bearbeitungen des Mahomet, die Goethe bereits vor der ersten Aufführung des Stückes (am 30. Jan. 1800) in den „Propyläen" bekannt gemacht hat. — Weiter ist es ein Brief Varnhagen's vom 14. Juni 1825 (Goethe-Jahrbuch S. 67), der Anlaß giebt, ein Urtheil Goethe's über Napoleon (K. u. A. V S. 159) zu beleuchten und damit die Urtheile Fichte's, Taine's und Scott's zu vergleichen. Eine Besprechung von Scott's Life of Napoleon Buonaparte führt im weiteren Verlaufe zu einer hochinteressanten Darlegung der Beziehungen des englischen Schriftstellers zum deutschen Altmeister. Wir sehen, daß diese eminent praktischer Natur waren, insofern der jüngere Engländer von dem gereifteren Deutschen Förderung erstrebte. Diese Beziehungen reichen fast bis zur Todesstunde der Beiden. Als Scott, schon den Tod im Herzen, aus dem Genesung versagenden Italien nach der nordischen Heimath strebte, wollte er seinen Weg über Weimar nehmen, um Goethe zu sehen. Sein Wunsch blieb unerfüllt. Es ereilte ihn in Italien die Nachricht von dem am 22. März erfolgten Tode Goethe's. Und sechs Monate später (21. Sept.) folgte Scott seinem „alten Meister", wie er ihn nannte. Das Amt eines Interpreten der Goethe'schen Geistesarbeit übernahm sodann Thomas Carlyle, dem es beschieden war, Goethe's Verhältniß zur Welt und zum Menschenthum voller und tiefer zu erfassen. Grundtendenz des zweiten Theiles des ersten Aufsatzes ist es, zu zeigen, wie Goethe zwar „die genialischen Kräfte der Napoleonnatur erkennend bewunderte, dagegen sich niemals dazu herbeigelassen hat, die Ziele zu preisen, denen der Eroberer nachjagte". Den eigentlichen Kern des Buches bildet aber der zweite Aufsatz „der französische und deutsche Mahomet", der als eine classische und abschließende Arbeit über Goethe's Mahomet zu bezeichnen ist. Die eigenthümliche Art der wissenschaftlichen Untersuchung und der Ausarbeitung macht es überaus schwierig, den Inhalt ganz kurz zusammengefaßt wiederzugeben. Der Verfasser bringt zu seiner literarischen Untersuchung ein die weitesten Gebiete beherrschendes Wissen, einen den weitesten Gesichtskreis umspannenden Scharfblick mit. In der englischen und französischen Literatur ist er ebenso zu Hause wie in der heimischen. Damit vereinigt sich ein hochgeläuterter Geschmack und eine wunderbare Fähigkeit, sich in die künstlerischen Intentionen Goethe's und Voltaire's hineinzudenken. Das ist das Rüstzeug, mit dem wir ihn in seiner Werkstatt arbeiten sehen. Das anscheinend engbegrenzte Thema weitet sich zu einer großartigen Würdigung Voltaire's und der classischen französischen Tragödie überhaupt aus, ohne daß dabei das eigentliche Thema, die Vergleichung des Goethischen Mahomet mit dem französischen Originale, aus dem Auge gelassen würde. Es war eine herzlich undankbare Arbeit, zu der sich Goethe durch Karl August gedrängt sah, als dieser Voltaire's Mahomet für die Weimarische Bühne bearbeitet wünschte. Aber Bernays' Arbeit zeigt uns, daß sich auch hier das Genie Goethe's nicht verleugnet hat. Wohl enthielt er sich als Uebersetzer tieferer Eingriffe, doch suchte er im Einzelnen alles seinen Kunstanschauungen Widerstrebende „zu beseitigen, zu verdecken oder umzubilden". — Der ganze Stoff wird in vier Capiteln behandelt und schließt mit einer ebenso zutreffenden wie geistvollen Parallele zwischen dem deutschen Mahomet und der unmittelbar darauf entstandenen Tragödie „Die natürliche Tochter". Der erstere erscheint dem Verfasser als der Vertreter des französischen Revolutionsgeistes, „Die natürliche Tochter" als Vertreterin des Geistes der wahren, sittlichen Freiheit. In der That berühren sich in Mahomet und der Eugenie zwei feindliche Weltanschauungen. So schließt dieser glänzende Aufsatz mit einem großartigen Ausblicke, indem er uns den Geist unserer großen Classiker, den Geist Kant's, Schiller's und Goethe's als den dermaleinstigen Besieger des entfesselten Revolutionsgeistes ahnen läßt.

Prof. Dr. H. C. Kellner.

— Schlecht Deutsch. Eine lustige und lehrreiche Kritik unserer neuhochdeutschen Mundunarten. Von A. Brunner. Wien und Leipzig, Verlag von J. Eisenstein & Co., 1895. Preis geb. 1 ℳ 70 ₰. — Wenn der Dichter mit vollem Rechte von dem Fluche der bösen That spricht, die fortzeugend immer Böses gebären müsse, so bewährt sich glücklicher Weise diese Zeugungskraft oft auch an einer guten That. Dafür ist Wustmann's Buch „Allerhand Sprachdummheiten" ein anschauliches Beispiel. Der neueste Sprößling von jenem Mutterbuche, der auch im Aeußeren die Herkunft nicht verleugnet, ist die vorliegende Schrift. In Oesterreich geboren, trägt er die Spuren seiner Heimath unverkennbar an sich; unser Sprachgefühl giebt den Darlegungen Brunner's nicht überall Recht. An Grobheit nimmt er es mit den meisten Sprachverbesserern auf, ist sich dessen auch bewußt (S. 14). Der fast durchweg festgehaltene witzelnde Ton will uns für den Ernst des Gegenstandes nicht geeignet erscheinen. Die zahlreich eingestreuten Sprach-Anekdoten sind großentheils alte abgelagerte Waare. Wir verkennen nicht, daß aus dem Buche mancherlei zu lernen ist. Den Satz freilich, den der von der Verlagshandlung beigegebene Waschzettel enthält und der auch um seines Wortlauts willen Beachtung verdient, möchten wir nicht unterschreiben: „Die Professionals unter den Sprachforschern und Sprachreinigern werden das Buch als eine ungemein werthvolle Materialiensammlung begrüßen; denn der Verfasser trägt seinen Stoff nach den strengen Grundsätzen der Wissenschaft vor."

R. B.

— Hifthornklänge von Richard Winckenbach. Blasewitz-Dresden, Verlag von Paul Wolff. — Es ist eine zahlreiche Sammlung hochpoetischer Waidmannsgrüße, die uns Verfasser in seinen Hifthornklängen darbietet, und allen Freunden des Waldes und der Jagd kann sie als anziehende Lectüre nur empfohlen werden. Die Lieder, in fließender, gefälliger Form dargebracht, sind warm empfunden und werden in dem Kreise der Waidmänner und Freunde der Natur sicher freundliche Aufnahme finden. —ff.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 63. Dienstag, den 28. Mai. 1895.

Loreto.

Von O. Planck.

Viele Gnadenorte und Heiligthümer besitzt Italien, aber keines kann sich mit Loreto messen. Die Schätze aller zusammengerechnet (und manche haben sehr bedeutende), würden doch kaum den sechsten Theil seiner Reichthümer erreichen, die täglich neuen Zufluß erfahren, und im vorigen Jahre, wo am 9. December das sechshundertjährige Jubiläum stattfand, bis zu überwältigenden Verhältnissen anschwollen. Mancher kommt von weit her, über Meere und Wüsten, um sich vor dem wunderthätigen Hause niederzuwerfen; Lippen und Knie haben in sechs Jahrhunderten den Marmorboden ringsum vertieft, zerstört, denn seit so lange strömen die Menschen dahin, Gelübde zu erfüllen, Gnaden zu erflehen, Gaben darzubringen. Sie kommen in heißem, dunkelem Drange, mächtig im Glauben; die im tiefsten Elend Befindlichen, die vom Unglück Niedergeschmetterten strömen von allen Seiten herzu, Trost zu suchen, und Jeder steuert nach Maß seiner Kräfte, um den Schatz des Sanctuariums zu bereichern. Die Legende, welche alle diese Leute nach Loreto ruft, ist folgende: Die Kaiserin Helena, die Mutter Constantin's des Großen, entdeckte in Nazareth das kleine Haus der Madonna und ließ einen Tempel darum bauen, aber im 13. Jahrhundert zerstörten die Sarazenen denselben und das Häuschen blieb verlassen stehen im feindlichen Lande, den Pilgern verwehrt. Aber in der Nacht vom 12. zum 13. Mai 1291 wurde es von Engeln mit Jubelhymnen aus seinen Fundamenten gehoben und in einem Glorienschein durch die Lüfte bis an die dalmatische Küste getragen. Und am 9. December 1293 erhuben die Engel es wieder, leuchtend und strahlend, und trugen es über das Meer hinweg nach Italien, und zwar nach Porto Recanati, wo die Bewohner später an dem Orte, wo es gestanden hatte, eine Kapelle errichteten. Denn es blieb nicht dort, es wollte auf den sanften Hügeln des Lorbeerwaldes sich niederlassen, aber auch hier wechselte es noch zweimal den Platz, einmal wegen einer Räuberbande, die nahe dabei ihr Wesen hatte, und einmal, um den Streit zweier Brüder, die den Standort beanspruchten, zu schlichten. Aber am 9. December 1294 brachten es die Engel schließlich dahin, wo es heute noch steht. Erst 1464 fing man unter Papst Paul II. den prachtvollen Tempel an, den Bramante 1513 unter Julius II. bis auf die Kuppel vollendete, und dieses letzte Werk geschah unter vier Päpsten bis 1587. Unter der Kuppel steht das heilige Haus, in Ziegelsteinen erbaut, 10,60 m lang, 4,36 m breit, 6,21 m hoch. Die kleine Küche ist da mit dem Rauchfang, und in einer Vertiefung in der Mauer bewahrt man den Teller, von dem Maria aß. Auf diesen Teller legen die gerührten Pilger die Gegenstände, die sie weihen lassen wollen, Mützen und Hauben, die jedes Kopfweh vertreiben, Handschuhe, die verkrüppelte oder kranke Hände heilen sollen, sowie man sie nur angezogen hat, Rosenkränze, Agnusdei, Scapolari. In einer Nische aber ist die Statue der Jungfrau selbst, die berühmte schwarze Madonna von Loreto, aus Cedernholz von Sanct Lucas selbst geschnitzt. Sie trägt ein prächtiges Kleid von Gold und blitzenden Edelsteinen. Keine andere Madonna ist so wunderthätig, wie die von Loreto. Staunenswerth sind die Berichte hierüber, die erzählen von beschworenen Gefahren, von geschwundenen Verkrüppelungen, geheilten Krebsschäden, sprechenden Stummen, hörenden Tauben, sehenden Blinden, von Gelähmten, die die Krücke von sich werfen und jubelnd umherspringen, von Todten, die wieder erweckt sind. — Wie menschliche Ströme fließt es Jahr aus, Jahr ein nach Loreto, manchmal ein wenig schwächer, manchmal stark anschwellend. Die Züge sind gefüllt, zu Karren, zu Fuß begiebt man sich nach dem Gnadenort. Mit der Eisenbahn gehen auch wohl Neugierige dahin, die Anzahl ist aber verschwindend klein gegen die der Gläubigen. Je nach dem Zweck der Reise wählt man die Personenbeförderung, je nachdem man alte Sünden büßen, ein Gelübde erfüllen oder eine Gnade erbitten will. Je mühseliger der Weg ist, desto sicherer gewinnt man das Paradies. Durch Staub und Hitze, in Sonnenbrand und Regen, bei Tag und bei Nacht ziehen die Pilger dahin. Unter ihnen sind solche, die gelobt haben, nie mehr als eine Stunde zu ruhen, die in Ackerfurchen, an Grabenrändern schlafen, die unterwegs sich ein Stückchen Brod erbetteln, mechanisch dahinwandeln, ihr eintöniges Lied singend:

Viva Maria! Evviva Maria!
Viva Maria! E chi la creò!

Auf der langen, staubigen Straße namentlich, die sich das Adriatische Meer entlang zieht, begegnet man zur Sommerszeit vielen Menschen, jungen und alten, kräftigen und hinfälligen, Männern und Weibern. Sie haben einen Quersack über der Schulter, einen langen, eisenbeschlagenen Stock in der Hand, es ist das die malerische Tracht der Abruzzesen; die Fußbekleidung besteht aus Ledersohlen und Lappen, die durch Stricke und Riemen festgehalten sind. Die Frauen tragen rothe Röcke, die an den Seiten zurückgeschlagen sind, der Oberkörper steckt fest im Mieder. Ihre schweißtriefenden, sonnverbrannten Gesichter zeigen Spuren von Müdigkeit und Erschöpfung. Es wandern so viele dahin, daß man sie nicht zählen kann: manchmal in kleinen Gruppen, manchmal so vereinzelt oder zu zweien, oder so auseinander gehend, daß sie nicht zusammen zu gehören scheinen. Sie haben aber Alle ein gemeinsames Ziel: Loreto. Und sie haben es eilig, dahin zu kommen, und nicht die brennende Sonne, nicht die kühle, fieberhauchende Nacht hält sie zurück. Sie widerstehen der Hitze und der Kälte, dem nagenden Hunger, dem verzehrenden Durst, dem gebieterischen Schlaf, der Erschöpfung, die sich auf dem langen Wege ihrer bemächtigen will. Kaum gestatten sie ihrem brennenden Halse manchmal das Labsal eines frischen Trunkes, ihrem Körper ein wenig Ruhe. Viele haben die Schwere der Wanderung durch das Gelübde verschärft, sich nur auf der Hälfte des Weges ausruhen zu wollen, und sie halten sich durch die Kraft ihres Willens aufrecht in einer fortgesetzten, fieberischen Aufregung. Sie schreiten in sich gesunken dahin, von einem einzigen Gedanken beherrscht; manchmal nur erhebt sich ihr Blick und schaut nach der Richtung ihrer Gedanken. Andächtig murmeln sie unverständliche Gebete, die in einer Reihe von Generationen auf sie herabgekommen sind, und die ursprünglich lateinisch gewesen waren, deren Bedeutung sie aber niemals zu erfahren gesucht haben. Was sie wissen, ist, daß Gott in dieser Form ihre Seele versteht, und daß in jener Aufeinanderfolge von seltsam verstümmelten Wörtern der inbrünstige Ausdruck ihrer Schmerzen und ihres Glaubens ist — und mehr verlangen sie nicht. Ein großer Theil der Pilger, wenn sie, wo an einem gewissen Punkte die Kuppeln des Heiligthums auftauchen, anlangen, werfen sich mit dem Gesicht in den Staub, dann vollenden sie ihren Weg, indem sie auf den Knien oder auf allen Vieren rutschen, oder auch wie Schlangen sich weiter wälzen. Die Gruppen der Fußgänger werden von Karren voll Devoter überholt — große, mit Leinwand bedeckte Karren sind es, wo Männer, Weiber und Kinder sich aneinanderdrängen und Lobgesänge auf die heilige Jungfrau singen. Kräftige, sonnengebräunte Frauen kann man dort sehen, mit glänzenden Augen, sinnlichen Lippen, üppigen Körperformen — und bleiche Mädchen, den Blumen gleich, die vor der Entfaltung welken, und die in Loreto einige Tropfen Thau erflehen wollen. Nicht Alle, die dahin ziehen, sind selbst

krank; Manche sind gesund und blühend, aber die Krankheit ist in der Seele. Mancher begiebt sich dahin, um Gnade für eine geliebte Person zu erflehen, die auf dem Krankenbett liegt —, manche, die die Rückkehr des Gatten, des Verlobten erbitten will —, oder vielleicht den Tod eines Feindes —, oder einen Sohn und Erben, der die Familie fortsetzen soll und ihnen im Alter Schutz und Stab sei, Mancher, der ein in der Lebensgefahr gemachtes Gelübde erfüllt, den ein Verbrechen nicht ruhen läßt, der Friede, Verzeihung erfleht, Befreiung von Gewissensbissen, die ihn seit Jahren furchtbar quälen. . . . Denn alle diese Menschen haben im Herzen etwas, was dasselbe zerreißt, und zugleich eine Hoffnung; es sind die Hauptbetheiligten an eben soviel Dramen, eben soviel schmerzlichen Tragödien, und sie gehen, um Erhörung durch ein Wunder zu erbitten. Ein Wunder! Vor dem Auge der Wissenschaft bleibt wenig genug davon bestehen, und dieses Wenige auch nur bedingungsweise. Aber was thut das! Die Wissenschaft braucht man in Loreto und den andern Gnadenstätten nicht, sondern Glauben. Der Glaube ist für Alle, sowohl für die einfältigen Seelen, die keinen Kampf mit Zweifel und Entmuthigung auszustehen haben, wie für solche, die heftig davon erschüttert wurden und nach etwas suchen, worauf sie sich stützen können. Diese Erkenntniß drängt sich uns ungesucht auf und droht unser nüchternes, gesundes Urtheil zu verwirren. Es genügt, daß nur ein Einziger dieser Krummgezogenen, dieser Epileptischen, dieser von gräßlichen Krankheiten Zerfressenen dort Heilung finde, um Tausende im Glauben zu befestigen, und Tausender Herzen der Hoffnung zu öffnen. — Loreto ist, wie Lourdes, ein mächtiger Anziehungspunkt, das erkennt man, wenn man die langen Reihen der Fußgänger und der Karren betrachtet, die sich nach Loreto begeben oder von dort zurückkommen. Alle Arten von Pilgern ziehen nach diesem Heiligthum, alles menschliche Elend scheint einem lockenden Hoffnungsschimmer unwiderstehlich zu folgen. Die Pilgerzüge dauern den ganzen Sommer hindurch bis zum Spätherbst, bis zum Jahresfest am 9. December. Personen jeden Alters, jeder gesellschaftlichen Stellung — im Gegensatz zu Casalbordino, aber gleichwie in Valle di Pompei — ja sogar solche, die im Glück die Freigeister machten, stellen sich dort ein — — Rebellion und Asketismus, zwei Erscheinungen, die vielleicht denselben Ursprung haben, zwei Formen, zwei Aeußerungen derselben Krankheit: vor den Augen der von Sorgen und Schmerzen heimgesuchten Menge lockt in der Ferne das Land Utopien, glänzt die Kuppel des Heiligthums — und Gefängnisse und Klöster bevölkern sich. . . Alles oder Nichts besitzen, ist die Losung gewesen und da sie nicht Alles besitzen konnten, haben sie auch das, was ihnen gestattet war, in Zorn und Verachtung von sich geworfen. Was könnte sonst jene jungen Franziskaner, die in ihren rauhen Kutten, mit Bußstricken umgürtet, mit nackten Füßen in den Sandalen, schweigend, die Arme über der Brust gekreuzt, dahinschreiten, zu dem großen Verzicht getrieben haben? Was Anderes kann diese lebensstrotzenden Leiber und Geister in den Orden des Einsiedlers von Sales, der sich den Thieren gleichstellte, getrieben haben, als die Alternative: Gott oder Sklave! — Adler oder Wurm! — Gold oder Staub! — — Zum Schluß eine Geschichte, so zu sagen aufs Gerathewohl von der Straße, die nach Loreto führt, aufgelesen, eine Geschichte, wie man deren alle Tage dort hören kann: Man erinnerte sich wohl einer Frau, die sich alle Jahre kriechend, blutend an Händen und Knien, bis zur Schwelle des Heiligthums schleppte. Jedesmal kehrte sie gebeugter, fleischloser, elender zurück. Ihre prachtvolle Gestalt, ihre jugendliche Schönheit hatte sich nach und nach verwandelt und so furchtbar, so abschreckend, daß sie Furcht und Grauen einflößen mußte. Vor zwei Jahren war sie fast sterbend auf den Stufen des Tempels niedergesunken, die sie mit Blut und Thränen netzte. Ihre Landsleute hatten sie mitleidig mit sich zurückgenommen und seitdem ist sie nicht wieder erschienen — sie wird gestorben sein. — Sie hatte ihren ersten Gatten vergiftet, ihm langsam Tropfen für Tropfen den Tod beigebracht, um ihren Liebhaber zu heirathen. Grausam, hartnäckig, ohne Erbarmen hatte sie jenen Unglücklichen in die Grube gestoßen und nach einer kurzen, erheuchelten Trauer den Anderen geheirathet. Aber nicht lange Zeit nachher hatte ihr das Feuer den Hof zerstört und in den Flammen war ihr abgöttisch geliebter Sohn, die Frucht ihrer unerlaubten Liebe, umgekommen. Gott hatte sie mit einem furchtbaren Schlage getroffen. Aber sie wurde von Neuem Mutter, ja, sie wurde es dreimal nach jenem großen Unglück. Der Hof war wieder aus der Asche entstanden, der Reichthum mehrte sich. Wozu? Sie hatte den Stachel im Herzen. Manches Jahr kam und ging. Eines Tages wurde der Mann, um dessentwillen sie ihr furchtbares Verbrechen begangen hatte, krank: es war die galoppirende Schwindsucht, die ihn, den Fünfzigjährigen, überfiel. Aerzte kamen von allen Seiten und erklärten den Fall für hoffnungslos. Nur ein Wunder könne den Kranken retten. Ein Wunder? — Die Unglückliche hatte alles Andere vorher versucht, jetzt denkt sie an die Madonna von Loreto. Barhaupt und barfuß verläßt sie ihr Haus, den kranken Mann, um sich nach dem Gnadenorte zu begeben. Immer betet sie, unaufhaltsam wandert sie voran, nicht einen Augenblick gönnt sie sich zum Ausruhen, nicht einen Tropfen Wasser ihrer brennenden Kehle, froh, daß sie ihre eigenen Leiden vermehren, die bittersüßen Schmerzen des Märtyrerthums empfinden kann. Und vor dem Gitter, welches das heilige Haus umgiebt, angelangt, wirft sie sich nieder, bietet ihr Gold, ihre Edelsteine, und erfleht Rettung für den geliebten Gatten. Bei ihrer Rückkehr findet sie den Mann schon todt, sie konnte nicht einmal mehr seinen letzten Gruß empfangen. Die Madonna hatte sie also nicht erhören wollen . . . Im nächsten Jahr traf es den Aeltesten, einen kräftigen Jungen, den dieselbe Krankheit, die den Vater ins Grab geführt hatte, befiel. Die Frau erfüllte das Haus mit ihrem Geschrei; wieder kamen die Aerzte und wieder wußten sie für dies Leiden kein Mittel; und wieder dachte sie an die Madonna. Endlich würde die Jungfrau doch ihre Gebete erhören! Sie würde nicht den Unschuldigen, in rechtmäßiger Ehe Geborenen schlagen, ihn, ihren Trost, ihren Stolz! — Eitle Hoffnung! Als sie von der Wallfahrt zurückkommt, findet sie den vergötterten Sohn schon begraben. Das arme Kind ist ohne die Pflege der Mutter gestorben, wie sie den todtkranken Mann andern Händen überließ! — Aber die Buße ist noch nicht zu Ende! Noch zweimal zieht sie den langen Weg, angsterfüllt, mit aufgelösten Haaren, sich die Brust zerkratzend, den ihr Begegnenden mit lauter Stimme das von ihr begangene Verbrechen erzählend, und die Hörer fliehen sie von Entsetzen ergriffen. Zwei andere Male legt sie Alles, was sie hat zusammenbringen können, in ihrem traurigen, jetzt vom Unglück und Elend heimgesuchten Hause zu den Füßen der jungfräulichen Gottesmutter nieder, zu der sie flehend die Arme erhebt — und wieder vergeblich, und immer noch vergeblich! Was ist wohl da in ihr vorgegangen, als sie auch den dritten Sohn begraben findet, und sich allein sieht vor dem zertrümmerten Glück und der entflohenen Hoffnung? Und warum kam sie noch immer, Jahr um Jahr, um was Anderes konnte sie flehen, als um Vergebung der Sünden, die ihr auf der Seele brannten? Und muß man da nicht mit Befremden fragen, war Niemand da unter dieser frommen Brüderschaft, in diesem Heiligthum, an dieser unter dem Schatten des Kreuzes gegründeten Stätte, der der armen, verzweifelnden Seele den Weg des Heils zeigte, Niemand, der sie zu den Füßen des Sündenvergebers führte, der es als seine Mission ausgesprochen hat, daß er nicht zu den Gerechten, sondern zu den Sündern gesandt sei? Konnte man nur immer nehmen und nichts geben? — Welche Anklage enthält diese Geschichte nicht? Was giebt sie nicht zu denken! — Darf man nicht von Verbrechen gegen die Menschheit reden, wenn man überblickt, was in den vorstehenden Zeilen enthalten war? — Doch als Nachtrag, ohne Commentar, noch ein Brief, im 12. Heft des 7. Jahres der Zeitschrift „Der Rosenkranz und das Neue Pompei", einer dreimal vom Papste gesegneten Zeitschrift, wie sie ihrem Titel beifügt: „Hochgeehrter Herr! Im Monat Juli dss. Js. war mein Sohn sehr schwer am Typhus erkrankt. Das Leiden verschlimmerte sich immer mehr, und meine Frau und ich, wir beteten gläubig zur Jungfrau von Pompei, unser liebes Söhnchen wieder gesund zu machen. Eines Tages hörte meine Frau die Worte: Die Gnade ist geschehen! laut über ihrem Haupte ertönen. Von jenem Augenblicke an fing unser Sohn zu genesen an, und jetzt ist er ganz gesund. Ich bitte Sie, in Ihrer Zeitschrift diese, nicht normale Thatsache zu veröffentlichen. — Heute sind meine Frau, mein Sohn, ich und eine zärtliche Tante, Constanza von Salcito, nach Valle di Pompei gekommen, um der hochgelobten Jungfrau von Herzen für die erhaltene Gnade zu danken. Betrachten Sie mich als Ihren ergebenen Diener Gaetano Belli, Appellationsgerichtsrath zu Neapel." — Muß man diesem Herrn nicht sehr dankbar sein, daß er diese „nicht ganz normale Thatsache" zum Nutz und Frommen andern Eltern mittheilt, die so wenig, wie er und seine Frau wissen, wohin man sich mit seinem Gebet zu wenden hat? Viva Maria!

Bücherbesprechungen.

— Der Sachsenspiegel (Landrecht). Uebersetzung nebst einer kurzen Untersuchung über das Alter desselben von G. Rotermund, Referendar. Hermannsburg, Verlag der Missionshandlung 1895. (134 S., Pr. 1 ℳ) — Der ursprüngliche Theil des Sachsenspiegels, das sogen. Landrecht, wurde auf Grund von Gewohnheitsrechten, Landfriedensgesetzen und Weisthümern etwa um das Jahr 1227 von dem sächsischen Schöffen Eike v. Repgow zusammengestellt, zunächst in lateinischer Sprache verfaßt und dann auf Bitten des Grafen Hoyer v. Falkenstein ins Deutsche übertragen. Der Sachsenspiegel, obwohl nur eine Privatarbeit zur Belehrung von Schöffen, gewann doch bald als geschriebene Rechtsquelle einen großen Geltungskreis und hat seine Wirksamkeit in einzelnen Theilen Deutschlands bis in die neueste Zeit (in Sachsen bis zum Inkrafttreten des bürgerlichen Gesetzbuches) sich bewahrt. Zahlreiche Handschriften und einige gedruckte Ausgaben (darunter ist die von Homeyer die werthvollste, die von Weiske, später von Hildebrand nach der Leipziger Handschrift herausgegebene die handlichste) haben für die Verbreitung gesorgt. Wenn nun auch neben der niederdeutschen Uebersetzung, die Homeyer seiner Ausgabe zu Grunde legte, mittelhochdeutsche Uebersetzungen, darunter die Leipziger Handschrift, vorliegen, so ist doch das Verständniß des Sachsenspiegels für Viele durch die Unbekanntschaft mit dem Mittelhochdeutschen erschwert. Hier will die vorliegende Uebersetzung vermitteln, die im Ganzen ausreicht und nur hier und da zu Bedenken Anlaß giebt, so in Buch I Art. 20, Art. 29 (eigene ist Grundeigenthum, nicht Eigenes), Buch II Art. 61 (in §. 4 muß es heißen: der Jagende darf bei der Jagdfolge in fremdem Walde weder das Wild aufblasen noch Hunde darauf hetzen; in §. 5 ist das Jagen und Hetzen nicht während der Zeit, wo das Korn Aehren hat, sondern von der Zeit an verboten, wo das Korn Lide — Glieder, Knoten — ansetzt). Zum weiteren Verständnisse tragen Anmerkungen bei, die einzelne Stellen zu erläutern unternehmen. Hier mag nur erwähnt sein, daß die in Anm. 58 zu Buch II Art. 56 aufgestellte Ansicht, daß beim Setzen von Grenzbäumen die Zweige der zum Messen benutzten Wünschelruthe nach dem Grundstücke des Setzenden hin gerichtet sein müßten, wohl nicht richtig ist, es gilt dies vielmehr von den Zweigen des Grenzbaumes selbst, wie es noch jetzt, als Rest jenes alten Rechtssatzes, angenommen wird, daß die Einfriedigung (Zaun, Stacket, Mauer) Dem gehöre, nach dessen Grundstück die Nägel, der Wasserabfall u. s. w. hinweisen. Die Einleitung legt an der Hand der bestehenden Ansichten kurz dar, wann etwa der Sachsenspiegel entstanden sei. Hier möchte nur zu bemerken sein, daß Eike nicht von Reppgow, sondern von Repgow genannt wird, wie dies auch den Bezeichnungen in alten Urkunden (z. B. in Heinemann, Codex diplom. Anhalt. Bd. 2, S. 30, 94) entspricht. Es wäre zu wünschen, daß Viele die Uebersetzung benützten, um durch sie das alte deutsche Rechtsleben kennen zu lernen, wenn auch die alten deutschen Uebertragungen mit ihren besonderen Ausdrücken einen noch größeren Genuß bieten. Dies mag es auch rechtfertigen, wenn dem kleinen Werke eine größere Besprechung gewidmet wird. K—d.

— Festpredigten. Herausgegeben von D. Emil Quandt, Director des Predigerseminars und Superintendent in Wittenberg. Zweiter Band: Ein evangelisches Osterbuch. Zweite Auflage. Leipzig, Fr. Richter. 1895. 3 ℳ — Zum zweiten Male erscheint diese Sammlung und zwar völlig in der früheren Gestalt, so daß die inzwischen verstorbenen oder in andere Stellen versetzten Mitarbeiter doch auf die seitherige Weise bezeichnet sind. So haben wir lediglich auf die wieder gebotene Gelegenheit hinzuweisen, das Osterbuch sich zu verschaffen. Wir bemerken nur für die, welche es noch nicht kennen, daß es seinen Namen insofern mit Recht trägt, als es Predigten nicht blos über die immer gehörten Ostertexte bietet, unter denen sich zu unserer Freude auch die alte eigentliche Epistel vom Sauerteig und Süßteig findet, sondern auch über die anderen Stellen der Evangelien und Episteln, welche den Auferstandenen predigen, und über die das Leben verheißenden alttestamentlichen Stellen. Bemerkenswerth ist unter den zuletzt genannten die Predigt des früheren Hofpredigers Schrader in Berlin über die viel besprochene Stelle aus Hiob (19, 25): hier wird der Text nach der alten Lutherbibel gegeben, dagegen die zweite Vershälfte in der Predigt unberücksichtigt gelassen und über die ersten Worte die treffliche Disposition entworfen: Aus Gnaden — durch Sterben — zum ewigen Leben — das ist der Weg unserer Erlösung. Die bekannten Ostertexte sind alle zwei-, auch dreimal vertreten, und wenn auch der Herausgeber in Bezug auf den Charakter der Verkündigung für völlige Gleichwerthigkeit der Gaben gesorgt hat, so ist es doch natürlich, daß dieselben unter sich verschieden genug sind nach Auffassung und Verwerthung des Textes. Und die Gelegenheit, die betreffenden Beobachtungen zu machen, ist für eine und dieselbe Festzeit sonst kaum in dieser Weise geboten. B. K.

— Aus zweiundzwanzig Jahren. Gedenkblätter aus Gottes Wort und Haus, seiner lieben Greizer Gemeinde dargeboten von Consistorialrath v. d. Trenck, Sup., Stadtpfarrer, jetzt Pastor in Oberneukirch (Sächs. Lausitz). Greiz 1895, Verein für innere Mission. — Es sind siebzehn Predigten und Reden aus den mehr als zwei Jahrzehnten der Greizer Amtsthätigkeit des Verfassers zusammengestellt. Von Reden finden wir eine solche zur Confirmation und eine zum Regierungsjubiläum des Fürsten. Unter den Predigten sind auch solche berücksichtigt, die außer der Verkündigung des göttlichen Wortes noch einem besonderen Anlaß gedient haben, also die Antritts- und die Abschiedspredigt, diejenige, welche dem Gedächtniß der Befreiung Wiens von den Türken wegen der Mithilfe Heinrich's VI. Reuß gewidmet war, ferner die Luther-Jubiläumspredigt und endlich eine zur Erinnerung an einen frommen Stifter gehaltene. Die geistliche Redethätigkeit des Verfassers zeichnet sich durch eine volksthümliche und weihevolle Sprache, durch sorgfältige Auslegung der Textgedanken und vor Allem durch eine väterliche, herzlich mahnende Art der Ansprache aus, welche Vorzüge ohne Weiteres auf reich gesegnete Amtsarbeit an der Stätte langjährigen Wirkens schließen lassen. Unsere jungen Prediger können von dem Vorbild dieser Sammlung hauptsächlich auch jene Einfachheit lernen, die dem heiligen Orte stets gerecht wird und doch nie ermüdend wirkt. B. K.

— Kant's Aesthetik. Geschichte. Kritisch erläuternde Darstellung. Einheit von Form und Gehalt. Philosophischer Erkenntnißwerth. Von Dr. Johann Goldfriedrich. Leipzig, G. Stiebig's Verlag. 1895. — Die Aesthetik darf in gewissem Sinne nur als ein angenommenes Stiefkind der Philosophie im Ganzen bezeichnet werden. Ihre Wurzeln liegen zum Theil außerhalb derselben auf dem Gebiete der Kunst und der wirklichen Erschaffung des Schönen. Die Aesthetik ist im Allgemeinen ein Grenzgebiet zwischen den beiden Sphären der Wissenschaft und der Kunst. Es erscheint überall als fraglich, ob und in welcher Weise das Schöne wissenschaftlich erkannt und begriffen werden könne. Auch die Geschichte der Aesthetik kann nicht schlechthin und ohne Weiteres als ein Zweig der Geschichte der Philosophie aufgefaßt werden. Das ganze System der ästhetischen Fragen ist ein ungemein mannigfaltiges, schwieriges und complicirtes. Man streitet sich über die Frage nach Form und Gehalt und darüber, ob das Schöne eine objective Eigenschaft der Sachen an sich oder eine bloße subjectiv und relativ beschränkte Auffassung derselben durch uns sei. Auf dem ganzen Gebiete des ästhetischen Denkens macht sich daher auch eine reiche Fülle an Phrase, Phantasie und sonstiger Unklarheit geltend. Daß die Lehre Kant's auch nach dieser Seite fortbildend eingegriffen hat, wird nicht bezweifelt werden können. Den Werth Baumgarten's scheint uns der Verfasser nicht vollkommen richtig erkannt und getroffen zu haben. Ihm verdanken wir jedenfalls die bloße Aufstellung des Namens der Aesthetik im Sinne eines organischen Theiles der Philosophie. Auch Kant braucht diesen Begriff noch ganz so wie Baumgarten als eine Lehre vom anschaulich empfindenden Erkennen der Seele. Der ganze Unterschied der neueren Aesthetik von jener des Alterthums hätte unserer Ansicht nach noch schärfer und bestimmter hervorgehoben werden sollen. Für die Alten und namentlich für Aristoteles war hauptsächlich der Begriff der Nachahmung und des reinigenden Anschlusses der Kunst an die idealen Gedanken und Vorbilder der Natur entscheidend. Für uns aber für die neuere Zeit dagegen hat es sich hauptsächlich um die Stellung des Schönen zum Menschen und seiner inneren geistigen Subjectivität gehandelt. Von dieser Seite aus haben namentlich die Engländer dem Schönen nahe zu treten versucht. Die rein wissenschaftliche Seite der ganzen Frage ist wiederum vorzugsweise von den Deutschen in das Auge gefaßt und bearbeitet worden. Auf welchem Punkte wir jetzt in der Entwickelung unseres Denkens über das Schöne stehen, kann bei der gegenwärtigen Zerfahrenheit und dem allgemeinen Verfall der Philosophie kaum mit Sicherheit angegeben werden. Jedenfalls fehlt uns noch ein in ähnlicher Weise für dieses ganze Gebiet abschließender Geist, als im Alterthum Aristoteles ein solcher war. Zu einer genügenden und durchsichtigen Klarheit über alles Dieses dürfte sich auch der Verfasser noch nicht erhoben haben.

Sein Werk ist gedankenreich, ausführlich und vielseitig, wird aber doch immer beherrscht von Anschauungen und Begriffen, die mehr dem zur Zeit herrschenden Zustand der Aesthetik als dem reinen und bleibenden Wesensgehalte der Sachen, um die es sich handelt, zu entsprechen scheinen möchten. Auch die ganze Disposition des Werkes möchten wir nicht als vollkommen passend und dem erstrebten Zwecke genügend bezeichnen. C. H.

— Im Reiche des Lichtes. Sonnen, Zodiakallichte, Kometen. Dämmerungslicht-Pyramiden nach den ältesten ägyptischen Quellen. Von Hermann Gruson, Ehrenmitglied des naturwissenschaftlichen Vereins zu Magdeburg. Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit 57 Figuren und 8 Tafeln zum Theil in farbiger Ausführung. Braunschweig, George Westermann 1895. Preis geh. 8 ℳ, geb. 9 ℳ. — In diesem Buche begiebt sich der auf dem Gebiete der Technik hochverdiente, zu Anfang dieses Jahres verstorbene Verfasser, der Schöpfer der Grusonwerke in Buckau bei Magdeburg, auf das Gebiet der kosmischen Physik. Veranlassung hierzu haben ihm Beobachtungen gegeben, die er in seiner Gießerei anzustellen Gelegenheit hatte. Im Wesentlichen handelt es sich um die Lösung von Problemen, welche die Natur der Sonne, der Kometen und des Zodiakallichtes betreffen. Diese Lösung wird versucht auf Grund eigener Hypothesen, welche der Verfasser sich über Wärme und Licht gebildet hat. Die von ihm beobachtete Thatsache, daß kaltes Eisen auf glühend flüssigem schwimmt, führt den Verfasser dazu, die Wärme als eine Kraft anzusehen, welche in diesem Falle fähig ist das kältere Eisen zu tragen. Wie diese Kraft zu denken ist, wird nicht angegeben. Der Umstand, daß an verschiedenen Stellen von einem Gemisch von Luft und Wärme und von einem luftleeren, nur mit Wärme erfüllten Raume gesprochen wird, läßt des Verfassers Vorstellungen über die Natur dieser Kraft noch räthselhafter erscheinen. Betreffs des Lichtes befindet sich der Verfasser mit den heutigen Tages herrschenden Ansichten insofern in Einklang, als er es als eine Wellenbewegung ansieht. Die Entstehung des Lichtes ist an die Wärme gebunden. Die Sonne sendet nur in radialer Richtung Strahlen aus. Hieraus wird die geringere Lichtintensität derselben nach dem Rande hin erklärt. Die Sonne selbst besteht aus einer feuerflüssigen Kugel, welche zunächst von einem luftleeren Raume umgeben ist, der nur mit Wärme erfüllt ist, die dem Drucke der darüber liegenden Gasmassen, welche die Atmosphäre der Sonne bilden, das Gleichgewicht hält. Die Sonnenatmosphäre nimmt von innen aus bis zu einem gewissen Punkte an Dichte zu und von da bis zum Uebergang in den Aether wieder ab. Durch die Anziehung von Jupiter werden andauernd einzelne Massetheile im Sonnencentrum (Tropfen von riesiger Dimension) von ihrer Umgebung losgerissen und nach dem Sonnenäquator hingeschleudert. Um bis zur Sonnenoberfläche zu gelangen, braucht ein Tropfen etwa 1 Jahr. Beim Heraustreten desselben aus dem Innern an die Oberfläche sehen wir ihn als Sonnenfleck. Allmälig sich abkühlend, erleiden diese Tropfen auf der Sonnenoberfläche eine Bewegung nach den Polen hin und werden in der Nähe der Pole wieder in eine axiale Strömung hineingerissen, die sie wieder zum Centrum führt. Dabei üben die Tropfen auf einander in gewaltigem Maße Druck und Reibung aus und tragen dadurch zur Erhaltung der Eigenwärme der Sonne bei. — Die Kometen sind sphäroidale luftartige Gebilde ohne eigenes Licht. Ihr Schweif besteht nicht aus Massetheilen, sondern ist nur ein optisches Phänomen, das speciell in der radialen Aussendung der Lichtstrahlen durch die Sonne seine Ursache hat. Der Doppelschweif des Donatischen Kometen, der nach Gruson's Theorie nicht zu erklären wäre, wird vom Verfasser als ein Phantasiegebilde bezeichnet. — Das Zodiakallicht ist eine besondere Form der Dämmerungserscheinung, welche in der vom Mond erzeugten Fluthwelle der Atmosphäre vor sich geht und daher periodisch auftreten muß. Nach Gruson hat das Zodiakallicht die Form eines gleichschenkeligen Dreiecks und muß diese nach seiner Theorie auch haben. In Wirklichkeit ist die Form desselben aber die einer gegen den Horizont geneigten Pyramide, deren Achse mit der Ekliptik zusammenfällt und die daher auch im Laufe des Jahres ihre Neigung gegen den Horizont ändern muß. — Ein größerer Abschnitt des Buches ist dem Versuche gewidmet, schon bei den alten Aegyptern die Kenntniß des Zodiakallichtes nachzuweisen. Die betreffenden, in Gemeinschaft mit Brugsch-Pascha angestellten Untersuchungen sind sicher geistreich, aber keineswegs zwingend, zumal da sie auf einer falschen Annahme betreffs der Gestalt des Zodiakallichtes basiren. — Ein besonderer Abschnitt ist auch den neu erschienenen Sternen gewidmet, deren zeitweiliges Aufleuchten der Verfasser durch seine Ansichten über die Natur des Lichtes anders als bisher glaubt erklären zu können. So überzeugt auch der Verfasser von der Richtigkeit der von ihm entwickelten Theorien selbst ist, glaube ich doch nicht, daß sie bei einem der Fachleute jemals Anklang finden werden. Dr. B. Peter.

— Aufsatzstoffe für die Volksschule. In Themen, Skizzen und ausgeführten Arbeiten dargeboten von P. Dietel und R. Göhler, Lehrern in Leipzig. Verlag von Julius Klinkhardt, 1895. — Eine der wichtigsten und schwierigsten Aufgaben des Lehrers, dem der deutsche Unterricht anvertraut ist, besteht in der Wahl von Aufsatzthemen. Es giebt zwar eine große Fülle von Hand- und Hilfsbüchern für die Anleitung zum deutschen Aufsatz; nicht allzu viele sind aber für den praktischen Schulmann mit wirklichem Nutzen für seine Schüler zu verwenden, manche sind auch veraltet. Die uns vorliegende, neuerdings erschienene Sammlung bringt nun Ideen zur Ausführung, die von einem vorzüglichen Pädagogen und hervorragenden Volksschulmann, dem Director Dr. Sachse in Leipzig, wiederholt dargelegt worden sind. Die alte Schule ließ nur zu oft von ihren Schülern schriftliche Arbeiten fertigen, denen man das Schablonenhafte ansah: völlige Uebereinstimmung der Aufsätze nach Stoff und Form. Gedanken und Satzband waren durch dictirte Stichwörter und mechanische Einübung gegeben. Die neue Schule schlägt einen anderen Weg ein. Die Aufsätze sollen nicht mehr als bloße Uebungen sprachlicher Formen gelten; auch in ihnen soll das erziehliche, charakterbildende Moment zur Geltung kommen. Sie sollen dem Lehrer das geeignetste Mittel an die Hand geben, den Geist des Kindes zum Ausdruck und zum Bewußtsein seiner selbst zu bringen. Sie sollen den eigenen Inhalt der Kindesseele herauslocken, das ganze Geistesleben des Kindes, sein Denken und sein Fühlen, seine Phantasie und sein Urtheil wiederspiegeln. Wir halten die Betonung und Geltendmachung dieses Standpunktes für einen großen Fortschritt der Methode. Freilich, soweit gehen wir nicht, daß wir nun jede Reproduction gegebener Gedanken a limine abweisen. Es giebt für die Jugend eine Zeit, wo sie noch nicht productiv, wo sie auf Nachahmung angewiesen ist, wo man ihr Gedanken zuführen muß. Aber einverstanden sind wir mit der Forderung, daß, sobald sich die geistige Thätigkeit des Kindes einigermaßen entwickelt hat, diese durch den Unterricht zu beleben und zu befördern sei. Und dies wird man im stilistischen Unterrichte erreichen, wenn man die Aufsatzthemen dem Anschauungs- und Ideenkreise des Kindes anpaßt, die Stoffe möglichst eng begrenzt und alles Abstracte vermeidet. Von diesen Gesichtspunkten geleitet, haben nun die Verfasser Aufsatzstoffe für die Volksschule gewählt, die der neuen Methode angepaßt sind. Sie haben dabei den Zusammenhang zwischen jenen und den übrigen Unterrichtsstoffen, namentlich denen, die das Lesebuch bietet, zu wahren sich bemüht. Abgesehen haben sie von einer Anordnung nach Stilgattungen, ebenso von der Vertheilung des Stoffes auf die einzelnen Schuljahre. Wir wollen nicht übersehen, daß die letztere, hier nicht eingehaltene Anordnung des Materials dem Lehrer die Uebersicht und Auswahl desselben erleichtert. Wir wollen aber gern zugeben, daß es schwer fällt, eine durchweg feste Norm für die Wahl der Themen nach den verschiedenen Altersstufen aufzustellen. Themen, die für die unteren Classen gestellt werden, können auch, unter anderer Beleuchtung und Behandlung, auf den Oberstufen Verwendung finden. Das Inhaltsverzeichniß bietet dem Lehrer eine außerordentlich große Auswahl meistens sehr gut gewählter und dem Anschauungskreise der Kinder angepaßter Themen. Dispositionen, ohne die man sich früher kein stilistisches Handbuch denken konnte, fehlen gänzlich. Die Skizzen deuten nur den möglichen Gedankengang an. Ebenso fehlen die Anweisungen für den Briefstil, wenn auch einige Briefthemen gegeben sind. Dieser Mangel beeinträchtigt nach unserer Meinung den Nutzen des Buches nicht. Die Anleitung zum Briefschreiben und zur Abfassung verschiedener geschäftlicher Formeln, die im täglichen Verkehr vorkommen, gehört nicht in den Rahmen der uns zur Besprechung vorliegenden Sammlung. Die Gesichtspunkte aber, von denen sich die Herren Dietel und Göhler bei Abfassung ihres Themenbuches haben leiten lassen, müssen wir als richtige anerkennen; wir sind auch überzeugt, daß die Sammlung unter den Volksschullehrern viele Freunde finden wird, wie sie es verdient. Wir selber können sie nur der Beachtung und Benutzung durch letztere angelegentlichst empfehlen. W. Sm.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) vierteljährlich bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 64. Donnerstag, den 30. Mai. 1895.

Prügel.

Von Dr. J. R. (Nachdruck nur mit Erlaubniß des Verfassers gestattet.)

„Alles Regiment in der Welt, muß Er wissen,
Von dem Stock hat ausgehen müssen."
(„Wallenstein's Lager".)

„Prügel? Hah, wie kann man ein solches Thema berühren wollen," ruft der Eine und zieht die Brauen in die Höhe. „In unseren humanen Zeiten!" tadelt ein Zweiter. „Sind Sie ein Rückschrittler, ein Dunkelmann?" faucht mich finster ein Dritter an. — Nun ja, die Prügelstrafe gehört augenblicklich zu den „überwundenen Standpunkten", aber davon reden — nein, das lasse ich mir nie und nimmer verbieten, denn ich bin ein „Cultur"-Freund. Ich beginne demnach. Ein großes Stück Arbeit ist mir dadurch erspart, daß jeder Mann, hoch oder nieder, ganz genau weiß, was Prügel sind, denn die Antipathie dagegen ist jedem Menschensohn „angeboren". Es giebt edle d. h. von berechtigter Hand und „in guter Absicht" aufgezählte — und gemeine Prügel, z. B. jene, mit denen sich betrunkene Bauern am Kirchweihfeste zu „regaliren" pflegen; ich spreche nur von der „guten Sorte". Dazu gehören immer zwei Parteien, eine active und eine passive, denn auch die Prügel, wie jeglich Ding, besitzen ihre „zwei Seiten". Die eine, die passive, Partei ist der Mann in den verschiedensten „Formen" und „Lagen", die Gegnerpartei eine meist bewaffnete, gleichfalls „männliche" Hand. Mann gegen Mann! lautet die Parole; das „schöne, schwache Geschlecht" genießt diesbezüglich volle „Emancipation". Warum man es zu allen Zeiten und an allen Orten gerade hauptsächlich auf die Menschen-„Söhne" abgesehen hat, dies ausführlich zu besprechen, würde mich viel zu weit führen; die Hauptgründe aber dafür sind folgende: erstens, weil man dem „starken" Geschlechte bei allen Nationen viel leichter „beikommen" kann, und zweitens, weil sich der Mann, besonders der „angehende", ohne Prügel in der Welt nur schwer zurechtzufinden weiß. Und dann hat jeder Erdensohn österes „Ueberlegen" und „selbst gemachte" Erfahrungen im Gefühlspunkte höchst nothwendig. Denn wer nicht einmal eine „blasse Ahnung" besitzt von der Berechtigung, von der Applicirung und den guten Wirkungen einer „wohlverdienten Tracht Hiebe", der ist in meinen Augen kein ganzer Mann, da ihm das „Fundament aller Lebensweisheit", die praktische Erfahrung, mangelt. Was denkt sich überhaupt solch ein „Uneingeweihter" unter dem Worte „Gefühl"? Ein spanisches Dorf ist dieser Begriff für Jeden, dem das spanische Röhrchen nie einen „Fingerzeig" gegeben. Und welche Uebel sind „ordentliche" Hiebe zu verhüten im Stande! Man denke nur an den alten Hohenpriester Heli, der den Hals brach, weil er vor lauter Gutmüthigkeit sich nicht das Bischen Zeit genommen, seine zwei nichtsnutzigen Buben, die allerhand Allotria trieben, vernünftig zu erziehen. Statt Tag um Tag auf seinem Stuhle vor dem Zelte zu sitzen und zu feiern, wäre es tausendmal besser gewesen, er hätte die beiden Rangen regelmäßig nach dem Morgen- und Abendopfer „darübergelegt" und „Mores gelehrt". Ich finde dieses Verhalten Heli's um so unverzeihlicher, als gerade um Silo, dem heutigen Seilûn, her noch heutigen Tages — ich rede nach eigener Anschauung — die schönsten Gerten und Ruthen wachsen, und zwar im Ueberfluß. Aber Heli war blind und „human". In den entgegengesetzten Fehler fielen die rohen Spartaner. Nicht nur mußten bei ihnen die Knaben bis ins achte und neunte Jahr auf Rohrlagern unbekleidet schlafen und das Rohr von den Ufern des Eurotas selbst holen, sondern das Rohr spielte auch im öffentlichen Erziehungshause der Knaben eine Hauptrolle, wie wir denn überhaupt den Stock als „Staatswappen" Spartas betrachten müssen. Unbarmherzige Hiebe rächten das kleinste Vergehen der männlichen Jugend; jeder Knabe und Jüngling durfte stehlen, um sich in der List zu üben, wehe aber Dem, der sich dabei ertappen ließ! Stockprügel und Ruthenstreiche aus dem ff belehrten ihn, in Zukunft vorsichtiger zu Werke zu gehen. Um die jungen Spartaner gegen Körperschmerzen abzuhärten, wurden sie am Feste der Artemis öffentlich und bei nacktem Leibe mit Ruthen und Riemen gepeitscht — Keiner durfte eine Miene des Schmerzes zeigen, und ohne einen Klagelaut sank gar mancher dieser armen Jungen todt am Altare der Göttin zu Boden. Noch schlimmer erging es den spartanischen Sklaven, den Heloten; sie erhielten täglich in Gegenwart der ganzen versammelten männlichen Jugend des Hauses eine bestimmte Anzahl Hiebe, einzig und allein zum warnenden Beispiele für die Zuschauer! O Lykurg, du „weiser" Gesetzgeber! Aber nicht nur allein in Spartas Mauern, sondern im ganzen classischen Alterthum waren „Hiebe" (flagella, fustigatio, nervi, lora) das „dritte Wort"; in den zahlreichen Gymnasien wurden die „antiken" Buben nicht blos zu freiwilligen, sondern sehr oft auch zu ganz unfreiwilligen Leibesexercitien „herangezogen". Auf das Oel, das die jugendlichen Glieder geschmeidig machte, folgten tempore suo d. h. zur rechten Zeit „classische Wichse", welche der „classischen Bildung" gewaltigen Vorschub leisteten. Die uns erhaltenen antiken Gemälde Italiens gestatten uns vielfach tiefen Einblick in die „Mysterien" des Disciplinarverfahrens jener „goldenen Zeiten", in welchen die Kehrseite des starken Geschlechtes so „leicht zugänglich" war. Ich will nur das „vielsagende" Freskobild aus dem alten Pompeji im Nationalmuseum der schönen Vesuvstadt erwähnen, auf dem zwei sichtlich schadenfrohe Jünglinge einen völlig entkleideten Altersgenossen, der platt auf dem Boden ausgestreckt ist, in der „nothwendigen Lage" festhalten, während ein grimmiger, mit der Virga bewaffneter Präceptor bestrebt ist, gut und sicher zu zielen. Eine echt classische Scene und doch schließlich wieder nur — ganz wie bei uns! — Aber auch im Hause sowohl des Römers wie des Atheners wurde den leichtsinnigen jungen Leuten oft bis in das achtzehnte Jahr seitens des erzürnten Vaters arg mitgespielt; die lora (Riemenpeitsche), welche den Sklaven züchtigte, sie schonte auch des schuldigen Sohnes nicht. Doch hielt es der „classische" Vater unter seiner Würde, seinen Buben höchsteigenhändig zu Leibe zu rücken; er dictirte nur das Quantum, die Ausführung des Befehles übergab er gewöhnlich einem seiner Vertrauten. Meistens lautete das Urtheil: „Da virgam!" d. h. auf gut deutsch: die Ruthe, besonders bei Knaben unter zehn Jahren. Eine Verschärfung der Strafe bestand in der Application der oben erwähnten lora, wobei dem Jungen seine Tunika abgenommen wurde; auf wiederholte größere Vergehen der bereits mannbaren jungen Römer, die nicht vor das öffentliche Gericht kamen, stand unausweichlich die sehr schmerzliche Strafe der nervi d. h. des Ochsenziemers oder auch lederner, wie eine daumendicke Peitsche zusammengedrehter Riemen. Es war eine förmliche Geißlung, während welcher der vollständig entkleidete jugendliche Verbrecher von vier kräftigen Fäusten festgehalten ward, wenn man es nicht vorzog, ihn an einen Pfeiler oder sonstwo anzubinden. Zu derlei Executionen befand sich in jedem „classischen Heim" ein entlegenes Gemach mit der größten Auswahl von Züchtigungs-Werkzeugen für die Söhne sowohl als für die Sklaven. Auch die alten Aegypter waren mit der Nilpferdpeitsche gleich bei der Hand, und während die Hebräer ihren unartigen männlichen Nachwuchs mit Ruthen des Oelbaumes oder auch geflochtenen Ulmenzweigen „tractirten", waren unsere germanischen Urahnen gleich den ernsten Persern und Chinesen seit den urältesten Zeiten Freunde des „gründlichen

Ueberlegens", zu welchem Behufe der heilige Birken- oder Weidenbaum seine „eindrucksvollen" elastischen Zweige leihen mußte. Im warmen Orient, wo die Buben erst ziemlich spät mit den Erzeugnissen der Schneiderkunst Bekanntschaft machen, indem sie oft bis ins zehnte und zwölfte Jahr sich zur Naturreligion der „Gymnosophisten" bekennen, oder gar bei den Beduinen oder Fellachen Arabiens, deren Sprößlinge niemals die den abendländischen Jungen so interessante Periode der „ersten Höschen" kennen, spielt nebst der Gerte des Oelbaums anscheinend bereits seit Abraham's Tagen das gefürchtete „habbl" die Hauptrolle im disciplinarischen Verfahren. Dieses viel benützte Instrument ist nichts Anderes als die „orientalische Ausgabe" der obenerwähnten nervi des antiken Roms; auch die Art und Weise seiner Application — ich melde Selbstgeschautes — ist wenig verschieden von jener „classischen". Die Wirkung dieses habbl ist jedoch viel durchdringender als die unserer deutschen Haselgerte oder selbst des „famosen" spanischen Rohres, mit denen „in jener Zeit" der gestrenge Magister vulgo Schulmeister die straff gespannten Höschen der über die Bank gezogenen jugendlichen Verbrecher zu bearbeiten pflegte; mit seltener Elasticität schmiegt er sich an die elastischen Empfangsstellen an — und das ist ja dabei die Hauptsache. Der Effect ist um so größer, da vom erzürnten orientalischen Vater — sei er Kurde, Perser oder Beduine — dem betreffenden Jungen das „Fell in natura" gegerbt zu werden pflegt, indem sich, wie gesagt, zwischen diesem und dem geschwungenen Strafobject selten ein Gewandstück als „linderndes Medium" einschiebt. — Als ich einst auf ein befreundetes Beduinenlager im Haurân zuritt, traf mich ein von unsichtbarer Hand geschleuderter Stein ganz empfindlich. Ich beschwerte mich beim Scheich; eine halbe Stunde darauf wurde der widerstrebende Thäter von zwei Burschen herbeigeschleppt — es war ein etwa sechszehnjähriger, trotziger Bube. Im Nu war das Urtheil gesprochen, mein eingelegtes Fürwort blieb unbeachtet — die Justiz nahm ihren Lauf. Während der eine der genannten Jünglinge einen etwa meterhohen hölzernen Kameelsattel bereit stellte, zog der andere dem Verbrecher sein einziges Gewandstück, eine schwarzblaue Linnentunika, über den Kopf — ein energischer Ruck und sein Körper nahm die „gehörige Position" auf dem Sattel, während einige derbe Fäuste jegliches Strampeln des „Uebergelegten" verhinderten. Was nun folgte, und zwar in der ausgiebigsten Weise, der Leser erräth es; ich erfuhr später aus dem Munde des seitdem mir zum Freunde gewordenen Sträflings selbst, welchen tiefen „Eindruck" die Riemenpeitsche innerlich und äußerlich bei ihm hinterlassen hatte. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich auch, daß manch strenger Wüstenvater in gewissen „schweren Fällen" das „Stilleliegenbleiben" nach erhaltener „Lection" beanspruche, bis die Hiebe ordentlich „eingezogen" seien, denn sofortiges Reiben und Rutschen mildert, wie männiglich bekannt, das fatale „Brennen". Und gerade auf diese „Nachcur" legt der orientalische Zuchtmeister voll „finniger" Menschenkenntniß ganz besonderen Werth, davon verspricht er sich den Haupterfolg für seine „Bemühungen". So prügelte man im Morgenlande vor dreitausend Jahren, so geschieht es heute noch. — Anders verhält es sich in Europa: die Zeiten des ernsten und allgemeinen Gebrauches der Ruthe, des spanischen Rohres, des Stockes, scheinen bei der heutigen Erziehungsmethode vorbei zu sein; die hochcivilisirte jugendliche und reifere Menschheit der Gegenwart hat sich das „Ueberlegen", d. h. die Prügel, in jeglicher Form und Quantität energisch verbeten. Das war, man verzeihe mir, nicht klug und undankbar noch obendrein. „Maß in Allem!" im Prügeln und im Abschaffen uralter Sitten. Und wollte man schon dem spanischen Rohre als einem „Ausländer" eine fernere Thätigkeit innerhalb des Deutschen Reiches nicht gestatten, so hätte doch die erzgermanische Haselgerte, diese tausendjährige „Herrin des Hauses", die „umsichtig" waltende Regentin der Schulen, Casernen und öffentlichen Plätze, das „Gnadenbrod" redlich verdient — für ewige Zeiten. Wenn auch mehrere Jahrzehnte lang das angeblich dauerhaftere und deshalb ökonomischere Gewächs Spaniens mit ihr zu rivalisiren schien, so war doch sie oder eine ihrer Verwandtinnen diejenige „stille Macht", welche alle großen deutschen Männer „bilden" half — von Kaiser Karl bis herab zum „Vater Radetzky". Ihre Wirkung war kaum minder „tief" und nachhaltig als die des übertrieben gepriesenen Röhrchens und obendrein konnte man sich die „schlank gewachsenen jungen Dinger" auf Vergnügungstouren selbst „frisch von den Stauden" holen, wobei meistens die „Wahl sehr schwer" fiel, da eine wirklich gute Gerte, die ihrer edlen Bestimmung „gewachsen" sein soll, verschiedene „Qualificationen" aufzeigen muß. Unstreitig „blühte ihr Weizen" im Mittelalter am meisten und wie die Geschichte des Unterrichts jener derben Zeiten erzählt, war ihre Herrschaft eine „vielbewegte", oft zu „eindrucksvolle", „Thränen hervorlockende", „hinterlistige". Der Drang dreinzuschlagen, durchzubläuen — denn unsere biederen Ahnen schlugen sich gestern, sie schlugen sich heute, sie schlugen sich morgen und alle Tage ihres Lebens — dieser heldenmäßige Drang, er beseelte auch den „Magister scholae", und dieser machte demselben redlich Luft, denn jeder der „gelahrten Schulmonarchen" hielt ungeheure Stücke auf diese „heilsamen" Morgenbewegungen, die freilich bei den Betroffenen nur getheilten Beifall fanden. Galten doch damals vielfach die Prügel an sich als ein „Element", als eine höchst nöthige Dreingabe des Unterrichts und wurden nicht selten vom Magister schon vor jedem Vergehen als Vorbeugungsmittel applicirt —, bei achtjährigen Buben sowohl, als bei sechszehnjährigen Jünglingen! Die Procedur war rein patriarchalisch: rasch und gründlich. Mit einem sicheren Griffe war der vor die Bank citirte Sträfling am Kragen seiner meist kurzen Jacke erfaßt, sein Oberkörper nach vorn herübergezogen, worauf der Stock resp. Kantschu mit wunderbarer Schnelligkeit und in ziemlich gleichmäßiger, hellklatschender Taktfolge den durch die gewaltsam gebogene Lage hervorgezwängten Körpertheil des sofort in Geheul ausbrechenden Jungen traf. Die Quantität der Hiebe war Sache des kundigen Meisters, die Quantität der „heißen" Zähren blieb dem Gezüchtigten anheimgestellt. Vor der Haselgerte waren damals alle Knaben gleich; ein jeder mußte „welche" haben — „so oder so" — wobei als Grundregel galt, keinen Hieb „daneben" zu thun und die „große Spannung" sowie die „beengende Lage" (man verstehe wohl!) weidlich auszunützen. Das war die „Kunst des Augenblickes". Wenn die Geschichte Wahres kündet, so hatte es das Fatum in „Rohrgestalt" auf gewisse prädestinirte Jungen ganz besonders abgesehen; eine mysteriöse „fühlbare" Sympathie schien zwischen ihnen obzuwalten. Der große Cid, der „Kampfheld ohne Gleichen" († 1099), war einer dieser häufig „übergelegten" Buben und Pipin der Kleine ließ seinen „großen" Sohn Carolus zum Oeftern mit der Haselgerte nähere Bekanntschaft schließen. Kaiser Karl selbst schwang meisterhaft das geflochtene Birkenreis über seinen „umgekehrten" drei Sprößlingen und er hatte eine feste, sichere Hand; bei Schulvisitationen zog er trägen Buben, adelig oder nicht, mit Vergnügen „etliche" über. Sein Sohn Ludwig der Fromme sparte bei seinen drei Knaben die „Wichse" — er hat es später bitter bereuen und büßen müssen und geißelte sich zur Strafe selbst. Alfred der Große († 901), Heinrich der Schwarze, Anselm von Canterbury († 1109), Rudolph von Habsburg, nebst unzähligen anderen Größen wurden nach altem Brauche gebührend „hergenommen", und Ludwig IX. der Heilige ward von seiner energischen Mutter Blanka mit dem spanischen Röhrchen zu allem Guten angehalten. Sowohl der berühmte Connetable Bertrand du Guesclin († 1380), den seine Mutter wegen seiner Wildheit den „bösesten aller Buben" nannte, als der große Bayard, der „Ritter ohne Furcht und Tadel", lagen fast regelmäßig „in sehr nachlässiger Toilette" Mittag und Abends über der Bank, kein Heldenmuth vermochte es, ihre empfindliche Kehrseite vor den sicher berechneten „Attaquen" ihres Gegners zu schützen. Dem jugendlichen Dr. Martin Luther ging es zu Mansfeld als „Parthekenhengst" fast noch schlimmer; an einem einzigen Tage wurde er fünfzehnmal! — und jedesmal höchst ausgiebig — mit der Haselgerte gestrichen. Michelangelo mußte gar, wenn ihm sein ritterlicher Vater das Sitzleder „gegerbt" hatte — notabene wegen „Bücherscheu" — die Hand d. h. den Lederriemen küssen, die ihn „heimgesucht". Hier finde ich eine Aehnlichkeit zwischen dem großen Bild-„Hauer" und meiner Wenigkeit heraus; nach erhaltener Lection mußte ich mich stets bei meinem „lieben" Vater Nikolaus „recht schön bedanken", worauf ich das spanische Rohr vorsichtig „wieder an seinen Platz" zu bringen angewiesen war. Auch Rafael der „Göttliche" hörte unter der Fuchtel seines Erzeugers die schönen „Engelein singen", die er später so hübsch zu porträtiren verstand, und dem Petrarca entschwand jeglicher Sinn für Poesie und Reime, wenn ihn sein Vater, weil er kein Corpus juris studiren wollte, auf höchst prosaische Weise über den „Stuhl der Weisheit" legte und „hinterrücks" ein bekanntes Drama aufführte, das dem so gefühlvollen Jungen heiße Thränen „innigster Theilnahme" entlockte. Doch sei es der „schlagenden" Beispiele genug, welche uns den Beweis liefern, wie die meisten Berühmtheiten gleich den übrigen „sterblichen Buben" nur durch „anhaltende und gründliche Ueberlegung" Etwas geworden sind. Nur Einzelne genossen damals das Privilegium, ihre verdiente und zudictirte Tracht Hiebe

einem Andern abtreten zu dürfen z. B. die königlichen Prinzen einzelner Länder. Besonders in England schien es eine Zeit lang nicht angängig, denjenigen, der einst die Krone tragen und wie ein höheres Wesen über dem Volke stehen sollte, die Haselgerte oder das Röhrchen fühlen zu lassen und man ersann den eigenthümlichen Ausweg, daß stets mehrere adelige Knaben mit den Prinzen erzogen und, wenn Noth an Mann war d. h. ein königlicher Sprößling Hiebe verdient hatte, als Vertreter desselben durchgepeitscht wurden. Denn geprügelt mußte nach damaliger Anschauungsweise werden und man calculirte, daß, wenn der Prinz nicht ganz gefühllos war, das Jammern und die Thränen seines unschuldigen Kameraden bei ihm einen heilsamen Eindruck hinterlassen müßte. Das war gut gemeint aber grundfalsch: denn „selbst ist der Mann". Viel weniger „weitherzig" war da Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der die „Prügel-Kur" für ein Haupterforderniß hielt, und nie verbrauchte man so große Quantitäten deutscher Haselnußstöcke und spanischer Rohre als unter seiner „väterlichen" Regierung, wo der alte Dessauer seinem Herrn pflichtgemäß und „immer rührig" zur Seite stand. Ungelenkige Rekruten wurden nur durch Stockprügel, Ohrfeigen und Spießruthen dressirt und mehr denn Einer streckte unter der Wucht der letzteren für immer die Waffen. Neu angeworbene Soldaten ließ der alte Dessauer sofort ohne Weiteres auf der dazu bestimmten Bank ausstrecken und vom Feldwebel mit einer „ganz gehörigen Ration" begrüßen; wer empfindlich schien, bekam am nächsten Morgen noch einen „kleinen Nachtrag". Nach erfolgter Begrüßung — meistens geschah sie „in generali" d. h. an mehreren Dutzenden jungen Marsjüngern zugleich — mußten die „solchermaßen Avvisirten" in Reih und Glied sich aufstellen, sich „militärisch bedanken" und der alte Dessauer sprach dann gewöhnlich: „So jetzt wißt ihr Hallunken, wies gehalten wird! Merkt euchs! So viel kriegt ihr schon, da ihr noch nichts gethan habt; entnehmet daraus, wie ich euch verhauen lassen werde, wenn ihr etwas thun solltet!" Die Angeredeten nickten meist stumm und in martialischer Haltung — denn „gerieben und geschrien wird nicht!" Friedrich Wilhelm selbst machte es nicht viel besser; seinen eigenen Sohn, den „jungen Monsieur Fritz", schlug er noch in dessen 16. Lebensjahre, als derselbe bereits Hauptmann bei den Cadetten war, eines Tages so lange mit dem „Spanischen", bis sein Arm ermattete. Von Peter dem „Großen" will ich gar nicht reden; zu seinen Zeiten gab es kaum einen Russen, der nicht die Knute oder den Stock fühlen mußte, an jeder Straßenecke gab es Locale mit den nöthigen Geräthschaften, wo man „sein Theil" erhalten konnte. Beim sog. „Schnaatgang", d. h. bei der Bestimmung der Gemeindegrenzen, pflegte man gewöhnlich ein halbes Dutzend Buben „durchzuwalken", damit sie sich die betreffenden Grenzen der Aecker und Wiesen „ein für allemal" merkten. — In unseren Tagen der „Scheu vor ungebranntem Holze" ist auch diese „unvergeßliche" Sitte eingeschlafen, wie denn überhaupt diese „eindrucksvolle Erziehungsweise" nach ihrer leidigen Verbannung aus den meisten Schulen und öffentlichen Anstalten nur noch in den echten germanischen Familien ein ehrenvolles Asyl gefunden hat. Denn sowohl die Birkenruthe wie die Haselgerte ist dem alten deutschen Kriegsgotte Tyr oder Tiu geheiligt, wenn auch jetzt St. Nikolaus die Ruthen vertheilt. Ein „deutscher" Vater, der nie den Stock geschwungen, ein Sohn „Germaniens", dem in seinen Jugendjahren nie „ordentlich eingeheizt" worden ist, ein Stuhl, der nie zu „heilsamer Ueberlegung" gedient — ich habe für sie „nichts übrig". Da steht der mittelalterliche Hofmeister der Edelknaben, Junker oder Pagen, „Bubenzuchtmeister" betitelt, bei mir in viel höherem Ansehen; vor seinem „regelrechten System" hatten die sonst sehr lustigen Bürschchen „heillosen Respect", umsomehr, da er es nie unter „Fünfundzwanzig aus dem ff" thun wollte, das betreffende Röhrchen ein „auserlesenes" und der damalige Kleiderschnitt ein sehr enger zu sein pflegte — die Wirkung demnach eine desto tiefere war. Und noch obendrein ward die Execution gewöhnlich im Schloßhof, also coram populo vorgenommen — wer demnach den Schaden resp. die Hiebe hatte, mußte den Spott nolens volens mit in den Kauf nehmen, denn je eifriger der Bube nach erhaltener Lection die Stellen rieb, die ihn schmerzten, desto mehr lachten die Anderen, ohne des ominösen Sprichwortes zu gedenken: Heute mir, morgen dir. Wie ein „Klang aus jenen Tagen" ist es, wenn jetzt noch der eine oder andere Cadett zur „Ueberlegung" „befohlen" wird, ausnahmsweise in Hemdärmeln, denn des „Königs Rock" wird so lange ausgezogen, weil derselbe „nichts damit zu thun" hat. Es ist dies der einzige Fall, wo sich der junge „stramme" Marssohn gegen eine „bewaffnete feindliche Macht" nicht auflehnen darf, der einzige Fall auch, wo er den ihm wenig glimpflich zu Leibe Rückenden weder fordern noch verachten darf, wenn er auch kaum mehr nach beendigtem „einseitigen" Gefechte sich „für die gütige Mahnung" zu „bedanken" angehalten wird. Doch nun zum Schluß! Die Hauptsache ist, daß das pädagogische Wort der Bibel nie außer Acht gelassen werde: „Züchtige deinen Sohn, damit du nicht die Hoffnung verlierst. Wer die Ruthe spart, hasset seinen Sohn; wer ihn aber lieb hat, zieht ihn bei Zeiten. Ruthe und Züchtigung machen weise. Laß es dem Knaben an derber Züchtigung niemals fehlen, schlägst du ihn mit der Ruthe, so stirbt er keineswegs davon. Wenn du seine Seele vor dem Untergange retten willst, sollst du ihn mit der Ruthe (weiter Begriff!) streichen!" (Sprichw. 19, 18; 29, 15; 13, 24.) „Denn," fügt der weise Salomon hinzu, „Alles hat seine Zeit. Eine Zeit zum (scheinbaren) Hassen und eine Zeit zum Weinen, eine Zeit zum Kriege (zwischen Vater und Sohn u. s. w.) und eine Zeit zum Frieden." (Pred. 3.)

Bücherbesprechungen.

— Die strafrechtlichen Nebengesetze des Deutschen Reiches. Erläutert von Dr. Stenglein, Reichsgerichtsrath, Dr. H. Appelius, Staatsanwalt, und Dr. G. Kleinfeller, Professor. Zweite, vermehrte und wesentlich veränderte Auflage, bearbeitet von Dr. M. Stenglein, Reichsgerichtsrath. Erste Lieferung. Berlin 1895. Otto Liebmann. — Das wichtige, in der Praxis vorzüglich bewährte Sammelwerk soll in der schon nach 1½ Jahren erscheinenden 2. Auflage eine wesentlich veränderte Gestalt insoweit erhalten, als, um auch dem Einzelnen, Beamten und Rechtsanwalte, die Anschaffung zu erleichtern, der Umfang und damit auch der Preis des Werkes beträchtlich verringert wird. Es wird dies dadurch erreicht, daß die Erläuterungen solcher Gesetze, welche für die Praxis von geringerer Bedeutung sind, einer Kürzung unterzogen werden. Von diesem letzteren Charakteristicum der 2. Auflage läßt die vorliegende, die sog. Urhebergesetze enthaltende Lieferung deshalb noch wenig erkennen. Die Wichtigkeit der Materie gestattet nennenswerthe Kürzungen nicht. Wohl aber finden sich vielfach wichtige Zusätze. Neu aufgenommen ist das Gesetz zum Schutze der Waarenbezeichnungen. Wir zweifeln nicht, daß das Werk auch in dem neuen Gewande der gleichen Anerkennung sich erfreuen wird, wie seither, und sind überzeugt, daß der erheblich niedrigere Anschaffungspreis — etwa zwei Drittel des seitherigen — die Verbreitung des für die Praxis berechneten Hand- und Nachschlagebuches in erwünschter Weise fördern wird. N.

— Das ABC unseres Glaubens. Dem evangelischen Volke dargeboten von Hans Paul, Pfarrer zu Lingelbach (Cassel). Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn. 1895. 60 ₰. — Das ABC des Glaubens nennt der Verfasser, zu wissen, an wen man glaubt, nämlich an Gott in Christus, warum man glaubt, nämlich um sein Elend in Glückseligkeit zu wandeln, und wie man glaubt, nämlich indem man mit Christus der Seligkeit in Gott entgegen geht. Das Schriftchen ist im Uebrigen ganz in der bekannten Weise der jetzt herrschenden Schule gehalten, voller Abweichungen von der biblischen Lehre, die aber geschickt verhüllt werden. Das eigentliche Thema der Bibel, die Erlösung des Sünders, kommt ganz zuletzt an die Reihe, indem mit matten Worten der Buße gedacht wird, zu der uns der Glaube treiben soll (!). Die Herren in Marburg und Gießen können wirklich stolz darauf sein, mit welchem Eifer ihre Jünger die wenigen Schöpfungen ihrer Hand immer wieder copiren. B. K.

— Ein jüdisch-deutsches Leben Jesu. Geschichte Jesu von Nazareth, geboren im Jahre 3760 seit Erschaffung der Welt. Von Dr. Erich Bischoff. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 2 ℳ. — Der Verfasser ist mit Herausgabe der hebräischen Texte beschäftigt, in denen eine Lebensgeschichte Jesu nach der Auffassung und nach den Entstellungen jüdischen Hasses gegeben ist. Außer den zwei derartigen Schriften, die schon bekannt sind, will er noch mehrere andere bisher ungedruckte nach Oxforder Handschriften veröffentlichen. Wie eine Art Vorläufer sendet er das vorliegende Schriftchen voraus, welches einen ähnlichen Inhalt hat, nur daß es nicht hebräisch, sondern in jenem fürchter-

lichen deutsch-jüdischen Idiom geschrieben ist, in dem alle Titel und alle officiellen Ausdrücke hebräisch lauten, während der eigentliche Text ein Deutsch darbietet, das mit Judaismen aller Art durchsetzt ist. Die nöthigen Erklärungen sind in Anmerkungen beigefügt. Der Verfasser vermuthet in manchen Absonderlichkeiten des haßerfüllten Machwerkes ursprünglich talmudische Bestandtheile, die später verloren gegangen sind und hier ihren unklaren Niederschlag gefunden haben. Darüber haben die Talmud-Gelehrten zu entscheiden; für andere Leute bietet die Erzählung einen traurigen Beweis von halbverrückter, aber freilich leicht erklärlicher jüdischer Bosheit gegen das Christenthum. B. K.

— Kant's und Schiller's Begründung der Aesthetik, von Dr. Eugen Kühnemann, Privatdocenten der Philosophie an der Universität Marburg. München, 1895, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. — Der Verfasser dieser Monographie hat sich bereits durch ein „Leben Herder's", sowie durch verschiedene philosophische Abhandlungen vortheilhaft bekannt gemacht. In dieser seiner neuesten Schrift geht er von dem Gedanken aus, daß wir mit der Erörterung der Schiller'schen Aesthetik uns mitten in den Kämpfen des Tages befinden. Schiller sei idealistisch nur in dem Sinne, in welchem alle und jede Kunst ihrem Wesen nach idealistisch sei. Nachdem er Kant's Aesthetik in ihren Hauptbestandtheilen zergliedert hat, gelangt er zu dem Ergebniß, daß Kant die „ästhetische Anschauung" entdeckt habe. Kant habe alle einzelnen Gebilde, Stile und Richtungen in der Kunst einzig erklärt als Erscheinungsweisen des ästhetischen Grundgesetzes im zeugenden Gemüth. Er habe den Zusammenhang des Erkennens, des sittlichen Handelns und des künstlerischen Empfindens im Gemüth ergründet, so daß die Philosophie auf Kant'scher Grundlage in ihrer Vollendung das Bewußtsein der vollentwickelten, menschheitlichen Persönlichkeit sei. Als Schiller'n in Goethe der lebendig wirkende „Spieltrieb" erschien, wurde ihm seine Philosophie unmittelbares Leben. Seine ästhetischen Werke wurden der Lohn und zugleich das letzte Wort seiner Philosophie. Wenn ein Kunstwerk in der Bestimmtheit der Anschauung dasteht, von innerer Nothwendigkeit erfüllt, so ist es wahr. Desgleichen begründet Schiller den Zusammenhang des ästhetischen mit dem sittlichen Leben des Menschen. Schiller's Grundlegung der Aesthetik enthält den Keim der ganzen wissenschaftlichen Empirie des Aesthetischen, denn das methodisch Natürliche ist in einzelnen psychologischen Analysen der Künstler und der Zeiten in Aesthetik auszubauen. — Dies die Grundgedanken der Kühnemann'schen Darstellung. Den Standpunkt des Verfassers begrüßen wir freudig, obwohl seine Anläufe und Umschreibungen uns die Erinnerung abnöthigen, daß ein Extract keine homöopathische Verdünnung sein darf. —g.

— Grundriß der Kunstgeschichte. Ein Hilfsbuch für Studirende. Auf Veranlassung der königl. preußischen Unterrichtsverwaltung verfaßt von Dr. Frdr. Frhrn. Goeler v. Ravensburg. Mit 9 in den Text gedruckten Figuren. Berlin, Verlag von Karl Duncker. Preis brosch. 6 ℳ. — Das Buch ist aus dem Unterrichte hervorgegangen und für den Unterricht bestimmt. Es dient also vorwiegend praktischen Zwecken und man kann dem Verfasser das Zeugniß nicht versagen, daß er seine Aufgabe in sehr befriedigender Weise gelöst hat. Der Inhalt zerfällt in drei Abtheilungen: in die Kunst des Alterthums (Kunst des Orients und Kunst der classischen Völker), in die Kunst des Mittelalters (altchristliche Kunst, die Kunst des Islam, die Kunst des eigentlichen Mittelalters: der romanische und der gothische Stil) und in die Kunst der Neuzeit (Renaissance in Italien und im Norden, die Kunst des 17. und 18. Jahrhunderts). Die Darstellung schließt mit dem 18. Jahrhundert (Carstens) ab, da nach der Ansicht des Verfassers „eine eigentlich kunstgeschichtliche Behandlung einer Periode erst von der Höhe eines Jahrhunderts herab möglich ist". Die Ansicht scheint uns nicht haltbar zu sein und der Beweis vom Gegentheil ist auch des Oefteren und in Werken, die der Wissenschaftlichkeit nicht entbehren — man denke beispielsweise an die zweimalige Bearbeitung der Geschichte der Künste im 19. Jahrhundert von Springer und an eine ganze Reihe classischer Monographien — bereits erbracht worden. Aber auch abgesehen hiervon hätte der Verfasser gut gethan, wenigstens referirend seine Darstellung bis an die Schwelle der neueren Zeit fortzuführen, da das Bedürfniß sie zu studiren allerall vorhanden ist und an den Universitäten darüber auch Vorlesungen gehalten werden. Für Schüler der Kunstakademien und der polytechnischen Hochschulen wird das Bedürfniß zweifellos am größten sein. — Besonders anzuerkennen ist, daß der Verfasser das umfangreiche Material sicher beherrscht und auch geschickt disponirt hat, wenn auch, was indessen keinen Vorwurf bedeuten soll, ab und zu ein noch gründlicherer Ueberblick zu wünschen wäre, so z. B. bei dem Capitel über alte Vasenkunde, das zu dürftig ist und auch den neuesten Forschungen nicht mehr entspricht. Für eine neue Auflage, die hoffentlich in absehbarer Zeit nothwendig werden wird, möchten wir den Vorschlag machen, an die Spitze der einzelnen Capitel und Unterabschnitte eine Uebersicht über die wichtigsten Quellenschriften und hauptsächlichsten Publicationen zu stellen, auch solche Monographien anzuführen, die von bleibendem Werthe sind oder noch nicht überholt worden sind. Der Anfänger, der die kunstgeschichtliche Literatur noch nicht beherrscht, wird für eine derartige Zusammenstellung dankbar sein, die im Uebrigen ja auch ganz im Plane des Buches liegt. Daß Abbildungen, außer den wenigen Grundrissen, vom Texte fern gehalten worden sind, hat unseren Beifall. Deshalb wäre es aber auch schön, von Abschnitt zu Abschnitt Hinweise auf wissenschaftlich genügende Publicationen zu erhalten. j—.

— Goethe's „Geheimnisse" und seine „Indischen Legenden" von Hermann Baumgart. Stuttgart 1895. Verlag der J. G. Cotta'schen Verlagsbuchhandlung Nachfolger (S. VI, 110). — Die zum vorliegenden Buche vereinigten vier Arbeiten wollen direct oder indirect dem Verständnisse des Goethe'schen Fragments „Die Geheimnisse" dienen. Die erste giebt die Entstehungsgeschichte der „Zueignung", die bekanntlich nach der ursprünglichen Absicht des Dichters nur die „Geheimnisse", nicht die Sammlung der Werke einleiten sollte. Die zweite behandelt das Fragment selbst unter Heranziehung einzelner Licht verbreitender Stellen aus Herder's „Ideen zur Philosophie der Menschheit". Die dritte sucht weiteres Licht in „die Geheimnisse" zu bringen durch Hinweis auf die religionsphilosophischen Partien in den „Wanderjahren", namentlich auf das, was daselbst über die Ehrfurcht als die Grundlage aller Religion und über die drei Arten der Ehrfurcht gesagt wird. Der vierte Aufsatz endlich behandelt die beiden indischen Legenden „Der Gott und die Bajadere" und die „Paria-Legende", Motive, die Baumgart unseres Bedünkens mit gutem Fug zu dem für „die Geheimnisse" zusammengebrachten Stoff rechnet. Daß in der Deutung der „Geheimnisse" alle Leser dem Verfasser ohne Weiteres beipflichten werden, liegt in der Natur des behandelten Gegenstandes. Es sind eben Geheimnisse, und die für die Erklärer nicht sonderlich ermuthigenden Worte am Eingang:

> Doch glaube Keiner, daß mit allem Sinnen
> Das ganze Lied er je enträthseln werde —

werden schließlich doch Recht behalten. Wenn dies nun schon vom ganzen Lied gesagt wird, wie viel mehr muß es für das Bruchstück Geltung haben! So glauben wir beispielsweise kaum, daß der Verfasser mit der Deutung „der drei festlichen Jünglinge" mit ihren Fackeln, glänzend weißen Kleidern und Blumenkränzen als einer Allegorie der religiösen Kunst sonderliches Glück haben wird. Wer sagt uns überhaupt, daß die Jünglinge eine bedeutungsvolle Allegorie sein sollen? Sie könnten ebenso gut blose Staffagefiguren sein; denn kein Mensch weiß, wie nach Absicht des Dichters der weitere Gang der Handlung sein sollte — der Dichter selbst am wenigsten; denn in der dem Fragmente beigegebenen Prosaerklärung schweigt er sich über diesen Punkt völlig aus. Ueberhaupt ist diese Prosaerklärung nur mit höchster Vorsicht zu benutzen; denn offenbar hat Goethe von der Zeit ab, wo er die Dichtung fallen ließ (1785), bis zum Jahre 1816, wo er jene Erläuterungen niederschrieb, den Plan nicht unwesentlich geändert, wohl angeregt durch Wilhelm v. Humboldt's Schilderung vom Berge Montserrat bei Barcellona. Daß der Inhalt der Dichtung nicht genau zum Prosaaufsatze stimmt, hat bereits Düntzer bemerkt. — Was Baumgart über die köstliche Balladentrilogie vom „Paria" sagt, ist von warmer Begeisterung für die Goethe'sche Kunst dictirt und berührt überaus sympathisch. Doch auch die übrigen Theile des Buches gewähren, selbst da, wo man den Deutungen des Verfassers nicht unbedingten Beifall zollen kann, eine reiche Fülle von Anregungen. Und so darf das Buch als eine werthvolle Bereicherung der Goetheliteratur warm empfohlen werden. Prof. Dr. H. C. Kellner.

Berichtigung. In der Anzeige des Kögel'schen Buches: „Deine Rechte" (W. B. Nr. 62 v. 25. Mai) muß es statt „Sängers und Orators" vielmehr „Sängers und Beters" heißen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 65. Sonnabend, den 1. Juni. 1895.

Unsere Nachbarn jenseits des Erzgebirges.

Von Richard Freiherr v. Mansberg.

II.

Die einer straffen Vereinigung widerstrebenden und manchmal wunderlich sich durchkreuzenden Interessen der großen Herren haben den böhmischen Herrschern oft genug große Unbequemlichkeiten bereitet und die Machtentfaltung nach Außen und Innen wesentlich beeinträchtigt. Immerhin hatte schon im zehnten Jahrhundert ein thatkräftiges Herrscherhaus das Volk der Czechen zu einer Art von geschlossenem Staatswesen zu vereinen vermocht, und dieser Staat befand sich in einer durch die geographische Beschaffenheit des Landes merkwürdig gesicherten, vor den Gefahren von der Außenwelt so ungewöhnlich geschützten Lage, daß alle Kriegszüge gegen Böhmen während des ganzen Mittelalters stets zu den gefahrvollsten Unternehmungen sich gestalteten. Rings um das kesselartig erscheinende Land bildete ein Randgebirge mit mächtigem, Tagereisen breitem Urwalde, mit gefahrvollen Sümpfen und Moräſten an den tiefen Stellen, einen gleichsam lebendigen, fast undurchdringlichen Zaun, welcher urkundlich noch 1203 als silva liminans oder Grenzwald bezeichnet wird.[11]) Noch im Jahre 1547 haben die schnell und leicht zu bewerkstelligenden Verhaue im Grenzwalde eine große Rolle gespielt, sie bildeten den Hauptvorwurf gegen die protestirenden Stände, welche damit das Heer König Ferdinand aufzuhalten vermocht.

Nachdem die errungene Centralgewalt eines obersten Herzogs der Czechen mit Gunst der deutschen Kaiser im 12. Jahrhundert zu der Würde eines Erbkönigthums emporgestiegen, hat das Haus der Przemysliden dem jungen Königreiche eine Folge tüchtiger Herrscher gegeben, und unter dem Scepter dieser culturfreundlichen Könige trat nun eine Einwanderung deutscher Edelleute, Bürger und Bauern in stetig zunehmendem Maße ein. Bereits unter Otakar I. tauchen in Böhmen deutsche Ansiedelungen auf, urkundlich seit dem Jahre 1203, zuerst im Leitmeritzer, dann im Elnbogner und Saazer Kreise; unter seinem Sohne Wenzel I. (1230—53) wurden neue Dörfer und bereits auch städtische Niederlassungen gegründet, z. B. die Stadt Saaz. Neue, mit deutschen Mönchen und deutschen Nonnen besetzte Klöster wurden von der königlichen Gewalt ausgenommen und den fleißig colonisirenden Klosterleuten die Neubesetzung von Dörfern nach deutschem Rechte, jure emphyteutico, gestattet, ihren Bestrebungen in dieser Richtung Schutz und Schirm vom Könige gewährt. Am meisten jedoch unter allen Przemysliden hat der goldene König Otakar II., „der Städteerbauer", die culturelle und politische Bedeutung deutscher Colonisation gewürdigt und sich durch Anfeindungen der Czechen nicht beirren lassen in der emsigen und energischen Förderung dieser Colonisation. Schon 1259 hatte er Schwaben die Vorstadt von Prag völlig eingeräumt, zehn Jahre später und abermals 1277 übergab er deutschen Colonen Bezirke längs der ganzen Nordgrenze von Elnbogen bis Glatz.

Im Allgemeinen sind der Franken, welche das Egerland bevölkert, nicht viele nach Böhmen gedrungen, denn die meisten Einwanderer kamen aus Niedersachsen und vom Niederrhein, wie die Sprache der noch erhaltenen Urkunden und das Magdeburgische oder sächsische Recht beweisen; die Geltung des letzteren begann an der Westgrenze des Saazer Kreises, wo das Gebiet des fränkischen Rechtes abschloß. Die deutschen Einwanderer kamen nämlich nicht etwa als Bettler und Bedürftige, sondern sie brachten ihr Vermögen und ihre Arbeitskraft, sowie ein damals weit über der geringen Cultur der Czechen stehendes Verständniß für die Aufgaben des Staatsbürgers mit, sie stellten daher die Bedingung, daß sie in ihren Städten unter eigenen Magistraten, in den Dörfern unter erblichen oder gewählten Richtern und nach ihrem alten deutschen Rechte der Heimath leben durften. Dieses, schon wegen der schlecht verhehlten Mißgunst der Czechen nothwendige, Zugeständniß eigener Gerichtsbarkeit war dem Könige ein politischer Act im selbsteigenen Interesse. Er gewann in dem deutschen, schnell auf soliden Grundlagen erblühenden Volksthume reiche Mittel zur Füllung seines Schatzes und zeitlich ein Gegengewicht gegen die königsfeindlichen Elemente, welche sich um die mächtigen Landherren schaarten und alle großen Entwürfe scheitern zu machen bestrebt waren. Aber selbst die großen böhmischen Herren, welche anfänglich der deutschen Colonisation wenig gewogen, konnten sich der Culturströmung auf die Dauer nicht entgegenstellen, viele eigneten sich frühzeitig deutsche Bildung und Sitte an und wirkten ebenfalls für die Ausbreitung deutschen Wesens in den von ihnen beherrschten weiten, aber vor der Hand noch ziemlich werthlosen Landstrecken. Bald genug entdeckten sie, wie ihre Machtfülle stärkere Wurzeln schlug in dem fruchtbaren Grunde deutschen Bürger- und Bauerthums, wie ganz neue Quellen des Reichthums aufgingen in der Betriebsamkeit der Gewerbsleute, der Rührigkeit der deutschen Bauern, der Arbeit sächsischer Bergleute. Die ungewöhnliche Steigerung der Bodenrente, eine der nächsten Folgen der deutschen Colonisation, hat die nationale Befangenheit der czechischen Großen überwunden und sie bewogen, die Besiedelung von Grund und Boden mit deutschen Elementen zu fördern, indem sie mit derselben ihren eigenen, nicht geringen Nutzen verknüpft sahen. Die Gerechtigkeit erfordert aber, auch zu betonen, daß bei manchem der böhmischen Großen nicht allein der Eigennutz oder blos materielle Vortheile das Deutschthum förderten, daß vielmehr manche von deutschen Zeitgenossen gepriesen wurden um ihrer Förderung deutschen Geistes und deutscher Dichtkunst. Wenn der König selbst, an der Seite seines Schwagers, des erlauchten Heinrich's von Meißen, wie dieser zur Leier griff und mit Stolz zu den deutschen Minnesingern sich zählte, so berichtet uns Heinrich von Freiberg, daß der Edle Raimund von Lichtenburg es gewesen, auf dessen Wunsch er zur Abfassung seines Tristanwerkes geschritten. So preisen zwei deutsche Dichter den tugendreichen Ulrich v. Neuhaus, den milden Aar, der treu und stets sein Wort gehalten, so war der junge „erenbaere, der edel Risenburgaere, mit namen Borso der ander" der Gönner des Ulrich v. Eschenbach, des Dichters der Alexandreis, und ähnlich wird der abenteuerfrohe, der Edle Johann v. Michelsberg von deutschem Dichtermunde gepriesen. Zweifellos haben neben den uns Genannten auch Andere noch, den Königen nacheifernd, der deutschen Dichtkunst und deutschen Cultur geneigt sich erwiesen.

In nicht geringem Maße hat auf die böhmischen Großen das Beispiel des einwandernden deutschen Adels gewirkt, war es doch dieser vornehmlich, der den deutschen Bauer herbeizog, ja einzelne Bezirke, wie z. B. der von Glatz, sind ausschließlich durch deutschen Adel besiedelt worden. Haben nun auch die einwandernden Edelleute für die ihnen überwiesenen Gegenden

---

[11]) Von dieser gewaltigen Umfriedung Böhmens, welche wohl die Hauptursache war, daß die deutschen Könige von einer völligen Unterwerfung des Landes abgesehen haben, sagt schon die deutsche Kaiserchronik zum Jahre 1126:

Do was der Beheime walt
Allenthalben virhaget,
Daz der nieman mohte durchkomen,
Er ne haete der lip ze stelle virlorn.

wiederum sog. Locatoren geworben, so waren jene doch die Vorarbeiter der Urbarmachung und die Leiter der Arbeit. Man braucht in keiner Weise die hohe culturelle Mission der deutschen Städte in Böhmen zu verkennen und muß doch zugestehen, daß das Verdienst, den Boden bleibend dem deutschen Volksthum erworben zu haben, dem deutschen Bauer gebührt. Erst als dieser, vom deutschen Edelmann und seinem Locator herbeigerufen, den flüssigen Elementen der Kaufleute, Tuchmacher, Handwerker, Bergleute sich zugesellte, erwarb das Deutschthum dauernde, unzerstörbare Seßhaftigkeit im neugegründeten Heim, denn nur die mit der Pflugschar bewältigte Scholle wird einem Volke so recht zu eigen. Eine ganz besondere Rührigkeit in der genannten Richtung hat der deutsche Ritterorden der Marianer in Böhmen entwickelt, er hat vielerorts für seine Colonien das flandrische Besitzrecht eingeführt, was auf das Heranziehen von Colonen aus der Gegend von Maas und Niederrhein deutet.

Da der breite, Böhmen umziehende Grenzwald ursprünglich als Eigenthum der Landesherren galt, und gerade die Könige es waren, welche deutsche Ansiedelung zuerst und vornehmlich begünstigten, so erklärt sich, daß die Wohnsitze der Deutschen vorzugsweise an dem gebirgigen Rande des großen Kessels zu finden sind. Dabei macht sich die Wahrnehmung geltend, daß deutsche Ansiedelungen im Grenzwalde in größerer Zahl dort entstanden, wo ein Weg durch den Wald führte, an den sog. Landespforten: nicht blos deshalb, weil die Umwandlung des Waldes in Acker und Wiese an diesen Stellen der Vertheidigungsfähigkeit des Landes am wenigsten schädlich war, sondern weil auch der Verkehr, der daselbst sich entwickelte, mancherlei Gelegenheit zu Verdienst gab, die anderswo fehlte. Unermeßliche Waldflächen sind im 13. und noch im Anfange des 14. Jahrhunderts von der Art des deutschen Ansiedlers gelichtet, er hat die Adern der Berge zu reichstem Segen geöffnet, hat lästiges Sumpfland in eine Quelle des Wohlstandes verwandelt. Was der uncus des Czechen und Sorben nicht im Entferntesten vermocht, das hat der Pflug, das eiserne aratrum, das Wahrzeichen der Deutschen im Osten, zu Stande gebracht, d. h. die vormals unwirthlichsten Gegenden einer Cultur gewonnen, welche erst die staunenswerthe Fruchtbarkeit des von der Natur so reich bedachten Landes hervortreten ließ. Dort, wo einst nur an den Hauptstraßen, in den Flußthälern, dünn gesäete menschliche Ansiedelungen wahrzunehmen, wo noch Jahrhunderte lang nach dem geschichtlichen Auftauchen einzelner Wallbefestigungen undurchdringlicher Wald das Land bedeckte, dort wurden durch deutschen Unternehmungsgeist herrliche Gaue der Cultur erschlossen, mußte das sporadische Wendenvolk dem thatkräftigen Deutschthum weichen oder in demselben aufgehen. Die czechischen Bauern hatten keinen eigenen Grundbesitz, waren nur Erbpächter desselben, standen unter dem Župan (Gaubeamten) und hatten schwere Lasten, besonders an Staatsfrohnen, zu leisten. Die deutschen Bauern waren Besitzer ihres Bodens, von dem sie gewissen Erbzins zahlten, standen unter ihrem eigenen Richter. Neben der Cultur und Thatkraft, darin der Deutsche dem Czechen überlegen war, förderte besonders das Recht, die größere Freiheit des Ersteren, die Urbarmachung des Landes. Es wird erklärlich, daß manche czechisch gebliebenen Dörfer in der Nähe vieler deutschen danach strebten, deutsches Recht zu erlangen. Mit dem czechischen Recht verschwand dann auch die Sprache desselben, der czechische Bauer wurde alsdann bald zum deutschen, und es ist nur zu beklagen, daß Solches nicht aller Orten geschah.

Wenn das von Deutschland nach Böhmen gebrachte Christenthum bereits im 12. Jahrhundert zahlreiche Stiftungen mit stattlichen Stiftsgebäuden hervorgerufen hatte, so trat mit der Einwanderung deutschen Adels im 13. Jahrhundert eine Epoche deutscher Burgbauten ein; das Beispiel trieb auch die czechischen Großen in derselben Richtung fort, es verschwanden deshalb nach und nach die im slavischen Stile der Zeit errichteten Holzburgen. Nicht wie bisher zumeist im Thal, inmitten der Lehmhütten des Dorfes, nicht bloße Holz- oder Fachwerkbauten hinter niedrigen Erdwällen, sondern fast durchgehends auf Felsen oder Bergen, wurden, besonders seit dem im Jahr 1240 drohenden Einfall der Mongolenhorden, nach deutschen Mustern von deutschen Baumeistern hohe und feste Steinburgen aufgeführt, denen beinahe ausnahmslos echt deutsche Namen beigelegt wurden, daher wir Zweige urczechischer Geschlechter seitdem mit deutschen Namen prangen sehen.[13] Die Vororte solcher Burgen (urbes, munitiones) bevölkerten sich alsbald mit deutschen Gewerbs- und Kaufleuten, wuchsen zu Marktflecken und Städten heran, in welchen an Stelle der ehemaligen unfreien Burgmannen freie Bürger traten, ausgestattet mit einer weitgehenden Selbstverwaltung und sonstigen städtischen Gerechtsamen oder Privilegien. Es wurde gewissermaßen stillschweigend vorausgesetzt, daß in der rohen, leibeigenen slavischen Landbevölkerung nicht die geeigneten Elemente zur Durchführung städtischer Grundlagen vorhanden seien.

Die Verhältnisse dieses armen czechischen Landvolkes fanden allerdings ihren grellsten Gegensatz in den Verhältnissen der deutschen Städter. Alles, was den slavischen Einwohner zur bloßen Sache gemacht, die willkürliche Rechtspflege der alten Vögte, die Robotpflicht, die Hörigkeit, welche das ganze Volk umspannte, das herrschaftliche Heimfallsrecht, von alledem ist in der freien deutschen Stadt vom Augenblicke ihres Werdens an keine Spur mehr zu finden: Gesetz und Recht sind an Stelle der Willkür und Unfreiheit getreten an all den zahlreichen Orten, welche im 13. und noch im 14. Jahrhundert deutscher Arbeit und Rechtsanschauung geöffnet wurden. Nur blindwüthiger Nationalhaß kann die Segnungen verkennen, die daraus hervorgegangen, kann übersehen, was das Land Böhmen, was seine Städte sein würden ohne deutschen Fleiß, ohne deutsches Recht. Zugegeben mag dabei werden, daß (wie im ganzen Deutschen Reich selbst) die Gegensätze zwischen Stadt und Land überhaupt gegen Ende des 14. Jahrhunderts sich verschärften, daß der stramme Erwerbstrieb des deutschen Städters, die rücksichtslose Ausbeutung der ihm verliehenen Privilegien auf Kosten des platten Landes wohl geeignet waren, einen hier und da bedenklichen wirthschaftlichen Antagonismus zwischen Stadt und Land hervorzurufen.

Was unter der Regierung der culturfreundlichen Przemysliden im Großen sich vollzogen, erhielt unter dem Luxemburger Johannes Ergänzung und feierliche Bestätigung. Die altböhmische Gauverfassung ging ihrer Auflösung entgegen, der slavische Župan mußte dem deutschen Burggrafen weichen. So in die Augen springend waren die Vortheile, welche das sog. emphyteutische Recht mit seinem geregelten Maße der Leistung und der Erblichkeit des Besitzes gebracht, daß nicht wenige der slavischen Landbewohner die Wohlthaten desselben Rechts zu erlangen suchten und mit dem deutschen Rechtsbrauch auch gleiche Sitten annahmen. Man hätte unter König Johann der Hoffnung sich hingeben dürfen, daß in Böhmen eine ähnliche Entwickelung der Verhältnisse Platz greifen werde, wie wir sie in Mecklenburg, Pommern, Schlesien wahrnehmen, daß im friedlichen Wetteifer beide Nationen gemeinsam der gesteigerten Cultur sich erfreuen, zu einem Volke zusammenwachsen und als Glied des Deutschen Reichs zu immer größerer Bedeutung gelangen würden. Leider verschloß sich jedoch die czechische Mehrzahl jener Wahrheit, daß die Nationen einunddesselben Landes für einander und nicht zum gegenseitigen Abschluß geschaffen sind. Leider fehlte zu Vielen die Einsicht, daß beide Nationen wechselseitig sich hätten durchdringen, nur auf friedlichen Wegen, im fröhlichen Wetteifer hätten zusammenwirken müssen, daß auf diese Weise allein die Böhmen ihre Stellung zu dem Deutschen Reiche wahren konnten, aus dessen Mitte sie das Christenthum, die zur staatlichen Einigung führenden Grundlagen, die hierarchische Ordnung und das Königthum, die Rechtsordnung, freie Bürger, freie Bauern, kurz die Elemente jener Cultur empfingen, die dem Abendlande seine Vorzüge vor der orientalischen Welt verliehen haben. — Nach dem heroischen Tode des fahrenden Ritters, wie man wohl den König Johannes genannt hat, erhielt dessen Sohn, ursprünglich Wenzel, später Carl geheißen, die böhmische Krone, demnächst auch die des deutschen König- und Kaiserthums. Nie hat die Welt größere Verschiedenheit bei Vater und Sohn wahrzunehmen gehabt; immer fremd hatte dieser Sohn seinem deutschen Vater gegenübergestanden, jedoch das von der Mutter erhaltene slavische Blut niemals verleugnet, wenngleich er äußerlich bald deutsch, bald czechisch sich gab, immer so, wie es gerade zur Erreichung seiner Zwecke am dienlichsten schien. Sein ganz hervorragender staatsmännischer Geist hat keinen Augenblick die Segnungen verkannt, welche seinem Reiche aus dem Gewerbfleiß der Deutschen erwuchsen, und er stand im Innern dieses Reiches dem Deutschthum für seine Person nicht feindlich gegenüber. Nach Außen jedoch hat er sein lebendiges Gefühl für das Slaventhum in so machtvoller Weise zum Ausdruck gebracht, daß er in dem Streben, eine slavisch-böhmische Großmacht auf Kosten des Deutschen Reiches zu gründen, den daran gescheiterten Otakar II. bei Weitem übertraf. In rastloser Arbeit, mit unerhörter Ge-

[13]) Sternberg, Lichtemburg, Wartemberg, Waldstein, Lämberg (d. i. Löwenberg), Schwamberg, Frauenberg u. a. m

wandtheit auf geraden und mehr noch auf krummen Wegen, schuf er ein System der Ueberwältigung aller Nachbarn, welches nur der Consequenz in der folgenden Generation bedurfte, um Deutschland schließlich ganz in Böhmen aufgehen zu lassen, und er hat sich bei diesem Streben als das Prototyp des arglistigen, verschmitzten Slaventhums bewährt. Daß ein deutscher Kaiser befehlen konnte, die Söhne, Erben oder Nachfolger aller Kurfürsten im Reiche sollten vom siebenten Jahre an in der czechischen Sprache unterrichtet werden, ist keine zum Spaß erfundene Anekdote, sondern dieser Beleg einer schon an Wahnwitz streifenden czechischen Ueberhebung ist verewigt in dem deutschen Reichsgesetz der goldenen Bulle 1356.[13]) Weit empfindlicher, als durch so drollige Anmaßung, machte sich das Streben des Kaisers geltend, auf kirchlichem Gebiete das slavische Interesse zum Schaden des deutschen voranzustellen. Es gelang ihm, die ganze böhmische Kirchenprovinz vom deutschen Erzbisthum Mainz loszureißen, um einen allzeit vom Könige in Prag abhängigen czechischen Erzbischof einzusetzen, den er dann als Metropoliten sogar deutschen Bisthümern aufzudrängen wagte.[14]) Er mißbrauchte den kaiserlichen Einfluß und das Recht der ersten Bitte, um in Deutschland die Kathedralen zu Minden, Magdeburg, Meißen, Lübeck und geringere Stifte mit Czechen zu besetzen, die nicht einmal der deutschen Sprache mächtig waren. Mit ganz methodischer Geschichtsfälschung ließ er die Welt belehren, der h. Hieronymus habe schon im fünften Jahrhundert das Evangelium in das Altslavische übersetzt, er erfand für Böhmen das Andenken an die sog. Slavenapostel, Kyrill und Methud, von deren Wirksamkeit bis dahin die Kirche und ihr Officium in Böhmen nichts gewußt hatte, aus dem einfachen Grunde, weil sie das Christenthum aus Deutschland erhalten.

König Carl schuf ein nach allen Richtungen hin glänzendes Prag und machte thatsächlich dieses Prag für einige Zeit zur Hauptstadt des Deutschen Reichs, zu einem Mittelpunkte der Interessen an Wissenschaft und Kunst, ja, fast gelang es dem böhmischen Könige, die Welt zu belehren, daß die römisch-deutsche Krone nothwendig auf die böhmische gehöre. Nie ist das slavische Element stärker hervorgetreten, als durch ihn und zu seiner Zeit, um so bedenklicher, als eben damals der große Kasimir an der Bildung eines ungeheuern slavischen Ostreichs von der Balkanhalbinsel bis zum Baltischen Meere arbeitete. Rücksichtslose Ausbeutung des Kaiserthums zu Gunsten der böhmischen Krone, eine Gewissenlosigkeit und Perfidie, die ihres Gleichen kaum in slavischen Staatswesen finden, die consequent durchgeführte Schädigung der Nachbarfürsten, der Häuser Habsburg, Wittelsbach, Wettin, das Alles hatte so beispiellose Erfolge auf Kosten der Deutschen zu verzeichnen, daß es die Mehrzahl der Menschen nothwendig blenden mußte. Was für Ansichten aber mußte diese Sachlage erst zeitigen bei einem Volke, das ohnehin der Ueberspanntheit und nationalen Ausschließlichkeit so geneigt sich bewährt hat, wie das der Czechen? — Den unseligen Antagonismus gegen die Mitbewohner eines und desselben Landes zu steigern, hat Carl selbst niemals beabsichtigt; vielmehr sah der kluge Kopf vollkommen ein, daß es keinem Volke nöthiger war, mit einem anderen zusammen zu leben, um durch den Gegensatz vor Extravaganzen jeder Art behütet zu werden, als gerade dem czechischen Volke, dessen Phantasie die Neigung zum ruhigen klaren Denken überwiegt. König Carl hat es versucht, durch wissenschaftliche Institutionen, durch gleiche literarische Anforderung die beiden Nationen geistig zu vereinen zum Erstreben eines gemeinsamen höheren Zieles. Seine Maßnahmen beweisen, daß er der erträumten Selbstgenügsamkeit und der aus Unkenntniß hervorgehenden Selbstüberschätzung entgegentreten wollte, indem er den Gesichtskreis der Czechen zu erweitern bemüht war. Er berief Gelehrte und Künstler aus Deutschland, Frankreich und Italien nach dem hundertthürmigen Prag, stiftete, vielleicht seine größte That, die erste Universität diesseits der Alpen, welche die geistige Brücke vom slavischen Königreiche nach Deutschland bilden und Beides für immer verbinden sollte.

Zweifellos hat Carl seinem Volke die Hand geboten, um es geistig zu heben, aber es dankte ihm mit Zerstörung alles Dessen, was er Gutes geschaffen. Die für Böhmen so glänzende Aera des Kaisers und Königs Carl trennt von der späteren Zeit ein tiefer Abgrund, ein Rückfall ohne Gleichen in Wildheit und Barbarei. Schon in der nächsten Generation begann jene Blut- und Brandperiode, auf welche heute die Jungczechen blicken als auf die Heroenzeit des böhmischen Volkes, eine Zeit, deren Heroismus lediglich in der tollen Zerstörung alles Dessen bestand, was die früheren großen Herrscher und was Carl selbst Großes und Gutes geschaffen, freilich für ein Volk, das viel zu roh war, um dergleichen verstehen zu können. Durch die großen Erfolge Carl's auf politischem, durch seine Triumphe auf kirchlichem Gebiete hatte er lediglich die Selbstüberschätzung gestärkt, hatte bewirkt, daß man selbst das Christenthum nur im czechischen Gewande begehrlich erachtete und von ihm vor Allem Forderung dessen verlangte, was der böhmischen Eitelkeit schmeichelte, ja, daß diese bald darauf in dem wahnwitzigen Gedanken gipfelte, die berühmte czechische Nation sei das auserwählte Volk Gottes, ein zweites Israel, wie es die husitische Lehre verkündete. — Carl's Söhne, der träge Trunkenbold Wenzel[15]) und der wortbrüchige Wollüstling Sigismund, hatten von dem Vater wohl dessen schlimme Eigenschaften, nicht aber seine staatsmännische Weisheit und kluge Voraussicht geerbt, sie Beide waren nicht im Stande, den kommenden Sturm zu bewältigen oder den Strom des Verderbens einzudämmen. Die große, mit scrupelloser Gewandtheit zusammengebrachte Ländermasse Carl's entglitt den schwachen Händen der Söhne, und Böhmen insonderheit ging einem schauerlichen Zustande entgegen. König Wenzel zunächst wurde von der fanatischen Strömung ergriffen und bald zu einem willenlosen Werkzeuge der Partei, welche im Deutschenhasse ihre Macht und das Heil des Volkes in der Zerstörung einer zu den schönsten Hoffnungen berechtigenden Cultur suchte. Welche Folgen diese Parteinahme für den König und sein Haus hatte, ist bekannt genug. Der von deutschen Fürsten verachtete und entthronte Kaiser sank in Böhmen zu einem machtlosen, bald im wirklichen, bald im figürlichen Sinne gebundenen Schattenkönig herab; nach seinem Tode gönnte das Volk der königlichen Leiche nicht einmal die Ruhe des Grabes. Die durch seine Kurzsichtigkeit und Schwäche berauschten Zerstörer der Blüthe Böhmens, die sich mit dem Beinamen „heilige Gemeinde" schmückten, legten die frevle Hand selbst an des Todes Majestät, rissen die geweihte Stätte der Königsgräber auf und verbrannten die Reste der gesalbten Leiber mitsammt dem ehrwürdigen Kloster (Königssaal, porta Apostolorum ad aulam Regiam), welches zur vermeintlichen ewigen Ruhe ihrer Asche von den Przemysliden gegründet war.

Mit dem aus England nach Böhmen getragenen Wiclifismus hatte der geistige Zersetzungsprozeß unter dem gelehrten Theile des czechischen Klerus begonnen, auf der Universität triumphirte jetzt Hus und seine Partei über die natio teutonica, trieben die deutschen Professoren und Studenten zur Flucht ins Nachbarland, wo ein Wettiner mit offenen Armen sie aufnahm und aus diesen Elementen die berühmte Universität an der Pleiße schuf. Das Verfahren der Böhmen aber begründete eine Schrift des Hus und seiner Genossen, die vor nicht langer Zeit erst bekannt wurde; interessant darin ist die Dreistigkeit, mit welcher die siegende Partei völlig die Maske ablegt und kategorisch verlangt, daß man das Brod nicht den Hunden, den Deutschen, geben dürfe. Die Mehrzahl des czechischen Adels, die in offene Empörung zur königlichen Gewalt getreten war, ergriff Partei für den Husitismus und beutete ihn zu ihren Zwecken aus, bereicherte sich an den Gütern der Kirche und der Krone und schuf jene Zustände, welche Böhmen zweihundert Jahre lang von Revolution zu Revolution geführt haben. Das slavische Element, das keinen geordneten Staat, in Polen so wenig wie in Böhmen, aufkommen ließ, wohl aber eine Willkürherrschaft mit leerem Schattenkönig, gewann bald völlig die Oberhand, unbekümmert in den augenblicklichen Triumphen des Fanatismus um die später unausbleiblichen Folgen ebenso rechtloser wie thörichter Handlungen.

Wir wollen nicht blind sein hinsichtlich mancher Schwächen, die der Deutsche gerade gegenüber Fremden leicht erkennen läßt, wir wollen keineswegs leugnen, daß auch der Slave sehr löbliche

[13]) Der Kaiser stellt die czechische Sprache neben die lateinische und führt zur Begründung seiner Vorschrift aus: Cum illud non solum utile, immo ex causis praemissis summe necessarie habeatur, eo quod illae linguae utplurimum ad usum et utilitatem sacri imperii frequentari sint solitae.

[14]) Die Bisthümer zu Meißen, Bamberg, Regensburg. In Bezug auf Meißen gelang es nachgehends dem Markgraf Wilhelm, den czechischen Metropoliten abzuschütteln und das Bisthum exemt, d. h. unmittelbar unter dem päpstlichen Stuhle stehend, erklären zu lassen.

[15]) Aeneas Sylvius beschreibt den König Wenzel als „voluptatum sequax ac laboris refugiens, vini prorsus quam regni curiosior".

Eigenschaften besitzt, daß er einen fröhlichen leichten Sinn, eine rühmenswerthe Gastfreiheit, eine lebhafte Phantasie und eine gutmüthige Großartigkeit zeigen kann. Wir wollen gern zugeben, daß den Slaven, vielleicht mehr als jedem Anderen, weil er nicht engherzig und kein Pfennigfuchser ist, der schon beregte stramme Erwerbstrieb des deutschen Städters in Harnisch bringen konnte, gleichwohl hätte jeder ruhig überlegende Czeche die Frage sich vorlegen müssen, weshalb denn nur bei den Deutschen Böhmens ein freies autonomes Bürgerthum, nur bei ihnen freie, rüstig für die Ihren schaffende Bauern zu finden waren. Statt deren Verhältnisse als nachahmenswerth zu beherzigen und für sich selbst im Wege ruhiger rechtlicher Entwicklung zu erstreben, hat der Wohlstand der Deutschen in der Mehrzahl der Czechen nur grimmigen Neid und Haß, überhaupt die niedrigsten Leidenschaften entzündet. Eine sociale Revolution mit allem sie begleitenden Schauder sollte das Deutschthum vernichten, in der Hauptsache nur deshalb, weil es tüchtig, verständig und rührig war. Es erhob sich eine rohe, unfreie, besitzlose Masse der Bevölkerung, um mit den im Namen kirchlicher Neuerung geschwungenen Brandfackeln und Mordinstrumenten den friedlichen, freien, besitzenden deutschen Bürger und Bauer auszurotten. In der unheilvollsten Weise verschlang sich mit dieser socialen Bewegung ein grausiges Gemisch nationalen und religiösen Hasses während der ganzen Dauer der Kämpfe, die sogleich nach Wenzel's Tode in Erscheinung traten. Erst durch das Zusammenwirken dieses dreifachen Hasses wurden jene Schreckensscenen ermöglicht, von denen die Geschichte der Husiten auf jeder Seite berichtet, jene Greuel der Verwüstung, davon noch heute die traurigsten Spuren in Böhmen und in seinen Nachbarländern vorliegen. Auch wird dadurch erst die Größe der Gefahr ersichtlich, in welcher die Städte Böhmens sich befanden, als sie von den fanatisirten Czechen angegriffen wurden; nicht nur ihren Glauben vertheidigten damals die deutschen Bürger, auch ihre Sprache und Rechte, ihre Freiheit und ihr Leben.

Bücherbesprechungen.

— Das Eigenthum im Civil- und Strafrechte. Untersuchungen zur organischen Structur der Sachenrechte von Dr. R. Maschke. Berlin und Leipzig, 1895. Georg Wattenbach. — Das vorliegende Buch beschäftigt sich mit der Feststellung des Eigenthumsbegriffs und der Erörterung einiger seiner wichtigsten Consequenzen, insbesondere auch auf dem Gebiete des Strafrechts. In den Problemen des Familiengüterrechts, der Bedingung und Befristung liegen für den Verfasser die wahren Quellen für die Erkenntniß des Eigenthumsbegriffs. Er leugnet einen grundsätzlichen Gegensatz zwischen dem römischen und germanischen Eigenthume und tritt der oft und gerade jetzt immer wieder — insbesondere von Solchen, die vom römischen Rechte kaum mehr als den Namen kennen! — behaupteten Ueberspannung des römischen Eigenthumsbegriffs als einer völlig haltlosen Annahme mit Geschick entgegen. Freilich muß die vom Verfasser aus der von ihm versuchten Begriffsbestimmung des römisch-deutschen Eigenthums gezogene Consequenz, daß auch die Gebrauchsanmaßung (lucrum usus) in dem Diebstahle wie der Unterschlagung des heutigen Rechts enthalten sei, daß, um ein vom Verfasser selbst gewähltes Beispiel zu erwähnen, wer unbefugt Wasser aus einer städtischen Wasserleitung entnimmt, einen Diebstahl an dem Mechanismus der Leitung begehe, entschieden beanstandet werden. Wäre sie wirklich die nothwendige Folgerung aus dem Eigenthumsbegriffe des Verfassers, dann müßte nothwendig der letztere falsch gefaßt sein. Im Uebrigen bieten auch die strafrechtlichen Erörterungen des Verfassers manches Anregende. Sein von jenem grundsätzlichen Standpunkte aus unternommener Versuch, auf dem Boden des geltenden Rechts mißbräuchlicher Entnahme von Elektricität, der gerade jetzt in Uebung befindlichen Preisgabe geheimer Actenstücke criminell entgegenzutreten, bietet jedenfalls de lege ferenda Interesse. Vollkommen zutreffend ist die Darlegung des Verfassers über die fortschreitende Ausgleichung des zu Anfang jeder Cultur bestehenden Mißverhältnisses in der Bestrafung von Diebstahl und Verletzung der Person. Sehr richtig auch, daß diese Ausgleichung noch heute nicht beendet ist, wie Gesetzgebung — und leider auch die Rechtsanwendung zeigen. N.

— Sammlung von Staatsverträgen des Deutschen Reichs über Gegenstände der Rechtspflege. Text-Ausgabe mit Anmerkungen, Sachregister 2c. von Dr. Julius v. Staudinger, königl. Oberlandesgerichts-Senatspräsidenten a. D. 2. neubearbeitete und vermehrte Aufl. 2 Bde. München 1895. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. — Die vorliegende, nach 12 Jahren in vollständig umgearbeiteter Auflage erscheinende Sammlung ist für die Praxis geradezu unentbehrlich. Von ihrer Reichhaltigkeit giebt der Titel keine ausreichende Vorstellung. Allerdings enthält sie nur solche Staatsverträge, welche für die Rechtspflege von Belang sind. Letzteres ist aber im weitesten Sinne verstanden, so daß alle Verträge berücksichtigt sind, welche auch nur nebenbei oder mittelbar Relevants für die Rechtspflege enthalten, vor Allem auch die Consular- und Handelsverträge. Der umfängliche Stoff ist in 13 Hauptabschnitte vertheilt: Auslieferungsverträge, Verträge zum Schutze der Urheberrechte, über Niederlassung, Staatsangehörigkeit, Eheschließung und Standesregister, Vereinbarungen über Rechtsfähigkeit von Actiengesellschaften u. ä.; Verträge über Armenrecht; Aufnahme und Beglaubigung von Urkunden; Behandlung von Verlassenschaften und Pflegschaften; Consular-, Handels-, Zoll- und Schifffahrtsverträge; internationales Verkehrsrecht; Schutz gegen Krankheit; Sittenpolizei; Fischerei und ähnl. Gegenstände; Varia. Bei den Auslieferungsverträgen finden sich werthvolle Hinweise auf die einzelnen Bestimmungen seither gegebener Auslegung. Ein ausführliches Sachregister erleichtert den Gebrauch des trotz des Umfanges des Materials handlichen und wohlfeilen Buches. N.

— Ueber die Offenbarung Johannis. Ein Vortrag von P. A. Kluckhuhn. Leipzig, Theodor Rother. 1895. 30 S. — Der Zweck des Vortrags war, eine Gemeinde in die Offenbarung Johannis einzuführen, weil über Texte aus diesem Buche in derselben gepredigt werden sollte. Für solche Ansprüche ist das Gesagte auch vollkommen ausreichend und auch anderwärts wohl zu verwenden. Der Vortragende geht in aller Kürze auf die Geschichte ein, welche die Auslegung dieses prophetischen Buches in der Christenheit durchlebt hat, und bekennt sich zu der endgeschichtlichen Auffassung seiner Weissagungen. In diesem Sinne werden die einzelnen Theile durchgesprochen und nach Inhalt und Bedeutung auf Grund nüchterner, ernsthafter Forschung gewürdigt. B. K.

— Hagar in der Wüste. Predigt bei dem Jahresfeste des Annaberg-Jöhstädter Gustav-Adolf-Zweigvereins in Cranzahl, von O. Schultze, Pfarrer an der Georgenkirche in Leipzig. Druck von M. Muschter, Annaberg. 1895. — Da der Reinertrag für die Zwecke des Gustav-Adolf-Vereins bestimmt ist, so wird jeder Freund des Vereins und seiner Bestrebungen die Predigt gern kaufen. Er empfängt damit eine anregende und sehr geschickt durchgeführte Anwendung von der Geschichte der Hagar (1. Mos. 21, 14—20) auf das Dunkel und das Licht in den verstreuten evangelischen Gemeinden; einzelne Züge sind ergreifend mit edler Beredtsamkeit verwerthet. Und wenn der Prediger zu seinen schönen Gaben auch noch die Kunst weisen Maßhaltens dazu gewinnen könnte, so würde er noch tiefere und nachhaltigere Begeisterung erwecken; denn wenn z. B. gesagt ist, daß im neueren Katholicismus jede freie Lebensäußerung des Glaubens und Gewissens erstickt sei unter starrem Gebot, so wissen ja manche Hörer, wie das gemeint ist, aber die Meisten wissen es nicht und stellen sich dann unter jedem gläubigen Katholiken einen seufzenden Priesterknecht vor, was der Wahrheit nicht entspricht. B. K.

— Brockhaus, Dr. H.: Unsere heutige Baukunst. Antrittsvorlesung. Leipzig, F. A. Brockhaus 1895. Preis 0,60 ℳ. — Die angestrebte gerechte Würdigung unserer Baukunst erscheint gegen andere Schriften u. A. namentlich in Bezug auf die Bauten der ersten Hälfte des Jahrhunderts erreicht. Verfasser zeigt, wie sich aus dieser Zeit die Typen der modernen Grundrisse unserer Monumentalbauten entwickelt haben, soweit nicht das Eisen als Baumaterial auftritt. Aus der jetzigen umfassenden Kenntniß der Baustile entwickelt Verf. den Umschwung, der die Wahl des Stiles in den Hintergrund treten läßt. Dafür traten Zweckmäßigkeit und Solidität in den Vordergrund. Das Schriftchen sei auch wegen der historischen Einreihung unserer heimischen Bauten als interessant empfohlen. —n.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 66. Dienstag, den 4. Juni. 1895.

Eine Reise nach dem Széklerland.

Von Dr. Martin Bräß.

Wo der Bogen der Karpathen seine größte Ausweitung gegen Osten erreicht, haust in den breiteren Thalebenen und in den engeren Schluchten zwischen den unwirthlichen Bergketten ein friedliches, Ackerbau und Viehzucht treibendes Völkchen, von dem gar Viele unter uns kaum etwas mehr wissen, als den Namen. Und auch diese Kenntniß dürften nur Wenige der Volks- und Länderkunde verdanken; vielmehr ist es Chamisso's launiges Gedicht „Der Székler Landtag", welches uns Allen, selbst unsrer Schuljugend den Namen jenes ungarischen Volksstammes ziemlich geläufig gemacht hat.

Ueber die Herkunft der Székler ist viel geschrieben worden; dennoch harrt diese schwierige Frage immer noch einer befriedigenden Lösung. Forscht man im Lande selbst, so erhält man zur Antwort: Wir sind unmittelbare Abkömmlinge von Attila's Heer! oder: Das Blut des Hunnenkönigs rollt in unsern Adern! und stolz richtet sich der Székler Bürger vor uns auf, und seine Hand dreht kräftig den ansehnlichen Schnurrbart, um der Meinung, die im ganzen Lande sozusagen als Dogma gilt, noch mehr Nachdruck zu verleihen. — Hunno-Székler!? Phantasien sind's, die Geschichte kennt sie nicht. Das Land östlich der Theiß ruht ja im ganzen 9. Jahrhundert noch im tiefsten Dunkel, und nicht historische Daten sind es, es ist das Nibelungenlied, an welches bei dem unsicheren Tappen in völliger Finsterniß die ungarischen Chroniken angeknüpft haben. Außer den 15 000 Hunnen — so berichten sie —, die sich nach Skythien wandten und unter Arpád's Führung wieder zurückkehrten nach Pannonien, retteten sich aus der Krimhildenschlacht noch 3000 Mann nach dem Chigle-Feld, der heutigen Csik im Osten Siebenbürgens, wo sie sich versteckt hielten und die Bezeichnung „Székler" d. i. Grenzwächter annahmen. Vereint mit Arpád's Schaaren hätten sie dann Pannonien erobert, worauf sie wieder in die östlichen Berge zurückgekehrt seien.*) — Die Meinung ferner, die Székler seien lange vor den Sachsen aus dem mittleren Ungarn hier angesiedelt worden, begegnet gleichfalls manchen Schwierigkeiten; namentlich bezeugt die Sprache der Székler, daß sich das Völkchen erst zu einer Zeit vom Mutterstamm gelöst haben kann, als die magyarische Sprachbildung vollkommen abgeschlossen war. Wie dem auch sei, Sprache, Sitte, Brauch und Gewohnheiten haben jedenfalls Székler mit den Magyaren gemein; sie sind ein Zweig des magyarischen Volkes, wobei allerdings nicht geleugnet werden soll, daß sich Unterschiede finden, die hauptsächlich wohl bedingt sind durch die Heimstätte in dem rauhen Berglande, wohin die fortschreitende Cultur nur wenig vorgedrungen ist. —

Noch liegt das Städtchen Sächsisch-Regen im Morgengrauen, da hallt auch schon der leere Marktplatz wider von den Hufen unsrer flinken Rosse, die den leichten Wagen in fröhlicher Eile über das holprige Pflaster führen. Ein Székler-Gespann! Wer nur einmal ein solches benutzt hat, wird es nie vergessen. Freilich unser Gefährt selbst ist diesmal nicht der landesübliche Koberwagen; wir zogen es vor, die über 100 km lange Fahrt bis Borszék an der Grenze der Moldau und Bukowina in einem leichten und bequemen zweisitzigen Federwagen zurückzulegen; aber die Pferde gehören dem berühmten Széklerstamm an: klein und zierlich gebaut, schlanke Füße mit kleinen Hufen und doch stählerne Sehnen, die breite Brust verräth die über Alles ausdauernden Lungen. Drei Stunden scharfen Trabs bergauf und bergab — auch nicht eine Minute lang wird ein mäßigeres Tempo eingeschlagen — wechseln gewöhnlich mit ein bis zwei Stunden vollständiger Ruhe; so vermag man mit denselben unermüdlichen Rossen Tag für Tag 100 bis 120 km zurückzulegen. Aber auch dem Rosselenker müssen wir uneingeschränktes Lob spenden. Seine ganze Aufmerksamkeit und Sorgfalt wendet er jeden Augenblick den flinken Rennern zu; die Székler sind ja berühmte Kutscher, und die ungarischen Herren fahren am liebsten mit ihnen. Es ist eine kernige Gestalt, aus Einem Guß, voller Kraft und Gesundheit. Wohl zeigt das sonnenverbrannte Gesicht nicht den edlen Schnitt, wie er so vielen Ungarn eigenthümlich, die Stirn ist fast zu breit, die blitzenden Augen ein wenig zu klein, die Wangen nicht voll und rund; aber stolz sitzt der Kopf auf dem muskulösen Nacken, stramm ist die Haltung des Oberkörpers, und der üppige Schnurrbart verleiht der stattlichen Erscheinung etwas Imponirendes, Achtunggebietendes.

Schon liegt das Städtchen hinter uns, und das Marosthal hat uns aufgenommen; anfangs ist es breit, seine Ufer sind sanft und flach. Bei Bisztra aber treten die Berge dicht an das Wasser heran, und je weiter wir vordringen, um so romantischer wird die Scenerie. Noch vor wenigen Jahrzehnten konnte man vom mittleren Siebenbürgen nach der Gyergyó nur auf einem kaum für die kräftigen Széklerwagen passirbaren Weg über den Kereszthegy, drüben im Görgényogebirge gelangen. Die herrliche Straße am rechten Flußufer, auf welcher wir heute so bequem dahinfahren, ist dem Fels und dem Wasser in heißer Arbeit abgerungen worden; ungeheure Conglomerat- und Trachytfelsen mußten von den italienischen Arbeitern gesprengt, auf weite Strecken am Flußbette hin sichere Schutzdämme aufgeführt werden, immer neue Opfer mußte der Staat bringen, bis schließlich das Werk gelang und nun heute statt der Saumrosse, welche ehemals nach Furthen der Maros spähten, elegante Kutschen die Badegäste dem lieblichen Borszék zuführen. Einen der schönsten Punkte im Marosthal hat sich die Gemeinde Ratosnya ausgewählt. Wasser, Wald, Wiese und Fels theilen sich gleichmäßig in das malerische Bild. Ein starker Gebirgsbach erreicht hier das Thal. Wollen wir die Natur solch urwüchsigen Bergkindes kennen lernen, so müssen wir bergein wandern in die Wildniß. In tollen Sprüngen hüpft das Wasser von Stufe zu Stufe, nicht achtend der gewaltigen Trachytfelsen oder der abgestorbenen Baumriesen, die vergeblich versuchen, es zu hemmen im tollkühnen Lauf. Der ganze Gebirgsbach ist nichts als ein fortwährendes Fallen, ein aufsprudelndes Stürzen von Wassermassen. Wie furchtbar aber wächst das lustige Kind an zum mächtigen Dämon, wenn oben in den Bergen der Donner hallt und die Schleußen des Himmels sich öffnen; dann schwimmt erdfarbener Gischt auf der tosenden Fluth, die mit heroischer Kraft an den Bäumen des Ufers rüttelt und die gewaltigen Steinblöcke dem väterlichen Freund im Thal einige Schritte näher bringt. — Oberhalb Ratosnya offenbart uns das Erosionsthal der Maros seine herrlichsten Naturschönheiten. Eine riesige Felsenmasse scheint uns am Vordringen zu hindern: es ist der Szerecsen, der sich mit senkrecht aufsteigenden Flanken dem Fluß und der Straße breit in den Weg stellt. Aber doch hat das Wasser das scheinbar unmögliche Werk vollbracht; von drei Seiten hat es den Riesen gepackt, nicht mit eiserner Fessel, sondern mit geschmeidigem Arm; wohl hat es bisweilen mit steigender Wuth den Angriff geführt, aber unbemerkt ist auch Tropfen um Tropfen eingedrungen durch tausend und abertausend Poren und Ritzen in den Riesenleib, und nun arbeitet das Wasser verborgen in den feinsten Rissen, und nun

*) Vergl. P. Hunfalvy, Die Ungern oder Magyaren.

pocht und hämmert es in den klaffenden Spalten, und schäumend kocht es in den Höhlungen, die es genagt, Tag für Tag, keine Secunde dem Gewaltigen Ruhe gönnend, wie finster drohend, wie furchtbar, und doch wie wehrlos und ohnmächtig er auch herabschaut auf die Wassermassen, die sich herandrängen an seinen Fuß und siegesfroh weiterziehen, jede Welle in ihrem Schooß ein Körnlein als Beute. Und sieh! auch der Menschengeist spottet des Heroen; gestützt auf kyklopische Mauern, tief eingegraben in den Felsenleib der Steilwand, überwindet die Straße diese engste der Passagen; und beherrscht Mannesmuth und Kraft nicht auch die wildschäumende Wasserfluth! Riesige Fichtenstämme, zu einem Floß vereinigt, jagen an uns vorüber; Walachen im weißen Beinkleid und weißen Hemd führen den ungefügen Steuerbaum; Niemand achtet der Sturzwellen, die sich ergießen über Fahrzeug und Mann: in toller Hast geht es hinab nach Maros-Ujvár oder gar ins ferne Banat.

Noch viele Stunden weit behält das Durchbruchsthal diesen Gebirgscharakter, dann aber, hinter Meszterháza treten die Bergufer mehr zurück, sie werden zugleich niedriger, und das ansehnliche Toplicza liegt bereits auf einer ausgedehnten Fläche, die an Breite wachsend sich weit gegen Süd-Ost erstreckt: es ist die Gyergyó, das Quellgebiet des Marosflusses. Mit dieser Ebene haben wir das Széklerland erreicht, wenn auch die 4½ Tausend Einwohner von Toplicza vorwiegend noch der romänischen Nation angehören.

Ehe wir nun die Széklerortschaften aufsuchen, wird uns der Leser gewiß gern folgen, wenn wir ihn tief hineinführen in die Gebirge zu unsrer Linken. Hier, wo jenseits der hohen Wasserscheide die Bistricsóra entspringt, um mit der Goldnen Bistritz vereinigt in der Moldau dem Sereth zuzueilen, liegt der Badeort Borszék, dessen Ruf schon seit 100 Jahren über den Kranz der waldigen Berge hineingedrungen ist in das Land der Bojaren, ja über den Pruth nach Bessarabien und Podolien, über den Donaustrom zu den Bewohnern Bulgariens. Früher konnte man nur auf großem Umweg nach Borszék gelangen, doch in den Jahren 1882 bis 1887 ist eine prachtvolle Straße erbaut worden, auf der man von Toplicza aus zu Wagen das Bad in drei Stunden erreicht. Eine Höhe von ca. 1200 m muß die Straße in zahlreichen Serpentinen erklettern; so wird die Fahrt höchst genußreich. Ein Menge kleiner, mit Bastmatten gedeckter Fuhrwerke fesselt unsre Aufmerksamkeit; es sind Fuhrleute aus den Széklerorten Szárhegy und Ditró, welche auf ihrem mit kleinem Gebirgspferd bespannten zweirädrigen Karren jährlich weit über eine Million Literflaschen Borszéker Wassers über's Gebirge nach dem Marosthal führen; auch der Export nach Romänien ist ein enormer. Die Gesammtausfuhr beträgt 3 bis 4 Millionen Flaschen im Jahr. Diese Flaschen werden in der Alsó-Borszéker Glashütte erzeugt, die wir soeben erreicht haben. Schon seit dem Jahre 1806 besteht sie, und wenn auch die größte Zahl der leeren Flaschen von den Széklerkarren wieder zurückgebracht wird, so ist doch der Bedarf nach neuem Material oder nach Ersatz des zerbrochenen ein so großer, daß die Glashütte vielen Arbeitern sicheren Erwerb giebt. — Noch ¼ Stunde die kleine Anhöhe hinauf, und in gestrecktem Galopp jagen wir auf der breiten, mit freundlichen Villen besetzten Hauptstraße des Ortes dahin.

Das regste Badeleben umgiebt uns hier an der Eingangspforte des Orients. Namentlich wenn an der „Kossuthquelle" mitten im Waldesgrün Abends die Zigeunerkapelle ihre ungarischen Weisen spielt, da fühlt man so recht die Nähe einer anderen Welt! Gluthäugige Bojarinnen und üppige Armenierinnen, auffallend bunt gekleidet, lehnen in leichter Haltung auf den Ruhebänken; Kernmagyaren im schwarzen, reich verschnürten Attila, das enge Beinkleid umschlossen vom sporentragenden Stiefel, bilden eifrig plaudernde, lebhaft gesticulirende Gruppen; vornehme Polinnen, durch ihre Schönheit weit berühmt, wandeln in gewähltester Toilette auf den moosbedeckten Waldwegen einher; ungarische und romänische Officiere führen ihre Damen am Arm; dazwischen schreiten die langen Gestalten des Volkes Israel einher, und ihre in allen Theilen schwarze Kleidung trägt nur dazu bei, daß sich das fast allzu farbenreiche Bild um so auffälliger dem Auge darbietet; dazu huschen die walachischen Ammen oder die Kindsmägde aus dem Széklerstamm in malerischem Nationalkostüm durch die auf- und abwogende Menge: wahrlich, das Auge vermag das an Gestalten und Farben so überreiche Bild nur schwer zu umfassen! — — Wie bald aber ist all das bunte Leben erloschen! Das Klima des 882 m hoch gelegenen Badeortes ist ja ein ziemlich strenges, so daß die Saison nur von Mitte Juni bis Anfang September währt. Wenn dann der letzte Reisewagen Borszék verläßt, stellen sich bereits die dichten Herbstnebel ein; bald glänzen die Gebirge im Winterkleid, und nun senkt sich Flocke um Flocke auf den Ort, der im Winter oftmals wochenlang von jedem Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen ist. Ja, dann ist es still geworden hier oben. Vor Frost splittern die Stämme des Hochwaldes tiefächzend auseinander; die eisigen Lüfte durchdringt der heisere Schrei des nach Beute spähenden Adlers, und das Geheul des hungrigen Wolfs unterbricht die Stille der langen Winternacht. Drinnen aber im hübschen Bau des Principalbrunnens sitzen die Brunnenmädchen, singend wie heute; Sommer und Winter, Tag und Nacht dieselbe Beschäftigung: eine Literflasche nach der andern wird gefüllt mit dem krystallhellen, seines erfrischenden, angenehmen Geschmacks, wie seiner Haltbarkeit wegen so berühmten Sauerwasser. Man muß fleißig sein, denn 12—16 Tausend Flaschen täglich zu füllen, ist keine kleine Aufgabe. Man gewöhnt sich schnell an den Genuß des Wassers; ein wenig säuerlich schmeckt es; dabei wirkt es infolge der aufsteigenden Kohlensäure angenehm prickelnd und erfrischend. Besonders gern trinkt man das Sauerwasser oder borviz, d. h. eigentlich „Weinwasser", gemischt mit Wein. Dann entwickelt sich die Kohlensäure, namentlich wenn man ein wenig Zucker zusetzt, noch reichlicher, und das Getränk erinnert auffällig an — sagen wir, deutschen Schaumwein. Außer dem Principalbrunnen sind es aber nicht weniger als noch 10 Quellen, die hier in einem Umkreis von kaum einer halben Stunde entspringen. Mehrere derselben werden auch zu Bädern benutzt. Es kostet freilich immer einige Ueberwindung, solch' ein Vollbad zu nehmen; das Wasser des alten, wie des neuen Lobogó z. B. hat nur eine Temperatur von 9,2° C.; anfangs ist man genöthigt, nach 2 bis 3 Minuten das Bad zu verlassen, wennschon die Kohlensäure, die sich in zahllosen Bläschen an die Haut setzt, durch ihren prickelnden Reiz die Kälte wohl etwas weniger empfinden läßt. Wie reichlich die Kohlensäure dem Wasser entströmt, ersieht man auch daraus, daß unmittelbar über der Wasserfläche das Athmen wesentlich erschwert ist; denn dort lagert sich das schwere Gas in dicker Schicht ab. — Auf allen Spaziergängen, die man in die Umgegend unternimmt, bietet sich immer wieder Gelegenheit, das lustige Spiel der Kohlensäure zu beobachten. Am Grunde der zahlreichen Quellen kreisen die kleinen Sandkörnchen ruhelos umher; die hellen Gasbläschen steigen Perlen gleich in die Höhe, um knisternd an der Oberfläche zu zerspringen, die sie in Wallung versetzen.

Es ist ein weiter Weg durch die völlig unbewohnte Gebirgsgegend bis zum nächsten Széklerort drunten auf der Ebene. Anfangs hebt sich die Straße nur langsam, bald aber klettert sie steil empor am Bergeshang; an vielen Stellen ist sie tief aufgewühlt durch Regengüsse, dazu arg beschädigt von den Ochsenfuhrwerken, welche den Wäldern ihren Reichthum entführen. Tiefe Löcher, daneben Stein an Stein, lange Rinnsale, hier und da unterbrochen von einem Felsblock: in der That, wir preisen uns glücklich, heut zu Fuß wandern zu können. Doch wehe den armen Kranken, die der Wagen diesen Weg nach dem verjüngenden Borszék führt, wehe Allen, denen solche Heimfahrt wartet — eine böse Nachkur! — Endlich haben wir die Höhe erreicht, die Wasserscheide zwischen der Bistricsóra und den Quellbächen der Maros. 1260 m hoch ist der Gebirgssattel, auf welchem wir stehen; er gewährt infolge dessen einen freien Ueberblick über die scheinbar endlosen Reihen dunkler Berge, welche die beiden Königreiche trennen. Noch ein paar Schritte, und wir stehen vor einer kleinen Gendarmeriecaserne; sie wurde hier auf dem höchsten Punkte des Gebirgssattels, von dem man nach allen Seiten freie Umschau halten kann, wegen der häufigen Raubanfälle errichtet, die bis vor kurzer Zeit gerade diese einsame, menschenleere Gegend höchst unsicher machten. Heute aber kann, wie in allen Theilen der Karpathen, so auch hier in dem verrufensten und entlegensten Winkel des Gebirges selbst der einsame Wanderer getrost seine Straße ziehen, er braucht kein Raubgesindel zu fürchten, und wenn auch bei dem Nahen walachischer Berghirten — oft sind es unendlich zerlumpte, oft in langhaarige Schaffelle gehüllte, phantastische Gestalten, immer aber starrend von Schmutz und Unreinlichkeit — der fremde Reisende sich anfangs einer gewissen Unruhe nicht erwehren kann, so wird er doch bald alle Sorge vergessen; denn mit ein paar Zündhölzern, einer Handvoll Tabak, einigen Blättern Cigarettenpapier u. dergl. kann er eine große Freude bereiten. — Steil fällt die Straße in die Tiefe; an ihrer Seite rauscht der wilde Gebirgsbach; dichter Tannenforst steht zu beiden Seiten; so geht es stundenlang thalab. Plötzlich weicht

der Wald kahlen Felswänden; noch einen flachen entblößten Hügel hinauf und hinab, und wir haben die Landstraße erreicht, die in sengender Mittagsgluth uns südwärts weiterführt durch die Gyergyó mit den volkreichen Ortschaften der Székler.

Die Gyergyó ist die oberste Thalstufe des Marosflusses; er durchströmt sie in nordwestlicher Richtung und sammelt hier zahlreiche Bäche, die ihm links von den Trachytbergen des Görgényer Gebirgs, rechts von dem höheren siebenbürgischen Grenzgebirge zufließen. Immer mehr weichen, besonders zu unsrer Rechten, die Höhen zurück, so daß die Ebene an Ausdehnung gewinnt; ihre größte Breite von ca. 25 km erreicht sie in der Mitte. Vorzüglich ist sie angebaut und bildet so den grellsten Gegensatz zu den unwirthlichen Gebirgen, die sie einschließen. Besonders gedeiht Weizen, Roggen, Hafer, Haidekorn, während der für alle östlichen Länder Europas so wichtige Mais in dieser Gegend wegen des immerhin kurzen Sommers kaum zur Reife gelangt. Auch ist die Höhenlage der Gyergyó eine bedeutende; 650—850 m erhebt sie sich über dem Meere. Die Ortschaften sind sehr volkreich und im Vergleich zu anderen Gegenden des Landes auch ziemlich dicht. Dazu breiten sich die Dörfer, auf der Ebene von keiner Seite her eingeengt, ziemlich weit aus, so daß sie uns in ihrer regelmäßigen Bauart lebhaft an die umfangreichen Ortschaften der Ungarn drunten im Alföld erinnern. Nur eins unterscheidet sie — und zwar zu ihrem Vortheil — von jenen, das sind die wirklich vorzüglichen Straßen, durch die sie mit einander in Verbindung stehen. Auch bei anhaltendem Regen hat man nirgends zu fürchten, mit Roß und Wagen im Kothe zu versinken, und während der Sommerhitze watet man nicht so tief im Staube als auf den steinarmen Pußtenwegen. In der That, den besten unsrer Chausseen würden die Straßen im Széklerland gleichen, wenn ihnen nicht die Doppelreihe der schmucken Obstbäume fehlte, die den Saum unsrer Wege so freundlich begleiten. Hier und da, aber nur ganz vereinzelt, hat man wohl schüchtern den Versuch gewagt, ein junges Bäumchen anzupflanzen; im Allgemeinen aber bringen die Bewohner, besonders die Walachen und die auf den Landstraßen sich umhertreibenden Zigeuner, solcher Culturarbeit noch zu wenig Würdigung entgegen; nur zu bald ist das schwache Stämmchen ein Stock in der Hand des Wanderzigeuners oder ein Peitschenstiel des Ochsen treibenden Walachen; auch dürfte durch den großen Viehbestand der Székler den jungen Bäumen mancher Schaden zugefügt werden.

Auch die einzelnen Güter und Häuser im Dorfe erinnern an die Wohnungen der ungarischen Bauern. Sie sind gewöhnlich aus roh behauenen Fichtenstämmen erbaut; die untersten ruhen auf steinernem Grunde. Innen und außen hat man die Balken mit dicker Lehmschicht beworfen und dann mit Kalk blendend weiß übertüncht; Schindeln bilden das Dach. Daß man in den Grund des Hauses gern einen Pferdeschädel eingräbt, ist eine altheidnische Sitte, der wir bei Ungarn und Szeklern begegnen; vor Feuersgefahr, besonders vor dem zündenden Blitz soll er das Haus schützen. Durch das Hofthor, verziert mit einfacher Schnitzarbeit, dazu am oberen Querbalken einen kurzen frommen Spruch tragend, treten wir auf den reinlichen Hof. Zur Linken steht das Wohnhaus; es kehrt dem Hof die Längsseite zu, während der Giebel der Dorfstraße zugewendet ist und in einer Inschrift den Besitzer des Hofes nebst Gattin, die Jahreszahl und oft auch den Zimmermann nennt, der das Haus gebaut hat. An der Hofseite führen zwei oder drei Stufen zu einem überdachten Vorbau; hier werden die meisten häuslichen Geschäfte verrichtet; hier kommen nach des Tages Last und Hitze die Nachbarn zusammen, politische Gespräche führend, denn die Politik spielt beim siebenbürgischen Bauer, welcher Nation immer er angehöre, eine ganz andre Rolle als bei unsren Landleuten im Reich. Von der Galerie treten wir ein in das Vorhaus, welches den Herd und die Kücheneinrichtung enthält. Die Thür zur Linken führt in das größere Zimmer, dessen zwei niedrige Fenster nach der Straße gerichtet sind; es ist höchst einfach, aber behaglich ausgestattet. Der riesige Kachelofen nimmt einen großen Raum in Anspruch. Ihm zur Seite steht eine Bettstatt; die schön ausgenähten Polsterüberzüge sind der Stolz der Bäuerin. Sitzbänke laufen an Ofen und Wänden hin; sie dienen nicht selten als Schlafstelle. Ein Tisch, ein paar roh gezimmerte Stühle, ein kleiner Schrank für Gläser und Teller, eine bunt bemalte Lade für Wäsche und Feierkleider vervollständigen die einfache Einrichtung. Auch einige Bilder zieren die Wände: die Mutter Gottes mit den sieben Schwertern im blutenden Herz fehlt nirgends; die Bilder des Königs und der Königin nehmen den Ehrenplatz an der Wand ein; auch findet sich meist ein vergilbter Stich, eine Scene aus der ungarischen Geschichte, z. B. die Besitzergreifung von Ungarn durch Árpád an der Spitze seiner Schaaren in dramatischer Weise darstellend. Freundlich legt die Bäuerin das selbstgebackene Brod auf den Tisch, stellt ein „Reindl" voll dicken, süßen Büffelrahms daneben und bittet uns, mit dem Wenigen vorlieb zu nehmen; es ist ja für sie schlechterdings undenkbar, einen Besuch ohne Erquickung scheiden zu lassen. Solche Gastfreundschaft, die weder nach Namen noch Stand des Fremblings forscht, ist in der That rührend, sie ist ein glänzender Charakterzug, den der Székler, auch der ärmste, mit dem Ungarn des Niederlandes gemein hat.

Unter den Ortschaften der Gyergyó ragt der Marktflecken Szent-Miklós durch seine schönen öffentlichen Gebäude, wie durch seine Größe hervor. Eine bedeutende Anzahl der 5½ Tausend Einwohner sind Armenier und als solche natürlich Handelsleute. Die Armenier vertreten ja in Siebenbürgen vielfach die israelitische Bevölkerung, an der das übrige Ungarn so reich ist*), fühlen sich aber vollständig als Ungarn und sind begeisterte Patrioten. — Ein besonders interessantes, belebtes Bild bietet dem Fremden der Wochenmarkt von Szt.-Miklós. Schon in der Nacht sind von allen Seiten her eine große Menge schwerfälliger Ochsenkarren und kleiner Koberwagen zusammengekommen. In Reih und Glied haben sie sich auf dem freien Platz angeordnet, und sobald es tagt, beginnen die Székler-Bauern die fruchtstrotzenden Säcke aufzubinden, die Töpfer ihre Thonwaaren: dunkle Krüge von reinclassischer Form, irdene Teller und Schüsseln mit naiver Blumenmalerei geziert 2c. vorsichtig auf den Boden zu stellen. Walachische Frauen lassen sich auf den Straßen nieder und suchen Körbe und Hüte von Bast oder Stroh, wollene Schürzen, rohe Schafwolle oder das auf der Handspindel gesponnene Garn zu verkaufen. Széklerinnen halten dicken Rahm feil, Gemüse und geringwerthiges Obst oder Gänse, Enten und Hühner, die an den Füßen gefesselt vor den Verkäuferinnen auf dem Platz liegen. Zigeuner stellen sich ein, wilde, zerlumpte Gestalten, ihre hölzernen Tröge, Löffel oder Ruthenbesen anpreisend. In Buden oder auf Waarentischen, mit Bastmatten überdacht, hat der Handwerker des Orts all' die Waaren ausgebreitet, deren das Landvolk bedarf: Stiefel aus rothem, gelbem und schwarzem Leder, bunte Bänder und Schnuren für Haar und Hut, Pelze aus Schaffell, gestickte Ledergürtel mit schweren Schnallen, Peitschenstiele, Messer, Pfeifenköpfe 2c. Und zwischen dem Gewirr von Wagen, von Buden und Waarentischen schreitet der armenische Kaufmann einher, der Jude im langen Kaftan, der ungarische Edelmann, vielleicht auch ein sächsischer Bürger, den das Schicksal hierher verschlagen hat. Alles wogt durcheinander; es ist ein Rennen und Laufen, ein Feilschen und Schreien: wir fühlen deutlich, wie nahe wir den Grenzen des Orients sind.

Wir eilen nun nach Süden jenen Höhen zu, welche die Gyergyó von einer andern Ebene, der Csik, trennen, zugleich aber die Wasserscheide bilden zwischen den Maros- und Altquellen. Einsam ist unser Weg, nirgends winkt eine Ortschaft uns entgegen, nirgends ein fruchttragender Acker, stundenlang kein Mensch, kein Geschirr; nur einige Stück Vieh, die das dürftige Gras zwischen dem niedrigen Gebüsch an der Straße abweiden, dazu der Telegraphendraht, der uns beständig begleitet, das sind die einzigen Anzeichen für die Nähe der cultivirten Gegend, die wir verlassen, und jener uns noch unbekannten Fruchtebene, der wir uns nähern. Endlich haben wir den Straßensattel Gerenczés erreicht, welcher 904 m über dem Meere gelegen ist. Nun fahren wir thalab einem kleinen Bach folgend, und in einer Stunde nimmt uns der stattliche Ort Szt. Domokos auf, wo sich das Bächlein mit dem jungen Alt vereinigt. Dieser entströmt einem malerischen, nach Süden sich öffnenden Gebirgsthal, in welchem 10 km aufwärts das besonders in früheren Jahren so ergiebige Kupferbergwerk Balán unter der Hut des stattlichen Nagy-Hagymás (1794 m) gelegen ist. Hier ward schon im 17. Jahrhundert unter dem Fürsten Apafi I. Bergbau auf Kupfer betrieben. Heute aber ruft nicht das Glöcklein zur Schicht, Sonntag ist's, und im bescheidenen Bethause sammeln sich, aus Wald und Gruben zusammenströmend, die deutschen Köhler und Bergleute, um den schlichten Worten zu lauschen, die der evangelische Reiseprediger aus dem fernen Arkeden an die kleine Gemeinde richtet; denn deutsche Bergmannskunst hat sich hier im äußersten Osten der Monarchie

*) J. J. 1671 wanderten die Armenier nach Siebenbürgen ein und gründeten am rechten Ufer des großen Kokel Elisabethstadt; noch heute zählt dieser Ort sehr viele Söhne jenes Volksstammes.

niedergelassen, und der deutsche Gruß „Glückauf!“ tönt anheimelnd an unser Ohr. — Aber auch drunten in Domokos ladet die Glocke zur Andacht. Ueberall öffnen sich die Pförtchen neben dem Hofthor, und Alt wie Jung pilgert zur Kirche. Wie sie sich heute geschmückt haben, die Székler-Bauern und Bäuerinnen! Freilich so bunt ist nicht ihre Tracht, wie die der farbenliebenden Romänen, so anmuthig nicht ihre Haltung, so leicht und frei nicht der Schritt der jungen Frauen und Mädchen; doch hat das biedere, von harter, ernster Arbeit redende Gesicht der Männer und Weiber, die stramme Haltung des Alten, die zufriedene, fast selbstgefällige Miene der Gattin, die kräftige, kernige Statur des jungen Mannes, der gutmüthige, ansprechende Ausdruck der Jungfrau viel Einnehmendes, z. Th. sogar Imponirendes. Man merkt es den Leuten an, daß sie stolz sind auf die Vergangenheit ihres Volkes, stolz Ungarn zu sein, die echtesten Ungarn. Noch heute sind alle Székler adlig — auch die ärmsten Tagelöhner und Dienstboten — wie sie ja von Anfang an „freie Männer“ waren, nur der Kirche den Zehnten entrichteten, dem Staat aber keine Abgaben zahlten außer der Ochsensteuer bei der Geburt eines Prinzen oder bei der Vermählung und Krönung des Königs. Sie dienten im Kriege auf eigne Kosten als die „Grenzwächter“ des Reichs, wie ihr Berufsnahme „Székely“ es forderte. Wie ist doch Alles so anders geworden! Die Privilegien sind geschwunden, wie die der Sachsen — einen Staat im Staate konnte man nicht dulden — aber Eins ist geblieben: das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Székler, das Gefühl: wir sind ein Volk, wie es schon im Freibrief Andreas' II. v. J. 1224 heißt: Das gesammte Volk, anfangend von Broos bis Boralt (d. i. Barot im Széklerland), soll ein Volk sein. — Die Tracht der Székler ist viele Jahrhunderte hindurch dieselbe geblieben bis auf den heutigen Tag. Der Mann trägt ein straff anliegendes Beinkleid, aus Ziegen- oder Schafwolle gewebt; grau, weiß oder dunkelblau ist es gefärbt, an den Nähten verziert mit rothen oder grünen, bisweilen auch schwarzen Schnuren (sujtas); vorn über dem Oberschenkel prangt der vitézkötés (d. i. „Heldenknoten“), eine reiche kunstvolle Verschnürung in Form einer langgezogenen, am untern Ende zugespitzten Acht. Hohe Stiefeln, deren Schäfte oben bisweilen mit Fransen eingefaßt sind, bergen Unterschenkel und Fuß, nur die Aermsten tragen niedrige Bundschuhe. Rock und Weste sind aus dunklem Tuch gefertigt, oft mit blanken Metallknöpfen, immer aber mit reichen Verschnürungen verziert. Um den Hals knüpft man ein schwarzseidenes Tuch, dessen lange Zipfel frei über die Brust herabhängen. Ein kleiner runder Filzhut mit breiter, aufgeschlagener Krempe — bei festlichen Gelegenheiten schmücken ihn die Burschen gern mit einer stolzen Pfauenfeder — vervollständigt den Anzug. Die verheiratheten Frauen kleiden sich sehr dunkel: schwarzer oder blauer Rock, dunkle Aermeljacke, einfaches Kopftuch oder bei besonderem Anlaß schwarze Spitzenhaube. Freundlicher ist der Anzug der Mädchen: von dem glattgescheitelten Kopf hängt der Haarzopf herab, mit bunten Bändern durchflochten; um den Hals schlingen sich Perlenschnuren und legen sich auf die weiße Hemdbrust, die vom tief ausgeschnittenen Samtmieder freigelassen wird; bauschige Aermel, an Achsel und Handgelenk reich mit bunter Wolle bestickt, flattern im Winde. Ueber den vielen faltigen Röcken, kurz genug, die zierlichen rothen, gelben oder schwarzen Stiefel nicht zu verhüllen, wird eine weiße oder bunte Schürze getragen, mit Fransen dicht besetzt. —

Die schmucke Kirche mit der andächtigen Menge liegt hinter uns, und frei schweift der Blick über die wohlangebaute Csik mit ihren zahlreichen freundlichen Ortschaften. Im Süden wird die Ebene abgeschlossen vom Gebirgsstocke des Büdös und Csomál, die den Eintritt des Alt in sein Durchbruchsthal bei Tusnád gleich zwei mächtigen Riesen besetzt halten; doch sind sie unserm Blick noch verborgen, da die hohen Seitenränder der Ebene ungefähr in deren Mitte sich nähern, so daß eine Thalenge entsteht, durch welche die Ebene in zwei Theile zerfällt, in die obere und die untere Csik. Erstere liegt über 700 m, letztere über 600 m hoch. Der Hauptort zählt nur 1600 Einwohner; es ist Csik-Szereda, von dessen kleinen schmucklosen Häusern sich stolz das prächtige Comitatsgebäude abhebt. Auf niedrigem Hügel ist eine kleine Festung erbaut, und Casernen liegen ringsum, die ehemals dem aufgelösten ersten Székler Grenzregiment dienten, jetzt aber zur Aufnahme der Landwehr bestimmt sind. Mehrere selbständige Gemeinden schließen sich an Csik-Szereda an, namentlich erwähnenswerth ist das nahe Somlyó mit einem bedeutenden Franziskanerkloster, der Wallfahrtsort der Székler. Aus allen Theilen des Landes, aus der Ober- und Unter-Csik, der Gyergyó, aus Udvarhely und der Háromszék strömt hier zu Pfingsten die Menge zusammen, um vom Priester den Ablaß zu erlangen. Doboskereszt (d. i. etwa „Trommlerkreuzzug“) nennt man die Procession, weil die Scharen in all' den Dörfern, die sie durchziehen, mit Trommelwirbel empfangen und begleitet werden. — Von besonderer Bedeutung ist für all' die größeren und kleineren Ortschaften nahe der Grenze neben dem Handel auch die Viehzucht; das Gebirge ist überreich an Weiden, und der walachische Bergbewohner kennt keine ihm zusagendere Beschäftigung, als die Rinder, namentlich auch die Schafe droben auf der endlosen Pojana zu hüten und in der rauchigen Stina die Milch in Käse zu verwandeln. In der Unter-Csik treffen wir wohl auch zahlreiche Ortschaften, aber nicht eine ist von besonderer Größe. Sie liegen fast ohne Ausnahme am linken Ufer des Alt, der sanft über die Ebene gleitet, oder an dem Fuß der östlichen Gebirgskette, wo in dem Trachytconglomerat*) zahlreiche Sauerwässer dem Boden entspringen. Die bedeutendsten und bekanntesten Säuerlinge sind die, in deren Umgebung das beliebte und stark besuchte Tusnád entstanden ist**). Es liegt der freundliche Villenort bereits im Engthale des Altflusses, welches sich dieser zwischen dem Büroter und Háromszéker Gebirge gebahnt hat. Hier ist das sanfte Gleiten auf der oberen Thalstufe vergessen; wildschäumend rauscht der Fluß, ein rechtes Gebirgskind, durch die Felsenengen bei Tusnád; die Bergwände zur Rechten und zur Linken reichen sich in schön gewölbtem Felsenthor die Hand über den brausenden Fluthen; unbekümmert aber um den Kampf der Elemente in der Tiefe blicken die burgartig aufgethürmten Trachytfelsen herab, welche das Haupt des tannenbewaldeten Csomál krönen, und östlich von diesem Riesen erhebt sich im Hintergrund der Büdös mit den wunderbaren Höhlungen, welche Kohlensäure und schwefligsaure Gase ausathmen: eine der seltsamsten Gegenden in Siebenbürgen. Auch unten, im Thale selbst brechen viele Sauerquellen aus dem anstehenden Trachyt, z. B. die Quellen von Málnás und Altszem. Unterhalb dieser Ortschaften treten die Thalränder mehr und mehr zurück. Ja, bald schwinden die sanften Hügelreihen zu unserer Linken völlig; ein breites, großes Flachland streckt sich vor uns in die Weite, und langsamer fließt das Wasser. Wir haben die Háromszék erreicht, die größte und vollkommenste Ebene des Landes. Nur zur Rechten schiebt sich das niedrige Baróter Gebirge noch einige Meilen südwärts vor; an seinen Gehängen liegt Sepsi-Szent-György, der stattliche Vorort des Háromszéker Comitats. Es ist heute großer Markt abgehalten worden; endlose Züge von Wagen und Karren mit den schlafenden Führern auf dem Heubündel fahren uns entgegen. Wir erreichen die ersten Häuschen, von Romänen sind sie bewohnt; dann fühlen wir Pflaster unter den Rädern, zu beiden Seiten erheben sich städtische Gebäude, und schließlich stehen wir am weiten Marktplatz. Die Einwohner (5500) sind der Mehrzahl nach Székler, zum geringen Theile Armenier. Die Bürger hat der Markttag im Gasthaus zusammengeführt; da wird getrunken und gegessen — der Székler knausert nicht; es wird gelacht und gesungen, Reden werden gehalten voll ergötzlichen Humors, und der fremde Gast muß theilnehmen an der allgemeinen Freude, bis der Wagen ihn nach der nahen Bahnstation führt. In der Ferne tauchen die Hochgebirge des Südens auf: der doppelgipflige Csukás, der massige Bucsecs, die weiße Kalkmauer des Königsteins. Kaum können wir die Zeit erwarten, bis das Dampfroß die Fruchtebene durchmessen hat: ein einziges riesiges Getreide- und Maisfeld, dazwischen etwas Tabak und Melonen; endlich steigt die bewaldete „Zinne“ auf, und der Zug fährt ein in den Bahnhof von Kronstadt. Wir haben das Burzenland, wir haben die alte deutsche Stadt erreicht, das östlichste Bollwerk des Deutschthums im fremden Land, bedroht von Romänen und Magyaren. Wer wird den Sieg davontragen im vielhundertjährigen Kampfe?

*) Diese Conglomerate enthalten oft hausgroße Blöcke festen Trachyts, die z. B. bei Szt.-Király zu Mühlsteinen, Trögen, Grabsteinen u. s. w. verwendet werden

**) Vergl. den Aufsatz des Verf. „St. Annensee und Büdös“, ein Ausflug in d. Sotsataren- und Mofetten-Gebiet Siebenbürgens. Wiss. Beil. d. Leipz. Zeitg. 1895, Nr. 13.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 67. Donnerstag, den 6. Juni. 1895.

Auf Goethe's Spuren im Süden.

Reiseskizzen von Julius R. Haarhaus.

XV. Rom und römisches Leben.

I.

Unter den Städten Italiens giebt es wohl kaum eine, die sich ihrem ganzen Charakter nach im Laufe des letzten Jahrhunderts so wenig verändert hat, wie Rom. Trotz der gewaltigen räumlichen Ausdehnung, trotz der, seit 1790 von 160000 auf 275000 gestiegenen Einwohnerzahl, trotz der neuen Häuserquartiere auf den östlichen Hügeln, ist Rom auch heute noch keine Großstadt im modernen Sinne. Dem Namen nach ist Rom die Hauptstadt des jungen Italiens, aber nirgends spricht man vom Königreiche weniger als gerade hier; in seiner eigenen Residenz lebt der König unbeachtet, fast wie ein Fremder. Gegen die Traditionen der uralten Feudalgeschlechter und des Papstthums tritt der Ruhm des Hauses Savoyen zurück, neben den Karrossen der Colonna, Borghese, Orsini, Chigi und Rospigliosi, die allabendlich den Corso beleben, erscheinen der Phaeton, den König Humbert selbst kutschirt, und der hohe Jagdwagen der schönen Margherita mit den knallroth gekleideten Lakaien wie Eindringlinge. Die Localität in Rom ist dem Herrscherhause nicht günstig. Alles weckt päpstliche Erinnerungen. Der Quirinal — einst die Sommerresidenz der Päpste — ruft als Sitz eines bescheidenen Hofes die Lust zu Vergleichen wach, die, wenigstens in den Augen des schaulustigen Römers, nicht immer zu Gunsten des neuen Bewohners ausfallen. Die Villen, durch deren Gärten zur Corsozeit Phaeton und Jagdwagen dahinrollen, tragen die Namen Borghese und Pamfili-Doria, überall schimmern die Wappen der Nachfolger Petri, die diese erlauchten Namen trugen. Jeder Palast, jede Kirche, jede Brücke und jeder Brunnen mahnt an die päpstliche Herrlichkeit, und wie die Peterskuppel, dieses riesenhafte Wahrzeichen Roms, wo wir auch stehen mögen, immer wieder vor unseren Blicken auftaucht und unseren Geist beschäftigt, so überragt das Papstthum, wenn auch des äußeren Glanzes bar, heute eben so mächtig wie in früheren Jahrhunderten, das politische Leben Roms und Italiens. Wenn auch das Gebiet des päpstlichen Stuhles auf die Grundstücke des Vaticans und des Laterans beschränkt worden ist, wenn auch die beiden letzten Träger der dreifachen Krone in selbstauferlegter Gefangenschaft schmachtend die langen Zimmerreihen und wohlgepflegten Gärten ihres „Kerkers“ nicht verließen, so ist in Wahrheit doch auch heute noch der Papst der Herr der Stadt Rom, dessen Befreiung und Wiedereinsetzung in die Rechte eines weltlichen Herrschers dem römischen Bürger als politisches Ideal vor Augen schwebt. Und daß der Nachfolger Petri sich auch außerhalb der ewigen Stadt noch des weitgehendsten Einflusses und Ansehens erfreut, beweisen die gewaltigen Pilgerzüge, die von Zeit zu Zeit die Peterskirche bis in den letzten Winkel mit Menschen anfüllen. Allein jene Anhänglichkeit an den Bewohner des Vaticans gereicht dem römischen Volke nicht zum Segen, die unthätige Erwartung einer besseren Zeit hat sich langsam in Muthlosigkeit und Trägheit verkehrt, die alten Geschlechter, zu stolz und zu unfähig, durch geeignete Thätigkeit, durch Bewirthschaftung ihres Grundbesitzes oder durch Betheiligung an kaufmännischen und gewerblichen Unternehmungen ihren Finanzen aufzuhelfen, gehen langsam aber sicher dem Ruin entgegen, sie leben in unfreiwilliger Einschränkung hinter den Mauern ihrer baufälligen Paläste, froh wenn die bescheidenen Mittel ihnen noch erlauben mit Pferd und Wagen auf dem Corso zu erscheinen. Handel und Industrie liegen darnieder, selbst die Läden und Magazine der Verkehrsstraßen sind im Vergleiche mit denen anderer Städte unbedeutend. Auch das Handwerk steht bei den Bürgern in Mißcredit, sie finden es bequemer, sich mit Kleinkram zu ernähren, der ihnen nebenbei die herrlichste Gelegenheit zum Umherlungern, Schwatzen und Feilschen bietet.

Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß Rom in den letzten Jahrzehnten eben so wenig einen culturellen Fortschritt gemacht hat, wie in den letzten Jahrhunderten der päpstlichen Herrschaft, und daß es dem Besucher der Stadt leicht wird, sich das Rom des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts zu reconstruiren. Man wird hierbei von dem Umstande begünstigt, daß das zweitwichtige Element des römischen Lebens, die Künstlercolonie, fast eben so treu die alten Traditionen fortpflanzt wie das Papstthum. Es ist auffallend, welch' überraschende Aehnlichkeit das künstlerische Rom von heute trotz der vielfachen Wandelungen des Geschmacks mit dem des vorigen Jahrhunderts hat. Der Verkehr der Künstler untereinander, die Rivalität der Nationen und Richtungen, die Art und Weise ihres Studiums und ihrer Arbeit, die Vergnügungen ihrer Feierstunden, ihr Einfluß auf den Geschmack und das Urtheil der Fremden, die sie in ihren Kreis ziehen, ihre Lieblings-Gebäude, -Bilder und -Sculpturen sind im Großen und Ganzen dieselben geblieben. Und das ist erklärlich. Rom übt durch seine Kunst- und Naturschätze auf die Besucher einen starken erzieherischen Einfluß aus, es lehrt sie die Welt unter dem Gesichtspunkte des Ewig-Schönen betrachten, und da nun jene Mittel seit langer Zeit dieselben geblieben sind, so müssen auch die Erziehungsresultate dieselben sein. Versuchen wir nun, uns die Stadt zu vergegenwärtigen, wie sie bei Goethe's Aufenthalt war. Wenn man auf dem Stadtplan den Quirinal-Palast mit der Piazza del Popolo und der Tiber-Insel durch gerade Linien verbindet, so begrenzen diese Linien einerseits und der Tiber andrerseits das Rom des vorigen Jahrhunderts. Hierzu kommen noch das Vaticanische Viertel und der ziemlich isolirte Stadttheil Trastevere, beide auf der rechten Tiberseite. Den Raum, auf dem in neuerer Zeit die großen Häuserquartiere in der Umgegend der Diokletiansthermen, ferner im Winkel Vatican-Engelsburg-Piazza del Popolo und endlich zwischen Tiber und Monte Testaccio erbaut worden oder im Entstehen begriffen sind, bedeckten damals noch Villen, Wein- und Gemüsegärten.

Der Hauptverkehr bewegte sich, wie auch heute noch, auf dem Corso und zwar, wie Moritz angiebt, „bei der Kirche San Carlo, wo die Straße Condotti den Corso durchkreuzt“. Von dem prächtigen Durchblick, den die schnurgerade Straße von der Piazza del Popolo bis zur Piazza Venezia gewährt, wird man zu jener Zeit nicht viel bemerkt haben, da die nicht allzu breite Straße durch die Buden der Garköche verbaut war, die hier, wie in Neapel noch heute auf dem Mercato basso, bis spät in die Nacht warmes Essen feil hielten. Für die Karrossen war nur eine schmale Gasse gelassen.

Auch die Straßenbeleuchtung mangelte in Rom noch gänzlich, wer also während der späten Abendstunden promeniren wollte, hielt sich in nächster Nähe dieser Garküchen auf, die mit ihren Oellampen die Prachtstraße Roms erhellten. Bei nächtlichen Wanderungen durch andere Straßen pflegte man einen Diener mit einer Laterne vor sich hergehen zu lassen, die dieser, wenn andere Passanten unerkannt bleiben wollten, auf deren Zuruf verhüllen mußte. In einer Stadt mit so vielen hochgestellten Einwohnern, denen daran lag, daß ihre nächtlichen Besuche discret behandelt wurden, war eine solche Polizeiverordnung durchaus am Platze. Aber nicht nur leibliche, nein auch geistige Speise konnte man auf dem Corso kaufen. Neben den Garköchen standen die Buchhändler, deren Sortiment sich hauptsächlich auf Miniatur-

ausgaben classischer Autoren beschränkte, die, zur Verwunderung der Fremden, gleich hübsch gebunden, und zwar im charakteristischen römischen Einband aus Pergament mit rothem Rückenschildchen, zu haben waren. Hier kaufte Goethe die zierliche Livius-Ausgabe, die er Moritz zum Geschenk machte. Sonst war es mit dem Buchhandel in Rom nicht zum Besten bestellt, die strenge Censur behinderte seine gesunde Entwickelung und war, wie Goethe gelegentlich bemerkt, einer ersprießlichen Verbindung mit dem Auslande nicht günstig. Dem Verkehrscentrum entsprechend, lagen am Corso in der Nähe von San Carlo damals die meisten Kaffeehäuser, die bei schönem Wetter Tische und Stühle bis zur Mitte der Straße hinauszustellen pflegten, wie wir es heute noch auf der Piazza Venezia sehen. Da der Römer den größten Theil seines Lebens beim Kaffee verbringt und der Fremde, wie Moritz sich ausdrückt, die Gelegenheit „das fortdauernde Schauspiel des Lebens und Webens als ruhiger Zuschauer betrachten zu können", sich auch damals nicht entgehen ließ, so werden die Wirthe wohl nicht über Mangel an Zuspruch zu klagen gehabt haben. Nach echt italienischer Sitte verbrachten auch die Bewohner der am Corso gelegenen Häuser den Abend meist auf der Straße, indem sie vor ihren Thüren saßen und mit den Vorübergehenden Gespräche anknüpften. So lernte Goethe die junge Römerin kennen, die er in seiner Beschreibung der Villeggiatur zu Castel Gandolfo als Freundin der schönen Mailänderin so anmuthig verewigt hat.

Goethe's Wohnung, die er mit Tischbein theilte, ist noch erhalten und seit 1872 von der Stadtgemeinde durch eine Inschrift-Tafel gekennzeichnet. Das schmucklose vielfensterige Haus liegt dem Palazzo Rondinini gegenüber. Die Zimmer sind klein und wohl ziemlich unverändert geblieben, die Fenster der nach dem Hofe liegenden gestatten einen Ausblick in bescheidene Höfchen und Gärtchen und somit einen Einblick in das kleinbürgerliche Familienleben. Hier sah Goethe den alten freundlichen Weltgeistlichen seine Orangenbäumchen pflegen, und machte in einem der Gärtchen einen Ball mit, bei dem es trotz der Juli-Hitze „ganz lustig" zuging. Ueberhaupt scheint das römische Volk damals noch sorgloser und lebensfroher gewesen zu sein als heute, „bis gegen Morgen," so schreibt Goethe bei seinem zweiten römischen Aufenthalt, „sind immer Partien auf der Straße, die singen und spielen; man hört manchmal Duette, so schön und schöner als in einer Oper oder Concert".

Allerdings, eine Nachtseite fehlt dem ungebundenen Leben jener Tage nicht. Die Hauptstadt der Welt war höchst unsicher. Mord und Todtschlag waren an der Tagesordnung. „Was allen Fremden auffällt," berichtet der Reisende am 24. November 1786 an Frau v. Stein, „und was heute wieder die ganze Stadt reden, aber auch nur reden macht, sind die Todtschläge, die ganz was Gemeines sind. Viere sind schon, seit ich hier bin, erschlagen worden, von denen ich nur weiß. Heute ward ein braver Künstler, ein Schweizer, Medailleur, der letzte Schüler von Hedlinger, überfallen, völlig wie Winckelmann. Der Mörder, mit dem er sich herumbalgte, gab ihm, wie man sagt, an die zwanzig Stiche, und da die Wache hinzukam, erstach sich der Bösewicht selbst. Das ist nun sonst hier die Mode nicht, der Mörder erreicht eine Kirche und so ist's gut." Die Unfähigkeit der päpstlichen Polizei, die der Statthalter von Rom, Monsignore Busca, vergebens nach Pariser Muster umzugestalten versuchte, wird von allen gleichzeitigen Schriftstellern bestätigt. Bezeichnend für die Art, wie selbst der Papst über die Verhütung von Verbrechen dachte, ist eine Anekdote, die der freilich gegen die päpstliche Regierung stark eingenommene Gorani bringt (Geheime und kritische Nachrichten von Italien, II. Theil). Der päpstliche Uhrmacher Rovaglio war im September 1787 zweimal kurz nacheinander von Räubern heimgesucht worden. Er beklagte sich an höchster Stelle und erhielt aus apostolischem Munde den tröstlichen Bescheid: „Nun denn, mein lieber Rovaglio, da sind Sie wohl recht verlegen, wie Sie die Diebe los werden sollen? Ei zum Tausend! Versehen Sie sich mit Flinten und Pistolen und feuern Sie auf die Schurken, und tödten Sie deren einen, so gebe ich Ihnen im Voraus die Absolution."

Ueber die Kirchen als Freistätten für Verbrecher jeder Art — genau wie die Tempel des Alterthums und die Moscheen des Islam — finden wir bei Moritz interessante Einzelheiten. Danach scheinen sich Mörder und Todtschläger eines besonderen Wohlwollens der Maler erfreut zu haben. In dem einen Falle handelte es sich um einen schönen jungen Menschen, der beim Boccia-Spiele Streit bekommen und seinem Gegner mit der schweren Boccia-Kugel den Schädel eingeschlagen hatte. Er flüchtete in eine Kirche, aus der ihn die deutschen Maler in der Verkleidung eines Campagnahirten nach dem Spanischen Platz entführten, der, zum Palaste des spanischen Gesandten gehörig, als neutrales Gebiet betrachtet wurde. „Er lebt aber in diesem Bezirk ganz ruhig," schließt Moritz seine Notiz, „und hat sich ein Weib genommen; die deutschen Maler arbeiten auch daran, ihm die Freiheit wieder auszuwirken."

Ein anderer dreifacher Mörder war Modell der französischen Akademie und nebenbei in weiteren Kreisen wegen seiner Geschicklichkeit im Ofen-Setzen beliebt. Dieser Mann erzog mit väterlicher Hingebung den Sohn eines seiner Opfer, obgleich er, wie er sich ausdrückte, wußte, daß der Bube ihn einst wieder um's Leben bringen werde. Und dabei sollen die Italiener keine Gemüthsmenschen sein! Gelang es der Polizei jedoch einmal eines Verbrechers habhaft zu werden, so wurde die Hinrichtung unter besonderen Feierlichkeiten vollzogen. Ueber eine Execution, die während Goethe's Anwesenheit in Rom auf der Piazza del Popolo stattfand, berichtet Moritz in einem längeren Abschnitt. Der Delinquent — wiederum ein Modell der deutschen Maler — erhielt die Nachricht von seiner Verurtheilung erst in der letzten Nacht vor der Vollstreckung des Urtheils. Er wurde in ein schwarz ausgeschlagenes Zimmer geführt, wo ihm mit dem zwölften Glockenschlage ein Gerippe mit Sense und Stundenglas aus der Wand entgegentrat. Dem auf diese Weise von seinem Schicksal Benachrichtigten stand eine vermummte Person von hohem Range, die diese Thätigkeit als Bußübung für eigene Vergehen betrachtete, als Tröster zur Seite, während andere Vermummte die Straße durchzogen, um für die Familie des Verbrechers Almosen einzusammeln. Um der Familie über den verhängnißvollen Tag leichter hinwegzuhelfen, bewirthete man sie außerhalb Roms. Ein Zug von Humanität, den man bei der Rechtspflege jener Zeit gar nicht erwarten sollte! Nachdem der Delinquent in einem schwarz ausgeschlagenen Thorwege das Sacrament empfangen, that der Henker seine Schuldigkeit, worauf er den Leichnam küßte, „um dadurch den Beweis zu geben, daß kein Haß gegen den Hingerichteten bei ihm obgewaltet habe". Die Zuschauer waren von der ganzen Handlung höchlichst erbaut und erkundigten sich bei den Fremden, wie ihnen die Feier gefallen habe. — Charakteristisch für das Empfinden des Südländers ist es, daß er jederzeit dem Mörder, nicht aber dem Ermordeten seine Theilnahme und sein Mitleid zuwendet und stets für den Verbrecher Partei ergreift. Das mag in Rom hauptsächlich seinen Grund darin gehabt haben, daß die Sbirren, die Organe der päpstlichen Polizei, sich größtentheils aus dem verworfensten Volke rekrutirten. Der Gedanke, eine Polizeimannschaft aus ehemaligen Verbrechern zu bilden, die in den Schlupfwinkeln Roms Bescheid wußten, war an sich ein ganz glücklicher, nur scheinen die höheren Polizeibeamten keine Fühlung mit ihren Sbirren gehabt und die alten Räuber- und Hehlergelüste derselben wenig im Zaume gehalten zu haben. Die traurigen Polizei-Verhältnisse sind für den Kirchenstaat und die verschiedenen Zweige seiner Verwaltung durchaus bezeichnend. Goethe's Urtheil darüber ist uns in seinem Briefe vom 28. October 1787 an den Minister v. Fritsch erhalten. „Um den römischen Staat," so schreibt er, „ich muß es, wenn es Schande ist, zu meiner Schande gestehen, habe ich mich noch wenig gekümmert. Es ist ein betrübter Anblick um eine schlimme Administration, besonders wenn die Uebel so eingewurzelt, so mit der Staatsverfassung verwebt sind, daß auch eine Folge der besten Regenten und Minister sie zu heben ohnmächtig wären. Indessen geht Alles seinen Gang, der Papst bereichert seine Nepoten, richtet Obelisken auf und theilt Segen aus, so viel man verlangt."

Dieses Urtheil ist milde gegen das anderer gleichzeitiger Autoren. Der schon mehrfach angeführte Gorani vergleicht das päpstliche Regiment mit der Verwaltung in Algier, Tunis und Tripolis. „Der Souverän," schreibt er, „der solche Mißbräuche verbessern sollte, begünstigt sie im Gegentheil und vervielfältigt sie durch seine unersättliche Gierigkeit und durch das Bestreben, einen Neffen zu bereichern, der wohl der dümmste aller römischen Prinzen ist, so man je gesehen hat, so lange es päpstliche Neffen giebt." Ehe wir die Persönlichkeiten dieser Herren in Augenschein nehmen, sei es uns gestattet, einen Blick auf die Organisation des Kirchenstaates zu werfen. Es ist auffallend, daß Goethe, dem die in den letzten Zügen liegende Republik Venedig „das menschlich Interessanteste" auf seiner Reise war, dem zweiten, nicht minder wichtigen Staatsgebilde Italiens so wenig Aufmerksamkeit schenkt.

Freilich zeigten sich in Venedig noch deutliche Spuren republicanischer Größe und Macht, die Regierung war sich ihrer Pflichten gegen das Volk noch bewußt und erneuerte in der fortwährenden Unterhaltung der umfangreichen Wasserbauten und in finnvollen Ceremonien die Erinnerung an den verschwundenen Glanz, während in Rom jede obrigkeitliche Function zu einem Acte von mehr oder minder offenkundigem Betrug oder zu einer elenden Comödie herabgesunken war. Man wird nicht fehlgehen, wenn man diesen Mißstand in der Verfassung selbst sucht. Die Päpste kamen in vorgerückteren Jahren zur Regierung und suchten sich dann so rasch und gründlich wie möglich für die langen kostspieligen Jahre ihres Cardinalats zu entschädigen und die Finanzen ihrer Familie nach Kräften zu heben. Von demselben Grundsatze ging der ganze Beamtentroß aus, der mit dem neuen Herrscher ans Ruder kam und bei dessen Tode ebenso schnell wieder von der Bildfläche verschwinden mußte, mithin gezwungen war, die wenigen Jahre seiner Thätigkeit thunlichst auszunutzen. Unter den 70 Cardinälen, von denen jeder seine eigene Familienpolitik trieb, herrschte naturgemäß eine fortwährende Rivalität, da der Einfluß, den der Inhaber des rothen Hutes besaß, für seine päpstliche Candidatur von Bedeutung war, und außerdem die wichtigsten Staatsämter mit Cardinälen besetzt wurden.

Die höchste Würde im Kirchenstaate war nach der päpstlichen die des Cardinals Camerlingo, des Finanzministers, durchaus bezeichnend für die Zustände am Hofe des Nachfolgers Christi. Nach dem Finanzminister rangirte damals der Cardinal Staatssecretär, der heute ohne Frage die wichtigste Person im Vatican ist. Diesem folgten der Cardinal Prodatario (Besetzung geistlicher Stellen), der Cardinal Vicario (Vertreter des Papstes in seiner Eigenschaft als Bischof von Rom, Sittenpolizei, Reliquienwesen), Cardinalkanzler (Correspondenz), Cardinal Prouditore (Justiz) und Cardinal Segretario dei Brevi (Breven, Dispensationen). Zu diesen Stellen konnte man auf verschiedene Weise gelangen. Ein römisches Sprüchwort nennt die drei Wege, die nach S. Peter führen, mit hübscher Anspielung auf wirklich vorhandene Straßen die via dei coronari (Rosenkranzverfertiger), die via degli argentieri (Silberschmiede) und die lungara (lange Straße). Das heißt, man gelangt zum Cardinalat entweder durch äußere Frömmigkeit, durch Geldaufwand oder auf der langen Stufenleiter geistlicher Aemter. Nach den Cardinälen rangirten die Prälaten, etwa 200 an der Zahl und immer Söhne aus vornehmen Familien, die über ein bedeutendes Privatvermögen verfügen mußten. Aus Cardinälen und Prälaten setzten sich die verschiedenen Corporationen zusammen, denen die einzelnen Zweige der Verwaltung zufielen. Selbstverständlich stand die niedere Beamtenlaufbahn auch dem Bürgerstande offen, während der Adel beim päpstlichen Hofdienst oder bei der Armee seine einträgliche und bequeme Versorgung fand. Zu Goethe's Zeit bestanden die päpstlichen Truppen aus der Leibgarde (etwa der heutigen Nobelgarde entsprechend), neun Compagnien Infanterie (meist Korsen) sowie 60 Kürassieren und ebensovielen leichten Reitern, Alles in Allem 6000 Mann, von denen 2000 in Rom, die übrigen in den anderen Städten des Kirchenstaates in Garnison lagen. Ueber die Disciplin und den Muth dieser Leute werden von Moritz, Gorani und Andern ergötzliche Geschichten erzählt. Die Flotte bestand aus einer Fregatte und zwei Galeeren, die von Malteserrittern befehligt wurden. Die wichtigste Geldquelle war das Getreidemonopol, dem alle zeitgenössischen Autoren den Niedergang der Landwirthschaft und die Verödung der Campagna zuschreiben zu müssen glauben. Jeder Bauer durfte die Erzeugnisse seines Ackers nur an die päpstliche Kammer verkaufen, und diese zahlte einen so geringen Preis dafür, daß sich der Anbau nicht mehr verlohnte, während die Kammer 30—50% dabei verdiente. Und eben diese Regierung, die mit den nothwendigsten Lebensmitteln Wucher trieb und ihre Unterthanen systematisch aussaugte, scheute sich nicht Handel und Wandel der 15000 in ein enges schmutziges Ghetto eingepferchten Juden auf das Grausamste zu beschränken und das religiöse Empfinden derselben bei jeder Gelegenheit zu beleidigen. Aber das auserwählte Volk durfte es als eine Genugthuung ansehen, daß in den Zeiten der größten Demüthigung Papst und Cardinäle in seinen Händen waren. Heute ist das Judenviertel niedergerissen, ein großer freier Platz bezeichnet die Stelle, wo das unglückliche Geschlecht mit der Zähigkeit seiner Rasse 1800 Jahre dem Fieber, den Epidemien und dem Fanatismus der Römer getrotzt hat.

Dem ganzen Regierungssystem entsprechend bestanden auch die Erzeugnisse der päpstlichen Münze aus minderwerthigen Prägungen, die außerhalb des Kirchenstaates nicht genommen wurden. Der einzige Vorzug des Münzwesens war die Decimalrechnung, die bei den Fremden wegen ihrer bequemen Handhabung allgemeine Bewunderung erregte. (Man schrieb nur die durch Komma getrennten Ziffern, z. B. 15,65 = 15 Scudi und 65 Bajocchi oder 15 Scudi 6 Paoli und 5 Bajocchi.)

Wie sehr das geistliche Element dem römischen Leben jener Tage seinen Stempel aufgedrückt hatte, beweist die Thatsache, daß jeder Beamte, Kaufmann, überhaupt Bürger vom Mittelstande, mochte er verheirathet sein oder nicht, Abbatenkleidung trug und neben seinem eigentlichen Titel im familiären Verkehr den Titel Abbate führte. Die Kleidung, die den Vorzug hatte, billig, haltbar und sauber zu sein, verlieh ihrem Träger eine gewisse Würde, die dem Römer seit den Tagen der Toga unentbehrlich geworden ist. Gelehrten oder Dichtern wäre es unmöglich gewesen, ohne Abbaten-Titel und -Gewand ihr Glück zu machen. Damit erklärt sich Vieles, was Goethe über die Abbaten seiner Bekanntschaft berichtet. Die niederen Geistlichen und Mönche waren dagegen (sie sind es auch heute noch!) in Verruf; in Häusern mit jungen Mädchen durfte kein Geistlicher auf Einlaß rechnen. Bettelmönchen reichte man die Gabe aus dem Fenster.

Die römischen Frauen galten für wenig schön, ein Urtheil, das auch heute noch zutreffend ist, wenn man von den Matronen in reiferen Jahren absieht, die meist stattliche junonische Erscheinungen sind. Die jungen Weiber sind für den nordischen Geschmack zu voll und gedrungen. Das nationale, von den Malern so oft verherrlichte Costüm war auch zu Goethe's Zeiten längst schon durch die Pariser Moden verdrängt worden und nur noch in der Umgegend von Rom anzutreffen. Volkmann tadelt an den Frauen die Neigung zum übermäßigen Schnüren und wirft ihnen vor, daß sie „aus affectirter Zärtlichkeit" Pomaden und Wohlgerüche verschmähten. Das Merkwürdigste für den Fremden war die römische Hausetiquette, die den Damen das Betreten der Straße nur in Begleitung ihres Cicisbeo oder Cavaliere servente gestattete. Selbst Frauen vom kleinen Bürgerstande, die über einen solchen Hausfreund nicht verfügten, mußten sich, wenn sie zur Messe gingen, als Stellvertreter desselben einen Lohndiener miethen.

Das gesellschaftliche Leben war in Rom reger als in anderen Städten Italiens, was seinen Grund in der kurzen Spielzeit der Theater hatte. In den Abendstunden fanden bei den Damen des Adels und bei den Cardinälen größere und kleinere „Conversationen" statt, bei denen man ohne Zwang erscheinen und nach Belieben zugegen bleiben konnte. Die besuchtesten waren die bei den Fürstinnen Borghese und Barberini, sowie bei der Gräfin Bolognetti. Der Fremde scheint hier leicht Zutritt erhalten zu haben, da Volkmann den Besuch dieser Gesellschaften dringend empfiehlt, obgleich er die Bemerkung nicht unterdrücken kann, daß „die Unterredung gemeiniglich wie an anderen Orten aufs Wetter falle, und ohne den Scirocco und die Tramontana Mancher nicht wisse, wovon er reden solle". Goethe, den wir später in Neapel in lebhaftem Verkehre mit vornehmen Neapolitanern sehen, vermied in Rom geflissentlich alle Gesellschaften. „Mein decidirtes Incognito," schreibt er an Herder, „spart mir viel Zeit, ich gehe absolut zu Niemanden, außer zu Künstlern. — Die Tochter des Prätendenten hat das fremde Murmelthier auch schon zu sehen verlangt, ich hab's aber abgelehnt." Diese Dame — es war die Princeß of Albany, eine natürliche Tochter des englischen Kronprätendenten Karl Eduard Stuart — scheint eine besondere Vorliebe für solche „fremde Murmelthiere" gehabt zu haben, zwei Jahre später ließ sie sich auch Herder vorstellen, auf den sie, wie dieser nach Hause schreibt, „sehr neugierig war". Von einem Besuche Goethe's beim Fürsten Rezzonico, dem Senator von Rom, wird später die Rede sein, da er in erster Linie der dort zu Gaste weilenden Familie v. Diede und ihren musikalischen Bestrebungen galt.

Unter den wenigen Gelehrten, die Goethe in Rom kennen lernte, nimmt der Pater Jaquier den ersten Rang ein. Ueber eine Zusammenkunft mit ihm berichtet der Reisende an Herder: „Vor einigen Tagen besucht' ich den Pater Jaquier, einen Franziskaner auf Trinita di Monte, ein Franzose von Geburt, der durch mathematische Schriften bekannt ist. Er ist hoch in Jahren und ein sehr verständiger Mann, hat zu seiner Zeit die besten Männer gekannt, sogar einige Monate bei Voltairen zugebracht, der ihn sehr in Affection nahm." Jaquier, damals schon neunzigjährig, war der Verfasser eines Commentars über Newton's Principia mathematica. Er hatte bereits den Höhepunkt seines Ruhmes überschritten und

lebte in beständiger Angst, schon bei Lebzeiten vergessen zu werden. In Rom cursirten zahlreiche Anekdoten über seine Eitelkeit, die man dem alten Herrn, der ein beliebter Gesellschafter war, indeß gern verzieh. Er starb im Winter 1788. Sein Andenken wurde von der Akademie der Arkadier in derselben Sitzung gefeiert, in der man die Herzogin Anna Amalia zum Mitglied ernannte. Sonst war Rom damals an bedeutenden Gelehrten arm, während unzählige Literaten, sogenannte Antiquare, sich bemühten, nach ihrer Art Philologie zu treiben und die Bücherberge werthloser Localgeschichte von Jahr zu Jahr zu vergrößern. Dagegen kamen bei den Damen schöngeistige Neigungen in Mode, und nicht alle vermochten es über sich, denselben, wie es die fein gebildete Prinzessin Bracciano that, nur im Stillen zu huldigen. Gorani berichtet von einer Dame, Maria Pezzelli mit Namen, die einen ganzen Hofstaat von Leuten um sich versammelt hatte, „die in Rom Gelehrte, sonst aber allenthalben Pedanten heißen würden. Sie sitzt," fährt er fort, „in der Tiefe eines großen Zimmers, so geziert, so gedrechselt und steif auf ihrem Stuhle, wo sie den Vorsitz über die Versammlung hat, welche von beiden Seiten in zwei Reihen, wie zu einer Kirchenceremonie angeschickt, dastehn."

Diese Comödie ist für das wissenschaftliche wie gesellschaftliche Leben im damaligen Rom bezeichnend, maßlose Eitelkeit und Vorliebe für leeren Prunk waren aus den tonangebenden Kreisen bis in den Bürgerstand hinabgedrungen.

Bücherbesprechungen.

— Der General der Infanterie v. Hindersin. Ein Bild seines Lebens und Wirkens, bearbeitet von Bartolomaeus, Prmlt. im Fußart.-Regt. Nr. 11. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 0,60 ℳ. — Die altpreußische markige Erscheinung des ehemaligen Generalinspecteurs der Fußartillerie tritt kräftig in der kleinen Schrift hervor. γ.

— Taktische Entschlüsse und Befehle. Studie an den Operationen einer selbständigen Division, nach einer auf der königlichen Kriegsakademie gestellten Aufgabe, von Albert Buddecke, Hauptmann und Compagniechef. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 3 ℳ. — Die treffliche Studie giebt dem Selbststudium einen willkommenen Anhalt für die Behandlung taktischer Aufgaben, wie sie auf der Kriegsakademie verlangt wird. γ.

j—. Künstler-Monographien von H. Knackfuß. I. Raffael. II. Rubens. III. Rembrandt. Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen & Klasing 1895. Preis des eleganten Leinenbandes 3 ℳ. — Die vorstehend genannten Künstler-Monographien sind in Liebhaber-Ausgaben veranstaltet, im Uebrigen aber unveränderte Sonderabdrücke der umfangreichen Aufsätze, die vor Jahren in den bekannten Velhagen & Klasing'schen „Monatsheften" erschienen sind. Daß sie jetzt in selbständiger Form wieder herausgegeben werden, ist vielfach gewünscht worden und sicher auch mit Dank zu begrüßen. Denn obwohl die kunstgeschichtliche Literatur über Raffael und Rubens und besonders in den letzten Jahren über Rembrandt reich gesegnet worden ist, so wüßten wir doch den neuen „Monographien" keine ähnliche Erscheinung zur Seite zu setzen, die in einem äußerlich so schönen Gewande populär zu sein und von allen gebildeten Kreisen verstanden zu werden es sich zur Aufgabe macht. Ganz besonders trägt hierzu die Fülle von Abbildungen bei, die dank der neueren Vervielfältigungsverfahren meist auf Grund von Originalphotographien den Text reich illustriren. Diese große Anzahl autotypischer Abbildungen — bei Raffael und Rubens sind es je gegen 100, bei Rembrandt 156 — bilden einen kunstgeschichtlichen Apparat, der für jeden Historiker von Fach von Wichtigkeit ist. Denn es sind nicht nur die hauptsächlichsten Gemälde, die die einzelnen Meister ausgeführt haben, reproducirt, sondern was unter Umständen noch werthvoller ist: eine große Reihe von Handzeichnungen, die für jene als Entwürfe und Studien gedient haben. Bei „Rembrandt" kommt außerdem noch die große Zahl von Radirungen hinzu, die sich neuerdings besonders nach den grundlegenden Arbeiten von Seidlitz einer, wie es scheint, allgemeinen Beachtung erfreuen. Das Rembrandt-Heft kann geradezu als ein Muster reichhaltiger Illustration gelten. Der Text ist gemeinverständlich gehalten und führt vortrefflich in das Studium des großen Künstlers ein, allenthalben auch die neuesten gesicherten Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung berücksichtigend. Das Unternehmen der Verlagshandlung verdient großen Beifall und baldige Fortsetzung ist sehr erwünscht. Für eines der folgenden Hefte, für das Dürer und Holbein in Aussicht genommen waren, wäre allerdings zu wünschen, daß die beiden Künstler getrennt behandelt worden wären. Denn für uns, für das ganze deutsche Volk ist doch Dürer als Künstler eine so riesengroße Erscheinung, daß sie eine ähnliche Darstellung wie „Rembrandt" rechtfertigt. Diesem unseren größten deutschen Künstler der Vergangenheit müßte allein ein reich illustrirtes Heft gewidmet sein.

— Die Grundprobleme der Philosophie kritisch dargestellt und zu lösen versucht von Ilariu Socoliu. Bern, J. Beck-Keller, Turnweg 17. 1895. 2 ℳ 40 ₰. — Es ist wohl kaum möglich, jetzt noch einen neuen und originellen Gedanken über das ganze Problem der Welt aufzustellen. Nichtsdestoweniger nehmen die hierauf gerichteten Versuche noch immer kein Ende. Man weiß im Voraus, daß jedes neue derartige System doch nur eine Reproduction und Verarbeitung anderer schon gegebener und bekannter Gedanken der Wissenschaft sein kann. Je pomphafter der Anfang und das Versprechen, um so dürftiger pflegt in der Regel das Resultat und die Erfüllung desselben zu sein. Auch diese Schrift soll nur die Einleitung zu einem weiteren groß angelegten System der Weltanschauung sein. Es ist eigentlich nur eine Selbstorientirung des Verfassers, nicht aber eine Belehrung der übrigen Welt, um die es sich bei allen solchen Versuchen handelt. Die allgemeine Weltanschauung des Verfassers ist wesentlich keine andere, als die gewöhnliche des jetzt herrschenden sogenannten Monismus mit allen seinen Einseitigkeiten und voreingenommenen Beschränktheiten. Die imponirende Macht der Naturwissenschaft hat alles über die Grenze des unmittelbar Gegebenen hinausstrebende Denken und Erforschen des Wirklichen unterdrückt. Der Verfasser sucht zwar auch in allem Natürlichen ein geistiges oder psychisches Element nachzuweisen und zu entdecken, hierdurch aber wird am Wesen der Sache nichts geändert und es bleibt der bloße blinde und gedankenlose Determinismus der Evolutionstheorie immer derselbe. Auch der ganze Entwickelungsgang des Denkens der Philosophie in der Geschichte unterliegt nach dem Verfasser einem solchen Gesetz. Es mag auch dieses der Fall sein, aber hierdurch allein wird die wahre und wirkliche Bedeutung der Geschichte der Philosophie noch nicht erkannt und begriffen. Der Mensch gehört freilich in seinem geistigen Leben zuletzt auch mit zu dem Ganzen der Wirklichkeit oder Natur, aber das Naturgesetz nimmt doch bei ihm eine andere, höhere und feinere Gestalt an als dort. Eine Weltanschauung, die allein auf dem Boden der Naturwissenschaft steht, hat nie etwas wahrhaft Befriedigendes und bleibt auch entschieden hinter der Wahrheit und dem vollen Begriffe des Wirklichen zurück. Es handelt sich nicht darum, in welcher Weise das ganze Princip des Naturlebens aufgefaßt oder gedacht wird, sondern vielmehr nur darum, ob dasselbe nicht irgendwo eine Lücke oder Grenze habe, welche durch ein anderes, dem Geiste der Menschen verwandtes Princip ausgefüllt werden müsse. Der Verfasser lehrt uns nichts Neues und wir treffen bei ihm nur die gewöhnlichen Gedanken und Auffassungen der Naturwissenschaft in einer mehr gesuchten und gespreizten als originellen Form wieder. C. H.

— Heldenthaten des XII. (Sächs.) Armeecorps im Kriege 1870/71. Zusammengestellt von Richard Dahlinger. Leipzig, Karl Weißleder's Verlag. — Verfasser erzählt in seinem, 21 Seiten umfassenden Werkchen von den Heldenthaten einzelner Truppentheile des sächsischen Armee-Corps, und ist es gewiß ein sehr lobenswerthes Bestreben, die Namen hervorragend tapferer Kämpfer aus dem großen Kriege der Nachwelt zu überliefern. Doch will es uns scheinen, als hätte Verfasser mit Veröffentlichung seiner Schrift warten sollen, bis er im Stande war, seinen Lesern etwas Vollständigeres zu bieten. Dem Werkchen ist ein Geschichtskalender des Krieges, alle irgendwie wichtigen Daten der Jahre 1870/71 enthaltend, beigefügt. —ff.

Berichtigung. In Nr. 64, Baumgart: „Goethe's Geheimnisse" muß es heißen: „Daß in der Deutung der »Geheimnisse« alle Leser dem Verf. ohne weiteres beipflichten werden, wird dieser selbst kaum erwarten; es liegt in der Natur u. s. w." In demselben Artikel lese man Montserrat und Barcelona.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 68. Sonnabend, den 8. Juni. 1895.

Unsere Nachbarn jenseits des Erzgebirges.

Von Richard Freiherr v. Mansberg.

III. (Schluß.)

Die barbarische Zerstörungswuth der Czechen und oft eine Grausamkeit, die viel zu raffinirt war, um bestialisch genannt werden zu können, hatten seit dem 11. Jahrhundert schon die Ansicht verbreitet: In uno milite Bohemo centum esse daemones, jetzt wurde der Gipfelpunkt alles Schauerlichen erreicht durch die Thätigkeit der husitischen Mordbrennerbanden. Bleiches Entsetzen ging vor ihnen her, Brand und Mord begleiteten den Zug, der hinter sich nichts ließ, als das Elend völliger, erbarmungsloser Verwüstung. Bei uns in Sachsen insonderheit mahnen noch heute schier unzählbare wüste Marken[16]) an das Leid, das wir von einem Volke erfahren, in dessen unheilvollem Schoße die furchtbarsten Uebel geboren, die Deutschland je heimgesucht: der Krieg der Husiten und der dreißigjährige. Freilich verdankten die Husiten dem vor ihnen hergehenden Entsetzen oft größere kriegerische Erfolge als ihren Dreschflegeln und Morgensternen, ihren Wurfmaschinen mit faulendem Aas, welche Pesthauch in die belagerten Orte schleudern sollten. Viele Städte und Landschaften haben getrachtet, durch Angebot der größten Opfer an Geld und Gut einen Heereszug der Husiten von sich abzulenken, die Angst vor der unerhörten Barbarei lähmte oft jeden Widerstand, in bleicher Furcht zerstiebten bisweilen die Heere ihrer Gegner, ehe es noch zum Kampfe gekommen. Das Deutschthum in Böhmen ging aus der sogenannten Husitenzeit mit schweren Einbußen an Macht und Bedeutung hervor. In dem langjährigen barbarischen Vernichtungskampfe wurde eine Menge von Städten ihrer deutschen Bürger beraubt, wurde eine Beute jenes fanatischen Slaventhums, dem so vieles durch deutsche Cultur Gewonnenes zum Opfer fiel. Mehr als die Hälfte der deutschen Städte waren zu bloßen Schutthaufen geworden, andere, wie Prag, die Gründung deutscher Kaufleute vom Porschitz, Kuttenberg, das Kleinod des Königreichs, errichtet von deutschen Bergleuten und Gewerken, waren rettungslos dem Czechenthum anheimgefallen. Das Gesammtergebniß des in der Husitenzeit zum Ausdruck gebrachten Nationalhasses war eine völlige Verrohung des Lebens und das Aufgehen aller geistigen Kräfte in Glaubensstreit und Gezänk, daneben ein gewaltiger Niedergang des materiellen Wohlstandes, Schwächung des Königthums und des Bürgerthums in allen Lebenskräften, Triumph der böhmischen Großen und Schrankenlosigkeit ihrer Ansprüche. Der Bruch mit der Vergangenheit, mit Allem, was durch die Einwirkung der von den Deutschen und aus Deutschland gebrachten Cultur entstanden, war ein vollständiger, die Universität stand still, das Volk war verwildert unter den blutdürstigen Führern in dem Bürgerkriege, der mit der Zerstörung aller Stätten der Cultur begonnen hatte, die große Bewegung der Geister im 15. Jahrhundert ging an ihm fast spurlos vorüber, es handelte sich allein darum, daß ein Vollblutslave und kein Deutscher König werde. Das wunderliche Culturelement des Husitismus brachte nicht den verlorenen Wohlstand zurück, nicht das einst so mächtige Bedürfniß nach geistiger Belebung. Man glaubte der Deutschen und ihrer Cultur nicht mehr zu bedürfen, alle realen und idealen Güter sollte die lebhafte czechische Einbildungskraft ersetzen.

Fast zwei Jahrhunderte hindurch nach dem Vernichtungskriege führte der Deutsche in Böhmen ein kümmerliches Dasein, stets verfolgt, niemals gleichberechtigt, blos geduldet wie ein Fremdling oder Gast; gesetzliche Bestimmungen wurden geschaffen, um den Erfolgen der husitischen Würger die Dauer zu garantiren. Der König selbst, der gewohnheitsmäßig treulose Sigismund, uneingedenk der bewährten Treue der deutschen Städter, undankbar gegen die opfermuthigen, zähen Anhänger des Königthums, bewilligte 1436 die tollsten Anforderungen der Czechen und unterschrieb, was diese selbst als das Todesurtheil des Deutschthums in dem Königreiche betrachteten. Wenn die völlige Vernichtung dieses Deutschthums trotzdem nicht gelang, so ist es nicht etwa Schonung gewesen von Seiten der fanatischen Czechen, sondern wir haben eigenen, im Gang der Geschichte sich offenbarenden Umständen dankbar zu sein, daß sie die bedingungslose Auslieferung des Landes Böhmen an das Slaventhum nicht gestattet haben. Die unverwüstliche deutsche Lebenskraft ist schließlich doch unvermindert aus der harten und langen Prüfung hervorgegangen, ja selbst in den räumlich getrennten Bruchstücken des deutschböhmischen Volkes hat sich das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit gerade durch das feindselige Verhalten der Czechen, durch den aufgedrungenen Kampf und die dadurch bedingte gemeinsame Abwehr erhalten, und zwar in der lebendigsten Weise erhalten, denn die altgermanische Zähigkeit ist in dem unablässigen Ringen um die höchsten irdischen Güter erstarkt. Die Husiten unserer Tage werden andere Erfahrungen machen, als ihre fanatischen Vorfahren.

Bei unseren unmittelbaren Nachbarn im Norden Böhmens offenbart sich die erfreuliche Wahrnehmung, daß trotz aller czechischen Unduldsamkeit und Befangenheit im 15. Jahrhundert das deutsche Element nicht sich vermindert, sondern erstarkt und im Wachsen begriffen ist. Daß hier die meißnische Nachbarschaft nicht ohne Einfluß geblieben, ist man von vornherein versucht anzunehmen, um so mehr, als genugsam bekannt ist, wie im Allgemeinen die Markgrafen von Meißen, Herzoge von Sachsen, auf ihre südliche Grenze und die Vorgänge jenseits derselben unausgesetzt ihr Augenmerk gerichtet hatten. Bei näherer Untersuchung der historischen Sachlage ergiebt sich nun, daß das Deutschthum am südlichen Hange des Erzgebirges einen immerfort wachsenden Rückhalt an der deutschen Nachbarschaft fand, weil Einfluß und Machtsphäre der Markgrafen von Meißen fortwährend stiegen, indem auch die politische Grenze im Laufe des 15. Jahrhunderts zu Gunsten der Mark Meißen nicht unwesentlich verschoben wurde. Die ursprüngliche Grenzlinie, wie sie in späterer Zeit noch in den Sprengeln der Bisthümer Meißen und Prag erkennbar ist, lief entlang dem Kamm des Gebirges, welches, vielleicht seit Jahrtausenden schon, die Scheide zweier benachbarter aber doch räumlich ziemlich weit getrennter Völker gebildet hat. Sie war eine sehr breite Scheide von unbestimmter Art, denn in einem fast undurchdringlichen, damals werthlosen Urwalde hat Niemand die scharfe Auffassung des Höhenkamms oder der Wasserscheide für erforderlich angesehen. Viel weiter als heute haben auf beiden Seiten, nach Nord und Süd, in das flache (bewohnte) Land hinein die Waldungen sich erstreckt, da den Sorben und Czechen ihr mangelhaftes Ackergeräth, namentlich der Hakenpflug und der Holzpflug, dessen sie sich erweislich noch lange bedienten, die Bearbeitung eines durchwachsenen oder steinigen Bodens unmöglich machte. Nicht große Verkehrsstraßen, sondern nur spärlich betretene Pfade mögen wohl an einzelnen Stellen durch den dichten Urwald geführt haben, im Allgemeinen sind die Bewohner des meißnischen, wie des böhmischen Niederlandes nur

---

16) Dr. E. Herzog führt in seinem Aufsatze über Sachsens wüste Marken (Archiv für Sächs. Gesch. II S. 58) an, „daß mindestens 1/3 der wüsten Marken Sachsens aus dem gräuelvollen Hussitenkriege herrühren". Er giebt im Einzelnen dafür die Belege.

einzeln als Jäger oder Fischer hier und da in das waldige Gebirge gedrungen, haben daher die Flußläufe wohl gekannt und auch benannt.[17]) Erst nachdem Fürsten und Edle deutsche Einwanderer in größerer Zahl herbeiriefen, welche das Gebirge von Norden her, später (15. Jahrhundert) auch von Süden her betraten und mit der ihrem Stamm eigenen Betriebsamkeit und Ausdauer vordrangen, wird es licht in dem weiten Waldgebirge, beginnt die Geschichte dieser Grenzgegend. Bald erhoben sich dann widerstreitende Ansprüche, und man begreift, daß seitdem die böhmischen Machthaber das begehrliche Auge nicht mehr abwendeten von der durch deutschen Ackerbau und Bergbau immer werthvoller sich gestaltenden Gebirgskette und ihren Abhängen. Dank der unseligen Politik des vierten Heinrich im 11. Jahrhundert, dank der unverständigen Schenkung von Seiten der Staufer 1158 und 1210 haben die Böhmen die Grenze zum Nachtheile Meißens zu verschieben vermocht. Im Osten haben sie im 12. Jahrhundert das ganze Milzenenland gewonnen, in der eigentlichen Mark waren sie gen Norden an der Elbe bis über Pirna hinaus vorgerückt, im Südwesten umklammerten sie förmlich die Mark, theils unmittelbar, theils mit der Lehnshoheit. Wie es der arglistigen Staatskunst eines Carl im 14. Jahrhundert gelang, ein Netz über die ganze Mark Meißen zu werfen, um dieselbe bald ganz in der Landkarte Böhmens verschwinden zu machen, dies in seinen Einzelheiten darzulegen, ist hier nicht der Ort, um so weniger, als es glücklicher Weise gelang, nach und nach seine fein gesponnenen Pläne zu vereiteln, überdies seine Nachfolger gar nicht in der Verfassung waren, die großartige Anlage durchführen zu können. Der allzu feine Politiker in Prag hatte schlecht mit der Zukunft gerechnet, denn schon mit seinem Tode beginnt der Rückschlag der Bewegungen. Jetzt sind es die Markgrafen von Meißen, welche mit Umsicht und Thatkraft vorgehen, nicht nur Verlorenes wieder zu gewinnen, sondern nunmehr wesentlich zu ihrem Vortheil die Grenze zu verschieben wissen. Die Ergebnisse des vogtländischen Krieges nach Mitte des 14. Jahrhunderts sind zwar durch das Dazwischentreten des ländergierigen Böhmenkönigs für Meißen dürftiger Art geblieben, gleichwohl dienten sie zur Grundlage der erfolgreichen Bestrebungen einer späteren Zeit. Gegen Ende des Jahrhunderts beginnt Markgraf Wilhelm die Reihe der Fürsten, welche ihrem Hause große Strecken an der südlichen Landesgrenze gewannen. Wenn derselbe mit Grund Cocles oder Einäugig genannt ist, so hat er mit nur einem Auge schärfer gesehen, als die meisten seiner Zeitgenossen mit zweien. Der große kaiserliche Rechenmeister in Prag hatte in dem jungen Wettiner, der ihm durch Bande des Blutes verknüpft war und sehr häufig an seinem Hofe weilte, einen überaus empfänglichen Schüler erhalten; dieser Schüler sollte nachgehends dem Vorbilde des klugen Lehrers in der erfolgreichsten Weise nachstreben. Ihm gelang es nicht nur, das von böhmischer Arglist gesponnene Netz zu zerreißen, sondern seinen Fuß selbst in das Land Böhmen zu setzen. Durch weise Haushaltung und durch Hebung der Steuerkraft seines Landes mit bereiten Mitteln ausgestattet, trat der Markgraf in einträgliche Geschäftsverbindung mit dem Hause Risemburg, erkaufte dessen Stammherrschaft am südlichen Hange des Erzgebirges (Osseк, Risemburg, Dux, Klostergrab), sowie zerstreuten Besitz desselben diesseits der Gebirgskette (Rauenstein, Lengefeld, Geithain, Leisnig). Fast gleichzeitig brachte der Markgraf im Südwesten die Herrschaften Elsterberg, Falkenstein, Vogtsberg in seine Hand, auch tief hinein im benachbarten Egerland und Regnitzland faßte er Fuß durch die erworbenen Vesten zu Tiersheim, Tierstein, Adorf, Wiedersberg und Sparnberg. Vor der Thatkraft und Macht des Markgrafen sich beugend, traten unterschiedliche Große in Böhmen zu ihm in Abhängigkeit, es wurde ihm an den Schlössern Graslitz, Kostemlat, Wurschengrün (Borssengrün), Königswart das Oeffnungsrecht zugestanden, ein Recht, welches bekanntlich nicht selten die Wurzel späterer Erwerbung geworden ist. Bald sollte des Markgrafen Ansehen im nördlichen Böhmen größer dastehen, als das königliche.[18]) Als der innere Zwist im böhmischen Königshause bis zur Gefangensetzung des einen Bruders, Wenzel, durch den anderen, Sigismund, führte, war der Zeitpunkt gekommen, den Markgraf Wilhelm seit Langem mit Aufmerksamkeit erwartet, und damit brach um die Wende des 14. und 15. Jahrhunderts das Verhängniß herein über die durch weiland König Carl in das böhmische Interesse gezogenen Großen in dem Machtbereich des Markgrafen. Nachdem dieser des ausgiebigsten Beistandes seiner Agnaten, seines Adels und seiner Städte sich versichert, fiel er blitzgeschwind, wie der Falke über die Beute, auf die Großen, welche durch böhmischen Lehnsverband in ihrem Widerstand gegen den Markgrafen sich zu stärken gesucht hatten. Diese hatten unverweilt das Feld zu räumen, und wo Geldanerbietungen nicht fruchteten, dort wurden mit rücksichtsloser Gewalt die festen Schlösser gebrochen, so in langer blutiger Fehde die der Burggrafen von Donyn, welchen der Böhmenkönig sehr zur Unzeit auch den Königstein anvertraut hatte. Auch diese anscheinend unbezwingliche Veste fiel (1402) und ebenso ward die Stadt Pirna eingenommen. Die Burgrafen flüchteten hilfesuchend nach Böhmen, zwei derselben, Mul und Jan, hatten bei der Fehde ihr Leben, die Uebrigen Land und Leute verloren und für immer, denn obwohl sie deswegen Himmel und Erde in Bewegung zu setzen versuchten, sie haben ihre meißnische Heimath nie wieder gesehen. Wohl hat der böhmische Löwe nachgehends noch wiederholt versucht, die Tatze nach dem einst seinen Krallen Entrissenen auszustrecken, hat dem meißnischen Leuen noch manche Unbequemlichkeit bereitet und viel Unheil gestiftet, aber auf Dauer hat er seinen Fuß seitdem nicht wieder in die Mark Meißen zu setzen vermocht. Die eigentliche Hussitenzeit hat zwar unsägliches Leid unserem Lande zugefügt, hat aber bei aller materiellen Schädigung doch nicht Macht und Ansehen der Markgrafen schmälern können. Im Gegentheil, die Erhebung zur sächsischen Herzogswürde beruhte zunächst auf der Anerkennung der großen, vom streitbaren Friedrich dem Reiche geleisteten Dienste im Hussitenkriege, außerdem hat dieser Krieg ansehnlichen Gebietszuwachs zur Folge gehabt. Der allezeit geldbedürftige König Sigismund war nicht in der Lage, dem streitbaren Friedrich die in des Königs Interesse aufgewandten Summen zurückzuerstatten, er trat ihm dafür die Pflegen Mylau, Schöneck und Stolberg im Westen, die Pflege Mühlberg im Norden und in Böhmen selbst das schon vorher den osterländischen Fürsten verpfändete Gebiet von Brüx ab. Wohl hatte das osterländisch-meißnische Heer im Jahre 1426 jene denkwürdige Niederlage bei Aussig erlitten, wo die Blüthe des Adels, mehr als 400 meißnische Ritter, die Wahlstatt deckten, aber diese Scharte wurde 1438 auf das Glänzendste ausgewetzt durch die glorreiche Schlacht zwischen Brüx und Bilin, und bald darauf schritten die sächsischen Herzöge zu einer abermaligen Erweiterung ihres Machtbereichs. Es gelang ihnen, die Edlen Berka von der Duba aus ihren unzugänglichen Schlupfwinkeln im Gebirge, den unersteiglichen Bergvesten Hohnstein und Wildenstein, zu verdrängen, denn was die Waffen nicht vermochten, brachte der Tausch an Geld und Gut in den Jahren 1443 und 1446 zu Stande. Damit ward in dem benachbarten böhmischen Milzenenlande jenes an Naturschönheit so reiche Gebiet erworben, welches man die sächsische Schweiz nennt.[19]) In so auffälliger Weise konnte es nicht immerfort weitergehen, vorderhand ward den Meißnern sogar ein energisches Halt geboten, als die ganz hervorragende Persönlichkeit eines Jirsik z Kunstat na Podiebrad zum Gubernator von Böhmen sich aufwarf und nachgehends selbst die Krone des Landes zu gewinnen verstand. Ehe der Bannstrahl den Utraquistenkönig traf, vermochte er bei seiner bekannten Energie die gewaltigen Mittel, die aus der Vereinigung so großer Länder, wie Böhmen, Mähren, Schlesien und Lausitz, ihm zu Gebote standen, zu einer Bedrohung der gefährlichsten Art zusammenzufassen, und wirklich geriethen die sächsischen Herzoge in eine bedrängte Lage gegenüber den von der böhmischen Krone erhobenen Ansprüchen, zumal der unselige Bruderzwist um Mitte des 15. Jahrhunderts die Kräfte gelähmt hatte. Indessen gelang es schließlich der sächsischen Staatskunst, die drohenden Gefahren zu beschwören und die bedenklichsten Ansprüche auf ein bescheideneres Maß zurückzuführen in dem Vertrage zu Eger 1459. Zwar mußte das zwei Menschenalter hindurch in Böhmen behauptete Gebiet von Brüx, Risemburg, Dux, Osseк wieder zurückerstattet werden, dafür aber wurden

[17]) Von dem Besiedeln der unteren Flußthäler und danach erfolgter Benennung der Flüsse durch die Slaven giebt Jiriček einen schlagenden Beleg. Erst an ihrer Mündung, nicht in ihrem oberen Laufe, enthält die Tepl warmes Wasser, daher ihr Namen Teplá = der warme Fluß.

[18]) Ueber die Wirksamkeit des ungemein rührigen Regenten, Markgrafen Wilhelm vergl. C. Wenck: Die Wettiner im 14. Jahrhundert. Inaugural-Dissertation. 1877.

[19]) Ueber die näheren Umstände dieser Erwerbung hat Professor Dr. Knothe berichtet im Neuen Archiv für Sächs. Gesch. 1881. S. 193 ff.

alle anderen Erwerbungen rechtskräftig und endgiltig bestätigt, die Uebergabe von Schwarzenberg mit jenem Gebiete hinzugefügt, welches einst die unbedachte Politik des Staufers den Böhmen ausgeliefert.

Aus der näheren Verbindung mit dem Könige Georg von Böhmen, die durch Bande des Bluts noch enger geknüpft wurde, zogen die sächsischen Herzoge weitere Vortheile, besonders, als derselbe König sie mit der Herrschaft Plauen belehnte, welche dem bisherigen Herrn wegen Mißbrauchs seiner Gewalt entzogen war 1466. Mit diesem wichtigen Zuwachs vollzog sich die Abrundung des großen im Südwesten der Mark nach und nach erlangten Gebietes, welches man nach ihren ehemaligen Besitzern, den Vögten, das Vogtland genannt hat. Allerdings mußten dem böhmischen Könige bei Gelegenheit der Wittenberger Capitulation die Herrschaften Plauen, Elsterberg, Mylau, Vogtsberg zurückerstattet werden, aber die Entfremdung währte nicht lange, indem Kurfürst August schon 1560—1563 das Verlorene wiedergewann und für immer mit den Erblanden vereinigte. Wenig vorher hat derselbe Kurfürst auch im Südosten die Grenze erweitert, durch Tausch vom Bisthum Meißen die Pflege Stolpen erlangt und damit fast die Gesammtheit der nach und nach im alten Milzenenlande vom genannten Bisthum erworbenen Güter. Die hiernach gezogene Grenzlinie hat seitdem die Scheide gebildet, welche die erst 1635 erworbene Oberlausitz von dem sogenannten erbländischen Besitze trennte. Wie diese fortwährende Ausdehnung des sächsisch-meißnischen Machtbereichs dem Deutschthum des nördlichen Böhmens zu Gute kam, welch kräftigen Rückhalt sie ihm gegen Vergewaltigung der Nationalität gewährte, liegt so nahe, daß es in seinen Einzelheiten nicht braucht ausgeführt zu werden. Wir wenden uns daher kurzer Hand zu einem kaum minder wichtigen Umstande, der bisher noch wenig oder gar nicht in Betracht gezogen worden ist. Beginnend nämlich schon in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, dann immer deutlicher, in immer weiterem Umfange tritt bei genauerer Beachtung der Ortsgeschichte die auffallende Erscheinung zu Tage, daß nach und nach der ganze südliche Hang des Erzgebirges in die Hände eines osterländisch-meißnischen Adels gerieth. Am Ende des 15. Jahrhunderts geboten Glieder dieses Adels im Norden Böhmens über ein Gebiet, welches bis halbwegs nach Prag sich erstreckte und wohl von gleichem Umfange war, wie die eigentliche Mark Meißen. Man kann sich ein geradezu überraschendes Bild davon machen, wenn man die zerstreuten urkundlichen Nachrichten aneinanderreiht und danach den Umfang wieder herstellt, den Umfang der Herrschaften, größerer und kleinerer Gebiete, wo jene Edelleute als Herren auftraten, zumeist mit weiter gehenden Befugnissen, als ihnen oder ihren Agnaten in der Heimath zustanden.

Zuerst und vornehmlich waren es bekannte Reichsministerialen-Geschlechter des Osterlandes[20]), welche schon in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts als Herren großer Gebiete am südlichen Hange des Erzgebirges und als Angehörige des böhmischen Herrenstandes erscheinen. Die Herren von Bergau (von Burgau an der Saale benannt), ein Zweig des mächtigen Hauses Lobdeburg, besaßen die Herrschaft Rotenhaus (Görkau, Göttersdorf, Bernau) und die Herrschaft Bilin bis gegen Ende des 14. Jahrhunderts, da ihnen in der letztgenannten die Herren von Colditz folgten. Diese erwarben um 1370 die Herrschaft Graupen nördl. Teplitz (Ebersdorf, Karbitz, Barken, Böhmisch-Kahn, Deutsch-Kahn, Prödlitz, Turmitz) und in den Zinngruben daselbst eine Quelle schier unerschöpflichen Reichthums. Durch Kauf brachten sie ein Gebiet südlich Saaz am rechten Egerufer in ihre Hand, welches durch die Lage der Orte Pomeisel, Pressern, Strahn, Liebschütz, Zittolieb bezeichnet wird, auf dem rechten Elbufer westlich Böhmisch-Leipa ein Gebiet, durch die Lage der Orte Güntersdorf und Mertendorf gekennzeichnet, in der Herrschaft Rotenhaus die Orte Görkau und Göttersdorf mit Zubehör, sogar an der Grenze des Egerlandes Goffengrün und in der Herrichaft Engelhaus Buchau. Diesen reichen Herren am nächsten stand mit abgerundetem großartigem Besitze das Haus Schönburg in der Herrschaft Pirsenstein (Klösterle, Neuschönburg, Rednitz, Prednitz, Wohlau, Rodschütz, Laucha, Neudorf, Winteritz) und Herrschaft Hassenstein (Groß-Korbitz, Kralup, Hruschowany). Die Herren von Elsterberg, wie die von Bergau ein Zweig der Lobdeburge, erscheinen in der Herrschaft Seestadl oder Erwenitz, in der Herrschaft Luditz und in der ansehnlichen Herrschaft Plan (Kottiken, Bruck) im Kreise Pilsen. Die Herren von Waldenburg zu Wolkenstein besaßen Eidlitz mit Zubehör und die Herren von Wildenfels Zuscha südwestlich Brüx. Seit dem Anfange des 15. Jahrhunderts fallen besonders auf die Herren von Plauen mit einem wohl als fürstlich zu bezeichnenden Gebiete, welches nach und nach die Herrschaften Graslitz, Königswart, Falkenau, Petschau, Engelhaus, Teusing, Luditz umfaßte. Beiläufig, weil nicht an der meißnischen Grenze, mag noch auf die ausgedehnten Gütercomplexe hingewiesen werden im Bunzlauer und Bidschower Kreise, wo die meißnischen Herren von Donyn und ihre Agnaten, die von Biberstein, sowie die Herren von Torgau als Angehörige des böhmischen Herrenstandes geboten.[21]) Obwohl die genannten mächtigen Geschlechter für sich den Löwenantheil genommen, so gab es daneben doch viele Schlösser und Dörfer mit ansehnlichem Zubehör, welche ein Heer von Edelleuten, dem osterländisch-meißnischen Dienstadel angehörig, in Händen hatte. In überraschendem Maße offenbart sich hier die gewaltige Expansivkraft des sächsisch-thüringischen Adels im Mittelalter. Dieselben Geschlechter, welche zunächst (11. und 12. Jahrhundert) das ganze Osterland zwischen Saale und Mulde besetzt, alsdann (13. und 14. Jahrhundert) in die Mark Meißen und von hier aus auch in die Lausitzen gedrungen, sie ziehen schließlich (15. Jahrhundert) auch das benachbarte Nordböhmen in den Bereich der durch sie vermittelten Germanisirung. Daß hierbei das Bürgerthum in Meißen und Osterland nicht zurückblieb, dafür fehlen zwar vor der Hand noch urkundliche Grundlagen; wir hegen jedoch die feste Ueberzeugung, daß, wenn erst die Urkundenbücher der deutschen Städte in Nordböhmen an das Tageslicht treten, alsdann eine ähnliche Wahrnehmung gemacht werden wird. Die Ermittlungen eines einzelnen Forschers können unmöglich erschöpfend sein, aber ein umfangreicheres Studium jener Zeit und der Verhältnisse in Nordböhmen wird voraussichtlich wichtige Ergänzungen dessen liefern, was in der dürftigen Skizze hier geboten werden kann. Immerhin darf eine Zahl osterländisch-meißnischer Familien namhaft gemacht werden, welche ansehnliche Landstriche als Zubehör ihrer Schlösser und Dörfer am Südrande des Erzgebirges besaßen. Bärenstein (Hrobschitz südl. Bilin), Einsiedel (Tirschnitz im Egerland), Ebersbach (Waltsch zwischen Luditz und Pomeisel), Gablenz (Ludwigsdörfel westl. Schluckenau, Seeberg, Neudorf südwestl. Seestadl), Haugwitz (Kopitz nördl. Brüx, Roschmitz südwestl. Klösterle, Eidlitz südöstl. Komotau, Seesitz und Doppitz nordöstl. Aussig, Lämberg, Ringelshein nordöstl. Gabel), Hermsdorf (Rosendorf nordöstl. Tetschen), Ilburg (Seestadl, später großer Theil von den Schönburgischen Herrschaften bis zu deren Veräußerung 1453 an die Vitzthume v. Kosla), Imnitz (Altenbuch, Soor), Karas (Deutsch-Kahn, Peterswald nördl. Aussig), Karlewitz (Lobendau westl. Schluckenau), Kauffungen (Oberleutensdorf, Dux), Kiesling (Rumburg, Kreis Leitmeritz), Maltitz (Goltschitz, Kreis Saaz), Maxen (Böhmischdorf, Marxdorf, Groß-Schönau, Oberhennersdorf, Schönlinde südl. Rumburg), Metsch (Graslitz nordwestl. Elnbogn), Polenz (Geiersberg oder Bischofsberg nordöstl. Töplitz, Podscheblitz östl. Laun, Nieder-Leutensdorf, Bettelgrün bei Brüx und Ossel, Pohlitz westl. Saaz), Salhausen (Herrschaft Tetschen an der Elbe), Schleinitz (Tolnstein u. s. w), Schönberg zu Purschenstein (Schloß und Stadt Brüx), Taubenheim (Malteuer, Leutensdorf bei Brüx), Taupadel (Tutz, Kreis Pilsen), Vitzthum (Klösterle, Neuschönburg, Egerberg, später noch Winteritz, Töplitz), Watzdorf (Kornau im Egerland), Ziegelheim (Weschen westl. Türmitz, Rosenthal südl. Graupen, Obratany im Kreise Tabor). Auch das im 14. Jahrhundert noch unter dem kleinen Dienstadel erscheinende Geschlecht

[20]) In der eigentlichen Mark Meißen gab es neben dem Markgrafen und Burggrafen keinen Herrenstand, daher auch keine Reichsministerialen und überhaupt keine andern Vasallen, als solche des Markgrafen, des Bischofs, der Burggrafen von Meißen und von Leisnig (abgesehen von Afterlehnsträgern und den Lehnsleuten der Klöster).

[21]) Für denjenigen, der unter den oben genannten Herrengeschlechtern das der Pfluge vermissen sollte, muß bemerkt werden, daß die Pfluge ein fränkisches Geschlecht waren, aus dem Regnitzlande stammten und 1267 zuerst urkundlich in und bei Saaz nachweisbar sind. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts ist ein Zweig nach dem Osterlande gedrungen, in das Gebiet des Bisthums Merseburg. Die Fabeln über den böhmischen Ursprung der Pfluge beruhen theils auf einer Verwechslung mit den czechischen Rabsteins, theils sind dieselben „absurde Geschichtsmacherei“, um mit Hrn. Dr. A. Jansen zu reden. (Neue Mittheilungen des Thüring.-Sächs. Vereins. 1863. X. S. 2.)

der Schlicke, welches mit phänomenaler Geschwindigkeit im 15. Jahrhundert aufstieg zum reichsten und mächtigsten Gliede des böhmischen Herrenstandes, zum ersten solchen, das mit dem Grafentitel geziert ist, das in der Nordwestecke Böhmens Alles sein Eigen nannte, was dort nicht die v. Plauen und die Pfluge besaßen, dieses berühmte Geschlecht stammt aus dem sächsischen Vogtlande, verleugnete keinen Augenblick in Gesinnung und Haltung den deutschen Ursprung, namentlich bewährt in treuer Anhänglichkeit an das sächsische Fürstenhaus.

Es wäre gar weitläufig, aber auch unnöthig, mit einzelnen Belegen nachzuweisen, wie alle diese deutschen Herren und Edelleute aus der Heimath eine Schaar von Verwandten, Anhängern und Beamten theils mitbrachten, theils in der Folge herbeizogen über das Gebirge in die neue Heimath und in diesen ebenso viele rüstige Träger des Deutschthums im Lande erstehen ließen. Statt vieler möge nur ein Beleg angeführt werden, weil er von besonderem Interesse ist. Die libri confirmationum oder die Liste der Pfarrerbestätigungen von Seiten der Generalvicare des Erzbischofs zu Prag[22]) theilen uns gewissenhaft mit, daß die Pfarren der Orte Nordböhmens, wo die obengenannten deutschen Edelleute das Kirchenpatronat besaßen, in der Regel mit Klerikern des Meißner und Naumburger Sprengels besetzt wurden. Hier offenbart sich deutlich genug, wie diese Herren der Czechisirung von Kirche und Schule vorzubeugen suchten, indem sie deutsche Geistliche anzustellen pflegten. Unzweifelhaft ist durch die Meißner im Norden Böhmens ein mächtiger Damm der czechischen Vergewaltigung entgegen geschoben, und die Folgen der energischen Unterstützung des Deutschthums sind nicht ausgeblieben. Jeder Sachse, der heute die Nachbarn an den von der Natur verschwenderisch ausgestatteten Gebirgshängen aufsucht, weiß, daß er dort selten einen ansässigen Czechen trifft, sondern ein betriebsames, aufgewecktes Volk kerndeutschen Stammes, welches selbst in der schlimmsten Zeit dem czechischen Ansturm zu widerstehen vermochte und allezeit das Bewußtsein der Zugehörigkeit zu der großen deutschen Nation treulich gewahrt hat und auch ferner bewahren wird. Wenn man heutzutage wahrnimmt, daß bei aller Bedrückung des Deutschthums in den baltischen Provinzen der feindselige Panslavismus nicht umhin kann, im weiten russischen Reiche alle Stellen, welche vorzugsweise klaren Kopf und gediegene Bildung, Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit erfordern, mit deutschen Balten zu besetzen, so könnte man Aehnliches beobachten in dem Böhmen des 15. Jahrhunderts. Als nach den brutalen Triumphen des Hussitismus der czechische Herzenswunsch sich erfüllte, nur Könige, dem slavischen Vollblut entsprossen, auf dem Throne zu sehen, als der Taumel czechischer Ueberhebung und Unduldsamkeit seinen Höhepunkt erreichte, selbst da hat man für die höchsten Stellen der Krone, welche Verständniß und Zuverlässigkeit erforderten, die Deutschen Nordböhmens nicht zu entbehren vermocht. Des Königs Sigismund Hofmeister war Heinrich von Elsterberg und des Girsik v. Podiebrad allmächtiger Rath und Staatssecretär, um dessen Gunst alle Nachbarfürsten sich bewarben, der Ritter Jobst v. Einsiedel aus Tirschnitz im Egerland, während des Königs Wladislaw rechte Hand sein Hofmarschall Christoph Bitthum v. Klösterle war, welchen er allezeit zu den wichtigsten Staatsgeschäften eigens bevollmächtigte. Unter König Ludwig bekleidete den Posten des obersten Kanzlers im Reiche der Deutsche Hans Pflug zu Petschau und diesem folgte in dieser Würde wieder ein Deutscher, Heinrich v. Plauen.

Der erwähnte Einfluß und Machtbereich werden ohne Weiteres klar, wenn man nur einen prüfenden Blick auf die Landkarte wirft und dort längs der ganzen Gebirgskette, welche Böhmen von Meißen trennte, im 15. Jahrhundert einen stellenweis über 40 Kilometer breiten Landstrich entdeckt, ganz in den Händen eines osterländisch-meißnischen Adels, eines Adels, welcher damals noch seiner echten rein deutschen Herkunft mit Stolz sich bewußt war, denn die Märchen von seinem sorbischen, polnischen, böhmischen, ungarischen Ursprunge sind erst im 17. und 18. Jahrhundert erdichtet von adulatorischen Gelehrten, welche als ebenso phantasiereich wie unzuverlässig sich erwiesen haben. — Wohl ist es genugsam bekannt, wie die Vorsehung mit einer Dynastie uns begnadet hat, welche in ununterbrochener Reihe von Helden und Herrschern das Deutschthum im Sorbenlande von der Saale bis zur Oder getragen. Weniger beachtet (und deshalb der hier versuchte Hinweis berechtigt) dürfte es sein, wie die Staatskunst und Thatkraft dieses Herrscherhauses auch anderweit so großen Einfluß gewann, daß derselbe, mittelbar und unmittelbar, in dem großen slavischen Nachbarlande so erfreuliche und dem Deutschthum so ersprießliche Wirkungen zu zeitigen vermochte.

[22]) Die zehn libri confirmationum ad beneficia ecclesiastica Pragensem per archidioecesim, etwa 80 Jahre von 1354—1436 umfassend, sind theils von Tingl, theils von Emler herausgegeben und liefern auch für die Geschichte der Nachbarländer, Meißen und Oberlausitz, in hohem Grade bemerkenswerthe Nachrichten.

Bücherbesprechungen.

△ Die Bestimmungen der Gewerbeordnung über die Sonntagsruhe gelten bekanntlich nur insoweit, als nicht die Landesgesetze strengere Vorschriften enthalten, sie beschränken sich darauf, allgemeine Regeln über das Mindestmaß der Sonntagsruhe aufzustellen und die Voraussetzungen zu bezeichnen, unter denen hiervon Ausnahmen zugelassen werden dürfen. Dadurch, und durch die Verschiedenartigkeit der Behörden, denen in den einzelnen Fällen die Genehmigung dieser Ausnahmen überlassen ist, wird der Ueberblick über diese Materie nicht unerheblich erschwert und es lag nahe, den betheiligten Kreisen in dieser Beziehung durch systematische Zusammenstellungen der einschlagenden gesetzlichen Bestimmungen zu Hilfe zu kommen. Derjenigen des Regierungsraths Werner ist eine solche des früheren Landgerichtsraths und jetzigen Stadtraths zu Leipzig C. Büttner gefolgt und zwar unter dem Titel: Die Sonntagsruhe im Gewerbebetriebe und im Handelsgewerbe. (Leipzig, Albert Berger). In dieser Schrift sind die gesammten reichsgesetzlichen und für die sechs größten Bundesstaaten Preußen, Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden und Hessen erlassenen landesgesetzlichen Vorschriften übersichtlich zusammengestellt und soweit nöthig beziehentlich durch Verweisung auf die dazu ergangenen Entscheidungen erläutert worden. Bezüglich der Festsetzung der nach §. 105e. der Gewerbeordnung zugelassenen Ausnahmen ist die Bekanntmachung der Kreishauptmannschaft Dresden vom 23. März d. J. angezogen, die auf einer Verordnung des Ministeriums des Innern beruht und der daher die von den übrigen Kreishauptmannschaften erlassenen bezüglichen Verordnungen im Wesentlichen entsprechen. Die vorliegende Schrift wird ihren Zweck erfüllen; vor Allem gilt auch von derartigen Bearbeitungen das Wort „Bis dat qui cito dat!“

— Dr. C. Spielmann, Der neue Mongolensturm. Caveant Europae Populi. Stimme eines Predigers in der Wüste über die Vorgänge in Ostasien. Braunschweig 1895. C. A. Schwetschke & Sohn. 1,50 ℳ. — Als dieses Schriftchen geschrieben wurde, war noch nicht die Rede von dem Widerspruch europäischer Mächte gegen die Forderungen Japans und gerade dazu fordert es auf und zwar aus einer Schätzung der Fähigkeit und Absichten der Japaner, die weit abweicht von der unpolitischen, stellenweise geradezu sentimentalen Japanschwärmerei, die in Deutschland grassirte. Wenn die ersten Abschnitte mit ihren weit ausgreifenden Betrachtungen über die Verbreitung und Zukunft der mongolischen Rasse manchmal in gewagte Vorhersagungen abschweifen, auch durch unzulängliche Beurtheilung ethnographischer Verhältnisse verstimmen, so wird doch immer klarer der triftige Grundgedanke, daß die Aufrüttelung und darauffolgende Organisation und Leitung der Chinesen, der „Culturschläfer“, durch Japan eine Gefahr sei, der Europa gesammelt entgegentreten solle. Wie der Verfasser aus der geschickt skizzirten Geschichte Chinas und Japans und aus dem bisherigen Verlauf der mongolisch-türkischen Ausbreitung diesen Gedanken entwickelt und die Stellung der europäischen Mächte, besonders des halb noch dem Mongolenthum verfallenen Rußlands und des scharf durchschauten Englands zu ihm zeichnet, um mit dem Appell an ein Zusammenstehen Deutschlands und Frankreichs zu schließen, ist entschieden lesenswerth. Wir glauben zwar, er überschätzt Japan und unterschätzt China, meinen aber auch, daß seine Auffassung der europäischen Politik in Ostasien viel Richtiges enthält. Jedenfalls ist das knapp und gedankenreich geschriebene Buch keine dünne Milchsuppe, wie die deutsche Tagesschriftstellerei soviele in den letzten Monaten uns Ostasiens halber servirte, sondern ein kräftig anregendes Gericht. R.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 69. Dienstag, den 11. Juni. 1895.

Die Universitäten von Oxford und Cambridge.

Von H. v. N. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Die Universitäten von Oxford und Cambridge sind nicht die einzigen in England. Abgesehen von der kleinen 1833 gegründeten Universität von Durham, welche hauptsächlich der Theologie dient, besteht in London eine Universität und für den Norden die Victoria-Universität. Die erstere hat die für den Deutschen überraschende Eigenthümlichkeit, daß sie nicht lehrt, sondern lediglich Prüfungen abhält, auf Grund deren sie akademische Grade verleiht. Den wissenschaftlichen Unterricht in London ertheilen dagegen zwei große, von der Universität ganz getrennte und ihr an Rang nicht ebenbürtige Lehranstalten: University- und Kings-Colleg. Gegenwärtig strebt man aber dahin, diese Lehr- und Prüfungskörper zu verschmelzen und eine große Universität nach deutscher Art daraus zu schaffen. Bereits haben zwei parlamentarische Enqueten stattgefunden, und das Bedürfniß der Weltstadt nach einer derartigen Einrichtung ist so offenbar, daß die Ueberwindung der Schwierigkeiten, welche sich insbesondere daraus ergeben, daß die Universität London aus Staatsmitteln erhalten wird, dagegen Kings-Colleg und University-Colleg Stiftungen sind, nur noch eine Frage der Zeit erscheint. Die Victoria-Universität für den Norden ist keine einheitliche Bildungsanstalt. Sie setzt sich vielmehr aus drei wissenschaftlichen Lehrkörpern: Owen's Colleg in Manchester, University-Colleg in Liverpool und Yorkshire-Colleg in Leeds, zusammen, in welchen die modernen Wissenschaften und die Medicin eine besondere Berücksichtigung finden. Nach dem Muster von Victoria ist auch für Wales kürzlich eine combinirte Universität ins Leben gerufen worden.

Während aber diese neueren Universitäten und Collegs nur höhere Unterrichts- und Prüfungsanstalten sind, in denen wohl Vorträge gehört und Diplome erworben werden, aber jeder Hörer seine Wege geht und kein gemeinsames, eigenartiges Leben herrscht, zeichnen sich Oxford und Cambridge gerade durch ein solches aus. Sie sind und bleiben die eigentlichen Universitäten Englands und von ihnen soll im Folgenden die Rede sein. Trotz einer Fülle kleiner Verschiedenheiten weisen sie beide einen gemeinsamen Typus auf, und da es hier nur darauf ankommen kann, die wesentlichen und von dem deutschen Typus abweichenden Grundzüge darzustellen, können Oxford und Cambridge gleichzeitig behandelt werden.

Die Grundelemente der Universität sind hier nicht die verschiedenen Facultäten, sondern die einzelnen Collegs. Diese Collegs, deren Oxford und Cambridge etwa je zwanzig von verschiedenster Größe, mit 50—500 Insassen aufweisen, sind Studienanstalten, welche in eigenen Wohn- und Lehrgebäuden Lehrende und Lernende zu einem gemeinsamen Leben vereinigen sollen. Am ehesten lassen sie sich noch als Seminare bezeichnen. Die Collegs beruhen durchgängig auf Stiftungen, von denen einige, in Oxford wie in Cambridge, bis in das 13. und 14. Jahrhundert zurückgehen, andere wieder in die neue und neueste Zeit fallen, so daß das Alter der Collegs ein sehr verschiedenes ist. Vor der Reformation standen sie unmittelbar unter kirchlicher Verwaltung, sie waren mönchische gelehrte Schulen. Aber auch nach der Reformation hat sich der geistliche Einfluß ungemein stark erhalten, sind doch noch Mitte dieses Jahrhunderts mächtige neue theologische und kirchliche Strömungen von Oxford und Cambridge aus über England gegangen. Bis vor wenigen Jahrzehnten waren auch Nichtangehörige der Staatskirche von der Zulassung überhaupt ausgeschlossen, indem die Studenten bei der Immatriculation 59 Glaubensartikel, die berühmten oder berüchtigten tests, durch Unterschrift zu bekennen hatten. Die Beseitigung dieser Schranke, welche manchen Gesinnungstüchtigen ausschloß und in verderblicher Weise Oberflächlichkeit und Heuchelei begünstigte, wurde erst nach langem hartem Kampfe erreicht, und auch dann noch blieb den Nichtangehörigen der Staatskirche die Erlangung von akademischen Würden, Aemtern und insbesondere auch Pfründen bis zum Jahre 1871 versagt, wo durch Gesetz dem Grundsatz der Glaubens-Gleichheit und -Freiheit auch in dieser Beziehung zur Anerkennung geholfen wurde. In der Praxis behielt die englische Staatskirche wohl noch immer das Uebergewicht. So kostete das Eintreten für die Aufhebung der englischen Staatskirche in Irland Gladstone seiner Zeit den Parlamentssitz für Oxford. An der Spitze des Collegs steht der Rector oder Master; ordentliche, an der Verwaltung betheiligte Mitglieder sind die Fellows, das sind Männer, welche die akademischen Würden erlangt haben, „graduates“ sind, und zu Fellows gewählt beziehentlich auf Grund von Prüfungen ernannt worden sind. Ursprünglich mußten alle Fellows unverheirathet sein und im Colleg leben. Gegenwärtig ist dieser Zwang in erheblichem Umfang weggefallen, und unterscheidet man zwischen Fellows, welche einfache Pfründner sind, d. h. Stipendien zwischen 5—10000 ℳ jährlich meist auf 7 Jahre erhalten und in der Hauptsache frei ihren eignen Studien leben, und solchen, welche Lehrer am Colleg sind und als solche einen weit höheren Gehalt beziehen. Dagegen sind die Vorschriften für Erlangung der akademischen Grade und Pfründen im Laufe dieses Jahrhunderts erheblich strenger geworden. Erstere werden durchgängig, letztere der Mehrzahl nach nur noch auf Grund von Prüfungen verliehen, bei welchen Namen und Verbindungen einflußlos sind, so daß völlig Raum für das Talent geschaffen worden ist. Die Studirenden, welche in Oxford gegen 3000, in Cambridge gegen 2500 zählen, heißen undergraduates. Jedes Colleg bildet nun eine Lehranstalt für sich, welche früher vollkommen abgeschlossen war, indem jedes Colleg nur seine Angehörigen unterrichtete. Jetzt ist dieser Grundsatz vielfach durchbrochen, und manche Collegs haben förmliche Cartelle zu gegenseitiger Ergänzung ihrer Unterrichtskräfte abgeschlossen. Die riesenhafte Ausdehnung des Wissensgebietes in der Neuzeit und die Steigerung der Universitätslehrziele hat naturgemäß zu dieser Entwickelung geführt, welche die Selbstgenügsamkeit des einzelnen Collegs angreift. Auch in anderer Beziehung tritt die Universitätsgemeinschaft im Vergleich zu früher hervor. Ursprünglich gab es eine Zugehörigkeit zur Universität nur mittelst Zugehörigkeit zu einem Colleg. Die Aufnahme in einem solchen war unbedingtes Erforderniß für den Studirenden. Mitte des Jahrhunderts ging man hiervon ab, in der Hauptsache, weil das Collegleben sich als zu kostspielig erwies. Zwar daß neben den Collegs die sogenannten Halls gegründet wurden, war noch keine Abweichung, denn die Halls sind nur Collegs in kleinerem und neuerem Stil. Der entscheidende Schritt war die Zulassung von Studirenden, welche zu keinem Colleg und zu keiner Hall gehören (non collegiate students), sondern nur unter Umständen bei deren Unterricht hospitiren und in Privatwohnungen leben. Damit zeigt sich am deutlichsten der neue Charakter der Universität als einer wesentlich selbständigen Institution gegenüber der Gesammtheit der einzelnen Collegs an. Früher war sie in der Hauptsache nur der Inbegriff aller Collegs gewesen. Jetzt sind dieselben zwar immer noch ihre Grundelemente, aber nicht mehr die einzigen. Gegenwärtig gehören etwa ein Drittel aller Studenten keinem Colleg an. Auch hat die Universität ihre eigene Lehrthätigkeit erheblich verstärkt. Wohl waren bereits seit dem 16. Jahrhundert

Professoren theilweise von der Krone (regius professor) angestellt worden, welche keinem Colleg angehörten und eigentliche Universitätsprofessoren waren. Aber das war nur vereinzelt geschehen, jetzt geschieht es regelmäßig und in erheblicherem Umfang. Der bekannte Sprach- und Religionsforscher Max Müller unter andern hat in Oxford eine derartige Stellung inne, in welcher er übrigens nur zu sehr wenig Vorlesungen jährlich verpflichtet ist. Wie die einzelnen Collegs ist auch die Universität eine sich selbsterhaltende und verwaltende Körperschaft, mit eigenem Vermögen, nicht auf die Staatsmittel angewiesen und daher auch der Staatsregierung gegenüber ganz selbständig. In der Hauptsache kann der Staat nur mittelst Gesetzes eingreifen. Die Universität hat als höchstes Haupt den Kanzler, welchen sie stets aus den Großen des Reiches wählt. Gegenwärtig sind der Marquis of Salisbury in Oxford und der Herzog von Devonshire in Cambridge Kanzler. Der Kanzler ist nur ein repräsentativer Würdenträger, die Geschäfte führt der Vicekanzler, welcher aus den Rectoren der einzelnen Collegs gewählt zu werden pflegt, und welchem eine Anzahl von Beamten aus der Zahl der Fellows zur Seite stehen. Sämmtliche früheren Studirenden, welche ihre Studien beendet und einen Grad erlangt haben, bleiben dauernd Mitglieder der Universität und haben Sitz und Stimme in der großen Universitätsversammlung, Senat in Cambridge, Convention in Oxford genannt. Die Geschäfte werden von einem Ausschuß geführt, über welchem in Oxford noch die Versammlung aller in Oxford wohnenden Fellows steht. Zwischen diesen Instanzen liegt die Vertretung und Verwaltung der Universität. Die Universität hat gewisse Hoheitsrechte, insbesondere eigene Polizei und Unabhängigkeit von der städtischen Verwaltung, und entsendet eigene Vertreter, welche in der großen Universitätsversammlung gewählt werden, in das Unterhaus. Das Abgeordnetenmandat für Oxford oder Cambridge ist eine der meist begehrten Ehren des parlamentarischen Lebens.

Dem Collegsystem, der Nichteintheilung der Universität in Facultäten entspricht das Universitätsstudium, welches sich in erster Reihe auf allgemeine Bildung richtet. Das Studium ist durchgängig nicht Brod- und Fachstudium, nicht, wie in Deutschland die Regel ist, Vorbereitung zu einem bestimmten wissenschaftlichen Berufe. Diese erfolgt vielmehr durchgängig zuweilen mit, meist ohne vorausgegangenen Universitätsbesuch für den Arzt, Geistlichen, Lehrer, Beamten, Juristen in der Praxis, beziehentlich auf einer Fachschule. Die Universitätszeit soll dagegen zunächst nur die Ergänzung und Weiterführung der allgemeinen höheren Bildung bringen. Für die Zulassung werden nur mäßige Anforderungen gestellt. Die Reife für eine deutsche Gymnasialprima würde genügen. Die Collegs regeln ihre Aufnahmebedingungen selbst. Der Studirende hat sich zu entscheiden, ob er die gewöhnliche allgemeine oder eine höhere und speciellere wirklich wissenschaftliche Ausbildung wünscht, ob er beim Verlassen der Universität blos „durchkommen" oder „mit Ehren" bestehen will: als sogenannter passman oder honourman. Beide haben zwar nach 3- bez. 4jährigem Studium beim Verlassen der Universität das Baccalaureatsexamen abzulegen (Bachelor of Arts, abgekürzt B. A.) und erlangen die Doctorwürde (Magister Artium = M. A.), wenn sie weitere 3 Jahre immatriculirt geblieben sind und ihre Gebühren bezahlt haben, aber Studiengang und Prüfung sind für passman und honourman ganz verschieden. Für die Ersteren, welche etwa zwei Drittel der Studenten ausmachen, handelt es sich eigentlich nur um die Weiterführung der in der Regel auf einer der „großen Schulen" gewonnenen Bildung etwa bis zum Standpunkt unseres deutschen Abiturienten oder etwas darüber hinaus. Zu diesem Zwecke erhalten sie etwa 2—3 Stunden den Tag Unterricht in Classen. Neben Latein und Griechisch werden neuerdings auch die Naturwissenschaften und neue Sprachen berücksichtigt. Die honourmen dagegen haben sich noch ein besonderes Studiengebiet auszuwählen. Und hier vor Allem sind die modernen Anschauungen eingedrungen, indem nicht mehr blos classische Sprachen, sondern auch Geschichte, Philosophie, Naturwissenschaften, auch Staatsrecht, Medicin und Theologie in gewissem Umfang, orientalische und in Cambridge sogar moderne Sprachen vorgesehen sind und geprüft werden. Die älteste und berühmteste dieser Prüfungen ist die mathematische zu Cambridge, welche bereits Mitte letzten Jahrhunderts eingeführt wurde, und welcher Anfang dieses Jahrhunderts die classische folgte (mathematical bez. classical tripos). In Oxford wurden bis Mitte dieses Jahrhunderts die akademischen Würden ohne Prüfung verliehen. Die Vorbereitung für die Prüfung „mit Ehren", in welcher nach Art unsrer Universitäten wissenschaftliche Anforderungen gestellt werden, erfolgt durch Vorlesungen in Seminarform und auch durch Privatunterricht bei sogenannten Tutoren. Uebrigens ist auch bei den passstudents das Einpauken (craching) sehr verbreitet. Auch die bestbestandene Prüfung „mit Ehren" gewährt für den Staatsdienst oder sonst unmittelbar kein Recht oder keinen Vortheil. Aber die Namen der glücklichen Candidaten, der senior wranglers und wie sie sonst heißen, werden von allen Zeitungen veröffentlicht, und der praktische Engländer weiß, daß, wenn ein junger Mann in einem Fach etwas Gutes geleistet hat, er wahrscheinlich auch dasselbe in ähnlichen Fächern leisten wird, und macht ihm darnach sein Anerbieten. Wer daher eine dieser Prüfungen mit Auszeichnung besteht, hat seine Zukunft gesichert. Sie sind ein allgemein anerkannter Maßstab für die Leistungsfähigkeit des Candidaten und wirken geradezu als Auslesemaschine für die Intelligenz des Landes.

Der englische Student genießt nicht die volle Freiheit des deutschen. Die Universität und vor Allem das Colleg üben eine wirkliche Disciplin über ihn aus. Bei vielen Gelegenheiten, in der Kirche, beim Speisen, in den Abendstunden hat er Kappe und schwarzen Talar zu tragen und ist durch sie kenntlich gemacht. Freilich nichts ist verschiedener und willkürlicher als die Art, mit welcher der Einzelne sich dieser, für Alle gleichen, alterthümlichen Tracht unterwirft. Der Eine zieht den Talar an, der Andere hängt ihn ganz oder halb um, der Dritte legt ihn gar blos über den Arm. Auf den Besuch der Kirche wird viel gesehen. Verstöße gegen die Sittlichkeit werden streng geahndet, und der Student ist einer zeitigen Polizeistunde unterworfen. Die Collegs schließen Nachts ihre Thore und erheben von 10 oder 9 Uhr an kleine Strafgelder bis Mitternacht, welche für Gäste von dem Studenten zu bezahlen sind. Ausbleiben über Nacht wird mit zeitweiliger Ausschließung für ein oder mehrere Semester geahndet. Allerdings ist Grund zu vermuthen, daß auch das bestverwahrte Colleg seinen geheimen Ausgang hat; ein Fenster des Kohlenschuppens, ein bequem stehender Baum, oder gar das Dach müssen zum Aus- und Einschlupf dienen. Und der Nachts patrouillirende Universitätsquästor stößt immer wieder auf schwärmende Studenten, welche von irgend einer Zecherei oder gar einem Streifzug in die Stadt heimkehren, wo sie den Bürgersleuten Schilder entführt, ausgetauscht oder einen sonst üblichen Unfug angethan haben. Denn zu dem Bürgersmann steht der Oxford- oder Cambridgeman gerade in demselben harmlos kriegerischen Verhältniß wie der deutsche Bruder Studio irgend einer kleinen Universitätsstadt. Anders als auf dem Continent wird in England dem Schüler im Knabenalter eine größere, dem Studenten im Jünglingsalter noch keine unbeschränkte Freiheit gelassen. Um so mehr ist die Aufrechterhaltung der Disciplin eine Aufgabe, welche praktischen Tact erfordert, und wenn z. B., wie vorgekommen ist, Studenten der Nachturlaub zum Besuch eines vornehmen Balles in der Umgegend verweigert wird, so kann diese Uebertreibung dem durchaus vernünftigen System nur schaden. Das Letztere läßt sich wohl am Kürzesten dahin kennzeichnen, daß das Universitätsleben eine Weiterführung des Lebens auf den großen Schulen sein soll. Wenigstens für das Leben in den Collegs, welches immer noch die Regel darstellt, gilt dies. Sind die Collegs doch ursprünglich nur höhere Schulen gewesen. Wer aber glauben wollte, daß der englische Student durch die Verkürzung seiner Freiheit verhindert wird, sich seiner Jugend zu erfreuen, befindet sich in einem gewaltigen Irrthum. Namentlich das Leben in den Collegs ist ein so gesund-fröhliches, wie man es nur wünschen kann. Jeder Student hat ein eigenes Wohn- und Schlafzimmer in demselben für sich, und wird von den gemeinsamen Aufwärtern bedient. Das erste Frühstück, meist zwischen 8 und 9 Uhr, nimmt er auf seinem Zimmer ein, nach englischer Art fehlen Fisch und reichliche Fleischspeisen nicht. Das Gabelfrühstück ist oft und das Mittagsessen, das letztere zwischen 5 und 7 Uhr, ist immer gemeinsam und findet in der Halle, welche in der Regel ein eigenes Gebäude ist, statt. In den vornehmen und reichen Collegs ist die Ausstattung dieser Hallen von einem gediegenen Prunk. Die Wände sind mit schönen Boiserien bekleidet und große Porträts, oft von alten und guten Meistern, schauen herab. Auf dem erhöhten Tisch oben quervor, wo die Fellows, die „dows“, getrennt von den Studenten tafeln, steht schweres Silber. In Allem wird der Stil eines großen Hauses gewahrt. Nur das Mahl selbst ist verhältnißmäßig einfach. Das roastbeef von old England, welches in ungeheuerlichen Dimensionen in der weiten Küche noch am Spieße gedreht

wird, darf nie fehlen. Als Getränk wird nur den dows Wein vorgesetzt, den Studenten Bier oder Cider. Die dows verlassen zuerst in feierlichem Aufzug den Saal, sie begeben sich in einen zweiten oft in einem ganz andern Theil des Collegs gelegenen Raum, wo Früchte und verschiedene schwere Weine bereit stehen, und in einigen Collegs von hier aus noch in einen dritten Raum, wo Kaffee und schwere Weine genossen werden. Hier wurde in früheren Zeiten oft unmäßig gezecht, und waren die Collegs berühmt durch ihre Trinkgelage. Abgesehen von der erheblichen und allgemeinen Abnahme des starken Trinkens in den oberen Kreisen Englands, hat zu der Mäßigung, welche jetzt in den Collegs die Regel ist, viel beigetragen, daß die Fellows heirathen dürfen. Das Collegsleben begünstigt die Geselligkeit außerordentlich: die Gastlichkeit in den Universitäten von Oxford und Cambridge ist auch gegen Fremde, wenn sie nur irgend eine Einführung haben, geradezu unbegrenzt. Auf die ersten Worte bei dem Bekanntwerden pflegt die Einladung zum Frühstück oder Diner zu folgen. Bei den Studenten beginnt die Gastfreundschaft schon mit dem ersten Frühstück, zu dem sie einander mit Vorliebe einladen. Ihren Höhepunkt erreicht die Geselligkeit und Gastlichkeit in der Festwoche, welche aber beinahe 14 Tage dauert, die das Sommersemester schließt, commemorations in Oxford genannt. Da findet die feierliche Vertheilung der akademischen Würden statt, und nirgends kann man mehr prächtige alterthümliche Trachten sehen. Es werden die berühmten Bootwettfahrten abgehalten und viele Collegs veranstalten glänzende Ballfestlichkeiten. Unzählig sind die Gartengesellschaften und nichts Stimmungsvolleres kann es geben als die Aufführung des „Sommernachtstraums" unter mächtigen Bäumen im Schatten irgend eines alten Collegs. Die Schwestern, Bekannten und Verwandten der Studenten sind gekommen, um sich feiern zu lassen, und überall sieht man ihre hellen Gewänder und frischen Gestalten. Welche Gelegenheit zum Verlieben! Der junge Engländer in guten Verhältnissen heirathet zeitig und verlobt sich noch eher, und manches Herzensbündniß ist hier schon geschlossen worden. Der sociale Rang und Charakter der einzelnen Collegs ist sehr verschieden. Jedes hat seine Ueberlieferung oder bemüht sich, sich eine zu schaffen. Zu vielen Collegs ist der Andrang so groß, daß vorsichtige Väter ihre Söhne schon bei der Geburt vormerken lassen. Außer in den Collegs sondern sich die Vornehmen, die Eleganten, die Sportleute, die Gelehrten, die Politiker in unzähligen Clubs, welche sich durch die Farbe oder Farben ihres Bandes am sommerlichen Strohhute auszeichnen. Neben den großen Debattirclubs, in denen die meisten der englischen Staatsmänner ihre ersten Rednerlorbeeren sich errungen haben, sind die athletischen Vereine die bekanntesten. Die Spiele und Sports bilden in Oxford und Cambridge wie auf den Schulen von Eton und Harrow ein Hauptelement des ganzen Lebens. Weltbekannt ist das Wettrudern auf der Themse zwischen Oxford und Cambridge, und das dunkle oder hellblaue Band, welches allein die 8 Bootsleute am Strohhut tragen, bringt mehr Ehre, als die erste Censur dem honourman. Völlig unübersehbar ist die Zahl der privaten Boote, und auch Cricket und Fußball werden mit Begeisterung gepflegt. Der Durchschnittsstudent betreibt wenigstens einen Sport systematisch und verwendet mehrere Stunden täglich auf ihn.

Man wirft Oxford und Cambridge auch in England vor, daß die geistige Ausbildung von der Geselligkeit und dem Athletenthum überwuchert wird, und man hat sie zuweilen als Vergnügungsanstalten verurtheilt, auf denen werthvolle Jahre mit Nichtigkeiten verloren werden. Im Semester, um von den Ferien, die etwa 5 Monate im Ganzen dauern, überhaupt zu schweigen, wird durchschnittlich der passman nur 3—4, der honourman 6—7 Stunden täglich arbeiten. Das ist gewiß nicht viel, und ebenso gewiß ist es unrichtig, wenn die Spiele allen Enthusiasmus in Anspruch nehmen. Man muß auch zugeben, daß die englischen jungen Leute auf der Universität durchschnittlich geistig weniger entwickelt sind als ihre Altersgenossen anderwärts. Auch der begabte junge Mann macht viel länger den Eindruck eines großen Jungen, und hierzu tragen wohl vor Allem die Spiele bei, die für den Ausländer immer etwas Kindliches haben. Das Physische ist bei dem jungen Engländer stärker entwickelt, als das Intellectuelle. Auf der andern Seite erhält ihm die vortreffliche körperliche Ausarbeitung die geistige Frische, welche dem überarbeiteten jungen Deutschen, Juristen, Arzt, Philologen und Theologen nur zu oft fehlt. Wohl weiß der deutsche Gymnasiast und Student mehr als der englische des gleichen Alters, er hat mehr gelernt und ist feiner gebildet, aber den gewonnenen Vorsprung vermag der Engländer in reiferem Alter bei gutem Willen einzuholen, weil sein Körper in der Entwickelungsperiode wohl gepflegt worden ist und ihm mit einer unerschütterten geistigen Spannkraft zurückzahlt. Das, worauf es vorzüglich ankommt, die sittliche Fähigkeit und Gewohnheit sich anzustrengen, kann auch bei körperlichen Uebungen erworben werden. Insofern stehen die Sports und Spiele des englischen Studenten unendlich über dem Bierbanksitzen, mit welchem der deutsche Student die Zeit verliert, wenn er ein Müßiggänger ist. Die wissenschaftliche Ausbildung, welche Oxford und Cambridge ihren Studenten zu gewähren vermögen und thatsächlich gewähren, erreicht diejenige entsprechend bedeutender deutscher Universitäten keineswegs. Auch sind Oxford und Cambridge trotz ihres viel größeren Reichthums auch nicht annähernd in dem Sinn die Werkstätte wissenschaftlicher Arbeit und die Heimath des Gelehrten, wie dies in Deutschland die Universitäten sind. Die größten Denker Englands: Carlyle, Darwin, Spencer und eine große Anzahl anderer, sind, obwohl sie Gelehrte von Beruf waren, nicht aus Oxford und Cambridge hervorgegangen. Aber in einer hochbedeutsamen Richtung sind Oxford und Cambridge auch der besten deutschen Universität überlegen: in der erzieherischen Wirkung. Wie Pusey gesagt hat, wollen sie in erster Linie nicht Bücher hervorbringen, sondern Männer. Viele Jahrhunderte lang waren die Collegs und mit ihnen die Universitäten reine Erziehungsanstalten. Wenn auch die Zulassung von Studenten, welche nicht in Collegs leben, den Erziehungsgedanken naturgemäß gemildert hat und überhaupt die Mehranforderungen der Zeit die Erwerbung von Wissen mehr in den Vordergrund gerückt haben, so gilt auch heute noch als die vornehmste Aufgabe der beiden alten Universitäten die, zum Manne zu erziehen, zum englischen gentleman. Noch vor wenigen Jahrzehnten entsprach der englische gentleman einem bestimmten einheitlichen Typus, welchen vor Allen die großen Schulen und die Universitäten erzeugten. Die von ihnen Erzogenen wurden um so sicherer Männer eines Schlages, weil sie durchgängig Männer eines Standes waren. Heute ist dies nicht mehr durchgängig, wenn schon immer noch in großem Umfang, der Fall. Und noch gegenwärtig zielen die großen Schulen wie die beiden alten Universitäten dahin, den werdenden Mann mit einer durch das Ideal des christlichen, englischen gentleman bestimmten Lebens- und Weltanschauung zu erfüllen. Dem entspricht die Erfahrung, welche der Fremde bei längerem Aufenthalt in England macht, daß ein Angehöriger der höheren Stände dem andern nicht blos nach seinem äußern Benehmen, sondern auch nach seinem innerlichen Wesen öfter gleicht, als anderwärts. Mag sein, daß die Entwickelung des Einzelnen zuweilen dadurch zurückgehalten und ungünstig beeinflußt wird. Aber die große Mehrzahl wird um so glücklicher und, was mehr ist, um so lebenskräftiger sein, je fester sie von Jugend auf in einer bestimmten Lebensanschauung gewurzelt wird, vorausgesetzt natürlich, daß diese nicht unsittlich ist. Wenn auch unsere individualistische Zeit dies nicht hören mag, es ist dennoch wahr, daß nur die wenigsten Männer überhaupt fähig sind, sich eine eigene Lebens- und Weltanschauung selbständig zu bilden. In den Collegs von Oxford und Cambridge soll daher der junge gentleman seine Persönlichkeit ausbilden nicht blos durch Erwerben von Wissen, sondern vor Allem im Verkehr mit Altersgenossen, welche zum großen Theil Standesgenossen sind, nach den Ueberlieferungen der Sitte und nicht in voller Freiheit, sondern unter Anleitung. In günstigster Weise wirkt hierzu die Oertlichkeit mit, deren wunderbarem Banne sich kaum Jemand entzieht. Die landschaftlichen, künstlerischen und geschichtlichen Reize von Oxford und Cambridge sind unerschöpflich und unwiderstehlich. Keine Stadt außer Venedig kann sich an Reichthum einheitlicher ununterbrochener schönster Architektur mit ihnen vergleichen. Nicht blos, daß Oxford und Cambridge eine Anzahl Bauwerke von leuchtender Schönheit aufweisen, das Universitätsviertel bildet eine Welt für sich, in welcher tausend Einzelheiten sich in stimmungsvollster Weise zu einem märchenhaften Ganzen vereinigen, ein steinernes Labyrinth von Höfen, Palästen, Kapellen, Thürmen, Thoren und Gittern. Und in den berühmten und geliebten Quadrangeln, wie man die Höfe des Collegs nennt, rankt im Sommer der Epheu an den altersgrauen Mauern und blühen an den gothischen Fenstern, sorgsam gehegt, rothe und blaue Blumen in bunter Pracht. Hinter dem Colleg aber dehnt sich der Rasen aus, sanft schwellend, saftig grün, wie ihn nur die Pflege vieler Jahrzehnte hervorbringt, und breiten über dem lawn prachtvolle Baumgruppen

ihre schattenden Zweige. Und durch diese Hallen und Kapellen, Straßen und Gärten schreitet der Geist der Vergangenheit mitten durch die lebendige Gegenwart, sichtbar für Jeden, der Augen hat, die Zeichen der Vorzeit in ihren Werken zu sehen, hörbar für Jeden, der Ohren hat, die Stimme der Vorväter aus ihren Werken zu hören. Jedes Jahrhundert hat Oxford und Cambridge mit neuen Reizen der Architektur auch eine neue Bedeutung für die Cultur Englands gebracht, und die Größe der Vergangenheit ist der Gegenwart nicht verloren, sondern dient in lebensvoller Entwickelung ihren Bedürfnissen. Gerade die letzten Jahrzehnte beweisen, daß Achten und Ehren alter Ueberlieferungen wohl verträglich ist mit Vorschreiten und Weiterbauen. Insbesondere dadurch, daß sie nicht Vorbildung zu einem Lebensberufe, sondern allgemeine Bildung und sociale Erziehung vorzugsweise bezweckten, waren Oxford und Cambridge zu Classen-Institutionen geworden, in welchen Adel und Gentry den Ton angaben und Reichthum die thatsächliche Voraussetzung der Aufnahme war. Wohl sind nun auch noch gegenwärtig die Universitäten nur für Auserwählte zugänglich. Abgesehen davon, daß die Collegs meist an Raummangel leiden, betragen die Jahresausgaben für den in einem Colleg Lebenden wohl immer noch nicht unter 4000 ℳ und auch für Studenten, die nicht einem Colleg angehören, nicht unter 2500 ℳ. Aber immerhin hat man durch die Zulassung der letzteren wenigstens das erhöhte Bedürfniß derjenigen Kreise befriedigt, welche bisher schon die Universitätsbesucher gestellt hatten. Und eine sehr erhebliche Reform ist, daß die meisten großen Stipendien und Freistellen nach den Ergebnissen von Prüfungen verliehen werden, zu denen Jedermann Zutritt hat. Den Mittellosen, aber Begabten, ist damit der Eintritt in die Collegs und die Universitäten ermöglicht, und die letzteren gewinnen so neben der Aristokratie der Geburt und des Reichthums auch die des Talents, so daß die Jugend von Oxford und Cambridge die Blüthe der englischen Jugend zu sein sich rühmen darf. In der vielumstrittenen Frauenfrage sind das conservative Oxford und Cambridge sogar praktisch vorgegangen. In beiden Universitäten sind neuerlich Damen-Collegs gegründet worden und theilweise werden die Damen auch zu den akademischen Prüfungen zugelassen, wenn auch noch nicht zu den Würden. Endlich veranstalten die Universitäten fortlaufend schon seit 1858 Prüfungen (local examinations) von Zöglingen höherer Schulen und seit etwas kürzerer Zeit auch von beliebig sich meldenden jungen Leuten beiderlei Geschlechts. Hierdurch tragen sie wesentlich dazu bei, den durch den Mangel einheitlicher, insbesondere staatlicher Aufsicht ungünstig beeinflußten Bildungswerth der höheren und mittleren Schulen zu heben, und haben damit begonnen, auch auf Personen einzuwirken, die gänzlich außerhalb der Universität stehen. Ein Weiterbau auf diesem Grunde ist die sogenannte Universitäts-Ausdehnung, von welcher im folgenden Aufsatz die Rede sein soll.

Bücherbesprechungen.

— Die Hilfe. Gotteshilfe, Selbsthilfe, Staatshilfe, Bruderhilfe. I. Jahrgang. Herausgeber: Pfarrer Friedrich Naumann. Frankfurt a. M. — Man übersendet uns die Nummern 14 und 15 des laufenden Jahrgangs dieser Wochenschrift mit dem Ersuchen, aus den Eingangsbetrachtungen ersehen zu wollen, daß das in Nr. 91 d. Bl. herübergenommene Urtheil der „Kreuzzeitung" über Naumann's Stellung und Thätigkeit nicht berechtigt sei. Jenes Urtheil bezog sich auf eine stark rationalistisch angehauchte Stelle über eine innere Entwickelung Jesu, und an dieses Urtheil hatte die „Kreuzzeitung" eine Bemerkung geknüpft ungefähr dahingehend, die Stelle schaffe Klarheit über das Verhältniß der „Hilfe" zum Christenthum, und das sei werthvoll für die, welche mit der socialen Thätigkeit Naumann's schon längst nicht übereinstimmen könnten. Wir können jenem Ersuchen insoweit bereitwilligst entsprechen, daß wir die Eingangsbetrachtungen jener beiden Nummern für gut christlich und evangelisch erklären: sie sind Bekenntnisse eines echt gläubigen Herzens zu dem für uns gestorbenen und auferstandenen Christus. Aber wir sehen nicht recht ab, was diese Erklärung der „Hilfe" helfen soll; daß Naumann persönlich so steht, wissen Alle, die Genaueres von ihm wissen, aber sie sehen und lesen, daß er fortwährend Andere zu Worte kommen läßt, die ganz anders stehen, und das ist der Gegenstand des Kampfes. Man bezweifelt, daß die Hilfsbedürftigen ein begründetes und dauerndes Vertrauen zu einem Helferkreis fassen können, der sich aus so verschiedenartigen Elementen in Bezug auf das für den Menschen Heiligste und Wichtigste zusammensetzt, und man befürchtet, daß die Wochenschrift mehr und mehr ein Organ Derer werden möchte, die unaufhörlich „social wirken" müssen, wodurch, wie die Sachen liegen, zu allen schon vorhandenen Agitationen eine neue mit allen ihren mißlichen Folgen hinzugefügt werden würde. B. K.

— Wohlmeinender und wahrhafter Diskurs, warum die Jesuiten abzuschaffen und in Deutschland nicht zu dulden seien. Neudruck einer im Jahre 1619 erschienenen Schrift. Leipzig, Felix Simon. 1895. 40 ₰. — Es ist schade, daß die Verlagshandlung nicht Näheres hat ergründen können, wo und von wem diese Schrift geschrieben ist. Der ursprüngliche Druck hat die Angaben nicht und sagt nur ausdrücklich, daß sie die Warnung eines wahrheitsliebenden deutschen Katholiken an alle Katholiken deutscher Nation sein solle. In jenen Zeiten, wo es in Frankreich noch einen gelehrten und christlich gläubigen Klerus gab, der zu dem besonderen römischen Kirchenthum ein Gegengewicht bildete, konnte wohl auch ein deutscher Bischof oder Kleriker solche Sprache führen. Ein solcher ist's höchstwahrscheinlich, der hier seinem Zorn über Eingriffe der Jesuiten in die Politik und in die Selbständigkeit der einzelnen Landeskirchen, wie über ihre Habsucht und Erbschleicherei Luft macht. Das war uns das Lehrreichste an dem Schriftchen, daraus zu erkennen, wie sich die Zeiten geändert haben. Heutzutage wäre es unmöglich, daß ein Katholik, der es wirklich sein will, dergleichen schriebe; denn jeder weiß, daß seine Kirche als diese päpstliche Kirche nur durch den Jesuitenorden weiterbestehen kann. B. K.

— Die Napoleon-Literatur erscheint schier unerschöpflich. Soeben erhalten wir ein neues Lieferungswerk: Napoleon I. in Bild und Wort von A. Dayot. Uebertragen von O. Marschall v. Bieberstein. Leipzig, Verlag von Heinr. Schmidt und Carl Günther. 1. Lieferung. — Das Werk wird 500 Illustrationen, insbesondere auch Caricaturen, außerdem Autographen liefern. Die Bilder sind Originalen berühmter Maler und Bildhauer nachgebildet. Es handelt sich also um eine Art literarisches Musée Napoléon. Ueber den Text wagen wir nach der uns vorliegenden ersten Lieferung kein abschließendes Urtheil zu fällen. Die Illustrationen aber, welche zum Theil von unseren gewöhnlichen Vorstellungen erheblich abweichen — auch manche Illusion zerstören dürften — versprechen viel des Interessanten und Wissenswerthen. — Gleichzeitig liegt dem Verfasser dieser Zeilen noch ein anderes Werk über den Aufenthalt Napoleon's in St. Helena aus der Feder des Marquis de Montchenu, welcher eine Zeit lang Commissar Ludwig's XVIII. in St. Helena war und dessen bisher unbekannte Mittheilungen daher einen officiellen Charakter haben, vor (Paris, Firmin Didot & Co.). Wir glauben nicht, daß der Buchhandel diese Napoleon-Literatur künstlich erzeugt hat. Sie kommt nur einem wirklich vorhandenen Interesse des Publicums entgegen. Seit Napoleon III. nicht mehr unter den Lebenden ist, strahlt der Stern seines Oheims in erneutem Glanze. —tg—

— Von den bekannten und oft schon besprochenen „Meisterwerken der Holzschneidekunst" (Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber) sind vom 17. Bande die ersten acht Lieferungen erschienen, die gegenüber den letzten beiden Bänden, die in jedem Hefte eine kunstgeschichtliche Abhandlung in populärer Form enthielten, wieder zu der früheren Einrichtung zurückgekehrt sind, indem sie zu den Holzschnitten erläuternden Text bringen, der freilich in den meisten Fällen entbehrt werden könnte, ohne daß man an die Interpretationskunst des Beschauers zu große Anforderungen zu stellen braucht. Aus den neuen Heften heben wir folgende gelungene Schnitte hervor: nach Kaulbach's „Grablegung Christi", nach dessen „Quartett", nach Hans Schramm's „Gloria", nach Rubens' leider nur als Fragment vervielfältigten „Heiligen Familie unter dem Apfelbaum", nach Hermann Prell's Hildesheimer Freskobildern, nach Tiratelli's „Festtag in Ceccano", nach Rosati's „Rosenfest in Rom". Leigthon's „Ballspielende griechische Mädchen" wirken dagegen auch in dem Schnitte unglaublich manierirt und solche Proben englischer Kunst blieben am besten weg. Im Ganzen bieten aber die „Meisterwerke" viele hübsche Bilder, in der Regel auch in guter Nachbildung und bei billigem Preise dar. Das Heft kostet nur eine Mark. j—.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 70. Donnerstag, den 13. Juni. 1895.

Eine seltsame Trauung.

Ein interessanter Criminalprozeß aus der Zeit Friedrich's des Großen.

Mitgetheilt von Dr. Gustav Albrecht.

Manch werthvolles Actenstück, das uns Aufschluß zu bieten vermöchte über die Sitten und Anschauungen unserer Vorfahren, liegt noch in den Schränken der Archive oder auf den Bodenräumen der Rathhäuser im Staube vergraben, bis es einmal durch Zufall oder durch den Forschungseifer irgend eines rührigen Historikers ans Tageslicht befördert wird, um dann der staunenden Nachwelt wundersame Mähr zu enthüllen. So ging es auch den Actenstücken, welchen die nachstehende Begebenheit entnommen worden ist. Nahezu hundert Jahre hatten sie vergessen auf dem Rathhausboden in Brandenburg a. H. gelegen, da entdeckte sie ein findiges Mitglied des dortigen Geschichtsvereins und machte auf den interessanten Inhalt aufmerksam. Die Acten behandeln einen Criminalprozeß aus dem Jahre 1781, dessen Einzelheiten so treffliche Einblicke in den Bildungszustand des damaligen Landvolkes gewähren, daß eine Schilderung seines Verlaufs wohl der Mittheilung werth sein dürfte.

In Wust bei Brandenburg, einem zu dieser Stadt gehörigen Kämmereidorfe, lebte um die angegebene Zeit der Krüger Christian Friedrich Schmitzdorff. Er war der Sohn eines Bauern aus Päwesin im Westhavellande, hatte unter Friedrich dem Großen in Schlesien mitgefochten und war um das Jahr 1758 schwer verwundet nach der Heimath zurückgekehrt. In Wust lernte er die Wittwe des Krügers Kühlbrodts kennen, und da selbige eine gutgehende Krugwirthschaft besaß, so beschloß er, die Frau zu heirathen, und führte diese Absicht auch nach kurzer Zeit aus. Maria Kühlbrodts, geb. Habedank, hatte die Wirthschaft nach dem Tode ihres Mannes fortgeführt, um sich und ihre drei Töchter, welche sie aus ihrer ersten Ehe besaß, redlich zu ernähren, und war sehr erfreut, in ihrem zweiten Gatten eine tüchtige Stütze zu erhalten. Zweiundzwanzig Jahre standen Beide der Krugwirthschaft wacker vor, da starb die Frau um Ostern 1780 und hinterließ ihrem Manne und ihrer jüngsten Tochter das kleine Anwesen. Die beiden älteren Töchter hatten sich bereits zu Lebzeiten der Mutter verheirathet, die jüngste war ledig und blieb daher beim Stiefvater. Dieser hatte das junge Mädchen in sein Herz geschlossen und demselben, während seine Frau noch lebte, mehr Aufmerksamkeiten erwiesen, als eigentlich nöthig war. Mochte er sich nun allzu vereinsamt fühlen oder sich in seinem Schmerze auf diese Weise am Besten zu trösten glauben, kurz, er beschloß seine Stieftochter zu heirathen und fand, obwohl er bereits über fünfzig Jahre zählte und sie ein Mädchen von vierundzwanzig Jahren war, bei seiner Auserwählten bereitwilliges Entgegenkommen. Eine Ehe mit der eigenen Stieftochter, das wußte Schmitzdorff indeß, war streng verboten, und deshalb richtete er, um zum Ziele zu gelangen, sowohl an das Consistorium in Berlin wie auch an den König Friedrich II. Gesuche, worin er um Erlaubniß zur Heirath mit seiner Erkorenen bat. Daraufhin wurde der Magistrat zu Brandenburg — Schmitzdorff erhielt überhaupt keine Antwort auf seine Eingabe — vom Consistorium am 7. December 1780 beauftragt, dem „Supplicanten bekannt zu machen, daß diesem Gesetzwiedrigen Gesuch nicht zu willfahren stehe, von Obrigkeit wegen aber zu verfügen und darauf Acht zu haben, daß der Schmitzdorff mit seiner Stieftochter nicht zusammen bliebe, sondern sie sich separiren müßten". Der Magistrat befahl daraufhin den beiden Brautleuten „sich ohne Anstand auseinander zu separiren" und beauftragte den Schulzen zu Wust „Acht zu haben, daß solches geschehe, und Anzeige zu thun, wenn der Schmitzdorff nicht parition leisten solte". Trotz dieses Verbotes zog Schmitzdorff einige Monate darauf mit seiner Stieftochter zusammen und erklärte, daß er sich mit derselben in Potsdam habe trauen lassen. Sobald der Magistrat zu Brandenburg hiervon Kenntniß erhielt, forderte er den Schmitzdorff zur amtlichen Vernehmung vor, bei welcher derselbe folgende Erklärung abgab: Nachdem er die abschlägige Antwort auf seine Eingabe erhalten hatte, wäre er auf Zureden seiner Freunde nach Potsdam gegangen, hätte sich dort von einem ihm unbekannten Manne ein neues Immediatgesuch anfertigen und dieses durch einen Pagen dem Könige zustellen lassen. Der Page hätte ihm bei seiner Rückkehr gesagt, der König würde seine Bitte erhören und seinem Hofprediger Anweisung ertheilen, die Trauung zu vollziehen; über die Zeit, wann dieselbe stattfinden sollte, werde er noch nähere Nachricht erhalten. Darauf sei er nach Wust zurückgekehrt. Drei Wochen später habe er einen Brief aus Potsdam erhalten, mit dem Namen Behrends unterzeichnet, worin er aufgefordert wurde, sich am 6. Februar Nachmittags mit seiner Braut bei dem Unterzeichneten zur Trauung einzufinden. Dieser Aufforderung habe er Folge geleistet und sei an dem bestimmten Tage in dem Zimmer des Behrends von diesem in einfacher Art getraut worden. Zum Beweise seiner Aussage überreichte er ein Copulations-Attest, welches er kürzlich aus Potsdam erhalten und welches lautete: „Daß ich als Königl. Hoff-Prediger, ich als eine Kabenetz Order von Ihro Königl. Majestäten empfangen habe, daß ich diesem Krüger Schmidtsdorff im Wust aufbiethen und Trauen soll, also habe ich ihnen aufgebohten und getrauet, welches geschehen den 6. Febr. 1781, welches ich gebührend qaitire. Potsdam, den 6. Febr. 1781. Ew. Königl. Hoff Prediger Behrends." Dem Magistrat kam die Sache natürlich verdächtig vor, zumal ein Prediger Namens Behrends in Potsdam nicht existirte und das Trauattest offenbar von einer ganz ungebildeten Person abgefaßt worden war. Schmitzdorff sowohl wie seine Stieftochter wurden daher gefänglich eingezogen. Letztere machte bei ihrer Vernehmung dieselben Angaben über die Trauung wie ihr Stiefvater: er habe ein Schreiben vom Hofprediger in Potsdam erhalten, darauf seien sie dorthin gegangen und am 6. Februar in einer Stube, in der sich der Prediger, der Küster und ein Trauzeuge befunden hätten, „solemniter mit Segensspruch und Bekreuzung" getraut worden. Außer anderen interessanten Einzelheiten kam bei dieser Vernehmung auch zu Tage, daß die junge Kühlbrodts ein uneheliches Kind von anderthalb Jahren besaß, über dessen Vater sie keine näheren Angaben zu machen wußte, wenigstens vorgab, keine machen zu können. Als der Vorsitzende ihr vorhielt, daß der Verdacht nahe läge, ihr Stiefvater sei der Vater des Kindes, leugnete sie hartnäckig jeden Verkehr mit jenem und sagte aus, daß der „stuprator, den sie nicht kenne, ein junger Mensch mit einem Treffenhute gewesen sei", welcher im Kruge übernachtet und sie vergewaltigt habe. Da vorläufig nichts weiter festzustellen war, wurde die Kühlbrodts zu ihrer verheiratheten Schwester, der Frau des Fischers Georg Krüger, gebracht und dieser mit dem strengen Befehl übergeben, darauf zu achten, daß das junge Mädchen nicht mit Schmitzdorff zusammenkäme. Letzterer sollte darauf nochmals verhört und eventuell verhaftet werden, hatte sich aber seiner Festnehmung durch die Flucht nach Potsdam entzogen und kehrte auch auf eine erneute Aufforderung der Brandenburger Behörde nicht zurück. Infolgedessen ersuchte letztere den Magistrat zu Potsdam

in einem den Sachverhalt darstellenden Schreiben, den Schmitzdorff festnehmen und nach Brandenburg transportiren zu lassen, eventuell vorher über die Personen, mit welchen der Angeklagte in Potsdam in Verkehr gestanden, Nachforschungen anzustellen. Mit dem Schreiben wurden auch die Acten übersandt. Der Potsdamer Magistrat nahm sich der Sache an und theilte nach einiger Zeit dem Brandenburger Stadtgericht mit, daß er den Schmitzdorff aufgehoben und verhört habe, daß aber bei dem Betruge mehrere Soldaten des ersten Bataillons Garde betheiligt gewesen seien und er daher die weitere Untersuchung dem betreffenden Bataillonscommandeur übergeben habe; zugleich wurde um Abholung des Delinquenten gebeten. Letzterem Wunsche entsprach der Magistrat zu Brandenburg und forderte dann von der Militärbehörde die Acten ein, um festzustellen, in wie weit Schmitzdorff an dem Betruge betheiligt gewesen sei. Aus diesen Acten ergab sich, daß die ganze Komödie in folgender Weise vor sich gegangen war: Obwohl Schmitzdorff vom Consistorium den Bescheid erhalten hatte, daß eine Heirath zwischen ihm und seiner Stieftochter niemals stattfinden könne, hoffte er dennoch seine Absicht durchzusetzen, und zwar aus dem Grunde, weil er mit seiner verstorbenen Ehefrau keine Kinder gehabt hatte, und ließ sich von guten Freunden bereden, selbst nach Potsdam zum Könige zu gehen. Dort traf er auf der Straße einen Grenadier und fragte diesen, ob er nicht Jemand wüßte, der ihm ein Gesuch an den König abfassen könnte, weil er diesen um Erlaubniß zur Ehe mit seiner Stieftochter bitten wolle. Der Grenadier, Namens Georg Wordelmann, ein verschmitzter Kerl, sah sofort ein, daß er es mit einem beschränkten Kopf zu thun habe, und beschloß daraus Vortheil zu ziehen. Er nahm also Schmitzdorff mit in sein Quartier, welches er mit seiner Liebsten zusammen bewohnte, und holte dann den Grenadier Minde vom zweiten Bataillon Garde, welcher gegen Zahlung von 3 Thalern, wovon Wordelmann 16 Groschen erhielt, das Gesuch an den König abfaßte. Die Absendung der Bittschrift übernahm Wordelmann, schickte dieselbe aber wahrscheinlich gar nicht ab, denn diese sowie eine zweite, wofür Schmitzdorff abermals drei Thaler bezahlte, wurde vom königlichen Cabinet nicht beantwortet. (Die Geschichte mit dem Pagen, welche der Krüger in seinem ersten Verhör erzählt hatte, war einfach von ihm erfunden worden.) Schmitzdorff war über die Erfolglosigkeit seiner Gesuche ganz untröstlich und erklärte, daß er keine Ausgaben scheuen wollte, um seinen Zweck zu erreichen. Diesen Umstand beschloß Wordelmann sich zu nutze zu machen und nahm sich vor, den „dummen Bauer", wie die Soldaten Schmitzdorff nannten, tüchtig zu rupfen. Er spiegelte ihm die unglaublichsten Dinge vor, welche zur Erlangung der königlichen Einwilligung nöthig wären, und vermochte es, dem Krüger nach und nach eine Menge Geld, ungefähr 100 Thaler, sowie 30 Ellen Hausleinwand und verschiedene Lebensmittel abzulocken. Diesen Raub theilte er mit seiner Geliebten Sophia Dorothea Dünckler, um damit ihr Stillschweigen zu erkaufen, wenn sie, von Furcht getrieben, die betrügerischen Manipulationen ihres Liebhabers entdecken wollte. Häufig sollen aber auch, wie die Dünckler im Verhör aussagte, tüchtige Schläge den Geschenken besseren Nachdruck verliehen haben. Eine Zeit lang ließ sich Schmitzdorff auf diese Weise von Wordelmann ausbeuten und mit Versprechungen hinhalten, schließlich riß ihm aber die Geduld und er bestürmte den Grenadier inständig, die Sache möglichst zu beschleunigen. Wordelmann, dem die fortgesetzten Besuche des „Bauern" peinlich waren und welcher fürchtete, jener möchte, wenn ihm die Unausführbarkeit der Sache mitgetheilt würde, sein Geld zurückverlangen, beschloß der Geschichte kurzer Hand ein Ende zu machen und den Schmitzdorff mit seiner Stieftochter durch einen vorgeblichen Priester trauen zu lassen. Zu diesem Zwecke überredete er einen jungen, bartlosen Grenadier, Namens Mettich, die Rolle des Priesters zu übernehmen, und Mettich, obwohl er katholisch war, willigte ein. Darauf benachrichtigte Wordelmann den Schmitzdorff, daß die Trauung am 6. Februar in seiner Wohnung stattfinden werde, und forderte ihn auf, dort am Abend mit seiner Braut zu erscheinen. Mit Hilfe einer anderen Soldatenliebsten verschaffte sich Wordelmann nun den schwarzen Mantel des Küsters der Stadtkirche, bekleidete den Grenadier Mettich damit und putzte diesen durch einen weißen Papierkragen und durch Pudern der Haare zu einem Priester heraus. Als am Abend des bestimmten Tages Schmitzdorff mit seiner Stieftochter erschien, war Alles zur Trauung bereit. Mettich saß an einem Tisch — vorgeblich, weil er eines schlimmen Fußes wegen nicht stehen konnte, in Wahrheit aber, weil der geborgte Mantel zu kurz war und seine schwarzen Soldatengamaschen zu erkennen gewesen wären — und begrüßte die Eintretenden mit den Worten: „Guten Abend, Kinder! Seid Ihr diejenigen Leute, die getraut werden wollen?" — worauf die beiden Brautleute mit „Ja" antworteten. Darauf ging die Trauungsceremonie vor sich. Mettich hielt eine „ziemlich besondere" Rede (wie Schmitzdorff im Verhör angab), las dann aus einem Buche — nach Wordelmann's Aussage war es der Katechismus — die Trauungsformel vor, ließ das Brautpaar die mitgebrachten Ringe wechseln und sprach den Segen, worauf er ein Kreuz über die Beiden schlug. Wordelmann stand während dieses Vorgangs als Trauzeuge neben dem Tisch und hielt ein Licht. Nachdem die Ceremonie vollendet war, fragte Schmitzdorff, was er schuldig sei, worauf der Pseudo-Priester einen Dukaten verlangte, sich aber mit zwei Thalern begnügte, als der junge Ehemann ihm erklärte, daß er nicht mehr Geld bei sich habe. Den Rest des Abends verbrachten die jungen Eheleute bei Wordelmann und feierten mit ihm und seiner Geliebten zusammen bei einem solennen Fischessen ihre Hochzeit. Am anderen Morgen traten sie dann ihre Heimreise an. Einige Tage später fiel es Schmitzdorff ein, daß er wohl den Behörden gegenüber einen Trauschein nöthig haben werde, und er begab sich deshalb nochmals nach Potsdam, um sich denselben ausstellen zu lassen. Wordelmann erklärte Anfangs, der Priester sei verreist und der Schein könne sobald nicht ausgestellt werden, versprach dann aber, da Schmitzdorff zu ahnen begann, daß etwas an der Sache nicht in Ordnung sei, und mit Veröffentlichung drohte, für die baldige Ausstellung des Attestes zu sorgen, wenn Schmitzdorff ihm einige Zeilen niederschreiben wolle, welche dem Prediger zur Richtschnur dienen könnten. Schmitzdorff that dies, und der Grenadier ließ nun durch einen Kameraden ein Attest schreiben, welches er nach Wust schickte. Dieser Trauschein, welcher, wie oben erwähnt, von dem Krüger dem Brandenburger Magistrate übergeben wurde, führte zur Entdeckung des Betruges. Die bei der Sache betheiligten Soldaten erhielten schwere Strafen. Wordelmann, als Hauptattentäter, mußte 30 Mal Gassen laufen und kam auf 2 Jahre nach Spandau, Mettich, der Pseudo-Priester, und der Grenadier Kattenborn, welcher das Trauattest geschrieben hatte, wurde Jeder mit 24 Mal Gassenlaufen und der Grenadier Minde, der die Gesuche abgefaßt hatte, mit 20 Mal Gassenlaufen bestraft. Die Geliebte des Wordelmann und zwei andere Frauenzimmer, welche bei dem Betruge hilfreiche Hand geleistet hatten, wurden drei Tage hintereinander zwei Stunden lang in die „Fiddel" gestellt und kamen auf zwei Jahre ins Spinnhaus. Nachdem Schmitzdorff und seine Stieftochter vor dem Kriegsgericht als Zeugen fungirt hatten, mußten sie als Angeklagte vor dem Stadtgericht zu Brandenburg erscheinen. Bei dem hier stattfindenden Verhör wurde einerseits die Theilnahme der Beiden an dem Betruge festgestellt, andererseits aber auch, daß Beide vor ihrer Pseudotrauung mit einander verkehrt hatten und das oben erwähnte Kind diesem Verkehr entsprossen sei. Im Verhältniß zu den strengen Strafen, welche über die Soldaten verhängt wurden, traf die beiden Uebelthäter eine ziemlich gelinde Strafe: Schmitzdorff wurde „wegen getriebener Blutschande und verdächtiger Theilnehmung an der betrügerischen Zusammentrauung" zu dreijähriger, seine Stieftochter aus den gleichen Gründen zu dreimonatlicher Zuchthausarbeit ohne Willkommen und Abschied, salva fama", verurtheilt, außerdem hatten Beide die Kosten des gerichtlichen Verfahrens zu tragen. Das endgiltige Erkenntniß des Kammergerichts zu Berlin datirt vom 10. Juli 1781. Während die Stieftochter sich bei dem Erkenntniß beruhigte und ihre Strafe am 25. Juli in Spandau antrat, reichte Schmitzdorff eine Vertheidigungsschrift ein, worin er um Erlaß oder Verringerung seiner Strafe bat, indem er als Milderungsgrund anführte, daß seine Ehefrau bei ihren Lebzeiten ihm seinen Fehltritt verziehen habe, auch hätte er der Untersuchung wegen bereits 18 Wochen im Gefängnisse „sitzen und schwitzen" müssen. Dies Gesuch wurde natürlich abgewiesen; Schmitzdorff wurde am 21. August nach Spandau abgeführt und mußte dort seine drei Jahre absitzen. Aus dem Verkauf seiner Krugwirthschaft wurden die Gerichtskosten bestritten.

Bücherbesprechungen.

— **Orpheus.** Untersuchungen zur griechischen, römischen, altchristlichen Jenseitsdichtung und Religion von **Ernst Maaß.** Mit zwei Tafeln. München 1895, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 334 S. 8°. — Die von dem deutschen archäologischen Institute auf dem Boden des athenischen Stadtmarktes unternommenen Ausgrabungen haben unter Dörpfeld's Leitung vor Kurzem die Reste eines tempelartigen Saales zu Tage gefördert, der den Namen Bakcheion führte und in der römischen Kaiserzeit als Versammlungsraum einer religiösen Gemeinde, der Jobakchen, gedient hat. Auf einer Säulentrommel eingegraben entdeckte man darin eine lange Inschrift, die uns die Satzungen dieser Genossenschaft aufs Eingehendste mittheilt. Diese Funde gewähren einen wichtigen Einblick in das religiöse Leben des sinkenden Heidenthums und die Formen seines Gottesdienstes und sind von dem Verfasser des vorliegenden Buches zum Ausgangspunkt einer Reihe von Forschungen gemacht worden, die nach verschiedenen Seiten des religionsgeschichtlichen Gebietes ausgreifen. Als Fortsetzung eines sehr alten athenischen Staatscultus erweist Maaß den Götterdienst der neu aufgetauchten Gemeinde, eines Cultus, dessen Stiftung auf Orpheus zurückgeführt wurde und in dem Dionysos und Persephone besondere Verehrung genossen hatten, bekannt unter dem Namen der „kleinen Mysterien“. In den Frühlingsmonot, wo die Natur ihre Auferstehung hält, hatte man diese Feier gelegt, während das große eleusinische Mysterienfest nach vollbrachter Ernte, im September, begangen zu werden pflegte. Die Erkenntniß der Beziehungen des Orpheus zu den attischen Mysterien veranlaßt nun den Verfasser, dieser für die antike Religionsgeschichte so bedeutsamen Sagengestalt weiter nachzugehen und den Entwickelungsprozeß der an sie anknüpfenden orphischen Lehre bis hinab zu ihren nicht zu verkennenden Einwirkungen auf das Urchristenthum zu verfolgen. Orpheus ist ursprünglich, so lautet das Ergebniß, ein vom griechischen Stamme der Minyer verehrter Gott, „eine besondere Vorform des Apollon, des Gottes der Feldfrucht und der Herden, der Sühnungen und des Todes, der Seelenerregung und der Musik“. In Thrakien verband sich seine Verehrung mit dem Dionysosculte und begann von da ihren Siegeszug durch die griechischen Lande und darüber hinaus zu Italikern und Orientalen. Die orphische Lehre fordert Reinerhaltung von jeder Art Befleckung und den Glauben an ein unsterbliches Fortleben der Seele, theils im Elysium, theils in der Höllenpein. Wie die Pythagoreer, so hat sie Plato sich zu eigen gemacht und ausgestaltet. Von ihr sind Aeschylus und Pindar in ihren Jenseitsschilderungen abhängig, von vielen Anderen zu schweigen. Je mehr der Glaube an die alten Götter im Volke nachließ, desto zahlreicher wurden die Schaaren der Orphiker, und als später die christliche Lehre die Welt bezwang, mischten sich ihr manche Elemente orphischer Vorschrift und Hoffnung bei, denn die Orphik war zu einer internationalen Strömung angewachsen. Es ist bekannt, daß der altchristliche Kunsttypus des guten Hirten, der seine Lämmer weidet, von den Darstellungen des Alles bezaubernden Sängers Orpheus und seiner Umgebung stammt; und die neuerdings in einem oberägyptischen Grabe wiederentdeckte Petrusapokalypse hat in überraschender Weise gezeigt, wie die ägyptischen Christen sich den Himmel und die grauenvollen Qualen der Hölle nach dem Vorbilde orphischer Schilderungen ausmalten. Der Verfasser hat auf diese neuerdings so lebhaft besprochenen Zusammenhänge ein besonderes Gewicht gelegt und dadurch seinem Werke auch in weiteren Kreisen ein warmes Interesse gesichert. Ebenso durch mitunter hervorbrechende Töne innerster Ueberzeugung. „Durch die christliche Weltanschauung,“ so sagt er einmal, „ist die Antike nicht vernichtet, sondern vertieft, umgekehrt das Christenthum durch die Antike befruchtet und veredelt worden. Auf der Vereinigung beider Elemente ruht als einem sicheren Grunde für den, der geschichtlich zu sehen Willens und fähig ist, die geistige Cultur auch unserer Tage. Wer das verkennt, wahrt nicht, was er zu wahren wünscht: das Wohl des Volkes.“ Ilb.

— **Zeitschrift für Naturwissenschaften.** Organ des naturwissenschaftlichen Vereins für Sachsen und Thüringen; herausgegeben von Dr. G. **Brandes.** 67. Bd. Sechstes Heft. Leipzig, 1894. C. E. M. Pfeffer. 72 S. — Das letzte Heft des vorigen Jahrganges ist etwas verspätet erschienen, daher es jetzt erst zur Besprechung kommen kann. Es bringt drei Originalabhandlungen, die erste von W. Marshall über thiergeographische Beziehungen des südwestlichen Theils der paläarktischen Region zu deren östlicher Hälfte. Der Verfasser führt eine Reihe von Säugethieren, Vögeln, Käfern und Schmetterlingen auf, deren nächstverwandte Arten Spanien einerseits und die östlichen Mittelmeerländer oder Asien andererseits bewohnen, ohne Vertreter in dem Zwischengebiete, sei es nun, daß die meisten Species in Andalusien, sei es, daß sie im Osten sich finden, daß also der Schwerpunkt nach dem einen oder anderen Ende verschoben ist. Unter Heranziehung der einschlägigen Thatsachen aus anderen Organismengruppen werden die bisherigen Hypothesen, die man zur Erklärung der Discontinuität aufgestellt hat, zurückgewiesen, eine neue wird an deren Stelle gesetzt. Es wird auf die Landvertheilung in früherer Tertiärzeit zurückgegriffen. Darnach „scheint es festzustehen, daß ein Landstrich zur Miocenzeit in Mitteleuropa vorhanden war, der im Norden von dem helveto-germanischen Meere, im Süden vom Mittelmeere bespült wurde und der sich östlich zwischen einer über Wien und Krakau sich nach Südrußland hinziehenden Verlängerung des helveto-germanischen Meeres und dem germanischen Meere zu einer Verbindung einschob. Der größte Theil der Balkanhalbinsel und Italiens war unter Wasser. Auch scheint der atlantische Ocean, der mit seinem aquitanischen Becken den größeren Theil Westfrankreichs bedeckte, durch einen Canal mit dem helveto-germanischen und dem Mittelmeere in Zusammenhang gestanden zu haben. Ob das letztere freilich immer der Fall war oder ob nicht gelegentliche Verbindungen der iberischen Halbinsel, soweit sie vorhanden war, mit der ostgallisch-germanischen und mit der west-östlichen Länderbrücke stattfanden, oder ob nicht zahlreiche Inselchen in jenem Canal vorhanden waren, ist die Frage. Jedenfalls konnte der Austausch der westlichen und östlichen Fauna und Flora hier stattfinden und muß hier stattgefunden haben.“ Die Eiszeit verdrängte die Lebewesen nach Süden, sie mußten nach Ost und West ausweichen, da Italien nur aus Inseln bestand. Es wird Aufgabe künftiger geologischer und geographischer Forschung sein, die unser Vaterland so nahe angehende Hypothese näher zu prüfen. — Ein Aufsatz von Erwin Schulze hat speciell faunistisches Interesse. — Sehr zeitgemäß dagegen ist die Abhandlung von K. E. F. Schmidt über die Elektrochemie und ihre Bedeutung für die Technik. Durch eine Reihe kleinerer Mittheilungen aus allen naturwissenschaftlichen Disciplinen, Literaturbesprechungen ꝛc. erhält auch dieses Heft einen höheren Allgemeinwerth. Srth.

— **Erdgeschichte,** von Prof. Dr. **Melchior Neumayr.** Zweite, neu bearbeitete Auflage von Prof. Dr. V. **Uhlig.** Erster Band. Mit 372 Abbildungen im Text und 18 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck sowie 2 Karten. Verlag des Bibliographischen Institutes in Leipzig und Wien. Preis gebunden 16 ℳ. — An den Gesteinen, so scheint es, gehen die Jahre spurlos vorüber, sind sie es doch, welche in ihrem Gefüge das „Erdgerippe“ zusammensetzen und einen schroffen Gegensatz zu dem ewigen Kommen und Gehen der Organismen bilden. Aber auch diese leblosen Massen haben ihre Geschichte, eine Geschichte, die vielleicht nicht minder complicirt ist, als jene des in den Lebewesen kreisenden Stoffes. Die Felsen, welche jetzt bis in die Wolken aufragen, sind zumeist nichts als hart gewordene Sedimente einstiger Meere, welche über Gesteinen höheren Alters, vielleicht über der ersten festen Kruste unseres erstarrenden Planeten wogten, oder sie haben sich aufgethürmt aus dem Schooße der Erde entströmenden Massen. Nicht mehr in ihrer ursprünglichen Beschaffenheit und Ausdehnung, behalten sie ebenso wenig ihre jetzige Erscheinungsweise für fernere Zeiten bei. Steter Tropfen höhlt den Stein, indem er oberflächlich und im Innern auslaugend wirkt, thalwärts fließend durch seine Schwere und fortgerissene Splitterchen an der Felsfläche scheuert und nagt oder auf feinsten, dem Auge entgehenden Rissen eindringt und beim Gefrieren die Gesteinsbestandtheile auseinander sprengt. Der grobe und feine Schutt, zu dem die anstehenden Felsen zunächst zerfallen, kommt nicht zur Ruhe, die tosende Brandung treibt mit ihm ihr Spiel, der Bach trägt ihn mit fort, schleudert ihn gegen die Ufer und unterminirt letztere, der Wind reißt ihn empor und schleift mit ihm das noch fest zusammenhängende Gestein ab. Immer feiner werden die Producte der Verwitterung, immer energischer infolgedessen die gleichzeitig stattfindenden chemischen Reactionen, schließlich ist der Fels verschwunden, aber nicht sein Stoff, der an andern Stellen, in andern chemischen Verbindungen zur Bildung neuer Gesteine beiträgt. — Nicht blos das einzelne Gestein, auch große Gesteinsreihen, die ganze Erdkruste haben ihre Schicksale. Ursachen, die wir noch nicht kennen, wecken die in der Tiefe schlummernden

Kräfte, welche in den Paroxysmen der Vulcane meilenweit die Erdoberfläche verändern. Erdbeben erschrecken den Menschen, tödten Tausende, vernichten in wenig Secunden die Arbeit von Jahrhunderten und sind doch in letzter Instanz weiter nichts als plötzliche Ausgleiche von Spannungen in der Erdveste. Die feste Erdkruste kann der mit der fortschreitenden Abkühlung unseres Planeten verbundenen Volumenverminderung nicht folgen, zu dem Zug nach unten gesellt sich ein horizontal wirkender ungeheurer Druck, die meilendicke Lithosphäre muß nachgeben, sie faltet sich, bekommt Runzeln wie das greise Gesicht — es entstehen jene gewaltigen Gebirge, deren Kamm sich Hunderte von Meilen weit hinzieht, deren Gipfel die Wolken überragen. So weiß jeder Stein, so unsere ganze Erde eine Geschichte zu erzählen und wie die der Organismen laufen alle diese Schicksalsberichte auf das Wort des Philosophen hinaus: Nichts ist beständig als der Wechsel. — Lange hat es gedauert, ehe wir die Sprache der Steine verstehen lernten, ist doch die Wissenschaft, welche uns deren Verständniß vermittelt, die Geologie, erst vor 100 Jahren von Abraham Werner ins Leben gerufen worden. Fragen wir nach dem Grunde, durch den die Veränderungen in der Gesteinswelt und deren Bedeutung so lange verborgen bleiben konnten, so ist in erster Linie an die Zeit zu denken, in der sich jene abspielen. Wenn irgendwo, so erhält der Mensch einen Begriff von der Ewigkeit beim Studium der Geschichte der Erde, in welcher die Zeit, seit es Menschen-Leiden und -Freuden giebt, kaum der Länge eines Tages gleichkommt. Es bedurfte aufmerksamster Beobachtung, umfassender vergleichender Forschungen, ehe es möglich wurde, klare Vorstellungen über die Veränderungen auf unserem Planeten zu gewinnen, Vorstellungen, deren Aufzeichnungen naturgemäß zunächst auf die Gelehrtenbibliotheken beschränkt blieben. Für keinen anderen Zweig der Naturwissenschaften aber liegt die Nothwendigkeit, weite Kreise mit seinen Errungenschaften und Zielen vertraut zu machen, so vor, wie gerade für die Geologie. Ist sie es doch, welche wie kaum eine andere Wissenschaft in das praktische Leben eingreift, welche berufen und befähigt ist, bei vielen und den größten Unternehmungen der Menschheit ein entscheidendes Wort mitzusprechen, welche Räthsel löst, die den Verstand jedes Denkenden am Meisten beschäftigen müssen. Als daher vor wenigen Jahren das Bibliographische Institut in Leipzig und Wien dem Publicum ein Werk darbot, welches, von der berufenen Feder Melchior Neumayr's geschrieben, in zwei Bänden, mit einer großen Zahl vorzüglich ausgewählter und ausgeführter Abbildungen geschmückt, das Gesammtgebiet und den damaligen Stand der geologischen Forschung in gemeinverständlicher und doch ernst wissenschaftlicher Weise schilderte, wurde dasselbe von einer Autorität wie H. Credner in diesen Spalten auf das Freudigste begrüßt und auf das Wärmste empfohlen. Im Fluge erwarb sich das Buch die Gunst sowohl des Fachmannes wie der Laienwelt und heute bereits ist es uns eine angenehme Pflicht, auf das Erscheinen der 2. Auflage hinzuweisen. — Unsere Zeit schreitet schnell vorwärts. Von allen Seiten, aus allen Theilen der Erde fließen der kräftig aufblühenden Wissenschaft Tausende von Beobachtungen und Aufklärungen zu, die unsere Kenntnisse erweitern und vertiefen; soll daher ein Werk wie Neumayr's Erdgeschichte den hervorragenden Platz, den es in der Literatur einnimmt, behaupten, so macht eine neue Auflage die gründlichste Durchsicht und theilweise Umarbeitung des gesammten Stoffes nöthig. An Stelle des leider verstorbenen Prof. Neumayr hat dessen Schüler Prof. Dr. V. Uhlig diese Aufgabe übernommen und der vor Kurzem zur Ausgabe gelangte erste Band legt Zeugniß dafür ab, in welch musterhafter Weise er dieselbe gelöst hat. Die Eintheilung des Stoffes ist die frühere geblieben, so daß uns die Stellung der Erde im Weltraume, ihre physikalische Beschaffenheit, das Spiel der auf ihr im geologischen Sinne thätigen Kräfte und die verschiedenen gesteinsbildenden Prozesse vorgeführt werden, aber allenthalben finden wir Neues. So werden z. B. die Beobachtungen Helland's, Thoroddsen's und Anderer an den Vulcanen Islands eingehend geschildert, wird die Beschreibung, welche Koto von dem großen japanischen Erdbeben des Jahres 1891 gab, gewürdigt und hat besonders der Abschnitt über Gebirgsbildung nach den geistvollen Ausführungen von E. Sueß eine vollkommen neue Bearbeitung gefunden. Hand in Hand mit der textlichen Darstellung sind die Abbildungen gesichtet und vermehrt worden. Gerade geologische Abbildungen verlangen, wenn sie ihrem Zwecke genügen sollen, die gewissenhafteste Behandlung, so daß das in dieser Beziehung Gebotene besonders hervorgehoben zu werden verdient. Um nur einige der neu hinzugekommenen Landschaftsdarstellungen zu nennen, sind die Holzschnitte der drei Zinnen bei Schluderbach in Tirol und der Sinterterrassen des Tetaratasprudels auf Neu-Seeland kaum zu übertreffen, während das bunte Bild des Kilimandscharo durch die Zartheit der Farben Auge und Herz gleichmäßig erfreut. So reiht sich der vorliegende Band der Erdgeschichte den anderen Theilen der „allgemeinen Naturkunde" desselben Verlages würdig an und legt in Allem und Jedem Zeugniß dafür ab, was die glückliche Verbindung erster Autoren mit einer Verlagsanstalt wie das Bibliographische Institut zu leisten vermag. Gerade in unseren Tagen, welche die Katastrophen von Schneidemühl, Eisleben, Laibach, Florenz gebracht haben, muß das Bedürfniß nach Aufklärung über geologische Fragen ein großes und allgemeines sein und Neumayr's Erdgeschichte ist geeignet, demselben in nicht zu übertreffender Weise abzuhelfen. Etz

— **Studien über Felddienst.** Neu bearbeitet auf Grund der Felddienst-Ordnung vom 20. Juli 1894 von J. v. Verdy du Vernois, General der Infanterie und Chef des Infanterie-Regiments Graf Schwerin. Erstes Heft. Selbstständige Cavallerie, Vorposten derselben und gemischte Vorposten. (Theil III, 1 der „Studien über Truppenführung".) 4. Auflage der „Studien über den Felddienst". Mit einer Karte und drei Skizzen. Berlin 1895. E. S. Mittler u. Sohn. 2 ℳ 50 ₰. — Es kann nur mit Freuden begrüßt werden, daß den zuerst im Jahre 1887 erschienenen Studien über Felddienst jetzt eine, auf Grund der Felddienst-Ordnung vom Jahre 1894 neubearbeitete 4. Auflage gefolgt ist. Ebenso wie der bekannte und hervorragende Herr Verfasser es bisher in so vortrefflicher Weise verstanden hat, seine Ansichten und Erfahrungen auf den verschiedenen Gebieten des Felddienstes und der Truppenführung an bestimmten Beispielen anregend und belehrend zu entwickeln, ist auch das jetzt erschienene Heft ein vorzügliches Lehrbuch zur weiteren Fortbildung im Felddienst. Bei dem offen gelassenen Spielraum für die praktische Ausübung des Felddienstes und bei den verschiedentlichen Anforderungen, welche hierbei an die Entschlußfähigkeit aller Führer gestellt werden, bieten die vorliegenden Studien, namentlich für den jüngeren Theil des Officiercorps, eine werthvolle Ergänzung der Felddienst-Ordnung. H.

— **Lose Blätter aus der Lieutenants-Zeit.** Nach Originalzeichnungen des Hauptmanns v. L. Lucius. Berlin, Verlag von Karl Brack und Keller. — Die wohlwollende Aufnahme, welche humoristische Schriften oder Bilder aus dem Soldatenleben jederzeit beim deutschen Publicum gefunden haben, legte dem Herausgeber wohl den Gedanken nahe, die vorliegenden Blätter zu veröffentlichen. Das recht gut ausgestattete Heft enthält nachstehende 12 Lichtdruckblätter: Der dicke Reserve-Lieutenant — Unangenehme Unterhaltung — Wie unser Assistenzarzt zu den Dragonern kam — Beim Frühschoppen — Krankenbesuch — Fatale Begegnung — Beichte — Manöver-Quartier — Auf dem Manöverfelde — Manöver-Abschied — Nach dem Liebesmahl — Höchste Zeit. — Obgleich Hauptmann v. L. Lucius noch nicht das zeichnerische Können eines Allers, Schlittgen oder Albrecht besitzt, so erfreut man sich doch an dem Gebotenen, das den Künstler als einen erfindungsreichen Kopf zeigt, welcher die ernsten und heiteren Eindrücke und Erlebnisse seiner militärischen Vergangenheit in sich verarbeitet hat und nun mit frischer, fröhlicher Laune wiedergiebt. Es findet sich ja in der That bei keinem Stande unseres Volkes „Ernstes" und „Heiteres" so innig verquickt als im Soldatenleben, deshalb werden diese Zeichnungen auch wohl dort vornehmlich ihre Liebhaber finden. Da sich dieses Heft sowohl zu Geschenken, als auch als Preis zum Officiers-Schießen u. drgl. eignet, sei es den Kameraden bestens empfohlen. —r.

— **Werden und Wachsen.** Erinnerungen eines Arztes. Leipzig, Eduard Heinrich Mayer. 1895. — Das reizend geschriebene Buch ist, wie der Verfasser selbst sagt, ein Torso. Es erzählt nur den ersten Theil des Lebens. Auch sind es keine außergewöhnlichen Lebenslagen oder Schicksale, mit denen uns die Feder des Verfassers bekannt macht. Aber der süße Zauber, der alle Kindheitserinnerungen — wenigstens, wo die Kindheit ein glückliche war — umgiebt, und dazu ein tiefer Sinn für die Schönheiten der Natur verklärt diese einfachen Schilderungen, für die wir dem Verfasser aufrichtig dankbar sind. Der Stil verräth übrigens den feingebildeten Mann und gewandten Erzähler. Daß manche interessante Erinnerungen aus der ärztlichen Praxis nicht fehlen, bedarf kaum der Bemerkung. —tg—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 71. Sonnabend, den 15. Juni. 1895.

Aus der Geschichte der Nord- und Ostsee und ihrer Namen.

Die Eröffnung des Nordostseecanals bedeutet unzweifelhaft eine neue Epoche in der Geschichte des die deutschen Küsten bespülenden Meeres. Da dürfte denn ein Rückblick auf dessen frühere Geschichte nicht unangebracht sein. Auch geographische Begriffe, natürliche Schöpfungen wie die Meere, haben ja eine Geschichte, nicht nur in geologischer Hinsicht, sondern auch in ihrer Beziehung zum Menschen. Darum wechseln auch die geographischen Begriffe ihre Namen, und in diesen spiegelt sich oft ihre Geschichte wieder. Gewiß hat sich Mancher schon daran gestoßen, daß die Nordsee nicht Westsee heißt, was doch nach der Karte im Gegensatze zur Ostsee so natürlich und selbstverständlich erscheint. Aber die Namen werden eben nicht auf der Karte gemacht, wurden es wenigstens nicht in älterer Zeit, sondern entstehen durch allerhand geschichtliche Ereignisse. Die Nordsee ist ein Theil des Mitteleuropa im Norden begrenzenden Meeres, das zum Atlantischen Ocean gehört und für das man gewöhnlich einen einheitlichen Namen nicht angiebt; ältere Geographen nennen es wohl Nordmeer. In den Gesichtskreis der Geschichte tritt dieses, wie die Nordsee, wesentlich erst zu Cäsar's Zeit. Während die Römer damals den Canal als Britannischen Ocean und das Meer im Nordwesten Großbritanniens nach Caledonia (Schottland) als caledonisches bezeichnen, war ihnen die Nordsee meist das Mare Germanicum. Zu Tacitus' Zeit reichte ihr Blick bereits weiter; man kannte nun die Sitze der ostgermanischen Völker, deren Gesammtname Sueben war, und nannte danach die Ostsee das Mare Suebicum. Daneben taucht der Name Nordmeer immer wieder auf, sei es für das ganze, von Rhein- bis Weichselmündung reichende Gebiet, sei es für unsere Nordsee. Andere, wie Ptolemäus, bezeichnen dasselbe Gesammtgebiet als Germanisches Meer. Vereinzelt stehen auch die Cimbern oder Scythen dabei Pathe. Ohne Zweifel verdiente die Ostsee am Anfange unserer Zeitrechnung auch den allgemeineren Namen des Deutschen Meeres weitaus vor der Nordsee, deren Küsten damals zum großen Theile keltische Stämme bewohnten. Aber die Ostgermanen, die Goten, Vandalen, Heruler, Burgunder gaben ihre alten Sitze in der Völkerwanderung auf und zogen nach Süden, wo die meisten von ihnen als Völker spurlos verschwanden. Das Land zwischen Weichsel und Elbe blieb leer zurück, und die Slaven drängten hinein. Dagegen ward Britannien von den Angelsachsen gewonnen, und die Sachsen erreichten von der Mündung der Elbe her frühzeitig die Westküste Norwegens. Somit trug am Ausgange der Periode der großen Völkerwanderung seit dem sechsten Jahrhundert die Nordsee ihren römischen Namen des Germanischen Meeres wieder mit Recht. Die Deutschen selbst freilich machten von diesem für sie farblosen Namen weniger Gebrauch. Für den kühnen Normannen, der von Dänemark oder Norwegen aus auf den kleinen „Wikinger-Balk" in See stach, um sich jenseits des Wassers Beute zu holen, für den war die Nordsee der Vestur Veg, der Weg nach Westen, und Vesterhavet, Westmeer, heißt sie den Dänen und Schweden noch jetzt. Dazu gesellte sich etwas später der Austur Veg in den Austra Salt oder die Ostsee, deren Namen noch bei allen umwohnenden Völkern germanischer Zunge übereinstimmt. Der normannische Name Norveg (Nordweg) dagegen ist an dem Lande hängen geblieben, das man auf dem Wege nach Norden erreichte. Ein äußerst lebhafter Handel verknüpfte damals die Küsten der Ostsee nicht nur mit einander, sondern selbst mit den fernen Gestaden des Mittelländischen Meeres: An den verschiedensten Punkten der Ostseeküsten fand man neben deutschen und angelsächsischen Münzen selbst arabische: in Stockholm wie in Finnland, in der Umgegend von Danzig und Elbing wie bei Schleswig, auf Gotland und Bornholm. Als Vermittler dieses Verkehrs können in erster Linie nur die baltischen Normannen gedacht werden. So ist es erklärlich, wenn der älteste der arabischen Schriftsteller, der die Ostsee nennt, Biruni, sie als Bahr Warank, Meer der Waräger, bezeichnet und wenn die russischen Chronisten, z. B. Nestor um 1100 und spätere, denselben Namen, Wareschkoi More, dafür haben; drangen doch von der Ostsee aus die Normannen in Rußland ein und gründeten Nowgorod. Nur eine kleine Weile hätte man dann die Ostsee das Slavische Meer nennen können, damals als Julin am Ausflusse der Oder und einige andere Wendenstädte der deutschen Ostseeküste den Handel auf dem Meere an sich zu reißen suchten. Aber ihre Blüthezeit war kurz; die Dänen, die sich stets neben ihnen behauptet hatten, zerstörten Julin bereits vor 1200. Im Osten begrüßten bald darauf die Deutschritter die See als Deutsches Meer. Lange Zeit ringen dann die Dänenfürsten mit der mächtigen Hansa um die Herrschaft und der deutsche Kaufmann geht als Sieger aus dem Kampfe hervor. Der Hansa Wiege und eigentliche Heimath, der Schwerpunkt ihrer Thätigkeit war und blieb immer die Ostsee; auf der Nordsee hat sie stets glückliche Nebenbuhler gehabt. Vlamen und Friesen waren dort von alter Zeit her auf das Meer hingewiesen und stellten kühne, thätige Seefahrer und Kaufleute. So trat Brügge an die Spitze einer neuen flandrischen Hansa. Die Niederländer holten die Wolle für ihre Kunstweberei aus Britannien, sie versorgten den Norden dafür mit ihren Industrieerzeugnissen. Für sie lag das Meer um Britannien nach Norden; von ihnen muß der Name Nordsee, der im 12. und 13. Jahrhundert aufkommt, ausgegangen sein. Und zwar dürften die Friesen ihn zuerst gebraucht haben; denn nachdem im 13. Jahrhundert durch gewaltige Meeresfluthen der alte Lacus Flevo in einen offenen Meerbusen verwandelt worden war, nannten sie diesen Zuider-See (Südsee). Man unterschied damals sogar noch eine Mittelsee, die zwischen Leeuwarden im Norden und Snek, Ylst, Bolsward im Süden einen Meerbusen bildete, der aber seit dem 16. Jahrhundert trocken gelegt ist. Die Ostenlinge, die Kaufleute der deutschen Hansa, die sich dann auch in Holland und England als Concurrenten eindrängten; haben dann den Namen Nordsee aufgenommen und verbreitet. Doch sprach man lange daneben noch vom Deutschen Meer, und die gelehrte Geographie kennt noch lange nur diesen Namen. Z. B. heißt auf der ältesten deutschen Karte, die um 1450 vom Cardinal Nikolaus von Cusa entworfen ist, die Nordsee Mare Oceanum Germaniae, freilich auch die Ostsee Mare Suetiae, schwedisches Meer, obwohl dieser Name damals für die noch ganz von Deutschen beherrschte See weder paßte noch gebräuchlich war. Dagegen heißt ihm der große Belt Mare Balticum. Dieselbe Bezeichnung für die Nordsee haben die meisten gelehrten Geographen der späteren Zeit. Gelegentlich änderte ein stolzer Engländer wohl eigenmächtig den deutschen in einen britischen Ocean (Miegen's Beschreibung von Britannien 1718). Auch Sebastian Münster verzeichnet im 16. Jahrhundert das westliche Meer als Mare Septentrionale (nördliches), die Ostsee dagegen als Mare Germanicum. Wenn dem Engländer schließlich der Name german ocean geläufiger ist, so hängt es damit zusammen, daß dies ja für den Engländer nicht nur „deutsches Meer", sondern auch „germanisches" heißt, also seine eigene Nationalität mit einschließt. Dem Deutschen ist und bleibt „Nordsee" vertraut, trotz des Unlogischen, das darin im Gegensatz zu Ostsee, und trotz des größeren Patriotismus, der im Gebrauche des Namens „Deutsches Meer" zu liegen scheint. Es kommt dabei wohl ein ästhetischer Gesichtspunkt mit ins Spiel. Das Wort „Nord" erweckt in uns

die Vorstellung gewaltiger, erhabener, verderbenbringender Naturerscheinungen, von Sturm und Kälte, Fluth und Eis, und das entspricht dem Charakter des stürmischen, gewaltig fluthenden Meeres, das die Nordsee ist.

Um die Herrschaft der Nordsee hatte sich weniger Streit und offener Kampf entsponnen, weil es ein offenes Meer war, wo man einander besser ausweichen konnte und das den Weg in die Weiten des Oceans eröffnet. Anders stand es mit der geschlossenen Ostsee, wo jedes der die Küste bewohnenden Völker sich zum gebietenden zu machen suchen mußte. Hatten die Dänen Julin zerstört und die Hansa die Macht der Dänenkönige niedergeworfen, so brach die Macht der Hansa im 16. Jahrhundert zusammen, und ein neues Volk, die Schweden, trat auf den Schauplatz, um das dominium maris baltici zu erringen. Schweden trat erobernd in Livland und Deutschland auf und es lieferte Schlachten in Rußland, Polen, Brandenburg, Dänemark und Norwegen; es gab kein Gebiet der Ostsee, wohin die Schweden nicht ihren Angriff gerichtet hätten. Im dreißigjährigen Kriege ist diese Seeherrschaft einer der meisterstrebten Kampfpreise gewesen. Wallenstein wird nach seiner Eroberung der Ostseeküste vom Kaiser zum General des „baltischen und oceanischen Meeres“ ernannt. Erst nach langen und hartnäckigen Kämpfen ist die deutsche Ostseeküste in preußischem Besitze, während anderes ehemals deutsches Colonialland russisch geworden ist. Keine Macht ist schließlich im alleinigen Besitze der Herrschaft auf dem Baltischen Meere.

Der Name „Baltisches Meer“ (russisch Baltiskoje More) kommt mit dem stärkeren politischen Hervortreten Schwedens zugleich in Aufnahme. Seine Herkunft ist dunkel und bestritten. Die Schweden betrachten sich gern als die Nachkommen des tapfern und ruhmreichen Gotenvolks, das ja auch einst in Skandinavien gesessen hat. Balten waren die Könige der Westgoten, vielleicht hieß noch früher ein ganzer Stamm derselben so, nach dem man sich die große Insel Baltia benannt dachte, die der ältere Plinius als im Nordmeer liegend erwähnt und die wohl eins mit der Halbinsel Skandinavien ist. Später berichtet Adalbert von Bremen um 1075, daß die Ostsee bei den Anwohnern Baltischer Busen heiße, weil sie sich in Gestalt eines Gürtels, lateinisch balteus, weithin durch die skythischen Lande erstrecke. Aus dem Lateinischen direct werden nun freilich jene Anwohner nicht geschöpft haben, aber der Stamm des lateinischen balteus findet sich auch in den germanischen Sprachen: angelsächs.-engl. belt, dän.-schwed. baelte, altnord. belti, ahd. balz = Gürtel, so daß Belt und Baltisches Meer gleichen Ursprungs soviel wie Gürtelmeer, schmales Meer, Meerenge bedeuteten. Dafür spricht auch, daß die Waräger den Hellespont Ellipalta nannten. Dagegen spricht nur, daß geographische Namen, denen ein solcher Vergleich zu Grunde liegt, ursprünglich nicht gewöhnlich sind, sie entstammen zumeist erst dem Zeitalter der Karten. Wenn das seichte, an vielen Stellen wirklich einen Sumpf darstellende Asowsche Meer bei den (slavischen) Anwohnern Balt-Chimkin geheißen hat, so möchte man auf den slavischen Stamm blato, Sumpf, kommen, für den man noch einen andern Umstand ins Treffen führt: Die Cisterzienser bezeichneten nämlich die Ostsee als stagnum (stehendes Gewässer); denn ihre dort gelegene Provinz hieß provincia stagnalis. Eine Ableitung vom litau. baltar, weiß, verdient noch weniger Beachtung. — Vereinzelt, z. B. von dem spanischen Dichter Camoens in seinen Lusiaden ist die Ostsee wohl auch mit dem stolzen Titel des „sarmatischen Oceans“ geschmückt worden: mit Unrecht; denn in erster Linie war es von je und ist es noch jetzt ein Meer der Deutschen.

Möge die Eröffnung des Nordostseecanals, die, wie Eingangs gesagt, ohne Zweifel eine Epoche in der Geschichte der Schwesterseen bedeutet, vor Allem auch dieses deutsche Wesen derselben erhalten und kräftigen!

R. N.

Der Teufelsname in der organischen Natur.

Von K. Goerlich.

Nicht nur die Oertlichkeiten unserer Erde, auch die organischen Gebilde der Natur, die Thiere und Pflanzen, tragen den Namen des Teufels. Aber nur sehr wenige derselben tragen den Teufelsnamen, weil sie schreckhaften oder mißgestalteten Aussehens sind; viele sind unscheinbar und tragen ihn, viele aber sind sogar schön, sehr schön und tragen den häßlichen Namen nicht minder. Aeußerst wenigen derselben geben die Naturforscher den Teufelsnamen, fast allen gab ihn das Volk, das deutsche Volk (es ist hier nur von deutschen Namen die Rede), und das ist eine noch nicht genug ergründete Eigenthümlichkeit desselben. Man möchte fast eine gewisse Vorliebe für den Teufel und seinen Namen darin erblicken, denn kaum ein einziges Thier trägt den Engelnamen, der Engelfisch (Chaetodon Paru L.) und dieser ist kein Bewohner Deutschlands. Mit einigen Engelblümchen, dem Engelkraut, Engelsüß (d. i. der bekannte Tüpfelfarn Polypodium vulgare), Engelwurz (Angelica silvestris), allenfalls noch mit dem Betengel (Teucrium, Gamander) erledigt sich der Engelname in unsrer Flora vollständig. Da tritt der Teufel ganz anders entgegen und das ist auch natürlich, denn des Teufels Natur ist thierisch geartet, er wird zum Thiere, erscheint oft in Thiergestalt, als Pferd, Esel, Wolf, Hund, Katze, Schwein (fast immer dreibeinig), als Rabe, Ohreule, Kuckuck, daher Claudius in seinem Rheinweinliede vom Brocken singt, daß auf ihm der Kuckuck und sein Küster tanzen. Der Kuckuck ist der Teufel und sein Küster oder Lakai aber ist der Wiedehopf, nicht minder als Brummfliege (man denke an Luther's Wurf mit dem Tintenfasse auf der Wartburg), als Maulwurfsgrille (Werre), Hummel, Ameise, Spinne, Kröte, Schlange, Drache und Wurm. Der großen Florfliege (Libellula grandis L.) wurde des Teufels Name mehrfach zugetheilt; sie heißt Teufelspferd, Teufelsbraut. Eine andere Libellenart heißt Teufelsnadel, die Prozessionsraupe Teufelskatze, die große schwarze Ackerschnecke heißt im Norden Teufelsschnecke. Der gefleckte Erdmolch heißt in Tirol „Tattermandl“ und gilt als ein Thier, dessen Gestalt der Teufel gern annimmt. Ebenso ist der schwarze ungefleckte Molch, dort „Wegnarr“ geheißen, als Teufelsthier verabscheut. In Tirol geht die Sage, der Teufel habe die Gemsen erschaffen, ebenso die Preißelbeeren, die zuerst süß, aber ganz giftig gewesen sind, sodaß viele Leute, welche sie gegessen, ohne Beichte und Absolution in ihren Sünden dahinstarben. Gott und die heilige Jungfrau aber machten des Teufels Machwerk wirkungslos. In demselben Lande gelten nachstehende Pflanzen als dem Teufel verwandt, oder tragen doch seinen Namen: Die Mandragora (Atropa Mandragora L., auch Avernalis gen.), die bekannte Alraunwurzel, welche im Reiche des Aberglaubens eine große Rolle spielt. In ihrem Besitz, der aber nach gewissen Regeln und Formeln erlangt werden mußte, konnte man den Teufel zu allerlei Diensten zwingen. Die Tollkirsche (Atropa Belladonna) führt an vielen Orten den Namen Teufelsbeere. Hier leuchtet der Grund dieser Namengebung völlig ein, weniger aber, daß eine der lieblichen Alpenblumen, die schöne, ganze Rasen bildende, auch in deutschen Ziergärten beliebte, im Frühlinge rosenroth blühende Silene (Silene acaulis), welche an manchen Orten Marienröschen heißt, im ganzen Vintschgau und im Passeierthale „Teufelswieher“ genannt wird. Ursache ist vielleicht der Umstand, daß die Schafe diese Pflanzen nicht gut vertragen können. In derselben Gegend bis nach Meran herab heißt eine Rapunzelgattung (Phyteuma) Teufelskralle. Der Allermannsharnisch (Allium Victorialis), auch wilder Alraun oder Alpenknoblauch genannt, übt Zauberkraft und wuchert namentlich an einer Felsenschlucht in der Nähe der sagenreichen „Kaiser“ eines Tiroler Berges, weshalb diese Schlucht den Namen „der Teufelswurzgarten“ führt. In und außerhalb Tirols wird eine Pflanze, welche zwar der Name St. Peterskraut schmückt, dessenungeachtet doch noch ungleich häufiger Teufelsabbiß genannt. Es ist die Scabiosa succiva, deren Wurzel am Ende wie abgebissen erscheint. Man wandte sie früher häufig gegen den Teufel und seine liebsten Buhlen, die Hexen, an. Das bekannte Bilsenkraut (Hyoscyamus niger), das ebenfalls Tollkraut genannt wird, führt noch den Namen Teufelsaugen, der sich auf dessen mißfarbige bräunlichgelbe, von netzartigem Geäder durchzogene Blüthen bezieht. Denselben Namen führt die schöne Adonis, welche auch Marienröschen heißt, hauptsächlich ihre zwischen Getreide wachsenden Abarten. Die Beeren des wilden Cornelkirschenstrauchs werden Teufelsmesser, Teufelsbeeren genannt. Das schädliche Unkraut Ackerwinde (Convolvulus arvensis) ist auch als Teufelsdorn bekannt; das wichtige Johanniskraut oder Johannisblut (Hypericum perforatum), welches Manche auch Hexenkraut (weil es gegen die Hexen wirksam sein soll) nennen,

heißt Teufelsflucht oder Jageteufel, der Bauernaberglaube wandte und wendet dasselbe noch vielfach während der Walpurgisnacht zur Fernhaltung der Hexen vom Vieh an. Das Jäckholz (Lonicera Xylosteum L.) muß seine Beeren Teufelskirschen, Teufelsmartern schelten lassen, und ebenso ergeht es dem kleinen schwarzen Samen der weißen Zaunrübe (Bryonia alba L.). Daß die übel verrufene, allbekannte Wolfsmilch (Euphorbia) auch Eselsmilch, Hexenmilch und Teufelsmilch heißt, wird nicht verwundern, ist doch der Wolf ein Teufelsthier und so verdient auch die dem Flachs, Klee, Hopfen 2c. so ungemein schädliche Schmarotzerpflanze — die Seide — mit Recht den ihr vom Volke beigelegten Namen Teufelsgarn, Teufelsnähgarn. Weniger verdient ihn ein durch seine zahlreichen Blüthen den Bienen Nahrung gebender, dadurch also nützlicher Zierstrauch, der sich auch zur schnellen Bekleidung von Lauben, wie zur Herstellung von Einfriedigungen eignet, aber dieser heißt Wolfsdorn (Lycium barbarum oder europaeum) und nicht minder Bocksdorn, trägt also den Namen zweier Teufelsthiere zugleich und so kann er seiner langherabhängenden, fadenförmigen Zweige halber auch Teufelszwirn heißen, wie er auch gemeinhin genannt zu werden pflegt. Der Bärlapp (Lycopodium clavatum) wird nicht nur Teufelsklaue, sondern auch Wolfsklaue genannt; so blickt auch in dieser volksthümlichen Benennung die Verwandtschaft vom Teufel zum Wolf hindurch. Auch als Trudenfuß kennt man diese Pflanze, ebenfalls in mystisch-diabolischer Beziehung. — Wie der Fluch „Donner und Teufel" eine Verwandtschaft andeutet, die nach altgermanischer Mythe hinweist, nach dem Gotte „Donar" oder „Thôrr", welcher mit anderen Göttern den christianisirten Heiden auch nur ein Teufel wurde, und wie man eben sagt: Reitet dich der Donner! wie: Reitet dich der Teufel! — so heftete sich gleich dem Teufelsnamen auch der Donnername nicht nur an Berge und Wälder, sondern auch an Wesenheiten der organischen wie unorganischen Natur. Die versteinerten größeren Seeigelstacheln, wie die Strahlsteine oder Belemniten heißen im Volke Donnersteine, Donnerkeile, noch mehr aber zugleich Teufelsfinger. Dasselbe Insect, jene harmlose Libelle, welche in der Schweiz Teufelsnadel genannt wird, belegt man auch mit dem Namen Donnernadel. Die Heerschnepfe wird Donnerziege genannt; die Beziehung der Ziege zum Bock, vom Bock zum Teufel liegt nahe genug. Der Hirschschröter, auch Baum- oder Feuerschröter genannt, führt in Süddeutschland den Namen Donnergugg, Donnerpuppe, während man die allbekannte Hauswurz (Sempervivum tectorum und S. hirtum), welche abergläubische Personen gegen das Einschlagen des Blitzes auf Dächer pflanzen, Donnerbrod zu nennen pflegt. Eine andere Pflanze, an Baumstämmen wachsend, das verwirrte Bartmoos oder die Altersflechte, dessen Entstehung der Volksaberglaube dem Blitz zuschreibt, heißt Donnerbesen, auch Alpruthe, und hier ragt wieder der Trivialname des Gewächses in die mythische Region, denn der Alp ist Trude und Trude ist Teufelsbündnerin. Die allbekannte auf den meisten Feldern vorkommende Fetthenne (Sedum arvense) hat sich auch den Namen Donnerkraut, nebenbei auch nicht minder Wolfskraut, Wolfswurz gefallen zu lassen, — immer wieder dieselbe Verwandtschaft. Die Feldmannstreu heißt Donnerdistel und der bekannte Erdrauch (Fumaria officinalis) führt den Namen Donnerfluch, zugleich heißt er auch „Fahrsamen" oder „Farensamen", welcher Samen auch eine sagenhafte und mythische Beziehung hat, denn der unsichtbarmachende Faren„samen" kann nur durch Uebung teufelischer Kunst in der Johannisnacht und in der hl. Weihnacht gewonnen werden. Eine kleine kriechende Nelke (Dianthus deltoides), die deltafleckige oder Heide-Nelke, heißt Donnernelke, den Gundermann (Glechoma hederacea) oder die Gundelrebe kennt man auch als Donarrebe, eine Alantart, die Ruhrwurz, als Donnerwurz, welchen Namen auch mitunter die kleine Osterluzei (Aristolochia clematis) in manchen Gegenden führt.

Bücherbesprechungen.

— **Volksthümliche Apologie.** Von E. G. Steude, Lic. theol. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1895. 80 S. — Es ist dankenswerth, daß die Verlagshandlung diese vier Artikel, die im „Beweis des Glaubens" erschienen sind, zu einem Ganzen zusammengefaßt hat und so mehr Lesern zugänglich macht. Sind auch nicht gerade neue, sonst nicht hervorgetretene Gesichtspunkte aufgestellt und ist auch der Stoff mehr in vorbereitender, hinweisender Art behandelt, als irgendwie erschöpfend, so ist doch die hier aufgeworfene Hauptfrage: Vertheidigung des Glaubens oder nicht? sehr zeitgemäß und ihre Beantwortung regt zu weiterer gründlicher Untersuchung zweckentsprechend an. Der Verfasser kommt zu dem Endurtheil, daß es volksthümliche Apologie des Christenglaubens allerdings geben muß, weil es sich gar nicht blos um die wohl selten mögliche Bekehrung der bewußten Feinde, sondern noch viel öfter um die förmlich erwartete und erwünschte Hilfeleistung für zweifelnde und schwankende Freunde handelt. Deshalb hat die Apologie die Pflicht, auf ebenso volksthümliche Art, wie die Angriffe gegen Offenbarung, Schriftautorität und christliche Sittlichkeit sich der breiten Masse des Volkes aufdrängen, eine Vertheidigung der betreffenden christlichen Wahrheiten wirksam werden zu lassen. Der Verfasser bespricht in diesem Sinne die Schriften von Wislicenus, Nieuwenhuis, Bebel u. A. und zeigt die Angriffspunkte, die sich dem Gegner darbieten; denn daß die Vertheidigung zum Angriff übergehen müsse, ist ihm unzweifelhaft. Was aber die Gebiete anlangt, auf denen solche Apologie sich bewegen soll, so weiß der Verfasser eben doch auch nur Vorträge und Schriften namhaft zu machen, Gebiete, die auch den Kirchenvätern schon bekannt waren. Neu ist nur sein Vorschlag einer apologetischen Wochen- oder Monatsschrift, der aber jeder näheren Darlegung über Ausführung und Einrichtung entbehrt. B. K.

— **Die Grundprobleme der Logik.** Von Jul. Bergmann. Zweite, völlig neue Bearbeitung. Berlin 1895. Ernst Siegfried Mittler & Sohn, königl. Hofbuchhandlung, Kochstraße 68—70. — Die Logik ist zu allen Zeiten als ein wichtiger und Haupttheil der Philosophie angesehen worden. Gegenwärtig aber ist allerdings das Ansehen, dessen sie sich in der Wissenschaft im Ganzen erfreut, nur ein geringes. Daß man nicht erst aus und durch die Logik denken lernt, ist ohne Zweifel gewiß. Ja es ist überhaupt wohl fraglich, ob man durch die Logik irgend etwas wirklich Neues und für den Gebrauch des Denkens in der Wissenschaft oder sonst Brauchbares erfährt. Als sogenannte formale Bildungsmittel oder vorbereitende Schulen des Denkens dürften gewisse andere Wissenschaften wie namentlich die Philologie und die Mathematik ungleich wichtiger und werthvoller sein, als gerade die Logik. Diese hat eigentlich gar keinen anderen Inhalt als die bloße Lehre von dem allgemeinen Princip und von den leeren äußeren Formen des Denkens an sich. Die Kenntniß dieser Formen ist für das wirkliche Denken im Grunde gerade ebenso entbehrlich als die Kenntniß der Theorie der Muskelbewegung für das Gehen und den Gebrauch der Glieder unseres Körpers. Es weist wohl noch auf eine gewisse Unvollkommenheit unserer ganzen Philosophie hin, daß man immer noch das Bedürfniß einer weiteren Fortspinnung der ganzen Frage nach dem Principe der Logik an sich zu empfinden scheint. Im Alterthum führte die philosophische Lehre vom Denken noch den Namen der Dialektik und man verstand hierunter die Anweisung oder die Kunst der Erkenntniß aus der Entwickelung reiner oder abstracter Begriffe. Als Urheber oder Schöpfer der Logik in unserem Sinne des Wortes aber wird allgemein mit Recht Aristoteles angesehen. Dann hat diese unsere Logik in der Scholastik des Mittelalters eine weitere mehr überladene und verkünstelte, als wirklich nothwendige Erweiterung erfahren. Unsere ganze neuere erfahrungsmäßige Wissenschaft beruht eigentlich ihrem formalen Charakter nach auf dem zuerst durch Aristoteles festgestellten Grundsatz der syllogistischen Schlußfolgerung und des Beweises aus unzweifelhaften obersten Prämissen oder aus feststehenden einzelnen Thatsachen. Dieses doppelte Verfahren nennt man dasjenige der Deduction und der Induction und es ist das erstere namentlich für das Denken der Mathematik und das letztere für dasjenige der Naturwissenschaft entscheidend. Die Philosophie aber hat außerdem immer noch nach einer solchen Art oder Form des erkennenden Denkens gestrebt, durch welche das innere Wesen des Wirklichen aus einer Begriffsspeculation oder Dialektik erschlossen werden sollte. Dieses ganze Streben aber hat vorzugsweise und jedenfalls in der großartigsten Weise durch Hegel in seiner sogenannten objectiven oder materialen Logik seinen Ausdruck gefunden. Diese war an sich nichts als eine Erweiterung oder Vervollständigung der Platonischen Lehre von den Ideen als den an und für sich seienden Urbildern oder geistigen Wesenheiten alles Wirklichen. Seit Aristoteles aber ist hiermit allein durch Hegel ein vollkommen neuer und principiell verschiedener Grundgedanke über das ganze Wesen und den wissenschaftlichen Begriff der Logik aufgestellt worden. Was jetzt wiederum und auch in der gegenwärtigen Schrift unter Logik verstanden wird, ist allein der ältere oder conventionell gegebene

Begriff dieser Wissenschaft im sogenannten formalen oder sich auf das bloße Princip des Denkens beziehenden Sinne des Wortes. Der Verfasser hat mit Besonnenheit, Fleiß und Ruhe alle dahin einschlagenden Fragen und Punkte erörtert, aber etwas irgendwie Neues und weiterhin Fruchtbringendes dürfte aus seinen Bemühungen doch nicht zu entnehmen sein. Wir verzweifeln nicht an der Möglichkeit einer weiteren wesentlichen und inhaltreichen Fortbildung der ganzen Wissenschaft der Logik, zu welcher Hegel und seine Zeit wenigstens einen Anflug genommen oder für die sie ein allerdings zunächst noch in der Luft schwebendes Ziel gezeigt hat. Die Philosophie aber wird überall nur das Ganze der Wissenschaft in seiner höheren formalen Ausbildung oder Vollkommenheit im Auge haben können und wir glauben daher in allen ferneren sich in einem bestimmten beschränkten Kreise bewegenden Untersuchungen über das allgemeine Princip des denkenden Erkennens einen weiteren Fortschritt nach dieser Richtung hin nicht erwarten zu dürfen. Auch hier fehlt uns wohl noch ein ähnlicher abschließender Geist über dieses ganze Problem der neuen Wissenschaft als im Alterthum durch Fortbildung der Lehre Plato's Aristoteles ein solcher gewesen ist. C. H.

— Untersuchungen über den Ursprung der deutschen Stadtverfassung. Von Dr. F. Keutgen. Leipzig, Duncker & Humblot 1895. XI, 236 SS. 8°. 5 ℳ — Seit Jahrzehnten gehört die Frage nach dem Ursprung der deutschen Stadtverfassung zu den am häufigsten behandelten und am lebhaftesten umstrittenen Fragen der Verfassungsgeschichte. Es ist das völlig begreiflich: das gewaltige Material, das über die Entwickelung der deutschen Städte überliefert ist, zeigt eine fast unübersehbare Fülle individueller Verschiedenheiten, die auf locale Ursachen politischer und wirthschaftlicher Natur zurückzuführen sind: aus ihnen die gemeinsame Grundlage, die Principien und Tendenzen dieser Entwickelung zu ermitteln, ist um so schwieriger, als auch die ältesten der uns vorliegenden Urkunden schon etwas Gewordenes voraussetzen. Gegenwärtig stehen sich zwei Ansichten gegenüber: die Marktrechtstheorie, vertreten von Schröder, Sohm u. A., und die neuerdigs hauptsächlich von Below vertretene Herleitung der Stadtgemeinde von der Landgemeinde. Der Kampf um diese Theorien, die beide ohne Frage auf sehr beachtenswerthe Grundlagen zurückgehen, hat neuerdings vielfach recht unerfreuliche Formen angenommen. Um so wohlthuender berührt der ruhige, rein sachliche Ton der vorliegenden Arbeit, die auch beim Gegner die Verdienste willig anerkennt. Der Verfasser zieht die gesammten deutschen Städte in den Kreis seiner Beobachtung; er theilt sie in 4 Gruppen ein: die alten, ehemals römischen Bischofsstädte an Rhein und Donau, die er vorzugsweise ins Auge faßt, die seit dem 9. Jahrh., gleichviel ob im Anschluß an einen Bischofssitz, einen königlichen Hof oder sonstwie entstehenden Städte, die künstlichen Stadtgründungen seit Ende des 11. Jahrhunderts, die gleich ein fertiges Stadtrecht erhielten, endlich die weniger in Betracht kommenden seit etwa Ende des 13. Jahrhunderts entstandenen Landstädtchen, die zwar im Rechtssinn Städte waren, im Uebrigen aber Dörfer blieben. Er untersucht nun in einem ersten Hauptabschnitt die Entstehung der Stadtgerichtsverfassung, in einem zweiten die der Stadtgemeindeverfassung. Ohne auf die Einzelheiten der Untersuchung einzugehen, heben wir nur kurz einige Hauptgesichtspunkte hervor. Die Stadt war nicht blos Ortsgemeinde, sondern zugleich Bezirk der öffentlichen Gerichtsbarkeit; in rechtlichem Sinne wurde die Gemeinde erst Stadt durch die Erhebung zu einem besonderen Bezirke der öffentlichen Gerichtsverfassung. Diese Erhebung war in den Bischofsstädten schon vor Uebertragung der Gerichtsbarkeit an die Immunitätsherren erfolgt; als ihre Ursache ist nicht (mit Heusler) die Immunität des Kirchenguts anzusehen. Der Verfassung des Stadtgerichts liegt überall das Schema der Landgerichtsverfassung zu Grunde. Als rechtlichen Grund der Sonderstellung der Städte innerhalb der öffentlichen Gerichtsverfassung sieht Keutgen die Eigenschaft der Stadt als Burg, den besonderen Burgfrieden, der infolgedessen in ihr herrschte, an; auf die scharfsinnigen Untersuchungen über die Wichtigkeit der Befestigung für den Begriff Stadt, über die Beziehungen zwischen Burg und Stadt mag nur im Allgemeinen hingewiesen werden. Dagegen hat das Marktrecht zunächst mit der Gestaltung der städtischen Gerichtsbarkeit nichts zu thun; insofern wendet sich Keutgen entschieden gegen die Vertreter der Marktrechtstheorie, wenn er auch sonst ihren Ausführungen über die Bedeutung des Markts für die städtische Entwickelung vielfach zustimmt. Von besonderem Interesse sind die Ausführungen über das Marktsymbol und den Begriff Weichbild. Der zweite Hauptabschnitt betrachtet die Stadt als „Ortsgemeinde mit autonomen Befugnissen"; insofern unterscheidet sie sich von vornherein nicht von den Landgemeinden. Wenn sie in der Folge eine eigenthümliche Entwickelung genommen hat, so ist dieses wesentlich auf wirthschaftliche Ursachen zurückzuführen: auf Handel und Einwanderung. Eine weitere Vorbedingung des Gedeihens der Städte war ferner die eigenthümliche Regelung der Grundbesitzverhältnisse, über die der Verfasser sehr eingehend handelt. Das letzte Capitel handelt vom Rath, der gewissermaßen den Schlußstein in der Entwickelung der Stadtgemeindeverfassung bildet; seine Entstehung war die naturgemäße Folge der neuen wirthschaftlichen Aufgaben und der politischen Rolle, die mit der Zeit den Städten zufiel. Auf die im Zusammenhang damit gegebenen Ausführungen über die Stellung der Kaufmannschaft zur Bürgerschaft überhaupt, über die Gemeindebefugnisse, insbesondere die neuerdings lebhaft verhandelte Frage, ob die Verwaltung von Maß und Gewicht im Mittelalter der Gemeinde oblag, u. A. können wir hier nicht weiter eingehen. Keutgen's Werkchen darf jedenfalls, wenn es auch kaum eine der mannigfachen Streitfragen zum Abschluß bringt, als einer der werthvollsten neueren Beiträge zur Geschichte der Stadtverfassung bezeichnet werden. —m—

△ In R. v. Decker's Verlage in Berlin sind Sonderabdrücke der königl. preußischen Anweisung betreffend die Sonntagsruhe im Gewerbebetriebe mit Ausnahme des Handelsgewerbes, sowie der Bekanntmachung des Bundesraths betreffend die Ausnahmen von dem Verbote der Sonntagsarbeit im Gewerbebetriebe nebst den dazu erlassenen Erläuterungen hergestellt worden, welche zu äußerst billigen Preisen bezogen werden können. Betheiligte Kreise seien hierauf aufmerksam gemacht. — Kreisausschußsecretär C. Winkelmann hat das Reichsgesetz betreffend die Unterstützung von Familien der zu Friedensübungen einberufenen Mannschaften vom 10. Mai 1892 nebst den Ausführungsvorschriften des Bundesraths vom 2. Juni 1892 nach den bisher ergangenen Ausführungsbestimmungen der preußischen Ministerien kurz erläutert und die Ausgabe mit Tabellen für die Berechnung der Unterstützungsbeiträge versehen (Berlin, Liebel'sche Buchhandlung).

— Das Reichstagshaus in Berlin. Eine Darstellung der Baugeschichte und der künstlerischen Ausgestaltung des Hauses. Von Maximilian Rapsilber. Mit 2 Illustrationen und dem Bildniß des Erbauers. Berlin, Verlag von Georg Siemons. — Ein mit großer Sachkenntniß verfaßtes Schriftchen, das über alle einzelne Phasen der Baugeschichte des Reichstagsgebäudes orientirt und durchgehends auf seine hohe künstlerische Bedeutung mit Nachdruck hinweist. Der Erläuterung kommt ein Grundriß und eine Ansicht der Hauptfront zu Hilfe. Der warme Ton der Anerkennung, die der Verfasser dem genialen Baumeister zollt, wirkt sehr wohlthuend. „Gewiß wird für alle Zeiten," so schließt er, „zu den edelsten Culturgütern des Volkes auch dieses große Kunstwerk gezählt werden und die Späteren werden vielleicht noch tiefer als wir zu würdigen wissen, was Paul Wallot geleistet hat für »Staat und Stadt«." Daß es die königliche Akademie der bildenden Künste in Dresden gewesen ist, die den Meister Wallot als Lipsius' Nachfolger berufen hat, kann uns nur mit gerechtem Stolz erfüllen! j.—

— „Kleines Tonkünstlerlexikon" von Paul Frank. Leipzig, Verlag von Carl Merseburger. 1895. Preis: geh. 1 ℳ, gebd. 1,35 ℳ — Das in jeder Hinsicht praktische Büchlein bedarf keiner weiteren Empfehlung unsererseits: auch die neunte, revidirte und wiederum bedeutend vermehrte Auflage des „kleinen Frank" weist alle seine Vorzüge aufs neue auf. Man kann sich leicht und schnell über alle hervorragenden Persönlichkeiten aus dem Reiche der Tonkunst orientiren und erfährt über sie das Nöthigste in gedrängter Kürze. Die Biographien sind — soweit wir das nach einigen Stichproben beurtheilen können — exact gearbeitet und lassen alles nur halbwegs entbehrliche Beiwerk bei Seite. Der dem Lexikon beigegebene bibliographische Anhang, welcher eine kleine Auswahl neuerer lexikalischer, bibliographischer, geschichtlicher, biographischer und einiger anderer Schriften über Musik enthält, wird vielen Musikern und auch Musikfreunden sehr willkommen sein. P. A.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 72. Dienstag, den 18. Juni. 1895.

Erinnerungen an den Tag von Eckernförde.

Von A. N. Harzen-Müller. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Unter den vielen Gemälden der Berliner Kunstausstellung von 1894 nahm das große Bild von Karl Saltzmann „Uebergabe der dänischen Schiffe »Christian VIII.« und »Gefion«" unstreitig ein lebhaftes Interesse in Anspruch. Saltzmann war bekanntlich der Mal- und Zeichenlehrer unseres Kaisers und gehörte zu den ständigen Begleitern desselben auf den Nordlandsfahrten; er besitzt die kleine und die große goldene Medaille, gehört seit 1892 zu den Mitgliedern der Akademie der Künste und hat nunmehr die neu errichtete Classe für Marinemalerei an der Berliner Kunstakademie übernommen. Das erwähnte Gemälde zählt fraglos zu seinen besten Arbeiten. Der Meister hat jenen bedeutungsvollen Moment dargestellt, da gerade die beiden vor Anker liegenden Schiffe, denen die Nähe des Landes und der widerwärtige Wind jede Hoffnung auf ein Entkommen nehmen, sich ergeben müssen. Von der Gaffel „Christian VIII." fällt soeben der stolze Danebrog nieder, während der auf der „Gefion" noch oben weht; daß der „Christian VIII." in Brand gerathen ist, verräth der aus allen Stückpforten entweichende Dampf und Rauch; vier Boote mit Verwundeten sind von den besiegten Schiffen abgestoßen, ein fünftes soll noch zu Wasser gebracht werden. Die wohlgezielten Schüsse der Deutschen haben die schönen Schiffe arg zugerichtet, die Segel sind zerfetzt, die Masten und Raaen zersplittert, der Rumpf zeigt ein Loch neben dem andern, die Schanzkleidung ist zum Theil fortgerissen. Im Hintergrunde sieht man in der Abenddämmerung die rothen Dächer von Eckernförde mit der Nikolaikirche liegen; rechts und links am Strande bezeichnen die lustig im Winde wehenden schwarz-roth-goldenen Fahnen die Stellung der beiden Strandbatterien, deren von achtzig schleswig-holsteinischen Artilleristen bediente zehn Kanonen die 132 ehernen Schlünde der mächtigen Kriegsschiffe zum Schweigen und zur Uebergabe zwangen. Daß der Maler das Wasser so aufgeregt und den Wind so stark sein läßt, daß die „Gefion" sich ganz auf die Backbordseite wirft, ist historisch nicht richtig und wohl nur der malerischen Wirkung wegen zu erklären: es blies an jenem Abend nur eine leichte Brise von der See her in die Eckernförder Bucht hinein, allerdings stark genug, um die „Gefion" so nahe an den Strand zu bringen, daß sie fest saß. Auch strich die „Gefion", deren Steuer zerschossen war, und die schon seit Mittag nicht mehr am Feuern theilnahm, zuerst ihre Flagge, und nach ihr that das Linienschiff dasselbe, nachdem seine Takelage und sein Steuer durch Treffer der von dem tapferen Hauptmann Müller befehligten nassauischen Batterie derart beschädigt worden waren, daß jedes Entrinnen unmöglich war. — Wer die Geschichte der „Gefion" kennt, der wird dem Viceadmiral Batsch Recht geben, der von ihr gesagt hat: „Die Schicksale der »Gefion« und die verschiedenartigen Ansprüche auf ihren Besitz bilden eine der dunkelsten Seiten der Geschichte jener Zeit" und „So glorreich der 5. April 1849 für die deutschen Waffen gewesen war, ebenso wenig glorreich war das Schicksal der an jenem Tage genommenen Trophäe, des Schmerzenskindes der deutschen Flottenbestrebungen." Bekanntlich wurde von nicht weniger als sechs Seiten auf den Besitz des eroberten Schiffes Anspruch erhoben. Man nahm ihm die Kanonen, mit denen man Düppel und Rendsburg versorgte, man nahm ihm den Namen und taufte es von Frankfurt aus auf den Vorschlag des Ministers des Handels und der Marine „Eckernförde", um es schließlich wieder „Gefion" zu nennen; man gab ihm einen aus der dänischen Marine hervorgegangenen Capitän zum Commandanten und begann erst nach vier Monaten mit den nothwendigsten Reparaturen der „Perle der dänischen Flotte", aus deren Schiffen die „Gefion" einst ausgewählt worden war, um den dänischen Thronerben, den späteren König Friedrich VII., nach Cadiz und Gibraltar zu führen. Dreimal hinter einander beschloß man die „Gefion" aus dem inneren Eckernförder Hafen, wo sie unthätig lag, herauszubugsiren: der der schleswig-holsteinischen Regierung gehörende Kriegsdampfer „Bonin" sollte sie nach Kiel schleppen, der Stettiner Dampfer „Preußischer Adler" sollte sie für Preußen nach Swinemünde bringen, das Reich wollte sie unter Reichsflagge und unter Reichscommando nach Wismar oder in die Trave schaffen lassen: schließlich aber geschah gar nichts, und es hieß nach dem Grundsatz des Fürsten Metternich: „Alles beim Alten lassen!" Nach einer blutigen Meuterei an Bord wurde die „Gefion" dem dänischen Commandeur genommen und einem tüchtigen deutschen anvertraut, dem jedoch bald ein wenig tüchtiger englischer folgte, der Lieutenant Tatscher, dessen Vorgesetzter der Admiral des deutschen Bundes Brommy war; in ihrer Gaffel wehte jetzt die schwarz-roth-goldene Tricolore. Nach dem Gefechte von Missunde, am 12. September 1850, drangen die Dänen siegreich gegen Süden vor und dänische Kriegsschiffe fuhren in die Eckernförder Bucht ein und beschossen den Hafen und die schleswig-holsteinischen Tirailleurs, wobei einige 24pfündige Granaten in den Bug der „Gefion" einschlugen, die, um ihre Neutralität zeigen und wahren zu können, jetzt die preußische Kriegsflagge führte zum Schutze ihrer 160 Mann starken Schiffsmannschaft und der hundert Mann Besatzung, welche dem heutigen Königsgrenadier-Regiment Nr. 7 (2. Westpreußisches) entnommen war und von dem Hauptmann v. Szymborski und dem Lieutenant v. Drygalski commandirt wurde. Während nun die Kanonenboote von Osten her ihre Kugeln über das Schiff warfen, das sie einst zu den ihrigen gerechnet hatten, steckten dänische Soldaten ein großes Holzlager, in dessen unmittelbarer Nähe die Fregatte am Bollwerk festlag, in Brand und nur mit der größten Anstrengung gelang es, das verheerende Feuer, das bereits an den Raaen und Masten des Schiffes züngelte und leckte, zu löschen. Erst als die Dänen wieder abgezogen waren, und nachdem der mittlerweile wieder hergestellte deutsche Bund die Einstellung der Feindseligkeiten in Schleswig-Holstein erzwungen hatte, da endlich konnte auch die „Gefion" frei auslaufen. Im October 1850 segelte sie unter Führung des alten Eckernförder Lootsen Hansen und unter preußischer Flagge mit den hundert preußischen Infanteristen und mit nur dreißig Matrosen — die vorgeschriebene volle Besatzung betrug 375 Mann! — nach der Lübecker Bucht ab und landete, nachdem sie in einem schweren Wetter bei Fehmarn beinahe gescheitert wäre, die preußischen Soldaten in Travemünde. Diese preußische Flagge, unter der die „Gefion" damals fuhr, ist noch erhalten und schmückt das Officierscasino des jetzt in Liegnitz garnisonirenden Königsgrenadier-Regiments! Sie besteht aus einem zurechtgeschnittenen Schiffssegel der „Gefion", auf das in aller Eile ein Kreuz und ein preußischer Adler mit schwarzer Oelfarbe gemalt worden sind! Am 18. November zogen die Königsgrenadiere unter Vorantragung der eroberten dänischen Schiffsflagge in Berlin ein, wo König Friedrich Wilhelm IV. ihnen als Belohnung für den ihnen jedenfalls ungewohnten Wachdienst auf der „Gefion" tausend Thaler und dem Regiment „zur Erinnerung und zur Conservirung" die Fahne derselben schenkte. Als aber schon nach einigen Tagen dieses preußische Commando nach Kurhessen

abrücken mußte, um der durch bayerische und österreichische Truppen gebildeten Bundesexecution entgegenzutreten, oder doch wenigstens die dortigen preußischen Etappenstraßen zu besetzen, da nahm es die Flagge mit sich; und so wehte auf dem Quartier der preußischen Königsgrenadiere im hessischen Sünna bei Vacha an der Werra die dänische Orlogsflagge! Später soll diese Flagge der „Gefion" dem Reichsverweser Erzherzog Johann nach Frankfurt übersandt, von diesem dem Zeughause in Mainz zur Aufbewahrung übergeben und von dort im Jahre 1873 dem Zeughause zu Berlin überwiesen worden sein. So wenigstens heißt es in den Katalogen des Berliner Zeughauses über die unter Nr. 62 angeführte Kriegstrophäe, die „Orlogsflagge der dänischen Fregatte »Gefion«". Und thatsächlich befindet sich in einer Ecke des Obergeschosses, und zwar in jenem der Erinnerung an die beiden ersten deutschen Kaiser geweihten Raume, eine sehr große und sehr gut erhaltene dänische Fahne, deren Stange ein Täfelchen trägt mit der Inschrift „Schiffsflagge des dänischen Königsschiffes (sic!) »Gefion« 1849". Oder ist dies jene Flagge, welche während des Kampfes auf der „Gefion" geweht hat und zuerst die Uebergabe der Dänen anzeigte? Diese Berliner Flagge ist gar keine Danebrogsfahne; sie zeigt nicht das einfache weiße, liegende, sogen. lateinische Kreuz auf rothem Grunde, sondern enthält im Treffpunkte der das Kreuz bildenden Balken ein weißes Quadrat, in dem der goldene Namenszug König Friedrich's VII. mit der goldenen Königskrone darüber zu sehen ist! Die Fahne ist rechtwinklig, ohne die zwei Zungen aufzuweisen, welche die jetzige dänische Kriegsflagge an ihrer der Stange oder dem Tau abgekehrten Schmalseite hat. Ganz genau so ist eine andere dänische Fahne, welche im Erdgeschoß des Zeughauses hängt; sie wehte am 3. April 1849 auf der Landungsbrücke von Apenrade und wurde von dem tapferen Musketier Heinr. Freese von der 3. Compagnie des 9. Schleswig-Holsteinischen Linienbataillons trotz des heftigsten Feuers zweier in der Bucht liegenden dänischen Kriegsschaluppen von ihrer Stange heruntergeholt; zum Andenken an diese Heldenthat trägt sie in großen schwarzen Buchstaben eine entsprechende Inschrift. Es scheint mir unmöglich zu sein, daß jene jetzt noch so vorzüglich erhaltene „Gefion"-Flagge die furchtbare Kanonade im Eckernförder Hafen durchgemacht haben soll; möglich, daß man sie an Bord der eroberten „Gefion" auffand und später nach Berlin brachte. Auch glaube ich nicht, daß mit dieser kolossalen Fahne die preußischen Königsgrenadiere in Berlin eingezogen und dann in Hessen eingerückt sind; sie ist zu groß, um auf dem Marsche von einem Fahnenträger getragen werden zu können. Eine zweite „Gefion"-Flagge wird in der historischen Sammlung der Marine-Akademie und -Schule zu Kiel aufbewahrt, wohin sie im Jahre 1889 von der königlichen Zeughausverwaltung in Berlin überwiesen worden ist. Sie hat die Form der jetzt gebräuchlichen dänischen Kriegsflagge, d. h. mit zwei Zungen, ohne den Namenszug des Königs Friedrich VII. und ohne die Königskrone darüber. Außer dieser Orlogsflagge der „Gefion" befindet sich in Kiel auch noch ein Wimpel dieses Schiffes. Dazu kommt, daß noch eine dritte Flagge der „Gefion" existirt, welcher man nachrühmt, die Eckernförder Kanonade am 5. April mitgemacht zu haben, und welche man für die echte hält; sie befindet sich auf der Veste Coburg. Wie der Director der dortigen herzoglichen Sammlungen mir mittheilte, ist sie verhältnißmäßig gut erhalten und zeigt den Danebrog, das weiße, liegende lateinische Kreuz auf rothem Grunde; auch der Wimpel von der „Gefion" wird dort aufbewahrt nebst anderen werthvollen Erinnerungen an den 5. April 1849, von denen noch die Rede sein wird. Leider ist es mir nicht gelungen, zu erfahren, auf welche Weise und von wem oder durch wen der verstorbene Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha diese Fahnen und die übrigen Schätze erhalten hat. Man sieht, es geht mit der Flagge der „Gefion" ebenso wie mit dem heiligen Rocke: dort Berlin, Kiel und Coburg, hier Argenteuil und Trier! Mir gilt die Coburger allein für echt und werthvoll. Die „Gefion", welche schon vor Travemünde die preußische Flagge mit der deutschen Tricolore vertauscht hatte, fuhr nach Ausschiffung der Königsgrenadiere, wieder unter preußischer Flagge, nach der Weser; schon unterwegs, auf der Höhe von Helgoland, wo sie von der deutschen Dampfcorvette „Ernst August", Capitänlieutenant Reichert, empfangen wurde, hißte sie wieder die deutschen Farben, welche, als das Schiff in Bremerhaven anlangte, mit einem Freudensalut von 21 Kanonenschüssen begrüßt wurden. Als dann die deutsche Kriegsflotte aufgelöst und durch Hannibal Fischer verkauft wurde — das letzte Stück dieser traurigen Auction soll ein leerer Sarg gewesen sein! —, übernahm Preußen die „Gefion", deren Führer der Commodore Schröder wurde. Nachdem sie im Juni und Juli 1852 in Vlissingen gedockt worden war, trat sie im October zusammen mit „Amazone" und „Merkur" eine größere Reise an nach Afrika, Amerika, England, Kleinasien und Schweden; damals machte auf ihr der spätere commandirende Admiral der kaiserlich deutschen Marine, Admiral Frhr. v. d. Goltz, als Cadett seine erste Fahrt. Ihre letzte Fahrt im Jahre 1856 ging nach Brasilien. Dann wurde sie Ende der sechsziger Jahre in Kiel als Artillerieschulschiff der norddeutschen Bundesflotte und später als „schwimmende Caserne" der deutschen Reichsmarine benutzt, um endlich, bei einem Versuchsschießen als Zielscheibe dienend und von einem wohlgezielten Torpedo getroffen, in die Luft zu fliegen. War es auch der „Gefion" nicht beschieden, als „Marinemuseum" verwendet zu werden — ähnlich wie die beiden Flaggschiffe Nelson's in England, „Foudroyant" auf der Themse und „Victory" zu Portsmouth —, der Name des Schiffes lebt in unserer Marine weiter, welche seit Kurzem wieder einen neuerbauten Kreuzer 3. Classe „Gefion" und eine der Landungsbrücken im Kieler Kriegshafen „Gefionbrücke" getauft hat.

Wir kommen nunmehr zu den Erinnerungen, welche von „Christian VIII." übrig geblieben sind. Nach der kolossalen Explosion dieses Schiffes, die alle vier Elemente in Thätigkeit setzte und deren Luftdruck sich von Eckernförde bis in die Stadt Schleswig fühlbar machte, beschloß man sofort die ins Meer gesunkenen Gegenstände heraufzuholen. Die Ankerketten, Kanonen und andere noch brauchbare Theile kamen im Herbste 1849 ins Arsenal der deutschen Kriegsflotte nach Bremerhaven, wohin ein dänisches Schiff, das unter deutscher Flagge fuhr, sie brachte; einige Geschütze wurden auch neben denen von der „Gefion" zur Vertheidigung von Düppel benutzt und eines wurde auf das Grab des tapferen Commandanten der Süderschanze gestellt, des Feldwebels Preußer aus Rendsburg, der bei der Leitung der Ausschiffung der Todten und Verwundeten das Schicksal von 250 Menschen theilte und auf dem explodirenden Schiffe getödtet wurde; man bettete den Helden am Ostersonntage 1849 auf dem Borbyer Kirchhofe bei Eckernförde in die kühle Erde; dort schmückt noch jetzt die dänische Schiffskanone seine Ruhestätte. Der mächtige Anker des „Christian VIII." wurde an der Außenwand des Chores der Eckernförder Nikolaikirche aufgehängt, wo er noch heute zu sehen ist. Auch die Flagge des „Christian VIII." wurde aus dem Meere aufgefischt; der Erbprinz von Augustenburg brachte das Siegeszeichen am 22. April 1849 nach Frankfurt und schenkte es Namens der Statthalterschaft der Herzogthümer dem Reichsverweser Erzherzog Johann. Sie soll ebenfalls wie die Fahne der „Gefion" später ins Berliner Zeughaus gekommen sein; aber obgleich sie im Kataloge unter Nr. 61 als „Orlogsflagge des dänischen Linienschiffes »Christian VIII.«" angeführt wird, habe ich von ihr trotz eifrigen Suchens und mehrfach angestellter Erkundigungen keine Spur entdecken können! Da sie doch sicherlich zu den „besonders wissens- und sehenswerthen" Gegenständen des Zeughauses gehört, müßte sie an einer bevorzugten Stelle dem Besucher der Sammlungen zugänglich sein! Daß dies aber nicht geschieht, hat seinen sehr einfachen Grund: Diese Flagge des „Christian VIII." befindet sich ebenfalls seit 1889 bereits in Kiel, und es gilt von ihr dasselbe, was ich oben von der Fahne der „Gefion" gesagt habe. Obgleich sie also seit sechs Jahren aus Berlin fort ist, wird sie im Kataloge des Berliner Zeughauses noch immer angeführt! Wie ich dagegen in Erfahrung gebracht habe, befindet sich die einzige und echte Flagge von „Christian VIII." gleichfalls im Erdgeschoß des prächtigen Fürstenbaues auf der Veste zu Coburg; sie ist aber infolge der Explosion so zerfetzt, daß nichts Näheres mehr daran zu erkennen ist. Außer den beiden Schiffsflaggen befinden sich daselbst auch die große vergoldete Galjon vom „Christian VIII.", welche den gleichnamigen König mit Krone und Scepter darstellt, und der Degen Paludan's, des Capitäns vom „Christian VIII.", den dieser als Zeichen seiner Ergebung in die Hände des Herzogs Ernst II. legte, des Befehlshabers der deutschen Reservebrigade. Uebrigens schreibt der Herzog in seinem Buche: „Aus meinem Leben und aus meiner Zeit" so: „Ich beschied den Commandanten Capitänchef Paludan sowie den Capitän Meyer von der »Gefion« in mein Quartier, wo dieselben in Begleitung ihrer Adjutanten alsbald erschienen und mir ihre Degen überreichten. Ich lud die Herren zum Thee ein und stellte den anderen Tag den unglücklichen Capitänen ihre Waffen zurück." Das Galjonsbild ist seiner Zeit

durch ein Gothaer Speditionshaus von Eckernförde nach Coburg geschafft worden: das ist Alles, was ich über dasselbe habe ermitteln können.

Es war ein hartes Geschick für Dänemark, daß seine beiden besten Schiffe so jämmerlich verloren gehen mußten! Es war eine grausame Ironie des Zufalls, daß die Kopenhagener Zeitungen, welche die von unbedingtem Vertrauen auf die Unüberwindlichkeit der Schiffe zeugenden Worte enthielten: „Der Krieg in den Herzogthümern wird eine entscheidende Wendung nehmen! Gestern verließen »Christian VIII.« und »Gefion« die Rhede" — daß diese Zeitungen in Schleswig-Holstein erst eintrafen, als das eine der stolzen Schiffe gefangen war, das andere gar nicht mehr existirte! Der Reichshandelsminister Arnold Duckwitz erzählt in seinem Frankfurter Tagebuch den Eindruck, welchen die ihm von Heinrich v. Gagern mitgetheilte Siegesnachricht von Eckernförde auf ihn machte, so: „Wir drückten uns kräftig die Hand; also jetzt haben wir uns die erste Segelfregatte erobert! Ein Blitzstrahl in der Nacht unserer Zustände! Jetzt war natürlich nur von diesem Siege die Rede!" Und jubelnd schrieb die „Deutsche Marine-Zeitung", welche in Tönning herausgegeben und gedruckt wurde und wöchentlich zweimal erschien, in ihrer ersten Nummer des zweiten Jahrganges, die auch ein „Ocean (Nach Byron)" überschriebenes Gedicht von Reinhold Werner enthält, Folgendes: „Mit dem Verlust der Herzogthümer geht Dänemarks Seegeltung zu Ende; es kann keine Flotte mehr halten, wenn es sie auch bemannen könnte. Die Wahrzeichen der Zeit spielen in dem letzten Act von dem Drama des dänischen Wasserlebens eine ergreifende Rolle. Niemand wird sie als solche verkennen können! Nur noch die Echos von Ruhm und Macht hallen über den Kielwassern der dänischen Marine, und selbst das Kreuz, das der schlaue Aberglaube vom Himmel fallen sah und das zum Sinnbild der dänischen Flagge ward, kann den kommenden Untergang nicht hemmen, und wenn sie auch weht bis auf den letzten Augenblick! Der prachtvolle Dreidecker mit dem königlichen Namen ging gräßlich aus der Welt, sein Schicksal war dem Schicksal des »offenen Briefes« ähnlich. So geht es, wenn der Allmächtige seine Hand erhebt! Und die am meisten die wehrlosen deutschen Kauffahrer jagte und drängte, die »Gefion«, die schöne Fregatte mit dem Namen einer Heidin aus dem skandinavischen Himmelreich, die einst in sturmvollen Nächten die Länder von einander pflügte und den Sund erschuf und damit die Möglichkeit jenes Zolls und das Dasein einer Hauptstadt am Sunde, diese Fregatte fiel den Deutschen in die Hände, und kein Kreuz weht mehr in ihrer Gaffel, sondern Schwarz-Roth-Gold!" — Kurz bevor die Explosion auf dem „Christian VIII." erfolgte, wollte der Adjutant Paludan's, der Schiffslieutenant Graf Wedel-Jarlsberg, ein Norweger von Geburt, die Schiffspapiere seines Vorgesetzten vom Bord des brennenden „Christian VIII." retten. Wunderbarerweise wurde der Graf durch den starken Luftdruck der Explosion, bevor er sein Vorhaben ausgeführt hatte, ins Meer geschleudert und konnte sich durch Schwimmen ans Land retten, während seine Kameraden, die Capitänlieutenants Krieger und Marstrand und die Schiffsärzte Smith und Ibsen, getödtet wurden. Der ganze Strand war besät mit den verschiedensten Gegenständen des Schiffes, und selbst im Westen von Eckernförde fand man deren viele; so wurde der letzte Bericht Paludan's, den er an Bord des „Christian VIII." noch um 5 Uhr Nachmittags an den Commandeur Garde, den Oberbefehlshaber des dänischen Ostseegeschwaders, geschrieben hatte, auf einem Felde unweit der Stadt aufgefunden. — Auch Schreiber dieses besitzt eine Seite aus dem Schiffsjournal des dänischen Kriegsdampfers „Geiser"; dieses Journal hat sich also zur Zeit der Explosion am Bord des „Christian VIII." befunden, dessen Capitän Paludan früher den „Geiser" führte. Leider bezieht sich der Inhalt dieses arg zerfetzten und beschmutzten Blattes nicht auf die unmittelbar vorhergegangenen Eckernförder Ereignisse, sondern auf eine frühere Zeit, auf den 21. Mai des Jahres 1848. Das betreffende Blatt befindet sich in einem Papierumschlage, welcher das Wasserzeichen eines laufenden Pferdes, des Wappens von Hannover, ein Firmenzeichen und die Jahreszahl 1848 enthält und eine handschriftliche Beglaubigung seines Inhaltes trägt. Man unterscheidet drei Berichte mit der Namensunterschrift Paludan's, sehr deutlich geschrieben, und einen ohne Unterschrift und schwierig zu entziffern. In ihnen werden erwähnt das dänische Dampfschiff „Caroline Amalia" und die Corvette „Galathea", Capitän Profilius, eine Blokade Preußens, der Eidercanal, Swinemünde, Tönning und Holtenau, der General v. Hedemann rc.; sie enthalten ferner einen Befehl Paludan's an den Premierlieutenant Gandie, der dem Oberst v. Hansen, Commandanten von Alsen, unterstellt war, und einen unvollständigen „Unterthänigen Bericht an das Marineministerium zu Kopenhagen". — Zu dem am 5. April 1849 gegen Eckernförde heranfahrenden Geschwader, dessen Chef Garde war, gehörten bekanntlich außer „Christian VIII." und „Gefion" noch die Radkriegsdampfer „Geiser" und „Hekla" mit je sechs Geschützen, drei Jachten mit Landungstruppen, die Corvette „Galathea" und die Brigg „Merkur"; die beiden letzteren fuhren jedoch bald wieder ab, um den Kieler Hafen zu blokiren. Der „Geiser", Capitänlieutenant Wulff, erhielt den ersten Schuß von der Nordbatterie und ging in See, um den Schaden zu repariren; er kehrte aber bald zurück und sollte die „Gefion" aus dem feindlichen Feuer fortschleppen, was mißlang. Er wendete sich alsdann gegen die Südbatterie und beschoß sie heftig, worauf er den zweiten Versuch machte, sich der in arger Noth befindlichen „Gefion" — dieselbe hatte schon über 80 Todte und Verwundete — zu nähern, wobei ein Schuß, den der Bombardier Wommelsdorff abgab, seine Maschine so gut traf, daß er sich im Schlepptau der „Hekla" auf die hohe See zurückziehen mußte. Wie „Geiser" der „Gefion", so sollte „Hekla", Capitän Aschlund, dem „Christian VIII." helfen und ihn fortbringen; aber auch dies gelang nicht, denn „Hekla" bekam einen Schuß ins Steuerruder und einen zweiten ins Rad. Kampfunfähig gemacht, zog sich der Dampfer aus der Schußweite zurück, kam zwar noch einmal in die Bucht, sah aber bald das Nutzlose und Vergebliche seines Vorhabens ein und fuhr gegen 5 Uhr Nachmittags nach Sonderburg ab. Das Andenken an diese beiden Dampfer ist in der dänischen Marine noch heute wach geblieben; dieselbe besitzt zwei neue Kreuzer Namens „Geiser" und „Hekla", welche, wie kürzlich gemeldet wurde, zu den Eröffnungsfeierlichkeiten des schleswig-holsteinischen Nordostseecanales entsendet wurden.

Nach diesem „merkwürdigsten Kriegsereignisse aller Zeiten" am Tage von Eckernförde, der die Deutschen nur 4 Todte und 17 Verwundete kostete, hatten die dänischen Kriegsschiffe nur wenig Gelegenheit, sich mit den Deutschen zu messen oder gar die an jenem Tage erhaltene Schlappe wett zu machen. Am 13. April 1850 wurde Paludan vom „Christian VIII." durch das dänische Kriegsgericht zu vier Monaten Festung verurtheilt, Capitän Meyer von der „Gefion" dagegen freigesprochen; außerdem erhielt der Ostseegeschwaderchef Garde zwei Monate Festung. Ihm muß man die Hauptschuld an dem Verluste der beiden schönen Schiffe und der vielen Menschenleben zumessen, von ihm ging der Befehl aus, trotz des ungünstigen Windes in die innere Bucht von Eckernförde einzulaufen. Von den tapferen Deutschen habe ich Preußer's oben schon Erwähnung gethan; das Grab des Hauptmanns Jungmann, der die deutschen Batterien commandirte, befindet sich auf dem Jacobikirchhofe zu Hamburg, wo er im März 1862 einem Blutsturze erlag. Der Rendsburger Clairmont, der als Feldwebel die Nordbatterie befehligte, ist als Chausseeeinnehmer zu Bordesholm gestorben, wo er beerdigt liegt; Kameraden und Freunde haben seine Grabstätte, ebenso wie die Jungmann's, mit einem schönen Gedenksteine geschmückt. Auch an den Stellen, wo die Nord- und Südbatterie stand, und die schwarz-roth-goldenen Flaggen im Pulverrauch siegreich wehten, sind im Jahre 1869 Denkmäler errichtet worden, welche dem Einheimischen und dem Fremden, mag er zu Wasser oder zu Lande sich nähern, Kunde geben von den Heldenthaten, welche hier am Gründonnerstage des Jahres 1849 vollbracht worden sind.

Bücherbesprechungen.

— Gustav Jensen, Einführung in das geistliche Amt, vom Verfasser autorisirte Uebersetzung von O. v. Harling, mit Vorwort von Lic. Dr. G. Dalman. Leipzig, Alfred Janssen, 1895. S. 134. — Diese der norwegischen lutherischen Kirche entsprossene Schrift des am praktisch-theologischen Seminar in Christiania als Lehrer beschäftigten Verfassers ist durch die dem lutherischen Norden eigenthümliche Innigkeit und Tiefe ausgezeichnet, ohne daß darin die praktischen Gesichtspunkte ganz außer Acht gelassen würden. Von ausländischen literarischen Erzeugnissen auf diesem speciellen praktisch-theologischen Gebiete ist das Buch eine Ergänzung der betr. Spurgeon'schen Schriften.

„Ein echt lutherischer Klang," heißt es in dem einführenden Vorwort, „wird hier laut, der uns Deutsche anheimelnd berührt. Es fehlen aber auch nicht eigenartige Untertöne, an das altnorwegische Saiteninstrument erinnernd, dessen wundersam gestimmte Untersaiten bei dem Spiele mitvibriren und dem Klange eine das Gemüth in der Tiefe berührende ernste und doch milde Färbung verleihen. Möge dem Hauptton wie den Untertönen sein vielstimmiges Echo in deutschen Landen nicht fehlen!" — Bereits ins Schwedische und Finnische übertragen, dürfte das Buch auch in Deutschland seine stille, segensreiche Mission erfüllen. In sieben Capiteln wird der Theologe hier an der Hand eines erfahrenen Lehrers und Rathgebers in die Aufgaben des geistlichen Amtes eingeführt. Mit tiefem Ernste bespricht der Verfasser dieses „onus et angelicis humeris tremendum" den geistlichen Beruf, indem er ausführt, wie dieses Amt vom Herrn kommt, wie groß seine Herrlichkeit und Verantwortlichkeit ist, wie der Diener der Kirche von Christo berufen ist auch zu priesterlichem Wandel und ritterlichem Kampf, um die Gemeinde Gottes, die ihm vertraut ist, als treuer Hirte zu leiten. Er giebt uns hier und da einen Wink zur Lösung der Aufgabe oft an der Hand der Schrift selber und beschreibt die cura generalis und specialis, die allgemeine und besondere hirtenmäßige Fürsorge, von denen die eine die andere ergänzen muß. Den Ausführungen sind Schriftabschnitte und Gebete vorausgeschickt. Wir freuen uns dieser Gabe und wollen besonders jüngere Geistliche darauf hingewiesen haben. D. K.

— Die jesuitischen Schriftsteller der Gegenwart in Deutschland. Von Friedrich Nippold. Leipzig, Friedrich Jansa 1895. 1 ℳ. — So eigenthümlich die Geschichte dieser Schrift ist, so werthvoll ist ihr Inhalt. Entstanden ist sie aus einem Vortrag in Darmstadt aus dem Jahre 1894, aus welchem das Einleitungs- und das Schlußcapitel nach stenographischer Nachschrift wörtlich mitgetheilt werden. Neu entworfen ist dagegen das ganze Haupt- und Mittelstück, und zwar mit Rücksicht auf die neuesten kirchenpolitischen Vorgänge in Deutschland; dieses aber besteht wieder aus einzelnen Stücken Text, die ihrerseits auch schon, und zwar im „Leipziger Tageblatt", abgedruckt worden sind, und aus Erläuterungen zu den einzelnen Abschnitten, die das eigentlich Neue dieser Schrift bilden. Dieser Text nun mit seinen Anmerkungen ist von besonderem Werth, weil er eine Zusammenstellung aller der schriftstellerischen Leistungen bietet, welche der Jesuitenorden der Jetztzeit bis auf diesen Tag zu Stande gebracht hat, und zwar von einem Sachkenner, dessen Fähigkeit der Beurtheilung Niemand anzweifeln wird und der jene Leistungen mit solch unbefangener Gerechtigkeit abgeschätzt hat, daß seine Kritiken mehrfach schon von ultramontanen Blättern als Reclame benutzt worden sind. Um so bemerkenswerther ist dieser kritische Katalog von Büchern aus allen möglichen Wissenschaften, von Büchern, die eins wie das andere nach bestimmter Schablone erdacht und entworfen, im völlig einheitlichen Geist ausgeführt und schließlich alle einem Zweck dienstbar gemacht sind. Wir beneiden die katholische Kirche nicht um dieses Heer von trefflich einexercirten Federhelden, aber der erschreckende Reichthum dieser jesuitischen Literatur mit ihren theilweise vorzüglichen Leistungen mag eine Warnung bilden für manchen evangelischen Schriftsteller, der kein höheres Vergnügen kennt, als niederzureißen, was die Väter gebaut haben. B. K.

— Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des Dreißigjährigen Krieges (1555 bis 1648). Von Moriz Ritter. Zweiter Band (1586 bis 1618). Stuttgart 1895, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. X, 482 SS. 8°. — Mehr als fünf Jahr sind vergangen, seit wir den 1. Band des vorstehenden Werkes an dieser Stelle (1890, Nr. 16) angezeigt haben. Der jetzt vollendete zweite beweist uns von Neuem, daß Ritter's groß angelegtes Werk ohne Frage zu den ausgereiftesten Arbeiten gehört, die bisher in der Cotta'schen „Bibliothek Deutscher Geschichte" erschienen sind. Das Jahrhundert, über das sich Ritter's Darstellung erstrecken will, ist eine der unerquicklichsten Zeiten unserer Geschichte; der Historiker, der das schnelle Hinabgleiten von dem sittlichen und geistigen Aufschwung des Reformationszeitalters zu dem Elend des großen Krieges darstellen will, sieht sich, wenn er einen größeren Leserkreis ins Auge faßt, einer äußerst undankbaren und in jedem Falle einer äußerst schwierigen Aufgabe gegenüber. Die Schwierigkeit liegt nicht sowohl in der Darstellung der inneren Gründe dieser Entwickelung, als in der Entwirrung der überaus verwickelten Fäden einer Politik, in der die gewaltigen kirchlichen Gedanken der Vergangenheit nach und nach von den Rücksichten kleinlichen Eigennutzes, confessioneller Zänkereien erstickt werden und in der ein nationales Empfinden dem Volke und seinen Fürsten fast ganz abhanden kommt. Immer verhängnißvoller macht sich der Einfluß des Auslandes geltend; fortwährend muß der Darsteller seinen Blick über die Grenzen des Reichs hinaus auf die Niederlande und England, auf Frankreich und Spanien, ja auch auf die östlichen und südlichen Nachbarn, auf Ungarn und die Türkei, Polen, Dänemark, Schweden richten. So bereiten sich jene traurigen Jahrzehnte vor, in denen Deutschland der Tummelplatz fremder Heere, der Spielball fremder Begehrlichkeit wurde. Zur Schilderung dieser Entwickelung war wohl kaum ein anderer deutscher Gelehrter so wohl vorbereitet, als M. Ritter, der durch seine im Auftrage der Münchener historischen Commission herausgegebenen Briefe und Acten zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges zuerst eine feste Grundlage für die Darstellung der Entstehungsgeschichte desselben geschaffen, dessen erstes größeres Werk, die Geschichte der Deutschen Union, sich inhaltlich mit einem großen Theile des vorliegenden Bandes deckt und der auch über zahlreiche andere Abschnitte desselben durch eine Reihe von Monographien Klarheit verbreitet hat. Wenn auch in außerdeutschen Archiven noch mancher Nachtrag zu finden sein dürfte, so beherrscht Ritter doch die Hauptmasse des Stoffes, den die deutschen Archive bieten, so gut wie vollständig. So ist er denn sehr wohl in der Lage, die politische Geschichte dieser Zeit in umfassender Weise darzustellen. Sie führt bekanntlich zum völligen Zusammenbruch des Reichsgedankens und zu dem Versuch der Selbsthilfe durch Zusammenfassung der kirchlichen und politischen Gegensätze in die beiden großen Bündnisse der Union und der Liga. Es ist uns unmöglich, an dieser Stelle weiter auf diese Entwickelung einzugehen, die durch die fortwährende Einwirkung des Auslands, durch die confessionellen Gegensätze, die inneren Verhältnisse der habsburgischen Länder und manche Einzelfragen, wie vor Allem den Jülicher Erbfolgestreit, noch wesentlich verwickelter gestaltet wird. Durch die mannigfach verschlungenen Pfade dieser Politik führt uns Ritter, der von seinen Lesern allerdings fortwährend angespannte Aufmerksamkeit verlangt, in klarer und überzeugender Darstellung; was besonders wohlthuend berührt, ist die kühle Unbefangenheit, mit der er dem Standpunkt der verschiedenen Religionsparteien gerecht zu werden sucht. Vortrefflich sind die handelnden Hauptpersonen charakterisirt. Besonders möchten wir noch auf den reichen Gewinn aufmerksam machen, den die sächsische Geschichte aus dem Werke zieht; wie der erste Band für die Geschichte des Kurfürsten August, so ist der vorliegende von hoher Bedeutung für die der beiden Christiane und des Administrators Friedrich Wilhelm. —m—

— Gedichte von Max Bewer. Dresden, Verlag der Druckerei Glöß. — Der Band enthält bessere Gedichte, aber eine feste, künstlerische Individualität, auf die es heut zu Tage in der allgemeinen Verschwommenheit doch vor Allem ankommt, und etwas Besonderes haben wir nicht aus ihm herauslesen können. Es ist ein Gemisch von unklarem Rembrandt und jüngstem Deutschland und dabei in der Form sehr mangelhaft. Dazu kommt, daß auch der Inhalt zum Theil recht unpoetisch ist. Daß Lessing ein Grauen anwandeln würde, wenn er das Lessingtheater in Berlin — lucus a non lucendo — besuchen würde, ist ja klar, aber so etwas bringt man doch nicht in Reimen! Und wenn es ferner heißt: „Für die holde Kunst auf Erden Konnt er (Schiller) nie sich selbst zu rein sein, Will man heut ein Dichter werden, Muß man erst in den Kloaken Lernen wie die Ferkel quaken Und vor Allem selbst ein Schwein sein" — so ist das ja ebenso drastisch wie richtig, aber auch wieder trivial. Und wer sich mit Trivialitäten beschäftigt, wird schließlich selbst trivial! Man hüte sich doch vor diesem Vermischen von Poesie und Prosa, diesem Hineinmengen von Tagesfragen und Leiden in das Gebiet des dichterisch Stofflichen! Man begiebt sich sonst, wie Bewer es theilweise thut, auf das Niveau des „Kladderadatsch", der aber im entgegengesetzten Fahrwasser segelt, und schreibt gereimte Leitartikel. Die Gedichte des „Kladderadatsch" sind ja für den Tagesgebrauch ganz passend und hübsch und der Durchschnittsmensch findet wohl auch seinen Gefallen daran, aber für Poesie wird sie doch Niemand halten! Das ist Rhetorik, aber keine Poesie, Begriffe, die man heut zu Tage vielfach mit einander verwechselt. Eben deshalb haben wir bei dieser Gelegenheit einmal darauf hingewiesen. J. R.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 73. Donnerstag, den 20. Juni. 1895.

Ein Fronleichnamsumgang vor 300 Jahren.

Die Feier des **Fronleichnamsfestes** gestaltete sich bald nach ihrer im Jahre 1261 erfolgten allgemeinen Einführung in der katholischen Kirche zu einem glänzenden kirchlich-weltlichen Acte, dem Geistliche und Laien, und unter diesen Fürsten und Behörden, wetteifernd das sorgsamste Interesse zuwandten. Den Mittelpunkt derselben bildete, wie auch heute noch, der damals allgemein in großartigster Weise ausgeführte **Umgang** (die Procession), an welchem sich fast die gesammte männliche Bevölkerung, obenan Zünfte und Bruderschaften, betheiligte. Auch an den Orten, an welchen nach beendigter Procession kein Fronleichnamsspiel stattfand, brachte man im Zuge, durch Vorführung der betreffenden handelnden Personen in entsprechender Staffage, Scenen aus dem Alten und Neuen Testamente und der Heiligenlegende zur Darstellung. Jeder Zunft fiel gewöhnlich ein besonderes „Bild“ zu; eine suchte die andere an glänzender und künstlerischer Ausführung desselben zu übertreffen, wie denn überhaupt die Ausdehnung und Pracht, mit welcher die meisten größeren und selbst kleinere Städte, sowie einzelne Klöster, den Umzug ins Werk setzten, in dem, was in unseren Tagen in dieser Beziehung selbst in hierfür bekannten katholischen Residenzstädten geschieht, nur einen schwachen Abglanz findet.

Von der Art und Weise, in welcher man in früheren Jahrhunderten bei der Fronleichnamsprocession vorging, sind vielfache, mehr oder minder ausführliche Beschreibungen auf uns gekommen. Eine der merkwürdigsten und eingehendsten enthält ein (zum Theil in L. Westenrieder's „Beiträgen zur vaterländischen Historie“ veröffentlichtes) 595 Blätter umfassendes Manuscript vom Jahre 1580, welches einen Licentiaten Müller, der im Dienste des Herzogs Wilhelm V. von Bayern als „Director des Werkes“ mit der Anordnung des Münchener Umgangs betraut war, zum Verfasser hat.

Aus der Ueberfülle des Stoffes, der, ein Stück Culturleben seiner Zeit in feinsten und schärfsten Zügen gebend, in seiner Reichhaltigkeit die Auswahl erschwert, seien hier einige jener Anordnungen herausgehoben, die auf die **Darstellung einzelner Personen aus der hl. Schrift** Bezug haben.

Die Vorbereitungen zu dem hohen Feste nahmen mehrere Wochen lang die allgemeine Thätigkeit in Anspruch. Sie begannen damit, daß schon um Ostern der Director des Werkes die fürstliche Entscheidung einholte, ob ein „ganzer“ oder ein „halber“ Umgang gehalten werden solle, danach die Kosten berechnete, die nothwendigen Stoffe und anderen Erfordernisse beschaffte, den Magistrat und die Zünfte veranlaßte, die entsprechenden Verfügungen zu treffen, die Schneider, Maler, Bildhauer u. s. w. nicht nur ans Werk gehen ließ, um Kostüme und Requisiten theils wieder herzurichten, theils neu zu beschaffen, sondern auch ihre Arbeit genau überwachte, die Musterung des Kriegsvolks vornahm, von dem allein 2000 Mann Fußvolk zur Verwendung gelangten u. s. w. Die wichtigste Sorge und mühevollste Arbeit jedoch bestand in der Wahl der geeigneten Persönlichkeiten für die Darsteller der biblischen Gestalten. Man ging darin mit besonderer Gewissenhaftigkeit vor; denn es handelte sich sowohl um Wohlbescholtenheit und Frömmigkeit der Mitwirkenden, als auch um entsprechende Beschaffenheit von Gestalt und Physiognomie, welch letztere von um so größerer Wichtigkeit war, als man, trotzdem, wie auch heute noch in Oberammergau, die Hilfsmittel der modernen Bühne: Schminke, falsche Bärte (letztere mit seltenen Ausnahmen) u. s. w. nicht in Anwendung kamen, doch auf größte Treue in Erscheinung und Maske sah. Hatte doch der Rath der Stadt mit zwei Theologen die Aufgabe, „mit Fleiß zu examiniren“, ob die Figuren mit der hl. Schrift übereinstimmten und „in der Anstellung, Präcedenz, Präfiguration, Personen und Präparamentis“ derselben gemäß seien.

Eine besondere Aufmerksamkeit wurde der Auswahl der **Frauen und Jungfrauen** zugewendet. Zu dem Ende hatte der Director ein Protokoll anlegen zu lassen, in welchem alle in Betracht zu ziehenden Candidatinnen verzeichnet wurden. Um solche, so weit sie nicht im Kreise seiner eigenen und seiner Mitcommissarien Beobachtungen lagen, ausfindig zu machen, stellte er zuverlässige Leute an, die an Sonn- und Feiertagen an den Kirchenthüren die herausgehenden Mädchen zu beobachten und sowohl die schönsten wie anscheinend sittsamsten zu verzeichnen hatten. Waren in dieser Weise einige hundert Namen beisammen, so wurden Erkundigungen nach den Verhältnissen und besonders nach dem Wandel ihrer Trägerinnen eingezogen und zweihundert von Allen, welche den moralischen und physischen Anforderungen am meisten zu entsprechen schienen, an einem bestimmten Tage vor die Umgangscommission geladen. Hier ging auf Grund eines Verzeichnisses aller für die Darstellung unumgänglich nothwendigen körperlichen Eigenschaften die Untersuchung und Bestimmung der einzelnen Persönlichkeiten vor sich. Der Director hielt bei dieser Gelegenheit zuvörderst den Jungfrauen eine Rede, in welcher er dieselben auf die hohe Bedeutung des Bevorstehenden und die Verpflichtung aufmerksam machte, jede zugetheilte Rolle, wie bedeutend oder gering dieselbe sei, willig und ohne Neid und Ueberhebung, allein um der Liebe Gottes willen zu übernehmen, und nach getroffener — ihnen jedoch nicht kundgegebener — Wahl entließ er sie mit der Weisung, bis zum Festtage „sich der Sonne möglichst wenig auszusetzen und mehr als sonst zu waschen und zu baden“. Nachdem in einer späteren Versammlung die Mädchen erfahren hatten, welche Rolle einem jeden zugedacht sei, bekamen sie die zu derselben gehörigen Kleider mit der Verordnung, sie sauber zu waschen und zu plätten und bis zum Feste derartig aufzubewahren, daß sie nicht „kriblet“ (verknittert) würden, „auch wohlriechende Kräuter dazu zu legen, damit sie einen feinen Duft verbreiteten“.

Besondere Sorgfalt widmete man den Vertreterinnen der **Mutter Gottes**. In besonderer Ermahnung legte ihnen der Director ans Herz, wie sie die große Begnadigung, welche für sie in der Darstellung Mariens läge, wohl zu erkennen und sich ernst zu prüfen hätten, ob sie dazu auch würdig wären. Fühlten sie sich irgend einer geheimen Sünde schuldig, so sollten sie dies innerhalb drei Tagen einem der Herren aus der Commission mittheilen und um eine andere Rolle ansprechen, da eine unwürdige Vertretung der heiligen Jungfrau dem ewigen und leiblichen Strafgerichte anheim falle, wie dies öfter vorgekommen, während die Belohnung jener, welche in Demuth ihr Fehl erkannt, in der Folge nie ausgeblieben sei. Eine andere, ihnen gleichzeitig gewordene Weisung zeigt, daß man in einem gewissen Grade bei der Darstellung Anachronismen fern zu halten suchte. Es wurde nämlich den „Marien“, eingeschärft, ja kein Paternoster (Rosenkranz) in der Hand zu tragen, „da damals noch kein Paternoster gebraucht worden und sie sich durch die Benutzung eines solchen nur allgemeines Gespött der Zuschauer zuziehen würden“. Von den 16 Marien, welche, verschiedene Momente aus dem Leben der Gottesmutter zur Darstellung bringend, im Zuge erschienen, hatte die erste als Braut Joseph's in dem der Müllerzunft zugetheilten Abschnitte, nach der uns überkommenen Instruction, „fein züchtig einherzugehen, sich nicht viel umzusehen, und von Zeit zu Zeit, wie wenn sie betete, die Hände aufzuheben“. Die vierte, bei den Tuchscheerern, welche

die Geburt Christi aufzuführen hatten, ging mit Joseph hinter der Krippe, das darin liegende (geschnitzte) Jesuskind anschauend, und zum Oefteren, wie verwundert und dankend über Gottes Allmacht und Liebe, die Arme ausbreitend. Die sechste erschien in der von den Kürschnern gegebenen Gruppe der Anbetung der heiligen drei Könige. Sie saß auf einem Stuhle bei der Krippe und hielt ein lebendes Kind im Schooße, das sie andächtig anzuschauen und ihm „eine Blume, ein rothes Aepflein oder sonst etwas Schönes" vorzuhalten, zuweilen auch den heiligen drei Königen und Joseph einen Blick zu gönnen hatte. Den Seilern lag die Wiedergabe der Flucht nach Aegypten ob. Die Maria dieser Gruppe mußte von allen das längste Haar haben. Sie saß auf einem Esel, den Joseph führte, hatte ein lebendes Kind in den Armen, das sie mit besonderer Sorgfalt zu halten angewiesen war, damit plötzliche Tücken des Esels dasselbe nicht herunterfallen machten. Joseph und ein herzoglicher Stalljunge, der entsprechend gekleidet nebenher ging, sollten wohl Acht geben, daß das Thier nicht ausreiße. Die zwölfte Maria befand sich in der von den Webern zur Anschauung gebrachten Kreuztragung Christi. Sie sollte traurig, mit gesenktem Haupte und gekreuzten Armen, in der Hand ein weißes „unausgenetzt Fazinetl" (unbenutztes Taschentuch) einherschreiten, von Zeit zu Zeit die Hände falten und die Augen abtrocknen. Konnte sie aus großer Andacht von selbst Thränen vergießen, so war dies doppelt lobenswerth; sonst mußte sie wenigstens die Augen reiben oder dieselben mit einer Pomeranzenschale spritzen, daß es aussähe, als ob sie weine, auch abwechselnd zum Himmel aufblicken. That sie es aus rechtem Eifer, so war dies um so verdienstvoller und sie würde dann zweifelsohne um so mehr Heil und Glück haben, nach dem Zusatz des Erzählers. Die dreizehnte Maria, der Weberzunft gehörig, stand unter dem Kreuze. Sie hatte sich „gar kläglich zu geberden, die Hände zu ringen, bitterlich weinend ihren Sohn anzuschauen, dann wieder die Arme kreuzend, den Kopf zu senken". Alles dies mit jungfräulicher Bescheidenheit, „wie dies denn die heurige Maria zu großem Lob und Ruhm in großer Andacht dermaßen gethan, daß sich Jedermann darob verwunderte und männiglich gesagt hat: dies Mensch wird Glück haben, dies Mensch ziert die Procession nit wenig", wie der Verfasser beifügt. In der Himmelfahrt Mariä erschien die sechszehnte und letzte Vertreterin der Mutter Gottes, welche vor Allem eine schlanke, feine Gestalt und langes, hellblondes Haar besitzen mußte. Sie saß auf einem Gewölke, den Mond zu ihren Füßen; in der einen Hand trug sie ein Scepter, mit der anderen faßte sie ihren sammetnen Mantel, welcher hinten über ihren Sitz weit herabzufallen hatte. Ueber ihrem Haupte waren zwei hölzerne, schön gemalte Engel angebracht, die an einem goldenen Bande die Krone über dem Haupte der Himmelskönigin hielten. Dieselben waren gleich der Krone „wohl und fest anzumachen, damit sie nicht etwa auf unserer lieben Frau Person herabfielen".

Unter der übrigen großen Anzahl der weiblichen Figuren bietet noch ein besonderes Interesse die Vertreterin der Elisabeth in der Gruppe der Heimsuchung der Mariä, welche eine ziemlich betagte, große, wohlgestaltete und gesunde Frau in den entsprechenden Umständen sein, „fein ehrsam" einhergehen, Maria mit lächelndem Munde freudig ansehen und manchmal, doch nicht oft, zu dieser sprechen sollte.

Wie tief diese Darstellungen in das Volksleben eingriffen, ergiebt sich aus einer Erzählung des Licentiaten Müller, welche in kurzem Auszuge hier eingeschaltet sei. Er hatte im Jahre 1586 mit seinen Mitcommissarien alle zur Procession erforderlichen Jungfrauen ausgewählt und ihnen ihre Rollen zugetheilt, allein keine taugliche Person zu der Rebekka gefunden. Zu Hause besprach er die Sache während der Mahlzeit mit seiner Hausfrau und äußerte den lebhaften Wunsch, „ein feins, schöns, züchtigs Mensch zu dieser Person zu finden, um so mehr man gerade damals einen neuen Brunnen, herrliche Kleider und andere schöne Sachen zu dieser Figur gemacht hatte". Verschiedene von seiner Frau genannte Jungfrauen konnte er aus mannigfachen Ursachen nicht für tauglich erkennen, bis endlich „des alten Gaishofer Bürgermeisters Köchin" in Vorschlag gebracht wurde, der als einem „frommen, züchtigen, wohlbetenden Mensch" Jedermann ein gutes Lob gab. Als ihr schließlich die Rolle zuertheilt worden war, ersah sie im Zuge ein angesehener reicher Wittwer aus Bozen, der die Umstehenden fragte: „Lieben, wer weiß mir zu sagen, wer das Mensch sei und ob sie schon Einem versprochen oder nicht?" — Als darauf Jemand antwortete: „Herr, es ist nur eine arme Wirthsköchin, aber ehrlich und fromm, die meines Wissens Niemand versprochen", erwiderte er: „Sie sei so arm als sie wolle, und hätte sie nicht mehr als ein Paar Schuh, so will ich nicht eher aus der Stadt, bis sie mein Weib geworden." Der Entschluß wurde zur That. „Sie ist eine gemachte Frau;" schließt der Erzähler, „da er ihr viel tausend Gulden zugebracht, sie aber kaum zwanzig Gulden gehabt, woraus wohl zu erschließen, daß Gott der Allmächtige solche Personen, welche dieser ihm wohlgefälligen Procession andächtig beiwohnen und sich demüthigen, nicht unbegnadet und ihre Andacht, Gottesfurcht und Demuth weder hier noch dort unbelohnt lasse."

Unter den männlichen Figuren des Umgangs standen die Vertreter Gott Vaters und Christi obenan. Eine Hauptbedingung war, daß die verschiedenen Darsteller des ersteren sich möglichst ähnlich sahen. Die erforderlichen „Qualitäten" bestanden in einer großen, stattlichen, wohlgebildeten Gestalt, einem ziemlich langen, starken, grauen Barte, einer schönen, rosigen, glatten, „nicht etwa gelben, kupferfarbigen oder finnigen" Gesichtsfarbe. Der erste Vertreter Gott Vaters erschien in der von den Fischern dargestellten Gruppe der Erschaffung der Welt. Eröffnet wurde dieselbe durch das Vortragen der Erdkugel, neben welcher vier Personen mit „langen, geraden Posaunen, woran Fahnen mit den Ausschriften: Oriens, Septembrio, Meridies, Occidens hingen", die vier Winde darstellten. Darauf folgten zwei „Wolken", auf deren einer die Sonne, auf der anderen der Mond angebracht waren; vier Engel zu zwei und zwei, welche Sterne trugen; dann — das Meer bedeutend — eine große von drei Meerrossen gezogene Muschel, auf welcher eine Sirene saß, die die Rosse lenkte. Sie hatte ein ledernes „nackets Kleid (Tricot) mit großen Flossen" an, darüber einen schönen „Weiberbund" (Rock). Hierauf kam Neptun, auf einem Walfisch von „ziemlicher Größ" reitend, als Allegorie der „Meerfisch und Meerwunder". Auch er trug ein Kleid wie die Sirene mit großen „gezappten Flossen", auf dem Haupte einen Hut von Binsen, in der Hand eine dreizinkige versilberte Gabel. Endlich erschien Gott Vater auf den Wassern schwebend. Nach der Instruction soll letzterer einen fein sittsamen Gang annehmen und die Hände ausbreiten, als wenn er etwas erschüfe. Vorher hatte er sich wohl zu üben, in dem aus Leinwand hergestellten Meere, das ihm unter den Kleidern angebunden war, sicher zu gehen. Er trug eine Pluviale (Vespermantel) aus Goldbrokat und rothem Sammt, auf dem Kopfe eine vergoldete dreifache Krone mit Edelsteinen.

Um die geeigneten Personen für die Vertretung Christi zu finden, hatte der Director besonders fleißig Umschau zu halten. Dieselben mußten von einer „rechten Mannslang", untadelhaftem Wuchs, nicht zu stark und von gesunder Farbe sein. Sie sollten wohlgebildete, längliche Gesichter, nicht ungestaltete „knopflete" Nasen, schielende Augen und Zahnlücken, sondern feine, anmuthige Physiognomien und einen ziemlich kurzen kastanienbraunen oder etwas lichten Bart mit zwei Spitzen haben. Die Scene des Knaben Jesus im Tempel fiel den Schulmeistern zu, welche dafür ein „schönes, wohlgebildetes Knäblein mit krausen gelben oder weißen Härlein" zu stellen hatten.

Auch die Reihe der Männer, von Adam angefangen bis zu denen der Heiligenlegenden, ist eine sehr lange, aus welcher hier nur Weniges angeführt werden kann. Für Adam wurde ein junger, ziemlich großer, starker Geselle, „dem der Bart zu wachsen beginnt", für Eva ein schöner Knabe, der „eines tapferen Weibes Länge und gar keinen Bart hat", gewählt. Beide waren mit Lammfellen bekleidet. Job mußte ein langer, dürrer, gelb und kränklich aussehender Mann sein, mit einem dünnen grauen Barte. Er saß auf dem Mist, kratzte sich von Zeit zu Zeit mit einer „Hafenscherben" oder faltete traurig die Hände, „gleichsam weinend" gen Himmel schauend; dann ließ er wieder seufzend den Kopf hängen oder stützte ihn in die Hand. Bei ihm standen drei Teufel, die ihn „plagten". Seine Kleidung bildete ein ledernes „nackets Menschenkleid (Tricot), daran allerlei Geschwür gemacht", und eine weiße leinene Binde um den Leib. Einen Gegensatz hierzu bildete Pharao, welcher mehrfach vertreten war; er mußte „eine gar lange, starke, ansehnliche und sauer sehende, gleichsam tyrannische Person" sein. Sein kostbares Kostüm machte sehr bezeichnende Vorsichtsmaßregeln nöthig. Dahin gehörten die weißen ledernen Handschuhe, welche er anhatte, damit dasselbe beim Anfassen nicht Schaden leide, die saubere, mit Tuch überzogene Bank, welche man ihm nachtrug, damit er beim Anhalten des Zuges, ohne die Kleider zu beschmutzen, ausruhen könne, das „Tischfazinetl" (Serviette), das ihm bei etwaigem Trinken vorgebunden,

endlich das in dem Triumphwagen, auf dem er stand, untergebrachte große Leintuch, welches bei „einem gelinden Regen" über seine prächtigen Gewänder gedeckt wurde, bis er einen Unterstand gefunden. Zu dem Darsteller des Propheten Jonas wählte man einen gewandten jungen Menschen, der, ausnahmsweise, gemachten Bart und Haar trug. Er mußte von schmächtigem Körperbau sein, damit er mit Leichtigkeit von dem Schiffe in den Rachen des Walfisches geworfen werden konnte, ein Vorgehen, das natürlich mehrmals vorher probirt worden und wobei eine Vorrichtung getroffen war, daß er nicht „hart falle". Zugleich wurde er angewiesen, daß er nicht früher aus dem Walfisch wieder ins Schiff steige, als bis man den Ort, an welchem er hineingeworfen, passirt hatte; auch sollte er letzteres nicht von Außen auf einer Leiter erreichen, was „gar unschiffmännisch und lächerlich" wäre, sondern man hatte eine Vorkehrung zu treffen, daß er unter dem Schiffe, wo es die Taglöhner schoben, in dasselbe gelangen könne. Dieses enthielt auch alle erforderlichen Werkzeuge, Materialien und als Schiffsleute verkleidete Handwerker, welche bei jedem etwaigen Unfall, der irgend eine der Gruppen beträfe, verbessernd zuzuspringen hatten. Besonders charakteristisch waren noch die Figuren des Lazarus und Longinus. Ersterer erforderte eine dürre, gelbe Person mit einem kleinen Bärtlein, „wie man denn allezeit einen Spängler, welcher gar tauglich dazu ist, nimmt". Longinus war gewöhnlich ein Reiter aus dem fürstlichen Marstall, der nur ein Auge hatte. Fand man jedoch keinen Einäugigen, so klebte man dem Darsteller das linke Auge „mit einem Teiglein oder andern Materie, die ihm nicht schadet", zu. Von den Hohenpriestern sollten einige starke, lange, graue, andere kurze Knebelbärte mit zwei Zipfeln an den Kinnbacken, alle „feiste, aufgeblasene Angesichter" haben. Auch mußten sie fett und wohl genährt aussehen und um die nöthige leibliche Fülle zu erzielen, „etwa Kissen einschieben". Unter den Kirchenlehrern war der hl. Gregorius ein langer, hagerer, älterer Mann mit einem ziemlich dünnen, langen, eisgrauen Barte und eben solchem Haar; Augustinus dagegen ein wohl genährter Mann mit womöglich gar keinem Barte. Für die Erz- und andern Engel, deren mehr als neunzig bei der Procession vertreten waren, wählte man „zarte, schöne Knaben, von solcher Läng und Größe, daß ihnen die Engelskleider, welche von köstlichem Zeug gemacht waren, paßten und man dieselben nicht zu verändern brauchte". Auch sollten die Knaben nicht um der vornehmern und geringen Eltern willen, sondern einzig nach ihrer Wohlgestalt ausgesucht werden. Um die Kleider nicht zu beschmutzen, mußten die Kinder „die Morgensuppe eingenommen, die Hände fleißig gewaschen und womöglich mit weißen, ledernen Handschuhen bekleidet haben", ehe sie sich anzogen. Fest eingeschärft wurde diesen Engelskindern, daß sie nicht durch die Pfützen gingen, sondern vorsichtig dieselben vermieden, auch sich unterwegs beim Anhalten des Zuges nicht setzten oder legten. Auch Teufel gab es eine bedeutende Anzahl. Der merkwürdigste unter ihnen war unbedingt derjenige, welcher Feuer spie; derselbe erhielt „einen halben Gulden und alle Materialia, als Schwefel, Branntwein, Baumwolle und was er sonst zu seiner Kunst brauchte".

Derartige großartige und bilderreiche Ausschmückungen des Fronleichnamsumganges, von denen der Münchener allerdings einst zu den bedeutendsten zählte, hörten besonders mit dem Eingehen der kirchlichen Spiele mehr und mehr auf. In unserer Zeit erscheinen in demselben, neben der Entfaltung größeren oder geringeren kirchlichen Pompes, von der Laienwelt bekanntlich überall die weiblichen Theilnehmer (Mädchen) in weißen Kleidern, die Männer in Uniform oder schwarzem Anzuge.

H. L.

Bücherbesprechungen.

— Zur Charakteristik des religiösen Standpunktes des Erasmus. Von Lic. theol. Friedrich Lezius, Privatdocenten der Theologie in Greifswald. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1895. 1 ℳ. — Die Schrift ist eine Erweiterung der Antrittsvorlesung des Verfassers bei seiner Habilitation in Greifswald und löst ihre Aufgabe auf Grund sorgfältiger Studien in den Schriften des Erasmus und in den Vorarbeiten anderer Forscher auf ziemlich ausführliche Weise. An und für sich scheint über den religiösen Standpunkt des Erasmus nicht so sehr viel gesagt zu werden müssen, da derselbe deutlich genug in seinen Werken zu Tage tritt, wie die zahlreichen Belegstellen auch dieser neuesten Schrift beweisen. Aber es sind in den zuletzt vorher erschienenen Werken von Stichart und Drummond Behauptungen aufgestellt worden, die sich geradezu widersprechen, und Maurenbrecher hat in diesem Zeitalter der „Rettungen" auch den Charakter des Erasmus retten zu sollen geglaubt. Das hat den Anlaß gegeben zu diesen weiteren Untersuchungen, deren einzelne Ergebnisse wir wohl dahin zusammenfassen können, daß Erasmus zu bezeichnen ist als ein Humanist, der so weit Reformator wurde, als es seine ganze äußere und innere Stellung zur Hierarchie erlaubte. Das wird mit klarer Beweisführung nachgewiesen in Bezug auf seine beiden Hauptformen der Bethätigung als Moralist und Biblicist. Als solcher ist er mit den Reformatoren in vielen Stücken ziemlich weit gegangen, aber stets umgekehrt, wenn es galt, die letzten Folgerungen zu ziehen, welche die vorhandene und so, wie sie war, gewordene Kirche bedroheten. Die Schrift des fleißigen und gelehrten Verfassers darf an ihrem Theil eine Bedeutung beanspruchen in der reformationsgeschichtlichen Literatur.

B. K.

△ Eine sehr eingehende Uebersicht über die umfangreiche Literatur über das Arbeiterversicherungswesen in Deutschland nach dem Stande am 1. April 1895 hat der Docent in der Humboldt-Akademie in Berlin, Dr. Kuno Frankenstein, zusammengestellt und unter dem Titel „Bibliographie des Arbeiterversicherungswesens im Deutschen Reiche" (Leipzig, C. L. Hirschfeld) veröffentlicht. In ihr sind nicht nur die im Buchhandel als selbständige Werke erschienenen Erzeugnisse der deutschen Literatur auf dem Gebiete des Arbeiterversicherungswesens, sondern auch die Titel von bezüglichen Abhandlungen und Artikeln, die in den bedeutenderen Zeitschriften und Fachblättern (u. A. auch der „Zeitschrift für die Praxis und Gesetzgebung der Verwaltung zunächst für das Königreich Sachsen", dem „Sächsischen Wochenblatte", im „Volkswohle" u. s. w.) erschienen sind, aufgeführt werden. Wir haben durch angestellte Stichproben uns von der Vollständigkeit der Zusammenstellung, welche in den sieben Hauptgruppen: Textausgaben der Arbeiterversicherungsgesetze und Commentare, systematische Darstellungen des gesammten Arbeiterversicherungsrechts einer- und der einzelnen Zweige andererseits, das Arbeiterversicherungswesen und seine Durchführung im Allgemeinen und in den einzelnen Zweigen, Statistik der Arbeiterversicherung und Zeitschriften für das Arbeiterversicherungswesen zusammengefaßt ist, Ueberzeugung verschafft und können sie daher allen Denen empfehlen, die über die einschlagende Literatur sich zu unterrichten aus irgend einem Grunde das Bedürfniß fühlen. Lediglich im letzten Abschnitte haben wir die Aufführung einer allerdings minder bedeutenden Zeitschrift vermißt, welche, wenn wir nicht irren, unter dem Titel „Die Ortskrankencasse" für die Zwecke des Krankenversicherungswesens in Dresden erscheint.

— Die Anschauung im neusprachlichen Unterricht. Von Dr. K. A. Martin Hartmann. Wien, Verlag von Ed. Hölzel. 1895. (S. 34.) 30 Kr. = 50 ₰. — Der jetzt im Drucke erschienene Hartmann'sche Vortrag hat seiner Zeit auf der Jahresversammlung des Sächsischen Gymnasiallehrervereins lebhaften Beifall gefunden. Mit Wärme und dem Brusttone der Ueberzeugung redet der Verfasser der Anschauungsmethode beim neusprachlichen Unterricht das Wort, jener Methode, die unter Zuhilfenahme von Wandbildern unmittelbar d. h. ohne den Umweg durch die Muttersprache in die zu lernende Sprache einführt. Es ist dies eine ziemlich getreue Nachahmung der Lernweise, durch die das Kind sich die Muttersprache aneignet. Der Verf. kennt den Werth dieses Lehrverfahrens aus eigener Erprobung am königl. Gymnasium zu Leipzig; besonders sind es die Hölzel'schen Jahreszeitenbilder, die ihm gute Dienste dabei geleistet haben. Die Vortheile der Methode sind unleugbar, sie macht schon auf der untersten Stufe die fremde Sprache zur Unterrichtssprache, vermeidet das in den Anfängen so unfruchtbare Operiren mit Tinte, Feder und Papier, bringt die Uebersetzungen aus der Muttersprache in Wegfall, löst den Schülern schnell die Zunge — alles in Anerkennung des Satzes, daß die Sprache vor Allem eine „akustische Erscheinung" ist. Die vielen Vortheile machen den Verf. indessen nicht blind gegen gewisse Bedenken, die unter anderen H. Klinghardt geltend gemacht hat. Es wird wohl auch dabei bleiben, daß die Methode ihre eigentlichen Triumphe bei der ersten Einführung in die Fremdsprache feiert. Für die späteren Unterrichtsstadien ist die alte grammaticalische Methode wohl noch nicht ein völlig überwundener Standpunkt. Der über alle einschlägigen Fragen orientirende treffliche Vortrag

kann Allen bestens empfohlen werden, die sich für Methode des neusprachlichen Unterrichts interessiren. Prof. Dr. H. G. Kellner.

— Festschrift der naturwissenschaftlichen Gesellschaft Isis zu Meißen zur Feier ihres fünfzigjährigen Bestehens. Redigirt von Dr. F. Franz Wolf. Meißen 1895. 170 S. 1 Karte. — Eine Gesellschaft, welche keine periodischen Veröffentlichungen erscheinen läßt, hat um so mehr Grund, an geeigneten Punkten ihrer Entwickelung einen Rückblick über ihre Vergangenheit zu halten und denselben befreundeten Kreisen zugänglich zu machen, namentlich dann, wenn die Ergebnisse so erfreulicher Natur sind, wie im vorliegenden Falle. Der ausführliche historische Rückblick vom Redacteur, der zugleich Vorsitzender ist, weiß von anderthalbtausend Sitzungen zu berichten, in denen über die verschiedensten naturwissenschaftlichen Gegenstände vorgetragen wurde. Welche Summe von Anregung, die hier im Laufe der Zeit dem geistigen Leben der Stadt Meißen zugeführt worden ist! Einige Vorträge aus früherer und späterer Zeit sind, da meist von allgemeinerem Interesse, ausführlicher abgedruckt, Gedächtnißrede auf den ersten Vorsitzenden, Prof. Wunder, auf König Friedrich August, der Dobritzer Thonstein mit Lichtdruck, der Erzbergbau in Scharfenberg, Perioden trockener Zeiten, Temperaturverhältnisse der Triebisch u. A. m. Die letzteren gehören einem Gebiete an, welches von der Gesellschaft von Anfang an in consequenter Durchführung, die eben dadurch werthvolle Ergebnisse gezeitigt hat, gepflegt worden ist, dem der Meteorologie. Eine Anzahl von Abhandlungen sind weiter hinzugefügt, welche zumeist die besondere Aufgabe, welche sich die naturwissenschaftlichen Localvereine stellen sollten, vortrefflich erfüllen, nämlich die, die Natur der Heimath im Detail zu studiren, eine Aufgabe, die, mit Verständniß erfaßt, die Wissenschaft um eine Menge Daten bereichern kann, welche die moderne exacte Arbeit in den wissenschaftlichen Instituten nicht zu liefern im Stande ist. Rechtsanwalt Koernich bringt eine Theorie über die Entstehung des Süßwassersandsteins auf dem rechten Elbufer. Gemeint sind die sogen. Knollensteine der Braunkohlenformation. Darauf hinweisen darf man wohl, daß in denselben bei Teuchern Limulus Decheni gefunden ist (Credner, Geologie. VI. Aufl. S. 698), was auf marinen Ursprung hinweisen würde, wie ja im Oligocän bei uns marine Sedimente mit terrestren wechsellagern. Wie dem auch sei, es werden die letzten Reste namhaft gemacht, welche noch nicht der Fabrikation französischer Mühlsteine zum Opfer gefallen sind. — Max Schmidt bringt einen interessanten historischen Artikel über den botanischen Garten, welchen Dr. Christoph Leuschner um die Mitte des 16. Jahrhunderts in Meißen gründete und in dem allerlei nützliche Gewächse, die wir jetzt zum guten Theil im gewöhnlichen Blumen- und Gemüsegarten erzielen, cultivirt wurden. Unter der Ueberschrift „Frost und Hitze“ stellt F. F. Wolf Alles zusammen, was von strengen Wintern und heißen Sommern im Meißner Land bekannt geworden ist, vom Jahre 764 an (!), und leitet einige Wahrscheinlichkeitsregeln ab; darnach giebt ein strenger Winter Aussicht auf einen zweiten, nicht aber ein heißer Sommer; einem strengen Winter folgt wahrscheinlich ein kühler Sommer, einem heißen Sommer ein milder, einem sehr heißen dagegen ein strenger Winter. Zum Schluß macht Endler sehr beherzigenswerthe Angaben über das frühere und jetzige Vorkommen der beiden Wanderfische Lachs und Aal in den Gewässern des Königreichs Sachsen, die er durch eine Karte verdeutlicht. Darnach stieg früher der Lachs in der weißen Elster — um nur das Nächstliegende herauszugreifen — bis Bad Elster auf, jetzt bildet Leipzig die Endstation. Der zähe Aal allerdings kann auch gegenwärtig noch unsere wenig klaren Gewässer passiren. — Die Broschüre ist hübsch ausgestattet und bringt als Titelbild die Porträts der bisherigen Präsidenten. Möge die Gesellschaft das zweite Halbjahrhundert in gleicher Frische überdauern! Srth.

— William Shakespeare. Von Georg Brandes. 3. Lieferung. Leipzig, Albert Langen. — Das Heft enthält wieder viel Beachtenswerthes und gute Beiträge zur Erforschung des Shakespeare'schen Schaffens. Man lese nur die Charakteristik der Portia im „Kaufmann von Venedig“ und die Bemerkungen über Shakespeare's Verhältniß zur Musik. Aber wiederum wird das Wirken des großen Dichters zu sehr aus den äußerlichen Geschehnissen des Lebens hergeleitet und man stößt da auf Manches, dem man seinen Widerspruch entgegensetzen muß. Die ganze Flachheit moderner Literaturgeschichtsschreiberei z. B. erhellt so recht aus dem Passus S. 211, der an Zola's Biographie Balzac's erinnert, die den Reichthum an Schaffenskraft bei diesem Schriftsteller aus dessen großen Geldbedürfnissen herzuleiten sucht. Es heißt da: „Der Gegenstand für Shakespeare's Verlangen war in erster Reihe weder Dichterruf noch Ansehen als Schauspieler, sondern Wohlstand und zwar hauptsächlich als Mittel zu socialer Beförderung. Der Rückgang seines Vaters an Vermögen und bürgerlicher Achtung war ihm sehr zu Herzen gegangen; von seinen Jünglingsjahren an hatte er leidenschaftlich das Ziel vor Augen behalten, den Namen und das Ansehen seiner Familie wieder aufzurichten. Nun hatte er, nur 32 Jahre alt, sich schon ein kleines Vermögen erworben und er suchte es auf die vortheilhafteste und zweckmäßigste Weise anzulegen, indem er stets das Ziel im Auge behielt, sich über seinen Stand zu erheben.“ Diese Erklärung der Erwerbslust soll dann auch in den „Kaufmann von Venedig“ und den Charakter des Shylock einführen. Ein Geibel dagegen faßte das Wesen dieser wundervollen Komödie tiefer, indem er den Antrieb, sie zu schreiben, in das Distichon zusammenfaßt: „Wie das geschriebene Recht vor dem göttlichen endlich vergehn muß Und der gesetzliche Fluch himmlisch die Gnade bezwingt; Was kein Andrer so tief in der höchsten Tragödie aussprach, Hast du, Gewaltiger, hier lächelnden Mundes gesagt.“ Wer hat nun Recht von Beiden? Wir glauben der Letztere. Es war nöthig, wieder auf die schwache Seite dieser an sich sonst geistreichen Darstellung des Lebens Shakespeare's hinzuweisen. Dieselbe geht bis zum Zeitabschnitt der gesteigerten Freudigkeit und Keckheit im Wirken des Dichters. J. R.

— Biographische Blätter. Vierteljahrsschrift für lebensgeschichtliche Kunst und Forschung. Herausgegeben von Anton Bettelheim. Band I, Heft 2. Berlin, Verlag von Ernst Hofmann & Co., 1895. Preis jährlich 12 ℳ, das Einzelheft 3 ℳ 50 ₰. — „In dem unaufhörlichen Einwirken des Einzelnen auf das Volk und des Volkes auf den Einzelnen läuft das Leben einer Nation. Je kräftiger, vielseitiger und origineller die Individuen ihre Menschenkraft entwickeln, desto mehr vermögen sie zum Besten des Ganzen abzugeben, und je mächtiger der Einfluß ist, welchen das Leben des Volkes auf die Individuen ausübt, desto sicherer wird die Grundlage für die freie Bildung des Mannes.“ Diese Worte Gustav Freytag's enthalten eine treffliche Rechtfertigung des Unternehmens, den biographischen Studien und Untersuchungen einen Mittelpunkt in einer eignen Zeitschrift zu geben. Das soeben erschienene zweite Heft der „Biographischen Blätter“ bestätigt durchweg das günstige Urtheil, mit dem allgemein das erste begrüßt worden ist. Ein ausgezeichneter Aufsatz von Professor Erich Marcks in Leipzig „Nach den Bismarcktagen“ eröffnet das Heft in würdigster Weise. Den Reichthum des übrigen Inhaltes ersehe man aus den weiteren Ueberschriften: Bismarck's Schuljahre. Von Hans Kramer. Mit Bildniß. — Aus der Erinnerung an den Chedive Isma'il. Von Georg Ebers. — Taine. Von Albert Sorel. — Ueber die Anfänge der Selbstbiographie und ihre Entwickelung im Mittelalter. Von Fr. v. Bezold. — Ein Besuch in Potsdam im Juli 1809. Von Alfred Ritter v. Arneth. — Aus den Erinnerungen eines Künstlers. I. Franz Liszt. Sir William Siemens. Von Rudolf Lehmann. — Aus dem Reisejournal eines sächsischen Geistlichen. Von Erich Schmidt. — Adolf Exner. Von Georg Jellinek. — Natanael Pringsheim. Von Ernst Roth. — Stadion über Gentz. Von August Fournier. — Adresse der philosophischen Facultät der Universität Berlin an Gustav Freytag. Seine Antwort. — Anzeige der Biographie Christian Gottfried Ehrenberg's von Max Laue. Von a/D. — Biographische Bibliographie. 1894. II. Von Viktor Hantzsch. — Aus dem Stammbuch eines Biographen. II. — Man darf für die Zukunft des Unternehmens nach dem Eindrucke der ersten Hefte und bei der stattlichen Zahl hervorragender Geschichtsforscher, die in seinem Dienste stehen, das Beste hoffen. R. B.

— C. Pietsch, Katechismus der Nivellirkunst. Vierte, umgearbeitete Auflage. Mit 61 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber, 1895. Geb. 2 ℳ — In möglichst elementarer Weise wird hier in Frage- und Antwortform das Wichtigste aus der Nivellirkunst mitgetheilt. Nachdem in der Einleitung über die Principien des Nivellirens gesprochen worden ist, werden in drei Abschnitten die verschiedenen Methoden der Nivellirkunst beschrieben: nämlich das geometrische, das trigonometrische und das barometrische Höhenmessen. Die zahlreichen schönen Figuren, welche die hier beschriebenen Meßinstrumente darstellen, tragen wesentlich zum Verständniß des Vorgetragenen bei. Tr.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 74. Sonnabend, den 22. Juni. 1895.

Grabesblumen und Friedhofsbäume.

Im Blühen und Welken der Pflanzen hat der Mensch von jeher ein Gleichniß seines eigenen Geschickes gesehen. „Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blühet wie eine Blume auf dem Felde; wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennet sie nicht mehr,“ singt schon der Psalmist. Sirach sieht die ganze Menschheit unter dem Bilde eines großen Baumes, wenn er sagt: „Gleichwie die grünen Blätter auf einem schönen Baum, etliche abfallen, etliche wieder wachsen; also gehet es mit den Leuten auch, etliche sterben, etliche werden geboren.“ Auch unseren Vorfahren war diese Anschauung ganz geläufig. Reden wir doch heute noch vom „Stammbaume“ einer Familie, wie auch von „Zweigen“ eines Geschlechtes; nennen wir doch das Kind häufig einen „Sprößling“ und ironisch wohl auch „ein Früchtchen“. Begegnen wir doch in unserer schönen Literatur nicht selten dem Bilde vom „Dichterwalde“, sei es bei einem älteren Sänger wie Klopstock, der in seiner Ode „Kaiser Heinrich“ an Friedrich dem Großen in tiefem Ingrimm tadelt:

„Zur Wolke steigen, rauschen ihm ungehört
Der deutschen Dichter Haine, Begeisterer,
Wehn noch am Himmel sie“,

sei es bei einem jüngeren Dichter wie Geibel, der seine Klage um Ludwig Uhland anhebt:

„Es ist ein hoher Baum gefallen,
Ein Baum im deutschen Dichterwald.“

Namentlich im späteren Mittelalter erschien dem bildenden Künstler wie dem Dichter die Menschheit als eine große Blumenflur, durch die der Schnitter Tod mit seiner Sense hindurchschreitet. Ergreifendsten Ausdruck giebt dieser Vorstellung „Ein schönes Mayenlied, Wie der Menschenschnitter der Todt die Blumen ohne vnderschid gehling abmehet“, „gesungen zue Regenspurg da ein hochadeliche junge Blumen ohnvorsehen abgebrochen im Jenner 1637“:

„Es ist ein Schnitter, heißt der Tod,
Hat Gewalt vom großen Gott,
Heut wetzt er das Messer,
Es schneidt schon viel besser,
Bald wird er drein schneiden,
Wir müssens nur leiden.
Hüt dich, schönes Blümelein!
Was heut noch grün und frisch da steht,
Wird morgen schon hinweggemäht:
Die edle Narcissel,
Die englische Schlüssel,
Der schön Hyazint,
Die türkische Bind.
Hüt dich, schönes Blümelein!“

Noch viele Tausende anderer Blumen müssen unter seiner Sichel fallen: „rot Rosen, weiß Lilien, beid wird er austilgen“, „das himmelfarbe Ehrenpreis, die Tuliponen gelb und weiß“, auch sie senkt er zur Erden, „kein Sammet, kein Seiden mag ihn vermeiden“.

Es lag nahe, dieses Verhältniß zwischen Mensch und Pflanze umzukehren, indem man das Bild des Menschen auf die Pflanze übertrug, diese also lebensvoll personificirte, „so daß z. B. bei einem Dichter des dreizehnten Jahrhunderts die Hagebutte von der Schlehe angeredet wird frouwe in dem rôten rückelin und im fünfzehnten der Wacholder mit menschlichem Titel fraw Wecholter“, wie auch in späterer Zeit die Hasel „Frau Haselin“, der Wachholder in einem niedersächsischen Spruche „Frau Ellhorn“ genannt wird, wie man den Buchsbaum und den Felbinger (Weide) einen Wettstreit halten läßt, als ob sie zwei Menschen wären, wie man endlich in einem altnordischen Räthsel drei Bergangeliken als drei Frauen, in einem noch lebenden deutschen aber die Hagebutte als ein Männchen im Holze mit schwarzem Hütchen und rothem Mäntelchen darstellt (Wackernagel, Kleinere Schriften I, 218). Aber Pflanzenleben und Menschenleben sind noch weit enger verknüpft als es Glieder eines bloßen Gleichnisses sind, sie stehen nach altem Volksglauben in innerem, wesenhaftem Zusammenhange. Das Wachsthum der Pflanzen kann sich der Naturmensch nur als ein Werk geheimnißvoll wirkender Geister erklären. Die Pflanze ist ihm der Sitz der abgeschiedenen Seele, gewissermaßen deren neuer Leib. Der alte Germane ließ sich darum draußen im freien Walde begraben, wie auch jetzt noch z. B. im Westerwalde, in der Oberpfalz und am bayerischen Inn die Kirchhöfe wenigstens an den Saum der Wälder gelegt werden. Folgerichtig wies man dem persönlich gedachten Tode den Wald als Wohnort an, man nannte ihn Holzmeier oder Förster und stellte ihn in späterer Zeit in Holzschnitten bildlich dar, wie er mit der Axt die Bäume des Waldes fällt. Wer stirbt, der geht hinaus zu ihm in den Wald, geht in die Holzbirnen, er ist dann „bi Gott dem Herrn in'n Ellerbrok“ (Erlenbruch), wie der Mecklenburger sagt. Aus dem Glauben vom Fortleben abgeschiedener Seelen in der Pflanzenwelt erklären sich die zahlreichen, zum Theil uralten Sagen von „Bäumen und Blumen, die aus den Gräbern Gestorbener hervorwachsen gleichsam als neuer Leib, in den der alte sich verwandelt und die Seele wieder einkehrt“. In der Rolandssage wird erzählt, wie durch die heidnischen Leichen Hageborne, zu Häupten der gefallenen Christen aber weiße Blumen, worunter jedenfalls Lilien gemeint sind, gewachsen seien. Das Volkslied läßt gern auf Gräbern von Liebenden, die in der Blüthe der Jahre hinweggerafft worden sind, Blumen, insbesondere Lilien, hervorsprießen. Von einem Ritter, der in den Verdacht kommt, seine Braut ermordet zu haben, und unschuldig sein Leben lassen muß, weiß es zu berichten:

„Man band ihn an ein hohes Roß,
Man schleift ihn durch das tiefe Moos,
Darin man seinen Leib begrub,
Kürzlich zu blühen er anhub.
Er stund bis an den dritten Tag,
Da wuchsen drei Lilgen auf seinem Grab,
Darauf da stand geschrieben:
Er wär bei Gott gebliebeu.“

(Des Knaben Wunderhorn. 2. Aufl., II, 261.)

Demselben Zuge begegnen wir in dem Liede von den „Drei Leichen im Fürstenschloß“. Der Tod rafft die jungen Eltern und ihr Kindlein jäh hinweg; den Herrn, der sich selbst mit dem Schwerte durchbohrt hatte, begrub man unter dem Galgen, die Mutter Annelein in dem Gotteshaus.

„Und eh der dritte Tag verging,
Drei Lilien wachsen auf des Annelens Grab.
Auf'm andern steht geschrieben:
Der Herr ist bei Gott geblieben.“

Nach einer anderen Fassung desselben Liedes war von jenen drei Lilien die eine schwarz:

„Die schwarz dem kleinen Kindlein war,
Weil es noch nicht getaufet war.“

(Wunderhorn II, 237/38.)

Im „Grafen Friedrich“, der dem Inhalte nach ganz mit dem Liede von den drei Leichen im Fürstenschlosse übereinstimmt, blüht eine Lilie auf dem Grabe des Herrn empor.

„Sie begruben sie auf den Kirchhof hin,
Ihn aber untern Galgen.
Es stand da an kein Vierteljahr,
Eine Lilie wächst auf seinem Grabe.
Es stund geschrieben auf den Blättern da,
Beid wären beisammen im Himmel.“

(Wunderhorn I, 49.)

Ein erzgebirgisches Volkslied erzählt, wie ein Bräutigam erst seine Braut und dann sich selbst ermordet, um den Bericht über das traurige Geschick des jungen Liebespaares zu beschließen:

„Da wuchs eine Lilie auf ihrem Grab,
Darauf stand roth geschrieben:
Sie war bei Gott sehr angesehn
Und ist bei Gott geblieben."
(Müller, Volkslieder aus dem Erzgebirge, S. 88.)

Statt der Lilie, die hier überall erwähnt wird, wächst auch eine Rose, wohl auch ein Baum aus dem Grabe hervor, wie es in dem schottischen Liede „Wilhelm und Margareth", das Herder in den „Stimmen der Völker in Liedern" mittheilt, so schön geschildert wird:

„Schön Gretchen starb aus treuer Lieb,
Lieb Wilhelm starb für Sorgen.

Schön Gretchen begrub man unten am Chor,
Lieb Wilhelm oben hinten.
Aus ihrer Brust ein Ros' entsprang;
Aus seiner entsprang ein Linden!

Sie wuchsen hinan, zum Kirchdach hinan,
Da konnten sie nicht höh'r;
Da schlangen sie sich zum Liebesknoten,
Und jeden wundert's sehr."

Auch hinter einigen volksthümlichen Pflanzen verbirgt sich der Glaube an die Verwandlung liebender Menschen in Blumen: Die „Gretel in der Staude" (Nigella damascena), auch die „Braut in Haaren" oder „Jungfer im Grünen" genannt, und der „Hans am Wege" (Polygonum arviculare) sind ursprünglich ein Paar unglücklich Liebender gewesen (Wackernagel a. a. O. I, 217). Vielleicht lebt auch in Matthisson's Liede „Adelaide", das durch Beethoven's Composition so berühmt geworden ist, jene volksthümliche Vorstellung fort, wenn es darin heißt:

„Einst, o Wunder! entblüht auf meinem Grabe
Eine Blume der Asche meines Herzens;
Deutlich schimmert auf jedem Purpurblättchen:
Adelaide."

Wahrscheinlicher freilich ist es bei der ganz auf der griechisch-römischen Literatur fußenden Bildung des Dichters, daß eine Stelle aus Ovid das Vorbild zu dieser Strophe ist. Ovid erzählt, wie Hyacinthos, der Sohn des Oebalus, durch einen bösen Zufall sein Leben verliert, und wie Apollo aus seinem Blute die gleichnamige Blume entstehen läßt, auf deren Blättchen der griechische Weheruf AI AI zu erkennen sei. Aus dem Blute des Ajax, der sich selbst entleibt, läßt der römische Dichter an einer anderen Stelle dieselbe Blume erwachsen, nur daß er hier in dem AI AI die Anfangsbuchstaben des Namens Ajax sehen will (vgl. dazu Zeitschrift f. deutschen Unterricht V, 636 flg.). Auch die Legende weiß zu erzählen, wie aus Gräbern von Heiligen Bäume oder Blumen hervorwachsen. Aus dem Grabe der heiligen Gudula z. B. wuchs eine Pappel hervor. Von einem Ritter erzählt ein kleines Gedicht des 13. Jahrhunderts: Als er alt war, ging er in ein Kloster. Er konnte freilich nichts mehr lernen als die Worte: Ave Maria, welchen Gruß er aber sprach, wo er ging und stand. Nach seinem Tode schauen die Brüder ein Wunder:

„ein lilje wuchs ûz sinem grabe,
diu ûf an schoenen bluomen trat;
an ein ieglîchez blat
was von güldîn buochstaben
Ave Maria wol erhaben."

An diesen legendenartigen Bericht schließt sich offenbar Simrock's Gedicht „Das Ave Maria" an, das uns von einem Ritter berichtet, der nach wilddurchschwärmtem Leben in ein Kloster eintritt, aber auch nichts mehr lernen kann als Ave Maria, diese Worte aber stets aus bewegtem Herzen spricht. Darin heißt es vom Tode des bußfertigen Rittersmannes:

„Nun sind gesprengt die Erdenbande,
Die Brüder senkten fromm ihn ein,
Sieh, aus des Hügels frischem Sande
Sproß eine Lilie weiß und rein.
Und auf den lichten Blüthenblättern
Las man in goldenschönen Lettern:
Gegrüßet seist du Maria!"

Endlich sprießen aus den Gräbern Hingerichteter Blumen hervor zum Zeichen ihrer Unschuld. In Zusammenhang damit steht die schöne Sage von den drei Linden auf dem Kirchhofe des Hospitals zum heiligen Geist in Berlin. Vor vielen Jahren, so meldet sie, lebten in Berlin drei Brüder, die mit Leib und Leben für einander einstanden. So lebten sie glücklich und zufrieden, bis einer von ihnen des Meuchelmordes angeklagt ward und, da der Schein gegen ihn zeugte, hingerichtet werden sollte. Da erschienen seine Brüder vor dem Gerichte, und jeder von ihnen erklärte sich für den Mörder. Als der Gefangene dies hörte, erkannte er sofort, daß seine Brüder dies nur gethan hatten, um ihn zu retten. Auch er bekannte sich nun für schuldig, und so standen statt eines Thäters plötzlich drei vor Gericht, von denen jeder mit gleichem Eifer behauptete, daß er allein den Mord begangen habe. Der Richter wagte nicht, den schon gefällten Urtheilsspruch zu vollstrecken, er legte den Fall dem Könige vor, welcher verordnete, daß hier ein Gottesurtheil entscheiden solle. Er befahl daher: ein jeder der drei Brüder solle eine junge gesunde Linde mit der Krone in das Erdreich pflanzen, so daß die Wurzeln nach oben stünden; wessen Baum vertrocknen werde, den hätte Gott selbst als den Thäter bezeichnet. Dieses Urtheil wurde bei Frühlingsanbruch vollzogen, und siehe! nur wenige Wochen vergingen, und alle drei Bäume, die man auf dem Kirchhofe gepflanzt hatte, bekamen frische Triebe. So war die Unschuld der drei Brüder erwiesen.

Aus dem Glauben, daß die Seele die Gestalt eines Baumes oder einer Blume annehmen könne, entwickelte sich von selbst der Brauch, die Gräber mit Blumen zu bepflanzen. Schon Griechen und Römer übten diese Sitte, was z. B. aus der Inschrift auf das Grabmal des Sophokles hervorgeht, die nach Geibel's Uebersetzung lautet:

„Leis' umklimme den Hügel des Sophokles, wucherndes Epheu,
Leis' und über den Stein webe das grüne Gelock;
Rings auch blättre die Rose sich auf und der schwellende Weinstock
Träufl' ihm des feuchten Geranks üppige Thränen herab.
Weil er in goldenem Wort durch der Grazien Huld und der Musen
Hohe Belehrung so süß uns in die Seele geflößt."

Rosen und Reben pflanzte man auch auf die Gräber des berühmten Liebespaares Tristan und Isolde:

„einen rôsen stoc, ein wîn reben
hiez der künec bringen dar.
er sâte einz her, daz ander dar:
die reben ûf daz reine wîp,
die rôsen ûf Tristanes lîp."

Unter allen Blumen, mit denen man Gräber schmückt, ist die Rose schon seit alter Zeit die beliebteste. Aus Volksliedern lassen sich dafür zahlreiche Belege bringen. So heißt es in dem einen:

„Sterb' ich dann, so bin ich todt,
So gräbt man mich in die Röslein roth,
Inne die Rosen, inne den Klee",

und in einem anderen:

„Sterben ist eine harte Buß,
Weiß wohl, daß ich sterben muß,
Und ein Röslein rosenroth
Pflanzt mein Schatz nach meinem Tod."

In dem Liede vom Pfalzgrafen oder dem grausamen Bruder antwortet der Graf dem Könige von England auf die Frage nach seiner Schwester:

„Mein Schwesterlein, die ist schon todt,
Sie liegt begraben röslinroth"

Das englische Volkslied „Die Todtenglocke" (Herder's Stimmen der Völker in Liedern, 3. Buch, Nr. 49) läßt den Bräutigam, der an der Bahre seiner frühverklärten Braut steht, am Schlusse einer jeden Strophe ausrufen:

„So will ich aufs Haupt dir pflanzen noch
Ein Blümlein rosenroth."

In vielen Gegenden Deutschlands heißt der Friedhof „Rosengarten".

„Liebste Eltern, laßt euch sagen,
Laßt mich von zwölf Trägern tragen.
Und tragt mich nach dem Friedhof zu,
Dort liegt mein Leib in guter Ruh.
Dort in dem Rosengarten
Wird mein Bräutigam auf mich warten,"

so bestimmt im erzgebirgischen Volksliede das einzige Töchterlein des Müllers vor ihrem nahen Tode über ihr Begräbniß. In dem bayerischen Orte Wackersberg giebt es bei den Bauern von alter Zeit her für den Mann nur eine Grabschrift, die lautet: „Hier liege ich im Rosengarten, Muß noch auf Weib und Kinder warten." Namentlich ist in der Schweiz der Name Rosengarten eine übliche Bezeichnung für die Grabstätte. Alte und neue Kirchhöfe heißen so, wie auch mancherlei altheidnische Grabfelder so genannt werden. „Namengebend war hier überall die im germanischen Grabcultus gehegte Dornrose, rosa canina, an welcher der sogen. Schlafapfel oder Schlafkunz wächst, der im Altnordischen gleichfalls svefnthorn hieß, spina soporifera. Mit dieser Moosrose und-

Dornruthe versenkt der Eddaische Gott ganze Völker in Todesschlummer, er steckt sie der Brynhild unters Haupt, daß sie davon entschläft und zum Dornröschen verzaubert wird, wie hiervon unser bekanntestes Kindermärchen forterzählt." Mit dem Dornbusch bannt man das Fieber des kranken Kindes, mit dem an die Lanze gebundenen Dornbusche bekämpfte nach der Winkelriedssage Strut den feuerschnaufenden Oedwiler Drachen (Rochholz in der Argovia. V, 254). Mit Hage-, Weiß- und Zaundorn unterflocht man den Scheiterhaufen, auf dem die Leiche verbrannt werden sollte. „Als man ausschließlich zum Begraben überging, verlor der Dorn seine frühere Bedeutung, aber man pflanzte ihn nunmehr auf den Grabhügel, oder vielmehr, man behielt diese alte immer geübte Sitte bei. Tumuli dieser Art heißen daher hagenbougi, Dornhügel, — das Grab selbst thornhus. Solche Hagedorngesträuche auf Kegelgräbern hat Nilsson reichlich in Schonen nachgewiesen." (Pfannenschmid, Das Weihwasser im heidnischen und christlichen Cultus, S. 53.) Da der Name Rosengarten früher auch Turnierplätze bezeichnete, sowie jetzt noch für das Jenseits, das Himmelreich steht, daß der Inbegriff aller Lust und Wonne ist, so hat man ihn auch anders deuten wollen. Die erstere Anwendung des Wortes Rosengarten erklärt sich vielleicht daraus, daß die altdeutschen Opfer- und Gerichtsstätten mit einer undurchdringlichen Ranken- und Dornenverschlingung umgeben waren (Pfannenschmid a. a. O. S. 65), während die andere in mythischen Vorstellungen begründet sein mag, was vor Allem der Umstand wahrscheinlich macht, daß der tirolische Zwergkönig der Sage in einem unterirdischen Rosengarten herrscht. Sollte auch der Name Rosengarten nicht aus dem Blumennamen herzuleiten sein, so hat dieser doch unzweifelhaft im Mittelalter die Deutung jener merkwürdigen Bezeichnung für die Friedhöfe vermittelt. — Neben Rosen pflanzt man Lilien auf das Grab. Nach weitverbreitetem Volksglauben dürfen die Lilien auf dem Grabhügel, der den Leichnam eines Mädchens deckt, von keinem Anderen, als von dem Geliebten der Verstorbenen gebrochen werden. Wir geben diese Anschauung wieder, wie sie im Erzgebirgischen Volksliede fortlebt:

„Drei Lilien, Drei Lilien,
Die pflanzt' ich auf mein Grab.
Da kam ein stolzer Reiter
Und pflückt sie ab.

Ach Reitersmann, ach Reitersmann,
Laß doch die Lilien stehn!
Sie soll ja mein Feinsliebchen
Noch einmal sehn."

Hierin liegt ein deutlicher Hinweis auf die uralte Vorstellung, daß in den Blumen, mit denen man das Grab schmückt, der Geist des Abgeschiedenen fortlebe. Lebendig spricht dieser Gedanke aus den altdeutschen Gesetzen, die eine Entwendung, an Gräbern begangen, nicht als Todtendiebstahl, sondern als Todtenraub, hraireup, bezeichnen (Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch. I, 202). — Die dritte deutsche Grabespflanze ist der Rosmarin. Dieser bekannte Strauch mit seinen dunkelgrünen Blättern und seinem würzigen Geruch nimmt überhaupt im Brauche unserer Vorfahren eine wichtige Stelle ein. Ein frisches Zweiglein Rosmarin sandten sie einander zugleich mit dem Neujahrssegen „als des neuen Jahres Mitgift" zu, mit Rosmarin bestreute man die Wege bei festlichen Aufzügen, Rosmarin trugen die Mädchen bei Spiel und Tanz im Haar, Rosmarin pflanzte man auf das Grab der theuren Verstorbenen. Selbst bei neueren Dichtern finden sich noch Anklänge an diese Sitte, wenn es z. B. bei Stolberg heißt:

„Rosmarin und Thränenweiden
Pflanzte sie die Kreuz und Quer
Um das Gotteshäuschen her",

oder bei Freiligrath:

„Er (der Todte im Meere) schlummert süß, umdüstert auch
Sein Grab kein Rosmarin,
Umsäuselt's auch kein Rosenstrauch,
Keiner Trauerweide Grün",

oder wenn Schiller in seinen „Räubern" sagt: „Ich will hingehen und unter Rosmarin entschlummern." — Stolberg und Freiligrath erwähnen auch die Trauer- oder Thränenweide als eine Grabespflanze. Aber dieser Baum gilt weniger in Deutschland, als vielmehr in England für ein Sinnbild der trauernden, ungetreu verlassenen Liebe, wofür sich aus Shakespeare zahlreiche Beispiele anführen lassen, außer „Hamlet" V, 7 und dem „Kaufmann von Venedig" V, 1 besonders „Othello" IV, 3, wo sich Desdemona schwermüthig erinnert:

„Meine Mutter hatt' 'ne Magd, hieß Barbara;
Sie liebte; und ihr Liebster wurde treulos
Und ging davon. Sie hatt' ein Lied von »Weiden«,
Ein altes Ding, doch ganz für ihren Zustand;
Sie sang's und starb damit. Das Lied will mir
Heut Nacht nicht aus dem Sinn",

und schließlich das alte Lied anstimmt:

„Arm Mägdlein saß singend am Eibenbaum früh,
Singt Weide, grüne Weide;
Die Hand auf dem Busen, das Haupt auf dem Knie,
Singt Weide, Weide, Weide.
Frisch rauschte das Bächlein, und murmelt ihr Ach,
Singt Weide, grüne Weide;
Heiß stürzte die Thräne, die Felsen wohl brach,
Singt Weide, grüne Weide" u. s. w.

Auf den Einfluß der englischen Litteratur mag es daher wohl zurückzuführen sein, wenn auch in der deutschen Dichtung die Weide als ein Baum der Trauer erscheint, obschon einige spärliche Zeugnisse dafür vorliegen, daß die Weide bereits in früherer Zeit von den Deutschen auch als ein Symbol der Verlassenheit aufgefaßt ward.

Die ursprünglich deutschen Friedhofsbäume sind der Holunder und die Linde. Zahlreiche deutsche Kirchhöfe sind fast nur mit Holunder bepflanzt. Das provisorische Grabkreuz, das man in katholischen Gegenden Süddeutschlands dem Leichenzuge voranträgt, ist in seinem Kranze mit einem aus Holunderstäbchen verfertigten Kreuzchen geschmückt, das „Lebelang" heißt. Im Hildesheimischen nimmt der Todtengräber das Maß der Leiche mit einer Stange von Holunder, und der Knecht, der sie zu Grabe führt, bedient sich ihrer statt der gewöhnlichen Peitsche. Nirgends aber wird der Holunder als Todtenbaum mehr verehrt als in Dänemark und in Schleswig-Holstein. Nannte man doch einst in Norfolk den Holunder, da er von den Dänen mit Vorliebe auf die Gräber gepflanzt wurde, geradezu Danewort. In Kopenhagen soll einst, wie Steffens erzählt, im Matrosenquartiere jeder Hofraum mit einem solchen Baume geziert gewesen sein. Man habe geglaubt, daß in ihm ein Geist wohne, der den Frauen in Kindesnöthen beistehe, die Kinder schütze u. s. w., aber verschwinde, wenn der Baum absterbe. Die säuselnde Linde mit ihrem kühlen Schatten ist von jeher der Lieblingsbaum unseres Volkes gewesen. Unter ihm spielten sich alle wichtigeren Ereignisse des Volkslebens ab: unter einer Linde hielt man Gericht und Gemeindeversammlung, um die Linde bewegte sich der Reihen der frohen Jugend, unter der Linde, in deren Zweigen die Nachtigall, der Liebesvogel, singt, sitzen die Liebenden. Unter der kühlen Linde will denn der Deutsche auch ausruhen von den Mühen des Lebens. Als einem Mädchen, wie das Volkslied erzählt, ein untrügliches Zeichen gegeben wird, daß ihr Geliebter gestorben sei, da ist es ihr sofort gewiß, daß er „unter Linden" ruhe. Manche Kirchhöfe gleichen einem Lindenwalde. Hierfür nur ein Beispiel! Wilhelm v. Humboldt sagt in seinen Briefen an eine Freundin (Nr. 60): „Ich habe eine eigene Neigung zu Kirchhöfen, und gehe nicht leicht an einem vorüber, ohne ihn zu besuchen. Vor Allem liebe ich sie, wenn sie mit großen und alten Bäumen bepflanzt sind, auch nur einer oder der andere solcher Bäume darauf steht. Das grünende Leben verbindet sich so schön mit den schlummernden Todten. Die schönsten Kirchhöfe sah ich in dieser Art in Königsberg in Preußen. Sie haben ganze Reihen der schönsten, größten und kräftigsten Linden."

Es ist leicht begreiflich, daß die Pflanzen, namentlich die Blumen, die von selbst aus Gräbern hervorsprießen oder auf die Ruhestätten der Todten von liebender Hand gepflanzt werden, häufig als böses, todbringendes Vorzeichen erscheinen. Drei Röslein, die dem Mädchen nach einem alten Volksliede in den Schooß fallen, deuten ihm den Tod des Geliebten an:

„do fielen drei röslin in mein schosz.
nun sag, nun sag, gût röslin rot:
„lebet mein bûl oder ist er tot?""

Im allbekannten schwäbischen Liede „Jetzt gang i ans Brönnele" sagt das über den treulosen Geliebten betrübte Mädchen:

„Jetz leg i mi nieder
Uff's Heu und uff's Stroh,
Do fallet mier drui Röslen
Nieder in mein Schoß.
Und diese drui Röslen
Sind blutig (rosen) rot,
Jetz waiß i nett, lebt mein Schatz
Oder ist er tot!"

Gestützt ward dieser Glaube jedenfalls dadurch mit, daß die Rose wegen ihrer rothen Farbe häufig auch die todbringende Wunde und das aus ihr hervorrinnende Blut bezeichnet, so in dem

Worte des über die frische Walstatt von St. Jakob a. d. Birs reitenden Ritters Münch Burkhart, daß das Blutbad ein Bad in Rosen sei, oder bei Heinrich von Freiberg, der von Christus und seinen Wunden sagt:

„und der die röten rösen truoc
mit bitterlichem smerzen
durch (wegen) uns an sinem herzen,
an vüezen und an henden."

Noch öfters als der Rose wird der Lilie eine Bedeutung für das Leben oder den Tod des Menschen zugeschrieben. Sie ist die eigentliche Todtenblume, wohl wegen ihrer Farbe; denn das Weiß ist die ursprüngliche Trauerfarbe unseres Volkes wie überhaupt aller Völker, was Klopstock in seiner Ode „An die nachkommenden Freunde" ganz natürlich begründet:

„Doch nichts Schreckliches hat der Gestorbne, nicht den Verwesten
Sehen wir, seh'n nicht Gebein;
Stumme Gestalt nur erblicken wir, bleiche. Ist denn des Maies
Blume nicht auch, und die Lilie weiß?"

Ein schlesisches Volkslied läßt daher eine Rose, die um ein junges Mädchen tiefes Leid trägt, völlig erblassen, daß sie nun der zarten, bleichen Lilie gleicht. Nach alten Sagen zeigt sich auf dem Stuhle dessen, der bald sterben soll, eine weiße Rose oder eine Lilie. Wiederholt begegnen wir der Anschauung, daß das Leben eines Menschen an das Gedeihen einer Lilie geknüpft sei. So sollen Zauberer durch das Abhauen einer Lilie bewirken können, daß ein Mensch sterbe. Auch verstünden sie die Kunst, einen abgehauenen Kopf wieder aufzusetzen; werde der Kopf abgehauen, so wachse in einem Glase eine Lebenslilie; verletze man diese freilich, so könne der enthauptete Mensch nicht wieder in das Leben zurückgerufen werden. Hier sei auch an das Grimm'sche Märchen „Die Goldkinder" erinnert. Ein Mann, heißt es darin, fing einen Goldfisch, zerschnitt ihn in sechs Stücke, gab zwei davon seiner Frau, zwei seinem Pferde und legte zwei in die Erde, Alles auf Geheiß des Goldfisches selbst. Da geschah es, daß aus den zwei Stücken, die in die Erde gelegt waren, zwei goldene Lilien aufwuchsen, und daß das Pferd zwei goldene Füllen bekam, und des Fischers Frau zwei Kinder gebar, die ganz golden waren. Als die beiden Knaben herangewachsen waren, ritten sie hinaus in die Welt, trösteten aber beim Abschiede die besorgten Eltern: „Die zwei Lilien bleiben hier, dann könnt ihr sehen, wie es uns geht: sind sie frisch, so sind wir gesund; sind sie welk, so sind wir krank; fallen sie um, so sind wir todt." Der eine kehrte bald wieder um, der andere aber ritt in die Fremde. Als nun einmal der wieder nach Hause zurückgekehrte Bruder bei den Lilien stand, fiel plötzlich eine derselben um. Er zog sofort aus, seinem Bruder, dem ein Unfall zugestoßen sein mußte, zu helfen; er fand ihn verzaubert in einem Walde und befreite ihn glücklich wieder aus der Gewalt der Hexe. Fröhlich zogen sie heim. Aber der Vater sprach: „Ich wußte wohl, daß du deinen Bruder erlöst hattest, denn die goldene Lilie ist auf einmal wieder auferstanden und hat fortgeblüht."

Gleich der Rose ist der Rosmarin ein für Liebende unglückbedeutendes Vorzeichen. Rührend erzählt davon das schöne Volkslied „Rosmarin" (Wunderhorn I, 186):

Es wollt die Jungfrau früh aufstehn,
Wollt in des Vaters Garten gehn;
Roth Röslein wollt sie brechen ab,
Davon wollt sie sich machen
Ein Kränzelein wohl schön.

Es sollt ihr Hochzeitskränzlein sein:
„Dem feinen Knab, dem Knaben mein,
Ihr Röslein roth, ich brech euch ab,
Davon will ich mir winden
Ein Kränzelein so schön."

Sie ging im Grünen her und hin,
Statt Röslein fand sie Rosmarin:
„So bist du, mein Getreuer, hin!
Kein Röslein ist zu finden,
Kein Kränzelein so schön!"

Sie ging im Garten her und hin,
Statt Röslein brach sie Rosmarin:
„Das nimm du, mein Getreuer, hin!
Lieg bei dir unter Linden
Mein Todtenkränzlein schön."

Das Mädchen sucht Rosen zum Hochzeitskranz, aber sie findet nur Rosmarin: ihr Geliebter ist todt. Weit seltener als an die Grabesblumen knüpft sich an die Friedhofsbäume eine üble Vorbedeutung. Nur vom Holunderstrauche sagt man, er künde seinem Besitzer den Tod an, wenn er im Sommer lange Wasserschößlinge treibe und bei Regenmangel gelblich fahl blühe.

So erscheint dem Volksglauben das Menschenschicksal innig verflochten mit dem stillen Werden und Vergehen der Pflanze. Mit jedem Frühlinge aber dichtet das Volksgemüth das alte Gleichniß aufs Neue, an jedem neuen Johannistage wandern wir wieder hinaus auf den Friedhof und bringen den Todten Blumen als Opfer der Liebe. Predigt uns doch die ewig sich verjüngende Pflanzenwelt den tröstlichen Gedanken, daß auch wir nach langem Todesschlummer einst wieder zu neuem Leben und Blühen erwachen, nach der gar sinnigen Deutung eines alten volksthümlichen Liedes als rothe Röslein im Paradiesesgarten Christi.

E. G.

Bücherbesprechungen.

△ Ein weiteres der vom Vereine der Finanzbeamten in Dresden herausgegebenen Hefte zur Vorbereitung auf die Beamtenprüfungen (Dresden, Conrad Weiske'sche Buchhandlung) behandelt die Kranken-Versicherung der Arbeiter im Deutschen Reiche. Die Darstellung ist in den Hauptpunkten sachgemäß; daß einige minderwichtige Bestimmungen nicht ganz klar bez. vollständig wiedergegeben sind, ist mit der gebotenen Kürze und Knappheit zu entschuldigen.

— Deutsches Leben und Weben. Nationale Erzählungen von Karl Pröll. Villach, 1895, Verlag von Gebrüder Gitschthaler. Preis 2 Kronen, das Reinerträgniß fällt der „Südmark" zu. — Karl Pröll ist ein Deutschösterreicher, seine unermüdliche Feder ist vorzugsweise in dem Dienste der Bestrebungen des Deutschen Schulvereins thätig. Auch aus den vorliegenden novellistischen Skizzen schlägt uns jene gluthheiße Lohe deutschnationaler Begeisterung entgegen, die sich an der beständigen feindseligen Reibung mit den slavischen Bestandtheilen der Bevölkerung in den Ostmarken zu entzünden pflegt. Wenn der wild leidenschaftliche Ueberschwang der Empfindung es nicht zu der klaren und erhabenen Ruhe der Schönheit kommen läßt, die dem wahren Kunstwerke eigen ist, so wird jeder Billigdenkende das mit den wirren Verhältnissen jener streiterfüllten Grenzlande deutscher Zunge entschuldigen. Es mag freilich auch genug laue und schlaffe Gemüther — „Beiseitedrücker" nennt sie der Verfasser S. 65 — geben, die kräftiger Kolbenstöße bedürfen, um aufgerüttelt zu werden aus ihrer stumpfen Gleichgiltigkeit gegenüber den vielfachen Schädigungen der deutschen Sache durch czechische und mährische Heißsporne. Wir wünschen deshalb dem Buche allen Erfolg, obgleich wir auch durch die stilistischen Eigenheiten der Sprache jener Gaue nachdrücklich daran gemahnt werden, daß ihr Empfinden nicht ganz mit dem unseren übereinstimmt. Wendungen wie „für den sogleichen Beginn" (S. 65) dürften bei uns im Reiche keinem Volksschüler als erlaubt hingehen. Der Druck zeigt wenig Sorgfalt, an sinnstörenden Druckfehlern ist kein Mangel. Der kühne Luftschiffer der griechischen Sage heißt Ikarus, nicht Ilarius (S. 7).

R. B.

— Lobetanz. Ein Singspiel von Otto Julius Bierbaum. Berlin, Verlag der Genossenschaft Pan. — Eins jener jetzt wieder in Aufnahme kommenden romantischen Bühnenstücke, die märchenhafte Stoffe behandeln. Statt des üblichen verschliffenen Kesselflickers, der eine Prinzessin heimführt, ist es hier ein fahrender Sänger, Lobetanz, dem dies gelingt, und die Prinzeß leidet an einer ärztlich nicht recht erkennbaren Krankheit, die nur durch ein gutes Gedicht gehoben werden kann. In dem Ganzen liegt eine gewisse Frische und eine Aufführung mit Hinzufügung passender Musik würde wohl auch bei einem gleichgestimmten Publicum Anklang finden können. Irgend etwas Hervorragendes bedeutet das Werk freilich nicht! Dazu fehlt ihm die Tiefe und ein eigner, besondrer, individuell gestaltender Geist, etwas, was unsrer flach nivellirenden Zeit so sehr noth thut! Dazu ist die Sprache oft recht manierirt und gewaltsam, was gleichfalls für unsre in der Verbildung begriffene Zeit sehr bezeichnend ist. All das fällt um so mehr auf, als das Ganze als erstes Buchverlagswerk einer jetzt viel von sich redenden Genossenschaft mit unklar nebelhaften Tendenzen in grünem Büttenpapierumschlag und Libertyseide gebunden mit einem gewissen Anspruch auftritt.

J. R.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 75. Dienstag, den 25. Juni. 1895.

Fürst Blücher und die sächsische Garde.

Von Moritz Lilie.

In den nachgelassenen Papieren meines Großonkels, eines Veteranen der Befreiungskriege, fand sich ein mit großer Sorgfalt geführtes Tagebuch, welches Mittheilungen über einen hochinteressanten Vorgang enthält, dessen in unseren Geschichtswerken über jene bewegte Zeit aus naheliegenden Gründen entweder gar nicht, oder doch nur in flüchtigster Form Erwähnung gethan worden ist. Die Rücksichten, welche damals Schweigen geboten, sind heute, wo alle deutschen Stämme „ein einig Volk von Brüdern“ bilden, nicht mehr am Platze, und das Zartgefühl, welches selbst gewissenhafte Historiker geleitet haben mag, über jene Ereignisse den Schleier der Vergessenheit zu decken, darf nach den gewaltigen Kämpfen, in denen unsere tapferen Krieger aus Nord und Süd, Ost und West Schulter an Schulter den frechen Erbfeind zerschmetterten, als ein überwundener Standpunkt betrachtet werden. Der Verfasser des erwähnten Tagebuchs gehörte der sächsischen Garde an, die sich in den Napoleon'schen Feldzügen wiederholt ruhmvoll auszuzeichnen Gelegenheit fand, und die fraglichen Aufzeichnungen betreffen die Lage und das Verhalten der sächsischen Armee, namentlich der Garde, in den Niederlanden; die nachstehenden Mittheilungen beruhen also auf den unmittelbaren Wahrnehmungen und Erlebnissen eines Augenzeugen.

Es war im Frühlinge des Jahres 1815. Die schweren Stürme, welche der corsische Eroberer über Europa heraufbeschworen hatte, schienen einer ruhigeren Strömung gewichen zu sein, erleichtert athmeten die Völker auf, hoffend, nach der blutigen Kriegsarbeit sich endlich wieder den Werken des Friedens widmen zu können, — da plötzlich flammte der Stern des französischen Imperators noch einmal auf und wiederum begann das Kämpfen und Ringen um Sein und Nichtsein ganzer Länder, Völker und Dynastien. Die verbündeten Heere rüsteten sich, den mit einer stattlichen Armee heranrückenden Kaiser der Franzosen gebührend zu empfangen, und starke Truppenmassen concentrirten sich zu diesem Zwecke sowohl in dessen eigenem Lande, als auch in den angrenzenden Theilen der benachbarten Staaten. Schon im Jahre 1814 hatte der General Frhr. v. Thielemann, der aus sächsischen Diensten in russische und später in preußische übertrat, das Commando des dritten deutschen Armeecorps, dem die sächsischen Truppen zugetheilt waren, übernommen, aber in den Reihen derselben herrschte eine trübe, gedrückte Stimmung. Dunkle Gerüchte über das von Preußen besetzte geliebte Vaterland drangen bis zu den entfernten Cantonnements der Sachsen am Rhein und erfüllten sie mit schwerer Besorgniß. Thielemann besaß das Vertrauen der Truppen keineswegs, und er schien es geflissentlich darauf anzulegen, die Soldaten immer mehr zu erbittern. Ein an sich unbedeutender Vorfall gab dem Grolle neue Nahrung. Dr. Görres hatte in dem von ihm herausgegebenen „Rheinischen Courier“ den König Friedrich August auf das Gröblichste beleidigt, und war dafür von einem sächsischen Gardeofficier am hellen Tage auf offener Straße geohrfeigt worden. Der Befehlshaber der sächsischen Truppen, Generallieutenant v. Lecoq, bei dem der Vorfall zur Anzeige gelangte, hatte den Officier zwar bereits mit einer Disciplinarstrafe belegt, der Obercommandirende aber, General Thielemann, verschärfte diese Strafe noch, indem er den Officier von seinem Truppentheil entfernte und in das Depot nach Sachsen zurücksandte. Gleichzeitig erließ der General an die sächsischen Abtheilungscommandeure eine schriftliche Ordre, in welcher er es streng rügte, daß der Officier „sich zum Advocaten des Königs von Sachsen“ hergegeben habe, *die Sachsen ihres dem Könige geleisteten Eides entband* und an Stelle des Landesherrn die verbündeten Mächte setzte, denen allein Gehorsam zu leisten sei. Außerdem war es kein Geheimniß, daß Thielemann auf das Eifrigste die Einverleibung des *ungetrennten* Königreichs Sachsen in Preußen befürwortete. Das Bestreben dieses Generals, den Alliirten seine Ergebenheit zu beweisen, äußerte sich aber noch in anderen Taktlosigkeiten. Der 3. August war der Namenstag des Königs von Sachsen, gleichzeitig aber auch der Geburtstag des Souveräns, dem er schon damals seine Dienste zu widmen beschlossen hatte. Um sich nun bei seinem künftigen Gebieter in Gunst zu setzen, beging Thielemann die Unklugheit, zu der von ihm aus Anlaß dieses Geburtstages veranstalteten großen Parade auch die Sachsen heranzuziehen, um diese dadurch zu zwingen, einem fremden Monarchen ihre Huldigung darzubringen. Es war dies eine ganz überflüssige Verletzung des Nationalgefühls der sächsischen Soldaten, die an demselben Tage ihres unglücklichen Fürsten gedachten, dessen Schicksal noch in den Händen des Wiener Congresses lag, und mit Recht empfanden es die Truppen als eine absichtliche Demüthigung, die ihnen der Obercommandirende zugedacht hatte. Die Festesfreude wurde dem General freilich etwas verleidet, denn als während der Tafel, die der Parade folgte, der erste Schuß aus den in Coblenz aufgefahrenen sächsischen Kanonen abgefeuert wurde, sprang das Geschütz und ein Splitter tödtete den sie bedienenden Artilleristen. Der sehr abergläubische Thielemann hielt dies für eine böse Vorbedeutung, die Erbitterung der Sachsen wurde durch diesen Vorfall aber nicht verringert. Bei dem sächsischen Officiercorps hatte die Ordre, in welcher der General ganz unberechtigterweise die Sachsen ihres dem Könige geleisteten Eides entband, tiefe Mißstimmung hervorgerufen, die endlich zu einem einmüthigen Handeln führte. Die verschiedenen Truppentheile erließen Adressen an die verbündeten Mächte, in welchen sie baten, dem Könige die Rückkehr nach Sachsen zu gestatten, gleichzeitig aber auch unter strenger Beobachtung aller von der Dienstpflicht gebotenen Formen gegen die Handlungsweise des Generals v. Thielemann protestirten. In Marburg empfing Letzterer die von den Officieren abgeordnete Deputation, welche diese Adressen zu überreichen hatte, sehr ungnädig, mußte sich aber, nachdem alle Vorstellungen zur Zurücknahme derselben vergeblich gewesen waren, doch endlich zu der Zusage bequemen, die Schriftstücke befördern zu wollen. Freilich entblödete er sich nicht, der preußischen Regierung infolge dieses durchaus berechtigten und gesetzlichen Schrittes der sächsischen Officiere den Geist der Truppen als widerspenstig und revolutionär darzustellen — ein Verfahren, das mit der sonstigen Handlungsweise dieses Mannes völlig übereinstimmt*). Die ausgesprochene Absicht, die beiden beliebtesten Führer des sächsischen Heeres, den Generallieutenant v. Lecoq und den Oberst v. Zeschwitz, welche der Deputation angehörten, von der Armee zu entfernen, mußte Thielemann infolge der Haltung des Officiercorps aufgeben, von welchem der größte Theil erklärte, seinem Commandeur folgen zu wollen, falls diesen eine Strafversetzung treffen würde. — Inzwischen lauteten die Nachrichten aus Sachsen immer beunruhigender, und endlich brachte ein Adjutant des Generals aus Wien die Meldung, der Congreß habe die völlige Einverleibung Sachsens in Preußen beschlossen. Thielemann selbst theilte auf der Parade den sächsischen Officieren diesen Beschluß mit, an dessen Richtigkeit um so weniger gezweifelt wurde, als man annehmen mußte, der General sei wohlunterrichtet. Mit tiefem Schmerze vernahmen die fern von dem Vaterlande weilenden Truppen diese erschütternde Kunde, — äußert

*) Vergl. die biographische Charakteristik des Generallieutenants v. Thielemann, herausgegeben vom Grafen v. Holtzendorff (1830).

sich doch die Liebe zur Heimath nirgends lebhafter und inniger, als in der Fremde. Anstatt dieses Gefühl der sächsischen Soldaten zu achten und zu ehren, erhöhte Thielemann die Aufregung durch wiederholte Bekanntmachungen der nahe bevorstehenden Auflösung des Königreichs Sachsen, und die zu diesen Mittheilungen gewählte Form zeigte das unverkennbare Bemühen, die Liebe der Truppen zu König und Vaterland in schadenfroher Weise zu ignoriren. Auch die Abberufung des von Officieren und Mannschaften gleich hochverehrten Corpscommandanten Lecoq setzte Thielemann endlich durch, und als Lecoq in einer feierlichen Ansprache von den Truppen Abschied nahm, da flossen Thränen der Trauer und — des Ingrimms. Inzwischen wurde die Theilung Sachsens beschlossene Sache. In einem Tagesbefehl machte Thielemann dies den Truppen bekannt, und forderte die Officiere auf, sich schleunigst darüber zu erklären, welchem der beiden Monarchen sie in Zukunft ihre Dienste zu widmen gedächten. Nur Wenige kamen dieser Aufforderung nach, indem sie sich, weil in den abgetrennten Landestheilen ansässig, für König Friedrich Wilhelm III. erklärten; die Mehrzahl glaubte eine solche Erklärung nicht eher abgeben zu können, als bis ihr Landesherr sie ihres Eides entbunden haben werde. Es hatten sich auf diese Weise im Officiercorps zwei Parteien gebildet, was nachtheilig auf den Geist der Truppen wirkte, da es das Vertrauen erschütterte und das Rechtsgefühl beeinträchtigte. Inzwischen war der von Elba zurückgekehrte Napoleon im raschen, einem Triumphzuge gleichenden Vorwärtsschreiten bis Paris gelangt und seitens der Verbündeten mußte an ernste Maßregeln gedacht werden, um dem gefürchteten Gegner gebührend begegnen zu können. An den bedrohtesten Punkten fanden Truppenzusammenziehungen statt, und auch die Sachsen überschritten die Grenze, um am 10. April 1815 in Lüttich einzurücken, das einem Theile von ihnen als vorläufiger Garnisonsort angewiesen war. Hier überbrachte der General v. Grolmann den Befehl, die sächsischen Truppen der Theilung des Landes gemäß ebenfalls in zwei Theile zu theilen, von denen einer sich zu Preußen, der andere sich zum alten Vaterlande Sachsen bekennen sollte. General Gneisenau erhielt von dem Obercommandirenden, Fürsten Blücher, Ordre, die sofortige Theilung der Armee vorzunehmen. Der Befehl hierzu war direct aus Wien von dem Könige Friedrich Wilhelm ergangen, und zwar sollten alle diejenigen Soldaten, welche aus den an Preußen abzutretenden Landestheilen stammten, die von diesem Staat zu übernehmende Hälfte der sächsischen Armee bilden, während die andere Hälfte aus Angehörigen der unter der Regierung des Königs von Sachsen verbleibenden Gebiete bestehen sollte. Die Ausführung dieses Befehles mußte nothwendig die Regimentsverbände auseinander reißen, ein Verfahren, welches die Erbitterung der Truppen nur noch vermehrte, um so mehr, als von einer Zustimmung des angestammten Landesfürsten nirgends die Rede war, und man es nicht einmal für nothwendig erachtet hatte, einen sächsischen Oberofficier zu Rathe zu ziehen. Durch alle diese Vorgänge war in der sächsischen Armee ein Zündstoff angehäuft worden, der endlich zur Explosion führen mußte. Die Gelegenheit hierzu fand sich bald. — Am 1. Mai, während Blücher in seinem Hotel zu Lüttich bei Tafel saß, versammelten sich Soldatenhaufen vor dessen Fenstern, und brachten in demonstrativer Weise Lebehochs auf König Friedrich August aus. Um eine Wiederholung dieser tumultuarischen Auftritte zu vermeiden, wurde am folgenden Tage die gesammte Garnison von Lüttich von ein bis drei Uhr Nachmittags unter Gewehr gehalten. Für den Abend des 2. Mai hatte Gneisenau die sächsischen Brigade- und Regimentscommandeure in seine Wohnung befohlen, um ihnen die königliche Ordre mitzutheilen. Das Mißtrauen und die Gereiztheit der Mannschaften hatte den höchsten Grad erreicht, und abermals fanden Zusammenrottungen statt, die einen ernsten Charakter anzunehmen drohten. Während oben die sächsischen Officiere vergebens baten, die harten Bedingungen zu mildern, und sich deshalb eine scharfe Zurechtweisung Gneisenau's gefallen lassen mußten, erscholl unter den Fenstern des Generals ein vielhundertstimmiges Hoch auf den König von Sachsen, das sich immer aufs Neue brausend wiederholte. Bestürzt eilten die Officiere hinab, um die Menge zu besänftigen, aber die Aufregung war zu groß; man hatte in rücksichtslosester Weise Demüthigungen auf Demüthigungen gehäuft, jetzt bäumte sich das beleidigte Rechtsgefühl gegen die widerfahrene Unbill auf und ließ sich leider zu Ausschreitungen hinreißen, die selbst in ihrer Veranlassung, in der Liebe zu König und Vaterland, keine genügende Entschuldigung finden können. Der Tumult gipfelte in der kategorischen Erklärung der Soldaten: „sie würden nur dann in die beabsichtigte Theilung der Armee willigen, wenn ihr König dieselbe befehlen und sie ihres Eides entlassen würde". Die Officiere hatten ihre ganze Beredtsamkeit aufgewendet, und es gelang ihnen auch, die Mannschaften zum Verlassen des Platzes zu bewegen. Bald darauf aber sammelten sie sich von Neuem vor dem Hauptquartiere, das Vivat- und Pereatrufen nahm kein Ende, und höchst anzügliche Reden gegen die neue Ordnung wurden laut. Plötzlich stürzte zorngeröthet der preußische General v. Müffling mit geschwungenem Degen nebst zwei Adjutanten unter die Menge, erging sich in den heftigsten Schimpfreden gegen die Tumultuanten und erklärte Jeden, der nicht augenblicklich den Platz verlassen würde, sofort niederstechen zu wollen. Schallendes Gelächter folgte dieser Drohung, dann aber warf sich die Menge auf den General und die beiden anderen Officiere, und würde dieselben unfehlbar zerrissen haben, wenn nicht in diesem Augenblicke die Wachtmannschaft unter Capitän Geibler, aus einer Abtheilung sächsischer Grenadiere bestehend, auf dem Platze erschienen wäre. Es gelang den Mannschaften, bis zu den bedrohten Officieren vorzudringen und sie vor weiteren Mißhandlungen zu schützen, doch erst nachdem sie dem stürmischen Rufe der Tumultuanten, ihre Degen in die Scheide zu stecken, willig Folge geleistet hatten. Müffling zog sich nach der Wohnung des Fürsten Blücher zurück, bevor er jedoch dieselbe erreichte, begann ein Steinhagel, der ihn mehrfach verwundete. Inzwischen hatte sich das Gerücht verbreitet, es seien mehrere der Excedenten verhaftet und in das Haus des Generalfeldmarschalls gebracht worden; sofort richtete sich das Steinbombardement nach den Fenstern der Wohnung des Fürsten, die klirrend in Scherben fielen. Da die Menge Miene machte, das Haus zu stürmen, so entfernte sich Blücher durch eine Hinterthür, dem Capitän Geibler aber gelang es endlich, die Tumultuanten zu beruhigen und zur Heimkehr zu bewegen. Anderen Tages erschien folgender Tagesbefehl: „Lüttich, am 3. Mai 1815. Soldaten der sächsischen Garnison von Lüttich! Unter euch ist eine Horde Meuterer, die das Vertrauen verletzt hat, das ich in euch setzte, indem ich ohne eine andere Wache, als die aus eurer Mitte, mein Hauptquartier unter euch aufschlug. Diese Horde hat sich, alles militärischen Ehrgefühls vergessend, an meiner Wohnung vergriffen und ich kann daher nicht mehr mit Sicherheit unter euch verweilen. Ihr werdet daher sogleich Lüttich verlassen. Was zur Untersuchung des verübten Frevels geschehen soll, werdet ihr ferner erfahren. Denjenigen Officieren, die sich rühmliche Mühe um die Stillung des Aufrufes gegeben haben, verbleibt der Dank ihres Feldherrn. Der Feldmarschall Fürst Blücher." Die Garnison von Lüttich bestand aus einem Bataillon Garde, zwei Grenadierbataillonen, die mit jenem ein Regiment bildeten, und dem zweiten Linienregiment, zusammen sechs Bataillonen, die, nachdem alle bei der Armee befindlichen sächsischen Generale sich für Preußen erklärt hatten, von dem Oberst v. Zeschwitz befehligt wurden. Diesem übersandte Blücher den Befehl, das Gardebataillon noch in der Nacht auf der Straße nach Namur abrücken zu lassen, und der Oberst versammelte daher sofort die Officiere dieses Truppentheiles, von denen sich kein Einziger zum Uebertritt in die preußische Armee gemeldet hatte, um mit ihnen die zu treffenden Vorsichtsmaßregeln zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung zu besprechen. Gegen Mitternacht erfolgte der Abmarsch des Bataillons, nicht ohne daß vorher gewisse Bedenken laut geworden wären. Man fürchtete, daß preußische Truppen vor dem Thore die Abrückenden empfangen und entwaffnen würden, und nur dem gütlichen Zureden der Officiere gelang es endlich, die Mannschaften zum Gehorsam zurückzuführen. Einer weiteren Ordre Blücher's, der Lüttich verlassen und sein Hauptquartier in Orney aufgeschlagen hatte, gemäß sollte am 4. Mai der Rest der Garnison die Stadt ebenfalls verlassen, und zwar auf der entgegengesetzten Seite als die Garde. Dies machte die aufgeregten Soldaten nur noch mißtrauischer, und die beiden Grenadierbataillone erklärten rundweg, nur dahin marschiren zu wollen, wo sich die Garde und die Regimentsfahne befinde. Fast alle Officiere dieser beiden Bataillone hatten sich für Preußen entschieden und sich deshalb bei den Mannschaften mißliebig gemacht; sie beharrten daher trotzig auf ihrer Weigerung, und der preußische General v. Grolmann, dem Oberst v. Zeschwitz Meldung gemacht hatte, gestattete daher endlich zur Vermeidung weiterer Conflicte den Abmarsch der Bataillone in derselben Richtung, welche die Garde eingeschlagen hatte. Auch das zweite Linienregiment war nur mit Mühe zu bewegen, der Ordre gemäß nach Havre abzurücken; die Soldaten bestanden

darauf, ihren Kameraden zu folgen, und nur die Vorstellungen und Ermahnnngen des allgemein beliebten Oberst v. Zeschwitz und des eigenen Regimentscommandeurs v. Seydewitz vermochten sie, dem Befehle Folge zu leisten. In Huy, wo das Gardebataillon unter Major v. Römer am 4. Mai anlangte, erhielt dasselbe Ordre zum sofortigen Abmarsch nach Namur. Vor dem Thore von Huy erblickten die Sachsen zu ihrer nicht geringen Ueberraschung eine starke preußische Truppenabtheilung, welche sogar Artillerie mit sich führte, und Befehl hatte sie zu begleiten, im Falle weiterer Widersetzlichkeiten aber Gewalt zu brauchen. In Namur commandirte der preußische General v. Borstell, und seinem Befehle wurden auch die anrückenden Sachsen unterstellt. Dieser brave Officier war einer der Wenigen, welche die Ursachen der beklagenswerthen Ausschreitungen richtig erkannten und würdigten, und er wandte daher den sächsischen Truppen seine ganze Theilnahme zu. Er wußte, daß er es mit tapferen, gehorsamen, wohldisciplinirten Soldaten zu thun hatte, die aber durch das harte Schicksal von König und Vaterland, durch die Treulosigkeit und Unzuverlässigkeit eines Theils ihrer Vorgesetzten und endlich durch systematische Demüthigungen und Zurücksetzungen dahin gebracht worden waren, die ersten militärischen Tugenden zu verleugnen. Sie wollten auch im Unglücke ihrem Landesherrn treu bleiben, und hätten daher wohl ein Anrecht auf schonendere Behandlung seitens der maßgebenden Persönlichkeiten gehabt, die aber statt dessen Alles thaten, die ohnehin mißgestimmten Soldaten noch mehr zu erbittern. Am Morgen des 6. Mai rückte das Gardebataillon auf der Straße nach Louvain ab, escortirt von starken preußischen Detachements. Auf einem freien Platze wurde Halt gemacht und ein hoher preußischer Officier verlas die Ordre des Feldmarschalls Blücher, nach welcher das sächsische Grenadierregiment entwaffnet und aufgelöst wurde, seine Fahnen aber verbrannt werden sollten. Den Officieren wurden die Degen belassen, ihre Haltung ausdrücklich belobt und weitere Verwendung im activen Dienste zugesichert. Es wurde ihnen freigestellt, bei dem entwaffneten Truppentheil zu verbleiben, oder im Hauptquartier weitere Ordres zu erwarten; ohne Besinnen wählten sie das erstere, indem sie erklärten, das Schicksal ihrer Mannschaften theilen zu wollen. Grabesstille herrschte während der Publication dieses Befehls, ohne ein Wort der Entrüstung legten die Soldaten die Waffen nieder, aber im Innern der braven Krieger wühlte Schmerz und Ingrimm. Ein brausendes Hoch auf König Friedrich August erschallte, dann war Alles still wie vorher. Wohl hatten sie sich nach militärischen Begriffen schwer vergangen, aber die Motive waren einer hohen Soldatentugend entsprungen: der Liebe zu König und Vaterland. Alle Bemühungen des Majors v. Römer, der persönlich zu dem Fürsten Blücher ins Hauptquartier eilte, um eine Milderung der harten Strafe zu erzielen, blieben erfolglos; unverrichteter Sache kehrte er wieder zu seiner Garde zurück. — Der Führer der beiden Grenadierbataillone, Oberstlieutenant Anger, erhielt Befehl, in der Frühe des 6. Mai seine Truppen, und zwar jedes Bataillon an einem andern Platz, in der Nähe der Ortschaften Lozent und Relaux aufzustellen. Eine preußische Cavallerieabtheilung kam an das dritte Bataillon herangesprengt, und der Commandeur derselben machte die Ordre des Fürsten Blücher bekannt, nach welcher die Mannschaften ebenfalls entwaffnet und unter preußischer Bedeckung zurücktransportirt werden sollten. Ausgenommen waren die Officiere, Aerzte, Feldwebel und Fouriere, welche ebenso wie die gesammte Wachmannschaft in vollständiger Ausrüstung ins Hauptquartier des Fürsten zurückkehren sollten. Schweigend wie die Garde legten die Grenadiere ihre Waffen ab, ein preußisches Bataillon marschirte heran und unter seiner Escorte wurden die Entwaffneten weiter transportirt. Plötzlich ließ der Commandeur die Mannschaften halten und einen Kreis formiren; dann zog er eine weitere Ordre Blücher's aus der Tasche, die den Befehl enthielt, den zehnten Mann zu erschießen. An drei der als Anstifter der Unruhen bekannten Soldaten ward diese Strafe auf der Stelle vollstreckt. Inzwischen hatte das bei Relaux aufgestellte zweite Bataillon ganz dasselbe Schicksal ereilt und auch hier war der Befehl ergangen, die Mannschaften zu decimiren, falls sie sich weigern würden, die Rädelsführer zu bezeichnen. Kein Laut ertönte in den Reihen der Soldaten, das tiefste Schweigen folgte der Aufforderung des preußischen Officiers. Da ließ der Generallieutenant v. Krofft durch die Feldwebel den zehnten Mann verlesen und vortreten, — eine stattliche Reihe dem Tode geweihter kräftiger Männergestalten. Kreidebleich folgte der Commandeur des Bataillons, Major v. Wolfersdorff, den Vorbereitungen zu dem schrecklichen Strafgerichte, endlich verließen ihn die Sinne, er wankte und ohnmächtig sank er vom Pferde. Da vermochten die Mannschaften nicht länger zu widerstehen, sie nannten die Rädelsführer und die bereits dem Tode Geweihten traten in ihre Glieder zurück. Die bezeichneten vier Soldaten: die Grenadiere Otto, Born und Racknick, sowie der Tambour Kanitz, wurden sofort erschossen. Als die Mündungen der Gewehre sich bereits auf die Verurtheilten richteten, erhob Kanitz den Arm und rief mit lauter Stimme: „Hoch lebe König Friedrich August!“ Wenige Secunden später stürzten er und seine drei Leidensgefährten lautlos zusammen. Schon vorher waren die Fahnen verbrannt worden, jedoch ohne den königl. Namenszug, welchen herauszuschneiden den Gardeofficieren gestattet wurde. Unter starker Bedeckung wurden nunmehr die drei Bataillone nach Wesel geführt, wo sie am 25. Mai ankamen. Nach kurzer Rast formirte man sie in Abtheilungen von zweihundert Mann, um sie nach Magdeburg zu transportiren, wohin sich auch die Officiere der Garde, die sämmtlich ihr Bataillon begleitet hatten, und zwar von nun an getrennt von den Mannschaften, verfügen sollten. Man sah es höheren Orts nicht gern, daß diese braven Officiere das Unglück ihrer Soldaten theilen wollten, und suchte sie daher von ihrer Truppe zu entfernen. Unterwegs waren die Soldaten den ärgsten Beleidigungen, ja nicht selten sogar Mißhandlungen ausgesetzt. Die Bevölkerung in den Ortschaften, durch welche sie marschirten, behandelte die unbewaffneten Mannschaften mit einer Roheit, die nur dadurch zu erklären ist, daß absichtliche Entstellungen des Sachverhaltes der unglücklichen Affaire im Volke Verbreitung gefunden haben mußten. Man bewarf die Durchziehenden mit Koth und Steinen, spuckte ihnen ins Gesicht und rief ihnen die ärgsten Schimpfworte zu, ja eine Abtheilung pommerscher und ostpreußischer freiwilliger Jäger brachte sogar das Bravourstück fertig, die wehrlosen Sachsen mit Kolbenstößen und Fußtritten zu tractiren. Endlich, nach schweren Drangsalen und Entbehrungen, langten die Truppen in Magdeburg an, wo sofort die den preußisch gewordenen Landestheilen entstammenden Leute ausgeschieden und in verschiedene Regimenter des neuen Heimathlandes eingereiht wurden, während die sächsisch gebliebenen Kameraden in ihr altes Vaterland zurückkehrten. Der erste Lichtblick nach so langen düsteren Tagen erwartete die heimkehrenden Krieger in Leipzig, der ersten sächsischen Stadt, die sie zu passiren hatten. Bürgerschaft und Studenten zogen ihnen entgegen und erschöpften sich in Liebesdiensten nnd Aufmerksamkeiten aller Art, — nach so schweren Prüfungen für die geistig und körperlich niedergedrückten Soldaten eine Wohlthat, die sie mit rührender Dankbarkeit aufnahmen. Es ist bekannt, daß König Friedrich August seine Garde, wenn auch in etwas veränderter Ausrüstung, wieder errichtete, und die großen schönen Gestalten in ihren feinen scharlachrothen Uniformen und mächtigen Bärmützen bildeten eine überaus schmucke Truppe. Im Revolutionsjahr 1848, am 31. December, trat die Garde zum letzten Male ins Gewehr; der Neffe des Begründers, König Friedrich August II., löste dieselbe an diesem Tage aus Sparsamkeitsrücksichten auf. General v. Thielemann, dessen schroffes, rücksichtsloses und unkluges Auftreten nicht mit Unrecht als die erste Veranlassung zu den unseligen Ereignissen in Lüttich angesehen wird, fand kurze Zeit darauf ein tragisches Ende. Bei einem Gastmahle ergriff er den Pokal, brachte seinem obersten Kriegsherrn einen Toast und sank gleich darauf leblos in seinen Sessel zurück. Hätte an seiner Stelle ein einsichtsvoller, den thatsächlichen Verhältnissen Rechnung tragender Officier das Commando geführt, der Geist des Gehorsams und der Ordnung würde nie von den Truppen gewichen sein.

Wenn irgend noch eine gewisse Verstimmung zwischen den beiden stammes- und geistesverwandten deutschen Völkern zurückgeblieben wäre, — auf den blutgetränkten Schlachtfeldern Frankreichs würde auch diese letzte traurige Ueberlieferung einer schweren Zeit geschwunden sein. Der unvergeßliche Heldenkaiser Wilhelm I. selbst legte Zeugniß von der Zusammengehörigkeit deutscher Stämme ab, indem er seine herrliche Garde an die Seite der Sachsen stellte und ihnen Gelegenheit gab, die ihnen unter der Führung des ruhmgekrönten Sachsenfürsten reichlich zufallenden Lorbeeren gemeinschaftlich zu pflücken.

Bücherbesprechungen.

— Kleine Rangliste der königl. sächsischen Armee. Abgeschlossen am 1. Juni 1895. Preis 50 ₰, Leipzig. F. W. v. Biedermann. — Praktisch, richtig, billig; das möge zur Empfehlung genügen. γ.

— A. T. Mahan, Der Einfluß der Seemacht auf die Geschichte. Uebersetzt von der Redaction der Marine-Rundschau. Vollständig in 12 Lieferungen (Gesammtpreis 12 ℳ). E. S. Mittler u. Sohn, Berlin. — Der amerikanische Capitän weist an der Epoche von 1660 bis 1783 die politischen Vortheile nach, welche die Beherrschung der See ergeben hat. Sein Standpunkt, daß die Geschichtsschreibung den Einfluß der Seeherrschaft auf die Weltgeschichte bisher nicht genügend berücksichtigt habe, ist in den vorliegenden beiden ersten Heften glücklich begründet. Das Werk erscheint der vollen Beachtung werth. γ.

— C. A. F. Jessen, Pastor in Rapstedt, Die Hauptströmungen des religiösen Lebens der Jetztzeit in Dänemark. 176 S. Gütersloh 1895. Druck und Verlag von C. Bertelsmann. 2 ℳ. — Wenn es uns eigen berührt, daß der bekannte Grundtvig in übergroßer Meinung von seinen dänischen Volksgenossen allen Ernstes geglaubt hat, dieselben seien am Meisten geeignet, die christliche Religion zur Entfaltung zu bringen und so eine führende Stellung vor anderen Völkern einzunehmen, so ist doch zuzugeben, daß die dänische Nation wie die Skandinavier überhaupt in ihrem ernsten Erfassen des Evangeliums ein schönes Bild religiösen Lebens darbieten. Wir freuen uns, auf die hier gebotene Darstellung der kirchlichen Verhältnisse Dänemarks alle Freunde kirchlichen Lebens aufmerksam machen zu dürfen. Der Verfasser bespricht die positiv-christliche Richtung, die auch dort sich geltend machenden, aber bei dem lebendig pulsirenden Glaubensleben doch zurücktretenden rationalistischen Strömungen und das Sectenthum, wie wir es in dem Maße in Deutschland nicht auftreten sehen, auch nicht in Württemberg. Ganz besonders dürfte der erste Theil für Viele instructiv sein, welcher eine klare und ziemlich umfassende Darstellung des kirchlichen Lebens bietet. Wir werden hier mit der dänischen Staatskirche oder „Hochkirche" bekannt gemacht, die vom Alt-Grundtvigianismus und dem methodistisch gefärbten sog. kirchlichen Verein für innere Mission vielfache Opposition erfährt, ohne daß es jedoch von diesen Seiten zu einer äußeren Spaltung bisher gekommen wäre. In wie weit die Staatskirche diesen freikirchlichen Strömungen wird Stand zu halten vermögen, bleibt dahingestellt. Interessant ist auch die Stellung Martensen's in diesem Auseinandergehen der Wünsche und Parteien innerhalb der dänischen Kirche, sowie die anhangsweise beigegebene Charakterisirung Sören Kierkegaard's. Die häretische (rationalistische) Richtung wird besonders durch den von D. Strauß, Hartmann u. A. beeinflußten A. C. Larsen und den von dem Meister weit nach links abgewichenen Neu-Grundtvigianismus repräsentirt. Hatte Grundtvig die heilige Schrift hinter das Apostolicum zurückgestellt und eine freiere kirchliche Gestaltung angestrebt, so hat sich die letztere Strömung von der Schrift und den Bekenntnißschriften völlig losgemacht und kann, weil sie unter den Lehrern der von Grundtvig ins Leben gerufenen „Volkshochschulen" (oder wie der Verfasser glaubt übersetzen zu müssen „Fortbildungsschulen") viele Anhänger hat, immerhin verhängnißvoll werden. In einem Anhang bespricht der Verfasser den vom Christenthum einseitig abgelösten ethischen Standpunkt des Philosophen Höffding und den Materialismus des bekannten jüdischen Literaturhistorikers Brandes. Unter den Secten Dänemarks werden die Quäker, Swedenborgianer, Herrnhuter, Baptisten, Methodisten, die Heilsarmee, die Tommerne (Verflucher), Grunnet's Freigemeinde, Irvingianer, Adventisten des siebenten Tages, die Mormonen und Bornholmer genannt und in ihren Eigenheiten sowie in ihrem Verhältniß zur dänischen Kirche beschrieben. Mit der Geschichte und Lehre der von Sören Kierkegaard und besonders von dem Schweden Rosenius (nicht Roscenius, wie der Verfasser schreibt) beeinflußten Bornholmer werden wir als einer specifisch dänischen oder skandinavischen Erscheinung eingehender bekannt gemacht. Die Schrift ist durchaus beachtenswerth; eingehende auf eigener Beobachtung und genauerer Kenntniß der einschlägigen dänischen Literatur beruhende Sachkenntniß befähigten den Verfasser dazu, uns diesen interessanten Ueberblick über das kirchliche Leben Dänemarks zu geben. D. K.

— Breslich und Koepert, Bilder aus dem Tier- und Pflanzenreiche, für Schule und Haus bearbeitet. Bd. II Heft 2. Bilder aus dem Pflanzenreiche. Altenburg, Stephan Geibel 1895. V und 189 S. 2,60 ℳ. In Ganzleinwand 3,40 ℳ. — Das vorliegende Schlußheft ist durchaus geeignet, die freundliche Aufnahme, welche das Werk bisher gefunden, auch auf das Ganze auszudehnen und womöglich noch zu erhöhen. Pädagogischer Tact, welcher für das praktische Bedürfniß des Lehrers ein feines Gefühl hat, leitete die Federn. Beim Thierreich wird von selbst durch den Gang des Unterrichts eine systematische Reihenfolge gegeben, in der Botanik, bei welcher der Schüler viel leichter eine allgemeine Uebersicht über das System wenigstens der einheimischen Blüthenpflanzen erhält, bringt es der fortwährende Wechsel des frischen Materials mit sich, daß andere Fragen der Biologie, Verbreitung, Verwerthung u. dergl. fortwährend sich in die Behandlung des Stoffes drängen; und dem ist in dem vorliegenden Hefte in vorzüglicher Weise Rechnung getragen. Bald sind Einzelbilder gegeben, bald allgemeine Capitel. Lehrer und Leser werden es nicht ohne großen Nutzen wieder aus der Hand legen. Eine allgemeine Inhaltsangabe wird das Urtheil bestätigen, wenn hinzugefügt wird, daß die Ausführung im Einzelnen glatt und anregend geschrieben ist. 1) Die Abhängigkeit der Pflanze vom Boden. Allgemeine Anatomie, bez. Histologie, Wurzeln und Nahrungsaufnahme. Die Pflanzen werden in Wasser-, Stein-, Erd- und Ueberpflanzen eingetheilt, unter welchen letzteren diejenigen zu verstehen sind, welche auf anderen Pflanzen oder Thieren aufsitzend wachsen. 2) Die Pflanzenwelt und die Atmosphäre. Athmung. Assimilation. 3) Pflanzenleben im Wasser. Schlammpflanzen, submerse Pflanzen mit und ohne Wurzeln u. s. w. 4) Einfluß der Temperatur, des Lichtes und der Schwerkraft. Assimilation. Helio- und Geotropismus. Hydrotropismus. Rheotropismus der Wurzeln im fließenden Wasser. 5) Phytogeographie, ziemlich ausführlich. 6) Verbreitungsmittel. 7) Bestäubungseinrichtungen. Morphologie der Blüthen (ungenau wird Iris nur eine Narbe zugeschrieben). 8) Bestäubung durch Wind und Wetter, Protandrie ꝛc. 9) Bestäubung durch Thiere, Schnecken, Vögel und besonders Insecten. 10) Schutzmittel gegen allerlei Thiere, Schnecken, Ameisen, Säuger. Myrmecophilie. 11) Schutzmittel gegen atmosphärische Einflüsse, Wind, Niederschläge, Trockniß, Frost und Hitze, ein vielseitiges Capitel. 12) Insecten fressende Pflanzen. 13) Schmarotzer. 14) Symbiosen. Flechten. Wurzelsymbiosen. 15) Das Getreide. Arten. Herkunft. Feinde. Aehnlich werden die meisten Culturpflanzen behandelt, die Kartoffel, die Zuckerrübe, das Zuckerrohr, die Oelgewächse, Hülsenfrüchte, Gemüse und andere Küchengewächse, die Obstarten (Kern-, Stein-, Beer- und Schalobst, d. h. Nüsse und Kastanien) nebst einigen Feinden, Weinstock, Feigenbaum, Orangen, Palmen und Bananen, Kaffee ꝛc., Gewürz-, Gespinst-, Farbe-, Gift- und Arzneipflanzen, überall mit geschichtlichen und technischen Zuthaten, Nutzhölzer, eßbare und giftige Pilze, 30) Bakterien. Allerdings sind die meisten Kryptogamen vernachlässigt, ein Capitel über die Moose z. B. und ihre Bedeutung für Wald und Moor wäre erwünscht gewesen. Aber das wird man leicht ergänzen können. Was geboten wird an bestimmten Daten, besonders in culturgeschichtlicher und praktischer Hinsicht, neben dem rein Botanischen, ist bei dem Umfange eine sehr große Summe. In unseren Schulbibliotheken wird sich das Werk, das für Lehrer und Schüler gleich willkommen sein muß, bald einen Platz erobern und für lange Zeit behaupten. Srth.

— Kurzgefaßte Englische Wiederholungs-Grammatik. Nebst einer Synonymik, einer Verslehre, einem Abriß der englischen Literaturgeschichte und Musterstücken zum Uebersetzen ins Englische. Zugleich kurzgefaßte Syntax der englischen Sprache für die oberen Classen höherer Lehranstalten. Von Prof. Dr. Karl Meurer, Oberlehrer am Königl. Friedr. Wilh.-Gymnasium zu Köln. Leipzig 1895. Verlag von Heinrich Bredt. — Das kleine handliche Buch zeichnet sich durch praktische Brauchbarkeit für den Unterricht aus und die Durcharbeitung mit den Schülern ist zur Befestigung ihres Wissens und Könnens sehr zu empfehlen. In klarer und übersichtlicher Weise ist der ganze Lernstoff des Englischen zusammengestellt. An die Hauptregeln der Grammatik in Formenlehre und Syntax schließen sich die gebräuchlichsten Synonymen, das Wichtigste aus der Verslehre, ein Abriß der englischen Literatur und zum Schluß folgen Musterstücke zum Uebersetzen, aus der englischen Geschichte genommen. In dem Verzeichniß der Vertreter der englischen Literatur hätte wohl James Montgomery noch Erwähnung verdient, unter den amerikanischen Schriftstellern haben wir Benjamin Franklin vermißt. W—k.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Ziffert in Leipzig.

№ 76. Donnerstag, den 27. Juni. 1895.

Aus der Geschichte der russischen Censur.

Von R. F. Kaindl.

Jahr für Jahr gewinnt die russische Literatur in Westeuropa an Ansehen und Anerkennung; ihre Werke werden in alle Weltsprachen übersetzt, und nicht die geringste Zahl dieser Uebersetzungen ist in Deutschland verbreitet. Thatsächlich verdient auch die russische Literatur das ihr gezollte Interesse. Die Achtung vor ihrer Entwickelung und ihren Leistungen muß aber um so mehr wachsen, wenn man auf die Thätigkeit der russischen Censurbehörden einen Blick geworfen hat. Eine derartige Betrachtung ist aber auch sehr geeignet, manche Eigenthümlichkeit der russischen Literatur zu beleuchten, und daher dürften wohl die folgenden Zeilen der deutschen Leserwelt nicht unwillkommen sein.

Eine Literatur hat sich in Rußland überhaupt erst infolge der Reformen Peter's des Großen entwickelt. Durch die Regierung veranlaßt und zur Förderung ihrer Zwecke bestimmt, machte sie zunächst jede Censur überflüssig. Als aber Peter's Reformen beim starren und conservativen Klerus Rußlands Anstoß erregten und der Kaiser befürchtete, daß diese Opposition in den handschriftlichen Aufzeichnungen der Mönche ihren Ausdruck finden könnte, verbot er im Jahre 1701 denselben das Schreiben. Tinte und Feder wurden ihnen genommen und nur im Refectorium sollten sie unter der Oberaufsicht des Klostervorstehers schreiben dürfen. Mit ähnlicher despotischer Willkür ging Peter's jüngste Tochter Elisabeth vor. Als sie im Jahre 1741 durch eine Palastrevolution den Thron bestieg, erschien es ihr nothwendig, alle Spuren der vorhergegangenen Ereignisse zu vertilgen. Zu diesem Zwecke wurde ein Befehl erlassen, demzufolge alle in den letzten Jahren gedruckten Bücher nochmals zur Censur vorgelegt werden sollten. Und so sehr waren die Russen zum blinden Gehorsam gewöhnt, daß sie den Auftrag dahin deuteten, es seien alle Bücher ohne Ausnahme einzusenden. Massenhaft begannen sofort von allen Seiten Bücherpackete einzutreffen, so daß die Regierung sich veranlaßt sah, in einer besonderen Verordnung kundzugeben, welche Bücher speciell sie wieder zu begutachten wünsche. Viel hatten übrigens auch in dieser Zeit die Censoren nicht zu schaffen. Bemerkenswerth ist es, daß es zuweilen vorkam, daß eifersüchtige Gelehrte auf einander gegenseitig die Censur zu hetzen suchten. Ueber das Kopernikanische System und Alles, was damit zusammenhing, durfte nicht geschrieben werden; die heilige Synode hatte Werke dieser Art für häretisch erklärt. Einen bedeutenden Aufschwung nahm die russische Literatur erst unter Katharina II. Der französischen Aufklärung geneigt, beseitigte sie auch in ihrem Lande die Fesseln, welche bisher die Entfaltung der Bildung gehemmt hatten. Im J. 1771 hob sie das Druckereimonopol des Staates auf, und jetzt erst entstanden zahlreiche private Druckereien, in welchen massenweise Bücher nach französischem Muster hergestellt wurden. Wie überaus liberal gesinnt Katharina II. damals der Literatur gegenüber stand, beweist z. B. folgender Umstand: Ein gewisser Nikolew hatte ein Drama geschrieben, in welchem in überaus scharfer Weise gegen die Alleinherrschaft der Tyrannen losgezogen wurde. Das Stück wurde aufgeführt und fand unermeßlichen Beifall. Dies veranlaßte den Commandanten von Moskau, ein Exemplar des Buches, in welchem er alle verfänglichen Stellen bezeichnet hatte, der Kaiserin zu übersenden. Sie aber setzte sich hierüber mit der Bemerkung hinweg: „Der Autor spricht in seinem Drama von Tyrannen; mich aber nennt das Volk seine Mutter." Es geschah dies im J. 1785. Aber noch in demselben Jahre erfolgte ein gewaltiger Umschwung. Wie Tretiak*) scharfsinnig nachgewiesen hat, war derselbe durch die mystisch-religiöse Richtung hervorgerufen worden, welche damals die sogenannten Martinisten in Rußland zu verbreiten anfingen und welche den losen sittlichen Anschauungen der Kaiserin überaus unbequem fallen mußte. Der Haß gegen die Martinisten vertiefte sich um so mehr, als Katharina erfuhr, daß der von ihr gehaßte Paul ihnen gewogen sei. Als nun die Martinisten und unter ihnen besonders Nowikow eine Menge von Schriften, welche die mystisch-religiösen Lehren in die weitesten Kreise tragen sollten, drucken und verbreiten ließen, wurde gegen diese Werke ein strenger Censurzwang geltend gemacht; später wurde derselbe infolge der französischen Revolution noch verschärft. Gegen Nowikow und Alle, welche seine Schriften verbreitet hatten, wurde geradezu tyrannisch verfahren. Langjährige und harte Gefängnißstrafen, Zwangsarbeit und Knutenhiebe wurden reichlich zugemessen; nicht besser erging es anderen Schriftstellern, die dem Frieden allzusehr getraut hatten. Um aber die Anregungen der Martinisten völlig zunichte zu machen, gab Katharina sie nicht nur in einer auf dieselben von ihr selbst verfaßten Komödie dem Spotte preis, sondern sie unterstützte und regte geradezu die frivole Richtung an. Zu diesem Zwecke wurde der „Philadelphische Verein" von ihr angeregt und der durch seine sittenlosen Orgien berüchtigte „Club der Ewa" geduldet. Schließlich wurde den privaten Buchdruckereien das Druckerrecht wieder entzogen und hiermit hatte die Kaiserin Alles wieder zerstört, was durch das Gesetz vom J. 1771 geschaffen worden war. Eine russische Uebersetzung des „Julius Cäsar" von Shakespeare, welche um diese Zeit erschien, wurde verbrannt. Noch ungünstiger gestalteten sich die Verhältnisse unter Paul II. Seine Willkür ging so weit, daß er in alle Einzelheiten des täglichen Lebens eingriff, selbst Farbe und Schnitt der Kleider vorschrieb. Um wie viel mehr mußte er geneigt sein, die geistigen Producte seiner Laune anzupassen! Soweit wurden damals alle vernünftigen Grenzen überschritten, daß ein eigenes Verzeichniß von Wörtern veröffentlicht wurde, die in der Literatur nicht gebraucht werden durften; so durfte z. B. das Wort „Vaterland" nicht benutzt werden, sondern man mußte „Herrschaft" sagen, um so den Unterthanen stets den richtigen Begriff ihrer Pflicht und Schuldigkeit einzuprägen! Und wie schwer wurden Vergehen gegen den Index verbotener Bücher geahndet. Pfarrer Snyder bei Dorpat hatte für seine kleine Bibliothek außer anderen Büchern auch einige verbotene über die Grenze kommen lassen; dafür wurde er zum Verlust von Amt und Würden, zu zwanzig Knutenschlägen und harter Zwangsarbeit verurtheilt. Erst der Regierungsantritt Alexander's I. brachte ihm die Freiheit wieder. Nur selten kam es vor, daß Paul in einem Anfluge von guter Laune einem Literaten die Strafe erließ. So hat er dem nach Tobolsk verbannten Kotzebue nicht nur die Rückkehr gestattet, sondern ihn auch fürstlich beschenkt, als ihm zufällig dessen „wahre Anekdote" über den alten Leibkutscher Peter's III. bekannt wurde. Da das Stück nämlich voll Verehrung für Peter ist, war Paul von demselben überaus entzückt; nur mit einzelnen Stellen konnte er sich anfangs nicht befreunden, so z. B. mit der Bemerkung in der 11. Scene, daß der Kaiser vor Dietrich den Hut zog, weil er jeden ehrlichen Mann grüßt! Erst nach einigen Bedenken ließ er die Stellen gelten, gestattete das Stück zu drucken und begnadigte den Autor. Aehnlich erging es einem gewissen Kapnist, der in einem Lustspiel die Bestechlichkeit der Beamten verspottete. Paul verschickte ihn nach Sibirien, befahl aber noch an demselben Tage das Stück auf seiner Privatbühne aufzuführen. Da

*) „Z dziejów rosyjskiej cenzury" (Krakau 1894).

gefiel es ihm so sehr, daß er gleich nach dem ersten Acte Boten abfertigte, welche den Autor, der bereits die traurige Reise angetreten hatte, zurückführen sollten. Kapnist erhielt noch überdies eine einflußreiche Beamtenstelle. „Wie ein heller Frühlingstag nach trüben Winterstürmen" brach die erste Zeit Alexander's I. nach den trüben Verhältnissen der vorausgegangenen Jahre an. Katharina hatte ihn im Geiste der französischen Aufklärung erziehen lassen.*) Sie selbst hatte gewisse Regeln als Leitfaden für Diejenigen denen die Erziehung Alexander's anvertraut war, abgefaßt, und sowohl in diesen als auch in ihrer bekannten Instruction (Nakaz) hatte Katharina zu ihren philosophischen Autoritäten Zuflucht genommen und sich auf die Ideen Locke's und Rousseau's gestützt. Zum Haupterzieher des Prinzen hatte sie aber den Schweizer Laharpe erwählt, der nicht nur Philosoph im Sinne der französischen Aufklärung, sondern auch geradezu republicanisch gesinnt war. Unter seinem Einflusse ist Alexander aufgewachsen; und wenn Laharpe auch vielfach durch die französische Revolution angefeindet wurde und zum Theil auch das Vertrauen Katharina's verlor, so hat er doch durch die Lectüre der Werke von Demosthenes, Plutarch, Tacitus, Rousseau, Gibbon u. A. in Alexander jene idealistischen Träume von Freiheit und Menschenglück erweckt, denen Alexander in seinen guten Tagen nachhing. Aber wie Katharina, so war sich leider auch Alexander nicht immer gleichgeblieben. So dachte er zunächst „an die weitgehendsten Reformen, die nur die kühnsten Geister der damaligen russischen Gesellschaft erträumten; er war Liberaler und Anhänger der constitutionellen Institutionen. Später aber, in Unruhe versetzt durch die wirklichen Schwierigkeiten und durch die vermeintlichen Gefahren, wurde er Conservativer, Reactionär, Pietist". Dieses Schwanken Alexander's von einem Extrem ins andere findet auch in seinen Verfügungen, welche die Censur betrafen, ihren deutlichen Ausdruck. Das J. 1804 brachte Rußland das mildeste Censurgesetz aller Zeiten, wie Skabiczewski**) ausführt. Das Verbot der Büchereinfuhr ward aufgehoben und die Censur den Universitäten und von ihnen bestellten Professoren anvertraut. Wenn nun auch dieselben noch überaus abhängig von den jeweiligen politischen Verhältnissen waren — wahrhaft rührend ist es zu sehen, wie sich die Censoren bemühten, der wechselnden Stellung Rußlands zu Napoleon gerecht zu werden —, so hatte doch diese Censur einen unendlichen Vorzug gegenüber der durch alte Generale geübten. Leider währte aber diese glückliche Zeit nicht lange. Es kamen wieder die Zeiten der Reaction, die überdies in Rußland nicht nur auf politischem Gebiete, sondern durch das Aufkommen eines trüben Mysticismus auch auf religiösem sich geltend machte. Das religiöse Mäntelchen hingen sich damals Alle um, die auf leichte Weise Ehrenstellen erlangen wollten. In die Schaar dieser Heuchler gehörte auch mancher der Censoren, vor Allem ein gewisser Krasowski, der im J. 1821 Censor geworden war. Nach den Ansichten, welche er in dieser Stellung zur Geltung brachte, durfte der Geliebten Lächeln in keinem Gedichte als „himmlisch" bezeichnet werden, weil dies Gotteslästerung wäre. Ein Liebender durfte nicht behaupten, daß er einen Blick seines Mädchens der ganzen Welt vorziehe, weil „auf dieser Welt Monarchen und Obrigkeiten regieren, denen man größere Ehrfurcht und Achtung schuldig sei". Die Phrase „zu den Füßen der Geliebten sitzen" durfte nicht gebraucht werden, „weil es für einen Christen sündhaft wäre, zu Füßen eines Weibes zu sitzen". Und als gar Jemand gegen die Schädlichkeit der Schwämme zu schreiben wagte, da verbot der weise Censor die Abhandlung zu drucken, indem er bemerkte: „Schwämme sind die wichtigste Fastenspeise der strenggläubigen Christen; gegen sie zu schreiben ist daher gleichbedeutend mit einem Angriffe auf die Rechtgläubigkeit." (!) Lange hat natürlicherweise auch diese überspannte Richtung nicht andauern können. Mit dem Minister Golicin, der den Mysticismus gefördert hatte, verschwand auch derselbe und mit dem Antritte des Cultusministers Szyszkow begann die Verfolgung und Unterdrückung seiner Anhänger. Die Censur gewann aber hierdurch nicht allzuviel; Beweis hierfür z. B. der Umstand, daß keine Zeitung über die Ueberschwemmung Moskaus im J. 1824 berichten durfte, offenbar fürchtete man, daß durch die Verbreitung dieser Nachricht die Machtstellung Rußlands erschüttert werden könnte. Ein denkwürdiges Zeugniß seiner weisen Fürsorge um den Staat und die Gesellschaft stellte sich aber der Cultusminister in seiner Begründung des Verbotes aus, statistische Daten über die Verbrechen in Rußland zu veröffentlichen. „Welchem Zwecke könnte dergleichen dienen? — höchstens die Verbrecher zu neuen Frevelthaten aufmuntern!" In noch engere Banden schnürte Nikolaus I. die Literatur. Immer weiter wurde die Organisation der Censurbehörden ausgebildet. Nicht nur das Cultusministerium, sondern auch die anderen Minister erhielten das Recht, die Censoren, Autoren und Buchhändler zu überwachen und zur Verantwortung zu ziehen. Daß unter diesen Umständen auch das Amt eines Censors nicht besonders angenehm war, ist leicht erklärlich. Stets mußte er fürchten, von der Oberbehörde zur Verantwortung gezogen zu werden, und dies trieb ihn an, möglichst streng vorzugehen. Daher kam es dahin, daß die Censoren oft an den unschuldigsten Ausdrücken u. dgl. Anstoß nahmen. So hat der Censor Jelagin nicht gestattet, daß in einer Physik von „Naturkräften" die Rede sei, und den Satz in einer Geographie, daß in Sibirien Hunde zum Ziehen verwendet würden, wollte er nur unter der Bedingung gelten lassen, wenn das Ministerium des Innern dies bestätigen würde. Ein anderer Censor wollte in irgend einer Arbeit den Ausdruck „Bewegung der Geister" nicht stehen lassen. Aber alle übertraf wohl der Censor Achmalow, welcher bei der Beurtheilung eines Kochbuches (!) für unstatthaft hielt, daß die Mehltaschen „mit freiem, lockerem Hauch" gemacht würden! Interessant ist auch wohl noch folgender Fall. Ein St. Petersburger Blatt wollte einen Bericht über eine neue Art der Zuckerraffination, welche ein gewisser Rousseau erfunden hatte, bringen. Der Censor verbot dies, weil er aus dem Namen des angeblichen Erfinders und einzelnen ihm offenbar unverständlichen Ausdrücken den Schluß zog, in dem Berichte liege eine Allegorie vor. Erst als es bekannt wurde, daß die Erfindung patentirt worden sei, wurde die Veröffentlichung jener Mittheilung gestattet. Vor Allem muß noch bemerkt werden, daß die Censur besonders streng darauf sah, daß in keiner Weise die Thätigkeit der Obrigkeit einer Kritik unterzogen würde. Als ein Blatt in überaus zahmer Weise die Obrigkeit darauf aufmerksam zu machen wagte, daß die Lohnkutscher die Fahrgäste überhalten, hatte dieser Artikel einen kaiserlichen Erlaß an die Censurbehörden zur Folge, welcher denselben vorschrieb, derartige, wenn auch nur nebenbei die Obrigkeit und ihre Thätigkeit berührenden Berichte niemals drucken zu lassen. Es geschah dies im J. 1848. Einige Jahre später erfolgte, wenn auch nur für kurze Zeit, ein mächtiger Umschwung. Die Niederlage Rußlands im Krimkrieg hatte so sehr Aller Gemüther erregt und das ganze Staatssystem erschüttert, daß man unbekümmert um die bestehenden Censurgesetze seinen Gedanken freien Lauf ließ. Zeitungen, welche die Regierung angriffen, wurden öffentlich in den Straßen von St. Petersburg verkauft, und die seit dem J. 1859 ebendaselbst erscheinende humoristische Zeitschrift „Die Funken" gelangten zu derartigem Ansehen, daß sie ein Schrecken aller Würdenträger wurde. Damals geschah es, daß ein hoher russischer Beamter in der Befürchtung, angegriffen zu werden, im vorhinein in einer Zeitung die Erklärung einrücken ließ, er habe während seiner fünfunddreißigjährigen Dienstzeit niemals Bestechungsgelder angenommen. Alexander II. ließ längere Zeit diesen „Anmaßungen" gewähren; sei es, weil er liberaler gesinnt war, als sein Vater, oder auch, weil die Regierung rathlos dastand. Erst die wachsende Mißstimmung in Polen, welche dem Aufstande vom J. 1862 voranging, veranlaßte neue Erlässe über die Censur. Sie wurde zunächst den Ministerien für Cultus und Inneres anvertraut; da dieses Doppelverhältniß sich schädlich erwies, dem letzteren allein übertragen (1863). Hier noch einen bezeichnenden concreten Fall aus jüngerer Zeit. Einer der bedeutendsten der gegenwärtigen Cultur- und Literarhistoriker Rußlands ist Pypin. Für seine ausgezeichneten Werke erwählte ihn die St. Petersburger Akademie im J. 1871 zu ihrem Mitgliede. Wegen seiner unabhängigen Gesinnung wollte dies aber die Regierung nicht gestatten, und um die Akademie vor einer Demüthigung zu retten, verzichtete Pypin freiwillig auf die ihm in Aussicht gestellte Ehre. Erst nach einundzwanzig Jahren konnte die Akademie es wagen, ihn wenigstens zum correspondirenden Mitgliede zu erwählen.*)

Wie unsäglich gedrückt und unglücklich unter diesen Verhältnissen die Schicksale der russischen Schriftsteller zu allen Zeiten waren, schildert B. Minzes**) in ergreifender Weise. Ein Pusch-

*) Ueber Alexander I. vergl. Pypin, Die geistigen Bewegungen in Rußland. Deutsch von Boris Minzes (Berlin 1894).

**) Oczerki istoryi ruskoj cienzury (St. Petersburg 1892).

*) Boris Minzes in seiner Einleitung zu Pypin's „Die geistigen Bewegungen in Rußland".

**) Vergl. das in der vorhergehenden Anm. citirte Werk.

kin und ein Lermontow fielen in der Jugendblüthe, einer 38, der andere 27 Jahre alt, als Opfer der unnatürlichen gesellschaftlichen Zustände. Ersterer ist im J. 1824 wegen seiner Epigramme auf den Grafen Woronczow auf Befehl Alexander's I. „wegen schlechten Benehmens" bis zum Regierungsantritte Nikolaus' verbannt worden; der andere wurde zweimal nach dem Kaukasus in die Verbannung geschickt; Veranlassung zu seiner ersten Verbannung gab sein racheheischendes Gedicht auf den Tod Puschkin's. Rußlands Beaumarchais, Gribojedow, von den trübsten Selbstmordgedanken gepeinigt, suchte in Persien Ruhe und fand daselbst, 35 Jahre alt, sein jähes Ende. Der junge Poleschajew wurde zum Militärdienst im Kaukasus verurtheilt, ergab sich der Trunksucht und fand seinen Tod im Militärspital, erst achtundzwanzig Jahre alt (1838). Und wie ergreifend ist das Leben des größten kleinrussischen Nationaldichters Schewczenko (1814—64), dieses genialen Leibeigenen, der mit solcher Kraft und Innigkeit die Leiden seiner Genossen besang. Zehn seiner besten Lebensjahre mußte er in strenger Verbannung in den Strafbataillonen zubringen, wo ihm das Recht zu lesen und zu malen genommen wurde. Rußlands Lessing, Bjelinsky (1810—48), bewahrte, wie seine Freunde sagten, nur ein „rechtzeitiger" Tod vor Schmach und Schande. In voller Mannesblüthe wurde Czernyschewski aus seinen Arbeiten herausgerissen und in einen fernen Winkel Sibiriens verbannt. Den Kritiker Pisarew raffte ein bis jetzt noch unaufgeklärter Tod hinweg (1868), nachdem er im vollen Maße die Gefühle des Verfolgungswahnes und der russischen Kerkerhaft gekostet hatte. Gogol wurde durch die unerträglichen Verhältnisse veranlaßt, seine letzten Werke zu verbrennen, worauf er in trübsten Mysticismus, ja geradezu in Wahnsinn verfiel. Die packendsten Werke Dostojewsky's reiften bei harten Zwangsarbeiten im Zuchthaus. Tolstoi's sich selbstverleugnende Weltanschauung ist ein Ausfluß dieser drückenden Verhältnisse, und die leidvolle Muse Turgenjew's erklärt sich aus dem Umstande, daß er fast sein ganzes Leben außerhalb des geliebten Vaterlandes weilen mußte. Wie viele junge Talente aber zu Grunde gingen und gehen, bevor sie zur Geltung kamen und bekannt wurden, zählt Niemand. Aber sicher sind es sehr viele!

Aepfel und Nüsse im Dienste des Glaubens.

Von Dr. E. G. Zürn-Leipzig.

Von allen Früchten ist es der Apfel, die Wal- und die Haselnuß, welche zur Mythologie, zur christlichen Religion und zu Sagen und Märchen in besonders enge Beziehungen gelangten. Namentlich der Apfel spielte bei vielen Culturvölkern früherer wie späterer Jahrhunderte eine sehr bedeutende Rolle. Es galt der Apfel den Alten, seiner Kugelform halber, als Symbol irdischer Vollkommenheit, der Weltherrschaft. Mit einem Kreuze versehen, wurde diese Frucht von Malern der ältesten christlichen Kunstepochen auf Madonnenbildern häufig dargestellt. Diese Bilder zeigen meist die Muttergottes, wie sie dieses Weltmachtsymbol dem Jesusknaben darreicht. Den Knaben kann man auch auf sehr alten Kirchenbildern zuweilen mit Apfelzweigen spielend erblicken. Der Reichsapfel bildet in gleicher Gestalt das Sinnbild der Weltherrschaft für Kaiser und Könige. Durch die biblischen Ueberlieferungen vom Sündenfall wurde der Apfel zum Urbild des Sündhaften und Schlechten, der Sinnlichkeit gestempelt und unter dem Namen „Eva-" oder „Sodomsapfel" wurde eine durch schöne, goldglänzende Außenseite verlockende Frucht geschildert, welche im Innern doch nichts als Asche und Unrath enthielt. Auch dieser Sündenapfel findet sich nicht selten auf älteren Muttergottes- und Jesusbildern wiedergegeben vor. Die schönste, sinnigste symbolische Deutung erfuhr der Sodomsapfel aber dadurch, daß frommer christlicher Glaube ihn durch den Tod des Heilandes entsündigt und zum Sinnbild göttlicher Liebe und Barmherzigkeit werden ließ, und daß man als Zeichen des widerfahrenen Heils später Aepfel an den Weihnachtsbaum aufzuhängen pflegte. Damit wollte man zugleich andeuten, daß, alter Ueberlieferung getreu, das dürre Tannenholz, aus welchem das Leidenskreuz des Heilands gezimmert gewesen sein sollte, nicht allein durch das Blut des Erlösers zum Wiederergrünen gebracht, sondern daß durch den Schmuck der Aepfel es auch zugleich ein Zeichen wirklich vor sich gegangener Erlösung der Menschheit von der Welt Sünden geworden sei.

Das deutsche Wort „Apfel" ist, nach der Ansicht bekannter Sprachforscher, sowohl aus der Sanskrit-Bezeichnung „abala", wie auch aus dem keltischen Namen „eppilew" (d. h. Frucht) herzuleiten. In der altgermanischen Mythologie wird Iduna, die Gattin des Sanges- und Dichtergottes Bragi, als Bewahrerin elf goldener Aepfel geschildert. Durch den Genuß dieses heiligen Obstes vermochten die Götter nach dem Glauben unserer altheidnischen Vorfahren sich ewige Jugendschönheit und Unsterblichkeit zu erwerben. Auch den in der Schlacht gefallenen germanischen Helden wurde diese Unsterblichkeit bekanntlich zu Theil, wenn diese bei ihrem Einzuge in Odin's Wohnung von dargereichten goldenen Aepfeln kosteten. Nach der Edda beauftragt der Sonnengott Froh seinen Schuhdiener Schirner, der Göttin Gerda (= Erde) elf goldene Aepfel als Hochzeitsgabe darzubringen. Es werden diese elf goldenen Aepfel auch in altdeutschen Sagen und Märchen oft erwähnt. Interessant ist ferner, daß, ähnlich dem in der Bibel über das Paradies Ueberlieferten, auch die alten keltischen Völkerschaften sich in den Gefilden der Seligen einen großen Garten dachten, der eine Unzahl von goldene Aepfel erzeugenden Bäumen barg. Dieser Garten wurde als „aval(l)on" oder „Apfelland" bezeichnet.

Die alten Griechen und Römer weihten den Apfelbaum der Göttin der Liebe und sahen demgemäß den Apfel als Symbol der ehelichen Liebe und Fruchtbarkeit an. Zeus bekam, als er seine Hochzeit mit der Hera feierte, unter vielen anderen Göttergeschenken von der Göttin Gaia einen Wunderbaum mit goldenen Aepfeln verehrt. Diesen dachten die Alten sich an das Ende der Welt, in den dem Flusse Okeanos benachbarten Garten der Hesperiden versetzt, aus welchem Herkules bekanntlich die goldenen Aepfel mit Hilfe des Atlas entwendete. Die Göttin Athene brachte die Aepfel jedoch, da sie Sinnbilder der Unsterblichkeit waren, in den Hesperidengarten wieder zurück. Der Apfel der Eris wurde durch Homer als indirecte Ursache des trojanischen Krieges unsterblich gemacht.

Noch heutigen Tages gilt übrigens der Apfel in den verschiedensten Länderstrecken Deutschlands und Oesterreichs als Zeichen des Liebes- und Eheglücks. Will eine heirathslustige Jungfrau ihren künftigen Bräutigam im Traume sehen, so muß sie am St. Andreastage (30. November) von einer unbescholtenen Wittwe sich einen Apfel erbitten, diesen theilen und die eine Hälfte unter das Kopfkissen legen, während sie die andere Hälfte schweigend verzehren soll. In Gebirgsgegenden pflegen die jungen Dorfschönen, wenn sie den Anfangsbuchstaben des Namens ihres später zu erhoffenden Geliebten erfahren wollen, in der Andreasnacht einen Apfel zu schälen und die Schale, welche nicht dabei reißen darf, hinterrücks zu Boden zu werfen. Die Ringelwindungen der Schale deuten alsdann auf den geheimnißvollen Buchstaben hin. In Ungarn, in Serbien und anderen Ländern der Balkanhalbinsel überreicht ein junges Mädchen, wenn es eine Liebeswerbung erhört, ihrem Verehrer einen Apfel. Bei dem heidnischen Feste der Tafane warf man sich gegenseitig Aepfel und Nüsse in das Haus. Später übertrug man das gleiche Geschäft der Kinderwelt. In Schwaben pflegen noch heute hier und da an den drei letzten Donnerstagen vor Weihnachten, den sogenannten drei „Klopfertagen", die Kinder in aller Frühe mit Stöcken und Händen an die verschlossenen Hausthüren zu pochen und dabei Weihnachtslieder zu singen, um dafür Aepfel und Nüsse zu erhalten. Nach deutscher Sage sollen in der Christnacht zur Mitternachtsstunde Aepfelbäume geblüht und Früchte getragen haben.

Während der Apfelbaum bereits zu vorgeschichtlicher Zeit in ganz West- und Mittelasien, vor Allem auch überall in Nord- und Mitteleuropa wild vorhanden war und man noch heute nicht nachzuweisen vermag, ob dieser uralte wilde Apfelbaum als der alleinige und wirkliche Stammvater der später entstandenen Edelapfelsorten zu bezeichnen sein dürfte, weiß man vom Walnußbaum, daß dieser nicht allein in Westasien, sondern auch in Nordchina und in Japan seit frühester Zeit existirt hat. In den Ueberresten der schweizer und italienischen Pfahlbauten hat man große Mengen halbverbrannter Apfelstücken, sowie viele Ueberbleibsel von Walnüssen gefunden. Im alten Griechenland gab es namentlich in den Gebirgsgegenden, wie Dioskorides berichtet, viele Walnußbäume, doch wurden dieselben trotzdem nicht besonders hochgeschätzt; eine eigentliche Walnußcultur trieben die frühesten Bewohner Griechenlands nirgends. Erst, als aus Persien bessere

Walnußsorten nach Griechenland eingeführt wurden, erlangte deren Anbau und Pflege größeres Ansehen und allgemeinere Verbreitung. Es wurden die werthvollsten Nußsorten unter den Namen „Königs-“, „eubäische“ oder „persische“ Nüsse besonders gern und viel vertrieben. Dem Hochzeitsgotte Hymen oder Hymenaios, einem Sohne der Aphrodite, war die Walnuß heilig; deshalb galt dieselbe auch als Symbol der ehelichen Liebe, des Eheglücks und wurde Neuvermählten als Geschenk dargebracht. Nach dem alten Italien gelangte der Walnußbaum erst spät, erst zur Zeit der letzten römischen Könige. Die alten Römer erblickten in der Walnuß, weil der grüne, weiche Keim die harte holzige Schale zu durchbrechen vermag, das Bild der Unsterblichkeit, weihten sie dem Jupiter und bezeichneten sie als Jovis glans oder Jupiter-Eichel. Das Wort Jovis glans wurde später zum lateinischen Gattungsnamen. Von Italien oder Wälschland kam der Walnußbaum zu unseren alten Vorfahren, welche ihm nach diesem Lande seinen noch jetzt einzig gebräuchlichen deutschen Namen gaben. Obschon die alten Germanen den Walnußbaum als heiligen Baum und seine Frucht als ein vorzügliches Mittel gegen Gicht, Pest u. s. w. ansahen, und ihre Heilkraft in alten Kräuterbüchern sehr gerühmt wurde, ließ der Aberglauben diesen Baum dennoch von bösen Dämonen aller Art bewohnt sein. Walnüsse wurden von unseren Altvorderen in Mengen am Feste der Wintersonnenwende geopfert, ein Brauch, der zu späterer christlicher Zeit zu Ehren des heiligen Nikolaus beobachtet wurde. Unter einem Walnußbaum soll nach frommer Legende die Jungfrau Maria auf dem Wege nach Betlehem Schutz vor Regen gefunden haben. Deshalb werden in verschiedenen Orten Süddeutschlands am Fronleichnamsfeste Nußblätter in die Kränze gewunden.

Der schon von den alten Griechen und Römern gehegte Glauben, daß durch Darbringen von Walnüssen der Ehesegen vermehrt werde, findet sich noch heute in Hochzeitsceremonien vor, indem Braut und Bräutigam mit Nüssen beworfen werden. In Oberösterreich befragen die bäuerlichen Ehecandidatinnen mit Vorliebe das sogenannte Staborakel, wollen sie hinsichtlich ihres Zukünftigen Bescheid wissen. Sie werfen nämlich alsdann einen Stecken heimlich in einen Walnußbaum, bleibt der Stab in dessen Krone hängen, so wird diejenige, welche ihn warf, noch im nämlichen Jahre Braut. Wenn das nicht geschieht, muß das betreffende junge Mädchen wenigstens noch ein Jahr lang auf den Bräutigam warten. Auch werfen Neuvermählte gern Walnüsse in loderndes Feuer; verbrennen die Nüsse geräuschlos, steht ihnen ein friedliches Eheleben in Aussicht, knacken und krachen sie jedoch, so wird die Ehe höchstwahrscheinlich eine sehr stürmische werden. Da man zur Weihnachtszeit nicht gut einen Walnußbaum in der Stube aufstellen kann, so hängt man wenigstens seine vergoldeten und versilberten Früchte als Sinnbilder ewigen Lebens, einer unsterblichen, göttlichen Liebe und Barmherzigkeit an die harzduftigen, immergrünen Zweige der lichtstrahlenden Weihnachtstanne.

Bücherbesprechungen.

— Die heilige Elisabeth, Skizze aus dem christlichen Leben des dreizehnten Jahrhunderts. Von A. F. C. Vilmar. Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann. 1895. 56 S. 60 ₰, geb. 1 ℳ. — Der Verleger zieht hier eine längst geschriebene, einst in der Hengstenberg'schen „Kirchenzeitung“ anonym erschienene Arbeit, die einen größeren Werth hat, als die mehr ephemere Bedeutung einer Zeitung ihr geben konnte, aus ihrer Vergessenheit. Der in Buchform veranstaltete Abdruck des von dem verewigten A. F. C. Vilmar geschriebenen Aufsatzes aus dem Jahre 1842 ist durch später erschienene historische Arbeiten über das Leben der deutschen Lieblingsheiligen nicht überflüssig gemacht. Die quellenmäßige Biographie ist ganz in dem volksthümlichen und schönen Stile, der dem Verfasser eigen war, verfaßt und bedarf einer Empfehlung kaum. Alles Sagenhafte, wie es v. Montalembert in das von mittelalterlicher Legende umsponnene Lebensbild der Heiligen in seine Schrift eingewoben hat, ist durchaus vermieden; die Frömmigkeit des Mittelalters ist in ihrer Eigenthümlichkeit richtig gewürdigt. Die Schrift ist von D. C. A. Wilkens bevorwortet und wir stimmen ihm zu, wenn er sagt, der Verfasser habe mit der ihm eigenen, körnigen, vielsagenden Kürze der heiligen oder (wie die Stimme des Volkes sie nannte) „lieben Elisabeth“ inneres und äußeres Leben nach seinen Stufen, Ständen und Seiten, jene wunderbare Liebe, die Gott und Menschen, Christo und dem Gemahl, der Armuth und den Armen, dem Kreuz und den Kranken galt, die Größe des Opferlebens, sein Bleibendes und Vergängliches, den Antheil der Heiligen an wohlgemeinten Zeitirrthümern und die Correcturen der Gnade, kurz, diese so anziehende, einzigartige Erscheinung mustergiltig gezeichnet. Das prächtige Büchlein sei Jedem, der eine kurze Schilderung dieses gottgeheiligten Lebens sucht, bestens empfohlen. Auch zur Anschaffung für Volksbibliotheken eignet es sich sehr. D. K.

— Die deutschen Classiker, erläutert und gewürdigt von E. Kuenen und M. Evers. 11. Bändchen: Goethe's „Egmont“ von Dr. Friedrich Vollmer. 1895. Verlag von Heinrich Bredt in Leipzig. (113 S. Kl. 8.) — Daß die Bredt'sche Sammlung der deutschen Classiker einem Bedürfnisse der Schule entgegenkommt, beweist die Thatsache, daß das erste Bändchen (Schiller's „Tell“ von Eduard Kuenen) bereits in vierter Auflage vorliegt. Zweck der Sammlung ist es, beim Dichterlesen Schule und Haus in der Weise zusammenwirken zu lassen, daß der erste Act des Dramas — denn um das Lesen der Dramen handelt es sich in erster Linie — der statarischen Schullectüre, der zweite und dritte Act der cursorischen Schullectüre, der Rest der Hauslectüre zufällt. — Vollmer's Erläuterung des „Egmont“ zeichnet sich durch klare Darstellung, Selbständigkeit des Urtheils und genaue Kenntniß der einschlägigen Fachliteratur aus. Bezüglich der Capiteleintheilung schließt sich Vollmer dem Grundplane im Allgemeinen an. Die vortrefflichen Anmerkungen, die dem ausführlich dargelegten Gange der Handlung beigegeben sind, hätten wir lieber unter der Ueberschrift „Texterläuterungen“ zu einem selbständigen Capitel zusammengefaßt gesehen. In dem Schlußcapitel „Würdigung“ wird die bekannte Schiller'sche Recension des „Egmont“ auf ihr rechtes Maß zurückgeführt und Schiller's „grausame“ Bühnenbearbeitung gekennzeichnet. Dieser Abschnitt und ähnliche Partien des Buches sind geeignet, begabteren Schülern ein tieferes Interesse für das Goethedrama zu erwecken, als die derartige Dinge höchstens streifende Classenlectüre zu erregen vermag. Dr. H. C. K.

— Sieben Sedan-Reden. Von Prof. Dr. Christian Muff, Dir. d. Kgl. Wilhelms-Gymnasiums in Cassel. Preis 1,60 ℳ. Halle a. S., Richard Mühlmann's Verlag (Max Grosse). 1895. 136 S. 8°. — In Deutschland und überall dort, wo die deutsche Zunge klingt, regt es sich von den Zurüstungen zu den patriotischen Festen anläßlich der 25jährigen Wiederkehr der großen Tage der Jahre 1870/71. Das vorliegende Buch darf als würdige Festgabe für die bevorstehende Jubiläumszeit zur Anschaffung empfohlen werden, denn die sieben Reden, welche Verfasser während der Jahre 1886—92 bei öffentlichen Festversammlungen gehalten und hier zu einem Kranze vereinigt hat, sind tiefempfunden und von patriotischer Begeisterung durchglüht. W. Dgs.

— Cz. Bogumil, Das Billardbuch. Vollständige Theorie und Praxis des Billardspiels. Zweite, verbesserte Auflage. Mit 128 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber, 1895. Preis 7,50 ℳ; in Original-Leinenband 9 ℳ. — Unter den zahlreichen Schriften über die verschiedenen Spiele mit Einschluß des Billardspieles nimmt das vorliegende Buch entschieden die erste Stelle ein, da in gründlicher Weise sowohl die theoretische als auch die praktische Seite des interessantesten aller Spiele behandelt wird. Nach einem kurzen Ueberblick über die Geschichte des Billardspieles werden zuerst vom mechanischen Standpunkte aus die verschiedenen Arten des Stoßes und zahlreiche Experimente beschrieben, welche die Reibung der Bälle untereinander, die zwischen Ball und Bande und die Elasticität der Bande und ihre Härte betreffen. Dieser theoretische Theil kann sogar für den Unterricht in der Mechanik verwerthet werden. Im praktischen Theile wird zunächst das Billard und seine Utensilien beschrieben, und es werden dann die Grundbedingungen für das sachgemäße Spielen an vielen durch zahlreiche schöne farbige Figuren illustrirten Beispielen erläutert. Dieses Buch kann daher Allen, die sich für das Billardspiel interessiren und es darin weiter als über den Standpunkt des bloßen Probirens bringen wollen, bestens empfohlen werden. Der Verleger hat das Buch sehr gut ausgestattet. Tr.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 77. Sonnabend, den 29. Juni. 1895.

Ein Volks- und Jugendfreund.

Zum 100jährigen Geburtstag Gustav Nieritz'.

Von Moritz Lilie.

Die Schulbibliothek meiner Heimath, einer kleinen erzgebirgischen Stadt, war durch die Bemühungen des Lehrers unserer Selecta, welcher zugleich Rector der Volksschule war, endlich ins Leben gerufen und die Verwaltung derselben dem Begründer übertragen worden. Jeden Sonnabend um die Mittagszeit war der Rector in Bibliothekangelegenheiten zu sprechen, und nicht nur Schüler, sondern auch Lehrlinge und Gesellen versorgten sich hier mit unterhaltendem und belehrendem Lesestoff. Mir selbst stand die reiche Büchersammlung meines Großvaters zur Verfügung, aus welcher dieser geeignete Lectüre, die besonders aus Geschichtswerken bestand, die mit Holzschnitten geziert waren, für seinen damals etwa achtjährigen Enkel auswählte, und erst als diese Quelle erschöpft war, wandte auch ich mich an die Schulbibliothek. Als mich der mit meinem Großvater befreundete Lehrer fragte, welches Buch ich wünsche, antwortete ich keck: „eine Ritter- und Räubergeschichte, Herr Rector,“ fühlte aber sofort die Röthe der Verlegenheit mir ins Antlitz steigen, als der Schulmann mir lächelnd erklärte: solche Sachen habe er nicht, er wolle mir aber eine andere Erzählung geben, die mir gewiß gefallen werde. Es war das Buch: „Der blinde Knabe“ von Gustav Nieritz, und ich erinnere mich noch lebhaft, daß ich Alles über der Lectüre desselben vergaß, und nicht eher ruhte, als ich bis zu Ende war. Von dieser Zeit an habe ich wohl so ziemlich sämmtliche Erzählungen von Gustav Nieritz gelesen, und mich immer wieder aufs Neue an der gemüthvollen Darstellung der meist recht spannenden Handlung und dem gesunden Humor in den Werken dieses fleißigen Schriftstellers erfreut. Und das ist vielen, vielen Tausenden so ergangen, und noch ferne Generationen werden an den Geschichten dieses Kinderfreundes Unterhaltung und Belehrung finden.

Gustav Nieritz wurde am 2. Juli 1795 zu Dresden geboren, wo sein Vater Lehrer war. Zu damaliger Zeit wurde von dem Lehrer keine höhere Schulbildung verlangt, sondern es genügte, wenn derselbe nothdürftig lesen, schreiben und rechnen konnte. Nicht selten wurden Handwerker, kleine Beamte, ausgediente Unterofficiere zu diesem Berufe erwählt, und auch Gustav's Vater, der Sohn eines alten Soldaten, erhielt seine Ausbildung lediglich durch den menschenfreundlichen Cantor Pfeilschmidt, dem der aufgeweckte Knabe und dessen hervorragend schöne Handschrift gefielen. Dem kleinen Gustav war ein glücklicheres Loos beschieden, denn er durfte das berühmte Dresdner Gymnasium, die Kreuzschule, besuchen, wo er drei Jahre verblieb, um dann Ostern 1811 das Seminar zu Friedrichstadt-Dresden zu beziehen, da er für den Beruf seines Vaters bestimmt war. Im Herbste 1814 bestand er sein Candidatenexamen und trat nun als Hilfslehrer in der Schule seines Vaters ein, wo es freilich Arbeit genug gab. Die Zustände, welche damals bezüglich des Unterrichts selbst in größeren Städten, wie Dresden, herrschten, sind uns heute unverständlich; es kümmerte sich Niemand um die Schulen, die kärgliche Besoldung der Lehrer gestattete diesen nicht, irgend etwas für ihre Anstalten zu thun, und Staat und Gemeinde verhielten sich gleichgiltig. Hierzu kamen noch die Drangsale der schweren Kriegszeiten, die das Land ausgesogen hatten, so daß die Bewohner bei dem Darniederliegen jeden Erwerbs sich die größten Entbehrungen auferlegen und jede überflüssige Ausgabe, zu welcher auch das Schulgeld gerechnet wurde, vermeiden mußten. Die Nieritz'sche Schule bestand aus zwei Classen, an 170 bis 180 Schüler zählend, die in ein einziges Lehrzimmer eingepfercht waren; erst später wurde auf wiederholtes dringendes Ansuchen in dasselbe eine Scheidewand gezogen. Die sonstige Ausstattung war die armseligste von der Welt, daher nicht wenige der Kinder die Sitzbänke zur Unterlage für ihre Schreibebücher benutzen, und vor denselben auf den Knieen liegend, die Feder führen mußten. Wie oft dabei die Tintengläser von den Bänken herabgeworfen, die Dielen und Kleider der jugendlichen Schreiber beschmutzt wurden, kann man sich denken. Um diese Zeit erhielt der junge Hilfslehrer mehrere vortheilhafte Anerbieten zu einträglichen Stellen, aber die Rücksicht auf seinen Vater, der nahezu taub geworden war, veranlaßte ihn, alle diese verlockenden Anträge abzulehnen. Das Gehalt, welches sein Vater aus der eigenen Tasche zahlen mußte, bestand neben freiem Unterhalt aus jährlich 48 Thalern, und erst nachdem der junge Nieritz drei Jahre amtirt hatte, bewilligte ihm die Armencommission auf mehrfaches Drängen ein Monatsgehalt von — 5 Thalern! Trotzdem empfand er dies als eine große Wohlthat; konnte er sich doch jetzt in seinen freien Stunden seiner Lieblingsneigung, der Malerei, widmen, in welcher er es unter Beihilfe eines tüchtigen Lehrers bald soweit brachte, daß er nicht nur in der Dresdner Galerie copiren konnte, sondern daß seine Bilder auch ausgestellt und zum Theil gekauft wurden. Am 4. Mai 1823 führte er seine junge Frau in das neubegründete Heim, und trotz seines kärglichen Einkommens schaute der junge Lehrer wohlgemuth in die Zukunft. Durch Privatunterricht, namentlich im Clavierspiel, verdiente er mehr als sein Gehalt betrug, und da auch die Ansprüche des jungen Ehepaares sehr bescheidene waren, blieben ihm Nahrungssorgen fern. Inzwischen starb der Vater und hinterließ jedem seiner Kinder eine kleine Summe, die Gustav in Gemeinschaft mit einem ersparten Betrage zum Ankaufe eines Feldgrundstücks verwendete, auf welchem er mit eigener Hand einen freundlichen Garten anlegte und 1829 ein kleines, behagliches Wohnhaus erbauen ließ, das noch heute in unveränderter Gestalt an der Antonstraße in Dresden-Neustadt steht. Noch in demselben Jahre, das einen überaus langen und harten Winter brachte, machte Nieritz, durch das Beispiel eines Berufsgenossen angefeuert, den ersten schriftstellerischen Versuch. Es war die Erzählung „Das Pomeranzenbäumchen“, zu welcher ihn das bevorstehende Jubelfest des Augsburg'schen Glaubensbekenntnisses anregte. Das Manuscript umfaßte 26 Bogen, die der Verfasser — eine Herkulesarbeit! — ein zweites Mal abschrieb, um sie fein säuberlich irgend einer Redaction vorzulegen. Zunächst sandte Nieritz seine Arbeit an den bekannten Dichter und Schriftsteller Theodor Hell, wie sich Hofrath Winkler in seinen Schriften nannte; derselbe gab in Gemeinschaft mit Friedrich Kind, dem Textdichter des Weber'schen Freischütz, der Kreutzer'schen Oper: Das Nachtlager zu Granada und vieler anderer erzählender und dramatischer Werke, die damals vielgelesene „Abendzeitung“ heraus, allein schon nach wenigen Tagen erhielt der Verfasser seine Arbeit ungelesen zurück, mit der Bemerkung, daß bereits zu viel Material vorliege. Eine zweite Unterhaltungsschrift wurde von dem seiner Zeit ebenfalls wohlbekannten Publicisten Ferdinand Philippi, welcher später in Grimma lebte und das politische Blatt „Die Ameise“ gründete, unter dem Titel „Der Merkur“ herausgegeben; diesem bot Nieritz nunmehr seine Erzählung an und hatte die Freude, dieselbe angenommen zu sehen. Freilich war das Honorar von 12 Thalern für 26 Bogen ein wahrer Hungerlohn, aber es bildete doch eine schätzenswerthe Aufmunterung zu weiterem Schaffen. Mehr Glück hatte Nieritz mit seiner zweiten Geschichte: „Der goldene Knopf“, die er im Jahre 1830 schrieb, und die ihm, obgleich kaum halb

so umfangreich wie jene, doch 20 Thaler einbrachte. Von nun an erschien eine ganze Reihe von Erzählungen, welche in der von Gubitz in Berlin redigirten Zeitschrift „Der Gesellschafter“ abgedruckt wurden; ihr Ertrag bildete eine bedeutende Nebeneinnahme. Später gab Nieritz im Verlage von Simion in Berlin seine „Jugendbibliothek“ heraus, die seinen Namen rasch in den weitesten Kreisen bekannt machte. Auch die Gründung des beliebten „Nieritz' Volkskalenders“ fällt in diese Zeit, dessen Verlag die Firma Georg Wigant in Leipzig übernahm, die außerdem noch 12 Bändchen Erzählungen gegen ein sehr ansehnliches Honorar druckte. Im Jahre 1841 wurde Nieritz zum Director einer neubegründeten Bezirksschule in Dresden ernannt und ihm trotz seines Sträubens gleichzeitig das arbeitsreiche und zeitraubende Ehrenamt eines Armenvorstehers übertragen, das er freilich nach kurzer Zeit wieder niederlegte. Indeß hatte dies für seine schriftstellerische Thätigkeit doch den Vortheil gehabt, daß es ihm einen Einblick in die Familienverhältnisse ermöglichte, deren Schilderung ihm jetzt um so leichter wurde. Später berief das Vertrauen seiner Mitbürger den Schuldirector und Jugendschriftsteller in das Collegium der Stadtverordneten, wo er eine sehr eifrige und segensreiche Thätigkeit entwickelte. — Der Verlag seiner Schriften ist durch Kauf in verschiedene Hände übergegangen, die meisten derselben haben aber eine lange Reihe von Auflagen erlebt und sind in die französische, englische, italienische, russische, polnische, holländische, dänische, schwedische und auf Veranlassung des Erzherzogs Stephan auch in die czechische Sprache übersetzt worden. Nieritz schrieb nicht weniger denn 117 Bände Jugendschriften und eine große Anzahl Erzählungen und Novellen, die theils in verschiedenen Zeitschriften, theils in den verschiedenen Jahrgängen seines Volkskalenders enthalten sind. Eine große Freude erlebte er durch einen Brief der beiden Töchter des Königs Georg von Hannover, der Prinzessinnen Friederike und Mary, welcher folgenden Wortlaut hatte: „Hannover, den 5. Januar 1860. Lieber Herr Nieritz! Wir wollten Ihnen unseren besten Dank aussprechen für die vielen angenehmen Stunden, welche Sie uns durch Ihre schönen Bücher bereitet haben. Als wir zufällig vorigen Winter Beide zu gleicher Zeit unwohl waren, wurde uns der Findling vorgelesen und wir freuten uns darüber so sehr, daß Mama uns zu Weihnachten Ihre sämmtlichen Erzählungen zum Geschenk machte. Diese haben wir nun sehr fleißig gelesen; am schönsten von allen sind aber Georg Neumark und die Gambe, der kleine Trommelschläger und Betty und Toms. Wir wünschen, der liebe Gott möge Sie noch viele Jahre rüstig erhalten und Ihnen in Ihrem Alter recht viele Freude geben, da Sie ja den Kindern so viele Freude bereiten. Friederike und Mary von Hannover.“ Auf sein Dankschreiben sandten ihm die Prinzessinnen ihr Doppelporträt unter Glas und Rahmen, das fortan als ein liebes Andenken an zwei dankbare Leserinnen in der Familie forterben soll. Leider mußte Nieritz neben manchen Freuden auch viel Trübes erfahren; von acht Kindern blieben ihm nur zwei am Leben, geliebte hoffnungsvolle Enkel, brave Schwiegersöhne sah er dahinscheiden, und seine amtliche Thätigkeit brachte ihm manchen Verdruß. Dennoch bewahrte er sich die Schaffensfreudigkeit und den harmlosen, kindlichen Sinn, der alle seine zahlreichen Volks- und Jugendschriften auszeichnet, und als er sich nach 40jähriger Thätigkeit Michaelis 1854 pensioniren ließ, erfreute er sich noch voller körperlicher und geistiger Kraft und Frische. Mancherlei Auszeichnungen wurden ihm zu Theil; König Johann verlieh ihm im März 1872 das Verdienstkreuz, verschiedene pädagogische Vereine und Gesellschaften ernannten ihn zum Ehrenmitglied und aus allen Theilen des engeren und weiteren Vaterlandes gingen ihm Beweise anerkennender Aufmerksamkeit zu. Am 16. Februar 1876 legte er sein Haupt zur ewigen Ruhe nieder, die dankbaren Bewohner seiner Vaterstadt aber errichteten ihm ein würdiges Denkmal, das seinen Platz vor dem bescheidenen Dichterheim des verdienten Mannes fand.

Die Erzählungen Nieritz's gehören unbestritten zu dem Besten, was auf dem Gebiete der Volks- und Jugendliteratur geschaffen worden ist; tiefe Sittlichkeit, warmherzige Frömmigkeit, kerndeutsche Gesinnung und gesunder, erfrischender Humor durchwehen dieselben, und die einfache, schlichte Sprache, die natürlich fortschreitende Handlung, die sich durchweg von gesuchter Effecthascherei fern hält, verschafften seinen Schriften bei Alt und Jung eine Beliebtheit, deren sich nur sehr wenige Erzeugnisse dieser Art rühmen können.

Eine Plauderei über Gottfried Keller.

Man hat sicherlich nicht mit Unrecht dem Charakter des Schweizers eine gewisse Nüchternheit und derbgesunde Trockenheit zugeschrieben und es fällt nicht schwer, in der Strenge der Formgebung, in dem besonnenen, vernünftigen Denken, dem Wirklichkeitssinn und der oft trockenen Chronikensprache Keller's jenen schweizerischen Charakterzug zu entdecken. Aber man thut Keller bitter Unrecht, wenn man diese Eigenschaften ihm als Mangel oder gar als Armuth auslegte: ein Mangel wären dieselben nur dann, wenn sie in einer vollgiltigen Idealität nicht ihr Aequivalent fänden und wenn die Dichtungen Keller's nicht zugleich Zeugniß davon ablegten, daß er die ganze Skala der Empfindungen und Gefühle des Menschen virtuos zum Ausdruck zu bringen vermag. Gepaart mit jener Idealität wird die Härte und Strenge der Formgebung bei Keller grade zu einem der größten Vorzüge, denn sie trägt dazu bei, daß solche Idealität nicht halt- und gesetzlos sich in Dunst und Nebel verliert, sondern voll strengen gesunden Sinnes fest mit ihren Wurzeln im Boden der Wirklichkeit haftet, ohne jedoch das freie Wachsthum der künstlerischen Phantasie zu schädigen oder ihren Flügelschlag zu lähmen. Es ist die Kraft, von der Fr. Th. Vischer rühmt, daß sie „das Ideale in den Granitgrund der unerbittlichen Lebenswahrheit einzusenken versteht und wie ein strenger Arzt vor das Angesicht unseres verwöhnten und verweichlichten Geschmacks und Seelenlebens tritt“. Und Keller selbst sagt einmal: „Es muß eine Schlichtheit und Ehrlichkeit mitten in Glanz und Gestalten herrschen, um etwas Poetisches, oder was gleichbedeutend ist, etwas Lebendiges und Vernünftiges herauszubringen.“ Daher auch jene Frische und Gesundheit, die Keller's Dichtungen entströmt.

Jener trockenen, oder vielleicht besser gesagt, spröden Art der Formgebung verdankt Keller zugleich die Fähigkeit, solche zarten, duftigen ätherischen Mädchengestalten, wie z. B. das Schulmeistertöchterchen Anna im „grünen Heinrich“, vollkommen lebenswahr vor uns hinzustellen. Die spröde Form wirkt hier wie Krystall, durch den wir jenem lieben Wesen, das so voll ist von warmem echten Gefühl und so frei von jeder Empfindsamkeit, klar bis auf den Grund der Seele sehen. Ich glaube sicher, daß Jean Paul, wenn er dieser Anna im Leben begegnet und mit ihr bekannt geworden wäre, sich sterblich in sie verliebt und sie sofort zur Heldin eines Romans gemacht hätte. Aber ich glaube auch, daß er all das warmpulsirende Mädchenblut ihr aus den Adern gepumpt und durch das künstlich zum Kochen gebrachte Wasser thränenseliger Sentimentalität ersetzt hätte, sodaß die prächtige Gestalt, ohnehin ganz Duft und Hauch, nichts geworden wäre als ein — Nebelstreif.

Es liegt in jener spröden Formgebung Keller's eine Art von Pietät der Wirklichkeit gegenüber, ich möchte geradezu sagen, eine Art stiller schamhafter Anbetung der Wirklichkeit, insofern er sich scheut, sie anders wiederzuspiegeln als mit klarem, ruhigem, kühlem Geiste; jedenfalls liegt eine Reinheit der Empfindung darin, die sich nicht bei vielen unserer modernen Dichter vorfinden dürfte und die mit dem Fetischcult der Wirklichkeit, wie ihn der sogenannte Naturalismus predigt, nichts gemein hat.

Auch den Platonismus der Liebe, in den Jean Paul's Gestalten so oft dahinschmelzen, kennt Keller nicht. Er giebt dem idealen Moment in der Liebe die kräftige Folie gesunder Sinnlichkeit, doch ohne eine Spur von Frivolität oder den Moschus geschlechtlicher Pikanterien, mit dem man heute die Romandichtung so gern zu parfümiren pflegt. Auch da, wo er Gestalten zeichnet, die etwas Demimondehaftes an sich haben, wie die Lydia in „Pankraz der Schmoller“ und Femna im „Sinngedicht“, oder Gestalten, bei denen die sinnliche Gluth der Leidenschaft die Uebermacht hat, wie Küngold in der Novelle „Ditegen“, läßt er keinen Zweifel übrig, was ihm Adel, Keuschheit und Reinheit der Liebe bedeuten. Zugleich wüßte ich keinen anderen Dichter, Goethe und Shakespeare ausgenommen, der das erste Erwachen der Liebe mit dem ganzen Zauber ihres halb unbewußten, traumhaft-verschleierten, sinnlich-geistigen Inhalts so lebensvoll dargestellt hat wie Keller.

Dem dumpfen Sinn der Menge erscheinen die tausenderlei Ereignisse des Lebens wie etwas schlechthin Selbstverstandliches, Natürliches und Alltägliches. Wer aber mit Auge und Geist den Dingen schärfer auf den Leib rückt, Dem werden sie immer mehr

zu Wundern werden, d. h. zu einem Spiel unendlich verschlungener, schier unentwirrbarer Kräfte, denen gegenüber der Verstand sich zwar sagt, daß Alles durchaus natürlich und „mit rechten Dingen" zugeht, hinter denen der tiefe Geist aber doch etwas Transscendentes ahnen wird, das sich unserer klaren Einsicht entzieht, das wie ein irrationaler Rest in unserem Denken bestehen bleibt und so sich traumhaft mit der Anschauung der Dinge verbindet. Diesen Zauber des Lebens spiegeln Keller's Dichtungen wieder. Es scheint beim Leben des „grünen Heinrich", wir hätten uns noch nie so klar auf uns selbst besonnen und noch nie die Dinge, welche außer uns sind, in so klaren, scharfen Umrissen gesehen, und doch scheint es auch wieder, als hätten wir noch nie so nahe jener Traumwelt gestanden, die wir und die Dinge beherbergen.

Eine diesem liebenswürdigen Schweizer verwandte Natur ist sein Landsmann, der Dichter Conrad Ferdinand Meyer. Will man es mit ein paar Schlagwörtern und Tropen nicht gar zu genau nehmen, so kann man sagen: Meyer ist vorwiegend al-fresco-Maler, Keller in erster Linie Staffelmaler, der das Genre und Porträt bevorzugt. Dort überwiegt der große monumentale Stil des Historikers, der das einzelne Individuum mehr als Silhouette behandelt, um den Blick allein auf den großen Weltschicksalen ausruhen zu lassen, hier finden wir mehr die Filigranarbeit des Detaillisten, dem wuchtige Accente zwar keineswegs fehlen, der in der mikroskopisch-feinen Individualisirung jedoch seine Hauptstärke hat und der es keineswegs verschmäht, auch kleinen und scheinbar bedeutungslosen Vorgängen des Lebens seine Liebe zuzuwenden, um auch ihnen zu ihrem Recht zu verhelfen und auch ihnen eine Seele zu leihen. So kommt es denn wohl, daß — wenn wir blos die Prosawerke in Betracht ziehen — Keller's Dichtungen mehr lyrischen, Meyer's Dichtungen mehr epischen Charakter an sich zu tragen scheinen. Bei jenem wird man an Goethe, bei diesem sofort an Dante und Michel-Angelo erinnert. Keller selbst hat Meyer's Dichtungen einmal mit jenem schweren gold- und silberdurchwirkten Seidenstoff verglichen, den man Brokat nennt. In der That, diesem Vergleich wird man eine geistreich-charakterisirende Kraft nicht absprechen können.

Das liebevolle Sich-Vertiefen in die Kleinwelt, deren poetischer Reiz im wirklichen Leben oft genug unsern Blicken entgeht, obschon wir die Wahrheit solcher Poesie sofort fühlen, wenn Keller sie uns vor Augen führt, giebt seiner Art etwas, das unwillkürlich an Dürer oder die niederländischen Genremaler denken läßt. Wie Dürer es liebt, recht viele Sächelchen in einem Butzenscheibenstübchen malerisch aufzuhäufen, um uns recht gemüthlich und heimisch zu stimmen, so fühlen wir auch bei Keller, daß es uns heimisch und vertraut wird bei seinen Menschen und bei seinen Dingen, die er mit solcher Detailmalerei so liebevoll behandelt. Ich erinnere nur z. B. an das Guckkästchenbild am Anfang der Novelle „Pankraz der Schmoller".

Aber Keller fehlt auch keineswegs das, was man großen Stil in der Dichtung nennt, wo es dem Dichter nicht ansteht, mit dem Silberstift zarte Linien zu wohlgerundeten Bildchen zu gruppiren, sondern mit wuchtigen, markigen, pastosen Strichen uns Pathos, Kraft, Leidenschaft vor die Seele zu führen, und so mischt er denn ganz anders die Farben und führt ganz anders den Pinsel, wenn er eine Judith malt, eine Amrain oder die groteske Gestalt des schlimmheiligen Vitalis in den „sieben Legenden". Vor Allem aber stelle man sich jenes herrliche Frauenbild in der Novelle „Ditegen" vor: wie Küngold, nachdem noch soeben sein Haupt auf dem Richtblock gelegen, durch die Dazwischenkunft Ditegen's gerettet wird und wie sie, noch halb von Todesschauern bewegt, geisterhaft verstört und stumm nach abgenommener Binde zum ersten Male nach langer Zeit ihrem Geliebten ins Auge schaut! In dieser Novelle werden fast alle Nuancen des Tragischen gestreift, das Unheimliche sowohl wie die leisen Regungen der Trauer bis zu einem wilddämonischen, sich fast in seinem eigenen Uebermaß erstickenden Schmerz. Dennoch aber wird das Tragische niemals bei Keller zu einer Darstellung des Gräßlichen und das Mitleid, welches seine Gestalten erregen, niemals zum Gefühl des Abscheus. Er hat dafür gesorgt, daß seine Gestalten auch im Zustand des höchsten Schmerzes Idealität genug haben, um auch da noch erhebend und befreiend auf unser Gemüth zu wirken, wo sie selber von der Macht der eigenen Gefühle fast erdrückt scheinen.

So sinnig Keller's Auge auf der Außenwelt ruht, so sehr er mit echter Künstlerliebe auch unbedeutenden und scheinbar geringfügigen Dingen poetischen Reiz abzugewinnen versteht, so ernst er mit klarem zielbewußten scharfzersetzenden Denken jene alten Probleme von Welt und Leben, von Menschenbestimmung, Gott und Unsterblichkeit in den Kreis seiner Betrachtung zieht und auf alle diese Fragen mit jener mannhaften geistigen Reife uns Antwort giebt, die seinem Verstande nicht minder Ehre macht wie seinem Herzen: dieser Dichter und Künstler, dieser Denker und Grübler und wenn man will auch dieser Träumer ist zugleich ein unglaublicher — Schalk und Schelm. Ja, es ist höchst bezeichnend für Keller's Eigenart, daß man niemals vor seiner Schelmerei sicher ist, daß man es niemals ganz „verreden" kann, ob er nicht mitten in einem Bilde tiefster erschütternder Tragik — zwar immer noch mit sinnendem Blick, aber mit dem feinen Spiel des Lächelns um den Lippen — etwas sagt, was genauer besehen in seiner drolligen grotesken Komik das Zwerchfell erschüttern macht in herzhaftestem, heiterstem Lachen. Diese doppelte Seite in seinem Wesen und diese zwiefache Fähigkeit, verbunden mit der Kraft freier dichterischer Phantasieschöpfung, kommt wenigstens meinem Gefühl nach nirgends so vollendet zum Ausdruck, wie in seinen „sieben Legenden", und zwar nicht zum Geringsten deshalb, weil wir in fast allen derselben zugleich jene Straffheit der Composition, jene feine künstlerisch durchgebildete Gliederung des Aufbaues finden, die der „grüne Heinrich" und so manche von Keller's Novellen nur allzusehr vermissen läßt. Aber keineswegs blos hier zeigt Keller, wie reich er an Humor ist, auch sonst in seinen Dichtungen quillt und sprudelt es davon, daß es eine wahre Lust ist: eine unerschöpfliche Welt drollig-schelmischer und zugleich sinnig-charakterisirender Einfälle, komischer Bilder und Vergleiche, lustiger Situationen und Gestalten. Dieser Humor sucht mit Vorliebe die Winkelgänge des Lebens auf und verschließt sein Auge vor den Nichtigkeiten und Erbärmlichkeiten dieses Daseins keineswegs; niemals aber macht er sich gemein mit dem Gemeinen. Ueber die Irrpfade des Lebens, diesen Schmerz, diesen Quark und Tand des Daseins baut er eine ideale Welt und zeigt die Wege und Eingänge, welche hier hineinmünden. Doch jede unwahre, unechte Vergoldung und Verschönerung der Wirklichkeit liegt ihm fern. Niedriges und Erhabenes, so zeigt dieser Humor, sind nur verschiedene Seiten einer lebendigen sinnlich-geistigen Einheit. Die eine leitet ihr Daseinsrecht von der andern ab. Der Mensch ist durchgebildet und ins Reine gebracht, wenn es ihm gelungen ist, die Freiheit, welche das Ideal verspricht, sich mitten im Kampf des Lebens zu erringen. Daher predigt dieser Humor nicht Weltflucht, sondern Welteroberung. Kraft ist die Losung auch hier. So sehr ich Jean Paul verehre, so sehr ich anerkenne, wie viel Körner echten Edelmetalls, wie viel schöner quellfrischer Idealismus, wie viel auch künstlerische Fertigkeit in Seelenmalerei und Charakterzeichnung unter dem vielen „Rauschgold" und Flitterstaat des Humors bei diesem sonderbaren Kauz, diesem genialen Kindskopf, diesem wunderlichen „auf Soccus und Kothurn zugleich dahinschreitenden Menschen", diesem liebenswerthen Schwätzer und Schwärmer verborgen liegt — Keller's Humor und seine ganze Art die Wirklichkeit aufzufassen und wiederzugeben ist mir doch lieber. Gewiß hat auch Jean Paul jenen ins Große gehenden, sich zur Welt- und Lebensanschauung erweiternden Humor, aber „der Stoß des Ideals auf die Wirklichkeit", um diesen Ausdruck von Gervinus zu gebrauchen, hat bei ihm gewissermaßen nur repulsive Kraft: er treibt das im Lebenskampfe verwundete Herz in die Einsamkeit zurück und die Befriedigung, die es hier findet, ist im Grunde nichts Anderes, als der quietistische Selbstgenuß der Persönlichkeit, es ist die Narkose der Einbildungskraft, die feige den Kampf des Lebens flieht, um in der Ruhe eines idyllischen beschaulichen Lebens selbstsüchtige Freuden zu genießen. Daher bleibt der scharfe Gegensatz von Ideal und Leben bei Jean Paul, so häufig er sich zusammenrafft, ihn zu überwinden, dennoch unvermittelt bestehen, ja beide Pole, an sich schon entgegengesetzt, stoßen zusammen, um nur desto weiter von einander zu fliehen. Bezeichnend genug und mehr als ein Spiel mit bloßen Vergleichen ist es, wenn Jean Paul im „Hesperus" einmal selber seine Philosophie „negativ elektrisch" nennt. Hinzu kommt, daß sein Humor vielfach erkünstelt ist. Seine Gestalten verlieren unter dem vielen komischen Wortkram, sowie durch das störende Hervortreten der Subjectivität des Dichters oft nur gar zu sehr an Lebenswahrheit und Plastik, die denn doch ohne Zweifel zum §. 1 gehören in dem Codex des poetischen Schaffens. Grade hier läßt sich ermessen, was die trotzige strenge Art der Formgebung, die Jean Paul nicht hat, weil sie seinem ganzen Wesen

widerspricht, bedeutet. Wie schon gesagt: Nichts Anderes bedeutet sie als Kraft, ohne welche Lebenswahrheit und Plastik eben undenkbar sind. Denn zu aller geistigen werthvollen Production gehört Selbstbeschränkung, Objectivationskraft, Bändigung des Gefühlslebens, klare ruhige Besonnenheit auf der Folie tiefer seelischer Innerlichkeit. Es soll gewiß nicht geleugnet werden, daß gerade der humoristische Dichter durchaus ein Recht hat, ein gutes Stück seiner eigenen Subjectivität in die Dichtung hineinzumischen: nur aber nicht so darf es geschehen, daß man sie, wie das eben bei Jean Paul häufig der Fall ist, als Gestalt, als Person vor sich sieht; sie muß vielmehr, wie ich sagen möchte, in der Dichtung sich bemerkbar machen als vitale Potenz, deren Wirkung man zwar fühlt, deren Quelle aber unsichtbar im Ausbau des Kunstwerks verborgen liegt.

Wie mir scheint, hat Keller's dichterisches Schaffen im Laufe der Zeit eine sehr beachtungswerthe Wandlung durchgemacht. In früheren Dichtungen, wie im „grünen Heinrich“ und den „Leuten von Seldwyla“, waltet ohne Zweifel die Kraft der Phantasieanschauung vor; sie betrachten Welt und Leben mit dem reinen Auge des Künstlers, den weniger kümmert was sein soll als was ist. Ich will bei Leibe damit nicht sagen, es fehle diesen Jugendschöpfungen Keller's an Ethos. Ich sage blos, daß das Element rein künstlerischer Anschauung in ihnen vorwaltet, während in den späteren Dichtungen Keller's, namentlich im „Martin Salander“, die Welt immer mehr und mehr vorwiegend von ethischen Gesichtspunkten aus beleuchtet erscheint. Das hat zur Folge, daß diese späteren Schöpfungen in noch sprödere Gewandung gekleidet erscheinen, als die früheren. Zwar liegt als Ersatz für die Wärme des sinnlichen Gestaltenzaubers nunmehr über dem Ganzen die Wärme sittlicher Welt- und Lebensbetrachtung; dieser Ersatz wird aber naturgemäß denjenigen Lesern, die in erster Linie künstlerische, also rein ästhetische Ansprüche machen — wie es einem Kunstwerk gegenüber ja auch ganz in der Ordnung ist —, keine volle Befriedigung geben, weil durch solche ethisirende Auffassung ein gar zu starkes intellectualistisches Moment in die Dichtung kommt, das die Freude an der sinnlichen Gestaltenfülle, dieses erste und wichtigste Agens alles ästhetischen Genusses, nicht naiv genug hervorquellen läßt. Keller muß dieses wohl selber gefühlt haben, denn es wurde mir eine Aeußerung von ihm über „Martin Salander“ mitgetheilt, die zeigt, daß er eigentlich poetisches Leben in diesem Roman vermißte und deshalb selber keine rechte Befriedigung ihm abgewinnen konnte.

Dr. A. W.

Bücherbesprechungen.

— H. Lenk, Was ist die Bibel? Leipzig 1895. Verlag der Akademischen Buchhandlung (W. Faber). Zweite Auflage. Preis 30 ₰. (Bei Entnahme von 100 Exemplaren 15 ₰, bei 500 Exemplaren 10 ₰.) 87 S. — Schriften, welche geeignet sind, für die heilige Schrift mehr Verständniß und Liebe zu wecken, muß man jetzt um so freudiger begrüßen, als es in der Gegenwart nicht an rohen und feineren Angriffen auf das Buch der Bücher fehlt, die darauf ausgehen, uns dies Kleinod zu entreißen oder doch zu entwerthen. Wir haben darum das „biblische Schutz- und Trutzbüchlein“ von Hans Meinhoff (Sächs. Volksschriften-Verlag) mit Freuden gelesen, welches auf die landläufigen Einwände gegen die Wahrheit der Bibel in klarer, echt volksthümlicher Weise eingeht. Das vorliegende Schriftchen hat eine etwas andere Art. In schlichtem, populärem Gewande geht es auch einher und will als berathender Freund in weite Kreise dringen. Manchmal freilich geht der Verfasser in dem Streben, den Volkston zu treffen, zu weit und übersteigt das edle Maß, welches auch hier am Orte ist, so daß sich Sätze finden wie S. 17: „Allen Respect vor denen ihrer Weisheit, aber gegen den Moses seine war ihre doch gar nichts“! oder S. 67: „Lange deine Bibel heraus . . . und lies drinne“! Was wir vermissen, ist ein Eingehen auf besondere Fragen, wie sie heute auch den gemeinen Mann hinsichtlich der Bibel beschäftigen. Das Selbstzeugniß der Bibel, worauf der Verfasser immer wieder fußt, ist von allergrößtem Werth, aber es hätte sich noch manches sonstige Zeugniß über die Bibel herbeibringen lassen. So sehr wir gegen die falsche und eingebildete Wissenschaft mit aller Schärfe vorgehen müssen, so giebt es doch auch eine Wissenschaft, die nicht wider den Glauben ist, was bei der despectirlichen Art, in welcher der Verfasser öfters über die Wissenschaft spricht, nicht hervortritt. D. K.

W. Marshall, Der Bau der Vögel. Weber's naturwissenschaftliche Bibliothek. VIII und 462 S. mit 229 in den Text gedruckten Abbildungen. J. J. Weber, Leipzig 1895. 7,50 ℳ — Hiermit liegt das längst erhoffte Werk Marshall's endlich vor uns. Bei der Vielseitigkeit des Autors sowohl in Beziehung auf die Stoffe, welche er behandelt, als auf die Behandlung selbst wird's vor Allem nöthig sein, ein Paar Worte über das zu sagen, was der Leser in der vorliegenden Gabe findet. Sie ist eine vergleichende Anatomie der Vögel im üblichen systematischen Sinne, aber vertieft durch eigene Beobachtungen, durch eigene Ideen und durch die dem Verfasser eigene Vorliebe und Begabung für historische Studien, belebt durch die stete Rücksichtnahme auf Physiologie und Biologie, ausgezeichnet durch das glückliche Talent, auch schwierigere wissenschaftliche Probleme dem weiteren Publicum verständlich zu machen. Zudem ruht sie auf einer breiten, sehr umfangreichen Grundlage, welche eines großen Materiales tüchtige Beherrschung verlangt. Die Histologie ist durchweg mit abgehandelt, die Ontogenie ist überall da herangezogen, wo es darauf ankommt, Eigenart und Abweichung vom allgemeinen Wirbelthierschema zu erklären. Ein breiter Raum ist naturgemäß zunächst dem Skelet eingeräumt. Dem Bekannten sind verschiedene Tabellen hinzugefügt, um das Längenverhältniß der Knochen zu allgemeinen Schlüssen über Beziehung zwischen Bau und Flugkraft zu verwenden. Die Muskulatur kommt kürzer weg; das Allgemeine wird geschildert, aber die systematische Bedeutung bei Seite gelassen, so gut wie bei den dazu gehörigen Organen, und zwar aus dem Grunde, weil sich der Verfasser nicht auf die Controversen über die gegenseitige Verwandtschaft und die oft so fragliche Eintheilung einläßt. Und mit gutem Recht. Ihm erscheint Vieles als Convergenz, was eine einseitige Untersuchung aus gemeinsamer Vererbung ableiten zu sollen meint. Vor Allem werden die Ratiten oder straußartigen Vögel in diesem Sinne beleuchtet, als Thiere von ganz verschiedener Abstammung, deren Vorfahren sämmtlich regelrechte Flieger waren. Umgekehrt stehen die Pinguine auf der untersten Staffel und haben mit den Schwimmvögeln nichts gemein, als die Lebensweise. Am Ausführlichsten werden Haut und Hautgebilde erörtert, die Federn geben Gelegenheit zu vielen Ideen betreffs der Färbung, die Verdauungsorgane betreffs der Zunge, die Athemwerkzeuge betr. der Luftsäcke und der Pneumaticität der Knochen u. s. w. Bei dem Geschlechtsapparat wird namentlich die Bedeutung der Farbe und Structur der Eier eingehend gewürdigt, bekanntlich ein ziemlich verfängliches Capitel. Der Kuckuck kommt u. v. a. auch wieder zur Sprache; seine Eier sind vermuthlich klein und verschiedenfarbig, je nach den Localrassen, um nicht aufzufallen und das Nest zu verrathen; ursprünglich waren sie weiß. Unter den Sinnen findet das Auge, das wunderbare, die meiste Beachtung. Die zahlreichen Abbildungen, die fast durchweg auf der Höhe der Zeit stehen, haben Gelegenheit gegeben, in der Erklärung hie und da andere Ausdrücke einzuflechten, als die im Text gebrauchten, sodaß der Leser leicht, ohne Einbuße für das Verständniß, in verschiedene Nomenclaturen eingeführt wird. Die Druckfehler, soweit solche vorkommen, sind nicht sinnentstellend. — Die Natur hat am Vogel, wie oft gesagt ist, ihr Meisterstück gemacht; die ungemeine Belebung, welche die Landschaft durch die Vogelwelt erhält, hat eine große Gemeinde von Ornithologen gezeitigt. Aber der Vogel ist zu jenem Meisterstück geworden durch seinen Bau, der bei der Schwierigkeit des Fliegens bis ins Kleinste von der einen Aufgabe beherrscht wird. So kann es nicht fehlen, daß das Buch in jener Gemeinde freudige Aufnahme finden und für Vertiefung der Studien beitragen wird. Der Mann der Wissenschaft fühlt sich durch die Menge neuer Einzelprobleme und die Zusammenstellung versteckterer Thatsachen angeregt. Srth.

— Dislocations-Karten der gesammten russischen Armee (2 Blatt) und tabellarische Uebersichten der Eintheilung der russischen Armee in Europa und in Asien. Von Hauptmann Bober. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. — Vor ähnlichen Werken hat das vorliegende die Würdigung der asiatischen Machtstellung Rußlands voraus. Es bildet ein willkommenes Hilfsmittel bei Beurtheilung der militär-politischen Lage in Ostasien. γ.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 78. Dienstag, den 2. Juli. 1895.

Sang und Klang im Herzen von Afrika.

Von Curt Müller.

Das alte Wort: „Wo man singet, laß dich ruhig nieder, böse Menschen haben keine Lieder" hat wie so manches geflügelte Wort nur beschränkte Giltigkeit; im dunkeln Erdtheil giebt es so manchen „wilden" Volksstamm auf niedrigster Entwickelungsstufe, dem durchaus nicht Sang und Klang fehlt, und Lieder, die wir mit Recht mit den Erzeugnissen unsrer Volkspoesie vergleichen könnten, haben selbst anthropophage Völker aufzuweisen. Der Herder'sche Gedanke, daß die Poesie Gemeingut der Völker sei, bewährt sich eben auch hier. Daß viel und oft sogar für europäische Ohren nicht unangenehm gesungen wird, bezeugen z. B. für den östlichen Sudan, für das jetzt vom Mahdi occupirte Gebiet, die besten unsrer Forscher, Schweinfurth, Junker, Emin Pascha, Casati u. A. Vielfach deuten sie auch an, in welcher Weise gesungen wird und was man besingt, selten leider geben sie Liedertexte selbst, fast nie die Melodie afrikanischer Gesänge. Und doch ist aus ihren Andeutungen bereits zu entnehmen, daß diese volkspoetischen Erzeugnisse afrikanischen Völkerlebens in gewissen Zügen überraschender Weise mit den Liedern unsrer Vorzeit und der Volkspoesie unsrer Tage ebenso im Inhalt übereinstimmen, wie in Bezug auf die Anlässe, denen sie ihr Dasein verdanken. Auch die charakteristischen Formen der Vortragsweise erinnern uns an unsre eignen Volkslieder.

Eine eigenartige, aber allen Völkern gemeinsame Gattung afrikanischer Gesänge bilden die Lieder bei der Arbeit, besonders bei solchen Arbeiten, die ziemlich tactmäßig ausgeführt werden müssen. Durch Gesang werden die Mühen jeder Arbeit gemildert und durch den Rhythmus wird diese zugleich geregelt; das Lied bildet das Band, das gemeinsam Arbeitende zusammenhält. So reiben in Oberägypten und im ganzen oberen Nilgebiete die Weiber, meist Negersklavinnen, unter fröhlichen tactmäßigen Gesängen große Quantitäten Korn für den täglichen Bedarf der Karawanen, Handelsexpeditionen und Stationen, oft bis in die späte Nacht hinein. Was sie freilich besingen, wird uns nicht berichtet; vielleicht würden wir auf ähnlichen Inhalt stoßen, wie sie uns die drolligen Reime unsrer Klöpplerinnen im Erzgebirge bieten (Alfred Müller: Volkslieder aus dem Erzgebirge), die bunt und daher oft recht spaßhaft Thatsachen zu einer ganzen Geschichte aneinanderreihen, Zählgeschichten, die benutzt werden, um den Fleiß der Arbeitenden anzuspornen, indem nach den Tactverhältnissen der Verse die Nadeln gesteckt werden. Solche „Mühlen"lieder hat es sicher auch in unsrer Vorzeit gegeben, als die Mägde noch auf die Handmühlen angewiesen waren. In Aegypten ziehen die Beduinen auch das Wasser unter anfeuerndem Gesange aus den Wüstencisternen empor. Als „Arbeitslieder" sind weiter alle Gesänge beim Rudern zu betrachten, die im oberen Nil- und Uellegebiete ebenso häufig wie in anderen Gegenden des dunkeln Erdtheils zu vernehmen sind. Als Casati mit dem Mangbattuhäuptling Mabu den Uelle hinunterfuhr, war die Flottille der Menschenfresser, der Mangbattu, von den fröhlichen Gesängen der Ruderer belebt. Diese niederen Völker berühren sich hierin mit den arabischen und nubischen Schiffsleuten auf dem Nile, die eine jede Arbeit mit Singen begleiten. Wenn diese Schiffer ihre Barken, die im oberen Nil öfters stranden, mit langen Stangen ruckweise wieder flott zu machen suchen, begleiten sie diese schwere Arbeit mit einem Liede. Sie sagten Casati selbst, der dies mehrfach erlebte, das Singen sei unentbehrlich dabei, um Gleichmäßigkeit in das Manövriren zu bringen. Tactmäßige Bewegungen begleiteten auch die Marschlieder der nubo-arabischen Truppen im Sudan und der eingeborenen Träger auf dem Wege bei Expeditionen. Die Bombakrieger, die zu den kannibalischen A-Sandé oder Niam-Niam (= Menschenfresser) gehören, gaben durch Kriegsgesang das Zeichen zum Aufbruch beim Marsche der Junker'schen Expedition im oberen Nilgebiete und pflegten auch alltäglich auf dem Marsche zu singen. So verließ der mächtige Mangbattufürst Jangara mit einem kriegerischen Gewande bekleidet, von einer bewaffneten Schaar umringt, unter Rufen, Beifallsbezeugungen und Heldenliedern seine Residenz, als er auszog, um einen den Gehorsam verweigernden Häuptling zu strafen.

Mehr als die Arbeit noch ist das Vergnügen, die Freude, Anlaß zu Sang und Klang. Auch bei den Liedern, die die freudige Erregung, die gehobene Stimmung der Neger zum Ausdruck bringen, ist meist tactmäßige Bewegung eng mit Lied und Weise verbunden, Musik, Tanz und Poesie sind auf diesen Stufen menschlicher Entwickelung nahezu ungetrennt, Schwesterkünste im wahren Sinne des Wortes. Die Melodien werden als sehr einförmig geschildert, der Inhalt ist meist improvisirt und bietet sich wie in unsren alten Volks- und Gesellschaftsliedern oft in Solostrophen und dem von Allen gesungenen Refrain dar. Die Vorsänger dieser Naturvölker entfalten in ihren Improvisationen eine nicht geringere poetische Schaffenskraft als die vergessenen Urheber unsrer Volkslieder. Casati schreibt den schon erwähnten anthropophagen A-Sandé eine ungezügelte Phantasie zu, eine Lebhaftigkeit, die an Wahnwitz streife. Singen zur Mandoline, d. h. einem der europäischen Mandoline sehr ähnlichen afrikanischen Instrumente, und sich betrinken, sind tägliche Beschäftigungen. Die Söhne edler Herkunft rühmen sich, gepriesene Spieler zu sein, und die Mandoline begleitet sie überall hin, auf den Spaziergang, in den Krieg, zu Gesellschaften. Der Ehrgeiz, ein Instrument von eleganten und künstlerischen Formen zu besitzen, veranlaßt sie zu jeglichem Opfer an Geld. Selbst königliche Poeten und Sänger sind im centralen Sudan keine Seltenheit. So erzählt der hervorragende Reisende Junker von dem A-Sandéfürsten Bangojä, einem südlich des Uelle in alter A-Sandéherrlichkeit und -sitte regierenden Häuptling, wie er ihm bei seiner Anwesenheit als Barde einen unvergeßlichen Abend bereitet habe. „Die A-Sandéharfe im Arm, lag der Herrscher halb ausgestreckt auf seiner Ruhebank und recitirte halbleise, ja zuweilen flüsternd, halb singend und halb erzählend, Erlebtes und Gedachtes. Und ich lauschte mit Genuß dem vollendeten Bardengesang, der mich in eine längst verschwundene Zeit zurückversetzte, denn gerade so, wie Bangojä jetzt, hatten unstreitig auch seine ältesten Vorfahren singend und sagend von noch früher Erlebtem und Gehörtem sich vorerzählt. Der nunmehrige Herrscher aber besang, wie ich mir mittheilen ließ, die Macht und das Ansehen, die weiten Reisen und Kriegszüge seines Vaters Kipa (der das Land erobert und das Reich gegründet hatte) und beklagte dann leise flüsternd seinen Tod. Und ebenso gab er auch seinen intimen Gedanken über die Dinge der Gegenwart dadurch Ausdruck, daß er die jüngsten Ereignisse nördlich von Bomokandi besang, und wie dort die A-Sandé und neuestens schon Gansi, sein Bruder, zur früheren Machtvollkommenheit über die Abarmbo auserkoren seien" (mit Hilfe der ägyptischen Regierung nämlich, an die sich die nördlich wohnenden A-Sandéhäuptlinge angeschlossen hatten). Diese, selbst einen Europäer ergreifenden Improvisationen setzen schon ein entwickeltes Gemüthsleben voraus, sie sind zu subjectiv, um als Volksgesänge bezeichnet werden zu können, um so mehr als ihr Schöpfer als Fürst schon den geistig Hervorragendsten angehört. Ursprünglicher und reine Volksgesänge mögen die Lieder sein, welche man bei allen festlichen Gelegenheiten im Chore

singt. Lärmen ist die unzertrennliche Begleitung der Hochzeitsfeierlichkeiten, Tanz, Gesang und Guitarreklang, schrilles Trommeln und Pfeifen dürfen nicht fehlen. Das Gastmahl, welches der A-Sandéhäuptling Ringio den Gesandten eines Nachbarfürsten Mbio gab und dem Junker beiwohnte, endete mit improvisirten Gesängen, deren Strophen von dem einen oder andern zu Ehren Mbio's, zum Preise seiner Macht, des Volksreichthums seines Landes u. s. w. angestimmt wurden, während der Chor den Kehrreim mitsang. Singend wurden die jene Länder des centralen Sudan besuchenden Forscher oft empfangen beim Einzug in größern Ansiedlungen der Eingeborenen. So erzählt Emin Pascha, daß er in den Stationen der fruchtreichen Provinz Makraká von musicirenden Niam-Niam, singenden Makraká und trillernden Bariweibern begrüßt worden sei. Unter den Klängen eines aus voller Kehle herausgeschmetterten „Gesanges", den einer auf der Handtrommel begleitete, zog Junker bei den Niuak ein im Gebiete des Gazellenflusses. Fröhliche Gesänge hallten auch dem das Schuliland durchwandernden Emin überall entgegen. Interessant ist die Schilderung Emin Pascha's eines abendlichen Tanzvergnügens bei dem mächtigen Schulihäuptlinge Anfina, der seine Ahnen auf die Dynastie der Herrscher von Unyoro und Uganda zurückführte. „An vier verschiedenen Stellen (im Lager Emin's) dröhnten die Noggaras (Trommelinstrumente), und Chorgesänge, von energischem Händeklatschen begleitet, antworten dem Recitativ des Sängers, der alle möglichen Gegenstände zum Object seiner Improvisationen machte. Höchst amüsant äffte einer von Rionga's (eines Häuptlings) Leuten mich selbst (Emin Pascha) nach, die Namen von Bergen, Choren, Pflanzen u. s. w. erfragend und notirend, auch das Visiren mit der Bussole wurde nicht vergessen. »Wie heißt das Dorf hier vor uns?« fragte der Vorsänger und »Kidjadja« antwortete er sich selbst, worauf der Chor »Kidjadja« aufnehmend das Wort wohl zehnmal wiederholte. Ebenso wurden Linant's Abenteuer mit Kabrega's Leuten (des Königs von Unyoro) am Chor Kahfu im Tanz illustrirt. Bis 3 Uhr Morgens dauerte die Orgie." — Ist das Tagewerk vollbracht, tanzt und singt man auch bei den Mangbattu allabendlich. Bei besonders festlichen Gelegenheiten tanzt der Ortshäuptling oder dessen ältester Sohn vor den im Halbkreise auf Schemeln sitzenden Frauen, die seine phantastischen Bewegungen mit schwingenden Drehungen der Arme, Wiegen des Oberkörpers und Gesang begleiten. Tänze der Frauen werden besonders abgehalten; in großem Kreise trippeln sie singend umher, umschlossen von doppelter Männerreihe. Als Musikinstrumente fungiren Posaunen aus Elephantenzähnen, Trommeln, Pauken, stark rasselnde Klappern aus Geflecht, mit den Schalen einer Frucht gefüllt. Außerdem tragen die Tanzenden Gürtel und Halsbänder, aus den leuchtenden Hülsen einer großen Frucht zusammengereiht, die ebenfalls viel Lärm machen. Eigenartig waren Gesang und Tanz bei den Dinka, einem Hirtenvolke des oberen Nilgebietes, das mit Todesmuth seine geliebten Rinderherden gegen die raubenden Nubaaraber vertheidigte. Casati hat uns von diesen berichtet, — und dies ist charakteristisch für das kriegerische Volk —, daß sie besonders Kampfideen zum Ausdruck bringen. Vor dem knisternden Feuer sitzend, die Lanze in der rechten Faust und mit der linken den Schild haltend, stimmte der Häuptling, welcher die Handlung leitete, den Gesang an, Strophen, welche Chöre, die von männlicher Stärke wiederhallten, unterbrachen. Auf ein gegebenes Zeichen erhob sich die dichte Masse mit imponirenden, scharf ausgeprägten Stellungen, und gleichsam sich auf einen Feind zu stürzen, schützte sie sich hinter ihren Schilden und schwang mit der Rechten die Lanze, als wollte sie mit derselben suchen. Das rechte Bein und der Körper in ihrer Vorwärtsstellung erinnerten an die Wucht von Soldaten, die sich auf einen Feind werfen; endlich schloß ein eintöniges Geschrei aus voller Kraft und voller Brust die Handlung ab. — Ein drolliges Gegenstück zu diesen wilden Scenen erzählt uns Emin Pascha in den Vorführungen eines Sängers der Wanyoro, der ihm beim Besuche dieses hochentwickelten Volkes seine Aufwartung machte. Vom Felle langhaariger Ussoga-Ziegen hatte er sich einen schwarz-weißen Bart zurecht gemacht, der ihm den Mund halb verdeckte und nur dumpf zu sprechen erlaubte. Nachdem er sich im Kreise der Zuschauer niedergelassen hatte, begann er mit kundiger Hand „die Laute zu schlagen", eine siebensaitige Guitarre nämlich. Schwirrend folgten sich die Töne eines kleinen Vorspiels, aus dem sich in einförmiger Rhythmik eine Art Recitativ entwickelte, des weißen Fremdlings Glasperlenschätze und seine Freigebigkeit preisend. Bemerkenswerth war die genaue Tacthaltung in Gesang und Spiel. Wie der Gesang sich hob, so begann nun ein regelmäßiges Auf- und Niederbeugen des großen Bartes, und es nahm sich wirklich komisch aus, wenn der Sänger seinen Kopf rechts oder links zur Schulter niederbeugend, den Bart zur Guitarre tanzen ließ. Als Haupteffect aber, der stets unauslöschliches Gelächter hervorrief, beugte er den Kopf ganz nach dem Rücken zu, sodaß die Bartspitze gerade in der Luft stand, und ließ in dieser Stellung ein lang anhaltendes, gurgelndes Rrrr ertönen, zu dem der Bart mitschwang. Einige Glasperlen Emin's lohnten die Mühen des Barden, der sich dankend auf den Bauch streckte und mit aneinandergelegten Handflächen die verticalen Dankesbewegungen der Waganda mit obligatem „Nyanzig" (Danke!) ausführte. Man sieht, den Schwarzen fehlt es durchaus nicht an Komikern; Sänger, Musikant, Jongleur, Spaßmacher ist freilich bei ihnen noch in *einer* Person vereinigt, wie ja auch unsre Spielleute des Mittelalters solche Allerweltskünstler waren. Einer lustigen musikalischen Aufführung wohnte Emin auch im Norden seiner Provinz bei: „Am Fuße einer stattlichen Tamarinde blies ein junger Mann auf einem mächtigen, aus langen Kürbissen zusammengestellten Horne, indem er das Schallloch bald verkleinerte, bald vergrößerte und dadurch allerlei Modulationen in seiner Musik erzielte, die bald dem Trompeten eines erzürnten Elephanten oder dem Brüllen eines Stieres, bald auch im Piano dem Schnurren der großen Katzen glich. Dazu klapperten Andere mit Holzstäben und begleiteten ihn mit monotonem Gesange. Unter dieser Musik setzten wir uns in Bewegung und noch jetzt ist es mir unklar, was das für Lungen sein müssen, die auf dem ganzen sehr unebenen Wege nicht müde wurden, zu brüllen." — Wie Tanz und Gesang bei diesen Völkern der ungetrübte, naturfrische Ausdruck ihrer freudigen Stimmungen sind, läßt uns eine liebliche kleine Scene auf Emin's Wanderung zu des Wagandakönigs Mtasa Residenz erkennen. Als Emin halb ärgerlich seinen Trägern einen Aufenthalt in Mrako's, eines Unterhäuptlings, Sitz von mehreren Tagen zugesagt hatte und sich nun ihre Hoffnung auf „Berge von Bananen, Haufen von Thieren, Ströme von Bananenwein" erfüllen konnte, umtanzten sie in freudiger Erregung mit hochgeschwungenen Lanzen ihr „weißes" Oberhaupt. Noch spät erschallten die Töne der Mandinda (Holzharmonika) und die Gesänge der Frauen zu Ehren ihres Herrn und Meisters. Es ist erklärlich, daß bei längerem Aufenthalt an einem Orte die überlauten und häufig monotonen Negergesänge ermüdend wirken. Wir verstehen den Unmuth des sich nach Ruhe bei seiner Arbeit sehnenden Forschers, wenn z. B. Junker darüber klagt, daß in Ladó, dem belebten Centralpunkte der Aequatorialprovinz, zu häufig große Lärmscenen stattfanden, besonders bei Ankunft von Karawanen aus dem Innern. Zumeist wurden diese noch übertönt von den einförmigen Liedern einer zu einer Festlichkeit versammelten Gesellschaft. Das bei solchen Gelegenheiten nie fehlende Tam-tam einer dumpf klingenden Trommel, die mit den Fingern geschlagen wird, bildet die beständige Begleitung des stundenlang im gleichen Rhythmus vorgetragenen, abwechslungslosen und unmelodiösen Gesanges. Ab und zu wird der Gesang durch das bei jedem freudigen Ereigniß und jeder Festfreude von einer Legion von Weibern angestimmte Kehlkopftrillern, das Zagharit unterbrochen.

So lärmend und zügellos die Schwarzen bei Tanz und Freudengesängen sind, so ernst und jammernd gebaren sie sich bei traurigen Anlässen, indem sie mit Klageliedern ihre Todten betrauern oder ihren Schmerz um ferne oder in schlimmer Lage befindliche Personen bezeugen. So sah Casati die Mangbattu im Dunkel der Nacht um ein knisterndes Feuer sitzend, während die Azangas und eine Schar anderer Leute auf ihren Mandolinen ein Trauerlied um den gefangenen Vater und König Azanga begleiteten. Es war eine schmerzvolle Erinnerung, die immer lebhafter das Andenken und die Sehnsucht nach dem verlorenen Mann wachhielt. „Azanga ist gefangen; warum kehrt er nicht in das Land zurück? Was können wir ohne ihn machen? O, wenn er sterben müßte, unser Schmerz über ihn würde nie ein Ende nehmen!" Und dieser Klang voll Theilnahme scholl jeden Abend und in jedem Dorfe — an jedes Ohr. Klage- und Weherufe sind bei den Mangbattu auch die unentbehrliche Begleitung der Bestattungsfeierlichkeit. Die Leidtragenden stellen sich im Kreise auf, schütteln Hände und Füße mit rhythmischen Bewegungen und singen dabei ein eintöniges Klagelied. So bezeugen sie, oft von den düsteren Schlägen einer Trommel unterbrochen, mehrere Tage lang ihren tiefen Kummer, der sie freilich nicht hindert, sich durch reichliche Bierspenden Abwechslung zu verschaffen. Innig brachte auch ein hübscher junger Mangbattusänger in Gegenwart Casati's seinen Kummer zum Ausdruck, indem er ein Klagelied um die verlorene Geliebte mit Gefühl in

den kalten Nächten am Kibali trillerte: „Ich bin allein, ich habe dich verloren, o Kalamassita!“ Niemand im ganzen Lager wagte es, diesen Gesang zu unterbrechen, des Mitgefühls seiner schwarzen Brüder hat er sich also sicher erfreut.

Einer ganz eigenartigen Liedergattung begegnete Emin Pascha im Gebiete der Gohl und Behli, zweier Dinkastämme, nämlich Schimpfgesängen, Schimpfreigen. Daß stundenlanges, gegenseitiges Schimpfen zweier sich feindlicher Kriegsparteien zu den Ergötzlichkeiten eines Kriegs im centralen Sudan gehört, davon erzählt uns Schweinfurth bereits ein sehr amüsantes Beispiel, daß aber zwei Chöre sich im Schimpfen scherzweise und in poetisch-musikalischen, wenn auch primitiven Formen unterhalten, davon überzeugte sich Emin bei den erwähnten Stämmen. „Als sich alle Welt am Abend zu Tanz und Gesang versammelte, setzten sich zunächst die Einwohner des Dorfes in einem großen, von unsern Trägern umringten Haufen nieder und begannen einen Chorgesang, bis einer aus ihrer Mitte aufsprang und die mit uns gekommenen Träger, auch Behli, wie sie selbst, mit allen erdenklichen Schimpfreden als Nichtsnutze und Tagediebe zu brandmarken begann. Diese mehr als grobe, mit allerlei derben Späßen gewürzte Strafrede wurde im schnellsten Tempo, vom Klappern der Stöcke begleitet, vorgetragen und vom schrillen Gelächter der Frauen begleitet. Die mit uns gekommenen Träger schienen übrigens das ganz in Ordnung zu finden und belachten die Zoten und Späße herzlich. Als der Vorsänger endlich müde abtrat, ergriff einer aus der Gesellschaft einen grünen Durrahstengel und bearbeitete damit weidlich seinen Rücken, das höchste Zeichen der Anerkennung und Befriedigung hier zu Lande. Nun kam die Reihe aber an unsre Leute, und hatten jene geschimpft, so gaben diese in demselben Tempo ein wahres Pelotonfeuer der gröbsten und schärfsten Invectiven an ihre Freunde und Landsleute zurück, die darob, sichtlich zufriedengestellt, lachten. Sobald die eine Partei müde war, nahm die andre den Schimpfreigen auf und so ging der Gesang fort bis weit in die Nacht. Oft sollen solche Scenen zwischen den Bewohnern zweier Dörfer an eigens vorher bestimmten Stellen aufgeführt werden zur Belustigung aller Betheiligten.“ — Politische Bedeutung gewannen einige Gesänge an König Tschua's, des Wanyoro-Beherrschers, Hofe, als eine Gesandtschaft des benachbarten Uganda mit ihm unterhandelte. Trompeten und Chöre seiner Unterthanen stimmten vor König Tschua's Thron das bekannte Lied an: „König Tschua ist mächtig; er hat die Kefalu und die Waganda in Knechtschaft gebracht; er hat die Krieger zu Tribut verpflichtet; die einzig Unüberwindbaren sind die Longo.“ Trotzig, in scharfer und wohlklingender Sangesweise erwiderte auf diese nationale Verherrlichungshymne ein Jüngling aus der Gesandtschaft der Waganda: „König Tschua, tödte uns, wenn es dir beliebt; lege uns auf den Scheiterhaufen, wie du schon mit andern thatest; uns rührt das nicht. Kábaka lebt, um uns zu rächen; seine Trommel wirbelt bereits zum Aufgebot.“ Als Katagora, des Königs Tschua Premierminister, plötzlich erkrankte und die Volksstimme Gift als seine Krankheits- und Todesursache bezeichnete, weil der König am Morgen des Mordes gesagt hatte, er wolle von nun an mit den Kleinen regieren und von dem Einflusse der Großen nichts mehr wissen, da erklang dem sterbenden Minister plötzlich an dem Thore der Königsburg von einer Schaar Knaben das traurige, hier aber ironisch-grausame Lied entgegen: „Jetzt stirbt er, jetzt stirbt er!“

Es ließen sich noch manche Thatsachen zu diesem Capitel afrikanischer Volkskunde beibringen, die angeführten Beispiele genügen aber, um die charakteristischen Erscheinungen innerafrikanischer primitiver Kunsterzeugnisse erkennen zu lassen.

Bücherbesprechungen.

△ **Die Verfassungsgesetze des Königreichs Sachsen mit Anlagen und einem Anhang.** Herausgegeben von Professor Dr. Fricker (Roßberg'sche Handausgabe K. Sächs. Gesetze Band 40). Wir befinden uns unter dem Zeichen der „Gesetzesausgaben mit erläuternden Anmerkungen“, die in der Hauptsache dem Interesse der praktischen Handhabung der betreffenden Gesetze, weniger der Förderung der Wissenschaft dienen beziehentlich zu dienen bestimmt sind. Ob die allzugroße Ausbildung dieses neueren Zweiges der Literatur erfreulich sei — diese Frage ist von uns wiederholt gestreift worden, wir verzichten aber auf deren weitere Erörterung, nachdem ein Staatsrechtslehrer unserer Universität kein Bedenken getragen hat, in die Reihe der Bearbeiter solcher Gesetzesausgaben sich zu stellen. Die vorliegende Schrift ist eine Umarbeitung der vergriffenen Walter'schen Handausgabe gleichen Titels. Ihre Aufgabe besteht in der einheitlichen Redaction des Textes der königl. sächsischen Verfassungsurkunde in seiner heutigen Gestaltung, dem erläuternde Anmerkungen über die Entstehungsgeschichte der einzelnen Paragraphen, historische Notizen und die Rechtfertigung des Textes bezweckende Bemerkungen beigefügt sind. Der II. Theil enthält nach vorausgeschickter ausführlicher Darstellung des Entwickelungsganges, den die Verfassungsgesetzgebung Sachsens genommen hat, den Abdruck der sämmtlichen Verfassungsgesetze, der III. Theil den einer Anzahl von Gesetzen und Verordnungen, welche staatsrechtlich wichtig sind und sich an die Verfassung anschließen; ein Anhang ist dem Verhältnisse Sachsens zum Deutschen Reiche gewidmet. Ueber die Grundsätze, von denen sich der Bearbeiter bei der Auswahl dieser Anlagen hat leiten lassen, giebt die Vorrede Auskunft. Ein sehr eingehendes Inhaltsverzeichniß macht den Schluß der Ausgabe. In den erläuternden Anmerkungen zu §. 63 ist auf die im „Grundrisse“ des Verfassers bejahte interessante Frage, ob nur ein dem Adel angehöriger Besitzer der Standesherrschaft Königsbrück der Ersten Kammer als Mitglied angehören könne, nicht weiter zugekommen worden. Daß die Bearbeitung dasselbe Prädicat verdient, welches der Verfasser in der Vorrede mehreren anderen gleichen bez. ähnlichen Bearbeitungen zuerkennt, ist bei dessen Persönlichkeit und Vertrautsein mit der einschlagenden Materie fast selbstverständlich: wir stehen nicht an, die vorliegende Handausgabe als eine in jeder Beziehung vortreffliche zu bezeichnen und deren Anschaffung angelegentlich zu empfehlen.

— **Homer's Ilias und Odyssee in verkürzter Form nach Johann Heinrich Voß bearbeitet von Dr. Edmund Weißenborn,** Professor am Gymnasium zu Mühlhausen i. Th. 1. Bändchen: Ilias. 2. Bändchen: Odyssee. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner, 1895. — Selbst wenn es den Schulreformern dereinst gelingen sollte, das Griechische und Lateinische noch weiter zu beschneiden, als es schon geschehen ist: an den Homer werden sie niemals zu rühren wagen. Auch unter den Philologen selbst giebt es wohl solche, die zur Noth den ganzen Cicero opfern würden, aber keinen, der den Homer hergeben möchte. Die Iliade, der Sang vom Zorne des Peleiaden Achilleus, und das Lied des Heimwehs, die Odyssee, diese beiden werden noch manch Jahrhundert überdauern und in allen Stürmen siegreich auf dem Plane bleiben. Bei dieser allgemeinen Werthschätzung der Homerischen Gesänge ist der Wunsch begreiflich, diese unsterblichen Kunstwerke des frühesten Griechenthums auch Denjenigen, die der griechischen Sprache nicht mächtig sind, zugänglich zu machen. Nun hat es ja an guten Homer-Uebersetzungen auch seither nicht gefehlt. Aber der bedeutende Umfang der Dichtungen mag doch manchen Leser abgeschreckt haben. Darum war es ein glücklicher Gedanke, Homer's Werke bequemer genießbar und mundrechter zu gestalten dadurch, daß vieles für die Handlung minder Wesentliche und Einiges, das im Vergleich zu unseren Lebensverhältnissen allzu fremdartig erscheint, ausgeschieden und dadurch die Verszahl bedeutend verringert wurde. Diesen löblichen Plan hat Weißenborn mit entschiedenem Geschick ausgeführt. Die Einleitung zur Ilias führt zuerst auf wenigen Seiten in die Sage vom trojanischen Kriege ein, behandelt dann kurz die Geschichte der ältesten epischen Dichtung der Griechen und die sogenannte Homerische Frage und geht schließlich auf die Bedeutung Homer's für das Alterthum und für die Gegenwart und auf Schliemann's Ausgrabungen ein (alles Dies auf ganzen 24 Seiten!). Aehnlich sind der Odyssee einige knappe Bemerkungen über Plan und Werth der Dichtung vorausgeschickt. Den Schluß jedes Bändchens bildet ein Namensverzeichniß mit den unentbehrlichsten Erklärungen. Dem deutschen Text ist die Uebersetzung von Johann Heinrich Voß zu Grunde gelegt, doch hat sich der Wortlaut hie und da einige leichte Aenderungen gefallen lassen müssen. Galt es doch, trotz der erheblichen Kürzungen überall den Zusammenhang zu wahren und zugleich den sprachlichen Ausdruck dem Geschmacke der Gegenwart möglichst anzubequemen. Man wird dem Bearbeiter das Zeugniß nicht versagen, daß er durchweg mit schonender Hand zu Werke gegangen ist und seinen Zweck niemals aus den Augen gelassen hat. Wir empfehlen die Bücher vor Allem den Schulen, die kein Griechisch treiben und doch ihre Zöglinge einen Hauch griechischen Geistes verspüren lassen wollen. Aber hoffentlich

finden die hübsch ausgestatteten Bändchen bei allen Gebildeten deutscher Zunge freundliche Aufnahme und tragen dazu bei, das Verständniß des göttlichen Homer immer weiteren Kreisen zu vermitteln. F. B.

— Natur und Haus. Illustrirte Zeitschrift für alle Naturfreunde. Herausgegeben von Dr. L. Staby und M. Hesdörffer. Verlag von R. Oppenheim, Berlin. III. Jahrgang. Vierteljährlich 1,50 ℳ. — Der neue Jahrgang, der bis zum 15. Hefte fortgeführt ist (jährlich erscheinen 24), ist durchaus im Stande, das gute Urtheil, welches früher über die vortrefflich redigirte Zeitschrift an dieser Stelle gefällt wurde, in jeder Hinsicht zu bestätigen und zu erhalten; sie nimmt ohne Zweifel unter den deutschen populär naturwissenschaftlichen Blättern eine der ersten Stellen ein; eine reiche Betheiligung ist dringend zu wünschen, schon aus dem nahe liegenden Grunde, damit sie sich bei dem auffallend billigen Preise auf die Dauer auf ihrer Höhe erhalten kann. Von dem reichen Inhalte, der sich auf alle Gebiete der beschreibenden Naturwissenschaften und entsprechenden Liebhabereien erstreckt (astronomische Artikel und dergl. kommen nur ausnahmsweise), sei nur Einiges angeführt. Die Zoologie ist vertreten durch Aufsätze über Thierphänologie, Ausstopfen der Säugethiere, den Fuchs und seinen Fang, Hirschgeweihe, Meerschweinchen, Sprechende Vögel, Sumpfohreule, Grünlingzucht, Lerchen als Zimmervögel, Meisen, Wanderungen der Landvögel, Geflügelkrankheiten, Chamäleon, Schonen der Fische, Lachse, Barsche, Hecht, Südamerikanische Schmetterlinge (mit Farbentafel), Bienenüberwinterung u. A., die Botanik durch zahlreiche Artikel, Zimmer- und Freilandpflanzen betreffend, dankbare Treibpflanzen, Gartenmohn, Richardsie, Tomate, japanische Klettermelone, Kakteencultur &c., die Mineralogie durch Artikel über Krystalle, über Holsteiner Gestein. Zahlreich sind die praktischen Rathschläge für Aquarienhaltung, Anlage von Schulgärten u. dergl. Briefkasten, Monatskalender, Berichte über Ausstellungen, Bücherbesprechungen bilden den Schluß. Gelegentlich sind selbst kurze poetische Ergüsse eingeschaltet, worunter, was etwas sagen will, nichts Geschmackloses. Die vielen Originalabbildungen verdienen alles Lob, manche werden in wissenschaftlich-biologischen Werken sicherlich eine dauernde Stätte finden. Vielleicht bildet sich mit der Zeit eine noch etwas bestimmtere Richtung heraus, indem entweder die exacten Disciplinen noch stärker und gleichmäßiger vertreten werden oder aber ganz ausfallen. Letzteres wäre wohl das Rathsamere. Manchem mag es willkommen sein, daß die Haltung der Zeitschrift völlig tendenzlos ist und für keine wissenschaftliche Theorie Partei zu nehmen gewillt zu sein scheint; auf Problematisches und Probleme läßt sie sich nicht ein. Srth.

— Weber's Illustrirte Katechismen. Nr. 152. Grundzüge der Briefmarkenkunde und des Briefmarkensammelns von Victor Suppantschitsch. Mit dem Porträt Rowland Hill's und 7 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber. 1895. VIII und 221 S. Preis geb. 3 ℳ. — Die Briefmarkenkunde oder Philatelie, d. h. „das Studium der von den Staatsverwaltungen oder den von ihnen hierzu ermächtigten Unternehmungen ausgegebenen Postwerthzeichen und das systematische Sammeln derselben“ gehört entschieden zu den merkwürdigsten Culturerscheinungen der neuesten Zeit. Während das von England ausgegangene Sammeln von Postwerthzeichen Anfangs nur eine Jugendspielerei war, hat es sich bereits seit Jahrzehnten zu einem Studium entwickelt, das von Tausenden von Männern aller Berufskreise mit Ernst und Begeisterung betrieben wird und fort und fort neue Anhänger gewinnt. Der Handel mit Briefmarken aber hat einen bedeutenden Handelsverkehr hervorgerufen, dessen Hauptsitze in zahlreichen größeren Städten Europas sind. Wie gewaltig sich die Briefmarkenkunde entwickelt hat, zeigen am besten die vorzugsweise in Deutschland häufigen Briefmarkensammelvereine, die Postwerthzeichenausstellungen, die Philatelistencongresse, die Briefmarkenbörsen und die Briefmarkenversteigerungen. Bisher hat es an einem Lehrbuche gefehlt, worin sich Alles findet, was auf dem Gebiete der Briefmarkenkunde wissenswerth ist. Diesem Umstande verdankt das vorliegende Buch, der neueste von Weber's bekannten und beliebten Katechismen, seine Entstehung. Der Verfasser, der 1890 bei der Ersten Internationalen Postwerthzeichen-Ausstellung in Wien Präsident der Jury war, genießt in philatelistischen Kreisen großes Ansehen, und man darf annehmen, daß durch ihn etwas Gediegenes geschaffen worden ist. Den ziemlich umfänglichen Stoff hat der Verfasser in folgende drei Theile gegliedert: 1) Die Lehre von den Postwerthzeichen. — 2) Die Lehre vom Sammeln der Postwerthzeichen (Philatelie). — 3) Geschichte der Philatelie mit besonderer Berücksichtigung Deutschlands. — Wenn auch das einer allgemein verständlichen Darstellung sich erfreuende Buch in erster Linie und hauptsächlich für Briefmarkensammler bestimmt ist, so werden doch auch Solche, die der Philatelie fern stehen, des Interessanten gar viel darin finden. Jedenfalls giebt er auf verhältnißmäßig knappem Raume über Wesen und Entwickelung der Briefmarkenkunde klare Auskunft. Neben einigen in den Text gedruckten kleineren Abbildungen enthält das Buch als Titelbild das Porträt Rowland Hill's, des Reformators des englischen Postwesens. C. R.

— Führer durch das Museum des königl. sächs. Alterthumsvereins im Palais des königl. Großen Gartens zu Dresden, von Otto Wandel, Geheimem Oberbaurath a. D. Dresden 1895. Selbstverlag des königl. sächs. Alterthumsvereins. Preis 1 ℳ. — Die Neuaufstellung der Schätze des Museums in den schönen Räumen des Palais im Großen Garten machte eine durchgreifende Neubearbeitung des Katalogs unaufschiebbar. Geheimer Oberbaurath Otto Wandel hat sich hierbei in der Hauptsache an den von Dr. A. v. Eye 1879 herausgegebenen Führer gehalten und auch das Vorwort des berühmten Alterthumsforschers wiederum als Einleitung beibehalten. In der Anordnung, im Druck und in der Ausstattung schließt sich dieser Führer den anderen für die königl. Sammlungen herausgegebenen an und gleicht auch den Verzeichnissen der bedeutenderen Museen von Berlin und München. Seit der Zeit, als A. v. Eye den Führer durch das Alterthumsmuseum herausgab, hat die Kunstgeschichte, welche damals soeben zur selbständigen Wissenschaft erblüht war, durch archivalische Studien, Urkundenforschung und vergleichendes Studium der durch Lichtdruck vervielfältigten Kunstwerke oft überraschende, neue Ergebnisse gezeitigt und auch überall die Katalogisirungsarbeiten in ihr Bereich gezogen. In Sachsen haben diese Arbeiten durch die Herausgabe der beschreibenden Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen durch Dr. Steche und neuerdings durch Cornelius Gurlitt eine nicht hoch genug zu schätzende Förderung erhalten. Auch der vorliegende Führer hat von diesen Forschungen Nutzen gezogen und bietet in handlicher Form alles Wissenswerthe und viel Anregendes, so daß er gleichsam als kleine Geschichte der Kunst und des Handwerks in sächsischen Landen empfohlen werden kann, namentlich auch allen Kirchenvorständen, Ortsbehörden u. s. w., um das Verständniß für derartige, vielfach noch verborgene Schätze anzuregen. —r.

— Geschieden. Roman von Sophie Junghans. 2 Bde. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlags-Anstalt. — Wir gestehen offen, daß die Romane von Sophie Junghans zu den wenigen, namentlich von Frauenhand, gehören, die wir überhaupt noch lesen können. Denn sie schwimmen nicht mit dem modernen Strome und zeichnen sich durch männliche Eigenart und Geist aus. Gewöhnlich ist das Thema der Verfasserin das, zu zeigen, wie sich auf dem Grunde einer äußerlich respectabel dastehenden, aber innerlich faulen Gesellschaft Adelsnaturen abheben, die in Conflict mit ihr gerathen, jedoch — und das ist stets die humane Absicht der Verfasserin und entspricht auch unserem Wunsch — dabei den Sieg behalten. Meist sind es zwei Personen, Männlein und Fräulein, die vorgeführt werden und die sich am Schluß, wie man so gewöhnlich sagt, „kriegen“. Dieses Charakteristicum gilt auch hier von diesem neuen Romane. Es ist eine trübe Atmosphäre, in die wir zuerst eintreten, die der bürgerlichen Ehrbarkeit und dabei doch der Unmoral, und die Arme, die Frau Therese Eberstein, die Mutter des Helden, die in diese Kreise hinein gerathen, selbst nicht ohne Schuld, aber doch anständig und ehrlich, hat alle Mühe, sich denselben zu entwinden. Und sie thut es auch! Und ihr Sohn Adolf, diese tüchtige Natur, der eigentliche Mittelpunkt der Handlung, der bezeichnender Weise, auch das hat uns besonders gefallen, um den elenden Verhältnissen der Heimath zu entrinnen, in den großen Colonialdienst des Deutschen Reiches tritt, macht es ihr — dabei selbst schuldlos — nach und gewinnt sich auch dies tapfere, wackere Mädchen Lotte Obenauf zur Frau, mit dem wir so sehr sympathisiren, auch ein ungewöhnliches Wesen! Und so scheiden wir wieder mit aufrichtigem Vergnügen am Schlusse der zwei Bände von der Lectüre des Romans. Am Ende ermattet das Interesse diesmal etwas; hier hätten einige packendere Momente in der Handlung noch angebracht werden können. Unreine und unwürdige Lebensverhältnisse, sagt Goethe, soll man Niemandem wünschen. Sie sind aber für den, der zufällig in sie hinein geräth, Prüfsteine des Charakters und des Entschiedensten, was der Mensch vermag. J. R.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 79. Donnerstag, den 4. Juli. 1895.

Eine deutsche Einsiedelei am Kilimandscharo.

Es liegt ein poetischer Zauber über den Erzählungen von den Einsiedlern, die im frühen Mittelalter sich im Dunkel der deutschen Wälder niederließen, um in ihrer weltabgeschiedenen Umgebung die Vertreter und Boten eines neuen Glaubens zu sein. Dichter und Maler haben mit einander gewetteifert, uns an jenes zauberhafte Dämmerlicht einer längst entschwundenen Zeit zu erinnern, und nicht nur die Kinder erquicken sich an Christoph Schmid's Erzählungen oder an Ludwig Richter's Bildern, die uns zu den Einsiedlerhütten aus Baumrinde und Moos führen, und uns das Kapellchen daneben zeigen oder auch nur ein Glöckchen, das im Gezweig eines alten Baumes hängt. Poetische Naturen möchten dann wohl darüber klagen, daß es keine Einsiedeleien mehr giebt und daß die Geschichten davon nicht anders anfangen können, als: „Es war einmal“. Es sei ihnen zum Trost gesagt, daß es heutigen Tages noch Einsiedler giebt, nur darf man nicht gerade pedantisch an der mittelalterlichen Tracht und an den Rindenhütten im Schatten alter Eichen festhalten, wenn man sie zu sehen bekommen will. Die Berichte eines Missionars, der sich fernab vom großen Weltverkehr unter den Negern in der afrikanischen Wildniß niederläßt, erinnern thatsächlich in vielen einzelnen Zügen an das Einsiedlerleben, das uns aus der deutschen Vergangenheit so heimlich anmuthet. Die Leipziger Mission hat vor Kurzem eine neue Station in den Vorbergen des Kilimandscharo gegründet. Sie liegt weit ab von Moschi, dem Vorposten der politischen Macht im Dschaggalande, und auch im Vergleich zu den beiden ausgebauten Missionsstationen Kwarango und Kilema erscheint sie noch als ein wirklicher Einsiedlerposten. Wenn der freundliche Leser Lust hat, eine afrikanische Einsiedelei kennen zu lernen, beim Missionar Althaus in Mamba hat er die beste Gelegenheit dazu.

Wir wandern von Moschi aus auf der neuen Landstraße, die Chef Johannes mit echt deutscher Energie vor einigen Jahren angelegt hat. Sie geht von Kibongoto im äußersten Westen des Dschaggalandes aus und führt bis weit in den Osten hinüber, wo sie dicht bei der englischen Grenze endet. Kann sie auch den Vergleich mit einer deutschen Chaussee nicht aushalten, nach afrikanischen Begriffen ist es doch ein großartig schöner Weg, der Jedem, der aus der Steppe heraufkommt, Worte der Bewunderung abnöthigt. Wir lassen Kilema, die römische Missionsstation, hinter uns; bald darauf auch Marangu, die vor Jahren vielgenannte Militärstation. Von hier ab treffen wir keine europäische Niederlassung an der Straße und auch die Ansiedelungen der Neger werden seltener, denn die Feuchtigkeit und Fruchtbarkeit des Bodens läßt nach, je weiter man nach Osten kommt. Die ganze Landschaft ändert ihren Charakter. Der Dornbusch, die afrikanische Wildniß tritt immer mehr an die Stelle der Bananenpflanzungen und Bohnenfelder, an denen das wohlbewässerte mittlere Dschaggaland so reich ist. Die Wasserläufe fehlen allerdings nicht ganz und mit Fleiß und Energie ließen sich gewiß auch hier dem vulkanischen Boden reiche Schätze abgewinnen, aber wir kommen hier schon in die Landschaften des Kilimandscharo-Gebietes, die vor der deutschen Besitzergreifung Jahrzehnte lang durch Sinna von Kiboso und Mandara von Moschi ausgeraubt wurden; kein Wunder, daß heutigen Tages der Dornbusch wuchert, wo einst zahlreiche Negerhütten und wohlangebaute Schamben lagen. Nun wird ja, so Gott will, bald eine bessere Zeit wiederkehren.

Von unserer Straße zweigt ein Stück hinter der Grenze von Marangu linker Hand ein schmaler Weg ab. Er führt steil in die Berge hinauf und soll uns an unser Ziel bringen. Wir merken bald, daß wir auf keinem Negerpfade sind. Die Eingeborenen hätten ihn nicht in grader Richtung angelegt, sie lieben auch bei ihren Wegen die Regellosigkeit. Uebrigens zeichnet sich der Bergpfad auch durch seine Breite aus, so daß der Wanderer nicht beständig Gras und Dornen zu streifen braucht. Wir haben es also offenbar mit einem Stück europäischer Culturarbeit zu thun. Damit ist freilich nicht gesagt, daß der Aufstieg in der afrikanischen Temperatur sehr angenehm wäre. Im Gegentheil, wir müssen manchen Tropfen Schweiß vergießen, wenn es die steilen Abhänge hinaufgeht. Unser Einsiedler scheint fast in der Nähe der Wolken zu hausen. Wir befinden uns jetzt schon ziemlich in der Höhe des Oberengadins und wenn wir noch lange steigen, dürften wir bald auf Kühlung von den Schneefeldern des Kibogipfels her rechnen können. Doch da sind wir auch schon dicht am Ziel. Das Buschwerk lichtet sich plötzlich und vor uns liegt auf frisch gerodetem Platz die junge Ansiedelung, die wir suchten. Zu unserer Verwunderung steht da nicht eine Blockhütte, aus den Stämmen des nahen Urwaldes gezimmert, sondern schon ein steinernes Häuschen, das Dach allerdings nur aus trockenem Gras bestehend. Unter der breiten Veranda, die die ganze Breite des Hauses einnimmt, entdecken wir sogleich den Einsiedler, einen stattlichen Mann mit dunkelblondem Vollbart, dessen Gesicht uns beim ersten Anblick in der hellen Tropenkleidung noch dunkler erscheint, als es in Wahrheit ist. Aber die blauen Augen kennzeichnen ihn ohne Weiteres als den Germanen. Er hat auch uns schon gesehen. Schnell legt er das Handwerkszeug, in dessen Gebrauch er eben einige braune Knaben unterwiesen hat, bei Seite und kommt uns mit freundlichem Willkommengruß entgegen. Bald sitzen wir bei ihm unter dem Schatten spendenden Grasdach. Zum Theil allerdings auf sehr naturwüchsigen Sesseln, denn die zwei Feldstühle, die offenbar aus einem Kaufladen von Mombasa mit hierher gewandert sind, reichen für einen zahlreichen Besuch nicht aus. Aber wer wird auch bei einem Einsiedler an Sesseln Anstoß nehmen, die ihre Verwandtschaft mit einem zersägten Baumstamm gar nicht verleugnen wollen? Wir nehmen gern von den frischen Bananen, die auf unseres Wirthes Geheiß ein brauner Knabe uns anbietet; sie stillen Hunger und Durst zugleich. Beim traulichen Gespräch, in dem afrikanische und deutsche Namen bunt durcheinander gehen, finden wir Gelegenheit, unsere Umgebung genauer zu mustern.

Vor dem Hause liegt ein Stück Land, das allem Anschein nach erst vor wenigen Wochen der Wildniß abgerungen wurde. Man kann diese unebene Fläche, die hier und da von großen Haufen zusammengelesener Steine, dort wieder von einem nicht ganz verkohlten mächtigen Baumstumpf unterbrochen wird, weder als einen schönen Hofplatz noch als einen rechtschaffenen Acker bezeichnen. Zu einem von beiden scheint er bestimmt zu sein, nur daß man bei dem jetzigen Chaos noch nicht recht sehen kann, wo es hinaus will. Wenn man aber die jenseits der Lichtung sich ausbreitende Baum- und Steinwildniß betrachtet, wo Alles noch im Urzustande sich befindet, bekommt man Respect vor dem, was hier geleistet wurde. Offenbar ist die Hauptarbeit gethan, um die Wildniß in Culturland zu verwandeln. Es ist das Werk des Missionars im Verein mit den Eingeborenen. Diese, die Unterthanen des Häuptlings Koimbere, haben ihre Hütten nicht weit vom Missionsgrundstück und sind seit der Ankunft des Fremden in ihrem Lande fast täglich in seiner Nähe zu sehen. Natürlich ist auch unsere Ankunft bei ihnen sogleich bekannt geworden und so tauchen denn hier und da am Rande des Gebüschs dunkelfarbige Gestalten auf, die offenbar heute nicht zur Arbeit, sondern zur Befriedigung ihrer Neugierde gekommen sind. Aber mehr als ihr Anblick fesselt uns die Aussicht, die sich durch das Wegschlagen von Bäumen und Sträuchern vor dem Missions-

haus geöffnet hat. Es ist ein großartiges Landschaftsbild. Das imposanteste Stück in demselben ist das Hochgebirge mit seinen beiden Gipfeln, dem Kibo und Mawenzi. Sie werden hier in ihrer ganzen Größe sichtbar, ohne durch irgend etwas verdeckt zu sein. Man kann den gewaltigen Aufbau dieser erloschenen Vulcane von unten an ungehindert übersehen. Denn von unserem Standpunkt aus fällt das Gelände nach Nordwest erst etwas ab, um dann ganz allmälig zum langgestreckten Sattelplateau sich zu erheben, aus dessen beiden Flanken die Gipfel sich aufthürmen. Der Vordergrund ist mit viel Gestrüpp und einzeln stehenden Bäumen bedeckt. Darauf kommt ein schmaler dunkler Urwaldstreifen und schließlich das Gebiet des öden grauen Lavagesteins in der Höhe. Bei trübem Wetter sieht das Ganze wie eine kaum unterbrochene Fläche aus. Ist aber die Aussicht klar, so erkennt man deutlich viele Hügel und Schluchten. Was die Schönheit der beiden Gipfel betrifft, so hat jeder seinen besonderen Vorzug: während der Kibo durch seine schneebedeckte Rundung, welche ihm eine majestätische Ruhe verleiht, ausgezeichnet ist, besteht das Anziehende des Mawenzi gerade in der vielgezackten, lebhaften Gestaltung seiner dunkeln Felsen. Diese sind so schroff und steil, daß der Schnee an ihnen nicht haften will, sondern nur in den Schluchten liegen bleibt, wodurch sich aber die einzelnen Felspartien um so besser abheben. Somit bietet das Hochgebirge in der That einen schönen, großartigen Anblick, der gerade dadurch bedeutend gewinnt, daß die Wolken dort oben eigentlich beständig ihr lustiges Spiel treiben. Lassen wir unser Auge vom Kibo weiter nach Westen schweifen, so sehen wir den Horizont durch den vom Hochgebirge sanft abfallenden Schirakamm begrenzt, dem sich im Südwesten der Lasso- und Kiruaberg anschließen. Vor diesen Bergen breiten sich die reichbevölkerten Landschaften Kilema und Marangu aus, die mit ihren Bananenhainen und vielen dazwischen stehenden „Schattenbäumen" auf welligem Gelände, mit ihren vielen kleinen Rauchsäulen und ihren Europäer-Ansiedelungen ein sehr freundliches Bild gewähren. Am weitesten nach Norden zu etwa in gleicher Höhe mit unserem Platze liegt die wissenschaftliche Station in Marangu. Ihr Anblick weckt jetzt freilich traurige Erinnerungen. Dort wohnten und arbeiteten Dr. Lent und Dr. Kretschmer, die im vorigen Jahre auf einer Forschungsreise im Osten des Berges ermordet wurden. Missionar Althaus hat ihre Gebeine nach dem Rachezug gegen die Romboleute beerdigen helfen. Die zweite europäische Ansiedelung, die wir sehen, ist die römische Missionsstation in Kilema. Am deutlichsten erkennt man das große Kirchendach aus weißschimmerndem Wellblech, das P. Gommenginger vor Kurzem hat auflegen lassen. In gleicher Linie mit diesem Punkte, jedoch viel tiefer und näher bei unserem Standort liegt die Militärstation Marangu und links davon die Boma des Häuptlings Mareale, der durch Dr. H. Meyer's Schilderungen in Deutschland so bekannt geworden ist. Nach Süden hin breitet sich fast endlos die weite Ebene aus; sie wird von der braunen Steppe eingenommen, über der ein ähnlich blauer Duft liegt, wie über der Lüneburger Heide an schwülen Sommertagen. Ist das Wetter klar, so erblickt man wohl auch als Unterbrechung der einförmigen Fläche das ein bis zwei Tagereisen entfernte Paregebirge. Es ragt schroff in die Höhe, wie eine mächtige Felseninsel im weiten Meer. Unser Einsiedler erzählt uns von der Recognoscirungsreise, die er in dieses Bergland unternahm, ehe er seine Hütte hier oben in Mamba baute.

Als wir uns an der prächtigen Aussicht erfreut hatten, nahmen wir die bescheidene Wohnstätte des Missionars in Augenschein, die einfach eingerichteten Zimmerchen, in denen man über sich den Dachstuhl hat; der Fußboden ist natürlich ungedielt, die Wände glatt geputzt mit — getrocknetem Kuhdünger; das ist zur Zeit noch der beste Ersatz für den fehlenden Kalkputz. Wir ließen uns die Geschichte des Baues erzählen und hörten, wie freundlich die Eingeborenen Mambas den Fremdling und seinen für die erste Zeit mitgekommenen Freund aufgenommen haben; wie sie ihren Wünschen entgegenkamen und einen Wassercanal vom Kiruwebach abzweigten, um den Hügel mit genügendem Wasser zu versorgen; wie sie für geringen Lohn aus Perlen und Baumwollenstoff das Gestrüpp mit ihren Messern niedersäbelten, um einen freien Platz zu schaffen, und wie sie endlich auch das nöthige Bauholz aus dem Urwald herbeischleppten. Auf die Benutzung von Säge und Hobel verstehen sie sich freilich nicht und darum mußte der Missionar die eigentliche Zimmermanns- und Tischlerarbeit selbst verrichten. Als wir dies hörten, sahen wir die Thürpfosten aus hartem Mimosenholz und die Fensterläden, so mangelhaft sie auch gearbeitet sein mochten, mit anderen Augen an und fanden es wohl begreiflich, daß einige Fensteröffnungen im Hause noch mit Sackleinwand verhängt waren, um dem kalten Nachtwind zu wehren. Hier kostet eben jedes Stück Hausrath, das man gebrauchen will, viel eigenes Nachdenken und eigenen Schweiß. So hilfreich übrigens auch die Dschagganeger beim Hausbau waren, Bruder Althaus hätte doch kein steinernes Haus fertig gebracht, wenn er allein auf ihre Unterstützung angewiesen gewesen wäre, denn sie verstehen sich nur auf das Bauen ihrer landesüblichen Hütten, die wie große Bienenkörbe aussehen und von oben bis unten mit Bananenblättern gedeckt sind. Er hatte aber außer ihnen noch einige Zeit mehrere indische Maurer zur Verfügung. Der Vorstand der Leipziger Mission rief diese Leute vom alten Missionsfelde im Tamulenlande herüber, um den Missionaren beim Bau gesunder Wohnungen zu helfen. Sie haben auch einige Wochen dem Einsiedler in Mamba zur Seite gestanden und die Mauern des Gebäudes aufgeführt. Jetzt sind sie nach Madschame weiter gezogen, um auch dort ihre indischen Künste zu zeigen. Nachdem wir das Haus in Augenschein genommen, besichtigten wir die nähere Umgebung. Hinter dem Wohnhause stehen noch ein paar kleine steinerne Gebäude, das eine dient als Küche, in der ein Negerjunge unter der Aufsicht seines weißen Herrn die oft recht kärgliche Mahlzeit zu bereiten pflegt, das andere ist ein Hühnerstall; er hat wegen der Nachts umherstreifenden Hyänen und Leoparden noch etwas fester und sicherer gebaut werden müssen, als der Missionar das aus seiner Heimath gewöhnt ist. Dann sahen wir auch den Garten, ein schönes, fruchtbares Stück Land, dessen Urbarmachung manchen Schweißtropfen gekostet haben mag. Da giebt es Gemüsebeete, deren Sämereien die Marangustation geliefert hat und die schon jetzt beim täglichen Speisezettel eine wesentliche Rolle spielen; da finden sich aber auch Blumenrabatten, auf denen man einen ganzen Strauß europäischer Blumen pflücken kann. Daß neben diesen Kindern der Flora aus der deutschen Heimath auch die echt afrikanischen Bananen, Bohnen, Wimbi und Kolokasien nicht fehlen, versteht sich von selbst. Bruder Althaus zeigte uns dann auch den Platz, der für die erste Schule der Mambakinder bestimmt ist, zu deren Sammlung es bei der Kürze der Zeit noch nicht gekommen ist; er erwartet dazu erst noch einen Genossen, da zunächst viele äußerliche Arbeiten zu bewältigen sind, die die Kraft eines einzelnen Mannes ganz in Anspruch nehmen.

Die Einsamkeit, in welcher der Missionar jetzt lebt, ist natürlich für den gebildeten Mann sehr empfindlich, zumal seitdem die Tamulenchristen weggezogen sind, mit denen er doch etwas vertraulicher verkehren und gemeinsame Gottesdienste halten konnte. Die Neger überwinden nur ganz allmälig ihre Scheu vor dem Fremden und es wird noch langer, langer Zeit und Erziehungsarbeit bedürfen, ehe die Kluft zwischen ihnen und dem weißen Ansiedler verschwindet. Wir finden es darum wohl verständlich, daß es jedesmal ein Freudentag für den Einsiedler in Mamba ist, wenn Jemand von den Deutschen in Marangu in seine Bergeinsamkeit heraufkommt oder wenn er einmal zum Besuch hinabsteigt. Noch größer ist die Freude, wenn sich einer von den Leipziger Brüdern aus dem freilich weiter als eine Tagereise entfernten Kwarango einstellt. Als eine nicht minder willkommene Ueberraschung gilt übrigens auch der Tag, an dem die Post von Mombasa oder gar eine Proviantkarawane von dort ankommt. Bringt sie doch regelmäßig Briefe aus der deutschen Heimath auch für den einsamen Mann in der afrikanischen Wildniß.

Glücklicher Weise ist sein Verhältniß zu den Eingeborenen bisher durch keinerlei Schatten getrübt worden. Sie werden immer zutraulicher und fangen an zu verstehen, daß er gekommen ist, ihnen wohlzuthun. Krankheiten und manche andere Veranlassungen gaben ihm Gelegenheit, ihnen Liebes und Gutes zu erweisen. Hin und wieder haben sie sich auch schon in streitigen Rechtsfällen an ihn gewandt und um seinen Rath gebeten. So ist auch dieser moderne Einsiedler auf dem besten Wege, ein Freund des Volkes, bei dem er wohnt, und ein Wohlthäter seiner Landschaft zu werden. P.

Krakau und Wieliczka.

Von jeher hat die Stadt Krakau im Mittelpunkte der polnischen Bewegungen und Bestrebungen gestanden und heute noch stellt sie eine Citadelle des Slaventhums in germanischen Landen dar. Nirgends ist wohl der Typus des Polenthums so rein ausgeprägt wie hier, und nur wenige Städte zeigen einen so conservativen Charakter wie diese. Die Gründung Krakaus wird ins Jahr 700 gelegt, der Name von Krakus, dem angeblichen Stammvater des ältesten slavischen Fürstengeschlechts, hergeleitet. Die Stadt war Jahrhundertelang Residenzstadt des polnischen Königreichs und Krönungsstadt der polnischen Könige; ihre Blüthezeit hatte sie unter der Herrschaft der Jagellonen bis ans Ende des 16. Jahrhunderts. Seit der letzte Jagellone ins Grab gesunken und Polen ein Wahlreich geworden, war es auch mit seiner Herrlichkeit und Macht vorbei; nur ab und zu leuchtete eine hervorragende Persönlichkeit aus dem Dunkel der Unbedeutendheit hervor und lenkte die Blicke auf das Polenreich; es sei nur an Johann Sobieski erinnert, den Türkenbefreier, dessen Name in ganz Europa genannt und gepriesen ward. Im Anfang unseres Jahrhunderts war Krakau ein Theil des von Napoleon gegründeten Herzogthums Warschau, wurde jedoch, als nach dem Wiener Congreß letzteres unter dem Namen Königreich Polen an Rußland fiel, eine selbständige Republik unter dem Schutze Rußlands, Oesterreichs und Preußens, bis auch dieser letzte Rest von Selbständigkeit infolge der polnischen Aufstände der Jahre 1830 und 1846 schwand und Krakau als Theil der österreichischen Monarchie dem Königreiche Galizien einverleibt wurde. So ist Krakau heute die Hauptstadt des Großherzogthums Krakau im Königreich Galizien. — Krakau liegt in einer weiten, anmuthigen und fruchtbaren Ebene, die von sanft aufsteigenden Hügeln umgeben mit ihren saftigen Wiesen und blühenden Matten wohlthuend auf das Auge des Reisenden wirkt. Ackerbau und Viehzucht ist hier die Beschäftigung der Bewohner und gern weilt unser Blick auf den kräftigen Rossen und muthwilligen Füllen, welche frei und ungehindert scheinbar ohne jeglichen Hüter sich lustig ihres Daseins freuend hier weiden. Aus diesen lachenden Gefilden steigt die Stadt empor, weithin sichtbar mit ihren zahlreichen Thürmen, Kuppeln und Zinnen. Weithin sichtbar ragt vor Allem das Schloß empor, das sich auf einer steil ansteigenden Anhöhe erhebt und sowohl die Stadt, als auch die Ebene beherrscht. Die einstige Residenz der Könige Polens ist es heute zum großen Theil in eine Kaserne und eine Citadelle mit Ringmauern und Bastionen umgewandelt worden. Von hier aus genießt man eine prachtvolle Rundsicht über die Stadt, über die zu Füßen des Beschauers dahinrauschende Wisla, die hier schon eine ganz stattliche Breite besitzt, hin bis zu den in blauer Ferne grüßenden Karpathenbergen. Den sehenswerthesten Theil des Schlosses bildet die prächtige gothische Domkirche, angeblich schon im 11. Jahrhundert gegründet, jedenfalls aber Anfang des 14. Jahrhunderts neu aufgebaut. Sie ist jedem Polen ehrwürdig und heilig als Grabstätte der polnischen Könige und Helden, und imponirt jedem Fremden als eines der prachtvollsten Denkmäler aus alter Zeit und Hüter in der Vergangenheit. Die Kirche enthält 19 Kapellen, von denen jede einzelne durch ihre Eigenart sich von der andern unterscheidet, jede aber durch die Pracht ihrer Ausschmückung mit der anderen wetteifert. Lebensgroße Statuen aus rothem Marmor, kostbare Gesteine, Baldachins aus Silber mit starker Vergoldung geben Kunde vom einstigen Reichthum Polens. Viele dieser Denkmäler sind Schöpfungen Thorwaldsen's, dessen „segnender Christus“ in einer der Kapellen in seiner erhabenen Einfachheit einen großartigen Zauber ausübt. Hier ruhen die Gebeine der Jagellonen, Kasimir's des Großen, Sobieski's, Poniatowski's, Kosciuszko's. Mitten im Schiff der Kirche erhebt sich der die Gebeine des heiligen Stanislaus, des Schutzheiligen Polens, tragende Silbersarg, verziert und getragen von silbernen Cherubim. Fast möchte man meinen, daß der Herrlichkeiten zu viel zusammengedrängt seien, daß der Blick sich zu sehr ins einzelne vertiefen muß und dadurch der Eindruck des Ganzen leidet. Jedenfalls aber bietet die Kirche eine Fülle von Anregungen. — Die Stadt macht im Allgemeinen einen schmucken Eindruck, vor Allem belebt die sich um die Stadt herumziehende Promenade das Bild ungemein. Hier befindet sich auch, den Haupteingang in das Innere der Stadt von der Promenade abschließend, das Florianithor mit einem Rondel, einem Außenfort mit Schießscharten versehen, und einem Theil der alten Stadtmauer. Dieses kleine Festungswerk ist 1498 zum Schutze gegen den Einfall der Türken gebaut. Den Mittelpunkt der Stadt und das Centrum des Verkehrs bildet der Ringplatz. In der Mitte dieses Platzes erhebt sich ein weitläufiger, alterthümlicher Bau: die sogenannte Tuchhalle, polnisch Sukiennice. Um das ganze Gebäude ziehen sich Laubengänge, das untere Geschoß enthält Verkaufsläden aller Art, während im Obergeschoß sich das Nationalmuseum befindet. Auf dem Ringplatz herrscht immer ein reges Leben, promenirend und kokettirend fluthet der Schwarm der Spaziergänger an einander vorbei. Ein besonders anziehendes Bild bietet der Platz aber des Sonntags, wo viele Hunderte von Bauern aus der Umgegend in ihren malerischen Trachten hier zusammenströmen, sich unterhaltend oder auch Geschäfte abschließend. Das bronzene Denkmal Sobieski's bezeichnet den Eingang zur Marienkirche, deren Inneres ebenso viel Prachtvolles und Interessantes bietet als die Domkirche. Krakau hat der Kirchen und Klöster genug: 41 Kirchen und 18 Klöster: da ist die Franziskaner-, die Dominikaner-, die Peterskirche, die Andreas-, Bernhardiner-, Michaels-, Katharinen-, Fronleichnams-, Dreifaltigkeits-, Nikolaus-, Florians-, Barbara-, Markuskirche und andere mehr. Die Universität, im 14. Jahrhundert unter den Jagellonen gegründet und deshalb Jagellonische Universität genannt, ist ein prächtiger Bau im gothischen Stile; die Zahl der Studenten beträgt im Durchschnitt etwa 1200. Das polnische Theater, die Akademie der Wissenschaften, das fürstbischöfliche Palais, das städtische Museum, die Kunstakademie, alle diese Gebäude bieten des Sehenswerthen und Interessanten genug. Es verlohnt sich auch, den Vorstädten, vor Allem der Judenvorstadt Kazimierz einen Besuch abzustatten. Die Juden machen etwa ⅓ der Bevölkerung Krakaus aus. Hier wohnen nun, in den unglaublichsten Wohnungen zusammengepfercht, die Juden unterster Gattung, in langen schmierigen Kaftanen und mit Ringellöckchen geschmückt. Elende, halbzerfallene Buden, an denen viele Jahrzehnte lang keine Reparatur, nicht einmal die einer zerbrochenen Fensterscheibe, stattgefunden hat, beherbergen diese Söhne des Handels zur Nacht, da die Wohnung derselben während des Tages die Straße ist. Hier auf der Straße herrscht ein reges Leben, ein eifriges Feilschen und Handeln, hier spielen sich aber auch Familienscenen internerer Charakters öffentlich ab. Es gelingt uns endlich, uns den zudringlichen Aufforderungen einiger, wenig appetitlich aussehender Händlerinnen, welche uns auf ihren Vorrath an Obst, Südfrüchten und anderen Leckereien schreiend aufmerksam machen, zu entreißen und uns aus den Winkeln und Gäßchen heraus in eine Hauptstraße zu retten, von wo aus uns die Pferdebahn nach der inneren Stadt zurückträgt. Die Krakauer Pferdebahn ist äußerst aristokratisch eingerichtet, sie besitzt I. und II. Classe. Die Wagen sind kleine offene Sommerwagen, in denen die hinteren Sitzreihen mit Plüschkissen belegt sind und so die I. Classe darstellen. Durch Mehrzahlung eines Kreuzers auf die einfache Strecke erwirbt man das Recht, die Plüschkissen anstatt der Holzbänke zu benutzen. — Eine halbe Stunde von der Stadt entfernt liegt der Kosciuszkohügel, ein etwa 30 m hoher künstlicher Erdwall, der Anfang der 20er Jahre unter thätiger Mitwirkung von Polen aus aller Herren Ländern errichtet wurde. Ist doch sogar aus Amerika Erde herübertransportirt zu diesem Hügel verwendet worden. Jetzt ist der Hügel in ein Fort umgewandelt worden.

Unstreitig einer der interessantesten Ausflüge in Krakaus weitere Umgebung ist der nach dem Salzbergwerk Wieliczka. Schließen wir uns also, um auch dies kennen zu lernen, einer Führung durch dasselbe an. Ein Extrazug bringt die Theilnehmer dieser Expedition nach der Station Wieliczka. Wieliczka ist eine Stadt, allerdings von wenig stadtähnlichem Aussehen. Gerade unter der Stadt befindet sich das Bergwerk. Wir benutzen den Fahrstuhl zur Einfahrt, der uns in wenig Secunden in eine Tiefe von 60 m führt, und betreten sofort einige geräumige Hallen, welche durch kunstvoll aus Salz gefertigte Altäre, lebendgroße Muttergottes- und Heiligenbilder zu Kapellen hergerichtet sind. Man glaubt in einem Museum oder einer Kunsthalle zu sein und doch herrscht hier ein äußerst geschäftiges, aufs Praktische gerichtetes Leben, um die reichen Schätze der Erde ans Tageslicht zu fördern. Das Werk ist im 13. Jahrhundert entdeckt, es ist eins der reichsten der Welt. Fast 4 km lang ist es in seiner größten Ausdehnung, und 1 km breit. Die größte Tiefe beträgt 280 m. Sieben übereinander liegende Stockwerke durchklettert der Besucher. Die Gesammtlänge der Gänge beträgt etwa

80 Meilen und wir folgen darum gern der Mahnung des Führers, seinen Pfaden zu folgen und nicht etwa auf eigne Hand Entdeckungsreisen zu unternehmen, um uns nicht in diesem Labyrinth von Gängen zu verirren. Etwa 70 größere Hallen finden sich vor, welche durch jahrhundertelange Arbeit architektonisch ausgeschmückt sind. So schmückt einen der Säle ein kolossaler aus Salz gefertigter Kronleuchter, der im Schein der Fackeln wie aus tausend Brillanten zusammengesetzt funkelt, und hochanstrebende Pfeiler stützen die gewaltige Spannung der Decke. Manche der Hallen erreichen eine Höhe von ungefähr 30 m und es ist fürwahr ein imposanter, prächtiger Anblick, von der höchsten Höhe der Halle auf den weiten, durch Fackeln gespenstisch erleuchteten Raum herabzublicken, um dann auf luftiger Treppe bis zum Boden des Saales herabzusteigen. Dazu denke man sich das Stimmengewirr einer heiteren, frohbewegten Gesellschaft, die Klänge der Bergwerkskapelle, welche uns immer begleitet, und welche flotte Märsche abwechselnd mit schwermüthigen, polnischen Nationalliedern ertönen läßt, die magische Erleuchtung der Hallen durch Buntfeuer aller Farben, — man glaubt in das Zauberreich von 1001 Nacht versetzt zu sein. Da scheint sich plötzlich der Boden aufzuthun, von rother Feuergluth übergossen entsteigen demselben drei schwarze Gesellen, sie steigen höher, sie schweben durch den luftigen Raum, eine „Höllenfahrt" ausführend, und verschwinden hoch zu unseren Häupten. Kaum sind sie verschwunden, so erscheint auch schon die Hölle mit allen ihren Teufeln los zu sein. Es raschelt und zischt, es funkelt und sprüht und knistert, und das farbenprächtige Schauspiel eines brillanten Feuerwerks überrascht das Auge, fürwahr, ein unvergeßlich schönes Schauspiel. Wir treten aus dem Festsaal hinaus auf den Balkon und sehen tief zu unseren Füßen ruhig und unbeweglich einen See; hell und klar, doch unergründlich erscheint diese geheimnißvolle Fluth. Ein Nachen liegt am Ufer. Aber wer wagt ihn zu betreten? Ungern reißen wir uns von diesem Landschaftsbild los, der Führer ruft uns in die Wirklichkeit zurück, zur Weiterwanderung drängend. Doch bietet die Weiterwanderung noch viel des Erfreulichen. Der lange Weg hat uns ermüdet, da — noch ehe wir den Wunsch nach Ruhe und Erquickung laut werden lassen — stehen wir vor einem freundlichen Gastzimmer, das, mit Bildern geschmückt, Tische und Stühle und ein reichbesetztes Buffet bietet, was willst du noch mehr? Hochwillkommen ist Jedem die Gelegenheit, sich durch Speise und Trank zu erfrischen und die müden Glieder auszuruhen, sind wir doch schon 4 Stunden lang ununterbrochen auf der Wanderung. Endlich bricht man auch hier auf, aber immer noch erwartet uns eine freudige Ueberraschung. Nach langer Wanderung durch enge Gänge betreten wir wieder einen weiten freundlichen Saal, geschmückt mit Bildern, Transparenten, Kronleuchtern, fürwahr, es bedarf nicht erst der Aufforderung der Musik, welche von der Galerie herab die elektrisirenden Klänge eines flotten Walzers ertönen läßt, um uns zum Tanzen zu veranlassen. Der Damen sind genug da und die nicht mit Unrecht gerühmte Schönheit der Polinnen, ihre elegante Grazie, ihr feuriger Blick, ihre weiche Sprache bewegen auch den Fremdling, sich mit ihnen im berauschenden Tanze zu drehen, oder reizen ihn bewundernden Auges, den etwas wilden Bewegungen des Mazur, des polnischen Nationaltanzes, zu folgen. Nichts erinnert uns daran, daß wir einen Ball tief unter der Erde feiern, bis uns der aufsteigende Fahrstuhl der Oberwelt wieder zurückgiebt.

F. T.

Bücherbesprechungen.

△ Eine weitere Zusammenstellung der speciell die Sonntagsruhe im Königreich Sachsen betreffenden gesetzlichen u. s. w. Bestimmungen liegt vor, bearbeitet vom Bezirksassessor bei der königl. Amtshauptmannschaft Chemnitz Dost. Band 110 der Roßberg'schen Handausgabe Königl. Sächs. Gesetze. — Mit einer Vorrede hat sich der Herausgeber nicht befaßt. Die einschlagenden Bestimmungen der Gewerbeordnung sind mit kurzen, erläuternden Bemerkungen versehen, ebenso die des Sächs. Gesetzes über die Sonn- Fest- und Bußtagsfeier; die übrigen Verordnungen und Bekanntmachungen sind im Wesentlichen ohne solche zum Abdruck gelangt.

— W. v. Scherff, General d. J. z. D., Kriegslehren in kriegsgeschichtlichen Beispielen der Neuzeit. Drittes Heft: Betrachtungen über die Schlacht von Gravelotte-St. Privat. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. — Der vorliegende dritte Band der Kriegslehren fesselt ganz besonders das Interesse. Er handelt von der großen geplanten Schlacht. Von dem bekannten antireglementarischen Standpunkt des Hrn. Verfassers aus wird in meisterhafter Weise der vom Erfolg gekrönte Angriff des sächsischen Corps den mißlungenen, zersplitterten Offensivstößen des VII., VIII., IX. und Garde-Corps gegenübergestellt. Dort straffe, einheitliche Gliederung der Angriffstruppe, hier Selbständigkeit der Unterführer und — Zersplitterung der Kräfte. Eine Würdigung des tiefdurchdachten Werks würde Bogen füllen. Es bedarf dessen nicht, bald wird diese neue Geistesgabe des Generals v. Scherff Gemeingut der Armee sein, Segen stiftend auch dort, wo der antireglementarische Standpunkt des Hrn. Verfassers keineswegs getheilt wird. γ

— Vom Tage, vom heute gewesenen Tage. Lebensspiegelungen von Hermann Oeser. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Basel, Verlag von R. Reich, vorm. C. Detloff's Buchhandlung 1895. Preis 2 ℳ. — Ein Schatzkästlein christlicher Lebensweisheit, so nannte seiner Zeit die „Conservative Monatsschrift" diejenigen Schriften von Hermann Oeser, durch die sein Name unseres Wissens zuerst in weiteren Kreisen bekannt wurde, „des Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse". Allen Denen, die dieses Buch kennen und lieb haben — es sind ihrer nicht Wenige, es hat bereits drei Auflagen erlebt —, braucht man Oeser nicht zu empfehlen; sie werden auch ohnedies mit Begier nach einem neuen Buche des eigenartigen Mannes greifen. Wer ihn aber noch nicht kennt, der wisse: Eine bequeme Lectüre sind die Bücher Oeser's nicht. Man hört es den Titeln schon fast an. Sie setzen einen Hang zur Nachdenklichkeit voraus, einen in's Innere der Erscheinungen vordringenden Grübelsinn, der heut zu Tage nicht gerade allzu häufig ist. Aber das dürfen wir auch hinzu setzen: Es lohnt, dem Verfasser nachzudenken und in den Gedankenbahnen, die er, nicht selten in räthselhaft zugespitzten kurzen Sätzen, mehr andeutet, als vorzeichnet, fort zu schreiten in die Tiefe und in die Weite. Es rüsten jetzt Viele, ein paar Wochen in ländlicher Abgeschiedenheit zuzubringen und neue Kraft zu sammeln für künftige Mühe und Arbeit. Ihnen sei das Heft „Lebensspiegelungen" warm empfohlen! Denn ein Herz, das in der Freude an Gottes schöner Natur für veredelnde Einwirkungen zugänglicher ist, als sonst wohl in dem alltäglichen ermüdendem Trott der Geschäfte, mag aus den sinnigen poetischen und prosaischen Skizzen des gedankenreichen Büchleins manch fruchtbare Anregung schöpfen, die sich später in Thaten umsetzt. Wir wünschen der gediegenen und keimkräftigen Saat, die Oeser mit diesem Buche ebenso wie mit seinen früheren in den Acker der Zeit legt, guten Boden und gedeihliches Wachsthum. R. B.

— General-Feldmarschall Graf v. Geßler. Ein Lebensbild von Dr. Gruber. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. — Eine Skizze (9 Seiten) für die Mannschaften des Kürassier-Regiments Graf Geßler (Rheinisches) Nr. 8. γ

— Nuovo Dizionario Italiano-Tedesco e Tedesco-Italiano. Neues italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Wörterbuch von Giuseppe Rigutini und Oskar Bulle. Erste Lieferung. 1895. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. Milano: U. Hoepli. — In der italienischen Lexikographie ist bisher nicht so viel gearbeitet worden, wie in anderen lebenden Sprachen, namentlich im Englischen und Französischen. Es giebt allerdings schon ein paar kleinere, sogenannte Taschen- oder Hand-Wörterbücher, die, wie z. B. das von H. Michaelis, recht gut und brauchbar sind. Aber von größeren umfassenden Werken ist seit Valentini's Gran dizionario italiano-tedesco e tedesco-italiano nichts Bedeutendes erschienen. Hier liegt nun die erste Lieferung eines neueren größeren italienischen Wörterbuches vor, das, soweit der Anfang erkennen läßt, einen Schritt vorwärts auf diesem Gebiete bezeichnet. In einer Vorbemerkung wird kurz und bündig der Plan nach Anlage und Inhalt mitgetheilt und nach Durchsicht des Heftes muß man anerkennen, daß Ordnung, Planmäßigkeit und möglichste Vollständigkeit wahrzunehmen sind wie auch die Erklärung und die ganze Behandlung der einzelnen Wörter von sicherem Verständniß und von guter linguistischer Technik zeugt. Druck und Papier ist gut, was bei einem Wörterbuche auch von Belang ist. Möge die Fortsetzung und Vollendung des Werkes guten Fortgang nehmen. W—k.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 80. Sonnabend, den 6. Juli. 1895.

Die älteren Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Leipzig.

Viel schneller, als man erwarten durfte, hat Gurlitt, der nach dem Tode von Richard Steche die Bearbeitung der sächsischen Bau- und Kunstdenkmäler übernommen hat, dem dem Leipziger Landkreise gewidmeten Hefte die „Stadt Leipzig" folgen lassen.*) Nur vermöge einer beneidenswerthen Arbeitskraft und ausdauernden Fleißes hat der Herausgeber das umfangreiche, zum größten Theile wissenschaftlich noch nie inventarisirte und bearbeitete Material in einer verhältnißmäßig so kurzen Spanne Zeit bearbeiten können. Selbst wer seit Jahren den geschichtlichen Studien über Leipzigs Vergangenheit nahe gestanden hat und den, wie man in den meisten Kreisen noch immer anzunehmen geneigt ist, wenig in die graue Vorzeit zurückführenden Spuren nachgegangen ist, wird mit Freude, ja selbst mit Ueberraschung bei der Durchsicht des neuesten Heftes gewahrt haben, daß die staatliche Inventarisation gerade für Leipzig sich als besonders fruchtbringend erwiesen hat. Ist es doch gelungen, eine Reihe hochbedeutender Kunstwerke der Vergessenheit zu entreißen, die in der Geschichte der deutschen Kunst fortan sicher eine Rolle zu spielen berufen sind. Im Folgenden wollen wir versuchen, in großen Zügen auf besonders wichtige Ergebnisse eingehender hinzuweisen.

Auf Anordnung des königlichen Ministeriums des Innern wird die Darstellung der Leipziger Bau- und Kunstdenkmäler in zwei Heften ausgegeben werden. Das erschienene erste Heft schildert die Geschichte und künstlerische Ausstattung der Kirchen der Stadt und der Vororte, geht dann zu dem Paulinum über, zu dem Barfüßer-Kloster, dem Petrinum, Rothen Colleg und schließt mit dem Fürstenhause ab. Die Darstellung erstrebt insofern eine unbedingte Vollständigkeit, als sie unter den einzelnen Kirchen und zu ihnen gehörig auch die Kunstdenkmäler inventarisirt, die sich früher in ihnen befunden, dann aber bei Restaurationsarbeiten beseitigt wurden, um nach mannigfachen Schicksalen schließlich in eine der Sammlungen aufgenommen zu werden, wo ihnen wieder die gebührende Würdigung zu Theil wird. Zu diesen Sammlungen gehört in erster Linie das städtische Museum und die Sammlung des Vereins für die Geschichte Leipzigs. Einige bemerkenswerthe und werthvolle Stücke befinden sich auch im Besitze der Deutschen Gesellschaft. Gleich die erste der Kirchen, die Nicolaikirche, zeigt uns, welche Fülle von Kunstwerken sie vor der radicalen Restauration zu Ende des vorigen Jahrhunderts bewahrt hat. Das Schicksal dieser Bilder ist zu bekannt, als daß hier darauf hingewiesen zu werden brauchte. Die meisten und kunstgeschichtlich bedeutendsten besitzt seit Jahren das städtische Museum. Mit Ausnahme von Cranach's allbekanntem „Sterbenden" hat sie Gurlitt mustergiltig vervielfältigen lassen. Zu dem Flügel, der ehemals Cranach's „Sterbenden" bedeckte, lange für werthlos gehalten worden war und erst vor einiger Zeit wieder aufgestellt worden ist, sei bemerkt, daß die auf der Vorderseite angebrachte figurenreiche Kreuzigung, darunter mit die Angehörigen der Familie Schmiedburg, schwerlich, so nahe der Gedanke auch liegen mag, von der Hand des älteren Cranach stammt. Dazu ist sie stilistisch doch zu verschieden. Ansprechend scheint die Vermuthung Scheibler's zu sein, der an Grünewald denkt (bei Janitschek, Geschichte der deutschen Malerei S. 507); die auf der Rückseite befindliche Inschrift ist in einem Punkte nicht richtig gedeutet worden. Unter der Ursula proles castissima ist natürlich nicht eine Ursula aus der Familie „Proles", wie schon Wustmann unrichtigerweise vermuthet, gemeint, sondern proles ist hier so viel wie Nachkomme, Tochter, ein Begriff, der in diesem speciellen Sinne ganz allgemein ist und häufig vorkommt. Man vergl. beispielsweise die Inschriften bei Stepner Nr. 415 und 487. Interessant wäre es zu erfahren, worauf Gurlitt seine Annahme stützt, daß die vermuthlich aus der Nicolaikirche stammende große „Geschichte des Lazarus", ein wenigstens zum Theil unter Cranach'schem Einfluß stehendes Gemälde, ein Werk des Leipziger Malers Wilhelm Gulden sei.

Nicht minder reich an Kunstwerken der verschiedensten Art ist die Thomaskirche. Während aber in der Nicolaikirche bei der inneren Umgestaltung im vorigen Jahrhundert die meisten Epitaphien dem Zeitgeschmacke zum Opfer fielen und Skulpturen, die jedenfalls auch vorhanden waren, gar nicht mehr nachzuweisen sind, haben sich diese in der Thomaskirche glücklicherweise erhalten und sie sind auch bei der Gothisirung des Baues in den achtziger Jahren verständnißvoll behandelt worden. Es ist eine ziemlich beträchtliche Zahl, meist mit plastischem Schmuck ausgeführter Epitaphien, zu deren Studium das Gurlitt'sche Buch auch in weiteren Kreisen anregen möge. Einige Worte mögen noch zu dem Altar bemerkt werden. An Stelle des jetzigen geschnitzten, gothischen Altars, der erst vor einigen Jahren aufgestellt wurde, stand, wie noch allgemein in Erinnerung sein wird, ein großer 1721 eingeweihter (der sog. „Bornische") Altar, der entfernt wurde, weil die hinter ihm neu angebrachten Glasmalereien von ihm zum großen Theil verdeckt wurden. Die einzelnen Theile sind wohl im Chor der Kirche mit vermauert worden. Vor dem Jahre 1721 stand aber an seiner Stelle schon ein gothischer mit reichem Schnitzwerk versehener Altar, der seiner Zeit entfernt wurde, weil er nicht mehr zeitgemäß war. Er stammte vermuthlich aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Baufällig war er ganz gewiß nicht, denn er existirt noch, was Gurlitt entgangen ist, freilich an einer Stelle, wo ihn kein Mensch suchen dürfte. Als seiner nämlich die Leipziger überdrüssig geworden waren, kam er auf Veranlassung des Superintendenten Dr. Deyling, der in den Jahren von 1704 bis 1708 an der Johanniskirche in Plauen i. V. gewirkt hatte, in die Lutherkirche daselbst, die gerade einen Altar brauchte, und daselbst steht er heutigen Tages noch. Er ist besprochen und abgebildet in den „Bau- und Kunstdenkmälern" Amtshauptmannschaft Plauen (11. Heft) auf S. 58ff. Steche schreibt darüber: Daß bei diesem Werke ein sehr begabter Künstler thätig war, welcher die typischen Darstellungen vertiefte und weiterbildete, zeigt die Gruppe des unteren Feldes des rechten Flügels: während die Schergen die Kreuzigung vorbereiten, betet, von Johannes gehalten, die Mutter vor dem auf dem Kreuze erschöpft ruhenden Sohne. Die Rückseiten der Flügel zeigen in Gemälden den gefesselten Herrn mit den Wundmalen und die anbetende Maria; gewandte, wirkungsvolle Arbeiten. Der Aufsatz und das durchbrochene seitliche Schmuckwerk sind nebst den bekrönenden Figuren des Gekreuzigten, der heiligen Maria Magdalena und des heiligen Thomas laut Bezeichnung im Jahre 1587 zu Leipzig gefertigt. Als Künstler nennt Deyling in seinem, das Altarwerk begleitenden Schreiben den Tischler und Bildschnitzer Meister Valentin Silbermann und den Maler Meister Michel, Beide zu Leipzig. Sie gehören der Richtung des Wolfgang Schreckenfuchs an.

*) Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen. Auf Kosten der königl. Staatsregierung herausgegeben vom K. S. Alterthumsvereine. Siebzehntes Heft: Stadt Leipzig (I. Theil). Bearbeitet von Cornelius Gurlitt. Dresden, in Commission bei C. C. Meinhold u. Söhne, 1895.

Den kunstgeschichtlich interessantesten und wichtigsten Beitrag hat zweifellos die Paulinerkirche dargeboten. Die Universität besitzt — seit wann läßt sich nicht sagen, jedenfalls aber schon seit vielen Jahrhunderten — die sitzende bemalte Holzstatue eines heiligen Mönches in Lebensgröße, die seit dem vorigen Jahrhundert und bis zum Jahre 1855 in der Paulinerbibliothek stand, dann aber der Kirche überwiesen wurde. Abbildungen der Statue haben bis jetzt nicht existirt und auch kunstgeschichtlich ist sie noch nicht beachtet worden. Die Figur sitzt auf einem schlichten Stuhle, hält in beiden Händen ein Kreuz, das indessen nicht alt zu sein braucht, und hat den Kopf leise zur Seite geneigt. Ein wunderbares Wohlwollen und freundliche Milde verklären die Züge des Heiligen, dessen monumental ruhige Haltung bei der eindringlichen Charakterisirung und geradezu erstaunlichen Feinheit der Arbeit auf jeden auch kunstgeschichtlich nicht gebildeten Beschauer den tiefsten Eindruck machen müssen, so daß im Interesse der Allgemeinheit und im Interesse des bedeutsamen Kunstwerkes zu wünschen wäre, wenn sich die Verwaltung der Universität auch vor Vollendung des Kirchenumbaues zu einer besseren Aufstellung entschließen würde. Ueber die Benennung der Statue kann, so sollte man meinen, kein Zweifel sein. Denn in einem Dominicanerkloster, wie es das der Pauliner war, sucht man zunächst das Bildniß des berühmten Ordensstifters. Diese Benennung ist indessen in der Mainummer der Pariser Zeitschrift „L'Année Dominicaine", dem officiellen Blatte der Dominicaner für Frankreich, in einem von J. J. Berthier verfaßten Aufsatz bestritten worden, wonach die Statue vielmehr den heiligen Thomas von Aquino darstelle, weil der heilige Dominicus den Stern, der auf der Leipziger Statue sich auf dem Gewande befindet, stets (?) an der Stirn trage, um das zwischen seinen Augen leuchtende Licht zu bezeichnen, und weil der heilige Dominicus den Doctorhut (den ganz gewiß die den Hinterkopf eng umschließende Kappe nicht darstellen soll) in den bekannten Darstellungen niemals trage. Die Gründe, die gegen die neue Benennung sprechen, sind in kurzer Zuschrift von Gurlitt in dieser Zeitung bereits zurückgewiesen worden. Wir fügen ihnen noch Folgendes hinzu: Wenn die Statue wirklich, wie Gurlitt annimmt, ein Werk des dreizehnten Jahrhunderts, also bald nach der Canonisirung des Heiligen (1233) entstanden ist, so kann sie ganz bestimmt nicht den heiligen Thomas von Aquino darstellen, denn dessen Canonisirung fällt erst in das Jahr 1323. Vor dieser Zeit wird man auf keinen Fall sein Bild dargestellt haben. Und auch bald darnach wäre es — und zwar in einem Dominicanerkloster in Deutschland — nicht wahrscheinlich. Und auch was die äußere Charakterisirung der Statue durch symbolische Attribute anlangt, so spricht nichts gegen die Benennung als Dominicus. Das charakteristische Attribut, das der Heilige in der Regel in den Händen hält, ist die Lilie. Gurlitt deutet schon an, daß das Holzkreuz der Statue möglicherweise nicht alt sei. Wir haben vor dem Original dieselbe Empfindung gehabt und sind zu der Ueberzeugung gelangt, daß das Kreuz durch eine spätere Restaurirung dem Heiligen in die Hände gegeben worden sei und daß dieser ursprünglich den Lilienstengel gehalten habe, wofür übrigens auch viel mehr die etwas, wenn man so sagen darf, kokette Haltung der linken Hand paßt. Was den Stern anlangt, den die Pathin des Heiligen bei der Taufe vom Himmel herabkommen sah, so giebt übrigens schon Otte in dem ikonographischen Abschnitt seiner „Kirchlichen Kunst-Archäologie" (5. Aufl. I. S. 567) uns augenblicklich unbekannt auf Grund welcher Quelle an, daß Dominicus ihn auf der Stirn, über dem Haupte oder auf der Brust trage. Schreibend, mit dem Stern auf der Brust, in Gegenwart eines Engels stellt ihn ein Stich von F. Poilly dar. Der Stern auf dem Gewande der Statue ist also nichts Ungewöhnliches. Uebrigens mag noch, was den freundlichen Gesichtsausdruck des Heiligen betrifft, zu dessen Erklärung an die Beschreibung des Heiligen durch den zweiten Großmeister des Ordens, den heiligen Jordanus von Sachsen, erinnert werden, die noch vor der Canonisirung niedergeschrieben worden ist: „Weil ein zufriedenes Herz sich auf dem Antlitze des Menschen abspiegelt, so errieth man ohne Mühe aus der gütigen Heiterkeit seiner Züge seine innere Klarheit, die niemals von der geringsten Aufwallung des Zornes getrübt wurde . . . . Darum, obgleich auf seinem Gesichte eine sanfte, liebenswürdige Freundlichkeit glänzte, verführte diese Freundlichkeit doch niemals zu einer achtlosen Vertraulichkeit; sie gewann aber schnell die Herzen Aller, und kaum hatte man ihn gesehen, so fühlte man sich zu ihm hingezogen." Nähere ikonographische Hinweise werden sich in den auf Befehl des Pater Bremond, Großmeisters des Ordens, von Pater Mamacchi herausgegebenen Annalen des Ordens der Prediger-Brüder (Rom 1756) unschwer erbringen lassen.

Die Entstehung der Statue setzt Gurlitt, wie erwähnt, in das dreizehnte Jahrhundert. Er erblickt in ihr eine enge Verwandtschaft mit den Skulpturen der Wechselburger Schloßkirche und der Freiberger Goldnen Pforte, Werken der sächsischen Bildhauerschule, die spätestens aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts stammen. Ein Vergleich mit diesen Werken ergiebt für uns allerdings, daß die Statue des Dominicus jünger sein müsse. Eine genauere Datirung und Schulbestimmung ist indessen noch eingehenden stilkritischen Studien vorbehalten.

Noch eine zweite kunstgeschichtlich wichtige Skulptur besitzt die Paulinerkirche in der lebensgroßen, aus Holz geschnitzten Statue des Markgrafen Dietzmann, die bisher ebenfalls wenig beachtet den Arbeiten des Meißner und Naumburger Domes nahe steht, vielleicht etwas jünger als diese ist. Hoffentlich werden alle die zahlreichen Werke der Plastik — in der Mehrzahl sind es mit Inschriften versehene Epitaphien —, die Gott sei Dank sich in der Kirche noch befinden, vielfach aber wegen ungünstiger Beleuchtung wenig oder gar nicht zur Geltung kommen — es gilt dies besonders auch von den ausdrucksvollen Schnitzereien des Altarwerkes — bei dem beabsichtigten Umbau der Kirche unter so günstigen Verhältnissen aufgestellt, wie es ihrer Bedeutung entspricht, falls man nicht vorziehen sollte, einige besonders bedeutende Werke, wie z. B. die Statue des Dominicus, in einem anderen günstig beleuchteten und immer zugänglichen Raum des neuen Universitätsgebäudes unterzubringen. Die Aula als der gegebene Repräsentationsraum dürfte hierfür vielleicht am geeignetsten sein.

Wichtige geschichtliche Probleme hat den Forschern bisher immer das Paulinum geboten. Da es vor Jahresfrist ganz vom Erdboden verschwunden ist, um Neubauten Platz zu machen, hat man besondere Veranlassung gehabt, die Baugeschichte des alten Dominicanerklosters zu studiren und nach der Zeit und dem Werthe der Kunstwerke zu fragen, die sich aus alter Zeit erhalten haben. Auch für die Baugeschichte bringt Gurlitt eine Reihe bemerkenswerther Beiträge und interessanter Abbildungen, unter denen das alte Beguinenhaus, ein Holzbau an der jetzigen Universitätsstraße, gegenständlich Beachtung verdient. Den Hauptschmuck bildeten indessen die noch in Aller Erinnerung stehenden Wandmalereien des sog. Kreuzganges, große Gemäldecyklen, die nach oben in Spitzbogen abgeschlossen waren, im ersten Felde den englischen Gruß, im zweiten die Legende der heiligen Katharina von Alexandrien, im dritten die Legende der heiligen Barbara, im vierten die Verkündigung und die Kreuzigung, und um nur einige Felder noch zu nennen, den Stammbaum der Dominicaner und Scenen aus dem Leben Christi und der Madonna enthielten. Als der Kreuzgang abgebrochen und die Frage wegen ihrer Erhaltung brennend wurde, hat man zunächst Bausen von den Bildern genommen, die allerdings im Wesentlichen nur die Umrißlinien wiedergeben, aber für die Erkennung des Gegenständlichen vollständig genügen, sie selbst aber dann von den Wänden losgesägt und sie während des Neubaues in einem Schuppen aufbewahrt, um sie an einem passenden Orte wieder aufzustellen. Ueber die Zeit ihrer Entstehung, die unter Umständen für die Geschichte der Malerei in Mitteldeutschland von großer Wichtigkeit ist, schwanken die Ansichten noch sehr. Die Einen haben die ältesten Gemälde, allerdings ohne genügende Begründung und auch ohne viel Glauben zu finden, für Schöpfungen aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts gehalten, Andere halten sie für jünger, und Gurlitt ist geneigt, sie in der Hauptsache für Werke aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts zu erklären. Da die Frage augenblicklich nicht zur Entscheidung gebracht werden kann, so dürfte es sich empfehlen, weitere Erörterungen bis dahin zu vertagen, wo die Malereien wieder sichtbar werden, wodurch allein stilistische Studien ermöglicht werden.

Trefflich gelungen ist der kunstgeschichtlich wichtige Nachweis, daß die beiden schönen im Besitze der Deutschen Gesellschaft befindlichen Glasgemälde mit Darstellungen aus der Legende des heiligen Bernhard von Clairvaux, über deren Erwerbung und Herkunft bisher nichts zu ermitteln war, nebst 64 Stück ähnlichen, in mehreren Sammlungen verstreuten Gemälden aus der ehemaligen Cisterzienser-Abtei Altenberg bei Köln stammen und am 3. Juni 1824 in Köln versteigert wurden. Nach Scheibler wurde der Cyklus vom Meister von Sanct Severin in Köln geschaffen; er hat also einen

bedeutenden geschichtlichen Werth. Mit diesem Nachweis fällt aber auch die bisherige Annahme, daß die beiden Leipziger Gemälde früher in irgend einem Raume des alten Dominicaner-Klosters sich befunden haben müßten.

Fassen wir unser Urtheil über die Gurlitt'sche Inventarisation zusammen, so wird Jeder, der die einschlagenden Provinzialpublicationen der übrigen deutschen Staaten kennt und Studien auf dem Gebiete der deutschen Alterthumswissenschaft gemacht hat, die Ergebnisse, soweit sie bisher vorliegen, als im höchsten Grade erfreulich bezeichnen müssen. Dem Verfasser ist es nicht nur gelungen, was in der Hauptsache seine Aufgabe war, uns einen überraschenden Ueberblick über die Baugeschichte unserer Kirchen und die seit Jahrhunderten darin aufbewahrten Werke der bildenden Künste zu geben, sondern ihm gebührt auch das Verdienst, solche Werke, an denen man bisher gleichgiltig vorüber gegangen war, in die Wissenschaft eingeführt und zu ihrem Studium angeregt zu haben. Mit Freuden gewahren wir jetzt, daß Leipzig eine mittelalterliche Vergangenheit hat und daß man hier mittelalterliche Kunst studiren kann. Hierin liegt die Bedeutung der Gurlitt'schen Arbeit, deren Fortsetzung wir mit Erwartung entgegensehen. Ueber den inneren Gehalt mag aber auch die schöne äußere Ausstattung des Buches nicht vergessen werden. An dem nicht ganz glücklichen Format, dem man breitere Ränder wünschen möchte, ist ja nichts zu ändern gewesen. Besondere Anerkennung verdient die bildliche Ausstattung. Die in den Text eingedruckten facsimilirten Federzeichnungen, theils Werke der Architektur, theils solche der Skulptur und des Kunstgewerbes darstellend, sind mustergiltig. Sie werden dem Architekten Friedrich Weyffer in München verdankt, der sie auf Grund von Photographien gezeichnet hat. Nicht minder gut gelungen sind auch die Lichtdrucktafeln, die die Firma Römmler & Jonas in Dresden hergestellt hat. Der Preis von 10 ℳ für den reich illustrirten, 256 Seiten umfassenden Band ist sehr niedrig. So bleibt uns denn nur noch der Wunsch übrig, daß die Vollendung des Leipziger Stadtkreises nicht allzulange auf sich warten lassen möge. V.

Bücherbesprechungen.

— Lehrbuch des katholischen und evangelischen Kirchenrechts von Emil Friedberg. Vierte vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1895. XVI u. 560 S. — Die soeben erschienene vierte Auflage des verbreiteten Lehrbuchs zeigt alle Vorzüge ihrer Vorgängerinnen: übersichtliche Anordnung des Stoffes, nüchterne Objectivität der Betrachtung (welche den Verfasser auch da nicht ganz verläßt, wo er zu kirchenpolitischen Fragen offen Stellung nimmt), durchsichtige Klarheit der Darstellung, völlige Beherrschung und reichliche, dem Lehrzwecke und dem Bedürfnisse des Praktikers angepaßte Darbietung des Quellenmaterials. Da nun die vorliegende Auflage die sorgfältige Berücksichtigung der kirchenrechtlichen Quellen sowie der einschlagenden Literatur und Rechtsprechung bis auf die neueste Zeit fortführt, auch in den reichhaltigen Anmerkungen bei der Darstellung des Eherechts dem zweiten Entwurfe des bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich Berücksichtigung schenkt, so wird es einer wiederholten Empfehlung des trefflichen, vom Verleger gut ausgestatteten Buches um so weniger bedürfen, als dasselbe schon in seiner früheren Gestalt nicht nur den Studirenden, sondern auch dem Praktiker ein bewährter Führer war. Dr. H.

— Johannes Mathesius. Ein Lebens- und Sittenbild aus der Reformationszeit. Von Georg Loesche, Dr. th. et phil., Professor in Wien. Gotha, Perthes. 2 Bände. — Zu einem rechten Biographen gehört nächst der wissenschaftlichen Befähigung vor Allem liebevolle Vertiefung in die Person. Mathesius, der erste Lutherbiograph, hat seinen Biographen erst jetzt gefunden. Mancher wohl hat schon zuvor mit dem interessanten Manne sich beschäftigt. Keiner aber hätte uns ein so vorzügliches Bild seines Lebens und Wirkens im Rahmen der großen Zeitgeschichte geben können als Loesche. Nach den sorgfältigsten und umfassendsten archivalischen Forschungen hat Loesche bereits an anderer Stelle Mathesius als Prediger geschildert und seinen Briefwechsel, soweit er ihn damals kannte, herausgegeben, uns auch ein treffliches Bild der Kirchen- und Schulgeschichte Joachimsthals zur Zeit der Reformation gemalt. Er hat uns nun in dankenswerthester Weise die Summa seiner Mathesiusforschung in der vorliegenden Mathesiusbiographie gegeben. Mathesius ist ein Rochlitzer Kind. Seine Wirkungsstätte ist Joachimsthal gewesen, in Kirche und Schule durch zahlreiche Fäden während der Reformationszeit mit Sachsen, insbesondere Zwickau verbunden. Seine Biographie ist — man braucht nur einen Blick in das Ortsregister zu thun — ein werthvoller Beitrag auch zur sächsischen Kirchen- und Schulgeschichte. Sie verdient einen Ehrenplatz nicht nur in den öffentlichen Bibliotheken, sondern auch in jeder evangelischen Hausbücherei, in der man auch nicht vergeblich nach des Mathesius Predigten über Luther's Leben suchen sollte. Ein warmes Empfehlungswort des trefflichen Werkes Loesche's sei unser inniger Dank für die schöne Gabe, die er jedem Freunde der Geschichte der Reformation geboten hat. D. B—d.

— Die Stipendien an den deutschen Universitäten. Ein Handbuch für Studirende. Mit einem Anhang: Das studentische Leben in Deutschland, Oesterreich, der Schweiz, Rußland und Frankreich nebst einer Anleitung und Formularen zu Bewerbungsschreiben aller Art. Nach amtlichen Quellen bearbeitet und herausgegeben von einem Universitäts-Beamten. 6. Auflage von „Wie bewirbt man sich um Stipendien?“ Leipzig, Verlag von Gustav Fock. Preis 2 ℳ — Wir müßten uns nicht selbst seiner Zeit des Genusses einiger von den hier aufgeführten frommen Stiftungen erfreut haben, wollten wir nicht bereitwillig und dankbar die Bemühungen der Herausgeber anerkennen, ein zuverlässiges und möglichst erschöpfendes Verzeichniß der an deutschen Universitäten zur Verleihung kommenden Stipendien zu geben. Die Bearbeiter des Buches räumen selbst ein, daß unbedingte Vollständigkeit bei solch einem Werke schwer zu erreichen ist. So fehlt z. B. eine Hinweisung auf die Einnahme, die mit der Mitgliedschaft mancher Fachseminare verbunden ist. Aber auch so ist das Buch ein höchst schätzbarer Rathgeber für Solche, denen das Schicksal nicht so hold gewesen ist, ihnen Eltern zu geben, die in der Lage sind, ihren Herren Söhnen einen ausreichenden Wechsel anzuweisen. In einem Anhange, der auch auf die Hochschulen des Auslandes Bezug nimmt, werden die Wohnungs- und Lebensverhältnisse in den verschiedenen Universitätsstädten erörtert, ferner die regelmäßig gestellten Preisaufgaben, die wissenschaftlichen Anstalten und die studentischen Vereinigungen genannt. Der mäßige Preis erleichtert die Anschaffung des nützlichen Handbuches. Wir wundern uns nicht, daß das Werk schon in 6. Auflage erschienen ist, und empfehlen es nicht nur allen denen, die zur Ermöglichung ihrer Studien auf Unterstützungen angewiesen sind, sondern auch Solchen, die nach ihrem Berufe und ihrer Lebensstellung öfter in die Lage kommen, Studirenden in wirthschaftlichen Fragen Rath und Belehrung zu ertheilen. Um die Zusammenstellung der Angaben für Leipzig (S. 91—123) hat sich der Richter der Hochschule, Hr. Universitätsrath Dr. Meltzer, in dankenswerther Weise verdient gemacht. R. B.

— „Wie wir unser Eisern Kreuz erwarben.“ Kriegserinnerungen, bearbeitet von Friedrich Freiherr v. Dincklage-Campe, Generalmajor z. D. Berlin, Leipzig, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. — Nicht um eine nachträgliche Schilderung des Krieges 1870/71, wie deren ja beinahe unzählige erschienen sind und noch erscheinen, handelt es sich im vorliegenden Werke, sondern vielmehr nur um eine Erzählung von Einzelerlebnissen von Mitkämpfern durch diese selbst. Dadurch aber gewinnt das Werk, dessen erste Lieferung uns vorliegt, unbedingt an Interesse, es wird gewissermaßen zu einem Ruhmesalbum der deutschen Armee. Die einzelnen Schilderungen sind fesselnd und spannend geschrieben; man erlebt das Erzählte mit, sind doch die Darstellungen unter dem Einflusse der frischen Erinnerung entstanden. Das Buch wird nach seiner Vollendung ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes werden und sollte in keiner Volks- und Schulbibliothek fehlen, zumal dem in seiner Anschaulichkeit und Gedrungenheit packenden Text die sauber und nett ausgeführte Illustration entspricht. —ff.

— Erinnerungen des Malers W. Wereschtschagin vom Kriegsschauplatze in Asien und Europa. Deutsch von Dr. A. Markow. Berlin, R. Siegismund. — Obwohl schon eine Uebersetzung dieser Feldzugsskizzen vorliegt, wird sich diejenige des Dr. Markow ihrer Güte und Vollständigkeit wegen gewiß Freunde erwerben. y.

— Dislocationskarte der Heere Europas, herausgegeben von Dr. H. Müller-Sagan. Nebst einer kurzen

Uebersicht über die Wehrverhältnisse aller europäischen Staaten. Glogau, C. Flemming. — Karte und Uebersicht sind etwa bis Anfang 1895 nachgetragen, dabei richtig, soweit Stichproben darüber urtheilen lassen, und praktisch für den Gebrauch. y.

— Hitopadesa. Die freundliche Belehrung. Eine Sammlung indischer Erzählungen und Sprüche in der Recension des Nârâjana. Ins Deutsche übersetzt, mit sachlichen und sprachlichen Anmerkungen sowie einem erläuternden Register versehen von Johannes Hertel (3385—3387 der Universal-Bibliothek). Leipzig, Philipp Reclam jun. (256 S.). 60 ₰. — Wer sich nur einigermaßen mit der altindischen Literatur bekannt gemacht hat, dem wird der Name und Inhalt des „Hitopadesa" nicht fremd geblieben sein. Wie „die freundliche Belehrung" in Indien selbst eines der beliebtesten und volksthümlichsten Bücher ist, so ist sie auch eines der ersten Werke der Sanskritliteratur, die im Abendlande bekannt geworden sind. Bereits 1787 ließ Wilkins von ihr eine englische Uebersetzung erscheinen. Ins Deutsche ist sie seitdem zu wiederholten Malen übersetzt worden, von Max Müller, Schönberg, Ludwig Fritze u. s. w. Die vorliegende neue Uebersetzung, mit der der Hitopadesa seinen Einzug in die Universal-Bibliothek hält, bezeichnet den früheren Uebersetzungen gegenüber sowohl in philologischer wie in ästhetischer Hinsicht einen entschiedenen Fortschritt. Hertel legt seiner Uebertragung die älteste Textform zu Grunde und giebt insofern die erste kritische Uebersetzung. Ein ausgezeichnet ausgearbeitetes Sachregister giebt alles für das Verständniß erforderliche Material und ist wohl geeignet, Studirende in altindisches Leben und Wissen einzuführen. Bei Wiedergabe des altindischen Textes folgt Hertel durchaus gesunden Grundsätzen. Seine Sprache ist frei und gelenkig, die stilistischen Eigenthümlichkeiten und die poetischen Gepflogenheiten des altindischen Verfassers werden entsprechend umgesetzt und so entsteht in der That eine „gute" Uebersetzung (vergl. S. 9), die in den dichterischen Stellen vielfach an die Wendungen der Goetheschen Didaktik gemahnt, überall aber ein lesbares Deutsch bietet. Johannes Hertel hat mit dieser seinem Lehrer, Geheimen Hofrath Prof. Windisch gewidmeten Uebersetzung eine viel verheißende wissenschaftliche Erstlingsgabe dargebracht. Auf ein paar Druckfehler sei an dieser Stelle hingewiesen. S. 44 (Strophe 106) muß „Siwas und" vor „Hariharakathâ" wegfallen. S. 61 muß es Strophe 7, Zeile 2 heißen: „Wer traurig, wer den Freund erfreut". S. 218 ist zu lesen: „mit irdischen Weibern" statt „mit indischen Weibern".

Professor Dr. H. C. Kellner.

— Heinrich Frhr. von Schilling, Allerlei nützliche Garteninsecten. Neu durchgesehener und vermehrter Sonderabdruck aus dem „Praktischen Rathgeber im Obst- und Gartenbau". Mit einer Farbentafel und 29 Holzschnitten, nach Zeichnungen des Verfassers. Frankfurt a. d. O. 1895. Verlag von Trowitzsch und Sohn. 34 S. 0,80 ℳ. — Dem vorzüglichen kleinen Buche ist eine recht weite Verbreitung zu wünschen, wie es der billige Preis ermöglicht. Es ist in ganz hervorragendem Maße geeignet, praktischen Nutzen zu stiften. Wer als Zoolog ein wenig mit Gärtnerei sich beschäftigt hat, findet hier seine Lieblinge, die ihm im Kampfe gegen das Ungeziefer unterstützen, aber von unverständiger Hand so häufig als feindliche Schädlinge vertilgt werden, musterhaft gekennzeichnet und auf Grund solider Erfahrung in ihrer nützlichen Arbeit handgreiflich klar dargestellt. Da sind die Laufkäfer und ihre Larven, die Staphylinen, Telephoriden, Lampyriden, und Coccinellen, die Schnecken- und Blattlausvertilger, von den Zweiflüglern Asilus, Tachinen und Syrphiden mit den so charakteristischen, aber wohl selten gewürdigten Larven, die Schlupfwespen, alle die nicht minder wichtigen Netzflügler, die Wanzen und schließlich von den Gradflüglern, Manchem unerwartet, der Ohrwurm. Des Verfassers biologisch sehr interessante Beobachtungen sind allerdings geeignet, dieses fleischbedürftige Thier in unserer Achtung bedeutend steigen zu lassen, wenn es auch schwer halten wird, dasselbe da, wo es in Masse in unmittelbarer Nähe einer zarten Pflanze einen guten Schlupfwinkel findet, von starker Schädigung des Gewächses frei zu sprechen. Man wird ihm eben die Schlupfwinkel nehmen müssen. Selbstverständlich sind von manchen Gruppen, den Ichneumoniden z. B., nur einige Vertreter berücksichtigt, immer aber doch solche, welche zur Charakteristik der Familie hinreichen. Die Textfiguren betreffen eine Anzahl Schädlinge und haben, da auch diese bei der Arbeit zum mindesten in bezeichnender Umgebung dargestellt sind, beträchtlichen biologischen Werth. Der Text ist so klar als anregend geschrieben, für das Laienpublicum berechnet. Die einzige Ausstellung, die gemacht werden könnte, betrifft die Größenverhältnisse auf der bunten Tafel. Hier, wo an dem Lindenzweig, der zum Fenster hereinschaut, die ganze Gesellschaft versammelt ist, sind die Thiere, trotzdem sie eine einheitliche Gruppe bilden, in verschiedener Vergrößerung gegeben. Zum mindesten sollte in der Erklärung bei der nächsten Auflage, die ja bald kommen wird, bei jedem Insect die betr. Vergrößerung hinzugefügt werden. Vielleicht ließen sich auch noch Scolopendriden und Spinnen berücksichtigen. Srth.

— Allgemeiner deutscher Muster Briefsteller (sic!) und Universal Haus-Secretär für alle in den gesellschaftlichen Verhältnissen sowie im Geschäfts- und Privatleben vorkommenden Fälle. Unentbehrliches Handbuch für Jedermann von Georg v. Gaal. Zwölfte gänzlich umgearbeitete und den Zeitverhältnissen vollkommen angepaßte Auflage, bearbeitet von Prof. Richard Singer. A. Hartleben's Verlag, Wien und Pest. In dreizehn Lieferungen à 25 Kr. = 40 ₰. Vollständig geh. 3 fl. = 5 ℳ, geb. 3 fl. 60 Kr. = 6 ℳ. — Eine unbehagliche Empfindung überkommt uns immer, wenn wir wieder einmal einen neuen Briefsteller anzuzeigen haben. Nicht ohne eine gelinde Beschämung lesen wir auf dem Umschlage des vorliegenden Buches sogar die Angabe: Zwölfte Auflage. Solche Bücher sollten doch nun nachgerade entbehrlich werden. Jedenfalls ist unseres Erachtens die Zeit vorbei, wo sich ein derartiges Hilfsmittel zutreffend als „unentbehrlich für Jedermann" bezeichnen durfte. Aber auch das Bedürfniß vorausgesetzt: mit allgemeinen Regeln über Inhalt und Form der Briefe, wie sie S. 60 ff. stehen, oder mit schönen Worten über die Theorie der Briefschreibekunst (S. 88 ff.) ist sicherlich nur wenigen Leuten gedient. Zugeben müssen wir, daß der Verfasser dieses Musterbriefstellers seine Aufgabe sehr weit faßt. Er bringt z. B. als Einleitung einen Abriß der Sprachlehre, ein Verzeichniß ähnlich lautender Wörter von verschiedener Bedeutung, ein kurzes Fremdwörterbuch, eine Liste der üblichsten Abkürzungen. Unter den Glückwunschschreiben sind auch eine ganze Anzahl gereimter (S. 217—234); außerdem giebt er noch eine große Auswahl von Gelegenheitsgedichten anderer Art, Toasten und Grabschriften. Nach der Inhaltsübersicht (es liegen uns nur die ersten sechs Lieferungen des Buches vor) möchte man glauben, es könne kaum einen Fall geben, den der Verfasser unberücksichtigt gelassen habe. Die Eingaben an Behörden berühren wohl alle nur irgend denkbaren Umstände. Freilich sind sie durchweg auf österreichische Verhältnisse zugeschnitten und darum nicht unbesehen auch bei uns im Reiche verwendbar. Auch der Stil verleugnet das österreichische Gepräge nicht, und wir verfehlen nicht, die etwaigen Benutzer des Buches „diesbezüglich in Kenntniß zu setzen" (S. 371). Hoffentlich schließt die letzte Lieferung mit einem übersichtlichen und sorgsam gearbeiteten Register; sonst dürfte sich der gemeine Mann in dem weitschichtigen Inhalte schwer zurechtfinden. R. B.

— Georg Bötticher, Das lustige Jena. Bilder aus dem Studentenleben, illustrirt von O. Gerlach. Leipzig, Verlag von Georg Wigand. Preis gebd. 3 ℳ. — Ganz so toll wie es uns die launigen Reime von Bötticher und die flotten Zeichnungen von Gerlach glauben machen wollen, geht es wohl heute auch in Jena nicht mehr zu, wenn sich auch gerade in dem lieben Studentenneste an der Saale so Manches bis in unsere Tage erhalten hat, was anderswo längst als Ueberrest mittelalterlicher Roheit in die Rumpelkammer hat wandern müssen. Es ist schwer, an solchem Burschenulk reine Freude zu haben. Da müßte man nicht wissen, wie so Mancher in dem allzu wilden Wogenschwall überschäumender Jugendlust auch versunken ist und wie die deutschen Hochschulen immer zahlreiche Belege geliefert haben für die Richtigkeit des Wortes:

Im Becher ertrinken mehr,
Als jemals im Weltenmeer.

Aber ein gut Stück Poesie, das ist ebenfalls wahr, lag doch auch in den mancherlei wundersamen Zechsitten und Trinkerbräuchen der guten alten Zeit und wenn das kecke Treiben fideler Zechbrüder mit so liebenswürdigem Humor in Vers und Bild geschildert wird wie in diesem Büchlein, so wird man nicht leicht sauertöpfisch dazu sehen. Ob dabei Alles streng nach der Wahrheit dargestellt ist, thut zudem nicht viel zur Sache; wer wird denn einem lustigen Bruder Studio ein bischen Aufschneiderei übel nehmen? Mancher würdige Philister wird sich über dem schmucken Büchlein in die eigene Studentenzeit zurück träumen und mit wehmüthigem Lächeln das Lied von der alten Burschenherrlichkeit vor sich hin summen. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 81. Dienstag, den 9. Juli. 1895.

Mondphasen und Wetter.

Von M. R.

Mit großer Sicherheit wird uns von Leuten aller Art für den nächstfolgenden Mondwechsel irgend eine und meist die sehnlichst erwünschte Aenderung des Wetters prophezeit und doch zeigt sich auch hier bei genauerer Untersuchung der Sache nur der Wunsch als Vater des Gedankens, ja dieser ganze Mondglaube zu seinem größeren Theil als ein letzter Rest astrologischer Hirngespinnste, als ein Mondaberglaube. Nicht wenig haben zum Wiederaufleben dieser Volksmeinung in letzterer Zeit die von Falb in so großer Zahl aus besonderen Stellungen des Mondes vorausbestimmten kritischen Tage eines Jahres und die nicht schwer zu erhaltenden Bestätigungen der zugehörigen Erdbeben- und Wetterprognosen aus einzelnen und meist localen Beobachtungen beigetragen. Jene oft recht gezwungenen günstigen Deutungen von Einzelbeobachtungen ändern jedoch nichts an der doch eigentlich genügend bekannten Thatsache, daß alles bisherige meteorologische Beobachtungsmaterial, so weit es mit Hinzuziehung des sorgfältigsten Wahrscheinlichkeitscalcüls auf seine Beziehungen zu besonderen Stellungen des Mondes geprüft worden ist, keinen Einfluß des Mondes auf Witterungserscheinungen ergeben hat, welcher die Aufstellung von Wetterprognosen rechtfertigen könnte. Bei diesem Stand der Sache erscheint es als eine gewisse Pflicht gegenüber der in der Tagespresse oft ziemlich unkritisch behandelten Berichterstattung über den Verlauf kritischer Tage, vor Allem gegenüber der selbstverständlich häufigeren Beachtung der günstigen als der ungünstigen Fälle auf solche Momente von allgemeinerer Bedeutung hinzuweisen, welche nach bisherigen Beobachtungen feststehen oder auch theoretisch begründet worden sind und zur Aufklärung in entgegengesetzter Richtung einigermaßen beitragen können. Es ändert dies nichts an der Thatsache, daß im Uebrigen ein abschließendes Urtheil erst möglich sein wird, wenn die planmäßige Beobachtung aller meteorologischen Erscheinungen noch Hunderte von Jahren fortgesetzt sein wird.

In erster Linie knüpfen solche Wetterprophezeiungen, so weit eine weiterreichende Begründung überhaupt versucht wird, an die auch wissenschaftlich nicht in Abrede zu stellende Thatsache einer atmosphärischen Ebbe und Fluth an, welche, durch den Mond hervorgerufen, bei besonderen Stellungen desselben eine besondere Steigerung erfahren soll.

Genügend bekannt ist ja, daß der Mond, obwohl seine Masse über 25millionenmal so gering ist als die Masse der Sonne, durch seine ziemlich 400mal kleinere Entfernung von der Erde eine ziemlich 2⅕mal größere Ebbe und Fluth des Meeres hervorruft als die Sonne. Trotzdem ist eine atmosphärische Mondfluth aus den Barometerbeobachtungen nur sehr schwer erkennbar und nachdem sich die eingehendsten Untersuchungen älterer Beobachter lange Zeit mehr oder weniger widersprachen, erst verhältnißmäßig spät als vorhanden constatirt worden. van Bebber in seinem Handbuch der ausübenden Witterungskunde widmet dieser Frage einen beträchtlichen Abschnitt des ersten Bandes und geht die betreffenden Untersuchungen in der hier einschlagenden Literatur von Lambert bis Streintz oder für die letzten anderthalb Jahrhunderte mit großer Genauigkeit durch. Das Resultat dieser gegen 30 Namen von Beobachtern mit Literaturnachweisen enthaltenden kritischen Betrachtung ist nun: „Der Luftdruck ist höher in der Erdferne, als in der Erdnähe, wahrscheinlich höher in der Quadratur als in den Syzigien, allein dieser Unterschied ist in Anbetracht der übrigen Luftdruckschwankungen so verschwindend klein, daß er durch obige Untersuchungen zahlenmäßig nicht festgestellt werden konnte. — Das Dasein der durch den Mond hervorgebrachten atmosphärischen Ebbe und Fluth ist nicht zu leugnen, indessen läßt sich dieselbe nur in niederen Breiten mit Bestimmtheit nachweisen, und es beträgt hier ihre Größe kaum 0,1 mm." Dieses für die Mondpropheten wenig befriedigende Ergebniß entspricht noch überdies durchaus den Ergebnissen einer eingehenden theoretischen Untersuchung, welche bereits Laplace in seiner Mécanique céleste diesem Problem gewidmet hat. Indem Laplace den Betrag der atmosphärischen Ebbe und Fluth nach derjenigen des Meeres berechnete und durch gleichzeitige Beobachtungen Bouvard's controlirte, fand er den Betrag einer atmosphärischen Mondfluth allein zu etwa $^1/_{10}$ mm, fand aber zugleich, daß regelmäßig wirkende Fehlerquellen größere Beträge erreichen und jenen Betrag vollständig verdecken können. Das Endresultat dieser langwierigen Untersuchung lautete, daß für Paris die Wirkungen der atmosphärischen Fluth absolut unmerkbar waren. So zeigten also Theorie und Erfahrung übereinstimmend, daß eine atmosphärische Mondfluth unmerklich ist. Noch unmerklicher würde nun freilich, wenn nur die anziehenden Kräfte in Frage kämen, eine atmosphärische Sonnenfluth sein.

Thatsächlich sind es jedoch nicht die anziehenden Kräfte dieser Himmelskörper, sondern ihre Wärmewirkungen und nächst diesen die noch gar nicht genügend erforschten magnetischen und elektrischen Fernewirkungen, mit denen eine wissenschaftliche Meteorologie in erster Linie zu rechnen hat. Was nun die Wärmewirkungen des Mondes anlangt, so sind dieselben so gering, daß sie bis vor verhältnißmäßig kurzer Zeit als unmeßbar klein angesehen werden durften. Erst die von Melloni in diese Untersuchungen eingeführte Thermosäule und ein neuerdings von Langley construirter ungleich empfindlicherer Apparat, das Bolometer, gestatteten, die strahlende Wärme des Mondes insoweit zu messen, daß man sich gegenwärtig von der Wahrheit nicht allzu weit entfernen dürfte, wenn man sie auf den hunderttausendsten Theil jener Wärme schätzt, die uns die Sonne zusendet. Die Sonnenconstante aber, d. h. die Wärmemenge, welche die Sonne in der Minute auf ein Quadratcentimeter Oberfläche an der oberen Grenze der Atmosphäre strahlt, ist von Savelief in Kiew am 26. December 1890 zu 3,47 Gramm Calorien gefunden worden. Auch wenn man mit Savelief annimmt, daß 63,5 % dieser enormen Wärmemenge beim Durchgang durch die Atmosphäre absorbirt werden, würde der Rest immer noch ausreichen, um während eines Jahres einen die Erde bedeckenden Eispanzer von 22⅔ m Dicke zu schmelzen.

Es ist uns aber durch eine ganze Reihe alltäglicher Vorgänge, vor Allem durch die Wirkungsweise unserer Dampfmaschinen bekannt, daß Wärme sich in Arbeit umsetzen kann; Arbeit ist aber, in diesem Sinne aufgefaßt, immer Massenbewegung. Denken wir uns nun nur einen Bruchtheil jener ungeheuren Wärmemengen, die wir Jahr aus Jahr ein von der Sonne einnehmen, in Arbeit umgesetzt und solche sich bethätigend in Massenbewegungen unserer Atmosphäre, so lassen solche Bewegungsvorgänge alle jene durch Theorie und Beobachtung ermittelten Anziehungen, jene unbedeutenden Ebbe- und Fluthserscheinungen in der Atmosphäre weit hinter sich. Nun sind die wichtigsten meteorologischen Prozesse oder Witterungserscheinungen: Temperaturveränderungen, Winde und Niederschläge; sie sind recht eigentlich der greifbare Inhalt des sonst schwer faßbaren Begriffes: Wetter.

Für all' diese Erscheinungen ist nun die Sonne das erste und wichtigste Agens, denn sie erwärmt nicht nur die Atmosphäre und nachdem sie dieselbe passirt den Erdboden schlechthin, sondern

sie erwärmt beide für verschiedene Zonen und Gebiete ungleichmäßig. Zunächst erwärmt sie die ihren Strahlen direct zugekehrte äquatoreale Zone der Erde in höherem Maße als die übrigen Zonen der Erde; die dort durch die Erwärmung sich stärker ausdehnende Luft steigt empor und fließt in den höheren Schichten der Atmosphäre nach den Polen zu ab, während die kühlere Luft der benachbarten Zone am Boden hin zufließt, und so erzeugt die Sonne zunächst ein regelmäßiges Windsystem, die Passate. Aber derselbe Vorgang wiederholt sich auch über den leichter als das Meer zu erwärmenden großen continentalen Gebieten und erzeugt Winde an ihren Grenzen, ja selbst über Inseln und kleineren durch Bodenbeschaffenheit, ja selbst Wechsel der Bewölkung von anderen unterschiedenen Gebieten; ohne Sonnenwärme würden alle Winde nothwendig aufhören. Aber auch die Niederschläge sind in erster Linie ihr Werk. Durch Verdampfung des Wassers transportirt sie, wie dort die Luftmassen selbst, so hier große Massen von Wasserdampf auf die höchsten Höhen, aus denen sie, von kälteren Luftströmungen getroffen, wieder als Regen, Schnee oder Eiskörner auf die Erde zurückfallen und als Bäche, Flüsse und Ströme von Berg zu Thal und endlich in die Meeresbecken zurückfließen. So können dieselben Wassermengen diesen großen Kreislauf wiederholen und so oft und so lange wiederholen, als jene bewegende Kraft der Sonnenwärme weiter wirkt und das Ende ihrer Wirksamkeit ist — glücklicherweise für uns und alles Lebende, das ihrer erwärmenden und damit lebenerhaltenden Kraft bedarf — nicht abzusehen. Dies sind die unverrückbaren Grundlagen einer wissenschaftlichen Meteorologie, wie sie von Dove und Buys-Ballot begründet worden ist; an ihnen können und wollen die gegenwärtig mit einander noch streitenden specielleren meteorologischen Theorien nichts ändern. Damit kennzeichnet sich aber unsre ganze wissenschaftliche Meteorologie in ihrem Hauptcharakter als eine Sonnen- und nicht als eine Mondmeteorologie, wenn solche Schlagworte hier der Kürze wegen gestattet sein mögen.

Neuerdings ist noch durch eine ganz eigenartige Behandlung des barometrischen Beobachtungsmaterials dem alten Glauben an den hervorragenden Einfluß einer Mond-Ebbe und -Fluth indirect entgegengetreten worden. Es hat nämlich Prof. Hann, Director des meteorologischen Centralinstituts in Wien, eine von dem französischen Mathematiker Fourier begründete, von Helmholtz mit so großem Erfolge für die Analyse der Töne angewandte Methode der Zerlegung in eine Summe von regelmäßigen periodischen Erscheinungen auf die Untersuchung eines reichen, namentlich auch die Tropen und die verschiedensten Höhenlagen betreffenden Materials barometrischer Beobachtungen angewandt und gezeigt, daß nicht als eine Folge der Anziehung, sondern als eine durch die Sonnenwärme allein erklärliche Erscheinung eine der Sonne folgende zwölfstündige und daneben eine vierundzwanzigstündige Ebbe und Fluth der Atmosphäre nachweisbar ist, von denen jene erstere ungefähr das Zwanzigfache der atmosphärischen Mondfluth ausmachen würde.

Es haben aber auch alle bisherigen Beobachtungen nach den oben erwähnten Zusammenstellungen van Bebber's einen nennenswerthen Einfluß des Mondes und der vier Mondphasen insbesondere weder auf Witterungsänderungen überhaupt noch im Einzelnen auf Niederschläge, auf die Bewölkung, auf die Gewitter oder die Winde ergeben.

Ohne auf diese negativen Ergebnisse aller wissenschaftlichen Beobachtungen auch nur in gleicher Weise wie auf jene bezüglich des Luftdrucks hier eingehen zu wollen, scheint es uns doch von allgemeinerem Interesse, der mit am weitesten verbreiteten Volksmeinung, daß der Vollmond einen zerstreuenden Einfluß auf die Wolken habe, noch eine genauere Betrachtung zu widmen. Hier ergaben die beachtenswerthesten wissenschaftlichen Beobachtungen nicht nur keinerlei Bestätigung der Volksmeinung, der übrigens auch ein Baco das Wort redet, sondern eher das Gegentheil. So stimmen Schübler's und Eisenlohr's Beobachtungen über den Einfluß des Mondes auf die Bewölkung bei sonst widersprechenden Angaben nur darin überein, daß das Maximum der heiteren Tage auf den 4. Octanten, also auf die Zeit kurz vor dem Neumond falle. Nach Buys-Ballot's Behandlung der Utrechter Beobachtungen ergaben sich die Einwirkungen der Phasen auf die Bewölkung als durchaus unmerkbar und nach Schiaparelli's Untersuchungen für einen Zeitraum von 1826—1864 ist die Veränderlichkeit der Witterung in Bezug auf Heiterkeitsverhältnisse am größten zwischen Vollmond und letztem Viertel. Nach Lübike's Beobachtungen, die sich auf 60 Mondumläufe erstreckten, fällt die meiste Trübung auf den Vollmond, die geringste auf das letzte Viertel; in der Erdnähe ist die Bewölkung etwas größer als in der Erdferne. Aehnliche der Volksmeinung durchaus entgegenstehende oder widersprechende Resultate hatten Klein's Beobachtungen in Köln und solche von Ellner zu Bamberg in den Jahren 1856—1864. Bei der größeren Regelmäßigkeit aller meteorologischen Erscheinungen in den Tropen ist es endlich von Wichtigkeit, daß auch Liznar in Batavia den Einfluß des Mondes auf die meteorologischen Elemente und auf die Bewölkung insbesondere für die Jahre 1880—1883 untersucht hat und findet: „Die Bewölkung nimmt zu, wenn der Mond sich über den Horizont erhebt, sie nimmt ab, wenn er unter denselben sinkt. Sie ist ferner zur Zeit des Vollmondes sowohl am Tage als in der Nacht größer als zur Zeit des Neumondes. Dieses letztere Resultat, das übrigens auch schon früher von einigen anderen Forschern gefunden worden ist, steht in directem Widerspruch mit dem Glauben an die aufheiternde Kraft des Mondes, der leider selbst von vielen sehr Gebildeten noch immer getheilt wird."

Dieser auffallende Widerspruch zwischen Volksmeinung und Wissenschaft und einer wissenschaftlichen Beobachtung insbesondere schien uns einer besonderen Erklärung werth und bedürftig, und da jener allgemein verbreitete Glaube an die wolkenzerstörende Kraft des Mondes, namentlich des Vollmondes, sich doch auch auf Beobachtungen stützt, freilich nur auf gelegentliche und nicht systematisch geordnete, kurz auf zufällige Beobachtungen, so muß es eine constant wirkende Ursache geben, welche einen unser Urtheil täuschenden Einfluß auf solche Laienbeobachtungen ausübt. In der That wird nun der wissenschaftlich Beobachtende jeden Tag des Jahres, ja einer längeren Reihe von Jahren Mondphase und Witterung und letztere wiederum in ihren einzelnen Factoren sorgfältig vergleichen und zahlenmäßig neben einander stellen. Nicht so der gelegentlich beobachtende Laie; ihn veranlaßt erst der nach längerer Nichtsichtbarkeit wieder einmal freundlich durch die Wolken blickende oder der frei am Himmel stehende Mond und insbesondere die glänzende Erscheinung des Vollmondes selbst, eine sogenannte Beobachtung in dieser Richtung anzustellen; er beobachtet somit in der Hauptsache den Mond nur an eben den Tagen, die jener vorgefaßten Meinung vom Wolken essenden Monde günstig sind; kein Wunder, daß sie sich ihm also immer von Neuem glänzend bestätigt. Hierzu kommt wohl auch die weitere Täuschung, daß der Mond dünnere Wolkenschichten zu zerstreuen scheint, während er doch nur ungehindert durch sie hindurchscheint. Vor Allem setzt jede glänzendere Himmelserscheinung die menschliche Phantasie, so doch in der Wissenschaft gar nicht mitzureden hat, je nach Beanlagung und Stimmung in lebhaftere Thätigkeit. Denker und Dichter aller Zeiten wetteifern in dem Preise jenes unwiderstehlichen Zaubers, den der Anblick des gestirnten Himmels, vor Allem aber das silberglänzende Licht des Mondes auf das menschliche Gemüth ausübt. Was Wunder, daß der einsame Wanderer, vor dem sich das ganze Himmelszelt bis zum fernen Horizonte hinab ausbreitet, aber auch der Stadtbewohner, wenn er aus der Enge der Straßen auf einen freieren Platz tritt, immer wieder stehen bleibt und — es ist ja sein, des Menschen, schönes Vorrecht — den Blick aufwärts zu den Sternen hebt, immer und immer wieder jenes milde, das Auge nicht blendende Licht des Mondes auf sich wirken läßt und die frei am unbewölkten Himmel stehende oder doch aus Gewölk hervorbrechende Scheibe des Vollmonds oder des nächst ihm am meisten sichtbaren sich erfüllenden Mondes mit ihren seltsamen Fleckenbildungen unauslöschlich seinem Gedächtnisse einprägt. Wenn aber, was erwiesenermaßen ebenso oft, ja nach den oben citirten Beobachtungen beim Vollmond durchschnittlich ein wenig öfter als beim Neumond vorkommt, eine undurchdringliche Wolkendecke den Himmel überzieht, wenn ein sanft rieselnder oder gar in Strömen sich ergießender Regen auf uns herabrauscht oder ein dauerhafter Schneefall die Erde einhüllt, dann fällt es weder dem einsamen Wanderer draußen noch dem Großstädter in der Enge der Straßen ein, daran zu denken, daß heute Vollmond ist, oder zu fragen, welche Phase des Mondes jetzt stattfindet; mißlaunig zieht er den Blick zur Erde gesenkt und das spärlich schützende Dach des Regenschirms über sich seines Weges und eilt, das besser schützende Dach seines Hauses zu erreichen. An solchen Tagen ist für den nur gelegentlich beobachtenden Laien, ihm selbst freilich unbewußt, Neumond, ja totale Mondfinsterniß, wenn auch hinter jener Wolkendecke der Vollmond noch so klar in die Welt hinausscheint. Solche Phasen des Mondes und solche Vollmonde zählen für seine Beobachtungsreihe nicht; doppelt und dreifach aber zählen

— wiederum ihm selbst ganz unbewußt — jene glänzenden Erscheinungen am zufällig unbedeckten Himmel. In letzterer Beziehung darf noch überdies nicht übersehen werden, daß gerade der unbefangene Beobachter thatsächlich durch die hellere Erscheinung zu entsprechend häufigerer Beobachtung veranlaßt werden wird. Kommen nun an sich schon unter 16 gelegentlichen Beobachtungen des Mondes durch Sonnenuntergang und Sonnenaufgang sieben solcher Beobachtungen, also die Hälfte auf den Vollmond, d. h. Vollmondoctanten, so steigert sich der Eindruck jener Erscheinung nach den rechnungsmäßig festzustellenden Verhältnissen der Lichtintensität dieses Octanten zu den übrigen derart, daß nach einer von uns anderwärts begründeten Rechnung schließlich unter 100 unwillkürlichen Beobachtungen des Mondes überhaupt und selbstverständlich am unbedeckten Himmel durchschnittlich 77 Beobachtungen des Vollmondes gezählt werden können, ein Verhältniß, welches völlig genügend erscheint, um beim Laien die fälschliche Meinung hervorzurufen, als ob der Vollmond einen zerstreuenden Einfluß auf die Bewölkung ausübe.

Wenn wir zuletzt etwas länger bei diesem einen Punkte des Mondaberglaubens verweilt sind, so geschah es, weil die Momente einer psychologischen Erklärung für die fast unvermeidliche Täuschung unseres Urtheils, welche hier maßgebend erscheinen, typisch sind und zu berücksichtigen nicht nur bei Beurtheilung der Wetterprophezeiungen aus den Mondphasen, sondern auch bei Beurtheilung jeder anderen auf vermeintlich zuverlässigen Beobachtungen sich stützenden Volksmeinung. Immer beruht solch beharrliches Festhalten an einer vorgefaßten Meinung auf dem Merken der günstigen und dem Vergessen der ungünstigen, damit aber auch auf dem Zählen der günstigen und dem Nichtzählen der ungünstigen Fälle.

Bücherbesprechungen.

— **Die Augenzeugen des Lebens Jesu.** Ein Beitrag zur Evangelienfrage von **Georg Stosch**, Pfarrer am Elisabethdiakonissenhause in Berlin. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1895. 3 ℳ 60 ₰. — Wir haben es hier nicht blos mit dem Ergebniß einer langen, fleißigen Denker- und Forscherarbeit, dergleichen ja glücklicher Weise nicht fehlen in unserer neuesten Literatur, sondern auch mit dem Zeugniß eines sinnenden Geistes zu thun, der sich demüthig beugt vor der Erhabenheit des behandelten Gegenstandes. Die Schrift ist also altmodisch im besten Sinne des Wortes, in jenem Sinne, mit dem sich der Begriff des Gediegenen und Zuverläßigen verbindet. Der Verfasser betrachtet die Evangelisten als Augenzeugen des Lebens Jesu mit der Ehrfurcht, die ihnen die alte Theologie entgegenbrachte, indem sie von der Wirkung ihrer Schriften auf die einzigartige schriftstellerische Befähigung den Rückschluß machte und dergestalt allerdings eine Menge von Fragen als im Voraus beantwortet ansah, Fragen, mit denen sich eine andersgeartete moderne Forschung, wenn auch nicht gerade ergebnißlos, so doch ohne sonderlich glänzende Ergebnisse abmüht. Die Evangelisten erscheinen also in dieser Untersuchung ihrer Werke weder als betrügerische, noch als naive Tendenzschriftsteller, die einen dürftigen historischen Stoff ausschmücken, wie ihre zu erreichende Absicht fordert, auch nicht als nur theilweise unterrichtete, jedweder Ueberlieferung zugängliche Erzähler, sondern als das, was sie sein wollen, berufsmäßige Zeugen dessen, was sie und Andere erlebt haben, die in heiliger Absicht und unter heiliger Leitung Kunde geben von geschehenen Dingen mit menschlichen Mitteln. Demnach bedauert der Verfasser nicht etwa die mancherlei Verschiedenheiten der Berichte, sondern er fordert sie gerade als Beweis der Echtheit und als Bestandtheil des Zeugnisses, das diese einzelne erzählende Person abzulegen hat. Die Ausführungen aber, welche er an diese scheinbaren Widersprüche anknüpft, um sie zu einer höheren Einheit zu führen, erinnern bisweilen an längst vorhandene Leistungen einer alten Harmonistik, bieten jedoch theilweise überraschende, wissenschaftlich werthvolle Einblicke und Ausblicke, die in ihrem Zusammenhang wenigstens noch nirgends vorliegen. Was die Abfassung der vier Berichte anlangt, so läßt der Verfasser nur gelten, was sich aus ihnen von selber ergiebt und was nach den dürftigen Nachrichten, die wir aus ältester Zeit darüber haben, als das Wahrscheinlichste angenommen werden darf. Die älteste Niederschrift ist auch nach seiner Meinung das Marcusevangelium; es beruht auf Aufzeichnungen, die infolge von erzählenden Lehrvorträgen des Petrus in Rom entstanden sind, und hat allen übrigen Evangelisten bei ihrer Arbeit vorgelegen. Eine Ergänzung dieser Urschrift für einen Heidenchristen hat Lucas vermuthlich in Cäsarea, sicher aber unter dem Einfluß des Paulus ausgearbeitet. Als Verfasser unseres Matthäusevangeliums, das auf dem nicht erhaltenen hebräischen Bericht beruht, hat ein jüdischer Christ zu gelten, der Augenzeuge gewesen sein muß. Was das vierte Evangelium anlangt, so bleibt der Verfasser durchaus bei der Auffassung der alten Kirche stehen. Mit diesen Grundlagen seiner Forschung bringt er nun eine Reihe theilweise geistreicher Gedankenverbindungen zusammen, von denen wir wenigstens einige andeuten wollen. Wie schon in seiner ersten Schrift über Paulus (Wiss. Beil. Nr. 154 von 1894) erkennt er in dem fanatischen Gegner Christi einen mit sich selbst ringenden, aber desto aufmerksameren Beobachter und Zuhörer des Heilandes während seines jeweiligen Aufenthaltes in Jerusalem. Die Vermuthungen darüber, wie namentlich die Darstellung der Passionsgeschichte bei Lukas von solchen Erinnerungen des angesehenen Pharisäers beeinflußt gewesen ist, bilden die überraschendsten und anziehendsten Theile des Buches. Als Verfasser des jetzt vorliegenden Matthäus-Evangeliums vermuthet Stosch den ersten Bischof der Jerusalemer Gemeinde, Jakobus, und auch diese Annahme führt zu höchst interessanten Beleuchtungen einzelner Ausdrücke und Abschnitte. Das sind natürlich alles Hypothesen, aber warum soll man nicht auch in diesem Sinne Hypothesen aufstellen, wenn doch das Meiste, was die theologische Forschung auf diesem Gebiete zu Tage fördert, keinen höheren Rang einnimmt? Und der Verfasser beweist scharf und mit gründlicher Sprach- und Literaturkenntniß, aber er ist ein ehrlicher Forscher und bezeichnet nicht wenige Seiten später als eine Gewißheit, was kurz zuvor mit unzureichenden Gründen behauptet worden ist, wie unsere Kritiker von der entgegengesetzten Schule thun: was seine Vermuthung ist, das tritt nie unter anderem Namen auf. Besitzt er für den mündlichen Lehrvortrag dieselbe Gabe, wie für die schriftliche Darstellung, und ist er überhaupt eine lehrhafte und erweckliche Persönlichkeit, was wir natürlich aus seinen Schriften nicht zu erkennen vermögen, dann wäre er einer jener oft und dringlich herbeigewünschten Professoren der Theologie aus der Reihe der praktischen Geistlichen. B. K.

— **Das geistliche Amt und die der Kirche Entfremdeten.** Vortrag im Kirchenbauverein zu Leipzig-Reudnitz oberen Theils von **Paul Martin Thieme**, Diaconus an der Peterskirche zu Leipzig. Leipzig, Frdr. A. Wilhelm. 1895. 30 ₰. — Zum Besten des genannten Vereins, der im Osten Leipzigs noch eine Kirche gründen will, und also entsprechend seinen Zielen behandelt der Redner die viel erörterte Frage vom Standpunkt des Amtsträgers, dem sein Amt anvertraut ist und der naturgemäß zunächst von da aus zu wirken bestrebt ist. Er hat vollkommen Recht, wenn er den gangbarsten Weg zu den Herzen der Entfremdeten trotz aller anderweitigen Behauptungen nach wie vor in der Treue des amtirenden Geistlichen und seiner amtlichen Helfer erkennt. Das kleinste Feuer selbst in der verborgensten Ecke, das aber weiterbrennt und dauernde Wärme verbreitet, ist immer noch mehr werth, als eine ganze Reihe großer Strohfeuer, von denen allen nur ein Häufchen Asche übrig bleibt. B. K.

— **Logik als System der Wissenschaften.** Von Prof. Dr. **L. Rabus**. Erlangen und Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme.) 1895. 6 ℳ — Logik, Philosophie und Wissenschaft, in welchem Verhältniß stehen diese drei Begriffe zu einander? Aeußerlich genommen ist die Logik ein Theil der Philosophie und die Philosophie wiederum ein Theil der Wissenschaft. Das genügt aber nicht für den innern oder lebendigen Zusammenhang dieser drei Sphären oder Begriffe. Die Logik steht für den Verfasser dieses Werkes ohne Weiteres im Mittelpunkte der Wissenschaft. Wir möchten dieses Werk daher wohl auch mit dem Ausdruck einer allgemeinen Wissenschaftslehre bezeichnen. Ein eigentliches neues System der Philosophie ist es nicht, was uns der Verfasser zu geben versucht. Dieses ist bei dem gegenwärtigen Stande der Sachen auch nur zu loben, da es sich jetzt nicht sowohl um neue ohnedies schon ausgetretene Bahnen — als vielmehr um eine allgemeine Selbstbesinnung der Philosophie über sich und ihre Stellung zur Wissenschaft handelt. Der Verfasser bringt zu dieser Aufgabe ein ernstes, gründliches und männlich gereiftes Streben

sowie vor Allem auch eine ungemein ausgebreitete und beinahe schrankenlose Belesenheit hinzu. Natürlich erstreckt sich sein Denken auch mit auf die Geschichte der Philosophie, ihrer wichtigsten Erscheinungen und Lehren. Die logische Frage aber ist für die Philosophie an und für sich immer die wichtigste nach ihrem ganzen formalen Zusammenhang mit der Wissenschaft gewesen. Man hat jetzt im Allgemeinen viel zu sehr vergessen, daß alle Wissenschaft eigentlich zuerst aus der Philosophie und ihrem Ringen mit den ganzen Principfragen des Denkens, des Seins und des Handelns oder Lebens hervorgegangen ist. Auch geht alle Philosophie in der Geschichte zuerst aus der Wurzel der Religion hervor und strebt doch zuletzt wohl auch wieder einer Berührung oder Vereinigung mit den ganzen Voraussetzungen dieses Standpunktes zu. Es ist immer eine falsche Meinung, daß Wissenschaft und Philosophie auf der einen und Religion auf der anderen Seite zwei vollkommen verschiedene und sich ausschließende Weltauffassungen seien. Auch für den Verfasser ist der religiös-theologische Gottesbegriff der letzte Hintergrund seiner metaphysischen Auffassung der Welt. Die ganze Reichhaltigkeit seines Werkes schließt hier eine eingehende Beurtheilung seiner einzelnen Partien von sich aus, während der nachhaltige und unverdrossene Fleiß, aus dem es hervorgegangen ist, unbedingt alle Anerkennung verdient. C. H.

— Schäfer-Dittmar, Lieder eines Christen. Elberfeld, Verlag von J. Lucas. 71 S. — Diese unter das Motto Matth. 21, 28—31 gestellten Lieder wollen christliche Grundsätze im Gewande lyrischer Poesie verkündigen helfen. Hier und da ist auch ein bestimmtes Schriftwort verwerthet und in Reime gebunden wie das Wort von dem neuen Most und den alten Schläuchen oder die Weisung Christi an den reichen Jüngling: „Verkaufe was du hast und gieb es den Armen!" Daneben finden sich unter den 36 Liedern auch solche, die nicht gerade specifisch christliche Dinge behandeln. Am besten gelingen dem Dichter die didaktischen kurzen Sinnsprüche, welche oft eine satirische Färbung haben, wie S. 46:

Ein Belehrter.

„O seht, ich opf're meinen ganzen Zopf!" —
So rief er laut und zeigte stolz ein Haar,
Das ihm beim Flechten aus dem grauen Schopf
Vor Altersschwäche ausgefallen war.

Oder S. 24:

Gefährliche Fahrt.

Zur wilden Fahrt nach gold'nem Glück
Willst du des Schiffleins Flagge hissen? —
Dich schlingt die Fluth, wirfst du nicht bald
Als Ballast von dir dein Gewissen.

Sehr wohl hat uns auch auf S. 38: „Simson" gefallen, das voller Anschauung und fast dramatischer Bewegung ist. Mit genialem Schwung ist auch S. 42 „Die Wolkenmacht" geschrieben; wahrhaft poetisch und ergreifend sind aus dem Cyklus: „Gelobt sei Jesus Christ!" die ersten beiden Nummern, während in den drei folgenden die dichterische Kraft den Verfasser verläßt. Obschon die Form an manchen Stellen zu gezwungen erscheint und der Darstellung hier und da noch die nöthige Kraft abgeht, so ist unserm Dichter keineswegs poetisches Talent abzusprechen. Der tiefern christlichen Anschauung würde in „Deine Seele" der Vers S. 26:

„Und träumend hab' ich da gedacht
Voll süßem Schauern deiner Seele —
Die ist so keusch, so ohne Fehle,
Wie diese milde Sommernacht"

weniger entsprechen. D. K.

— Berühmte Liebespaare. Von Elise von Hohenhausen. Dreizehn ausgewählte geschichtliche Bilder. 2. Aufl. Leipzig, Walther Fiedler. 4 ℳ. — Das also sind die „Berühmten Liebespaare" von E. v. Hohenhausen, von denen wir schon so viel gehört haben! Sie haben uns mancherlei Unterhaltung und Belehrung verschafft, das müssen wir sagen. Freilich ist es gerade nicht das Pikante gewesen, das wohl viele Leser und namentlich Leserinnen nach dem Buche greifen läßt und ihm seine Berühmtheit verschafft hat, was uns anzog; wir haben aus diesen romanhaft eingehüllten Lebensbildern vielmehr herausgelesen, wie man es, auch als bedeutende Persönlichkeit, nicht machen soll. Denn die Menschen und Helden treten uns hier eigentlich nicht immer von ihrer besten Seite entgegen; wir sehen sie klein und schwach, auch Friedrich den Großen, Byron u. A. und der Mantel der Nachsichtigkeit muß bei diesen meist weitherzigen Männern und Frauen viel bedecken, was, bei rechtem Namen genannt, nicht angenehm klingen würde. Anderen Bildern wieder, wie dem des charakterlosen und unreinen Lassalle und der Helene von Dönniges haftet etwas jener Patchouligeruch an, den wir nicht leiden mögen. Wieder andere Liebesgeschichten, wie die des Perikles und der Aspasia, des Herzogs von Enghien und der Prinzessin Rohan, sind jedoch gesund und rein. Im Ganzen und Großen aber läßt sich der geistige Gehalt des Buches — das haben wir als Pointe wenigstens herausgelesen — in die Worte der Verfasserin zusammenfassen, die sie ihrer Geschlechtsgenossin Georges Sand widmet, die mit dem geistreich-liederlichen Alfred de Musset — sein Talent bestand in seiner Nervenschwäche, heißt es richtig — in Venedig in freier Verbindung lebte, zu ihrer und seiner Qual: die sogen. freie Liebe ist der größte Zwang, den es giebt, und nichts macht freier, als die gesetzliche Sanction. Auch culturhistorisch sind die Bilder, die hier gezeichnet werden, nicht uninteressant und ergebnißlos. So fesselt besonders die Skizze: Prinz Louis Ferdinand und Pauline Wiesel durch die Einblicke in die Zustände Preußens, insbesondere Berlins zu Anfang des Jahrhunderts. Sieht man sich das innerlich öde und haltlose Verhältniß zwischen dem genial-ausschweifenden „Prinzen Louis" und seiner Pauline, einem echten Berliner Kind, halb schnoddrig, halb sentimental, näher an, so begreift man erst den Fall Preußens 1806. Es war nicht nur das veraltete Heeressystem mit seinen unfähigen Generälen, das vor den durch die Revolution gebildeten Volkstruppen Napoleon's zusammenbrach, nicht die überlebte Maschinerie des Staates Friedrich's des Großen, die nicht mehr gehen wollte, was Schuld an dem Unglück war; die Schuld lag tiefer: im Moralischen, Sittlichen. Es war der namentlich in der Hauptstadt Preußens eingebürgerte flache und zersetzende Rationalismus der französischen Aufklärerei, der das Volk vergiftete und schlaff gemacht hatte. Dieser zog wie ein unsichtbarer Vortrab vor Napoleon's Heer in Deutschland ein und bereitete seine Siege vor. Denn ein Volk, das an nichts mehr glaubt, hält auch in den Völkerkämpfen nicht mehr Stand. Daher die Katastrophe bei Saalfeld, Jena und Auerstädt. Im Gegensatz dazu zeigt 1813 den neu erwachten, religiösen Zug im Volke, der es zum Siege führte — ein sehr beachtenswerthes Symptom! Einen Vergleich mit unserer Zeit anzustellen liegt nahe. Das Buch ist gut ausgestattet. J. R.

— „Stürme und Sterne". Novelle von Rudolf Heubner. Leipzig, Verlag von Theodor Leibing. 1895. — Unter dem Obertitel „Stürme und Sterne" vereinigt ein uns bisher unbekannter Autor sechs Novellen, von denen vier Stoffe aus der Vergangenheit deutschen Lebens und nur zwei moderne Probleme behandeln. Sie gehören sämmtlich der Unterhaltungslectüre und zwar der älterer Observanz an — was übrigens kein Vorwurf sein soll —, sind jedoch ihrem literarisch-künstlerischen Werthe nach sehr verschieden von einander. Ueber das gewohnte Mittelmaß unserer alltäglichen Novellenfabrikation ragt Heubner nur in zwei seiner Arbeiten hinaus, in der Erzählung: „Die Familie des Herrn Krainer" und „Johann Gottfried's Heimkehr"; ganz ist es ihm freilich auch hier nicht gelungen, sich in die Vergangenheit hineinzuleben, und auch rein äußerlich hat er das Zeitcolorit — wir meinen damit nicht gesuchte Alterthümelei — gar nicht stark zu betonen versucht. Aber geschlossene Composition, ein klarer, flüssiger Stil und ein gesundes, natürliches Empfinden verbunden mit einem, in unseren Tagen seltenen künstlerischen Tactgefühl nehmen für diese beiden Novellen ein, in denen sich des Autors Freude am rein Stofflichen und am Fabuliren nach Herzenslust bethätigen kann. Tiefere psychologische Ausführungen vermißt man allenthalben, besonders aber in den kleinen Geschichten: „Im Hafen" und „Fremd", die wohl Niemandem größeres Interesse abgewinnen werden. P. A.

— Die uniformirten deutschen Kapellen auf der Weltausstellung in Chicago (Pforzheim bei Ernst Haug). Musikdirector Ruschewеyh, gewesener Dirigent der Infanterie-Kapelle des „Deutschen Dorfes", schildert hier in anregender lebhafter Sprache die Fahrten und Erlebnisse der Kapellen. Das Schriftchen ist mit hübschen Ansichten und Porträts geschmückt. Jeder Freund deutscher Musik wird mit Genugthuung verfolgen, welche Erfolge und Triumphe — trotz mancher Intriguen und Zufallstücken — die deutschen Musiker, namentlich auf der Rundreise, eingeheimst haben, und wie mächtig unter den Deutschen drüben das vaterländische Gefühl durch die deutschen Klänge geweckt wurde.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 82. Donnerstag, den 11. Juli. 1895.

Auf Goethe's Spuren im Süden.

Reiseskizzen von Julius R. Haarhaus.

XV. Rom und römisches Leben.

II.

Als Goethe in Rom eintraf, regierte Pius VI., aus dem Hause Braschi (geb. zu Cesena 1717), bereits 11 Jahre, ohne daß es ihm gelungen war, den Namen seines Vorgängers Clemens XIV., des humanen Lorenzo Ganganelli zu verdunkeln. Dem gelehrten, mönchisch strengen, bescheidenen und dabei diplomatisch gewandten Papste war ein prachtliebender, eitler und habsüchtiger Regent mit geringer Bildung und ausgesprochen noblen Passionen gefolgt. Noch hatte die civilisirte Welt sich nicht über das geheimnißvolle Ende des großen Gegners der Jesuiten beruhigt, noch immer munkelte man, Clemens sei als ein Opfer ihrer Rache gestorben. Goethe hatte von Weimar aus den Auftrag erhalten, Genaueres über die Sache in Erfahrung zu bringen; in einem Briefe vom 20. Jan. 1787 verspricht er, „scharfe Nachfrage halten“ zu wollen. Das Ergebniß scheint kein befriedigendes gewesen zu sein, denn fünf Tage später schreibt er an Frau v. Stein: „Grüße Frankenberg und schreibe ihm vorläufig: Ganganelli's Tod komme mir, auch hier am Orte, problematisch vor, ich wolle, wie es einem treuen Geschichtsschreiber in solchen Fällen geziemt, das pro und contra sorgfältig studiren, referiren und das Urtheil alsdann meinen Lesern überlassen.“

Heute ist man wohl allgemein der Ansicht, daß Ganganelli infolge der Aufregung und Schlaflosigkeit, an denen er nach Erlaß der berühmten Bulle zu leiden hatte, gestorben sei. Die Angst, die sich seiner nach dem entscheidenden Schritte bemächtigte, artete in Verfolgungswahnsinn aus, so daß er sein Schlafzimmer nicht mehr verließ.

Pius VI. faßte das Leben weniger ernst auf, aber auch ihm blieb ein tragisches Ende nicht erspart, er starb zweiundachtzigjährig als Gefangener der Franzosen zu Valence. Ein hervorragender Zug seines Wesens war die Habsucht, die in Verbindung mit seinen körperlichen Vorzügen unter seltsamen Umständen das Glück dieses Mannes machte. Die Gunst der allmächtigen Maitresse des Cardinals Rezzonico, eines Neffen Clemens' XIII., verschaffte ihm die Würde eines päpstlichen Groß-Schatzmeisters, die er aber unter Clemens XIV. mit dem Cardinalshut vertauschen mußte. Wie er sein Schatzmeisteramt verwaltet hatte, läßt sich am besten aus den Worten Ganganelli's erkennen, mit denen dieser den Dank des neuen Cardinals zurückwies. „Ich habe Sie zum Cardinal gemacht,“ sagte der Papst, „weil ich Ihre Stelle einem Manne von erprobter Ehrlichkeit geben wollte.“ Wir wollen die zahllosen Gerüchte, die über die Art, wie Pius VI. sich und seine Familie bereicherte, umliefen, übergehen und nur noch erwähnen, daß dieser Nachfolger Christi auf seine Gestalt und seine Fähigkeiten in hohem Grade eitel war. Hatte er Reden zu halten und hohe Besucher zu empfangen, so übte er die Gesten, die er anzubringen gedachte, sorgfältig vor dem Spiegel ein. Er liebte es, als Alterthumsforscher, Redner, Maler, Bildhauer und Schriftsteller zu glänzen, ohne daß er der Welt Proben von eigener Thätigkeit auf diesen Gebieten hinterlassen hätte. Es entsprach dem Wesen dieses Papstes, wenn er selbst bei den regelmäßigen täglichen Ausfahrten einen wahrhaft fürstlichen Pomp entfaltete. Er trug bei solchen Gelegenheiten ein weißes Gewand mit Gold- und Silberstickerei, dessen Schleppe ein Kammerherr trug, sobald er den schweren vergoldeten Wagen, den ein Kutscher mit unbedecktem Haupte kutschirte, verließ. Hinter dem Wagen wurde das Paradepferd geführt, dem eine von Maulthieren getragene Sänfte folgte. Garden zu Fuß und zu Pferde zogen voran, Stallbediente und die Wagen einer Anzahl Cardinäle machten den Beschluß. Bei festlichen Gelegenheiten war der Troß noch weit größer. In den Straßen, die der päpstliche Zug passirte, wurden die Glocken geläutet, damit die Bürger herbeieilen konnten, um den Segen zu empfangen. Allein der Segen Pius' VI. war in den achtziger Jahren schon nicht mehr begehrt, die Straßen blieben bei der Annäherung Seiner Heiligkeit still, und Passanten und Kutscher lenkten, sobald sich die goldene Karosse mit den sechs Schimmeln zeigte, schleunigst in Nebengassen ein. Oft mußte der Papst sogar laute Bemerkungen wenig schmeichelhafter Natur hören.

Sehr ergötzlich schildert Moritz, wie die Gassenjungen „neben dem Wagen herliefen, und mit einer Art von Frechheit riefen: Santo padre! Dateci la benedizione! (Heiliger Vater, gebt uns den Segen!) und nachher hinterdrein lachten und hinzufügten: coll' una buona collazione!“ (mit einem guten Frühstück!) So war das Ansehen der dreifachen Krone unter Pius VI. in Rom gesunken! Es ist selbstverständlich, daß ein solcher Papst von der alten Erbsünde des Nepotismus nicht frei war. Während der Regierung seines Vorgängers, des strengen und rechtschaffenen Ganganelli, glaubte man das Uebel für alle Zeiten ausgerottet, und die bittren Scherze über die „Mirakel des heiligen Petrus“, wie man die Paläste ehemaliger päpstlicher Nepoten nannte, geriethen in Vergessenheit, allein die Römer hatten zu früh gejubelt; mit Pius VI. erhob der Nepotismus aufs Neue sein Haupt.

Der eine der päpstlichen Neffen wurde zum Cardinal ernannt, der andere erhielt den Titel eines Herzogs von Nemi. Für das gesellschaftliche Leben des römischen Adels wurde der Letztere tonangebend, blieb aber zeitlebens mehr gefürchtet und verachtet als beliebt. Wenn er mit seinem Hofstaat in der Prunkloge des Theaters erschien, mochte Mancher seufzend zum Orchester hinabblicken, wo der Neffe des großen Ganganelli noch immer als bescheidener Musikus vor seinem Notenpulte saß. Die grenzenlose Unwissenheit dieses Herzogs setzte den päpstlichen Oheim in die peinlichste Verlegenheit, doch mochte dieser den Neffen um so weniger fallen lassen, als er ihn zum Gemahle seiner Lieblingstochter erhoben hatte. Das ganze verwandtschaftliche Verhältniß hatte einen starken Beigeschmack des Lächerlichen, da der Emporkömmling Braschi beständig befürchtete, der Adel der Familie Onesti, der sein Neffe entstammte, könne angezweifelt werden. In einem 1787 erschienenen, typographisch glänzend ausgestatteten Werke wurde auf seine Veranlassung der Beweis geführt, daß auch der heilige Romualdus ein Onesti gewesen sei, wobei die harmlose Stelle der Legende: „Romualdus ex honestis parentibus natus“ als Beleg dienen mußte.

Durch alles dieses mag Pius VI. genügend gekennzeichnet sein. Goethe sah ihn in der Nähe vermuthlich erst am ersten Weihnachtstage, „mit der ganzen Clerisei in der Peterskirche, da er vom Throne herab das hohe Amt hielt. Es ist ein einziges Schauspiel seiner Art,“ setzt er hinzu (Brief an Herder vom 29. Dec. 1786), „ich bin aber doch im Diogenismus zu alt geworden, daß er mir von irgend einer Seite hätte imponiren können“. Daß dieses „Schauspiel“ dennoch einen gewissen Eindruck auf Goethe machte, geht aus der, jedenfalls bei der Redaction der „Ital. Reise“, wie schon an anderer Stelle angedeutet, zur Einführung Meyer's frei erfundenen Beschreibung des Allerseelenfestes hervor. „Der heilige Vater,“ so heißt es dort, „die schönste, würdigste Männergestalt, Cardinäle von verschiedenem Alter und Bildung. Mich ergriff

ein wunderbar Verlangen, das Oberhaupt der Kirche möge den goldenen Mund aufthun und, von dem unaussprechlichen Heil der seligen Seelen mit Entzücken sprechend, uns in Entzücken versetzen. Da ich ihn aber vor dem Altare sich nur hin und her bewegen sah, bald nach dieser, bald nach jener Seite sich wendend, sich wie ein gemeiner Pfaffe gebärdend und murmelnd, da regte sich die protestantische Erbsünde, und mir wollte das bekannte und gewohnte Meßopfer hier keineswegs gefallen."

Ganz ähnlich berichtet er im Juni 1787 an Frau v. Stein: „Gestern war Fronleichnam. Ich bin nun ein- für allemal für diese kirchlichen Ceremonien verdorben, alle diese Bemühungen, eine Lüge gelten zu machen, kommen mir schaal vor, und die Mummereien, die für Kinder und sinnliche Menschen etwas Imposantes haben, erscheinen mir auch sogar, wenn ich die Sache als Künstler und Dichter ansehe, abgeschmackt und klein. Es ist nichts groß als das Wahre und das kleinste Wahre ist groß ...... Das Beste, ja das Einzige des ganzen Festes sind die Tapeten nach Rafael's Zeichnungen, deren Fürtrefflichkeit auszudrücken keine Worte hinreichen." Diese Tapeten — es sind die köstlichen, nach Rafael's Cartons (jetzt in London) unter Leitung Bernhard v. Orley's durch den berühmten Teppichwirker Peter van Aelst zu Brüssel verfertigten Arrazzi mit Darstellungen aus dem Neuen, nicht, wie Volkmann angiebt, Alten, Testament, — wurden am Fronleichnamstage in den Colonnaden des Petersplatzes zur Schau ausgehängt. Heute werden sie in der Galleria degli Arrazzi des Vaticans aufbewahrt. Die Stürme, die zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts über Rom dahinbrausten, sind leider auch diesen Tapeten verderblich geworden. Die schönen Gewebe wurden verkauft, nach Genua und Paris verschleppt und erst 1808 in den Vatican zurückgebracht. Auf diesen Reisen haben sie so gelitten, daß sich ihre ursprüngliche Schönheit mehr ahnen als wahrnehmen läßt.

Es ist fast scherzhaft, wie Goethe bei allen kirchlichen Feiern, denen er beiwohnt, seine kühle Ueberlegenheit und Aufklärung betonen zu müssen glaubt. „In der Sixtinischen Kapelle," schreibt er am 2. Febr., „war Amt, wo die Kerzen geweiht werden. Ich war einen Augenblick drin, und bin, wie ich schon schrieb, für dies Hokuspokus ganz verdorben." Als Staffagefigur ist ihm die Person der Papstes dagegen willkommen. Bei einer Besteigung der Peterskuppel läßt er sich die Thüren zu den Gesimsen aufschließen. „Als wir auf dem Gesimse des Tambours standen," berichtet er, „ging der Papst unten vorbei, seine Nachmittagsandacht zu halten. Es fehlte uns also nichts zur Peterskirche."

Doch dem Zauber der Charfreitags- und Osterceremonien (1788, beim zweiten römischen Aufenthalt) vermochte sich der Ketzer nicht zu entziehen. „Der Augenblick," so schreibt er, „wenn der aller seiner Pracht entkleidete Papst vom Thron steigt, um das Kreuz anzubeten, und alles Uebrige an seiner Stelle bleibt, Jedermann still ist, und der Chor anfängt: Populus meus quid fecit tibi? ist eine der schönsten unter allen merkwürdigen Functionen ...... Effect, wie man zu sagen pflegt, hat nichts auf mich gemacht, nichts hat mir eigentlich imponirt, aber bewundert hab' ich Alles; denn das muß man ihnen nachsagen, daß sie die christlichen Ueberlieferungen vollkommen durchgearbeitet haben. Bei den päpstlichen Functionen, besonders in der Sixtinischen Kapelle, geschieht Alles, was am katholischen Gottesdienst sonst unerfreulich erscheint, mit großem Geschmack und vollkommener Würde."

Vor Allem die Musik der päpstlichen Kapelle nennt er „undenkbar schön" und versäumt keine Gelegenheit, sie zu hören. Hierbei kam ihm die Anwesenheit Christoph Kayser's, eines jungen Frankfurter Componisten, zu statten, der eigens nach Rom gekommen war, um mit Goethe die Zwischenactsmusik zu „Egmont" zu besprechen, die er für das eben vollendete Stück zu componiren gedachte. Kayser wurde von der deutschen Künstlercolonie mit Jubel empfangen und diente ihr als Cicerone in allen musikalischen Dingen. Unter seiner Leitung dringt Goethe in die Geheimnisse der Charfreitagsmusik ein, von der man „zu Ehren einer Fremden" verschiedene Theile in einem Saale sang. „Wir hörten sie also mit größter Bequemlichkeit," berichtet er, „und konnten uns, da wir sie oft am Clavier durchsangen, einen vorläufigen Begriff davon machen. Es ist ein unglaublich großes simples Kunstwerk, dessen immer erneuerte Darstellung sich wohl nirgends als an diesem Ort und unter diesen Umständen erhalten konnte."

In der Fastenzeit desselben Jahres hört Goethe mit Kayser „ein altes Motett, von einem Spanier Morales"; beide sind der Meinung, „daß man diese Musik nur hier hören kann und sollte, theils weil nirgends Sänger ohne Orgel und Instrument auf einen solchen Gesang geübt sein könnten, theils weil er zum antiken Inventario der päpstlichen Kapelle und zu dem Ensemble der Michel Angelos, des jüngsten Gerichts, der Propheten und biblischen Geschichte, einzig passe."

Die plötzlich erwachte Begeisterung Goethe's für die „alte Musik" ist so groß, daß er eine „merkwürdige Sammlung Psalmen" durchstudirt, die ein Venetianischer Nobile, Benedetto Marcello, zu Anfang des Jahrhunderts in Musik gesetzt hatte. Nach Goethe's Bericht lehnten diese Compositionen sich theils an die Intonation der Juden, theils — was den modernen Musikkenner ohne Frage stutzig machen wird — an alte griechische Melodien an.

Goethe's Urtheil über Musik ist nicht ganz frei von Einseitigkeit. Der a capella-Gesang der päpstlichen Sopranisten, der bei aller Virtuosität mehr überrascht als erbaut, läßt ihn die Orgel des Chores von St. Peter als ein „leidig Instrument" empfinden, „das sich gar nicht mit der Menschenstimme verbindet". Am 7. März 1788 wohnt er den Exequien des Cardinals Visconti in der Kirche St. Carlo bei, um das Hochamt mit der Musik der päpstlichen Kapelle zu hören. „Es war ein Requiem, gesungen zu zwei Sopranen, das Seltsamste, was man hören kann. NB. Auch dabei war weder Orgel noch andere Musik."

Der Cardinal, dem diese Feier galt, war einer der wenigen, die sich durch Sittenstrenge und aufrichtige Frömmigkeit auszeichneten. Bei der Papstwahl, die Pius VI. auf den Thron rief, hatte die dreifache Krone lange über Visconti's Haupt geschwebt, allein die schlechten Scherze, die sich der seines Sieges gewisse Mailänder während des Conclaves erlaubte, machten ihn noch in letzter Stunde mißliebig. So zerstörte er sich selbst seine Zukunft.

Goethe scheint der Gelegenheit, die persönliche Bekanntschaft des Papstes oder der bedeutenderen Cardinäle zu machen, geflissentlich aus dem Wege gegangen zu sein, obgleich der Cardinal-Staatssecretär, Fürst Ludwig Buoncompagni, sich die größte Mühe gab, den berühmten Fremden in die höchsten Cirkel zu ziehen. Ueber diesen Cardinal, den Goethe mehrfach erwähnt, erfahren wir von den Zeitgenossen mancherlei. Er war am Hofe Pius' VI. ohne Frage die am meisten weltmännisch gebildete Persönlichkeit, sprachgewandt, geistreich und ein vortrefflicher Gesellschafter. Sein Ideal war die Vergrößerung der päpstlichen Macht, die er auf den großen Fuß weltlicher Regierungen erheben wollte. Mit seinen endlosen Vorschlägen zur Reform der Armee und Marine machte er sich beim Papste ebenso unbeliebt wie durch seine unnachsichtige Strenge bei seinen Collegen und Untergebenen, die ihm seine Intoleranz um so weniger verzeihen konnten, als er selbst durchaus keinen erbaulichen Lebenswandel führte. Seine galanten Abenteuer bildeten gerade während Goethe's Anwesenheit in Rom einen ausgiebigen Gesprächsstoff. Seine Neigung, vornehme Fremde in die Gesellschaft einzuführen, war bekannt; mehr Glück als bei Goethe hatte er etwa ein Jahr später bei der Herzogin Anna Amalia, der er eine Audienz beim Papste verschaffte. Ob dieser feierliche Augenblick auf die humoristisch angelegte Fürstin den beabsichtigten Eindruck machte, bleibt nach ihren Tagebuchnotizen über den „comischen und theatralischen Aufzug" zweifelhaft.

Wenn Goethe bei seiner der „großen Welt" gegenüber bewahrten Zurückgezogenheit auch nicht allzu viel verlor, so ist es dennoch bedauerlich, daß er dadurch auch versäumte, die Bekanntschaft des Cardinals Bernis, des französischen Botschafters, zu machen, zu dem die Herzogin und Herder in ein freundschaftliches Verhältniß traten, das ihren römischen Aufenthalt überdauerte. Der feingebildete humane Mann erfreute sich in allen Kreisen der höchsten Beliebtheit. Ihm fiel die schwere Aufgabe zu, während der Revolution die Interessen seiner Landsleute beim Vatican zu vertreten. Eine andere interessante Erscheinung der römischen Gesellschaft, der Cardinal Borgia, wird in Goethe's Briefen wenigstens einigemale erwähnt. Borgia — Goethe schreibt Anfangs Porcia — war Präfect der berühmten Missionsanstalt Congregatio de propaganda fide, die heute noch ihren Hauptsitz in dem gewaltigen, von Bernini und Borromini erbauten Palaste am spanischen Platz hat. Auch dieser edle Kirchenfürst war für Fremde leicht zugänglich. Seine Villa zu Velletri, in der Durchreisende, wie Tischbein und Hackert, später auch Herder, gastliche Aufnahme fanden, war reich an Kunstwerken und Antiken, namentlich ägyptischen, die er dem Sammeleifer seiner Missionare verdankte. Goethe wünscht Herdern im Hinblick auf dessen linguistisches Sammelmaterial „den Einfluß, den ein Vorsteher der Propaganda hat".

So großartig übrigens die Einrichtung dieses Institutes war, so sonderbar müssen die öffentlichen Festacte auf die Zuhörer gewirkt haben. Goethe beschreibt eine solche Feier, bei der etwa 30 Seminaristen kleine Gedichte, jeder in seiner Landessprache, vorlasen, sehr anschaulich. Das Verzeichniß dieser Landessprachen, das Goethe ziemlich kritiklos wiedergibt, vermag uns freilich über die in dieser Anstalt vertretenen Idiome keine genaue Auskunft zu ertheilen, aber wir glauben dem Besucher gern, daß bei der Declamation „barbarische Rhythmen und Töne hervorkamen, unter denen das Griechische klang, wie ein Stern in der Nacht erscheint". Den Schluß des Berichts: „Das Auditorium lachte unbändig über die fremden Stimmen, und so ward auch diese Vorstellung zur Farce" finden wir fast wörtlich von Moritz bestätigt. Sehr fein und mit auffallend modernem Empfinden setzt dieser noch die Bemerkung hinzu: „In mir wurde hierbei der Wunsch rege, den großen Schatz von lebendiger Sprachwissenschaft, der sich in den Zöglingen dieser christlichen Pflanzschule für den ganzen Erdkreis hier zusammenbefindet, benutzen zu können. Denn man findet wohl nicht leicht einen Ort in der Welt, wo man, so wie hier, nicht nur die todten Schriftzeichen in den mannigfaltigsten Sprachen, sondern auch den Mund, der sie, als die Töne seiner Muttersprache, ausspricht, jedesmal um Rath fragen kann." Die Druckerei verfügte zu jener Zeit, wenn man Vasi's Notiz (Itinerario istruttivo di Roma I, 311) Glauben schenken darf, über das Schriftmaterial zu vierzig Sprachen, so daß das Institut auch in dieser Hinsicht als eine Musteranstalt bezeichnet werden darf. Leider wirft der Name Pius' VI. auf dieses erfreuliche Bild einen häßlichen Schatten: Das einst so reiche Institut sank unter seiner Regierung von Jahr zu Jahr, und die für die Mission bestimmten bedeutenden Capitalien verschwanden in den geheiligten Taschen der Familie Braschi, so daß die Propaganda bereits im Jahre 1787 60 000 Thaler Schulden aufzuweisen hatte!

Ueber ein Fest, die Heiligsprechung einiger Franziskanermönche in der uralten Capitolkirche Ara coeli, berichtet Goethe bei seinem zweiten römischen Aufenthalt. Da die Notizen aus dieser Zeit mitunter ziemlich willkürlich datirt sind, so ist man wohl zu der Annahme berechtigt, daß das von Goethe unterm 9. Juli beschriebene Fest mit der von Moritz unterm 15. August so anschaulich geschilderten Feier identisch ist. Allzu oft wird gerade der Franziskanerorden die Beatification eines oder gar mehrerer seiner Mitglieder nicht ermöglicht haben können, da die Vorbereitungen zu dieser Ehrung außerordentlich umständlich und kostspielig waren. Die Wunderthätigkeit des Candidaten mußte, und zwar mindestens fünfzig Jahre nach seinem ersten Auftreten, durch einen regelrecht, unter Hinzuziehung von Advocaten und Sachverständigen, geführten Prozeß nachgewiesen und die Kosten desselben in der Höhe von 100 000 Thalern baar hinterlegt werden. War das Resultat der Untersuchung nun ein befriedigendes, so stand der Heiligsprechung nichts mehr im Wege, und die Feier derselben wurde mit größtmöglichem Pompe — wozu in erster Linie ein prächtiges Feuerwerk gehörte — begangen. Obgleich die Decoration der Kirche, deren ganzes Innere mit golddurchwirktem Sammt überzogen war und die mit den gottesdienstlichen Ceremonien abwechselnde Musik der eigentlichen Feier die Aufmerksamkeit der Bevölkerung sichern sollte, obwohl fliegende Buchhändler mit kleinen Biographien und Wundergeschichten der neuernannten Heiligen das allgemeine Interesse auf die Veranlassung des Festes zu lenken suchten, so scheint doch das Feuerwerk für die meisten Theilnehmer die Hauptsache gewesen zu sein. „Die Römerinnen," schreibt Goethe, „zeigen sich bei dieser Gelegenheit, von ihren Männern oder Freunden begleitet, des Nachts weiß gekleidet, mit einem schwarzen Gürtel und sind schön und artig." Moritz ergänzt Goethe's kurzen Bericht mit dem hübschen, für seine Denkart so bezeichnenden Zusatz: „Alles war heiter und froh und genoß dieses reizenden Schauspiels und des schönen Abends mit ganzer Seele. Familien, Freunde und Bekannte hatten sich neben einander gesetzt, oder vielmehr Alles schien hier eine große Familie zu sein; man lachte, scherzte und freute sich der schnell verfliegenden Stunden und an die schweren Büßungen und Kasteiungen der Seliggesprochenen, denen man dies Fest zu verdanken hatte, ward nun nicht mehr gedacht, als insofern man ihre Abtödtungen und harte Büßungen durch frohen Genuß des Lebens gleichsam wieder gut zu machen und den Himmel darüber zu versöhnen suchte."

Wie Goethe die Ruinen Roms gar bald nur noch mit dem Auge des bildenden Künstlers sieht, so tritt auch jedes andere Interesse an Volks-Typen und -Gruppen hinter dem rein malerischen zurück. Bei einer Prozession von Franziskanermönchen (am 21. September 1787), „deren einfache Kleidung das Auge nur auf die Betrachtung des Kopfes hinzog", geht ihm das Verständniß für die malerische Wirkung bärtiger Männerköpfe auf. „Erst mit Aufmerksamkeit," schreibt er, „dann mit Erstaunen, musterte ich die vor mir vorüberziehende Reihe und war wirklich entzückt, zu sehen, daß ein Gesicht, von Haar und Bart in einen Rahmen eingefaßt, sich ganz anders ausnahm, als das bartlose Volk umher. Und ich konnte nun wohl finden, daß dergleichen Gesichter, in Gemälden dargestellt, einen ganz unnennbaren Reiz auf den Beschauer ausüben mußten."

Nichts lag Goethe bei religiösen Ceremonien ferner, als ihren Ursprüngen auf den Grund zu gehen. Die wenigen religionsgeschichtlichen Reflexionen in der „Ital. Reise" sind erst später hinzugekommen, manche verrathen deutlich den Zusammenhang mit Arbeiten, die den Herausgeber während der Redaction beschäftigten. So leitet er die hübsche und anschauliche Beschreibung der Pferdeweihe am Feste des Antonius Abbas mit der doctrinären Notiz ein: „Es läßt sich bemerken, daß alle Religionen, die entweder ihren Cultus oder ihre Speculationen ausdehnten, zuletzt dahin gelangen mußten, daß sie auch die Thiere einigermaßen geistlicher Begünstigung theilhaft werden ließen." Wem fallen bei der Lectüre dieses Satzes nicht die „Begünstigten Thiere" im Divan ein? Und in der That ist das kleine Gedicht annähernd um dieselbe Zeit wie jener einleitende Satz entstanden.

Die Kirche des S. Antonio Abbate, vor der Goethe den Priester die Pferde, Ochsen und Esel „an Köpfen und Schwänzen mit Bändern geputzt" mit Weihwasser besprengen sah, stand damals noch auf einem „weitschichtigen, beinahe öden" Platze. Heute erheben sich rings umher die modernen Häuserquartiere der östlichen Stadt, und das kleine Heiligthum selbst ist von den gleichförmigen Mauern des Militär-Hospitals eingeschlossen.

Es bleibt uns, ehe wir uns anderen Seiten des römischen Lebens zuwenden, nur noch übrig, einer Feierlichkeit zu gedenken, deren Mittelpunkt Goethe selbst war. Wir meinen seine Aufnahme in die Akademie der Arcadier. Diese Dichtergesellschaft, die ihrer Einrichtung und ihren Zielen nach große Aehnlichkeit mit dem Pegnesischen Blumenorden aufweist, läßt sich in ihren Uranfängen auf den Poetenkreis zurückführen, den die geistreiche Königin Christine von Schweden bei ihrem römischen Aufenthalte um sich versammelt hatte.

Namen, Gesetze und das ganze schäferliche Beiwerk datiren jedoch erst vom Jahre 1690. Die Zusammenkünfte fanden im Freien statt, anfangs bald hier bald dort in Gärten oder anmuthigen Wiesengründen, bis durch die Schenkung König Johann's V. von Portugal die Arcadia ein eigenes Grundstück auf dem Gianiculo erhielt. „Dort, an gefälligen Plätzen," berichtet Goethe in einem bei der Redaction der „Ital. Reise" entstandenen wohlwollenden und deshalb mit seinen brieflichen Aussagen in directem Widerspruche stehenden Artikel, „lagerten sie sich auf dem Rasen, setzten sich auf architektonische Trümmer und Steinblöcke, wo sogar anwesende Cardinäle nur durch ein weicheres Kissen geehrt werden konnten. Hier besprachen sie sich untereinander von ihren Ueberzeugungen, Grundsätzen, Vorhaben; hier lasen sie Gedichte, in welchen man den Sinn des höheren Alterthums, der edlen Toscanischen Schule wieder ins Leben zu führen trachtete."

Auf dieses „Trachten" hat Goethe wohl das Hauptgewicht gelegt, wenn er in dem erwähnten Artikel die Verdienste der Arcadier rühmt. Die literarischen Bestrebungen an sich, mochten ihre Ergebnisse auch noch so bescheiden sein, ließen dem Dichter das reimeschmiedende „Schäfer"-Völklein nachträglich in weit günstigerem Lichte erscheinen, als den meisten Anderen, die damals die Arcadia zum Gegenstande ihrer Reiseberichte machten. Wie lieblos nimmt sich daneben z. B. Archenholz' Notiz über die „berüchtigte Akademie der Arcadier" aus, „die größtentheils aus Sonettenfabrikanten besteht, die sich versammeln, um einander ihren Unsinn vorzulesen!" Auch Volkmann, der den Schäfern des „Bosco Parrasio", wie sie sich nach ihrem Versammlungsorte nannten, vier volle Seiten widmet, enthält sich nicht zu bemerken, daß der „ehemalige Ruhm heutigen Tages sehr gefallen, und nicht viel Ehre damit verknüpft sei, Mitglied zu werden". Jedenfalls wurde unter angesehenen Reisenden der Mitgliederfang ziemlich offenkundig betrieben, in der doppelten Absicht, der Vereinscasse die Eintrittsgebühren als willkommene Bereicherung zuzuführen und durch die Aufnahme verdienstvoller Leute dem Bunde neuen Glanz zu verleihen.

Daß Goethe nur widerwillig der Aufforderung zum Beitritt Folge leistete, wissen wir aus einem Briefe Moritz' an Campe. Er selbst berichtet über seine Aufnahme an Fritz v. Stein in durchaus scherzhafter Weise und entschuldigt sich deshalb bei der Mutter seines jungen Freundes mit den Worten: „Es ist auch nur darüber zu scherzen, denn das Institut ist zu einer Armseligkeit zusammengeschwunden." Für die gemischten Gefühle, mit denen Fremdlinge aus Norden die Ehrung über sich ergehen ließen, findet die etwa zwei Jahre später durch den Abbate Cerutti in die Akademie eingeführte Herogin Amalia den richtigen Ausdruck, wenn sie schreibt: „Am 4. December wurde ich zum Mitglied der arcadischen Akademie gemacht; mir war es nicht anders zu Muthe, wie ein nasser Pudel." Und gleichzeitig schreibt Herder nach Hause: „Mir ists diesmal glücklich vorübergegangen, und ich will mich wohl hüten, die heilige Schwelle wieder zu betreten."

Bei der Feier seiner Aufnahme scheint Goethe — er erhielt den Namen „Megalio Melpomenio" — eine ziemlich passive Rolle gespielt zu haben; während die Arcadier sich theils in Versen, theils in Prosa hören ließen, während der Custode der Akademie eine lange Lobrede auf den glänzenden Stern des fremden Dichterhimmels hielt, der auf die arcadischen Gefilde niederglänze, während sein „sogenannter Pathe" diese Verherrlichung in einer „sehr schicklichen Rede" erwiderte, mußte sich der Gefeierte darauf beschränken, sich „mit vielen Verbeugungen" zu bedanken und — jedenfalls mit klingender Münze — den Custoden „aufs Beste zufrieden zu stellen". Daß ihm letzteres gelungen ist, beweist wohl am besten die Thatsache, daß man ihn sogar nach seiner Aufnahme noch in einem Sonette verherrlichte. Es ist vermuthlich dasselbe, das Herder'n bei seinem römischen Aufenthalte vordeclamirt wurde.

Der Wandel der Zeit hat auch die Akademie der Arcadier umgestaltet. Aus dem zopfigen Poetenvölklein ist eine Gesellschaft ernster Forscher geworden, die allmonatlich zweimal im Palazzo Altemps zu wissenschaftlicher Arbeit zusammenkommen. Der Syrinx sanfter Wohllaut ist verstummt, der bändergeschmückte Schäferstab träumt im staubigen Winkel, und statt der klingenden Sonette beschäftigt den Geist der Arcadier die märchenhafte Kunde von neuen Entdeckungen am Fixsternhimmel oder in der endlosen Welt eines Wassertropfens!

Bücherbesprechungen.

— Was wir am Vaterunser haben. Predigt über Matth. 6, 9—13, gehalten von Archidiaconus Lic. Dr. Suppe. Leipzig, H. G. Wallmann. 20 ₰. — Auf Verlangen von Zuhörern hat der Prediger in Druck gegeben, was er am Sonntag Rogate zur Auslegung des Gebetes aller Gebete auf der Kanzel gesagt hatte. Nach der bekannten Dreitheilung erkennt er in den einzelnen Gruppen der sieben Bitten eine Himmelsleiter, auf der der Betende emporsteigt, einen Segensbrunnen, aus dem er schöpfen soll, und eine Schutzwehr für die Zeiten der Noth und Anfechtung. Es sind die alten, immer neuen Gebetsgedanken, die in klarer, eindringlicher Rede den Hörern ans Herz gelegt werden. B. K.

— Meine Vertheidigung in Sachen „Das Liebeskonzil". Von Oskar Panizza. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). — Wenn diese Schrift, die auf ein confiscirtes Buchdrama Bezug nimmt, das gewisse widerliche Ausartungen am päpstlichen Hofe des 16. Jahrhunderts behandelt, überhaupt angezeigt wird, so geschieht es nur, um aufs Neue zu beweisen, welche Confusion heutzutage die literarischen Kreise ergriffen hat. Dante, der die Strafreden wider Rom auch in den Bereich seines Gedichts zieht, wird hier mit frivolen Franzosen in eine Linie gestellt, deren häßliche Parodien für den modernen Verfasser, der sein Thema sogar mit transscendentalen Sphären in Verbindung bringt, gar keine Entlastungszeugen sind. Idem non est idem und es kommt nicht nur auf die Sache an, die man verficht, sondern im Wesentlichen auf den Standpunkt, auf den man sich stellt. Hier aber stehen sich Sittlich und Faul als Gegensätze gegenüber! Charakteristisch ist, daß der Häuptling des alternden jüngsten Deutschlands, Conrad, sich die Vertheidigung dieser Blasphemie hat angelegen sein lassen. Verwirrung überall! Was gegen das Urtheil des Landgerichts zu München eingewandt wird, beweist gar nichts, weil es die Sache gar nicht trifft, um die es sich handelt. So sehr man sich gegen eine falsche Beschränkung der Kunst durch unberufene Hände wenden muß, so sehr ist das Ausraufen von Unkraut mit Freuden zu begrüßen. J. R.

— Actenstücke zur Einführung in das Prozeßrecht. Von Dr. Friedrich Stein und Dr. Richard Schmidt, Proff. I. Civilprozeß, Heft 1 und 2, bearbeitet von Fr. Stein. Zweite Auflage. Leipzig, C. L. Hirschfeld 1895 (Preis des Hefts 1 ℳ). — Das Werk soll der Phantasie des Anfängers im Rechtsstudium mit Beziehung auf die concreten Erscheinungen des Prozeßlebens nachhelfen und, soweit möglich, dem Anfänger die mangelnde Anschauung ersetzen, nicht aber Muster für die Entwerfung von Actenstücken geben, wennschon zur Darstellung die Form und Reihenfolge von Actenstücken, wie solche in der Praxis vorkommen, benutzt wird. Die äußere Wiedergabe der Actenstücke ist unterrichtend und für das Studium durch verbindende Worte, wo dies nöthig ist, wie durch Anführung der Gesetzesstellen, die der Prozeßhandlung ꝛc. zu Grunde liegen, nutzbar gemacht; der Leser, für den das Werk an sich bestimmt ist, wird an vielen Stellen, die er vielleicht flüchtig überlesen hätte, durch angezogene Bestimmungen zur Vertiefung in die Prozeßlehre genöthigt. Gegen den eigentlichen Inhalt des Werkes läßt sich nicht viel bemerken, um so weniger, wenn zu berücksichtigen ist, daß nicht vollständig fehlerfreie Actenstücke, sondern solche geboten werden sollen, wie sie täglich mit ihren Abweichungen und Mängeln vorkommen, um eben daran lernen zu lassen, wie dies u. A. von Stölzel empfohlen wird. Nur möchten wohl sprachliche Ungeheuer, wie „Ort der Begangenheit" (S. 12, statt Ort, wo die That begangen), oder „höchst eventuell" (S. 16) vermieden werden, wenn sie leider auch in der Praxis noch vorkommen. Am meisten ist das Werk den Studirenden für die Zeit zu empfehlen, wo sie mit der Prozeßrechtslehre beginnen, um sich die praktische Anwendung, die Weise, wie die Theorie in die Praxis umgesetzt wird, zu verbildlichen, dann aber auch Allen, die sich vom deutschen Civilverfahren innerhalb des Gerichts und bei den Anwälten eine Anschauung verschaffen wollen. K—d.

— Bibelstunden. Auslegung der heil. Schrift fürs Volk. Von W. F. Besser, weil. Doctor der Theologie, Kirchenrath und Pastor zu Waldenburg in Schlesien. Dritte billige Gesammtausgabe. Vollständig in genau 40 Lieferungen à 1 ℳ. Halle a. S., Richard Mühlmann (Max Grosse). 1895. Lfg. 1. — Da es fast für überflüssig gelten kann, Besser's Bibelstunden noch zu empfehlen, so hätten wir uns eigentlich darauf zu beschränken, das Erscheinen dieser Lieferungsausgabe anzukündigen und den Leser aufzufordern, sich aus vorstehendem Titel über die Bedingungen selbst zu unterrichten, und dem wäre nur noch hinzuzufügen, daß der Käufer sich mit seiner Unterschrift zu sofortiger oder allmäliger Abnahme des ganzen Werkes verpflichtet. Der Preis ist deshalb für diese Ausgabe von 66 ℳ 20 ₰, die seither zu zahlen waren, auf 40 ℳ herabgesetzt. Aber ganz überflüssig ist solche Empfehlung doch noch nicht trotz der viel Tausend Exemplare, in denen die Bibelstunden bereits verbreitet sind. Wir möchten deshalb namentlich den jüngeren Predigern, bei denen solch altmodische, hochorthodoxe Hilfsmittel der Auslegung nicht hoch im Werthe zu stehen pflegen, den freundlichen Hinweis darauf zukommen lassen, wie viel ihnen entgeht, wenn sie darauf verzichten, und wie man es ihren Predigten anmerkt, daß die seinen, seelenkundigen Anmerkungen der Alten ohne Einfluß auf sie geblieben sind. Besser hat mit großem Fleiß das Beste davon zusammengetragen, ohne deshalb in den Ergebnissen seiner Erklärung die gründliche gelehrte Durcharbeitung irgendwie vermissen zu lassen. Wem also die Anschaffung des Ganzen unmöglich ist, der erwerbe sich wenigstens für bescheideneren Preis denjenigen von den seitherigen zwölf Bänden, in welchem die praktische Auslegung des gerade jetzt zu studirenden neutestamentlichen Buches geboten ist. Nicht behandelt hat Besser nur die Briefe an die Kolosser, die Pastoralbriefe, den Jakobus- und Hebräerbrief und die Offenbarung. Die Lieferungsausgabe, die, wie gesagt, auch schon fertig vorliegt, eignet sich dagegen hauptsächlich zu einem werthvollen Geschenk bei festlicher Gelegenheit. Wer die erste Lieferung zu Gesicht bekommt, sei darauf aufmerksam gemacht, daß hier die zehn ersten Bogen von der Auslegung des Lucasevangeliums mit sechs Bogen aus der des zweiten Korintherbriefes zusammengebunden sind, um dergestalt eine Probe der zwei verschiedenen Arbeitsperioden Besser's darzubieten. B. K.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 83. Sonnabend, den 13. Juli. 1895.

Land und Leute der russischen Ostseeprovinzen.

Nach eigenen Wahrnehmungen aus neuester Zeit.

Von Wilhelm Maaß.

Kurland, Livland und Estland sind in den letzten Jahrzehnten häufiger in das Interesse Westeuropas gezogen worden. Die Schließung der deutschen Schulen, die Bedrängung der lutherischen Kirche, das Gesetz über die Mischehen, demzufolge alle Kinder aus solchen Ehen im griechisch-orthodoxen Glauben erzogen werden müssen, die Forderung der russischen Sprache für alle Beamten und Lehrer anstatt der bisherigen deutschen, lettischen und estnischen Sprachen, die Einführung der russischen Gerichtsinstitutionen, endlich die Umtaufung der alten Städtenamen Dorpat und Dünaburg in „Jurgew" und „Dwinsk", — das sind so hauptsächlich die Punkte, über welche die Zeitungen häufig berichtet haben. Und doch hat gerade dies Land Recht auf eigene Selbständigkeit, da hier eine Hand voll Deutscher im Lauf der Jahrhunderte eine blühende Cultur geschaffen hat, wie Letten und Esten dies gern anerkennen, eine Cultur, die der Panslavist und Nationalrusse jetzt am liebsten mit Stumpf und Stiel über Nacht ausrotten möchte. Von altersher waren die heutigen baltischen Provinzen Kur-, Liv- und Estland im nördlichen Theile von den Esten (Tschuden), im südlichen von den Letten (Liven, Kuren und Litthauern) bewohnt. Die Bewohner Livlands befanden sich schon seit den Zeiten Jaroslaw's I., der 1030 in ihrem Lande Dorpat (Jurgew) gegründet hatte, in einer gewissen Abhängigkeit von den Nowgorodern. Nachdem der Augustinermönch Meinhard aus Bremen 1187 in Uexküll an der Düna die erste christliche Kirche gegründet und das Bekehrungswerk der Liven zuerst guten Fortgang genommen hatte, erschien um 1200 Bischof Albert von Apeldern mit einem Heergefolge an der Düna, gründete Riga (1201), um den Christen einen festen Vereinigungspunkt zu geben, und stiftete darauf den „Orden der Schwertbrüder" zur weiteren Verbreitung des Christenthums. Seit dieser Zeit wurden die Eingeborenen mit Waffengewalt bekehrt und zu Leibeigenen gemacht. Unbehelligt von den Nowgorodern breiteten sich die Schwertbrüder immer weiter aus, legten verschiedene feste Plätze an und besaßen bald das ganze Gebiet der heutigen drei Ostseeprovinzen. Als Russen und Litthauer am Ende ihre Aufmerksamkeit den Schwertbrüdern zuwenden mußten, kehrten diese ihre Waffen auch gegen die Störenfriede, besonders nachdem der Orden der Schwertbrüder sich mit dem „Deutschen Orden" in Preußen vereinigt hatte (1237). Als der livländische Orden auf die Dauer die andringenden Russen nicht mehr aufzuhalten vermochte, trat der letzte Herrmeister Gotthard Kettler Livland dem polnischen König Sigismund II. August ab und behielt Kurland mit dem Titel eines Herzogs für sich (1561). Estland ergab sich an Erich IV. von Schweden, die Insel Oesel an Friedrich II. von Dänemark. 1562 löste sich der Orden auf. Die weiteren Bemühungen der Russen, am Gestade der Ostsee festen Fuß zu fassen, endeten 1583 mit völligem Mißlingen. Erst 1710, im nordischen Kriege, wurden Est- und Livland von Peter dem Großen erobert, während Kurland unter Herzögen und polnischer Lehenshoheit bis zum Jahre 1795 eine gewisse Selbständigkeit behielt. Alsdann ergab sich auch diese Provinz auf Gnade und Ungnade. Ueber alle drei Provinzen setzte die russische Regierung fortan einen Generalgouverneur, während in jeder einzelnen ein Gouverneur das Unterregiment führte. Seit etwa 25 Jahren ist das Amt eines Generalgouverneurs fallen gelassen worden, der Gouverneur in den einzelnen Provinzen aber geblieben. Zu dem Posten eines solchen werden seit etwa 10 Jahren ausschließlich Stockrussen aus der Verwaltung innerrussischer Gouvernements berufen, die mit den Besonderheiten und Eigenthümlichkeiten der baltischen Provinzen in keiner Weise vertraut sind. Letzteres gilt aus den letzten Jahren auch von allen Gattungen von Beamten und Lehrern. Die Verfassung der Provinzen ist noch ziemlich patriarchalisch, ähnlich derjenigen Mecklenburgs. Die Angelegenheiten des Landes, ausgenommen die militärischen, neuerdings auch die Justizpflege, Polizei- und Schulwesen, werden vom Landtag berathen, in dem die Großgrundbesitzer und die Bürgermeister der Städte Sitz und Stimme haben, während die bäuerlichen Vertreter ländlicher Gemeinden, ohne Stimmrecht zu haben, theilnehmen. Die Beschlüsse des Landtags werden in russischer Sprache den Gouverneuren unterbreitet, der denselben Gesetzeskraft geben und auch verweigern kann. Alle drei Provinzen, so groß etwa wie Bayern und Württemberg zusammen, haben nur sechs Städte von einiger Bedeutung: Riga, Mitau, Reval, Libau, Pernau und Dorpat (Jurgew), und im Ganzen nur 25 Städte. Die meisten derselben sind kleine Landstädtchen von 2—7000 Einwohnern. Von eigentlichen Dörfern in deutschem Sinne ist keins vorhanden; größere Ansiedelungen, welche etwa unseren Marktflecken entsprechen, heißen dort Hakelwerke, und deren giebt's mehrere in allen drei Provinzen. Das Charakteristische solcher Ortschaften sind ungepflasterte Straßen, welche im Frühjahr und Herbst beladenen Fuhrwerken oft gefährlich werden; in Hakelwerken dürfen sich nicht mehr als zehn Kaufleute zweiter und dritter Gilde ansiedeln. Läßt die Obrigkeit mehr zu, so muß der Ort einen Bürgermeister anstellen und die Straßen pflastern. Rittergüter, kleinere und größere, sind in Fülle vorhanden und meist in adligem Besitz. Manche derselben haben solchen Umfang, daß sie, könnte man sie in das westliche Deutschland hinüberwerfen, mit manchen Kleinstaaten, mit Fürsten- und wohl auch Herzogthümern concurriren könnten. Das größte Rittergut der Ostseeprovinzen, Dondangen, in der Nordspitze Kurlands, hat sechzehn Quadratmeilen Flächeninhalt und ist im Besitze einer Familie v. Osten-Sacken. Die Arbeiter auf den Gütern wohnen nicht etwa in nächster Nähe des Herrenhauses, welches meist mit etlichen Pferdeställen und Scheunen vereinzelt liegt, sondern mitten in Wäldern oder Feldern. Seltener ist, daß zwei Gutsarbeiter, die übrigens alle Feld haben und ihren Herren dafür zu Frohntagen verpflichtet sind, ihre Wohn- und Wirthschaftsgebäude nahe bei einander haben. Die Gebäude auf dem Lande sind sehr häufig von Holz und mit Schindeln gedeckt. Steinbauten werden dort sehr kostspielig. Charakteristisch für die Ostseeprovinzen ist das Isolirte. Das Landschulhaus mit Hof und Garten liegt meist allein an der Landstraße, oft in der Nähe des Waldes. Die Schulkinder bleiben die ganze Woche im Schulhause. Die Kost, meist Fleisch und Brod, bringen sie sich für die Woche aus dem Elternhause am Montag mit, und Sonnabend werden sie von den Eltern im Wagen oder Schlitten wieder abgeholt. Uebrigens kommen die Kinder erst mit vollendetem 9. Lebensjahre in die öffentliche Landvolksschule. Vom 6.—9. Lebensjahre hat die Mutter obligatorisch den Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen, auch in Religion zu ertheilen, wie sie denn auch vor der Hochzeit in einer besonderen Prüfung vor dem Pfarrer ihre Qualification dazu nachweisen muß. Ueber diesen Hausunterricht der Kinder hat der Pfarrer zu wachen. In den Ostseeprovinzen ist der Schulzwang so gut wie völlig durchgeführt, und ich habe den Eindruck gewonnen, daß die Landleute ihre Kinder mit seltener Sorgfalt unterrichten und später gern zur Schule

schicken. Die Leistungen der dortigen Landvolksschule stehen deshalb auch in keiner Weise hinter den Leistungen der deutschen Landvolksschule zurück, ich möchte sogar behaupten, daß die Kinder in Bezug auf Entwicklung sprachlichen Könnens dort weiter gefördert werden als die Kinder bei uns. Gelehrt wird in den Schulen des platten Landes an Fremdsprachen das Russische und Deutsche, die Unterrichtssprache ist auf dem Papier russisch, in Wirklichkeit lettisch im lettischen, und estnisch im estnischen Sprachgebiet. Die materielle Stellung der Lehrer ist dort ungleich besser als bei uns.

Die Kirchen der Landbewohner liegen ebenfalls allein auf weiter Flur; in nächster Nähe befindet sich kein Haus, kein Baum. Ist aber ein Haus in der Nähe, so ist's eine Gastwirthschaft, ein Krug, in dem sich die Kirchgänger, die von weit und breit, oft von 30 bis 40 Kilometer (= Werst) zusammenkommen, erfrischen können. Rund um die Kirche auf dem Lande sind oft in mehrfacher Reihe Balkengeländer angebracht zum Anbinden der Pferde. An Sonntagen herrscht um das Gotteshaus herum regelmäßig ein buntes Gewimmel und Getümmel. Wagen drängt an Wagen, im Winter Schlitten an Schlitten, ein Durcheinander von Menschenstimmen findet statt, ein Rufen und Schreien, ein Drängen und Schieben der Menschenmenge, die zum gemeinsamen Gottesdienste zusammengekommen ist; in den Orgelklang und den Gesang der Andächtigen mischen sich friedlich das Pferdegewieher und das Getose der vielen, draußen harrenden Menschen. Und was für nette Wägelchen oder Schlitten, und was für nette, dralle Pferdchen sind das! Wer's irgendwie haben kann unter den Letten und Esten, und die Mehrzahl kann's haben, hat zur Kirchenfahrt ein besonders schönes Kirchenpferd, etwa wie wir einen Sonntagsrock und einen Sonntagshut haben. Die Bauern fahren meist einspännig, der Gutsbesitzer jedoch — dort allemal ein großmächtiger Herr, ein Czar im Kleinen — wenigstens zweispännig, meistens aber drei oder vier Pferde breit gespannt. Ein besonders im Winter beliebtes Gespann ist die Troika, ein Dreigespann, bei welchem das mittlere Pferd unter einem sog. Krummholz in der Scheerendeichsel leichten Trab läuft, während die beiden Rosse zur Seite, frei gespannt, leicht galoppiren. Bei uns ist die Troika nur aus dem russischen Volksliede bekannt: Seht die drei Rosse vor dem Wagen 2c. Die Troika ist ein Idealgespann für den Großfürsten wie für den Magnaten, für den kleinen Landedelmann wie für den Bauern. Bei allen bedeutet sie für den Fahrsport, was der Kronleuchter für den Salon. Aus einem Salon macht sich der ostseeprovinzische Bauer freilich nichts, ebensowenig wie im Allgemeinen der Deutsche. Eine ordentliche „Badstube", ein Badehaus ist ihm viel lieber. Ein solches Badehaus hat jede Gemeinde. Da aber die Mitglieder einer solchen sehr weit auseinander wohnen, alle aber die Badstube möglichst nahe haben wollen, so liegt es natürlich im Interesse der Betheiligten, wenn auch die Badestube allein und frei liegt. Und so liegen die Badhäuser der Gemeinden denn auch allein, meist in der Nähe fließenden Wassers. Jede Woche Sonnabend oder einige Tage vor den Festtagen ist die Badstube und der Platz vor ihr von Säuberungsbedürftigen ebenso belagert, wie an Sonntagen die Kirche und der Kirchenplatz von Kirchgängern. Die gewöhnliche Form des Bades ist das gewöhnliche russische Schwitzbad, auf welches unmittelbar das Wannenbad folgt. Im Winter werfen sich die Badenden nach dem Wannenbade auch wohl sofort in den Schnee und wälzen sich einige Male darin herum, um sich dadurch vor Erkältung zu schützen, eine Art der Abhärtung, wie sie dort auf dem Lande sehr gepriesen wird. Selbst habe ich dies Mittel allerdings nicht probirt, da mir meine Natur zu wenig eisbärenhaft erschien.

Aber Abhärtung ist nöthig für ein Klima, dessen Grundzug der schroffe Wechsel ist, welchen die Nähe des Meeres auch an der Küste kaum mildert, und gegen welchen der Pelz das sicherste Schutzmittel ist. Tage, wo Morgens Thauwetter und Abends klingender Frost von 20 bis 30 Grad, sind im Winter nichts Seltenes. In den Ostseeprovinzen sagt man:

Ein Mann von rechter Art
Trägt den Pelz bis Himmelfahrt,
Und zieht acht Tage nach Johann
Ihn wieder frisch und fröhlich an.

Mag diese vorsichtige Lebensregel für gewöhnlich auch etwas übertreiben, im Allgemeinen ist sie richtig für ein Land, das sieben Monate Winter und fünf Monate keinen Sommer hat. Ich selbst habe dort an einem 5. October eine wunderschöne Schlittenfahrt erlebt. Die Kälte steigt in harten Wintern wohl auf 30 und mehr Grad, ja Fälle, in denen das Quecksilber in den Thermometern gefriert, sind nicht so ganz selten, ebensowenig, daß Gewässer, Flüsse und Seen bis auf den Grund ausfrieren, so daß öfter Wassermangel eintritt und der Wasserbedarf für das Vieh erst aus Eis und Schnee gewonnen werden muß. Mehr gefürchtet aber als die Kälte sind jederzeit die Ost- und Nordwinde, die dort eine weit empfindlichere Wirkung üben als bei uns. Der Sommer ist heiß. So schöne milde Sommertage, wie wir in Thüringen so viele haben, gehören dort zu den Ausnahmen. War's nicht gluthheiß, so regnete es lange Zeit ununterbrochen. Etwas Schönes sind dort aber die Sommernächte. Wenn gemeinhin etwas kühl, so sind sie dafür um die Zeit der Sonnenwende, etwa 5—6 Wochen hindurch, so hell, daß in Est-, Liv- und auch im nördlichen Kurland sogar Feldarbeiten gemacht werden. In dieser Zeit, überhaupt aber in der heißen, arbeiten auf den Gütern Leute und Pferde Tag und Nacht; vier Stunden Arbeit wechseln in regelmäßiger Folge ab mit zwei Stunden Schlaf und Ruhe. Daß die Sommernächte, wie erwähnt, so kühl sind, hängt mit den vielen Seen, Sümpfen, Morästen und feuchten Niederungen zusammen. Das Gebiet um Mitau, die Hauptstadt Kurlands, sowie das um Riga, die Hauptstadt Livlands, liegt nur 12—20 Fuß über dem Meeresspiegel; dasselbe gilt fast von dem ganzen Küstengebiet mit alleiniger Ausnahme der estländischen Küste, welche gegen den Finnischen Meerbusen in Gestalt einer rothen Felsmasse, des sogenannten „Glint", steil abfällt. Weiter landeinwärts bieten die Provinzen trotz einer gewissen Einförmigkeit mit weiten Feldern, Wiesen und großen Wäldern doch auch reizvolle Abwechslungen landschaftlicher Natur, namentlich in lieblichen Flußthälern; ja, die Livländer rühmen sogar ihre „livländische Schweiz" gegenüber den Kurländern, die auf ihre „kurländische Schweiz" nicht wenig stolz sind. Wirklich schön ist vor Allem das Aathal in Livland, das mit seinen anmuthigen lieblichen Landschaftsbildern und mannigfachen romantischen Punkten, Burgruinen und Schlössern lebhaft an das Saalthal erinnert. Nennenswerthe Bodenerhebungen bietet das Aaplateau in Livland mit mehreren Bergkegeln in der Höhe von 700 bis 1000 Fuß.

Das Land ist im Allgemeinen sehr fruchtbar. Weizen wird jedoch nur im südlichen Livland und Kurland gebaut, dafür ist der nördliche Theil Liv- wie Kurlands reich an Flachs, Roggen, Hafer und Gerste. Besonders Flachs wird in allen Theilen der Ostseeprovinzen viel gebaut und bildet einen großartigen Exportartikel nach Deutschland und England. Am wenigsten fruchtbar ist Estland, welches auch verhältnißmäßig die geringste Einwohnerzahl und nur eine Stadt und vier Städtchen aufweist, trotzdem es anderthalb mal so groß ist wie das Königreich Sachsen. In den Wäldern herrscht das Nadelholz vor, Laubwäldern begegnet man erst im südlichen Kurland. Eichen, Buchen und Birken sind dort mehr Zierstücke als Waldbäume. Als Buschholz nimmt die Eller einen weiten Raum ein und bietet dem Kleinwild die nöthigen Schlupfwinkel. In den Waldungen aller drei Provinzen ist noch anzutreffen das mächtige Elen, das vor Zeiten bei uns ein gewöhnliches Wild war; Bären und Luchse kommen nur im mittleren und nördlichen Livland vor, während Wölfe noch immer in allen Theilen der Provinzen die Bauerhöfe dann und wann heimsuchen und im Herbste die Viehherden angreifen. Besonders reich und lohnend ist die Jagd auf Hasen, graue, wie weiße, welche letzteren dort „Litthauer" heißen, sowie auf alle möglichen Hühner, Auer-, Birk-, Hasel-, Schnee- und Rebhühner. Bei der Jagd auf Hasen und Hühner bedient man sich weniger der Jagdstiefeln als besonders einer Art Sandalen, „Pasteln", die für die Moräste und Sümpfe ein leichteres und bequemeres Fußzeug bilden als die schweren Stiefel. — Die Ströme und Flüsse sind durchweg wasser- und fischreich. Leider wird eine große Menge von Fischen alljährlich ein Raub der sogenannten Wasserpest, welche durch das Weichen des Flachses in Flüssen und Seen alljährlich im Monat August hervorgerufen wird. Der Dünalachs ist ein gesuchter Artikel, es kostet im geräucherten Zustande das Pfund dort 15 bis 20, selten bis 30 Kopeken (= 30—60 ₰), der ganze Lachs ist entsprechend billiger. Er schmeckt mindestens ebenso gut wie der Rheinlachs, den man das Pfund mit drei bis vier Mark bezahlen muß. Ein großartiger Exportartikel sind in den letzten Jahren die baltischen Krebse geworden, die waggonweise namentlich von Königsberger und Berliner Händlern zu einem Spottpreise aufgekauft werden. Schiffbar sind die Flüsse wegen der vielen Stromschnellen und Fälle nur theilweise; selbst die Düna, der mächtigste Strom,

ist nur auf etwa 50 Kilometer nahe der Mündung für die Schifffahrt geeignet. Desto reger und großartiger gestaltet sich aber auf allen Gewässern die Holz- und Balkenflößerei. Der vornehmste Fluß ist die gegen 1000 Kilometer lange Düna, ein majestätischer Strom in seinem Unterlaufe. Er fließt bis kurz vor Riga meist zwischen hohen Ufern, anscheinend durchaus harmlos; ähnlich unserer Weichsel entfaltet er aber fast alljährlich beim Eisgange seine volle Urkraft, verbunden mit einer elementaren Zerstörungswuth, der gegenüber man nur drei feste Brücken über den Strom zu bauen gewagt hat, die etwa dreißig deutsche Meilen von einander entfernt liegen. Diese Brücken sind bei Witebsk, Dünaburg und Riga. Bei Riga, welches 15 Kilometer von der Mündung entfernt liegt, ist der Strom etwas über 1000 Meter breit; er bildet den Hafen für die Stadt. Ein interessantes Leben herrscht längs dem ganzen Strom nach dem Eisgange, der meist Anfang April erfolgt, wenn die „Strusen" vom Oberlaufe herabschwimmen. Die „Strusen" sind gegen 150 Fuß lange und 50 Fuß breite, aus rohen Planken und Brettern gebaute Augenblicksschiffe, nur dazu bestimmt, auf billige Weise Flachs, Getreide und sonstige Erzeugnisse des Binnenlandes in die Hafenstadt zu befördern. Es sind dies wahre Ungethüme von Frachtkähnen, die hochbeladen, mit Leinwanddach und Commandobrücke ausgestattet und mit Fähnchen und Wimpeln bunt geziert, den Strom hinabgleiten und Alles, was Beine hat, ans Ufer locken. In Riga wird Alles verhandelt, selbst Planken, Bretter und Leinwand, und die Strusenrussen, wahre Hinterwäldler, die sich häufig den Kopf kratzen, vor lauter Bewunderung der Handelsmetropole den Mund aufsperren und mit ihrem langen gelben Haar und im schmutzigen Schafspelze durch die Straßen und Anlagen watschelten, fahren alsdann mit vollem Beutel auf der Bahn in die Heimath, die Gegend der Waldaihöhen, zurück. Von anderen Flüssen erwähne ich noch den Embach, der in den Peipus fließt und aus diesem unter dem Namen Narowa in den Finnischen Meerbusen bei Narwa mündet. Am Embach liegt nach beiden Seiten ansteigend, in ungemein lieblicher Thalmulde, die Universitätsstadt Dorpat (jetzt Jurgew) mit etwa 30000 Einwohnern.

Die Viehzucht ist in den Ostseeprovinzen bedeutender, als man bei uns gewöhnlich glauben will. Das Rindvieh ist aber klein und unansehnlich, ebenso sind es die inländischen Pferde, welche jedoch ungemein ausdauernd sind und sich auch in Deutschland großer Anerkennung erfreuen. Eine gute inländische Kuh kostet bis zu 40 Rubel (= 80 ℳ), ein gutes inländisches Arbeitspferd, auch wohl Luxuspferd, bis zu 100 Rubel. Dem Bauern, der besonders in der Pferdezucht Sorgfalt und Verständniß bekundet, wird Mühe und Fleiß bei der Aufzucht jungen Pferdematerials leider häufig schlecht gelohnt. „Was lohnt's," sagte mir ein lettischer Bauer, „wenn ich mir gute Pferdchen aufziehe und ich dadurch nur die Diebe anlocke!" In der That, der Pferdediebstahl steht in den Ostseeprovinzen seit Jahren in hoher Blüthe, und die großen Wälder und die mangelhafte Polizeiorganisation begünstigen ihn noch. Vor der Raffinirtheit der Pferdespitzbuben schützt weder Schloß noch Riegel, die klügsten Vorsichtsmaßregeln verfangen gegenüber der immer noch größeren Schlauheit der Diebe nicht. Die meisten und kühnsten Pferdediebstähle geschehen aber im Winter, der Teiche und Seen, Moräste und Sümpfe zu fahrbaren Straßen macht und die Verfolgung ungemein erschwert. Wird aber ein Pferdedieb erwischt, so wird er in den meisten Fällen grausam gelyncht und zweifellos so zugerichtet, daß er das Pferdestehlen künftig unterläßt. Die reichen Gutsbesitzer halten auch edle Pferde, und die großartigen Rennmeetings zu Dorpat und am Rigaschen Strande geben beredtes Zeugniß davon, daß auch in den Ostseeprovinzen die Zucht edlen Bluts mit dem Rennsport Hand in Hand geht. Auch Versuche mit Holländer, Angler und Schweizer Rindvieh werden von Jahr zur Jahr häufiger, wovon manche Musterholländerei dortselbst ebenfalls Zeugniß giebt. Auch Stammschäfereien sind mehrere vorhanden, ein Beweis, daß auch in der allerschwierigsten Viehzuchtdisciplin, der Schafzucht, dort etwas geleistet wird. Sonderbarer Weise aber giebt es unter der russischen Landbevölkerung wenige oder gar keine Schafkenner, trotzdem der Kleinrusse sich des charakteristischen Sprichworts bedient: „Wo es Schafe giebt, da giebt es auch Geld." — Eines ist mir besonders aufgefallen: die ziemlich verwahrloste Schweinezucht, auf die man in Deutschland von jeher große Sorgfalt verwendet hat. In den baltischen Provinzen treibt man die Schweine aufs Feld oder in den Wald, von wo sie Abends allein oder unter Aufsicht eines Hütejungen in den Stall zurückkehren. Fehlt eines, so ist das kein sonderliches Unglück. In den Hakelwerken und kleineren Städten treiben sie sich auch wohl im Schmutz der Straßen herum; selbst in Dünaburg, einer Stadt von ca. 70000 Einwohnern, die aber, politisch wenigstens, zu den Ostseeprovinzen nicht mehr gehört, habe ich selbst in der Bahnhofstraße oft genug Schweine die Rinnsteine durchforschen sehen. Die meisten Schweine werden als Ferkel (6 bis 10 Wochen alt) geschlachtet und sind beispiellos billig, 80 Kop. bis 1 Rubel 20 Kop. (1,60—2,40 ℳ) pro Stück. Auf den Märkten werden häufig ganze geschlachtete Schweine verkauft oder das Thier, der Quere nach in vier Theile zerhauen, feilgehalten. Großartig entwickelt ist der Schweinehandel mit Deutschland. Stets, wenn ich auf dem Bahnhof Insterburg war, habe ich bemerken müssen, daß man vor dem fürchterlichen Gegrunze und Geschrei der in Waggons verladenen russischen Schweine sein eigenes Wort nicht hören konnte. Bedeutend entwickelt ist auch die Geflügelzucht, am meisten in Kurland und Livland. Vor Allem giebt's dort viele Gänse, die in den letzten Jahren in Massen nach Deutschland exportirt werden. Dort kostet eine gemästete Gans 80 Kop. bis zu 1 Rubel, beim Aufkauf in Massen stellt sich der Preis für das Stück auf 50 bis 70 Kop. Wir begreifen, daß mit russischen Gänsen ein gutes Geschäft zu machen ist. — In Bezug auf die Amphibien möge kurz erwähnt werden, daß wie in England auch in den baltischen Provinzen der Laubfrosch nicht vorkommt. In den fünf Jahren, wo ich dem Rigaschen Naturforscherverein angehörte, wurde das regelmäßig ausdrücklich betont. In Bezug auf die Insecten genüge die Notiz, daß jene kleinen braunen behenden Küchenthiere, die „Schwaben", dort sehr viel vorkommen. Wie dem lieben Kinde, das viele Namen hat, so geht's auch den Schwaben. Dort heißen sie Borussaken, d. h. die Preußen, während in vielen Gegenden Preußens, besonders auch in Thüringen, diese Thierchen „Russen" oder Russaken genannt werden.

Die Verkehrsstraßen der Ostseeprovinzen können sich mit den unsrigen nicht messen. Von Chausseen habe ich nur eine wahrgenommen, die Berlin—St. Petersburger Chaussee, welche über Mitau, Riga und Dorpat führt. In lebhafter Erinnerung ist mir, mit welcher Freude nach 1½jährigem einsamen Hauslehrerleben auf einem Gute in der Nähe des Peipus meine Augen auf der Porzellankuppel einer Telegraphenstange ruhten, die mich auf einer Reise nach langer Zeit als ein Zeichen der altgewohnten westeuropäischen Cultur angrüßte. Die Landwege sind im Allgemeinen wohl fahrbar, aber im Besonderen eben nicht. Im Frühjahr und Herbst sind sie einfach schauderhaft, ebenso schauderhaft die elenden Brücken, die fast alle Jahre, vom Frühjahrswasser weggerissen, immer wieder erneuert werden müssen. Sie sind meist nur Nothbehelfe und zwar vielfach aus unbehauenen, quer neben einandergelegten und nothdürftig befestigten dünneren Balken gebaut. Was braucht's auch der Brücken in einem Lande, wo der 7monatliche Winter die schönsten und festesten Brücken und dazu ein vollständig neues Wegenetz schafft. Man fährt dann stets den nächsten Weg, geradeaus über Flüsse und Seen, über Wiesen, Gräben und Aecker, über Sümpfe und Moraste. Entfernungen giebt's in schönen Wintern gar nicht. Die Familien der ländlichen Großgrundbesitzer besuchen sich dann oft genug auf 40 bis 50 Werst weit einander zum Thee. Und diese Strecken werden von den flinken ausdauernden Pferden bei guter Schlittenbahn in je drei Stunden hin und zurück zurückgelegt. Man fährt um 4 Uhr gleich nach dem späten Mittagessen ab, ist um 7 Uhr an Ort und Stelle, fährt um 10 Uhr wieder ab, um gegen 1 Uhr zu Hause zu sein. Die Schienenwege sind dort breitspuriger als die deutschen, weshalb russische Waggons auf unseren Eisenbahnen nicht fahren können. Der russische Hofzug ist aber derart eingerichtet, daß die Spurweite der Räder verengt werden kann. Die letzten Jahre hat sich das Bahnnetz der Ostseeprovinzen um die vorwiegend zu strategischen Zwecken erbaute Linie Riga—Pskow (am Südende des Peipus) vergrößert, so daß man die Strecke Riga—St. Petersburg in acht Stunden kürzerer Zeit zurücklegen kann, als das früher über Dünaburg möglich war. Ein Strang führt von dieser Linie nördlich über Dorpat nach Reval.

(Schluß folgt.)

Bücherbesprechungen.

— Quousque tandem?! Ein Wort an die evangelischen Geistlichen. Von ***. Eisenach, M. Wilckens, 1895. 50 ₰. — In beweglichen, eindringlichen Worten wendet sich der Verfasser an die evangelische Geistlichkeit, daß sie endlich anfange, der allgemeinen Noth des Volkes zu steuern, die durch die Trunksucht hervorgerufen wird. Die statistischen Zahlen über die Verwendung des Nationalvermögens auf geistige Getränke, über das Verhältniß zwischen Trunksucht und Geisteskrankheit, Sterblichkeit, Vererbung krankhafter Zustände im Allgemeinen und verbrecherischer Anlagen im Besonderen werden in ihrer ganzen Bedrohlichkeit ausgeführt. Hieran knüpft sich die Mahnung, die Kirche solle zu allem Dem, was Gesetzgebung und Vereinsthätigkeit schon gegen das schlimme Uebel gethan haben, ihrerseits noch eine organisirte Kampfesarbeit hinzufügen: jeder Geistliche soll in der Seelsorge sowohl, wie in Vereinen und Versammlungen durch Einzel- und Gesammtwirkung sein Möglichstes leisten. Dem wird jeder Verständige beistimmen, wird aber auch den betreffenden Kämpfern das größtmögliche Maß von Vorsicht, Tact und barmherziger Liebe zu den beklagenswerthen Feinden zu wünschen haben.

B. K.

— Das Sechstagewerk der Bibel, verglichen mit den Schöpfungsberichten anderer Völker und mit den Resultaten der modernen Naturforschung. Von E. Koch, Pfarrer. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1895. 60 ₰. — Es kommt dem Verfasser bei dieser sehr kurzen Behandlung eines riesengroßen Stoffes darauf an, zu zeigen, daß die Naturforschung den Satz bisher nicht widerlegt hat, die Schöpfung müsse einen Schöpfer haben, daß der biblische Bericht mit seinem Ausdruck „Tag" den als Gewißheit oder als hohe Wahrscheinlichkeit erkannten Formen des Wachsthums und der Entwickelung nicht widerspricht und mit seiner Behauptung einer anfänglichen Verschiedenheit der Arten trotz alles Darwinismus bis jetzt Recht behalten hat. Und so aufgefaßt, kann das Schriftchen recht nützlich sein zur Beruhigung ängstlicher Gemüther, die sich durch unberechtigte Uebergriffe sogenannter Naturforscher auf das religiöse Gebiet in Aufregung bringen lassen.

B. K.

— Historische Zeitschrift. Herausgegeben von Heinrich von Sybel und Friedrich Meinecke, Neue Folge 39. (der ganzen Reihe 75.) Band. Erstes Heft. München und Leipzig, R. Oldenbourg. 1895. 192 SS. 8°. — Das eben erschienene neueste Heft der Zeitschrift zeichnet sich durch besonders reichen Inhalt aus. Den umfangreichsten Beitrag hat diesmal der Herausgeber, H. v. Sybel, selbst geliefert; wir sind auf seine „Neuen Mittheilungen und Erläuterungen zur Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I." an anderer Stelle näher eingegangen. An eine der ersten Publicationen des königl. preuß. historischen Instituts in Rom, die III., die Jahre 1572—1585 umfassende Abtheilung der Nuntiaturberichte aus Deutschland, deren beide erste Bände, bearbeitet von Joseph Hansen, 1892 und 1894 erschienen sind, knüpft die Abhandlung von Max Lossen, Römische Nuntiaturberichte als Quellen der Geschichte des Kölnischen Krieges, an. Wir haben vor geraumer Zeit an dieser Stelle (1882 Nr. 63) auf Lossen's Werk über den Kölnischen Krieg, d. h. die Verwickelungen, zu denen der vergebliche Versuch des Erzbischofs Gebhard Truchseß von Köln, das Erzstift der Reformation zu gewinnen, den Anlaß gab, hingewiesen; dem ersten, die Vorgeschichte des Krieges behandelnden Band, der dort besprochen worden, ist leider noch immer nicht der zweite gefolgt, doch dürfen wir ihn nach Lossen's Angaben in den nächsten Jahren erwarten. Die Publication Hansen's, die ein reiches Material für diesen Gegenstand erschließt, hat Lossen zu der uns vorliegenden kritischen Vorstudie veranlaßt. Bei aller Anerkennung, die er dem Herausgeber und bis auf nicht sehr erhebliche Ausstellungen dem Editionsplane zollt, kann Lossen Hansen darin nicht beipflichten, daß dieser der Initiative der Curie in der Hauptsache den Erfolg der katholischen Restauration in Köln zuschreibt; die Archive des Kölner Domcapitels, des Hauses Bayern und des kaiserlichen Hofes lassen vielmehr erkennen, daß mindestens ebensoviel dazu die römisch-katholische Mehrheit des Capitels und einzelne mit Gebhard verfeindete Domherren wie der Chorbischof Herzog Friedrich von Sachsen, ferner Graf Salentin von Isenburg, endlich die kaiserlichen Commissare beigetragen haben. Der Verfasser charakterisirt ferner in vortrefflicher Weise die deutsche Politik Papst Gregor's XIII., sein Verfahren bei Besetzung der Nuntiaturen und die einzelnen hier in Betracht kommenden Nuntien, den Cardinal Joh. Morone, den Grafen Bartholomäus Porzia, den Erzbischof von Rossano Joh. Bapt. Cassagna, den Cardinal Madruzzo, den päpstlichen Agenten Minutio Minucci, den Cardinallegaten Andreas von Oesterreich, die Nuntien Malaspina und Bonomi und den Auditor der Rota Orano, die alle mit größerer oder geringerer Selbständigkeit in der Kölnischen Angelegenheit diplomatisch thätig waren. — Von allgemeinem Interesse ist auch der gewandt geschriebene Aufsatz von Otto Krauske, Friedrich Wilhelm I. und Leopold von Anhalt-Dessau. Auf Grund des reichen Briefwechsels zwischen ihnen, der nächstens als Theil der Acta Borussica veröffentlicht werden wird, schildert Krauske die innigen Beziehungen, die schon der Kronprinz mit dem älteren und schon damals als bedeutender Heerführer anerkannten Fürsten anknüpfte (der erste eigenhändige Brief Friedrich Wilhelm's an Leopold ist von 1710) und die dann, ungeachtet einer kleinen Trübung unmittelbar nach Friedrich Wilhelm's Thronbesteigung, bis zum Tode des Königs fortdauerten. Sowohl für die Charakteristik Friedrich Wilhelm's als für die des „alten Dessauers" ist der Aufsatz von hohem Interesse und beseitigt manche vielfach gehegten Vorurtheile. Bei aller Bewunderung, die Friedrich Wilhelm vor Leopold empfand, ist dieser doch nie eigentlich sein Lehrmeister gewesen, sondern „seine Natur ist frei aus sich selbst herausgewachsen". Doch hat sich Leopold auf militärischem Gebiet, für das er in hohem Grade beanlagt war, unzweifelhaft bedeutende Verdienste erworben und viel zu der großartigen Organisation des preußischen Heeres beigetragen, wenn man auch daneben die selbständigen Verdienste des Königs nicht gering anschlagen darf. Aber auch bei den inneren Reformen, die mehr noch als die militärischen Friedrich Wilhelm's Namen unsterblich in der preußischen Geschichte gemacht haben, war Leopold, selbst ein umsichtiger Haushalter, einer der verdientesten Gehilfen des Königs; sowohl als Gouverneur von Magdeburg als auch durch seine Thätigkeit in Litthauen, wo ihm der König bedeutende Güter zugewiesen hatte, hat er eine weitreichende Thätigkeit entfaltet; auch auf die neue Organisation der Behörden hat er Einfluß gehabt. Bewährte sich somit die Fähigkeit und die schöpferische Thätigkeit in vielen Punkten, in einem gingen sie doch auseinander: in ihren religiösen Anschauungen. Leopold besaß nichts von jener echten Frömmigkeit, wie sie Friedrich Wilhelm voll durchdrang und für die Auffassung seines Herrscherberufes als einer von Gott auferlegten Pflicht durchaus maßgebend war. — Ernst Sackur hat eine kleine Mittheilung zur Vorgeschichte der Schlacht von Albe (Tagliacozzo) beigesteuert, in der er nachweist, daß der Marsch Konradin's von Hohenstaufen von Rom nach Sulmona und Luceria (August 1268) durch das Saltothal, wie schon Ficker vermuthet hat, gegangen sei, indem die Angabe in einem Rapport an den Papst per Tecli partes auf die Landschaft Cicoli am mittleren Salto zu beziehen ist. M. Ritter weist als Nachtrag zu seinen „Untersuchungen über die pfälzische Politik" (im vorhergehenden Heft) auf ein angeblich vollständiges Exemplar des „schwarzen Registers" hin, das sich im Münchener Reichsarchiv befinden soll. Ein reichhaltiger Literaturbericht und Notizen und Nachrichten bilden den Beschluß des Heftes.

—m—

— Fühling's landwirthschaftliche Zeitung. Centralblatt für praktische Landwirthschaft und Agrarpolitik. Herausgegeben von Edmund Klapper. Leipzig, Verlag von Hugo Voigt. — Diese vor 44 Jahren von Fühling begründete Zeitung hat sich bis heute nicht nur lebensfähig erhalten, sondern auch ihren alten Ruf bewahrt, als treuer Rathgeber in allen landwirthschaftlichen Angelegenheiten dem Oekonomen zur Seite zu stehen. Dabei steht die Zeitschrift auf dem Boden der Wissenschaft und vermittelt deren neue Erforschungen dem Praktiker. In agrarpolitischer Beziehung vertritt sie mit Energie und Freimuth die berechtigten Forderungen der Landwirthe und erörtert die Mittel und Wege, auf denen die Landwirthschaft durch eine ihre Interessen fördernde Gesetzgebung aus den sie umklammernden Fesseln der augenblicklichen Nothlage errettet werden könnte. Ein Blick auf den reichen Inhalt des laufenden Jahrganges läßt erkennen, daß der Herausgeber mit Hilfe einer großen Zahl Mitarbeiter durch die wissenschaftliche Behandlung aller brennenden Tagesfragen des wirthschaftlichen Lebens, wie auch der fortschreitenden Technik den Leser stets auf dem Laufenden erhält und sein Interesse fesselt. Die Zeitschrift erscheint jeden Monat zweimal zu einem Abonnementspreis von 3,50 ℳ pro Quartal und ist durch alle Buchhandlungen und die Post zu beziehen.

Sst.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 84. Dienstag, den 16. Juli. 1895.

Land und Leute der russischen Ostseeprovinzen.

Nach eigenen Wahrnehmungen aus neuester Zeit.

Von Wilhelm Maaß.

(Schluß.)

In Bezug auf die bunte Mannigfaltigkeit der sprach- und stammverschiedenen Bevölkerung stehen die Ostseeprovinzen wohl einzig in der Welt da. Außer den eingeborenen Letten und Esten leben dort Deutsche, Russen, Polen, Schweden, Juden, Engländer und Franzosen, selbst Zigeuner, die alle ihre Eigenart in Sprache, Religion und Sitte zu bewahren streben. Hinsichtlich der Confession herrscht infolgedessen dasselbe bunte Gemisch. Den breitesten Raum nimmt die evangelisch-lutherische Kirche ein, zu der sich Letten, Esten und die Deutschen zum weitaus größten Theile bekennen. Griechisch-orthodoxe und römisch-katholische Gemeinden haben in den letzten Jahren ein Wachsthum zu verzeichnen gehabt, vor allen erstere. Außerdem giebt's Anglikaner mit einer besonderen Kirche in Riga, Baptisten mit besonderen Bethäusern überall, Raskolniken und andere Sectirer mit besonderen Kirchen oder Bethäusern in Kurland und Südlivland, der Angehörigen der mosaischen Confession, mit ihren vielen Synagogen überall, gar nicht zu gedenken. Alle diese Völkergruppen haben ihre besonderen, deutlich hervortretenden Eigenthümlichkeiten. Wir wollen uns mit der Schilderung der Letten, Esten, Russen und Deutschen als der an Zahl bedeutendsten und sonst auch in allen Beziehungen wichtigsten Völkergruppen begnügen.

Die Letten sind durchweg von untersetzter Statur und fast alle blond. Mehr verschlagen als klug sind sie auf ihren Vortheil sehr bedacht; trotzdem ist ihnen eine gewisse Gutmüthigkeit, die oft an Sentimentalität grenzt, nicht abzusprechen. Seinen Wohlthätern ist der Lette dankbar und ihnen gegenüber, wenn's sein muß, zu großen Opfern bereit. Seinem Herrn dient er im Allgemeinen treu, bezeigt ihm Anhänglichkeit und Ehrfurcht. Begrüßt er seinen Gutsherrn, küßt er ihm unter tiefster Verbeugung den Arm oder die Hand; er ist bescheiden, oft zum Uebermaß. Der Gutsherr ist der Seelkungs (gnädiger Herr), die Gutsherrin die Seelmad (gnädige Frau), der heranwachsende Sohn des Gutsherrn der Jaunskungs (Jungherr). Der größte Theil des lettischen Volks beschäftigt sich mit der Landwirthschaft oder gehört zur dienenden Classe. Die Dienstboten, Kutscher, Knechte, Mägde rekrutiren sich fast durchweg aus Letten im lettischen Theil, aus Esten im estnischen Theil der Ostseeprovinzen. Der civilisirte Lette spricht auch deutsch und russisch, aber das Deutsche lieber, weil's „feiner" ist. Zu den lettischen Volksliedern, die übrigens in sehr großer Zahl vorhanden sind, gehören meist deutsche Melodien. Durchaus anheimelnd wirkte auf mich, als ich einst an einem trüben Frühherbsttage am Westrande des Peipus spazieren ging und ein lettisches Hütemädchen die Melodie sang: O wie kalt ist es geworden. Ich vermuthete in dem Mädchen ein deutsches Kind, mußte aber bald erfahren, daß es nur gebrochen deutsch konnte. — Die Nationaltracht der Letten ist beim männlichen, wie beim weiblichen Geschlecht in grauer Farbe gehalten, und das ist von Alters her so gewesen. In diesem Punkte ist der Lette conservativ, was um so mehr bemerkenswerth ist, als er im Allgemeinen dem westeuropäischen Culturfortschritt sehr zugänglich ist, besonders ist das bei den Frauen und Mädchen der Fall. Die heranwachsenden Töchter der lettischen Bauern lernen sogar Klavierspiel und kleiden sich gern nach dem neuesten Modenjournal, von dem sicher eines im töchtergesegneten wohlhabenden lettischen Bauernhause zu finden ist. Arme Letten giebt's eigentlich nicht, eben so wenig giebt es Heruntergekommene und Bettler in unserem Sinne. Die bedürftigen Leute, wie Blinde, Krüppel u. s. w., sieht man aber in Städten, wie auf dem Lande, an den Kirchthüren die Kirchgänger um eine Gabe bitten. Eine gewisse breitspurige Wohlhabenheit, wie sie der Grundzug des ganzen Landes ist, ist auch der Grundzug des lettischen Bauern, der die Silberrubel aufspart und sie wohl gar in einen eisenbeschlagenen Kasten womöglich des Kellers legt, dessen Eingang dem Bette zunächst liegt. Kein Wunder, daß Silberrubel im Verkehr so gut wie gar nicht vorkommen. Mir sind sie während eines 12jährigen Aufenthaltes vielleicht fünfmal, mehr als Merkwürdigkeit, begegnet. Zu Hause lebt der Lette einfach, empfängt gern Gäste, die er reichlich bewirthet, selbst Fremde, mit denen er sich weniger verständigen kann. An den Zimmerwänden findet man oft Schlachtenbilder von Königgrätz, Metz, Sedan, ferner die Bilder vom alten Kaiser Wilhelm, Bismarck, Moltke, seltener russische patriotische Bilder. Der Lette rührt sich nicht gern von der Scholle, auf der er geboren, und vermischt sich ungern mit dem Stamme der Esten. Daraus ist erklärlich, daß seit Hunderten von Jahren die scharfe Sprachgrenze der Esten und Letten dieselbe geblieben ist. Sie zieht sich durch die Mitte Livlands, von der Salismündung in fast wagerechter Linie bis an den Peipus. Südlich von dieser Linie, also in Südlivland und Kurland, wohnen die Letten, nördlich von derselben, also in Nordlivland und Estland, die Esten. — Die Esten sind durchweg eher lang und schlank als untersetzt, und meist hager und starkknochig. Sie haben meist tiefschwarzes Haar und braune Augen. Die Lieblingsfarbe ist schwarz, mindestens dunkel; das Nationalkostüm ein langer Gehrock mit schwarzer Halsbinde und schwarzem hohem Filzhut. Charakterfester als der Lette, hat der Este mehr Mutterwitz als dieser; in seinem Wesen ist er weniger leicht zugänglich und verschlossen als der Lette, dem das Herz auf der Zunge liegt. Unter seinesgleichen ist er redselig und heiter und bei Spiel und Trank und festlichen Gelegenheiten bis zur Unverwüstlichkeit fröhlich. An Zahl geringer als die Letten, gehören die Esten ebenfalls zumeist dem Bauernstande oder der dienenden Classe an. Doch giebt's von Jahr zu Jahr mehr lettische als estnische Kaufleute und Literaten, Juristen, Lehrer und Prediger; die Handwerker nehmen ab. Gegen das Handwerk haben beide Völkerstämme eine offenbare Abneigung. Läßt der Este wie der Lette seine Söhne etwas „werden", dann sollen sie, wie sie sagen, auch etwas Ordentliches werden, und dazu gehört nach ihrer Ansicht das Handwerk nun einmal nicht. Beide Völkerschaften sind dem Lutherthume von ganzem Herzen zugethan und stehen schon des Glaubens wegen mit den Deutschen zusammen gegenüber den ein wenig gewaltsamen Liebkosungen der griechisch-orthodoxen Kirche. Das schließt aber keineswegs aus, daß alljährlich einzelne Letten wie Esten zum griechischen Bekenntniß übertreten, oder vielmehr hinüber gezogen werden; denn völlig freiwillig geschieht das in den wenigsten Fällen. Häufig genug sind von den Popen, den russischen Geistlichen, gegen allerhand Vorspiegelungen und Versprechungen Letten wie Esten zum Uebertritt zur Staatsreligion veranlaßt oder gar indirect gezwungen worden. Zurückzukehren zum Lutherthume, wie sie es oft gern gethan hätten, nachdem die Versprechungen unerfüllt geblieben waren, ging nicht an, da der Abfall von der Staatskirche mit Verbannung nach Sibirien bestraft wird. Aber die übergetretenen Letten wie Esten brachten es doch dahin, daß in ihren griechischen Kirchen die alten lutherischen Lieder gesungen werden, sowie daß die Popen auf die Kanzel steigen und predigen mußten, wie vordem der lutherische Geistliche es gethan hatte. In den griechisch-orthodoxen Kirchen wird eben sonst nicht ge-

predigt, es werden auch keine Lieder gesungen, da der Gottesdienst durchweg liturgischer Natur ist und ein fortwährendes Kommen und Gehen der Gemeindeglieder voraussetzt.

Die Russen treten eigentlich als gewichtige Masse in den Ostseeprovinzen noch nicht auf; sie vertheilen sich sehr in Stadt und Land, und nur zuweilen wird man daran erinnert, daß auch sie da sind. Es ist das trotz der scharfen Russificationsmaßregeln der letzten Jahre, von denen der Einzelne jedoch wenig merkte, auch heute noch nicht der Fall. Es sind nun wohl stockrussische Beamte, Lehrer und Juristen mehr vorhanden als in früheren Jahren; sie treten aber wesentlich bemerkbar bis jetzt nicht an die Oberfläche des öffentlichen Lebens. Es sind auch keine Anzeichen vorhanden, daß sie hinter den Coulissen desto eifriger wirken und von durchgreifendem Einfluß werden: die deutsche Cultur hat durch ihre Geschichte und ihre Erfolge so tiefe Wurzeln geschlagen und so nachhaltige Wirkungen aufzuweisen, ist auch unseres Erachtens auch heute noch nicht so ohnmächtig, so daß sämmtliche Anstrengungen der Russificationsgelüste so sehr viel, wenigstens auf die Dauer, nicht ausrichten werden. Der Russe hat — der Eindruck überkommt wohl Jeden bei längerem Aufenthalt in den Ostseeprovinzen — dort eigentlich kaum mehr als den Charakter eines Gastes, dem man nicht die Thür weisen kann, wenn er ungemüthlich wird. Aber ungemüthlich sind die Russen des Baltenlandes keineswegs, ungemüthlich sind die Russen überhaupt nicht, ungemüthlich war nur das herrschende russische Regime, das sich in dem verstorbenen Kaiser Alexander III. verkörperte und das in viele Häuser und Familien durch die Schließung der deutschen Schulen und durch die Vorschriften über die dort häufigen Mischehen viel Unzufriedenheit und böses Blut gebracht hat. Der gebildete Russe ist der liebenswürdigste Mensch von der Welt. Auch der Volksrusse in seiner Nationaltracht, der einfache Russe mit dem rothen Hemd, das er über den Unflüsterbaren trägt, ist nicht der Barbar, als welcher er in Westeuropa verschrien ist, sondern im Durchschnitt eine harmlose, joviale und gesellige Natur. Der Durchschnittsrusse — das sollte man sich in Westeuropa merken — ist nicht mehr der Slave des siebenjährigen Krieges, auch nicht mehr der aus der Zeit der Freiheitskriege. Osteuropa hat mit seinen Slaven Fortschritte gemacht, so gut wie Westeuropa mit seinen Germanen und Romanen. Und wenn auch nur zwei Procent aller Russen schreiben und lesen können, so hat doch im Allgemeinen der Russe einen angeborenen Mutterwitz, der von uns viel zu gering veranschlagt wird, und angeborene Tournure und Klugheit, die Vieles ersetzen, was Schule und Leben dem Deutschen oft nicht beizubringen im Stande sind. Der Russe liebt den Czaren, sein „Väterchen“, wenn auch wohl mehr aus Furcht als innerer Neigung, wie das Sprichwort bestätigt: Gott ist weit, der Czar aber nah! Die meisten Russen der Ostseeprovinzen sind Kaufleute, Pferdehändler, Gemüsebauer und Dienstboten, vor Allem Kutscher. Deutsche Häuser werden von russischen Dienstleuten allen andern vorgezogen. Auch manche vornehmen, alten russischen Bojarenfamilien sind in den Ostseeprovinzen vertreten. Schuwalows, Golyzins, Gortschakoffs und Orlows haben in den Baltenlanden Großgrundbesitz, dazu manche russische Fürsten neuerer Zeit, die Knäse, von welchem Wort wir das corrumpirte Wort Knast (z. B. der reiche Knast) abgeleitet haben. Die vornehmen Russen sprechen auch Deutsch, wozu aber das Volk sich wenig geneigt zeigt. Daß die russischen Damen rauchen und viel Süßigkeiten naschen, ist nicht zu bestreiten. Jedoch ist dies nicht so allgemein, wie man sich in Deutschland gewöhnlich erzählt. Das hängt sicherlich auch mit dem Klima zusammen, welches dem Nordländer zum Bedürfniß macht, für die Einförmigkeit des Landes und des Lebens, insonderheit für den langen Winter sich durch allerhand Zerstreuungen und Genüsse zu entschädigen. Vieles Andere in den Lebensgewohnheiten der Russen und Russinnen, was uns nicht anspricht und behagt, ist auf Rechnung einer anderen Cultur zu setzen, die uns eben nicht geläufig ist. — Ein hervorstechender Typus bei den Russen ist der Geistliche, der Pope, der auch zu Hause und auf Reisen den Talar trägt. Haupthaar und Bart läßt er wachsen; langes Haar, langer Bart, dazu eine tiefe Baßstimme sind seine hervorragenden Standeszierden. Die Bildung der Popen reicht im Allgemeinen lange nicht an die unserer Geistlichen heran; ihres Muths wegen stehen sie bei dem gemeinen Volke, mit dem sie häufig die bläulich angelaufene Nase gemeinsam haben, in großem Ansehen. — Die russischen Kirchen sind sämmtlich verhältnißmäßig klein und haben fast durchweg 5, oft 6 grüne Kuppelthürme. Daher die vielen Kuppeln und Kirchen in großen Städten, wie z. B. in Moskau. Ein wunderbar schöner Gesang wird in den russischen Kirchen gepflegt, dessen geradezu überwältigende, hinreißende Wirkung übrigens auch Moltke in seinen „Briefen über Rußland“ hervorhebt. — Noch eines besonderen Volkstypus muß ich erwähnen, des russischen Kutschers, der von den baltischen Edelleuten gern der beste Kutscher der Welt genannt wird. Er trägt das Haar meist derart, daß es den Anschein hat, als habe in der Nackengegend eine Säge den dicken Haarwuchs glatt weggeschnitten und an dem Nacken selbst mitleidig Halt gemacht. Die Kutschertracht ist im Sommer ein dunkelblauer, fast auf die Füße reichender Kaftan, mit rothen oder bunten Aermeln, der am Halse zusammengehakt, über den Leib aber mit einem rothen Gurt befestigt wird; auf dem Kopf trägt der Kutscher ein kurzkrempiges Barett von Sammet oder Castor, an den Füßen mittelhohe Stulpstiefel. Kommt noch ein mächtiger Vollbart hinzu, so ist das äußere Idealbild des russischen Kutschers fertig. Zu seinen Eigenschaften gehört, daß er mit seinen Pferden verkehrt wie mit seinen Freunden. Abgesehen davon, daß er seine Pferde mit allerhand Kosenamen nennt und ruft, wie z. B. Freundchen, mein Täubchen, mein Liebchen 2c., theilt er mit ihnen auch seine Mahlzeiten, erzählt ihnen Geschichtchen und unterhält sich auch während der Fahrt mit ihnen in fortwährendem halblauten Gespräch. Von Zügel oder Peitsche macht er wenig oder gar nicht Gebrauch, die Pferde gehorchen seinen Worten: na prawo (rechts herum), na leewo (links herum), skarege, skarege (schnell, schnell)! — Wenn er Ursache hat, mit ihnen unzufrieden zu sein, bekommen sie keine Leckerbissen, hören sie kein freundliches Wort von ihm. Wehe aber, wenn der Kutscher ernstlich böse werden muß, dann geht's mit dem Gefährt en pleine chasse und Flüche und Schimpfworte, von denen man ganze Wörterbücher füllen könnte, sausen alsdann neben Peitschenhieben auf die widerhaarigen Gäule vom Bock. —

Die Deutschen leben größtentheils in den Städten und Flecken als Kaufleute, Beamte, namentlich als Privatbeamte, Handwerker, Lehrer und Geistliche, oder auf dem Lande als Großgrundbesitzer. Sie sind die führende und herrschende Classe und, ohne Uebertreibung, die Vornehmsten des Landes. Es wäre aber zu viel gesagt, wollten wir behaupten, daß die Deutschen dort geliebt wären. Es scheint fast, als ob die Germanen wenig Naturanlage besitzen, sich bei fremden Völkern beliebt zu machen. Und so können wir von den Deutschen in den Ostseeprovinzen auch nur feststellen, daß sie von Letten, Esten und namentlich von den Russen mehr gefürchtet als geliebt werden, daß sie aber die Geachtetsten sind und von den erwähnten fremden Stämmen für die zuverlässigste und vertrauenswürdigste Bevölkerung gehalten werden. Welche Macht die Deutschen dort immer noch haben, erhellt auch aus der Thatsache, daß Riga ein ständiges deutsches Theater I. Ranges hat, während in Reval, Dorpat, Pernau, Mitau und Libau von Zeit zu Zeit kleinere deutsche Schauspielertruppen, in- und ausländische, spielen. Die deutsche Zeitungs- und Zeitschriftenliteratur ist die stärkste an Zahl und Bedeutung. Der Großhandel ist fast ausschließlich und der Kleinhandel zu einem nicht unbedeutenden Theil in deutschen Händen. Die allermeisten Großgrundbesitzer sind deutsche Edelleute. Von einem deutschen Volksleben kann da aber keine Rede sein, wo der Untergrund schon für das äußere öffentliche Leben ein wesentlich anderer ist als bei uns. Als dem vornehmsten Culturträger erwächst dem Deutschen dort die nicht ganz leichte Aufgabe, mit anderen dem deutschen Volksgeiste mehr oder weniger fremden Elementen zu rechnen, er muß auf sich selbst und auf Alles, was er thut und läßt, viel mehr Acht haben und Alles mehr überlegen als bei uns. Ein Mensch ist nicht wie der andere, und ein Volk ebenso wenig nicht wie das andere, am allerwenigsten da, wo die Völker räumlich auf einander angewiesen sind und wo deshalb so oft und so leicht allerhand Interessen, kleine wie große, Streitpunkte werden. Aber der baltische Deutsche ist Dank seiner höheren Bildung und Gesittung bis jetzt niemals unterlegen, er hat in Zeiten der Gefahr und der schweren Bedrängniß, wie sie auch jetzt noch nicht vorüber sind, stets wenigstens das moralische Uebergewicht behalten und nach oben hin den Ruhm der Loyalität bestens zu wahren verstanden. — Riga (ca. 200 000 Ew.) ist die materielle Metropole des Deutschthums, der geistige Mittelpunkt und die geistige Hochburg desselben ist und bleibt immer noch Dorpat, das jetzige Jurgew. Riga ist vor Allem Handelsstadt, das russische Hamburg; 6—7000 Schiffe laufen alljährlich ein und aus, fünf Schienenstränge verbinden den Hafen mit dem

In- und Auslande. Der Kaufmann steht natürlich dort obenan. Wer ca. 800 Rubel Handelssteuer alljährlich zahlen kann, ist Kaufmann erster Gilde und kann über das ganze Reich hin und mit dem Auslande Geschäfte machen; der Kaufmann zweiter Gilde zahlt etwa 250 Rubel Handelssteuer und muß sich auf Platzgeschäfte beschränken. Die Kleinhändler (etwa Budiker) lösen nur einen Gewerbeschein. In hoher Blüthe steht der Gewerbe- und Handwerkerstand, dessen geistiger Mittelpunkt das baltische Polytechnikum in Riga ist. Die deutschen Handwerker sind die gesuchtesten, weil geschicktesten. Dort hat das deutsche Handwerk noch goldenen Boden. Mancher deutsche Handwerker, der als „armer Teufel“ einwanderte, hat sich dort zu großem Wohlstande emporgearbeitet und fährt als angehender oder wirklicher Millionär in eleganter Equipage. — In dem großartigen Gebäudecomplex, welcher das Gewerbevereinshaus heißt, kommen die Angehörigen aller Gewerbe, auch die des Literatenstandes, alle Wochen in Berührung, und nirgends habe ich eine tiefere sociale Wirkung eines Gewerbevereins verspüren können als in Riga, wo der gelehrte Professor neben dem ärmlichen Kleinkrämer sitzt, wo alle Stände und Classen gern in Berührung und Gedankenaustausch treten, namentlich im Discutirabend, der im Winter alle Woche stattfindet und für Alle, selbst für Fremde, ein sehr gern besuchter Sprechsaal geworden ist. Die vielen Ausländer in Riga, welche sich aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes rekrutiren, haben einen „Verein der deutschen Reichsangehörigen“ begründet, der hoch angesehen ist und mit dem deutschen Generalconsulat daselbst Fühlung hat. Für die Kinder der deutschen Reichsangehörigen besteht seit Einführung des Russischen als Unterrichtssprache eine rein deutsche Privatschule, deren Errichtung sich als nothwendig erwies und nach Ueberwindung vieler Schwierigkeiten durch Vermittlung des deutschen Generalconsulats endlich ins Werk gesetzt werden konnte. Die staatlich angestellten Lehrer dortiger Schulen tragen Uniform, ebenso wie die Schüler und auch die Schülerinnen der Kronsanstalten. Der Gruß zwischen Schülern und Lehrern ist militärisch. Die Lehreruniform besteht in einem dunkelblauen Frack mit Sammtkragen und silbervergoldeten reichsadlergezierten Knöpfen, dazu kommt eine dunkelblaue Mütze mit dunkelblauem Sammetrand und Kokarde. Die Schüleruniform besteht im Winter aus einem gewöhnlichen Schoßrock mit blanken Knöpfen, dessen Kragen unter dem Halse mit Metall-Eichenblättern geschmückt ist, und einer entsprechenden Mütze, im Sommer aus der russischen Blouse von Tuch oder Leinen. Die Schülerinnen tragen ein dunkelbraunes Prinzeßkleid ohne jeden Ausputz und eine schwarze Latzschürze, dazu einen einfachen Hut. Zur Paradeuniform der Lehrer gehören Degen, Dreimaster. Mag man über das Uniformswesen der dortigen Schulanstalten denken, wie man will: ich habe darin ungemein viel Zweckmäßiges und Angenehmes gefunden, zumal die Uniform nichts mit dem engen Soldatenrock gemein hat und der Träger derselben keineswegs mit der steifen Schneidigkeit eines Soldaten sich zu bewegen nöthig hat. — Etwas sehr Angenehmes sind die dortigen vielen Feiertage und langen Ferien. Abgesehen von den häufigen Staats- und Kirchenfeiertagen, an denen Behörden wie Schulen geschlossen sind, giebt es zu Weihnachten vier, zu Ostern zwei Wochen, zu Pfingsten eine Woche und zu den Hundstagen acht bis zehn Wochen Ferien. Die Hundstage nennt man deshalb dort gern die „fünfte Jahreszeit“. Trotz der vielen Feiertage und Ferien wird genug gelernt, und die Ostseeprovinzen haben — vielleicht wegen der schönen großen Ferien — eine große Zahl bedeutender Männer hervorgebracht; ich nenne nur einige: General Totleben, den Helden von Sebastopol, den Moralstatistiker Alexander v. Oettingen, den Naturforscher Karl Ernst v. Baer, den berühmten Chirurgen Dr. Ernst v. Bergmann, Victor Hehn u. A. Auch der jetzige Daheimredacteur, Th. H. Pantenius, ist ein Ostseeprovinzler, er war Lehrer in Mitau und hatte sich bereits als solcher durch verschiedene Romane dort einen geachteten Namen geschaffen.

Wir sind hier am Ende. Das schöne Land der baltischen Provinzen, von dem ich eine gedrängte Schilderung gab, hat Pantenius in einer seiner Dichtungen ein „Gottesländchen“ genannt. Daß es dies geworden, dazu haben die Deutschen das Vornehmste beigetragen. Und daß es der panslavistischen Strömung, die vielleicht in nächster Zeit einer besseren weichen muß, gelingen sollte, an Stelle einer höheren Culturlinie eine niedere zu setzen, ist wohl nicht gut anzunehmen. Wenn ein Wolkenschauer über eine grüne blumige Flur hinzieht und sie für einige Zeit ein wenig düster erscheinen läßt, so pflegt selbige hernach desto frischer und lebensfroher im hellen Sonnenschein zu lachen. Wünschen und hoffen wir, daß sich die dunkle Wolke des Rassenhasses, wie er sich durch die gewaltsame Russificirung bisher kundgab, bald verschwinde und der lachenden Sonne natur- und volksgemäßer Entwickelung Raum gebe. Seit dem Regierungsantritt des Kaisers Nikolaus hat es den Anschein, als ob das vom Baltenlande langersehnte Morgenroth einer besseren Zeit bereits angebrochen ist.

Bücherbesprechungen.

— Die innere Mission in der Schule. Ein Handbuch für den Lehrer. Von Theodor Schäfer, P., Vorsteher der Diakonissen-Anstalt zu Altona. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1895. 2 ℳ 40 ₰. — Schäfer will mit diesem Buche den Lehrern denselben Dienst für die innere Mission thun, wie Warneck mit dem seinigen für die Heidenmission. So ist damit eine Lücke ausgefüllt, die schmerzlich empfunden worden ist. Aber eigentlich fehlt nun immer noch eine Schrift, nämlich eine viel kürzere, kräftige Anleitung für die große Menge des Lehrerstandes, die Werke der inneren Mission im Unterrichte zu berücksichtigen. Das vorliegende Buch setzt Lehrer voraus, die recht fleißig studiren wollen und für die Sache bereits gewonnen sind. Für diese freilich ist es mit seinen Verzeichnissen und Literaturangaben, wie mit dem reichlich gebotenen Stoff eine Fundgrube, aus der sie ihre Lehrstunden außerordentlich bereichern können. Es enthält eine kurze Geschichte Wichern's, seiner Werke und der daraus hervorgewachsenen und dadurch hervorgerufenen Arbeiten der Liebe, also eine Geschichte der inneren Mission in Deutschland bis zur Gegenwart, weiter eine kurze Darstellung über das Verhältniß zwischen ihr und der Schule und endlich als Hauptinhalt eine ausführliche Anweisung, wie und was von dem reichen Stoff man im biblischen und kirchengeschichtlichen Unterricht, bei der Katechismuslehre, in den Geschichts-, Geographie- und Sprachlehrstunden verwenden soll. Jener Stoff wird dabei nie blos angedeutet, sondern überall zur sofortigen Verwendung dargeboten, z. B. das Nöthigste über das Diaconissenwesen im Anschluß an die Erwähnung der Phöbe, über das Waisenhaus zu Halle, die Anstalten zu Horn, Kaiserswerth, Reinstedt, Nowawes für die geographische Besprechung der Oertlichkeiten. Das Buch ist so reich und so praktisch, daß ohne allen Zweifel der Unterricht des Lehrers, der es gründlich und fruchtbar sich angeeignet hat, in Jahr und Tag ein völlig anderer geworden sein wird. Entschieden zu kurz weggekommen ist der Katechismusunterricht und wie nothwendig wären die Hinweise gerade hier gewesen angesichts der vielen Klagen unbeholfener Religionslehrer über trocknen Stoff und kaltes Schema! Wir streiten nicht mit dem Verfasser, daß der dritte Artikel der Hauptort ist für die Behandlung der innern Mission, aber wo bleibt das Vaterunser? B. K.

— Der Stoiker Epiktet und sein Verhältniß zum Christenthum. Rede beim Antritt des Prorectorats der königl. bayerischen Friedrich Alexander-Universität Erlangen, am 3. November 1894 gehalten von Dr. Theodor Zahn, k. ordentl. Professor der Theologie. Zweite Auflage. Erlangen und Leipzig. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme). 1895. — War Epiktet schon ein Christ? Dieses ist eigentlich die Frage, auf welche sich die vorliegende Rede bezieht. In unserem Sinne und der rein formellen Bedeutung des Wortes nach freilich nicht. Auch was ihm sonst noch hieran gefehlt hat, wird vom Verfasser überzeugend und mit Scharfsinn hervorgehoben. Aber es ist vom Standpunkt des Verfassers aus anzuerkennen, wie er bereits im Vorchristlichen das Christliche nachzuweisen und zu seiner Geltung zu bringen versucht. Epiktet ist neben Marc Aurel einer der letzten Ausläufer der Geschichte der antiken Philosophie und insbesondere der stoischen Seite oder Richtung derselben. Ein Kaiser und ein Sklave sind die letzten hervorragenden Namen in dieser Richtung gewesen. Der Glanz und die Herrlichkeit des Alterthums ging zu Ende und es trat jetzt der rein menschliche Kern aus der ganzen alten Culturwelt hervor. Man war jetzt gleichsam international geworden und es hatte sich ein bestimmtes neutrales Gesammtresultat aus der Vermischung aller Unterschiede der Völker, Stände und Personen der früheren Zeit ergeben. Die Philosophie insbesondere hatte die Brücke geschlagen vom Boden der alten Cultur zu der neuen historischen Lebenswahrheit des Christenthums. Das ganze Streben derselben war späterhin mehr und mehr ein rein praktisches auf die allgemein geistig-sittliche Existenzfrage des Menschen gerichtetes geworden.

Die Geschichte strebte auch durch sich schon der neuen Wahrheit des Christenthums zu. Das Christenthum kann überall nur im Einklang mit dem ganzen übrigen Verlauf der Geschichte wahrhaft erkannt und gewürdigt werden. Die griechische Philosophie hatte zuerst den alten Götterglauben vernichtet und hierdurch den Boden für das Eintreten und das Verständniß des Christenthums geebnet. Epiktet aber klopft bereits gleichsam an die Pforte der neuen Zeit an, ohne eben diese selbst öffnen und erschließen zu können. Es fehlt hierzu noch die specifische Wärme und Innerlichkeit, durch die sich der ganze Standpunkt der Religion von dem der Philosophie unterscheidet. Die Widersprüche aber, die der Verfasser in der Lehre des Epiktet hervorhebt, sind doch zuletzt keine anderen, als wie sie überhaupt in der praktischen Stellung des Menschen zu den allgemeinen Weltfragen liegen und wie sie jetzt insbesondere in dem Kampfe der optimistischen und der pessimistischen Weltauffassung ihren Ausdruck finden. Sonst hat der Verfasser seine Aufgabe mit richtigem Tact und ohne jede einseitige Voreingenommenheit gelöst. C. H.

— Der freiwillige Dienst in der wirthschaftlichen Frauen-Hochschule. Von Ida v. Kortzschfleisch (J. Pillau). Hannover, Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior). 1895. 39 S. 60 ₰. — Der bei weitem größere Theil der Schriften, die sich mit der „Frauenfrage" beschäftigen und die wir zu besprechen hatten, konnte uns nur mit geringen Sympathien für die „moderne" Frauenbewegung erfüllen. Die Schriften enthielten zum Theil undurchführbare Vorschläge, zum Theil bewegten sie sich in der schillernden Phraseologie eines höchst unschönen Emancipationsdranges des vom bösen und herrischen Manne „geknechteten Weibes". Dazu kam, daß die in jener Emancipations-Literatur zu Tage tretende Lebens- und Weltanschauung natürlich meistens auch „modern" war, d. h. ihre Uebereinstimmung mit der materialistisch-mechanischen Erklärung aller Lebenserscheinungen mindestens stark vermuthen ließ. Mit dieser Gattung der die Frauenfrage behandelnden Literatur hat die heute von uns angezeigte kleine Schrift nichts gemein. Schon der ruhige, gemessene, vornehme und dabei doch aus einem begeisterten Frauenherzen hervorquillende warme Ton, der nie verlassen wird, nöthigt uns strenge und gerechte Objectivität und vorurtheilsloses Prüfen von vornherein ab. Wir fühlen uns einer solchen, auch klar und verständig überdachten Schrift gegenüber verpflichtet, auf die von der Verfasserin vorgetragenen Ideen, sowie auf die von ihr gestellte Diagnose der Krankheitssymptome im Dasein der Frau und die von ihr empfohlene Heilung derselben ohne Voreingenommenheit einzugehen. — Ida v. Kortzschfleisch will für ihr Geschlecht Hochschulen einrichten, die als Muster- und Uebungsanstalten für alle specifisch weiblichen Berufsarten dienen und ihre Schülerinnen mit den Errungenschaften der Neuzeit, soweit sie in den Kreis dieser Berufsarten eingreifen, systematisch bekannt machen sollen. Das ist ein durchaus gesunder Gedanke. Nicht minder gesund scheint uns der andere, diese Hochschulen fern von dem zerstreuenden Getriebe der Großstädte zu halten, sie vielmehr in möglichst nahe Berührung mit der Einfachheit und Natürlichkeit des Landlebens zu bringen. Zweifelhaft erscheint es uns, ob der, wie wir annehmen, geplante obligatorische Besuch dieser Schulen für das weibliche Geschlecht durchführbar ist. Die Analogie mit der militärischen Dienstzeit des jungen Mannes ist doch wohl eine unstatthafte. Ebenso mögen wir nicht recht einzusehen, warum die wissenschaftlichen Lehrkräfte für die neben der wirthschaftlichen Ausbildung der jungen Mädchen hergehende theoretische ausschließlich dem weiblichen Geschlechte entnommen werden sollen. Die Ausführung *dieser* Idee dürfte großen Schwierigkeiten begegnen, die den Leiterinnen solcher Schulen schon aus der weniger leichten Verfügbarkeit über *dauernd* zu erhaltende weibliche Lehrkräfte entspringen würden. Offen für uns bleibt auch noch die Frage, ob wirklich das Gymnasium und die Universität dem weiblichen Geschlechte in weiterem Umfange zugängig gemacht werden sollen, als es bereits geschieht. Die Regierungen scheinen dieser Forderung jetzt ja etwas wohlwollender gegenüber zu stehen, als bisher. Es haben sich aber doch auch recht gewichtige Stimmen dagegen erhoben, und vorsichtiges Abwägen des pro und contra ist hier jedenfalls, selbst im Interesse der Frauen, durchaus geboten. — Unsere volle Sympathie hat aber die geehrte Verfasserin in ihrem sehr anzuerkennenden und hoffentlich mit Erfolg gekrönten Bestreben, ihren Mitschwestern einen nützlichen und ihnen zusagenden, ihre Existenz sichernden Wirkungskreis zu schaffen. Dieser soll vorzugsweise in der *wirthschaftlichen Sphäre* liegen. „Die Schwelle zu dem Schritt" des Weibes aus der bisherigen Begrenztheit und Gebundenheit ihres Daseins, „die Tenne und Wurfschaufel für eine weibliche Berufswahl, soll die wirthschaftliche Frauen-Hochschule werden." Ida v. Kortzschfleisch will die Frauenbewegung in gesunde, *deutschem* Wesen, *deutscher* Denkart und *christlichem* Empfinden entsprechende Bahnen lenken. Ihr Ruf, hierfür in der von ihr vorgeschlagenen Weise einzutreten, ergeht an Alle, auch an „reiche Wohlthäter", die für die Erreichung idealer Zwecke offene Hände haben. Möge der Ruf einer edlen deutschen Frau nicht ungehört verhallen. W. Sm.

— Das deutsche Gebirgsland. Eine geographische Skizze von Prof. Dr. R. Foß. Berlin 1895. Ernst Siegfried Mittler & Sohn. Königl. Hofbuchhandlung. 85 S. Preis 1 ℳ. — Das vorliegende Schriftchen verdankt seine Entstehung den neuen Lehrplänen, die das preußische Cultusministerium veröffentlicht hat, und schließt sich an das im vorigen Jahre herausgegebene kleine Werk „Das Norddeutsche Tiefland" an. Durch eine fünfzigjährige Lehrerthätigkeit hat der Verfasser die Ueberzeugung gewonnen, daß im geographischen Unterricht bei der Behandlung des deutschen Gebirgslandes nicht richtig vorgegangen werde und daß die geologische Betrachtung den Anfang machen müsse. Er weist darauf hin, daß diese Erkenntniß sich auch schon anderwärts, z. B. in dem Seydlitz'schen Buche (C) und in den meisten der neuen Atlanten insofern Bahn gebrochen habe, als darin farbige geologische Karten aufgenommen worden seien. Weil nach den neuen Lehrplänen die Schüler zu Hause selbständig Karten anfertigen sollen, so verlangt der Verfasser möglichst große Einfachheit der von den Schülern benutzten Karten. Kleinere geologische Karten des deutschen Gebirgslandes müßten den Schülern in die Hand gegeben werden. Der in dem Buche verarbeitete Stoff ist in folgender Weise gegliedert: Nach einer kurzen Betrachtung über die Weltlage Deutschlands werden nach einander der äußerste Westen, die deutschen Alpen, das Alpenvorland, die Donau, das südwestdeutsche Becken, das schwäbisch-fränkische Stufenland (Schwarzwald, Vogesen, Jura, schwäbisch-fränkische Ebene), der Böhmerwald, das Fichtelgebirge, der Frankenwald, der Thüringerwald, der Harz, das ostfälische Bergland, das Eichsfeld, die Gebirge westlich von der Leine, das Thüringer Bergland, das hessische Berg- und Hügelland, das niederrheinische Schiefergebirge, Böhmen, das Erzgebirge, die Sudeten und die oberschlesisch-polnische Platte behandelt. Bei der Ausführung seiner geographischen Skizze war der Verfasser bemüht, durch Herbeiziehung verwandter Wissensgebiete, insbesondere der Geschichte, den Stoff zu beleben und interessant zu machen. So sehr dies im Allgemeinen zu billigen ist, so ist doch an einzelnen Stellen in dieser Hinsicht des Guten zu viel gethan worden. Andererseits werden freilich auch sehr erwähnenswerthe Dinge nicht berücksichtigt. Obwohl wir uns mit den Darlegungen des Verfassers nicht immer einverstanden erklären können, obwohl er, wie z. B. in dem Abschnitt über das Erzgebirge, mancherlei behauptet, was zu entschiedenem Widerspruch herausfordert, so darf doch zugegeben werden, daß sein Buch in der Hand des Lehrers — denn für diesen ist es wohl zumeist bestimmt — den geographischen Unterricht zu fördern geeignet ist. In stilistischer Hinsicht ist das Buch nicht ohne Mängel. C. R.

— Die Officier-Patrouille im Rahmen der strategischen Aufgabe der Cavallerie von Harry v. Kleist, Oberstlieutenant im Generalstabe. Dritte umgearbeitete Auflage. Berlin 1895. E. S. Mittler und Sohn. 1,50 ℳ. — Frisch und lebendig, in cavalleristisch schneidigem Stile geschrieben, spricht aus dem Werke die Liebe des Verfassers zu seiner Waffe. Dasselbe führt an vielen, der Kriegsgeschichte entnommenen Beispielen und den daraus gezogenen Lehren und Erfahrungen dem jungen Reiterofficier in anregender Weise seine hohe Aufgabe als Officierspatrouille und wie dieselbe am ersprießlichsten zu lösen sei, vor Augen. Das in dritter Auflage vorliegende Buch kann jedem Cavallerieofficier empfohlen werden. H.

— Manöver-Instruction für den Cavalleristen. Zusammengestellt von H. v. Kleist, Oberstlieutenant im Generalstabe. Zweite Auflage. Berlin 1895. E. S. Mittler und Sohn. 0,50 ℳ. — Das kleine handliche Büchlein enthält eine Zusammenstellung praktischer, jedem Cavallerieofficier und Unterofficier meist wohlbekannter Winke und Rathschläge für Pferdepflege im Manöverfelde und im Quartier, sowie für das persönliche Verhalten des Mannes bez. des detachirten Zugführers im Quartier. Am Schlusse folgen alsdann Manöverbestimmungen und Stichworte für den Felddienst. H.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 85. Donnerstag, den 18. Juli. 1895.

Einiges über die Malerei auf der Berliner Kunstausstellung 1895.

Berliner Kunstausstellungen pflegen im Allgemeinen nicht zu den Ereignissen zu gehören, die die Welt erschüttern, aber dieses Jahr ist doch ein bedeutender Fortschritt in der Massenansammlung von Bildern am Lehrter Bahnhof festzustellen, der zeigt, daß sich die Berliner Kunst nicht mehr so ganz in sich selbst abschließen will und das Ausland auch zu Worte kommen läßt. Wenn bis jetzt das Interesse an der Malerei — denn die Skulptur kommt für das größere Publicum kaum in Betracht — in Berlin sehr zurückgeblieben war, so lag das hauptsächlich daran, daß man keinen Ueberblick über das internationale Schaffen auf diesem Gebiete gewinnen konnte. Freilich ist es in den letzten Jahren Mode geworden, sich bei Schulte, dem Berliner Del Vecchio, zu abonniren und Vielen ist diese gesellschaftliche Pflicht gewiß schon zum Vergnügen geworden, und damit ist wohl der Grund dazu gelegt, daß man sich auch in weiteren Kreisen der Reichshauptstadt für die Kunst und nicht nur für Berliner Kunst interessirt. Da ist es denn mit Freuden zu begrüßen, daß die Ausländer, besonders die Franzosen und Münchener, die hier immer noch zu den Ausländern gezählt werden, sich so rege betheiligt haben. Die Société nationale des Beaux-arts hat nach Schluß ihrer Ausstellung auf dem Pariser Marsfeld eine stattliche Sammlung von Gemälden hergesandt. Und da es ja einige wenige Begünstigte giebt, die noch vor der Eröffnung einen Blick in das Heiligthum thun dürfen, so bekam man schon früh zu hören, daß die französischen Leistungen ausgezeichnete seien und den leuchtenden Mittelpunkt der ganzen Ausstellung bildeten. Nachdem wir uns selbst, wie wir glauben, unparteiisch umgesehen haben, halten wir dieses Urtheil für eine Ueberschätzung der Pariser. Es gab allerdings eine Zeit, wo die französische Kunst im Durchschnitt der unsrigen weit vorausgeeilt war, und das ist noch gar nicht so lange her; aber heute stehen wir Deutschen nach unserer persönlichen Empfindung mindestens auf gleicher Höhe. Am deutlichsten zeigt sich dies in den Sälen der Münchener Secession, wo eine Menge von interessanten Individualitäten zu Tage treten. Wir haben freilich von Paris die Anregung zum Naturalismus bekommen, aber wir haben diese Anregung doch in ganz anderer Weise ausgenutzt und fortgebildet, als es in Paris selbst geschah. Wenn wir auch annehmen müssen, daß wir hier nicht das Beste vor uns haben, was Paris hervorbringt — denn es fehlen viele große Namen und andere sind nicht entsprechend vertreten — so ist es doch höchst interessant zu beobachten, welch eigenthümlich nivellirender Zug heute durch die französische Kunst geht. Es ist dort viel mehr „Richtung“ zu verspüren, wir wären fast versucht zu sagen „Mode“. Gewiß ragen einige Künstler aus der Masse der übrigen hervor, und unter ihnen wollen wir besonders Boldini nennen, der mit drei Bildern vertreten ist. Das eine davon, das Bildniß der Fürstin Poniatowska, ist ein Meisterwerk an künstlerischer Auffassung und Technik, das unter den deutschen Porträts der Ausstellung nicht seines Gleichen hat. Es ist ein Vergnügen, die verblüffende Kühnheit dieses Pinselstrichs zu verfolgen, wie Alles hingeworfen ist, man kann sogar den schönen Atelierausdruck „gepatzt“ anwenden; auf die Contour ist gar keine Rücksicht genommen, und doch ist das Ganze von einer unglaublichen Feinheit des Tons und nicht eine Linie berührt das Auge unangenehm. Man fühlt, gerade diese Haltung ist die vortheilhafteste und doch ganz natürlich, ohne jede Beimischung von Pose; im Gesicht mit dem halb geöffneten Munde liegt eine erquickende Frische und Lebendigkeit, und nirgends ist etwas Anspruchsvolles zu bemerken. Das ist Kunst und zwar geniale Kunst. Das zweite Bild Boldini's stellt eine fröhliche Familie dar, Vater, Mutter und Tochter, die offenbar von einem vergnügten Picknick zurückkehrend die Straße daherziehen. Auch hier ist die Bewegung zum vollendetsten Ausdruck gebracht und man muß beim Anblick des fidelen Kleeblatts unwillkürlich mitlachen. All das ist mit wenig Mitteln gemacht, keine lauten Farbeneffecte, keine Perspectivmätzchen, keine außergewöhnlichen Lichtwirkungen stören. Das dritte Bild ist eine Studie im kleinsten Format, „Im Atelier“ genannt, wo eine junge Dame eifrig pinselnd vor der Staffelei hockt, während im Hintergrund das Modell vor der cheminée am Boden kauert. Die schottische Blouse der Malerin ist für die Kunst des Autors bezeichnend, er hat ein paar Striche gemacht und man glaubt jedes Karo zu sehen. Besnard hat sein großes Pferdebild gesandt, das wir, wenn wir nicht irren, vor zwei Jahren schon in Chicago gesehen haben. Es ist für Viele, sehr Viele der Inbegriff alles Verrückten und wir bekennen selbst, daß wir den Maler nicht vertheidigen wollen. Wir haben hier zwei Pferde vor uns, die vor dem Stall stehend, von Fliegen geplagt werden und sich verzweifelt dagegen zu wehren suchen, rechts fällt das Terrain scharf ins Wasser ab; der Horizont ist sehr hoch genommen. Alles ist Farbe, Farbe wie eben nur ein Besnard sie sehen kann, im Wasser ein Geflitter von Grün, Gelb und Weiß, auf dem Lande wechseln die Sonnen- und Schattenflecken, in Blau, Roth, Violett durcheinander schwirrend, ab, das vordere der beiden Pferde ist ganz in Roth getaucht. Kopfschüttelnd gehen die Meisten daran vorüber, Viele lachen gewiß nur deshalb nicht, weil sie es nicht wagen, und wir müssen gestehen, wie gesagt, wir können den Leuten nicht ganz unrecht geben; und doch spricht ein großer Künstler aus diesem Farbenwust. Der wahre Besnard offenbart sich freilich erst in seinen Frauen-Köpfen und -Gestalten; da erfaßt er mit sicherem Künstlerauge die intimsten Regungen des Lebens und weiß die feinsten Aeußerungen des Gefühls im Antlitz festzuhalten und klar zu machen, wie nur wenig Andere. — Von Puvis de Chavannes sind nur zwei Gemälde gekommen, aus denen gewiß nicht zu ersehen ist, worauf sich der große Ruf des Künstlers gründet; das eine davon ist ganz in den ihm eigenen bleichen, matten Farben gehalten, das andere, ein Act, in der seltsamen Strichmanier, die uns wenig zusagen kann. Noch mehr freilich ist letztere bei Raffaeli ausgebildet und wird hier schon mehr Manierirtheit. In diesen Landschaften löst sich Alles in einzelne Striche auf und die Farbe hat überhaupt nichts mehr zu sagen. Es ist ja immerhin wunderbar, daß Raffaeli damit noch so naturwahre Effecte erzielt, wie es manchmal der Fall ist, und dem, zusammen mit der Neuheit, hat er wohl seinen Ruf zu danken. Aber er schreitet nicht vorwärts, bei seiner ersten Idee bleibt er stehen und wirkt deshalb nachgerade langweilig; außerdem besteht seine ganze Kunst in Technik, sie spricht nur zum Verstand, sagt aber der Phantasie nichts. — Carrière, ein anderer großer Franzose, hat eine große Leinwand ausgestellt, ein Familienbildniß. Die einzelnen Köpfe scheinen alle sehr richtig und charakteristisch erfaßt zu sein, wir sagen scheinen, denn über dem Ganzen liegt ein so dichter Nebel, daß man die Gesichtszüge mehr erräth, als man sie sieht. Nicht mit Unrecht wurde behauptet, diese unglückliche Familie sei gerade im Begriff, sich mit Kohlengas zu vergiften. Das Künstlerische in diesem neuen Effect ist uns verborgen geblieben, aber neu ist er und wir vermuthen fast, daß der Künstler selbst keinen anderen Grund dafür angeben könnte. Uebrigens sind in der französischen Abtheilung noch mehrere solche Nebelbilder vorhanden, so z. B. Lerolle's sonst vorzüglich gemalte Pariser Familie, über der ein grauer Dunst liegt, und Bréanté's Actstudie, wo der Dunst in

allen Farben schillert, roth, gelb, grün und blau. Letzteres giebt zu billigen Witzen willkommenen Anlaß. Wenn wir nun noch Courtois und Gervex nennen, so haben wir die Reihe der französischen Bilder, aus denen eine einigermaßen starke Individualität spricht, so ziemlich erschöpft. Wir wollen damit nicht sagen, daß unter den übrigen nicht noch manches Gute wäre, doch fehlen auch die Flachheiten und die Geschmacklosigkeiten nicht, und als die schlimmste Geschmacklosigkeit der ganzen Ausstellung überhaupt muß Frappa's „Geldheirath“ bezeichnet werden, ein Bild, das einem Hintertreppenroman niedrigster Sorte entspricht. Es ist zu bedauern, daß ein Maler von solchem Können sich so weit vergißt. Wir constatiren ferner mit ebenso großem Bedauern, daß das Machwerk eines der ersten war, die verkauft wurden. Ganz im Gegensatz zu Deutschland scheint die Landschaft gegenwärtig von den Franzosen vernachlässigt zu werden, sie zehren immer noch von ihrem Courbet, Corot und den anderen Großen der Schule von Fontainebleau, während Actstudien, Porträt und Genre sich allgemeiner Beliebtheit erfreuen. Auch hier dürfte sich, wie in so vielen anderen Dingen, der schlimme Einfluß der Centralisation geltend machen: während wir die Schulen von München, Düsseldorf, Berlin, Karlsruhe und andere besitzen, die auf einander einwirken, hat Frankreich eben nur Paris. Und den wenigen Genialen malt es eben stets das Gros der Künstler nach, ob ihre Gemeinde nun groß oder klein sei: unter den uns vorgestellten Bildern haben wir keine geniale Landschaft gesehen: daraus entsteht dann eine gewisse Vollendung, die nur Technik ist und für die Bouguereau als Beispiel dienen mag; das Fleisch malt er ebenso zart und fein wie Besnard, aber von den Ideen und Problemen, die dieser verfolgt, ist er vollständig frei. — Nächst Frankreich hat Amerika die reichste Sammlung geschickt und, sagen wir es gleich, die beste. Diese amerikanischen Künstler haben größtentheils in Paris studirt und empfingen daher auch dort die Anregung. Aber was haben sie daraus gemacht! Es scheint sich auch in der Kunst deutlich zu zeigen, daß eine völlige Abwesenheit von Tradition große Wirkungen hervorbringen kann. Wenn man von jetzt ab von einer amerikanischen Schule sprechen wird, so ist das nur als Collectivbezeichnung für die amerikanischen Künstler zu nehmen, denn jeder von ihnen geht seinen eigenen Weg, es hängt ihnen nichts Schulmäßiges an. Um Realismus, Naturalismus, Symbolismus und all die anderen schönen Namen kümmern sie sich blutwenig und trotzdem bringen sie eben diese Richtungen zu vollendetem Ausdruck. Als der Besten einer gilt uns Harrison, dessen Landschaften von einer packenden Poesie und Naturwahrheit sind. Sein Name ist ja längst auch bei uns bekannt und seine diesjährigen Bilder können seinen Ruf nur steigern. Im Porträt steht John Sargent mit seinem Damenbildniß in ganzer Figur oben an, es ist mit wenig Mitteln eine solche Wirkung erzielt, daß es förmlich zu leben scheint, und auch das Nebensächliche, wie der gelbseidene Vorhang im Hintergrund, ist nicht vernachlässigt, ohne daß es anspruchsvoll hervortrete; das Werk gehört zu den genialsten der Ausstellung. Dannat's spanische Sängerinnen, die in einer Reihe vor der grell beleuchteten Wand sitzen und mit Singen und Händeklatschen eine auf dem Bild nicht sichtbare Tänzerin begleiten, erregen viel Kopfschütteln. Daß diese Gitanas schön wären, könnte man nicht behaupten, aber sie sind derart lebendig, daß sie förmlich aus dem Rahmen herauszutreten scheinen. Die Scene ist mit großer Kühnheit in volles, fast beleidigendes Licht getaucht, in dem die Details ganz untergehen, sodaß nur große einheitliche Farbenwirkungen übrig bleiben. Wir wollen nicht verhehlen, daß dem Bilde etwas Rohes anhaftet. Die „Schafhürde“ von Charles Spragne Pearce stellt eine junge Hirtin in Lebensgröße dar, die ihre Schutzbefohlenen für die Nacht hereintreibt. Es ist ein Prachtstück von Freilichtmalerei; über dem Mädchen liegt ein ganz eigner Zauber ausgegossen. Noch wären viele andere hervorragende Leistungen zu nennen, nur wenige Bilder der Amerikaner bleiben unter dem Durchschnitt. — Die Spanier und Italiener, deren Gemälde leider nicht bei einander hängen, bleiben sich immer gleich. Pravilla's Bilder sind Meisterwerke der Kleinmalerei, aber wenn man eines gesehen hat, kennt man alle, da der Vorwurf dabei ganz Nebensache ist. Aehnlich verhält es sich mit Viniegra, Villegas und den übrigen Künstlern von jenseits der Pyrenäen; ihre geschichtlichen und anderen Darstellungen sind brillant gemalt, aber sie lassen kalt, sind auf Effect berechnet und zeigen kein Eindringen in die Tragik des Lebens. Die Italiener leisten ja Anerkennenswerthes, namentlich auf landschaftlichem Gebiete, doch vergleiche man einmal der Merkwürdigkeit halber eine Landschaft von Ciardi oder Bazzani mit einer solchen von Keller-Reutlingen: hier Alles Tiefe, Verständniß für die feinen, intimsten Regungen der Natur, kurz gesagt Stimmung, dort ein Haschen nach Lichteffecten mit möglichst exacter Schilderung des Details. Das sind die Bilder, die sich am besten für die Reproduction in Farbendruck eignen, die sogenannten Kunstbeilagen der Zeitschriften; Eugen Blaas, den man ja zu den Italienern rechnen darf, der Schilderer des venezianischen Volkstypus, wie er nicht ist, bietet ein bezeichnendes Beispiel hierfür, und von den Deutschen Nathanael Sichel. — Unter den Belgiern steht Farasyn mit seiner „Wirthschaftsscene“ obenan. Der Name ist — traurig aber wahr — aus „scène de ménage“ ungeschickt übersetzt und müßte „Häusliche Scene“ heißen. Ein armes Weib lehnt sich weinend an den Thürpfosten, das Gesicht auf den Arm gelehnt, ihr kleines Mädchen verschüchtert und erschrocken neben ihr, während Porzellanscherben und ein umgeworfener Stuhl von der vorhergegangenen brutalen Aufführung des Mannes zeugen. Das Alles ist so schlicht gemalt und doch erhält man sofort ein klares Bild von den ganzen Verhältnissen und den Leiden der armen Frau; es spricht zum Herzen, ohne daß man einen langen Commentar nöthig hätte. — Die Engländer zeigen sich nicht zu ihrem größten Vortheil. Einzelnes ragt freilich auch hier hervor, so z. B. Walter Crane's feingestimmte Ansichten aus Brügge und Sir Edward Burne's präraffaelitisch angehauchtes Kinderbildniß, das etwas ungemein Anziehendes hat trotz der kränklich blassen Gesichtsfarbe und des schmächtigen Aussehens, oder vielleicht gerade deswegen? Sir John Millais, der Vielberühmte, kann uns mit dem Porträt des Cardinals Newman nicht begeistern — die ganze Behandlung ist gequält, die Haltung hat nichts Persönliches; auch Künstler werden alt. Ein ganz merkwürdiges Ding ist Brangwyn's Bild „Orientalische Würfler“, das irgendwo schon eine Medaille bekommen hat. Es sieht aus, wie eine der aus bunten Marmorstückchen zusammengesetzten Florentiner Mosaiken und uns persönlich fällt es schwer, zu unterscheiden, wo die Spieler aufhören und die Landschaft anfängt. Solche technische Künsteleien stehen Brangwyn nicht gut an, er ist ein Maler von tüchtigem Können und kühner Phantasie — daß letztere Eigenschaft ein zweischneidiges Schwert ist, zeigt sich hier wieder deutlich. — Die Schotten haben erst vor Kurzem ihre Ausstellung vervollständigt; das ist auch der Grund, warum wir so lange mit unserem Bericht gezögert haben. Als die Boys of Glasgow vor einigen Jahren zum ersten Mal in Deutschland ausstellten, ging ein Staunen durch die ganze heimische Künstlerwelt. Niemand hatte daran gedacht, daß da oben auch gemalt werde, und da stand man plötzlich vor den Resultaten einer eigenen, feinen Kunst, und was sie damals waren, sind sie auch heute noch. Der ganze duftige, halbverschleierte Zauber der schottischen Hochmoore und Flußthäler ist in diesen Bildern mit einer Liebe und feinem Verständniß erfaßt und wiedergegeben, wie es nur ein steter, intimer Verkehr mit der Natur zeitigen kann. Man braucht keine Namen zu nennen, eine so seltene Einheitlichkeit geht durch diese Schilderungen: Die Boys of Glasgow, das genügt. Dabei fiel uns wieder auf, wie sehr gerade in der Landschaft sich der Volkscharakter zeigt, ähnlich wie im Volkslied: eine italienische Landschaft von Ciardi und daneben eine solche von Schönleber oder Ludwig Dill! kann man sich einen größeren Unterschied denken? Wir möchten einmal eine schottische Landschaft von der Hand eines Italieners sehen: was da wohl herauskäme. — Wir haben uns beim Ausland so lange aufgehalten, weil man naturgemäß dessen künstlerisches Fortschreiten nicht so verfolgen kann und auf die Ausstellungen angewiesen ist, um sich ein Bild davon zu machen. Dem mag auch ein gutes Theil der manchmal enthusiastischen Ueberschätzungen zuzuschreiben sein, die die fremden Schulen bei uns erfahren. Wie wir schon zu Anfang sagten, braucht unsere heimische Kunst den Vergleich mit der fremden nicht zu scheuen: an Technik, Originalität und künstlerischem Empfinden wird viel Gutes und Ausgezeichnetes geleistet, obwohl viele bedeutende Namen ganz fehlen, so Liebermann, Ludw. v. Hoffmann, der Farbensymphoniker, Gabriel Max, Schönleber, Böcklin und Andere. Von manchen sind nur Kleinigkeiten da, wie z. B. von Skarbina und Leistikow, dessen paar Waldskizzen seine Meisterschaft nur ahnen lassen. Speciell die Ausstellung der Berliner hat unter diesem Fernbleiben zu leiden, denn sie zählen nicht so viele Sterne erster Größe in ihren Reihen, als daß sie so viele davon entbehren könnten. Hierzu kommt noch das Unkraut der Vielzuvielen, um mit Nietzsche zu reden, das in Berlin üppig wuchert.

Die Zulassungs-Commission soll dieses Jahr förmlich gewüthet haben unter dem Eingesandten und trotzdem haben sich noch eine Menge derer Einlaß zu verschaffen gewußt, die „niemals vermißt werden würden" — singt Koko im Mikado. Man kann immer noch sagen: weniger wäre mehr gewesen. Ludw. Dettmann zeigt sich dieses Mal als Landschafter von großer Kraft. Er ist mit Liebe und viel Geduld in die Natur eingedrungen und seine kleinen Bilder „Der Angler", der im Boot am Flußufer sitzt, und „Dilettantinnen", wo zwei junge Damen in freudiger Sommertagsstimmung am Rande eines vollen Aehrenfeldes eifrig darauflos pinseln, haben uns weit mehr Genuß verschafft, als die übergroße Leinwand, auf der derselbe Maler die Ueberführung der Leiche Kaiser Wilhelm's I. vom Palais zum Dom bei mattrothem Fackelschein darstellt. Oskar Frenzel kommt Dettmann sehr nahe in der Klarheit und Bestimmtheit des Tons und der Zeichnung, während Hans Herrmann's Bildercyklus aus Venedig wohl getreu die Einzelheiten wiedergiebt, aber den Venetianerduft vermissen läßt. Von Willi Hammacher, dem sonst so tüchtigen, sind wir dieses Mal nicht begeistert und Normann, der geschickte Schilderer nordischer Fjorde, bietet uns auch nichts Neues, er gehört zu denen, die nur einen Ton auf der Palette haben und diesen eben immer wieder geben; mit der Zeit ermüdet das und wird mehr zum Handwerk. Ich rechne auch Falát mit seinen äußerst gewandt gemalten Jagdscenen im winterlichen Forst hierher. Die große Historien- und Schlachtenmalerei wird jetzt auch in Berlin weniger bevorzugt, der Einfluß Münchens scheint sich geltend zu machen und die Einsicht, daß solche Bilder meist mehr groß als künstlerisch sind (häufig liegt die Hauptbedeutung in der beigefügten Porträterklärung), bricht sich Bahn. Im Bildnißfach wird viel durchschnittlich Gutes geleistet, aber Bedeutendes sehr wenig; einige Ausnahmen bilden ein paar Lenbach's, die aber auch nicht zu des Meisters besten Werken gehören. Im Genre ist immer noch viel zu viel Sensationelles und Anekdotenhaftes; hierher gehört vor Allem Max Kahn's „Vampyr": Ein Weib, das einem schlafenden jungen Mann auf der Brust hockt und im Begriff ist, ihm das Blut auszusaugen. Das Bild ist im „Kladderadatsch" recht hübsch carikirt worden, indem der Vampyr zu seiner großen Enttäuschung bemerkt, daß er auf einer Gliederpuppe sitzt; dergleichen möchte ich Panopticumsmalerei nennen, auf einer Kunstausstellung hat es nichts zu schaffen. Einen einzigen Act hat Berlin ausgestellt, der zu erwähnen ist: Max Ring's „Ruhe nach dem Bade". Die Fleischtöne sind zart und doch kräftig, nicht mehr so süßlich wie in früheren Bildern des Künstlers. Unter den malenden Damen fällt besonders Olga v. Boznańska auf, deren Porträts wieder einmal beweisen, daß man zu Unrecht das Malgebiet der Damen auf Stillleben und Landschaft beschränken will. Auch Gertrud Simmel's Bildnisse tragen einen großen Zug an sich. Die kleine Gemeinde der Ahrenshooper, Wachenhusen und Müller-Kaempff besonders, zeichnet sich wieder durch klares Wiedergeben der Natur am nordischen Seestrand aus; ihnen sehr verwandt in der Auffassung ist Franz Hochmann-Dresden, der sich glücklich von seinem Vorbild Baisch losgerungen hat und Hochmann geworden ist. Hermann Hendrich's Bildern, die symbolistisch sein sollen, können wir gar keinen Geschmack abgewinnen; wenn dieser Maler zur Natur zurückkehren wollte, könnte er nur gewinnen. Hans Thoma, Trübner und Leibl haben sich in eigene Cabinete zurückgezogen, und sie haben gut daran gethan: ihre Kunst ist so eigenartig, daß sie eine laute Umgebung nicht verträgt. — Die Münchener Secession haben wir uns bis zum Schluß aufgehoben; sie ist nach unserer Ansicht wohl das Interessanteste, was die Ausstellung zu bieten hat. Allerdings — und das ist leider immer noch bezeichnend für den Unterschied zwischen Berlin und München als Kunststädten — war der größte Theil der hier hängenden Bilder schon in München ausgestellt, aber sie können nur gewinnen, wenn sie wiederholt gesehen werden. Das erste geschlossene Auftreten der Secession in Berlin hat dort mehr Verwunderung und verständnißloses Lächeln als Anerkennung hervorgerufen, aber das will nach und nach doch anders werden; das Publicum muß wie für die Politik, so für die Kunst erzogen werden. Wir entsinnen uns, in München vor einem Bilde im Glaspalast einem einfachen Dienstmädchen zugehört zu haben, das einem vom Lande zum Besuch gekommenen Verwandten ganz nett und faßlich erklärte, was man unter Freilichtmalerei zu verstehen habe. Eine Berliner Kammerjungfer möchten wir heute noch nicht darnach fragen, auch noch lange nicht alle Damen aus dem eleganten Westen, aber trotzdem sieht doch nachgerade auch in der Reichshauptstadt ein großer Theil der anfangs Widerspänstigen ein, daß die künstlerischen Bestrebungen der Secession nicht gar so verrückt sind, wie Mancher glauben machen möchte, und daß ein wohlberechtigter Kern darin steckt. Wer die Landschaften von Thaulow, Keller, Reutlinger, Ludwig Dill, Riemerschmidt, Reiniger, Hölzl, die Stillleben von Linda Kögel, die Bilder eines Stuck, Albert Keller, Kalckreuth, Ludwig Herterrich aufmerksam betrachtet, der muß sich doch sagen, daß diese Künstler nicht aus Sensationsbedürfniß so malen, sondern mit Ernst ihre Aufgabe erfassen. Dann hat diese Collectiv-Ausstellung der Secessionisten einen großen Vorzug vor der der übrigen Deutschen: sie ist sorgfältig ausgesucht und bietet wenig, aber fast nur Gutes. Wir wollen die Leser nicht mit allzuvielen Namen langweilen und heben daher außer den schon Genannten, die sich in gewohnter Meisterschaft zeigen, unter Anderen nur noch Hans v. Volkmann hervor, der, wenn wir nicht irren, ein Leipziger Kind ist und drei Landschaften gesendet hat, die einen namhaften Fortschritt gegen frühere Leistungen bedeuten, ferner die feinen Schöpfungen Robert Haug's, Hubert v. Heyden's, Peter Paul Müller's, Christian Speyer's und namentlich des Dänen Peter Severin Kroyer. Was die Malerei betrifft, so können wir also unser Urtheil dahin zusammenfassen, daß unsere deutsche Kunst sehr wohl den Vergleich mit der ausländischen aufnehmen kann, aber — wir hatten nicht erst nöthig, die diesjährige Berliner Ausstellung zu sehen, um das zu wissen. Wenn wir uns in der Kunst auf dem Laufenden erhalten wollen, so gehen wir vor der Hand immer noch nach München; und so wird es auch wohl in den nächsten Jahren noch bleiben. Das Interesse für die Kunst muß in Berlin noch ein ganz anderes werden; man darf sich durch die großen Tageseinnahmen der Ausstellung nicht täuschen lassen, denn die sind nicht allein auf Rechnung der Bilder zu setzen, sondern auch auf die des Parkes, in dem die abendlichen Concerte und die interessant gemischte Gesellschaft große Anziehungspunkte bilden. In München fällt dies Alles bekanntlich weg.

A. M.

Bücherbesprechungen.

— Sociales Christenthum. Eine Sammlung der hierüber von Hugh Price Hughes, M. A. in St. James's Hall, London, gehaltenen Predigten. Einzige vom Verfasser bewilligte deutsche Uebertragung von Dr. Rob. v. Zwingmann und Karl Krause. Leipzig, Reinhold Werther. 3 ℳ 50 ₰. — Der gewählte Gesammttitel für diese Reden ist sehr bezeichnend. Man spricht neuerdings von socialem Christenthum, als ob das eine neue Verbindung von Begriffen wäre, deren Entdeckung erst diesem Geschlecht gelungen wäre. Thatsächlich ist das wahre Christenthum, dasjenige, das immer dageblieben ist bei allem menschlichen Wandel der Dinge, immer social gewesen, und Alles, was an dem Socialismus gesund und lebensfähig ist, findet sich schon im Neuen Testament und in alten christlichen Lehrschriften ausgesprochen. Es ist also naiv genug, der Welt einreden zu wollen, man habe die Entdeckung gemacht, daß es sociales Christenthum geben müsse; aber es finden sich immer wieder Menschen, die das glauben und die den angeblichen Entdecker anstaunen. Hinter diesem Schlagwort erscheinen nun die hier gebotenen, theilweise trefflichen Reden, die ganz am Ende des Titels auch Predigten genannt werden, wie wenn der Redner selber Zweifel gehegt hätte, ob seine Reden Predigten seien. Thatsächlich ist kaum eine darunter, der man den Namen Predigt beilegen könnte. Sie sind noch nicht einmal sämmtlich religiöse, sondern meist nur religiös anklingende Reden, an deren Spitze ein Bibelspruch gestellt ist, um hie und da im Verlauf des Ganzen wieder einmal erwähnt zu werden. Als Gegenstände behandelt der Redner einige religiöse, aber auch socialpolitische und geschichtliche, ja rein politische Dinge, z. B. die englische Justizverwaltung, über die er herzieht, wie nur irgend ein Volksredner auf Trafalgar Square. Auch unsre beiden ersten Kaiser bekommen jeder ihre Lobrede, auf die man stolz sein kann als Deutscher, über die man sich aber beinahe ärgert, weil für sie auch der Name Predigt gebraucht wird. Das Alles nun erklärt sich aus der Art der Secte, welcher der Redner angehört: er ist Methodist. Also besteht der Stamm seiner Zuhörer aus jenen Heiligen, die längst bekehrt sind und Gottes Wort nur noch zur

frommen Unterhaltung brauchen, die große Menge aber, die durch des Redners berühmten Namen angelockt wird, wird mit allerlei Geschichtchen, drastischen Wendungen und Gleichnissen bei guter Laune erhalten, damit sie das Wiederkommen nicht vergesse. Wenn man sich diese so zusammengesetzte, sogenannte Kirchgemeinde vorstellt, die gerade dann am wenigsten eine biblisch-christliche ist, wenn sie sich der vollsten Zufriedenheit ihres Predigers erfreut, dann lernt man stolz werden auf unsere landeskirchlichen Gemeinden trotz aller ihrer viel beklagten Schäden. Wenn man das Alles mit in den Kauf nimmt, dann bilden diese Predigten eine ganz anmuthende, belehrende Lectüre. Nur fällt der Redner gerade dann, wenn er sich auf seine Pflicht besinnt, christliche Wahrheit im eigentlichen Sinn zu lehren, häufig in jenen frostigen Ton, der dem Engländer eigen ist. Begeistern kann er sich eben nur für „sociales Christenthum". B. K.

— Im Dienste der Liebe. Skizzen zur Diaconissensache von Theodor Schäfer, P., Vorsteher der Diaconissenanstalt zu Altona. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1895. 1 ℳ — Das Heft enthält sechs Aufsätze, von denen der erste im letzten Daheimkalender, die andern im vorigen und im laufenden Jahrgang des Daheim erschienen sind. So können wir sie bei der Mehrzahl unserer Leser als bekannt voraussetzen, für andere bemerken wir, daß es sich bei diesen Skizzen nach der Art ihrer Entstehung nicht um eine vorschreitende Entwickelung des ganzen Stoffes, sondern um gelegentliche Aeußerungen zu dieser wichtigen Angelegenheit handelt, die dann in eine Art von Ordnung gebracht worden sind. Pastor Schäfer hätte auch als Verfasser des bekannten tüchtigen Lehrbuches über die weibliche Diaconie gar keine Veranlassung, nochmals in gelehrter Darstellung über die Sache zu schreiben; er wollte nur gegenüber den bekannten Angriffen auf die gegenwärtige Gestalt des Diaconissenwesens aufklärende und rechtfertigende Kunde darüber in weitere Leserkreise dringen lassen. Der wichtigste Aufsatz in dieser Beziehung ist der letzte: Allerlei Fragezeichen zur Diaconissensache; Leser, die sich in den weitverbreiteten irrigen Vorstellungen von der weiblichen Diaconie bewegen, wird man auf die erste und fünfte Abhandlung aufmerksam machen: Wie wird man Diaconissin? und: Was hat man beim Eintritt ins Diaconissenhaus zu erwarten? Und das Ganze soll man seinen Töchtern, Schwestern oder Basen zu lesen geben, falls sie nach einem Berufe suchen und keinen finden. B. K.

△ Die rechtlichen Wirkungen der Ehe stellt das 9. Heft der Vorträge über Gesetzeskunde und Verwaltung. Hilfsmittel zur Vorbereitung für die Beamten-Prüfungen, herausgegeben vom Verein der Finanz-Beamten (Dresden, Conrad Weiske's Buchhandlung), in der gewohnten Weise dar und zwar an der Hand der einschlagenden Bestimmungen des Sächs. Bürgerlichen Gesetzbuchs, die theils vollständig wiedergegeben, theils auszugsweise zusammengestellt werden, hier und da unter Beifügung erklärender Beispiele und erläuternder Bemerkungen.

— Völkerkunde von Prof. Dr. Friedr. Ratzel. Zweite gänzlich neubearbeitete Auflage. II. Bd. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1895. In Halbleder gebunden 16 ℳ — Dem 1. Bande dieser Neuauflage ist rasch der 2. Band, der das Werk abschließt, gefolgt. Es ist ein stattlicher Band von gleichem Umfange (779 Seiten) wie sein Vorläufer und auch in gleichem Maße reich ausgestattet mit prächtigen bildlichen Darstellungen, die ja gerade hierbei unentbehrlich sind, um das Leben der Völker möglichst treu zu veranschaulichen; hierzu kommen noch als vorzüglich gestochene und sauber ausgeführte Kartenbeilagen eine Culturkarte von Asien und Europa und eine Völkerkarte von Asien und Europa. Der Inhalt dieses 2. Bandes beschäftigt sich hauptsächlich mit den Negervölkern (Süd- und Ostafrikaner, Innerafrikaner, Westafrikaner) und den Culturvölkern der alten Welt (afrikanische, asiatische Culturvölker, Westasiaten und Europäer). Es ist sicherlich eine einerseits ebenso große und schöne, wie andererseits jedoch auch schwierige Aufgabe, ein erschöpfendes Bild von dem die ganze Erde umspannenden Menschengeschlechte zu entwerfen; aber wir sind der Meinung, daß diese Aufgabe hier in glücklichster Weise gelöst ist. Planvoll hat der geschätzte Verfasser den ungeheuren Stoff angeordnet, erschöpfend behandelt und geistvoll sowohl, wie auch in gemeinverständlicher Darstellung dargeboten. Er führt uns von Pol zu Pol und macht keinen Halt vor der Hütte des Kaffern oder dem Herdfeuer des Botokuden; die Eigenheiten eines jeden Volkes werden unvoreingenommen gewürdigt und somit sind auch Lichter und Schatten gerecht vertheilt in diesem großen Bilde, „das die Menschheit als Ganzes, wenn auch von verschiedener Bildung" auffaßt; denn nach dem Verfasser ist die Aufgabe der Völkerkunde nicht zuerst der Nachweis der Unterschiede, sondern der Nachweis der Uebergänge und des innigen Zusammenhanges der Glieder. Diesem trefflichen, nach den verschiedensten Richtungen hin anregenden Buche, das unserer Literatur nur zur Zierde gereicht, wünschen wir auch in dieser Neuauflage die allgemeine Werthschätzung, deren sich bereits die erste Auflage erfreute. Ltz.

— Fr. Ratzel, Grundzüge der Völkerkunde. Leipzig und Wien, Bibliogr. Institut, 1895. — Dieses kleine, 172 Seiten umfassende Schriftchen bildet Nr. 1088—1090 der kleinen, handlichen Meyer'schen Volksbücher (30 ₰) und bringt einen wenig veränderten und verkürzten, jedoch bilderlosen Abdruck der allgemeinen Einleitung des ersten Bandes der Völkerkunde (Lage, Gestalt und Größe der Menschheit; Stellung der Naturvölker in der Menschheit; Wesen, Entstehung und Ausbreitung der Cultur; Sprache; Religion; Wissenschaft und Kunst; Erfinden und Entdecken; Ackerbau und Viehzucht; Kleidung und Schmuck; Wohnstätten; Familie und Gesellschaft; Staat). Ltz.

— Der deutsch-französische Krieg in Wort und Lied. Zur Feier der 25. Wiederkehr des Tages von Sedan für Schulen und Vereine zusammengestellt von S. Sörgel, Schuldirector in Potschappel. Verlag und Eigenthum des Herausgebers. Preis 20 ₰. — In allen Schulen des Reiches, in allen Vereinen, die auf ihren deutschen Namen stolz sind, allüberall in Stadt und Land rüstet man sich zu einer würdigen Feier der Erinnerung an die großen Tage von 1870/71. Da wird eine von geschickter Hand besorgte Auswahl von Stücken, die sich zum Vortrag bei einem Festactus, bei einem Commers oder bei ähnlichen Veranstaltungen eignen, vielfach hochwillkommen sein. Declamationen und Gesänge, kürzere und längere Stücke wechseln ab, zwischen den ernsten Weisen unsrer großen Sänger erklingen die helleren Töne des Volksliedes, manche umfänglichere Gedichte hat der Herausgeber ansprechend gekürzt. Mit dem Choral „Nun danket Alle Gott" schließt die Reihe der Darbietungen erhebend ab. R. B.

— Arthur Chuquet, Der Krieg 1870—71. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von L. A. Hauff. Zittau, A. Haase. — Ein außerordentlich interessantes Buch, dessen Uebersetzung ins Deutsche willkommen zu heißen ist. Nicht die historische Treue der Darstellung oder die militärische Würdigung der Operationen, wohl aber die wahrheitsgetreue Schilderung der Stimmungen in den Regierungs- und Volkskreisen Frankreichs, das feine Verständniß für das Fühlen und Leben im kaiserlichen Heer und in den Massenaufgeboten des Winterfeldzugs sowie die ungeschminkte Wiedergabe der Auffassungen in Frankreich über die deutsche Armee machen den Inhalt dieser kurzgefaßten Geschichte des Feldzugs so außerordentlich interessant für den deutschen Leser. Das Buch bildet gewissermaßen eine Illustration zu den vorzüglichen, streng sachlichen deutschen Werken, etwa im Sinne des Fontane'schen Werks über 1870/71. r.

— Des Deutschen Reiches große Heldenzeit. Ein Liedercyklus mit verbindenden Textworten. Als Festgabe zur 25jährigen Jubelfeier des deutschen Nationalfesttages am 2. September 1895 den deutschen Schulen gewidmet von Emil Rasche, Schuldirector. Preis 20 ₰, bei Bezug von 25 Exemplaren 15 ₰. Dresden, Verlag von Alwin Huhle (Karl Adler's Buchhandlung). 24 S. 8°. — Das vorliegende Schriftchen wird eine willkommene Festgabe für diejenigen Schulen sein, welche den Sedantag durch musikalisch-declamatorische Aufführungen zu verherrlichen gedenken. Die Lieder, welche der Herausgeber beigesteuert hat, sind von patriotischer Empfindung beseelt, und aus dem Schatze der nationalen Freiheitsdichtung hat er die köstlichsten Perlen entnommen. So wird das Ganze dazu beitragen, in den Herzen der Jugend patriotische Begeisterung zu entflammen, daß es wieder wahr werde, was Hoffmann v. Fallersleben einst gesungen hat:

Deutschland, Deutschland über alles,
Ueber alles in der Welt,
Wenn es treu zu Schutz und Trutze
Brüderlich zusammenhält!

W. Dgs.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 86. Sonnabend, den 20. Juli. 1895.

Die Universitätsausdehnungsbewegung in England.

Von H. v. N. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

In immer breitere Volksschichten drang seit Mitte des Jahrhunderts das Bedürfniß nach höherer Bildung. Und es ist kennzeichnend, daß es auf der einen Seite insbesondere die Frauen und zwar zunächst der höheren Stände, auf der anderen Seite insbesondere kleinere Bürger und die besten der industriellen Arbeiter sind, welche Theilnahme an den geistigen Gütern der Zeit fordern, und für welche sie vielleicht noch eifriger gefordert wird. Diejenigen, die sich im Besitz der Bildung der Zeit befinden, werden geneigter, von ihrem Reichthum mitzutheilen, und Einige erkennen darin eine sociale Pflicht. Populär-wissenschaftliche Einzelvorträge werden nur von Gelehrten und Angehörigen der Universitäten häufig gehalten. Einzelne Vorträge vermögen aber im Allgemeinen nur anzuregen, nicht gründlich zu belehren. Aus dieser Erkenntniß heraus veranstaltete zuerst Prof. Stuart von Cambridge, den man mit Recht den Vater der Universitätsausdehnungsbewegung genannt hat, 1867 für einen Damenverein in Leeds und sodann vor einer Arbeitergenossenschaft in Rochdale je einen zusammenhängenden Vortragscyklus. Dieser Gedanke fand so allgemeinen Anklang, daß Prof. Stuart sich bewogen fühlte, im November 1871 an die Universität Oxford eine förmliche Vorstellung zu richten, daß es eine Ehrenpflicht und ein Gebot der Klugheit für die Universitäten sei, den Vielen zu Hilfe zu kommen, welche zweifellos das Bedürfniß nach höherer Bildung hätten, aber durch den Mangel an Mitteln nicht in der Lage seien, es zu befriedigen. Schon 20 Jahre früher hatten einzelne Stimmen sich in diesem Sinne erhoben, waren aber unerhört verhallt. Nun war die Zeit reif geworden. Auch das endliche Zustandekommen des grundlegenden Gesetzes über Elementarunterricht von 1870 hatte den Boden gelockert. Die Universitäten gingen auf die Anregung ein. Sie begnügten sich nicht mehr damit, Jedermann zugängliche Prüfungen für Schüler abzuhalten, sie begannen zu lehren.

Zuerst ging die Universität Cambridge 1872 vor. Dann bildete sich 1876 die Londoner Gesellschaft für die Universitätsausdehnung, in engster Beziehung zu den Universitäten von London, Oxford und Cambridge stehend und gegenwärtig etwa über 50—60000 Mark jährliche Einnahmen verfügend. 1877 folgten Oxford und nachmals auch die Victoria-Universität im Norden Englands. Diese vier Körperschaften sind auch heute noch die Träger der ganzen Bewegung. Sie wirken zwar unabhängig von einander, aber durchaus in einem Geist, und die Ziele und Methoden sind in der Hauptsache gleichartig. Es werden öffentliche Vortragscyklen veranstaltet, welche in Verbindung mit eignen Studien über abgegrenzte Gebiete höherer Bildung gemeinverständlich aber wissenschaftlich unterrichten sollen. Es gilt, wie sich Oxford ausspricht, „die Universitäten zu denen zu bringen, welche selbst nicht zu der Universität kommen können". „Der Zweck," wie Cambridge sagt, „ist, die Mittel höherer Bildung für der Schule entwachsene Personen aller Stände und beider Geschlechter zu schaffen, welche ihren gewöhnlichen Berufsgeschäften nachzugehen haben. So wird die Lösung des Problems versucht, möglichst viel von dem, was die Universitäten für ihre Studenten thun, durch Universitätslehrer für Personen zu leisten, welche nicht auf die Universität gehen können." Das Ziel ist dabei Bildung im eigentlichen Sinne als Selbstzweck. Neues Wissen soll zugeführt, damit neues Einsehen und Erkennen eröffnet und so das innere Leben, Geist und Seele bereichert und befruchtet werden. Jeder Gegenstand, dessen Durchdringung diesem Zwecke dienen kann, ist an sich gleichwerthig. Der Stoff der Vorträge ist daher außerordentlich verschieden. Auf der einen Seite wird die Geschichte und Literatur, auch die Kunst namentlich Englands, aber auch der Antike und Renaissance theils in allgemeinen Uebersichten, theils in Darstellungen einzelner Abschnitte behandelt. Dazu kommen einige Themata aus dem Verfassungsleben Englands und aus der Volkswirthschaft. Neuerdings werden auch Religion und Sprachwissenschaft nicht ganz übergangen. Auf der anderen Seite wird das Riesengebiet der Naturwissenschaften, für welche der Engländer eine besondere Neigung hat, in den Einzelfächern vorgetragen: Astronomie, Geologie, Physik, Chemie, Zoologie, Botanik. Eine besondere Entwickelung hat veranlaßt, daß auch in unmittelbarer Beziehung auf das praktische und Erwerbsleben Hygiene, Bergbau, Landwirthschaft und ähnliche Fächer eifrig getrieben werden. Die Lehrmethode ist dem Bedürfniß der Hörer angepaßt, in deren Leben das Studium nicht die herrschende Aufgabe bildet, sondern sich regelmäßig den Berufsgeschäften und sonstigen Interessen unterzuordnen hat. Im Vordergrund steht der Cursus, Vortragscyklus (course). Er setzt sich in der Regel für Cambridge aus 10—12, für London 10, Victoria 8—10 und Oxford 6—12 Vorträgen zusammen, welche sich wöchentlich oder (selten) 14tägig folgen und das Thema im Zusammenhang behandeln. Soviel als irgend möglich, werden sie durch Bilder aller Art, mit Hilfe der laterna magica und durch Experimente veranschaulicht. Die Vorträge finden, wenn sie vorwiegend von Damen besucht werden, meist Nachmittags, sonst Abends, meist von ½8 oder 8 Uhr an statt. Es giebt 3 Semester (terms): den Herbst vor Weihnachten, den Winter bis Ostern und das Frühjahr nach Ostern. Der Sommer bleibt frei. Um das Verständniß zu erleichtern und die Mühe des Nachschreibens zu ersparen, wird den Hörern in einem kleinen gedruckten Heft (syllabus) der wesentlichste Inhalt des Cursus in gedrängter Uebersicht mitgetheilt. Ein Verzeichniß empfehlenswerther Bücher ist beigefügt. Dem Vortrag folgt nach oder geht seltener voraus die sogenannte Classe. Hier ist den Hörern Gelegenheit gegeben, sich über Alles, was ihnen etwa unklar geblieben ist, Auskunft zu erbitten, und ergänzt der Vortragende seine Ausführungen. Wie werthvoll und nothwendig diese Aussprache ist, ist ohne Weiteres klar. Ein schulmäßiges Abfragen der Hörer, welches beiden Theilen oft nur peinlich sein könnte, findet nicht statt. Dagegen stellt der Docent am Ende jedes Vortrags im Anschluß an ihn einige Themata zur Bearbeitung, theils solche, welche lediglich die Wiedergabe des Gehörten bezwecken, theils solche, welche ein selbständiges, weitergehendes Studium und eignes Nachdenken erfordern. Diese schriftlichen Arbeiten (weekly papers) werden in der nächsten Classe (ohne Namensnennung) besprochen. Am Ende jedes Cyklus findet eine schriftliche Prüfung unter Clausur statt, welche in der Beantwortung einer Anzahl von Fragen besteht. Weder die Theilnahme an der Classe noch an den schriftlichen Arbeiten noch an der Prüfung ist obligatorisch. Zu der letzteren werden jedoch nur diejenigen zugelassen, welche sich in der Regel an den Vorträgen, Classen und schriftlichen Arbeiten betheiligt haben. Das sind durchschnittlich ⅕—¼ der Hörer. Für jeden Cyklus stellen endlich Oxford, Cambridge und Victoria kleine Handbibliotheken (travelling libraries) zur Verfügung, aus denen die wichtigsten Lehrbücher auf kurze Zeit entliehen werden können. — Die Hörer sollen ungefähr soweit kommen, wie die Studenten, welche die leichtere Schlußprüfung (passmen) bestehen. Befähigte würden nach dem Zeugniß einzelner Vortragenden auch die schwerere Prüfung (honour classes) mit Erfolg bestehen.

So ist es Universitätsbildung, wenn auch zunächst für ein sehr beschränktes Wissensgebiet, welche wenigstens erstrebt wird.

Freilich darf man nicht den Maßstab deutscher Universitätsbildung anlegen, die ja wissenschaftliche Fachvorbildung in der Hauptsache ist. Es handelt sich um Kenntnisse nach Art derjenigen, welche in den beiden Primen eines guten deutschen Gymnasiums — etwa von den Naturwissenschaften abgesehen — erworben werden. Die äußere Gewähr dafür, daß eine höhere Bildung wenigstens das Ziel ist, liegt darin, daß die Leitung sich durchaus in den Händen der Universitäten befindet. Sie bestellen die Vortragenden, nehmen die Prüfungen ab und führen durch ständige bezahlte Generalsecretäre die allgemeine Geschäftsleitung. Außerdem beschaffen sie die wichtigsten Lehrmittel: die travelling libraries und etwaige Apparate zu Experimenten. In Oxford nimmt eine Delegacy, in Cambridge ein Syndicate, für die Victoria-Universität das Local lectures committee, sämmtlich von der Universität als solcher gewählt, die Geschäfte wahr. Die Londoner Gesellschaft ist zwar zunächst ein Privatverein für die Beförderung von Universitätsausdehnung. Aber nicht blos werden zu dem geschäftsführenden „Rathe" von 32 Mitgliedern 10 von den hervorragendsten Bildungsanstalten Londons ernannt, sondern es ist insbesondere die Bestellung der Vortragenden und Abhaltung der Prüfungen einem Ausschuß übertragen, welcher sich aus je 3 Abgeordneten der Universitäten Oxford, Cambridge und London zusammensetzt. Durchgängig, aber nicht ganz ausnahmslos sind die Universitätsausdehnungs-Docenten (lecturers) jüngere Männer, welche eine Universität besucht und graduirte, d. h. akademische Würdenträger sind. Die Anforderungen, die an sie gestellt werden, sind keine geringen. Sie sollen vor einem social meist durchaus verschiedenen und verschieden vorgebildeten Publicum wissenschaftlich, fesselnd, anregend, allgemeinverständlich sprechen. Sie sollen fähig sein, die Grundbegriffe, das bildend und bleibend Werthvolle herauszuschälen und in einer Nußschale, wie der Engländer sagt, die Quintessenz einer oft schwierigen Sache zu geben, bekanntlich eine Leistung, die den Meister fordert. Es ist unleugbar, daß die Erfolge der Universitätsausdehnung auf die Vortragenden zurückzuführen sind, welche für sich und ihre Sache die Sympathie und das Interesse zu erwecken verstanden haben. Klarheit, Anschaulichkeit und Lebendigkeit zeichnen ihre in der Regel freien Vorträge aus. Natürlich wird bei der Annahme eines neuen Vortragenden große Vorsicht beobachtet. Ein Mißgriff kann der Sache zu viel schaden. In Oxford wird deshalb nicht blos verlangt, daß der Bewerber den Grundriß für die von ihm zu haltenden Vorträge einreiche, sondern daß er diese selbst zur Probe einem kleinen Kreise vortrage. So wird wenigstens die gröbste Spreu von dem Weizen gesondert. Jede der vier Centralstellen hat einen Stab von Vortragenden, welche aber von ihr nicht angestellt und bezahlt, sondern nur als die Ihrigen anerkannt und gegen Erlegung fester Honorare zur Verfügung gehalten werden. Die Prüfungen am Ende der Cyklen nimmt der Vortragende nicht selbst ab, sondern es ernennt die Centralstelle besondere Examinatoren. Diejenigen Hörer, welche bestehen, erhalten besondere Zeugnisse.

Die Universitäten bez. die Londoner Gesellschaft sehen ihre Aufgabe als Centralstellen darin, außerhalb der Universitätsstädte für Jedermann die Möglichkeit einer höheren Bildung zu schaffen. Die ausgestreckte Hand zu ergreifen, insbes. durch Tragung der hauptsächlichen Ausgaben das Bedürfniß und den ernsthaften Willen zu erweisen, bleibt der örtlichen Initiative überlassen. Die Bewegung ist durchaus vom Gedanken der Selbstverwaltung getragen. Die Centren (local centres), so heißen die einzelnen Orte, an welchen Cyklen der Universitätsausdehnungsbewegung stattfinden, regieren sich selbst durch den örtlichen Ausschuß bez. den Vorstand des Vereins oder der Bildungsanstalt, welche den Cyklus veranstalten wollen. Dieser Ausschuß wählt den Vortragscyklus und den Vortragenden aus den periodischen Verzeichnissen der Centralstellen, bestimmt Zeit und Ort, trifft alle für die Vorlesung sonst nöthigen Veranstaltungen, beschafft, beleuchtet, heizt das Local, führt den gesammten Geschäftsverkehr mit den Centralstellen und kommt endlich für die Kosten auf. Erst wenn diese Vorbedingungen erfüllt oder doch sichergestellt sind, lassen sich die Centralstellen in förmliche Verhandlung ein. Oft ist ein gutes Theil Verhandlung und Vermittelung nöthig. Es soll deshalb stets ein Vortragender und Vortragscyklus benannt werden, der an zweiter oder dritter Stelle gewünscht wird. Jedem Centrum steht frei, an welche Centralstelle es sich wenden will. In London hat jedoch die Londoner Gesellschaft, welche aber auch Vortragende von Oxford und Cambridge auf ihrer Liste hat, und im Norden, wenn auch nicht in gleichem Maße, die Victoria-Universität ein natürliches Monopol. Oxford und Cambridge concurriren im ganzen Lande miteinander. Der Erfolgsneid ist aber bisher vermieden worden, es herrscht das glücklichste Einvernehmen zwischen den betheiligten Körperschaften und gemeinsame Conferenzen sind häufig. Für den Besuch des Cyklus ist die Zusammensetzung und Thätigkeit des Ausschusses von größter Wichtigkeit. Namentlich Cyklen, welche für Arbeiterkreise berechnet waren, haben nur dann die gewünschte Zuhörerschaft gefunden, wenn der Ausschuß wesentlich aus Arbeitern bestand. Denn wirksamer als Ankündigungen in der Presse und durch Placate sind persönlicher Einfluß und mündliche Aufforderung zum Besuch. Im Ganzen mag ein Cyklus je nachdem etwa 30—70 Pfd. Sterl. kosten. Der Preis eines Billets für den Cyklus, einschließlich der Classen, ist sehr verschieden hoch. Bei Nachmittagscyklen für Damen kostet das Billet zuweilen bis 1 Pfd. Sterl., bei Cyklen für Arbeiter oft nur 5 sh. und noch weniger. Bei den meisten Cyklen wird auch Arbeitern und Anderen, z. B. oft Volksschullehrern, ein Vorzugspreis zugestanden.

Dies sind die großen Grundzüge der Bewegung, sie haben sie seit ihrem Anfang gekennzeichnet und sind geblieben. Das Bedürfniß hat zu einem immer fortschreitenden Ausbau geführt und Elemente hinzugefügt, welche zwar wünschenswerth und häufig, aber nicht nothwendig vorhanden sind. In didaktischer Beziehung macht sich zunächst der Mangel geltend, daß der einzelne Cyklus nur ein beschränktes Wissensgebiet zu behandeln vermag, ja um der Gründlichkeit willen Beschränkung geboten ist, eine solche vereinzelt bleibende Belehrung aber noch keine eigentliche Bildung bedeutet. Es geht deshalb das Bestreben neuerlich dahin, die Vortragscyklen unter einander in Zusammenhang zu bringen und ein Studiengebiet von größerem Umfang zu decken. Man hat auch schon einen Anfang damit gemacht. Die Universitäten haben planmäßige Folgen von Vortragscyklen (sequences of courses) aufgestellt, die sich über Jahre erstrecken und für deren Besuch besondere Diplome ausgestellt werden. Der Grundgedanke und das letzte Ziel ist: was der Universitätsstudent in etwa 3 Jahren an Wissen erwirbt, müsse sich ein Anderer, der etwa nur über die Abendstunden verfüge, in entsprechend längerer Zeit, etwa im Verlaufe von 7 bis 8 Jahren gleichfalls aneignen können. Wenn man erwägt, daß das Universitätsjahr kaum ein halbes Kalenderjahr beträgt, und daß diejenigen Studenten, welche blos die leichtere Prüfung bestehen wollen, etwa 3—4 Stunden täglich studiren, so kann man dieser Hoffnung die Berechtigung nicht ganz absprechen. Die organisatorischen und finanziellen Schwierigkeiten haben jedoch die häufige Durchführung derartiger Studienfolgen bisher verhindert. Cambridge ist noch weiter gegangen. Ein Centrum, welches eine zusammenhängende Reihe von mindestens acht Vortragscyklen, welche sich auf drei Jahre erstrecken, unternimmt, kann sich der Universität „affiliiren". Diejenigen Hörer, welche an den Vorträgen, Classen und Prüfungen theilgenommen, überdies in Mathematik und Latein (oder einer anderen Sprache) eine Prüfung bestanden haben, erhalten den Titel als „affiliirte Studenten der Universität Cambridge", sind berechtigt, die Universität wirklich zu beziehen, und es wird ihnen für die Abgangsprüfung von den üblichen drei Studienjahren ein Jahr nachgelassen. Die letzteren Vorrechte sind zwar meist belanglos, da die Universitätsausdehnungshörer nur ausnahmsweise in der Lage sein werden, die Universität auch nur auf zwei Jahre zu beziehen. Ueberdies hat die Schwere der zu übernehmenden Verpflichtung nur wenigen Centren bisher gestattet, sich zu affiliiren. Immerhin ist ein Antrieb zu planmäßiger Studienanlage gegeben und von grundsätzlicher Bedeutung ist die Anerkennung, welche Cambridge den Universitätsausdehnungsstudien für etwaige Universitätsstudien einräumt. — Hand in Hand mit dem Bestreben, das Studium planmäßig über ein größeres Gebiet zu erstrecken, geht das Bestreben, es durch Steigerung der eigenen Thätigkeit des Hörers zu vertiefen. Auch in dem organisatorischen Weiterbau drückt sich das Bedürfniß nach Stetigkeit und Planmäßigkeit deutlich aus. Centren, welche geographisch nicht weit von einander entfernt sind, haben Bezirksverbände gebildet. In Exeter hat man einen vielversprechenden und vorbildlichen Anfang dazu gemacht, das Localcomité dadurch zu einer dauernden Institution zu erheben, daß man Vertretern der Stadt, der Kirche, der Schulen, Museen und anderer Körperschaften Sitz und Stimme unter der Voraussetzung einräumt, daß eine entsprechende Subscription gewährt wird (Municipalisation of centres). Ein weiteres aussichtsreiches Bestreben geht auf die Errichtung eigener Lehrgebäude

(University Extension Colleg) in den Centren mit Hörsälen, Laboratorien, Bibliothek u. dergl., sowie womöglich einer ständigen Lehrkraft, während im Uebrigen die Vorlesungen durch zureisende Docenten gehalten werden sollen. Zunächst ist ein solches Colleg in Reading errichtet worden. Als ein Mittel, neue Centren in das Leben zu rufen, hat sich die Veranstaltung einzelner Vorträge oder kurzer Cyklen von 3—4 Vorträgen (ohne Classen, Ausarbeitungen und Prüfungen) mit freiem Eintritt sehr wirksam erwiesen (Peoples lectures). Endlich werden seit 1890 regelmäßig zwei periodische Zeitschriften herausgegeben.

Seine wesentlichste Ergänzung erhält das System aber durch die sog. Sommermeetings. Nachdem schon früher vereinzelt Volksschullehrer und Andere auf kurze Zeit während der Sommerferien Aufnahme zu Studienzwecken in Oxford gefunden hatten, wurde in Nachahmung eines amerikanischen Vorganges das erste große Sommermeeting im August 1888 in Oxford abgehalten. Es dauerte 10 Tage und war von 900 Personen besucht. An den Vormittagen fanden Vorträge in kurzen Cyklen statt, am Nachmittag Einzelvorträge, wissenschaftliche Ausflüge, Debatten, gesellige Vereinigungen. Ein zweites Meeting in der Dauer von 4 Wochen folgte im August 1889. Seitdem ist das Sommermeeting eine ständige Einrichtung von Oxford geworden. Seit dem Jahre 1891 wird ein systematischer Lehrplan verfolgt. Die Vorlesungen zerfallen in zwei Hauptgruppen: Geschichte, Kunst und Literatur einerseits, die Naturwissenschaften andererseits. Daneben sind noch Vorträge von allgemeinem Interesse. So fanden 1891 72 Vorlesungen, theils Einzelvorträge, theils Cyklen über Geschichte, Literatur, Kunst und Volkswirthschaft des späteren Mittelalters statt, sowie 33 Vorlesungen gleicher Art über griechische Geschichte (die Perserkönige und Herodot), Literatur (Homer) und Kunst (der Parthenon), daneben 41 Vorlesungen über Geologie und Chemie. Im Jahre 1892 wurden 99 Vorlesungen über Reformation und Renaissance und 26 über griechische Literatur (Tragödie und Komödie) und Kunst, daneben eine Anzahl naturwissenschaftlicher und anderer Vorträge gehalten. In den Jahren 1894 und 1895 sollten das 17. und 18. Jahrhundert vorzugsweise behandelt werden.

Universitäten und Collegs stellen Hörsäle, Laboratorien, Sammlungen, Bibliotheken zur Verfügung. Neben den Docenten der Universitätsausdehnung übernehmen auch ordentliche Universitätslehrer, darunter große Gelehrte, Vorträge. Es wird die Gastfreiheit bewiesen, für welche Oxford und Cambridge berühmt sind. Einige Collegs nehmen sogar die Hörer gleich ihren eigenen Studenten in ihre Mauern auf und gewähren ihnen gegen sehr bescheidene Vergütung Kost und Wohnung. Alles wird gethan, um das Meeting möglichst anregend und angenehm zu machen. Die nothwendigen Ausgaben während des Monats sollen mit etwa 150—200 ℳ bestritten werden können, wovon etwa 20—30 ℳ auf das Collegiengeld fallen. Trotzdem würden die Meetings nicht so zahlreich besucht worden sein, wenn nicht die Universitäten, die Centren, viele Körperschaften und Privatpersonen, darunter als einer der Ersten Gladstone, ansehnliche Preise bis 100 ℳ gestiftet hätten, welche zum Besuche des Meetings verliehen werden.

In Cambridge ist die Entwickelung eine etwas andere gewesen. Auch dort findet seit 1890 ein Sommermeeting statt. Es war jedoch bis 1892 hauptsächlich für vorgebildete und vorgeschrittene Hörer der Universitätsausdehnung und zwar anfänglich nur in Kunst und Naturwissenschaften bestimmt und sollte Gelegenheit geben, unter Benutzung der reichen Lehrmittel der Universität und unter fortgesetzter längerer Anleitung in vorzugsweise praktischen Cursen die Mängel zu ergänzen, welche das Studium in den Localcentren gelassen hatte. An den einzelnen Cursen nahm nur eine sehr geringe Anzahl von Hörern Theil, welche i. A. ihre ganze Zeit dem einen Gegenstand widmeten und so durchgängig eine gründlichere Ausbildung erlangten. Vielleicht infolge des Umstandes, daß in Oxford baulicher Veränderungen wegen kein Sommermeeting stattfinden konnte, hat Cambridge 1893 ein solches nach dem Vorgange Oxfords mit einem ausgedehnten nnd umfassenden Lehrprogramm abgehalten, ohne indeß die ausführlichen Curse ganz aufzugeben, welche inzwischen auch in Oxford Eingang gefunden hatten. Natürlich ist, soweit die wissenschaftliche Vertiefung der Belehrung entscheidet, das alte Cambridger System dem Oxforder „Bildungs-Piknik" bei Weitem vorzuziehen, bei welchem der Vortrag nicht durch Classe und eigene Arbeit ergänzt wird und die große Menge des Gebotenen trotz jenes inneren Zusammenhanges leicht verwirrt. Der Hörer bringt aber noch mehr als bloses Wissen aus Oxford und Cambridge nach Haus. Aus Hallen und Capellen, Bibliotheken und Gärten redet die Sprache der Vorzeit, welche von hier aus Dichter und Gelehrte, Weise und Helden in die Welt gesandt hat, sie zu lehren und zu lenken. Der Aufenthalt in den Universitätsstädten macht mit ihnen vertraut und bindet die Gegenwart an die große Vergangenheit.

Eine außerordentliche Einwirkung übte es auf die Universitätsausdehnungsbewegung, daß im Jahre 1890 ein Gesetz den Grafschaftsräthen sehr erhebliche Gelder aus den Ergebnissen der Spirituosensteuer für Zwecke technischer Bildung (technical education) zur Verfügung stellte. Technische Bildung soll Unterricht in Wissenschaft und Kunst bedeuten, welche auf Handel und Gewerbe im weitesten Sinne anwendbar sind. In immer steigendem Umfange haben sich Grafschaftsräthe an die Universitätsausdehnung gewendet, und mit deren Hilfe, mit deren Docenten, nach deren gewohnten Methoden Vortragscyklen veranstaltet. Es handelt sich hauptsächlich um angewandte Naturwissenschaften, praktische Chemie, Ackerbaukunde, Botanik, Thier- und Pflanzenkunde, Geologie, Bergbau, Hygiene. Die Curse haben entweder für das allgemeine Publicum stattgefunden, oder waren gedacht als eine Art Fortsetzung des Volksschulunterrichtes für die reifere Jugend oder sie waren für bestimmte Interessentenkreise berechnet, namentlich die ackerbautreibende Bevölkerung, in diesen beiden Fällen jedoch ohne formell andere Personen auszuschließen, oder endlich sie waren ausschließlich für Volksschullehrer bestimmt, welche befähigt werden sollten, das Gelernte ihrerseits weiter zu lehren. Ueberdies veranstalten Oxford sowohl wie Cambridge für Hörer, welche von Grafschaftsräthen geschickt sind, auch bei den Sommermeetings einige Specialcurse, welche 2—3 Wochen dauern und die Theilnehmer theoretisch und praktisch den ganzen Tag über unterrichten. Den Besuch dieser Curse ermöglichen die Grafschaftsräthe durch Preise oder Stipendien von 100—200 ℳ an die Bestgeeigneten. Man sieht ferner ein, daß eine besonders werthvolle Hilfe der Landwirthschaft durch eine zusammenhängende Fachbildung gewährt werden kann, und so ist unter den Auspicien der Universitätsausdehnung eine Art von landwirthschaftlicher Akademie in Cambridge im Entstehen begriffen, welche von den benachbarten Grafschaftsräthen subventionirt wird, und in 2 Halbjahrscursen eine wissenschaftliche Vorbildung jungen Landwirthen im Alter von etwa 18 Jahren geben soll. Es ist dies ein Gegenstück zu den Gewerbeschulen, die in großen Städten seit 1890 vielfach aber i. A. unabhängig von der Universitätsausdehnung errichtet werden.

Die Zahl der Vorlesungen und Vortragscyklen, welche von der Universitätsausdehnung auf Veranlassung oder unter Unterstützung (an Localcentren) der Grafschaftsräthe gehalten worden ist, ist eine sehr große. In Oxford, Cambridge und Victoria — London bisher nicht — haben sich die Cyklen um die Hälfte bis zwei Drittel vermehrt. Obgleich erst wenige Stimmen sich in diesem Sinne erheben, ist es zweifelhaft, ob diese Entwickelung, falls sie Bestand hat, günstige Wirkungen haben wird. Denn gerade allgemeine höhere Bildung als solche, nicht Vorbildung für das Gewerbsleben, ist nun eben das wahre Ziel der Universitätsausdehnung, von welchem sie sich nicht durch die Gewinnung reicher Mittel und großer äußerlicher Erfolge abbringen lassen sollte. — Segensreicher als Gelder, welche für technische Bildung verwendet werden sollen, würde eine unmittelbare staatliche Beihilfe für die Universitätsausdehnung sein. Bei der Bedeutung der Bewegung ist das Ansinnen nicht unbillig. Sie hat ein stetes Wachsthum aufzuweisen. Von etwa 20 Centren mit 30 Vortragscyklen vor noch nicht zehn Jahren ist Oxford allein bis auf etwa 300 Centren mit etwa 450 Cyklen und rund 30000 Hörern angewachsen. Die Centralstelle Cambridge steht kaum hinter Oxford zurück, dagegen erreicht London nur etwa die Hälfte, und Victoria bleibt abermals hinter London zurück. Diese Verbreitung erklärt sich aus der Schwierigkeit und Kostspieligkeit, höheren Unterricht und damit höhere Bildung zu erlangen. Die Bewegung entspricht einem zweifellos vorhandenen Bedürfniß.

Das dichte Netz von Centren bez. Vortragscyklen, welches sich über ganz England erstreckt, umspannt alle Classen der Bevölkerung, wenn auch nicht gleichmäßig. Als Cambridge 1872 das System der Universitätsausdehnung aufnahm, wurden besonders drei Classen der Bevölkerung in das Auge gefaßt: Damen, welche über ihre Zeit frei verfügen können, junge Leute des Kleinbürgerstandes und gelernte höhere Arbeiter. Nur die gebildeten Frauen haben sich in dem erwarteten Maße betheiligt. Sie stellen heute die Hälfte bis zwei Drittel der Zuhörerschaften und sind auch

bei der Organisation sehr thätig. Viele Centren gehören ihnen nahezu ausschließlich. Die Nichte des Herzogs von Devonshire sitzt hier neben der Tochter des Kaufmanns, Geistlichen und Beamten. Besonders zahlreich sind die Lehrerinnen. Die Sommermeetings von Oxford und das letzte von Cambridge waren sogar zu ⅔—¾ aus Damen zusammengesetzt. Dagegen zeigte es sich, daß sowohl junge Leute des Kleinbürgerstandes als auch Arbeiter nur in geringer Anzahl erschienen. Vielmehr war die Zuhörerschaft in den Abendcyklen eine vollkommen gemischte. Und so ist es auch heute noch durchgängig geblieben. Der kleine Bürgerstand ist zwar zahlreich vertreten, aber nicht durch junge Leute. Sehr groß namentlich bei den Sommermeetings ist der Procentsatz der Volksschullehrer. Aber auch Kaufleute, Beamte, Landwirthe machen sich die gebotene Gelegenheit zu Nutze. Die Arbeiterbevölkerung verhält sich zwar im Allgemeinen passiv. Aber in Einzelsfällen tritt eine außerordentliche und begeisterte Hingabe zu Tage. Die Theilnahmlosigkeit und das fehlende Verständniß entschuldigt sich nicht blos aus der wirthschaftlichen Lage des Arbeiters, sondern vor Allem aus der bisher ganz ungenügenden Elementarbildung. Erst die kommende Generation wird nicht mehr oder doch erheblich weniger unter diesem Mangel zu leiden haben. Trotzdem sind schon jetzt die Fälle häufig, in welchen einzelne Arbeiter mit einem wahren Feuereifer und mit eisernem Fleiß die Cyklen besuchen und die besten Erfolge erringen. Ein leidenschaftliches Bildungsbedürfniß, welches die sociale Entwickelung der Zeit vordeutet, hat die Besten des Standes erfaßt und treibt sie in die Hörsäle zu den Büchern. Sie darben sich den Billetpreis vom Munde ab, sie wandern stundenlang durch das naßkalte Winterwetter, sie mühen sich mit dem Schreiben, bis die arbeitsharten Finger steif sind, sie überwinden die bleierne Müdigkeit bis spät in die Nacht und halten aus. Groß und rührend in seiner Einfachheit und Wahrhaftigkeit tritt uns das Streben dieser Männer in ihren Selbstzeugnissen entgegen. So schreibt ein Arbeiter an einen Vortragenden: „Ich bin ein gewöhnlicher Arbeiter, der nicht vor dem Alter von 30 Jahren lesen lernte. Wenn ich versuche, mich selbst zu bilden, fühle ich, daß es falsch ist, wenn ich mir nicht die Elementarbildung zuerst aneigne. Das Buch von John Herschel war eines der ersten, das ich las, sodaß ich mich bemühte, große Wahrheiten und Gedanken zu begreifen, ohne Form und Bedeutung der Ausdrücke vorher gelernt zu haben. Sie werden es vielleicht ganz thöricht finden, daß Jemand die große Wissenschaft der Astronomie studiren will, ohne und in Vernachlässigung von Elementarbildung. Ich gebe zu, es ist so. Aber ich hoffe, Sie werden mir Ihre Sympathie deshalb nicht versagen, weil Sie ein glücklicherer Jünger der Wissenschaft sind, welche ich so liebe. Ich schäme mich meiner Unwissenheit, wenn ich bei den Vorträgen mit den besser Gebildeten zusammen komme. Aber ich versuche, dieses Gefühl zu überwinden, um nicht die erste und vielleicht letzte gute Gelegenheit zu verlieren, meine astronomischen Vorstellungen zu prüfen." Es sind nicht blos die Vielen, welche einzeln zu den verschiedenen Centren kommen. Im Norden Englands, wo Eisen und Kohle eine industrielle Arbeiterschaft erzeugt haben, die an Lebenskraft und Leistungsfähigkeit in der Welt ihres Gleichen sucht, werden einige Centren nur von Arbeitern gebildet und mit den größten Opfern erhalten. Auch in anderen Industriebezirken namentlich Londons giebt es Zuhörerschaften, die vorwiegend aus Arbeitern bestehen. Arbeitergenossenschaften erwärmen sich mehr und mehr. Der Stein ist im Rollen.

Zum Schlusse erhebt sich die große und grundsätzliche Frage nach dem Werthe der Bildung, welche geboten wird. Es ist nun nicht anders möglich, als daß eine Bildung, welcher Jedermann soll theilhaftig werden können, bei allem Streben nicht auf die Höhe gelangen kann, welche nur den Wenigen, nicht der Masse zugänglich ist. Der Strom der Bildung, welcher tief und reißend im engen Bette fluthet, wallt langsam und stellenweise trübe und seicht dahin, wenn er auf die weite Ebene austritt. Aber das ist nicht das eigentlich Entscheidende. Entscheidend ist, daß das bloße Verbreiten von Kenntnissen und Wissen nicht Selbstzweck ist. Das Ziel der Universitätsausdehnungsbewegung ist vielmehr richtig, durch die Belehrung das geistige Leben des Hörers anzuregen, zu erweitern, zu erheben, es an edler Freude reicher und dadurch reiner und besser zu machen: nicht blos zu unterrichten, sondern zu bilden, auf die Lebensanschauungen einzuwirken. Daß dieser Zweck verfolgt und nicht verfehlt wird, beweisen am Deutlichsten wiederum Auszüge aus Arbeiterbriefen: „Ich habe vielen Nutzen von den Vorträgen gezogen, sie haben meine Sympathien und meinen Gesichtskreis erweitert." Ein Anderer drückt sich noch stärker aus: „Ich kann nicht sagen, wie viel Dank ich diesen Vorträgen schulde Sie haben in meinem Leben eine Revolution hervorgerufen. Ich bin befähigt worden, mich in meinem Urtheil auf einen höheren Standpunkt zu stellen, und mein Interessenkreis ist erweitert." Und auf eine andere nicht minder wichtige Seite ist hinzuweisen. Wiederum sei das Zeugniß eines Arbeiters aufgerufen: „Die Vortragenden sind gegenüber den Arbeitern mehr als Lehrer. Sie sind Arbeiter, welche die Lücken ausfüllen. Ihre Gegenwart erhebt die Leute auf eine höhere Stufe. Auf einmal wird Cambridge und Alles, was dazu gehört, für sie von Interesse. Der Stand, zu welchem der Vortragende gehört, wird mit edelmüthigen Gesinnungen (generous feelings) angesehen. Ein größeres Interesse wird der Verbreitung der Wissenschaft unter den höheren Ständen und in der eigenen Classe entgegengebracht. So wird Denken und Empfinden weiter." In diesen Erfolgen liegt der innere Werth der Universitätsausdehnungsbewegung. Ueberdies hat sie endlich in hohem Maße befruchtend auf die Entwickelung des höheren Bildungswesens eingewirkt. Sie hat die Anregung gegeben zur Gründung von Collegs in der Provinz, sie bereitet den Weg zur Schaffung eines Universitätslehrkörpers in London und sie darf, und das ist vielleicht ihr größtes Verdienst, in Anspruch nehmen, die unbedingt nothwendige Reform des höheren Unterrichts, welcher der Universität vorausgeht, in Fluß gebracht zu haben und vorzubereiten.

Man erhebt nun einen doppelten Einwand gegen die Universitätsausdehnung: Sie soll die Wissenschaft und ihre Jünger verflachen. Mag sein, daß das Letztere in einzelnen Fällen zutrifft.*) Aber weder Nothwendigkeit noch Wahrscheinlichkeit dieser Wirkungen ist vorhanden. Denn die Aufgabe des Gelehrten, welcher nach der wissenschaftlichen Wahrheit forscht, ist verschieden von derjenigen des Lehrers, welcher die gewonnenen Ergebnisse blos mittheilt. Andererseits ist die Arbeit des Lehrers nicht minder wichtig, er prägt das Gold, welches jener findet. Man sagt weiter, die Universitätsausdehnung schaffe eine Bildung, welche bestenfalls den Hörer den bisherigen Interessen seines Lebenskreises entrückt und unzufrieden mache. Das ist zum Mindesten nicht nothwendig. Man kann darüber streiten, ob man zwangsweise Jedermann eine höhere Bildung geben soll. Man kann auch darüber streiten, ob nicht ein socialpolitischer Zustand, in welchem das Volk nach Ständen sich gliedert und jeder Stand sein Maß von Bildung hat, gesünder und natürlicher sei und sicherer zur höchsten Vollendung führe. Aber beides ist außer Frage: Die Universitätsausdehnung giebt nur denen Bildung, welche sie wollen und Opfer dafür bringen. Wer lernen will, den soll man lehren. Mehr thut die Universitätsausdehnung nicht. Sie macht Bildungsmittel Jedermann zugänglich. Dem Wollen und der Fähigkeit öffnet sie den Weg. Gerade das ist die Forderung der Zeit, die Mindestforderung der Demokratie, welche England schon heute ist und mehr und mehr wird. Man muß sogar noch weiter gehen: Seitdem das allgemeine Wahlrecht eingeführt ist, ist die Forderung gebieterisch, die ein englischer Staatsmann bereits bei der ersten Wahlreformbill erhob „Unsere Herren müssen gebildet werden". Die Zeit des Autoritätsglaubens und der ständischen Gliederung ist für England vorüber. Indem die Universitäten es mehr und mehr als ihre Pflicht begreifen, die Quellen zu werden, „aus welchen die befruchtenden Wässer des Geistes und Wissens in tausend Canälen über das ganze Land sich ergießen", sind sie auf dem Wege, aus Classeninstitutionen wieder nationale Einrichtungen zu werden.

*) Einer der größten Gelehrten Englands gab sein Urtheil dahin: Die Universitätsausdehnungsbewegung hat Niemandem geschadet, Vielen etwas und Einigen viel genützt.

Berichtigung. In Nr. 84 Seite 336 der Wiss. Beilage muß es auf Zeile 9 und 21 von unten Georg und G. von Kleist, nicht Harry und H. von Kleist heißen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 87. Dienstag, den 23. Juli. 1895.

Eine Fahrt nach den kroatischen Seen.

Von Alfred Meebold.

Im vergangenen Herbst saß ich im Café Lust zu Mostar, der herzegowinischen Hauptstadt, mit einem mir befreundeten Officier zusammen und sprach mit ihm von den Schönheiten der österreichischen Länder, die „draußen im Reich“ leider theilweise noch ganz unbekannt sind. Der Officier kam dabei auf die Plitvicer Seen zu sprechen und wußte sich vor Erstaunen nicht zu fassen, als ich kleinlaut bekannte, daß mir dieselben ganz unbekannt seien. Auf seine eindringlichen Ermahnungen hin mußte ich ihm fest versprechen, daß ich bei der nächsten Gelegenheit diese Lücke in meinem Wissen ausfüllen wolle. Dieses Versprechens eingedenk benutzte ich einen Aufenthalt in den oberkrainischen Bergen, um einen Abstecher nach Kroatien zu machen, und erstand, um mich hierzu vorzubereiten, den „Reiseführer durch Kroatien und Slavonien“ von Abel Lukšić. Der Verfasser ist offenbar ein waschechter Patriot, denn nach seiner Ansicht ist Kroatien das schönste, beste, reizendste unter den Ländern Europas und es ist ein Unrecht, daß dies nicht allgemein anerkannt wird. Hier und da wird in dem Buche, dessen Deutsch sehr kroatisch angehaucht ist, ein Vergleich gezogen mit „anderen“ berühmten Punkten, aber auch dann ist stets wenigstens ein Grund vorhanden, warum der „andere“ zurücksteht. Ich will mich indessen nicht hierüber aufhalten, denn ich sah noch keinen Localführer, der nicht in diesem Tone geschrieben gewesen wäre, und auch die manchmal himmelschreienden Sprachschnitzer verzeihe ich gerne, da das Buch mir von großem Werth war; es entspricht einem Bedürfniß: Baedeker behandelt diesen Theil von Oesterreich recht stiefmütterlich und thut Kroatien mit wenigen Worten ab; Plitvice erwähnt er nicht einmal.

Zunächst stattete ich der Landeshauptstadt einen Besuch ab. Agram macht auf den Fremden den besten Eindruck: sauber gehaltene, breite Straßen, hübsche Denkmäler, prächtige Promenaden, große Plätze und last not least gute Hotels machen es zu einer ganz modernen Stadt, die den in Deutschland noch vielfach herrschenden Vorstellungen von Kroatien durchaus widerspricht. Selbst die kleinen Gassen der Altstadt übertreffen an Sauberkeit manche deutsche Stadt, wo man denkt, es sei Alles aufs Beste bestellt. — Es ist bezeichnend für den Eifer der Agramer, mit der Zeit fortzuschreiten, daß in der Straßenbeleuchtung Petroleum, Gas und elektrisches Licht friedlich nebeneinander wirken; zu letzterem stimmen sonderbar die Landestrachten, die von der ärmeren Bevölkerung noch allgemein getragen werden. Am Besten kann man sie Sonntags beobachten, wenn die Landleute zum Markt in die Stadt kommen — die Sonntagsruhe ist dort noch nicht eingeführt. Die vorherrschende Farbe in der Tracht ist Weiß, d. h. Sonntags wenigstens, die Schürzen und Mieder der Frauen, sowie die Jäckchen der Männer sind roth gestickt; der Schnitt ist theils nach ungarischem Muster, theils hat er schon etwas Orientalisches.

Es fiel mir dort wieder, wie schon früher, recht unangenehm auf, daß in slavischen Ländern fast ausschließlich slavisch gesprochen wird; gewöhnliche Menschenkinder wie ich kommen über pivo, sir und kruh s maslacem, d. h. Bier, Käse und Butterbrod, nicht hinaus und damit kann man sich doch nicht wochenlang füttern lassen. In den Städten geht es ja, dort findet man immer Jemand, der deutsch spricht, aber auf dem Lande kann die Sache unangenehm werden. Ich fand übrigens fast überall die Leute von einer ausgesuchten Höflichkeit und stets willig zu helfen und zu verstehen, was ich wünschte. Wenn sie auch in dieser Eigenschaft nicht den Italienern gleichkommen, die am halben Wort den ganzen Satz errathen, so sind sie doch namentlich den Engländern überlegen, die schwerhörig werden, wenn man ein Wort ihrer schönen Sprache nicht ganz correct ausspricht. Ich wurde selten angebettelt „dort unten“, hingegen wiesen mir einige Male ganz arme Leute das angebotene Trinkgeld zurück, das sie sich durch Wasserhalen gewiß verdient hatten, so daß mir nichts übrig blieb, als ihnen die Hand zu schütteln.

Wer in Agram oder anderen kroatischen Städten mittelalterliche Bauwerke sucht, wird enttäuscht werden; bis auf wenige Reste ist Alles verschwunden, und die paar Thürme und Befestigungen, die hier und dort noch stehen, sind meist so modernisirt, daß alles Malerische verloren ging. Selbst der Agramer Dom ist bis zu einem gewissen Grade diesem Schicksal verfallen. Im 12. Jahrhundert romanisch erbaut, wurde er nach kaum 150 Jahren von den Mongolen zerstört, die damals ganz Agram in einen Schutthaufen verwandelten. Im 14.—15. Jahrhundert war die Kirche in spät gothischem Stil wieder aufgebaut worden, litt aber im Laufe der Zeit durch Erdbeben und Feuer abermals schweren Schaden. Im 18. Jahrhundert wurde sie gründlich reparirt, d. h. verzopft, und gegenwärtig ist man in dankenswerther Weise damit beschäftigt, den Bau in reiner Spätgothik wiederherzustellen. Die Verhältnisse, namentlich des Innern, sind hübsch, die Façade nimmt sich etwas zu einfach und nüchtern wirkend aus; von den ursprünglichen Architekturtheilen ist vor Allem das Hauptportal hervorzuheben, das interessante Skulpturen zeigt. Auch die Markuskirche ist ein hübscher gothischer Bau mit reizvollen Einzelheiten, der jedoch in neuester Zeit durch ein gar zu scheckiges Dach verunstaltet wurde. Solange die bunten Ziegel in matten Farben gehaltene, einfache Ornamente bilden, wie z. B. am Ulmer Münster, stören sie nicht allzusehr, wenn aber, wie hier, zwei riesengroße Wappen in den grellsten Tönen das ganze Kirchendach einnehmen, so ist das entschieden eine Geschmacksverirrung.

Was Agram besonders auszeichnet, sind die prachtvollen Anlagen, von denen die Stadt umgeben ist, allen voran glänzt der Park Maximir. Die Natur ist dort in geschickter Weise benützt, ich möchte fast sagen, verarbeitet worden und so entstand eine Art Thiergarten, wie ihn nur wenige große Städte aufzuweisen haben. Auf der Westseite der Stadt zieht sich der Park Tuškanac mit schönen alten Bäumen und verschiedenen Cafés bergan, daran schließt sich das blumenreiche Villenviertel Tosipovac und oben auf der Höhe enden die Anlagen in dem Aussichtspunkte Emrok. Alles wird sehr gut im Stand gehalten, Wege und Grasplätze sowohl, wie die eingestreuten Blumenbeete. Einen großstädtischen Anstrich hat auch der Friedhof, nach italienischem Muster mit schönen Arkaden umgeben. Von dort genießt man einen reizenden Blick über die ganze Gegend: Im Hintergrunde das waldige Agramer Gebirge, das den schönen Namen Sljemen Vrh trägt und auf dessen letztem Vorhügel sich die Altstadt zusammendrängt; davor in der Thalebene die ausgedehnten neuen Viertel, deren hell angestrichenen Häuser mit den grellrothen Ziegeldächern einen freudigen Ton in das Bild bringen; in einiger Entfernung die mächtige Save und darüber hinweg eine weite, wohl angebaute Niederung, am Horizont von duftigen Bergen begrenzt.

Selbst im Hotel zu Agram konnte ich keine Auskunft über meine Reiseroute nach Plitvice erhalten und so mußte ich mich denn entschließen, aufs Gerathewohl nach Ogulin zu fahren, einer Station der Linie nach Fiume. Die Bahnstrecke bis dorthin bietet wenig Abwechselung: Felder, vorzugsweise mit Mais bestellt, Wiesen und Wald bedecken die breite Thalsohle, dazwischen

führen, z. B. in der Auffassung der Geschichte vom reichen Mann (Lucas 16), die stark nach Kingsley schmeckt und zwar nach dem diesseitigen. Wem die Empfehlung genügt, daß von diesen Dingen mit einem gewissen Ernst gehandelt wird, dem sei sie gegeben. B. K.

— **Geschichte und Kritik der neueren Theologie,** insbesondere der systematischen, seit Schleiermacher. Von Fr. H. R. v. **Frank**, † Geheimrath und Professor der Theologie in Erlangen. Aus dem Nachlaß des Verfassers herausgegeben von P. **Schaarschmidt**, Pastor in Zeschwitz bei Leipzig. Zweite durchgesehene Auflage. Mit dem Bildniß des Verfassers. Erlangen und Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme). 1895. 5 *M.* 80 *ℌ*. — Wie bereits nach Verlauf eines halben Jahres die von uns erwartete zweite Auflage (Wiss. Beil. Nr. 119 von 1894) eingetroffen ist, so müßte nun ungefähr in demselben Abstand unsere zweite Besprechung des Werkes der ersten folgen. Aber es ist so gut wie nichts zu besprechen, da selbstverständlich an dem hinterlassenen Werke eines Verstorbenen nichts Wesentliches geändert werden kann. Einwände sind schon gemacht worden gegen die Formen der Zeichnung von Seiten derer, denen die Bilder ihrer Ahnen nicht gefielen; aber damit ist nicht bewiesen, daß sie falsch gezeichnet seien. So handelt es sich also um einen Abdruck der ersten Auflage, in dem die Druckfehler beseitigt und einige Notizen zur Bequemlichkeit des Lesers hinzugefügt sind. Neu aber ist das beigegebene Bild, ein trefflicher Lichtdruck nach einer der letzten Photographien des heimgegangenen großen Forschers; möge das edle Antlitz mit seiner Denkerstirn und seinem gütig-ernsten Ausdruck auf diese Weise seinen Einzug in recht viele Theologenhäuser halten! Für diejenigen Leser endlich, die von dem Buche bisher noch keine Kenntniß genommen haben, sei in Kürze darauf hingewiesen, daß das Werk in gründlich-geistvoller Entwickelung vor Allem zu einem Verständniß des nothwendigen Zusammenhangs verhilft, in welchem die neuere Theologie zu den leitenden Gedanken unserer Reformation steht, und daß es vermittelst der Beurtheilung durch seinen größten Gegner eine klare Anschauung über die Bedeutung Albrecht Ritschl's schafft. B. K.

— **Die Lehre des Sokrates als sociales Reformsystem.** Neuer Versuch zur Lösung des Problems der Sokratischen Philosophie von Prof. Dr. **August Döring**, Gymnasialdirector a. D. und Privatdocent der Philosophie an der Berliner Universität. München 1895. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. — Eine der bestrittensten Persönlichkeiten in der Geschichte ist Sokrates. Unsere beiden Hauptquellen über ihn sind Plato und Xenophon. Es ist kein recht glücklicher Ausdruck des Verfassers, daß er immer den philosophischen und den historischen Sokrates unterscheidet, von denen uns jener mehr durch Plato, dieser mehr durch Xenophon gezeigt oder geschildert worden ist. Sokrates war seiner ganzen Lebensstellung nach doch nichts Anderes als ein Philosoph und er gehört eben nur hierdurch der Geschichte der Philosophie und durch diese indirect auch der allgemeinen oder Weltgeschichte an. Der Verfasser meint hiermit vielmehr dasjenige, was man wohl richtiger als die rein wissenschaftliche und als die ethische oder praktische Seite der Thätigkeit und Lehre des Sokrates bezeichnen darf. Wissen und Leben zu verbinden, war ja eigentlich der ganze Zweck, um den es sich für ihn handelte, und es hielt sich im Grunde Beides bei ihm vollkommen die Waage. Daß der Verfasser sehr eingehende und gründliche Studien namentlich über den Xenophontischen Sokrates gemacht haben muß, geht aus seinem ganzen Werke deutlich hervor; er giebt insbesondere eine reichhaltige Darstellung der verschiedenen Gedanken und Auffassungen über Sokrates in der Geschichte. Sokrates war für seine Zeit ein Ideal und er kann es auch rücksichtlich des allgemeinen harmonischen Gleichgewichtes seiner Natur für uns noch sein. Es lagen in ihm Keime enthalten, die sich später nach allen Seiten noch mannigfaltiger und vielgestaltiger entwickelt haben. Ja man kann von ihm sagen, daß er gewissermaßen schon im Alterthum ein moderner Mensch war, weil er sich von der ganzen sonstigen Einseitigkeit und Starrheit der Lehren der alten Philosophie frei erhalten hat. Das ganze Verhältniß von Sokrates zu Plato aber ist eines der schwierigsten und für uns räthselhaftesten in der Geschichte. Inwiefern Plato den Gedankenkreis des Sokrates auch inhaltlich weiter fortgebildet habe, ist kaum möglich mit Sicherheit zu bestimmen. Ob Plato mehr eigener Denker oder mehr schriftstellerischer Reproducent war, wird Niemand genau sagen können. Jedenfalls war Sokrates seiner äußeren Lebensstellung nach ein Plebejer, Plato aber ein Aristokrat. Die Vergleichung aber dieses Verhältnisses etwa mit Christus zu Paulus dürfte auch nicht vollkommen ausreichend sein. Es giebt Verhältnisse von Personen in der Geschichte, wie auch das von Schiller und Goethe, die nie vollkommen in das Reine gebracht oder auf eine ganz einfache Formel zurückgeführt werden können. Als einen socialen Reformer in unserem Sinne aber wird man Sokrates doch wohl kaum bezeichnen können. Der Sokratisch-Platonische Idealstaat war doch immer etwas ganz Anderes als alle socialen Phantasien oder Luftgebilde unserer Zeit. Ein Herz für den gemeinen Mann im Volke hat auch Sokrates jedenfalls immer gehabt, aber die ganzen idealen Vorstellungen vom Staat im Alterthum waren von so durchaus aristokratischer Natur, daß sie mit denjenigen unserer Zeit gar nicht verglichen werden können. Ob jene nicht gesunder waren als die der letzteren, soll hierbei nicht gefragt werden. Unsere Zeit strebt nach einer schrankenlosen Freiheit des Individuums, während dort nur in Ordnung und Zucht des Ganzen das Heil der Gesellschaft erblickt wurde. Inwiefern aber überhaupt von einer Lösung des ganzen Problems der Sokratischen Philosophie im Sinne des Verfassers die Rede sein könne, möchte auch als zweifelhaft erscheinen können; jedenfalls aber darf sein Werk als ein interessanter und verdienstlicher Beitrag zu der Bearbeitung dieser Frage angesehen werden. C. H.

— v. **Kunowski und Fretzdorff, Der japanisch-chinesische Krieg.** Leipzig, Zuckschwerdt u. Möschke, 1895. II. Theil. — Der II. Theil schildert die Kriegsbegebenheiten im Jahre 1895 und die Friedensverhandlungen. Skizzen sind beigegeben für die Operationen in der Mandschurei und die Kämpfe um Wei-hai-wei. Der II. Theil zeigt dieselben Vorzüge wie der früher besprochene I. Theil des Werkchens. 7.

— **Ludwig Hamann: Ehrungen des Fürsten Bismarck zum 80. Geburtstage.** Leipzig, Karl Scholtze Sep.-Cto. 1 *M.* — Der 80. Geburtstag des Fürsten Bismarck ist in einer Weise gefeiert worden, die wohl nicht ihres gleichen hat. Das, was die Zeitungen darüber berichtet haben, dauernd festzuhalten, ist der Zweck des vorliegenden Buches. Es zerfällt in 7 Abschnitte: 1) Vor dem Feste (die Stadtverordneten von Berlin, der deutsche Reichstag). 2) Feste in Friedrichsruh (die Mitglieder des Reichstags und Herrenhauses, der Kaiser, der Großherzog von Baden, Prinz Heinrich von Preußen und Fürst Hohenlohe). 3) Der 1. April in Friedrichsruh und die weiteren Empfänge (u. A. die Studentenschaft, die preußischen Lehrer, die Steiermärker). 4) Weitere Glückwünsche und Adressen. 5) Die Bismarckfeiern außerhalb Friedrichsruh im In- und Ausland. 6) Bismarckgedichte, Geburtstagsgeschenke, Statistik der Briefe, Depeschen. 7) Bismarckiana, Anekdoten. Wer mit inniger Freude hier wieder liest, wie der Kaiser den Fürsten geehrt hat, der wird mit um so tieferem Schmerz darüber erfüllt werden, daß die unglückselige Rede an den Bund der Landwirthe neue Zerwürfnisse zwischen Berlin und Friedrichsruh hervorgerufen hat. Möge diese Verstimmung bald ausgeglichen werden, damit auf die Erinnerung an die großen Ereignisse vor 25 Jahren kein trüber Schatten falle. A. B.

— **Brockhaus' Conversations-Lexikon.** Vierzehnte, vollständig umgearbeitete Auflage. In 16 Bänden. Vierzehnter Band. Rüdesheim—Soccus. F. A. Brockhaus in Leipzig, Berlin und Wien, 1895. — Diese schon wiederholt von uns warm empfohlene „Jubiläumsausgabe" von Brockhaus' Conversations-Lexikon geht nunmehr rasch ihrem Abschluß entgegen; denn da heute bereits der 14. Band uns vorliegt, so dürfen wir wohl sicher erwarten, daß der 16. und letzte Band noch vor Weihnachten zur Ausgabe gelangen wird und dieses Conversations-Lexikon berufen ist, eine der werthvollsten und willkommensten Weihnachtsgaben zu bilden, und das mit Recht. Denn die Redaction ist mit ersichtlichem Erfolge bemüht gewesen, im Verein mit ihren zahlreichen Mitarbeitern das Beste zu bieten, und das nun gerade hundert Jahre alte Brockhaus'sche Conversations-Lexikon hat in dieser neuesten Auflage eine Umarbeitung erfahren, wie in keiner Auflage vorher, und diese Umarbeitung ist dem ganzen Unternehmen von größtem Vortheil gewesen. Denn während man an den früheren Auflagen noch so manche Aussetzungen machen konnte, dürfte es jetzt in der That schwer fallen, dieser neuesten Auflage erhebliche Fehler und Mängel nachzuweisen. Die Umarbeitung des umfangreichen Stoffes, der zu bewältigen war, ist eine so gründliche und vollständige gewesen, daß man an dem Werke in seiner jetzigen Gestalt seine aufrichtige Freude

haben muß. Die einzelnen Artikel dieser neuen Auflage sind auch in diesem 14. Bande, der wiederum 1052 doppelspaltige Seiten Groß-Octav umfaßt, mit so großer Sorgfalt revidirt, über- und umgearbeitet, daß man vielfach die entsprechenden Artikel der vorigen Auflage gar nicht wiedererkennt. Veraltetes ist überall beseitigt und hat Neuem, Wichtigerem Platz gemacht, und wo wir auch nachgeprüft haben, haben wir gefunden, daß auch dieser neueste Band ganz auf der Höhe der Zeit steht, und daß die Redaction auch die allerneuesten Erscheinungen nach Möglichkeit berücksichtigt hat, so u. A. in dem vortrefflichen längeren Artikel „Shakespeare" auf pag. 908 auch schon die erst vor wenigen Monaten erschienene neue Schrift von Edwin Bormann: „Der Anekdotenschatz Bacon Shakespeare's". An sonstigen größeren Artikeln, die Beachtung verdienen und zum Theil schon mehr den Charakter von wirklichen Abhandlungen angenommen haben, ohne doch deshalb zu viel zu bieten, nennen wir nur: Rumänien (mit Karte), Rüsselkäfer, Russisch-Centralasien, Russisch-Deutsch-Französischer Krieg von 1812 bis 1815, Russische Eisenbahnen, Russische Kirche, Russische Kunst (mit 3 dazu gehörigen Tafeln), Russische Litteratur, Russisches Heerwesen, Russische Sprache, Russisches Recht, Russisch-Türkischer Krieg von 1828 und 1829, Russisch-Türkischer Krieg von 1877 und 1878, Rußland (40 Seiten Text nebst 6 Karten, darunter eine sehr lehrreiche historische), Hans Sachs, Sachsen (Königreich mit 3 Karten), die Sächsischen Herzogthümer, auch die 3 kurzlebigen Sachsen-Merseburg, Sachsen-Weißenfels und Sachsen-Zeitz, Sägemaschinen (nebst Tafel), Sahara (nebst Karte), Salisbury, Salvador, Salzburg (Herzogthum und Stadt, nebst Karte), Samoa-Inseln, San Francisco und Umgebung (mit Karte und Stadtplan), Sanitätswesen (mit Tafel), Sankt Gallen, Sankt Gotthard, San Marino, Sansibar, Sanskrit, Santiago, Santo Domingo, Sardinien, Säugetiere, Savoyen, Schädel (mit Tafel), Schaffhausen, Schall (mit Tafel), Schaumburg, Schaumburg-Lippe, Schelling, Schiedsrichter und Schiedsgericht, Schiff (nebst 2 Tafeln Schiffstypen), Schiffahrtscanäle (nebst einer Karte, darstellend die Schiffahrtsstraßen des Deutschen Reiches und 8 Seiten dazu gehöriger Orientirungs-Tabellen), Schiller, Schlangen (nebst Tafel), Schlesien (Preußisch-, mit Karte, und Oesterreichisch-), Schleswig-Holstein, Schleuse, Schmalkaldischer Bund, Schmalspurbahnen, Schnelldampfer, Schnellpresse (nebst 3 Tafeln), Schottland (nebst Karte), Schreibmaschine, Schrift (mit 2 Tafeln), Schulhygieine, Schutzimpfung, Schwarzes Meer, Schweden (nebst Karte), Schweiz (desgleichen), Schwimmvögel (mit 4 Tafeln), Schwurgericht, Seerecht, Seewarte, Seilbahnen (nebst Tafel), Sibirien (mit 3 Karten), Sicilien, Skandinavische Kunst (nebst 3 Tafeln), Sklaverei rc. Außer 206 Textabbildungen enthält dieser 14. Band überhaupt 26 Karten und Pläne und zahlreiche Tafeln, darunter allein 8 Chromotafeln, so 2 Chromotafeln Schmetterlinge und nicht weniger als 4 solcher Tafeln mitteleuropäischer Singvögel, von wirklich künstlerischer Ausführung, so daß auch nach dieser Seite der Band Nichts zu wünschen übrig läßt. 8—n.

— Geographische Zeitschrift. Herausgegeben von Dr. A. Hettner, a. o. Professor an der Universität Leipzig. 1. Jahrgang 1895. 1. Heft. Mit 4 Textfiguren und 1 Karte. Jährlich 12 Monatshefte zu je 3½—4 Bogen. Abonnementpreis halbjährlich 8 ℳ. Leipzig, B. G. Teubner. — Die Zahl der geographischen Zeitschriften und der Vereinsmittheilungen geographischer und anderer Vereine ist so groß, daß das Erscheinen einer neuen geographischen Zeitschrift zunächst zu der zweifelnden Frage drängt, ob sie einem Mangel abhelfen und infolge ihrer Eigenart Aussicht haben werde, neben den anderen zu bestehen. Prüft man das Programm, das die neue „Geographische Zeitschrift" sich gesteckt hat, so wird man bald zur Bejahung dieser Frage gelangen. Denn in der That fehlte es bisher an einem Blatte, worin die „Fortschritte des geographischen Wissens und die Veränderungen der geographischen Zustände in übersichtlicher Weise zusammengefaßt und zu allgemeiner Kenntniß gebracht und geographische Erläuterungen zu den Ereignissen der Zeitgeschichte gegeben werden". Diese Lücke will nun die „Geographische Zeitschrift" ausfüllen und wendet sich mit ihrem Programm nicht allein an den geographischen Fachmann, sondern an den von Tag zu Tag sich vergrößernden Kreis der Gebildeten aller Stände, die für Erdkunde Interesse zeigen. Daher sollen es nur Gegenstände von allgemeinem Interesse sein, die die neue Zeitschrift bringen wird, und sie will sich bemühen, den Stoff in allgemein verständlicher und dabei möglichst reiner und fließender Sprache darzubieten. Als solche Gegenstände werden im Vorwort folgende bezeichnet: 1) Untersuchungen über wichtige Probleme aus allen Theilen der Geographie und aus ihren Hilfs- und Nachbarwissenschaften, besonders über solche Probleme, die gerade im Vordergrunde der wissenschaftlichen Erörterung stehen. 2) Charakteristiken einzelner Erdräume, und zwar sowohl geschmackvolle Schilderungen von Land und Leuten wie abgerundete Studien über den Zusammenhang der Erscheinungen, die die Landesnatur ausmachen. 3) Uebersichten und Erörterungen der Veränderungen geographischer Zustände, besonders der Veränderungen der politischen Geographie, der Bewegung der Bevölkerung, der Entwickelung des Verkehrs und der wirthschaftlichen Verhältnisse. 4) Besprechung wichtiger Fragen aus der Methodik der geographischen Forschung und des geographischen Unterrichts. Zur Lösung dieser mannigfaltigen Aufgaben hat sich die Zeitschrift bisher gegen 300 Mitarbeiter zu gewinnen gewußt. Das 1. Heft wird dem Programm, das die Geographische Zeitschrift aufgestellt hat, in bester Weise gerecht. Vom Herausgeber selbst finden wir einen einleitenden Artikel über geographische Forschung und Bildung, zu der eine interessante Karte „Die kartographische Darstellung der Erde" gehört. Nach einem allgemeinen historischen Ueberblick spricht der Verfasser über die geographischen Thatsachen und ihre Feststellung, über die Methode und das System der Geographie, über den Werth und die Pflege der Geographie. Professor v. Richthofen-Berlin hat einen werthvollen Artikel über den Frieden von Schimonoseki in seinen geographischen Beziehungen beigesteuert, worin zuerst über die einzelnen Vertragsbestimmungen, dann über die Interessen der Fremdmächte in Ostasien und über die Entwickelung von Japan gehandelt wird, worauf in einer Schlußbetrachtung überzeugend dargelegt wird, daß der Frieden von Schimonoseki ein Ereigniß von außerordentlicher Tragweite ist, das „wie der Wendepunkt zu einer neuen Theilung der Erde bezüglich der politischen Machtstellung der Staaten und der Betheiligung der Rassen an der Weltwirthschaft erscheint". In einem dritten längern Aufsatz erörtert Prof. Brückner-Bern den Einfluß der Klimaschwankungen auf Ernteerträge und Getreidepreise. Hieran reiht sich ein ausführlicher Bericht über den 11. deutschen Geographentag in Bremen und die damit verbundene geographische und historische Ausstellung. Den Schluß bilden geographische Neuigkeiten verschiedener Art, Bücherbesprechungen und ein Verzeichniß neuer literarischer Erscheinungen. C. R.

— Universal-Gratulations-Buch, enthaltend auserlesene Glückwünsche in Prosa und Versen für alle erfreulichen Ereignisse im Leben, alle Stände und jedes Alter. Von Otto Müller. Siebente Aufl. Wien, Pest und Leipzig, A. Hartleben's Verlag. Preis geh. 60 kr. = 1 ℳ 10 ₰, cartonnirt 70 kr. = 1 ℳ 25 ₰. — „Es ist auf alle Fälle und fast auf jedes Alter Bedacht genommen in dem Buche, und wir sind gewiß, daß selbes fort und fort in jenen Kreisen Freunde erwerben wird, welche die offene und gerade Sprache des Herzens einer kalten Phraseologie vorziehen." Mit diesem Satze schließt der empfehlende Begleitzettel des Buches. Wir sollten meinen, wer wirklich das Herz sprechen lassen will, der werde auch auf die Unterstützung des besten Gratulationsbuches Verzicht leisten. Vollends für den Verkehr zwischen Kindern und Eltern oder zwischen Verwandten überhaupt dünkt uns solch eine Eselsbrücke ganz und gar vom Uebel. Auch mir in meiner Eigenschaft als Lehrer würde der Neujahrswunsch eines Schülers nach Otto Müller's Entwurf (S. 35) aus mehr als einem Grunde eine geringe Freude sein. Für allenfalls berechtigt mögen die Glückwunschverschen für kleine Kinder gelten, obwohl auch damit viel Unfug getrieben wird. Der dichterische Werth auch dieser ist übrigens recht bescheiden, wie eine Probe zeigen mag (S. 5):

Mein liebster Vater, eine lange Reihe
Von Jahreswechseln ist mein Wunsch und Wille,
Daß Dir der güt'ge Himmel noch verleihe
Und die geheimsten Wünsche Dir erfülle.

Solche Bücher müssen gleichwohl noch immer ihr Publicum haben, sonst würde das vorliegende nicht schon in siebenter Auflage erscheinen. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 88. Donnerstag, den 25. Juli. 1895.

Der Kreuzschnabel.

Von Richard v. Strele (Salzburg). (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Vor kurzer Zeit übergab der Professor an der Universität Leipzig William Marshall dem Publicum zwei Bände „Plaudereien und Vorträge", welche, durch Zeichnungen von Dr. Etzold, E. de Maes, Alexander-Reichert u. A. ausgestattet, von den Verehrern des bekannten Gelehrten und von der kritischen Welt mit gleichem Beifalle aufgenommen wurden. Der zweite Band enthält S. 208 bis 225 eine anziehende Abhandlung über den Kreuzschnabel. Marshall, ein „Thüringer mit Leib und Seele", erzählt, wie er jedes Jahr „und wenn es nur auf einige Tage ist, seinen Wald aufsuchen muß. Wenn er dahinschlendert durch die Thäler des Thüringer Waldes und über den alten Rennstieg, da meint er, das rauschende Bächlein sei sein Bächlein, die Forellen darinnen seien seine Forellen, die duftenden Tannen seien seine Tannen, und die lustigen Kreuzschnäbel in ihrem Wipfeln seien seine Kreuzschnäbel. Alles extra für ihn gemacht!" Und nun schildert er mit echt heimathfroher Liebe diese „curiosen Gesellen", erzählt von ihrem Leben im Freien und in der Gefangenschaft, ihrem Gesange, ihrem Federkleide und von Vielem wird gesprochen, was das Volk von den heilkundigen, liebgewonnenen Vögeln zu fabeln weiß. — Auch in den Alpen, namentlich im „heiligen Land Tirol", sind die Kreuzschnäbel Lieblinge des Volkes und so kommt es, daß ich heute in der Lage bin, der werthvollen Abhandlung Marshall's einige Ergänzungen liefern zu können, namentlich in jenen Partien, welche von der Stellung des seltsamen Vogels im Glauben des Volkes handeln. Ich halte mich in meinen Bemerkungen knapp an die Ausführungen des verehrten Hochschullehrers. „Wenn man oft," schreibt Marshall, „lahmfüßig und wolfskrank genug, durch die Walddörfer einhertrollt, die bekanntlich von einer bandwurmartigen Länge sind, und in denen das Wirthshaus immer am anderen Ende liegt, da tönt's Einem aus allen Ecken und von allen Seiten entgegen bis zum Ueberdruß: »gip, gip, gip!« manchmal auch »ding, däng, ding, däng!«, aber selten nur »genz, genz!« Das sind die Lockrufe gefangen gehaltener Kreuzschnäbel, und diejenigen, welche »genz genz!« rufen, heißen Kräher, und werden am höchsten geschätzt." — Nach Brehm lautet die Sprache unserer Vögel „göp, göp, gip, gip" oder „zock, zock", mir kamen die Laute immer wie „tschipp, tschipp" und „tschock, tschock" vor. Außerdem singen sie noch ganz angenehme Gesätzlein, weswegen man sie gerne in Käfigen hält. Die „Tiroler Schützenzeitung" vom Jahre 1847 bringt nach den Mittheilungen eines alten Schützenfreundes zehn Benennungen der Kreuzschnäbel nach ihrer Sangesweise: 1) Schnaggler, 2) Helle, 3) Klingler, 4) Scheperer, 5) Wistl, 6) Doppler, 7) Trippler, 8) Tschappler, 9) Dengler, 10) Lispler. Zum Tinzeltag der Vogler in Imst brachte am 30. Januar 1853 ein Vogelfreund aus Haimingen einen „Meister-Krumpeler", der von der Innung als Vereinsschnabel angekauft und in der Herberge eingestellt wurde. Zu den größten Liebhabern der Krummschnäbel gehörten in den fünfziger Jahren die Bewohner des Dorfes O. im Oberinnthal. An einem bestimmten Tage in der Faschingszeit kamen die Besitzer dieses Nationalvogels im dortigen Wirthshause zusammen, ihre Lieblingsvögel recht gut gefüttert mit sich tragend. Bei einem solchen Balle wurde zwar nicht gewalzt, sondern getrunken und über die Kreuzschnäbel gesprochen. Die Käfige mit ihren Inwohnern wurden alle auf dem Tisch neben ihre Herren postirt. In Imst fand 1853 der Voglerball beim „zunftmäßigen" Friedrich Strele statt. Eines 1625 zu Sargans abgehaltenen „Vogelmahles" gedenkt Liebenau; ob bei demselben auch die Kreuzschnäbel eine Rolle spielten, ist mir aber nicht bekannt. Wie in Thüringen fast an jedem Hause ein Bauer mit einem Kreuzschnabel bemerkt werden kann, so auch in Tirol. In Tirol muß das Bauer aufgehängt sein, um schaukeln zu können. Hat man mehrere Vögel, so sollen diese einander nicht sehen können. Vorrichtungen, wie Marshall solche erwähnt, — „meist fehlt die hintere Wand des Käfigs und findet sich in der Lehmmauer des Häuschens ein rundes Schlupfloch, das in einen andern Käfig im Innern der dürftigen Stube führt" — fand ich in den Alpen nirgends. Nun beschreibt Marshall dann das Leben und die Nahrung des Vogels im gefangenen Zustande, später auch das Gebahren des Vogels im Walde. Die Kreuzschnäbel leben gesellig meist nur in Nadelholzwäldern, der Kiefernkreuzschnabel in Kiefernbeständen, der Fichtenkreuzschnabel in Fichtenbeständen, doch suchen sie nicht ungern auch Obstgärten auf, wo ihnen die Kerne der Aepfel und Birnen willkommene Leckerbissen sind. An vielen Orten glaubt man, die Kreuzschnäbel kämen alle sieben Jahre, gewiß ist nur, daß sie dort mit Vorliebe erscheinen, wo der Reichthum an Fichtenzapfen üppige Winteratzung verspricht. Ganz ihrem plumpen, täppischen Aussehen zuwider ist ihr Betragen, sie sind gleich vielen Menschen gescheiter, als sie aussehen, sie fliegen gut, aber nicht gerne, klettern meisterlich, sind immer frisch und munter und beweglich; gleich den Papageien hängen sie sich mit den Füßen kopfabwärts an die Zweige oder die Deckdräthe des Bauers, und helfen sich mit dem Schnabel weiter. Schon „in aller Gottesfruh" sind sie auf und wer sie fangen will, muß bei Zeiten aus den Federn. Die Kreuzschnäbel sind sehr verliebter Natur. Das werbende Männchen zeigt sich dem Weibchen in seiner ganzen Schönheit und dreht sich selbstgefällig, singend und lockend hin und her; von Zeit zu Zeit erhebt es sich lerchenartig in die Luft, fortwährend zwitschernd. Im „Wilden Jäger" Wolff's heißt es:

Des Nadelwaldes rother Sohn
Am Kieferzapfen hängt kopfunter,
Der Nagelschmiede Schutzpatron,
Kreuzschnabel ist am frühsten munter.
Er denkt zuerst an junge Brut,
Sitzt auf des Wipfels Kronentriebe
Und schnurrt sein Liedlein schlecht und gut
Der Auserwählten seiner Liebe.

Zunächst den zapfenreichen Fichten- und Kieferwipfeln werden die Nester mit Holzstückchen, Flechten, Moos u. s. w. in die Gabelung von Zweigen hineingebaut, doch so, daß immer ein recht dichter Ast das einzelne Nest überdacht und vor Eis und Schnee schützt. Friedrich Rückert, der treffliche Naturbeobachter, läßt darum in seinem „Kaiser Heinrich IV." den Thüringer Kuno in Savoyen zum Canossafahrer sagen:

Seht, hier ist eine Nothhütt' aufgeschlagen,
Aus grünen Tannenzweigen dicht gewebt,
Ein' Art von Nest für ein Kreuzschnäbelpaar,
Das gern' in solcher Winterkälte brütet.

Sie brüten in den kältesten Wochen des Jahres, in der Periode der Rauhnächte, und weil in diese Zeit auch das Christfest fällt, wurde den Kreuzschnäbeln die Bezeichnung Christvögel, Weihnachtsvögel zu Theil. Jean Paul gedenkt in den Flegeljahren ebenfalls der eigenthümlichen Brütezeit, indem er schreibt: „Der Winter ist die beste Zeit zum Brüten für Autoren und Kreuzschnäbel", und dann wieder: „Giebt es etwas Schöneres als solche Wanderjahre in der schönsten Jahreszeit und in der schönsten Lebenszeit, bei solchen Diätengeldern, die man unterwegs bei jedem Meister erhebt, und bei solcher Leichtigkeit, in die größten Städte Deutschlands ohne Reisekosten zu gehen, und sobald kaltes, nasses Wetter

einbricht, sogar auf einem Arbeitsstuhl zu nisten und zu brüten, wie der Kreuzschnabel im Winter?" Der Alte von Reuseß aber singt von unseren Vögeln und ihren Nestern:

Sie baun es unterm frostigsten der Winde,
Der niemals ihre Gluthen überwand;
Und ihren Jungen ist's im Nest gelinde,
Wenn ungelind es friert im ganzen Land.
Doch wo sie brüten?
Gott muß sie hüten,
So daß ich, der ich finde
Die Nester alle, nie noch ihres fand.

In Villingen hätte Rückert anfragen sollen, die Villinger hätten gut Bescheid gewußt. Die fanden sogar einmal, ohne es zu ahnen, ein Kreuzvogelnest vor dem Stadtthore draußen mit einem Ei darinnen. Weil aber die Finder nicht wußten, was für ein Ei es war, wurde sogleich dem Magistrate die Anzeige von dem Funde gemacht und von diesem dann das Ei als ein außergewöhnliches Phänomen in höchsteigener Person erhoben und in die Stadt gebracht. Nun entstand aber die große Frage, wie man den geheimnißvollen Inhalt des Eies lebendig ans Tageslicht brächte, und nach langem Berathen entschloß sich dann ein wohlweiser Rath, sich selbst diesem Geschäfte zu unterziehen: vom Rathsdiener an bis auf den Bürgermeister verlegten sich nun alle Herren auf's — Brüten. Durch die Kraftwärme des wohlbeleibten Stadtoberhauptes sprang endlich die Schale des Eies und ein wunderschöner Kreuzvogel kam zum Vorschein. Nun hatte der weise Magistrat nichts Eiligeres zu thun, als alle Stadtthore schließen zu lassen, um das Entfliehen des Vogels zu verhindern, aber er entfloh ihnen doch, gerade wie den Halleinern ihr Zeiserl. Nur der Name „Kreuzvögel" ist den Villingern geblieben. — Das Kreuzschnabelweibchen liegt dem Brütegeschäfte mit Ausdauer ob, während das Männchen für Futter und Unterhaltung sorgt. Mit großer Liebe werden die Jungen versorgt und geschult. „Das Männchen, dessen Weibchen eben erlegt wurde," erzählt Brehm, „bleibt zuweilen verdutzt auf demselben Aste, von welchem der Gatte herabgeschossen wurde, oder kehrt, nach dem Gefährten suchend, wiederholt zum Orte der Gefahr zurück."

In der Gefangenschaft fressen die Krinitze Hanfsamen, Wachholderbeeren, Haferkörner, natürlich auch Fichten- und Kiefernsamen &c. Die Ansicht Goeze's, daß sie gewisse Baumwanzen als Aphrodisiacum benützen, wird allgemein bestritten. In Bozen erzählte mir einmal Fräulein Daum, daß ihr Krummschnabel mit Vorliebe Mehlwürmer gefressen habe.

Als Stubenvogel ist der Krummschnabel vielen Krankheiten ausgesetzt, doch wird mancher sehr alt und Rudolfi erzählt von einem 27 Jahre alten, den er gesehen. Besonders häufig kommen geschwollene Füße und Augenkrankheiten vor; zuweilen hört man von Schlagflüssen und Epilepsie. In einem alten Liede heißt es von „einem Schütz, der heißt der Tod":

Den lockhenden Krützvogel kranckh
den wirft er gar vnder die bankh,
wiewol er demütig
bleibt doch der schütz wütig,
wass man im wil geben
begert er nur's leben
huet dich, schöns vögelin!

Im Bauer ist der Kreuzschnabel erschrecklich unreinlich, wirft die Samenkapseln im Zimmer herum, biegt die Drähte des Käfigs ab, zernagt die Holzbestandtheile desselben &c. „Der kann lustig schwattlern und spritzen in seinem Wassertröglein," sagt Karl Wolf in einer seiner reizenden Tiroler Geschichten. Und schon in Geßner's Vogelbuch heißt es: „Er ist einer groben, tollen Art. So er in einem Kebich verschlossen wird, kressmet er mit seinem Schnabel und fristen darin hin und wieder. So er genug getrunken hat, wirft er das Wasser mit seinem Schnabel aus dem Geschirr, so er anders mag, vielleicht darumb, daß er sein Bildniß darinn siehet &c."; nach der Angabe von Tiroler Vogelfängern, weil er sein krummes Maul nicht sehen wolle. In dem Salzburger Intelligenzblatte vom J. 1786 fand ich folgende Erklärung abgedruckt: „Jemand hatte sich kürzlich sehr heftig, unter Androhung eigenmächtiger Genugthuung, beklaget, daß er im Vorübergehen begossen worden wäre. Der Eigenthümer des Hauses macht demnach bekannt, daß die ganze Schuld auf seinem Krummschnabel hafte, der sich soeben badete, und also vom Fenster herab jene Ungezogenheit begieng Man verbittet sich also anderseitige eigenmächtige Genugthuung und bittet im Namen des Krummschnabels um Vergebung."

Der Fang der Krummschnäbel bildet eine Lieblingsbeschäftigung vieler Leute. Man fängt den Vogel für das Bauer, um sich an seinem Gesang oder an seinem possirlichen Treiben zu ergötzen. Die Tiroler Vogelfänger nennen die Kreuzschnäbel kurzweg „Schnabel", wie eine Strophe des Vogelfängerliedes aus Hölling darthut:

Also gschwind 'n Garggen nieder,
Helfts miar iatzt abnömmen,
I hear schon auf der Gamperseit'n
Glei wieder Schnabel kömmen.
Ziwui, ziwui etc.

Trotz seiner schlechten Aufführung und seiner Unreinlichkeit fehlt er namentlich in Gebirgsgegenden in keinem Hause.

Such auf im Dorf das ärmste Haus,
Zerbröckelt und verwettert;
Ein Käfig hängt gewiß heraus,
Darin ein Vogel klettert.
Den Vogel kennt ein jedes Kind,
Kreuzschnabel ist sein Namen,
Er scheut nicht Frost, nicht Wetter und Wind,
Und lebt von Fichtensamen &c.

singt Baumbach in seinen Thüringer Liedern. Und was von Thüringen gilt, gilt auch von Tirol, wo man ihn wie einen Schutzgeist verehrt. Sogar die „Laninger" und „Karrner", die man auf allen Straßen des Landes mit ihren Obst- und Geschirrkarren findet, und die dem geneigten Leser vielleicht aus dem drastischen Gemälde von Matthias Schmid bekannt sind, führen einen Krummschnabelkäfig mit dem heiligen Vogel auf ihren Wanderfahrten mit sich; er ist das echte Wappenthier dieses Zigeunervölkchens, das von sich selber singt:

Aso hab mar d'Leut krod für Norrn,
Und löb'n freylustig, frisch an,
Der Spitzala lafft nöbnan Korrn,
Der Krumpschnobl hongt hint'ndran.
Der Karrn, der is ünsar Hütt'n,
Ünser Vieh ist der Vogl und Hund,
Mir bleibn bein Findn nud Bittn,
Jo olli wia d' Höchten so gsund!

Der Vogel wird rasch sehr zahm und zuthulich, „er förchtet die Menschen nit fast!", wie Geßner schrieb, und singt das ganze Jahr hindurch. Aber nicht nur aus diesen Gründen wird der Vogel gefangen. Der Landmann, der Holzbauer, der Bergmann schätzt an dem Krummschnabel noch eine ganz andere Eigenschaft, die er ihm andichtete: die äskulapische. Der Vogel soll nämlich die Krankheiten der Stubenbewohner an sich ziehen und aus Dank für das gewährte Unterkommen für seine Ernährer freiwillig in den Tod gehen. In Bayern hilft er besonders gegen die Gelbsucht, ebenso in Steiermark und in Oberbayern, eine Eigenschaft, die übrigens schon Plinius kannte. In Kinderzimmern leistet er wahre Wunder. Das Wasser, von dem ein Kreuzschnabel getrunken, heilt zuverlässig die Gicht, nach Andern die Fallsucht. In Böhmen muß derjenige, welcher das Reißen hat, acht Tage nach einander früh nüchtern in des Vogels Näpfchen spucken. In Friedrichroda ist der Krummschnabel Rheumatismusspecialist. Bucher erzählt die Geschichte eines schwerkranken Jünglings und giebt als ein Vorzeichen des bevorstehenden Todes an: „Auch der Kreuzvogel fiel herab, den er doch oft selbst fütterte, und krepirte elendiglich." In der „Geschichte eines Bürgersohnes" von demselben Verfasser heißt es einmal: „Zwei wichtige Dinge fehlten noch. Erstens war kein Kreuzvogel im Zimmer — und in der Kinderstube war von jeher nichts Besseres, als ein Kreuzvogel; denn wo dieses Thier ist, da hängen sich die bösen Leute an dasselbe und lassen die Menschen ungeschoren, wie der P. Guardian und viele seiner frommen Mitbrüder ihren gläubigen Anhängern oft schon gesagt und rechtschaffen eingebunden haben. Deswegen besorgte der P. Guardian, der den kleinen Pankraz, man darf es ohne Scheu behaupten, wie sein eigenes Kind liebte, sogleich, daß durch seinen treuen P. Tarboschius ein Kreuzvogel ins Zimmer prakticirt wurde." In der Schweiz ist folgende Ansicht: Wenn ein Kind den fressenden Rätticher (das Zehrfieber) hat, so läßt man es aus des Vogels Geschirr trinken, und es kommt sicher davon. Die Steyrer glauben auch, der Vogel ziehe den Rothlauf an; ist kein Kreuzschnabel im Hause, so leiht man sich einen. Um jedoch die Thiere wieder vor der Krankheit zu sichern, soll ein Fleckchen rothen Tuches in den Käfig gehängt werden. Aus Kirchbühel theilt Prof. Zingerle mit: Besprengt sich eine kranke Person mit Weihwasser und trinkt hernach ein Krummschnabel von demselben, so wird der Kranke gesund und der arme Vogel hat die Sucht.

am Hals. Mosen's Vogelsteller weiß von allen Vögeln Gutes zu erzählen:

Doch der am grünen Fenster,
Der Vogel purpurroth,
Mit seinem Kreuzesschnabel,
Der half von aller Noth.
Wer sich im Wald beschädigt,
Dem sang er zu die Wund',
Und selbst die Fieberkranken
Machte sein Lied gesund.

In der normannischen Sage vom Zaunkönig, welcher vom Feuer des Zeus gesengt zur Erde fällt, kommen die anderen Sänger hilfreich herbei:

Es wurde die ganze Schaar
Zu Aerzten im Heilungsdrange,
Grasmücke mit dem Trokar,
Krummschnabel kam mit der Zange.

Auch vor Beherung schützt der Kreuzschnabel, er verscheucht den Teufel aus dem Besessenen u. s. w. Der Maiser Student, eine südtirolische Zauberergestalt, trug immer einen Kreuzschnabel oder Gimpel bei sich, der ihm auf der Schulter saß. In der „Historie von dem Schmiedesohn" sagt das boshafte Weib: „Die bösen Leute sind an uns! und ließ sich benediciren und kaufte Kreuzvögel über Kreuzvögel ins Haus und schlug Elstern und Fledermäuse an alle Thore, aber alle die Kreuzvögel und Benedictionen halfen den jungen Leuten nichts." Wildschützen und Scheibenschützen trauen dem Vogel prophetische Gabe zu. Manche Schützen verehren den Krummschnabel geradezu als heilig; so z. B. ging einmal ein Oberhofer Schütze in eine benachbarte Gemeinde auf ein Schießen und als er auf dem Haupt den ersten Schuß machte und der Zieler den Schuß halbweiß aufzeigte, raisonnirte der Schütze und sagte: „Dös glob i nit, mei Schnabel hat saggrisch gschnaggelt, 's muß wol 'n Putzn habn!" und richtig änderte der Zieler seine Glossen und das Centrum war getroffen. Ein Anderer beobachtete zuerst seinen Schnabel immer, bevor er den Stutzen von der Wand nahm; war der Vogel traurig und still, so ließ er jenen hängen und sagte: Heut ist's nit gfällig, heut bleib i dahuam"; ist der Vogel aber lustig und schnagglet seinen Trippler, dann wird lustig ausgezogen. So stand in der Schützenzeitung zu lesen. — Im Harz gilt der Krummschnabel als Blitzableiter, denn „hat man einen Krinitzer im Hause, so schlägt das Gewitter darin nicht ein," und in Pezzl's „Der bayerische Kreis" steht: Krummschnäbel oder Schwalbennester in den Häusern sollten vor dem Blitzstrahl bewahren; dies waren bis auf die neuesten Jahre die Strahlableiter der Bauern und sind es größtentheils noch. — Manche fangen die Krummschnäbel des Fleisches wegen. Anton v. Schüllern hat uns einen Südtiroler Prete geschildert, der auf dem Roccolo den Vogelmord im Großen betreibt und dabei Brevier betet:

Kreuzschnabel da und dort die flinke Meise,
Wie jubeln hell sie in des Tages Schein,
Wetteifernd fromm zu ihres Schöpfers Preise
Mit des Gesalbten trockenem Latein.
„Hört auf zu schrei'n einmal! — Dem Herrn die Ehre! —
Ich stopf' euch eure lauten Schnäbel strads;"
Still, still, sie fliegen nieder — Miserere!
Bald sollt ihr zappeln mir! — Vobiscum pax!

Das Krummschnabelfleisch soll unverweslich sein, wird auch gegessen, meistens, des scharfen Harzgeruches wegen, marinirt oder eingemacht. Es soll sehr gesund sein. Unter den Speisen, die bei Rabelais die Gastrolater dem Manducus in den Mund schieben, befanden sich auch Kreuzschnäbel. Klauen der Krummschnäbel waren früher als Anhängsel gegen Zahn- und Augenschmerzen, böse Leute und Hexenkraft in Ansehen. — Besonders beliebt waren die Rechtsschnäbler in Heil- und Zauberangelegenheiten. Das Hauptkennzeichen eines Krummschnabels ist der dicke Schnabel, dessen scharfe Spitzen sich kreuzen, so daß der Oberkiefer bald links, bald rechts an dem Unterkiefer vorbeistreift, es also Rechts- und Linksschnäbler giebt. Buffon hielt den Krummschnabel für einen Fehler der Natur; viele behaupten, daß die Rechtsschnäbler Männchen, die Linksschnäbler Weibchen seien, jedoch ohne Angabe von Gründen. Rückert mag die Ansicht gehabt haben, daß „einen rechten Schnabel" nur das Femininum haben könne, denn er singt:

Kreuzschnäbel heißen sie — —
Die wunderbarsten fläglichten Geschlechts;
Gekrümmet steht der Schnabel links dem Männchen,
Dem Weibchen steht gekrümmt der Schnabel rechts.

Noch unbegründeter aber ist wohl die Ansicht, daß Rechtsschnäbler Krankheiten der Männer, Linksschnäbler die der Weiber an sich ziehen. In Zingerle's Tiroler Sagen ist folgender Bericht zu lesen: Ein Vogelnarr, wie es keinen zweiten mehr gegeben, das war der Dieteler, ein alter Bergknappe von Schwaz. Ein besonderer Liebhaber aber war er von den Kreuzschnäbeln, denn er wußte ja, wie diese Vöglein einst, obwohl vergeblich, sich abgemüht hatten mit ihrem Schnabel die Nägel aus dem Kreuze des sterbenden Gottmenschen herauszuziehen, und daß der Heiland zur Erinnerung an ihr mitleidiges und erbarmungsvolles Bemühen ihnen seitdem das Horn ihres Schnabels übers Kreuz habe wachsen lassen. Darum hatte er von dieser Gattung immer zwei Stück im engen, kleinen, aus Eisendraht geflochtenen Käfige. Doch war es ihm leid, daß es nur Linksschnäbel waren, d. h. solche, bei denen sich das obere Schnabelhorn über das untere auf der linken Seite krümmte; einen Rechtsschnabel hätte er so sehnlichst gewünscht, denn von einem Hause, wo ein solcher sich befindet, muß alles Unheil weichen und fern bleiben. In seiner Nachbarschaft war nun eine Betrübte, d. i. eine vom Teufel Besessene. Diese kam oft zum Dieteler auf Besuch; er aber hatte daran, wie sich leicht denken läßt, nicht gar sonderliche Freude. Er hatte sie immer lieber bei der Ferse, als bei den Zehen gesehen und konnte nimmermehr den Wunsch unterdrücken, daß diese unheimliche Person doch für immer ausbleiben möchte. Einmal machte er nun einen Fang, der ihm um theures Geld nicht feil gewesen wäre! Ein Rechtsschnabel hing an seiner Leimruthe. Wie vorsichtig er ihn abnahm! wie froh er nach Hause eilte! Und mitten zwischen den zwei Linksschnäblern wies er ihm den Ehrenplatz an in der Gefangenschaft. Bald darauf kam nun die Betrübte wieder zu Besuch. Ihr erster Blick war auf den Fensterbalken gerichtet, wo die Kreuzschnäbel hingen. „Schau man den Dieteler an!" sagte sie dann, „hat er itzt gar drei Kreuzschnäbel — und einen Rechtsschnabel noch dazu!" setzte sie schnippisch bei. „Ja freilich!" sagte der schlaue Dieteler ganz ruhig und gelassen, war aber schon fest überzeugt, daß der Rechtsschnabel seine Wirkung machen würde; und wie gedacht, so geschehen. Von dort an kam die Betrübte nimmermehr in Dieteler's Haus. — Auch die Japanesen kennen eine Kreuzschnabelart, den Isuka-Schnabel, der bei ihnen sprichwörtlich wurde. Sie sagen: „Glück und ich passen ebensowenig zusammen, wie die Kiefer des Isuka-Schnabels." Nach Brehm's Eintheilung gehören die Krummschnäbel zur zweiten Ordnung der Knacker (Enucleatores), zu den Sperlingsvögeln, bilden aber gewissermaßen den Uebergang von den Sittichen zu diesen. Der Kopf des Vogels ist groß, mit kleinen Aeuglein, der Leib gedrungen, der Hals entsprechend stark; aus dem schmalen Unterleibe wachsen fleischige Schenkel und kräftige, mit starken Nägeln bewehrte Füße. Die Heimath unserer Vögel läßt sich nicht bestimmt angeben, sie leben hier und dort, und nirgends fest, die Polizei hätte ihr liebes Kreuz mit ihnen; im Norden kommen sie häufiger vor als im Süden. Heute erscheinen sie an einem Orte, bauen ihr Haus und zeugen Kinder, nächstes Jahr thun sie dasselbe weiß Gott wo, heuer im Harz, nächstes Jahr in den Pyrenäen. Brehm nennt daher den Kreuzschnabel den „Zigeuner unter den Vögeln". Vielleicht haben ihn deshalb die Karrner Tirols als Wappenthier gewählt. Nach Goeze soll es auf einen strengen Winter schließen lassen, wenn die Kreuzschnäbel schon früh und in großer Menge erscheinen. Brehm zählt drei europäische Kreuzschnabelarten auf, außer dem Kiefern- und Fichtenkreuzschnabel noch den weißbindigen Kreuzschnabel. Gestalt und Gefieder ist allen ziemlich gemeinsam; die vorherrschenden Farben sind rothgelb und gelbgrün, beim Weibchen dominirt eine grauliche Befiederung; je älter der Vogel, desto röther wird er, aber nur der freie, der eingesperrte wird gelber. Außer den bereits aufgezählten Benennungen unseres Vogels wären noch nachstehende zu verzeichnen: Zapfenbeißer, Zapfennager, Tannenvogel, Tannenpapagei, Krünitz, Grönitz, Grinitz — in dem „Vogelgespräch", das Franz Pfeiffer in der Germania mittheilte crinis—Krims; die Südtiroler sagen Crumu snaboli; Baerius sagt Kreutz-Schnautz; bei den Franzosen heißt der Vogel le bec-croisé, bei den Italienern il becco incrociato, in Spanien el pico cruzado; die Schweden nennen ihn Korsnäbbar, die Engländer crossbill, die Polen Krzywonostni. Der Vogel ist Christus geweiht und die Legende erzählt von ihm: Als der Heiland am Kreuz hing, kamen zwei Vögel und bemühten sich, die Nägel aus den Handwunden zu ziehen, der eine links, der andere rechts; aber die Schnäbel waren zu schwach und krümmten sich.

Blutbeträuft und ohne Rasten
Mit dem Schnabel zart und klein
Möcht' den Heiland es vom Kreuze,
Seines Schöpfers Sohn, befrein.
Und der Heiland spricht in Milde:
„Sei gesegnet für und für!
Trag' das Zeichen dieser Stunde
Ewig Blut und Kreuzeszier."

Friedrich Rückert kennt diese weitverbreitete Legende, die auch von E. Kulmann, Ploennies, Schnerr und Anderen poetisch bearbeitet wurde, ebenfalls.

Als unser Herr nun war ans Kreuz geschlagen,
Erhoben alle Vögel Wehgeschrei;
Nicht helfen konnten sie mit ihren Klagen;
Da blieben stumm allein von allen zwei;
Mit ihren Schnäbeln
Als wie mit Hebeln
Sie wollten lieber wagen,
Ob auszuziehn die Nägel möglich sei.
Sie haben nicht die Nägel ausgezogen,
Doch weil sie treulich sich bemüht am Kreuz,
Sind sie von dannen hochbelohnt geflogen
Und ausgezeichnet von dem Herrn am Kreuz.

In Bayern ist übrigens auch eine widersprechende Sage bekannt; nach derselben, die Dr. Höfler in seiner trefflichen „Volksmedicin" mittheilt, sollen die Krummschnäbel vom Kreuzdornstrauche Dornen zur Krone Christi zugetragen haben. Nach Rabelais — Gargantua — sind die gekreuzten Schnäbel eine Strafe für Räubereien. — Daß ein so beliebter Vogel auch des Volkes Bildersprache vermehren half, ist wohl ohne Frage. Mundartlich wird ein rechter Schwätzer, „ein Mensch, dessen Mund nie gerade steht vor Sprechen", ein Krummschnabel genannt; blatero = Schwatzmaul, Krummschnabel. Der „Krummschnabel-Pauli" verdankt seinen Namen dem Umstand, daß er einen schiefen Mund hat. Krummschnabel ist eine Rolle in Hopp's Localposse „Die Bekanntschaft im Paradeisgarten". Im Canton Aargau ist die Bezeichnung Krüz-Vogel scherzhaft auf die Chorherren übertragen. In dem alten Puppenspiel „Faustina, das Kind der Hölle" kommt ein Bruder Krummschnabel vor. In Fischart's Gargantua ist die Sprache von „langzüngigen Krummschnäbeln, Schwappelschwäblen, die eym ein nuß vom Baum schwetzen". In der „Verlassenschaft des Pfarrers Tröstegott" sagt der Dechant zum Schulmeister: „Sags nur, sags nur! erit festivus aliquis jocus. Die Häuserin ist ein Kreutzvogel." Abraham a S. Clara meint einmal von dem Mode- und Kleidernarren: „Der Krummschnabel verändert seine Federn alle Jahr zweimal, Du aber schier alle Tage." Auch bezüglich der Nase wird der Ausdruck Krummschnabel häufig angewendet. Die „Ahdl" Stelzhamer's hat „Denkt's enk a hengagö Nas' und bog'n wie beim Krummschnabel-Weibel". In Christian Reuter's „Harlekins Hochzeitsschmaus" sagt Ursel zum Harlekin: „Meinstu mich, Affenmaul, langnäsichter Krummschnabel!" und ein Kärntner Volkslied läßt einen Bauernburschen folgende Schilderung von einer Ketschthaler Kellnerin geben:

Ba mir z'Haus
Is a Wirthshaus
Is a Kellnerin, hasst Mierl,
Hat an Krumpschnabel
Und an Schurbart
Und mit'n tenkn Fuass
Thuat sie wischpeln.

In Ratschky's „Melchior Striegel" heißt der Striegel'sche Pferdemeister Georg Krummschnabel. Im Sprichworte kam der Krummschnabel nie unter, wohl aber in der Thierfabel, so bei Hans Sachs im „Regiment der Vögel":

Nachdem thet sich die Küscheissen
Mit dem vollen Krumpschnabel beissen —

und in der „Vogelhochzeit", einem fliegenden Blatte von 1613:

Krummschnabel frech, Krummschnabel frech,
Tummelt sich tapfer bei der Zech —

oder im schlesischen Volksliede:

Der Grims war gar ein hurtiger Mann,
Sprang mit der Fuchtel auf den Plan,
Ja auf den Plan,
Und thät gleich um sich hauen.

Zur Zeit des Tridentiner Concils erhielt der berühmte Aldrovandi einen unserer Crummsnaboli zum Geschenke, was er in seinem großen Werke mit besonderer Genugthuung erzählt. Auch als Flur- und Personennamen kommen mehrere Namen des Krummschnabels vor.

Und damit schließe ich meine geringfügigen Bemerkungen zu Marshall's ausführlicher Arbeit und hoffe mit denselben allen Vogelfreunden einen Gefallen erwiesen zu haben, denn der Krummschnabel ist wirklich, um mit Marshall zu sprechen „unbedingt eine der interessantesten Gestalten der einheimischen Vogelwelt, dabei zugleich einer der liebenswürdigsten Stubenvögel", der es verdient, nach mehr als einer Seite beachtet und studirt zu werden.

Bücherbesprechung.

— Schnewelin. Eine Geschichte aus dem XIII. Jahrhundert. In Versen erzählt von Gustav Ad. Müller. Zweite Ausgabe. Mit dem Porträt des Verfassers in Lichtdruck. Leipzig, Walther Fiedler. — Die Verlagshandlung hat hier augenscheinlich den Versuch gemacht, die von ihr herausgegebenen Damast-Bändchen-Bibliothek, die bisher nur Classiker brachte, auch für neuere Sachen zu öffnen. Der Versuch ist voll geglückt. Das Gedicht des Verfassers, dessen „Nachtigall von Sesenheim" wir bereits zur Weihnachtszeit angezeigt haben, führt in das Mittelalter, als die Kämpfe der Ritter an den Grenzen mit fremden Völkerschaften zur Ehre des Reichs und Ausbreitung der Cultur stattfanden. Ritter Kurt v. Schnewelin ist ausgezogen, die Wenden mit anderen deutschen Schaaren zu bekriegen. Dabei geräth er in Gefangenschaft und muß als Pferdehirt in Sklaverei leben. Aber das Joch, das auf ihm lastet, ist kein zu schweres; der Herzog Armigurd ist ein menschlicher Heide und seine Tochter Nariska, ein gleichfalls edles Wesen, entbrennt sogar in Liebe zu Kurt. Sie will ihn auch aus seiner unwürdigen Lage befreien, unter der Bedingung, daß er ihr seine Hand reiche, bei ihrem Volk bleibe und Wende werde. Aber das weist Kurt ab; er kann diese Bitte nicht erfüllen. Er ist nicht nur Deutscher, sondern auch vermählt und ein treues Weib daheim in der alemannischen Heimath, Frau Elsbeth, und liebe Kinder harren seiner Heimkehr. Da überwindet Nariska sich selbst. Sie will dem Fremdling auch unter der Bedingung zur Flucht verhelfen, daß er sie verlasse. Die Flucht wird auch ausgeführt und als unerkannter Pilgrim kehrt Kurt in seine Heimath zurück. Aber hier findet er Alles verändert vor. Sein treues Weib Elsbeth ist von einem treulosen Freund bedrängt, um ihren Sitz Schnewelin betrogen worden, ja infolge ihr angethaner, roher Behandlung gestorben. Nur an ihrem Sarge kann Kurt knieen. Aber er trifft junges Glück an als Ersatz für verlorenes, eigenes: seine Tochter Hildegard als Verlobte eines jungen wackern Ritters Afram. An dem Bösewicht Dietrich übt Kurt menschliche Vergeltung und lebt im Gedenken an einstiges Glück ein zwar entsagungsvolles, aber doch nicht unglückliches Leben fort. So tönt das romantische Gedicht harmonisch aus. Es erinnert in seinem Inhalt und Grundgedanken an ähnliche alte deutsche Sagen, die gleichfalls die Treue feiern; in dem Zeitalter solcher Kämpfe, wie sie die gegen Heiden in fernen Landen sind, liegen solche Conflicte, wie der geschilderte ist, in der Luft. Am ergreifendsten in der allmälig immer spannender werdenden Handlung ist entschieden der 4. und 5. Gesang, die Heimkehr des fremd gewordenen Kurt in die Heimath und die Erkennung durch das junge Paar sowie die edle Rache an dem Zerstörer seines Glücks Dietrich. Derartige in formvollendeter Weise — auch Lieder Nariska's werden nach Scheffel's Vorbild eingeflochten — vorgetragene zarte und sinnige Sachen, denen jedes Gemeine fehlt, können nur bildend auf die Lesewelt einwirken. S. 8 Vers 8 muß wohl ein Wörtchen eingeschoben werden; der Vers hat einen Fuß zu wenig. Es empföhle sich: „großes" Leid zu sagen. S. 118 ist statt wirklich Dach wohl: „wirtlich" Dach zu lesen. Der Preis für das sehr fein ausgestattete Damastbändchen ist ein erstaunlich niedriger: ℳ 2,80. J. R.

Berichtigung. In Nr. 84, S. 334 der Wiss. Beilage Spalte 1 Zeile 5 von unten muß es statt „ihres Muths wegen" heißen: „ihres Amts wegen".

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 89. Sonnabend, den 27. Juli. 1895.

Ein Besuch bei den Siebenbürger Sachsen.

Trotz des gewaltigen Aufschwungs des Reisens in unsern Tagen, wo die Namen Camerun und Bagamoyo so vertraut klingen, wie unsern Großvätern Paris oder Rom, sind Land und Leute in Siebenbürgen bei uns Reichsdeutschen noch lange nicht so Vielen aus eigner Anschauung bekannt, als sie es wohl verdienen würden. Und doch liegt Siebenbürgen nicht mehr aus der Welt, auch für einen schmäleren Beutel. Wer um 9 Uhr Abends sich in Pest in den Schnellzug nach Bukarest setzt, verschläft oder verraucht die einförmige Fahrt durch das ungarische Tiefland, und wenn der Tag graut, so bieten sich rechts und links wechselnde Bilder, Hügel und Berglandschaften, rumänische Dörfer mit niederen Hütten und wunderlichen Kirchen, Schafherden mit den pelzumhüllten Hirten; in Klausenburg bringt ungerufen der Kellner den Morgenkaffee in den Wagen, Mittags schon ist der Weiterreisende je nach seinem Wunsch in einer der drei wichtigsten Sachsenstädte, Bistritz mehr im Norden oder Hermannstadt oder Kronstadt und zwar Dank dem Zonentarif, der für so große Entfernungen eine wahre Wohlthat gewährt, um den gleichen Preis von sieben Gulden. Weniger freilich leistet das Eisenbahnwesen in Siebenbürgen für die Verknüpfung der einzelnen Theile des Landes, das zwei Drittel so groß wie Bayern doch nur in der Linie von Pest nach Bukarest dem Reiseverkehr bequem erschlossen ist. Vor Allem fehlt eine Linie in der Richtung von Norden nach Süden, die von Czernowitz über Bistritz nach Hermannstadt und durch den Rothenthurmpaß nach Rumänien hinaus Siebenbürgen zu einem Durchgangsland des internationalen Handels machen müßte. Das Hinderniß ist wohl nicht die Schwierigkeit des Baues, sondern die magyarische Politik, die Siebenbürgen als Anhängsel von Budapest behandelt. Aber trotz alledem wird noch eine Zeit kommen, in der Siebenbürgen als Reiseland mitzählt; möge es den Sachsen ein gütiges Geschick gewähren, daß dann auch neues Blut in ihre Adern fließt! Sie selbst preisen am Feurigsten die Schönheit ihrer Heimath und haben auch das Recht dazu. Siebenbürgen ist ein Wald- und Gebirgsland, reich begnadet mit lieblichen und erhabenen Schaustücken, wenn es auch zurückstehen muß hinter der Schweiz und Tirol. Die Mauer der Karpathen, die rings um die hochgelegenen Flußthäler und ihre Wasserscheiden aufsteigt und nur in einzelnen tiefeingeschnittenen Durchbrüchen nach Westen und Süden Zugangspforten öffnet, entbehrt der silbernen Zinnen der Alpen; grau und starr ragen die Felsenmassen empor über die Waldwildniß und versagen den Bächen die reichlich nährende Milch der Gletscher. So mögen wohl die Flüsse der Hochebene zur Zeit der Schneeschmelze in verheerendem Schwall einherbrausen, im Hochsommer wälzen sie sich in gelbgrauer Verdrossenheit das Bett entlang und man kann sie kaum als Kinder des Gebirgs erkennen. Sie haben nichts von der erquickenden sprudelnden Jugendfrische unserer deutschen Alpenflüsse, sie erinnern in ihrem Wechsel von zerstörendem Uebermuth und tückischer Trägheit mannigfach an die Herren des Landes, die, immer noch getreu dem Stempel asiatischer Steppennatur, hastig wild sind zum Austilgen fremder Cultur, lässig zu entsagender Arbeit im Dienst der Gesittung.

Für den deutschen Besucher Siebenbürgens bietet die Beobachtung der Ursprünglichkeit und Alterthümlichkeit des Lebenszuschnittes, die Mischung westeuropäischer Einflüsse mit der festgewurzelten Eigenart der bodenständigen Volksarten einen besonderen Reiz. Hier lebt noch die Volkstracht als nationales Abzeichen. Der schlanke Rumäne mit dem langen Kopfhaar, den breiten Ledergurt über die nicht immer weiß gebliebene Leinwandtracht, die rumänische Bäuerin mit dem Kopftuch mit der Krutinza, in der Form eines befranzten Handtuchs, aus bunten, golddurchwirkten Streifen bestehend, die vorn und hinten von dem Gürtel herab über den leichten leinenen Unterrock fällt, der magyarische Bauer, der sich gern dunkel trägt und bei manchen Unterschieden der Tracht je nach den Gegenden in den knappen Beinkleidern und den kurzen Reitstiefeln mit der über die Schultern geworfenen Jacke zu stolziren liebt, der sächsische Bauer im kurzen Janker, mit dem runden Hut und dem gestickten Gürtel, der zerlumpte Zigeuner —, das sind Typen, die das Auge bald unterscheidet, wenn auch die mannigfachen Abstufungen immer wieder neue Eindrücke darbieten müssen. Am wenigsten genügt das bloße Wort zur Beschreibung der theils prunkvollen, theils würdigen Festtrachten der Sachsen, in denen sie am Sonntag zur Kirche schreiten, sie sind obendrein verschieden für Männer und Frauen, für Burschen und Mädchen, der reiche Metallschmuck von Spangen und Schnallen, ein Erbe der altsächsischen Goldschmiedekunst, zeugt von dem gediegenen Wohlstand des sächsischen Bauernthums — kurz, wer das Glück hat, sachverständige Führer zu finden in dem wandelnden Museum der Volkstrachten, der wird sich darüber freuen, daß die Abschleifung, die Cultur, die alle Welt beleckt, in Siebenbürgen noch nicht so viel Verluste an Charakteristischem gebracht hat, wie in Mitteleuropa oder Italien. Am Behaglichsten wird sich der deutsche Reisende freilich doch in den alten Mittelpunkten deutscher Cultur fühlen, in den sächsischen Städten und Marktflecken, in denen die Fülle historischer Romantik des Mittelalters fortlebt, in den alten Kirchen, mit den Grabmälern und Wappenschildern aus der Heldenzeit der Sachsen, in den stillen Winkeln, wie sie die weise Vorliebe mittelalterlicher Baukunst für krumme und gebrochene Linien in Hermannstadt und Kronstadt geschaffen hat, wie in unseren Mainz, Nürnberg, Rothenburg, in den Schatten der hohen Stadtmauern, von denen einst der Sachse den Türken abzuwehren hatte, von denen doch immer noch stattliche Stücke erhalten sind.

Als Standquartier für einen längeren Aufenthalt eignen sich vor Allem die beiden sächsischen Hauptorte Hermannstadt und Kronstadt. Hermannstadt ist der Sitz des Sachsengrafen, dessen Würde seit der Zerschlagung der sächsischen Universität, d. h. der Vereinigung der Gemeinden zu einer geschlossenen Einheit trotz der räumlichen Zersplitterung mit der des Obergespans des Hermannstädter Comitats verknüpft ist, und der Sitz des sächsischen Bischofs; es enthält also die höchsten weltlichen und geistlichen Würdenträger und ist durch die Bildungsanstalt für Lehrer und Prediger, durch ein sächsisches Gymnasium und die Oberrealschule der geistige Mittelpunkt des Sachsenthums. Die Magyaren fallen nur als Beamte ins Gewicht, stärker zeigt sich das rumänische Element im Leben und Treiben, wenn es auch seiner Hauptmasse nach den untersten Schichten der Bevölkerung angehört. Eine bedeutende Rolle aber spielt das Militär, Hermannstadt ist der Sitz des Corpscommandos für Siebenbürgen und einer Reihe militärischer Verwaltungsstellen. Dadurch stehen in der 22000 Köpfe zählenden Stadt vier Gesellschaftskreise nebeneinander, ohne andere als rein äußerliche Berührungen, wenn auch immerhin die Officiere und die Sachsen durch die deutsche Verkehrssprache mehr Berührungspunkte haben. Aber im Ganzen und Großen halten sich die Officiere der gemeinsamen Armee außerhalb jeder nationalen Strömung, sie sind, obgleich überwiegend deutscher Abkunft oder wenigstens Erziehung, zwar nicht eigentlich international, aber doch übernational; die dynastische Idee, das „ärarische Gefühl“, wie man dort sich ausdrückt, ist ihr Leitstern — eine der eigenthümlichsten Lebenserscheinungen der habsburgischen Monarchie und den Magyaren ein Stachel im

Fleisch, für die Dynastie der einzige zäh behauptete Rückhalt gegenüber dem nationalen Auseinanderstreben. — Das Stadtbild Hermannstadts zeigt heute noch wie in Einzelheiten so in der ganzen Anlage die Züge einer dahingegangenen Zeit, wenn sie auch stumpf geworden sein müssen. Die eigentliche Stadt nimmt einen Hügel ein und war einst durch den Mauerwall geschieden von den Vorstädten, in denen heute noch die Rumänen und Zigeuner sitzen. Das noch erhaltene Stück der Befestigungswerke an der Nord- und Ostseite der Stadt giebt Zeugniß davon, daß im Mittelalter Hermannstadt eine stattliche Festung gewesen ist. Wenn der gefährlichste Feind, der Türke, vom Rothenthurmpaß heraus der Stadt sich näherte, flüchtete das Landvolk aus den sächsischen Dörfern der Umgebung in die schützenden Mauern der Haupt-Hermannstadt, der große Ring und der kleine Ring und die Hauptader des städtischen Verkehrs, die Heltauergasse, füllten sich mit den wehrhaften Handwerkern, die das Schurzfell unerschrocken vertauschten mit dem Krebs oder Eisenpanzer, mit den stämmigen Gestalten der Bauern, die als freie Männer auf eigenem Boden hausend sich dem magyarischen Dorfjunker gleich fühlten; sie verstanden es, den hungrigen Adel nicht minder entschlossen sich vom Leib zu halten wie den Landesfeind, nur der Ueberzahl der Bedränger gelang es da und dort, den Sachsen Boden abzugewinnen und sie aufzureiben, wie in Klausenburg. Mehr noch haben die Sachsen verloren an die Rumänen, die sich schmiegsam und bedürfnißlos einnisteten, wo immer Krieg oder Seuche eine Lücke gerissen. Die brauchten nicht viel zu flüchten vor dem Türken, das Waldgebirge, das auf die Dächer von Hermannstadt herübergrüßt, bot ihnen der Schlupfwinkel genug, in denen sie den Sturm vorüberbrausen ließen; ein rauhes Stück Brod, ein Stückchen Schafkäse, ein Mund voll Maisbrei genügte zur Fristung der Existenz; und das nahm und nimmt der Rumäne, wo er es haben kann, noch lieber umsonst als für Arbeit. Denn nur die Noth zwang ihn in den Dienst des sächsischen Bauern, in dessen Zucht er allmälig etwas vom Fortschritt und Fleiß gelernt hat und vom Werth des Besitzes, der über den Tag hinaus das Auskommen sichert. Noch ist ja die große Masse des siebenbürgischen und ungarischen Rumänenthums arm, aber es mangelt schon heute nicht an Wohlhabenden unter ihnen; auch in Hermannstadt haben sie sich in einer Gasse der oberen Stadt festgesetzt und halten eng zusammen zu gegenseitiger Förderung. In den sächsischen Dörfern haben die rumänischen Insassen bisher die Bequemlichkeit des Schmarotzens genossen, bei kleinem Eigenbesitz den unbeschränkten Austrieb von Vieh auf die Gemeindeweide sich zu Gute gemacht; mit der Neuordnung der Grundstücke, durch Zusammenlegung der Parzellen, wird das gleichberechtigte Mitleben auf Kosten der sächsischen größeren Besitzer aufhören, ein Gewinn für diese, ein Verlust für die rumänischen Häusler. Auf sächsischer Seite glaubt und hofft man, daß nach durchgeführter Flurbereinigung den Rumänen vielfach der Boden zu heiß werde, daß sie sich genöthigt sehen werden, ihre bisherigen Wohnsitze in den sächsischen Dörfern zu räumen, soweit sie nicht im Dienst der sächsischen Bauern in gesteigerter Anzahl ein Unterkommen finden können. Denn auch bisher hält ja schon der Sachse rumänische Knechte und Mägde. Und aus diesem Verhältniß heraus haben sie sich eben theilweise zu Insassen und Kleinbauern emporgearbeitet. Die sächsischen Gemeinden haben auch die Gefährdung ihrer nationalen Zukunft, die durch diese nationale Mischung droht, in letzter Zeit mehr und mehr erkannt. Der Marktflecken Heltau bei Hermannstadt, weithin bekannt durch seine Tuchweberei wie durch seine stattlichen Männer, erblickt einen weiteren Ruhmestitel darin, daß er sich von jedem Einfluß der Rumänen frei gehalten hat, obgleich sie als industrielle Arbeiter vielfach verwendet werden müssen, nicht nur, weil sie mit geringem Lohn zufrieden sind, sondern weil es eben andere Dienstboten gar nicht giebt. Denn die Sachsen erzeugen bekanntlich keinen Ueberschuß von Menschen, der darauf angewiesen wäre, in persönlicher Unterordnung sich das Land zu erwerben; die Anschauung, daß den Besitz vor Theilung unter mehrere Erbberechtigte oder doch vor Zersplitterung zu schützen für jede Familie Pflicht sein müsse, ist bei ihnen tief eingewurzelt, und darin liegt der Grund ihrer geringen Vermehrung. Und leider haben sie auch in den zwei Jahrhunderten österreichischer Herrschaft, wo es möglich gewesen wäre, das Deutschthum in Siebenbürgen wieder auf den Stand vor den Türkenkriegen zu bringen, nur einmal einen ausgiebigen Nachschub erhalten: durch die sog. Landler, die unter Maria Theresia dorthin kamen. In Neppendorf bei Hermannstadt ist eine Colonie, die sich noch heute durch ihre Tracht von den sächsischen Dorfgenossen unterscheidet, bezeichnender Weise ist gerade das eine Gemeinde mit befriedigender Vermehrung. — So bietet also auch die Umgebung von Hermannstadt vielfache Gelegenheit zu anziehenden Beobachtungen. Da es aber immerhin fraglich erscheint, ob sie den Leser ebenso anziehend dünken, so sei auf eine Beschreibung der mancherlei Dinge, die man nur mit großem Aufwand von Worten einigermaßen anschaulich machen könnte, wie z. B. des sächsischen Bauernhauses, seiner Geräthe, der Erzeugnisse des Fleißes der Bäuerin, besonders ihres Stolzes, des Leinwandschatzes mit bunten Stickereien, Verzicht gethan. Auch des Ausfluges nach dem Rothenthurmpaß, in dem der Altfluß zwischen den Felswänden der Karpathen sich den Weg nach Rumänien gebrochen hat, sei nur gedacht als einer genußvollen Wagenfahrt auf der aussichtsreichen Gebirgsstraße längs des raschen Forellen führenden Flusses. Ein regeres Verkehrsleben als heute, wo nur einzelne Frachtwagen oder Herden, von rumänischen Hirten geleitet, die Einsamkeit stören, hoffen die Hermannstädter von einem Bahnbau und von der Schiffbarmachung der Alt für flachgehende Dampfer. Dann würde auch das stille Hermannstadt eine belebte Handelsstadt werden, und Manches verlieren von seiner dem Reisenden wohlthuenden, den Einheimischen manchmal langweilenden Behaglichkeit einer deutschen Kleinstadt. Man könnte sich ja ganz in Deutschland glauben, wenn nicht die rumänische Tracht der Bauern und Arbeiter oder ein büffelbespanntes Fuhrwerk von Zeit zu Zeit die fremdartige Beimischung vor Augen führen würde, denn Gassen und Häuser sind ja deutschen, nur deutschen Gepräges; auch das Bürgerhaus, mit der Schmalseite an der Straße, mit seiner Einfahrt, mit dem Umgang, der sich um die oberen Geschosse der den Hof bildenden Breitseiten und des Hinterhauses zieht, ist nicht anders als bei den alten Bürgerhäusern Nürnbergs und verleugnet nicht den Ursprung aus dem fränkischen Bauernhof. Ist doch der Gründer Hermannstadts ein Bürger Nürnbergs gewesen, wie die alte Ueberlieferung besagt, und Hermannsdorf hieß Anfangs seine Gründung.

Um von Hermannstadt nach Kronstadt zu gelangen, bieten sich zwei Wege, mit der ungarischen Ostbahn durch das Kokelthal an Mediasch und Schäßburg vorbei oder mit einer Secundärbahn nach Fogarasch und dann zu Wagen über den Zeidener Berg. Minder bequem ist der letztere, denn die Bahn nach Fogarasch ist das Muster einer Seccaturbahn, wie man in Oesterreich sagt; für die übergroße Langsamkeit und die unglaublich langen Aufenthalte an den Zwischenstationen entschädigen die landschaftlichen Schönheiten. Die Bahn verfolgt bis zum sächsischen Dorf Talmesch den Weg zum Rothenthurmpaß; am Fuß der Ruine der Burg Landskron, die den Ausgang des Rothenthurmpasses beherrschen sollte, aber durch ihre beträchtliche Entfernung trotz der Lage auf einem steilen Bergkegel diesen Zweck nicht erfüllen konnte, weshalb dann der Paß selbst an der engsten Stelle durch den sogenannten rothen Thurm vertheidigungsfähig gemacht wurde — wendet sich dann die Bahnlinie nach Osten ins Thal der Alt und es bietet sich im Süden fortwährend ein herrlicher Blick auf die schroffen Höhen der Fogarascher Karpathen, die hier unmittelbar aus der Thalebene emporsteigen. Es ist eine himmelhochragende, mit Zacken und Zinnen geschmückte Mauer, an der das Auge entlang gleitet; man sollte glauben, daß die Natur eine unübersteigliche Scheidewand hätte aufrichten wollen, um hier wenigstens den Hader der Völker um die Grenzen durch einen ewigen Gottesfrieden zwischen Norden und Süden auszuschließen. Aber nein — wie Siebenbürgen stets als eine Festung gegolten hat, nach deren Besitz die Völker der Ebenen ringsum getrachtet, durch deren schmale Pforten sie den Eingang gesucht und gefunden haben, die Daker und Römer, Germanen und Slaven, Petschenegen und Magyaren, Türken und Oesterreicher als Herren gesehen hat, so sind auch die Karpathen keine ethnographische Grenze geworden, das rumänische Volksthum hat diesseits und jenseits der transsilvanischen Kette weit und breit sich ausgedehnt. Ob romanisirte Provinzialen, dauernde Reste der dakoromanischen Mischbevölkerung oder weithinschwärmende illyrisch-römische Hirten die Keime gebildet haben, aus denen ein großes Volk erwachsen ist — das wird sich kaum je entscheiden lassen. Nur stückweise tritt ihre heutige Ausbreitung über das östliche Ungarn, über die östliche Bukowina und das russische Bessarabien bis zum Dnjestr, über die Moldau und Walachei ins Licht der Geschichte, ein gewaltiger Kreis rings um Siebenbürgen, dessen magyarische und deutsche Striche nur Sprachinseln im Rumänenthum darstellen. Daß eine frühere slavische Bevölkerung in ihm aufgegangen ist,

zeigt der zu zwei Fünfteln slavische Wortschatz des Rumänischen, überdies slavische Ortsnamen in Siebenbürgen. Den Magyaren galt der Name Walach gleichbedeutend mit „Hirte", ein wichtiger Fingerzeig. Aber gerade Fogarasch erscheint zu Ende des 14. Jahrhunderts als ein rumänisches Lehensherzogthum der ungarischen Krone. An Fogarasch selbst wie auf dem weiteren Weg nach Kronstadt kann man bequem den Unterschied rumänischer und sächsischer Siedlungen beobachten, den Ursprung deutscher Cultur ermessen. Der Hauptort eines Comitats, Amtssitz zahlreicher Behörden, mit 5000 Einwohnern, ist Fogarasch seinem äußeren Eindruck nach nur ein ausgedehntes Dorf mit unansehnlichen Häuschen, die Sandwüste seines weiten Hauptplatzes, der einem Exercirfeld gleicht, ist getheilt durch einen schmutzigen Bach, über den eine Bohlenbrücke führt, nur ein paar jüdische Läden, ein gleichfalls von einer jüdischen Familie gehaltener Gasthof haben städtischen Anstrich, aber auch nur den Anstrich. Denn ganz orientalisch ist es schon, daß das Stubenmädchen keinen Lohn erhält, sondern dem Besitzer des Hauses monatlich eine beträchtliche Summe zu zahlen hat von der Freigebigkeit der paar Geschäftsreisenden oder Comitatsvertreter, denen sie liebenswürdig genug erscheint! Es giebt in Fogarasch auch eine kleine sächsische Colonie, die eine Kirche und eine Volksschule unterhält, daß sie aber nicht zunimmt, daß sich vielmehr aus dem Staube — oder je nach dem Wetter Schmutze — macht, wer irgendwie kann, das begreift man in der ersten Stunde, die man dort zubringt, wenn man nicht als Rumäne oder Magyar geboren ist. Obendrein genießt Fogarasch den Ruf eines ins Rumänische übersetzten Schilda. Die „dummen Kerle von Fogarasch" haben also zu ihrer Armseligkeit den Spott obendrein. Den Eindruck rumänischer Bedürfnißlosigkeit, die mit einer Hütte, die außen blau angestrichen ist, den Gipfel des Luxus erreicht glaubt, hinterläßt auf der Weiterfahrt auch das eine oder andere Nest. Desto stärker ist der Gegensatz, wenn man den breiten Sattel des Zeidenerberges, eine öde Hochebene stellenweise mit gewaltigen Eichen übersät, im Rücken hat und bergab durch die sächsische Gemeinde Zeiden fährt. Es beginnt das Burzenland, eine herzerquickende Oase deutscher Cultur, wo der Bauer hoch zu Roß ausreitet, um die Arbeiter auf seinem weiten Besitz zu überwachen, und zu Roß den hochaufgeschichteten Erntewagen in seine Scheune begleitet. Am Eingang Zeidens liegt eine Gruppe von Zigeunerhütten, deren Bewohner von den Brosamen der Sachsen mitleben, harmlose, drollige Bursche, Parias, die gar nichts Anderes werden wollen, als Meister der freien Künste, Kesselflicker oder musikalische Vagabunden. Das Rudel halbnackter, dreiviertel und siebenachtel nackter Kinder, die um den Wagen tanzen, würde für ein paar herausfliegende Kupferkreuzer Purzelbäume schlagen bis ans Ende der Welt, wenn der Wagen nicht schneller vorwärts käme. Der Ort Zeiden ist nach einer großen Feuersbrunst in schnurgeraden langen Reihen wieder aufgebaut worden; in blinkender Schmuckheit steht ein Haus neben dem anderen, die Schmalseite der Straße zugekehrt, daneben das große Hofthor, ein silberheller Bach, in schnurgeradem Bett durchaus mit Randsteinen besetzt, durchfließt die Gemeinde von West nach Ost; wohin das Auge sich wendet, zeigt sich der deutsche Sinn für Reinlichkeit, Ordnung und den kleinen Schmuck des Daseins, der nicht mehr kostet als die Fahrlässigkeit. Ja, der deutsche Bauer ist der beste der Welt, wo er die Freiheit der Selbstverwaltung behauptet oder neu errungen hat, wo ihm nicht unerschwingliche Lasten aufgebürdet sind, die ihn der Ausbeutung in die Arme treiben. Die sächsischen Bauern wissen nichts vom jüdischen Darleiher und Güterzertrümmerer; sie halten fest zusammen und wenn einer in Noth kommt, so stützt ihn die Spar- und Vorschußcasse so lange es geht; geht es nicht mehr, so fällt sein Besitz an die Genossen. Freilich darf man über der freudigen Anerkennung der guten Folgen dieses conservativen Sinnes in den sächsischen Bauerschaften auch die unerfreulichen nicht übersehen; der stete Gedanke an die Zukunft des Hofes im Erbgang hat die Vorsorge gegen eine überzählige Nachkommenschaft hier bedenklich ausarten lassen. Allzuweit in die Vergangenheit kann diese Sitte kaum zurückreichen; denn sonst wäre die daraus entstehende Gefahr für den Fortbestand des sächsischen Elementes der Einsicht seiner einflußreichen Geistlichen und geistigen Leiter kaum entgangen. Der Denkweise und den Bedürfnissen der Heldenzeit der Sachsen entspricht viel mehr die Ueberlieferung der Gemeinde Michelsberg bei Heltau, daß ein auf der dortigen Burgruine noch aufbewahrter Mühlstein der Aufgabe gedient hätte, heirathslustige Jünglinge auf ihre Würdigkeit zu prüfen; wer es nicht fertig brachte, ihn den ziemlich steilen Hügel hinauf zu tragen oder zu rollen, dem ward die Erlaubniß zur Familiengründung versagt. Mag diese Ueberlieferung richtig sein oder nicht, für die Gegenwart ist es ein beklagenswerther Umstand, daß die geringe Vermehrung des sächsischen Bauernstandes auch dem sächsischen Bürgerthum nicht den erneuernden Zufluß liefern kann, dessen er bedürfte, um dem Anwachsen der Rumänen und Magyaren das Gleichgewicht zu halten.

Unverkennbar zeigt sich das in Kronstadt. Der Reichthum und damit der Einfluß auf die Stadtverwaltung ist noch ganz überwiegend in den Händen der Sachsen, von der gesammten Bevölkerung stellen sie kaum noch ein Drittel. Allerdings hat auch die Auswanderung nach Rumänien ihre Reihen gelichtet, seit dessen Schutzpolitik schwer das sächsische Gewerbe getroffen, zur Verlegung vieler Geschäfte über die Grenze den Anstoß gegeben hat, während das magyarische Element im Beamtenthum und sonst durch die gesammte Machtentfaltung des Staates gefördert wird. Freilich bedingte die Bedeutung Kronstadts als Handelsplatz und die Nähe des Szeklergebietes einen stärkeren Zudrang der Magyaren, ihr Anschwellen zur gleichen Zahl wie die Sachsen wäre aber doch nicht möglich gewesen, wenn das sächsische Gewerbe stärkeren Nachwuchs gefunden hätte. Die Straßentafeln in den drei Sprachen, deutsch, magyarisch und rumänisch, kennzeichnen den Unterschied von Hermannstadt, wo es nur deutsche Tafeln giebt. Auch das Stadtbild Kronstadts ist von den Stürmen der Geschichte stärker mitgenommen worden als das Hermannstadts; vor Allem durch den großen Brand von 1689, der das mittelalterliche Kronstadt in Asche legte; fast nur das Rathhaus und die gothische Hauptkirche der Protestanten, die „schwarze Kirche", hat ihn überdauert. Die Stadtmauer ist der Modernisirung geopfert worden, nur an der Westseite steht noch ein langes Stück und an dessen Außenseite zieht sich ein stimmungsvoller Spazierweg entlang. Unverwüstlich aber ist der Reiz der landschaftlichen Lage Kronstadts. Nicht wie Hermannstadt auf einem Hügel, stundenweit vom Gebirge, nur einer Waldzunge benachbart liegt es da — sondern hineingeschmiegt in die Berge, ein schmales Thal hinansteigend, dessen Oeffnung im Norden wieder durch den stattlichen Schloßberg gegabelt wird, ähnelt die Stadt einem Krebs mit einer geschlossenen und einer stärkeren geöffneten Scheere, die in die Ebene hinausgreifen; die schmale Altstadt, das früheste Kronstadt, erstreckt sich links den Schloßberg entlang, die Blumenau breitet sich gegen die Ebene aus und dort liegt auch der Bahnhof mehr als eine halbe Stunde vom Kern der Stadt entfernt. Den Schwanz des Krebses muß die rumänische Vorstadt im Süden vorstellen, die terrassenförmig den Hintergrund des Thalkessels ausfüllt. Man überschaut diesen Stadtplan, wenn man emporklimmt zur hohen Zinne, dem Prunkstück Kronstadts. Ein steiler Berggipfel, der die Stadt um 470 Meter überragt, steigt unmittelbar an deren Ostseite empor, so daß man von oben in die Straßen hineinsieht. Im Zickzack führt der Pfad anderthalb Stunde lang durch Laubwald hinauf; die Mannigfaltigkeit der Aussichten überrascht auch den Verwöhnten; nach Norden zu sieht man die Ebene des Burzenlandes mit einzelnen Dörfern und den fernhin verdämmernden Linien des Gebirges, nach Osten ein grünes Waldmeer, feierlich stille Waldeinsamkeit, nach Süden die düstere Schlachtreihe des Hochgebirges, im Westen über das Thal hinweg die jenseitigen Höhen und die dazwischengelegene Ebene überragend den weithin sich dehnenden, schön gerundeten Rücken des Zeidener Berges. Es ist eine kleine, aber ringsum abgeschlossene Welt, die der schweifende Blick umfaßt, ein zweites Siebenbürgen hat man mit Recht das Burzenland genannt schon in alter Zeit. Auch den deutschen Ordensrittern, die auf der hohen Zinne eine Burg zu bauen sich beeilten, als König Andreas II. von Ungarn ihnen die Oede schenkte mit der Verpflichtung zur Grenzwacht im Eck der Karpathen, stiegen solche Gedanken auf; es schien ihnen groß genug zur Begründung eines geistlichen Ritterstaates, der in der eigenen Kraft des Schutzes ungarischer Könige entbehren könne. Hermann v. Salza erklärte mehr kühn als vorsichtig für das neue Ordensgebiet die Unterwerfung unter den päpstlichen Stuhl. Die Antwort auf diesen Eingriff in die Oberlehnsrechte Ungarns war die Vertreibung der deutschen Ritter. Die zurückbleibenden deutschen Bauern mußten es selbst lernen, sich gegen Feinde zu schirmen, und sie haben es gelernt. Die Burgen der deutschen Ritter wurden zum Vorbild der Befestigungen, mit denen sie ihre Kirchen umgeben haben. Das beste Beispiel dieser Kirchenburgen ist die von Tartlau, deren Besuch von Kronstadt aus durch die Bahn leicht gemacht wird. Eine starke Mauer, mehrere Stock-

werke hoch, mit schmalen Fensterlücken im äußern Umgang, umgiebt noch heute wie in den schlimmen Zeiten die alterthümliche Kirche, noch hängt das Fallgitter über dem Gang zwischen den beiden Thorthürmen, nur der breite Graben ist ein Theil des Dorfangers geworden und das altersgraue Steinwerk dient einzig und allein der friedlichen Bestimmung eines Getreidemagazins, jeder Bauer hat in dem Obergeschoß der inneren Seite einen Speicher, in dem er den Ueberfluß birgt. Der eine Thurm der Vorburg ist groß genug, um das Rathhaus und das Gemeindearchiv mit Würde aufzunehmen. — Die Hauptmasse des Burzenlandes erstreckt sich zwischen dem Zeidenerberge und dem Höhenzuge an der Westseite Kronstadts, dessen höchste Punkte also auch die volle Aussicht auf die weite von Südwest nach Nordost gerichtete Ebene gewähren. Ein Vorsprung dieses Höhenzuges trägt die Burg Rosenau; anfänglich von den deutschen Rittern angelegt, später als Bauernburg weiter ausgedehnt, diente sie der Landbevölkerung in gefährlichen Zeiten als Zufluchtsstätte; in der starken Umfassungsmauer stand eine Masse kleiner enger Gebäude zu ihrer Aufnahme bereit, auch eine kleine Kapelle fand Platz. Heute liegt Alles in Trümmern, nur der Wartthurm ist noch in gutem Stand, ein sächsischer Weber haust darin mit einer zahlreichen Kinderschaar, der eine Ausnahme von der Gepflogenheit des grundbesitzenden Sachsen bildet; denn über sein Erbe wird kein Streit entstehen, sechse theilen sich eben so leicht darein, wie zwei. Dieser Thurmwächter, der keine Feinde mehr zu erwarten braucht, nur Freunde der Vergangenheit, denen er das Fremdenbuch vorlegt und mittheilt, was er aus alten Zeiten zu wissen glaubt, ist wohl der einzige sächsische Proletarier (im römischen Sinne), der zur Gemeinde Rosenau gehört. Sie ist eine der stattlichsten im Burzenland, nach einem großen Brand in schnurgeraden Straßen wieder aufgebaut, dem äußern Ansehen nach eher ein Städtchen als ein Dorf, unter den Bewohnern befindet sich ein guter Theil Rumänen. Noch schöner aber, ein wahres Schmuckkästchen von einem Dorf, ist Neustadt, auf dem Wege zwischen Kronstadt und Rosenau gelegen. Es zeigt sich hier, wie dem sächsischen Bauer, sobald sein Wohlstand es erlaubt, städtische Lebensformen anstrebt. Der freie Platz in der Mitte des Dorfes ist mit wirklichen Anlagen geziert, das Pfarrhaus würde in Deutschland den Neid erwecken, das Schulhaus steht an Geräumigkeit und Nettigkeit den meisten unserer städtischen Schulgebäude voran. Allerdings bietet es auch der Gemeindekanzlei Unterkunft und der Gemeindenotär hat in Ungarn mehr zu thun als der Gemeindeschreiber in deutschen Dörfern, dessen Aufgaben unsere Dorfschullehrer meist im Nebenamt erfüllen können. Die Fluth der papiernen Gesetze und der Zuschriften und Verordnungen ist in Ungarn vielleicht noch größer als im classischen Heimathland der Bureaukratie, zu deutsch der Schreibstubenherrschaft, und da obendrein Alles magyarisch abgefaßt wird, so spielt der Gemeindenotär in den sächsischen Dörfern als vermittelndes Werkzeug zwischen den Behörden und der Bevölkerung eine große einflußreiche Rolle. Zum Glücke ist er auch heute noch in den meisten Fällen ein guter Sachse.

In den paar Jahren, die der deutsche Ritterorden das Burzenland besessen hat (1211—1225), erhoben sich rings um die Ebene an den Pässen nach Süden wie auf den geeigneten Vorsprüngen der im Osten und Westen flankirenden Höhen seine Burgen als Stützpunkte seiner Macht. Manches ist ganz vom Erdboden verschwunden, wie die Kreuzburg, die einst nördlich vom heutigen Kronstadt, in der Linie von Rosenau nach Tartlau den Eingang ins Burzenland von Osten und Nordosten her geschützt haben mag. Gegenüber, auf einem Ausläufer des Zeidenerberges, das Thal der Alt und damit den Zugang vom Westen, von Fogarasch her beherrschend, erhob sich die Marienburg, deren spärliche Ruinen am Ende des sächsischen Dorfes den deutschen Wanderer tiefer ansprechen werden, als das, was heute der Stolz seiner Bewohner sein muß, die landwirthschaftliche sächsische Lehranstalt. Man arbeitet dort mit Eifer an der Hebung der Landwirthschaft des Burzenlandes und der Segen der Arbeit trägt dazu bei, daß das Sachsenthum mit Zuversicht in die Zukunft schaut — aber gegenüber den Ruinen, die den stolzen Namen der Marienburg dem Orte geschenkt haben, steigt der sinnenden Betrachtung eine andere Marienburg vor dem geistigen Auge auf, die in weiter Ferne hoch im Norden, an der Weichsel liegt, in neuerstandener Pracht ein Denkmal des deutschen Ordens und seiner Thaten. Geistige Fäden spinnen sich unwillkürlich von der Gegenwart zurück in eine verschollene Vergangenheit. Die preußische Marienburg wäre nicht erstanden, so darf man behaupten, wenn die siebenbürgische Marienburg mehr geworden wäre als ein kühner, aber jäh abgebrochener Traum desselben Hermann's v. Salza, der, von hier vertrieben, dem Rufe des Herzogs von Masovien gefolgt ist. Nur ungern wich der Orden aus dem siebenbürgischen Besitz und vergaß auch an der neuen Stätte seiner Wirksamkeit noch lange nicht des so kurze Zeit behaupteten Landes am Fuße der Karpathen. Aber die Geschichte schreitet mit ehernem Fuß hinweg über sehnsüchtige Wünsche, denen die Kraft fehlt, das Gewordene zu zwingen und umzuschmelzen, über verscherzte Gelegenheiten und abgebrochene Anfänge. „Was du in der Minute ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück." Als der römische und ungarische König Sigismund dem deutschen Orden das Burzenland von Neuem zuwies, war seine Heldenzeit schon abgelaufen; nach einem schwachen Versuche der Festsetzung zog er sich wieder zurück. Aber wie so ganz anders hätten die Dinge sich entwickeln können, wenn Hermann v. Salza das staatsrechtliche Verhältniß des Burzenlandes zur ungarischen Krone nicht angetastet hätte? Es ist wahr, eine nachträgliche Geschichtsconstruction mit Hinwegdenken einer folgenreichen Entscheidung ist nicht mehr als ein müßiges Gedankenspiel; nur das Zusammenwirken einer großen Menge von Ereignissen in einer Richtung kann dauernde Zustände schaffen. So hätte auch erst fortgesetzter Zufluß deutscher Einwanderung nach Siebenbürgen im 13. und 14. Jahrhundert dort einen Ordensstaat schaffen müssen, der in die Geschicke Ungarns und der rumänischen Fürstenthümer mit eben so starker Hand hätte eingreifen können, wie es der deutsche Orden an der Ostsee gethan hat. Aber jedenfalls wäre der Orden in Siebenbürgen als Vorkämpfer der christlichen Welt gegen Muhamedaner und Heiden länger jung und lebensfähig geblieben, als an der Ostsee, wo ihn schon am Ende des 14. Jahrhunderts der Uebertritt der Litauer zum Christenthum in seiner Bestimmung gelähmt hat. Die Geschichte des Deutschthums in Siebenbürgen wäre jedenfalls eine andere geworden unter dem Schirm des deutschen Ordens; ein ganz oder überwiegend deutsches Siebenbürgen in steter Anlehnung an das habsburgische Haus, als Bundesgenosse seiner Ansprüche an die ungarische Königskrone — wer vermag die Folgen für die Geschichte der habsburgischen Monarchie sich auszudenken? — Doch genug mit solchen Betrachtungen, wie sie wohl dem Siebenbürger Sachsen angesichts der fortdauernden Spuren seiner frühesten Geschichte aufsteigen und seiner starken Heimathsliebe einen Schimmer leiser Wehmuth beimischen dürfen. Gehört es doch zu den anmuthendsten Zügen seiner geistigen Eigenart, daß er die Geschichte seiner Heimath so pietätvoll pflegt, aus der ruhmvollen Vergangenheit seines Völkchens die Kraft schöpft für die Vertheidigung. Uns mahnt die sinkende Septembersonne, deren letzte Strahlen die grauen Ruinen mit warmen Tönen färben, zum Abschiedsgruße. Noch manches Bild der Erinnerung an leuchtende Sommer- und Herbsttage im schönen Karpathenlande möchte die Feder weiterlocken — aber der Leser wird finden, daß es allgemach Zeit geworden sei, sie niederzulegen, und er mag damit Recht haben. So sei denn ein Schluß gemacht mit dem frommen Wunsch, daß ein bescheidener Abglanz des Geschauten an dem stumpfen Nothbehelf der grauen Schilderung durch das Wort haften möge und den Leser mahnen möge: Komm' und schau selbst, was das Lieblingslied des Sachsen preist:

Siebenbürgen, Land des Segens,
Land der Fülle und der Kraft!
Mit dem Gürtel der Karpathen
Um das grüne Land der Saaten,
Land voll Gold und Rebensaft!
Siebenbürgen, Land der Trümmer
Einer Vorzeit stark und groß,
Deren tausendjähr'ge Spuren
Ruhen noch in deiner Fluren
Ungeschwächtem Ackerschoß.

Dr. Fr. Guntram Schultheiß.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 90. Dienstag, den 30. Juli. 1895.

Bergprediger und Bergpredigten.

Von Bergingenieur Dr. Gustav Stein.

Die Zeit, in welcher der Bergmannsstand nicht nur ein besonders bevorzugter, mit vielen Privilegien und Freiheiten ausgestatteter, sondern auch ein besonders frommer war, ist zweifellos längst vorbei. Nur auf einzelnen obererzgebirgischen Gruben haben sich noch spärliche Reste der einst vielgerühmten Bergmannsfrömmigkeit in der Form des gemeinschaftlichen Gebets der Belegschaft vor dem Einfahren erhalten; Denkmäler jener Frömmigkeit sind aber in mancherlei Form auf uns gekommen. Einmal als fromme Stiftungen der Bergleute für Kirchen und kirchliche Zwecke; sind ja so manche Kirchen, Kapellen, Altäre u. s. w. unserer Bergstädte aus solchen Stiftungen erbaut worden; ein andermal aber sind wohl in allen größeren und kleineren Bergstädten theils ausschließlich von Bergwerksabgaben besoldete, theils wenigstens von solchen unterstützte Prediger angestellt worden, welche verpflichtet waren, zu bestimmten Zeiten den Bergleuten zu predigen. Solche Prediger, die daher den Namen Bergprediger erhielten und deren für die Bergleute gehaltenen Predigten als Bergpredigten bezeichnet wurden, haben vielfach diese ihre Predigten gesammelt und drucken lassen und diese gedruckten Bergpredigten, die in ziemlich reicher Auswahl heute noch vorhanden sind, bilden nicht nur ein höchst interessantes weiteres Denkmal der einstigen Bergmannsfrömmigkeit, sondern auch ein lehrreiches Bild der Denk- und Gefühlsweise früherer Jahrhunderte. Schon die Titel aller dieser Sammlungen von Bergpredigten bilden den höchst charakteristischen Ausdruck für die ruhige, behagliche Weitschweifigkeit früherer Zeiten. Nur eine der ältesten und berühmtesten dieser Bergpredigten, die des Johannes Mathesius aus dem Jahre 1561 hat den kurzen Titel: „Ein Predigt von dem Bergkwerk und Bergkleuten.“ Mathesius, der berühmte Bergprediger der zu seiner Zeit in höchster Blüthe stehenden Bergstadt Joachimsthal, ist selbst ein Zeuge der Frömmigkeit und der Freigiebigkeit der dortigen Bergleute für gute und fromme Zwecke. Gleich zu Eingang seiner Bergpredigt sagt er nämlich: „ich selber von der außpeut (Ausbeute) die mir mein lieber Gott durch guter leut befürderung bescheret zum studio bin vorlegt worden, wöllen wir heute dem reichen Gott dem rechten Ertzmacher und seinen gaben zu ehren vom Bergkwerk reden, zur lehr und trost allen gottseligen und freyen Bergkleuten, die in dieser wildnus treulich über Gottes wort halten, und Schul, Pfarr, Hospital und viel armer Studenten mit iren reichen almosen on alle geystliche güter wol und ehrlich versorgen und noch heutiges tages ihr heyl, glück und den segen Gottes allhier hoffen und erwarten.“ Hierauf wirft Mathesius die Frage auf: „Ist denn Bergkwerk auch ein göttliche und selige Narung?“ um mit vielen Belegstellen aus der Schrift nachzuweisen, daß dies der Fall sei. Dann bringt er einen „Vergleich von Gottes Wort mit dem Bergwerk“ und sagt: „Die Christenheit ist ein edles, festes, schönes und schmales Gänglein, das hat sein Streichen durch die ganze Welt und alle hohe Rauchgebirge. Und wiewohl es sich oft im klemmigen Stein verdrucket, hält es doch sein Sahlband und führet gut, derb und gültig Ertz. Auf diesem Gänglein hat der Sohn Gottes gemuthet. Da ihn der Vater für das menschliche Geschlecht als einen ewigen Priester bitten heißet. Und der öbriste Bergkmeister hat ihm darauf verliehen und vermessen, wie der Sohn Gottes saget Psal. 6. Das Los ist mir gefallen auf liebliche und mir ist ein Maß und Erbtheil worden. Diese Fundgrube hat der Sohn Gottes beleget, Adam, die Erzväter, Propheten, Aposteln und alle christlichen Lehrer sind seine Vorsteher, Hutleute, Steiger, Arbeiter und Schmelzer. Was nun Silber hält, das sind seine Christen, welche Jesum Christum in der heiligen Tauf haben angezogen und sind mit den Erstlingen des Geistes Gottes beseliget und versigelt. Solche lasset Gott durch das Predigamt sammeln, pochen, rösten und waschen. Weil aber noch Berg und Wildigkeit im Ertz bleibet und die Christen haben und fühlen hinterstellige Sünde und böse Lust im Fleisch als lang sie leben. So lasset Gott das geschiedene und bereite Ertz durchs Feuer seines Geistes und dem heiligen Kreuze als in einem rechten Fegfeuer schmelzen und reinigen, damit sie von Tag zu Tag im Glauben und Liebe wachsen und zunehmen, der Sünde absterben, lauter und rein werden.“

Solche und ähnliche Vergleiche zwischen dem Bergbau und dem Christenthum bilden zumeist den Inhalt der Bergpredigten. Stellen sich die Ausführungen des Mathesius, der wohl als der Begründer der Bergpredigten zu betrachten sein dürfte, noch stellenweise unklar und seine Vergleiche mehr nur angedeutet als ausgeführt dar, so sind dafür die Bergpredigten, welche ein Jahrhundert später entstanden sind, desto eingehender und führen den Vergleich oft bis in die kleinsten Details und mit vielem Geschick und vollem Verständniß für die eigenartigen Verhältnisse des Bergbaues durch. Ganz besonders ausführlich und als eine zusammenhängende Allegorie des Bergbaues erscheinen die Bergpredigten des Zellerfelder Bergpredigers Eichholz, welche in Goßlar im Jahre 1655 im Drucke unter dem Titel erschienen sind: „Geistliches Bergwerck, das ist andächtiger, lieblicher und beweglicher Betrachtungen wie an dem löblichen Bergwerck dabei vorgehenden Bau, gebräuchlichen Gezaw oder Werckzeuge, Arbeit, Anschnitt, Ablohnung und dergleichen das gantze Christentumb und aller Articul Christlicher Religion von Gott dem oberen Berg-Herrn so artig abgebildet und vorgestellt sein. Eröffnet von M. Petro Eichholz dienern des Worts Gottes auf der fürstlichen Bergstadt Zellerfeld.“ Nachdem zunächst in einigen einleitenden „Meditationen“ im Allgemeinen dargelegt wird, daß das Wort Gottes einem Bergwerke gleich sei, wird der Vergleich durch 24 einzelne Predigten oder „Meditationen“ mit fast allen Einzelnheiten des Bergbaues durchgeführt. Als besonders charakteristisches und schön durchgeführtes Beispiel eines solchen Gleichnisses möchte ich das über die Werkzeuge beim geistlichen Bergwerk, von welchen die „Meditatio 10“ handelt, hervorheben. Es heißt da: „Beim geistlichen Bergwerk das Gezäw, Schlägel und Eisen. I. Der Gebrauch des Schlägels und Eisens. Wenn ein Bergmann mit seinem Grubenlicht ist angefahren, so kann er damit in der Gruben keinen Nutzen schaffen, daß er etwa mit seinem Lichte die Erze beleuchten wollte, denn damit wollte es nicht gewonnen werden, sondern weil das Erz, wie Mos. Deut. 8. 9. aussaget, aus den Bergen muß gehauen werden, so muß er Hand anlegen Instrumenta und Gezäh zur Hand nehmen, das Ritzeißen ansetzen und dann mit dem Schlegel, Handfeustel und dergleichen Werkzeugen aus allen Kräften draufschlagen, daß er Erz herunter schlage und gewinne, wo nemlich sonsten das Erz also gethan, daß es durch Schlegel und Eisen kann gewonnen werden. Es ist in der 2. und 3. Betrachtung angefuhret und erwiesen worden, daß der Mensch gleich sei einem Erzgange in der Gruben, da sind nun etzliche Gänge also gethan, daß sie durch Schlegel und Eisen sich gewinnen lassen. Also sein etzliche Menschen auch also gethan, daß wenn sie gesündiget und das Gesetze Gottes geprediget wird, es wird damit an ihr Herz geschlagen, so giebt sich dasselbige bald, erkennet seine Sünde und Missethat, fällt in Demuth herunter für dem zornigen Gott und flehet um Vergebung. Ist es wahrlich nicht ein gutes Zeichen auf einer Bergstadt, wenn die Bergleute ihres Schlegels und Eisens sich gebrauchen, denn so lange sie sich dessen

gebrauchen, so wird Erz gewonnen, Silber, Gold und andere Metalle gemachet, Geld und Thaler gepräget, Jedermann hat seinen Sold und Lohn und stehet das Bergwerk und Stadt in Flor. Wenn aber Schlegel und Eisen dergestalt an einem Ort nicht mehr gebrauchet werden, so ist es eine Anzeigung, das Bergwerk habe einen Stecken bekommen, es liege nieder mit der Einwohner der Bergstadt großen Schaden und Verderben. Also auch so lange Prediger den Hammer des Gesetzes brauchen werden, wird die Stadt Gottes, die christliche Kirche in Flor stehen, wo aber nicht, so wird es gewiß um die wahre Religion und Gottseligkeit gethan sein. — Das II. Stück dieser Gleichniß ist Ignis admonitio, die Zusetzung des Feuers. Wenn Bergleute mit ihrem Gezäh, Schlegel und Eisen das Erz zu gewinnen nicht vermögen, so setzen sie Feuer, das ist, man setzet einen Haufen dürres Holz für dasselbige Ort, zündet es an und lässet es so lange brennen, bis das Feuer das Holz verzehret hat, solches Feuer, sonderlich wo es vom Winde oder Luft an das Gestein getrieben wird, hebt es große Wände vom Gange ab, wenn sie schon feste sind. Und je stärker das Feuer, je besser es hebet. Das gehobene und gebrannte Gestein aber stoßen die Bergleute mit den Brechstangen herunter oder so es nicht los ist, zerspalten sie es mit dem Stecheisen und werfens hernieder, wann es aber auf der Seiten ist, so zerschlagen sie es mit Feusteln u. s. w. Nicht anders geschiehet es auch bei den ruchlosen Sündern. Können selbige Gottes Arbeiter mit dem Hammer des Gesetzes nicht bewegen, daß das Gesetze Gottes bei denselbigen mit Worten will verfangen, alles Vermahnen, Warnen und Dreuen ist vergebens, so setzen die Prediger auch Feuer, das ist sie verkündigen solchen Gottlosen, Gottes Zorn und allerhand Strafen, wie Gott der Herr mit Feuer, Wasser und anderen dergleichen Unglück sie strafen und heimsuchen wolle. Solchergestalt haben Feuer gesetzet Loth bei den Sodomitern, Moses bei dem König Pharao in Aegypten. Manasses, der jüdische König, das war ein solcher harter Knauer. Gott ließ ihn mit Schlegel und Eisen behauen durch die Predigt des Propheten Eliae und andere, aber so gelinde wollte sich dieser Knauer nicht gewinnen lassen. Demnach so setzte ihm Gott das Feuer des Unglücks zu, er wurde in Ketten und Banden von seinen Feinden geschlagen und aus dem Lande geführt, da wurde er mild und mürbe. — Das III. Stück dieser Gleichnisse giebt Pulveris nitrati ascensio, die Anzündung des Pulvers, daß ein Schuß gethan wird. Es ist vor etlichen 30 Jahren erfunden. Der Gebrauch des Büchsen Pulvers bei der Bergarbeit, da hiervor an manchem Ort das Erz wegen Festigkeit weder mit Schlegel und Eisen noch mit Feuersetzen mögen gewonnen werden, also gar, daß an Orten den Arbeiter schwerer Brod an ihrer Arbeit verzehret als mit ihrer Arbeit Erz mögen gewinnen, daher der Zeche Narrenfresser der Name vor Jahren allhie gegeben worden. So mögen die Erze so fest sein als sie wollen, man bohret mit sondern Bohrern in die verschrämten Erze, setzet etliche Pfund Pulver hinein, welches durch ein Lauffeuer angezündet, große Erzwände von vielen Zentner hereinwirft und ist also der Pulver Gewalt nichts zu feste bevor, es zerbrichts und wirfts herein, was vorige Art und Arbeit nit mögen verrichten. — Ist zweifellos eine Anzeigung, daß nunmehr der jüngste Tag nicht mehr fern sei, da alle verruchte, sichere, unbußfertige Menschen, welche so wenig durch die Drohungen des Gesetzes Gottes als Schläge eines schweren Hammers, als durch das Feuer mancherlei Strafen und Plagen Gottes haben mögen gewonnen und erweichet werden, mit dem Strahl des Endurtheils über den Teufel und alle Gottlosen werden in die ewige Verdammniß schrecklich und plötzlich geprället werden, gleich also mit einem gewaltigen Pulverschlage oder Schuß." — Fügen wir hinzu, daß z. B. in Meditatio 22 von der beim geistlichen Bergwerk fallenden reichen Ausbeute gehandelt und darunter die Vergebung der Sünden, in Meditatio 23 von dem beim geistlichen Bergwerk erfolgenden Ueberschuß gesprochen und damit das ewige Leben gemeint ist, und daß endlich in Meditatio 24 das Vater unser als „des geistlichen Bergwerks wohl ausgerichte Stolln und Schächte" bezeichnet und mit solchen in Beziehungen gebracht wird, so wird man sich sowohl über die Form als den ganz eigenartigen Inhalt der Bergpredigten einen genügenden Begriff machen können. Es mag jedoch zur weiteren Illustration noch wenigstens der Titel einer weiteren Sammlung solcher Bergpredigten hier angeführt werden. Er lautet: „Geistliches und irdisches Bergwerk, oder christlich allegorische Betrachtungen wie an dem löblichen Bergwerk, dabei vorgehendem Bau, gebräuchlichen Gezeug-Arbeit, Abschnitt, Ablohnung und dergleichen das ganze Christenthum und alle Artikul Christlicher Religion von Gott dem Obern Bergherrn so artig und geschickt vorgestellt sein. Alles Berg-Läufftig und mit Bergmanns Worten sammt einer richtigen Erklärung der vornehmsten und gemeinsten Berg-Wörter. Wie auch vollständigem Register aller denkwürdigsten Sachen. Gott und dem lieben Bergwerk zu Ehren gezeiget durch Joh. Friedericum Suchland. Weiland wohl verdientem Pastorem Diaconum zum Clausthal. Anjetzo mit Anmerkung der auf dem Hartz gängigen Gruben zum andermal vermehrt. Frankfurt und Leipzig 1696."

Es ist wohl begreiflich, daß solche, mit der täglichen Beschäftigung des Bergmannes in einen innigen geistigen Zusammenhang gebrachte Predigten sich einer großen Beliebtheit bei den Bergleuten erfreut haben und nicht nur die Bergprediger einen großen Zulauf bei ihren Predigten hatten, sondern auch die in Druck gegebenen Sammlungen in den Familien der Bergleute viel verbreitet waren und zahlreiche andächtige Leser fanden. Ebenso ist es nur natürlich, daß in den rasch zu großer Blüthe und Reichthum gelangten Bergstädten, namentlich am Harz und im Erzgebirge, ein frommes Bergvolk gerne die Kosten und die Mühe aufgewendet hat, um einen guten Bergprediger zu gewinnen, oder auch einen solchen auf ihre Kosten ausbilden zu lassen, wie wir dies z. B. von Mathesius selbst aus seiner Bergpredigt erfahren.

Die Entstehung der Marseillaise.

Ein Lied, das wie wenig andere der Weltliteratur durch den ganzen Erdkreis, so weit ihn fühlende Menschen bewohnen, die Runde gemacht und Millionen von Männerherzen mit heiligem Feuer durchflammt hat, verdient es, daß man seinen Spuren nachgehe und die Stätte suche, wo, und die Umstände, wie es entstanden ist. Wir meinen die sogenannte Marseillaise. Französische Forscher haben sich schon längst, und neulich wieder, als das hundertste Geburtsjahr des Liedes eingetreten war (1892), bemüht, die darauf bezüglichen Thatsachen festzustellen — denn bisher waren sie sehr fraglich — und es ist ihnen auch theilweise gelungen, aber es blieben noch leere und dunkle Stellen zurück, welche es auszufüllen und aufzuhellen galt. Einiges Licht brachte ein schweizerisches Blatt, die „Basler Nachrichten", und zwar aus den Papieren eines bekannten Staatsmannes, des Basler Bürgers Peter Ochs. Bei einer Schwester desselben, der Frau des Bürgermeisters von Straßburg, des Barons v. Dietrich, war der Geniehauptmann Rouget de l'Isle, der Verfasser und zugleich Componist der Marseillaise, einlogirt, und in ihrem Hause hat er, und zwar auf Ansuchen seines Wirthes, das berühmte Revolutionslied verfaßt. In einem Briefe an ihren Bruder spricht sich Frau v. Dietrich über diese Angelegenheit also aus: „. . . . Wie Du weißt, verkehren sehr viele Leute bei uns, und wir müssen immer etwas erfinden, um Abwechslung in die Unterhaltung zu bringen und Zerstreuung für Alle zu bieten. So kam mein Gatte darauf, ein Gelegenheitslied componiren zu lassen. Der Geniehauptmann Rouget de l'Isle, ein sehr liebenswürdiger Dichter und Componist, hat rasch die Musik eines Kriegsliedes geschrieben, und mein Mann, der einen guten Tenor hat, das Lied, das sehr hinreißend und von großer Originalität ist, gesungen. Es hat etwas von Gluck, ist aber lebhafter und geweckter. Ich für meinen Theil habe mein Orchestrationstalent zur Geltung gebracht und die Begleitung für Clavier und andere Instrumente arrangirt. Ich hatte also viel zu thun. Das Lied ist in unserem Hause zur großen Zufriedenheit aller Anwesenden aufgeführt worden. Ich schicke Dir eine Abschrift der Musik. Die kleinen Virtuosen, die stets um Dich herum sind, sollen sie entziffern, und Du wirst vom Anhören des Liedes entzückt sein." Nun hat eine der geachtetsten und gediegensten französischen Zeitschriften — „les Annales politiques et littéraires" —, an deren Spitze Kritiker wie Francisque Sarcey und Ad. Brisson stehen, eine Schilderung aus Rouget's eigener Feder als „page peu connue qui mérite d'être sauvée de l'oubli" gebracht, welche Darstellung aber zu der oben gegebenen authentischen und völlig glaubwürdigen der Frau Bürgermeisterin nicht völlig stimmt. Rouget nämlich schreibt: „. . . . Ich komme nun zu jener entsetzlichen Marseillaise, die mir so viele Be-

wunderer, aber auch ebenso viele unversöhnliche Feinde geschaffen hat. Ueber die Entstehung dieses »patriotischen Hymnus« (wie ich das Lied nannte) laufen Hunderte von verschiedenen Berichten und Gerüchten im Lande herum. Die einen melden, ich hätte ihn in einem Zustand von Hallucination gedichtet, andere, in einem wirklichen, bei einem Zechgelage angetrunkenen Rausch; wieder andere wollen wissen, das Lied sei von hohen Persönlichkeiten bestellt und verlangt worden. Folgendes ist die Wahrheit: Mein Regiment, das seinen Marsch nach der Rheinarmee nahm, war in Straßburg angekommen und ich bat bei dem vortrefflichen Maire der Stadt, Hrn. Dietrich, um ein Nachtquartier. Hr. Dietrich nahm mich äußerst liebenswürdig auf und wies mir ein nettes, kleines Zimmer an, das eine Aussicht auf den Platz der Kathedrale bot. Meine Effecten — Effecten eines Unterlieutenants — (im Briefe der Frau v. Dietrich ist R. »Geniehauptmann«) fielen nicht stark ins Gewicht. Eine Uniform, einige Bücher über Strategie, in die ich mich oft versenkt hatte mit dem Feuereifer, aber auch mit den Illusionen eines jungen Mannes, der in seinem Mantelsacke bereits die golddurchwirkten Epauletten mit den Silbersternchen eines Generals schimmern sieht! Das war Alles! Ich hatte nur noch meine alten Partituren von Gluck und Lully bei mir. In meinem Zimmer stand (ein unverhofftes Glück!) — ein Clavier. Beim Abendessen ging es sehr lebhaft zu. Man sprach viel von den bösen Zeiten. Hr. Dietrich, welcher meine Vorliebe für Musik kannte, und zwar aus Mittheilungen meines Vaters, der ihm dieselben (nicht ohne Besorgniß, daß diese Liebhaberei mich leicht auf eine falsche Bahn führen könnte) gemacht hatte, — also Hr. Dietrich fragte mich, ob ich nicht etwas ersinnen könnte, um es an die Stelle des widerwärtigen Ça ira oder der Carmagnole zu setzen. Ich versprach ihm, daran zu denken. Nach beendeter Mahlzeit verabschiedete ich mich von meinem Wirthe und machte einen Gang durch die Stadt, wobei ich mich den süßen melancholischen Träumereien hingab, wie sie bei dem guten Jean Jacques Rousseau, unser Aller Herrn und Meister, einzukehren pflegten. Welche Bitterkeit — dachte ich bei mir — würde sein großes Herz erfüllen, wenn er heute dieses neue Geschlecht sähe, das er sich in seinem »Emil« als so edel, so reich an warmer Bürgertugend geträumt hatte! Ach! Während das Volk bei dem Ruf: »Das Vaterland ist in Gefahr!« sich wie ein Mann erhebt und, ohne Waffen, ohne Kriegsbedarf, oft sogar ohne Brod, ohne Schuhe, den Feind aus dem Lande wirft, begeben sich andere Franzosen, Edelleute, außer Landes, um in den Reihen der preußischen Horden ihr Vaterland zu bekriegen! Auf welcher Seite ist da die Ehre? auf welcher die Vaterlandsliebe? Die Stunde war für große Ideen wie gemacht. Die letzten Lichter des Tages und die ersten Schatten der Nacht kämpften mit einander am Himmel und über den Wassern des Rheines. Der Thurm des Münsters zeichnete sich scharf auf dem in Gluth getauchten Horizont und ragte kolossal wie eine der großen Pyramiden über die Ufer dieses abendländischen Nils empor. Der ferne Trommelschlag der Retraite, der in den Vorstädten erschallte, fand in meinem Herzen ein willkommenes Echo. Ich dachte an unsere diesseitige Rheingrenze, welche der Feind entweihen wollte, kehrte zurück und machte mich ans Clavier. Zuerst schlug ich kräftige, unzusammenhängende Accorde an. Dann suchte ich gleichzeitig nach einem Text und einer Melodie. Ich rufe zum Zeugen meinen vielgeliebten Lehrer und Meister, der heute im Schatten von Ermenonville schläft, ich rufe den Verfasser des „Contrat social" zum Zeugen an, daß ich diese Accorde für den Vertheidiger meines Vaterlandes niedergeschrieben habe. Diese Nacht, deren Angedenken bis ans Ende meiner Tage in mir lebendig bleiben wird — diese Nacht war ganz und gar meinem Vaterlande geweiht. Meine Schläfe pulsten wie im Fieber, das Clavier dröhnte unter meinen Fingern. Ich begann mit einem Rufe zu den Waffen, zu welchem mir die letzten ersterbenden Wirbel der Retraite die Idee gaben, dann ließ ich die ernsten Stimmen der Greise hineintönen, welche den jungen Leuten verkündeten, daß auch sie einmal jung, tapfer und siegreich gewesen waren. Dann kam die Anrufung des Vaterlandes. Die Heimath, die strenge Herrin, duldet keine Theilung in der Liebe, und mit starker, begeisterter Stimme sang ich den Anfang der letzten Strophe:

Amour sacré de la patrie,
Conduis, soutiens nos bras vengeurs!

In diesem Augenblick erschallte von draußen ein wahrhaft donnernder Beifall! Ich fuhr wie aus einem Traume auf. Meine Wachskerze war heruntergebrannt; über dem jenseitigen Rheinufer tauchten schon die ersten hellen Streifen der Morgenröthe empor. Unter meinem Fenster stand Herr Dietrich mit einem höheren Officier, den ich nicht kannte, und einigen hundert Bürgern und Freiwilligen. Sie hatten mir zugehört und wiederholten bereits leise meine von der Begeisterung eingegebenen Accorde. Zu gleicher Zeit öffnete sich die Thüre meines Zimmers und die Musiker des »großen Theaters«, an ihrer Spitze Herr Dietrich, traten herein und bemächtigten sich meines Manuscripts!" — Hier gestatte man mir eine Unterbrechung. Meine Leser werden mit mir finden, daß diese Darstellung mehr als nur romantisch, daß sie geradezu unmöglich ist! Einem begeisterten und obendrein musikalischen Patrioten mag es begegnen, daß er, alle Rücksichten des Gastes außer Acht lassend, das Clavier seines Wirthes zu ganz ungewohnter, d. h. „nachtschlafender" und polizeiwidriger Stunde dermaßen bearbeitet, daß dem Wirth Schlaf und Geduld vergehen, ja, es mag (wenn auch gewiß selten!) vorgekommen sein, daß letztere Tugend Stand hält und sogar, wie dies von Hrn. Dietrich behauptet wird, sich in Bewunderung verwandelt — das weitere aber, daß Hr. D. einen hohen Officier und sämmtliche Musiker des Theaters schon vor Tagesanbruch aus dem Schlaf getrommelt habe, daß zur selben Zeit schon „mehrere Hundert Bürger und Freiwillige" auf den Beinen waren und sich als patriotische Bewunderer eines kaum beendeten Liedes aufspielten — ist pure Hallucination. Der begeisterte Verfasser hat sich entschieden die Stunden, die auseinander lagen, in der Erinnerung stark verdichtet und zusammengedrängt; Wahrheit und Dichtung sind ihm durcheinander gerathen, ohne daß er absichtlich fälschen wollte. Und neben der „Verdichtung" ist ihm auch noch ein gut Theil Phantasie unter die Feder gerathen — denn diesen Vorgang hätte auch Frau Dietrich in ihrem Brief, wenn auch nicht gerade erzählen, so doch streifen müssen, aber sie berührt ihn mit keiner Silbe. Aus welchem Archive oder Familienschrank der Brief Rouget's stammt, haben leider die „Annales polit. et littér." nicht angegeben, und man könnte auf die Idee kommen, er sei gefälscht. Einem Fälscher aber konnten die im Briefe der Frau Dietrich enthaltenen Angaben, welche (und so weit sie) zu denen in Rouget's Briefen stimmen, nicht bekannt sein, auch hätte ein Fälscher, der ein Product eigener Fabrikation unter der Maske Rouget's hätte in die Welt schicken wollen, es überlegter und vorsichtiger angefangen. Gerade jener dicke, kindlich naive Farbenauftrag spricht für Echtheit. Von diesem Farbenauftrag ist auch im Folgenden noch etwas wahrzunehmen. Rouget fährt nämlich also fort: „Als die Stadt aus dem Schlafe geweckt war, rief Trommelwirbel die Freiwilligen, welche an die Grenze marschiren sollten, zur Versammlung. Der Commandirende ließ ein Viereck bilden und stellte seine Musikanten sammt denen des »großen Theaters« in die Mitte. Er war ein Mann von athletischer Gestalt; er trug die dreifarbige Schärpe und einen weiten bauschigen Soldatenrock. Sein blondes Haar spielte im Winde und rahmte einen prächtigen Kopf ein, der, auf breiter Brust sitzend, an den des farnesischen Herkules erinnerte. »Wer ist dieser Mann« fragte ich. — »Ein Straßburger Kind,« antwortete man mir, und der Hauptmann der Halb-Brigade, Kleber, er wird gegen den Feind, der bereits in der Nähe, an der Grenze ist, marschiren, das heißt nach Kehl, man hört von hier den Kanonendonner. In diesem Augenblick stimmten dreitausend Kehlen meinen Gesang an, den ich die »Romanze des Heeres« nannte. Männer, Frauen, Kinder — alles sang." (? Auch hier wird eine romantische „Verdichtung" anzunehmen sein.) „Als man an die letzte Strophe gelangt war »Amour sacré de la patrie« rief Kleber mit Stentorstimme: »Auf die Knie! Auf die Knie!« Die Häupter entblößten sich, jeder sank auf die Knie, und ein furchtbarer Chor schmetterte die letzten Zeilen:

Sous ses drapeaux que la Victoire
Accoure à nos mâles accents

in die Lüfte. Der Kanonendonner jenseits des Rheins dröhnte stärker und stärker und unsere Ohren vernahmen das Tosen einer Schlacht; die Sturmglocken erschütterten die alten Gewölbe des Münsters. Wenn ich hundert Jahre zu leben hätte — nie würde ich diese grandiose Scene vergessen. Der Hauptmann Kleber schloß mich inmitten dröhnender Beifallssalven in die Arme. Ich habe bereits gesagt, daß ich liberalen Ansichten huldigte. Der Adel hatte seine Privilegien mißbraucht, die Geistlichkeit ihre Größe und ihr moralisches Ansehen eingebüßt; sie mußte um- und neugestaltet werden. Ich betrachtete die Monarchie noch als

das Rettungsanker der Freiheit. Die Verfassung von 1791, das Werk der constituirenden Versammlung, ward für mich die Grenze, über die man nicht hinausgehen sollte, und als ich, am 10. August, die königliche Majestät angegriffen, verhöhnt, eingekerkert sah, verweigerte ich der neuen Regierung den Eid und trat in das bürgerliche Leben zurück. Unterdessen marschirte mein für die Rheinarmee bestimmter Kriegsgesang mit unseren Freiwilligen, aber er hatte den Namen gewechselt. Barbaroux's Marseiller waren nach Paris gekommen, um sich mit den Aufständischen zum Angriff auf die Tuilerien zu vereinigen. Ein Soldat, welcher aus Straßburg nach Marseille gekommen war, hatte mein dem Süden noch unbekanntes Lied dorthin gebracht. Das dortige Kunst und Gesang liebende Volk machte daraus eine republicanische Hymne. Es waren kaum acht Tage vergangen, und schon kannte in dieser heißblütigen Stadt Alles, Männer, Frauen, Greise und Kinder, meinen Gesang auswendig, und als die furchtbaren Kriegsschaaren ausrückten, verbreiteten sie ihn über eine Strecke von zweihundert Stunden. Die von mir gegebene Benennung war zu lang, und da das Volk die langen Wendungen nicht liebt, so fand man und begann einfach zu sagen: Die Marseiller singen ihren Kriegsgesang: die Marseillaise. Mein Gedicht ist sehr schwach, ich weiß es, aber es weht doch durchweg der Athem der Vaterlandsliebe darin; ich habe den Griechen Tyrtäos nachahmen und den Soldaten zeigen wollen, daß man lieber sterben, als den Boden der Heimath vom Feind betreten lassen soll. Das war mein Gedanke, mehr wollte ich nicht. Das schönste Lob meines Werkes ist aus dem Munde des Siegers von Fleurus geflossen: »Mit zehntausend Soldaten und der Marseillaise,« sagte er, »schlage ich vierzigtausend Feinde auf's Haupt.“ J. Mähly.

Bücherbesprechungen.

— Zur Selbstprüfung der Gegenwart empfohlen. Von S. Kierkegaard. Nach der dritten Auflage des Originals aus dem Dänischen übersetzt und mit einer Charakteristik des Verfassers versehen von Chr. Hansen, † als Candidat der Theologie. Vierte Auflage. Erlangen und Leipzig. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme). 1895. 1 ℳ. — Professor Plitt hat einst die zweite Auflage dieses Büchleins nach dem frühen Tode des Uebersetzers bei den Lesern eingeführt und dringend empfohlen; es hat seinen Weg gemacht und die treffliche, echt deutsch lautende Wiedergabe hat Manchem erst eine Vorstellung von des berühmten dänischen Theologen Art verschafft. So ist es dankenswerth, daß das Buch christlichen Lesern wieder zugänglich gemacht wird. Es enthält drei geistliche Reden über Jac. 1, 22—27, Apostelgesch. 1, 1—12 und 2, 1—12, die erste am meisten ausgeführt. Die Beigabe des Uebersetzers sagt von des Verfassers so schlicht verlaufenem Leben das Nothwendigste und giebt eine Charakteristik seines theologischen Denkens und Meinens, die scharf zwischen dem geistvollen Schriftausleger und dem immer deutlicher entwickelten einseitigen Individualisten unterscheidet. Die hier übersetzten Reden zeigen beinahe nur die erstere Gestalt des schreibenden Predigers, der die Wahrheit des Vaters Gottes mit schneidender Schärfe und unerbittlicher Andringlichkeit an das Gewissen und in das Gewissen zu bringen versteht. Wer sich lesend diesem Einfluß hingeben will (und es kann mit großem Segen geschehen), dem sei zum Trost bei gelegentlicher Irrung gesagt, daß Kierkegaard den biblischen Begriff „Welt“ nicht völlig erfaßt hat und daß gerade sein Zusammenhang mit dem, was die Bibel Welt nennt, darin bestanden hat, daß er sich von der Welt losgelöst glaubte. B. K.

— Die Geburtsstätte des Liedes an die Freude (Das Schillerhaus in Gohlis). Von Frdr. Lampadius, Lehrer. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig 1895. In Commission bei Justus Naumann's Sortiment (C. Böhringer). Preis 30 ₰ 8°. 16 S. — Man findet das in dieser kleinen Schrift über den Gohliser Aufenthalt Schiller's Mitgetheilte zwar mindestens ebenso ausführlich in jeder besseren Schillerbiographie; wenn aber der Zweck des Büchleins der sein soll, dem das Schillerhaus Besuchenden einen Führer durch die Denkwürdigkeiten desselben zu geben, so hat ihn der Verfasser erreicht. Man findet darin nicht nur ein Verzeichniß der im Schillerhause aufbewahrten Reliquien an den Dichterheros, sondern auch einen kurzen biographischen Abriß der Zeit, wo er von Mannheim nach Leipzig übersiedelte. W. Dgs.

— Von dem Heldenleben eines Reiterführers und den 8. Dragonern bei Nachod. Von Gneomar Ernst von Natzmer. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. — Diese aus der Feder eines wohlbekannten Militärschriftstellers stammende Schrift bietet in ihrem Haupttheile eine eingehende Schilderung des Gefechtes bei Nachod am 27. Juni 1866 und einen werthvollen Beitrag zur Geschichte desselben. Hat die Biographie des Majors v. Natzmer zunächst auch nur Bedeutung für die Familie dieses Namens, so werden doch alle Mitkämpfer von Nachod, in erster Linie das 8. Dragonerregiment auch diesem Theile des Buches ein lebhaftes Interesse entgegenbringen, da v. Natzmer an der Spitze der 3. Escadron des Regiments bei einer Attaque auf österreichische Infanterie (Regiment „Kronprinz von Preußen“ Nr. 20) den Heldentod fand. — Sehr schön und fesselnd geschildert ist der Reiterkampf der Brigade W. Wnuck mit der österreichischen Kürassier-Brigade Solms. Zweifellos wird die Broschüre von allen Militärs mit Interesse begrüßt werden. —ff.

— „Die öffentliche Meinung.“ (Ein Tagebuch.) Roman von Marie L. F. Mohr. Chemnitz, B. Richter's Verlag. 1894. — Die Herausgabe von Erinnerungen und Tagebüchern ist seit einigen Jahren geradezu epidemisch geworden, und es wird höchste Zeit, daß die ernsthafte Kritik diesem literarischen Unfug energisch entgegen arbeitet. Die Qualität dieser Pseudo-Memoiren wird dabei immer fragwürdiger, man weiß manchmal wirklich nicht, wen man mehr bemitleiden soll: den Autor oder den Editor derartiger Geistesproducte. Von wie falschen, beinahe lächerlichen Voraussetzungen hierbei ausgegangen wird, mögen folgende Worte aus der „Nachschrift des Herausgebers“ dieses Tagebuchs beweisen: „Ich übergebe dasselbe der Oeffentlichkeit, überzeugt, daß das darin enthaltene und geschilderte Menschenschicksal das Interesse und den Antheil aller wahrhaft Gebildeten erwecken müsse (?) und vielleicht Manchem, im Begriff ähnliche Wege, wie jenes unglückliche Weib, einzuschlagen, noch rechtzeitig davon abhalten könnte (?!?).“ Im Uebrigen erzählt der Roman in Form eines Tagebuches die tragische Liebesgeschichte eines wohl schon etwas späten Mädchens und eines Bildhauers, der aber nicht mehr frei, sondern an eine wahnsinnige Frau gebunden ist; Beide gehen an der „grande passion ihres Lebens“, wie die Verfasserin es nennt, zu Grunde, sie physisch, er moralisch. Eine sonderlich neue Seite ist dem Sujet nicht abgewonnen worden, und das Ganze leidet an entsetzlichen Längen. Der Stil ist nicht frei von weiblichen Affectirtheiten — eine Seite ohne ein Dutzend Gedankenstriche ist eine Seltenheit! — und von geschmacklosen Trivialitäten; an confusen Gedanken und langweiligen Excursen über die Bestimmung der Frau, über die Liebe, das Nervenfieber ꝛc. fehlt es auch nicht. Nordau und andere talentvolle Schwätzer scheinen Marie Mohr den Kopf verdreht zu haben. Es ließe sich über das Buch, weil es typisch für eine ganze Gattung ist und nur darum verdient es eine ausführliche Kritik, noch manches sagen, aber de mortuis — nil nisi bene; möge der Herausgeber an diesem genug haben. P. A.

— Daniela Weert. Schauspiel in 4 Acten von Ernst v. Wolzogen. Berlin, F. Fontane & Co. — Ein rechtes Musterbild eines modernen Theaterstückes — öde und langweilig! Man hat das Gefühl, als ob man durch eine Sandwüste ginge, und sehnt sich nach Erfrischung und Oasen. Ein elender Schwächling von Mann, zwischen zwei Weiblichkeiten, einem verbildeten Großstadtfräulein und einer etwas emancipirten Frau, haltlos hin- und herschwankend und schließlich doch zu keinem Resultate kommend — das ist der „Held“. Das Ganze scheint seine Spitze gegen gewisse verkommene gesellschaftliche Anschauungen zu richten, wie sie die überlebte Cultur der Wasserkopfstädte zeitigt — aber welchen gebildeten Menschen vermögen diese Verschrobenheiten auf der Bühne zu interessiren? Daß so etwas heutzutage in Berlin und leider auch außerhalb auf Beifall rechnen kann, ist ein sehr betrübendes Zeichen der Entartung. Denn woher ein Publicum nehmen, damit eine neue dramatische Kunst voll Gesundheit und Kraft erstehe? J. R.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 91. Donnerstag, den 1. August. 1895.

Von Marseille nach Algier.

Eine Reiseerinnerung von Carl Reineck.

C'est la mer, monsieur! Mit diesen Worten begleitete mein liebenswürdiger Reisegefährte, der mich seit Tarascon mit landeskundiger Sicherheit auf den Wechsel der vorüberziehenden Landschaftsbilder aufmerksam gemacht hatte, den überraschten Blick, welchen ich über die zu unseren Füßen ausgebreitete Wasserfläche schweifen ließ. Es lag ein Ton des Triumphes in diesen wenigen Worten! Wie lebendig auch die Zusätze waren, die er an meine Fragen nach den hinter Arles sich ausbreitenden Weingeländen knüpfte, wie phantasiereich er die Entstehung der Ebene des Crau im Lichte der Sage zu erklären wußte, mit dem: C'est la mer spielte er seinen stärksten Trumpf aus. Schon lange hatte das Interesse, womit ich die breiter und breiter werdende Rhone, sowie den prächtigen See Etang de Berre betrachtete, mich ihm als Binnenländer gekennzeichnet, nun freute er sich der tiefen ungeheuchelten Bewegung, die mich erfüllte, als sich zu unseren Füßen das Mittelländische Meer ausbreitete und, verbindlich lächelnd, setzte er hinzu: nous voilà arrivés à Marseille. Ja, da lag das alte Massilia, die mächtige Empore Südfrankreichs, eingebettet in den felsigen Höhenzug Mondredon, dessen Rücken Fort und Kapelle von Notre dame de la Garde trägt, umarmt von den blauen Fluthen des Löwengolfs, aus welchem sich die Inseln Ratonneau, Pomegue und Château d'If erheben, und flankirt von den vulkanischen Gebirgspartien, deren äußerste Linien sich mit den Wogen des Meeres verschmelzen. Welch herrliches Panorama! Ich begab mich nach kurzem Abschied von meinem Reisegefährten sofort nach dem Hotel und da mein Aufenthalt in Marseille — schon am anderen Tag gedachte ich meine Reise nach Algier fortzusetzen — nur für kurze Zeit berechnet war, unmittelbar nach dem alten Hafen, wo ich Gelegenheit suchte, von den bunten Verkehrsbildern, welche dort ununterbrochen wechseln, das eine oder andere fest zu halten oder an die Pforte des Meeres, vor der sich eine Welt ausbreitet, so weit begrenzt, wie ich sie noch nicht geschaut hatte, hinzutreten. Stundenlang fesselten mich die Vorgänge auf den breiten Quais, die endlosen Reihen der Schiffe, die Berge von Kaffeeballen, die Menge grüner Citronen und Orangen von den Balearen sowie andere ausländische Producte, welche dort aufgestapelt wurden. Ein Sprachengewirr umbrauste dabei meine Ohren, wie es Babylon nicht größer vernommen haben mag. Es war gut, daß ich mich im Zustand höchster Abspannung bei einer der vielen dort liegenden Tavernen befand; die alterirten Nerven bedurften einer Unterstützung und diese schien mir Keiner besser gewähren zu können als der freundliche Wirth zum Gasthaus der Phokäer (so lautete der classische Name), welcher vor seiner Thür stand und, mich ansehend, seinen Mienen den Ausdruck eines biederen: soyez le bien venu zu geben bemüht war. Ich folgte seiner Einladung. Der feurige Burgunder, welchen man in der Provence billiger und besser als in Paris bekommt, that bald in Verbindung mit einer kräftigen Mahlzeit seine Schuldigkeit und schon nach einer Stunde war ich so erfrischt, daß ich mit ungeschwächten Kräften meine Entdeckungsreise wieder aufnehmen konnte. Auf den weichen Kissen eines schmucken Bootes ruhend, dessen Führer mein Wirth herbeigewinkt hatte, verließ ich unter den Kanonen der beiden Forts St. Jean und St. Nicolas den alten Hafen. Was ich so oft im Traum erblickt, was so oft meine Phantasie beschäftigt: das wogende Meer — es trug mich auf seinem Rücken, die an uns vorüberfahrenden Schiffe waren mir Boten aus der Ferne und das über mir sich bauschende Segel meiner Sehnsucht Flügel. — Der kundige Seemann mochte aber auf meinem Gesicht andere Empfindungen entdeckt haben. Das Meer war unruhig und seine Frage, ob ich mich mal de mer fühle, nicht unberechtigt. In der That beeinflußte bereits seit kurzer Zeit der Gedanke, daß ich seekrank werden könne, mein Befinden und ich hatte deshalb nichts dagegen einzuwenden, daß das Boot seinen Curs wieder landwärts nahm und der Golf von Morban, sowie Château d'If als Zielpunkt in Aussicht genommen wurden. Zu Füßen des Letzteren legte es an und dort auf dem durch Alexander Dumas berühmt gewordenen Felsennest blieb ich bis zur Dämmerung. Ich sah mir pflichtschuldigst die schaurigen Gelasse an, welche als Gefängnisse des Grafen Monte Christo sowie des Abbé Faria gelten, und verweilte in Ehrfurcht und Abscheu in den Zellen, welche einstmals den Löwen der Revolution, Mirabeau, sowie das fürstliche Scheusal derselben, den Prinzen Philipp Égalité beherbergten. Ich stand aber auch sinnend auf der Bastion und schaute hin über das durchsichtige Meer, nach dem Strand — hier nach der alten Stadt, die Cicero neben Athen stellte —, dort nach den freundlichen Bastiden, in deren Nähe einstmals die geistvolle Bertrande von Signes dem Liebeshof vorsaß, an welchem Troubadoure wie Richter in schwungvollen Versen das Urtheil heischten und verkündeten. Gern hätte ich mich noch einige Zeit der sanftbewegten Fluth meiner Empfindung überlassen. Die Stunde der Rückkehr hatte aber geschlagen und mein Jollenführer wartete. — Noch eine köstliche Stunde auf dem jetzt beruhigten Meer, in deren Verlauf mein Führer, nicht ohne den Stolz des Marseillaisen, plaudernd ergänzte, was mir träumend von der Größe seiner Heimath durch die Seele gegangen war; dann kam noch die kleine Ueberraschung, daß derselbe nach seinem Stolz den meinigen schätzte und mir für seine kurze Dienstleistung die nette Summe von zehn Francs abforderte, dann wendete ich dem Golf von Morban den Rücken und begab mich durch den Prado, der rue de Rôme entlang, nach meinem Hotel zurück. — — Nach weiteren Eindrücken der stolzen Stadt, vielleicht im Anblick ihrer Canabière, verlangte ich nicht; auf der Fahrt nach Algier erwarteten mich ohnehin bald größere und überwältigendere, deshalb suchte ich die Ruhe. — — Und am anderen Tag verließ ich Marseille. Nachmittag um 3 Uhr lichtete der stolze Dampfer der Messagerie impériale „Le Caire" seine Anker und kurz darauf bewegte er sich majestätisch aus dem neuen Hafen, um unter dem Nachruf der am Ufer und auf der Mole Stehenden das Meer zu gewinnen.

Es ist immer ein ernster Augenblick, wenn man das Verdeck eines Schiffes betritt, um den Wechselfällen einer Seefahrt entgegen zu gehen. Noch ernster gestaltet sich derselbe aber für Denjenigen, welcher zum ersten Mal das Fallreep eines solchen besteigt und in das buntbewegte Treiben sieht, welches sich in der Stunde, bevor der Capitän die Commandobrücke besteigt, entwickelt. Auch auf mir lastete der Alp dieses Augenblicks und gewiß wäre der Eindruck, welchen die mit der Abfahrt verbundenen Bilder auf den Reisenden hervorrufen, spurlos an mir vorübergegangen, wenn meine Befangenheit nicht vor der Begegnung mit einem alten lieben Bekannten, den ich hier wieder traf, zurückgetreten wäre. Ein Officier der afrikanischen Jäger, Capitän Armand, den ich in Paris, wohin er von Algerien abcommandirt war, in einer Familie kennen gelernt hatte und welcher im Begriff stand, sich wieder dahin zu begeben, war es, der mir entgegentrat und seine Freude aussprach, mich hier als Reisegefährten zu treffen. Damit wich jede Unsicherheit von mir. An der Seite dieses liebenswürdigen Mannes sah ich nun mit größerer Ruhe,

als es sonst der Fall gewesen wäre, der Fahrt entgegen und frohgemuth, als ging dieselbe ins romantische Land, blickte ich hinüber nach den Gestaden Frankreichs, welche mehr und mehr am Horizont verschwanden. — Die Reise von Marseille nach Algier wird gewöhnlich auf 48 Stunden bemessen, thatsächlich legen sie die prächtigen Dampfer der Messagerie aber schon in 42 Stunden zurück. Auch unsere Fahrt vollzog sich innerhalb dieser Zeit. Während wir uns noch am zweiten Tag auf der Höhe von Minorka befanden, sahen wir schon in der Frühe des dritten die Küste von Afrika aus dem Meere tauchen und gingen bereits gegen Mittag desselben Tages auf der Rhede von Algier — El dschesair, wie es die Eingeborenen nennen — vor Anker. Herandrängende Zollenführer, Agenten der verschiedenen Hotels, sowie Lastträger, die sich gegenseitig in Anpreisung ihrer Dienste überboten, bildeten auch hier wie bei jeder anderen Landung den Willkommen. Mich störten sie nicht; mein liebenswürdiger Freund fertigte die Zudringlichen rasch ab, übergab unsern Gepäckschein einem Bediensteten des Hotels d'Orient und führte mich diesem an der Place du Gouvernement bequem liegenden Absteigequartier zu. Welcher Contrast aber zwischen dem Weg dahin und meinem Straßenbummel, den ich wenige Tage zuvor noch längs des Cours St. Louis in Marseille gemacht hatte! Dort die abendländische Metropole im Reflex eines großartigen Weltverkehrs, hier das bunte traumhaft vorüberziehende Wesen des Morgenlandes, aus dem Minarets charakteristisch emporragen. Schwer ist's, unter der wogenden Menschenmasse einen Gegenstand festzuhalten. Das Durcheinander von Beduinen, Hadjuten, Kabylen, Mauren, Juden, Zigeunern, Negern, Soldaten und modernen Europäern ist zu lärmend, als daß Augen und Ohren einen festen Ruhepunkt finden könnten. Man wird ununterbrochen vorwärts getrieben und das Bild, das in diesem Augenblick unseren Sinn fesselt, wird in den nächsten Minuten durch ein anderes eigenartigeres ersetzt. — Die Stadt an diesem Tag noch in Augenschein zu nehmen, war es zu spät; wir machten aber noch einen Spaziergang unter den Arkaden der rue Bab-Azoun und hielten zuletzt Einkehr in der Kolb'schen Brauerei daselbst, um noch einen echten deutschen Abendtrunk einzunehmen. Auf die Eigenthümlichkeit der Hauptstraße Algiers will ich nicht eingehen, den Besuch bei Kolb aber, welcher für mich sowohl wie für jeden anderen Landsmann eine Quelle freundlichster Erinnerung bilden wird, mit einigen Worten berühren. Nimmer vergesse ich diese originelle Bierkneipe auf afrikanischem Boden, in deren Räumen das Weltbürgerthum den breitesten Spielraum einnimmt und wo sich dem Auge eine wahre Musterkarte nationaler Typen darbietet, wie man sie bunter auf der Welt nicht finden kann. Es begegnen sich hier Engländer, Spanier, Italiener, Malteser; germanische Laute (es liegen die besten deutschen Zeitungen aus) treffen unser Ohr und selbst die Söhne Mohamed's finden sich ein, um trotz Koran und Gesetz einen heimlichen Schluck zu wagen. Capitän Armand hatte bald unter den dort weilenden Officieren alte Bekannte gefunden, denen er mich vorstellte. Ernste Normannen und heitere Gascogner, junge Souslieutenants sowie ergraute Capitäns begrüßten uns und mancher Landsmann, der es sich nicht bei Pandekten und Handelscorrespondenz hatte träumen lassen, daß ihm einstmals noch als Legionär die Kugeln der Beduinen um den Kopf sausen würden, reichte mir die Hand. Lange schon war der Kanonenschuß von der Citadelle verhallt und immer noch liefen die geschäftigen Wärter hin und her, um die leeren Gläser zu füllen. Aber auch in Algier rinnt endlich der letzte Tropfen aus dem Faß, die Feierstunde schlägt und man geht nach Haus.

Am anderen Morgen befanden wir uns auf dem Weg nach dem Thore Bab-Azoun, um von da aus, von der Vorstadt Isly, in welcher sich das Theater, das Denkmal des Generals Bugeaud und die moderne Karawanserai befinden, das Dorf Mustapha und später den schönen an der anderen Seite der Stadt liegenden Jardin de Marengo zu besuchen. Historische Erinnerungen erhebender, aber auch betrübender Art knüpfen sich an den Ort. Die ersteren erneuern das Andenken des tapfern Ponce Balagner, der mit Karl V. vor Algier fechtend sich durch ein feindliches Heer durchhieb und herausfordernd unter den Geschossen der Ungläubigen seinen Dolch ins Thor stieß. Die letzteren rufen die Tage des Mai 1830 wach, wo hier die Häupter vieler Hunderte von Franzosen den grausigen Schmuck des Thores Bab-Azoun bildeten, bis sie Marschall Bourmont abnehmen ließ. — Wie hat sich seitdem das Bild geändert! Das romantisch gelegene Dorf Mustapha, welches an die Vorstadt Isly grenzt und seinen Namen nach dem vierletzten Dey von Algier Mustapha Pascha trägt, ist jetzt eine Stadt der modernsten Villen. Herrliche Anlagen von Obst- und Orangenbäumen schmücken die reizvollen Gärten und plätschernde Springbrunnen, die von einer Noria (Bewässerungsmaschine) getrieben werden, begrüßen den Fremden. Dieselbe Wandlung hat sich auch auf die östliche Umgebung der Stadt, wohin wir uns außerhalb der Ringmauern begaben, erstreckt; nur daß hier die Scenerie nicht allein ein Gartenidyll des Südens, sondern, außer derselben, auch ein Panorama bildet, wie es sich großartiger und mannigfaltiger dem Auge nicht darbieten kann. Unterhalb des arabischen Begräbnißplatzes, in dessen Nähe sich das malerische Mausoleum oder besser gesagt die Kubba des Sidi Abd-er-Rhaman befindet, liegt der bereits erwähnte Jardin de Marengo. Von hier aus, hervor aus den Säulenhallen majestätischer Fächerpalmen, aus dem Schatten der Bellasombras und Yuccas schweift der trunkene Blick weit hinaus in die blaue Ferne. Nach Osten, wo sich über den weißen Häusern Algiers die pittoreske Felsenkette des kleinen Atlas vom Himmel abhebt, nach Westen, wo sich grauröthliche Gebirgsstöcke, in welchen Bergströme wilde Spuren der Zerstörung zurückgelassen haben, aufthürmen, und hinunter auf das Meer und den Hafen, von deren Spiegelfläche sich das blasse Bild der Moschee Dschema el dschebid abhebt. Außerhalb Algiers erinnert fast nichts mehr an jene Zeit, wo von hier aus die vortürkischen Herren des einstigen antiken Icosiums, die Beni Mesranna, ihre Korsarenzüge unternommen und die Völker der Mittelmeergegenden beunruhigt haben. In sicherem Schutz ankern hier jetzt deren Schiffe und wo einst der Pegnon, das letzte Bollwerk der Castilianer, den Ungläubigen erlag, zeigt ihnen der heute noch bestehende minaretartige Leuchtthurm des ehemaligen Deys Arab Ahmed den Weg zum gastlichen Port. — Lebendiger hat sich die Erinnerung an das alte Algier durch die obere Stadt mit ihren engen Straßen, die bei der Kasbah auslaufen und oft so eng sind, daß man die Häuser rechts und links mit den Händen erreichen kann, erhalten. Capitän Armand führte mich, nachdem wir durch das Thor Bab-al-Oued wieder in die Stadt getreten waren, durch einige derselben, machte mich auf die Eigenthümlichkeit der Häuser, ihrer Façaden, wie inneren Einrichtungen aufmerksam und entrollte von letzteren Bilder vor meinen Augen — kaum weniger fesselnd als diejenigen, welche Heinrich v. Maltzan in seinen Schriften darbietet. Der Aufenthalt in diesen Gäßchen ist aber zu unheimlich, als daß man lange dort weilen möchte. Wir verließen sie deshalb bald wieder und begaben uns durch die rue Bab-Azoun nach dem Gouvernementsplatz zurück, um dort vor dem Café de la Bourse bei den Klängen der Militärkapellen den Rest des herrlichen Abends zu verbringen. — Noch lange Zeit lag ich, zu Hause angekommen, auf meinem Lager und sah die Bilder, welche sich unseren Augen dargeboten hatten — ernste Beduinen aus dem Tell, finstere Kabylen in ihrem schmutzigen Burnus und zierliche Gestalten dichtverschleierter Moresken an mir vorüberziehen. Den Mueddin, welcher vom Minaret der Moschee die Nachtstunde verkündete, hörte ich aber nicht mehr. Sein Gebet verklang außerhalb der Traumwelt, in die mich bald darauf ein tiefer Schlaf versenkte. — — — —

Dicht hinter Algier öffnet sich vor dem Blick des Reisenden die schöne Ebene Metidscha, „das große Land", wie sie der arabische Schriftsteller Abulfeda, „die Mutter der Armen", wie sie die Algierer des Mittelalters nennen. In anmuthigen Windungen führt durch dieselbe eine gutgepflegte Landstraße und auf dieser, welche bis dahin, wo sich das schwarze aus Rinderhäuten gebildete arabische Zelt behauptet, mit französischen Niederlassungen besetzt ist, fuhren wir einige Tage später in einer der ziemlich bequem ausgestatteten Diligencen, welche den Verkehr zwischen Algier und den Gegenden am Atlas vermitteln, dem Innern des Landes zu. Milde Lüfte, denn es war noch April, wehten uns vom Gebirge entgegen, eine herrliche Vegetation im Farbenspiel endloser Oleanderflächen, prachtvoller Sarcocapnos mit ihren violetten Blüthen, sowie duftender Pistacien, lag vor uns und fern her blinkten die weißen, vom Sonnenstrahl beleuchteten Schneegipfel des kleinen Atlas. In Kurzem hatten wir das Colonistendorf Busarik, zur Zeit des heiligen Kriegs ein hervorragender Versammlungsort, wo die fanatischen Marabuts ihre feurigen Reden gegen die Franzosen schleuderten, erreicht und verfolgten weiter mit frischen Pferden den jetzt durch steppenartige Partien der Metidscha gehenden Weg. Da tauchte plötzlich wie ein süßer Ruhepunkt in der Wüste das in Orangenhaine eingebettete Blidah vor uns auf:

Oasengleich aus blätterloser Oede
War Blidahs Gartenprangen aufgesprossen:
Inmitten grüner Haine blum'ger Beete,
Lag sie am Flussesufer hingegossen,
Und märchengleich ob ihrer Gärten Blüthen
Der weißen Kuppeln Silbermonde glühten.

Im Abendglanz der scheidenden Sonne leuchteten sie uns entgegen, allmälig belebter wurde die Straße durch Trupps von Zuaven sowie vorüberziehender aus dem fernen El Aghuat kommender Karawanen — endlich öffnete sich vor uns des Städtchens gastliches Thor.

Wer jemals die Illustration zu den Worten Goethe's: „Kennst du das Land, wo die Citronen blühn, im dunklen Laub die Goldorangen glühn?" in Italien gesucht hat und angesichts der künstlich gepflegten Orangerien bekennen mußte, daß er nur ein schwaches Abbild seines Traumbildes fand, der gehe nach Algerien und besuche das liebliche Blidah, dessen üppige Gärten sich terrassenförmig bis zu den Vorsprüngen des Gebirges erheben. Dort findet seine Vorstellung reiche und volle Nahrung. Am Fuße des wildromantischen Atlas gelegen, in einem Wald von Citronen-, Granat- und Lorbeerbäumen gebettet, begegnet er dem, was er sucht: einer Stätte, welche ihrer Anlage und Bevölkerung nach den Charakter des Märchenhaften trägt, und einer Vegetation, deren Reichthum ihres Gleichen sucht. Dort sieht er aus Tausenden von Orangenbäumen, welche ihre Laubkronen selbst an den Straßen und Plätzen des Städtchens ausbreiten, die goldnen Früchte glühn, die Myrthe still und hoch den Lorbeer stehn, und bringt er etwas Goethe'sches Empfinden mit, so wird er hier und da wohl auch versucht, den schwermuthsvollen Blick, den eine verschleierte Moreske auf ihm ruhen läßt, mit den Worten zu deuten: „Was hat man dir du armes Kind gethan?" — Wir blieben nur einen Tag in Blidah. Während mein Gefährte seine geschäftlichen Angelegenheiten besorgte und sich namentlich bei dem Bureau arabe mit den für die Weiterreise unentbehrlichen Empfehlungsschreiben versah, nahm ich die Stadt in Augenschein: die Place des Orangers, das Theater und die unter dem französischen Regime, wie in Algier, recht geschmacklos in kasernenartigem Stil aufgeführten öffentlichen Gebäude. Den Abend verbrachten wir im Cercle des officiers, wo mir aus dem Munde alter Troupiers mancher interessante Beitrag zur Geschichte der Eroberung Algeriens geboten, freilich auch manches Histörchen von der Jagd auf Löwen aufgetischt wurde, welches zweifellos in das Capitel der Münchhausiaden zu zählen war. — Ueber Medeah, die heilige Stadt, in deren Nähe ein mächtiger altrömischer Aquäduct zu historischer Betrachtung auffordert, deren Name außerdem Erinnerungen mancherlei Art an die blutigen Kämpfe zwischen Marschall Clauzel und Bu-Mesrag, dem Sohn des von den Franzosen vertriebenen Ex-Deys, wachruft, ging unsere Reise nun weiter über Marengo, eine der vielen Ansiedelungen in Algerien, die in ihrem Verfall Zeugniß von dem geringen Colonisationstalent der Franzosen ablegt. Wir berührten dabei die Kubb-er-Rumijah oder das Grab der Christin, ein 126 Fuß hohes polygonförmiges Bau- und Grabdenkmal von kolossalem Umfang, welches wahrscheinlich der ältesten Dynastie Mauretaniens angehört, und erreichten nach einer weiteren martervollen Fahrt im Omnibus die ehemalige Hauptstadt des letzteren, das alte Julia Cäsarea, die Stadt der Gärten, Scherschell.

Der Weg von Blidah nach Medeah ist einer der reizvollsten, welche das Innere der Algerie bietet. Zuerst verfolgt man die Ufer des von Blidah kommenden Ued-el-Kebir bis zu seiner Verbindung mit der reißenden Schiffa, fährt dann unter steter Belustigung über die possirlichen Sprünge der dort zahlreich in den Bergwäldern hausenden Aeffchen zur Höhe und befindet sich endlich, um eine Felsennase biegend, auf der Hochebene von Medeah. Die Umgebung dieser Stadt, welche ungefähr 7000 Einwohner zählt, wovon ca. ⅓ Europäer, die übrigen Mauren und Juden sind, weicht wesentlich von derjenigen Blidahs ab und trägt hervorragend den Charakter einer nordischen Landschaft. Man sucht hier vergeblich die abgerundete Form der Orangen- und Citronenbäume, dafür erheben sich um so mehr schlanke Pappeln zum Himmel; der alte liebe Birnbaum aus der Heimath zeigt seine wohlbekannte Krone und von der ehemaligen Moschee Dschema Mereb, welche zur katholischen Kirche umgewandelt ist, leuchtet dem Ankommenden das Kreuz entgegen. Etwas Besonderes bietet die Stadt nicht. Viel packender wirkt der Anblick des Grabes der Christin, welches neben demjenigen des Syphax in der Provinz Constantine zu den bedeutendsten Denkmälern der ältesten Zeit gehört und jedenfalls einer viel früheren Epoche als derjenigen zugezählt werden muß, welche das Leben und Leiden unseres Heilandes einschließt. Widerspruch und Irrthum, die in dieser Behauptung zu liegen scheinen, ändern an derselben nichts, lösen sich aber von selbst, wenn wir die Ursachen derselben ins Auge fassen. Das Grab der Christin wird nämlich von den Eingeborenen Kubb-er-Rumijah genannt. Die ursprüngliche Form dieser Worte war Kebbr-Rum, nach Gesenius das Phönicische für königliche Grabstätte. Die Araber haben aus Rum Rumijah (im Arabischen das Femininum von Rumih, Christ) gemacht und die Franzosen dieses Wort nach seiner heutigen Bedeutung übersetzt. So entstand die Bezeichnung „das Grab der Christin". Den tiefen Eindruck, welchen der Reisende von diesem Denkmal frühester Cultur empfängt, schwächt das moderne Scherschell, in welches wir gegen Mittag einfuhren, keineswegs ab. Im Gegentheil, der Alterthumsfreund findet auch hier eine so reiche Fundgrube archäologischer Schätze, wie sie reicher kaum ein anderer Ort der Welt darbieten dürfte. Schon im Museum von Algier hatte mich Capitän Armand auf die von Scherschell dorthin übergeführten Antiken: eine schöne Statue des Neptun, den Torso der Venus, eine Gruppe des Hermaphroditen u. s. w. aufmerksam gemacht. Hier nun, ebenfalls im Museum, resp. im Garten desselben, wohin er mich führte, wie in dem Weichbild der Stadt überhaupt, fand sich noch eine größere Fülle des Interessanten vor. Tiefen Spuren, welche die Geschichte zurückgelassen hat, begegneten wir hier im Amphitheater, dort in den Thermen des Juba und im Norden in dem Bad der Diana. Neben monumentalen Fragmenten aus numidischer und römischer Zeit trat uns in dem neu restaurirten Hafen das Bild des altrömischen Kothons, wie er zur Zeit der Reges inservientes beschaffen war, entgegen und die Reste einer auf dem Exercirplatz befindlichen Basilika riefen uns zu, daß einstmals hier das glaubensfreudige Wort des heiligen Augustin erschallte. Scherschell, ein Bild anmuthiger Regelmäßigkeit, das Abbild eines sauberen arabischen Städtchens, welches, wie Medeah, größtentheils von Mauren bewohnt wird, bildete den Ausgangspunkt unseres gemeinschaftlichen Ausfluges. Capitän Armand setzte von hier seine Reise zu Pferde weiter fort über Orleansville, Masuhna nach dem fernen Oran; mich aber trug am andern Tag, nachdem ich meinem Reisegefährten noch einmal tief in die Augen gesehen und die Hand, vermuthlich zum letzten Abschied, gereicht hatte, das Dampfschiff nach Algier zurück. — Was dort noch an meinem Auge vorübergezogen ist, darf nur als ein schwacher Nachklang der freundlichen Eindrücke gelten, welche mit dem Betreten des afrikanischen Bodens auf mich wirkten. Weder die Redseligkeit des Hassaf, des maurischen Barbiers, der die Spuren mehrtägiger Vernachlässigung aus meinem Gesicht tilgte und dabei seine Anekdoten erzählte, noch das Martyrium des maurischen Bades, dem ich mich zur Erfrischung meines Körpers unterwarf, vermochte mich auf die frühere Höhe fröhlicher Reiseempfindungen zu heben. Ich fühlte mich, mochte mein Fuß die belebte Straße Bab-Azoun durchmessen, oder der Blick von der Höhe der Kasbah sinnend auf den platten Dächern des ehemaligen Piratennestes ruhen, vereinsamt. Und dieses Gefühl verließ mich nicht wieder. So köstlich auch der letzte Abend war, den ich, wie vor Kurzem, unter den Hallen des Gouvernementsplatzes verbrachte, so bestrickend der Zauber wirkte, welchen unter dem südlichen Himmel die Klänge der Militärmusik ausübten — meine Gedanken wandten sich doch wieder heimwärts, sie suchten die Ferne, das unendlich große Meer und draußen auf der Rhede das segelfertige Schiff, welches mich am andern Tag wieder zurück nach Frankreich tragen sollte.

Bücherbesprechungen.

— **Das Heilige Abendmahl und das Neue Testament.** Vortrag, gehalten auf der „kirchlichen Conferenz der Grafschaft Mark und der angrenzenden Kreise" in Hagen am 8. Mai 1895 von H. Josephson, Pfarrer in Hamm i. W. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1895. 50 ₰. — Der treffliche Vortrag leistet in dem engen Rahmen, in dem er seine Ausführungen einschließen mußte, auf diesem schwierigen Gebiete alles nur Mögliche in kurzgefaßter, aber doch deutlicher und auf gewisse Art erschöpfender Behandlung der brennenden Fragen, die durch die „Entdeckungsmanie" der theologischen Wissenschaft auf-

geworfen werden. Der tadelnde Ausdruck ist sehr treffend: vor diesen Forschern ist einfach nichts mehr sicher, und wenn sie mit ihrer gelehrten Spielerei sich nicht mehr auf formale Nebendinge, wie ihre Vorgänger in früheren Jahrhunderten, sondern überall auf die großen Hauptsachen der heiligen Geschichte werfen, so soll's ernsthaften Männern nicht verdacht sein, wenn sie ihre Gegenbeweise in mehr oder minder zornigem Tone vorbringen. Der Verfasser weist auf die bestehenden Schwierigkeiten in dem Berichte über die Einsetzung des heiligen Abendmahles hin und kommt nach sorgfältiger Prüfung zu dem Endergebniß, daß die gläubige Gemeinde keine Veranlassung habe, sich in ihrer bisherigen Auffassung des heiligen Abendmahles erschüttern zu lassen. Der Vortrag giebt eine sehr brauchbare Uebersicht über den Stand der Frage, ohne doch in die Einzelheiten eingehen zu können.
B. K.

— Die kirchlichen Bruderschaften und das religiöse Leben im modernen Katholicismus. Eine zeitgeschichtliche Studie von D. Th. Kolde, ord. Professor der Kirchengeschichte in Erlangen. 48 S. kl. Octav. Erlangen, Verlag von Fr. Junge, 1895. Preis 60 ₰. — Diese kleine, auf langjährigen Beobachtungen beruhende Schrift verdankt ihre Veröffentlichung dem Umstande, daß der gelehrte Verfasser über ihren Gegenstand einen Vortrag in Frankfurt a. M. zu halten hatte und dabei wahrnahm, wie unbekannt in protestantischen Kreisen gewisse das heutige religiöse Leben im Katholicismus bestimmende Bewegungen und Einrichtungen sind. Er schildert sie nun in einer sehr sachlichen Weise, in der Erwartung, daß der Protestant staunen, aber auch mancher ernste und fromme Katholik betroffen sein wird. Der Verfasser erklärt das im Vorwort, und der Leser kann ihm die Zustimmung schwerlich versagen. Es ist erstaunlich, was hier in gedrängtester Kürze vor die Augen zu stellen war. Es giebt heutzutage, so wird gezeigt, kaum eine katholische Pfarrkirche, bei der nicht wenigstens eine Bruderschaft bestände, und kaum einen halbwegs zu seiner Kirche haltenden Katholiken, der nicht einer Bruderschaft angehörte. Dieser Umstand erklärt zum guten Theil den großen Aufschwung des Ultramontanismus als politischer Macht, da in diesen Bruderschaften, die den Laien einen gewissen Antheil am gottesdienstlichen Leben der Gemeinde ermöglichen, eine unbegrenzte Ergebenheit gegen die Kirche herangezogen wird. Beinahe für jeden Heiligen giebt es Bruderschaften, und die Heiligen mehren sich unvermerkt. Besonders bedeutsam sind die marianischen Congregationen, eine Erfindung der Jesuiten, wichtiger noch die Tertiarier oder der dritte Orden des h. Franciscus, in welchem vorzugsweise der h. Antonius angerufen wird, am gepriesensten die Bruderschaften, die der Verehrung des (wirklichen, körperlichen) Herzens Jesu gewidmet sind. Eine Menge von Schriften und Zeitschriften rühmen eine unglaubliche Fülle von großen und kleinen Gnadengaben und Einrichtungen. So hilft die h. Apollonia von Zahnschmerz und der h. Antonius giebt Verlorenes wieder, um nur zwei Einzelheiten anzuführen. Der Verfasser urtheilt mit Recht, daß der Protestant, dem diese Auswüchse vor die Augen treten, von naheliegendem Spott zu sittlichem Zorn überzugehen in Gefahr kommt, daß aber das Richtigste eine Verbindung von Grauen mit innigem Mitleid sein muß, insofern die Triebfeder dieses Thuns unbesiegbare Furcht und nicht auszurottender Zweifel ist. Denn der Katholicismus kennt keine Gewißheit einer Gemeinschaft mit Gott und darum keinen Frieden und keine Zuversicht. Darum erinnern viele der hier dargestellten Auswüchse an dasjenige, was die Religionsgeschichte auf heidnischem Boden Schamanismus nennt. Gehe kein Freund unsers Volkes und der christlichen Kirche an diesem Bilde religiöser Entartung achtlos vorbei!
G. Schnedermann.

— Die Orden und Ehrenzeichen der deutschen Staaten. Unter Zugrundelegung der großen „Schulze'schen Ordens-Chronik“ in originalgetreuen Abbildungen dargestellt. Leipzig, Moritz Ruhl. 1. bis 3. Lieferung. — Das vorliegende Werk zeichnet sich gegenüber anderen derartigen Publicationen dadurch aus, daß es auch die verschiedenen Kriegsdenkmünzen und dergl. Ehrenzeichen zur Darstellung bringt. Auf Vollständigkeit darf die Doppellieferung 1 und 2 aber keinen Anspruch machen, da es doch noch sehr viele Abarten der preußischen Orden giebt, die nicht angeführt sind, z. B. fehlt eine Abbildung des rothen Adlerordens mit der Krone (Cabinetsordre vom 12. Juli 1892), sodann der rothe Adlerorden mit der Schleife, ferner der rothe Adlerorden mit dem Emaillebande des Kronenordens, Schwertern am Ringe event. mit Schwertern und Schwertern am Ringe u. s. w. — Das Band zum Großkreuz des rothen Adlerordens ist falsch, bei dem Großkreuz ist das Band orange mit vier weißen Bordstreifen. Beim Hohenzollernschen Hausorden fehlt der Adler, welcher usuell an Diener der Kirche und Schule verliehen wird, eine sehr geschmackvolle und schöne Decoration. Die dritte Lieferung enthält die Orden des Königreichs Sachsen, sie ist ziemlich richtig und vollständig. Nur der Verdienstorden ist zu klein gezeichnet, sowohl das Comthurkreuz als auch das Ritterkreuz sind erheblich größer. Bei dem Erinnerungskreuz für 1870/71 hätte bemerkt werden müssen, daß es keine Auszeichnung für Officiere und Soldaten, sondern eine Anerkennung für Werke der Menschenliebe war. Die preußischen Orden könnten vielleicht noch in einer der nächsten Lieferungen vervollständigt werden, auch würden sich einige Seiten Text empfehlen. Wer sich ein derartiges Werk anschafft, will doch möglichst genaue Auskunft darin finden und besonders will er die verschiedenen Sonderarten der Verleihungen der preußischen Orden wissen. Diese Ausstellungen thun aber dem Ganzen, das sich durch saubere Zeichnung und klaren Druck auszeichnet, keinen Abbruch und kann dies Werk Liebhabern empfohlen werden.
—r.

— Die Theaterzettel der sogenannten Hamburgischen Entreprise (1767—1769). Beiträge zur deutschen Literatur- und Theatergeschichte. Von Dr. phil. Richard Thiele, Gymnasialdirector. Erfurt, Hugo Güther. — Auf Grund eines Fundes, der in einem wahrscheinlich von Ekhof herrührenden Exemplar der bisher verloren geglaubten Theaterzettel des Hamburgischen Nationaltheaters aus Lessing's Zeit besteht, wird dessen Dramaturgie zwar nicht in inhaltlicher aber doch in sachlicher Hinsicht hier und da berichtigt, so daß der Literarhistoriker an diesen einige nicht uncharakteristische Thatsachen enthaltenden Richtigstellungen nicht gleichgiltig wird vorübergehen können. Die geübte Correctur ist eine verständige und sachgemäße und trifft den großen Dramaturgen nicht, sondern unterstützt ihn in seinen Ansichten. Die Veröffentlichungen anf Grund des in der Gothaer Bibliothek gemachten Fundes sollen in zwanglosen Heften fortgesetzt werden.
J. R.

— Von den neuen Publicationen der Meyer'schen Volksbibliothek ist die werthvollste aus der soeben erschienenen, umfangreichen Serie die an Jahren älteste: Arndt's von patriotischem Feuergeiste durchwehte Abhandlung „Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze“ (Nr. 1096), jene schwungvolle Apologie unserer deutschen Sprache als „einzige giltigste Naturgrenze“, geschrieben in Deutschlands schwerster Zeit, nach der großen Katastrophe in Rußland. — Nach dem fernen Mexico, in seine Irrungen und Wirrungen der ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts führt uns der historische Roman „Der Virey und die Aristokraten“ (2 Bände, Nr. 1077—84) von Charles Sealsfield, dem bedeutendsten der drei bekanntesten exotischen Romanciers: Sealsfield — bekanntlich ein Solothurner von Geburt, der eigentlich Karl Anton Postl hieß —, Armand und Gerstäcker. Ein schier unerschöpflicher Farbenreichthum in der Schilderung fremdländischer Verhältnisse und außergewöhnlicher Charaktere zeichnet auch dieses Werk aus, jedenfalls eines seiner besten und heute noch lesenswerthen Bücher. — Drei anmuthige Geschichtchen, kleine Bilder aus dem Leben, mit behaglicher Kleinmalerei ausgeführt, bringen André Theuriet's „Erzählungen“ (Nr. 1087); wenn der liebenswürdige Autor mit seinem Büchlein nur Das bewiese, daß es im modernen literarischen Frankreich nicht nur brutale Naturalisten und halbverrückte Symbolisten giebt, hätten wir schon genug der Freude an den schlichten Erzählungen, die uns ebenso ergriffen haben, wie Korolenko mit seinem „Blinden Musiker“ (Nr. 1085 und 86), der rührenden Jugendgeschichte eines Blindgeborenen, die wir schon aus der Reclam'schen Universalbibliothek kennen. — Wieder auf historischer Basis ruht, und in die Schreckenszeit Frankreichs am Ende des vorigen Jahrhunderts versetzt uns Pasqué's Novelle „Das Urbild des Fiddio“ (Nr. 1093); wir frischen bei dieser Gelegenheit die Erinnerung an den trefflichen, im Jahre 1842 gestorbenen Erzähler auf, der sich namentlich durch seine Forschungen auf dem Gebiet der deutschen Theatergeschichte einen guten Namen gemacht hat. — Eine dramatische Gabe ist Bercezio's, eines modernen Italieners, graziöses Lustspiel „Eine Seifenblase“ (Nr. 1095), das in uns den Wunsch erweckt hat, noch andere Kinder der heiteren Muse dieses Autors kennen zu lernen. — Jede Nummer dieser „Meyer'schen Volksbücher“ kostet bekanntlich, geheftet und beschnitten, bei sauberem, lesbaren Druck und gutem Papier 10 ₰; die vorliegende Serie kann wegen ihrer Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit besonders warm empfohlen werden.
P. A.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 92. | Sonnabend, den 3. August. | 1895.

Ein Spazierritt nach den Pyramiden und der großen Sphinx.

Von H. Scharling.

Ein Glücksfall veranlaßte mich, während meines Aufenthaltes in Kairo mich der Cook'schen Reisegesellschaft zu einem Besuche der Pyramiden und der großen Sphinx anzuschließen. Schon im Winter 1861 hatte ich einen Ausflug nach diesen interessanten Denkmälern gemacht, der damals ziemlich beschwerlich war. Wir mußten vor Tagesanbruch von Kairo aufbrechen, um soviel wie möglich die brennende Sonnenhitze zu vermeiden, in einer Fähre über den Nil setzen und lange Strecken über freies Feld und durch tiefen Sand reiten. Bei den Pyramiden war weder Schutz vor der Sonne noch vor dem Winde und halb verschmachtet kehrten die müden Wanderer nach Kairo zurück. Jetzt dagegen ist Alles ganz anders. Ueber den Nil ist eine prachtvolle, ungefähr 1000 Fuß lange eiserne Brücke gebaut, vom Ufer des Flusses bis nach den Pyramiden führt eine wunderschöne schattige Allee und, was das Wichtigste ist, bei den Pyramiden haben unternehmende Engländer ein comfortables kleines Hotel angelegt. Wir hatten den Wunsch, dort zu übernachten und eine Mondscheinnacht und einen Sonnenaufgang in den Pyramiden zu genießen, aber das Hotel war dermaßen von englischen Herren und Damen überfüllt, die hier „zur Sommerfrische" waren, daß wir am Abend nach Kairo zurückkehren mußten. Es giebt sicher keine monumentalen Bauwerke, welche in einem solchen Grade die Phantasie gefangen nehmen, wie die Pyramiden und die große Sphinx. Ihr hohes Alter, die Festigkeit, mit welcher sie dem Laufe der Jahrtausende getrotzt haben, der Gedanke, daß sie ein Gruß sind vom ersten Beginn der Geschichte, daß sie wie ungeheure Tempelpylonen Wache halten am Eingang der Weltgeschichte, und endlich ihr räthselhafter Zweck erfüllen uns mit Ehrfurcht vor ihnen. Viele Hypothesen über ihre Bestimmung sind im Laufe der Zeit aufgestellt, aber erst unser Jahrhundert hat das Räthsel gelöst und festgestellt, daß sie die Grabkammern der ältesten Pharaonen waren. Die neuesten ägyptologischen Forschungen haben bewiesen, daß der ägyptische Glaube an die Unsterblichkeit der Seele eng mit der Erhaltung des Körpers verknüpft war. Deshalb balsamirte man die Leiche ein, um sie vor Verwesung zu bewahren, und deshalb baute man feste Gräber, welche man „die ewigen Wohnungen" nannte. Die ungeheure Steinmasse der Pyramiden hatte den Zweck, die in ihrem Inneren befindlichen Grabkammern zu schützen und den Zugang zu denselben so schwierig wie möglich zu machen. Dieser Zweck ist auch während eines Zeitraums von vier bis fünf Jahrtausenden erreicht worden. Als aber Aegypten unter die Herrschaft der Araber kam, glaubten diese, daß große Schätze in den Riesenbauwerken verborgen seien, und unter unendlichen Anstrengungen bahnten sie sich einen Weg in das Innere einer Pyramide. Sie wurden grenzenlos enttäuscht, in derselben nur eine Grabkammer mit einem Sarkophag zu finden, und es wird erzählt, der Chalif habe heimlich eine bedeutende Geldsumme in die Pyramide legen lassen, damit das Volk glauben solle, die Arbeit wäre nicht ganz vergebens gewesen. Nach dieser gewaltsamen Oeffnung wurde die Pyramide wieder zugemauert und stand unberührt über ein Jahrtausend, wo man aufs Neue, aber nicht aus Habsucht, sondern aus wissenschaftlichem Forschungstrieb die Ruhe ihres Inneren störte. Im Jahre 1818 gelang es dem Aegyptologen Belzoni, in die zweitgrößte der Pyramiden einzudringen. Er war der erste Europäer, der den Weg in diese Riesengräber des Alterthums fand. Mit großer Mühe, Geduld und Ausdauer gelangte er durch den 158 Fuß langen Gang in die Grabkammer, welche beinahe im Centrum der Pyramide liegt. In dieser fand er einen mit Steinen gefüllten Sarkophag, dessen Deckel zerschlagen war. Eine arabische Inschrift an der Wand theilte mit, daß arabische Sultane schon früher die Grabkammer hatten öffnen lassen. Es befanden sich in der Pyramide noch mehrere andere Kammern, die jedoch keine Inschrift hatten. Die Pyramide selbst gab also keine Auskunft über ihren Erbauer. In einem der Gräber, welche die Pyramide umgeben, fand man später den Königsnamen Chafra mit dem Zusatz „der die Pyramide baute", wodurch Herodot's Bericht, daß Chefren die zweitgrößte Pyramide erbaut habe, bekräftigt wird. Seine Portraitstatue wurde später in der Nähe gefunden und im Museum in Bulak bei Kairo aufgestellt. Die größte Pyramide war im vorigen Jahrhundert mehrere Male gemessen und untersucht, besonders in den Jahren 1799—1801 durch eine französische Expedition unter Napoleon I. In den Jahren 1837—1839 glückte es den beiden Engländern Howard Wyse und Perring mit Aufbietung großer Geldsummen und vieler Arbeit in ihr Inneres einzudringen. Auch hier wurde eine Grabkammer in der Mitte der Pyramide gefunden, in der sich ein Sarkophag von rothem Granit befand, der leer und dessen Deckel abgenommen war. Weder auf dem Sarkophag noch auf den Wänden der Kammer befanden sich Inschriften. In einer höherliegenden Kammer gelang es Wyse durch aufmerksame Untersuchung Steinhauerzeichen zu finden und zwischen diesen zwei Königscartouchen (dies sind Ringe von ovaler Form, in welche der Name des Königs mit Hieroglyphen geschrieben ist), die in Hieroglyphen den Namen Chufus trugen. Dieser Name, der dem Cheops des Herodot entspricht, ist also derjenige des Pharao, der die Pyramide aufführen ließ. Auch die dritte, viel kleinere Pyramide wurde geöffnet und wieder fand man eine Grabkammer, in der sich ein Stück von einem Sarg von Sykomorenholz und einige Mumienreste, die in Leinen gewickelt waren, befanden. Ein arabischer Geschichtsschreiber theilt mit, daß diese Pyramide im dreizehnten Jahrhundert geöffnet sei und daß man ein Stück von einem Sarg mit einigen Buchstaben, die Keiner lesen könne, und Reste einer menschlichen Mumie gefunden habe. Unter dieser Kammer fand Wyse eine zweite, die einen leeren Sarkophag von Basalt enthielt. Mit großer Mühe ließ Wyse denselben aus der Pyramide tragen und auf ein englisches Schiff bringen. Leider verunglückte dasselbe an der spanischen Küste und der Basaltsarkophag ging im Mittelländischen Meer zu Grunde. Dagegen kamen die Reste des Holzsarges wohlbehalten nach London, wo sie im Britischen Museum aufbewahrt werden. Auf dem Deckel befindet sich eine Hieroglypheninschrift, welche in der Cartouche den Königsnamen Menkara, Herodot's Mykerinus, trägt. Diese Untersuchungen haben volle Klarheit über die Bestimmung der Pyramiden, ihre Erbauer und die Zeit ihrer Erbauung ca. 4000 v. Chr. gebracht. Endlich ist dadurch ein sehr interessanter Einblick in ihre Bauart gewonnen. Ein langer Gang führt in schräger aufsteigender Richtung in das Centrum der Pyramide nach der Grabkammer, die Königskammer genannt wird. Von dieser führen nach der Außenseite der Pyramide wieder zwei aufsteigende Gänge, deren Bestimmung nicht ganz klar ist und die wahrscheinlich dazu gedient haben, den Arbeitern Luft zuzuführen. Unter der Königskammer befindet sich die Kammer der Königin, zu welcher gleichfalls ein Gang führt. Damit aber nicht das ganze Gewicht der ungeheuren Steinmasse über der Königskammer auf diese herabstürzen sollte, hatte man über derselben noch vier kleinere Kammern angebracht. Wenn die Königsleiche beigesetzt war, wurde der lange Gang, der zu der Königskammer führte, geschlossen und versperrt. Mit Ausnahme jener kleinen Grabkammern bildet also die Pyramide eine compacte Steinmasse, die so groß

ist, daß man nach Berechnung eines französischen Gelehrten allein von den Steinen der Cheops-Pyramide eine Mauer von sechs Fuß Höhe und ein Fuß Dicke um das ganze jetzige Frankreich bauen könnte. Das Material ist Kalkstein vom Mokattamberge am jenseitigen Ufer des Nils, der zu mächtigen Quadersteinen von ungefähr sechs Fuß Länge und drei Fuß Höhe zugehauen wurde. Diese Steine wurden ohne Anwendung von Kalk schichtenweise in der Weise übereinander gelegt, daß der äußere Rand der Pyramide eine schräg aufsteigende Treppe bis zur Spitze bildete. Hatte die Pyramide ihre völlige Größe erreicht, so wurden diese Stufen von oben nach unten mit glatt gehauenem Granit oder Sandstein verdeckt, so daß die ganze Pyramide vom Gipfel bis zum Fuße eine glatte Fläche bildete. Die beiden großen Pyramiden haben jede eine Höhe von 400 Fuß und eine ursprüngliche Grundlinie von ungefähr 700 Fuß; die dritte ist nicht halb so groß. Diese uralten Bauwerke haben zu allen Zeiten Bewunderung und Staunen erregt. Durch ihre ungeheuere Steinmasse und ihre vortreffliche Technik haben sie allerdings Jahrtausenden getrotzt, aber die Leichen der Pharaonen haben sie nicht gegen die Angriffe räuberischer Schatzsucher zu schützen vermocht. Aber auch die Pyramiden selbst sind nicht ganz unberührt geblieben vom Zahn der Zeit. Von der großen Cheops-Pyramide ist die oberste Spitze abgebrochen, so daß der Gipfel jetzt eine Fläche von mehreren Quadratmetern bildet. Ebenso ist die ganze äußere Bekleidung abgenommen, so daß jetzt die ganze Pyramide eine aufwärtssteigende Stufenreihe bildet, auf welcher man sie mit ziemlicher Mühe besteigen kann. Dasselbe gilt von der zweiten großen Pyramide, obgleich hier die Spitze und ein Theil der äußeren Bekleidung erhalten ist. Am meisten mitgenommen ist die Menkara-Pyramide, welche im dreizehnten Jahrhundert ein ägyptischer Sultan als Steinbruch zu benutzen versuchte. Die großen Quadersteine waren indessen so fest zusammengefügt, daß er nach achtmonatlicher schwerer Arbeit den Versuch aufgeben und die Pyramide stehen lassen mußte. Den gleichen fruchtbaren Gedanken, die Pyramiden als Steinbruch zu benutzen, hatte in unserem Jahrhundert Mehemed Ali. Durch Pulver und die Hilfsmittel der modernen Technik wäre es ihm auch wohl gelungen, seine Idee zur Ausführung zu bringen, aber glücklicherweise legte die europäische Diplomatie in Kairo sich ins Mittel und veranlaßte ihn, seinen herostratischen Plan aufzugeben. Außer den drei großen Pyramiden giebt es noch ungefähr 70 kleinere, welche sämmtlich der ausgedehnten Nekropolis von Memphis angehören, die jetzt unter Wüstensand verborgen ist und von der nur die Pyramiden aus dem Sande hervorragen. Sie sind fast sämmtlich Königsgräber aus dem Zeitraum eines Jahrtausends. Als die Residenz von Memphis nach Theben in Oberägypten verlegt wurde, hörte man auf, Pyramiden zu bauen, und wählte andere Formen für die Königsgräber. — In unmittelbarer Nähe der großen Pyramiden befindet sich noch ein anderes Denkmal, welches durch sein hohes Alter und seine kolossale Größe in nicht geringerem Grade die Aufmerksamkeit fesselt. Dies ist die große Sphinx. Meistens ist ihr ganzer Rücken von Wüstensand bedeckt, der beständig darüber hinwirbelt, und nur das Haupt ragt majestätisch empor, als wäre es aus dem Wüstensande herausgewachsen. In der neueren Zeit ist sie mehrere Male mit großer Mühe und vielen Kosten aus dem Sande gegraben, u. A. von dem Italiener Caviglia und dem Franzosen Mariette, und dadurch ist man zur Kenntniß ihrer Bildung und Entstehung gelangt. Sie wird nämlich durch einen natürlichen Felsen gebildet, der einem liegenden Löwen ähnlich gewesen sein muß, dem man etwas Bauwerk hinzufügte, während man Spalten und Löcher ausfüllte. Der Körper ist nur in geringem Grade geformt worden, während Hals und Kopf vorzüglich gebildet sind. Der Ausdruck erhabener Majestät und milder Ruhe auf dem nach Osten gewandten Antlitz hat zu allen Zeiten die Bewunderung der Reisenden erregt. Leider aber haben die Araber, die wie alle Muhamedaner die Nachbildungen menschlicher Gestalten verabscheuen, übel gegen sie gehandelt und ihr einen Theil der Nase und der Lippe abgehauen, wodurch das Gesicht eine negerartige Form bekommen hat. Die volle Höhe der Sphinx vom Fußstück bis zum Scheitel beträgt 60 Fuß, von den Theilen des Gesichts ist die Nase 5 Fuß hoch, das Ohr 4 Fuß und der Mund 7 Fuß lang. Wenn ein erwachsener Mann auf dem äußersten Rande des Ohres stände, würde er nicht im Stande sein, den Scheitel der Figur zu erreichen. Wie die Pyramiden gehört auch die Sphinx dem fernsten Alterthum an. Eine Inschrift, welche man auf einer Tafel zu den Füßen der Figur fand, nennt den Namen Thutmes III. von der 18. Dynastie (um 1700 v. Chr.), aber es ist kaum anzunehmen, daß dieser große Eroberer, der seine Residenz in Theben hatte, ein solches Riesenwerk bei Memphis aufgeführt haben sollte, welches gar nicht mehr seine Hauptstadt war. Es ist wahrscheinlicher, daß Thutmes nur eine nothwendige Restauration hat vornehmen lassen. Dies wird durch eine andere von Mariette gefundene Inschrift bekräftigt, die den Namen Cheops nennt und die Sphinx als schon zu seiner Zeit existirend erwähnt. Hieraus folgt, daß die Sphinx noch älter ist als die älteste der Pyramiden, und damit wird sie zu dem ältesten Menschenwerk, welches wir überhaupt auf Erden kennen. Da die Sphinx, die bekannte Zusammenstellung eines Löwenleibes mit einem Menschenkopf, gewöhnlich zur Portraitstatue der Pharaonen gebraucht wurde, so hat man geglaubt, daß dies auch der Fall mit der großen Sphinx wäre, und zunächst auf Thutmes III. gerathen. Aber auch darüber hat Mariette's Ausgrabung Klarheit gebracht, indem er an der Seite der Figur den Namen Har-em-Khu d. h. Horus (Sonnengott) fand, woraus die Griechen den Namen Harmachis bildeten. Die Sphinx ist also ein Bild des Sonnengottes und als solcher Gegenstand der Anbetung gewesen. Hiermit stimmt eine Tafel überein, die man zu Füßen der Sphinx fand, welche die Sphinx mit der Sonnenscheibe auf dem Haupt, auf einem Altar liegend zeigt, mit einer Inschrift von Gebeten, die an sie gerichtet sind. Im Kopfe der großen Sphinx befindet sich ein drei Fuß tiefes Loch, und Mariette nimmt an, daß bei den jährlichen Festen zu Ehren der Sphinx eine goldene Sonnenscheibe in demselben befestigt gewesen ist. Dies erklärt uns auch, warum ihr Gesicht nach Osten gewandt ist und der aufgehenden Sonne entgegensieht.

Durch fortgesetzte Ausgrabungen im Sande, in der Nähe der Sphinx, hatte Mariette das Glück, einen neuen interessanten Fund zu machen. Er fand nämlich einen bisher unbekannten Tempel, der von Granitblöcken erbaut ist und dessen Wände mit spiegelglatt geschliffenen Alabasterplatten bedeckt sind. Da Inschriften und Bildwerke gänzlich fehlen, so herrscht Uneinigkeit über die Bestimmnng des Bauwerkes, das die Einen für einen der Sphinx geweihten Tempel halten, während die Anderen glauben, daß es eine großartige Grabanlage ist. Eine leider zerbrochene Votivtafel trug in Hieroglyphen Chafra's (Chefren's) Namen und in einem tiefen mit Sand gefüllten Brunnen fand Mariette mehrere Statuen dieses Pharao. Vermuthlich waren sie dort hinabgestürzt, um während eines plötzlichen feindlichen Ueberfalles aufbewahrt zu werden. Zwei dieser Statuen, die in hartem Diorit ausgehauen und wohlerhalten sind, wurden im Museum in Bulak aufgestellt. Diese Funde deuten darauf hin, daß das Gebäude von hohem Alter und gleichzeitig mit oder schon vor den ältesten Pyramiden erbaut ist. In jedem Falle ist es außer diesen das einzige Bauwerk, welches wir aus der Zeit der ersten Dynastien kennen. — Rings um die Pyramiden und die große Sphinx sind eine Menge freistehende oder in die Felsen gehauene Gräber, die jetzt größtentheils mit Sand bedeckt sind. In diesen sind Priester und Große des Reichs aus der vierten und fünften Dynastie begraben. Sie bildeten eine reiche Fundgrube für ägyptische Alterthümer, die von hier nach dem Museum in Bulak übergeführt wurden. — Von allen Sehenswürdigkeiten Kairos erregen keine in so hohem Grade die Schaulust, wie die Pyramiden jenseits des Nils. Kommt man mit der Eisenbahn von Alexandria, sucht der Blick zuerst die Pyramiden, und segelt man den Nil aufwärts, so wird das Auge gleichfalls von einer beinahe magischen Kraft zu ihnen hingezogen. Ist man auf der Citadelle, wo man die Stadt mit ihren Moscheen und Minareten zu Füßen hat, oder befindet man sich an irgend einem anderen Orte mit einer weiten freien Aussicht — immer richtet sich der Blick unwillkürlich nach Südwesten, wo sich die spitzen, sonnenbeglänzten Pyramiden vom Horizont abheben. Kein europäischer Reisender wird auch nur wenige Tage in Kairo zubringen, ohne einen Ausflug nach den Pyramiden zu machen, der jetzt nach der Erbauung des Hotels und der Anlegung schattiger Alleen ohne die geringste Schwierigkeit zu bewerkstelligen ist. Meine Reisegenossen hatten große Sehnsucht, die Pyramiden zu sehen, und ich freute mich, nach so vielen Jahren die alten Steinriesen wieder begrüßen zu können. Unsere einzige Furcht war der Chamsin, der heiße Wüstenwind. Wurden wir von einem solchen bei den Pyramiden überrascht, so sahen wir dort draußen so gut wie gar nichts. Glücklicherweise war unsere Furcht unbegründet. Allerdings lag ein dichter

Nebel über Kairo, als wir an einem Februarmorgen auf den Markt kamen und unsere Esel bestiegen, aber dieser erwies sich zu unserer Freude als der Vorbote guten Wetters. Als wir über die große Nilbrücke ritten, lag er allerdings noch so dicht über dem Flusse, wie der beste Londoner Nebel und dies war auch noch der Fall jenseits des Nils, wo uns eine Menge von Landbewohnern entgegen kamen, die auf ihren Eseln und Kameelen Gemüse in die Stadt brachten. Wir ritten an großen Gärten vorüber, die einen der Paläste des Khedive umgeben, und bogen nach einigen Wendungen in eine prachtvolle Akazienallee, welche in gerader Linie nach den Pyramiden führt. Jetzt begann der Nebel dünner zu werden und die Sonne zu durchdringen. Wir machten einen Abstecher aus der schnurgeraden Allee aufs Feld, um nach den Pyramiden zu spähen, und richtig, da lagen sie vor uns in einer wunderbar schönen rosenrothen Beleuchtung — ein erhebender Anblick! Wir wiederholten unsere Abstecher und jedes Mal waren die Pyramiden bedeutend gewachsen. Endlich konnten wir schon Einzelheiten unterscheiden und suchten nun auch nach der großen Sphinx, die man von dieser Seite indessen nicht sehen kann. Wir stiegen am Fuße der großen Pyramide ab. Merkwürdigerweise macht dieselbe in unmittelbarer Nähe keinen so grandiosen Eindruck, wie aus einiger Entfernung. Das Auge ist in der Nähe nicht im Stande, die volle Größe des ungeheuren Bauwerks zu erfassen, und dazu kommt, daß man in diesem Falle auch allzu deutlich die Wunden sieht, welche der Zahn der Zeit der Pyramide beigebracht hat. Die äußere Bekleidung ist abgerissen und die großen Quadersteine sind theilweise stark beschädigt. Die schöne Regelmäßigkeit, welche in einiger Entfernung so wirkungsvoll ist, geht in unmittelbarer Nähe der Pyramide theilweise verloren. Fast ebenso sehr wie die Pyramide selbst, fesselte das bunte Leben an ihrem Fuße unsere Aufmerksamkeit. Das naheliegende Hotel, welches mit Gästen überfüllt war, die sich zu kürzerem oder längerem Aufenthalt dort eingefunden hatten, hatte selbstverständlich eine Menge von Arabern herbeigezogen, die darauf speculirten, einen Backschisch zu verdienen. Hübsch gesattelte Reitesel, prachtvolle arabische Pferde und Dromedare mit grellrothen Sielen wurden herumgeführt und zu einem Ritte um die Pyramiden ausgeboten, und nicht weniger malerisch als die verschiedenen Thiere nahmen sich die braunen und schwarzen Menschen aus mit ihrem blauen oder weißen Kaftan und dem Turban oder der braunen Fellahmütze auf dem Haupte, die sich unter lustigen Reden und lauten Rufen durcheinander bewegten. Nachdem wir uns ausgeruht und uns über das bunte Leben amüsirt hatten, machten wir uns bereit, die Pyramide zu besteigen. Es ist keine leichte Arbeit, weil jede der Riesenstufen 2—3 Fuß hoch ist, aber die Araber leisten bereitwillig Hilfe und der Aufstieg geht unter der größten Lustigkeit vor sich. Zwei Männer, geschmeidig wie die Katzen, greifen dem Fremdling unter die Arme, während ein Dritter nachschiebt, dem außerdem noch eine kleine, ebenso dienstwillige wie überflüssige Schaar folgt. Einer trägt ein Gefäß mit Nilwasser, aus welchem er fortwährend einen erfrischenden Trunk darbietet, ein Zweiter hat sich des Stockes oder der Reitpeitsche bemächtigt und trägt sie Einem gewissenhaft bis auf dem Gipfel der Pyramide nach, wo man gar keinen Gebrauch dafür hat, ein Dritter, der von den Arabern il dottore genannt wird, reibt nach einigen Paar Stufen stets die Beine des Reisenden, damit sie nicht zu steif werden — und endlich folgt noch ein Nachtrab von 2—3 Arabern, die ihn durch Rufe ermuntern. So beginnt der Aufstieg, bei dem man in reißender Schnelligkeit die Stufen in die Höhe geschleppt wird, während das ganze Gefolge ein schmetterndes arabisches Lied anstimmt, dessen Refrain lautet:

Kolossal! — Pyramidal!
Backschisch — Backschisch!

Dann und wann wird Halt gemacht, was wirklich nothwendig ist, damit man aufathmen kann. Man setzt sich, von der lärmenden Araberschaar umgeben, auf eine Stufe und blickt mit Schaudern in die schwindelnde Tiefe hinab, indem man mit Entsetzen daran denkt, wie man wieder herunterkommen soll, ohne den Hals zu brechen. Diese melancholischen Betrachtungen werden durch einen neuen Ausbruch unterbrochen und so geht es fort, bis wir den Gipfel erreicht haben. Here we are! Oben ist eine Fläche von 15—16 Quadrat-Ellen. Wenn man nun wenigstens die großartige Aussicht in Ruhe genießen könnte! Aber daran ist gar nicht zu denken. Denn man wird sofort von einer lärmenden Araberschaar umdrängt, die alle möglichen Gegenstände, Bilder, Glasstücke, Mumienknochen und ähnliche Raritäten feilbietet. Vergebens gebietet man Schweigen, — schilt, droht, donnert. Alles hat nur die entgegengesetzte Wirkung und reizt die Araber um so lauter zu schreien. Endlich bekommt man die gute Idee zu thun, als wäre man plötzlich stocktaub geworden, und starrt, ohne einen Laut von sich zu geben, in den leeren Raum hinaus. Das hilft — die Araber ziehen zu einem anderen Mitgliede der Gesellschaft und man bekommt wenigstens einige Minuten Ruhe. Obgleich es heller Sonnenschein ist, ist der Horizont doch nebelig und verschwommen, aber die nähere Umgebung liegt in einer deutlichen Vogelperspective zu unseren Füßen ausgestreckt. Zuerst die ganze Pyramidenschaar mit den sie umgebenden Gräbern — Alles in dem weißen Wüstensande liegend. Mit dem Fernglase suchen wir die große Sphinx, — endlich finden wir sie, aber aus dieser Höhe sieht der gewaltige Steinkoloß aus wie ein Spielzeug, welches man in den Sand gesteckt hat. Das Auge sucht die Stätte, wo einst das volkreiche Memphis mit seinen glänzenden Palästen und Tempelpylonen gestanden hat — es ist verschwunden und wo es stand, sieht man wie einen dunklen Schatten einen großen Palmenwald. Gegen Westen erstreckt sich die ungeheure Sandwüste und von hier oben sieht man besonders deutlich die scharfe Grenze zwischen den grünen Feldern und Wäldern und der öden unfruchtbaren Sandwüste — der schärfste Gegensatz zwischen Leben und Tod, die hier unmittelbar aneinander stoßen. Gegen Osten sieht man den Nil glänzen und jenseits desselben, in nordwestlicher Richtung Kairo mit seinen Minareten und dem hellgelben Mokattamberg. — Das Herabsteigen ist noch beschwerlicher, als der Aufstieg. Während des Letzteren hat man wenigstens noch immer etwas, an das man sich halten kann, nämlich die Pyramide, an deren Riesenkörper man in die Höhe klettert. Beim Hinuntersteigen aber hat man nichts, als die leere Luft, da die höher liegende Stufe immer die niedriger liegende verbirgt. Man ist also genöthigt, fortwährend in die schwindelnde Tiefe zu blicken, wenn man nicht vorzieht, seine eigenen Füße anzustarren. Glücklicherweise sind die Araber bei der Hand, die immer vorausspringen, um Einen aufzufangen. Je weiter man herunter kommt und je geringer die Höhe wird, desto beruhigter wird auch das Gemüth und so erreicht man denn endlich wieder den Fuß der Pyramide. Hier kommt nun die letzte große Spectakelnummer des Schauspiels, wo die Araber die ihnen versprochene Bezahlung mit den dazu gehörigen Backschischen bekommen und wo Alle mit den gleichen Ansprüchen auftreten, gleichviel, ob sie geholfen haben oder nicht. Man kann sich freuen, wenn es Einem gelingt, die Schaar dieser Geister einigermaßen zufrieden zu stellen. Wollte man ihre Ansprüche vollständig befriedigen, so würde man genöthigt sein, vollständig entkleidet von dannen zu spazieren. Das Innere der Pyramiden hatte ich schon früher gesehen und wünschte nicht, den Besuch zu wiederholen, weil keine Bilder und Darstellungen zu sehen sind, sondern nur die glatten Wände und die bewundernswürdige Technik, mit welcher die ungeheueren Steinblöcke zusammengefügt und geglättet sind. In dem vollständig dunklen Innern herrscht, wie in den Apisgräbern, stets eine Temperatur von 21° R. Das Einsteigen ist außerdem sehr beschwerlich, weil man gebückt gehen muß und stets Gefahr läuft, auf den schrägen glatten Gängen in die Tiefe zu rutschen. Aber auch hier sind die Araber die getreuen Begleiter, welche die Fremden so fest halten, daß mögliche Unglücksfälle verhütet werden. Nach unserer Rückkehr von der Pyramide begaben wir uns ins Mena-Hotel, welches seinen Namen nach dem ersten ägyptischen Pharao Mena führt, der Memphis angelegt und den großen Ptah-Tempel daselbst gebaut haben soll. Im Hotel stärkten wir uns durch eine solide Mahlzeit nebst den dazu gehörigen Getränken und ruhten in den lustigen Zimmern aus, die mit englischem Comfort eingerichtet sind. Besonderen Spaß machte mir der kleine Garten des Hotels, der aus reinem Sande besteht, in welchem man durch Fleiß und Kunst einige Pflanzen zum Gedeihen gebracht hat. Von der Veranda hat man die Aussicht auf die Cheops-Pyramide, die sich im Sonnenschein ihr gegenüber erhebt. Nachdem wir ausgeruht hatten, bestiegen wir wieder unsere Esel, um einen Ritt um die Pyramiden und die sie umgebenden Gräber zu machen. In den letzteren hat man reiche Funde gemacht, die meistens dem Museum in Bulak einverleibt sind, aber die meisten sind in ziemlich verwahrlostem Zustande und zeigen lange nicht die reiche Bilderpracht, wie die Gräber bei Sakkarah und am oberen Nil. Zuletzt machten wir Halt vor der großen Sphinx, um sie in Augenschein zu nehmen. Wie schon erwähnt, hatte Mariette sie 1853 ausgraben lassen, später ist sie wieder ver-

sandet, aber in den letzten Jahren auf's Neue von einer französischen Gesellschaft ausgegraben. Wir konnten also den Koloß in seiner vollen Höhe bewundern, wie er da in seiner tiefen Sandgrube lag. Ich muß indessen gestehen, daß die Sphinx einen größeren und imposanteren Eindruck auf mich machte, als ich sie das erste Mal sah und nur das ungeheuere Haupt aus dem Sande emporragte. Etwas störten mich auch wohl die vielen Touristen, die hier zusammengeströmt waren. Gerade der Sphinx gegenüber hielt auf einem Dromedar ein Engländer in hellem Reiseanzug mit einem riesigen grünen Sonnenschirm, an dessen Seite einige Damen standen, und diese Gruppe war allerdings geeignet, mehr lächerliche als erhabene Empfindungen hervor zu rufen. Von der Sphinx begaben wir uns zu jenem uralten Gebäude, welches Mariette seiner tausendjährigen Vergessenheit entrissen hat. Man steigt zwischen den hohen Sandwällen eine Treppe hinab und kommt in einen langen Gang, der in eine große Halle mit viereckigen Granitsäulen führt, die noch recht gut erhalten ist. Nach einer zweiten kurzen Rast im Mena-Hotel und einem erneuten Blick auf das bunte Leben, welches dort herrscht, traten wir den Heimweg an. In der langen Akazienallee wendeten wir uns noch mehrere Male um, um den Pyramiden einen letzten Abschiedsgruß zu senden, und fort ging es in schnellem Trabe dem Nil zu. Es war ein wunderschöner Abend, goldenes Sonnenlicht lag über den Feldern und die Luft war kühl und erfrischend. Wir kamen an einem Wasserfall vorbei, neben welchem das Feld so grün und frisch war, daß wir unwillkürlich ausriefen: „Das ist ja ganz wie bei uns zu Haus!" Wenn aber der Blick weiter schweifte und auf den Palmenwäldern und Pyramiden haftete, wurden wir doch daran erinnert, daß wir in Aegyptens Land waren. Nach anderthalb Stunden erreichten wir die große Nilbrücke, auf der eine dichte Menschenmenge wogte. Die Schatten der Dämmerung legten sich über den Fluß und die Kalifenstadt, welche jetzt die Hauptstadt des Landes ist, an Stelle der pharaonischen Residenz des Alterthums am anderen Ufer des Nils.

Bücherbesprechungen.

— Ueber christlich-religiöse Erziehung. Von Max Friedrichs. Leipzig, Friedrich Fleischer. 1895. 80 S. — Der Verfasser bewegt sich in der wunderlichen Anschauung, die man nachgerade als abgethan betrachten könnte, die ewigen religiösen Wahrheiten wohnten dem Menschen a priori inne und könnten durch eine richtige Lehrmethode aus dem Innersten des Menschen geweckt werden, führt also selber den ungewollten Beweis, daß er noch nie mit Kindern als verständiger und wirksamer Erzieher zu thun gehabt hat, während er doch über Erziehung und zwar über christlich-religiöse Erziehung schreiben will. Welches die Ergebnisse dieser Schreibthätigkeit sein müssen, braucht demnach einsichtigen Leuten kaum gesagt zu werden: neben etlichen pädagogischen Selbstverständlichkeiten etwas französische Aufklärungsphilosophie, gemischt mit einigen Moralsätzen des Stoicismus und überkleidet mit dem Ueberwurf einer sogen. allgemeinen Christlichkeit, die der Verfasser nicht nur mit gutem Rechte von dem confessionellen Christenthum, sondern auch mit unfreiwilligem Humor von einer bloßen christlichen Moral ausdrücklich unterscheidet. B. K.

— W. H. Riehl, Die bürgerliche Gesellschaft. Schulausgabe mit Anmerkungen. Stuttgart 1895. Cotta'scher Verlag. — Wir beziehen uns, was unsere Auffassung von einer derartigen Schulausgabe im Allgemeinen betrifft, auf unsere frühere Beurtheilung der gleichen Ausgabe Riehl's: Land und Leute. Wir, für unsere Person, sind aber dem Hrn. Verfasser höchst dankbar für diese handliche Ausgabe, die sich auch auf Reisen bequem mit sich führen läßt. Die ziemlich umfängliche Einleitung (Seite 5 bis 32) ist vortrefflich geschrieben. Aus ihr, sowie aus den beigefügten zahlreichen Anmerkungen (Seite 173—216) können auch wohl Erwachsene noch mancherlei lernen, und hierin und in dem, was wir bereits oben sagten, erblicken wir einen bleibenden Werth des schlichten und dabei doch so inhaltreichen Buchs. —tg—

— Ursachen und Ziele der Frauenbewegung. Von E. Gnauck-Kühne. Mit einer statistischen Tafel. Berlin 1893. Richard Lesser, Verlagsbuchhandlung. 59 S. 1 ℳ. — Die Verfasserin weist auf die Ursachen der Frauenbewegung und auf die Nothwendigkeit einer Lösung dieser socialen Frage hin. Aber sie giebt nicht den Weg an, auf dem sie selber diese schwierige Lösung sich ausführbar denkt. Da ist uns der Beitrag, den vor Kurzem Ida v. Kortzschfleisch in ihrer von uns besprochenen kleinen Schrift zur Lösung des Problems geliefert hat, entschieden werthvoller, weil praktisch. Die Ursachen der Bewegung aber hat Frau Gnauck-Kühne in geistvoller und auch überzeugender Weise aufgedeckt, und hierin erblicken wir das Hauptverdienst ihres Schriftchens. Damit hat sie gleichzeitig die innere Berechtigung und logische Nothwendigkeit dieser Frauenbewegung nachzuweisen gesucht, deren Ziel ja doch nur dieses sein kann: die vielen Frauen, die der eigenen Familie entbehren, in anständiger und menschenwürdiger Weise erwerbsfähig zu machen. — Die Schreibweise der Verfasserin ist anziehend und maßvoll. Der Abschnitt, der von der historischen Entwickelung der Frauenfrage handelt, ist eine recht gute, theilweise fesselnde Schilderung, zumal da, wo von den ältesten germanischen Zeiten und dem Mittelalter die Rede ist. Auch das Capitel „Die Frau und das Christenthum" haben wir mit großem Interesse gelesen. In Summa: Frau Gnauck-Kühne's Schrift gehört zu den beachtenswerthesten Erzeugnissen der die moderne Frauenbewegung behandelnden Literatur. W. Sm.

— Das Berlinerthum in Literatur, Musik und Kunst, von einem Unbefangenen. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 50 S. — Diese Schrift möchten wir bestens empfehlen. Der Schwerpunkt der Erörterungen liegt in der überzeugenden Zusammenstellung des Hrn. Sudermann, des Typus des Berlinerthums in der Literatur, mit der seligen Frau Marlitt, der Gartenlaubenerzählerin. Der unbefangene Verfasser, der sich auch als ein Eingeweihter kundthut, weist schlagend die Aehnlichkeit zwischen den Marlitt'schen Romanen und Sudermann's Theaterstücken nach, die nichts weiter sind, als dem modernen Geschmack zugerichtete Marlittiaden voll Unwahrscheinlichkeit, innerer Unwahrheit, Sentimentalität und versteckter, hier und da schon offener Sinnlichkeit. Köstlich ist es, wie der Verf. den tieferen Zusammenhang zwischen der „Reichsgräfin Gisela" und der „Zweiten Frau" und anderer Marlitt'scher Geschichten mit der lumpigen „Ehre" nachweist, deren Held sich seinen Reichthum in Indien durch umfangreichen Kaffeehandel verdient hat, und der „Heimath", in der sich die Magda zum Entsetzen der echt Kotzebue'schen Kleinstädterinnen ihren Kaffee früh Morgens mit Chocolade anrührt. Der Verf. hat sich mit dieser Darlegung, die sich auch auf die ganze „Moderne" ausdehnen läßt, ein entschiedenes Verdienst erworben. Am Ende ist diese Richtung gar nichts Anderes als eine dem roheren Zeitgeschmacke angepaßte Gartenlaubenliteratur unserer Tage? Wir fragen nochmals: findet sich denn kein Mäcen, der solche beweiskräftige und schlagende Broschüren, die doch nicht theuer sind, an den Thüren der Schauspielhäuser, an Abenden, wenn Stücke von Sudermann und Complicen gespielt werden, umsonst vertheilen läßt? Es wäre das sehr zu wünschen und würde sicherlich auch viel nützen. J. R.

— Beschreibendes Verzeichniß des Richard Wagner-Museums in Wien. Ein bibliographisches Gesammtbild der culturgeschichtlichen Erscheinung Richard Wagner's von den Anfängen seines Wirkens bis zu seinem Todestage dem 13. Februar 1883, dargestellt durch Nikolaus Oesterlein. IV. (Des Kataloges einer Richard Wagner-Bibliothek vierter Band.) Eine Ergänzung zu Band I—III. (Mit einer Innenansicht des Museums.) Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel. 1895. Ladenpreis 5 ℳ brosch. — Mit dem vorliegenden vierten Band ist das Verzeichniß des Richard Wagner-Museums in Wien abgeschlossen. Er bildet die Ergänzung der früher erschienenen drei Bände und ist mit jenen vereint bestimmt, als authentisches Nachschlagebuch für die gesammte Wagner-Literatur zu dienen. Der Autor des Katalogs und Gründer des Museums, Nikolaus Oesterlein in Wien, hat mit beharrlichem Sinn, mit weitem Blick und glücklicher Hand gesammelt und mit dem 10387 Nummern zählenden Resultat seines Sammeleifers erreicht, was der Thätigkeit eines Einzelnen irgend erreichbar war. Inzwischen ist das Museum aus seinem Besitz in den der Stadt Eisenach übergegangen, um in seiner ganzen Ausdehnung der freien öffentlichen Benutzung zugänglich gemacht zu werden. Die historische Wagner-Forschung wird sich damit das reichhaltigste Material erschlossen sehen. J.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 93. Dienstag, den 6. August. 1895.

Der Einfluß der Musik auf unser Nervensystem.

Seit undenklichen Zeiten hat man den mächtigen Einfluß gekannt, den die Musik auf das menschliche Gemüth zu üben vermag, und daher auch von derselben Gebrauch gemacht, um hier zu begeistern und zu ermuthigen, dort zu beruhigen, zu besänftigen, zu heilen. Das älteste bekannte Beispiel von der Verwendung der Musik als Heilmittel liefert uns die Bibel in der Geschichte des Königs Saul. Von zum Theil selbstverschuldetem Mißgeschick heimgesucht, fiel der unglückliche Fürst in eine tiefe Melancholie, von deren unheilvollen Ausbrüchen er nur durch die Töne der Harfe befreit werden konnte. Da führte man einen jungen Hirten aus Bethlehem ihm zu, der dieses Instrument vortrefflich zu spielen verstand. Wenn dann der „böse Geist" sich des Königs bemächtigte und dieser zu toben begann, spielte David auf seiner Harfe und bald fühlte sich Saul beruhigt. — Die griechische Mythologie erzählt uns merkwürdige Dinge von sogenannten Centauren, unter denen sich besonders ein gewisser Chiron, mit dem Beinamen der Weise, auszeichnete, der in manchen Gegenden als Gott der Medicin verehrt wurde, weil er die Krankheiten theils durch Kräuter, theils durch Musik zu heilen wußte. Angezogen durch seine lehrreichen Unterweisungen sowie durch den Ruf eines Halbgottes, begab sich fast ganz Griechenland zu seiner Grotte am Pelion, um sein musikalisches Talent zu bewundern oder sich durch die Klänge seiner Leier von gewissen Krankheiten heilen zu lassen. Nach Ovid gelang es ihm sogar, mittelst der Musik das wilde Naturell seines Zöglings, des sonst so unbändigen Achilles, zu zähmen. — Wir wissen, welche begeisternde Wirkung das Flötenspiel auf Alexander den Großen übte, und wenn auch die Mittheilung des Suidas etwas übertrieben sein sollte, nach welcher das Flötenspiel des Timotheus von Theben den jungen Helden so begeisterte, daß er unwillkürlich nach den Waffen gegriffen habe, so scheint doch soviel gewiß, daß er diesen Tonkünstler nach Persepolis kommen ließ, um sich mit seinen Kriegsgefährten an dessen Weisen zu ergötzen und die Freuden der Tafel zu erhöhen. Von den Spartanern wird erzählt, daß sie, wenn sie gegen den Feind zogen, unter Begleitung der Flöten kriegerische Gesänge anstimmten, um sich für den bevorstehenden Kampf zu begeistern. „Wir sehen aus der Geschichte," sagt Quintilian, „daß die größten Feldherren die Flöte oder andere Instrumente spielten und daß die Heere der Lacedämonier sich durch ihre musikalischen Weisen zum Kampf begeisterten. Und rufen die Clarinetten und Trompeten in unsern Legionen nicht dieselbe Wirkung hervor? Die Gewalt jener Klänge scheint mit der Ueberlegenheit der römischen Waffen ganz übereinzustimmen . . . Der Gesang ermuthigt den Ruderer und nicht blos bei den Arbeiten, welche die Mitwirkung anderer Kräfte erheischen; der Zauber einer einzigen Stimme reißt alle mit fort und jeder für sich findet in den einfach modulirten Gesängen das Vergessen seiner Anstrengung." — Wie aber schon im Alterthum die Musik zur Erhöhung der Freude, zur Besänftigung der Tobsucht und zur Ermuthigung im Kampfe verwendet wurde, so nahm man zu derselben auch seine Zuflucht, wenn man eine traurige, wehmüthige Stimmung herbeizuführen wünschte. Als daher die kleine Flotte mit den sterblichen Ueberresten des Demetrius sich Korinth näherte, erblickte man schon von Weitem auf dem Vordertheil des Schiffes die mit dem königlichen Purpur bedeckte und mit dem Diadem geschmückte Urne, umgeben von jungen Kriegern, die ihr als Wache dienten. „Und Xenophantus, der geschickteste Flötenspieler jener Zeit," schreibt Plutarch, „spielte neben der Urne die feierlichsten Lieder und nach dem Rhythmus dieser Melodien bewegten sich die Ruder." — Von einer andern Verwendung der Musik erzählt derselbe Schriftsteller im Leben des Cajus Tiberius: „Cajus wurde leicht heftig und jähzornig und ließ sich in seinen Gesprächen oft unwillkürlich zu ungestümen Zornesausbrüchen hinreißen: dann nahm seine Stimme einen schreienden Ton an und er ließ sich zu den gröblichsten Beleidigungen verleiten. Um diesem Uebel abzuhelfen, hielt sich hinter ihm ein intelligenter Sklave, Namens Licinius, mit musikalischen Instrumenten auf, die geeignet waren, die Sprache in Ordnung zu erhalten. Wenn dieser nun am Ton der Stimme merkte, daß sich sein Herr zum Zorne hinreißen ließ, so hauchte er ihm einen äußerst sanften Ton zu, der sofort die Heftigkeit des Cajus mäßigte, den Ton seiner Stimme milderte und ihn wiederum in eine ruhige Stimmung versetzte."

Auch die moderne Zeit ist durchaus nicht arm an interessanten Beispielen, die den großen Einfluß der Musik auf unser Nervensystem bestätigen. So erzählt uns die Geschichte, daß König Philipp V. von Spanien seit dem Tode seines Erstgeborenen in einen Zustand von Schwermuth sank, der ihn unfähig machte, sich noch für die Leitung der Staatsgeschäfte zu interessiren. Glücklicherweise kam zu dieser Zeit (1701) der berühmte Sänger Farinelli nach Madrid, dessen Erscheinen der besorgten Königin (Elisabeth von Ferrara) den Wunsch einflößte, an dem umnachteten Geiste des Königs die Macht der Musik zu versuchen, für die er stets eine besondere Vorliebe gezeigt hatte. Sie lud daher den Künstler ein, im Kreise der königlichen Familie einige zarte und möglichst sanfte Gesänge vorzutragen. Sobald der König die wunderbare Stimme des Sängers vernahm, schien er anfangs bestürzt und bald bemächtigte sich seines Herzens eine eigenthümliche Bewegung. Am Ende des zweiten Gesanges ließ er Farinelli zu sich rufen, überhäufte ihn mit Lob und bat ihn um ein drittes Lied, worin der Sänger den ganzen Zauber seiner Stimme und seiner Geschicklichkeit entfaltete. Von dieser Zeit an wohnte Farinelli in der Nähe des Königs, der in Kurzem durch den mächtigen Einfluß der Musik hergestellt war, so daß er sich den Staatsgeschäften wieder widmen konnte. Der gutmüthige Ferdinand VI., der zweite Sohn Philipp's V., zeigte bald nach seiner Thronbesteigung, daß die geistige Störung seines Vaters auf ihn übergegangen war. Einsam in seine Zimmer eingeschlossen, ließ er sich bisweilen kaum bewegen, die Königin zu empfangen und auf deren inständiges Bitten die mehrere Wochen lang getragene Leibwäsche zu wechseln oder sich barbiren zu lassen. Alle möglichen Mittel wurden angewendet, diesen krankhaften Zustand des Königs zu beseitigen; da jedoch keines derselben die gehoffte Besserung brachte, so nahm man endlich seine Zuflucht abermals zur Musik. Farinelli wurde herbeigerufen und seine bezaubernde Stimme gewann einen solchen Einfluß auf den König, daß derselbe in kurzer Zeit völlig gesund war.

Die Musik bietet demnach der Heilkunst ganz vortreffliche Hilfsmittel, durch deren Anwendung man schon ausgezeichnete Erfolge beobachtete. Deshalb benutzte man dieselbe auch beim Einbruch mancher Epidemien, um die Bewohner der befallenen Ortschaften gleichsam zu ermuthigen; weiß man doch schon lange, daß die Furcht vor einem Uebel oft weit gefährlicher ist, als das Uebel selbst. Am merkwürdigsten aber zeigte sich der Einfluß der Musik zur Zeit der epidemisch auftretenden Taranteltänze. Mit dem Namen Tarantismus oder Taranteltänze bezeichnete man eine Krankheit, die eine geraume Zeit hindurch einen Theil von Südeuropa in Schrecken hielt und die man dem Biß der Tarantelspinne (Lycosa tarantula) Schuld gab. Der Ton musikalischer Instrumente, besonders der Flöte und Guitarre, verschaffte dem Kranken große Erleichterung. Durch den Einfluß dieser Instrumente schienen sie nach und nach aus einem magischen Schlummer zu erwachen, worauf sie anfingen, sich langsam zu bewegen, bis

sie das Tempo beschleunigten und zuletzt in einen leidenschaftlichen, rasenden Tanz hineingerissen wurden. Die Zahl der Tarantel-tänzer war bisweilen so groß, daß zu gewissen Zeiten große musikalische Aufführungen veranstaltet wurden, nach denen diese Aermsten ihre leidenschaftlichen Tänze aufführten. Waren doch diese Tänze das einzige Mittel, das man kannte, ihnen Linderung zu verschaffen. Die Musik durfte jedoch nicht einen Augenblick unterbrochen werden, wenn die Kranken nicht den heftigsten Anfällen preisgegeben werden sollten.

Wir Alle haben an uns selbst empfunden, wie mächtig die Musik auf unser inneres Leben einzuwirken, uns bald heiter und muthig, bald düster und wehmüthig zu stimmen vermag. Nicht blos unsere Bewegungen folgen dem Tact und Rhythmus der Musik mit unwiderstehlichem Drange, sondern auch der Kreislauf des Blutes und der Puls, das Athmen und die Wärmebildung beleben sich gleichfalls unter dem Eindruck einer aufregenden Musik. Bei Manchem soll sogar der Appetit dabei zunehmen und die Verdauung besser vor sich gehen. Diese und ähnliche Erfahrungen haben Veranlassung gegeben, mittelst der Musik berechnend auf den Menschen einzuwirken, sei es durch anmuthigen Rundtanz und Tafelmusik, oder durch den kriegerischen Marsch auf dem Schlachtfelde. Selbst die modernen Nervenärzte haben die Musik in ihren Heilplan aufgenommen und wir dürften heute wohl in den meisten Irrenanstalten der civilisirten Welt musikalische Aufführungen antreffen, die bestimmt sind, die Heilungsversuche der Wissenschaft durch die Kunst zu unterstützen. Wie mancher Unglückliche ist dadurch schon gerettet worden und gesund und glücklich in den Schoß seiner Familie wieder zurückgekehrt!

Man betrachtet die Musik im Allgemeinen als den Ausdruck, die Sprache des Gefühls. So sehr wir dieser Annahme auch zustimmen, so ist es doch zweifellos, daß die Musik ebenso die Zahl, das Maß, die Bewegung, ja bestimmte Töne der Natur auszudrücken vermag, ohne irgend ein Gefühl anzuregen. Diese Art Musik wirkt direct nur auf die Intelligenz, die sie begreift, und auf die Organisation, der sie ihre Bewegung mittheilt. Gedenken wir nur der militärischen Märsche oder der nach dem Tact abgemessenen Gesänge der Matrosen und Ruderer, der Arbeiter überhaupt, die oft nur von nichtssagenden Worten oder Silben begleitet sind und nur den Tact und das Maß bezeichnen, die den Organen ihre Bewegung einprägen und dadurch die Arbeit unterstützen. Diese Musik kann das Geräusch der Locomotive, das Geklapper der Mühle, den Galopp des Pferdes, das Geschrei mancher Thiere, den Gesang verschiedener Vögel, das Murmeln des Baches ꝛc. nachahmen; ja es giebt sogar eine sehr gelehrte Musik, die nur zum Geiste spricht und durchaus kein Gefühl ausdrückt, eine Musik, welche die empfindsamsten Personen völlig kalt und ohne jede Gemüthsbewegung läßt. Auch von einer derartigen Musik hat man zu jeder Zeit Gebrauch gemacht. Schon die Wasserschöpfer und Ruderer des Alterthums bedienten sich derselben, um sich ihre ermüdende Arbeit zu erleichtern. Von der Königin Kleopatra zwar wird erzählt, daß sie auf dem Cydnus in einem kostbaren Fahrzeug dahin segelte, dessen Ruder sich nach dem Tacte der Flötentöne, mit denen sich die der Leiern und Schalmeien verbanden, in Bewegung setzten. Die armen Schiffer aber, die mit ihren schwer belasteten Schiffen den Nilstrom aufwärts ruderten, stimmten eintönige Gesänge an, nach deren Tact sie ihre Bewegungen regelten. Wenn man in der Geschichte des früheren Alterthums von den ausgeführten Riesenbauten und den gewaltigen Steinblöcken vernimmt, die aus ungeheuren Felsenmassen herausgebrochen und viele Meilen weit fortgeschafft wurden zu einer Zeit, wo die Physik und Mechanik doch lange nicht ihre gegenwärtige hohe Entwickelung erreicht hatten, so ist man zu der Annahme genöthigt, daß die Macht jener rhythmischen Gesänge, die gleichzeitig auf zahlreiche Sklaven einwirkten, einen großen Antheil an der Verwirklichung dieser Wunder von Geduld und Willenskraft gehabt hat. Und fast überall hat man die Traditionen fortgepflanzt; in allen Häfen der Welt hört man die Matrosen im Tact nach dem eintönigen Laut von Silben arbeiten, die nur der Ausdruck der Bewegung und des Maßes sind. Diese tactmäßige Bewegung vermehrt ihre Kräfte; mögen sie die schwere Ankerkette schleppen, um das Schiff zu befestigen, oder mögen sie die Braßleinen ihrer Segel anziehen. Immer vernehmen wir jene rhythmischen Laute, durch die sie sich ihre Arbeit erleichtern. Und können wir diese Art Musik nicht auch bei uns angewendet sehen, wenn die Arbeiter Rost legen und starke Pfähle in den sumpfigen Boden rammen, um darauf große Bauten auszuführen? Wenn ein Regiment Soldaten nach dem Tact eines Marsches an uns vorüberzieht, können wir uns leicht überzeugen, wie mächtig diese Musik auf unsere Bewegungsnerven einwirkt. Jedermann fühlt sich — wenn vielleicht auch unbewußt — mit fortgerissen, sich nach demselben Tact in Bewegung zu setzen. Die Vorübergehenden nehmen ganz instinctiv denselben Schritt an, und Jung und Alt vermag kaum zu widerstehen, die Truppe in der nämlichen Bewegungsart eine Strecke zu begleiten. Die gleiche Wirkung kann wie bei den Menschen so auch bei den Thieren durch das einfachste Instrument hervorgerufen werden. Wer hätte noch nicht beobachtet, wie der Tanzbär nach dem Tact einer alten Trommel auf seinen Hinterbeinen herum humpelt? Oder wie die Pferde eines Circus dem Publicum nach dem Rhythmus der Musik eine Quadrille vortanzen? Selbst das unter schwerer Last durch die Wüste schreitende Kameel fühlt sich angespornt, seine Schritte dem Tacte des von seinem Führer angestimmten Marsches anzupassen. Und diese Macht verdankt die Musik, selbst wenn sie noch so schlecht ist, nur ihrem Rhythmus, ihrem Tact, in den sie selbst den Erschöpften hineinzuziehen vermag. Besuchen wir dagegen einen Concertsaal, in welchem sich eine auserlesene Gesellschaft versammelt hat, um andachtsvoll den Compositionen eines Mozart, Haydn, Beethoven, Weber und anderer großer Meister zu lauschen, — welch auffallenden Unterschied zeigt uns diese Musik hinsichtlich ihrer Wirkung! Bewegungslos verharrt die ganze Gesellschaft in tiefster Ruhe, obgleich sich Jedermann schon durch das Vorspiel wie von einem Zauberstabe berührt fühlt. Mit jedem folgenden Stück wächst die Gemüthsbewegung und bald glänzen in vielen Augen zerdrückte Wasserperlen, die uns die tiefen Empfindungen verrathen, die sich der Versammlung bemächtigen. — Diese Musik war auf das Gemüth berechnet und entfaltet auch in dieser Richtung ihre volle Macht.

Aus Vorstehendem ersehen wir nun, daß es eine Musik giebt, die besonders auf die Bewegungsnerven wirkt, sowie es auch eine solche Musik giebt, die namentlich auf die Empfindungsnerven, auf das Gemüth einwirkt. In den meisten Fällen jedoch übt die Musik ihren Einfluß auf beide Gebiete zugleich aus, wie uns dies ein feuriger Kriegsmarsch am deutlichsten erkennen läßt. Woher aber kommt dieser mächtige Eindruck, den die Musik auf uns hervorbringt? Durch welche geheime Verwandtschaft können Töne in Bewegung setzen, Leidenschaften wachrufen oder auch besänftigen? „Die Musik ist ein Sinnbild der Bewegung," sagt Prof. Radau, „oder vielmehr sie ist selbst Bewegung. Sie wendet regelmäßig abgestufte Töne an, zwischen denen die Stimme nach der Willkür des Tonsetzers sich auf und ab bewegt. Indem er die Noten verlängert oder verkürzt, dieselben in Bezug auf Rhythmus und melodische Tonfolge verschiedenartig anordnet, gelingt es ihm, alle Schattirungen der Bewegung, jede Art des Fortschritts, von der schläfrigen Trägheit des Wassers, das sich im Sande verliert, bis zu dem brausenden Ungestüm des Felsbachs aufs Feinste auszudrücken. Es wirken nun aber die Töne direct auf unser Nervensystem, indem sie die Fibern der Empfindungsnerven in Mitschwingung versetzen, und rufen auf diese Weise die Stimmung hervor, welche der von der Musik ausgedrückten Bewegungsart entspricht. Den Frohsinn charakterisirt ein leichter, munterer Gang, den Ernst ein feierliches Fortschweben, den Zorn ein stoßweises, heftiges Auftreten. Diese verschiedenen Merkmale kommen ebensowohl den Bewegungen unsers Körpers, als dem Vortrag und der Gedankenbewegung zu; dies Alles hängt eng zusammen, und in dieser Wechselbeziehung der Sinneseindrücke, der Seelenzustände und Willensäußerungen liegt eben der Grund des Einflusses, den die Musik auf die lebenden Wesen übt." Diese Erklärung des mächtigen Einflusses der Musik ist schon Aristoteles nicht entgangen, wenn er sagt: „Warum passen die Rhythmen und die Melodien, die doch nur Schall sind, sich den Gemüthszuständen an? Etwa weil sie Bewegung sind, wie die Handlungen? Schon die darin liegende Energie beruht auf einer Stimmung und erzeugt eine Stimmung." Ist denn aber das Wort Stimmung nicht von der Musik entnommen und auf Zustände unserer Seele übertragen, um dadurch diejenigen Eigenthümlichkeiten der Seelenzustände zu bezeichnen, die durch Musik darstellbar sind? Seit mehr als 2000 Jahren hat man den Einfluß der Musik auf den Menschen zu erklären versucht, hatte man doch überall erkannt, daß jede Melodie, jedes Musikstück in allen Hörern zugleich ähnliche Gedanken oder Gefühle wachzurufen vermag. Lange jedoch währte es, ehe man das Gesetz entdeckte, nach welchem sich diese eigenthümliche Uebertragung vollzieht. Wir wissen heute (vergl. W. B. 1895 Nr. 1), wie das Gähnen, das Lachen und Weinen

sowie noch verschiedene andere Erscheinungen auf gewissen Nervenbewegungen beruhen, die sich nach außen fortpflanzen und im Gehirn Anderer dieselben Bewegungen veranlassen. Die Musik bietet uns Gelegenheit zu denselben Beobachtungen. Läßt sich z. B. ein langsamer, feierlicher Marsch vernehmen, so theilt sich die Gehirnbewegung des Vortragenden sofort dem Gehirn der Hörer mit und bestimmt sie, derselben Bewegung zu folgen. Wenn aber diesem langsamen Marsch ein rascherer folgt, so wird er bei allen Hörern dieselbe beschleunigte Bewegung erzeugen. Ebenso wird ein heiterer, fröhlicher Gesang augenblicklich von Allen begriffen, die ihn hören, und versetzt sie in die nämliche Stimmung, wie ein klagender Trauergesang die entgegengesetzte Wirkung hervorruft. Alle diese und unzählige ähnliche Thatsachen sind überall und zu allen Zeiten beobachtet worden. Sie bestätigen aufs Neue das so bedeutungsvolle Gesetz der Uebertragung gewisser Nervenbewegungen, dem zufolge die nämlichen Gedanken oder Empfindungen, die den Tonkünstler im Augenblick der Entwickelung seines Schöpfungswerkes durchdrangen, auch auf die Hörer übertragen werden. Die Musik ist demnach, wenn man sich ihrem Einfluß überläßt, wie eine zweite Seele, die sich unser bemächtigt und uns abwechselnd ihre Ruhe und ihren Eifer, ihre Freude oder Trauer einflößt. Sie spornt an und beruhigt; mit unwiderstehlicher Gewalt reißt sie mit fort wie die Poesie und die Beredtsamkeit. Doch ist sie in der Hand des Menschen auch wie jene ein zweischneidig Schwert, indem sie zum Guten wie zum Bösen verwendet werden kann. Alle unsere Gedanken aber, mögen sie schnell oder langsam sich bewegen, mögen sie ruhe- und ziellos in ängstlicher Aufregung herumirren oder mit Bestimmtheit und Energie ein fortgesetztes Ziel ergreifen, mögen sie sich behaglich in angenehmen Phantasien herumtreiben lassen oder, an eine traurige Erinnerung gebannt, langsam und schwerfällig von der Stelle rücken, können durch die melodische Bewegung der Töne nachgeahmt und ausgedrückt werden. So zaubert uns die Musik gleichsam eine unkörperliche, nur aus rhythmischen Bewegungen und Empfindungen bestehende Welt vor, in die wir uns gern auf kurze Zeit versenken, der am Körper haftenden Erdenschwere vergessen und uns ganz dem magischen Einflusse der mächtigsten der Künste überlassen. L. Haschert.

Bücherbesprechungen.

— Die Stellung des modernen Staates zur Religion und Kirche. Vortrag, gehalten in der Gehe-Stiftung zu Dresden am 10. November 1894 von Professor Dr. Karl Rieker in Leipzig. Dresden, v. Zahn u. Jaensch. 26 S. 8. 1 ℳ. — Der Verfasser behandelt das gestellte Thema vorzugsweise vom geschichtlichen Standpunkte aus, indem er in streng objectiver Weise die thatsächliche Entwicklung des Verhältnisses zwischen dem modernen Staate und der Kirche oder richtiger der christlichen Kirche und sonstigen Religionsgesellschaften vom Ausgange des vorigen Jahrhunderts an bis zur Gegenwart verfolgt und in klaren bestimmten Zügen die wesentlichsten Phasen dieser Entwicklung kennzeichnet. Obwohl er hierbei die deutschen Verhältnisse in erster Linie berücksichtigt, so werden doch auch die übrigen Culturstaaten der alten und neuen Welt zum Vergleiche herangezogen, und hierbei in überraschender Weise eine wesentliche Uebereinstimmung des Entwicklungsganges sowohl wie der in der Jetztzeit gewonnenen Resultate desselben mit den entsprechenden Verhältnissen und Zuständen in Deutschland constatirt. Rieker unterscheidet drei Hauptabschnitte der Entwicklung, von denen der erste bis an den Ausgang des vorigen oder den Anfang dieses Jahrhunderts, der zweite von da bis etwa zum Jahre 1848 und der dritte von da bis zur Gegenwart sich erstreckt. In der ersten Periode herrscht noch der confessionell-geschlossene Staat. In der zweiten tritt an dessen Stelle der paritätisch-christliche Staat. Die dritte endlich wird dadurch charakterisirt, daß sie als Ideal die vollständige Trennung von Staat und Kirche hinstellt. Der Verfasser zeigt in ausführlicher Darlegung, inwieweit dieses Ideal in der modernen Gesetzgebung erreicht worden ist. Er läßt hierbei erkennen, daß wir demselben schon sehr nahe gekommen sind, aber er betont auch auf der anderen Seite, daß weder in Deutschland noch in andern Culturstaaten, selbst in denjenigen, die man meist als die fortgeschrittensten auf der Bahn der modernen Freiheitsentwicklung ansieht, dieses Ideal bis jetzt vollkommen zur Verwirklichung gelangt ist, und giebt der Ueberzeugung Ausdruck, daß, wenn auch der heutige Rechtszustand an gewissen Halbheiten leidet und eine strenge Durchführung des Princips im Verhältniß des modernen Staates zur Kirche vermissen läßt, doch gerade in diesem Verhalten unserer Staaten, daß sie einerseits „die segensreichen Errungenschaften moderner Gewissensfreiheit sich aneignen“ und andererseits „das ehrwürdige Erbe der Väter, den Schutz und die Pflege der christlichen Religion, festhalten“, die „beste Bürgschaft für das Blühen und Gedeihen unseres Vaterlandes“ zu erblicken sei. Deshalb warnt er davor, das Band, das auch den modernen Staat mit der Religion und Kirche verknüpft, noch weiter zu lockern. In der Religion sieht er mit Recht die geistige Großmacht, durch die allein die Wurzel der heutigen Umsturzbewegung vernichtet werden könne, und deshalb müsse der Kampf gegen jene Richtung zugleich ein Kampf für die Religion sein. Wir stimmen hierin, wie auch in seinen sonstigen Feststellungen dem geehrten Verfasser in der Hauptsache zu und können überhaupt die kleine Schrift nur angelegentlichst der Beachtung empfehlen. Der Verlagshandlung aber möchten wir auch an dieser Stelle dafür Dank sagen, daß sie durch ihre Publication der in der Dresdner Gehe-Stiftung gehaltenen Vorträge dem Wunsche des edlen Stifters, Bildung und Aufklärung namentlich über politische und wirthschaftliche Fragen durch das von ihm ins Leben gerufene Institut weitesten Kreisen zugänglich zu machen, zu weiterer Verwirklichung verhilft. ⁂

— Der deutsche Student am Ende des XIX. Jahrhunderts. Vorlesungen, gehalten im Wintersemester 1894/95 an der Kaiser Wilhelm-Universität zu Straßburg von Dr. Theobald Ziegler, Professor der Philosophie. G. J. Göschen'sche Verlagshandlung in Stuttgart. In feinem Umschlag 3 ℳ 50 ₰. — Während in früherer Zeit das akademische Leben und Studium nicht selten von Universitätsprofessoren, wie z. B. von Christian Thomasius und J. Ed. Erdmann, zum Gegenstand besonderer Vorlesungen gemacht wurde, ist dies in neuerer Zeit weniger der Fall gewesen und jedenfalls ist die Art und Weise, wie Theobald Ziegler dieses Thema in den vorliegenden Vorträgen behandelt hat, neu und originell. Das Leben unserer akademischen Jugend wird hier von einem ihrer Lehrer mit einer geradezu verblüffenden Offenherzigkeit vor das Forum der Oeffentlichkeit gezogen. Es werden hierbei höchst interne Einzelheiten und heikle Fragen berührt. Der Vortragende verräth genaue Kenntniß von Dingen, die er als akademischer Professor officiell nicht wissen durfte und die Andere discret ignoriren, und fällt hierüber zum Theil Urtheile, die von dem üblichen Canon der Studien- und Disciplinarordnungen unserer Hochschule in nicht geringem Grade abweichen. Aber seine Ausführungen sind nicht allein höchst geistreich, sondern sie treffen auch unserer Meinung nach in vielen Fällen das Richtige, nicht nur was die Wiedergabe der thatsächlichen Zustände, sondern auch, was deren mögliche und wünschenswerthe Verbesserung betrifft. Den Reichthum der behandelten Stoffe läßt eine Uebersicht der den einzelnen Vorlesungen gegebenen Ueberschriften erkennen. Die erste Hälfte derselben behandelt das Leben des deutschen Studenten und bespricht im Einzelnen folgende Themata: Die akademische Freiheit; die akademische Ehre und das Trinken; die akademische Ehre und die Prostitution; die akademische Ehre und das über die Verhältnisse leben, sowie das Stipendienwesen; die akademische Ehre: Mensur, Duell, Verruf; die studentischen Verbindungen; der Student und die Politik; das Einjährig-Freiwilligen-Jahr; der Student und die sociale Frage; sociale Bethätigung der Studenten; die geselligen Beziehungen des Studenten nach außen. Die zweite Hälfte der Vorträge beschäftigt sich mit dem akademischen Studium. Die Stichworte für dieselben sind folgende: Die Motive des Studirens; die Aufgabe der Universität: Wissenschaft, Beruf, allgemeine Bildung; die studentische Weltanschauung: Verhältniß des Studenten zu Religion und Kirche, zu Kunst und Literatur, studentischer Idealismus; Student und Professor: Collegienhonorare, Vorlesungen und Seminarübungen, Ferien, schriftliche Arbeiten; Promotion und Staatsprüfung. Der uns zugemessene Raum gestattet nicht auf die Einzelheiten dieses reichen Inhaltes näher einzugehen. Nur einige Proben daraus mitzutheilen, sei uns zur Charakterisirung des Ganzen gestattet. Wir haben oben bereits hervorgehoben, mit welcher ungeschminkten Wahrhaftigkeit der Verfasser die Dinge bei ihrem richtigen Namen nennt und mit welcher Sicherheit sein Urtheil den Nagel auf den Kopf zu treffen

weiß. So beruht es auf einer ebenso richtigen wie feinen Beobachtung, wenn in dem vom Verbindungswesen handelnden Capitel behauptet wird, daß nicht nur die rasche Einwurzelung des Parlamentarismus in Deutschland mit der parlamentarischen Schulung in den studentischen Corporationen zusammen gehangen habe, sondern daß auch umgekehrt in unserm deutschen Parlamentarismus viel vom studentischen Leben stecke, ja daß die übertriebene Ausprägung des Fractionswesens zum Theil auf Reminiscenzen an das studentische Corporationswesen beruhe. Verfasser dieser Zeilen hat selbst einen ähnlichen Eindruck gewonnen. Wenn die einzelnen Fractionen sich Abends auf ihrer „Stammkneipe“ versammeln, über die Ergebnisse der heutigen und die Aussichten der morgenden Sitzungen berathen, die Redner aus der Mitte der Fraction für letztere feststellen, das erste Auftreten eines parlamentarischen Neulings vorbereiten, nach Befinden mit befreundeten Fractionen durch Abordnungen auf deren abendliche „Stammkneipe“ in Vernehmen treten, so erinnert alles Dies in der That lebhaft an das ähnliche Treiben der studentischen Verbindungen. Ein andres Beispiel dafür, mit welchem Scharfblick Ziegler die wahre Natur der Dinge durchschaut und mit welcher rücksichtsloser Offenheit er das Erkannte bekennt, finden wir darin, wenn er in dem Abschnitt über Mensur und Duell ausdrücklich constatirt, daß es in der That nicht immer ehrenhafte — sittliche oder religiöse oder ästhetische — Gründe sind, die zur Ablehnung des studentischen Duells führen, sondern daß Mancher thatsächlich doch aus Mangel an physischem Muth die Satisfaction mit dem Schläger verweigert und sich nur hinter jene principiellen Bedenken zu verstecken und durch sie zu decken sucht. Wie wenig er sich überhaupt scheut, einer auf Autoritäten gestützten communis opinio entgegenzutreten, das zeigen auch seine Aeußerungen in dem Abschnitt über das Verhältniß des Studenten zur socialen Frage und die sociale Bethätigung des Studenten. Mit Recht macht er darauf aufmerksam, daß von dem Studenten, sobald er von der Hochschule ins Leben hinaustrete, eine Stellungnahme in den socialen Kämpfen der Gegenwart erwartet werde. Eben deshalb aber erklärt er es für verfehlt, wenn man den Studenten auf der Universität „verwehren wolle, jede Gelegenheit zu benützen und sich selbst Gelegenheiten zu schaffen, um die socialen Zustände der Gegenwart kennen zu lernen, sich bekannt zu machen und sich belehren zu lassen“. „Hinein ins Wasser, d. i. ins Leben!“ ruft er den Studenten zu, „und hier die Augen auf, die Herzen auf, die Köpfe auf! Wer Ihnen räth, dafür lieber auch in Gedanken und Unterhaltungen die Fragen der Zeit den Aelteren zu überlassen, und Sie zu den inzwischen glücklich verwirklichten Idealen der fünfziger Jahre zurückrufen möchte, der bietet Ihnen Steine statt Brod und versteht Sie nicht.“ Wie schon das letzte Citat zeigt, verbindet sich bei dem Verfasser mit dem scharf urtheilenden Verstande zugleich ein warmfühlendes Herz. Die Rathschläge, die er der studirenden Jugend für ihre akademische Laufbahn, wie für ihr späteres Leben als getreuer Eckhart in den Blättern des vorliegenden Buches ertheilt, sind im Großen und Ganzen auch deshalb besonders beherzigenswerth, weil er die innere und äußere Lage der Studenten, den Stand ihrer intellectuellen und sittlichen Entwickelung und die daraus entspringenden Bedürfnisse, Neigungen und Strebungen nicht nur sehr genau kennt und richtig beurtheilt, sondern auch gerecht würdigt und liebevoll berücksichtigt. So erscheint uns denn das vorliegende Buch recht zu einem Vademecum geeignet, das ein sorgender Vater seinem studirenden Sohne auf den Weg mitgiebt, wie es andererseits allen Denen, die sich über das akademische Leben und Treiben der Jetztzeit in Ermangelung eigener Anschauung von dritter Seite Aufklärung verschaffen wollen, als Auskunftsquelle empfohlen werden kann. ***

— Deutscher Volksspiegel. Gedichte aus deutscher Sage und Geschichte von August Schüler. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, 1895. Buchhandlung der „Deutschen Lehrer-Zeitung“ (Fr. Zillessen). Preis geheftet 2 ℳ 40 ₰, gebunden 3 ℳ — Der treuherzige Ton der volksthümlichen Ballade, den die meisten der in dieser Sammlung vereinigten Gedichte anschlagen, läßt sie namentlich geeignet erscheinen, zur Belebung des deutschen und des Geschichtsunterrichts zu dienen. Auch für den Vortrag an vaterländischen Festen sind sie zu empfehlen. Es wird mancher Lehrer froh sein, für diesen Zweck einmal etwas Neues zu haben. Denn so mächtig auch Geibel's Kriegs- und Siegeslieder uns an's Herz greifen, und so gewaltig auch Treitschke's Sang vom schwarzen Adler daherrauscht, man hat sie doch nun schon zu oft gehört, als daß sie noch ihre volle Wirkung üben könnten. An süßem Wohllaut der Sprache kann sich nun zwar Schüler mit Geibel nicht messen, und an die Wucht des Treitschke'schen Pathos reicht er auch nicht hinan. Aber seine Verse verrathen echte patriotische Empfindung, sie fließen unverkennbar aus einem guten deutschen Herzen, es ist Kraft und Saft darin. Manches hat mich an die besten Balladen von Theodor Fontane erinnert. Die Stoffe ragen in die alte Heidenzeit hinauf und bis in die Tage der jüngsten Vergangenheit herein (S. 214 Kaiser Wilhelm's II. Meerfahrt im Juli 1888). Schul- und Volksbibliotheken, Krieger- und Jünglingsvereinen wird der „Deutsche Volksspiegel“ willkommen sein. Die großen Tage von 1870/71 hat der Dichter, der jetzt Oberpfarrer in Kremmen in der Provinz Brandenburg ist, selbst in Feindesland (als Feldprediger der IV. Reserve-Division) miterlebt. Sein Buch ist eine werthvolle Jubelgabe zur Vierteljahrhundertfeier des neuen Deutschen Reichs. R. B.

— Nienstaedt, Das russische Eisenbahnnetz zur deutsch-österreichischen Grenze in seiner Bedeutung für einen Krieg. Mit einer Karte. Leipzig, Zuckschwerdt & Möschke. 1 ℳ — Kurz, aber erschöpfend bringt das Werkchen die wesentlichsten Momente zur Darstellung, welche die Bedeutung eines Bahnnetzes für den Krieg bedingen. Die Schlußfolgerung gipfelt in dem Satz: das russische Bahnnetz begünstigt nur eine Offensive gegen Oesterreich; Deutschland gegenüber läßt es die russische Defensive östlich der Weichsel vermuthen. In ruhig sachlicher Weise wird die Inferiorität des russischen Bahnnetzes gegenüber demjenigen seiner westlichen Nachbarn nachgewiesen, ein Verdienst gegenüber der übertriebenen Schätzung russischer Kriegsvorbereitungen, welche sich — sehr zur Stärkung russischer Kriegsgelüste — in den letzten Jahren in der deutschen Militärliteratur geltend gemacht hat. y.

— Nutzbringende Milchwirthschaft im Groß- und Kleinbetriebe von Dr. Hermann Hucho, Privatdocent an der Universität Leipzig. Verlag von Paul Parey, Berlin 1895. — Das Buch handelt nicht im gewöhnlichen Sinne von der Milchwirthschaft und dem technischen Betriebe derselben, wie die bekannten Bücher von Kirchner, Fleischmann und Anderen, vielmehr verfolgt der Autor den Zweck, die wirthschaftliche Seite der Milchproduction und Milchverwerthung zur Darstellung zu bringen und die ökonomischen Grundsätze für die Gestaltung der Milchwirthschaft abzuleiten. Von der Betrachtung der Entstehung und der Beschaffenheit der Milch ausgehend, bespricht Verfasser die natürlichen Einflüsse auf die Milchergiebigkeit und deren Regelung, erörtert die Feststellung der Milchmengen und der Qualität und die Abweichungen von der normalen Beschaffenheit, wobei er zugleich die Mittel angiebt, die sogenannten Milchfehler zu vermeiden. Nach diesen einführenden Betrachtungen werden die Viehhaltung in ihren Beziehungen zur Milchproduction und ihre Leistungen besprochen; dabei werden die individuellen und Rasseeigenschaften der Milchthiere behandelt und überhaupt der wirthschaftliche Werth der Milchviehhaltung erwogen. Auch hierbei vermeidet es der Verfasser, in die Einzelnheiten der wissenschaftlichen und praktischen Grundsätze und Regeln der Zucht und Haltung der Milchthiere einzugehen, ganz entsprechend der gestellten Aufgabe, die wirthschaftlichen Interessen der Rindviehzucht und der Milchwirthschaft in Einklang zu bringen und so ein Bindeglied zwischen diesen beiden Disciplinen herzustellen. Der dritte und Haupttheil behandelt sodann die Verwerthung der Milch im directen Verkauf und in den verschiedenen Arten der Verarbeitung. Das Verfahren des Entrahmens, der Verbutterung, der Käsebereitung wird unter Erwägung ihres wirthschaftlichen Werthes klargelegt, und es werden die Bedingungen festgestellt, unter denen bald dieses bald jenes Verfahren berechtigt ist und den größten Reinertrag gewährt. Durch Mittheilung einer großen Zahl Berechnungen, den verschiedensten milchwirthschaftlichen Verhältnissen entnommen, sind die entwickelten Grundsätze und Regeln erhärtet. So bietet das Buch eine Fülle von Anregung und Belehrung und weist dem Leser den Weg, auf dem er zur Entscheidung der wichtigsten Frage gelange, in welcher Form der Milchverwerthung er die größte Rentabilität der Milchwirthschaft erzielen könne. Das Buch enthält gewissermaßen eine „Betriebslehre des Molkereiwesens“, wie sie bisher die Literatur noch nicht aufwies. In der systematischen Zusammenfassung der Grundsätze der wirthschaftlichen Organisation des Molkereiwesens wird Jeder, der vor die Aufgabe gestellt ist, eine Neueinrichtung des milchwirthschaftlichen Betriebes vorzunehmen oder ein altes, unzweckmäßiges Verfahren umzugestalten, den nöthigen Rath und Anleitung finden. Sst.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 94. Donnerstag, den 8. August. 1895.

Aus einer alten Chronik.

Von A. R. Harzen-Müller. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

„Sit honor antiquitati et fabulis quoque."
Plinius.

Jüngst spielte mir der Zufall eine alte „Chronica der Freyen Reichs-Statt Speyer" in die Hände, die mich allein deshalb interessirte, weil ich vor einigen Jahren „das heiligste und andächtigste" aller an der Pfaffengasse gelegenen Bisthümer besucht und mich mit den dort so reichlich vorhandenen Schätzen einer großen Vergangenheit vertraut gemacht hatte. Diese „Speyrische Chronick" beginnt mit der Erzählung von der Gründung der Augusta Nemetum durch die Römer und schließt mit der Aufzählung der verschiedensten Ereignisse, welche in die Regierungszeit des Kaisers Friedrich III. fielen; sie beschränkt sich aber keineswegs auf die Angelegenheiten der Stadt Speyer allein, sie zieht auch manche Geschehnisse des weiten römischen Reiches deutscher Nation, ja sogar außerdeutsche, in den Kreis ihrer Betrachtung und wird so aus einer Stadtchronik zu einer Reichschronik. Ich will hier nicht von dem Bau des herrlichen romanischen Domes erzählen, in dem nicht weniger als acht deutsche Kaiser ihre letzte Ruhestätte gefunden haben, nicht von den Sitzungen und langwierigen Prozessen des Reichskammergerichts, von denen ein witziges Wortspiel sagte: „Spirae spirare processus numquam exspirare!", auch nicht von den Beschlüssen der vielen Reichstage, welche in dem zum Theil noch erhaltenen bischöflichen „Palaste Retscher" abgehalten worden sind; ich will die ernste Geschichte und die hohe Politik hier ganz aus dem Spiele lassen und allerlei Buntes aus dem Leben der altehrwürdigen Reichsstadt und aus der Zeit des alten deutschen Kaiserreiches in kaleidoskopischer Mannigfaltigkeit, nur chronologisch geordnet, mittheilen.

Zur Zeit als die Merovinger im Frankenreiche regierten, hatten sich die deutsche und die fränkische Sprache so scharf von einander geschieden, daß der gemeine germanische den gemeinen romanischen Mann weder verstehen, noch der eine die Sprache des andern reden konnte. Damals lebte in der altberühmten Benedictinerabtei St. Gallen ein Decan Ekkehard, dessen Mildthätigkeit und Güte gegen Kranke und Arme so groß war, daß er eigens einen Mann dazu angestellt hatte, die Bedürftigen, welche im Kloster vorsprachen, zu baden und zu pflegen und mit Kleidung und Speise zu versehen. Einst wurde ein kranker und lahmer Franzose auf einem Karren in's Kloster gefahren, und alsbald nahm sich der Bader seiner an, um ihn zu baden und zu pflegen. Als der Fremde nun in ein warmes Bad gesetzt wurde, sagte er: cald, cald est!" Da verstand der Bader, es sei dem Franzosen noch nicht warm genug, lief zum Kessel und goß noch heißes Wasser in das Bad, worauf der Franzose wieder rief: „Ei ami, cald est, cald est!" Nun wurde es aber dem Bader zu toll, er fachte das Feuer zu neuer Gluth an und schüttete dann das siedend heiße Wasser in's Bad; da sprang der Fremde mit einem Satze aus der Wanne heraus, vergaß plötzlich seine Lahmheit und eilte der Thüre zu, um zu verschwinden, hinter ihm her der Bader, mit einem Stücke Brennholz auf den Betrüger losschlagend. Auf den Lärm hin erschien auch der Decan, forderte die Beiden vor sich und hielt ihnen eine tüchtige Strafpredigt. Ihr Mißverständniß aber klärte sich dahin auf, daß der Franzose in seiner Sprache: „calidum est"! d. h. „es ist warm!" gerufen, der Deutsche aber in seiner Sprache „es ist kalt!" verstanden hatte; deshalb hatte dieser dem Franzosen das Bad derartig geheizt, daß ihm nicht nur Hören und Sehen, sondern auch die Lahmheit für immer vergangen war! —

Im Jahre 938 führte Kaiser Otto I., der Große, Krieg gegen den Lothringerherzog Giselbert und eroberte Straßburg, belagerte aber das feste Schloß Eberstein schon lange Zeit vergeblich. Da rieth ihm einer seiner Großen zu einer List: man solle ein großes Turnierfest nach Speyer ausschreiben, wohin dann die ritterlichen Grafen von Eberstein jedenfalls auch kommen würden; in ihrer Abwesenheit würde es nicht schwer halten, das herrenlose Schloß zu erstürmen und die führerlosen Vertheidiger niederzumachen. Der Kaiser billigte diesen Plan, und Alles schien so zu kommen, wie man es angenommen hatte. Wirklich fanden sich drei Grafen von Eberstein zu den Festlichkeiten in Speyer ein und wurden auf dem Balle, der am ersten Abend stattfand, vor allen anderen Gästen mit Liebenswürdigkeiten seitens des Kaisers und seines Gefolges überschüttet. Zufälligerweise hatte auch eine edle Jungfrau von dem listigen Anschlage gegen die Ebersteiner gehört, und während des Tanzens theilte sie dem einen der Grafen Alles heimlich mit. Nach dem Balle beriethen die drei Grafen miteinander und beschlossen sofort heimzureiten nach ihrem gefährdeten Schlosse; um aber ja keinen Verdacht zu geben, boten sie zuvor hundert Goldgulden aus, um die sie morgen mit Demjenigen, der sich dazu melden würde, turnieren wollten. Dann ritten sie noch in derselben Nacht aus der Stadt und warfen sich in ihre Burg, wo sie Alles so vorfanden, wie das Fräulein gesagt hatte: die kaiserlichen hatten das Schloß Tag und Nacht mit so großer Wucht berannt, daß es nahe daran war, sich zu ergeben. Als nun am anderen Tage die Ebersteiner bei dem Turniere fehlten, da merkte der Kaiser, daß die List nicht geglückt war; weil er sich dessen schämte und nicht noch mehr Zeit und Leute bei der Belagerung der Feste verlieren wollte, zog er es vor, sich mit den Grafen auszusöhnen und sie sich zu Freunden zu gewinnen: deshalb gab er seine Schwester Hedwig dem jüngsten der Grafen, Eberhard v. Eberstein, zur Gemahlin. Diese Erzählung liegt der bekannten Ballade Uhland's „Graf Eberstein" zu Grunde; der Dichter läßt aber jenes edle Fräulein, welches den Plan des Kaisers dem Grafen beim Tanzen heimlich zuflüstert, „des Kaisers holdseliges Töchterlein" selber sein, und diese Tochter des Kaisers wird dann auch die Gemahlin des Grafen. Uhland's köstliche Ballade ist mehrfach componirt worden, z. B. von C. Decker (opus 3) und von dem berühmtesten aller Balladen-Componisten, von Carl Loewe; die letztere Composition empfehle ich jedem Musikfreunde und Sänger angelegentlichst. — Auch noch eine zweite Episode, welche ich in der alten Chronik verzeichnet fand, war mir als Loewe'sche Ballade schon bekannt und geläufig; es ist die von Gustav Schwab im Jahre 1830 gedichtete Ballade: „Kaiser Heinrich's Waffenweihe". Die im Jahre 1853 erschienene Loewe'sche Composition (opus 122) trägt merkwürdiger Weise die beiden Ueberschriften: „Kaiser Heinrich's IV. Waffenwacht" und: „Die Waffenweihe Kaiser Heinrich's IV."; abgesehen davon, daß weder die eine noch die andere mit der Ueberschrift des Gedichtes bei Schwab wörtlich übereinstimmt, ist der Held der Ballade gar nicht Kaiser Heinrich IV., sondern Heinrich V.! Diese Druckfehler haben sich jetzt über vierzig Jahre lang erhalten und tauchten erst kürzlich auf dem Programm der Matinée im königlichen Opernhause zu Berlin am 28. October 1894 wieder auf, in der Paul Bulß die von Albert Becker für Orchester eingerichtete Ballade vortrug! Die Chronik berichtet über die „Waffenweihe" des jungen Kaisers Heinrich V. kurz Folgendes: Als er im Jahre 1107 — Kaiser Heinrich IV. war im Jahre zuvor zu Lüttich

gestorben — zu Goslar einen Reichstag abhielt, brach ein furchtbares Gewitter los, und ein Blitz schlug in das Gemach hinab, in dem sich gerade der Kaiser befand; sein rechter Schenkel wurde vom Blitzstrahl getroffen, die Spitze des Schwertes, mit dem er umgürtet war, schmolz ab, und sein Schild wurde versengt. Das Volk aber glaubte, daß „Gott ihm seines gerechten Zorns ein schreckliches Zeichen lassen erscheinen", weil er gegen seinen Vater die Hand erhoben und die Waffen geführt habe. Während also die Chronik den Blitzstrahl und seine Folgen als eine wohlverdiente Strafe für die vielen Vergehen des Kaisers gegen seinen Vater ansieht, spricht der Dichter von einer Weihe der kaiserlichen Waffen durch die Huld Gottes: Gott selber verlieh ihm im Wetter Schild und Schwert, mit denen er in zweiundsechszig Schlachten kämpfen und siegen sollte; der Donner war sein Ritterschlag; und als er starb, da glänzten sonnig und wie neu die geweihten Waffen, „Der Königsjugend strahlend Bild!"

Eine curiose Merkwürdigkeit berichtet die Chronik von der Stadt Heilbronn. Im Jahre 1497 ließ der Rath dieser Stadt in dem nahen See fischen, und dabei wurde ein Hecht gefangen, welcher hinter den Kiemen einen Messingring trug, auf dem man mit vieler Mühe eine griechische Inschrift entzifferte, welche besagte, daß Kaiser Friedrich II. im Jahre 1230 diesen Fisch habe in den See setzen lassen. Wenn man den griechischen Kenntnissen der Heilbronner trauen darf, war der Hecht also 267 Jahre alt, und es war wohl der Mühe werth, ein lebensgroßes Bild dieses bemoosten Burschen nebst dem Ringe unter einem Thore der Stadt anzubringen, damit jeder Fremde sich sofort von dieser Sehenswürdigkeit überzeugen konnte! Hechte werden gewöhnlich nicht so alt, wohl aber Karpfen, die über hundert Jahre alt werden können; einige sollen es bis zu 150 und 170 Jahren, einer sogar, ein historischer Fisch, gezeichnet und „Gabriele" genannt, soll es bis zu 475 Jahren gebracht haben! Er starb am 21. Juli 1872 in einem Teiche bei Chantilly keines natürlichen Todes, sondern im Kampfe mit einem riesigen Hechte! Jedenfalls aber hat dieser Karpfen den besten Beweis für die Wahrheit des Spruches „Gesund wie ein Fisch" glänzend geliefert!

Wilhelm von Holland, der Gegenkönig der Kaiser Friedrich II. und Konrad IV., wurde, als er am Tage der heiligen drei Könige, am sechsten Januar 1248, in Köln weilte, von dem berühmten und gelehrten Dominikaner Albertus Magnus, dessen Kenntnisse in der Physik, Chemie, Mechanik, Philosophie und Theologie ihn bei seinen Zeitgenossen in den Verdacht der Zauberei und der schwarzen Kunst brachten, zu Gaste geladen. Der Mönch empfing den Kaiser und die Großen des Reiches im Garten des Predigerklosters, wo unter freiem Himmel, in tiefem Schnee und bei großer und unleidlicher Kälte eine köstliche Tafel gedeckt stand. Der Kaiser machte gute Miene zum bösen Spiel und setzte sich zu Tische; da wurde plötzlich der Tag warm und heiter wie mitten im Sommer, der Schnee zerschmolz, die schönsten Blumen erblühten und spendeten herrlichen Duft, grünes Gras wuchs empor, die Bäume bedeckten sich mit frischem Laub und trugen Blüthen und Früchte zugleich; auf den Zweigen aber wiegten sich die Vögel und sangen lustige Liedlein in den warmen Sommertag hinein, der die Gäste bald zwang die winterlichen Kleider abzulegen. Niemand konnte entdecken, wer die schönen Speisen kochte, und wo sie zubereitet wurden. Als das Mahl zu Ende ging, da verschwanden die Diener und Aufwärter, die Vögel, das Grün der Bäume, die Blumen und die Gräser, und anstatt der sonnigen Sommerwärme erfüllte Schnee die Luft, bedeckte Eis den Erdboden, sodaß die Gäste schleunigst wieder ihre Winterkleider anzogen und in die Stuben ans wärmende Feuer eilten. Der Kaiser aber beschenkte den Mönch und sein Kloster „umb solchen abendtheuerlichen Kurtzweil willen" mit einigen Gütern und hielt ihn wegen seiner großen Geschicklichkeit stets in hohem Ansehen. — Im Anschlusse an diese unheimliche Geschichte möge die von einer anderen Bewirthung hier gleich folgen, die ebenfalls ein Mönch dem Kaiser Karl IV. zu Theil werden ließ. Der Kaiser lernte einst einen Mönch, einen Schneiderssohn aus Stendal, Namens Theoderich Kagelwidt, kennen, dessen aufgewecktes Wesen und Geistesgegenwart ihm so sehr gefielen, daß er ihn aus dem Kloster Lehnin herausnahm und zum weltlichen Amtmanne eines kaiserlichen Schlosses machte, dessen Besitz allerdings nur klein und dessen Einkünfte nur geringe waren. Als nun der Kaiser auf einer seiner Reisen bei diesem Schlosse vorbeikam, erinnerte er sich des früheren Mönches und beschloß, ihn mit seinem ganzen Gefolge zu überraschen und in Verlegenheit zu setzen wegen der Bewirthung. Was aber that der Amtmann, um die zahlreiche Einquartierung sofort speisen zu können? Er ließ sämmtliche Schweine der in der Nähe liegenden Dörfer zusammentreiben, ihnen die Ohren und Schwänze abschneiden, und diese auf die verschiedenste Art fein zubereiten und auftragen. Als der Kaiser nach beendeter Mahlzeit fragte, warum denn nur Schweins-Ohren und -Schwänze auf die Tafel gebracht worden seien, da antwortete der Amtmann: „Herr Kaiser, so ist's das Schnellste und Billigste gewesen; denn hätte ich die ganzen Thiere erst schlachten und zerlegen müssen, so hätte das viel zu lange gedauert, wäre auch viel zu kostspielig geworden: so haben die Bauern ihre Thiere wieder, und darüber, daß ihre Schweine ohne Ohren und Schwänze sind, werden sie sich bald zu trösten wissen!" Diese Schlagfertigkeit in That und Wort gefiel dem Kaiser, und er verlieh dem Amtmanne eine bessere und reichlicher dotirte Stelle, wo dieser binnen kurzer Zeit seinem kaiserlichen Herrn großen Vortheil schaffen und sich selbst bereichern konnte. Bald kamen mißgünstige Freunde des Amtmannes vor den Kaiser und klagten, daß jener nur auf seinen eigenen Vortheil bedacht sei und Alles in seine Taschen stecke. Der Kaiser glaubte zwar den Ohrenbläsern nicht, entbot aber den Amtmann zu sich zur öffentlichen Rechnungsablage und Rechtfertigung. Voll Zuversicht trat der Amtmann vor den Kaiser hin und sagte: „Euer Majestät haben mich zu Dero Amtmann gemacht, als ich im Vermögen Nichts weiter hatte als meine Kutte und wenige Pfennige; diesen Sack mit Gold hier und alle Vorräthe, die ich während meiner Verwaltung aufgespeichert habe, habe ich für Euer Majestät erspart! Meine Rechnung ist zwar kurz, doch redlich und gut!" Ueber diese That und über diese Rede seines getreuen Amtmannes war der Kaiser so erfreut, daß er ihn sofort zu seinem Oberhofmeister ernannte und später zum Erzbischof von Magdeburg machte, wo er im Jahre 1367 gestorben ist.

Auf einem Reichstage, den Kaiser Rudolf, der Graf von Habsburg, zu Nürnberg hielt, kam ein reicher Kaufmann vor ihn und klagte gegen seinen Herbergswirth: er habe diesem zweihundert Mark zur Aufbewahrung übergeben; als er sie aber zurückgefordert habe, da sei der Wirth ganz erstaunt gewesen und habe Alles in Abrede gestellt! Bald darauf hatten die vornehmsten Bürger Nürnbergs eine Audienz beim Kaiser, und unter ihnen befand sich auch unser Herbergswirth, welcher vom Kaiser besonders aufmerksam behandelt wurde. „Du hast da ja," sagte Rudolf zu ihm, „einen hübschen Hut, der mir wohl gefällt; gieb ihn mir, ich schenke dir meinen dafür!" Der Wirth ging mit Freuden auf den Tausch ein. Der Kaiser aber schickte sofort heimlich einen Vertrauten mit dem erworbenen Hute zu der Gattin des Wirthes und ließ ihr im Namen ihres Mannes sagen, sie solle dem Ueberbringer des Hutes schleunigst den ledernen Beutel mit den zweihundert Mark geben; die Frau Wirthin ging richtig in die Falle und ließ sich durch das Wahrzeichen täuschen. Als der Vertraute zurückkam, behielt der Kaiser den Wirth bei sich und ließ den Kaufmann kommen und ihn seine Sache vorbringen. Der Wirth leugnete Alles wie zuvor mit großer Beharrlichkeit und wollte seine Aussagen sogar beschwören. Als aber der Kaiser das corpus delicti bringen ließ, da ließ der Herbergswirth den Muth sinken und gab kleinlaut die Unterschlagung und die Lügen zu. So erhielt der Kaufmann sein Geld wieder, der Wirth aber mußte eine erhebliche Summe Strafgelder bezahlen. — Im Jahre 1440 am Montage vor Michaelis, unter der Regierung des Kaisers Friedrich III., hielten der Graf Friedrich von Zweibrücken und Bitsch und der Graf Emich von Leiningen zu Speyer ein großes Turnier ab, zu dem viel Volk aus der Umgegend in die Stadt kam, um Zeuge des glänzenden Schauspieles zu sein. Damals erließ der Rath von Speyer eine Bekanntmachung an die Wirthe der Stadt, laut welcher ein Adliger für einen Imbiß 16 ₰, ein Knecht oder Knabe 14 ₰ zu zahlen habe, ein Simmer (soviel wie 12½ Liter) Hafer 10 ₰ kosten, und für Stallmiethe 4 ₰ bezahlt werden solle!

Mit dieser den Leser hoffentlich nicht zu wehmüthig stimmenden Betrachtung schließe ich die bunte Auslese aus der alten „Speyrischen Chronick". Für das völlige Erfassen und Verstehen der Vergangenheit genügt nicht das Studium der Geschichte allein; zur Belebung und Hebung des an sich trockenen Lehrstoffes der Geschichte werden wir jene Geschichten, welche uns die alten Chroniken in so harmloser und liebenswürdiger Weise überliefert haben, nie entbehren können; und diesem Zwecke mögen auch die obigen Bilder aus der deutschen Vergangenheit dienen!

Bücherbesprechungen.

— Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich. Zweite Lesung. Nach den Beschlüssen der Redactionscommission. Auf amtliche Veranlassung. Berlin, J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung, 1895 (Preis des ganzen Werkes 5 ℳ). — Mit dem erschienenen III. Hefte, das V. und VI. Buch (Erbrecht und Anwendung ausländischer Gesetze) enthaltend, ist die Veröffentlichung des sogen. zweiten Entwurfes abgeschlossen. Völlig neu ist gegenüber dem I. Entwurfe, in dem diese Bestimmungen grundsätzlich ausgeschlossen wurden, das VI. Buch über die Anwendung ausländischer Gesetze, das, den Forderungen der Kritik und der Praxis entsprechend, wesentliche Grundsätze des sogen. internationalen Privatrechts zur Feststellung und rechtlichen Geltung bringen will. Ein Theil dieser Sätze stimmt mit den §§. 7 flg. unseres sächs. bürgerl. Gesetzbuches überein, ein größerer Theil geht weiter oder beschränkt, wie es nach dem Inhalte des Entwurfes und nach den Erfahrungen und Forschungen der letzten Jahrzehnte gegenüber den gesteigerten Verkehre nicht anders sein konnte. Der zweite Entwurf bringt im Ganzen eine wesentliche Förderung des geplanten Werks, wie in jedem Falle anzuerkennen ist, und ruft nur in einzelnen Theilen noch Widerspruch hervor. Ein Rückschritt dürfte die Ersetzung des klaren und dem praktischen Bedürfniß voll entsprechenden §. 841 des I. Entwurfes durch §. 801 des II. Entwurfes sein, wenn auch dieser dem sächsischen Rechte gegenüber einen Fortschritt enthält; er genügt nicht dem Bedürfnisse und beseitigt namentlich nicht die Ungewißheit mancher Rechtsverhältnisse. Der Reichsregierung, die den zweiten Entwurf rascher, je nach dem Fertigstellen der einzelnen Theile, in einer wohl der Verlagshandlung zu verdankenden billigen Ausgabe veröffentlicht, wird dafür volle Befriedigung auszusprechen sein; es ist Jedem die Möglichkeit geboten, sich mit dem Werke bekannt zu machen. Bis der Entwurf berathen und event. zum Gesetze erhoben wird, dürfte noch längere Zeit vergehen, da die Nebengesetze (Einführungsgesetz, Grundbuchordnung u. s. w.) noch fertig zu stellen sind. — Der Entwurf ist übrigens auch in einer vom Prof. Dr. Mandry besorgten Zusammenstellung im Archive für civilistische Praxis (Freiburg und Leipzig, J. C. B. Mohr [Paul Siebeck]) (Buch V und VI im eben erschienenen 84. Bande Heft 2 und 3) zum Abdruck gelangt. Besprechungen des Entwurfes, Vorschläge zu Aenderungen u. s. w. finden sich in mehreren Zeitschriften, so im „Sächsischen Archive für bürgerliches Recht und Prozeß" (v. R.-G.-Senatspräs. Bingner, L.-G.-Rth. Dr. Grützmann, Prof. Hruza). Auch Prof. Dr. A. Randa in der IV. Auflage seines Werkes über den Besitz (Leipzig, Breitkopf und Härtel) und zwar in der Vorrede (auch als Sonderdruck) nimmt Stellung zum II. Entwurfe, indem er sich bei Anerkennung der Fortschritte hauptsächlich gegen die Bestimmungen über den Besitzschutz wendet (z. B. Versagung des Schutzes gegen Detentoren, Nothwendigkeit der Eintragung der Grunddienstbarkeiten ins Grundbuch). K—d.

— Das Reichsgesetz betreffend die Gesellschaften mit beschränkter Haftung vom 20. April 1892. Mit einer Einleitung über die Entstehungsgeschichte des Gesetzes und die Charakteristik der neuen Gesellschaftsform. Erläutert von Th. Hergenhahn, Oberlandesgerichtsrath a. D. 3. vermehrte und wesentlich veränderte Auflage, bearbeitet von Dr. J. Liebmann, Rechtsanwalt in Frankfurt a. M. Berlin 1895. Otto Liebmann. — Das in der Praxis bereits wohlbewährte Buch hat in der vorliegenden Auflage zwar insoweit eine veränderte Gestalt annehmen müssen, als inzwischen Wissenschaft und Praxis zu einer ganzen Reihe von Fragen, zu denen das wichtige Gesetz Anlaß giebt, Stellung genommen haben und die Ergebnisse dieser Erörterungen naturgemäß an Stelle der in der früheren Auflage mehr in den Vordergrund tretenden Gesetzesmaterialien zu verwerthen waren. Der Herausgeber hat es aber trefflich verstanden, den Charakter des Buches, einer Zwischenstufe zwischen ausführlichem Commentar und bloßer Textausgabe, zu wahren und seinen Werth als Nachschlagebuch für den Handgebrauch zu erhöhen. Die Benutzung hat ergeben, daß man, bei aller Knappheit der Darstellung, kaum über eine erheblichere Frage ohne Rath gelassen wird. Auch in der neuen Gewandung kann deshalb das Buch dem Juristen- und dem Handelsstande empfohlen werden. N.

— Die strafrechtlichen Nebengesetze des Deutschen Reiches. Erläutert von Dr. M. Stenglein, Reichsgerichtsrath, Dr. H. Appelius, Staatsanwalt, und Dr. G. Kleinfeller, Professor. Zweite, vermehrte und wesentlich veränderte Auflage bearbeitet von Dr. M. Stenglein, Reichsgerichtsrath. 2. und 3. Lieferung. Berlin 1895. Otto Liebmann. — Die zweite, vermehrte und doch verbilligte Auflage des wichtigen Werkes schreitet rüstig vorwärts. Das Gesetzesmaterial über Verkehrsanstalten, Gesundheitswesen und Lebensmittel, Viehkrankheiten, militärische Verhältnisse und Seewesen ist in vorliegender Doppellieferung vollständig erläutert; ein nicht unerheblicher Theil davon ist in neuer, zusammenfassender Bearbeitung geboten. Ueberall zeigen sich die früher hervorgehobenen Vorzüge, Kürze, Vollständigkeit und Klarheit bei steter Verwerthung der neuesten Literatur. Wir können das vortreffliche Hand- und Nachschlagebuch weitester Beachtung nur dringend empfehlen. N.

△ Die vermuthlich für den October d. J. auszuschreibenden Ergänzungswahlen zum sächsischen Landtage haben eine neue Ausgabe des Landtagswahlgesetzes vom 3. December 1868 nebst Ausführungsverordnung vom 4. December 1868 veranlaßt, mit entsprechenden Anmerkungen versehen, die sich unseres Erachtens hier und da noch hätten vermehren lassen — dankenswerth ist die Angabe der Veränderungen, welche das Verzeichniß der Rittergüter im 1832er Gesetzblatte im Laufe der Zeit erfahren hat, nach einer in Francke's Sammlung der sächsischen Gesetze befindlichen Zusammenstellung — von Tost, Bezirksassessor bei der Amtshauptmannschaft Chemnitz. Von Beifügung eines alphabetischen Sachregisters ist abgesehen worden. Die vorliegende Ausgabe bildet den 111. Band der Roßberg'schen Handausgabe königl. sächs. Gesetze.

— Meyer's Conversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Fünfte gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit ungefähr 10000 Abbildungen im Text und auf 1000 Bildertafeln, Karten und Plänen. Neunter Band. Hübbe-Schleiden bis Kausler. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. Der uns heute zur Besprechung vorliegende neunte Band, der wieder 1059 Seiten doppelspaltiges Lexikon-Octav umfaßt und dem noch vor Weihnachten der zehnte Band folgen dürfte, rechtfertigt wieder in glänzender Weise das Lob, das wir den vorher erschienenen Bänden von Meyer's Conversations-Lexikon spenden konnten. Die äußere Ausstattung, welche die Verlagshandlung dem Werke hat angedeihen lassen, ist die denkbar würdigste, der Einband ebenso vornehm wie solid, Papier und Druck aller Anerkennung werth und der illustrative Theil des Ganzen von einer Reichhaltigkeit und künstlerischen Vollendung, wie sie kaum noch übertroffen werden kann. Außer etwa 100 sehr sauber ausgeführten Abbildungen im Text enthält der Band 9 des „großen Meyer" in der mustergiltigen 5. Auflage nicht weniger als 42 Beilagen, darunter allein 5 Karten von Italien, nämlich die Uebersichtskarte des ganzen Königreichs, je eine Karte der nördlichen und südlichen Hälfte und je eine von Dr. Karl Wolf entworfene Karte des Landes zur Zeit des Kaisers Augustus und vom 10. bis 19. Jahrhundert mit 2 Registern. Weitere übersichtliche Karten sind Japan und Korea, der Umgebung von Kairo, ferner Kamerun, den Kapcolonien und Kärnten gewidmet. Pläne enthalt dieser Band ferner von Jerusalem, Karlsruhe und Kassel. Von den Tafeln sind wiederum die in Farbendruck ausgeführten ganz besonders hervorzuheben, deren jede ein kleines Meisterwerk bildet, so die Chromotafel Indianische Cultur, die 2 Chromotafeln Hunde, die Tafeln Hühner, Infanterie (mit Erklärungsblatt), Insectenfressende Pflanzen, Jäger, Schützen, Pioniere und Train (mit Erklärungsblatt), Käfer, Kakteen ꝛc. und Kaninchen. An diesen Chromotafeln muß Jeder, der einen Sinn für das künstlerisch Schöne hat, seine helle Freude haben. Auf gleicher Höhe wie der Illustrationsschmuck aber steht auch der Text, der durchweg sich durch Knappheit und Zuverlässigkeit auszeichnet und überall die neuesten Errungenschaften auf allen Gebieten des Wissens und Lebens berücksichtigt hat. Ueber Einzelheiten wird man allerdings anderer Ansicht als der und jener Artikelschreiber sein oder doch wünschen können, daß derselbe sein Urtheil noch schärfer präcisirt hätte. Das gilt u. A. von dem sonst so trefflichen Artikel Japan, worin wir besonders betont gewünscht hätten, daß der Friede von Simonoseki für den Handel Europas von größtem Nachtheil gewesen ist, wie sich bald genug zeigen wird, da der europäische Handel mit dem von Japan in China kaum erfolgreich wird concurriren können; denn wenn die Japan von den Chinesen in dieser Beziehung gewährten Zugeständnisse auch den europäischen Völkern zu Gute kommen sollen, so hat Japan doch schon deshalb vor ganz Europa einen gewaltigen Vorsprung, weil die Japanesen nicht nur sehr billig produciren, sondern ihre Waaren auch viel schneller und wohlfeiler auf den chinesischen Markt werfen können,

als irgend eine Nation Europas dies je im Stande sein wird. So könnte man auch wünschen, daß die Biographie Ibsen's und die Charakteristik dieses knorrigen und knurrigen Norwegers noch ein wenig anders ausgefallen wäre; denn mag man auch Ibsen's frühere Dramen mit dem Artikelschreiber allenfalls als „Meisterwerke" noch gelten lassen, so wird Jeder, der nicht zufällig selber zur Ibsengemeinde gehört und blind auf des „Meisters" Worte schwört, gegen die späteren Dramen dieses Dichters und dessen neuerdings mehr und mehr in unerquicklichster Weise zum Schaden der Kunst sich breitmachende Problemdichtung ganz entschieden Stellung nehmen müssen; wir wenigstens bedanken uns höflichst für eine derartige Reformation der dramatischen Kunst, wie sie Ibsen mehr und mehr zu erstreben scheint. Indeß das sind ganz vereinzelte Ausstellungen, die wir an diesem unstreitig sonst vorzüglichen encyklopädischen Werke zu machen haben und die den Werth dieses Werkes als Ganzes betrachtet in keiner Weise zu beeinträchtigen vermögen. Denn Meyer's Conversations-Lexikon darf in der That als eine Zierde der encyklopädischen Literatur bezeichnet werden und verdient, jedem Gebildeten auf's Wärmste empfohlen zu werden. K. S—n.

— Panorama des Wissens und der Bildung. Eine Sammlung von Anleitungen zum Selbstunterricht in den Fächern: Englisch, Französisch, Italienisch, Russisch, Spanisch, Buchhaltung, Dichtkunst, Erdkunde, Geschichte, Clavier, Stenographie, Physik. Mit einem Biographischen Lexicon, einer Zeichen-Schule, einem Briefsteller und einem vollständigen Atlas. Dritte, völlig umgearbeitete Auflage. Leipzig. Verlag von A. H. Payne. — Es liegen uns Heft 1, 2 und 3 von diesem Werke vor, die erkennen lassen, daß hier ein nicht zu unterschätzendes und brauchbares Fortbildungsmittel geboten ist, das allen strebsamen jungen Leuten theils zur Vermehrung ihres Wissens und Könnens, theils auch zur Wiederholung und Befestigung des Gelernten willkommen sein wird. Bei der Bearbeitung der einzelnen Fächer ist praktisch und geschickt verfahren worden. W—k.

— Bericht über die Generalversammlung der Vereine zur Fürsorge für die aus den Straf- und Besserungsanstalten Entlassenen, abgehalten zu Dresden am 1. Mai 1895. — Dieser vor Kurzem erschienene Bericht verdient die allgemeinere Aufmerksamkeit wegen des in ihm wiedergegebenen Vortrags des Landesanstaltsdirectors Reich aus Zwickau über den Entwickelungsgang unserer sächsischen Strafanstalten. Der Vortragende hat es verstanden, in knappen Zügen ein überaus anschauliches Bild davon zu geben, wie sich in kaum zweihundertjährigem Werdegange auf der Grundlage einer zunächst ebenso Armen- und Krankenversorgungszwecken wie Strafzwecken dienenden Anstaltseinrichtung unsere heutige Strafanstaltsorganisation entwickelt hat. Die Mittheilungen über das Leben in den früheren Anstalten, die Art des Strafvollzugs in den früheren Zuchthäusern Waldheim, Torgau und Zwickau, später in den Landesanstalten Waldheim und Zwickau, sind auch culturhistorisch von hohem Interesse und verdienen weiteren Kreisen zugänglich gemacht zu werden. N.

— Neue Traktätchen von Walter Harlan. Inhalt: Innere Mission. — Das Schäfchen des armen Mannes. — Der Ironismus. Ein Recept. — Mit einer Umschlagzeichnung von Walter Caspari. Vierte Auflage. Leipzig, Constantin Wild's Verlag. — „Dieses Buch und ebenso die Umschlagzeichnung zu demselben anerkennt das Leipziger Auguren-Colleg als Meisterpublicationen im Sinne des §. 5 seiner Satzungen. J. A.: C. H. v. Weber, Obermeister." Wir wissen nicht, wer diese Leipziger Auguren sind, auf deren Empfehlung sich Walter Harlan beruft. Aber unser Urtheil über das Buch lautet erheblich anders. Wenn der Verf. es als ein besonders wichtiges Erforderniß für den Schriftsteller hinstellt, durch eine seinem innersten Wesen vielleicht völlig fremdartige Maske die Leser zu täuschen, so hat er allerdings den blasirten und verlotterten Großstadtjüngling gut gespielt. Das Buch ist Bordell-Lectüre gemeinster Art, und der Eindruck, den es hinterläßt, ist desto widerwärtiger, je unabweisbarer sich dem Leser das Bewußtsein aufdrängt, daß der Verf. keinesfalls ohne Begabung ist und einstmals Besseres leisten kann, wenn er einmal des ekeln Schmutzes, in dem er jetzt porcorum ritu wühlt, überdrüssig werden und vom Schriftstellerberuf etwas anders denken lernen wird. Geschichten dieser Gattung pflegen in Berlin zu spielen. Daß die zweite, dem Inhalte nach die ordinärste, nach unserm Leipzig verlegt ist, verdrießt uns noch besonders; denn wir gönnen Berlin und München von Herzen die Auszeichnung, daß die Federhelden der „Moderne" sich dort ganz vorzugsweise „à leur aise" fühlen. Was an dem Umschlagbilde zu bewundern sein soll, ist uns verborgen geblieben; uns erscheint es einfach albern. R. B.

— Glück auf! Organ des Erzgebirgsvereins. Herausgegeben vom Gesammtvorstande des Erzgebirgsvereins unter verantwortlicher Schriftleitung von Hermann Möckel, Schneeberg. 15. Jahrgang, Nr. 1—7. Erscheint monatlich einmal. Für Nichtmitglieder bei Bezug durch Post oder Buchhandlung halbjährlich 1 ℳ. Druck von C. M. Gärtner, Schneeberg und Schwarzenberg. — Von diesem unter dem Protectorate Sr. königl. Hoheit des Prinzen Georg von Sachsen stehenden, in einer Auflage von 5000 Exemplaren erscheinenden Organ des Erzgebirgsvereins liegen uns die ersten sieben Monatshefte des 15. Jahrgangs zur Besprechung vor. Aus dem mannigfaltigen Inhalt seien folgende größere Aufsätze namhaft gemacht: Weihnachtsspiele im Erzgebirge, Vortrag, gehalten vom Bezirksschullehrer E. Weinhold im Erzgebirgsverein zu Chemnitz. — Eine Winterpartie in das obere Erzgebirge. — Die Aufgaben des Waldes für Hygieine und Culturschutz. — Die geologische Landesuntersuchung von Sachsen und ihre Bedeutung für die Praxis. Nach einem Vortrag des Hrn. Geh. Bergraths Prof. Dr. Credner. — Ein Culturbild aus dem Erzgebirge in früherer Zeit. — Johann Zacharias Grundig und Theodor Christlieb Reinhold, zwei berühmte Musiker des 18. Jahrhunderts aus dem Erzgebirge. — Zschorlau im dreißigjährigen Kriege. — Hassenstein (Burgruine in Böhmen) in seinen Beziehungen zu Sachsen. Mit Abbildung. — Die Erzgänge des Annaberger Reviers. Von C. Prasse. — Scharfenstein. Von E. Weinhold. Mit Abbildung. — Zur Geschichte des Schlosses und der Stadt Hartenstein. Von C. Geißler. — Die große Glocke in Geyer. Von Hermann Lungwitz. — Schmiedeberg im Erzgebirge. Ein Wink für Sommerfrischler und Touristen. — Auch unter den kleineren Beiträgen haben wir manchen recht lesenswerthen gefunden. Von den wichtigeren Beschlüssen und Maßregeln des Gesammtvorstandes des Erzgebirgsvereins, von der Thätigkeit der Zweigvereine, von neuen das Erzgebirge betreffenden literarischen Erscheinungen, von Bestrebungen verwandter Vereine u. s. w. werden die Leser des „Glück auf!" in Kenntniß gesetzt. Im Aprilheft hat C. Prasse die touristische Literatur zusammengestellt, die seit dem Entstehen der Erzgebirgsvereine bis 1894 erschienen ist. Im Maiheft findet sich ein Verzeichniß der Vorstandsmitglieder des Gesammtvereins und der 47 zur Zeit bestehenden Zweigvereine. In demselben Heft wird eine Uebersicht gegeben über die deutschen Schüler- und Studentenherbergen im Gebiete der Sudeten, des Riesengebirges, des Jeschken- und Isergebirges, des nördlichen Böhmens, des böhmischen Mittelgebirges, der böhmischen Schweiz, des Lausitzer Gebirges, des Erzgebirges und des Böhmer Waldes, sowie über die Frequenz dieser den Besuch der deutschen Mittelgebirge den Schülern und Studenten wesentlich erleichternden Herbergen während des Jahres 1894. Unter den kleineren Prosastücken und Gedichten in erzgebirgischer Mundart zeichnen sich einige durch köstlichen Humor aus. So bietet das Organ des Erzgebirgsvereins eine Fülle unterhaltenden und belehrenden Stoffes dar und mag Allen, die einiges Interesse für das noch lange nicht genug gewürdigte Erzgebirge haben, bestens empfohlen sein. C. R.

— Vilmorin's Blumengärtnerei. Beschreibung, Cultur und Verwendung des gesammten Pflanzenmaterials für deutsche Gärten. Dritte, neubearbeitete Auflage, mit 1000 Text-Holzschnitten und 400 bunten Blumenbildern auf 100 Farbendrucktafeln. Unter Mitwirkung von A. Siebert herausgegeben von A. Voß. Verlag von Paul Parey in Berlin. Lieferungen 13 bis 20. Preis 1 ℳ pro Lieferung. 1894. — Daß dieses große Werk hinsichtlich seines textlichen Inhalts wie reichen, höchst naturgetreuen Bilderschmuckes durchweg dem Herausgeber und seinen Hilfskräften, sowie der rühmlichst bekannten Verlagshandlung meisterhaft gelungen ist, ihnen zur besonderen Ehre gereicht, beweisen auch diese acht weiteren Lieferungen desselben bestens. Sowohl den Anforderungen des Blüthen- und Zierpflanzenkenners, wie auch denen des praktisch erfahrenen Gärtners und des Gartenbaudilettanten wird es völlig gerecht und ihnen Allen ein ganz unentbehrlicher Rathgeber. Wir wünschen diesem, auch bezüglich Wohlfeilseins in der Gartenbauliteratur einzig dastehenden Prachtwerke die allgemeinste Verbreitung. Das in ihm publicirte Riesenmaterial auch nur flüchtig zu skizziren, müssen wir uns leider versagen. Es würde sonst solches den uns zur Verfügung stehenden Raum weit zu überschreiten nöthigen. Dr. E. S. Z.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 95. Sonnabend, den 10. August. 1895.

Auf Goethe's Spuren im Süden.

Reiseskizzen von Julius R. Haarhaus.

XV. Rom und römisches Leben.

III.

Roms Bedeutung als Kunststadt ist ebenso oft über- wie unterschätzt worden. Der Anforderung, daß der junge Künstler jeder Nationalität nur in Rom die Weihe empfangen dürfe, haben genauere Kenner des dortigen Kunstlebens wohl nicht mit Unrecht die Behauptung gegenübergestellt, daß nur der reife Künstler in der ewigen Stadt wahrhafte Förderung und Anregung empfangen könne. Eine auffällige Thatsache bleibt es immerhin, daß Rom im Gegensatze zu so vielen kleinen Städten Italiens keine Malerschule, ja nicht einmal einen Meister von wirklicher Bedeutung hervorgebracht hat. Die kleine Liste römischer Künstler weist nur Namen dritten und vierten Ranges auf, und auch von diesen entfällt keiner in die Blüthezeit der Kunst, denn Sebastiano del Piombo verdankt seine Ausbildung weit mehr Venedig als Rom. Die freche Mache des einst so gefeierten Cavalier d'Arpino hat bei der Nachwelt längst das ihr gebührende Urtheil gefunden. Giulio Pippi, gen. Romano (wie charakteristisch ist dieser Beiname für das eben Gesagte!) ist der einzige Römer, der sich über das Niveau mittelmäßiger Decorationsschnellmalerei erhebt, aber dafür steht er ganz unter dem Einflusse Rafael's. Der ohne Frage begabte Carlo Maratta zeigt die Spuren des Niedergangs in so auffallender Weise, daß auch er kaum eine Hervorhebung verdient. Von fremden Malern, die sich in Rom dauernd aufgehalten haben, müssen wir Nicolas Poussin und Claude Lorrain nennen; bei dem ersteren verräth sich der Einfluß Roms in den getreu nach der Antike modellirten Köpfen, während wir bei Claude's fein durchdachten Landschaften die Baumgruppen der Albanerberge und die Beleuchtungseffecte der Campagna unschwer wiedererkennen. Mit Claude's Tod erlischt das künstlerische Leben Roms für ein halbes Jahrhundert vollständig; erst unserm vielfach unterschätzten Rafael Mengs war es vorbehalten, in der ewigen Stadt den Grundstein einer neuen Kunst, der modernen Malerei, zu legen. Wir werden ihn in diesem Aufsatze öfter nennen müssen, da er recht eigentlich der Leitstern jener Künstlergruppe war, mit der Goethe bei seinem römischen Aufenthalte in so regem Verkehre stand.

Wenn wir das Rom jener Tage als Kunststadt näher in Augenschein nehmen, so bemerken wir mit Erstaunen, wie wenig hier für den Anfänger in der Kunst gethan war. Die vielgenannte Akademie San Luca war lediglich eine Gesellschaft älterer Künstler, zu der die Lernenden keinen Zutritt hatten. Das Wenige, was die städtische Verwaltung den jungen Malern und Bildhauern bot, war ein Zeichensaal im Conservatorenpalast auf dem Capitol. Hier zeichnete man unter der allmonatlich wechselnden Aufsicht eines „Akademisten" bei doppeltem Lampenlicht (damals eine vielbewunderte Neuerung!) nach dem Modell. Letzteres, meist ein Facchino von schönem Körperbau, erhielt bei dreistündiger „Arbeitszeit" und drei Monaten Ferien ein Jahresgehalt von 70 Thalern und bei eintretender Untauglichkeit eine Pension von vier Thalern monatlich. Man wird sich denken können, daß bei dieser für damalige Verhältnisse glänzenden Besoldung der Zudrang von Modellen ein großer war. Ueber eine andere Einrichtung zum Besten der bildenden Künstler berichtet Goethe. „In dem großen Lazareth San Spirito," schreibt er, „hat man den Künstlern zuliebe einen sehr schönen Muskelkörper dergestalt bereitet, daß die Schönheit desselben in Verwunderung setzt. Er könnte wirklich für einen geschundenen Halbgott, für einen Marsyas gelten."

Im Uebrigen waren die Künstler sich selbst überlassen, wobei sie sich mit mehr oder weniger Glück und Erfolg in öffentlichen und privaten Galerien ihre Vorbilder suchten und ihren Neigungen folgend bald diesen bald jenen Meister copirten. Unter den Nationen, die damals ihre kunstbeflissenen Söhne nach Rom entsandten, war die französische die einzige, die in wahrhaft großartiger Weise ihren Angehörigen systematische Ausbildung und materielle Unterstützung angedeihen ließ. Der Sitz der von Ludwig XIV. gestifteten Akademie (Accademia di Francia) war der Palazzo Mancini am Corso, ein Prachtbau mit großen Zeichensälen, einer reichhaltigen Sammlung von Abgüssen und den Wohnungen für den Director und die Stipendiaten, zu denen die zwölf besten Schüler der Pariser Akademie ausgewählt wurden. Die Zeichensäle standen auch den außerfranzösischen Künstlern offen, scheinen indeß von den Deutschen wenig oder gar nicht benutzt worden zu sein. Allgemeines Aufsehen und vielleicht auch begründeten Neid erregte die Thatsache, daß den Stipendiaten, wenn sie in Kirchen oder Galerien arbeiteten, ihr Essen „sogar hingebracht" wurde.

Auf die künstlerischen Leistungen der Franzosen soll später hingewiesen werden. Im Jahre 1801 vertauschte die Akademie den Palast am lärmenden Corso mit der reizenden Villa Medici auf dem Pincio, die mit ihrem köstlichen Fassadenschmuck aus antiken Reliefs, ihren prächtigen Laubgängen und der unvergleichlichen Aussicht auf die Stadt von jeher das Entzücken der Fremden und vor Allem der Künstler war. „Natur und Kunst," schreibt Moritz, „haben sich hier wie von selber die Hand geboten, um in der reinen Aetherluft, die man hier einathmet, ein Paradies zu schaffen." Auch Goethe genoß den Zauber der Mediceer-Villa, als er sich aus dem Gewühl des Carnevals in ihre Einsamkeit flüchtete. „Es ist Neumond," berichtet er an Frau v. Stein (am 19. Febr. 1787), „und ich konnte heute Abend auf der Villa Medicis die ganze dunkle Scheibe fast mit bloßen Augen und ganz deutlich durchs Perspectiv sehen. Ueber der Erde schwebt ein Duft des Tages, den ich nur aus den Gemälden und Zeichnungen des Claude kannte —."

Wir sehen, daß sich die jungen Nacheiferer des großen Claude den richtigen Ort zu ihren Studien gewählt haben!

Den Deutschen und Schweizern mußten reger Verkehr und beständiger Gedankenaustausch den strengen Studiengang einer Akademie ersetzen, wobei sich ihnen der Vortheil bot, im Umgange mit den Gästen der Künstlercolonie, mit Gelehrten und Schriftstellern, den Kreis ihrer allgemeinen Bildung nach mancher Richtung hin erweitern zu können. Andererseits verfügten die Künstler über eine Localkenntniß, über einen Einblick in Natur- und Volksleben der ewigen Stadt und ihrer Umgebungen, die für den Reisenden, mochte er sich nun zum Zwecke ernster Studien oder zum Vergnügen in Rom aufhalten, unschätzbar war. Und dieser ideale Verkehr zwischen Männern mit den verschiedenartigsten Lebensanschauungen und Interessen, dieser Verkehr, den auf der ganzen Welt nur Rom zu bieten vermag, ist bis auf unsere Tage derselbe geblieben. Wie zu Goethe's Zeit findet der Fremde bei den deutschen Künstlern die Aufnahme und den Antheil, deren er bedarf, um, wie Goethe an den Minister v. Fritsch schreibt, „mit Ruhe und Sorgfalt ins Einzelne der verschiedenen Künste, der Geschichte, der natürlichen Erscheinungen eingehen" zu können.

Auch die Zusammensetzung der Künstlercolonie ist noch dieselbe wie zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts. Man kann zwei Gruppen unterscheiden, die jungen Künstler, die ihren römischen Aufenthalt mit langjährigen Ersparnissen, mit einem Stipendium oder auf Kosten eines hochgestellten Gönners bestreiten,

und die alten, angesessenen, die darauf angewiesen sind, für wohlhabende Reisende Copien nach Tizian's himmlischer und irdischer Liebe, nach Rafael's Fornarina, oder wie die Lieblingsbilder der Romfahrer heißen mögen, zu liefern, und selten das Glück haben, eine eigene Idee ausführen zu dürfen. Die Einen sind voller Entwürfe, voller Hoffnungen und Zuversicht, die Andern reich an Erfahrungen und Enttäuschungen, aber dennoch lebens- und schaffensfroh und im steten Verkehre mit der Jugend jung geblieben. Goethe's Briefe aus Italien und die nach seiner Rückkehr in die Heimath mit den römischen Freunden geführte Correspondenz (Zur Nachgeschichte der ital. Reise. Goethe's Briefwechsel mit Freunden und Kunstgenossen in Italien. Herausgeg. v. O. Harnack. Weimar, Verlag der Goethe-Gesellschaft. 1890) lehren uns Vertreter beider Gruppen kennen. Wir sehen, wie die Leutchen arbeiten und sich erholen, wie sie unter sich und mit den Römern verkehren und wie sie, fast stets in Geldverlegenheit, auf die seltsamste Weise ihrer mageren Börse aufzuhelfen versuchen. Bald übernehmen sie mit größerer Bereitwilligkeit als Befähigung Aufträge, denen sie nicht gewachsen sind, oder zu deren Ausführung ihnen die Zeit fehlt, bald legen sie sich auf den Bilder- und Antiquitätenhandel, bald geben sie Unterricht oder machen den Fremdenführer. Das letzte Ziel ihrer Hoffnung bleibt aber in allen Lagen eine Anstellung an einem Kunstinstitut innerhalb oder außerhalb Italiens. Es ist die Hoffnung, die in den Worten des braven Frankfurter Johann Georg Schütz (Brief an Goethe v. 4. April 1789) ihren Ausdruck findet: „Wolle Gott es geben, daß uns armen Malern doch so bei Lebzeiten das sichere Stück Brod gegeben würde!"

Die hohen Gönner haben nicht immer Geld flüssig, um ihre Schützlinge in Italien jederzeit vor Noth zu bewahren, ihre Briefe enthalten mitunter schöne Versprechen und erbauliche Hinweise auf kommende bessere Zeiten. Nicht Jeder war so glücklich, für die Kaiserin Katharina II. von Rußland und den reichen Herzog von Kurland arbeiten zu dürfen wie Angelika Kauffmann, die damals auf der Höhe ihres Ruhmes stand und sogar die Italiener begeisterte. Der Großherzog Leopold von Toscana trug ihr auf, ihr Selbstporträt für die Uffizien zu malen, wo es neben dem Bildniß Michel Angelo's seinen Platz fand, und sandte der Künstlerin als besondere Auszeichnung eine „ungeschickt große Goldmedaille". Tischbein stand beim Neapolitanischen Hofe in Gunst, bezog hohe Gehälter und Ehrengeschenke, er hoffte außerdem noch auf eine Empfehlung des Ritters Hamilton (des engl. Gesandten) beim Könige von England. Daß er bei diesen Verbindungen den Hof von Gotha, in dessen Auftrage er nach Italien gereist war, über Gebühr vernachlässigte, ist nicht verwunderlich und trug ihm von Goethe's Seite Zurechtweisungen und endlich jahrzehntelangen Groll ein. Andere mußten sich mit minder einflußreichen Gönnern begnügen; Pitz arbeitete für den Herzog von Zweibrücken, Schmid für den Landgrafen von Hessen-Darmstadt und der schon erwähnte Schütz für den Erbprinzen von Nassau-Saarbrücken. Alexander Trippel führte für den Fürsten Christian von Waldeck die bekannte, ins Apollinische idealisirte Goethe-Büste aus.

Bezeichnend für dieses Mäcenatenthum ist eine stilistisch etwas fragwürdige Stelle in Bury's Brief vom 10. Mai 1788 an seinen kurz vorher nach der Heimath abgereisten Hausgenossen Goethe: „(Schütz) hat auch von seinem Prinzen wieder einen recht schönen Brief bekommen. Er wird ihm nächstens Geld schicken, soll auch Rahmen zu seinen Bildern machen lassen und eine Bestellung von ein Dutzend Fächer zu kaufen. Ueberhaupt glaube ich dem Brief nach, daß es dem Schütz mit dem Prinzen nicht mehr fehlen wird, ich war so froh über diese Nachricht wie Schütz selbst."

Einen geradezu erheiternden Optimismus legt das Künstlervölkchen beim Kunsthandel an den Tag. Bilder dritten oder vierten Ranges werden für Meisterwerke sonder Gleichen gehalten, mit ergötzlicher List erworben, wobei Angelika Kauffmann und ihr Gemahl Antonio Zucchi oft namhafte Summen vorschießen müssen, mit Begeisterung betrachtet und beschrieben und ohne Frage im guten Glauben an ihre Echtheit und ihren Werth weiterverkauft. Bury, „das leidenschaftliche Kind", von dem Goethe der Herzogin Amalia schreibt, „die passionirte Existenz dieses jungen Menschen gehöre mit zur Staffage jener glücklichen Gegend", that sich bei der Bilderjagd besonders hervor. Die Beschreibung, die er von der durch ihn und Heinrich Meyer bewerkstelligten Entführung eines Gemäldes — einer Pietà, angeblich von Caracci, jetzt im Museum zu Weimar — aus dem Palazzo Farnese macht, ist überreich an unfreiwilliger Komik. „— Ich ging denselben Abend," heißt es in diesem Briefe (vom 1. Juni 1788), „zwei Uhr in der Nacht hin, das Bild wurde mir gegeben, und wer meine Beine gesehen hätte laufen, mein klopfendes Herz, das große Bild unter dem Arm; wenn ich Ihnen sagen sollte, wie ich nach Hause gekommen, wäre ich nicht im Stande zu sagen —." Das klopfende Gewissen scheint die Leutchen indeß, wie man sieht, nicht weiter beunruhigt zu haben, wenigstens trösten sie sich damit, daß sie dem Könige von Neapel, dessen Eigenthum der Palast war, und der mit Vorliebe Kunstwerke nach seiner Hauptstadt entführte, „einige Mühe erspart" hätten!

Auch ernstere Leute befaßten sich mit dem in Rom immerhin gewagten Bilderkauf. „Während meiner Abwesenheit," berichtet Goethe (16. Juni 1787), „hatte Tischbein ein Gemälde von Daniel da Volterra im Kloster an der Porta del Popolo entdeckt; die Geistlichen wollten es für tausend Scudi hergeben, welche Tischbein als Künstler nicht aufzutreiben wußte. Er machte daher an Madame Angelika durch Meyer den Vorschlag, in den sie willigte, gedachte Summe auszahlte, das Bild zu sich nahm und später Tischbein die ihm contractmäßige Hälfte um ein Namhaftes abkaufte."

Wir dürfen annehmen, daß Angelika, die nach Goethe's Versicherung so reich war, daß sie ihre Renten nicht zu verzehren vermochte, lediglich aus Liebhaberei und zum Studium Bilder kaufte. Während Goethe's Anwesenheit in Rom erwarb sie einen Tizian (?) und einen Paris Bordone. „Gleich, sobald sie die Bilder im Hause hatte," berichtet er, „fing sie an in einer neuen Manier zu malen, um zu versuchen, wie man gewisse Vortheile jener Meister sich eigen machen könne." Sie wußte ihren Sammeleifer jedoch öfters weise zu beschränken, wie sie sich auch bei dem von Goethe geplanten Ankauf der reizenden antiken Tänzerin aus dem Palazzo Caraffa Colombrano in Neapel entschieden ablehnend verhielt, wobei sie und Zucchi erklärten, daß sie „wohl auf Malereien bedeutende Summen verwendeten, sich aber auf Statuen einzulassen keineswegs den Entschluß faſſen" könnten. Goethe und Meyer, „glücklicherweise schon in den Jahren, wo die Vernunft dem Verstand in solchen Fällen zu Hilfe zu kommen pflegt", standen, wenn auch mit blutendem Herzen, vom Kaufe ab. Heute steht die Tänzerin, „eine lieblich bewegte Gestalt im anständigsten Gewande", im Gabinetto delle Maschere der Vatikanischen Sammlungen. Wenn wir das anmuthige Marmorbild mit dem Köpfchen „dionysischer Süßigkeit", wie Burckhardt es trefflich bezeichnet, betrachten, verstehen wir wohl, wie bei Goethe „der Gedanke, dieses Wesen zu besitzen, tiefe Wurzel gefaßt hatte".

Zum Glück sah die Künstlercolonie einen Mann in ihrer Mitte, der den Beruf in sich verspürte, zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen Künstlerenthusiasmus und praktischem Leben den Vermittler zu spielen. Es war der 1719 geborene Littauer Johann Friedrich Reiffenstein, russischer und gothaischer Hofrath, Freund Winckelmann's und Führer Lessing's. Seit 1762 in Rom hatte er eine ansehnliche Zahl von Künstlern und Liebhabern kommen und gehen sehen, war Vielen ein Rathgeber und Lehrer gewesen und hatte sich ein ungewöhnlich sicheres Urtheil und eine außerordentlich vielseitige Bildung angeeignet. Goethe fand in ihm einen verständnißvollen Freund, bei dem er für seine botanischen Neigungen lebhafte Theilnahme fand. Reiffenstein, von den Künstlern vielfach „Der Alte" genannt, war ein Mann von strenger Redlichkeit und ausgeprägtem Pflichtgefühl, seiner nordischen Natur entsprechend hie und da etwas schroff und bestimmt, mit einem kleinen Stich ins Philisterhafte. Weil er auf pünktliche Erledigung der durch ihn vermittelten Bestellungen hielt, war er nicht bei Allen beliebt und von Manchen geradezu gefürchtet. „Uebrigens," klagt Bury (in seinem Briefe vom 10. Mai 1788 an Goethe), „ist der Alte nichts weniger als erträglich gewesen; kann mich nicht glücklich genug schätzen, mit dem Alten bis hieher noch nichts zu thun gehabt zu haben, weil es mir unmöglich sein würde mit ihm auszukommen." Goethe, der wie kein Anderer auf die Eigenheiten einer Persönlichkeit einzugehen verstand, ist mit dem „Alten" offenbar gut fertig geworden. Auch nach seiner Rückkehr nach Weimar betraute er Reiffenstein mit allerlei Aufträgen, die dieser zu seiner vollen Zufriedenheit ausführte, wie er auch über Goethe's römischen „Nachlaß", Gypsabgüsse u. dergl. ganz im Sinne des „Testators" verfügt hatte. Unter Anderm verschaffte er dem fernen Freunde eine Nachbildung von Rafael's (wie sich später herausstellte unechtem) Schädel, den die Akademie San Luca als Kleinod bewahrte. Auch die Beschaffung eines Abgusses der Tasso-Maske im Kloster S. Onofrio übernahm er, mit dem Vorsatze, den Abt „bei einiger anscheinender

Weigerung mit einem »Cardinalbillet« zu bedrohen, welches letztere römische Hausmittel auch alle erwünschte Wirkung gehabt". —

Ohne selbst Künstler von Bedeutung zu sein, hatte sich Reiffenstein umfassende Kenntnisse der Technik (besonders der damals so beliebten Malerei mit Wachsfarben) angeeignet, aus denen sich bei ihm eine Theorie der Kunst entwickelte, die nicht bei Allen unbedingte Zustimmung fand, die er aber vorzutragen nie müde wurde. So glaubte er, „man müßte sich nicht gleich unmittelbar an das Beste wenden, sondern erst bei den Carraccis anfangen, und zwar in der Farnesischen Galerie, dann zum Rafael übergehen, und zuletzt den Apoll von Belvedere so oft zeichnen, bis man ihn auswendig könne, da denn nicht viel Weiteres zu wünschen und zu hoffen sein würde". Dieses Systematische in Reiffenstein's Wesen sagte Goethe besonders zu, auch er versuchte ja auf ähnlichen Wegen in die Geheimnisse der Kunst einzudringen. Mit rastlosem Eifer suchte er in Wochen oder Monaten nachzuholen, was die Künstler in der Technik durch jahrelange Uebung vor ihm voraus hatten, bei Tischbein nahm er Unterricht im Zeichnen, bei Verschaffeldt, dem jungen Mannheimer, in der Perspective, bei Ph. Hackert, dem berühmten Hofmaler des Königs von Neapel, im Landschaftsmalen. Gelegentlich mußten auch die anderen Künstler, „Alt und Jung", seine Bestrebungen unterstützen, vor Allem wichtig ist hier der schon früher erwähnte verständige Heinrich Meyer. Der Kunstdilettantismus scheint damals in Rom bei den Fremden in hoher Blüthe gestanden zu haben und nicht immer waren die Künstler so glücklich, einen Schüler von dem Verständnisse Goethe's zu finden, oder wie Meyer „den halben Tag als Lehrer und Erklärer der Schönheit in der Zeichnungskunst bei einem jungen russischen oder vielmehr lievländischen Frauenzimmer von lieblichem Ansehen und noch größerer Geschicklichkeit verbringen" zu dürfen. (Brief an Goethe vom 20. Jan. 1789.)

Es läßt sich nicht leugnen, daß praktische Studien in den zeichnenden Künsten den Genuß der Kunstschätze wesentlich erleichterten und erhöhten. Wenn der Unterricht für unsere Anschauung auch mitunter etwas planlos und seltsam erscheint (man lese nur den Bericht Goethe's vom 29. Juli 1787: „Jetzt habe ich etwas vor, daran ich viel lerne: ich habe eine Landschaft erfunden und gezeichnet, die ein geschickter Künstler, Dies, in meiner Gegenwart colorirt —"), so bildete er doch das eigentliche Band zwischen Künstler und Laien und bot Gelegenheit zu regem Gedankenaustausch.

Das vermittelnde Element zwischen den „Künstlerburschen" und ihren Gästen — es sei hier besonders an Goethe, Moritz und Hirt gedacht — bildeten Reiffenstein und Meyer. Sie verstanden es das Künstlervölkchen in Schranken zu halten und ihm die Summe positiver Bildung, über die jene drei Männer geboten, nutzbar zu machen. Karl Philipp Moritz, damals etwa dreißigjährig, hatte als Romanschriftsteller (sein „Anton Reiser" wurde viel gelesen!) und als Verfasser englischer Reisebriefe einen wohl begründeten Ruf. Er war eine Werther-Natur, in der Goethe, der ihn nach dem verhängnißvollen Sturze mit dem Pferde pflegte und ihm vierzig Tage lang „als Beichtvater und Vertrauter, als Finanzminister und geh. Secretär" zur Seite stand, mit Wehmuth und Erstaunen sein eigenes verjüngtes Ebenbild erkannte. Wie rührend ist der Bericht hierüber an Frau v. Stein, die dem „Flüchtlinge" damals gerade die ersten Zeichen ihrer Mißstimmung gegeben hatte! Er schreibt: „Moritz, der an seinem Armbruch noch im Bette liegt, erzählte mir, wenn ich bei ihm war, Stücke aus seinem Leben und ich erstaunte über die Aehnlichkeit mit dem meinigen. Er ist wie ein jüngerer Bruder von mir, von derselben Art, nur da vom Schicksal verwahrlost und beschädigt, wo ich begünstigt und vorgezogen bin. Das machte mir einen sonderbaren Rückblick in mich selbst. Besonders da er mir zuletzt gestand, daß er durch seine Entfernung von Berlin eine Herzensfreundin betrübt."

Was Goethe dem jungen Schriftsteller war, können wir am besten aus den Worten erkennen, mit denen dieser in seinem Reisebrief vom 20. Nov. 1786 den Dichter einführt: „Der Herr v. G. ist hier angekommen, und mein hiesiger Aufenthalt hat dadurch ein neues und doppeltes Interesse für mich gewonnen. Dieser Geist ist ein Spiegel, in welchem sich mir alle Gegenstände in ihrem lebhaftesten Glanze und in ihren frischesten Farben darstellen. Der Umgang mit ihm bringt die schönsten Träume meiner Jugend in Erfüllung, und seine Erscheinung, gleich einem wohlthätigen Genius, in dieser Sphäre der Kunst, ist mir, sowie mehreren, ein unverhofftes Glück."

Goethe's Umgang mit Moritz war für beide Theile fruchtbringend. Moritz fand für die von ihm geplante „Götterlehre in rein menschlichem Sinne" bei Goethe dasselbe Verständniß, wie Dieser bei Jenem für sein Pflanzensystem. Dennoch schien eine gewisse Flüchtigkeit in Moritzens Wesen, die Goethe abstieß, dem Verkehre Grenzen zu ziehen. „Moritz ist mein liebster Gesellschafter geblieben," schreibt Goethe (2 Okt. 1787), „ob ich gleich bei ihm fürchtete und fast noch fürchte, er möchte aus meinem Umgange nur klüger, und weder richtiger, besser noch glücklicher werden, eine Sorge, die mich immer zurückhält, ganz offen zu sein." Daß Goethe seinen erzieherischen Einfluß auf den jungen Freund geltend gemacht hat, beweist wohl am besten dessen Brief vom 7. Juni 1788, in dem er Goethe'n mittheilt, er denke sich ihn „immer gegenwärtig" und suche ihm „Rechenschaft von jedem Tage zu geben".

Eine selbständigere Natur als Moritz war der um zwei Jahre ältere Archäologe Aloys Hirt, „dessen theoretische Ansichten über Kunst," wie Goethe bemerkt, „in dem streit- und parteisüchtigen Rom vielfache Gelegenheit zu lebhaften Discussionen gaben". Ueber Hirt's Persönlichkeit urtheilen die Künstlerbriefe jener Zeit auffallend kühl; auch Goethe, der seiner in den Reiseberichten gar nicht Erwähnung thut, charakterisirt ihn bei Gelegenheit des zweiten römischen Aufenthaltes mit Zurückhaltung. Bei der reizbaren Stimmung des jungen Gelehrten scheinen die „Discussionen" häufiger in regelrechten Streit ausgeartet zu sein, bei dem so ziemlich die ganze Colonie gegen ihn war. „Kleine Kabalen," schreibt er noch im April 1789 an Goethe, „die mir noch immer gespielt werden, suche ich unbemerkt zu übergehen. Ich lerne immer mehr, wie eine kluge Biegsamkeit ohne Erniedrigung immer besser hilft, als der uns nur zu gewöhnliche starre Biedersinn."

Vielleicht war Hirt's selbständige Kunstanschauung, die sogar gegen Lessing Front machte, die erste Veranlassung zu den Zwistigkeiten. Wir müssen bedenken, wie sehr das Künstlervölkchen unter dem Banne des Dreigestirns Lessing — Winckelmann — Mengs stand, und wie leicht jede andere Ansicht als Ketzerei gedeutet wurde. Nach Hirt's Ueberzeugung, der er in einem Aufsatze über Laokoon Ausdruck verlieh, war das „erste Grundgesetz der bildenden Künste nicht die stille Ruhe, der gemilderte Ausdruck und überhaupt diese Art von Schönheit, sondern Bedeutung, Charakteristik, Wahrheit". Bei Schiller, dessen Mitarbeiter Hirt (bei den Horen) war, fand diese Ansicht später volle Zustimmung.

Das Evangelium der Künstler, soweit sie sich überhaupt mit der Theorie abgaben, war Winckelmann's Geschichte der Kunst, ein Werk, das auch Goethe in Rom eifrig studirte, ohne jedoch seine Schwächen zu verkennen. „Wie viel hat er (Winckelmann) gethan," schreibt er an Herder (13. Jan. 1787), „und wie viel hat er uns zu wünschen übrig gelassen! . . . Er hat mit den Materialien, die er hatte, geschwinde gebaut, um unter Dach zu kommen. Lebte er noch (und er könnte noch frisch und gesund sein), so wäre er der erste, der uns eine neue Ausarbeitung seines Werkes gäbe."

Mit Vorliebe vergleicht Goethe den eigenen Entwickelungsgang mit dem Winckelmann's, mit Freuden befolgt er dessen Rath: „in Rom alle Dinge mit einem gewissen Phlegma zu suchen", und mit Genugthuung verzeichnet er, daß Heinrich Meyer „den sichern, von Winckelmann und Mengs eröffneten Pfad" ruhig fortgehe.

Auch Mengs stand bei der Künstlercolonie noch in frischem Andenken. Das damals über ihn verbreitete Urtheil deckt sich vielleicht am besten mit Volkmann's Meinung, der ihn „den Wiederhersteller der römischen Schule" nennt, „einen Meister, der die Nachahmung der Antiken und den edlen Stil des Rafael's mit einem kräftigen Colorit zu verbinden gewußt hat". Sein Gönner, der Marquis von Azara, lebte noch und sorgte für die Veröffentlichung von Mengs' gesammelten Werken, sein Cabinet Mengs'scher Gemälde galt für eine der vornehmsten Sehenswürdigkeiten Roms. Goethe hat es, wie Bury versichert, seltsamer Weise nicht besucht, obgleich er sich mit den Schriften des Malers eingehend beschäftigt hatte. „— Ein Buch," schreibt er, „das mir unendlich interessant ist, weil ich die sinnlichen Begriffe besitze, die nothwendig vorausgehen müssen, um nur eine Zeile des Werks recht zu verstehen. . . . . Auch seinen Fragmenten über die Schönheit habe ich glückliche Erleuchtungen zu danken." Wie leicht sich aber den Kunstkennern jener Zeit die Grenzen jeder künstlerischen Thätigkeit verwischten, beweist die von Goethe in seinem Briefe vom 18. Nov. 1786 (an Frau v. Stein) umständlich erzählte Geschichte von dem Freskobilde aus Mengs'

Nachlaß, das, bald für antik, bald für ein Werk Rafael's, bald für eine Arbeit Mengs' gehalten sogar einen Winckelmann zu falschen Schlüssen verleiten konnte. Die Thatsache, daß Mengs sich Winckelmann gegenüber selbst als Schöpfer des Bildes bekannt und dadurch mit dem irregeführten Gelehrten dauernd entzweit hat, scheint Goethe unbekannt geblieben zu sein. Erich Schmidt vermuthet wohl mit Recht, daß er das Gemälde für ein Werk Rafael's gehalten habe.

Von allen Mitgliedern der deutschen Künstlercolonie hatte das geistige Vermächtniß Winckelmann's und Mengs' am treuesten Angelika Kauffmann bewahrt. Sie hatte als junges Mädchen die Freundschaft und den Unterricht des ersteren genossen und stets mit besonderem Fleiße die Werke des letzteren studirt. Ihre Arbeiten, die, wie ihre Persönlichkeit, den Reiz höchster Anmuth und Zartheit aufweisen, sind zu stark von der Geschmacksrichtung ihres Jahrhunderts beeinflußt, um heute noch rückhaltslose Bewunderung finden zu können. Aber selbst der, welcher ihren allegorischen oder der Antike entlehnten Darstellungen kein Verständniß entgegen zu bringen vermag, wird bekennen müssen, daß ihre Compositionen sorgfältig durchdacht sind und überall das Streben der Künstlerin nach vollendeter Schönheit verrathen. Als Goethe diese einzige Frau kennen lernte, stand sie im 46. Lebensjahre. Sie war noch immer schön, ihre außergewöhnliche Bildung, die man freilich nicht nach dem Stil ihrer Briefe beurtheilen darf, ihre mannigfaltigen Schicksale und die traurige Geschichte ihrer ersten Ehe erhöhten die Anziehungskraft, die diese Frau auf den Dichter ausübte. An der Seite eines alten Gemahls, inmitten der braven aber für die zart empfindende Angelika etwas rohen Künstler hatte sie Jahre lang dahingelebt, da erschien ihr in Goethe ein Mann von starker bezaubernder Persönlichkeit, auf der Höhe seines Ruhmes und mit einer Weltanschauung, in der sie staunend ihr eignes Denken klar und deutlich ausgesprochen fand. Das Bewußtsein der Congenialität begründete zwischen ihnen eine Freundschaft, die in der Geschichte der Wechselbeziehungen zwischen Literatur und Kunst vielleicht einzig dasteht. Angelika schüttete dem Freunde ihr ganzes Herz aus und fand bei ihm volles Verständniß für ihre Lage. In seiner Iphigenie fand sie eine Verklärung ihres echt griechischen Durstes nach ruhiger, sonniger Schönheit. Die gemeinsamen Besuche der Galerien, zu denen Angelika's Kutsche Goethe'n allsonntäglich und häufig auch in der Woche abholte, brachte den Dichter der Künstlerin näher; Goethe bewunderte ihr sicheres Urtheil, wie er sie als Malerin für „ein unglaubliches und als Weib wirklich ungeheures Talent" hielt. Das hinderte ihn indeß nicht, ihre Arbeiten kritisch zu betrachten; sein Porträt, das sie malte und das zu ihrem Verdruß nicht ähnlich werden wollte (jetzt im Goethehause zu Weimar), nennt er „ein hübscher Bursche, aber keine Spur von mir". Die Innigkeit ihres Freundschaftsverhältnisses geht am schönsten aus den Briefen hervor, die ihm Angelika in die Heimath nachsandte. „Ihr Abschied von uns," schreibt sie am 10. Mai 1788, „durchdrang mir Herz und Seele, der Tag Ihrer Abreise war einer der traurigen Tage meines Lebens ..... Die Sonntage, auf die ich mich sonsten so sehr gefreut, haben sich in traurige Tage verändert. Und Sie sagen, die Sonntage kommen nicht wieder, das will ich nicht hoffen. Das Wort nicht wieder kommen tönt zu hart. —"

Jahrelang wartete sie auf seine Rückkunft, mit stiller Zärtlichkeit pflegte sie den Pinienbaum, den Goethe aus einem Kerne gezogen, und den sie bei seiner Abreise in ihren Garten (hinter Trinità de' Monti) verpflanzt hatte. Sie besuchte das Zimmer des Freundes und fühlte sich wie „an einem heiligen Orte, wo Jemand gewohnt, den man in größten Ehren hält". Ihre Hoffnung, Goethe'n wiederzusehen, sollte nicht in Erfüllung gehen, aber als Entschädigung dafür ward ihr die Freude, den Umgang Herder's und die Freundschaft der edlen Herzogin Amalia genießen zu dürfen. „Die Angelika," schreibt Herder an Goethe (3. December 1788) „ist eine liebe Madonna; nur in sich gescheucht und verblühet auf ihrem einzelnen schwachen Zweige. So ein ehrlicher Preuße Reiffenstein, und so ein guter Venetianer ihr Zucchi sein mag: so stehet sie doch allein da ohne Stütze und Haltung; daher ich allemal mit betrübtem Herzen von ihr scheide. Du hast ihr sehr wohlgethan und sie findet an mir nichts von dem wieder, was sie an Dir verloren."

Ehe wir uns anderen Seiten des römischen Kunstlebens zuwenden, bleibt uns noch übrig, eines Mannes zu gedenken, dem Goethe eine Zeit lang besonders nahe stand. Wir meinen den schon zu Anfang dieses Aufsatzes erwähnten Johann Heinrich Wilhelm Tischbein.

Zwei Jahre jünger als der Dichter, weilte er bei dessen Ankunft in Rom daselbst schon mit etwa einjähriger Unterbrechung acht Jahre, bald mit Copiren, bald mit eigenen Arbeiten fast jeden Genres beschäftigt. Goethe ließ ihn schon am Tage seiner Ankunft zu sich rufen und siedelte auf Tischbein's Vorschlag am nächsten Tage in dessen Wohnung über, bezaubert von der biederen mittheilsamen Künstlernatur dieses Mannes, der „als ein herzlicher Freund von ihm so lange mit dem Wunsche dort gelebt hatte, ihm Rom zu zeigen". Fast in jedem Briefe singt er des wackren Künstlers Lob. „Das Stärkste, was mich in Italien hält," schreibt er einmal (30. December 1786), „ist Tischbein, ich werde nie, und wenn auch mein Schicksal wäre, das schöne Land zum zweiten Mal zu besuchen, so viel in so kurzer Zeit lernen können, als jetzt in Gesellschaft dieses ausgebildeten, erfahrenen, feinen, richtigen, mir mit Leib und Seele anhängenden Mannes." Unschätzbar war ihm vor Allem Tischbein's Gesellschaft in Neapel. In den Berichten des zweiten römischen Aufenthalts wird Goethe's Urtheil über den Freund wesentlich kühler, da dieser „nicht so einschlug, wie er hoffte. Er ist ein wirklich guter Mensch," bemerkt er, „aber er ist nicht so rein, so natürlich, so offen wie seine Briefe." Und in einer Notiz über Tischbein vom April 1788 heißt es: „Es war sonst mit ihm gut leben, nur ein gewisser Tik ward auf die Länge beschwerlich. Er ließ nämlich Alles, was er zu thun vorhatte, in einer Art Unbestimmtheit, wodurch er oft, ohne eigentlich bösen Willen, Andere zu Schaden und Unlust brachte." Wir haben bei der ersten Erwähnung Tischbein's angedeutet, woher diese Mißstimmung Goethe's gegen ihn stammte. Man wird eben der etwas leichtsinnigen Künstlernatur Manches zu gut halten müssen. Daß diese zeitweilige Entfremdung keine allzu ernste war, beweist die Freudigkeit, mit der nach vielen Jahren die alten Beziehungen von beiden Seiten wieder aufgenommen wurden. Wie rührend sind die Worte, die Tischbein am 14. Mai 1821 dem greisen Freunde schreibt: „Nie habe ich größere Freude empfunden, als damals, wo ich Sie zum ersten Mal sah, in der Locanda auf dem Wege nach St. Peter. Sie saßen in einem grünen Rock am Kamin, gingen mir entgegen und sagten: ich bin Goethe! und ich erkannte im Augenblick den Mann, der das Wellengetöse des menschlichen Gemüths in seiner Tiefe kennt; sowohl in den wildesten Stürmen als auch in seiner Ruhe, wenn es den klaren Himmel in seinem Spiegel zeigt; so stehen Sie mir noch immer vor Augen."

Und hätte der Künstler auch wirklich nicht den großen Antheil an Goethe's ästhetischer Bildung, hätte er durch das Verständniß, das er der Iphigenie entgegenbrachte, nicht nur Anrecht auf des Dichters Freundschaft gehabt, so hat er in Goethe's „Campagnabildniß" eine monumentale künstlerische Verherrlichung von dessen italienischen Wanderjahren geschaffen, die als malerisches Gegenstück unbedenklich neben die schriftlichen Aufzeichnungen des Porträtirten gestellt werden kann. Goethe's „Italienische Reise" und Tischbein's Bild führen uns die ganze Persönlichkeit des Italienreisenden vor Augen, sie haben dieselben Vorzüge, und — wenn wir die leise Neigung zur historischen Pose so bezeichnen dürfen — denselben Fehler.

Heute schmückt dieses merkwürdigste aller Goethebildnisse, „zu groß für unsere nordischen Wohnungen", die Galerie des Städel'schen Instituts zu Frankfurt, nachdem es im Jahre 1840 — es ist unbekannt, aus welchem italienischen Palaste — in den Besitz des Frhrn. v. Rothschild übergegangen war.

Bücherbesprechung.

— Die subjectiven Grenzen der Rechtskraft. Von Julius Binder, Dr. der Rechte und Staatswissenschaften. Leipzig 1895. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme). — Die Schrift, offenbar eine Erstlingsarbeit, erörtert „summarisch", wie Verfasser selbst sagt, die Ausnahmen vom Grundsatze der materiellen Rechtskraft des Urtheils: Res indicata ius facit inter partes. Zu Grunde gelegt ist die ja nicht neue Auffassung, daß der Prozeß ein Rechtsverhältniß sei. Wesentlich neuen Ergebnissen sind wir in der Schrift auch nicht begegnet. Indessen bietet sie eine gute Uebersicht über den geltenden Rechtszustand. N.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 96. Dienstag, den 13. August. 1895.

Der Spielberg.

Zum 15. August.*)

Auf einem mäßig hohen Hügel, an dessen Fuß Brünn, die heute so gewerbreiche Hauptstadt Mährens, liegt, erhebt sich die frühere Festung Spielberg. Heute dienen die noch bestehenden Räumlichkeiten zur Unterbringung von Theilen der Brünner Garnison, und wer die jetzt morsch gewordenen alten Bauten betrachtet, dem fällt es gar nicht ein, daran zu denken, daß dieselben in früheren Jahrhunderten den Stürmen der Hussiten, Schweden und Preußen den erfolgreichsten Widerstand leisteten, und daß dort später Gefangene weilten, die durch ihre Persönlichkeit oder ihre Schicksale der Stätte einen europäischen Ruf verschafften. Die wohlgepflegten Anlagen und schattigen Baumgänge, die frische Luft, welche von den Bergen der Umgebung herüberstreicht, die prachtvolle Fernsicht, die sich dem Auge nach allen Richtungen erschließt und einen bedeutenden Theil des Landes, bis an die Grenzen Ungarns und Niederösterreichs zu überblicken gestattet, lassen uns die Thränen vergessen, welche in den engen Zellen oder in den unterirdischen Gefängnissen geweint wurden, die Ausbrüche der Wuth und des Schmerzes, wenn sich dem Verwegenen keine Möglichkeit bot, die Freiheit wieder zu gewinnen, die stille Resignation, die Diejenigen überkam, die in politischer Beziehung mit den herrschenden Gewalten in Conflict gekommen waren und hier die Folgen ihres unüberlegten Beginnens büßten. Fast wird man in dieser, jetzt so friedlichen und aufheiternden Scenerie nicht daran gemahnt, daß noch vor dem Jahre 1848 der Spielberg im In- und Auslande als ein Ort des Schreckens galt. Eine Fluth von Erzählungen beschäftigte sich mit den Gefängnissen des Spielbergs, und die darin enthaltenen Fabeln fanden um so mehr Glauben, je überspannter sie waren. Wenn man aber auch allen phantastischen Aufputz abstreift, mit welchem die Tradition und der Roman das einst so gefürchtete Gefängniß umgab, so bleibt doch noch immer für dasselbe ein weit über die Grenzen Oesterreichs hinausgehendes Interesse übrig.

Wer den Spielberg erbaut hat, darüber fehlen bestimmte Angaben, die Burg soll jedoch schon vor dem Jahre 884 bestanden haben. Mit dem Beginn der vorhandenen Aufzeichnungen erscheint die Veste als Eigenthum des jeweiligen Landesfürsten, welcher dieselbe durch einen Burggrafen verwalten ließ. In den Mauern des Spielbergs sammelte 1241 der böhmische Feldherr Jaroslaw v. Sternberg die Schaaren, mit denen er die Mongolen auf ihrem Raubzuge so glücklich aufzuhalten wußte. Die wilden Horden berannten zwar Stadt und Burg, aber ohne jeden Erfolg. Ebenso wacker wurde den grimmigen Hussiten Widerstand geleistet, und in den Kämpfen zwischen Podiebrad von Böhmen und seinem Schwiegersohn Mathias Corvinus war der Spielberg ein wichtiger Waffenplatz, der entschieden zu Ersterem hielt, endlich aber, als nach neunmonatlicher Belagerung der Hunger zu wüthen begann, in die Hände des Ungarnkönigs überging. Die Landesfürsten verpfändeten das Schloß zu verschiedenen Malen, bis es unter Ferdinand I. in den Besitz der Stadt Brünn überging, welcher es aber nach der Niederwerfung des böhmisch-mährischen Aufstandes im Jahre 1621 wieder entzogen wurde. Einen besonderen Ruhm erwarb sich die Stadt und der Spielberg in den Jahren 1643 und 1645, wo sie der Feldherr Torstenson mit allen Mitteln, welche die damalige Kriegskunst bot, zu bezwingen suchte, aber vergebens. Noch einmal wies sie im Jahre 1742 einen Angriff, den der stürmenden Preußen, standhaft zurück, allein in den Jahren 1805 und 1809 wurde sie von den österreichischen Truppen geräumt und von den Franzosen besetzt, die im Jahre 1809 die Festungswerke sprengten, wodurch der Platz jede militärische Bedeutung verlor.

Eine größere jedoch hat er als Staatsgefängniß erlangt, zu welchem er schon im Jahre 1621 erklärt wurde. In dieser Eigenschaft erreichte der Spielberg eine europäische, allerdings sehr traurige Berühmtheit, er war Jahrhunderte lang in der That eine Burg der Thränen, eine Stätte des Fluchs; qualerpreßte Seufzer hallten von den Wänden wieder, das Röcheln der Sterbenden fand sein grausiges Echo in den entsetzlichen Räumen dieses lebendigen Grabes, welches Zeugniß giebt von der Grausamkeit früherer Zeiten. Furchtbar vor Allem war das Loos Derjenigen, die zu der Strafe des schwersten Kerkers auf dem Spielberg verurtheilt wurden. Die Zellen lagen in den tiefsten, unterirdischen Räumen und bildeten einen Doppelgang, in welchem die Zellen aus Balken und Pfosten für je einen Insassen erbaut waren. Der Gefangene wurde mit breiten eisernen Ringen um den Leib, Hals und Kopf an die Mauer befestigt, zudem trug er am Fuße und an den Armen Eisen. Sehr selten wurde der Kopf- und der Leibring abgenommen, um dem Verurtheilten etwas Bewegung möglich zu machen, die Eisen blieben aber immer, wenn auch eine solche Vergünstigung eintrat. Der zu diesem Kerkergrade Verurtheilte war von der Außenwelt ganz abgeschlossen, er sah Niemand außer dem Gefangenwärter, der ihm Brod und Wasser brachte, denn darin bestand seine ganze Nahrung. Diese fürchterliche Strafe hielten die wenigsten Menschen lange aus, die meisten siechten schnell dahin und bald machte der Tod ihren Leiden für immer ein Ende. — In den leichteren, gemeinschaftlichen Gefängnissen wurden die Gefangenen allnächtlich an die Kette gelegt. Zu diesem Zwecke war in dem Kerker eine eiserne Stange mit einer langen Kette an der Mauer befestigt; Abends wurden die Sträflinge mit dem eisernen Gürtel an die Kette geschlossen, so daß sie sich auf dem Lager kaum ausstrecken konnten, und wenn sie infolge des Schmerzes schrieen, so wurde ihnen eine hohle, eiserne, durchlöcherte Kugel in den Mund gesteckt, die mit Pfeffer gefüllt war. — Die furchtbarsten Erinnerungen knüpfen sich jedoch an den Unrathscanal und die sogenannte „Marterzelle", und heute noch leben im Volksmunde verschiedene Sagen über diese beiden entsetzlichen Räumlichkeiten. Es sollen nämlich in dem ersteren besonders störrische Verbrecher, um sie gefügig zu machen, in den Einsteigelöchern des Unrathscanals völlig nackt derart angeschmiedet worden sein, daß sie mit den Füßen und dem Unterleibe in den Unrath hinabhingen. Die schauerlichste Tortur jedoch erwartete den Gefangenen in der Marterzelle. Er wurde dort in jener Weise angeschmiedet, wie wir sie bereits geschildert, an der gewölbten Decke der Zelle aber befanden sich kurze Röhren, an deren Enden birnförmige Ansätze mit Löchern angebracht waren, durch welche fortwährend kaltes Wasser auf das Haupt des Gefangenen herabträufelte, immer ein Tropfen nach dem anderen. Diese entsetzliche Qual hielten die Unglücklichen nicht lange aus, entweder wurden sie wahnsinnig, oder sie starben, und zwar schon nach wenigen Tagen.

Was nun die zahlreichen berühmten und interessanten Gefangenen des Spielbergs betrifft, so können wir nur die hervorragendsten davon anführen. Einer der ersten Staatsgefangenen war der kursächsische Feldmarschall Schöning (1641—1696).

*) Die Hauptstadt Mährens feiert am Mariä-Himmelfahrtstage (15. August) d. J. das 250jährige Erinnerungsfest an ihre heldenmüthige Vertheidigung gegen die Schweden und die Aufhebung der Belagerung. Dabei spielte der Spietberg eine bedeutende Rolle; möge es uns daher vergönnt sein, aus diesem Anlasse eine Schilberung dieser einstmaligen „Stätte des Fluchs" zu bringen.

Derselbe war ein Gegner der Stellung Oesterreichs im deutschen Reiche und ließ kein Mittel unversucht, dieselbe zu erschüttern und zu untergraben. Er wirkte auf seinen Herrn, den Kurfürsten Johann Georg IV. ein, daß dieser mit Hannover eine Partei als Gegengewicht gegen den österreichischen Einfluß bilde. Um der Coalition eine entsprechende Machtverstärkung zu verschaffen, schlug Schöning ein Bündniß mit Frankreich vor. Dieser Plan gelangte jedoch zur Kenntniß des Wiener Hofes, und als Schöning im Jahre 1692 die Badekur in Teplitz gebrauchte, wurde er in Haft genommen und auf den Spielberg gebracht. Nur die Intervention seines Landesherrn rettete ihn vor dem Tod durch Henkershand, konnte ihn jedoch aus der Kerkerhaft nicht befreien. Dies gelang dem Inhaftirten selbst besser, der sich durch Geld die Freiheit verschaffte, dieselbe jedoch nicht lange genießen sollte, da ihn sehr bald der Tod ereilte. Einem sehr interessanten Gefangenen begegnen wir im zweiten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts in dem Grafen Bonneval, einer in Romanen oft behandelten Persönlichkeit. Wenn man auch diesem Manne Muth im Felde und eine ganz geschickte Kriegsführung nicht bestreiten kann — errangen doch unter seinem Befehl die Oesterreicher ganz bedeutende Erfolge gegen die Franzosen —, so erscheint er andererseits als ein ganz gemeiner Ränkeschmied, der sich sogar nicht entblödete, seinen Wohlthäter, den edlen Prinzen Eugen von Savoyen, mit dem Gifte der Verleumdung zu begeifern und in den Niederlanden dasselbe Spiel gegen den Gouverneur dieser Provinz, Marquis de Prie, fortzusetzen. 1723 kam er auf den Spielberg, dann erhielt er den Befehl, sich in Wien vor ein Kriegsgericht zu stellen. Der charakterlose Mensch zog es vor, nach der Türkei zu fliehen, wo er zum Islam übertrat und als Achmed Pascha, jedoch ohne Erfolg, die türkische Artillerie zu reorganisiren versuchte. Seine Machinationen bereiteten ihm jedoch auch in der Türkei Unannehmlichkeiten, und da soll er gesonnen gewesen sein, wieder den christlichen Glauben anzunehmen und in das Abendland zurückzukehren; allein sein im Jahre 1744 eingetretener Tod vereitelte seine Pläne. Seine Memoiren, aus welchen so viele Romanschriftsteller den Stoff für ihre Arbeiten geschöpft haben, erwiesen sich nachträglich als vollständig unecht. — Kurz vor dem am 20. October 1740 erfolgten Ableben Kaisers Karl VI. wurde der kaiserliche Feldmarschall Georg Ollivier Graf von Wallis auf den Spielberg als Staatsgefangener geschickt, weil man gegen ihn die Beschuldigung erhob, er habe den Frieden zu Belgrad mit den Türken in übereilter Weise geschlossen. Die heute bekannten Documente beweisen aber, daß der gegen den General erhobene Vorwurf kein begründeter war, er fand die Truppen in keinen günstigen Verhältnissen, und auch Proviant und Munition ließen Alles zu wünschen übrig; in Belgrad befand sich nur ein Drittel des angeblich vorhandenen Getreides, und unter das Pulver war zu zwei Drittheilen schwarze Erde gemengt. Ueberdies war Wallis den geheimen Instructionen der Erzherzogin Maria Theresia gefolgt, welche im Einvernehmen mit ihrem Gemahl den schnellen Abschluß des Friedens mit der Türkei wünschte. Infolge dieses Umstandes war die Haft auf dem Spielberg für Wallis mit keinem Ungemach verbunden. Bei seinem Eintreffen in der Festung wurde der Feldmarschall von dem Commandanten Johann Philipp Grafen Zinzendorf mit aller Auszeichnung empfangen, und als er seinen Degen abgeben wollte, erhielt er die Antwort, es sei kein Befehl zur Abnahme der Waffe ertheilt. Auch war die Gefängnißstrafe nur von ganz kurzer Dauer. Als Karl VI. die Augen geschlossen hatte, wurde Graf Wallis sogleich auf freien Fuß gesetzt und erhielt die von ihm bekleideten Würden vollständig zurück.

Eine besondere Berühmtheit hat der Spielberg durch die Haft des bekannten Pandurenobersten Franz Freiherr von der Trenck erlangt. Der Nimbus, mit dem die Romanschriftsteller diesen Mann umgeben haben, schwindet vor der nüchternen Beurtheilung; trotzdem bleibt er immerhin eine interessante und merkwürdige Erscheinung. Trenck wurde im Jahre 1746 auf den Spielberg gebracht. Noch heute zeigt der Führer dem Besucher die Zelle, in der er wohnte. Ihre Beschaffenheit zeigt deutlich, daß er mit Rücksicht in seiner Gefangenschaft behandelt wurde. Sie hat hinlänglichen Raum, ist luftig und gewährte dem Gefangenen die Aussicht in den Wallgraben. Ueber seine letzten Lebenstage bringt die Hauschronik der Brünner Kapuziner Einzelnheiten, die in ihrer ungeschminkten Ausführung ganz das Gepräge der vollen Wahrheit an sich tragen. Der betreffende Bericht lautet folgendermaßen: „In der Nacht hörte Trenck dreimal seinen Namen rufen, worauf er sich von einem Unwohlsein ergriffen fühlte und sich zum Sterben vorbereitete. Er ersuchte den Pater Guardian, ihn ohne jedes Ceremoniell in der Kapuzinergruft, in einer alten Kutte, einen Stein unter dem Kopfe beisetzen zu lassen. Hierauf schickte er zwei Staffetten an seinen Advocaten Dr. Berger in Wien mit dem Auftrage, er solle ihm an höchster Stelle die Erlaubniß zu testiren erwirken. Diese Bewilligung erfolgte schon nach vierundzwanzig Stunden, und zugleich die Begünstigung, Trenck möge sich nach seinem Gefallen eine Wohnung auf dem Spielberg aussuchen und über sein Vermögen nach Belieben disponiren, da die Kaiserin sich nicht das Geringste davon vorbehalte. Am 27. September machte Trenck in Gegenwart von sieben Zeugen sein Testament; in diesem bestimmte er fünfzigtausend Gulden für ein Spital an der bayrischen Grenze, fünfzigtausend Gulden zur Errichtung eines Spitals in Brünn, viertausend Gulden für die Kirche auf dem Spielberg, viertausend Gulden für eine Messenstiftung für sein Seelenheil, seinem ärgsten Feinde vierzehnhundert Ducaten, einem Bedienten siebenhundert Gulden, einem zweiten tausend Gulden; seine Güter, die in Ungarn und Slavonien viel weiter und breiter als Mähren und ganz schuldenfrei seien, seinem in preußischen Diensten stehenden Vetter, mit der Bedingung, daß dieser in österreichische Dienste übertrete; wollte er diese Bedingung nicht einhalten, so sollten die Güter dem anderen Vetter in gleicher Weise zufallen; wenn auch dieser ablehne, so möge die Kaiserin die Güter zu frommen Werken übernehmen. Das Testament wurde sogleich an das Hoflager geschickt, die Kaiserin war über den Inhalt desselben sehr erstaunt, namentlich über das von Trenck seinem Feinde bestimmte Erbtheil. Es erfolgte die Genehmigung des Testamentes und die Erlaubniß für Trenck sich in der Stadt Brünn eine Wohnung auszusuchen. Er wollte seinen Aufenthalt in dem Kapuzinerkloster nehmen, allein am 4. October (1749), an seinem Namenstage, um einviertel ein Uhr erreichte ihn der Tod. Um halb acht Uhr Abends wurde er von Spielberger Arrestanten bis zu dem Brünner Thore getragen, von hier auf einem Wagen zu dem Kapuzinerkloster geführt, daselbst von dem Convente empfangen und von den Laienbrüdern in die Gruft gebracht. Die letzten vier Tage und Nächte waren die Kapuzinermönche Pater Adjutus und Pater Turibius stets bei ihm gewesen." — Trenck wurde, wie er es verlangt hatte, mitten unter den Leichen der Kapuzinermönche, in einer abgetragenen Kutte, einen Stein unter dem Kopfe, beigesetzt. Vor einigen Jahren ließ ihm der letzte Sprosse seiner Familie einen prachtvollen Sarg anfertigen. Dieser ist von Metall, durch einen Glasdeckel sieht man den Leichnam. Man kann heute noch immer entnehmen, welche riesige Körperkraft der Pandurenführer besessen haben muß. Der Leichnam ist farblos, die Füße sind nach rückwärts gedreht, die Hände krampfhaft gekrümmt. Der Schädel soll ein untergeschobener sein, wohin der echte gekommen sein mag, konnte ich trotz meiner Bekanntschaft mit dem gegenwärtigen würdigen Vicar P. Theodor Mach nicht in Erfahrung bringen. — Und jetzt wollen wir schließlich noch der drei denkwürdigsten Gefangenen erwähnen, welche in der letzten Zeit auf dem Spielberg schmachteten. Am Schlusse des 18. Jahrhunderts beherbergte der Spielberg nämlich in seinen Mauern einen französischen Revolutionär, den hinlänglich bekannten Drouet. Dieser Mann hat dadurch eine traurige Berühmtheit erlangt, daß er in St.-Menehould die Flucht des unglücklichen Ludwig's XVI. und seiner Familie hinderte. Als Commissär der französischen Nordarmee fiel er später den Oesterreichern in die Hände und wurde auf dem Spielberg internirt, den er im November 1795 verließ. Nach seiner Entlassung erzählte er im Rathe der Fünfhundert, dem er angehörte, eine mehr als abenteuerliche Geschichte von seinem angeblichen Fluchtversuche, die sogar in ernste deutsche Geschichtswerke gedrungen, jedoch ein ganz gewöhnlicher, im französischen Großsprechertone vorgetragener Schwindel ist. Er sagte: „Ich kam endlich nach dem Spielberg in Mähren, wo ich auf Befehl des Kaisers mit allen meinem Range gebührenden Auszeichnungen empfangen wurde. Die Festung liegt auf einem zweihundert Fuß hohen Felsen, an dessen Fuß ein Fluß vorüberläuft. Die Zeit wurde mir da im Winter etwas lang, ich dachte daher an meine Befreiung. Ich hatte Vorhänge in meinem Zimmer. Mit Hilfe der zwei Haken, welche die eisernen Stangen derselben trugen, hob ich in zwei Monaten das ganze Gitter aus. Ich hätte, wenn es nothwendig gewesen wäre, mit diesen zwei eisernen Haken den ganzen Felsen der Festung Spielberg untergraben können. Allein wie konnte ich nun in die senkrechte Tiefe von zweihundert Fuß hinunterkommen? Ich verfertigte zwei fliegende Drachen, wie sie die Knaben machen. Diese wollte ich mir an

beide Arme binden, um mich ihrer als Fallschirm zu bedienen. Bin ich einmal unten, dachte ich, dann steige ich in einen Kahn, der immer am Ufer ist, alsdann fahre ich den Fluß hinab in die Donau, auf der Donau ins schwarze Meer und von da nach Konstantinopel. Am 8. Juli 1794 war ich mit meinen fliegenden Drachen fertig, packte dann meine Kleider und meinen Mundvorrath zusammen und hob das Eisengitter, welches nur zum Schein feststand, vollends aus. Zweimal nahm ich aus dem Fenster einen Anlauf und zweimal schreckte ich zurück. Endlich machte ich einen großen Sprung und fiel auf eine Mauer, wo ich mir den einen Fuß zerquetschte. Ich wollte noch einmal springen, aber der Schmerz hinderte mich. Jetzt fing ich an zu schreien, aber ich blieb bis Sonnenaufgang liegen. Man trug mich wieder in mein Gefängniß, hier lag ich drei Monte lang an meiner Wunde darnieder, ging hernach auf Krücken, erhielt zuletzt Nachricht von dem Siege der Republik und wurde endlich ausgewechselt." — Im Jahre 1822 traf ferner der berühmte italienische Dichter Silvio Pellico († 1854) hier ein, mit anderen zum Tode verurtheilten, jedoch zur Festungshaft begnadigten Carbonari. Silvio Pellico hat in seinem epochemachenden Buch „Le mie prigioni" die Behandlung der politischen Gefangenen zu seiner Zeit mit grellen Farben geschildert, die sehr von dem wirklichen Thatbestande abweichen. Die Carbonari wurden mit der möglichsten Humanität und Rücksicht behandelt, als sie sich jedoch eines Fluchtversuches verdächtig machten, mußte eine schärfere Handhabung der Hausordnung eintreten. Silvio Pellico wurde bereits im Jahre 1830 aus dem Kerker entlassen. Die übrigen italienischen politischen Verbrecher wurden im Jahre 1836 vom Kaiser begnadigt. — Unter den wegen gemeiner Verbrechen nach dem Spielberg gebrachten Personen der neueren Zeit befindet sich endlich eine wahre Koryphäe, der Räuberhauptmann Joseph Babinsky. Er war aus einem Dorfe bei Leitmeritz gebürtig und wurde von seinem Vater für das Studium bestimmt, zu welchem Zweck er das Gymnasium in Leitmeritz besuchte; hier gab er sich weniger mit dem Studiren der lateinischen Grammatik, als mit dem Lesen der Räuber- und Ritterromane ab. Der ehrliche Vater war mit einem solchen Erfolge seiner Pläne natürlich nicht zufrieden, der verdorbene Student mußte den Bauernkittel anziehen und sollte statt mit den Romanen sich mit den Arbeiten in der Wirthschaft beschäftigen. Diese Veränderung gefiel dem jungen Babinsky nicht, er entfloh aus dem väterlichen Hause und trat in Prag als Artillerist in die Armee ein. In Prag lernte er ein schönes Mädchen kennen, und dieses Verhältniß sollte ihn dem Verbrechen in die Arme treiben. Die Familie seiner Angebeteten lebte in tiefster Armuth, und da sie den Zins nicht zahlen konnte, so ließ der Hauseigenthümer die armselige Habe pfänden, erklärte jedoch, er werde dieselbe nicht nur zurückgeben sondern auch die Familie unterstützen, wenn die Tochter seine Frau werden wolle. In Babinsky erwachte der abenteuerliche Sinn, den er aus seiner Romanlectüre gesogen, er beschloß die Geliebte zu retten, und beraubte zu diesem Zwecke die Casse seines Regimentes. Allein das Verbrechen kam zu spät. Der Hausherr hatte sich bereits mit dem Mädchen verheirathet. Babinsky flüchtete hierauf in die Wälder des Riesengebirges, um ihn sammelten sich eine Anzahl verwegener Gesellen, die schon längst mit der Gesellschaft zerfallen waren, und bald machte er sich als der Hauptmann einer gefürchteten Räuberbande nur zu bemerkbar. Alle Anstrengungen, seiner habhaft zu werden, mißlangen längere Zeit, endlich wurde seine Geliebte an ihm zur Verrätherin. Er hatte die Tochter eines Häuslers bei Leitmeritz sich zur Auserwählten erkoren, als die Dirne aber erfuhr, daß ein Preis von hundert Ducaten auf den Kopf ihres Verehrers gesetzt sei, zeigte sie der Behörde seinen Aufenthaltsort an. Das Militär umzingelte von allen Seiten das Häuschen, Babinsky wehrte sich wie ein Verzweifelter, allein ein Schuß in den Fuß streckte ihn nieder, es war ihm nicht mehr möglich, zu fliehen, er wurde gebunden nach Leitmeritz gebracht und von da nach Prag abgeführt. Die Untersuchung schleppte sich ein Jahr lang hin, Babinsky setzte allen gegen ihn erhobenen Beschuldigungen ein keckes Leugnen entgegen und erklärte, man irre sich in seiner Person Man stellte ihm den eigenen Vater entgegen, aber er erklärte, diesen nicht zu kennen. Endlich gelang es dem Rath Müller, Babinsky durch folgendes seltsame Mittel zum Geständniß zu bringen. Babinsky war ein leidenschaftlicher Schnupfer; als er bei einem Verhöre die Dose des Untersuchungsrichters erblickte, die mit dem besten Tabak gefüllt, offen auf dem Tische stand, wurde er plötzlich ganz verändert. Er sagte: „Herr Richter, seit meiner Inhaftirung habe ich Tabak nicht einmal gerochen. Sie sind ein Schnupfer, und können ermessen, was das ist; ich bitte um eine Prise." Rath Müller antwortete: „Ihr bekommt nichts, mein Tabak ist nicht für jeden gemeinen Kerl, ja, wenn Ihr der Babinsky wäret, dann möchte ich Euch mit Vergnügen eine Prise anbieten." Der Inhaftirte antwortete sogleich: „Nun, Herr Rath, ich bin Babinsky und bitte um eine Prise!" Rath Müller reichte ihm die Dose, aus der er sogleich tüchtig schnupfte. Da er indeß keine Mordthat eingestanden hatte, so konnte er nach den Bestimmungen des Strafgesetzes vom Jahre 1803 nicht zum Tode verurtheilt werden, sondern wurde zu zwanzig Jahren Haft auf dem Spielberge verurtheilt. Nach seiner Entlassung war er Gärtner in der Strafanstalt Rzepin in Böhmen, wo ihn 1879 der Tod ereilte. —

Eines Umstandes müssen wir hier noch erwähnen. Von Seiten einiger Schriftsteller wurde erzählt, Kaiser Josef II. habe bei seinem Besuche des Spielbergs sich eine Stunde lang in einen der Kerker einschließen lassen, und sei von dem entsetzlichen Aufenthalte so ergriffen gewesen, daß er sofort die Auflassung der Gefängnisse befahl. Sogar in Versen ist diese Scene verherrlicht worden. Sie hat nur ein Häkchen, daß sie nämlich ganz unwahr ist, und von einem hyperpatriotischen Chronisten, der über eine hübsche Portion Phantasie verfügte, erfunden wurde. Erst unter Kaiser Franz I. (1804—1836) trat in dem Loose der Gefangenen des Spielbergs eine entschiedene Wendung zum Besseren ein. Die tiefsten Gefängnisse wurden als Strafort beseitigt, für jeden Sträfling ohne Ausnahme dreimal in der Woche warme Kost und täglich eine warme Suppe verordnet, für die Schlafstätte die Verwendung von Strohsäcken und Decken anbefohlen, und im Jahre 1857 hörte der Spielberg ganz auf, eine Strafanstalt zu sein. Heinrich Benn.

Bücherbesprechung.

— Bekämpfung des Gewohnheitsverbrechens. Von A. Bozi, Landrichter. Berlin 1895. Otto Liebmann. — Für den Verfasser bildet der Grad des in der That zum Ausdruck gelangten verbrecherischen Willens den ausschließlichen Maßstab der Strafabmessung. Der gewohnheitsmäßig Handelnde bethätigt nur einen geringeren Willensgrad, als der eine Handlung das erste Mal Begehende. Daraus folge auch die — von Psychologen und Physiologen vertretene — mindere Strafbarkeit des Gewohnheitsverbrechers gegenüber dem Gelegenheitsverbrecher. Es müsse deshalb bei allen Strafthaten, bei denen Gewohnheitsmäßigkeit nicht gesetzliches Thatbestandsmerkmal sei, die durch die Gewohnheit bewirkte Schwächung des Verbrecherwillens anerkannt, der Gewohnheit die Bedeutung eines allgemeinen Strafmilderungsgrundes zuerkannt werden. Auffallend bleibt dabei vor Allem, daß der Verfasser den argen Widerspruch nicht merkt, in den er hier geräth: Wie kann vom Standpunkte einer Gesetzgebung aus, die auf der einen Seite straflos gelassene Delicte unter der Voraussetzung, daß solche gewohnheitsmäßig begangen werden, pönalisirt, auf der anderen Seite mehrfach gewohnheitsmäßige Begehung als gesetzlich hervorgehobenen Strafschärfungsgrund behandelt — Hehlerei, Wucher — gewohnheitsmäßige Begehung als allgemeiner Strafmilderungsgrund vertheidigt werden? Für uns ist es unfraglich, daß diese Grundauffassung des Verfassers lediglich de lege ferenda Beachtung beanspruchen könnte, mit Aussicht auf Erfolg allerdings wohl nur für die Zeit, wo die Bekämpfung des Verbrecherthums ausschließlich in die Hände von Philosophen und Aerzten hinübergeglitten sein wird. Verfasser will nun allerdings nicht den Gewohnheitsverbrecher nach verbüßter kurzzeitiger Freiheitsstrafe von Neuem auf die Gesellschaft „losgelassen" wissen. Der Gewohnheitsverbrecher soll vielmehr in Gewohnheitsverbrechercolonien so lange untergebracht werden, bis sich erkennen läßt, ob und wann die Gesellschaft gegen weitere von der festgestellten Gewohnheit beherrschte Strafthaten des Verbrechers gesichert sei. Also im Grunde doch Zwangshaft von unbeschränkter, dem Ermessen des überwachenden Beamten überlassener Dauer. Gegen jede solche, die Zuchthausfrömmigkeit privilegirende Regelung, auch wenn sie zunächst nur auf beschränkten Gebieten versucht werden soll, müssen wir uns immer wieder grundsätzlich mit aller Entschiedenheit erklären. N.

— Commentar zur Civilprozeßordnung für das Deutsche Reich und zum Einführungsgesetze vom

30. Januar 1877. Von Dr. Lothar Seuffert, o. ö. Prof. Siebente umgearbeitete Auflage. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. Preis 22 ℳ. — Mit der 6. (Schluß-) Lieferung liegt das Werk vollständig vor. Es rechtfertigt in seinem Inhalte die Erwartungen, die nach den früheren Auflagen darein gesetzt werden konnten; jedenfalls müssen anerkannt werden die Klarheit und Uebersichtlichkeit der Anmerkungen, die sich nie in die Breite oder in ein bloses Wiedergeben von Rechtssprüchen und in Auszügen verlieren, sondern die maßgebenden, allgemeinen Grundsätze herausziehen, für die die Rechtssprüche und die Literatur nur die Belege geben, ferner das Hervorheben der Sätze, die von anderer Seite bestritten werden, die reiche Angabe von Literatur und Rechtsprechung, soweit sie von Bedeutung für das Verständniß der Gesetzesbestimmungen sind. Wenn der Verf. hierbei Sprüche, die ohne Gründe veröffentlicht wurden, nicht berücksichtigte, weil ihre Nachprüfung und Beurtheilung unmöglich sei, so ist dies nur zu billigen. Solche Rechtssprüche sollen nur einen Wegweiser für die rasche Uebersicht geben, der freilich ohne Vorsicht benutzt wegen des Mangels eines Thatbestandes und der leitenden Grundsätze leicht zur irrigen Anwendung führt; hier in einem solchen Commentar bedarf es des Wegweisers nicht, da die Grundsätze selbst dargelegt sind; als Belegstellen haben jene Rechtssprüche nur zweifelhaften Werth. Der Verfasser hat ferner da, wo der Landesgesetzgebung Raum gelassen wurde, die Landesgesetze möglichst verzeichnet, natürlich ohne weiter darauf einzugehen. Für das Königreich Sachsen dürfte nur zu §. 757 C.-P.-O. Anmerkung 1 das Gesetz vom 4. März 1879 nachzutragen sein, das auch die Vorschriften für die Zwangsvollstreckung in Grundstücke giebt; bei §. 731 C.-P.-O. ist es angeführt. An der zuletzt angeführten Stelle werden auch die Wirkungen der Pfändung einer Hypothekenforderung besprochen, die in Sachsen noch der Erörterung harren. Wenn das Werk nicht nur der Praxis, sondern auch der Wissenschaft dient, so ist zum Schlusse zu wünschen, daß es die ausgiebige Anerkennung und Benutzung erhalte, die es verdient. K—d.

△ Mit dem Erscheinen der 3. Lieferung der II. Hälfte ist die zweite, völlig umgearbeitete Auflage der Gewerbeordnung für das Deutsche Reich, unter Berücksichtigung der Gesetzgebungsmaterialien, der Praxis und der Literatur erläutert und mit den Vollzugsvorschriften herausgegeben von dem ehemaligen königl. bayerischen Ministerialrath und Bundesbevollmächtigten, jetzigen Staatsminister des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten Robert v. Landmann (München 1895, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung) und damit der beste Commentar der Gewerbeordnung, dem nur noch etwa der des königl. württembergischen Regierungsdirectors v. Schicker zur Seite gestellt werden kann, fertig gestellt. Das umfangreiche, sorgfältig ausgearbeitete, zuverlässige Werk unterscheidet sich auf das Vortheilhafteste von anderen Gesetzesausgaben mit oft mühelos aus den Gesetzesmaterialien und ergangenen Entscheidungen zusammengestellten Anmerkungen, es ist ein wahrer Commentar des Gesetzes im Sinne der früheren Zeit, der nicht nur Fremdes reproducirt, sondern fortwährend auch die eigenen Ansichten und Anschauungen des Commentators zum Ausdrucke bringt, ein in jeder Hinsicht empfehlenswerthes Hilfsmittel zum ausgiebigen Studium der Gewerbeordnung. In dem Schlußhefte sind die neuesten zu einzelnen Paragraphen ergangenen Entscheidungen nachgetragen und neu aufgetauchte Zweifel zu lösen versucht worden. Ein sehr ausführliches Inhaltsverzeichniß ist gleichfalls beigegeben.

— Zeitschrift für Praxis und Gesetzgebung der Verwaltung zunächst für das Königreich Sachsen. Band XVI. Heft 1—6. Herausgegeben von Dr. Otto Fischer, Geh. Regierungsrath in Dresden. Freiberg 1895. Commissionsverlag von Craz & Gerlach (Jos. Stettner). Preis 8 ℳ. — Die den sächsischen Verwaltungsbeamten als werthvolle Rathgeberin längst lieb gewordene Zeitschrift bewährt auch in den uns vorliegenden neuesten Heften ihren alten Ruf. Wie bisher zeigt ihr Inhalt eine vierfache Schichtung. Der erste Theil bietet Abhandlungen, der zweite Verordnungen und Entscheidungen oberster Verwaltungsbehörden, der dritte unter der Rubrik „Vermischtes“ namentlich gerichtliche Entscheidungen und Verordnungen von Justizbehörden, die für den Verwaltungsbeamten Interesse haben, und kürzere Mittheilungen aus dem Gebiete des Verwaltungsrechts und der Verwaltungspraxis, der vierte endlich Personal- und Literaturnotizen. Aus dem ersten Theile erwähnen wir neben einem Bericht über die Verhandlungen des letzten sächsischen Gemeindetages eine Abhandlung über die rückwirkende Kraft der Novelle zum Unterstützungswohnsitzgesetze vom 12. März 1894, in der namentlich zwei diesen Gegenstand betreffende Entscheidungen des sächsischen Ministeriums des Innern und des Bundesamtes für das Heimathwesen mitgetheilt und besprochen werden. Beiläufig bemerkt, beschäftigt sich mit dieser Frage auch noch eine weitere im zweiten Theile abgedruckte Administrativjustizentscheidung des sächsischen Ministeriums des Innern. Von ganz besonderem Interesse ist die Fortsetzung des im XV. Bande begonnenen Berichts über die Ergebnisse der von dem sächsischen Ministerium des Innern veranstalteten Erhebungen über die Gemeindebesteuerungsverhältnisse im Königreich Sachsen. Der vorliegende 58 Seiten umfassende Abschnitt bespricht die verschiedenen in den sächsischen Gemeinden vorkommenden Steuersysteme, ihre Vertheilung namentlich bei dem gleichzeitigen Vorkommen verschiedener Systeme in derselben Gemeinde und die Erhebungsweise der Steuern bei ihnen und zeigt eine unglaubliche Buntscheckigkeit der Besteuerungsverhältnisse in den sächsischen Gemeinden. Praktisches Ergebniß der angestellten Enquete ist bisher nur eine in demselben Hefte der vorliegenden Zeitschrift abgedruckte Verordnung des Ministeriums des Innern über den Begriff der Verhältnißmäßigkeit der Anlage im Sinne der Gemeindeordnungen gewesen, der durch die in Geltung befindlichen Steuerregulative vielfach verletzt erscheint. Unter den mitgetheilten Verwaltungs-Verordnungen und -Entscheidungen seien noch besonders hervorgehoben die Verordnung des Ministeriums des Innern zur Ausführung der neuen reichsgesetzlichen Bestimmungen über die Sonntagsruhe im Gewerbebetriebe, ferner mehrere den Uebernahme- und Heimschaffungsverkehr betreffende Verordnungen, eine Entscheidung über das behördliche Einschreiten gegen die religiösen Versammlungen der Methodisten, sowie endlich zahlreiche Entscheidungen betreffend die Auslegung der Arbeiterversicherungsgesetze. Die Rubrik: „Vermischtes“ enthält interessante Mittheilungen über den Stand des Gewerbegerichtswesens im Königreiche Sachsen während des Jahres 1894 sowie über denjenigen der Invaliditäts- und Altersversicherung im Geschäftsbereiche der Versicherungsanstalt für das Königreich Sachsen während des Jahres 1893 und zwar des letzteren auf Grund des von der genannten Anstalt erstatteten Jahresberichts. Alles in Allem werden auch die vorliegenden Hefte den sächsischen Verwaltungsbeamten vielfache Förderung und Belehrung bringen. .*.

— Biblische Geschichten von Berthelt, Jäkel, Petermann, Thomas. 21. Auflage. Neu bearbeitet von O. Ostermai, Lehrer in Dresden. Preis 60 ₰, geb. 80 ₰. Leipzig, Verlag von Julius Klinkhardt. 1895. 207 S. — Dieses für das 3. bis 6. Schuljahr berechnete Lehrbuch liegt in seiner 21. Auflage vor und schon dies mag ein Zeichen für seine Anerkennung und Brauchbarkeit sein. Die neue Auflage unterscheidet sich von den vorhergehenden nicht unwesentlich und muß als eine Verbesserung angesehen werden, sowohl was die äußere Ausstattung wie den inneren Werth betrifft. Wenn die Art des Erzählens gegen früher noch einfacher geworden ist und sich an die moderne Sprechweise noch mehr angeschlossen hat, ohne daß dem biblischen Charakter der Geschichte damit etwas vergeben würde, so kann man das rühmend hervorheben, und nur wünschen, daß das Princip an manchen Stellen noch mehr zur Geltung käme. Das war der Grundsatz, den auch Luther im Auge hatte, als er bei seiner Bibelübersetzung dem Volke seiner Zeit die Sprache abzulauschen trachtete. Die Gruppirung der Geschichten nach ihrer Zeitfolge sowohl wie nach ihrer sachlichen Zusammengehörigkeit ist eine durchaus praktische und die hinzugefügten Memorirstoffe, welche sich im Großen und Ganzen an den „religiösen Memorirstoff für die evangelischen Schulen des Königreichs Sachsen“ anschließen, sind passend gewählt. Daß jede Geschichte ihrem Inhalt nach charakterisirt und diese Inhaltsangabe in einen oder mehrere kurze Sätze zusammengefaßt und mit fetter Schrift vorangestellt wird, ist übersichtlich und wird dem Schüler die Aneignung des Stoffes wesentlich erleichtern. Ein Anhang enthält „einiges aus dem Leben der Hauptapostel“ Paulus und Petrus, Jakobus des Jüngeren und Johannes, sowie eine Geschichte von der Zerstörung Jerusalems. Die ganze Anordnung beruht auf Praxis und Erfahrung und wir zweifeln nicht, daß diese biblischen Geschichten ihre segensvolle Mission an der Jugend in ihrer neuen Ausgabe nur besser erfüllen werden. D. K.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 97. Donnerstag, den 15. August. 1895.

Schattenlos.

Von A. R. Harzen-Müller. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Es soll im Folgenden nicht die Rede sein von den Bewohnern der heißen Zone, welche, wenn die Mittagssonne in ihrem Meridiane steht, nach den Naturgesetzen ohne Schatten, ascii, sind, was den unter den Wendekreisen Wohnenden einmal, den zwischen den Wendekreisen Wohnenden zweimal im Jahre passirt, sondern von jenen Unglücklichen, welchen, wie die Sagen verschiedener Völker erzählen, der Fürst der Schatten selber ihren schwarzen Lebensbegleiter und Doppelgänger für immer fortgenommen hat. Die alten Griechen haben die σκιά (woraus schema, Schemen) nicht sehr hoch geachtet: sie bezeichneten insbesondere die Todten im Hades so, und Homer nennt die Göttin Athene einmal so, um auszudrücken, daß sie, während sie mit Ajax spricht, den übrigen Anwesenden weder wahrnehmbar noch vernehmbar ist. Wie die Griechen von einem besonders furchtsamen Menschen sagten: „Er fürchtet seinen eigenen Schatten", so drückten auch die Römer das unnöthige Furcht Empfinden durch umbras timere aus; und die bengalischen Indier haben noch heute das von ihrem starken Aberglauben zeugende Sprichwort: „Man soll nicht auf seinen eigenen Schatten sehen, welcher durch Lampenbeleuchtung bei Nacht entsteht!" Wie die Griechen, so nannten auch die Römer jene uneingeladenen Gäste, welche man zu einem Gastmahle mitzubringen pflegte, und für die immer noch Platz an der Tafel war, jene Clienten und Freunde im Gefolge großer Herren „Schatten". Lukianos von Samosata nennt das Streiten um eine Kleinigkeit „περὶ ὄνου σκιᾶς μάχεσθαι", wofür der Lateiner sagt „rixari de lana caprina", der Franzose „se débattre oder se disputer de la chape à l'évêque" d. h. „um den Chorrock des Bischofs", der Engländer to quarrel about the man into the moon", der Däne „at traettes om Pavens Skaeg, d. h. „um des Papstes Bart", der Deutsche endlich „um des Kaisers Bart zanken". Jene griechische Redensart rührt von dem berühmten Prozesse her, den der Zahnarzt Struthion zu Abdera mit einem Eseltreiber um den Schatten des von ihm gemietheten Grauthieres führte; wie aus dieser geringfügigen Ursache ein gewaltiger Streit entstand, welcher ganz Abdera in zwei feindliche Lager spaltete, so daß die Abderiten schließlich ihre Heimath aufgaben und auswanderten, das hat uns bekanntlich Wieland im vierten Buche seines noch heute lesenswerthen satirischen Romanes „Die Abderiten" höchst anschauungsvoll erzählt.

Der bekannteste Schattenlose, den die deutsche Literatur aufweist, ist unstreitig Chamisso's Peter Schlemihl, was auch Heine zugiebt, wenn er in dem zu den „Hebräischen Melodien" gehörigen Fragmente „Jehuda ben Halevy" sagt:

„Was das Wort Schlemihl bedeutet,
Wissen wir. Hat doch Chamisso
Ihm das Bürgerrecht in Deutschland
Längst verschafft, dem Worte nämlich;
Aber unbekannt geblieben,
Wie des heil'gen Niles Quellen,
Ist sein Ursprung; hab' darüber
Nachgegrübelt manche Nacht."

Auch E. T. A. Hoffmann erwähnt den Peter Schlemihl in seinen „Fantasiestücken in Callot's Manier. Blättern aus dem Tagebuche eines reisenden Enthusiasten"; er läßt den „Großen ohne Schlagschatten" in einem Berliner Bierkeller zusammenkommen mit dem kleinen General Suworow, dem „Manne ohne Spiegelbild", und erzählt uns als Pendant zu Chamisso's Schlemihl, dem Schattenlosen, die Geschichte von Erasmus Spikher, dem Spiegelbildlosen. — Das Wort Schlemihl ist aus dem Hebräischen in die Gaunersprache übergegangen und heißt so viel wie ein lässiger, gleichgiltiger, stets von Mißgeschick verfolgter Mensch, ein Pechvogel. Die im Jahre 1813 geschriebene wundersame Geschichte vom Schattenlosen wurde bald in fast alle lebende Sprachen übersetzt, sie ist in England und in Nordamerika jetzt ebenso populär wie bei uns, sie hat den Dichter bald in der ganzen civilisirten Welt bekannt und berühmt gemacht. Dabei kann es dem Leser ganz gleich bleiben, ob Chamisso in seinem Märchen dem eigenen Schmerz über die Vaterlandslosigkeit hat Ausdruck verleihen wollen oder aber, wie Goethe seinem Faust den Mephisto, seinem Peter Schlemihl den „grauen Mann" als das Princip alles Bösen entgegengestellt hat. Auch die bildende Kunst hat sich mit Chamisso's Schattenlosem beschäftigt, und noch kürzlich stellte der Maler Hans Looschen in Berlin eine Reihe von Holzschnitten nach seinen sinnvollen Zeichnungen zu „Peter Schlemihl" aus. — Schlemihl überläßt seinen Schatten dem grauen Manne für einen hohen Preis, für ein unaufhörlich Gold enthaltendes und spendendes Fortunatussäcklein; aber aller Reichthum der Welt entschädigt den Ruhelosen nicht für die Verachtung seiner Mitmenschen, die mit dem Schattenlosen nichts zu thun haben wollen. Nur gegen das Preisgeben seiner Seele und seines Heiles kann er den verkauften Schatten wiedergewinnen; aber dieser Preis ist ihm zu hoch: freiwillig verzichtet er auf die Glücksgüter der Erde, indem er den Zauberbeutel von sich schleudert, und zieht in die weite Welt hinaus, nur im Besitze von Glück bringenden Siebenmeilenstiefeln; im Betrachten und Durchforschen der Erde und ihrer Wunder findet er dann die lang ersehnte Zufriedenheit, sein Glück und seine Ruhe wieder. Mit dieser Erzählung Chamisso's scheint mir die dänische Sage vom Schattenlosen eine unverkennbare Aehnlichkeit zu haben. Wie Schlemihl seinen Schatten dem grauen Mann für Gold hingiebt, so verkauft auch der Mann der dänischen Sage den seinigen dem kleinen Männlein; wie dort der Graue, so nimmt hier der Kleine den erkauften Schatten vorsichtig auf, wickelt ihn zusammen, steckt ihn in seine Tasche und entfernt sich eiligst damit. Schlemihl wird von den Leuten verlacht und verachtet, sodaß er außer Landes gehen muß; ebendasselbe erduldet und thut auch der dänische Schattenlose, dessen Geschichte ich hier wiedergebe. Eines Abends, als gerade der Mond hell am Himmel stand, ging ein Mann über Land; und wie er nun so seinen Weg verfolgte, fiel zufällig sein Auge auf den schönen langen Schatten, den er im Mondschein warf. Er ging aber lustig weiter und freute sich darüber, als plötzlich ein kleines Männlein an ihn herantrat und ihn so anredete: „Du hast da ja einen ganz herrlichen Schatten; willst du mir den nicht verkaufen?" Anfangs lachte der Mann über diese sonderbare Zumuthung; als aber der Kleine seinen Wunsch wiederholte und ihm einige blanke Ducaten hinhielt, da wurden sie endlich einig, und der Handel wurde abgeschlossen. Nun nahm der Kleine den Schatten auf, wickelte ihn behutsam zusammen, steckte ihn zu sich und verschwand wieder. Der Mann ging mit sehr unsicheren Gefühlen heim: aber die schönen Goldstücke vertrieben bald jeden Zweifel und trösteten ihn für den Verlust seines Schattens. Einige Zeit darauf ging er zusammen mit seiner Frau über die Felder und sie freuten sich über das schön stehende Korn, welches im Mondschein goldig auf und nieder wogte. Wie sie nun so dahinschritten, rief die Frau plötzlich aus: „Sieh nur, wie lang und breit der Schatten ist, den ich werfe; aber du, Mann, du zeigst ja gar keinen!" Der Mann versuchte auf jede Weise dieser heiklen Frage auszuweichen, die Frau aber ließ nicht ab, hierüber

nachzugrübeln. Schließlich bekamen es auch die Kinder und die Nachbarn zu wissen, daß der Mann keinen Schatten habe; da hielten sich Alle von ihm fern, so daß er, um ihrem Gespötte zu entgehen, mit dem sie ihn alle Zeit verfolgten, sein Vaterland verließ und sein Leben im fremden Lande beschloß. Ganz anders als der Chamisso'sche und der dänische Schattenlose, welche ihren Schatten dem „Grauen" und dem „Kleinen" verkaufen, erscheinen uns die Schattenlosen der spanischen, schottischen und deutschen Sage; ihnen entreißt der leibhaftige Teufel in der Gestalt des schwarzen Schulmeisters den Schatten, mit dem er sich begnügen muß, obgleich er eigentlich nach Leib und Seele seiner Schüler getrachtet hat. In der dänischen Sage handelt es sich ausdrücklich um den Schatten, welchen der Mond bewirkt, in allen anderen um den durch die Sonne hervorgebrachten: der Fürst der Finsterniß bildet den größten Gegensatz gegen das helle Sonnenlicht des Tages und hat höchstens Theil an den dunkelen Schatten, welche dieses hervorbringt: hier haben wir wieder den alten Unterweltskönig Hades mit seinen Schattengestalten! Zu Salamanca, so berichtet die spanische Sage vom Schattenlosen in auffallender Uebereinstimmung mit der schottischen und deutschen, war eine Gruft, in welcher der Teufel alle Zeit sieben Schüler unterhielt mit der Bedingung, daß, wenn sie völlig ausgelernt hätten, der zuletzt Hinausgehende das Ganze zu bezahlen habe. Als er nun einmal seinen Cursus schloß und dem letzten Schüler zu bleiben gebot, da zeigte dieser auf seinen Schatten und sagte: „Der ist ja der Letzte!" Und richtig ergriff der Teufel das Schattenbild; der entschlüpfende Schüler aber blieb sein Leben lang ohne Schatten. Auf Grund dieser spanischen Sage schrieb Körner sein Gedicht „Der Teufel in Salamanca"; der Dichter läßt den Teufel in einem Kellergewölbe der altberühmten Universitätsstadt schwarze Kunst nach eigenen Heften lesen bei ganz enormem Zulauf der Studenten. Am Ende des Semesters ersuchte der Herr Doctor seine Zuhörer „ums billige Honorar", um eine Seele: wer zuletzt aus der Kellerthüre gehe, dem müsse er leider den Hals umdrehen! Die Studenten nehmen die fatalen Würfel zur Hand: ein junger Graf wirft die niedrigste Zahl und ist dem Magister verfallen, aber er läßt den Muth nicht gleich sinken und vertraut menschlicher List. Beim Hinausgehen zeigt er auf seinen „Hintermann", seinen Schatten, auf den sich der geprellte Teufel, vom hereindringenden Sonnenlichte ganz geblendet, auch losstürzt; draußen aber sahen Alle mit Schrecken, daß der Graf keinen Schatten mehr warf! Aehnlich lautet die schottische Sage vom Schattenlosen; nach ihr können überhaupt nur Solche, welche sich dem Studium der schwarzen Kunst ergeben haben, ihren Schatten verlieren. Sie müssen nach Absolvirung eines bestimmten Pensums durch eine lange unterirdische Halle laufen, wobei der Teufel den Letzten in der Reihe erwischt, wenn anders der Schüler seinen Weg nicht so eilig durchmißt, daß der Teufel nur noch den Schatten erfassen kann, den er dann für sich behält. „Diejenigen," setzt der schottische Aberglauben hinzu, „welche auf diese Weise ihren Schatten verloren haben, beweisen sich stets als die tüchtigsten Zauberer!" — In Deutschland weiß man besonders in Schleswig-Holstein von der „schwarzen Schule" noch Allerlei zu erzählen. Namentlich angehende Prediger sollen die gelehrigen Schüler des Teufels gewesen sein! Als Schwarzkünstler galten allgemein der Probst Petrus Aegidii in Bröns, einem Dorfe zwischen Ripen und Tondern, Hr. Peter, Prediger in Hügum, östlich von Ripen, Pastor Kühl in Ulderup auf Sundewitt, Pastor Fabricius in Medelby bei Flensburg, Johannes Borchers, Pastor zu Norderhackstedt, südwestlich von Flensburg, Pastor Moldenhauer zu Albersdorf in Norderdithmarschen und Pastor Ziegler, der Verfasser eines holsteinischen Idiotikons: sie hatten alle in der schwarzen Schule gelernt, wie man die Geister und Gespenster meistert und bannt, sie konnten sich durch ein einziges Wort von einem Orte nach dem anderen wünschen und wußten Alles, was in ihrer Abwesenheit in ihrem Hause vor sich ging. Unter irgend einer Bedingung hatten sie ihre Seele dem schwarzen Lehrmeister verschrieben; übertraten sie diese nur ein einziges Mal aus Versehen, so waren sie ihm mit Leib und Seele verfallen: hiervor aber sich zu hüten, soll ihnen fast Allen gelungen sein! Auch der Küster in dem schon genannten Kirchdorfe Bröns im Schleswigschen besuchte die schwarze Schule; als Lehrgeld aber mußte er dem Teufel sein Schattenbild lassen, da er der Letzte war, der hinausging. Er ist sein Leben lang ohne Schatten geblieben, und auch beim hellsten Sonnenschein war, entgegen dem Sprichwort „Wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten", nicht das Geringste von einem Schatten bei ihm zu entdecken.

Der den angeführten Sagen Spaniens, Schottlands und Deutschlands gemeinsame Hauptkern ist der, daß der Teufel um seine Beute betrogen wird; er muß mit dem bloßen Schattenbilde vorliebnehmen, gerade so wie der Unehrliche bei der Schatten- oder Scheinbuße im Rechtsleben des deutschen Mittelalters. Noch im 12. und 13. Jahrhundert konnten schwere Verwundungen und wörtliche Beleidigungen mit Geld gebüßt werden; das Wehrgeld und die Buße richteten sich auch nach dem Stande des Beleidigten, so daß beispielsweise ein Tagelöhner zur Buße zwei wollene Handschuhe und eine Mistgabel erhielt. Aber unfreie, unehrliche und verächtliche Leute hatten überhaupt keinen Anspruch auf irgend eine Genugthuung oder doch nur auf eine ganz geringe und spöttische; sie waren ja rechtlos, und Jeder durfte sie ungeahndet beleidigen. Eine solche scheinbare Genugthuung war die sogenannte „Schattenbuße", von der es im „Sachsenspiegel" des Schöffen Eike von Repgow heißt: „Spelluden unde allen den, die sik to egene geven, den gift man to bote de scaden enes mannes." Die Heidelberger Handschrift dieses niederdeutschen Rechtsbuches zeigt zu diesem Texte das Bild eines Spielmannes mit der umgehängten Fiedel; er deutet mit der erhobenen Rechten auf ein vor ihm stehendes, nur in den Conturen gezeichnetes menschliches Schattenbild hin. Auch das alte schwäbische Landrecht kennt den Satz: „Swass ich im tu, dass sol er minem schaten tun!" und enthält das ausführlichere Gesetz über die Schattenbuße: „Spillüten unde allen den, die gut für ere nement unde die sich ze aigen geben hant, den git man ains mannes schaten von der sunnen, dass ist also gesprochen: swer laides tut, dass man in bessern sol, der sol zu ainer wende stan, da diu sunne an schinet, unde sol der spilman dar gan, oder der sich ze eigen ergeben hat, unde sol den schaten an der wende an den hals slahen: mit der rach sol im gebessert sin!" Zum Schlusse erwähne ich noch, daß auch bei Vollstreckung von Todesurtheilen der Schatten des betreffenden Todescandidaten eine wichtige Rolle spielen konnte: er konnte nämlich in symbolischer Weise fortgenommen und beseitigt werden, wodurch seinem Besitzer das bereits verwirkte Leben zurückgeschenkt wurde! Martin Luther erzählt in dem Capitel seiner Tischreden, welches „Von dem Teufel und seinen Werken" handelt, daß Kaiser Maximilian meist auf diese Art ein Todesurtheil aufgehoben und in eine mildere Strafe umgewandelt habe, in den „gemalten Tod". Ein Edelmann war beschuldigt worden, einen anderen, mit dem er verfeindet war, Nachts erstochen zu haben. Da man ihm aber nichts beweisen konnte, hielt man den Teufel selber für den Mörder, und das Urtheil lautete: „Wenn man ihn auf den Platz für das Gerichte brächte, sollte man die Erde seines Schattens wegstechen oder wegstoßen, ihn aber des Landes verweisen. Das heißet man mortem civilem, einen bürgerlichen Todt oder gemahleten Todt, weil er den andern zu ermorden willens war gewest, und es wohl vom Teufel war geschehen; doch war er des Todtschlages schuldig."

So gab es also neben der sagenhaften, durch den Teufel bewirkten Schattenlosigkeit eine durch den Richter verhängte symbolische und eingebildete; diese ist nebst anderen Dunkelheiten aus unseren modernen Gesetzbüchern längst verschwunden, vor jener aber schützt uns noch immer das alte, wahre Wort:

„Der Teufel, wenn er noch so mächtig wäre,
Hat doch dem Klugen nie was an;
Wer muthig ist und fein dabei,
Bleibt aller Satanskünste frei!"

Hausaberglauben.

Von Dr. Gustav Albrecht.

Die meisten abergläubischen Ansichten und Gebräuche stammen aus alter Zeit her und lassen sich wie die zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten oder bei Geburten, Taufen, Trauungen und Begräbnissen üblichen Gebräuche auf irgend welche Handlungen im heidnischen, jüdischen oder altchristlichen Cultus zurückführen. Außer diesem historisch erklärbaren Aberglauben giebt es aber noch eine Reihe abergläubischer Ansichten, welche sich erst im Mittelalter oder sogar im Laufe der neueren Zeiten gebildet haben

und für welche wir keine genügende historische Erklärung zu finden vermögen. Hierher gehört einmal ein großer Theil des medicinischen Aberglaubens, gehören die sogenannten Sympathiemittel, welche vielfach erst neuerer Speculation ihre Entstehung verdanken, dann aber jene Ansichten, welche wir unter dem Namen „Hausaberglauben" zusammenfassen wollen. Unter „Hausaberglauben" versteht man diejenige Art des Aberglaubens, welche sich zumeist auf die Hausgeräthe und das alltägliche Familienleben bezieht und durch ein geordnetes bürgerliches Leben ausgebildet worden ist. In letzterem liegt wohl auch die Erklärung für die Entstehung dieser Art von Aberglauben, denn die Ordnungsliebe der Hausfrau dürfte eine der Triebfedern zur Bildung des Hausaberglaubens gewesen sein, und wenn auch andere Factoren, so Höflichkeit gegen den Gast des Hauses, Eitelkeit, Stolz, Furcht und Bequemlichkeit, zur Entstehung desselben beigetragen haben, so ist doch die Wirkung dieser Factoren wohl nur eine nebensächliche gewesen und hat die ursprüngliche Bedeutung in den Hintergrund gedrängt. Da tritt uns zuerst die ominöse Zahl „dreizehn" entgegen! Sitzen dreizehn Personen bei Tische, so muß eine von ihnen binnen Jahresfrist sterben. Welche? darüber gehen die Ansichten der Einzelnen auseinander. Entweder diejenige, welche vor dem Spiegel oder welche an der Tischecke sitzt, oder die, welche zuerst ißt oder zuletzt vom Tisch aufsteht, oder diejenige, welche zuerst ißt oder trinkt, oder schließlich die, welche die Anzahl der Tischgenossen überzählt oder darüber erschrickt, daß dreizehn Personen an der Tafel sitzen. Schon aus dieser Verschiedenheit der Ansichten kann man ersehen, daß der etwa vorhandene historische Hintergrund nicht mehr beachtet worden ist, sonst würde man prägnanter die dem Tode geweihte Person bezeichnen, sondern daß der Aberglaube verschiedenen Ursachen zugeschrieben wird. Zwar hat man ein historische Erklärung dieses Abscheues vor der Zahl „Dreizehn" versucht, indem man auf die heilige Zahl „Zwölf", auf das heilige Abendmahl und den altdeutschen Götterkreis hinwies, aber obwohl Christus als „Dreizehnter" an der Tafelrunde dem Tode geweiht war und Baldur als „Dreizehnter" der Götter sterben mußte, so haben diese Punkte doch wohl nur indirect und ohne daß man sich deren bewußt war, auf den Abscheu vor der Zahl „Dreizehn" eingewirkt. Der Grund dieses Abscheues kann ein anderer sein. Das Märchen von dem Dornröschen weist uns auf die richtige Spur. In demselben wird der dritten Fee, welche als „Dreizehnte" erscheint, ein silberner Teller vorgesetzt, da die Königin in ihrem Haushalte nur zwölf goldene Teller besitzt, und infolge dessen stiftet die Fee, welche über die vermeintliche Nichtachtung erzürnt ist, Unheil in der Königsfamilie: Dornröschen soll in einen todesähnlichen Schlaf verfallen. Gleichwie im Märchen die Königin unangenehm davon berührt ist, daß sie ihrem dreizehnten Gaste nicht auch einen goldenen Teller vorsetzen kann wie den übrigen Gästen, wird es jede Hausfrau peinlich berühren, wenn sie nur ein vollständiges Gedeck für zwölf Personen besitzt und der „Dreizehnte" schließlich mit einem anderen, vielleicht minderwerthigen Teller vorlieb nehmen muß. Kann man es daher den Hausfrauen verargen, wenn sie einen Ausweg suchten, um die gefürchtete dreizehnte Person von der Tafel fern zu halten? Die allgemein verbreitete abergläubische Furcht vor der „Dreizehn" erklärt sich also auch aus der Ordnungsliebe der Hausfrau, welche keinen ihrer Gäste minderwerthig behandeln will. — Eine stattliche Tafelrunde ist stets die Freude und der Stolz einer Hausfrau, besonders wenn Alles ordnungsmäßig vor sich geht. Aber wie häufig sieht sie auch an der Tafel Dinge, welche ihr nicht gefallen wollen und ihren Verdruß erregen! Dort wirft Jemand das Salzfäßchen um, hier verschüttet ein Anderer ein Glas Rothwein, ein Dritter legt sein Messer mit der Schneide beständig nach oben, ein Vierter hat die Angewohnheit, das Brod mit der unteren, rauhen Seite nach oben zu kehren, ein Fünfter endlich dreht aus Langerweile oder Muthwillen Kügelchen aus Brodteig; das Alles muß eine Hausfrau in hohem Grade erregen. Wird Salz verschüttet, so giebt es, nach der Meinung abergläubischer Leute, Zank in der Familie; geschieht es bei einem Hochzeitsmahl, so hat die Ungeschicklichkeit eine unglückliche Ehe zur Folge. So viel Körner Salz, wie man muthwillig verstreut, so viel Sünden begeht man in der Folge und für jedes böswillig verschüttete Körnchen Salz muß man einen Tag länger an der Himmelsthür warten. Verschütteter Wein führt, dem Aberglauben zufolge, ein Leichenbegängniß und beim Hochzeitsmahl den Tod eines der beiden Ehegatten herbei. Die Unsitte, das Messer mit der Schneide nach oben zu legen, bekämpft die Hausfrau dadurch, daß sie behauptet, auf einer offen daliegenden Messerschneide pflege der Teufel zu reiten, und dieser stiftet Zank, zerschneidet die Freundschaft und holt bei der ersten besten Gelegenheit die Seele des Uebelthäters, der der Unsitte fröhnt. Aehnlich wird es Demjenigen ergehen, der das Brod verkehrt auf den Tisch legt, denn in dieser Lage pflegt der Teufel das Brod gleichfalls als Reitpferd zu benutzen und schließlich mit solchem hartnäckigen Sünder ebenfalls nähere Bekanntschaft zu machen. Wer ferner mit Brod spielt, Kügelchen daraus dreht, diese umherwirft und mit Füßen darauftritt, dem fährt die Gicht in Arme und Beine, dem ist Mangel und Noth hinfort beschieden. — Alle diese abergläubischen Ansichten können auch, wie gesagt, dem Ordnungssinn der Hausfrau ihre Entstehung verdanken. In welcher Zeit sie aber entstanden sind, wird sich nicht feststellen lassen; allzuweit dürfte ihr Alter indeß nicht zurückreichen. Zwar hat man auch in diesem Falle eine Erklärung in alten Sitten und Ansichten zu finden gesucht und beim Salz auf dessen Weihung und Verwendung bei der Glockentaufe, ferner auf die Worte Christi Matth. 5, 13 und Mark. 9, 50, beim Wein und Brod auf das heilige Abendmahl, beim Messer auf die Sense des Todes hingewiesen, und sicherlich sind diese Beziehungen auch von Einfluß auf die Bildung des Aberglaubens gewesen; aber Diejenigen, welche den Aberglauben in Umlauf gesetzt haben, hatten wohl nicht mehr daran gedacht. — Nicht nur um Brod und Wein, auch um die übrigen Speisen zieht der Hausaberglauben seinen mystischen Schleier. Butter, Brod, Kuchen, Wurst, Braten dürfen von Unverheiratheten nicht angeschnitten werden, sonst müssen diese noch sieben Jahre bis zur Vermählung warten. Der Hausfrau gebührt aber die Macht über Küche und Keller, sie ist stolz darauf, ihren Gästen etwas Gutes vorsetzen zu können, und will nun auch die Ehre haben, ihnen das Beste des Aufgetragenen vorlegen zu dürfen. Dies kann sie nur, wenn sie den Braten, den Fisch, das Gebäck u. s. w. selbst zerschneidet, und um sich ihr Recht zu sichern, zieht sie vielleicht den Aberglauben zu ihrer Unterstützung heran. — Weniger verbreitet ist der Aberglauben, daß eine Jungfrau, welche den Rest von Brod, Butter, Wurst oder Braten vom Teller nimmt, einen Wittwer zum Manne erhält. In diesem Falle spielt wohl die Höflichkeit gegen den Gast eine Rolle. Die Hausfrau will dem Gaste nicht zumuthen, daß er das letzte Stückchen nimmt, und bewahrt ihn durch den Hinweis auf den allbekannten Hausaberglauben davor. Doch genug vom Essen, wenden wir uns anderen Seiten des Haushaltes zu! Ein sauber gemachtes Bett ist die Freude jeder Hausfrau, und es erregt ihren Unmuth, wenn Jemand etwas auf die Bettdecke legt. Lege deshalb, so läßt sich der Aberglauben vernehmen, niemals eine angefangene Arbeit auf das Bett, sie wird nie vollendet, sie ruht, auch nicht den Geldbeutel, denn das Geld trägt dann keine Zinsen mehr. Auch sieht es unschön aus, wenn die Morgenschuhe unordentlich vor dem Bett stehen, deshalb stelle dieselben, wenn du ins Bett gehst, stets fein nebeneinander mit den Spitzen nach vorn, sonst plagt dich Nachts der Alb oder du wirst krank, und wenn das Bett bedeckt ist, stelle die Schuhe unter dasselbe mit den Spitzen nach der Wand zu, sonst kehrst du nicht ins Bett zurück, sondern verunglückst außerhalb des Hauses. Etwas Anderes ist es dagegen, wenn Jemand von Albdrücken gequält wird, dann muß er die Pantoffeln verkehrt oder noch besser kreuzweis vor sein Bett stellen, so kann ihm der Alb nichts anhaben. Um des Himmels willen aber darf man die Schuhe nicht auf einen Tisch stellen, sonst bricht gewaltiger Zank im Hause aus. Ebenfalls dem Ordnungssinn entspringen zum Theil die abergläubischen Ansichten, welche in Beziehung zur Reinlichkeit stehen. Vor Allem ist es der Hausfrau ein Greuel, wenn ein Mädchen die Schürze nachlässig umgebunden hat. Der Herzallerliebste wird der Nachlässigen dann sicher untreu werden. Ebenso mag es die Hausfrau nicht leiden, wenn ein Mädchen sich an der Schürze die Hände abtrocknet; Rheumatismus, so behauptet sie, sei die nothwendige Folge davon. Will sich aber gar ein Anderer an ihrer Schürze die Hände abtrocknen, so weist sie ihn darauf hin, daß sie ihm ewig gram werden würde, wenn er dies thäte. Wenn Zwei sich zusammen eines Handtuchs bedienen oder in einem Waschbecken waschen, oder wenn sie von einem Teller essen oder von einem Stück Brod abbeißen, werden sie sich zeitlebens feindselig gegenüberstehen. Auch um die Wohnräume in Ordnung zu halten, nimmt die Hausfrau ihre Zuflucht zum Aberglauben. Nichts ist ihr mehr zuwider, als wenn die Zimmer zur Mittagszeit noch nicht gehörig gereinigt sind. Daher darf in der Mittagsstunde nicht ausgekehrt werden, sonst fegt man das Glück aus dem Hause, nicht einmal

der Besen soll aus dem gleichen Grunde nach Mittag in der Stube stehen bleiben. Der Hausunrath muß vor Sonnenuntergang aus dem Hause geschafft werden, da man andernfalls den Segen des Himmels vom Hause abwenden würde. Damit aber das Zimmer genügend gereinigt werde, hält die Hausfrau ihre Untergebenen dazu an, daß sie den Staub in der Mitte des Zimmers zusammenkehren und nicht etwa über die Thürschwelle fegen, da sonst das Glück hinausgetrieben würde. Der Aberglauben offenbart sich also einmal, wie wir sehen, auch von einer erziehlichen Seite. Vornehmlich aber der Hausaberglauben hat in dieser Hinsicht manche guten Früchte getragen.

Bücherbesprechungen.

□ **Karl v. Hase, Heilige und Propheten.** Neue Propheten. Dritte Auflage. Leipzig, Breitkopf & Härtel. — Unter den Schriften Hase's, die nach seinem Heimgang veröffentlicht und in diesen Blättern besprochen worden sind, ist diese Schrift übersehen worden. Sie ist für den Standpunkt Hase's und für sein historisches Urtheil über derartige ungewöhnliche Erscheinungen, wie sie in dem vorliegenden Buche dargestellt sind, in hohem Grade charakteristisch. Er selbst spricht sich darüber in seiner feinsinnigen Weise in einer Betrachtung über die Visionen der Jungfrau von Orleans in folgenden Worten aus: „Es ist das edle Recht neuerer Geschichtsforschung, den Maßstab der Wahrheit nicht am Alltäglichen und Gemeinen zu haben, sondern auch das Wunderbarste, wenn es durch gute Zeugnisse sich als wirklich bewährt, anzuerkennen, während es doch, wie ungemein und außerordentlich, in die alten heiligen Gesetze der Natur und menschlichen Entwickelung sich einreihen muß, mögen sie nun schon in klarem Zusammenhang vor uns liegen, oder noch wie Sterne mit unbekannten Bahnen." Nach diesem Gesichtspunkt hat Hase in seiner divinatorischen Art, in der er es wie Wenige verstanden hat, das Geheimniß historischer Persönlichkeiten in ihrem innersten Kern, in der Seele ihres Lebens zu erfassen und von einem höheren Standpunkt aus zu beleuchten, auch die „nachgeborenen", „neuen" **Propheten** behandelt. Dieses Prophetenthum hat seinen Ursprung nicht sowohl in göttlichen Inspirationen, in der Eingebung jenseitiger Mächte, von denen es selbst seine Prophetie herleitet, es hat seine Wurzeln vielmehr in den Tiefen des Menschengeistes, aus denen heraus es sich unter dem Walten Gottes entfaltet, getragen von der Phantasie und je nach der sittlichen Geistesrichtung der einzelnen Träger dieses Prophetenthums mit den guten oder den bösen Geistern eines Zeitalters verbündet. Das ist der Grundgedanke, der sich durch die vorliegenden Geschichtsbilder wie ein rother Faden hindurchzieht und der besonders in dem Bilde der **Jungfrau von Orleans** hervortritt, die entweder als „gottbegeisterte Seherin" oder als „fromme Schwärmerin" aufgefaßt zu werden pflegt. Erst in neuester Zeit ist die wunderbare Jungfrau, deren Heiligsprechung bisher vergeblich angestrebt worden ist, von einem Schriftsteller als ein „schlau berechnendes Mädchen mit ausgeprägt bäuerlicher Form" dargestellt worden. Neben dem Bilde der edlen Jungfrau, die Frankreich als eine Nationalheilige verehrt, steht die ernste, düstere Gestalt des Propheten von Florenz, des erschütternden Bußpredigers, des Reformators vor der Reformation, **Girolamo Savonarola.** Von ihm sagt Luther, dem er vorangeht, wie der Morgenstern der aufgehenden Sonne: „Christus kanonisirt ihn durch uns, sollten gleich die Päpste und Papisten mit einander darüber zerbersten." Neben der französischen und italienischen Ausprägung des „neuen Prophetenthums" steht die deutsche in den **Wiedertäufern.** Ihre Gestalten stehen in eigenthümlichem Gegensatz zu den Bildern der „Jungfrau" und Savonarola's; der zügellose, wilde Fanatismus der Wiedertäufer mit ihrer finstern Gluth — welch ein greller Contrast zu den menschlich edlen und anziehenden Gestalten jener Propheten! Und doch stellt sich gerade in ihnen der Gedanke, den der Verfasser in diesen Geschichtsbildern durchführt, in seiner extremen Ausprägung charakteristisch dar, und Hase betont mit Recht, wie an ihnen sich die unermeßliche Macht offenbart, welche die Religion, auch mißverstanden und gemißbraucht, über das Herz unsers Volkes von Alters her geübt hat. Wie meisterhaft es Hase versteht, mit derselben kunstvollen Hand in eindringendem feinstem Verständniß ebenso für die individuellsten Eigenthümlichkeiten geschichtlicher Personen, wie für den großen allgemeinen Zug, der durch eine geistige Bewegung hindurchgeht, die verschiedensten Charakter- und Lebensbilder darzustellen, das zeigen auch die vorliegenden, mit allem Reiz historischer Kunst ausgestatteten Geschichtsbilder. Ihre Lectüre ist ein Genuß nicht blos für den Fachmann, sondern für jeden wahrhaft Gebildeten; für diese sind sie geschrieben, entstanden aus Vorlesungen für ein größeres Publicum, an denen „so ziemlich Alles, was für die Freuden des Geistes Sinn hat", sich zu betheiligen pflegte. Der gelehrte Apparat, der den auf streng wissenschaftlichen Studien beruhenden Vorlesungen fehlt, ist in werthvollen literarischen Nachträgen untergebracht, von denen übrigens Hase scherzend hofft, daß nur der kleinste Theil der Leser, die er sich wünscht, sich in dieselben verirren werde, die aber desto dankbarer von dem wissenschaftlichen Publicum werden benutzt werden.

— **Laß meinen Gang gewiß sein in Deinem Wort!** Neue Sammlung von Casualreden, herausgegeben von Lic. theol. Dr. Ludwig Eduard Suppe, Archidiaconus zu St. Thomä. Zweite Auflage. Leipzig, H. G. Wallmann. 1894. 1. und 2. Lief. zu 1 ℳ. — Daß von dieser Sammlung die zweite Auflage nothwendig wird, ist ein Beweis, wie reichlich sie benutzt worden ist und wie viel Verehrer die geistliche Redethätigkeit des Verfassers gewonnen hat. Bestehen doch neben dieser noch zwei andere zum Zeugniß, wie fleißig und sorgsam auch ein großstädtischer Prediger in seinem schwer belasteten Amte für den einzelnen Fall arbeiten und wie liebreich er die Bedürfnisse seiner einzelnen Gemeindeglieder berücksichtigen kann. Das erste uns vorliegende Heft enthält 20 Taufreden und 7 Bescheerungsreden, die letzteren sämmtlich in einem Rettungshause gehalten. Bei den Taufreden, die vermuthlich alle im Hause der Eltern stattgefunden haben, ist uns von besonderem Werth, daß, wo nur immer möglich, die kirchliche Zeit erwähnt, ja in den Mittelpunkt der Handlung gestellt wird, wie sie denn in vielen Fällen auch den Text zur Rede dargereicht hat, und daß also so am einfachsten die Hausfeier ihren Charakter einer kirchlichen und gemeindlichen Feier empfängt. Bei den Bescheerungsreden würde man allerdings auch ohne die betreffende Anmerkung zur Ueberschrift heraushören können, daß es keine Musterkinder sind, denen sie gehalten worden. Gewiß erfolgt Strafe und Mahnung im väterlichsten Tone und verklärt durch den Glanz des Christtages; aber man kann die Frage nicht unterdrücken, ob bei solcher Gelegenheit nicht auch die Zöglinge eines Rettungshauses, wenn als Sünder, so als Glieder der ganzen sündigen und begnadigten Menschheit behandelt werden müssen. Das zweite Heft enthält 10 Confirmationsreden, von deren vielen Vorzügen wir nur den der besonders glücklichen Textwahl hervorheben wollen. Auch hier giebt es einzelne Sprüche, wie bei anderen Predigern fast ausnahmslos, aber es ist doch nicht blos das Evangelium des Palmsonntages, sondern auch der ganze Anfangsabschnitt des zweiten Timotheusbriefes als Text verwendet. Im Uebrigen können wir uns auf das öffentliche Urtheil der evangelischen Geistlichkeit berufen über Tüchtigkeit und Brauchbarkeit dieser Reden. B. K.

— **Die Erde im Weltraume.** Aus Neumayr's Erdgeschichte, 2. Auflage. (Meyer's Volksbücher Nr. 1091, 1092. Preis 20 ₰.) Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. — Nach einer kurzen, aber ziemlich vollständigen Darlegung unserer heutigen Kenntnisse von den Himmelskörpern folgt eine Beschreibung des von uns bewohnten Planeten in astronomisch-physikalischer Beziehung. Ein Vergleich mit den einschlägigen Verhältnissen der anderen Weltkörper liefert einen Ausblick in Vergangenheit und Zukunft unserer Erde. Die Reichhaltigkeit des Gebotenen ist aus der nachfolgenden Angabe des Inhaltes ersichtlich: Der Fixsternhimmel. Das Planetensystem. Spektralanalyse. Die Sonne. Der Zustand der Gestirne. Der Mond. Vergangenheit und Zukunft der Erde. Die Meteoriten. Zusammensetzung der Meteoriten. Gestalt und Größe der Erde. Gewicht der Erde. Temperatur im Erdinnern. Die Dicke der Erdkruste und der Zustand des Erdinnern. Als ein sehr wesentlicher Vorzug des Heftchens ist hervorzuheben, daß unsichere und überflüssige Speculationen thunlichst vermieden und daß die vorhandenen Grenzen unserer positiven Erkenntniß deutlich hervorgehoben sind.

Dr. B. P.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 98. Sonnabend, den 17. August. 1895.

Sprache, Poesie und Musik in den Wüsten des Orients.

Von Dr. R.

Drei Dinge sind des Wüstensohnes Ruhm: seine Freiheit, seine Gastfreundschaft, seine Sprache. Und mit Recht; erstere hat ihm kein Eroberer genommen, die zweite hat der Beduine niemals vergessen, ebenso wie seine poetische Sprache im Laufe der Jahrhunderte nichts von ihrer Schönheit und Kraft verloren hat. Der Beduine ist der Araber im eigentlichen Sinne; soweit die arabische Sprache reicht, erheben sich auch die schwarzbraunen Zelte Ismael's. Alle Beduinenstämme reden die Sprache ihres Urvaters Yarab noch heute nach abertausend Jahren: die Gleichheit der Sitten, das getrennte Leben von der stets veränderlichen Culturbevölkerung, der ewige Stillstand haben ihnen geholfen, ihre Ursprache bis zur Gegenwart rein und unverdorben wie ihre Rasse selbst zu bewahren. Die Volkssprache Syriens, Aegyptens, Palästinas ist ziemlich herabgekommen, nicht so das Arabisch der freien Wüstensöhne, unter denen es Stämme giebt — besonders in Hedschaz —, welche es an Reinheit, Feinheit, Correctheit und Eleganz der Aussprache mit jedem arabischen Universitätslehrer aufnehmen können.

Syrier, Aegypter, Tunisier, Marokkaner, Mesopotamier — sie alle reden arabisch; und doch klingt dieselbe Sprache melodischer, weicher, poetischer aus dem Munde eines Beduinen Syriens oder Afrikas d. h. jener Länder, wo sein Accent am härtesten, als von den Lippen eines Bewohners der Euphrat-Gegend oder Aegyptens, wo die Aussprache des Arabischen am weichsten ist. Es giebt nur eine arabische Sprache; sie besitzt aber einen solchen Wortreichthum, so viele tausende Synonymen und Umschreibungen, sie trägt so buntfarbige Gewänder je nach Gegenden und Städten, daß ein Palästina-Bewohner einen Bewohner Algiers nur mit Mühe versteht und ein Araber aus Mossul oft glaubt eine fremde Sprache zu hören, wenn er mit einem Marokkaner spricht.

Nicht so bei den Bedawis: sie reden am Euphrat und am Nil, in Arabien und im Hauran dieselbe schöne unverdorbene Sprache, wie sie dieselben patriarchalischen Sitten, dieselbe unumschränkte Freiheit in Allem sich zu wahren verstanden. Sie sprachen ein reines Arabisch, lange ehe Mohammed seinen Koran schrieb, vielleicht schon vor den Tagen Moses', und sprechen es heute noch. Abends, wenn die Lüfte kühler wehen und die Heerden besorgt sind, wenn der silberne Mond emporsteigt am sternbesäten Himmel, dann setzt sich Jung und Alt vor dem Zelte des Scheichs hin zur Besprechung der Tagesgeschäfte, zu Schwatz und Sang. Diese Abendunterhaltungen sind die einzigen Schulen der Wüstenkinder, in denen sie sich zu Kriegern und Poeten, zu klugen Männern heranbilden, die zwar weder lesen noch schreiben können, aber Alles wissen, was sie eben zu wissen brauchen. Dies ihr Wissen ist allerdings und zwar meistens mit Vorurtheilen, ganz falschen Ideen und Ansichten untermischt, aber der Kern ist doch meist ein guter und ihre Sprache immer gewählt, bilderreich, gleichnißfroh, wie in den ersten Zeiten. Der Araber, vor Allem jedoch der Beduine, liebt es, seine Meinung in eine Parabel oder ein Gleichniß zu hüllen, deren Sinn der Zuhörer selbst finden muß. Auch für Sprichwörter hat der Wüstensohn eine große Vorliebe; kurze, frappante, oft paradox klingende Redensarten flicht er in jede Unterhaltung ein. Nicht selten antwortet er mit einem kurzen Sprichwort, ohne eine weitere Silbe hinzuzufügen. Ist so ein brauner Jüngling des Zeltes allzu stürmisch und hitzig, so mahnt ihn der Vater mit den kurzen Worten: Allah mâa es-sabarîn = Gott ist mit den Geduldigen, oder: el sabr miftâh el fêrag = Geduld ist der Schlüssel zur Freude. — Erzählst du ihm eine Geschichte, die er ganz und gar nicht glauben kann oder mag, so lautet seine ganze Antwort: Allah taâref — das weiß Gott; wundert man sich über die Menge von Tischgenossen bei einem Mahle, so heißt es ironisch-schlau: Habe nur Honig, dann kommen die Bienen; um anzudeuten, wie bald die Menschen vergessen, sagt er: „Man freut sich über die Harusên (Brautleute), man beweint die Verstorbenen, beides ein Jahr lang.“ Diese Redeweise, diese Sprichwörter der Beduinen sind ohne Zweifel ein Spiegel, aus dem uns der Geist dieses Nomadenvolkes, das sich durch Jahrtausende fast nicht verändert hat, entgegenblickt. Dein Knecht heißt Saîd, Abd-Allah, deine Magd heißt Hava, Mirjam antwortet das Kind der Wüste, wenn man es nach seinem Namen fragt. Das ist die Sprache der biblischen Erzväter, wie auch die Grüße der Beduinen uns an dieselbe erinnern. Wohl kaum giebt es eine andere Nation auf Erden, welche über einen so großen Reichthum von zierlichen, feinen, höflichen Redensarten verfügte, welche sich häufig nicht einmal mit einem Gruße zufrieden giebt, sondern ihre Begrüßungen nicht selten zu einem förmlichen Zwiegespräche ausdehnt, wie das Geschlecht der Wüste. Sind die Grüße der Städtearaber oft nur Ueberbleibsel, Ueberlieferungen, Worte und trügliches Aeußere, so kann man im Gegentheil die der Bedawis vornehme Aeußerungen eines inneren Adels der Gesinnung, die Grüße eines „Freien“ nennen. Trotzdem der Beduine, wie oben gesagt worden, nichts mit dem pharisäischen orthodoxen Moslim oder dem schwärmerischen Israeliten Palästinas gemein hat, so kehrt in seinen Grüßen und Reden, in seinen Unterhaltungen und Liedern der Name Allah, der Name Gottes, wieder, im Verein mit der Erwähnung des Friedens, des Salem, dieses besten der Güter, die Allah gewährt. Der Beduine grüßt Jeden, der sein Zelt betritt, mit dem schönen Gruße Salâm aleikum, den ein Muhamedaner einem Nicht-Moslim wohl niemals gönnen wird. — Die Begrüßungen dieser Wüstenmenschen sind bekanntlich oft recht langathmig, allein man muß bedenken, daß, nachdem diese Unterhaltung abgethan, zwei Beduinen Stunden lang zusammen wandern oder reiten können, ohne weiter ein Wort miteinander zu wechseln. Viel eher erhebt der Eine oder Andere seine nicht selten wohlklingende Stimme, um in einem improvisirten Sang seinen Gedanken Ausdruck zu verleihen. Der Mißbrauch des Namens Gottes und das Laster des Fluchens und Schwörens ist ein altes Uebel, eine Erbsünde aller orientalischen Völkerschaften. Auch der Beduine macht hiervon leider keine Ausnahme. Hundertmal des Tages ruft und sagt er: Gott sei Dank! — Wie Allah will! — Gott segne dich! — Allah baue dein Haus! Andererseits aber hört man auch: Gott vernichte dein Zelt! — Bei meinem Leben! — Bei Allah! — Bei meinem Haupte! — Allah verfluche dich! und dergleichen mehr. Strauchelt ein Thier: Allah! Allah! klingt es aus dem Munde des Reiters; Allah! Allah! ruft der Beduine in thörichtem Aberglauben beim geringfügigsten Anlasse. Der Name Allah gilt ihm wie ein geheimnißvoller Zauberspruch, wie ein Talisman gegen den bösen Blick, gegen Krankheit, gegen die unheimlichen Mächte der Unterwelt.

Poesie und Gesang waren von jeher Freuden des Wüstensohnes; von lebendiger Phantasie und wirklicher Begeisterungsfähigkeit läßt er sich durch deren Reiz oft und gerne hinreißen; jedoch ist die arabische und noch mehr die Beduinen-Poesie ein wahres Labyrinth. Die Poeten der Wüsten lieben das Dunkle, das Verhüllte in Form und Gedanken und schrieben oft mehr in Räthseln als in Versen. Alle Völker des Orients — und die Beduinen insbesondere — sind stets auf der ersten Stufe der Form der Dichtkunst — dem Rhythmus — stehen geblieben; für das, was wir Melodie heißen, hatten und haben dieselben eigentlich kein Ver-

ständniß. Im ganzen Bereiche der arabischen Sprache findet sich wohl kaum ein wirklich melodisches Volkslied nach unsern Begriffen. In den Liedern und Gesängen der Beduinen herrscht unumschränkt der Rhythmus, für den allerdings kaum ein anderes Volk so viel Sinn, für den keine andere Sprache als die arabische so viel Geschmeidigkeit besitzt. Der halbnackte Ziegenjunge, das kleinste braune Mädchen der Wüste, welches die Handmühle dreht, stimmen rhythmische Liedchen an. Nur einige Beispiele: „El cheël terra fill märräs — Bällä ammer wätäs cära“, d. h. Unsere Pferde dürfen überall ohne Zettel (Erlaubnißschein) weiden. Ein anderer Spruch heißt: „Chara ibn chara — Ili biechki el sir lallmara“ — Ein verächtlicher Mensch ist der, der dem Weibe ein Geheimniß anvertraut. Junge Leute singen: „Fätäwokä nun esserie innissäd chianätan — Fatschänü aihuna nassaibun lak tansibu“, d. h. Gebt Acht auf die Schlauheit der Weiber — sie wollen euch betrügen. Alle Weiber stellen Fallen und fangen die jungen Männer darin. Die Zahl solcher rhythmischen Sprüche des Beduinen ist Legion. Der Charakter der Bedawi-Poesie ist Energie und Kraft; ihre Sentenzen sind kurz, blitzartig, sie leuchten und schwinden. Diese rapide kurze Ausdrucksweise ist Erzeugerin des Großartigen, Todfeindin der Weitschweifigkeit, wie denn keine erhabene Idee je so tiefen Eindruck auf den Geist macht als dann, wenn sie plötzlich vor ihn hintritt. Die Erhabenheit der Wüstenpoesie wird vermehrt durch die kühnen und überraschenden Wortfiguren, Bilder, Gleichnisse, Anspielungen, um deren Schönheit zu genießen man unter dem schwarzen Zelte gelebt haben muß. Die Poesie der Wüstensöhne ist wie ihr Leben und Wandel: natürlich und frei, ein Kind des Augenblicks; ihre Lieder sind unmittelbarer Herzenserguß, mehr ein pathetisches Sprechen als Singen. Die Beduinen, die man sich oft als verschlossen und schweigsam, ja finster und roh vorstellt, sind ein sangfrohes, liederreiches Geschlecht; eigentliche Melodien kennen sie freilich nicht, künstliches Silbenmaß paßt ihnen noch weniger; sie singen, wann und wovon ihr Herz bewegt und voll ist, wie es ihre Urväter im Brauche gehabt. Besonders bei Hochzeiten und Begräbnissen sind ihre Gesänge Kinder des momentanen Gefühles der Freude, des Schmerzes, welche der Schäir (Vor- oder Volkssänger) im selben Augenblicke singt und dichtet, kurze rhythmische Zurufe, die alsbald von der ganzen Versammlung mit unermüdlicher Ausdauer wiederholt werden. Händeklatschen mit gleichzeitigen Tanzbewegungen der Arme und Beine, Pauken, Trommeln, Tam-tams und Cymbeln begleiten den Festgesang. Meistens theilt sich die versammelte Menge in zwei Chöre, welche dann abwechselnd einander die Worte des improvisirten Gesanges zurufen, welcher dadurch sehr an dramatischer Lebendigkeit gewinnt. Gesang und Tanz, d. h. Reigen, wobei natürlich die Männer von den Frauen getrennt sind, kann sich der Beduine nicht ohne einander denken. Der Beduine kann jederzeit singen, bei schwerer Arbeit, zu Pferd, zu Kameel, im Gehen und Liegen. Die Tonart ist meistens Moll, die Intonation größtentheils rein und oft hört man aus verschiedenen Wadis im gleichen Tone singen, während in Europa ein Männerquartett ohne Instrumentalbegleitung nicht selten den Ton sinken läßt. Dem Wüstensohne begegnet dies nie; seine beliebteste Singweise ist zugleich die schwerste — ein hoher, kräftig angeschlagener und im Unisono lange getragener Brustton, der sich in einer wilden Cadenz verliert. Ich zweifle, ob unser bester Chor dies so sicher träfe, auch ohne dabei beschäftigt zu sein, wie der Beduine, und wünschte mir oft eine solche Ausdauer und Kraft, wie sie mancher braune Jüngling besitzt, der zwei, drei Stunden lang mit voller Brust fortsingt, ohne im Mindesten zu ermüden. Eine andere Eigenthümlichkeit der arabischen Wüstenpoesie ist die Prosopopaea d. h. die Anrede der als lebend gedachten Gegenstände in der Natur; hingegen berühren uns die immer und immer wiederkehrenden Hyperbeln unangenehm. Aus dem bisher Gesagten läßt sich unschwer schließen, daß der Hauptvorzug dieser Poesie in der Natur selbst der poetischen Sprache des Arabers zu suchen ist und sich von der Prosa in viel höherem Grade unterscheidet als dies bei anderen Idiomen der Fall ist. Man hat oft und oft gesagt, der Mekka-Prophet sei durch den Koran der Schöpfer der poetischen arabischen Sprache gewesen; aber die Beduinen hatten bereits in den ältesten Zeiten ihre Dichter, Sänger und Lieder, einzig und allein begeistert und geleitet von ihrer Empfindung und Phantasie, von der Alles mit sich fortreißenden Schönheit ihrer Sprache. Reichen doch die von Schultens gesammelten Fragmente altarabischer Dichtungen (Monumenta vetustiora Arabiae) in die Zeiten Salomonis zurück und hat der berühmte Orientalist Assemani (Dissertations sur les Nestoriens de Syrie) zwischen den Manuscripten des Römers Pietro della Valle, eines angesehenen Reisenden im Oriente gegen Ende des 16. Jahrhunderts, in der Bibliothek des Vaticans, die Werke von sieben arabischen Dichtern aufgefunden, von denen fünf lange vor Christus existirten, und zwei zur selben Zeit verfaßt worden, als der falsche Prophet seinen Koran zusammentrug.

Nach der hebräischen und ihrer Tochtersprache, dem arabischen Idiome, kann sich die griechische classische Sprache des größten poetischen Elementes rühmen, worin auch der Grund liegt, warum Pindar und Homer einen Virgil und Horaz übertreffen, gleichwie diese wiederum einem Dante, einem Goethe, einem Klopstock überlegen sind. Alle jedoch werden besiegt durch die Poesie des Psalmisten und durch das Buch des Dulders Job, welche trotz ihres heutigen Prosagewandes in unserer Bibel immerhin noch durch ihre innere und äußere Schönheit gefallen. Doch ist unbezweifelt der „Tractat über die Vorsehung Gottes“, d. i. das Buch Ejub, Hiob oder Job des arabischen Tragikers das älteste Erzeugniß arabischer Poesie, der beste lyrisch-didaktische Sang, der je im Bereiche arabischer Wüsten geklungen.

„Meine Tage — so der klagende Emir Ejub — rollen schneller ab als die Weberspule und schwinden hoffnungslos dahin. Es schwindet die Wolke und vergeht; so, wer hinabsteigt in die Unterwelt, kehrt nicht wieder in sein Haus; und es erkennt ihn nicht mehr seine Heimath. (VII.) Allah versetzt Berge unversehens; er stürzt sie um in seinem Grimme. Er rüttelt die Erde von ihrer Stelle, daß ihre Säulen erbeben. Er gebeut der Sonne, daß sie nicht aufgeht; er versiegelt die Sterne. Er spannt den Himmel sich zum Zelte; und schreitet auf den Höhen des Meeres. Er schuf das Bären-, Orion- und das Sieben-Gestirn, und die Kammern des Südens. Wahrlich! er ist nicht ein Mann, wie ich, daß ich ihm Rede stehen könnte. (IX.) Laß ab von mir, Allah, daß ich ein wenig mich erheitere, bevor ich hingehe, von wo ich nicht wiederkehre, ins Land der Düsterheit, wo keine Ordnung ist. (X.) Der Mensch, vom Weibe geboren, hat wenige Tage, aber der Plage viele. Wie eine Blume geht er auf, und verwelkt, und flieht wie ein Schatten dahin. Wie die Gewässer aus Seen verschwinden, und der Fluß versieget und vertrocknet; so der Mensch; er leget sich und erhebet sich nicht wieder. Berge stürzen ein und zerlösen sich; Felsen verwittern von ihrer Stelle weg. Steine höhlt das Wasser aus, Fluthen schwemmen den Staub der Erde weg: So, Allah, vernichtest du die Hoffnungen des Menschen. (XIV.) Der Eine stirbt mitten in seinem Wohlstande, ganz ruhig und glücklich; ein Anderer stirbt mit kummervoller Seele; und hat Gutes nie genossen. Zusammen liegen sie im Staube; und Würmer decken sie. (XXI.) Allah allein weiß den Weg (zu Verstand und Weisheit); und Er kennt ihre Urstätte. Als Er dem Winde das Gewicht gab; und die Gewässer flächte mit der Setzwage; als Er dem Regen Gesetze gab; und die Bahn dem Donnerstrahl, da sah Er sie. (XXIX.) Hätten nicht die Leute meines Zeltes gesprochen: Wer ist doch, der von seinem Fleische nicht satt geworden! Kein Fremdling durfte übernachten auf der Straße; mein Zelt stand dem Wanderer offen. Hätte ich im Busen verborgen meine Schuld; die Verachtung der umliegenden Stämme müßte mich niederschlagen. Dann hätte ich verstummen und nicht aus meinem Himas treten mögen. O, daß Allah mich doch hörte! Hier meine Schrift! Allah antworte mir!“ (XXXI.)

Welcher Schwung in diesen Worten, welche Kraft in diesen Bildern! Fürwahr! Ist Moses der Koryphäe der biblischen Epik, der sanfte David der größte aller biblischen Lyriker, so müssen wir dem Araberfürsten Ejub in der didaktisch-lyrischen Poesie den ersten Rang einräumen. Was sind gegen die rührenden Strophen Ejub's die Kriegslieder Abu Nowa's, die Liebesgesänge Harriri's, die affectirten Verse des Scheichs Az-Eddin, die Heldensagen Scheich Nimr's, die erhabenste Ode Omar Ben Fare's, der dichtend starb? So große Freunde der „Musika“ (sie haben das griechische Wort beibehalten) die Beduinen jedoch auch sein mögen, so däucht ihnen doch, daß es einem freien ernsten Manne nicht gezieme, sich dem Erlernen und Studiren dieser Kunst zu widmen. Und so sehen wir heutigen Tages die edle Musik bei dem Wüstenvolke in einem ziemlich vollkommen vernachlässigten Zustande, der aber immerhin noch verdient, besprochen zu werden. Die Araber und alle Morgenländer mit ihnen finden unsere Ton-Eintheilung sehr mangelhaft und reformbedürftig da sie das

Schlüssel-System nicht kennen und Drittel-, Viertel- ja Achtel-Töne ungemein lieben. Diese kleinen Abstufungen machen, daß ihre Musik einem Abendländer als unnachahmbar erscheint, während sie ein höchst feines Ohr dafür besitzen. Doch nicht blos unnachahmbar, sondern auch unmelodisch, ungraziös, ja häßlich klingt den meisten Europäern die Beduinen-Musik, gleichwie die aller Orientalen, obwohl die ihr eigenthümliche Melancholie und Einfachheit der Weisen nicht ohne Schönheit ist. In den ältesten Zeiten bereits kannten die Wüsten-Araber die Begleitung des Gesanges, die sich jedoch Anfangs auf das tactmäßige Händeklatschen beschränkte, obgleich schon der Bruder Jabel's, des Vaters der Zeltbewohner, Jubal, das Saitenspiel erfunden hatte, welches heute noch im „Rehab", d. h. der einseitigen Geige der Beduinen, eine Rolle spielt. Das „Tamburin" (Handtrommel mit Schellen) ist ein Erzeugniß der Araber, gleich dem „Tamtam" und der „Darabuka", welch letzterem sie manchmal angenehme Töne zu entlocken verstehen. Ferner ist der Gebrauch der Pauken, Triangel, Cymbeln, des „Kissar", einer Art primitiver Flöte, des „Kanun", eines siebensaitigen harfenähnlichen Instrumentes, bei Feierlichkeiten keine Seltenheit. Ich nannte die Musik der Beduinen eine entartete; wir können annehmen, daß ihre Tonkunst und Instrumentalmusik von Jubal bis zu David's Zeiten allmälig sich vervollkommneten, dann aber derselben Starrheit, demselben unveränderlichen Stillstande verfielen, wie alles Andere bei ihnen. Auch in Gesang und Musik blieben sie und bleiben sie ewig Kinder, die nie zum erwachsenen Alter gedeihen.

Dieselbe Bemerkung gilt vom Tanze, der vor Mosis Zeiten bei den Beduinen ohne Zweifel eben schon so ausgebildet war, wie wir ihn heute noch dargestellt und ausgeführt sehen — freilich sehr verschieden von europäischer Art zu tanzen. Jede Muskel tanzt bei ihnen mit, jeder Ton der Musik wirkt auf die Hände und auf die Gesichter, die faltige Bekleidung macht die Bewegungen leichter, alle Stellungen malerischer. Um den Muth zu nähren und den Leib an Beschwerden zu gewöhnen, haben etliche Stämme den Feuer- und Schwert-Tanz eingeführt — phantastisch wilde Turnübungen. Im Wettlauf stürzt sich nach Sonnenuntergang die männliche Jugend auf die benachbarten Bäume und Hecken, jeder bringt so viele dürre Blätter und Zweige, als er tragen kann. In einem Nu entzünden sich zwei große Haufen, und je heller die Flamme emporlodert, desto größer ist die Freude. Das Tamtam ertönt und der unermüdliche Vorsänger weiß stets beliebtere Weisen aufzufinden von Liebe und Verlangen, von Lust und Melancholie. Zusehends wird der Tact feuriger und vom ganzen Kreise mit Händeklatschen begleitet. Die Köpfe neigen sich herüber und hinüber, dabei lachen sie Alle, so daß der ganze Körper davon erschüttert wird, und die herrlichen weißen Zähne glänzen aus den dunkelbraunen und schwarzen Gesichtern heraus, was sich im Scheine der rothen Flamme höchst wirkungsvoll ausnimmt. Die Flamme prasselt noch mehr, neue Zweig- und Blätterhaufen geben ihr Nahrung: ein Jüngling wirft das Hamis ab und schwingt sich über das Feuer. Ihm folgen die Anderen und unter Jauchzen beginnt nun der nackte Rundtanz unter einer Art Schlachtgesang, der wild und schauerlich genug klingt. Die Wüstenjugend rechnet diesen Feuertanz zu einem ihrer größten Vergnügen. Doch auch der Schwertertanz ist sehr beliebt. Bei Vollmondschimmer winden sich biegsame nackte Jünglinge durch Schwerter und Lanzen geschickt hindurch, in jeder Hand einen blinkenden Yatagan schwingend, ohne sich zu ritzen oder sonstwie zu verletzen. Die Pauke dröhnt, die schlanken Tänzer singen langathmige Weisen: Beifallsgeschrei belohnt die Kühnen. Durch solche Tänze oder vielmehr Uebungen härtet sich der Körper eines Beduinenjünglings sehr ab; Mäßigkeit und Bestreichung der sehnigen Leiber mit Oel geben ihnen eine Gelenkigkeit, Geschmeidigkeit, Biegsamkeit, die der einer Pantherkatze kaum nachstehen mag. Diesen Belustigungen aber geben sich nur die jungen Männer hin; ein Verheiratheter kann derlei „Kindereien" nicht mehr mit der Würde eines „Zeltherrn" vereinigen, ihm bleibt nur noch das immerhin amüsante Dscherid-Werfen und die überall beliebte Fantasia. — Das weibliche Geschlecht ist selbstverständlich von allen diesen Unterhaltungen der Männerwelt ausgeschlossen, doch ist es kein seltener Fall, daß eine etwas abseits vom Spielplatze lagernde Weiberschaar die einförmigen tam-tam schlägt, ohne deren Klang ein Wüstensohn sich kaum begeistern wird. Daß übrigens diese Tänze und Spiele nicht bloße Belustigungen sind, sondern treffliche gymnastische Vorübungen zu Krieg und Fehde, dürfte sich von selbst ergeben, wenn sie auch nicht selten — das läßt sich nicht abstreiten — der Roheit, Wildheit und selbst der Zügellosigkeit großen Vorschub leisten, weil Geist und Herz vernachlässigt werden.

Bücherbesprechungen.

□ Die Predigt der Kirche. Begründet von † Lic. th. Leonhardi, fortgeführt von Lic. th. v. Langsdorff. XXIX. Band: Gregorius von Nyssa. Herausgegeben von Lic. th. Winter, Pfarrer an St. Afra in Meißen. Leipzig, Fr. Richter. — Die „drei großen Kappadocier", wie sie genannt werden, hervorragende Lehrer und Väter der orientalischen Kirche im 4. Jahrhundert, ausgeprägte Vertreter der kirchlichen Orthodoxie, sind auch als Prediger so bedeutend, daß sie in einer Classikerbibliothek der christlichen Predigt nicht fehlen dürfen. Zwei von ihnen: Basilius und Gregorius von Nazianz sind bereits in früheren Bänden des vorliegenden Werkes, im 10. und 19. Band, zur Darstellung gekommen. Gregorius von Nyssa, der jüngere Bruder des Basilius, von hoher classischer Bildung und speculativer Begabung, Bischof von Nyssa, hat bei seinen Zeitgenossen im Ruf eines großen Rhetors gestanden, während er von den neueren Theologen nach Seiten seiner rednerischen Begabung wesentlich hinter seinen Bruder Basilius zurückgestellt wird. Immerhin, wenn ihm auch die elementare Gewalt der Rede fehlt und die rhetorische Kunst an seiner Beredtsamkeit einen allzu großen Antheil hat, so ist er doch vermöge seiner hohen Bildung, seiner reichen Kenntnisse und seiner philosophischen Begabung auch als Prediger eine eigenthümliche und interessante Erscheinung. Zu den Schattenseiten seiner Rhetorik gehört eine extravagante Neigung zur Allegorie. In diesem Sinne hat ihn Pfarrer Lic. Winter, der die drei großen Kappadocier für dieses Werk übernommen hat, in überzeugender und fesselnder Darstellung beleuchtet, und eine interessante, für den gefeierten Prediger charakteristische Auswahl von seinen geistlichen Reden geboten, unter anderen auch Lob- und Trauerreden, in denen sich seine rhetorische Kunst mit besonderer Stärke entfaltet.

— Mit Gott für Kaiser, König und Vaterland. Vaterländische Predigten, Ansprachen und Weihereden in Beiträgen namhafter Geistlicher herausgegeben von Lic. theol. Wilh. v. Langsdorff, Pastor in Rittmitz. Leipzig, Fr. Richter. 2 ℳ. — Der Gedanke, der diese Sammlung hat entstehen lassen, hat ohne Zweifel seinen Zusammenhang mit dem nahebevorstehenden 25jährigen Erinnerungstage der Schlacht von Sedan. Das Fest, an dessen Feier die Geistlichen aller Orten betheiligt sein werden, soll sie nicht unvorbereitet finden, und es ist ja eine nicht kleine Anzahl solcher vorhanden, welche die große Zeit nicht als Männer oder Jünglinge, sondern als Knaben durchlebt haben, also ohne eigene, belebende und befruchtende Erinnerung. So erscheinen denn als Hauptinhalt an der Spitze sechs Predigten, von denen drei an früheren Gedenktagen des großen Sieges gehalten worden sind, drei jedoch für das bevorstehende Fest neugearbeitet wurden. Die Gedanken sind in der Hauptsache natürlich überall dieselben, doch bedingt schon die lehrreiche Verschiedenheit der Textwahl, wie die den einzelnen Predigern zu Gebote stehende eigene Erinnerung eine große Mannigfaltigkeit der Vorbilder. An diese Predigten schließen sich elf Festreden und Ansprachen an, von denen wiederum einige sich als Vorarbeiten für den kommenden Jubeltag einführen. Hier sind alle nur möglichen Gelegenheiten berücksichtigt, bei denen festlich zu reden sein würde: Regiments- und Vereinsfeier, parochialer Familienabend, Denkmalsweihe, festliche Baumpflanzung u. dergl. Endlich kommen noch weitere dreizehn Predigten und Reden, wie sie bei anderweitigen Anlässen vaterländischer Feierlichkeiten gehalten sind, um auf solche Weise den Werth der Sammlung ins Allgemeine hin zu erhöhen. So wird jeder Suchende das von ihm gewünschte Vorbild finden, und wir können das Unternehmen als ein zeitgemäßes und mit Geschick durchgeführtes bringend empfehlen. Aus der Reihe der Mitarbeiter heben wir als solche, die in ihren oder auch in weiteren Kreisen einen Namen haben, hervor die DD. Quandt, Kaiser, Rogge, Frommel, Sohm, ferner Rocholl in Hannover, Bienengräber in Meerane, v. Seydewitz in Leipzig, Hoffmann in Chemnitz, Herold in Nürnberg und Hickmann in Cölln. B. K.

□ Kirchengeschichte Deutschlands von D. Alb. Hauck, Professor in Leipzig. Dritter Theil, 1. Hälfte. Leipzig, Hinrichs'sche Buchhandlung. — Die ersten Bände des bedeutenden,

groß angelegten Werkes sind in diesen Blättern seiner Zeit besprochen und die Eigenthümlichkeiten desselben hervorgehoben worden. Auch der vorliegende Band, der die Geschichte der deutschen Kirche im zehnten Jahrhundert, von Konrad I. bis Otto III. umfaßt, spiegelt charakteristisch die Vorzüge der Geschichtsdarstellung des Verfassers wieder: volle Beherrschung des vielfach sehr complicirten Stoffes auf Grund sorgfältigsten Quellenstudiums, das die zahlreichen Anmerkungen und ausführlichen Quellenauszüge bekunden, concrete lebensvolle Darstellung, beherrscht von großen Gesichtspunkten und in klarster Uebersichtlichkeit geordnet, zusammengefaßt in plastisch-anschaulichen Lebensbildern der hervorragenden Persönlichkeiten, die in ihrer Individualität oft mit wenigen Zügen treffend gezeichnet und nach ihren Motiven mit scharfem psychologischem Blick beleuchtet werden. Bei aller wissenschaftlichen Gründlichkeit und gediegenen Gelehrsamkeit des Verfassers spürt man nichts von der Mühe der Arbeit; durch das ganze Werk geht ein ungemein frischer Zug, wie er bei unsern Gelehrten sich nicht gerade häufig findet. Der Band trägt den Titel: „Consolidirung der deutschen Kirche". In sechs Capiteln hat der Verfasser seinen reichen Stoff behandelt. Im ersten Capitel wird von der Grundlegung der bischöflichen Fürstenmacht, im zweiten Capitel von der Gründung der Kirche im norddeutschen Wendenland, im dritten Capitel von der Wiederaufnahme der südöstlichen Mission und der Thätigkeit der deutschen Kirche in Böhmen und Polen, im vierten Capitel von der Erneuerung der politischen Beziehungen zu Italien und ihrer Einwirkung auf die kirchliche Lage im Norden, von dem Verhältniß der kaiserlichen und päpstlichen Gewalt in dieser Zeit, von der Abgrenzung des Missionsgebiets der deutschen Kirche gehandelt. Im 5. Capitel wird ein sehr anziehendes und lebensvolles Bild von der Literatur und Kunst auf dem Boden der deutschen Kirche in dieser Periode geboten. Das 6. Capitel endlich handelt von den Anfängen der Klosterreform. Unter den diese Zeit beherrschenden Gestalten steht im Vordergrunde Otto I., der Große, seine Charakteristik und insbesondere seine Vergleichung mit Karl dem Großen rücksichtlich der Interessen, die Beide verfolgen, ihrer verschiedenen Stellung zur Kirche und zum Papstthum ist in hohem Grade lehrreich. Von besonderem Interesse für unser engeres Vaterland ist das 2. Capitel mit der Schilderung der Missionsarbeit unter den Wenden und der Begründung der Bisthümer Meißen, Magdeburg, Zeitz. Wir wünschen dem verehrten Verf. Kraft und Rüstigkeit zur Fortsetzung seines weitausschauenden, hervorragenden Werkes.

— Versprechen und Verlesen. Eine psychologisch-linguistische Studie von Dr. Rudolf Meringer, k. k. außerord. Professor für vergleichende Sprachforschung an der Universität Wien, und Dr. Karl Mayer, k. k. außerord. Professor für Psychiatrie und Nervenpathologie an der Universität Innsbruck. Stuttgart, Verlag von G. J. Göschen, 1895. Preis 4 ℳ 50 ₰. — Die aufmerksame Beobachtung der Erscheinungen, die an der lebenden Sprache hervortreten, hat schon mehrfach der forschenden Wissenschaft werthvolle Aufschlüsse gegeben zur Erklärung sprachgeschichtlicher Wandlungen. Sogar die lautlichen Hervorbringungen der Kinder in der Zeit des Sprechenlernens haben in dieser Beziehung wissenschaftlichen Werth. Denn die Art, wie sich das Kind die Schwierigkeiten der Artikulation erleichtert, ist häufig lehrreich, weil die Völker im Laufe der Jahrhunderte ganz ähnliche Wege eingeschlagen haben bei der Umgestaltung der Wortformen. Das vorliegende Buch unterzieht von diesem Gesichtspunkte aus die Sprech- und Lesefehler, Schreib- und Hörfehler einer wissenschaftlichen Prüfung. Meringer nimmt mit Hermann Paul an, daß auch das wiederholte Versprechen zur Ursache für bestimmte Lautwandlungen werden könne, und legt hier eine reichhaltige Sammlung einschlägiger Beispiele vor. Er findet, daß gerade die bei raschem oder gedankenlosem Sprechen, Lesen, Schreiben entstehenden Fehler für die Beurtheilung der Anlage des psychischen Sprechorganismus besonderes Gewicht haben, weil beim Sprechfehler „die Maschine ohne Wächter läuft, sich selbst überlassen. Das Uhrwerk scheint in solchen Augenblicken des Mantels entkleidet, und es wird ein Blick in die Räder möglich". (S. VII.) Den Irrenarzt Dr. Karl Mayer hat Meringer zur Mitarbeit an seinem Buche herangezogen, weil die sorgfältige Verzeichnung der bei geistig Gesunden vorkommenden Sprechfehler auch dazu mit helfen kann, die Grenze festzustellen, jenseit deren die krankhaften Umgestaltungen der Wortbilder beginnen. Das Buch wendet sich in erster Linie an die Sprachforscher; die Sprechfehler dienen dem Verfasser als Mittel, einen „Redemechanismus zu enthüllen, der die Art zeigt, wie entfernte Laute (im Worte oder Satze) auf einander einwirken". (S. IX.) Meringer ist in seinen Schlüssen sehr vorsichtig; er will nur dazu anregen, weiteres Material zu sammeln, vor Allem auch aus anderen Sprachen. Beobachtungen an Sprachen mit anderer Silbentrennung und anderen Betonungsgesetzen werden vielleicht theilweise zu abweichenden Ergebnissen führen. Für das Capitel der Wortvertauschungen (S. 14 ff.) hätten ihm unsere alten sogenannten Lügenlieder und die Schwänke des 16. Jahrhunderts eine reiche Ausbeute drolliger Beispiele liefern können. So heißt es im „Finkenritter": Nahm also den Weg auf die Achsel und den Spieß unter die Füß u. s. w. (s. Uhland, Volkslieder, Gesammelte Schriften Bd. III, S. 233 ff.). Zu einer eingehenden Würdigung des Werkes ist weder hier der Platz, noch der Berichterstatter der Mann. Den Fachgelehrten sei das Buch, in dem die Resultate sechsjähriger Beobachtung von Meringer und einer fast zweijährigen Nachprüfung durch Mayer niedergelegt sind, angelegentlich empfohlen. R. B.

— Gegen den „groben Unfug" in der heutigen Rechtsprechung, insbesondere den Preß- und politischen Unfug. Studie von Dr. Ernst Müller. Leipzig, 1895. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme). — Verfasser tritt mit Entschiedenheit für einschränkende Auslegung der Strafbestimmung wider den groben Unfug ein, und zwar auf Grund der geschichtlichen Entwickelung und des Sprachgebrauchs nach der Richtung, daß solche die öffentliche Ordnung verletzende Handlungen als Unfug sich darstellen, welche das Publicum in seiner Ruhe durch sinnfällige, physisches Unbehagen und dadurch unmittelbar Aergerniß erregende Bubenstreiche belästigen. Es wird deshalb an der im Wesentlichen einer weiteren Interpretation des Gesetzes zuneigenden Rechtsprechung der oberen Gerichte eingehende Kritik geübt. Dabei guckt trotz der Versicherung im Vorworte, daß eine politisch vollkommen objective Beleuchtung stattfinden solle, an verschiedenen Orten der Parteistandpunkt des Verfassers hervor. So ist z. B. unerfindlich, was das S. 80 citirte Verbot der Amtshauptmannschaft Dresden-Neustadt mit der Auslegung des Strafgesetzes gegen den groben Unfug zu thun hat. S. 84 werden die „wahrhaft liberalen Ausführungen" eines reichsgerichtlichen Urtheils gepriesen. Auch S. 87 findet sich eine polemische Bemerkung, die uns in eine rein objectiv gehaltene Darlegung nicht zu gehören scheint. Wohin kommen wir aber, wenn wir die gerichtlichen Urtheile dahin sondern, ob sie wahrhaft conservativen oder wahrhaft liberalen Anschauungen Ausdruck geben? Sie sollen eben Beides nicht! Sie sollen nur das Recht weisen, und zweierlei Recht, je nachdem man es conservativ oder liberal anschaut, giebt es eben nicht! Indessen soll damit ein wesentlicher Tadel gegen den Verfasser nicht ausgesprochen werden, der seine Auffassung mit Geschick, u. E. freilich auch sachlich nicht einwandsfrei vertheidigt. N.

— Shakespeare und die Bacon-Mythen. Festvortrag gehalten auf der Generalversammlung der deutschen Shakespeare-Gesellschaft zu Weimar am 23. April 1895 von Kuno Fischer. (Kleine Schriften. 3.) Heidelberg, Karl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1,60 ℳ. — Diese Schrift gehört mit zum Besten, was gegen die sog. Baco-Theorie geschrieben worden ist. Sie weist, was ganz besonders geschickt und beweiskräftig ist, auf die psychologische Unmöglichkeit hin, die darin besteht, daß die Stücke des Dichters Shakespeare zugleich von dem Philosophen Baco geschrieben sein können. Schlechte Menschenkenner sind das, die da meinen, es könne Einer gleichzeitig ein Shakespeare und Baco, ein Schiller und Kant sein! Baco selbst, der von dem Theater seiner Zeit, insbesondere dem des Globus und der Black Friars in London, wahrscheinlich sehr wenig hielt, würde darüber gelacht haben, wenn man ihm diese Possenreißereien und Zoten, die die Stücke Shakespeare's nach seiner Ansicht nothwendig sein mußten, hätte zuschreiben wollen. Der größte Dramatiker aller Zeiten steht also wieder in Ehren da! Wir glauben nun aber, daß es des grausamen Spiels genug sei, immer und immer wieder gegen diese Baco-Theorie, die das „Journal de Débats" in früheren Jahrzehnten, als sie von jenseits des Oceans her zum ersten Mal auftauchte, als Amerikanismus recht derb (S. 53 der Fischer'schen Schrift) charakterisirte, Sturm zu laufen. Tant de bruit pour une omelette! J. R.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 99. Dienstag, den 20. August. 1895.

Eine typische Frauengestalt der deutschen Romantik.

Von Dr. Ludwig Fränkel (München).

Der naturwissenschaftliche Hang steckt der Gegenwart gleichsam bis in die Fingerspitzen, und er bethätigt sich nicht zum Wenigsten da, wo sie ältere Zeitalter beurtheilend Krank und Gesund abwägen soll. Fällt da heut zu Tage ein gewisses Uebermaß in dem Aufstöbern und Betrachten pathologischer Vorgänge mehr auf als vor fünfzig Jahren die Obherrschaft rein ästhetischer Gesichtspunkte Angesichts aller culturhistorischen Probleme? Wir stehen einmal im Zeichen der entwickelungsgeschichtlichen Weltanschauung, und es ist gut so, ungeachtet der vielen Einseitigkeit, die daraus entspringt. Literarische und sociale Verhältnisse ohne festliegende Maßstäbe und unabhängig von der eigenen Zeit aufzufassen, das lernten wir erst vom Darwinismus, und auch alle Diejenigen sollten dies einräumen, die über ihn hinausgeschritten zu sein vermeinen. Zugleich ergiebt ein Forschen in dieser Art den unlöslichen Zusammenhang der gesellschaftlichen und der Bildungszustände und bewahrt andererseits vor der früher allbeliebten Annahme, politisches und culturelles Niveau, deren Wechselwirkung ja unzweifelhaft ist, entsprächen sich stets derart, daß eins dem andern als Gradmesser dienen könne. Am Besten überzeugt sich davon der überkritische Mensch des fin de siècle, wenn er die für den Anfang des Jahrhunderts bezeichnende Bewegung unter die Lupe nimmt, die Romantik. Allerdings, man muß betonen: die deutsche Romantik. Denn nur in ihr vermählte sich die sinnige Lust an den civilisatorischen Leistungen der heimathlichen Vorzeit mit regstem Eifer für eine Wiedergeburt des gesunkenen Vaterlandes nach ideal-mittelalterlichem Muster, und so war ihr gesammtes Streben weit einheitlicher als bei Franzosen und Italienern ähnlicher Tendenz, wo uns schier unlösliche Widersprüche der Ansichten über staatliche Dinge mit denen über die Hauptpunkte des Geisteslebens entgegentreten. Eine psychopathische Theilnahme erweckt dieser Zwiespalt in der Brust eines Victor Hugo oder eines Manzoni ja auch; aber von dem Reichthume des Gemüths, der alle Aeußerungen des Intellects bei ihrem Sichtbarwerden vor der Oeffentlichkeit, sei es durch Wort oder Schrift, vertieft, merkt man blos bei unsern Landsleuten etwas Nachhaltiges. Vielleicht verdeutlicht diese Thatsache nichts greifbarer, als das völlige Zurücktreten des weiblichen Geschlechts bei unsern Nachbarn im Westen und Süden und demgegenüber die starke active Rolle, die in der deutschen Romantik Frauen spielen. Um klarer zu sehen, ist es vortheilhaft, sich hier auf das Gebiet der Literatur zu beschränken, weil wir da mit unstrittigen Urkunden jener Verknüpfung der allgemeinen und der besonderen ideellen Momente rechnen können. Welch bedeutender Einfluß da nun Dorothea Veit-Schlegel, Henriette Herz, Caroline Böhmer-Schelling, Sophie Mereau-Brentano, Bettina v. Arnim, Dorothea Tieck, Rahel Varnhagen — um nur die hervorragendsten zu nennen — theils mittelbar, theils durch eigene Wirksamkeit mit der Feder zugehört, brauchte durch die zahllosen Mittheilungen von Briefen, Familienpapieren u. dergl., wie sie in dem endlosen Schwall einschlägiger Publicationen im letzten Jahrzehnte wiederholt auftauchten, kaum erhärtet zu werden. Sämmtliche aus dieser Reihe standen mitten in den großen Ereignissen der aufgeregten Zeit, in engen Beziehungen mit den führenden Diplomaten oder Geisteskoryphäen, sie glitten behende über das Parkett der hauptstädtischen Salons, angestaunt, bisweilen verehrt als die berufenen Vertreterinnen all der Gedanken, die damals die deutsche Frauenwelt durchzuckten und öfter denn je sich mit den Wünschen der Gesammtheit begegneten. Es leuchtet ohne Weiteres ein, daß äußerlich von der Romantik an solchen Damen wenig Spuren noch erinnerten und auch die Grundsätze gemach verblaßten, bis später, eingestandenermaßen oder nicht formell die Mehrheit des Anhangs bei den erbittertsten Feinden romantischen Wesens, den Jungdeutschen, Einlaß fand. Man sucht unter den weiblichen Berühmtheiten der romantischen Cirkel vergebens nach einer Gestalt, die auf dem ursprünglichen Boden der Bewegung festwurzelte und bis in den Tod den Principien, und zwar nicht etwa nur mit Redensarten, treu blieb.

In einem im Hintergrunde stehenden Mitgliede des ultraromantischen Kreises, nämlich dessen, der sich um die Geschwister Clemens und Bettina Brentano gruppirt, stoßen wir auf einen solchen Typus: es ist Karoline v. Günderode, bekannter als „die Günderode“. Unter letzterer Anrede hat Bettina sie 1840 beim Publicum in einem seltsamen Memoirenbuche eingeführt, das, der Berliner Studentenschaft gewidmet, gewaltiges Aufsehen erregte, aber wie sein Stoff rasch in Vergessenheit gerieth und auch durch einen Neudruck 1890 nicht aufgefrischt worden ist. Bettina, die eitle, phantasievolle und schriftstellerisch beanlagte Person, bot dort Wahrheit mit Dichtung vermischt dar und hat zu Gunsten ihres eigenen Lobes darin häufig Fälschungen des Wortlauts, namentlich Striche, Einschiebsel und Umstellungen sich verstattet, die einige Male an die zügellosen Eigenmächtigkeiten ihrer Einbildungskraft in dem von ihr als echt beanspruchten „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde“ gemahnen. Erst jetzt sind wir im Stande, richtig zu erkennen, wie die Günderode durch diese parteiische Zustutzung der Correspondenz und der anschließenden Begebenheiten in ein ganz schiefes Licht gerückt wird. Wir gelangten nämlich kürzlich in den Besitz reicher authentischer Materialien, indem Professor Ludwig Geiger, der gediegene Kenner und vielbewährte Darsteller dieser Periode,*) auf einem dicken Bündel der verschiedensten Schriftstücke, das er im letzten Frühling zu Frankfurt a. M. in Privatbesitz auffand und gewissermaßen als schriftlichen Nachlaß der Günderode ansieht, eine unvoreingenommene Studie über „Karoline v. Günderode und ihre Freunde“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1895) aufbaute. Ohne durch Hervorzerren der blendenden Genialität der Brentanos, die deren nachgeborene Schmeichler fast wie einen Sport betreiben, zu stören, stellen uns diese geschickt gewählten Auslesen und Auszüge von Briefen, Kritiken, Gedichten u. s. w. dieses eigenthümliche Mädchen lebenswahr vor Augen. Man bedauert von Seite zu Seite mehr, bisher im Banne der Mißgunst befangen gewesen zu sein, die wohl alle literargeschichtlichen Handbücher und Compendien, soweit sie ihr überhaupt ein Plätzchen gönnen, in Betreff der Unglücklichen bekunden. Sogar Leute, die gründlich in den Wirrwarr der Personalien jener Dichtgenossen bewandert sind, werden betroffen sein, sich in dieser unscheinbaren Figur so arg getäuscht zu haben Und selbst, wofern man mit modernem Recensentenstift bewaffnet, die literarischen Erzeugnisse der Günderode als werthvoll oder nur als beachtlich nicht gelten läßt, muß man nunmehr zugestehen, daß die Schicksale dieser Frauenseele in

*) Von all den sonstigen bezüglichen Büchern des Verfassers absehend, wollen wir hier nur seiner neuesten ungemein wichtigen Gabe gedenken, da sie obige Andeutungen über die Hauptträger der deutschen Bildung um jene Zeit und deren Centrum vortrefflich weiter verfolgen läßt, des zweiten Bandes seines auf umfänglichen neuen Unterlagen fußenden Werkes „Berlin 1688—1840. Geschichte des geistigen Lebens der preußischen Hauptstadt“, der 1786—1840 umfaßt (Berlin, 1895; Band I 1893).

der kurzen Lebensspanne vom 11. Februar 1780 bis zum 26. Juli 1806 durch eine Fülle auf- und abwogender Gefühle fesseln. Die Scala der Empfindungen, die ihr Herz durchkostet, ist klein; denn die weichen Farben überwiegen bei Weitem in dem Gemälde ihres Innern. Trotzdem ermöglicht gerade eine genaue Vertrautheit mit den scheinbar alltäglichen Geheimnissen, die ihr jungfräulicher Busen verbarg, ein sichereres Verständniß der romantischen Frauenstimmung als die sauberste Kenntniß der vielfältigen Bande, mit denen jene Weltdamen an die dünne Aufklärung der ästhetisirenden Theeabende in der Spreeresidenz gekettet waren. Die sanfte Rührung, deren Anrecht eine Fraction der Romantiker verfocht, die Thränenseligkeit, die in einzelnen ihrer unreifen Schöpfungen unglaubliche Triumphe feiert, kurzum die falsche Sentimentalität wähnte man bislang in der Günderode classisch Fleisch geworden. Diese Methode, sich ein handgreifliches Object für einen theoretischen Popanz herzustellen, indem man einem elegischen Ausgange die Erlaubniß zu Rückschlüssen auf Charakter und moralische Natur entnimmt, ist billig. Auch mancher starkmuthige Mädchenkopf hätte in der Lage der Günderode vor ihrem freiwilligen Tode keinen anderen Ausweg gewußt: ein seit Jahren völlig auf sich angewiesenes Weib von sechsundzwanzig Jahren, das meistens Enttäuschungen geerntet hat und weder im materiellen noch im geistigen Dasein einen Blick in das ersehnte Goldland ungehinderter Individualitätsentfaltung thun durfte, wird durch die plötzliche Abkehr des geliebten, ihm als Leiter und Begleiter in einer sonnigen Zukunft vorschwebenden Mannes (des berühmten Philologen und Archäologen G. Fr. Creuzer) des letzten Halts in der morschen Existenz völlig unerwartet beraubt — heißt das mattherzig und schwächlich, wenn die genarrte Person sich, zumal sie sich schon aus der zehnjährigen Haft eines Frankfurter Adelsfräuleinstifts losgemacht, in den gequälten Busen den Dolch drückt, der ihr die hinnieden nie erlangte Ruhe zu schenken vorspiegelt? Wer das bei einer eigenen nahen Verwandten feige schelten will, der werfe den ersten Stein auf sie! Wahrlich, wirklich mit- und nachempfinden vermag hier nur Derjenige, der selbst einmal aus dem Glauben an die Treue eines seiner unwürdigen Wesens herausgerissen wurde, zu sofortiger Entfremdung hinüber. Man muß in dem beklagenswerthen Geschöpfe, das vor diesem schlimmsten Acte der Nothwehr nicht zurückschaudert, den unsühnbar beleidigten Menschen und hier dazu das arg genasführte sehnsüchtig liebende Mädchen sehen, um zu einem gerechten Votum zu gelangen.

Die Voraussetzungen zu den unvermeidlichen Conflicten zwischen dem rastlosen Drange nach Willens- und Schaffensfreiheit und den Erfordernissen des Wohlanstandes der sogenannten guten Gesellschaft liegen in den wachsenden Differenzen, wie sie der durch Geiger höchst dankenswerth eröffnete Briefwechsel anklingen läßt. Von Karolinens Briefen besitzen wir leider nur noch eine geringe Zahl, wenigstens soweit die bisherigen Nachforschungen*) ergaben, aber immerhin soviel, um den Tact und die Ueberlegung zu bewundern, mit denen sie ihr herbes Weh vor den Adressaten absperrt. Wie muß sich ihr Schmerz aufgebäumt, ihr Herz zusammengekrampft haben, wenn sie die anmaßenden und oft affectirten Billets der um ein Lustrum jüngeren Bettina, die sich ihr angehängt hatte, oder gar die bald wie aus tollster Zechlaune und kindischer Natursimpelei geborenen, bald widerlich wollüstigen Bogen erhielt, die voll orakelhaften Blumen- und Phrasenschwulstes waren! Und obschon heißes Blut in ihr kochte, ergab sie sich in die ihr beschiedene Trübsal und rang mit Einsatz aller Kraft nach einem Ausgleich zwischen Verstand und Gemüth, zwischen Denken und Empfinden. Ein unschätzbares Glück war dabei für sie der Besitz einer so verläßlichen und bei aller Schwärmerei für menschliche und poetische Ideale grundvernünftigen Freundin wie Lisette Nees v. Esenbeck, geb. v. Mettingh; diese sah das Unheil drohen und versuchte dem Eintritte der Katastrophe mit den verschiedensten Mitteln vorzubeugen unter Einverständniß und Beihilfe ihres edlen Gatten, des sinnigen Botanikers und Naturphilosophen. Zu ihnen zeigte die unbefriedigte Dulderin unbedingteste Zuneigung, und daß sie sich in ihnen im Gegensatze zu ihrem doppelzüngigen Anbeter Clemens Brentano und selbst zu ihrem ersten Vertrauten, dem geistvollen Rechtsgelehrten und späteren preußischen Minister Friedrich Karl v. Savigny nicht geirrt hat, das beweisen die schönen Aeußerungen, die ihr von dieser Seite nach ihrem Abschiede aus der mitleidlosen Welt zu Theil wurden. Dieses in taubenhaftem und dennoch geistig unermüdlichem Bunde vereinte Ehepaar hatte auch für die Musenkinder Karolinens gesorgt; Nees verschaffte der Schüchternen, die den Deckmantel des Pseudonyms nicht abwerfen wollte, einen Verleger. Im Jahre 1804 erschienen ihre lyrisch-epischen Dichtungen nebst einigen Prosanummern als „Gedichte und Phantasien von Tian", 1806 ihre orientalischen Dramen unter dem Titel „Poetische Fragmente", während 1857 zu Mannheim ein Neudruck der „Gesammelten Dichtungen" veranstaltet wurde. Es finden sich in diesen Drucken — vielerlei Ansätze mag sie vernichtet haben — eine Menge Blüthen von einfacher Innigkeit, dann außer Liebesgesängen eine Bearbeitung der Don Juan-Sage, ziemlich lebendige Naturempfindungen. Die Form ist in der Regel wohlgelungen. Mit Geiger wollen wir als Beleg für Stoff, Stimmung und Gestaltung ein Stück herausheben, das später Helmina v. Chézy sich angeeignet hat:

Ist Alles stumm und leer,
Nichts macht mir Freude mehr;
Düfte, sie duften nicht,
Lüfte, sie lüften nicht,
Mein Herz so schwer!

Ein Klang im Herzen ruht,
Der noch erfüllt den Muth
Wie Flötenhauch ein Wort,
Tönet noch leise fort,
Stillt Thränenfluth.

Ist Alles öd' und hin,
Bange mein Geist und Sinn;
Wollte, nicht weiß ich was,
Jagt mich ohn' Unterlaß —
Wüßt' ich wohin? —

Frühlinges Blumen treu
Kommen zurück auf's neu;
Nicht so der Liebe Glück!
Ach, es kommt nicht zurück,
Schön, doch nicht treu.

Ein Bild von Meisterhand
Hat mir den Sinn gebannt.
Seit ich das Holde sah,
Ist's fern und ewig nah
Mir anverwandt. —

Kann Lieb' so unlieb sein,
Von mir so fern, was mein? —
Kann Lust so schmerzlich sein,
Untreu so herzlich sein? —
O Wonn', o Pein!

Phönix der Lieblichkeit,
Dich trägt dein Fittich weit
Hin zu der Sonne Strahl —
Ach, was ist dir zumal
Mein einsam Leid?

Doch räth sie auch die knapp zugemessenen Tage zu benützen, auch wenn böse Erfahrungen uns nicht erspart blieben, strebt freilich auch andererseits die harte Kunst des Entsagens an. Und trotzdem war auch diese Resignation keine zaghafte, wie ihr gehaltvollstes Gedicht „Wandel und Treue", von den Brentano'schen Geschwistern öfters brieflich hoch erhoben, beweist. Auf ihre Gesinnung kann man die Verse übertragen, mit denen Narciß dort von seiner Violetta flieht:

Sieh alles Leben! es ist kein Bestehen,
Es ist ein ew'ges Wandern, Kommen, Gehen,
Lebend'ger Wandel Buntes, reges Streben!
O Strom, in dich ergießt sich all mein Leben!
Dir stürz' ich zu! vergesse Land und Port!

Auf die wenig vollendeten, auch äußerlich ungelenken Dramen, die morgenländische Helden, wie Mohammed, und seltsame Liebessituationen zum Vorwurf wählten, braucht man nicht näher einzugehen, wenn man lediglich nach Beiträgen zur Charakteristik Karolinens fahndet. Dagegen verdienen die beiden 1804 erschienenen Besprechungen ihres ersten Bändchens Rücksicht; denn die eine, in der „Jen. Allgem. Literatur-Zeitung" Nr. 163, stand unter Goethe's Aegide, in der zweiten, im „Freymüthigen" Nr. 97 (15. Mai), vertrat Kotzebue die Dichterin vor der Oeffentlichkeit; die erste ist verständnißvoll, die zweite, die den Schleier des Namens fortzog, lobt mit etwas ironisch angehauchtem Vorbehalt. Gar bald aber war der freundliche Beifall verschollen, nachdem der zarte Mund der Dichterin verstummte.

Auch heute soll man der Poetin in ihr keine gewaltsame Auferstehung bereiten; es wäre das ein verfehltes Unternehmen und auch im Interesse ihres Nachruhms nicht wohlgethan. Denn was uns Kinder eines psychologisch erzogenen Zeitalters an ihr anzieht, das sind die verschlungenen und doch schließlich so einfachen Pfade ihrer Leidenschaft, ihrer Leidenschaft als einer typischen Vertreterin der deutschen romantischen Frauenwelt und eines verzweifelten Mädchenherzens in einer Periode furchtbarster nationaler Drangsal. Zufolge Geiger, S. 44, stand Karoline freilich in ihrer Umgebung mit dem Hasse gegen Napoleon ganz allein.

*) Es kann hier nicht verschwiegen werden, daß der überaus gewissenhafte Geiger deshalb nichts Positives mittheilen kann, weil „mir von den Herausgebern des Arnim'schen Nachlasses trotz höflichster Anfragen jede Auskunft verweigert oder nur nach vorhergehender Censur meines Manuscripts in Aussicht gestellt worden ist" (S. 130 f.); Prof. Herm. Grimm und Dr. Reinh. Steig sind jene.

So erschließt uns Ludwig Geiger's warm anmuthende Veröffentlichung,*) die objectiv sich hält und nirgends nach „Rettung" schmeckt, da sie nur der strengsten Wahrheit ganz im Sinne der Günderode selbst die Ehre geben will, den Zugang zu dem erschütternden Drama eines, namentlich poetisch, begabten unglücklichen deutschen Weibes, das bisher wider Gebühr verketzert ward. Nunmehr darf sie sich endlich selbst vertheidigen und beredt und sieghaft klingt ihre früh gedämpfte Stimme aus den ihr gewidmeten Blättern hervor.*)

*) Ein scharfes Porträt der über Durchschnitt hübschen Karoline, durch eine Schilderung der, gewiß nicht für sie eingenommenen Bettina (S. 12f.) erläutert, schmückt diese. Im Uebrigen sind die darin enthaltenen Briefe Savigny's, sowie der Geschwister Brentano nicht nur zur Kenntniß dieser interessanten Charaktere, sondern auch zur Geschichte des deutschen Brifstils von ganz wesentlicher Bedeutung.

*) Mittlerweile ist ein Heftchen folgenden Titels erschienen: „Friedrich Creuzer und Karoline von Günderode. Mittheilung über deren Verhältniß Heidelberg, Karl Groos. 1895." Der auf dem Vorderblatt ungenannt gebliebene Verfasser ist der Verleger selbst, K. Groos, ein Neffe Creuzer's. Er versucht auf Grund neuer — thatsächlich sind's nur abseits liegende — Documente (nicht etwa Urkunden) Creuzer von jeder Schuld Karolinen gegenüber reinzuwaschen. Professor L Geiger, der Verfasser jenes jüngsten fesselnden Buchs über diese merkwürdige Frauenseele, hat diese Absicht in der „Frankf. Ztg.", wo zuerst in der Presse von Groos' Schädigung des Andenkens der Frankfurterin gewordenen Günderode Notiz genommen worden war, sofort entschieden zurückgewiesen.

Bücherbesprechungen.

— Lehre von den letzten Dingen, besonders für Nichttheologen. Bearbeitet von Traugott Witte, Pastor in Kirchdorf (Mecklenburg). Leipzig, Dörffling & Franke 1895. 82 S. Preis 1 ℳ. — Man macht je und je die Beobachtung, daß es dem Laien nicht leicht wird, sich in den Lehren der Schrift von den letzten Dingen zurechtzufinden und sich auf Grund derselben ein Gesammtbild zu gestalten. Je größer die Unklarheit und die biblische Unkenntniß gerade auf diesem Gebiete ist, um so dankenswerther will es erscheinen, daß der Verfasser besonders den Nichttheologen in Kürze die Lehre von den letzten Dingen als Tod, Zwischenzustand, Vorbereitung des Weltendes in allgemeiner Predigt des Evangeliums in der ganzen Welt, Bekehrung der Juden, Erscheinung des Antichrists und Eintritt des Endes, in Wiederkunft Christi, Auferstehung der Todten und Weltgericht bis zur neuen Erde und Menschheit zusammenstellt. Er thut dies, indem er uns, wie auch der Titel besagt, einen Auszug giebt aus des heimgegangenen D. Kliefoth „christlicher Eschatologie", einem Werke, das 1886 erschien und als Abschluß der theologischen Arbeiten des bekannten Mecklenburger Theologen gelten kann. Die Lehre von den letzten Dingen ist hier auf den schriftmäßigen Grund Neuen wie Alten Testaments gestellt, indem der analogia fidei, der Harmonie der einzelnen Schrift- und Glaubenslehren unter einander Rechnung getragen wird, dagegen philosophische und kosmologische Forschungen u. s. w., sowie das christliche Bewußtsein (nach Schleiermacher) abgewiesen werden. Ebenso wird hier und da die Verschiedenheit der biblischen Lehre von der Auffassung der alten Dogmatiker und der Rationalisten hervorgehoben. Auch Theologen, welchen die Kliefoth'sche Schrift nicht zugänglich und zu theuer ist, dürfte mit der Ausgabe dieses Auszuges ein Dienst erwiesen sein. Es entspricht dem Zwecke vorliegenden Schriftchens, wenn die theologischen Fach- und Fremdworte verdeutscht werden, obschon zuweilen darin (z. B. in der nicht ganz zutreffenden und unnöthigen Uebertragung des Wortes „operiren" mit „arbeiten") etwas zu weit gegangen wird. D. K.

— Jenny Lind. Ein Cäcilienbild aus der evangelischen Kirche von C. A. Wilkens, Doctor der Theologie und Philosophie in Kalksburg bei Wien. Zweite, umgearbeitete Auflage. Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann. 1895. — Es ist bezeichnend für Jenny Lind, daß die beiden Biographien, die nach ihrem Tode in Buchform bekannt wurden, von Geistlichen herrühren. Bei dem sehr umfänglichen zweibändigen Werk, das Otto Goldschmidt, der Gatte der großen Sängerin, in englischer und deutscher Ausgabe 1891 veröffentlichte, theilte sich der englische Canonicus Holland mit dem Musiker Rockstro in die Arbeit; in dem uns jetzt vorliegenden kleinen Bändchen führt ein deutscher evangelischer Pfarrer allein das Wort. Ohne Frage bietet das neben der Kunst der werkthätigsten Frömmigkeit und Menschenliebe gewidmete Leben der schwedischen Nachtigall zu frommer Betrachtung ergiebigen Stoff; für die Kunst und das Kunstverständniß selbst aber haben dergleichen tendenziöse und demgemäß einseitig gefärbte Lebensschilderungen keinen sonderlichen Werth. Am besten — so sagten wir schon bei Besprechung der älteren Lind-Biographie in diesem Blatte (1891 Nr. 25) — wird immer der Künstler den Künstler, der Musiker den Musiker verstehen. Im Uebrigen darf dem Autor der gegenwärtigen kleinen Schrift mit Recht nachgerühmt werden, daß er die sich gestellte Aufgabe glücklich gelöst hat. Von dem an den Predigtton gemahnenden Vortrag seines englischen Vorgängers, der in einer Kunstbiographie nicht angebracht ist, hält sich Pfarrer Wilkens fern. Ein kunstbegeistertes Herz, ein offener Blick für das Wesen und Schaffen der Großen der Tonkunst, Kenntniß der einschlägigen Musikliteratur und geschickte Verwerthung derselben an gegebener Stelle, dazu eine warme, lebendige Darstellung machen sein Büchlein zu einer anregenden Lectüre, die bei aller Gedrängtheit das Wissenswertheste dessen bietet, was die früher erschienene große Biographie in oft ermüdender Breite giebt. J.

— Friedrich Nietzsche, ein Kämpfer gegen seine Zeit, von Dr. Rudolf Steiner. Weimar, Verlag von Emil Felber. 1895. — Wenn Zarathustra alles Das gesagt oder gedacht hat, was Nietzsche ihn sagen läßt, so ist er einfach ein Narr gewesen. Die Aeußerungen Zarathustra's bei Nietzsche sind der Gipfel aller übrigen auf den Kopf gestellten Verschrobenheit seines Denkens. Auch der Verfasser dieser Schrift ist gleichsam hypnotisirt von dem Einfluß Nietzsche's und seiner Lehre. Ihm ist Nietzsche ein Heros, der allein sein ganzes Jahrhundert in die Schranken zu fordern scheint. Der Uebermensch ist das Ideal, das Nietzsche seinem Jahrhundert gezeigt hat. Wir möchten fast glauben, dieses Ideal richtiger als das des Uebermenschen bezeichnen zu können. Wir sind hier bei einem Pole in der Entwickelung der neueren Philosophie angelangt, der wohl nicht leicht noch weiter überschritten werden kann. Gott sei Dank, daß es mit der Philosophie zu Ende ist, hat kürzlich noch ein anderer neuerer Denker, R. Wahle, in seinem Buch: Die Philosophie und ihr Ende auszurufen sich veranlaßt gefühlt. Wenn die Philosophie nur zum Schaden der menschlichen Gesellschaft gereicht, dann ist es am Besten, wenn sie überhaupt aufhört. Der Philosoph soll nach Wahrheit forschen; wenn aber die Wahrheit Gift ist, dann hat sie auch keinen richtigen Werth. Es giebt gewisse an sich gesunde Pflanzen, die, in ein anderes Klima versetzt, auch Giftstoffe aus sich entwickeln. Der ganze Fortgang unserer neueren Philosophie von Kant bis auf Nietzsche ist ein solcher Umwandlungsprozeß einer gesunden Heilpflanze in ein Leben und Nerven zerstörendes Gift. Der Schwerpunkt der Philosphie wurde von Kant verlegt in das eigene innere geistige Ich des Menschen und seine Vernunft. Hieraus ging zunächst eine Reihe von großen Bestrebungen hervor, die in einem geistigen Kampfe des Menschen mit dem Problem der ihn umgebenden Welt bestanden. Hierauf folgte der Absturz in den trüben und unreinen Sumpf des Pessimismus. Der Verfasser weist mit Recht darauf hin, wie schon Max Stirner eigentlich der erste Prophet dieser Lehre unter uns gewesen ist. Das Ich des Menschen, als alleiniger Selbstzweck und als einziger Maßstab der Welt führt uns nothwendig zuletzt zurück zum Thier. Auch Nietzsche vergöttert schon überall den Instinct auf Kosten des Denkens und der Vernunft. Die Schrift ist lehrreich zu lesen für Den, der sich in Kurzem genau über Nietzsche und das ganze blödsinnige Gespenst seines Zarathustra unterrichten will. Mit welchem Nutzen für ihn selbst, ist freilich die Frage. Er mag Abschied nehmen von allen Idealen und namentlich auch von dem des Vaterlandes, das ja für Nietzsche ein ganz überwundener und heerdenmäßiger Standpunkt ist. Der absolute Mensch in seiner nackten Größe steht vor uns da; nur Hr. Stirner und Einige außer ihm aber mögen meinen, daß derselbe irgend etwas Anderes als ein niedriges, Ekel und Entsetzen erregendes Scheusal sei. C. H.

— Die strafrechtliche Bekämpfung von Bettel, Landstreicherei und Arbeitsscheu. Eine Darstellung des heutigen deutschen Rechtszustandes nebst Reformvorschlägen von Dr. Robert v. Hippel, a. o. Professor der Rechte an der Universität Straßburg i. E. Berlin 1895. Otto Liebmann. —

Der Schwerpunkt der vorliegenden überaus verdienstlichen Arbeit liegt in der eingehenden Darstellung der dermaligen thatsächlichen Gestaltung der correctionellen Nachhaft. Durch Umfragen bei den Ministerien und Landespolizeibehörden, sowie bei den Arbeitshausdirectionen Deutschlands, die fast überall Beantwortung gefunden und dem Verfasser ein ebenso umfassendes als zuverlässiges Material zugeführt haben, ist der Verfasser in die Lage versetzt worden, insoweit eine festgegründete Darstellung für ganz Deutschland zu bieten, die des Interessanten und Lehrreichen die Fülle enthält. Auf Grund der bei Verarbeitung dieses weitschichtigen Materials gewonnenen Eindrücke tritt dann der Verfasser an die Kritik des bestehenden Zustandes heran und entwickelt seine Reformgedanken in ebenso anschaulicher, als zumeist überzeugender Weise. Dabei hat die Erwägung, daß die correctionelle Nachhaft nicht Selbstzweck, sondern lediglich ein Mittel zum Zwecke der Bekämpfung ganz bestimmter Delicte ist, den Verfasser veranlaßt, auch die allgemein strafrechtliche Behandlung des Bettels und der Landstreicherei sowie der Arbeitsscheu in den Kreis der Betrachtung zu ziehen und methodisch die Schilderung des Arbeitshauses und seine Kritik als Theil der strafrechtlichen Behandlung jenes Delicts zu gestalten. Um aber das Anwendungsgebiet der Nachhaft möglichst abschließend vorzuführen, ist anhangsweise auch die Unterbringung der Prostituirten im Arbeitshause besprochen worden. Auf Einzelheiten einzugehen, müssen wir uns versagen. Wir beschränken uns darauf, die tüchtige Arbeit allen Denjenigen warm zu empfehlen, welche der so wichtigen Frage einer wirksamen Bekämpfung der hervorgehobenen Delicte Interesse entgegenbringen. N.

— Wie werde ich Reserve-Officier? Rathgeber für Officier-Aspiranten und Einjährig-Freiwillige des Heeres und der Marine. Nach der deutschen Wehr- und Heer-Ordnung zusammengestellt von Hartmann, Prmltnt. im Inf.-Reg. Prinz Friedrich der Niederlande (2. Westf.) Nr. 15 und Adjutant des Landwehrbezirks Bielefeld. Leipzig 1895. Zuckschwerdt & Möschke. 1 ℳ. — Das kleine Buch enthält einen Auszug aus den Bestimmungen der Wehr- und Heer-Ordnung und Muster zu Meldungen und Gesuchen, sowie einen Auszug aus der Bekleidungsvorschrift für die Officiere ꝛc. des königl. preußischen Heeres. Bei einer sorgfältigen Revision der Correcturbogen würden die mehrfachen Verstöße gegen gleichmäßige Schreibweise von Worten, z. B. Controle und Kontrolle, gegen Interpunktion und Grammatik, sowie Auslassung von Worten sicherlich vermieden worden sein. H.

— Lehrbuch der Agriculturchemie. II. Theil, 1. Abtheilung, die Bodenkunde und II. Theil, 2. Abtheilung, die Düngerlehre von Prof. Dr. Adolph Meyer. 4. Auflage. Heidelberg, Carl Winter's Verlag. Preis 4 ℳ und 6 ℳ. — Von dem schon in dieser Zeitung besprochenen Lehrbuche der Agriculturchemie liegen jetzt zwei weitere Bände vor und zwar der erste und zweite Abschnitt des II. Theiles, die Bodenkunde und Düngerlehre behandelnd. Es ist einleuchtend, daß der Verfasser als Agriculturchemiker in seiner Bodenkunde mehr die physikalische und chemische Natur des Ackerbodens als seine mineralogische Beschaffenheit zum Ausgangspunkt seiner Besprechung nehmen mußte; und so wird nur in der Einleitung die mineralische Grundlage der Ackererde kurz zusammenfassend behandelt. Länger verweilt dagegen der Autor bei den physikalischen und chemischen Prozessen, durch die die Ackererde aus dem festen Gestein gebildet worden ist, bei dem Verwitterungsprozeß, der Verschwemmung, der Humusbildung u. s. w. In den weiteren Ausführungen werden dann die Eigenschaften der Ackererde in ihrer chemischen und physikalischen Natur und namentlich in ihrem Verhalten zu Wasser und Wärme eingehend dargelegt. Sowohl in diesem als auch im nächsten Bande, der die Düngerlehre behandelt, ist der Stoff in 12 Vorlesungen gruppirt. Diese Düngerlehre giebt nach einer kurzen Erläuterung des Begriffs der Düngung im Allgemeinen und der natürlichen Entstehung dieser wirthschaftlichen Maßregel eine Beschreibung aller natürlichen und sogenannten künstlichen Düngemittel und Darlegung ihres Gebrauches. In den beiden letzten Vorlesungen verläßt der Verfasser den Boden der rein naturwissenschaftlichen Erörterungen und wendet sich der Betrachtung der wirthschaftlichen Frage des Stoffersatzes und den praktischen Düngungsmaßregeln zu. Ein Eingehen auf die entwickelten Ansichten ist hier ausgeschlossen, doch muß gesagt werden, daß auch hierin der Leser manche Anregung zur Entscheidung der schwierigen Frage finden wird, wie man durch Steigerung der Mehrkosten bei dem Aufwande bei der Düngung nicht nur einen höheren Bruttoertrag zu erzielen im Stande ist, sondern auch die eng gesteckten Grenzen nicht überschreitet, in denen der erzielte Mehrertrag noch rentabel ist. — Die Vorzüge, die wir bei Besprechung des ersten Bandes rühmen konnten, zeichnen auch diese beiden Bände aus, vor Allem der frische Ton einer lebhaften, dabei leicht verständlichen Darstellung, die in schöner Sprache dahinfließend das Interesse des Lesers stets rege erhält. Wir begrüßen darum freudig den schnellen Fortgang des Erscheinens dieser 4. Auflage, die auf der Höhe der Wissenschaft stehend dem landwirthschaftlichen Praktiker und Studirenden eine reiche Quelle der Belehrung bietet. Sst.

— Ein Blick in das jungdeutsche naturalistische Drama (H. Sudermann, G. Hauptmann) vom Standpunkte der inneren Mission. Referat auf der Thüringer Conferenz für i. M. zu Weimar, 8. Mai 1895 von D. Willibald Beyschlag. Halle a. S., Eugen Strien. 50 ₰. — Der Vortrag ist sehr nützlich für solche Leute, die keine Zeit haben, an den Genüssen der Berliner „Gebildeten" auch nur insofern sich zu betheiligen, daß sie ihre Theaterstücke lesen. Ihnen verhilft er zu einer Vorstellung davon, was denn diese sogenannten Dramen, wie die „Ehre" und die „Weber", eigentlich wollen und sollen, und da von sechs derselben eine ganz unparteiische Inhaltsangabe geboten wird, der Beurtheiler auch Alles lobt, was nur irgend gelobt werden kann, so darf man sich der Hoffnung hingeben, daß die gewonnene Vorstellung ungefähr richtig sei. Was nun das Urtheil des Redners anlangt, so ist es recht kräftig: er wird durch einige dieser Stücke wenigstens an einen mit vollendeter Farbentechnik colorirten Misthaufen oder an ein mit ekelhafter Naturwahrheit gemaltes verfaulendes Aas erinnert und vergleicht den Genuß, den man an Hauptmann's „Vor Sonnenaufgang" haben könne, mit einem Trunk Jauche. Dann verstehen wir nur nicht, wie er die Fabrikanten dieser Stücke berufene, gottbegnadete Dichter nennen kann; denn wer ein Aas mit Naturwahrheit malen kann, ist kein Maler, sondern ein Photograph, der aus seinem Pinsel einen Apparat macht, und wer solche Stücke schreibt mit großem Verständniß der Bühnentechnik und ausgiebiger Verwendung der in den Handbüchern der Poetik beschriebenen Hilfsmittel, der ist kein Dichter, sondern ein dramatisch geschulter Feuilletonist. Wohin das führt, wenn man Alles für Wissenschaft und für Kunst hält, was sich so zu nennen beliebt, das zeigt der Vortrag am Schlusse, wo auf zwei Seiten von der Stellung der inneren Mission zu diesen Pestbeulen am Leibe des Volkes gehandelt wird: nicht mit Polizei und Umsturzvorlage soll dem Unwesen gesteuert werden, sondern durch Beweise des Geistes und der Kraft. Sollte dem Verfasser, als er diese und ähnliche äußerst allgemeine Sätze niederschrieb, nicht der Gedanke gekommen sein, hier wäre vielleicht die Gelegenheit, nach gesetzlicher Ordnung zu rufen, wenn man nicht eben erst die Petition gegen die Umsturzvorlage unterschrieben hätte? Daß sich unreine Geister nicht mit Stöcken todtschlagen lassen, weiß Jedermann, ist deshalb aber doch nicht verpflichtet, mit frommem Bedauern ruhig zuzusehen, wie sie ihre Sphäre ungehindert ausdehnen und auch die Menge derer mit ihrem Gifthauch anstecken, die auf den Schutz stärkerer Autoritäten förmlich warten. B. K.

— Das Reichstagsgebäude. Seine Baugeschichte und künstlerische Gestaltung sowie ein Lebensabriß seines Erbauers Paul Wallot, dargestellt von M. Rapsilber. Cosmos, Berlin SW. Preis elegant gebunden 4 ℳ. — In der gesammten Fachwelt wird dem Reichstagshause eine so allgemeine Werthschätzung wie keinem anderen Bau unserer Zeit zu Theil; im Gegensatze dazu haben verhältnißmäßig wenig Laien den Standpunkt zu gerechter Würdigung gefunden. Wallot's Formengebung bringt Neues, sie erscheint naturgemäß gerade dem kunstgebildeten Laien, dem die bisher oft gesehenen Formen vertraut geworden sind, fremd. Da ist es denn mit Freuden zu begrüßen, wenn ein Schriftchen wie das vorliegende erscheint, welches uns in so warmherziger, klarer, eindringlicher Weise vom Reichstagshause und seinem Baumeister erzählt und, unterstützt durch 18 außerordentlich klare und schöne Lichtdrucke, uns den Säcularbau im Aeußeren und Inneren vorführt. Nicht nur dem Kunstfreunde, jedem deutsch empfindenden Gebildeten, der Interesse hat für das Heim unserer Abgeordneten, sei das Schriftchen warm empfohlen. —n.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 100. Donnerstag, den 22. August. 1895.

Das Reisen im Lichte der Sprache.

Den wanderlustigen Deutschen hat es zur schönen Sommerzeit immer mit Macht hinaus in die weite Welt getrieben. Schon ein Volkslied aus dem 16. Jahrhundert sagt zum Preise des Sommers:

„All Welt sucht Freud und Wonne
Mit Reisen fern und weit.“

Aber den fieberhaft erregten Reisetrieb, der unserem Geschlechte innewohnt, kannte die alte Zeit nicht. Die Ausdrücke Reisewuth, Reisesucht, Reisefieber, Reiseteufel, die alle das Krankhafte jener Erscheinung brandmarken, sind sämmtlich jüngere Gebilde. Bezeichnender Weise redet die Sprache nicht von Wanderwuth und Wandersucht, Wanderfieber und einem Wanderteufel, wenigstens nicht als von Uebeln, an denen unsere ganze Zeit litte. Es hat dies seinen guten Grund. Denn an krankhaft gesteigerter Wanderlust leidet unser Zeitalter nicht. Man hat ja jetzt gar keine Freude am Wandern; Alles will reisen, d. h. sich auf die Eisenbahn setzen, um sich mühelos und schnell an das Ziel tragen zu lassen. Aber ehemals war, wie auch die Sprache noch verräth, eine Reise etwas ganz besonders Beschwerliches. Man gebraucht allgemein den Ausdruck sich zur Reise „rüsten“. Nun wird Niemand unsere Vorbereitungen auf eine Reise, das Packen der Koffer u. s. w. im Ernste eine „Rüstung“ nennen wollen. Jene Redewendung hat also jetzt keinen rechten Sinn mehr, sie entspricht der Sache nicht mehr, die sie bezeichnen soll. Unsere Vorfahren mußten, wenn sie eine Reise antraten, in der That Waffen anlegen, sich zur Reise „rüsten“. Unter allen Umständen mußte der Kaufmann diese Vorsicht gebrauchen, um sich gegen Raubritter und Strauchdiebe wehren zu können. Dem Landfrieden, der jetzt etwas Selbstverständliches ist, durfte er ja nie trauen. Selbst die Schüler versahen sich auf ihren Ferienreisen mit Waffen. Eine Ordnung der Leipziger Thomasschule (vom Jahre 1723) befiehlt den internen Schülern an, sie sollten Waffen, die sie etwa aus den Ferien mitbrächten, beim Rector „verwahrlich niederlegen“ (Hildebrand, Zeitschrift für deutschen Unterr. IV, 546). Hat man alle Vorbereitungen zur Reise getroffen, so ist man „reisefertig“. Streng genommen enthält dieses Wort eine Tautologie, da „fertig“ (ahd. fartig, mit dem â noch in hoffärtig) allein schon heißt „zur Fahrt bereit“, Fahrt und fahren aber früher die gebräuchlichsten Bezeichnungen für Reise und reisen waren, was sich an Ausdrücken wie „fahrende Leute“, „fahrende Schüler“, „fahrendes Gut“, „Wallfahrt“ u. a. noch deutlich erkennen läßt. Reise und reisen stehen im Alt- und Mittelhochdeutschen wohl auch in der Bedeutung, die uns geläufig ist, aber vorwiegend bezieht man sie da auf den Aufbruch zum Kriege und auf den Kriegszug selbst, so daß es nun ganz selbstverständlich erscheint, daß man sich zur Reise „rüstete“. Klar tritt jene Bedeutung in folgenden Stellen hervor: „so ist in dem nechst vergangen Nuremberger krieg oder reis ein lantwer mit schrancken auf peden seitten umb die stat gemacht worden;“ — „sie tuond mit ainander raisen und kriegen“. Aber auch in der neuhochdeutschen Sprache lebt das Wort Reise mit dem Sinne von Kriegszug noch fort. Der werthe Leser erinnere sich an das „Reislaufen“, das ihm aus der Geschichte der Schweiz bekannt ist. Das Wort enthält die ältere gekürzte oberdeutsche Form „Reis“ für Reise und bezeichnet die Sitte, daß junge Männer zusammentraten, um zu „reisen“, d. h. als Söldner in den Kriegsdienst fremder Staaten zu treten. Deutlicher noch verräth „Reisig“ den älteren Sinn von Reise. Ein Reisig ist ein zu einem Kriegszuge Ausgerüsteter, insbesondere ein Bewaffneter zu Pferde, doch auch ein Reiter schlechthin.

„Nicht Roß und Reisige
Sichern die steile Höh',
Wo Fürsten stehn“,

heißt es in der preußischen Nationalhymne. Das Wort Reisig wird im Nhd. nur in der gehobenen Redeweise angewendet, wie fast alle die Ausdrücke, die im vorigen Jahrhunderte durch die Beschäftigung mit der älteren deutschen Literatur wieder zu neuem Leben erweckt wurden (Gefährte, Halle, Hort, Heim, Gau u. a.). Die Reisige hießen im Mittelalter auch Reiser, Reiseknappen, Reiseleute und Reisejäger. Das Kriegsgewand dieser Reiter bezeichnete man als Reisekleid, ihre Lanze als Reisespieß im Gegensatze zum Spieße der Landsknechte. Unter Reisedienst verstand man im Mittelalter Kriegsdienst, unter Reisezucht Kriegszucht, unter dem Reisepferde ein Kriegspferd und unter dem Reisewagen einen Kriegswagen („zwaitausend streit- oder raiswagen“. Aventin). In der Reisekammer oder Reiserentstube zahlte man nicht nur Reisegeld, d. h. Sold, aus, sondern man nahm auch Reisegeld, d. h. Kriegskosten, ein. Die Ausgaben, die ein Krieg verursachte, verzeichnete man im Reise- oder Kriegsbuche. Der Befehlshaber einer Reiterschaar hieß der Reisemeister (magister equitum). Auf dem Marsche ließ man lustiges Spiel erklingen, man blies einen Kriegsmarsch oder eine Reisenote. Wolfram von Eschenbach schildert uns, wie eine Ritterschaar unter schmetternder Kriegsmusik einzieht, und sagt da:

„die hellen pusînen (Posaunen)
mit krache (Schmettern) vor im gâben dôz (Schall).
von würfen und mit slegen grôz
Zwên' tâmbure gâben schal:
der galm (Lärm) übr al die stat erhal.
der dôn iedoch gemischet wart
mit floytieren (Flötenspiel) an der vart (bei dem Zug),
ein reisenote (einen Marsch) sie bliesen.“

Und was man heute beobachtet, wenn ein Regiment unter klingendem Spiel einzieht, das konnte man auch im Mittelalter bei derartigen Gelegenheiten wahrnehmen: „von schouwen (Schauen) wart dâ grôz gedranc“. Doch da sind wir nun ganz vom Reisen abgekommen und in das Kriegsleben hineingerathen.

Mochte man sich also einst auf Fahrten oder auf Reisen begeben, man mußte sich stets mit dem Gedanken vertraut machen, nicht wieder heimzukehren. Daher bestellten unsere Vorfahren vor der Abreise ihr Haus, ließen ihr „Testament machen“ und sagten Verwandten und Bekannten in feierlicher Weise „Valet“. Aus der alten Wendung „Valeten gehen“ soll nach Campe die Redensart „flöten gehen“ geworden sein. Der Hofprediger Conrad in Berlin, berichtet er in seinem Wörterbuche, „besuchte einen ehrlichen Handwerker, dessen Sohn im Begriff stand, die hohe Schule zu beziehen, und erhielt auf die Frage, wo dieser wäre? die auffallende Antwort: er geht flöten. Der Mann wollte sagen: er geht Valeten oder Abschied nehmen“. In neuerer Zeit hat man die Redensart zu erklären versucht, indem man sie auf das Flöteninstrument oder auf das niederdeutsche fleiten (blasen, pfeifen) bezog. — Der Abschied ward häufig durch ein Mahl gefeiert, man gab ein Valet oder die Letze. „Damit ich nicht so gar heimlich davon schiede, lud ich zum freundlichen Valete und Letzetrunk meine gute Brüder zu mir“, heißt es im „Alamodischen Politicus“ vom J. 1671. Die Letze bezeichnet von Haus aus das Ende, ward dann auf den Abschied und schließlich auf alles das bezogen, was man zum Abschiede that oder gab, auf den

Abschiedsgruß, den Abschiedsschmaus und das Abschiedsgeschenk. Einige Beispiele mögen diesen Bedeutungswandel veranschaulichen. Der jüngere Titurel sagt: „âne anegenge (Anfang) und âne letze bis du got êwic lebende. Im Sinne von Abschied gebraucht Weise das Wort:

„Inmittelst da wir uns zur letze schicken müssen,
so mag ein solches Wort aus unsrer Feder fließen."

Als Segen zum Abschiede versteht Luther den Ausdruck Letze, wenn er sagt: „das ist nun die letze, die Jacob seinen sönen gibt", als Abschiedsmahl faßt er ihn auf, wenn er schreibt: „Da sihestu, das alles in einem text (Luc. 22) ordentlich nach einander von der letze ist geredt, beide im essen und trinken, welches Mattheus und Marcus nicht thun." Etwas zur Letze, d. h. als Andenken bieten, ist eine Formel, die namentlich in Volksliedern häufig vorkommt, z. B.:

„Läßt du mir nichts zur Letze,
Mein feins brauns Meidelein,
Das mich die weil ergetze,
So ich von dir muß sein?"

oder:

„»Fährst du dahin und läst mich schier,
Was läst du mir zur Letze hier,
Daß ich mich Leids ergetze?«
Die rechte Lieb und Stätigkeit
Laß ich dir, feins Lieb, zur Letze."

Auch die Wendung „zu guter Letze" kehrt oft wieder, in neuerer Zeit noch bei Wieland:

„Wie sie zu guter Letze
Den goldnen Becher mir bot."

Als die Sitte des Abschiedsschmauses abkam, schwand auch das Verständniß des Ausdruckes „zu guter Letze", man verwechselte „Letze" mit „letzt", sagt also nun „zu guter letzt", ohne sich an die zu Grunde liegende alte Sitte zu erinnern. Ganz wie „Letze" hat auch das Verbum „letzen" seine Bedeutung verändert. In der ältesten Zeit heißt es soviel wie zurückstehen machen, hinter bringen. Seit dem Mittelhochdeutschen bildet es sich zu den mannigfaltigsten Bedeutungen aus, die von zwei Hauptrichtungen ausgehen. Letzen heißt nämlich zuerst: hindern, schädigen, abhalten, welchen Sinn es noch in „verletzen" hat, dann bedeutet es aber auch: zum Ende oder zum Abschied bringen. Dieser Hauptzweig unserer Wortfamilie hat sich besonders reich entfaltet. Zunächst gewann letzen = zum Abschied bringen die Bedeutung von Abschied nehmen, das Reflexivum sich letzen den Sinn von sich verabschieden.

„Geh! mein Theurer! es letzen vielleicht sich unsere Freunde
Auch ohne Thränen mit dir,"

heißt es bei Klopstock, während Humann schreibt: „Ich erwarte des Herrn Hofraths Ankunft, um eine Nothfahrt nach Preußen zu thun, werde aber mich noch vorher mit ihnen in Riga letzen" (sie noch einmal sehen). Ganz natürlicher Weise ging nun letzen auch auf das Abschiedsmahl über und nahm die engere Bedeutung an, Jemanden zum Abschiede durch Speise und Trank erquicken. Die Zimmerische Chronik erzählt: „wie er aber von Constanz je abschaiden oder villeucht lenger nit verharren kunte, do wolt er sich mit dem grafen zum nachtessen letzen". Sobald die Sitte des Abschiedsschmauses erlosch, verlor auch letzen seine Beziehung auf den Abschied, hieß nur noch sich laben, sich erquicken, in welcher Bedeutung es namentlich Klopstock häufig gebrauchte und befestigte.

Hat sich der Reisende verabschiedet, so begiebt er sich auf den Weg, er „fährt dahin sein Straßen". Fahren hatte früher eine viel weitere Bedeutung als jetzt, es bezeichnete sämmtliche Arten der Fortbewegung. Das ahd. faran heißt: sich von einem Orte zum andern bewegen, gehen, kommen, das got. faran: wandern, ziehen. So ward früher fahren ganz in der Weise gebraucht wie jetzt das Wort reisen. Während wir von Mitreisenden reden, sprach man einst von Gefährten, was eben wörtlich die Zusammenreisenden heißt. Während das Volkslied sagt:

„Danhuser ist jez nimmer hie,
Danhuser ist verfaren,"

müßten wir uns in diesem Falle ausdrücken: er ist verreist. Hierher sind auch die Wörter Furt und führen zu ziehen. Eine Furt ermöglicht die Fahrt, den Durchgang durch einen Fluß, nicht nur für die Fahrenden in unserem Sinne, sondern auch für die Fußgänger und Reiter. Führen, abgeleitet vom Imperfectum von fahren, heißt: fahren machen, in Bewegung setzen, leiten. Dieses Wort wird noch in seiner allgemeinen Bedeutung gebraucht: man kann Fußgänger, Reiter, Geschirre, Locomotiven u. s. w. führen. Der älteste Führer der Reisenden ist der Weg; er vor Allem brachte sie auf ihrer Fahrt zum Ziele. Darum sagt man heute noch von ihm, daß er wohin „führe". Heute beziehen wir das Wort fahren vorwiegend auf die Reise mit dem Wagen oder dem Schiffe, unseren vorzüglichsten Verkehrsmitteln. Im Mittelalter reiste man nicht gern zu Wagen, man ritt lieber. Kein Wunder! Es ging ja damals bei der Fahrt „über Stock und Stein". Man hat, um diese Redensart zu erklären, daran erinnert, daß in früheren Zeiten die Wege sehr holperig und oft grundlos waren, und daß man, damit die Wege einigermaßen fahrbar würden, Knüppel und Steine in die Moräste warf. Ueber diese Stöcke und Steine sei es dann mit dem Gefährt hinweggegangen. Uns scheint eine andere Deutung, die A. Richter in seinen „Deutschen Redensarten" giebt, zutreffender zu sein. Bei einem Minnesinger des 13. Jahrhunderts heißt es nämlich:

„Seht, dô lief wir ertber suochen
von der tannen zuo der buochen
über stoc und über stein."

Hier ist unter Stock jedenfalls der Stumpf eines Baumstammes zu verstehen. Einen solchen mit den Wurzeln noch in der Erde stehenden Stumpf nennt man im Erzgebirge „Stock" („Stöcke roden", „Stöcke spalten" u. s. w.). So wird sich unsere Redensart auf einen Waldweg beziehen, auf dem Steine und die sogenannten Wurzelstöcke die Fahrt hindern. Aber neben den Stöcken und Steinen waren allerdings Sümpfe ein Hauptschaden der Wege. Der Reisende lief immer Gefahr, „in die Brüche zu kommen", d. h. in den Sumpf zu gerathen (mhd. bruoch, Moorboden, Sumpf), und gab der Fuhrmann nicht Achtung, so war, ehe er sich's versah, „der Karren in den Dreck gefahren". Mit den Fahrwegen ward es wohl dann etwas besser, als Posten aufkamen, als der „Schwager" seines Amtes zu walten begann. Als „Schwager" bezeichnet man scherzweise den Postillon. Das Wort heißt eigentlich „Schwalger", das durch Entstellung des französischen chevalier, der ältesten Bezeichnung für die reitenden Postboten, entstanden ist. Dem „Schwager" begegnet man noch in neuerer Zeit. In Lenau's bekanntem Gedichte „Der Postillon" heißt es:

„Schwager ritt auf seiner Bahn
Stiller jetzt und trüber."

Wie schon erwähnt, war aber in älterer Zeit nicht das Reisen zu Wagen, sondern das Reisen zu Pferde, das Reiten, das Gewöhnlichere. Auch reiten hat von Haus aus eine viel weitere Bedeutung als jetzt; es heißt ursprünglich nur aufbrechen, sich in Bewegung setzen. Das Wort ist übrigens ganz auf das germanische Gebiet beschränkt, im Lateinischen, Griechischen u. s. w. haben sich keine verwandten Bezeichnungen nachweisen lassen. Es erklärt sich dies leicht aus der Thatsache, daß die indogermanischen Völker das Pferd erst spät als Reitthier gebraucht haben. In der älteren Sprache giebt es zahlreiche Beispiele für die allgemeinere Bedeutung des Wortes reiten. So heißt es in einem Passional:

„si riten
mit gar hômûtigen siten
einen guldînen wagen
wol geziert unde beslagen."

Moritz v. Craon spricht von einem „schef (Schiff), daz er dô reit" (ritt). Opitz singt:

„Singt Gott und stimmt die Seiten an,
Spielt herrlich auff, macht dem die Bahn,
Der auff dem Himmel reitet."

Nicht nur im Englischen und Niederländischen, sondern auch in deutschen Mundarten hat sich dieser Sprachgebrauch bis auf den heutigen Tag erhalten. Im Schweizerischen z. B. sagt man „uf der iseban ritte" oder „ufm Rhi abe rite" (zu Schiff). Vom Fuhrwesen gehen nur wenig Redensarten aus, vom Reiten dagegen sehr viele. Man kann sein Steckenpferd reiten, auf einem Gegenstand herumreiten, Pandekten reiten, auf einem Principe reiten, Wechsel reiten u. s. w. Das Pferd, das man reitet, kann ein hohes oder großes Pferd, ein Apostelpferd oder Schusters Rappen sein. Das Gehen wird schon im Mittelhochdeutschen scherzhaft als ein Reiten zu Fuß bezeichnet. In Türheim's Tristan

heißt es: „der ritter sine füeze reit“. Ein Lied aus späterer Zeit sagt:

„Ich nam mein schwert wol in die hand,
ich gürts wol an die seiten,
da ich kein geld im seckel hat,
zu fußen must ich reiten.“

Wenn man aber den Fußgänger als einen Reiter hinstellte, so mußte man in seinen Stiefeln seine Rößlein sehen, und zwar mußte man sie wegen ihrer Farbe zu Rappen machen.

Entging man glücklich all den Gefahren, mit denen eine Reise verbunden war, so kam man endlich an das Ziel, freilich immer vorausgesetzt, daß man nicht auf den „Holzweg“ gerathen war. Der Holzweg, d. h. Waldweg, ist zu Wirthschaftszwecken angelegt, er dient nicht dazu, zwei Orte mit einander zu verbinden. Er ist anfangs nicht von der Hauptstraße zu unterscheiden, ist gang- und fahrbar, so daß man ihn zunächst gar nicht als Holzweg, als irreführenden Weg erkennt. Unsere Vorfahren mußten bestrebt sein, ihr Reiseziel unbedingt noch am Tage, mindestens gerade noch „vor Thorschluß“ zu erreichen. Städte mit völlig offenen Gassen gab es früher nicht. Noch Goethe und Schiller stellen Stadtthor und Thorschluß als etwas Sebstverständliches hin.

„Kehre dich um, von diesen Höhen
Nach der Stadt zurück zu sehen,
Aus dem hohlen, finstern Thor
Dringt ein buntes Gewimmel hervor,“

heißt es in Goethe's Faust, während Schiller in der Glocke sagt:

„Um des Lichts gesell'ge Flamme
Sammeln sich die Hausbewohner,
Und das Stadtthor schließt sich knarrend.“

Endlich wandert auch der Deutsche gern in die Fremde, und schätzt er auch die Dinge gern darnach, ob sie weit oder nicht weit her sind, so liebt er doch sein Vaterland, seine Heimath über Alles in der Welt. Hat er seinen mächtigen Wandertrieb befriedigt, dann zieht in seinem Herzen tiefstes Heimweh ein, dann erscheint ihm die Fremde so leer und so kalt. Der Name für die Fremde, elilenti, Ausland, ist ihm ja zur Bezeichnung für alles Unglück und Leid geworden, das ihn je betreffen kann. So kehrt er denn wieder um und strebt freudig „seinen vier Pfählen“ zu. Mit diesen vier Pfählen sind ursprünglich die Pfähle des germanischen Holzhauses oder dessen Umfriedung gemeint. Sie dienen schon seit alter Zeit zur Bezeichnung von Haus und Hof: „binnen sinem hûse unde hove, dat is binnen sinen veer pelen“, bemerkt der Sachsenspiegel. „Ein jeder ist Monarch in seines Hauses Pfählen“, sagt schon Logau. Und wenn die Reisenden erst ihr Heim wieder betreten haben, dann werden sie mit uns, die wir zu Hause geblieben sind, gern bekennen, was Eichendorff in seiner Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts“ die Studenten singen läßt:

„Beatus ille homo
qui sedet in sua domo
et sedet post fornacem
et habet bonam pacem!“

E. G.

Bücherbesprechungen.

△ **Hilfe gegen die wirthschaftliche Nothlage durch günstigere Vertheilung der Bevölkerung.** Vorschläge und Mittel hierzu erörtert von Dr. E. Fraissinet, Ingenieur für Landesmeliorationen. Dresden, Commissionsverlag von C. Hoffmann. — Daß die allgemeine Nothlage, soweit das Vorhandensein einer solchen in Deutschland anzuerkennen ist — die rege Antheilnahme der verschiedenen Volksclassen an oft recht kostspieligen Vergnügungen scheint nicht ohne Weiteres dafür zu sprechen — weniger in der Uebervölkerung als in der ungünstigen Vertheilung der Bevölkerung mit ihre Ursache hat, ist vom Verfasser nicht zum ersten Male ausgesprochen worden. Ebensowenig nun sind seine Vorschläge einer günstigeren Vertheilung der Bevölkerung herbeizuführen durch Erschließung bisher unfruchtbar gewesener Länderstriche, wie der Lüneburger Haide u. s. w., sowie die Cultur der Moore durch Anlage geeigneter Verkehrswege, Wasserstraßen, Voll-, Klein- und Feldbahnen nebst speciellen landwirthschaftlichen Meliorationen. Etwas optimistisch erscheint uns seine Behauptung, es sei an tausenden von Beispielen nachzuweisen, daß zweckmäßig durchgeführte Canalanlagen, Acker- und Wiesen-Meliorationen, Wasserstands- und Wasserlauf-Regulirungen in den Quellengebieten u. s. w. eine Verzinsung der Baukosten von mindestens 15 bis 25% und oft bedeutend mehr ergeben haben. Die in Sachsen betreffs der Wasserlaufsregulirungen gemachten Erfahrungen wenigstens sind keineswegs so günstige. Immerhin muß dem Verfasser zugestanden werden, daß solche Anlagen und Meliorationen volkswirthschaftlich von großem Nutzen und daher energisch anzustreben sind. Zu diesem Behufe fordert der Verfasser Schaffung von reich fundirten und bequem zugänglichen Landes-Creditinstituten und Meliorationsfonds in den deutschen Einzelstaaten, für deren Organisation allerdings nur ganz allgemeine Vorschläge gegeben werden. Eine ähnliche Forderung findet sich bekanntlich auch in den Beschlüssen des preußischen Staatsraths, welche sich auf die zur Abstellung der Nothlage der Landwirthschaft zu ergreifenden Mittel beziehen, aufgestellt.

△ **Die Reichsgesetze betreffend die privatrechtlichen Verhältnisse der Binnenschiffahrt und Flößerei vom 15. Juni 1895 von C. Zander.** Meinhold's juristische Handbibliothek, redigirt vom Oberlandesgerichtsrath Hallbauer in Dresden. Leipzig, Albert Berger. — Besonders schwer hat sich der Herausgeber dieser neuen Gesetze seine Aufgabe nicht gemacht: eine kurze Seite wenig sagenden — um nicht zu sagen: nichtssagenden — Vorworts, der Abdruck der Gesetze und soweit in demselben auf einzelne Bestimmungen des Handelsgesetzbuchs, der Gewerbeordnung u. s. w. Bezug genommen ist, auch dieser, ein alphabetisches Sachregister — dessen Herstellung verhältnißmäßig noch die meiste Mühe gemacht haben dürfte — und die „Textausgabe mit Inhaltsverzeichniß und erschöpfendem Abdruck der in den Gesetzen citirten Bestimmungen älterer Gesetze“ war druckfertig. Immerhin wird dieselbe den durch die neueren Binnenschifffahrts- und Flößerei-Gesetze berührten Kreisen willkommen sein. Nahezu denselben Inhalt hat der 45. Band der Roßberg'schen Handausgabe deutscher Reichsgesetze. Diese Handausgabe der Gesetze, betreffend die privatrechtlichen Verhältnisse der Binnenschifffahrt und der Flößerei, hat Reichsgerichtsrath Förtsch besorgt, doch soll diese augenscheinlich nur den Vorläufer für einen umfassenden Commentar der betreffenden Gesetze bilden, der nach der Anzeige der Roßberg'schen Hofbuchhandlung in Vorbereitung ist und dessen erster Theil in Kürze erscheinen wird.

— **Eins ist noth.** Ein vollständiger Jahrgang Predigten von **Volkmar Theodor Harig**, D. theol., Pfarrer und Superintendent zu Großenhain i. S. Lieferungs- (Subscriptions-) Ausgabe zu zehn Lieferungen à 80 ₰. Großenhain i. S., Hermann Starke (C. Plasnick). Lieferung 1 und 2. — Der Verfasser hat schon zwei Sammlungen von Predigten herausgegeben, die nun vergriffen sind; so soll dieses Lieferungswerk zugleich die zweite Auflage derselben darstellen und zugleich das bisher Vereinzelte unter Hinzufügung des Fehlenden zu dem Ganzen eines vollständigen Jahrganges sammeln. Die bis jetzt vorliegenden Lieferungen führen den vollgiltigen Beweis, daß dieses Unternehmen ein erfreuliches und segensreiches ist. Allerdings fehlt es nicht an gedruckten Predigten; aber es ist nicht nur ein Bedürfniß für viele Zuhörer, die gehörte Predigt nochmals auf sich wirken zu lassen, sondern die Herausgabe gedruckter Predigten ist zugleich ein wichtiges Mittel der Gemeindesammlung, weil auf solche Weise ein tieferes Verständniß und eine größere Freudigkeit bei den später zu hörenden Predigten erzielt wird. So sollte und dürfte eigentlich jeder fleißige und tüchtige Prediger seine Predigten drucken lassen, wenn das nicht aus anderen Gründen sich verböte. Daß also für die Großenhainer Gemeinde diese Predigten ihre Bedeutung und ihren Segen haben, brauchen wir nicht erst nachzuweisen; aber ihre Veröffentlichung kann auch für andere Leser, die den Prediger nicht persönlich kennen, gewinnbringend sein. So viel sich aus den beiden ersten Lieferungen ersehen läßt, hat der Verfasser hauptsächlich Predigten über die evangelischen Texte gewählt, die bis 1892 in Sachsen den ersten Jahrgang bildeten, und hat nur ab und zu solche über andere Texte herbeigezogen. Begegnen wir so auch gerade den bekanntesten Schriftstellen, die man am Häufigsten auslegen hört und über die auch die meisten gedruckten Predigten vorliegen, so hat das doch bei des Predigers eigenthümlicher Art ein besonderes Interesse, weil seine Hauptgabe darin besteht, die biblischen Gedanken in ihrer immer

giltigen Wahrheit auf die allgemeinsten menschlichen Verhältnisse fruchtbringend anzuwenden. Alle Stände, alle Lebensalter finden sich, so oft wie möglich, besonders berücksichtigt, wozu die früher allgemein gebräuchliche, von dem Prediger fast regelmäßig beobachtete Weise, jedem Texte eine zu ihm hinführende Einleitung zu geben, mehr Raum und Gelegenheit schafft, als die jetzt mehr übliche Art, von dem Text als dem sofort ins Auge zu fassenden Gegenstand der Predigt auszugehen. Es liegt natürlich in der kirchlichen Zeit begründet, mit welcher ein Predigtjahrgang beginnt, daß die Anwendung des Bibelwortes sich wesentlich auch auf die Kinder bezieht; aber solche Anwendung findet sich auch fast in allen bis jetzt vorliegenden Predigten, und das ist eine sehr glückliche Gabe, diese oft so vernachlässigten kleinen Zuhörer in immer neu anregender und fesselnder Weise heranzuziehen. So könnten wir noch Vieles anführen, worin des Verfassers Predigt vorbildlich zu wirken im Stande ist; wir hoffen Gelegenheit zu haben, darauf zurückzukommen. B. K.

— Hefte zur „Christlichen Welt" Nr. 18—20. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1895. — Das Unternehmen fängt auch an, wie alle ähnlichen, an thatsächlichem Stoffmangel zu leiden, der jedoch unter dem tapferen Weitererscheinen neuer Hefte sich verhüllt. Was die Ritschl'sche Schule unter Glauben versteht, ist nun nachgerade der Welt bekannt, die Wogen des Streites um Apostolicum und biblische Kritik haben sich soweit geglättet, daß es kaum rathsam erscheint, sie wieder aufzurühren, und in socialen Dingen muß man zunächst warten, was Naumann zu Stande bringen wird, er, dem man zujubelt, ohne doch sich zu unbedingter Heeresfolge zu verpflichten. So greifen die vorliegenden Hefte auf alte Themen zurück und zwar, wenigstens was die beiden ersten anlangt, in einer selbst für den Standpunkt des Unternehmens sehr wenig hervorragenden Weise. Vom alten neuen Glauben, Erlebnisse und Bekenntnisse eines Laien (50 ₰) ist der Erguß eines Christen, der viel nachgesonnen hat und herzliche Theilnahme für ernste religiöse Fragen bekundet. Aber der Standpunkt der Erkenntniß ist in der That kein höherer, als ihn etwas gefühlsselige Rationalisten vor hundert Jahren in ihren Predigten und Erbauungsbüchern erreicht hatten. Daß das Alles, was er hier entwickelt, seinem Gedankengange nach schon hundert Mal gedruckt ist, das konnte der stille Forscher natürlich nicht wissen, aber die „Schriftleitung" hätte es ihm sagen sollen. Nicht viel höher schwingt sich die Abhandlung Zur Verständigung über den Glaubensbegriff von L. Clasen, Pfarrer in Eichenbarleben bei Magdeburg (40 ₰), nur tritt hier an die Stelle des alten der moderne Rationalismus, dessen Grundsätze doch auch schon zur Genüge ihre Darstellung gefunden haben. Der Verfasser freilich dreht den Spieß herum und findet den Rationalismus bei den Altgläubigen, weil sie mit ihren Vernunftgedanken Gott vorschreiben, wie er sich offenbaren müsse. Die ganze Art, wie er diese Anhänger der „Gemeindeorthodoxie" behandelt, hat trotz aller Versicherung, es sei ihnen ihre Sache auch heiliger Ernst, doch etwas leidenschaftlich Geärgertes an sich, und der Grund dieser Stimmung ist ihm ja wohl auch bewußt, wie an mehreren Stellen durchschimmert. Ganz andersartig ist der Inhalt des dritten Heftes Bedingungen des christlichen Glaubens in der Gegenwart von Gaston Frommel, Professor der systematischen Theologie in Genf (40 ₰). Hier wird wenigstens der Versuch gemacht, diesen anderen Glauben psychologisch zu begründen; da aber die Formel dazu (das menschliche Pflichtbewußtsein als Glaubensgrundlage) nicht von dem Verfasser, sondern von Malan stammt, so läßt sich die Abhandlung jenen Programmen nicht beizählen, die der gelehrten Welt ein zukünftiges Neues verkündigen. Und was sie hätte leisten können, die bemerkenswerthen Anschauungen Malan's zu vollem deutlichem Verständniß zu bringen, das leistet sie wieder nicht bei dem beschränkten Raum. B. K.

— Bibliothek der Gesammtlitteratur des In- und Auslandes. Preis pro Nr. 25 ₰. Verlag von Otto Hendel, Halle a. S. — Die neueste Serie der Hendel'schen 25 Pfennig-Bibliothek bringt wieder eine Reihe beachtenswerther literarischer Bereicherungen, zu denen wir übrigens die Uebersetzung der Tolstoi'schen Erzählung „Der Herr und sein Knecht" von Wilhelm Hendel (Nr. 848) nicht rechnen können, da in letzter Zeit gerade dieser Novelle, wie keiner anderen derzeitigen Publication des Auslandes, die Ehre der Uebertragung ins Deutsche zu oft widerfahren ist. Mit Freuden werden dagegen alle Freunde der ungarischen Literatur den „Dorfnotar" von Jos. Freiherr v. Eötvös (Nr. 849 bis 856) begrüßen. Der Roman, die umfangreichste Arbeit des Autors auf diesem Gebiete, ist noch heute von nicht unbedeutendem socialpolitischen und auch poetischen Werth; einzelne allzu breite und ermüdende Längen muß man allerdings bei der Lectüre überschlagen. Ein Gleiches wird sich empfehlen zu thun bei Ludwig Tieck's Novelle „Der Aufruhr in den Cevennen" I. (Nr. 857—859), welche uns jetzt trotz reicher Schönheiten im Einzelnen etwas antiquirt anmuthet. Auf dem Boden des modernen Gesellschaftsromans steht dagegen George Ohnet's Roman „Sergius Panin" (Nr. 865—869) — übersetzt von Prof. Dr. H. Th. Kühne —, die erste, von der französischen Akademie preisgekrönte Veröffentlichung des Cyklus „les batailles de la vie". — Die Neu-Ausgabe von Shakespeare's „Antonius und Kleopatra" (Nr. 870—871) ist insofern nicht uninteressant, als sie nach der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung gearbeitet, aber nach der authentischen Edition des Shakespeare-Vereins berichtigt worden ist. — Ganz reizend ist wieder eine Erzählung von A. v. Hedenstjerna „Frau Westbergs Pensionäre" (Nr. 872). Die liebenswürdigen, echt humoristischen Schilderungen des kleinbürgerlichen Lebens, in denen der Autor — der Chef der in Wexiö erscheinenden „Smålandsposten" — Meisterhaftes leistet, der gesunde Optimismus und gemüthvolle Zug, der durch alle seine Werke geht, können Hedenstjerna's Muse nur Freunde erwerben. Was an mir liegt, die Bücher dieses liebenswürdigen schwedischen Schriftstellers zu empfehlen, der die Welt mit ganz anderen Augen ansieht, als sein griesgrämiger, kurzsichtiger Landsmann Ibsen, soll gern geschehen. P. A.

— Die Entstehungsgeschichte patriotischer Lieder verschiedener Völker und Zeiten von Oskar Mokrauer-Mainé. Leipzig und Baden-Baden, Verlag von Constantin Wild, 1895. — Die Grenzlinie zwischen dem Volksliede und dem Kunstliede ist nicht überall scharf zu ziehen. Ein Lied, von einem Einzelnen gesungen, das den Volkston glücklich trifft, wird oft genug auf den Fittichen der Volksgunst dahingetragen, und binnen Kurzem singen es die Mädchen auf der Bleiche, die Burschen hinterm Pfluge, die Soldaten auf dem Marsche, ohne sich viel um die Namen des Dichters und des Componisten zu kümmern. Zumal mit vaterländischen Gesängen geht es häufig so, daß sie, die gelungene Schöpfung einer begeisterten Stunde und die treue Wiedergabe einer gemeinsamen Stimmung, wie mit einem Schlage zünden im Herzen eines Volkes und zum Nationalgesang werden, der Vielen zu Trost und Erhebung gereicht in schwerer, entscheidungsvoller Zeit. Die Gerechtigkeit aber verlangt, daß man das Andenken der Männer, die vom Schicksal erkoren wurden, das in Wort und Weise auszusprechen, was Aller Gemüth bang oder freudig bewegte, auch in Ehren halte. Und darum ist ein Buch wie das vorliegende dankbar zu begrüßen. Es wird darin die Entstehung folgender zwölf Lieder in knapper Darstellung erzählt: Marseillaise, God save the King, Wacht am Rhein, Was ist des Deutschen Vaterland, Rheinlied, Deutschland, Deutschland über Alles, Rakoczy-Marsch, Dessauer-Marsch, Preußenlied, Gott erhalte Franz den Kaiser, Heil dir im Siegerkranz. Natürlich werden nicht alle Aufstellungen des Verfassers ohne Widerspruch bleiben. Daß z. B. die von Rouget de Lisle selbst gegebene reichlich phantastische Darstellung von der Entstehung der Marseillaise, die für den Verfasser des Buches maßgebend gewesen ist, zu manchem berechtigten Zweifel Anlaß bietet, darauf hat erst neulich (in Nr. 90 der Wissenschaftlichen Beilage zur Lpz. Ztg.) J. Mähly sehr richtig aufmerksam gemacht. Heinrich Hoffmann's von Fallersleben Angaben in dem Buche „Unsere volksthümlichen Lieder" werden durch die Schilderungen von Mokrauer-Mainé mehrfach ergänzt und berichtigt. Das Buch ist besonders für Lehrer sehr brauchbar, die im Gesangsunterricht gern etwas mehr geben, als was das Singebuch bietet. Auch Leiter von Gesangvereinen können hier manches erfahren, was den Sängern mitzutheilen rathsam ist, bevor sie an die Einübung der Lieder gehen. Es kann dem Vortrage eines Liedes nur zum Vortheil gereichen, wenn man sich erst in die Stimmung recht innig (der Verf. würde sagen „voll und ganz", vgl. S. 45) versenkt, aus der heraus es geboren ist. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 101. Sonnabend, den 24. August. 1895.

Kriegshumor.

Aus dem Jahre unseres großen Krieges.

Von Paul Pasig. (Nachdruck nur mit Bewilligung des Verfassers gestattet.)

Ich besitze ein nur wenige Blätter umfassendes humoristisches Tagebuch aus dem Jahre 1870/71, in das ich mit wahrhaftem Bienenfleiß witzige Bemerkungen und scharfsinnige Wendungen, die sich auf unseren großen Krieg bezogen, einzutragen pflegte, und ich entsinne mich noch heute nach 25 Jahren des unvergleichlichen Behagens, das der damalige Primaner empfand, wenn er auf seiner Anekdotenjagd wieder einmal des „allerneuesten" Witzes habhaft geworden war, um denselben schleunigst seinem „Raritätenkästchen" einzuverleiben. Eine Anzahl dieser Anekdoten hat in der That ein mehr als zeitliches Interesse. Schon beim Kriegsbeginn regte sich in unserem Volke der Schalk, der sich übrigens zuweilen der französischen Sprache bediente. Jedermann weiß, welch verhängnißvollen Einfluß auf den Gang der äußeren Politik Napoleon III. seiner damals vielgenannten Gemahlin Eugenie gestattete. Andererseits war sofort offenbar, daß der scharfblickende Geist des großen Corsen dem Neffen nicht beschieden war. So fragte man: Welcher Unterschied besteht zwischen Napoleon I. und Napoleon III.? Antwort: „Napoleon I. a eu génie, Napoleon III. a Eugénie!" Als die eisernen Würfel zu rollen begonnen hatten, war man allseitig auf einen langandauernden, an Menschen- und Geldopfern reichen Kampf gefaßt. Der Deutsche hoffte indessen stets auf eine günstige Wendung. Bismarck aber in seiner drastischen Weise zerstörte ihm diese Hoffnung. Auf die Frage, ob der Krieg den Deutschen oder den Franzosen theurer zu stehen kommen würde, antwortete er: „Jedenfalls uns Deutschen; denn die Franzosen kann er höchstens zwei Napoleons*) kosten!" Nun folgten Schlag auf Schlag die gewaltigen Erstlingsschlachten von Saarbrücken, Weißenburg und Wörth mit ihren stolzen Siegesbotschaften. Mac Mahon, der so Gefürchtete, war aufs Haupt geschlagen und in voller Flucht mit den Trümmern seiner stattlichen Armee. Nunmehr erst wurden wir Deutschen inne, wie wahr Napoleon in seiner Proclamation an die Armee gesprochen hatte: „Vergeßt nicht, daß ihr an der Spitze der Civilisation marschirt!" Denn jetzt flohen sie vor den sie verfolgenden Deutschen unaufhaltsam in das Innere ihres Landes! „Wissen Sie schon," fragte zu jener Zeit ein Großkaufmann seinen Geschäftsfreund in der Provinz, „wer in der Gegenwart der größte Kaufmann der Welt ist?" Als keine Antwort erfolgte, erläuterte jener: „Zweifellos Mac Mahon; denn seine Niederlagen reichen von Wörth bis Châlons!" Nun kam die ungeahnte Katastrophe von Sedan mit ihren beispiellosen Erfolgen. Napoleon war unschädlich gemacht worden, von ihm hatte das deutsche Volk nichts mehr zu fürchten. „Warum beißt er denn nicht mehr?" fragte man sich erstaunt, und die selbstverständliche Antwort lautete: „Parcequ'il a perdu ses dents" (spr. Se-dan!). Wie froh mag der unglückliche Kaiser gewesen sein, als er die blau-weiß-rothen Grenzpfähle hinter sich hatte und unter dem Schutze des Königs Wilhelm, wenn auch als Gefangener, sich befand! Freilich der Volkswitz wußte auch dieser Tragik eine heitere Seite abzugewinnen! Die gestürzte Größe ist ihm nicht heilig, gleichviel ob das Unglück verschuldet ist oder nicht. Napoleon, ehedem fast vergöttert, zum Gefangenen erniedrigt auf Wilhelmshöhe! Und doch blieb es dabei: an seiner Gottähnlichkeit darf auch jetzt nicht gezweifelt werden. Warum nicht? Weil, wie Gott den Menschen, Napoleon sich selbst aus dem Staube gemacht hat! Ungemeines Aufsehen erregte es in allen lachlustigen Kreisen, als nunmehr auch „Kladderadatsch" sich entschloß, mit einer alten Tradition zu brechen. Bekanntlich nannte derselbe den Namen Napoleon's nie, sondern druckte denselben in Anerkennung der Bedeutung seines Trägers mit den gothischen Initialen ER. Als sich der Kaiser jedoch auf der Flucht vor den nachrückenden deutschen Heeren befand, erschien dieses bedeutungsvolle Wörtchen in lateinischer Cursivschrift, um dem laufenden Genie Rechnung zu tragen (*ER*). Dem gefangenen Kaiser jedoch, von dessen Größe keine Spur mehr zu entdecken war, glaubte „Kladderadatsch" in kleiner, gesperrter Schrift gerecht werden zu müssen (e r). — Und noch hatte die deutsche Regierung ein Interesse daran, selbst den Gefangenen noch mit allen seiner einstigen Machtstellung entsprechenden Rücksichten zu behandeln. In Frankreich hatte sich die Republik constituirt. Aber Niemand wußte, selbst in Paris, wie lange die neue Staatsordnung sich würde halten können. Begannen doch schon damals jene unheimlichen, dämonischen Kräfte sich zu regen, die später in der sog. Commune den Brand schürten und die auf Trümmern und Leichen ihr Phantasiegebilde von Staat aufzurichten bestrebt waren. Der deutschen Regierung, stets bereit, unter billigen Bedingungen die Hand zum Frieden zu bieten, konnte nichts unwillkommener sein, als ein Chaos im Feindeslande. Denn mit wem hätte man dann einen dauernden, ehrenvollen Frieden schließen können? Damals wurden in der That selbst von ernsten Politikern Stimmen laut, daß es das Beste sei, Napoleon III. wieder mit deutscher Hilfe auf den französischen Thron zu setzen! Das war ein Fund für den Volkswitz! Als zu Beginn der rauheren Jahreszeit verlautete, eine ganze Wagenladung von Bauchbinden, Wollsachen u. s. w. sei auf Wilhelmshöhe angekommen, fand man das sehr verständig. Warum? Man will, so hieß es, Napoleon warm halten, damit man wenigstens weiß, mit wem man Frieden schließen könne! Ueberhaupt wußte der deutsche Humor die gefallene Größe immerhin noch recht würdig zu behandeln! Da sehen wir keine Spur von den rohen Verwünschungen, mit denen die Franzosen ihr einstiges Oberhaupt überschütteten, nachdem das Unglück über dasselbe hereingebrochen war. Ein gewaltiges Drama, vollzog sich der Gang der Ereignisse vor unsern Augen: günstig, so bemerkte der Volkswitz, für seinen Autor, Napoleon III. 1. Act: Weißenburg. 2. Act: Saarbrücken und Wörth. 3. Act: Metz. 4. Act: Sedan. 5. Act: Paris. Der Autor wurde nämlich schon nach dem 4. Acte herausgerufen! — Nun wandten sich Aller Blicke auf Paris. Am 2. October 1870 begann die Belagerung der ungeheuren Stadt, zum größten Schmerze Victor Hugo's, der umsonst die deutschen „Barbaren" beschworen hatte, von der Einnahme der „heiligen" Stadt im Interesse der Civilisation abzustehen. „Heilig?" riefen die Unsern erstaunt. „Das ist zum Mindesten verfrüht! Denn erst jetzt wird Paris kanonisirt!" Ehe indessen die stolze Weltstadt zum Falle gebracht werden konnte, ward von den kleineren Festungen eine nach der andern erobert. Wir waren damals gewöhnt, mindestens einen Tag um den andern eine Siegesbotschaft zu erhalten. „Papa, siege doch einmal wieder!" schrieb daher der kaum des Schreibens kundige Prinz seinem Vater, dem rothen Prinzen Friedrich Karl, als mehrere Tage lang keine andere als die stereotype Wendung des General-

*) Damals lebte „Lulu" bekanntlich noch. Ein Napoleonsdor = 16 Mark.

quartiermeisters v. Podbielski eingetroffen war: „Vor Paris nichts Neues." Lakonische Kürze zeichnete namentlich die Botschaften vom Falle der einzelnen Festungen aus. Ein Jude, Schmul mit Namen, so erzählte man sich, wußte diese Kürze noch zu überbieten. Er meldete die Einnahme von Toul seinem Geschäftsfreunde mit den vielsagenden Worten: „Toul ful! Schmul." Als die Umzinglung der bedrohten Hauptstadt immer enger wurde, zog es die Regierung bekanntlich vor, das bessere Theil zu erwählen d. h. zu flüchten: sie wurde nach Tours verlegt. Gambetta war einer der ersten, der die Reise zu Luftballon glücklich überstand, um durch seine an Uebertreibungen und Entstellungen das Unglaubliche leistenden Proclamationen das französische Volk irre zu führen und den Gang der einzuleitenden Unterhandlungen zu erschweren. „Die Regierung," so hieß es damals, „ist nach Tours verlegt, ist offenbar ein Sprachfehler. Muß heißen: verlogen!" Und als es in einer jener phrasenhaften Proclamationen hieß: „Frankreich hofft auf seine Kinder!" da mußten die Franzosen aus deutschem Munde die bittere Wahrheit hören: „Weil es von seinen Männern nichts mehr zu hoffen hat!" Auch die Versuche, zu einer Verständigung mit der Regierung in Tours zu gelangen, führten zu keinem praktischen Resultate. Schon die Eigenart und Unsicherheit des Verkehrs der französischen Regierung und Behörden mit einander — man denke: per Luftballon! —, noch mehr aber die unklaren, jeder Stabilität entbehrenden inneren politischen Verhältnisse Frankreichs lassen Bismarck's damaliges Wort im rechten Lichte erscheinen, „mit einer in der Luft schwebenden Regierung lasse sich kein Frieden schließen". Näher und näher rückte inzwischen das unabwendbare Verhängniß an die hungernde Weltstadt heran. Gespannt erwarteten wir tagtäglich die Nachricht von der Capitulation. Doch wie thöricht, wie gedankenlos war das von uns! Ein Witzbold mußte uns erst hierüber aufklären: „Paris," so belehrte er uns, „kann sich ja doch erst übergeben, wenn es etwas gegessen hat!" Ueberaus geistvoll und von ernstestem Humor gewürzt waren die den Regeln der Zumpt'schen lateinischen Grammatik nachgebildeten Verse, die den trostlosen damaligen Zustand der belagerten Hauptstadt Frankreichs schildern:

„Viele Dinge sind auf is
Längst verschwunden in Paris:
Panis, piscis ist am finis,
Und vom canis blieb nur crinis.
Selbst die saure cucumis [1])
Fehlt, schon längst auch mugilis.[2])
Als etwas ganz Rares iß
Felis, Katz', und Ratte, glis.
Ach, eh' noch zu End' der mensis,
Ruht, vom sanguis roth, der ensis,
Und Paris, was ist dein finis?
Ignis, lapis, pulvis, cinis!"

Nun, jene Warnung ging am 28. Januar 1871 in Erfüllung, noch schrecklicher aber unter der Herrschaft der beute- und blutgierigen Communarden! — Fragt man, wie es gekommen war, daß Unglück über Unglück über das ehedem so stolz dastehende Nachbarreich hereinbrach, so weiß auch darauf der Humor die treffendste Antwort zu geben. Den französischen Soldaten pflegte nach Napoleon I. nachgerühmt zu werden, daß jeder den Marschallstab im Tornister trage. Kein Wunder also, daß keiner ihn in der Hand zu führen wußte! Als der Frieden immer näher rückte, wurde es Manchem unter uns erst klar, warum Napoleon III. sich so eifrig mit Cäsar's gallischem Kriege beschäftigt habe. Wir ahnten wohl insgesammt, daß er militärwissenschaftliche und strategische Zwecke im Auge hatte. Genauer sahen wir nun: er wollte sich auf den Frieden vorbereiten! Denn Cäsar beginnt bekanntlich: „Ganz Frankreich wird in drei Theile getheilt" (d. h. Frankreich, Lothringen, Elsaß). Die Abtretung der beiden Provinzen an Deutschland hatte auch in unserem Vaterlande einen Conflict hervorgerufen. Johann Jacoby in Königsberg († 1877) mißbilligte die Erwerbung dieser beiden Länder und wurde infolge dessen eine Zeit lang als verdächtiger Demagog gefangen gehalten. Sogleich bot sich dem Volkswitze eine interessante Parallele zwischen dem Königsberger Demokraten und dem gefangenen Napoleon. Welcher Unterschied bestand zwischen Beiden? Letzterer wurde gefangen gesetzt, weil er einen Theil von Deutschland, Ersterer, weil er keinen Theil von Frankreich wollte! Trotz des so völlig ungleichen Verlaufes des großen Krieges, der dem einen Theile einzig in der Weltgeschichte dastehende Siege und die Erfüllung des alten Kaisertraumes, dem andern eine Reihe blutiger Niederlagen, den Verlust der ganzen Armee und der seitherigen Dynastie und Staatsform brachte, waren die Folgen desselben für beide Theile ziemlich dieselben! Lassen wir das Witzwort im französischen Wortspiele reden: „Les Français sont ruinés, les Allemands sont reunis!" — Zum Schlusse möchten wir noch auf jenes launige Poem aufmerksam machen, das, soviel wir uns erinnern, zuerst im „Kladderadatsch" erschien und in welchem in überaus treffender und zugleich humorvoller Weise gewissermaßen der Gang der politischen Ereignisse unseres großen Jahres sich widerspiegelt. Es beginnt mit dem Auftreten des ultramontanen bayerischen Politikers Jörg, damaligen Referenten der „Patrioten" in den Adreß-, Kriegs- und Vertragsverhandlungen v. J. 1870:

„Jörg sprach: Nie tret' ich mit Preußen in Bund,
Sonst ginge, o weh, ja Bayern zu Grund!
Da stimmte die Kammer dem Bündnisse zu,
Und Bayern sprach lustig: Warum geht's denn nanu?"

Auch die französischen Diplomaten müssen vom Schalk die Wahrheit hören:

„Nie, sprach Herr Jules Favre, nie darf es geschehn,
Daß je ein Fuß Landes verloren darf gehn!
Da kam nach Versailles er zum Rendezvous —
Und Bismarck sprach lachend: Warum geht's denn nanu?"

Vor Allem aber weiß unser biederer Schalk die wiederhergestellte Einigkeit unseres Volkes und die Neueinrichtung des Kaiserthums in das rechte Licht zu stellen:

„Schier tausend Jahr waren wir Deutsche getrennt!
Der Jammer nimmt nimmer, sprach jeder, ein End'!
Doch als uns wollt' schlagen der fränk'sche Filou,
Da riefen wir einig: Warum geht's denn nanu?

Herr Kaiser, schlaf weiter im Kyffhäuserberg,
Noch fliegen die Raben! so sagte der Zwerg.
Da hob sich der Kaiser empor aus der Ruh'
Und fragte die Zwerge: Warum geht's denn nanu?"

[1]) Gurke. [2]) Ein Meerfisch.

Lachs und Aal in den Gewässern des Königreiches Sachsen.

Von Director A. Endler-Meißen.

Der unter dem Protectorate des Prinzen Georg von Sachsen, königliche Hoheit, stehende Sächsische Fischereiverein beauftragte mich Ende der achtziger Jahre festzustellen, welche Hindernisse dem Aufstieg der Laichlachse und der Aalbrut (montée) in den sächsischen Gewässern in der Jetztzeit entgegenstehen, und dabei gleichzeitig das jetzige Vorkommen dieser beiden wichtigsten Wanderfische im Verhältniß zu früher zu erforschen. Veranlassung zu den genannten Untersuchungen gab die Thatsache, daß in den letzten beiden Jahrzehnten Lachse in den sächsischen Gewässern nur noch vereinzelt im Aufsteigen beobachtet und gefangen wurden und ebenso die Aale sich innerhalb der letzten 20 Jahre in den Gewässern Sachsens auffallend vermindert haben, während vor der angegebenen Zeit beide Wanderfische noch sehr zahlreich in unseren heimischen Gewässern angetroffen und gefangen worden waren.

Es gelang mir zunächst über das frühere Vorkommen des Lachses in den sächsischen Gewässern Nachstehendes zu ermitteln: Der Lachs stieg zum Zwecke des Laichens in früherer Zeit in der weißen Elster bis Bad Elster und weiter hinauf empor, in der Zwickauer Mulde bis Aue, in der Zwönitz, dem einen Quellbach der Chemnitz, bis Dittersdorf, in der Zschopau bis Wolkenstein, in der Flöha bis Blumenau-Olbernhau, im Lommatzscher Wasser bis Ziegenhain, in der großen Triebisch bis Tanneberg, in der wilden Weißeritz bis Rehefeld, in der Gottleuba bis Langenhennersdorf-Berggießhübel, in der Wesenitz bis Oberputzkau oberhalb Bischofswerda, in der Kirnitzsch bis Hinterhermsdorf, in der Pulsnitz bis Weißbach-Königsbrück und in der schwarzen Elster bis Elstra oberhalb Kamenz, während über das Aufsteigen des Lachses zu jener Zeit in die Pleiße, Freiberger Mulde,

Döllnitz, Jahna, wilde Sau, rothe Weißeritz, Lockwitz, rothe Müglitz, Biela, den Krippenbach, in die Polenz, Sebnitz, in das Kloster- und Schwarzwasser, in die Spree, das Löbauer Wasser, in die Lausitzer Neiße, Prießnitz und Mandau nichts zu ermitteln war. Wie steht es dagegen in der Jetztzeit mit dem Lachsaufstieg in die sächsischen Gewässer? Der einzige Bach Sachsens, welcher gegenwärtig vom Lachse noch regelmäßig als Laichstätte aufgesucht wird, ist der Lachsbach, welcher aus der Sebnitz und Polenz entsteht, die sich oberhalb Porschdorf bei Schandau zum Lachsbach vereinigen, und der nach kurzem Laufe unterhalb Schandau bei Wendischfähre in die Elbe mündet. Um den Lachsaufstieg in diesen Bach zu begünstigen und für die Zukunft möglichst zu sichern, hat man in denselben zwei Lachsleitern eingebaut, welche von den Lachsen erfahrungsgemäß auch benutzt werden, und die Regelung des Unterlaufes des Baches in Aussicht genommen. Außerdem werden alle in dem Lachsbache gefangenen Lachse in der Rößler'schen Lachszuchtanstalt zu Prossen abgestrichen und deren Eier ausgebrütet, um dann später die Lachsbrut in den Lachsbach selbst bezw. in geeignete Nebengewässer der Elbe, Mulde 2c. aussetzen zu können. In der weißen Elster wird der Lachs zur Jetztzeit nur noch ganz ausnahmsweise und vereinzelt im Unterlaufe nach Hochwässern einmal gefangen und ist er nur noch bis zum Ammendorfer Wehr unterhalb Leipzig im Aufsteigen beobachtet worden. Im Flußgebiete der Mulde erscheint der Lachs zwar noch jedes Jahr, allein nur ganz vereinzelt. So wurden beispielsweise 1884 in der Zwickauer Mulde noch 2 Lachse bei Colditz gefangen, in der Chemnitz bei Schloß Chemnitz ebenfalls noch 2, in der Zschopau bei Neudörfchen-Mittweida noch 1 Stück, bei Dreiwerden oberhalb Mittweida im Frühjahr des Jahres 1885 noch 3, zwischen Braunsdorf und Flöha 1885 ebenfalls noch 3, bei Erdmannsdorf noch 1, in der Flöha bei Görsdorf, unterhalb Pockau-Lengefeld 1883 noch 3 und in der großen Lößnitz, Nebenfluß der Flöha, 1885 ebenfalls noch 3, während vor 30 Jahren beispielsweise noch solche bei Zwickau, Remse, Waldenburg und Wolkenburg sehr zahlreich gefangen, vor zwanzig Jahren die Ausbeute an Lachsen bei Penig, Rochsburg, Lunzenau, Wechselburg, Rochlitz und Colditz noch 60 bis 70 Stück pro Jahr ergab, bei Sachsenburg 1867 noch 77 Stück, 1868 noch 57 Stück gefangen wurden und sich in Remse unterhalb Glauchau an der Zwickauer Mulde, in Sachsenburg an der Zschopau und in Wernsdorf oberhalb Pockau-Lengefeld an der Flöha sehr ergiebige und als solche weit und breit bekannte Lachsfänge befanden. Was weiter das jetzige Vorkommen des Lachses in den innerhalb des Königreichs Sachsen in die Elbe mündenden Zuflüssen, sowie in der schwarzen Elster und Pulsnitz anbetrifft, so kann darüber berichtet werden, daß der Lachs auch noch in der Jetztzeit den Versuch macht, den oberen Lauf der Gottleuba zu erreichen, denn noch 1886 wurden beispielsweise 7 Exemplare unterhalb des Nicolaiwehres in Pirna und im folgenden 2 in der Nähe von Rottwerndorf gefangen; ferner zeigt er sich noch hier und da im Unterlaufe des Lommatzscher Wassers bei Zehren, in der Kirnitzsch bei Schandau, in der Wesenitz bis zur Dietzmühle in Hinter-Jessen, wo vor 15 Jahren noch 4 Exemplare gefangen wurden, und in der schwarzen Elster steigt er noch bis Hoske-Wittichenau und in der Pulsnitz bis Lindenau bei Ortrand empor. Die jungen Lachse (Salmlinge), welche als spannenlange, ½ bis ¾ Jahre alte Fische im Herbste jedes Jahres aus den Flüssen in das Meer wandern und nach 3 Jahren als laichreife Fische wieder in die Flüsse zurückkehren, um in denselben zu laichen, sind auch in früherer Zeit verhältnißmäßig nur wenig innerhalb der sächsischen Gewässer beobachtet worden. Man kannte sie wenigstens nur im Flußgebiete der Mulde und zwar unter dem Namen Lachskindel bezw. Lachsgonzen, Eichelforellen oder Struwizen. — Schuld an dem Ausbleiben der Lachse in den sächsischen Gewässern giebt man mit Recht einerseits den in den letzten Jahrzehnten in die Flüsse zahlreich eingebauten hohen Wehren, die der Lachs nur noch bei sehr hohem Wasserstande zu überspringen vermag, andererseits den vielen Verunreinigungen, welchen die Mehrzahl der größeren Flüsse durch die industriellen und gewerblichen Anlagen ausgesetzt ist, und nicht zuletzt dem abnorm niederen Wasserstande, den viele unserer heimischen Gewässer in der Jetztzeit aufweisen. Man hat zwar versucht, den Lachs wieder dadurch bei uns heimisch zu machen, daß man in viele Nebengewässer der Hauptflüsse, welche durchweg reines Wasser führen, Lachsbrut regelmäßig alle Jahre aussetzte und über die schwierigsten Wehre Lachsleitern hinwegführte, allein meiner Ansicht nach sind alle diese Maßnahmen zwecklos, da die Verunreinigungen, gegen welche der Lachs sehr empfindlich ist, im Laufe der Zeit nicht nachlassen, sondern mit dem Vorwärtsschreiten der sächsischen Industrie sich mehren werden. Der Lachs ist somit für unsere heimische Fischerei als verloren zu betrachten. Anders steht es dagegen mit dem zweiten wichtigen Wanderfisch, dem Aal. Er kommt zwar in der Jetztzeit nicht mehr in so erheblichen Mengen wie noch vor 30 Jahren in unseren heimischen Gewässern vor, zu welcher Zeit noch, um nur ein Beispiel dafür anzuführen, im Aalfang der Leisniger Niedermühle nicht selten in einer Nacht 100 Stück Aale und mehr im Gewichte von 2—3 Pfund pro Stück gefangen wurden, allein er ist doch noch in allen denjenigen Wasserläufen vorhanden, in welchen noch halbwegs genügender Wasserstand sich vorfindet, in welche noch wenig oder gar keine, für ihn sehr schwer oder gar nicht übersteigbare Wehre, das sind insbesondere die sogenannten „Bockwehre", ferner alle Steinwehre mit senkrechtem Absturz und solche mit flußabwärts überstehender Wehrkrone, eingebaut sind, in denen noch nicht der Hauptwasserlauf (das wilde Wasser) auf hunderte von Metern hin im Hochsommer durch die Mühlgräben trocken gelegt wird, in denen noch nicht an den industriellen und gewerblichen Anlagen die Wasserräder durch Turbinen ersetzt worden sind und die auch nicht unter weithin sich erstreckenden und starken Verunreinigungen zu leiden haben. Letztere haben es freilich im Laufe der Zeit mit sich gebracht, daß der Aal beispielsweise aus der großen Triebisch, der wilden und rothen Weißeritz, rothen Müglitz, aus der Sebnitz und aus der Mandau ganz verschwunden ist, daß er ferner beispielsweise in der Pleiße nur noch bis Altenburg, in der Freiberger Mulde bis Roßwein, in der Röder bis Wallrode bei Radeberg, in der Pulsnitz bis Friedersdorf unterhalb Pulsnitz, in der Wesenitz bis Oberputzkau bei Bischofswerda, in der Spree bis Bautzen, in dem Löbauer Wasser bis Glossen unterhalb Löbau und in der Neiße bis Zittau emporsteigt, und die vorgenannten Wehre, sowie das weithin Trockenliegen des Hauptwasserlaufes im Hochsommer ihn beispielsweise in der Jahna, in der Gottleuba, im Kloster- und Schwarzwasser und in der Pließnitz behindern, so hoch aufzusteigen, als ihm dies früher möglich war. Die Aalbrut (montée), von der wir zwar wissen, daß sie jedes Frühjahr in unzähligen Mengen, 2 bis 8 cm lang, aus dem Meere in die Flüsse aufsteigt und sich nur aus Weibchen zusammensetzt, die bis zur Geschlechtsreife in den Flüssen bleiben, um dann wieder aus denselben in das Meer zurückzugehen, wo sie behufs Begattung von den nur im Meere lebenden Männchen erwartet werden, ist trotz alledem noch von Niemand im Aufstieg in ganz Sachsen beobachtet worden, und die Aalfänge endlich, welche früher an allen Wasserläufen sehr zahlreich vorhanden waren, sind fast überall und fast sämmtlich in der Jetztzeit außer Thätigkeit gesetzt worden. Nach alledem, wie im Interesse der heimischen Fischerei zu wünschen wäre, soll der Aalreichthum in unseren heimischen Gewässern wieder ein vermehrter werden, so müssen einmal über die benannten für den Aal sehr schwer, bezw. gar nicht übersteigbaren Wehre Aalleitern, wenn auch nur von ganz primitiver Form, gelegt werden, sodann sind an allen industriellen und gewerblichen Anlagen mit Turbinen Schutzgitter mit nicht mehr als 20 mm von einander abstehenden Stäben anzubringen, damit die flußabwärts wandernden Aale nicht in die Turbinen gerathen und von diesen durchschnitten werden können, und schließlich, was die Hauptsache, dürfen wir uns nicht mehr ausschließlich auf den Zuzug der Aale aus dem Meere verlassen, sondern müssen überall, gleichwie der Landwirth auf dem Felde das Korn, in unsere Flüsse und Bäche Aalbrut, welche an den Flußmündungen massenweise gefangen wird und leicht verschickbar ist, in großen Mengen ausstreuen, und zwar nicht nur in solchen, die heute noch durchweg reines Wasser führen, sondern auch in denen, welche nur streckenweise und nicht allzu stark verunreinigt sind, denn der Aal ist im Gegensatz zum Lachs gegen Verunreinigungen ziemlich unempfindlich, wie ich das des Oefteren auf meinen Fischereireisen zu beobachten Gelegenheit hatte.

Bücherbesprechungen.

— Die Stellung der lutherischen Kirche Deutschlands zur Mission im 17. Jahrhundert. Von Wolfgang Grössel. Leipzig-R., Druck von Oswald Schmidt. 1895. 60 SS. 8°. — Die vorliegende Inauguraldissertation beschäftigt sich mit einer Frage, über die schon vor Jahrhunderten viel geschrieben worden ist. Im 16. und im Anfang des 17. Jahrhunderts herrschte innerhalb der lutherischen Kirche die Ansicht vor, daß die Verbreitung des Christenthums in der Heidenwelt eine Aufgabe der lutherischen Kirche nicht sei; haben auch einige Wittenberger Gelehrte gelegentlich auf die Missionspflicht hingewiesen, so geschah dies doch ganz beiläufig, und in der That überließ man die Mission durchaus der katholischen Kirche; als deren Vertreter nicht unterließen deswegen heftige Angriffe gegen die Lutheraner zu richten, antworteten diese damit, daß sie entschieden die Verpflichtung der lutherischen Geistlichen zur Heidenmission in Abrede stellten. Nur in Holland und England führte die Colonialpolitik schon früh zur Christianisirung. Der Erste, der in Deutschland kräftig für die Heidenmission eintrat, war der Frhr. Justinian v. Welz. In mehreren Schriften, auf die der Verfasser näher eingeht, entwickelte er einen sorgsam durchdachten Plan zur Begründung einer „Jesusliebenden Gesellschaft“, zu deren Aufgaben in erster Linie die Heidenmission gehörte. Allein seine Anregungen fanden in Deutschland zwar manchen Beifall, aber nirgends thatkräftige Unterstützung; die Fürsten verhielten sich ablehnend, ebenso auf Grund eines Gutachtens des Superintendenten Joh. Heinr. Ursinus, eines der bedeutendsten Theologen seiner Zeit, der Regensburger Reichstag. Verstimmt verließ Welz seine Heimath, ging nach Holland und, als er auch dort keinen Erfolg erzielte, als Missionar nach Surinam und Guiana und fand hier 1668 einen frühen Tod. „Jedenfalls sind die hauptsächlichsten seiner Rathschläge in den folgenden Jahrhunderten zur Ausführung gelangt und haben noch jetzt die vollste Geltung.“ In gleichem Sinne wirkte sein Freund, der streitbare Friedrich Breckling, der ihm freilich an Bedeutung weit nachstand. Der Grund, warum die Thätigkeit dieser Männer fruchtlos blieb, liegt vor Allem in den dogmatischen Anschauungen jener Zeit über das Apostolat; man leugnete entschieden, daß der den Aposteln ertheilte Auftrag, das Evangelium in aller Welt zu verbreiten, auf die Nachfolger übergegangen sei. Der Verfasser geht auf die gleichzeitige Literatur über diese Frage, die er sehr gründlich kennt, näher ein; er hebt namentlich die interessante Dissertation Joh. Joachim Zentgrao's (1699), die alle für und wider die Mission reformirter- und katholischerseits vorgebrachten Gründe prüft, und die Schriften des schon genannten Ursinus († 1667) hervor; Letzterer verwarf die Heidenmission an sich keineswegs, hielt aber Zeit und Gelegenheit dafür nicht für günstig. Immerhin lassen sich neben diesen Gegnern der Mission doch auch solche nennen, die eine unbedingte Missionspflicht der Kirche betonen und Maßregeln zu ihrer Ausführung, insbesondere zur Ausbildung von Missionaren, empfehlen, wie z. B. die beiden Kieler Professoren M. Wasmuth und Chr. Raue, deren Wirksamkeit bisher wenig Beachtung gefunden hat; aber das Collegium Orientale, das diese zu begründen beabsichtigten und das hauptsächlich der Judenmission dienen sollte, scheiterte ebenfalls an dem Mangel thatkräftiger Unterstützung. Das Ergebniß Grössel's ist, daß allerdings von einer eigentlichen Missionsthätigkeit der luth. Kirche im 17. Jahrhundert kaum die Rede sein kann, daß aber dies mehr an der Ungunst der politischen und socialen Verhältnisse jener Zeit liegt als an dem Mangel an Missionssinn, daß vielmehr trotz aller dogmatischen Vorurtheile von vielen Seiten der Sache der Mission Verständniß und Interesse entgegengebracht wurde. —m—

— Bilderbuch zu den heiligen zehn Geboten. Von L. Thiele und R. Zarnack. Zehn Erzählungen. Gesammtausgabe broschirt 4 ℳ, gebunden 5 ℳ; jede Erzählung einzeln 50 ₰. Leipzig, Verlag von Reinhold Werther, 1895. — Die Verfasser haben nach dem Muster des „Bilderbuchs zum heiligen Vaterunser“ von Fries zehn Erzählungen geschaffen, die darauf berechnet sind zu zeigen, daß auch heute noch das uralte Sittengesetz in voller Geltung steht und daß auch denen, die sich trotzig von Gott und seinem Wort abwenden, oft das unerbittliche Schicksal nachdrücklich und eindringlich zuruft: Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten; die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang. Die Aufgabe war nicht leicht. Die Gefahr lag nahe, daß die Absicht der Belehrung sich allzu aufdringlich geltendmachen und eben darum ihren guten Zweck völlig verfehlen werde. Die Verfasser sind mit Erfolg bemüht gewesen, diese Klippe zu umschiffen. Denn wenn auch nicht alle zehn Erzählungen in gleicher Weise gelungen sind — die beste ist wohl die zum neunten und zehnten Gebote —, so ist doch auch keine darunter, die man als verfehlt bezeichnen dürfte. Jede Zeit hat ihre besonderen Formen der Verlockung zu Sünde und Uebertretung, und die Gegenwart ist vielleicht reicher an Versuchungen aller Art, als je eine Zeit war. Diese Erkenntniß leitete die Verfasser, und wer nicht geflissentlich sein Herz verstockt, der mag wohl an diesen schlichten und dabei doch innig ergreifenden Geschichten seinen Glauben kräftigen an den Herrn, unsern Gott, den starken und eifrigen Gott, der die Sünde der Väter heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, aber denen, so ihn lieben und seine Gebote halten, wohl thut bis ins tausendste Glied. Die Bücher sind für Volksbibliotheken zu empfehlen. Auch der heranwachsenden Jugend können sie ohne Bedenken in die Hände gegeben werden. R. B.

— Die sittlichen Aufgaben des kaufmännischen Berufs. Ein Vortrag von D. theol. G. Graue. Herm. Beyer, Leipzig. 20 S. 25 ₰. — Der Vortrag verurtheilt mit scharfen Worten die Anschauung, daß in Geldsachen die Gemüthlichkeit ein Ende habe, daß jeder nur sein eigenes Interesse wahrnehmen müsse. Der im Geschäftsleben herrschende Geist muß mit dem das übrige Leben beherrschenden im Einklange sich befinden. Keine schrankenlose Selbstsucht im Geschäft und nur außerhalb desselben der Geist der Menschenliebe! Wer auf dem Weltmarkte im Gedränge der Concurrenten ohne Scham und ohne Scheu den Einen an die Wand drückt, den Anderen niederstößt, um nur selber ein Geschäft zu machen, der wird da, wo er sich unbeobachtet weiß, noch viel rücksichtsloser vorgehen. Mit vollem Recht geißelt D. Graue eine Auslassung der „Vossischen Zeitung“, die in dem Gesetzentwurfe, der den unlauteren Wettbetrieb unter Strafe stellt, nur eine Gefahr erblickt für die „höhere Intelligenz“ und „größere Rührigkeit“ im Geschäftsleben. Dem Kaufmannsstande falle die Aufgabe zu, mit der Läuterung der sittlichen Anschauungen voranzugehen, wenn es in Handel und Wandel besser werden solle. Er muß den Begriff des Handelns nach Treue und Glauben scharf fassen und consequent durchführen. Dadurch wird er zur sittlichen Reinigung und Hebung nicht nur seines Standes, sondern seines ganzen Volkes in durchgreifender Weise helfen und beitragen. Ganz besonders ist dies die Aufgabe des deutschen Kaufmannsstandes. D. Graue schlägt vor, rein deutsche Kaufmannsgilden oder Berufsgenossenschaften zu gründen, wie es ja auch unsere Vorfahren gethan hätten, als sie sich im rheinischen und schwäbischen Städtebündniß, zumal aber im Hansabund die Hände zur Vereinigung ihrer Kräfte und zum Schutz und Trutz gegen Fremde reichten. Ob dieser Vorschlag in unserer vom Welthandel beherrschten Zeit durchführbar ist, erscheint uns allerdings fragwürdig. Voll aber pflichten wir dem Vortragenden bei, wenn er am Schluß als die schönste sittliche Aufgabe des kaufmännischen Berufes die hinstellt, die christliche Preisbestimmung der Lebensgüter in der Welt zu verbreiten, dieselbe bis in die entlegensten Enden der Erde zu tragen, vor Allem aber für dieselbe im eigenen Vaterlande entschieden einzutreten und hierdurch dazu zu helfen, daß das deutsche Volk nicht entarte, sondern trotz der goldenen und der rothen Internationale in der großen Bruderkette der christlichen Nationen eines der edelsten Glieder und einer der macht- und segensvollsten Träger christlicher Geistesbildung sei und bleibe. W. Sm.

— F. C. Heinemann's Abreißkalender für Blumen-, Gemüse-, Obst- und Zimmerpflanzencultur für 1896. Preis 50 ₰. — Wie die früheren Jahrgänge desselben, so bringt auch der für das kommende Jahr bestimmte Abreißkalender des bekannten Erfurter Handelsgärtnerei-Etablissements von F. C. Heinemann kurze Gartencultur-Notizen, Kochrecepte &c. Erstere können wir nicht gerade als werthvoll bezeichnen. Die Blumenmalerei außen auf betr. Kalender ist recht geschmacklos, das Ganze eine Reclamestück, welches natürlich fast auf jeder Seite das es aussendende Geschäft als Bezugsquelle empfiehlt und wahrlich nicht als ein Literaturproduct besprochen zu werden verdient. Dr. E. S. Z.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 Pf., für auswärts mit 1 M 64 Pf. (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 Pf.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 102. Dienstag, den 27. August. 1895.

Erinnerungen an „Das Rheinlied“.

Von Dr. Ludwig Fränkel (München).

Es ist am 28. August 1895 ein halbes Jahrhundert verflossen, daß ein Dichter gestorben ist, den mit seinem Zunftgenossen Goethe nur dies Datum — bekanntlich des Altmeisters Geburtstag — verknüpft, poetische Anlage und deren Pflege dagegen keineswegs: Nikolaus Becker. Heut zu Tage ein vergessener Mann, dessen Name und einzige namhafte That nur in Nachschlagebüchern ein kümmerliches Dasein fristen, saß er einstmals fest im Munde der Leute, um so weniger freilich in ihrem Gedächtnisse. Becker ist der Verfasser der als „Das Rheinlied“ vor fünftehalb Jahrzehnt vielberufenen Strophen. Gerade wo in diesen Wochen das Silberjubiläum der 1870er Großthaten allerhand Reminiscenzen aus den mit diesen abgeschlossenen Kämpfen um die „Rheingrenze“ wachrufen, liegt es nahe, der ersten Gelegenheit, da das neue Erwachen unseres Volksgeistes den Rhein als „den deutschen Strom“ in alle Ewigkeit proclamirte, sammt der anlehnenden ungewöhnlichen literarischen Ereignisse zu gedenken. Letztere sind nun auch längst Geschichte geworden, und sie nehmen sich, wenn wir sie nicht blos im Rahmen der Zeitumstände, sondern auch im Zusammenhange sämmtlicher hergehöriger Pendants betrachten, wesentlich anders aus, als unter dem helllodernden Lichtscheine eines entflammten Patriotismus, dem man freilich kritisches Einrangiren in chronikalische Schubfächer nicht zumuthen darf. Statt dessen möge hier ein Chorus der verschiedensten Stimmen aus jenen und späteren Tagen von den Eindrücken dieses auffahrenden und rasch zerplatzenden Meteors berichten, woran sich etliche bisher vernachlässigte Thatsachen oder solche, die damit noch nicht in Bezug gebracht wurden, anreihen.

Ein damals im Jünglingsalter stehender feiner Beobachter, der noch heute Gott Lob rüstig unter uns wirkt, der Freiherr Dr. Rochus v. Liliencron, gab (als „v. L.“) im Becker-Artikel der „Allgemeinen deutschen Biographie“ (II, 227) folgendes Präludium zu jenem Liede: „In Deutschland ward im Jahre 1840 die öffentliche Meinung von einer Frühlingsregung nationalen Geistes bewegt. In die schon durch den Thronwechsel in Preußen zu unbestimmten Hoffnungen angeregte Stimmung fiel durch die vermöge der orientalischen Frage drohende Kriegsgefahr und durch die allarmirende Haltung des Thiers'schen Ministeriums ein neuer Gährungsstoff. Wie sich drüben plötzlich das alte Geschrei nach der Rheingrenze in Presse und Parlamentsreden vernehmen ließ, so erwachte auch diesseits in den Gemüthern die Ahnung, daß noch einmal um den Rhein ein für Deutschlands politische Zukunft entscheidender Kampf bevorstehe.“ Und der „Generalanzeiger für Nürnberg-Fürth, Correspondent von und für Deutschland“ schrieb in einer „Originalmittheilung“ „Vom Dichter der »Wacht am Rhein«“[1]): „Als infolge des provocatorischen Auftretens des Ministeriums Thiers, das zur »Beruhigung« der inneren Aufregung Frankreichs den »Revanche«-Gedanken schürte, ein Angriffskrieg der Franzosen drohte, entstanden eine Reihe Schutz- und Trutzlieder für unser vererbtes Anrecht auf den »deutschen Strom«.“ Wie Rudolf v. Gottschall, der jene gewitterschwangere Zeit anfangs als Mainzer und Coblenzer Gymnasialprimaner miterlebte, angiebt[2]), hat Becker damals direct „den kriegerischen Herausforderungen des französischen Ministeriums Thiers' und den Rheinliedern Alfred de Musset's und anderer Pariser rheinlüsterner Barden sein deutsches »Rheinlied« gegenübergestellt und der Stimmung Deutschlands einen treffenden Ausdruck gegeben“. Unter der Aufschrift „Der deutsche Rhein“ erschien es noch 1840 im „Rheinischen Jahrbuch für 1841“, gleichzeitig oder kurz vorher in der „Trier'schen Zeitung“ vom 18. September, und wurde sofort vielfach abgedruckt und „erweckte“, wie Gottschall bezeugt, „einen beispiellosen Enthusiasmus; es wurde hundert Mal componirt, in allen Salons und auf allen Straßen gesungen“. Dazu gehörten nun freilich die Schwingen der Musik. Oskar Mokrauer-Mainé sagt in einem unlängst vorgelegten übersichtlichen Büchlein „Die Entstehungsgeschichte patriotischer Lieder verschiedener Völker und Zeiten“[3]): „Nicht wenige Componisten haben sich des Becker'schen Gedichtes angenommen. Der Lehrer Syben in Geilenkirchen war der erste, der sich an die Vertonung machte, ihm folgten an die 70 Componisten, und darunter befinden sich berühmte Namen. Schumann, Marschner, Reissiger, Kreutzer und Methfessel haben zündende Melodien ersonnen.“ Unser Gewährsmann Liliencron, ein musikalisch höchst urtheilsfähiger Mann, bemerkt: „Von zahllosen Componisten, unter denen Konradin Kreutzer noch den besten Wurf that, in Musik gesetzt, suchte es gleichwohl vergebens nach einer Melodie, die dem Volke genügt hätte. Weder der Inhalt des Liedes noch die politische Stimmung, der es entsprang, war eben tief genug, um einen wahren Genius zu einer bedeutenden Schöpfung aufzuregen.“ Freilich, er schickte voraus: „Es hatte den rechten Ton getroffen. Nur diesem Vorzug und dem Umstand, daß jene erste nationale Aufregung ihren liebsten Ausdruck im Gesange der Liedertafeln fand, dankte das sonst dichterisch nicht eben bedeutende noch volksthümliche Lied mit seiner zahmen, defensiven Begeisterung seinen allgemeinen Anklang.“[4]) So wanderte es von Zeitung zu Zeitung, von Mund zu Mund, und nicht nur die Strophen selbst mit dem kecken Einsatz „Sie sollen ihn nicht haben, Den freien deutschen Rhein, Ob sie wie gier'ge Raben Sich heiser darnach schrei'n“ und der kräftigen Hyperbel am Schlusse „Bis seine Fluth begraben Des letzten Manns Gebein“ errangen im Sturmschritt schier unglaubliche Verbreitung, auch der Name des Urhebers war auf Aller Lippen. Rasch folgten die officiellen Beweise der Anerkennung. „Sein Landesherr, der König Friedrich Wilhelm IV., überwies dem Dichter ein Gnadengeschenk von 1000 Thalern und verhieß ihm seine Protection in der juristischen Laufbahn, König Ludwig I. von Bayern spendete ihm einen Ehrenpokal, und viele Städte ernannten Becker zum Ehrenbürger oder zeichneten ihn in sonstiger Weise aus“, so weiß Mokrauer (S. 60) zu melden, und ein Zeitgenosse, Dr. Karl Schütze, ergänzt dazu[5]), Becker habe von dem nationalen Fürsten „im Jahre 1841 einen prächtigen goldenen Pokal mit der Aufschrift: »Dem Sänger des Rheinliedes der Pfalzgraf des Rheins«“ erhalten. Kein Wunder, daß der, „der bis dahin nur bescheiden im Geheimen gedichtet hatte“ — so sagt Liliencron — binnen Kurzem „zu einer europäischen

---

[1]) 15. Juni 1893, Nr. 38, S. 1; entsprechend berichtete ich „Allgemeine Kunst-Chronik“ XVII 359a.

[2]) Die dtsch. Nationalliteratur des 19. Jahrhdts. S. 177.

[3]) Lpz. u. Baden-Baden, 1895, S. 61.

[4]) Ergänzend führen wir dazu aus dem kürzlich erschienenen 1. Hefte von F. M. Böhme's prächtiger Sammlung „Volksthümliche Lieder der Deutschen im 18. und 19. Jahrhundert“ (vom Verleger Breitkopf u. Härtel in Leipzig ebenso würdig dargeboten wie 1893/94 Erk-Böhme's großartiger „Deutscher Liederhort“) S. 21 an, wo Becker's Lied als Nr. 25 „Der freie deutsche Rhein“ steht, daß die daselbst mitgetheilte Melodie von Dietrich Eickhoff (1840) „eine der besten, die am Rhein gesungen wurde“ sei, aber eben so wenig „sich recht volksthümlich erwiesen“ habe wie die vielen andern, und daß diejenige Robert Schumann's „nie in den Volksmund“ gekommen sei.

[5]) Deutschlands Dichter und Schriftsteller von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart (1862), S. 23.

Berühmtheit wurde". So nämlich drückt sich der gewissenhafteste annalistische Biograph unserer vaterländischen Literatur, Franz Brümmer, aus. Dieser lieferte[6]) auch einen kleinen urkundlichen Lebensabriß, dessen Daten wir hier einflechten wollen: „Nikolaus Becker wurde am 8. October 1809 zu Bonn geboren. Seine Mutter, Cäcilia Dumont, Tochter des letzten Bürgermeisters der freien Reichsstadt Köln, wurde bald Wittwe. Nachdem der Knabe, ihr einziges Kind, in Bonn den ersten Schulunterricht genossen, ward er nach Düren auf das Gymnasium geschickt, worauf er sich seit 1833 in Bonn dem Studium der Rechte widmete. Dann arbeitete er als Auscultator beim Landgerichte in Köln und seit 1840 in Geilenkirchen. Becker verfolgte den höheren Justizdienst nicht, sondern trat beim Friedensgerichte in Köln als Actuar ein. Ein schwerer Blutsturz (Februar 1845) brachte in ihm die Lungenschwindsucht zur raschen Entwickelung. Er starb zu Hunshoven bei seiner Stiefschwester am 28. August 1845." Liliencron (S. 226) bezeichnet, wie Mokrauer (S. 59) ihn auf Grund der Skizze im „Neuen Nekrolog der Deutschen" von 1845 als Sohn eines Kaufmanns und einen „unordentlichen Lebenswandel" am Ende als Folge der schnellen Enttäuschung und Mitursache des frühen Todes, Mokrauer milder als Anlaß für den höchst auffälligen Uebertritt in den Subalterndienst, daß „seine Körperkräfte durch fortwährende Kränklichkeit sehr geschwächt wurden" (S. 61).

Wie stellte sich nun aber die unmittelbar darauffolgende Zeit dazu? Antwort auf diese Frage ertheilen die verschiedenartigsten Belege. Zunächst erscholl aus Frankreich in Alfred de Musset's Versen das hochmüthige Echo: „Nous l'avons eu, votre Rhin allemand", während der gemessenere Alphonse de Lamartine, an den sich das Lied im Titel gerichtet hatte, 1841 in einer „Marseillaise de la paix" eine Aussöhnung herbeisehnte. Es berührt seltsam, wenn einer, der sonst die selbstaufgeworfene Frage „Was haben die deutschen Dichter nach den Befreiungskriegen gethan, um das deutsche National-Bewußtsein zu heben und zu stärken?" gut aus eigenen Eindrücken heraus erledigt, der Realgymnasialdirector Wilh. Ulrich in Langensalza,[7]) von Becker's Lied meint: „Der schlummernde Patriotismus ward durch dasselbe wieder wachgerufen, doch entstanden keine anderen, die kriegerische Begeisterung fördernden Lieder, da Frankreich schließlich doch davon abstand, mit Deutschland Krieg zu führen." Wir beschränken uns darauf, die drei markantesten Fälle dawider ins Feld zu führen. Gottschall (S. 178) faßt als factische Erwiderung auf Becker's „wenige kurze Verse", die „eine geballte Faust (und dies genügte in einer Zeit, wo man jenseits und diesseits des Rheins sich darin gefiel, die Faust zu ballen)" zeigten, das 1840 entstandene und veröffentlichte Gedicht „Der Rhein" von Robert Prutz auf, dem nachher bekannt gewordenen vielseitigen Schriftsteller, der sich hier die literarischen Sporen verdiente: „Prutz wollte zeigen, daß diese Faust leer war, und stellte dem bloßen Patriotismus des Gefühls einen Patriotismus des Gedankens gegenüber. Die Nation sollte nicht blos für ihre farbigen Grenzen kämpfen, sondern auch für ihre geistigen Güter, deren Vermehrung im Geiste der Freiheit ihr ans Herz gelegt wurde. So war das Gedicht von Prutz eine Vertiefung des Becker'schen Rheinliedes, reicher an Gedanken, aber nicht von sangbarer Form." Diese Beziehung hebt auch K. J. Schröer, der Deutschungar, hervor[8]), der als junger Mensch von 16 Jahren sein nationales Bewußtsein an dem Steigen des deutschpatriotischen Bewußtseins erbaute. Nachdem er den äußeren Ursprung der Becker'schen Schöpfung dargelegt, sagt er: „Das Lied spricht fließend und schwungvoll die allgemeine Stimmung aus in leichten Vierzeilen, wie die Stegreifdichtungen des Volkes in den Alpen. Der ernstere Vaterlandsfreund konnte freilich, im Hinblick auf die unfreien Zustände in Deutschland, nicht recht aus voller Seele vom »freien deutschen Rheine« mitsingen. Und da ist denn auch ein zweites Rheinlied nicht ausgeblieben, das, weniger fließend und leicht, auch mehr eine Abhandlung als ein Lied, den Gedanken aussprach: daß man dem deutschen Volke, das reif sei, erst Freiheit der Bewegung gönne, das Wort, die Presse frei gebe, dann wird »das Andere sich von selbst befreien«. — Das Gedicht erschien noch 1840 und machte den Namen des Verfassers, Robert Prutz, bekannt." Höchst interessant ist es nun, daß R. E. Prutz selbst bald danach über das Geschick des Becker'schen Opus sich ausgelassen hat, übrigens ohne sein eigenes Pendant zu erwähnen. In dem fesselnden Aufsatze: „Die politische Poesie, ihre Berechtigung und Zukunft", den 1847 seine „Kleinen Schriften. Zur Politik und Literatur"[9]) brachten, weist er gelegentlich darauf hin, „daß die sogenannten patriotischen Lieder, die Nationalhymnen und Volksgesänge, mit denen wir bei festlichen Veranstaltungen unsere gute Gesinnung an den Tag zu legen pflegen, eigentlich und in Wahrheit dem arg verfehmten Gebiet der politischen Dichtung angehören" und fährt nach etlichen Gründen dafür (S. 111 f.) fort: „Von dieser Inconsequenz haben die Aesthetiker sich frei erhalten; sie haben auch in jenen erlaubten und begünstigten Liedern das politische Moment sehr wohl erkannt und deshalb, ihrem Princip gemäß, gegen die officielle Belobung, Auszeichnung und Verbreitung dieser Lieder ihre ästhetische Geringschätzung in die Schale geworfen. Mit welchem Erfolge sie dies gethan, das ist uns Allen noch in lebhaftestem Andenken, aus dem tragikomischen Schicksal jenes Liedes, das vor einigen Jahren plötzlich, wie ein Blitz über Nacht, zur deutschen Nationalhymne, zur Marseillaise der Deutschen und Gott weiß, zu was noch, emporgeschossen sein sollte. Wir meinen jenes Lied, das ein an sich wahres und ehrenwerthes Pathos ganz so einseitig und in ganz so beschränkter negativer Haltung aussprach, wie es thun mußte, um loyal zu bleiben und officiell (oder auch officinell) zu werden. Unseren Politikern kam dies Lied ungemein gelegen; sie thaten das Ihre, es unter das Volk zu bringen und durch eine Freigebigkeit und Gnade gegen den Verfasser, wie wir sie in Deutschland völlig ungewohnt sind und wie die ausgezeichnetsten und ursprünglichsten Genien unserer Literatur sie niemals, auch nicht zum hundertsten Theil erfahren haben, den Unterschied zwischen politischer und unpolitischer Poesie sowohl dem Volke als den Poeten selbst fühlbar zu machen. Und einige Zeit gelang dies; aber nur so lange, bis man sich von seinem Erstaunen erholt hatte: worauf denn das ästhetische Bewußtsein sogleich und mit solcher Energie in seine Rechte wieder eingetreten ist, daß man von diesem Liede, dieser (wie man träumte) Nationalhymne der Deutschen, schon heut, nach wenigen Jahren, am liebsten gar nicht mehr spricht — und daß von all jenen hundert und aber hundert Compositionen, mit denen unsere Musiker zum deutschen Rouget de Lisle zu werden hofften, heut auch kein Leierkasten mehr nur eine einzige Weise klimpert. Aber siehe da, die Geschichte dieses Liedes ist noch nicht zu Ende. Das Unerwartete, das so oft unmöglich Erklärte trat ein. Wie mitunter in den Gletschergegenden der friedliche Ton der Schalmei ein Körnchen Schnee bewegt, das niederstürzend, zur Lawine geballt, ein ganzes Thal begräbt, so gab das loyale Becker'sche Rheinlied das Signal zu einer politisch-poetischen Literatur, die nicht mehr, wie bisher, in einzelnen verlorenen Vorposten, sondern in geschlossener Reihe, mit dem Bewußtsein und dem Anspruch einer selbständigen Literatur auftrat."

Zwei andere Lieder aus dem Reigen der durch dasjenige Becker's hervorgerufenen haben es zu größerer und weit dauernderer Popularität gebracht; Max Schneckenburger's später in Karl Wilhelm's Composition zur wirklichen Nationalhymne gewordene „Wacht am Rhein", Spätherbst 1840 auf Anlaß von Freunden als Seitenstück zu jenem gedichtet und in Nr. 51 des Tuttlinger „Gränzboten" gedruckt, und Hoffmann's von Fallersleben „Deutschland, Deutschland über Alles", am 26. August 1841 auf Helgoland entstanden. Als Hoffmann letzteres am 29. dem bekannten Buchhändler Campe vorlas und für vier Louisd'or anbot, nahm es dieser sofort in Verlag mit der Anspielung: „Wenn's einschlägt, so kann es ein »Rheinlied« werden. Erhalten Sie drei Becher, so muß mir einer zukommen!" Hoffmann's „Mein Leben"[10]) skizzirt launig die ganze Scene. Inzwischen war nämlich von Becker „Der deutsche Rhein. Mit Randzeichnungen von Neureuther" (1841) vor's Publicum getreten, in dem von Gottfried Kinkel geleiteten Bonner Dichterverein „Der Maikäfer", also von den nächsten Brüdern in Apoll, ward, wie in Kinkel's Biographie Ad. Strodtmann[11]) mittheilt, im Sommer 1841 „der gefeierte Dichter des Rheinliedes zum Ehrenmitgliede ernannt", und sogar ein ruhiger Kopf wie Ludwig Uhland streift das meistbesprochene Literaturereigniß jener Tage binnen Kurzem zwei Mal, im Briefe

---

[6]) Lexikon der dtsch. Dichter u. Prosaisten des 19. Jahrh. I, 50 f.

[7]) Bilder aus der Geschichte, der Culturgeschichte und dem literar. Leben der Völker (1887), S. 194.

[8]) Die deutsche Dichtung des 19. Jahrhunderts, S. 279 f.

[9]) Bd. II, S. 110.

[10]) Mein Leben. Aufzeichnungen und Erinnerungen. III (1868), S. 212.

[11]) Gottfried Kinkel. Wahrheit ohne Dichtung. I (1850), S. 256.

vom 13. Januar 1841 an den Dramatiker und bayerischen Minister Ed. v Schenk: „Fremde, die sich in Deutschland gefielen, Verehrer deutscher Literatur und Sitte, nahmen keinen Anstand, dem geistig-einen Volke statt der Rheinlande die vormals ostgothische Küste des Schwarzen Meeres anzubieten und uns damit vom Sänger des Rheinliedes auf den alten Ulfila zu verweisen," und weniger deutlich einige Zeit danach[12]) in dem Gedichte „Der Kölner Dombau": „Deutscher Bau und deutscher Strom, Großer Vaterlandsgedanke! u. s. w."[13]) Freilich andererseits „hatte die Herausgabe seiner gesammelten durchaus mittelmäßigen »Gedichte« (1841) erwiesen, daß er höheren Ansprüchen und den vielerseits auf ihn gesetzten Erwartungen nicht gewachsen war", wie Ad. Stern's „Lexikon der deutschen Nationalliteratur" (S. 25) unvoreingenommen Becker beurtheilt. Gleichwohl besitzen wir, mag sein Ruhm auch schon bedenklich ins Schwinden gerathen sein, noch einige höchst merkwürdige Zeugnisse für den gewaltigen Einfluß der Becker'schen Verse auf die breitesten Schichten so weit die deutsche Zunge klingt. In der theatergeschichtlich sehr inhaltreichen Festschrift „Zur Erinnerung an das 300jährige Jubiläum der Actien-Brauerei zum Eberl-Faber München" (1893) wird S. 33 f. berichtet, daß ein „Bierführer beim Faberbräu, Simon Meisinger" am 13. Januar 1841 — just also am selben Datum wie Uhland jenes Schreiben nach München abschickte! — im kgl. Hof- und Nationaltheater (!) den französischen Athleten Jean Dupuis auf dessen öffentliche Aufforderung als Ausgelooster im Ringkampfe besiegte: „Meisinger war der Held des Tages. Die gesammte Presse verherrlichte seinen Erfolg, Lieder wurden auf ihn gedichtet und die Heldenthat in zahlreichen Lithographien und Zeichnungen verewigt, außerdem erhielt er noch viele Ehrengeschenke von bedeutendem Werthe. Diese begeisterte Antheilnahme an dem Sieger im Ringkampfe läßt sich hier durch den Umstand erklären, daß damals gerade die Dardanellenfrage auftauchte und man in Paris wieder einmal bedenklich nach der Rheingrenze schielte. Der Sieg des Eberlbräuknechtes wurde als eine patriotische That aufgefaßt." Die ferneren Belege für das feste Einwurzeln des Becker'schen Textes bewegen sich schon im Fahrwasser der innerstaatlichen Aufregung. Georg Fein in Straßburg, der die polizeilich unterdrückte „Vorrede zu Hoffmann's von Fallersleben politischen Gedichten aus der deutschen Vorzeit. Mit einem Nachworte", Straßburg und Basel 1842, herausgab und darin aus des braunschweigischen Landtagsabgeordneten Steinacker Schrift „Ueber das Verhältniß Preußens zu Deutschland (1842) u. A. S. XVII den Passus aushob: „Wer seinen Männerstolz nicht blos gegen ein jenseits des Rheines wohnendes Nachbarvolk zu zeigen, sondern auch »vor Königsthronen« zu bewahren weiß, der wird auch niemals Anstand nehmen, die Wahrheit, welche ihm Gott in die Brust geschrieben hat, mit männlicher Festigkeit und Ueberzeugungstreue zu verkünden", veröffentlichte, jedenfalls nicht lange danach — ohne Jahr und Ort, aber wieder bei G. L. Schuler in Straßburg gedruckt — ein achtseitiges Gesprächs-Gedicht „Der Deutschen Rhein-Fest" stark radicaler Farbe. Der 'Vormann' beginnt darin (S. 3) den Dialog: „O Brüder, Ihr Deutschen, es lebe der Rhein! Ihm schmauset und trinket zu Ehren!" und verlangt nachher (S. 4) 'der Wirth' „sing' uns begütigt das Liedchen vom Rhein", worauf der Aufgeforderte anhebt: „Nein! sie sollen ihn nicht haben, Unsern alten Wein und Rhein. Mit den schwarz und weißen Raben Fallen wir in's Elsaß ein." Neben diese sichtliche Travestie stellen wir als Parodie das erste der drei „Lieder, gesungen bei dem Spaziergange des Demokratischen Vereins zu Leipzig am 23. Juli 1848" (Leipzig, Ed. Kramer), das der damals 20jährige J[ulius] Schanz, jetzt als römischer Universitätsprofessor a. D. wieder in Leipzig ansässig, geliefert hatte:

[12]) Man findet beide Stellen nicht in den Originalausgaben Uhland's und deren vielen 1893er Nachdrucken, sondern nur in meiner kritischen und vollständigen II, 408 bez I, 460.

[13]) Vgl. F[ränkel], Zwei Schwabenstimmen zum Jubiläum des Kölner Domes: (Stuttgarter) Neues Tagblatt 50, 144 (23. Juni 1893), S. 2.

Protest gegen einen deutschen Kaiser.

Melodie des Rheinliedes.

Wir wollen ihn nicht haben,
Und rufen dreimal: Nein!
Ob sie wie gier'ge Raben
Nach einem Kaiser schrein.

So lang noch Kraft im Busen
Und frischer Geist im Blick,
Ein Herz in schlichten Blousen
Noch schlägt für Republik:

Wir wollen ihn nicht haben,
Und rufen dreimal: Nein:
Wir wollen keine Knaben,
Wir wollen Männer sein.

Die heut noch Freiheit dürsten,
Die folgen ihrem Stern.
Wir wollen keine Fürsten,
Wir wollen keinen Herrn.

Wir wollen ihn nicht haben,
Und rufen dreimal: Nein!
Die uns die Grube graben,
Die fallen selbst hinein.

Einst winkt noch Kampf und Schmerzen
Auch uns ein gut Geschick;
Dann tönt aus allen Herzen
Ein Hoch der Republik!

Nebenbei, wie sich doch die Zeiten ändern! derselbe, der diese mäßige Reimerei und im gleichen Stile 1848 ein „Deutsches Liederbuch" verbrach, hat als reifer Mann eine „Huldigung Kaiser Wilhelm II.", „Mein Bismarcklied" und ähnliche Augenblicksgesänge „Pro patria" vom Stapel gelassen. Mit jenen sechs Strophen nun, die ihn als einen Erzrevolutionär und Becker's Hymne noch allgemein bekannt zeigen, ist des Letzteren literarisches Leben abgeschlossen. Allerdings, als „das Rheinlied" par excellence war sie nicht verdrängt worden, und so giebt Wilhelm v. Waldbrühl, d. i. der rheinische Poet A. W. Flor. v. Zuccalmaglio, seiner umfänglichen Lebensschilderung Becker's im „Neuen Almanach der Deutschen" für 1845 (XXIII; 1847, S. 714—722) den Titelbeisatz: „der Dichter des Rheinliedes". Und wie die lebendigen Kurzzeilen „Sie sollen ihn nicht haben" „das Rheinlied" ohne nähere Angabe geblieben ist, so verzeichnet die Literatur- und mit erheblicherem Vorzug die politische und die Culturgeschichte Nikolaus Becker blos als dessen Verfasser bis auf diesen Tag.

Die beste Kritik über Becker's Rheinlied aber, die das Lob seiner edeln Gemüthsaufwallung mit dem Tadel des ästhetischen Mißlingens, dafür einen passenden Ausdruck zu finden, verbindet, stellt ein fast epigrammatisch klingendes Zweistrophen-Gedicht des großen deutsch-nationalen Tiroler Poeten Hermann v. Gilm dar, der gerade 1840 als junger Beamter des Metternich'schen Regimes zu Schwaz im Unterinnthal „die Seele der dortigen animirten Gesellschaft wurde"[14]) und mit andern Idealen auch vaterländische Begeisterung pflegen konnte:

Frankreich und Deutschland.

„Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien, deutschen Rhein,
Wie sie gleich gier'gen Raben
Sich heiser danach schrein!" —

So sang ein deutscher Knabe
Im Zornesübermaß —
Doch Frankreich ist kein Rabe
Und Deutschland ist kein Aas.

Man sieht, daß der Eindruck der allgesungenen Zeilen auch nach Oesterreich, wo jede deutsche Regung verdammt und eingeschnürt war, übergegriffen hatte, gerade wie später das „Deutschland, Deutschland über Alles" und vornehmlich „Die Wacht am Rheim" nicht an den weißgelben Grenzpfählen Halt machten. Der Culturhistoriker muß Act nehmen von der Wucht des Nationalitätsbegriffs, der für solche Lieder in die Wagschale fällt. In jener Verbreiterung ihres Wirkungskreises gipfelt zwar die höhere Aufgabe dieser Nationalhymnen, die ein unzerreißbares Band schlingen um alle würdigen Kinder der Mutter Germania; aber erfüllt ist ihre Mission nicht, so lange noch deutsche Männer den inneren Drang fühlen, an jenen Tönen sich zu stärken, zu erquicken, die einst im Chore mit Herzensfreunden und Gesinnungsbrüdern ihre jugendlichen Kehlen angestimmt haben.

[14]) Vgl. S. 6 der eben erschienenen tüchtigen Gesammtausgabe der „Gedichte" Gilm's, die R. H. Greinz (Reclam's Universalbibliothek) besorgt hat; obige Nummer steht dort S. 309. Gilm, der Becker's Wortlaut, wohl weil er nach dem Gedächtniß citirt, in zwei Kleinigkeiten abändert, erlebte 1870/71 nicht mehr; 1864 starb der wackere modern denkende Meister.

Bücherbesprechungen.

— **Archiv für öffentliches Recht.** Herausgegeben von Dr. **Paul Laband** und Dr. **Felix Störk.** X. Bd. Heft I—IV. Freiburg i. Br. und Leipzig 1894/95. Verlag von J. C. B. Mohr. 630 S. Preis 16 ℳ. — Der uns vorliegende 10. Band des Archivs für öffentliches Recht bringt wiederum eine reiche Auslese interessanter wissenschaftlicher Arbeiten; ja, uns will es scheinen, als ob neben rein theoretisch bedeutsamen Abhandlungen gerade diesmal auch Fragen vorwiegend praktischer Natur in erhöhtem Maße Berücksichtigung gefunden hätten. Natürlich ist es uns nicht möglich, auf jede einzelne derselben näher einzugehen. Unsere Leser müssen sich an dieser Stelle mit einem kurzen Hin-

weis auf den Inhalt des Bandes begnügen; nur die Aufsätze von allgemeinstem Interesse werden wir kurz charakterisiren. Veröffentlicht wurden folgende Abhandlungen: Stölzle, Verfassungsänderungen während der Regentschaft nach bayerischem Staatsrechte; unter der Berücksichtigung des in den übrigen Staaten geltenden Rechtes; — Ofner, Zur Theorie des österreichischen Arbeiterversicherungsrechtes; — Schuster, Die englische Erbschaftssteuerreform; — Nicklas, Die Geltendmachung des Placet nach bayerischem Verfassungsrechte; — Bozi, Zur Kritik des Gerichtsverfassungsgesetzes; — Zeller, Das Vereins- und Versammlungsrecht in Deutschland; — Quitzka, Der Schutz der Waarenbezeichnungen auf Grund des Gesetzes vom 12. Mai 1894; — Weyl, Kirchenrecht und Reichsversicherungsrecht; — Inhülsen, Die Verfolgung deutscher Erbansprüche in England; — Schneider, Rechtshilfepflicht bei der Alters- und Invaliditätsversicherung; — Friedländer, Das Verfahren auf Entsetzung von Mitgliedern der Gewerbegerichte gemäß §. 19 Abs. 2 des Reichsgesetzes vom 29. Juli 1890; — v. Franckenberg, Die Beweisaufnahme im Rentenverfahren; — Heilinger, Die Ausschließung vom Gewerbebetriebe infolge strafgerichtlicher Verurtheilung. — Eine große Anzahl kritischer Referate über die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete des öffentlichen Rechtes bilden den Abschluß jedes einzelnen Heftes. Wie das vorstehende Verzeichniß zeigt, findet in der That der Wissensdurstige eine reiche Auswahl. Nur auf zwei der citirten Abhandlungen aber möchten wir unsere Leser besonders hinweisen, weil sie Materien behandeln, welche die allgemeinste und ungetheilteste Aufmerksamkeit verdienen. Es ist dies einmal E. Schuster's Aufsatz über die englische Erbschaftssteuerreform und dann Zeller's Arbeit über das Vereins- und Versammlungsrecht in Deutschland. Die erste von ihnen erörtert Gesetzesnormen und Verhältnisse eines fremden Landes. Dies veranlaßte den Verfasser mit Recht, der Darstellung des englischen Finanzgesetzes vom Jahre 1894, betr. die Reform der Erbschaftssteuern, einige allgemein gehaltene Abschnitte zur Einführung vorauszuschicken. Dieselben enthalten eine Schilderung der englischen Nachlaßbehandlung überhaupt und des Fideicommißwesens und eine Darstellung der durch die Novelle reformirten gesetzlichen Normen. Erst dann wendet sich der Autor dem Gesetze von 1894 zu. Kurz charakterisirt bedeutet dasselbe eine weitgehende Erhöhung und Ausdehnung der vorherbestehenden Erbschaftssteuer. Kann es doch, wie sich aus der vorliegenden Darstellung ergiebt, Fälle geben, in denen der Staat zunächst 8% von einem Nachlasse als Massensteuer erhebt und dann von dem verbleibenden Reste noch 10% als Anfallsteuer, also im Ganzen 17,20% des von einem Erblasser hinterlassenen Vermögens an sich zieht. Es ist auch keineswegs ausgeschlossen, bemerkt der Verfasser, daß, da einmal eine Progressivsteuer grundsätzliche Anerkennung gefunden hat, weitere Erhöhungen in Bezug auf die größeren Vermögensmassen stattfinden werden; schon jetzt aber sei der Antheil des Staates an den größeren Vermögen ein so bedeutender, daß es sich nicht mehr um eine Steuer im gewöhnlichen Sinne handele, sondern um ein gesetzliches Erbrecht des Staates. Daß von ähnlichen Anschauungen aber in bewußter Weise gerade auch die Urheber des Gesetzes ausgegangen, beweisen die in dem Aufsatze citirten Worte Sir William Harcourt's, welcher sich in seiner Budgetrede dahin äußerte, der Anspruch des Staates auf einen Antheil an dem angesammelten Vermögen eines Erblassers gehe den Ansprüchen Derjenigen, die dasselbe unter sich vertheilen, voraus. Die Natur gebe Niemandem eine über sein Leben hinausgehende Gewalt über seine irdischen Güter. Die Befugniß eines Erblassers, seinen Willen über seinen Tod hinaus zur Geltung zu bringen, sei einzig und allein durch Gesetz begründet worden; und der Staat habe daher das Recht, die Bedingungen und Beschränkungen vorzuschreiben, unter welchen diese Befugniß ausgeübt werden dürfe. Wir lassen dahingestellt, inwieweit diese Deduction einer eingehenden Kritik standzuhalten vermag. Sicher ist, daß das neue Gesetz von der anerkannten Anschauung ausgeht, daß die Ausgaben, welche der Staat für die nationale Sicherheit nach Innen und nach Außen macht, am meisten den Besitzenden zu Gute kommen, daß es daher gerecht ist, daß auch sie den Haupttheil der Lasten tragen; daß aber das Quantum des Besitzes sich im Momente des Todes am Besten ermitteln läßt. Und die Thatsache, daß diese Grundsätze von der Gesetzgebung des vereinigten Königreiches anerkannt wurden, welches für die Staaten des Continentes in socialen Fragen so oft vorbildlich geworden ist, kann, wie S. zutreffend bemerkt, auch für andere Länder eine weittragende Bedeutung haben. — Die andere Abhandlung, die Zeller's, über das Vereins- und Versammlungsrecht in Deutschland, weiß — und wir fügen hinzu, leider, — über Reformen nichts zu berichten. Denn, wenngleich §. 14 Ziff. 16 der Reichsverfassung die Bestimmungen über das Vereinswesen der Beaufsichtigung seitens des Reiches und dessen Gesetzgebung unterwirft, so ist doch, wie bekannt, bis jetzt ein Reichsgesetz, welches das Vereinswesen gleichmäßig und insbesondere hinsichtlich der politischen Vereine einheitlich regelte, noch nicht ergangen; die umsichtige, klare und umfassende Darstellung des Verfassers zeigt uns nun die buntscheckige Vielgestaltigkeit der diesbezüglich bestehenden gesetzlichen Normen im grellsten Lichte und bestärkt uns in unserem Sehnen nach der Beseitigung eines Zustandes, der in oft ganz nahe bei einander gelegenen und auf gleich entwickelter Culturstufe stehenden Ländergebieten die tiefgreifendste Verschiedenartigkeit in der Ausübung eines der wichtigsten staatsbürgerlichen Grundrechte sanctionirt. Nach welcher Seite hin die Entwicklung dieses Theiles des öffentlichen Rechtes tendirt, kann keinem Zweifel unterliegen. Leider dürfte in Anbetracht der verschiedenen politischen Strömungen die Schwierigkeit einer Einigung über Fragen, die lediglich rein sachlich beurtheilt werden sollten, die Hoffnung auf Abänderung dieses Zustandes auf längere Zeit unerfüllt lassen. o—g.

— Das Leben Friedrich Nietzsche's. Von Elisabeth Förster-Nietzsche. Erster Band. Leipzig, Druck und Verlag von C. G. Naumann. 1895. — Die Verfasserin ist die Schwester dieses jetzt so allgemein bekannten und viel genannten Mannes. Nietzsche ist ohne Frage eine wichtige und charakteristische Erscheinung der Zeit. Man kann ihn getrost auch als ein Opfer gewisser mächtiger Strömungen derselben bezeichnen. Daß unsere Zeit nicht nach allen Richtungen hin vollkommen gesund ist, wird Niemand zu bestreiten wagen. Ein eigentlicher Philosoph von Fach ist Nietzsche niemals gewesen. Ihm fehlte durchaus die strenge Schule des Denkens und der jede Weichlichkeit überwindenden Selbstzucht, wie sie zum wahren Philosophen gehört. Sein Geist war poetisch und musikalisch angeregt und hat sich wissenschaftlich dann auf dem Boden der Philologie noch weiter entwickelt. Alles dieses waren Ideale, in denen er lebte und die ihn zuletzt dem Verständniß des Wirklichen wie es ist entfremdeten. Auch die Philologie zeigt uns im Alterthum ein reines und hohes Ideal, was aber für uns keine Wahrheit mehr hat und von uns nicht mehr erreicht werden kann. Es war wohl auch ein Unglück für Nietzsche, daß ihm durch seine frühzeitige Ernennung zum Professor in Basel ein gesichertes äußeres Lebensziel so leicht und mühelos entgegengebracht wurde. Es ging ihm auch hierdurch die Schule verloren, die aus einem langen und mühsamen Ringen mit dem Leben erwächst. Es ist in unserer Zeit überhaupt gefährlich, in eingebildeten und hohlen Idealvorstellungen zu leben. Die Wirklichkeit hat zuletzt mehr Recht und stellt ernstere und schwerere Anforderungen an uns als jedes einseitige und in seiner Wahrheit beschränkte Ideal. Die wahren Ideale sind für uns im Anschluß und in der Hingebung an die uns umschließende Wirklichkeit enthalten. Der Idealist zerfällt mit der Wirklichkeit, weil dieselbe seinen falschen und erträumten Vollkommenheitsvorstellungen nicht entspricht. Nietzsche hat sich Zeit seines Lebens mit einem solchen unmöglichen Vollkommenheitsideal getragen. Gerade im thüringischen Volksstamm hat dieser weltflüchtige Idealismus immer eine warme Heimath gefunden. Das Gemüth ist auch bei Nietzsche vorwiegend gewesen über den Verstand. Wir verdenken es der Schwester nicht, ihm dieses Denkmal gesetzt zu haben, obgleich dasselbe reich ist an Einzelheiten, die doch nur für den nächsten persönlichen und Familienkreis ein Interesse haben können. Dieser erste Band geht bis zu der Berufung nach Basel, womit erst die zweite und eigentlich tragische Hälfte seines Lebens ihren Anfang nimmt. C. H.

— Unter Blumen. Monatsplaudereien über Blumen und Blumenzucht von Max Hesdörffer. Mit Blumen-Vignetten von Clara Krebs. Berlin, Robert Oppenheim (Gustav Schmidt), 1895. Preis 3 ℳ. — In glücklichster Weise vereint bietet vorliegendes Werkchen ansprechende, poetische, gute Naturbeobachtungen bekundende Schilderungen der bekanntesten und beliebtesten, das Jahr über im Freien, resp. in Gärtnereien, in Blumenläden u. s. w. erscheinenden Blüthengewächse und reiche, für Fachleute wie Liebhaber praktisch gleich werthvolle Beschreibungen ihrer Cultur im Hausgarten, Zimmer, Gewächshaus ꝛc. Das sehr geschmackvoll ausgestattete Buch verdient beste Empfehlung.

Dr. E. S. Z.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 103. Donnerstag, den 29. August. 1895.

Das germanische Nationalmuseum zu Nürnberg.

Wer heutzutage der alten Noris Thore betritt, um den unvergleichlichen Zauber zu genießen, den Geschichte und Kunst um Nürnbergs ehrwürdige Mauern gewoben, wird alsbald auch seine Schritte der Anstalt zulenken, der diese Zeilen gelten sollen. Darf Nürnberg trotz aller im Laufe der Jahrhunderte und besonders des letzten mit seinen gern Alles nivellirenden, modernen Anforderungen erlittenen Umwandlungen doch immer noch mit Recht den Ruhm beanspruchen, am treuesten den Wiederschein alten deutschen Lebens wiederzuspiegeln, im Herzen des Beschauers das Bild der romantisch verklärten Vergangenheit hervorzurufen. Kein empfängliches Gemüth kann sich der unsichtbaren Einwirkung der Vergangenheit entziehen, die hier wie nirgends in deutschen Gauen gebildete und fühlende Menschen gefangen nimmt. Wird so der Blick der Besucher der altehrwürdigen Noris auf Schritt und Tritt zum liebevollen Eingehen auf Geschichte, Sitte und Kunst unserer Vorvorderen geleitet, so darf das für den Besucher des germanischen Museums, des Mittelpunkts der Bestrebungen für Erkenntniß deutscher Vergangenheit, als eine gute Vorbereitung gelten. Ist doch diese Anstalt so recht ihrer Umgebung angepaßt, ein kostbar Juwel in nicht minder herrlicher Fassung. Und doch, wer möchte, durch die nichts weniger als großartige Karthäusergasse kommend, hinter diesen schlichten Mauern, hinter dem fast engen Eingang eine der großartigsten Sammlungen nicht nur Deutschlands, sondern der ganzen Welt vermuthen. Noch heute, nachdem bald 500 Jahre verflossen seit dem Scheiden des letzten Karthäusermönchs von diesem Orte, klingt am Portale des germanischen Museums ein wenig von jenem klösterlichen Frieden nach, begrüßt den Eintretenden jene ernste zum Aufnehmen neuer großartiger Eindrücke empfänglich machende Stimmung. Nicht der malerische Reiz allein ist es, der unerreicht unter allen deutschen Anstalten sich des Besuchers bemächtigt, der weihevolle Ernst der Erinnerung an längst vergangene Epochen bemächtigt sich der Geister und Herzen.

Seit Marquard Mendel im Jahre 1380 hier den schweigsamen, weißen Mönchen ein Heim gegründet, sind mancherlei Schicksale über jene weite Stätte, die jetzt zum größten Theile die weitumfassenden Gebäulichkeiten des germanischen Nationalmuseums einnimmt, dahingegangen. Nach jahrhundertelanger Vernachlässigung ist die Karthause neu aufgeblüht, das Alte ist zu neuem Glanze gehoben und Neues, herrlicher denn das Alte, hat sich daran gereiht.

Nicht allzulange Zeit war sie ihrem ursprünglichen Zwecke geweiht, und doch ein stattliches Denkmal klösterlicher Blüthe. Möge nun die Anstalt, die heute der Karthause neue Blüthe und liebevolle Pflege verdankt, das germanische Nationalmuseum, in immerwährendem Ausbau auch fernen Geschlechtern von der pietätvollen Gesinnung und dem künstlerischen und geschichtlichen Sinn unserer Zeit Kunde geben. Und wie eigenartig ist auch ihre Entwickelung! Welch interessante Einblicke in das deutsche Geistesleben unseres Jahrhunderts, die Anschauungen der leitenden Kreise eröffnet ein Betrachten der Geschichte des germanischen Nationalmuseums. Welche Kämpfe, welche Enttäuschungen großherziger Männer, welche fast ungeheuerlichen Pläne, wie manche drückende Verlegenheiten, aber auch endlich welche Erfolge, welch herrliches, und nun wohl auf immer gesichertes Emporblühen tritt uns entgegen. Ein Geisteskind eines damals noch kaum in weiteren Kreisen gekannten, für die Geschichte seines Volkes und deren Erkenntniß begeisterten Mannes, des Frhrn. Hans v. Aufseß, nach mancherlei vergeblichen Anläufen, die aber ihren Urheber nie den Muth verlieren ließen, beschränkt in seiner Existenz, aber große, vielleicht nur zu große Bahnen wandelnd, sehen wir die Anstalt vor mehr als vierzig Jahren ins Erscheinen treten, den nationalen Gedanken auf einem neutralen und darum um so fruchtbareren Boden verkörpernd, aber doch zum Theil mißverstanden, zum Theil nicht unterstützt von den weiten Kreisen, an die sie sich wandte.

Mit vollem Recht ist hervorgehoben worden, daß das germanische Nationalmuseum in die Reihe derjenigen Factoren einzureihen sei, welche zur Einigung des deutschen Volkes beitrugen durch Stärkung des nationalen Gedankens. Andererseits aber hat auch das germanische Nationalmuseum eben seinem echt nationalen Programm und dann dem nach dem großen Kriege von 1870 sich überall äußernden nationalen Bewußtsein seinen hervorragenden und in der ersten Zeit seines Bestehens gar nicht vorauszusehenden Aufschwung zu verdanken. Wer denkt heute nach stundenlanger Wanderung durch die ausgedehnten Sammlungen noch daran, daß dieselben einst in den beschränkten Räumen des Thiergärtnerthorthurmes ihren Platz fanden? Der glückliche Gedanke, das ganze deutsche Volk als Begründer und Besitzer des germanischen Nationalmuseums zu betrachten, hat reiche Früchte getragen und wird voraussichtlich auch in der Zukunft seine Wirkung nicht verfehlen. Die ganz eigenartige Verfassung der Anstalt, wie sie in dieser Gestalt und diesem Umfang wohl nicht wieder zum zweiten Male besteht, ist wohl zum Heile derselben auch bei der neuerdings erfolgten Neuorganisation gewahrt worden. Groß und überaus dankenswerth ist die hervorragende Förderung, welche das Museum seit seinem Bestehen von staatlicher Seite, dem Reiche und den Einzelstaaten, erfahren hat, und erst vor Jahresfrist ist die Subvention, welche die drei nächstbetheiligten Factoren in dieser Hinsicht, das Reich, Bayern und die Stadt Nürnberg, leisten, beträchtlich erhöht worden, mit wohlwollendstem Interesse und großer Liberalität haben die deutschen Fürstenhäuser, allen voran das deutsche und österreichische Kaiserhaus und die erlauchte Wittelsbacher Familie, stets das Museum bedacht, aber die eigentlichen erhaltenden Stützen sind nicht, so hervorragend und dankenswerth ihre Beihilfe erscheint, einzelne bevorzugte Stände, sondern ohne Standes- und Classenunterschied der weite Kreis aller deutschsprechenden Freunde von Geschichte und Kunst. War auch, wie schon gesagt, von Anfang an diese wirklich ideale Antheilschaft des ganzen Volkes an der Museumstiftung beabsichtigt, so ergab doch die Verwirklichung unendliche Schwierigkeiten und diese Schwierigkeiten in glänzendster Weise überwunden zu haben, ist das unvergängliche Verdienst A. v. Essenwein's, dessen unvergleichlichem Organisationstalent das rasche und stetige Emporblühen zu verdanken ist. Freilich wäre dies nicht möglich gewesen, wenn die Werbung der Freunde des Museums außerhalb desselben in allen deutschen Gauen nicht in so eifrigen, hingebungsvollen Händen gelegen hätte, wie es die Pfleger des germanischen Nationalmuseums, die treuen und unermüdlichen Vorkämpfer des idealen Gedankens eines solchen Nationalinstituts, stets gewesen sind.

Doch werfen wir nun einen Blick in die Karthause, auf ihre Gebäulichkeiten und ihre Bestimmung. Bescheiden waren die Räume, welche das germanische Museum in der Karthause vorfand; außer der Kirche bildete diese nur eine malerische Ruine und vom ersten Tage an war die Bauthätigkeit zur Herstellung passender Räume für Sammlung und Verwaltung eine der hauptsächlichsten Aufgaben der Anstaltsleitung. Zunächst galt es die theilweise verfallenen Kreuzgänge wieder unter Dach zu bringen, diesen folgten die noch vorhandenen Zellen. Vorhanden war dann das allerdings später, in seinem nördlichen Theile (heute Bibliotheksverwaltung, Handelsmuseum, Kupferstichsammlung und Scheurlbiblio-

thek) umgestaltete Bibliotheksgebäude, das den südwestlichen Theil des Museums bildet, und das südlich an die Kirche anstoßende Refectorium (heute im Erdgeschoß die keramische und Glassammlung, im obereren Geschoß die Ausstellung der graphischen Künste und Urkundenwesen enthaltend). Es folgte der König Wilhelms-Bau mit seinem Prachtfenster, eine Stiftung Kaiser Wilhelm's I. Beim Abbruch des alten Augustinerklosters, das dem neuen Justizpalast weichen mußte, wurde dann ein Theil dem Museum überlassen und erstand im Garten der Karthause zu neuem Glanze, es ist der heutige Augustinerbau mit der Leonhardskapelle im Erdgeschoß. Unterdessen gelang es auch dem nimmer rastenden Eifer des Leiters, A. v. Essenwein, für seine Baupläne das Reich zu interessiren, und der weitere Ausbau der Karthause, die Gemälde- und Kostümbildergalerie, die Hohenzollernhalle, der Victoria- und Friedrich Wilhelms-Bau mit dem Reichshof, der Saal für Hausgeräthe der Renaissance an der Nord- und das malerische dreigeschossige Gebäude an der Ostseite des Wasserhofs, der, eine wahre Perle neumittelalterlicher Architektur, mit seinem dunkelgrünen Wasserspiegel einen wahrhaft idyllischen Anblick gewährt und ob der kühnen und doch so eleganten Thurmtreppe an der Westseite manchem Beschauer einen Ausruf der Bewunderung entlockt. Das ebengenannte Gebäude an der Ostseite enthält im Souterrain die Kanzleien, im Erdgeschosse eine weitere Halle für Hausgeräthe des 16.—18. Jahrh. und im ersten Geschoß die altdeutschen Zimmer, während das oberste Stockwerk die Wohnung des I. Directors und den prächtig decorirten Conferenzsaal birgt. Des Weiteren entstand der Wittelsbacherhof mit dem Uhrthurm, dessen kunstreiche Uhr von Prinzen des Wittelsbacher Hauses gestiftet wurde, und endlich die große, gleich links vom Eingang befindliche Halle, wo die prähistorischen Alterthümer der Steinzeit ihre Aufstellung gefunden haben. Vor mehreren Jahren kam der vor dem Museum gelegene Theil der alten Stadtbefestigung, Stadtmauer, Zwinger und Graben durch Schenkung der Stadt Nürnberg in den Besitz des Museums und harrt jetzt seiner Ausgestaltung. Aber nicht zufrieden mit der wohlwollenden Unterstützung staatlicher und privater Seite, die den Bau der umfassenden Sammlungsräumlichkeiten gestattete, die schon jetzt wieder fast zu eng geworden sind, ging die Anstaltsleitung in den letzten dreißig Jahren von dem Gedanken aus, diese Räumlichkeiten auch einer entsprechenden inneren Ausschmückung theilhaftig werden zu lassen. Verschiedene Gesichtspunkte waren dabei maßgebend; die Rücksicht auf den mittelalterlichen Charakter der Karthause verlangte für die künstlerische Ausgestaltung der neuen Räume mittelalterliche Formen, und wer die Räume des Museums durchwandelt, wird zugestehen müssen, daß der Architekt in der glücklichsten Weise neues Leben den alten Formen einzuhauchen wußte. Zweierlei Zwecke aber wurden bei der Decoration verfolgt; in erster Linie natürlich der, die Räume in Uebereinstimmung zu bringen mit den zur Aufnahme in ihnen bestimmten Sammlungen, dann der weitere, auch architektonisch, soweit dies nicht durch die hierher bezüglichen Sammlungsgegenstände allein erreicht werden konnte, ein Bild deutscher Vergangenheit vor dem Beschauer zu entrollen, und endlich ein ebenso origineller, wie glücklicher Gedanke, der von weiten Kreisen mit Genugthuung begrüßt wurde, die deutsche Nationalanstalt zu einem großen, künstlerisch bedeutsamen Stammbuch für alle bedeutenden Namen und Geschlechter vergangener und moderner Zeiten zu gestalten. Dazu dienten die Glasgemälde in den Kreuzgängen und Sälen, die Decken und Wände. Kaiser und Könige, Fürsten und Grafen, Adel und Bürgerschaft, Künstler und Industrielle, Staaten und Länder, Verbände und Vereine wetteiferten mit Stiftungen, für den inneren und äußeren Ausbau der Anstalt zugleich ein äußeres, künstlerisches Wahrzeichen ihrer Stiftung als Ansporn für die kommenden Geschlechter anbringen zu lassen. Werfen wir nun einen flüchtigen Blick auf die Sammlungen, ihre Organisation und Aufstellung. Wohl kein Museum hat einen so weiten Kreis seiner Thätigkeit als das germanische Nationalmuseum. Das deutsche Leben der Vergangenheit inhaltlich und zeitlich in seiner ganzen Tiefe zur Darstellung zu bringen, ist eine so weite Aufgabe, daß die Möglichkeit ihrer Lösung ursprünglich, insbesondere als noch die abstract wissenschaftliche Aufgabe einer Repertorisirung aller in Deutschland vorhandenen geschichtlichen, cultur- und kunstgeschichtlichen Denkmale in den Vordergrund gestellt wurde, von vielen Seiten als einfach unmöglich bezeichnet wurde. Es war nur berechtigt, daß der zweite Gründer der Anstalt, so darf man v. Essenwein wohl nennen, den utopischen, wenn auch schönen nationalen Gedanken, das germanische Museum zu einem riesigen Repertorium für alles an Deutschlands Vergangenheit Bezügliche zu verwandeln, in den Hintergrund treten ließ, auf die Darstellung deutschen Lebens der Vergangenheit durch ausgedehnte und, wenn es überhaupt möglich sein sollte, möglichst rasch zu vermehrende und zu vervollständigende Sammlungen legte; so auch war es möglich die Thätigkeit des Museums mehr der rein gelehrten Sphäre, der es sonst unweigerlich verfallen wäre, zu entrücken, und alle auf Bildung und Vaterlandsliebe Anspruch machende Kreise ihm zuzuführen. Daß auf der von v. Essenwein angestrebten Bahn und mit seinem Programm die Lösung geglückt ist und der Ausbau in diesem Sinne eine zufriedenstellende Vollendung finden wird, steht ja heute über jeden Zweifel erhaben fest. — Die Sammlungen des Museums zerfallen in zwei Hauptabtheilungen: Bibliothek und Archiv einerseits, die kunst- und culturgeschichtlichen Sammlungen andererseits. Die Bibliothek verdankt ihr stetiges Emporblühen und ihre Vermehrung hauptsächlich den deutschen Verlegern, die, einer dankbar begrüßten Anregung des Hofbuchhändlers Hahn folgend, die Werke ihres Verlags, welche für das germanische Museum von Interesse sind, mit immer reger und nie ermüdender Bereitwilligkeit zur Verfügung stellen. Heute zählt die Bibliothek an 200000 Bände und enthält Werke aus allen in den Bereich des Museums gehörenden Wissensgebieten und ist insbesondere reich an älteren Werken; an der eigens verwalteten Scheurl'schen Bibliothek, einer kostbaren, aus dem 16. Jahrhundert völlig unverändert auf unsere Zeit gekommenen, insbesondere für die Reformationsgeschichte überaus wichtiges Material enthaltenden Büchersammlung, besitzt sie ein allseitig bewundertes Unicum. Das Archiv verfolgt den Zweck, Urkunden und ganze Archive, die sonst dem Untergang und der Verschleuderung ausgesetzt wären, an sich zu bringen und zu bewahren. Manches bedeutende Familienarchiv, wir verweisen nur auf das Wolkenstein'sche, ist schon von hier aus der wissenschaftlichen Forschung zugänglich gemacht worden. Von Jahr zu Jahr steigt die Benützerzahl beider Institute sowohl von Nürnberger als auswärtigen Kreisen. Die kunst- und culturgeschichtlichen Sammlungen sind in zehn Gruppen mit einstweilen vierzig Abtheilungen eingetheilt, theils nach historischen, theils nach inhaltlichen Erwägungen. Neben den eigentlichen, jederzeit und Jedermann zugänglichen Sammlungen mögen hier diejenigen genannt sein, die ihrer Natur nach sich hierfür nicht eignen und den Besuchern nur für speciellere Studienzwecke zur Verfügung stehen. Es sind dies die sehr reichhaltige Siegelsammlung, sowie die Medaillen- und Münzsammlung, von denen zunächst nur zur Ergänzung anderer Abtheilungen einzelne Proben ausgestellt sind, dann die gesammten graphischen Künste, von denen in zwei Sälen zur Vorführung von Urkundenwesen, Hand- und Druckschrift, Miniaturmalerei, Kupferstich- und Holzschneidekunst eine charakteristische Auswahl theilweise sehr kostbarer und seltener Erzeugnisse Aufstellung gefunden hat. Die Kupferstichsammlung, die eben die graphischen Künste im weitesten Sinne umfaßt, ist mit den diesbezüglichen reichen städtischen Sammlungen vereinigt und ist trotz der verhältnißmäßig geringen Mittel, die ihr zur Verfügung stehen, doch schon, insbesondere durch ihre Sammlung von deutschen Stichen des 15. Jahrhunderts und von Porträts und historischen Blättern, die für alle sachwissenschaftlichen Publicationen ein überaus schätzbares Material darbieten, von hervorragender Bedeutung. Sehr reich ist das Cabinet auch an älteren Holzschnitten, und dieser Reichthum rührt größtentheils von der berühmten Weigel'schen Sammlung in Leipzig her, deren Bestände in den Besitz des Museums kamen. Eine werthvolle Ergänzung, die allerdings zunächst der Gewebesammlung zu Gute kommt, für die frühesten Holzschnitte bildet eine jüngst erworbene reiche Sammlung von Zeugmodelldrucken, in der eben die mittelalterlichen Erzeugnisse hervorragend vertreten sind. Aus diesen aber ging offenbar der Holzschnitt zu illustrativen Zwecken hervor. Um auch weiteren Kreisen einen Einblick in die Schätze dieser Abtheilung zu geben, findet an Sonntagen eine stets wechselnde Ausstellung besonders schöner Blätter in der Kupferstichsammlung selbst statt.

Für die Anordnung der übrigen Sammlung ist zwischen den beiden die heutige Museologie beherrschenden Richtungen in glücklicher Weise eine Vermittelung geschaffen. Eben die außerordentliche Mannigfaltigkeit der Abtheilungen ließ es räthlich erscheinen, sowohl die in Fachmuseen, insbesondere in kunsthistorischen und kunstgewerblichen übliche systematische Anordnung in Anwendung zu bringen, als auch die insbesondere für die culturhistorische Seite vortheilhafte Herstellung zusammenhängender Bilder aus gewissen Zeiten und Localitäten. Gerade durch die wechselsweise Ver-

wendung dieser beiden Principien war es im Verein mit der für diesen Zweck besonders günstigen Disposition der Räumlichkeiten möglich, ein so überaus reiches und farbenprächtiges Bild herzustellen, wie es keine zweite Anstalt bietet, und eben durch anregende Abwechslung trotz der Massenhaftigkeit des gebotenen Anschauungsmaterials im Beschauer keine Ermüdung aufkommen zu lassen. Noch ist es allerdings nicht möglich geworden, in der Aufstellung der einzelnen Abtheilungen diejenige Reihenfolge eintreten zu lassen, wie sie sachgemäß vorgesehen ist, allein der in Bälde bevorstehende weitere Ausbau der Karthause, der bei der erfreulichen Antheilnahme aller Kreise und der fortdauernden wirkungsvollen Unterstützung von staatlicher wie privater Seite wohl demnächst in Angriff genommen werden kann, wird auch darin noch den ersehnten Wandel schaffen.

Mag es nun gestattet sein, einen kurzen Rundgang durch die Sammlungen in ihrem heutigen Bestande zu unternehmen. Dem in den ersten Kreuzgang Eintretenden begegnen zunächst in langer Reihe die Abgüsse — auch einzelne Originale finden sich vor — von Grabdenkmalen von der römischen Zeit bis zum Ausgang des 14. Jahrhunderts, die sich dann im großen und im kleineren Kreuzgang bis ins 17. Jahrhundert fortsetzen, eine Sammlung, die, wenn auch noch immer lückenhaft, über diese Art monumentaler Plastik wie keine zweite dieser Art belehrenden Aufschluß und Anregung zu geben vermag. Die ersten Räume enthalten prähistorische und römische Denkmäler, die prähistorische Sammlung ist durch die überaus reiche Sammlung des Landgerichtsrathes Rosenberg interessant. Unter den Gegenständen der römischen an sich noch unscheinbareren Abtheilung springen treffliche Glasgefäße und einige seltene eherne Helme in die Augen. Darauf folgen mit vielen hervorragenden Stücken, insbesondere Schmuck und Waffen, die Gegenstände der fränkischen und merowingischen Periode. In den adaptirten Klosterzellen links vom ersten Kreuzgang sind zunächst alte Oefen vom 15.—18. Jahrhundert, dann einzelne Kacheln, des Weiteren Schlosserarbeiten und Bodenfließen untergebracht. Die Ofensammlung des germanischen Museums sucht ihres Gleichen an Vollzähligkeit, auch die Kacheln sind in den seltensten und feinsten Stücken vertreten; welche liebevolle Sorgfalt unsere Ahnen dem Haus und seiner Einrichtung zugewendet, läßt sich hier wie in manchem der folgenden Räume aufs Klarste erkennen. — Den Friedrich-Wilhelm- und Victoriabau füllen die Abgüsse mittelalterlicher Skulpturen bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts; besonders reich ist die Kleinplastik vertreten. In dem südlichen Flügel des großen Kreuzganges und den Flügeln, welche den Wittelsbacherhof umgeben, haben die Glasgemälde ihren Platz gefunden. Trotzdem das Museum keine großen Prunkstücke aufzuweisen hat, bieten sie doch ein treues und vollständiges Bild der Entwicklung der Glasmalerei auf deutschem Boden, von den stilisirten, in tiefglühender Farbenpracht gehaltenen Scheiben des früheren und späteren Mittelalters bis zu der eleganten decorativen Auffassung der Schweizerscheiben und ihrer Nachfolger. Daneben eine kleine Sammlung von den Instrumenten vergangener Rechtspflege, nicht in reclamenhaft prunkender Menge, wie wohl sonstwo, aber in ihrer verbürgten Echtheit von glücklich überwundener menschlicher Härte und Engherzigkeit beredtes Zeugniß ablegend. Im alten Refectorium sehen wir Keramik und Glasgefäße. Manch interessantes Stück weisen insbesondere die Majoliken auf, unter denen die italienischen und deutschen des 16. und 17. Jahrhunderts, dann die in zahlreichen prächtigen Stücken vertretenen, Nachahmungen holländischer Arbeiten bildenden Nürnberger Fabrikate eine hervorragende Stelle einnehmen. Die Krugbäckerei ist in hervorragender Weise hauptsächlich durch die aus Altenburg stammende Sammlung Wolff vertreten. Klein aber durch den Werth mancher kostbarer und seltener Stücke, wie der Arbeiten des Kaspar Enderlein, ausgezeichnet ist die ebenfalls hier zu findende Sammlung von Zinngegenständen. — Im daranstoßenden kleinen Kreuzgang haben eine große Zahl Bronzeepitaphien aus verschiedenen Jahrhunderten, von den Nürnberger Friedhöfen stammend, Aufstellung gefunden. Die Kirche enthält die kirchlichen Geräthe des Mittelalters, worunter besonders bedeutende Stücke, wie die zahlreichen, frühen Aquamanilia, dann Vortragskreuze, Emailarbeiten und kostbar gestickte kirchliche Gewänder, sich vorfinden, dann die mittelalterlichen Originalskulpturen, die infolge ihres fast ausschließlich kirchlichen Charakters gerade hier am passendsten zur Aufstellung gelangen konnten. Fahnen früherer Jahrhunderte und zahlreiche Todtenschilde Nürnberger und anderer Geschlechter füllen in der Höhe den weihevollen Raum, der durch Kaulbach's Kolossalgemälde „Kaiser Otto's III. Besuch in der Gruft Karl's des Großen in Aachen" noch einen weiteren Anziehungspunkt enthält. — In der nördlich anstoßenden Kapelle haben die größeren Skulpturwerke der städtischen Sammlungen ihren Platz, eine kleine, aber auserlesene Zusammenstellung — wir brauchen nur die Nürnberger Madonna, den Apollo aus der Vischer'schen Werkstatt, den Rahmen des Altars aus dem Landauerkloster nach einer Zeichnung Albrecht Dürers und den Rosenkranz von Veit Stoß zu nennen. In der nördlichen Kapelle befinden sich kirchliche Einrichtungsgegenstände, vor Allem eine Reihe von kleineren und größeren Altären. — Von besonderer Reichhaltigkeit ist die Sammlung häuslicher Geräthe, die allein zwölf Säle und Zimmer für sich in Anspruch nimmt. Während das frühere Mittelalter, wegen der außerordentlichen Seltenheit solcher Stücke, nur schwach vertreten ist, besitzt das Museum vom 15.—17. Jahrhundert eine überaus schätzbare Anzahl von Zimmer- und Hauseinrichtungen und Einrichtungsgegenständen. Das 15. Jahrhundert ist durch stilvolle Möbel, prächtige Schränke und Truhen vertreten, vom 16. Jahrhundert findet sich der Hausrath bis zum kleinsten Geräthe und Luxusgegenstand. Besondere Aufmerksamkeit wurde der Darstellung ganzer Zimmer mit ihrer so anheimelnden Vertäfelung gewidmet, aus Tirol, der Schweiz, dem Niederrhein finden wir solche Täfelungen. Auch die Küche mit ihrer fast überreichen Ausstattung, ein nie versagender Anziehungspunkt für das zarte Geschlecht, sei nicht vergessen. — Der schon genannte Augustinerbau enthält im Erd- und ersten Geschoß die Waffensammlung, einen Glanzpunkt des Museums, zumal nach Erwerbung der berühmten Sulkowski'schen Sammlung. Im Erdgeschoß befinden sich die älteren Waffen bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts. Besonders reich ist die Sammlung an frühen Helmen, schönen Ganzrüstungen des späten 15., des frühen 16. Jahrhunderts und vor Allem an einer vorzüglichen Reihe von Stechzeugen (Turnierrüstungen) mit all ihrem Zubehör. Auch die frühesten Feuerwaffen sind hier vertreten, wie diese überhaupt in einer ziemlich lückenlosen Reihe bis zur Gegenwart führen. Das erste Stockwerk enthält die späteren Waffen bis zur militärischen Ausrüstung der Neuzeit. Neben prächtig geätzten Halbharnischen fallen die mächtigen Bidenhänder und manche schöne Stangenwaffe hier in die Augen. Die artilleristische Sammlung ist im Erdgeschoß der Bibliothek untergebracht und enthält neben älteren, theilweise sehr seltenen Stücken auch eine Anzahl Beutestücke aus dem glorreichen Kriege von 1870 bis 1871. Auch eine Modellsammlung für Geschütz- und Trainwesen von großer historischer Bedeutung nennt das germanische Museum sein eigen. — Im zweiten Stockwerk ist die Kostümsammlung, die neben Kostümlichem im engeren Sinne auch den Schmuck und verwandte Gegenstände enthält. Noch ist der der Aufstellung zu Grunde liegende Gedanke, in einer fortlaufenden Reihe die deutsche Tracht vom frühen Mittelalter bis zu unserem Jahrhundert zur Darstellung zu bringen, lange nicht erreicht, aber ein vielversprechender Anfang zu einer solchen einzigartigen Sammlung ist gemacht. Als werthvolle Ergänzung hierzu darf die an die Gemäldegalerie sich anschließende Galerie von Kostümbildern gelten, die insbesondere für das 16.—18. Jahrhundert eine Reihe trefflicher Proben enthält. — Die Gemäldegalerie zerfällt in zwei Abtheilungen, eine, welche die künstlerisch und kunsthistorisch bedeutsamen Werke mit 436 Nummern enthält, und außerdem über 350 Nummern Miniatur- und dergleichen Malereien, welche mehr culturhistorisches Interesse bieten und an geeigneten Stellen als Ergänzung und Illustration der übrigen Abtheilungen über das ganze Museum vertheilt sind. Bedeutenden Zuwachs erhielt die seinerzeit bescheidene Gemäldesammlung des Museums durch Herübernahme der in der königl. bayer. Filialgemäldegalerie in der Moritzkapelle und den städtischen Sammlungen enthaltenen Werke. Besonders gut sind naturgemäß die altdeutschen Schulen, und hier wieder am besten die Nürnberger vertreten, aber auch eine Anzahl recht tüchtiger holländischer Bilder, darunter zwei Rembrandt, befinden sich im Besitz des Museums. In einem der Säle der Galerie ist ein Theil, allerdings der schönste und kostbarste, der Medaillensammlung vor Augen geführt, in einem anderen begegnen wir kunstvollen Drechslerarbeiten, wie sie im 17. Jahrhundert beliebt waren, und manchem sonstigen hochbedeutsamen Werke der Kleinkunst. — Des Weiteren ist im oberen Geschoß die Sammlung der wissenschaftlichen Instrumente, bei welchen die herrlichen astronomischen Instrumente des 16. und 17. Jahrhunderts in wissenschaftlicher und kunstgewerblicher Richtung gleiche Bewunderung verdienen. Manch interessantes Bild

entrollt sich auch in der Modellsammlung vor unseren Augen und das alterthümliche Zimmerchen mit den mancherlei Geräthen und Wahrzeichen der nun dahingegangenen Zünfte erweckt die Erinnerung an die Blüthezeit deutschen Handwerksfleißes. — Außer den schon erwähnten Räumen, wo eine Anzahl von Erzeugnissen der graphischen Künste aufgelegt ist, enthält eine Halle die reichhaltige Sammlung von Musikinstrumenten älterer Zeiten, ferner wird in einer Reihe von Rahmen die Geschichte und der Entwickelungsgang der Textilkünste vor Augen geführt, während aus Rücksicht auf die Erhaltung die eigentliche Sammlung in Schränken aufbewahrt ist, und ebenso ist ein Saal den Bucheinbänden gewidmet. — Neben den vorgenannten Abtheilungen haben noch zwei mehr selbständige Sammlungen im Obergeschoß Platz gefunden, das deutsche Handelsmuseum, eine Stiftung der deutschen Handelskammern, worin auf den Handel und Verkehr bezügliche Denkmäler, insbesondere Modelle von Schiffen und Fuhrwerken, dann aber auch Maaß und Gewicht und allerlei auf den Handel und Wandel bezügliche handschriftliche und gedruckte Documente dem Beschauer vorgeführt werden.

Eines der anziehendsten Bilder aber bietet das Pharmaceutische Centralmuseum, das neben mancherlei Einzelgegenständen — die äußerst zahlreiche, zum Theil höchst seltene und werthvolle hierher gehörige Literatur bewahrt die Bibliothek — malerisch und doch getreu das Bild einer alten Apotheke bis auf die geringste Kleinigkeit und ein altes pharmaceutisch-chemisches Laboratorium darbietet, das mit seinen seltsam geformten Apparaten und Gefäßen den modernen Beschauer gar seltsam anmuthet.

Ist aber das Auge müde von der Menge des Geschauten, so lohnt es sich gar wohl hinauszutreten in den Kreuzganggarten und in dessen schattigen Gängen dem Geiste einige Erholung zu gönnen, oder dem im Garten hinter dem Refectorium ein still beschaulich Dasein fristenden Meister Petz, der nun schon über zwanzig Jahre hier weilt, einen Besuch abzustatten. Wenn wir nun Abschied nehmen von den anziehenden Räumen, möchten wir allen Besuchern, und welcher gebildete Deutsche betritt nicht einmal diese Hallen, ein Mahnwort mit auf den Weg geben. Mögen sie froh genießend des Geschaffenen, eingedenk der Leistungen, die das Zusammenwirken so vieler Deutscher zu Stande brachte, daran gedenken, daß noch lange nicht Alles der Vollendung zugeführt ist, was wohlerwogen seit Jahren geplant ist, mögen sie, Hoch oder Gering, Arm oder Reich, ihr Scherflein beitragen als Mitstifter des deutschen Nationalinstituts, des germanischen Museums zu Nürnberg. H. St.

Bücherbesprechungen.

— Distel, Theodor, Die erste Verdeutschung des zwölften Lukianischen Todtengesprächs — nach einer urtextlichen Handschrift — von Johann Reuchlin (1495). Sonderabdruck aus der Zeitschrift für vergl. Litteraturgeschichte. Neue Folge VIII (1895). Weimar 1895. Verlag von Emil Felber (10 S.). — Den letztverflossenen 21. Juli hat sich ein Zeitraum von 400 Jahren erfüllt, seit Kaiser Maximilian I. auf dem Wormser Reichstage den Grafen Eberhard im Barte zum Herzog erhob und Württemberg zum untheilbaren Reichsherzogthume machte. Diesem Jubiläum zu Ehren veröffentlicht jetzt Archivrath Distel in Dresden eine vor Jahren von ihm aufgefundene, bisher ungedruckte Arbeit Reuchlin's, eine deutsche Uebersetzung des 12. Lukianischen Todtengesprächs, die der große Tübinger Humanist seinem eben zum Reichsherzoge erhobenen Gönner und Freunde gewidmet hat. Das ebenfalls deutsch abgesaßte Ueberreichungsschreiben ist datirt vom 1. Aug. (Petri Kettenfeier) 1495. Die Arbeit ist nicht unmittelbar aus der Reuchlin'schen Handschrift herausgegeben worden, nach der bis jetzt vergeblich geforscht worden ist, sondern aus einer Abschrift derselben, die nach Distel's eingehenden Forschungen Herzog Albrecht von Sachsen, der Stammvater des sächsischen Königshauses, für seinen Sohn Georg hat anfertigen lassen. Die kleine Gelegenheitsschrift wird in weiteren Kreisen der altclassischen Philologen, bezw. Germanisten willkommen geheißen werden. Die Conjecturen des Hrn. Herausgebers dürften sich als stichhaltig erweisen und die beigegebenen Anmerkungen, wenngleich nicht überall einwandfrei, das Verständniß des Textes sichern. Was diesen selbst anlangt, so ist freilich das breitspurige und ungelenke „Svebisch Teutsch" Reuchlin's nicht recht geeignet, für das elegante Griechisch des geistreichen und witzigen Samosatensers Vollersatz zu bieten. Dazu kommen einige seltsame Irrthümer Reuchlin's, z. B. „im großen Streit zu Tegranico" statt „am Granikus" (ἐπί τε Γρανικῷ) u. s. w. Der geschätzte Herr Herausgeber hat, wie er uns versichert, sich mehrere Jahre lang mit dem Gegenstande beschäftigt. Ohne damit das Verdienstliche der Publication herabsetzen zu wollen, müssen wir es doch aussprechen, daß dieses in die Länge gezogene Studium zu einer Ueberschätzung des Gegenstandes geführt hat, die thatsächlich den ganzen Aufsatz beherrscht und am Schlusse einen prägnanten Ausdruck findet in den Worten: „Mit dem Reuchlintext glaube ich ein neues, nicht zu unterschätzendes Lehrmittel für den griechischen und deutschen Unterricht dargebracht zu haben." Nach dieser Richtung ist eine Täuschung unausbleiblich.

Prof. Dr. Kellner, Zwickau.

— „Ehret die Frauen!" Von Frank Thomas, Pastor in Genf. Aus dem Französischen (le respect de la femme) übersetzt von E. W. In Verlag von J.-H. Jeheber in Genf, in Commission bei H. G. Wallmann in Leipzig. Preis 30 ₰. — Ernst mahnende Worte an die Männer, in der Frau den gottgesandten Schutzengel ihres Lebens zu achten und allezeit des hohen Berufes eingedenk zu bleiben, der dem Weibe in dem Culturleben zukommt, sind gewiß sehr am Platze heute, wo es viele Schriftsteller und zwar gerade die, welche voran zu stehen meinen in der Erkenntniß dessen, was die Gegenwart von der Literatur erwartet und verlangt, darauf abgesehen zu haben scheinen, nur den gemeinen thierischen Instincten der Menschennatur zu schmeicheln. Nicht minder eindringlich warnt aber der Verfasser auch die Frauen, nicht zum Dämon des Mannes zu werden, und, anstatt ihn himmelwärts zu ziehen, ihn und sich mit in den Abgrund der Hölle zu stürzen. Das Heftchen ist für die Massenverbreitung in den Kreisen, die in den Kampf gegen die Unsittlichkeit eingetreten sind, bestimmt und geeignet. Möge sich auch an ihm das Sprichwort bewähren: Ein gut Wort findet eine gute Statt. R. B.

— Durch alle Lande. Illustrirte Romanbibliothek. I. Jahrgang. 1895/96. Erster Band. Vaterehre. Roman von Vittorio Bersezio. Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen von Johannes Scherpe. Chemnitz, B. Richter's Verlag. Preis gebunden 2 ℳ. — Durch den billigen Preis und den geschmackvollen Leinenband empfiehlt sich das neue Unternehmen, das es namentlich auf werthvolle Werke der ausländischen Literatur abgesehen zu haben scheint, dem Auge des Bücherfreundes. Auch mit dem Inhalte des ersten Bandes hat die Verlagshandlung keinen üblen Griff gethan. Es ist ein ernsthaftes Thema, das Bersezio behandelt, und er versteht den Leser für das tragische Geschick des Helden einzunehmen. Kaum hätte es der krassen Ausmalung der entsetzlichen Wahnsinnsanfälle bedurft, von denen das durch seine verblendete Eitelkeit zur Diebin gewordene Weib heimgesucht wird, uns die erschütternde Wahrheit der furchtbaren Lehre einzuprägen: „Alle Schuld rächt sich auf Erden." Das zerstörte Leben des Gatten, der großmüthig die Strafe für die Verirrung seines Weibes auf sich nimmt, die unheilvoll dräuenden Schatten, die auf den Lebensweg des edlen Sohnes fallen, hätten vollauf dafür hingereicht. Leider ist das Deutsch des Uebersetzers weit entfernt davon, für mustergiltig gelten zu dürfen. Verwechselungen zwischen lernen und lehren, übersührt und übergeführt, das und daß, falsche Formen wie verhießen statt verheißen, frägst, frug, undeutsche Zeitwortverbindungen, wie: Wer hat so etwas sagen gekonnt, er hatte leben gewollt, es verlangte ihm danach, verunglückte Satzgefüge, falsch fortgesetzte Relativsätze, peinliche Druckfehler (?) wie sympatisch, tumultarisch u. dgl. m. machen die Lectüre des Buches für ein empfindliches Sprachgefühl beinahe qualvoll. Auch die Bilder sind unsres Erachtens wenig geeignet, die Wirkung der ohnedies spannenden Erzählung zu vertiefen. Wenn die anderen Uebersetzer, die an dem Unternehmen mitarbeiten wollen, kein besseres Deutsch schreiben, so möchten wir dem Verleger den Rath geben, wenigstens einen sprachlich durchgebildeten Corrector anzustellen, der die Manuscripte vor dem Druck einer gewissenhaften Durchsicht unterzieht. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 104. Sonnabend, den 31. August. 1895.

Das neue Straßburg.

(Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Am 28. September 1870 war die weiße Flagge auf dem altehrwürdigen Straßburger Münster erschienen und ein Freudenschrei ging durch ganz Deutschland. Allgemein galt es schon jetzt für selbstverständlich, daß die uralte deutsche Reichsstadt, die jetzt leider Gottes mit Waffengewalt hatte zurückgewonnen werden müssen, fortan wieder deutsch bleiben werde, und lebhaft beschäftigte man sich in weiten Kreisen alsbald mit der Frage, durch welche Maßregeln Straßburg nach seiner 200jährigen Entfremdung auch innerlich an die alte Heimath wieder angeschlossen werden könne. In echt deutschem Idealismus ward von Einigen (so im „Ausland") der Vorschlag gemacht, man möge vor Allem den zweiten Münsterthurm nach den alten Plänen Erwin's ausbauen, dann würden die Straßburger die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen und sich beugen vor der Majestät des deutschen Volksgeistes. Von anderer Seite aber ward mit gesunder Nüchternheit darauf hingewiesen, daß man den Straßburgern ganz andere Schmerzen stillen könne. So wurde namentlich von „einem nicht etwa vorübergehend in Straßburg weilenden Deutschen, sondern einem mit Land und Leuten seiner Heimath genau vertrauten Elsässer", der in der „Allgemeinen Zeitung" (Nr. 305 vom 1. Nov. 1870) die Stimmung der Straßburger vier Wochen nach der Capitulation schilderte, die Frage nach den Mitteln aufgeworfen, durch welche am Besten der während der Belagerung zu einer gewaltigen Antipathie gegen Deutschland gesteigerten Angewöhnung der Straßburger an Frankreich entgegengewirkt würde. „Ein Mittel giebt es, fast alle Straßburger zufrieden zu stellen, aber nicht wie ein Correspondent des »Auslandes« schmeichelhaft genug für uns Straßburger meint, der Ausbau des zweiten Münsterthurmes, sondern die Möglichkeit, die der Stadt gegeben würde, sich bis an den Rhein, ja bis über den Rhein hinüber zu erstrecken; war doch von jeher die Einkerkerung Straßburgs in die engen Festungsmauern uns Allen ein Dorn im Auge; eine Erweiterung der Stadt, verbunden mit einem klugen Herbeiziehen deutscher Colonisten, würde auch dem Eigensinnigsten den Mund stopfen." Und zwei Tage später ward an derselben Stelle der gleiche Gedanke in einer Straßburger Correspondenz weiter ausgeführt: „Vielleicht ließe sich Straßburg als Festung auch durch weit nach außen gelegte Forts behaupten wie Köln und Mainz, vielleicht erschiene ein größeres verschanztes Lager an einem Haupteingang des Wasgau-Waldes ebenso vortheilhaft, gewiß aber könnte die enge Umgürtung der Stadt wegfallen, Straßburg Licht, Luft und Freiheit erhalten, die herrliche Lage der Stadt an der großen Weltstraße von Wien nach Paris ausgenutzt und die unerschöpfliche Fruchtfülle des Elsaß besser verwerthet werden." War so der Gedanke einer räumlichen Erweiterung des Stadtgebietes schon unmittelbar nach dem Abschluß der Belagerung aufgetaucht, so mußte sich diese Idee naturgemäß weiter vertiefen, als Straßburgs Zugehörigkeit zum Deutschen Reiche endgiltig geworden war, und sich nunmehr im Laufe weniger Jahre mit der politischen Umgestaltung gleichzeitig eine Umwälzung aller Verhältnisse vollzog, wie sie nur selten in die Entwickelung eines städtischen Gemeinwesens eingegriffen hat. Bis zu der großen Katastrophe von 1870 war Straßburg die Hauptstadt eines französischen Departements gewesen, eine Festung zweiten Ranges; und wenn es durch Eisenbahnen und treffliche Wasserwege mit dem Westen und Süden Frankreichs verbunden war, so war es doch von der östlichen Hälfte des oberen Rheinthales, in welchem es nach seiner ganzen Lage einen Centralpunkt des Verkehrs zu bilden bestimmt ist, durch die politische Grenze abgeschnitten. Und nun auf einmal diese gewaltige Veränderung! Aus der bescheidenen Departementsstadt wurde die Hauptstadt eines hoch cultivirten Landes von der Größe Badens, das, wenn nicht rechtlich, so doch thatsächlich den übrigen deutschen Bundesstaaten gleichartig an die Seite tritt. Daß die Festung zu einem Waffenplatze ersten Ranges ausgebildet werden müsse, war bei der strategischen Wichtigkeit des Punktes selbstverständlich. In kaufmännischer und geschäftlicher Hinsicht war die Stadt ihrem natürlichen Wirthschaftsgebiete wieder zurückgegeben. Daß endlich das Deutsche Reich sofort beschloß, der berühmten alten Straßburger Universität eine würdige Nachfolgerin erstehen zu lassen und damit am Oberrhein einen neuen Mittelpunkt geistigen Lebens zu schaffen, mußte auf den ganzen Charakter der Stadt den allergrößten Einfluß ausüben. Die unmittelbare Folge all dieser Umwälzungen war, daß zahlreiche Behörden, Verwaltungen und Anstalten ihren Sitz in Straßburg erhielten; neue geschäftliche Unternehmungen wurden begründet und der Zuzug aus Alt-Deutschland überwog sehr bald die allerdings nicht unerhebliche Auswanderung französischer und auch elsässischer Familien und bedingte damit eine sehr starke Zunahme der Bevölkerung. Damit steigerte sich entsprechend das Baubedürfniß, das auch ohne dies Ereigniß schon vorhanden war: war doch in vollen drei Jahrhunderten, von 1580 bis 1870, der bebaute Raum und die Zahl der Häuser fast unverändert geblieben, während im gleichen Zeitraum die Bevölkerung von etwa 25000 auf 84000 gestiegen war. — Die eigentlichen Verhandlungen über eine derartige Erweiterung des Stadtgebietes begannen bereits Ende Mai 1871, als Graf Moltke nach Straßburg kam, um die Frage der Umgestaltung der Festung zu studiren. In der Unterredung, die Moltke damals mit dem Vorsitzenden der Municipalcommission hatte (die Thätigkeit des Gemeinderaths hatte wegen seines politischen Verhaltens außer Kraft gesetzt werden müssen), wurde von dem Vertreter der Stadt auf das Project zurückgegriffen, das schon in den 40er Jahren von dem damaligen Maire Schützenberger eifrig verfolgt, dessen Durchführung aber namentlich durch die Revolution von 1848 verhindert worden war: Erweiterung der Stadt, nicht nach dem Rhein zu, sondern nach Norden, so zwar, daß die beiden großen Parkanlagen, der Contades und die Orangerie, in die neue Stadt einbezogen würden. Im Februar 1872 wurde dem Gemeinderath officiell mitgetheilt, daß die Festung Straßburg mit einem Gürtel von Forts umgeben werden solle und daß die Reichsregierung sich mit dem angeregten Erweiterungsplan beschäftige. Im Mai 1874 richteten 83 angesehene Straßburger Bürger, denen die Verhandlungen zu langsam gingen, eine Eingabe um Beschleunigung derselben an den Reichskanzler Fürsten Bismarck. Am 2. December 1875 erfolgte dann der Abschluß dieser Verhandlungen durch den Vertrag zwischen dem Reich und der Stadt Straßburg. Daß diese Verhandlungen sich ziemlich lange hinzogen, hat seinen guten Grund. Die militärischen Interessen des Deutschen Reiches und die Sonderinteressen der Stadt Straßburg deckten sich bezüglich der Stadterweiterung nicht. Vom militärischen Standpunkte aus war eine Erweiterung überhaupt nicht nöthig, und insofern nicht einmal wünschenswerth, als die Verlängerung der Umwallungslinie eine Erschwerung der Vertheidigung bedeutete. Aus diesem Grunde war auch durch das Gesetz vom 8. Mai 1872 nur ein Betrag von 3 Millionen Mark für die Erweiterung Straßburgs bewilligt worden, während bei der Erweiterung, wie sie vom Standpunkte der speciellen Interessen der Stadt verlangt wurde, für die dann nöthigen Festungsbauten eine Summe von 20 Millionen Mark erforderlich war. Es wurde daher von der deutschen Reichsregierung verlangt, daß die Differenz von 17 Millionen Mark von der Stadt Straßburg getragen werden müßte, wofür aber das bei

der Erweiterung frei werdende militärische Terrain in das Eigenthum der Stadt übergehen würde. Gegen Uebernahme einer derartigen finanziellen Verpflichtung erhob sich in der Bevölkerung der Stadt eine lebhafte Opposition, bei der Mangel an genügend weitem Blick und politische Motive zusammenwirkten. Heute können wir uns freuen, daß trotz dieser Opposition das große Unternehmen glücklich durchgeführt wurde. Wie schon erwähnt, kam es schließlich zu dem Vertrag vom 2. December 1875, dessen wesentliche Bestimmungen waren: Das Reich überläßt der Stadt Straßburg zu Eigenthum die Grundstücke, welche durch die Erweiterung der Umwallung entbehrlich werden, für den Kaufpreis von 17 Millionen Mark; das Reich behält sich die Auswahl eines Bauterrains für die Universität bis zur Größe von 15 Hektaren gegen den im Vertrag angenommenen Einheitspreis vor; die Zahlung des Kaufpreises erfolgt vom 1. Januar 1879 ab in Theilzahlungen bis 1893 (diese Tilgungsfrist wurde später bis 1903 verlängert). Mit diesem Vertrage stieg das von den Festungswerken umschlossene Stadtgebiet von 232 auf 618 Hektar, so daß also nicht weniger als 386 Hektar neues Bauterrain damit gewonnen war, wovon allerdings 114 Hektar für neue Straßen und Plätze bestimmt wurden. Die neue Umwallung wurde in der Hauptsache bis 1879 vollendet; für einzelne Theile des Erweiterungsgebietes hatte sich aber schon vorher die Militärverwaltung mit der Aufführung von dringend nothwendigen Bauten einverstanden erklärt. — Damit war die erste und wichtigste Bedingung für eine durchgreifende bauliche Umgestaltung der Stadt erfüllt und es ist dann auf dieser Grundlage in der That eine Bauthätigkeit entfaltet worden, die trotz Allem, was man in einzelnen Punkten daran auch auszusetzen findet, im Ganzen zweifellos der höchsten Anerkennung würdig ist. Die erste Bauaufgabe, die nach der deutschen Besitzergreifung zu lösen war, war allerdings trauriger Natur: galt es doch ganze Straßenzüge, die in Trümmern lagen, und eine stattliche Reihe hervorragender öffentlicher Gebäude, die während der Belagerung ein Raub der Flammen geworden waren, wieder neu zu errichten. Das Deutsche Reich hatte an Entschädigungen nicht weniger als 36 Millionen Mark an private Hausbesitzer und fast 4 Millionen Mark an die Stadt gegeben; diese Entschädigung war so reich bemessen, daß die Privatgebäude durchwegs stattlicher wieder aufgebaut wurden, als sie zuvor gewesen, und daß dabei den hygienischen Anforderungen wesentlich mehr Rücksicht zugewandt werden konnte, als vordem geschehen war. Die Wiederherstellung der im Innern der Stadt zerstörten öffentlichen Gebäude zog sich mehrere Jahre hin; sie fand ihren Abschluß im Jahre 1877 mit der Restaurirung der ehemaligen Präfectur, des heutigen Statthalterpalastes. — Daneben begann frühzeitig schon eine bedeutende, auf Herstellung von Neubauten gerichtete Thätigkeit, die allerdings erst mit dem Jahre 1880, als die neue Festungsumwallung vollendet und damit das Stadterweiterungsgebiet frei geworden war, sich in ihrem vollen Umfange entfalten konnte. In den 70er Jahren beschränkte sich die Errichtung von Neubauten in der Hauptsache auf einige Universitätsgebäude, die wegen des dringenden Bedürfnisses der neuen Hochschule nach genügenden Räumlichkeiten noch vor Vollendung des Festungswalles, zum Theil allerdings (wie die medicinischen Anstalten) auch innerhalb der Altstadt aufgeführt wurden. Ehrenvoll für die Stadt Straßburg ist die Thatsache, daß unter diesen ersten Neubauten der 70er Jahre besonders eine neue Volksschule hervorzuheben ist. Die Umgestaltung der alten und die Schaffung von neuen Schulräumen hat ja im Allgemeinen zu den wichtigsten Aufgaben der Stadt gehört, da naturgemäß mit Einführung des allgemeinen Schulzwanges die Zahl der schulbesuchenden Kinder sich ungemein vermehrte (von Ende der 60er Jahre bis 1889 von rund 4500 auf 15000); erfreulicher Weise hat sich die Stadt namentlich auch in dieser Beziehung den neuen Aufgaben vollauf gewachsen gezeigt.

Welchen Umfang diese Bauthätigkeit mit dem genannten Jahre 1880 angenommen hat, läßt sich am besten wohl durch die ziffermäßige Mittheilung andeuten, daß von da ab bis zum Sommer 1894 nicht weniger als 76 öffentliche, meist monumental gehaltene Gebäude und 570 Privatgebäude errichtet worden sind. Charakteristisch ist, daß bei dieser ganzen Frage der Straßburger Neubauten mit in allererster Linie die Befriedigung von Bedürfnissen stand, die mit der gewaltigen Steigerung des gesammten Verkehres zusammenhingen. Schon in französischer Zeit hatte sich der alte Bahnhof trotz günstiger Lage als unzulänglich erwiesen, es war ein schmales, sackähnliches Gebäude, in das 5 Linien wie in einen Trichter mündeten. Schon 1872 hatte die deutsche Eisenbahnverwaltung mit Rücksicht auf die commerziellen Interessen der Stadt das Project eines neuen Bahnhofes ausgearbeitet und sobald die Stadterweiterung genügend vorgeschritten war, wurde dieser alte Gedanke verwirklicht: an Stelle der alten Kopfstation, die noch dazu vom Rangir- und Güterbahnhof räumlich weit getrennt gewesen war, wurde jetzt ein die sämmtlichen Theile vereinigender neuer Centralbahnhof erbaut, in welchem die Bahn fortan die Stadt in tangenten Linien berührte; der neue großartige Bahnhof, dessen elektrische Beleuchtung damals die erste große Anlage dieser Art von ganz Deutschland war, konnte im Sommer 1883 in Betrieb genommen werden; seine Baukosten hatten sich auf etwa 14 Millionen Mark belaufen. — In ebenso energischer Weise ist man an die Befriedigung der Bedürfnisse der neuen Straßburger Universität gegangen. Mitten in einem zukunftsreichen Viertel der Neustadt hat man das allgemeine Collegiengebäude angelegt, dasselbe ist mit einer Anlage naturwissenschaftlicher Institute um einen mächtigen, mit Gartenanlagen versehenen inneren Hof zu einer stattlichen Gruppe vereinigt, die durch geschickte Straßenführung gegen den Lärm des Geschäftsverkehrs ziemlich geschützt ist. Leider hat sich die zweite Gruppe der Universitätsbauten, die der medicinischen Institute, aus verschiedenen Gründen räumlich nicht mit diesen Gebäuden vereinigen lassen. Für sie ist vielmehr in der Altstadt, unmittelbar bei dem alten Bürgerspitale, aus welchem sie das Material für klinische und anatomische Zwecke zu beziehen haben, durch theilweise Hinausschiebung des Festungswalles Platz geschaffen worden. Die gesammten Universitätsbauten haben bis jetzt etwas über 14 Millionen Kosten verursacht; einige noch ausstehende bauliche Unternehmungen werden noch weitere 1½ Millionen erfordern.

Diesen Eisenbahn- und Universitätsbauten sind die übrigen öffentlichen Bauten, reichsländische, städtische und solche von Corporationen, anfangs etwas zaghaft, bald aber in schnellerem Tempo gefolgt. Das Jahr 1885 brachte das Bezirkspräsidium und das israelitische Krankenhaus, der Erweiterungsbau des Stadttheaters folgte 1888, die Vollendung des Kaiserpalastes 1889, die Ober-Realschule 1890, ein katholisches Pfarrhaus, die Kreisdirection und der neue Schlacht- und Viehhof 1891, das Landesausschußgebäude 1892, die Zolldirection, eine besonders reich ausgestattete Volksschule (auf der Stelle des alten Drachenschlosses, das als Absteigequartier der Kaiser im Mittelalter eine historische Bedeutung hatte) und die Kunsthandwerkerschule 1893, die Jung Sct. Peterskirche und die neue Universitäts- und Landesbibliothek im vorigen Jahre; eine evangelische Garnisonkirche, das Bezirksarchiv, das Gebäude der Landesversicherungsanstalt, das Amt- und Landgerichtsgebäude, ein evangelisches und ein katholisches Vereinshaus, beide in sehr großen Verhältnissen gehalten, sind augenblicklich im Baue begriffen, zu einem umfassenden Ministerialgebäude, für eine katholische Garnisonkirche und eine neue Synagoge werden zur Zeit die Pläne ausgearbeitet. Dazu kommen dann die zahlreichen und großartigen Militärbauten: eine ganze Reihe von Casernen wurden umgebaut oder neu errichtet, außerdem wurde ein Garnisonsverwaltungsgebäude, eine Militärwaschanstalt, das Fortificationsgebäude, das riesige Proviantamt erbaut, das Gebäude des Officierscasinos mit einem stattlichen Anbau versehen. Bei einem sehr großen Theile dieser zu öffentlichen Zwecken dienenden Gebäude ist auf eine würdige monumentale Ausstattung Werth gelegt worden. Was für geschäftliche Umsätze diese öffentliche Bauthätigkeit allein schon mit sich gebracht hat, mag durch einige wenige Zahlenangaben beleuchtet werden. Die Militärbauten allein mit Ausschluß der großen fortificatorischen Anlagen werden auf mehr als 10 Millionen geschätzt. Für die städtischen Bauten (einschließlich zahlreicher Unternehmungen zur Förderung des Verkehrs oder hygienischer Interessen) sind 18 Millionen ausgegeben worden, darunter über 2 Millionen allein für Schulbauten; die drei prächtigen Gebäude am Kaiserplatze (Kaiserpalast, Landesausschuß und Bibliothek) haben zusammen 5½ Millionen gekostet, für zwei Kirchenbauten hat man zusammen fast 2 Millionen aufgewendet, Kreisdirection, Zolldirection und Lehrerseminar haben zusammen 1 Million erfordert. Für das Amts- und Landgerichtsgebäude, für das die Erdarbeiten eben im Gange sind, ist 1 Million bewilligt, für das Bezirksarchiv sind 263000 ℳ, für das evangelische Vereinshaus 180000, für das katholische 460000 ℳ in Aussicht genommen. Die zu gesellschaftlichen Zwecken errichteten Gebäude des Civilcasinos und der Loge kosten 200000 ℳ. Dann wären verschiedene großartige Bauten von Bank- und Versicherungsgesellschaften zu erwähnen, vor Allem das

Gebäude der Germania, ein Prachtbau, welcher der ganzen Neustadt zu besonderer Zierde gereicht, die Neubauten der Boden- und Communal-Creditbank und der Versicherungsgesellschaft Rhein und Mosel, mitten in der Altstadt gelegen, endlich die zahlreichen Bauten von Hotels und Restaurationen oder sonstigen Geschäftshäusern, darunter das neue Terminushotel beim Bahnhof.

Erfreulicherweise stellen sich dieser gewaltigen öffentlichen Bauthätigkeit auch jene Unternehmungen würdig zur Seite, die im Interesse der Verkehrssteigerung, zur Förderung und Besserung der hygienischen Verhältnisse zu dienen haben. Seit 1820 schon hatte man sich in französischer Zeit mit Plänen für Herstellung einer Wasserleitung getragen, die deutsche Verwaltung aber hat dieses für die Stadt so überaus wichtige Unternehmen bereits 1874 in Angriff genommen und in wenig Jahren glücklich durchgeführt. Ein im großartigsten Maßstabe gehaltener neuer Schlacht- und Viehhof ist von 1886 bis 1891 ausgeführt worden. Der alte Bahnhof und die ehemalige große Metzig wurden zu Markthallen umgebaut, um die Straßburg von manch anderer Großstadt beneidet werden könnte. Die Pferde- und Dampfstraßenbahn wurde 1878 eingerichtet. Das Dohlennetz hat man bedeutend erweitert und verbessert, mehrere Wasserläufe mitten in der Stadt eingewölbt. Indirect mit der inneren Stadt stehen weiterhin zwei wichtige Canalunternehmungen in Verbindung. Die canalisirte Ill, die mitten durch die Stadt fließt, hatte früher den Schifffahrtsverkehr zwischen dem Rhein-Marne- und dem Rhein-Rhone-Canal zu vermitteln, was aber bei dem vielfach sehr hohen Wasserstand wegen der geringen Durchfahrtshöhe der vielen Brücken zahlreiche Störungen und eine Vertheuerung des Verkehrs mit sich brachte. All diese Mißstände zu beseitigen, wurde unter Zusammenwirken von Land und Stadt von 1880—82 um die Süd- und Ostseite Straßburgs ein Umleitungscanal geführt, der nunmehr die beiden großen Canäle mit Umgehung der inneren Stadt verbindet. Andererseits hat man in den Jahren 1886 bis 1891 bei Erstein, 21 Kilometer oberhalb Straßburg, die Ill mit dem Rhein durch einen Ableitungscanal verbunden, der das Hochwasser der Ill zum größten Theil nach dem Rheine abführt und dadurch, wie erst in den letzten Monaten wieder sich glänzend gezeigt hat, die Stadt Straßburg vor den früher üblichen starken Hochwassern mit Ueberfluthung der an den Wasserläufen liegenden Keller äußerst wirksam schützt. Endlich hat die Stadt in dem Streben nach commerziellem Aufschwunge die Entscheidung der technisch und auch sonst sehr schwierigen Frage, in welcher Weise, ob durch selbständigen Canal oder durch Verbesserung der Wasserstraßen des Rheins die dringend nothwendige Wasserverbindung Straßburgs mit den niederrheinischen Handelsplätzen hergestellt werden solle, nicht abgewartet, sondern energisch die Schaffung einer bedeutenden Hafenanlage an dem erwähnten Umleitungscanale durchgeführt.

Daß aber in diesem glänzenden Bilde nicht alle Schatten fehlen, wird wohl keinen unserer Leser Wunder nehmen. Vor Allem muß betont werden, daß eine den heutigen Anschauungen einigermaßen entsprechende Bauordnung erst im Jahre 1892 erschienen ist. Schon der sehr zweckmäßige Gedanke, dem Bürgermeister eine starke Handhabe zur Herbeiführung einer planmäßigen Bebauung zu geben, ließ sich nicht verwirklichen. Der betreffende Gesetzentwurf über Beschränkung der Baufreiheit in Straßburg kam aus den Verhandlungen des Landesausschusses im Mai 1879 in so abgeschwächter Form heraus, daß der eigentliche Zweck vollständig verfehlt war. Daß dann weiterhin bis zum obengenannten Jahre eine entsprechende Codification und Vervollständigung der zahlreichen, meist aus den 50er Jahren stammenden einzelnen baulichen Vorschriften zu einer energischen Bauordnung verzögert wurde, erklärt sich wohl daraus, daß die Stadt eine mächtige finanzielle Last übernommen und daher ein lebhaftes Interesse daran hatte, die Verkäuflichkeit der städtischen Bauplätze und die Baulust möglichst wenig durch lästige Beschränkungen zu beeinträchtigen. Da man sich in ästhetischer Beziehung in der Hauptsache mit der Forderung von Vorgärten an bestimmten Straßen begnügte, auf die Façadenbildung u. dergl. aber offenbar sehr wenig Gewicht legte, ist es leider dazu gekommen, daß in manchen Straßenzügen die einzelnen aneinanderstoßenden Häuser nach Höhenverhältnissen wie nach Durchbildnng der Façaden nicht zu einander passen, wodurch vielfach sehr unschöne Straßenbilder entstanden sind. Bedenklicher ist dann, daß ein gutes Theil der neuen Privathäuser bis weit in die 80er Jahre herein in hygienischer und wohl auch in feuerpolizeilicher Rücksicht Manches zu wünschen übrig ließen; namentlich ist vielfach eine übermäßige Bebauung der Grundfläche gestattet worden, die traurige Folgen gehabt hat. In diesem Zusammenhange muß auch festgestellt werden, daß trotz der enormen Steigerung der Bauthätigkeit die allgemeinen Wohnungsverhältnisse in Straßburg, namentlich soweit die unteren Bevölkerungsclassen in Betracht kommen, durchaus nicht eine Besserung aufweisen. Obgleich zahlreiche Familien der weniger wohlhabenden Kreise nach den Vororten gezogen sind und obgleich die Gesammtzahl der Wohnhäuser von 1871 bis 1889 von 3053 auf 3681, also um mehr als 20% gestiegen ist, ist doch gleichzeitig auch in der Zeit von 1866 bis 1885 die Zahl der auf eine bewohnte Wohnung treffenden Personen von 16,40 auf 17,75 gestiegen; in einem der vier Cantone der Stadt ist die gleiche Ziffer sogar von 24 auf 29 gewachsen. Es geht aus diesen Zahlen deutlich hervor, daß in der Hauptsache immer nur für die ohnehin schon besser wohnenden Classen gebaut worden ist, daß aber die Stadterweiterung bis in die neueste Zeit herein nur sehr wenig Bauten gebracht hat, in denen auch den minder Bemittelten gesunde und billige Wohnungen geboten würden, Wohnungen also, die den alten Stadttheilen zur Entlastung dienen könnten. Gerade letzteres aber wäre dringend nothwendig, in einzelnen Gegenden der Altstadt sind die Wohnungsverhältnisse auch heute noch geradezu trostlos. Es ist allerdings im Jahre 1881 auf Grund eines alten Gesetzes von 1850 eine Commission zur Untersuchung ungesunder Wohnungen eingesetzt worden, die auch in der ersten Hälfte der 80er Jahre eine erfolgreiche Thätigkeit entfaltet hat; leider ist aber seitdem von ihrer Wirksamkeit nichts mehr zu spüren gewesen. Schließlich kann aber trotz dieser immer noch ungünstigen Gestaltung der Wohnungsfrage doch die erfreuliche Thatsache verzeichnet werden, daß in den allgemeinen sanitären Verhältnissen eine allmälige Besserung nicht zu bestreiten ist; die hohe Sterblichkeitsziffer, durch die sich Straßburg vor 1870 ungünstig ausgezeichnet hat (circa 31 vom Tausend), ist von 30,64 im Jahre 1871 auf 26,45 im Jahre 1884/85 zurückgegangen. Leider liegt unseres Wissens immer noch keine Ausarbeitung der Volkszählung von 1890 vor, aus welcher man für dieses Jahr über diese wichtigen Fragen der Wohnungsdichtigkeit und Sterblichkeit näheren Aufschluß erlangen könnte.

Endlich interessirt uns noch die ästhetische Seite bei dieser ganzen Umgestaltung der ehemaligen „wunderschönen“ Stadt. Wie schon oben angedeutet, lassen die Straßenbilder, die bekanntlich bei unseren alten deutschen Städten eine so hervorragende und glückliche Rolle spielen, in der Straßburger Neustadt viel zu wünschen übrig. Immerhin aber ist es eine, auf Böswilligkeit oder Unverstand zurückzuführende Uebertreibung, wenn gelegentlich in ästhetischer Hinsicht über das heutige Straßburg schlechtweg verwerfende Urtheile laut werden. Von den vielen öffentlichen Neubauten sind die meisten im Ganzen und Großen sehr bedeutende Leistungen, so vor Allem das classisch vornehme Collegienhaus der Universität, der imposante Neubau der Bibliothek, das reich gegliederte Landesausschußgebäude, die Kreisdirection, die originelle Jung Sct. Peterskirche, deren Renaissance-Grundriß mit den, für die einzelnen Gebäudetheile gewählten Formen des mittelalterlichen Uebergangsstils sich zu einem Ganzen von eigenartigem Reiz vereint. Bei anderen öffentlichen Bauten leidet allerdings der künstlerische Gesammteindruck etwas unter Geschmacklosigkeiten und Uebertreibungen. Sehr viele Gegner, und zwar gerade in den Kreisen, die Interesse und Verständniß für ästhetische Fragen haben, besitzen die verschiedenen städtischen Bauten: die Kunstgewerbeschule wirkt unschön, bei der, wie schon erwähnt, überreich ausgestatteten „Drachenschule“ stehen Ausführung und Zweck in schreiendem Mißverhältniß, die neuesten Brücken sind unglücklich ausgefallen. Theilweise leiden die Gebäude auch unter den Ausmessungen der Plätze, an denen sie sich befinden, sei es, daß die letzteren, wie namentlich vor dem Universitätsgebäude, zu groß, oder aber, wie um die Jung Sct. Peterskirche herum, zu eng bemessen sind. Andererseits aber ist die Anlage von großen Plätzen um so erfreulicher, als die Straßen der Neustadt nur zum geringen Theile eine bedeutende Breite erhalten haben, während man bei vielen bis zu 14 m herabgegangen ist; allerdings ist dabei wieder zu berücksichtigen, daß durch den Flußlauf der Ill mit den Uferstraßen ein 50 bis 60 m breiter Luftweg durch die Stadt gebildet ist. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß die Kunstgärtnerei, die in Straßburg von Alters her eine gute Heimstätte besitzt, auf den Plätzen der Altstadt wie der Neustadt sich

in einer für den Gesammteindruck der Stadt sehr wohlthuenden glücklichen Weise bethätigt hat.

Weniger einfach ist das Urtheil über die Privatarchitektur zu fällen. Bis in die dreißiger Jahre herein war diese zweifellos sehr wenig hervorragend. Wir waren auf dem besten Wege, neben der malerischen Altstadt mit ausgesprochen deutschem Baucharakter den ebenso ausgesprochenen Typus einer langweiligen französischen Provinzialstadt zu erhalten, sowohl in der inneren Eintheilung der Wohnungsräume, wie namentlich in der äußeren Gestaltung der Häuser. Während in der Altstadt offenkundig für die ganze Bauweise die Gewinnung schöner Gesammtwirkungen maßgebend war, was namentlich in dem ungezwungenen freundlichen und heiteren Charakter der Staden (Uferstraßen) deutlich hervortritt, ist bei der Architektur der Neustadt zumeist nur das Einzelgebäude für sich allein behandelt worden. Und da begegnet man nun bei den Bauten der erwähnten früheren Bauperiode einem langweiligen Einerlei, einer rein handwerksmäßigen Anwendung immer derselben Motive, einem Ueberfluß an unkünstlerischem Zierrat statt origineller Gedanken. Ueberall wird man von den bekannten Motiven der französischen Renaissance mit ihren vergitterten Balconen und Fenstern verfolgt und mit ihren oft sinnlosen Arabesken, mit denen die Fensterverkleidungen überladen sind. Geradezu verblüffend ist nun aber der Umschwung, der seit einem Jahrzehnte in dieser Hinsicht eingetreten ist. Das langweilige französische System scheint endgiltig zu den Acten gelegt worden zu sein. Eine gewisse Mannigfaltigkeit der Stilformen ist erfreulicherweise an die Stelle des früheren Einerlei getreten, vielfach zeigt sich die stilistische Einwirkung der benachbarten Monumentalbauten in manch glücklichen Einzelmotiven der Decoration, ein größerer Sinn für einen gewissen Formenreichthum der Gebäude läßt sich nicht verkennen, kurz, es ist eine so tief gehende Veränderung zum Besseren eingetreten, daß die Neustadt gegenwärtig schon ziemlich reich an Privatbauten ist, an denen man auch bei hohen Ansprüchen seine Freude haben kann. Dazu kommt dann namentlich noch ein wichtiger Umstand: Bei der ganzen Bauthätigkeit, auch bei Privatgebäuden, die nach ihrer ganzen Durchführung unerquicklich wirken, finden wir überall echtes Material in reichem Maße verwerthet. Der herrliche Vogesensandstein, der vom prächtigsten Braunroth bis zum glänzenden Weiß alle möglichen Farbenabstufungen aufweist, beherrscht in Straßburg das Feld, da er auf den Wasserwegen leicht zu beschaffen ist; fast nirgends hat man daher zu Gypsverblendung und dergleichen Surrogaten seine Zuflucht genommen, die nach wenigen Jahren schon alle Spuren des Verfalls an sich tragen. Selbst bei einfachen Häusern, bei denen offenbar ein Architekt nicht beigezogen war, deren Ausführung vielmehr ganz und gar von einem einfachen Maurermeister besorgt worden ist, zeigt sich diese reichhaltige Verwendung von guten Werksteinen. Damit allein schon ist der gesammten Architektur ein gewisses vornehmes Gepräge verliehen und auch bei scharfer Verurtheilung vieler einzelner Erscheinungen ist man daher doch zu dem Gesammturtheil berechtigt und verpflichtet, daß das neue Straßburg heute schon im Ganzen einen interessanten und entschieden großstädtischen Eindruck macht.

Schon bei diesem flüchtigen Ueberblick über die Entwickelung Straßburgs in dem Vierteljahrhundert, seitdem es seiner alten Heimath zurückgewonnen ist, wird sich dem Leser der Eindruck aufgedrängt haben, daß diese Entwickelung an Thatkraft und Unternehmungslust großartige Leistungen aufzuweisen hat. Mag man über die Gesammentwickelung der reichsländischen Verhältnisse noch so verschiedener Meinung sein: daß mit der Umgestaltung Straßburgs unter der deutschen Herrschaft eine Aufgabe, wie sie größer und schwieriger wohl selten gestellt werden mag, mit erstaunlicher Thatkraft und im Allgemeinen mit außerordentlich großem Geschicke gelöst worden ist, darüber kann bei unbefangener Würdigung der gegebenen Thatsachen ein Zweifel nicht bestehen.

Theodor Bayer.

Bücherbesprechungen.

— **Französische Schulgrammatik nebst grammatischen Uebungen** für die Oberstufe höherer Lehranstalten. Auf Veranlassung der General-Inspection des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens bearbeitet von Dr. Rehrmann, Professor am königl. Cadetten-Corps. Berlin 1895. Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Königl. Hofbuchhandlung. — Das 351 Seiten großoctav umfassende Buch ist für die Oberclassen höherer Lehranstalten bestimmt. Die Vertheilung der Classenpensen ist vorgedruckt. Es wird vom Verbum ausgegangen und es werden nach der alten Methode vier Conjugationen angenommen. Auf die Formenlehre und Paradigmen folgen Regeln über den Gebrauch der Zeitformen. Daran schließt sich die Formenlehre der übrigen Wörterclassen, Hauptwort, Eigenschaftswort, Umstandswort, Zahlwort, Fürwort, Vorwort, Bindewort, Empfindungswort. Anhänge bilden Laute und Schriftzeichen, die Verslehre, Homonyma und Synonyma. Zum Schluß kommen die verschiedenen grammatischen Uebungsstücke. Der Verfasser sagt sehr richtig im Vorwort, daß eine systematische Durcharbeitung der Grammatik im neusprachlichen Unterricht nicht entbehrt werden kann. Gewiß darf der systematisch-grammatische Unterricht aus den Schulen nicht verbannt werden und keinesfalls darf er auf der obersten Lehrstufe fehlen. Eine Ueberſicht über die Gesammtheit des Baues der Sprache, die nur durch systematische Anordnung der Gesetze derselben möglich wird, ist in weit höherem Grade bildend als das Kennen vieler einzelner Sprachformen, deren innerer Zusammenhang den Schülern unklar bleibt. Und gerade eine lichtvolle Anordnung des grammatischen Stoffes muß in dem vorliegenden Buche anerkannt werden. Vielleicht hätte Einiges noch ausführlicher behandelt werden können z. B. bei den Umstandswörtern ci (ci-joint, ci-devant u. s. w.), de là oft wie hinc illae lacrimae und das englische hence elliptisch ohne Verb; so auch bei jusque là nicht blos örtlich und zeitlich, sondern auch au sens moral. Bei den Conjunctionen steht unter den Bindewörtern der Zeit nicht comme als (comme il était à Paris zu der Zeit als er in P. war). Unter den Interjectionen hätten vielleicht noch bah! zest! tarare! genannt werden können, die, wenn auch nicht zum style soutenu gehörig, man doch aber öfter in Frankreich hören kann. Diese beiläufigen Bemerkungen sind aber nicht in tadeliger Absicht gemacht und können den Gesammtwerth des Buches nicht schmälern, dessen Verdienst es bleibt, daß die Regeln klar, bündig und richtig vorgeführt sind, ein wichtiger Punkt bei einer Schulgrammatik, und daß auch die Beispiele gut gewählt sind. Erwähnt sei noch, daß der Verfasser derjenigen Richtung angehört, die das Französische an den Anfang des fremdsprachlichen Unterrichts setzen und das Lateinische auf eine spätere Stufe verlegen will; wir hätten daher ein Vorwiegen der französischen Terminologie erwartet statt der lateinischen.

W—k.

— **Gymnasial-Bibliothek.** Herausgegeben von Professor Dr. E. Pohlmey und Gymnasial-Oberlehrer Hugo Hoffmann: 22. Heft: Höck, Dr. Adalbert, Demosthenes. Ein Lebensbild. Mit einem Titelbilde. 1,20 ℳ 23. Heft: Schulze, Dr. Ernst, Die Schauspiele zur Unterhaltung des römischen Volkes. Mit 11 Abbildungen. 1,50 ℳ Gütersloh 1895. — Die an dieser Stelle schon wiederholt besprochene Sammlung „Gymnasial-Bibliothek“ hat durch ihre zuletzt erschienenen zwei Bändchen eine erfreuliche Fortführung erfahren. Höck's „Demosthenes“ giebt einen klaren Ueberblick über das Leben und die politische Thätigkeit des großen Mannes im Rahmen der Zeitgeschichte; Schulze's „Schauspiele zur Unterhaltung des römischen Volkes“ entrollen bunte, figurenreiche Bilder von literar- und culturgeschichtlichem Inhalt. In des Letzteren Schilderungen werden die dramatischen Schauspiele, die Circusrennen, sowie die Gladiatorenkämpfe, Thierhetzen und Seegefechte des Amphitheaters vorgeführt, Alles mit Sachkenntniß und großer Anschaulichkeit. Es ist dafür gesorgt, daß der Leser nicht durch die Masse von Namen und Einzelheiten verwirrt werde, indem in jedem Abschnitt ein abgerundetes Gemälde sich findet, das die historische Darstellung in wohlthuender Weise ergänzt. So bringt das vom Drama handelnde Capitel eine Inhaltsangabe vom Miles gloriosus des Plautus, das über die Circusspiele entwirft nach den Schriftstellern der Kaiserzeit ein Bild von dem Verlaufe eines Festtags im Circus, dasjenige über die Schauspiele des Amphitheaters endlich giebt eine Beschreibung des Festes, mit dem unter Kaiser Titus das Colosseum eingeweiht wurde. Bis in die neuere Zeit führen uns die Bemerkungen des Verfassers, der auch auf die Wiederbelebung der antiken Bühnenstücke und auf die Ruinen der Amphitheater in Kürze eingeht.

Ub.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 105. Dienstag, den 3. September. 1895.

Die Wünschelruthe.

Von Dr. Martin Bräß.

Will man eine klare Vorstellung gewinnen von der Leichtgläubigkeit und dem Aberglauben im Mittelalter und in der darauf folgenden Zeit, so muß man die Werke der „Philosophi und Naturkündiger“ namentlich des 16. und 17. Jahrhunderts aufschlagen. Hier ist solch ein Wust von lächerlichen und kindischen Ueberlieferungen aus dem Alterthum abgelagert, daß das Körnchen Wahrheit, welches man zuweilen dazwischen findet, unter all dem Plunder verdeckt liegt, wie der Goldstaub im Sande der Flüsse. Man fragt sich vergeblich, wie war es nur möglich, daß gelehrte und verständige Männer immer von Neuem jene Märlein erzählten von dem Fisch Remora, der das größte Schiff aufhalte, von dem Mondkraut (Lunaria major), das dem darüberschreitenden Pferde die Hufe abreiße, von dem Diamant, der nur in Bocksblut aufzulösen sei ꝛc. Konnte wirklich der blinde Autoritätsglaube an Plinius und andere Schriftsteller des Alterthums, konnte die Ueberzeugung, daß die heiligen Kirchenväter und Mönche — diese erleuchteten Männer Gottes — auch in natürlichen Dingen die Wahrheit redeten, so kräftig sein, daß all die unsinnigen und ungereimten, jeder Analogie, ja geradezu der Erfahrung widersprechenden Angaben als bare Münze angenommen wurden! Erst als dem Experiment die ihm gebührende Stelle in den Naturwissenschaften eingeräumt ward, da mußte der abergläubische Wust der materia naturalis und medica zerfließen wie der Schnee unter der strahlenden Sonne. Manch Bröcklein des vielhundertjährigen Aberwitzes blies wohl schon der Morgenwind der neu anbrechenden Zeit hinweg; manch gewaltige Schneewehe aber, geborgen hinter der Schutzmauer heiliger Tradition, schwand nur allmälig, und die exacte Naturwissenschaft erst unsers Jahrhunderts konnte den Boden säubern von dem Unrath, welchen der alte Aberglaube aufgehäuft hatte, immer von Neuem bestärkt durch die den Plinius u. A. getreulich abschreibenden Philosophen. Auch das Märchen von der Wünschelruthe ist ein Rest mittelalterlicher Leichtgläubigkeit; es hat sich dies Märchen gerettet bis in unser Jahrhundert, und Männern wie Gilbert, Maréchaux, Erman, Pfaff u. A. blieb es vorbehalten, ihm den Todesstoß zu geben, so daß heute für das geheimnißvolle Zauberding in der Wissenschaft kein Raum mehr ist, wenn auch natürlich in den Köpfen des Volks die Wunder, die man sich vom Mistelzweig und der Haselgerte erzählt, noch weiter spuken mögen, und der Letzte, der die Ruthe „schlagen“ läßt, sicherlich noch nicht geboren ist.[1]) Gleich unzähligen andern Gebräuchen hat sich auch die Anwendung der Wünschelruthe fortgepflanzt von Geschlecht zu Geschlecht, „wie ein Fluß Jahrhunderte lang in dem einmal errungenen Bette fortfließt. Dies ist nichts als ein Beharrungsstreben der Cultur, und besonders wunderbar ist dabei nur, daß trotz der zahlreichen Wechselfälle und Umwälzungen des menschlichen Lebens so viele der kleinsten Bächlein so lange haben fließen können“.[2]) Besonders wichtig erscheint uns hierbei der Umstand, daß das Volk in der Wünschelruthe die Aeußerung dämonischer Kräfte zu erkennen glaubte; denn sobald irgend einer Handlung die Mitwirkung übersinnlicher Mächte zugeschrieben wird, ist sie gerettet für lange Zeiten. Die Stimmen der Verständigen verhallen im Winde, das Volk hält fest am Aberglauben, den es geerbt hat von den Vätern.

Nicht der frühe Ursprung, nicht das späte Ende ist aber das Merkwürdigste am Märlein von der Wünschelruthe — Beides hat ja dieser Irrthum mit andern Irrthümern gemein — das Wesentliche, auf den ersten Blick wohl Unbegreifliche ist dies, daß Physiker und Richter, Mediciner und Philosophen, besonders am Ausgange des 17. Jahrhunderts, durch das unscheinbare Rüthlein, mit dem man Erzgänge und Quellen, den ursprünglichen Standort versetzter Marksteine, ferner Mörder und Diebe entdeckte, in eine Aufregung versetzt wurden, von der wir uns nur schwer eine Vorstellung machen können. Man schrieb dicke Bände und kleinere Denkschriften, man sammelte Sendschreiben „vornehmer und gelehrter Leute“, man bekämpfte sich in Dissertationen und „Tractätlein“: kurz, es entstand eine in der That riesenhafte Literatur, und je mehr geschrieben ward, um so mehr erhitzten sich die Köpfe im lebhaften Streit. — Wünschelruthe heißt „Zauberruthe“; denn „wünschen“ bedeutet im Mittelhochdeutschen soviel als zaubern. So ist der „Wunschmantel“ in den Teufels- und Heldensagen der Zaubermantel, der Zauberhut oder die Tarnkappe wird auch „Wunschhut“ genannt, das „Wunschroß“ ist das Zauberpferd, und der „verwunschene“ Prinz, die „verwunschene“ Prinzessin der deutschen Märchen sind die durch böse Geister verzauberten Königskinder.[3]) So dürfen wir die Wünschel- oder Zauberruthe, wenn nicht identificiren, so doch vergleichen mit dem Zauberstab, den so viele Völker ihren Göttern und Helden in die Hand gedrückt haben. Schon in der Bibliothek von Ninive heißt eine Göttin „die Herrin des magischen Stabes“; mit dem Schlangenstab öffnete Hermes die Pforten der Unterwelt; Wuotan, „der Gott des Wunsches und Stabes“, wie er genannt wird, thront in den Wolken, den Zauberstab in der Rechten, mit dem er „Wind und Wetter“ regiert. Die Magier und Zauberer aller Zeiten und fast aller Nationen — der moderne „Professor der Magie“ nicht ausgeschlossen — bedienen sich des unscheinbaren Werkzeugs. Kirke berührte mit ihrer Zauberruthe die Gefährten des Odysseus und verwandelte sie in Schweine. Moses schlug auf dem Zuge der Israeliten durch die Wüste zweimal den Stab gegen einen Felsen, als das Volk dem Verschmachten nahe war; „da ging viel Wassers heraus, daß die Gemeine trank und ihr Vieh“. (4. Mos. 20, 11.) Und bei einem andern Brunnen in der Wüste stimmten die Israeliten folgendes Lied an: „Quelle auf, o Brunnen! Singt ihm zu! Brunnen, den Fürsten gruben, den die Edelsten des Volkes aushöhlten mit dem Scepter, mit ihren Stäben!“ (4. Mos. 21, 18.)[4]) Auch an das Scepter des Ahasveros wird man denken, welches Esther an der Spitze berührte, worauf Alles, was sie sich nur wünschen konnte, ihr gewährt sein sollte, und wäre es „die Hälfte des Königreichs“. (Buch Esther 5, 2. 3.) Ebenso war den Römern die Wünschelruthe nicht unbekannt. Am Ende seines 1. Buches de officiis (44. 158) ermahnt Cicero seinen Sohn Marcus; unter Anderm sagt er etwa Folgendes: Wenn uns alles das, was zu des Lebens Nahrung und Nothdurft dient, gleichsam durch eine sogenannte Wünschelruthe („quasi virgula divina, ut aiunt“) zufiele, dann könnte Jeder alle äußeren Geschäfte aufgeben und sich ganz der Philosophie widmen. Auch an die uralte Wahrsagung aus Stäben erinnert der Gebrauch der Wünschelruthe. Diese, die sog.

---

[1]) In der sächsischen Lausitz z. B. war noch in jüngster Zeit der Obergendarm Pilk weit und breit als berühmter „Ruthengänger“ bekannt. Ueberall, sowohl in deutschen als wendischen Gemeinden, zog man ihn zu Rathe, wenn es galt, Quellen aufzusuchen.

[2]) Tylor, Die Anfänge der Cultur. Ins Deutsche übertr. von Spengel u. Poske. Bd. I., S. 70.

[3]) Auch die Form „Wünschelruthe“ kommt vor, z. B. in dem „Buche der Natur“ Cunrat's von Megenberg, Augsburg 1482. In Zeidler's Pantomysterium, Halle 1700 heißt es: „wündscheln“ bedeute „wackeln, schwanken oder schlagen“. (?)

[4]) Nach der Uebersetzung, herausgeg. von E. Kautzsch, Freiburg u. Leipzig 1894.

Rhabdomantie, ist wohl bei allen mongolischen Völkern Asiens geübt worden, und vielleicht von ihnen ist sie übergegangen zu den Persern und zu den Juden. Der Prophet Hosea klagt in seiner Strafrede gegen die Sünden Israels: „Mein Volk fragt sein Holz, und sein Stab soll ihm predigen" (Hosea 4, 12). Daß auch bei den Germanen diese Kunst allgemein im Gebrauch war, bezeugt Tacitus (German. c. 10). Unsre Vorfahren schnitten einen Ast von einem Obstbaume in viele Stücke, bezeichneten dieselben und streuten sie untereinander auf ein weißes Kleid aus. Hierauf hob der Priester oder Hausvater dreimal je ein Stückchen auf, nachdem er ein Gebet verrichtet, und verkündete dann aus den eingeschnittenen Kennzeichen den Willen der Götter.

Was nun den Gebrauch der eigentlichen Wünschelruthe in Deutschland betrifft, so begegnet man bei älteren Schriftstellern wohl der Meinung, es hätten die Deutschen das Zauberrüthlein nicht gekannt, ehe die Schweden unter Gustav Adolf's Führung ins Land gekommen seien. Die Schweden, das ist gewiß, haben oft und oft mit der schlagenden Ruthe in der Hand Haus, Hof, Stall und Garten durchsucht nach Schätzen, die von den Besitzern in den unruhigen Kriegszeiten vergraben wurden; aber zahlreich sind die Beweise dafür, daß längst vor dem dreißigjährigen Kriege das Wunderrüthlein bei Allen bekannt und im Schwange war. In der Beschreibung des herrlichen Nibelungenschatzes wird auch die Wünschelruthe erwähnt; sie ist hier nicht eine schlechte Haselgerte, sondern ein Rüthlein von Gold, wie es paßt zu all' den andern Herrlichkeiten. So heißt es im Nibelungenliede (XIX. aventiure 1124):

Der wunsch der lac dar under,
von golde ein rüetelin.

Und alle späteren Nachrichten über die Zauberruthe aus dem 15. und 16. Jahrhundert reden wie von einer bei Bergleuten und Wassersuchern allgemein bekannten Sache. So hat z. B. ein Benediktiner-Mönch, Namens Basilius Valentinus, der um 1490 lebte, ein Buch hinterlassen unter dem Titel „Letztes Testament 2c."[5]) Es handelt „vom großen Stein der uralten Weisen und andern verborgenen Geheimnissen der Natur" und widmet auch sieben Capitel der Wünschelruthe, die — wie es nach den Worten des Verfassers scheint — überall bekannt war und fleißig angewandt ward. Valentin ist der Erste, der den Gebrauch der Wünschelruthe eingehend beschrieben hat. Auch die zwölf Bücher de re metallica des Georgius Agricola, des „Doct. Medic. & Physikus" zu Joachimsthal und zu Chemnitz (geb. zu Glauchau 1494), den seine Zeitgenossen den „Deutschen Plinium", Andere gar den „Pabst bey den Metallicis" nannten, beweisen, wie schon damals ganz allgemein die Bergleute in Sachsen sich der Ruthe bedienten. Auch die mannigfachen Bezeichnungen, die der Wünschelruthe bereits von älteren Schriftstellern beigelegt wurden, sprechen für eine weite Verbreitung schon in früher Zeit. Heroldsstab und Weissagungsruthe heißt sie, Aaronsruthe und Jakobsstab, daneben die göttliche Ruthe oder Mercursstab (nach der lat. Bezeichnung virgula divina u. mercurialis), auch Spring- und Schlagruthe, Berg-, Glück- und Wickerruthe („wicken" soll im Niedersächsischen wahrsagen heißen[?]) wird sie genannt. Auch die Franzosen haben ihr viele Namen beigelegt, z. B.: Caducée, Verge divine, Luisante, Ardente, Bagvette divine etc. — Am ältesten scheint — wenigstens in Deutschland und Frankreich — die Wünschelruthe benützt worden zu sein, um verborgene Edelmetalle ausfindig zu machen, seien es vergrabene Gold- und Silberschätze oder erzführende Gänge. Vor der Anlage von Bergwerken war es allgemein Sitte, die Wünschelruthe zu befragen. In der „Physique Occulte, outraite de la Bagvette divinatoire" par M. L. L. de Vallemont[6]) werden nicht weniger als 78 (!) Bergwerke namhaft gemacht, „so in Frankreich durch die Wünschelruthe erfunden worden". Später brauchte man dasselbe Mittel zur Auffindung von Wasserquellen, noch später, seit Ende des 17. Jahrhunderts, zur Entdeckung von Verbrechern. Es gab eine große Zahl sog. „Ruthengänger", die handwerksmäßig ihre Kunst betrieben. Manche unter ihnen erfreuten sich eines solchen Rufes, daß man sie auch aus weiter Ferne herbeirief, wenn es galt, einen Schatz zu heben oder einen Brunnen zu graben.

Es ist wohl selbstverständlich, daß ein so wunderbares Zaubermittel mit allerlei Aberglauben umgeben ward, der die Kunst noch geheimnißvoller erscheinen ließ. Im Allgemeinen zog man einen jungen, gabelförmig gewachsenen Zweig, einen sog. „Zwieselast" des Haselstrauchs allen andern Holzarten vor; er mußte etwa 1½ Fuß lang und von der Dicke eines Fingers sein. Aber auch Mistel- und Lorbeerzweige, Aeste des Mandelbäumchens, der Esche oder auch der Fichte leisteten unter Umständen vortreffliche Dienste. Eichenholz verwendete man besonders gern, wenn man erwartete, Kupferbergwerke zu entdecken, einen Fichtenzweig, wenn es sich um Bleigänge handelte. Die Haselstaude aber galt wegen ihrer großen „Sympathie zu den Mineralien" — die erste Kohle, die man zur Bereitung des Schießpulvers verwendete, soll von dem Holze des Haselstrauches genommen worden sein — als besonders geschickt, Gold und Silber zu finden. Eine sog. „Grund-Ruthe", d. i. eine solche, die sich unmittelbar über dem Boden, also in der Nähe der Wurzel gabelte, ward jeder andern vorgezogen. Verschiedenen Angaben begegnen wir darüber, wann die Ruthe zu schneiden sei; bald wird dem Mond ein Einfluß zugeschrieben: im „zunehmenden, auch im vollen Licht" geschnitten, ist ihre Wirkung am stärksten; bald wird ein bestimmter Tag genannt: die Johannisnacht zwischen 11 und 12 Uhr oder die Christnacht, der h. Charfreitag, der Osternacht oder Mariä Verkündigung (25. März) oder auch eine Mittwoch, zu der Stunde, da der Merkurius regiert (vergl. die Bezeichnung „Merkursstab", virgula mercurialis), und zwar soll ein einziger scharfer Schnitt den Zweig trennen (nach Andern 3 Schnitte). Eine große weiße Schlange, dichtete das Volk, lasse sich in der Mittagsstunde bei der Haselstaude sehen, von der man die besten Wünschelruthen schneiden könne; diese wurden als „grosse raritet" bezahlt. Natürlich finden sich auch Zauberformeln und Gebetchen, die vor oder nach dem Abschneiden gesprochen wurden. Im „Pantomysterium", S. 520 lesen wir: „Gott grüße dich, du edles Reiß . . . Ich beschwere dich Ruthe und Sommerlatte bey der Krafft des Allerhöchsten, daß du mir wollest zeigen, was ich dir gebiete,

und solches so gewiß und war,
so rein und klar,
als Maria die Mutter Gottes eine reine Jungfrau war,
da sie unsern Herrn Jesum gebar,
im Namen u. s. w."

Gegen Morgen hatte der Schneidende sein Gesicht zu wenden, auch war es von Vortheil, wenn er nackend diese Arbeit verrichtete. Es erfordert jedoch die Gerechtigkeit, hervorzuheben, daß nur das ungebildete Volk sich von derartigen Ceremonien eine günstige Wirkung versprach, während die meisten Berichterstatter aus dem 16. und 17. Jahrh. solches Aberwitzes nur spöttisch erwähnen oder entrüstet gegen ihn zu Felde ziehn.

Die Wünschelruthe ward nun auf sehr verschiedene Weise gehandhabt. In D. Valentini „Schau-Bühne frembder Naturalien" III. Th., Frankf. a. M. 1714 veranschaulicht Tab. XXXIII die verschiedenen Methoden. Die häufigste war wohl die, daß der Ruthengänger mit je einer Hand je einen der beiden Sprossen ergriff, wobei er die Handrücken abwärts hielt und dem gemeinsamen Aststück eine horizontale Lage gab, die Schnittfläche vorwärts gerichtet. Andere legten die Ruthe auf den Handrücken und suchten sie im Gleichgewicht zu erhalten, wieder Andere drückten mit beiden Händen die Enden einer einfachen Ruthe zusammen, daß sie einen nach vorn gewölbten Bogen bildete, endlich theilte man auch wohl den Schößling in Hälften, spitzte die eine zu, steckte sie in das ausgehöhlte Ende der andern und trug das Ganze locker zwischen beiden Zeigefingern. Alle schritten nun dem Orte zu, wo sie erwarteten, das Gewünschte zu finden; glaubten sie sich getäuscht, so änderten sie die eingeschlagene Richtung. Immer bewegten sie sich langsam vom Platze, um die von den verborgenen Schätzen aufsteigenden Dünste, Dämpfe, Witterungen [s. unten] nicht zu vertreiben. Denn diese waren es — wenigstens nach Ansicht Vieler —, die die Ruthe zum Schlagen veranlaßten. Dieses „Schlagen" bestand darin, daß sich die Ruthe bald langsamer, bald schneller zur Erde senkte. Waren die Schätze von hohem Werthe und die Schatzgräber besonders sensibler Natur, so geschah die Bewegung mit großer Heftigkeit, ja es wird berichtet, daß die Ruthe ihrem Träger dabei die Hände verletzt habe, manchmal auch zerbrochen sei. Aber nicht nur den Ort eines Schatzes, auch das Metall, welches zu erwarten war, offenbarte das Wunderding seinem Meister. Dieser hatte nur nöthig, eine goldene oder eine silberne Münze in die Hand zu

[5]) Das Werk ward zu Erfurt hinter einer Marmorplatte des Altars aufgefunden und 1667 zu Straßburg gedruckt.

[6]) Erschien auch ins Deutsche übersetzt zu Nürnberg 1694 unter dem Titel: „Der heimliche u. unerforschliche Natur-Kündiger oder Accurate Beschreibung von der Wünschel-Ruthe".

nehmen: schlug die Ruthe im ersten Falle kräftiger, so bestand der Schatz aus Gold, oder goldführende Quarzgänge lagen in der Tiefe; war die Bewegung im andern Falle stärker, so hatte der Ruthengänger einen Silberschatz oder Silberadern entdeckt. Ja, bis zu gewissem Grade konnte er sich überzeugen von dem Werthe des verborgenen Gutes; denn hatte er mehr Gold oder Silber in der Hand, als der Schatz enthielt, so hörte die Ruthe sofort auf zu schlagen. Besonders vortheilhaft war es auch, daß man die Tiefe des Wassers, der Erzgänge, der vergrabenen Schätze berechnen und so die Kosten, die das Bohren und Graben verursachen würde, veranschlagen konnte. Der Ruthengänger merkte sich den Punkt, über dem die Bewegung am heftigsten war, und entfernte sich geradlinig bis dahin, wo sie aufhörte; diese Strecke gab ihm das Maß der Tiefe. Aber nicht Jedem war die Gabe, die Wünschelruthe schlagen zu lassen; nur gewisse empfindliche Personen — namentlich waren es „Sonntagskinder“ oder unter günstiger Constellation Geborne — durften sich dieser Kunst rühmen; einige von ihnen besaßen eine so feine Organisation, daß sie die Schätze auch ohne jedes Hilfsmittel fanden und die Ruthe nur zur Hand nahmen, wenn sie unsicher wurden. Bei ihrem Geschäfte fühlten die Schatzgräber immer eine innerliche Erregung, oft wurden sie sogar von körperlichem Schmerz, Ekel, Zittern am ganzen Leibe, verbunden mit Schweißabsonderung und Kopfweh, ergriffen. Auch derselben Person schlug die Wünschelruthe nicht immer; bei allzuheftiger Arbeit, bei Wachen, Studiren ꝛc. verliert nämlich der Schwefel die Oberhand im Blut, es gelangt aus den Händen eine zu dicke Materie in die Ruthe, wodurch die Dämpfe des Erzes zurückgehalten werden. Doch damit kommen wir bereits zu den *Versuchen, die räthselhaften Bewegungen der Ruthe zu erklären.* Diese Versuche mehrten sich, als der Ruthengänger Jacob Aymar, ein Bauer aus der Dauphinée, vorgab, mit Hilfe der schlagenden Ruthe Verbrecher entdecken zu können. Besonders folgender Fall erregte ungeheures Aufsehen. Am 5. Juli 1692 ward zu Lyon ein Weinhändler sammt seiner Frau im Keller erschlagen. Man holte jenen Ruthengänger herbei; von dem Thatorte aus wanderte er, die Wünschelruthe in der Hand, am Rhonestrom entlang, gab an, wo die Mörder geschlafen, gegessen, welche Dinge sie berührt hatten und dergl., fuhr dann den Fluß hinab und fand schließlich in einem Städtchen Languedocs einen der Uebelthäter, die beiden andern hierauf in Toulon: 45 Meilen zu Lande und 30 Meilen zu Wasser war er den Verbrechern gefolgt. Zwar wurde später dieser berühmte Ruthengänger entlarvt, aber immer von Neuem, bald hier, bald da ereigneten sich ähnliche Wunderthaten, denen Philosophi und Metaphysici, Geistliche und Weltliche das regste Interesse schenkten.

Am schnellsten fanden sich mit der Erklärung des räthselhaften Wunderdinges Diejenigen ab, die den ganzen Gebrauch für eitel *Gaukelspiel* abgefeimter Spitzbuben ansahen oder ihn einfach als *Hexerei* verdammten. Dieser Meinung waren der schon oben erwähnte Agricola, ferner alle Jesuiten-Patres, die über den Gegenstand befragt wurden, Deutsche und Franzosen — die „curiösesten“ unter ihnen Athan. Kircher und Caspar Schott — ebenso viele „Professores Protestantischer Religion“: bei ihnen allen ist es eine ausgemachte Sache, daß die Wünschelruthe „ein verdächtig, gefährlich und unrichtig Ding sey, darmit gute Christen unverworren bleiben sollen“. Unter dem Titel „Brieffe oder Sendschreiben . . . welche die Verspottung der Wünschel-Ruthe vorstellen“, Frankf. a. M. 1700 (aus dem Französischen) ist eine große Anzahl von Berichten „vornehmer und gelehrter Leute“ vereinigt, die alle, mehr oder weniger entschieden, der Ansicht huldigen, der Ruthengänger habe durch ein „pactum implicitum“ seine Seele dem bösen Feinde verpfändet. Weit interessanter als diese leeren Ausflüchte sind die Versuche der Physiker, Bergverständigen, auch mancher geistlicher Herren, die Bewegungen des viel gepriesenen und viel geschmähten Rüthleins auf *natürliche Ursachen* zurückzuführen; es reichen die Versuche aus dem 15. bis ins 19. Jahrhundert. Namentlich glaubten Viele eine „natürliche und verborgene *Sympathie*“ der Ruthe mit unterirdischen Schätzen annehmen zu müssen. So schreibt Phil. Melanchthon in seinem „Discurs über die Sympathie“: „Der zweite Grad der Sympathie findet sich zwischen Pflanzen nnd Metallen, z. B. zwischen der Haselstaude, die man virgula divina nennt, und den Mineralien“. Derselben Meinung sind eine große Anzahl älterer Schriftsteller, ohne daß sie freilich diesem geheimnißvollen „Phytoscopicum“ (d. i. „Sympathie, so an den Pflanzen zu finden“) näher auf den Grund gehen; vielmehr erklären sie schließlich: „Aus was Krafft aber dieses allein die Hasel-Ruthen thun, und nicht andere, welche ebenfalls an solchen Orten wachsen und einerley Saffts der Erden geniessen, ist höchst obscur“. Bei Basilius Valentinus (s. ob.), den Manche „den Aeltesten und Großvater“ unter den Ruthengängern nannten, begegnen wir bereits der Meinung, daß die Ruthe durch *Dünste* und „*Witterungen*“, die von Schätzen und Quellen ausgehen, niedergezogen werde. Wohl Niemand hat stärker diese Anschauung vertheidigt als Vallemont in seiner oben erwähnten „Physique Occulte“; ihm gebührt das Verdienst, die Lehre von der Wünschelruthe zuerst in ein vollständiges System gebracht zu haben. Nach ihm sind „die Mittel zwischen dem agenti und patienti“ jene flüchtigen und sehr subtilen Körperchen, die man „*Corpuscula, Particulae materiae, Atomi* oder *Cartesiusche Geisterchen*“ nennt. Sie schweben in der Luft über den Wasserquellen, Erzgruben, namentlich aber auch über der Spur flüchtiger Verbrecher. Diese Dünste gelangen durch unzählige Poren in die Ruthe. Hier treffen sie mit *den* „Geisterchen“ zusammen, die sich aus der Hand des Ruthengängers, der natürlich gleichfalls mit „Witterungen“ angefüllt ist, in die Ruthe gezogen haben, und zwingen das Instrument bei ihrem Streben abwärts — d. h. zurück nach ihrer Ursprungsstelle — gleichfalls senkrecht hinunter. Trotz der überreichen Menge von Beweisgründen, die Vallemont anführt, konnte diese Erklärung nicht eben lange befriedigen. Im 18. Jahrhundert erscheinen daher von Neuem Schriften auf Schriften. Die Verfasser sind theils französische Physiker — hier ist besonders Touvenel zu nennen, dem zwei der berühmtesten Quellenfinder, Namens Bleton und Pennet, als Versuchsobjecte dienten — theils Italiener — unter Andern Amoretti [7]) in Mailand, der sich große Verdienste um die Mineralogie und Paläontologie erworben hat; er experimentirte mit einem italienischen Bauer, Namens Campetti — theils sind es Deutsche, unter ihnen besonders Heinr. Ritter, Baader, Dietr. G. Kieser [8]). Sie alle waren der Meinung, eine *elektromagnetische Kraft* gehe von den Metallen wie von den im Erdinnern circulirenden Gewässern aus, und diese Kraft errege sensitive Personen so stark, daß sich nicht nur die oben beschriebenen körperlichen Zustände, sondern auch Bewegungen der Hände, infolgedessen Bewegungen der Ruthe einstellten. Auch der *thierische Magnetismus*, die Lehre des *Tellurismus* und *Siderismus* wurden zur Erklärung herangezogen; namentlich waren es Physiker der Münchner Akademie, die letztere Ansicht vertraten. Sie experimentirten mit einem Metallstab, der locker zwischen Daumen und Zeigefinger gehalten ward (der sog. bipolare Cylinder), auch mit einem Stück Kohle oder Metall, welches an einem Faden aufgehängt war (das sog. siderische Pendel); besonders gern verwendete man Schwefelkies zu diesen Versuchen, wie schon der alte Valentinus den Markosit empfiehlt, mit dem die „Kunst-Ruthen tangirt und zubereitet werden“. Endlich sollte auch das von Karl v. Reichenbach entdeckte Od bei der Erklärung helfen, jene geheimnißvolle Kraft, die weder Elektricität noch Magnetismus, weder Wärme noch Licht ist, sondern zwischen diesen eine Mittelstellung einnimmt, jene Kraft, die nur sensitive Personen durch das Allgemeingefühl wahrnehmen und die alle Ab- und Zuneigungen erklären soll.

Diesen zahlreichen unsicheren, z. Th. recht verworrenen Anschauungen machten schließlich die oben genannten Chemiker und Physiker [9]) ein Ende, indem sie nachwiesen, daß es sich bei den Bewegungen der Wünschelruthe, soweit kein Betrug vorliege, lediglich um unbewußte, also unfreiwillige, sog. „*ideomotorische*“ *Bewegungen* handle. Die Ruthe bewegt sich eben in der Hand, wenn der Träger das Gesuchte gefunden zu haben glaubt. Uebrigens — und dies scheint uns von besonderem Interesse zu sein — ist diese Anschauung keineswegs absolut neu; vielmehr begegnen wir derselben, allerdings durch die sonderbarsten Vorstellungen verhüllt und verdunkelt, bereits in Joh. Gottfr. Zeidler's Pantomysterium (oder „das Neue im Jahre von der Wünschelruthe“) Halle 1700; es ist dies ein Werk, das mit den bisher verbreiteten Meinungen völlig bricht und deshalb — auch

---

[7]) Vergl. unter seinen Schriften z. B. „Della rabdomanzia“, Mailand 1808 und „Elementi di elettricità animale“, Mailand 1816.

[8]) S. z. B. Kieser, System des Tellurismus od. thierischen Magnetismus, Leipzig 1826.

[9]) Vergl. z. B. die Arbeiten von Christ. Heinr. Pfaff (1772—1852) über thierische Elektricität und Reizbarkeit, über thierischen Magnetismus u. A.

wegen der oftmals frivolen Bemerkungen — einen wahren Sturm unter den Zeitgenossen hervorrief. Zeidler experimentirte mit allen möglichen Dingen, die sich biegen oder deren Theile sich gegeneinander bewegen lassen, mit „Zangen, Liechtputzen, Scheren, Messern und Gabeln, Kesselrincken, Eymerhöltzern, Handsägen, Buchbinderpressen, Büchern, Knackwürsten" und dergl. Ihm schlugen diese Sachen auf „allerley Dinge promiscue, aber immer nur auff das so man suchet, oder zu wissen begehrt". Es sind „des Menschen Gedancken und Intention", die die Ruthe zum Schlagen zwingen, und zwar um so sicherer, je besser die Gedanken concentrirt sind. „Durch blosses anfassen mit den Händen," schreibt Zeidler, „geschieht es, daß ich meinen Geist ins Holtz lasse". — Zum Schluß wollen wir noch erwähnen, daß schon Mitte des 17. Jahrhunderts der Jesuiten-Pater Schottus in seiner „Magia sympathetica" (S. 430) den Brief eines frommen und gelehrten Mannes (cuiusdam viri probi et docti) veröffentlicht, in dem es heißt: „Einige geben vor, daß die haselne Ruthe aus einer wunderbaren Würkung, so von einer Einbildung herrührt, herkomme." Diesen Wenigen also, welche weder an den Einfluß des Teufels glaubten, noch auch nach einer physikalischen Erklärung suchten, ist schließlich Recht geworden nach — 200 Jahren. Hätten die Zeitgenossen ihnen geglaubt, wieviel Druckerschwärze wäre erspart worden, wie viele anregende Experimente wären aber auch unterblieben und wie viel weniger wüßten wir heute von der „strupulösen", wie von der „naturalistischen" Auffassungsweise vergangener Zeiten!

Bücherbesprechungen.

— Einleitung in das Neue Testament von D. F. Godet, Professor der Theologie in Neuchâtel. Erster Band: Die Briefe des Apostels Paulus. Deutsch bearbeitet von Dr. E. Reineck, Superintendent in Heldrungen. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior). 1893—94. 8 ℳ. — Wir haben den Beginn des Unternehmens in Nr. 61 der Wiss. Beil. von 1894 angezeigt. Inzwischen ist der erste Band mit dem angegebenen Inhalt vollendet. An der Spitze steht, wie wir damals bemerkten, Godet's specielle Einleitung, aus der wir nochmals den Ueberblick über die Arbeit der Kritik bis auf unsere Zeit als eine kurze, aber übersichtliche und lehrreiche Darstellung besonders hervorheben. Den Hauptinhalt bilden die Briefe des Apostels Paulus, mit denen Godet nach Anderer Vorgang als mit den unbestritten ältesten Urkunden neutestamentlicher Schriftthätigkeit den Anfang macht. Hier geht wieder als Sondereinleitung ein Leben Pauli bis zu den ersten Briefen voraus, an welches sich ein Ueberblick über seine literarische Thätigkeit und ein Verzeichniß der hauptsächlichen Commentare zu seinen Briefen anschließen. Was nun die Besprechung dieser Briefe selbst anlangt, so können wir uns selbstverständlich hier nicht auf eine Kritik von Godet's Anordnung einlassen, in welcher allein schon die Anschauung des Verfassers über Echtheit, Abfassungszeit u. s. w. zum Ausdruck kommt. Vielmehr müssen wir uns begnügen, die Leser auf die Endresultate der Forschung bei diesem gelehrten Theologen in ihrem bedeutungsvollen Gegensatz zu anderweitigen Feststellungen hinzuweisen. Als älteste Briefe und zwar von der zweiten Missionsreise gelten ihm die beiden an die Thessalonicher gerichteten. In den Zeitraum der dritten Missionsreise verweist er die Briefe an die Galater, beide an die Corinther, an die Römer, in den der Gefangenschaft die Briefe an die Colosser, an Philemon, an die Epheser und an die Philipper, die Pastoralbriefe dagegen in die von ihm behauptete Zeit der wieder erlangten Freiheit. Welche Fülle gelehrter Untersuchungen in dem Werk zusammengedrängt ist, bedarf für kundige Leser keiner Erwähnung. Die Uebersetzung ist trefflich, und so laden wir junge und alte Studirende der Theologie zu fleißiger Durcharbeitung dieses Werkes ein, das in seinen Ergebnissen so weit abweicht von dem, was auf diesem Gebiete seit Jahrzehnten herkömmlich war, und selbst von dem, was als endgiltig festgestellt betrachtet worden ist. B. K.

— Ueber die Beschädigung der Vegetation durch Rauch, eine Beleuchtung der Borggreve'schen Theorien und Anschauungen über Rauchschäden. Vortrag, gehalten auf der 40. Versammlung des sächsischen Forstvereins zu Löbau in Sachsen von Prof. Dr. v. Schröder. Freiberg i. S. 1895. Verlag von Craz & Gerlach. Preis 60 ₰. — Die rapide Vermehrung der raucherzeugenden Etablissements in den industriereichen Gegenden hat der Beurtheilung und Bezifferung der Rauchschäden in der neueren Zeit eine eminent praktische Bedeutung verschafft. Deshalb war auch die Rauchschädenfrage auf die Tagesordnung des sächsischen Forstvereins gesetzt und mit ihrer Einleitung der hierin seit mehr als 20 Jahren thätige und wohl bewandertste Professor v. Schröder in Tharandt betraut worden. Während der Vorbereitung der Einleitung erschien vom Oberforstmeister Dr. Borggreve in Wiesbaden ein umfängliches Buch über die „Waldschäden im oberschlesischen Industriebezirk", als eine Rechtfertigung der Industrie gegen folgenschwere falsche Anschuldigungen, welche in einer vom Oberforstrath Reuß in Dessau verfaßten Klageschrift niedergelegt sein sollen. Professor v. Schröder hat es nun für seine Pflicht gehalten, sich in seinem Vortrage hauptsächlich darauf zu beschränken, die ganz abweichenden Anschauungen Borggreve's, welche nur verwirrend auf künftige Rauchstreitigkeiten wirken können, zu widerlegen. Er thut dies in so überzeugender Weise, daß er sich den Dank Aller, die mit der Rauchfrage zu thun bekommen, verdient hat. Freilich greift er Borggreve, unter Verwerthung von dessen eigenen Aussagen, fast bis zur Grenze des Zulässigen an und zerpflückt das Buch in sarkastischer Art dermaßen, daß eigentlich von demselben nicht mehr viel Beachtenswerthes übrig bleibt. Aber gegenüber Borggreve, „dem Geist, der stets verneint", und gegenüber den Verdächtigungen, welche in Bezug auf das von v. Schröder und Reuß 1883 verfaßte größere Werk „Die Beschädigung der Vegetation durch Rauch und die Oberharzer Hüttenrauchschäden" erhoben worden sind, wird wohl Prof. v. Schröder gewußt haben, wie weit er gehen durfte und mußte.

—N—r.

— Aus des Lebens dunklen Tiefen. Gedichte von Marie Fischer geb. Lette. 1895. Leipzig, Verlag von Reinhold Werther. 76 S. 16°. — Weit zutreffender hätte die Verfasserin ihre Sammlung „Aus der Dichtung dunklen Tiefen" genannt. Denn was sie mit Versen wie den folgenden sagen will, ist mir trotz langen Nachdenkens nicht klar geworden:

So wie Wolkenschatten spurlos gleiten
Die Geschlechter von der Erde Breiten,
Haben sie kein Ziel für dieses Leben,
Keine Rechenschaft dereinst zu geben,
Blind der himmlischen Verkündigung
Gottes Werke bleiben ewig jung,

oder

Ach, bleibe fern, noch fehlt mir Kraft zum Sterben,
Wer stillt den Durst, mit dem die Bitte rang!

Wollte ich den blühenden Unsinn, der hier auf 76 Seiten zusammengehäuft ist, wiedergeben, so müßte ich das ganze Buch abdrucken. Das Gefühl der Wehmuth darüber, was für Stimmen heut zu Tage aus dem deutschen Dichterwalde herausschallen, erstickt das Lachen, welches Verse wie die nachstehenden unwillkürlich auf die Lippen drängen:

Doch hier, wo duft'ge Wiesen sich erstrecken,
Lockt uns ihr Teppich zu willkomm'ner Rast,
So säuberlich umzäunt von Rothdornhecken,
Wo recht verschwenderisch die Heerde praßt.
Es schwelgen hier die jungen muth'gen Stiere,
Und tummeln sich im übermüth'gen Spiel,
Indeß behaglich dort die alten Thiere
Die Nahrung käuen, deren gar so viel.

Sobald die Silbenzahl der Verszeilen übereinstimmt und der Reim klingelt, glaubt die Verfasserin der Dichtung genug gethan zu haben; es kommt ihr dabei nicht darauf an, auf „Abendläuten" — „erweiten" (für erweitern), auf „Züge" — „büge" (für biege) zu reimen. Das Tollste hinsichtlich der Reimformung leistet sie sich aber wohl in den Zeilen:

Hastig in die Arme schnüret
Sie das Kind, das einz'ge Wesen,
Das die kranke Seele rühret,
Die doch nimmer kann genesen.

Ich müßte die Verlagshandlung wegen ihres geringen literarischen Verständnisses aufrichtig bedauern, wenn sie diese Sammlung auf ihr Risico verlegt hätte. Aber selbst wenn die Verfasserin die Herstellung auf ihre Rechnung übernommen hat, so schadet sich die Verlagshandlung immer noch dadurch, daß sie überhaupt als Verlegerin dieser poetischen Stümpereien zeichnet.

Willy Doenges.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 Pf, für auswärts mit 1 M 64 Pf (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 Pf.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 106. Donnerstag, den 5. September. 1895.

Karl Mauch.

Zum 25. Gedenktage.

„Forschungsdrang kennt keine Schwierigkeiten, keine Schranken. Gefahr, Elend, der Tod sind für ihn keine Schrecken, keine Entmuthigung. Mit der größten Aufopferungsfähigkeit wird dem erkorenen Ziele nachgestrebt. Die Geschichte geographischer Entdeckungen liefert hierzu zahlreiche Belege, und aus dieser Geschichte weist das Capitel der afrikanischen Reisen allein einen großen Theil auf.“ Mit diesen Worten leitet Dr. Petermann in den „Geographischen Mittheilungen“ zu Anfang der sechsziger Jahre seine erste Nachricht ein über das Vorhaben Karl Mauch's, von der Ostseite Afrikas aus ins Innere vorzudringen, und seinen späteren Aufruf im April 1866 schließt er mit den Worten: „Eduard Vogel nach Madai zu folgen, bezahlten schon manche mit ihrem Leben: Neimanns, Steudner, v. Beurmann, Schubert, und doch befindet sich Gerhard Rohlfs auf demselben gefahrvollen Wege. Hat wohl je ein Unternehmen ein traurigeres Mißgeschick erlebt als die v. d. Decken'sche Expedition? (Baron v. d. Decken, der Besteiger des Kilimandscharo, am 2. Oct. 1865 in Berdera am Juba ermordet.) Und doch setzt Dr. Otto Kersten (bekannt als der Begründer des Südafrika-Vereins in Berlin und des Südafrikanischen Handelscontors für Deutschland) Alles daran, um in jene Länder zurückzukehren. Alle diese Männer gereichen Deutschland zur Ehre und zum Ruhme; sie gehören zu den wahren Trägern der geistigen Macht unseres Vaterlandes.“

Nachdem Karl Mauch, der ehemalige Zögling des Lehrerseminars zu Gmünd, seine Stellung als Lehrgehilfe in Isny und zuletzt als Hofmeister in Steiermark aufgegeben hatte, begann er im August 1863 von Triest aus seine Wanderung. Von allen Mitteln entblößt und rein auf sich selbst gestellt erreichte der willensstarke Mann im Januar 1865 Natal und im Juni darauf die Transvaalrepublik, die er nach allen Richtungen durchquerte. Der bekannte Elephantenjäger Hartley wählte Mauch zu seinem Begleiter und in Hartley's Gesellschaft führte Mauch seine ersten beiden Reisen aus: im März 1866 vom Limpopo in das Gebiet der Matebele und ein Jahr später bis zu 17,5° südl. Breite. Bei dieser zweiten Reise fand Mauch etwa in 17° südl. Breite, 40 deutsche Meilen von Tete, das erste Goldfeld, und wenige Tage darauf das zweite in der Nähe des Umzwezere, eines Nebenflusses des Büffelflusses. Unterdessen hatte Dr. Petermann, durch die Erfolge des mittellosen, aber unentwegt vorwärts strebenden Reisenden in Bewunderung gesetzt, eine ergiebige Sammlung im deutschen Vaterlande veranstaltet, welche Mauch die Mittel zu seinen fünf weiteren Reisen an die Hand gab. Auf seiner dritten Reise wandte sich Mauch von Pretoria zunächst nach den Waterbergen, und als der zwischen den Buren und Kaffern ausgebrochene Krieg ein weiteres Vordringen auf dieser Linie verbot, wieder zurück nach Pretoria und von da über Botschabelo nach Norden, wo er in Lydenburg mit den Missionaren Nachtigal und Merensky zusammentraf, die ihn mit Rath und That unterstützten. „Mauch steht noch deutlich vor meinen Augen,“ berichtet Merensky in der „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde“ zu Berlin, „wie er eines Tages im Missionshause von Botschabelo nach mühseligen Tagemärschen Rast und Erquickung suchte. Ein lederner Anzug umgab die stämmige Figur. Revolver, Compaß, Sextant, Jagdmesser und eine Blechschüssel hingen an seinem Gürtel, in den Händen trug er das Doppelgewehr, einen Ersatzlauf für dasselbe und die unentbehrliche wollene Decke auf dem Rücken. Wahrlich, keine Kleinigkeit ist es, so bepackt, ohne Hilfe treuer Eingeborener, die afrikanische Wildniß zu durchstreifen!“ Von Merensky und Nachtigal gut ausgerüstet, setzte Mauch seine Reise fort und erreichte etwa Mitte Juli den nach ihm benannten, 2188 Meter hohen „Mauchberg“. Am 31. August endlich gelangte Mauch abermals an den Limpopo und hierauf unter mancherlei Gefahren an die Quellen des Bubye, wo er in die Gefangenschaft der Matebele gerieth. Nach wiedererlangter Freiheit hielt sich Mauch längere Zeit in der englischen Missionsstation Inyati auf, um das Setebele und die Sprache der Maschona zu lernen, Naturalien zu sammeln und Zeichnungen von Pflanzen auszuführen. Eine weitere größere Reise führte Mauch im September 1869 von Potschefstroom gegen Norden zur Wasserscheide zwischen Vaal und Limpopo in den Witwatersrand, dann über die Magaliesberge nach Rustenburg, an den Pilandsbergen vorüber nach Nylstroom in den Waterbergen und von da gegen Norden nach den Zoutpansbergen in 24° südl. Br., die sich in den Blaubergen gegen Westen fortsetzen. Im December traf Mauch wieder in Potschefstroom ein und begab sich Anfang des Jahres 1870 in Begleitung eines Mitgliedes der portugiesischen Deputation zur Vornahme von Grenzregulirungen nach der Delagoabay. Auf einer sechsten Reise unternahm Mauch Ende 1870 eine Bootsfahrt auf dem Vaalfluß von der Mündung bis Hebron in Westgriqualand und seine letzte und größte Reise führte ihn im Juli 1871 nach Albasini in den Zoutpansbergen, von wo aus es ihm gelang, die Ruinen von Simbabye aufzufinden. Ende August erreichte Mauch Pilas Kraal und schon am 3. September bemerkte er von dem kahlen Gipfel eines ziemlich hohen Berges aus auf einem etwa 2 Stunden entfernten Hügel in östlicher Richtung Mauern.

Am 5. September besuchte Mauch zum ersten Male diese räthselhaften Ruinen; er fand drei große Bauwerke: das eine festungsartig auf einem etwa 120 m hohen Granithügel, das zweite 900 m davon entfernt und durch ein versandetes Thälchen geschieden, das dritte wieder 900 m vom zweiten entfernt in der Ebene, ein kreisförmiger Bau von etwa 150 m Durchmesser. Alle drei Bauten waren von dicken Mauern, zum Theil von Thürmen eingeschlossen, mit zugehauenen Granitsteinen ausgeführt. Simbabye liegt nach Mauch von Pilas Kraal, Santscha District, 20° 15′ südl. Br., 31° 37½′ östl. L., 3½ Stunden östlich, also in 31° 48′ und Breite 20° 14′, und fast 41 deutsche Meilen westlich von der portugiesischen Station Sofala entfernt. Nach Stanfort's Karte liegen die Ruinen in 31° 45′ östl. L. und 20° 10′ südl. Br., 515 km von Tete und 257 km von Gubuluwayo entfernt; nach Swan in 20° 16′ 30″ südl. Br. und 31° 7′ 30″ östl. L. und zwar 3340 Fuß hoch. „Von den hier ansässigen Bewohnern vernahm ich,“ schreibt Mauch, „daß sie selbst erst seit ungefähr 40 Jahren hier wohnen, daß vor der Zeit die Gegend ganz unbewohnt gelassen war, und daß noch früher die Malotse oder Barotse in dem Lande und bei den Ruinen wohnten, aber gegen Norden flüchten mußten. Diese hatten die Ruinen für heilig gehalten und jetzt noch sollen hier und da Leute kommen, um darin anzubeten. Von Allen wird als fest angenommen, daß weiße Menschen einst die Gegend bevölkert haben, denn immer noch werden Spuren von Wohnungen und eiserne Geräthschaften (zur Goldgewinnung) vorgefunden, die nicht von Schwarzen verfertigt werden konnten; wo diese weiße Bevölkerung geblieben, ob sie verjagt oder getödtet oder an Krankheit gestorben sei, kann Niemand mittheilen.“ Mauch's Ansicht, daß die Ruinen auf dem Berge eine Nachbildung des Salomonischen Tempels auf dem Berge Moria, die Ruine in der Ebene eine Nachbildung jenes Palastes sei, worin die Königin von Saba während ihres Be-

suches bei Salomo gewohnt habe, — wird sowohl von den Gebrüdern Posselt unterstützt, die im Jahre 1889 die Ruinen besuchten, wie von Pennefather, der im Jahre 1890 von der englischen „Südafrikanischen Gesellschaft" zur Erforschung von Maschonaland ausgesendet wurde und im August desselben Jahres bei den Ruinen eintraf. Der Alterthumsforscher Bent, den i. J. 1891 die „Südafrikanische Gesellschaft" und die Londoner „Geographische Gesellschaft" ausrüsteten, fand bei seinen Ausgrabungen, daß der Thurm und die umfassende Mauer mit dem Phalluszeichen versehen sind. Der Rundbau am Fuße des Berges stellte sich als ein vollständiges Beispiel eines Phallustempels (Verehrung der zeugenden Naturkraft bei Indern, Vorderasiaten und Griechen) heraus. Dicht unter dem Tempel fand Bent einen Goldschmelzofen aus hartem Cement, ringsumher lagen viele Schmelztiegel aus Cement, in denen man noch Goldkörnchen von Stecknadelkopfgröße gewahrte; auch die ausgepochten Quarzstücke, aus denen das Gold gewonnen war und die man bei Seite geworfen hatte, fanden sich. Bent hält Simbabye nicht gerade für phönizisch, doch dem Ursprunge nach nahe verwandt. Simbabye bildete den königlichen Kraal jener Kafferkaiser, die an der Spitze des großen Reiches Monomotapa standen, das einst mächtig war, dann in Theilreiche zerfiel, deren Fürsten auch in Simbabye herrschten, so daß dieser Ausdruck heute noch im Maschonalande häufig ist. Nach Dr. Schlichter's Ausführungen in „Petermann's Mittheilungen" von 1892 weisen die Tempel auf eine eigenthümliche Sonnen- und Steinanbetung, entsprechend dem phönizischen Baal- und Ascheragottesdienst. Der massive Thurm erinnere an die thurmartigen Tempelsäulen, wie sie Lucian bei der Beschreibung des Heiligthums von Hierapolis in Syrien erwähnt. Dr. Schlichter hofft das Alter der Bauwerke mit Hilfe des scharf nachweisbaren Anfanges und Endes der Ornamente an den Mauern bestimmen zu können und zwar mittels der Veränderung der Schiefe der Ekliptik; indessen ist dazu eine genauere Aufnahme der Ruinen noch erforderlich. — Am 21. Mai 1872 verließ Mauch den Kraal des Häuptlings Pika und wandte sich nordöstlich bis 17½° südl. Breite, wo er das zweite Goldfeld auf dieser Reise, das Kaiser Wilhelm-Goldfeld, fand. Dasselbe ist von hohen Bergzügen im Norden und Süden eingeschlossen, welche in hohen, unersteiglichen Kuppen gegen Osten auslaufen. Die nördliche Kuppe nannte Mauch „Bismarck", die südliche „Moltke". Hier entschloß sich Mauch zur Heimkehr.

Arm, wie Mauch Afrika betreten hatte, so schied er auch von diesem Welttheil, nur von dem einen Wunsche beseelt: „Mögen künftige, mit besseren Mitteln ausgerüstete Expeditionen dazu beitragen, daß man sich für jene Gegenden mehr interessirt, als es bisher der Fall war; das Land zwischen Limpopo und Sambesi bietet soviel des alten und neuen Werthvollen, daß eine weitere Vernachlässigung auch Ungerechtigkeit wäre. Ich für meinen Theil schätze mich glücklich, dazu berufen gewesen zu sein, gewissermaßen den Vorläufer zu machen, und ich hoffe, daß die Resultate meiner achtjährigen, mit so bescheidenen Mitteln ausgeführten Reisen Anregung geben zu näherer Erforschung des Landes und Verwerthung seiner kostbaren Producte." — Karl Mauch starb am 4. April 1875 infolge eines Sturzes aus dem Fenster seiner Wohnung. Seine Grabstätte findet sich auf dem Pragfriedhofe in Stuttgart. Der Verein württembergischer Volksschullehrer zu Gmünd errichtete Mauch einen Gedenkstein an der Nordseite des dortigen Lehrerseminars. Mauch's Nachrichten sind niedergelegt in „Petermann's Mittheilungen" 1865—72; eine anschauliche Schilderung der Reisen Mauch's finden wir in der bei Kohlhammer, Stuttgart, erschienenen Schrift des Seminaroberlehrers Mager zu Gmünd: „Karl Mauch. Lebensbild eines Afrikareisenden." Ebenbürtig reiht Mauch sich den Männern an, die durch ihre Entdeckungsreisen der deutschen Nation auf dem Gebiete der Erdkunde den ersten Rang geschaffen haben! M. H. Klössel.

Bücherbesprechungen.

— Ueber Berechtigung der Kritik des Alten Testamentes von D. Aug. Köhler, Geh. Rath, Professor der Theologie. Erlangen und Leipzig, A. Deichert Nachf. (Georg Böhme). 1895. 1 ℳ — Diesen Titel führte ein Aufsatz des Verfassers im vorigen Jahrgang der „Neuen Kirchlichen Zeitschrift", welcher Aufsatz von den Anhängern der strengen Inspirationslehre theilweise sehr unfreundlich aufgenommen worden ist. Deshalb erscheint er nun in besonderer Ausgabe, vermehrt durch eine fast doppelt so lange „Vertheidigung". Von dem Aufsatz selbst haben wir bei der letzten Besprechung jener Zeitschrift schon gehandelt (Nr. 32 der Leipz. Ztg.). Die Vertheidigung führt nun zunächst Luther und aus der Reihe der bekannten Theologen der Neuzeit v. Hofmann, Delitzsch, v. Frank und Volck als Vertreter einer freimüthigen und theilweise sehr weitgehenden biblischen Kritik mit vielen wörtlichen Citaten auf, beweist den Gegnern die Unmöglichkeit der alten Inspirationslehre und stützt unter Ablehnung der Ergebnisse, welche die neueste Kritik zu Tage fördert, das Ansehen der heiligen Schrift als religiöser Urkunde auf das Zeugniß Christi. Daß es biblische Kritik geben muß, wie es welche gegeben hat vor und nach der Aufstellung des Kanons, das versteht sich von selber, wenn es überhaupt theologische Wissenschaft geben soll; es fragt sich nur immer, was für welche und zu welchem Zwecke. Aber mit jener Unterscheidung zwischen religiöser und geschichtlicher Wahrheit ist's sicher nicht gethan, wenn man damit die Grenze bezeichnen will, die berechtigter Kritik gezogen ist. Es wird nichts weiter übrig bleiben, als zu dem zurückzukehren, was die alten Dogmatiker im Grunde gemeint haben, ohne es in ihren Formulirungen genau aussprechen zu können, was auch bei Luther überall durchklingt, daß die Wahrheit des göttlichen Wortes Wahrheit schlechtweg ist, also nicht blos Heilswahrheit, sondern ewige Wahrheit, die als solche durch Resultate menschlicher Forschung überhaupt nicht in Frage gestellt werden kann und den Charakter der Unbegreiflichkeit tragen muß. Wie nun die Heilswahrheiten dem Glauben zur Gewißheit werden in ihrer Unerforschlichkeit, so können auch allerlei ewige Wahrheiten dem forschenden gläubigen Geist als solche feststehen, obwohl oder weil sie für menschliches Urtheil fraglich sind. Damit wird aber menschliche Forschung nicht überflüssig, denn sie führt mit den Endergebnissen jeder Forschungsperiode den immer neugekräftigten Beweis von der Unerforschlichkeit der ewigen Wahrheit. B. K.

— Die Schuldformen des Strafrechts in vergleichend-historischer und dogmatischer Darstellung. Von Dr. Alexander Löffler. Band I. Die Entwickelung des geltenden Rechts. Abtheilung I.: Deutschland und Oesterreich. Leipzig, C. L. Hirschfeld. 1895. — Der Verfasser des vorliegenden Buches hat sich eine gewaltige Aufgabe gestellt. In einem ersten Bande, von dem hier nur die erste Abtheilung vorliegt, soll die historische Entwickelung der Schuldlehre des Strafrechts bei den wichtigsten Culturvölkern zur Darstellung gelangen. Die Größe schon dieser Aufgabe zu ermessen, muß man sich vergegenwärtigen, daß es an einigermaßen erschöpfenden, zusammenfassenden Vorarbeiten für das altjüdische, das germanische, das griechische Recht noch gebricht. In einem zweiten Bande sollen die heute in Umlauf befindlichen Theorien über die Schuldformen kritisch untersucht und sollen ihnen des Verfassers eigene Ansichten über die beste Lösung der Frage gegenüber gestellt werden. Eine Zusammenfassung der Ergebnisse, zu denen der Verfasser gelangt ist, wird als Einleitung an der Spitze der vorliegenden ersten Abtheilung des ersten Bandes geboten. Verfasser bekennt hier, daß er die Freiheit des menschlichen Willens verwirft; er hält die deterministische Auffassung für die richtige, „giebt aber die Möglichkeit zu, daß man ein verständiger Mensch sein und doch der gegentheiligen Ansicht huldigen könne". Wir können also — obwohl Idealisten — mit dem beruhigenden Bewußtsein an die Darlegungen des Verfassers herantreten, von ihm immer noch zu den „verständigen" Menschen gerechnet zu werden! Dies um so mehr, als nach Verfassers Ansicht der Criminalist die Controverse über die Freiheit oder Unfreiheit des menschlichen Willens billig bei Seite lassen kann, zum mindesten, wenn er sich von der Vergeltungstheorie lossagt. Was nun die Gruppirung der psychologischen Thatbestände anlangt, so setzt Verfasser der allgemein angenommenen Zweitheilung (dolus und culpa) eine Dreitheilung entgegen. Er unterscheidet: 1) der Erfolg ist gewollt: Absicht; 2) der Erfolg ist vorausgesehen, ohne gewollt zu sein: Wissentlichkeit; 3) der Erfolg ist weder gewollt, noch auch vorausgesehen, hätte aber vorausgesehen und vermieden werden können und sollen: Fahrlässigkeit. Das Neue der Löffler'schen Gruppirung liegt in der Hervorhebung der zweiten Gruppe als selbständiger Kategorie, wozu man die endgiltige Stellungnahme doch wohl bis zum Erscheinen des zweiten Bandes wird aufschieben müssen. Die vorliegende erste Abtheilung des ersten Bandes giebt im Uebrigen zunächst eine universalhistorische Uebersicht über das Auftreten der Schuldidee

in den ersten Stadien der Rechtsbildung. Es folgen die Hauptzüge der Entwickelung im germanischen Recht bis zur Zeit der Volksrechte, im altjüdischen Strafrechte, im griechischen Rechte, im römischen Rechte, im germanischen Rechte seit dem Untergange der Volksrechte bis zur Reception des römischen Rechts, im kanonischen, im gemeinen Recht seit der Glosse, im österreichischen Recht, in der neueren deutschen Doctrin bis zum Jahre 1870, in den particulären deutschen Strafgesetzbüchern. Das vorliegende Buch schließt mit der Darstellung des geltenden Reichsrechts. Die später erscheinende zweite Abtheilung soll die wichtigsten fremden Rechte behandeln. Die jetzt erschienene erste Abtheilung giebt rühmliches Zeugniß von reichem Wissen und einem bewunderungswerthen Fleiße des Verfassers. Ein gewaltiges Material ist verarbeitet. Vieles Anregende, Werthvolle im Einzelnen ist zu Tage gefördert. Fraglich ist uns nur geblieben, ob die geschichtliche Entwickelung wirklich zu dem gleichen Resultate treibt, welches der Verfasser in der Einleitung als das von ihm gefundene kurz darlegt, und ob das historische Material nach dieser Richtung allenthalben ganz vorurtheilsfreie Würdigung erfahren hat. N.

— Brandt, Dr. Lampertus Otto, Ferdinand Lassalle's socialökonomische Anschauungen und praktische Vorschläge. (Staatswissenschaftliche Studien, herausgeg. von Dr. Ludwig Elster. V. Band. 4. Heft.) Jena, Verlag von Gustav Fischer, 1895. 90 S. Preis 2 ℳ — Brandt's Studie über Lassalle als Nationalökonomen und Socialpolitiker ist eine fleißige und gründliche Arbeit. „Das System, auf dem Lassalle fußte, das System in dem Sinne des Versuches einer historischen und logischen Begründung des von ihm vorgeschlagenen socialen Heilmittels, auf Grund seiner Schriften und Reden darzustellen“, betrachtet der Verfasser als die erste Aufgabe seiner Abhandlung. Als deren zweite, durch eine kritische Zergliederung seiner theoretischen Sätze zu untersuchen, welche Anregung Lassalle der Wissenschaft gegeben. Hierbei gelangt Brandt zu folgendem Resultat: Obwohl Lassalle eine große persönliche wissenschaftliche Bildung nicht abgesprochen werden könne, habe er die Ergebnisse fremder Arbeit ausgiebig benützt, — doch habe er sie in einer Weise gruppirt, daß ihr innerer Zusammenhang in jedem Theile gewahrt geblieben sei, und sie in eine oft glänzende äußere Form gegossen, welche allerdings, von wenigen Ausnahmen abgesehen, zumeist von der Abwägung der agitatorischen Wirkung eingegeben erscheine und des Oefteren einer bis zum Rohen gesteigerten Polemik habe weichen müssen. So habe Lassalle die Wissenschaft der Nationalökonomie nur unwesentlich gefördert, wenngleich man seinen kraftvollen Widerstand gegen die Lehren des Individualismus nicht gering anschlagen dürfe. Dagegen habe er „der politischen Bewegung neue Nahrung zugeführt“. Allerdings sei der „nationale Socialismus“ Lassalle's eine Episode in der Geschichte der socialistischen Stimmungen geblieben und die kühnen Hoffnungen, die er auf die durchschlagende Kraft seiner Gedanken und die Macht seiner Persönlichkeit setzte, seien nicht erfüllt worden. Denn sehr bald nach seinem Tode habe die Internationale seine Anhänger von der Führung der Arbeiterbewegung verdrängt. Aber die „schnelle und machtvolle Entwickelung der Socialdemokratie bis auf unsere Tage sei doch eine Frucht der Agitation Lassalle's, der persönlich unabhängig, mit reichen Mitteln ausgerüstet, mit einer stürmischen und sicher echten Begeisterung für die materielle, geistige und rechtliche Erhebung der arbeitenden Bevölkerung vor die Massen trat und die Behandlung der Arbeiterfrage der Bevormundung des Liberalismus entzog, um die Angelegenheiten, die den Arbeiter angingen, in seine eigenen Hände zu legen“. Nach beiden Richtungen hin dürfte der Verfasser im Allgemeinen mit seinem Urtheile Recht haben; mehr noch darin, wenn er bemerkt, es lasse die Zeitfolge seiner Schriften und Reden erkennen, daß Lassalle „innerlich unfertig gewesen, als er es unternommen, die deutsche Arbeiterschaft zu organisiren, und daß ihm, diese Unfertigkeit zu überwinden, nachdem er die Agitation einmal begonnen, die auf ihm ruhende Last der Tagesgeschäfte nicht mehr erlaubt habe“. Aber liegt in diesem Zugeständnisse nicht zugleich eine Kritik des vorliegenden Buches? Eine Kritik der Aufgabe, wie sie der Verfasser sich gestellt? Mag immerhin die heute herrschende Mode, literarhistorische Theilporträts berühmter Männer zu entwerfen, eine gewisse Berechtigung haben; wirklich angebracht ist dies Verfahren doch wohl erst nur dann, wenn sich eine reinliche Scheidung der verschiedenen Seiten eines Lebens vollziehen läßt, oder wenn mindestens eine dieser Seiten alle anderen an Bedeutung derart überragt, daß sie formgebend wird für die übrigen Lebensäußerungen. Gewiß darf man in dieser Weise Darwin als Naturforscher, Marx als Nationalökonomen behandeln. Aber Lassalle? Der Mensch, der Gelehrte, der Agitator waren bei ihm im Leben aufs Engste verknüpft. Sie in der Darstellung auseinander zu reißen war demnach gewiß nicht klug gehandelt und zwar um so weniger, als der Verfasser außerdem, obwohl er selbst zugestehen muß, daß sie nicht die wesentlich gestaltende gewesen, gerade die Denkerseite in den Vordergrund stellt, seine Leser dagegen über Lassalle's Charakteranlage und Charakterentwickelung, wie über die Grundprincipien seines Lebens, fast ganz im Unklaren läßt. So bleibt schließlich auch das Bild, das wir vom Gelehrten Lassalle erhalten, ein wenig plastisches, da uns die Mittel fehlen, um es uns zum Bilde einer einheitlichen Persönlichkeit zu ergänzen. o—g.

— Der Vertrag von Moß vom 14. August 1814 und die schwedisch-norwegische Union. Von Dr. Nielsen, Professor in Christiania. Kiel und Leipzig 1895, Verlag von Lipsius & Tischer. Preis 2 ℳ — Bei dem gegenwärtig bestehenden, auch in den Zeitungen vielfach besprochenen parlamentarischen Conflict in Norwegen kommt diese Schrift ganz zur rechten Zeit. Zur Lösung des Conflicts trägt sie zwar direct nichts Erhebliches bei, sie zeigt aber in klarer und interessanter Weise, wie die Vereinigung zwischen Schweden und Norwegen zu Stande gekommen ist. Die kluge und weitsehende Politik des Kronprinzen von Schweden Karl Johann (Bernadotte) wird ebenso in das rechte Licht gestellt, wie die vornehme Persönlichkeit des dänischen Prinzen Christian Friedrich, der den aussichtslosen Versuch unternommen hatte, sich zum Souverän von Norwegen zu machen. Das Zeugniß, welches ihm Seite 96 aus Anlaß seiner durch die Ereignisse nothwendig gewordenen Abdankung ausgestellt wird: „Er erreichte in seinen Forderungeen für Norwegen wachsende Zugeständnisse und kaufte (soll wohl heißen erkaufte) diese dadurch, daß er für sich selbst nachgab“, ist wohl das beste, welches man einem fürstlichen Usurpator ausstellen kann. Der Uebersetzer ist anscheinend des Deutschen nicht völlig mächtig, daher manche Härten und Absonderlichkeiten im Stil, welche jedoch den würdigen Eindruck der ganzen Arbeit nicht beeinträchtigen. —tg—

— Die Kriege Friedrich's des Großen. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Zweiter Theil: Der Zweite Schlesische Krieg 1744—1745. I. Band: Böhmen. 1744. Mit 19 Karten, Plänen und Skizzen. Geh. 15 ℳ II. Band: Hohenfriedeberg. Mit 14 Plänen und Skizzen. Geh. 11 ℳ E. S. Mittler u. Sohn, Berlin. — Mitten in die Erinnerungsfeier der Ruhmesthaten von 1870 fällt die Herausgabe des zweiten Theiles der Kriege Friedrich's des Großen. Die kriegswissenschaftliche Bedeutung dieses Werkes in einer kurzen Besprechung zu würdigen, ist nicht möglich. Auch der zweite Theil rechtfertigt die Erwartungen, die allseitig daran geknüpft wurden. Die Hauptschwierigkeit für die kriegsgeschichtliche Abtheilung des Großen Generalstabes hat offenbar in der Darstellung der verwickelten diplomatischen Nebenaction bestanden. Gerade sie ist meisterhaft in Klarheit und Kürze. Sie bietet beherzigenswerthe Lehren für unser Zeitalter militärisch-politischer Bündnisse. In reinmilitärischer Hinsicht sind die taktische Entwickelung der Cavallerie und die Darstellung des Lebens der Truppen im Felde als besonders lehrreich hervorzuheben. In letzterer Beziehung könnte vielleicht noch mehr geschehen. Ein dritter Band wird mit der Schilderung der Schlachten von Soor und Kesselsdorf den Zweiten Schlesischen Krieg beschließen. Er soll noch in diesem Jahre zur Ausgabe gelangen. y.

— Erinnerungen aus dem Leben von Hans Viktor v. Unruh (geb. 1806, gest. 1886). Herausgegeben von Heinrich v. Poschinger. Mit Bildniß H. V. v. Unruh's. Deutsche Verlagsanstalt. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. 1895. Preis 8 ℳ — Wenn man heute von den verschiedensten Seiten sich bemüht zeigt, die großen Erinnerungen an dasjenige, was vor 25 Jahren Gottes gewaltige Hand durch deutsche Kraft und deutsche Waffen gethan hat, zu erwecken und zu beleben, so ist dies gewiß ein höchst löbliches Beginnen, gälte es auch nur der heutigen fast zu einseitig in materielle Sorgen um Erwerb und Lebensgenuß verstrickten Generation ins Gedächtniß zu rufen, wie damals deutsche Männer und Frauen für das ideale Gut eines freien, einigen mächtigen Vaterlandes Gut und Blut in die Schanze schlugen, und sie daran zu erinnern, was sie Gott, was sie den in den Schlachten des deutsch-französischen Krieges glorreich Gefallenen verdankt. Um aber nicht in den Fehler unserer damaligen Feinde, in chauvinistische Ruhmredigkeit und bramarbasirende Ueberhebung zu verfallen, scheint es vielleicht

nicht unzweckmäßig, die Blicke nicht nur einseitig auf das große Jahr 1870/71, sondern auch auf das demselben vorausgegangene und nachfolgende Vierteljahrhundert zu lenken. Ein vortreffliches Hilfsmittel zu solcher rückblickenden Versenkung in die Geschichte des letzten halben Jahrhunderts bietet das vorliegende Memoirenwerk aus der Feder eines Mannes, der diesen Abschnitt der vaterländischen Geschichte theils selbst auf der Bühne des öffentlichen Lebens in hervorragender Rolle mitwirkend, theils als Zuschauer des großen Dramas auf bevorzugtem Platze mit durchlebt hat. Hans Viktor v. Unruh, Sohn eines höheren preußischen Officiers und auferzogen in der Tradition militärischer Zucht und Ehre, aber durch seinen Beruf als Techniker und zwar als Techniker im Dienste der in den 40er Jahren mächtig aufstrebenden Privatindustrie frühzeitig mit den in den industriellen und bürgerlichen Kreisen des preußischen Volkes herrschenden politischen Anschauungen in Berührung gekommen, wie sie in der Mehrheit der preußischen Nationalversammlung des Jahres 1848, in dem deutschen Nationalvereine und der späteren nationalliberalen Partei ihre classische Vertretung fanden, und durch das Vertrauen seiner Gesinnungsgenossen berufen, an der Spitze parlamentarischer Versammlungen Preußens und Deutschlands diese Anschauungen auch nach außen zu vertreten, vereinigt in seiner Person in hervorragender Weise die beiden scheinbar so fern stehenden und doch innerlich so nahe verwandten Charaktertypen des specifischen Preußenthums, des preußischen Soldaten und des preußischen Fortschrittsmannes, die wir in so vielen bedeutenden Politikern Preußens der neueren Zeit verbunden sehen. Man braucht die energischen, scharf umrissenen Züge des dem Buche vorgehefteten Porträts nur anzusehen, um darüber gewiß zu werden, daß dieser Mann, auch wenn er keine Uniform trug, doch unzweifelhaft die Fähigkeit habe, ein Commando zu führen, und daß er in befehlender Stellung dieses Commando mit großer Energie zu führen wissen werde, wie dies denn auch v. Unruh's Führung der Präsidialgeschäfte in der Nationalversammlung und dem preußischen Abgeordnetenhaus zur Genüge bewiesen hat. Auf der oben bezeichneten Charaktereigenthümlichkeit des Verfassers beruht es auch, daß, während er für verschiedene Mitglieder der liberalen Parteien wie Rodbertus, Heinrich v. Gagern, Jacoby u. A. nur geringe Sympathien zeigt, er dagegen dem Fürsten Bismarck sowohl in seiner Eigenschaft als Vorkämpfer der Rechten in dem preußischen Abgeordnetenhause und als Ministerpräsident während der Zeit des preußischen Verfassungsconflictes, als auch später in seiner Eigenschaft als Bundes- und Reichskanzler nicht nur volle und uneingeschränkte Gerechtigkeit widerfahren läßt, sondern ihm auch warme Sympathien und lebhafteste Bewunderung entgegenbringt, obwohl er im Gegensatz zu vielen seiner nationalliberalen Parteigenossen sich keinerlei Illusionen darüber macht, daß Bismarck seine früheren conservativen Anschauungen keineswegs später aufgegeben und die Bundesgenossenschaft des Liberalismus nur als Mittel für seine höheren Zwecke benutzt hat. Ein weiterer hervorstechender Zug in dem Charakterbilde des Verfassers ist seine hohe Meinung von der eigenen politischen Befähigung und Thätigkeit, die ihn nicht nur jede wenn auch entfernte persönliche Antheilnahme an den Zeitereignissen, jede Unterredung mit Politikern und sonstigen Tagesgrößen in seinen Aufzeichnungen berücksichtigen läßt, sondern namentlich auch veranlaßt, besonders zu betonen, wenn seine gelegentliche Voraussagen über die muthmaßliche künftige Entwickelung durch den Gang der Dinge Bestätigung gefunden haben. In politischer Hinsicht, wie bereits bemerkt, keineswegs radical, huldigt v. Unruh dagegen in wirthschaftlicher Hinsicht durchaus manchesterlichen Grundsätzen und dies mag wohl zum Theil mit die Veranlassung gewesen sein, daß er sich in der letzten Zeit seines Lebens von der Theilnahme an der Politik mehr und mehr zurückgezogen hat. Immerhin hat v. Unruh seit dem Jahre 1848 dreißig Jahre lang im Mittelpunkt des politischen Lebens Preußens und Deutschlands gestanden und während dieser Zeit mannigfachste Gelegenheit gehabt, Einblick in das innere, dem Auge gewöhnlicher Sterblichen verhüllte Getriebe der Politik zu thun und mit den an der Spitze der Bewegung stehenden Personen in engste Berührung zu kommen, und hat die hierbei gemachten Erfahrungen in seinen Erinnerungen auf eine Weise niedergelegt, die, wenn sie auch von seinem Charakter und seiner politischen Parteistellung nicht unbeeinflußt ist, doch im Großen und Ganzen den Stempel strengster und lautester Wahrhaftigkeit an sich trägt. Es ist wohl etwas freundschaftliche Schmeichelei, wenn Karl Braun in einem Briefe an den Verfasser schreibt, seine Erinnerungen hätten ihn manchmal an die Memoires des alten Fritz erinnert, aber der in demselben Briefe enthaltenen Behauptung, daß v. Unruh's Erinnerungen berufen sein dürften, in Zukunft die Rolle einer wichtigen historischen Quelle zu spielen, möchten wir uns vollkommen anschließen. * * *

— Volks- und Jugendschriften aus dem Verlag von Jäger und Kober (C. F. Spittler's Nachfolger) in Basel: 1) Der Waisen Vater. Erzählung von Maria Liebrecht. Preis 25 ₰. Wie drei Schwestern, des Vaters und der Mutter früh beraubt, in Freud und Leid allezeit an des himmlischen Vaters Liebe festhalten und im Segen aus der Höhe ihren stillen Lebenspfad wandeln, wird in einfacher, auch dem frühen Kindesalter verständlicher Sprache erzählt. — 2) Der Müllerfritz. Eine Erzählung aus dem Handwerkerleben von Ulrich Lörcher. Preis 80 ₰. Ein junges Blut erliegt der Verführung durch einen rohen und gottlosen Genossen und läßt sich hineinziehen in das gottentfremdete Treiben socialdemokratischer Hetzer. Aber noch rechtzeitig wendet sich sein Schicksal. Es rettet ihn das Eingreifen frommer Verwandten, die ihn auf die Bahn redlicher Arbeit und gottseliger Zufriedenheit zurückführen. Die Liebe eines treuen Herzens lohnt sein redliches Streben, durch wackere Arbeit die Verirrungen seiner Jugend vergessen zu machen. — 3) Die Kinder mit dem Gummiball. Von Florence Montgomery. Autorisirte Uebersetzung von M. M. Preis 20 ₰. Ein harmloses Geschichtchen zum Vorlesen für kleine Kinder, die nicht folgen wollen. — 4) Der Ausrufer. Von Florence Montgomery. Autorisirte Uebersetzung von M. M. Preis 30 ₰. Noch ein lehrhaftes Kindergeschichtchen, erzählt zur Warnung für verwöhnte, eigenwillige und selbstsüchtige Buben und Mädchen. Der Kinderton ist in beiden Büchlein gut getroffen; nur etwas zu viel süßliche Rührseligkeit macht sich geltend. — 5) Vom Lebensbaum. Ein Büchlein für's Volk von Dora Schlatter. Zweite Auflage. Preis 1 ℳ 60 ₰. Ein ganzer Strauß von 28 kleinen Geschichtchen, alle kindlich, aber doch so, daß auch große Leute sich daran erfreuen können. Die Verfasserin ist unstreitig tief eingedrungen in der Kinder Art und Wesen, und wer sich Etwas von jenem Kindersinn bewahrt hat, dem ein einziges Blümchen den Blick verklären kann, daß es aus den klaren Augensternen hervorleuchtet wie eitel Sonnenschein, für den ist das Buch geschrieben, und dem wird es mit seiner echten Herzensfrömmigkeit Trost und Erquickung bieten in der Sorge und Noth des alltäglichen Lebens. Dora Schlatter ist eine Geistesverwandte von Johanna Spyri, der bekannten Jugendschriftstellerin. — 6) Funken. Erzählungen für das Volk von E. Schmidt. Zweite vermehrte Auflage. Preis 2 ℳ. Die Verfasserin nennt diese schlichten Erzählungen aus dem Alltagsleben „Funken“, weil sie hofft, daß ihre Worte in einem oder dem anderen von Unglück und Noth, Sünde und Schuld verdüsterten Herzen, in dessen Tiefe es unter der Asche der Verbitterung und Verstimmung, der Selbstsucht oder Eitelkeit noch leise glimmt, eine Flamme entzünden sollen von jener Gottesliebe, die auch die dunkelsten Erdentage mit ihrem himmlischen Gnadenstrahle zu erhellen vermag und dem frommen Pilger hinaufleuchtet den oft gar mühseligen und steilen Pfad zu dem Reiche des Lichtes, in dem kein Wechsel mehr ist des Lichtes und der Finsterniß. Solche Bücher können leicht das gerade Gegentheil bewirken von dem, was sie beabsichtigen, sobald der Leser merkt, daß geistlicher Hochmuth und frömmelnde Selbstbespiegelung in ihnen das Wort führen. Davon ist die Verfasserin weit entfernt. Ihr ist die Frömmigkeit nicht Lippen- und Augenwerk, und sie weiß wohl, daß das Reich Gottes nicht mit äußerlichen Geberden kommt. Eine demüthige Magd Christi, geht sie unverdrossen den verirrten Schäflein nach und sucht mit Lehre und Vermahnung sie zurückzulocken zu dem treuen Hirten. Vor Allem hält sie an am Gebet; denn sie ist tief durchdrungen von der Erkenntniß, daß es mit unserer menschlichen Weisheit eitel Stückwerk ist und daß der Herr allein Zeit und Stunde weiß, wo ein verborgen glimmendes Fünklein zu neuer Lohe zu entfachen ist. Möge das treffliche Buch recht viele willige Leser finden auf seinem Wege, Leser, die nicht blos mit den Augen des Leibes, sondern mit dem Herzen lesen, auf daß es auch von diesen „Funken“ einst heißen könne, wie in dem Briefe des Apostels Jacobus (Cap. 3, V. 5): Siehe, ein kleines Feuer, welch einen Wald zündet es an! R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 107. Sonnabend, den 7. September. 1895.

Reiseerinnerungen aus Bolivia.

Von A. Hoffmann.

Nach einer nahezu zehnwöchentlichen Seefahrt auf dem vortrefflich eingerichteten, noch ziemlich neuen, der Kosmoslinie gehörigen Dampfer „Osiris" war ich von Hamburg aus nach dem peruanischen Hafen Mollendo gelangt, um von da mittelst der nach dem Titicacasee führenden Eisenbahn mein Reiseziel, die südamerikanische Republik Bolivia, zu erreichen. Ich betrat in Mollendo zum ersten Male peruanisches Gebiet. Die Häuser der kleinen, hübsch gelegenen Stadt sind zum Theil wie Schwalbennester an den schroff aufsteigenden Felsen gebaut. Der Hauptverkehr spielt sich natürlich am Hafen und auf der Strandpromenade ab. Da auf der Eisenbahn von Mollendo nach dem Titicacasee unter gewöhnlichen Verhältnissen nur Sonnabends ein Personenzug verkehrt, meine Ankunft in Mollendo aber am Freitag erfolgte, so hatte ich nur eine Nacht in dem übrigens ganz annehmbaren Hotel der Stadt zuzubringen. Am anderen Morgen gegen 11 Uhr fuhr ich mit der Ferro Carril ab. Der Zug bestand aus einem Wagen erster Classe mit 58 Sitzplätzen, einem Wagen zweiter Classe, dessen Einrichtung unsrer vierten Classe entsprach, und aus einem Gepäckwagen. Sehr bald bog die Bahn in ein Thal ein und dann begann sie auch sofort in zahllosen Schleifen und Windungen gewaltig zu steigen. Sie ist ein von englischen Ingenieuren kühn angelegtes Bauwerk und führt an kahlen Bergen entlang, deren silbergraue, flugsandartige Bedeckung wandernde, halbmondförmige Hügel bildet und, vom Winde aufgewirbelt, selbst in die geschlossenen Wagen dringt und das Athmen ungemein erschwert. Zuweilen werden unter jenen wandernden Hügeln noch Gerippe, Rüstungen und Waffen aus der Zeit der spanischen Eroberer gefunden. Nahezu zwei Stunden raste der Zug durch die Wüste. Dann kamen wir in eine braune, wellige Gebirgslandschaft, und man sah nun links in ein sehr tiefes enges Thal hinab, auf dessen Sohle ein kleines munteres Flüßchen wie ein Silberfaden dahinzog. Weiter oben war das Thal infolge dieser Bewässerung mit üppigem Grün bedeckt und gewährte dadurch nach der langen durchfahrenen Einöde einen lieblichen Anblick. Erst nach achtstündiger Fahrt erreichten wir die ersten Stationen, welche ihr Dasein den in der Nähe befindlichen heißen Quellen verdanken. Jetzt erschienen zur Rechten auch die leuchtenden, schneebedeckten Häupter der Anden, voran der durch seine ideale Form auffallende Vulcan Misti, der auf seinem 5850 m hohen Gipfel seit dem Jahre 1893 die höchste Wetterwarte der Erde trägt. Denn die nicht weit davon am Charchani befindliche meteorologische Station liegt nur 5000 m und diejenige des Montblanc sogar nur 4810 m über dem Meere. Am Fuße des Misti breitet sich die malerische Stadt Arequipa aus, wo ich Abends todmüde und vom Staube halb erstickt ankam und bis zum nächsten Morgen Rast hatte. Trotz der Müdigkeit und trotz der vortrefflichen Einrichtung des Hotels konnte ich vor Athemnoth nur wenig schlafen. Die Locomotive hatte mich so schnell auf eine Höhe von etwa 3000 m entführt, daß meine Lunge nicht mit gleicher Geschwindigkeit sich der Dünne der Luft anpassen konnte. Um sich an die Höhenluft zu gewöhnen, wäre es vielleicht gut gewesen, in der freundlichen Stadt einen achttägigen Aufenthalt zu nehmen und auf den nächsten Zug zu warten. Allein da unter den Bewohnern die Influenza mit ziemlicher Heftigkeit wüthete, war ich doch froh, als ich am anderen Morgen wieder weiter fahren konnte. Dieser Tag aber sollte sich zum unangenehmsten der ganzen Reise gestalten. Nach dreistündiger Fahrt hatten wir unter fortwährender Steigung eine Höhe von mehr als 4000 m erklommen. Wir gelangten zu der kleinen Station Vincocaya, wo es einen kurzen Frühstücksaufenthalt gab, während dessen die Maschine ihren Wasservorrath wieder ergänzte. Langsam erreichten wir dann in acht Stunden den höchsten Punkt der Bahn und befanden uns nun auf dem 4800 m hohen Crucero alto. Es war eine entsetzliche Fahrt ohne jeglichen Genuß. Während manche der Mitreisenden in Ohnmacht fielen, zeigten sich auch bei mir bedenkliche Spuren der Soroche, der Höhenkrankheit. Wahnsinnige Kopfschmerzen durchwühlten mein Gehirn, und vor Athemnoth glaubte ich jeden Augenblick ersticken zu müssen. Noch heute in der Erinnerung finde ich eine siebentägige Seekrankheit noch lange nicht so schlimm wie eine viertelstündige Qual der Soroche. Der krankhafte Zustand besserte sich auch nicht viel, als nach Uebersteigung des höchsten Punktes der Bahnlinie der Zug am Spätnachmittag sich wieder in beschleunigter Fahrt etwas abwärts bewegte. Wir kamen an zwei kleinen, von Bergen eingeschlossenen Seen, an dem Saracacha und an dem Cachipascana, vorüber, deren Ufer eine üppige Vegetation zeigten, und auf den mit spärlichem Gras bewachsenen anstoßenden Pampas weideten unbekümmert um uns ganze Heerden von Llamas, während Schaaren der reizenden kleinen Guanacos, aufgescheucht durch das Geräusch der Locomotive, eiligst davonjagten.

Es war schon spät am Abend, als wir endlich am Endpunkte der Bahn, in der unmittelbar am Ufer des Titicacasees 3842 m hoch gelegenen Stadt Puno anlangten. Ich bestieg sofort den bereit liegenden kleinen Raddampfer und begab mich in die telegraphisch voraus bestellte Cabine, um mich womöglich durch einen erquickenden Schlaf von den furchtbaren Strapazen der überstandenen Eisenbahnfahrt zu erholen und für die am anderen Morgen sich anschließende Wasserfahrt zu stärken. Da in dem Preise der Fahrkarten zugleich die Uebernachtung auf dem Dampfer mit eingerechnet war, so kamen auch die übrigen Passagiere auf das kleine Fahrzeug. Dasselbe enthielt aber nur zwei Cabinen, und da diese im Voraus schon belegt waren, so mußten die übrigen Reisenden in dem einzigen noch vorhandenen Raume ihr Unterkommen suchen. Dieser Raum diente somit zugleich als Speise-, Toiletten- und Schlafzimmer. — Am anderen Morgen war es bitter kalt, und erst, als die Sonne den dichten Nebel niedergekämpft hatte, wurde es wärmer. Nun sah man auch erst die ungeheure Wasserfläche des Titicaca, der $25\frac{1}{2}$ Meilen lang, im Mittel $6\frac{3}{4}$ Meilen breit ist und 151,3 Quadratmeilen Fläche besitzt. Es ist übrigens im Juli und August nichts Seltenes, daß das Wasser des Sees während der Nacht an den sehr seichten, mit Schilfrohr bestandenen Ufern gefriert. Zu einem vollständigen Zufrieren des ganzen Sees aber kommt es nie; auch schmilzt das während der Nacht an dem Ufer sich bildende Eis jedesmal am Tage wieder. Jenes Schilfrohr benutzen übrigens die Indianer zu den verschiedensten Zwecken. Unter sandigen Lehm gemischt und an der Sonne getrocknet dient es als Baumaterial für ihre Hütten; aus ihm fertigen sie Kleider und Segel; sie verwenden es zur Feuerung, und sogar ihre Boote flechten sie daraus. Ich sah eine große Anzahl solcher geflochtener Boote auf dem See; sie sind kaum zwei Meter lang und sehr schmal und gewähren nur Raum für eine Person, die es meist stehend mit einer langen Stange vorwärts bewegt und dabei mit großer Geschicklichkeit sich im Gleichgewicht halten muß. Als sich der Dampfer genügend weit vom Ufer entfernt hatte, fesselten sofort den Blick im Osten zwei gewaltige Bergriesen, der Sorata und der Illimani, die wegen ihrer wunderbaren Gestalt während meines ganzen Aufenthaltes in Bolivia meine Lieblinge blieben, an denen ich mich nie sattsehen konnte. — Der Titicacasee ist sehr reich an Fischen; er enthält eine Menge großer und kleiner Inseln, die ebenfalls

mit dem erwähnten Schilfrohr bewachsen sind und zahlreichen Sumpf- und Wasservögeln zum Aufenthalte dienen. Darunter befindet sich auch die berühmte Insel des Sonnengottes mit den ansehnlichen Ruinen des uralten Tempels aus der Incazeit. Es ist diese Insel bekanntlich die Wiege des alten peruanischen Kaiserreichs, welches das heutige Peru und Bolivia vereint umschloß. Denn hier erschien im Jahre 1018 n. Chr. Manco Capac mit seiner Gattin, die zugleich seine Schwester war, gründete das peruanische Kaiserreich, legte die Hauptstadt Cuzco an und führte den Sonnendienst ein. Durch ein geordnetes Rechtswesen und durch das Verbot des Menschenopfers und der Vielgötterei legte er den Grund zur Civilisation, wobei ihm seine Gattin, welche den Weibern das Spinnen und Weben lehrte, bestens unterstützte. Vierzehn Kaiser folgten ihm und setzten die begonnene Ordnung des Staatswesens fort, bis im Jahre 1524 die Spanier das Land eroberten. Die noch heute erhaltenen Ruinen bezeugen die hohe Culturstufe, auf welche jene Incafürsten ihr Reich zu erheben verstanden. Man sagt, daß der Tempel des Sonnengottes mit Goldplatten bedeckt gewesen sei und daß die Indianer bei der Ankunft der Spanier die aus Gold, Silber und Edelsteinen bestehenden Tempelschätze in den See geworfen hätten. — Bei zwei anderen großen Inseln, welche Peter und Paul genannt werden, verschmälert sich die Breite des Sees; an den Ufern erheben sich bewachsene Berge, die an manchen Stellen so schroff aus dem Wasser emporsteigen, daß ich an die früher passirte Magellanstraße erinnert wurde. Hierauf erschien die Halbinsel Copacavana, welche den ganzen See in zwei Theile theilt. In dem kleinern östlichen Theile hat der See seinen Abfluß und zwar durch den Rio Desaguadero. Die an seiner Mündung zu beiden Seiten gelegenen Dörfer, Desaguadero peruana und Desaguadero boliviana, bezeichnen die Grenze zwischen Peru und Bolivia. Auch eine Menge anderer Ortschaften, lauter Pueblos der ackerbauenden Aymara-Indianer, liegen an diesem Theile des Sees.

Nach Sonnenuntergang erschien der am Horizont unaufhörlich mit Blitzen durchzuckte Himmel in einer Sternenpracht, wie ich sie noch nie gesehen hatte. In der reinen, durchsichtigen Höhenluft deuchten mir die Sterne sämtlich näher gerückt als sonst, und ich begriff die schönen Erfolge, welche die neu erbaute, beinahe 4000 m hoch gelegene Sternwarte von Arequipa bereits aufzuweisen hat. Abends 8 Uhr ankerten wir vor Chililaya, aber des Zolles wegen weit ab vom Lande; denn wir hatten bereits die den See durchschneidende Grenze zwischen Peru und Bolivia überschritten und befanden uns nunmehr auf bolivianischem Gebiete. Erst am anderen Morgen landete der Dampfer, und ich betrat zum ersten Male den bolivianischen Boden. In Chililaya, einem trostlosen, von wenigen Beamten und einem einzigen Deutschen, im Uebrigen von lauter Indianern bewohnten kleinen Orte, machte ich beim Frühstück die Bekanntschaft mit den ersten echten Aymara-Indianern und ergötzte mich an der wunderlichen Tracht dieses Volksstammes. Alle männlichen Indianer tragen auf dem Kopfe eine buntfarbige Zipfelmütze mit Ohrenklappen, darüber einen flachen, runden Filzhut; Beinkleider von grauer Leinwand, die durch eine Art Schärpe festgehalten werden, bedecken die Beine bis zur Kniekehle; der übrige Körper wird von einer losen Weste und überdies noch von einem möglichst bunten Poncho eingehüllt. An den Füßen haben sie Sandalen. Im Uebrigen erschienen mir diese dunkel kupferfarbigen Gestalten bei Weitem nicht so häßlich wie die schmutzigen Chilenen, welche ich an der Küste bei der Hinfahrt kennen gelernt hatte.

Zur Weiterfahrt nach der 7 Meilen entfernten Stadt La Paz, der damaligen Hauptstadt von Bolivia, benutzte ich zugleich mit anderen Reisenden eine mit acht Maulthieren bespannte, hohe Kutsche, welche ganz und gar einem europäischen Reisewagen aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts glich. Die Straße führte über welliges Land, über die Ausläufer der Sanddünen, welche die Puna, d. i. eine ungeheure, bräunliche, mit dürftigem Gras bewachsene Hochebene, umgaben und den deutlichen Beweis lieferten, daß der Titicacasee in früherer Zeit eine weit größere Ausdehnung gehabt hat und wahrscheinlich östlich bis an die sogenannte weiße, westlich bis an die schwarze Andenkette heranreichte. So nämlich nennt man im Volksmunde die beiden großen parallelen Gebirgsketten, in welcher sich hier die Cordilleras de los Andes theilen und zwischen welchen sich die weite Hochebene von Nordnordwest nach Südsüdost ausbreitet, die den Lago Titicaca und den mit diesem durch den Rio Desaguadero verbundenen Lago Pampa Aullagas enthält. Beide Gebirgszüge zeigten sich während der Fahrt in ihrer ganzen erhabenen Schönheit und sie belehrten mich, daß ich mich hier in dem höchsten und gebirgreichsten Lande von ganz Amerika befände. Der östliche, die weiße oder La Cordillera real d. i. die Königs-Cordillere, genannte Gebirgszug stellt sich zu allen Jahreszeiten als eine fast ununterbrochene Schneelinie von etwa 130 Meilen Länge dar und gehört jedenfalls zu dem Großartigsten, was man auf der Erde sehen kann. Ein Bergriese reiht sich an den anderen; voran der 6550 m hohe Sorata, der 6504 m hohe Illimani und der 6148 m hohe Huaina Potosi; alle ragen mit ihren scharf gezackten, schneebedeckten Gipfeln bis in den Himmel hinein und verrathen durch ihre Form den vulcanischen Ursprung. Aber auch die westlich das Hochplateau begrenzende, schwarze Andenkette hat gewaltige Bergriesen aufzuweisen, so z. B. die Zwillingsberge Pachachata, von denen der östliche die Höhe von 6272 m, der westliche die Höhe von 6371 m besitzt, ferner der Anallasche von 5600 m Höhe, der 6583 m hohe Sajama und der 5658 m hohe Chupicani, der bei uns gewöhnlich fälschlicherweise Chipicani genannt wird, seinen Namen aber von dem rothen Gesteinsschutt hat, der die Abhänge theilweise bedeckt. In der Aymara-Sprache jedoch heißt roth „chupica". — Während der Fahrt nach La Paz traten die letztgenannten Bergriesen nicht so hervor wie jene des östlichen Andenzuges. Im Uebrigen bot die baumlose Puna, durch welche die Straße führte, einen trostlosen Anblick, und nur einzelne bebaute Felder brachten etwas Abwechslung in das ewige Einerlei. Die Indianer bauen hier Gerste, welche sie aber bereits im Stadium der Fruchtbildung abmähen und als Futter für ihre Zug- und Lastthiere verwenden. Hier und da waren auch Kartoffeln und vor Allem Quinoa angepflanzt, welch letzterer dem Hirse ähnliche Körner liefert und ein Hauptnahrungsmittel der Indianer ist. Eine Eigenthümlichkeit der Puna ist die außerordentliche Durchsichtigkeit der Atmosphäre, welche bewirkt, daß man die Entfernung des Gebirges bedeutend unterschätzt. Auch genossen wir während der Fahrt das wunderbare Schauspiel einer Luftspiegelung; wir sahen in der Ferne am Himmel einen blauen See mit grünen Ufern und daneben rothe Ziegeldächer so deutlich, daß man fast an die wirkliche Existenz des Gesehenen glauben mußte. Nach zweistündiger Fahrt gelangten wir in ein armseliges Dorf, Matchacamarca, wo ebenso wie später in dem Dorfe Okumista die Maulthiere gewechselt wurden. Dies war auch sehr nöthig; denn der Weg wurde jetzt erheblich schlechter. Er führte durch mehrere, gegenwärtig ausgetrocknete Strombetten, in denen zur Regenzeit das Wasser von den Gletschern herabfließt und zwar so reißend, daß es um diese Zeit nicht ungefährlich ist, über die Puna zu wandern. Plötzlicher Sturm, mächtige Regengüsse mit Hagel können dann den Reisenden leicht in Lebensgefahr versetzen, wenn auch dergleichen Unwetter nie von sehr langer Dauer sind. Am Spätnachmittag endlich öffnete sich tief unter mir ein weites, im Osten scheinbar durch den 5,8 Meilen entfernten Illimani abgeschlossenes Thal, und ich erblickte ganz unverhofft wie aus der Vogelperspective die Stadt La Paz, welche mit ihren Ziegeldächern, von den goldigen Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet, einen höchst freundlichen Eindruck auf mich machte. Vor der Hand aber war mir noch räthselhaft, wie unser Gefährt von der schroff abfallenden Hochebene, dem Alto, in das Thal hinabgelangen sollte. Allein schließlich ging es doch viel besser, als ich erwartet hatte. Denn eine Kunststraße, die ihrem Erbauer alle Ehre macht, führte in ungeheuren Windungen und Schleifen hinab, und nach Verlauf einer Stunde hielt ich meinen Einzug in die hügelige Residenz. Eine große, aus Deutschen und Indianern bestehende Menschenmenge umschwärmte unser Gefährt und warf neugierig prüfende Blicke auf die Ankömmlinge, insbesondere auf mich, weil eine deutsche Dame immerhin eine Seltenheit in La Paz ist. Ich athmete daher auf, als ich in einer befreundeten deutschen Familie ein Unterkommen gefunden hatte und mich somit der weiteren Angafferei entziehen konnte.

Trotzdem La Paz oder, wie die Indianer sagen, Chuquiago d. h. Goldstadt, in einem Thalkessel liegt, beträgt doch die Meereshöhe der Stadt immer noch 3705 m. Die an dem kleinen Rio de la Paz gelegene Stadt wurde von Alonzo de Mendoza am 15. October 1548 unter dem Namen „Pueblo nuevo de Nuestra Señora de la Paz" zum Andenken an den Frieden gegründet, welcher zwischen den spanischen Eroberer Pizarro und dessen Parteigänger Almagro, freilich nur auf kurze Zeit, nach langem Kampfe geschlossen wurde.

Allerdings hat kaum je eine Stadt ihren Namen so wenig verdient wie La Paz. Nicht eine Stadt des Friedens, sondern

vielmehr der Mittelpunkt aller bolivianischen Revolutionen ist sie gewesen und ist sie noch, und in ihren Mauern wurden wiederholt die gräßlichsten Blutbäder angerichtet. Aber nicht dies allein giebt der Stadt ihre Bedeutung. Sie ist auch für den Norden Bolivias der Mittelpunkt des Handels, der sich nicht nur auf das Inland, sondern vermittelst des peruanischen Hafens Arica auch auf die ganze Westküste Amerikas erstreckt. Sie ist der Stapelplatz aller Handelsartikel, welche einestheils die Hochebene, die Puna, anderntheils die tiefer gelegenen Gegenden, die Yungas, liefern. Die Einwohnerzahl wird sehr verschieden angegeben, je nachdem man die in den umliegenden Lehmhütten wohnenden Indianer mit zu den Stadtbewohnern rechnet oder nicht. Die Zahl 50000 scheint mir am richtigsten zu sein. Während meines Aufenthaltes fand zwar eine Zählung der Einwohner statt; indeß ich konnte trotz aller Bemühungen das Resultat nicht erfahren, sodaß es mir fast schien, als ob man, der vorsündfluthlichen Faulheit der Beamten entsprechend, die Mühe des Addirens scheute. Uebrigens war mir die drakonische Art und Weise jener Volkszählung völlig neu. Am Tage vor der Zählung nämlich wurde der Befehl verkündigt, daß am nächsten Morgen von 6 Uhr an Niemand das Haus zu verlassen habe; wer etwa diesem Befehle nicht nachkommen sollte, würde von den aufgestellten Wachen niedergeschossen werden. Infolgedessen waren denn auch am nächsten Morgen die Straßen wie ausgestorben, bis am Nachmittag das Läuten aller Glocken die Aufhebung jenes Verbotes anzeigte. — Die Häuser von La Paz sind sehr leicht aus Lehmziegeln gebaut und mit wenigen Ausnahmen meist einstöckig. Diesem letzteren Umstande verdankt die Stadt ihre bedeutende Ausdehnung. Das hervorragendste Gebäude ist die bereits im Jahre 1605 unter Papst Paul V. gegründete Kathedrale, deren Ausbau zwar im Jahre 1837 wieder ernstlich in Angriff genommen wurde, die aber, wie es scheint, wohl nie zur Vollendung kommen wird. Sie macht trotz der in ihrer Umgebung herumliegenden Blöcke von Marmor, Granit und Trachyt doch mehr den Eindruck eines dem Verfalle preisgegebenen, als eines im Entstehen begriffenen Gebäudes. Außer dieser Hauptkirche besitzt La Paz noch acht Kirchen und Klöster, von denen die Kirche „San Francisco" wohl die schönste und stilgerechteste ist. Die bei Weitem meisten Bewohner der Stadt sind katholisch, und zu dieser Religion bekennen sich auch, wenigstens insoweit es für sie vortheilhaft und ihrer überaus großen Neigung zum Genusse von Spirituosen günstig ist, die in und um die Stadt wohnenden Indianer. Allein obgleich ein Ueberfluß von katholischen Priestern aller Art, von Jesuiten, Cisterziensern, Barfüßlern und Franziskanern vorhanden ist, scheint doch die Bekehrung der Indianer eine sehr oberflächliche zu sein. Ich habe während meines Aufenthaltes sehr häufig die indianische Bedienung bei der Anbetung ihrer kleinen heidnischen Götzenbilder überrascht, und auch wenn ich Indianer in der Kirche vor irgend einem der bunten, plastischen Heiligenbilder knieen sah, gewann ich stets die Ueberzeugung, daß sie das betreffende Bild mit einem ihrer mannigfachen Götzen identificirten. Das Kreuz ist ihnen nichts weiter als ein neuer Götze, und ich behaupte, daß das Band, welches sie an die katholische Kirche fesselt, wesentlich nur in der recht häufig dargebotenen Gelegenheit sich zu betrinken besteht. In der That verging kaum eine Woche, wo nicht das Fest irgend eines Heiligen gefeiert wurde, und bei dieser Gelegenheit die an der Festlichkeiten theilnehmenden, vollständig betrunkenen Indianer allerhand groben Unfug verübten. Diese Festlichkeiten begannen meist damit, daß eine Heerde höchst phantastisch mit Fellen und bunten Flittern bekleideter Indianer auf dem mit bunten Fähnchen und allem möglichen Tand geschmückten Platze vor der Kirche auf Rohrpfeifen und mit Pauken eine seltsame Musik machten. Darauf folgten Umgänge, bei denen nicht selten die von Priestern begleitete, meist sehr roh und unschön hergestellte Figur des gefeierten Heiligen oder auch nur dessen widerwärtig gemaltes Bild herumgetragen wurde. Die nachfolgende bunte Indianerhorde verursachte mehr oder weniger betrunken durch ihr wildes Geschrei einen abscheulichen, durch Trommeln und Pfeifen, durch Trampeln und Händeklatschen verstärkten Lärm. Am Abend wurde dann meist vor der betreffenden Kirche ein Feuerwerk abgebrannt, wobei natürlich die indianische Feststimmung erst recht zum Ausdruck kam. Die Festtage einzelner in besonderer Gunst stehender Heiliger wurden überdies noch in verschiedener Weise ausgezeichnet. So wurde z. B. bei dem Feste einer heiligen Jungfrau, deren Anbetung sich bei der Heilung verschiedener Gliedmaßen als besonders nützlich erweisen sollte, der Spektakel des Umzuges noch durch Zscholas mit Räucherlampen und durch Knallerbsen erhöht. Selbstverständlich erreichte der Unfug an den Festen „Aller Heiligen" und „Aller Seelen" seinen Höhepunkt. Ich besuchte an diesen beiden Tagen, den Kopf in ein Spitzentuch gehüllt, da man keine Kirche mit einem Hute bekleidet betreten darf, alle sechs Hauptkirchen der Stadt, und in allen fand ich denselben phantastischen Schmuck der Gebäude und der Menschen. An den Kirchthüren erhielt man Backwerk und süßen, berauschenden Wein, desse Wirkung denn auch bei den Indianern nicht ausblieb. Wie die Kirchen, so zeigten auch die Straßen an beiden Festtagen ein sehr bunt bewegtes Bild. Alle Menschen in Festtagsschmuck, aber zumeist auch in bolivianischer Festtagsstimmung, deren Nachwirkung mir bei einem Spaziergange am Morgen des dritten Tages im Anblick verschiedener blutiger Köpfe und auf den Plätzen schlafender Indianer, welche von keinem Polizisten gestört wurden, entgegentrat. — Bei allen diesen Festen versteht übrigens auch die katholische Geistlichkeit ihr Schäfchen ins Trockene zu bringen, und wenn den unwissenden Indianern auch nicht mehr mit solcher Gründlichkeit wie zur Zeit der Herrschaft der Spanier das Fell über die Ohren gezogen wird, so müssen sie doch noch immer genügend Haare lassen, namentlich in den Dörfern, wo der Cura (der Pfarrer) in höchst eigner Person an dem indianischen Festmahle, dessen Mittelpunkt eine Anzahl mit Aji (spanischem Pfeffer) gebratener Meerschweinchen bildet, theilnimmt und dabei nicht verfehlt, den Festgenossen die für ihr Seelenheil nöthigen Opfer an Jungvieh und Feldfrüchten dringend ans Herz zu legen.

Um nach dieser Abschweifung wieder auf das Aeußere der Stadt zurückzukommen, will ich zunächst die Plaza mit dem Palais des Präsidenten erwähnen. Es ist dies der Hauptplatz der Stadt, geräumig genug, um mehrere Tausend Menschen fassen zu können. Hier finden auch die Truppenbesichtigungen statt. Die ganze Armee soll, wie man mir sagte, kaum 4000 Mann stark sein, sodaß also gelegentlich die ganze bewaffnete Macht von Bolivia einschließlich der Artillerie mit ihren 20 Kanonen sich auf der Plaza versammeln kann. Die Haupttruppe sind die Granaderos, die Garde, lauter große Männer, deren Uniform aus blutrothen, mit schwarzem Sammet besetzten, langschößigen, weitärmligen Waffenröcken und aus weiten, unten zugebundenen Beinkleidern besteht. Auf dem Kopfe tragen sie Bärenmützen. Man hat übrigens, um die gesammte bolivianische Armee bewundern zu können, die beste Gelegenheit am Feste der Unabhängigkeitserklärung, d. i. am 6. August; denn an diesem Tage wird Abends auf der brillant beleuchteten Plaza der große Zapfenstreich abgehalten. Abgesehen von dem Palais des Präsidenten sind die sonstigen öffentlichen Gebäude, wie die Universität „San Andres", die Bibliothek, das Museum, die Kasernen u. s. w. nüchterne Bauwerke ohne allen künstlerischen Schmuck. Dagegen ist eine Sehenswürdigkeit der Stadt die Alomeda d. i. die „schöne Allee". Es ist dies ein zu beiden Seiten mit Eukalyptusbäumen eingefaßter, mit Promenaden und Reitwegen versehener, aber schlecht gepflegter Platz, in dessen Mitte sich ein Marmorbrunnen befindet. Auf den Bosquets blühten einige Geranien und spärliche Rosen, ferner im Anfang des Septembers auch Kirsch-, Aepfel- und Pfirsichbäume, die aber alle mit Moos bewuchert waren und infolge des Höhenklimas nur selten reife Früchte brachten. Die Alomeda ist in der Zeit zwischen dem Almuerzo, dem Hauptfrühstück, welches um 11 Uhr genommen wird, und dem eigentlichen Mittagsmahle um 5 Uhr der Sammelplatz der eleganten Welt von La Paz. Bisweilen spielte hier auch die Militärmusik, deren Leistungen aber sehr mäßige waren, und auch andere Belustigungen fanden dort statt, so z. B. das von Reitern ausgeführte Ringstechen, wobei es darauf ankam, im Galopp reitend einen aufgehängten Metallring mit einem Stabe aufzuspießen. Wem es gelang, der bekam ein mit bunter Schleife verziertes Sträußchen, welches der glückliche Sieger mit zarter Ritterlichkeit der Dame seines Herzens überreichte. Im Uebrigen sind die Straßen der Stadt steil und größtentheils schlecht gepflastert. Durch den Rio la Paz, der auch Rio Chuquiyapu genannt wird, zerfällt die Stadt ihrer ganzen Länge nach in zwei Theile, die durch acht steinerne Brücken verbunden sind. Der an sich unbedeutende Fluß wird zur Regenzeit zum brausenden Strome, welcher infolge seines bedeutenden Gefälles große Gesteinsmassen thalabwärts in den Rio Beni führt.

Einen eigenen Eindruck macht der von einer kahlen, weiß getünchten Mauer umgebene Kirchhof mit seinen viereckigen, die einzelnen Gräber bedeckenden und die Namen der Bestatteten tragenden Tafeln. Die Gräber sind nämlich kleine, meist ausgemauerte Grüfte, welche mit diesen Tafeln oben lose abgeschlossen

sind. In die Erde, wie bei uns, begraben zu werden, gilt als menschenunwürdig, und nur die Leichen der unbemittelten Indianer, denen zur Herstellung des üblichen Begräbnisses das nöthige Geld fehlt, werden auf diese Art bestattet. Trotz des losen Verschlusses der zahlreichen Grüfte ist doch die Luft auf dem Kirchhofe keineswegs verdorben; denn bei der Leichtigkeit und Trockenheit der Luft ist die Verdunstung eine überaus rasche, und darum werden die Leichen ohne zu faulen gewissermaßen von selbst in Mumien verwandelt. — Auf den Fremden übt übrigens jene rasche Verdunstung sehr unangenehme Wirkungen aus. Gleich in den ersten Tagen meines Aufenthaltes zeigte meine Haut recht schmerzhafte Risse, die wie alle Wunden unter dem Einflusse des Klimas sehr schwer heilten. Ferner quälte mich fortwährend ein brennender Durst, und dieser war für eine an Spirituosen nicht gewöhnte Dame schwer zu stillen, weil die Trinkwasserverhältnisse in La Paz die denkbar ungünstigsten sind. Zwar sind Brunnen vorhanden; allein sie liefern schon unter normalen Verhältnissen ein kaum zu genießendes Wasser, bei Regenwetter aber war dasselbe schmutzig braun und völlig ungenießbar. Das für den Tisch bestimmte Wasser holten in der Regel besondere Diener, die sogenannten Wasserpongos, von dem 20 Minuten entfernten, höher gelegenen Vororte Chalyapampa; aber auch dieses mußte erst durch Kohlenfilter gereinigt werden. Dementsprechend war natürlich das Waschwasser oft geradezu grauenhaft. Die eingeborenen Bewohner empfinden jedoch diesen Mangel nicht; denn sie bringen ihre Haut entweder gar nicht oder nur in sehr bescheidenem Maße mit Wasser in Berührung, und was den inneren Menschen betrifft, so wird diesem die Flüssigkeit nur in Form von Bier und Schnaps zugeführt, von welch' letzterem erschreckende Quantitäten verbraucht werden und zwar meist mit der Entschuldigung, „das Klima erfordert es". Man findet daher auch in jedem Hause ein ganzes Arsenal aller Sorten Spirituosen, während der Indianer sich mit der billigen, aus gekauten Früchten hergestellten, äußerst berauschenden Chicha behilft. Bei solchen Verhältnissen muß man es als ein Glück betrachten, daß, von den Blattern abgesehen, das Klima dem Auftreten von Epidemien entgegenwirkt. Die Soroche oder Höhenkrankheit aber, welche mehr oder weniger alle Ankömmlinge befällt und vielen den dauernden Aufenthalt in La Paz unmöglich macht, hat ihre Ursache nicht im Klima, sondern in der Lage der Stadt. Sie äußert sich in beständiger Athemnoth, gräßlichen Kopfschmerzen und in erhöhter Herzthätigkeit. Deshalb führt sie jedesmal schließlich zur Herzerweiterung, deren Auftreten sich äußerlich durch Schwellung der Füße und Beine anzeigt. Ist die Krankheit aber so weit gediehen, so muß der Patient schleunigst die Stadt verlassen und sich hinab an die Küste begeben, wo er meist ohne jede nachtheilige Folgen bald wieder völlig gesundet.

Das tropische Gebirgsklima im Allgemeinen und dasjenige von La Paz im Besonderen hat an sich ja einen großen Vorzug, und dieser besteht in der Regelmäßigkeit. In der trockenen Jahreszeit, d. i. vom September bis Februar, wo entweder der völlig wolkenlose tief blaue Tropenhimmel die Sonnenstrahlen ungehindert zur Erde dringen läßt oder, falls Wolken vorhanden sind, diese hoch über den Gipfeln des Gebirges schweben, ist die schöne, absolut reine Luft niemals drückend heiß und schwül, besitzt auch immer eine genügende Menge Wasserdampf, zumal wenn der Wind von den Schneefeldern des Illimani herabweht. Gefürchtet sind zu dieser Zeit eigentlich nur die aus den tiefen Thälern der Provinz Yungas herauf kommenden heißen, trocknen Winde, die aber glücklicherweise eine sehr seltene Erscheinung sind. In der Regenzeit hängen wohl früh die Wolken bis in die Straßen hinab, sodaß man kaum fünf Schritt weit sehen kann; allein während des Vormittags steigen sie meist auf und entsenden dann gegen Mittag plötzlich starke Regengüsse, die häufig von Schloßen und Hagel begleitet sind. Bei der überaus raschen Verdunstung wird jedoch der Boden bald wieder trocken. Ein Hauptfactor hinsichtlich der Desinfection der Luft scheint mir in den sehr häufigen, oft ganz plötzlich auftretenden Gewittern zu liegen. Es ist in der That merkwürdig, wie schnell und unerwartet in Bolivia die Gewitter entstehen. Aber ebenso schnell gehen sie auch vorüber und trotz des gewaltigen, durch vielfaches Echo verstärkten Krachens des Donners beachtet Niemand die grausige Naturerscheinung, weil Niemand an irgendwelche Gefahr denkt. Auf Befragen erfuhr ich denn auch, daß seit Menschengedenken der Blitz niemals in das enge Thal herniedergefahren ist oder gar in der Stadt gezündet hat. Die Temperatur ist in La Paz zu allen Jahreszeiten eine so niedrige, daß man ganz die tropische Lage des Ortes vergißt. Früh 6 Uhr war es sogar zuweilen recht empfindlich kalt; aber auch Abends, wenn die Sonne hinter dem Bergrücken des Alto verschwand, sank die Temperatur sehr rasch. Mehr als 16° C habe ich auch im Sommer nicht beobachtet, und im Winter, d. i. im Juni und Juli schneit es sogar oft während der Nacht. Der Schnee verschwindet allerdings nach Sonnenaufgang rasch wieder. Da nun die bolivianischen Damen im Allgemeinen frostiger Natur sind, so ist es doppelt zu verwundern, daß man keine Zimmeröfen hat. Dieselben fehlen aber auch in Bolivia an Orten, deren Klima noch rauher als in La Paz ist. Ein Grund dieses Mangels liegt in der allgemein verbreiteten Ansicht, daß geheizte Zimmer der Gesundheit nachtheilig sind; ein andrer wird darin zu suchen sein, daß die Beschaffung von Heizmaterial Schwierigkeiten bereitet. Holz und Kohlen sind sehr theuer; letztere müssen, da Bolivia keine Kohlenschächte besitzt, von Mollendo heraufgeschafft werden. Das in der Küche verwendete Heizmaterial aber würde sich für die Zimmer wenig eignen. In der Küche feuert man nämlich ausschließlich mit Takir d. i. mit getrocknetem Llamadünger, der zu diesem Zwecke sorgfältig gesammelt wird. Da jedoch die Heizkraft des Takir nur eine geringe ist, der Siedepunkt des Wassers aber in La Paz etwa 20° C unter dem normalen liegt und somit die Speisen viel länger als bei uns kochen müssen, um gar zu werden, so ist die Thätigkeit der Köchinnen dort wesentlich erschwert. — Das Wort „Köchin" veranlaßt mich, hier zugleich einige Bemerkungen über das Dienstpersonal in Bolivia zu machen. Dasselbe besteht fast ausschließlich aus Indianern. Handelt es sich nun beispielsweise um die Beschaffung einer Köchin, so kann man, da sie meist verheirathet sind, nur selten eine einzelne derartige Person erhalten; man muß vielmehr in der Regel zugleich den Ehemann und auch die etwa vorhandenen Kinder mit in das Haus aufnehmen. Der Ehemann fungirt dann meist als oberster der Diener, und man braucht sich um die Beschaffung der etwa zum Wassertragen oder sonstigen Handreichungen noch nöthigen Diener nicht weiter zu kümmern, weil sich diese jenes indianische Ehepaar aus ihren Stammesgenossen selbst besorgt. Während diese untergeordneten Diener gewöhnlich nur nach ihrer Beschäftigung als Wasserpongo, Mosso u. s. w. bezeichnet werden, führen jene dienenden Ehepaare und ihre Kinder oft sehr hochfahrende spanische Namen. Unsre Köchin z. B. hieß Jeroma, ihr Mann Ramon und ihre etwa zehnjährige Tochter Felicitas. Mit diesen Namen stand aber das Aeußere sowie auch das Benehmen der ganzen Gesellschaft in einem grellen Gegensatz. Alle drei hatten oft auf ihren schmutzigen Leibern kein Hemd an; der Gebrauch von Taschentüchern erschien ihnen als ein überflüssiger Luxus, und vollends die Kleidung der kleinen Felicitas war auf das äußerste Maß beschränkt. Ich gab mir alle erdenkliche Mühe, das sonst an sich nicht häßliche Kind an Reinlichkeit und Ordnung zu gewöhnen, mußte aber sehr bald die Waffen strecken, denn meine Bemühungen scheiterten einestheils an dem Widerstreben des Kindes, anderntheils am Widerstande der Mutter. Taschentücher, die ich dem Kinde schenkte, nahm die Mutter sofort zu anderweitigem Gebrauche weg. Dabei war die ganze Sippschaft dem Trunke ergeben und stahl deshalb wie alle ihre Stammesgenossen, was nur irgendwie stehlenswerth war. Trotzdem diese indianischen Diener in fortwährendem Verkehr mit den übrigen Bewohnern stehen, so erlernen doch nur die wenigsten die Landessprache, das Spanische; sie sprechen meist nur ihre, wegen der Menge von Zisch- und Gutturallauten recht schwer zu lernende Muttersprache, das Aymara, und es bleibt Einem daher bei längerem Aufenthalte nichts übrig, als sich die nothwendigsten Wörter und Redensarten anzueignen. Reist man dann vielleicht in die mehr südlich gelegenen Theile des Landes, so hat man das Vergnügen, noch eine zweite indianische Mundart, das Quichoa, die Sprache der Incas, zu erlernen. Letztere klingt übrigens weit schöner als das Aymara. Im Großen und Ganzen werden die Diener von Seiten der Herrschaft wie Sklaven behandelt; sie schlafen in irgend einem Winkel des Hauses oder auf den Steinfließen des Hofes. Körperliche Züchtigung ist an der Tagesordnung, und da ein gesetzlich geregeltes Miethverhältniß nicht existirt, so jagt man sie, wenn man ihrer überdrüssig geworden ist, nach Belieben zum Hause hinaus.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 108. Dienstag, den 10. September. 1895.

Eine Reise durch Hauran.

Von H. Scharling.

I.

Während die Gegenden westlich vom Jordan seit den ersten christlichen Jahrhunderten bis in die Gegenwart von vielen Pilgrimen und Reisenden bereist und beschrieben sind, ist dies mit dem Lande östlich vom Jordan in weit geringerem Grade der Fall gewesen. Dies ist zum größten Theil durch die Unsicherheit begründet, welche hier bis in die neueste Zeit geherrscht hat und die von den herumziehenden Beduinenstämmen herrührt, welche von den angrenzenden Steppen und Wüsten Streifzüge ins Land machen und eben so schnell wieder verschwinden. Hierzu kommt, daß das Land östlich des Jordans nicht annähernd das historische und antiquarische Interesse darbietet, wie dasjenige westlich vom Flusse. Die ganze biblische Geschichte des Alten und Neuen Testaments ist mit dem letzteren verknüpft und nur ausnahmsweise finden wir Begebenheiten, die sich „im Lande jenseits des Flusses oder Peräa“ zutragen. Da die Gefahren und Beschwerlichkeiten der Reisen hier bedeutend größer waren, während die Ausbeute in keinem Verhältniß dazu stand, so ist es nicht verwunderlich, daß die wenigsten Reisenden die Ostländer besuchten. Trotzdem aber bieten doch auch diese Gegenden Vieles, was die Aufmerksamkeit fesselt und reichen Ersatz für die Strapazen der Reise gewährt. Die Natur ist reich und schön und zwischen den Bergen giebt es ausgedehnte Weiden und bedeutende Waldungen, die im Westlande beinahe ganz fehlen. In geologischer Hinsicht ist das Land äußerst interessant durch seine vorhistorischen vulkanischen Eruptionen, namentlich im nördlichen Theil, wo sich Lavaplateaus von weiter Ausdehnung befinden, und endlich sind noch zahlreiche Ueberreste griechisch-römischer Alterthumscultur vorhanden. Die Abgelegenheit des Landes und die Nähe der Wüste haben bewirkt, daß viele Städte theilweise mit Mauern, Tempeln und Theatern erhalten sind, so daß wir einen lebendigen Eindruck des Culturlebens zur Zeit Christi bekommen, selbstverständlich mit dem Unterschied, daß dort, wo im Alterthum blühendes lebhaftes Handelsleben war, jetzt tiefe Einsamkeit herrscht, die nur durch einige Araberstämme gestört wird, die sich in den Ruinen niedergelassen haben. Ganz besonders gilt dies von der Landschaft Hauran. Noch vor wenigen Jahren war sie sehr wenig bekannt, da sie im höchsten Grade unsicher war, weil sie beständig von räuberischen Beduinenstämmen durchstreift wurde, die weder Gut noch Blut der Reisenden schonten. Nur wenige, sehr kühne und mit der Sprache und den Sitten der Beduinen sehr vertraute Reisende wagten sich dahin. Unter diesen sind Seetzen, der 1805 mit Lebensgefahr Hauran durchreiste, und Burkhardt, der im Jahre 1810 die Reise durch das Land östlich des Jordans machte, besonders nennenswerth. Von den neueren Reisenden ist Wetzstein zu erwähnen, der als preußischer Consul in Damaskus im Herbst 1858 eine Reise durch Hauran machte, von welcher er eine interessante Beschreibung herausgab, sowie der französische Graf de Vogüé, der die Resultate seiner Beobachtungen in dem Prachtwerk: „La Syrie centrale“ niedergelegt hat. In den letzten Jahren haben sich die Verhältnisse aber vollständig geändert. Die Türken haben ernsthaft ihr Herrscherrecht über das Land geltend gemacht. Sie haben einige große Kasernen gebaut und an den gefährlichsten Stellen Wachtposten aufgestellt, wodurch sie die Beduinen im Zügel halten. Volle Sicherheit ist dadurch allerdings nicht erreicht und kann auch bei der Natur der Sache nie erreicht werden, weil das Land vollständig offen liegt gegen die großen Wüsten, wo genügende Militärwachen eine Unmöglichkeit sind, aber man kann jetzt doch ohne allzu große Gefahr das Land durchreisen. — Mein Reisegefährte und ich wünschten um so lebhafter, Hauran zu besuchen, als wir mit unserem Freunde, dem dänischen Consul Lögtved die Verabredung getroffen hatten, in seiner Begleitung die Reise zu machen. Einen besseren Führer konnten wir uns nicht wünschen, da er die Reise schon häufiger gemacht hatte, mehrere der Scheiks persönlich kannte und mit großer Fertigkeit arabisch sprach. Durch Briefe und Telegramme war festgesetzt worden, daß wir uns in Banias, dem alten Cäsarea Philippi, treffen wollten. An dem bestimmten Tage waren wir auch um die Mittagszeit in Banias und befanden uns nun in großer Spannung darüber, ob Consul Lögtved kommen würde; denn wir wußten, daß er sehr in Anspruch genommen war und leicht durch ein unerwartetes Hinderniß gezwungen werden konnte, die Reise aufzugeben. In diesem Falle mußten wir das Gleiche thun, denn ohne ihn konnten und wollten wir nicht durch Hauran reisen und so wäre uns dann nichts Anderes übrig geblieben, als gleich nach Damaskus zu ziehen. Der Tag ging dahin mit Fragen und Spähen auf den Wegen und an den Bergen hinauf, aber kein Lögtved war zu hören oder zu sehen. Als die Sonne immer tiefer sank, die Schatten immer länger wurden und unsere Unruhe den Gipfelpunkt erreicht hatte, ertönte endlich der frohe Ruf, daß die Dienerschaft angekommen sei, die wir gleich darauf im Hause des Scheiks, wo wir übernachten sollten, beschäftigt fanden, unsere Lager herzurichten. Wir gingen jetzt Lögtved entgegen, den wir bei Sonnenuntergang vor der Stadt trafen zwischen den plätschernden Quellen und Wasserströmen, die Banias von allen Seiten umgeben. Lögtved war in Baalbek aufgehalten worden, wo er ein neues Schulgebäude errichtete, so daß es ihm nur möglich geworden war, Banias in zwei langen anstrengenden Tagereisen zur festgesetzten Zeit zu erreichen. Er brachte „zwei fremde Herren“ mit, in denen wir jedoch sofort Freunde aus Jerusalem erkannten und zwar die Prediger Stahlfest Möller und Sörensen. Unsere gegenseitige Freude war groß und wir verbrachten einen vergnügten Abend auf dem platten Dache auf dem Hause des Scheiks, wo unsere Abendmahlzeit angerichtet war. Es dunkelte schon, aber der Frühlingsabend war warm und mild, der Wein floß reichlich in die Becher und an Unterhaltungsstoff fehlte es uns nicht. Wir bildeten mit unserer Dienerschaft jetzt eine ganze kleine Karawane, wie es die Verhältnisse in jenen Gegenden übrigens auch nothwendig machen. An der Spitze des Zuges ritt gewöhnlich der Kawaß (Polizeisoldat, der dem Consul zur Disposition steht) Mohamed mit einer langen Büchse über der Schulter. Dann war da der Koch Joseph, der unsere Bedienung besorgen sollte, ferner unser Dragoman aus Palästina, der uns durch Hauran begleiten sollte, und den Schluß bildeten drei Pferdewärter oder Muskare und einige Eselsjungen. An Bagage führten wir Feldbetten mit dazu gehörigen Matratzen und Decken mit uns, sowie die nothwendige Reisekleidung sammt Proviant und Wein, weil dergleichen nicht in Hauran zu haben war. Dagegen hatten wir keine Zelte mitgenommen, die sonst zu einer Reise in Hauran für nothwendig erachtet werden, weil wir darauf rechneten, bei den arabischen Scheiks übernachten zu können. Die ganze Gesellschaft bestand also aus ungefähr 12 Personen und einer entsprechenden Anzahl von Pferden und Packthieren. — Hauran ist der Name der Landschaft südlich von Damaskus und östlich von den Jordanquellen und dem See von Genezareth, während es gegen Süden und Osten von Wüsten begrenzt wird. Ursprünglich bezeichnete der Name, der schon in Ezech. 47, 16 u. 18 vorkommt, nur das Bergland, aber jetzt wird auch die ganze Ebene damit genannt. Die ganze Landschaft ist von Norden nach Süden ungefähr zwanzig Meilen

lang und von Westen nach Osten zehn bis zwölf Meilen breit und bietet in geologischer Beziehung großes Interesse durch ihre vulkanischen Bildungen. Das Haurangebirge im östlichen Theil der Landschaft, Djebel Hauran, besteht aus einer Reihe jetzt ausgebrannter Vulkane, von denen sich namentlich Sihan im Norden und Kleb im Süden durch ihre Größe und ihren Umfang auszeichnen. Von diesen haben sich gewaltige Lavamassen auf die westliche Ebene herabgewälzt. Der nördliche Theil derselben, El Ledscha, besteht aus Lavafeldern, die mit einer spärlichen Vegetation bedeckt sind und eine Menge Schluchten und Höhlen enthalten, die sie zu einem vorzüglichen Versteck und Zufluchtsort für Alle machen, die mit der Regierung aus irgend einem Grunde in Collision gerathen sind und wünschen, sich für einige Zeit der Aufmerksamkeit derselben zu entziehen. In Ledscha sind mehrere Brunnen und kleine Seen, so daß das Land bewohnbar ist; dort giebt es auch einige kleine Städte. Der westliche und südliche Theil von Hauran, En Nukra, der aus zerfallenen Lava- und Basaltmassen besteht, ist dagegen ein sehr fruchtbares Land mit üppigen Weiden und großen Weizenfeldern. Auch das Haurangebirge selbst hat vorzügliche Weideplätze und ein Theil desselben ist mit Eichenwäldern bewachsen. Wilder aber ist die Gegend östlich von Hauran. Hier finden wir zuerst die große Lavawüste Harra, die mit Steinen von der Größe einer Faust bis zu derjenigen eines Mannes bedeckt ist, welche von den Vulkanen hierher geschleudert zu sein scheinen. Auch hier giebt es eine Menge Höhlen und Spalten in der Lava, die sich im Frühling mit Gras bedeckt und spärliche Weideplätze für die Beduinen abgiebt, während Ende April schon Alles von der Sonne verbrannt wird, so daß diese dann mit ihren Heerden ins Haurangebirge ziehen müssen. Im Sommer aber herrscht hier eine entsetzliche Hitze und Dürre, und dann ist hier jeder Aufenthalt unmöglich. Es ist vielleicht diese glühende Lavawüste, auf welche der Prophet Jeremias im Cap. 17, V. 6 hindeutet, wo er von den Verfluchten des Herrn spricht, die in der brennenden Wüste (Harerim) wohnen sollen. Nördlich von dieser Wüste liegt das eigentliche vulkanische Centrum Safa. Dies ist ein schwarzes mattglänzendes Lavaplateau, aus welchem sich eine Reihe jetzt ausgebrannter Krater erhebt. Hier giebt es keinen Tropfen Wasser und folglich nicht die geringste Vegetation, so daß das Ganze wie eine gewaltige Eisenmasse von mehreren Meilen Umfang aussieht. Weder Menschen noch Thiere können hier längere Zeit leben, aber auch hier geben die vielen Schluchten und Höhlen in der Lava vortreffliche Verstecke für Diejenigen ab, die sich auf kürzere Zeit der Verfolgung mächtiger Feinde entziehen wollen. Oestlich von dieser vulkanischen Einöde erstreckt sich die große Steppe Hamad bis dicht an den Euphrat. Wie man sieht, stößt also Hauran gegen Osten und Süden an große Wüsten und ausgedehnte Steppen und diese Lage hat für die Geschichte des Landes bis auf den heutigen Tag die größte Bedeutung gehabt. Die Bedingungen, unter denen Hauran ein fruchtbares, reiches Culturland werden kann, sind nämlich, daß es durch starke Militärwachen gegen die räuberischen Nomadenstämme geschützt wird, die seit jeher in der Wüste umhergezogen sind. Wird dieser Schutz dem Lande entzogen, so wird es der Plünderung preisgegeben und wieder so öde werden, wie es über ein Jahrtausend gewesen ist, seit es unter die Herrschaft des Islam kam. — Es waren indessen nicht diese großartigen vulkanischen Bildungen, die uns nach Hauran zogen. Uns fehlte die nöthige geologische Vorbildung, um sie richtig zu verstehen, und außerdem wagten wir uns auch nicht in diese wilden, zerrissenen Lavawüsten hinein. Wir besuchten Hauran nicht wegen seiner Natur, sondern wegen seiner Geschichte und der zahlreichen Ueberreste aus dem Alterthum, die sich hier noch befinden und ein neues Licht über eine ganze Periode der Cultur- und Kunstgeschichte werfen. Hauran wird zwei Mal in der Geschichte Israels genannt und zwar gleich im Anfang und beim Schluß, während wir in der dazwischen liegenden Zeit von beinahe anderthalb Jahrtausenden Nichts von dem Lande hören. Zu der Zeit, da Moses die Kinder Israel in das gelobte Land führte, war der südliche Theil von Hauran ein Theil von Basan und der mächtige Amoriterkönig Og hatte von hier seine Herrschaft bis oben auf den Berg Hermon erstreckt. Hier lag die Landschaft Argob am westlichen Abhang des Haurangebirges, von welcher berichtet wird, daß in derselben 60 feste Städte mit hohen Mauern und doppelten Thoren waren. Man sieht daraus, daß schon zu jener Zeit ein hoher Grad von Cultur geherrscht hat. Das Land war fruchtbar und reich, Basans üppige Weideplätze und seine fetten Ochsen erfreuten sich keines geringeren Rufes als seine herrlichen Eichenwälder (Ezech. 39, 18; 27, 6; Es. 2, 13). Dies Alles fiel nach blutigem Kampfe dem Volke Israel zu, welches die amoritische Bevölkerung ausrottete. Bei der Austheilung des Landes erhielt es der halbe Stamm Manasse als seinen Erbtheil. Von jetzt an aber hören wir lange nichts von diesen reichen fruchtbaren Ländern. Es ist anzunehmen, daß die hier wohnenden Israeliten mit ihren großen Heerden auf den prächtigen Weideplätzen ein Nomadenleben führten und daß sich während dieses einförmigen Lebens nichts ereignete, was die Aufmerksamkeit der Geschichtsschreiber auf sie lenkte. Dies geschah erst wieder ungefähr zur Zeit Christi. Das Land befand sich jetzt unter römischer Herrschaft und war in 5 Provinzen getheilt, von denen wir Auranitis in dem heutigen Hauran wiederfinden, während Trachonitis Ledscha entspricht. Batanäa ist das Haurangebirge und Gaulonitis und Ituräa sind die anstoßenden Landstrecken im Westen und Norden. Dies Alles schenkten die Römer dem Könige Herodes dem Großen und von ihm ging es auf seinen Sohn, den Tetrarchen Philipp, über. Arabische Volksstämme wanderten ein, die aus Südarabien zu kommen schienen, wo damals eine reiche Cultur blühte. Es waren nicht die wilden Söhne der Wüste, sondern Völker, die in steinernen Wohnungen lebten und ihre Baulust und ihre übrige Lebensweise einführten. Sie errichteten mehrere kleinere Fürstenthümer, die theilweise von Rom abhängig waren. Einer dieser Fürsten wird gelegentlich im Neuen Testament erwähnt. Es ist der König Aretas, der Damaskus besetzt hatte, als der Apostel Paulus gleich nach seiner Bekehrung dahin kam. Die Römer unterwarfen sich im Laufe der Zeit das ganze Land, aber sie sorgten auch dafür, es gegen die zahlreichen Räuberbanden zu sichern, indem sie Wege und befestigte Lager anlegten. Der alte Geograph Strabo erwähnt dies auf eine Weise, welche eine interessante Parallele mit den heutigen Verhältnissen darbietet. „Die Barbaren plündern die Kaufleute. Es ist jedoch etwas besser geworden, seit die Räuberbanden des Zenodorus durch die guten Einrichtungen der Römer zerstreut sind und die Sicherheit in Syrien durch Soldaten aufrecht erhalten wird.“ Unter diesen glücklichen Verhältnissen blühte der Handel und eine Reihe von Städten entstand, unter welchen Bostra, die Hauptstadt des Landes, den ersten Platz einnahm. Die Handelswege von Damaskus und dem Mittelländischen Meer nach Persien und Indien führten durch das Land und brachten ihm großen Gewinn. Die neuen Bürger bauten sich neue Wohnhäuser aus dunklem Basalt, dem vorzüglichen Baumaterial des Landes, und führten eine Menge öffentlicher Prachtbauten, Tempel, Triumphbogen, Bäder u. A. auf. Das Christenthum gewann schnellen Eingang und gab dadurch dieser reichen Cultur sein Gepräge, daß eine Menge Kirchen von eigenthümlicher Bauart entstanden. So blühte Hauran durch einen großen Handelsverkehr und seine natürliche Fruchtbarkeit, und es fehlte nicht an Material für die Baulust, von der die fleißige kunstliebende Bevölkerung beseelt war. Da kam ein vernichtender Sturm, der im Laufe weniger Jahre die ganze reiche Cultur brach legte. Es war der Islam, dessen fanatische Schaaren aus Arabiens Sandwüsten hereinbrachen. Es war also eine neue Einwanderung aus Arabien, aber nicht wie früher diejenige eines hochentwickelten Culturvolkes mit Liebe zur Kunst und einem friedlichen Handelsleben, sondern umherziehende kriegerische Nomadenstämme, die ein neuer religiöser Glaube im Verein mit Lust zur Räuberei und Plünderung herbeiführte. Im 7. Jahrhundert wälzten sie sich über Hauran herein, dessen Bevölkerung theils vernichtet und theils vertrieben wurde. Von jener Zeit an war es vorbei mit Haurans Cultur und das Land liegt verödet bis auf den heutigen Tag als eins der interessantesten Ruinenfelder. Da die Gebäude fast ausschließlich von Basalt und Lava aufgeführt waren, konnten sie nicht verbrannt werden und ebensowenig wurden sie umgebaut, weil die neue Bevölkerung aus Nomadenstämmen bestand, die den Städten fernblieben und nur gute Weideplätze aufsuchten. Auf diese Weise blieben die Städte öde und verlassen stehen, weil die alten Bewohner getödtet oder vertrieben waren und die neue Bevölkerung nicht in die Häuser einzog. Natürlich ist im Laufe der Jahrhunderte Manches zusammengefallen und namentlich haben die Erdbeben viele der alten Prachtbauten zu Boden geworfen. Man trifft selten Kirchen und Tempel in unbeschädigtem Zustande, aber dagegen findet man viele Säulen und Bogenwölbungen, die von der Pracht alter Zeiten zeugen, bei deren Anblick man sich leicht ein vollständiges Bild jener reichen, jetzt entschwundenen Cultur machen kann. Groß

ist die Zahl der „todten Städte“ in Hauran. Sie sind vollständig verlassen, man sieht Häuser und Mauern und reitet von einem Ende bis zum andern, ohne einen Menschen zu treffen. Allenthalben herrscht Todtenstille, leere Fenster und offene Thüren blicken dem Reisenden entgegen, aber es ertönt kein Willkommengruß, keine Frage, kein menschliches Wort. Einzelne dieser Städte sind in den letzten Jahren von Drusen und umherziehenden Arabern in Besitz genommen, welche sich die Paläste des Alterthums angeeignet haben und in sie hineingezogen sind wie in leere Schneckenhäuser. Namentlich nach dem Christenmassacre im Libanon und in Damaskus im Jahre 1860 sind viele Drusen, die auf irgend eine Art in dasselbe verwickelt waren, ausgewandert und haben eine Zuflucht in Hauran gesucht. Hierzu kommen die Tscherkessenfamilien, die, mit der neuen Regierung von Bulgarien unzufrieden, nach 1878 von dort ausgewandert sind und denen die türkische Regierung Land und Wohnung in Hauran angewiesen hat. Diese tragen allerdings zur Bebauung des Landes, aber andererseits auch zur Vernichtung der alten Baudenkmäler bei, indem sie dieselben theils niederreißen und theils nach ihrem eigenen Bedarf umbauen. Bei den Araber- und Drusenscheiks machten wir häufig Besuche, theils um nach einem langen Ritte auszuruhen, oder auch um unser Nachtquartier bei ihnen zu nehmen. Consul Løgtved war unser Wortführer bei diesen Besuchen, bei welchen sich immer die meisten Bewohner des Ortes um uns versammelten, um Neues zu hören. Diese „Arabesken“ trugen viel dazu bei, unserer Reise Farbe und Stimmung zu geben. — Am Morgen des 28. April brach unsere Karawane von Banias auf. Der erste Tag brachte uns nichts Bemerkenswerthes. Wir zogen nach Süden über die grasreichen Ebenen in Djolan, dem alten Gaulonitis. Einige kegelförmige Hügel, die wir hin und wieder sahen, brachten etwas Abwechselung in die einförmige Landschaft. Es wurde uns schwer, zwischen den vielen Pfaden uns zurecht zu finden, die sich auf den großen Ebenen kreuzten, aber einige Ziegenhirten brachten uns auf den richtigen Weg. Erst nach Sonnenuntergang, als es anfing dunkel zu werden, erreichten wir Tell el Hara und gleich darauf das Dorf Hara, wo wir unser Nachtquartier beim Scheik nahmen. Wir wurden sehr gastfrei empfangen, man schlachtete sogar ein Lamm zu unserer Abendmahlzeit, aber das Nachtquartier war recht schlecht. Uns wurde ein Raum angewiesen, der mehr einer Höhle, als einem menschlichen Aufenthaltsorte glich und in welchem sich eine Katze mit ihren Jungen häuslich eingerichtet hatte. Sie wurde wohl vertrieben, schlich aber in aller Stille wieder hinein und vermehrte die Zahl des Ungeziefers, welches unsere Nachtruhe störte. Einige Mitglieder unserer Gesellschaft zogen es vor, ihre Betten in den Hof stellen zu lassen, wo sie unter freiem Himmel schliefen. Allerdings waren sie dort von den Plagen der Höhle befreit, hatten dagegen aber eine etwas kühle Schlafstelle, namentlich gegen Morgen, wo ein frischer Wind von den Bergen herunterblies. Die Beschwerlichkeiten der Nacht waren jedoch bald in der frischen Morgenluft und dem hellen Sonnenschein vergessen. Nachdem wir unser Frühstück eingenommen hatten, setzten wir die Reise fort. Jetzt waren wir in Hauran. Die Landschaft war nicht sehr verschieden von derjenigen, die wir den Tag vorher gesehen hatten, große baumlose Ebenen mit schönen Weideplätzen wechselten mit öden steinreichen Landstrichen ab, in denen sich nur einzelne isolirte Hügel erhoben. Um so eigenthümlicher aber waren die Dörfer, an welchen wir vorbeizogen. Alle Häuser und Gebäude in Hauran sind von demselben Material aufgeführt, nämlich von einer vulkanischen Steinart, Dolerit, der nahe verwandt mit dem Basalt und von schwärzlicher oder grauschwarzer Farbe ist. Dieser wird in lange Steine gehauen, die man über einander legt, während man kein Holz anwendet. Dieser grauschwarze Dolerit giebt den Häusern ein finsteres, unfreundliches Aussehen, welches noch dadurch verstärkt wird, daß die gewöhnlichen Wohnhäuser meistens keine Fenster haben, sondern ihr Licht durch die Thür empfangen. Dem melancholischen Eindruck, der hierdurch hervorgerufen wird, wirken glücklicherweise die hellen, klaren Farbentöne der Umgebungen entgegen. Vor Allem bilden die Grasfelder mit ihrem frischen, saftigen Grün einen lebhaften Rahmen für die dunklen Steinmassen, was aber wohl nur im Frühling gesagt werden kann, denn im Sommer, wo die brennende Sonne alles Gras versengt, sieht es hier sicher ganz anders aus. Ueber den dunklen Gebäuden wölbt sich der lichte, blaue Himmel mit seiner durchsichtigen Klarheit. Hierzu kommt noch, was auf mich besonderen Eindruck machte, die malerische Tracht der Einwohner, die mit ihren starken rothen, blauen oder grünen Farben mit doppelter Kraft auf dem dunklen Hintergrund der Häuser und Mauern wirkte. Ueber diesem Bilde muß man sich Syriens strahlende Sonne denken, die Alles gleichsam in Licht und Glanz badete. Ein Maler müßte hier die herrlichsten Licht- und Farbenstudien machen können. Wir hatten nun allerdings außerordentlich viel Glück mit dem Wetter. Während wir in Jerusalem häufig durch den Chamsin gelitten hatten, den heißen Wüstenwind, der besonders im April und Mai Aegyptens und Palästinas Landplage ist, blieben wir in Hauran vollständig von demselben verschont und hatten das schönste Frühlingswetter mit prächtigem Sonnenschein und leichter Luft. In der Nacht und in den Morgenstunden war es meistens sogar ziemlich kühl. Hätte uns der Chamsin in diesen schattenlosen offenen Ebenen überrascht, würde er unsere Reise im hohen Grade erschwert und uns manches Vergnügens beraubt haben. — In der Stadt Inchil fanden wir das erste hauranitische Monument, die Reste einer alten Kirche aus dem vierten oder fünften Jahrhundert. Ueber den großen Bogenwölbungen lag ein Dach von dunklen Doleritplatten. Die Façade mit ihrer Eingangsthür und ihren Fenstern war ganz wohl erhalten. Die Kirche wurde jetzt als Magazin oder dergleichen benutzt, aber ihre eigenthümlichen architektonischen Formen erregten in hohem Grade unsere Aufmerksamkeit und unsere Lust, mehr von ihrer Art zu sehen. Später am Nachmittag kamen wir nach einer der „todten“ Städte, Namens Schakra. Da wir an diesem Tage keine lange Tour mehr vor uns hatten, beschlossen wir, hineinzureiten, um sie näher in Augenschein zu nehmen. Wir ritten zuerst an den Mauern entlang und kamen dann in die menschenleeren Straßen. Die dunklen Basalthäuser standen Seite an Seite und machten durch ihre düstre Farbe die Einsamkeit noch trostloser. Durch die offenen Thüren und Thore sahen wir in die leeren Hofräume hinein. Als wir etwas weiter vorgedrungen waren, zeigte es sich indessen, daß die Stadt nicht ganz „todt“ war. Ein kleines Häuflein herumziehender Araber hatte sie in Besitz genommen und sich in den herrenlosen Häusern einquartiert. Sie waren Christen und gehörten der griechischen Kirche an. Ihr Priester, der ganz gut französisch sprach, das er auf dem Seminar in Beirut gelernt hatte, gab mir mancherlei Aufklärung. Seine Gemeinde bestand aus ungefähr 150 Seelen, mit denen er vor einigen Jahren die Stadt in Besitz genommen hatte, aber er klagte bitter über ihre Armuth und den Druck, unter welchem sie lebten. Der Boden war hart und schwer zu bearbeiten und die Nachbarn rings herum waren Muhamedaner, die sie auf jede Weise plagten und drückten, ohne daß sie den geringsten Schutz gegen sie hatten. Auf unseren Wunsch führten sie uns in die Kirche der Stadt, die aus dem Alterthum herrührte. Sie wurde auch als Magazin benutzt, aber wir konnten doch noch die hohen Bogenwölbungen sehen. Die jetzige Gemeinde hielt ihren Gottesdienst in einer anderen kleineren Kirche. Eine Stunde später kamen wir in der Stadt Esra oder Zora an. Sie liegt, wie die meisten Städte in Hauran, auf einer kleinen Anhöhe, mit weiter Aussicht über die sie umgebende Ebene. Hier wie in den übrigen Städten ist die Passage der Straßen ziemlich schwierig durch die vielen herabgefallenen Steinblöcke, über die man sich hinweg arbeiten muß. Wir fanden einen gastfreien Empfang bei dem Scheik und bekamen diese Nacht ein gutes Quartier. Uns wurde eine hohe geräumige Steinhalle mit einer gewölbten Decke angewiesen, in welcher wir unsere Betten aufstellen ließen: Das ganze Gebäude trug ein vornehmes Gepräge und machte den Eindruck, als wäre es früher ein Palast gewesen. Unsere Abendmahlzeit nahmen wir in dem offenen Hofe ein und nach Beendigung derselben bekamen wir viel Besuch von christlichen Arabern, die das Gerücht von unserer Ankunft in Kenntniß gesetzt hatte und die nun ihre Glaubensgenossen begrüßen wollten. Selbstverständlich aber kamen nur Männer, Frauen bekamen wir nicht zu sehen. Wir baten sie, Platz zu nehmen, und sie lagerten sich auf morgenländische Weise in einem großen Kreise im Hofe. Der Scheik ließ Kaffee in den bekannten kleinen türkischen Tassen herumreichen, zu dem Pfeifen und Cigaretten angezündet wurden. Es kam eine ziemlich lebhafte Unterhaltung zu Stande, die von unserer Seite hauptsächlich durch Løgtved geführt wurde. Viele der Araber waren hohe kräftige Gestalten mit hübschen, offenen Gesichtern. Die ganze Gesellschaft mit ihren bunten Mänteln und Schärpen, über die der flackernde Schein einiger Lichter fiel, die in der Mitte aufgestellt waren, gab ein hübsches, höchst malerisches Bild. Nach Verlauf einer Stunde erhoben sie

sich, sagten uns freundlich gute Nacht und verfügten sich in ihre Wohnungen zurück, während wir eiligst unser Lager suchten. — Esra oder, wie es auch genannt wird, Zora war im Alterthume eine reiche Handelsstadt. Die vielen vorhandenen Ruinen legen ein deutliches Zeugniß davon ab. Viele Privathäuser sind wohl erhalten, die theils unbewohnt stehen, theils von der armen Bevölkerung in Gebrauch genommen sind. Griechische Inschriften theilen uns mit, daß sie aus den ersten Jahrhunderten nach Christus stammen. Sie sind aus grauschwarzen Basalt- oder Doleritsteinen; Holz scheint nicht benutzt zu sein, weil nicht blos die Wände, sondern auch die Fußböden und die Decken, ja selbst die Thüren aus Stein hergestellt sind. Die letzteren sind so schwer beweglich, daß ein Mann sich mit voller Kraft gegen sie stemmen muß, um sie zu öffnen und zu schließen. Die Zimmer sind nach dem Gebrauche des Südens um einen offenen Hofraum angelegt, so daß jedes Gemach seinen eigenen Eingang hat. Durch diesen empfangen die Zimmer gewöhnlich auch das Licht, obgleich es auch Fenster giebt, die aus Steinplatten mit kleinen kreisförmigen Löchern oder kunstvollen Ausschnitten bestehen, durch welche das Licht hereinfällt. Die Häuser bestehen aus zwei Stockwerken und eine Steintreppe, die außerhalb des Hauses angebracht ist, führt in den oberen Stock. Auf vielen Stellen sahen wir Steinbalustraden hervorragen, auf welchen Balcons angebracht gewesen sind, über denen man wahrscheinlich bunte Teppiche zum Schutz gegen die Sonne aufgespannt hat. In großen Räumen, sowohl in privaten wie in öffentlichen Gebäuden, findet man eine Bauform angewandt, die für ganz Hauran charakteristisch ist; dieses ist der große Steinbogen, den man als Unterlage für die flache Steindecke benutzt. Zwei oder drei solcher Bogen, aus behauenen Basaltsteinen zusammengesetzt, sind von Wand zu Wand gespannt, auf diese legte man dann flache Steinplatten, gleichfalls aus Basalt oder Dolerit, und diese bildeten dann die Decke. Auf diese Weise konnte man große Räume mit der schweren Steindecke überdachen. Man brachte dann eine ganze Reihe von Steinbogen, parallel mit einander laufend, an, und auf diese wurden Steinplatten gelegt. Wir sahen dies häufig in Kirchen und diese Bauart ist so dauerhaft, daß diese Bogenwölbungen mit den darüber liegenden Steindecken noch nach dem Verlauf von anderthalb Jahrtausenden stehen. Eins der am besten erhaltenen Bauwerke ist die große St. Georgskirche. Um in sie hinein zu gelangen, mußten wir mit großer Mühe über eine Menge Steinblöcke klettern, die über einander gewälzt waren. Als wir diesen gefährlichen Uebergang bewerkstelligt hatten, ohne glücklicherweise Arme und Beine gebrochen zu haben, wurden wir auf das Höchste überrascht durch den großen hoch überwölbten Raum, in den wir hineinkamen. Das Innere der Kirche besteht aus zwei Kreisen von Pfeilern, von denen jeder ein Achteck bildet und einer den anderen umschließt. Zwischen der äußeren Reihe und der äußeren Wand sind jene vorher beschriebenen Bogen ausgespannt, welche die Steindecke tragen. Die innere Reihe dagegen trägt einen sogenannten Tambour, über welchen sich eine mächtige eiförmige Kuppel wölbt. Diese letztere bietet einen hohen Grad von architektonischem Interesse, indem sie den Uebergang von der einfacheren Kuppelbildung des Alterthums zu den kühneren, complicirteren Kuppelsystemen des byzantinischen Stils zeigt, welche wir z. B. in der Sofiakirche in Konstantinopel angewandt finden. Der einfache reine Stil der Kirche ohne jede decorative Ueberladung macht in seinem großartigen Gepräge einen starken Eindruck auf den Beschauer. Eine lange griechische Inschrift, die über dem mittleren Haupteingang der Kirche in Stein gehauen ist, verkündet, daß diese Kirche auf der Stelle erbaut ist, auf welcher früher ein heidnischer Tempel stand: „Die Wohnung der Dämonen ist Gottes Haus geworden, das Licht des Heils erleuchtet die Stätte, die in tiefes Dunkel gehüllt war; die Gesänge der Engel treten an die Stelle der heidnischen Opfer, wo man früher die Orgien eines Götzen feierte, singt man jetzt den Preis des Herrn" — und die Inschrift schließt mit der wichtigen Mittheilung, daß diese Kirche, welche zu Ehren des heiligen Georg erbaut ist, im Jahre 410 (aera Bostrensis) d. h. 515 nach Chr. vollendet wurde. Es ist kaum anzunehmen, daß seitdem irgendwelche Veränderungen an der Kirche vorgenommen sind. Noch immer feiern die Christen in Zora ihren Gottesdienst in dieser über 1300 Jahre alten Kirche, mit deren Alter sich gewiß dasjenige von wenig Kirchen in Europa messen kann. Außer der großen St. Georgskirche ist hier auch eine kleinere Kirche, die dem Propheten Elias geweiht ist, aber größtentheils in Trümmern liegt. Wir kamen außerdem noch an mehreren anderen Ruinen vorbei, unter denen zwei prachtvolle Bogengänge erwähnt zu werden verdienen, die zu beiden Seiten eines offenen Raumes lagen und anscheinend die Reste eines Klosterhofes sind. Was hier von Zora gesagt ist, gilt auch größtentheils von den Städten Bosra, Kanawat, Schubba und den anderen Städten in Hauran, die wir besuchten. Der Baustil ist der gleiche und überall findet man dieselben düsteren, öden, theilweise zusammengefallenen Gebäude, die einen melancholischen Eindruck auf den Beschauer machen. Will man sich in der Phantasie ein Bild von der Pracht und Herrlichkeit des Alterthums bilden, so muß man sich zunächst die zusammengefallenen Ruinen in früherem unbeschädigtem Zustande denken und sich neben der dunklen und schwarzen Farbe des Baumaterials eine reiche Anwendung von lebhaften bunten Farben vorstellen, theils in Teppichen, die über den Balconen aufgespannt und vor den Thüren oder als Schmuck der Wände angebracht waren, und theils in der Kleidertracht der Bevölkerung. Denken wir uns eine lebhaft redende und gestikulirende Menschenmenge in rothen, grünen oder gelben Gewändern und Schärpen zwischen den Säulen und in den Bogengängen gehend, die großen Kirchen füllend und auf den Steinbänken vor ihren Häusern weilend und dies Alles von dem Schein der syrischen Sonne beleuchtet, so bekommt man ein prächtiges Bild von einem großen und reichen Culturleben, von dem die vorhandenen Reste nur einen matten schwachen Schatten zeigen.

Bücherbesprechungen.

— **Die Pflanze, ihr Bau und ihr Leben** von Dr. E. Dennert. Mit 96 Originalabbildungen des Verfassers. Stuttgart 1895. G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. Preis 80 ₰. — Vorliegendes Werkchen können wir bestens empfehlen. In kürzester, knappester, sehr klarer und verständlicher Form weiß sein Verfasser alles Wissenswertheste über den inneren und äußeren Bau und über die Lebensverrichtungen der Pflanze zur Anschauung zu bringen, wozu seine ganz vortrefflichen, selbstgezeichneten Textabbildungen außerordentlich viel beitragen helfen. Demjenigen, welcher sich über die einfachsten Elemente der Botanik schnell und leicht unterrichten will, wird dieses fabelhaft billige, dabei geschmackvoll ausgestattete Büchlein gewiß von höchstem Nutzen sein. Als einfaches, praktisches Hilfsmittel beim botanischen Unterricht kann es gleichfalls nur die besten Dienste leisten. Dr. E. S. Z.

— **Muse in Haus und Welt.** Eine Sammlung von Gedichten nebst zwei Aufsätzen in Prosa. Von Eduard Lampadius. 1895. Leipzig, Verlag von A. H. Payne. 171 S. Kl. 8°. — Da der Verfasser den Leser dieser Gedichte bei der Beurtheilung ihres Werthes um Nachsicht bittet, so will ich sie nicht mit dem kritischen Maßstabe messen wie die der Frau Fischer geb. Lette, welche mir jüngst zur Besprechung vorlagen. Es sind poetische Versuche eines schlichten Mannes aus dem Volke, durchdrungen von lauterer Gesinnung und deshalb sympathisch berührend. Wo er freilich über die Grenzen hinaus will, welche seiner Weltanschauung gesteckt sind, wird er geschraubt und manierirt. Bei der Formung der Verse hat ihn wohl mehr das rhythmische Gefühl geleitet, als die Kenntniß der Gesetze der Metrik. Die besten Gedichte finden sich unter den vaterländischen, z. B. „Kaiser Wilhelm I.", „Kaiser Friedrich", „Deutscher Gruß zu Oesterreichs Jubelfeste" u. s. w., aber auch unter den lyrischen Gedichten findet sich hin und wieder eine duftige Blüthe. Zum Beispiel das kleine Gedicht „Auf der Reise", das hier abgedruckt sein mag:

Einmal noch vor Deinem Fenster
Späht' ich, ob sich die Gardine
Leise zu bewegen schiene.
Ach, es zittert keine Falte.

Hätte gern von Bergeshöhe
Dann das liebe Dach entdeckt,
Doch es lag zu tief versteckt.
Trauend ging ich meines Weges.

Meine Schritte sind Gedanken,
Die Gedanken schwere Klagen;
Also fühl ich tief im Herzen
Jeden meiner Tritte schlagen.

Willy Doenges.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 109. Donnerstag, den 12. September. 1895.

Das russische Gefängnißwesen.

Von Erwin Bauer.

Ueber das russische Gefängnißwesen laufen in Westeuropa die sagenhaftesten, für die Einrichtung der Gefängnisse und für die Behandlung der Gefangenen im Czarenreiche durchaus nicht schmeichelhafte Vorstellungen um. Seit der Amerikaner Kennan seine sensationellen Schilderungen und Uebertreibungen des sibirischen Gefängnißlebens und seine angeblich auch im europäischen Rußland gesammelten Erfahrungen bezüglich des Gefängnißwesens veröffentlicht hat, sind diese Vorstellungen ins Phantastische, ins Ungeheuerliche angewachsen, und besonders die englische Presse hat sich bemüßigt gesehen, den Aufschneider Kennan noch zu übertrumpfen. Der vorgebliche Russe E. B. Lanin, hinter dem sich irgend ein namenloser südrussischer Hebräer versteckt, hat den Groll des Judenthums über die allerdings echtkosakische Ausweisungspolitik der russischen Regierung in einer Reihe von Aufsätzen über „Russische Zustände" in der „Fortnightly Review" zum Ausdrucke gebracht und sich dabei auch mit dem Gefängnißwesen im Czarenreiche im Sinne der Kennan'schen Mittheilungen beschäftigt. Und diese Aufsätze sind dann gesammelt, als Buch erschienen und ins Deutsche übersetzt worden, so daß ihr tendenziös gefärbter, durch und durch verlogener Inhalt auch dem gebildeten deutschen Leser zugänglich gemacht worden ist. Wer diese Veröffentlichungen und die zahlreichen nihilistischen Berichte aus russischen Gefängnissen und aus dem sibirischen Sträflingsleben, die in englischer, französischer, italienischer und deutscher Sprache verbreitet werden, liest, dem muß das Czarenreich und besonders das russische Gefängnißleben wie ein Bild der grauenhaftesten Verwahrlosung längst vergangener mittelalterlicher Zeiten erscheinen, — jener Zeiten, in denen der Mensch, der gegen Recht und Gesetz gefehlt hat, niedriger als das Thier geachtet und gleich der wilden Bestie behandelt wurde. Es dürfte deshalb eine Pflicht des Kenners russischer Einrichtungen, Gewohnheiten und Verhältnisse sein, auch in der Gefängnißfrage das Wahre und Thatsächliche aus dem Wuste der Uebertreibungen herauszuschälen und so ein annäherndes Bild der Wirklichkeit wiederherzustellen. Es bleibt dabei noch genug des Verurtheilungswerthen übrig, aber das Gesammtbild wird doch ein vollkommen anderes, als es heute in der Vorstellung des gebildeten Deutschthums lebt. Das Verdienst, der Wahrheit in diesem Falle zuerst zu ihrem Rechte verholfen zu haben, gebührt einem englischen Geistlichen. Der bekannte englische Missionar und Sibirienreisende Henry Landsdell hat es unternommen, seine persönlichen Eindrücke und Beobachtungen über Gefängnisse und Gefangene in Rußland bald nach Kennan's Uebertreibungen und zur Widerlegung derselben in Harper's „New Monthly Magazine" zu veröffentlichen und mit großer Schärfe und ausreichender Sachkenntniß allen bisher gangbaren unrichtigen Vorstellungen und Verleumdungen russenfeindlicher Schilderer entgegenzutreten. Meine eigenen Erfahrungen bestätigen die Angaben Landsdell's durchweg, und wenn auch weder Landsdell noch ich natürlich überall im europäischen und asiatischen Rußland gewesen sein und Alles mit eigenen Augen gesehen haben können, so reichen die von ihm und mir gewonnenen Eindrücke m. E. doch vollkommen hin, um mit vollster Berechtigung vor den Schilderungen der Nihilisten und politischen Gegner Rußlands warnen zu dürfen. Bei der Beurtheilung der russischen Culturzustände ist zweierlei stets im Auge zu behalten: Einmal darf man an sie nicht den Maßstab der Culturerrungenschaften Westeuropas legen und nie vergessen, daß die russische Volkseigenart mit durchaus anderem Denken und Empfinden den landesüblichen Verhältnissen und den Vorkommnissen des täglichen Lebens gegenübersteht, als dies im europäischen Abendlande der Fall sein kann. Und dann muß ein scharfer Unterschied zwischen den europäischen Landestheilen des gewaltigen Reiches und seinen halb oder ganz asiatischen Besitzungen gemacht werden. In Rußland ist die Cultur von Westen nach Osten fortgeschritten und dieser fortschreitende Prozeß ist noch lange nicht beendet, ja es werden noch Jahrzehnte, vielleicht Jahrhunderte vergehen, bis z. B. Sibirien in der Verwaltung, in den Verkehrseinrichtungen, im Leben und Treiben der Bewohner, in Gesinnung und Gesittung der Bevölkerung und damit auch der Bureaukratie dasselbe Niveau erreicht haben wird, das wir heute im Westen des Reiches bereits überall vorfinden. Es wäre deshalb widersinnig, wenn man in einzelnen Fragen einen allgemeinen, für das ganze russische Reich giltigen Zustand überhaupt feststellen wollte.

Was nun speciell die Gefängnißfrage und die Behandlung der Gefangenen in Rußland anbetrifft, so wird man von vornherein zugeben müssen, daß das Gefängnißwesen bei unseren Nachbarn im Osten, soweit der europäische Theil des Reiches in Frage kommt, im Allgemeinen nicht besser, aber sicherlich auch nicht viel schlechter ist, als es durchschnittlich in den westeuropäischen Staaten der Fall ist. Je mehr man nach Osten vorrückt, besonders dort, wo die Etappenstraßen für Gefangenentransporte beginnen, also an der Wolga, von Nishnij-Nowgorod bis Astrachan, und von hier bis an den Ural und dann nach Sibirien hinein, werden freilich die Etappengefängnisse immer primitiver, die Behandlung der Gefangenen wird roher, die Beamtenwillkür löst die humane Gerechtigkeit ab, — kurz, Asien in seiner schmutzig-despotischen Gestalt beginnt an die Stelle Europas und seiner Gesittung zu treten. Indeß — auch die Gefangenen selbst werden schlimmer, denn nur die unwürdigsten verbrecherischen Elemente, die kaum mehr einen Schimmer vom Menschenthum besitzen und sich wenig von wilden Thieren unterscheiden, werden bis tief hinein nach Sibirien und weiter bis ans Ende der russischen Machtsphäre geschickt, und die Brutalität der Beamten und der Bevölkerung, soweit von einer solchen überhaupt die Rede sein kann, entspricht durchaus der Qualität der Verbrecher. Wenn in Deutschland von den nach Sibirien Verschickten die Rede ist, so meint man meist, daß es sich um Leute handele, die — wenn auch menschlich oder politisch zu Verbrechern herabgesunken — doch aus der civilisirten Gesellschaft stammen und in den Anschauungen und Gewohnheiten des Culturlebens aufgewachsen sind, mithin also ein gewisses Mitleid beanspruchen dürfen. Diese Auffassung trifft jedoch nur in seltenen Fällen zu, und wer die Masse der thatsächlich nach Sibirien gelangenden Verbrecher wirklich kennt, der muß mit Entsetzen wahrnehmen, daß er es im Großen und Ganzen mit einem menschlichen Auswurfe zu thun hat, wie er in Westeuropa fast gar nicht mehr zu finden ist. Im Allgemeinen ist der russische Gefangene, ganz ohne Rücksicht darauf, ob er ein politischer oder gemeiner Verbrecher ist, insofern besser daran, wie sein Leidensgefährte in Westeuropa, als man in Rußland den aus dem römischen Rechtsbewußtsein hervorgegangenen Abscheu gegen den Verbrecher nicht kennt, sondern ihn, wo er auch immer mit Gesellschaft und Volk in Berührung kommt, als einen „Unglücklichen" bemitleidet und wie einen solchen behandelt. Es soll nicht behauptet werden, daß die niederen und die höheren Beamten insgesammt gegenüber dem Verbrecher ebenso stehen, wie Gesellschaft und Volk, und es ist notorisch, daß hin und wieder, namentlich aber in den Jahren der Nihilistenfurcht, Roheiten und Vergewaltigungen wider die Gefangenen nur allzuoft in den Gefängnissen auch im europäischen Rußland und besonders in Sibirien verübt worden sind. Aber

die brutale Behandlung ist doch stets nur Ausnahme gewesen und fast immer, wo politische Gefangene in Betracht gekommen sind, durch das störrige und herausfordernde Verhalten der letzteren veranlaßt worden. — Was die Gefängnisse selbst anbelangt, so giebt es deren natürlich in jeder Stadt und in jedem Städtchen des *europäischen Rußland* solche von sehr verschiedener Ausdehnung und mit sehr verschiedenen, oft sehr primitiven Einrichtungen. In den häufig sehr großen Dörfern sind schon deshalb meist gar keine besonderen Baulichkeiten für Gefangene vorhanden, weil in ihnen keine Untersuchungsgerichte existiren; die auf dem flachen Lande oder in den Dörfern arretirten Verbrecher werden in der Regel in der Wachtstube des Dorfpolizisten (Urjädnick) oder beim Schulzen resp. Aeltesten (Starosta) oder im Gemeindehause untergebracht, bis sie in das nächstgelegene Kreis- oder Gouvernements-Stadtgefängniß abgeliefert werden. Da dies sofort zu geschehen hat, so beziffert sich der vorübergehende Aufenthalt im Dorfe höchstens nach Stunden. Die Gefängnisse in den Kreis- und Gouvernementsstädten sind vorwiegend zweistöckige hölzerne oder steinerne Gebäude mit langen Corridoren und Einzelzellen mit vergitterten Fenstern; die Zellen sind geräumig und heizbar, die Fenster groß und meistens mit Scheiben versehen; die Gebäude liegen fast durchweg isolirt, haben geräumige Höfe und sind mit hölzernen Zäunen oder auch steinernen Mauern umgeben; die Kost der Gefangenen ist ausreichend und besteht außer Wasser und Roggenbrod aus Grütze und Kohlsuppe, in die mindestens in der Woche zweimal Fleisch gethan wird. Je nach Bedürfniß und nach der Bedeutung der Stadt, sowie der in ihr ansässigen Behörden sind die Gefängnisse enger oder geräumiger, einfacher oder fester, von dem gewöhnlichen Holzhause aufwärts bis zur befestigten, steinernen und mit Gräben umgebenen Citadelle. Der Zuschnitt in denselben dürfte dagegen im ganzen europäischen Reiche ein gleichmäßiger sein. Für den Charakter der Gefängnisse und für die Behandlungsweise und Bekleidung der Gefangenen ist vor Allem maßgebend, daß es im europäischen Rußland mit wenigen Ausnahmen nur Untersuchungsgefängnisse giebt. Die Verbrecher werden, falls sie nicht der Todesstrafe unterliegen, die indeß in den letzten Jahrzehnten lediglich über politische Verbrecher verhängt worden ist, gewöhnlich je nach der Schwere des Vergehens in die Bergwerke Sibiriens oder zur Ansiedelung nach Sibirien oder in die entfernteren Gouvernements des europäischen Rußland verschickt; die Zahl derjenigen, die in Gefängnissen internirt oder in Correctionshäusern untergebracht werden, ist sehr gering, und es ist von der Regierung so eingerichtet worden, daß diese Gefängnisse und Correctionshäuser meist in abgelegenen Orten des nordöstlichen Rußland belegen sind. Als Gefängnisse in eigentlichem Sinne des Wortes, wenn man von dem berühmten Zellengefängniß zu Tawastehus in Finland (beiläufig bemerkt, eine Musteranstalt, die ihres Gleichen sucht) und von den Gefangenenanstalten in den baltischen Provinzen und einigen Hauptstädten im Reiche absehen will, sind beinahe nur die Festungen im Gebrauche, von denen Schlüsselburg und die Peter-Pauls-Festung in St. Petersburg zur Aufnahme schwerer Staatsverbrecher, Dünaburg, Warschau u. s. w. aber als Aufenthaltsort für Verurtheilte in Duellsachen, Disciplinarvergehen ꝛc. dienen. Daß die letztgenannten Verurtheilten sich der besten Behandlung und großer Freiheiten, wie z. B. eigener Verpflegung und täglicher Spaziergänge, brieflichen Verkehrs mit den Angehörigen u. s. w. erfreuen, sei gleich hier als selbstverständlich angeführt. — Von berühmten Gefängnissen hat Rußland eigentlich nur die Peter-Pauls-Festung, auf einer Newainsel inmitten St. Petersburgs gelegen, aufzuweisen, und gerade dieses Gefängniß ist der Gegenstand der schauerlichsten Beschreibungen geworden. Was hat man nicht Alles über die unterirdischen Zellen des Alexejew-Ravelin in der Peter-Pauls-Festung mit ihren feuchten Wänden, ihrem nassen Fußboden, ihrer ewigen Finsterniß, was nicht Alles über die engen, dunklen Strafkammern und über die Mißhandlung und heimliche Beiseiteschaffung politischer Gefangener lesen können?! Und wie verhält es sich in Wahrheit mit den Casematten dieser Festung?! Lansdell hat im Jahre 1885 in Sibirien einen politischen Gefangenen angetroffen, der, in die nihilistisch-terroristischen Umtriebe der siebenziger Jahre verwickelt, längere Zeit im Alexejew-Ravelin der Peter-Pauls-Festung gesessen hat. Dieser Gefangene hat dem englischen Reisenden eine von ihm selbst entworfene Zeichnung seiner Zelle überreicht und ihm Folgendes mitgetheilt: Die Zelle, in der er gelebt, sei 18 Fuß und 8 Zoll lang, etwa 16 Fuß und 4 Zoll breit und 9 Fuß und 4 Zoll hoch gewesen; die Ausstattung habe aus einem Tische, einem Stuhle, einer Commode und einem Bette mit zwei Federkissen, einer Bettdecke und zwei Laken bestanden. Als man ihn, den Gefangenen, eingesperrt, habe ihn der damalige Chef der Gendarmerie, General Mesenzew, der bekanntlich 1889 von den Nihilisten ermordet wurde, gefragt, ob er zu rauchen pflege; auf die bejahende Antwort sei ihm einen Tag um den andern ¼ Pfd. Tabak für Cigaretten verabfolgt worden; auf seinen Wunsch habe man ihm Schreib- und Zeichenmaterial, sowie Bücher aus der Festungs-Bibliothek gebracht; er habe in seiner Zelle während seiner Haft Gibbon's „Römische Geschichte" durchgelesen. Das klingt ganz anders, als was die nihilistischen Berichte vom Alexejew-Ravelin zu erzählen wissen! Außer den von Lansdell geschilderten Gefangenenzellen giebt es in der Peter-Pauls-Festung in der That auch dunkele, enge Kammern; dieselben sind indeß nur dazu da, widerspenstigen Gefangenen zur Einsperrung bis zu 24 Stunden als Strafe zu dienen.

Ist das Urtheil gefällt, so werden die *Verurtheilten* geschoren und mit langen, grauen Sträflingskitteln bekleidet. Gewöhnlich wird der ganze Kopf geschoren, es kommt aber auch vor, daß gemeinen Verbrechern, um sie bei etwaiger Flucht leichter kenntlich zu machen, nur der halbe Kopf glatt rasirt wird. Einen solchen halbgeschorenen Sträfling hat Lansdell gesehen und sich eine Photographie desselben geben lassen. Die Sträflingskleider bestehen aus einem Hemde, einem Paar Beinkleider von Leinenzeug und einem langen bis auf die Knöchel herabreichenden Kittel von Kameelshaaren, dessen Preis auf ca. fünf Mark zu stehen kommt. Die zu harter Arbeit Verurtheilten tragen auf dem Rücken *zwei* dem Kittel aufgenähte gelbe, achteckige Lappen, die zur Ansiedelung in Sibirien Bestimmten tragen nur *einen* solchen Lappen; andere Auszeichnungen ähnlicher Art bekunden das Gouvernement, aus welchem der einzelne Verbrecher kommt. Sind die Gefangenen so vorbereitet, so werden sie gewöhnlich je zu zwei aneinander gefesselt und in größeren und kleineren Trupps nach Moskau in das Centralgefängniß abgefertigt. Alle Wege nach dem Osten und weiter nach Sibirien führen nämlich über Moskau; hier sammeln sich aus allen Theilen des Reiches die Verschickten, um dann zweimal wöchentlich, so viele ihrer zur Zeit beisammen sind, gemeinsam an die Bestimmungsorte weiterbefördert zu werden. Der Weg nach Moskau wird von den gesunden männlichen Gefangenen meist zu Fuß unter der Escorte berittener und mit aufgestecktem Bajonett versehener Fußsoldaten zurückgelegt, während die Frauen und Kinder, sowie alte und schwache Gefangene auf Telegen (Arbeitswagen) dem Trosse folgen; neuerdings ist übrigens, wo Eisenbahnen vorhanden sind, die Beförderung per Bahn üblich geworden. Daß Frauen und Kinder fast immer im Gefolge dieser Gefangenentransporte zu finden sind, kommt daher, daß den Weibern und Sprößlingen der Verschickten gestattet ist, denselben zu folgen und ihr Schicksal freiwillig zu theilen. Zwar bedeutet nach dem Gesetze die Verschickung eines verheiratheten Mannes oder Weibes die Trennung der Ehe, und dem unschuldigen Theile ist die Wiederverheirathung gestattet. Es ist aber eine alltägliche Erscheinung, daß Niemand, namentlich aber die Frauen nicht, von diesem Rechte Gebrauch macht, und daß die russischen Frauen es für ihre Pflicht halten, ihren Männern, auch wenn sie in die Bergwerke verschickt sind, zu folgen. Diesem hübschen Zuge hat die Regierung insofern Rechnung getragen, als sie jeder Frau, die ihren Mann nicht verlassen will, die Gefangenenkost und Sträflingsausstattung bewilligt; will jedoch umgekehrt ein Mann seine verurtheilte Frau nicht verlassen, so muß er sich selbst versorgen. Die Beköstigung während des Transportes bis an den Bestimmungsort besteht, wie gleich hier bemerkt sei, täglich aus drei Pfund Brod und einem halben Pfund Fleisch; auch ist den Gefangenen gestattet, die ihnen unterwegs überreichten Geschenke des Publicums anzunehmen; solche Liebesgaben fließen oft sehr reichlich und Niemand fragt danach, ob sie einem Mörder oder noch schlimmeren Verbrecher zu Theil werden; die Gaben bestehen neben Naturalien und Kleidungsstücken vorwiegend aus Geld, und Lansdell erzählt, daß ihm von einer Finländerin mitgetheilt worden sei, ein Transport von 156 Gefangenen habe einst in Moskau soviel Geld erhalten, daß pro Kopf 30 ℳ vertheilt worden seien. — Bezüglich der Fesseln der Gefangenen sind gleichfalls äußerst irrthümliche Ansichten verbreitet. So wird z. B. erzählt, daß die Ketten unter den Beinkleidern befestigt und so die Knöchel der Gefangenen blutig gerieben würden. Das ist nicht wahr. Lansdell schreibt hierüber: „Ich selbst besitze ein Paar russischer Handschellen und Beinketten und einen Gefangenenanzug, den ich in Sibirien erlangt habe. Auch habe ich daselbst

Beinketten zu Hunderten gesehen. Die letzteren bestehen aus zwei an den Knöcheln zu befestigenden Ringen, die mit einer 30 Zoll langen Kette verbunden sind. Damit die Kette das Gehen nicht behindere, ist sie in der Mitte an einen um den Leib geschlungenen, herabhängenden Lederriemen befestigt. Grobwollene Strümpfe und ein Stück Leinenzeug, das über den Strümpfen angebracht ist, bilden die Zwischenlage zwischen der Haut und den Ringen, welche überdies noch über den Beinkleidern und über festen, um die Schienen gebundenen Ledergamaschen liegen (falls der Gefesselte keine hohen Stiefel trägt). Die in meinem Besitze befindlichen Ketten wiegen 5¼ Pfund, die Handschellen 2 Pfund. Ich füge noch hinzu, daß ich während meines Streifzuges durch Sibirien und dessen Gefängnisse nur einen Mann mit gefesselten Händen sah: es war dies ein waghalsiger Bursche, der außer dem Verbrechen, für welches er verurtheilt ward, noch einen Mord im Gefängnisse auf sein Gewissen geladen hatte." — Zu erwähnen ist noch, daß die Gefangenen während des Marsches nicht nur paarweise an den Füßen zusammengekoppelt sind, sondern oft auch bis zu sechs Mann zusammen mit den Händen an lange Eisenstangen gebunden sind. In dieser Weise werden vorzugsweise schwere gemeine Verbrecher transportirt; politische Gefangene sind stets ungefesselt, wenn auch scharf bewacht, durch das Land, und zwar meist in Wagen oder auf Eisenbahnen befördert worden.

Das Centralgefängniß in Moskau ist für 1100 Gefangene eingerichtet, doch können daselbst, durch Aufschlagen von Zelten, bis 3000 untergebracht werden. Die Transporte, die von hier aus nach Sibirien abgehen, umfassen jedesmal eine sehr verschiedene Anzahl von Verbrechern, die Zahl schwankt meistens zwischen 500 und 1000. Die Gefangenen sind hier gemeinsam in großen Gruppen untergebracht, die Gefesselten in besonderen, für schwere Verbrecher bestimmten Räumlichkeiten und Höfen, die Ungefesselten wieder in andern Baulichkeiten. Die politischen Verbrecher, deren Zahl im Vergleiche zu der Anzahl gemeiner Verbrecher verschwindend klein ist, erhalten fast immer Einzelzellen und werden auf dem ganzen Wege nach Möglichkeit von ihren Leidensgefährten abgesondert. Man irrt überhaupt in der Annahme, daß die Mehrzahl der russischen Gefangenen und Verschickten wegen politischer Vergehen Verurtheilte seien. Nach der russischen Gefangenenstatistik für die Jahre 1878—1885 sind durchschnittlich etwa 17—20000 Russen jährlich verschickt worden, — Lanin und Kennan faseln natürlich von 3—4 Hunderttausenden!! — und es hat nicht an Stimmen gefehlt, welche den politischen Verbrechern die Majorität in dieser Durchschnittszahl zugesprochen haben. Dem gegenüber ist jedoch zu betonen, daß in diesem Zeitraume, der bekanntlich die schärfsten Nihilistenverfolgungen umfaßt, die sogenannten Staatsverbrecher gar nicht der allgemeinen Gefängnißverwaltung unterstanden und somit in die allgemeine Gefangenenstatistik gar nicht aufgenommen werden konnten. Sie standen unter einer besonderen Verwaltung, reisten stets allein, waren in abgesonderten Räumen untergebracht und wurden besonders scharf bewacht. Mehr als zwei oder drei politische Verbrecher sind nie gemeinsam transportirt worden, ja es herrschte und herrscht die Gepflogenheit, jeden Einzelnen durch einen besonderen Gendarm escortiren zu lassen. Wenn in einigen Journalen behauptet worden ist, daß im Jahre 1880 allein in Ostsibirien 30—40000 politische Sträflinge untergebracht gewesen seien, so ist das sicherlich eine ungeheuere Uebertreibung. Ohne Prozeß und Urtheil wird in Rußland Niemand zum Sträfling degradirt und verschickt; nun haben in den Jahren 1836—1883, also in fast fünfzig Jahren nicht mehr als 135 politische Prozesse stattgefunden, und die Gesammtzahl aller in diesen Prozessen zur Verbannung Verurtheilten erreicht kaum die Ziffer 10000; die in Rußland üblichen sogenannten administrativen Verschickungen, die ohne Prozeß und Urtheil stattfinden können, haben mit Sibirien nichts oder sehr wenig zu thun, da sie in der Regel nur in die entfernteren Gouvernements des europäischen Rußland erfolgen. Die größte Jahresziffer an politischen Verschickten nach Sibirien weist das Jahr 1879 mit 898 Staatsverbrechern auf — man ersieht also schon aus diesen Angaben, daß 1880 ganz unmöglich 30—40000 politische Sträflinge in Sibirien sein konnten. Soviele hat es ihrer überhaupt niemals gegeben! Landsdell versichert vielmehr, daß er bei seiner Anwesenheit in Moskau unter 500 Gefangenen im dortigen Centralgefängnisse nur zwei politische Verbannte angetroffen habe, und meint, daß dieses Verhältniß auch im Allgemeinen der Wahrheit entspreche; die politischen Verbrecher seien im Schwarme der übrigen Verbrecher seltene Vögel; er habe bei seiner Wanderung durch alle Hauptgefängnisse Sibiriens im Jahre 1881 nur etwa 50 Staatsverbrecher vorgefunden, und ein Oberbeamter der sibirischen Gefangenenverwaltung habe ihm gesagt, daß in dem genannten Jahre nur 72 politische Verbrecher in Sibirien angelangt seien, eine Zahl, die Landsdell nach seinen eigenen Beobachtungen für richtig hält.

Von Moskau aus ging bis vor Kurzem der Weg der Gefangenen auf der Eisenbahn nach Nishnij-Nowgorod. Hier wurden sie auf kleinen Barken eingeschifft und die Wolga und Kama entlang geführt; von dort ging es zu Fuß weiter über den Ural. Jetzt wird die Eisenbahn von Perm nach Jekaterinenburg mit Vorliebe benutzt, auch ist der Weg über Orenburg auf verschiedenen Etappenstraßen, die zwischen Kasan und Astrachan, meist aber bei Zarizyno über die Wolga führen, vielfach im Gebrauche. In Sibirien wird wieder theils marschirt, theils auf Telegen gefahren; die letzteren werden den politischen Verbrechern ausnahmslos zur Verfügung gestellt. Die Transporte zu Fuß entsprechen den obengeschilderten Transporten nach Moskau, nur daß die einzelnen Züge ausgedehnter und zahlreicher sind. Die Barken, auf welchen die Verschickten von Nishnij-Nowgorod aus zu Wasser nach Osten weiterbefördert werden, sind eigens zu diesem Zwecke erbaut und werden von den Dampfern der Firmen Kurbatow und Ignatow oft bis zu sechs zu gleicher Zeit vorwärts geschleppt. Eine derartige Barke ist im Durchschnitte 245 Fuß lang, 30 Fuß breit, vom Kiel bis zum Verdeck 11 Fuß hoch und hat eine 4 Fuß tiefe Wasserlinie; sie faßt bei circa 20 Mann an Officieren und Wachsoldaten 800 Sträflinge; der Raum unter Deck ist für Lagerstätten eingerichtet, gleich den Sälen der Massengefängnisse, während am Bug und Hintertheile je 8 Fuß hohe, verdeckte Cajüten errichtet sind, die ein kleines Hospital, eine Apotheke und Wohnungsräume für die Officiere und wachthabenden Soldaten enthalten; der Deckraum zwischen diesen Cajüten ist überdacht und auf beiden Seiten mit Eisen- und Drahtgittern versehen, so daß er einer Menagerie gleicht. Daß der Aufenthalt der Sträflinge in diesen Barken nicht gerade sehr gesund und bequem ist, soll zugegeben werden, dennoch ist es notorisch, daß Erkrankungen nicht allzuhäufig sind, und daß der an und für sich kurze Zeitraum, den die Gefangenen hier zubringen, die Enge und Unbequemlichkeit leichter ertragen läßt, als man annehmen möchte. Ebensolche Barken sind auch an den sibirischen Flüssen, namentlich auf dem Ob zwischen Tjumenj und Tomsk, im Gebrauche. — Seit 1885 ist es üblich geworden, einen großen Theil der Verschickten auf dem Seewege nach der Insel Sachalin zu senden. Diese Sträflinge gehen von Moskau auf der Eisenbahn nach Odessa und werden dort durch die Dampfer der „Freiwilligen Flotte" durchs Schwarze Meer, den Suezcanal und weiter durch den Stillen Ocean an ihren Bestimmungsort gebracht. Da diese Transporte sehr zahlreiche Gefangene umfassen, geht es auf den Dampfern nicht allzu reinlich, bequem und gesund her, doch dürften die Sträflinge nicht viel schlimmer daran sein, als die im Zwischendeck der großen Bremer und Hamburger Auswandererschiffe eingepferchten unbemittelten Europamüden.

In Sibirien werden die Sträflinge theils in geräumigen, mit Erdwällen und Holzzäunen umgebenen Gefängnissen, in denen die Einzelzelle eine Seltenheit ist, untergebracht und in den Bergwerken als Zwangsarbeiter beschäftigt, theils werden sie in Städten und im flachen Lande auf Ansiedelungen vertheilt und ihrem Schicksale insofern überlassen, als sie meist nur noch unter Polizeiaufsicht stehen und für sich selbst und ihren Lebensunterhalt arbeiten können. Daß das Leben in den Gefängnissen ein behagliches, ja nur menschenwürdiges ist, soll nicht behauptet werden, und wenn es sich auch in der Mehrheit um den Abschaum der menschlichen Gesellschaft handelt, so spielen in dem Dasein dieser Unglücklichen, deren Namen ausgelöscht sind, und die nur nach Nummern zählen, oft Prügelstrafen, rohe Behandlung, gemeinsames Leben in schlecht gebauten großen Scheunen, in welchen der Unterschied des Alters und Geschlechts nichts mehr gilt und Alles von Schmutz starrt, doch eine allzu tief eingreifende Rolle, als daß eine Verbesserung nicht gewünscht oder gefordert werden müßte. Viel besser sind dagegen die vielen Angesiedelten daran. In einem Ansiedelungsdorfe bei Wladiwostok wurde Landsdell gesagt, daß die unfreiwilligen Colonisten monatlich 72 Pfund Mehl und täglich 40—50 ₰ erhielten; einmal im Jahre würde Jedem ein Schlafrock, Wäsche, zwei Paar Winterschuhe, drei Paar Sommerschuhe und alle drei Jahre ein langer Rock (Kaftan) geliefert; im Uebrigen müßten sie selbst für sich sorgen, und fleißige Hände brächten es nicht selten zu einem gewissen Wohlstande. Die zu

Zwangsarbeit Verurtheilten werden, wie schon gesagt, in den Bergwerken beschäftigt. Sie erhalten gewöhnlich jährlich einen Filzrock; ein Hemd muß 6 Monate ausreichen und wird einmal in der Woche gewaschen; die Schuhe aus grobem gelben Leder, die sie als Fußbekleidung erhalten, werden stets nach drei Wochen erneuert; in einigen Bergwerken erhalten die Sträflinge auch Handschuhe; für die Gesammtbekleidung jedes Gefangenen werden jährlich 80 ℳ ausgeworfen. Das Loos dieser Sträflinge ist harte Arbeit, meist tief unter der Erde in oft recht mangelhaften Schachten. Wenn jedoch vielfach von Quecksilbergruben gesprochen wird, in denen die Gefangenen an tödtlichen Ausdünstungen wie die Fliegen hinsterben, so ist dies eine Lüge. Es giebt in Sibirien keine Quecksilberbergwerke, und die überwiegende Mehrzahl der Sträflinge arbeitet in Gold-, Silber- und Salzminen. Landsdell hat namentlich die Salzbergwerke in Iletsk, in der Nähe der Gouvernementsstadt Orenburg, im Südwesten von Sibirien, eingehend besichtigt. Er entwirft von denselben folgende Schilderung: „Das Gefängniß zu Iletsk ist ein rechtwinkliges, langes und niedriges Gebäude, dessen mittlerer Thorweg auf einen freien Platz ausläuft; dieser letztere ist mit Turnapparaten zur Uebung für die Soldaten ausgestattet. Ueber der Mitte des Baues erhebt sich der Wachtthurm. Wir wanderten von Abtheilung zu Abtheilung und Alles sah alt, schmutzig, schwarzbraun aus; ein völliger Umbau erschien höchst nothwendig. In den Bureaux wurden uns die Bücher mit den Personalien der Sträflinge und ihre Photographien gezeigt. Die Zahl der Gefangenen betrug zur Zeit unseres Besuches 231, man erklärte uns jedoch, daß sie oft die Ziffer 400 erreiche. Das Aussehen der Gefangenen war kein schlechtes, namentlich das der Frauen. Im Laufe des Jahres waren drei Todesfälle vorgekommen, zur Zeit befand sich nur ein Patient im Krankenhause. Nur ein kleiner Theil der Gefangenen konnte lesen, von den Kaukasiern aber kaum einer. Von dem Gefängnisse aus führte unser Weg nach den Salzgruben. Iletsk ist enorm reich an Salz. Um das Mineral in den Salzlagern abzusondern, wird die darüberliegende Erde weggeschleppt und die Oberfläche gleichgemacht. Dann werden mittelst der Axt Längen- und Querschnitte von ungefähr 6 Zoll Breite und 28 Zoll Tiefe gehauen, die das Salzfeld in große Würfel oder Blöcke, Kosjaks genannt, zertheilen. Diese Würfel liegen auf vier Seiten bloß und haften am Lager nur noch mit der Basis; um sie ganz loszutrennen, bedient man sich eines Eisenbalkens, einer Art Mauerbrecher, der in einem Gestelle hängt und von einer Schaar Arbeiter hin- und herbewegt wird; er schlägt gewaltig an den Salzblock an und trennt ihn auf diese Weise von der Hauptmasse. Eine andere Art der Lostrennung besteht darin, daß man an der Basis in den Block 7—10 Löcher bohrt und in dieselben Keile steckt; an jedem dieser Keile steht ein Arbeiter, der mit einem 25 Pfund schweren Hammer aufschlägt, wodurch die Masse sich ablöst. Die 70—80 Pfund schweren Blöcke werden dann mittelst eines Hebels fortgewälzt." . . . . . . Man sieht, die Arbeit der Sträflinge in Iletsk ist, wenn auch eine mühevolle, so doch keine annähernd so schwierige, wie sie bei uns die Bergleute in den Kohlenschachten täglich auszuführen haben.

Das Bild, das Landsdell von den Salzgruben in Iletsk und von dem dortigen Gefängnisse entwirft, dürfte im Allgemeinen auf alle Bergwerke in Sibirien passen, wenngleich die Arbeit in tiefgelegenen Minen und Schachten schwerer und noch ungesunder sein mag, als in den Salzfeldern. Behält man indeß im Auge, daß die zu harter Zwangsarbeit verurtheilten Sträflinge mit verschwindenden Ausnahmen gemeine Verbrecher schlimmster Art sind und ihr Loos reichlich verdient haben, so wird man dem Mitgefühl für die russischen Gefangenen keinen so weiten Spielraum einräumen, daß man mit der russischen Regierung wegen der Art der Verwendung der Gefangenen allzusehr rechten wollte. Ich meine überhaupt, daß die Sentimentalität eine zu große Rolle bei der Beurtheilung des Schicksals der russischen Gefangenen spielt. Vor einigen Jahren ging z. B. eine Erzählung durch die deutsche Presse, die von einem förmlichen Kampfe zwischen den Gefangenen in einem sibirischen Grenzorte und den am Orte stationirten Soldaten berichtete; die Gefangenen seien in der brutalsten Weise mißhandelt und wie tolle Hunde niedergeschlagen worden; selbst die Frauen und Kinder hätte man nicht geschont. Dieser Bericht wurde allenthalben mit den schärfsten Urtheilen über die beispiellose Willkür der russischen „Tschinowniks", über deren Brutalität und Gemeinheit u. s. w. verbrämt, und ein „Schrei der Entrüstung" über das barbarische und despotische Rußland ging durch den „liberalen" und „toleranten" westeuropäischen Zeitungsblätterwald. Diese Entrüstung war aber, wie sich bald herausstellte, höchst ungerechtfertigt. Eine Anzahl der gefährlichsten Nihilisten hatte sich unter Anführung eines bekannten Terroristen und einer Nihilistin, die als Diebin überführt war, mit den im Etappengefängnisse internirten gemeinen Verbrechern zu einem wahren Räuberlager verbündet; durch hilfreiche Hände waren ihnen nicht nur Revolver, Patronen und sonstige Waffen, sondern auch eine kleine Handdruckerei zugesteckt worden; sie begannen, von dem Gefängnisse aus aufrührerische Proclamationen zu verbreiten, ermordeten endlich ihren Aufseher, empörten sich und begannen den Ort mit Mord und Plünderung zu bedrohen. Dieser Aufstand wurde bewältigt, die Soldaten nahmen das Gefängniß mit Sturm, wobei neben mehreren Verbrechern ein Nihilist und die oben erwähnte politische Spitzbübin erschossen wurden, und es wurde alsdann mit der ganzen Bande kurzer Prozeß gemacht — und zwar mit Fug und Recht! Denn welchen Grund hätten die Behörden wohl haben sollen, mit offenen Empörern, Mördern und Verbrechern glimpflich umzugehen, zumal es galt, die geschwächte Autorität der Regierungsgewalt wieder herzustellen und in einem schweren Falle von Aufruhr im Gefängnisse ein Exempel zu statuiren?!

Indeß — dieser letzterwähnte Vorfall ist auch nach einer anderen Richtung hin höchst lehrreich, denn er weist auf den wundesten Punkt des russischen Gefängnißwesens hin. Wenn irgend etwas im Czarenreiche bald und dringend der Reform bedarf, so ist es das Etappenwesen bei den Gefangenentransporten und zwar nicht nur nach der Seite einer Verbesserung der Etappengefängnisse, die oft in gänzlich verwahrlostem Zustande, viel zu klein, schmutzig und in schlechten Jahreszeiten ganz und gar unbewohnbar sind, sondern viel mehr noch nach der Seite der Verstärkung und Auswahl des Aufsichtspersonals hin. Ich habe schon oben angedeutet, daß die Gefangenen, die sich auf den Etappenstraßen langsam über den Ural nach Sibirien hinein vorwärts bewegen und häufig monatelang in irgend einem kleinen, mangelhaften und nach keiner Richtung hin ausreichenden Stationsgefängnisse, meist mittelgroßen Blockhäusern, in denen eine Isolirung der einzelnen Gefangenen nicht möglich ist, liegen bleiben, bis sie weiterbefördert werden können, — daß diese Gefangenen in der übergroßen Mehrzahl zu den scheußlichsten Elementen gehören, die die menschliche Gesellschaft im Czarenreiche aus ihrer Gemeinschaft ausgestoßen hat. Die gewaltthätigsten unter diesen Verbrechern pflegen sich nun bald zu Despoten innerhalb der Leidensgenossen aufzuwerfen und eine Herrschaft auszuüben, die roher und verwilderter gar nicht zu denken ist, zu den fürchterlichsten und ekelhaftesten Ausschreitungen, namentlich gegen weibliche und gesellschaftlich höher stehende Mitgefangene ausartet und den schwächeren und willenloseren Genossen größere Leiden schafft, als ihnen die ärgste Beamtentyrannei solche zufügen kann. Das Aufsichtspersonal ist entweder zu schwach, um diesem Unwesen zu steuern, und läßt Alles geschehen, froh, wenn es schließlich den Transport nur bei der nächsten Etappe abliefern kann; oder es ist so corrumpirt, daß es mit den Verbrechern gemeinsame Sache macht, mit ihnen säuft und die Nachgiebigen und Schwachen ausplündert und vergewaltigt. So kommt es oft genug vor, daß die Stationen, in denen größere Transporte längere Zeit lagern müssen, Räuberhöhlen und Lasterpfuhlen eher ähnlich sehen, als Gefängnissen, und daß zahlreiche Gefangene sittlich und physisch am Branntwein, an geschlechtlichen Ausschweifungen oder an Mißhandlungen durch die eigenen Genossen zu Grunde gehen, bevor sie noch ihren Bestimmungsort erreicht haben. Hier liegt der dunkelste Punkt des russischen Gefängnißwesens, und wenn es sich auch um Ausnahmen handelt, so dürften doch auch diese nicht vorkommen. In den Berichten der officiellen Inspectoren, die von Zeit zu Zeit die Etappenstraßen nach Sibirien und die dortigen Gefängnisse und Ansiedelungen bereisen, ist gerade auf diese Mißstände wiederholt energisch hingewiesen worden, und es ist ja, besonders in den letzten Jahren, Manches geschehen, um Abhilfe zu schaffen. Aber ein energisches Eingreifen erscheint immerhin auch heute noch geboten, wenn auch im Etappen- und Gefangenentransportwesen die erforderliche Ordnung dauernd geschaffen werden soll. Man ist in St. Petersburg eifrig an der Arbeit, dies Ziel zu erreichen, und wenn man auch in manchen Gegenden Sibiriens noch recht fern von ihm steht, so darf doch trotzdem behauptet werden, daß das russische Gefängnißwesen im Allgemeinen thatsächlich nicht halb so schlecht sei, als es infolge der nihilistischen Berichte und der Uebertreibungen sensationslüsterner westeuropäischer Reisender in aller Welt verrufen ist!

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 110. Sonnabend, den 14. September. 1895.

Spinnstuben und anderes Volksthum.

Von Heinrich Sohnrey (Steglitz). (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Wohl die bedenklichste Erscheinung unserer Zeit bekundet sich darin, daß in den Jahren 1871—1890 die Landbevölkerung Deutschlands nicht nur keine Vermehrung aufwies, sondern noch um viele Tausende, nämlich von 26 219 352 auf 26 185 241 zurückging, während im gleichen Zeitraume die städtische Bevölkerung von 14 790 982 auf 23 243 229 emporschnellte.[1] Im Allgemeinen geht man heute noch sehr gleichgiltig an dieser äußerst verhängnißvollen Erscheinung vorüber, und wenn einmal nach ihren Gründen geforscht und nach Abhilfsmitteln gesucht wird, sind es immer nur die rein materiellen Ursachen und Mittel, welche man ins Auge faßt, während die nicht minder bedeutenden Beweggründe und Heilmittel, die auf geistigem und besonders gesellschaftlichem Gebiete liegen, gewöhnlich völlig übersehen werden. Dies Uebersehen ist um so mehr zu beklagen, als daraus auch noch viele schwere Schäden für unser inneres Volksleben erwachsen. Jene geistigen und gesellschaftlichen Ursachen genauer zu erkennen, dürfte gerade für den in der Stadt geborenen und erwachsenen Betrachter des ländlichen Lebens nicht leicht sein, handelt es sich doch hier um Dinge, die mehr mit dem im Volksthum wurzelnden Gefühl, als mit dem in der modernen Schule gebildeten Verstande begriffen werden können. Daher auch die vielen schweren Mißgriffe, welche gerade oft die maßgebendsten Persönlichkeiten nach dieser Seite hin thun und zwar gewöhnlich in der besten Absicht; daher insbesondere soviel Polizei und so wenig Pädagogik. Jene geistigen und gesellschaftlichen Ursachen ergeben sich einerseits und hauptsächlich aus der Verödung des ländlichen Volksthums, andererseits aus dem gewaltigen Aufschwunge des städtischen Lebens, das die Landbevölkerung wie einen glänzenden Feenpalast in ihr verödetes Volksthum hinein schimmern sieht. Es würde an dieser Stelle zu weit führen, wollte ich den Niedergang des Volksthums in seiner ganzen Erscheinung darzustellen suchen. Es möge genügen, einige besondere Ursachen nachzuweisen, welche sich aus der Verödung des Volksthums für den Zug vom Lande, wie für das Volksleben überhaupt ergeben: Das ist das Aufhören aller jener Volkssitten, welche dem Bedürfniß nach fröhlicher Geselligkeit entsprungen waren und die Hege- und Pflegstätten dieser Geselligkeit bildeten. Das ist insbesondere das gänzliche Verkennen und Mißachten der tiefen socialen Bedeutung, welche das alte Volksthum hatte, welche auch in den Gesellschaftssitten, oder sagen wir in dem geselligen Gemeinschaftsleben lag. Das alte Volksthum schloß die Dorfgemeinde, reich und arm, jung und alt, im Sinne einer einzigen großen Familie zusammen. Spinn- oder Volksstube, Gemeinde, das sind gewissermaßen die drei äußeren Ringe dieser großen Familie, und innerhalb dieser Ringe gab es ein reiches gesellschaftliches Ausleben, eine Befriedigung vor Allem auch des Geistes- und Gemüthslebens, so lange man in den ungeschriebenen Büchern des Volksthums zu lesen und zu lernen verstand.

Ein mir befreundeter Landlehrer traf unterwegs mit einer Bauernmagd zusammen und ließ sich mit ihr in ein Gespräch ein. Die Magd erzählte, daß sie schon lange auf ein und demselben Hofe diene, und führte als Grund dafür ausdrücklich an, daß sie noch mit der Herrschaft in einer Stube lebe. Ist nicht dies naive Wort der trefflichste Beweis für die hohe Bedeutung der alten deutschen Bauernstube oder der altdeutschen Herdsitte? „Vom Herde ersteht alles echte Haus-, Familien- und Volksleben. Hier sollte der Familienvater als Priester, als Hofgodi, hier die Hausmutter als Priesterin walten . . . hier sollte das Feuer des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung nicht ausgehen, hier sollte stets das traute »Gesprächsfeuer« brennen, wie man die Herdflamme nannte. Denn um des Herdes gesellige Flamme versammeln sich die Hausbewohner, die Hausgenossen, kurz, hier sollte der Haus- und Familiengeist gepflegt werden, damit er die Bleibenden bewahre und die Wegwandernden begleite."[2] Sagt uns aber das Wort der Bauernmagd nicht gleichzeitig auch, daß die alte Sitte, welche Herrschaften und Gesinde um einen Tisch und eine Flamme vereinigte, auch in den oberen Regionen des Bauernstandes schon eine Seltenheit geworden ist? Ja, sobald der Bauer anfängt, sich Hofbesitzer oder Oekonom zu nennen und in den Städten Jagdfreundschaften zu schließen, meint er auch schon zu gut zu sein für seine Leute, als daß er das alte deutsche Familienverhältniß mit ihnen fortsetzen könnte. Die Spinnstube dann! Ja, wie ist denn gegen diese alte Sitte geeifert worden und wie wird noch gegen sie geeifert, wo sie noch erhalten ist! Ich wette, daß Mancher es mir schon als ein Verbrechen anrechnet, wenn ich es wage, von der Spinnstube anders als von einer „Brutstätte des Lasters" zu reden; aber ich kann in ihr eben nur eine bauende und sammelnde Volkssitte sehen, die einem tiefen Naturbedürfniß, dem Drange nach Geselligkeit und Unterhaltung entsprungen ist und die deshalb eine andere Würdigung und Behandlung verlangen muß, als sie ihr in den maßgebenden Kreisen zu Theil geworden ist. Ich habe mit Hilfe von Predigern und Lehrern in den verschiedensten Gegenden Deutschlands das gesellige Leben im Zusammenhang mit der Spinnstube genauer zu erforschen gesucht und ein reiches Material gewonnen, das man einerseits als interessante Beiträge zur Culturwissenschaft ansehen möge, das aber andererseits auch eine wichtige Handhabe für die praktische Behandlung des ländlichen Volksthums bieten soll. Ich beabsichtige jenes Material in einer besonderen Schrift „Die Spinnstube, wie sie war, ist und sein soll" der Oeffentlichkeit zu übergeben. Kann ich hier nun auch auf das gesammte Material nicht näher eingehen, so möchte ich doch nicht unterlassen, eine kurze Betrachtung wiederzugeben, welche den geistigen Inhalt der Spinnstube ins Auge faßt. Lehrer Wilhelm Bube in Güsten bei Roseburg schreibt: „Man mag über die Bedeutung der Spinnstuben fürs Volksleben denken wie man will, eins müssen auch ihre Gegner zugeben: die ehemaligen Spinnstuben waren die Brunnenstuben der Volkspoesie, und seitdem jene verschlossen wurden, ist das Rauschen der Quelle leiser geworden. Dem neuen Geschlechte haben sich die Wirthsstuben geöffnet, in denen eine Poesie zu Gaste geladen wird, die meistens der Drehorgelmann leiert und in der Stadt daheim ist. Ist auch jene derb und hausbacken, zuweilen tactlos, frivol, wie diese ist sie nicht. Sobald die Spinnräder schnurrten, begannen sich die Gedanken zu regen; der Schalk lugte aus den Grübchen der Mädel, die Augen blitzten hinüber und herüber, und wenn auch mal der feine, durch die sauberen Finger gleitende Faden riß, der Faden der Unterhaltung riß nie,

[1] Ich habe es mir schon seit einigen Jahren angelegen sein lassen, das in diesen Zahlen sich aussprechende schwere Problem unserer Zeit zum vollen Bewußtsein zu bringen, und darf wohl zum Zeugniß dessen auf meine den socialen und volksthümlichen Angelegenheiten der Landbevölkerung gewidmete Halbmonatschrift „Das Land" (Berlin, Verlag von Trowitzsch & Sohn), sowie auf mein Buch „Der Zug vom Lande und die sociale Revolution" (Leipzig, Verlag von Reinhold Werther) verweisen.

[2] Dr. Albert Freybe in seinem herrlichen, Jedermann auf's Dringendste empfohlenen Buche „Das deutsche Haus und seine Sitte". Gütersloh, C. Bertelsmann.

wenn er erst gut eingefädelt war. Den besten Anlaß dazu gab das Räthsel. Hier bot sich Gelegenheit, Witz und dichterische Gaben zu entfalten, treffenden Ausdruck und Gedankenschärfe zu vereinigen. Einestheils waren diese Volksräthsel kühne, gewagte Bilder der Phantasie, die durch Jahrhunderte hin ihr Leben bewahrt hatten und dunkel aus dem germanischen Naturmythus nachklangen; anderntheils enthielten sie Nach- und Umbildungen alter Grundgedanken. Auch an die freie Erfindung und dichterische Umschreibung des Lösungswortes machte man sich gern, um zu überraschen und über die schlechten Löser zu triumphiren. Wieviel die Spinnstuben zur Erhaltung der alten Volksräthsel und zur Neuschöpfung beigetragen haben, entzieht sich der Oeffentlichkeit. Das Volksräthsel setzt eine Gesellschaft voraus, die empfangen und geben kann, die aus der Kraft des deutschen Gemüths schöpft, die selbst ein Product des Volksgeistes ist, und diese Bedingungen erfüllte die Spinnstube. Auf Bierbänken und an Theetischen ist das Volksräthsel fast zur Unmöglichkeit geworden, und darum verschwindet mit den Spinnstuben das Volksräthsel. Es hat in die Sammlungen eifriger Forscher geflüchtet und darin wird's verwelken wie die Blume im Herbarium. Beim Räthsellösen fehlte es nicht an allerlei neckischen Bemerkungen, von denen einige feststehende Redensarten der Spinnstuben wurden. So entstanden mancherlei Sprichwörter von kräftigstem Erdgeruch, die in unserem sprachlichen Volksthum einen gar herrlichen Reichthum ausmachen. Nicht zu vergessen dann die »ollen Kamellen«, vor Allem die Sagen. Sie entstanden, man weiß nicht wie und wann. Das Unfaßliche, Unerklärliche in der Vergangenheit hat das dichterische Gemüth faßlich und erklärlich gemacht, und bei diesem Vorgang bewundern wir nichts mehr als den innerlichen Reichthum des Volksgeistes. Wenn das Volk heute nicht mehr so viel dichtet wie sonst, so liegt das zum guten Theil an dem Mangel der Gelegenheit, seine poetische Empfindung auf Andere wirken zu lassen. Die geselligen Zusammenkünfte der Gegenwart bieten eine solche Gelegenheit nicht mehr, und darum zieht sich die Volksdichtung verschämt zurück. Und wie ist die Krone der Volksdichtung, das Lied, in den Spinnstuben sorgfältig gehegt worden! Die Spinnstuben waren die Schleifanstalten der Volksgedanken, und mag auch mancher Edelstein durch Ungeschick und Bosheit verdorben sein, so wird doch den poetischen Reichthum der Spinnstuben Niemand leugnen können. Es ist nur zu bedauern, daß der Juweliere so wenig sind, die wahre und falsche Diamanten zu unterscheiden wissen. Die Spinnstuben haben an mannigfachen moralischen Schäden gekrankt; aber diese waren gering gegenüber den Vortheilen, die in der Pflege des deutschen Volksthums und der zwanglosen Geselligkeit bestanden."

Ein wichtiger Bestandtheil der Spinnstube wurde in dieser Betrachtung übersehen: die Volksspiele, in denen der poetische Volkssinn oft den höchsten Ausdruck fand, ja, in denen wir vielfach bedeutsame Ansätze zu einer dramatischen Volkskunst erkennen müssen. Ihre Pflegestätte war im Winter die Spinnstube, im Frühling und Herbst der Anger. Der größte Schaden der Spinnstube war, so muß ich nach meiner Erfahrung sagen, daß die Alten der Jugend, um ihr gefällig zu sein, die Spinnstube allein überließen, statt mit ihr zusammenzubleiben, wie es alte Sitte war und mannigfach ja auch noch ist. Infolgedessen muß die Spinnstube von ihrem geistigen Inhalte immer mehr verlieren und in gleichem Maße verrohen. Statt nun an diesem Punkte die Spinnstuben anzufassen und von hier aus dann durch entsprechende Einwirkung den Ausartungen, wie sie ja bei einer größeren Ansammlung lebenslustigen Jungvolkes immer vorkommen werden, entgegenzuwirken, verbot man den Burschen den Besuch der Spinnstube überhaupt. Man schüttete das Kind mit dem Bade aus, vernichtete ein altes Volksgut, ohne auch nur den kleinsten Ersatz dafür zu bieten. Ueber die Spinnstuben haben Diejenigen am meisten geeifert, die dem Volksthume am entferntesten standen und es am wenigsten zu begreifen vermochten. Wer aber der Ansicht ist, daß man auch auf dem Gebiete des Volksthums den inneren Gründen einer Erscheinung nachzuforschen hat, der wird, mag er auch ein noch so strenger Sittenrichter sein, die Spinnstuben gewiß in einem ganz anderen Lichte sehen, als das ist, in dem sie gewöhnlich in der Oeffentlichkeit dargestellt werden. Viel zu ihrer officiellen Mißachtung beigetragen haben in bester Absicht unsere Kirchensynoden; um so mehr freut es mich, in dem mir zugegangenen Protokoll der 13. Versammlung der Bezirkssynode Hardegsen (20. Sept. 1893) folgenden Satz zu finden: „Wir klagen über die Spinnstuben und den traurigen Einfluß, den sie üben, aber wir bieten den jungen, der Schule entwachsenen Leuten keine Gelegenheit zu harmlosem, von rohen und schädlichen Einflüssen freiem Beisammensein." Was haben denn die einseitigen Spinnstubenverbote genützt? Nichts Anderes, als daß die Burschen, denen die Spinnstube verboten ist, nun den Abend zumeist im Wirthshause bei der Schnapsflasche und beim Kartenspiel den Schluß der Mädchenspinnstube abpassen. Wer will aber dann dem Jungvolk verwehren, das zu thun, was man durch das Spinnstubenverbot glaubte unmöglich machen zu können! Im andern Falle aber haben die Spinnstubenverbote nur bewirken können, daß das lebenslustige und unterhaltungsbedürftige Volk einer unerträglichen Langeweile verfiel und sich aus der dörflichen Oede weit hinwegwünschte. Das wichtige sociale Moment aber, das in der gesellschaftlichen Bedeutung der Spinnstube eingeschlossen liegt, möge schon daraus erhellen, daß sie nicht nach den Ständen, nicht nach den Graden des Reichthums, sondern zumeist nach dem Alter gebildet wurden. Wie die Großbauerntochter und das Tagelöhnerkind, der Bauerssohn und der Tagelöhnerjunge auf der Schulbank neben einander gesessen hatten, so saßen sie auch zusammen in der Spinnstube. Wenn man sich dagegen die neumodischen Zusammenkünfte ansieht, wie sie jetzt in den städtischen Dörfern anzutreffen sind, wird man ganz gewiß die Bauerntöchter nicht mehr mit der Bauernmagd zusammensitzen sehen.

Außer den Spinnstuben gab's auch noch allgemeine und besondere Volksstuben, welch letztere sich namentlich an die Weihnachts- und Neujahrszeit anlehnten. Die „Hamburger Nachrichten" gaben im vorletzten Jahr (Weihnachten 1893) eine köstliche Schilderung der Weihnachtsstuben, wie sie früher in Schleswig-Holstein auf dem Lande im Schwange gingen: Gegen 7 Uhr Abends fand sich die ganze Gesellschaft ein. Die Frauen brachten jede eine Kanne voll Rahm zur Aushilfe beim Kaffee mit. Oben am Tisch saßen die Männer der Reihe nach, alle mit brennenden Pfeifen. Gegenüber nahmen die Frauen Platz, zu oberst die Frau Pastorin; mitten vor dem Tisch stand die Hausfrau, um Kaffee einzuschenken und Kuchen herumzureichen; am anderen Ende zu beiden Seiten des Kachelofens saßen Großvater und Großmutter. Unter allerlei Gesprächen, unter denen Gespenstergeschichten nicht fehlen durften, ward dem Kaffee fleißig zugesprochen; hier war denn auch jenes berühmte „Röthigen" lange Zeit im Schwange. Das Kaffeegelage schloß mit der Gewalttasse, d. h. der Tasse, bei der man sich Gewalt anthun mußte, um sie herunter zu bringen. Es folgte dann die zweite Sitzung, d. h. das Kartenspiel, bei dem Kuchen gereicht wurde. Erst um 9 oder 10 Uhr kam der Thee, mit Zimmet oder Kardamom gewürzt und von Feinbrod, Butter, Salzfleisch und Rollwurst begleitet. Den Schluß des ganzen Gelages bildete der Punsch. . . . Unter Liedern und Singsang aller Art nahte sich die Mitternacht. Ein Rundgesang: Unser Herr Pastor soll leben! bildete den Abschluß. — Eine etwas einfachere Art von Weihnachtsstuben, bei denen das „Einbrocken" (Honigkuchen in süßen Branntwein) eine wichtige Rolle spielt, lernte ich in der Gegend des Sollinger Waldes kennen.

Einen besonderen, mit ständiger Regelmäßigkeit wiederkehrenden Anreiz erhielt das gesellige Gemeinschaftsleben dann durch die mannigfaltigen Sitten und Bräuche, welche das Jahresleben wie immergrüner Epheu umrankten. Ich verweise nur auf das köstliche Werk von Montanus: „Die deutschen Volksfeste, Volksbräuche und deutscher Volksglauben."[3]) Recht seltsame Blüthen hat freilich der Drang nach Geselligkeit und Unterhaltung in der jungen Burschenwelt oft hervorgetrieben. Ein Beispiel für viele. In Thüringen, hauptsächlich in der Nähe des Harzes, gab es früher sogenannte Burschenvereine — eine Art bursa rusticana —, welche sich aus den jungen unverheiratheten Burschen des Dorfes zusammensetzten. „Wir finden bei ihnen," so schildert Pastor Reichhardt in Haserungen[4]) diese Vereine, „manche Berührungspunkte einerseits mit den studentischen Fuchsprüfungen, andererseits auch mit den Sitten und Bräuchen der ehemaligen Zünfte und Innungen. Fastnacht war gewöhnlich der Hauptprüfungs- und Aufnahmetag der neu hinzutretenden Mitglieder. War ein Bursche 17 Jahre alt geworden, so meldete er sich beim Vorsitzenden an. Dieser forderte ihn auf, am Fastnachtsabend vor der versammelten Burschencorona die ihm vorgeschriebene Prüfung abzulegen. Zur festgesetzten Stunde erschienen die Burschen, die Fenster der Gaststube wurden dicht verhängt, und bei düsterem Lampenschein ging

---

[3]) Iserlohn, J. Baedeker.

[4]) Nordthüringische Sitten und Bräuche in „Aus der Heimath", Sonntagsblatt.

die geheimnißvolle Prüfung in Scene. Zuerst wurde der junge Bursche gefragt nach Alter und Herkunft, sodann nach seiner Wissenschaft in Bezug auf die Einrichtung des Burschenvereines. Besonders wurde ihm an's Herz gelegt, den echten Burschengeist zu pflegen in Bezug auf die Händel und Raufereien der Burschen, welche Mahnung meist in dem Gelübde mit dem Refrain ausklang: In keiner Noth sich trennen und Gefahr! Sodann mußte der Candidat eine Cigarre rauchen, gewisse Quantitäten Bier oder Branntwein auf einen Zug trinken und dann ohne Anstoß ein Lied singen. Gelangen diese Proben der Sing- und Trinkfähigkeit, so wurde ihm das Gesicht geschwärzt und mit Borstbesen bearbeitet. Hatte er diese Procedur ohne Mucksen über sich ergehen lassen, so wurde er feierlichst zum Burschen gesprochen und auf die Satzungen verpflichtet. Nach der Prüfung begann ein fröhliches Trinken meist auf Kosten der Neuaufgenommenen und mit allerlei Scherzen und Aufführungen vertrieb man sich die Zeit. Obenan stand das Barbieren der Handwerksburschen. Ein als Reisender verkleideter Bursche mit langem Flachsbarte kommt zum Dorfbarbier und verlangt von ihm, rasirt zu werden. Dieser nöthigt den Gast mit drolligen Geberden auf einen Stuhl, schlägt Schaum in einem großen Backtroge, beschmiert damit das Gesicht des Handwerksburschen und kratzt ihn mit einem Holzmesser das Gesicht so derb, daß er furchtbar schreit. Der Barbierjunge bringt einen Schubkarren herbei, wirft Bart und Schaum hinein, setzt den Gast darauf und fährt ihn aus dem Saale unter lautem Jubel der Burschenversammlung. Diese Aufführungen wurden später, da sie oft zu Ausschreitungen führten, behördlicherseits untersagt." Wer denkt wohl bei all solchen „Unsitten" daran, daß sich darin im Grunde eigentlich nichts Anderes ausspricht, als das durchaus naturberechtigte Bedürfniß, sich gesellig zu unterhalten.

Was die Spinn- und Volksstuben im Winter waren, das ersetzte zur Frühlings- und Sommerzeit gewissermaßen der grüne Anger am Dorfe.[5]) Mochte die Woche auch noch so schwere Arbeit gebracht haben, so saß man doch am Sonntage nicht dumpf und stumpf dahin, sondern begab sich in munterer Geselligkeit hinaus auf den Anger, um den Ball zu schlagen, um den Pfahl zu laufen oder sonstige Spiele zu üben. Welch herrliche Festfreude boten da Ostern und Pfingsten! Wie das kirchliche, so hatte auch das weltliche Gemeinschaftsleben einen volksgemäßen Inhalt, und das Eine kam dem Andern zu Gute. Und welche Lust dann, wenn das „Pfingstbier", oder das Schützenfest nahte, das natürlich ebenfalls auf dem Anger abgehalten wurde. Und auch hier müssen wir wieder ein keineswegs so geringwerthiges sociales Moment erkennen, denn es gab auf dem Dorfanger keine Absonderung nach Herren und Knechten, sondern ein fröhliches Durcheinander von reich und arm. Man braucht nur die Alten zu hören: „Ja, dazumal war's noch eine Lust, im Dorfe zu leben, aber heute ist Alles öde. Die Verkoppelungen haben die herrlichen Anger zerstückelt und dem Gemeinbesitz entzogen, und die schöne alte Zeit der Volksspiele und Volksfeste, der gemeinsamen Lust und Freude, ist dahin." — Früher hatte fast jedes größere Dorf seinen eigenen Musikantenchor, der gewöhnlich aus Bauern und Handwerkern bestand. Der geniale Dorfgeschichtsschreiber Heinrich Schaumberger hat den alten Dorfmusikanten in seinen „Bergheimer Musikantengeschichten"[6]) ein kostbares Denkmal gesetzt. Da konnte man sich also auch seine Musik zu jeder Zeit selber besorgen. Mit den alten Volkssitten sind aber auch die alten Volksfeste und mit den alten Volksfesten auch die alten Dorfmusikanten verschwunden, und nur ein Kranz lustiger Geschichten ist übrig geblieben, welche noch eine Weile von den köstlichen Dorfmusikantenstreichen erzählen. Heute muß man sich die Musikanten meistens aus den Städten holen, und städtische Musikanten machen städtische Musik.

Ich habe damit in den einen und anderen Zweig des Volksthums nur ein wenig hineingeschnitten, da es hier nur darauf ankommen sollte, die Richtung auf die verwahrlosten Gebiete anzugeben. Wer berufen ist, bestimmend in das Leben der Landbevölkerung einzugreifen, sei er Verwaltungsbeamter, Lehrer, Prediger oder Gutsbesitzer, der sollte in dieser Richtung weiter gehn und sich auf dem Gebiete des ursprünglichen Volksthums mit etwas mehr Kenntniß und Verständniß ausrüsten, als man bisher gewöhnlich bewiesen hat. Seit den grundlegenden herrlichen Werken der Gebrüder Grimm bildet die deutsche Volkskunde einen hervorragenden Gegenstand deutscher Forschung und Wissenschaft, und die besten Männer unserer Nation sind den Gebrüdern Grimm in der Arbeit gefolgt. Eine wunderreiche Literatur ist geschaffen, von deren Größe und Bedeutung nur leider die Allerwenigsten eine Ahnung zu haben scheinen. Sonst würde es heute ganz anders stehen um unser nationales Geistesleben. Wenn aber nicht Alles trügt, so scheint sich gerade in unsern Tagen eine allgemeinere, tiefere Würdigung unseres ureigenen Volksthums anzubahnen; ich verweise nur darauf, daß erst in den letzten beiden Jahren zahlreiche Vereine zur Erhaltung von Volkstrachten sich gebildet haben, und daß von hier aus auch der Sinn für weitere bedeutsame Bestandtheile des Volksthums geweckt und geschärft wird. Auch die wissenschaftliche Forschung hat wieder aufs Neue eingesetzt, wie man in Baden und Bayern, auch in Mecklenburg sieht; haben doch die Stände Mecklenburgs sogar eine Summe von 7000 ℳ für die Bestrebungen zur Erforschung des Volksthümlichen bewilligt. Nicht die Höhe dieser Summe, sondern lediglich die Thatsache, daß man endlich einmal auch für eine so abseitsliegende Sache etwas übrig gehabt hat, hat uns als bedeutsames Zeichen erscheinen wollen. Der neue Eifer hat etwas von der ängstlichen Hast des Landmannes an sich, der vor einem drohenden nahen Unwetter nach seinem Korn ausfährt. Der Zeitpunkt erscheint auch wirklich nicht mehr fern, da die letzten Bestandtheile unserer alten Volksthümer gänzlich dahin sein werden. Möchte darum der erwachte Eifer, für das Volksthum zu wirken, in immer weitere Kreise dringen und immer innigere und thatkräftigere Theilnahme finden, aber nicht nur zum Nutzen der Wissenschaft, sondern vor Allem zum Heile des Volksthums selbst! Simrock sagt: „Mit Erforschung unserer Alterthümer ist es nicht schon gethan; sie wollen Neuerthümer werden; das Erbe unserer Väter will zum Nutzen der Enkel verwandt sein, die versunkenen endlich erlösten Schätze unserer Vorzeit dürfen wir keiner zweiten Verwünschung anheimfallen lassen: wir müssen sie ummünzen oder doch vom Rost befreit von Neuem in Umlauf setzen." Leider ist für diese Mahnung in unsern gebildeten Kreisen so wenig Verständniß vorhanden, daß man immer sicher sein kann, sie in der mißverständlichsten Weise aufgefaßt zu sehen, als ginge sie nur darauf aus, etwas Abgestorbenes zu conserviren. Im December 1893 veröffentlichte ich im „Land" und gleichzeitig in der „Täglichen Rundschau" unter dem Titel „Unsere Aufgabe auf dem Gebiete des ländlichen Volksthums im Hinblick auf den Zug vom Lande und die sociale Revolution" einen größeren Aufruf, worin ich jener mißverständlichen Auffassung durch eingehende Darlegung der auf dem Lande wartenden Aufgaben vorzubeugen suchte und schließlich zur Bildung eines großen Vereins zur Förderung und Pflege des ländlichen Volksthums aufforderte. Es meldeten sich darauf gegen hundert Leser und zwar durchweg aus den Kreisen der Gebildeten, als Professoren, Richter, Geistliche, Lehrer u. s. w., welche die freudige Erklärung abgaben, daß sie bereit wären, sich an den vorgeschlagenen Vereinen thatkräftig zu betheiligen. Ich habe es jedoch bisher bei der ersten Anregung gelassen, weil ich noch weitere Vorarbeiten für nöthig hielt, um die Aufgaben eines solchen Vereins noch mehr zu klären und ihm mit einer ausreichenden Grundlage die Gewähr einer genügend großen Betheiligung zu verschaffen.

[5]) Ein anschauliches Beispiel aus der Wirklichkeit habe ich dazu in meinem Buche „Die hinter den Bergen" (Verlag von Reinhold Werther in Leipzig) zu geben gesucht: Siehe das Capitel „Grüne Ostern und fröhliche Leute".

[6]) Erschienen bei Julius Zwißler in Wolfenbüttel.

Bücherbesprechungen.

— **Die Steuern. Allgemeiner Theil** von Dr. Albert Schäffle. Hand- und Lehrbuch der Staatswissenschaften herausgegeben von Kuno Frankenstein. II. Abtheilung. 2. Band. Leipig 1895. Verlag von C. L. Hirschfeld. 420 S. Preis 13 ℳ — Das Frankenstein'sche Sammelwerk schreitet rüstig fort. Das vorliegende Buch zerfällt in drei Theile deren erster die Grundlegung der Steuerwissenschaft, deren zweiter die Unterlagen der allgemeinen Steuerlehre behandelt, während ein dritter sich mit den Hauptgegenständen der allgemeinen Steuerlehre selbst beschäftigt. In jenem ersten Theile kommt es zunächst dem Verfasser darauf an, seine Leser mit dem Begriff von dem Wesen der Steuer überhaupt näher bekannt zu machen. Er bespricht hier die Steuer

als „Erscheinung der öffentlichen Haushaltführung", als Glied des öffentlichen Gesammteinkommens, erörtert die sogenannten „obersten Principien" der Besteuerung, und zwar im besonderen Anschluß an die Ausführungen Adolf Wagner's über diesen Gegenstand, wendet sich sodann zu einer Untersuchung der Elemente der Steuerorganisation und der Elementarvorgänge des Besteuerungsverfahrens, um mit einem kurzen Ueberblick über die Eintheilung der Steuern und mit einer allgemeinen vorläufigen Orientirung über den Streit, betreffend directe und indirecte Besteuerung, abzuschließen. Nach diesen allgemeinsten Darlegungen über das Wesen der Steuer geht Schäffle zu einer wissenschaftlichen Begründung der Steuerlehre über, indem er deren Zusammenhänge mit den Wissenschaften vom Staate und von der Volkswirthschaft und ihre Stellung in der Finanzwissenschaft klarzustellen sucht (Steuerstaatslehre, Steuervolkswirthschaftslehre, Steuerfinanzlehre), wodurch sich von selbst eine Dreitheilung dieses Abschnittes ergiebt. Bemüht sich der Verfasser in seiner „Steuerstaatslehre", mit Rücksicht auf die Nothwendigkeit einer staatswissenschaftlichen Begründung der Steuerlehre, das Wechselverhältniß zwischen Staatswesen und Steuerwesen auf den verschiedensten Entwickelungsstufen und bezüglich der einzelnen Theile des Staatsorganismus zu beleuchten, so liegt ihm in seiner „Steuervolkswirthschaftslehre" daran, die Wichtigkeit der volkswirthschaftlichen Grundverhältnisse mit Beziehung auf die Besteuerung, namentlich insofern die „Steuerquellen": Vermögen, Ertrag und Einkommen, volkswirthschaftlich bedingt erscheinen, zur klaren Anschauung zu bringen. Die „Steuerfinanzlehre" endlich erörtert die finanzwissenschaftlichen Principien der Besteuerung. Sie zeigt die Steuer als Deckungsmittel für und daher in Abhängigkeit vom öffentlichen Bedarf, ihr Verhältniß zu den übrigen ordentlichen und außerordentlichen Deckungsmitteln des Staatsbedarfs und ihre Stellung im Deckungsgesammtsysteme. Auch den dritten Theil läßt der Verfasser in zwei Hauptabschnitte zerfallen, in deren erstem er die Grundfragen der Steuertheorie untersucht, in deren zweitem er die Organisation und das Verfahren der Besteuerung darstellt. Als solche „Grundfragen" der Steuertheorie betrachtet Schäffle die Probleme der Steuergewalt, Steuerkraft, Steuerlast, Steuerpflicht und des Steuersystems. Eine große Anzahl wichtiger und namentlich auch für die Praxis bedeutungsvoller Streitpunkte (z. B. das Verhältniß zwischen Steuerpflicht und Steuerkraft, das Problem der Steuerüberwälzung, die steuersystematische Bedeutung der einzelnen Gattungen directer und indirecter Steuern) werden an dieser Stelle des Buches erörtert. Die im zweiten Abschnitte dieses dritten Theiles enthaltenen Ausführungen über den Behördenorganismus der Besteuerung, die Steuergesetzgebung und Steuerverwilligung, und endlich die Steuerverwaltung, an welche sich eine kurze historische Skizze der Steuerentwickelung angliedert, bilden den Abschluß des Werkes, dem wiederum eine vom Herausgeber bearbeitete umfassende Bibliographie beigefügt ist. Wir schließen mit dem allgemeinen Urtheile, daß die Stärke dieser Publication wohl weniger darin zu suchen sein dürfte, daß sie dem Schatze deutscher Wissenschaft neue kostbare Wahrheiten zuführt, als vielmehr darin, daß sie das vorhandene Wissensmaterial in einer für den erkenntnißdurstigen Laien wie den examensbangen Studenten gleich geeigneten, leicht faßbaren Weise, namentlich aber mit Vermeidung allzuweitgehender doctrinärer Abschweifungen, zusammenstellt. o—g.

— Ueber das Verhältniß der systematischen Theologie zur Schriftwissenschaft. Von D. Paul Ewald, ord. Professor der Theologie in Erlangen. Erlangen und Leipzig. A. Deichert Nachf. (Georg Böhme). 1895. 75 S. — Unter dieser Ueberschrift hat der Verfasser seine Erlanger Antrittsvorlesung mit den nöthigen Erweiterungen in der „Neuen Kirchlichen Zeitschrift" veröffentlicht und aus dieser jetzt wieder abdrucken lassen. Der gewählte Gegenstand steht in genauer Beziehung zu den ihm zugewiesenen Lehrfächern, Dogmatik, Exegese und Encyklopädie. Die letztere hat über Stellung und Verhältniß der beiden im Titel genannten Disciplinen zu entscheiden und nach der so getroffenen Entscheidung empfängt die Glaubenslehre den Stempel ihrer Art als systematische Theologie, die als solche nicht bloße Speculation sein kann, sondern ihre historische Unterlage hat. Theilweise im Gegensatz zu Hofmann und Frank und doch auch wieder auf ihnen fußend, bestimmt der Vortrag jenes Verhältniß so, daß er als erste Aufgabe der Theologie die wissenschaftliche Feststellung einer Reihe von Postulaten bezeichnet, die im Wesen des Christenthums gegeben sind. Hieran schließt sich die Aufgabe der Schriftwissenschaft, welche die diesen Postulaten entsprechenden äußeren und inneren Thatsachen der Entwickelung in ihrem geschichtlichen Werden verfolgt, und als Letztes folgt die systematische und mit ihr verbunden die praktische Theologie, welche auf allen diesen Unterlagen das wissenschaftliche System aufbaut. Einen Anlaß zu näherem Eingehen auf die Schriftwissenschaft sah der Vortragende in den die theologische Welt gegenwärtig bewegenden Fragen der Kritik. Was die Berechtigung der Kritik und die Inspirationstheorie anlangt, so dürften sich die Meinungen Ewald's mit denen seines nunmehrigen Collegen Köhler („Ueber Berechtigung der Kritik des Alten Testamentes") so ziemlich decken. B. K.

— Franz v. Löher, Kanarierbuch. Geschichte und Gesittung der Germanen auf den Kanarischen Inseln. München 1895. 603 S. — Der Name v. Löher ist in der Frage nach der Stellung der Kanarischen Inseln in der Entdeckungsgeschichte bald 20 Jahre bekannt. Was v. Löher sammelte, bringt heute sein Sohn gekürzt, abgerundet und vertieft als „Kanarierbuch". Es giebt wenige Stellen auf der Erde, über deren Geschichte so Vieles und Gutes geschrieben wurde, als über die Kanarischen Inseln, über die „glückseligen Inseln", wie sie die Alten nannten. Ihr anziehendstes Räthsel sind die von den Spaniern als Guanches (Grandschen, Wandschen) bezeichneten Ureinwohner, von denen die ersten Nachrichten aus dem 13. Jahrhundert vorliegen. Man hielt sie bald für Araber, Aegypter und Juden, bald für Peruaner und Mexikaner, bald für Karaiben und Berber (K. Ritter); dies alte Räthsel betreffs der Volkszugehörigkeit der alten Kanarier ist durch die eingehendsten und langjährigen Untersuchungen Löher's einer neuen Lösung entgegengeführt worden. Hervorragende germanische Eigenarten weist er in der Lebensweise und Gesittung der Wandschen nach, ganz besonders in der Stellung der Frau, im Gottesurtheil, in der Vorliebe für Gesang und Tanz, im Hausbau, in der Errichtung eines Hügels über dem Grabe des Helden, in der Trennung von Freien und Hörigen. Wenn wir den fesselnden Auseinandersetzungen des Verfassers folgen, wie Intelligenz und Körperbildung, Lebensweise und religiöse Anschauung, Staats- und Rechtswesen, Vorliebe in der Namengebung für Personen und Stände, Laut und Sinn religiöser Ausdrücke der Kanarier dem germanischen Wesen so ganz ähnlich sind, so kommen wir fast zu seinem Schlußresultat: in den Wandschen einen Rest der Vandalen zu erblicken, eines germanischen Stammes, der erst im nordwestlichen Marokko seßhaft war, sodann im Burgenland gegenüber den Kanarischen Inseln. Löher's neuer Theorie über die Wandschen ist trotz zahlreicher Beweisführungen mit großer Vorsicht entgegen zu treten, denn noch bedarf es einer sachlichen Zurückführung Wandscher Wörter auf germanischen Ursprung, noch eines sicheren Nachweises der Wanderung der Vandalen nach Süd-West-Marokko; das berberische Element spielt eine zu große Rolle, und bei der geringen Kenntniß, die wir über das Volksthum der Berber haben, läßt sich kein abschließendes Urtheil darüber fällen, was bei den Wandschen berberisch oder nicht berberisch ist. Der Kernpunkt der ganzen Frage kann nur dadurch in ein helleres Licht gerückt werden, daß man die vielen handschriftlichen Chroniken in den Archiven der alten Familien wie der Klöster und Städte auf den Kanarischen Inseln herausgiebt und daß den germanischen Elementen in der Berber- und Wandschen-Sprache mit streng philologischer Kritik nachgespürt wird; auch eingehendere anthropologische Untersuchungen werden Vieles von dem alten Räthsel verschwinden lassen. Wenn viele Argumente Löher's auch auf schwachen Füßen ruhen, so müssen wir ihn trotzdem infolge seiner langjährigen Studien über die Herkunft der Wandschen als Autorität auf diesem Gebiete betrachten. Neben dem Fleiße, wie die zahlreichen Quellen zusammengetragen und benutzt sind, ist vor Allem die fesselnde und fließende Art der stofflichen Behandlung zu loben; Dank gebührt dem Verfasser auch insofern, daß er deutsche Forscher und Gelehrte auf neue Arbeitsgebiete hinweist. Ee.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 111. Dienstag, den 17. September. 1895.

Eine Reise durch Hauran.

Von H. Scharling.

II.

Von Zora setzten wir unsere Reise in südöstlicher Richtung nach Bosra, der alten Hauptstadt des Landes, fort. Der größte Theil des Weges führte durch dürres, unfruchtbares, steiniges Land. Es war eine äußerst langweilige Tour, auf welcher das Auge nichts Anderes sah, als die Steine, mit welchen die ganze Ebene bedeckt war. Nur die bläulichen Bergformen des Dschebel Hauran im Osten brachten etwas Abwechselung in die ermüdende Einförmigkeit. In der Stadt Rachan aßen wir Frühstück in einem Zimmer, welches im oberen Stockwerk eines alten hauranitischen Hauses lag. Man hatte aus Kissen und Teppichen Sitze für uns bereitet und ein Sonnensegel über uns aufgespannt, so daß das Ganze ein echt orientalisches Gepräge trug. Wir mußten hier, wie auf der ganzen Reise, bei Tische liegen, weil es keine Tische und Stühle giebt. Wenn man, wie die Araber, mit den Fingern ißt, mag diese Stellung ganz angenehm und bequem sein, aber für uns, die wir beständig mit Messern und Gabeln aßen, war die liegende Stellung äußerst unbequem und es war uns ein wahrer Genuß, als wir später in Damaskus wieder auf ordentliche europäische Weise bei Tische sitzen konnten. Wir setzten unsere Reise über die große Ebene fort, die nach und nach einen freundlicheren und fruchtbareren Charakter annahm. Wir kamen an großen Weizenfeldern vorbei, wo die grüne Saat im Winde wogte, und ritten über grasreiche Weideplätze. Hin und wieder begegneten wir einer Schafheerde oder einigen Stücken Rindvieh, die uns „Basans fette Ochsen" aus der Bibel in Erinnerung brachten, aber wir waren einig darüber, daß die Rasse seitdem bedeutend entartet sein müßte, denn das Vieh war nur klein und mager. Der Weg kam uns endlos lang vor und wenn wir die Hirten fragten, wie weit wir noch bis Bosra hätten, bekamen wir verschiedene Angaben über die Länge des Weges. Endlich kamen wir auf einen Höhenzug, von welchem wir in der Ferne am Horizont eine große Festung und mehrere Thürme emporragen sahen, das mußte Bosra sein. Wir hatten noch ein gehöriges Stück Weges bis dahin — die Sonne sank immer tiefer und wir wollten das Ziel unserer Reise gerne vor Sonnenuntergang erreichen. Glücklicherweise wehte ein erfrischender Westwind, die Luft war leicht und kühl und als die untergehende Sonne ihre goldenen Strahlen über die wogenden Getreidefelder warf, machte die Landschaft einen vollständig deutschen Eindruck. Die Sonne ging unter und noch immer hatten wir Bosra nicht erreicht. Sehnsuchtsvoll spähten wir nach den Thürmen und der großen Burg, die uns immer näher rückten. Es dunkelte bereits, als wir die Mauern der Stadt erreichten, die wir zu umgehen hatten, bevor wir in die engen Straßen der Stadt reiten konnten, die mit großen und kleinen Steinen förmlich besäet waren. Endlich erreichten wir die Wohnung des Scheiks, bei welchem wir Nachtquartier nahmen. Auch dieser Würdenträger bewohnte einen uralten hauranitischen Prachtbau. Durch ein steinernes Thor kamen wir in einen sehr großen Hofraum, der von Gebäuden und Wohnräumen umgeben war, von denen einige nicht benutzt wurden und andere verfallen waren. Auch hier war Alles von dunklen Basalt- oder Doleritsteinen aufgeführt. Links war eine hohe Terrasse, zu welcher eine Steintreppe hinaufführte, und hier lag die eigentliche Wohnung. In der Mitte war eine offene Halle, welche als eine Art Empfangssaal für ankommende Gäste diente; neben derselben befand sich eine geschlossene Steinhalle mit einer gewölbten Decke, die mit Divans, Sophas und sogar einem Himmelbett möblirt war, und dieses Prachtgemach wurde uns angewiesen. Wir ließen hier unsere Betten aufstellen und nahmen unsere Mahlzeiten in der offenen Halle ein, vor der sich am nächsten Tage ein sehr lebhaftes Bild auf dem großen Hofraum entwickelte, der sich mit Eseln, Maulthieren und Pferden und mit ankommenden und abgehenden Reisenden füllte. Der Hof des Scheiks schien der Sammelplatz für alle fremden Reisenden zu sein. Wir waren durch den langen Ritt sehr ermüdet und meine Reisegefährten begaben sich bald zur Ruhe. Nur Consul Løgtved allein blieb noch in der offenen Halle sitzen, um nach seiner Gewohnheit seine Nargileh zu rauchen, und ich setzte mich zu ihm, um ihm Gesellschaft zu leisten. Es war jetzt ganz dunkel geworden und die Sterne glänzten am Himmel. Als wir eine Weile gesessen oder vielmehr gelegen und geplaudert hatten, kam der Scheik in Begleitung seines ältesten Sohnes zu uns, um uns zu begrüßen. Wir baten sie, Platz zu nehmen, was der Scheik auch that, indem er sich mit gekreuzten Beinen uns gegenüber setzte, während der Sohn, der seinem Vater überhaupt große Ehrfurcht bezeigte, in einiger Entfernung stehen blieb. Der Scheik war ein kräftiger, wohlgebauter Mann, der ein prächtiges Gesicht mit dunklen Augen und einem kohlschwarzen Bart hatte. Noch hübscher aber war der Sohn, der ungefähr 20 Jahre zählen mochte. Er war hoch und schlank und sah mit seinem hochrothen Ueberwurf wirklich fürstlich aus. Indem ich Løgtved als Dolmetscher benützte, fragte ich den Scheik, ob er sein hübsches Wohnhaus von seinem Vater geerbt habe. Er antwortete „ja" und erzählte, daß sein Vater vor einigen Jahren auf der Heimkehr von einer Pilgerfahrt nach Mekka gestorben sei. Auf unsere weiteren Fragen erzählte er uns, es wäre Botschaft gekommen, sein Vater läge einige Tagereisen von Bosra todkrank darnieder — „da sammelte ich 70 Reiter und zog zu ihm, aber ich fand ihn schon todt und konnte nur seine Leiche hierher führen und bestatten". Ich fragte weiter, ob der Scheik verheirathet wäre. „Ja, er hatte vier Frauen." Auf meine Frage nach der Anzahl seiner Söhne bekam ich die Antwort: „Fünf." „Und wie viele Töchter?" „Das weiß ich nicht." Die letzte Antwort war charakteristisch. Man bekommt sie immer von einem Araber, wenn man ihn fragt, wieviele Töchter er hat, die er als Geschöpfe betrachtet, deren Dasein ihn nicht kümmert. — Wir waren Alle sehr gespannt, Bosra zu sehen. Es ist früher die Hauptstadt des Landes gewesen und eine Menge Ruinen zeugen noch von vergangener Herrlichkeit. Man hat gemeint, Bosra wäre das im alten Testament häufig genannte Bozra, welches in Edom lag, oder das in Jer. 48, 24 genannte, welches in Moab gelegen war. Dafür aber liegt das jetzige Bosra zu weit nördlich. Es ist wahrscheinlicher, daß es mehrere Städte dieses Namens gegeben hat, denn Bosra, welches „Einfassung, Einschließung" bedeutet und mit „Bazar" verwandt ist, konnte gut zur Benennung mehrerer Städte gebraucht werden. Unser Bosra wird zuerst zur Zeit der römischen Kaiser erwähnt und verdankt namentlich dem Kaiser Trajan seine Blüthe. Es wurde nach ihm Nova Trajana Bostra genannt und von seiner Zeit her schreibt sich die sogenannte Bostrasche Zeitrechnung (106 n. Chr.), die in den umliegenden Ländern angewandt wurde. Wahrscheinlich hat zu dieser Zeit die vorher erwähnte Einwanderung der reich entwickelten Culturstämme aus Südarabien stattgefunden und die Stadt schnell zu Macht und Ansehen erhoben. Seine Lage war außerordentlich günstig für den Handelsverkehr zwischen Osten und Westen. Indische und persische Handelsartikel wurden hierher gebracht und mit den Erzeugnissen des Abendlandes vertauscht. Bosra spielte zu jener glücklichen Zeit

dieselbe Rolle, wie später Damaskus; hier wurden große Reichthümer erworben und eine Menge öffentliche und private Prachtbauten aufgeführt. Das Christenthum gewann früh Eingang in Bosra, das Kreuz und das christliche Monogramm wurde an den Häusern der reichen Handelsbürger über Thüren und Fenstern angebracht, große Kirchen und Klöster wurden erbaut und Bischöfe von Bosra wurden als Theilnehmer der großen ökumenischen Kirchenversammlungen genannt. Im siebenten Jahrhundert wurde die Stadt von den Arabern erobert und von dieser Zeit her begann sie langsam zu sinken. Bosra war indessen noch im Mittelalter eine starke und mächtige Stadt, welche die Kreuzfahrer vergebens zu erobern suchten. Als es aber erst unter die Herrschaft der Türken kam, war es bald vorbei mit der früheren Herrlichkeit. Jetzt versank die prächtige Stadt schnell in Armuth, Erdbeben warfen die Säulenreihen und die stolzen Prachtgebäude zu Boden und das heutige Bosra ist nur noch ein Haufen von Ruinen, in deren zusammengesunkenen Palästen ungefähr 50 arabische Familien ihre Wohnung aufgeschlagen haben. Bosra hat also drei große Culturperioden durchlebt, die antike griechisch-römische, die christliche und die muhamedanische. Aus allen drei Perioden giebt es hier bedeutende, wenn auch stark zerstörte Bauwerke, und diese sind es, die noch einen Strahl von dem Glanz der Vergangenheit über die Stadt in ihrer jetzigen Armseligkeit und Verfallenheit werfen. Auf einem kleinen Morgenspaziergange, den ich durch die Besitzung des Scheiks machte, stieg ich auf eins der flachen Dächer, um einen Ueberblick über die Stadt zu gewinnen. Ich sah mehrere Kuppeln und Thürme emporragen, aber am meisten wurde meine Aufmerksamkeit durch vier hohe schlanke Säulen in unmittelbarer Nähe des Hofes gefesselt. Zu diesen begab ich mich mit meinen Reisegenossen zuerst und hier angekommen, sahen wir, daß wir im Mittelpunkte des alten Bosra standen. Gerade hier kreuzten sich die beiden Hauptstraßen, welche die Stadt in ihrer vollen Länge und Breite durchschnitten. Sie waren mit langen Säulenreihen geschmückt, wie man sie noch in Palmyra sieht, aber die Säulen waren hier zu Boden geworfen, wo wir ihre Trümmer herumliegen sahen. Die vier Säulen, welche zuerst unsere Aufmerksamkeit erregt hatten, schienen zu einem großen Tempel oder einem anderen jetzt verschwundenen Prachtbau gehört zu haben, sie hatten eine Höhe von 42 Fuß, die Capitäle waren korinthisch und von vorzüglicher Arbeit. Ihnen gegenüber standen zwei andere Säulen wie Außenposten, hinter denen ein Stück Mauerwerk mit drei Reihen Nischen stand, möglicherweise ein Gymnasium, eine Bibliothek oder ein ähnlicher Prachtbau. Viel besser erhalten ist ein römischer Triumphbogen, der sich in der Nähe befindet; derselbe besteht aus einem hohen Bogen in der Mitte und zwei kleineren Bogen zu beiden Seiten, und ist auch der Länge nach von Bogen durchschnitten. Dieser Triumphbogen bildet den Eingang zu einer Straße, die nach dem Theater führt. Die Straße war mit Steinblöcken gefüllt und zu beiden Seiten derselben lagen die Häuserreihen aus dem Alterthum in Trümmern. Wir gingen in mehrere derselben und konnten noch Thüren und Fenster, sowie die Steinbalken unterscheiden, welche das obere Stockwerk getragen hatten. Unsere Wanderung wurde jedoch durch einen Haufen Araber erschwert, die sich um uns gesammelt hatten und uns durchaus Münzen verkaufen wollten, die sie zwischen den Ruinen gefunden hatten. Glücklicherweise sahen wir jetzt die übrige Reisegesellschaft kommen, welche auf ihrer Wanderung durch den Sohn des Scheik geführt wurde, dessen rother Mantel sich in den öden Ruinenstraßen prächtig ausnahm. Er befreite uns von unserer zudringlichen Begleitung, sodaß wir in Ruhe unsere Beobachtungen fortsetzen konnten. Namentlich erregten die Thermen, die großen Badeanstalten, unsere Aufmerksamkeit. Von diesen gingen wir durch den vorher erwähnten Triumphbogen und die Theaterstraße nach dem Theater. Hier ist es nun nicht so leicht, Eingang zu finden, weil es in eine Festung eingebaut ist, welche arabische Sultane im 13. Jahrhundert aufgeführt haben. Da diese Festung augenblicklich als türkisches Castell benutzt wird, in welchem türkische Garnison liegt, machte es natürlich einige Schwierigkeiten, bis uns der Eintritt gestattet wurde. Wir hielten es für unvereinbar mit unserer europäischen Würde, so lange vor dem Thor zu warten, und gingen inzwischen nach dem großen Wasserbehälter im Süden der Stadt. Derselbe bildet ein Rechteck, dessen lange Seite über 600 Fuß lang ist. Die Ufer waren sorgfältig ausgemauert und an den Ecken führten Stufen ins Wasser. Arabische Weiber wuschen schmutzige Wäsche darin, während andere Wasser daraus schöpften. Derartige Kleinigkeiten geniren den Araber nicht. Solche große Wasserbehälter oder offene Cisternen trifft man bei allen Städten in Hauran, sie stammen aus dem Alterthum und versehen noch heutigen Tages die Bewohner mit Wasser. Das Wasser wird ihnen entweder aus Quellen in der Nähe oder durch verdeckte Canäle von den Bergen zugeführt. — Wir trafen häufig auch solche Wasserbehälter, die gewöhnlich voll Wasser waren und in der dürren, öden Umgebung einen wohlthuenden Eindruck machen. Die Bevölkerung, welche sonst Alles verfallen läßt, sucht wenigstens diese Cisternen einigermaßen zu erhalten, des Wassers wegen, welches nicht zu entbehren ist. In Bosra sind nicht weniger als drei solche große Teiche, von denen zwei wohl erhalten sind, während der dritte ausgetrocknet war. . . . — Wir kehrten wieder nach der Festung oder dem Schloß zurück und bekamen jetzt die Erlaubniß, dasselbe zu besichtigen. Es ist in Hufeisenform aufgeführt, indem es die Form des griechischen Theaters bewahrt hat, um welches es gebaut ist und das seinen innersten Kern bildet. An beiden Seiten des Schlosses sind hohe Thürme, während es von einem tiefen Graben umgeben wird. Eine Brücke mit sechs Bogen führt über den Graben nach dem Festungsthor. Wir kamen durch dieses herein und wurden durch mehrere dunkle Gänge und hohe gewölbte Säle geführt. Die türkischen Soldaten, denen wir in der Festung begegneten, schienen sich gerade nicht des besten Wohlergehens zu erfreuen. Ihre Uniformen waren zerlumpt und namentlich befand sich die Fußbekleidung in sehr schlechtem Zustande; mehrere von ihnen gingen in den bekannten rothen türkischen Schuhen mit spitzem Schnabel einher, was ihr militärisches Aussehen gerade nicht erhöhte. Endlich kamen wir an unser Hauptziel, das antike Theater. Obgleich es an allen Seiten umbaut und theilweise mit Festungswerken überbaut ist, kann man doch noch leicht die Grundzüge erkennen. Die oberen sechs Seitenreihen sind wohl erhalten, über ihnen läuft, von jonischen Säulen getragen, eine offene Galerie, auf welcher die Zuschauer umhergehen und Kühlung suchen konnten. Die Reste dieses Porticus und einzelne Säulen sind stehen geblieben. Es entstand zwischen uns ein Streit darüber, ob die genannten sechs Sitzreihen die einzigen gewesen (in welchem Falle das ganze Gebäude besonders disharmonisch gewesen sein würde) oder ob noch tiefer liegende Sitzreihen unter dem Sande und neueren Bauten verborgen wären. Die letzte Auffassung ist wahrscheinlich die richtigste. Der ganze Boden, das sogenannte Orchester, ist durch gewaltige, zwei Stockwerke hohe Magazine verdeckt, welche die Araber darüber gebaut haben. Dagegen ist die eigentliche, 150 Fuß lange und 30 Fuß tiefe Bühne wohl erhalten, gleich der hinteren Wand mit ihren Ein- und Ausgängen für die Schauspieler. Sie ist mit jonischen Halbsäulen, die eine Fortsetzung der vorher erwähnten Galerie bilden, mit Nischen und auf andere ähnliche Weise geschmückt. Trotz der entstellenden Umgebung ist doch dieses Bauwerk ein gutes Exemplar eines griechischen Theaters, welches wahrscheinlich aus dem zweiten Jahrhundert nach Christus herrührt. Ein Theil von Bosras alten Mauern sowie einige der alten Thore sind wohl erhalten. Namentlich ist dies der Fall mit dem westlichen Thor, welches sich am Ende der langen Hauptstraße erhebt. Wir begaben uns am Nachmittage dahin auf einem vollständig mit Steinblöcken bedeckten Wege. Diese Steinblöcke, die zwei- und dreifach übereinander gewälzt waren, hatte jedenfalls ein Erdbeben hierher geschleudert, denn Menschenhände wären nicht im Stande gewesen, eine so entsetzliche Verwüstung anzurichten. Es war der wildeste, ödeste Anblick, den man sich denken kann; wie ein wogendes Meer von Steinblöcken lag die ganze lange Straße vor uns und in diese furchtbare Einöde brachte kein Baum, kein Busch und kein Grashalm die geringste Abwechselung. Endlich erreichten wir das Thor, hinter welchem die Gegend ebenso öde und unfruchtbar war. Die Strahlen der untergehenden Sonne fielen über dies Bild der Zerstörung und erhöhten den unsäglich melancholischen Eindruck, welchen dasselbe bei uns hervorrief. Wir gingen durch die lange Straße zurück, welche früher an beiden Seiten mit Säulenreihen geschmückt gewesen ist, von denen wir noch einzelne Theile zwischen den Trümmern erkennen konnten. Am anderen Ende der Straße erhob sich wieder ein Triumphbogen, so daß die lange säulengeschmückte Straße an beiden Enden durch prachtvolle Thore abgeschlossen gewesen ist. Wenn die untergehende Sonne ihren goldenen Schein durch das westliche Thor über die langen Säulenreihen und die bunte Volksmenge geworfen hat, welche sich zwischen denselben bewegte, muß es ein wundervoller Anblick gewesen sein. In der Straße befanden sich noch ziemlich erhebliche Reste eines alten Palastes mit einem großen Hofraum

und vielen Zimmern in mehreren Stockwerken. Wir stiegen in die oberen Stockwerke, um eine freiere Uebersicht zu gewinnen; als wir wieder herunter kamen, begegnete uns eine Heerde schwarzer Ziegen, welche die steilen Treppen hinaufstolperten, um in einem der früheren Prachtsäle des Palastes ihr Nachtlager zu suchen.

Was bis jetzt beschrieben ist, stammt unzweifelhaft aus der heidnischen Zeit, also aus den ersten Jahrhunderten nach Christus. Als aber das Christenthum frühe und schnelle Verbreitung in diesen Gegenden fand, die seinem Ursprung am nächsten waren, wurde Bosra eine christliche Stadt. Unter den Baudenkmälern aus dieser Periode nimmt die große Kathedralkirche den vornehmsten Platz ein. Sie liegt mitten in der Stadt und ist nach demselben Grundplan wie die St. Georgskirche in Ezra als viereckiger Kuppelbau aufgeführt. Die äußeren Mauern bilden ein Viereck, über welche sich einst die große Kuppel gewölbt hat. Ueber der mittleren Eingangsthür ist wie an der Kirche in Ezra eine griechische Inschrift angebracht, die mittheilt, daß die Kirche im Jahre 407 (512 n. Chr.) von dem Erzbischof Julianus erbaut ist. Die Dimensionen sind hier aber doppelt so groß, wie in der Kirche von Ezra, und die Architekten haben wahrscheinlich diese großartigen Verhältnisse nicht zu bewältigen vermocht. Es scheint, als wäre die große Kuppel herabgestürzt, weil man nicht verstanden hat, den Pfeilern, welche sie stützen sollten, die nöthige Tragekraft oder der Kuppel die nöthige Leichtigkeit zu geben. Jetzt steht nur noch die äußere Mauer sammt dem Chor und zwei Seitenkapellen, während die ganze innere Partie der Kirche zusammengestürzt ist. Trotzdem macht noch der große Raum einen grandiosen Eindruck und man denkt unwillkürlich, daß es eine große und reiche Gemeinde gewesen sein muß, die einen solchen Bau aufführen lassen konnte. In der Nähe der Kirche sind die Ruinen eines Klosters, welches in einem länglichen Viereck erbaut ist, aber auch hier sind das Dach und das ganze Innere zusammengestürzt, während die äußeren Mauern mit ihren Fensteröffnungen stehen geblieben sind. Das Kloster und eine kleine verfallene Kirche in seiner unmittelbaren Nähe führen den Namen „Boheiris-Kloster und -Kirche“ und hier beginnen schon die muhamedanischen Sagen und Traditionen einzugreifen. Muhamed soll nämlich als Knabe mit Handelskarawanen nach Bosra gekommen sein, als noch Niemand seine künftige Größe ahnte. Der Mönch Boheiri, dessen eigentlicher Name Sergius oder Georgius war, soll ihm damals begegnet sein und ihm seine große Zukunft prophezeit haben. Später soll er ihn mit dem alten Testament bekannt gemacht und ihm verschiedene Stellen besonders bezeichnet haben, die dem Koran einverleibt sind: Als Bosra nach Muhamed's Tode von seinen fanatischen Anhängern erobert wurde, sollen diese Boheiris-Kloster und -Kirche verschont haben. Damit haben wir die muhamedanische Periode in Bosras Geschichte erreicht, die noch jetzt nicht zu Ende ist und in der man wohl die vornehmste Ursache seines tiefen Falls und des Elends suchen darf, in welchem sich die Stadt jetzt befindet. Von dieser Zeit her stammen die verschiedenen Moscheen in Bosra, die sich alle in mehr oder minder baufälligem Zustande befinden. Unter diesen ist die Moschee El Mebrak (d. h. der Kniefall) ein Gegenstand besonderer Anbetung. Hier soll nämlich das Kameel des Chalifen Omar (nach anderer Lesart Muhamed's eigenes Kameel), welches den Koran trug, niedergekniet sein und auf einer Steinplatte werden noch vier Löcher gezeigt, als Eindrücke der Kameelskniee. Außer dieser ist noch besonders bemerkenswerth die Chalif-Omars-Moschee mit ihrer wunderbar schönen Reihe von Säulen, von welchen sechszehn von Marmor und die übrigen von Basalt sind. Möglicherweise sind dieselben von älteren Gebäuden, Kirchen oder Tempeln genommen, aber die phantastische Zusammenstellung der verschiedenen Säulenarten ist sehr wirkungsvoll. In einer Ecke befindet sich ein hoher viereckiger Thurm, nach welchem eine Steintreppe hinaufführt. Von hier aus übersieht man das ganze Ruinenfeld, welches Bosra jetzt bildet, die dächerlosen Häuser, die zusammengefallenen Kirchen, die zerstörten Mauern und das unendliche Meer von Steinblöcken, — vor der Stadt die öden baumlosen Felder und am fernen Horizont die Wüste. — Was Bosra in unvortheilhafter Weise vor anderen Ruinenstädten im Süden und Osten auszeichnet, ist sein Mangel an Vegetation. Sonst pflegt die Natur mitleidig einen Schleier von lebendem Grün über die Verwüstung zu legen, aber das ist hier nicht der Fall. Kein Baum, kein Strauch, kein Grashalm, überall die nackten Steine, zwischen denen die einzelnen Säulen und Mauerreste emporragen. Gerade diese öde Nacktheit giebt Bosra das Gepräge der tiefsten Melancholie. Einen starken Gegensatz dazu bildet Kanawat, wohin wir uns von Bosra begaben. Auch hier sind Ruinen von Theatern, Kirchen und Tempeln, vielleicht ebenso viele, wie in Bosra, aber hier ist plätscherndes Wasser und hier sprießen Bäume und Büsche zwischen den Ruinen empor, die dadurch ein viel frischeres, ansprechenderes Aussehen haben.

Bücherbesprechungen.

— „Johan Herman Schein“. Von Arthur Prüfer. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel. 1895. — Die Methode: verflossene Epochen geistigen Lebens durch ausführliche Monographien zu erforschen und zu erhellen, welche seit des unvergeßlichen Scherer's bahnbrechenden Arbeiten in der Literatur gang und gebe geworden ist und sich auch auf das Glänzendste bewährt hat, scheint man nun auch auf dem Gebiete der Musikwissenschaft in Anwendung bringen zu wollen. Ein weites, weites Gebiet wartet hier der Urbarmachung durch die fleißigen Hände der Musikgelehrten. Manches — das soll gern anerkannt werden — ist ja schon gethan worden; die „Denkmäler der deutschen Tonkunst“, welche die Schöpfungen eines Palestrina, Lasso, Schütz, Haßler &c. für immer der Vergessenheit entrissen haben, sind dafür ein schöner Beweis; aber unendlich mehr muß noch gethan werden. Prüfer übertreibt nicht, wenn er sagt: „In einer Zeit, wo sich die musikalischen Productionskräfte ins Fabelhafte steigerten, tappen wir immer noch gar sehr im Dunkelen herum. Die Fülle der damals aufgespeicherten Kunstschätze ruht noch größtentheils unerschlossen in den Bibliotheken des In- und Auslandes.“ Aber ehe man an die Hebung und Publication dieser Schätze und Kunstwerke der vorbachischen Classiker gehen kann, will und muß man von dem Leben und Wirken der großen deutschen und italienischen Tonsetzer des 16. und 17. Jahrhunderts, von ihrer Stellung in der Musikgeschichte etwas mehr als bisher wissen. Daß diese Meister eine intensivere Behandlung, die eben am besten durch Monographien geschehen kann, mit Recht verdienen, werden Alle einsehen, die Prüfer's prächtiges Buch „Johan Herman Schein“ in die Hand nehmen, das — bekanntlich des Autors Habilitationsschrift für die philosophische Facultät der Universität Leipzig — einen umfassenden Beitrag zur deutschen Musikgeschichte liefert, von dessen weittragender Bedeutung im engen Rahmen einer Buchkritik hier nur einige Andeutungen gegeben werden können. Die Arbeit ist gedacht als eine Vorstudie zu der kritischen Gesammtausgabe der Werke Schein's in Partitur, von denen zunächst — als erster Haupttheil — die weltlichen Werke in fünf Abtheilungen in nachfolgender Anordnung veröffentlicht werden sollen: I. Venus-Kräntzlein, 1609; II. Banchetto Musicale, 1617; III. Musica boscareccia, 1621, 1626, 1628; IV. Diletti Pastorali, 1624; V. a) Studenten-Schmauß, 1626; b) Weltliche Gelegenheitscompositionen, 1619—1625. Um diese Partiturausgaben auch für den kunstverständigen Laien fruchtbar zu machen, soll unter der Originalschreibart der Neudrucke auf jeder Seite ein Clavierauszug beigegeben werden; übrigens ist dasselbe Hilfsmittel schon in den „Denkmälern der Tonkunst in Oesterreich“ (Wien 1894) herbeigezogen worden. Eine gründliche, auf das Ausführlichste und Genaueste durchgearbeitete Biographie Schein's, verbunden mit der Bestimmung der historischen Reihenfolge seiner Tonschöpfungen und einer allgemeinen Würdigung seines Wirkens und seiner Werke, glaubte Prüfer in dem vorliegenden Buche der Publication der Compositionen seines Meisters vorausschicken zu müssen; er hat damit nicht nur der Musikwissenschaft, sondern der ganzen deutschen Kunst einen unschätzbaren Dienst erwiesen, für den ihm die Kritik nicht genug dankbar sein kann. In seltener Weise weiß einen dabei der Biograph für den alten Leipziger Thomascantor, für den großen Vorgänger des großen Bach zu erwärmen, und ein ungemein sympathischer Zug des Mitempfindens und Miterlebens, wie ich ihn fast noch nie in gelehrten Darstellungen gefunden habe, geht durch das ganze Buch, aus dem eine Fülle gediegenen Wissens und eine nicht unbedeutende schriftstellerische Begabung und sprachliche Darstellungskraft spricht. Die Summe historischen Materials, der Belege, Citate und Erklärungen ist in zahlreiche Anmerkungen verwiesen, so daß man bei der Lectüre nicht durch Nebensächliches gestört wird. Das Meistersingerwort Wagner's „Ehrt eure deutschen Meister!“ ist das Motto des Buches; Prüfer ist ihm im besten

Sinne gerecht geworden: er hat uns von seinem Goethe'schen Schlußwort auf Schein überzeugt „denn er war unser!" P. A.

— Dr. Hans Stumme, Dichtkunst und Gedichte der Schluh. Leipzig 1895. J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. — Mit diesen Gedichten bringt Stumme wieder einen neuen beherzigenswerthen Beitrag zur berberischen Philologie. Seine sprachlichen Studien machte er wiederholt an der Akrobatentruppe des Hâž'Abdúlla Ben Mhámmed aus Tázerwalt, die sich einige Mal in Leipzig einfand und zu den Schluh (Sing. Schilh) gehören, die im südlichen Marokko in einer nördlichen Breite von 30 Grad wohnen. Die Schluh selbst sind ein Berberstamm und sprechen das Tāšchilhäit oder (arabisch) Schilha. Ihrem Wesen nach sind diese Europa und in neuerer Zeit auch Nordamerika durchziehenden „troupes arabes" Sängertruppen, die nur, da man ihre Sprache nicht versteht, ihre vom Gesange begleiteten Tänze unterlassen und dafür die akrobatischen und schießkünstlerischen Leistungen in den Vordergrund rücken. Die mitgetheilten Gedichte werden in vier Kategorien untergebracht: 1) Geschichten (Lkýst), 2) Spruchdichtung (Tandámt), 3) Spott- oder Schimpfgesang zwischen Mann und Frau (Tamawâšt) und 4) Lieder, die von den Frauen bei ihren Arbeiten gesungen werden (Lgnâ). Wenn nicht zu verkennen ist, daß die Gedichte vielfach an arabische Vorbilder anklingen, so ist ihnen aber auch viel Originelles nachzurühmen, z. B. die mystische Art die Gedanken auszudrücken, die freie Behandlung des Singular für jeden Plural und die ungemein häufige Anwendung der Personification und der Apostrophirung. Vom metrischen Standpunkt aus ist diese Poesie, wie wohl alle berberische, eine accentuirende, d. h. eine metrisch-accentuirende und nicht wort-accentuirende; der Reim ist ausgeschlossen. Ein Gesammturtheil über die berberische Poesie läßt sich nach den bis jetzt vorliegenden Studien noch nicht geben, wie Vieles auch schon die französischen Berberologen gesammelt haben. Denen aber, die sich mit vergleichender Literaturgeschichte befassen, aber auch Denen, die gern ihr Ohr den Klängen fremder Völker leihen, wird das Stumme'sche Werk eine willkommene Gabe sein. Eo.

— Dr. Hans Stumme, Märchen der Schluh von Tázerwalt. Leipzig 1895. J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. — Dies Werk reiht sich würdig an die obige Sammlung von Gedichten an. Unter dem Gesammttitel „Märchen" bringt Stumme eine Reihe von Fabeln, Thiersagen, Legenden, Scherzen, Räthseln und Märchen der Schluh, im Dialekte der südmarokkanischen Stadt Tázerwalt. Bezüglich des Sprachgebrauchs unterscheidet sich die Prosa des Schilha von der Poesie; das ist jedoch eine Erscheinung, die allen Völkern gemein ist. Hochinteressant sind die 35 Stücke, die uns Stumme erzählt, erst in der Schilha-Sprache, dann in deutscher Uebersetzung; zu dem Inhalt der wichtigsten giebt er selbst in einem Anhang vergleichende Bemerkungen. Wir können hier auf die Märchen nicht näher eingehen, sie haben mancherlei Berührungspunkte mit denen anderer Völker des Orients und Occidents, sie erinnern selbst an unsern heimischen Märchenschatz, wie an „Tischlein deck dich", „Hänsel und Gretel", „Von den zwei Brüdern", „Vom klugen Bauer", „Das Märchen vom Distelfink" u. a. m. Gewiß wäre es sehr zu wünschen, um gleich mit Stumme's Worten zu reden, „wenn irgend ein Folklorist von Fach diese marokkanischen Märchen zum Gegenstand weiterer und eingehenderer Untersuchungen machen würde". Für die vergleichende Sprachwissenschaft aber würde erst ein rechter Nutzen herausspringen, wenn Stumme seinen Werken ein Idiotikon beigegeben hätte; wünschen wir, daß er ein solches seiner sich in Vorbereitung befindenden Grammatik über den Schilha-Dialekt anfügt. Hier sei auch nicht vergessen, daß die Professoren Socin und Sievers dem Verfasser bei seinen Studien über die Phonetik auf diesem Gebiete großes Interesse entgegenbrachten. Eo.

— Urkundenbuch von Stadt und Kloster Bürgel. I. Theil: 1133—1454. Bearbeitet von Paul Mitzschke. (A. u. d. T. Thüringisch-sächsische Geschichtsbibliothek. Begründet und redigirt von Paul Mitzschke. Bd. III.) Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1895. XXXVIII, 569 SS. 8°. — Ueber der Geschichte des im Großherzogthum Sachsen-Weimar belegenen Städtchens Bürgel und des einst dort bestehenden Benedictiner-Mönchsklosters, von dessen ehemaligem Glanze die prächtige, jetzt zum Theil restaurirte Klosterkirche noch heute beredtes Zeugniß ablegt, hat ein eigenartiger Unstern gewaltet. Das Archiv des Städtchens ist durch wiederholte Feuersbrünste, zuletzt durch den großen Stadtbrand am 7. Mai 1754 so gut wie vollständig zu Grunde gegangen; das Klosterarchiv ist nach Aufhebung des Klosters im 16. Jahrhundert dem Ernestinischen Gesammtarchiv in Weimar einverleibt worden, im Anfang des 17. aber nach Altenburg gelangt; als es von hier in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts wieder nach Weimar zurückgegeben werden sollte, fand sich, daß es, abgesehen von wenigen Resten, unter denen zwei Copialbücher des 16. Jahrhunderts das Werthvollste sind, spurlos verschwunden war. So stieß die Sammlung des Materials für das vorliegende Werk auf große Schwierigkeiten; der Herausgeber sah sich fast durchweg auf Abschriften von sehr verschiedenem Werthe angewiesen — von den 400 Nummern unseres Buches konnten nur etwa 75 nach Originalurkunden gegeben werden — und hat außer dem Ernestinischen Gesammtarchiv zu Weimar, das den meisten Stoff bot, nicht weniger als 34 Archive und Bibliotheken benutzt, um nur ein einigermaßen vollständiges Bild der Geschichte von Stadt und Kloster geben zu können. Aber die Zerstörung der Archive war nicht das einzige Unglück, von dem die Geschichte Bürgels getroffen wurde. Unter den Wenigen, die sich mit ihrer Erforschung und Darstellung beschäftigt haben, befindet sich ein Mann, der eine sehr bedenkliche Thätigkeit entfaltet hat: Hans Basilius von Gleichenstein, der auch als Fortsetzer von Rudolphi's Werk „Gotha diplomatica" bekannt ist, hat in einem kleinen Schriftchen „Burgelinensis abbatiae primitiae" (1729 erschienen) nicht blos eine von Flüchtigkeiten, Irrthümern und Mißverständnissen wimmelnde Darstellung gegeben, sondern sich auch eine Anzahl offenbarer Urkundenfälschungen zu Schulden kommen lassen. Es ist das Verdienst des Herausgebers, diese meist allerdings sehr plumpen Machwerke als solche nachgewiesen zu haben. Aber auch älteren Urkundenfälschungen gegenüber bewährt er sich als besonnener Forscher; den ausführlichen Untersuchungen gegenüber, wie er sie etwa zu Nr. 7 oder zu Nr. 11 (einer bisher für echt geltenden Urkunde K. Konrad's III.) giebt, wird man meistens beipflichten können. Ueberhaupt macht das Werk den Eindruck einer mit peinlicher Sorgfalt ausgeführten Arbeit; vielleicht geht der Herausgeber in seinem Streben nach erschöpfender Bearbeitung des Stoffes sogar etwas zu weit: die Nachweise von Drucken, Regesten und Erwähnungen in der Literatur vertrügen, namentlich bei Stücken, von denen nur Auszüge gegeben werden, recht wohl einige Einschränkung, und namentlich glauben wir, daß im Handschriftennachweis bei der Anführung von Abschriften sparsamer zu verfahren gewesen wäre: Abschriften, die auf bekannte Vorlagen zurückgehen, sind unseres Erachtens stets zu streichen, da sie nur die Uebersichtlichkeit stören. Allein es ist hier nicht der Ort, auf derartige technische Fragen einzugehen; den Werth der Arbeit schmälern derartige Bedenken gewiß nicht. Der vorliegende Band umfaßt in 400 Nummern die Zeit von der Gründung des Klosters (1133) bis 1454; auch die Urkunden des mit Bürgel verbundenen Benedictinerklosters Remse bei Glauchau haben Aufnahme gefunden. Das Werk soll bis zu Aufhebung des Klosters 1526 fortgeführt werden. Wenn der Herausgeber im Vorwort sagt, der vorliegende Band enthalte ein Drittel des ganzen Stoffes, so gestehen wir dies mit einem leisen Schreck gelesen zu haben; wir würden dringend rathen, das Material für die 70 letzten Jahre des Klosters so zu bearbeiten, daß nicht mehr als ein Band dafür in Anspruch genommen zu werden braucht; die Art des spätmittelalterlichen Urkundenstoffes macht die auszugsweise Mittheilung, abgesehen von den wichtigsten Stücken, zu einer unabweislichen Pflicht des Herausgebers. —m—

— Unser Heer in den Kriegen 1864, 1866 und 1870/71 von v. Kretschman, General der Infanterie z. D. Mit zahlreichen Porträts und Karten. 1. bis 10. Tausend. 1 ℳ 20 ₰, geb. 1 ℳ 60 ₰. Berlin 1895. Carl Siegismund, Verlag der Zeitschrift „Deutscher Soldatenhort". — Der in der Militärliteratur schon bekannte Name des Verfassers bürgt für die Gediegenheit des vorliegenden Werkes. Dasselbe bietet eine Allen verständliche Darstellung der wesentlichsten Ereignisse der drei letzten deutschen Kriege. Die Zusammenstellung derselben finden wir gerade in der jetzigen Zeit sehr geeignet, um auch der Thaten zu gedenken, welche bahnbrechend für die großen, vor einem Vierteljahrhundert sich vollziehenden Ereignisse gewesen sind. Sowohl der Soldat als auch der Bürgersmann findet in dem Werke eine anregende Lectüre, die wir nur warm empfehlen können. H.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 112. Donnerstag, den 19. September. **1895.**

Aus den Erinnerungen eines fahrenden Gesellen in Australien.

Mitgetheilt von —r.

Mit sinnbetäubendem Tosen empfing Melbourne, das Neapel Australiens, den schüchternen Fremdling. Ob er das finden wird, was er sucht und zuversichtlich hofft, ehrliche Arbeit? Durch ein halbes Dutzend breite, schnurgerade Straßen mit himmelhohen Gebäuden ging mein Weg zum Hotel Prince of Wales. Von der Zinne des Hauses grüßte die deutsche Fahne und der Wirth empfing mich mit kräftigem „Willkommen in Australien". Es war ein deutsches Gasthaus mit englischer Einrichtung. Die Front besitzt zwei Eingänge, einen Privateingang und den Eingang in die Bar. In der Bar befindet sich das Buffet und eine kleine Anzahl von Stühlen. Der Australier trinkt hier sein Bier oder sein Glas Brandy, lümmelt sich eine Zeit lang auf den Stühlen herum und verschwindet dann wieder. An die Bar grenzt der Parlour, ein Zimmer mit einigen Tischen, in welches sich die Gäste zurückziehen, wenn sie ungestört sein wollen, ferner der Commercial Room, worin Geschäfte abgeschlossen werden, und zuletzt der Dining Room, ungefähr unserm Speisezimmer entsprechend. Ein Gastzimmer wie bei uns in Deutschland, mit Tischen, Stühlen und Kellnern kennt man in Australien nicht. Von 11 bis 1 Uhr kann man in jeder Bar für three Pence ein Gabelfrühstück haben. Weder in diesen Räumen noch oben in den Fremdenzimmern der Etage gab es Oefen. Höchstens prangte da und dort ein Kamin, wurde aber niemals in Gebrauch genommen. Abends kamen im Parlour verschiedene Deutsche zusammen, die sich am Harmonikaspielen vergnügten und immer über schlechte Zeiten klagten. —

Am Tage nach meiner Ankunft besuchte ich den ziemlich abgelegenen zoologischen Garten. Die Straßenbahn, welche mich dorthin brachte, ist eine sogenannte Kabelbahn. Die Wagen gehen an dem Drahtseil, das in einem Canal unter der Straßenoberfläche liegt und durch eine Dampfmaschine bewegt wird. Im zoologischen Garten interessirten mich besonders die für Australien charakteristischen Beutelthiere, die ich vorher nur der Beschreibung nach kannte.

Noch besser als der zoologische Garten gefiel mir der botanische Garten unweit des Yarraflusses. Er ist die Schöpfung eines Deutschen, des Landesbotanikers Baron v. Müller. Inmitten prächtiger Gruppen von australischen und fremdländischen Pflanzen befindet sich auf einer Anhöhe das Gouvernementsgebäude. Der gewaltige schloßähnliche Bau mit seinem weithin sichtbaren Thurme thront über dem Häusermeer der erst etwa 50 Jahre alten Stadt und dient als Wohnung des Gouverneurs, in dessen Hand die Geschicke der Provinz Victoria liegen. — Als Normalarbeitstag ist hier in Australien der Achtstundentag eingeführt. Die Geschäfte öffnen nicht vor 8 Uhr früh und schließen gegen 6 Uhr, Sonnabends schon um 1 Uhr. Die bemittelteren Stände wohnen zumeist in den Vorstädten, welche kranzartig Melbourne umgeben. In der City befinden sich vorwiegend Geschäftsräume. Die hohen, acht- und mehrstöckigen Gebäude enthalten oft gegen 100 Bureaux oder Comptoire.

Der Verkehr wird durch Aufzüge vermittelt, da die engen unpraktischen Treppen höchst mühsam zu erklimmen sind. In den Hauptstraßen erreichen die Miethspreise für nicht zu umfangreiche Geschäfte eine ungeheure Höhe, es werden 300 bis 400 Pfd. Sterl. und darüber pro Woche bezahlt. Daß unter solchen Verhältnissen die Waarenpreise entsprechend hoch sind, ist selbstverständlich. Bei dem gegenwärtig schlechten Geschäftsgang stehen Tausende von Häusern leer. Eigentliche Industrie fehlt in Melbourne, wie wohl auch in Australien überhaupt, fast ganz. Die Rohproducte, Gold, Wolle, Häute, wandern durch die Hand englischer Zwischenhändler nach England, um dort durch die Importeure ihren Rückweg als Industrieproducte anzutreten. Der Profit liegt dabei in den Händen Einzelner oder ganzer Gesellschaften, und Bürger und Arbeitsmann zahlen die hohen Preise. — Es ist Sonntag geworden. Tiefe Ruhe breitet sich aus über der Riesenstadt. Geschäfte und Hotels, mit Ausnahme der Speisewirthschaften, sind geschlossen. Am Vormittag verkehrt kein Tramway, kein Eisenbahnzug; Stille herrscht überall; Melbourne scheint wie ausgestorben. Schaaren von Andächtigen folgen dem Rufe der Glocken und Glockenspiele der vielen Kirchen. Die Heilsarmee zieht mit Fahnen und der Inschrift: Blood and Fire, in den Straßen umher und wirbt eifrig für den bald beginnenden Gottesdienst. Wir begaben uns um 11 Uhr nach der deutschen evangelischen Kirche. Ein unscheinbares Kirchlein, ohne Thurm, ohne jede äußere Zier, so liegt es umgeben von drei stolzen englischen Kirchen! Der Gottesdienst war schwach besucht. Aber herrlich klang die Motette vom Chore herab und die schlichten Worte des Predigers fanden den Weg zum Herzen. Die nächsten Tage waren neben dem Suchen nach geeigneter Beschäftigung den Sehenswürdigkeiten gewidmet. Unter den vielen öffentlichen und privaten Prachtgebäuden ziehen besonders das Parlamentshaus, die Post, das Gerichtsgebäude und die herrliche Markthalle den Fremden an. Im Ausstellungspark befindet sich eine interessante Sonnenuhr mit gepflanzten Zahlen. Der Fitzroygarten mit seinen herrlichen Gängen und Blumenanlagen wurde von mir wiederholt besucht. Die üppige Fülle dieser Anlage, deren Alter noch nicht 50 Jahre beträgt, ist ein Beweis des gesegneten Klimas in Südostaustralien. Die folgenden Tage benutzte ich zum Besuche einiger Vorstädte und zu einem Ausfluge in die Countries, oder wie wir zu Hause sagen, aufs Land.

Die Städte Ballaclara, St. Kilda, South Melbourne, Fitzroy und Box Hill, durch welche wir kamen, gleichen eine der andern. Ueberall kleine, meist einstöckige Häuschen, meist aus Brettern zusammengenagelt, in hübschen umfenzten Gärtchen. Nur der Schornstein ist gemauert. Die Front ist schmal, nur aus dem Eingange und einem Fenster bestehend, aber gewöhnlich von kolossaler Tiefe. Keller und Oefen fehlen, selbst in den Küchen befinden sich nur offene Feuerungen. Schlächter, Bäcker u. s. w. fahren jeden Morgen vor und bringen den Bewohnern ihre Nahrungsmittel. Leute mit wilden Kaninchen, mit Austern, Tomaten und Kartoffeln preisen auf den breiten Straßen ihre Waaren mit lautem Geschrei an. Alle Städte besitzen Gas-, Wasserleitung und ihren Park. Wir hatten fürchterlich von den Fliegen zu leiden, die im Sonnenbrande unermüdlich unsre Begleiter waren, bis gegen Abend Gewitter und Regen uns von diesen Blutsaugern erlösten. Am nächsten Tage glaubten wir durch Benutzung einer Fahrgelegenheit rascher vom Fleck zu kommen, hatten aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Die Wege sind reine Sandwege und führen schnurgerade fort, bald bergab, bald steil über Hügel und Berge ohne die geringste Rücksicht auf die Gesetze der schiefen Ebene. An jeder Pfütze machten die Pferde von selber Halt. Bergauf mußten wir schieben und bergunter hemmen, da Schleifzeuge an den landesüblichen Karren nicht angebracht sind. Bei der langsamen Fahrt konnten wir uns mit Muße dem Genusse der schönen Natur hingeben.

Zu beiden Seiten der sandigen Landstraße liegen meterbreite Stücken Landes, die zur etwaigen Verbreiterung der Straße für den Fall, daß eine größere Ansiedelung (Township) sich daran entwickeln sollte, bestimmt sind. Dahinter nun liegen die Grund-

stücke der Farmer, die mit einer gewöhnlich aus gespaltenen Bäumen hergestellten Fenzung umgeben sein müssen. Gegen Mittag langten wir in Lauchning Place, einem kleinen Township an der Little Yarra, an. Bei der Poststation, einem gewöhnlichen Bretterbau mit Hotel, Kaufmannsladen und Schlächterei, machten wir Halt und versuchten an einem Glase abscheulichen Colonialbieres unsern gewaltigen Durst zu löschen. Die Weiterfahrt auf ungebahntem Wege brachte uns bald in den Urwald. Zwischen uralten Baumriesen von gewaltigem Durchmesser und einer Höhe von ca. 40 Metern, die oft durch Feuer, welches die Farmer zur Urbarmachung des Bodens entzünden, halb verkohlt sind, stehen herrliche Baumfarne. Schlingpflanzen verschiedener Art laufen in buntem Gemisch an den gewaltigen Stämmen hinauf, der Boden ist bedeckt mit meterhohen Farrenwedeln; in der Nähe der Wassertümpel liegt auf einer Lichtung gewöhnlich eine einsame Farm, deren Pferde und Rinder frei umherlaufen. Selten unterbricht die erhabene Stille das Krachen eines stürzenden Baumriesen oder die kunstlose Stimme der bunten Vögel, welche das Gewölbe des herrlichen Walddomes beleben. Die Blätter der gewaltigen Gummibäume zeigen fahle blaugrüne Farbe und sind im Gegensatze zu den Laubblättern des deutschen Waldes senkrecht gestellt, sodaß sie nur geringen Schutz gegen die sengenden Sonnenstrahlen gewähren.

Zahlreiche Pflanzen, die neben den Farmen den Waldmoder decken, sind stachlich und ähneln unsrem heimathlichen Ginster und den Besensträuchern. Ihre blauen, rothen oder gelben Blüthen entwickeln gar keinen Duft. Dafür verbreiten die im Winter abfallenden Rinden der Bäume allerhand Gerüche. Langbeinige rothe und andersfarbige Spinnen, oft von der Größe einer Wallnuß, haben ihre Netze von Zweig zu Zweig gespannt, vermögen aber doch nicht die Schwärme der Fliegen und Mücken, die in der drückenden Luft ihre Tänze ausführen, zu vertilgen.

Von Säugetieren haben wir nur einige Male das Opossum gesehen, das nach Art der Affen an den Bäumen herumklettert. Die übrigen Thiere kommen nur in der Nacht zum Vorschein. Die wilden Kaninchen sind zur wahren Landplage geworden. Einige Giftschlangen sind von den Ansiedlern gefürchtet, sollen aber ungereizt nicht zum Angriff übergehen. Nadelbäume habe ich in diesem australischen Walde nicht beobachten können. Dafür entschädigen aber prächtige Akazien mit weißen und gelben Blüthenrispen. Nach stundenlanger, schließlich ermüdender Fahrt, wozu der ununterbrochene Kampf mit den bissigen Mosquitos nicht wenig beigetragen hatte, langten wir Abends gegen 10 Uhr in Wigmanns Place, Bezirk Gilbroy, an.

Die Farm, aus welcher der Ort besteht, weicht nicht von den landesüblich beliebten Anlagen ab. Einige Schritte davon entfernt fließt die Little Yarra, deren Wasser die Existenz dieser Ansiedelung überhaupt erst möglich macht. Tiefer im Walde befindet sich die Staatsschule des Bezirks, natürlich wieder ein schmuckloser Bretterbau. Er enthält einen einzigen großen Raum mit Bänken, die an den Wänden hinlaufen. Die Unterhaltungskosten dieser Schule trägt der Staat. Schulgeld giebt es nicht. Der Lehrer wohnt gewöhnlich meilenweit von der Schule entfernt. Er, wie auch die Kinder, kommen bei gutem Wetter gegen 10 Uhr zu Pferd an. Der Unterricht dauert bis gegen 3 Uhr Nachmittags. Die Staatsschule dient zugleich als Kirche der geistlichen Erbauung. — Am nächsten Tage traten wir die Rückfahrt nach Melbourne an. Da gerade Posttag war und unser Kutscher die Post zu besorgen hatte, so hielten wir öfters an und der biedre Stephansbote holte von der nahen Fenzung die Postsachen, welche für die nächste Poststation bestimmt waren. Der Briefkasten bestand gewöhnlich aus einer Cigarren- oder einer alten Blechkiste und hatte nicht nur die Briefe, sondern auch das zum Freimachen nothwendige Geld aufzubewahren und unter Umständen mußte dieser Allerweltsapparat sogar dem Absender den etwaigen Ueberschuß gewissenhaft zurückgeben. Von Geldunterschlagungen bei diesen Urwaldposten ist mir nichts bekannt geworden. Das von uns zur Rückfahrt benutzte Postvehikel füllte sich allmälig, auch Ladies benutzten es zum Vorwärtskommen, sodaß ich schließlich auf das Verdeck des Karrens flüchtete und australischen Sand und Staub im Uebermaß schlucken durfte. Arg zerstochen und geräbert kamen wir wieder in Melbourne an. Die interessante „Landpartie“ lag mir noch einige Tage in den Gliedern.

Die nun folgenden Tage verbrachte ich damit, daß ich Arbeit suchte. Mir zusagende Beschäftigung zu finden, das hatte ich längst aufgegeben; aber ich hatte überhaupt kein Glück. Das Heer der Arbeitslosen ist in Australien größer, als in Deutschland. Die Zeitungen sind voller Konkursanzeigen. Angefangene Bauten bleiben liegen, und im Parlamente werden lange Debatten gehalten, wie die Arbeitsnoth zu beseitigen sei. So las ich in einem Blatte, daß das Lehrerseminar der Provinz aufgehoben werden soll und zwar nur aus Ersparnißrücksichten. So war es kein Wunder, wenn wir, meine Kameraden und ich, ermüdet von dem fruchtlosen Suchen nach Arbeit endlich dem ungastlichen Emporium des südlichen Welttheils den Rücken kehrten, um in den Countries endlich das gelobte Land Australien zu finden, das in dem Weltgewühle der Hauptstadt so hartnäckig sich verborgen gehalten hatte. Leichtfüßig liefen wir der lieben Sonne entgegen, die als riesige Feuerkugel die Dünste des östlichen Horizontes durchlohte, um nach hartnäckigem Kampfe mit unsauberem Rauchgesindel, in blendender Klarheit allerorts Leben weckend, ihren ewigen Kreislauf über Gottes schöne Natur anzutreten.

Das leichte Bündel beschwerte kaum unsern Rücken. In der Hand trug Jeder, nicht etwa Bruder Straubinger's Knotenstock, sondern — das Kochgeschirr, denn im Lande Australien kann der Fußwanderer nicht, wie im lieben Deutschland, die Sorge für leibliches Wohlergehen den immer hilfsbereiten und nie fehlenden Wirthshäusern überlassen, eben weil es keine giebt und weil er vollständig auf Selbsthilfe angewiesen ist. Hinterkopf und Hals schützte eine dichte Leinwandkappe gegen die unablässigen Angriffe der Mückengloriole. Ihre wüthenden Attacken gegen das Gesicht wurden durch Rauchen zurückgewiesen. Nach stundenlanger, einsamer Wanderung kamen wir in den Wald. Schatten gab es wenig, da die Wege hier verhältnißmäßig breit sind. Dann und wann passirten wir einsame Farmen, von denen eine wie die andere aussieht, aus Brettern und roh behauenen Stämmen errichtet und in der Regel mit Wellblech gedeckt ist. Die Lichtung, innerhalb deren die Wohn- und Wirthschaftsgebäude stehen, ist stets mit einer hohen Einfenzung umgeben, um die frei herumlaufenden Hausthiere zusammenzuhalten und vor dem Verirren im Busch zu bewahren. Die Farmen befinden sich stets in der Nähe des Wassers. Die Tümpel und kleinen Rinnsale sind im Hochsommer freilich recht zurückgegangen und der Landbewohner ist zum guten Theil auf Regenwasser angewiesen, das in mächtige Tonnen aufgefangen und in der heißen Zeit sehr sparsam verwendet wird; denn mit Ausnahme der an den größeren Flüssen, wie Murray, große und kleine Yarra, gelegenen Orte ist der Wassermangel im Sommer die allgemeine Plage. Dutzende von Flußläufen führen im Sommer gar kein Wasser, andere haben sich in Reihen von Tümpeln verwandelt, deren stinkende, lehmfarbene Jauche selbst vom Vieh nicht gern genommen wird. Im Winter freilich füllen sich die Betten und die harmlosen Bäche verwandeln sich in reißende Ströme, die ihre flachen Ufer überfluthen und dann die Landschaft meilenweit unter Wasser setzen.

Der australische Bauer beschäftigt sich vorwiegend mit Viehzucht. Getreide wird in Victoria wenig gebaut. Bei besonders günstiger Lage sind die Farmen oft auch von Hopfen- und Weingärten umgeben. Die sprichwörtliche Gastfreundschaft der Farmbewohner versorgte uns auf der ganzen Wanderung überreichlich mit allerhand Lebensmitteln, mit Fleisch, selbstgebackenem Brod, Honig 2c.; Bezahlung wurde nie verlangt und sehr selten genommen. Die Leute mochten wohl merken, daß zwischen uns und den echten Countrygängern, wie sie in größeren und kleineren Trupps das Land heimsuchen, immerhin noch ein Unterschied war. Hinter Healesville, einer stattlichen Township, wurden die Ansiedelungen seltener; der stundenlange Marsch in öder, reizloser Gegend ermüdete uns, sodaß wir recht froh waren, als Korranderk in Sicht kam. Korranderk ist eine von der Regierung angelegte Niederlassung der Australneger. Die Leute sollen seßhaft gemacht, civilisirt werden. Die Bevölkerung besteht aus 200 Seelen. Jede Familie bewohnt ihr schmuckes Häuschen. Das stets vorhandene Gärtchen ist wohlgepflegt und die darin stehenden Bienenstöcke weisen auf das Interesse der schwarzen Colonisten für die Süßigkeit eines geregelten Lebens hin. Die Männer arbeiten meist in den Wein- und Hopfengärten benachbarter Farmen. Dem Anscheine nach haben die Leute sich mit ihrem Schicksale ausgesöhnt. Nach kurzer Rast wanderten wir weiter. Der Durst, unser treuer Begleiter, setzte uns arg zu. Nur spärliche Pfützen mit trübem Wasser, das stets mit Mückenlarven erfüllt war, schafften Linderung. Denn das klare Wasser vieler Tümpel an unsrem Wege war ganz ungenießbar, weil es immer stark salzhaltig war. Mit den Nachtquartieren hatten wir auf unsrer nun schon mehrtägigen Reise bis jetzt Glück ge-

habt. Die gastfreundlichen Bewohner der Farmen, an welche wir bisher in der Regel gegen Abend gekommen waren, ließen uns nicht weiter gehen. Wir erhielten immer ein Plätzchen in der Küche, oder am Kamin, oder in einem Seitengebäude und Decken in Ueberfluß für die Nachtruhe. In der menschenleeren Gegend, die wir aber zuletzt durchwanderten, war kaum auf einen glücklichen Zufall zu rechnen und so schritten wir in den Abendstunden zur Bereitung des Bivouaks. Am Rande der Weglichtung unter einem mächtigen Eukalyptus loderte bald das Lagerfeuer, angefacht und unterhalten durch ganze Bündel dürrer Farnwedel, von denen in der Nachbarschaft genug zu finden war. Die Kessel wurden mit dem etwas zweifelhaften Wasser eines Tümpels in unmittelbarer Nähe gefüllt. Die Sterilisirung besorgte das Feuer, und der rasch bereitete Thee bildete mit Weißbrod und gedörrtem Fleische eine ganz leidliche Mahlzeit, zu welcher die Abendsonne die stimmungsvolle Beleuchtung umsonst lieferte. Jenseits der Straße, etwa 5 Minuten vom Lagerplatze entfernt, mochten Ansiedler mit dem Urbarmachen eines Waldstückes beschäftigt sein. Die Hauptarbeit verrichtete das Feuer. Es war ein schauerlich schöner Anblick, wenn von den brennenden Waldriesen die feurigen Zungen in den Abendhimmel hineinlohten, oder wenn die Flamme durch ausgedörrtes Gestrüpp wie glühende Schlangen blitzschnell an ihm dahinkroch, bis zum nächsten dürren Stamm zur dunklen Krone hinauflief und diese innerhalb weniger Secunden in einen kleinen Vulcan verwandelte, von welchem unter Prasseln und Knacken wie bei Kleingewehrfeuer gewaltige Feuergarben nach allen Richtungen ausgingen. Noch stundenlang nach dem Verschwinden der hellen Flamme leuchteten die durch die Abendluft wieder angefachten Stämme wie weißglühende Säulen weithin durch den dunklen Wald. Endlich beraubte das bewegliche Element sie des letzten Stützpunktes und sie stürzten dann unter aufwirbelndem Funkenregen in sich zusammen. Lange schwelgten wir in dem Genusse des großartigen Schauspiels, mit dem der Ansiedler den Boden zu „klüren" beginnt. Mit Axt und Säge würde der Mensch hier im australischen Urwalde nicht weit kommen. Das eisenharte Holz vieler Baumarten spottet der sonst üblichen Behandlungsweise; es kann nur durch Feuersgewalt erfolgreich, schnell und kostenlos vertilgt werden. Die auszurodenden Bäume werden zunächst durch ringförmiges Abrinden dicht über dem Boden zum Absterben gebracht und der dörrenden Wirkung des trocknen Sommers überlassen, dann entfernt man auf dem zu „klürenden" Waldstück das Gesträuch durch Niederbrennen und steckt die meist schon angekohlten Stämme mittels aufgeschichteter Reiser in Brand. Die Flamme frißt sich nun förmlich durch den Stamm nach oben durch und bringt ihn in der Regel zum Fallen; aber doch nicht immer, wie die zahlreichen angekohlten Stümpfe inmitten des Culturlandes beweisen, die noch jahrelang dort ein beschauliches Dasein führen. Unvorsichtige Anwendung des Feuers bringt selbstverständlich große Gefahren mit sich. Wenn Wind die Flammen über die beabsichtigten Grenzen hinüber führt in den freien Wald, so vernichten sie oft ungeheure Gebiete mit allen darauf befindlichen Ansiedlungen und der Mensch kann noch froh sein, wenn er seine bewegliche Habe, ganz besonders die Heerden rechtzeitig vor dem gefräßigen Elemente in Sicherheit hat bringen können. Unser Nachtlager bestand aus zusammengeschleppten Farnbüscheln. Es war weich und warm. Der Schein des verlöschenden Feuers huschte gespensterhaft über die grüne Farndecke hinauf an den grauen Stämmen und verlor sich im dunklen Geäst weiter Kronen. Geheimnißvolle Stille senkte sich herab auf die müden Wandrer und droben, unendlich hoch über dem schlafenden Walde, wölbte das Firmament die Riesenbrücke hinüber zur fernen, fernen Heimath und im milden Lichte freundlicher Sterne blickten treue Mutteraugen tröstend hernieder zum Entschlummernden.

„Und meine Seele spannte weit ihre Flügel aus,
Flog durch die stillen Lande, als flöge sie nach Haus."

So wie diese Nacht hatten wir lange nicht geruht. Die liebe Sonne stand schon hoch am Himmel, als sich unsre verschlafenen Gesichter aus dem Farnkraut herauswickelten und wir nach eingenommenem Frühstück den Weitermarsch antraten. Drückende Hitze brütete im Walde. Ein sogenannter „heißer Wind", eine Eigenthümlichkeit des australischen Sommers, war über Nacht gekommen und wirkte erschlaffend auf Leib und Geist. Mühsam schleppten wir uns auf sandigem Boden ca. 10 Meilen weit. Das Township St. Hubert, der Ort, an welchem wir Arbeit zu finden hofften, war an diesem Tage nicht zu erreichen. Zwei Meilen entfernt davon mußten wir noch einmal bivouakiren. Am nächsten Morgen 6 Uhr betraten wir dann den Hof der riesigen Farm St. Hubert. Um diese Zeit sollten Arbeiter für die Weinernte angenommen werden. Einer der Beamten winkte uns, näher an den Kreis der Arbeitsucher — es mochten gegen 200 sein — heranzutreten. Schon wollten wir unsre Namen nennen, als der Verwalter rief: „too late". Da sanken unsre Hoffnungen und wir wurden recht traurig. Etwa 150 Mann hatten Beschäftigung bekommen. Die übrigen mußten unverrichteter Dinge wieder abziehen. Was aber gab es unter dieser Schaar für Gestalten! Schaudernd wandten wir uns ab, wenn diese zerlumpten ungewaschenen Gesellen, die reinen Vagabunden, sich uns nähern wollten. Spöttisch musterten sie die 3 sauberen Wanderburschen und höhnten zum Gaudium Englands und Frankreichs: „O, you bloody German!" Die meisten Gesichter zeigten die Stempel des Lasters und der Trunksucht. Und unter dieser Gesellschaft hatten wir arbeiten, essen und schlafen wollen! Wohl war unser Muth auf Null herabgegangen, aber das unbekannte Treiben auf der riesigen Farm weckte unser Interesse. Die angenommenen Arbeiter erhielten Eimer oder Butten samt Scheere und verließen in verschiedenen Abtheilungen, je mit einem Vormann an der Spitze, den Hof, um in die Gärten zum Ernten des Weines zu gehen. Die Farm bildete eine Gemeinde für sich. Auf ihr waren alle Handwerker vertreten, wie Maurer, Holzarbeiter, Schmiede, Fleischer, Bäcker, Schuster und Schneider. Verwaltungsgebäude, Maschinenhäuser, Weinkeller, Keltereien, Schuppen, Stallungen und Dutzende von kleinen Häusern für Arbeiter und Gewerbtreibende ließen eher auf ein größeres Dorf, denn auf ein Landgut schließen. In der Nähe der Verwalterwohnung, die von der Farm durch eine Mauer getrennt ist, befand sich in einem prächtigen Parke das schloßähnliche Haus des Besitzers. Inmitten des ungeheuren Hofes stand das Glockenhäuschen: von hier aus ertönen die Zeichen für Beginn und Schluß der Arbeit und der gemeinsamen Mahlzeiten, die in dem gewaltigen Speisesaal, einem Anbau der Küche, eingenommen werden. Ueber Küche und Speisesaal befindet sich der Schlafsaal für die Arbeiter. Die Lagerplätze bestehen aus eisernen Bettstellen mit Strohlager und stehen neben und übereinander, ähnlich wie auf den Schiffen. Der fleißige Accordarbeiter kann es in der Woche bei täglich 10stündiger Arbeit auf 10 Schilling, bei freier Station, bringen. Ist die Ernte vorbei — sie dauert höchstens 6 Wochen — so kann jeder wieder seiner Wege gehen.

Ein weiteres Umherstreifen und Suchen nach Arbeit in den Countries wäre bei der vorgerückten Jahreszeit für uns sicher aussichtslos gewesen, und so kehrten wir nach Melbourne zurück, wo uns Mittheilungen und Geldmittel aus der Heimath eine kräftige Unterstützung in unserm Kampf ums Dasein brachten. Die Noth unter den Arbeitslosen in Australien ist eben entsetzlich! Abgesehen von dem Heere der Countrygänger, welches Sommer und Winter das platte Land überfluthet und unter den Tausenden von Berufsstromern gewiß Hunderte von ehrlichen Leuten zählt, treiben sich in allen größeren Städten, ganz besonders in Melbourne, viele Tausende aus allen Berufsclassen ohne Beschäftigung und ohne Unterkunft herum. Die wenigsten unter diesen Unglücklichen sind von Geburt Australier. Wer nach Australien kommt und nicht mit genügender Erfahrung und lang ausreichenden Geldmitteln ausgerüstet ist, der muß, da ist zehn gegen eins zu wetten, zu Grunde gehen oder, wenn er nicht besonders charakterfest ist, ein Lump werden. Wie der Ertrinkende nach dem Strohhalme greift, so versuchte ich schließlich mit Hilfe des Stellenanzeigers mein Glück zu machen. Einmal stand ich in der Nacht gegen 2 Uhr auf, gestaltete mein Aeußeres möglichst vortheilhaft und ging nach der Age Office, einem 1865 errichteten Riesengebäude, um für einen Penny die erste Ausgabe des Stellenanzeigers zu kaufen und unter den Stellenjägern des Tages möglichst großen Vorsprung zu bekommen. Ich kam ½3 Uhr an den Platz an, aber schon waren die Thüren von Stellensuchenden belagert und noch immer strömten neue Schaaren herzu. Gegen 4 Uhr öffneten sich die Pforten des Zeitungstempels und damit begann ein Schieben, Drängen, Drücken und Stoßen, wie man es sonst bei Volksaufläufen zu sehen gewohnt ist. Ohne Rücksicht auf blank gewichste Stiefel und nackte Füße drängte der wüste Knäuel vorwärts. Ich erwischte endlich ein Exemplar des Blattes und concentrirte mich nun unter Püffen und Stößen rückwärts zur Straße hindurch. Der schwer erkämpfte, noch nasse Bogen wurde beim Scheine einer Laterne rasch studirt, einige Notizen über passende Stellen waren bald gemacht. Und nun begab ich mich auf den Weg. Es mochte gegen ½6 Uhr sein. Dann

und wann begegnete mir ein Trupp Stellensuchender. Das elektrische Licht hinter vergitterten Schaufenstern kämpfte einen letzten Kampf mit dem beginnenden Tage. Die erste Adresse führte mich nach Collingwood in die Smithstraße. Hier hatten sich bereits 10 Mann versammelt. Die Chancen des Erfolgs schienen hier gering und so wanderte ich einige Straßen weiter zur zweiten Adresse, wo die Stelle eines Markthelfers zu besetzen war. Da aber war die Zahl der Bewerber noch viel größer. Also zurück an den ersten Platz! Ich zählte jetzt 16 Personen. Von der Townhall gab die Glocke acht lange Schläge unter stimmungsvoller Begleitung einiger Glockenspiele an. Beamte und Commis erschienen und verschwanden in dem großen Hause. Wir warteten geduldig bis gegen 10 Uhr. Da endlich kam der Chef der Firma, griff die ersten besten Zwei aus der Schaar heraus und engagirte sie ohne nach Namen, Legitimation oder Beruf zu fragen, nur machte er die Bemerkung, daß, wenn sie sich nicht für die Stelle eigneten, sie binnen 24 Stunden wieder dahin gehen könnten, woher sie gekommen wären. Ich befand mich nicht unter den Auserwählten und konnte den vielen Enttäuschungen, die mir im gelobten Lande Australien bereits geworden, eine neue anreihen. Die vielen vergeblichen Bemühungen in Melbourne veranlaßten mich endlich dieser Stadt dauernd den Rücken zu kehren und im Nordwesten mein Glück zu versuchen. Ueber Geelong, genannt das „stinkende Loch", führte mich die Bahn nach Ballarat, dem Mittelpunkte der australischen Goldproduction. Die Hauptstraße, Stuart Street, wetteifert an Breite mit den Linden in Berlin. Solche Goldschätze, wie sie hinter den Schaufenstern der großen Juweliere Ballarats aufgestapelt sind, dürften aber in der Reichshauptstadt vergebens gesucht werden. Die Personenzüge Victorias führen nur 1. und 2. Classe. Ich fuhr in einem sogenannten Gesellschaftsabtheil, das etwa die Hälfte eines Wagens einnimmt. Die gepolsterten Bänke befinden sich an den Wänden. In der Mitte des freien Raums hat der Boden eine große trichterförmige Vertiefung, die mit einem sauber geputzten Messingkranze umgeben ist. Ueber ihre Bedeutung erhielt ich erst Aufschluß, als sich der Raum mit Fahrgästen, hauptsächlich Minen- und Landleuten, füllte. In Australien raucht und primt eben Jedermann, und jene Vertiefung bildet den nothwendigen Spucknapf. Schaffner, wie auf deutschen Bahnen, giebt's hier nicht. Wer den Wagen auf irgend einer Station verlassen will, winkt dem Porter und dieser öffnet die Thür. Jede auch noch so kleine Station besitzt ein „Damenzimmer", dessen Betreten seitens der Männerwelt streng verboten ist. 211 Miles westlich von Melbourne, in einem kleinen Orte von 600 Seelen fand ich endlich eine mir zusagende Stellung. Aber schwer genug war mir's geworden! Die 6 Straßen des Städtchens haben außer dem Vorzuge gewaltiger Breite und schnurgerader Richtung gar nichts Vortheilhaftes an sich. Sie sind weder makadamisirt, noch gepflastert, noch beschottert und besitzen bei Regenwetter verzweifelte Aehnlichkeit mit Sturzäckern. Eine Abendbeleuchtung ist in diesem Orte noch unbekannt. Das Städtchen kann aber 3 Kirchen und ein Seminar für Geistliche und Lehrer aufweisen. Bei dem tiefen religiösen Sinn des Landvolkes und der Bewohner kleinerer Städte findet nämlich das Sectenwesen den denkbar besten Nährboden. Und da jede Religionsgemeinschaft und jede Secte ihr eignes Gotteshaus besitzt, so fehlt auch der kleinsten Gemeinde die Kirche nicht und Orte von einigen hundert Seelen haben nach Zahl der Glaubensschattirungen auch entsprechend viel Andachtsstätten. Auch die Werbetrommeln der salvation army tönen in Australien, wie schon erwähnt, überall, auch in den entlegensten Townships des Urwaldes. Besonders das schönere Geschlecht strömt in hellen Haufen dem Heere der Frommen zu, sicher nicht zum wenigsten angelockt durch die bunten Uniformen und den theatralischen Aufputz, welcher das Treiben angenehm macht.

Bücherbesprechungen.

— Der dreißigjährige Krieg bis zum Tode Gustav Adolf's 1632. Zweite Ausgabe des Werkes: Tilly im dreißigjährigen Kriege. Von Onno Klopp. Dritter Band, erster Theil: Die Jahre 1628 bis Ende 1630. Mit zwei Porträts. Paderborn, Ferdinand Schöningh. 1895. XVIII, 628 Seiten. 8°. 10 ℳ, geb. 12,40 ℳ. — Auch der vorliegende Band des Werkes entspricht nach Tendenz und Methode völlig seinen Vorgängern. Des Verfassers Ziel ist, wie wir bereits wiederholt hervorhoben, eine Darstellung der ersten Hälfte des 30jährigen Krieges vom katholischen Standpunkte aus; er stellt sich auf den Standpunkt der Politik des Kaisers und seiner mit ganz besonderer Pietät behandelten geistlichen Berather und fast mehr noch auf den der Liga, deren Feldherr, der große Tilly, durchweg als eine ideale Figur erscheint. In schroffem Gegensatz zu seiner schlichten, hochherzigen Persönlichkeit stehen Wallenstein und Gustav Adolf, die Beide lediglich durch unlautere, eigennützige Absichten geleitet wurden. Nur solche sind es, die, wie einst den Pfälzer, so jetzt den Schwedenkönig veranlaßt haben, dem Kriege den ihm ursprünglich ganz fernliegenden Charakter eines Religionskrieges aufzudrücken. Nun ist ja nicht in Abrede zu stellen, daß auch die unbefangene Forschung einerseits in Tilly nicht mehr den erbarmungslosen Wütherich sieht, als den man ihn früher darstellte, andererseits über Wallenstein vielfach zu ähnlichen Ergebnissen gelangt ist, wie sie O. Klopp vertritt, und Gustav Adolf nicht allein für den begeisterten Vorkämpfer der lutherischen Kirche hält, sondern auch seine für Deutschland ohne Frage äußerst gefahrdrohenden Pläne erkannt und betont hat. Aber das kann uns mit der Methode und dem ganzen Geiste des vorliegenden Werkes, das in seiner einseitig confessionellen Auffassung sogar vor einer entschiedenen Vertheidigung des Restitutionsedicts und seiner Ausführung nicht zurückschreckt, keineswegs aussöhnen. Die von Janssen mit so viel Geschick angewandte Art, zahlreiche Quellenstellen in den Text zu verweben, giebt dem Werke einen Anschein von Objectivität, der völlig unberechtigt ist, weil für die Auswahl dieser Stellen lediglich die Tendenz des Verfassers maßgebend ist. Uebrigens macht diese Methode das Buch auch in hohem Maße schwerfällig und unübersichtlich und seine Lectüre zu einer nichts weniger als genußreichen. Der Verfasser, der ursprünglich sein Werk auf 3 Bände angelegt hatte, hat sich genöthigt gesehen, den dritten in zwei Abtheilungen zu zerlegen: es galt, für die Darstellung der Jahre 1630—1632, die den Verfasser hauptsächlich im Gegensatz zu den bisherigen Auffassungen zeigen wird, Raum zu schaffen und zugleich die Vorgeschichte dieser Jahre, Wallenstein's Vorgehen gegen Stralsund, seine Absetzung, das erste Eingreifen Gustav Adolf's, die Haltung Magdeburgs, sowie die gleichzeitigen Vorgänge in Frankreich, den Niederlanden, Italien breiter darzustellen, als dies bei Zusammendrängung des Stoffes in einen Band möglich gewesen wäre. Neue Forschungsergebnisse von Belang darf man in Klopp's Werk nicht suchen; archivalische Quellen sind nur in geringem Maße herangezogen. Der Schlußband wird noch in diesem Jahre erscheinen. —m—

— Sächsischer Volkskalender 1896. Verlag der Niederlage des Vereins zur Verbreitung christlicher Schriften im Königreiche Sachsen. Dresden 1895. Preis 50 ₰. — Der Sächsische Volkskalender, dessen Herausgeber auch in diesem Jahre mit großem Geschick eine Fülle interessanten Stoffes in schlichter, leicht verständlicher Sprache zusammengestellt hat, ist erschienen und verdient überall im engeren Vaterlande mit einem freundlichen Willkommengruß aufgenommen zu werden. Neben einem reichhaltigen Kalendarium bringt er eine Skizze aus dem Leben der deutschen Colonisten in Südrußland von Ernst Schrill (S. Keller), einen Aufsatz über den Generalpostmeister Dr. v. Stephan und den Weltpostverein mit dem Porträt des Dr. v. Stephan, eine ansprechende Erzählung von G. Pasig, einen Artikel über das 200jährige Jubiläum der Francke'schen Stiftungen in Halle von Dr. Ficker-Cythra mit Porträt von Aug. Herm. Francke, einen zeitgemäßen, durch klare Darstellung ausgezeichneten Aufsatz über den Nord-Ostsee-Canal aus der Feder des Dr. Schönberg-Weißtropp mit 2 Orientirungskarten und 5 Bildern, eine Beschreibung von Zwickau und Umgebung, eine Darstellung der letzten Heuschreckenplage in Ostafrika von P. Paul-Lorenzkirchen, mehrere Gedichte, unter denen ein Gedicht auf Luther's Tod zu Eisleben (18. Februar 1546) von G. Pasig hervorzuheben ist, und einen Rückblick auf die Zeit vom 1. August 1894 bis dahin 1895, worin alle wichtigen Begebenheiten dieses Zeitraumes kurz besprochen sind. Dazu kommen noch allerhand gemeinnützige Mittheilungen, Räthsel und Scherzfragen, Humoristisches ꝛc. Als Titelbild findet sich eine hübsche Chromolithographie nach einer Zeichnung von Ludwig Richter. Beigegeben ist ein Wandkalender. So haben sich wieder bewährte Kräfte verbunden, um den zahlreichen Lesern des Sächsischen Volkskalenders mannigfaltige Unterhaltung und Belehrung zu bieten. C. R.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 113. Sonnabend, den 21. September. 1895.

Auf Goethe's Spuren im Süden.

Reiseskizzen von Julius R. Haarhaus.

XV. Rom und römisches Leben.

IV.

Obwohl „die deutsche Landsmannschaft in Rom", wie Moritz bemerkt, „sich enge zusammenschloß und gleichsam eine eigene kleine Republik für sich ausmachte", schenkten die deutschen Künstler doch auch den künstlerischen Ereignissen außerhalb ihres Kreises die gebührende Beachtung. Vor Allem bildete die, wie es scheint, alljährlich im August stattfindende Ausstellung der französischen Akademie jedesmal lange Zeit den Gegenstand allgemeinen Interesses. Bei der Rivalität beider Nationen betrachtete man die beiderseitigen Leistungen mit besonders kritischem Auge.

„Eine bedeutende Epoche jedoch in dem regsamen Kunstleben," schreibt Goethe, „machte die Ausstellung der französischen Akademie zu Ende des Monats. Durch David's Horatier hatte sich das Uebergewicht auf die Seite der Franzosen hingeneigt. Tischbein wurde dadurch veranlaßt, seinen Hektor, der den Paris in Gegenwart der Helena auffordert, lebensgroß anzufangen. Durch Drouais, Gagnereau, des Marés, Gouffier, St. Ours erhält sich nunmehr der Ruhm der Franzosen und Boguet erwirbt als Landschaftsmaler, im Sinne Poussin's, einen guten Namen."

Die französische Kunst war damals in Rom in der That vorzüglich vertreten; David und Drouais sind Namen von gutem Klang, die heute noch in der Kunstgeschichte Bedeutung haben. Jacques Louis David (1748—1825) nimmt unter den Franzosen etwa dieselbe Stelle ein wie Mengs unter den Deutschen. Er wurde der Begründer der modernen Historienmalerei in Frankreich, der erste in jenem Stabe von Malern, denen die dankbare Aufgabe zu Theil wurde, die Züge des großen Imperators und seiner berühmten Zeitgenossen der Nachwelt zu überliefern. Jean Germain Drouais' Laufbahn war das kurze Aufleuchten eines großen Talents. Seine getreu im Sinne der Antike ausgeführten Gemälde, vor Allem sein „Marius in Minturnä", fanden den Beifall der Kenner, die dem jungen Maler eine glänzende Zukunft voraussagten. Aber es sollte anders kommen: „Wir haben diese Woche einen Fall gehabt," schreibt Goethe am 22. Februar 1788, „der das ganze Chor der Künstler in Betrübniß setzt. Ein Franzose, Namens Drouais, ein junger Mensch von etwa 25 Jahren, einziger Sohn einer zärtlichen Mutter, reich und schön gebildet, der unter allen studirenden Künstlern für den hoffnungsvollsten gehalten ward, ist an den Blattern gestorben. Es ist eine allgemeine Trauer und Bestürzung."

Im Herbste desselben Jahres veranstaltete die französische Akademie eine Ausstellung von Drouais' künstlerischem Nachlasse. Etwa gleichzeitig begann Hirt seine Biographie des jungen Künstlers und Lips einen Stich nach dem Hauptwerke desselben, dem Marius. So regen Antheil nahmen die Mitglieder der deutschen Colonie an dem Geschicke des jungen Franzosen! Aber auch Anlässe weniger ernster Natur vereinigten Deutsche und Franzosen. Im Herbste 1787 erschien in Rom, auf der Rückreise aus dem Orient begriffen, ein junger Architekt und Landschaftsmaler von hervorragender Begabung, Louis François Cassas, dessen Aquarelle, Motive aus dem Orient und Reconstructionsversuche syrischer und ägyptischer Alterthümer allgemeine Bewunderung erregten und von Goethe eingehend beschrieben wurden.

Etwa gleichzeitig hatte der Engländer Ch. v. Worthley eine ähnliche Studienreise beendet und ebenfalls eine reiche Ausbeute von Zeichnungen mit nach Rom gebracht, die er auch die deutschen Künstler „wohlwollend sehen ließ". Auf Goethe machten „die Nachbildungen der Arbeiten des Phidias im Fronton der Akropolis einen entschiedenen und unauslöschlichen Eindruck, der um desto stärker war, als er, durch die mächtigen Gestalten des Michel Angelo veranlaßt, dem menschlichen Körper mehr als bisher Aufmerksamkeit und Studium zugewendet hatte".

Eines zweiten englischen Künstlers, Moore mit Namen, gedenkt er ebenfalls in den Berichten vom zweiten römischen Aufenthalt. Er besuchte ihn in Begleitung Angelika's, die von ihrer Londoner Zeit her Beziehungen zu den Engländern unterhielt. Moore war Landschafter und scheint vorzugsweise heroische Gegenden gemalt zu haben. Goethe beschreibt sein Kolossalgemälde, die Sintfluth darstellend, als „etwas Einziges". Auffallend bleibt, daß in der zeitgenössischen Correspondenz über diesen Künstler nichts Näheres zu erfahren ist.

Eine desto größere Rolle spielt Moore's Landsmann Thomas Jenkins, der, früher selbst als Maler thätig, sich als Kunsthändler und Bankier in Rom niedergelassen hatte und während der Sommermonate in seiner Villa zu Castel Gandolfo die römischen Künstler mit echt englischer Gastlichkeit bewirthete. Auch Goethe weilte wochenlang in dieser anmuthigen Villeggiatur und setzte dem dort verkehrenden Freundeskreise in der novellistischen Episode, mit der er die schöne Mailänderin in seinen Reiseberichten einführt, ein unvergängliches Denkmal. Gorani theilt uns über die Person des englischen Hausherrn, dem er ein besonderes Capitel widmet, interessante Einzelheiten mit.

Nach seiner Darstellung galt Jenkins für den ersten Kenner römischer Medaillen, Gemmen, geschnittener Steine, dessen Urtheil sogar einem Winckelmann, einem Cardinal Albani maßgebend war. Goethe klagt über den „ungeheuren Preis", den Jenkins für seine Antiquitäten fordere, und steht daher davon ab, auf diesem Gebiete mit ihm Geschäfte zu machen. Der Engländer hatte die seltsame Angewohnheit, sich von seinen Kostbarkeiten nicht trennen zu können und beim Abschluß eines Handels Thränen zu vergießen. Gorani meint, daß kein Schauspieler die Rührung und Traurigkeit ausdrucksvoller und wahrer darstellen könne als Jenkins bei solchen Anlässen zu thun pflege. „Ich bin zuweilen bei solchem Handel gegenwärtig gewesen," schreibt unser Gewährsmann, „und der Ausdruck seines Schmerzes entlockte mir Thränen, die ich nicht unterdrücken konnte. »Mein Herr,« sagt er zu dem Käufer, wenn er diesen nun fortgehen sieht, »mein Herr, sollte Sie der Kauf gereuen, so bringen Sie mir diese Medaille wieder, Sie sollen Ihr Geld gleich bereit finden; indem Sie mir dieses unschätzbare Stück wiederbringen, werden Sie mir die Anmuth und den Trost meines Lebens wiedergeben.«" Am merkwürdigsten ist, daß Jenkins, in solchen Fällen beim Wort genommen, thatsächlich die Summe zurückzahlte und seiner Freude über den wiedererlangten Schatz dadurch Ausdruck verlieh, daß er den Wiederbringer köstlich bewirthete. Der Engländer wird übrigens der einzige Kunsthändler Roms gewesen sein, der wissentlich keine Fälschungen verkaufte, während seine Collegen am Spanischen Platz und vor dem Palazzo Borghese vor Betrügereien nicht zurückschreckten. Dennoch dürfte sich dem Kenner ab und zu die Gelegenheit geboten haben, auch bei diesen Leuten gute Stücke, deren Werth ihnen unbekannt war, zu mäßigem Preise zu erwerben. Zu einer Bemerkung Goethe's, daß ein so reicher Kunstliebhaber wie der damals in Rom lebende Graf Fries leider „nicht immer von den zuverlässigsten Menschen bedient werde", finden wir bei Gorani einen Commentar. Der junge Graf, der älteste Sohn eines Wiener Bankiers, hatte, im Vertrauen

auf seine Kunstkenntnisse, die Dienste der Fremdenführer verschmäht und dadurch den Groll der Ciceroni heraufbeschworen. Sie hatten ihn bald durchschaut, näherten sich ihm auf andere Weise und berichteten ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit von kostbaren Alterthümern, die durch ihre Vermittlung unter der Hand zu erwerben seien. Der Graf ging auf ihre Vorschläge ein und kaufte für enorme Summen gefälschte Antiquitäten. Namentlich „machte", wie Goethe schreibt, „der Ankauf eines untergeschobenen geschnittenen Steins viel Reden und Verdruß". Es war eine von Pichler geschnittene Gemme, „den Gott Luna vorstellend" (!) den der sonst geachtete Künstler dem jungen Sammler für 72 Louisdor als antik verkaufte. Im Ganzen schwebte über dem römischen Kunst- und Antiquitätenhandel damals schon genau dasselbe geheimnißvolle Dunkel wie heute, da die Ausfuhr wirklich werthvoller Kunstwerke aus dem Kirchenstaat verboten war und streng geahndet wurde. Es fehlte auch damals nicht an erfinderischen Köpfen, die, wie vor einigen Jahren Fürst Sciarra, ihre Schätze unbemerkt über die Grenze zu bringen wußten. Volkmann berichtet, daß viele Vornehme ihre werthvollen Gemälde copiren ließen und die Originale ins Ausland verkauften, während sie die Copien zurückbehielten, „damit man den Abgang in der Sammlung nicht bemerke und berühmte Stücke vergebens suche, wovon in den Beschreibungen seit hundert Jahren und länger geredet wird".

Naturgemäß machte sich in Rom häufiger als anderswo das Bedürfniß geltend, für kunstliebende Reisende Nachbildungen der bedeutendsten Kunstwerke fabrikmäßig herzustellen. Zahlreiche Stecher von durchaus mittelmäßiger Technik sorgten für wohlfeile Reproductionen berühmter Gemälde, Gypsgießer trieben einen schwunghaften Handel mit Abgüssen nach Antiken. Aber auch die Künstler selbst legten häufig Pinsel oder Meisel bei Seite, um gewissen Beschäftigungen nachzugehen, die Goethe treffend als „Halbkünste" bezeichnet. Man drückte Münzen in Thon oder Schwefel und fertigte nach antiken Gemmen Pasten aus Glasfluß, die einen schönen Ersatz für die fast unerschwinglichen Originale oder die ziemlich ungenauen Copien der damals berühmten Steinschneider Scarletto und Pichler boten. Bei solchen Arbeiten war Reiffenstein in seinem Element; ein altes Küchengewölbe seiner Wohnung diente dem Künstlervölkchen als Laboratorium. Mit Recht nennt Goethe die Schwefelabgüsse nach Gemmen das Schönste, was man von Rom mit nach Hause nehmen könne. Auch die Enkaustik, eine von Reiffenstein zu besonderer Ausbildung gebrachte Art der Malerei mit Wachsfarben, die von Dilettanten viel betrieben wurde, gehört ihrer ziemlich handwerksmäßigen Technik wegen hierher. Goethe berichtet von einem „kühnen Unternehmen, für die Kaiserin Katharina die Raphael'schen Logen in einer Copie zu verwirklichen, und die Wiederholung sämmtlicher Architektur mit der Fülle ihrer Zierrathen in Petersburg möglich zu machen", bei dem man sich der Enkaustik in größtem Stile bediente. „Man ließ," schreibt er, „dieselben Felder, Wandtheile Sockel, Pilaster, Capitäler, Gesimse aus den stärksten Bohlen und Klötzen eines dauerhaften Castanienholzes verfertigen, überzog sie mit Leinwand, welche, grundirt, sodann der Enkaustik als Unterlage diente."

Eine Künstlergattung, die damals noch in hohem Ansehen stand, ist in neuerer Zeit glücklicherweise verschwunden. Wir meinen die Restauratoren antiker Bildwerke. Wenn früher eine Statue nur dann der Aufstellung in Villen und Galerien gewürdigt wurde, wenn alle fehlenden Theile ergänzt waren, so legt man heute Werth darauf, jeden Torso genau so zu sehen, wie er nach tausendjährigem Schlummer unter Erde und Schutt wieder zum Vorschein gekommen ist. Ja man ist ernstlich bemüht, die Ergänzungen früherer Jahrhunderte sorgfältig wieder zu beseitigen.

Haben wir uns nun ausreichend mit den künstlerischen Bestrebungen der Colonie beschäftigt, so wird uns auch ein Blick auf das Privatleben des Künstlervölkleins jener Tage willkommen sein. Ateliers und Wohnungen lagen, genau wie heute noch, in der nächsten Nähe des Spanischen Platzes und des Pincio, in jenem Quartiere, das seit Jahrhunderten das eigentliche Fremdenviertel der ewigen Stadt gewesen ist. Am Spanischen Platz lag auch das Speisehaus der Künstler, wo Engländer und Russen ihre besonderen Zimmer hatten, während Deutsche, Italiener und Franzosen an einer gemeinsamen Tafel speisten. Als Curiosum führt Moritz an, „daß ein jeder von den Speisen, die auf der Liste stehen, nach seinem Appetit fordern kann und nicht mehr zu bezahlen braucht, als er wirklich verzehrt hat". Das Speisen à la carte scheint damals also noch neu gewesen zu sein. Trotzdem „pflegten die Deutschen größtentheils die solidere Kost bei dem deutschen Speisewirth in der Strada Condotti vorzuziehen. Hier gab es neben dem beliebten, von Winckelmann gepriesenen und von Goethe sogar nach Weimar gesandten Broccolikohle der Italiener auch das gute deutsche Sauerkraut, das selbst bei den Eingeborenen als „Surkrut" bekannt und beliebt war. Goethe, der mit Tischbein zusammen eine Art Haushaltung führte, da er auf der Reise das Wirthshausleben herzlich satt geworden war, wird von den Tafelgenüssen beim deutschen Speisewirth wenig mitbekommen haben. Von den Künstlerkneipen jener Zeit hat sich nur eine bis auf unsere Tage erhalten, das altehrwürdige, hinsichtlich der Sauberkeit jedoch nicht ganz einwandfreie, Café Greco in der Via Condotti. In neuerer Zeit ist es etwas umgebaut und mit landschaftlichen Fresken geschmückt worden. Heute üben freilich die zahlreichen dort ausliegenden deutschen Zeitungen die Hauptanziehungskraft auf die Künstler aus. Schon damals trank man spanischen, Cyper- und Marsala-Wein auf den Tiberschiffen, wo aus Fässern und Brettern ein primitiver Tisch errichtet und mit einem Segel zum Schutze gegen Wind und Sonne überdacht wird. „In dieser Gegend," schreibt Goethe, „will man Romulus und Remus gefunden haben, und so kann man wie von einem doppelt und dreifachen Pfingstfeste zugleich vom heiligen Kunstgeiste, von der milden Atmosphäre, von den antiquarischen Erinnerungen und von süßem Weine trunken werden."

Zuweilen machte man in größerer Anzahl auch gemeinsame Spaziergänge nach Villen oder Vignen, wobei die Unterhaltung eine sehr lebhafte war. Sehr ergötzlich schildert Goethe, wie bei einer solchen Wanderung ein Streit entstand und mit dem bekannten Künstlerfeuer ausgefochten wurde. „Nun wären sie" (die Streitenden), berichtet er, „bei Ripetta (der Ueberfahrtsstelle) aussteigend, in den Fall gekommen, sich zu trennen, und die von beiden Seiten noch überflüssig vorhandenen Argumente in der Geburt erstickt zu sehen. Sie wurden also einig, beisammen zu bleiben und wieder hinüber und herüber zu fahren und auf der schwankenden Fähre ihrer Dialektik den ferneren Lauf zu lassen." Zur großen Verwunderung und Freude des Fährmanns, dem ein jedesmaliges Herüber und Hinüber von der Person einen Bajocco eintrug, mußte die Ueberfahrt noch mehrmals wiederholt werden. Heute ist der berühmte Fährmann verschwunden, der breite Eisenbau des Ponte di Ripetta verbindet das Quartier des Borghesischen Palastes mit dem neuen Stadttheil hinter der Engelsburg.

Beim römischen Volke waren die deutschen Künstler ihrer Ehrlichkeit wegen wohl gelitten, obgleich man für die Seelen dieser Ketzer kaum irgendwelche Garantie übernommen hätte. Ein protestantischer Gottesdienst wäre damals in Rom noch undenkbar gewesen, und selbst die Beerdigung eines Deutschen konnte nur in aller Heimlichkeit und unter dem Schutze der Nacht vor sich gehen. Ueber einen solchen Fall berichtet Moritz sehr ausführlich. Es handelte sich um den jungen Dresdener Maler August Kirsch, der hochbegabt und feingebildet, in Rom studirt hatte und gerade mit der Ausführung eines Altarblattes für eine Kirche seiner Vaterstadt beschäftigt war. Ueberanstrengung und Fieber brachten ihn dem Tode nahe und nur mit Mühe gelang es einem ihm befreundetem spanischen Geistlichen, den Kranken zu einer Erholungsreise nach Castell Madama, einem Bergstädtchen hinter Tivoli, zu veranlassen. Dort starb er. Der wackre Geistliche hatte, wie Moritz schreibt, „ein solches Interesse, daß dieser Ketzer von seinen Landsleuten ehrenvoll möchte begraben werden, daß er sich noch denselben Abend mit dem Leichnam in einen Wagen setzte, und ihn so vier deutsche Meilen weit, heimlich in der Nacht von Castell Madama nach Rom brachte, weil es sonst ungeheure Kosten gemacht haben würde, den todten Körper von dort auszulösen".

Da man „vor der Beleidigung des Pöbels immer noch nicht recht sicher war", nahm man eine Anzahl Sbirren zur Bedeckung des Leichenzuges. Die Kutschen, in deren einer, „so gut es gehen wollte," der schmale Sarg untergebracht war, durften sich erst außerhalb der Stadt vereinigen. An der Pyramide des Cestius, auf dem alten Friedhofe der Ketzer, wurde die Leiche ins Grab gesenkt; Moritz, der redegewandteste der Colonie, hielt die Trauerrede. „Es hatte sich doch eine Anzahl Volk um uns her versammelt," berichtet er, „welche sich aber ruhig verhielten und während meiner Rede sich nur stritten, ob das, was ich sagte, Englisch oder Deutsch sei. Sie schienen übrigens von der Ernsthaftigkeit und Ordnung, womit wir bei diesem Act zu Werke

gingen, erbaut zu sein." Zum Schluß kann sich Moritz nach echt römischer Künstlerart nicht versagen, die Trauerfeierlichkeit vom malerischen Standpunkt aus zu betrachten. „In der Ferne," schreibt er, „muß in dieser einsamen Gegend der Anblick von einer Anzahl Menschen, die mit Fackeln in den Händen einen Kreis um ein Grab schließen, in der Nähe der halberleuchteten Pyramide und des alten Gemäuers einen sonderbaren Anblick gemacht haben." Dreiundvierzig Jahre später wurde an der Pyramide des Cestius August v. Goethe zur ewigen Ruhe bestattet, „an der Stelle, wohin sein Vater, vor seiner Geburt, sich dichterisch zu sehnen geneigt war". (Goethe an Zelter, am 23. Februar 1831.)

Die einzigen Römer, die sich in den Kreis der deutschen Künstler Einlaß zu verschaffen wußten, waren die dichtenden Abbaten. Sie schlossen sich reichen Reisenden an, um ihnen als Führer und Gesellschafter zu dienen und jederzeit ein verständnißvolles Publicum für ihre poetischen Producte zu haben. So hatte Graf Johann Fries aus Wien den Abbate Casti in seiner Begleitung, der „durch Vorlesung seiner, damals noch ungedruckten galanten Erzählungen große Lust erregte; sein heiterer freier Vortrag schien jene geistreichen, übermäßig genialen Darstellungen vollkommen ins Leben zu bringen." Ein andermal recitirte er „eine seiner Novellen: der Erzbischof von Prag, die nicht sehr ehrbar, aber außerordentlich schön, in Ottave rime, geschrieben ist. Ich schätzte ihn schon," bekennt Goethe, „als den Verfasser meines beliebten Re Teodoro in Venezia. Er hat nun einen Re Teodoro in Corsica geschrieben, wovon ich den ersten Act gelesen habe; auch ein ganz allerliebstes Werk."

Von den übrigen Abbaten finden bei Goethe noch zwei Erwähnung, Spina und Vincenzo Monti. Letzterer, damals 32jährig, war als Nachfolger Alfieri's nicht ohne Bedeutung; sein Aristodemo, dessen Erstaufführung Goethe beiwohnte und die er mit Humor beschreibt, erlangte Weltruhm. Später machte man dem Dichter seinen politischen Wankelmuth und namentlich seine Begeisterung für Napoleon zum Vorwurf. Goethe lernte Monti beim Fürsten Liechtenstein kennen, wo das Trauerspiel vor einer auserlesenen Gesellschaft vorgetragen wurde. „Der Held," schreibt er, „ist, wie bekannt, ein König von Sparta, der sich wegen allerlei Gewissensskrupel selbst entleibt, und man gab mir auf eine artige Weise zu verstehen, der Verfasser des Werthers würde wohl nicht übel finden, wenn er in diesem Stücke einige Stellen seines trefflichen Buches benutzt finde. Und so konnte ich selbst in den Mauern von Sparta den Manen des unglücklichen Jünglings nicht entgehen." Goethe war dem Autor gegenüber mit seinem Urtheile über die Tragödie sehr zurückhaltend, bestimmte jedoch bei der Aufführung des Stückes "die deutsche Künstlerbank" zu lebhaftem Applause. Diese häufig erwähnte Künstlerbank war überhaupt im Römischen Theater tonangebend und wirkte auf das unruhige italienische Publicum erzieherisch, da sie „durch ein künstliches erst leiseres, dann stärkeres, zuletzt gebietendes Zitti-Rufen" das laut schwätzende Publicum bei beliebten Arien zum Schweigen zu bringen wußte. Einige Worte über die römischen Theater mögen hier am Platze sein. Der römische Boden ist der dramatischen Kunst nie günstig gewesen. An einem Orte, wo so viel Weltgeschichte gemacht wurde, und wo das Leben selbst dem Auge des Schaulustigen so außerordentlich viel darbot, konnte das ernste Drama keine Wurzel schlagen. Unter der päpstlichen Herrschaft war den Bühnen nur der Carneval als kurze Spielzeit freigegeben und in diesen wenigen Wochen allgemeiner Lustbarkeit mußte der Neigung der Römer für burlesken Humor und glänzend ausgestattete Ballets Rechnung getragen werden. Zudem wirkte es auf die anspruchsvolleren Theaterbesucher doch störend, alle Frauenrollen im Schauspiel, Oper und Ballet von Männern (Castraten) besetzt zu sehen. Goethe sah der Theatersaison mit Mißbehagen entgegen. Sie scheint ihm auch wenig Gewinn gebracht zu haben. „Das Theater hat mir noch wenig Freude gegeben," schreibt er am 25. Jan. 1787 an Herder, „vielmehr kann ich wohl sagen, es waren meine verdrüßlichsten Stunden in Rom und doch muß man es sehen um es gesehen zu haben." Die männlichen Primadonnen waren an seinem Verdruß nicht schuld. Im Gegensatze zu den übrigen Italienreisenden, besonders zu Volkmann, nimmt Goethe diesen römischen Theaterbrauch sogar in Schutz. In einem, dem Stile nach sehr spät entstandenen, einzelnen Ausgaben der „Ital. Reise" beigefügten Aufsatze „Frauenrollen auf dem Römischen Theater durch Männer gespielt" versucht er die Sitte historisch zu begründen. Er weist auf die Bühne der Alten hin, die ja auch kein weiblicher Fuß betreten durfte, und zieht die Summe seiner Carneval-Erlebnisse mit der Bemerkung, daß die Neigung zum Rollentausch in Rom den beiden Geschlechtern angeboren sei. „Im Carneval," lesen wir, „ziehen viele junge Bursche im Putz der Frauen aus der niedrigsten Classe umher, und scheinen sich gar sehr darin zu gefallen. Kutscher und Bediente sind als Frauen oft sehr anständig und, wenn es junge wohlgebildete Leute sind, zierlich und reizend gekleidet. Dagegen finden sich Frauenzimmer des mittleren Standes als Pulcinelle, die vornehmeren in Officierstracht, gar schön und glücklich. . . . Ebenso haben die jungen Männer, die sich den Weiberrollen widmen, eine besondere Leidenschaft, sich in ihrer Kunst vollkommen zu zeigen. . . . . Wir Deutschen erinnern uns, durch einen fähigen jungen Mann alte Rollen bis zur größten Täuschung vorgestellt gesehen zu haben, und erinnern uns auch des doppelten Vergnügens, das uns jener Schauspieler gewährte. Ebenso entsteht ein doppelter Reiz daher, daß diese Personen keine Frauenzimmer sind, sondern Frauenzimmer vorstellen. Der Jüngling hat die Eigenheiten des weiblichen Geschlechts in ihrem Wesen und Betragen studirt; er kennt sie und bringt sie als Künstler wieder hervor; er spielt nicht sich selbst, sondern eine dritte und eigentlich fremde Natur. Wir lernen diese dadurch nur desto besser kennen, weil sie Jemand beobachtet, Jemand überdacht hat, und uns nicht die Sache, sondern das Resultat der Sache vorgestellt wird." Von berühmten Rollen sah Goethe Goldoni's heitere Locandiera durch einen Mann dargestellt. Er charakterisirt das Stück außerordentlich fein, ohne seine Schwächen zu übersehen und zu beschönigen. Wir können uns enthalten, an dieser Stelle näher darauf einzugehen, zumal da die Komödie neuerdings auch in einer deutschen Bühnenbearbeitung (Reclam's Universalbibl. Nr. 3367) erschienen ist.

Zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts spielten in Rom acht bedeutendere Theater: Argentina, Capranica della Valle, Aliberti, Tordinone, Granari, Palacorda und la Pace, von denen die drei ersteren heute noch unter demselben Namen bestehen. Wenn schon die vornehme Argentina wegen ihrer Architektur — sie enthält 202, durch massive Steinwände getrennte Logen —, das Theater Tordinone wegen seiner Entstehungsgeschichte merkwürdig ist (der Papst ließ es als Ersatz für ein anderes, infolge eines Rangstreites zwischen dem kaiserlichen und dem französischen Gesandten geschlossenes Theater in zwanzig Tagen erbauen), so sind für uns nur die Theater Aliberti und della Valle, als die einzigen von Goethe erwähnten, von Interesse. Das Theater Aliberti hatte wegen seiner Nähe beim Spanischen Platze für die Künstlercolonie die günstigste Lage. Sein Erbauer war ein Graf Aliberti, Kammerherr der Königin Christine von Schweden. Es hatte 216 Logen und seiner dreieckigen Form wegen eine schlechte Akustik. Seine Besitzer, vier Adlige, verpachteten es in jedem Carneval für 7—800 Scudi an den „Entreprenneur", der jede Loge für 50—70 Scudi auf die ganze Dauer der Spielzeit weitervermiethete. Aliberti war das Modetheater der Damen, die, wie Volkmann berichtet, durchaus das Spectakel besuchen mußten, „sollten sie auch das Geld borgen und ihre Habseligkeiten versetzen" müssen. Bemerkenswerth ist, daß die Eintritts-Preise stiegen, sobald ein Stück den Beifall des Publicums gefunden hatte. Im Carneval 1787 gab man Alexander in Indien, eine Oper des Pasquale Anfossi, die der Componist selbst dirigirte. Weniger als dieses Werk und die ebenfalls dort aufgeführte Oper Cyrus interessirte Goethe das große Zwischenactsballet, eine pantomimische Darstellung der Belagerung Trojas. In einem Briefe an Fritz von Stein giebt er eine genaue Beschreibung dieses seltsamen Machwerks, das, wie Moritz, der der Vorstellung ebenfalls beiwohnte, meint, „das Verdienst hatte, daß es die Darstellung des Vergil fast buchstäblich nachzuahmen strebte, und eben deswegen, ohngeachtet der Einförmigkeit und der Härte des Contrastes in dem pantomimischen Ausdruck, im Ganzen genommen eine vortreffliche Wirkung that". Natürlich fehlte bei diesem Ballet auch das hölzerne Pferd nicht, „welches von den Trojanern triumphirend umtanzt, und von dem Parterre mit jauchzendem Geschrei empfangen wurde".

Das Theater della Valle spielte auch außer der Carnevalszeit. Man hatte die ortsüblichen Gesetze dadurch zu umgehen gewußt, daß man dieser Bühne einen Dispens für die Aufführung von Kinderkomödien verschaffte. Zur Ausfüllung der Zwischenacte wurden Possen und Operetten gegeben, die ein für alle Mal mit jeder Schaustellung verbunden waren. Natürlich kürzte man die Kinderkomödie thunlichst ab und legte das Hauptgewicht auf das weniger unschuldige Intermezzo. Hier hörte Goethe eine

komische Oper des Anfossi, Circe, die ihm offenbar gefiel. Wenigstens waren die Herzogin Amalia und Fräulein von Göchhausen, die der Vorstellung im October 1788 beiwohnten, durch ihn über alle Einzelheiten in Handlung und Besetzung unterrichtet. „Die Hofdame," berichtet Bury an Goethe (17. Oct. 1788), „ist das beste Geschöpf. Sie müssen ihr Vieles erzählt haben. Denn sie fragte mich nach dem Rugantino; ich sagte, daß derselbe hier wäre und in der Circe mitspielte; sie erinnerte sich gleich der Stelle del comprello und freute sich also sehr das Stück zu sehen; die Herzogin sagte mir den Abend, wenn sie ins Theater käme, und ich habe es dem Rugantino und Allen zu wissen gethan sich recht anzugreifen, und so wurde die Circe aufs Allerbeste aufgeführt, und die Herzogin hat große Freude daran gehabt."

Dieser Rugantino — Rugantino Caparolini — ein Sänger in sehr jugendlichem Alter, war zu jener Zeit der hellste Stern am römischen Kunsthimmel, dem von allen Seiten Huldigungen dargebracht wurden. Es ist ohne Frage derselbe, von dem Moritz schreibt: „Ein Knabe von ohngefähr sechzehn Jahren ist jetzt der Liebling des römischen Publicums; er ist nichts weniger als hübsch, und seine Stimme ist keine der vorzüglichsten; aber die außerordentliche Naivität in seinem Charakter und das Unnachahmliche in seinem Spiel fesselt alle Gemüther, und man muß diesen Knaben liebgewinnen." Ihm secundirte der berühmte Buffo Gioacchino Caribaldi, nach Ansicht der Herzogin „der beste der Welt". „Er ist," schreibt Moritz, „als Greis noch immer der Liebling des Publicums; er hat so etwas Angenehmes in seiner Stimme und Manieren, und etwas so natürlich Komisches in seinem Wesen, wie man selten findet; wenn er nur auftritt, reizt er oft schon durch seine bloße Stellung und trocknes Mienenspiel zum Lachen; und man ist einmal so an ihn gewöhnt, daß er bei diesem Schauspiel gewiß eine der unentbehrlichsten Personen ist." Beide Künstler durften sich der Gunst der Herzogin erfreuen, die sie häufig zu ihren kleinen Concerten zuzog. Bury mußte Beide „in ihrer interessantesten Action" zeichnen.

Auf derselben Bühne sah Goethe bei seinem zweiten römischen Aufenthalt trotz der Juli-Hitze eine neue komische Oper, l'impressario in angustie (der Theaterdirector in Nöthen), die er „ganz fürtrefflich" fand. „Ein Quintett, da der Poeta sein Stück vorliest, der Impresar und die prima donna auf der einen Seite ihm Beifall geben, der Componist und die seconda donna auf der andern ihn tadeln, worüber sie zuletzt in einen allgemeinen Streit gerathen, ist gar glücklich." Auch Moritz, der auf die Einzelheiten des Stückes ziemlich ausführlich eingeht, ist seines Lobes voll. Von sonstigen musikalisch-dramatischen Werken sah Goethe im Theater della Valle wohl nur noch eine Oper des Cimarosa, der neben dem Venezianer Galuppi, dem Neapolitaner Paesiello und unserem Gluck den Geschmack der Römer beherrschte.

Um die theaterfeindliche Angelika Kauffmann „solcher Genüsse theilhaftig zu machen", veranstaltete Goethe in seiner Wohnung das berühmte Concert, das so wesentlich dazu beitrug, den bescheidenen Deutschen urplötzlich in einen „reichen Mylordo" zu verwandeln. Durch Bury's Vermittlung waren die Künstler des Theaters della Valle zur Mitwirkung gewonnen worden, und als Auditorium hatten sich außer den Mitgliedern der deutschen Colonie auch Engländer und Italiener eingefunden. „So ward," schreibt Goethe, „ein glänzendes Concert aufgeführt in der schönsten Sommernacht, wo sich große Massen von Menschen unter den offenen Fenstern versammelten, und, als wären sie im Theater gegenwärtig, die Gesänge gehörig beklatschten. Ja, was das Auffallendste war, ein großer, mit einem Orchester von Musikfreunden besetzter Gesellschaftswagen, der soeben durch die nächtliche Stadt seine Lustrunde zu machen beliebte, hielt unter unseren Fenstern stille, und, nachdem er den oberen Bemühungen lebhaften Beifall geschenkt hatte, ließ sich eine wackre Baßstimme vernehmen, die eine der beliebtesten Arien eben der Oper, welche wir stückweise vortrugen, von allen Instrumenten begleitet, hinzugesellte. Wir erwiderten den vollsten Beifall, das Volk klatschte mit drein, und Jedermann versicherte, an so mancher Nachtlust, niemals aber an einer so vollkommenen Theil genommen zu haben." Goethe scheint übrigens bei dieser Schilderung zwei verschiedene Ereignisse verschmolzen zu haben, da er des Concertes sowie der Ankunft des herzogl. Concertmeisters Kranz, dessen Eintreffen für das Zustandekommen der musikalischen Soirée entscheidend war, bereits in einem Briefe an Frau v. Stein vom 25. Januar 1787 Erwähnung thut.

Zum Schlusse müssen wir noch eines anderen Concertes gedenken, das der Senator (in diesem Falle so viel wie Oberbürgermeister) von Rom, Fürst Abondio Rezzonico, zu Ehren der bei ihm zu Besuche weilenden deutschen Familie von Diede in seiner Wohnung auf dem Capitol veranstaltete. Rezzonico, ein Neffe Clemens' XIII., wird von den Zeitgenossen einstimmig als ein wohlwollender Mann von hervorragender Bildung geschildert. „Dieser liebenswürdige Sterbliche steht ganz allein unter seinen Landsleuten!" schreibt Einsiedel an Goethe. „Bei ihm bemerkt man nichts von jenem steifen Hochmuthe, den man sonst den römischen Großen zum Vorwurfe macht," bemerkt sogar der strenge Gorani. Eine Schattenseite fehlte dem Senator freilich nicht — es war seine Frau, das enfant terrible der römischen Gesellschaft, eine geschworene Feindin der ganzen Geistlichkeit. Rezzonico hatte bereits früher Goethe'n besucht, um ihn in seine Kreise zu ziehen, jetzt, da „werthe Gönner und Freunde" aus Deutschland in seinem Hause wohnten, vermochte der Dichter die Einladung nicht abzulehnen. Wir wollen auf die musikalischen Vorträge nicht näher eingehen und nur noch eine Stelle aus der Beschreibung jenes Concertes folgen lassen, die aufs Neue darthun kann, wie die Mitglieder der deutschen Künstlercolonie ihre Begeisterung für malerische Effecte selbst dann zu bewahren wußten, wenn sie unter dem Einflusse einer anderen nicht minder mächtigen Kunst standen. Goethe schreibt: „Für uns andere, besonders deutsche Zuhörer, blieb es ein unschätzbarer Genuß, in dem Augenblicke, wo wir ein treffliche, längst gekannte Dame in den zartesten Tönen sich auf dem Flügel ergehend vernahmen, zugleich hinab vom Fenster in die einzigste Gegend von der Welt zu schauen und in den Abendglanz der Sonne, mit weniger Wendung des Hauptes, das große Bild zu überblicken, das sich linker Hand vom Bogen des Septimius Severus, das Campo Vaccino entlang bis zum Minerven- und Friedenstempel erstreckte, um dahinter das Coliseum hervorschauen zu lassen, in dessen Gefolge man denn, das Auge rechts wendend, an dem Bogen des Titus vorbeigleitend, in dem Labyrinthe der Palatinischen Trümmer und ihrer durch Gartencultur und wilde Vegetation geschmückten Einöde sich zu verwirren und zu verweilen hatte."

Bücherbesprechungen.

— **Das Königlich Sächsische Kosten-Gesetz vom 6. Nov. 1890.** Text-Ausgabe mit Anmerkungen, Gebührentafeln und Sachregister. Herausgeber: Dr. Ernst Kaden, Amtsrichter. Meißen, C. E. Klinkicht & Sohn 1895. — Eine handliche Textausgabe, die in den Anmerkungen die neueren Verordnungen des königl. Justizministeriums namhaft macht und die dazu ergangenen veröffentlichten Entscheidungen des Oberlandesgerichts aufführt. Hierzu sei nur zur Anm. 1 S. 25 bemerkt, daß bei Abtretung des Erstehungsrechts an einem Grundstücke die Gerichtsgebühren nach Nr. 40d., nicht nach Nr. 40a. des Tarifs zu berechnen sind; der gleiche Fehler (Druckfehler) liegt schon in der Belegstelle, Annalen des O.-L.-G. 15 S. 478 vor. Die Gebührentafeln gehen zwar nur bis zu Werthen von 50000 ℳ, geben aber an, wie mit Benutzung angeführter Hilfstafeln die Gebühren für höhere Werthe berechnet werden können; ob sich dies als praktisch erweist, kann erst nach längerem Gebrauche beurtheilt werden; die gegebenen Beispiele sprechen aber dafür. Vielen, besonders Beamten, wird das Buch eine willkommene Unterstützung bei der Kostenberechnung u. s. w. sein. K—d.

— **Curt Bökelmann: Leopold I., Fürst von Anhalt-Dessau.** Leipzig 1895. Verlag von Carl Jacobsen. — Der Verfasser giebt eine kurze Lebensskizze des Fürsten Leopold I. von Dessau, des allbekannten „alten Dessauers"; als Hauptquelle dient ihm eine anhaltinische Chronik von Samuel Lentz aus dem Jahre 1757, die durch Vererbung in seinen Besitz gekommen ist. Bei Beurtheilung des Buches muß man beachten, daß der Verfasser eben nur eine Skizze, keine wirkliche Biographie geben will; er führt die Hauptdaten aus dem Leben des Fürsten an, besonders aus seiner kriegerischen Laufbahn, und bringt dabei eine Reihe Briefe von und an den Fürsten und zwei Diplome aus der Lentz'schen Chronik zum Abdruck. Diese Actenstücke sind ihm offenbar besonders wichtig, sie sind interessant auch als zeitgenössische Urtheile über den Fürsten. A. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 114. Dienstag, den 24. September. 1895.

Der Bart und seine Geschichte.

Von D. J. R. (Nachdruck nur mit Erlaubniß des Verfassers gestattet.)

„Tempora mutantur
Et barbae mutantur cum illis."

Als Gott den ersten Menschen schuf, da war dies nach Annahme der Weisen ein Mann in der Blüthe der Jahre, Adam, kein Knabe oder unentwickelter Jüngling; mit welchem Rechte stellen ihn deshalb die Künstler bartlos dar? Doch soll ihnen verziehen sein, wenn sie dadurch die Schwäche und die Unmännlichkeit Adam's seinem Weibe Eva gegenüber bezeichnen wollen. Ich bin auch der Ansicht, daß „zur gerechten Strafe" für seine nicht zu entschuldigende Lüsternheit der alte Adam verdammt wurde, auf irdischen Bildern als „bartloses Geschöpf" zu figuriren; er war ein Orientale — als solcher wird und muß der leichtsinnige Stammvater des Menschengeschlechtes bis ans Ende der Welt seine Schande doppelt empfinden. Aber wer könnte sich einen Abraham, einen Israel, einen David, einen Samuel, einen Moses, einen Jeremias ohne Bart vorstellen? Solche erhabene Männer des Alterthums sind bartlos undenkbar. Unbärtig dagegen war Jacob's Sohn, der schöne Joseph, bis zu seinem dreißigsten Lebensjahre; bis dahin ging es ihm aber auch nicht zum Besten. Im Gefängnisse scheint er Bart und Locken getragen zu haben, d. h. beide Zierden verwildert und ungepflegt, denn ehe er vor Pharao erschien, ward er geschoren; doch trug Joseph später als Vicekönig nach damaliger Sitte den schmalen kurzen Kinnbart der Aegypter. Der jeweilige Herrscher — Pharao — des Nillandes durfte nur unter Aufsicht weißgekleideter ernsthafter Priester seinen Bart und sein hl. Antlitz waschen, worauf ersterer mit bunten Bändern umwickelt und mit seltsamer Kunst hakenförmig gebogen ward. Noch mehr Zeit und Mühe verwendeten (um das Jahr 900 v. Chr.) die üppigen Babylonier, Assyrer und Meder auf ihren Kopf- und Gesichtsschmuck, denn sie alle verstanden sich aufs Putzen wie sonst kein Volk des Alterthums. Langes, von einem weichen zierlichen Turban bedecktes Haupthaar und ein in zahlreiche künstliche Löckchen gedrehter duftender Bart bildeten den Stolz eines Mannes jener Nationen. Davon wußten die derben, kraftvollen Römer der frühesten Zeit (circa 400 J. v. Chr.) glücklicherweise noch nichts. Roh und ohne allen Kunstsinn, mit von der Sonne gebräunten Gesichtern, ohne Kopfbedeckung, die Haare frei um den Kopf hängend, trugen die Jünglinge und Männer Roms den Bart lang und ungeschoren und kämmten ihn einfach und billig mit den Fingern. Wie diese ersten Römer ihren, obwohl ungepflegten Bart achteten und eine Verunglimpfung desselben aufnahmen, davon erzählt uns der gleichfalls mit dem Abzeichen der Manneswürde gezierte Geschichtsschreiber Titus Livius (59 v. bis 17 n. Chr.) die bekannte Geschichte aus dem Jahre 390 v. Chr., wo die wilden Gallier in Rom die greisen Senatoren auf ihren Sesseln ermordeten. Später freilich bemächtigte sich der Fortschritt auch des Bartes der Römer: Roma sank. — Gleich sämmtlichen Griechen trugen Athener wie Spartaner fast ausnahmslos die Zierde des männlichen Antlitzes, wenn auch die Letzteren nicht gerade sehr viel auf ein reinliches Aeußere hielten. Ein Pythagoras, ein Plato, Sokrates, Themistokles, Cimon, Perikles, Alcibiades, Epaminondas — sie alle waren bärtig und pflegten im Gegensatz zu Antisthenes, Diogenes und der cynischen Schule diesen Mannesschmuck. Und Phidias wußte die erhabene Gestalt des höchsten hellenischen Gottes, Zeus, des gewaltigen Herrschers im Olympos, nicht würdiger darzustellen als — bärtig, wie schon der blinde Weißbart Homer von ihm sagte:

Also sprach und winkte mit schwärzlichen Brauen Kronion,
Und die ambrosischen Locken des Königes walleten vorwärts
Von dem unsterblichen Haupt: es bebten die Höh'n des Olympos.

Jupiter's unvergängliche Mannes-Schönheit und -Kraft verräth sein Lockenbart und der Donnerer selbst bezeugte durch einen Blitzstrahl Wohlgefallen an diesem Bilde. Dies war im Jahre 432 v. Chr. und über 800 Jahre thronte der bärtige Zeus zu Olympia, bis im 5. Jahrhundert n. Chr. ein Brand Gott und Tempel zerstörte. Xenophon, der schriftstellernde Feldherr († 360 v. Chr.), Sophokles, der schönste Mann seiner Zeit († 405 v. Chr.), Demosthenes, der eiserne Phocion († 378 v. Chr.) rühmten sich zwar noch mit vielen Anderen ihres bärtigen Kinnes, aber bereits zur Zeit Alexander's des Großen begannen die Griechen, besonders die Jünglinge und Wettkämpfer, an ihren Bärten herumzustutzen, sie zu beschneiden, ja ganz und gar zu rasiren, nachdem der größte Feldherr und Eroberer, Alexander selbst, zu Baktra in Persien der Weichlichkeit verfallen und sein Kinn, wie das seiner Krieger, dem Scheermesser hingehalten hatte (330 v. Chr.). Seit jenem Tage begann der Stern des unüberwindlichen Eroberers zu bleichen, mit dem Barte wich die Manneskraft von ihm. Bald entstanden in allen Straßen Athens Barbierstuben, die an Eleganz den modernen Salons pour la coupe des cheveux kaum nachstanden; mit dem Emblem der Männlichkeit schwand auch diese selbst bei den Söhnen Achajas; die tapferen Spartaner sanken zu Söldnern herab, die Athener traten als Dichter und Schöngeister, als Schauspieler und Tänzer auf, zur Unterhaltung der stolzen Römer, die der Schwächlinge und Unmännlichen bald Herr wurden und Hellas zur römischen Provinz herabwürdigten (146 v. Chr.). Unbärtige Größen sollte Griechenland nicht besitzen; denn Dionysios, den Tyrannen von Syrakus († 367 v. Chr.), der sich aus Angst, ermordet zu werden, nicht barbiren, sondern von seiner Tochter den Bart mit glühenden Nußschalen absengen ließ, können wir nicht zu denselben rechnen. Dionysios scheint überhaupt ein geschworener Feind des Bartes gewesen zu sein, eine Eigenschaft mehr, die mir den Wütherich noch abstoßender erscheinen läßt. Sogar die Statue des Aeskulap, der als Gott der Heilkunst und der Aerzte als Greis dargestellt wurde, mußte ihm ihren goldenen Bart hergeben, weil es unschicklich sei — höhnte der Tyrann — daß der Sohn einen Bart trage, da doch sein Vater Apollo desselben entbehre. Aber auch in Romas Mauern ward es mit der Zeit anders. Der „götterähnliche", noch in jugendlicher Mannesschönheit blühende P. Cornelius Scipio Afrikanus — er zählte bei seinem ersten Auftreten kaum 5 Lustren — ließ sich bereits durch sicilianische Barbiere täglich rasiren; sein nicht minder großer Gegner Hannibal jedoch trug ein von schwarzem Barte umrahmtes gebräuntes Antlitz zur Schau (circa 200 v. Chr.). Scipio's Beispiel fand im Nu überall Nachahmer, die Bärte schwanden, das „römische Kinn" ward bewundert und bald schwärmte kein Volk mehr für Barbiere, Seifenschüssel und Scheermesser als die Lateiner. Bartlosigkeit und kurz geschnittenes Haupthaar wurden das Merkmal, an dem man einen „civilisirten" Römer erkannte. Der finstere Cato, Cicero, Cäsar, Horaz, Pilatus, Brutus, Virgil und die meisten der berühmten „classischen" Römer waren unbärtig, gleichwie Augustus, der erste Imperator, und fast die sämmtlichen römischen Kaiser. Doch ließ Augustus nach der Hermannsschlacht zum Zeichen der Trauer lange Zeit den Bart stehen — er hatte allen Grund dazu, der verrückte Caligula ebenfalls, weil er das Gesicht voll Narben hatte. Der umsichtige Hadrian, der gute Antoninus Pius, der Philosoph Marcus Aurelius, der Bluthund Caracalla ahmten ihm nach, theils um als Denker zu gelten, theils, wie der Letztgenannte, um wenigstens dieses Zeichen der Männlichkeit an sich zu tragen; denn alle Manneskraft war damals aus den meisten Römern ge-

wichen. Mehr als einmal des Tages ließen sie sich von ihren bartlosen Sklaven den ganzen Leib mit wohlriechenden Wassern und Salben einreiben und „massiren", stundenlang saßen sie unter den Händen des Barbiers und Friseurs, der ihnen das Haar ringelte und in künstliche Locken schlang. Zur Zeit Julian's des Apostaten gab es allein im Cäsarenpalaste 1000 Barbiere und Haarkünstler, obschon er selbst einen Bart und den schlichten Mantel der Philosophen trug. Ich sagte absichtlich „stundenlang", denn Martial († 100 n. Chr.) schreibt, der Bart sei oft auf der einen Seite wieder nachgewachsen, während der Bader auf der anderen noch schabte! Oder sollten die damaligen Bartkünstler solch elende Stümper gewesen sein? Gewiß ist es, daß der Milchbart der damaligen Jünglinge nichts mit dem Rasirmesser zu schaffen hatte, weil sich ihn die jungen Leute vor ihrer Großjährigkeit selbst mit der Scheere abnahmen, welche Prozedur Juvenalis, der bärtige Satiriker, barbam metere nannte. Besuche, Geschenke wurden gemacht, Festessen gegeben, wenn der junge Mann sich im Kreise seiner Jugendgenossen zum ersten Male als „Mann" empfinden durfte, d. h. — rasirte. Nero verschloß seinen Erstlingsbart in eine kostbare mit Perlen gezierte Urne und opferte ihn dem Jupiter Capitolinus. Die Marsjünger hingegen verzichteten nicht auf ihren Mannesschmuck; in Gallien und auch in anderen unterjochten Provinzen behaupteten sie den Bart als Vorrecht und verboten den Besiegten, ihn wachsen zu lassen. — Die meiste Ehre und Achtung jedoch genoß diese Manneszierde bei den Hebräern bis in die Neuzeit; Moses verbot sogar ihre Wegnahme (3. B. Mos. XIX, 27). Die größte Beschimpfung eines Hebräers bestand darin, daß ihm der Bart abgeschnitten wurde, sie wurde fast der Eviration gleich geachtet. David rächte eine derartige Behandlung seiner Gesandten seitens des jungen unbärtigen Ammoniterkönigs Hanun auf furchtbare Weise; den arg Beschimpften hingegen befahl er: „Bleibet zu Jericho, bis euch der Bart wieder gewachsen ist, dann möget ihr wieder kommen." (2. Sam. X, 4. 5.) Denn ohne Bart dort zu erscheinen, wo man als bärtig bekannt, halten die Orientalen bis auf den heutigen Tag für noch schimpflicher fast als überhaupt dieses vor Augen liegende Zeichen der Männlichkeit zu entbehren. Man sieht deutlich, wie die Hochachtung vor dem Barte von den Hebräern auf alle Morgenländer sich vererbt hat, indem man ihn gleichsam als Heiligthum betrachtet, das Gott dem Manne zur Unterscheidung vom Weibe gegeben. Den Arabern z. B., unter denen ich länger gelebt habe, ist dieser Mannesschmuck etwas Ehrwürdiges, so daß sie bei ihrem Barte schwören und einen solchen Eid selten verletzen. Ein Gesicht ohne Bart halten sie für mindestens ebenso häßlich als eines ohne Nase, und nichts wird den Europäern so zum Schimpfe angerechnet, als daß sie keinen Bart tragen. Die Missionare jener Gegenden — katholische und protestantische — beeilen sich daher, als „Männer" zu erscheinen; von einem lateinischen Curaten in Kleinasien verlautet, er hätte dem Bilde des Papstes Leo in seiner Kirche einen Bart angeklebt, „um Aergerniß zu verhüten". Werfen doch die Griechen den Katholiken resp. Lateinern vor, daß ihre Geistlichkeit und ihre Heiligen bartlos wären. Der Bart vermag im Orient — Alles: er schließt Freundschaften und macht gute Geschäfte, man berührt, ja küßt sich gegenseitig den Bart zum Zeichen des Vertrauens und der Aufrichtigkeit. Ich kam mehr als einmal in die Lage, mich meines Bartes, den ich nie abgenommen habe seit meinen Jünglingsjahren, als eines imponirenden, Ruhe stiftenden, machtvollen Vermittlers bedienen zu müssen, und ich versichere auf meinen unentweihten Gesichtsschmuck hin, daß ich sehr gut dabei fuhr, besser oft, als durch Abfassung von umständlichen Contracten und durch theuer bezahlte Unterschriften von unzuverlässigen Zeugen. Man wird darum verstehen, daß ich meinen Bart auch heute noch beibehalte, meinen Bart, den mir die Söhne vornehmer Orientalen geküßt, gesalbt, mit den feinsten duftenden Wassern benetzt, mit Wohlgerüchen durchräuchert haben. Wer weiß, ob es mir nicht einstens nochmals vergönnt sein wird, das Land der Sonne auf länger wieder zu schauen! Dann sollen nicht die Alten am Thore und die Jungen am Wege den Kopf schütteln und sprechen: Im Frankenland hat man ihn beschimpfet, er hat keinen Bart mehr. Macht deshalb ein europäischer Haarschneider auch nur Miene, sich meinem Barte zu nähern, dann sogleich mit Muhamed drohend: Harâm, harâm = Sünde und Schande! Meistens trugen die alten Hebräer ihre Bärte zierlich gelockt und sorgsam gepflegt; bei festlichen Anlässen salbten sie dieselben mit wohlriechenden Oelen, während sie sie bei Unglücksfällen und in der Trauer abschoren. Propheten, Weise und Nasiräer ließen Bart- und Haupthaar wachsen; keine Scheere durfte, besonders den Nasiräern, sich nahen, sie waren dem Herrn geheiligt, solange ihr Haar wuchs. (4. B. Mos. VI, 5.) Der uralte Christus-Typus ist Jedermann bekannt: Gescheiteltes, haselnußbraunes Lockenhaar, kurzer, gespaltener Krausbart, der den Mund ganz frei läßt; als bartlosen Jüngling, gleichsam als Symbol, findet man Christus auf den flachen Reliefs der Sarkophage des unterirdischen Roms. Sein Lieblingsapostel, der sanfte Johannes erscheint meist ohne Bart — es ist dies wohl Künstlerlaune; Gott Vater hingegen ist stets der langbärtige „Alte der Tage". — Die ersten drei Jahrhunderte der christlichen Aera sind vorwiegend eine „Periode des glatten Kinnes". Aber die Zeit der Völkerwanderung kam und mit ihr kehrte der Bart wieder, denn Gothen, Vandalen, Markomannen, Franken, Langobarden — alle waren von Jugend an bärtige Gesellen. Unsere Ahnen, die Germanen, schoren den Bart selten ab; bei einigen ihrer Stämme hingegen, z. B. bei den Katten, durfte kein junger Mann an seinem Barte schneiden oder ihn gar ablegen, ehe er nicht als Held einen Feind erlegt hatte. Nur die fürchterlichen Hunnen haßten den Bart; in ihrer Wildheit gingen sie soweit, den noch nicht mannbar gewordenen Knaben und Jünglingen Kinn und Wangen zu zerschneiden, um den Bartwuchs zu unterdrücken. Weibischen Männern mangelt nicht selten dieses Wahrzeichen voller Männlichkeit, Neger, Kophten, Indianer, wie überhaupt alle schwachen, unterdrückten Völkerstämme der alten und neueren Zeit sind bartarm; in der Jugend Verschnittene entbehren gänzlich dieser Manneszierde, die Sklaven aller Epochen waren des Bartes unwerth erachtet. — Alle griechischen Kaiser bis auf Konstantin IX. († 1453) waren Verehrer und Träger des Bartes, berühmt ist Konstantin IV. Pogonatos d. i. der Schönbärtige, dieser griechische Absalom; die römisch-deutschen Kaiser liebten und pflegten gleichfalls diesen Gesichtsschmuck. Karl der Große, Heinrich der Vogler und gar dessen Sohn Otto I. hatten prächtige Bärte — ein edles Kleeblatt. Otto II. trug den Bart desto kürzer und der dritte dieses Namens hatte es, als er 1002 starb, eben zu einem Schnurrbärtchen gebracht. Ludwig dem Kinde war nicht einmal letzteres vergönnt gewesen, mit kaum 18 Jahren und glatten Wangen sank er 911 in ein frühes Grab. Dagegen brachten die edlen Kaiser Heinrich II., Heinrich der Schwarzbärtige und Rudolph von Habsburg den Mannesbart wieder auf den Thron, Friedrich I. gar heißt die Geschichte ob seines rothen, bis auf den Gürtel niederwallenden Gesichtsschmuckes „Barbarossa". Von andern berühmten Männern, die auf den Bart, d. h. auf den nicht zugestutzten, sondern Natur-Vollbart Werth legten — Ehre sei ihnen deshalb immerdar! — erwähne ich der Seltsamkeit halber nur folgende: Alfred den Großen von England, Eduard den Bekenner, Gottfried von Bouillon, Richard Löwenherz, Eberhard, „den mit dem Barte", Karl V., Bonifacius (Winfried), Cid, Gutenberg, Bayard, den edlen Thomas Morus, Copernikus, Galilei, Torquato Tasso, Michelangelo, Leonardo da Vinci, welchen man — warum soll ich es verschweigen? — allerdings manche andere nicht unwichtige „unbärtige" Berühmtheiten gegenüber stellen könnte z. B. einen Dante, Columbus, Rafael, Luther, Savonarola, Thomas von Aquino, Albertus Magnus u. s. w. Doch war das Mittelalter im Allgemeinen dem Barte sehr günstig, von den 54 römisch-deutschen Kaisern trugen etwa 40 den Vollbart, von den 260 Päpsten über 200, darunter zehn mit dem sogenannten spanischen Knebelbart (1605—1700). Der erste glattrasirte Papst war Valentinus (827); er regierte nur 40 Tage. Der Ordensstifter Benedikt, Franz von Assisi, Ignatius von Loyola, Melanchthon, Huß waren bärtig, bartlos hingegen Petrarca, Leo X., Dominikus, Napoleon, Las Casas, Erasmus von Rotterdam. Doch genug der Namen. Noch am Ende des Mittelalters bildete der Bart eine Zierde der Vornehmen und Alten, die jungen Herren wußten jedoch allerlei an ihm zu „stutzen, zu kräuseln, zu wischen" und änderten darin die Moden öfter, bis dieselben nach dem 30jährigen Kriege nicht selten ins Lächerliche ausarteten. Bald trugen sie ihn kurz, bald lang, bald ließen sie ihn kunstgemäß bearbeiten, „bald wie ein Zirkelbärtel, bald wie ein Schneckenbärtel, bald wie ein 101-Bärtel, bald wie ein Jungfrawenbärtel, ein Dotterbärtel, ein Spitzbärtel, ein Maikäferbärtel, ein Entenwädele, ein Schmalbärtel, ein Zuckerbärtel, ein Stutzbärtel, ein türken Bärtel, ein spanisch Bärtel, ein wälsch Bärtel, ein Osterbärtel" u. s. w., wie uns ein Historiker jener Zeit launig zu berichten weiß. Dasselbe gilt von unserem Jahrhundert; ein jeder Mann sucht den ihm von der Allmutter Natur zugedachten Gesichtsschmuck zu verschönern, zu veredeln, zu kürzen, zu verschneiden. Doch könnte unsere

Zeit im Ganzen und Großen die „Periode des Schnurrbartes“ genannt werden. Je länger und üppiger der Schnurrbart, desto männlicher dünkt sich das starke Geschlecht im Abend- und Morgenlande. Hier gaben der sonst so tüchtige Sultan Mahmud II. (1785—1839) und Mehemed Ali — Beide bärtig — zum Aergerniß und Schrecken aller „Gläubigen“ das fürchterliche Zeichen und der einst so vergötterte orientalische Bart durfte — vorläufig bei der Armee — nur als Schnurr- oder Schnauzbart ein ärmliches Dasein weiter fristen. Aber der Anfang war gemacht und heute sieht man Generäle, Paschas, dann die meisten Christen des Orients nur den freilich oft kolossalen Schnurrbart streichen und pflegen. Wären nicht noch die Geistlichen aller Religionen, die Frommen unter den Moslims, die Alten und die Juden in dieser Hinsicht die „conservative Partei“ im Orient — ich glaube, der schon bleiche Halbmond wäre längst ganz erloschen. Das wird aber erst geschehen, wenn ein unbärtiger Sultan den Thron besteigen sollte. Der jetzige gutmeinende Padischah, Abdul Hamid, dessen sympathisches Antlitz ein schöner tiefschwarzer Vollbart umrahmt, und der junge Czar Nikolaus II. „Wserossijskye Imperatory“ (Kaiser aller Rußlande) sind zur Zeit die einzigen ganzbärtigen Monarchen Europas und zugleich die vornehmsten Vertreter des männlichen Gesichtsschmuckes im Orient, denn weder der „Sohn des Himmels“, der tiefgedemüthigte Kaiser von China, Schun-tschi-Kang-hi-Kien-lang mit dem spärlichen Bartwuchse, noch der siegreiche Mikado von Japan, Muts Hito mit dem Knebelbarte, noch der „europäisirende“ Schah von Persien, Nassr ed din mit grauem Schnurrbarte können wir als solche betrachten. Die Könige und Herrscher Europas haben ihre Bärte mehr oder weniger modernisirt — eine Ausnahme machen Kaiser Franz Josef von Oesterreich, König Albert von Sachsen, der Regent von Bayern, der Großherzog von Baden, König Leopold von Belgien und König Karl von Rumänien. — Der deutsche Kaiser Wilhelm und der König Italiens, Umberto, sind Freunde des martialischen Schnurrbartes. Der neunzehnjährige, zwischen Milan, Natalie und dem Thron schwankende König Alexander von Serbien wartet sehnsüchtig darauf, an der Oberlippe etwas zwischen die Finger zu bekommen, was dem jugendlichen Khedive Abbas Pascha vor Kurzem gelungen ist, worauf er sich sofort eine Frau zulegte. Der kleine König Alphons von Spanien trägt noch das Milchgesicht des Knabenalters; bei ihm ist der Bart noch eine „Frage der Zeit“, die ihm vorläufig wenig Sorgen bereitet. — Macht doch der Bart allein in keinerlei Form weder den König noch den Mann überhaupt, wenn er nur sonst etwas werth ist.

Bücherbesprechungen.

— Die sittliche Triebkraft des Glaubens. Eine Untersuchung zu Luther's Theologie von Karl Thieme, Lic. theol., Dr. phil., a. o. Professor der Theologie an der Universität Leipzig. Leipzig, Dörffling & Franke. 1895. 5 ℳ. — Der Verfasser bietet in diesem hochgelehrten Buche eine jener akademischen Arbeiten, durch welche junge Docenten im Kreise ihrer Collegen nahe und ferne den Beweis dafür zu liefern pflegen, daß sie auf dem von ihnen vertretenen Gebiet mit Fleiß und Ausdauer studirt, die betreffende Literatur ausreichend kennen gelernt und ein selbständiges Urtheil sich erworben haben. Es versteht sich von selbst, daß es in diesem Blatte nicht unsere Aufgabe sein kann, der Entwickelung der theologischen Gedanken im Einzelnen nachzugehen und sie auf ihre Stichhaltigkeit zu prüfen. Denn so speciell (auch der Titel des Werkes klingt, so genügt ein kurzes Nachdenken über seine Tragweite, um zu erkennen, daß die hier vorgenommene Untersuchung in sehr verschiedene Capitel der Glaubens- und Sittenlehre übergreifen muß, ja daß sie sich, wie thatsächlich geschehen ist, in ausführlicher Weise mit psychologischen Fragen zu befassen hat. Wir überlassen es daher den Fachgelehrten, ihr Urtheil über den Werth dieses Buches als einer rein wissenschaftlichen Leistung auszusprechen, und begnügen uns mit der nicht sehr akademischen Beobachtung, daß es wohl für immer eine Unmöglichkeit bleiben wird, die Bewegungen des Seelenlebens bei dem wiedergeborenen Christen nach Analogie der natürlichen Seelenbeschaffenheit mit psychologischen Sätzen zu beschreiben und zu ordnen. Der von Gott geschaffene neue Mensch ist mit Nothwendigkeit ebenso ein Geheimniß für menschliche Erkenntniß, wie das Wesen der Gottheit selbst. Den Beweis für diese Wahrheit erbringt der Verfasser auch selbst, indem er an mehreren Stellen ausspricht oder durchblicken läßt, so verhalte sich die Sache in der Theorie, in der Praxis freilich sei es schwer den betreffenden Seelenzustand rein aufzufinden und aufzuzeigen. Und da die Bibel aus guten Gründen fast überall nur die sich vollziehenden Thatsachen und ihre Folgen, meist aber nicht den seelischen Vorgang beschreibt, so werden Dogmatik und Ethik auf diesem Gebiete immer entweder die Sätze der Psychologie herüber nehmen oder sich auf eigene Speculation einlassen müssen, beides auf die Gefahr hin, daß biblische Aussagen mit den gewonnenen Resultaten nicht mehr recht stimmen wollen. So ist uns mit Rücksicht auf die Mehrzahl der Leser, die wir diesem Buche wünschen, die Hauptsache daran die gründliche Durcharbeitung der Werke Luther's, die der Verfasser nach seiner schriftstellerischen Absicht hat vornehmen müssen. Eine Bemerkung über Luther's Auffassung von der sittlichen Kraft des Glaubens, die sich in Herrmann's „Verkehr des Christen mit Gott“ findet, hat ja den Anlaß zu dieser Untersuchung gegeben. Herrmann hat gefunden, daß bei Luther der Antrieb zum sittlichen Thun, wie er im Glauben vorhanden sein muß, seiner Entstehung und Wirkung nach nicht genügend nachgewiesen sei, und hat dann zur Ausfüllung dieser Lücke eine Art von edelstem Egoismus der gläubigen Seele construirt, die sich sittlich bethätige, um so Gott zu finden und zu haben. Dieser Gedanke hat seine Wahrheit auch, aber, so als Lehrsatz formulirt, widerspricht er den Grundlehren der Reformation. So galt es, Luther's Werke daraufhin zu untersuchen, ob jene Lücke wirklich vorhanden sei, und wenn nicht, welches seine Anschauungen über das Entstehen jenes Triebes gewesen seien. Der Verfasser weist nach, daß nach Luther der Glaube ebensowohl durch berechtigte Selbstliebe (Ipsismus im Gegensatz zu Egoismus), wie durch die Liebe zu Gott zum sittlichen Thun angetrieben werde, daß er aber auch seiner Natur nach einen Vergeltungstrieb für die empfangenen Gnadenwohlthaten in sich trage, welcher Vergeltungstrieb von dem bloßen Dankbarkeitsgefühl ausdrücklich unterschieden wird. Zur Gewinnung dieser Hauptsätze sind alle dieses Gebiet behandelnden oder auch nur streifenden Schriften Luther's durchforscht und die beweiskräftigen Stellen in solcher Fülle herangezogen worden, daß wohl nicht zu viel behauptet ist, wenn man sagt, die Hälfte des ganzen Buches bestehe aus Worten Luther's. Und zur Beurtheilung dieser Citate sind die betreffenden Aussprüche der neueren und neuesten Dogmatiker und Ethiker, und was die letzteren anlangt, der theologischen wie der philosophischen, berücksichtigt und zum Theil auch wörtlich angeführt. Auf diese Weise gestaltet sich das Buch zu einem Citatenwerke in der Art der alten gelehrten Schriften, und es sind vornehmlich die reichen Schätze der kraftvollen Lehrweisheit Luther's, auf die wir die Aufmerksamkeit der Leser hinlenken möchten. Wir wüßten nicht, in welchem anderen Buche wir sie in dieser Fülle antreffen könnten. Und zwar sind außer den gelehrten Werken auch die Briefe und die Predigten reichlich berücksichtigt, so daß der Leser die wichtigsten und schönsten Aeußerungen Luther's zu dieser großen Hauptfrage seiner Lehre in unserem Buche beisammen findet. Zu diesem erquickenden Genuß, Luther's Genius auf der ganzen Linie seiner Entwickelung vor sich erstehen zu sehen und die ausführlichen und jederzeit interessanten Beobachtungen des Verfassers über diese Erscheinung zu vernehmen, laden wir die evangelischen Theologen auf Grund eigner fröhlicher Erfahrung herzlich ein. B. K.

— Die Theopneustie der heiligen Schrift. Ein Beitrag zur Lösung der „Inspirationsfrage“ von Hermann Philipp Schnabel, evang. Pfarrer (zu Dortelweil im Großh. Hessen). Stuttgart, Greiner und Pfeiffer, 1895 (46 S. gr. 8). 1 ℳ. — Man wird sich jedes Versuches freuen dürfen, die christliche Lehre von der heiligen Schrift in einer solchen Weise darzustellen, daß der böse Schein vermieden und die irrige Meinung zurückgedrängt wird, als ob irgend welche wirkliche Ergebnisse historisch-kritischer Wissenschaft dem recht verstandenen evangelisch-christlichen Glauben Abbruch thun könnten. Gegenwärtig verdient eine Bemühung in dieser Richtung jedenfalls doppeltes Interesse. Unsere sächsische Landeskirche ist zwar glücklicher Weise dank der maßvollen Behutsamkeit der zur Verantwortung berufenen Personen bisher im Ganzen unberührt geblieben von dem Kampfe um die heilige Schrift, der gegenwärtig in den preußischen und anderen deutschen Kirchen als ein Kampf angeblich zwischen Universität einerseits, Pastorat und Laienschaft andrerseits, oder gar zwischen Wissenschaft und Praxis,

in Wahrheit zwischen Einseitigkeit hier und dort, mit Leidenschaft und Getöse ausgefochten wird. Es steht zu hoffen, daß es dabei bleibe, ja daß von Sachsen ein heilsam beruhigender Einfluß auf die angefochtenen preußischen Kreise ausgehe. Soll aber dies geschehen, so muß es zuvor bei uns an Verständniß für die dort verhandelten Fragen nicht fehlen. Die hier angezeigte Schrift mag Manchem eine Handreichung dazu bieten. Ihr Verfasser führt an der Hand der überlieferten dogmatischen Begriffe unter besonderer Berufung auf Beck und Frank aus, man müsse unterscheiden zwischen der Inspiration, in welcher Gott seinen Dienern das von ihm Offenbarte mitgetheilt habe, und der Illumination, d. i. Erleuchtung, welche sich auf die Darstellung des Offenbarten in mündlicher und schriftlicher Rede beziehe; nur von letzterer sei hinsichtlich der heiligen Schrift als solcher zu reden und deshalb sei der Ausdruck „Inspiration" in Bezug auf die heilige Schrift durch den andern „Theopneustie" zu ersetzen (was freilich sprachlich angesehen keinen großen Vortheil bringen wird). Die heilige Schrift sei demgemäß nur eben der Bericht oder die Urkunde von der Offenbarung, und ihr Begriff falle mit dem des „Wortes Gottes" keineswegs zusammen, sondern das Wort Gottes sei in der heiligen Schrift enthalten, diese also der geschichtlichen und kritischen Betrachtung nicht entnommen und durch solche nicht eigentlich gefährdet. Die Beweisführung ist freilich im Einzelnen nicht immer glücklich, insbesondere die Begriffsbestimmung des Wortes Gottes willkürlich und nicht einheitlich, daher auch die Unterscheidung zwischen dem was in der Bibel Wort Gottes sei und was nicht, im Ganzen wie in der Ausführung von kränkender Aeußerlichkeit. Das hat seinen Grund darin, daß es dem Verfasser an einer völligen Einheit der Anschauung von Dogmatik und Geschichte zu fehlen scheint und sein Vorschlag daher noch ein wenig einem Nothbehelf ähnlich sieht. Aber darin steht er nicht allein, und ohne Zweifel ist er mit seiner Bemühung auf dem richtigen Wege und verdient Beachtung. Besonders anerkennenswerth ist seine Betonung der Kirche als der nicht zu übersehenden Vermittlerin alles richtigen Verständnisses der heiligen Schrift.

Prof. G. Schnedermann.

— Reden des Fürsten Bismarck aus den Jahren 1847—1895. Herausgegeben von Hans Krämer. I. Band. Halle a/S., Verlag von O. Hendel. Preis 1,50 M. (Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes Nr. 860—865.) — Die neue Ausgabe der Reden des Fürsten Bismarck, deren erster Band uns heute vorliegt, unterscheidet sich von den bisherigen dadurch, daß sie die Reden nach Stoffen ordnet. Der Herausgeber will dadurch dem Leser die Möglichkeit bieten, hinter einander ohne langes Suchen das kennen zu lernen, was Bismarck im Laufe der Jahre über denselben Gegenstand gesagt hat. Wollte man den Gedanken streng durchführen, so müßte fast jede Rede in Stücke zerpflückt werden, das wäre eigentlich das Richtige gewesen, indeß der Herausgeber hat das nicht gethan; er hat vielmehr die bedeutsamsten Reden zunächst in drei Hauptgruppen eingeordnet, von denen die erste „Preußens und Deutschlands Beziehungen zum Ausland, die Kriege, ihre Folgen und die Landesvertheidigung", die zweite „Die innere preußische und Reichspolitik, Parlamente und Parteien", die dritte „Die Wirthschafts- und Socialpolitik" umfaßt. Jede dieser Gruppen zerfällt wieder in eine Reihe Unterabtheilungen, in diesen Unterabtheilungen sind dann die Reden chronologisch geordnet. Aufgenommen worden sind auch die Ansprachen, die Bismarck nach seiner Entlassung gehalten hat. Der vorliegende erste Band enthält die erste Hauptgruppe mit den Unterabtheilungen: „Der Abgeordnete v. Bismarck-Schönhausen und die Deutsche Frage", „Die Befreiung Schleswig-Holsteins und Lauenburgs", „Der Krieg von 1866 und seine Folgen", „Der Krieg von 1870/71 und seine Folgen", „Der Schutz des neuen Reiches".

A. B.

— Maurer: Der deutsch-französische Krieg von 1870/71. Mit 16 Vollbildern, zahlreichen Text-Illustrationen und 5 mehrfarbigen Schlachtplänen. Zweite Auflage. Leipzig, Verlag von G. Fock. 1895. Preis geb. 4 M. — Ch. F. Maurer, weiland Schuldirector zu Landau in der Pfalz, ist in weiteren Kreisen als Verfasser der „Marksteine im Leben der Völker 1492—1880" und der „Entscheidungsschlachten der Weltgeschichte" bekannt. Heute weisen wir auf seine Geschichte des deutsch-französischen Krieges von 1870/71 hin, die im Jubeljahr in neuer Auflage erschienen ist. Das Werk ist besonders für die Jugend bestimmt. Es zeichnet sich aus durch gemeinverständliche, lebhafte Darstellung und gewandte Sprache, und ist durchweht vom wärmsten Patriotismus. Die jetzt nun einmal unvermeidlichen Bilder genügen billigen Ansprüchen. So können wir das Werk als seinem Zwecke entsprechend warm empfehlen.

A. B.

— Muret encyclopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung. Lieferung 14, 15, 16. — Wir haben den Werth des Werkes schon wiederholt in diesen Blättern hervorgehoben, zuletzt bei Abschluß der ersten Hälfte A—K. Indem wir für heute den weiteren Fortgang bis zum Buchstaben P registriren, hoffen wir, wenn der ganze englisch-deutsche Theil A—Z vorliegt, nochmals näher auf die umfangreiche Arbeit zurückzukommen.

W—k.

— Anleitung zur Selbsterlernung der französischen Sprache in 26 Lectionen für Militäranwärter und sonstige Civilversorgungsberechtigte, sowie für Subalternbeamte bearbeitet von Paul Blaschke. Berlin 1895. Verlag der Liebel'schen Buchhandlung. — Die Unterofficiers-Carrière im deutschen Heere bietet den großen Vortheil, daß nach 12jähriger Dienstzeit die Berechtigung zur Anstellung im öffentlichen Dienst erworben ist, und ein je höheres Examen der Anwärter dann machen kann, auf eine desto bessere Anstellung hat er natürlich Anspruch. Nun hat der Unterofficier viel dienstfreie Zeit und wendet er diese zu seiner Selbstbildung an, so nützt er sich dadurch gleichzeitig für seine Zukunft. Das vorliegende Buch will Anleitung zur Selbsterlernung der französischen Sprache geben für Militäranwärter, und man findet darin allerdings das Wichtigste behandelt, was bei einer ersten Prüfung im Französischen für den Subalterndienst wohl verlangt wird. Hat der Lernende Gelegenheit, den Selbstunterricht dann und wann noch durch Befragung eines Lehrers zu ergänzen, so ist das natürlich noch besser. Das bezieht sich namentlich auf die Aussprache, die sich zwar der Verfasser bemüht hat möglichst genau zu bezeichnen, aber hier wirkt viel mehr das lebendige Wort.

W—k.

— Kiepert's Großer Handatlas. Neue Lieferungs-Ausgabe in 45 Karten. Dritte Auflage. 7. und 8. Lieferung. Preis jeder Lieferung 4 M. Berlin 1895. Geographische Verlagshandlung Dietrich Reimer (Höfer & Vohsen). — Die 7. und 8. Lieferung des wegen seiner großen Vorzüge mehrfach von uns gerühmten Kiepert'schen Kartenwerkes enthalten folgende 10 Blätter: 1) Oestlicher Planiglob. 2) Deutsches Reich 1 : 2500000 mit einem Nebenkärtchen der Umgebung von Berlin. 3) Afrika 1 : 20000000 mit einer Nebenkarte der Capcolonie. 4) Mittleres Südamerika 1 : 10000000 mit einem Kärtchen des mittleren Ecuador und einem solchen der Umgegend von Rio de Janeiro. 5) Chile und die Argentinische Republik 1 : 10000000 mit Nebenkarte des mittleren Theils von Chile und der Umgegend von Buenos-Aires. 6) Westlicher Planiglob. 7) Galizien, Ungarn und Nebenländer 1 : 2000000. 8) Südost-Europa 1 : 3000000. 9) Asien 1 : 24000000. 10) Asiatische Türkei 1 : 4000000. Es bedarf kaum der Versicherung, daß auch diese 10 Karten in jeder Hinsicht den Anforderungen genügen, die man an ein Kartenwerk ersten Ranges stellt. Die Feinheit und Sauberkeit der Zeichnung, die ausdrucksvolle und dabei dem Auge wohlthuende Farbengebung, die Uebersichtlichkeit, die Deutlichkeit und Lesbarkeit auch der kleinsten Schrift verdienen das höchste Lob. Von den Erdkarten abgesehen, sind jeder Karte wieder ein vollständiges alphabetisches Verzeichniß der darauf enthaltenen Namen, die Bevölkerungsziffern der wichtigeren Orte und Mittheilungen über Verfassung, Verwaltung, Finanzen, Heer, Areal, Bevölkerung, Nationalitäten, Sprachen, Confessionen, Bewegung und Beruf der Bevölkerung, Bildungsanstalten, Landwirthschaft und Industrie, Handel und Verkehr beigegeben. Als besonders interessant erschien uns die in verhältnißmäßig sehr großem Maßstab ausgeführte, reichhaltige Karte der Asiatischen Türkei, worauf die Länder Anatolien, Kurdistan, Armenien &c. dargestellt sind, die, nachdem sie lange brach und verödet gelegen haben, durch die Anatolische Eisenbahn aufs Neue der Cultur erschlossen werden sollen und ohne Zweifel einer bedeutsamen Zukunft entgegengehen. Auf mehreren Karten finden sich Bemerkungen über richtige Aussprache der Namen und sonstige nützliche Winke, durch die das Verständniß des mannigfaltigen Inhalts wesentlich erleichtert wird. Verschiedene Umstände mögen der schnellen Weiterführung des Großen Kiepert'schen Atlasses, dessen erste Lieferung zu Anfang des Jahres 1893 erschien und dessen Vollendung bereits am Ende desselben Jahres geplant war, hinderlich gewesen sein; wir hoffen, daß nunmehr die Schlußlieferung des ausgezeichneten Werkes recht bald folgen möge.

C. R.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

№ 115. Donnerstag, den 26. September. 1895.

Das Universitätsstudium der Elsaß-Lothringer.

Wer eine ernsthafte Geschichte der ersten 25 Jahre schreiben wollte, die das Reichsland nach dem großen Umschwunge von 1870 nunmehr wieder unter deutscher Herrschaft verlebt hat, der dürfte an der wichtigen Frage nicht vorübergehen, in welchem Umfange allmälig die einheimische Bevölkerung ihre jüngeren Generationen auf die deutschen Hochschulen geschickt und sie die Fähigkeit hat erwerben lassen, dereinst selbst an der Leitung der Geschicke des Landes hervorragenden Antheil zu nehmen. Gerade in letzterer Beziehung gehört es bekanntlich zu den ständigen Klagen auf altelsässischer Seite, daß die deutsche Verwaltung auch heute noch die einheimischen Elemente bei Besetzung der höheren Staatsämter viel zu wenig heranziehe. Bisher hat es nun leider an jeder beweiskräftigen Statistik gefehlt, mit der sich diese Klagen kritisch betrachten ließen. Denn bei all den gelegentlichen Veröffentlichungen über die Zahl der „Elsaß-Lothringer“, die auf deutschen Universitäten immatriculirt waren, ist niemals ein Unterschied gemacht worden zwischen den aus altangesessenen Familien hervorgegangenen oder wenigstens im Lande selbst geborenen Studenten auf der einen, und denjenigen, deren Familien erst nach 1870 aus Altdeutschland eingewandert sind, auf der anderen Seite. Vor Kurzem aber hat erfreulicher Weise die von dem Ministerium herausgegebene „Straßburger Correspondenz“ eine auf quellenmäßigen Feststellungen beruhende Statistik veröffentlicht, die in ausreichend erschöpfender Weise das für diese Frage erforderliche statistische Material darbietet.

Aus dieser Statistik geht zunächst eine für die weitere Entwickelung der Verhältnisse im Reichslande sehr wichtige Thatsache hervor: in den letzten Jahren ist die Zahl der im Reichslande selbst geborenen Studenten schon sehr bedeutend; es wird also in absehbarer Zeit möglich sein, nicht nur die niedrigen Posten, sondern auch die für die Verwaltung des Landes wichtigen Stellen im Staats-, Communal- und Kirchendienste mit jungen Kräften zu besetzen, die im Lande selbst herangewachsen, mit dessen Verhältnissen und Bedürfnissen, mit der ganzen Eigenart der Bevölkerung also vollständig vertraut sind. Es sind von den 667 Studenten, die im vorigen Winterhalbjahre als „Elsaß-Lothringer“ an den sämmtlichen deutschen Universitäten immatriculirt waren, nicht weniger als 523 im Reichslande selbst geboren gewesen, 85 Theologen, 186 Juristen, 137 Mediciner, 42 Philologen und Historiker, 73 Mathematiker und Naturwissenschaftler. Darunter sind nun aber die beiden Hauptgruppen, auf die es uns bei den obenberührten Fragen vor Allem ankommt, nicht ausgeschieden; namentlich unter den 186 Juristen steckt zweifellos eine äußerst große Zahl von Söhnen im Elsaß eingewanderter altdeutscher Familien, besonders von Söhnen altdeutscher Beamten und Lehrer. Diese Unterscheidung zwischen Eingewanderten und Einheimischen ist dagegen in der uns vorliegenden Statistik durchgeführt für die Zeit von 1873/74 bis einschließlich Winterhalbjahr 1893/94, in der Weise, daß die Zahl jedes 10. Semesters nach diesem Gesichtspunkte ausführlich bearbeitet und dargestellt worden ist. Da in dem Zeitraume von fünf Jahren erfahrungsgemäß die Bevölkerung unserer Universitäten bis auf geringe Bruchtheile sich vollständig erneuert, so ist diese Art der Behandlung völlig hinreichend, um ein in den Hauptzügen sicherlich zutreffendes Bild der Entwickelung zu zeichnen. Mit besonderer Ausführlichkeit sind diejenigen „elsaß-lothringischen“ Studenten behandelt, die im Wintersemester 1893/94 in Straßburg selbst immatriculirt gewesen sind — 432 an Zahl —, weil für diese eine Feststellung der persönlichen Verhältnisse von Fall zu Fall ohne übermäßige Schwierigkeiten sich durchführen ließ. Unter diesen waren 245, deren Väter bereits im Elsaß geboren waren, also Söhne von einheimischen Familien im vollsten Sinne des Wortes; von ihnen trafen 55 auf die Theologie, 35 auf die Jurisprudenz, 81 auf die Medicin, 23 auf die Philologie und Geschichte, 14 auf Mathematik und Naturwissenschaften, 37 auf Pharmacie und Chemie. 49 Studirende (darunter allein 39 Juristen) waren im Reichslande nach 1870 geboren als Söhne von Vätern, die durch besondere Naturalisation oder durch Eintritt in den elsaß-lothringischen Landesdienst die elsaß-lothringische Staatsangehörigkeit besitzen. Weitere 25 nach 1870 im Reichslande geborene Studenten waren Söhne von im Reichslande ansässigen Familien, ohne daß aber ihre Väter die elsaß-lothringische Staatsangehörigkeit erworben haben. Unter den 113 nicht im Reichslande geborenen endlich waren bei 50 (22 Juristen, 14 Medicinern, je 6 Philologen und Mathematikern) die Väter durch Naturalisation oder als Landesbeamte elsaß-lothringische Staatsangehörige. An den übrigen deutschen Universitäten waren im gleichen Winter 1893/94 im Ganzen 137 Studirende als Elsaß-Lothringer verzeichnet. Von diesen waren nach genauer Feststellung 101 im Reichslande geboren und zwar 40 vor 1870 (8 Theologen, 2 Juristen, 15 Mediciner, 8 Philologen, 2 Mathematiker, 5 Pharmaceuten und Chemiker). Von den 61 nach 1870 im Reichslande geborenen waren 39 (darunter allein 25 Juristen) Söhne von reichsländischen Landesbeamten, von 17 (darunter 9 Mediciner und 3 Juristen) betrieb der Vater im Reichslande Gewerbe oder Landwirthschaft: es ist sicherlich nicht zu hoch gegriffen, wenn man von dieser zweiten Gruppe etwa die Hälfte als Söhne wirklich einheimischer Familien rechnet. Von den übrigen 36 endlich waren bei 14 nicht im Reichslande geborenen Studenten die Eltern in Elsaß-Lothringen ansässig, während umgekehrt 16 Studirende selbst in Elsaß-Lothringen geboren, ihre Eltern aber inzwischen wieder nach Altdeutschland übergesiedelt waren. Bei 6 waren die näheren Verhältnisse nicht festzustellen. — Im Ganzen ergiebt sich darnach für dieses Wintersemester 1893/94, daß unter den 569 damals an den sämmtlichen deutschen Universitäten als Elsaß-Lothringer immatriculirten Studirenden immerhin 481 waren, die entweder aus einheimischen Familien stammten, oder deren Väter sich dauernd, insbesondere als Landesbeamte, im Reichslande niedergelassen haben, im Einzelnen 71 Theologen, 139 Juristen, 142 Mediciner, 40 Philologen, 29 Mathematiker und Naturwissenschaftler, 57 Pharmaceuten und Chemiker. 416 unter diesen waren selbst in Elsaß-Lothringen geboren: 71 Theologen, 115 Juristen, 119 Mediciner, 32 Philologen, 19 Mathematiker, 51 Pharmaceuten und Chemiker. Und von diesen endlich waren wiederum 285 Söhne von nachweislich einheimischen Familien — nachweislich in dem Sinne, daß nach amtlicher Feststellung bereits der Vater des betreffenden Studirenden selbst im Reichslande geboren war —, im Einzelnen 63 Theologen, 37 Juristen, 96 Mediciner, 31 Philologen, 16 Mathematiker und 42 Pharmaceuten und Chemiker. In dieser letzten Statistik wird dem aufmerksamen Leser die sehr geringe Zahl der aus alteinheimischen Familien stammenden jungen Juristen (37) aufgefallen sein. Wenn diese Zahl noch im Wintersemester 1893/94 so niedrig ist, wird man neugierig nach den entsprechenden Zahlen der beiden vorausgehenden Jahrzehnte fragen. Für diese Zeit giebt, wie Eingangs bemerkt, unsere Statistik keine von Jahr zu Jahr fortlaufende Auskunft, sie begnügt sich vielmehr mit den Feststellungen für jedes 10. Semester, so daß wir also eine Uebersicht für die Frequenzverhältnisse der Wintersemester 1873/74, 1878/79, 1883/84, 1888/89 und 1893/94 besitzen. In diesen 5 Halbjahren betrug die Zahl der an allen deutschen Universitäten

als Elsaß-Lothringer immatriculirten Studenten, die aus alteinheimischen Familien im engeren Sinne des Wortes herstammten, 128—108—192—280 und 285, und zwar im Einzelnen bei den Juristen 10—17—38—46 und 37, bei den Medicinern 32—23—41—75 und 96, bei den Philologen und Mathematikern 16—21—42—51 und 47. Läßt man den Unterschied zwischen den eigentlich einheimischen und den eingewanderten bei Seite und berücksichtigt man nur die Zahl der im Reichslande selbst geborenen, so ergiebt sich für die gleichen Zeiträume im Ganzen 128—108—192—218 und 416, im Einzelnen bei den Juristen 10—21—38—46 und 115, bei den Medicinern 32—24—41—75 und 119, bei den Philologen und Mathematikern 16—21—42—51 und 51. Nimmt man endlich alle Studirenden zusammen, deren Väter geborene Elsäßer oder doch dauernd im Reichsland ansässig sind (also insbesondere die Söhne der Landesbeamten), während andererseits die Söhne der Reichsbeamten und der Militärpersonen, die zum größten Theil nur vorübergehend im Reichslande sich befinden, unberücksichtigt bleiben, so erhalten wir im Ganzen 130—131—245—359 und 481, im Einzelnen bei den Juristen 10—30—56—79 und 139, bei den Medicinern 33—27—53—92 und 142, bei den Philologen endlich 16—31—59—72 und 69. Die geschichtlich und politisch wichtigen Punkte gerade dieser letzteren Statistik, die ungefähr einen Blick auf die Entwickelung der Verhältnisse gestattet, liegen klar zu Tage. Nimmt man die ungemein niedrigen Zahlen der aus den alten einheimischen Kreisen stammenden jungen Juristen, die nach diesen Feststellungen in den 70er und 80er Jahren sich die Befähigung der Bekleidung höherer Staatsämter erworben haben, und erwägt man dazu die Thatsache, daß noch die größere Hälfte dieser jungen Leute zur Advocatur oder zum Notariat übergegangen oder auch in den einträglichen Dienst von Versicherungsgesellschaften und dergl. eingetreten sind: wo sollten da jetzt die einheimischen Elemente herkommen, mit denen sich die höheren Stellungen in der Landesverwaltung besetzen ließen? Die ehrlichen und weiterblickenden Elemente unter den Elsäßern selbst sind sich auch über diese Punkte vollkommen klar: der weit überwiegende Theil von diesen steht auf dem Standpunkte, dem ein von einem elsässischen protestantischen Pfarrer redigirtes, namentlich für die breiteren Volksschichten bestimmtes Blatt kürzlich mit folgenden Worten Ausdruck gegeben hat: „Es sind jetzt 25 Jahre, seitdem wir deutsch sind; von diesen 25 Jahren hätte man 10 gebrauchen können, um über die Vergangenheit sich trübe Gedanken zu machen. Das hätte unserer Ansicht nach genügt. Aber in den 15 nachfolgenden Jahren hätte man immer noch Zeit genug gehabt, einige junge Leute für die Beamtencarriere auszubilden. Man hätte die Söhnchen nur anstatt nach Belfort, Epinal, Nancy und Paris, in das nächste Gymnasium zu schicken brauchen und ihnen nach Ablegung des Abiturientenexamens zu sagen: jetzt studirst du in Straßburg und Berlin Jura und hörst mir nicht auf die Kameraden, die dir mit ihren tollen Geschichten den Kopf voll machen! So hätten wir schon jetzt eine ganze Reihe von Assessoren, Kreisdirectoren, Regierungsräthen, Staatsanwälten, Landgerichtsräthen u. s. w., von denen man mit Gewißheit sagen könnte, daß sie das Elsaß nicht als ein fremdes Land, sondern als das ihre betrachten."

Man kann sich nur freuen, daß von altelsässischer Seite selbst hier ruhig zugestanden wird, daß der thatsächliche Mangel an einheimischen Elementen im höheren Verwaltungs- und Justizdienste Schuld der Elsäßer selbst ist. Ebenso wird man sich vollständig einverstanden erklären müssen, wenn dasselbe Blatt an anderer Stelle das Programm aufstellt: „Es muß allmälig im Elsaß dazu kommen, daß Landeskinder dasselbe verwalten, dann erst wird das richtige Einvernehmen zwischen Regierung und Volk eintreten, dann erst das Mißtrauen schwinden, das zur Zeit noch unserer inneren politischen Lage den Stempel aufdrückt. Damit soll nicht gesagt werden, daß nicht auch auswärtige Elemente mitbeschäftigt werden sollten. Gerade in einem Lande, das sich durchwegs selbst verwaltet, bringen solche Elemente neue Anschauungen und Gesichtspunkte zur Geltung und tragen in hohem Maße dazu bei, der Einseitigkeit und der Zopfpolitik entgegenzutreten. Wenn die große Mehrzahl im Beamtenstande aus den Reihen der Landeskinder herausgewachsen ist, kann eine Minderheit fremder Elemente nur segensreich wirken." Wenn man es immer lebhaft bedauern muß, daß ein so vernünftiges und durch die Gründung einer besonderen Landesuniversität so leicht durchzuführendes Programm nicht vor langen Jahren schon von der elsässischen Bevölkerung befolgt worden ist, da dann zweifellos die ganze schwierige Uebergangszeit wesentlich erleichtert worden und zahllose Mißverständnisse, die zur Verhetzung und Erbitterung Anlaß gaben, überhaupt unmöglich gewesen wären, so wird man sich andererseits wenigstens des Trostes freuen dürfen, daß doch die Zahl der im Reichslande selbst geborenen Studenten gegenwärtig sehr beträchtlich ist. Wir haben damit die Gewißheit, daß in nächster Zukunft bereits ein sehr großer Theil der höheren Staatsämter mit Persönlichkeiten sich besetzen läßt, die nach Geburt und Erziehung ganz dem Reichslande angehören und die ihren ganzen Entwickelungsgang inmitten der Verhältnisse durchgemacht haben, in denen sie dereinst ein wichtiges Wort mitzureden berufen sind.

n n.

Eine Hochzeitsfeier im heutigen Aegypten.

Einer arabischen Hochzeit als willkommener Gast beiwohnen zu können, bildet für die meisten Nilreisenden das Ziel aller Wünsche, dessen Erreichung indessen nur wenigen Auserwählten beschieden ist. Der Grund hiervon liegt einerseits in der Unnahbarkeit der moslimischen Frauen und der hieraus sich ergebenden Abgeschlossenheit des mohammedanischen Familienlebens, das in der That ein dem Ungläubigen unzugängliches Heiligthum bleibt. Andererseits ist gerade die Vermählungsceremonie in den vornehmen arabischen Kreisen mit einem Schleier des Geheimnißvollen und Phantastischen umgeben, den zu lichten profanen Händen außerordentlich schwer gemacht ist, sodaß eben eine besondere Gunst der Verhältnisse dazu gehört, das innere Heiligthum eines arabischen hochzeitlichen Hauses betreten zu dürfen. Schon die einleitenden Schritte zu jeder arabischen Vermählung entbehren nicht des Geheimnisses selbst für die unmittelbar Betheiligten, die Braut und den Bräutigam. Niemand weiß etwas Näheres von der Persönlichkeit der zugedachten Ehehälfte bis zu dem entscheidenden Augenblicke der ehelichen Verbindung selbst. Es ist lediglich Aufgabe der Mittelspersonen, der Khatbeh für die Braut, des Wekil für den Bräutigam, die Vorverhandlungen im Einverständnisse mit den maßgebenden Familienangehörigen zu führen, und diese bewegen sich, wenn im Uebrigen Stand, Alter 2c. der jungen Leute passend erscheinen, in der Hauptsache um die vom Bräutigam zu erlegende Kaufsumme, Mah, deſſen Höhe nach dem Alter der Braut verschieden ist, bei Jungfrauen mehr als bei Wittwen beträgt und im Allgemeinen beim Mittelstande 500 ℳ nicht überschreiten dürfte. Hiervon sind zwei Drittel bei Unterzeichnung des Ehecontractes sofort zu erlegen, während ein Drittel für die Frau bei etwaigem frühzeitigen Tode des Gatten oder eintretender Scheidung aufbewahrt wird. Denn wir dürfen nicht vergessen, daß letztere nach noch heute geltendem mohammedanischen Rechte plötzlich und bei äußerst geringfügigem Anlasse erfolgen kann. Genügt doch nach des Propheten allgemein giltigem Grundsatze schon des Gatten Wort: „Ich verstoße Dich!" zur Lösung des ehelichen Verhältnisses. Ist die Frage des Brautschatzes in befriedigender Weise erledigt, so werden die Vorbereitungen zur Hochzeitsfeier unverzüglich in Angriff genommen. Denn bei der Stellung des Weibes im Orient kann von einem eigentlichen Brautstand, dessen idealer Zweck in der Nothwendigkeit eines gegenseitigen näheren Prüfens und Kennenlernens liegt, nicht die Rede sein. Daher gilt es nun in möglichst kurzer Frist die „Ausstattung" zu beschaffen, was wiederum in den meisten Fällen der Bräutigam zu besorgen hat. Dieselbe besteht in der Hauptsache in einer Unmenge von mehr oder minder kostbaren Teppichen, die zur Bedeckung der Fußböden und der längs der Zimmerwände sich hinziehenden Divans dienen. Ein besonders wichtiges Ausstattungsgeräth, das in keiner Familie fehlen darf, ist ein niedriger, schemelartiger Tisch, der lediglich zu keinem anderen Zwecke bestimmt ist, als dazu, die „Krone des Islam", d. h. den für heilig erachteten, zweifarbigen, in weiß und roth gehaltenen, oder — bei Nachkommen des Propheten und Mekkapilgern — grünen Turban aufzunehmen, wenn sein Besitzer ihn abgelegt hat. Ist der Tag der Hochzeit, d. h. derjenige der oft acht Tage währenden Feierlich-

leiten, an dem die Braut in festlichem Zuge in das neue Heim geleitet wird, festgesetzt, so gilt es, auch äußerlich diesen letzten und wichtigsten Tag auszuzeichnen.

Durch gütige Vermittlung eines mir befreundeten griechischen Arztes war es mir gelungen, zu der Vermählungsfeier des Sohnes eines der angesehensten arabischen Kaufherren in der Khalifenstadt geladen zu werden, dessen Hausarzt mein Freund war. Auf 3 Uhr des Nachmittags war der Beginn der Festlichkeit angesagt worden. Als wir kurz nach dieser Zeit vor der in einer Vorstadt gelegenen Villa anlangten, fanden wir diese von einer dichten Menschenmenge belagert. Die Mehrzahl bildeten Levantiner der mittleren und unteren Schichten, jene Bevölkerungselemente des Orients, deren Wiege in den Mittelmeerländern Europas gestanden hat, die aber schon seit Generationen in Aegypten eingebürgert sind und mit allen Schattenseiten des entarteten europäischen Südländers auch diejenigen des Orientalen verbinden. Dazwischen machte sich der arabische Janhagel breit; es waren halbwüchsige Burschen mit häßlichen vernarbten Gesichtern, mit schmutzigem Kaftan von schwer zu bestimmender Farbe angethan, die braune Filzkappe oder den abgetragenen Tarbusch auf dem glattrasirten Haupte. Einige schwarzglänzende Neger mit blendend weißer Wäsche, den unvermeidlichen Cylinder auf dem wolligen Haupte und ein feines Spazierstöckchen in der sorgfältig behandschuhten Rechten, sowie ein Paar Schuljungen unverkennbar jüdischer Abstammung vervollständigten das buntfarbige Bild der Zuschauer, unter denen auffallend wenig Frauen zu bemerken waren. Am Thore begrüßte uns eine aus Polizeidienern bestehende Wache in weißem Drillichanzuge mit dem rothen Fez auf dem Haupte. Sie war höchst nothwendig, wie wir uns bald überzeugten, und unablässig bemüht, mit ihren Ochsenziemern — ob diese Waffe der ägyptischen Schutzleute wirkliche Nilpferdpeitschen sind, habe ich nicht erkunden können — den immer aufs Neue nachdrängenden Pöbel energisch zurückzuweisen. Unter den mächtigen Sykomoren und Lebbachakazien (Albizzia Lebbek) waren luftige Zelte errichtet und der Fußboden war mit kostbaren dunkelfarbigen arabischen Teppichen belegt. Oben flatterten von Baum zu Baum, von Mast zu Mast, an dünnen Seilen befestigt, buntfarbige Fähnchen, theils mit kunstvoll verschlungenen Arabesken, theils mit Koransprüchen geschmückt. Kaum war der Wirth unser ansichtig geworden, als er gravitätischen Schrittes auf uns zukam und uns mit dem bekannten arabischen Gruße (Berührung der Brust, des Mundes und der Stirn mit der Rechten) bewillkommnete. Sinnig ist ohne Zweifel dieser Gruß zu nennen, zumal im Vergleich mit unsern modernen, meist nichtssagenden Höflichkeitsbezeugungen. Denn er will andeuten, daß Herz, Mund und Kopf, d. h. Gefühl, Wort und Verstand sich in Uebereinstimmung befinden, der Mund also nichts spricht, was nicht das Herz empfand und der Kopf dachte — in der That das Bekenntniß unbedingtester Aufrichtigkeit ohne Heuchelei und Falschheit, das wir dem Gaste in dieser Form entgegenbringen können. Als wir unsere Blicke aufwärts schweifen ließen, bemerkten wir den teppichverhangenen, geräumigen Balcon: flüsternde Stimmen verriethen uns bald den Aufenthaltsort der weiblichen Theilnehmer am Feste, die, profanen Männeraugen auf diese Weise unerreichbar, doch ihrerseits Zeugen des hochzeitlichen Treibens sein konnten.

Zunächst wurde der landesübliche Kaffee herumgereicht, nachdem wir Europäer uns in Zelten an kleinen Tischchen auf schwellenden Divans niedergelassen hatten. Die eierbecherartigen arabischen Tassen, die nicht viel größer als ein Fingerhut waren, befanden sich in einem goldenen, aus wundervollster Filigranarbeit bestehenden Gestelle, und der echte Mokka, der bereits durchsüßt und wegen des in ihm aufgelösten Kaffeemehles etwas dick war, mundete aus ihnen vortrefflich. Auch Cigaretten der vorzüglichsten Marken fehlten nicht, während die Gäste arabischer Herkunft, in lange, schwerseidene, meist gelb- und weißgestreifte Kaftans gehüllt, nach Landesbrauch auf untergeschlagenen Beinen am Boden hockten und behaglich ihre Tschibuks oder ihre Nargilehs schmauchten. Freilich verbreiteten letztere zu unserem größten Leidwesen gar bald das narkotische Arom des Haschisch (Cannabis indica, indischer Hanf), ohne den ein echter arabischer Raucher keinen Tabak genießen kann, weil er die berauschenden Eigenschaften des gefährlichen Narkoticum nur zu gut kennt. Auch das gurgelnde Geräusch der Wasserpfeifen, die offenbar lebhaften Zuspruch fanden, war unsern Ohren keine gerade einschmeichelnde Musik. Um so lieber lauschten wir den Klängen der im hintern Theile des geräumigen Hofes concertirenden Nationalkapelle. Waren es auch meist fremdartig anmuthende Melodien, die mehr an die Dudelsackweisen unserer Zigeuner erinnerten, so hatten sie für uns doch das Interesse der Neuheit. Nicht minder nahmen die Musikinstrumente unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Sie bestanden, abgesehen von einer Clarinette und einer Trommel, aus einem großen hölzernen, mit Saiten bespannten Viereck, etwa dem Cymbal der Zigeuner vergleichbar, einer Handtrommel oder Tambourin und einer viereckigen Geige mit unverhältnißmäßig langem Griffe. Nicht lange währte es, so erschien der prächtig geschmückte Diener, aus dessen goldgesticktem Leibgurte neben der schweren goldenen Uhrkette der perlmutterbesetzte Griff eines Dolches hervorlugte, und reichte in messingenen Schalen von getriebener Arbeit Mandeln, Haselnüsse, Pistazien, Kürbiskerne, dann in zierlichen Körbchen verlockende Mandarinen (kleine, besonders süße Orangen mit locker aufliegender Schale), Datteln u. a. Früchte herum. Wir sahen uns fragend an, im Zweifel, ob das Gebotene denn eigentlich das berühmte Hochzeitsmahl bedeute? Denn darüber hatten wir uns beruhigt, daß wir uns an Stelle des edlen Rebensaftes mit dünnem Wasser würden begnügen müssen. Und dieses bot mit bewundernswürdiger Unermüdlichkeit ein Sakka-Scharbé aus, der unaufhörlich die flachen messingenen Trinkschalen aufeinander schlug, ohne indessen kaum eines Blickes gewürdigt zu werden. Während wir unseren Gedanken in ziemlich trübseliger Stimmung — ich hatte absichtlich auf mein gewohntes leckeres Mittagsmahl verzichtet und nur einen bescheidenen Morgenimbiß eingenommen — nachhingen, trat plötzlich der Hausherr an uns heran und forderte uns auf, ihm in einen zweiten, hinter der Villa gelegenen Hof zu folgen. Hier bot sich unseren Augen ein überraschender Anblick dar! Eine Unzahl von auserlesenem Geflügel, Truthühner, Hühner, Tauben, ferner Lämmer, Hammel, kurz Alles, „was da fleucht und kreucht", selbst riesengroße Fische aus dem Nile und dem Meere brodelten und waren da zu sehen; theils brieten diese Leckerbissen bereits auf riesigen Herden, theils wurden sie eben von geschäftigen Händen angerichtet. Noch andere bratenspendende Thiere, die kurz zuvor ihr Leben ausgehaucht, harrten, in bunter Reihe auf dem Erdboden umherliegend, desselben Schicksales. Zur Linken gewahrten wir, was den Stolz jeder orientalischen Festtafel bildet: die mannigfaltigsten und ausgesuchtesten Süßigkeiten, von den zierlichsten Torten, Pasteten, Honiggebäck u. s. w. bis zu den erlesensten Fruchtgelées, süßen Saucen und eingemachten Früchten. Daneben aber thürmten sich wahre Pyramiden von frischem Obst auf: dunkelrothe Blutorangen, frische, braune Datteln, goldgelbe Bananen, ja, selbst wundervoll lachende Tiroler Aepfel durften nicht fehlen! Mein Argwohn war beseitigt, und gefaßter blickte ich der nächsten Zukunft entgegen. Inzwischen fing es an zu dunkeln, und das Hochzeitsmahl sollte beginnen. Auf ein gegebenes Zeichen verfügte sich die Festgesellschaft, die sich auf etwa 300 Personen belaufen mochte, in die unteren Räume des gastlichen Hauses. Am Eingange begrüßte uns wiederum der freundliche Gastgeber, diesmal, um uns seinen Sohn, den „glücklichen" Bräutigam, vorzustellen. Wen aber sahen wir vor uns? Ein schmächtiges, bartloses Bürschchen von kaum 17 Jahren, mit gelblichem, hohlwangigem Antlitz, das ihn viel älter erscheinen ließ, ohne eine Spur freudiger Erregung und hoffnungsfrohen Glückes in den welken Zügen! Nichts als stumme Resignation, ganz der mohammedanischen Anschauung entsprechend, gewahrten meine Augen, und als mein Begleiter, der Hausarzt, den zukünftigen Gatten theilnehmend fragte, ob er im Vorgefühl des nahen Glückes nicht von seliger Freude erfüllt sei, erwiderte er — o, ich vergesse das nie! — achselzuckend und scheinbar gleichgiltig mit dem stereotypen „Masch-Allah!" (Wie Gott will!) Auf die weitere, scherzhafte Frage, was er thun würde, wenn die Erwählte nicht seinen Beifall fände, war er schnell mit der Entgegnung da: „Meine Mutter wird mir schon nichts »Schlechtes« ausgesucht haben!" um dann sofort das Gespräch auf die Hauptanziehungskraft des festlichen Abends zu lenken, die damals berühmteste Tänzerin (Almeh) der Chalifenstadt, die nach dem Mahle auftreten werde.

Was soll ich über dieses berichten? Zunächst dauerte es ziemlich lange, bevor wir d. h. mein Begleiter, einige andere Europäer und meine Wenigkeit an unsere Tafel geleitet wurden. Vorher präsentirten uns die Diener das nöthige Waschgeräth, köstlich duftende Seifen und wundervoll gestickte Handtücher. Letztere mußten wir bei uns behalten, da sie uns während des Mahles zugleich als Servietten dienen sollten. Dann ging's mit Todesverachtung hinein „zum leckerbereiteten Mahle". Zunächst

wurde eine Art von Suppe genossen und zwar mit einem goldenen Löffel, der von Hand zu Hand, von Mund zu Mund ging. Dann folgten in schier endloser Reihe alle möglichen und unmöglichen Gerichte, sauere und süße, fette und magere, feste und dickflüssige, gebratene und gesottene, gedämpfte und gebackene — ich zählte 24 Schüsseln — und was das Betrübendste bei der Sache war, in buntester Reihenfolge durch einander, ohne irgend welche gastronomische Anordnung oder wohlgemeinte Rücksicht auf einen nichtägyptischen Magen. Reis erschien wohl in fünffacher, theilweise recht schmackhafter Zubereitung, und die Zahl der süßen Saucen, die mit dem löffelartig bearbeiteten Brode geschöpft wurden, war Legion. Dazwischen kreiste eine gewaltige poröse „Kulle" (Krug) mit Nilwasser, die allerdings elegant in Silber gefaßt und ein kleines Meisterwerk der heimischen Keramik war; aber in Rücksicht auf die Unmasse der genossenen und schwer verdaulichen Speisen war das doch ein etwas dünnes Getränk! Mir fielen dabei die bekannten Verse aus dem Commersbuche ein:

Doch nein, er ist ein armer Mann:
Er lebt nach seinem Al-Koran,
Trinkt auch nicht einen Tropfen Wein —
Ich möchte nicht der Sultan sein!

Plötzlich drangen kreischende und jauchzende Stimmen an unser Ohr. Als wir den Hof durchschritten, fanden wir diesen feenhaft erleuchtet und draußen auf der Straße, die gleichfalls im hellsten Lichterschein strahlte, herrschte ein wahrhaft beängstigendes Treiben. Eben nahte der bräutliche Zug, um die Erwählte in ihr neues Heim zu geleiten. Eine Musikbande, die allerlei lustige Weisen spielte, schritt voraus, dann folgten ein paar verwogen aussehende Gaukler, die mit ihren derben Scherzen das Volk belustigten und durch ihre Grimassen und Seitensprünge, ja ein scheinbar ganz ernsthaftes Gefecht mit ihren allerdings hölzernen Schwertern für die nöthige Unterhaltung und Aufregung sorgten. Nunmehr folgte die Braut unter einem kostbaren Baldachin, der an vier mit bunten Tüchern umwundenen Stangen befestigt war. Von der Braut selbst war nichts zu erkennen. Denn sie war ganz von buntfarbigen Teppichen umhüllt, und das Gesicht bedeckte außerdem noch ein dichtes Schleiergewebe. Oben auf dem Haupte war eine goldstrahlende Krone befestigt, von der aber fraglich war, ob sie aus echtem Gold bestand; es wäre dann damit auch die mehr nominelle Herrschaft der künftigen Frau des Hauses gut gekennzeichnet gewesen. Rings um den Baldachin befanden sich die nächsten Anverwandten, in weiterer Entfernung alle möglichen vermummten Frauengestalten, die jauchzend, schreiend und wie junge Hähne krähend vor ausgelassener Fröhlichkeit sich nicht zu halten wußten. Kaum war die Braut, begrüßt von der Mutter des Bräutigams, im hochzeitlichen Hause verschwunden, so nahte, gleichfalls feierlich von seinen Freunden geleitet, der Bräutigam. Aber — o Schrecken — wie sah er aus! Wachsgelben Antlitzes, zur Erde gebeugt und starr vor sich niederblickend, so schritt er einher, die Umstehenden keines Grußes würdigend, und rings umher prasselte und knisterte und leuchtete das lustige Feuerwerk, und in einem Taumel bacchantischer Lustbarkeit raste die ausgelassene sinnbethörte Menschenmenge dahin. Der arme Bräutigam erschien mir eher wie ein Unglücklicher, der zum Schaffot geführt wird und still und gelassen sich in's Unvermeidliche fügt, nicht wie ein hoffnungsfroher Jüngling, der sich zu „des Lebens schönster Feier" begiebt. Unten empfing ihn die Mutter und führte ihn hinauf in den Harim, wo die Braut bereits seiner harrte. Eine kurze Pause — und ein durchdringendes Geschrei der vor der Thüre lauschenden Frauen verkündet den Hausgenossen, daß der junge Gatte sein Weib gefunden hat und mit ihr zufrieden ist. — Die ägyptische Tänzerin mochte für orientalische Blicke Vorzügliches leisten. Allein jene bekannten Gliederverrenkungen haben für den Uneingeweihten eher etwas Abstoßendes und widern an, so sehr auch unsere „Almeh" sich bemühte, durch ihre Gesten und ihr Mienenspiel, das theilweise ganz entzückend und verführerisch war, gefangen zu nehmen. Am Meisten gefiel mir die Kostümirung, die durch kunstvollen Faltenwurf und durch allerlei blinkenden Schmuck ein echt orientalisches Bild schuf. „Taib! Taib!" („Gut! Gut!") erscholl es einmal über's andere aus meiner Umgebung, so oft die Gefeierte sich zeigte.

Dies im Wesentlichen der Verlauf der denkwürdigen Hochzeitsfeier. Eines wird der geneigte Leser vielleicht in der Schilderung vermissen: den Hergang der religiösen Trauungsceremonie. Allein bei den Mohammedanern ist die Vermählung, um mit unserem Luther zu reden, ein „weltlich Ding", d. h. nicht viel mehr, als ein kaufmännisches Geschäft, bei dem es sich einfach um Waare und Kaufpreis handelt. Die religiösen Bedürfnisse bei der Vermählungsfeier werden daher nur gelegentlich und nebenbei befriedigt, in der Regel während des Umzuges durch die Stadt, wobei die Parteien, jede natürlich gesondert, sich in eine nahegelegene Moschee begeben, um dort die vorgeschriebenen Gebete zu verrichten. Im Uebrigen aber ist der Act der Eheschließung nicht minder wie das gesammte eheliche Leben des Mohammedaners eine Institution ohne höhere, ideale Gesichtspunkte, die lediglich praktische und diesseitige Zwecke verfolgt.

P. P.

Bücherbesprechungen.

— **Entscheidungen des Bundesamts für das Heimathwesen**, herausgegeben von Dr. J. Krech. Berlin 1895. — Das vorliegende 27. Heft enthält die seit 1. September 1894 bis zum 1. d. M. ergangenen, wichtigeren Entscheidungen und ist daher für Alle, welche mit diesen Dingen zu thun haben, kaum zu entbehren, zumal die Commentare selbstverständlicherweise nicht den Inhalt jedes einzelnen Heftes nachtragen können. Auch ist den Entscheidungen dieses Bundesamtes große Gründlichkeit, Klarheit und eine häufig classische Form nachzurühmen. Nichtsdestoweniger wünschten wir, daß ein Mittel gefunden werden könnte, wonach ein jeder Verband, unter Zuschüssen aus Staatscassen, seine Armenlasten ohne Regreß zu tragen hätte, und das hierdurch alle die aufgewendete Zeit und Kraft für andere Zwecke nutzbar gemacht werden könnte. —tg—

— **Archäologie der altchristlichen Kunst.** Von Dr. Viktor Schultze, Professor an der Universität Greifswald. Mit 120 Abbildungen. München 1895. Oskar Beck. — Selbst Derjenige, welcher an dieses Buch die strengsten Anforderungen zu stellen geneigt wäre, müßte von vornherein doch zugeben, daß es einem Bedürfniß entgegenkommt, eine Lücke ausfüllt, und daß V. Schultze, wie nur wenige evangelische Theologen, berufen ist, gerade ein solches Werk zu schreiben. Die Zeit war gekommen, daß die veralteten Arbeiten früherer Epochen ersetzt wurden durch eine umfassende, alle maßgebenden neueren Forschungen berücksichtigende Leistung. V. Schultze studirt dies Gebiet eifrig seit 20 Jahren, hat auf Reisen sehr viele der hier beschriebenen Kunstwerke gesehen, und besitzt die nöthige protestantische Nüchternheit, um sachgemäße Kritik üben zu können. Alles in Allem genommen repräsentirt daher sein neuestes Werk den Höhepunkt der altchristlichen Kunstforschung. Er hat den Theologen mit dem Kunsthistoriker zu verschmelzen gesucht, ohne soviel Ballast mit sich herumzuschleppen wie Piper und Otte; er giebt überall die ausgereiften, sorgfältig erwogenen Resultate seiner Forschungen und verwerthet die Funde Anderer stets kritisch im Dienst seiner Specialwissenschaft. Daß man in Einzelheiten anderer Ansicht sein kann, ist selbstverständlich; Desiderate sind indeß keine positiven Fehler. In Schultze's Dank aber gegen den Verleger können wir leider nur bedingungsweise einstimmen, denn die beigebrachten Illustrationen verdienen nur das Lob „multa, sed non multum". Die streng katholische Herder'sche Verlagshandlung zu Freiburg i. Br. überflügelt durch künstlerischen Werth der Illustrationen weit die Beck'sche. V. Schultze hat sich bemüht, die verschiedenen Abtheilungen (Architektur, Malerei, Skulptur, Kleinkunst, Ikonographie) möglichst gleichmäßig zu behandeln und Alles scharf gefaßt zusammenzudrängen, zuweilen denn doch auf Kosten der Sache. Die coemeteriale Malerei durfte gewiß ausführlicher behandelt werden. Sodann können wir nicht verstehen, warum Schultze noch immer starr an seinem vor 20 Jahren eingenommenen Standpunkt festhält; die Heinrici'sche Vermittelung dürfte denn doch wohl der Wahrheit am nächsten kommen. Auch möchten wir nicht verschweigen, daß uns das specifisch christliche, das eigentlich schöpferische Moment in den altchristlichen Basiliken zu sehr herabgedrückt zu sein scheint. Doch wir wollen uns nicht in gelehrte Discussionen verirren, sondern dem Verfasser danken für seine Arbeit; etwas ausführlicher müßte sie aber denn doch wohl in den folgenden Auflagen werden! —g.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzbands-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 116. Sonnabend, den 28. September. 1895.

Eine Reise durch Hauran.

Von H. Scharling.

III. (Schluß.)

Wir kamen erst spät am Abend nach Kanawat, weil wir einen kleinen Umweg gemacht hatten, um zwei andere interessante Ruinenstädte, Kreje und Hebran, zu besuchen. In Kreje sahen wir ein prächtiges Wasserbassin mitten in der Stadt, welches auf beiden Seiten von einer dreidoppelten Säulenreihe umgeben war, die mit einem platten Dach bedeckt war, unter dessen Schatten man sich setzen und sich am Anblick des klaren Wassers erfreuen konnte — eine Inschrift theilt mit, daß es ein Werk der Römer ist. Hebran ist eine Drusenstadt, die auf einem Hügel mit weiter Aussicht über die Ebene liegt. Wir waren jetzt an der östlichen Seite der Ebene im Haurangebirge, welches hier stark bewaldet ist. Wir aßen unser Frühstück unter der Säulenhalle eines früheren Prachtbaues, halb Schloß und halb Kirche, indem wir die herrliche Aussicht genossen, welche man von hier nach allen Seiten hat. Uns gegenüber im Norden hatten wir den pyramidenförmigen Vulkan Kleb, der jetzt ausgebrannt ist, aber von dem früher gewaltige Lavamassen herabströmten und die Ebene bedeckten. Am Fuße des Hügels, auf welchem wir saßen, sahen wir einen langen Zug junger Kameele vorbeiziehen. Man sagte uns, daß sie einem umherziehenden Nomadenstamme gehörten, aber mit Beschlag belegt seien, weil sie auf den Saatfeldern der Stadt gegrast hätten, und daß der Scheik eine Strafe von einem halben Mejiddi (ungefähr 1½ ℳ) für jedes Kameel verlangte, ehe er sie zurückgab. Während wir selbst in die Berge zogen, hatten wir die Packthiere mit dem Proviant, den Betten und der übrigen Bagage auf einem besseren Wege nach Suweidah vorausgeschickt, wo wir um 2 Uhr eintreffen wollten. Wir verspäteten uns bei unseren Besuchen in Kreje und Hebran so sehr, daß die Uhr 6 wurde, bevor wir Suweidah erreichten, und die Folge war, daß, als wir Halt machten vor dem Hause des Scheiks — welches von einer Säulenreihe, den Resten eines Tempels, umgeben ist, in welchen es hineingebaut ist — man uns mittheilte, die ganze Bagage wäre nordwärts nach Kanawat gegangen. So waren wir denn genöthigt, nachzufolgen, obgleich wir sehr gern in Suweidah geblieben wären, wo es Manches zu sehen gab. Wir mußten uns nun damit begnügen, in größter Eile eine Wanderung durch die Stadt zu machen, wo uns namentlich die Ruinen einer großen Kirche aus dem vierten oder fünften Jahrhundert interessirten. Das Dach ist herabgestürzt und der größte Theil des Seitengebäudes verschwunden, dagegen aber ist ein großes Stück der äußeren Mauer erhalten und machen namentlich die Westseite mit ihren drei Eingängen und die Nordmauer mit einer Reihe Bogenfenster einen prächtigen Eindruck. Es war aber keine Zeit zu langen Untersuchungen, denn die Sonne stand bereits tief am Himmel. Wir bestiegen deshalb unsere Pferde und zogen weiter. Vor der Stadt sahen wir ein kleines Bauwerk sich scharf von der Abendröthe abheben. Es war ein Grabmonument im römischen Stil, welches einer Inschrift zufolge im ersten Jahrhundert ein arabischer Emir seiner Frau errichtet hatte. Gleich darauf begegneten wir einigen Arabern mit langen Büchsen. Da sie auf unsere Frage Kanawat als das Ziel ihrer Reise nannten, nahmen wir sie als Führer unserer Escorte mit. Wir stiegen nun auf den westlichen Abhang des Dschebel Hauran und bewunderten den prachtvollen rothen Abendhimmel über der Ebene. Es fing an zu dunkeln und wir mußten uns beeilen. Wir trieben unsere müden Pferde so gut wir konnten, um endlich unser Reiseziel zu erreichen. Unsere Führer erzählten uns, wir würden den Scheik in Kanawat nicht zu Hause finden, er wäre verreist, um Frieden zwischen einigen benachbarten Araberstämmen zu stiften, die in Streit gerathen wären. Sie hätten eine förmliche Schlacht geliefert, bei welcher zwanzig Mann getödtet und ebensoviel verwundet wären. Dies war gerade nicht beruhigend, denn wenn derartige innere Fehden ausbrechen, erwacht auch die Raublust des Arabers und dann geht es leicht über die Reisenden her. Wir ritten durch einen Wald, wo wir auf beiden Seiten Dickicht und Gebüsch hatten. Es wurde bald so dunkel, daß ich den völlig mit Steinen besäeten Weg nicht mehr sehen konnte und meinem Pferde die Führung überlassen mußte, indem ich einigermaßen den langen weißen Staubmänteln meiner Reisegenossen nachsteuerte, die wie Gespenster durch den dunklen Wald leuchteten. Dann und wann hörte ich das Pferd durch Wasser gehen, was ein Zeichen war, daß wir einen Bach oder einen Wasserfall passirten. Plötzlich kamen wir ins Freie und wurden durch den Anblick schlanker Säulen überrascht, die sich von dem klaren Nachthimmel abhoben. Es war der erste Gruß von Kanawat, bestehend in den Ruinen eines alten Tempels vor der Stadt. Nachdem wir darauf wieder eine Strecke durch den Wald geritten waren, kamen wir an lange Mauern; Häuser und andere Gebäude glitten wie Schatten an uns vorbei und endlich kamen wir auf den Gipfel eines Hügels. Dort hielten wir vor einem kleinen Hause, wohin unsere Betten und die übrige Bagage schon gebracht waren. So also kamen wir nach Kanawat! — Wie nach Bosra hat man auch nach Kanawat im alten Testament gesucht und geglaubt, es in Kenath zu finden, welches im 4. Mos. 32, 42 genannt wird. Die Stadt würde in diesem Falle sehr alt sein, aber es ist zweifelhaft, ob es derselbe Ort ist und ob nicht Kanawat wie Bosra viel späteren Ursprungs, aus der Zeit der Römerherrschaft um Christi Geburt ist. Josephus erwähnt es unter dem Namen Kanatha und die zahlreichen Ruinen, sowie verschiedene Inschriften zeigen, daß es in der römischen Kaiserzeit, namentlich unter den Antoninen in voller Blüthe gestanden hat. Das Christenthum fand hier, wie in Bosra, früh Eingang und auf den großen ökumenischen Concilen im fünften Jahrhundert erschienen gleichfalls Bischöfe von Kanatha. Am nächsten Morgen erhoben wir uns sehr früh, weil unser Nachtquartier nicht das beste gewesen war, und machten wegen Mangels an Platz unsere Morgentoilette vor dem Hause unter freiem Himmel, in Gegenwart einer zahlreichen Volksmenge, die den Einzelheiten unserer Toilette, die ihnen neu und unbekannt zu sein schien, ihr größtes Interesse widmete. Dann gingen wir in die Stadt, um sie in Augenschein zu nehmen. Wir fühlten uns etwas ermüdet von den Anstrengungen der letzten Tage, aber die frische Luft und die interessanten Alterthumsreste stärkten uns bald und gaben uns neue Kräfte. Die Stadt ist auf beiden Seiten des Bergstromes Kanawat erbaut, der sie wie ein tiefes Thal oder Wadi durchschneidet. Jetzt ist sie nur von einigen Drusenfamilien bewohnt, während ein großer Theil der alten Stadt unbewohnt und theilweise unter Gestrüpp verborgen ist. Dieser Wald von Gestrüpp aber, in Verbindung mit mehreren Quellen und Flüßchen giebt Kanawat einen sehr malerischen und viel ansprechenderen Anstrich als Bosra. Die ganze Stadt ist an einem Abhang erbaut, der langsam von Norden nach Süden aufsteigt, so daß der südlichste Theil eine Art Akropolis bildet, von welcher man eine weite Aussicht über die von dem Kanawat durchschnittene Stadt hat, der in der Richtung von Südosten nach Nordwesten fließt. Wir gingen durch das ziemlich tiefe und steile Wadi, über welches eine alte Wasserleitung führt, an einer Wassermühle vorbei, nach

dem antiken Theater. Es ist im Wadi angelegt und in dessen Felsen ausgehauen, so daß derselbe die natürliche Hinterwand bildet. Neun Reihen Sitze sind erhalten und von den oberen derselben hat man eine herrliche Aussicht auf den schneebedeckten Hermon. In der Mitte des Theaters war ein schattiger Feigenbaum emporgeschossen und in seiner Nähe befand sich eine Cisterne. Dies Theater hatte einen viel geringeren Umfang, als dasjenige in Bosra, dessen Altersgenosse es wahrscheinlich ist, aber das frische Grün und die wundervolle Aussicht machten es zu einem überaus lieblichen und ansprechenden Punkte, von welchem wir uns nur ungern losrissen. Nicht weit vom Theater befanden sich die Ueberreste eines Nymphäum und auch hier machten eine Quelle und die reiche Vegetation einen höchst wohlthuenden Eindruck. In einiger Entfernung sahen wir einen hohen Thurm, der zur Befestigung der Stadt gehört hat. Wir stiegen langsam den Bergabhang hinauf, kamen an vielen alten Häusern vorbei, die jetzt unbewohnt sind, gingen über den Bergstrom zurück und stiegen nach der Akropolis hinauf. Hier sahen wir zuerst die Ruinen eines alten Baucomplexes, welcher jetzt das Serail oder der Palast genannt wird. Derselbe besteht aus zwei oder drei Säulenhallen, die in einander gebaut sind. Dann finden wir eine große Basilika mit drei Schiffen und einem Chor im Süden. Die Anlage erinnert sehr an die alten Kirchen St. Agnese und St. Lorenzo in Rom und scheint aus derselben Zeit, dem vierten oder fünften Jahrhundert, zu stammen. Das Dach und die Decke sind eingestürzt, aber die meisten der korinthischen Säulen, über welche sich die Rundbogen wölbten, stehen noch. Vor dieser Kirche ist ein viereckiger Säulenhof, welcher der Vorhof derselben gewesen ist und nach Norden einen Porticus mit sechs prachtvollen korinthischen Säulen bildet. Unmittelbar neben diesem Vorhofe steht ein anderer, wahrscheinlich noch älterer Prachtbau, anscheinend eine Basilika, welche ursprünglich den Chor im Osten gehabt hat, aber bei einem späteren Umbau dahin abgeändert ist, daß der Chor nach Süden zu liegen kam, während der ältere Chor nach dem vorher erwähnten Vorhofe durchbrochen wurde, nach welchem ein dreidoppelter, von kurzen Säulen getragener Bogen führt. Ueber dem Westportal ist das Kreuz ausgehauen mit Verzierungen von Weintrauben und Ranken. Es ist schwierig, sich eine klare Vorstellung von dem Verhältniß zwischen diesen Gebäuden zu machen. Möglicherweise ist das letztgenannte ein heidnischer Tempel gewesen, der zu einer christlichen Kirche umgebaut ist. Da sie aber vielleicht zu klein geworden ist, hat man später eine größere Kirche, die zuerst erwähnte, gebaut, welcher man die ältere und kleinere Kirche als eine Art Kapelle hinzufügte. Andere dagegen glauben, daß das größere Prachtgebäude der bischöfliche Palast gewesen ist. Wie sich dies nun auch verhalten möge, ist es doch in jedem Falle interessant, hier zu beobachten, wie sich die verschiedenen Baustile mit einander vermischen, einerseits die reinen classischen Bauformen und andererseits die neuen christlichen Elemente, welche neben den ersteren disharmonisch und oft geschmacklos erscheinen, aber trotzdem einen neuen Kunststil verrathen, der im Begriff steht, sich empor zu arbeiten. Das Ganze giebt ein getreues Bild jener unruhigen Gährungszeit, wo die antike, hoch entwickelte Cultur und der neue christliche Glaube mit einander um die Weltherrschaft kämpften. Von den zusammengebauten Basiliken gingen wir den Abhang hinauf und trafen auf dessen Gipfel ein Monument von unzweifelhaft heidnischem Ursprung, nämlich einen Tempel mit einer Vorhalle, die von vier großen Säulen getragen wurde. Zwei derselben stehen noch und zwei kleinere Säulen innerhalb derselben bilden den Eingang der Halle. Der ganze Baustil, elegant und in allen Verhältnissen gut ausgeführt, ist ein Beispiel des classischen Stils in seiner vollen Reinheit. Der Tempel zeigt deutliche Spuren davon, daß er in späteren Zeiten zu einem Castell umgebildet ist, wozu ihn seine Lage, welche die ganze unter ihm liegende Stadt beherrscht, besonders qualificirt. Auch Theile von den alten Mauern und Thoren der Stadt sind wohl erhalten sowie mehrere Gräber vor der Stadt, obgleich dieselben theilweise von Gebüsch überwuchert und bedeckt sind. Wir stiegen von der Hochburg herunter und gingen schnell durch einen Eichenwald, der hier prächtig gedeiht und der letzte Rest von Basans berühmten Eichenwäldern zu sein scheint. Hier fanden wir jenen Tempel, dessen Säulen wir am Abend vorher von der Lichtung im Walde gesehen hatten. Auch dieser gehört, wie der Tempel auf der Akropolis, dem classischen Alterthum an. Er besteht aus einer Celle, die von siebenzehn Säulen umgeben ist, und aus einem Porticus, der aus einer doppelten Reihe von Säulen besteht. Die Celle ist ganz verschwunden und von den Säulen stehen nur noch sieben aufrecht. Sie stehen auf Piedestalen, sind 22 Fuß hoch, gehören der korinthischen Ordnung an und sind mit großer Eleganz ausgeführt. Zufolge einer noch wohl erhaltenen Inschrift war der Tempel dem Sonnengotte geweiht. Er ist auf einer hohen Steinterrasse aufgeführt und gewährt durch seine Lage eine herrliche Rundschau. Nachdem wir uns genügend der Schönheit des Tempels und seiner Umgebung erfreut hatten, wanderten wir nach der Stadt zurück, gingen durch die Straßen, deren festes Pflaster augenscheinlich aus der Römerzeit herstammt, besuchten das Haus des Scheiks, ein hübsches gut erhaltenes Haus aus dem Alterthum mit zwei Säulen am Eingang, und erreichten endlich wieder unser Quartier. Nachdem wir unser Frühstück eingenommen und uns etwas ausgeruht hatten, bestiegen wir wieder unsere Pferde und ritten nach der großen Ruine des Tempels von Siah, eine halbe Meile südlich von Kanawat. Dieser gewaltige Tempel wurde von idumäischen Fürsten um die Zeit von Christi Geburt erbaut. In den Nischen der Vorhalle waren Statuen von ihnen aufgestellt, u. A. auch eine solche von Herodes dem Großen, von der leider nur noch unbedeutende Reste vorhanden sind, während jedoch die griechische Inschrift auf dem Piedestal seinen Namen nennt. Der Tempel war dem syrischen Götzen Baalsamin geweiht und soll nach seiner ganzen Anlage dem Tempel in Jerusalem ähnlich gewesen sein. Wir waren sehr gespannt, dies interessante Bauwerk in Augenschein zu nehmen, aber eine große Enttäuschung wartete unser. Der Tempel ist auf dem Gipfel eines länglichen Hügels aufgeführt, an dessen steilem Abhang wir uns mühsam emporarbeiteten. Endlich erreichten wir den Gipfel und fanden eine ungeheure Trümmermasse von größeren und kleineren Steinblöcken, die über die ganze Fläche gewälzt waren. Die Zerstörung war vollständig, kein einziger Mauerrest, kein Stück einer Säule erhob sich aus diesem Chaos. Auch die Zerstörung dieses Tempels war wahrscheinlich von Menschenhänden begonnen (vielleicht von glaubenseifrigen Christen, welche den heidnischen Tempel niederreißen wollten) und von Erdbeben vollendet. Nur eine oder mehrere starke Erschütterungen der Erde sind im Stande gewesen, Alles so schonungslos zu Boden zu werfen, wie es hier der Fall gewesen ist. Andererseits aber hat es das Gute gehabt, daß Alles in derselben Ordnung liegen blieb, wie es hingeworfen ist, und da kein größerer Bau in der Nähe aufgeführt wurde, ließ man es auch ziemlich unberührt. Hierdurch ist es möglich geworden, daß man bei sorgfältiger Nachforschung den Grundplan, die Fundamente der Mauern und die Treppen, die unter den Trümmerhaufen verborgen sind, nachweisen kann. Die Grundanlage schien mir keine Aehnlichkeit mit dem Tempel in Jerusalem zu haben, sondern erinnerte mich eher an die großen ägyptischen Tempel. Wie bei diesen sind hier zwei große Vorhöfe vor dem Heiligthum, der erste ist 120 Fuß und der zweite 160 Fuß lang, während beide die gleiche Breite von 48 Fuß haben. Sie sind mit Lavaplatten gepflastert und jeder von ihnen hat ein mächtiges Eingangsthor gehabt, welches den ägyptischen Pylonen ähnlich gewesen zu sein scheint, doch sind beide Thore vollständig zertrümmert. Nachdem man diese beiden Vorhöfe durchschritten hatte, stieg man auf einer Reihe von Stufen, die größtentheils unter Steinblöcken verborgen sind, nach der dritten Abtheilung hinauf, die östlich vor den beiden vorhergehenden lag und das eigentliche Heiligthum einschloß. Diese wurde mit einem neuen Vorhof eingeleitet, der an drei Seiten von Säulengängen begrenzt war, während an der vierten Seite der Tempel lag. Dieser war in zwei Stockwerken aufgeführt. In dem unteren Stock war eine Vorhalle, in welcher die vorher genannten Statuen aufgestellt waren und von welcher eine prächtige Thür in die Tempelcelle führte. Von der Ausstattung der Celle weiß man noch nichts, aber es ist möglich, daß eine Aufräumung des Platzes und etwaige Ausgrabungen Auskunft darüber geben. Wir kletterten auf den großen Steinblöcken umher und suchten uns ein anschauliches Bild von der Anlage des Tempels zu machen. Ferner untersuchten wir viele der Steinblöcke und das Bilderwerk, welches auf ihnen ausgehauen war. Wir fanden Bruchstücke von Adlern, Weintrauben, Heuschrecken und ähnlichen Dingen, die als Decorationen gedient hatten. Auch einen Altar sahen wir, auf dessen beiden Seiten Böcke ausgehauen waren und der wahrscheinlich vor dem Tempel aufgestellt gewesen ist und die dargebrachten Opfergaben aufgenommen hat. In dem Ganzen scheint eine Vermischung von griechischem Kunststil mit einer üppigen ungebundeneren morgenländischen Phantasie vor-

zuherrschen. Der freiliegende Tempel hat eine herrliche Lage, die nach allen Seiten freie Aussicht bietet, namentlich nach Kanawat mit seinen Palästen und Tempeln, welches sich nordwärts uns gegenüber erhob. — Unsere Reise ging nun wieder nach Norden, an Kanawat vorüber, dessen reiche Alterthumspracht wir jetzt links liegen ließen, nach dem westlichen Abhang des Haurangebirges. Dicht an unserem Wege lagen einige der pyramidenförmigen Vulkane, welche jetzt ausgebrannt sind, aber deren Lavamassen in früheren Zeiten El Ledscha überschwemmt haben. Wir ritten am Abhang des Berges entlang, von dem wir eine prachtvolle Aussicht über die Ebene zur Linken hatten. Es war ein schöner sonniger Nachmittag, El Ledscha lag in herrlicher Beleuchtung und in der Ferne sahen wir im Sonnenschein kleine Seen schimmern. Das Ziel unseres Rittes war Schubba, das alte Philippopolis. In dieser Stadt war der römische Kaiser Philippus Arabs geboren und er ehrte seine Geburtsstadt dadurch, daß er sie mit einer Reihe von Prachtbauten schmücken ließ. Der Umfang der Mauern und die bedeutenden Ruinen innerhalb derselben zeugen davon, wie stattlich und ansehnlich diese Stadt einmal gewesen ist. Jetzt ist sie größtentheils unbewohnt und nur einige Drusenfamilien haben ihren Wohnsitz darin aufgeschlagen. Schubba liegt am Fuße des Gebirges auf einem Lavaplateau dicht an der Grenze des Ledscha. Es war später Nachmittag, als wir es von dem Bergabhang sahen, und dann hatten wir noch eine gehörige Strecke zu reiten, bevor wir die Ebene erreichten. Die alten Mauern der Stadt sind vollständig erhalten, wie auch die acht Thore, von denen jedes in eine lange Straße führt. Wir kamen durch das südliche Thor und ritten durch eine solche lange Straße, deren antikes Pflaster mit den fest zusammengefügten polygonen Lavaplatten in vortrefflichem Zustande war. Die Sonne war untergegangen, aber von dem röthlichen Abendhimmel zeichneten sich Säulen und Bogen scharf ab. Es war außerordentlich stimmungsvoll und großartig, diese Reste einer reichen prachtvollen Alterthumscultur von den dunklen Abendschatten halb verschleiert zu sehen, während das entschwindende Sonnenlicht am Himmel gleichsam den goldenen verklärenden Schein der Erinnerung über sie legte. Wir nahmen, unserer Gewohnheit gemäß, unser Quartier beim Scheik, der einen Palast mit einem mächtigen Hofraum und einem solchen Labyrinth von Gängen bewohnte, daß ich nur mit Mühe die große Steinhalle fand, in welcher unsere Betten aufgestellt waren. Meine Reisegenossen gingen noch aus, um einige Ruinen in Augenschein zu nehmen, von denen sie aber in der Dunkelheit nicht viel zu sehen bekamen, während ich vorzog, mich in einen offenen Porticus mit Spitzbogenwölbung zu setzen und ungestört die entschwindende Abendröthe zu betrachten. Am nächsten Morgen hatten wir Sonne und Licht genug zu einer frischen Wanderung durch die Stadt. Wie Bosra wird auch Philippopolis von zwei langen schnurgeraden Straßen durchschnitten, die früher wahrscheinlich an beiden Seiten mit Säulen geschmückt gewesen sind und deren antikes Pflaster vorzüglich erhalten ist. Wo sich die beiden Straßen in einem rechten Winkel durchschneiden, stehen noch vier sehr große Postamente. Man hat geglaubt, daß auf denselben Statuen gestanden haben, aber da sich von diesen keine Spuren vorfinden, wird es vielleicht richtiger sein, sie für Ueberreste einer viereckigen Bogenwölbung, wie der bekannte Janus quadrifrons in Rom, zu halten. In der Nähe stehen vier große korinthische Säulen, wahrscheinlich Reste eines Tempels. In einer anderen Straße waren große Ruinen von Thermen oder Bädern, die Caracalla's Thermen in Rom ähnlich waren, mit einer Wasserleitung mit großen Bogen, die das Wasser von den Bergen nach der Stadt geführt hat. Endlich ist noch das antike Theater zu erwähnen, von dem sieben Reihen Sitze und ein Theil der Bühne erhalten sind, sowie Ueberreste von Tempeln und anderen Gebäuden, die davon zeugen, welchen hervorragenden Platz diese Stadt in den ersten Jahrhunderten nach Christus eingenommen hat. — Schubba war die letzte große Ruinenstadt, welche wir in Hauran besuchten. Wir zogen von hier in zwei ermüdenden Tagereisen nordwärts nach Damaskus. Der Weg, der an der östlichen Seite des Ledscha entlang ging, führte uns wieder an mehreren hohen Vulkankegeln vorbei, unter welchen der Tell Schihan, auf dessen Gipfel sich ein kleiner muhamedanischer Weli erhebt, der bedeutendste ist. Im Uebrigen bot der Weg, der zum größten Theil über ein unbebautes Plateau führt, nichts von Interesse. Nach einem langen Ritte erreichten wir die Drusenstadt Delir, wo wir beim Scheik Rast machten, der uns einen Raum über einem alten Tempel anwies, dessen Säulen man noch im unteren Stockwerke sah. Unser Kommen erregte großes Aufsehen, denn man hatte hier noch nie Männer in fränkischer Kleidung gesehen. Selbstverständlich versammelte sich der größte Theil der Bevölkerung, Groß und Klein, um uns, theils in unserem Zimmer und theils vor der Thür, mit der größten Aufmerksamkeit unserem Gebahren folgend, während wir unsere Mahlzeit einnahmen. Darauf setzten wir unsere Reise nach Norden fort. Wir hatten darauf gerechnet, in der Stadt Suwaret el Kebireh Nachtquartier zu bekommen, aber wir fanden dieselbe in einem so hohen Grade „todt" oder vielmehr von Menschen verlassen, daß wir kein Unterkommen fanden. So mußten wir denn weiter ziehen und kamen ziemlich spät am Abend nach der Stadt Brak. Hier war es auch nicht viel besser, weil die meisten Einwohner wegen der beständigen Ueberfälle von den Beduinen die Stadt verlassen hatten. Wir fanden jedoch Quartier bei einem Drusen, der erst vor wenigen Tagen angekommen war. Er hatte früher im Bergthal des Libanon gewohnt, war aber, wie er uns erzählte, in einen Prozeß verwickelt worden, und da er eingesehen, daß derselbe mit seinem vollständigen Ruin endigen würde, hatte er, kurz entschlossen, Weib, Kind und seine bewegliche Habe zusammengepackt und war nach Hauran gezogen, wo er nun eben im Begriff war, sich in einem der verlassenen Häuser einzurichten. Er überließ uns gern einen Theil seines Hofes zur freien Benutzung, wo unsere Leute schon ein munteres Feuer angezündet und unsere Betten unter freiem Himmel aufgestellt hatten, während Pferde und Maulthiere in den Ställen untergebracht waren. Wir fanden es jedoch praktischer, es umgekehrt zu machen und die Thiere im Hofe übernachten zu lassen, während wir die Betten in die Ställe bringen ließen, nachdem dieselben einigermaßen gereinigt waren. Jedenfalls aber fehlte es uns nicht an frischer Luft, denn eine Außenwand und das Dach unseres Schlafgemachs fehlten gänzlich, so daß wir freie Aussicht auf die Sterne gehabt hätten, wären welche zu sehen gewesen. Sie schienen aber leider nicht, weil ein Chamsin im Begriffe war, sich zu erheben, und den Himmel mit seinen Wolken bedeckte. Die Nacht war ungewöhnlich schwül und drückend, aber glücklicherweise bekamen wir keinen Regen, was für uns natürlich sehr fatal gewesen wäre. In der Nähe war eine Kaserne mit einigen türkischen Soldaten, von denen wir für einen Backschisch zwei engagirten, die während der Nacht Wache bei uns stehen mußten, eine Vorsicht, die sich als unnöthig erwies, weil Nichts passirte. Dies war unsre letzte Nacht in Hauran. An einem schönen frischen Frühlingsmorgen traten wir unsere letzte Tagereise nach Damaskus an, über die große Ebene, die in der Ferne von bläulichen Bergen bekränzt wird, unter denen der schneebedeckte Hermon vor Allem unser Auge erfreute. Dieser Weg ist seit alten Zeiten unsicher und führt den Namen „Der Räuberweg", weil die Beduinen hier ungehinderten Eingang von den großen Wüsten haben, von denen sie mit der Schnelligkeit des Blitzes kommen und verschwinden. Unser Dragoman aus Palästina spähte unruhig nach allen Seiten, aber es zeigte sich nichts Furchterregendes und nur einige friedliche Reisende zogen mit freundlichem Gruße vorüber. Die Sicherheit des Weges hängt jedenfalls von den Jahreszeiten oder vielmehr von den Wanderungen der Beduinen ab. Im Frühling und Vorsommer halten sie sich im Osten auf und dann wird für eine größere Anzahl von Reisenden kaum etwas zu fürchten sein. Im Sommer aber, wenn die brennende Sonnenhitze im Osten Gras und Kräuter versengt, treiben sie ihre Heerden weiter nach Westen und nähern sich Damaskus und dann mag der Verkehr hier nicht so sicher sein. Es war ein herrlicher Anblick, als wir den höchsten Punkt der Ebene erreichten und in der Ferne Damaskus, von seinen Gärten umgeben, sahen, welches sich bei der weiten Entfernung in einem dunkelblauen Lichte von dem hellblauen Hintergrund der Berge abhob, welche die Stadt umgeben. Wir hatten jedoch noch eine ziemliche Strecke vor uns und mußten die Hitze und Mühseligkeit der Reise noch gehörig fühlen, bevor wir unser Ziel erreichten. Die Sonne brannte heiß auf uns herab und eine drückende Schwüle lag über der offenen schattenlosen Ebene. Erst ziemlich spät am Nachmittag erreichten wir das Thor von Damaskus und hatten nun noch einen ermüdenden Ritt durch die ewig lange Vorstadt Meidan und durch die Stadt selbst, bevor wir das englische Victoria-Hotel erreichten, wo wir einige Tage ausruhen und uns der Bequemlichkeit des civilisirten Lebens nach den ertragenen Mühseligkeiten und Entbehrungen während unserer Reise in Hauran erfreuen wollten. Hier in Damaskus trennten wir uns auch von unserem liebens-

würdigen Führer, Consul Lögtved, mit einem herzlichen Dank für die Sorge, die er für uns getragen, und für den Eifer und das Interesse, mit welchem er uns durch Hauran, dies interessante, von Fremden so wenig besuchte Land, geführt hatte. — Und was bedeutet nun Hauran? kann man wohl zum Schlusse fragen — was bedeuten diese Tempel, Triumphbogen, Kirchen, diese zerstörten Portale und umgestürzten Säulen? Die Antwort darauf kann ganz kurz lauten: Hauran bedeutet eine ausgefüllte Lücke in der Culturgeschichte. Es ist ein neues Pompeji, nicht unter, sondern über der Erde. Hier hat die Asche des Vulkans bewirkt, was dort die Wildheit der Barbaren und die Einsamkeit der Wüste verursacht hat, nämlich daß das Land durch lange Jahrhunderte unbekannt und unberührt gelegen hat. Allerdings ist ja Hauran nicht so wohl erhalten, wie Pompeji, aber es giebt doch Vieles, das sich in Gedanken leicht zu einem Ganzen zusammenfügen läßt. Auch ist hier nicht, wie in Pompeji, Alles in einem einzigen Augenblick erstarrt und an seinen Platz gebannt. Eine Reihe von Jahrhunderten, fast ein halbes Jahrtausend, hat es zu Wege gebracht und zwar eine der wichtigsten Perioden in der Geschichte, wo das Heidenthum mit seiner reichen Cultur langsam verschwindet und ein neuer Glaube anfängt, die Herzen zu gewinnen. Dieser nimmt zuerst die Culturformen des Heidenthums an, wie er sie vorfindet, aber bald beginnt er eine Umbildung, zuerst ganz unbemerkbar, aber dann in stets größerem Maßstabe, bis zuletzt aus der alten eine neue Cultur hervorgegangen ist, die bis auf den heutigen Tag die Welt beherrscht, und dies ist die christliche Cultur. Diesem Umbildungsprozeß können wir in Hauran und Mittelsyrien folgen, wie in keinem anderen Lande der Welt. Natürlich sind diese Länder in dieser Richtung nicht alleinstehend. — Was hier geschah, war nichts Anderes, als was in ganz Südeuropa, einem Theile von Deutschland und Frankreich und in allen Ländern geschehen ist, wo das Christenthum der voll entwickelten antiken Cultur begegnete. Aber von dem Bruch, der hierdurch hervorgerufen wurde, sind in diesen Ländern wenige oder gar keine Spuren zurückgeblieben. Die neuen Geschlechter bildeten um oder rissen nieder, was die alten aufgebaut hatten, und jene vermischten Formen mußten reineren und schärfer entwickelten Kunst- und Culturformen das Feld räumen. In Hauran aber blieb infolge der eigenthümlichen Verhältnisse dieses Landes Alles, wie es vorher beschrieben ist. Der Anblick der interessanten Denkmäler macht in doppelter Beziehung großen Eindruck. Die reine edle Classicität ist im Begriffe zu verschwinden und eine subjective Willkür fängt an, sich auf eine oft äußerst geschmacklose Weise geltend zu machen. Es ist der Verfall der Kunst, der uns hier vor Augen gestellt wird und der eine abstoßende Wirkung ausübt. Man würde jedoch Unrecht thun, wenn man nur diese Seite der Sache ins Auge faßte. Eine aufmerksamere und tiefere Betrachtung wird zeigen, daß wir hier nicht nur den Herbst und Winter der Cultur, sondern auch einen keimenden Frühling vor uns haben. Aus den festen Formen der classischen Cultur arbeitet sich, unbeholfen und unsicher, etwas Neues hervor, das wir bei seiner späteren Entwickelung im Occident klar, bestimmt und in Harmonie mit seinen Umgebungen wieder finden, und wir verstehen dann, daß Dasjenige, was wir in Hauran sahen, die ersten Elemente eines neuen Kunststils war, der sich durchzuarbeiten versucht. Dies gilt namentlich von den Kirchen, die eine Uebergangsperiode zeigen, welche vor dem vollendeten Stil liegt, den uns das Mittelalter zeigt. Die beiden erwähnten Kirchen in Bosra und Zora sind z. B. wenige Jahre vor der Sofiakirche in Konstantinopel erbaut und es ist deutlich zu sehen, wie das große architektonische Kuppelproblem, welches in der letzteren so glücklich gelöst ist, sich bei den beiden ersteren durchzuarbeiten versucht. Es bleibt Sache der Kunstgeschichte, dies in allen Einzelnheiten durchzuführen, hier genügt es, anzudeuten, welche Bedeutung die zahlreichen architektonischen Denkmäler in Hauran für das richtige Verständniß der abendländischen Kunstentwickelung haben. Hierzu kommt ein Fund andrer Art, der nicht weniger Interesse für die mehr speciellen Forschungen hat, und das ist die Menge von Inschriften, welche sich auf Gebäuden und einzelnen Steinen befinden. Gerade wenn man von Jerusalem kommt, wo es fast vollständig an Inschriften fehlt, so daß man bei dem Studium von Jerusalems Topographie im Alterthum beständig auf unsicherem Boden steht und nur mit größter Vorsicht seine Vermuthungen aussprechen darf — gerade dann schätzt man den Werth dieser Inschriften in Hauran und wünscht, daß ein kleiner Theil dieses großen Reichthums Jerusalem zu Theil geworden sein möge, wo sich allerdings die antiquarischen Untersuchungen in viel ferner liegenden Zeitperioden bewegen. Die zahlreichen Inschriften in Hauran sind theils in arabischer und theils in griechischer und lateinischer Sprache abgefaßt. Sie geben die Zeit der Aufführung von Bauwerken oder die Einweihung von Tempelgaben an und sprechen Gebete und fromme Segenswünsche aus. Besonders viele Grabinschriften sind vorhanden, die besondere Bedeutung dadurch haben, daß sie feste Stützpunkte für die Zeitberechnung bilden. Ebenso große Bedeutung wie die Inschriften haben in dieser Beziehung auch die vielen Münzen, die in Hauran gefunden sind und noch stets gefunden werden. Es ist keine Zeit zu versäumen! Ist erst die Reise in dieses interessante Land leichter und die Sicherheit größer geworden, so daß man nicht mehr den Gefahren begegnet, denen frühere Reisende ausgesetzt waren, so droht andrerseits Haurans Monumenten wieder Gefahr. Sobald die Einwanderung zunimmt und man die Bevölkerung gegen die räuberischen Einfälle der Beduinen aus den benachbarten Wüsten schützt, werden auch die verlassenen Gebäude und Paläste theils in Gebrauch genommen und theils niedergerissen werden. Namentlich wird sehr über die Tscherkessen geklagt, die allerdings sehr fleißige Ackerbauer sind, aber die mit demselben Fleiße auch die alten Denkmäler zerstören. Diese Zerstörung der Alterthumsmonumente droht nicht blos Hauran, sondern ganz Palästina und besonders Jerusalem. In demselben Maße, wie die Verkehrsmittel die Reisen leichter und die zunehmende Sicherheit die Gefahren geringer macht, in demselben Maße nimmt die Unsicherheit für die alten Monumente zu, deren letzten Reste dann bald verschwinden werden. Desto nothwendiger aber wird es, so lange noch Zeit dazu ist, sorgfältig zu beobachten und zu beschreiben, was dort noch zu sehen ist, zum Besten kommender Geschlechter, die vielleicht nicht mehr sehen werden, was uns vergönnt war zu schauen.

Bücherbesprechung.

— **Noch einmal „Altgläubige" und „moderne Gläubige".** Illustrirt durch Professor Meinhold's Schrift „Wider den Kleinglauben". Von Professor Dr. **Karl Müller** in Erlangen. Erlangen und Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme). 1895. 75 ₰. — Mit Beziehung auf seine ebenso betitelte Schrift vom Jahre 1894 (Wiss. Beil. Nr. 125 von 1894), die sich gegen die Ueberhebung der modernen Theologie wendete, nimmt der Verfasser den Kampf aufs Neue auf und erwählt sich als Streitobject die genannte Meinhold'sche Broschüre nicht etwa wegen ihres besonderen Werthes oder ihrer wissenschaftlichen Vorbildlichkeit, sondern weil er in ihr das Wesen der meisten Streiter auf jener Seite am deutlichsten ausgeprägt findet. Und gegen dieses erhebt er mit Schärfe und Nachdruck den Vorwurf einer beklagenswerthen Befangenheit in Forschung und Betrachtungsweise. Es ist nicht der sicher erkennende und klar untersuchende Menschengeist, der bei jenen Theologen wirksam ist, sondern die moderne Weltanschauung, welche als eine oberste Macht das ganze Denken beherrscht und jeden Gedanken, jedes abschließende Urtheil bestimmt. Zu diesem harten Spruch glaubt der Verfasser berechtigt zu sein wegen der ganzen Art, wie man Bibelkritik und Glaubenslehre in jenem Lager betreibt: es werden nicht blos klar zu Tage liegende Widersprüche aufgezeigt und untersucht, es wird vielmehr eine förmliche Jagd auf neue Widersprüche unternommen, man spricht von den Erzählungen des alten Testaments nicht mehr als von Bestandtheilen einer heiligen Urkunde, die trotzdem sehr wohl wissenschaftlicher Untersuchung unterliegen können, sondern in einem „schnoddrigen" Tone und mit einer widerwärtigen Schnellfertigkeit des Urtheils, man bekämpft in seinen „leichtherzig auf den Markt geworfenen Producten" die Anhänger des alten Glaubens in der Hauptsache nicht mit Gründen, sondern mit plumpen Schlagworten von geschichtlicher Forschung und wissenschaftlicher Feststellung. Der Tadel ist scharf, aber auch nach unserer Meinung von Meinhold wenigstens durchaus verdient. Die Beweisführung Müller's in Bezug auf die Behandlung der Hauptfragen, welche die theologische Welt gegenwärtig bewegen, ist auf Grund jener Gesammtkritik der Gegner in ihrer Art glänzend durchgeführt und hat Anspruch auf Beachtung aller Betheiligten. B. K.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 117. Dienstag, den 1. October. 1895.

Das Colosseum.

Als der Bildhauer Zenodorus die Colossalstatue des gallischen Mercurius für den Tempel der Arverner vollendet hatte, wurde er vom Kaiser Nero nach Rom berufen, um das Colossalbild des Kaisers in Erz auszuführen. Der über 30 m hohe Coloß fand im Vestibulum von Nero's Prachtbau Aufstellung. Während das „goldene Haus" frühzeitig dem Untergang verfiel, hat der Coloß lange Zeit bestanden, freilich nicht als Bildniß des verhaßten Kaisers, sondern als Statue des Sonnengottes. Die Reste seiner Basis sind noch heute zu sehen in der Nähe des Bauwerks, das wahrscheinlich von dem colossus Neronis den Namen erhalten hat, das Colosseum. So hieß im Mittelalter der colossale Bau, der gewaltigste in Rom, und unter diesem Namen kennen und bewundern wir Modernen die riesigen Ueberreste, die dem Zahn der Zeit Stand gehalten haben und die eindringlicher als andere Bauwerke Zeugniß davon ablegen, wie sich die alten Römer auf das Bauhandwerk verstanden. Jahrhundertelange Plünderungs- und Zerstörungswuth hat die gewaltigen Steinmassen nicht zu erschöpfen vermocht. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war noch so viel vorhanden, daß Sachverständige den Werth des Materials (Travertin) auf 2¼ Millionen Scudi (etwa 13½ Millionen Mark) schätzten; seit jener Zeit datiren auch die umfänglichen Restaurationsarbeiten, die auf Veranlassung der Päpste Benedict XIV., Pius VII. und Leo XII. unternommen wurden und die, wenn sie auch nicht mit dem nöthigen Verständniß und der nöthigen Schonung für ursprüngliche Gestalt und Charakter des Herzustellenden ausgeführt wurden, doch den Zweck der Erhaltung und Sicherung des Vorhandenen erreichten. Bemerkt muß dabei werden, daß diese Arbeiten entsprechend den Riesendimensionen des Gebäudes ganz erhebliche Summen verschlangen, namentlich die dem Auge unangenehm auffallenden mächtigen Strebepfeiler, welche dem drohenden Einsturz Einhalt thaten. Die Kosten des gesammten ursprünglichen Materials berechnete der italienische Architekt Tocco auf 5 Millionen Scudi (etwa 30 Millionen Mark). Rechnet man die kostbare innere Ausstattung hinzu (Marmorbekleidung u. s. w.), wovon heut nichts mehr erhalten ist, so wird man die Summe eher zu gering als zu groß angegeben finden, zumal wenn man Vergleiche mit modernen Pracht- und Riesenbauten zieht und im Auge behält, daß das Bauen in der römischen Kaiserzeit ebenso viel Geld kostete wie heute zu Tage, wenn auch gewisse Steinsorten sich billiger stellten. Zum Vergleich sei bemerkt, daß die Baukosten des Pariser Opernhauses, mit seiner Grundfläche von über 11000 qm wohl des größten unter den modernen Theatern, sich auf 35½ Millionen Francs beliefen, und daß der Bau des monumentalen Brüsseler Justizpalastes nicht weniger als 50 Millionen verschlang.

Eigenartig sind die Schicksale des Riesenbaues gewesen. Vollendet von Titus (im Jahre 80 n. Chr.), der die Einweihung durch 100tägige Spiele von ungeahnter Pracht feierte, blieb das Amphitheatrum Flavium — so hieß es ursprünglich — bis tief ins Mittelalter hinein gewissermaßen ein Wahrzeichen der Größe Roms. Wir erfahren allerdings von verschiedenen Restaurationen, die im Lauf der Kaiserzeit nöthig wurden: so unter Antoninus Pius und Alexander Severus. Dieser ließ die durch Blitz zerstörten oberen (hölzernen) Theile wiederherstellen. Ein anderer Brand richtete unter Decius einigen Schaden an; im 5. Jahrhundert wurde es durch Erdbeben mehrfach beschädigt, von den nothwendig gewordenen Reparaturen melden noch einige uns erhaltene Inschriften. Im Ganzen aber blieb der Bau wohl erhalten, auch nachdem im 5. Jahrhundert durch Honorius die Fechterspiele und im 6. durch Theodorich die Thierkämpfe aufgehoben worden waren, da diese sich mit dem Geist des seit Constantin zur Staatsreligion erhobenen Christenthums nicht vertrugen. Im 8. Jahrhundert wird der Bau noch ziemlich unversehrt gewesen sein, da damals der Spruch aufkam und von frommen Pilgern weiterverbreitet wurde: „So lange das Colosseum stehet, wird Rom stehen; wenn das Colosseum fällt, wird Rom fallen und mit Rom fällt die Welt." Wann die erste wesentliche Zerstörung stattfand, wissen wir nicht; vielleicht erfolgte sie erst im Jahre 1084, als Robert Guiscard den zwischen Caelius und Capitol gelegenen Stadttheil verwüstete. Innere Fehden führten zu weiteren Zerstörungen im 12. und 13. Jahrhundert, wo römische Barone, besonders die Frangipani, die Hauptleute der Region de Colosseo, das Amphitheater als Festung auszunutzen verstanden. Im 14. Jahrhundert nahm es Kaiser Heinrich VII. den Annibaldi ab und schenkte es dem senatus populusque Romanus. Es wurde jetzt trotz des herrschenden Christenthums der Schauplatz von blutigen Stiergefechten. So erfahren wir von einem solchen Schauspiel aus dem Jahre 1332, bei welchem 11 Stiere zu Tode gehetzt wurden, die ihrerseits 18 Matadoren den Garaus machten und 9 verwundeten. Gegen Ende desselben Jahrhunderts schenkten Senat und Volk einen Theil des Colosseums einer religiösen Brüderschaft, die durch Vermauerung der äußeren Bögen in den oberen Stockwerken einige Corridore zu einem Hospital herrichtete. Die Arena erhielt außerdem eine Kapelle, zu welcher zahlreiche Pilger wallfahrteten, um auf dem mit Märtyrerblut getränkten Boden ihre Gebete zu verrichten. Eine besondere Bühneneinrichtung ermöglichte es, daß am Charfreitag Passionsspiele aufgeführt werden konnten, eine Sitte, die erst Papst Pius VII. zu Anfang des 16. Jahrhunderts aufhob. Mittlerweile hatte der eigentliche Zerstörungsprozeß begonnen: das Colosseum wurde als Steinbruch in der schonungslosesten Weise ausgebeutet, und schon am Anfang des 15. Jahrhunderts klagt der Humanist Poggio über „die Thorheit der Römer", die sich nicht scheuten, die Ueberreste des Wahrzeichens Roms zu Kalk zu verbrennen. So baute Paul II. seinen Palazzo di S. Marco z. Th. aus den Travertinquadern des Colosseums (heut der Palazzo di Venezia, Sitz der österreichischen Botschaft); der Cardinal Riario benutzte das Material für die von Bramante entworfene Cancelleria, und Paul III. (Cardinal Alexander Farnese) für den Palazza Farnese, alles Gebäude, die heut zu den Sehenswürdigkeiten Roms zählen. Andere Pläne verfolgte Papst Sixtus V.: seine Absicht, das Colosseum in eine Tuchfabrik mit Wohnungen für die Arbeiter umzuwandeln, wurde nur durch seinen Tod vereitelt. Clemens X. (1670—1674) aber brachte es wirklich dazu, eine Salpeterfabrik anzulegen. In das Ende des 17. Jahrhunderts fallen die ersten Versuche, die weitere Ausbeutung und Profanation zu verhindern, indem die Eingangsbögen durch Vermauerung geschlossen wurden. Für die Erhaltung des Inneren geschah aber zunächst nichts; es wuchs lustig Gras in der Arena und auf den Sitzstufen, und wir haben noch aus dem Jahre 1727 Kunde von einer Urkunde, wonach es dem im Colosseum hausenden Eremiten erlaubt wurde, das im Amphitheater wachsende Gras zu verpachten. Erst Papst Benedict XIV. und seine Nachfolger trafen gründlichere Maßregeln, um den Verfall aufzuhalten, wie schon oben bemerkt wurde. — Eine ausführliche Schilderung des Gebäudes, seiner Einrichtungen, Größenverhältnisse u. s. w. liegt nicht in der Absicht dieser Zeilen. Nur auf einen Punkt möge hier hingewiesen werden, da die über denselben in den einschlägigen Schriften enthaltenen Angaben einer Berichtigung bedürfen. Er betrifft die Menge der Zuschauer, die in dem Amphitheater Platz fand. Die Constantinische Regionsbeschreibung giebt die Zahl der

Plätze auf 87000 an und diese Angabe wurde allgemein unbesehen angenommen. Die neuesten Untersuchungen Dr. Hülsen's, eines der besten Kenner der topographischen Verhältnisse Roms, haben die Unmöglichkeit dieser Zahl ergeben. Er berechnete auf Grund eines inschriftlichen Documents und thatsächlicher Messungen, daß auf den Steinsitzen der vier Stockwerke des Amphitheaters höchstens 40000 bis 45000 Menschen Platz finden konnten und daß, wenn man hierzu noch die Stehplätze der höchsten Region rechnet, höchstens die Zahl 50000 herauskommt. Die Bewunderer der Größe des Colosseums, welche phantastische Zahlen lieben, werden von dieser Reduction vielleicht enttäuscht sein, aber die von dem erfahrenen Topographen gewonnenen Resultate scheinen zweifellos richtig, und im Grunde ist die Zahl 50000 noch immer stattlich genug. Die Angabe in der Constantinischen Regionsbeschreibung erklärt sich daraus, daß unter der Zahl 87000 nicht Sitzplätze zu verstehen sind, sondern ebenso viele römische Fuß Sitzlänge. Rechnet man für einen Zuschauer 0,5 m Sitzbreite (1 röm. Fuß = 0,29574 m), so finden auf einer Länge von 87000 Fuß etwa 51000—52000 Zuschauer Platz, also eine Zahl, die von der von Hülsen ausgerechneten nur unerheblich abweicht. Ebenso sind die in der genannten Beschreibung für die andern Theater angegebenen Zahlen zu beurtheilen. Das Marcellustheater konnte nie 20500 Zuschauer fassen, sondern, wie die Messungen ergeben, nur etwa 12000 (20500 röm. Fuß = 5915 m); das Theater des Pompejus nur etwa 9—10000, nicht 17580. Ganz fabelhaft ist die für den Circus Maximus überlieferte Zahl 385000 (in zwei Handschriften sogar 485000), die den thatsächlichen Verhältnissen gar nicht entspricht: höchstens 150000 Zuschauer fanden in dem Circus Sitzplätze. Wir haben für diesen Circus die Nachricht, daß Kaiser Trajan die Zahl der Sitze um 5000 vermehren ließ. Diese Ziffer erschien selbst besonnenen Forschern, die aber durch die riesenhaften Zahlen der Regionsbeschreibung verwöhnt waren, so lächerlich klein, daß sie 50000 daraus machen wollten. Der nüchterne Beurtheiler wird mit der Zahl 5000 vollauf zufrieden sein; giebt es doch nur wenige moderne Theater, die so viele Sitzplätze aufweisen. m.

Im Garten.

Von M. de' Monti. (Nachdruck nur mit Erlaubniß des Verfassers gestattet.)

Ich wünsche mir ein kleines Haus, einen großen Garten, wenige Freunde und viele Bücher.
Cowley.

Ein schöner Garten zieht jedes Menschenherz an, denn jedes Menschenherz strebt nach Glück, nach Zufriedenheit und diese beiden höchsten Güter besaßen die ersten Menschen in einem Garten, im Eden oder Paradiese. Gottes Vaterliebe hatte ihnen diesen herrlichen Aufenthalt eingerichtet und angewiesen, eine reizende Natur umgab sie und friedlich wie diese war ihr Inneres. Gott selbst stieg herab von seinen Höhen und lustwandelte mit den Kronen seiner Schöpfung, mit den Königen der jungen Erde im Garten des Paradieses. Der Mensch war also glücklich, wahrhaft glücklich nur damals, als er in einem Garten ein Liebling Gottes war. Deshalb weilt jeder Mensch gern im Grünen, in schönen Gärten; keine Erinnerung fesselt uns so wie diese, keine ruft theurere Bilder und süßere Gefühle hervor: es ist ein sehnsüchtiges Ahnen, ein unbewußtes Trauern um verlorenes Glück. — Der erste Stolz und die erste Freude eines Auswanderers besteht darin, auf der fremden Erdscholle ein Gärtchen zu haben, dem in der verlassenen Heimath ähnlich. Ein Topf mit dunkeln Veilchen oder blutrothen Nelken ist der erste Luxusartikel eines Anglo-Indiers. In den pittoresken Landschaften um Batavia auf Java umgeben die Holländer stets ihre Wohnungen mit baumumstandenen Teichen, als wohnten sie noch in den niederländischen Sumpfgegenden. Wo ein Morgenländer, besonders aber ein Araber seine Wohnung hat oder sein härenes Zelt aufschlägt, da findet sich ein Feigenbaum, ein silbermatter Olivenhain oder eine schlanke, wenn auch einsame Palme. Ein „Bostan" (Garten), wenn auch noch so bescheiden, das ist der höchste Genuß dieser anspruchslosen, genügsamen und deshalb auch meist zufriedenen orientalischen Naturmenschen. Und wer hätte nie von den „süßen Wassern von Asien und Europa" in der Nähe der türkischen Hauptstadt vernommen, einem höchst anziehenden, großen, öffentlichen Garten am goldenen Horn, mit dichtem Gebüsch bewachsen, von einem ruhigen Flusse durchströmt und übersäet mit Fontainen und Kaffeehäusern? Auf weitem, grasreichem Plan, im Schatten gewaltiger Nußbäume, Terebinthen, Platanen und Sykomoren, die hier ein dichtes grünes Dach bilden, das keinem neugierigen Sonnenstrahl den Durchblick gestattet, sitzt an den Freitagen zur Frühlings- und Sommerszeit halb Konstantinopel. Ein wogendes Meer schneeweißer Schleier und scharlachrother, blauer, gelber und grüner Mäntel, die auf dem Rasen ausgebreiteten persischen Teppiche, zahllose in tausend verschiedene grelle Farben gekleidete Türkinnen, Sklavinnen, Eunuchen, die Menge der Kinder in phantastischen Costümen, die silbernen und vergoldeten Gefäße und Wasserbecher, die von Hand zu Hand gehen, die schmucken Kaffeeschenker im gestickten Festgewande, welche eilig Thee, Scherbet, Eis und Früchte serviren, die tanzenden Zigeunerinnen, die musicirenden Schafhirten aus Bulgarenland, die mit Gold und Seide aufgeschirrten Pferde, die ringsum an Bäumen festgebunden, ungeduldig stampfen, scharren und wiehern, die Paschas und Beys und zuweilen der Sultan und Großherr selbst, welche die Ufer des Flüßchens entlang galoppiren, das Wogen der fernen Menge, das einem im Winde wildbewegten Rosen- und Camelienfelde gleicht, die buntbemalten, atlasgefütterten Sänften und prächtigen Karossen, dazu das verwirrende Zusammenklingen der Flöten, Schalmeien, Kesselpauken, Tam-Tams und der meist melancholischen Gesänge, die wunderbare Schönheit des jungen Grüns, hie und da mit Ausblicken auf ferne herrliche Landschaftsbilder wechselnd, das leuchtende Meer und die glänzende Sonne, die weiche Luft und der würzige erfrischende Duft — dies Alles schafft ein berauschendes Schauspiel. Man glaubt ein Märchen zu träumen oder ein Fest des mohammedanischen Paradieses zu schauen. Und ein irdisches Paradies ist dieser herrliche Garten Stambuls ohne Zweifel, der den schönsten Europas würdig zur Seite steht. — Der Garten, den man bewohnt, braucht aber nicht groß und nicht immer so farbenprächtig zu sein, wie hier geschildert wird, um zu gefallen. Der englische Dichter Samuel Rogers (1763—1855) schreibt schön und sinnig: „Ich wünsche mir keinen zu großen Garten, nicht als wenn die Blumen nicht die köstlichsten Dinge wären und nicht zugleich zu den Sinnen und dem Gefühle sprächen, sondern weil in Allem Mäßigkeit die erste Bedingung des Glückes ist. In einem beschränkten Besitzthum giebt es mehr Platz für jenes geistige Vergnügen, welches das sinnliche hebt und veredelt. Wir schließen sozusagen Freundschaft mit einzelnen Blumen, wir betreiben ihre Cultur sorgfältiger. Sie scheinen dankbar zu sein für unsere Pflege und lohnen uns mit ihren schönsten Farben und süßesten Wohlgerüchen. In dieser Hinsicht verschmelzen sich Hunderte von Rosen, welche wir in Masse betrachten, nicht so innig mit uns wie ein kleines Beet; dies macht, daß, wenn der Hüttenbewohner vernünftig ist, sein Gärtchen ihm mehr wahren Genuß gewähren wird, als dem Besitzer von reizenden Parkanlagen zu Theil werden kann." Ja, ein schöner Keim häuslicher Zufriedenheit und häuslichen Glücks liegt in der Cultur kleiner Privatgärtnerei, in der Belebung des Sinnes und Geschmackes an der harmlosesten und poetischsten Ausschmückung unseres Heims. Mehr als es geschieht, sollte dieser Natur- und Schönheitssinn geweckt, erhalten und belebt werden. Aber mit den Augen einen Garten betrachten, heißt noch nicht ihn genießen; man muß selbst Hand anlegen, seine Blumen nicht nur kaufen, sondern auch kennen. Auf diese Weise kann die Gärtnerei den Armen, Dürftigen Genüsse und Vorrechte verschaffen, welche der Reichthum nicht kennt, ja verweigert, der fleißige bescheidene Weber eines sächsischen Gebirgsdorfes kann glücklicher sein über die Kistchen mit Nelken und Reseda vor dem Fenster, als ein Millionär in der Hauptstadt zwischen den Orchideen und insectenfressenden Dionäen seines Treibhauses, das ihm mehr kostet, als zehn Weber im Jahre zu verzehren haben. Es ist wahr, unsere einheimischen Blumen besitzen nicht den vollen Glanz der tropischen Blüthen, sie hauchen dagegen einen feinern und mannigfachern Wohlgeruch aus. Und so wie unser durch den Gesang der Nachtigall, Drossel und Meise belebter Wald den Federglanz der Papageien und Colibris missen kann, ebenso gern entsagten wir in Asiens Gefilden den farbenreichen Spyomäen, Pereskias und Cyteſen um eines Sträußchens duftender Veilchen willen, einer Hecke von Weißdorn und eines blühenden Hollunderstrauches wegen. Auch an Curiositäten fehlt es in unserm Gartenwesen nicht. Welch seltsame Pflanze

ist z. B. die Sensitive, die sich bei der Annäherung der menschlichen Hand zusammenzieht. Sie ersetzt uns die südamerikanische Maranta, welche das geringste Mißbehagen durch Aufrollen ihrer metallglänzenden Blätter anzeigt. Der Schneestrauch Chionanthus, dessen Anblick uns an die winterlichen Freuden erinnert, kann er es nicht mit der Jacaranda Brasiliens aufnehmen? Eine Krankheit wird bei dem zierlichen Moosröschen zur Schönheit und wahre Feuerfliegen und Leuchtkäfer sind die phosphorescirenden Pflanzen. Durch Kunst und Mühe hat die Botanik allerlei Ungeheuerlichkeiten hervorgebracht, wie Zwergblüthen, gestreifte Lilien, fast schwarze Rosen und hat nicht endlich ein glücklicher Gärtner den Stein der Weisen auf seinem Gebiete gefunden — eine blaue Dahlia erzielt? — Die Gartenkunst hat Perioden der Ausbildung und des Verfalles, des Siechthums und größerer Entwickelung, wie die Geschichte, und nicht nur in einer Beziehung lehnt sie sich an dieselbe an und schöpft aus ihr Anregung. Die Gartenkunst hat auch ihre Launen und nirgends tritt dies mehr hervor, als in der Härte des alten französischen Stiles. Die Chinesen haben inmitten ihrer Rasenplätze tiefe Sumpfteiche, worin rasenähnliche Wasserpflanzen gedeihen und ein Fremder versinken kann, wenn er dieselben ahnungslos betritt. In Mexiko giebt es schwimmende Gärten, sogenannte „Schinampas", große Erdbeete auf geflochtenen Kasten. Will der Besitzer einen lästigen Nachbar los werden oder eine Luftveränderung genießen, so ergreift er sein Ruder oder zieht an seiner Schnur und versetzt sich mit seinem Garten an den gewünschten Ort. Warum hat die barbarische Prunksucht, welche ägyptische Scheinpyramiden, chinesische Thürme und Pagoden errichtete, niemals diese poetischen Schinampas nachgemacht? Gärten und gartenähnliche Anlagen erwähnen Bibel, Geschichte und Mythe seit den ersten Tagen der Welt. Der alte Noah war bereits ein fleißiger Gärtner und Sodoma lag inmitten prachtvoller Parkanlagen (1. B. Mos. IX, 20 u. XIII, 10). Die Gärten, Baumschulen, Anlagen und Haine Salomon's, des weisen Judenkönigs (Pred. II, 5. 6) sind noch heute berühmt und der Garten Joakim's, des Mannes der Susanna, wird als reizend geschildert (Dan. XIII, 4). Babylon hatte 600 v. Chr. schon Gärten und zwar die berühmten „schwebenden Gärten der Semiramis", welche auf breiten Terrassen, immer eine höher als die andere, weit über die 400 Fuß hohen riesenhaften Stadtmauern hinaufragten, zu denen viele tausend Stufen emporführten. Wie unendlich beschwerlich, das Erdreich und alles Uebrige so hoch hinauf zu schaffen! Nur unumschränkte Herrscher wie jene des Morgenlandes konnten solche Riesenwerke unternehmen und durchführen. Dafür aber konnten sich auch die Babylonier schwebender Wälder und Gärten rühmen, die man auf zehn Stunden Entfernung erblickte. Sie gehörten zu den sieben Wundern der Welt — was ist dagegen die größte Parkanlage unserer Tage? Die herrlichen Rosen, Narcissen und Hyacinthen des von Pluto hervorgezauberten Gartens waren Proserpina's Verderben, denn als sie dieselben zum Kranze wand, erschien Pluto's goldener Wagen und entführte die Ahnungslose in die Unterwelt. Auch von den drei Töchtern des Atlas und der Nacht sang die Mythe: sie besaßen fern an den Ufern des atlantischen Meeres einen herrlichen Garten, dessen Bäume goldene Früchte — die Hesperiden-Aepfel — trugen. Numa Pompilius, Roms edler Herrscher (715 bis 672 v. Chr.), verkehrte im Hain von Ariccia mit der Nymphe Egeria. Tarquinius Superbus scheint in seinem Garten mit Vorliebe Mohn gezogen zu haben, denn es wird erzählt, er habe mit seinem Stocke demselben die Köpfe abgeschlagen — die stumme Antwort auf eine Frage seines Sohnes Sextus. Lucullus legte bei Rom und Neapel die prächtigsten Gärten an, welche die Römer je gesehen hatten; Nero's Lustgärten, an deren Stelle sich jetzt die Peterskirche erhebt, standen diesen Anlagen wenig nach und waren der Schauplatz der gegen die verfolgten Christen veranstalteten Martern. Der alte Diocletian pflanzte nach seiner Abdankung zu Salona in Dalmatien „schöne Kohlköpfe" und brachte so seine Zeit nützlich hin, ebenso wie die Trappisten, Karthäuser und andere beschauliche Orden neben jeder Mönchszelle ein kleines Gärtchen pflegen. Eine edle Beschäftigung ist Gärtnerei auch immer gewesen: der Weiseste aller Könige rühmte sich, die seltenste und gewöhnlichste Blume seines „verschlossenen Gartens" nennen zu können „bis zur allergeringsten" und Christus der Auferstandene selbst erschien der trauernden Magdalena in Gestalt eines „Gärtners, der vom Staube die welke Blume hebt". Im olivenbestandenen Garten Gethsemane begann der Herr sein Leiden und nach vollendetem Erlösungswerke ruhte er aus in einem Garten, wie Gerok so schön gesungen hat: „Es schläft in Joseph's Garten — Im kühlen Felsenhaus — Der treue Held vom harten — Vom blut'gen Kampfe aus. — Im Garten wird es düster, — Die Bäume rauschen sacht, — Des Abendwinds Geflüster — Haucht leis: Es ist vollbracht!" — Und die Gartenkunst ist schließlich diejenige, die sich mit der besten Ruhestätte des Menschen beschäftigt. Im hohen Gebirge der Alpen kenne ich ein Dörfchen, von armen Leuten auf eine Waldblöße gebaut. Der kleine Raum, welchen das Schicksal ihnen in der großen weiten Welt bescheert hat, ist noch vielfach getheilt, wie man an den Zäunen und den bunt durcheinander angelegten Pflanzungen von Lein, Kohl, Gras und Kartoffeln deutlich erkennt. Die Hütten von Holz, mit Schindeln und Reisig gedeckt, haben statt der Hauswände Moos und Streu — des Bibers Heim ist ein Prachtgemach verglichen mit diesen armseligen Wohnungen. Ich wandelte durch das Dörfchen und kam an einen schönen Garten mit Blumenbeeten voll bunter Farben. Wie hat doch solche Armuth Zeit und Lust sich Blumen zu ziehen? Ein altes runzeliges Weib mit einer Krücke saß zwischen Nelken, Stiefmütterchen, Rosen und Sternblumen — da ging ich hinein und fragte: „Wem gehört denn dieser Garten?" „Uns Allen im Dorf", antwortete sie. „Und wer pflanzt und pflegt denn die hübschen Blumen?" „Wir Alle im Dorf." „Bleibt Euch denn Zeit dazu?" fragte ich. „Warum nicht? Nach dem Feierabendläuten und am Sonntage." „So bringt Ihr Eure Sonntage hier im Garten zu?" „Die Kirche ist zwei Stunden weit entfernt, lieber Herr, und darum wird hier am Meisten gebetet." „Im Garten?" „Es ist kein eigentlicher Garten", erklärte nun die Alte, „sondern der Friedhof, wo unsere Todten liegen." Gerührt von solcher Pietät fragte ich: „Und habt Ihr den Ort so gern?" „Ach, Herr, der Garten ist unser liebstes Plätzchen!" — Wie arm muß Derjenige sein, der seinen ganzen Reichthum im Grabe findet, und wie rastlos die Lebensmühe, die den Trost einer endlichen Ruhe nur im Sarge hoffen darf! Selten noch stand mir die Religion so glänzend vor Augen als in jener Stunde, wo sie den Reichthum ihrer Erhebung auf die armen Bewohner niederer Hütten ausgoß.

Bücherbesprechungen.

— Die Evangelisation unter den Entkirchlichten. Nach Beobachtungen und Erfahrungen von Dr. Johannes Müller. Leipzig, J. C. Hinrichs, 1895. 1 ℳ 50 ₰. — Groß ist die Freudigkeit nicht, mit der wir das Erscheinen dieses Werkes anzeigen. Zwar wollten wir uns blos auf den formalen Standpunkt stellen, so könnten wir den Lesern einfach vermelden, daß die viel besprochene Sache hier auf Grund reicher persönlicher Erfahrungen, mit großer Klarheit und Nüchternheit und also ohne allen und jeden Hang zu methodistischer Treiberei behandelt ist, und könnten sie dann auffordern, sich ihr Urtheil selber zu bilden. Wir würden uns dabei höchstens einige bescheidene Anmerkungen erlauben, z. B. ob die Eindrücke, die der Verfasser bei seinen Evangelisationsvorträgen gehabt hat, wohl immer der thatsächlichen Wirklichkeit entsprochen haben („wie mit einem Schlage waren alle landläufigen Vorurtheile und Caricaturen des Christenthums zerstört" S. 48; „wenn wir nicht mehr Christen sind, so ist die Kirche daran schuld" S. 89), ob nicht in der Schilderung der Entkirchlichung hie und da zu starke Farben aufgetragen seien; wir würden aber im Uebrigen in dankbarer Anerkennung des treuen Bekenntnisses, das der Verfasser ablegt zu dem Glauben an Christus, sein Buch als ein wichtiges Belehrungsmittel über die schwebende Frage dringend empfehlen. Aber es will uns nicht thunlich erscheinen, auf solche Weise an der Schwierigkeit der Sache vorbeizugehen. Der Verfasser fordert am Schlusse seiner Darlegungen eine Verkündigung des Evangeliums an öffentlichen Orten mit ausdrücklichem Ausschluß der Kirchen und kirchlichen Stätten durch Prediger, die wegen der tiefgehenden Abneigung aller Entkirchlichten gegen das kirchliche Amt schlechterdings keine Geistliche sein dürfen. Wäre nun die Sache so gemeint, daß solche Evangelisten lediglich auf eigene Faust auftreten sollten, wo es ihnen gut dünkte und erlaubt würde, so hätten wir sie in Anerkennung christlicher Freiheit und Liebe sich selber zu überlassen. Vielmehr fordert der Verfasser zwar nicht neue Vereine, da er sehr wohl fühlt, daß damit einer endlosen Sectenbildung Thür und Thor geöffnet würde, wohl aber eine Leitung dieser Thätigkeit durch die schon vorhandenen

amtlichen und außeramtlichen Körperschaften. Und wozu soll diese Arbeit führen? Es soll nicht blos den Entkirchlichten das Evangelium verkündigt werden, sondern die Masse der kirchlichen Menschen, die nicht wirkliche Christen sind, soll dadurch zur realen Wiedergeburt durch den heiligen Geist gebracht werden. Dem gegenüber ist wohl die Frage verstattet: Was wird denn der Mensch durch die Taufe (das Wort kommt unseres Wissens in der ganzen Schrift nicht einmal vor)? Offenbar ein Christ, aber nach dem Verfasser ein nicht wirklicher, der erst noch zur realen Wiedergeburt durch den heiligen Geist geführt werden muß. Also wären die tausende von Kindergräbern auf unseren Gottesäckern lauter Gräber von nicht wirklichen Christen. Aber vielleicht sagt uns der Verfasser, diese Kleinen seien schon wirkliche Christen gewesen, dagegen hätten jene Erwachsenen, denen die Evangelisation zu gelten hat, irgendwann einmal aufgehört, wirkliche Christen zu sein, und müßten es nun erst wieder werden. Aber woran will er denn einen wirklichen Christen erkennen und wie will er feststellen, daß Jemand wieder ein solcher geworden sei? Ist er nicht bei aller Ablehnung des Methodismus für die Arbeit der Evangelisation selber ein Methodist nach der Theorie? Würde nicht seine Arbeit, so aufgefaßt und so getrieben, ihn unrettbar in den Methodismus hineinführen? Die Beleuchtung dieses einen Punktes muß hier genügen, um darauf hinzuweisen, welche Verwechselung von Kirchlichkeit und Christlichkeit, von erstmaliger Bekehrung zum Christenthum und unablässig zu erneuernder Bekehrung jedes Christen sich durch dieses ganze Buch hindurchzieht. Wir können den vollen Beweis für die Sache hier unmöglich antreten, denn er würde auch ein Buch nöthig machen, wir müssen also Behauptung gegen Behauptung stellen. Es steht allerdings nirgends geschrieben, daß man das Evangelium nur in der Kirche predigen könne und daß jeder Prediger des Heils ein studirter Theolog nach unseren Begriffen sein müsse; aber es ist unsere unerschütterliche Ueberzeugung, daß eine evangelische Volkskirche, die sich so unvermittelt, so im Widerspruch gegen die Gesetze des geschichtlichen Werdens lediglich auf Grund einer Tagesmeinung in solche Bahnen treiben ließe, sich ihr eigenes Grab graben würde. B. K.

— Brockhaus' Conversations-Lexikon. Vierzehnte vollständig umgearbeitete Auflage. In 16 Bänden. Fünfzehnter Band. Social—Türken. F. A. Brockhaus in Leipzig. — Die neue Jubiläums-Ausgabe des „Großen Brockhaus" nähert sich mit raschen Schritten ihrem Abschluß. Denn nach einer Mittheilung der Verlagsbuchhandlung soll der 16. und letzte Band dieser Auflage noch vor Weihnachten dieses Jahres erscheinen, so daß das Riesenwerk auch als Weihnachtsgeschenk noch geeignete Verwendung finden kann. Diese Nachricht wird gewiß Vielen willkommen sein. Denn wer dies Jahr irgend einem Lieben ein ebenso werthvolles wie nutzbringendes Geschenk machen will, der ist diesmal zum lieben Christfeste der Verlegenheit glücklich überhoben. Wir haben schon des Oefteren darauf hingewiesen, wie vortheilhaft in Bild und Wort diese neueste Auflage von Brockhaus' Conversationslexikon sich von ihren Vorgängerinnen unterscheidet und wie Verlag und Redaction mit bestem Erfolg gleichmäßig bestrebt gewesen sind, das möglichst Vollendete zu bieten. Was zunächst den illustrativen Theil des Ganzen anlangt, so muß wieder und wieder mit Anerkennung hervorgehoben werden, wie der Verlag im Gegensatze zu früheren Auflagen diesmal kein Opfer gescheut hat, um zu verhältnißmäßig sehr billigem Preise quantitativ wie qualitativ das Menschenmögliche zu leisten. Auch der vorliegende vorletzte Band beweist dies auf's Glänzendste. Denn dieser Band enthält nicht nur 212 Textabbildungen, sondern auch nicht weniger als 79 besondere Tafeln, darunter 10 Chromotafeln, sowie 24 Karten und Pläne. Unter den Karten sind besonders die beiden in Chromodruck ausgeführten Sternkarten des nördlichen und des südlichen Himmels (mit Vorblättern), ferner die Karten: Temperaturvertheilung auf der Erde, Vertheilung der Staatsformen auf der Erde und die Doppelkarte Thiergeographie (mit Erläuterungen) als bemerkenswerth hervorzuheben. Pläne sind dem Bande von Spezia und Umgebung, von Stettin und Umgebung, von Stockholm und Umgebung, von Straßburg, Stuttgart, Sydney und Umgebung, Toulon, Triest, Fiume und Pola und von Turin beigegeben. An Chromotafeln finden sich außer den beiden bereits erwähnten Sternkarten noch folgende Bildertafeln von wirklich künstlerischer Ausführung vor: Die Sonne, Spechte, Spectralanalyse, Steinobst, Strahlinge, Schabrackentapir, Königstiger, sowie Thorwaldsen's Meisterwerke und Tizian's Zinsgroschen. Von den übrigen Tafeln ist vor allen interessant die Doppeltafel Theater, mit Abbildungen des antiken Theaters zu Orange, des königl Opernhauses in Budapest, des neuen Burgtheaters zu Wien, des Opernhauses zu Frankfurt a. M. und des neuen Theaters zu Wiesbaden. Aber auch auf den Text ist die größte Sorgfalt verwandt. Den Text der vorigen Auflage wird man in der jetzigen kaum wieder erkennen. Mit solcher Gewissenhaftigkeit ist derselbe jetzt umgearbeitet, Veraltetes beseitigt und durch Neues und Neustes ersetzt, so daß überall diese 14. Auflage vollständig auf der Höhe der Zeit steht. Und dabei haben die namhaftesten Autoren an dieser neuen Auflage mitgearbeitet, die Zahl der Mitarbeiter beträgt überhaupt nach einer glaubhaften Versicherung des Verlags 400, und in dem Umstande, daß jeder derselben auf seinem Specialgebiete heimisch ist, liegt zugleich die beste Gewähr dafür, daß die verschiedenen Artikel, zumal die größeren, auch wissenschaftlich selbst strengeren Anforderungen gar wohl zu entsprechen im Stande sind. Wir brauchen von den 9000 Artikeln, die dieser 15. Band enthalten soll (selbstverständlich ist es uns nicht möglich gewesen, diese Artikel nachzuzählen, ebensowenig wie in ein paar Tagen auch nur den größeren Theil derselben auf ihren Inhalt zu prüfen), nur einige wenige diesmal hervorzuheben, die zeigen, daß auch in Hinsicht auf den Text nichts versäumt worden ist, um diese Auflage zu einer durchaus würdigen, zweckentsprechenden zu gestalten. Es seien zur Erhärtung unserer Behauptung nur die folgenden genannt: Socialdemokratie, Socialismus, Spanien, Spanische Kunst, Spanische Literatur, Spiritusfabrikation, Spitzen, Staatsschulden, Stadt, Städteordnung, Städtereinigung, Stanley, Statistik, Stempel und Stempelsteuer, Stenographie, Stickmaschine, Stiller Ocean, Strafgesetzgebung, Straßenbahnen, Südafrikanische Republik, Südamerika, Südaustralien, Syrien, Telegraph und Telephon (mit ihren Unterabtheilungen), Theater, Thermometer, Thonwaarenfabrikation, Tiefseeforschung, Thierheilkunde, Tirol, Tongking, Tridentinisches Concil, Troja und Tuberkulose. Sei diese Jubiläumsausgabe Allen, die ernsten Fleiß und redlichstes Streben auf encyklopädischem Gebiete zu würdigen wissen, bestens empfohlen!

S—n.

— Christoph Fr. Grieb's Englisch-Deutsches und Deutsch-Englisches Wörterbuch. Zehnte Aufl. Mit besonderer Rücksicht auf Aussprache und Etymologie neubearbeitet und vermehrt von Dr. Arnold Schröer, Prof. Stuttgart, Paul Neff's Verlag. — Die „Wiss. Beil." hat bereits auf das treffliche Werk hingewiesen und wir können heute den Fortgang bis zur zwölften Lieferung (master) verzeichnen. Auch die neuesten Lieferungen zeigen, daß sich hier alle die Eigenschaften, die man an ein gutes Wörterbuch zu stellen hat, vereinigt finden. Wir hoffen nach Beendigung des Werkes noch näher auf dasselbe zurückzukommen. W—k.

— Die Thronfolge im Fürstenthum Lippe. Von Dr. Reuling, kais. Justizrath. Berlin 1895. E. S. Mittler & Sohn. — In einem früheren Berichte haben wir ein ähnliches Werkchen: Die Thronfolge in Lippe von Bornhak besprochen — die vorliegende Schrift steht auf einem ganz entgegengesetzten Standpunkte und tritt entschieden für den „regierenden" Fürsten von Schaumburg-Lippe ein. Offen gestanden neigen wir uns persönlich derselben Ansicht zu. Allein so ausgemacht, wie es bei dem Hrn. Verfasser der Fall ist, halten wir die Sache denn doch nicht. Warten wir also ab. Endlich einmal muß doch eine Entscheidung getroffen werden. —tg—

— Deutsche Cavallerie. Festspiel, den deutschen Reitern gewidmet von K. Gebser. Leipzig, Verlag von Ernst Wunderlich, 1895. — Preußen, Sachsen, Bayern und Schwaben, vertreten durch je einen Reiter, erneuern den Bund, der auf Frankreichs Schlachtfeldern geschlossen ward, und schwören dem Reiche Treue bis zum Tode. Vier allegorische weibliche Gestalten, die Verkörperungen der einzelnen Stämme, segnen die Waffenbrüderschaft. Jedes brave, deutsche Herz stimmt gewiß dem Gedanken des Festspiels aufrichtig zu, und an festlichem Tage, in dem bunten Schimmer der Uniformen, beim Strahle der elektrischen Lampen haben Bild und Wort sicherlich den Beifall begeisterungsfreudiger Zuschauer gefunden und werden ihn gegebenen Falles wieder finden. Aber das ändert Nichts an der Thatsache, daß der poetische Werth der Verse überaus bescheiden ist, und daß der Ausdruck in seiner naiven Geschmacklosigkeit wiederholt hart an die Grenze des Lächerlichen streift. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 118. Donnerstag, den 3. October. 1895.

Aus dem Leben eines deutschen Gelehrten des 16. Jahrhunderts.

(Nach eigenhändigen Aufzeichnungen.)

Seitdem Gustav Freytag in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ gezeigt hat, welche Fülle culturgeschichtlichen Materials in den von ihm in ausgiebigerem Maße zuerst benutzten Hauschroniken, Reisetagebüchern, Briefen und Selbstbiographien des sechzehnten und der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts verborgen liegt, hat es sich die deutsche Forschung angelegen sein lassen, immer mehr von jenen interessanten Documenten aus dem Staube der Archive und Bibliotheken an das Tageslicht zu ziehen. Es gehören hierher, außer den schon länger bekannten Selbstbiographien des Götz von Berlichingen, des Sebastian Schärtlin, des Hans von Schweinichen, insbesondere die Autobiographien des Johannes Butzbach (1526), der Thomas und Felix Platter (1518 und 1557), des Bartholomeus Sastrow (1540) die Reisetagebücher des Pellicanus (1516), Albrecht Dürer's (1521), des Ulrich Schmiedl (1534), des Hans Ulrich Kraft (1573), des Samuel Kiechel (1585), des Ritters Breuning (1579), des Grafen von Waldeck (1548), des Herzogs Friedrich von Wirtemberg (1592), des Benedictiners Reginbald Möhner (1651), die Briefsammlungen Dürer's, die Zimmern'sche Chronik u. v. a. In diese Kategorie gehört auch die Selbstbiographie des Augsburger Juristen Lucas Geizkofler. In schlichter, schmuckloser Weise erzählt uns der Verfasser sein reichbewegtes, von den mannigfachsten Eindrücken erfaßtes Leben. Den Hauptinhalt des Buches bildet die Schilderung seiner Jugend, seiner Lehr- und Wanderjahre. Ohne kunstvolle Gruppirung, in losem Zusammenhang führt er uns hier seine eigenen Erlebnisse vor, herab bis zu den kleinsten Unfällen. Die Urtheile, die er ausspricht, sind häufig einseitig, die Anekdoten, die er erzählt, gewiß vielfach zweifelhaft, aber überall zeigt er ein warmes Herz, einen edlen Sinn, einen offenen und feinen Blick. Seine Schrift stellt uns zugleich mitten hinein in das sechzehnte Jahrhundert, denn der Verfasser berichtet auch über die Reformationsversuche in Italien, über die Anfänge des Protestantismus in Tirol, über die Pariser Bluthochzeit, über die Universitäten von Straßburg und Paris, über den Welthandel des Fugger'schen Hauses und über eine Menge von Personen, mit denen er im Verkehr gestanden. Leider bricht die Erzählung mit der Verheirathung und dauernden Niederlassung Geizkofler's in Augsburg ab. Wie ein echter deutscher Bürger betrachtet er mit der Heirath und der Gründung eines Hausstandes sein Leben innerlich und äußerlich für abgeschlossen. Was weiter sich ereignet, ist Geschäft, Arbeit oder gehört in das innere Leben der Familie, das vor dem Einblick der Außenwelt sorgfältig verschlossen bleiben muß.

Lucas Geizkofler wurde am 18. März 1550 zu Sterzing in Tirol geboren, als der zwölfte und jüngste Sohn seines Vaters, der dort als Bürger, Gutsbesitzer und Gewerke ansässig war. Die Geizkofler gehörten zu den alten Geschlechtern des Landes. Zwar machten sie später, als sie sich zu dem Stande der Ritterbürtigen hinaufgearbeitet hatten, den Versuch, diesem ihren neuen Adel eine solidere geschichtliche Basis zu geben, indem sie ihr Geschlechtsregister bis ins zwölfte Jahrhundert, wo sie als ritterliche Mannen in der Oberpfalz und im Nordgau seßhaft gewesen sein wollten, hinaufrückten: für den Eingeweihten hat ein solches Verfahren ungefähr denselben Werth wie jene Annahme der Augsburger Chronisten des fünfzehnten Jahrhunderts, daß ihre Vaterstadt in directer Linie von den Amazonen oder gar von Paris, dem Trojaner, herrühre. Die Wahrheit ist die, daß die Vorfahren der Geizkofler einfache, ehrenwerthe Bauern der Stadt Sterzing gewesen sind. Hierauf deutet schon ihr Name hin, dessen erste Silbe ja nichts Anderes als „Ziege“ bedeutet. Schon während des fünfzehnten Jahrhunderts mögen sie dann allgemach auf der Stufenleiter der gesellschaftlichen Rangclassen höher emporgestiegen sein: die alten Sterzinger Stadtbücher nennen mehrere ihres Namens als Kirchenpröpste, Rathsherren und Bürgermeister, bis sie dann im Jahre 1518 von Kaiser Maximilian I. einen Wappenbrief — eine springende Gemse, zu der später in einem zweiten Felde ein schreitender Löwe hinzukam — erhielten. Es war dies zu der Zeit, als unseres Lucas Vater, Hans Geizkofler (1498 bis 1563), noch minderjährig sich des Studirens halber in Padua und Bologna aufhielt. Als er in seine Vaterstadt zurückgekehrt war, heirathete er im Jahre 1525 die reiche Erbin Barbara Kugler. Dieser Hans Geizkofler wird uns in den Familienaufzeichnungen als ein kluger, fleißiger und charakterfester Mann geschildert. Als ihm seine Frau den ersten Sohn gebar, gelobte er, die folgenden auf die Namen der vier Erzengel, der vier Evangelisten und der heiligen drei Könige taufen zu lassen, und er hatte die Genugthuung, daß er diesem Gelöbniß genau auf die Zahl nachkommen konnte: nicht weniger als zwölf Söhne und vier Töchter entsprossen nach und nach der gesegneten Ehe. Lucas war der Jüngste. Bei dem großen Kinderreichthum mochte den Eltern die Unterbringung der Söhne schwer auf dem Herzen liegen, und so ist es leicht erklärlich, daß bei den Verwandten der Gedanke laut wurde, einen von ihnen für den geistlichen Stand zu bestimmen. Aber der Vater warf einen solchen Gedanken weit weg, weil er die Gefahren des damaligen geistlichen Lebens fürchtete. Nicht etwa, daß Hans Geizkofler — wie dies von seinem Sohne Lucas bekannt ist — insgeheim der lutherischen Lehre angehangen hätte. Für eine solche Annahme fehlen uns alle Zeugnisse. Nur soviel läßt sich mit Gewißheit sagen, daß er allerdings, wenn auch nach außen ein Glied der alten Kirche, in seinem Innern bis an seinen Tod ein Freund der reformatorischen Ideen gewesen ist. Schon während seiner Studienjahre in Italien hatte er wegen seiner Hinneigung zu den Lehrsätzen des kühnen Wittenberger Mönches manche Anfechtungen von Seiten seiner Commilitonen zu erdulden gehabt; nach seiner Rückkehr und Niederlassung in Sterzing scheint sein Haus einer der Mittelpunkte geworden zu sein, von denen aus, wenn auch nicht eine Trennung von der alten Kirche, so doch eine freiere Gestaltung des kirchlichen Lebens angestrebt wurde. Auch in Tirol hatte der reformatorische Gedanke zeitig Wurzel gefaßt. Die Träger desselben waren hier namentlich die zahlreichen fremden Bergknappen, welche der gute Verdienst aus allen Gegenden Deutschlands dorthin gelockt hatte. Zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts arbeiteten an 30000 Knappen — darunter in Sterzing und Gossensaß allein über 10000 — in jenem damals noch reichen und wohlcultivirten Lande, Leute von fröhlichem Gemüth, sangesfreudig und empfänglich für alles Gute und Schöne. Allein nicht blos die Knappschaft, auch viele Bauern, die Bürger in Klausen, Sterzing, Meran, Kitzbühel u. a. zeigten sich der Reformation geneigt. In Sterzing reichte Pfarrer Pfaufer das Abendmahl in beiderlei Gestalt. Im Hause des Hans Geizkofler wurde die deutsche Bibel gelesen, das deutsche Kirchenlied gesungen und mannigfach über religiöse Gegenstände verhandelt. Unter diesen Einflüssen wuchs der Knabe Lucas heran. Seinen ersten Unterricht erhielt er in der Stadtschule zu Sterzing. Von den Zuständen derselben entwirft er uns in seiner Selbstbiographie kein sehr anmuthendes Bild; viel war, wie es scheint, in der Sterzinger Schule nicht zu lernen. „Elementa grammaticae“, das ist der ganze Lehrstoff, den uns Lucas nennt; dazu kam, daß die Methode des Unterrichts die denkbar unbehilflichste war.

Die Lehrbücher waren überall noch schwer zu erwerben, ein Buch war den Knaben ein Schatz, und oft schrieben sie den Text selber für sich ab. Noch kläglicher waren die socialen Verhältnisse der Schüler. Wo eine lateinische Schule war, bei einem Stift oder im reichen Kirchspiel einer großen Stadt, dahin schlugen sich die Kinder des Volks, oft unter den größten Leiden und Entbehrungen, verwildert und entsittlicht durch das mühevolle Wandern auf der Straße, wie durch die Unsicherheit ihres Lebens in dem Bereich der Schule. Denn die Stifter, welche die Schule eingerichtet hatten, oder die Bürgerschaften der Städte gaben solchen Fremden zwar zuweilen Obdach und Lager in besonderen Häusern, aber ihren Lebensunterhalt mußten sie sich zum größten Theile erbetteln. Die Aufsicht, die über sie geübt wurde, war sehr gering; nur unter bestimmten Formen und nur in gewissen Stadttheilen war zu betteln erlaubt. Wenn der fahrende Schüler an einen Ort kam, wo eine lateinische Schule bestand, war er verpflichtet, in die Genossenschaft der Schüler einzutreten, damit er nicht zum Schaden des Schulmeisters und der vorhandenen Schüler die Mildthätigkeit der Einwohner in Anspruch nahm. Wie überall, wo sich Deutsche im Mittelalter zusammenfanden, so bildete sich auch unter diesen Schülern eine Organisation aus, ein Pennalismus, der eine Menge von Bräuchen und unsittlichen Gesetzen hatte, dem aber jeder Einzelne verfiel, daneben die rohe Poesie eines abenteuerlichen Lebens, welche Viele verdarb und nur von guten Naturen ohne Schaden für ihr späteres Leben überwunden wurde. Die jüngeren Schüler, Schützen genannt, waren, wie die Lehrlinge der Handwerker, ihren älteren Kameraden, den Bacchanten, zu erniedrigenden Diensten verpflichtet, sie mußten für ihre Tyrannen betteln, oft stehlen, und genossen dafür den Schutz, den die Fäuste der Stärkeren geben konnten. — Solche Zustände waren es auch nach dem eigenen Zeugnisse Geizkofler's, welche seine Mutter und seine Brüder — der Vater war inzwischen gestorben — daran denken ließen, Lucas nach auswärts auf eine andere Schule zu bringen. Aber noch einen anderen Grund deutet Lucas an, der seinen Weggang von Sterzing wünschenswerth erscheinen ließ: er hatte „etliche Tractätlein und Betbüchlein", die sein ältester Bruder Georg, kaiserlicher Einnehmer und Münzmeister in Joachimsthal, nach Sterzing geschickt hatte, unter seine Mitschüler ausgetheilt und sich dadurch den Haß und die Verfolgung der papistischen Schulhalter und Geistlichen seiner Vaterstadt zugezogen. Die Wahl der neuen Schule fiel auf Augsburg, und von dem Augenblicke an, wo der junge Lucas zum ersten Male nach der alten, mächtigen Stadt kam, bleiben seine Geschicke aufs Engste mit dieser verbunden. Hier lebte sein älterer Bruder Michael in den Diensten des Fugger'schen Hauses. Von seiner tüchtigen Geistes- und Charakterbildung giebt der Umstand Zeugniß, daß er während seiner Studienjahre die persönliche Bekanntschaft von Luther, Melanchthon und Bugenhagen gemacht hatte. Später focht er, ein treuer Anhänger des evangelischen Bekenntnisses, wacker im schmalkaldischen Kriege mit und war mit in Leipzig, als dieses von Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen belagert wurde. Nach Beendigung des Krieges wurde er Hofmeister des jungen Hans Fugger, begleitete diesen nach Italien und trat 1556 als Oberamtmann und Rentmeister in den Dienst des reichen Anton Fugger. In dieser Eigenschaft verwaltete er alle Güter des Fugger'schen Hauses. Nach dem Tode Anton's vollzog er die Theilung des Vermögens unter die drei Söhne Marx, Hans und Jakob Fugger, blieb jedoch als Gutsverwalter und oberster Rentmeister in ihrem Dienste und hatte einen solchen Einfluß im Fugger'schen Hause, daß die wichtigsten und geheimsten Geschäfte durch seine Hand gingen. Nach dem Tode seines Vaters galt er unbestritten als das Haupt der Familie, wie er denn auch Zeit seines Lebens seinen Brüdern mit Rath und That zur Seite stand. An ihn wurde jetzt Lucas geschickt, damit er ihn an der damals weitberühmten humanistischen und evangelischen Schule zu St. Anna unterbringe. Diese war vom Rathe der Stadt im Jahre 1531 in dem von seinen Bewohnern verlassenen Karmeliterkloster St. Anna als „lateinische" Schule errichtet worden, hatte sich jedoch bald über diese engen Grenzen hinaus zu einem vollständigen Gymnasium umgebildet. Seit dem Jahre 1557 — also wenige Jahre vorher ehe Lucas nach Augsburg kam — hatte sie in dem bis dahin als Bibliothekar in Fugger'schen Diensten gewesenen, ebenso durch Gelehrsamkeit wie durch praktische Tüchtigkeit ausgezeichneten Hieronymus Wolf von Oettingen einen gründlichen Reformator erhalten. Die ganze Schule war in fünf Classen geteilt. Die unterste zerfiel wieder in drei Abtheilungen, die der Buchstabirenden, Lesenden und Schreibenden, denen aber auch bereits die Elemente der lateinischen Grammatik beizubringen waren. In der vierten Classe wurde der Unterricht im Lateinischen fortgesetzt, das Sprechen und Schreiben des Lateinischen versucht und das Büchlein des Erasmus von der Feinheit der Sitten, sowie eine Auswahl von Cicero's leichteren Briefen gelesen. Die dritte Classe vermittelte bei fortdauernder Behandlung der lateinischen Grammatik die erste Bekanntschaft mit den römischen Dichtern nach der Mustersammlung des Murmelius (Rector des Gymnasiums zu Münster, gest. 1517) und begann mit Erlernung des Griechischen. Fortgesetzte Bildung in den beiden classischen Sprachen mit Lectüre von ausgewählten Stücken des Ovid, Virgil und Aristoteles war die Aufgabe der zweiten und endlich hauptsächlich Dialektik, Rhetorik und Poetik die der ersten Classe. Hierauf folgte, aber mehr in selbständiger Stellung, das sogenannte Auditorium publicum, eine Art von Hochschule, worin außer den mathematischen Disciplinen und der Lectüre der schwierigen Classiker eine ausführlichere Erklärung der Dialektik und Rhetorik gegeben wurde und den Zöglingen, die mehr als Studenten denn als Schüler behandelt wurden, ein freieres Leben gestattet war. Für den Aufenthalt in ein und derselben Classe waren 18 Monate bestimmt, so daß, wenn der Eintritt mit 7 Jahren erfolgt war, der Uebergang in das Auditorium gewöhnlich mit 16 Jahren stattfand.

In diese Schule brachte Michael Geizkofler den jüngeren, damals ungefähr 10 Jahre alten Bruder. Wohnung und Verpflegung fand er in dem Hause des obersten Schulmeisters bei St. Anna, Mathias Schenk, wo neben ihm noch mehrere Schüler untergebracht waren. Seine in Sterzing erworbenen Vorkenntnisse scheinen nicht von Belang gewesen zu sein, da er nur in die vierte Classe aufgenommen wurde. Wie lange er in Augsburg blieb, läßt sich nicht sagen; sein Aufenthalt mag ungefähr sechs Jahre gedauert haben, denn Lucas erzählt, daß er noch das Auditorium publicum des Hieronymus Wolf besucht habe. Noch vor dem Jahre 1570 treffen wir ihn dann auf der Universität Straßburg, um juristischen Studien obzuliegen. Wie er mittheilt, fand er hier namentlich bei dem berühmten Pädagogen Johann Sturm, an den ihn Hieronymus Wolf mit empfehlenden Briefen gewiesen hatte, eine seinem Studium förderliche Aufnahme. — Im Mai 1572 wandte er sich zur Fortsetzung seiner Studien mit 26 anderen Genossen nach Paris. Ueber diese Zeit seines Aufenthaltes in der französischen Hauptstadt geben seine Memoiren eine Reihe der wichtigsten Aufschlüsse; insbesondere berichtet er über Veranlassung und Verlauf des großen Hugenottenmordes in der Bartholomäusnacht aus eigener Anschauung in ausführlicher und völlig objectiver Weise. Die öffentliche Unsicherheit aber, welche der Bartholomäusnacht gefolgt war, verleidete Geizkofler den Aufenthalt in Paris. Ende des Jahres 1572 reiste er mit mehreren Augsburgern über Troyes und Besançon nach Dole, wo er längere Zeit studirte. Von Dole ging Geizkofler nach Straßburg, wo er in eine gefährliche Krankheit verfiel. Doch half ihm sein junges, gesundes Blut bald wieder heraus, und nach seiner Genesung machte er sich zur Rückkehr auf. Unterwegs kehrte er in dem schon damals vielbesuchten Badeorte Baden im Wirthshause zum goldenen Engel ein, dessen Besitzer er durch die wenige Tage vorher erfolgte Verbrennung seiner Frau, die in dem Geruche der Hexerei gestanden hatte, aufs Tiefste niedergedrückt fand. Von da stieg er über den Schwarzwald ins Wildbad herunter, „so sonderlich den podagraischen und schwachen Gliedern guet und nützlich sein soll". Die warmen Quellen, erzählt er, entspringen in der Stadt Wildbad selbst, welche nur aus zwölf, jedoch sehr geräumig, gut und bequem gebauten Häusern besteht. In diesen wohnen die Gastwirthe, welche mit Fischen und anderen Speisen wohl versehen sind, so daß sie die Badegäste bei mäßigen Preisen vortrefflich zu bewirthen im Stande sind und es auch zu thun pflegen, denn der Fürst von Württemberg und die Obrigkeit jener Stadt setzte den Wirthen den Preis der einzelnen Gerichte fest, welcher für die Gäste, die des Badens halber zu kommen pflegen, ganz erträglich ist. Deshalb geschieht es auch, daß sehr viele zu diesen Heilquellen reisen, einestheils weil sie ungemein heilkräftig sind und in einer zur Sommerszeit reizenden Gegend liegen, anderntheils weil die Lebensweise angenehm ist und von Seite jenes Staates für die fremden Gäste viele humane und gute Gesetze eingeführt sind. Und so erscheint es mir nicht wunderbar, daß selbst aus den entferntesten Gegenden zahlreiche Gäste zu jenen Heilquellen kommen, so unter Anderen auch Tyroler, auch einige Crainer, deren Abzeichen ich in oben

beschriebener Stadt aufgehängt gesehen. Die Wildquellen fließen zwischen Felsen und Gestein hindurch, sind bei ihrem Hervorsprudeln mit einer hochgewölbten und mit Galerien versehenen pyramidenförmigen Halle bedeckt und sind in Gemächer abgetheilt, sodaß die Gemeinen von den Vornehmen getrennt sind, sowie die Männer von den Frauen, wenngleich mehrere am selben Platz zu baden pflegen. Es giebt nur drei Abtheilungen: die erste für den Fürsten, die zweite für die Adeligen und die dritte für den Bürgerstand. Von diesen abgesondert sind die Bäder für die Frauen, welche in ähnlicher Weise abgetheilt sind, so daß die adeligen Frauen von den gemeinen getrennt erscheinen. Im Jahre 1575 ging Geizkofler von Augsburg nach Padua, um dort noch ein oder zwei Jahre zu studiren. Aber die Pest, welche damals in ganz Oberitalien herrschte, trieb ihn bald wieder ins Vaterland zurück. Da er in Straßburg und Padua Gelegenheit gefunden hatte, den Fuggern in einigen Rechtssachen gute Dienste zu leisten, so boten ihm diese, als er nun nach Augsburg zurückkehrte, an, noch eine Zeit lang in Speier bei dem Reichskammergerichte zu prakticiren und dann als Anwalt in ihre Dienste zu treten. Mit dieser Hoffnung zog Geizkofler 1577 nach Speier, ließ sich in die Matrikel des Reichskammergerichts eintragen und arbeitete sich in die Fugger'schen Prozesse ein, deren nicht weniger als 56 damals bei dem Reichskammergerichte anhängig waren, und ging im Sommer 1578 auf den Rath seiner Freunde und um seiner künftigen Stellung Ehre zu machen, nochmals nach Dole, wo er zum Doctor beider Rechte promovirt wurde. Als er im Juli 1578 wieder nach Speier kam, war sein Ruf schon so begründet, daß er Anträge erhielt, in österreichische oder salzburgische Dienste zu treten. Aber er fürchtete für die Freiheit seiner religiösen Ueberzeugung und zog die einfache Stellung eines Fugger'schen Rathes und Anwaltes der glänzenden Laufbahn vor, die ihm in kaiserlichen und fürstlichen Diensten geboten wurde. Nach fünfjähriger Abwesenheit kehrte er nach Augsburg zurück, das er als seine zweite Vaterstadt und von nun an als seine eigentliche Heimath ansah. Doch führte er auch jetzt noch ein fortwährendes Wanderleben, denn er war unaufhörlich in Fugger'schen Geschäften auf Reisen, bald in Prag und Wien, bald in Sachsen und Bayern. Nachdem der alte Rechtsfreund der Fugger, Dr. Laimann, gestorben war, wurde Geizkofler der erste Anwalt des Hauses, und als solcher hat er sich um die Familie hoch verdient gemacht; die meisten Rechtssachen hat er glücklich verfochten, und nur seinen Bemühungen war es zuzuschreiben, daß den Fuggern der reiche Besitz der Herrschaft Mindelheim zugesprochen wurde. Im Jahre 1590 verheirathete er sich mit der Tochter des Hrn. Hörmann von Gutenberg, der Nichte des obersten Verwalters der spanischen Handelsangelegenheiten, „einer züchtigen und klugen Jungfrau". Die Herren Fugger selbst hatten ihn auf die wohlhabende Patrizierstochter, die ihrem Manne eine einflußreiche und weit verzweigte Verwandtschaft mitbrachte, aufmerksam gemacht und ihn reichlich mit Geld und Gut ausgestattet. Am 27. Juni 1588 fand die Verlobung und Unterzeichnung des Heirathsbriefes statt. Der Abschluß der Ehe mußte indeß noch verschoben werden, bis der Bräutigam von einer Commission an den kaiserlichen Hof in Prag zurückgekehrt war. Das hatte aber gute Weile: Volle anderthalb Jahre mußte Geizkofler am Hoflager der Erledigung seiner Angelegenheit harren — eine kleine Ewigkeit für einen Bräutigam, der gerade alt genug zum Heirathen war. Und doch hätte er vielleicht noch länger warten müssen, hätte er nicht den allmächtigen Kammerdiener des menschenscheu in den Gemächern des Hradschin hausenden Rudolf II. durch Gold auf seine Seite gebracht. Für die Braut, die inzwischen bei ihrer verheiratheten Schwester in Nürnberg lebte, ließ es der Bräutigam an zarten Aufmerksamkeiten nicht fehlen. Gleich Anfangs schickte er ihr eine goldene Kette, zu Neujahr ein Baret mit Gold und Perlen gestickt, und als er zu Weihnachten nach Nürnberg kam, brachte er ihr abermals eine goldene Kette mit, „welche neunmal um den Hals geht". Zu Anfang des Jahres 1590 führte er seine Braut und ihre Schwester mit drei Kindern in zwei Kutschen nach Augsburg. Dort kamen ihnen die Verwandten und Gäste in acht Kutschen mit 40 Pferden entgegen, und am 3. Januar hielten die Brautleute ihren feierlichen Einzug in die Stadt. Die Landsknechte und Wächter am Thore versäumten nicht, die Schranken vorzustoßen, bis sich die Brautleute mit einem Trinkgelde gelöst hatten. Zwei Tage nachher, am 5. Januar, wurde die feierliche Verlobung, „das Einschwören oder der Handschlag" genannt, gefeiert. Geizkofler verehrte dabei seiner Braut einen Smaragdring und eine goldene Haube mit Perlen gefaßt. Mehr als fünfzig Gäste waren geladen, und sie aßen und tranken in dem Hause des Anton Hörmann an fünf großen Tischen, während das „Junggesinde" in den unteren Stuben gespeist wurde. Nicht weniger denn 12 Kapaunen, 8 Indiane, 2 Hennen, 18 Rebhühner, 33 Pfund Kalbfleisch, 20 Pfund Rindfleisch, 10 Pfund Würste wurden außer dem „Mandelbackenen und Zelteln", dem Marzipan und Obst dabei verzehrt. An Getränken gingen auf: 28 Maß Rothwein, 24 Maß Reinfal, 2 Maß Malvasier, 1 Faß guten Neckarweines und für die Dienstleute 1 Faß schlechteren Neckarweines. Die Vorbereitungen zur Hochzeit dauerten Monate lang. Geizkofler lud inzwischen seine Braut und ihre Verwandten bei seinem Bruder zu Gaste und speiste wiederum bei ihrem Bruder und anderen Verwandten. Zur Zeit des Faschings fuhr er sie öfter mit ihrer Schwester im Schlitten aus; die Stadtmusikanten fuhren dabei in einem eigenen Schlitten voraus und spielten lustige Weisen auf. Dann mußte ihnen der Bräutigam noch außer der Bezahlung einen Nachttrunk auf der Bürgerstube geben, wobei sie die ganze Nacht zechten und Reinfal tranken. Eine besondere Feier vor der Hochzeit war das „Bräutlbad" und das „Bräutigamsbad" — eine uralte Augsburger Sitte, bei der schon im Stadtbuche vom Jahre 1276 die einschränkende Bestimmung getroffen ist, daß Braut und Bräutigam nicht mehr als fünf Personen mit sich ins Bad führen sollen. Während die Braut mit den Kränzeljungfern im Bade war, ließ der Bräutigam außen Musik spielen; auch war es üblich, der Braut die damals vorzugsweise gebrauchten wohlriechenden Wasser, Lavendel- und Rosenwasser, mitzugeben. Ueberdies erhielten die Frauen und Jungfrauen der Verwandtschaft vom Bräutigam kostbare Kleiderstoffe geschenkt: die Braut ein Stück Atlas zu einem Hochzeitsrock, ein Stück Kanafas zu einer „Kasacken" und ein Stück Damast zu einem Nachhochzeitsrock; die Schwägerin ein Stück des besten Florentiner Atlas zu einem Rock, ihre Tochter ein Stück Scharlachtuch; die Tochter des Bruders 17 Ellen veilchenbraunen Kanafas zu einem Rock, und ähnliche Gaben die Uebrigen. Am 5. März 1590 fand endlich die Vermählung statt. Das Hochzeitsessen wurde im Hause des Bruders der Braut abgehalten. Nach der Aufzeichnung Geizkofler's wurden dabei verzehrt: 355 Pfund Rindfleisch, 205 Pfund Kalbfleisch, 3 Pfund Karpfen, 345 Vögel, 7 Hasen, 20 Rebhühner und Haselhühner, 2 Fasanen, 7 Pfauen und 6 Indiane; an Getränken wurden vertilgt: 1 Faß Bier, 1 Faß Rothwein, 7 Faß gewöhnlicher Wein, 4 Läglein Reinfal und 14 Maß Malvasier. Bei dem Festessen spielten die Stadtmusikanten auf, und die Stadtsoldaten hielten vor dem Hause Wache, damit das fremde Gesindel nicht eindringe. Gegen Abend zog die Gesellschaft in das Haus der Fugger, die ihren schönen Saal zum Tanz überlassen hatten. Auch hier stand die Scharwache vor dem Hause, um Unordnung zu verhüten. Um 8 Uhr zogen Gäste und Hochzeiter fröhlich heim. Am ersten Morgen nach der Hochzeit verehrte Geizkofler seiner Frau zwei Mahlringe mit Rubinen und Diamanten, einen Ring mit Safiren, ein goldenes Armband und ein paar Armbänder mit „Gesundsteinen". — Eine Nachfeier zur Hochzeit bildete damals in ganz Süddeutschland der „Eierschmalztag". Am dritten Tag brachten Koch und Köchin zur Erinnerung an ihre Mühen in einem großen Kessel die Eier und das Schmalz, das von dem Hochzeitsessen übriggeblieben war, und so gab es denn Veranlassung zu einem Nachessen. Das erste Gericht dabei war immer ein „Eierschmalz", von dem die Neuvermählten zuerst kosten mußten. Auch der Armen wurde im Hochzeitsjubel nicht vergessen. Geizkofler ließ im Spital und Waisenhaus, im Pilger- und Blatternhaus 100 Gulden austheilen. Er verzeichnet ferner die Geldspenden an einen Prädikanten, der ihm ein gedrucktes Hochzeitslied verehrte, und an einen deutschen Schulmeister, welcher sein und seiner Frau Wappen malte und Verse auf die Hochzeit hinzufügte. Die Gesammtkosten der Heirath beliefen sich auf die stattliche Summe von 6200 fl. 16 Kr. — Zur Charakteristik der Ehe selbst, die wie fast alle Ehen jener Zeit weniger auf leidenschaftlicher Liebe als auf gegenseitiger Achtung der Gatten beruhte, dient ein prächtiger Brief, auf dessen Mittheilung wir leider hier verzichten müssen, aus dem uns aber der ganze Charakter des Schreibenden mit überzeugender Treue entgegentritt. Der Grundzug seines Wesens bildet jene gemüthvolle Hingabe an das Göttliche, die unsern Vätern als ein Erbstück aus den Tagen des großen Glaubenskampfes geblieben war. Auch sonst tritt dieser fromme Sinn noch mehrfach hervor. Schon während der ersten Jahre ihres Ehestandes z. B. hatten sich die Gatten vier

Begräbnißstätten auf dem neuen Friedhof bei St. Anna gekauft und ein Grabmal herrichten lassen. Dabei ist es merkwürdig, wie trotz der geläuterten Gottesanschauung, welche die Reformation ihren Anhängern gebracht hatte, dieselben doch vielfach noch im alten, überlieferten Aberglauben stecken blieben. Wie Geizkofler als Student in Paris die Meinung vertheidigte, daß es wirklich Gespenster gebe, nur über gottesfürchtige Personen hätten sie keine Gewalt, oder wie er darüber stritt, daß der Teufel zwar nicht den menschlichen Körper, wohl aber die Gestalt eines Engels oder eines Poltergeistes annehmen könne, so glaubte er noch in späteren Jahren an Ahnungen, Vorbedeutungen, an Alchimie und Astrologie. Daß Mond und Sterne die Schicksale der Menschen im Großen wie im Kleinen bestimmen, und sich dafür bestimmte Regeln aufstellen lassen, gilt ihm für ausgemacht. In den Geschlechtsregistern finden wir mit ängstlicher Sorgfalt aufgezeichnet, in welchem Zeichen des Thierkreises, ob bei zu- oder abnehmendem Monde ein Kind geboren sei. Freilich hatte damals jeder kleine deutsche Hof, jede Reichsstadt ihre besonderen Astrologen, und kein angesehener Mann unterließ es, sich von ihnen die Nativität stellen zu lassen oder für ein wichtigeres Unternehmen bestimmte Weisungen einzuholen. In Augsburg wirkte um 1560 als Astrolog der schon genannte Philologe Hieronymus Wolf und am Anfange des siebzehnten Jahrhunderts ein Dr. Johann Maier. Geizkofler ließ sich 1569 als neunzehnjähriger junger Mann von seinem ehemaligen Lehrer Wolf und 1606 in einem Alter von 56 Jahren nochmals von Maier die Nativität stellen. Der letztere hatte dabei natürlich die leichtere Aufgabe, aber die Regeln und Combinationen Beider stimmten in der Hauptsache überein.

Der Unstätigkeit des äußeren Lebensganges setzte erst das Jahr 1595 ein Ziel. Erst von da an kam Geizkofler mehr zur Ruhe und nahm nun seinen ständigen Aufenthalt in Augsburg. Sein Leben wird nun geordneter, innerlich thätiger, er beginnt zu sammeln, sein Haus zu bestellen und den Wohlstand seiner Familie zu gründen. Aus den Papieren, die er gesammelt, läßt sich erkennen, daß er auch einen Anlauf zum Schriftsteller genommen. Als junger Mann, nachdem er 1576 wegen der Pest aus Padua geflohen war, schrieb er in Sterzing eine Abhandlung „Von den Leiden der Studenten“ und beschrieb darin all' das Ungemach, das einen Studirenden in der Fremde treffen kann: die öffentliche Gefahr, das Geldborgen, die Verführung durch Frauen, Schlägereien u. A. Als sein Sohn Hans später auf Reisen ging, übergab er ihm die Schrift. Auch zur „Poeterei“ hatte er in seinen jungen Jahren Lust und hatte von Freunden und Lehrern eine gute Anleitung dazu erhalten. Später versuchte er sich in der lateinischen Dichtung, ohne sich jedoch hierein über die Mittelmäßigkeit zu erheben. Besser sind die deutschen Sinnsprüche, welche er 1596 auf seinem prachtvollen Grabmal zu St. Anna neben allegorischen Figuren, Reliefbildern und Gemälden anbringen ließ. Am liebsten aber kehrte er immer wieder zu geschichtlichen Studien zurück. Nachdem er den Inhalt seiner Tagebücher in der vorliegenden umfangreichen Selbstbiographie niedergelegt, fing er, obwohl schon in vorgerückten Jahren, ein geschichtlich-geographisches Werk über Tirol zu schreiben an. Mehrere Abhandlungen dazu sind noch vorhanden, so ein kurzer Auszug aus der Geschichte Tirols. Das eine bleibt bei seiner Vielschreiberei zu bedauern, daß er uns so gut wie nichts über das innere Leben seiner zweiten Heimath Augsburg mittheilt. Wie dankbar könnten wir ihm sein, wenn er uns, statt der mageren Tiroler Studien, eine Schilderung des Augsburger Stadtlebens, seiner Verfassung, seiner wissenschaftlichen und künstlerischen Schöpfungen hinterlassen hätte! Nimmt doch unter den deutschen Städten, welche als Cultur- und Kunststätten vergangener Jahrhunderte gerühmt werden, Augsburg einen der ersten Plätze ein! Augsburg vornehmlich ist die Stadt der deutschen Renaissance. Noch stellt sich uns bei einem Gange durch die Straßen in der Bauart der Häuser, in den Resten der Wandmalereien, in Brunnen und Thürmen das Augsburg des sechzehnten Jahrhunderts in seinem vollen Glanze dar. Seit dem späteren Mittelalter war es die bedeutendste Handelsstadt und der eigentliche Stapelplatz für das südliche Deutschland. Und neben dem Handel ein reiches, stetig entwickeltes Gewerbewesen, welches der Stadt noch über die Zeit des dreißigjährigen Krieges hinaus ihren Wohlstand sicherte. Die ganze deutsche Gewerbegeschichte spiegelt sich in der Ordnung, Fortbildung und Thätigkeit des Augsburger Bürgerthums ab. Der Ruf seiner Weber und Sticker, Drechsler und Tischler, Gold- und Silberarbeiter, seiner Waffenschmiede und Stückgießer, seiner Drucker, Kupferstecher und Maler war weltbekannt. Und Lucas Geizkofler lebte in der Zeit in Augsburg, in welcher Handel und Gewerbe ihre höchste Blüthe erlangt hatten, in welcher die Stadt ihr mittelalterliches Gewand ablegte und sich mit den Formen der wiedergeborenen Antike schmückte. 1593 wurde der Augustusbrunnen auf dem Perlach, 1596 der Herkulesbrunnen auf dem Weinmarkt errichtet. Elias Holl, der Meister der Spätrenaissance, baute danach das Bäcker-, Gieß- und Zeughaus und das imposante Rathhaus; das letztere wurde im Todesjahre Geizkofler's, 1620, vollendet. Die edlen Geschlechter wetteiferten in der Anlegung von Kunstkammern, Museen und Bibliotheken. Wie oft war Geizkofler in dem reich geschmückten Hause der Fugger! In dem Saale, in welchem man nach dem Bericht eines Zeitgenossen „mehr Gold als Farbe“ sah, hatte er seinen Hochzeitstag gehalten. Wie oft hatte er die Bibliothek der Fugger, ihre Gemälde- und Antiquitäten-Sammlungen besucht! Gewiß war ihm die Bibliothek des Markus Welser bekannt, der damals Stadtpfleger war, und dessen Name noch auf dem Herkulesbrunnen steht. Der religiöse Friede war hier seit 1555 nicht mehr gestört und die geistige Bildung durch treffliche Schulen in jeder Weise gefördert worden. Nicht wenige Persönlichkeiten, welche in jener Zeit für das geistige Leben Deutschlands bedeutsam geworden, gehören Augsburg an. Von seinen alten Geschlechtern waren zwar in der Mitte des 16. Jahrhunderts nur wenige mehr vorhanden, wie die Herwart, Welser, Rehlingen, Langenmantel, aber durch Heirathen und freie Aufnahme waren neue Kräfte dazugekommen, wie die Hörmann, Imhof, Peutinger, Stetten u. a. Die Volkszahl war seit dem Mittelalter im steten Steigen begriffen; beim Ausbruch des dreißigjährigen Krieges zählte die Stadt über 100000 Einwohner. In den Straßen drängte sich eine lebensvolle, heitere Bevölkerung, thätig und geschickt in der Arbeit, sinnlich frisch und kräftig im Genuß, dabei voll treuer Anhänglichkeit an die alten Sitten und Einrichtungen. — Lucas Geizkofler ist ein getreuer Typus dieses altaugsburgischen Bürgerthums. Nach seinem öffentlichen Wirken gehört er in die Reihe der römischen Juristen, Beamten, Kanzler und Richter, welche den erstarrten Feudalismus brechen halfen und den neuen Staat wie die neue Gesellschaft vorbereitet haben. — Geizkofler erlebte den gewaltsamen Tod Heinrich's III. und Heinrich's IV. von Frankreich, die Herrschaft der protestantischen Elisabeth von England, die böhmische Revolution von 1618 und den Beginn des Religionskrieges, welcher die Selbständigkeit und den Wohlstand des deutschen Volkes vernichtete. Hie und da klingt aus seinen Schriften eine leise Klage über den wilden Haß der Religionsparteien heraus, denn bei all' seiner protestantischen Ueberzeugung ist er zeitlebens der treuherzige, wohlwollende, mildgesinnte Mann geblieben, als welcher er sich in seiner Selbstbiographie darstellt. Es war ihm nicht, wie mehreren seiner Freunde, vergönnt, ins Große zu wirken; keine geschichtliche That ist von ihm ausgegangen. Was sein Buch uns werth macht, ist auch nicht oder wenigstens nicht vorzugsweise die Persönlichkeit des Schreibers, sondern das, was er in einer an gewaltigen Kämpfen überreichen Zeit mit schlichter, überzeugender Einfachheit dem Gedächtniß späterer Geschlechter überliefert hat. Dagegen ist ihm Alles zu Theil geworden, was das Leben reich und glücklich macht, eine Heimath, die er liebte, ein Wirkungskreis, der ihm entsprach, ein friedliches Familienleben und ein hohes Alter.

Dr. M.

Bücherbesprechung.

— Kritische Beiträge zur Metaphysik Lotze's. Von Dr. phil. S. Mandl. Bern, Buchdruckerei K. J. Wyß. 1895. — Mit dem Ausdruck eines Systems kann die ganze Lehre oder Gedankenarbeit Lotze's nicht wohl bezeichnet werden. Es fehlt hierzu durchaus das Einseitige, Schroffe und scharfkantig Abgeschlossene eines solchen. Lotze war ein suchender Geist, dem es fremd war, sich zu irgend einer bestimmt ausgesprochenen philosophischen Meinung oder Weltanschauung allein zu bekennen. Er zeigt nur Probleme, aber ohne sie wahrhaft und definitiv lösen zu können. Namentlich seine Stellung zur Frage nach dem höchsten Absoluten ist durchaus schwankend und unklar. Diese kleine Schrift giebt einige illustrirende Beiträge hierzu, in denen von anderen neuern Philosophen auch Falkenberg, Strümpell und Hartmann Erwähnung finden.

C. H.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 119. Sonnabend, den 5. October. 1895.

Die Wandgemälde des Paulinums in Leipzig.

Die Wandgemälde im sogenannten „Kreuzgang“ des abgebrochenen Paulinums in Leipzig habe ich eingehend in der „Beschreibenden Darstellung der Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen“ (Heft 17, Stadt Leipzig) behandelt. Meine dort ausgesprochene Ansicht ging dahin, daß die Bilder sämmtlich der Zeit nach 1511 angehören, obgleich auf einem deutlich die Inschrift 1385, auf einem anderen 1386 zu lesen ist. Da ich aber selbst die Bilder, welche jetzt wegen des Neubaues der Universität nicht zugänglich sind, nicht untersuchen konnte, vielmehr auf die photographischen Aufnahmen des Hrn. Schulze-Tackert und auf die Durchzeichnungen in Originalgröße, welche Hr. Prof. Dr. Schreiber anfertigen ließ, angewiesen war, so bat ich Herrn Dr. Kurzwelly, welcher die Bilder zuletzt genau untersucht hat, um sein Gutachten. Dieses brachte ich zum Abdruck (Seite 235 ff.), gerade weil es mit meinen Darlegungen nicht übereinstimmte. Hr. Dr. Kurzwelly liest jene bei den Restaurirungen wahrscheinlich beschädigten Zahlen 1435 und 1436 oder, wie er vorzuziehen scheint, 1485 und 1486. Zugleich stellt Hr. Dr. Kurzwelly fest, was mir auch anderseitig durchaus bestätigt wurde, daß die von Baurath Dr. Mothes 1868 eingeleitete Restaurirung der Bilder „mit größter Liebe ausgeführt“ worden sei. Es ist dies besonders zu betonen, weil die Bilder vielfach als allzusehr „ergänzt“ und dadurch entwerthet bezeichnet worden sind.

Das Studium der Haushaltungsrechnungen des Kurfürsten Friedrich des Weisen, welche sich im Weimarischen Staatsarchive befinden, hat mich zu erneuter Beschäftigung mit diesen Kunstwerken, wohl dem großartigsten in Deutschland erhaltenen Cyklus mittelalterlicher Wandgemälde, veranlaßt. Deutlich lassen sich drei verschiedene Hände an ihnen erkennen. Zunächst eine solche, welche dem älteren Holbein in der Richtung nahe steht. Ihr gehören die in kleine Felder abgetheilten Bildflächen an, die ich mit Feld II und Feld III bezeichnete. Eines von diesen ist mit der Jahreszahl 1514 oder 1517 neben jenen 1485 gezeichnet. Der zweiten Hand gehören jene Bildflächen an, auf welchen eine große Reihe von Dominikanern in Form eines Stammbaumes dargestellt sind. Nicht diese sind es, mit welchen ich mich hier zu beschäftigen gedenke, sondern jene, in welchen einheitliche Compositionen die Bildfläche füllen, und auch unter diesen trennen sich einzelne als unverkennbar zusammengehörig ab: Feld X Mariä Verlobung, Feld XI Christi Geburt, Feld XII Heimsuchung, Feld XIII Verkündigung, Feld XVI Mariä Himmelfahrt, Feld XVII Vorstellung im Tempel, Feld XVIII Anbetung der Könige. Es sind dies die im östlichen Theile des „Kreuzganges“, meiner Ansicht nach dem älteren, angeordneten. Nur Feld X gehört schon dem anstoßenden Bau an. Ich sagte von einem dieser Bilder, es dürfe bei der Größe und Reife der Composition zweifellos sein, daß es dem 16. Jahrhundert angehöre. In dieser Ansicht machen mich Actenfunde in Weimar zu Gunsten der Kurzwelly'schen Auffassung schwankend, welche die Bilder ins Ende des 15. Jahrhunderts setzt. Denn ich glaube nachweisen zu können, daß ein Niederländer damals in Leipzig arbeitete. Und die niederländische Kunst war damals der deutschen um 20, 30 Jahre voraus. Ich fand nämlich in den Weimarischen Acten, daß sich ein niederländischer Maler seit 1491 in den Diensten des Kurfürsten befand, der bald Meister Hans, bald Johann, zumeist aber in den Acten „Jhan, der niederländische Maler“ genannt wird. 1491 kommt er über Speyer und Nürnberg nach Sachsen und wird seine Frau aus den Niederlanden abgeholt, beim Neujahrsmarkt 1492 werden ihm in Leipzig 40 fl. zur Bestallung gegeben; in der Folgezeit werden ihm meist „auf seine Arbeit“, in zwei Fällen für „gemalte Tücher“ (Bilder auf Leinwand) und für eine „Tafel“ (Bild auf Holz) immer in Leipzig Zahlungen gemacht und zwar im Gesammtbetrag von gegen 900 fl., eine für jene Zeit sehr hohe Summe, welche eine ganz außerordentliche Thätigkeit des Künstlers voraussetzen läßt. Hierbei bilden die oben hervorgehobenen Tücher und die Tafel nur einen geringen Betrag. Ueber die eigentliche Hauptleistung des Künstlers schweigen die trockenen Rechnungen. Was kann Kurfürst Friedrich in Leipzig haben malen lassen? Die Acten selbst weisen den Weg: Im Jahr 1484 war seine Mutter, die Gemahlin Kurfürst Ernst's, Elisabeth von Bayern gestorben. Sie, die Stammmutter des ernestinischen Hauses, fand nicht in Meißen, sondern in der Paulinerkirche in Leipzig ihr Grab. Noch heute ist ihre schöne Grabplatte dort erhalten. Auch andere Umstände sprechen dafür, daß der Kurfürst dem Kloster zugethan war. Oefter finden sich in den Rechnungen kleine Beträge, die er den „Paulermönchen“ „opfert“. So z. B. im Jahre 1493 21 Gr. „vß (aus) beuelh (Befehl) meins gnäd Herrn“; 1496 aber heißt es, daß 7 Schock 43 Gr. für „eyn gwelb (Gewölbe) zu Leiptzk In Sant Pauls kirchen und für ein wapen (Wappen), hat IX (9) ₰ Kupfer, zu malen vnd zu vergolden“ vom Kurfürsten gezahlt wurden. Also ließ der Kurfürst thatsächlich auf seine Kosten im Paulinerkloster künstlerische Arbeiten ausführen. Und Meister Jhan war damals noch in Leipzig. Er erhält 1495 nochmals über 46 fl., Ostern 1496 nahe an 200 fl. Dann im Sommer ist er nach Weimar verzogen, geht Anfang 1497 nach Torgau und arbeitet unter Anderem „Decken“, also jene großen auf die Rennpferde beim Turnier zu legenden Schabracken für die Hochzeit Herzog Georg's des Bärtigen, die mit großer Pracht in Leipzig gefeiert wurde. Noch 1497, vielleicht bis 1506 ist er in den Rechnungen nachweisbar, doch wird jetzt nur Meister Hans oder Hans Maler genannt: Und der Hänse gab es damals so viele in der Welt, daß es nicht sicher ist, ob wir es mit dem Niederländer zu thun haben. — Aus des Niederländers Leben ist noch festzustellen gewesen, daß er 1494 eine Reise nach Krakau und von da nach Venedig machte, ausgestattet mit einem von der kursächsischen Casse auf den Großkaufmann Mordeisen in Leipzig gezogenen Wechsel.

Soweit die Haushaltungsrechnungen des Kurfürsten. Meister Hans ist aber keine ganz neue Gestalt in der Kunstgeschichte. Der verdienstvolle Biograph Lukas Cranach's, Chr. Schuchardt, berichtet über ihn (Naumann's Arch. f. d. zeichnend. Künste 1856). Er begleitet mit Meister Kunz 1493 den Kurfürst auf seiner Wallfahrt an's heilige Grab, er geht 1494 mit ihm in die Niederlande, malt Wappen an die Herberge des Fürsten, Renn- und Stechdecken, aber auch in Mecheln und Antwerpen Bilder, welche der Kurfürst verschenkt. Bis 1509 erscheint er in den Acten. Wenn man die Hofhaltungsrechnungen der Kurfürsten durchsieht — es ist freilich keine sehr lustige Arbeit, sich durch die 131 Actenbände im Gewicht von mehreren Centnern durchzuarbeiten, die mir durch die Gnade Sr. königl. Hoheit des Großherzogs von Weimar und durch die Liebenswürdigkeit des Archivdirectors, Hrn. Dr. Burkhardt, zum Studium nach Dresden gesendet wurden —, so bemerkt man alsbald eines: der Kurfürst hat es stets verstanden, die ersten Künstler seiner Zeit herauszusuchen, um ihnen seine Aufträge zu ertheilen. Ich werde an anderer Stelle hierüber berichten. Also darf man auch annehmen, daß der Vorgänger Lukas Cranach's ein Mann von künstlerischer Kraft gewesen sei. Man darf also wohl auch unter den zeitgenössischen niederländischen Malern von Namen Umschau halten, ob man den Meister Jhan nicht auch von dorther nachweisen

könne. Und da fällt alsbald der Blick auf einen der ersten Meister der Zeit, auf Jan Gossaerts, genannt Jan Mabuse. Wir wissen nicht sehr viel von der Jugend dieses Meisters. Sicher steht fest, daß er 1513 gemeinsam mit dem Venetianer Jacopo de' Barbari in den Diensten des Grafen Philipp von Burgund stand. Ebenso sicher kann ich nachweisen, daß in den Jahren 1503—1505 derselbe Venetianer Maler in Diensten des Kurfürsten Friedrich stand. Der holländische Kunstschriftsteller Mander weiß, daß Mabuse in seiner Jugend weit gereist sei und lange Jahre im Auslande verlebte. Unser Jhan war in Krakau, Venedig und Jerusalem. Die Vermuthung von Pinchart, daß ein Maler Namens Jennye von Hennegouwe, der 1503 in die Malergilde zu Antwerpen eintrat, eben Jan Mabuse gewesen sei, widerspricht nicht der Möglichkeit, daß er doch noch in sächsischen Diensten stand. Heißt es doch in einer Rechnung von 1505: „36 Gulden Peter Bestolzen gezahlt, die er für meines gnädigen Herrn Maler zu Antorff (Antwerpen) ausgegeben hat." Also hatte der Kurfürst 1505 in Antwerpen einen Maler in seinen Diensten. Nirgends finde ich einen Beweis dafür, daß der niederländische Maler, Meister Jhan, der berühmte Jan Mabuse gewesen sei, der 1541 in Antwerpen starb. Aber ich finde auch keinen sicheren Beweis dagegen. Aber der Stil des Meisters! Leider muß ich gestehen, daß ich die frühesten bekannten Bilder des Künstlers nicht kenne. So wenig jenes in Howard Castle von 1501 noch das der Ambrosiana in Mailand und jenes in Palermo. Ich urtheile also nur nach fremdem Urtheil. Die beiden letzteren sind erst in neuerer Zeit ihm zugeschrieben worden, ebenso ein solches im Palazzo Colonna in Rom. Und zwar gingen die Werke früher unter den Namen van Eyck, Dürer und „Schule Memlinc's". Das weist ungefähr die Richtung, in welcher man die Jugendentwickelung Mabuse's zu suchen hat. Man vergegenwärtige sich die Lage: 1491 verließ Jhan die Niederlande. Neun Jahre vorher war Hugo van der Goes gestorben, dessen große Kunst die tiefsten Spuren unter den Zeitgenossen zurückließ. Hans Memlinc hatte den Pinsel aufgenommen, der dessen Hand entfiel, bis er selbst 1495 starb. In diesen beiden Meistern ist das Vorbild Jhan's zu suchen, ehe er nach Italien ging, ehe er Venedig sah, ehe er an der Kunst von Florenz und Rom die nationale Selbständigkeit einbüßte. Also der junge Künstler Mabuse, den wir in Sachsen zu suchen haben, wird nur den niederländischen Lehrern seiner Jugend, nicht den späteren italienischen zu ähneln haben. In der Anordnung der Architektur, in der Fülle der Einzelheiten, namentlich auf den Hintergründen, in der Vorliebe für Durchblicke, im Detail scheinen mir die Leipziger Bilder sehr viel Verwandtschaft namentlich mit Hugo van der Goes zu haben.

Und dann ein Blick weiter: Das berühmte Altarbild zu Meißen hat man stets einem Schüler dieses Künstlers zugewiesen. Ein Mann mit besonders feinem Blick, Professor Henry Thode, hat es freilich für einen Dürer erklärt und deshalb angenommen, daß Dürer die Niederländer genau, vielleicht an Ort und Stelle, studirt haben müsse. Wie nun, wenn nicht Dürer schon in seiner Jugend rheinab, sondern wenn die niederländische Kunst in Meister Jhan rheinauf gekommen wäre! Und Dürer hat sicher den Meister Jhan oder doch seine Leipziger Werke gekannt, denn er stand ja mit dem Kurfürsten Friedrich in Beziehungen, er malte ja in Wittenberg, er kam ja auf dem Wege dorthin durch Leipzig. So knüpfen sich allerhand wichtige Fragen an die Leipziger Bilder, Fragen, auf die schon jetzt hingewiesen werden soll, die aber erst zu entscheiden sind, wenn die glücklich vor der Zerstörung bewahrten Kunstwerke bequem der Betrachtung zugänglich gemacht sind.

Cornelius Gurlitt.

Eine neue naturwissenschaftlich-philosophische Theorie von der Entstehung des Menschen.

Von Dr. H. Simroth.

Soeben ist bei Costenoble in Jena ein Buch von Dr. Wilhelm Haacke erschienen unter dem Titel: „Die Schöpfung des Menschen und seiner Ideale, ein Versuch zur Versöhnung zwischen Religion und Wissenschaft."*) Da dasselbe eine Menge neuer Anregungen enthält und zweifellos sich seinen Leserkreis erobern wird, welcher vor allerlei praktischen, namentlich social-politischen Anwendungen nicht zurückschrecken dürfte, mag eine etwas ausführlichere Besprechung am Platze sein. Haacke, als Zoolog bekannt durch seine langjährigen Arbeiten in Australien, Neuseeland ꝛc., namentlich aber durch die als Supplementband zu Brehm's Thierleben geschriebene Schöpfung der Thierwelt, ist unter die Philosophen gegangen. Selbstverständlich bilden seine zoologischen Erfahrungen die Grundlage für seine Anschauungen. Jene sind aber, vorwiegend wenigstens, an den Säugethieren gewonnen, wie er denn bei der berühmten Entdeckung des Eierlegens der niedersten Säuger oder Monotremen mitbetheiligt war; und da er, als Director des Zoologischen Gartens in Frankfurt, keine Gelegenheit versäumte, den rein morphologischen Beobachtungen psychologische hinzuzufügen, so hat er sich auf dieser Basis seine Weltanschauung, wie es jeder echte Naturforscher thun wird, ausgebaut und mit derselben, zum Unterschiede von den meisten, nicht zurückgehalten, sondern sie in allen Consequenzen ausgeführt und der Kritik unterbreitet. Am Besten begründet sind nach diesen einleitenden Bemerkungen jedenfalls die Resultate, welche die Entwickelung der Säugethiere betreffen, daher dieselben hier vorangestellt werden sollen. Der Autor betrachtet den descendenztheoretischen Standpunkt als selbstverständlich; aber er knüpft den Stammbaum nicht einfach, wie es wohl zumeist geschieht, an die Anthropomorphen an, so daß sich der Mensch vom Affenmenschen ableiten würde; sondern er sucht nach Entwickelungsgesetzen, welche die Schöpfung der Säugethiere beherrschen. Diese ermöglichen ihm ein allgemeines Urtheil und, wie man hinzufügen darf, ein besser fundirtes.

Die Merkmale, die in nähere Betrachtung gezogen werden, sind die Körpergröße, die Schwanzlänge, die Schädelgröße, die Extremitätenlänge, die Länge des Daumens, die Anzahl der Zähne, die Beschaffenheit des Haares, die Anzahl der Milchdrüsen und einige Eigenthümlichkeiten der Lebensweise. In Bezug auf die erste darf man natürlicherweise nicht etwa alle Säugethiere in beliebiger Ordnung unter einander vergleichen, sondern immer nur die zusammengehörigen Reihen, die in näherer morphologischer Verwandtschaft stehen; und bei denen zeigt sich dann deutlich, daß immer die höher entwickelten ein größeres Durchschnittsmaß haben als die niederen. Die größten Formen unter den hier in Betracht kommenden Säugern finden wir bei den Menschenaffen, unter denen der Gorilla die übrigen überragt. Die Menschenaffen sind durchschnittlich größer als alle übrigen Affen. Unter diesen wieder sind die Hundeaffen (Paviane, Meerkatzen, Stummelaffen, Makaken und Schlankaffen) im Durchschnitt größer als die anderen, ja sie enthalten auch nächst den Anthropomorphen die größte Affengestalt überhaupt, die Paviane nämlich. Diesen höheren altweltlichen Schmalnasen stehen die breitnasigen Affen Amerikas als niedere gegenüber, und ihre durchschnittliche Größe ist geringer als die der Hundeaffen, ebenso ist der größte breitnasige Affe wiederum kleiner als der größte Hundeaffe. Niedriger als die Breitnasen sind endlich die gleichfalls neotropischen Krallenaffen, die wieder in der Durchschnittsgröße hinter jenen zurückbleiben, so gut wie der größte Krallenaffe hinter der größten Breitnase. Unter den Krallenaffen finden sich bekanntlich die kleinsten Affen überhaupt, die nächstkleinsten unter den Breitnasen, der kleinste Hundeaffe ist wieder größer als die kleinste Breitnase und der kleinste Menschenaffe größer als der kleinste Hundeaffe. Man kann das Maximal-, das Minimal- und das Durchschnittsmaß zu Grunde legen, immer kommt man zu dem gleichen Ergebniß. Was aber von den Affen gilt, hat auch Bedeutung für diejenigen Ordnungen, welche man als ihre Vorläufer zu betrachten pflegt, für die Halbaffen und die Insectenfresser, und zwar gilt die Regel mit gleich scharfer Consequenz. Der nächst tieferen Stufe, den Beutelthieren, gehören zwar auch Formen von beträchtlicher Größe an, andererseits aber auch sehr kleine; in ersterer Hinsicht hat man die starke Differenzirung der Ordnung zu bedenken. Aehnlich steht es mit der untersten Gruppe, mit den Ursäugern, die Haacke die Monotremen nennt. Freilich sind die lebenden Vertreter, Schnabelthier und Ameisenigel, wenigstens nicht allzu klein; aber die frühesten fossilen Formen aus der Secundärzeit waren von viel geringerer Größe (— soll man hier nicht auch an den merkwürdigen, neuerdings erst in Australien entdeckten kleinen Notoryctes denken?). Das einseitig gefundene Gesetz findet seine Bestätigung in der verschiedenen Schwanzlänge. Die Menschenaffen haben so wenig wie der Mensch einen äußerlich sicht-

*) X und 487 S. 62 Abbildungen im Text. 12 ℳ

baren Schwanz, es sind nur einige rudimentäre Wirbel vorhanden, die nicht als äußerliche Fortsetzung der Wirbelsäule hervortreten. Manche Hundeaffen haben lange Schwänze, aber die größten, die Paviane, wieder gar keine. Die durchschnittliche Schwanzlänge der Breitnasen ist wieder größer als die der Hundeaffen; schwanzlose giebt es darunter nicht, und die längsten Schwänze, die bei ihnen vorkommen, sind länger als die längsten, die wir unter den Hundeaffen treffen. Die Krallenaffen sind sämmtlich langgeschwänzt, und die relative Länge einzelner Schwänze übertrifft die längsten unter den Breitnasen. Bei den Halbaffen treffen wir wiederum auch kurzschwänzige Formen, wie den Indri, andererseits aber auch sehr langschwänzige; die kurzen Schwänze gehören wieder den größten Arten an. Zwischen der Körpergröße und der Schwanzlänge hat also ein auffallender Parallelismus statt. Er erstreckt sich ebenso auf die Schädel-, bez. Gehirngröße, so daß die größten Formen der vorstehenden Reihe nicht nur absolut, sondern auch relativ das umfänglichste Gehirn besitzen. — Das Längenverhältniß der Extremitäten bestimmt man durch den Intermembralindex, d. h. durch die Länge des Armes, bezogen auf die des Beines, die man gleich 100 setzt. Die langen Arme der Menschenaffen sind auffällig genug, die Thiere können sich bei aufrechtem Gange auf die Hände stützen. Die Beziehung erscheint aber wieder als eine durchaus gesetzmäßige. Je tiefer wir in unserer Reihe hinabsteigen, desto kürzer wird die Vorderextremität. Die Hypothese des Verfassers, daß die ursprünglichen Säuger als Springer ein Baumleben geführt haben, ähnlich etwa den Eichhörnchen mit den kurzen Vorderbeinen, mag dabei unerörtert bleiben, zumal sie mit der anderen, daß sie gleichzeitig große Wasserliebhaber gewesen wären, nicht recht harmonirt, wie denn so mancher Punkt wohl einer noch ausführlicheren Begründung bedurft hätte, allerdings kaum im Rahmen des vielseitigen philosophischen Buches. Wie die Vordergliedmaßen an Länge zunehmen, so nimmt ebenso gesetzmäßig innerhalb jeder Reihe die Daumenlänge ab, bis zum Verschwinden dieses Fingers. Und gerade wenn der Orang Utang am zartesten zufaßt, nimmt er den Gegenstand zwischen den zweiten und dritten Finger, nicht zwischen jenen und den Daumen. Parallel mit der Körpergröße nimmt die Anzahl der Zähne ab, so daß große Thiere im Allgemeinen weniger Zähne haben als kleine. Eine Ausnahme machen die zahnarmen mit ihrer besonderen Anpassung und die Walthiere (letztere, wie mich däucht, nur scheinbar, da es sich bei ihnen um die Auflösung von Zähnen mit mehreren Wurzeln in die einzelnen Componenten handelt). — Interessant sind die leider zu kurzen Bemerkungen über die Haare. Ursprünglich waren es mehr Schuppen (wie beim Gürtel- und Schuppenthier) und Stacheln. Erst allmälig wurden sie feiner. Diese Verfeinerung ist im Grunde eine Verkümmerung, daher es nicht Wunder nimmt, wenn mit der Zeit einerseits Haarlosigkeit, andererseits ein langes Haarkleid auftritt, denn die feinen, biegsamen Haare sind der mechanischen Abnutzung weniger ausgesetzt als derbe Stacheln. — Bekanntlich kommen beim Menschen gelegentlich mehr Milchdrüsen, beziehungsweise Brustwarzen vor, als zwei. Im Allgemeinen hat er die Zweizahl mit den Affen gemein. Es läßt sich aber leicht nachweisen, daß ursprünglich eine größere Anzahl vorhanden war, und zwar um so mehr, je tiefer das Säugethier steht. Ueberraschend ist dabei die Schlußfolgerung, daß Anfangs nicht die Mutter, sondern der Vater das Säuggeschäft ausgeübt haben und daß auch diese Form der Brutpflege erst nachträglich vom Weibchen übernommen worden sein soll(?). Wenn nun auch manche der hier aufgestellten Regeln bei näherer Durcharbeitung vielleicht noch einige Beschränkung erfahren sollten, so ist doch im Allgemeinen ein bestimmter Anhalt für die Richtung gewonnen, welche die Säugethierschöpfung einschlug; und zwar ist der solid genug, um die Behauptung zu stützen, daß der Mensch nicht aus dem Menschenaffen hervorgegangen sein könne. Diese sind in verschiedener Hinsicht vielmehr bereits über die Menschen hinausgegangen, in Bezug auf die Länge der Arme und die Verkürzung des Daumens, so daß es unmöglich ist, den Menschen noch als eine Weiterbildung der Anthropomorphen zu betrachten. Beide sind vielmehr Endglieder gesonderter Reihen, wobei wir über die unmittelbaren Vorfahren des Menschen noch im Unklaren sind. Einen Hinweis darauf, wo die Wiege des Menschengeschlechts gestanden haben mag, erhalten wir aus einer anderen Erwägung, welche uns dem Kernpunkte des ganzen Werkes näher führt. Haacke kann sich mit dem Darwinismus in einem strengeren Sinne, insofern er nicht mit der Descendenztheorie zusammenfällt, sondern im Speciellen die Entstehung der Arten aus dem allgemeinen Concurrenzkampfe und dem daraus folgenden Ueberleben des Passendsten und Vorzüglichsten herleitet, durchaus nicht einverstanden erklären. Ihm schwebt ein innerer Bildungstrieb vor, wie Goethe es nannte; und der wird begründet in dem Streben nach Gleichgewicht oder in der Erhöhung des inneren Gleichgewichts, wovon die gesammte Natur beherrscht wird.

Auf das anthropologische Problem zunächst angewandt, äußert sich dieser Drang nach Gleichgewicht bei den Säugern insofern, als nicht nur ein höheres Gleichgewicht im Innern, eine höhere innere Einheit angestrebt wird, sondern als sich das Thier auch mit der Außenwelt in Harmonie zu setzen sucht. Diese gegenseitige Einwirkung läßt größere Landthiere nur auf großem Areale entstehen; daher als Schöpfungsherd für alle größeren und großen Säuger nur die Gebiete des größten Landzusammenhanges auf unserem Planeten in Betracht kommen, d. h. die nördliche Hälfte der alten Welt, von Europa bis Ostsibirien. Hier entstanden nacheinander immer neue, größere und höhere Formen, die sich wellenförmig weiter und weiter über die ganze Erde ausbreiteten; daher finden wir die niedrigsten an den entlegensten Stellen, die von den höheren noch nicht erreicht wurden, Neuseeland, Australien, Madagascar. Der Mensch entstand also nicht auf dem Terrain, das die heutigen Menschenaffen bewohnen, oder in dem hypothetirten Lemurien, dort, wo jetzt der indische Ocean fluthet, er entstand im Norden der alten Welt, vermuthlich, worauf die Sprachstudien hinweisen, gleich in verschiedenen Racen, die von hier aus die Erde überschwemmten. Die kleinen Zwergvölker als die ursprünglichsten haben sich demgemäß an den entlegensten Stellen gehalten 2c. Es ist nicht ganz leicht zu verstehen, was Haacke mit der Erhöhung des inneren Gleichgewichts meint. Er führt es bei den Thieren zwar im Allgemeinen aus, sowie bei den Pflanzen, ohne daß doch die Bildungsgesetze im Einzelnen an anderen Gruppen verfolgt würden, als eben bei den Säugern. Sie sind aber zweifellos sehr verschieden bei den verschiedenen Typen. Vielfach berührt sich die Haacke'sche Theorie mit der Auffassung, welche höhere Differenzirung aus dem Princip der Arbeitstheilung ableitet, wie bei der menschlichen Cultur. Da ist es wohl möglich, daß gerade die Wirbelthiere für eine allgemeine Schlußfolgerung am allerwenigsten geeignet sind. Sie sind am höchsten differenzirt und es scheint, als ob eine derartige weitgetriebene Gliederung der Organisation eine Vereinfachung und einen Rückschritt, bez. eine Verkümmerung des ganzen Organismus nicht mehr zuließe; während wir unter den Wirbellosen überall solcher Degeneration begegnen bei den Schmarotzern, kommt der Parasitismus bei Vertebraten nur auf der untersten Stufe vor, bei den Cyclostomen; nachher drängt die Organisation lediglich vorwärts zu höherer Vollendung, — eine erfreuliche Thatsache für idealistische Anschauungen. Auf jeden Fall hat Haacke's Betonung des Organismus als eines Einheitlichen, bei dem alle Theile in innigster Wechselwirkung stehen, etwas sehr Sympathisches. Ob es ihm freilich gelungen ist, von seinem Standpunkte aus auch das schwierigste Problem der modernen Biologie, das der Vererbung, zu lösen, ist eine andere Frage. Er geht mit der consequentesten der neueren Vererbungstheorie, der von Weismann, scharf ins Gericht, indem er sie als Präformismus und Creatismus verwirft. Er denkt sich vielmehr die Lebewesen zusammengesetzt aus kleinsten Plasmaelementen, die er als Gemmen bezeichnet und die bei jeder Species unter sich völlig gleich sind. Sie treten wieder zu Gruppen oder Gemmarien zusammen, etwa wie die Atome zu Molekülen. Nun ist es freilich nicht schwer, an einem derartigen System nachzuweisen, daß die geringste Verschiebung an irgend einem Punkte das gesammte Gefüge verschieben muß, daher aus einem Ei mit so veränderter Structur eben auch der entsprechend veränderte Organismus hervorgehen muß. Nur bleibt dabei die Schwierigkeit, daß das Plasma mit seinem Stoffwechsel eben nicht nach Art von Krystallen beurtheilt werden kann. Haacke allerdings ist insofern consequent, als er auch die Krystallisation auf den Willen zum Gleichgewicht als das Grundprincip der ganzen Welt zurückführt. Nun zerlegen sich die Elementatome in ganz gleiche Uratome, deren jedes mit dem Willen zum Gleichgewicht beseelt ist. Die Seele ändert sich allerdings mit jeder Aenderung der Constellation, insofern als dadurch neue Gleichgewichtsbedingungen geschaffen werden.

Es ist nicht schwer einzusehen, wie auf dieser Grundlage sich die Welt bis zum Menschen hinauf aufbaut, mit seinen Schönheits-,

Sittlichkeits- und Wahrheitsidealen. Die vollkommenste Coincidenz der seelischen und mechanischen Vorgänge äußert sich schließlich darin, daß die höchste Willensfreiheit nicht im unsicheren Hin- und Herschwanken, sondern in einer einheitlich fest bestimmten Richtung gefunden wird, — wie beim Stein, der durch die Luft fliegt. Kurz sei blos darauf hingewiesen, daß Haacke die Ausführung bis ins Einzelne treibt, wie etwa die folgenden Ueberschriften andeuten: Die Entstehung der Erbgedächtnisse (Instincte), — Das Wesen des Genies, — Die Wege zur Erreichung der menschlichen Ideale (in Kunst, Wissenschaft und Religion) &c. Ja er scheut nicht vor politischen Consequenzen zurück, wobei er z. B. für das Nationalitätsprincip gegenüber dem Kosmopolitismus eintritt auf philosophischer Basis. Vielleicht war es gewagt, die rein wissenschaftliche Speculation soweit bis auf die praktischen Tagesfragen auszudehnen; die Theorie kann dadurch schwerlich gewinnen. Indeß Haacke fühlte sich gedrängt, ein volles Glaubensbekenntniß abzulegen; er verwahrt sich ausdrücklich vor jeder mißbräuchlichen Anwendung. Auf jeden Fall sollte der, welcher das Buch in die Hand nimmt, es bis zu Ende lesen, ehe er sich ein Urtheil bildet. Die Lectüre ist durch die Diction leicht gemacht. Das war aber nur möglich durch Verzicht auf manche umständliche Definition in den einzelnen Capiteln, wodurch scheinbare Unklarheiten entstehen. Die Klärung kommt dann später allmälig. Das Buch bildet aber ein einheitlich organisches Ganzes.

Bücherbesprechungen.

— **Ich weiß, an wen ich glaube!** Kurze Verantwortung unseres evangelischen Glaubens nach Luther's kleinem Katechismus für Confirmanden zusammengestellt von Ph. Vogel, Pastor in Leutersdorf. Dresden, 1895. Justus Naumann's Buchhandlung (L. Ungelenk). — Das Schriftchen, dessen Preis wir nicht kennen, umfaßt anderthalb Druckbogen, wird also für sehr bescheidenen Aufwand zu haben sein, und der Reinertrag soll dem Kinderheim in des Verfassers Kirchspiel zu Gute kommen. Also mag schon aus diesem Grunde ein Jeder, der beim Confirmandenunterricht irgendwie betheiligt ist, das Büchlein erwerben und betrachten und mag sicher sein, daß auch er noch Etwas daraus lernen kann. Im Uebrigen ist es eine bekannte Sache, daß die Darstellung des religiösen Lehrstoffes für Kinder eine überaus schwierige Aufgabe ist, an welcher die tüchtigsten Theologen sich ihr größtes Verdienst erwerben könnten. Wir beabsichtigen deshalb nicht, eine Antwort auf die Frage zu geben, welchen Grad der Vollkommenheit die hier vorliegende Darstellung erreicht hat. Sie bietet eigentlich nicht sehr viel mehr, als Luther's kleiner Katechismus selber, und das ist allein schon ein Beweis, daß sie weder eine erschöpfende Entwickelung des Lehrstoffes, noch eine fortlaufende Erklärung der Luther'schen Gedanken, sondern nur ein Hilfsmittel geben will, durch welches die lernenden Kinder die Hauptsache jedes Gegenstandes der Lehre sich schneller und sicherer aneignen können. Als Beispiel diene die erste Frage zum siebenten Gebot: Was will das siebente Gebot aus dir machen? Einen mit dem Seinen zufriedenen Haushalter, der sein ehrlich erworbenes Gut als Gottes Gabe verwaltet. Aber das Beispiel lehrt zugleich, welche Förderung in der Erkenntniß der Verfasser mit seinen einfachen Fragen und Antworten doch voraussetzt. Und solcher Fragen enthält das Büchlein, wenn wir recht gezählt haben, nicht weniger als 193, so daß bei aller Kürze und Schlichtheit der Inhalt doch vielen Confirmanden sich als ein riesengroßer Stoff gegenüberstellen wird. So wird jeder einzelne Lehrende nach der Beschaffenheit seiner Confirmanden zu urtheilen haben, welchen Gebrauch er von dem Gebotenen machen will, wird aber, wie gesagt, vor Allem selber das Eine oder Andere für die Behandlung der Katechismuslehre daraus entnehmen, z. B. die theilweise wohlgelungene Verwerthung der biblischen Beispiele. B. K.

— **Julius Böhmer** (Pastor in Kemnitz, Ostprignitz), **Die Kautzsch'sche Uebersetzung des Alten Testaments** und ihre Brauchbarkeit für das Christenvolk, geprüft und mit besonderer Berücksichtigung der Pentateuchfrage dargestellt. 4. bis 6. Lieferung (S. 97—166) der VI. Serie der Weber'schen Sammlung theologischer und socialer Reden und Abhandlungen. Leipzig, H. G. Wallmann, 1895. Preis 80 ₰. — In einer durchsichtigen und gewandten Weise behandelt der rührige und wohlunterrichtete Verfasser einen für den gebildeten Bibelleser wichtigen Gegenstand. Professor Kautzsch in Halle hat in Verbindung mit einer Anzahl anderer Gelehrten (unter ihnen die Professoren Guthe und Socin in Leipzig) die heilige Schrift des Alten Testamentes in der Absicht neu übersetzt, daß einmal die Sprache dem heutigen deutschen Leser ohne weiteres klar verständlich wäre, andererseits aber Theologen wie „gebildete bibelfreundliche Laien über die wirklichen Ergebnisse der streng wissenschaftlichen Schriftforschung in gemeinverständlicher und doch zuverlässiger Weise" unterrichtet würden. Böhmer betrachtet nun die in solchem Sinne dargebotene Bibel als Volksbuch und findet, daß sie zu einem solchen ungeeignet und bei dem Anspruch auf die Bedeutung eines solchen gefährlich sei; denn einmal sei ihre äußere Einrichtung für den Laien beunruhigend und verwirrend, und sodann werde in einem viel zu hohen Grade als Ergebniß behandelt, was im Grunde ein mit großem Fleiße ausgeführter geistreicher Versuch sei, dessen frühzeitige Popularisirung überdies zu unbilliger Beeinträchtigung der Arbeit andersdenkender Theologen führe. Böhmer wird schwerlich Unrecht haben. In der That sind bei der Kautzsch'schen Uebersetzung zwei Zwecke miteinander unklar verbunden, auf deren Scheidung man in Zukunft wird bedacht sein müssen. So wie sie jetzt ist, bietet diese Uebersetzung wirklich allen Betheiligten zu wenig und zu viel. Ihre große Bedeutung für den Theologen hat übrigens Böhmer voll anerkannt. G. Schnedermann.

— **Vergil's Aeneide, Buch IX**, in freien Stanzen übersetzt von Emil Irmscher. Leipzig, Gustav Fock. 1895. S. 29. Ein Sonderabdruck aus dem XXIII. Jahresbericht der Dr. Zeidler'schen Realschule in Dresden. — Die achtzeiligen in fünf-, hier und da auch sechsfüßigen Jamben geschriebenen Stanzen, in denen männliche und weibliche, gekreuzte und ungetrennte Reime in freier Weise mit einander abwechseln, fließen rein und schmuckvoll dahin; ganz vereinzelt stoßen wir auf einige Unebenmäßigkeiten der dichterischen Sprache. „Gefährten" und „Beschwerden" S. 13 sollte nicht gereimt werden. Auf einen Druckfehler ist es wohl zurückzuführen, wenn im letzten Verse der 15. Strophe das regelrechte, wohlgemessene jambische Versmaß verlassen ist; es könnte heißen: „Die Mutter liebend jetzt von dir gebeten." Alle Liebhaber der Aeneide seien auf diese treffliche Arbeit hingewiesen. D. K.

— **„Bühne des Lebens".** Ein neues Novellenbuch von Eugen Salinger. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. 1895. — Unter dem ziemlich weit gefaßten Obertitel „Bühne des Lebens" bietet Salinger vier Novellen älterer Observanz, sämmtlich mit tragischem Ausgang; der Tod hat überall das letzte Wort. War das überall unumgänglich nothwendig? Ich glaube es kaum. In der ersten Geschichte „Der vierzehnte Kriegsartikel" wäre es mir wenigstens natürlicher erschienen und lieber gewesen, der Officier hätte auf die vernünftigen Ausführungen seines Schwiegervaters, eines Auditeurs, der doch schließlich auch Militär und ein Mann von Ehre ist, gehört und sich nicht erschoffen; muß denn immer geknallt werden? Das ist doch ein billiger Effect. Mitleid mit den Opfern der Standesvorurtheile und Sonderehre zu haben, paßt auch nicht mehr in unsere Zeit, in der redliche Arbeit und getreue Pflichterfüllung allein den braven Mann machen. — Die erste Novelle hat mit der letzten, „Sühne", insofern eine gewisse Aehnlichkeit, als auch die Helden dieser Erzählung, bevor sie noch ihren Entschluß, jenseits des Oceans ein neues Leben zu beginnen, ausführen können, zu der falschen Einsicht kommen: „wo anders fänden wir denn die Erlösung als im Tode? Soll ich Sie an Nirwana erinnern? — Das ist unser Ziel und unsere Erlösung!" Von dem Zwingenden dieser confusen Scheinlogik hat mich der Verfasser leider wieder nicht zu überzeugen vermocht. — Das „Blumenmädchen von Ariccia" variirt ein oft behandeltes Motiv: die Liebe eines deutschen Malers zu einer heißblütigen Italienerin, auf eine sehr wenig neue Weise, und „Assessor Mack" gehört zu den Geschichten, wie man sie in den alten Bänden der „Gartenlaube" aus den sechziger Jahren besonders häufig findet. — Ein leidliches Geschick, flüssig zu erzählen und ein lesbares Deutsch zu schreiben, kann man Salinger nicht absprechen; aber er läßt uns ganz und gar die großen Probleme, das dichterisch-künstlerische Erfassen seiner Stoffe und das leidenschaftliche Mitempfinden vermissen, und darum werden er und seine zahlreichen Bücher nach kurzen Jahren zu den übrigen Vergessenen gelegt werden. P. A.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 6.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 120. Dienstag, den 8. October. 1895.

Die englische Volksschule.*)

Von v. R. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

I.

Nirgendwo in Europa findet sich das sociale Leben so zeitig und so weit entwickelt als in England, wo die wirthschaftliche Umwälzung am ehesten eingesetzt und am durchgreifendsten gewirkt hat. Und dabei ist nirgendwo anders das staatspolitische Leben des Volkskörpers so langsam erwacht als gerade in England. Erst in den letzten Jahrzehnten ist auch hier der Staat die beherrschende Macht und Gewalt im Volksleben geworden. Wir finden, daß die großen öffentlichen Institutionen in der Regel nicht von der Staatsgewalt geschaffen, mit Zweckbewußtsein in das Leben gerufen, sondern daß sie aus der Initiative von Privatpersonen hervorgegangen sind. Einem hervortretenden Bedürfniß zu begegnen blieb regelmäßig zunächst dem guten Willen und der Einsicht des Einzelnen und den sich zusammenschließenden Gesellschaften Einzelner überlassen. Nur zögernd hat dann später die Staatsgewalt eingegriffen, nicht ein neues Gebäude aufführend, sondern das alte ausbessernd und ausbauend. Die Geschichte der englischen Volksschule bildet keine Ausnahme von diesem Gesetz, welches das Wachsthum so vieler der nationalen Einrichtungen Englands beherrscht. Die Volksschule verdankt ihre Entstehung dem Willen und den Leistungen von Individuen und privaten Genossenschaften. Erst als die Kraft der ursprünglichen Begründer offenbar nicht mehr ausreichte, ist der Staat eingetreten und hat ihr Werk aufgenommen und zu einer nationalen Einrichtung erhoben. Aber es ist ein überraschend kurzer Zeitraum, seit welchem der englische Staat es als seine Pflicht anerkennt und als sein Recht in Anspruch nimmt, sich um die Elementarbildung seiner zukünftigen Bürger überhaupt zu kümmern.

Im Mittelalter war wie anderwärts auch in England die Aufgabe der Volkserziehung, überhaupt der Bildung der Geistlichkeit überlassen. Das war schon zu Zeiten der Sachsenkönige so gewesen und wurde nach der Eroberung durch die Normannen nicht anders. Diejenigen Städte, welche der Sitz eines Bischofs wurden, wurden auch die Pflanzstätten der Bildung; im Frieden der Kathedrale stand die Schule, in welcher Geistlichkeit und Laien gelehrt wurden. An der engen Verbindung zwischen Kirche und Schule änderte die Reformation nichts. Nach wie vor blieb der geistliche Stand vorwiegend im Besitz des Lehramts, wenn auch nunmehr Laien an der Verwaltung der Schule theilnahmen. Aber die Reformation hatte andere schwere Nachwirkungen: die geistlichen Güter wurden in großem Umfang eingezogen, und statt zu Bildungszwecken verwendet zu werden, verfielen sie oft der Habsucht der Großen. Den so entstehenden Ausfall an Bildungsmitteln zu ersetzen, trat nun zwar der Gemeinsinn vieler Privatleute ein. Aber die Schulen, welche aus derartigen Stiftungen entstanden — es sollen gegen 250 gewesen sein — und ebenso diejenigen Kirchenschulen, welche die Reformation überdauert hatten, nahmen zwar nicht sofort, aber doch allmälig den Charakter von Gelehrten- und Lateinschulen an, deren Besuch thatsächlich schließlich ein Privileg der reicheren und vornehmeren Stände wurde. Vor der Reformation hatte auch der Begabte aus geringem Stande die Möglichkeit gehabt, in die Mönchsschule einzutreten, sich auszuzeichnen und dann im Kirchendienst emporzusteigen. Das verschwand im Laufe der Zeit. Anders als auf dem Continent, ja auch in Schottland führte die Reformation in England nicht unmittelbar und allgemein zur Gründung von Elementar- und wirklichen Volksschulen, und führte in der geschilderten mittelbaren Weise sogar zur Vernichtung der bestehenden.

*) Schottland und Irland sind nicht inbegriffen.

Aber schon seit Anfang des 17. Jahrhunderts wurde dieser Zustand unerträglich, und in einzelnen Anläufen machte die Kirche oder vielmehr die Geistlichkeit den Versuch, den verlorenen Boden wiederzugewinnen. Einen wirklichen Wendepunkt bezeichnet indeß erst das Ende des 18. Jahrhunderts. Im Jahre 1781 und 1782 gründete Robert Reikes seine erste Sonntagsschule, welche für unzählige Anstalten vorbildlich wurde. In diesen Sonntagsschulen wurde nicht nur religiöser Unterricht, sondern auch Unterricht im Lesen und Schreiben ertheilt und lange Zeit bildeten sie für weite Kreise die einzige Bildungsstätte.*)

Vor Allem aber sind es Anfang des Jahrhunderts Männer, an deren Namen der Beginn der englischen Volksschule für immer geknüpft ist: der Quäker Joseph Lancaster und der der anglikanischen Kirche angehörende Dr. Andreas Bell. Lancaster ging voran, indem er in London Freischulen für arme Kinder gründete. Um die Kosten zu verringern, verfiel er auf den Gedanken, begabte Schüler als Lehrer derart zu verwenden, daß der Lehrer nur die begabtesten Schüler unterrichtete, und diese das soeben Gelernte an die große Masse der Anderen weiter lehrten. Das war das sogen. Monitoren-System. Damit war der Grund zu dem eigentlichen System der Schüler-Lehrer (pupil teacher) gelegt, das heute noch eine große praktische Bedeutung in der englischen Volksschule hat. Schüler-Lehrer sind Lehrer, welche soeben die Elementarschule beendet haben und unter Aufsicht erwachsener Lehrer unterrichten. Es kam in dieser Gestalt, welche ein Fortschritt gegenüber dem Monitoren-System ist, Mitte der vierziger Jahre aus Holland.

Mit seinen Anhängern und Freunden stiftete Lancaster Anfang dieses Jahrhunderts eine Gesellschaft, die British and Foreign School Society zur Errichtung von Schulen, in welchen das Nothwendigste von den Elementarfächern und auch Religion, aber zuerst ohne confessionelle Färbung gelehrt wurde. Die großen Erfolge Lancaster's und seiner Gesellschaft ließen die stets eifersüchtige anglikanische Staatskirche nicht schlafen. Dr. Andreas Bell gehörte ihren Kreisen an, und die von ihm 1811 gegründete National Society war bestimmt, den Dissidentenschulen das Gegengewicht zu halten. Auch die Schüler der National Society waren Elementarschüler mit dem schnell angenommenen Monitoren-System, Anfangs auch Freischulen, aber der Religionsunterricht wurde streng nach der anglikanischen Confession ertheilt.

Es ist nothwendig dies hervorzuheben, denn das ganze englische Volksschulwesen ist ein stetiger Weiterbau auf diesen Grundlagen. Beide, Andreas Bell und Joseph Lancaster, waren Enthusiasten und Philanthropen, von einer unbegrenzten Hingabe an die große

*) Auch heute noch, wo für den Elementar-Unterricht durch den Staat gesorgt ist, bestehen die Sonntagsschulen in einem erstaunlichen Umfang weiter. Indem sie sich nun mit mehr Muße den religiösen Gegenständen zuwenden können, sind sie mehr als je religiöse Institutionen geworden. Sie sind durchgängig in den Händen oder unter dem Einfluß der Geistlichkeit der verschiedenen Confessionen, allein die Sonntagsschulen der englischen Staatskirche zählen über 2 Millionen Schüler. Im Ganzen besuchen noch etwa 5 Millionen Kinder jährlich die Sonntagsschulen (mit etwa 600 000 meist unbesoldeten Lehrern), welche für die Schüler über 14 Jahre (etwa 1 Million) gleichzeitig eine Art Fortbildungsschule bilden. Die Sonntagsschulen sind zu mehreren großen Gesellschaften vereinigt.

Sache der Volkserziehung; aber es war ein verhängnißvoller Umstand, daß gerade die beiden Männer, denen die englische Volksschule ihre Entstehung verdankt, verschiedenen Confessionen angehörten. Denn ihre beiderseitigen Anhänger und Schüler schrieben nicht das, was sie vereinte, sondern das, was sie trennte, nämlich die Frage der confessionellen Erziehung auf das Panier; und Unduldsamkeit und Uebereifer in dieser Beziehung sind das stärkste Hinderniß einer systematischen und erfolgreichen Entwickelung des englischen Volksschulwesens gewesen, ja haben sie thatsächlich bis zum Jahre 1870 verhindert.

Zwei Anläufe zur Gesetzgebung wurden schon 1807 und 1820 gemacht, zum Theil als natürliche Folge der gesetzlichen Beschränkung der Arbeitszeit für Kinder in den Fabriken. Aber die Entwürfe wurden nicht Gesetz, denn auf der einen Seite nahm es die Kirche als ihr gutes Recht in Anspruch, daß eine staatliche Volksschule sich auch zur Staatskirche bekennen, d. h. die religiöse Erziehung in ihr confessionell und zwar anglikanisch sein müsse. Auf der anderen Seite erhoben sich die zahlreichen Nonconformisten auf das Heftigste für die eben errungene Gewissensfreiheit. Schutz gegen Unglaube war das Feldgeschrei der einen Partei, Schutz gegen Gewissenszwang das der anderen. Beide Parteien fühlten sich gefährdet und bedroht, man konnte im Parlament zu keiner Einigung kommen und es schien, als ob über dieser Principienfrage der Staat daran verzweifeln müßte, etwas zur Hebung des Volksschulwesens zu thun, obgleich das Bedürfniß schreiend war.

Die Schwierigkeit, welche für die Gesetzgebung unlösbar schien, wurde, wie so oft in England, ohne Gesetzgebung auf dem Verwaltungswege gelöst. Im Jahre 1832 erschien zuerst im Budget ein Posten von 400000 ℳ „für Zwecke des öffentlichen Unterrichtes". Der Posten wurde bewilligt, ebenso die nächsten Jahre und das Schatzamt gab hiervon Unterstützungen zum Bau von Elementarschulen an die beiden großen feindlichen Gesellschaften: die National und die British and Foreign School Society, welche inzwischen ihren religiösen Charakter und Gegensatz immer schärfer ausgeprägt hatten. Diese Unterstützungen wurden nach Gutdünken gegeben, vorläufig ohne irgend ein Aufsichtsrecht des Staates aus ihnen abzuleiten, nur mit möglichster Beobachtung der Parität. Damit war für das nächste Menschenalter der Weiterentwickelung der Weg gewiesen. Der Staat erkannte die bereits bestehenden Privatorganisationen zur Förderung des Schulwesens an, damit erkannte er auch die religiöse confessionelle Grundlage an, auf welche sie die Volksschule gestellt hatten, aber erklärte die Confession als gleichberechtigt und hielt mit wohlerwogener Gewissenhaftigkeit hieran fest. Diese Grundsätze aber wie alle, nach denen bei Vertheilung der Unterstützungen in Zukunft bis 1870 verfahren wurde, bildeten sich durch die Praxis aus. Zunächst wurde 1839 der jährliche Unterrichtsfonds auf 600000 ℳ erhöht und mittelst königlichen Erlasses in dem Geheimen Staatsrath die Abtheilung für Erziehung gebildet, welche die Gelder verwaltete. Erst im Jahre 1857, als inzwischen die jährliche Bewilligung auf mehrere Millionen Mark gestiegen war, trat ein dem Parlament verantwortlicher Minister, welcher mit dem Ministerium wechselt und welchem ein ständiger Secretär zur Seite steht, als Vicepräsident der Abtheilung für Erziehung an die Spitze. Präsident der Abtheilung (Education Department) ist auch heute noch formell der Präsident des Staatsrathes. Die erste Sorge der 1839 geschaffenen Abtheilung für Unterricht war der Erlaß einer im Parlament viel angefochtenen Verordnung über die Grundsätze, nach denen die staatlichen Beihilfen an die beiden großen Gesellschaften in Zukunft gegeben werden würden, und zwar sowohl zum Bau von Lehrerseminaren wie von Schulen. Zum ersten Mal behielt sich der Staat — als unausbleibliche Folge seines Eingreifens — eine gewisse, zunächst sehr beschränkte Controle durch von ihm zu ernennende Inspectoren vor. Für die Ernennung der Inspectoren wurde 1840 mittels des sogenannten Concordates der Staatskirche und später auch der British and Foreign School Society ein Veto gegeben: eine Einrichtung, welche bis 1870 bestand, als der Staat die religiöse Ausbildung ganz von seiner Competenz ausschied. In den nächsten Jahren wurde noch ein gesetzgeberischer Versuch gemacht, im Zusammenhang mit einem Gesetzentwurf über die Kinderarbeit in den Fabriken communale Volksschulen auf staatskirchlicher Grundlage zu errichten; der Versuch scheiterte aber an dem Widerstande der Dissenter, trotz der gebotenen Garantien für Gewissensfreiheit. Man begnügte sich daher, daß die Praxis unter fortwährender Vermehrung des staatlichen Unterrichtsfonds neue Regeln ausbildete. Die Beihilfen wurden nun auch gegeben zum Bau von Lehrerwohnungen, zur Anschaffung von Schulgeräthen und Lehrmitteln und vor Allem auch als Stipendien von 2—600 ℳ an Schüler-Lehrer, welche sich auf Seminaren der beiden großen Gesellschaften befonden, um sich dort zu Voll-Lehrern auszubilden, nachdem sie bereits eine Zeitlang als Schüler-Lehrer unterrichtet hatten. Denn die Erfahrung hatte gezeigt, daß die Schüler-Lehrer zu einem wirksamen Unterricht nicht befähigt waren. Außerdem wurden die Befugnisse der Inspectoren vermehrt. Und unter gewissen Einschränkungen wurde staatliche Beihilfe nun nicht mehr blos an die beiden großen Gesellschaften, sondern auch an andere Volksbildungsanstalten, insbesondere von Katholiken gegeben.

Auf diese Weise stieg in den Jahren 1842—1852*) die jährliche Bewilligung von noch nicht 1 Million Mark auf über 3 Millionen. Nicht aber, ohne daß heftiger Widerstand erhoben worden wäre. Man sprach leidenschaftlich dem Staat das Recht ab, sich um die Erziehung überhaupt zu kümmern, und eine ganze Anzahl Schulverwaltungen, sowohl der Staatskirche, wie der Dissenter und Katholiken, lehnten jeden Zuschuß ab, um ihre volle Freiheit zu wahren. Insbesondere wandte man sich dagegen, daß die Regierung als Bedingung der Gewährung des Zuschusses forderte, daß auch den Nichtgeistlichen, Laien ein gewisser Antheil an der Schulverwaltung eingeräumt würde. Der Zug der Zeit war indessen mit der Regierung und stärker. Gerade die letzterwähnte Reform trug übrigens dazu bei, daß die confessionellen Schulen erhalten blieben und sich nicht überlebten, wie sie bei gänzlichem Ausschluß des Laienelements von der Verwaltung sicher gethan hätten. Auch heute noch soll die Verwaltung von Privatschulen ein Ausschuß führen, in welchem Laien sitzen.

Der abermalige Fehlschlag eines gesetzgeberischen Versuches, die Gemeinden zu den Schullasten heranzuziehen, führte zu einem weiteren Fortschritt im Verwaltungswege. Zuerst seit 1853 in ländlichen, seit 1856 aber auch in städtischen Gebieten wurde eine neue und erhebliche Beihilfe nunmehr auch zur Unterhaltung der Schulen gegeben. Und zwar gewährte der Staat für jeden Schüler, der im Schuljahre an mindestens 176 Tagen die Schule besucht hatte, ein Kopfgeld von 3—5 ℳ an den Lehrer, vorausgesetzt, daß der Lehrer die Prüfung auf einem der Lehrerseminare bestanden, und daß Dreiviertel der Schüler dem staatlichen Schulinspector vorgestellt wurden. In dieser letzteren Bedingung lag der Keim eines weiteren Fortschrittes. Es war naturgemäß, daß, je mehr der Staat leistete, er ein um so regeres Interesse den wirklich erzielten Bildungserfolgen zuwandte.

Im Jahre 1858 wurde eine parlamentarische Commission eingesetzt. Die von ihr angestellten Erörterungen ergaben ein trauriges Bild. Von den nach unseren Begriffen schulpflichtigen Kindern gingen etwa 41% überhaupt nur 1 Jahr, 22% 1 bis 2 Jahre, 15% 2—3 Jahre, 9% 3—4 Jahre, 5% 4—5 Jahre, 4% 5—6 Jahre thatsächlich in irgend eine Schule. Auch der Unterricht erwies sich in den staatlich unterstützten Schulen als gänzlich ungenügend, und nur zu oft als ein rein mechanisches Eindrillen weniger Moral- und Glaubenssätze, die den Kindern ebenso unverständlich blieben, als wenn sie ihnen in fremder Sprache vorgetragen worden wären. Konnten die Kinder überhaupt lesen, so verstanden sie oft genug nicht den Sinn. Die Schulräumlichkeiten werden oft als „elende Löcher" bezeichnet. Besonders schlimm stand es natürlich mit den sehr zahlreichen Schulen, die keine Unterstützung erhielten, und doch für über ⅔ aller Kinder genügen mußten. Es zeigte sich, daß diese sogenannten Privatschulen meist eigentlich nur Kinderbewahranstalten waren, in denen weggejagte Dienstboten, altersschwache Greise, Krüppel oder Armenhäusler die Aufsicht führten und in denen jede Fürsorge für die Gesundheit vernachlässigt war. Schmutz, Armuth und Unwissenheit in ihnen war unbeschreiblich. Oft konnten die sog. Lehrer selbst nicht lesen. So war der Zustand Anfang der 60er Jahre in dem wirthschaftlich vorgeschrittensten Staate Europas! Mit Recht frug man, ob für das, was erreicht worden war, nicht schon die geringe Summe von ungefähr 90 Millionen Mark zu

---

*) Diese Zeit ist überhaupt eine Zeit vermehrter Thätigkeit. 1839 gründete ein Schuster die erste Ragged- (Zerlumpten-) Schule, d. h. eine kostenfreie Schule für Kinder der alleruntersten Stände. Die Gesellschaft, die sich schnell bildete und ausbreitete, hat kürzlich ihren 50jährigen Geburtstag gefeiert, aber seitdem die Volksschulen gebührenfrei geworden sind, viel von ihrer ursprünglichen Bedeutung eingebüßt.

viel war, die der Staat in den letzten 20 Jahren für Elementarunterricht ausgegeben hatte. Abermals erfolgte kein gesetzgeberischer Eingriff, sondern das Ministerium erließ ein neues Statut, den sog. revidirten Codex von 1862, in welchem theilweise in Befolgung, theilweise in Abweichung von den Vorschlägen der parlamentarischen Commission folgende Neuerungen hauptsächlich eingeführt wurden: Bisher war das Kopfgeld unmittelbar an die Lehrer gezahlt worden, jetzt wurde es an die Schule bez. an die Körperschaft gezahlt, welche die Schule hielt. Unzweifelhaft wurde die Schulverwaltung damit in die ihr gebührende, einestheils günstigere, andererseits verantwortlichere Stellung eingesetzt. Der Lehrer stand nicht mehr unter der höchsten Instanz, gewissermaßen als Staatsdiener, sondern er wurde nun lediglich Beamter dessen, der ihn anstellte. Die Anstellungsbehörde hatte so nun ein unmittelbares Interesse an seiner Tüchtigkeit wegen der staatlichen Zuschüsse. Das bisher für den regelmäßigen Schulbesuch gezahlte Kopfgeld wurde ferner auf 4 ℳ vermindert, die Beihilfe für Lehrmittel überhaupt eingestellt, dagegen ein weiteres Kopfgeld von zusammen 8 ℳ für jedes Kind gewährt, welches und zwar im Lesen, Schreiben und Rechnen einzeln von dem Inspector geprüft worden war und die staatliche Prüfung, für welche gewisse Minimalanforderungen nach dem Alter gestellt waren, bestanden hatte. Für jedes Fach, in welchem die Prüfung nicht bestanden war, wurde etwa ⅓ dieses letzteren Kopfgeldes abgezogen.

In dieser Bezahlung nach dem Erfolg (payment by results), welche auch heute noch besteht, liegt die durchgreifendste Neuerung. Ueberdies mußten die Schulgebäude genügend und der Lehrer ein diplomirter sein. Einerseits wurde also der Umfang des Staatszuschusses sehr erhöht, andererseits wurde es erschwert, ihn zu verdienen. Das System der Bezahlung nach Erfolg fand deshalb heftigen Widerspruch, nicht blos von eigentlichen Pädagogen, sondern vor Allem im pecuniären Interesse der großen Gesellschaften, welche fürchteten, durch die strengeren Anforderungen wesentlich an Staatszuschuß einzubüßen. Diese Befürchtung traf ein; die Gesammtsumme des jährlichen Staatszuschusses, welche Anfang der sechsziger Jahre etwa 16 Millionen Mark betragen hatte, fiel bis Mitte der sechsziger Jahre um etwa ¼. Bei Einführung des neuen Systems hatte sein Schöpfer und Vertheidiger gesagt: „Wenn es theuer zu stehen kommen wird, so wird Etwas erreicht werden; wird Nichts erreicht, so wird es billig sein.“ Nun schien die letzte Hälfte der Prophezeiung in Erfüllung zu gehen. Dieses Sinken des staatlichen Schulbudgets führte zunächst dazu, daß die zu verdienenden Zuschüsse der Art noch vermehrt wurden, insbesondere daß Schulen, welche sich ein gewisses höheres Lehrziel setzten und bessere Lehrkräfte hielten, ein Extrazuschuß gewährt wurde; vor Allem aber bewirkte es, daß die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer endlich durchgreifenden Regelung des Volksschulwesens, für welche namentlich von Manchester aus agitirt wurde, sich immer mehr ausbreitete.

Jetzt endlich kam in der öffentlichen Meinung die Anschauung zum Durchbruch, daß die Zeit gekommen sei, wo der Staat sich nicht mehr der Pflicht entziehen könne, gesetzgeberisch die Hand an den Pflug zu legen. Von ungefähr 3 Millionen im Schulalter stehenden Kindern, abgesehen von den wohlhabenden, standen ungefähr 1½ Millionen auf den Listen von Schulen, die vom Staate unterstützt und wenigstens einigermaßen beaufsichtigt waren. Nun gab es zwar noch sich vollkommen selbsterhaltende Privatschulen, aber einerseits waren dieselben in der Regel gänzlich leistungsunfähig, auf der andern Seite war in ihnen Raum für blos etwa ½ Million Kinder. Mindestens ⅓ aller Kinder wuchs also vor noch nicht 25 Jahren ohne jede Schulerziehung auf. Die staatliche Beihilfe hatte also die Privatfürsorge zwar außerordentlich gefördert, viele Tausende von Schulen bestanden mehr, aber das Bedürfniß war noch bei Weitem nicht gedeckt.

Wohl hatte sich bereits ein weites Netz von Elementarschulen über England gebreitet, aber das ganze Land war nicht gleichmäßig von ihm bedeckt, und auch das Unterrichtsministerium konnte das Gebiet des Volksunterrichts nicht weiter ausdehnen, als der freiwillige Eifer im Lande ging. Denn die Axe, um welche das ganze System der staatlichen Unterstützung sich drehte, war das der freiwilligen Unternehmung. Es gab keine öffentliche Gewalt, welche Schulen entstehen lassen oder auch nur verlangen konnte, daß die bestehenden Schulen zweckentsprechend geführt oder überhaupt fortgeführt würden. Naturgemäß war aber gerade dort, wo die Noth am größten war, in armen Bezirken, die freiwillige Hilfe und Leistungsfähigkeit am geringsten. Der Weg, der eingeschlagen wurde, ist für die englische Gesetzgebung bezeichnend. Man brach nicht mit dem Alten. Bisher waren die Lasten der Volkserziehung, soweit diese eben ging, rund zu je einem Drittel durch das Schulgeld, die staatlichen Beihilfen und die Zubußen der großen religiösen Genossenschaften aufgebracht werden, deren Leistungen immer die Voraussetzung für alles Uebrige waren. Wenn auch das Letztere geändert wurde, so verzichtete man nun doch nicht auf diese werthvolle freie Thätigkeit, um ein einheitliches System zu schaffen. Im Gegentheil suchte man ein System aufzustellen, in welchem die freie Thätigkeit geschont und sogar angespornt wurde, und durch den Staat beziehentlich die Gemeinde nur die Lücken ausgefüllt werden sollten, welche sie ließ. Das geschah 1870 in der Weise, daß der Staatszuschuß an die Privatschulen beibehalten wurde, aber, und zwar im Allgemeinen nach gleichen Grundsätzen, nunmehr auch an Bezirksschulen gegeben wird, deren Errichtung durch den Bezirk der Staat im Bedarfsfalle anordnet, und welche durch Bezirkssteuern im Uebrigen erhalten werden.

Grundlegend und auch heute noch maßgebend für das englische Volksschulwesen ist das von dem Unterrichtsminister Forster 1870 durchgebrachte Gesetz den Elementarunterricht betreffend (Elementary Education Act). Eine wesentliche Ergänzung bilden die Gesetze von 1876 und 1880, durch welche die Schulpflicht wenigstens rechtlich und im Princip eingeführt wurde, und das Gesetz von 1891, durch welches das Schulgeld thatsächlich beseitigt wurde. Hiernach steht es wie folgt: Das ganze Land ist in Schulbezirke eingetheilt. Diese Bezirke, deren Zahl gegenwärtig über 3000 beträgt, fallen mit den politischen Gemeinden nicht zusammen, sondern vereinigen meistens deren mehrere. Nur die größeren Städte bilden in der Regel Bezirke für sich und zwar nur einen Bezirk. So stehen dem Riesen London ländliche Bezirke mit nur wenigen hundert Einwohnern gegenüber. In jedem Bezirke kommt es nun zunächst darauf an, ob die vorhandenen Privatschulen, diejenigen, welche Staatszuschüsse erhalten, eingeschlossen, dem Bedürfnisse entsprechen. Darüber fand bei der Abgrenzung der Bezirke 1871 durch besondere Commissionen eine eingehende Untersuchung statt, welche auch heute noch wiederholt wird, wenn ein Zweifel auftaucht. Die letzte Entscheidung liegt bei dem Unterrichtsministerium. Die Prüfung erstreckt sich auf die Anzahl der vorhandenen Schulen, die Beschaffenheit ihrer Gebäude, die wissenschaftlichen Leistungen, endlich auch darauf, ob das Schulgeld genügend herabgesetzt bez. ganz aufgehoben ist, und inwieweit die religiöse Parität gesichert ist. Ergiebt diese Untersuchung bei Zugrundelegung der allgemeinen Schulpflicht ein befriedigendes Resultat, so beschränkt sich die staatliche Einmischung wie bisher darauf, diejenigen Schulen, welche darum nachsuchen und sich den für Gewährung des Zuschusses bestehenden Vorschriften unterwerfen, zu unterstützen, und auf die fortdauernde Befolgung jener Vorschriften hin zu überwachen. Soweit dagegen die Untersuchung zeigt, daß kaum genügende Schulen in dem Bezirk vorhanden sind, wird auf Anordnung des Ministeriums ein sogenanntes Schulamt (schoolboard) für den Bezirk errichtet. Weitaus die größte Zahl wurde natürlich kurz nach 1870 errichtet. Aber noch ist ein Abschluß durchaus nicht erreicht. So wurden 1892/93 gegen 30 neue Schulämter neu eingeführt. Regelmäßig wird jedoch eine längere Gnadenfrist bis zu 1 Jahr oder mehr gegeben, innerhalb deren die freiwillige Thätigkeit die vorhandenen Mängel abstellen, genügende Privatschulen vorsorgen und so die Einführung des Schulamtes abwenden kann. Kommt es zur Errichtung eines Schulamtes, so gilt Folgendes:

Das Schulamt ist ein Selbstverwaltungskörper, dessen Mitglieder auf 3 Jahre von den Steuerzahlern des Schulbezirkes unmittelbar gewählt werden. Auch Frauen haben das active und passive Wahlrecht und machen reichlich davon Gebrauch. Jeder Wähler hat so viel Stimmen, als das Schulamt Mitglieder hat; hierdurch wird eine ausgedehnte Vertretung der Minderheit gesichert. Das Schulamt ist von der Gemeindevertretung ganz getrennt und politische Parteifragen spielen für die Wahlen in der Regel keine Rolle. Desto wichtiger ist die religiöse Stellung des Candidaten. Die Mitgliedschaft ist unbesoldetes Ehrenamt. Und zwar oft ein recht kostspieliges. In London ist es vorgekommen, daß eine Wahl dem Candidaten bis 20000 ℳ gekostet hat, während 15000 ℳ in London, 6000 ℳ in Hull und 1200 ℳ in Leeds die Regel sind. Das Schulamt hat nun dafür zu sorgen, daß in dem Bezirk die dem Bedürfniß entsprechende Anzahl von Schulen errichtet wird. Bei der Beurtheilung dessen, wie viel und welche Schulen zu errichten sind, kommen die Privatschulen

nach denselben Grundsätzen in Ansatz, welche für die Frage gelten, ob überhaupt ein Schulamt einzusetzen ist. Die gesammte innere und äußere Verwaltung der von ihm gegründeten Schulen, auch die Anstellung der Lehrer und Feststellung des Lehrplans untersteht dem Schulamt, welches ein Statut zu errichten hat und sich zur weiteren Ausübung seiner Obliegenheiten ständiger Beamten, eines oder mehrerer Secretäre, sowie Unterbeamten bedient. Hier wie anderwärts in der englischen Selbstverwaltung entscheidet und bestimmt eine gewählte Körperschaft, die ihren Vorsitzenden und eventuell auch Ausschüsse aus ihrer Mitte wählt, und zur Durchführung ihrer Beschlüsse ständige bezahlte Berufsbeamte hält. Je größer der Bezirk, desto zahlreicher natürlich das Schulamt, desto umfänglicher die Geschäfte. In Birmingham z. B. besteht das Schulamt aus 15 Mitgliedern; Sitzungen des gesammten Schulamtes fanden 1892 15 Mal statt, dazu kamen mehrere Hundert Ausschußsitzungen. Das Schulamt hat ungefähr 20 ständige Oberbeamte und einige 60 Schulen unter sich. Das Londoner Schulamt hat annähernd 600 Schulen unter sich und ein Jahresbudget von etwa 40 Millionen Mark. Die Praxis der großen Schulämter ist nicht die gleiche: In Birmingham geschieht die Verwaltung der Schulen unmittelbar durch das Schulamt bez. dessen Ausschüsse und Beamte. In anderen großen Städten, namentlich und naturgemäß in London, hat man nicht diese centralistische Schulverwaltung beliebt, sondern für die einzelnen Schulen bez. für mehrere derselben örtliche Verwaltungen eingerichtet, bei denen namentlich die Eltern der Schüler mit vertreten sind. Das Selbstverwaltungsprincip ist also noch weiter durchgeführt. Das Schulamt untersteht dem Ministerium, welchem für gewisse Nothfälle eine weitgehende Zwangsbefugniß verliehen ist, während im Allgemeinen das Schulamt die größte Freiheit genießt.

Ueber die in seinem Bezirk bestehenden Privatschulen hat das Schulamt keinerlei Befugnisse. Dieselben bestehen neben den Bezirksschulen, wie wir die Schulen des Schulamtes nennen wollen, und vollkommen unabhängig von denselben. Bezirksschulen und Privatschulen sind Concurrenten, zwischen denen die Eltern der schulpflichtigen Kinder die Wahl haben. Oft genug versuchen nun die Schulämter die Privatschulen zu drücken und es entsteht eine unwillkommene Spannung. In London z. B. ist dies aber nicht der Fall und in Liverpool geht das Schulamt mit der Verwaltung der Privatschulen Hand in Hand, z. B. in Bezug auf die Schulstundenzeit, die Ferien. Natürlich ist dieser Zustand der wünschenswerthe. Mittelbar freilich übt das Bestehen eines Schulamtes immer einen großen Einfluß auf die Privatschulen des Bezirkes aus. Das hängt mit der Cardinalfrage der Kostenaufbringung zusammen. Zwar erhalten Bezirks- wie Privatschulen Staatszuschuß nach gleichen Grundsätzen, aber erfahrungsmäßig reichen der Staatszuschuß und das Schulgeld, welches etwa noch erhoben wird, nicht aus. Der Fehlbedarf bei den Privatschulen wird nun nach wie vor durch die freiwilligen Beisteuern der Privatpersonen oder Körperschaften bestritten, denen die Schule gehört. Bei den Bezirksschulen wird dagegen der Fehlbedarf durch Bezirkssteuern aufgebracht. Das Schulamt theilt der politischen Gemeinde seinen Bedarf mit und die letztere schreibt die hiernach erforderlichen Steuern als Zuschlag der Gemeindesteuer aus. Da nun natürlich auch Derjenige hiervon getroffen wird, welcher freiwillig zu Privatschulen beiträgt, pflegen die Subscriptionen für die letzteren zu sinken, während sich gleichzeitig ihr Bedarf vermehrt. Denn das Schulamt, welches über den Beutel der Steuerzahler verfügt, wird immer geneigt sein, Verbesserungen einzuführen, denen auch die Privatschulen mehr oder minder folgen müssen. Die Bezirksschulen wirthschaften im Allgemeinen theurer als die ersteren. So kosten in London Unterricht, Licht, Heizung u. s. w. für den einzelnen Schüler in den Privatschulen durchschnittlich etwa 35 ℳ, in den Bezirksschulen etwa 45 ℳ jährlich der Schule. Die Lehr-Erfolge bei den Bezirksschulen sind nicht besser, wie man daraus sieht, daß der nach ihnen sich richtende Staatszuschuß für den einzelnen Schüler bei Bezirks- wie Privatschulen ungefähr der gleiche ist, nämlich etwa 24 ℳ jährlich beträgt. Aber die Bezirksschulen sind im Allgemeinen in Bezug auf Gebäude und Lehrmittel besser ausgerüstet, bezahlen die Lehrer besser und haben oft auch mehr Unterrichtsgegenstände.

Nach Alledem sollte man denken, daß im Laufe der Jahre seit Einführung des Volksschulgesetzes von 1870 die Privatschulen von den Bezirksschulen verdrängt worden seien. Ueberraschender Weise ist dies durchaus nicht der Fall. Es bestehen gegenwärtig etwa 2400 Schulämter, denen eine Bevölkerungszahl von etwa $18\frac{1}{2}$ Millionen entspricht, während alle diejenigen Theile Englands, die überhaupt noch kein Schulamt haben, immer noch etwa 10 Millionen Einwohner haben. Ueberdies bestehen ja aber auch dort noch Privatschulen, wo Schulämter errichtet sind, und so zählte man 1893 insgesammt nur etwa 5000 Bezirksschulen mit etwa 2 Millionen Schulsitzen, dagegen 15 000 Privatschulen mit etwa $3\frac{1}{2}$ Millionen Schulsitzen.*) Aus diesem Verhältniß ersieht man gleichzeitig, daß die Bezirksschulen meist größer als die Privatschulen sind, in der Regel finden sich ja auch Schulämter in den volkreichen Industriebezirken.

*) Die Privatschulen bezogen 1892 etwa 16 Millionen Mark an Stiftungs- und Subscriptionsgeldern, für die Bezirksschulen wurden dagegen etwa 35 Millionen Mark Steuern erhoben.

Bücherbesprechungen.

— Clemens Koenig, Der Dorschfang auf den Lofoten im Jahre 1893. Aus der Ges. Isis. Dresden 1895. 17 S. — Der Vortrag, der sich auf amtliche Quellen so gut wie auf eigne Beobachtung stützt, ist durch seine anregende Frische und die solide Uebersicht ganz vorzüglich geeignet, ein Bild von „dem reichsten Fischgrund Europas und dem nördlichsten auf der ganzen Erde" zu geben. Das kleine Areal, dessen Bänke an Ertrag nur noch von denen Neufundlands übertroffen werden, lieferte in den acht Wochen des einen besprochenen Jahres etwa $40\frac{1}{2}$ Millionen Fische, oder, den Dorsch zu $4\frac{1}{2}$ kg gerechnet, $182\frac{1}{2}$ Millionen kg lebendes Gewicht, d. h. reichlich 18 Mal so viel als die gesammte deutsche Fischerflotte, Segler und Dampfer, in demselben ganzen Jahre heimbrachte; und dieses Jahr war das günstigste, das unserer Nordseefischerei bis jetzt jemals blühte. Diese Zahlen allein sind hinreichend, das hohe Interesse zu erklären, welches sich an jenes Stückchen Erde knüpft. Dazu aber kommen viele eigenartige Factoren, die ihm ein besonders reizendes Localcolorit verleihen, die großartige Wildheit der Natur, des Meeres und der Felsen, die Beschränkung des Betriebes auf wenige Anfangsmonate des Jahres, wenn der Dorsch zum Laichen zieht, der Gegensatz zwischen dem bunten Leben, das während dieser Zeit sich entfaltet, gegenüber der Abgestorbenheit der übrigen Jahreszeiten, die Eigenart der lappländischen Bevölkerung u. s. w. Der Verfasser hat sich möglichst genau um Alles gekümmert, was irgend mit dem Gegenstande in Zusammenhang steht, um die socialen Verhältnisse, welche uns die norwegischen Fischer in beneidenswerther Anspruchslosigkeit zeigen, um die Fangmethoden, deren Verbesserungen, um die Verwerthung der Erträge in so mannigfacher Hinsicht. Eine frühere Schilderung, welche sich durch ihre packende Lebhaftigkeit auszeichnet, die von Brehm, ist allgemein bekannt. Die vorliegende mag jene ergänzen, corrigiren und vor Allem auf die genauen Fundamente im Einzelnen zurückführen.
Srth.

— Rüffert, J. W., Katechismus der Trichinenschau; III. Auflage; kl. 8, mit 52 in den Text gedruckten Abbildungen; Preis: 1 ℳ 80 ₰ gebunden. Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Der 106 Seiten umfassende, mit 52 guten Textabbildungen versehene Inhalt dieses Büchleins ist sehr wohl geeignet, demjenigen, welcher Trichinenschauer werden will, eine vortreffliche Unterweisung zu geben. Lassen sich auch an einzelnen der vierzehn Abschnitte, in welche dieser Katechismus der Trichinenschau getheilt ist, einige Ausstellungen machen, z. B. am zweiten Abschnitt, der „vom Bau des vierfüßigen Säugethieres, bez. des Schweines, in Umrissen beschrieben" handelt, so ist doch die Hauptsache, welche ein solches Buch behandeln muß: das Mikroskop und dessen Handhabung (Abschnitt 3 im Rüffert'schen Katechismus), die Naturgeschichte der Trichine (Abschnitt 4), der Gebrauch des Mikroskopes bei Untersuchung auf Trichinen (Abschnitt 10), die Manipulation des Untersuchens selbst und die Methode der Arbeit (Abschnitt 12), die gesetzlichen Bestimmungen über Trichinenschau rc. (Abschnitt 13 und 14) so vorzüglich, wenn auch sehr kurz, behandelt, daß das Rüffert'sche Werkchen angelegentlich empfohlen werden kann. Die Ausstattung des Büchleins ist, wie bei allen J. J. Weber'schen Katechismen, rühmenswerth.

Professor Dr. Zürn.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 121. Donnerstag, den 10. October. 1895.

Männer- und Frauenspiele bei den Hebräern.

Von Aug. Wünsche.

Obwohl die Urkunden des alten Testamentes nur nebenher über gesellige Vergnügungen sich verbreiten, so geht doch aus ihnen hervor, daß es den Hebräern an Gelegenheiten zu gemeinschaftlicher Unterhaltung und gegenseitiger Erheiterung nicht gefehlt hat. Trugen doch schon viele Opferhandlungen und religiöse Feste einen freudigen Charakter. Nicht minder boten im öffentlichen Leben manche Ereignisse, wie Thronbesteigungen, Einzüge fürstlicher Persönlichkeiten, Siegesfeste, und im privaten Leben Familienereignisse, wie Geburtstage, Entwöhnung der Kinder, Hochzeiten, und im Herbste die Weinlese hinreichenden Anlaß fröhlich zu sein. Auch an heiteren und belustigenden Spielen war kein Mangel. Der fröhlichen Knaben- und Mädchenspiele auf den Straßen und Plätzen zur Zeit des zweiten Tempels gedenkt schon der Prophet Sacharja 8, 5, wenn er sagt: „Und die Gassen der Stadt werden voll sein von Knaben und Mägdlein, die da spielen auf den Gassen," und daß sich die Jugend auch zur Zeit Jesu in derselben Weise vergnügte, bezeugt sein bei Matthäus 11, 16. 17, vergl. Luc. 7, 32 an die launenhaften Zeitgenossen gerichteter Tadel, denen weder er, noch Johannes der Täufer es recht machen könne: „Wem aber soll ich dieses Geschlecht vergleichen? Kindern gleicht es, die auf den Märkten sitzen und ihren Gespielen zurufen: Wir haben euch gepfiffen und ihr habt nicht getanzt; wir haben euch ein Klagelied gesungen und ihr habt nicht gejammert." Die Stelle ist um so wichtiger, als wir aus ihr zugleich die beiden Hauptarten der damaligen Kinderspiele ersehen. Es waren Hochzeits- und Leichenspiele. Bei ersteren ahmte die Jugend wahrscheinlich dem Bräutigam nach, der gesalbt im festlichen Schmucke mit seinen Begleitern in das Haus der Braut sich begab, um dieselbe tief verschleiert und von ihren Gespielinnen begleitet unter Musik, Gesang und Tanz, und, wenn es des Abends war, bei dem Scheine der Lampen und Fackeln in das Haus seines Vaters zu führen; bei letzteren dagegen galt die Nachahmung den Klageweibern, die laut weinend und wehklagend unter den Tönen der Trauerflöte dem Leichenzuge voranschritten. Auf dem Land vergnügten sich die Knaben mit zahmen Vögeln, besonders mit Sperlingen, die sie an einem Faden angebunden den Mädchen überbrachten. Wenigstens deutet darauf Hi. 40, 29, wo es mit Bezug auf das Krokodil heißt: „Wirst Du spielen (oder scherzen) mit ihm gleich einem Vogel und es anbinden für Deine Mädchen?" Auch das kleine hellenistische Apokryphon Baruch erwähnt dieses Spiel. Nachdem der Verfasser mit rhetorischer Begeisterung im dritten Capitel der göttlichen Weisheit den Preis gezollt, schildert er, wie sie die Heiden vergeblich gesucht und nur das auserwählte Volk sie vom Schöpfer erhalten habe, und er stellt die Frage V. 16 und 17: „Wo sind die Fürsten der Heiden, ... die da spielen mit den Vögeln des Himmels?" — Die Jünglinge der höheren Gesellschaft unterhielten sich mit dem Bogen und schossen Pfeile nach einem Ziele. Als historischer Beleg dient eine 1. Sam. 20 enthaltene etwas jüngere als die in Jerusalem aus der Zeit der Regierung Salomo's oder Rehabeam's verfaßte Geschichte David's, deren Inhalt kurz dieser ist. David will sich Gewißheit verschaffen, ob es bei Saul beschlossene Sache sei, ihn ums Leben zu bringen. Darum entzieht er sich dem Hofe und, indem er auf dem Felde einen Versteck neben einem Erdhaufen sucht, wendet er sich an seinen Freund Jonathan und bittet ihn, er solle Saul am Neumondsfeste hinsichtlich seiner Gesinnung ausforschen und ihm ein darauf bezügliches Zeichen geben. Jonathan verspricht es ihm und verabredet mit ihm für einen bestimmten Tag folgendes Zeichen: „Ich werde am dritten (des Neumondsfestes) mit Pfeilen an seiner (des Erdhaufens) Seite hinschießen, um ein Ziel zu treffen. Wenn ich nun dem Burschen zurufe: Der Pfeil liegt herwärts von Dir, hole ihn! so komme, denn Du bist ungefährdet, und es ist nichts, so wahr der Ewige lebt. Rufe ich aber dem jungen Manne also zu: Der Pfeil liegt von Dir hinwärts! Dann gehe, den der Ewige hat Dich weggeschickt." Als an dem bewußten Tage Jonathan dem Burschen die letzteren Worte zurief, erkannte David daraus die feindselige Gesinnung Saul's gegen ihn und er floh nach Nob zum Priester Ahimelech. Auf dieses Spiel mit dem Bogen scheinen auch die Worte Hiob's 16, 12 hinzudeuten: „Ich lebte ruhig, da zerschmetterte er mich, packte mich beim Genick und schüttelte mich und stellte mich als Zielscheibe für sich auf," wie nicht minder der Ausspruch Klagel. 3, 12: „Er hat seinen Bogen gespannt und mich aufgestellt als Ziel für den Pfeil." — Bei der kräftigen Männerwelt scheint auch das schnelle Laufen gepflegt worden zu sein. Wenn auch von eigentlichen Wettlaufkämpfen ähnlich wie bei den Griechen die Urkunden nichts melden, so erzählen sie doch, daß Saul, Jonathan und Asahel sich im Laufen hervorgethan haben. In der Todtenklage David's auf Saul und Jonathan 2. Sam. 1, 23 heißt es, daß die beiden im Kampfe gefallenen Helden schneller als Adler gewesen seien, und von Asahel, einem der drei Söhne Zeruja's, steht geschrieben das. 2, 18: „Asahel aber war leichtfüßig wie eine Gazelle auf dem Felde." Aus Ps. 19, 6, wo der Sonnenball mit einem Bräutigam, der aus dem Brautgemach hervortritt, verglichen und von ihm gesagt wird, daß er sich freue wie ein Held, die Bahn zu durchlaufen, könnte man sogar versucht sein zu schließen, daß es Rennbahnen für die Läufer an einzelnen Orten gegeben habe, wo sie ihre Uebungen abhielten. — Eine andere Spielbelustigung der palästinensischen Jünglinge bestand nach Sach. 12, 3 darin, daß sie zur Erprobung ihrer Leibeskräfte schwere Laststeine aufzuheben versuchten. Dieses Kraftspiel, das mit dem Steinstoßen der Germanen in Vergleich zu stellen ist, war noch im vierten nachchristlichen Jahrhundert in den Städten und Dörfern des heiligen Landes im Schwange, denn Hieronymus bemerkt zu der angezogenen Stelle in seinem Commentar: „Es ist Sitte in den Städten Palästinas und wird bis auf den heutigen Tag in ganz Judäa als alte Gewohnheit beibehalten, daß in Dorfschaften, Städten und Castellen runde Steine hingestellt werden von bedeutendem Gewicht, an welchen sich die Jünglinge üben und die sie nach der Verschiedenheit ihrer Kräfte aufzuheben pflegen; die Einen bis zu den Knien, die Andern bis zum Nabel, noch Andere bis zu den Schultern und zum Haupte, Einige sogar über den Scheitel hinaus; mit geradeaus gestreckten Händen heben sie, die Größe ihrer Kräfte beweisend, die Last in die Höhe."

Zu den Spielen ist auch der Tanz zu rechnen, der zu allen Zeiten bei den Hebräern ein beliebtes Vergnügen besonders für Frauen und Jungfrauen war. Wie bei den Aegyptern das Wachsen des Nils und bei den Indern der Aufgang der Sonne geeigneten Anlaß zu Tanzaufführungen boten, so bei den Hebräern die Weinlese, Einzüge fürstlicher Personen oder großer Kriegshelden, der Gottesdienst oder auch der Cultus fremder Götter. Da die Tänze des weiblichen Geschlechtes noch jetzt im Oriente einen sehr ausdrucksvollen Charakter haben, so sind sicher auch die Tänze der Hebräerinnen lebhaft in ihren Bewegungen gewesen. Ja es ist nicht unwahrscheinlich, daß es, wie bei den Deutschen im Mittelalter, zwei Arten von Tänzen gab, einen hüpfenden, der mehr in rhythmischen Sprüngen bestand, worauf namentlich das Wort rakad hindeutet, das hüpfen, springen nach Art aus-

gelassener, fröhlicher Kinder heißt, und einen mehr schrittmäßigen, in halbkreis- oder kreisförmigen lebhaften Bewegungen, worauf die Wörter châgag, kirker und chûl, drehen, wenden hinzielen. Von letzterem Worte stammt machôl und mechôlâh, Reigen, Reigentanz, mit dem Beisatz machanajim, Lager, was zwei Reihen von Tanzenden voraussetzt, die drehend sich fortbewegen. Die Frauen tanzten theils allein, theils im Chore, wobei sie gewöhnlich das Tambourin oder die Handpauke schlugen. Feierliche Tänze waren von Gesang und dem Spiele von Saiteninstrumenten wie Cymbeln, Flöten begleitet, das Tambourin diente, wie noch jetzt die Aduffe im Orient, zum Markiren des musikalischen Tactes. Selbst die spielenden Kinder auf der Gasse ahmten das Tanzen der Erwachsenen nach. Nach einem nachexilischen Bearbeiter unseres heutigen Richterbuches, Richt. 21, 15 ff. kommen die Mädchen von Silo am Feste Jehova's heraus und führen einen Reigentanz auf, wobei sie von den in den Weinbergen versteckt liegenden Benjaminiten, die keine Frauen mehr hatten und auch von den anderen Stämmen keine erhielten, geraubt und heimgeführt wurden. — Als der junge David den stärksten der Philister, den Riesen Goliath, erschlagen hatte, da schritten aus allen Städten Jsraels die Frauen im Reigen ihm entgegen unter Pauken, Jubel und Cymbeln und riefen: „Saul hat seine Tausende erschlagen, David aber seine Zehntausende." S. 1. Sam. 18, 6. 7, vergl. das. 21, 11. 12. Die elohistische Quelle im 2. Buche Moses 15, 20 berichtet, daß Mirjam, die Schwester Aaron's, nach dem Untergange der Aegypter und dem trockenen Durchzuge der Jsraeliten durchs Schilfmeer die Pauke zur Hand nahm und alle Weiber zogen hinter ihr drein mit Pauken im Reigen und Mirjam sang:

„Singt Jehova ein Lied, denn hoch erhaben ist er, —
Rosse und Reiter hat er ins Meer gestürzt."

Ebenso belustigten sich die Jsraeliten in der Wüste mit Tänzen, nachdem Aaron ihnen das goldene Kalb gegossen und sie demselben Brandopfer und Heilsopfer dargebracht hatten. S. 2. Mos. 32, 6, vgl. V. 19.

Doch der Tanz war nicht allein Sache der Frauen und Jungfrauen, auch Männer betheiligten sich an ihm. Bei Einholung der von den Philistern geraubten Bundeslade tanzt nicht nur das ganze Haus Jsrael unter Gesängen und Zithern, Harfen, Pauken, Schellen und Cymbeln, sondern der König David mischt sich selbst unter die fröhliche Menge und führt einen Einzeltanz auf. Wenn Michal, die stolze Königstochter, darüber sich entrüstet, wie die jerusalemische Quelle erzählt, so ist der Grund nicht der, daß er am Tanze sich betheiligt, sondern vielmehr der, daß er, seiner Würde uneingedenk, sein königliches Gewand ablegt und nur mit einem linnenen Schulterkleide umgürtet vor dem Volke erscheint. S. 2. Sam. 6, 5, vergl. V. 14 und 1. Chron. 13, 8; 15, 29. — Als die Philistäer nach einem Siege über die Jsraeliten ihrem Gotte Dagon ein Freudenfest feierten, lassen sie Simson aus dem Gefängnisse holen und er muß sie, angebunden an einer Säule ihres Tempels, durch Spiel, Tanz oder Gesang belustigen. S. Richt. 16, 25. Für die Beliebtheit des Tanzes bei den Juden spricht ferner der Trostspruch, den der Prophet Jeremias den Verbannten zuruft: „So spricht der Ewige: Fürwahr, ich will das Geschick der Zelte wenden und seiner Behausungen mich wiederum erbarmen, daß die Stadt auf ihrem Hügel wieder aufgebaut und der Palast an der gewohnten Stelle wiederum bewohnt werde, und herausklingen sollen aus ihnen wieder Danklieder und der Jubel der Spielenden." S. Jerem. 30, 18. 19. Einen nicht minder tröstlichen Ausblick enthält der Zuruf desselben Propheten: „Jch will Dich wiederum aufbauen, daß Du wohl auferbaut seiest, o Jungfrau Jsrael! Du sollst Dich wiederum mit Deinen Handpauken schmücken und im Reigen der Tanzenden ausziehen." S. das. 31, 4.

Jm nachexilischen Zeitalter führten fromme und angesehene Männer im Vorhofe des Tempels am Laubhüttenfeste und zwar an dem Tage, der das Wasserschöpffest hieß, unter dem Gesange von Lobliedern Fackeltänze vor der versammelten Menge aus und die Leviten begleiteten sie mit Harfen, Psaltern, Cymbeln und vielen anderen musikalischen Jnstrumenten. S. Succa-Mischna V, 4. — Von R. Simeon ben Gamliel geht die Sage, wenn er bei der Freude des Wasserschöpffestes heiter gestimmt war, nahm er acht Fackeln, eine warf er in die Höhe, die andern hielt er, ohne daß sie sich einander berührten. Daneben fanden am Wasserschöpffeste noch verschiedene andere den Spielen fast gleichkommende Belustigungen statt. Der genannte Simeon ben Gamliel producirte sich vor dem Volke, indem er auf seinen zwei Daumen balancirte und dabei die Erde küßte. S. Succa fol. 53 a. — Selbst die Abende der Halbfeiertage des Laubhüttenfestes verstrichen beim lieblichen Klange des Flötenspieles. Große Freude herrschte namentlich am siebenten Tage, dem sogenannten Weidentage (Jom ärabah), oder dem großen Hosianna (Hoschianna rabbah), wo die Gemeinde einen siebenmaligen Umzug um den mit Weiden geschmückten Tempelaltar hielt und darauf die Aeste derselben abschlug, sodaß der Boden ganz mit Weidenblättern bedeckt war. Kein Wunder daher, wenn es Succa fol. 51 a heißt: Wer die Freude des Wasserschöpffestes nicht gesehen, hat nie eine Freude gesehen. Alle Veranstaltungen an diesem Tage, zu denen noch ein großes Stieropfer kam, lenkten selbst die Aufmerksamkeit der Heiden auf sich und man sah in ihnen eine Art von Dionysosfeier. Vergl. Plutarch, Sympos. 4, 6. 2. — Während am Laubhüttenfeste die Männer im Tempelvorhofe tanzten, wird uns am großen Versöhnungstage Thaanit IV, 8 von den heirathsfähigen Töchtern Jerusalems etwas Aehnliches erzählt. Sie zogen hinaus in die Weinberge und führten Reigen auf und riefen den Jünglingen zu: „Jüngling, erhebe deine Augen und siehe zu, was Du Dir erwählst!" Die Gemara fol. 31 a erläutert den merkwürdigen Brauch noch specieller dahin: Die Schönen sprachen: Richtet eure Augen auf die Schönheit, denn das Weib wird nur wegen seiner Schönheit genommen; die Vornehmen sprachen: Richtet eure Augen auf die Familie, denn das Weib wird nur der Kinder wegen genommen; die Häßlichen endlich sprachen: Machet euren Kauf in lautrer Absicht, nur schmücket uns mit Goldstücken, d. h. gebt uns nach der Hochzeit Geschmeide und Schmuck. — Ein Talmudlehrer verlegt den Tanz sogar in die künftige Welt. Gott wird einst, so heißt es Thaanit fol. 31 a, für die Frommen einen Reigentanz veranstalten und er wird unter ihnen im Paradiese sitzen und ein Jeder wird mit seinem Finger auf ihn zeigen, nach den Worten Jesaias 25, 9: „An jenem Tage wird man sprechen: Da ist unser Gott, von dem wir hofften, daß er uns helfen sollte! Da ist Jehova, auf den wir harrten! Laßt uns jubeln und fröhlich sein über seine Hilfe!"

Eine Spielbelustigung war ohne Zweifel auch das Lösen von Räthseln. So stellt Simson, der alttestamentliche Hercules, bei seiner Hochzeit zu Thimnath den dreißig Freunden seiner Braut die Aufgabe: „Speise ging aus vom Fresser und Süßigkeit ging aus von dem Starken," und er setzt auf ihre Lösung als Preis dreißig Unterkleider und dreißig Festgewänder; errathen die Gäste das Räthsel aber nicht, so sollen sie ihm die bestimmte Anzahl Gewänder geben. Nachdem sie sich drei Tage abgemüht, wenden sie sich am vierten Tage an sein Weib, daß sie Simson berede und er ihr die Lösung anvertraue. Lange schlägt er ihre Bitte entschieden ab, am siebenten Tage aber giebt er doch nach. Kaum aber weiß sie das Geheimniß, so verräth sie es ihren Volksgenossen, die sogleich zu ihm kommen und sprechen: „Was ist süßer als Honig und was ist stärker als der Löwe?" Obwohl Simson sogleich den wahren Sachverhalt merkt, muß er doch den Preis bezahlen. Mit einem Eselskinnbacken erschlägt er dreißig Philistäer und nimmt ihnen ihre Gewänder ab und bezahlt mit dieser Trophäe den versprochenen Preis. Vergl. Richt. 14, 12 ff. Einen weiteren Beleg von Räthselaufgaben, wenn auch nicht zum Zwecke der Unterhaltung, so doch zur Prüfung der Weisheit haben wir in der Erzählung von dem Besuche der Königin von Saba bei Salomo. Nachdem diese von des Königs Reichthum, Pracht und Ansehen erfahren, erscheint sie vor ihm, um ihn mit Räthseln zu versuchen. Von diesen Räthselspielen wird gemeldet, „daß Salomo ihr auf alle ihre Fragen Antwort gab und Nichts ihm verborgen war, worauf er ihr die Antwort schuldig geblieben wäre". Reste von alten Räthseln im alten Testamente begegnen uns noch Spr. 30, 12 ff.; Ezech. 17, 2 ff. und Weisheit 8, 8.

Von den Spielen der Juden während der talmudischen Zeit berühren wir zunächst das Würfelspiel (hamischak bakûbjâ, κυβεία). Dasselbe war ein Brettspiel und wurde mit kleinen abgerundeten und polirten Steinen (psesiphsin, ψῆφις) gespielt, an deren Stelle aber bisweilen auch Nußschalen (keliphe agûzîn) und andere Dinge traten. S. jerusch. Rosch haschan I. g. E., 57 b. Da das Würfelspiel zu den Glücksspielen gerechnet wurde, erklärten es die Rabbinen für unerlaubt. S. Sanh. fol. 24 b. Der Würfelspieler war vom Richteramt und der Zeugenschaft ausgeschlossen und wurde erst zu letzterer dann wieder zugelassen, wenn er seine Steine zerbrochen und aufrichtige Buße gethan hatte. S. jerus. Sanh. III., Anf. 21 a mit jerus. Scheb. VII, 37 d. Als Grund wird ein doppelter angegeben, einmal wird angenommen,

daß der Spieler die Zusicherung nicht ernst meine, indem er sich auf sein Glück verlasse, das andere Mal, weil er über seiner Beschäftigung die Cultivirung der Welt d. h. die Fortpflanzung vernachlässige.

Außer dem Würfelspiel gab es noch drei andere Arten von Brettspielen: das Nerdspiel, das Pessosspiel und das Iskonderi, welche in der talmudischen Zeit betrieben wurden. Was das Nerdspiel, auch Nerdeschir (nardeschid) oder Nerd-Ardeschin genannt, anbelangt, so soll es nach Ibn Challikan und El-Sa-fadi die Erfindung des Sassaniden Ardeschir Babekan sein, die türkischen Lexikographen dagegen schreiben es dem Sassaniden Schabur, dem Sohn des Arschedir, zu. Ueber das Wesen dieses Spiels, sowie über die Weise, wie es gespielt wurde, fehlen uns genauere Nachrichten, wir wissen nur, daß zu ihm, wie zum Würfelspiel, Steine erforderlich waren. Im Talmud wird es Keth. 61 b mit den Worten erwähnt: „Der mit kleinen, hölzernen Hunden (κύνες, arab. kilâb) und Nerd spielt.“ Unter den Hunden haben wir sicher an die hundsköpfig geformten Triktraksteine des Schachspieles zu denken, die bei den Persern Löwenköpfe hatten. Auch über das Pessosspiel (πεττεία) fehlen uns bestimmtere Nachrichten, es ist aber wie das Nerdspiel wahrscheinlich von den Persern zu den Juden gekommen. Die Würfel des Pessosspiels hießen Pespeso (πεσσοί, arab. fusus el-nard). Etwas genauer sind wir über das Iskonderi- oder Sekonderispiel unterrichtet. Es hatte große Aehnlichkeit mit unserem Schach und wurde gleichfalls mit kleinen Steinen oder Scherben (Iskonderi) gespielt. Das Spiel fand seinen Weg sogar bis in die rabbinischen Lehrhallen. Wenn ein Amoräer vor seinen Schülern mit der Schärfe seines Verstandes Gesetzesnormen aus der Schrift durch Erklärungen herleitete, die sich auf das religiöse, politische, sociale und ethische Leben bezogen, so konnten oft die Schüler nicht folgen und fingen an, sich zu langweilen und betrieben infolge dessen das Iskonderispiel. Bezeichnend dafür ist die Stelle im babylonischen Talmud Tractat Kidduschin fol. 21 b, wo es heißt: „Als ihr in der Schule des Mar Samuel waret, habt ihr wohl mit kleinen Steinen gespielt.“ Die Worte tragen den ernsten Ton des Vorwurfs und wollen sagen: „Anstatt daß ihr eure Aufmerksamkeit auf die Erörterungen eures Lehrers hättet richten sollen, habt ihr euch mit nichtigen Dingen zerstreut und seid in der Erfassung des Gesetzes nicht vorwärts gekommen.“ Mar Samuel war einer der bedeutendsten und angesehensten Talmudlehrer zu Nehardea in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts. — Alle drei genannten Spiele, über die übrigens Delitzsch in einer Abhandlung im Litteraturblatte des Orients 1840, Nr. 4 zu vergleichen ist, galten ebenso wie das Würfelspiel als Glücksspiele und werden deshalb von den Tanaiten wie Amoräern (den Lehrern der Mischna und Gemara) aufs Schärfste verworfen und das durch sie gewonnene Geld wird als Raub bezeichnet. Wer diesen Spielen ergeben war, galt als kein beglaubigter Zeuge. Vergl. Sanh. 25 a, Baba mezia 84 a. Auch der im 12. Jahrhunderte lebende Maimonides verbietet in seinem großen Werke: Hajad hachasaka d. i. die starke Hand in dem Tractate Gezila diese Spiele.

Die Quellen gedenken noch eines anderen Spiels, das bei den Juden zur Zeit Jesu und später in Aufnahme war, es sind die Wetten mit Tauben und anderen Thieren. Nach Rosch haschana I, 8 und Edujoth II, 7 bestanden dieselben darin, daß zwei Personen mit einander eine Wette in der Weise eingingen: Wenn Deine Taube vor meiner fliegen wird. Nach einer anderen Ansicht errichtete man Vogelheerde und lockte fremde Tauben heran. Der Talmud verurtheilt auch dieses Spiel aufs Nachdrücklichste. Wer sich mit ihm befaßte, durfte nach Sanh. fol. 25 a kein Zeugniß ablegen. — Durch die griechenfreundlichen Hohenpriester wurden nach dem Exil auch die griechischen Kampfspiele eingeführt, die in Ringen, Springen, Werfen, Schleudern, Schwimmen, Fahren, Reiten, Faustkampf u. s. w. bestanden und sich trotz des entschiedenen Protestes der Orthodoxen großer Beliebtheit erfreuten. So lenkte beispielsweise Jason, der Bruder des Onias, nachdem er durch den König Antiochus den Edlen infolge großer Geldversprechungen die Hohepriesterwürde an sich gerissen hatte, die Bewohner von Jerusalem auf die griechischen Kampfübungen und ließ um die Burg ein Gymnasium oder Spielhaus erbauen, in dem sich die stärksten jungen Leute üben mußten. Diese Belustigungen kamen bald so in Aufnahme, daß die Priester den Tempeldienst vernachlässigten und die Opfer nicht mehr vorschriftsmäßig darbrachten, sondern lieber in das Gymnasium liefen und dem Diskuswerfen und anderen Kraftübungen zusahen. S. 2. Macc. 4, 7—16 vergl. 1. Macc. 1, 14—16. Unter den Herodiern, besonders unter Herodes I. oder dem Großen wurden ferner Theater und Amphitheater in Jerusalem und anderen größeren Städten Palästinas zur Erheiterung und Unterhaltung der Juden erbaut und es fanden zu Ehren der römischen Kaiser sehr prunkvolle Festspiele statt, bei denen auch Thierkämpfer und Gladiatoren eine Rolle spielten. Die Gymnasiarchen, welche den öffentlichen Spielhäusern vorstanden und die Spiele leiteten, bezogen aus der Staatscasse jährlich ein festes Gehalt und standen in hohem Ansehen. Vergl. Josephus, Alterthümer 15, 18. 1 u. 9. 6; 16, 5. 1; 19, 7. 5 u. 8. 2, ferner Jüdischer Krieg 1,21. 8 u. 11. Schließlich wollen wir noch erwähnen, daß während der Belagerung Jerusalems Titus in Cäsarea Philippi, dem alten Paneas, zur Belustigung der Juden mancherlei Spiele aufführen ließ. S. das. Jüdischer Krieg 7, 2. 1 vergl. 1, 21. 3 u. 4.

Wenn auch die Zahl der Spiele bei den Hebräern im Vergleich zu der der Völker des classischen Alterthums eine verhältnißmäßig geringe ist, so ist es doch bedeutsam, daß bei ihnen als dem Volke der Religion, das durch Propheten und Gesetzeslehrer zu frommer Gesinnung und sittlichem Ernste angehalten wurde, der Spieltrieb sich doch gleichfalls Geltung verschaffte.

Bücherbesprechungen.

— Die letzten Dinge und das Jenseits. Fünf Vorträge von K. Rohr, Pfarrer am Münster zu Bern. Zweite Auflage. Basel, Jaeger & Kober. 1895. 1 ℳ. — Es kann kein Zweifel sein, daß eine allgemein verständliche Darstellung der Lehre von den letzten Dingen zu jeder Zeit eine nothwendige und nützliche Leistung ist. Deshalb danken wir dem Verfasser für seine sorgfältige, auf langem und gründlichem Studium der Bibel und der eschatologischen Literatur beruhende Arbeit, der er auch in dieser zweiten Auflage die ursprüngliche Form der gehaltenen Vorträge und sicher nicht zu ihrem Schaden erhalten hat. Sein Gang ist der, daß er zuerst von der Unsterblichkeit und dem Leben nach dem Tode spricht, sodann vom Hades und von Christi Wiederkunft, weiter vom tausendjährigen Reich, endlich vom letzten Ende mit dem Gericht, der Seligkeit und der Verdammniß handelt. Neben seinen eigenen Ergebnissen biblischer Forschung läßt der Verfasser dabei eine Reihe berühmter Denker und Redner zu Worte kommen, deren beweiskräftige oder anregende Aussprüche angeführt oder in den Text der Darstellung verwebt sind. Die zahlreichen Verirrungen auf dem Gebiete dieser Lehre, die auf Ueberspannung einzelner biblischer Sätze oder geradezu auf phantastischer Ausmalung beruhen, werden gebührend gekennzeichnet und abgewiesen. Aber ganz ist der Verfasser freilich selber nicht freizusprechen von allerlei Zuthaten, die von einem „Vielleicht“ ausgehen und unter der Hand sich zu einem „Gewiß“ ausgestalten, eine Gefahr, die allerdings nur sehr schwer zu vermeiden ist, wenn man von den letzten Dingen lehrhaft redet. B. K.

— Lehrbuch der Dogmengeschichte. Von Dr. Reinhold Seeberg, ord. Professor der systematischen Theologie in Erlangen. Erste Hälfte. Die Dogmengeschichte der alten Kirche. Erlangen und Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme). 1895. 5 ℳ 40 ₰. — Der äußere Anlaß zu der Entstehung dieses Werkes ist die Absicht des theologischen Lehrers, seinen Hörern den Stoff gedruckt in die Hand zu geben, den er ihnen sonst hat dictiren müssen. Ob er ihnen freilich in der Hälfte der dogmengeschichtlichen Vorlesung so viel auf diese Weise wirklich überliefert hat, als hier auf 332 großen Druckseiten steht, ist uns doch fraglich, und so wagen wir in der Erinnerung an die eigene Studienzeit das Bedenken auszusprechen, daß der große Reichthum des hier gebotenen Stoffes vielen Studirenden wie eine unbezwingliche Burg verborgener Weisheit erscheinen möchte, zumal zwischen dem Wichtigsten und dem minder Wichtigen kein Unterschied gemacht ist und die Anmerkungen verhältnißmäßig wenig Raum einnehmen. Die große Ausdehnung dieser ersten Hälfte des Werkes erklärt sich zum Theil aus des Verfassers Methode, die der historischen Wissenschaft entsprechend eine historische im strengsten Sinne ist. So wenig sich dagegen einwenden läßt, so klar ist es, daß bei solcher Behandlung Wiederholungen nicht zu vermeiden sind. Vielleicht ließe sich ein Mittelweg einschlagen, bei allem Festhalten an dem Gesetz des geschichtlichen Entstehens doch die dem Gedankengehalt nach parallel oder in ähnlicher Richtung laufenden Dogmenbildungen irgendwie zusammen zu

gruppiren unter Verweisung an den entsprechenden Stellen. Ein hoch befähigter und begeisterter Jünger der Theologie wird sich allerdings durch das hier eingeschlagene Verfahren nur angezogen fühlen, die dogmatischen Gedankenreihen der verschiedenen Epochen nachdenken zu lernen, die reichlich gebotenen Auszüge aus den Hauptwerken der Kirchenlehrer sich anzueignen und sich so den Weg in die Quellen selbst zeigen zu lassen, die mit gewaltigem Fleiß durchstudirt und in ihren wichtigsten Stellen angeführt sind. Solche Leser und Hörer wollen wir dem gelehrten Verfasser in großer Zahl wünschen. Diejenigen Theologen aber, die Dogmengeschichte nicht mehr hören und kein Examen in dieser Disciplin mehr vor sich haben, laden wir desto dringlicher ein, sich von der kundigen Hand des theologischen Lehrers wieder einmal hineinführen zu lassen in die großartige Gedankenwelt des christlichen Alterthums und aus dieser mit Liebe und Begeisterung gegebenen Darstellung den rechten Begriff zu gewinnen von der Bedeutung jener Glaubenskämpfe, die uns von der modernen Theologie am liebsten wie ein leider nothwendig gewesener, aber nunmehr überwundener Erkenntnißprozeß geschildert werden. B.K.

— Napoleon I. in Bild und Wort von A. Dayot. Leipzig 1895. Verlag von Schmidt & Günther. — Der ersten Lieferung ist nach einem längeren Zwischenraume die zweite gefolgt und enthält wiederum eine reiche Anzahl zum Theil wenig oder gar nicht bekannter Bilder. Daß dieselbe nicht alle von gleichem Interesse oder Werthe sein können, versteht sich von selbst. Aber auch minder Bedeutendes hat theils für den großen Mann selbst, theils für die Geschichte seiner Zeit ein gewisses Interesse. Caricaturen fehlen diesmal, wenn wir nicht irren, ganz. Das ist aber auch kein Nachtheil. Wir hätten überhaupt gewünscht, daß die Caricaturen am Schlusse des Bandes in einem besonderen Hefte vereinigt würden. —tg—

— Geographische Zeitschrift. Herausgegeben von Dr. Alfred Hettner. Erster Jahrgang. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1895. Jährlich 12 Monatshefte zu je 3½—4 Bogen. Preis halbjährlich 8 ℳ. 2.—6. Heft. — In rascher Aufeinanderfolge sind vom Juli bis September die Hefte 2—6 der von A. Hettner herausgegebenen „Geographischen Zeitschrift" erschienen und es liegt nunmehr die erste Hälfte des ersten Jahrganges vollendet vor. Die zweite Hälfte (Lief. 7—12) soll ebenfalls noch im Laufe des Jahres 1895 erscheinen. Für das, was die neue Zeitschrift bisher geboten hat, gebührt dem Herausgeber uneingeschränkte Anerkennung und Dank. Mehr und mehr zeigt sich, daß die „Geographische Zeitschrift", die nicht allein dem Fachmann, sondern den Gebildeten aller Stände dienen will, einem wirklichen Bedürfniß entgegen kommt und durch kein anderes der schon länger bestehenden geographischen Organe vollständig ersetzt werden kann. Das Programm der neuen Zeitschrift, worauf bereits in der ersten Besprechung hingewiesen wurde, ist ganz geeignet, das Interesse der Freunde der Erdkunde dauernd zu erhalten und dem Blatte einen großen Leserkreis zu verschaffen. Genauer auf den Inhalt der einzelnen Artikel einzugehen, ist hier nicht möglich; wir müssen uns vielmehr mit einer Uebersicht über das Gebotene begnügen. Das zweite Heft bringt zuerst einen recht zeitgemäßen Aufsatz über den Nord-Ostsee-Canal von Prof. Launhardt in Hannover. Dann folgt ein Vortrag von Prof. Dr. Herm. Credner über den National-Park am Yellowstone, der durch die Lebendigkeit und plastische Kraft der Darstellung seiner Zeit die Hörer in außerordentlicher Weise fesselte und auch jetzt auf den Leser einen nachhaltigen Eindruck macht. In erster Linie für Lehrer bestimmt ist ein sehr lesenswerther Aufsatz von Prof. Dr. Kirchhoff über Sinn und Behandlungsweise der „politischen Geographie" im Schulunterricht. Der im ersten Heft begonnene Artikel über den Einfluß der Klimaschwankungen auf die Ernteerträgnisse und Getreidepreise in Europa von Prof. Dr. Ed. Brückner in Bern wird im zweiten Hefte zu Ende geführt. Ferner beginnt hier ein eingehender Aufsatz von Dr. Alfr. Philippson in Bonn über die neueren Forschungen und Ansichten über den Bau der Erdkruste, der bestimmt ist, denjenigen Lesern der geographischen Zeitschrift, denen der Gegenstand ferner liegt, einen Ueberblick über den Stand der Tektonik als Einleitung zu den jährlichen Berichten über die Fortschritte dieser Wissenschaft zu bieten. — Den Hauptinhalt der 3. und 4. Lieferung bilden folgende Aufsätze: Madagaskar und der französisch-madagassische Conflict. Von Prof. Dr. Keller in Zürich. — Die Ursachen der Steppenbildung in Europa. Von Dr. A. Nehring in Berlin. — Studien über politische Räume. Von Prof. Dr. Friedr. Ratzel. — Karstformen der Gletscher. Von Dr. Robert Sieger in Wien. — Die Colonie West-Australien. Von Henry Greffrath in Dessau. — Im 5. und 6. Hefte finden wir zuerst eine geographische Skizze von Centralasien und seiner südlichen Umrandung von W. Obrutschew in St. Petersburg. (Mit einer Karte.) Darauf folgt die zweite Hälfte von Ratzel's Abhandlung über politische Räume. Dr. Kurt Hassert in Leipzig verbreitet sich über die Völkerwanderung der Eskimos, Prof. Dr. Neumann in Freiburg i/Br. erstattet Bericht über den sechsten internationalen Geographencongreß in London. Ueber „Geographie und Höhlenkunde" schreibt Regierungsrath F. Kraus in Wien, über die Oceanographie in den letzten zehn Jahren Dr. Gerhard Schott in Hamburg. Mit dieser Uebersicht, die auf die Reichhaltigkeit der Zeitschrift einen Schluß ziehen läßt, ist aber der Inhalt noch nicht erschöpfend angegeben. So finden wir unter der Rubrik „Geographische Zeit- und Streitfragen" noch manchen recht interessanten Beitrag, und die von Dr. Fitzau zusammengestellten geographischen Neuigkeiten bringen eine Fülle von wissenswerthen Dingen aus den verschiedensten Bereichen der Erdkunde, von Vereins- und Personalnachrichten u. a. m. — Möge die neue geographische Zeitschrift in der vielversprechenden Weise, wie sie begonnen hat, weitergeführt werden. C. R.

— „Literarisches Centralblatt für Deutschland." Begründet von Friedrich Zarncke. Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Professor Dr. Ed. Zarncke. Verlag von Eduard Avenarius in Leipzig. Nr. 27—39. 6. Juli bis 28. September 1895. Das nunmehr seit fast 46 Jahren erscheinende, vom Sohn seines Begründers ganz im Geiste seines Vaters redigirte „Literarische Centralblatt" hat auch im vorigen Vierteljahre in Wahrheit ein Gesammtbild der wissenschaftlichen Arbeit des deutschen Volkes geboten, wie das die Absicht von Redaction und Verlag seit dem Bestehen dieser verdienstlichen Zeitschrift gewesen ist. Die Haltung des Blattes ist nach wie vor eine vornehme geblieben. Bei aller manchmal recht nöthigen Schärfe sind die einzelnen Kritiken doch durchweg sachlich und persönlich verletzende Angriffe sind mit anerkennenswerther Geschicklichkeit vermieden. Das gerade giebt den einzelnen Kritiken erst ihren Werth. Denn wo man, wie in so manchem kritischen Organ, die Absicht, zu kränken, aus den betreffenden Recensionen oder doch zum mindesten eine gewisse Voreingenommenheit gegen den Verfasser dieses oder jenes Buches unschwer herausmerkt, da verfehlt die ganze Kritik naturgemäß ihren eigentlichen Zweck, indem sie nicht nur den grausam Heruntergerissenen selber verletzt, sondern auch den größten Theil der unparteiischen Leser verstimmt und mißtrauisch macht. Gerechtigkeit ist ja das Haupterforderniß jeder Kritik, die beansprucht, Beachtung zu finden. Und dieses Lob gebührt zweifellos im Grunde allen auch in dem letzten Vierteljahrgang des „Literarischen Centralblattes" erschienenen Recensionen. So knapp diese auch meist gehalten sind, so großen Nutzen stiften sie doch eben deshalb, weil man beim Lesen die Ueberzeugung hat, daß es den einzelnen Recensenten nur auf die Sache ankam und sie vorurtheilslos lediglich den Eindruck wiedergeben, den das und jenes Buch auf sie gemacht hat und voraussichtlich auch auf jeden mit dem Gegenstand vertrauten unparteiischen Leser machen wird. Daß die kritische Ueberschau nicht ausschließlich die neuen Erscheinungen der deutschen, deutsch-österreichischen und schweizerischen wissenschaftlichen Literatur, sondern in Auswahl auch die der belletristischen dieser Länder und die der wissenschaftlichen und belletristischen des Auslandes umfaßt, ist von uns bereits früher hervorgehoben worden, ebenso daß jährlich durchschnittlich 250 Fachgelehrte ihr Wissen in den Dienst dieser Zeitschrift stellen. Auch die übrigen Rubriken des „Literarischen Centralblattes" haben im letzten Quartal wieder dazu beigetragen, uns ein möglichst übersichtliches Bild von dem wissenschaftlichen und schönwissenschaftlichen Leben Deutschlands und auch des Auslands zu geben. Die Zeitschriften, deren Inhalt allwöchentlich angegeben wird, ließen sich allerdings wohl noch um mehr als eine vermehren, was wir der Redaction anheimgeben. Indeß alle Wünsche zu erfüllen, ist freilich unmöglich. Und jedenfalls muß rückhaltlos zugegeben werden, daß die Redaction auch im vorigen Quartale sich redlich bemüht hat, um ihrer Aufgabe nach den verschiedensten Seiten hin mehr und mehr gerecht zu werden. Sei denn das „Literarische Centralblatt für Deutschland" allen Literaturfreunden auch bei Beginn seines letzten diesjährigen Quartals bestens empfohlen.
K. S.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 122. Sonnabend, den 12. October. **1895.**

Auf Goethe's Spuren im Süden.

Reiseskizzen von Julius R. Haarhaus.

XV. Rom und römisches Leben.

V. (Schluß.)

Haben wir uns eingehend mit dem geistlichen und künstlerischen Leben der ewigen Stadt beschäftigt, so bleibt uns nur noch übrig, auch einen Blick auf das Getriebe des Volkes zu werfen. Will man seinen Charakter kennen lernen, so wird man gut thun, es nicht bei der Arbeit, sondern bei den Vergnügungen seiner zahlreichen Mußestunden, bei seinen Festen, Spielen und Wettkämpfen aufzusuchen. Da zeigt sich erst die wahre Natur des Südländers, sein ritterlicher Sinn, seine leidenschaftliche Begeisterung für Muth, Gewandtheit und Schönheit, seine unglaubliche Rücksichtslosigkeit gegen irgend einen Unbeliebten und sein stark ausgebildetes Gerechtigkeitsgefühl. Zwei Eigenschaften sind es, die den Römer, sei er nun bemittelt oder arm, bei jeder Gelegenheit von der Arbeit ablenken: die Schaulust und die Freude am Spiel. Wir haben schon bei anderen Anlässen des Interesses Erwähnung gethan, das der gemeine Mann den kirchlichen Feiern und dem damit verbundenen Feuerwerke entgegenbringt. Die Pyrotechnik, ein echtes Kind der prachtliebenden Renaissance, hat sich in Italien schon früh entwickelt, so daß selbst das entlegenste Gebirgsnest Calabriens oder Siciliens den Tag seines Localheiligen mit großartigen Illuminationen und Raketengarben begeht. Die beiden Glanzleistungen aller Feuerwerkskunst, die berühmte Girandola, die aus dem gleichzeitigen Steigen von vielen tausend Raketen bestand, sowie die Erleuchtung der Peterskirche am Peters- und Paulstage kennt die jüngere Generation freilich nur vom Hörensagen, denn seit auf der Engelsburg, der Basis jenes Riesenfeuerwerkes, die Tricolore mit dem Kreuz von Savoyen weht, haben diese Lustbarkeiten aufgehört. Moritz giebt uns von beiden eine reizvolle Beschreibung, die sich mit Goethe's Bericht, was die Illumination betrifft, ziemlich deckt. Goethe nennt den Anblick der erleuchteten Peterskuppel „ein ungeheures Märchen". „Die schöne Form der Colonnade, der Kirche und besonders der Kuppel," schreibt er, „erst in einem feurigen Umrisse und, wenn die Stunde vorbei ist, in einer glühenden Masse zu sehen, ist einzig und herrlich. Wenn man bedenkt, daß das ungeheure Gebäude in diesem Augenblick nur zum Gerüst dient, so wird man wohl begreifen, daß etwas Aehnliches in der Welt nicht sein kann."

Auch das neue Rom hat seine Girandola. Der Ehrentag des jungen Italiens, das Constitutionsfest, wird natürlich ebenfalls durch ein großartiges Feuerwerk gefeiert. Noch ehe die Dämmerung eintritt, entzünden sich auf den Terrassen und Treppen des Monte Pincio lange Reihen von Lämpchen, in allen Bäumen und Sträuchern der prächtigen Anlagen erglühen farbige Lichtchen und hunderte bengalische Flammen erleuchten das Dunkel der Blattpflanzengruppen und den Schatten der Laubgänge. Das Volk drängt sich auf der Piazza del Popolo und begrüßt die Raketengarben, die von der obersten Terrasse des Hügels zum tiefblauen Abendhimmel emporsteigen, mit Jubelgeschrei. Jetzt erscheinen auch Wagen mit geschmückten Insassen, die unter lampionbehängten Lauben aus frischen Zweigen der Flasche wacker zusprechen und mit Instrumenten aller Art die tollste Musik machen. Wie eine feurige Schlange zieht sich der Corso zur Höhe des Hügels empor, hie und da macht er Halt; die Instrumente schweigen, und man lauscht auf die patriotischen Klänge, die eine der zahlreichen Militärkapellen in die Nachtluft schmettert. Eine solche Nacht ist bezaubernd; man glaubt in einem Feenreiche zu sein, aber die scharfen Dünste der bengalischen Flammen, die sich wie ein dicker giftiger Nebel über den ganzen Pincio lagern und aus den dichtbelaubten Gebüschen und Alleen nicht entweichen können, gemahnen die gequälte Lunge allzu lebhaft an die Wirklichkeit und die chemischen Fabriken des modernen Rom.

Weniger verständlich als die Schaulust dieses sinnlichen Volkes ist dem Nordländer dessen Spielwuth. Die Lieblingsspiele des Römers sind das berüchtigte Morra- und das harmlosere Bocciaspiel. Beide haben den Vorzug, ohne weitere Vorbereitungen an jedem Orte gespielt werden zu können. Beim Morra kommt es darauf an, die richtige Anzahl blitzschnell ausgestreckter Finger zu rathen, und zwar die Summe der Finger des Gegners und der eigenen. Da es sich hierbei immer um Geld handelt, so ist die Leidenschaft der Spieler eine große. Häufig nimmt das „Spiel" einen blutigen Ausgang. Das Boccia-Spiel ist eine Art Steinstoßen. Die Spieler versuchen mit ihren Steinen dem zuerst geworfenen Steine möglichst nahe zu kommen. Der Arbeiter spielt Boccia Abends auf dem Nachhausewege und benutzt als Wurfgeschoß große Kiesel oder Ziegelstücke. In Gartenlocalen wird das Spiel auf einer Art Tenne aus gestampftem Lehm mit schweren Holzkugeln gespielt. — An dieser Stelle müssen wir auch des Ballspiels gedenken, das in Italien berufsmäßig gespielt wird, und von dem uns Goethe an der Hand kurzer Tagebuch-Notizen unter dem Capitel „Verona" eine anschauliche Darstellung liefert. Das Spiel ist uralt; an den Regeln desselben scheint sich seit Jahrhunderten nicht das Geringste geändert zu haben. In Rom wird das merkwürdige Spiel auf einem von hohen Bretterwänden eingeschlossenen Platze, dem Sferistero, gespielt, wo die stets gut besuchten Plätze der Zuschauer durch Netze gegen die Bälle geschützt sind. Die Vorstellungen werden durch Straßenplacate angekündigt und finden, besonders wenn gefeierte Matadore auftreten, außerordentlich starken Zudrang. Die zwei Parteien der Spieler, jede 2—4 Mann stark, sind an farbigen Schärpen kenntlich und werden je nach ihren Leistungen vom Publicum in leidenschaftlicher Weise belobt, ermuntert oder verspottet. „In gehöriger Entfernung von einander," so beschreibt Goethe das Spiel, „sind zwei gelind abhängige Bretterflächen errichtet. Derjenige, der den Ball ausschlägt, steht, die Rechte mit einem hölzernen breiten Stachelringe bewaffnet, auf der obersten Höhe. Indem nun ein Anderer von seiner Partei ihm den Ball zuwirft, so läuft er herunter, dem Ball entgegen und vermehrt dadurch die Gewalt des Schlages, womit er denselben zu treffen weiß. Die Gegner suchen ihn zurückzuschlagen, und so geht es hin und wieder, bis er zuletzt im Felde liegen bleibt. Die schönsten Stellungen, werth in Marmor nachgebildet zu werden, kommen dabei zum Vorschein."

Der Stachelring ist ein schweres Rohr aus Buchsbaumholz, in das der Spieler den Unterarm bis zum Ellenbogen hineinsteckt, und das innen mit einem Griffe für die Hand versehen ist. Damit der Lederball nicht abgleitet und auch dann wirksam getroffen wird, wenn der Schlag nicht seine Mitte faßt, so ist die Armschiene mit fingerlangen Stiften aus dem gleichen Holze gespickt. Die Schläge sind von erstaunlicher Wucht; mitunter sieht man, wie der getroffene Ball eine Holzplanke zersplittert.

Aus Moritz' Berichten ersehen wir, daß auch damals schon ein eigener, mit Bretterwänden umgebener Ballspielplatz in der Nähe des Vaticans bestand. Die berühmtesten Spieler, die damals in Rom auftraten, hießen il gran Villano (der große Bauer) und il Romanone (der große Römer). Der Erstere, ein

Venezianer, war ein Günstling des päpstlichen Nepoten, der Andere der Liebling des Volkes, das, um den hohen Herrn zu ärgern, den Venezianer bei jedem Fehlschlag verhöhnte. „Man ermüdet nicht," schließt Moritz seine Notiz, „einem solchen Spiele drei bis vier Stunden in einem fort zuzusehen. Es wird von Personen aus allen Ständen besucht, und selbst Cardinäle sehen aus den Fenstern und von den Balkons des Vaticanischen Palastes mit theilnehmendem Ergötzen auf dieses interessante Schauspiel herab."

Nicht umsonst hat Goethe dem römischen Carneval in so hohem Maße seine Aufmerksamkeit gewidmet. Stärker als bei allen anderen Festen tritt bei dieser Gelegenheit die active Theilnahme des Volkes hervor; „das römische Carneval," schreibt Goethe, „ist ein Fest, das dem Volke eigentlich nicht gegeben wird, sondern das sich das Volk selbst giebt." Und darum ist dieses Fest im Gegensatze zu den Kirchenfeierlichkeiten, bei denen das Volk eine mehr passive Rolle spielt, für den Nordländer so bemerkenswerth und lehrreich. Da es dem Herausgeber dieser Aufsätze leider nicht möglich war, den römischen Carneval von heute aus eigener Anschauung kennen zu lernen, so muß er sich darauf beschränken, an dieser Stelle die Beschreibung eines Volksfestes zu geben, das in mancher Beziehung analoge Erscheinungen zeigte, und namentlich in seinem Glanzpunkte, dem Rennen der Berberrosse, eine Scene des Carnevals darbot. Sie lautet: Ein Volksfest in der Villa Borghese. Schon zweimal hat das vielbesprochene Volksfest in der Villa Borghese der schlechten Witterung wegen verschoben werden müssen. Heute, da es zum dritten Male angesagt ist, wird der Himmel wohl ein Einsehen haben! Zwar ist die Luft für einen Junitag in Mittelitalien reichlich kühl, und die Regenwolken, die schon in den frühen Morgenstunden einmal ihren Segen über die ewige Stadt und die stets lechzende Campagna ausgossen, hängen noch immer drohend am westlichen Himmel. Der Gedanke, mit dem Segen des Jupiter Pluvius in persönliche Berührung zu kommen, hat für den Römer etwas Fürchterliches; so unempfindlich er im Ganzen gegen Hitze und Kälte ist, so sehr verabscheut er den Regen. Aber sein Antlitz hellt sich auf, sobald der Blick auf die gelben Riesenplacate fällt, mit denen alle Straßenecken beklebt sind, und die in Lapidarschrift urbi et orbi verkünden, daß heute in der Arena der Villa Borghese die Berberrosse laufen werden. Aus allen Theilen der Stadt fluthet schon um die Mittagsstunde das römische Volk zur Piazza del Popolo. Aus den drei Hauptverkehrsadern der Stadt, die auf diesen Platz münden, strömen unabsehbare Reihen von Fußgängern und Carossen; durch das Gebrause einer allseitig äußerst lebhaft geführten Unterhaltung gellen die lauten Rufe der unvermeidlichen Zeitungs- und Programmverkäufer, und mehr als einmal wird der Fremde von speculativen Quiriten angehalten, die ihm eine Festkarte zum Preise von 3 Lire „überlassen" wollen, während sie an den Cassen zu einer halben Lire verkauft wird.

Durch die Porta del Popolo setzt sich die Völkerwanderung fort. Unmittelbar hinter dem Thore stehen schon die Bretterbuden der Billetverkäufer, die mit Rücksicht auf den unglaublichen Andrang sehr zahlreich sind. Dann geht's durch das weitgeöffnete Eisenportal der Villa die sanft ansteigende, von uralten Bäumen beschattete Allee hinauf. Oben auf dem Hügel liegt, in eine Mulde des Rasenplatzes gebettet, die Arena, der Schauplatz des heutigen Festes. Es ist ein gewaltiges Oval, von amphitheatralisch sich erhebenden steinernen Sitzreihen umgeben und von riesigen Pinien überragt. Aus Anlaß des Kaiserbesuches und des, bei dieser Gelegenheit hier aufgeführten Turnieres hat man über den steinernen noch mehrere Sitzreihen aus Holz erbaut. Der Trichter ist hierdurch erheblich erweitert worden und bietet Platz für viele Tausende. Im Kaiserpavillon hat das Festcomité Platz genommen und rechts und links davon concertiren Militärkapellen. Allein das Gebrause der Stimmen, das Rufen, Pfeifen und Trampeln der ungeduldig Wartenden übertönt die Musik, zuweilen scheint für einen Augenblick Ruhe einzutreten, aber dann bricht der ohrenbetäubende Lärm desto toller los. Nicht ohne Mühe erklettern wir die hohen Steintreppen, auf denen die Zuschauer in dicht geschlossenen Reihen sitzen. So eng sie auch an einander gepreßt sind, dem Fremden machen sie höflich Platz und ermöglichen ihm einen höheren Mauerring zu erklimmen. Endlich haben wir geeignete Plätze ausfindig gemacht und betrachten mit Muße unsere Umgebung. Vor uns sitzt eine junge hübsche Römerin, die unbekümmert um ihre brüllende und lachende Nachbarschaft und die indiscreten Blicke der forestieri mit mütterlicher Hingebung ihren jüngsten Sprößling beruhigt, zu unserer Rechten sitzt ein Rinderhirt aus der Campagna, dem seine Mittel erlauben sich einmal in der „città" einen vergnügten Tag zu machen, und zu unserer Linken sitzen ein paar Sarden mit strumpfartig herabhängenden gestrickten Mützen. So verschieden auch die Menschen sein mögen, die sich auf diesen Schaugerüsten zusammengefunden haben, alle huldigen einer Beschäftigung — dem passatempi — Kauen. So nennt der Römer die, nach längerem Liegen in Salzbrühe wieder getrockneten, Kürbiskerne, die bei allen Schaustellungen massenhaft verkauft und zum Zeitvertreib gekaut werden. Händler mit diesem salzigen Naschwerk sind in großer Anzahl vertreten, sie wissen die kleinen Papierdüten äußerst geschickt bis zu den höchsten Sitzreihen hinauf ihren Kunden zuzuwerfen und ebenso geschickt den dafür erlösten Soldo aufzufangen. Aber auch andere fliegende Geschäftsleute haben sich eingestellt, sie überklettern Köpfe und Schultern des Publicums, ohne mit ihren Körben, Brettern und Säcken irgend jemand zu berühren. Zeitungsverkäufer finden wie überall in Italien reißenden Absatz für ihre Waare, denn der Italiener liebt die Politik über Alles und huldigt ihr bei jeder Gelegenheit. Sogar im Theater während der Oper kann man eifrige Zeitungsleser beobachten. Neben der Zeitung darf auch die Cigarre, „Toscana" oder auch „Cavour" genannt, nicht fehlen; wem die Verhältnisse den Luxus einer ganzen nicht gestatten, der begnügt sich bescheiden mit einer halben oder einem auserlesenen und säuberlich getrockneten Stummel, eine Waare, die immer Liebhaber findet und „schlank abgeht". Zu diesen Cigarren, die sich bekanntlich nur mit Widerstreben zum Anbrennen entschließen, gehören dauerhafte, langlebige Wachsstreichhölzer, „cerini", die ebenfalls einen schwunghaften Handelsartikel bilden. Leute von besonders ausgeprägter commerzieller Begabung wissen den aus diesem Handel erwachsenden Nutzen noch erheblich zu steigern, indem sie sämmtliche leeren Cerinischächtelchen sammeln und aus 20 vollen 30 „volle" machen. Daneben speculiren Andere auf den Durst des Publicums, sie tragen zwei Strohflaschen, von denen eine rothen, die andere weißen Landwein enthält. Ein großes gegossenes Wasserglas wird je nach Wunsch gefüllt und bei erneutem Gebrauche, wenigstens Angesichts der „forestieri", vorher mit einem Tropfen Weins ausgespült. Auch die berühmte „gazzosa", die in Italien dem deutschen Biere noch immer erfolgreiche Concurrenz macht, ein fader moussirender Trank, gezuckertem Seifenwasser auffällig ähnlich, findet Liebhaber, ebenso der schwache Sauerbrunnen der Aqua acetosa. Durch hübsche Anordnung ihrer Gaben fallen Limonadenverkäufer ins Auge. Sie haben den großen Bogenhenkel ihres Gläser- und Limonadenkorbes mit frischem Weinlaub umwunden, aus dessen saftig grünen Blättern Prachtexemplare der edlen Citrus-Frucht hervorleuchten. Weniger einladend sehen die Händler mit Kuchen und gekochten Fleischstücken aus, die ihre Waaren auf großen Brettern zerlegen und mit einem langen spitzen Stabe den Kunden zureichen. Daß Früchte aller Art in frischem und candirtem Zustande nicht fehlen, ist selbstverständlich. — Inzwischen haben wir Zeit gehabt, auch einen Blick in die Arena zu werfen. Die eigentliche Rennbahn, die sich an der Peripherie des gewaltigen Ovals hinzieht, wird nach innen zu von einer, mit der Umfassungsmauer concentrischen, lebenden Hecke eingefaßt. Den Eingängen gegenüber sind auch in dieser Hecke mehr oder minder breite Durchlässe. Die Rennbahn ist mit einer hohen Sandschicht bedeckt, während der Innenraum der Arena sich mehr als eine vertrampelte Wiese darstellt. Endlich verkündet ein Trompetensignal den Anfang der Schaustellungen. Drei Reiter in antiken Kostümen werden in die Bahn geleitet. Sie sitzen auf ungesattelten Pferden von nicht sehr edlem Aeußern und umreiten langsam die Bahn, gleichsam um den Schauplatz ihrer Triumphe zuerst genau in Augenschein zu nehmen. Sie wechseln Worte und Winke mit ihren Gönnern im Publicum. Dann, auf einen erneuten Trompetenstoß, beginnen sie das Rennen. Die Pferde holen aus, und die Reiter klammern sich an die Mähnen. Ihre kurzen weißen Mäntel flattern, geräuschvoll wie vom Winde bewegte Fahnen, in der Luft, und eine Staubwolke bezeichnet noch eine Zeit lang ihre Bahn. Der letzte der Reiter weiß sein Roß nicht zu zügeln, es drängt nach der Hecke, bäumt auf und wirft ihn ab. Unter tausendfachem Hohngeschrei erhebt sich der „fantino", überläßt das Pferd seinem Schicksal und hinkt aus der Arena. Inzwischen ist der erste seiner beiden Collegen an's Ziel gelangt, mit stolzer Verneigung nimmt er den „palio", eine kleine, mit Stickerei geschmückte Fahne, aus den Händen der Preisrichter in Empfang und reitet langsam noch einmal um die Bahn. Wo er vorüberkommt, wird er mit

Beifallsrufen begrüßt. — Eine ähnliche Scene bietet die zweite Nummer des Programms: „Das Rennen der Amazonen“. Diese Damen, die in Renaissancetracht auf guten Pferden sitzen, sind offenbar eine bekannte und beliebte Erscheinung auf der Rennbahn. Man nennt mit Interesse ihre Namen. Hie und da werden Wetten veranstaltet.

Allein dies Alles ist nur als ein Vorspiel zu betrachten, das eigentliche Hauptrennen soll erst jetzt seinen Anfang nehmen. Zuerst erscheint ein Geschwader von Reitern in Dragoneruniform, das in tollem Galopp die Bahn umreitet. Dies ist die Nachahmung des alten Carnevalgebrauches, mit Hilfe des berittenen Militärs den Corso zu säubern und so für die „Berberpferde“ Platz zu schaffen. Goethe giebt hiervon in seinem „Römischen Carneval“ eine anschauliche Beschreibung. Allein die meisten der Reiter verrathen durch die überraschende Hilflosigkeit, mit der sie im Sattel sitzen, daß sie für gewöhnlich friedlicheren Beschäftigungen nachgehen; nach wenigen Secunden rasen drei oder vier herrenlose Pferde mit dem Schwarme dahin. Das Volk fühlt sich durch die Zerstörung seiner Illusion und die Profanirung der königlichen Cavallerie bitter gekränkt, und in das Lachen der Fremden mischt sich das energische Pfeifen der Römer.

Nach dieser symbolischen Säuberung der Bahn werden die Pferde in die Arena geführt. Es sind Thiere von verschiedener Größe, alle Rappen, die jedoch, da die Tradition Schecken verlangt, mit großen weißen Kalkflecken bemalt sind. Die Stallknechte haben Mühe, die offenbar durch allerlei Kunstmittel aufgeregten Thiere an den Halftern zu halten. Bei genauerem Zusehen bemerkt man, daß die meisten der Pferde an dem, um den Leib gebundenen Strick auf jeder Seite eine kleine Scheibe tragen, die mit einem an ihrer Peripherie befestigten Lederriemchen versehen ist, an welchem eine Stachelkugel baumelt. Bei jeder Bewegung des Pferdes dreht sich die Scheibe um ihr Axe, wodurch die Stachelkugel mit Nachdruck gegen die Flanke des Thieres geschleudert wird. — Den Augenblick kurz vor dem Abrennen der Rosse hat Goethe mit wenig Worten vortrefflich geschildert. „Die Begierde, den Lauf anzufangen,“ schreibt er, „macht sie unbändig, die Gegenwart so vieler Menschen macht sie scheu. So hauen sie in die benachbarte Schranke hinüber, oft über das Seil, und diese Bewegung und Unordnung vermehrt jeden Augenblick das Interesse der Erwartung. Die Stallknechte sind im höchsten Grad gespannt und aufmerksam, weil in dem Augenblicke des Abrennens die Geschicklichkeit des Loslassenden sowie zufällige Umstände zum Vortheile des einen oder des andern Pferdes entscheiden können.“

Auf das übliche Trompetenzeichen fällt das Seil und die Thiere sausen dahin. Nur ein einziges bleibt zurück, es beantwortet die Peitschenhiebe der Stallknechte mit energischem Ausschlagen. Endlich — die anderen Renner haben schon ein beträchtliches Stück der Bahn zurückgelegt — scheint ihm das Verständniß für die Situation zu erwachen, es greift aus und folgt den Vorauseilenden mit verdoppelter Geschwindigkeit. Es hat sie bald erreicht und fliegt eine Zeit lang an der Seite des Schwarmes dahin. Nur noch wenige Secunden bis zum Ziel! Da spannt das ehrgeizige Thier seine äußerste Kraft an, wiehernd durchbricht es die schnaubende Schaar und übernimmt die Führung. Ein vieltausendstimmiges Beifallsgeschrei ertönt von allen Sitzreihen und drei oder vier Pferdelängen voraus jagt der Sieger durchs Ziel. In diesem Augenblick schließen sich einige fünfzig Schritt weiter die Vorhänge aus Segeltuch und versperren den Rossen, die Neigung zeigen, noch einmal das Oval zu umrennen, die Bahn. Die Pferde stutzen und wollen umkehren, aber schon drängen die Stallknechte von hinten auf sie ein und bringen die Thiere zum Stehen. Die anfängliche Weigerung des Siegers, gleichzeitig mit den übrigen Pferden abzurennen, hat das Preisrichtercollegium veranlaßt, das allen Regeln eines ordentlichen Rennens spottende Thier vom Wettbewerb auszuschließen, und den „palio“ — diesmal eine größere, rothe Fahne — dem zweiten Pferde zuzuerkennen. Der Besitzer dieses prämiirten Rosses nimmt nun auch das Ehrenzeichen in Empfang und schickt sich an, die Bahn triumphirend zu umwandern. Einen Augenblick herrscht im Publicum tiefe Stille. Das römische Volk, dessen Sympathien dem ersten Pferde gehören, das trotz der ungünstigen Umstände zuerst das Ziel erreichte, ist buchstäblich sprachlos vor Erstaunen. Aber nur wenige Secunden lang — gleich darauf ertönen vereinzelte Pfiffe, dann mehrere, dann Rufe und endlich erhebt sich ein allgemeines, vieltausendstimmiges Wuthgebrüll. Der Fremdling aus dem Norden, dem eine solche Antheilnahme fremd ist, ahnt jetzt, was das Wort majestas populi bedeutet. Die Preisrichter zeigen sich nicht geneigt, ihr Unrecht wieder gut zu machen. Da überklettern einige Zuschauer von den oberen Stufenreihen die vorderen Sitzplätze und springen in die Arena herab, um über die Hecke weg auf den Tempel der Jury loszueilen und die Prämiirung des richtigen Pferdes zu erzwingen. Städtische Wachtsoldaten und Carabinieri stürzen sich ihnen entgegen nnd es gelingt ihnen auch, vier oder fünf der schlimmsten Schreier zurückzuhalten. Aber das Beispiel hat gewirkt, ganze Schwärme verlassen ihre Sitze und eine immer breiter werdende Menschenwoge ergießt sich mitten durch das weite Oval der Arena. Wo der Besitzer des Pseudosiegers erscheint, empfängt ihn ein ohrenzersprengendes Pfeifen und Grunzen. Er versucht seine Lage von der heiteren Seite aufzufassen und verzieht das Gesicht zu einem süß-säuerlichen Grinsen. Aber dies Mittel ist nicht geeignet, das erregte und in seinem starken Gerechtigkeitsgefühl gekränkte Volk zu besänftigen. Es antwortet mit einem Hagel von Steinen, Flaschen, Holzstücken und ausgepreßten Limonen, der den Unglückseligen zu schleunigem Rückzuge veranlaßt. Mit Mühe zerrt er das scheuende Pferd aus der Bahn und verschwindet, vom Hohngelächter der Menge begleitet, mit seiner rothen Fahne hinter dem Bretterverschlage des Ausgangs. Und nun wird das siegreiche Roß herbeigeführt und langsam um die Bahn geleitet, die sich plötzlich zu einer wahren via triumphalis gestaltet. Wie eine Welle pflanzt sich mit dem vorwärtsschreitenden Thiere der brausende Beifall des Volkes fort, Bravo-Rufe und Klatschen erfüllen die Luft, die Männer werfen ihre Hüte empor, und die Frauen winken mit den Taschentüchern. Das Fehlen des Preises, der rothen Fahne, macht sich in diesem Augenblicke unangenehm bemerkbar und man vernimmt hie und da den Ruf „la bandiora!“. Umsonst, der damit Prämiirte ist außer Gesichtsweite und hat das Ehrenzeichen längst in Sicherhit gebracht! Ganz allmälig nur vermag die Musik das darob entstehende unmuthige Grollen zu übertönen, und erst die Ankündigung der nächsten Nummer des Programms verbreitet über die Versammlung der schaulustigen Quiriten wieder eine festliche Stimmung. Auf den ernsten Wettstreit soll eine heitere Schaustellung folgen. Calabrische Räuber, den spitzen Hut mit bunden Bändern umwickelt und so abentenerlich in Tracht und Bewaffnung, wie sie es in der Blüthezeit des edlen Brigantenthums — unter der Regierung des „rè Bomba“ — sicherlich kaum gewesen sind, erscheinen, von ihren nicht minder malerischen Frauen und Mädchen gefolgt, mit schleichenden Sprüngen auf dem Schauplatz. Mit schußfertigem Gewehr und gezücktem Dolche kriechen sie an den Hecken der Umfriedigung entlang, geben sich allerlei geheimnißvolle Zeichen, lassen ab und zu einen leisen Pfiff ertönen und erklettern endlich, nachdem sie das Gelände genügend ausgekundschaftet, ein hohes Bretterpodium, das, mit grünenden Zweigen besteckt, einen Hügel vorstellen soll, während der innere Hohlraum, zu dem verschiedene Eingänge führen, als Räuberschlupfwinkel dienen muß. Auf gedachtem Berge beginnen die Briganten „ein Leben voller Wonne“, trinken aus ansehnlichen Strohflaschen, verspeisen mit sichtlichem Behagen stattliche Würste und tanzen mit anerkennenswerther Bravour die Tarantella, den classischen Tanz alles zweifelhaften Gesindels südlich von Neapel. — In diesem fröhlichen und durchaus unschädlichen Zeitvertreib werden sie indeß durch ein Signal gestört, mit dem die ausgestellte Wache der Bande Vorsicht anempfiehlt und die Annäherung eines Reisewagens verkündet. Das ganze Räubercollegium verläßt den Hügel und zieht sich in das Innere desselben zurück. Nun schwankt, von vier Pferden gezogen, die schwere Kutsche der Extrapost in die Arena. Der Rosselenker sitzt auf dem vorderen Sattelpferde und durch die geöffneten Fenster des stattlichen mit Koffern beladenen Kastens gewahrt man im Inneren die Reisegesellschaft, in der ein Engländer mit röthlichem Vollbart und carrirtem Anzuge, sowie die typische Figur des deutschen Professors natürlich nicht fehlen. Der Wagen umfährt zweimal die Bahn und der Engländer betrachtet durch ein langes Fernrohr die Reize der imaginären Gegend. Plötzlich stürzen die Räuber hervor und fallen, ehe der Postillon wenden und davonkutschiren kann, den Pferden in die Zügel. Ein Revolverschuß aus dem Inneren des Wagens giebt das Zeichen zu einem regelrechten Feuer seitens der Briganten, das mehrere Minuten lang währt und, da von einigen Hundert, aus nächster Nähe abgefeuerten Schüssen kein einziger sein Ziel zu erreichen scheint, auf die Treffsicherheit der guten Räuber kein allzu günstiges Licht wirft. Das tolle Geknatter versetzt die Zuschauer in hoch-

gradige Erregung; laute Zwischenrufe bezeugen den Antheil, den dieses urwüchsige Volk an der Schaustellung nimmt. Inzwischen ist es den Angreifern gelungen, den Kutscher zu überwältigen und den Wagen zur Höhle zu schleppen, wo die Pferde ausgespannt und die Gepäckstücke geborgen werden. Man zieht die sich kläglich geberdenden Fremdlinge hervor, fesselt sie und untersucht ihre Taschen. Die Frauen fallen dem Brigantenhauptmann schluchzend zu Füßen und bitten für sich und ihre Begleiter um Gnade. Während dieser lebhaft empfundenen und gut gespielten Scene, bei der namentlich der deutsche Professor eine reichlich bemessene Anzahl Püffe erhält, hat sich der Engländer seiner Stricke entledigt und ist vorsichtig an einem Seitenabhang des „Hügels“ herabgeklettert, wo er sich eines der Pferdes bemächtigt und im Galopp davonsprengt. Nach einer Weile ertönen in der Ferne Hornsignale, und vom Engländer geführt, stürmt eine Abtheilung Bersaglieri im Laufschritt auf den Schauplatz des Ueberfalls. Das Publicum bricht vor lauter moralischem Behagen an der so schnell herannahenden Strafe in einen brausenden Jubel aus und empfängt die wackeren Schützen mit unausgesetzten Bravi-Rufen. Der starke Gerechtigkeitssinn, der bei der vorhergegangenen Programmnummer eine so empfindliche Kränkung erlitt, fühlt sich bei diesem Acte der Vergeltung aufs Höchste gekitzelt. Die in die Enge getriebenen Räuber setzen sich zur Wehr, allein den Salven der Bersaglieri vermögen sie nicht lange Stand zu halten, sie werfen Beute und Waffen von sich und wenden sich zur Flucht. Viele werden gefangen, Andere „fallen“, und die Uebrigen retten sich in ein vierstöckiges, aus Balken und bemalter Pappe zusammengezimmertes Steigerhaus, an dem die Feuerwehr von Frascati Beweise ihrer Leistungsfähigkeit geben soll. Aus den Fenstern dieses Gebäudes fallen noch etliche Schüsse, dann steigen aus dem Inneren Rauch und Flammen empor. So geht die vorletzte Nummer des Programms unmerklich in die letzte über. Räuber und Bersaglieri verschwinden von der Bildfläche, und statt ihrer erscheinen Männer mit Axt, Blechhelm und Signalpfeife in der Arena. Gleich Riesenschlangen winden sich gewaltige Schläuche über den Sand, Leitergerüste bauen sich empor und plätschernde Wasserstrahlen ergießen sich in das qualmende Kartenhaus. Aus allen Fenstern werden Männer, Knaben und als Weiber verkleidete Bursche an Stricken herabgelassen oder von den Feuerwehrleuten heruntergetragen, und äußerst ergötzlich sieht es aus, wie die barbeinige Nachkommenschaft des Romulus, kaum der Erde wiedergegeben, aufs Neue an der Rückseite des Hauses emporklettert, um die Ehre, vor versammeltem Volke gerettet zu werden, mehrmals zu genießen. Zum Schlusse werden noch einige Stühle sowie ein Tisch „in Sicherheit gebracht“, d. h. vom höchsten Stockwerke herabgeworfen, wobei sie sich zum größten Jubel der Zuschauer in ihre Bestandtheile auflösen. Damit hat die Vorstellung ihr Ende erreicht, und Alles drängt den Ausgängen zu. Es ist gerade die Stunde des Corsos. Draußen auf den schattigen Wegen des Borghesischen Parkes rollen in endloser Reihe die Karossen der römischen Aristokratie. Zwischen den Wagen zwängt sich der Strom des Volkes hindurch. Die Insassen werden mit neugierigen Blicken betrachtet und mehr oder minder laut kritisirt. Wir vernehmen in unserer Nähe die in bewunderndem Tone gesprochenen Worte „la principessa Colonna!“, und ein Blick nach dem Wagenschlage, der das Wappen des weltberühmten alten Fürstengeschlechtes, die Säule, zeigt, bestätigt uns, daß wir eine der angesehensten Damen Roms, die Beherrscherin der Mode und der gesellschaftlichen Sitten, vor uns haben. In anmuthig nachlässiger Haltung lehnt die Fürstin in den weichen Polstern ihrer vornehm einfachen Kutsche, keine Muskel ihres feingeschnittenen blassen Antlitzes verräth, daß sie sich beobachtet und bewundert weiß. Die Stunde des Corsos ist für sie die Stunde des Glücks, denn was wäre den Römerinnen die ewige Stadt, ja die ganze Welt ohne den Corso? Die Karossen sind vorüber und ein anderes Bild fesselt unsere Aufmerksamkeit. Knaben haben einen Hund vor einen kleinen Wagen gespannt und jagen mit dem gebrechlichen Fuhrwerk den Weg zum Ausgangsthore hinunter. Im Wägelchen sitzt ein Mädchen von 7 oder 8 Jahren, es trägt ein dürftiges Kleidchen, aber in den Ohren große silberne Ohrringe. Mit unnachahmlicher Ruhe und Würde, ohne sichtbare Furcht sitzt das Kind in dem bedenklich schwankenden Kasten, es lacht oder lächelt nicht, aber seine Augen glänzen, und seine Züge verklärt ein Schimmer von Glückseligkeit. Auch dieses ärmliche Kind ist eine Römerin und sicherlich eine glückliche Römerin, denn sie weiß, daß in diesem Augenblick sie der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit ist!

Bücherbesprechungen.

— Gesammelte Schriften von F. W. Dörpfeld. Zur Ethik. Aus dem Nachlasse des Verfassers herausgegeben. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1895. 3 *M.* — Die Entstehung dieses Sammelbandes ist eine eigenthümliche. Es fand sich in dem Nachlasse des bekannten, weithin geschätzten Schulmannes ein umfangreiches Manuscript, betitelt „Geheime Fesseln der Theologie“, das sich bei näherem Zusehen als fertig gearbeitetes Stück eines großen apologetischen Werkes erkennen ließ. Ueber den Plan, ein solches zu schreiben, lagen briefliche Nachrichten vor, es fanden sich auch Skizzen, die den zu behandelnden Inhalt gruppirten und theilweise ausführten. Der Herausgeber, der Schwiegersohn des Heimgegangenen, G. v. Rohden in Bielefeld, hat nun jenes Bruchstück für wichtig genug gehalten, um es zu veröffentlichen, und hat es mit einigen vorgefundenen Aufsätzen über Themata aus der Ethik zu diesem Ganzen unter diesem Titel vereinigt. Wir können uns seinem Urtheil nur anschließen, namentlich in Rücksicht auf die Leser, die der Verfasser wohl vorwiegend vor Augen hatte, als er schrieb, die rheinischen strengen Bekenner der reformirten Confession. Verschiedene Ausführungen des Buches werfen ein geradezu erschreckendes Licht auf die religiösen Begriffe der Leserwelt, für die Dörpfeld dachte und schrieb. Was bei uns in einem leidlichen Religionsunterricht jedes Schulkind erfährt, worin der seligmachende Christenglaube besteht, das tritt an den verschiedensten Stellen dieser Schrift wie eine dem Leser völlig unbekannte Neuigkeit auf und stellt sich gegenüber einem blosen Buchstaben- und Autoritätsglauben, dessen Begriff wie der einzig geläufige vorausgesetzt wird. Ein weiterer Punkt, der das Bekanntwerden dieser Schrift als sehr wünschenswerth erscheinen läßt, wenn auch nicht im Sinne des Verfassers, ist sein krampfhaftes Bestreben, die Masse der Gebildeten zur Kirche und zum Glauben förmlich gewaltsam zurückzuführen. Er theilt dasselbe bekanntlich mit sehr vielen ehrenwerthen Christen, die das unleugbare Elend unserer Zeit ohne kirchengeschichtliches Verständniß ansehen und von Radicalmitteln zu seiner Heilung träumen. Auch das hat Dörpfeld mit vielen Gesinnungsgenossen gemein, daß er sich von mancherlei und theilweise starken Uebertreibungen auf diesem Gebiete nicht frei hält. Sein Recept nun lautet: Ethik, rationale Ethik als Vorstufe der starren Glaubenslehre! und hieraus können jene Genossen seiner Anschauung viel lernen. Daß jede richtige Glaubenslehre die ganze Ethik im Keime in sich trägt und jeder richtiger Prediger, indem er Glauben predigt, auch Ethik treibt, das scheint dem Verfasser innerhalb seiner kirchlichen Kreise ganz entgangen zu sein. Wer die wahre biblische Sittenlehre gelten läßt, der läßt auch die Predigt vom christlichen Glauben gelten, und was sollte es der Kirche helfen, Den oder Jenen bis in den Vorhof einer rationalen Ethik zu geleiten? Die Meisten, die Dörpfeld im Sinne hat, befinden sich schon darin und die Anderen verzichten auch hierauf. Daß das Buch des vielerfahrenen Schulmannes trotzdem sehr viele anregende und beherzigenswerthe Gedanken enthält, ist mit allem Dem selbstverständlich nicht geleugnet. B. K.

— Evangelisches Declamatorium. Eine Mustersammlung christlicher Vortragsdichtungen, herausgegeben von Maximilian Bern. 374 S. Leipzig, Verlag von Fr. Richter. 2 *M.*, geb. 2 *M.* 50 *S.* — Es wird uns hier eine gute Auswahl fast lauter geistlicher Dichtungen geboten, die zu Declamationen wohl geeignet sind. Außer biblischen Geschichtsstoffen treffen wir zahlreiche Legenden, historische Bilder, Scenen aus dem Familienleben, viel Beschauliches und Erbauliches in poetischer Bearbeitung. Ueber hundert ältere und neuere Dichter sind benützt, neben Goethe, Herder, Uhland, Gellert, J. Kerner, Theodor Fontane, Cl. Harms, Theod. Körner, Chamisso, Gerhard v. Amyntor, K. Simrock u. A. finden wir Albert Knapp, K. Gerok, Jul. Sturm, Aug. Schwarzkopff u. s. w. Der Herausgeber selber ist mit einem Gedicht „Allerseelen“ vertreten, dessen Aufschrift freilich zu dem von ihm gewählten Titelblatt „Evangelisches Declamatorium“ nicht recht stimmen will. Besonders den christlichen Vereinen dürfte mit dieser Sammlung von Vortragsgedichten wohl gedient sein. D. K.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 Pf, für auswärts mit 1 M 64 Pf (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 Pf.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 123. Dienstag, den 15. October. 1895.

Die englische Volksschule.

Von v. R. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

II.

Die Erklärung dafür, daß die Privatschulen sich in diesem erstaunlichen Umfange erhalten haben, liegt in der Stellung, welche der Staat in der viel umstrittenen Frage der religiösen Erziehung in dem Volksschulgesetz von 1870 eingenommen hat. Die Bezirksschulen sind confessionslos. Die verschiedenen Kirchen haben daher das größte Interesse, die Privatschulen, die sie bis 1870 unterhielten, weiter zu erhalten. Die großen kirchlichen Genossenschaften, welche bis 1870 nahezu ausschließlich die Last der Volkserziehung getragen hatten, haben daher auch nach 1870 fortgefahren, einen großen Theil dieser Last zu tragen. Von den etwa noch bestehenden 15000 Privatschulen gehören etwa 12000 der englischen Staatskirche; die Katholiken erhalten etwa 1000, die Wesleyaner etwa 500 Schulen und auch von den noch verbleibenden 1500 Privatschulen wird ein guter Theil von kleineren Religionsgemeinschaften unterhalten, so daß nur ein verschwindender Rest nicht von irgend einer Kirche abhängt.

Im Zusammenhang hiermit soll besprochen werden, wie auf Grund des Volksschulgesetzes die Frage des religiösen Unterrichtes staatlich geregelt worden ist. Oberster Grundsatz ist der der Gleichberechtigung der Confessionen, das heißt der Gewissensfreiheit. Jede Schule, welche Staatszuschuß erhält, mag sie nun Bezirks- oder Privatschule sein, hat die sogenannte Gewissensclausel (conscience clause) zu beobachten. Nach der Gewissensclausel darf von der Schule für den Schüler oder seine Eltern keinerlei Vortheil oder Nachtheil daran geknüpft werden, daß der Schüler den Religionsunterricht oder Gottesdienst irgend einer Confession, insbesondere den etwa von der Schule selbst ertheilten Religionsunterricht besucht oder nicht besucht. Die kirchliche Zugehörigkeit soll keinerlei Unterschied, auch nicht für die Zulassung zur Schule begründen. Um das Fernbleiben der Schüler vom Religionsunterricht zu erleichtern, ist vorgeschrieben, daß er stets zu Anfang oder Ende des übrigen Unterrichtes zu ertheilen ist. Auf die Beobachtung der Gewissensclausel wird streng gesehen, für gröbliche Verletzungen ist die sofortige Entziehung des Staatszuschusses angedroht. Es sind daher auch nur ganz vereinzelt Klagen über einen förmlichen Bruch, wie Verweigerung der Zulassung eines andersgläubigen Schülers laut geworden. Im Allgemeinen wird die Gewissensclausel ihrem Buchstaben nach gewissenhaft von Schulleitungen und Lehrern befolgt. Wohl aber, und zwar bezeichnender Weise seitens der Nonconformisten gegenüber Schulen der Staatskirche, sind zahlreiche Klagen darüber erhoben worden, daß die Gewissensclausel unwirksam sei. Wenigen Eltern sei sie überhaupt bekannt, und auch diese machten in der Regel keinen Gebrauch von ihr, sei es nun, weil sie die Empfindung hätten, der Schule gegenüber moralisch gebunden zu sein, sei es, weil sie für ihre Person oder für ihr Kind befürchten, Anstoß zu erregen und als schwarzes Schaf zu gelten. Namentlich ist in den Dorfschulen der Staatskirche auf dem Lande oft ein Druck auf die Eltern ausgeübt worden und es ist auch vorgekommen, daß Kinder von Dissentern z. B. durch Anweisung eines besonderen Platzes bloßgestellt worden sind. Auf der andern Seite sind einzelne Schulleitungen in der Befolgung der Gewissensclausel weit über das Ziel geschossen, indem sie die Erwähnung Gottes und seiner Gebote, z. B. wenn ein Kind ein Unrecht beging, überhaupt für ausgeschlossen hielten. Mit der Gewissensclausel wacht der Staat nur über die Glaubensfreiheit. Für ihn existirt der Religionsunterricht überhaupt nur in negativer Beziehung. Er schreibt nicht vor, daß die Kinder irgendwelchen Religionsunterricht erhalten. Religion ist lediglich Privatsache. Wenn es den Eltern gefällt, wächst ihr Kind in völliger Unkenntniß irgend eines religiösen Glaubens auf. Der Staat giebt auch keinerlei Zuschuß zu dem Religionsunterricht, den die Schule etwa ertheilt, er erkennt die religiöse Erziehung nicht als Schulzweck an. In dieser Beziehung bedeutet das Volksschulgesetz einen bewußten Bruch mit der Vergangenheit. Bei Gründung des Unterrichtsdepartements 1839 war ausgesprochenermaßen das Ziel ebenso sehr die Beförderung des religiösen Heiles wie der Verstandsbildung gewesen, als Grundlage der Erziehung überhaupt war die Religion angesehen worden und bis 1870 war Bedingung für den Staatszuschuß geblieben, daß die Schule in Zusammenhang mit einer anerkannten Religionsgemeinschaft stand oder doch wenigstens täglich aus der Bibel vorgelesen wurde. Ein Zwang zum Religionsunterricht fand blos deshalb nicht statt, weil es überhaupt keinen Schulzwang gab. Mit dem Volksschulgesetz wechselte also der Standpunkt vollkommen. Gegenüber den Privatschulen hat man sich mit den erwähnten Bestimmungen begnügt. Vorausgesetzt, daß sie beobachtet werden, kümmert es den Staat auch nicht, ob und welcher Religionsunterricht in ihnen ertheilt wird. Anders steht es dagegen mit den Bezirksschulen, die ja von der Gesammtheit der Steuerzahler erhalten werden. Hier ist der Staat noch weiter gegangen: Außer den schon wiedergegebenen Vorschriften gilt nämlich für Bezirksschulen das Verbot des confessionellen Religionsunterrichtes. Man hat nicht jeden Religionsunterricht verboten. Das Schulamt hat vielmehr zu entscheiden, ob Religionsunterricht gegeben werden soll. Soll dies aber geschehen, so darf der Unterricht nicht confessionell sein (Cowper Temple clause). In welcher Weise dieser nicht confessionelle Unterricht ertheilt werden soll, bestimmt dann weiter das Schulamt, hierbei dem Lehrer mehr oder weniger freie Hand lassend. Es finden sich daher die verschiedensten Formen: Vorlesen bez. Erlernen von Bibelstellen mit oder ohne jede Erklärung, Sprechen bez. Erlernen des Vaterunser und auch anderer Gebete, Singen und Erlernen von Psalmen und geistlichen Liedern, hierbei Befolgung eines Systems, welches die Grundlehren jeden Glaubens an Gott umfaßt, oder nicht.

In der Praxis pflegt die Frage des Religionsunterrichts innerhalb des Schulamtes und außerhalb im Schulbezirke zu ebenso viel endlosen Streitigkeiten zu führen, wie früher die Frage der gesetzlichen Regelung. Namentlich sind in London die Gegensätze besonders heftige geworden. Die wiedergegebenen Normen fordern in mehrfacher Beziehung das Nachdenken. Grundsätzlich falsch erscheint die Freiheit, die Eltern und Schulämtern gewährt wird, die Kinder ohne jeden Religionsunterricht aufwachsen zu lassen. Ganz abgesehen von ihrem dogmatischen Inhalt und ihrer möglichen Bedeutung für das Seelenheil des Individuums erfüllt jede Religion im Volksleben eine ethisch-sociale Function von gar nicht zu unterschätzendem Werthe, sie erzeugt und ernährt im Einzelnen wie im Volke social-ethische Instincte und Tendenzen, die nicht zu entbehren sind, und es ist deshalb eine Verkennung der thatsächlichen Verhältnisse, wenn der Staat der Religion die Anerkennung einer öffentlichen Institution von hervorragender Bedeutung für das Staatswohl versagt, wie dies das englische Volksschulgesetz thut. Freilich ist dieser Indifferentismus in England verhältnißmäßig ungefährlich, weil noch jetzt der kirchlich-religiöse Sinn des Volkes viel lebendiger als anderswo ist. Daß die Staatskirche nicht auch für die Volksschule anerkannt ist und die Gewissensclausel besteht, beruht denn auch, wie geschichtlich bewiesen ist, nicht auf einem Compromiß mit der in England nur kleinen Partei, welche jedem religiösen Glauben abgeneigt ist, sondern ist ein Zugeständniß an die zahl-

und einflußreichen Dissenters, die ein ungemein starkes confessionelles Bewußtsein haben. Das englische System ist nicht ein Beleg für unkirchlichen, sondern so parador es scheint, für kirchlichen Sinn. Bei der im Jahre 1888 geführten parlamentarischen Untersuchung über das Volksschulwesen ist ausdrücklich festgestellt worden, daß die öffentliche Meinung, die Arbeiterschaft inbegriffen, nahezu einstimmig eine christlich religiöse Erziehung der Schulkinder fordert. Dem entspricht, daß die erdrückende Mehrzahl der Schulämter den Religionsunterricht in irgend einer Form beibehalten. Nur etwa ½—⅓% haben von dem Rechte Gebrauch gemacht, ihn auszuschließen. Die meisten großen Schulämter lassen ihn nach förmlichen Systemen ertheilen. Birmingham, welches sich mit dem Vorlesen von Bibelstellen begnügt, ist eine Ausnahme. Der Unterricht wird durchgehends von den Lehrern selbst, Laien, ertheilt. Neuerdings zeigt sich indessen hiergegen eine gewisse Abneigung, die wohl mit dem Erwachen dogmatischer Zweifel zusammenhängt, für welche der bekannte Namen Robert Elsmere ein so deutliches Zeugniß ablegt. Die Vorschrift, daß in Bezirksschulen blos ein nicht confessioneller Religionsunterricht ertheilt werden darf, geht von der Voraussetzung aus, daß jedem confessionellen Glauben ein gewisses unconfessionelles und daher mit andern gemeinsames Residuum innewohne, daß es Religion ohne Confession giebt, es daher möglich sein muß, einen Religionsunterricht zu ertheilen, welcher dem religiösen Bedürfniß genügt und doch alle confessionellen Verschiedenheiten bei Seite läßt. Für die weitere Parteibehauptung, daß ein derartiger Unterricht der für Kinder am meisten entsprechende sei, scheint zu sprechen, daß für den natürlichen Menschen mit unentwickeltem Verstandsvermögen alle confessionelle Dogmen wohl nur Formeln und noch nicht Wahrheiten sein können. Freilich kann man das Letztere zugeben und doch einen confessionellen Unterricht des Kindes fordern, damit es in die Glaubenssätze hineinwachse. Anders freilich, wenn man die sog. Heilsthatsachen nicht anerkennt und die Dogmen nur als den verstandesmäßigen Ausbau der Religion ansieht. Ueber diese Fragen sind natürlich in England wie bei uns die Anschauungen je nach der individuellen religiösen Ueberzeugung außerordentlich verschieden. Die strenge Richtung verurtheilt den confessionslosen Unterricht als werthlos. Dagegen sind in den Untersuchungen der parlamentarischen Commission von 1888 zahlreiche Beispiele für den sittlich guten Einfluß der confessionslosen Bezirksschulen angeführt.

Durch die Bezirksschulen war dem Mangel an Schulen abgeholfen, aber damit war nur ein Schritt gethan. Es war nicht genug dem Bedürfniß an Schulen zu entsprechen, es galt die Kinder der Schule zuzuführen. Zwar hatte schon Alfred der Große den Eltern eine standesgemäße Erziehung ihrer Kinder zur Pflicht gemacht und das Lehrlingsgesetz Heinrich's VIII. in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts hatte für die der Armenfürsorge anheimgefallenen Kinder eine handwerksmäßige Ausbildung vorgeschrieben. Aber bei diesen ganz vereinzelten Ansätzen zur Begründung der allgemeinen Schulpflicht, deren Besprechung wir uns nunmehr zuwenden, war es durch die langen Jahrhunderte bis zu dem Erlaß des Volksschulgesetzes geblieben, und bis 1870 wuchs nicht blos eine große Anzahl, sondern die große Mehrzahl aller Kinder in nahezu vollkommener Unwissenheit auf. Als die Kriegsberichte aus dem deutsch-französischen Krieg meldeten, daß jeder deutsche Soldat nach Hause schreibe und von zu Hause Briefe empfange, da staunte man in England über diese Bildung. Auch hier ging man nur schrittweise vor. Das Volksschulgesetz bestimmte zunächst blos, daß das einzelne Schulamt die allgemeine Schulpflicht in seinem Bezirke einführen könne. In den zahlreichen Bezirken, die ohne Schulamt blieben, war vorerst von Schulpflicht nicht die Rede. Diesem Uebergangszustand machten die Gesetze von 1876 und 1880 ein Ende. Außerdem ist noch die Fabrik-Gesetzgebung, insbes. das Gesetz von 1878 (Factory and Workship Act 1878) und weiter ein im Jahre 1893 erlassenes Gesetz (Elementary Education [School Attendance] Act 1893) wichtig, welches die Ungleichheiten zwischen der Schul- und der Fabrikgesetzung ausgleichen soll. Hiernach steht es in der Hauptsache wie folgt: die Schulpflicht erstreckt sich im Princip vom vollendeten 5. bis 14. Lebensjahr. Für Kinder unter 11 Jahren (bis 1. Jan. 1894 nur 10 Jahren) ist dies eine Regel ohne Ausnahme. Auch dürfen diese Kinder überhaupt nicht in Fabriken, Bergwerken, auf den Straßen oder in Wirthshäusern beschäftigt werden. Für Kinder zwischen 11 und 13 Jahren kann von jedem Schulbezirk localstatutarisch bestimmt werden, daß sie theilweise oder sogar ganz vom Schulbesuch befreit sein sollen, wenn sie einen gewissen Reifegrad (standard*)) erreicht haben, der dann ebenfalls localstatutarisch bestimmt wird (exemption standard). Das Gesetz will diese Vergünstigung freilich nur Schülern gewähren, welche „nutzbringender und nothwendiger Weise" beschäftigt, d. h. gegen Lohn in Arbeit sind. Die Praxis fragt aber wenig oder gar nicht hiernach. Kinder unter 13 Jahren dürfen in Fabriken und den Fabriken gleich zu achtenden Werkstätten überhaupt nur dann beschäftigt werden, wenn sie nachweislich jenen, mindestens aber den 5. Reifegrad erreicht haben, falls ein niedrigerer bestimmt ist. Da nun Kinder die Schule meist so lange besuchen, als sie nichts verdienen können, wirkt dieses Verbot in industriellen Bezirken, wo es zur Anwendung kommt, günstig auf den Schulbesuch ein und gestaltet ihn besser als in ländlichen.

Für Kinder über 13 Jahre, also zwischen 13 und 14 Jahren, ist es nicht der localstatutarischen Regelung des einzelnen Schulbezirks überlassen, Vergünstigungen aufzustellen, sondern das Gesetz selbst sieht folgende weiteren Vergünstigungen vor: Wenn das Schulkind über 13 Jahre den 4. Reifegrad erreicht hat, ist es ganz schulfrei. Es kann dann auch in Werkstätten und Fabriken voll beschäftigt werden. Hat es den 4. Reifegrad nicht erreicht, so ist es wenigstens halb schulfrei, und kann auch, vorausgesetzt, daß es die Schule wenigstens halb besucht, von Arbeitgebern in Fabriken und Werkstätten beschäftigt werden (Halbschüler, half timers). Dieser halbe Schulbesuch ist eine eigenartige Einrichtung. Entweder besuchen die Kinder die Schule nur einen Tag um den andern, oder nur Nachmittags oder nur Vormittags. In manchen Bezirken vereinigt man sie wenigstens in besondere Schulen. Mit diesen Ausnahmen aber ist es noch nicht genug. Nach dem Gesetz soll es für Kinder, die offenbar geistig schwach begabt sind und deshalb in normalem Alter den 4. Reifegrad nicht erreichen, auf Antrag der Eltern genügen, wenn sie leidlich regelmäßig die Schule besucht haben. Es ist dies der Paß der Dummköpfe (dunces pass). Aber mag diese Bestimmung nicht bekannt sein, oder schämen sich die Eltern von ihr Gebrauch zu machen, jedenfalls kommt sie sehr wenig zur Anwendung.

Es leuchtet ein, wie außerordentlich mangelhaft diese gesetzlichen Bestimmungen sind. Die Schulpflicht ist zwar im Princip bis zum 14. Jahre eingeführt, aber das Princip ist derart durchlöchert, daß thatsächlich eine große Anzahl Kinder schon mit dem 11. Jahre die Schule verläßt, um gegen Lohn beschäftigt zu werden. Denn die einzelnen Schulbezirke haben von der Freiheit, die ihnen gelassen ist, für das 11- bis 13jährige Schulkind Befreiungen vorzusehen, einen weitgehenden Gebrauch gemacht und die Grenze möglichst weit heruntergedrückt. In einigen Schulbezirken ist die exemption standard sogar der Reifegrad, der ordnungsmäßig schon mit dem 7. Jahre erreicht werden soll. In 2100 Schulbezirken ist es der 2., der mit 8 Jahren erreicht werden soll, in vielen der 3. und nur in wenigen vorgeschritteneren der 4. oder 5., obgleich auch die Anforderungen des 4. oder 5. Reifegrades gering genug sind. Daß die Entlassung von Schülern, welche erst 11 Jahre oder nur wenig älter sind, worauf es in allen Bezirken mit niedrigem exemption standard hinausläuft, mit Nothwendigkeit dazu führt, daß das Wenige, was bis zu diesem Alter überhaupt gelernt worden ist, unverzüglich wieder vergessen wird, liegt auf der Hand. Auch wenn der Schüler die Schule noch theilweise oder halb besucht, ist die Sache nicht viel anders. Ein Kind in unreifem Alter wird nicht gleichzeitig zweien Herren, dem Erwerben und dem Lernen dienen. Für die Schule und den Lehrer sind aber diese Elemente, welche sich der Zucht entwachsen fühlen, eine neue Schwierigkeit. Steht es so schon schlimm mit dem Rechtszustand bezüglich des Schulzwangs, so steht es noch weit schlimmer mit der Praxis. Nach dem Gesetz können Eltern, welche für den Unterricht ihrer Kinder in den Elementarfächern, i. A. also den Schulbesuch nicht sorgen, mit Geldstrafe bis zu 5 ℳ, Arbeitgeber, welche vorschriftswidrig Kinder in Fabriken beschäftigen, mit Geldstrafe bis zu 40 ℳ bestraft werden. Kinder, welche mit oder ohne Vorwissen der Eltern hinter die Schule laufen, können nicht blos der Schule zugeführt, sondern auch in

*) Der Begriff des standard wird im nächsten Aufsatz erörtert werden. Er bezeichnet die vom Gesetzgeber an eine gewisse Altersclasse gestellten Minimalanforderungen. Es giebt 7 standards, von welchen der erste mit dem 7. Lebensjahr nach vollendetem ersten Schuljahr, der letzte mit dem 14. Lebensjahr erreicht sein soll.

Erziehungsanstalten gebracht werden. Die Durchführung der Schulpflicht und Aufsicht über den Schulbesuch, auch die Festsetzung des oben erwähnten exemption standard liegt dem Schulamt ob. Für die Bezirke ohne Schulamt ist seit 1875 der Schulbesuchsausschuß eingeführt, eine Behörde, welche hinsichtlich der Schulpflicht, aber auch lediglich hinsichtlich der Schulpflicht die gleichen Befugnisse und Pflichten wie das Schulamt hat und welche von den städtischen bezw. ländlichen Selbstverwaltungskörpern aus ihrer Mitte gewählt wird. Zur Ueberwachung des Schulbesuchs stellen die Schulämter bezw. Schulbesuchsausschüsse Visitatoren bezw. Inspectoren an, welche Listen über alle schulpflichtigen Kinder zu führen, auf Grund der Listen Revisionen von Straßen, Plätzen und Wohnungen zu machen haben, wenn und wo sie schulpflichtige Kinder vermuthen, die nicht die Schule besuchen. In London, wo das Schulamt etwa 300 solcher Beamte hat, finden förmliche Razzias statt. Die strafbar erscheinenden Eltern bez. Arbeitgeber werden zunächst vor das Schulamt bez. den Schulbesuchsausschuß geladen, und wenn sie sich nicht genügend zu entschuldigen vermögen, vor den Polizeirichter verwiesen, welcher über die Bestrafung entscheidet.

Diese Bestimmungen leiden nicht blos an der Geringfügigkeit der Strafandrohung und einer gewissen Umständlichkeit des Verfahrens, sondern vor Allem begegnen wir, wie übrigens auch anderwärts im englischen Staatsleben, der merkwürdigen Erscheinung, daß das Gesetz oft nur auf dem Papiere steht, indem oft gerade die zu seiner Durchführung berufenen Organe unter stillschweigender Zustimmung der Nächstbetheiligten sich nach Willkür über das Gesetz erheben und es nicht anwenden. Die erste praktische Frage ist nämlich die, ob das Schulamt bez. der Schulbesuchsausschuß es wirklich ernst mit dem Schulzwang nehmen will. In großen Schulämtern namentlich in industriellen Centren wie Birmingham, Manchester wird allerdings das Möglichste gethan. In London werden annähernd 2 Millionen Mark für solche Zwecke ausgegeben. Aber in anderen Districten, und zwar durchaus nicht in wenigen, wird die Schulpflicht thatsächlich verneint. Man stellt überhaupt keine Visitatoren an, oder nur formell, mit einem lächerlichen Gehalt, namentlich geschieht dies dort, wo kein Schulamt besteht. Und nun erst kommt noch der andere, größere Stein des Anstoßes: das Schulamt bez. der Ausschuß muß die Sache an den Polizeirichter abgeben und hier sind die Klagen nahezu einstimmig, daß die Polizeirichter entweder überhaupt nicht, oder nur gering strafen, die höchste Strafe wird, trotzdem sie so niedrig ist, einfach nie erkannt, und nur selten die niedrigste überschritten. Die Polizeirichter scheinen i. A. gegen den Schulzwang zu sein und die ihnen auferlegten Strafbefugnisse blos als eine unliebsame Vermehrung der Geschäftslast zu empfinden.

Der im Jahre 1893 erschienene Bericht des Unterrichtsministeriums sagt wörtlich: „Der Schulbesuch zeigt zwar eine stetige Verbesserung, ist aber noch nicht zufriedenstellend. In vielen Bezirken müssen die Bestimmungen noch viel besser durchgeführt werden. Die Zahl der unbesetzten Schulplätze bestätigt, was so oft in den Berichten der Inspectoren und anderswo gesagt wird, in welchem Umfang die zuständigen Schulbehörden es unterlassen oder in welchem Umfang sie durch die Unthätigkeit der Polizeirichter gehindert werden, ihrer Pflicht nachzukommen und rechtzeitigen und regelmäßigen Schulbesuch durchzusetzen." In England sind aber (seit 1875) kaum 20 Jahre verflossen, seit der Gesetzgeber sich entschloß, die Erziehungsfreiheit oder vielmehr den Mißbrauch der elterlichen Gewalt einzuschränken, und die Schulpflicht im Princip wenigstens einführte, während er gleichzeitig durch weitgehende Ausnahme-Gestattung bewies, wie wenig er dem eingenommenen Standpunkt vertraute. Dem entspricht das Verhalten der zur Ueberwachung berufenen Organe. Auch die Eltern, da sie zum größten Theil selbst gar keinen Unterricht genossen haben, wissen die ihren Kindern vom Staate zugebilligte Erziehung oft nicht zu schätzen, während erfahrungsmäßig Eltern niederer Stände, die selbst eine, wenn auch beschränkte Schulbildung genossen haben, einen möglichst guten und womöglich besseren Unterricht, als sie selbst empfangen, für ihre Kinder zu erstreben pflegen.

In England ist der allgemeine Schulbesuch und Schulzwang noch nicht wie bei uns in das Volksbewußtsein als etwas Selbstverständliches übergegangen. Wie bei der möglichsten Herunterdrückung des Reifegrades (exemption standard) treten auch bei dem thatsächlichen Schulbesuch die beschränkt eigennützigen Instincte in beträchtlichem Maße schädlich und wirksam dem Guten entgegen: Die Kinder wünschen natürlich möglichst wenig mit Bücherweisheit geplagt zu werden, die Eltern erhalten sich den Zuschuß zum Haushalt, den Arbeitgebern wird die billige Arbeitskraft nicht entzogen, die Steuerzahler sparen an der Schulsteuer. So erscheinen Gesetz wie Praxis hinsichtlich der Schulpflicht nur als ein Compromiß, bei welchem die wahren Interessen der Kinder und des Staates ungebührlich benachtheiligt sind.

Nach dem Verhältniß, in welchem nach europäischen Begriffen die Gesammtzahl der Schulkinder zur Gesammtzahl der ganzen Bevölkerung steht, müßten nicht ganz 6 Millionen Kinder in den Schullisten geführt werden (1 : 5) und nicht ganz 5 Millionen durchschnittlich täglich die Schule besuchen (1 : 6 der ganzen Bevölkerung), thatsächlich sind aber nur 5 Millionen in den Registern zu finden und besuchen nur etwa 4 Millionen durchschnittlich täglich die Schule.

Ja man behauptet, daß noch jetzt etwa ¼ der schulpflichtigen Kinder die Schule nicht besucht. Das einfachste und sicherste Mittel für Eltern, die nicht mit dem Schulzwang belästigt sein wollen, ist und bleibt es, die Kinder überhaupt nicht in die Schule zu schicken, sodaß sie gar nicht in Listen geführt werden. Eine namentlich in großen Städten mit Erfolg viel gebrauchte Ausflucht ist die, daß das betr. Kind die Schule in einem anderen District besucht. Am besten ist der Schulbesuch bei Kindern von zartem Alter, die zu keiner Arbeit verwendet werden können, und am schlechtesten vom 10. und 11. Jahre an, also gerade in der Zeit, wo sie am meisten lernen würden. In den allerletzten Jahren ist der Schulbesuch gegen früher erheblich besser geworden. Man schreibt dies allgemein der thatsächlichen Aufhebung des Schulgeldes zu, welche die Frucht des von dem conservativen Ministerium Salisbury eingebrachten Gesetzes von 1891 (Free Education Act) war. An die Einführung des Schulzwanges hatte sich eine lebhafte Bewegung für kostenfreie Erziehung angeschlossen. Auf die Ermäßigung des Schulgeldes hatten auch schon frühere Bestimmungen hingezielt, welche die Gewährung des Zuschusses daran knüpften, daß das Schulgeld eine gewisse Höhe nicht überstieg; auch war dafür gesorgt, daß das Schulgeld in Bezirksschulen vom Schulamt erlassen, in Privatschulen vom Armenamt übernommen werden konnte. Aber noch bei der parlamentarischen Untersuchung von 1888 war die Commission gegen die Aufhebung des Schulgeldes. Man war der Meinung, daß, wenn der Staat Pflichten auf sich nimmt, die in erster Linie den Einzelnen treffen, „dies nicht blos gesunde wirthschaftliche Verhältnisse verletzt, sondern vor Allen den Unabhängigkeitssinn schwächt, durch welchen sich die englische Art, das Staatsleben einzurichten, von der anderer Völker unterscheidet, deren Bürger zufrieden sind, die Initiative, Verwaltung und Aufsichtsführung bei allen gemeinnützigen Unternehmungen der Regierung zu überlassen". Die gegentheilige volksthümliche Anschauung drang aber durch und im Jahre 1891 entschied der Gesetzgeber, ohne den Selbstverwaltungskörpern wie den Schulämtern ein Wahlrecht einzuräumen, zu Gunsten des freien Unterrichts. In Schulen, welche Staatszuschuß erhalten, kann zwar Schulgeld von dem Schulamt beziehentlich bei Privatschulen von deren Verwaltung erhoben werden, die Festsetzung der Höhe unterliegt aber der Genehmigung des Ministeriums, und wenn nicht genügend Schulen vorhanden sind, welche überhaupt kein Schulgeld erheben, so ordnet das Ministerium behufs Gründung solcher schulgeldfreien Schulen in genügender Anzahl die Errichtung eines Schulamtes an. Alle Eltern haben den Anspruch, daß für ihr Kind ein Platz in einer Schule ohne Schulgeld geschafft werde.

Andererseits gewährt der Staat allen den Schulen, welche im Uebrigen den allgemeinen Vorschriften entsprechen und daher Staatszuschuß erhalten, eine Extrabeihilfe von 10 ℳ pro Jahr und Schüler nach Schulbesuchseinheiten unter der Bedingung, daß sie überhaupt kein Schulgeld mehr erheben, wenn dasselbe früher 10 ℳ oder weniger als 10 ℳ betrug, oder aber, falls das Schulgeld mehr als 10 ℳ betrug, dieser Betrag gekürzt wird. Mehr als ½ ℳ die Woche darf das Schulgeld aber überhaupt nicht betragen, wenn diese außerordentliche Beihilfe gewährt werden soll. Aehnliche Bestimmungen gelten für nach 1891 errichtete Schulen, so daß thatsächlich durchgehends überhaupt kein Schulgeld und nur selten ein geringes in staatlich überhaupt unterstützten Schulen erhoben wird. Dem Staat sind dadurch jährlich etwa 40 Mill. Mark Mehrkosten erwachsen. Die Frage, ob man das Schulgeld beibehalten oder aufheben soll, ist keine eigentliche Erziehungsfrage, sie ist eine politische Frage, eine Forderung der demokratischen Welt- und Staatsanschauung. Obgleich sie auch in England als solche behandelt und gelöst worden ist, hat sie in Eng-

land insofern einen Einfluß auf die Erziehungsfrage gehabt, entgegen mannigfachen Befürchtungen, als sie die Durchführung des allgemeinen Schulzwanges erheblich gefördert hat, wie schon erwähnt. In Ländern, wo der Schulzwang bereits vollständig eingelebt ist, wie bei uns, bleibt lediglich der politische Kern übrig. Wir haben nun Jedermann im Staate gleiche Rechte gegeben, hüten wir uns, daß der großen Masse nicht das Bewußtsein verloren gehe, daß sie und auch der Geringste unter ihr Pflichten hat. Die Schulen werden jetzt schon größtentheils von den Steuern getragen, daß von diesen Steuern eine große Anzahl wenig Bemittelter gänzlich befreit werde, ist der Zug der Zeit: Das ist etwas Unrichtiges. So gewiß Progression in den Steuern, auch eine starke Progression in den hohen Classen richtig und nothwendig ist, so gewiß soll Jedermann etwas, und sei es noch so wenig, beisteuern. Das gilt für das Schulgeld umsomehr, als es sich hier überdies noch darum handelt, den Eltern im lebendigen Bewußtsein zu erhalten, daß sie verantwortlich, wie für die Geburt, so auch für die Erziehung ihrer Kinder sind.

Bücherbesprechungen.

— Das Arminslied. Von Carl Preser. Großenhain und Leipzig, Verlag von Baumert und Ronge. 1895. (204 S.) Preis: geheftet 2 ℳ, gebunden 3 ℳ — „Mit glühenden patriotischen Gefühlen und in fesselnder Weise schildert Preser hier die Entstehung des Gedankens der Befreiung Deutschlands bis zur vollendeten That und dann das tragische Ende des Helden." Berichterstatter kann sich diese Worte des Buchhändlerprospectes zu eigen machen; denn in der That weht ein warmer vaterländischer Geist durch dieses Arminslied, und das epische Talent des Verfassers, das sich schon mehrfach in umfänglichen erzählenden Dichtungen bewährt hat, versagt auch hier nicht. Soviel im Allgemeinen! Nicht so uneingeschränkt kann die Anerkennung bezüglich wichtiger Einzelheiten im Aufbau und bezüglich der formellen Gestaltung des Stoffes sein. Ein wirklich ausgeführter, farbenreicher culturgeschichtlicher Hintergrund fehlt gänzlich, die handelnden Personen sind in ihrer ganzen Denkweise Kind unserer, nicht ihrer Zeit, insbesondere gleicht Armin einem neuzeitigen Staatsmanne oder einem Minister der strategischen und taktischen Kunst vom Kopfe bis zur Zehe. Eng hiermit im Zusammenhange steht die stilistische Gestaltung. Trotz der Wahl der Nibelungenstrophe verleugnen die Wortfügungen und Wendungen keinen Augenblick, daß sie dem neuzeitigen Papierdeutsch ihr Entstehen verdanken; da fehlt weder „das voll und ganz" (S. 168), noch „Roms entsittlichte Cultur", noch der ehrende Beisatz „gottbegnadet", noch der „Marsch-Verband", noch endlich „die Kampfbereitschaft" (S. 109) und sogar die „Nordlandsfahrt" (S. 157) stellt sich ein. Ueberhaupt lesen sich manche Stellen so, als ob sie einfach nach einer vorliegenden modernen Prosadarstellung blos leicht in Verse umgemodelt seien. Die Prosadarstellung bietet z. B. die Worte: „Das Hinterdeck des Schiffes war zwar schon gemiethet von einem Maulthierhändler, doch gegen guten Lohn fanden noch die Pferde Armin's genügend Raum, und dann begann die Fahrt." Durch Umstellung und leichte Ergänzung wächst hieraus die Strophe:

Das hintre Deck des Schiffes war zwar gemiethet schon
Von einem Maulthierhändler, doch gegen guten Lohn,
Auch fanden noch die Pferde Armin's genügend Raum,
Und durch die Fluthen ging es dann fort auf weißem Wogenschaum.

Nach diesem Schema ist etwa der vierte Theil von den 1200 Strophen gearbeitet, aus denen die Dichtung besteht; daher auch die Menge bedeutungsloser Worte beziehentlich Flickworte in den Reimstellen, daher die so unsäglich prosaische Haltung vieler Strophen, z. B.

An seines Heeres Spitze ritt Varus in das Land;
Doch waren nicht die Truppen in einem Marsch-Verband,
Der für die Kampfbereitschaft Merkmale an sich trug,
Denn zwischen Truppentheilen fuhr oft ein langer Wagenzug,

anderer noch viel moderner gefärbter, feuilletonistisch angehauchter, ja selbst an bedenklichen Unklarheiten leidender Stellen hier nicht zu gedenken. Auch Druckfehler finden sich in großer Menge: Lespos (S. 9), kührt (S. 63), wallte (statt waltete S. 80) u. s. w. Um der guten Seiten der Dichtung willen tritt Berichterstatter gern dem Wunsche des Prospectverfassers bei, daß das Buch seine Freunde finden möge. Es ist wohl ausgestattet und kann Vereinsbibliotheken empfohlen werden. H. C. K.

— Aus unseren Tagebüchern. Geschichte des 2. Nassauischen Infanterie-Regiments Nr. 88 während des Feldzuges 1870/71. Mit 15 Bildern. Auf Befehl des königl. Commandos des 2. Nassauischen Infanterie-Regiments Nr. 88 zusammengestellt und entworfen von Th. Becker, ehem. Hauptmann und Compagniechef im 2. Nassauischen Infanterie-Regiment Nr. 88. Dritte, revidirte und ergänzte Auflage. Berlin 1895. Paul Kittel, Verlagsbuchhandlung für Militär-Literatur. 1,50 ℳ — Das 2. Nassauische Infanterie-Regiment Nr. 88 fand, nach seiner im Jahre 1866 erfolgten Neuformation, im Feldzuge 1870/71 zum ersten Male wieder Gelegenheit, seinen alten nassauischen Heldenmuth von Quatre-Bras und Waterloo zu bewähren, und geben uns diese Aufzeichnungen hiervon ausführlichen Bericht. Wie das Regimentscommando in seinem Vorworte ausspricht, sollen die in diesen Blättern enthaltenen Erinnerungen ein neues Band um die Familie des Regiments und alle Diejenigen schließen, welche in seinen Reihen die große Zeit 1870/71 durchlebt haben, zugleich aber auch die Erinnerung an letztere bei künftigen Geschlechtern lebendig erhalten. Diesem Zwecke entspricht das Werk, unserer Ansicht nach, vollständig und gewährt es durch seine anregende Schilderung auch Denjenigen unterhaltende Lectüre, welche zum Regiment Nr. 88 in keiner Beziehung gestanden haben. H.

— Uebersichtskarte der Eisenbahnen Deutschlands nebst einem Verzeichniß der deutschen Eisenbahnen und ihrer Stationen (nach dem Stande vom 15. Mai 1895). Bearbeitet im Reichs-Eisenbahnamt. In 6 Blättern. Maßstab 1 : 1000000. Berlin 1895. Verlag von Max Pasch, königl. Hofbuchdrucker. Preis unaufgezogen 9 ℳ — In neuer, wesentlich vermehrter Auflage ist soeben die rühmlichst bekannte Uebersichtskarte der Eisenbahnen Deutschlands, die schon längst für Behörden und Geschäftsleute als ein kaum zu entbehrendes Hilfsmittel gilt, erschienen. In der diesjährigen Auflage ist insbesondere die mit der Neuorganisation der preußischen Staatsbahnen verbundene anderweite Abgrenzung der Directionsbezirke und das immer mehr an Ausdehnung zunehmende Netz der dem öffentlichen Verkehr dienenden Kleinbahnen berücksichtigt worden. Die Karte enthält eine überaus sorgfältige Darstellung des Deutschen Reiches und der Nachbargebiete nördlich bis Carlskrona (Schweden), südlich bis Pola (Istrien), westlich bis London und östlich bis über Warschau hinaus. Eingezeichnet sind sämmtliche Städte und alle für den Zweck der Karte wichtigen Orte, die Namen der Gebirge und größeren Höhenzüge, Plateaus, Berge, Thäler und Pässe; ferner die Seen, Flüsse, Bäche, Moore ꝛc., die in blauer Farbe sich sehr deutlich abheben; in politischer Beziehung die Reichs-, Landes-, Provinz-, Bezirks- und Kreisgrenzen, die Städte in 5 Größenabstufungen unter Zugrundlegung der neuesten Volkszählung, wichtige Dörfer, Eisenhütten und Gruben, besonders aber das vollständige Eisenbahnnetz mit Angabe der Stationen, die hauptsächlichsten Chausseen und Landstraßen mit besonderer Kennzeichnung derer, worauf Personenposten verkehren, und alle von den Hafenorten ausgehenden Dampferlinien. Die drei verschiedenen Bahnarten: Staatsbahnen, Privatbahnen unter Staatsverwaltung und Privatbahnen unter eigner Verwaltung sind in drei Farben dargestellt und in jeder dieser Arten werden die doppelgleisigen Hauptbahnen, Nebenbahnen, schmalspurigen Bahnen, Kleinbahnen (auch Pferdebahnen), sowie die fertigen, im Bau befindlichen und zum Bau concessionirten Eisenbahnen durch besondere, leicht sich einprägende Zeichen von einander unterschieden. Die Längen der Bahnen sind in Kilometern, die stärksten Neigungen zwischen den einzelnen Abzweigungspunkten durch Verhältnißzahlen ausgedrückt. Dadurch daß auf der Karte um Berlin herum Zonenkreise in je 100 km Abstand gezogen sind, läßt sich auch die Entfernung beliebiger Orte von einander annähernd abschätzen. Auf Nebenkarten sind dargestellt die Eisenbahnen im Königreich Sachsen (1 : 630000), das rheinisch-westfälische Kohlenrevier (1 : 250000), die Eisenbahnen im oberschlesischen Berg- und Hüttenrevier (1 : 250000) und die Eisenbahnen von Berlin und Umgegend. Die Karte zeichnet sich allenthalben durch größte Klarheit und Sauberkeit aus. Beigegeben ist ein Heftchen, worin ein Verzeichniß der deutschen Eisenbahn-Verwaltungen und der ihnen unterstellten Bahnstrecken, sowie ein alphabetisch geordnetes Verzeichniß sämmtlicher deutscher Eisenbahnstationen enthalten ist. Den Namen der Stationen sind Zeichen beigefügt, durch die das Auffinden der Orte auf der Karte erleichtert wird. C. R.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 124. Donnerstag, den 17. October. 1895.

Aristokratie und Bureaukratie in Rußland.

Von Wilhelm Maaß. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Die neueste Geschichte Rußlands bleibt in Vielem unverständlich, wenn man die beiden ununterbrochen wirksamen Factoren der Bureaukratie und der Aristokratie in Rußland außer Acht läßt, jene beiden Mächte, welche bald in Kampf mit einander treten, bald die gegenseitige Verschmelzung anstreben. Ihre Rolle tritt im öffentlichen Leben unseres östlichen Nachbarn häufig in den Vordergrund. Vieles in der Gegenwart des russischen öffentlichen Lebens folgt noch den Spuren, welche jene Factoren in der Vergangenheit hinterlassen haben. Rußland war immer ein sehr wenig aristokratisches Land, trotz der Bemühungen der letzten zwei Jahrhunderte, etwas nach Art einer Aristokratie dort zu schaffen. Es gab einen freien Dienststand, es gab auch alte edelgeborene Geschlechter, die zum Theil von den Nachkommen Rurik's abstammten, aber eine Aristokratie im Sinne einer organisirten obersten Classe und einer bedeutsamen politischen Kraft hat es in Rußland nie gegeben. In den alten Zeiten beugten sich die edelgeborenen russischen Männer sehr leicht unter die harte Hand der Moskauer Fürsten und gingen im Landadel auf. In späterer Zeit verlieh die Hofcarrière bei Weitem mehr Bedeutung und Glanz als die unbestrittenste Geburt aus altadeligem Geschlecht. Die oberste Classe zeichnet sich durch keinerlei politische Tugenden aus und wies nichts auf, was dem corporativen Stolz der westeuropäischen Aristokratie zu vergleichen wäre. Daß die Begriffe der persönlichen und Geschlechter-Ehre in Rußland äußerst schwach entwickelt waren, beweist die Skandalchronik des achtzehnten Jahrhunderts. Die oberste Classe hatte allerdings gewisse Vorrechte und eine gewisse Macht, aber dieselben gründeten sich nicht auf eine politische Organisation, nicht auf die Autorität einer „Ritterschaft“, sondern auf zufällige Reichthümer und auf Stellung am Hofe, die von vielen notorischen Abenteurern getheilt wurden, sowie auf das Recht Leibeigene zu besitzen, welches Recht die Pseudo-Aristokratie gleichfalls mit dem ganzen zahlreichen russischen Adel und zum Theil mit den Beamten theilte. Ob es gut war, daß das gesellschaftliche und politische Leben sich in Rußland in dieser Weise ausprägte, ist eine andere Frage. Unzweifelhaft ist, daß es sich historisch, infolge unausweichlicher Ursachen und Bedingungen, derart entwickelte, und daß alle Anstrengungen, der obersten Classe in Rußland den Stempel der Aristokratie nach westlichem Muster aufzuprägen, nur zu einem eitlen Scheinwesen führten. Die Unfruchtbarkeit jener Anstrengungen und die Unnatürlichkeit der durch sie erzeugten Schein-Aristokratie ist — jetzt wie früher schon — nicht für Alle gleich evident. Sehr Viele haben an den aristokratischen Schemen aufrichtig geglaubt und sich im Geiste die Fictionen einer St. Petersburger „großen Welt“ gebildet, die ihrer Phantasie eine grandiose Gestalt, verbunden mit Reinheit adeliger Traditionen und sogar so etwas wie politischer Selbständigkeit, verlieh. Diese Fiction wird gewöhnlich in die erste Hälfte unseres Jahrhunderts verlegt und speciell in die Epoche Kaiser Nicolai's, welche als Blüthezeit der St. Petersburger Aristokratie gilt. Die neuen Strömungen vom Ende der fünfziger Jahre und die Bauernreform sollen dann — nach einer in St. Petersburger Kreisen verbreiteten Meinung — die „große Welt“ untergraben, den höchsten russischen Adel ruinirt und die scharfen Unterschiede zwischen dem Aristokraten einerseits und dem Bureaukraten oder dem gewöhnlichen Edelmann oder sonst einer Standesperson andererseits verwischt haben. Bemerkenswerth ist, daß an eine grandiose, exclusive, mächtige und selbständige „große Welt“ nicht nur Diejenigen glaubten, denen es vortheilhaft war, ihre mehr oder weniger zweifelhafte Zugehörigkeit zu dieser Welt zu bekunden, sondern auch Persönlichkeiten, die völlig unabhängig und sogar weit über diesem Kreis standen. Zurückzuführen ist diese Fiction auf die Lehre Montesquieu's, nach welcher ein aristokratischer Glanz des Hofes und der höchsten Gesellschaft den Glanz und die Macht des selbstherrschenden monarchischen Princips erhöhe. Gegenwärtig ist Montesquieu in Rußland so gut wie vergessen, aber in der Epoche Kaiser Nicolai's lagen seine Werke, die eifrig ins Russische übersetzt wurden, auf dem Tische eines Jeden, der sich zu den ernsten und gebildeten Männern zählte, und es gab kaum einen Departements-Director oder Abtheilungschef, der nicht voll Ueberzeugung an Montesquieu geglaubt und darauf geschworen hätte, daß in Rußland als einem monarchischen Staate die Aristokratie nothwendiger Weise geehrt und unterstützt werden müsse. Uebrigens trugen auch die Traditionen aus den Zeiten Katharina's und Kaiser Paul's zur Stärkung der Fiction von einer mächtigen Aristokratie bei. Aus St. Petersburg gingen diese Ideen nach Moskau über, woselbst sie einen etwas frondirenden Charakter annahmen, und weiter in die Provinz, wo sie sich auf dem Boden der Leibeigenschaft, inmitten der gesellschaftlichen Hohlheit und der vollständigen Erstarrung aller übrigen Kräfte des Volkes, stark entwickelten. Heutzutage ist die Fiction etwas gesunken. In den St. Petersburger Kreisen hält die herrschende Meinung dafür, daß die Reformen, vor Allem die Agrarreform, die russische „große Welt“ stark untergraben und dieselbe selbst der scheinbaren Anzeichen politischer Macht beraubt haben. Um so eifriger hält man aber an der bewußten Fiction in der Vergangenheit fest, und in vielen gegenwärtig veröffentlichten Memoiren und Erinnerungen steigert sie sich zu einer Art Cultus, der mit andächtiger Ueberzeugung gepredigt wird. Man glaubt und will Andere glauben machen, daß zu den Zeiten Kaiser Nicolai's eine Art aristokratischen Paradieses bestanden habe, welches hoch erhaben gewesen sei über der Organisation, den Rechten und der wichtigen Cultur des Landes.

Diese Ideen der russischen Aristokratie haben, wenn auch im Laufe der letzten dreißig Jahre geschwächt, immer noch im staatlichen und gesellschaftlichen Leben Rußlands ihre Bedeutung. Noch heute sieht man sie bald im Kampf mit der Bureaukratie, bald sich mit dieser verschmelzend, und aus den wechselnden Schwankungen dieser beiden Strömungen erklären sich sehr viele Erscheinungen in der staatlichen Praxis der letzten Zeit. Hat die St. Petersburger „große Welt“ auch den Charakter „reinsten Wassers“ verloren, den man ihr mit Recht oder Unrecht bis in die 60er Jahre zuschrieb, so ist ihr eine gewisse Exclusivität allerdings eigen geblieben, wenn auch die Grenzen zwischen Aristokratie und Bureaukratie sehr dehnbar geworden sind und der Zauberkreis viele kleine Ventile hat, durch welche unaufhörlich neue Gestalten eintreten, die sich dann beeilen, die Formen der eigentlich Berechtigten zu copiren. So ist es zur Bildung einer Art conventionellen Aristokratie gekommen. — Im Gegensatz zum Westen haben in Rußland die heraldischen Merkmale niemals eine grundlegende Bedeutung gewonnen: Carrière und Zufall haben hier mehr zu sagen. Irgendwo lasen wir kürzlich, man beginne gegenwärtig in den höchsten St. Petersburger Kreisen darauf zu sehen, ob ein in Frage kommender heirathsfähiger junger Mann Ahnen aus dem 15. oder nur aus dem 16. Jahrhundert aufzuweisen habe. Es handelt sich hier offenbar um eine Laune, die ebenso wenig wahrhaften Grund hat, wie die russische „Aristokratie“ überhaupt. Die Zahl der wirklichen Aristokraten, welche ihr Geschlecht auf Rurik zurückführen, ist so gering, und es hat ihnen von jeher auch nur der Schatten politischer Organisation so sehr gefehlt, daß ihnen eine staatliche oder sociale Bedeutung nicht zugesprochen werden kann. Weit wichtiger ist dagegen jene conventionelle Aristokratie, die sich aus Volontären

des aristokratischen Princips gebildet hat, Personen, die infolge von Reichthum, Connexionen dienstlicher oder socialer Stellung sich die äußeren Attribute des Aristokraten angeeignet und sich der „großen Welt" angeschlossen haben. Es sind im Grunde gerade diese Personen, welche gegenwärtig in Rußland die „Aristokratie" bilden, während man sie — nach strengem, westeuropäischem Maßstabe gemessen — höhere Bureaukratie oder höhere Bourgeoisie nennen müßte. Im Westen springt der Unterschied zwischen der eigentlichen Aristokratie und der sogenannten Finanz-Aristokratie, Beamten-Aristokratie, ja sogar Dorf-Aristokratie noch sehr in die Augen; in Rußland dagegen gelten bei der herrschenden Formlosigkeit und Zerflossenheit als aristokratische Attribute hauptsächlich solche rein persönlichen Charakters, so daß man hier Aristokrat werden kann, ohne seiner Herkunft nach irgend welchen Anspruch darauf zu haben. Das kommt in den Hauptstädten, wo es Geschlechter mit historischen Namen giebt, allerdings weniger zur Geltung; in der Provinz aber genügen ein unabhängiges Vermögen, ein gutes Französisch, feine Manieren und der eigene Anspruch auf guten Ton, um der betreffenden Person eine anerkannte Stellung innerhalb der örtlichen „aristokratischen" Gesellschaft zu erwerben. Das hieraus resultirende Bestreben der höheren Bureaukratie und Bourgeoisie in Rußland, sich auf den im Grunde noch freien Platz einer „Aristokratie" zu drängen, beginnt sich im staatlichen Leben immer mehr geltend zu machen und hat schon zum fälschlichen Dienst eines Princips geführt, welches weder in der historischen Vergangenheit noch im gegenwärtigen Leben des russischen Volkes einen Platz findet, und welches darum nicht selten zu den Interessen des Staats und des Volkes in feindseligen Gegensatz tritt. — Der russische „Aristokratismus" ist aus der Quelle westeuropäischer Bildung hervorgegangen und dient darum auch in der gegenwärtigen Epoche noch als Vermittler unrussischer Principien sowohl in den gesellschaftlichen Sitten als im Staatsleben. Was das erstere Gebiet betrifft, so kann nichts für den fremden Geist der russischen sogenannten Aristokratie bezeichnender sein als der bekannte Umstand, daß sie als Umgangssprache sich nicht ihrer Muttersprache, sondern der französischen Sprache bedient. Wenn der „gute Ton" in der Conversation, den Einladungsbilleten u. s. w. die französische Sprache vorschreiben mag, ja kaufmännische Magazine mit französischen Schildern bevorzugen heißt, so ist das eine für jeden Unbefangenen erstaunliche Erscheinung. Damit ist zugleich die innere Unwahrheit der russischen aristokratischen Classe gekennzeichnet, da eine wahre Aristokratie ohne hochentwickelten Nationalstolz nicht denkbar ist und eine solche eher das Bewußtsein ihrer nationalen Vorzüge übertreiben als das eigene Volk verachten wird. Und liegt in der Verachtung der eigenen Muttersprache nicht eine Verleugnung der eigenen Nationalität? Was vor hundert und mehr Jahren allenfalls erklärlich war, ist heut zu Tage auf keine Weise mehr zu rechtfertigen, und dennoch haben sich diese Traditionen so tief eingewurzelt, daß es noch heute in gewissen St. Petersburger Kreisen für „bourgeois" gilt, russisch zu sprechen, ebensowenig wie es erlaubt ist, in einer Fuhrmannsequipage (Droschke) angefahren zu kommen, oder für eine Dame, in Begleitung eines Dienstmädchens, anstatt eines Livréebedienten, auf der Straße zu erscheinen. Derartige Dinge erscheinen als bloße Aeußerlichkeiten, haben aber unzweifelhaft eine tiefere Bedeutung. Eine Gesellschaft, welche die Grenze zwischen dem Nationalen und dem Allgemein-Menschlichen verloren hat, welche bis zu völliger Verleugnung der eigenen Sprache fremde Formen angenommen hat, eine solche Gesellschaft verliert leicht auch den Zusammenhang mit anderen Grundlagen ihres nationalen Lebens. Eine ähnliche Wirkung übte der fremdländische Geist der russischen Aristokratie auch auf dem agraren Gebiet. Mit dem Ideal des englischen „Landlords" vor Augen, entfernte sich der gutsbesitzende Adel immer mehr von der Bauerschaft, so daß bald zwischen dem nicht englisirten oder französirten Adel und dem von falschem Aristokratismus angesteckten ein tiefer Unterschied bemerkbar wurde. An Stelle der den Herrn mit dem Bauer vereinenden patriarchalischen Traditionen traten — zumeist durch Vermittlung deutscher Verwalter — Beziehungen wie zwischen Sprachfremden, eine nicht mehr überbrückbare Kluft zwischen den Theilen eines und desselben Volkes. Das Standesgefühl ist unter dem russischen Adel nur sehr schwach vertreten; es lassen sich conservative Tendenzen höchstens unter den Grundbesitzern erwarten. Die Großgrundbesitzer leben vorherrschend in den Residenzen, führen höhere Titel und bilden den aristokratischen Kern des Standes. Die meisten seiner Vertreter sind darauf bedacht, im höheren Staatsdienst oder in der großen Welt Carrière zu machen, die übrigen werden einfach Viveurs, die den Rest ihres Wohlstandes sorglos verleben. Für das Landleben, die Landwirthschaft und die communalen Interessen des Kreises oder des Gouvernements haben sie keine Neigung, kein Verständniß. Infolge der beständigen Erbtheilungen russischer Adelsgüter muß heute ein Besitz von etwa 500 Dessatinen (= ca. 100 Morgen) als auf der Grenzscheide zu dem Kleingrundbesitze angesehen werden, wie denn überhaupt der Grundbesitz des russischen Adels einer beständig zunehmenden Zersplitterung entgegengeht. Abgesehen von dem landbesitzenden und besitzlosen, oder dem angestammten oder durch Rang erworbenen Adel, müssen noch folgende Gruppen unterschieden werden: der großrussische Moskauer Adel, der kleinrussische Kosakenadel, die Ritterschaft der Ostseeprovinzen, die polnische und litthauische Schljächta, endlich der armenische, grusinische und ausländische Adel. Im eigentlichen Rußland sind die directen Folgen der von Alexander II. ins Werk gesetzten Bauernbefreiung jetzt überwunden, aber der Adel mit mittlerem Grundbesitz kann niemals eine stabile, erbliche Classe bilden, er befindet sich auf einem sich mehr und mehr senkenden Piedestal und ist keine beständige, sondern veränderliche Größe, eine Uebergangsstufe zum kleinen Grundbesitz.

Leben und Treiben in wildwestlichen Bergwerks-Districten.

Von O. von Briesen.

Längere Zeit war ich in einem der großen Silberbergwerke des Calicodistricts — in dem sogenannten Mojave-Desert Südcaliforniens gelegen — als Chemiker angestellt gewesen, während welcher Periode ich in den Baulichkeiten der Gesellschaft meine Wohnung hatte. Die Besitzer geriethen in Konkurs, bei welcher Gelegenheit auch ich mein Guthaben einbüßte, und so war ich mit einem Schlage stellungs- und mittellos. In diesem Punkte jedoch schon etwas amerikanisirt, machte mir dieser überraschend hereingebrochene Umschwung in meiner Lage keine besonderen Kopfschmerzen; hatte ich bisher für Andere gearbeitet, so wollte ich es jetzt einmal mit einem eigenen Minenbetriebe versuchen. Zu einem solchen Unternehmen gehören keine großen Capitalien, wie man vielleicht anzunehmen versucht ist, sondern geringfügiges Handwerkszeug im Werth von wenigen Dollars genügt, um ein sogenannter Chlorider — Bergwerksausbeuter im Kleinen — zu werden. Es giebt, wenn man selbst nicht Eigner eines Claims — gesetzlich abgegrenztes Stück Erzgrund — ist, so unendlich viele Leute, die verschiedene derartige Parzellen besitzen, daß man mit Leichtigkeit von ihnen einen passenden Fleck pachten kann. Die Pachtbedingung ist, von dem gewonnenen Erz den dritten, vierten, fünften oder sonstwie festgesetzten Theil an den Besitzer abzuliefern; findet man viel, so macht jener, ohne eine Hand rühren zu brauchen, sein Geschäft, bietet sich jedoch keine Ausbeute, so ist auch keine Pacht zu entrichten. Die geltenden Bestimmungen lassen somit an Einfachheit nichts zu wünschen übrig; Jeder, der eine Hacke, Schaufel nebst Pulver und Bohrwerkzeug zu erstehen vermag, kann als selbständiger Miner auftreten, wie es deren Tausende und Abertausende in den Erzdistricten des Westens giebt. Ich hatte dem Leben in der Wildniß einigen Geschmack abgewonnen und dies bestimmte mich, in der Gegend Erzgrund zu bearbeiten. Da ich meine bisherige Wohnung räumen mußte, so schlug ich mir aus einem Haufen billig erstandener alter Bretter eine Bude auf und in dieser richtete ich mich häuslich und verhältnißmäßig bequem ein. Man glaube nun nicht, daß jene sogenannten Minen-Camps durchweg von rohen und wüsten Gesellen bevölkert werden; in einer derartigen Gemeinschaft würde für die Dauer wohl kaum zu hausen sein. Nein, es giebt zum Theil sehr gebildete und, offen gestanden, auch recht herzensgute Menschen darunter, was der geneigte Leser mir glauben wird, nachdem ich ihm im Folgenden meine nächsten Nachbarn geschildert habe. Die Gegend, in der zwischen wild zerklüfteten Felsen meine Hütte stand, erfreute sich verhältnißmäßig zahlreicher Wohnplätze, da der Boden fast durchgehends reich an edlem Metall war, und so kam es denn, daß man über allzu große Einsamkeit nicht klagen

durfte. Mir zunächst hatte sich ein ehemaliger Professor häuslich niedergelassen, der aus Liebhaberei für ein völlig ungebundenes Leben sich in diesen Erdenwinkel zurückgezogen hatte. Er besaß ein kleines Vermögen, dessen Zinsen für seine geringen Bedürfnisse hinreichten; die bergmännische Thätigkeit betrieb er nur aus Liebhaberei und freute sich wie ein Kind, wenn er im Verlauf von Wochen oder Monaten einmal für ein paar Dollars Silbererz gewonnen hatte. Der Mann, durch und durch ein Sonderling, aber mit den liebenswürdigsten Umgangsformen ausgestattet, bewohnte eine der meinigen ähnliche Bretterhütte, die gerade Raum genug für ein Feldbett, ein prächtiges Pianino und drei oder vier große eiserne Kisten bot. Ich wußte, daß der Betreffende fast nur seinen Büchern und der Musik lebte, daher wunderte ich mich nicht wenig, als ich das erste Mal seine Bude betrat, weder Drucksachen noch Schreibmaterialien u. s. w. bei ihm zu erblicken. Die eisernen Kisten erschauend, meinte ich, nachdem ich auf seinem Feldbette, das zugleich als Sopha diente, Platz genommen: „Nun, Sie haben es anscheinend gut vor, wollen Sie denn alle Millionen, die hier in der Erde stecken, allein mitnehmen?“ „Sie glauben, dort hinein soll Geld kommen,“ gab lächelnd der Professor zur Antwort, „da sind Sie sehr auf dem Holzwege, bis jetzt haben jene Behälter noch keinen Cent gesehen, die beiden größeren dienen vielmehr zur Aufnahme meiner Bibliothek, während die dritte von mir als Speisekammer benutzt wird. Brauchte ich nicht diese Vorsicht, so könnte ich über kurz oder lang Hungers sterben, denn ich habe hier mit einer so raffinirten Bande von allerhand Nagethieren zu thun, daß ich jeden Gegenstand, der sich anknabbern läßt, wozu ja auch die Bücher gehören, sorgsam vor ihnen hüten muß. Meine sämmtlichen Kleider nehme ich Nachts mit ins Bett, vor diesem oder vor mir, seinem Inhaber, scheint diese böse Gesellschaft noch einigermaßen Respect zu haben, wenigstens habe ich noch nicht wahrgenommen, daß sie die Absicht gehabt hätten, gegen mich aggressiv vorzugehen.“ Der Professor war, wie die meisten zerstreut lebenden Miner, sein eigener Koch, doch zeugte, nach dem Kaffee zu urtheilen, den er mir vorsetzte, seine Kochkunst von keinem tiefergehenden Verständniß für dies Metier. — Einer meiner liebsten Nachbarn war ein ehemaliger Londoner Bankier, der, ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle, durch einen nahen Verwandten um sein gesammtes Vermögen gebracht, in die Wildniß flüchtete, um der civilisirten Welt, vor der er seitdem einen völligen Abscheu bekommen, möglichst weit aus dem Wege zu gehen. Mit ihm waren einige ärmere Leute, die bei ihm Ersparnisse deponirt hatten, durch jenen Schurken um das Ihrige gebracht. Sobald er jetzt Erzfunde machte und zu etwas Geld gelangte, so nahm er nur das Allernothwendigste für sich, während er alles Entbehrliche sofort den Betrogenen sandte. Seine Thätigkeit ward übrigens auch durch glückliche Erfolge gelohnt und es handelte sich nur noch um eine geringfügige Summe, die sein grundehrlicher Charakter ihn nöthigte zurückzuzahlen. Der Mann hatte sich eine Art Höhle zur Wohnstätte ausersehen, deren oberen, nicht ganz geschlossenen Theil er mit einem Zeltdach versah. Obgleich nicht an körperliche Arbeit gewöhnt und durchaus nicht von sehr kräftiger Constitution, war er doch außergewöhnlich emsig bei seiner Beschäftigung, indem er meinte, etwas mehr Ruhe werde er sich gönnen, sobald er keinerlei Verpflichtungen gegen Andere mehr zu erfüllen habe. Gutmüthigkeit und Vertrauensseligkeit hatten ihn um das Seine gebracht, daher war es erklärlich, daß ihn eine gewisse Bitterkeit erfüllte und Mißtrauen gegen seine Mitmenschen in ihm wach gerufen wurde. — Einen weiteren Collegen hatte ich in einem Herrn, der sich „Oberst“ nannte, dessen Bildungsgrad jedoch nicht dieser Charge entsprach. Im Laufe der Zeit erfuhr ich denn auch, daß es mit dem militärischen Grade seine besondere Bewandtniß habe. „Wissen Sie noch nicht,“ gab er mir zur Antwort, als ich ihn dieserhalb interpellirte, „daß in Kansas, meiner Heimath, jeder dritte Mensch, falls er männlichen Geschlechtes ist, mit einer militärischen Charge auf die Welt kommt? Oberst ist man natürlich nicht gleich bei der Geburt, sondern das Avancement hält mit den Jahren ungefähr Schritt, wird aber auch etwas durch den Eindruck beeinflußt, den eine Persönlichkeit macht. Somit auf mein gutes Recht pochend, lasse ich mich seit einiger Zeit »Colonel« tituliren. Doch,“ fuhr der Mann fort, „ist dies nicht der einzige stichhaltige Grund, mir den Officierscharakter beizulegen, es steht mir vielmehr noch ein anderer Umstand zur Seite, der mein Anrecht auf denselben ganz erheblich verstärkt. Ich führte nämlich der Unionsarmeee während des Bürgerkrieges ein ganzes Dutzend Rekruten zu, ein Verdienst, dessen sich nicht jeder Amerikaner rühmen kann.“ Die Ausführungen des „Colonels“ mußten mich natürlich zur Genüge überzeugen, daß er ein doppeltes Anrecht auf das Prädicat „Oberst“ besitze. Er war übrigens einer der wenigen Ehemänner, die mit Kind und Kegel in dieser Einöde saßen. Demzufolge aber war seine Häuslichkeit etwas comfortabler eingerichtet, als die der meisten Miner. — Zwei irische Knechte, Brüder, ausnahmsweise nicht Verehrer von Spirituosen, hausten gleichfalls unfern von mir und ließen sich häufig in meiner Hütte sehen, da sie wußten, daß ich mit meinen Glimmstengeln nicht knauserig umging. Es waren übrigens recht bescheidene und äußerst gefällige Burschen, die sich die Hacken abrannten, konnten sie mir dadurch einen Dienst erweisen. Sie hatten sich, da sie ausdauernd thätig waren, bereits ein kleines Capital von je etwa 2000 Dollars erspart, die sie in einem ledernen Beutel unter einer Dachsparre ihrer Baracke aufbewahrten. Diese beiden Leutchen beneidete ich ihrer Genügsamkeit wegen, die sie betreffs ihrer Mahlzeiten an den Tag legten. Heute wie morgen gab es bei ihnen Bohnen mit ranzigem Speck und sie schienen sich diese keine Abwechselung bietende Mahlzeit ebenso wenig überdrüssig zu essen, wie der Chinese seinen unvermeidlichen Reis. — Während meiner Stellung als Chemiker fungirte bei derselben Gesellschaft ein Mann als Schmied zum Schärfen des sämmtlichen Handwerkszeugs, der vorher noch nie Hammer und Ambos gebraucht hatte. Ein geborener Elsäßer, hatte er sich vordem in der Goldschmiedekunst versucht, auch ein eigenes Geschäft besessen, das sich jedoch nicht rentiren wollte und deshalb von ihm an den Nagel gehängt worden war. Die seiner Ansicht nach nahe Verwandtschaft beider Gewerbe veranlaßte ihn, den Posten als Grobschmied anzunehmen. Er hieb, den Zwicker auf der Nase, mit solcher Wucht auf jegliches Eisen los, welches ihm unter die Finger kam, daß es sich willenlos in jede von ihm beliebte Form und Gestalt bringen ließ. Dieser Mann, der einzige Elsäßer mit urdeutscher Gesinnung, den ich drüben in Amerika getroffen, siedelte sich, nachdem auch er seines Postens verlustig gegangen, in meiner Nähe an, indem er sich an einem etwas exponirten Punkte ein geräumiges Zelt aufschlug, das er jedoch mit einer Felsenkluft vertauschte, nachdem ihm während einer Nacht ein hereinbrechender Sturm die luftige Bedachung über dem Kopfe entführt hatte. Mit diesem Mußdeutschen, der sich der mit seiner Heimath vollzogenen Wandlung freute, verkehrte ich viel, da er für Alles Interesse zeigte und die Unterhaltung mit dem in der Welt weit Umhergekommenen sich meist recht genußreich gestaltete. — Da ich bisher das weibliche Geschlecht sehr stiefmütterlich behandelt habe, weil es nur äußerst spärlich im Minen-Camp vertreten war, so will ich es doch nicht unterlassen, einer „Dame“ Erwähnung zu thun, die ihr Domicil inmitten dieser unwirthlichen Berge, und zwar in einem Berge selbst, aufgeschlagen hatte. Sie, die Tochter eines südstaatlichen Nabobs, der aber im Bürgerkriege zum Bettler geworden war, hatte nach dem Tode ihrer Eltern ihre Heimath Louisiana verlassen und sich nach Californien gewandt, wo ihr von Beginn an der Gedanke vorschwebte, dort wiederum reich werden zu müssen. Demzufolge hatte sie im Calico-District, der erst vor wenigen Jahren entdeckt worden, eine ganze Menge Claims aufgenommen, von denen sie einen großen Theil verpachtete und nicht ganz unbedeutende Revenuen aus denselben zog. Uebrigens war die Dame sehr emancipirt und ihr Mann — sie besaß nebenbei auch ein solches Anhängsel — spielte mehr oder weniger den Hausknecht bei ihr; zu sagen hatte er absolut nichts. Während er im Schweiße seines Angesichtes Tag für Tag schwer arbeitete, inspicirte sie zu Fuß oder zu Pferde ihre Claims, um nach dem Rechten zu sehen. Man durfte sich vor ihr in Acht nehmen, denn das ihr innewohnende südliche Blut schien sich trotz ihrer mehr als vierzig Lenze noch wenig abgekühlt zu haben. Stets führte sie einen Revolver und einen schweren Bergstock mit sich und es bedurfte durchaus keines bedeutenden Anlasses, um sie von einer dieser Waffen Gebrauch machen zu lassen. Ich war selbst einmal Zeuge, wie sie einem Mann, der angeblich auf ihrem Terrain nach Erzen gesucht, ohne Umstände in die Beine schoß. Wäre es ein Mann gewesen, der das Leben seiner Mitmenschen in der Weise bedrohte, so würde sich Freund „Lynch“ voraussichtlich sehr bald eingestellt haben, eine zarte Schöne aber durfte sich derartige kleine Extravaganzen ungestraft erlauben. Ihren Wohnsitz hatte die Betreffende in einem langen und sehr breiten Tunnel aufgeschlagen, den ihr dienstbeflissener Gemahl mühsam ausgearbeitet und gesprengt hatte. Durch schwere

Portièren hatte sie den großen Raum in mehrere Boudoirs und Gemächer getheilt und diese in der That nicht ohne Geschmack und recht comfortabel ausgestattet. Der angetraute Mann mußte neben seiner Beschäftigung als Miner natürlich auch sämmtliche Verrichtungen einer Köchin versehen; das Einzige, womit sie sich abgab, war die Versorgung ihres Reitpferdes, welches selbstverständlich nur ihr zur Disposition stand; wollte der Gatte einmal einen Weg nicht auf Schusters Rappen machen, so konnte er sich einen „Grauen" satteln, deren mehrere für den Erztransport vorhanden waren. — Noch eines alten Miners, der unsern von mir wohnte, will ich gedenken; der Mann interessirte insofern, als er in seinen jüngeren Jahren mit dem unglücklichen Präsidenten Lincoln, der sich bekanntlich durch eigene Kraft emporarbeitete, zusammen auf einer Farm eine Zeit lang Dienste verrichtet hatte. — Die Lebensweise in den Minen-Camps ist meist eine sehr einförmige, anstrengende. In unserem Bezirke existirten allerdings mehrere Boarding-Häuser, gewöhnlich speisten in ihnen aber nur die Arbeiter und Angestellten der größeren Bergwerks-Gesellschaften, die keine Zeit hatten, ihre Mahlzeiten zu bereiten. Die Mehrzahl der selbständigen Männer, zu denen ich gezwungenermaßen ja auch gehörte, besorgte die Küche selbst. Da es in jener Gegend, die so gut wie keinen Winter kennt, in den Sommermonaten ganz unbändig heiß wird, so ging man Tag aus Tag ein in Hemdsärmeln, nur die Beine mußte man gegen die Schlangenbrut, den Kopf aber gegen die Sonnengluth soviel als möglich zu schützen suchen. Während der ersten fünf bis sechs Monate, die ich meinen eigenen Haushalt führte, besaß ich keinerlei Kochapparat — schaffte mir erst später einen Petroleumkocher an — und da es auch kein Holz in dieser Wüstenei gab, so mußte ich mich nolens volens mit ausschließlich kalter Küche begnügen. Es wurde mir dies übrigens nicht schwer, denn erstlich lebten wir gerade in der heißen Jahreszeit, wo man mehr vom Durst, als vom Hunger gepeinigt zu werden pflegt, dann verfügt man drüben über eine große Menge von allerhand Conserven, die, vollständig zubereitet, sogar ein Aufwärmen fast überflüssig erscheinen lassen. Hatte ich wirklich einmal ein Gericht, wie z. B. mexikanische Hühnersuppe mit verschiedenen Gemüsen, so brauchte ich die betreffende Blechbüchse nur ein halbes Stündchen in die Sonne zu stellen und — sie dampfte. Man wird mir vielleicht einwenden, daß es mir ohne Feuer schwerlich gelungen sein dürfte, einen genießbaren Kaffee zu brauen. Darauf kann ich nur entgegnen, daß ich Mittel und Wege fand, mir ein Getränk aus dem gemahlenen Mocca zu bereiten, das meinen Wünschen völlig entsprach, auch sogar Andere zufriedenstellte, denen ich davon zu kosten gab. Ich nahm nämlich eine Kanne mit Wasser und in dieses hing ich schon des Nachmittags den gefüllten Kaffeebeutel, dessen Inhalt bis zum nächsten Morgen darin verblieb, also genügend Zeit hatte, gehörig zu ziehen. Der auf diese einfache Weise fabricirte kalte Morgentrunk mundete mir stets vortrefflich, und ich habe sogar später noch oft von dieser Methode Gebrauch gemacht. In ganz ähnlicher Manier präparirte ich mir meine Chocolade; ich nahm ein ausreichendes Quantum Cacao, mehrere Theelöffel condensirte Milch und eine Kleinigkeit Zucker, schüttete diese Mixtur in ein Gefäß mit Wasser, rührte das Ganze gehörig um und in kürzester Frist konnte ich mich mit einer Tasse nahrhaften Lebenselixirs laben. Was man ungemein in jener Oede entbehrte, war Brod, der Miner mußte fast immer mit den sogenannten „Cracker" — einer Art Schiffszwiebad — vorlieb nehmen. Billig gestaltete sich der Aufenthalt im Camp durchaus nicht, mochten die Ansprüche auch noch so gering sein, die man machte. Die Kaufleute in dem Minenstädtchen Calico mußten ihr Schäfchen zu scheeren, was man ihnen freilich nicht so arg verdenken kann, denn einmal gehörte der Aufenthalt an jenem Platze durchaus nicht zu den begehrenswerthen, dann aber waren die Betreffenden schon der Concurrenz wegen gezwungen, ihren Kunden einen sehr ausgedehnten Credit zu bewilligen. Und daß ihnen so Mancher aus dem Garne lief, darf bei einer so bunt zusammengewürfelten Gesellschaft nicht gerade befremden. — Wenn die stets wechselnde Minenbevölkerung auch durchaus nicht aus Engeln bestand, so kamen schwere Verbrechen gegen das Leben und Eigenthum doch nur äußerst selten vor, was zum Theil wenigstens auf Rechnung der Furcht geschrieben werden muß, die der Mensch vor dem Strange zu haben pflegt, der in abgelegeneren Landestheilen der Union noch immer wacker in Anwendung gebracht wird. Zwei ausgesprochenen Lastern wurde indeß vielfach gefröhnt und zwar dem Spiele und dem Trunk. Vornehmlich fiel dies beim Besuch des Städtchens in die Augen, dessen Kneiplocale gewöhnlich einen überaus wüsten Eindruck machten. Wirklich gefährliche Bursche waren durchgehends die professionellen Spieler, die es verstanden, mit dem äußersten Raffinement den Minern ihre Dollars aus der Tasche zu locken. Mit diesen Leuten kam es mitunter zu blutigen Auftritten, wenn sie bei Betrügereien ertappt wurden oder wenn sonstige Veranlassung vorlag, mit ihnen anzubinden. Natürlich gab dann meist der Revolver den Ausschlag, das Instrument, mit dem der amerikanische Junge umgehen lernt, sobald die ersten Gehversuche ihm geglückt sind. Im Allgemeinen läßt sich wohl der Schluß ziehen, daß die Leute in einem Minen-Camp selten etwas ersparen, es ist eine sehr leichtlebige Gesellschaft, die nicht schnell genug Das an den Mann zu bringen weiß, was ihr etwa in den Schooß fällt oder durch harte Arbeit verdient wird. Auf einen Umstand möchte ich zum Schluß noch hinweisen, der in vielen Minen-Camps, so auch in dem von Calico, zu mancherlei Unzuträglichkeiten führte und mit großer Unbequemlichkeit verbunden war. Es gab in weitem Umkreise nur eine einzige Quelle, die trinkbares Wasser lieferte, und von ihr aus wurde dasselbe zum Theil auf Wagen, zum Theil auf Eseln in Tonnen und Fässern nach den einzelnen Minen und Wohnstätten befördert. Daß einem das unentbehrliche Labsal nicht umsonst geliefert wurde, liegt auf der Hand; der Eigenthümer der Quelle ließ sich vielmehr die Gallone — etwa vier Liter —, je nach der Entfernung des Abnehmers, mit 3, 4, auch 5 Cents, also mit etwa 12 bis 20 ₰ bezahlen. Der Mann hatte es demzufolge im Laufe weniger Jahre schon zu einem recht achtbaren Vermögen gebracht. Es ist sonderbar, daß mich jetzt, nachdem ich mich schon wieder Jahre lang in der civilisirten Welt aufhalte, mitunter eine Art Heimweh nach jenem wilden und öden Fleck Erde erfaßt — nicht hervorgerufen durch die Schätze, welche dort noch ungehoben schlummern —, ein Zeichen, daß selbst die tristesten Gegenden und Landstriche ihre Reize besitzen.

Bücherbesprechungen.

— Linguistische Beiträge zur Frage nach der Urheimath der Arioeuropäer. Festschrift zur Feier des 50jährigen Jenenser Doctor-Jubiläums von August Boltz. Darmstadt, Verlag von L. Brill, 1895. — Die Bescheidenheit des greisen Verfassers, der am Schlusse seiner Arbeit bittet, ihm nicht allzu hart mitzuspielen, falls seine Schrift mehr Spuren seines hohen Alters an sich tragen sollte, als er erwartet, entwaffnet die Kritik. Seine Mahnung, der Verse Dante's eingedenk zu sein:

Und wer bist du, der sitzet zu Gericht?
Auf tausend Meilen soll dein Auge tragen,
Und spannenweit nur reichet dein Gesicht

soll nicht unbeachtet bleiben. Boltz schließt aus zahlreichen Wörtern, die als Bezeichnungen für Wasser, Wassergötter u. s. w. in den indogermanischen Sprachen an den Namen des großen Landsees Nor im Quellgebiete des Amu-Darja und des Jarkand-Darja anklingen, daß das Tarimbecken die Urheimath der arischen Völkerfamilie sei. Es ist selbstverständlich, daß Untersuchungen dieser Art, die es unternehmen, mit der Leuchte der Wissenschaft unvordenkliche Zeiten zu erhellen, die äußerste Vorsicht erheischen und auch den gewissenhaftesten Forscher leicht auf Irrwege führen. Inwieweit die Schlüsse des Verfassers sich von dem sicheren Boden der anerkannten Sprachgesetze entfernen, das zu beurtheilen überlassen wir den berufenen Fachgelehrten. R. B.

— Lehrbuch der Geschichte für die oberen Classen höherer Lehranstalten von Dr. W. Martens. 3. Theil: Geschichte der Neuzeit. Hannover, Manz u. Lange. 1895. 293 S. 2,80 ℳ. — Mit diesem 3. Bande ist Martens' Lehrbuch abgeschlossen. Er führt von rund 1500 bis zur Gegenwart und ist durch ein Namen- und Sachregister handlicher gemacht, als es derartige Bücher zu sein pflegen. Auch durch die Anmerkungen, welche zumeist nähere geographische Angaben enthalten, ist dasselbe Ziel erstrebt. Der Verfasser will sie aber mit Recht bei einer neuen Ausgabe durch beigefügte Karten unnöthig machen. Die Vorzüge der früheren Bände: knappe, sich nur auf das Thatsächliche beschränkende, klare Darstellung, im Ganzen gute Auswahl und übersichtliche Ordnung des Stoffes sind auch in diesem Bande anzuerkennen. M.-Fr.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 125. Sonnabend, den 19. October. 1895.

Ein Besuch am Hofe Katharina's II. vor hundert Jahren.

Von Bruno Judeich-Dresden.

Im Jahre 1795, also genau vor hundert Jahren weilte in St. Petersburg zum Besuche des Hofes der Kaiserin Katharina II. eine Frau, welche in dem literarischen Leben der damaligen Zeit eine bedeutende Rolle spielte. Es war dies die dem hochangesehenen altkurländischen Adelsgeschlechte der Grafen von Medem entsprossene Freifrau Elisa von der Recke, die Schwester Dorothea's, der letzten Herzogin von Kurland, welches bekanntlich als Lehnsstaat Polens unter Katharina II. gelegentlich der dritten und letzten Theilung Polens 1795 ebenfalls russische Provinz wurde. Elisa von der Recke hat sich, um die Leser vorerst etwas näher mit dieser ausgezeichneten und geistvollen Vertreterin ihres Geschlechts bekannt zu machen, besonders in Deutschland ein bleibendes Denkmal dadurch errichtet, daß sie in den Jahren 1805 bis zu ihrem im Jahre 1833 zu Dresden erfolgten Tode eine treue Beschützerin des deutschen Dichters August Tiedge, des Verfassers des auf Grundlagen der Kant'schen Philosophie den rationalistischen Unsterblichkeitsglauben feiernden Gesanges „Urania“, wurde. — Gleich den Büchern haben auch die Verfasser derselben ihre eigenthümlichen Schicksale. Oft werden sie schnell zu den Sternen emporgetragen, um später einer oft unverdienten Vergessenheit zu verfallen. Für diesen Satz ist August Tiedge, der Freund Elisa's, ein belehrendes Beispiel. Noch im Todesjahre Tiedge's, 1841, konnte der allgemeinen Werthschätzung desselben in Deutschland entsprechend der Verleger der „Urania“ bei deren Erscheinen in der 11. Auflage schreiben: „Wo ist der Gebildete in unserm Vaterlande, dem nicht die reinen Harmonien dieses Liedes Erhebung, Trost, Begeisterung verliehen hätten? ..... Hat die Urania uns in der Jugend begeistert, zu großen Gefühlen erhoben, und stand sie als Schutzengel uns zur Seite, wenn wir zweifelten und zagten, so ist sie nicht minder ein Buch der Erhebung, des Trostes und der Zuversicht in den männlichen Jahren und am Abend des Lebens.“ — Aber schon die heranwachsende damalige Jugend dachte anders über dieses Buch. In den zwanziger Jahren sitzt zu Frankfurt ein heiterer Kreis junger geistig bedeutender Menschen zusammen, um, wie gewohnt, in witziger Weise den Abend zu verbringen. Unter ihnen befindet sich Heinrich Heine. Es wird gerade darüber berathen, wie ein Mitglied des Kreises, das — so setzte man in dem gesellschaftlichen Spiele voraus — sich eines entsetzlichen Verbrechens schuldig gemacht hatte, aufs Peinvollste zu Tode gemartert werden könne. Die Mitglieder der Gesellschaft schlugen die verschiedensten Todesarten vor, bis endlich Heine sich mit feierlicher Miene erhob und ausrief: Alle diese Strafen sind für ein so abscheuliches Verbrechen viel zu gering! Der besondere Fall erheischt eine besondere Behandlung!“ Und jetzt, das Gesicht eines Henkers annehmend, trat er vor den Schuldigen hin, schlug einen Gesang der „Urania“ auf und begann mit salbungsvoller Stimme daraus vorzulesen. Der Delinquent wand sich in den schrecklichsten Krümmungen auf seinem Sitze hin und her, indem er Heine mit flehender Stimme beschwor, mit der Tortur einzuhalten. Doch dieser, mit abwehrender Geberde, las immer feierlicher, immer salbungsvoller. Da rief der Gemarterte endlich voller Verzweiflung, er wolle tausendmal lieber gerädert werden, als sich noch länger zum Anhören so mark- und schwungloser Verse verdammt zu sehen. — Wenn wir jetzt auf dem alten Dresden-Neustädter Friedhofe vor dem Grabe Tiedge's stehen, wo derselbe gemeinsam mit Elisa von der Recke ruht, ist es in der That auch mehr das Gedächtniß an diesen edlen Freundschaftsbund, als die Erinnerung an die Werke des verstorbenen Dichters, welche unser Herz bewegt. Vielleicht stand Elisa, die sich als Schriftstellerin übrigens selbst, besonders durch einige religiöse Lieder, bekannt machte, sogar geistig höher als ihr poetischer Freund, wenn sie schon, dem empfindsamen Zuge ihrer Zeit entsprechend, die Schwärmerei für dessen weiche Verse theilte. Für den weithin tönenden Klang, den Elisa's Name in der literarischen Welt Europas besaß, bürgt unter Anderem auch ein Urtheil des geistreichen Abbé Denina, der in seiner französischen Schrift: „Das literarische Preußen unter Friedrich II.“ folgendermaßen über die schöne Kurländerin urtheilt: „Frau von der Recke ist für das schönwissenschaftliche Deutschland das, was die berühmte italienische Dichterin Vittoria Colonna für die italienische Literatur in dem Zeitalter Leo's X. war. Vittoria Colonna, edel, schön, gelehrt und schaffenden Geistes, war die Freundin aller berühmten Schriftsteller ihres Volkes. Frau von der Recke ist die Freundin Goethe's, Wieland's, Ramler's, Nicolai's; sie fühlt sich hingezogen zu allen durch ihre Werke berühmten Deutschen und sieht dabei ganz ab von Geburtsort, Lebenslage und Religion. Sie empfängt mit derselben Höflichkeit, mit derselben Güte die Gattin des gelehrten Buchhändlers Nicolai, die geistvolle Frau des jüdischen Doctors Herz und die Tochter des Philosophen Moses Mendelsohn. Man trifft bei ihr Dichter, Maler, Componisten, Schriftsteller und Geschichtsschreiber. Durch ihre Gesundheit genöthigt, häufig Reisen zu machen, begiebt sie sich oft in die verschiedensten Theile Deutschlands, und sie bringt dann stets den großen Schriftstellern, die ihrem Volke zur Ehre gereichen, ihre Huldigungen dar.“

Kaiserin Katharina II., um nun auf unser Thema zu kommen, war auf Elisa von der Recke durch ein Buch aufmerksam geworden, welches letztere über den berüchtigten Charlatan Cagliostro veröffentlicht hatte. Elisa lernte diesen gewandten Betrüger, der damals das Tagesgespräch Europas bildete, in Mitau kennen. Tiefgebeugten Herzens war sie damals nach Mitau gekommen, nachdem sie sich von ihrem Gatten, der die geistige und seelische Größe seines Weibes nicht zu schätzen verstand, hatte trennen müssen. In dieser Seelenstimmung war sie nur zu empfänglich für die mystischen Gaukeleien des schlauen Italieners, der, wie anderwärts, die vornehme Gesellschaft Mitaus unter der Vorspiegelung, daß er berufen sei, die Menschheit durch physische und moralische Wiedergeburt zu höherer Vollkommenheit zu führen, auf das Schmählichste hinterging. Lessing's „Nathan der Weise“ war ihr, nachdem sie die Lügen Cagliostro's durchschaut, der Quell der geistigen Wiedergeburt geworden. Die Stelle: „Es ist leichter, andächtig zu schwärmen, als gut zu handeln“, hatte mächtig in ihrem Innern gezündet, und vor diesem in ihr aufgegangenen Lichte waren die Schemen des Mysticismus, die ihr beinahe das Leben nahmen, von ihrer Seele gewichen. Das erwähnte, dieser geistigen Wiedergeburt entflossene Buch: „Nachricht von des berüchtigten Cagliostro Aufenthalt in Mitau“, in welchem sie, ohne die eigene Schwäche zu schonen, die Lügen dieses Schwindlers enthüllte, erregte das Aufsehen der damaligen gesammten gebildeten Welt. Auch Kaiserin Katharina, welche offnen Auges die litterarischen Bewegungen ihrer Zeit verfolgte, hatte ihr brieflich die schmeichelhafteste Anerkennung ausgesprochen, und daher hielt es Elisa, als später die Einverleibung Kurlands in Rußland erfolgte, durch den Anstand geboten, sich an ihre neue Landesherrin schriftlich zu wenden und sich ihrer Gnade zu empfehlen. Die Nachricht von dem Verluste der Selbständigkeit ihres Vaterlandes hatte sie wohl Anfangs mit Schmerz erfüllt, aber sie hatte die polnischen und die kurischen Wirren doch in zu

nächster Nähe mit angesehen, als daß sie auf das jetzige Ereigniß nicht vorbereitet gewesen wäre. Die Czarin antwortete in überaus huldvoller Weise und lud Elisa zu einem längeren Besuche in St. Petersburg ein. Einer solchen ehrenvollen Aufforderung mußte natürlich entsprochen werden, obwohl für Elisa's bescheidenen Sinn der Gedanke an das Zusammentreffen mit der mächtigen Herrscherin, die ihrem reinen Denken weniger als eine russische Kleopatra sondern als Semiramis des Nordens erschien, etwas Beängstigendes hatte. Klopfenden Herzens sah sie daher auf der Straße nach St. Petersburg am 30. Juli des Eingangs erwähnten Jahres aus ihrem Reisewagen die vergoldeten Kuppeln der vielen griechischen Kirchen aufsteigen, welche bekanntlich später den mehr für äußere Pracht als für echte Kunst empfänglichen Sinn Napoleon's I. so nachhaltig beeinflußten, daß er beschloß, den Invalidendom in Paris mit einer ähnlichen Zierde zu versehen. Als Elisa in der russischen Hauptstadt einfuhr und die breiten Straßen und gewaltigen Plätze gewahrte, da entging ihrem scharfen Aufmerken nicht, daß die vorhandene Menschenmenge zu klein sei für den gewaltigen Maßstab, in dem Alles angelegt worden. Wie sie aber schon damals richtig vermuthete, ergänzte das Riesenreich Katharina's das Fehlende sehr bald. Nachdem sich die Angekommene von den in jener Zeit sehr anstrengenden Strapazen einer derartigen Reise erholt hatte, meldete sie sich in der üblichen Form bei dem russischen Hofmarschallamte. Am 4. August ward sie darauf nach Zarskoje Selo, dem jetzigen Lieblingsaufenthalte des jungen Czarenpaares, für dessen Erweiterung und Umbau Katharina viel gewirkt, eingeladen, um bei Frau v. Lieven, einer engeren Landsmännin, das Mittagsmahl einzunehmen. Frau v. Lieven, später mit dem Fürstentitel geschmückt, war Oberhofmeisterin bei den vier Töchtern des Großfürsten-Thronfolgers, jenes finsteren Paul, der den tragischen Tod seines Vaters nicht vergessen konnte. Während des Mittagsmahles eröffnete Frau v. Lieven der etwas ängstlich zuhörenden Elisa, daß sie der Czarin auf deren Wunsch noch an demselben Abende werde vorgestellt werden. Katharina II., eine der klügsten Frauen, die es wohl je gegeben hat, wollte der tugendhaften Kurländerin in dem günstigsten Lichte erscheinen. Für den geistvollen Diderot hatte sie die von Vorurtheilen freie Herrscherin und die glänzendste Unterhaltungsgabe bereit gehalten; für die Freifrau von der Recke, die aus Kurland kam, wo ein reines Familienleben die Regel bildet, erschien sie in einem anderen Lichte, und zwar in einem solchen, das für sie sehr günstig wirken mußte. Die Czarin gab nämlich an diesem Abende ihren Enkeln und Enkelinnen einen Ball, und die mächtige Herrscherin verschwand demnach hinter dem glücklichen Familienhaupte. Schon durch den Anblick der vier liebreizenden Großfürstinnen bei Frau v. Lieven, welche nach dem übereinstimmenden Urtheile aller Derer, die ihnen nahe getreten, sämmtlich die Anmuth der äußern Erscheinung von ihrer Mutter, einer württembergischen Prinzessin, geerbt hatten, wurde Elisa's warm fühlendes Herz für die russische Kaiserfamilie gewonnen. Daß dieselben in der That nicht blos adelig von Gestalt, sondern auch edel von Gesinnung waren, hatten sie Gelegenheit in Deutschland und in Holland zu beweisen, wohin sie verheirathet wurden. Zwei von ihnen, die in Stuttgart und Weimar eine neue Heimath fanden, haben dort unvergeßliche Spuren ihres edlen Waltens zurückgelassen, während die zarte und schöne Helene Paulowna, die den Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin heirathete, zu früh einem Brustleiden erlag, um, wie sie es sonst sicher gethan hätte, über spätere Geschlechter die Sonnenstrahlen eines warmen Herzens auszusenden. Elisa schildert die vier Großfürstinnen mit folgenden Worten: „Unauslöschlich wird in meinem Gemüthe der Eindruck bleiben, den dieser liebliche Blüthenflor der kaiserlichen Familie auf mich machte. Gleichsam magnetisch angezogen, wendete mein Auge sich von einer dieser holden Jugendgestalten zur andern, und ein gemischtes Gefühl von Rührung und Freude ging durch mein Herz. Man sieht es bald, daß diese jungen Fürstinnen würdig geleitet werden und von trefflichen Beispielen umgeben sind. Zu der edlen Haltung in ihrem Betragen, zu dem Anstande, der ein leises Ahnen ihres erlauchten Standes auszudrücken scheint, mischt sich so schön jene freie Unbefangenheit, jene süße kindliche Natürlichkeit, die allein nur nicht weiß, wie unwiderstehlich sie ist: dies zusammen hat sich in diesen Fürstenkindern zu einer solchen Art von Liebenswürdigkeit entwickelt, die nur an Höfen gefunden wird, wo die Etikette nicht ausschließlich sich die Führung des äußern Lebens anmaßen darf, sondern angewiesen ist, der echten Humanität den Zutritt zu gestatten. Die beiden älteren Großfürstinnen, Alexandrina und Helene, sind reizend aufblühende Gestalten und die beiden jüngern, Maria und Katharina, liebliche Kinder voll Geist und Leben. Ungemein ergötzten mich die naiven Fragen, die ich ihnen zu beantworten hatte, und so verlebte ich einen unvergeßlichen Mittag in diesem freundlichen Kreise." Am Abende desselben Tages, wo Elisa mit Frau v. Lieven und den Großfürstinnen gespeist hatte, befand sie sich im Audienzsaale des Winterpalastes, wo sie neben einer großen Anzahl vornehmer Herren und Frauen das Eintreten der Czarin erwartete. Elisa traf, als sie ihr Auge über die zahlreichen Anwesenden hingleiten ließ, auf kein bekanntes Gesicht. Da fühlte sie sich plötzlich heimisch angeweht, als der Prinz Stanislaus v. Poniatowski zu ihr trat, den sie am Hofe seines königlichen Oheims, des letzten Polenkönigs, in Warschau hatte kennen und schätzen lernen. War dies doch derselbe Prinz, aus dessen gediegener Unterhaltung sich mehr und mehr bei ihr die Ueberzeugung befestigt hatte, daß Polen seinem Untergange entgegeneile. Diese in Warschau mit einander verlebte Zeit wurde wieder wach in ihrer Erinnerung, und Beide versenkten sich in eine angelegentliche Unterhaltung, sodaß sie es überhörten, daß die Ankunft der Czarin feierlich verkündet wurde. Doch an dem Verstummen der umherstehenden Gruppen und in dem gespannten Ausdrucke der Gesichter merkten sie, daß der für jede Hofgesellschaft feierliche Augenblick herannahe, das Erscheinen der Majestät. Die Flügelthüren öffneten sich und Katharina trat ein mit glücklichem Gesichtsausdrucke inmitten einer Schaar schöner Enkel und Enkelinnen. Elisa war eine der ersten Personen, welche der Czarin vorgestellt wurden. Als Katharina auf sie zutrat, war es für Elisa erst befremdend, daß die Kaiserin nicht von stolzer gebietender Gestalt war, sondern mehr eine Mittelfigur zeigte, die sich freilich vortrefflich hielt und gar anmuthig bewegte. Katharina hatte beschlossen, auf die tugendhafte Frau und die weitgenannte Schriftstellerin einen günstigen Eindruck hervorzubringen, und das gelang ihr vollkommen. Nach französischer Weise sogleich mit etwas Verbindlichem die Unterhaltung eröffnend, kam die Herrscherin auf Elisa's Buch über Cagliostro zu sprechen und dankte ihr nochmals mündlich, daß sie einen so gefährlichen Betrüger entlarvt habe. Hierauf wandte die Czarin das Gespräch auf Kurland und äußerte schöne, landesmütterliche Gesinnungen für die neuen Unterthanen, die sich ihrem Scepter anvertraut hatten. Katharina hätte nichts sagen können, was für Elisa angenehmer zu hören gewesen wäre. Als die Czarin sich mit ihrem Kennerauge von dem günstigen Eindrucke überzeugt hatte, den sie auf Elisa hervorgebracht, entließ sie dieselbe huldvoll und wandte sich anderen Personen zu, die schon sehnsüchtig die Ehre einer Ansprache erwarteten und neidisch nach der bevorzugten Kurländerin hinschielten. Nach diesem Gespräch mit der Kaiserin wurde Elisa dem Großfürsten Alexander und dessen Gemahlin vorgestellt, die mit ihr denselben Vornamen trug. Sie meinte, nie ein schöneres Paar gesehen zu haben. Der Großfürst erschien ihr wie „Apoll", seine Gemahlin wie „eine zarte Hebe, ausgestattet mit der lieblichen Geistigkeit einer Psyche". Jetzt begab sich die ganze Versammlung aus dem Audienzsaale in den Tanzsaal, und auf einen Wink der Kaiserin nahm der Ball seinen Anfang. Katharina ließ sich in einen Armstuhl nieder und winkte sehr gnädig Elisa heran, daß sie neben ihr Platz nehme. Die beiden bedeutenden Frauen pflogen während einer ganzen Stunde eines vertraulichen Zwiegesprächs. — An dem Sonntage, der diesem Ballabend folgte, ward das Geburtsfest der Großfürstin Alexandrina gefeiert. Elisa stattete ihren Glückwunsch ab und ward von der Czarin eingeladen, dem griechischen Gottesdienste beizuwohnen. Der Eindruck, den diese ihr neue Liturgie auf sie hervorbrachte, war ein tiefer. „Schade, daß ich" — so schreibt sie in einem ihrer St. Petersburger Briefe — „das Russische nicht verstehe, um den Geist der griechischen Gottesverehrung zu fassen, aber für Auge und Ohr war mir ein herrliches Fest bereitet. In der Kapelle stand ich so, daß ich die ganze kaiserliche Familie überschauen konnte, wo immer eine Wohlgestalt neben der andern die Aufmerksamkeit an sich zog. Hier sah ich auch die Großfürstin Mutter, Gemahlin des Großfürsten Paul: eine hohe, fürstliche Bildung, noch voll Anmuth und Liebreiz; eine sanfte, geistige Natur des innern Lebens scheint hell hervorzuleuchten aus den frisch blühenden Zügen der äußern Form. Es begann eine festliche Musik, wie ich sie nur in der Berliner Singakademie gehört habe, eine Musik von Menschenstimmen, ohne alle Instrumtalbegleitung. Die Sänger standen verborgen, so daß die feierlichen Töne gleichsam einer mystischen, unsichtbaren Geisterwelt entquollen. Diese Musik hat etwas Rührendes und

Herzerhebendes, das sich nicht beschreiben läßt. Unwillkürlich fügte meine Empfindung Worte der Andacht zu diesen himmlischen Klängen." Bei der Galatafel, die zur Geburtstagsfeier der Großfürstin stattfand, saß Elisa der Kaiserin gegenüber und hatte aufs Neue Gelegenheit, die glänzende Unterhaltungsgabe der hohen Frau zu bewundern. Der Abend ward wieder durch einen Ball verherrlicht und war reich an Auszeichnungen für die berühmte Kurländerin. Elisa mußte, wie am ersten Ballabende, wieder an der Seite der Kaiserin Platz nehmen. Die hochgebildete Freifrau, trotz aller ihr erwiesenen Liebenswürdigkeiten nie vergessend, daß sie zu ihrer jetzigen Landesherrin und zur Gebieterin des größten Reiches der Welt spreche, wollte mit dieser nicht in gleicher Reihe sitzen, sondern schob ihren Sessel etwas zurück. Aber dies erlaubte Katharina nicht, indem sie verbindlich bemerkte, Elisa sei ihr je näher, desto lieber. Jetzt versenkten sich Katharina und Elisa, wie am ersten Abend ihrer Bekanntschaft, in ein langes, die ernstesten und wichtigsten Gegenstände berührendes Gespräch. Die Kaiserin, die bei jeder ihrer bedeutenden Regentenhandlungen auszurufen pflegte: „Was wird Schlözer dazu sagen!" — mochte wohl in diesem Augenblicke daran denken, daß dieser von ihr gefürchtete Göttinger Geschichtsschreiber auch Elisa's Buch über Cagliostro einer scharfen Kritik unterzogen hatte. Aus diesem Grunde trat jedenfalls die Gestalt Schlözer's an jenem Ballabende vor ihr geistiges Auge, denn sie ließ sich gegen Elisa vorzüglich darüber aus, wie schwierig es für den Geschichtsschreiber sei, einen Regenten richtig zu beurtheilen, da er meist nur die äußere Thatsache sehe, aber nicht die innern Kämpfe gewahr werde, die ausgefochten sein mußten, bevor sich das Ereigniß vollziehen konnte. Die Triebfedern zu einer Handlung seien doch eigentlich das Entscheidende, aber diese entzögen sich doch meist den Blicken der Geschichtsschreiber. Sie schloß ihre Rede, die sie mit großem Nachdrucke sprach und der es an glänzenden Gedanken nicht fehlte, mit folgenden Worten: „Bekennen wir es nur: es steht schlimm um die pragmatische Geschichte." — Welch bedeutenden Eindruck Elisa von der damaligen Beherrscherin Rußlands empfing, geht aus folgender ebenfalls einem ihrer Briefe entnommener Stelle hervor: „Eine große Frau" — so heißt es da — „ist Katharina gewiß; eine außerordentliche würde sie sein, wenn sie nicht Kaiserin wäre. Sie ist Schriftstellerin, Gesetzgeberin und Selbstbeherrscherin, insofern dies letztere der Umfang ihres unermeßlichen Reiches gestattet. In Allem, was von ihr selbst ausgehet in die Provinzen des weitläufigen Staates, athmet eine ernste männliche Natur: dieses thut jedoch keineswegs der sanften Weiblichkeit Abbruch, deren Milde sich in ihrem näheren Lebenskreise und in solchen Zügen der Landesmütterlichkeit offenbaret, die eine sie vergötternde Volksmeinung erzeugten. »Gott ist hoch,« pflegt der gemeine Russe zu sagen, »und die Czarin ist weit«: zu Beiden ist schwer zu gelangen. Der oben weiß Alles, er hilft aber nicht immer; wenn sie Alles wüßte, so würde das Böse nicht sein, das in der Welt ist." Wie sehr das russische Volk seine Czarin liebte, davon hatte Elisa während ihres Verweilens in St. Petersburg wiederholt Gelegenheit sich zu überzeugen. Namentlich glaubte man allgemein, wie jetzt noch in England von der Königin Victoria, daß, falls sie bei einer öffentlichen Feier ihr Erscheinen zugesagt habe, man eines heiteren Himmes sicher sein könnte. In ähnlicher Weise sprach man ja bekanntlich auch in Deutschland unter Kaiser Wilhelm I. stets von einem „Kaiserwetter". Diesen sich mehrfach vorfindenden Volksglauben konnte Elisa in Rußland damals aus einem Gespräch mit ihrem Lohnbedienten entnehmen. Es sollte nämlich ein Schiff vom Stapel gelassen werden, und Elisa hatte ursprünglich beabsichtigt, diesem für sie ungewohnten Schauspiele beizuwohnen. Da die Luft jedoch kalt und die Atmosphäre trübe war, so erklärte Elisa ihrem Lohndiener, als er sich gemäß dem erhaltenen Befehle einstellte, daß sie doch lieber zu Hause bleiben wolle, indem das Fest bei grauem Himmel und wahrscheinlichem Regen keinen Reiz für sie habe. Da antwortete der Diener mit dem Tone festester Ueberzeugung: „Lassen Sie sich nicht abhalten, gnädige Frau, denn die Czarin wird kommen und das Wetter muß gut werden." Erstaunt fragte Elisa darauf: „Muß?", indem sich ihrem Tone ein erstaunter Tadel über den Aberglauben des Mannes beimischte. Aber schlicht und einfach erwiderte derselbe: „Ja, denn Gott liebt sie." Trotz der felsenfesten Versicherung des Lohndieners, daß schönes Wetter nicht ausbleiben werde, zog Elisa es aber doch vor, nicht in das Freie zu gehen, sondern der Feierlichkeit — freilich etwas von Weitem — aus ihrem Fenster zuzusehen; denn dunkle Wolken jagten am Himmel, sodaß man jeden Augenblick einen Platzregen erwarten konnte. Da läuteten die Glocken von den Kirchthürmen, und die Kanonen donnerten in kurzen Zwischenräumen. Dies war das Zeichen, daß sich die Czarin vom Winterpalaste aus in Bewegung gesetzt habe, um der Feierlichkeit beizuwohnen. Und siehe da, als die Czarin an dem Platze anlangte, wo das Schiff vom Stapel gelassen werden sollte, da verzogen sich die Wolken und die Sonne brach glänzend hervor. —

Ueber den Eindruck, den St. Petersburg nach längerer, genauerer Besichtigung auf Elisa gemacht, giebt folgender Passus eines Briefes Kunde, den sie am 23. September 1795 an den bekannten, auch von Denina genannten Schriftsteller und Buchhändler Nicolai in Berlin schrieb: „Lassen Sie mich fortfahren, Ihnen von meinem Aufenthalte allhier Rechenschaft abzulegen. Jetzt habe ich schon mehrere Theile der Stadt durchzogen, und ich sage Ihnen: St. Petersburg ist die einzige Stadt, die wenig oder nichts gemein hat mit anderen Städten ihres Ranges. Asiatische Herrlichkeit und die Pracht eines weitstrahlenden Herrschersitzes wechselt ab mit dörflichen Stellen, wo ländlicher Friede durch grünende Wiesen und Saatfelder wandelt, unberührt vom Geräusche des großstädtischen Lebens. Besonders aber ist es die gewaltige Newa, die den Blick des Fremden an sich zieht. Wie ein fortströmendes Meer wogt sie dem Ocean zu. Alles deutet hier auf Dauer und Kraft. Die Einfassung der Newaufer ist gleichsam ein eiserner Kranz mit goldenen Blumen. Die Porphyrpfeiler nämlich, welche die Einfassung bilden, sind untereinander verbunden durch stahlblau gearbeitetes Eisenwerk, mit stark vergoldetem Laubgewinde durchflochten. Der weite Hafen, der die größten Schiffe aufzunehmen fähig ist, macht einen ergreifenden Eindruck. Alles, was ich bemerke, erscheint mir gigantisch, und mit gespannter Aufmerksamkeit treibt mich die Neugier von einem merkwürdigen Gegenstande zum anderen. Ich habe die kräftig grünen Anlagen gesehen, die gleich den schwebenden Gärten der Semiramis auf riesenhaften Gewölben ruhen und von starken hohen Bäumen beschattet werden. Prächtige Portale sind es, durch welche man aus den oberen Geschossen der daran stoßenden Paläste in das duftige Sommergebüsch dieser Gartenhaine tritt. Mit noch größerem Interesse aber habe ich die von Peter dem Großen angelegte und unter Katharina sehr erweiterte Einrichtung der Militär-Akademie und das Institut des Seewesens besucht und das Fräuleinstift und das Findelhaus in Augenschein genommen. Alle diese Schöpfungen und Erweiterungen sind hervorgegangen aus kolossalen Entwürfen, welche, so wie jene Gartenanlagen, von dem Grafen Betzky herrühren." Von den zahlreichen Bekanntschaften, die Elisa während ihres dreimonatlichen Verweilens in St. Petersburg machte, dürfte als besonders bemerkenswerth ihr Verkehr mit dem deutschen Dichter der sogenannten Sturm- und Drangperiode, Friedrich v. Klinger, dem dereinstigen Erzieher des Großfürsten Paul und damaligen Director des adligen Cadettencorps, und dem ebenfalls in St. Petersburg lebenden, besonders als Prosaschriftsteller bekannten Frhrn. v. Nicolay sein. Das für das gesammte spätere Leben Elisa's bedeutsamste Ereigniß, welches sie ihrem Aufenthalte am Hofe Katharina's zu danken hatte, war aber ein hochherziges Geschenk der russischen Kaiserin, für welches die edle Freifrau derselben die unauslöschlichste Dankbarkeit bewahrte. Katharina hatte nämlich gehört, daß Elisa weder von ihrem Vater ein bedeutendes Vermögen ererbt habe, noch von ihrem geschiedenen Gatten würdig gestellt sei, mithin vor den kleinlichen Sorgen des Tages keineswegs geschützt war. Diesem, für ein edles Gemüth doppelt peinlichen Zustande beschloß Katharina in echt kaiserlicher Weise abzuhelfen. Sie bestimmte, daß Elisa ihr ganzes Leben hindurch die Einkünfte des Gutes „Pfalzgrafen" in Kurland beziehen sollte. Dieses große Gut war der russischen Krone bei der Einverleibung Kurlands als Domäne zugefallen. Dadurch setzte die Kaiserin Elisa, die edelste Tochter der neuen Provinz ihres großen Reiches, in den Stand wie erwähnt die sorgende Protectorin des Dichters Tiedge zu werden, was der Freifrau von der Recke für immer einen Namen in der deutschen Literaturgeschichte sichert.

Bücherbesprechungen.

— Der Begriff Concentration in der Unterrichtslehre in historischer und systematischer Darstellung. Eine pädagogische Studie von G. K. Barth, cand. paed., Oberlehrer am Königl. Sächs. Lehrerseminar Borna. Druck und Verlag von Robert Noske in Borna. 1895. 8¼ Bogen. 8°. Preis broschirt 2 ℳ — Wir zeigen hiermit eine Arbeit an, die auf das Interesse wissenschaftlicher Kreise in hohem Grade Anspruch erheben darf. Sie ist auch unseres Wissens der erste Versuch, einen historisch-kritischen Ueberblick über die verschiedenen, oft sehr in die Irre gehenden Auffassungen des Begriffs „Concentration" in der Unterrichtslehre zu geben. Das Studium dieser Schrift ist nicht nur den Lehrern an der Volksschule, wo der Mangel einer Concentration im Unterrichte am schwersten empfunden werden möchte, sondern auch den Lehrern an der gelehrten Schule zu empfehlen. Eine Verschiedenheit des Princips je nach der Verschiedenheit der Schulen kann ja so wie so nicht platzgreifen. Ja, bei dem größeren Umfange und der größeren Mannigfaltigkeit des Unterrichtsstoffes an den höheren Schulen und bei der dadurch gesteigerten Gefahr einer geistigen Zersplitterung des Schülers gewinnt die Frage der Concentration für letztere Schulen eine noch größere Bedeutung als für die Volksschule. — Im ersten Theile seiner Studie geht der Verfasser dem Begriffe „Concentration" in seiner geschichtlichen Entwickelung nach, wobei er zwei Perioden unterscheidet, deren erste er als die Zeit der technischen Ausbildung des Begriffs (Lorinser, Jacotot, Concentrische Kreise) bezeichnet, während die zweite Periode die der ethisch-psychologischen Begründung des Begriffes (Ziller, Herbart, Rein, Dörpfeld, Spielmann, Willmann, Mathesius, Lindner) umfaßt. Im zweiten Theile wird der Begriff nach seiner Systematik behandelt. Der Inhalt desselben — Verbindung von Erfahrung und Lehre, Verbindung der Lehrzweige und Lehrstoffe innerhalb desselben Faches, Verbindung der Lehrfächer unter einander — wird in klarer und knapper Darstellung erläutert. Die Hauptthätigkeit des concentrirenden Unterrichts soll darin bestehen, daß derselbe alle unvereinbaren Gegensätze vom Bewußtsein des Zöglings fernhält, daß er das nicht unvereinbare Mannigfaltige des Interesses mit einander verknüpft, die Vorstellungsreihen in den einzelnen Unterrichtsfächern auf einander bezieht, mithin eine Verbindung unter den Lehrfächern erstrebt. Auf diesem Standpunkte fußend tritt der Verfasser den Bestrebungen Derer entgegen, die, alle wirklichen, historisch gewordenen Verhältnisse und Unterschiede unter den Menschen mißachtend, darin ein „bezauberndes Bild" erblicken, daß sie den Sohn des Proletariers neben den des Banquiers und des Fürsten auf eine Schulbank neben einander setzen. Er will nichts wissen von einer confessionslosen oder Simultanschule, die alle Schattirungen des religiösen Bekenntnisses vereinigen will, selbstverständlich auch nichts von einer Schule, für die selbst der Unterschied der Geschlechter belanglos ist. Die Schule hat alle diese Verschiedenheiten unter ihren Zöglingen zu berücksichtigen. Nur unter dieser Voraussetzung ist es möglich, der Anforderung der Concentration nachzukommen: eine Verbindung herzustellen zwischen dem Unterrichtsstoffe und dem Vorstellungsmaterial, das sich der Schüler schon außerhalb der Schule erworben hat und ununterbrochen fortfährt sich anzueignen. — Wir können das Studium der fleißigen Arbeit eines tüchtigen Pädagogen aufs Wärmste empfehlen. W. Sm.

— Grundzüge der Deutschen Literaturgeschichte. Für höhere Schulen und zum Selbstunterricht. Von Prof. Dr. Gotthold Klee, Oberlehrer am Gymnasium zu Bautzen. Dresden, Verlag von Georg Bondi. 1895. (IV, 180 S.) 1 ℳ 50 ₰. — Ist der praktische Schulmann bei Besprechung von Neuigkeiten auf didaktischem Gebiete nicht selten veranlaßt, die Bedürfnißfrage aufzuwerfen, so tritt bei Büchern, wie dem jetzt uns zur Besprechung vorliegenden, diese Frage nicht an ihn heran. Klee's Arbeit empfiehlt sich von selbst und bedarf eines Geleitsbriefes nicht, dessen Inhalt sich in die Versicherung zusammenfassen ließe, sie helfe einem längst gefühlten Bedürfnisse ab. Wohlerwogene Urtheile über Schriftsteller und Schriftwerke, weitumfassende Belesenheit, genaueste Sorgfamkeit bei Vortrag des biographischen Materials, wie man sie sich bei einer didaktischen Arbeit nur wünschen mag, eine lichtvolle Darstellungsweise, die selbst die schwierigeren literarischen Probleme dem Verständnisse der Lernenden nahe bringt und geeigneten Ortes auch anregender Wendungen nicht ermangelt, endlich das Fortführen des Fadens bis in die unmittelbare Gegenwart, das dürften die Vorzüge sein, die dem Klee'schen Buche bald die Anerkennung weiterer Kreise verschaffen werden. Ein Muster trefflicher Stoffzusammenfassung ist der über Goethe handelnde Abschnitt (S. 115—132). Er zeigt, daß die Lust an einem vertieften Studium Goethe's, die voreinst den unvergeßlichen Rektor Ludwig Klee zu jener großen, uneigennützigen, von Jacob Grimm mit so ehrenden Worten anerkannten Betheiligung am Grimm'schen Wörterbuche ausrief, vom Vater auf den Sohn übergegangen ist. Gern hätten wir am Schlusse dieses Abschnitts noch ein Wort über die neuzeitige Goetheforschung gelesen, die in der Zeit des „Epigonenthums" das deutsche Geistesleben noch so reich befruchtet. Damit wären wir beim Capitel der Wünsche angelangt. Allen in allen Stücken es hier recht zu machen, ist platterdings unmöglich. Mit dem geehrten Verfasser selbst bedauert Berichterstatter den Mangel an Hinweisen auf Ausgaben, Biographien &c. Wohl mögen pädagogische Gründe (Vorwort S. IV) diese Weglassung rechtfertigen, doch dürfen solche bei einem Buche wohl allein nicht maßgebend sein, das einen so berechtigten Anspruch erheben darf, manchem, „der sich ohne Lehrmeister über den Werdegang unserer Nationalliteratur unterrichten" will, ein zuverlässiger Führer zu sein. Und so wird denn mancher College bei Benutzung des Buches nicht sowohl Aenderungen als Vermehrung des Stoffes wünschen, z. B. bei Besprechung Herder's wenigstens eine Erwähnung des Dramas „Admetus' Haus", in welchem Herder in bewußtem Gegensatze zu Schiller's „Braut von Messina" den richtigen Weg der Nachahmung des antiken Dramas zeigen wollte. — Berichterstatter kann die Klee'sche Literaturgeschichte bereits auf Grund eigener Erprobung den Herren Collegen angelegentlichst empfehlen. Klee hat das erreicht, was er im Vorwort als Zweck des Buches bezeichnet, dem Lehrer die Mühe zu erleichtern und die Zeit zu ersparen, dagegen den Lernenden anzuregen, seinen Fleiß zu befruchten und das Verständniß unserer Literatur zu wecken. Prof. H. C. K.

— „Die Lehre von der Wiedergeburt und das musikalische Drama" (nebst dem Entwurfe eines Mysteriums „Die Erlösung") von Felix Weingartner. Kiel und Leipzig, Verlag von Lipsius & Tischer. 1895. — Leider gehen dem pretentiös auftretenden Buche Wissenschaftlichkeit und Gründlichkeit ganz und gar ab, um nur im entferntesten höheren Ansprüchen genügen zu können. Das Ganze läuft auf eine beinahe rückhaltlose Verherrlichung Schopenhauer's hinaus und auf eine keineswegs kritische Darstellung seiner Beziehungen zur Musik. Diese unklaren Auseinandersetzungen sind bunt gemischt mit des Autors krausen Ideen über die Lehre von der Wiedergeburt und der Erlösung und aus alledem ist nun ein merkwürdiges Quodlibet entstanden. Ich kann einen Schriftsteller als Philosophen nicht ernst nehmen, der auf einer der ersten Seiten seines Buches programmatisch den tiefsinnigen Satz niederschreibt: „Einzig und allein von dieser Stelle, wo sich Arthur Schopenhauer mit den alten Indiern über Jahrtausende hin die Hand reicht, können weitere philosophische Forschungen ausgehen." Kein Wunder, daß sich Weingartner schließlich als Theosoph entpuppt und in dieser seiner Eigenschaft unter Anderem kaltlächelnd behauptet, die Unsterblichkeitslehre sei nicht von Christus selbst verkündigt worden, eine Ansicht, die ihm jeder Student der Theologie schon in den Fuchssemestern mit Leichtigkeit widerlegen kann. Selbstverständlich glaubt der Autor auch an Buddha und seine Lehre von Nirwana, die ihm als Wagnerianer ja besonders (s. Tristan und Isolde) sympathisch sein mußte, und citirt ganze Partien aus alten buddhistischen Schriften; warum soll auch Hr. Weingartner nicht nach seiner Façon selig werden?! — Aus dem, dieser — milde gesagt — recht verworrenen Abhandlung beigegebenen Entwurfe eines Mysteriums in drei Abtheilungen „Die Erlösung" (Kain, Jesus von Nazareth, Ahasverus) ist noch zu wenig zu ersehen, um schon jetzt ein endgiltiges Urtheil über seinen künstlerischen Werth zu fällen; viel verspreche ich mir nicht davon. Und wenn der Autor mit großer Emphase sagt: „Die Mittheilung meines Entwurfes soll mir meine Priorität in der Auffassung des gewählten Stoffes, mein geistiges Eigenthumsrecht daran zusichern", so verweise ich ihn zur Abkühlung auf Madách's geniale „Tragödie des Menschen", in welcher der gleiche oder wenigstens ähnliche Stoff viel großartiger erfaßt, dramatisch möglich und aufführbar ausgestattet worden ist. — Der Verfasser meint (S. 55): „Schopenhauer war wohl der größte Philosoph, aber kein Musiker"; ich möchte das Wort variiren: „Weingartner ist ein großer Musiker, aber kein Philosoph". Si tacuisses —!
P. A.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 126. Dienstag, den 22. October. 1895.

Die englische Volksschule.

Von v. R. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

III. (Schluß.)

Der Staatszuschuß ist der Hebel, mittelst dessen der Staat das gesammte Volksschulwesen reorganisirt hat und regiert. Zwar wird er nicht aufgedrungen, aber nahezu jede Elementarschule begehrt ihn und die Zahl derjenigen, welche zu Gunsten völliger Unabhängigkeit auf ihn verzichten, ist belanglos gering. Die Vorschriften, nach welchen der Staatszuschuß gegeben wird, sind nun im sog. Codex niedergelegt, welcher aus dem angeführten Grunde thatsächlich das gesammte Volksschulwesen beherrscht, wenn er sich rechtlich auch nur auf diejenigen Schulen bezieht, welche sich ihm um des Staatszuschusses willen unterordnen. Seine Bestimmungen sind das Gerippe, zu denen Fleisch und Blut durch die statutarischen Bestimmungen geschaffen wird, welche das Schulamt bez. bei Privatschulen die Schulverwaltung hinzufügt. Der Codex ist ein schon vor dem Volksschulgesetz vom Unterrichtsministerium erlassenes Regulativ, welches aber seit 1870 jährlich herausgegeben und auf den Tisch des Unterhauses niedergelegt werden muß und Gesetzeskraft erlangt, wenn das Parlament binnen 30 Tagen keinen Widerspruch erhebt. In der Regel, zum Theil infolge der Geschäftsordnung im Parlament, kommt es aber nicht zu einem solchen. Soweit es sich nicht um grundlegende Bestimmungen handelt, ist daher das Unterrichtsministerium zwar nicht formell aber praktisch selbständig, und hat schon außerordentlich wichtige Abänderungen vorgenommen, ohne daß es zu einer parlamentarischen Debatte gekommen wäre. Während das Volksschulgesetz die staatsrechtlichen Grundzüge der Volksschule bindend und bleibend festlegt, ist seine wesentliche und von ihm vorgesehene Ergänzung, der Codex, durch welche die innere Einrichtung der Volksschule bestimmt wird, thatsächlich ein Verwaltungs-Regulativ, welches den Bedürfnissen der Zeit unmittelbar angepaßt werden kann und soll.

Indem wir uns dem Inhalte des Codex zuwenden, erhalten wir ein Bild der englischen Volksschule, sei sie nun Bezirks- oder Privatschule. Denn viele Arten von Schulen sind für die Erlangung des Zuschusses vollkommen gleichgestellt. Der Kürze halber sollen deshalb in Zukunft alle Schulen, welche den Vorschriften des Codex entsprechen und daher den Staatszuschuß erhalten, als Volksschulen bezeichnet werden.

Die Volksschule ist Elementarschule. Die Gewissensclausel wird in ihr beobachtet. Sie ist öffentlich, d. h. jedes Schulkind hat das gleiche Recht auf Aufnahme, die in der Regel nur wegen Mangels an Raum zu versagen ist. Sie darf nicht überflüssig sein, und zwar gilt dieser Nachweis bei Privatschulen schon dadurch als geführt, wenn sie von 30 Schülern besucht ist. Sie darf nicht gewerbsmäßig betrieben, insbesondere nicht verpachtet sein. Das gesammte Schuleinkommen muß für die Schule verwendet werden. Die Schulgebäude müssen genügend geräumig und gesund sein. Während an die bereits bestehenden Schulen in dieser Beziehung keine schematischen Anforderungen gestellt werden, müssen Schulgebäude, die neu errichtet werden, den Regeln entsprechen, die in einem besonderen Anhang zum Codex vom Ministerium erlassen sind.*)

Mit Recht wird ein sehr großer Werth auf Hygiene gelegt. So müssen z. B. besondere Garderoben vorhanden, die Abortanlagen mit Wasserspülung versehen und außerhalb des Schulgebäudes gelegen, auch die Dienstwohnungen der Lehrer und Hausleute von der Schule geschieden sein. Die Sitze sind zur Schonung des Rückgrates sehr breit. Mindestens 400 Mal im Jahre ist Schule zu halten. Die Vor- und Nachmittage zählen besonders, so daß sich die geringe Mindestzahl von 200 Schultagen ergiebt. Im Uebrigen ist den Schulverwaltungen freie Hand gelassen. In Birmingham, dessen Schulamt allerdings wohl das vorgeschrittenste von England ist, werden nur um Ostern und Pfingsten je 1, zu Weihnachten 2 und im Sommer 3 Wochen Ferien gewährt, im Uebrigen findet der Unterricht jeden Vormittag von 9—12 Uhr und jeden Nachmittag außer Sonnabend von 2—¾5 Uhr statt.

Unter den Lehrgegenständen der Volksschule ist zunächst zu unterscheiden zwischen Elementar-, Classen- und Specialfächern. Elementarfächer sind Lesen, Schreiben, Rechnen; Classenfächer sind Declamiren, Englisch (Walisisch, Französisch), Geographie, Geschichte, Naturgeschichte. Elementar- und Classenfächer werden durch alle Classen allen Schülern der Classe gelehrt. Was das heißt, versteht man durch den Gegensatz zu den sog. Specialfächern. Specialfächer sind Unterrichtsgegenstände, welche nur in den drei oberen Classen und auch da nicht der ganzen Classe, sondern nur einzelnen Schülern gelehrt werden. Sie sind also eine Art officieller Privatstunde, facultativ für Schule und Schüler. Solche Specialfächer sind: Algebra und Geometrie, Mechanik, Chemie, Physik, Physiologie, Botanik, Landwirthschaft, Gartenbau und Schifffahrtskunde, Buchführung, Stenographie und sogar Latein, Deutsch, Französisch. Außerdem nehmen noch eine anerkannte, besondere Stellung ein: Singen und Gymnastik für Knaben und Mädchen, Zeichnen für die Knaben, weibliche Handarbeiten, sowie Hauswirthschaftslehre, Kochen, Waschen, Molkerei für die Mädchen. Obligatorisch für die Verwaltung der Volksschule sind nun blos die Elementarfächer, ein Classenfach und seit dem Frühjahr 1895 Gymnastik, sowie für die Knaben Zeichnen und die Mädchen Handarbeiten. Im Uebrigen steht es der Verwaltung frei, die Lehrgegenstände für die Schule zu bestimmen. Diese Regelung ist nicht glücklich. Es sind offenbar zu wenig obligatorische Fächer vorgeschrieben und zu viel facultative gestattet.

Der Bericht des Ministeriums von 1893 zeigt, daß von ca. 20000 Schulen etwa ein Viertel nur ein Classenfach eingeführt hatte und daß diese Schulen die knappe Hälfte aller Schüler umfassen. In diesen Schulen wird also entweder von der Muttersprache oder von Geschichte oder von Geographie oder von Naturgeschichte so gut wie nichts gelehrt und gelernt. Weitaus am schlechtesten kommen Naturgeschichte und Geschichte fort. Geschichte wird nur in etwa 1600 Schulen, Geographie dagegen in 13000 und Englisch in 18000 Schulen als Classenfach gelehrt. Was die Specialfächer anlangt, Latein, Französisch, Deutsch, Mathematik, Physik u. s. w., so bestanden in einem Fach ungefähr 70000 und in zwei Fächern ungefähr 15000 Schüler in ganz England. Hierbei wird ein doppeltes Verfahren eingeschlagen: entweder werden die Specialfächer dem Lehrplan für

---

*) Seit 1870 werden keine Staatszuschüsse zu Schulbauten mehr gegeben, nur wurden noch einige Jahre lang an im Bau begriffene Schulen die bereits ausgeworfenen Raten weiter bezahlt. Dagegen haben die Schulämter und neuerdings auch die Verwaltungen der Privatschulen das Recht, unter gewissen Beschränkungen öffentliche Anleihen zum Zwecke von Schulbauten zu machen, welche zu amortisiren sind. Bei Bezirksschulen werden Zinsen und Amortisationen natürlich von den Steuerzahlern getragen. Die Schulämter haben in reichstem Maße von dieser Füglichkeit Gebrauch gemacht. Bis zum Jahre 1892 waren nahezu 500 Millionen Mark derartige Anleihen aufgenommen worden, von denen auf London allein etwa 180 Mill. entfielen. Man ersieht hieraus gleichzeitig, welche Thätigkeit entwickelt worden ist und wie dringend das Bedürfniß war.

die oberen Classen eingefügt, oder aber es wird eine besondere Schule errichtet, in welcher nur die vorgeschrittensten, oft durch Prüfung ausgewählten Schüler der anderen Schulen aufgenommen werden. Der für Specialfächer ausgesetzte Staatszuschuß ermuntert zu ihrer Einführung. Namentlich haben die Schulämter in den großen Industriecentren in wohlgemeinter aber verfehlter Schwärmerei für allgemeine höhere Bildung Specialfächer in ihr Programm aufgenommen. Die so bewirkte Verquickung der Volksschule mit Momenten höherer Bildung, welche immer naheliegt und für England besonders begreiflich ist, weil das mittlere und höhere Schulwesen bis jetzt vom Staat weder geregelt noch vorgesorgt ist, erscheint aber als ein Irrthum.

Die große Principfrage bei der Volksschule ist die, ob man den Unterricht in ihr als etwas Abgeschlossenes, Definitives ansehen will oder nur als eine Vorstufe zu etwas Höherem, ob man den Unterricht so gestalten will, daß er in den Jedermann für das Leben nothwendigen Kenntnissen — um von der Religion ganz abzusehen — zuverläsiig, aber in beschränktem Umfang unterrichtet, oder ob man durch Einführung wissenschaftlicher Ziele von der Elementarbildung zu einer sog. höheren Bildung hinleiten will. Aber das Letztere ist verfehlt. Vor Allem gefährdet man die Erreichung der ersteren, bescheideneren, aber unumgänglich nothwendigen Aufgabe, wie gerade England zeigt. Und weiter entspricht gewiß der Elementarunterricht den Bedürfnissen der großen Mehrzahl der Schüler, welche die Volksschule besuchen. Diejenigen, die befähigt sind und den Wunsch haben, sich herauszuheben, soll man in diejenigen Schulen hinüber nehmen, welche nach dem Durchschnittsbedürfniß ihrer Schüler die höhere Bildung lehren. Aber man soll nicht die Volksschulen nach dem, was nur für die verschwindende Minderzahl taugt, einrichten und dadurch verwirren. Die Volksschule soll das Nothwendige geben, das aber unbedingt. Den Schülern, die eine doppelte Ration wie Lessing brauchen, sollen andere Schulen zugänglich sein, welche wiederum etwas Ganzes bieten. Etwas Anderes ist die Gewährung oder richtiger gesagt Zugänglichmachung höherer Bildung nach Beendigung der Schule und Eintritt in die Berufsarbeit und natürlich auch gewerbliche technische Bildung. Durch ihre Beziehung zu der letzteren können sich daher Specialfächer auch für die Volksschule eignen, soweit sie aber als wissenschaftliche Lehrgegenstände eingeführt werden, sind sie von Uebel. Die Eintheilung in die verschiedenen Lehrfächer ist die Grundlage für die Bemessung des Staatszuschusses. Der Staatszuschuß ist nämlich nicht ein für die ganze Schule einheitlich ausgeworfener Betrag, sondern setzt sich zusammen aus einer Summe einzelner Zuschüsse, welche für die einzelnen Fächer gegeben werden. Und zwar ist erstens genügende Leistung der Schüler Voraussetzung für die Gewährung des Zuschusses, die größere oder geringere Güte der Leistung läßt ihn ferner steigen oder fallen und endlich berechnet er sich nach der Anzahl der Schüler bez. nach der Regelmäßigkeit des Schulbesuchs. In der Hauptsache ist der Zuschuß abhängig von dem Erfolg der Inspection, welche alljährlich an einem im Voraus für die Schule besonders angesetzten und das Schuljahr bestimmenden Tage durch den staatlichen Schulinspector stattfindet.*) Ohne daß eine solche förmliche Inspection stattgefunden hat, wird in der Regel kein Staatszuschuß gewährt. Daß sich die Schule ihr unterwirft und auch im Uebrigen stets dem Inspector Zutritt gewährt, ist eine der allgemeinen Bedingungen der Gewährung. Hauptzweck der Inspection ist die Anstellung einer förmlichen Prüfung des Unterrichts und der bei den Schülern erzielten Lehr-Erfolge. In der Regel prüft der Inspector die Schüler theilweise selbst und läßt sie theilweise in seiner Gegenwart durch die Lehrer prüfen. Daneben ist die Führung der Listen über Schulbesuch, die Beobachtung der hygienischen Vorschriften und Aehnliches zu controliren. Womöglich sollen nicht blos die Lehrer, sondern auch die Schulverwaltung beiwohnen. Jeder in den Schullisten geführte und nicht durch Krankheit entschuldigte Schüler hat anwesend zu sein. In den Elementar- und Classenfächern, sowie im Singen, Zeichnen und weiblichen Arbeiten kann jeder Schüler einzeln geprüft werden, in den Elementarfächern soll aber in der Regel nicht mehr als ein Drittel der Schüler einzeln geprüft werden. Aus den Uebrigen prüft der Inspector Beliebige heraus, wobei indessen der Lehrer einige der besten Schüler soll bezeichnen dürfen. Das Resultat der Prüfung wird aber immer für die Classe im Ganzen gezogen, und weiter kommt die Regelmäßigkeit des Schulbesuches in einer eigenthümlichen Weise in Ansatz. Für jeden Schüler nämlich, der zum Unterricht erscheint, und zwar getrennt Vormittags- und Nachmittagsschule, wird in besonderen Listen ein Vermerk gemacht. Die so gewonnene Gesammtsumme der Schulbesuche aller Schüler wird durch die Gesammtzahl der Vor- und Nachmittage dividirt, an denen Schule gehalten worden ist; die Zahl, die herauskommt, ist die Zahl der Schulbesuchseinheiten und für jede solche Schulbesuchseinheit wird der Zuschuß für das einzelne Fach gewährt. Das Gesagte gilt nicht für die Specialfächer. Hier ist jeder Schüler zu prüfen und wird der Zuschuß einfach nach der Kopfzahl derjenigen gewährt, die bestanden haben.

Die Zuschüsse für die einzelnen Lehrfächer haben nun folgende Höhe. Es wird für jede Schulbesuchseinheit gewährt: Für die 3 Elementarfächer, die als Einheit behandelt werden, zusammen 12½ bez. 14 ℳ, für Singen 1 bez. ½ ℳ (nach Noten oder Gehör), für Zeichnen bez. weibliche Handarbeiten 1 ℳ, für jedes Classenfach 1 bez. 2 ℳ. Für jeden mit Erfolg geprüften Schüler werden bei Specialfächern 2 bez. 3 ℳ, für Kochen, Molkerei, Waschen 4 ℳ gewährt. Weibliche Handarbeiten können nach Befinden auch als Classen- oder Specialfach gelten. Außerdem wird noch zusammen für Disciplin und Organisation der Schule ein Zuschuß von 1 bez. 1½ ℳ per Schulbesuchseinheit gegeben. Der Codex schreibt ausdrücklich vor, daß die Kinder zu Pünktlichkeit, Reinlichkeit, gutem Betragen angehalten und ihnen freudige Pflichterfüllung, Rücksicht und Achtung für Andere, Ehrenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit eingeprägt werden sollen. Auch die englische Volksschule ist durchaus von dem Gedanken beherrscht, daß sie nicht blos eine Unterrichts- sondern auch eine Erziehungs-Anstalt*) sein soll. Interessant ist, daß man dort, wo der Religionsunterricht sich auf Vorlesen von Bibelstellen beschränkt, wie z. B. in Birmingham, besondere Moralstunden eingeführt hat. Uebrigens versucht die Schule sogar auf die Eltern einzuwirken, so insbesondere durch die Einrichtung von Schulsparcassen, welche in Verbindung mit der Post stehen. Alles dies ist unter dem Capitel der Schuldisciplin zu berücksichtigen. Die Gesammtsumme Dessen, was die Schule an Zuschuß erhält, ist nur durch eine ziemlich lange Rechnung festzustellen.**)

---

*) Die Schulinspectoren sind die Organe des Ministeriums, von welchem sie ernannt und bezahlt werden und jährlich Instructionen erhalten, die indessen mehr Directiven als Dienstanweisungen sind. Ihre Hauptaufgabe besteht in der jährlichen Inspection der Schulen ihres Bezirks und Berichterstattung an das Ministerium. Daneben halten sie die Lehrerprüfungen ab und sollen den Schulverwaltungen mit Rath und That zur Seite stehen. Unter Anderem haben sie die Befugniß, für die örtlichen Verhältnisse ungeeignete Lehrgegenstände und schlechte Schulbücher zu verbieten. Die Inspectoren müssen die Universität besucht und die erste oder zweite Censur erlangt haben. Ausdrücklich wird nur allgemeine wissenschaftliche und nicht fachliche Bildung verlangt. Männer von jüngerem Lebensalter werden bevorzugt. Den Inspectoren stehen Unterinspectoren und Inspectorengehilfen zur Seite, zu welchen bewährte Elementarlehrer ernannt werden. Für weibliche Handarbeiten sind Damen Inspectorinnen. Es giebt etwa 150 Inspectoren und ebenso viel Gehilfen.

*) Unter den Zuchtmitteln der Schule ist die körperliche Züchtigung auch von den unteren Classen der Bevölkerung unangefochten geblieben. Durchgängig geschieht sie mittelst der altbewährten Ruthe. Niemals wird die Ausführung dem Schulhausmann überlassen. Wo es mehrere Lehrer giebt, ist sie in der Regel das Vorrecht des ersten. Auf der anderen Seite werden Stipendien und Geldprämien für gute Leistungen und regelmäßigen Schulbesuch namentlich von Schulämtern in pädagogisch oft bedenklichem Umfang gegeben.

**) Ein Beispiel wird diese complicirte Berechnungsart am klarsten machen. Nehmen wir an, eine Classe wird geprüft, welche aus 25 Schülern besteht. Zunächst wird auf Grund der Listenführung über den Schulbesuch der Schüler festgestellt, daß sagen wir 10 000 Anwesenheitsvermerke für alle Schüler zusammen gemacht sind. Es mag weitere 500 Mal im Ganzen, die Vormittage und Nachmittage zusammengerechnet, Schule gehalten worden sein. Dann muß die Zahl 10 000 durch die Zahl 500 dividirt werden und das ergiebt 20 Schulbesuchseinheiten. Die Schulbesuchseinheit stellt gewissermaßen den Normalschüler dar, der nie fehlt. Die Prüfung in den Elementarfächern ist sagen wir sehr befriedigend. Es wird also der höhere Zuschuß von 14 ℳ und zwar 20 Mal gewährt, ebenso 1½ ℳ für Organisation und Disciplin, welche gut sind. In dem einen Classenfach, z. B. Englisch, ist die Prüfung weniger befriedigend, es wird der geringere Zuschuß von 1 ℳ 20 Mal gewährt. In einem 2. Classenfach, z. B. Geschichte, leistet wohl ein Schüler sehr Gutes, aber die übrigen wissen gar nichts. Es wird daher überhaupt kein Zuschuß für dieses Classenfach gewährt. In einem Specialfach, z. B. Algebra, bestehen von 10 Schülern 2 sehr gut, 4 genügend und 4 schlecht. Hier geht es nach Köpfen. Der höhere Zuschuß von 3 ℳ wird 2 Mal, der geringere von je 2 ℳ 4 Mal gewährt. Und so fort!

Die Schule ist an sich nicht gehindert, mehr als 2 Classenfächer einzuführen, oder einen einzelnen Schüler in mehr als 2 Specialfächern zu unterrichten, erhält aber keinen Staatszuschuß, infolgedessen unterbleibt es in der Regel. Die Versagung des Zuschusses hat denselben Erfolg wie ein Verbot. Dasselbe gilt für andere als die bis jetzt aufgezählten, vom Codex für den Staatszuschuß nicht anerkannte Lehrgegenstände. In diesen Fächern, zu welchen, wie schon erwähnt, Religion gehört, wird auch von den Inspectoren nicht geprüft.

Auch in anderer Beziehung ist im Interesse des Staatssäckels Sorge getragen, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Die Summe aller Zuschüsse an eine Schule, die noch zu erwähnenden für Lehrer und Andere eingeschlossen, darf nicht mehr betragen, als erstens 17½ ℳ pro Schulbesuchs-Einheit für die ganze Schule und darf zweitens ebenso wenig höher sein als die Gesammteinnahme der Schule aus anderen Quellen (Steuern bei Bezirksschulen, Subscriptionen bei Privatschulen, eventuell Schulgeld), der Staat will höchstens die Hälfte der Kosten für die Schule tragen. Eine Ausnahme hiervon machen nur die Extrazuschüsse, welche an kleine, infolgedessen relativ kostspielige (Land-) Schulen in mäßigem Umfang gegeben werden, und der schon besprochene nach Schulbesuchs-Einheiten sich berechnende Zuschuß von 10 ℳ, welcher seit 1891 an Stelle des Schulgeldes getreten ist. Die Entziehung des Zuschusses wird auf den Bericht des Schulinspectors durch das Ministerium verfügt. Der Zuschuß für Elementarfächer (sog. Hauptzuschuß) und Disciplin wird nur nach formeller vorjähriger Warnung und eventueller Nachprüfung des nochmaligen abfälligen Berichtes entzogen, was denn auch die Entziehung aller anderen Zuschüsse zur Folge hat. Indessen tritt dies nur selten ein. Im Jahre 1892/93 wurden an 230 Schulen derartige Verwarnungen ertheilt und 21 Schulen der Zuschuß innebehalten.

Bei der Schulprüfung haben die Inspectoren nicht freie Hand, sondern es sind vom Ministerium in einem besonderen Anhang zum Codex die sog. standards (Reifegrade, Prüfungsmaßstäbe) aufgestellt, und zwar i. A. 7, für die Specialfächer aber, welche kurz gesagt nur in den 3 obersten Classen gelehrt werden, 3 (stages) für jedes Lehrfach. Jeder Schüler, der über 7 Jahre alt ist, soll in der Regel, besondere Krankheitsfälle vorgesehen, die 1. Reifestufe erreicht haben und jedes Jahr um je eine vorrücken, versetzt werden, wie wir sagen würden. Dementsprechend sind die Schüler für die Prüfung zu classificiren. Schüler, die nicht in der richtigen Reifestufe vorgestellt werden, zählen für den Staatszuschuß nicht. Die einzelnen standards hier wiederzugeben, ist unmöglich. Beispielsweise ist der 1. für Lesen: Lesen einer kurzen Stelle, wo mehrsilbige Worte vorkommen, während im 7. Vorlesen von Milton oder Shakespeare verlangt wird. Im Schreiben ist der 1. standard Abschreiben einer, mit einem großen Anfangsbuchstaben beginnenden Zeile, der 7. ein Aufsatz oder Brief. Vielfach sind für die einzelnen Lehrgegenstände mehrere Serien von standards, welche den verschiedenen möglichen Lehrmethoden entsprechen, aufgestellt, und die Schulverwaltung hat die Wahl, nach welcher Serie geprüft werden soll. Ursprünglich und auch heute noch in der Theorie sind die standards Prüfungsmaßstäbe, einheitliche Instructionen, nach welchen die Inspectoren prüfen sollen, nicht aber die vorgeschriebenen Lehrmethoden oder Lehrziele. Der standard soll nur gewisse Minimalanforderungen festlegen, welche durchschnittlich an den Schüler zu machen sind, und es werden die Prüfungsmaßstäbe nur deshalb gegeben, um eine billige Einheitlichkeit für die Gewährung des Zuschusses zu erreichen. In der Praxis freilich ist der standard allgemein das Lehrziel geworden und hat auch die Lehrmethode bestimmt. Während der standard nur die Probe auf die Rechnung für den Schulinspector sein sollte, ist er thatsächlich die Aufgabe geworden, deren Erfüllung der Unterricht unmittelbar anstrebt und mit welcher er sich vollkommen begnügt. Dies ist wohl erklärlich. Denn dem ganzen System liegt noch immer zu Grunde, daß die Bezahlung nach dem Erfolg geschieht, das heißt, daß der Staatszuschuß von dem Ausfall der durch den Inspector abzuhaltenden Hauptprüfung abhängig ist. Es konnte daher nicht ausbleiben, daß das Examen selbst das Ziel des Unterrichts wurde. Es ist nur natürlich, daß die Schulen, namentlich die Privatschulen, deren Existenz von dem Staatszuschuß abhängt und welche zum großen Theil in erster Linie im confessionellen Interesse erhalten werden, zunächst darauf sehen, daß die Schüler vor dem Inspector bestehen. Es wird nicht für das Leben, sondern für das Examen gelernt. Und dieses Examen selbst, von dem Alles abhängt, muß unter dem Einfluß des standard, welcher nicht entbehrt werden kann, weil sonst der Willkür des Inspectors Thür und Thor offen wäre, bis zu einem gewissen Grade nothwendiger Weise ein mechanisches werden. Seit der Einführung des Systems der Bezahlung nach Erfolg 1861 sind daher die Klagen lebendig, daß der Unterricht ein mechanisches Eindrillen werde und die Hingabe des Lehrers an die idealen Aufgaben seines Berufes leide, weil er vor Allem nach den Staatszuschüssen, die er für die Schule erzielt, beurtheilt werde. Unwissenheit eines Kindes, sagt ein früherer Bericht, weckt bei Lehrer und Schüler, die sich in gleicher Weise bedroht finden, nicht Bedauern, sondern Unwillen. Im Vergleich zu früher, wo das System der Bezahlung nach dem Erfolg in vollster Strenge*) durchgeführt und die Prüfung in formalster Weise abgehalten wurde, sind die dargestellten heutigen Verhältnisse, nach welchen insbesondere die obligatorische individuelle Prüfung jedes Schülers auf die Specialfächer beschränkt ist, im Allgemeinen nach Schulbesuchs-Einheiten gerechnet wird, verschiedene Serien von standards für die einzelnen Lehrfächer aufgestellt sind, wesentlich bessere. Die einzelnen Codices, unter welchen die von 1875, 1882 und 1891 in dieser Beziehung die wichtigsten sind, beweisen ein zielbewußtes Streben des Unterrichtsministeriums, das System dadurch zu mildern, daß man dem Inspector mehr und mehr Freiheit bei Beurtheilung der Schulleistungen läßt, die formelle und schematische Prüfung immer mehr zu einer individuellen Inspection gestaltet, bei welcher unter Anderm auch das Schülermaterial, die äußeren Verhältnisse und das Lehrermaterial der Schule berücksichtigt werden soll. Durch diese Reformen ist es gelungen, die schlimmsten Auswüchse zu beseitigen, aber noch in der jüngsten Literatur findet man vielfache Klagen, daß der Unterricht noch immer zu mechanisch sei und die letzten Monate vor der Inspection regelmäßig mit einem geistlosen, die Schüler überanstrengenden Drill und Einpauken verloren würden. Im Jahre 1875 berichtete ein nach Deutschland geschickter hervorragender englischer Schulmann:**) Der deutsche Unterricht ist vernünftig, fortlaufend, vorschreitend. Der englische ist dagegen einer Serie mechanischer Prüfungsmaßstäbe unterworfen und führt zu mechanischem Einpauken, während der deutsche eine vernünftige Bildung sichert. Dieses absprechende Urtheil über das englische System erscheint auch heute, wenn auch in milderer Form, als begründet. Es liegt in der Natur der Sache, daß diese schwerwiegenden Mißstände nicht mit der Milderung, sondern nur mit der Beseitigung der Bezahlung nach dem Erfolg verschwinden können. Hierzu kann man sich aber noch nicht entschließen. Abgesehen davon, daß man in England nicht leicht mit einer mehr als 30jährigen Ueberlieferung bricht, würde dies eine Aufgabe des Grundsatzes bedeuten, daß die Schulverwaltungen nur insofern gebunden sind, als sie Staatszuschuß begehren. Die Einrichtung der Volksschule müßte denn unmittelbar staatlich geregelt werden. Will man dies nicht, so kann allerdings das System der Bezahlung nach dem Erfolg der Prüfungsergebnisse zur Zeit nicht entbehrt werden, weil eine strenge staatliche Controle der Schulleistungen unentbehrlich ist. Insbesondere sind die Lehrkräfte noch in weitem Umfang genügend. Auch hier in Bezug auf die Lehrer ist der Zuschuß das Band, an welchem der Staat das Unterrichtswesen hält, indem der Codex einmal gewisse allgemeine Anforderungen an das Lehrerpersonal der Staatszuschuß begehrenden Schule stellt, und sodann für die von ihm anerkannten Lehrkräfte einen besonderen Zuschuß gewährt. Die beiden Hauptarten der vom Codex anerkannten Lehrer sind die Schüler-Lehrer und die diplomirten Lehrer. Schüler-Lehrer sind Knaben oder Mädchen, welche sofort nach gut beendeter Volksschule unter Aufsicht eines diplomirten Lehrers unterrichten, daneben aber selbst noch unterrichtet werden. Sie müssen in der Regel mindestens 14 Jahr alt, dürfen aber ausnahmsweise schon mit 13 Jahren als Probecandidaten angenommen werden. Sie haben wöchentlich nicht weniger als 3 und nicht mehr als 6 Stunden den Tag zu unterrichten und mindestens

*) Es kam vor, daß Kinder, welche Masern oder Scharlach hatten, aus den Betten zur Inspection geholt wurden, damit die Schule den Zuschuß nicht verliere.

**) Eine gewisse Berühmtheit hat das Urtheil des bekannten Mathew Arnold erlangt, welcher die deutschen Schulen more human „menschlicher" fand. In den vielfachen Berichten englischer Schulmänner über deutsche Schulen finden namentlich die des Königreichs Sachsen die größte Anerkennung.

5 Stunden Unterricht zu empfangen.*) Das Normale ist, daß sie 4 Jahre, vom 14.—18. Lebensjahre Schüler-Lehrer bleiben und sodann, nachdem sie jedes Jahr eine besondere Prüfung vor dem Schulinspector bestanden haben, ein Lehrerseminar beziehen. Diese Seminare sind nicht staatlich, sie werden sämmtlich von den Religionsgesellschaften gehalten, welche dafür für jeden männlichen bez. weiblichen Zögling 2000 bez. 1400 M insgesammt an Staatszuschuß erhalten. Tagesseminare erhalten nur 400 M, dafür erhalten die Zöglinge selbst 500 bez. 400 M jährlichen Zuschuß. Die Seminarzeit dauert in der Regel 2 Jahre, und wenn die Prüfungen und eine weitere Probezeit von 2 Jahren, während welcher der Candidat mit Erfolg unterrichtet haben muß, bestanden sind, wird das Diplom gegeben. Zu den Seminaren werden auch außer den Schüler-Lehrern andere geeignete junge Leute zugelassen. Außer den Schüler-Lehrern und diplomirten Lehrern kennt der Codex noch den Hilfslehrer, welcher zwar die Reife für das Seminar erworben, dieses aber nicht oder ohne Erfolg besucht hat, und die Aushilfslehrerin, welche schon vom Schulinspector zugelassen werden kann. Die erste Kategorie ist im Aussterben begriffen, Aushilfslehrerinnen werden dagegen in großer Anzahl für Kinder unter 7 Jahren und die Handarbeitsstunden verwendet. Der Codex verlangt nun, daß an jeder Schule mindestens ein diplomirter Lehrer und eine gewisse Mindestzahl von Lehrkräften vorhanden ist. Und zwar wird der erste Lehrer als für 60, jeder weitere diplomirte Lehrer für 70, der Hilfslehrer für 50, der Schüler-Lehrer und die Aushilfslehrerin für 30 Schüler als ausreichend erachtet. Hierbei dürfen auf den ersten Lehrer nicht mehr als drei, auf jeden weiteren diplomirten Lehrer nicht mehr als ein Schüler-Lehrer entfallen. Auch werden nur Laien, nicht Geistliche vom Codex als Lehrer anerkannt. Für jeden Schüler-Lehrer wird je nach dem Alter ein Jahreszuschuß von 20 bis 100 M an die Schule gewährt.*) Es liegt nun auf der Hand, daß das ganze Schüler-Lehrerwesen ein Nothbehelf und ein Krebsschaden der englischen Volksschule ist. Zweifellos ist in den zwei ein halben Jahrzehnten seit 1874 sehr viel für sie geschehen und der Erfolg, wie auch in sittlicher Beziehung die Verminderung der Verbrechensziffern zeigt, nicht ausgeblieben. Aber ebenso zweifellos ist noch viel zu thun, um die englische Volksschule auch nur einigermaßen auf die Höhe der deutschen zu bringen. Würde die Schulpflicht streng durchgeführt und für genügend vorgebildete Lehrer gesorgt, so könnte dann auch das System der Bezahlung nach dem Erfolg leichter entbehrt werden. Dies würden, um ein abschließendes Urtheil zu fällen, die wichtigsten Reformen sein, welch durchführbar erscheinen, ohne die Eigenart des englischen Volksschulwesens aufzuheben.**)

*) Schon diese Vorschriften sind ein Fortschritt gegen früher. Uebrigens hat die nothwendige Beaufsichtigung und Anleitung der Schüler-Lehrer durch einen älteren Lehrer dazu geführt, daß der Unterricht an die gesammte Schule früher meist in einem einzigen Raume ertheilt wurde und auch jetzt noch häufig besondere Zimmer für die einzelnen Classen fehlen.

*) Zwischen Lehrer und Lehrerin macht der Codex keinen Unterschied. Die Zahl der Letzteren ist sehr erheblich. Während aber der diplomirte Lehrer einen Gehalt von etwa 2500 M durchschnittlich bezieht (2% haben über 1000, 3% über 6000 M), bezieht die diplomirte Lehrerin durchschnittlich nur 1500 M

**) Der Raum verbietet eine Besprechung der Kinder- und der Abendschule, welche die Ergänzung der Volksschule bilden. Die Kinderschule wird als integrirender Theil der Volksschule im Codex selbst behandelt, für die Abendschule wird seit 1893 ein besonderer Codex aufgestellt. Die Kinderschule nimmt Kinder vom 3. bis 7. Lebensjahr auf, ihr Besuch ist erst mit dem 6. Lebensjahr obligatorisch. Für die jüngeren Kinder ist sie Kindergarten, die älteren sollen in ihnen den ersten standard erreichen. Durchgängig sind Aushilfslehrerinnen angestellt. Die Abendschule nimmt Jedermann, nicht blos junge Leute, nach vollendetem 14 Lebensjahr auf, und ist Fortbildungsschule, welche die verschiedensten Lehrfächer, unter andern auch neuere Sprachen und Bürgerkunde, lehren kann, und oft in Beziehung zum Erwerbsleben steht. Sie ist facultativ und wird neuerdings, nachdem sie lange ein kümmerliches Dasein gefristet, besser besucht. Der Staat giebt für Kinder- und Abendschule Zuschüsse nach ähnlichen Grundsätzen wie bei der Volksschule im engeren Sinn. Nur wird weniger formalistisch verfahren. Insbesondere finden mehr Inspectionen als Prüfungen durch die Schulinspectoren statt.

Bücherbesprechungen.

— Psychische Studien. Monatliche Zeitschrift vorzüglich der Untersuchung der wenig gekannten Phänomene des Seelenlebens gewidmet. Herausgegeben und redigirt von Alexander Aksakow, kaiserlich russischem Staatsrath zu St. Petersburg, unter freundlicher Mitwirkung mehrerer deutscher und ausländischer Gelehrten. XXII. Jahrgang. 1.—9. Heft. 1895. Verlag von Oswald Mutze in Leipzig, Lindenstraße 4. — Unermüdlich geht diese Zeitschrift ihren Weg fort, ohne jemals in der Wirklichkeit auch nur um einen Schritt vorwärts zu kommen. Es sind immer dieselben alten Geschichten von fraglichem Werth und zweifelhafter Gewißheit, die uns hier von Neuem aufgetischt werden. Es hat z. B. wohl mehr oder weniger auf allen alten Schlössern irgend eine weiße Ahnfrau gegeben, an die sich ein gewisser Kreis von Sagen und Ueberlieferungen angeknüpft hat. Der Schauplatz hiervon ist dieses Mal Baireuth (H. 9). Ferner: Friedrich der Große hat in Sanssouci einmal einen schweren Traum gehabt. Ein glänzendes Meteor steigt am Himmel auf und zertrümmert bei seinem Herabfallen die ganze Welt und alle Reiche der Erde. Genau in derselben Nacht und Stunde aber — am 15. August 1769, 3 Uhr — ist auch in Corsica Napoleon geboren worden. Alles nach vorgeblichen Ueberlieferungen eines Kammerdieners, die in dem Roman einer Dame verwerthet worden sind. Alle diese sogenannten Thatsachen müssen natürlich erst geglaubt werden, ehe aus ihnen irgend etwas Weiteres gefolgert werden kann. Dieses Weitere aber ist auch überall nichts als eine ganz unbestimmte Ahnung irgend eines wunderbaren und geheimnißvollen Hintergrundes aller wirklichen Dinge. Man bewegt sich hier in einem geschlossenen Kreise von Vorstellungen, aus dem es keinen Weg zu einem weiteren wirklichen Wissen giebt. Nur wer das Gruseln liebt, wird an allen diesen sich in anderer Form fortwährend wiederholenden fabelhaften und spukartigen Dingen ein Gefallen finden können. Die Pforte vom Diesseits zum Jenseits ist einmal für uns verschlossen und nur große Kinder können sich daran erfreuen, wenn durch ihre Spalten zuweilen ein Lichtstrahl eines eingebildeten Weihnachtsbaumes einer höheren metaphysisch-transscendentalen Erleuchtung hindurchzubringen scheint. C. H.

— Die Kunst, die arabische Sprache durch Selbstunterricht schnell und leicht zu erlernen von V. Manassewitsch. A. Hartleben's Verlag (s. d.). Zweite, neu bearbeitete Auflage. — Wenn A. Hartleben's Verlag, nachdem er nun Grammatiken des syrischen und ägyptischen Arabisch herausgegeben hat, einen anerkannten Arabisten ersucht hätte, eine Grammatik des classischen Arabisch zu schreiben, und eine solche zum billigen Preise von 2 M (den er für alle Grammatiken seiner empfehlenswerthen „Bibliothek der Sprachenkunde" ansetzt) dem Publicum angeboten hätte, so würde er etwas Besseres gethan haben, als die schlechte Grammatik des inzwischen verstorbenen V. Manassewitsch in zweiter Auflage erscheinen zu lassen. Der Zweck dieses Buches war uns in der ersten Ausgabe unklar und bleibt uns auch in der zweiten unverständlich. Soll das classische Arabisch gelehrt werden? Wozu dann die kunterbunt hingeworfenen und aus den verschiedensten Dialekten kritiklos hergeholten vulgären Zuthaten? Oder soll das vulgäre Arabisch gelehrt werden? Warum ist da nicht ein bestimmter Dialekt herausgegriffen und alles Classische bei Seite gelassen worden? H. St—e.

— Die österreichische Landwehr. Ein kritische Studie von einem ehemaligen österreichischen Officier. Braunschweig Rauert und Rocco Nachf. (D. Janssen) 1895. 0,50 M — In einer 31 Seiten umfassenden Broschüre kritisirt ein ehemaliger österreichischer ungenannter Officier, auf Grund selbst gemachter Beobachtungen oder nach Hörensagen, wie der Hr. Anonymus selbst zugiebt, die Zustände der österreichischen Landwehr in einer sehr unerfreulichen Weise. Es entzieht sich unserer Beurtheilung, inwieweit die Schilderung der angeführten Mißstände berechtigt ist. Wenn aber wirklich die Absicht vorliegt, Gutes zu stiften und Wandel zum Besseren zu schaffen, so würde es richtiger gewesen sein, die Angelegenheit nicht anonym und in einem Tone zu veröffentlichen, welcher herausfühlen läßt, daß der Hr. Verfasser einer jener Unzufriedenen ist, dem seine Wissenschaft von Gleichgestimmten am Biertische kam. H.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 127. Donnerstag, den 24. October. 1895.

Durch den Teutoburger Wald.

Eine Wanderung von Ernst Niemann.

Früher nannte man den ganzen 24 Meilen langen Gebirgszug, der im Diemelthale an der hessischen Grenze aufsteigt und, in nordwestlicher Richtung verlaufend, an den großen Mooren der norddeutschen Tiefebene sich in Hügelreihen verliert, den Osning. Dieser Name kommt in der Form Osnengi schon in den Urkunden Karl's des Großen vor und Einhard gebraucht ihn für das Gebirge bei Thietmelle (Detmold) in seinem Leben Karl's des Großen. Osnengi, auch Osnegge, wird von Etymologen als die Egge (Kante, Gebirgszug) der Osen oder Asen erklärt und J. Grimm deutet den Namen aus dem sächsischen Os = Gott als heiliger Wald. Jetzt heißt der südliche Theil des Gebirgszuges bis in die Gegend seiner höchsten Erhebung, des Völmerstod (468 m), die Egge und was nördlich davon liegt, der Teutoburger Wald. Diese Benennung hat sich von dem alten Teutberge, der jetzigen Grotenburg, wo man den Teutoburgiensis saltus des Tacitus vermuthet, auf das ganze Gebirge übertragen. — Wir kommen aus der öden Sandebene der Senne, der westfälischen Lüneburger Heide, wo der Fuß bis an die Knöchel im trocknen Sande watet, während der nasse Schweiß von der Stirne perlt — ein trostloses Land rings umher! Aber vor uns erfreut auf Meilenweite die reine Linienschönheit der am tiefblauen Himmel sich abhebenden Gebirgsconturen des Teutoburger Waldes, dessen grüne Laubflanken im Gegensatz zu der braunen Senne ein Land tausendfältiger, verborgener Naturschönheit verheißen. Das Gebirge steigt ohne jede Vorbereitung, ohne die Vermittlung niedriger Ausläufer vor uns auf und erscheint als ein einziger Gebirgswall. Die Berge haben Raum, sich in anmuthigen Formen zu dehnen, aber sie sind gewaltig genug, sich mit ihren dichten und großartigen Wäldermassen mächtig aus der Ebene emporzuheben. Je mehr wir uns dem Gebirge nähern, um so fester wird der Boden unter unsern Füßen und um so freundlicher die Landschaft. Beim Dorfe Schlangen, wo wir in das lippische Ländchen eintreten, führt uns die schön gepflegte Detmolder Straße allmälig aufsteigend in das grüne Waldgebirge. Wir gehen beständig in dem kühlen Schatten mächtiger, weitausgreifender Eichen, die sich zu beiden Seiten der Straße in doppelten Reihen bergan ziehen und deren knorrige, charakteristisch geformte Aeste und Zweige sich über uns zu einem natürlichen Laubengange vereinigen — man fühlt es deutlich, daß wir uns in der Nähe eines Fürstenhofes befinden, dessen Einfluß der landschaftlichen Umgebung ein besonderes Gepräge giebt. Bald schließt uns das buchengekrönte Waldgebirge ein in seine stille, lauschige Gebirgsnatur. Ueberall durchdringt das strahlende Himmelsgestirn das prächtige Laubdach und verleiht dem Grün der Eichen und Buchen entzückende Farben. Hier öffnet sich eine schöne Gebirgslandschaft, aus der uns einzelne Häuser wie Vogelnester aus dem Buschwerk entgegenblinken. Hinter einem waldigen Ausläufer des Gebirgskammes verbirgt sich das Städtchen Horn, nächst Lemgo die älteste Stadt des lippischen Ländchens und im 14. Jahrhundert zeitweilig die Residenz der edlen Herren zur Lippe. Als Erinnerung an große Tage besteht hier noch die Gilde der Schlachtschwertirer, die bei feierlichen Gelegenheiten in ihrer mittelalterlichen Tracht, mit Panzerhemden und sechs Fuß langen Schwertern auftritt und an eine wackere That ihrer Väter gemahnt. Die Bürger von Horn haben einst ihren Edelherrn in einer Fehde aus der Gefangenschaft gehauen und zur Erinnerung daran die eroberten Waffen und Rüstzeuge behalten, die auf Kinder und Kindeskinder vererbt und wie ein Heiligthum verwahrt werden. — Steil fällt der Weg den Abhang hinunter an einem einsamen Forsthause vorüber, das den Eingang eines Wildgatters bewacht. Vor uns blinkt es hell durch die Baumstämme: es ist der Wasserspiegel eines kleinen Sees, auf dem weiße Schwäne schaukeln und große Ringwellen um sich ziehen, und dahinter steigen mächtige, phantastisch geformte Felsmassen aus dem Boden, die wie Trümmer einer gewaltigen, uralten Feste über die Baumwipfel in die Lüfte ragen — eine herrliche Scene stiller westfälischer Waldromantik. Das zerklüftete Gemäuer, in dessen Spalten und Riffen allerlei Sträucher und grünes Gewächs Wurzel gefaßt haben, sind die Externsteine, eine aus mehreren bis 40 m hohen Steinen bestehende Felsengruppe, die das bloßgeschwemmte Gerippe einer Höhe darstellt. Zwei Felsen sind gerade so weit auseinandergerückt, daß sie ein mächtiges Steinthor für die Kunststraße nach Detmold bilden. Auf der rechten Thorsäule ruht, wie von unsichtbarer Hand gehalten, ein losgerissenes Felsstück, das fast über der Straße schwebt, als wollte es jeden Augenblick den Wanderer zerschmettern, der das Thor durchschreitet. Aber wir brauchen uns nicht zu fürchten, es hängt schon viele hundert Jahre dort oben und die Sage will, daß es eine lippische Fürstin sein wird, auf die der Stein herabzustürzen gedenkt, wenn seine Zeit gekommen ist. Berühmt sind die Externsteine nicht so sehr durch ihre grotesken Formgebilde, als vielmehr durch das Meisterwerk altchristlicher Kunst, das sich an der in den Felsen eingehauenen Kapelle befindet. Es ist das eine Steinsculptur von etwa 4 m Höhe aus dem 12. Jahrhundert, die älteste ihrer Art in Deutschland. Das Bildwerk, welches durch den Zahn der Zeit und durch rohe Gewalt sehr beschädigt ist, besteht aus zwei Gruppen, von denen die größere obere die Kreuzabnahme Christi darstellt, während die untere kleinere, in ihren Einzelheiten noch kaum erkenntliche, den Sündenfall zum Vorwurf hat; das Ganze stellt ein tiefsinniges Bild von Schuld und Erlösung dar. Den künstlerischen Werth dieses Kunstdenkmals erkannte schon Goethe an, indem er besonders den Adel und die Einfalt der Composition lobte. Von ausdauerndem Fleiß ihres Schöpfers zeugen die beiden Kapellen, deren eine, 6 m lange, in einer Höhe von 22 m über dem Erdboden im Felsen ausgehauen ist; die untere ist kleiner und hat drei Eingänge, wovon einer von dem lebensgroßen Steinbild des Petrus bewacht wird. Die Schöpfer des Bildwerks und der Kapellen vermuthet man unter den überall so werkthätigen Benediktinermönchen des Klosters Abdinghof zu Paderborn, die die Externsteine im Besitz hatten und die hier an einem alten heidnischen Opferplatze ihre Gottesdienste hielten. Eine in den Felsen eingearbeitete Treppe führt auf die Plattform des hohen Grats, wo sich ein schönes, aber durch vorgelagerte Höhen beschränktes Rundbild öffnet. Nach einer kurzen Rast in dem nahen freundlichen Gasthause verlassen wir die mit den Externsteinen gekrönte Knickhager Höhe und steigen in die tiefere Thalsenkung hinab, die einigen kleinen Dörfern Raum giebt. Ein Fußweg führt uns bald wieder auf die waldige Höhe durch die Pforte eines Wildgatters. Hier hausen in unsern Bergen ganz unbekannte Geschöpfe, die Muflons, eine asiatische Schafart, die der verstorbene Fürst Woldemar aus den tibetischen Gründen hierher verpflanzt hat. Bald lichtet sich der Wald und der Blick fällt in das schöne Thal der Berlebecke, die links von der Buchenhöhe herabstürzt und sich rauschend im Thale dahinwälzt. Von der buschigen Berglehne herab schimmern helle Villen ins Thal, und hinter einer Thalkrümmung zur Rechten, unter Laubbäumen halb versteckt, schaut das Dorf Heiligenkirchen mit seinen rothen Dächern und dem grauen Kirchthurme malerisch hervor. Es ist eines der ältesten Orte in Lippe; die Kirche soll Karl der Große gestiftet haben aus Dankbarkeit gegen die Heiligen,

die ihm in der blutigen Schlacht mit den heidnischen Sachsen bei Thietmelle beistanden. In der Ferne ragt von der stolzen Höhe des alten Teutberges das eherne Standbild des Cheruskerfürsten Arminius über die Baumwipfel hinaus in den blauen Himmel; und zu ihm wollen wir jetzt unsere Schritte lenken. Durch die in der Höhe verlaufende Thalschlucht, in der sich einzelne Häuser mit ihren Gärten berganziehen, gelangen wir bald an den Fuß der Grotenburg. Höher und höher windet sich der Weg längs dem Abhange des Berges hinan, mit jedem Schritte die Pracht des Gebirgspanoramas steigernd. Die Gebirgsausläufer bilden waldige Thäler und Schluchten, und wenn wir zu ihnen hinabschauen mit sinnendem Blick, dann träumen wir uns gar bald hinein in die alten Haine mit tausendjährigen Wodanseichen, in denen die tapferen Recken Hermann und Wittekind ihre Mannen zu großen Thaten begeisterten. Noch einige Mal kräftig am Knotenstock ausgeschritten, da steht auf hohem Kuppelbau die kraftstrotzende, imponirende Erzgestalt des Cheruskerfürsten vor uns, das wuchtige Schwert in starker Faust drohend erhoben, den scharfen Blick in die Ferne gerichtet, als suche er dort noch immer die Feinde, denen seine Geberde Unheil droht. Himmelanstrebend, wie in der stillen Größe eines gothischen Domes stehend wirkt das Kunstwerk ungemein auf den Beschauer; die gewaltigen Verhältnisse der Figur — sie ist 27 m hoch, das ganze Denkmal über 60 m — packen mehr durch gediegene Kraft und Masse, denn durch künstlerische Feinheiten. Die Geschichte des Denkmals ist bekannt; sie ist eine 50 jährige Geschichte von dem Ringen und Siegen des deutschen Volkes und zugleich auch die Lebensgeschichte des Schöpfers, Ernst v. Bandel's. Vierzig Jahre hat er gesonnen und gearbeitet an seinem Lebenswerk, unverzagt, mitten in den politischen Wirren und der Kläglichkeit und Engherzigkeit des nationalen Widerstreits. Der Meister hatte schon sein eignes Vermögen geopfert, um sein Werk zu retten, und mußte dann doch vom Teutberge wieder hinabsteigen, weil alle Mittel erschöpft waren. Von den fertigen Theilen stahlen sogar rohe Patrone den Arm mit dem Schild, das Denkmal wurde zu einem Gespötte und dann — vergessen. Als aber nach den letzten Kriegen die nationalen Kräfte des Deutschthums sich wieder regten, da konnte Bandel wieder an die Arbeit gehen und im August 1875 das fertige Standbild, in das er sein eignes Selbst hineingegossen, das er in seiner Jugend begonnen und als Greis vollendet hatte, dem deutschen Volke unter persönlicher Theilnahme des greisen Kaisers Wilhelm I. übergeben. Wir stehen auf der Galerie des Denkmals und lassen unsern Blick langsam über das grüne Waldgebirge gleiten, das sich mit seinen Ausläufern um die Grotenburg zieht. Im Norden breitet sich das wellige lippische Hügelland mit seinen Dörfern und Städten aus bis zu den blauen Weserbergen und der Porta Westfalica, von wo in künftigen Tagen vom Wittekindsberge her das Denkmal Kaiser Wilhelm's I. Grüße tauschen wird mit Hermann auf dem Teutberge. Im Südwesten laufen die schöngeschwungenen blauen Linien der süderländischen Berge hin, in deren Vordergrunde die Thürme von Paderborn aufragen, und rechts und links fällt der Blick auf die malerische Kette des Teutoburger Waldes mit ihren frischgrünen Laubmassen. Eine unbeschreibliche, eigenartige Atmosphäre, der Zauberhauch einer großen Vergangenheit, umwittert uns in diesem erhabenen Gesammtbilde und unter dem Schatten des Denkmals. Neben demselben steht noch das hölzerne Bandelhäuschen, in dem der Meister gearbeitet hat, und weiter unten in der Nähe des unter schattigen Bäumen versteckten Gasthauses hat die Stadt Detmold zur Erinnerung an den 25 jährigen Ehrentag des Fürsten Bismarck ein einfaches Steindenkmal errichtet. Beim Abstieg an der sanften Abdachung des Berges, auf dem Wege nach Detmold, berühren wir den sogen. Hünenring, einen 3 m hohen Wall, der wahrscheinlich ein Theil der früheren Gesammtbefestigung der Grotenburg war; denn hier stand früher die alte Teutoburg, eine von den Cheruskern angelegte nationale Feste, die als Stütz- und Bewachungspunkt gegen das von den Römern an der Lippe angelegte Castell Aliso diente. In der anmuthigen Gebirgsgegend der nördlichen Abdachung des Teutoburger Waldes liegt die fürstliche Residenzstadt Detmold inmitten ihres Bergkranzes und der Fülle von Grün und Blüthenpracht, die sich ringsumher von den Höhen abwärts zu Thale zieht. Die stille träumerische Selbstzufriedenheit der von echten Menschen bewohnten Stadt, wo kein Schnellzug vorüberbraust und wo dem Hofleben gegenüber die Industrie mit ihrem lauten Lärm besonders zurückhält, heimelt uns sehr an. Hier richteten sich im 16. Jahrhundert die Grafen zur Lippe wohnlich ein und bauten dann das Residenzschloß, das zu den schönsten Palästen der kleinen deutschen Residenzen gehört. Thietmelle nannten die Alten den Ort, den man nach diesem Namen für die Versammlungsstätte der Cherusker hält, in deren Nähe Varus sein Sammellager aufschlug, aus dem Arminius im August des Jahres 9 die Legionen heraustrieb. Im Jahre 783 kam es hier zu einer entscheidenden Schlacht zwischen Wittekind und Karl dem Großen, dem „aisken Schlächter" von Verden, wie die Sachsen ihn in ihren Verwünschungen nannten, und Karl mit seinen waffenkundigen Franken blieb Sieger. Aber er legte nicht wie die Römer Castelle und Kriegsplätze an, um das Volk im Zaum zu halten, sondern errichtete Kirchen und Stifter, wie auch hier südlich vom Kampfplatze im jetzigen Dorfe Heiligenkirchen. Von Detmold wenden wir uns wieder dem Waldgebirge zu, das das Thal gegen die Stürme des Südwest beschirmt, steigen hinab in tiefe Schluchten und überschreiten die Straße nach dem fürstlichen Jagdschloß Lopshorn am Rande der Senne, wo die berühmten Senner Pferde gezüchtet werden, die früher in Rudeln die öde Senner Haide durchzogen. Im Waldesdunkel verborgen steht hier und da ein einsames Försterhaus und einsam wandern auch wir in der feuchten Schlucht, im Rücken immer noch das von der Grotenburg gewaltig aufragende Hermannsdenkmal. Da schimmert durch die Baumreihen der stille Wasserspiegel des Donoper Teiches, der hier die Thalsohle ausfüllt, aus der die vom Sonnengold übergossenen grünen Buchengehänge aufsteigen — eine stille lauschige Gebirgslandschaft! Dieser schluchtenreiche Theil des Teutoburger Waldes, der sogen. Lippesche Wald, ist der schönste des ganzen Gebirgszuges. Aber er war bis vor Jahrzehnten der weiteren Welt unbekannt; er lag abseits vom Verkehrswege, und die in der Einsamkeit verborgenen Schönheiten der Gebirgsnatur mühsam aufzusuchen, war und ist im Allgemeinen nicht die Neigung unsers Zeitalters. Erst durch die patriotische That Bandel's und infolge der Verbindung des lippischen Ländchens mit dem Eisenbahnnetz wird das Gebirge von Schaaren naturliebender Wanderer durchstreift und mancher Landschafter ist von hier mit vollem Skizzenbuche heimgekehrt und hat Darstellungen des stillen lippisch-westfälischen Bergwaldes auf den Kunstmarkt gebracht. Die Gebirgsausläufer zur Rechten treten immer mehr zurück und verlieren sich allmälig im Hügellande, sodaß wir nur noch den einzigen Gebirgsstrang zur Linken haben, der hier von der Dörenschlucht durchbrochen wird, einem alten wichtigen Passe mit zerrissenen Wallresten und Landwehren. Durch ihn zog wahrscheinlich Varus, um das Castell Aliso an der Lippe zu gewinnen, bis er dann am dritten Tage in der Umgegend seinen Untergang fand. Es ist, als ob durch die Dörenschlucht auch ein Stück Senne herübergedrungen wäre ins schöne Lipperland; die Wege sind sandig und moorbraune Aecker umziehen die Häusergruppen, die hier einige Dörfer bilden. Es sind die lippischen Zieglerdörfer, aus denen im Sommer die bekannten lippischen Ziegler in die Fremde auf Arbeit gehen und im Winter mit reichem Lohn an die häuslichen Heerde zurückkehren. Deshalb giebt es hier jetzt auch nur wenige arbeitsfähige Männer und der Ackerbau ist fast ganz in den Händen einiger großer Bauern, deren Meierhöfe unter schattigen Laubbäumen versteckt daliegen. Nachdem wir links in die Stajelager Schlucht eingebogen sind, steigen wir wieder das Gebirge hinan auf den langen Rücken des Tönsberges. Hier stoßen wir bald auf die in Gebüschen fast versteckten Trümmer einer alten Kapelle, der Hünen- oder Antoniuskapelle, die dem heiligen Einsiedler Antonius geweiht war und Karl dem Großen zugeschrieben wird. Sie hat dem Berg ihren Namen gegeben, denn Töns ist die Verkürzung von Antonius. Die Trümmer sind noch von Wall- und Mauerresten altgermanischen Ursprungs eingeschlossen, hinter denen die Sachsen sich hielten in der Schlacht bei Thietmelle. Während wir dem Rücken des Berges entlanggehen, genießen wir eine der weitesten Aussichten der ganzen Wanderung. Weit im Süden, von den Sauerländischen Bergen bläulich eingerahmt, dehnt sich die unendliche sandige Ebene der Senne aus, auf der beständig ein grauer Dunst lagert. Im Osten und Westen ragen die Thürme von Lemgo, Lage, Herford — „dat hilge Hervede" —, Bielefeld und der alten Wittekindsstadt Enger auf, während zu unsern Füßen sich das große weithinsichtbare Dorf Oerlinghausen malerisch halbrund um die Abdachung des Tönsberges lagert. Von Kuppe zu Kuppe verfolgen wir die nordwestliche Richtung der Gebirgskette, bis wir endlich nach mehrstündiger Wanderung vor einem tiefen, breiten Querthale mit mehreren Thalabzweigungen stehen.

Ein wunderbar malerischer Anblick bietet sich unserm Auge dar. Auf einer Hügelkuppe in der weiten Thalausbuchtung erhebt sich die altersgraue Feste der Sparrenburg, fast ganz umarmt von der an ihrem Fuße sich ausbreitenden lieblichen Leinenstadt Bielefeld, die ihre Häuser strahlenförmig in die Zweigthäler und in das Flachland hinaussendet, das Ganze umrahmt von blüthenprächtigen Gärten und den waldigen Kuppen des Teutoburger Waldes. Wir verlassen unsern Standort und machen der Burg unsern Besuch. Eine Brücke führt uns an das Thor, über dem das Wappen der früheren Grafen von Ravensberg prangt. Die Vorburg durchschreitend kommen wir zu dem auf den Grundmauern des ehemaligen Burgfrieds erbauten Wartthurm, zu dem uns die vielverheißende Aussicht lockt. Zu unsern Füßen liegt Bielefeld mit seinen rothen Dächern im Stadtinnern und umfangreichen Fabrikanlagen in der Peripherie. Südlich liegt das Gadderbaumerthal mit seinen Leinwand- und Garnbleichen und von einer waldigen Bergeshöhe etwas verdeckt liegen die großartigen Anstalten des Pastors von Bodelschwingh mit der mitten unter grünen Buchen aufragenden Zionskirche; und nach Norden wandert der Blick hinaus in die gesegneten Fluren des Ravensberger Landes mit den langgestreckten buschigen Bauernhöfen und den kleinen rothbedachten Häusern, aus denen vor Jahren das Klappern der Webstühle und das Schnurren der Spindel mehr als heute erscholl. Der rasche Fortschritt der Technik hat den Hauswebern die Spindel aus der Hand gerungen und dafür um Bielefeld großartige Spinnereien und Webereien erstehen lassen, die der Stadt den mehr als europäischen Ruf bewahrt haben. Bielefeld kommt zuerst als „Bilanvelde" — Bil-Stein, also dem Sinne nach wohl Steinfeld — unter den Schenkungen vor, die in der Mitte des 9. Jahrhunderts dem Stifte Corvey gemacht wurden. Zwei Jahrhunderte später kam es mit der Sparrenburg unter die Herrschaft der Grafen von Ravensberg, die es zu ihrer Hauptstadt machten und die drei Sparren in ihrem Wappen der Burg entlehnten. Vom Sparrenberge wenden wir uns nach Bielefeld, überschreiten nach einem Rundgange durch die Stadt im Gadderbaumer Thal das Doppelgeleise der Köln-Mindener Eisenbahn und steigen dann wieder die Höhe des Teutoburger Waldes hinan. Frischer schattiger Buchenwald fächelt uns Kühlung zu, doppelt erquickend nach der sonnigen Straßenpromenade. Ein schöner Waldweg geleitet uns auf den Rücken des langgestreckten nach Nordosten verflachenden Bergzuges der Hünenburg, von dessen Höhe der zur Erinnerung an das Jahr 1888 erbaute massive Dreikaiserthurm weit in die Lande schaut. Tief unten zur Linken öffnet sich das grünbemattete Gadderbaumerthal mit seinen Spinnereien und Bleichen, ein uralter Paß, durch den vor langer, grauer Zeit die Heerstraße vom Rhein und der Lippe her zur Weser führte. Der Gadderbaumer Spalt war der Zugang von der Senne her und die Porta ihr Ausgang. Auf der Hünenburg, als Wächterin dieses wichtigen Passes, aber stand in grauer Vorzeit eine Burg, und die Reste alter Wallfesten und Landwehren um die Höhe bekunden noch heute das Bestreben der Alten, den Feinden hier den Weg zu verlegen. Nach dem Verfall der Hünenburg übernahm die weiter in das Thal hineingeschobene Sparrenburg die Wächterrolle. Schon die Namen sind bezeichnend; Gadder- oder Gitterbaum und Sparren- oder Sperrenburg deuten auf die Sperrung des Passes hin. Im Norden leuchtet die blauschimmernde Bergkette des Wiehengebirges auf, die mit dem Teutoburger Walde ein Gebirgsdreieck bildet, das wie eine großartige Naturfeste das lebhaft bewegte, fruchtbare Hügelland Ravensberg, die alte Heimath des tapferen Sachsenherzogs Wittekind, umschließt. Es war schon früher ein reichbevölkertes Gebiet. Hier siedelte sich zuerst der Kern jener Stämme an, die den Römern so siegreich widerstanden, und hier saßen später die tapferen Sachsen, die ihr Land an den Zugängen durch Wallfesten und Ringburgen schützten, die zum Theil noch heute unsere Aufmerksamkeit und Bewunderung erregen. Wir wandern weiter. In der Ebene zur Linken, unter Kiefern versteckt, liegt das Dorf Steinhagen, von dem wir kaum mehr sehen als zwei Schornsteine, die das dunkle Gebüsch überragen; das sind die Brennereien des berühmten echten „Steinhägers", eines guten Wachholderbranntweines, der in Steinflaschen von hier seine Reise in alle Welt macht. Zwischen den Kieferbüschen schlängelt sich behaglich die Bielefeld-Osnabrücker Secundärbahn hin, Gummibahn nennt sie der Volksmund. Nach einigen Stunden fröhlicher Wanderung stehen wir vor dem zerfallenen Burggemäuer der Ravensburg, aus dem der Belfried noch stark und trotzig in die Lande schaut. Diese alte Stammburg der Grafen von Ravensberg, die Beherrscherin des Gaues, erhebt sich auf einer waldgekrönten Vorhöhe des Osnings an der Südseite. Schon die Römer sollen hier eine Befestigung angelegt haben, wie aus zahlreichen Funden, die auf die Römer hinweisen, geschlossen wird. Drusus soll die von ihm erbaute Burg mit dem römischen Adler geschmückt haben, den aber die Germanen für einen Raben hielten und die Burg Raben- oder Ravensburg nannten. Jedenfalls ist es eine sehr alte Feste und wahrscheinlich eine alte Verehrungsstätte für den germanischen Gott Odin, den die Raben als heilige Vögel begleiteten. Die Grafschaft Ravensberg, früher der Wessagau genannt, gehörte zur Zeit Kaiser Heinrich's IV. zum Sprengel des Bisthums Osnabrück, bis um diese Zeit ein Hermann von Kalverlage — ein Gut nördlich vom Gebirge führt noch diesen Namen — die Tochter des mächtigen Sachsenfürsten Otto von Nordheim heirathet und, ohne daß uns eine nähere Begründung bekannt wäre, als Herr des Gaues auftritt. Wahrscheinlich wurde der Gau während des Streites zwischen Kaiser Heinrich IV. und dem Papste dem Kaiserfreunde Bischof Benno in Osnabrück entrissen und von Hermann von Kalverlage mit Hilfe seines Schwiegervaters in Besitz genommen. Hermann bezog die Ravensburg und nannte sich Hermann I. von Ravensberg. So wurde er zum Stammherrn der Grafen von Ravensberg und die Burg ihre Stammburg. Später kam die Grafschaft durch Verheirathung an Jülich-Cleve, das dann im 17. Jahrhundert mit Brandenburg vereinigt wurde. Wir schauen um uns in ein gesegnetes Gefilde, auf die rothen Dächer des Städtchens Halle, auf Werther, Borgholzhausen und auf zahlreiche zerstreute Meiereien und Dorfschaften mit den üppigen, sanft dahingestreckten Feldern. Die Senne ist bei Steinhagen allmälig zurückgetreten und hat fruchtbarem Kleiboden Platz gemacht, auf dem ein kerniger Bauernstamm sitzt, der sich die Tugenden der Väter, rechtschaffnes Gottvertrauen und unbeugsamen Sinn für Recht und Ordnung, erhalten hat. Hier ist so eigentlich das classische Land der westfälischen Schinken und Würste; wenn in den kleinen Städtchen und Dörfern eine Esse aufragt, dann gehört sie sicher zu einer Wurstfabrik. — Der Weg über die nordwestliche Abdachung des Ravensberges führt uns in einen anmuthigen, von den Gebirgsausläufern gebildeten Thalkessel, der das Dorf Borgholzhausen birgt, dessen Honig- und Pfefferkuchen auf den Jahrmärkten der Umgegend eine wichtige Rolle spielen. Von hier besteigen wir die thurmgekrönte Höhe des buchenbewaldeten Luisenberges, der die unterbrochene Kette des Teutoburger Waldes fortsetzt. Der treppenartig ausgebaute Weg zieht sich steil bergan, aber wir achten der Mühsal nicht, denn oben winkt uns eine herrliche Rundsicht. Indessen der hölzerne Thurm ist verschlossen. Mit dem Mißmuth einer betrogenen Seele wandern wir weiter die schmale Gebirgsegge entlang. Das Gebirge fällt zu beiden Seiten steil ab, seine welligen Laubmassen ergießen sich aber weit ins Thal hinein. In einer Gebirgseinsattlung liegen die Quellen der Hase, die der Stadt Osnabrück eine reizende Umgebung bilden hilft, um dann der Ems zuzueilen. An unserm Wege, der sich auf dem schmalen Rücken des Berges hinwindet, stehen noch die veralteten hannoverschen Grenzsteine bis zum 346 m hohen Knüllberg hinan, wo neben einem großen Marksteine ein vom Winde zerfetztes Fähnlein trübselig flattert. Vor uns senkt sich das Gebirge um etwa 100 m und macht einen 4 stündigen nach Norden gerichteten Bogen bis Iburg, sodaß der Blick frei hinausschweifen kann über die Gebirgslänge und auf die südlich ausgestreckte Fruchtebene, in der an einer Verzweigung des Höhenzuges das Soolbad Rothenfelde mit seinem 1 km langen Gradirwerke sichtbar wird. Diesem gilt unser nächster Besuch. Es ist ein kleines, freundliches Dorf mit etwa 500 Einwohnern, die ihren Erwerb zum größten Theil aus dem Kurverkehre ziehen, der durchschnittlich jährlich gegen 2000 Gäste stark ist. Die ganze Anlage des Ortes giebt ihm von vornherein das Gepräge eines mittleren Badeortes. Die Quelle wurde schon 1648 entdeckt und durch die rastlose Thätigkeit des Pastors Veltmann ausgebaut und nutzbar gemacht. Aus einem durchgesägten Weinfaß wurden zwei Badekufen gefertigt, die durch Holzröhren mit der Quelle verbunden waren. Die Kurgäste mußten sich selbst bedienen und das heilkräftige Wasser in die Röhren schöpfen, und wenn sie geheilt waren, brachten sie die Kurkosten in Gestalt von freiwilligen Gaben in einen aufgestellten Opferstock, dessen Inhalt alljährlich nach Abzug der Unterhaltungskosten unter die Ortsarmen vertheilt wurde. Das ist lange so gewesen, bis dann schließlich mit der rührenden Anspruchslosigkeit der Gäste auch die Einfachheit des Badebetriebs der neuen Zeit gewichen ist. — Auf der Landstraße nähern wir

uns wieder unserm Gebirge, das hier von der Bielefeld-Osnabrücker Eisenbahn überstiegen wird. Kleine Kapellen, prächtige, gothische Backsteinbaue, in denen fast lebensgroße Heiligenbilder für die andächtige Landbevölkerung aufgestellt sind, weisen darauf hin, daß wir in katholisches Land, in die Nähe des Bischofssitzes Osnabrück gekommen sind. Vor uns liegt das Dorf Glane, aus dessen Mitte die schöne große Kirche aufragt, und dahinter, wie aus welligem Laubkranze, blinkt die helle Iburg hervor, die die um sich gelagerte Stadt von ihrer Höhe stolz überragt. Es ist ein wunderbares, malerisches Landschaftsbild hier vor uns, dessen Hintergrund, der alte Osning mit seinen grünen Buchengehängen, sich hier zu seinen höchsten Erhebungen aufthürmt. Iburg ist einer der ältesten Orte dieses ursprünglich westfälischen Gaues; schon Wittekind's Geschlecht besaß hier eine den Paß über den Osning beherrschende Burg, die 753 von dem Frankenkönig Pipin dem Kleinen belagert worden sein soll. Auf den Trümmern dieser Burg erbaute 1068 der geistreiche und gelehrte Bischof Benno II. von Osnabrück ein Schloß mit einer Kapelle. Und als im 14. Jahrhundert die Bischöfe auch die weltliche Herrschaft über Iburg erhielten, da wurde das Schloß ihre Residenz und wegen der schönen Lage die Lieblings- und Hauptburg des Hochstiftes. Das jetzige Schloßgebäude stammt aus dem 16. Jahrhundert, nur einige Mauerreste sind von Benno's Werk noch zurückgeblieben. Benno ragt durch seine Wirksamkeit und Gelehrsamkeit über alle Bischöfe des Hochstiftes hervor. Er war ein treuer Genosse Kaiser Heinrich's IV., den er auch dann nicht verließ, als dieser mit dem Papste in Streit gerieth; freilich theilte er auch mit seinem kaiserlichen Freunde das gleiche Schicksal der Amtsentsetzung. Auf dem Thurme zu Iburg beschloß er sein bewegtes, wechselvolles Leben, das ihm der päpstliche Zorn mit Mühen und Täuschungen gefüllt hatte. Sein Grabmal befindet sich in der katholischen Klosterkirche, in der noch heute alljährlich an Benno's Todestage ein Priester in dessen noch erhaltenem Meßgewande die heilige Messe feiert. Wir treten durch ein großes Thor in den Burghof, wo sich das langgestreckte Klostergebäude, das jetzt zu Verwaltungszwecken benutzt wird, zur Rechten hinzieht. Der Castellan führt uns in den Rittersaal, wo uns von den Wänden aus alten Rahmen die ganze Reihe der Fürstbischöfe von Osnabrück anschaut, als wollten sie erzählen aus den Tagen verklungener Herrlichkeit. Wir verlassen dieses mittelalterlich durchwehte Gemach mit seinen schönen Deckengemälden und betreten den mächtigen Thurm, der die Burg überragt. Hier wurden die Häupter der Wiedertäufer bis zu ihrer Marter am Lambertithurm zu Münster gefangen gehalten. Ein schauerliches Gefängniß, ohne jedes Licht, das als einzigste Bequemlichkeit eine Bank besitzt — ein feuchter Erdhaufen. Wahrlich, die geistlichen Herren verstanden sich auch auf die weltliche Macht. Wir bewegen den Führer, uns alles Ernstes ein Weilchen in einer der Zellen einzuschließen — heute noch, wenn ich schlecht schlafe, träumt mir, ich säße im Iburger Thurm. Bei Iburg läßt das Gebirge eine weite Lücke, durch die die alte Verkehrsstraße von Münster nach Osnabrück führt, aber dahinter schiebt sich trotzig die mächtige, braune Höhe des Dörenbergs, als wollte er mit seinem breiten Rücken den Paß verstopfen, um die Iburg zu schützen. Durch einen prachtvollen Hain alter Eichen und Buchen und dann in jähem Aufstieg durch gemischten Bestand bringt uns der Weg auf den Rücken des Dörenbergs. Ein Bild von unbegrenzter Ausdehnung und einer Mannigfaltigkeit der landschaftlichen Schönheiten, die das Auge kaum zu fassen vermag, breitet sich um uns aus. Ringsumher die waldreichen Schluchten und Gebirgsausläufer, hinter denen nördlich die rauchenden Schlote von Georgs-Marienhütte und rechts davon die düsteren Mauern des Frauenklosters Oesede liegen, und als Hintergrund endlich zeigen sich die sich immer mehr nähernden blauen Höhen des Wiehengebirges, vor dem sich aus dem Hasethale die Thürme der alten Bischofsstadt Osnabrück erhebert. Ueber weite Ebenen gleitet der Blick hinaus in die nebelhafte Ferne, besonders in die sonnigen Heiden und Flächen des Münsterlandes mit den spitzen Kirchthürmen seiner Städte und Dörfer. Vor uns erhebt sich der Teutoburger Wald noch einmal zu einer ansehnlichen Höhe, dann streicht er in zwei sich in der münsterländischen Ebene allmälig verlaufenden Höhenzügen aus, wo als romantischer Endpunkt die Trümmer der Tecklenburg, der alte Sitz der streitbaren Grafen von Tecklenburg, aufragen. Justus Möser hielt diesen Gebirgstheil für den Schauplatz der Varusschlacht und jüngere Forscher haben diesen Gedanken wieder aufgegriffen und belebt. Wir wenden noch einmal unsern Blick zurück auf die jetzt vor uns ausgestreckte grüne und blauduftige Gebirgskette, der wir genußreiche Wandertage verdanken. Sollte Einer oder der Andere der Leser durch diese Schilderung zu einer gleichen Wanderung angeregt werden, so würde es uns freuen, aber wollte er sich nachher für diese Anregung bedanken, dann wehren wir ihn schon jetzt mit denselben Worten ab, die wir hundert Mal von dem Landmann, der uns freundlich den Weg zeigte, und von der schmucken Bäuerin, die uns ein kräftiges Schinkenbrod bereitete, gehört haben: Nicks to danken!

Bücherbesprechungen.

— Der Gebrauch des Alten Testamentes in den neutestamentlichen Schriften. Von Lic. Dr. August Clemen, Professor an der Fürsten- und Landesschule zu Grimma. Gütersloh (Bertelsmann, 1895). 10 und 252 S. Octav. 3,60 ℳ. — Der bewährte erste Religionslehrer eines der ersten Gymnasien unseres Landes bietet hier eine reife Frucht stiller Arbeit im Studirzimmer und im Schulhaus wie in der Kirche weiteren Kreisen dar, zunächst theologischen, dann auch anderen humanistisch gebildeten. Man sollte meinen, es müsse besonders mancher seiner Schüler, der in diesem oder jenem Berufe eine gewisse Fühlung mit Theologie und Kirche behalten oder neu gewonnen hat, gern von dem ehemaligen Lehrer zu heilsamer wissenschaftlicher Beschäftigung mit der heiligen Schrift in seinen Mußestunden sich anleiten lassen. Es weht ein feiner, guter Geist durch dieses Buch, der Geist gesunder Verbindung ehrfurchtsvoller Liebe zu der heiligen Schrift und echt geschichtlichen Sinnes. Zuerst wird in einer umsichtigen Einleitung einmal der geschichtliche Verlauf der Behandlung der alttestamentlichen Citate im Neuen Testament lichtvoll dargestellt und dabei der eigene Standpunkt bezeichnet (S. 11), sodann die eigenthümlich großartige Weise der Behandlung solcher Citate durch Jesus und die Apostel fein beschrieben. Dann folgt die Auslegung der in Betracht kommenden Stellen in sämmtlichen neutestamentlichen Schriften mit Ausnahme der Offenbarung des Johannes. Das Ergebniß ist, daß sich bei den Jüngern wie vor Allem bei Jesu selbst überall das rechte Verständniß des Alten Testaments (wennschon zum Theil mit eigenthümlicher Betonung des Wortlautes und des Buchstabens), nirgends spielende Willkür oder Aufnahme abgeschmackter Legenden finde. Insbesondere wird z. B. dem Apostel Paulus ein tiefer Geistesblick nachgerühmt, seine rabbinische Schulbildung aber nicht verhehlt. Alles in Allem ist dies Buch ein sehr dankenswerther Beitrag zur Lösung der gegenwärtig der Kirche gestellten Aufgabe, ihre höher gebildeten Glieder in ein tieferes geschichtliches Verständniß der heiligen Schrift bei voller Wahrung des Zutrauens zu derselben einzuführen. Ueber Einzelheiten mit dem Verfasser zu rechten, ist hier nicht der Ort. Prof. G. Schnedermann.

— Die Kunst, die türkische Sprache durch Selbstunterricht schnell und leicht zu erlernen von Carl Wied. A. Hartleben's Verlag (s. d.). So in erster Auflage. Neue Auflage unter dem Titel: Leichtfaßliche Anleitung zur Erlernung der türkischen Sprache für den Schul- und Selbstunterricht von Karl Wied. Zweite verbesserte Auflage. — Dies Buch kann Referent nur loben. Es ist verständig geschrieben, die Uebersetzungsaufgaben enthalten eine Menge sehr nützlicher Vocabeln, das deutsch-türkische Wörterverzeichniß am Schlusse des Buches ist sehr praktisch. Fehler der ersten Auflage hat der Verfasser meist schon verbessert; uns seien folgende Verbesserungen gestattet: S. 3, Z. 9 q (blos orthographisches Zeichen) — deutsches k; 11, 4 und 13 chafif; 11, 30 altyn; 12, 21 sen; 19, 12 mu; 41. 8 gidijorsun; 47, 25 qapuju; 47, 29 size; 54, 25 und 34 nargile; 57, 22 müde werden; 60, 3 ifadesi üzre; 62, 25 büjük; 62, 31 gülmek; 63, 20 diese Participia; 64, vl. Z. görmekden; 76, drittl. Z. olunújor; 77, 7 und 13 mughaijen; 80, 13 ululuq; 81, 33 ata· 82, 18 fehm; 83, 9 türlü türlü; 83, viertl. Z. üzerinden; 84, 37 Fliegenklatsche; 84, l. Z. keklik; 85, 5 seir ede idi; 85, 8 nesch'et; 85, 12 aölaschmaly; 85, drittl. Z. bir köpek; 86, 23 dedi; 89, 14 senmi buldun; 89, 22 gömlejini; 89, 23 tschyqardyp ꝛc. H. St—e.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 128. Sonnabend, den 26. October. 1895.

Die Sklavenfrage in Ostafrika.

Von Gustav Meinecke.

Bei den Berathungen im Reichstag über den Gesetzentwurf, betr. den Sklavenhandel und Sklavenraub, ist ein Umstand, der für die Bedeutung besonders der ostafrikanischen Verhältnisse von größter Wichtigkeit ist, nicht betont worden: der Zusammenhang zwischen der Sklaverei und dem Muhamedanismus. Der Muhamedanismus fand die Sklaven vor und übernahm das ganze System, indem er die mannigfachsten Gesetze und Verordnungen für die Beschützung, gute Behandlung und Freilassung von Sklaven emanirte. Die Erwerbung von Sklaven kann nach der Auffassung mancher muhamedanischer Rechtslehrer nur auf einem Wege, in bona fide gesetzlichen Kriegen, geschehen, wenn Gefangene in die Hände der Krieger fallen. Es sind dies diejenigen, welche die rechte Hand besitzt. Mit der Zeit nun ist die Auffassung erweitert, und heute kann man wohl sagen, daß die Einrichtung der Haussklaverei einer der Fundamentalgrundsätze des socialen Systems des Islam ist, was auch liberale und aufgeklärte Muhamedaner sagen mögen. In Zanzibar wie in anderen muhamedanischen Ländern beruht die Einrichtung der Sklaverei auf der „Scheria“ oder dem religiösen Gesetz, welches hier mit dem weltlichen Rechte zusammenfällt. Dieses Gesetz nun ist erstens durch locale Verhältnisse und zweitens durch die Edicte despotischer Herrscher modificirt worden, die unter dem Druck von außen zu Stande kamen und welche, obwohl von der dortigen öffentlichen Meinung als ungesetzlich und gegen den Glauben verstoßend verurtheilt und wenn irgend möglich umgangen werden, doch von Zeit zu Zeit in größerem oder geringerem Maße durch die physische Macht der Ungläubigen bekräftigt wurden. Die gesetzliche Stellung des Sklaven in der muhamedanischen Religion und Gesetz ist nun ungefähr die folgende: 1) Er kann ohne Einwilligung seines Herrn weder Eigenthum erwerben noch sich dessen entäußern. 2) Er kann vor einem Gerichtshof kein Zeugniß ablegen noch ohne seines Herrn Einwilligung schwören. 3) Er kann nicht ohne Genehmigung seines Herrn eine gesetzliche Ehe schließen noch nach Ansicht der meisten Rechtsgelehrten, selbst mit Erlaubniß seines Herrn, mehr als zwei Frauen zu gleicher Zeit haben. 4) Er kann seinen Herrn vor einem Gerichtshof nicht verklagen, außer wenn er sehr mißhandelt worden ist. In diesem Falle kann und soll der Kadi den Herrn warnen, daß er im Wiederholungsfalle unter erschwerenden Umständen des Sklaven verlustig geht. Sollte der Sklave seinen Herrn zum zweiten Mal verklagen und die Anklage auf Grausamkeit sich als richtig herausstellen, so kann der Kadi die Abschätzung und den Verkauf des Sklaven anordnen. Der Erlös wird dem Herrn übermittelt. 5) Er kann ohne seines Herrn Erlaubniß keine andere Person, mag sie frei oder Sklave sein, vor den Gerichten anklagen. 6) Er kann nicht ohne seines Herrn Erlaubniß Handel treiben, eine Reise unternehmen (nicht einmal nach Mekka), noch im Allgemeinen irgend ein Recht beanspruchen. 7) Die Macht des Herrn, den Sklaven zu bestrafen, ist unbeschränkt; er kann ihn, wenigstens ist er durch die Theorie gerechtfertigt, selbst tödten, ohne sich einen anderen Vorwurf als vielleicht den der Grausamkeit zuzuziehen. Nach dem mosaischen Gesetze war es strafwürdig, einen Sklaven mit einem Stabe so zu schlagen, daß er stirbt unter seinen Händen (2. Buch Mose 21, 20); blieb er aber einen oder zwei Tage leben, so sollte er nicht darum gestraft werden; denn es ist sein Geld. Dieser Grundsatz ist von den muhamedanischen Juristen noch weiter ausgebaut worden, aber nach der Ansicht des englischen Generalconsuls Hardinge auf Zanzibar, dessen Angaben wir hier folgen, da sie sehr eingehend sind, dürfte die Gerechtigkeit des Herrschers die Ungerechtigkeit des Gesetzes etwas modificiren. Nach der Zanzibarsitte, welche von den Kadis sanctionirt ist, ist der Herr verpflichtet, dem öffentlichen Schatze die Hälfte der Summe zu zahlen, welche für die Tödtung eines Freien zu zahlen wäre, und wird ins Gefängniß geworfen; doch Fälle der Tödtung eines Sklaven sind recht selten. Said Bargasch ließ einst einen Herrn sechs Monate ins Gefängniß werfen, der zwei Sklaven wegen Nothzucht, an seiner Tochter verübt, hatte verstümmeln lassen, aus dem Grunde, weil es Sache des Sultans wäre, die Strafe zu verhängen, obwohl das Verbrechen eine schwere Sühne erforderte. Ein Herr kann für ein Vergehen seinen Sklaven für eine kurze Zeit ins Gefängniß setzen und ihm neunzehn Streiche auf einmal als Strafe geben, ohne nach der Sitte von Zanzibar grausam zu erscheinen.*) Wenn der Sklave ohne Grund oder wirklich grausam gezüchtigt wird, so hat der Kadi das Recht, auf die Klage des Sklaven hin, und wenn die grausame Handlung zweimal vollzogen ist, dem Herrn zu befehlen, den Sklaven zu verkaufen. Die Ibadhin sind in dieser Beziehung etwas härter als die anderen in Ostafrika vertretenen Secten.**) Die Sitte und Gewohnheit und die Macht des Sultans haben nun diesen Zustand der Sklavenbevölkerung bedeutend verändert. Einmal besitzen in der Praxis die Sklaven sowohl Eigenthum, als sie auch die Erlaubniß von ihrem Herrn haben, darüber zu verfügen. Es ist eine ganz gewöhnliche Erscheinung, daß die Sklaven ihrerseits wieder Sklaven haben und deren Gewinn als

---

*) Andere Berichte, z. B. der von Rennell Rodd, bestätigen, daß eine grausame Behandlung der Sklaven sehr selten vorkommt: „Ich kann hier einen Fall erwähnen, so schreibt er, als nämlich ein Mädchen zur Agentur von einem der Viceconsuln gebracht wurde, der den Herrn dabei überrascht hatte, als er das Mädchen züchtigte. Ich gab Befehl, daß sie sofort ihre Klage dem Sultan unterbreiten sollte, aber dies lehnte sie durchaus ab, warf sich auf den Boden und hielt sich am Gitter fest, als die Wache versuchte, sie fortzubringen. Um eine Scene zu vermeiden, wurde sie den Tag über zurückbehalten, um ruhiger zu werden, aber sie weinte unaufhörlich und bat zu ihrem Herrn geschickt zu werden. Am Abend frug ich sie, weshalb sie zu ihrem Herrn zurückkehren wollte, der sie geschlagen habe, aber ihre Antwort war, daß er ein guter Herr sei und sie die Strafe reichlich verdient habe. Ich habe häufig die Officiere J. M. Kreuzer, welche gute Gelegenheiten hatten, die Pemba-Plantagen zu besuchen, um ihre Erfahrung hinsichtlich der dortigen Behandlung der Sklaven befragt und fand, daß sie den Herren mit ein oder zwei Ausnahmen, wo die Sklaven überarbeitet wurden, ein günstiges Zeugniß ausstellten. Pemba ist jedoch bei der Sklavenbevölkerung von Zanzibar nicht beliebt, die die Nachbarschaft vorziehen, wo sie, wie sie wohl wissen, Hilfe erhalten können, wenn sie deren bedürfen. Was die Sklaven in der Stadt Zanzibar anbetrifft, so dürfte Jedermann die Fröhlichkeit und Leichtlebigkeit auffallen, welche diese Bevölkerung charakterisiren. Ein sorgenvolles Gesicht ist die Ausnahme sicherlich unter den Frauen und Niemand, der ihre Tanz- und Gesangclubs besucht hatte, dürfte den Eindruck davongetragen haben, daß das Joch der Sklaverei sie bedrückte.“

**) Die Ibadhin oder Abetiten sind eine Secte, welche einige schiitische Lehren angenommen hat, sehr orthodox und stolz ist. Die Omar-Araber sind Ibadhin; sie haben eigene Moscheen. Die Schihiri oder Hadramaut-Araber nebst den Suaheli sind Sunniten und der Secte nach Schafeiten, die muhamedanischen Inder, Kodsches, sind Schiiten, deren Lehre eine etwas hinduistische Färbung angenommen hat. — Die Sklaven, obwohl beschnitten und nominale Muhamedaner, sind in der Mehrzahl wenig besser als Heiden, aber sind selbst in Ibadhin-Haushaltungen zu den Sunniten gerechnet, da sie gewöhnlich durch einen anderen Sklaven zum Islam geführt werden und in die Secte des Berathers treten. Die aristokratischen Ibadhin nehmen Sklaven in ihre Secte wohl kaum auf.

ihr persönliches Eigenthum betrachten. Ferner ist dem Sklaven stets erlaubt, zwei Tage in der Woche (Donnerstag und Freitag) oder wenigstens einen Tag in der Woche für sich und seine Familie zu arbeiten und den Gewinn ausschließlich für sich zu verwenden. Er kann auch einen kleinen Theil des Geldes, welches er für seinen Herrn erarbeitet, zurückhalten und ist berechtigt einmal innerhalb sechs Monaten neue Kleidung zu erhalten (ein Hemd für einen Mann, zwei Tücher für eine Frau). Wenn sein Herr ihm weder Essen, Wohnung noch Kleidung außer dem regelmäßigen halbjährlichen eben erwähnten Deputat giebt, so hat er ein Anrecht auf die Hälfte seines Verdienstes oder durchschnittlich 2 oder 2½ Dollars*) den Monat. Im Fall der Herr dies verweigert, so kann er auf Klage des Sklaven vor den Kadi geladen und ihm befohlen werden, den Sklaven zu bezahlen. Falls er dies nicht thun sollte, kann er sogar ins Gefängniß geworfen werden, aber nicht wegen schlechter Behandlung der Sklaven, sondern wegen Mißachtung des Gerichtes. Wenn ein Sklave kein Geld erhält, so hat er Anspruch auf einen Theil eines Raumes, ein Bett und Nahrungsmittel, welche entweder vom Tische des Herrn fallen oder von den Haussklaven gekocht werden, oder statt dessen auf zwei Anna. Im Falle seiner Arbeitsunfähigkeit hat der Herr für ihn zu sorgen. Der Sultan nun als Hakim oder Herrscher verhindert den Verkauf von Sklaven. Im Falle einer grausamen Behandlung ist daher der Sklave in Freiheit zu setzen, ohne die Entschädigung, welche nach dem Buchstaben des Gesetzes der Eigenthümer erhalten sollte. Da aber dieses Vergehen im Gegensatz zu der Scheria steht, so wendet es der Kadi nicht an, sondern sendet die Parteien zum Sultan. Hardinge geht nun dazu über, die Mittel und Wege zu schildern, durch welche ein Sklave seine Freiheit erwerben kann, und zwar durch das Gesetz und durch den Gebrauch sowohl wie die Edicte der Sultane, welche ihn modificirt haben. Nach muhamedanisch-sunnitischer Sitte kann keine Autorität, mag es sein welche es wolle, außer der Herr selbst, den Sklaven frei machen; es giebt nur drei Ausnahmen von dieser Regel: 1) Nach dem Tode eines Herrn können zwei unbescholtene Männer vor dem Kadi erklären, sie hätten gehört, daß der Verstorbene dem Sklaven die Freiheit versprochen hätte. Der Kadi kann ihn dann frei erklären ohne Rücksicht auf die Ansprüche der Erben. Einige der Juristen der Ibadhin, welche, wie schon früher erwähnt, in der Sklavereifrage nicht so liberal sind wie die sunnitischen Suaheli, bezweifeln die Gesetzlichkeit solcher Freigebung allein auf das mündliche Zeugniß. — 2) Eine Concubine, welche ihrem Herrn ein Kind schenkt, wird, falls sie nicht bei der Geburt des Kindes von ihm frei erklärt wird, ipso facto durch den Tod des Herrn frei und kann während seiner Lebzeiten auch nicht verkauft werden. Diese Form der Emancipation, welche das Gesetz als „istilad" bezeichnet, hängt natürlich davon ob, daß der Herr das Kind anerkennt, wozu er in den meisten muhamedanischen Ländern nicht gezwungen werden kann, obwohl er selbst den Glauben haben mag, das Kind wäre seins; in Zanzibar erkennt er das Kind gewöhnlich an, aber die „mustallida" oder „umm-el-walad", wie die Mutter genannt wird, wird nicht nothwendiger Weise vollkommen frei bis nach dem Tode des Herrn. Der letztere kann sie nicht verkaufen, aber mag mit ihr, ohne sie heirathen zu müssen, weiter leben, so lange sie eine Sklavin ist, wenn er es nicht vorzieht, sie einem anderen Manne zu verheirathen. Ein geschlechtlicher Verkehr ist in letzterem Falle erst dann wieder möglich, wenn sie von ihrem Manne geschieden ist. Eine Sklaven-Concubine, die nicht eine „umm-el-walad", kann nicht, wenn sie mit Einwilligung ihres Herrn verheirathet ist, verkauft werden, aber der Herr kann sie zwingen, für ihn zu arbeiten. Ihre Kinder sind Sklaven, selbst wenn ihr Mann ein Freier ist, und dem Herrn zur Arbeit verpflichtet, können aber nicht verkauft werden. Nach der Lehre der Ibadhin hört die Unverletzlichkeit einer Concubine, welche bei Lebzeiten des Herrn, sofern sie ein Kind von ihm hatte, nicht verkauft werden kann, bei seinem Tode auf und es ist den von rechtmäßigen Weibern geborenen Erben der Verkauf gestattet. Diese grausame Sitte wurde seiner Zeit von Said Bargasch verboten, der selbst der Sohn einer Sklavin war, aber sein Verbot hatte natürlich keine Gesetzeskraft. — 3) Jemand, welcher besonders specificirte Verbrechen begeht, z. B. das Fasten am Ramadan bricht, einen anderen Muhamedaner unabsichtlich durch unverschuldete Umstände tödtet (Katl-el-hatta) und sich von seinem Weibe scheidet durch „Zihar" (indem er zu ihr sagt: „Du bist mir dasselbe wie meiner Mutter oder Schwester Rücken", wofür er „Kafarah" oder eine Sühne leisten muß, ehe er wieder Anspruch auf eheliche Rechte erheben kann), kann vom Kadi den Befehl erhalten, einen Sklaven frei zu machen oder eine gewisse Anzahl von Armen als „tahrir" oder Sühne zu verpflegen. — Außer diesen besonderen Arten der Freimachung giebt es drei Wege der Manumissio: 1) „Alak", die mündliche Zusage sofortiger und bedingungsloser Freiheit; 2) „Tadlir", ein Freiheitsversprechen beim Tode des Herrn, das aber jeden Augenblick nach Belieben rückgängig gemacht werden kann. Alle Kinder, welche nach diesem Versprechen dem Sklaven geboren werden, sind eo ipso frei; 3) „Kitabah", ein geschriebenes Uebereinkommen, den Sklaven unter gewissen Bedingungen frei zu machen, z. B. durch Ablösung in Ratenzahlung. Bis zur Vollendung dieser Zahlungen erfreut sich der Sklave als „mukaltib" einer gewissen persönlichen Freiheit, kann aber selbst noch keine rechtliche Handlung vornehmen. Von diesen drei Arten der Manumissio dürfte „tadlir" augenblicklich in Zanzibar am häufigsten sein, der allmälige Freikauf des Sklaven durch seine eigene Arbeit ist viel seltener.

In diesem Zusammenhang ist daran zu erinnern, daß die Emancipation von Sklaven eine sehr verdienstliche Handlung in den Augen der muhamedanischen Religion ist, daß es bei frommen Muhamedanern sehr gewöhnlich ist, Sklaven zu diesem besonderen Zweck zu kaufen, und zu diesem Zweck ein Vermächtniß an Geld („curbah", oder fromme Gabe) als besonders empfehlenswerth angesehen wird. Die Tradition sagt, daß der Prophet einst ausrief: „Dem, welcher einen muhamedanischen Sklaven befreit, wird Gott jedes Glied seines Körpers aus dem Höllenfeuer retten." Aus diesem Grund sträuben sich die Sklavenbesitzer gegen die Emancipation durch einen Fremden, sei es nun der britische Consul oder eine andere Autorität, von Sklaven, die mit solcher frommen Absicht gekauft sind, da sie der Verdienste ihres guten Willens beraubt, im Hinblick auf das spätere Sein gewissermaßen betrogen wurden.

Das Alles zusammengefaßt ergiebt nun, daß, wenn auch das muhamedanische Gesetz im Großen und Ganzen die Sklavenemancipation ermuthigt, sie doch mit wenigen Ausnahmen aus des Herrn freiem und unbeeinflußtem Willen hervorgehen soll. Auf Zanzibar nun sind diese Grundsätze, obwohl in der Theorie unumstößlich, doch durch die Wirkung der modernen Abmachungen unterminirt, z. B. durch den Vertrag zwischen Said Bargasch und England, wonach die Einfuhr von Sklaven über See verboten wurde, der Verordnung von Said Khalifa, wonach alle Sklaven, welche nach einer gewissen Zeit in sein Gebiet kamen, frei sein sollten, durch die von Said Ali, welche den Verkauf und Kauf von Sklaven oder ihre Erwerbung außer durch directe Ererbung verbot, und durch die Artikel in der Brüsseler Acte, die die Emancipation durch eine Anzahl von Autoritäten, welche dem heiligen Gesetz unbekannt sind, erlauben und vorsehen. So befreien sowohl der Sultan wie der englische Resident gewohnheitsmäßig Sklaven so zu sagen in der Ausübung ihrer Prärogative. Der Sultan hält sich an den Buchstaben des Gesetzes, indem er in jedem Fall dem Herrn befiehlt, den Sklaven frei zu geben, und so die Fiction aufrecht erhält, die Manumissio sei ein freiwilliger Act, da kein Araber oder Suaheli dem Sultan gegenüber auf seinem gesetzlichen Recht bestehen wird. Der englische Beamte giebt seine Freibriefe natürlich ohne Rücksicht auf den Buchstaben oder Geist des Gesetzes aus. Es ist in der That sehr zweifelhaft, ob eine Emancipation, die von einem Herrn unter Zwang vorgenommen wird, von den einheimischen Gerichten als gesetzlich und rechtskräftig angesehen werden kann. Angenommen den Fall, daß ein Sklave, der von dem englischen Residenten einen Freibrief erhalten hätte in Verletzung der Scheria, seinen früheren Herrn verklagte und daß der letztere die Emancipation als ungesetzlich hinstellte, so daß der Sklave als Ankläger vor Gericht nicht auftreten könnte, so würde der Kadi nach dem stricten Gesetz das Verfahren einstellen müssen und dies auch wahrscheinlich thun in der Annahme, daß damit die Sache zu Ende sei. Wenn nun aber der Sklave klug genug ist, dem Kadi mit dem Zorne des Sultans zu drohen, wegen Verletzung einer seiner Verordnungen, so würde der Richter irgend einen Vorwand finden, um den Fall dem Sultan zu unterbreiten und ihm die Verantwortlichkeit für eine Verletzung des heiligen Gesetzes aufzuladen. Ein sehr geschicktes und ziemlich interessantes Auskunftsmittel für die Kadis der Ibadhinsecte liegt in der Lehre von der „Takiah"

*) Ein Dollar = 2,1 Rupien. Die Rupie hat jetzt etwa den Werth von 1,10 ℳ. Sie wird eingetheilt in 16 Anna oder 64 Pesa.

oder der frommen Heuchelei, welche einem Mann die Ausübung einer von Gott verbotenen Handlung gestattet, im Falle sie nothwendig zu seiner Rettung ist, so lange als er die Sünde im Herzen verabscheut. So erzählte der erste Ibadhin-Kadi einst dem englischen Residenten in Beantwortung einer Frage, daß es für ihn nicht sündhaft wäre, Schweinefleisch zu essen, wenn ihm dies von einem Tyrannen unter Strafandrohung befohlen wäre. Als ihm nun die Beispiele von Daniel und anderen Heiligen entgegen gehalten wurden, welche sich eher den Löwen hätten vorwerfen lassen, als die Gebote Gottes zu verletzen, um den Königen zu gefallen, bemerkte er klug ausweichend, daß diese heiligen Männer, ausgestattet mit der Gabe der Prophezeiung, im Stande waren, vorher zu wissen, daß Gott nicht zulassen würde, daß ihnen ein Leid geschähe. „Wir aber," so fügte er hinzu, „haben keine Sicherheit, wenn der Sultan uns ins Gefängniß setzen sollte, weil wir das göttliche Gesetz ohne Menschenfurcht befolgt haben, daß Allah einen Engel zu unserer Befreiung senden wird." Es ist wahrscheinlich, daß selbst die Sultane, indem sie alle diese Edicte gegen die muhamedanischen Gesetze über Sklaverei unterzeichnen und ausführen, um die großen ungläubigen Mächte zu beruhigen, viel Trost in dieser angenehmen und nützlichen Lehre des „Takiah" gefunden haben und noch finden. Die Ursachen, aus denen Sklaven jetzt sowohl von dem Sultan wie von dem englischen Residenten befreit werden, sind zweifacher Natur, einmal ungesetzlicher Kauf oder Einfuhr und zweitens Grausamkeit. Es kommt häufig vor, daß Sklaven mit irgend welchen Klagen kommen und daß sich bei der Untersuchung herausstellt, daß sie entweder eingeführt sind seit der Verordnung von Said Khalifa oder durch Kauf, Schenkung oder Vererbung seit der Verordnung von Said Ali ihre Herren gewechselt haben, denn beide Decrete werden entweder aus wirklicher oder vorgeschützter Unwissenheit bedauerlicher Weise beständig mißachtet. Klagen wegen Grausamkeit sind ein gut Theil häufiger, aber viele dieser Fälle sind ganz unbedeutend und reduciren sich nur auf einen Schlag oder eine milde Züchtigung wegen Unverschämtheit, Trägheit, Prügelei mit anderen Sklaven oder dergleichen. Einmal klagte zum Beispiel eine Concubine, daß ihr Herr ein anderes Sklavenmädchen nach Hause gebracht hätte, und wünschte, entweder in Freiheit gesetzt zu werden oder, wenn ihre Rivalin nicht sofort weggeschickt würde, ein einzelnes Haus, um dort mit ihren Kindern zu leben. Als ihr Herr das Letztere zugab, machte sie wieder Einwendungen, weil das Haus auf dem Lande und nicht in der Stadt war, und schließlich drang sie mit ihrem Willen durch und vertrieb die Rivalin. Wenn jedoch irgend ein Fall von wirklicher Grausamkeit zur Kenntniß des Residenten kommt und der Sklave entweder die Spuren brutaler Schläge aufweist, ungenügend ernährt wird, zur Arbeit in Krankheitsfällen angehalten wurde oder nicht die ihm zustehenden Sachen erhielt, so setzt ihn der englische Resident entweder in Freiheit, wenn er nach der Küste hingehört, oder sendet ihn, falls er ein Zanzibarite ist, dem Sultan mit der Bitte, ihn frei zu machen und den Herrn entsprechend zu bestrafen. Der Sultan ist bis jetzt stets bereitwillig auf diese Wünsche eingegangen. Dasselbe Verfahren wird eingeschlagen in Fällen, wo Sklaven entgegen der Verordnung des Sultans verkauft oder eingeführt werden. Seit 1890 sind auf Grund des Abkommens zwischen Said Khalifa und Sir Gerald Portal vom 13. September 1889 alle Personen, die in Zanzibar und Pemba geboren sind, als Freie geboren, aber bis jetzt hat der englische Resident hierauf noch wenig Gewicht gelegt, da es sich gegenwärtig nur um ganz junge Kinder handelt. Es liegt hier auch die Gefahr vor, daß manche Eigenthümer zur Antwort geben können, daß sie, wenn diese Kinder nicht ihre Sklaven sind, sie nicht die Verpflichtung haben, die Sklavenmütter hinsichtlich des Unterhaltes dieser Kinder zu unterstützen. Eine solche Auslegung würde natürlich sehr wenig human sein und im Widerspruche mit der muhamedanischen Religion stehen, aber der englische Resident ist der Ansicht, daß es sowohl für den Sultan wie für ihn nicht leicht sein würde, an das muhamedanische Gesetz in dieser Hinsicht zu appelliren, nachdem es in so mancher anderen Beziehung von den Engländern verletzt sei. Die Frage, wie die Rechte dieser Kinder gesichert werden sollen und welche Entschädigung, wenn überhaupt davon die Rede sein kann, den Herren für die Erziehung dieser Kinder zugebilligt werden soll dafür, daß sie diese Kinder ernährt haben, wird jedoch von Jahr zu Jahr dringlicher. Nach Ansicht des Hrn. Hardinge würde es sich empfehlen, sie nach jeder Richtung als vollkommene Freie zu behandeln, aber sie für eine Reihe von Jahren, etwa sieben oder zehn, nachdem sie 15 Jahre alt geworden sind, dem Herrn zu überlassen, damit er sich für die während ihrer Kindheit aufgewandten Kosten schadlos halten kann.*)

Nachdem so der Stand des gegenwärtigen Sklavereiverhältnisses klar gelegt worden ist, geht Hr. Hardinge nun daran, die Folgen zu schildern, welche die Anwendung der sogenannten Indian Act vom Jahre 1843 haben würde. Diese Act hat nur vier Paragraphen; nach dem ersten darf kein öffentlicher Beamter in Ausführung irgend eines Gerichtsbeschlusses den Verkauf irgend einer Person verfügen. Nach Paragraph zwei sollen keine Rechte, welche aus dem Besitz einer Person oder der Dienste eines Andern als Sklave hergeleitet werden, von den Gerichten oder Beamten weiter verfolgt werden. Die anderen Paragraphen stellen das gleiche Recht einer jeden Person an erworbenem Besitz und die Gleichheit vor dem Gericht fest.**)

In Indien ging die Einführung dieser Verordnung ziemlich schnell von Statten, da, wie in Aegypten, die große Masse der arbeitenden Bevölkerung, auf der die Wohlhabenheit eines Landes beruht, persönlich frei und aus Zwang und Gewohnheit arbeitsam war, während die überwiegende Majorität der Sklaven sich aus Bedienten zusammensetzte, von den Dienern der wohlhabenden Muselmänner bis zu den Concubinen, Pagen, Pfeifenträgern und Eunuchen der großen Radschas und Edlen. Ein großer Theil dieser Sklaven, jedenfalls diejenigen, welche in den Palästen der eingeborenen Fürsten und der Aristokratie lebten, waren nicht nur mit ihrem Loose zufrieden, sondern sahen auch auf die ärmeren Freien etwas verächtlich herab. Es war dies sicher der Fall mit den Mameluken oder weißen Sklaven in Aegypten, von denen die heutige Classe der circassischen Paschas abstammt und welche, obwohl zum Theil aus Sklaven bestehend, die auf den Märkten in Konstantinopel gekauft waren, in der That die herrschende Oligarchie waren. Die indischen Ackerbauern wurden durch die Verordnung von 1843 nicht im Mindesten berührt. Wenn man nun nach der Schätzung von Sir Bartle-Frere auf 1000000 Muhamedaner 20000000 Sklaven rechnet, so ist dies bei der damaligen Bevölkerung Indiens von 200000000 nur ein Zehntel! Ganz anders liegen aber die Verhältnisse in Zanzibar und in Ostafrika überhaupt, da eine Verschiedenheit zwischen den Inseln und dem Festland, wenigstens dort, wo die Araber und Suaheli stärker vertreten sind, heute kaum zu construiren sein wird. Dann aber kommt noch in Betracht, daß die Verordnung in Indien in Kraft trat nach fast hundertjähriger britischer Verwaltung, während in Ostafrika die Machtstellung der europäischen Mächte doch noch recht neuen Datums ist. Was nun die Bevölkerung von Zanzibar anbetrifft, so gehen die Schätzungen, wie das natürlich in einem Lande ist, wo das Zählen der Bevölkerung verabscheut wird, sehr weit auseinander. Der Consul Smith schätzt die Bevölkerung auf 150000 Seelen, von denen die Hälfte Sklaven und von diesen zwischen 4000 bis 7500 noch rechtmäßige Sklaven seien, da sie vor Erlaß der Verordnung über die Sklaveneinfuhr bereits im Lande waren. Hardinge kommt, gestützt auf das Urtheil des Generals Mathews, des besten Kenners der Verhältnisse, zu ungefähr dem gleichen Ergebniß; er rechnet auf Zanzibar und Pemba 200 Europäer, 7500 Indier, 4000 reine Araber, 30000 freigeborene Suaheli, 27000 befreite Sklaven und 140000 Sklaven, zusammen 208700 Seelen. Said Bargasch schätzte die Bevölkerung von Zanzibar und Pemba auf 400000 Seelen, darunter 266000 Sklaven, und wenn man den Einfluß der verschiedenen Verordnungen gegen die Sklaveneinfuhr, die geringe Vermehrung der Sklaven in Betracht zieht, so wird diese neuere Berechnung im Großen und Ganzen als richtig angesehen werden können.

---

*) Consul Smith bemerkt in einem Briefe vom 4. Januar 1894, daß diese noch wenig in Betracht kommen, da erfahrungsgemäß Sklaven-Ehepaare gewöhnlich kinderlos sind und die Kindersterblichkeit sehr groß ist. Nebenbei sei noch bemerkt, daß die Sklaven im Allgemeinen nicht alt werden, jedenfalls gehen die hamals (Lastträger) in Zanzibar, welche zu Zeiten sich überanstrengen müssen, frühzeitig zu Grunde, und auch die in dem niedrig gelegenen Pemba wohnenden Schambasklaven leiden sehr. Capitän Lugard giebt in seinem Buch die Durchschnittsdauer des Lebens eines Sklaven in Gefangenschaft auf 11 Jahre an, offenbar viel zu wenig.

**) Es ist von Interesse, daß am 17. December 1874 Gouverneur Strahan von der Goldküste eine Proclamation erließ, wonach der Kauf, Verkauf oder die Verleihung einer Person oder Versklavung für ungesetzlich erklärt und zugleich bestimmt wurde, daß alle nach dem 5. November 1874 geborenen Kinder frei sein sollten. Die Haussklaverei konnte natürlich dabei noch bestehen bleiben.

Was würde nun die Folge in den Beziehungen zwischen den beiden Classen durch Erlaß einer Verordnung sein, durch die sie gleich vor dem Gesetz gemacht und die Unterordnung der einen unter die andere aufgehoben würde? Sir Mathews ist der Ansicht, daß nach kurzer Zeit, wenn die Verordnung bekannt geworden wäre, drei Viertel der Sklaven ihre Arbeit niederlegen und nach wenigen Monaten die Cultivation der Nelken- und anderen Plantagen aufhören würde, und daß ferner die bereits stark den Indern verschuldeten Landeigenthümer, ohne die Möglichkeit, Käufer für ihre Ländereien zu finden, mit wenigen Ausnahmen bankerott werden würden. Ungefähr ein Viertel der gegenwärtigen Sklaven würde als freie Diener bei ihren Herren bleiben, die sie vorher gut behandelt hätten, und einige würden auch wohl, weil krank oder alt, auf den Plantagen bleiben und in ihrer Art dahin vegetiren. Von den Arabern würde ferner sicher ein Theil nach Maskat oder nach Deutsch-Ostafrika auswandern, wo einige der bedeutendsten Zanzibar-Araber Landbesitz haben und „wo die Erhaltung eines milden Systems der Haussklaverei durch die deutsche Regierung Denjenigen, welche etwas aus dem Schiffbruch gerettet haben, die Fortführung ihrer Thätigkeit bei natürlich sehr geschmälertem Einkommen gestatten würde". Auch die Hälfte der mittleren und niederen Suaheli-Bevölkerung würde nach dem deutschen Gebiet auswandern, wo sie „unter gewissen Beschränkungen Sklaven und Concubinen kaufen und Sklaven-Arbeit ohne Einmischung der Regierung verwenden könnten". Denn die sofortige Befreiung würde eine vollständige Umwälzung der gesammten wirthschaftlichen Verhältnisse herbeiführen. Der großen Plantagenbesitzer und ihres voraussichtlichen Bankerottes ist schon gedacht worden, aber bei den kleinen Leuten ist die Sache nicht viel besser. Nehmen wir den Fall eines kleinen Händlers, der drei Sklaven hat, die zusammen etwa 250 Rupien kosten. Das Sklavenmädchen ist Concubine, Köchin und Mädchen für Alles. Die beiden anderen Sklaven arbeiten in der Stadt und bringen Beide ihrem Herrn jeden Tag eine Rupie als Arbeitslohn nach Haus. Von dieser Rupie nährt er seine Familie, was ihn etwa eine halbe bis eine Rupie kostet, und hat wenig übrig, um seinen kleinen Handel weiter zu treiben und vorwärts zu kommen. Morgen sind seine Sklaven befreit, der kleine Ueberschuß, wovon er lebte, ist verschwunden, er und seine Kinder sind Bettler. Die Sklaven sind die Stützen seiner Existenz, ihr Verlust ist sein Ruin, und dies bezieht sich mehr oder weniger auf jede Classe der Freien in Zanzibar. Hardinge frug öfter die Eingeborenen, welche sich über die Antisklaverei-Gesetzgebung beklagten, warum sie nicht die Arbeit von Freien verwendeten. „Ich selbst," so sagte er, „bezahle meine Diener, warum könnt ihr nicht dasselbe thun?" „Ja", antworteten sie, „du bist reich, du hast ein großes Einkommen vom Staate, wir haben außer unseren Sklaven nichts; wenn du sie wegnimmst, so beraubst du uns unseres Capitals und unseres Einkommens, und wenn sie fort sind, wo sollen wir das Geld finden, um unsere Diener zu bezahlen?" Beinahe jeder freie Hausbesitzer, möge er in noch so niedriger Stellung sein, ist eben auch ein Sklavenhalter. Die Ansichten der anderen Europäer stimmten mit denen des Generals Mathews vollkommen überein und es ist charakteristisch, daß sogar die Missionare, die vor Allen auf die Unterdrückung der Sklaverei hinarbeiten, ebenfalls der Ansicht sind, daß die Aufhebung der Sklaverei, wenn die materiellen Interessen Zanzibars dabei in Frage kommen, nur von der Einführung der Kuli-Arbeit begleitet werden sollte. Von der Beurtheilung der anderen Fragen, welche Hardinge für den Fall der Emancipation aufwirft und die sich hauptsächlich auf die Entschädigungen der Araber, den Ausfall in den Einnahmen der Verwaltung und die Vermehrung der Ausgaben durch Einführung eines neuen Systems beziehen, können wir zur Zeit absehen, obwohl über kurz oder lang diese Fragen auch bei uns gelöst werden müssen.

Bücherbesprechungen.

— Rudolf von Vargula, der Schenk zu Saaleck. Ein Thüringer Lebensbild aus dem dreizehnten Jahrhundert. Von Johannes Renatus (Joh. A. Frhr. v. Wagner). Zweite Auflage. Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung (Georg Böhme), 1896. Preis 4 ℳ 50 ₰, geb. 5 ℳ 50 ₰. — Die Gattung des historischen Romans ist nicht ohne Grund stark in Verruf gerathen, seit so viele Unberufene hier billige Lorbeeren gepflückt haben. An einem Buche, wie das vorliegende ist, mag sie wieder zu Ehren kommen. Es ist sonst nicht üblich, einem historischen Romane ein Vorwort vorauszuschicken. Aber es entspricht der Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit des Verfassers, von vorn herein gleich offen zu erklären, auf welchen geschichtlichen Unterlagen er sein Werk aufbaute. Das Vertrauen des Lesers zu der inneren Wahrheit seiner Schilderung hätte Renatus auch ohne jene captatio benevolentiae und ohne die Quellenangabe gefunden. Wer in unserer mittelalterlichen Geschichte und Literatur einigermaßen bewandert ist, fühlt auf Schritt und Tritt, wie getreulich der Schriftsteller in allem Thatsächlichen an der Ueberlieferung festhält. Niemand wird auch wohl an solchen Prophezeiungen ex posteriore Anstoß nehmen wie S. 33—34, wo Walther von der Vogelweide Weimars große Zeit im Geiste voraus ahnt. Solche Kunstmittel haben alle Dichter angewandt bis auf Vergil und weiter zurück. Ein gar stürmisch bewegtes Leben war das dieses edlen Schenks zu Saaleck. Wilde Fehden mit unbändigem Gesindel von Raubrittern, heiße Kämpfe von hochpolitischer Bedeutung, Streit um die deutsche Königswürde, machtvolles Einschreiten gegen eisernde welsche Pfaffen, die mit Geißel und Schwert, mit Mord und Brand ihres Priesteramtes walteten, dazu häuslicher Unfriede und schwere sittliche Anfechtungen, das Alles leben wir mit dem Helden der Erzählung durch. Aber in allem Zank und Zwist, in allem Sturm und Streit strahlt hell das gediegene Gold seiner christlich-deutschen Gesinnung, über alle Klippen des Lebens geleitet ihn der felsenfeste Glaube, daß für alles irdische Leid uns dereinst reichlicher Trost werden soll in der himmlischen Herberge. Und in allem bitteren Ernst der wilden Wirren des 13. Jahrhunderts fehlt doch auch nicht ein würzig Körnlein echten Humors; der kreuzbrave Meisterknappe Schwertlein sorgt dafür. Die Sprache fällt oft unwillkürlich in den gemessenen Schritt des Jambus. Wir wollen das nicht besonders loben; aber Niemand wird es auch als störend empfinden. Die Durchflechtung des Textes mit Walther's Liedern im ersten Theile — Walther am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen — verleiht der Darstellung eine eigenartige Stimmung. Es ist ein treffliches Buch für das deutsche Haus, für die christliche Familie; denn über aller Rohheit des Mittelalters, die nicht verschwiegen wird, steht der Glaube an den edlen Kern im Wesen unseres Volkes, und der hohe Ernst der sittlichen Anschauung hält auch von den bedenklichen Scenen (S. 115—119 z. B.) alles gleißend Verführerische fern. Das ehrliche deutsche Herz und die vornehme Sinnesart Walther's von der Vogelweide giebt dem ganzen Lebensbilde das Gepräge. Hin und wieder ist vielleicht etwas zu viel modern romantisches Empfinden ins 13. Jahrhundert übertragen, z. B. S. 237; aber sicher hat der Verfasser Recht, wenn er meint, das rohe Mittelalter habe die Bitterkeit erschütternder Seelenkämpfe so gut gekannt wie die Gegenwart. Ein spannender Roman im Sinne des Stammgastes der Leihbibliothek ist der „Schenk von Vargula" nicht. Aber ein kerndeutsches Buch ist es, ein Buch, das man ohne Bedenken am Familientische vorlesen darf, das jeder Volksbibliothek zur Zierde gereichen wird, ja auch in einer Schülerbibliothek wohl am Platze ist. Wer in dem lieben Thüringerlande bekannt ist, den werden all die trauten Namen der Burgen und ritterlichen Geschlechter, der Städte und Dörfer gar heimisch anmuthen. Und wessen Wiege vollends dort gestanden hat, den wird es wie der harzige Duft der heimathlichen Tannenwälder aus den Blättern des Buches anwehen. Jeder wahrhaft deutsch empfindende Leser aber wird es an dem Beben seines Herzens spüren: Das war ein wackerer Deutscher, dessen Leben uns hier gezeichnet wird, und ein wackerer Deutscher ist es auch, der den Griffel führte zu der meisterlichen Zeichnung. R. B.

— Neue Thesen über Jesu Gedanken vom Reiche Gottes. Aus dem sächsischen Kirchen- und Schulblatt besonders abgedruckt mit einer Einleitung. Von Lic. Dr. Georg Schnedermann, außerordentlichem Professor der Theologie in Leipzig. Leipzig, Dörffling & Franke 1895. 20 ₰. — Die Thesen sind nunmehr Jedem bekannt, der sich mit solchen Dingen überhaupt beschäftigt; aber der Verfasser wünscht noch eine weitere Verbreitung und jeder Theologe kann sie nur mit ihm wünschen, um desto eher festgestellt zu sehen, ob ihr Wahrheitsgehalt den von ihrem Urheber behaupteten Einfluß auf das theologische Denken unserer Zeit haben wird. B. K.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 129. Dienstag, den 29. October. 1895.

Die Universitäts-Bibliothek zu Straßburg.

In diesen Tagen wird in Straßburg ein monumentaler Neubau eingeweiht, der eine wissenschaftliche Anstalt zu beherbergen bestimmt ist, die ihrer Entstehung nach jedenfalls eine der originellsten Erscheinungen unserer Zeit bedeutet.*) In der Nacht vom 24. auf den 25. October 1870, der ersten Nacht, da die schweren Festungsgeschütze Tod und Verderben in die alte deutsche Stadt entsenden mußten, ging unter anderen Gebäuden auch die „Neue Kirche" in Flammen auf. In ihr waren die zwei großen Straßburger Bibliotheken aufbewahrt, von denen die eine der Stadt Straßburg, die andere (die Bibliothek der ehemaligen deutschen Universität dieser Stadt) dem protestantischen Seminar zu eigen gehörte. Namentlich die Vernichtung der Stadtbibliothek bedeutete einen unersetzlichen Verlust für die ganze gelehrte Welt. Sie barg unter ihren 200 000 Bänden eine stattliche Zahl Handschriften von einzigartiger Bedeutung, allen voran den berühmten Hortus deliciarum: auf etwa 600 Folio-Pergamentblättern hatte hier die Aebtissin des elsässischen Klosters Hohenburg, Herrad von Landsberg, am Ende des 12. Jahrhunderts eine Art Encyklopädie des damaligen Wissens niedergeschrieben und dieses Werk mit einer Unzahl von Bildern in reicher byzantinischer Farbengebung ausgestattet, die einen überaus reizvollen, unmittelbaren Einblick in das damalige Kunst- und Culturleben gewährten.

Als die Nachricht von diesem schweren Verluste in die Oeffentlichkeit drang, wurde in Frankreich wohl von der „Barbarei" der Preußen, nicht aber von der Thatsache geredet, daß in Straßburg nicht die mindesten Vorkehrungen getroffen worden waren, um wenigstens die werthvollsten Schätze der Bibliotheken für alle Fälle zu sichern, Vorkehrungen, die in deutschen Städten ferne von der Grenze (wie zum Beispiel München) nicht versäumt worden waren. Auch auf deutscher Seite wurde die Nachricht mit tiefem Bedauern entgegengenommen. Und da war es der fürstliche Hofbibliothekar von Donaueschingen, Dr. Karl August Barack, der den Gedanken in die Welt warf, den Verlust, soweit überhaupt möglich, auf dem Wege freiwilliger Spenden zu ersetzen. Von manchen Seiten verlacht und verspottet, fand Barack doch weit überwiegend in den Kreisen seiner Collegen und weit darüber hinaus begeisterten Beifall und thatkräftige Mitarbeiter. Sammlungen in der ganzen Welt wurden organisirt, besondere Commissionen bildeten sich in einer großen Zahl deutscher und auswärtiger Staaten, die Universitäten und wissenschaftlichen Vereine, viele Staats- und Communalverwaltungen, namentlich aber zahlreiche Verlagsbuchhändler stellten ihre Büchersammlungen in der freigebigsten Weise zur Verfügung. Der verblüffende Erfolg dieses Unternehmens war, daß schon im Frühjahre 1872, anderthalb Jahre nur nach jener verhängnißvollen Nacht, eine Bibliothek in Straßburg entstanden war, die an Bändezahl der zerstörten alten Stadtbibliothek ungefähr gleich kam. Und seitdem ist, Dank der umsichtigen Verwaltung der Bibliothek, durch ihren Begründer und nunmehrigen Director, Dank der fortdauernden reichen Freigebigkeit von Anstalten und Privatpersonen, Dank aber namentlich der Thatsache, daß das Reich und das Reichsland bedeutende Mittel zur Verfügung stellten, der Bestand dieser Bibliothek auf mehr als 700 000 Bände angewachsen, so daß sie an Bändezahl nur noch von Berlin und München übertroffen wird. Und wenn die neugegründete Straßburger Universität in dem Vierteljahrhundert ihres Bestehens sich eine so hochangesehene Stellung in der Gelehrtenwelt errungen hat, so ist ihr dieses nicht zum mindesten durch die Thatsache ermöglicht worden, daß ihr in der so eigenartig begründeten und so glücklich und großartig weiter entwickelten Bibliothek das für den wissenschaftlichen Betrieb nothwendigste Hilfsmittel in überaus vollendeter Weise zur Verfügung gestellt werden konnte. Große Schwierigkeiten bereitete aber vor 25 Jahren die Frage, wo man die neue Bibliothek unterbringen solle. In den unerträglich engen Festungsgürtel eingeschnürt, war Straßburg sehr arm an Gebäuden, die für öffentliche Zwecke überhaupt brauchbar waren, viele davon waren bei der Beschießung zerstört worden, andere waren für dringlichere Zwecke unentbehrlich. Nach langen Ueberlegungen entschloß sich die Stadtverwaltung, das ihr gehörige fürstbischöfliche Schloß gegenüber dem Münster zur Unterbringung der Bestände der neuen Bibliothek auf eine Reihe von Jahren zur Verfügung zu stellen. Dieses Gebäude ist das interessanteste Erzeugniß der großartigen Bauthätigkeit, die in Straßburg um die Mitte des vorigen Jahrhunderts entfaltet wurde. Als der Cardinalbischof von Straßburg, Armand Gaston de Rohan-Soubise, seine Residenz aus dem Zaberner Schloß nach Straßburg verlegte, begann man 1728 auf dem zur alten bischöflichen Pfalz gehörigen Grundstücke zwischen dem Münster und der Ill mit dem Bau eines neuen fürstbischöflichen Schlosses, der bis 1742 dauerte, in welchem Jahre die unmittelbar an der Ill gelegene, mit Balustraden geschmückte und mit schönen Gittern abgeschlossene Terrasse angelegt wurde. Die Pläne zu diesem bedeutenden Bauwerke sollen von dem Hofarchitekten Robert de Cotte (1656 bis 1735), einem Schüler Mansart's, herrühren; die Ausführung des Baues war dem Architekten des Domcapitels, Massol, übertragen. Das Gebäude umfaßt nach dem Münsterplatze zu zwei stattliche Pavillons mit hübsch vorspringenden Mittelbauten; diese beiden Pavillons sind verbunden durch eine sehr schöne, mit einer Anzahl Sculpturen bekränzte Galerie, deren Flügelthor sehr beachtenswerthe Holzschnitzereien aufweist; ein geräumiger Hof mit zwei niedrigen Flügelbauten führt dann zum Hauptgebäude mit einem stattlichen Mittelbau, dessen Giebel über die vordere Galerie nach dem Münsterplatze herüberschaut; auf der Rückseite aber bietet dieser Hauptbau eine im großen Stile gehaltene Säulenfaçade, vor welcher die oben erwähnte Terrasse unmittelbar in die Ill abfällt.

Die Geschichte dieses Bauwerkes ist noch interessanter als der Bau selbst. Nach dem genannten Cardinalbischof haben noch weitere drei Rohans in dem prachtvoll ausgestatteten Schlosse ihre glanzvolle Hofhaltung geführt, mit der sie jährlich etwa 1½ Millionen Francs durchbrachten. Während der Revolution wurde das Gebäude zum Nationaleigenthum erklärt, versteigert und von der Stadt Straßburg um 128 000 Frcs. erworben. Später wurde es von Napoleon gegen den Hanauer Hof eingetauscht, von Louis Philipp aber der Stadt wieder zurückgegeben. Und was hat nun dieser Bau Alles in seinen Mauern erlebt? Kurz nach seiner Vollendung beherbergte er Ludwig XV. mit seiner jungen Gemahlin, als sie auf dem Wege zur Belagerung Freiburgs die Stadt Straßburg passirten: treffliche Kupferstiche von Meister Weiß erinnern noch heute an die Festlichkeiten, zu denen diese Anwesenheit des Königs Anlaß gab. Im Sommer 1770 weilte dann Maria Antoinette hier als Gast desselben Cardinals Rohan, der nachmals in der Halsbandgeschichte eine so tragikomische Rolle spielte. Auf der Reise zum österreichisch-russischen Feldzuge 1805 wohnte Kaiser Napoleon in dem Schlosse, in welchem dann seine Gemahlin verweilte, während er selbst nach Mähren ging, um die Schlacht von Austerlitz zu schlagen. Am Ende der „hundert Tage" bildete das Schloß den Schauplatz

*) Für die Einzelheiten sei verwiesen auf die Festschrift: „Die Kaiserliche Universitäts- und Landesbibliothek in Straßburg, von Dr. S. Hausmann. Straßburg, Verlag von Karl J. Trübner, 1895."

einer Soldatenmeuterei: deutsche Soldtruppen hielten hier den General Rapp gefangen, bis ihnen der rückständige Sold bezahlt war. Weiterhin endlich diente das Gebäude als Festraum bei Kunst- und Gewerbeausstellungen wie bei wissenschaftlichen Congressen, vorübergehend war es auch nahe daran, eine Bierbrauerei zu werden, im Jahre 1871 endlich hatten die Redaction und Druckerei der amtlichen Zeitung wie auch das Schwurgericht hier ihre Thätigkeit entfaltet. Trotz dieser vielfachen Verwendung aber — vorübergehend war es sogar sehr kurze Zeit wieder bischöfliche Residenz gewesen — war für den Unterhalt des Gebäudes fast nichts geschehen, so daß es sich in recht verwahrlostem Zustande befand, als es 1871 der Landesverwaltung zur Unterbringung der Bestände der neuen Bibliothek zur Verfügung gestellt wurde.

Der von allen Betheiligten, von der Bibliotheksverwaltung, wie von den Personen, die auf die Benutzung der Anstalt angewiesen waren, sehr lebhaft empfundene Wunsch nach einem Neubaue sollte wider Erwarten erst nach einem vollen Vierteljahrhundert erfüllt werden. In den 70er Jahren lasteten zu viele sonstige dringende Bauausgaben auf der Regierung und in den 80er Jahren, als man ernstlich an den Bibliotheksneubau dachte, mußte erst allmälig der Widerstand des Landesausschusses überwunden werden. Erst in der Sitzungsperiode 1888/89 gelang es, das Parlament zur Bewilligung der nöthigen Baugelder zu bestimmen, und nun wurde auch sofort an die Ausführung des Baues gegangen, für den bereits die von Hartel & Neckelmann ausgearbeiteten Entwürfe vorlagen. Im Mai 1889 haben die Rohbauarbeiten begonnen und im Herbste 1894 war das Gebäude im Aeußeren vollendet; die innere Einrichtung hat noch den vorigen Winter und das Frühjahr 1895 in Anspruch genommen, im August und September konnte die Bibliothek in ihre neue Behausung übersiedeln und seit dem 1. October ist die neue Bibliothek dem Publicum zur Benutzung geöffnet. Als Baustelle war von der Stadt Straßburg das nordöstliche Bauquadrat am Kaiserplatz unentgeltlich zur Verfügung gestellt worden, in gleicher Vorderflucht mit dem Landesausschußgebäude, das gleichfalls von den Architekten Hartel & Neckelmann entworfen und ausgeführt worden ist. Hier erhebt sich auf einer überbauten Fläche von 3320 Quadratmetern der in den Formen ernster italienischer Renaissance gehaltene wuchtige Bau, dessen Kern von einem 300 Quadratmeter großen, durch die ganze Höhe des Gebäudes — ca. 16 m — hindurch geführten Lesesaal gebildet wird. Von einer in die technischen Details eingehenden Beschreibung des Gebäudes müssen wir hier natürlich absehen und diese den Fachzeitschriften überlassen, jedoch mag ein kurzer Ueberblick über die Raumeintheilung und über die decorative Ausgestaltung gestattet sein. Die Gesammtanlage umschließt zwei Lichthöfe und zeigt eine ziemlich scharfe Scheidung der Verwaltungsräume und der Büchermagazine. Die ersteren liegen an der Hauptfront nach dem Kaiserplatze zu. Hier betritt man über eine Freitreppe und durch ein Vestibül eine geräumige Vorhalle, von der es rechts zu den Diensträumen des Directors und des Secretariats, links zu denen der Bibliothekare geht. Im Untergeschosse befinden sich zwei Wohnungen für Unterbeamte mit besonderen Seiteneingängen, die Maschinenanlage für die Centralheizung und einige sonstige Gelasse. Das Obergeschoß enthält an der Vorderfront drei größere Säle, die zur ständigen Ausstellung von Kupferwerken und Handschriften, sowie zur Aufbewahrung der Incunabeln und der Alsatica-Sammlung verwendet werden sollen. Die Räume des zweiten Obergeschosses sind zur Verwendung als Büchermagazine bestimmt. Von der Vorhalle gerade aus gelangt man in die Bücherausleihe, zu deren beiden Seiten, hinter den beiden Haupttreppen, sich zwei kleinere Säle befinden, einer für den umfangreichen Zettelkatalog (554 Kasten), der andere zur Benutzung von Handschriften, sowie größerer und besonders werthvoller Werke der kunstwissenschaftlichen Abtheilung bestimmt. Diese drei Räume haben nur Oberlicht. Unmittelbar hinter der Bücherausleihe geht es in den schon erwähnten Lesesaal, dem außer dem Oberlicht noch unmittelbares Seitenlicht durch drei große Bogenfenster zugeführt wird. An den Wänden laufen drei Galerien übereinander, die zur Unterbringung der nöthigsten Nachschlagewerke eingerichtet sind und für rund 33000 Bände ausreichen. Im Lesesaal selbst sind 80 Sitzplätze vorgesehen, darunter 10 besondere Arbeitsstellen für Benutzung größerer Kartenwerke und dergleichen. Die Arbeitstische stehen in einem Mittelabstande von 3,50 Meter bei 1,70 Meter Breite und haben in der Mitte einen doppelreihigen Bücheraufsatz. Für einen Arbeitsplatz ist 1 Meter Länge angenommen. Der zweite Haupttheil des Gebäudes, der die Magazinräume umfaßt, gruppirt sich in zwei Flügelbauten und einem Hinterbau mit je acht Geschossen von durchschnittlich 2,30 Meter Geschoßhöhe um den Lesesaal und ist mit diesem selbst beziehungsweise mit dessen drei Galerien durch drei fünfgeschossige Zwischenbauten verbunden. Die beiden erwähnten Lichthöfe führen den Büchermagazinen von den der Straßenfront entgegengesetzten Seiten hinreichend Tageslicht zu. Die 8,40 Meter breiten Flügelbauten sind durch 1,30 Meter breite Gänge in der Mitte getheilt, zu deren Seiten die doppelreihigen eisernen Büchergestelle mit 2,30 Meter Achsenabstand ausgestellt sind. Diese Büchergestelle sind nach einem besonderen von Schlossermeister Lipman in Straßburg erfundenen System ausgeführt, das eine leichte Verstellbarkeit der Bücherbretter auch bei voller Belastung derselben ermöglicht. Das ganze Gebäude ist in Bruchstein- und Backsteinmauerwerk, die Fundamentsohlen in Schwarzkalkbeton ausgeführt. Bei den Façaden sind die architektonischen Theile wie auch die Bekleidung der Wandflächen in weißem Sandstein aus den Brüchen bei Pfalzburg ausgeführt, ein Material, das bei außerordentlich günstiger weicher Abtönung große Härte und Wetterbeständigkeit besitzt. Im Innern ist jedes feuergefährliche Material als Constructionsmittel vermieden. Das Untergeschoß ist überwölbt, die weiteren Zwischendecken sowohl im Verwaltungsbau wie bei den Magazinräumen bestehen aus Betonschüttungen zwischen Eisenträgern. Zu den Voutendecken der Haupträume ist eine besondere, durch Einlage von Staff und eisernen Rahmen verstärkte Gipsmasse verwendet worden. Die beiden Haupttreppen sind in weißem Sandstein aus den badischen Murgthalbrüchen, die übrigen Verbindungstreppen, sowie die doppelläufigen Magazintreppen in Eisen mit Eichenholzstufen hergestellt. Der Bodenbelag in den Bureauräumen und in den Ausstellungssälen des Verwaltungsbaues ist in Eisenparket, in der Eingangshalle und in den Corridoren in Terrazzo, in den Magazinräumen in Cement ausgeführt; der Lesesaal und die beiden Seitensäle haben Steinboden mit Lineolbelag erhalten. Die Dachconstruction endlich ist in Eisen hergestellt, die Dächer selbst sind, soweit nicht Oberlicht angebracht ist, mit Zinkblech, die Kuppel über dem Lesesaal mit Kupfer eingedeckt. Die Erwärmung der Verwaltungs- und Magazinräume geschieht durch eine Niederdruckdampfheizung, für welche die sechs Dampfkessel im Untergeschoß aufgestellt sind; für den Lesesaal ist Warmluftheizung eingerichtet. Die sämmtlichen Verwaltungs- und Magazinräume haben elektrische Beleuchtung erhalten, die von der gemeinsamen Kraftquelle bei dem Landesausschußgebäude aus gespeist wird. Im Allgemeinen erfolgt die Beleuchtung durch Glühlichter, im Lesesaal außerdem durch eine Bogenlampe. Sehr interessant sind die zum Stellen und Aushängen eingerichteten elektrischen Lampen der Magazinräume, die mit langer Kabelschnur verbunden sind und also zwischen die Gestelle mitgenommen werden können. In den drei Magazinflügeln ist je ein elektrischer Aufzug zur Beförderung der Bücher nach dem Untergeschosse angebracht, von wo dieselben auf Rollbahnen nach einem zwischen dem Ausleihe- und dem Lesesaal mündenden vierten Aufzug gebracht werden. Sehr großes Gewicht ist auf die decorative Ausstattung des Gebäudes gelegt worden. Beide Theile des Baues, sowohl der Verwaltungs- wie der Magazinbau, sind in der äußeren architektonischen Gestaltung als zweigeschossige Anlage behandelt, indem die Façaden im Wesentlichen ganz unabhängig von der inneren Anordnung und Einrichtung der Magazinräume durchgeführt sind. Die Hauptfaçade, nach dem Kaiserplatze zu, wird durch einen Mittelbau charakterisirt, der mit vier mächtigen Pfeilern im Erdgeschosse und ebenso viel jonischen Säulen im Obergeschosse sehr kräftig hervortritt. Im Giebelfelde sind die Buchdruckerkunst und die Künste des Holzschnittes, des Kupferstiches, des Steindruckes und der Photographie dargestellt. Die Attika dieses Mittelbaues ist mit zwei Figurengruppen geschmückt, welche die Wissenschaft und die Kunst repräsentiren. Bei den Seitenfaçaden ist schon im Grundrisse dadurch eine lebhaftere Gliederung erzielt, daß der Vorderbau als Risalit ebenso wie der Magazinbau etwas vorspringt. Diese beiden Seiten-Risaliten sind oben mit Giebeln abgeschlossen, für deren Felder rechts die Wissenschaft und Literatur der vorchristlichen Zeit, links die Wissenschaft und Literatur des Mittelalters und der Neuzeit zum Gegenstande der Darstellung gewählt sind. Im Uebrigen sind die Façaden rings um das flache Dach mit kräftig gehaltenen Galerien abgeschlossen, die mit zahlreichen Acroterien versehen sind; für diese letzteren ist an den Ecken der einzelnen Bautheile ein an die griechischen Opferaltäre erinnerndes Motiv gewählt. Sehr geschickt

ist das größere Lichtbedürfniß der Magazinräume dazu verwerthet, die Seitenfaçaden lebendiger zu gestalten. Während das durchwegs ganz einfach und ernst gehaltene Untergeschoß, an dem auch die Fenster keine besondere decorative Umrahmung erhalten haben, an dem ganzen Gebäude die gleiche Höhe aufweist, ist das obere Geschoß des Magazinbaues gegenüber dem Verwaltungsbau stark erhöht und die Größe und Höhe der mit Stabwerk decorirten, oben im Halbkreise abschließenden Fensteröffnungen sind vielleicht auf das Doppelte der Fensteröffnungen des Verwaltungsbaues bemessen. Auch der Gegensatz, daß an dem Verwaltungsbaue durchwegs Säulen (jonische Säulen im Mittelbaue der Vorderfront), an dem Magazinbau Pilaster mit korinthischen Kapitellen gewählt sind, trägt sehr dazu bei, dem ganzen Gebäude einen lebhafteren Charakter zu verleihen. Besonders bezeichnend für den Gesammteindruck ist, daß bei der decorativen Gestaltung der Façaden zahlreiche Medaillons mit Porträtköpfen Verwendung erhalten haben. Ein Kranz solcher Medaillons zieht sich unter der Galerie um das ganze Gebäude: die Hauptfaçade am Kaiserplatze weist die Porträts von Dichtern auf und zwar rechts die von Gottfried von Straßburg, Lessing, Goethe und Schiller, links jene von Shakespeare, Calderon, Dante und Molière; an der Façade gegenüber dem Landesausschusse finden wir Humboldt, Descartes, Kepler, Hugo Grotius und Hippokrates, an der Rückseite Melanchthon und Thomas von Aquino, endlich an der Seitenfaçade nach dem Contades zu Homer, Aristoteles, Virgilius, Cicero, Erasmus und Scaliger. An dem Magazinbau sind die großen Eckpfeiler in der Weise decorirt, daß hier überall unter dem oberen Medaillon noch in besonderer Umrahmung ein zweites Medaillon angebracht ist. Diese untere Reihe ist den hervorragendsten geistigen Vertretern von Elsaß und Lothringen eingeräumt: Herrad von Landsberg, Schongauer, Bucer, Geiler von Kaysersberg, Calmet und Johannes Sturm. Die Modelle zu diesen sämmtlichen Medaillons wie auch zu den Giebelfeldern und den beiden Figurengruppen auf der Attika der Vorderfront sind von dem Straßburger Bildhauer Johann Rieger ausgeführt worden. Bemerkenswerth sind an der Hauptfaçade noch die kunstvoll geschmiedeten Thore des Mittelbaues, eine treffliche Arbeit des schon erwähnten Straßburger Kunstschlossers Lipman. Im Innern des Gebäudes hat besonders der große Lesesaal eine überaus reiche Ausschmückung erhalten, bei der aber doch durch eine sehr discrete Verwendung von lebhafteren Farben eine einfache und vornehme Wirkung erzielt ist. Bemerkenswerth ist hier namentlich der malerische Schmuck an der Decke, für welchen die Symbolisirung der einzelnen Wissenschaften zum Vorwurfe gewählt wurde, während in den runden Schildern der vier Stichkappen die großen Repräsentanten der Buchdruckerei des 15. und 16. Jahrhunderts — Gutenberg, Mentelin, Aldus und Heinrich Stephanus — mit den Hauptstätten ihrer Wirksamkeit — Mainz, Straßburg, Venedig und Paris — zu ihrem Rechte gekommen sind. Die gesammte malerische Ausstattung der Haupträume war dem Decorationsmaler Hesse in Leipzig übertragen.

Was nun den Gesammteindruck des mit einem Kostenaufwande 1 400 000 ℳ hergestellten Monumentalbaues betrifft, so ist auch diesem Gebäude nicht erspart geblieben, was heutzutage leider das Schicksal jedes bedeutenden Neubaues zu sein pflegt, daß man allgemein nur die Mängel herauszusuchen und die Vorzüge vorerst zu übersehen bestrebt ist. Zweifellos ist, daß die Formengebung an den Façaden überaus schwer und wuchtig gehalten ist und daß außerdem namentlich die Einfügung des über dem Lesesaal sich erhebenden Kuppelbaues in den gesammten Organismus des Gebäudes kaum als glücklich betrachtet werden kann. Ebenso sind unter den Decorationsmotiven manche Einzelheiten, die auch unserem Geschmack nicht entsprechen, manche Motive ermüden auch durch ihre zu häufige Wiederholung. Alle diese Einzelheiten aber kommen unseres Erachtens doch in zweiter Linie gegenüber der Thatsache, daß das Gebäude im Ganzen ernst, einfach und vornehm wirkt, daß die Façaden trotz der vielfach zu schwer gerathenen Einzelmotive doch in ihrer künstlerischen Gesammterscheinung durch eine lebhafte Gliederung angenehm wirken. Jedenfalls gehört der Bau zu den bedeutenderen architektonischen Erscheinungen unserer Zeit und zu den besten Leistungen des neuen Straßburgs, in dem gerade auf dem architektonischen Gebiete schon so manche Mißgriffe begangen sind.

nn.

Lessing beim Buchhändler Voß.

Von Rudolf Rost.

An einem regnerisch trüben Septemberabend des Jahres 1760 waren die Gesellschaftszimmer des Buchhändlers Voß in Berlin glänzend erleuchtet. Der reiche Wirth hatte eine Herrengesellschaft nach dem Geschmack der damaligen feinen Berliner Welt um sich versammelt. Man erblickte vornehmlich Notabilitäten des Gelehrten- und Kaufmannsstandes, doch war, wie zu jener Zeit (im siebenjährigen Kriege) sehr üblich, auch der Militärstand gebührend vertreten. Während mehrere der anwesenden Herren am Spieltisch sich ziemlich lebhaft unterhielten, standen Andere gruppenweise zusammen oder gingen in eifrigem Gespräch auf und ab. An einem Nebentisch, wo der Gastgeber die neuesten literarischen Erscheinungen aufgelegt hatte, standen zwei Männer, welche emsig in den Schriften herumblätterten, den Inhalt mancher Bücher flüchtig überblickten und über diese neuen Sachen sich gegenseitig ihre Ansichten mittheilten. Der Eine von diesen Beiden mußte wohl ein Mann von Fach sein, was ersichtlich wurde aus der Art und Weise, wie er die Bücher und Zeitschriften ansah, darin nachschlug, die unbedeutenden Sachen nur mit den Fingerspitzen berührte und sie mit verächtlicher Miene wieder wegwarf, oder wie er das Interessantere mit einer gewissen Eile aufschlug. Der Andere hingegen ließ mit Wohlwollen und zufriedener Miene sich die literarische Speise zu behaglicher Unterhaltung dienen und verweilte länger bei jedem einzelnen Buche. Der Erstere war Johann Georg Sulzer, Professor der Mathematik am Joachimsthalischen Gymnasium in Berlin und Miglied der Akademie. Als Schweizer von Geburt (er stammte aus Winterthur im Canton Zürich) stand er in nächster Beziehung zu Bodmer, mit dem er den Eifer für die Theorie der Poesie und zugleich die anfänglich unbedingte Begeisterung für Klopstock theilte. Von der Schweiz aus trat er zuerst mit Bodmer's Halle'schen Freunden in Verkehr, mit Gleim und Anderen und der ganzen Gesellschaft des „freundschaftlichen Briefwechsels", die von ihm allerhand Anregungen erhielt. Im Jahre 1771 erschien der erste Theil seines Hauptwerkes, „Allgemeine Theorie der schönen Künste". Hierin will er in einem Geist, der an Gottsched erinnert, die Aesthetik seiner Landsleute, der Schweizer, noch einmal zum Gesetz für Kunst und Poesie erheben und zwar gegen keinen Geringeren als Lessing, mit dem er sonst auf ziemlich gutem Fuße stand, den er aber in seinem Buche kaum nennt. Gerade was Lessing am eifrigsten bestritt, daß nämlich die sittliche Vervollkommnung der Zweck der Poesie und Kunst sei — gerade dieses suchte Sulzer in seinem Buche mit systematischer Bestimmtheit als obersten ästhetischen Grundsatz festzustellen. Der Andere war der Probst und Professor der Theologie Süßmilch, ebenfalls Mitglied der königlichen Akademie. Beide geriethen bald in ein eifriges Gespräch, dessen Gegenstand Lessing war. Der Probst Süßmilch hatte in der Akademie den Vorschlag gemacht, Lessing zum auswärtigen Mitgliede derselben zu erheben. Sulzer war dagegen, weil man ja gar nicht wisse, unter welchem Titel man ihn aufnehmen solle, da er nur Literat und Dichter sei. Dennoch drang Süßmilch durch und am 11. November 1760 stand in der „Berliner Zeitung" Folgendes: „Die königliche Akademie der Wissenschaften und Künste hat in Betracht des wiederholten Ansuchens verschiedener Gelehrten, welche schon seit geraumer Zeit ein Verlangen gezeigt haben, zu auswärtigen Mitgliedern der Akademie aufgenommen zu werden, folgende Herren in dieser Qualität zu wählen beliebt: den Herrn Rath Huber zu Cassel, die Herren Franz und Eustachius Zanotti in Bologna, den Herrn Caldori, Professor der Anatomie daselbst, den Herrn Lyonet im Haag, den Herrn von Machy, Chemiker zu Paris, den Herrn Zimmermann, Dr. med. zu Brugg in der Schweiz, und den Herrn Lessing, der sich durch seine Schriften bereits rühmlichst bekannt gemacht hat." Lessing lag wenig daran, ja die Worte „auf wiederholtes Ansuchen" verdrossen ihn so, daß seine Freunde ihn nur mit Mühe davon abhalten konnten, in der „Vossischen Zeitung" öffentlich dagegen zu protestiren.

Kehren wir aber zur Gesellschaft zurück. Während der Buchhändler Voß einem reichen Kaufmann die Nachtheile der neuen Münzoperation Friedrich's II. auseinandersetzte, näherte sich ihm

ein auf Commando in Berlin befindlicher hoher Officier aus Breslau. Schnell brach Voß die Unterhaltung mit dem Kaufmann ab, da General v. Tauenzien zu Breslau diese Münzunternehmung leitete und der auf ihn zutretende Officier ein Adjutant des Generals war. „Mein verehrter Herr Voß," begann der Officier, „ist denn der Magister Lessing noch nicht da?" — „Ja, der ist nicht allzu pünktlich," antwortete Voß. „Manchmal kommt er ein paar Stunden später, als er eingeladen ist, manchmal auch früher!" Kaum hatte Voß diese Bemerkung gemacht, als durch die offene Thür des Salons Lessing eintrat und auf Voß zueilte mit den Worten: „Ich komme wieder spät; halten Sie es dem unverbesserlichen Menschen zu Gute!" In diesen Worten des von Lebensmuth strahlenden Mannes lag so viel kerngesunde Frische und Natürlichkeit, daß alle Anwesenden ihn unwillkürlich anlächelten und ihr Wohlgefallen an seiner geistsprudelnden Erscheinung verriethen. Voß stellte hierauf Lessing dem Officier vor, welcher heiter sagte: „Ich bin schon längst begierig gewesen, den Mann kennen zu lernen, den mein General so oft den »Teufelskerl von Leipzig« genannt hat." Lessing hatte Tauenzien, als er noch Oberst war, bald nach der Einnahme dieser Stadt durch die Preußen kennen gelernt und auf denselben einen höchst günstigen Eindruck gemacht. — Bald versammelte die Abendtafel die Herren im großen Saal, wo der Buchhändler Voß seinen Reichthum in der Pracht des Silberzeuges und der Gedecke, sowie in Anordnung der Speisen und Getränke kund gab. Er hatte die Aufmerksamkeit gehabt, Lessing einen Platz zwischen dem Officier aus Breslau und dem Probst Süßmilch zu geben, weil er glaubte, daß jene Beiden seinem Freunde Lessing auf irgend eine Art nützlich werden könnten. Während des Essens beschäftigte sich der Officier viel und fast ausnahmlos mit Lessing, trank ihm tüchtig zu und erhielt darauf auch gehörig Bescheid. Dadurch wurde Lessing in die rosigste Weinlaune versetzt und unterhielt auf die ungezwungenste und angenehmste Weise den Probst Süßmilch und den Adjutanten des Generals Tauenzien, der ein sehr intelligenter Officier war, über seine hauptsächlichsten Arbeiten und Bestrebungen auf literarischem Felde, besonders auch über seine gelehrten Streitigkeiten mit dem Oberhofprediger Cramer aus Kopenhagen. Nach Aufhebung der Tafel führte der Officier Lessing, den er besonders liebgewonnen hatte, in ein Nebenzimmer und machte ihm den Vorschlag, Berlin mit Breslau zu vertauschen und eine Anstellung beim General Tauenzien anzunehmen. Lessing, der zu jener Zeit mit seinen Berliner Freunden, namentlich mit Nicolai und Mendelssohn, nicht aufs Beste stand, ging bereitwillig auf dieses Anerbieten ein und versprach bald nach Breslau zu kommen. Für Lessing's hochfliegende Ideen waren die geordneten Verhältnisse des alltäglichen Lebens zu enge Schranken, die er stets zu durchbrechen strebte. Er war dabei ein so großer Freund des Widerspruchs gegen Alles, sogar gegen das, was ihm unter anderen Verhältnissen und zu anderen Zeiten eben recht gewesen wäre, daß er sich mehr als einmal den Vorwurf der Charakterlosigkeit seitens seiner besten Freunde zuzog. So erschien er den Leipziger Kaufleuten zur Zeit der preußischen Occupation als Freund der Preußen, während er in Berlin mit seinen dortigen Freunden wegen eines etwas zu stark zur Schau getragenen sächsischen Patriotismus oft in Streit gerieth; in Hamburg verkehrte er häufig mit dem Senior Göze, Pastor an der St. Katharinenkirche, dem heißen Verfechter der strengsten lutherischen Orthodoxie, wo hingegen er Göze's erklärten Gegner, den Pastor Alberti, einen von den Theologen, welche die lutherische Dogmatik mit dem Geiste der damaligen Philosophie und Duldung in Einklang zu bringen suchten, auffallend vernachlässigte. Ein so absichtlicher Widerspruch hatte aber bei Lessing seinen Grund häufig in schlechter Laune und Unzufriedenheit mit seiner Stellung und den Personen, mit denen er täglich verkehrte, wie es ihm zu jener Zeit eben mit seinen Berliner Freunden erging. Kurz vor dem Aufbruch der Gesellschaft trat Voß zu Lessing, welcher in einer Ecke des Saales allein auf einem Sessel saß und gedankenvoll in die allmälig sich zerstreuende Gesellschaft schaute. „Sie waren ja ein sehr gesuchter Mann," begann Voß, sich neben Lessing niedersetzend. „Der Officier, welchem ich eben das Geleit gab, läßt Sie noch herzlich grüßen — Sie haben einen ungemein günstigen Eindruck auf ihn gemacht." Lessing lächelte und gab Voß seinen Entschluß, Berlin nächstens zu verlassen, deutlich zu verstehen. Voß war darüber höchlichst bestürzt. Bald darauf machten die Uebrigen der Gesellschaft Miene zum Weggehen und Voß brach das Zwiegespräch schnell ab, um als aufmerksamer Wirth seinen Gästen das Geleit zu geben. Auch Lessing folgte und verabschiedete sich bald. — Es war dies die letzte Gesellschaft, welcher Lessing vor seinem Weggange von Berlin beiwohnte. Als der Monat November heran kam, verkehrte er fast nur in seiner Wohnung, schrieb mit ungewöhnlicher Ausdauer angefangene Aufsätze fertig, packte bei verschlossener Thür mehrere Kisten mit Büchern, beschäftigte sich eifrig mit allen zu einer Reise nothwendigen Vorbereitungen, und — am 12. November 1760 war er zum großen Erstaunen aller seiner Berliner Freunde auf und davon. Niemand außer Voß wußte wohin. Endlich kamen unter dem 6. December Briefe von Lessing an Voß, Ramler und Andere, worin er mittheilte, daß er — Secretär bei dem Gouverneur von Breslau, dem General Tauenzien geworden wäre.

Bücherbesprechung.

— Neuere deutsche Lyrik. Ausgewählt und herausgegeben von Carl Busse. Mit einer literar-historischen Einleitung. (Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes Nr. 879—885.) Halle a. d. Saale, Druck und Verlag von Otto Hendel. Preis 1 ℳ 75 ₰, geb. 2 ℳ. — Jede ernsthaft zusammengestellte Blüthenlese von Gedichten ist ein Glaubensbekenntniß des Herausgebers. Mit diesem vollkommen richtigen Gedanken beginnt das Vorwort zu dieser Sammlung. Carl Busse, dem Geburtstage nach der jüngste der hier vertretenen Dichter, kann jedenfalls auf die Anerkennung Anspruch machen, daß er den Leser nicht in Zweifel läßt über die literarische Richtung, der er angehört. Seine übrigens geschickt und flott geschriebene Einleitung, eine übersichtliche Würdigung der dichterischen Bestrebungen von der Zeit der Romantiker bis auf die jüngstdeutsche Schule, schließt mit einer Lobeshymne auf Friedrich Nietzsche, den Philosophen der Zukunft, den Apostel des Individualismus. Das große Recht der Persönlichkeit, das den heutigen Wortführern in der Dichtung über Alles geht, steht auch ihm über jedem kirchlichen oder ästhetischen Dogma. Er ist überzeugt, daß die reactionäre, romantisch-aristokratische Verbindung von Königthum und Kirche, daß Orthodoxie und Antisemitismus die freie Bewegung der modernen Dichtung nicht auf die Dauer hemmen werde, sondern daß es dieser vielmehr gelingen werde, das goldene Zeitalter, das der großen Persönlichkeiten, heraufzuführen. „Vielleicht stehen wir schon jetzt näher davor, als wir ahnen." (S. 84.) Dieses Glaubensbekenntniß ist nicht das unsere. Gleichwohl fühlen wir uns dem Herausgeber für diese Gedichtsammlung zu Danke verpflichtet. Denn auch wer nicht auf Conrad und Bleibtreu, Arno Holz, Julius Hart, Richard Dehmel u. s. w. schwört, wird gern die Gelegenheit ergreifen, eine Reihe der für ihre Eigenart bezeichnendsten Gedichte, die einer der Ihrigen selbst auswählte, kennen zu lernen. Ueberdies muß lobend anerkannt werden, daß Busse auch gegen die Schwächen der Jüngstdeutschen durchaus nicht blind ist und daß er andererseits redlich bemüht ist, sein Buch vor dem Gepräge der Einseitigkeit zu bewahren. Fehlen doch in der Sammlung auch Namen wie Emanuel Geibel und Karl Gerok, Gottfried Keller und K. F. Meyer nicht. Auch das verdient noch rühmliche Hervorhebung, daß der Herausgeber allzu wild-revolutionäre Poesien absichtlich ausgeschlossen hat, um seiner Sammlung den Charakter eines Hausbuches zu erhalten. Unter allen Umständen ist diese Blüthenlese neuerer deutscher Lyrik ein inhaltreiches und für seinen Umfang (XVI und 471 Seiten) billiges Buch. Die Dichtungen sind geordnet nach dem Geburtsjahr der Dichter. An der Spitze steht Annette von Droste-Hülshoff, den Schluß bildet Carl Busse. Beigegeben sind zwei Inhaltsverzeichnisse, das eine alphabetisch nach den Dichternamen, das andere nach den Liedanfängen geordnet, so daß man sich leicht zurechtfindet. Möge die beneidenswerthe Sicherheit, mit der der Herausgeber seine Ueberzeugung ausspricht: „Eins ist es jedenfalls, was uns die junge Poesie verbürgt: eine gedeihliche Weiterentwickelung der Literatur" nicht getäuscht werden! In diesem Wunsche sind wir mit ihm einig. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 130. Mittwoch, den 30. October. 1895.

Die Entstehung der böhmischen Brüdergemeinde.

Von Ernst Schreiber.

475 Jahre sind vergangen seit der Zeit, da sich in stiller Einsamkeit eine religiöse Vereinigung bildete, die sowohl durch ihr Festhalten an der reinen Lehre, als auch durch ihr ruhiges Ertragen von allem Ungemach unsre größte Bewunderung erregt. Diese Gemeinschaft, eine Brüdergemeinde im wahrsten Sinne des Wortes, ist noch heute für die Industrie und für die Mission im Heidenlande, namentlich in Amerika, von größter Bedeutung. Darum dürfte es von Werth sein, in ihrem Jubeljahre Einiges über ihre Entstehung mitzutheilen.

Durch die Verbrennung des Huß war ganz Böhmen in große Aufregung gerathen. Man war keineswegs geneigt, sich in Kirchensachen unbedingt den Aussprüchen des Concils zu Kostnitz zu unterwerfen. „Nach dem Vorgange des Jacobellus von Mies, welcher zu Hussens Freunden gehörte, fing man häufig an, bei der Abendmahlsfeier den Kelch auch den Laien auszutheilen, der Einsetzung Christi folgend, ohnerachtet die Kirchenversammlung ein ausdrückliches Verbot dagegen ergehen ließ." (Kröger, Geschichte der alten Brüderkirche, 1. Abth. S. 38.) Auf dem Concile zu Florenz sprach Papst Martin V. im Jahre 1420 den Bann über die Hussiten aus. Dadurch wurde dem armen Lande nicht Hilfe gebracht, sondern ein dreizehnjähriger, blutiger Krieg. „Dennoch zog das römische Regiment den Vortheil, daß es Zeit gewann, mit List und Klugheit die Gegenpartei zu spalten. Ein großer Theil, des Kampfes müde, versprach Rückkehr und Gehorsam gegen den römischen Stuhl, falls man ihnen nur die Wiedereinführung des Kelches im Abendmahle und die Abschaffung der gröbsten Mißbräuche zulassen wollte. Diese, die Gemäßigten, nannte man nach ihrer ersten Forderung Kelchner oder Calixtiner, die Anderen aber, also die Ultras, führten den Namen Taboriten." (A. Köppen, Kirchenordn. u. Disciplin der hussitischen Brüderkirche in Böhmen und Mähren. Leipzig 1845. S. XI.) — Die Vornehmen und Mächtigen der böhmischen Nation gehörten den Calixtinern an. Besonders that sich unter ihnen ein Schüler Jacob's von Mies hervor, Johannes Rokycana. Er zeichnete sich als Prediger an der Kathedralkirche zu Prag durch seine Beredtsamkeit aus. 1427 wurde ihm sogar schon die allgemeine Aufsicht über die Kirchen seiner Partei anvertraut. Selbst auf das Prager Erzbisthum machte er Ansprüche. Im Jahre 1432 lud das Concil zu Basel die Böhmen zu einem Vergleiche ein. Sowohl die Taboriten, als auch die Calixtiner folgten der Einladung. Von diesen wurde Rokycana, von jenen Procopius gesandt. „Beiden wurden angesehene Männer aus dem Adel und der Geistlichkeit beigegeben. Beide Theile wurden nicht wie Huß zu Kostnitz, sondern mit der größten Zuvorkommenheit aufgenommen. So kamen denn die bekannten Compactaten oder die 4 Friedensartikel zustande, welche im Wesentlichen dahin lauteten, daß 1) den Böhmen der Kelch im Abendmahle und die Landessprache in ihren Gottesdiensten sollte gestattet sein; daß 2) der Klerus sich aller weltlichen Herrschaft begeben sollte; daß 3) Gottes Wort dürfte frei gelehrt werden und daß 4) öffentliche Sünden öffentlich dürften gerügt werden. Zugleich erhielt Rokycana die Aussicht auf Bestätigung seiner Wahl zum Erzbischofe von Prag." (A. Köppen, Kirchenordn. u. Disciplin. S. XII.) Die Calixtiner ließen sich blenden. Sie traten förmlich in den Verband der römischen Kirche zurück. „Die Taboriten aber tadelten die feige Friedensliebe, die Halbheit und Kurzsichtigkeit ihrer Glaubensbrüder und fuhren fort zu protestiren." (Köppen.) Die Calixtiner stellten sich ihnen nun grade so feindlich gegenüber wie die Römischen. Ja sie zogen mit diesen vereinigt gegen die Taboriten und besiegten sie am 28. Mai 1434 bei Böhmisch-Brod. Ihre innere Macht war aber damit nicht gebrochen. Sie hielten heimliche Zusammenkünfte ab, z. B. zu Kuttenberg 1443. Ihr bester Lehrer und geschicktester Vertheidiger des Glaubens Nicolaus Episcopius (auch: Biskupetz, d. i Bischöflein genannt) erließ „ein kräftiges Sendschreiben an die Glaubensgenossen in Mähren, in welchem er als ein Prophet des Herrn wider den Götzendienst nach der Weise der römischen Kirche eifert und ausruft: »O du elendes Land Böhmen, daß du mit unzähligem Blut so vieler eifriger Männer dem Verderben nicht hast wehren können! Es ist Gottes Wille, der will es nicht durch Krieg und Gewalt, sondern nach seinem Rath führen und wird bald erwecken, die es stattlich ausführen werden.«" (Kröger, alte Brüdergeschichte S. 46.) 1444 wurde Georg von Podiebrad Landesverweser von Böhmen. Er verband sich mit Rokycana zur vollständigen Unterdrückung der Taboriten. Das war nicht schwer: denn die Taboriten hatten nichts mehr von ihrer alten Kriegslust. Aeneas Sylvius (später Papst Pius II.) fand in Tabor eine rein bäurische Bevölkerung. „Von den ehemaligen Kriegszügen zeugte nur manches kostbare Beutestück aus der Nähe und Ferne." Das Predigthören war den Taboriten jetzt das Liebste. „Wer zu Hause bleibt während der Predigt, wird mit Ruthen gestraft." — Im Jahre 1451 eroberte Georg Tabor ohne Widerstand der Einwohner. Die Geistlichen hatten ein schlimmes Schicksal. Sie wurden auf den Burgen Lititz und Podiebrad gefangen gesetzt und meist getödtet. Nach einer Nachricht bei Lasitius, einem alten Schriftsteller der böhmischen Brüder, ist Biskupetz (s. o.) erst später in Mähren als Märtyrer gestorben. Die Besiegung der Taboriten hat dem Lande die ersehnte Einheit nicht gebracht. Im Gegentheil, nach der Eroberung Tabors war für sie das räumliche Centrum verloren gegangen. Deshalb zerstreuten sie sich als unruhige Schwärmer und Sectirer über das ganze Land. Es gab unter ihnen keinen inneren Zusammenhang mehr. Aber jeder Einzelne nahm die „vermeinte Mission unter verzweifelten Umständen auf". Dazu kam noch, daß der Papst den Calixtinern, die jetzt Utraquisten genannt wurden, immer wieder Schwierigkeiten bereitete. Bei der Abfassung der Prager Compactaten hatten ihn die Baseler Väter sorgsam ausgeschlossen. Jetzt sah der Papst nicht ein, warum er sich nach den 4 Artikeln richten sollte. „Als deshalb der calixtinische Erzbischof Rokycana im Jahre 1435 um seine Bestätigung als solcher nachsuchte, wurde ihm diese nur unter der Bedingung verheißen, daß er jene 4 Artikel wiederum abschwöre, und da er solches verweigerte, entbrannte ein neuer Kampf zwischen den Calixtinern und Papisten, der damit endete, daß das Florenzer Concil abermals die Böhmen in den Bann that." (Köppen, S. XIII.) Rokycana mußte elf Jahre lang Prag meiden. Papst Eugen IV. hätte ihn gern als Erzbischof anerkannt, aber die böhmischen Katholiken, an ihrer Spitze Ulrich von Rosenberg, waren dagegen. Bei den Böhmen entwickelte sich eine tiefe Abneigung gegen Rom. „Als der Papst den Cardinal Johann von Karvajal nach Prag schickte, um die Böhmen zu gewinnen, mißlang diese Mission gänzlich, weil der Legat unumwunden dieselben für Ketzer erklärte. Da sprach Peter von Mladěnowič eine dunkle Drohung gegen ihn aus, »würde Rom unerbittlich bleiben, so würde man bald unerhörte Dinge vernehmen«. Offenbar hatte er die griechische Verbindung im Sinne." (Gindely, Geschichte der böhmischen Brüder, Prag 1857, Bd. 1, S. 6.) Schon seit 1447 dachten nämlich die Utraquisten daran, sich mit der griechischen Kirche zu vereinigen. Nur Rokycana war dagegen. Er wollte 1449 selbst verkleidet zu dem aus niederem Geschlechte stammenden,

aber guten und gelehrten Papste Nicolaus V. reisen, mußte aber in Salzburg die Reise aufgeben, weil ihm die dortigen Deutschen nach dem Leben trachteten. Deshalb tritt er nun seit 1450 in Verhandlungen mit der griechischen Kirche ein. Noch 1452 erhielten die Böhmen einen Brief aus Konstantinopel, den sie auch beantworteten. Die Eroberung von Konstantinopel durch die Türken 1453 setzte dem Verkehre ein Ziel. Nach Gindely (S. 7) „entsteht noch immer die Frage, ob man den Einigungsversuchen mit Byzanz große Bedeutung beilegen soll. Weder die ganze Nation, noch auch alle Utraquisten wären dafür zu gewinnen gewesen. Denn die Annahme des reichen und ausgebildeten Gottesdienstes, den sie schon an der römischen Kirche verwarfen, wäre ihnen bei den Griechen unerträglich geworden." Jetzt war der Papst eifrig bemüht, die Böhmen für sich zu gewinnen. „Er beschloß, einige seiner tüchtigsten Kämpfer auszuschicken, um durch die Schärfe ihres Verstandes die widerstrebende Geistlichkeit zu besiegen und durch die Kunst diplomatischer Geschmeidigkeit die Laien zu gewinnen." (Gindely, I. Bd., Seite 7.) Johann von Karvajal hatte sich mit Lebensgefahr aus Prag flüchten müssen. Jetzt mußte vor Allem Georg Podiebrad gewonnen werden, dann war leicht weiter zu arbeiten. „Drei Männer sollten in einem Jahre 1451 im kirchlichen Interesse in Böhmen wirken. Der Cardinal Nicolaus von Cusa, ein Mann von großen Kenntnissen, edlem Sinn und tiefer Gelehrsamkeit, wurde zum päpstlichen Legaten und speciell für Böhmen ernannt. Der berühmte Minoritenmönch und Gefährte Hunyadi's, Johann von Capistran, sollte als Missionar wirksam sein. Der Bischof Aeneas Sylvius, der nur mit staatlichen Aufträgen nach Böhmen gekommen, versäumte auch nicht, für die Kirche wirksam zu sein, und seine Thätigkeit wäre bald die ersprießlichste geworden." (Gindely, I. Bd., Seite 8.) Er hatte mit Podiebrad eine umständliche Unterredung (siehe Palacky, Geschichte von Böhmen, IV. Bd., 1. Abtheilung, Seite 269—280) auf dem Beneschauer Landtage. Nach derselben trug sich Aeneas viele Jahre mit der Hoffnung, den böhmischen Landesverweser wieder in den Schooß der alten Kirche zurückzuführen. Georg von Podiebrad hatte aber gerade dem Festhalten an den Prager Compactaten seine hohe Stellung zu verdanken. Oft schon hatte er sie vertheidigt, und bald sollte sich Gelegenheit finden, den Papisten zu zeigen, daß er nicht von ihnen lassen wollte.

Während des Beneschauer Landtages kam der obengenannte Johann von Capistran, ein kleine, abgemagerte, unscheinbare Figur, schon 65 Jahre alt, nachdem er Kärnthen und Krain durchzogen und sich längere Zeit in Wien aufgehalten und daselbst (nach Herrmann, Capistranus triumphans S. 328) 200 Wunder gethan hatte, nach Mähren. Zu seinen begeisternden Predigten strömten nach einer überschwenglichen Schilderung seines Landsmannes Aeneas Sylvius oft 20—30000 Hörer. Alle blickten staunend empor zu dem Greise, obgleich sie von den lateinischen Worten wenig oder nichts verstanden. Niemand achtete auf den Dolmetscher. In den größten Städten Mährens, Brünn und Olmütz, waren bald Tausende von Einwohnern zu der katholischen Kirche zurückgeführt. Aber die maßgebenden Persönlichkeiten traten gegen ihn auf und nannten ihn eine giftige Schlange. Rokycana ersuchte Capistran, mit ihm zu disputiren. Dieser erklärte sich dazu gern bereit, aber Podiebrad wollte den Verderber nicht in Prag auftreten lassen; er gab ihm auch den wiederholt erbetenen Geleitsbrief nicht. — Die Mission des Papstes hatte nicht den gewünschten Erfolg. Die Kluft zwischen Utraquisten und Katholiken wurde immer größer. Für Rokycana war das Ziel seines Ehrgeizes nunmehr unerreichbar. Er wurde oft angefeindet und sah ein, daß er mit Rom brechen müsse. Von der Kanzel aus, die er seit 1448 wieder inne hatte, antwortete er den Angriffen des Capistran. Den Papst verglich er mit dem Thier der Apokalypse. „Er sagte, ein Hirsch mit goldenem Geweihe sei auf der Prager Brücke nicht so selten als ein guter Priester, oder: viele Priester empfingen die Tonsur, wenige die Weihe." (Goll, Quellen und Untersuchungen zur Geschichte der böhmischen Brüder. Prag 1878. I, Seite 13.) „Namentlich in dem Jahre, da sich Ladislaus in Prag aufhielt (1454), sprach er viel von der Verführung der Christen: wie es um den Glauben und um den Lebenswandel übel stehe, wie die Leute von den Sacramenten und kirchlichen Functionen, in der täuschenden Hoffnung, ihr Seelenheil zu fördern, schlechten und unordentlichen Gebrauch machten und wie die Priester arg beschaffen in den Stand träten und sich selten einer finde, der ohne Todessünde wäre. Und er sagte, sie seien, ohne es zu wissen, Diejenigen, von denen in der Offenbarung geschrieben stehe, daß sie auf der Bestie säßen. — Auch klagte er über das Volk, daß es viehisch und bestialisch geworden und sich mit dem Christennamen gar nicht schmücken sollte, und daß die Leute wahren Christen eben so ähnlich seien, wie der auf der Wand gemalte heilige Peter dem heiligen Peter im Himmel" u. s. w. (Brüderarchiv: Manuscriptband I, fol. 357.) „Als er dagegen von der Reform der Kirche sprach, und wie gering die Zahl Derjenigen, welche der Wahrheit folgten, so äußerte er, die Welt werde sie nicht annehmen, und die es versuchten, würden große und schreckliche Gefahren zu bestehen haben. Er führte eine in Brand gesteckte, zerstörte und verwüstete Stadt als Beispiel an, auf deren Ruinen Unkraut und verschiedenes Gestrüppe wachse, und wo allerlei reißende Thiere hausten, die nicht litten, daß dort Jemand etwas anrühre und Grund zum Bauen suche, und dabei sagte er: Wir gehen noch auf der Oberfläche umher; ehe die Menschen auf den Grund gelangen, um ein gutes und dauerhaftes Werk auszuführen, werden die reißenden Thiere gegen sie aufstehen und sie daran zu hindern suchen" u. s. w. (Blahoslaw, Geschichte der böhm. Brüder.) Es läßt sich leicht denken, daß durch diese gewaltigen Predigten des Rokycana die Massen der Unzufriedenen immer mehr aufgeregt wurden. Die aber, die sich mit besonderem Ernst und Eifer um ihr Seelenheil kümmern, bildeten bald einen Kreis von Jüngern um den Verkünder der Wahrheit. In diesem Kreise, dem Rokycana besonders mit Liebe zugethan war, that sich ein unbekannter Mann hervor, der später unter dem Namen Bruder Gregor berühmt wurde. Gindely (I, Seite 52; Kröger, I, Seite 49) u. A. bezeichnen ihn mit Bestimmtheit als den Neffen Rokycana's. Palacky tritt ihnen aber mit Erfolg entgegen, indem er im IV. Bde. 1. Abtheilung, Anmerkung 394 schreibt: „Außer 7 Schreiben an Rokycana kennen wir 7 größere Schriften Gregor's: — —. — alles im Archiv zu Herrnhut, — und nirgends findet sich etwas, was sich dahin auslegen ließe, daß Rokycana der Oheim Gregor's gewesen. In einem Schreiben an Johann Chelčicky, etwa vom Jahre 1469, sagt Gregor: »Du wirst dich erinnern, daß ich, als ich mit dir bei ihm (Rokycana) im Gemache war, zu ihm sprach, er kenne mich länger als siebzehn Jahre, und wenn er etwas Schlechtes an mir gewahre oder mich in einem Irrthum befangen finde, so solle er mir's sagen, und er sagte nichts.« So hätte Gregor nicht sprechen können, wenn ihn Rokycana gleichsam schon als ungeborenes Kind gekannt hätte. Auch begegnen wir der Annahme von der Verwandtschaft beider Männer erst bei späteren Schriftstellern." Gregor war ein armer Edelmann, der sich vom Schneiderhandwerk ernähren mußte. Im Kloster der Barfüßler, wo er sich in seiner Jugend aufhielt, fand er keine Befriedigung. Deshalb trat er aus, als sich der Hussitismus im Lande verbreitete. Er war fromm und demüthig, verständig und streng, nicht geizend nach Ehre und Vermögen, suchte nicht zu herrschen. Obgleich ohne gelehrte Bildung, verstand er besser zu reden und zu schreiben als Andere. Die Vorträge des Rokycana machten ihn verlegen und ängstlich, namentlich, weil er hörte, der Antichrist sei schon in die Sacramente eingedrungen. (Kröger vergleicht Gregor Bd. I, Seite 57 treffend mit Luther.) Er wandte sich direct an Rokycana. Der gab ihm die Schriften Peter Chelčicky's. Gregor las sie begierig durch, fand aber keine Beruhigung. Deshalb suchte er schließlich den Verfasser selbst auf.

Schon ehe Gregor sich von Rokycana trennte, standen die Brüder von Prag und von Chelčicky in Verbindung. Gregor sagt einmal (Brüderarchiv I, 358): „Wir lasen Chelčicky's Schriften und sprachen mit seinen Brüdern, wie denn noch heutigen Tages einige mit uns beisammen sind." Das Leben Peter's v. Chelčicky ist erst in neuester Zeit erforscht worden. Die beste Arbeit über ihn und seine Lehre haben wir wohl von Jaroslaw Goll (Peter Chelčicky und seine Lehre, Prag 1882). Gindely schreibt in seiner Geschichte der böhmischen Brüder Anmerkung 4: „Ueber Peter v. Chelcic haben wir uns jeder Conjectur enthalten. Es ist nicht zu zweifeln, daß es mit der Zeit gelingen wird, die Forschung über diesen Mann zu einem vollständigeren Abschluß zu bringen. Zu einer Lebensgeschichte desselben hat sich noch Niemand veranlaßt gefunden. Safarik allein hat eine nicht gedruckte Biographie desselben in der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften vorgelesen. Die Bedeutung dieses Mannes wird jedenfalls immer klarer." Darüber herrscht kein Zweifel, daß Peter v. Chelčicky wenigstens eben so alt war als Rokycana und Gregor. Sein Geburtsort ist jedenfalls Chelčicky im Parchimer Kreise. Als Geburtsjahr kann das Jahr 1390 angesetzt werden. Peter studirte nur kurze Zeit auf

der Hochschule zu Prag und brachte es nicht zu einem gelehrten Grade. Die lateinische Sprache hat er nie recht beherrscht; das erhellt aus einigen Stellen seiner Briefe. Auch Bruder Lukas von Prag bezeugt, daß Chelčicky ein Laie war. Daß er ferner nicht Herr von Chelcic war, wissen wir aus den Worten Pribram's, der ihn „Petrus in Chelcic" und nicht „de Chelcic" nannte. Aber auf keinen Fall war er ein Schuster. Lange hat man diese irrthümliche Meinung gehabt. Sie war aufgestellt worden von dem Inquisitor Heinrich Institoris in seinem in Olmütz 1501 gedruckten Buche „S. Romanae ecclesiae defensionis clypeus". — Schon im Jahre 1420 hatte Peter mit Jakobellus von Mies und Martinek, den ersten Theologen jener Zeit, einen Streit, der in der Bethlehemskapelle zu Prag geführt wurde und seinen Grund darin hatte, daß Peter behauptete, in religiösen Dingen dürf keine Gewalt angewendet werden. Da der Streit nicht den gewünschten Verlauf nahm, entfernte sich Peter heimlich und zog sich nach Chelčicky zurück. Hier lenkte er bald durch seine schriftstellerische Thätigkeit die Aufmerksamkeit auf sich, sammelte um sich Freunde, „die er aber nicht von ihren Priestern losriß, in denen er aber die Idee weckte, daß die religiöse Ueberzeugung Niemand mit Gewalt aufgedrungen werden dürfe". (Gindely I, 14.) 1443 wurde er vor den Landtag von Kuttenberg gefordert, um sich seiner Schriften wegen zu verantworten. So viel wir übersehen können, hielt sich Peter seit 1420 fast ständig in Chelčicky auf. Hier hat er durch den schon erwähnten Kreis von Schülern, der sich um ihn sammelte, die größte Bedeutung erlangt; denn dieser Kreis von ernsten Christen erweiterte sich allmälig zu der berühmten böhmischen Brüdergemeinde. Er gehörte nicht zu den Utraquisten und nicht zu den Taboriten. Beide Parteien genügten ihm mit ihrer Reformation nicht. Peter verlangte von seinen Anhängern strenge Scheidung der geistlichen und weltlichen Macht. Vermögen, Rang und Stand sollten unter den Gläubigen vollständig zurücktreten. Der Eid, eine verruchte Erfindung, eingeführt vom Teufel, sollte nicht geschworen werden, mochten auch Leben und Vermögen daran haften. Alles dulden, Alles mit sich geschehen lassen sollte das Losungswort seiner Anhänger sein. Wie Lämmer sollten sie sich zur Schlachtbank schleppen lassen, nur nicht den Glauben aufgeben; leiden, nur nicht verfolgen; gehorchen, nur nicht befehlen. Den Krieg um jedes Zweckes willen verfluchte Peter. (Bergl. Gindely I, 14. 15.) Seine strengen Lehren hatte Peter nach Palacky (IV, 1, 492) zum großen Theile von den Waldensern, an deren Lehre er schon vor 1420 großes Gefallen gefunden haben soll. Wenn auch fast alle größeren Forscher, wie Gindely, Lechler, Zezschwitz, gegen Palacky auftreten, muß man doch seinen Ausführungen zustimmen, namentlich, wenn man sein Werk über den böhmischen und Waldenserkatechismus liest.

Trotz der strengen Forderungen wuchs der Kreis der Chelčickyer Brüder fortwährend, namentlich seitdem Rokycana ihn in der richtigen Weise würdigte. Man wollte den Magister Rokycana gern mit hinüber ziehen und ihm dann folgen. „Die Versuche wurden viele Jahre hindurch erneuert, aber vergebens. Um ihnen zu willfahren und sich ihrer zu entledigen, wirkte er ihnen endlich bei König Georg einen einsamen Aufenthaltsort auf dem Lititzer Gute zu Kunwald bei Senftenberg aus." (Palacky IV, 1, 486.) Die Gemeinde wuchs sehr schnell. 1457 kam Gregor mit vielen Prager Freunden zu ihr un 1457 kam eifriger Förderer der Unität. Bauern, Edelleuted wurde ein Geistliche nahmen nicht auf den Stand Rücksicht. Sie lebten unter einander wie Brüder. Bald wurde es aber wegen der großen Anzahl der Glieder der Colonie nöthig, zu ihrer geistlichen und weltlichen Organisation eigene Statuten zu erlassen. „Der Pfarrer von Senftenberg, Michael, ein Priester recht nach dem Sinne Gregor's, trat ihnen bei und reichte ihnen die Sacramente nach gewöhnlichem Ritus; von gleicher Gesinnung zeigte sich auch Priester Martin, Pfarrer zu Krein. Ihre Absicht war bisher keine andere, als sich vor dem zu wahren, was sie Verführung und Irrsal der Christen nannten, eine strengere Zucht unter sich einzuführen und einander nach dem Beispiele der ersten Christen in Allem liebevoll behilflich zu sein. Als daher durch neue Ankömmlinge Streitigkeiten unter ihnen entstanden, besonders darüber, was unter dem Leibe und Blute des Herrn zu verstehen sei, und zwar infolge der Taboritentractate und anderer, wurde auf einer Versammlung schon im Jahre 1459 festgesetzt, „man solle alle Tractate beiseite lassen und sich mit Gottes Gebote begnügen und ihm einfach glauben". (Palacky IV, 1, 487.) Dasselbe drückten die Brüder in einem Schreiben an Rokycana vom 2. Mai 1468 aus: „Alle Schriften und Tractate ließen wir seit mehr als acht Jahren beiseite und hüteten uns vor ihnen, besonders vor denen des Martinek und Biskupetz, überhaupt vor allen." Die Geistlichkeit der Umgegend war nicht wenig aufgebracht über die Vorgänge in Kunwald. Zunächst hatte sie sich damit begnügt die Brüder als Picarden zu verspotten. „Picarden wurden die schlechtesten der Menschen genannt, die von Christo Nichts hielten, an die Auferstehung nicht glaubten, und darum, die Sünde für keine Sünde achtend, in voller Freiheit des Leibes und seiner Lüste wandelten." (Eine 1475 verfaßte Schrift der Brüder. Goll.) Die Beschimpfung hinderte das Wachsen der Brüdergemeinde nicht. Deshalb wandten sich die Geistlichen mit ihren Klagen an Rokycana, der sie aber, weil er seine Freunde besser kannte, als ungerechtfertigt zurückwies. Doch mußte er schließlich, als die Königin Johanna und der König gegen die Unitas fratrum aufgebracht worden waren, inquisitorisch vorgehen. Dadurch wurden die Brüder zu einem Schritte gedrängt, den sie ängstlich zu verhindern gesucht hatten; sie mußten einen eigenen und eigenthümlichen Priesterstand schaffen. Das thaten sie im Jahre 1467 auf der Synode zu Lhotta, indem sie das Los entscheiden ließen. Ueber die Art der Weihe der drei Gewählten gehen die einzelnen Schriftsteller weit auseiander.

Rokycana konnte nun seiner Lehre gemäß keine Nachsicht mehr mit den „vorwitzigen Irrgläubigen" haben. Auf beiden Seiten entbrannte ein leidenschaftlicher Kampf. Die Kunwalder Colonie ging dabei zu Grunde. „Die Bekenner der neuen Lehre schmachteten lange Zeit im Kerker oder verbargen sich in den Bergen und Wäldern: Ihr Anhang verlor sich aber keineswegs, sondern kräftigte und verbreitete sich während der Verfolgung noch mehr." (Palacky IV, 1, 489.)

Bücherbesprechungen.

— *Codex diplomaticus Saxoniae regiae*, zweiter Haupttheil. XV. Band. Urkundenbuch der Stadt Grimma und des Klosters Nimbschen. Im Auftrage der königl. sächsischen Staatsregierung herausgegeben von Ludwig Schmidt. Leipzig, Giesecke u. Devrient, 1895. — Der verdiente Verfasser der Geschichte der „Stadt Grimma" (Leipzig 1856), Prof. Christ. Glob Lorenz, hatte bereits alle die von ihm benutzten Urkunden für den Zweck der Veröffentlichung in dem Cod. dipl. Sax. reg. zu bearbeiten begonnen, als der Tod ihn abberief. Dieselben sind von dem Herausgeber des vorliegenden Werks nochmals mit den Originalen verglichen, nach den jetzt bei der Edition des Codex befolgten Grundsätzen sorgfältig bearbeitet und durch zahlreiche neue Urkunden aus fremden Archiven vermehrt worden. Er behandelt in dem „Vorbericht", meist in Uebereinstimmung mit der Lorenz'schen Stadtgeschichte, zuerst kurz die äußere, dann ausführlicher die Verfassungsgeschichte von Grimma. Letzteres erscheint bereits im Jahre 1200 als ein mit einem markgräflich meißnischen Schlosse versehener Ort. Ein auf demselben wohnender landesherrlicher Vogt führte die Aufsicht über den gesammten „Distrikt Grimma" und bildete für denselben die oberste Gerichts-, Verwaltungs- und Militärbehörde. Die Civilgerichtsbarkeit und die Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten des Ortes Grimma dagegen war einem ebenfalls markgräflichen „Schultheiß" übertragen. Schon Anfang des 13. Jahrhunderts wird der Ort als „Markt" bezeichnet und besaß (1218) somit auch das die Selbständigkeit der Gemeinde voraussetzende „Marktrecht". Während Anfangs unter Vorsitz des Schultheißen von einem (meist) aus 6 Personen bestehenden Schöffencollegium Recht gesprochen wurde, befand sich 1292 die gesammte Stadtverwaltung in den Händen von 14 „Rathmannen und Schöffen" unter Vorsitz des Schultheißen und eines „Bürgermeisters"; seit 1308 aber erscheint Letzterer allein als der Vorstand des nur aus 12 Personen bestehenden Rathscollegiums. Später (1372) fand ein regelmäßiger Wechsel zwischen dem „sitzenden" und den beiden vorhergehenden, jetzt „ruhenden" Räthen statt, so daß es von nun an drei Räthe gab, von denen jeder nach Ablauf von zwei Jahren wieder zum „sitzenden" wurde. An den üblichen Streitigkeiten zwischen dem Rathe und der niederen Bürgerschaft, zumal wegen Rechnungsablegung über das Stadtvermögen, fehlte es auch in Grimma nicht, und so werden denn seit dem 14. Jahrhunderte wiederholt die „Aeltesten der Stadt", sowie die „Innungsmeister" als an den Rathsbeschlüssen betheiligt erwähnt. 1486 aber verordnete Kurfürst Friedrich der Weise ausdrücklich,

daß der sitzende Rath jedesmal vor seinem Amtsaustritt in Gegenwart der beiden ruhenden Räthe, sowie des kurfürstlichen Amtmanns im Bezirk Grimma und 10 aus der Gemeinde zu wählender Abgeordneter Rechnung abzulegen habe. — Während von dem zuerst im Jahre 1287 erwähnten Kloster der Augustiner-Eremiten zu Grimma bis zu seiner Aufhebung (1540) nur 99 Urkunden vorliegen, sind von dem Cisterzienserinnenkloster Nimbschen (einschließlich der im „Nachtrage" aufgenommenen) nicht weniger als 257 abgedruckt. Da der Herausgeber in dem „Vorbericht" sich über diese beiden Klöster nicht verbreitet, so sei wenigstens aus der interessanten Geschichte des Klosters Nimbschen nach den vorliegenden Urkunden Folgendes mitgetheilt: Markgraf Heinrich der Erlauchte hatte (um 1240) in der Stadt Torgau ein Cisterzienserinnenkloster gestiftet und dasselbe mit Landgütern und Pfarreien reich dotirt. Aber es gefiel den Nonnen zu Torgau nicht. Da versprach der Markgraf 1251 (Nr. 251), das ihnen bereits geschenkte Elisabeth-Hospital „bei seiner Stadt Grimma" für sie zu einem Kloster ausbauen zu wollen, und wies demselben jetzt auch in der Grimmaer Pflege reiche Einkünfte zu. Allein dies Kloster in Grimma scheint sich als zu klein für den zahlreichen Convent erwiesen zu haben. Da erkaufte derselbe 1258 das nahe Dorf Nimbschen (Nr. 259) und erbaute sich daselbst ein ganz neues Kloster, das mindestens seit 1277 den Namen „Marienthron" führte (Nr. 269). — Mit diesen Thatsachen nun läßt sich die Tradition des noch jetzt bestehenden Cisterzienserinnenklosters Marienstern bei Kamenz in der sächsischen Oberlausitz ganz wohl vereinigen, wonach die ersten Nonnen derselben „aus Nimbschen" (richtiger wohl: aus Grimma) gekommen seien. Wenn der Grimmaer Convent in dem dasigen Hospitale, später Kloster, kein genügendes Unterkommen fand, so dürfte ein Theil der Nonnen dem Rufe der ebenso frommen als reichen Herren von Kamenz gefolgt und von diesen Anfangs ebenfalls in dem Hospital bei Kamenz untergebracht worden sein, bis sie nach Vollendung des schon 1248 beschlossenen Baues des neuen Klosters Marienstern in dasselbe einziehen konnten. Hiernach wären also Nimbschen und Marienstern Schwesterklöster. Eine urkundliche Bestätigung dieser Tradition findet sich übrigens weder in den Nimbschener, noch in den Mariensterner Urkunden. Nimbschen erweiterte seine ursprünglichen Besitzungen alsbald auch in der Umgegend von Grimma durch zahlreiche Erwerbungen von ganzen Dörfern, einzelnen Hufen und Einkünften aller Art theils infolge von Kauf, theils von Schenkung oder Tausch („Verzeichniß der Einkünfte" bei der Aufhebung siehe in Nr. 498). Freilich gerieth es hierdurch auch in vielfache Streitigkeiten, so mit dem Rathe von Grimma, mit benachbarten Adligen, mit anderen Klöstern, ja sogar mit den landesherrlichen Vögten, welche sich gegen das reiche Kloster Erpressungen aller Art erlaubten. Daher gab ihm 1347 Markgraf Friedrich (der Ernsthafte) zwei „Conservatoren" aus dem umwohnenden Adel zu seinem Schutze. Zu gleicher Zeit und zu gleichem Zwecke erhielten auch die oberlausitzischen Klöster Marienstern und Marienthal von ihrem Landesherrn, dem Könige von Böhmen, „Klostervögte". Später verwaltete in Nimbschen ein meist adliger „Vorsteher" die Klostereinkünfte und wohnte, in der Regel nebst Weib und Kind, in einem der Nebengebäude. Schon die alltäglichen Ausgaben waren in Nimbschen recht bedeutend. Noch 1510 zählte das Kloster 46 Nonnen, 4 „Conversinnen", d. h. Laienschwestern, und mehrere Mägde, zusammen 53 Personen, die im Conventsgebäude, und außerdem 39 Personen (Vorsteher, Beamte, Knechte 2c.), die „über den Hof", im Ganzen also 92 Personen, die täglich gespeist werden mußten (Nr. 455). Schon 1509 hatte der Abt von Pforta, als „Einweiser" von Nimbschen (anderwärts „Visitator", deutsch: „Besucher" genannt) allerhand Mißbräuche und Verstöße gegen die Ordensregeln zu rügen gehabt. Mit den ersten Anfängen der Reformation aber begann der sichtliche Verfall des Klosters. 1523 klagte der Abt von Pforta, daß an vorigen Ostern nicht weniger als 9 Nonnen (darunter bekanntlich auch Katharina v. Bora) das Kloster und den Orden verlassen und weltliche Kleidung angelegt, und daß ebenso zu Pfingsten mehrere Adlige ihre Töchter aus dem Kloster fortgenommen hätten. 1529 zählte man nur noch 18, 1536 nur noch 9 Klosterjungfrauen. 1530 erfolgte die erste „Visitation" durch eine protestantische Commission, welche 1534 berichtete, daß im Kloster Nimbschen die Klosterpersonen „das hochwürdige Sacrament unter beiderlei Gestalt empfangen", auch die Klosterkleidung abzulegen und „sich der Visitationsordnung gemäß zu halten" versprochen hätten. Nach dem Tode der letzten, alten Aebtissin wurde das bis dahin von einem „Sequester" verwaltete Klostergut verpachtet, und den noch vorhandenen Nonnen eine Pension gezahlt. 1543 stand das Kloster völlig leer. Es war still und klaglos eingegangen. Seine Einkünfte fielen an den Landesherrn. Seit 1550 aber wurden sie von Kurfürst Moritz für die Zwecke der nach Grimma verlegten Landes- oder Fürstenschule verwendet. Dr. Kn.

— Katechismus der deutschen Rechtschreibung. Von Dr. Günther A. Saalfeld. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber, 1895. Preis gebunden 3 ℳ 50 ₰. — Saalfeld nimmt in diesem Katechismus der Rechtschreibung den Standpunkt ein, daß die nunmehr seit fünfzehn Jahren bestehende sogenannte amtliche Rechtschreibung immerhin einen Fortschritt bedeutet habe gegenüber der Willkür, die zuvor herrschte. Freilich haben sich die Hoffnungen, die man seiner Zeit an ihre Einführung in den Schulen knüpfte, bisher nicht erfüllt. Es sind ihrer nicht eben Viele, die sich zu der Anschauung Rudolf v. Raumer's (Gesammelte sprachwissenschaftliche Schriften S. 138) bekannt haben: Auch eine minder gute Orthographie, wofern nur ganz Deutschland darin übereinstimmt, ist einer vollkommeneren vorzuziehen, wenn diese vollkommenere auf einen Theil Deutschlands beschränkt bleibt und dadurch eine neue, keineswegs gleichgiltige Spaltung hervorruft. Wie einmal die Verhältnisse heute liegen, mußte der Bearbeiter des Katechismus für Rechtschreibung so verfahren, wie es Saalfeld gethan hat. Die früheren vier Ausgaben desselben Buches hat Dr. Daniel Sanders besorgt. Saalfeld giebt in einer Einleitung einen Ueberblick über die Geschichte der deutschen Orthographie, zeigt an einer Reihe von Schriftproben die Regellosigkeit der früheren Zeiten, giebt die Ansichten Jakob Grimm's über Schreibung und Druck (aus der Einleitung zum Deutschen Wörterbuche) wieder und läßt zuletzt auch die Reformer (Fricke, Kürschner, Erbe) zu Worte kommen. Sodann werden auf Grund der amtlichen Verfügungen, sowie der Bücher von Wilmanns und Duden die Satzungen über die neue deutsche Rechtschreibung vorgetragen (S. 27—78). Den Haupttheil des Buches bildet das alphabetische Wörterverzeichniß (S. 79—346), in dem auch die Vornamen eine billige Berücksichtigung gefunden haben. Dankenswerth ist das im Anhang beigefügte Verzeichniß der wichtigsten Schriften über deutsche Rechtschreibung von dem Enchiridion von Kolroß bis auf Duden's orthographisches Wörterbuch. — Auch wer durchaus Hildebrand's Meinung billigt, daß Viele den Fragen der Rechtschreibung einen unverhältnißmäßig hohen Werth beilegen und daß namentlich der Lehrer sich stets dessen bewußt sein sollte, daß es sich hier immer nur um die Schale, nicht um den Kern, die Sprache selbst, handelt, auch er wird den heutigen Zustand nicht erfreulich nennen können. Denn es ist doch ein Widersinn, daß die Schule eine Rechtschreibung lehrt, zu der sich das praktische Leben vielfach feindselig stellt. Der Wunsch, daß endlich auch auf dem Gebiete der Orthographie die nationale Einigung erreicht werden möge, ist gewiß begreiflich. Saalfeld entscheidet sich nicht mit voller Offenheit für eine der streitenden Parteien, aber erkennbar ist, daß er den Grundsätzen der Reformer Fricke, Lohmeyer und Genossen nahe steht. Wenn in Duden's orthographischem Wörterbuche die beigegebenen Erklärungen zahlreicher sind, so giebt dafür dem Katechismus von Saalfeld die historische Einleitung seinen besonderen Werth. R. B.

— Kalender des „Deutschen Volksblattes" für das Jahr 1896, VII. Jahrgang. Wien, 1896. Verlag des Deutschen Volksblattes, Druck von Kreisel und Gröger. Preis 50 Kr., für Abnehmer des „Deutschen Volksblattes" 45 Kr. — Dieser Kalender ist augenscheinlich zunächst für die Mitglieder und Gesinnungsgenossen der „Deutsch-socialen Reformpartei" in Oesterreich berechnet. Das bezeugen schon die Bilder der Politiker, die ihm zum Schmucke dienen: Dr. Robert Pattai, Prinz Alois Liechtenstein, Professor Dr. Josef Scheicher und Dr. Ludwig Pfenner; das verräth weiterhin auch das Verzeichniß der „judenreinen" Vereine, die es in Wien giebt (S. 123—125). Indessen er bietet für den billigen Preis neben dem mit Schreibpapier durchschossenen Kalendarium einen so werthvollen und vielseitigen Inhalt, daß er wohl auch in Kreisen, die nicht zu den Judenhassern von Fach und Beruf gehören, Beifall finden mag. Die novellistischen Beiträge sind bescheiden an Umfang und an Werth; gut sind die beiden patriotischen Gedichte (von Martin Greif und Felix Dahn). R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 131. Sonnabend, den 2. November. 1895.

Allvater.

Von Dr. Albert Wittstock.

Es kann wohl keine schönere Auffassung von dem Walten eines gütigen Gottes geben als in dem Namen „Allvater" ausgedrückt liegt, wie die Germanen der ältesten Zeit mit ahnungsvoller Ehrfurcht den unendlichen, unsichtbaren und doch überall erkennbaren und allgegenwärtigen Schöpfer und Erhalter des Weltalls benannten, ein schöner Beweis von dem frommen Glauben der Väter, von ihrem aus dem innersten Empfinden stammenden religiösen Sinn, ihrem hohen Begriffe von der Würde der Gottheit. Aber freilich, wie wenig wird darauf geachtet und wie fremd ist uns überhaupt das deutsche Alterthum! In der Jugendbildung giebt es so viel mit Griechenland und Rom zu thun, daß keine Zeit bleibt, das junge Gemüth auch in die heiligen Wälder und Haine der Vorfahren zu führen, in der Heimath sind wir unbekannt, wir lernen die Vergangenheit fremder Völker kennen, aber nicht den Geist und Charakter, das Wesen und Verstehen unseres eigenen Volkes. Betreffs der altgermanischen Religion herrscht allerdings noch viel Dunkelheit, was bei dem Mangel an genugsamen und bestimmten Nachrichten sehr erklärlich ist. Um zu den Quellen selbst zu gehen, ist man eigentlich nur auf ein paar römische Schriftsteller angewiesen, und auch deren Nachrichten sind nur dürftig. Die Edda ist streng genommen nur insofern eigentliche Quelle für die deutsche Mythologie, als sie wegen der Aehnlichkeiten in einzelnen Vorstellungsarten der germanischen Völker Erläuterung geben kann. Von erster Wichtigkeit für die Forschungen über die religiösen Vorstellungen der ältesten Deutschen ist, was Cäsar in seinem Werke „über den gallischen Krieg" berichtet hat. Zwar sind seine Angaben und beiläufigen Bemerkungen unvollkommen und oberflächlich, aber er hat doch zuerst römische Legionen bis an und über den Rhein geführt (57 v. Chr.) und konnte aus eigener Anschauung und Erfahrung nähere Mittheilungen über die damaligen Deutschen machen. Cäsar (de bello Gallico VI, 21) sagt nun: „Sie erkennen nur diejenigen als Götter an, die sie sehen und deren Macht sich ihnen offenbart: Sol, Vulcanus und Luna; die übrigen kennen sie nicht einmal dem Namen nach." Das Wort „die übrigen" zeigt, wie Cäsar ganz den römischen Maßstab anlegte: der ehemalige Pontifex maximus war von der Idee befangen, daß es auch bei den Germanen ein vollständiges Göttersystem, Götterfamilien mit den Schattenseiten des Menschenthums, analog der griechischen und römischen Mythologie, geben müßte, und er belegte die deutschen Gottheiten ohne Weiteres mit römischen Namen. Ferner berichtet er noch, er hätte keine Priesterkaste wie die Druiden in Gallien bemerkt, auch keinen Opferdienst, weil der Cultus nur in der Verehrung und Anbetung der Gottheiten bestand. Nach Cäsar hätten also die alten Deutschen die Sonne, den Mond und den Vulcan verehrt, er hatte etwas bemerkt was darauf hindeutete, daß die segenbringenden Strahlen der Sonne oder die wohlthätige Macht des Feuers den Germanen wie göttliche Erscheinungen vorkamen, und er ward dadurch verleitet, sie nun gleichsam als Feueranbeter hinzustellen. Denn indem Cäsar von einem Dienst des Vulcan spricht, meint er nach dem Zusammenhang nicht einen persönlichen Gott, sondern das Element des Feuers. Die Heiligung der Sonne und des Mondes wird wohl thatsächlich stattgefunden haben, denn wie der Sonnendienst die erste und älteste Götterverehrung bei allen Völkern war, die in Ermangelung näherer Kenntnisse in den Geschöpfen den Schöpfer sahen und das aus Osten in Purpurgluth in immer zunehmender Herrlichkeit herabstrahlende majestätische Tagesgestirn für eine Gottheit hielten, so erweckte auch bei den alten Deutschen der so prächtig erglänzende, bewunderungswürdige und wohlthätige Himmelskörper eine so eindrucksvolle Empfindung, daß dieselbe in dankbare Verehrung übergehen mußte. Nach der Sonne, der Göttin des Lichts und der Freude, wurde der erste Tag in der Woche Sonntag genannt. Auch giebt es noch viele Namen von Städten, Dörfern, Bergen und Gegenden, die mit dem der Sonne zusammengesetzt sind. Und dem Sonnendienst stand die Mondverehrung zur Seite. Wenn die schöne Tagesleuchte, die Leben und Wärme gespendet, hinabgestiegen war, wie mußte es nicht von Neuem die Gemüther mit Staunen und Bewunderung erfüllen, wenn der Vollmond über die Eichenhaine herausglänzte und emporgewölbt in herrlicher Pracht der hohe Dom des himmlischen Gottes stand, geschmückt mit tausend flammenden Kerzen und unzähligen hellblinkenden Lichtern. So mußte der Mond mit seinem nächtlichen Glanze, mit seinem Einfluß auf die Erde und seinen Abwechslungen auch den Trieb der Verehrung dieses wohlthätigen Himmelskörpers erwecken. Nach ihm wurden die zwölf Monatszeiten Monden genannt und der zweite Tag in der Woche Montag. Es war eine natürliche Empfindung in der Menschenbrust, ergriffen von den mächtigen Naturerscheinungen, ihnen auch göttliche Ehre zu erweisen. Die Alles belebende Sonne war daher die älteste und erste Gottheit jeder Nation in der Welt, überall gottesdienstlich verehrt, der erste Gegenstand des Cultus, sowie auch der Mond. Und der Feuerdienst hing damit zusammen. Noch heute werden bei festlichen Veranlassungen Freudenfeuer angezündet. So brauchen wir nicht weiter zu untersuchen, ob Cäsar falsch berichtet oder nicht, wenn er meint, bei den Germanen gäbe es keine eigentlichen Götter, sondern nur einen priesterlosen Feuer- und Sonnendienst. Priester gab es zwar auch, aber in der ältesten Zeit war jeder Hausvater Priester für seine Familie. Es war ein reiner noch unvermischter Naturdienst, die ursprüngliche Form religiösen Fühlens und Denkens, die Kräfte der Natur zu Gottheiten zu personificiren. Aber von dieser Verehrung der Elemente, der Naturvergötterung gingen schon, wenn auch noch unbewußt, Allegorien und Symbole aus mit einer tiefen Ahnung der höchsten Ideen. Sonne und Mond verehrten sie nicht als Gottheiten, sondern als sichtbare Aeußerungen und Zeichen der unsichtbaren Gottheit. Die Idee des einen und höchsten Wesens über Allem war damit verwebt. — Eine weitere und noch wichtigere Quelle für Deutschlands Vorzeit ist die „Germania" des Tacitus, der zwar auch mit römischen Augen sah, wie Cäsar, aber seine Angaben haben sich meistens als durchaus glaubwürdig und zuverlässig erwiesen, und es schimmern überall wenigstens die richtigen Hauptzüge deutscher Eigenthümlichkeit durch. Zwischen beiden Geschichtsschreibern liegt über ein Jahrhundert und es scheint fast, daß inzwischen durch die zunehmende Berührung mit den Römern die Deutschen mehr Götter bekommen hätten. Allerdings hat Tacitus den deutschen Gottheiten römische und fremde Namen beigelegt, um sie den Römern zu charakterisiren, und sicher kannten von diesen Göttern die alten Deutschen selbst nicht einen, aber er spricht von Aehnlichkeiten in Eigenschaften und Verehrung, und es käme also darauf an, ob die vermeinte Aehnlichkeit wirklich vorhanden oder ob die Bedeutung und der Cultus der Gottheiten verschieden war. Es handelt sich hierbei um die Hauptstelle (Germ. c. 9): „Unter den Göttern verehren sie den Mercurius am meisten, welchem sie auch an gewissen Tagen Menschenopfer darzubringen für Recht halten; den Hercules und den Mars besänftigen sie mit herkömmlichen Thieren." Hier werden also mit Bestimmtheit drei germanische Götter genannt, allerdings mit römischen Namen, und es wird auch noch an den Kriegsgebrauch erinnert, nach beendigter

Schlacht dem Mars und Mercur von den Siegern Roß und Mann als gelobtes Opfer darzubringen. Nach Cäsar war zwar der Opferdienst bei den Germanen geringer, als bei den Galliern, aber Menschenopfer kamen leider überall vor, sie hatten ihren Ursprung in der geringen Schätzung des Lebens und in dem Irrwahn, der Gottheit auch das Beste und Höchste darzubringen und in jenen grimmigen Vertilgungskriegen der ältesten Zeit die Gefangenen zu morden. Welch ein langer Schritt der Civilisation, von den Menschenopfern, denen dann andere Gegenstände substituirt wurden, bis durch die Christuslehre der Opferbegriff die höchste Veredlung fand! Tacitus giebt also einen Mercur bei den Germanen als Gottheit an. Wie aber kommt der Götterbote hierher und warum wird er sogar an die Spitze gestellt? Warnefried (Gest. Longobard. lib. I. c. 10) glaubt, daß mit dem römischen Mercur der Wodan der alten Deutschen bezeichnet sei. Adam von Bremen dagegen hält Wodan für den Mars der Römer. Richtig ist, daß Wôdan (sächs., Wuotan ahd.) von allen germanischen Nationen als Vater der Götter und Menschen verehrt wurde, die Erde war seine Tochter und Frau. Von den Sachsen kam Wodan zu den nordischen Völkern, die ihn unter dem Namen Odin verehrten. Das beweisen die Isländischen Stammtafeln, in denen seine Genealogie eben die ist, welche die Deutschen ihrem Wodan beilegten, von denen die Könige ihr Geschlecht ableiteten. Doch er ist auch der Gott, der den Sieg verleiht, und so erklärt es sich, wenn er auch manchmal mit Mars verglichen wurde. Aber er wurde als Planetengott Mercurius genannt. Eine Erinnerung hat sich erhalten in dem Namen des Sternbilds des großen Bären, das früher in manchen germanischen Gegenden Wodanswagen genannt wurde. Auch manche Ortsnamen erinnern noch an Wodan, z. B. Wodenberg, Odenwald u. s. w. Nachklänge des Wodancultus haben sich in Sitten, Gebräuchen und Volksglauben bis diesen Tag erhalten. Der Mittwoch, bei den Römern dies Mercurii (wovon französ. mercredi), wurde ursprünglich nach Wodan genannt und diese Bezeichnung findet sich auch heute noch in den nordischen und niederdeutschen Sprachen, in Westfalen sagt man jetzt noch Godenstag. Endlich wird noch von Wodan oder Godan Guodan, der Gute, das englische God und das deutsche Wort Gott hergeleitet. Ferner nennt Tacitus den Hercules und den Mars. Daß ein so kriegerisches Volk wie die Germanen auch einen Kriegsgott hatten, liegt nahe. Allerdings weiß Tacitus vom deutschen Mars nicht viel zu berichten. Der zweite unter den germanischen Göttern nach Wodan war Thunar, Donar, Thôr, der Gott des Donners und Blitzes und mächtige Beherrscher der Lüfte, auch Verleiher der Stärke und Manneskraft. Ihm war die Eiche geheiligt. Der fünfte Wochentag erhielt nach ihm den Namen Donnerstag. Tacitus scheint ihn sich blos als Kriegsgott zu denken und nennt ihn Mars; aber die römischen Götter ließen sich nicht in Allem mit den deutschen gleichsetzen. Die Römer schwankten darin. Das zeigt sich auch hier; auch mit dem deutschen Hercules bei Tacitus ist wahrscheinlich Thunar oder Thor gemeint. In Germ. c. 2 heißt es allerdings, Hercules sei als der Erste aller tapferen Männer vor dem Beginn der Schlacht besungen worden, wonach man nicht an einen Gott, sondern an einen großen Stammhelden zu denken hätte, allein in c. 9 wird er neben Mars ausdrücklich als Gottheit aufgeführt. Oder es müßte derselbe Gott sein, der im zweiten Capitel Tuisto genannt ist. „Sie selbst (die Germanen) — sagt Tacitus — feiern in alten Liedern den Gott Tuisto, den Erd-Erzeugten, und dessen Sohn Mannus als den Ursprung und die Stifter des Volkes." Von Tuisto, auch Teut genannt, wird der alte einheimische Name abgeleitet, der Teuten oder Teutonen lautete, woraus der Name Teutsche oder Deutsche entstand. Tuist oder Teut soll auch soviel wie Gott bedeuten (Deus, Ζεύς). Solche Auffassung ist erklärlich, denn an der Spitze muß nach der Anschauung der alten Völker immer ein Gott stehen, von dem das ganze Volk den Namen hat. Nach ihm ist der dritte Wochentag, bei den Römern dies Martis (französ. mardi) Zinstag, Dienstag benannt, altdeutsch Ziustac, denn der Kriegsgott Ziu war mit dem Gotthelden Tuist identisch.

Vergleicht man die aphoristischen Nachrichten Cäsar's mit den ausführlicheren des Tacitus, so stimmen Beide darin überein, daß sie von drei Hauptgöttern berichten; bei Cäsar heißen sie: Sol, Vulcanus und Luna, und bei Tacitus: Mercur, Hercules und Mars. Da nicht anzunehmen ist, daß eine so schnelle Veränderung des Volksglaubens stattgefunden hat, wir vielmehr an dieselben germanischen Gottheiten denken müssen, so ist Sol durch Wodan, Vulcanus durch Thor, Luna durch Frigg zu übersetzen und wir haben dann dieselbe Götterdreiheit wieder, die der germanischen Glaubenslehre eigenthümlich ist. So tief wurzelte in der Seele unserer Altvordern, wenn auch noch im unbestimmten Vorgefühl, die Idee der dreifachen göttlichen Eigenschaft — der Weisheit, Stärke, Schönheit. Später, als schon die christliche Trinitätslehre in die deutschen Wälder drang, finden sich immer die drei Gottheiten wieder, nach der Völkerwanderung unter den Namen Irmin, Wodan und Thor. Aus Tuisto = Hercules war also nach einigen Jahrhunderten Irmin geworden, an den unvergeßlichen göttlich verehrten Helden Armin erinnernd, dem die Irminsul als ein Nationalheiligthum geweiht war. Bei der Bekehrung zum Christenthum hieß es in der Abschwörungsformel in der altfränkischen Sprache: Forsachistu allum Diabolas Wortum und Werkum? Tunaer unde Woden und Saxnôte? Entsagst du allen Teufels Worten und Werken, dem Thor und Wodan und Saxnote u. s. w. Saxnôt, Beiname von Irmin, heißt wörtlich Schwertgenoß (ahd. sahsnôz), Sax hieß ein kleines Schwert, das die Sachsen trugen, woher sie selbst ihren Namen führten. Also auch im alten Cherusker- oder Sachsenland sind es immer nur diese drei Gottheiten. — Tacitus berichtet noch von einem Isisfest, und es ist merkwürdig, daß er den deutschen Göttern nicht blos lateinische Benennungen giebt, sondern auch einen ägyptischen Namen anführt. „Ein Theil der Sueven," sagt er, „opfert der Isis." Später nennt er dafür einen deutschen Namen, Aerthus, und berichtet vom Herthadienst (Germ. c. 40): es sei eine Insel im Ocean, auf der Insel ein heiliger Hain und ein See und ein der Gottheit geweihter bedeckter Wagen, den nur der Priester berühren dürfe. Dieser weiß, wann die Göttin anwesend ist, und dann wird sie von Kühen gefahren; dann sind Freudentage und Feste an den Orten, die sie besucht. Krieg und Waffen ruhen, das Eisen wird verschlossen, und Friede und Ruhe herrscht dann überall, bis die Göttin genug bei den Menschen war und der Priester sie in ihr Heiligthum zurückführt. Dann wird der Wagen, die Gewänder und die Göttin selbst in dem See gebadet. Die Diener, die das verrichten, verschlingt der See; um das Geheimniß zu bewahren, konnten sie nie wieder zum Vorschein kommen. Daher der geheime Schauer und die heilige Unwissenheit, was das sein müsse, worüber der, welcher es sieht, des Todes sein muß." Die Semnonen, eine der ältesten Völkerschaften der Sueven, sollen die Geheimnisse eines Erdmuttercultus zu einem Bunde erhoben haben, der diesem in so mystischer Weise beschriebenen Hertha- oder Nerthusdienst geweiht war, womit also ein solcher Umzug und ein allgemeines Frühlingsfest in Verbindung stand. Man hat als jenes erwähnte Eiland, wo sich das Heiligthum befand, bald Rügen, bald Seeland bezeichnet; daß Helgoland (Hêlegland, Heiligland) gemeint wäre, ist nicht anzunehmen, wenn diese Insel auch in alter Zeit näher an das Festland heranreichte. Wäre aus jenem Frühlingsfest vielleicht das Sonnengeburts- oder Osterfest hervorgegangen, so hätten wir an die Ostara zu denken, die Göttin des im Osten aufgehenden Lichtes wie des Frühlings, der zu Ehren alljährlich bei Beginn des Frühlings große Um- und Aufzüge veranstaltet wurden. Die wichtigste Stelle bei Tacitus, worin er das eigentlich Charakteristische des germanischen Gottesdienstes hervorhebt, ist c. 9: „Sie halten es unter der Würde der Himmlischen, die Götter in Mauern einzuschließen oder in irgend einer menschlichen Gestalt abzubilden. Sie weihen Wälder und Haine und benennen mit der Götter Namen jenes geheimnißvolle Wesen, zu dem sie nur mit Ehrfurcht blicken." Daß ein Römer eine solche Mittheilung von der Uebersinnlichkeit der germanischen Gotteslehre macht, verdient alle Anerkennung um so mehr, da die Auffassung der deutschen Nationalreligion den Römern an sich schon die höchste Schwierigkeit machen mußte. Götter ohne Bild, Religion ohne Ceremonien, Anbetung des höchsten Wesens unter freiem Himmel ohne Tempel, das waren für sie sonderbare Dinge und sie fanden es bei den Germanen. Weder Cäsar noch Tacitus sahen Tempel, Altäre und Heiligthümer. Derartiges kommt erst später vor, als römische Götter in Deutschland nach und nach eingeführt wurden und die heimische Religion an Reinheit verlor. Ursprünglich wurden die rein deutschen Gottheiten nicht unter Figuren oder Götzenbildern dargestellt. Die Germanen hielten es mit der erhabenen Idee von der Gottheit und der göttlichen Majestät unvereinbar, sie in Mauern einzuschließen und in menschlichen Bildern darzustellen. Die Gottheit wird immer als ein unsichtbares Wesen gedacht, sie ist viel zu groß, um nach menschlichen Begriffen behandelt zu werden. Wälder, Haine und Hügel waren die von der Natur errichteten Tempel, Altäre und Orte der An-

dacht, auch Bäume, heilige Eichen, sowie Felsen und Quellen wurden geweiht. In dunklen, schauervollen Eichwäldern beim Rauschen in den Wipfeln, glaubten unsere Urväter, sei die Gottheit nahe und das Gebet der Sterblichen werde nirgends besser vernommen (von quercus, Eiche, soll daher auch das niederdeutsche Wort Kerke, Kerche, hochdeutsch Kirche, stammen). Wie die Volksstämme des alten Deutschlands das Göttliche erkannten und ihre Abhängigkeit von einer über Alles waltenden höheren Macht fühlten, läßt sich ergänzen durch die Edda in der Lehre von Allvater. Die von Karl dem Großen bedrängten Sachsen flüchteten ihre Religion, ihre Sagen und Mythen nach dem Norden und in der Edda finden sich alle die altgermanischen Erinnerungen und Ueberlieferungen wieder. Die Vorstellung von Allvater, Aller Vater, war der erhabenste und schönste Gedanke. Es war kein zorniger, rachgieriger, parteiischer Gott, sondern der Alles umfassende, unergründliche, allliebende, unendliche Geist, durch dessen weisen Rathschluß Alles was da ist wurde zur Freude der Geschöpfe. Die Edda sagt: „Er lebt ewig, hat Himmel, Erde, Luft und Alles was darinnen ist geschaffen und waltet über Alles. Er bildete den Menschen und gab ihm einen lebendigen Geist. Bei ihm werden dereinst alle die tugendhaft gelebt in Gimle (im Himmel) wohnen, die Bösen aber müssen gen Niselheim (in die Hölle) fahren.“ Wir sehen, daß unsere alten Vorfahren von dem unendlichen höchsten Wesen einen edlen Begriff hatten, sie waren keine Polytheisten, selbst ihre Götterdreiheit, von der Cäsar und Tacitus berichten, war kein Götzendienst, und auch unter dem bekanntesten der Götter, dem Heldengott Wodan wurde ein höchstes unsichtbares ewiges Wesen verehrt. Die germanische Gotteslehre war allen heidnischen an Reinheit und Erhabenheit weit überlegen, selbst der griechischen und römischen. Wodan gab auch den Erdenbewohnern bessere Beispiele als Zeus mit den übrigen Göttern und Göttinnen. Ein Volk mit so weit gediehenen religiösen Ideen kann man nicht Barbaren nennen. Nach der Schilderung des Tacitus erscheinen die alten Deutschen als einfache, unverdorbene, aber keineswegs als durchaus rohe und wilde Söhne der Natur. Ein Volk, das keine eigentliche Sklaverei, keine Vielweiberei, kein Kastenwesen kennt, freie Grundverfassung und freies Vereinigungsrecht hat, und deutsche Sitte, Recht und Ehre heilig hält, ein solches Volk nimmt schon eine vorgerücktere, der Idee der Barbarei ferne Stellung in der Menschheit ein. Was Tacitus von dem Gottesdienst in geheiligten Hainen und Wäldern sagt, war ein sinniger mit Gemüthstiefe erfaßter Naturcultus, auf eine physische Idee gegründet, aber unter allegorischer und symbolischer Gedanken-Verbindung mit dem Glauben an ein ewiges göttliches Wesen verknüpft. Und einst, wenn die alte Götterwelt vergeht, Erde und Himmel mit allen Menschen und Göttern verbrannt werden, dann wird nach der alten Sage eine neue Erde und ein neuer Himmel aus dem Meere entsteigen, und gleich einer Sonne strahlt Allvater die Sonne des Lebens über den Naturkräften, und eine vollkommenere Welt wird entstehen und ein neues geläutertes Menschengeschlecht, das mit seinen eigenen Kräften d. h. durch die Vernunft sich selbst regieren und nur das einzige höchste Wesen, den ewigen Vater des Lebens und Urgrund aller Dinge erkennen und anbeten wird. — Das altgermanische Religionssystem ist wahrlich der höchsten Beachtung werth. Guodan der Gute und Allvater, diese herrlichen uralten Namen unserer Sprache, sind der Ausdruck einer höheren Stufe der Erkenntniß der Göttlichkeit. Es war die reine Gottesidee, von der unsere Altvordern ahnungsvoll beseelt waren, und so hoch stand ihnen ihr Glaube, daß sie, wie der dreißigjährige Krieg der Sachsen gegen die Franken zeigt, für die Aufrechterhaltung ihres Glaubens stritten und litten und sich mit aller Macht sträubten, Sklaven des Bischofs von Rom zu werden, was nach ihrer Meinung durch die Annahme des Christenthums geschah. Sie wollten der nationalen Urreligion treubleiben mit dem Glauben an den alleinigen allmächtigen Gott und Herrn, von dem aller anderer Götterdienst nur als Verfinsterung und Abfall erscheint. Mit ihren religiösen Vorstellungen von einem höchsten allwaltenden Wesen, dem Schöpfer, Erhalter und Vollender aller Dinge, der die Tugend belohnt und das Laster bestraft, ihrem Glauben an die Unsterblichkeit, an ein ewiges Leben der Guten und eine Hölle der Bösen waren sie freilich schon unbewußt der christlichen Religion nahe. Und wenn sie das unsichtbare, unerforschliche göttliche Wesen, das sie mit dem herrlichen und innigen Namen Allvater benannten, für viel zu majestätisch hielten, als daß es in Mauern eingeschlossen werden könnte, wie erinnert das nicht an das Wort des eifrigsten Apostels des Christenthums: der Allmächtige wohnt nicht in Tempeln, die von Menschenhänden gemacht sind! Man findet Gott überall und Anbetung Gottes im Geiste — das ist der Grundgedanke der germanischen Religion. Und diese Eigenschaft des deutschen Nationalcharakters ist durch die Jahrhunderte unvergänglich dieselbe geblieben. Darum hat nur in den germanischen Ländern die Reformation festen Fuß gefaßt.

Bücherbesprechungen.

— Die Vergebung der Sünden durch Jesus. Eine biblisch-theologische Untersuchung zur Versöhnungslehre. Von Lic. theol. Ernst Cremer, außerordentl. Professor der Theologie in Marburg. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1895. 80 S. — Diese neue Schrift des Verfassers, die zwar keineswegs in leicht flüssiger Sprache, aber mit desto größerer Klarheit und zwingender Kraft der Beweisführung geschrieben ist, knüpft unmittelbar an seine erste über die stellvertretende Bedeutung der Person Jesu Christi an. Diese durften wir als eine hervorragende Leistung theologischer Forschung begrüßen (Wiss. Beil. Nr. 77 von 1893) und wir thaten es mit dem Wunsche, daß dem Verfasser bald die ihm gebührende Stelle akademischer Lehrthätigkeit möchte zu Theil werden, welcher Wunsch nunmehr in Erfüllung gegangen ist. Diese Schrift bedeutet einen unzweifelhaften Fortschritt in der theologischen Wissenschaft, indem sie das stellvertretende Leiden Christi, das man bis dahin ernstlich nur mit der doch fast überall aufgegebenen Anselm'schen Theorie zu begründen vermocht hatte, als eine innere Nothwendigkeit im Wesen der göttlichen Liebe faßte, die nur Liebe bleiben kann, wenn sie sich opfert für die sündige Welt, weil ihr sonst nur richterliche Verwerfung übrig bleiben würde. Dieser dogmatische Gedanke wird nun in der vorliegenden Schrift biblisch begründet. Jesus predigt nicht Vergebung der Sünde, sondern giebt sie in seiner Person, und sein Sterben für die sündige Welt und statt der sündigen Welt ist die unerläßliche Bedingung der Vergebung. Folglich ist die apostolische Predigt, welche die Vergebung der Sünden mit Christi Tod in Beziehung setzt, nicht nur nicht im Gegensatz zu seiner eigenen Verkündigung, sondern die folgerichtigste Entwickelung, die es nur geben kann. Auf die Einzelheiten dieser Untersuchung müssen wir denkende Theologen als auf einen förmlichen Genuß einfach kraftvoller Darstellung verweisen und bekennen nur unsere Genugthuung darüber, mit wie energischer biblischer Begründung hier die Versöhnungslehre Ritschl's abgethan wird, in welcher „kein Fortschritt über den Rationalismus hinaus, sondern nur ein Fortschritt innerhalb des Rationalismus selbst“ gegeben ist. Ganz besonders ist die Schrift jenen Theologen zu empfehlen, die über das Märchen von dem Evangelium Jesu im Gegensatz zu der jüdischen Theologie im Evangelium der Apostel noch immer nicht wegzukommen vermögen. B. K.

— Pastorallehren des Neuen Testamentes, hauptsächlich nach Matth. 4—12 und Apostelg. 1—6. Von J. T. Beck, weil. Dr. und o. Professor der Theologie in Tübingen. Herausgegeben von Bernhard Riggenbach, Dr. und Professor der Theologie in Basel. Zweite Auflage. Gütersloh, C. Bertelsmann 1895. 5 ℳ. — Es sollte nicht nöthig sein, dieses goldene Buch besonders zu empfehlen; aber wie viel Gutes und Wichtiges wird in dem fieberhaften Treiben dieser Tage vergessen und übersehen! So wollen wir unser Möglichstes thun, den Beck'schen Pastorallehren dieses Schicksal zu ersparen, und getrost die Wahrheit aussprechen, daß mit ihrem Fehlen in der Bibliothek und in Kopf und Herzen der Pastoren etwas sehr Wesentliches fehlt. Hoffentlich erfüllt diese zweite Auflage ihren reformatorischen Beruf an recht vielen Hirten der Gemeinden, wie das der ersten gelungen ist, und noch weit mehr dem mündlichen Vortrag des begnadigten Lehrers. Dabei wird es gar nichts schaden, wenn sich der Leser an mancher Stelle im Widerspruch fühlt gegen die Geringschätzung, der Beck gegenüber der geschichtlich gewordenen Kirche in allerlei Ausfällen und gelegentlichen kleinen Bosheiten Ausdruck giebt. Ueber dem vielen Forschen und Sinnen im Heiligthum der Schrift hat er ganz vergessen, darüber nachzudenken, daß er ohne die lutherische Kirchengestalt seines Heimathlandes nie Professor der Theologie in Tübingen und damit für Tausende ein Segen geworden wäre. Aber die Schärfe, mit welcher Beck fast jegliche mensch-

liche Ausgestaltung der biblischen Lehre zurückweist, hat auch allezeit ihr Lehrreiches, und die oft befremdliche Nüchternheit, mit der er manchen Gegenstand allgemeiner Begeisterung behandelt, behütet den Leser vor falscher Ueberschätzung solcher Dinge und zwingt ihn, beständig zu der großen Hauptsache, dem Bau der Gemeinde des Herrn, sich zurückzuwenden. Und welche Fülle pastoraler Weisheit entströmt dieser meist ganz schlichten Auslegung der im Titel genannten Bibelstellen, lediglich infolge genauester grammatischer Exegese und sorgfältiger Feststellung des Sinnes, wie Vieles zeigt sich hier als Forderung des Herrn und seiner Apostel, das anderwärts durch systematische Constructionen oft mühsam beschafft wird! Wer unter Beck's Leitung nicht lernt sein Amt in tiefster Demuth und doch mit großer Freudigkeit zu treiben, der wird es wohl niemals lernen. B. K.

— Der Geist der neueren Philosophie von Robert Schellwien. Zweiter Theil. Leipzig. Alfred Janssen. 1896. — Sich in der Geschichte der Philosophie zu orientiren ist jetzt wichtiger und dringender als alle Versuche des eigenen und selbständigen Philosophirens. Der Verfasser hat schon in dem ersten Theile seiner Arbeit sich namentlich von Spinoza aus hierüber zu orientiren versucht. Zuletzt aber wird doch wohl die Lehre Kant's immer als der wichtigste und entscheidendste Wendepunkt in der Geschichte der neueren Philosophie anzusehen sein. Es hat auch nach Kant allerdings der Gedanke und die Weltanschauung Spinoza's eine Erneuerung und Wiederbelebung erfahren. Der durch Spinoza vertretene strenge Monismus und Determinismus ist sogar das allgemeine Glaubensbekenntniß der ganzen neuen oder empirischen Wissenschaft geworden. Selbst die Lehre Hegel's ist eigentlich nur eine andere und erweiterte Form des Spinozismus gewesen. Die Bedeutung Kant's aber scheint von dem Verfasser doch nicht vollkommen richtig erkannt und gewürdigt worden zu sein. Er nennt Kant einfach einen Zeitgenossen Jacobi's, der doch mit seiner Glaubensphilosophie ein bloßer Ausläufer und einseitiger Fortsetzer des Kant'schen Standpunktes war. Immer ist doch der ganze nachkantische Idealismus eine höhere und vollkommenere Art der Philosophie gewesen als aller frühere einfach metaphysische Dogmaticismus vor ihm. Die Geschichte der Philosophie zu begreifen ist in der That jetzt das einzig wahre und echte philosophische Problem der Gegenwart. Die Brücke vom Subject und seiner Innerlichkeit zur Aeußerlichkeit der Welt zu schlagen ist das allgemeine Bestreben dieses Idealismus gewesen. Wider seinen Willen gelangt der Verfasser doch zuletzt zu einer nachdrücklichen Betonung der Selbständigkeit und Freiheit des inneren Ich. Der Spinozismus allein kann nicht die genügende Grundlage für eine echte philosophische Weltanschauung bilden. Das ernste und redliche Streben des Verfassers verdient Anerkennung, aber es ist ihm nicht gelungen weder den wahren Fortschritt der Philosophie zu begreifen noch die ganzen Widersprüche in dem Verhältniß des Subjectes zum Object zu lösen. C. H.

— Soland, Erklärung der Vorgänge bei den wichtigsten Naturerscheinungen. (I. Ebbe und Fluth. Wolken. Regen. Schnee. Hagel. Thau. Graupel. Trombe. Reif. Herauch. Gewitter.) Leipzig, bei Arwed Strauch. — Die Schrift ist unmöglich ernst zu nehmen. Man glaubt sich bei ihrer Lectüre in die Kometenliteratur des 17. Jahrhunderts versetzt, obwohl damals Sauer- und Stickstoff noch nicht entdeckt waren. Von einer chemischen Analyse, einem physikalischen oder stöchiometrischen Gesetze scheint der Verfasser keinen Begriff zu haben. Dabei 1 Mark für 48 Seiten! Einige Stichproben werden unseren Verzicht auf eine weitere Besprechung rechtfertigen. „Die Erde ist kein Sphäroid, auch nicht abgeplattet, sondern eine vollkommene Kugel. Darum mußte sie sich anfangs nach allen Richtungen rapid drehen. Nachdem die Rotationen, ohne Nachtheil für die Form, zu beschränken angängig waren, sparte die Natur die Kraft, ließ sie nur noch nach einer Richtung rotiren und an Stelle der andern Rotationen trat die Pendelung. Bei der Gerechtigkeit der Natur, Jedem einmal wohlzuthun, können wir sicher annehmen, daß die jetzigen Pol-Erdtheile schon bessere Zeiten gesehen haben. — Es giebt 3 Luft- und 3 Wolkenarten: Sauerstoff, Stickstoff, Wasserstoff. Zu den Wasserstoffwolken gehören die lichten, zu den Stickstoffwolken die dunklen. Reine Sauerstoffwolken scheinen nicht vorzukommen; der Sauerstoff setzt sich an der Grundfläche der Wolken an. — Daß das Weiß der Schneeflocke vom Stickstoff herrührt, ist nicht zu bestreiten, auch der Stich ins Bläuliche läßt Stickstoff vermuthen. — Der Hagel hat den Zweck, die Luft von schädlichen Dünsten zu reinigen, wenn der Blitz den Gasen nicht beikommen kann." Das ist genug! J. B.

— Th. Gsell-Fels, Rom und die Campagna. 4., neu bearbeitete Auflage. Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts. — Nicht nur für jeden Romfahrer, sondern überhaupt für jeden Freund des Alterthums und der Kunst ist das vorzüglich ausgestattete Buch ein kaum entbehrliches Hilfsmittel und Nachschlagewerk. Mit geradezu erstaunlicher Aufmerksamkeit und wahrem Bienenfleiße hat der Herausgeber persönliche Erfahrungen und literarische Erscheinungen bis auf die allerletzte Zeit seiner Arbeit nutzbar gemacht. Seine Notizen über Land und Leute zeugen ebenso sehr von seiner Beobachtung wie seine künstlerischen Ansichten von Geschmack und eingehender Sachkenntniß und seine Winke in ökonomischer und praktischer Hinsicht werden Jedem, der sie beherzigt, manches sonst unvermeidliche Opfer an Zeit und Geld ersparen. In diesem, wenn auch starken, so doch durchaus handlichen Bande ist alles Das vereinigt, was eine ganze Bibliothek dem Besucher der ewigen Stadt an Wissenswerthem bieten kann. Die Fülle interessanter Citate aus der Heiligen Schrift, der Literatur des classischen Alterthums, den Kirchenvätern, den Humanisten, den Dichtern des Mittelalters und der Neuzeit, aus den Schätzen philologischer, archäologischer und kunsthistorischer Forschung ist erstaunlich. Aber dennoch genügt meist ein Blick zur Orientirung über das gebotene Material, denn die typographische Anordnung ist mustergiltig. Auch die Schilderungen aus der Feder Gsell-Fels' selbst sind bei aller Knappheit von besonderer Plastik und Farbenpracht, so ist z. B. die Charakterisirung der Campagna und ihrer Staffage ein kleines Meisterstück beschreibender Prosa. Wer, wie Ref., bereits den Werth der vorigen Auflage aus eigener Erfahrung kennen gelernt hat, der wird auch die Neubearbeitung des schönen Buches mit Freuden begrüßen. Es ist eine durchaus falsch angebrachte Sparsamkeit, sich mit der älteren Auflage eines Reisebuches behelfen zu wollen, wenn eine neuere schon erschienen ist, eine Sparsamkeit, die sich mitunter bitter rächt, wenn man beispielsweise auf Grund veralteter Angaben den Besuch einer Galerie auf einen Wochentag verschiebt, an dem dieselbe neuerdings geschlossen ist. Dadurch können Irrthümer entstehen, die in den besten Reiseplan störend eingreifen. Deshalb sollte kein Italienreisender die verhältnißmäßig geringen Kosten scheuen, die mit der Anschaffung der trefflichen Neubearbeitung dieses bewährten Romführers verbunden sind. Der Preis des mit Karten, Plänen, Grundrissen und Ansichten überreich ausgestatteten Werks beträgt 13 ℳ. J. R. H—s.

— Handbuch für den Einjährig-Freiwilligen sowie für den Reserve- und Landwehr-Offizier der Cavallerie. Bearbeitet von v. Glasenapp, Rittmeister und Escadronchef im Ulanen-Regiment „Kaiser Alexander II. von Rußland" (1. Brandenburgisches) Nr. 3. Zugleich siebente Auflage des militärischen Dienst-Unterrichts für die Cavallerie des deutschen Reichsheeres von B. Poten, königl. preuß. Oberst a. D. Mit zahlreichen Abbildungen. Berlin, 1895. E. S. Mittler u. Sohn. 5 ℳ, geb. 5,60 ℳ. — Das beginnende militärische Ausbildungsjahr läßt wie regelmäßig so auch jetzt wieder die verschiedenen Instructions-, Lehr- u. s. w. Bücher verjüngt und verbessert erscheinen. Als eines der ersten mit liegt zugleich als 7. Auflage des in der deutschen Cavallerie wohlbekannten „Militärischen Dienst-Unterrichts für die Cavallerie des deutschen Heeres" von Oberst a. D. Poten das v. Glasenapp'sche Handbuch vor. Unter Weglassung von Abdrucken aus den bekannten, in der Hand jedes Officiers und Officiersaspiranten des Beurlaubtenstandes unbedingt sich befindenden oder bei den Schwadronen jederzeit zu erhaltenden Reglements und Dienstvorschriften giebt das stofflich zweckmäßig eingetheilte Werk, zum besseren Verständniß der letzteren, die nöthigen praktischen Erläuterungen und Winke. Außer dem eifrigen Studium aller auf die cavalleristische Ausbildung bezughabenden dienstlichen Vorschriften empfiehlt der Hr. Verfasser in seinem Vorworte wärmstens „Die Officier-Patrouille" und „Die Manöver-Instruction" von Oberstlieutenant v. Kleist, über welche wir uns bereits in Nr. 84 der Wissenschaftl. Beilage dss. Bl. vom Jahre 1895 nur anerkennend aussprechen konnten. Im Zusammenhange mit den vorerwähnten officiellen und anderen Schriften wird sich das v. Glasenapp'sche Werk, auch in seiner jetzigen Fassung, für die Zukunft als sehr zu empfehlendes Lehrbuch für den Reiterdienst bewähren. H.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M. 25 Pf., für auswärts mit 1 M. 64 Pf. (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 Pf.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 132. Dienstag, den 5. November. 1895.

Ueber Ausgangspunkte und Ziele der deutschen Auswanderung im 16. Jahrhundert.

Von Dr. Viktor Hantzsch in Dresden.

In den letzten Jahren hat man wiederholt versucht, die Zahl und Verbreitung der Deutschen im Auslande auf Grund der amtlichen Censuswerke oder, soweit solche nicht vorlagen, wenigstens schätzungsweise annähernd festzustellen. Man ist dadurch zu Ergebnissen gelangt, die sowohl von nationalen, als auch von volkswirthschaftlichen Gesichtspunkten aus betrachtet ebenso lehrreich als erfreulich genannt werden müssen, indem sie erkennen lassen, in welcher hervorragenden Weise deutsche Bildung, deutsche Arbeitskraft und deutsches Capital allerorten an der culturellen Hebung der Menschheit betheiligt sind. Die Bedeutung dieser Thatsache für die Gegenwart wird Niemand leugnen, ob sie indessen auch für die Vergangenheit gilt, ist zwar vielfach behauptet, aber weder durch Culturhistoriker, noch durch Geographen bisher genügend bewiesen worden. Jedenfalls wäre es nicht ohne Interesse, eine Geschichte der räumlichen Ausbreitung der Deutschen über die Grenzen ihres Vaterlandes, sowie ihrer Einwirkungen auf die Culturverhältnisse ihrer neuen Heimathgegenden zusammenzustellen. Der folgende Aufsatz will in Kürze einen Beitrag zur Lösung dieser Aufgabe allerdings nur für einen eng begrenzten Zeitraum liefern, indem er einige Mittheilungen über Ausgangspunkte und Ziele der deutschen Auswanderung im 16. Jahrhundert enthalten soll.

Als sich gegen Ende des 15. Jahrhunderts in Deutschland die ersten Nachrichten von den großen Entdeckungen der Spanier und Portugiesen in beiden Indien verbreiteten, erregten sie, wie namentlich aus den Briefen Peutinger's, Pirkheimer's und anderer Humanisten zu ersehen ist, in weiten Kreisen das lebhafteste Aufsehen. Während bei den Gebildeten das wissenschaftliche Interesse überwog, gingen in den unteren Volksschichten aufregende Sagen von wunderbaren Abenteuern und fabelhaften Schätzen um, die Jeden in der neuen Welt erwarten sollten. Diese Gerüchte veranlaßten nicht wenige unternehmende und wanderlustige Gesellen zu einer Fahrt nach dem „reich Land". Aber auch auf andere Gegenden, namentlich auf die Länder des nördlichen und östlichen Europa, sowie auf die Küstenlandschaften des Mittelmeers wurde durch die damals rasch aufblühende geographische Literatur die Aufmerksamkeit Vieler gelenkt, so daß sich auch nach diesen Gebieten ein breiter Strom von Auswanderern zu ergießen begann. Die Gründe, welche diese Leute zum Verlassen der Heimath bewogen, waren, soweit die vorliegenden Quellen, namentlich Reisebeschreibungen, erkennen lassen, hauptsächlich folgende: Viele wurden lediglich von Abenteuerlust und von der Hoffnung, Reichthümer aller Art zu erwerben, in die Fremde getrieben. Hierher gehören die meisten jener deutschen Conquistadoren, die sich im Welserlande Venezuela niederließen und an den Zügen der Welser'schen Statthalter zur Aufsuchung des Dorado theilnahmen. Andere wünschten durch den Betrieb der Kaufmannschaft im Auslande schneller Schätze zu gewinnen, als dies in der Heimath möglich war. Manche, namentlich tüchtige Künstler und Handwerker, verließen das Vaterland, weil sie hofften, in der Fremde ihre Kenntnisse und Fertigkeiten nutzbringender verwerthen zu können. Einige mag auch ein wissenschaftlicher Forschungsdrang in die Ferne getrieben haben. So wird beispielsweise von den bekannten Naturphilosophen Theophrastus Paracelsus und Leonhard Thurneysser berichtet, daß sie sich jahrelang im nördlichen Afrika und westlichen Asien aufhielten, um das Vorkommen von nutzbaren Mineralien und heilkräftigen Kräutern zu studiren. Etliche endlich bewog das Verlangen, den Türken und Heiden das Evangelium zu predigen, zur zeitweiligen Niederlassung in außereuropäischen Ländern.

Besonders wichtig für die Kenntniß und Beurtheilung der deutschen Auswanderung im Reformationszeitalter ist die Frage nach ihren Ausgangspunkten. Als die bedeutendsten erscheinen die zahlreichen oberdeutschen, namentlich schwäbischen Reichsstädte und die Küstenlandschaften der Nordsee von der Elbe bis zur Scheldemündung. In den Reichsstädten hatte die starke, in vielen Fällen kaum glaubliche Vermehrung der eingesessenen Familien, sowie das Zusammenströmen von Pfahlbürgern und Schutzgenossen in den letzten Zeiten des Mittelalters eine bedrohliche Uebervölkerung hervorgerufen. Viele Bürgerssöhne sahen sich theils durch diese Thatsache, theils durch die vielfach hemmenden Zunftschranken außer Stande, ihre Arbeitskraft und ihre Energie ausgiebig zu verwerthen. Sie griffen deshalb begierig zu, wenn sich ihnen in der Fremde eine lockende Aussicht zum schrankenlosen Ausleben ihrer Fähigkeiten zeigte. Eine solche Gelegenheit eröffnete sich namentlich durch die überseeischen Colonialversuche der Welser von Augsburg. Deshalb finden wir bei ihren Unternehmungen im östlichen und westlichen Indien als Anführer und Theilnehmer fast ausnahmslos schwäbische und fränkische Reichsstädter. Von den Leitern ihrer großartig angelegten, wenn auch schließlich erfolglosen Eroberungszüge in Venezuela stammten die Brüder Ehinger, die auch unter dem Namen Dalfinger bekannt sind, sowie Nikolaus Federmann aus Ulm, Georg Hohermuth aus Memmingen, der tapfere Reiterhauptmann Kasimir aus Nürnberg, endlich der junge Bartholomäus Welser aus Augsburg. Auch über ihre Begleiter, soweit sich von ihnen glaubwürdige Nachrichten erhalten haben, erfahren wir, daß sie aus Augsburg, Ulm, Nördlingen, Kaufbeuern, Kempten, Isny, Konstanz ꝛc. gebürtig waren. Aus diesen und anderen Reichsstädten gingen auch die meisten der zahlreichen Handelsagenten hervor, welche die großen Augsburger, Ulmer, Nürnberger und Straßburger Kaufherren an den damaligen Hauptpunkten des Welthandels unterhielten, sowie viele Hunderte jener Artilleristen und Büchsenschützen, welche die spanischen und portugiesischen Entdeckerflotten begleiteten und dann gewöhnlich noch mehrere Jahre lang im Solde ihrer Herren als Landsknechte gegen die Indianer kämpften. — Einen zweiten wichtigen Ausgangspunkt der deutschen Auswanderung jener Zeit bildeten die Küstenländer der Nordsee etwa von Hamburg bis Antwerpen, die damals noch nicht theilweise aus dem Verbande des Deutschen Reiches entlassen waren. Hier in Niedersachsen, Friesland, Holland, Seeland und Flandern war die Heimath jener Tausende, welche Vasco da Gama, Almeida, Tristão da Cunha, Magalhães und fast alle anderen portugiesisch-spanischen Entdecker, sowie späterhin die französischen und holländischen Erobererflotten als Matrosen und Steuerleute geleiteten und sich häufig jahrelang im Auslande aufhielten.

Werfen wir schließlich noch einen Blick auf die Ziele der deutschen Auswanderung jener Tage. Während in unserer Zeit die Vereinigten Staaten von Nordamerika den Hauptbruchtheil der überseeischen Auswanderung aufnehmen, ist uns aus dem 16. Jahrhundert keine einzige Thatsache bekannt, welche darauf schließen läßt, daß sich in jenen Gegenden ein Deutscher dauernd niedergelassen habe. Vielmehr zogen Diejenigen, welche ihre Schritte nach Amerika lenkten, entweder nach Venezuela und Santo Domingo oder nach den brasilianischen Küstenorten. Im Lande von Klein-Venedig waren die Welser eifrig bemüht, eine deutsche Colonie zu gründen und zu erhalten, um mit ihrer Hilfe das weite Land allmälig zu bevölkern und wirthschaftlich auszunutzen. Wie groß die Kopfzahl dieser Colonie gewesen ist, wird sich aus Mangel an Nachrichten wohl kaum jemals ermitteln lassen, um

so mehr als in den Quellenschriften die Deutschen nie klar von den weit zahlreicheren spanischen Ansiedlern unterschieden werden. Daß indessen die Einwanderung nicht unbedeutend war, ergiebt sich aus einigen durch die Welser'schen Beamten Federmann und Hutten überlieferten Angaben aus den Jahren 1529 bis 1535. Am 23. Februar 1529 landete in dem venezolanischen Haupthafen Coro eine Welser'sche Flotte mit 400 Mann unter Ambrosius Dalfinger. Am 14 Januar des folgenden Jahres erschien sein Bruder Georg Ehinger mit 147 neuen Ansiedlern. Bereits 2 Monate später, am 8. März traf Federmann mit zwei starkbesetzten Schiffen ein. Sechs Wochen darauf folgten drei weitere Galeonen mit 500 Colonisten unter Hans Seissenhofer. Wie viele Menschen die nächsten Flotten brachten, wird nicht berichtet. Erst mehrere Jahre später erfahren wir, daß der Statthalter Georg Hohermuth am 6. Februar 1535 mit 600 theils in Schwaben, theils in Andalusien gesammelten Gefährten in Coro ankam. Wie viele von diesen Abenteurern Deutsche waren, ist nicht genau festzustellen, doch wird man im Hinblick auf die große Menge der vorkommenden deutschen Namen ihre Zahl mindestens auf mehrere Hundert anschlagen müssen. Ihre späteren Schicksale sind unbekannt. Viele mögen gleich den Welser'schen Statthaltern auf den beschwerlichen und gefahrvollen Zügen in das Innere des Landes durch Hunger, Krankheit oder vergiftete Indianerpfeile ums Leben gekommen sein. Andere haben vermuthlich, um dem Haß der brutalen Spanier zu entgehen, auf den regelmäßig verkehrenden Welser'schen Transportschiffen das Land wieder verlassen. Die Uebrigen mögen sich später, als die Welser auf das Land verzichteten, unter Aufgabe ihrer nationalen Eigenart mit den spanischen Colonisten vermischt haben, so daß heut zu Tage jede Spur von ihnen verloren ist. — Ein zweiter Zielpunkt deutscher Auswanderer war die reiche Insel Santo Domingo. Auch hier hatten die Welser festen Fuß gefaßt. Sie betrieben einträgliche Plantagenwirthschaft, unterhielten viele Jahre lang wie in Coro, dem Hauptorte Venezuelas, ein blühendes Handelscontor und beuteten auf Grund eines Vertrages mit der Krone Castilien die reichen Schätze der Goldbergwerke aus. Um hierbei einen möglichst hohen Gewinn zu erzielen, ließen sie mehrmals durch Vermittelung ihres Agenten Hieronymus Walther in Leipzig und des Grafen Schlick, des Bergherrn von Joachimsthal, sächsische Bergleute aus dem Erzgebirge kommen, die damals allerorten wegen ihrer Findigkeit und Geschicklichkeit gerühmt wurden. 13 dieser Berggesellen traten gegen Ende des Jahres 1528 mit der Schaar Dalfinger's von San Lucar de Barrameda aus die Fahrt nach dem neuen Indien an und landeten wahrscheinlich im Januar 1529 glücklich in Santo Domingo. 24 andere benutzten jene Welser'schen Schiffe, die am 2. October 1529 unter dem Oberbefehle Nikolaus Federmann's von Sevilla aus nach Amerika fuhren. — Nach den übrigen Gegenden der neuen Welt scheinen während des 16. Jahrhunderts nur ganz vereinzelt deutsche Auswanderer gekommen zu sein. So erfahren wir beispielsweise aus den merkwürdigen Reiseberichten der beiden Landsknechte Hans Staden von Homburg und Ulrich Schmidel von Straubing, daß sich ums Jahr 1550 in dem brasilianischen Hafenorte San Vicente zwei Deutsche niedergelassen hatten: Peter Rössel als Factor des bedeutenden Antwerpener Handelshauses Erasmus Schetz und Heliodorus Hesse, der Sohn des großen Humanisten Helius Eobanus, als Buchhalter in einer Zuckermühle.

Einen weiteren wichtigen Zielpunkt einer zahlreichen deutschen Auswanderung bildeten die Handelsplätze der Mittelmeerländer. In Lissabon, Madrid, Marseille, Genua, Livorno, Rom, Venedig, Tripolis, Alexandria und Kairo saßen Factoren und Agenten der reichen oberdeutschen Kaufherren, namentlich der Fugger, Welser, Hochstetter, Hirschvogel, Imhof und Manlich. Einige von diesen Agenten, wie Ulrich Krafft von Dellmensingen und Lukas Rem, haben lesenswerthe Schilderungen ihres mehrjährigen Aufenthaltes im Auslande hinterlassen. Aus Rem's neuerdings herausgegebenem Tagebuche erfahren wir, daß seine Herren, die Welser, nicht nur in den Hauptorten der Pyrenäenhalbinsel Handelsniederlassungen unterhalten, sondern auch auf Madeira, den Azoren und den Canarien großartige Plantagen besaßen, die von deutschen Beamten verwaltet wurden. Aus Krafft's Denkwürdigkeiten erfahren wir, daß sich in Vorderasien neben vielen französischen, italienischen und englischen auch nicht wenige deutsche Kaufleute niedergelassen hatten. Auch lebten hier namentlich in den großen Städten zahlreiche deutsche Handwerker, insbesondere Goldschmiede, Uhrmacher und Barbiere, die wegen ihrer Geschicklichkeit gern geduldet und von den türkischen Beamten gegen entsprechende Dienstleistungen bereitwillig geschützt wurden. Auch in Konstantinopel erhielt sich trotz der unerträglichen osmanischen Willkürherrschaft eine starke deutsche Colonie unter dem Schutze der kaiserlichen Botschafter. In den Barbareskenstaaten Nordafrikas schmachteten als eine Art unfreiwilliger Auswanderer ungezählte deutsche Sklaven in der Gefangenschaft der Seeräuber. In Marokko endlich hielt sich längere Zeit der einzig näher bekannte deutsche Missionar des 16. Jahrhunderts, der Flamländer Nikolaus Kleynaerts oder Clenardus auf, der sich vergeblich bemühte, die Muhamedaner von der Wahrheit des Evangeliums zu überzeugen und dessen Briefe interessante Aufschlüsse über das damalige Culturleben in Fez bieten. — Aus den von den Küsten des Mittelmeeres entfernt gelegenen Gegenden Asiens und Afrikas haben wir keinerlei Nachricht von deutschen Ansiedlern. Nur gelegentlich erfahren wir durch den österreichischen Freiherrn Christoph Teufel von Gondersdorf, der von Persien aus nach Osten zog und dessen handschriftliches Reisewerk in der Wiener Bibliothek aufbewahrt wird, daß er im fernen Indien einen Deutschen traf, der sich hier als Handelsagent der Augsburger Fugger aufhielt. — Ein sehr wichtiges Ziel deutscher Auswanderung bildeten während des Reformationszeitalters die Länder des nördlichen und östlichen Europa. In London wohnten zahlreiche deutsche Kaufleute, welche sich hier zum Theil so wohl eingerichtet hatten, daß sie der alten Heimath völlig entfremdet waren und mit sehr gemischten Gefühlen an sie gedachten. So berichtet beispielsweise der württembergische Gesandte Buchenbach in seinem merkwürdigen Reisebuche, wie verächtlich sich einige von ihnen, die er im Namen seines Herzogs um ein Darlehen zu begrüßen gedachte, über die deutschen Fürsten ausgesprochen und mit wie bitteren Hohnreden sie deren Armseligkeit und Treulosigkeit gegeißelt hätten. Auch in den Handelsplätzen Skandinaviens und der östlichen Küstenländer des Baltischen Meeres saßen viele niederdeutsche Kaufleute. Zwar besaßen sie nicht mehr jene Macht, welche sie einst in der Blüthezeit der Hansa ausgeübt hatten, doch waren sie noch immer angesehen und wohlhabend.

Sehr viele Deutsche hatten sich in Rußland niedergelassen. Herberstein und die übrigen an den Czarenhof geschickten kaiserlichen Gesandten erwähnen in ihren Reiseberichten zahlreiche Landsleute, die sie im Moskowiterreiche antrafen. Czar Iwan Wasiljewitsch, wegen seiner unerhörten Grausamkeit der Schreckliche zubenannt, machte wiederholt Versuche, deutsche Gelehrte, Künstler, Handwerker und Ackerbauer in größerer Zahl zur Auswanderung nach seinem Reiche zu bewegen. Namentlich einer dieser Versuche ist nicht ohne Interesse und bisher fast völlig unbekannt. Er soll deshalb auf Grund der Originalacten des Wiener Reichsarchivs (Russica 1547—1555) hier in Kürze geschildert werden. 1547 sandte der Großfürst einen geschickten Unterhändler, Hans Slitte oder Schlitten, nach Deutschland. Dieser war in Goslar geboren, kam in seiner Jugend als Landfahrer nach Moskau, wußte sich hier durch vielseitige Kenntnisse und Fertigkeiten die Gunst Iwan's zu erwerben und wurde deshalb von diesem nach Deutschland abgeordnet, um hier seine Landsleute zur Auswanderung nach Rußland zu bewegen. Mit Empfehlungsschreiben ausgerüstet, begab er sich zunächst nach Augsburg, wo Kaiser Karl V. gerade einen Reichstag abhielt. Er trug hier die Wünsche seines Herrn vor, versprach dem Kaiser ein Bündniß gegen alle Feinde und für den Fall eines Türkenkrieges reichliche Beihilfe an Geld und Truppen, stellte auch eine baldige Vereinigung der russischen Kirche mit der römischen in Aussicht und erhielt daraufhin auch wirklich vom Kaiser freies Geleit und von den Ständen die Erlaubniß zu ungehinderten Anwerbungen, nachdem er geschworen hatte, die Auswanderer nicht zum Schaden des Reiches zu verwenden. Durch seine glänzenden Versprechungen bewogen, schlossen sich ihm 123 geeignete Leute aus allen Ständen, namentlich auch einige gelehrte Theologen an, welche das gottwohlgefällige Werk der Kirchenvereinigung zu fördern wünschten. Als er aber mit ihnen von Lübeck aus die Fahrt nach Rußland antreten wollte, verbreitete sich das Gerücht, er wolle seine Begleiter in die Knechtschaft der Türken und Tataren verkaufen. Daraufhin ließ ihn der Stadtrath verhaften und ohne Urtheilsspruch längere Zeit gefänglich verwahren. Schlitten beschwerte sich zwar beim Kaiser über den Bruch des ihm zugesagten freien Geleites und verklagte den Rath beim Reichskammergericht wegen widerrechtlicher Freiheitsberaubung, doch ohne Erfolg. Denn der Kaiser ließ beim Bischof von Riga und beim Ordensmeister von Livland Erkundigungen über ihn und den Zweck seiner Sendung einziehen. Diese beiden erbitterten Feinde Rußlands gaben aber so ungünstige

Auskunft, daß der Kaiser die Beschwerden Schlitten's auf sich beruhen ließ und den von ihm begonnenen Prozeß niederschlug. Da man ihm aber keinerlei Verbrechen nachweisen konnte, mußte er nach 1½ Jahren wieder freigelassen werden. Die von ihm angeworbenen Leute hatten sich unterdessen zerstreut. Nur wenige unternehmende Gelehrte waren auf eigene Hand nach Moskau gezogen und hatten hier unter günstigen Bedingungen Anstellung gefunden. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, die russische Grenze zu überschreiten, wendete sich Schlitten mit der Bitte um freies Geleit für sich und 20 Begleiter wiederum an den Kaiser, indem er sich auf das Völkerrecht berief, das den Gesandten überall ungehinderten Durchzug gewährleiste. Sein Gesuch scheint nicht beachtet worden zu sein, denn bald darauf ersuchte er im Namen seines Herrn die Könige Christian III. von Dänemark und Heinrich II. von Frankreich um Geleitsbriefe. König Heinrich stellte ihm auch wirklich am 15. Juli 1555 zu St. Germain en Laye mehrere Empfehlungsschreiben an den Sultan Soliman und an König Gustav I. von Schweden aus, welche die Bitte enthielten, seinen lieben Getreuen Jehan de Schelette (Hans Schlitten) überall frei durch ihr Gebiet nach Rußland passiren zu lassen. Diese Schriftstücke haben ihre Wirkung nicht verfehlt, denn 1557 kehrte unser Auswanderungsagent nach zehnjähriger Abwesenheit über Dänemark und Schweden nach Rußland zurück.

Der erste deutsche Afrikaforscher.

Anläßlich der Anwesenheit so vieler deutscher Gelehrten und Forscher auf dem Gebiet der Erdkunde in London bei Gelegenheit des internationalen Geographencongresses wird die Erinnerung wachgerufen an einen andern deutschen Forscher, der vor nunmehr gerade hundert Jahren von seiner Heimath aus Verbindungen mit der Metropole des britischen Weltreichs anknüpfte, um in englischen Diensten zu erreichen, was ihm nach Lage der Dinge in seinem eignen Vaterlande für immer versagt bleiben mußte. Dieser Deutsche ist Friedrich Conrad Hornemann. Von einem unstillbaren Forscherdrang beseelt, war er bei den zerfahrenen Zuständen im heiligen römischen Reich deutscher Nation gezwungen, seine Dienste einer ausländischen gelehrten Gesellschaft anzubieten, um diesem Trieb in die Ferne Genüge leisten zu können. Er ist zugleich auch das erste von den zahlreichen Opfern, die der gefahrvolle Koloß Afrika das deutsche Volk im Laufe dieses einen Jahrhunderts gekostet hat. — Friedrich Conrad Hornemann ist im September 1772 in Hildesheim als einziger Sohn des dortigen Pastors Fr. Georg Hornemann geboren; seine Ausbildung erhielt er in seiner Vaterstadt auf dem Gymnasium Andreanum. Schon früh zeigte sich in dem kräftig entwickelten Knaben die Neigung für den spätern Entdeckerberuf. Mit der Freude an der Natur verband er ein großes Interesse für Länder- und Völkerkunde und wurde es nicht müde, seinen erstaunt aufhorchenden Mitschülern Wunderdinge von fremden Ländern, seltsamen Menschen und ungeheuerlichen Thieren zu erzählen, die auch er nun bald sehen wolle. Im Sommer 1791 finden wir den jungen Hornemann als Studenten der Theologie auf der Georgia Augusta in Göttingen wieder. Als Pastorensohn verstieß er nicht gegen die damals noch mehr als heute gepflegte Sitte, den väterlichen Beruf zu ergreifen. Bis Ostern 1794 hat er denn auch sein Triennium ordnungsgemäß absolvirt, hat aber, und das ist ein deutliches Zeichen für die Stetigkeit seines Charakters, seine Jugendpläne nicht aus den Augen verloren; nur daß sie bedeutend an ihrem phantastischen Inhalt verloren hatten und sich jetzt mehr den herrschenden Zeitströmungen anpaßten.

In jenen Jahren nämlich war durch die 1788 erfolgte Gründung der British Association in London das geographische Interesse von Neuem erweckt und vor Allem auf das noch gänzlich unerforschte Afrika hingelenkt worden. Durch die ersten Jahrgänge der Veröffentlichungen dieser Gesellschaft wurde auch Hornemann dem Studium des dunklen Welttheils zugeführt, dem er während seiner ganzen Studienzeit mit nimmer ermüdendem Eifer oblag. Im Sommer 1795 trieb es ihn denn auch mit voller Macht hinaus und er wandte sich von Hannover aus, wo er damals sich aufhielt, nach Göttingen zurück an den Hofrath Blumenbach mit der Bitte, ihn der Londoner Gesellschaft zu empfehlen. Der berühmte Gelehrte und eifrige Förderer aller naturforschenden Bestrebungen erkannte mit sicherem Blick sofort die eminente geistige und körperliche Befähigung des jungen Hildesheimers für den schweren und entbehrungsreichen Beruf des Entdeckungsreisenden und zögerte keinen Augenblick, dessen Gesuch in London warm zu befürworten. Mit Freuden wurde sein Anerbieten, im Auftrage der Gesellschaft zu reisen, angenommen. Im Frühjahr 1797 verließ Hornemann sein Vaterland, um sich der Gesellschaft in London persönlich vorzustellen. Die erste Aufgabe, die sich die Afrikanische Gesellschaft gestellt hatte, war die Lösung des sogenannten Nigerproblems. Schon waren eine ganze Anzahl von Forschern in den wenigen Jahren des Bestehens der Gesellschaft hinausgesandt worden, den Lauf dieses sagenumwobenen großen Stromes zu erforschen und fest zu legen. Fast alle waren der Aufgabe zum Opfer gefallen, ohne sie ihrer Lösung näher gebracht zu haben, und nur Mungo Park war es 1795 gelungen, von Gambia aus an den Oberlauf des Flusses zu gelangen. Unbeirrt jedoch durch das Mißgeschick der Anderen trat Hornemann an seine Aufgabe heran, die dahin lautete, den Fluß von der Nordküste des Continents aus zu erreichen. Im Juli 1797 verließ der Reisende London und gelangte über Paris, wo er eine außerordentlich liebenswürdige Aufnahme fand, Marseille und Cypern am 13. September nach Alexandrien, am 27. nach Cairo. Von dort, so war sein wohlerwogener Plan, wollte er sich in der Maske eines muhamedanischen Kaufmanns einer Handelskarawane anschließen, die von Damaskus über Cairo und Fessan nach den Haussaländern im fernen Sudan zurückzukehren im Begriffe stand.

Doch schon damit bewährte Afrika sich als der Erdtheil, der, von jeher eine Hochschule der Geduld, es immer verstanden hat, den Reisenden gerade zur unrechten Zeit einen boshaften Streich zu spielen. Auch unser Reisender mußte hier an den Thoren Afrikas das Warten erlernen und zwar gründlich. Ende September 1797 war er in Cairo angekommen und volle elf Monate später finden wir ihn noch immer des Ausbruchs harrend in der „Hauptstadt Afrikas". In der langen Zwischenzeit war ein wahrer Rattenkönig von Hindernissen und Schwierigkeiten für den Armen entstanden, ihn jedesmal, wenn er die Abreise vor sich sah, vor ein unabsehbares Nichts stellend. Zunächst brach im Frühjahr 1798 in Cairo die Pest aus, die Hornemann in seiner Bewegungsfreiheit arg hemmte, dann, als endlich der Aufbruch der Karawane erfolgen sollte, fehlten dem Reisenden die Mittel zur letzten Ausrüstung, und als diese durch ein französisches Handelshaus bereitwilligst beschafft worden waren, hatte sich die Handelskarawane entschlossen, auf die zurückkehrenden Mekkapilger zu warten. Schließlich, als alle diese kleinen Hindernisse beseitigt waren, trat ein Ereigniß ein, das voraussichtlich geeignet war, Hornemann's gesammte Pläne völlig umzustoßen. Am 1. Juli 1798 landete der General Bonaparte mit der ägyptischen Expedition an den Mündungen des Nil und es traten damit in dem alten Pharaonenlande Veränderungen ein, die dem ungeduldigen Reisenden kaum eine Hoffnung auf Erfüllung seiner heißen Wünsche ließen. Dies war indessen eine Täuschung. Wie Napoleon während seiner ganzen blutigen Laufbahn stets ein eifriger Förderer der Naturwissenschaften gewesen ist, so hat er auch unsern Reisenden in einer Weise unterstützt, die ihm nachher in England selbst die ungeheuchelte Anerkennung seiner Feinde eintrug.

Am 5. September 1798 trat Hornemann dann endlich, von Bonaparte mit allen erforderlichen Pässen versehen, seine große Reise an. Sie führte ihn über die Oasen Siwah, Audschila und Temissa zunächst nach Mursuk, der Hauptstadt Fessans. In der Oase Siwah erkannte er mit aller Bestimmtheit das alte Ammonium Alexander's des Großen wieder und von Audschila bis Temissa ist sein Reiseweg weder vor noch nach ihm wieder von einem Reisenden begangen worden. Am 17. November langte die Karawane in Mursuk an, feierlich und mit allem Pomp eingeholt von dem regierenden Sultan. Auch hier in Mursuk fand Hornemann wiederum Gelegenheit, seinen Drang nach dem unentschleierten Süden zu zügeln. Er hegte die Absicht, sich einer von Bornu her gemeldeten großen Karawane auf deren Rückwege anzuschließen. Da dieser Moment voraussichtlich erst nach einer ganzen Anzahl von Monaten eintrat, so verwerthete Hornemann die Muße seines Aufenthaltes in Mursuk zu eingehenden Studien über Land und Leute von Fessan und zu Erkundigungen über die Geographie und Ethnographie des

nördlichen Afrika. Im Beginn des Jahres 1799 erkrankten er sowohl wie sein Diener und Dolmetscher Freudenburg, ein deutscher Renegat, am Fieber. Freudenburg erlag der gefährlichen Krankheit, indessen Hornemann's kräftige Natur derselben siegreich widerstand. — Um der Eintönigkeit des auf die Dauer langweilig werdenden Mursuk zu entgehen, unternahm der Reisende im Juni 1799 einen Abstecher nach Tripolis. Mitte August kam er dort an und sandte am 19. des Monats das Tagebuch seiner Reise von Cairo bis zur Hauptstadt Fessans nebst den oben erwähnten Aufzeichnungen an die Afrikanische Gesellschaft ab. Beide Arbeiten sind uns erhalten und in deutscher, französischer und englischer Sprache niedergelegt. Die deutsche Ausgabe findet sich in Sprengel's Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen im siebenten Bande, Weimar 1802. Am 20. Januar 1800 finden wir Hornemann von Tripolis aus wieder nach Mursuk zurückgekehrt. Nur zwei Briefe besitzen wir aus der Zeit dieses zweiten Aufenthaltes, einen vom 20. Februar, den andern vom 6. April, dem Vorabend seiner Abreise in den fernen Sudan. Aus jedem seiner Worte klingt Hoffnungsfreudigkeit und frischer, froher Muth — sie sind das letzte unmittelbare Lebenszeichen unseres Landsmannes. Den weiteren Weg des Reisenden bis fast zur Gewißheit aufgedeckt hat Dr. Pahde in einer trefflichen Abhandlung. Demnach hat Hornemann Bornu und das in jener Zeit vielgenannte Katsena thatsächlich erreicht und ist über Sokoto hinaus schließlich in der Landschaft Noofy (Nuge) an den heißersehnten Niger gelangt. Dort ist er, wie aus dem Bericht eines afrikanischen Freundes des Reisenden ersichtlich, an Dysenterie gestorben und zwar nach der Berechnung Dr. Pahde's im Frühjahr 1801, erst 28½ Jahre alt. — Hornemann hat den großen Irrthum seiner Zeitgenossen getheilt, indem er den Niger ostwärts in den Nil sich ergießen läßt. Wir dürfen mit ihm deshalb nicht zu arg rechten. Des ersten deutschen Reisenden Verdienste bleiben nichtsdestoweniger groß und rühmenswerth. Seine ungemein scharfsinnige Entdeckung der Oase des Jupiter Ammon in den Ruinen von Siwah, die Wiedererkennung des Mons ater des Plinius in dem Höhenzuge des schwarzen Harudsch, die Entdeckung der Oase Audschila sind Leistungen, die allein genügen, sein Andenken dauernd zu erhalten. Zählen wir dazu noch die vortrefflichen Arbeiten auf astronomischem Gebiet und die ausgezeichneten landeskundlichen Schilderungen, schließlich dann den sieghaften, prächtigen Zug an die Ufer des Niger, so erfüllt berechtigter Stolz unser deutsches Herz, und diesem Stolz kommt nur die Wehmuth gleich über das tragische Geschick, das diesen ausgezeichneten Mann schon im Beginn einer glänzenden Laufbahn so jäh ereilt hat. — Eine merkwürdige Fügung hat es gewollt, daß der Anfang deutscher Afrikaforschung und deren derzeitiges Ende von Nord und Süd in einem Punkt zusammenfließen. Aller Wahrscheinlichkeit nach lag der Ort Bakkanee, in dem Fritz Hornemann sein junges hoffnungsvolles Leben aushauchte, an eben derselben Uferstrecke des Niger, die jetzt, vor wenig Monden erst, die letzte deutsche Togoexpedition zuerst nach Mungo Park's denkwürdiger Todesfahrt wieder erreicht hat.

K. Weule.

Bücherbesprechungen.

— Die Praxis des Reichsgerichts in Civilsachen. Bearbeitet von A. Bolze, Reichsgerichtsrath. Bd. 19. Leipzig, F. A. Brockhaus 1895 (Preis 6 ℳ, geb. 7 ℳ) — Der Zweck der Sammlung ist, von allen wesentlichen Entscheidungen des Reichsgerichts Nachricht zu geben, derart, daß zu der kurzen Mittheilung des Thatbestandes die Entscheidung hinzugefügt wird, Gründe eben nur angedeutet werden; der Leser muß die Gründe zumeist aus seinem Wissen ergänzen. Den Praktikern genügt dies Verfahren, das dem augenblicklichen Bedürfnisse entgegenkommt, und bei ihnen findet die Sammlung Anklang. Die Theoretiker sind getheilter Meinung, solche besonders, die mit den Gründen, dem wissenschaftlichen Theile der Entscheidungen arbeiten wollen, verhalten sich mehr oder weniger ablehnend. Der Herausgeber ist bestrebt, durch ausführliche Darstellung und zweckmäßige Vertheilung — einzelne Thatbestände werden deshalb an verschiedenen Stellen gegeben — die Rechtssätze klar zu stellen, zuweilen ist aber dadurch der eigentliche Kern verdeckt worden, so bei Nr. 400, wo nur der Schlußsatz von Bedeutung ist und der vorausgehende Thatbestand wohl nicht ganz zutrifft, bei Nr. 685. Gerade die vom Herausgeber gewählte Darstellungsart verlangt eine sehr genau gefaßte, nicht mißverständliche Mittheilung. Bei Nr. 684 gebraucht der Herausgeber den Ausdruck Nacherben für Anwärter, wohl im Anschluß an den Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuchs, der sich wieder auf Ausführungen von Roth, Dernburg, Eccius und Unger stützt; gebräuchlicher und sachentsprechender ist wohl der Ausdruck Anwärter, der das Verhältniß klarer bezeichnet. Im Uebrigen ist der vorliegende Band von der gleichen Reichhaltigkeit, wie die früheren. K—d.

— Die Begründung von Rentengütern und das Grundbuch im Gebiete des Preußischen Allgemeinen Landrechts. Von J. Peltzer, Regierungsrath. Mit dem Texte der beiden Rentengutsgesetze vom 27. Juni 1890 und 7. Juli 1891. Berlin, Franz Vahlen, 1895. Pr. 3 ℳ — Zunächst ist das Werk für das Rechtsgebiet des Preußischen Allgemeinen Landrechts, in dem die Rentenguts-Gesetzgebung zumeist wirksam wird, und dann für die übrigen Theile der preußischen Monarchie bestimmt. Für weitere Kreise hat aber das Werk, das in systematischer Darstellung die Einrichtung der Generalcommissionen und Rentenbanken, das Verfahren in Rentengutssachen, insbesondere den Verkehr mit den Grundbuchsbehörden behandelt, Werth durch die Einsicht, die es in die Verhältnisse der Generalcommissionen und deren Entwickelung, sowie in den Rentengutsvertrag gewährt. Die Anwendbarkeit von §. 41 der preußischen Grundbuchordnung auf das Verfahren hat der Verfasser in weiterer Ausführung begründet; in der vollen Ausdehnung, auch für Löschung von Hypotheken 2c. solche anzunehmen, dürfte gleichwohl aus inneren Gründen bedenklich erscheinen; das Nähere interessirt indessen nur die Betheiligten. K—d.

— Homeros, der Blinde von Chios, und seine Werke. Von A. F. R. Knötel, Verfasser von „Atlantis und das Volk der Atlanten". Zweiter Theil. Leipzig, Verlag von Fr. W. Grunow, 1895. XVI und 396 S. 8°. — Der Verfasser giebt sich hinsichtlich der Aufnahme seines Werkes keinen Illusionen hin. S. 332 bemerkt er: „Der alte Melesigenes von Smyrna, weltberühmt unter seinem Sänger- und Kriegsnamen Homeros, ist also wieder leibhaft da und macht der gelehrten Welt und den Freunden der Dichtkunst seine Aufwartung. Ob man ihn überall mit freundlichem Gesicht empfangen wird, ist mir nach meinen Erfahrungen etwas zweifelhaft." Dem Referenten auch. Wie im ersten Band (s. Wissenschaftl. Beilage 1894, Nr. 154) so führt der Verf. auch im zweiten und letzten seine Untersuchung mit einer beneidenswerthen Zuversicht und gelangt zu dem oben angedeuteten Resultat. Der neueste Stand der Homerforschung ist ihm augenscheinlich nicht bekannt, er operirt immer nur gegen den bösen Wolf und seine Nachtreter Lachmann, Dissen, Bernhardy, die an kritischem Größenwahn leiden, den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen und nichts Anderes zu thun wissen, als an diesen unvergleichlichen Meisterwerken zu „mäkeln, schnitzen und pützeln". Für ihn ist die homerische Frage gelöst, überhaupt nicht dagewesen; er glaubt Alles und findet Alles in der schönsten Ordnung. Der trojanische Krieg fand statt von 1059—1049, das troische Reich dauerte nur etwa 250 Jahre, Melesigenes (alias Homer) war Sänger an einem troischen Hofe und zwar am Hofe der Aeneaden zu Skepsis im Oberland des Ida (S. 24); hier ist die Ilias gedichtet worden und nirgend anderswo (S. 90), während die Odyssee, in der Odysseus dem biederen Alkinoos regelrechtes Seemannslatein erzählt (S. 309), in Ithaka verfaßt oder wenigstens dort begonnen wurde (S. 285). Widersprüche giebt es in der Ilias und Odyssee nicht. Der Verf. kann versichert sein, alle Philologen würden seine Resultate mit Freuden annehmen, wenn sie bewiesen wären. Aber um die homerische Frage zu lösen, dazu bedarf es eines anderen Rüstzeugs, als das ist, über welches der Verf. verfügt. Von einer kritischen Sichtung der Quellen ist bei ihm nicht die Rede; er hält Alles für echt und gut, sogar die Schwindelwerke eines Dictys und Dares; ebenso gut hätte er auch die mittelalterlichen trojanischen Rittergeschichten als Quelle heranziehen können. In der Vorrede beklagt er sich über die Aufnahme, die der erste Theil seines Werkes gefunden habe: die Fachblätter hätten das Bestreben ihn todtzuschweigen, die Recensionsexemplare seien fast ausnahmslos in die Hände von Wolfgläubigen gefallen. Vielleicht geht diesmal sein Wunsch nach einer gründlichen Würdigung in einem philologischen Fachblatte in Erfüllung. m.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 133. Donnerstag, den 7. November. 1895.

Ein halbes Jahr koreanischer Entwickelung.*)

Am 3. April wurde an der Westküste Koreas, südlich vom Tatongflusse, das letzte Gefecht gegen die Tonhaks geliefert; seitdem hat mit Ausnahme einer unbedeutenden Erhebung, die im August zwei Tagereisen nördlich von Söul stattfand, Ruhe im Lande geherrscht. Wenig berührt von den Schwankungen der äußeren Politik der Großmächte, die nur auf einen kleinen Kreis der Hauptstadt zurückwirkten, hat die innere Entwickelung der Halbinsel sich friedlich und im Wesentlichen, von einer Cabinetskrisis abgesehen, auch stetig vollziehen können. Die Erwartung, daß russischer Einfluß sich stark geltend machen würde, hat sich nicht erfüllt, auch ist zur Zeit noch nicht ein russischer Kaufmann im Lande; dagegen hat der japanische Einfluß und daneben der amerikanische sich befestigt. — Für die Ausgestaltung der Reformen im Inneren sind drei Factoren entscheidend: der Hof, das Cabinet, die ausländischen Rathgeber. Am Hofe ist die größte Macht in den Händen der Königin, deren außerordentliche Gaben auch von ihren Feinden anerkannt werden. Die Königin hat es verstanden, das Verbannungsedict, wodurch ihre Sippgenossen, die Ming, des Landes oder der Hauptstadt verwiesen wurden, unkräftig zu machen, dergestalt, daß Ming Jong Chan bereits aus Shanghai zurückgekehrt ist und auch die anderen Ming allmälig wieder Regierungsposten erhalten; nur Ming Jong-yik hält sich noch mißtrauisch in der Fremde auf. Die Königin hat weiter die Gunst der 1000 Mann starken Palastwache, deren ausländische Instructeure, General Dye und ein anderer Amerikaner, ihr völlig ergeben sind, während ihr Versuch, auch die unter Oberstlieutenant Kusunoze gedrillten neuen Regierungstruppen für sich zu gewinnen, ihr nicht geglückt scheint. Das Cabinet hat im Juli eine Neubildung durchgemacht. Kurz nach Johanni drang ein japanischer soshi (gedungener Mörder) in die Wohnung Pak Jong-ho's ein, offenbar ein Attentat planend, ward jedoch entwaffnet. Am 6. Juli erließ der Hof den Haftbefehl gegen Pak, derselbe flüchtete jedoch rechtzeitig nach Chemulpo und entkam nach Japan, von wo er am 2. August nach Amerika sich einschiffte. Pak, ein verständiger, geistvoller Mann — ich besuchte ihn in Söul — konnte offenbar die von ihm 1884 beabsichtigte Entfernung der Königin nicht so bald vergessen machen; seine Freunde sagten, er habe die Reformen zu rasch einführen wollen, die Königin beschuldigte ihn, er habe nach ihrem Leben getrachtet — die übliche Anklage in Korea gegen unbequeme Personen. Die Erschütterung, welche Pak's Flucht hervorrief, führte zur Bildung eines neuen Ministeriums, das Ende August zusammentrat. Dasselbe ist ein Coalitions-Ministerium, aus allen bestehenden Parteien zusammengeschweißt. Conservative, Unabhängige, Opportunisten und die sogenannte Englische-Sprachen-Partei, alle haben ihre Vertreter darin. Kim Koshu, conservativ, ist der Premier, Au Kaiju, Kriegsminister, ist Opportunist, Boku Teiyo, früher Premier, jetzt Minister des Innern, gehört keiner bestimmten Partei an; Chin Sokan, Finanzminister; Jo Kohan, Justizminister; Li Konyo, lange Jahre in Amerika, Anhänger des Englischen, Unterrichtsminister; Kim Kachin, Handel und Ackerbau. Der Finanzminister soll ein besonderer Günstling der Königin sein, während der Premier, dessen Fähigkeit Viele anzweifeln, weder bei der Königin noch beim König besonders beliebt sei. Die Unabhängigen sind in kleineren Posten durch In Chiko und Tei Jeika vertreten. Der principielle Unterschied zwischen den einzelnen Parteien ist schwer festzustellen, wenn ein solcher überhaupt besteht, denn in Korea wie großentheils auch noch in Japan gründen sich politische Parteien nicht so sehr auf Principien wie auf Persönlichkeiten, die ihre eigenen ehrgeizigen Zwecke zu fördern suchen. Daher kann man auch nicht eigentlich von einer koreanischen Reactions- oder Reformpartei, noch von einer japanfreundlichen und -feindlichen reden: gehörig behandelt, werden die Ming ebenso bereit für von Japanern vorgeschlagene Neuerungen sein, als irgend eine andere Adelssippe der politisch unreifen Halbinsel. Als drittes Element der Macht bezeichneten wir die fremden Rathgeber, da ist zunächst der Amerikaner Clarence Greathouse zu nennen, ein welterfahrener, vorurtheilsloser Mann, der das volle Vertrauen des Königs genießt, dann der alte General Legendre, amerikanischer Bürger französischer Geburt, ein unklarer, phantastischer Kopf, den Japanern eher feindlich gesinnt, endlich sollen noch weitere zwei oder drei Amerikaner als Berather in nächster Zukunft angestellt werden. Zahlreicher und mächtiger sind die Japaner, die jedem Verwaltungszweige in Söul beigeordnet sind; so bestehen militärische Berather für Heer und die noch zu schaffende Flotte, von denen der genannte Kusunoze der hervorragendste ist, eine Hilfsautorität für das Finanzministerium, Hoshi Tom, früher Vicepräsident des Reichstages in Tokyo, Berather für Ackerbau, für Verkehr, für Unterricht. Das Verhältniß ist ähnlich wie in Aegypten, nur nehmen die koreanischen Beamten eine viel niedrigere Stellung ein als die häufig recht gebildeten arabischen Paschas. Namentlich Graf Inouye behandelte die Minister in Söul wenig besser als wie Schulbuben und gab ihnen förmlich Instructionsstunden über das, was sie zu thun und zu lassen hätten. — Was haben nun die japanischen Rathgeber in dem halben Jahre an greifbaren Ergebnissen erreicht? Der „Daily News"-Berichterstatter, der nie in Korea war, sondern von der Hotelveranda in Yokohama seine von der deutschen Presse viel zu sehr beachteten Urtheile abgiebt, und andere Gewährsmänner behaupten: Nichts. Man kann jedoch von einer so kurzen Zeitspanne nicht allzu viel erwarten. In Aegypten haben die Engländer, außer in den Finanzen, gar wenig Verbesserungen zu Wege gebracht. Nichts desto weniger ist die Masse von Neuerungen in Korea recht bedeutend. Die alte Eintheilung in acht Provinzen ist aufgehoben, um die alten Sippenverbände zu durchbrechen, und durch 22 neue Provinzen ersetzt. Eine neue Städte- und Dorfverwaltung ward im August eingeführt und dadurch erleichtert, daß ohnehin die alte koreanische Dorfverfassung der japanischen viel ähnlicher war als der chinesischen. Die politischen Vorrechte der herrschenden Adelsclasse, der Jang Pang, sind abgeschafft, was zunächst in dem Wegfall der besonderen Adelstracht zum Allen sichtbaren Ausdruck kam; der jetzige Kriegsminister, der Ackerbauminister und der Viceminister des Innern sind aus dem Volke hervorgegangen, plebejischer Abkunft, was früher nicht möglich gewesen wäre, und manche andere höhere Beamten stammen gleichfalls aus niederen Kreisen, während viele adelige Schmarotzer, die ehedem wie Drohnen von dem Fleiße Anderer lebten, plötzlich sich mittellos sehen. Völlig umgestaltet ist weiter das Heer. Alle alten Soldaten, die sich, schlecht oder gar nicht bezahlt, lungernd umhertrieben und zu einer wahren Landplage geworden waren, wurden im September sämmtlich entlassen, dagegen soll das Eindrillen nach dem deutschen Halbbataillonssystem, das bei dem Söuler Bataillon Anfang des Jahres begonnen und schon im Sommer, wie sich aus einer Probeübung ergab, zu guten Ergebnissen geführt hatte, nun auch auf andere Garnisonen, zunächst Ping Jang, ausgedehnt werden. Die Aufgabe dieser neugeschulten Truppen wird sich zunächst darauf beschränken müssen, die Ruhe im Innern zu sichern, was gegenwärtig durch 4000 japanische Soldaten gethan wird, indessen lediglich auf der Hauptverkehrsstraße von Ping Jang über Söul nach Fusan, während der Osten und fast der ganze Norden der Halbinsel so gut wie außerhalb des japanischen Machtbereiches steht. Die Truppen werden später ohne Zweifel dazu benutzt werden, die Centralgewalt namentlich im bisher fast unabhängigen

*) Auch nach den inzwischen eingetretenen Ereignissen wird dieser Bericht vom 1. October noch von Interesse sein. Red.

Nordosten zu stärken, wie denn überhaupt die ganze gegenwärtige Entwickelung dazu angethan ist, die Dynastie oder besser den dynastischen Gedanken zu erheben und im Verein mit dem bis jetzt unterdrückten Volke den Adel niederzuhalten, mit einem Worte, den aufgeklärten Absolutismus des 18. Jahrhunderts im Lande des Morgenglanzes einzuführen. Langsamere Fortschritte macht der öffentliche Verkehr. Die geplanten Eisenbahnen sind wieder aufgegeben worden, ebenso zeigte sich, daß Dampfer auf dem Natong, dem bedeutendsten Fluß Koreas, sich nicht bezahlt machten, doch sind zwei Linien kleiner Küstendampfer, von Chemulpo aus nördlich und südlich zu fahren, eröffnet worden, und demnächst soll auch ein neuer Hafen, Mok-pho an der Südwestküste, wo für 40 Schiffe Raum, aufgethan werden, vielversprechend, weil das Hinterland die Getreide- oder Reiskammer Koreas ist. Ferner sind 24 Postämter mit vielen Zweigstellen errichtet worden, doch wird es noch erhebliche Zeit dauern, bis diese auch wirklich etwas zu thun haben. In der Hauptstadt werden täglich 60 Briefe ausgegeben, das macht uns lachen, aber bedeutet immerhin einen Fortschritt gegen die 6 Briefe am ersten und 9 am zweiten Tage, die nach der Eröffnung des Betriebes im August auszutragen waren. Die Marken sind schon vor mehreren Jahren in Amerika gefertigt worden. Ebenso ist hin und wieder von koreanischen Silbermünzen die Rede, zu deren Prägung schon vor Jahren ein schönes Gebäude bei Chemulpo aufgeführt wurde, ohne in der Folge benutzt zu werden. Das Unterrichtswesen hat nach zwei Seiten hin eine Förderung erfahren. Seit dem Frühling ist in den Städten des ganzen Landes eine Reihe von Elementarschulen mit japanischen Lehrern gegründet, desgleichen sind dreißig einheimische Privatanstalten in Staatsschulen mit neuem Lehrplan umgewandelt worden. In Söul soll eine höhere Schule errichtet werden, an der auch Kaukasier unterweisen. Auf der anderen Seite sind 300 junge Koreaner nach Tokyo entsandt worden und 30 eigens auf Veranlassung und Kosten des Königs. Diese 30 sind Söhne der ersten Familien und sollen das Verwaltungsfach studiren unter dem ehrwürdigen Fukuzowa, dem Vater des japanischen Unterrichtswesens. Es liegt auf der Hand, was Das für die zukünftige Verwaltung Koreas bedeutet. Ja, sogar zwei Frauen haben es gewagt, ihre Heimath zu verlassen und allein, als japanische Bäuerinnen verkleidet — im nationalen Kostüm fürchteten sie, ausgelacht zu werden — über See zu Fukuzowa zu fahren. Auch sonst übrigens sind Anzeichen von Frauenemancipation wahrzunehmen. Im geraden Gegensatze zur althergebrachten strengen Abgeschlossenheit haben bei den zwei Festen, auf denen die Unabhängigkeit des Landes gefeiert ward, am 6. Juni und 6. Sept. auch Gattinnen höherer Beamten Einlaß gefunden. Sehr im Argen liegt das Finanzwesen. Die 3 Mill. Yen, die die Schutzmacht im Frühling vorschoß, waren nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Sonst sind nur 800000 Yen (gegenwärtig 1 Yen = 2,25 ℳ) von Steuern für das vorliegende Jahr zu erwarten. Dem stehen gegenüber an Ausgaben des Hofes 385000 Yen, des Auswärtigen Amtes 35000 Yen, Verwaltung des Innern 525000 Yen, Finanzdepartement, Staatsschuldzinsen einschließend 1695000 Yen, Rechtspflege 42000 Yen, Unterricht 70000 Yen, Heer 322000 Yen, Ackerbau u. Handel 31000 Yen, hauptstädtische Polizei 120000 Yen. Zus.: 3245000 Yen. Zu den Gläubigern Koreas gehören die Species-Bank von Yokohama, die 1. Nationalbank von Tokyo, die amerikanische Gesandtschaft, die China Merchants' Steam Navigation Co. und eine chinesische Firma. Entsprechend dem verschwindend kleinen Budget der Halbinsel ist auch ihr Handel noch sehr gering. Gegenüber dem japanischen Handel von 231 Mill. Yen hatte Korea im Jahre 1894 nur einen von 8,6 Mill. aufzuweisen, der noch dazu bedenklich passiv war, denn 5,4 Mill. entfielen auf die Einfuhr und blos 3,2 Mill. auf die Ausfuhr. Für 1895 wird die Summe wahrscheinlich noch erheblich geringer sein, was sich durch die Kriegsunruhen und ihre Nachwirkungen genügend erklärt. Eine beachtenswerthe Erscheinung der letzten Monate ist, daß die Chinesen wieder in größeren Schaaren nach Söul und den Hafenstädten zurückkehren und den japanischen Kaufleuten, die sich doch in weit vortheilhafterer Lage befinden und die für den Transport von Nagasaki weit weniger zu bezahlen haben, als die Zopfleute von Shanghai oder Canton, trotzdem einen Kunden nach dem andern wegnehmen. Das sollte namentlich auch von Denen bemerkt werden, die von einer zukünftigen Alleinherrschaft des japanischen Kaufmanns im Osten träumen. Ein weiteres Hinderniß für größere japanische Unternehmungen ist der hohe Zinsfuß, der in Japan selbst nicht selten 12%, in Korea aber gar 18% beträgt. In der Rechtspflege ist noch kein Fortschritt von Belang zu verzeichnen, doch soll Ende des Jahres der neue, von Japanern ausgearbeitete Strafcodex fertig gestellt werden. Derselbe soll sehr einfach gefaßt sein, um leichtes Verständniß zu erzielen, und weniger als 100 Absätze enthalten. Eine wesentliche Veränderung, von der kaum im Ausland die Rede ist, die aber durchaus nicht unwichtig ist, hat auf religiösem Gebiete stattgefunden. Die Buddhisten, die sich zuvor in der Hauptstadt nicht sehen lassen durften und auch sonst weniger Rechte besaßen als ihre Mitbürger, sind in ihre vollen Rechte durch die Vormacht des Buddhismus, durch Japan, wieder eingesetzt. Den Japanern sind schließlich die Koreaner doch näher verwandt im Denken und Fühlen, als den Russen oder irgend einem anderen kaukasischen Volke. In gar Vielem sind die Sitten ähnlich bei den Kindern des Morgenglanzes und denen der aufgehenden Sonne, leicht erlernen sie die beiderseitigen Sprachen, die zwar im Wortschatz völlig verschieden, aber im grammatischen Bau sich mehr ähneln, als irgend welche andere Zungen, und wenn es ganz unmöglich, sich zu verständigen, so geben immer die beiden Parteien bekannten chinesischen Hieroglyphen ein bequemes Mittel ab. Allerdings hindert das Alles nicht, daß der Koreaner seinen überseeischen Nachbar wesentlich mit Abneigung betrachtet. Was bis jetzt im Sinne von Reformen geleistet wurde, ist in letzter Linie auf den Grafen Inouye zurückzuführen. Ein hervorragender Staatsmann, blos mit Ito und Okuma im selben Athem zu nennen, feurig und energisch, hat es doch Inouye, vielleicht gerade wegen seines Uebereifers, nicht völlig verstanden, jene Abneigung zu besiegen. Seine Abberufung ist jedoch nicht so aufzufassen, als ob seine Sendung ein Mißerfolg gewesen. Er hatte bereits Anfang Juni Korea verlassen, kehrte aber am 20. Juli zurück, um das neue Cabinet einzurichten. Es heißt, er sei nunmehr — einen Monat darauf — endgiltig deshalb von Söul weggegangen, um in Tokyo über die Lage Bericht zu erstatten. Dieser officiöse Grund ist zu kindisch, um der Widerlegung zu bedürfen. Vielleicht ist dem ehrgeizigen Mann, dem ein Portefeuille in Ito's Ministerium gewiß ist, der Wirkungskreis in Korea zu eng oder wenigstens augenblicklich zu einförmig, die stürmischen Wogen des politischen Lebens in Tokyo mögen mehr Reiz für ihn haben. Soviel ist allerdings auf der anderen Seite sicher, daß Inouye's Nachfolger dessen völliger Widerpart in Wesen und Charakter ist. Vicomte Minoa, der am 1. September in Söul einzog, ist ein buddhistischer Philosoph, der in weltabgewandter Speculation zurückgezogen lebte, weitab vom Lärm der Welt und weiter noch von den Umtrieben der Diplomaten und den Geschäften am grünen Tische, aber unzweifelhaft ein Mann von unbeugsamem Charakter und festen Zielen, der nicht nur über Die seinen Spott ergoß, die den diplomatischen Lehrling in den Formen der Staatskunst unterweisen wollten, sondern auch von Seiten Inouye's jede Belehrung und jede Einmischung sich entschieden verbat.

Tokyo, 1. October 1895. Dr. A. Wirth.

Goethe und Herzog Leopold von Anhalt, der Schöpfer des Wörlitzer Parkes.

Von Rudolf Rost.

Die bekannte Doppelseitigkeit in dem Wesen und Benehmen Goethe's hat bekanntlich bei seinen Zeitgenossen zwei schroff sich widersprechende Urtheile über seine Persönlichkeit hervorgerufen. Während Leute der verschiedensten Art und Bedeutung, Männer wie Schiller, Wieland, Jean Paul, der jüngere Voß, Felix Mendelssohn, Holtei, Rellstab u. A., in Briefen und Denkwürdigkeiten von der bezaubernden Wirkung seiner Nähe, von seiner hinreißenden Liebenswürdigkeit, Theilnahme und herzerobernden Güte sprechen, wurde er von unzähligen Anderen, welche ihn aufsuchten oder mit ihm in Berührung kamen, kalt, gleichgiltig, schroff, herzlos, ja geradezu grob genannt. Zu diesen gehörte auch der Fürst — nachmalige Herzog — Leopold III. von Anhalt-Dessau, eine der hervorragendsten Persönlichkeiten des 18. Jahrhunderts, ein Mensch und Weiser in der edelsten Bedeutung des Wortes, inniger Freund und Genosse Karl August's von Weimar, der 1780 von ihm an Knebel

schrieb: „er ist eine der schönsten Seelen, die ich kenne, so rein und lauter, man wird ordentlich besser bei ihm". Er war auch Freund und Schüler Winckelmann's, bei dem er in Italien seine Kunststudien machte, der ihm sein Hauptwerk widmete, ihn in seinen Briefen einen „göttlichen Mann" nannte und auf der Reise zu ihm begriffen war, als er im Jahre 1768 in Triest ermordet wurde. Dieser wahrhaft erleuchtete, hochsinnige und menschenfreundliche Fürst, dem während seiner beinahe sechszigjährigen Regierung (1758—1817) die Förderung allseitiger Bildung und Cultur, die Veredelung seines Volkes nicht Befriedigung kleinfürstlicher Eitelkeit und oberflächlicher Prunkliebe, sondern Sache des Herzens, mit aufopferndstem Ernst und genauer Sachkenntniß erfaßte Angelegenheit und Aufgabe des Lebens war, auf welche selbst seine umfassenden, künstlerischen Schöpfungen sich bezogen, kam schon durch seine freundschaftliche Verbindung mit Karl August, der ihm im Park zu Weimar einen Denkstein errichtete, dann aber auch als Freund der Literatur, als gründlicher Kenner der schönen Künste und Schöpfer großartiger Bauwerke und Gartenanlagen (Park zu Wörlitz) in mannigfache Berührungen mit den Berühmtheiten Weimars. Auch Goethe war in den achtziger und neunziger Jahren, besonders bei Festlichkeiten, Jagden, Maskenbällen, oft ein Gast des damals sehr belebten, heiteren, allem Hohen und Schönen zugewendeten dessauischen Hofes. Daß der Ruhm des Fürsten schon zu ihm gedrungen, als er 1765—68 in Leipzig studirte, erzählt Goethe selbst in seinem Leben. Der Plan des Fürsten, auf den wüsten, elenden, noch gänzlich uncultivirten Bodenstrecken Anhalts eines der anmuthigsten Landschaftsbilder, ein lächelndes Idyll voll malerischer Schönheit und wechselnder Scenerie hervorzuzaubern, lag vielmehr zu jener Zeit noch unausgeführt in der Idee des jungen Fürsten, und offenbar war es nur der Ruf seiner imposanten und doch humanen Persönlichkeit, seiner wissenschaftlichen Reisen, seiner Verbindung mit ausgezeichneten Männern, seiner Kenntnisse, Talente und Absichten, welcher bereits die Blicke aller Gebildeten auf ihn lenkte. — Als Goethe, vielleicht zehn bis zwölf Jahre später, mit dem Fürsten bekannt wurde, hatten die Entwürfe desselben schon Gestalt und Leben gewonnen. Was er ihn zwischen den engen Grenzen seines Ländchens mit rastloser Energie, selbständigem Geschmack und eingehendster Sach- und Fachkenntniß von idealen Gesichtspunkten aus künstlerisch vollführen sah, war in dieser planmäßigen und umfassenden Weise etwas damals so Neues und Unerhörtes, daß es unzweifelhaft die Theilnahme des Dichters erwecken mußte, dem hier in bestimmtester Beschränkung sich das Walten eines Meisters zeigte. Dennoch scheint, trotz häufigen Verkehrs, ein vertrauliches, gegenseitig förderndes Verhältniß zwischen Beiden nicht bestanden zu haben. Die Schuld dieses auffallenden Umstandes wollen wir nicht Goethe allein beimessen. Zum Theil lag das Hinderniß einer wärmeren Annäherung wohl auch an dem Fürsten selbst, der, ein Mann der Aufklärung und des gesunden Menschenverstandes, zwar allem Seichten, Flachen, Phantasie- und Gemüthlosen, aber auch allem Ueberschwenglichen abhold, ein Freund bürgerlicher Tugenden und häuslichen Glückes, im Uebrigen eine durchaus praktische, den unmittelbaren Erfolgen, der Verbesserung realer Zustände zugewendete Natur war. Mit seiner Bildung in dem zweiten Viertel des vorigen Jahrunderts wurzelnd, begeisterter Verehrer Lessing's, Rousseau's, Herder's, Mendelssohn's, Spalding's u. s. w., hat er für den später aus wildem „Sturm und Drang" sich hervorarbeitenden Umschwung unserer Literatur, den er ironisch als Geniewesen bezeichnete, sicher Theilnahme und einiges Verständniß, aber keine eigentliche Sympathie gehabt. Seine Urtheile über neuere poetische Erscheinungen mögen daher zuweilen kalt, zuweilen etwas hausbacken und altmodisch erschienen sein, so daß nach dieser Seite hin ein Anknüpfungspunkt nicht gegeben war. — Zur Vermehrung der leisen Spannung und Mißstimmung, welche dadurch hervorgerufen wurde, mochte aber sodann noch ein thatsächlicher Umstand von Einfluß gewesen sein.

Um nämlich den nachher so verrufenen Christoph Kaufmann, herrnhutischen Arzt, den Apostel der Geniezeit, den Goethe selber einen „Lump" nannte, aus Weimar los zu sein, hatte er ihn für das bereits wankende Basedow'sche Philanthropin nach Dessau empfohlen, wo dieses prahlerisch-gleißnerische, rohe und unflätige „Kraftgenie" — Lavater nannte ihn sogar ein „Universalgenie" — trotz seines wilden und abenteuerlichen Aussehens vom Herzog freundlich aufgenommen und angestellt worden war. Probst Reil zu Wörlitz, der dem Herzog sehr nahe stand, erzählt von ihm: „In grüner Friesjacke und eben solchen Hosen, die Brust bis an die Taille nackt, mit mähnenartig flatternden Haaren und einem gewaltigen Knotenstock in der Hand, kam er sogar in der Herzogin Zimmer und an des Herzogs Tafel. Ich erinnere mich recht wohl, ihn in diesem Aufzuge an der Spitze der Philanthropisten auf der Muldenbrücke gesehen zu haben. Ich staunte ihn wie ein wildes Thier an und hielt ihn für einen Lappländer, den man hatte kommen lassen, den jungen Leuten das Schlittschuhlaufen zu lehren." Kaufmann rechtfertigte natürlich die auf ihn gesetzten Hoffnungen keineswegs, sondern erregte durch seine tolle Wirthschaft so viel Verdruß und Aergerniß, daß man sich bald gezwungen sah, ihn fortzuschicken. Wie aber Goethe bei seinem Widerwillen gegen allen wüsten Genialitätsschwindel solch einen rohen Renommisten einem gebildeten, ihm befreundeten Hofe empfehlen konnte, ist kaum begreiflich und wird sicher in der Seele des Herzogs einige Empfindlichkeit zurückgelassen haben. Trotz alledem hätte aber weder ein derartiger Zwischenfall, noch eine theilweise Verschiedenheit, ein mitunter sich äußernder Widerstreit der Kunst- und Lebensansichten eine innere Entfernung zweier bedeutenden, häufig mit einander verkehrenden, in ihren Interessen, auch in der Neigung zu heiterem Sinnengenusse sich doch vielfach berührenden Zeitgenossen dauernd herbeiführen können, wenn Goethe nur dem menschlich-schlichten, treuherzigen, in Bezug auf widersprechende Ueberzeugungen Anderer stets sehr milden und duldsamen Fürsten sich offen und natürlich gegeben, nicht die steife und undurchsichtige Maske des Geheimraths angelegt, sondern die ganze Tiefe und unwiderstehliche Liebenswürdigkeit seines eigentlichen Wesens ohne Rückhalt entfaltet hätte. Daß er dies nicht gethan und dadurch einen für die deutsche Cultur- und Geistesentwickelung jener Zeit so eingreifend bedeutsamen Regenten zu einer Verkennung ihres größten und erhabensten Genius selbst veranlaßt hat, zeigt uns eine Mittheilung des Herzogs, die wir als einen nicht uninteressanten Beitrag zur Charakteristik beider Männer hier wiedergeben wollen.

Als einst der Herzog im Jahre 1811, also in seinem 71. Jahre, während einer seiner weiten Spazierfahrten, welche er öfters mit Probst Reil unternahm, einen wehmüthig trüben Rückblick auf sein vergangenes Leben warf, von der ihn wenig befriedigenden Unvollkommenheit seiner mit so vieler Begeisterung begonnenen Werke und Unternehmungen sprach und namentlich hervorhob, wie ihm hier und dort auch durch die Schuld seiner Mitarbeiter mancher schöne Plan gescheitert, manche Idee verpfuscht, wie er oft getäuscht, betrogen, gemißbraucht und ausgebeutelt worden sei und die Gelehrten, die Künstler, die Handwerker und Schulmeister — wie er Basedow und seine Genossen nannte — ihm unsägliche Noth bereitet hätten, erwiderte Probst Reil: „Ew. Durchlaucht müssen doch aber auch unter den ausgezeichneten und hochgestellten Freunden, die Ihnen fast täglich zuströmten, Männer gefunden haben, die Ihres Umgangs werth waren und Ihnen gewiß jetzt noch theuer sind. Ich denke hierbei namentlich an Goethe. Ich wundere mich nur, daß ich ihn in den letzten 20 Jahren hier nicht gesehen habe!" „Mein lieber Probst," entgegnete der Fürst, „Goethe paßte nicht für mich; er paßte besser zu seinem Großherzog. Wir harmonirten nicht recht in Gesinnung und Gefühl. Als Dichter kam er mir nie, als Staatsmann nur auf Augenblicke nahe. Als Kunstkenner und Freund des Alterthums stand er mir schon näher, in manchen Stücken war er weitergekommen, er hatte tiefere Studien gemacht. In den Grundsätzen und Ansichten von der schönen Baukunst waren wir nicht immer einig. Die Schauspielkunst, die ihn damals, als er mich zuweilen mit dem Großherzoge, zuweilen allein besuchte, ganz besonders interessirte, ließ ich noch links liegen. Ich hatte zu jener Zeit mehr und Anderes zu thun. Nur was die gothische Baukunst und die schöne Gartenkunst anlangt, da mußte er mir den Preis zugestehen und vor mir die Segel streichen. Er hatte ja England nicht gesehen. Sonst war er mir, ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken soll, zu vornehm, zu höfisch abgemessen, manchmal unangenehm schweigsam. Auch spürte ich im Allgemeinen etwas von Inhumanität an ihm. Kennen Sie den Vorfall mit Kretschmar?" (Hofrath Kretschmar war der Leibarzt des Herzogs von Anhalt und genoß sowohl am Hofe, wie im ganzen Lande eine seinem Wissen, seinem Charakter und seinen vielen Verdiensten entsprechende Verehrung.) Als der Probst verneinte, fuhr der Herzog fort: „Ich hatte befohlen, einen Jagdwagen bereit zu halten, der Goethe'n, welcher zu einer genau bestimmten Stunde in Dessau ankommen würde, sofort nach Wörlitz bringen sollte. Auch sollte Kretschmar benachrichtigt werden, sich bei Zeiten auf

dem Schlosse einzufinden, um mitzufahren. Beide kannten sich noch nicht und der Hofmarschall hatte versäumt, sie einander vorzustellen. Eine Zeit lang saßen sie, Goethe feierlich wie eine Kerze, Kretschmar leicht und beweglich wie ein junger Rehbock, neben einander. Endlich dreht Goethe ein wenig den Kopf nach Kretschmar'n und fragt über die Schulter: »Wer ist Er?« Schnell und barsch, Goethe'n den Rücken zukehrend, erwidert Kretschmar: »Und wer ist Er?« So kamen sie an. Ich stand im Park, wo ich kleine Anhöhen auffahren ließ. »Gieb Acht,« sagte ich zu meiner Frau, »die Beiden haben sich unterwegs gezankt.« Goethe stieg links aus und kam in steifer Haltung auf uns zu, Kretschmar rechts, uns nur grüßend und nach der Stadt eilend. Ich schickte ihm einen Diener nach, der ihn nach dem Schloß bestellen und zur Tafel laden mußte. Da ließ er mir sagen: er äße nicht mit dem Menschen, habe in Dessau schwere Kranke, die er noch besuchen müsse. Nachher erzählte er mir den Vorfall. Er war sehr entrüstet und wollte schlechterdings nichts von Goethe wissen. Ich brachte sie aber doch endlich zusammen!" — Das Charakteristische, für den Geist jener Zeit Bezeichnende an diesen Aussprüchen ist, daß es ein regierender Fürst gewesen, der hier dem Dichter Inhumanität, Aristokratismus, Mangel an liberalen und volksfreundlichen Gesinnungen zum Vorwurf machte. Zur richtigen Würdigung dieses Vorwurfes aber dürfen wir nicht vergessen, daß ja selbst Schiller, ehe er später das große und edle Gemüth Goethe's erkennen und bis zur hingebendsten Liebe verehren lernte, durch die Art und Weise desselben zu den härtesten Urtheilen verleitet, ihn „einen Egoisten in ungewöhnlichem Grade" nannte, der „ihm verhaßt, an Nichts zu fassen sei und selbst für seine nächsten Freunde keinen Moment der Ergießung habe".

Zum Schlusse möge übrigens noch hier eines interessanten Vergleichs in dem Leben beider, durch Mißverständniß nicht mit einander sympathisirender Männer gedacht sein. Beide gehörten nämlich zu der äußerst geringen Zahl von Personen, welche Napoleon I. auf seinem Siegeszuge durch Deutschland Achtung abnöthigten und zu einer freundlichen Behandlung zwangen. Der Eine, ein König und Herrscher nur im stillen Reiche der Schönheit und des Gedankens, der Andere, ein wehr- und machtloser Fürst eines politisch ganz unbedeutenden Ländchens, imponirten sie doch dem übermüthigen Gewalthaber, um dessen Gunst damals die Herrscher großer Reiche buhlten, einzig und allein durch den unwillkürlichen Eindruck, die stolze und furchtlose Majestät ihrer geistdurchleuchteten Majestät. Auch waren sie Beide längere Zeit hindurch in gleicher Weise für ihn eingenommen, voll idealen Glaubens an seine völkerbeglückende Sendung, an ein durch ihn herbeizuführendes Reich des allgemeinen Friedens, der Freiheit und Gesittung. Goethe's Unterredungen mit Napoleon im Jahre 1808, die Aufmerksamkeiten und Ehrenbezeugungen, welche ihm derselbe zu Theil werden ließ, können wohl als bekannt vorausgesetzt werden. Sehr wenig bekannt aber dürfte sein Benehmen gegen den Herzog von Anhalt sein. Nach der für Preußen so unglücklichen Schlacht bei Jena und dem Gefecht bei Halle war natürlich das benachbarte Dessauische Land durch das Hereinfluthen der Truppen in großer Gefahr und Bedrängniß. Schon hatten die fliehenden Preußen die nicht lange vorher erst für 80000 Thaler erbaute schöne Elbbrücke bei Roßlau abgebrannt und von den nachrückenden Franzosen hatte der Herzog, wenn nicht den gänzlichen Verlust seines Landes, so doch die Plünderung und Verwüstung desselben, den Untergang seiner mühsam durch eine mehr als dreißigjährige Arbeit hergestellten Schöpfungen mit ziemlicher Sicherheit zu erwarten. Bangigkeit und Zittern ergriff alle Gemüther. Heulen und Wehklagen ertönte in den Straßen und Häusern, als die Ankunft des gefürchteten Siegers durch französische Officiere in Dessau gemeldet wurde. In ernster und gefaßter Haltung empfing ihn der Herzog an der Thür des Schlosses; er trug seine Hofuniform und hatte den schwarzen Adlerorden des besiegten Preußens angelegt. Das Gesicht des Kaisers zeigte einen finsteren und drohenden Ausdruck: „Haben Sie ein Contingent zur preußischen Armee gestellt?" fragte er in barsch-soldatischem Ton. Der Herzog fühlte, daß jetzt an jeder seiner Antworten das Schicksal seines Hauses und Volkes hänge. Mit fester Stimme, das Haupt aufgerichtet, aber ruhig und sicher erwiderte er: „Nein!" „Und warum nicht?" fragte der Kaiser weiter. „Weil man es nicht verlangt hat!" „Wenn man es aber verlangt hätte?" „So würde ich es gestellt haben; Eure Majestät kennen ja das Recht des Stärkeren!" Es muß doch ein eigenthümlich gewinnender Zauber in der ganzen Erscheinung und Redeweise des bereits sechsundsechzigjährigen Mannes gelegen haben! Denn der im Anfange so barsche Franzosenkaiser wurde sofort nach dieser kurzen Unterredung milder, heiterer und von der einnehmendsten Freundlichkeit, scherzte mit dem Herzog wie ein alter Bekannter und lud ihn dringend ein, nach Paris zu kommen, wo sie fleißig mit einander umgehen und jagen wollten. Beim Abschied sagte er noch: „Kann ich mit irgend etwas dem Herzog von Anhalt nützlich sein, so wünsche ich es gleich zu erfahren, denn ich habe noch weitere Geschäfte." Der Herzog erwiderte: „Ich für meine Person bedarf nichts, wünsche nur zu behalten, was ich besitze. Nur um Schonung meiner armen Unterthanen bitte ich, sie sind alle meine Kinder." Sogleich erhielt der Marschall Berthier mündlichen Befehl, alle bereits gestellten Forderungen wurden zurückgenommen, jede Gewaltthätigkeit untersagt und das Land für neutral erklärt. Wörlitz und andere Anlagen, Gebäude und Domänen erhielten Schutzwachen. Die lüsternen Marschälle und beutelustigen Truppen staunten nicht wenig, hier plötzlich an der Elbe ein so cultivirtes, wohl eingerichtetes und blühendes Land zu finden; dasselbe war aber vor allen ihren Begierden und Angriffen glücklich gerettet. — Goethe hat bekanntlich seinen Wunsch und Plan, der dringenden Einladung Napoleon's, nach Paris zu kommen, Folge zu leisten, niemals ausgeführt. Der Herzog von Anhalt aber hielt es, trotz seines Alters und seiner echt deutschen Gesinnung, für angemessen, der wiederholten Aufforderung des Kaisers nachzukommen. Er ist längere Zeit in Paris gewesen und dort mit freundschaftlicher Auszeichnung aufgenommen worden. Gern erzählte er, wie er zu jeder Stunde, „selbst in Stiefeln", in das Gemach Napoleon's habe treten dürfen, der ihn auch als vorzüglicher Jäger und Reiter bewundert habe, „da die Franzosen, den Kaiser ausgenommen, nicht reiten und jagen können!"

Bücherbesprechungen.

— Leitfaden der Deutschen Geschichte von Dr. Karl Biedermann, ordentlichem Honorar-Professor an der Universität Leipzig. R. Voigtländer, Leipzig. 95 S. 80 ₰. — Ein kleines vortreffliches Buch, von dem Verfasser der großen Deutschen Volks- und Culturgeschichte für den Schulunterricht geschrieben. Es ist gewissermaßen die in die That übersetzte Folgerung von Biedermann's ebenfalls erst kürzlich erschienenem Schriftchen: Inwieweit hat der Geschichtsunterricht als Vorbereitung zu dienen für die Aufgaben der Gegenwart? Vier brauchbare Geschichtskärtchen unterstützen den Text. Dieser selbst giebt in gedrängtem, aber überall leicht faßlichem Ausdruck die Geschichte unseres Volkes mit ganz besonderer Betonung der culturgeschichtlichen Seite. Wir besitzen zwar heute schon mehrere gelungene Schulbücher derselben Art; ich kenne jedoch keins, das so kurz und deutlich das Wichtigste darböte. M.-Fr.

— Booch-Árkossy, Die Kunst, die portugiesische Sprache schnell zu erlernen. II. verbesserte Auflage. Hartleben's Verlag, Wien, Pest, Leipzig. — Da das Buch besonders zum Selbstunterrichte bestimmt ist, hätte auf eine klare und leicht verständliche Erklärung der Aussprache viel mehr Gewicht gelegt werden müssen; so wird z. B. S. 3 behauptet, daß „m und n am Anfang der Wörter und Silben wie im Deutschen lauten, aber am Ende der Silben nach Selbstlauten nasal, jedoch nicht so stark von der Brust wie im Französischen". Giebt es denn überhaupt m und n, die nicht nasal wären? Der Verfasser hätte sagen sollen, daß m und n im letzteren Falle vollständig verstummen, daß aber der vorausgehende Vocal nasal gesprochen wird. Und warum wendet der Verfasser die direct zur falschen Aussprache der Nasalen verleitende Umschreibung mit ng an, statt der doch auch im Portugiesischen gebräuchlichen mit ˜, z. B. „bom" ist zu sprechen „bõ", aber nicht „bong". Auch sonst finden sich bei der Ausspracheerklärung Unrichtigkeiten; daß es außer dem deutschen l auch ein gutturales l giebt, daß r mit Zungenspitze und mit dem Zäpfchen gesprochen wird, wird gar nicht erwähnt. Trotz dieser Ausstellungen stehen wir nicht an den eigentlichen Lehrgang als geeignet zu erklären, die Kenntniß der portugiesischen Sprache zu vermitteln. Beim Nachweis der besten Hilfsmittel hätte angegeben werden müssen, daß das Wörterbuch von Michaelis in dritter Auflage 1894 erschienen ist. Wgd.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 134. Sonnabend, den 9. November. 1895.

Ein Grimm'sches Märchen und seine Quelle.

Von Aug. Wünsche.

In den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm befindet sich unter Nr. 94 ein Märchen, welches von einer armen Bauerntochter handelt, die es durch ihre Klugheit dahin brachte, von einem König zur Gemahlin erhoben zu werden, ihre Klugheit verursachte es aber auch, daß der König sich wieder von ihr trennte und sie in ihr Vaterhaus zurückschickte. Der König war auf das Mädchen aufmerksam geworden, weil sie ihrem Vater, der einen Mörsel in einem vom König geschenkten Stück Ackerland gefunden und ihn als ehrlicher Mann zurückgeben wollte, den guten Rath ertheilt hatte, dies nicht zu thun, weil sicher auch der Stößel von ihm gefordert werden würde. Wie sie gesagt, so kam es auch. Da der Bauer den Stößel nicht schaffen konnte, wurde er ins Gefängniß geworfen. Hier schrie er in einem fort: „Ach, hätt' ich doch meiner Tochter gehört!" Die Diener, die diese Worte hörten, meldeten es dem König, welcher den Bauer vor sich lud und ihn fragte, was es mit dem Geschrei für eine Bewandtniß habe. Der Bauer erzählte ihm, was seine Tochter ihm gerathen habe. Da der König merkte, daß der Bauer eine so kluge Tochter hatte, beschied er sie durch ihren Vater zu sich, stellte ihr aber sogleich die Aufgabe, sie sollte nicht bekleidet und nicht nackend; nicht geritten und nicht gefahren; nicht in dem Weg und nicht außer dem Weg vor ihm erscheinen; vermöge sie das, so wolle er sie zur Gemahlin nehmen. Als die Tochter die Aufgabe hörte, dachte sie darüber nach und fand rasch ihre Lösung. Sie zog sich splitternackend aus, nahm ein Fischgarn und wickelte sich darein, so war sie nicht bekleidet und nicht nackend; dann borgte sie sich einen Esel, band das Fischgarn an seinen Schwanz und ließ sich darin forttragen, das war nicht geritten und nicht gefahren; endlich mußte sie der Esel in dem Fahrgleise fortschleppen, so daß sie nur mit der großen Zehe auf die Erde kam, und das war nicht in dem Weg und nicht außer dem Weg. Der König war mit der Lösung der Aufgabe sehr zufrieden, vermählte sich mit ihr und vertraute ihr sein ganzes königliches Gut an. Nachdem einige Jahre um waren, und der König einmal auf die Parade zog, da trug es sich zu, daß ein Pferde- und ein Ochsenbauer mit Holz auf dem Schloßhofe hielten, von den Pferden des Pferdebauers bekam aber eins ein Füllchen, das lief weg und legte sich zwischen die zwei Ochsen des Ochsenbauers. Die beiden Bauern geriethen nun wegen des Besitzes des Füllchens mit einander in Streit, jeder behauptete, es gehöre ihm, der Pferdebauer, weil eins seiner Pferde es gehabt, und der Ochsenbauer, weil es sich zwischen seine Ochsen niedergelegt habe. Der Streit kam vor den König und dieser that den Ausspruch, wo das Füllchen gelegen hätte, da sollte es bleiben. Der Pferdebauer, ganz unglücklich über das königliche Urtheil, wandte sich an die Königin und bat sie, ihm doch in seiner Noth zu helfen. Die Königin versprach es ihm und gab ihm, unter der Bedingung, es Niemandem zu sagen, folgenden Rath: Stelle dich am nächsten Morgen auf den Weg, den der König, wenn er wieder zur Wachtparade zieht, passiren muß, spanne ein großes Fischgarn aus und thue so, als ob du fischtest, und schütte das Garn aus, als wenn es voll wäre. Wird der König dich fragen, wie du fischen könnest, wo doch kein Wasser ist, so antworte: „So gut wie zwei Ochsen kein Füllen bekommen, ebensogut kann ich auf dem Trockenen fischen." Der Bauer handelte so, wie ihm die Königin gerathen hatte, der König merkte jedoch sofort, daß ihm die Antwort eingegeben worden sei, und zwang ihn, zu gestehen, wer dies gethan habe. Als er erfuhr, daß es die Königin gewesen, wurde er sehr aufgebracht, weil sie sich so hinterlistig gegen ihn betragen und in seine Angelegenheiten gemischt hatte. Zur Strafe dafür befahl er ihr, wieder in ihr Bauernhaus zurückzukehren. Die Königin war damit zufrieden und rüstete sich zum Weggange, doch der König gestattete ihr, das Liebste und Beste mitzunehmen, was sie im Schlosse wüßte. Zum Abschiede ließ sie einen starken Schlaftrunk kommen, dem der König, weil er ihm mundete, tüchtig zusprach, während sie nur sehr wenig trank. Er verfiel sehr bald in einen tiefen Schlaf. Als sie das sah, nahm sie ein weißes Linnentuch, wickelte ihn da hinein, darauf winkte sie die Diener herbei und befahl ihnen, ihn in einen vor der Thüre bereitstehenden Wagen zu tragen, und fuhr mit ihm heim in ihr Häuschen, wo sie ihn in ihr Bett legte. Nachdem er hier einen vollen Tag fest geschlafen, erwachte er, sah sich verwundert um und fragte, wo er wäre, er rief nach seinen Dienern, aber keiner erschien. Endlich kam seine Frau ans Bett und erklärte ihm, daß er in ihrem Bauernhäuschen sei und sie ihn dahin gebracht habe, weil er ihr beim Abschiede die Erlaubniß gegeben, das Liebste und Beste aus dem Schlosse mitzunehmen; nun habe sie nichts Lieberes und Besseres als ihn und da habe sie ihn mitgenommen. Dem Könige traten, gerührt durch die Worte seiner Frau, die Thränen in die Augen und er sprach zu ihr: „Du sollst mein sein und ich dein." Er nahm sie wieder mit sich ins königliche Schloß und vermählte sich mit ihr.

Dieses Grimm'sche Märchen hat eine weite mündliche Wanderung gemacht und auf ihr mancherlei Veränderungen erfahren, trotzdem aber im Ganzen seine historische Treue bewahrt. Wir begegnen ihm in Tirol, wo es Ignaz Zingerle, ja sogar in Serbien, wo es Wuk erzählt. Bei Zingerle (Kinder- und Hausmärchen in Tirol Nr. 27) berechtigen die vorhandenen Veränderungen zu dem Schlusse, daß die Grimm'sche Fassung des Märchens die ursprünglichere ist und wir es hier mit einer jüngeren zu thun haben. Schon der Anlaß, wie das Mädchen die erste Aufmerksamkeit des Richters — denn in einen solchen hat sich hier der König verwandelt — erregt, wird ganz verschieden erzählt. Ist es bei Grimm ein kluger Rath, den die Tochter ihrem Vater ertheilt, so ist es bei Zingerle ein Räthsel, das der Richter zwei zanksüchtigen Bauern, einem reichen und einem armen, zur Beilegung ihres Streites aufgiebt; sie sollen ihm sagen, was das Schönste, das Stärkste und Reichste auf Erden sei. Die Tochter des armen Bauers findet sofort die Lösung des Räthsels und dieser gewinnt am folgenden Tage vor dem Richter den Prozeß. Die Geschichte von dem gefundenen Mörsel fehlt mithin bei Zingerle. Auch hinsichtlich des Inhalts der zur weiteren Erprobung der Klugheit an das Mädchen gestellten Räthselaufgabe findet ein Unterschied statt. Nach Zingerle soll das Mädchen nicht gekleidet und nicht nackt, nicht bei Tage und nicht bei Nacht, nicht auf Straßen und nicht auf Seitenwegen von ihrer Heimath zu dem Richter kommen. Sie läßt deshalb ein paar Stunden vor Sonnenuntergang den Weg von ihrem Hause bis zur Stadt mit Brettern belegen, wirft sich ein Fischnetz um und begiebt sich bei der Abenddämmerung über den Bretterweg zum Richter. Als Ursache zur Trennung der Ehe wird zwar auch bei Zingerle die Einmischung der Frau in die Angelegenheiten ihres Mannes angegeben, allein während diese bei Grimm ausführlich geschildert wird, findet hier nur ein kurzer Hinweis statt. Es wird nur gesagt, daß zwei Bauern einen Prozeß mit einander gehabt, nicht aber worum es sich bei demselben handelte, wie auch der Grund des Prozesses an der Spitze des Märchens nicht näher angegeben wird. Was jedoch den Schluß anbelangt, so zeigt sich auch bei Zingerle die größte

Uebereinstimmung. Der Abschied wird durch ein Mahl begangen. Daß der König bei Grimm dabei wohlgemuth und heiter gelaunt ist und aus diesem Grunde dem von seiner Gemahlin ihm bereiteten Rauschtranke tüchtig zuspricht, während der Richter bei Zingerle ein mißmuthiges Gesicht macht und deshalb beim Weintrinken des Guten zu viel thut, ebenso daß der König von seinem Rausche erst im Bauernhäuschen seiner Frau am andern Tage erwacht, während der Richter schon unterwegs infolge der holprigen Straße zur Besinnung kommt, sind wieder nur ganz nebenwesentliche Momente.

Noch um Vieles auffälliger sind die Veränderungen in der serbischen Ausgestaltung des Märchens bei Wuk Nr. 25. Da soll ein armes Mädchen Kaiserin werden, wenn sie drei Aufgaben zu lösen im Stande ist, zuerst soll sie aus dreißig gekochten Eiern Küchlein ausbrüten, sodann aus einem Bündel Leinen Segel, Taue und Alles, was zu einem Schiffe gebraucht wird, verfertigen, endlich mit einem Gläschen das Meer ausschöpfen und es zu trockenem Lande machen. Die erste Aufgabe erledigt sie dadurch, daß sie ihrem Vater einen Topf gekochter Bohnen mit dem Bemerken übergiebt, sie den Weg entlang, auf dem der Kaiser vorüberkommen werde, zu säen und dabei auszurufen: „Heisa, meine Rinder! möge mir Gott beistehen, daß mir die gekochten Bohnen aufgehen.“ Sollte der Kaiser ihn fragen, wie das möglich sei, so sollte er nur antworten: „Ebenso gut, wie aus gekochten Eiern Küchlein hervorgehen können.“ Die zweite Aufgabe verspricht das Mädchen zu lösen, wenn der Kaiser ihr aus einem Stückchen Holz Rocken, Spindel und einen Webstuhl schnitze, und ebenso will sie die dritte Aufgabe lösen, wenn der Kaiser mit einem Pfund Werg alle Quellen und die Mündungen aller Flüsse der Erde verstopfe. Obwohl der Kaiser merkt, daß das Mädchen viel weiser als er ist, muß sie, ehe er sie zu seiner Gemahlin macht, noch zwei weitere Proben ihrer Klugheit vor ihm ablegen. Er fragt sie, was man am weitesten höre, worauf sie antwortet: Die Lüge und den Donner, sodann: Wie viel sein Bart werth sei, worauf sie antwortet: Soviel wie drei Regen zur Sommerszeit. Nachdem das Mädchen auch diese Fragen zu seiner vollen Zufriedenheit beantwortet hat, erhebt er sie zu seiner Gemahlin. Was den zweiten Theil des Märchens anlangt, so bringt derselbe insofern einen neuen Zug, der sich weder bei Grimm, noch bei Zingerle findet, als das Mädchen bei ihrer Vermählung die Bitte ausspricht, der Kaiser möchte ihr mit eigner Hand auf ein Blatt Papier schreiben, wenn er einmal böse auf sie werden und sie aus seinem Schlosse wegschicken würde, es ihr freistehen sollte, daraus mitzunehmen, was ihr das Liebste sei. Der Kaiser gewährt ihr diese Bitte. Nach einiger Zeit wird er in der That zornig über sie und befiehlt ihr, sein Schloß zu verlassen. Nun verläuft die Erzählung wie in den anderen Darstellungen. Die Kaiserin bereitet zum Abschiede eine Mahlzeit, mischt dem Kaiser Branntwein in den Wein und duftende Kräuter und beredet ihn, tüchtig zu trinken; er wird berauscht und verfällt in einen tiefen Schlaf, worauf sie mit ihm in einem Wagen zu einer Felsenhöhle fährt, wo er erwacht. Die hauptsächlichste Aenderung springt klar in die Augen. Während in den Darstellungen bei Grimm und Zingerle das arme Mädchen immer nur eine Aufgabe zu lösen hat, muß sie im serbischen Märchen eine ganze Reihe lösen, ja die Aufgaben gestalten sich im gewissen Sinne zu einem Räthselwettkampf, der an das Wafthrudnirmal zwischen dem Gotte Odhin und dem Riesen Wafthrudnir, oder an das Alvißmal zwischen dem Gotte Thor und dem Zwerge Alviß, oder an die dem Oriente wie dem Occidente angehörende Heikârsage erinnert.

Ueberblicken wir die mit dem Märchen auf seiner Wanderung vorgegangenen Veränderungen, so ergiebt sich, daß dieselben weit mehr den ersten als den zweiten Theil betreffen. Die Erhebung des klugen Mädchens zur Gemahlin eines hohen Herrn erfolgt in der einen wie der anderen abgeleiteten Gestalt unter anderen Umständen, während ihre Verstoßung und Rückkehr in ihre Heimath fast in gleicher Weise vor sich geht, und zwar, was besonders hervorgehoben zu werden verdient, in der Reihenfolge der einzelnen Momente der Handlung. Daß die beiden veränderten Gestalten wirklich als abgeleitete Gebilde zu betrachten sind, bedarf wohl keines näheren Nachweises. Eine von ihnen als die ursprüngliche anzusehen, und die Grimm'sche Gestalt zu einer secundären zu machen, ist schon deshalb bedenklich, weil dadurch die Schwierigkeiten größer werden. Die Wuk'sche Fassung erweist sich ohne Zweifel als die jüngste, weil sie am verwickeltsten ist; die Grimm'sche dagegen ist die einfachste und darum die natürlichste. Nach unserem Dafürhalten geht nun ein jeder der beiden Theile des Märchens auf eine ältere Quelle zurück, der erste auf die nordische Aslaug-Krakaerzählung, der zweite auf die jüdische Erzählung von einem Ehepaar, das im Begriffe steht, sich zu trennen.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst die Aslaug-Krakaerzählung, wie sie uns in der Ragnar-Lodbroksage erhalten ist. König Ragnar kam einst mit seinem Schiffe nach Norwegen und landete in Noreg unweit Spangarheide. Hier sandte er seine Knechte aus, um für ihn das Brod zu backen. Sie kehren in einem Gehöfte, welches von einem Bauer Aki mit seiner Frau Grima bewohnt wurde, ein und baten die Frau, ihnen beim Backen behilflich zu sein, doch diese sagte, daß sie dazu schon zu alt sei, sie sollten aber warten, bis ihre Tochter Kraka, die mit dem Vieh draußen auf der Weide wäre, nach Hause käme, die würde ihnen das Geschäft besorgen. Als die Knechte das Mädchen sahen, waren sie von ihrer Schönheit so entzückt, daß sie auf das Brod nicht achteten und es verbrennen ließen. Sie entschuldigten sich deshalb bei ihrem Herrn dem König, und erzählten ihm von der schönen Bauerntochter, so daß dieser, durch die Erzählung neugierig gemacht, sie durch seine Knechte auffordern ließ, zu ihm zu kommen. Dabei stellte der König ihr die Aufgabe, sie möchte nicht bekleidet und nicht unbekleidet, nicht gespeist und nicht ungespeist vor ihm erscheinen, auch sollte sie nicht allein kommen und doch sollte sie kein Mensch begleiten, wenn sie das könne, so wollte er sie zu seiner Gemahlin machen. Kraka sann nach, wie sie den Wunsch des Königs erfülle, und fand bald, wie sie es zu machen habe. Am nächsten Morgen nahm sie ein Fischnetz, wickelte sich hinein und ließ ihr langes Haar darüber fallen, darauf biß sie ein wenig in einen Lauch (eine Zwiebel), so daß man den Geruch davon verspürte, endlich nahm sie zu ihrer Begleitung einen Hund und begab sich zu den Schiffen. Der König fand großes Wohlgefallen an ihr und freute sich, daß sie ihre Aufgabe so schnell und glücklich gelöst habe. Als er auf der Rückfahrt wieder bei ihrem Orte landete, hielt er Hochzeit mit ihr. Der weitere Verlauf der Erzählung hat wenig Aehnlichkeit mit unserem Märchen, vor Allem fehlt der schöne und ergreifende Abschluß. Der Inhalt der dem Mädchen vom König Ragnar gestellten Räthselaufgabe ähnelt der bei Grimm so sehr, daß diese nur als eine Variation desselben Grundgedankens erscheint. Wir gehen daher sicher nicht fehl, wenn wir das Grimm'sche Märchen in seinem ersten Theile auf die Aslaug-Krakaerzählung zurückführen und behaupten, daß sie in dasselbe gemündet habe.

Die jüdische Erzählung von einem Ehepaar, das im Begriffe steht, sich zu trennen, steht in dem Midrasch Schir Haschirim rabba zu c. 1, Vers 4, d. i. einem aus der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts stammenden und wahrscheinlich im Oriente redigirten haggadischen Commentar, welcher den Text des Hohenliedes in allegorischer Form auslegt und durch viele Erzählungen, Legenden und Gleichnisse erläutert. Die Erzählung lautet: „Mit einer Frau aus Sidon trug es sich zu, daß sie zehn Jahre mit ihrem Mann gewartet und ihm kein Kind geboren hatte. Da erschienen sie vor Rabbi Simeon ben Joachi, daß er ihre Ehe Rechtens löse. Dieser aber sprach: Bei eurem Leben! sowie ihr bei einem Mahle (eig. bei Speise und Trank) verbunden worden seid, so sollt ihr euch auch bei einem Mahle trennen. Sie befolgten seinen Ausspruch, veranstalteten einen Festtag und bereiteten ein großes Mahl, wobei die Frau ihren Mann im Uebermaße trunken machte. Als er sich beruhigt hatte, sprach er zu ihr: Meine Tochter! ersieh dir das Beste, was ich im Hause besitze, und gehe damit nach deinem Vaterhause. Nachdem er eingeschlafen war, winkte sie ihre Knechte und Mägde herbei und sprach zu ihnen: »Hebt ihn mit dem Lager auf und nehmt ihn und tragt ihn in mein Vaterhaus!« Wie er um Mitternacht von seinem Rausche erwachte, sprach er: Meine Tochter! wohin bin ich gebracht worden? Sie sprach: In mein Vaterhaus. Er sprach: Was soll ich in deinem Vaterhause? Sie sprach: Sagtest du mir nicht am Abend: Nimm dir das Beste, was in meinem Hause ist, und gehe in dein Vaterhaus; es giebt für mich nichts Besseres als du. Sie gingen hierauf wiederum zu Rabbi Simeon ben Joachi, dieser erhob sich und betete für sie und sie wurden (mit Kindern) bedacht.“ Wir behaupten nicht, daß beide Quellen direct in das Grimm'sche Märchen gemündet haben, sie können recht gut zuvor durch verschiedene Canäle gegangen sein. Die Verwandtschaft des zweiten Theiles des Grimm'schen Märchens mit der jüdischen Quelle zeigt jedoch bis in die kleinsten Züge eine so überraschende Uebereinstimmung, daß sie unmöglich auf einer blosen Zufälligkeit

beruhen kann. Wenn aber die Selbständigkeit beider Darstellungen ausgeschlossen ist, so bleibt nur übrig, daß eine zu der andern hinübergeleitet hat. Eine Hinüberleitung der Grimm'schen zu der jüdischen Fassung wird wohl Niemand annehmen, somit bleibt nur übrig, daß diese in jene übergegangen ist. Die zehnjährige Kinderlosigkeit, welche die Veranlassung zur Trennung des jüdischen Ehepaares bildet, spielt dabei keine Rolle, da sie ganz nebensächlich ist. Sie wurde bei der mündlichen Weitererzählung von selbst durch die bei Grimm gegebene Situation fallen gelassen. Nimmt man dazu die Thatsache, daß während des Mittelalters verschiedene jüdische Sagenstoffe aus Talmud und Midrasch in die deutsche Literatur übergegangen und dem Geiste der germanischen Erzählungsform gemäß umgestaltet worden sind, sei es durch Vermittelung der Kreuzfahrer, sei es durch die in Deutschland wohnhaften Juden oder jüdische Convertiten, denen alle diese Sagen sehr geläufig waren, so gewinnt unsere Ansicht sehr an Wahrscheinlichkeit. Vor Allem mögen die Juden, wie die alten Maasebücher (d. h. Bücher mit Sagen- und Legendenstoffen) darthun, bei ihrem Hausirhandel vorzugsweise solche Erzählungen verbreitet und sozusagen zum Besten gegeben haben, die sich durch kein specifisch jüdisches Colorit, sondern durch allgemein menschliche Züge auszeichneten. Dabei ist zu bedenken, daß auch verschiedene andere Märchen aus zwei oder mehr Quellen zusammengeflossen sind und trotzdem einen einheitlichen und geschlossenen Charakter an sich tragen. Das Eigenthümliche der Volksdichtung besteht eben darin, daß sie oft weither Entlehntes zusammenbringt, mit einander verknüpft und zur organischen Einheit gestaltet.

So ist denn das Grimm'sche Märchen einem See vergleichbar, der sich durch zwei Zuflüsse gebildet hat und von dem zwei Abflüsse ausgehen; jene entstammen aus weit von einander abliegenden Ländern und auch diese führen in fern gelegene Gegenden. Wie es möglich war, daß ein Abfluß des Märchens bis nach Serbien wandern konnte, ebenso gut ist es möglich, daß ein dem Oriente entstammender Zufluß in dasselbe münden konnte. Die Volksdichtung nimmt auf, was ihr zufließt, und gestaltet es nach ihrem Principe.

Bücherbesprechungen.

— Gedanken und Bemerkungen zur Apostelgeschichte. Von Gottfried Jaeger, Pfarrer zu Leipzig-Eutritzsch. 3. Heft. Zu Cap. 20—28. Leipzig, Dörffling u. Franke 1895. 1 ℳ — In der früher geschilderten Weise (vgl. Leipz. Zeitung Nr. 57 von 1894) hat der Verfasser somit seine eigenartigen kritisch-exegetischen Studien zur Apostelgeschichte zu Ende geführt. Sein Verfahren ist auch in diesem letzten Hefte derartig, daß er Abschnitte und einzelne Stellen herausnimmt und prüft, bei denen entweder die gelehrte Erklärung bis zu endgiltiger Entscheidung nicht vorgedrungen ist oder wie durch Gewohnheitsrecht eine bestimmte Auffassung ohne völlig durchschlagende Gründe sich zur herrschenden gemacht hat. Als Beispiel der letzteren diene die Strandung des Schiffes, das den Apostel Paulus nach Rom trug, an der Insel Melite. Daß hier die Insel Malta gemeint sei, gilt in der Auslegung für so gut wie sicher. Aber Jaeger geht auf die Notiz des kaiserlichen Schriftstellers Constantin Porphyrogenetus II. zurück, es sei die jetzt Meleda genannte Insel im Adriatischen Meere zu verstehen, und prüft, ohne sich allerdings bestimmt zu entscheiden, die vielen sehr beachtenswerthen Gründe, die für die letztere Annahme sprechen, in ausführlichster Weise. Ein Beispiel der zuerst genannten Gattung von Stellen ist die bis zur Stunde nicht befriedigend erklärte Entschuldigung des Paulus, Apostelgesch. 23, 5, er habe nicht gewußt, daß der von ihm gescholtene Mann der Hohepriester sei. Nach sorgfältigster Schätzung aller bisher vorgebrachten Auslegungen kommt Jaeger bei der verblüffend einfachen Erklärung an, die noch nie Jemandem eingefallen ist, daß Paulus den Hohepriester in diesem Augenblicke nicht erkannt habe, rechtfertigt sie mit sprachlichen Gründen völlig ausreichend und knüpft daran einen Excurs über die von ihm behauptete und mindestens recht wahrscheinlich gemachte Kurzsichtigkeit des Paulus, deren Vorhandensein er auf ganz bemerkenswerthe Art mit der vorhergehenden Erblindung auf dem Wege nach Damaskus, wie mit dem viel besprochenen Pfahl im Fleisch und den Malzeichen Jesu an des Apostels Leib in Verbindung bringt. Endlich möge als ein Beispiel für die mancherlei „Kleinigkeiten", mit denen sich Jaeger verdienstvoller Weise beschäftigt, das „etwa" angeführt werden, das die Commentare Apostelgesch. 23, 23 vor die zwei Centurionen stellen (Luther läßt es einfach weg). Meyer macht dazu die sinnlose Bemerkung, der Ausdruck lasse die genaue Richtigkeit der Zahl (2 Centurionen und 2 Centurien!) in Ungewißheit. Natürlich bedeutet das griechische Wort nicht „etwa", sondern „irgend welche": der Chiliarch ruft zwei beliebige Centurionen mit ihren Centurien zum Dienst. Die Beispiele werden genügen, um die Bedeutsamkeit dieser Untersuchungen für die exegetische Wissenschaft erkennen und den Wunsch nach gesegneter weiterer Arbeit des Verfassers entstehen zu lassen. B. K.

— Im Reiche der Gnade. Sammlung von Casualreden. Erster Band, viertes Heft. Trauerreden herausgegeben von Gustav Leonhardi, Licentiaten der Theologie und Pfarrer zu Zschaitz. Zweite Auflage. Leipzig, Fr. Richter, 1895. 1 ℳ — Wir haben, als dieses Unternehmen in's Leben trat, mehrfach ausführlich davon gehandelt (Wiss. Beil. von 1893, Nr. 126 und 135) und können es als bekannt nach Art und Bedeutung bei den in Betracht kommenden Lesern voraussetzen. So begnügen wir uns mit dem Hinweis, daß, wie schon von dem 2., 3. und 5. Hefte (Confirmations-, Beicht- und Abendmahls- und Grabreden) die zweite Auflage vorliegt, so auch dieses 4. nunmehr in unveränderter Gestalt wieder erschienen ist. B. K.

— Aus Ferdinand Dümmler's Verlag (Berlin 1896) sind soeben zwei Veröffentlichungen über Persönlichkeiten des preußischen Herrscherhauses erschienen, nämlich: Friedrich Wilhelm der Vierte. Zu seinem 100jährigen Geburtstag 15. October 1895. Eine geschichtliche Betrachtung von Dr. Edmund Friedemann (48 S. 1 ℳ) und Kaiser Friedrich als Student. Von Paul Lindenberg. Mit unveröffentlichtem Material aus dem Nachlasse Kaiser Friedrich's, einem Titelbild und 16 Abbildungen, autographischen Blättern u. s. w. (96 S. 1,50 ℳ). — Das erste Heftchen ist durchaus vom Standpunkt der geschichtlichen liberalen Kritik aus verfaßt. Gleich die erste Seite giebt darüber völlige Klarheit. Nach meinem Geschmack ist Varnhagen v. Ense doch zu viel benutzt; sonst ist rühmend anzuerkennen, daß in der Darstellung das Zwiespältige und Schwankende in des Königs Charakter recht deutlich hervortritt. Das zweite hat insofern einen höheren Werth, als es neues und zwar zuverlässiges Material bietet, wenn auch nicht gerade über bedeutende Ereignisse. Seine erste Seite giebt ebenfalls den Standpunkt, der bei Lindenberg durchaus höfisch ist, sofort an, und so gestaltet sich das Buch zu einer liebenswürdigen, überall in warmem Ton gehaltenen Huldigung für den jungen Kronprinzen aus dem Hohenzollernhause. Es bringt eine ganze Anzahl freundlicher Einzelheiten aus der Zeit, als er, zugleich mit dem Prinzen Georg von Sachsen, dessen Jugendbildniß wir ebenfalls S. 58 erhalten, auf der Universität Bonn studirte. M.-Fr.

— Francesco Spiera, ein Unglücklicher, von Wilhelm Sommerfelt. Aus dem Norwegischen von H. G. W. Hansen, Pastor in Hohenaspe. Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung (G. Böhme) 1896. 68 S. 1 ℳ — Das Leben des unglücklichen Apostaten, des Rechtsgelehrten Spiera zu Citadella bei Padua, das uns Emilio Comba (Francesco Spiera, episoda della riforma religiosa in Italia 1872) italienisch, K. Rönnecke deutsch (1874) beschrieben hat, wird uns hier auf's Neue in einer Uebersetzung aus dem Norwegischen dargeboten. Der Verfasser hat aus der italienischen Quelle geschöpft. Er wie der Uebersetzer meinen, daß gerade die Geschichte Spiera's, der 1542 evangelisch wurde und mit Eifer und gewaltiger Beredtsamkeit das Evangelium unter großem Zulauf, besonders der Armen, verkündigte, dann aber vor dem berüchtigten Ketzerrichter Giovanni della Casa seine evangelische Lehre wider sein Gewissen widerrief, um darauf einer rasenden Verzweiflung bis an seinen schwerlich durch Selbstmord 1548 erfolgten Tod anheimzufallen, vor anderen geeignet sei, uns im Widerstand und Kampf gegen Rom zu mahnen und zu helfen. Spiera's Standpunkt, welcher den Widerruf des evangelischen Glaubens als Verleugnung Christi und als Sünde wider die heilige Schrift ansieht, tritt uns in seinen auf dem Krankenbett geführten Reden klar entgegen; auch seine Beziehungen zu dem Bischof in Capo d'Istria, Paolo Vergerio, welcher durch den Verkehr mit Spiera zum Austritt aus der römischen Kirche bewogen wird und durch seine päpstliche Mission nach Deutschland als früherer Gegner Luther's bekannt ist, werden geschildert. Besonders tritt in dem Schriftchen hervor, wie Spiera, welcher der reformirten Lehre von der Prädestination zugethan

war, gerade durch sie in seine Verzweiflung' gerieth, weil er sich als zur Verdammniß bestimmt ansah. Nicht mit Unrecht wird Calvin's bitteres Urtheil über ihn dahin erklärt, daß den Genfer Reformator doch vielleicht dabei ein Gefühl beschlichen habe, wie gefährlich die Consequenzen seiner Lehre werden könnten. Ohne jenes verhängnißvolle Dogma würde Spiera aus seiner Verzweiflung einen Ausweg gefunden und einem Hieronymus von Prag gleich nach seinem öffentlichen Widerruf ein desto lauteres Bekenntniß zu dem Evangelium abgelegt haben. Wir können das ganz anziehend geschriebene Schriftchen allen Denen empfehlen, welche manchen Unterschied zwischen den Bekenntnissen der christlichen Confessionen auch an der Hand eines bestimmten geschichtlichen Beispiels studiren wollen. Ob es nothwendig war, die Geschichte Francesco Spiera's durch Uebertragung einer norwegischen Schrift vorzuführen, mag dahin gestellt bleiben. D. K.

— Rede zur Feier des 100jährigen Geburtstages Dr. Karl Vogel's, ehemaligen Directors der Bürgerschule und der Realschule zu Leipzig, gehalten im Leipziger Lehrerverein am 18. Juli 1895 von J. G. Freyer. Mit einem Bildniß Dr. Karl Vogel's. Verlag von Friedrich Fleischer, Leipzig. 1895. 16 S. 60 ₰. — Mit aufrichtiger Freude zeigen wir diese im Leipziger Lehrerverein, Vogel's Gründung, gehaltene Gedächtnißrede an. Wer in knappen Umrissen ein getreues Bild vom Lebensgange und von dem pädagogischen Wirken eines der hervorragendsten Schulmänner nicht nur unserer Stadt, sondern unseres deutschen Vaterlandes sich verschaffen will, der lese Freyer's Rede. Eingegeben von herzlicher Verehrung für den seltenen Mann und großen Schüler Pestalozzi's, ist sie in mehrfacher Richtung anregend und wegzeigend für den Lehrer, der in dem heiligen Dienste seines Gottes und Volkes der Jugendunterweisung und mehr noch der Jugenderziehung seine Kräfte widmet. Es ist dem in Lehrerkreisen wohlbekannten Hrn. Verfasser der kleinen Skizze gelungen, in der Schilderung des segensreichen Wirkens unseres Vogel gerade solche Seiten klar hervorzuheben, die jenem Zwecke zu dienen besonders geeignet sind. Gefreut haben wir uns auch, daß Freyer, um Vogel's Auffassung vom Amte eines Directors ins rechte Licht zu stellen, aus Dr. Pompper's Gedächtnißrede folgende bezeichnende und sehr beherzigenswerthe Stelle wiedergiebt: „Frei von Kleinigkeitskrämerei und Pedanterie gestattete er einem jeden (scil. Lehrer) in dessen amtlichem Wirken eine gewisse Freiheit dergestalt, daß er die Individualität berücksichtigte und nicht ein und dieselbe Form des Unterrichts für verwandte Schülerkreise, ja nicht einmal dieselbe Aufeinanderfolge der einzelnen Stücke des Lehrstoffes in schroffer Gesetzgebung befahl. Wie hätte auch ein so feiner Menschenkenner und umsichtiger Pädagog die Verarbeitung und Gestaltung des Lehrstoffes, unter allerdings festbestimmten allgemeinen Grenzen, nicht der eigenen Thätigkeit des Lehrers überlassen sollen, wenn nicht das geistige Lehrerleben in Starrsinn gebannt und eine für die Schule tödtliche Stabilität, ein Herz und Kopf vertrocknender Formalismus das Endergebniß sein sollte?" W. Sm.

— Von der Preßcommission der ungarischen Milleniumsausstellung ist kürzlich unter dem Titel „Ungarn zur Zeit des Milleniums" ein orientirendes Buch für alle Diejenigen veröffentlicht worden, die sich für das neue Ungarn, seine Verhältnisse und seine Festlichkeiten interessiren. Das Buch ist reich an statistischen Angaben über Ungarns Verwaltung, Landwirthschaft, Industrie, Handel und Verkehr, ferner über Ungarns Staatsfinanzen und Geldinstitute und dürfte von der Preßcommission der Milleniumsausstellung in Budapest jedem Interessenten auf Wunsch unentgeltlich zugesendet werden. P. D.

— Vymazal, Die Kunst, die bulgarische Sprache leicht und schnell zu erlernen. II., neu bearbeitete Auflage. Hartleben's Verlag, Wien, Pest, Leipzig. — Die vorliegende zweite Auflage unterscheidet sich ganz wesentlich von der ersten, indem der grammatische Stoff besser vertheilt und leichter verständlich gemacht wurde, indem statt der Uebungsstücke eine große Anzahl der Umgangssprache entnommener Beispiele mit deutscher Uebersetzung neu eingeführt und auch die Lectüre viel zweckentsprechender ausgewählt wurde, so daß das Buch als zur Einführung in die bulgarische Sprache recht geeignet empfohlen werden kann. Sehr ungeschickt ist die Umschreibung des jer durch a (kaˢta = Haus) und dazu die Erklärung, es laute „wie a mit halbgeschlossenen Zähnen gesprochen"; eine solche Beschreibung eines dem Deutschen fremden Lautes ist ganz werthlos. Wir möchten dem Verfasser für eine zukünftige Auflage empfehlen, statt einer Reihe russischer und westeuropäischer Wörter lieber die volksthümlichen bulgarischen anzuwenden. Wgd.

— Prof. Dr. P. Schreiber: Jahrbuch des Königl. sächs. meteorologischen Institutes 1894. XII. 1. Hälfte. Chemnitz 1895. — Die 140 Seiten starke erste Hälfte des zwölftes Bandes, auf deren Erscheinen wir hierdurch alle Leser aufmerksam gemacht haben wollen, zerfällt wie alle ihre Vorgängerinnen in 3 Theile: I. Beobachtungsresultate der Stationen 2. Ordnung Leipzig, Dresden, Döbeln, Bautzen, Zittau, Chemnitz, Plauen, Freiberg, Schneeberg, Altenberg, Reitzenhain, Fichtelberg. II. Zusammenstellung der Jahres- und Monatsresultate derselben Stationen in internationaler Form. III. Resultate speciellerer Beobachtungen der Centralstation Chemnitz. Nr. III hat in diesem Halbbande insofern eine wesentliche Bereicherung erfahren, als den 1894er Resultaten bei allen 8 Beobachtungsgruppen die 8jährigen Mittelwerthe (1887—1894) beigegeben sind. Auch ist diesmal die 4. Ausdrucksweise für die atmosphärische Feuchtigkeit, das sogenannte Sättigungsdeficit, den übrigen 3 Formen (absolute Feuchtigkeit, relative Feuchtigkeit, Thaupunkt) beigefügt worden. Für diejenigen Leser, die den letzteren Begriff noch nicht kennen sollten, sei erwähnt, daß man darunter die Wasserdampfmenge (Druck in mm Quecksilber) versteht, die bei den herrschenden Verhältnissen die Luft noch aufzunehmen im Stande ist. Auf diese Form machte zuerst Wild im Jahre 1875 aufmerksam. Flügge (1881), Deneke (1885), H. Meyer (1885) haben dann weiter Lanzen für ihre Einführung gebrochen. Von den interessanten Mittelwerthen, die den vorliegenden Band besonders werthvoll machen, seien folgende hervorgehoben. Es ist bekannt, daß die täglichen Barogramme 2 Maxima, 2 Minima und dem entsprechend 4 Media zeigen. Die Eintrittszeiten der 8 Phasen sind: 1. Medium $2^h\ 24^m$, 1. Minimum $4^h\ 48^m$, 2. Medium $6^h\ 48^m$, 1. Maximum $10^h\ 6^m$, 3. Medium $12^h\ 36^m$, 2. Minimum $4^h\ 12^m$, 4. Medium $7^h\ 54^m$, 2. Maximum $10^h\ 30^m$. Die Temperatur folgt einfach dem Laufe der Sonne und hat daher nur 1 Maximum, 1 Minimum und 2 Media. Das Maximum fällt 18^m vor Sonnenaufgang, das 1. Medium $3^h\ 18^m$ nach Sonnenaufgang, das Maximum $2^h\ 24^m$ nach dem Mittage und das 2. Medium $1^h\ 36^m$ nach Sonnenuntergang. Der Wind geht am stärksten zwischen 12 und 2^h, am schwächsten Abends 8^h. Die Himmelsbedeckung erreicht Mittags 12^h ihr Maximum, Abends 8^h und früh 2^h ihr Minimum! Die größte relative Feuchtigkeit haben wir 8^h früh, die kleinste Mittags 2^h. Die Sonne scheint am häufigsten von $11-12^h$; der Regen fällt am stärksten von $6-7^h$ Abends, am häufigsten aber von $9-10^h$ Vormittags. Am schwächsten regnet es von $11-12^h$ Mittags, am seltensten von $7-8^h$ Abends. — Dem Halbbande sind 3 im Institute selbst gedruckte Tafeln beigegeben. J. B.

— Fütterung des Edel- und Rehwildes. Von Dr. Max Neumeister, Director der königl. sächs. Forstakademie. Freiberg 1895, Verlag von Craz & Gerlach. Preis 1 ℳ 50 ₰. — Der Winter naht und mit ihm beginnt die Sorge des Jägers, seine Lieblinge ungefährdet durch denselben hindurchzubringen. Diejenigen Jagdliebhaber, welche ihre Aufgabe nur in dem Abschusse des Wildes sehen, können auf den Namen eines waidgerechten Jägers keinen Anspruch machen, die ausreichende Wildpflege ist es besonders, welche den wahren Jäger kennzeichnet. Schon seit Jahren beschäftigt sich der Hr. Verfasser damit, die verschiedenen Futtermittel, welche dem Wilde geboten werden können, auf ihren Nährwerth zu untersuchen, und das vorliegende Schriftchen ist als der Abschluß seiner Untersuchungen anzusehen. Dasselbe enthält zunächst Erörterungen über die allgemeinen Gesetze der thierischen Ernährung und unterzieht sodann die einzelnen Futtermittel einer Betrachtung auf ihren Werth; eine Anleitung zu der Art der Fütterungsanlagen und zur Fütterungsweise bildet den praktischen Theil. Eine Tabelle über die im chemischen Laboratorium der Forstakademie Tharand untersuchten Futtermittel ist im Anhange enthalten. Der Fachmann im Jagdwesen (der praktische Forstbeamte) hat von je die Beschaffung einer zweckmäßigen Fütterung als Berufsaufgabe angesehen, er wird aber gern das Schriftchen lesen, weil es ihm die Wirkung der Fütterungsweise auch wissenschaftlich verständlich macht; der Jagdliebhaber wird in demselben eine vollständige Anleitung finden, wie er sich in der Fütterungsfrage zu verhalten hat, um seinen Wildstand sicher durch den Winter zu bringen, ohne unnöthige Kosten dafür aufzuwenden. H. N.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 135. Dienstag, den 12. November. 1895.

Die Flößerei auf den sächsischen Flüssen.

Von P. L. in N.

Noch zu Anfang unsers Jahrhunderts, als Stein- und Braunkohlen lange nicht in dem Maße wie jetzt als Heizungsmaterial verwendet wurden, beförderte man in Sachsen auf den meisten Flüssen alljährlich mehr als 100 000 Klaftern Holz aus den sächsischen und böhmischen Grenzwäldern nach den holzarmen Gegenden der Niederungen. In mehr als einer sächsischen Stadt hat sich die Bezeichnung des Platzes, auf dem das durch die Flößen beförderte Holz unter Aufsicht des Floßmeisters von den Floßknechten in Klaftern aufgeschichtet wurde, als „Floßplatz“ oder „Holzhof“ bis in unsere Tage erhalten. So bestanden in Dresden allein 4 königl. Holzhöfe: der Ostraer an der Elbe bei Friedrichstadt, der Rampische in der Pirnaer Vorstadt, der Weißeritzhof vor dem Löbtauer „Schlage“ und der schwarze Holzhof vor dem schwarzen Thore. Vor kaum drei Jahrzehnten konnte man in Sachsen auf mehreren Flüssen noch solches Floßholz schwimmen sehen, und auf der Elbe wird uns die Gelegenheit selbst jetzt noch geboten. Mächtige Stämme, durch Weidengeflecht mit einander zu einem Floß verbunden, werden von gewandten Schiffern an den Dampfschiffen vorbeigeführt und sicher elbabwärts oft bis Hamburg geleitet. Früher wurden nicht nur Stämme, sondern auch Scheite auf der Elbe geflößt. Mancher Bewohner der Elbstädte und vieler Elbdörfer erwarb sich dadurch seinen Lebensunterhalt. Das von Böhmen kommende Holz schwamm der Elbe auf dem Polzen bei Tetschen und auf der Kamnitz bei Herrnskretschen, das in Sachsen gefällte dagegen auf der Kirnitzsch bei Schandau und auf der Biela bei Königstein zu. Auf der Kirnitzsch wurden aus den Waldungen des Amtes Hohnstein jährlich im Durchschnitt gegen 2000 Schragen hartes und weiches Scheitholz und Stöcke geflößt, die bei dem sogenannten Bindehause, wo sich die Kirnitzsch in die Elbe ergießt, in Flöße gebunden und so in die Dresdner Holzhöfe oder an die Meißner Porzellanfabrik geliefert wurden. Ehemals wohnte der Floßmeister in Hinterhermsdorf, später in Schandau. Die Kirnitzschflöße entstand unter Vater August etwa um das Jahr 1568. Bis 1724 bestand auch eine Flöße auf dem Polenzbach, wozu das Rittergut Putzkau das Holz lieferte, das bei Wendischfähre gebunden wurde. Da das Rittergut Putzkau später in der Niederlausitz ein günstigeres Absatzgebiet für sein Holz fand, hörte die Flöße in dem schon erwähnten Jahre wieder auf. Die Anfuhre des Holzes an die Kirnitzsch und an die sogenannten Huschen oder Ploffen gewährte im Winter einen guten Verdienst und wurde im Herbst an die Bauern des Amtes förmlich versteigert. Huschen waren fast senkrecht von den Bergen herabfallende, mit dicken Bohlen versehene Fahrten, auf denen das Holz pfeilschnell bis an den Bach oder an eine fahrbare Stelle geleitet wurde. Die Floßknechte mußten das Einwerfen des Holzes besorgen. Beim Flößen des Holzes im Sommer benützte man in den Gegenden, wo man mit Wagen nicht fahren konnte, Schlitten, und bereitete für sie eine Bahn, die statt des Schnees mit Holznadeln bestreut wurde. Durch die bedeutenden Holzzufuhren im Winter thürmten sich an manchen Stellen des Baches ganz gewaltige Holzberge auf. Diese froren fest zusammen und mußten dann im Frühling künstlich eingestürzt werden. Die Floßknechte zogen zu diesem Zwecke unten einzelne Scheite heraus, bis endlich das ganze Gebäude unter donnerähnlichem Krachen ins Wasser stürzte. Das Holz wurde dann im Schleußengrunde bei Hinterhermsdorf zuerst durch die obere und untere Schleuße und bei Schandau durch sogenannte Schütze aufgehalten. Eine gefährliche Arbeit war das Lösen der Pfosten an den Schleußen, aber die muthigen Floßknechte trotzten jeglicher Gefahr. — Bereits im Jahre 1521 wurde die Weißeritzflöße angelegt. Durch sie wurde Holz aus dem Altenberger, Frauensteiner und Tharandter Wald nach dem Holzhof zwischen Plauen und Dresden, in den der 1551 von Plauen abgeleitete Floßgraben führte, gebracht. Wie bedeutend diese Flöße war, kann man daraus erkennen, daß der Floßmeister eine Caution von 4000 Gulden legen mußte. — Eine der wichtigsten Flößen für den Staat war aber entschieden die Freiberger Muldenflöße, denn durch sie wurden in erster Linie die Hütten- und Amalgamirwerke mit Holz versorgt. Von der Muldenmühle bei Clausnitz an theilte sich die Flöße. Den einen Arm bildete die Mulde, den anderen dagegen der Georgenthaler oder Kämmerswalder, oder Clausnitzer Floßgraben. Unweit der Landesgrenze, etwa ½ Stunde von dem Dorfe Holzhau, hatte man unter dem Hermsdorfer Zollhause einen ansehnlichen, bis zur Erbauung der Eisenbahnstrecke Bienenmühle—Moldau noch bestehenden, Floßteich angelegt. In denselben wurden zu geeigneter Zeit Scheite geworfen, und der Teich wurde abgelassen. Der Abfluß des Teiches verstärkte die geringe Wassermenge der Mulde derart, daß die Scheite fortgetrieben wurden. Die zu flößenden Scheite hatte man dem Hemmschuhwalde im Altenberger und Frauensteiner Bezirk, dem Kreuzwalde nordwestlich von Hermsdorf, dem Töpferwalde, der in seinem südlichen Theile an die Mulde grenzt, dem schwarzen Busch und dem Ringelwalde bei Holzhau, sowie den Forsten bei Neustadt und Niklasberg in Böhmen entnommen. Der andere Arm der Muldenflöße begann in der Mitte des großen böhmischen Dorfes St. Georgenthal am linken Ufer der Flöha. Um den Georgenthaler Berg herumgehend, erreichte er den Rauschenbachgrund, dessen Wasser zur Zeit des Flößens von ihm benutzt wurde, gelangte unter zahlreichen Windungen durch den südwestlichen Theil des Ringelwaldes auf die höchsten Fluren von Kämmerswalde, ging unter der „Rachelbrücke“, über die der Weg von Seiffen nach Frauenstein und Dresden führt, hinweg, berührte wieder einen Theil des Ringelwaldes und kam dann auf die südwestlichen, sehr hoch gelegenen Fluren von Clausnitz und in das Oberdorf dieses Ortes, wo er sich mit dem Dorfbache vereinigte und bei der Clausnitzer Muldenmühle in die Mulde mündete. Den bedeutendsten Fall hatte dieser Graben nordöstlich von Kämmerswalde; hier bildete er sogar einen Wasserfall von 3—4 m Höhe. Interessant ist die Bestimmung, daß der Pfarrer zu Kämmerswalde für eine jährlich zu haltende Fürbitte für das Gedeihen der Flöße einen Schragen Holz erhielt. Das Holz nahm man theils aus sächsischen, theils aus böhmischen Waldungen, z. B. aus dem westlichen Theil des Ringelwaldes, aus dem nordöstlichen Gebiet des sehr bedeutenden Einsiedler Waldes, aus den Forsten zwischen Georgenthal und der Flöha und aus dem zum Jagdschloß Lichtenwald gehörigen Walde. Floßhofplätze bestanden drei größere und ein kleiner, erstere lagen bei den Muldener Hütten für diese selbst, am unteren Hüttenberg, ½ Stunde östlich von Freiberg, für die Stadt, und bei Halsbrücke für die Halsbrückener Hütten; letzterer galt für eine Anzahl im Muldenthale gelegener Werke. — Auf der Flöha und der Zschopau unterschied man viererlei Flößen: die nur für die Flöha bestimmte Kohlholz-Flöße, die auf beiden Flüssen betriebene Fabrikflöße, die nur auf der Zschopau gehende Chemnitzer Flöße und die Bauholzflöße. Das Holz für die Flöha wurde in den Grenzwäldern von Rothenhaus in Böhmen und von Olbernhau in Sachsen geschlagen und einestheils bei der ehemaligen Saigerhütte Grünthal auf der Ratschung, anderntheils direct bei Blumenau und endlich indirect durch die schwarze Pockau bei Görsdorf nach der Flöha befördert. Bedeutende Mengen Holz wurden bei Grün-

thal, Olbernhau, Blumenau und Görsdorf in Holzkohlen umgewandelt, die auf der sogenannten „Kohlenstraße“ über Hutha, Dörnthal, Mittelsayda u. s. w. oder über Lippersdorf und Großwaltersdorf nach Freiberg gebracht wurden. Das übrige Holz ließ man weitergehen bis zu den Holzhöfen bei Falkenau für die Stadt Oederan, bei Gunnersdorf für die Stadt Frankenberg, bei Neudörfchen für die Stadt Mittweida und bei Waldheim. Der Waldheimer Holzhof entstand erst im Jahre 1821. Die Stadt Chemnitz wurde mit Holz vom Floßhofe zu Flöha versorgt, das aus den Wäldern der Aemter Wolkenstein und Augustusburg bezogen wurde. Die Stamm- oder Bauholzflöße, damals die einzige nächst der auf der Elbe bestehenden, reichte bis Grimma. Bereits im Jahre 1200 hatte die Stadt Grimma die Stapelgerechtigkeit über alles Bauholz aus den obengenannten Aemtern. Man flößte entweder „Bollwerke“ oder „Flöße“. Die Bollwerke waren 20 bis 25 m lang, vorn 5 bis 7, hinten fast 4 m breit und an jedem Ende mit einem Ruder versehen. Sie bestanden aus 15 bis 20 durch Weiden verbundenen Stämmen, über die Bretter geschichtet waren, und wurden von 5 bis 9 kräftigen Männern bedient. Ein Floß hatte eine Länge von 24 bis 28 m und bestand aus Stangen, auf die Bretter genagelt und dann je nach der Wassermenge 14 bis 16 Schichten Holz gelegt waren. Um eine Beschädigung der Bretter bei etwaigem Anstoßen des Floßes zu vermeiden, hingen an den Seiten zum Schutz Baumstämme. Am Vorderruder stand die Hauptperson des Floßes, der Meister oder Steuermann, der es regierte. Das Hinterruder wurde vom Nachmeister gelenkt. Blieb ein Floß an einem Wehre hängen, so mußte der Meister Strafe zahlen. Mit größter Aufmerksamkeit verfolgte er darum die gefährlichen Stellen im Wasser und wußte das Fahrzeug geschickt über seichte Stellen oder zwischen Klippen und Felsenriffen durchzuleiten. Die gefürchtetsten Stellen der Zschopau befanden sich bei Kriebstein und Ehrenberg, weil dort die Zschopau zahlreiche Krümmungen aufweist. Ein Wehr, ein Brückenpfeiler und ein aus dem Wasser aufragender Fels erhöhten noch die Gefahr. Manches Floß und manches Bollwerk stürzte hier um oder zerschellte an den Felsen, und die Flößer versanken in den Fluthen der Zschopau. Lange vor dem Nahen dieser gefürchteten Stelle verstummten die frohen Zurufe der Floßknechte, und manches stille Gebet um gnädigen Schutz stieg zum Herrn aller Herren auf. Die Besitzer von Kriebstein ließen zur Rettung mit dem Floße verunglückter Mannschaften am Brückenpfeiler vier bis sechs eiserne Ringe anbringen, an denen sich die Gefährdeten so lange festhielten, bis ihnen aus der nahen Mühle Hilfe kam. Einst mußte ein Flößer fast eine halbe Stunde lang sich so schwebend halten, bis er gerettet werden konnte. Um der Gefahr, weggeschwemmt zu werden, zu entgehen, banden sich auch manche Flößer an dem Fahrzeug fest. Beim Vorüberfahren des Floßes an dem unweit der Brücke gelegenen Dorfe Rauschenthal wurden gewöhnlich die Flößer von Kindern um ein Stück Holz gebeten, „weil sie für die Flößer gebetet hätten“. Diese „Beter“ scheuten sich aber auch nicht, eine Art von „Strandrecht“ an verunglückten Bollwerken oder Flößen zu üben und anschwimmende Bretter und Scheite als ihr Eigenthum zu betrachten. Von Leisnig ab behielt der Meister nur noch einen Mann auf dem Fahrzeug, da nun alle Gefahr beseitigt war. In Leisnig war starkes Geleit (Zoll) zu entrichten. Bis dahin durften Stämme, Bretter, Scheite u. s. w. vom Floß nach Belieben verkauft werden. Je nach Gunst oder Ungunst der Witterung und der Wasserverhältnisse dauerte eine Fahrt vom Obererzgebirge bis Grimma 4—8 Tage. Die Ankunft des Floßes in Grimma mußte beim Rathsfloßmeister gemeldet werden. Zunächst wurde das Vorderruder abgehauen und an die Kämmerei abgeliefert. Jeder Bürger konnte nun beliebig viel Holz kaufen, und wer Bauholz brauchte, hatte das Vorkaufsrecht vor dem Holzhändler, der den Rest an sich nahm. Gegen 100 Bollwerke und Flöße kamen früher alljährlich nach Grimma, wo sechs Kaufleute einen lebhaften Stapelhandel mit geschnittenem und rohem Bauholz, Stämmen, Pfosten, Latten, Brettern, Schindeln und Dachspänen betrieben. Die erste Floßordnung stammte aus dem Jahre 1571 und wurde 1697 und 1717 erneuert. — Die schwarze Pockau wurde auch zum Flößen benützt. Von ihr zweigte der zwei Stunden lange Marienberger Floßgraben ab, der auf einigen Umwegen meist längs der Hauptstraße am Abhange mehrerer Berge hin durch den Buchwald führte. Durch das Wasser einiger bei Satzung gelegenen Teiche wurde er bedeutend verstärkt. Zur Blüthezeit des Marienberger Bergbaues war der Floßgraben sehr wichtig für die Stadt; denn von den Einkünften der Flöße bezahlte Marienberg seine Schulden. Das erste geflößte Holz wurde dem Graben am 18. April 1565 entnommen. — Der Pöhlbach diente ebenfalls zum Holzflößen. Am unteren Ende von Bärenstein ging der Annaberger Floßgraben ab, der das Dorf Kleinrückerswalde durchschnitt, und sein Ende am Pöhlberg bei Annaberg fand und in die Sehma mündete. Das meiste, im Annaberger Graben geflößte Holz war in den Wäldern bei Ober- und Unterwiesenthal geschlagen worden. Der Stadtrath zu Annaberg ließ diesen Graben 1564 erbauen. Welches Interesse der Landesfürst an seiner Anlegung bekundete, geht nicht allein aus dem 1567 der Stadt ertheilten Privilegium hervor, sondern auch daraus, daß er tausend Gulden, den vierten Theil des Kostenanschlags, schenkte. Am 6. Juni 1566 erhielt Annaberg das erste Holz aus dem Graben. — Sehr bedeutend war auch die Holzflöße auf dem Schwarzwasser. Auf ihm wurden jährlich gegen 3000 Klaftern Scheitholz und viele Stöcke geflößt. Die drei am Schwarzwasser gelegenen Hammerwerke erhielten je 350 Klaftern, das Pfannenstieler Werk empfing sogar etwa 1000 Klaftern Scheite; das übrige wurde nach Schwarzenberg, Sachsenfeld, Beierfeld, Bernsbach und in andere Orte der Umgegend von Schwarzenberg gebracht. Das wichtigste Jahr für die Flößerei auf dem Schwarzwasser war das Jahr 1669, in welchem die landesherrlichen Wälder der Erbisleite, des Kaffbergs, des Hennebergs, der Hölle u. A. geschlagen wurden. Auch Schwarzenberg besaß seinen eigenen Floßmeister. — Daß auch die Flöße auf der Zwickauer Mulde nicht unbedeutend gewesen sein kann, erhellt aus der Zahl der 11 Floßholzplätze. Schon in Urkunden vom Jahre 1275 wird ihrer Erwähnung gethan. Die Zwickauer Muldenflöße war sogar im 15. und 16. Jahrhundert die Ursache großer Streitigkeiten zwischen dem Stadtrathe zu Zwickau, den Herren von Schönburg und anderen Edelleuten, die das Flößen durch ihre Besitzungen nur unter der Bedingung gestatten wollten, daß ihnen eine Art Zoll gewährt werde. Im Jahre 1505 ließ z. B. Rudolph von Tettau, um das Flößen zu hemmen, Böcke in die Mulde setzen und beseitigte sie nicht eher, bis sich der Rath von Zwickau zu einer Geldvergütung herbeiließ. Auch Rudolf von Planitz suchte 1508 durch Anbringen eines Rechens über die Mulde bei Cainsdorf das Flößen zu hindern. Diesen entfernten aber die Zwickauer Bürger durch Zerstören eigenmächtig. Die beiden Städte Zwickau und Schneeberg sowie 6 Hammerwerke wurden durch die Zwickauer Muldenflöße mit Holz versorgt. Im Jahre 1539 wurde der Stadt Schneeberg das Muldenflößrecht bis Aue ertheilt, und erst 1556 erbaute man den sogenannten Schlemaer Floßgraben. Zunächst benützte man den Zschorlauer Bach; bereits am 3. April 1557 konnten die ersten 10 Klaftern geflößt werden. Der noch heute gut erhaltene Graben ist zum Theil in Felsen gesprengt und empfängt sein Wasser zuerst aus der Mulde beim „Rechenhaus“ in der Nähe des ehemaligen Schindler'schen Blaufarbenwerkes bei Albernau. Dann wird er durch den Zschorlauer Bach und viele an den Bergen entspringende Quellen gespeist. An der Straße nach Aue hat er bereits eine Höhe von etwa 45 m über der mittleren Thalsohle und der Mulde erreicht, während seine Mündung in den Schlemaer Bach beim Blaufarbenwerk fast 80 m über der Mündung dieses Baches in die Mulde gelegen ist. In der Nähe jenes Werkes lag der Holzhof, dessen Entfernung von der Stadt etwa ½ Stunde betrug. Mehr als 1000 Klaftern Holz wurden hier jährlich angeflößt. Die Baukosten des Grabens sollen ebenso hoch gewesen sein, wie die des Kirchenbaues zu Schneeberg. Auch die Unterhaltungskosten waren ganz namhafte, und daher war der Preis des Holzes ein ziemlich hoher. Der Graben dient nebenbei industriellen Zwecken; denn seine Wasserkraft wird noch von mehreren Mühlen und Fabriken ausgenützt. — Durch die Flöße auf der Weißen Elster wurden die Gegenden von Leipzig und Halle mit Brennholz versorgt. Das Fällen, Herbeischaffen und Flößen des Holzes schaffte manchem Bewohner des Vogtlandes Erwerb. Das Holz wurde im Sommer in den Waldungen der Graßlitzer und Frühbußer Herrschaften in Böhmen geschlagen und im Winter auf Schlitten an den großen Pyraer oder an den Schwarzen Teich, dessen Anlegung ursprünglich die Veranlassung zur Zwickauer Muldenflöße gab, gefahren. Wie umfangreich der Schwarze Teich war, kann man aus der Breite seines Dammes erkennen, auf dem vier Wagen einander bequem ausweichen konnten. Mit der Schneeschmelze im Frühlinge und dem durch sie veranlaßten Anfüllen des Teiches begann das Flößen. Mehr als 1000 Klaftern Holz wurden an jedem Floß-

tage die große Pyra hinunter durch das Dorf Morgenröthe bis zum großen Rautenkranzer Holzanger geflößt. Hier mündet die Pyra in die Mulde. Viele fleißige Hände regten sich, um das Holz aus dem Wasser zu ziehen, in Stöße aufzusetzen und mit Nummern zu versehen. Im Herbste wurde dann die sogenannte „Verdingung“ vorgenommen. Aus allen Gegenden des Vogtlandes kamen da Leute mit Pferden und Ochsen herzu, um eine gewisse Menge Holz zu dingen, d. h. an den sogenannten „neuen Graben“ und „Gelenbach“, der zwei Stunden von dem großen Rautenkranzer Holzanger entfernt war, zu fahren. Das angefahrene Holz blieb nun wieder bis zum Thauwetter im Frühjahre liegen, um dann durch die genannten Gräben der Göltzsch und aus dieser bis Greiz der Elster zugeflößt zu werden. Dadurch erreichte das Holz gewöhnlich erst im dritten Jahre seinen Bestimmungsort; denn im dritten Jahre gelangte es zur Hauptflöße und von dieser bis Leipzig und Halle. Die Elsterflöße war wie die Kirnitzschflöße eine Schöpfung des Kurfürsten Vater August, der sie 1579 für Leipzig, Zeitz, Merseburg und das Salzwerk Poserna anlegen ließ. Bei Krossen, oberhalb Zeitz, wurde unter bedeutendem Kostenaufwand ein neben der Elster hergehender Floßgraben eingerichtet. Derselbe theilte sich bei Pegau in zwei Arme, wovon der eine bei Leipzig in die Pleiße, der andere bei Merseburg in die Luppe mündete. Die Kammer des Stifts Merseburg erhob zu Kirchdorf und Kriegsdorf unter dem Namen eines Geleites den zwanzigsten Theil von allem Flößholze. In Leipzig war ein Floßcassirer und ein Floßverwalter angestellt. Aus dem königl. Floßhofe empfing von 1798 ab jeder Bürger jährlich 3 Klaftern Holz. Auf dem ersten Holz-Kauftage zu Leipzig, am 6. Juli 1579, betrug der Preis der Klafter 10/4 langen Tannenholzes 48 und des buchenen Holzes 56 Groschen. Die Aufsichtsbeamten der Elsterflöße bestanden aus einem Oberaufseher, einem Floßcommissar und Floßmeister, zwei Floßverwaltern, je einer war in Leipzig und in Zeitz seßhaft, einem Floßschreiber im Vogtlande und einem Floßstrafbefehlshaber. — Sogar auf Flüssen des Tieflandes wurde die Flößerei früher betrieben, wie die nicht unbedeutenden Flößen auf der Schwarzen Elster und den mit ihr in Verbindung stehenden Flüssen beweisen. Durch die Flößerei auf der Schwarzen Elster fanden gegen 200 Menschen Beschäftigung außer den angestellten Beamten, die bei der Elsterwerdaer, Neugraben- und Canalflöße in einem Oberaufseher, einem Floßmeister zu Elsterwerda, einem Floßverwalter zu Annaburg und drei Holzverwaltern zu Grödel, zu Meißen und beim Ostraholzhofe zu Dresden bestanden. Der Floßgraben zu Elsterwerda nahm seinen Anfang im Schradenwalde, einem von Elsterwerda bis Ortrand sich hinziehenden, mit sumpfigen Wiesen versehenen und meist mit Erlen bestandenen Forste. Kurfürst Vater August erließ 1582 eine besondere Schradenordnung. Unter Friedrich August's I. Regierung wurde der neue Graben und zur Zeit Friedrich August's II. 1740—44 die Canalflöße angelegt. Die Canalflöße begann in kleinen, nur 2—3 m breiten, kaum ½ m tiefen und mit 18 Brücken versehenen Canälen bei den Dörfern Rehrsdorf, Lichterfeld und Gohra im Amte Finsterwalde. Die Vereinigung der durch Teiche gespeisten Canäle erfolgte bei dem Dorfe Sorno in der Herrschaft Dobrilugk zu einem einzigen, bis 4 m breiten und über 1 m tiefen Canal. Auf ihm wurde Holz aus den Wäldern von Dobrilugk, Annaburg, Liebenwerda und Finsterwalde geflößt. Alljährlich wurden 9000 Schragen sechs bis neun Viertel langes Scheitholz (gegen 40000 Klaftern) ohne die Stöcke auf dem Canal und der Elster bis zum Floßrechen im Schradenwalde befördert und dann auf einem Canale und der Pulsnitz bis in den Hauptholzhof zu Elsterwerda gebracht. Hier schichtete man das Holz auf, um es endlich durch Schiffe auf dem zwei Meilen langen, 8 bis 9 m breiten und über 1 m tiefen Canal nach dem Holzhof zu Grödel an der Elbe zu befördern, von wo aus es nach Meißen zum Verbrauch in der Porzellanfabrik und nach Dresden gelangte. Die Rückfracht der Schiffe bestand gewöhnlich in Kalk, Bausteinen und Getreide für Elsterwerda und die Dörfer des Schradenwaldes. Der große Hauptcanal erhielt sein Wasser aus zwei Armen der Röder und verursachte gegen 100000 ℳ Baukosten. Er war mit 4 Schleusen, durch die er bis zur Elbhöhe 12 m anstieg, und mit 6 Nebencanälen von über 5 m Breite und über ½ m Tiefe versehen. Am Canal hatte man für die Schleußenzieher kleine Häuser erbaut. Jeder kleine Canal wurde alle 3 Jahre, der große dagegen jedes Jahr stückweise gereinigt. Nach beendigtem Eisgang begann das Flößen. Wie schon im Eingang erwähnt, dient von den sächsischen Flüssen nur noch die Elbe — und auch nur in verhältnißmäßig geringem Umfang — der Flößerei. In der Gegenwart ist das Floßwesen in Deutschland nur noch auf dem Rhein und der Weser von größerer Bedeutung. Aber auch hier ist ein Rückgang zu verspüren; denn Flöße von 280 m Länge, von mehr als 800 Floßknechten und Arbeitern bedient, wie sie früher den Rhein hinabschwammen, wird man jetzt wohl kaum noch zu sehen bekommen.

Bücherbesprechungen.

— Bibliothek für Socialwissenschaft, I. Band: Die Vererbung von Th. Ribot, Prof. am Collège de France. Deutsche autorisirte Ausgabe von Dr. Hans Kurella (Leipzig bei G. Wigand), 1895, Preis 10 ℳ und II. Band: Natürliche Auslese und Rassenverbesserung von John Haycraft, Prof. am University College in Cardiff. Deutsche autorisirte Ausgabe von Dr. H. Kurella (Leipzig bei G. Wigand), 1895, Preis 5 ℳ — Kein Gebildeter darf heut zu Tage mehr völlig theilnahmlos an den socialen Fragen vorübergehen; wenn er auch nicht den Tempel der Socialwissenschaft oder gar sein Allerheiligstes betritt und betreten kann, so muß er doch, gewissenshalber, von der Schwelle aus einen Blick ins Innere zu werfen und ein flüchtiges Bild desselben zu erhaschen suchen. Wer hätte das noch vor fünfzig Jahren gedacht! Zwar scheinen die oben genannten Bücher mit der „socialen Frage“ (wie diese gewöhnlich verstanden wird) wenig zu thun zu haben, denn sie zeigen dem Individuum, was es ist, wie es geworden, was es von sich selber zu erwarten und zu befürchten hat; aber da die Gesellschaft nur aus den Individuen, eine kräftige Gesellschaft nur aus kräftigen Individuen gebildet wird, so muß vor Allem das Individuum, als Glied einer solchen, auf seine Kräfte und Leistungsfähigkeit untersucht werden. Die Zahl der Auflagen ist nicht immer ein Werthmesser auf wissenschaftlichem Gebiet, indessen gewöhnlich; und so mag denn das erstgenannte Buch in seiner vorliegenden fünften Auflage schon eine gewisse Gewähr für seinen Gehalt bieten; aber auch das zweite, eben erst erschienene Werk wird sicherlich mit dieser erstmaligen Auflage den Bedürfnissen des Lesepublicums nicht genügen und wird seinen Gang aus der Presse mehr als einmal antreten müssen. Beide sind in ihrer Art vortrefflich, beide auch interessant und jedem gebildeten Laien verständlich, beide auch (von demselben Uebersetzer) tadellos verdeutscht; ferner darf bemerkt werden, daß die beiden Herren Verfasser, wo ihre Wege sie zusammen führen (und dies geschieht der Natur ihres Gegenstandes nach öfter), durchaus zu denselben Resultaten gelangen, eine Abweichung findet nur in der Frage nach der Vererbung (Erblichkeit) der individuell erworbenen Eigenschaften (im Gegensatz zu den angeborenen) statt. — Angenehm und tröstlich sind die Resultate der beiden Herren Verfasser nicht immer, sogar für die Rasse nicht, geschweige für die Einzelwesen (Individuen); es zeigt sich unwiderleglich, daß die Natur (d. h. das weltbeherrschende Gesetz der Entwickelung) nur für das Allgemeine, die Rasse, besorgt ist, um das Individuum aber sich nicht kümmert; und wenn das menschliche Individuum erhalten und gefördert werden soll, so muß der Mensch dem Menschen beispringen, damit aber kommt er gar oft in Conflict mit seinen Pflichten gegen die Rasse, deren Wohl und Veredelung nur durch den Untergang von Millionen Individuen gefördert werden kann! Alles Schwache und Verkümmerte schadet der Rasse infolge der Erblichkeit. Wären alle jene mindergearteten, geistig oder körperlich unvollkommenen Einzelwesen an ihrer Minderwerthigkeit selber schuld, so wäre der Gedanke an der Nichtberechtigung ihrer Existenz nicht so niederdrückend — aber wie viele sind schuldlos an ihrem Verhängniß. Wer oder was soll und kann hier trösten? Die Wissenschaft bleibt, einstweilen, auf diese große Frage stumm; ob für immer — wer will das wissen? Man kann ein Naturgesetz weder verbessern noch verschlechtern, aber da es gradaus geht, so kann man, was ihm im Wege steht, nach links oder rechts in Sicherheit bringen und die Weiterbildung der also geretteten Individuen den menschlichen Gesetzen unterstellen. Das ist wenigstens ein Trost. J. M.

— Wilhelm Preyer, Darwin. Sein Leben und Wirken. Neunzehnter Band von: Geisteshelden (Führende Geister), Sammlung von Biographien, herausgegeben von

Dr. Anton Bettelheim. Verlag von Ernst Hofmann & Co. Berlin 1896. 208 S. nebst einem Porträt und Facsimile Darwin's. 2,40 ℳ, gebunden 3,20 ℳ, bez. 3,60 ℳ Subscriptionspreis bei Entnahme einer Serie von 6 Bänden 0,40 ℳ niedriger. — Darwin's verhältnißmäßig einfacher Lebensgang ist bekannt genug, aber die Eigenart seiner Persönlichkeit, wie sie sich in seinen Werken und in seinem Briefwechsel ausspricht, ist so mächtig, daß noch viele berufene Darsteller sich an ihr versuchen können und versuchen werden, ohne daß sie die Fülle der von ihr ausgehenden Anregungen zu erschöpfen oder eintönig zu werden brauchten. Einer der berufensten Biographen ist unzweifelhaft Preyer, er, der von seiner Studienzeit an, als einer der ersten in unserem Vaterlande, begeistert für die neue Lehre eintrat, der dann lange Jahre zur Jenenser Schule gehörte und somit den Darwinismus erweitern und im deutschen Gewande begründen half, der auf mehr als einem Gebiete, in der Entwickelung der Seele des Kindes und, um den Gegenpol zu nennen, in der gegenseitigen Ableitung der chemischen Elemente, die neue Methode weiter ausbaute und bis in ihre Consequenzen verfolgte, der mit dem Meister in vielfache Berührung trat und correspondirte. So ist denn das Buch nicht nur zu einer Lebensgeschichte Darwin's geworden, sondern zugleich zu einer Geschichte des Darwinismus in Deutschland, zu welcher, wenn auch nicht in systematischer Folge, viele Bausteine geliefert werden. Als Vorwort dient ein Brief von Häckel, worin er den lange gehegten eigenen Plan einer Darwin-Biographie gewissermaßen in des Freundes Hände legt. Zuerst erfahren wir von Darwin's Familie, die ja bekanntermaßen ein classisches Beispiel ist für Uebertragung und Steigerung der Bestrebungen und Leistungen der Vorfahren auf die Nachkommen, dann von seiner Jugend und seinem Bildungsgange, der, nichts weniger als folgerecht, zwischen dem Studium der Naturwissenschaften und der Theologie hin- und herschwankte. Der Horror vor den Leichen verhinderte ein gründliches Betreiben der Anatomie; sonst war der Autodidakt vielseitig genug. Die Weltreise an Bord des „Beagle“ brachte die Entscheidung und die Grundlage für die nachherige Bedeutung. Die stille Wirksamkeit, die den Rest des langen arbeitsamen Lebens ausfüllte, gewährt die schönsten Einblicke nicht nur in die Methode, sondern vor Allem auch in den wunderbar reinen und harmonischen Charakter des Helden, der keine Stunde ungenutzt vorübergehen ließ, wiewohl er stets unter dem Drucke der Krankheit stand, die doch niemals seine Herzensgüte zu trüben vermochte. Ein ausführliches Verzeichniß von Darwin's wichtigsten Schriften ist nicht nur wegen der chronologischen Reihenfolge, welche das allmälige Herauswachsen und die gegenseitige Abhängigkeit zeigt, werthvoll, sondern noch mehr wegen der zahlreichen orientirenden Bemerkungen des Biographen, welche die immer weitere Ausdehnung der neuen Lehre auf alle Verhältnisse klar legen und auch da interessant bleiben, wo man, wie bei der Sociologie, nicht unbedingt folgen möchte, etwa wegen der von der Gegenpartei, d. h. der Socialdemokratie, daraus gezogenen entgegengesetzten Consequenzen. Der wissenschaftliche Werth wird wohl nur gesteigert, wenn man die praktischen Anwendungen nach beiden Seiten hin vermeidet. Zahlreiche Briefe, namentlich an deutsche Forscher, bilden den Schluß. Die beiden letzten Capitel machen den Haupttheil des Buches aus, das gerade für uns Deutsche besonders anziehend sein muß. — Noch eine Ehrenrettung scheint mir am Platze. Preyer urtheilt abfällig über die Preußischen Jahrbücher und W. Wehrenpfennig, ihren Herausgeber von 1869, deshalb, weil eine kurze biographische Skizze über Darwin, welche er einsandte, zurückgewiesen wurde. Aber er darf doch wohl daraus noch nicht den reactionären Standpunkt und das mangelnde Verständniß für die neue Lehre folgern, um so weniger, als ihm in dem angeführten ablehnenden Briefe gesagt wurde, daß eine ausführlichere Biographie der Zeitschrift erwünscht sein würde. Wohl möglich, daß der Verfasser den wahren Grund richtig angiebt, aber aus den mitgetheilten Daten kann ihn der Leser nicht entnehmen. Simroth.

— Deutsches Wörterbuch von Moriz Heyne, Dr., ord. Prof. an der Universität Göttingen. Sechster Halbband: Setzen bis Zwölftens. Leipzig, Verlag von S. Hirzel, 1895. Preis 5 ℳ, das ganze Werk 30 ℳ. — Moriz Heyne's „Deutsches Wörterbuch“ ist fertig! Diese Nachricht wird hohe Freude erregen in vielen Kreisen; denn es ist gewiß Manchem die Zeit zwischen dem Erscheinen des vorletzten und des letzten Halbbandes lang geworden. Wohl haben wir schon verschiedene Wörterbücher unserer Muttersprache, und jedes hat seine unbestrittenen Vorzüge. Weigand (4. Auflage 1882) ist noch heute unentbehrlich, wenn es gilt, mit einem Blicke sich über die frühere Form eines Wortes und sein erstes Vorkommen zu unterrichten. Sanders hat seinen Hauptwerth in der Masse der Beispiele, die er anführt. Kluge's etymologisches Wörterbuch geht der Herleitung der Wörter mit gründlicher Sorgfalt nach und hat sich von der ersten bis zur fünften Auflage zu immer größerer Vollkommenheit entwickelt. Aber gerade wer alle diese Hilfsbücher aus vielfachem Gebrauche kennt und aus Erfahrung werthschätzt, der wird Heyne's Werk erst recht neben ihnen herzlich willkommen heißen. Wird doch hier die Begriffsentwickelung eines Wortes und namentlich der heutige Sprachgebrauch so übersichtlich mit gut gewählten Beispielen belegt, daß man vor der Belesenheit und dem Fleiße des Gelehrten volle Hochachtung haben muß. Auch in dem weiteren Kreise des gebildeten Bürgerstandes ist nicht selten das Bedürfniß vorhanden, sich in einem deutschen Wörterbuche Raths zu erholen, das bedarf wohl kaum eines Beweises. Die Zeit ist unseres Erachtens längst vorbei, wo man in Sachen der Muttersprache auf alle wissenschaftliche Belehrung meinte verzichten zu können. Ich habe vielmehr den Eindruck, daß für Fragen des Sprachgebrauchs, der Sprachrichtigkeit, der mundartlichen Abgrenzung und dergl. neuerdings sich eine steigende Theilnahme zeigt selbst in Kreisen, denen man sonst nicht eben nachrühmen kann, daß ihr geistiges Nahrungsbedürfniß sehr entwickelt sei. Wie häufig kommt sogar am „Stammtische“ eine sprachliche Untersuchung in Gang, und von dem Aufwand an Leidenschaft bei der Vertheidigung eines bisweilen höchst anfechtbaren Standpunktes könnte viel gespart werden, wenn man gleich einen zuverlässigen Rathgeber zur Hand hätte. Solch einen Rathgeber wollte Heyne mit seinem Wörterbuche dem deutschen Volke darbieten, und es wird ihm die Anerkennung nicht versagt werden dürfen, daß er auf dem verhältnißmäßig knappen Raume von drei allerdings stattlichen Bänden alle Belehrung bietet, die man billiger Weise erwarten darf von dem Wörterbuche einer reichen und in lebendigem Gebrauche, also auch in lebendigem Flusse befindlichen Sprache. Daß Heyne den Sprachmeister selten hervorkehrt, sondern meist statt dessen vorzieht, das Nebeneinander verschiedener Sprechweisen oder Wortformen zu verzeichnen, das hat er mit allen Wörterbuchschreibern gemein. In vielen Fällen, wo die Schule mit den Begriffen „richtig“ und „falsch“ arbeiten muß, ist die Wissenschaft weit zurückhaltender in ihrem Urtheile und darf es sein; der Statistiker der Sprache hat es mit der Erziehung zu edlen Sprachsitten weniger zu thun. So ist schon ein „minder gut“ oder „selten“ des Wörterbuches eine Art Verurtheilung, die dem Einsichtigen einen genügenden Fingerzeig darüber giebt, was Nachahmung verdient. Auch das wird man einem so weit umfassenden Werke kaum ernstlich zum Vorwurfe machen, wenn es in irgend einem einzelnen Falle den Suchenden doch einmal im Stiche lassen sollte. Wir sind sicher, der Benutzer des Buches wird nicht oft solche Klage zu erheben haben. Jedenfalls ist man Heyne zu lebhaftem Danke verpflichtet, daß er die reichen Sammlungen, die er als Mitarbeiter an dem stolzen nationalen Werke des Grimm'schen Wörterbuches sich anlegte, in dieser Weise zu einem knapperen Buche verarbeitet und dieses in der immerhin kurzen Zeit von rund sechs Jahren zum Abschlusse gebracht hat. Nun Heyne's „Deutsches Wörterbuch“ vollendet vorliegt, haben wir kaum noch Anlaß, die Franzosen um ihren Littré, die Engländer um ihren Webster zu beneiden. Für selbstverständlich halte ich, daß jede Schulbibliothek den „Heyne“ anschafft, auch wenn Grimm, Weigand, Sanders und Kluge schon vorhanden sind. Aber auch in einer gewählten Hausbibliothek darf Moriz Heyne's „Deutsches Wörterbuch“ nicht fehlen. R. B.

— Vilmorin's Blumengärtnerei. Beschreibung, Cultur und Verwendung des gesammten Pflanzenmaterials für deutsche Gärten. Dritte, neubearbeitete Auflage, mit 1000 Holzschnitten im Text und 400 bunten Blumenbildern auf 100 Farbendrucktafeln. Unter Mitwirkung von A. Siebert, Director des Palmengartens zu Frankfurt a. M., herausgegeben von A. Voß in Berlin. Berlin, 1895. Paul Parey. Preis 1 ℳ à Lieferung. Lieferungen 21—30. — Das volle, uneingeschränkte Lob, welches wir allen bisher erschienenen Lieferungen dieses großartigen Werkes widmen konnten, verdienen auch obige neueste Hefte desselben zuertheilt zu bekommen. Auch bei diesen zeigen sich Text wie Abbildungen gleich bewundernswerth vollendet, Dank der außerordentlichen fachmännischen Tüchtigkeit des Herausgebers und der Mitarbeiter von „Vilmorin's Blumengärtnerei“. Dr. E. S. Z.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M. 25 Pf., für auswärts mit 1 M. 64 Pf. (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 Pf.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 136. Donnerstag, den 14. November. 1895.

Das Christenthum in Madagascar.

Von P. C. Paul.

Als die französische Expedition gegen Madagascar begann, drang aus dem Herzen des angegriffenen Inselreiches ein Hilferuf zu uns herüber, der den officiellen Berichterstattern in Frankreich recht unbequem gewesen sein mag. Die Königin Ranavalona III. hat im Verein mit den in Antananarivo versammelten eingebornen Pastoren die christlichen Völker Europas, sie möchten den zu Unrecht angegriffenen Madagassen ihre Theilnahme zuwenden und mit ihnen um einen guten Ausgang des Krieges beten. Für die Missionskreise in England, Norwegen und Deutschland lag darin nichts Ueberraschendes, denn sie haben seit Jahrzehnten die Entwickelung der Dinge auf Madagascar mit lebhaftem Interesse verfolgt und auch die Wetterwolken, die sich eben jetzt über der Insel zusammenballten, wurden fast ebenso lange von ihnen mit Sorgen beobachtet. Man hat es ja in Madagascar nicht, wie im übrigen Afrika, mit rohen Heidenvölkern zu thun, sondern mit einem seit einem halben Jahrhundert sorgfältig angebauten Missionsfelde der evangelischen Kirche. Das Land kann im Großen und Ganzen als christianisirt angesehen werden. Die Missionsgesellschaften, welche es dahin gebracht haben, konnten von einer ruhigen Entwickelung der Dinge um so erfreulichere Resultate erwarten, als die malayischen Hovas, der herrschende Stamm auf der Insel, schon nach seiner natürlichen Anlage hoch über den Negern von Afrika stehen. Die Einführung des Christenthums bei ihnen ist thatsächlich eins der interessantesten und erfreulichsten Blätter der neuesten Kirchengeschichte.

Die Ereignisse auf Madagascar in unserm Jahrhundert haben eine gewisse Aehnlichkeit mit den gewaltigen Fortschritten Japans, nur daß es sich bei den Hovas mehr um einen religiösen Fortschritt handelte, während es die Japaner vorzugsweise auf die weltliche Cultur Europas abgesehen haben. Jedenfalls nimmt Madagascar in der neuern Missionsgeschichte eine einzigartige Stellung ein: innerhalb 50 Jahren ist das vorher von christlichen Ideen so gut wie unberührt gebliebene madagassische Heidenthum überwunden und durch christliche Kirchengemeinschaften ersetzt worden, die sich zum Theil schon ganz von europäischem Einfluß frei gemacht haben. Es giebt, abgesehen von einigen kleinen Inseln der Südsee, kein Beispiel so schneller Christianisirung eines ganzen Landes. Gerade gegenwärtig, wo die Augen von ganz Europa auf die Entwickelung der Dinge in Madagascar gerichtet sind, darf auch die Religionsgeschichte des Inselreichs unser Interesse beanspruchen, zumal da von ihr aus gewisse Schlaglichter auf die politischen Ereignisse fallen.

Die erste Berührung der Madagassen mit dem Christenthum fand bereits im 16. Jahrhundert statt und ward durch die damals meerbeherrschenden Portugiesen vermittelt. Daß sie nur ganz oberflächlich und von kurzer Dauer war, muß man auf das bekanntlich auch in andern Theilen des Erdballs stark belastete Schuldconto dieser Colonisatoren setzen. Die Portugiesen haben ein merkwürdiges Geschick gezeigt, überall an den Küsten Afrikas und Asiens nur Ruinen hinter sich zurückzulassen. Auch die römischen Priester, die mit ihnen kamen, haben an diesen Stätten ihrer Wirksamkeit nichts Dauerndes zurückgelassen. Wie am untern Congo, so sind auch in Madagascar ihre Spuren von damals verschwunden. Die Geschichte des Christenthums auf der Insel beginnt daher erst im Anfang unsers Jahrhunderts. Gerade als Deutschland nach den Freiheitskriegen seine Wiedergeburt feierte, entstand auch auf Madagascar ein neues politisches Leben. Die von Osten her eingewanderten Hovas, welche bis dahin neben den Sakalaven und andern negerhaften Stämmen nur geduldet waren, rissen die Herrschaft an sich, um fortan die führende Stellung auf der Insel einzunehmen. Radama I. herrschte seit 1810 als allgemein anerkannter König. Sein sanftes und für ausländische Einflüsse nicht unempfängliches Wesen machte es den im benachbarten Mauritius ansässigen Engländern leicht, Beziehungen mit dem Inselvolke anzuknüpfen. Welche Handelsinteressen oder welche politischen Nebenabsichten sie dabei gehabt haben, berührt uns hier nicht. Aber anzuerkennen ist, daß auch schon ein gewisser philanthropischer Zug bei ihren Verhandlungen mit Radama und seinem Volke zur Geltung kam. In England bewegte damals die Frage der Sklavenbefreiung Volk und Parlament. Die äußersten Kreise dieser gutgemeinten Bewegung drangen auch bis Antananarivo. Der Gouverneur Farquhar von Mauritius und sein Unterhändler, der edle Hastie, erwirkten ein Verbot des Sklavenhandels; ferner ein Gesetz, daß die an Unglückstagen geborenen Kinder nicht mehr ausgesetzt werden dürften, und ähnliche gute Bestimmungen. Aber diese Früchte vom Baum der christlichen Cultur konnten unter den Madagassen doch erst dann recht gedeihen, als das Christenthum selbst ins Volksleben eindrang und selbständig Wurzel schlug.

Das Verdienst, die evangelische Pionierarbeit in Madagascar gethan zu haben, gebührt der Londoner Missionsgesellschaft. Im Jahre 1818 kamen die beiden ersten Missionare, Jones und Bevan. Sie wollten von Tamatave aus das Innere der Insel gewinnen. Das Ziel blieb aber für diesmal unerreichbar. Ihr Plan scheiterte an den Sumpffiebern, die das Küstenland beherrschen. Bevan fiel ihnen zum Opfer und Jones mußte traurig nach Mauritius zurückkehren. Aber 1820 ward ein neuer Versuch gemacht. Jones kam mit dem obengenannten Hastie, der in politischer Sendung nach Antananarivo ging, glücklich bis in die Hauptstadt und wurde von Radama I. aufs Beste empfangen. Er konnte bald eine Schule für die Kinder der vornehmeren Hovas ins Leben rufen und auch im Predigen hatte er volle Bewegungsfreiheit. Die Sonne der königlichen Gunst schien über diesen Anfängen der Missionsthätigkeit, ja Radama bemühte sich sogar, möglichst bald Missionare in größerer Anzahl zu bekommen. Als er seinen Schwager, den Prinzen Rataffe, nach England schickte, um zehn junge Madagassen dort in allerlei Fertigkeiten unterweisen zu lassen, gab er ihm auch einen Auftrag an den Vorstand der Londoner Mission mit. Das königliche Handschreiben, welches er überbrachte, enthielt neben dem Danke für die wiederholte Sendung von Missionaren die Bitte um zahlreiche weitere Glaubensboten und Laienbrüder, welche sein Volk im Christenthum und in den praktischen Dingen des Lebens unterweisen könnten. Die Antwort der englischen Missionskreise bestand in der schleunigen Aussendung von drei weiteren Missionaren. Ihre Arbeit blühte zusehends auf. Ganz besonders gediehen die Schulen, die sich vor Allem der königlichen Gunst erfreuten. Die aufgeweckten madagassischen Kinder machten diesen Zweig der Missionsthätigkeit so leicht und angenehm als möglich. Aber auch die christliche Predigt fand einen überraschend empfänglichen Boden. Schon nach 5 Jahren versammelte sich zuweilen eine Zuhörerschaar von etwa 1000 Eingebornen. Es wäre für die Missionare nicht schwer gewesen, zahlreiche Taufbewerber zu erlangen und die ersten Gemeinden zu gründen. Aber das lag zunächst nicht in ihrer Absicht. Ihre Gesellschaft, die eine freie Vereinigung der verschiedensten englischen Kirchengemeinschaften darstellt, ging von dem Grundsatz aus, daß das Volk erst reichlich mit christlichen Gedanken durchsetzt werden sollte, ehe man es äußerlich der christlichen Kirche angliederte. So kam es, daß erst am 29. Mai 1831 die erste Taufe von Madagassen in Antana-

narivo stattfand. Um so mehr Sorgfalt verwendeten die Missionare auf die grundlegenden Arbeiten. Seit 1826 wurden ihnen dieselben durch eine Druckerpresse erleichtert, die in der Hauptstadt aufgestellt war und die Schulen mit Lesestoff und Liederbüchern versorgte. Letztere wurden vom Volke besonders viel begehrt. Die Madagassen sind musikalisch veranlagt und sangen schon eine große Anzahl englischer Melodien, als von eingebornen Gemeinden noch keine Rede war. Das Alles geschah unter der wohlwollenden Duldung des weitblickenden Radama I., der zwar bis zu seinem 1828 erfolgten Tode ein Heide blieb, dessen Name aber dennoch in der Geschichte des Christenthums auf Madagascar einen ehrenvollen Platz verdient.

Es war gut, daß die Mission unter seiner Regierung einen soliden Grund legte, denn die Anfänge der madagassischen Kirche mußten bald eine schwere Probe bestehen. Es folgte ihm Ranavalona I., die von Anfang bis zum Ende ihrer Herrschaft (1828—61) eine feindliche Stellung zum Christenthum einnahm. Die heidnischen Priester kamen durch sie wieder zu Ehren. Bei ihrer Krönung stand sie zwischen zwei Götzenbildern. Gleichwohl verliefen die ersten Jahre nach dem Thronwechsel noch ruhig, was die Missionare kaum zu hoffen gewagt hatten, da sie als eine moderne Athalia sogleich alle ihre Verwandten, die etwa auf die Krone Anspruch machen konnten, umbringen ließ. Aber nach und nach wurden doch auch gegen die Christen allerlei Maßregeln ergriffen. Die Königin, die von allen ihren Unterthanen zu jeder Zeit unentgeldliche Dienste erlangen kann, legte z. B. eines Tages alle Schulen lahm, indem sie die Lehrer und die älteren Schüler als Soldaten einberief. Dann wieder erließ sie eine Verordnung, daß das christliche Abendmahl nicht gefeiert werden dürfte, weil ein von Radama I. erlassenes Gesetz, das aber nie beachtet worden war, den Genuß alkoholischer Getränke verbot. Diese kleinen Quälereien waren jedoch nur die Vorboten einer schweren, blutigen Verfolgungszeit. Die Königin soll dazu durch einen madagassischen Edeln bewogen worden sein, der in theatralischer Pose einen Speer von ihr verlangte, um sich umzubringen, weil die alten Götter jetzt in Madagascar verachtet würden. Ranavalona entfernte daraufhin zuerst die europäischen Missionare. Sie verfuhr dabei zwar auf die höflichste Weise, blieb aber gegen alle Vorstellungen und Bitten taub. Als sich die Ausländer in Tamatave eingeschifft hatten, begann eine regelrechte Verfolgung Es erging an alle Christen die Aufforderung, sich binnen vier Wochen zu melden. Als sich darauf eine Anzahl angesehener Christen vereinigten und die Königin baten, doch von Gewaltthätigkeiten abzustehen, erreichten sie damit nur, daß der Meldetermin auf eine Woche verkürzt wurde. Jetzt mußte sich's zeigen, ob das Christenthum wirklich Wurzel im Volke geschlagen hatte. Der Erfolg war schöner, als man auf christlicher Seite zu hoffen gewagt hatte. Ganze Schaaren aus allen Ständen der Hovas kamen, um sich als Christen anzugeben; ja selbst aus der königlichen Familie stellten sich Bekenner ein. Aber ihre große Zahl änderte die Gesinnung der Königin und ihrer heidnischen Rathgeber nicht. Es ward ein förmliches Blutbad unter ihnen angerichtet. Viele wurden gespießt oder verbrannt, Andere mußten den giftigen Tangena-Trank nehmen, eine große Anzahl wurde in die Sklaverei verkauft. Ein besonders ergreifendes Ende wurde mehreren Adligen bereitet, die durchaus nicht zu einer Verleugnung des neuen Glaubens zu bewegen waren. Man führte sie auf einen steilen Felsen in der Nähe von Antananarivo, band sie dort an Seile und ließ sie eine Weile über dem Abgrund schweben, wobei ihnen noch einmal die Frage vorgelegt ward, ob sie dem Christenthum entsagen wollten. Sobald sie das verhängnißvolle Nein geantwortet hatten, wurde das Seil durchschnitten und bald zerschellten die Unglücklichen an den Felsen in der Tiefe.

Diese Christenverfolgung, die in vielen einzelnen Zügen an die Märtyrergeschichten der alten Kirche erinnert, hat gegen 25 Jahre gedauert. Dennoch ist es der Königin nicht gelungen, den verhaßten Glauben auszurotten. Sie glaubte mit der Entfernung der Missionare die wichtigsten Lebensadern der jungen madagassischen Kirche unterbunden zu haben. Das erwies sich aber als ein Irrthum. Als jene Glaubensboten gingen, blieb doch die beste Kraft- und Trostquelle der Christen im Lande, die Bibel, deren Uebersetzung und Druck beim Ausbruch der Verfolgung eben beendet war. Und weil die Neubekehrten in der Bibel wohlbewandert waren, konnten nach wie vor an unzähligen Orten Erbauungsversammlungen gehalten werden, nur daß die Christen sich jetzt unter dem Schutze der Nacht oder in abgelegenen Walddickichten versammeln mußten, um sich in dieser schweren Zeit gegenseitig zu stärken. — Die Freunde in England haben mehr als einmal versucht, dieser Märtyrerkirche zu Hilfe zu kommen. Aber weder diplomatische Verhandlungen, noch die muthigen Reisen einzelner Missionare nach Antananarivo nützten etwas. Die Königin blieb bei ihrem passiven Widerstand gegen ausländische Einflüsse und die ankommenden Missionare wurden regelmäßig vor Eintritt der Regenzeit wieder aufs Schiff gebracht, „damit ihre Gesundheit nicht Schaden litte", wie sich Ranavalona beschönigend ausdrückte. So ging es bis zu ihrem Tode. Als Radama II., der schon als Kronprinz oft für die verfolgten Anhänger des neuen Glaubens eingetreten war, im Jahre 1861 König wurde, bekam das Christenthum wieder volle Freiheit. Er war im Gegensatz zu seiner Mutter der Meinung, daß Madagascar nur gewinnen könnte, wenn es sich ganz dem fremden Einfluß erschlösse. So gewährte er nicht nur Religionsfreiheit, sondern auch Handelsfreiheit, die leider von den Händlern bald zu einer Ueberschwemmung des Landes mit Branntwein mißbraucht wurde. Auch den auswärtigen politischen Einflüssen kam er in jeder Hinsicht entgegen. Er lieh bald englischen, bald französischen Abenteurern sein Ohr und hat damit den Grund zu mancher späteren Verwickelung gelegt. Wir haben es hier nur mit seiner Stellung zum Christenthum zu thun, und die war ganz dazu angethan, die unter Ranavalona vertriebenen Missionare zur Rückkehr zu ermuthigen. Die Londoner Mission zögerte keinen Augenblick. Sie sandte einen ihrer tüchtigsten Männer, Ellis mit Namen, um die Ruinen der ersten Missionskirche wieder aufzubauen. Wie groß war dessen Staunen, da er, abgesehen von den geopferten Märtyrern, die alten Gemeinden unversehrt, ja in ihrer Mitgliederzahl gewachsen fand. Als die letzten Missionare beim Beginn der Verfolgungszeit aus dem Lande gedrängt worden waren, berichteten sie von 1—2000 Christen, die sie hinter sich gelassen hätten, jetzt aber fand Ellis nicht weniger als 7000. Die obenerwähnten geheimen Versammlungen, in denen die madagassische Bibel als Missionar gewirkt hatte, waren dem stillen Wachsthum der christlichen Kreise förderlich gewesen. Bei der Ankunft des greisen Glaubensboten, der schon in der Verfolgungszeit einmal vorübergehend im Lande geweilt hatte, trat wie mit einem Zauberschlage ein neues christliches Leben hervor. Seine Reise nach Antananarivo glich einem Triumphzuge. Aber mehr als die fast königlichen Ehren, die ihm beim Eintritt in die Hauptstadt zu Theil wurden, erfreute ihn der Umschwung der Dinge bei den Gottesdiensten, die er auf dem Wege mit den Eingeborenen feierte. An den Orten, wo er das letzte Mal nur im Verborgenen und mit verhallender Stimme zu den Christen hatte sprechen können, gab es jetzt große christliche Versammlungen bei hellem Tageslicht und der Raum in den Häusern wollte nicht zureichen, die Zuhörer zu fassen. Es war ihm in der Folgezeit verstattet, eine neue Blüthezeit der evangelischen Mission auf Madagascar herbeizuführen. Es wurden schleunigst Kirchen gebaut, unter Anderem die schöne Märtyrerkirche auf dem Platze einer großen Hinrichtung dicht bei der Hauptstadt; die Zahl der Schulen wuchs in überraschender Weise und auch die Taufbewerber mehrten sich so stark, daß die Menge der ankommenden Missionare nicht zureichen wollte. Um diese Zeit traten neben der Londoner Mission noch andere Gesellschaften in die Arbeit ein, unter denen besonders die norwegischen Lutheraner zu nennen sind. Sie vereinbarten miteinander, welche Theile des Inselreichs jede einzelne besetzen sollte. In der Hauptstadt mußten sie Alle, die Anglikaner, Lutheraner und Quäker, eine Niederlassung haben, im Lande aber gingen sie so viel als möglich ihre besonderen Wege. So ist es gekommen, daß die eingeborenen Christen in der Centralprovinz Imerina sich fast ausschließlich den englischen Missionaren angeschlossen haben, während die südlichen Landschaften, besonders Betsileo, unter der Pflege der Norweger stehen. Letztere haben auch an der Westküste unter den rohen Sakalaven das Bekehrungswerk begonnen. Es ist dort aber eine saure Arbeit. Ganz im Gegensatz zu den empfänglichen Hovas steht dieser Negerstamm auf einer ebenso tiefen Culturstufe, als irgend eins der Bantuvölker in Innerafrika.

Seit dem Wiederaufleben der evangelischen Mission im Jahre 1861 hat kein Ereigniß so viel Freude auf christlicher Seite hervorgerufen, als der Uebertritt der Königin Ranavalona II. Sie ließ sich 1868 einen Monat nach ihrer Krönung mit ihrem ersten Minister christlich trauen und durch einen eingeborenen Prediger im Hofe des Palastes taufen. Damit war der Sieg des christlichen Glaubens auf der Insel entschieden. Der wichtige

Schritt des Staatsoberhaupts zog die angeseheneren Kreise des Volkes nach. Viele Officiere und Staatsbeamte ließen sich taufen, sogar die Priester, welche unter Rasohérina, der letzten heidnischen Königin, Hüter der Fetische gewesen waren. Die Missionare kamen in die seltene Lage, manche von der Taufe zurückzuhalten, wenn sie merkten, daß sie sich nur aus Politik zum Uebertritt drängten.

Die neueste Statistik der evangelischen Mission in Madagascar weist in Anbetracht der Kürze der Zeit überraschend große Zahlen auf. Man zählt 426000 evangelische Christen im Lande. Die den verschiedenen Gesellschaften angehörigen 81 Missionare würden für ein so fruchtbares Missionsfeld nicht genügen, wenn ihnen nicht schon über 1500 eingeborene Prediger zur Seite ständen. Die Zahl der Schulen beläuft sich auf etwa 1800. Als den hoffnungsvollsten Theil der madagaissischen Mission hat man ohne Zweifel die sogenannte Hofkirche anzusehen. Sie hat im Gebiet des königlichen Palastes ihr Gebäude und besteht seit dem Uebertritt Ranavalona's II. Sie ist die Kirche des königlichen Hauses und besteht ganz aus Eingeborenen; kein europäischer Geistlicher hat in ihr zu amtiren. Dagegen wohnen ihre Pastoren den halbjährigen Conferenzen der europäischen Missionare bei. Zu ihrem Verband gehörten 1886 bereits 194 Gemeinden und ebenso viele Geistliche in und um Antananarivo, 188 Schulen und 60000 Gemeindeglieder. Diese Gemeinschaft wäre jedenfalls berufen sein, den Kern der künftigen madagassischen Nationalkirche zu bilden, wenn einmal das Christenthum so tief gewurzelt sein wird, daß die Kirchen der europäischen Missionen in denen der Eingeborenen aufgehen können. Gerade gegenwärtig ist diese Errungenschaft des evangelischen Glaubens in Madagascar um so erfreulicher, weil die neue Wendung der Dinge auf der Insel doch vielleicht der Arbeit der englischen und norwegischen Missionare Schwierigkeiten bereiten wird.

Nach der Besetzung der Hauptstadt durch die Franzosen verlautet noch nichts über die Stellung des französischen Gouverneurs zu den Missionaren. Es ist zu hoffen, daß man den Glauben der Madagassen unangetastet lassen wird. Gleichwohl hat man in den evangelischen Missionskreisen nicht ganz ohne Besorgniß von dem Tedeum gelesen, das nach dem Eintreffen der Siegesnachricht in der Notredame-Kirche von Paris gesungen ward. Es giebt nämlich seit einigen Jahrzehnten auch Missionsniederlassungen der Jesuiten in Madagascar; und dazu kommt, daß Frankreich, welches daheim der römischen Kirche so viel Hindernisse in den Weg legt, in den Colonien gerade das Gegentheil thut, sodaß man es den „Soldat der katholischen Kirche" genannt hat. Die römischen Missionare, die seit dem Eindringen des französischen Einflusses in Tamatave und Antananarivo eingezogen und in der letzten Zeit zahlreicher geworden waren, als die evangelischen, haben beim Ausbruch der Feindseligkeiten, wie es scheint, alle die Insel verlassen. Jetzt werden sie in verstärkter Zahl wiederkehren. Es müßte wunderbar zugehen, wenn sich in Zukunft nicht schwere Verwickelungen und Religionskämpfe einstellen sollten. Das Beispiel von Uganda, wo sich auch römische Sendboten auf einem evangelischen Missionsfelde niederließen, ist noch in frischer Erinnerung. In Madagascar bekommt die evangelische Mission wahrscheinlich noch einen schweren Stand, weil der französische Einfluß dort künftig der maßgebende sein wird. Die evangelische Mission hat schon wiederholt schlechte Erfahrungen damit gemacht. So mußte z. B. in Tahiti, das bei der französischen Besitzergreifung dank den Bemühungen der Londoner Mission fast ganz christianisirt war, die evangelische Kirche seitdem Schritt für Schritt zurückweichen und selbst der Umstand, daß die Pariser evangelische Mission an die Stelle der Engländer trat, konnte das Verhängniß der dortigen Mission und das Eindringen der Jesuiten nicht aufhalten. Kein Wunder, daß man auf evangelischer Seite dem neuesten französischen Erfolge nicht ohne Besorgniß zusieht. Hoffentlich gelingt es der schon soweit erstarkten madagaissischen Kirche, zerstörende Religionskämpfe von sich fern zu halten. Es wäre schade um das aufblühende christliche Leben in dem harmlosen Inselvolke.

Bücherbesprechungen.

— **Marcus Eremita ein neuer Zeuge für das altkirchliche Taufbekenntniß.** Eine Monographie zur Geschichte des Apostolicums mit einer kürzlich entdeckten Schrift des Marcus von Lic. Dr. Johannes Kunze, Privatdocenten der Theologie an der Universität Leipzig. Leipzig, Dörffling und Franke 1895. 6 ℳ. — Es handelt sich hier um eine seither nicht bekannte Schrift des Marcus Eremita „gegen die Nestorianer", die im Verein mit den schon in den Patrologien abgedruckten übrigen Werken desselben von einem griechischen Gelehrten aus einer Handschrift der Jerusalemer Bibliothek herausgegeben worden ist. Unser Verfasser druckt sie ihrem ganzen Wortlaut nach auf Grund sorgfältigster Textuntersuchung wieder ab und macht sie nun zum Gegenstand einer ausführlichen gelehrten Forschung, die, um einen Zeitungsausdruck zu brauchen, insofern zu einer actuellen wird, als sie ihm Gelegenheit bietet, in den gegenwärtig obwaltenden Streit über die Entstehung des Apostolicums auf nachdrückliche Weise einzugreifen. Die Schrift enthält nämlich ein Taufbekenntniß, dem aber der ganze dritte Artikel und einige Ausdrücke fehlen, die jedoch an anderen Stellen und in anderen Schriften des Marcus als wesentliche Bestandtheile seiner Glaubenslehre zu finden sind. So mußte der Verfasser, um diesen hochwichtigen Theil der neuentdeckten Schrift zu dem gegebenen Zwecke nutzbar zu machen, nicht blos auch alle übrigen Schriften des Eremiten einer eingehenden Prüfung unterwerfen, sondern vor Allem auch nach sicheren Feststellungen über Zeitalter und Aufenthaltsort des bis jetzt wenig bekannten Schriftstellers trachten. Als sicher stellt er fest, daß dieser ein Schüler des Chrysostomus und also ein Anhänger der antiochenischen Schule, wenn auch nicht unberührt von alexandrinischen Einflüssen, gewesen ist, daß er zuerst Abt eines Klosters in Galatien war, als solcher, wie die meisten seiner Schriften, so auch diese hier besprochene, um das Jahr 430 verfaßte und sich in höherem Alter in die Einsamkeit wahrscheinlich der Wüste Juda zurückzog. Was aber die Hauptsache, jenes Taufbekenntniß, anlangt, so führen die sorgfältigen und eingehenden Nachweise des Verfassers zu der Gewißheit, daß die Christenheit im Orient so gut wie im Abendlande schon im 4. Jahrhundert das Bewußtsein eines gemeinsamen Taufbekenntnisses gehabt und daß dasselbe in seinen verschiedenen Redactionen jedenfalls eine trinitarische Grundlage besessen und die Hauptstücke des Lebens Jesu enthalten hat. Mit diesen Behauptungen tritt der Verfasser in scharfen Gegensatz zu der jetzt fast allgemein angenommenen Meinung, die morgenländische Kirche habe sich an der Formulirung des Taufbekenntnisses überhaupt nicht betheiligt, und er erhebt auch wider solche Gelehrte, die sich in ihren Forschungen über das Apostolicum als Bekenner desselben gezeigt haben, den Vorwurf, daß sie die orientalische Kirche hierin nicht genug berücksichtigt hätten. Als seinen ausgesprochensten Widerpart erkennt er Kattenbusch in seinem Werke: Die Grundgestalt des Taufsymbols. Man wird zunächst abzuwarten haben, was alle diese Forscher von der rechten und von der linken Seite zu diesen Feststellungen sagen werden, denn die Entscheidung über ihre Unfehlbarkeit kann nur von den Fachleuten getroffen werden. Jedenfalls verdient dies überaus fleißige und sehr durchsichtig geschriebene Buch auch vorher schon alle Beachtung. B. K.

— **Der Evangelische Diakonieverein, E. G. m. b. H.** von D. Friedrich Zimmer, Professor der Theologie. Herborn, 1895, Verlag des Ev. Diakonievereins (Buchhandlung des Nassauischen Colportagevereins). 83 S. ℳ 0,60. — Das Büchlein giebt in trefflicher Weise einen Ueberblick über die Ziele, die Organisation, den gegenwärtigen Stand des im April 1894 begründeten Diakonievereins. Dies neueste Liebeswerk ist überraschend schnell gewachsen. Ohne Collecten, ohne Unterstützung amtlicher oder kirchlicher Kreise, lediglich getragen durch die Unterstützung der Presse, hat der Verein in den letzten 12 Monaten allein der Pflegediakonie etwa 190 Kräfte fast ausschließlich aus gebildeten Kreisen zugeführt, während auf ein Diakonissenhaus für dieselbe Zeit ein Zuwachs von durchschnittlich 10,5 zu verzeichnen ist. Von hohem Interesse sind die Capitel, welche von den neuen Aufgaben der Diakonie handeln: Psychische Krankenpflege, Frauenpflege, Heilpädagogik, Lehrdiakonie, Frauenfrage und Diakonie. Sie enthalten höchst beachtenswerthe Winke zur Lösung schwerer sittlich-socialer Probleme. Ein gleiches Interesse beanspruchen die Ausführungen über den Unterschied zwischen Diakonissenhaus und Diakonieverein. „Der einzige grundsätzliche Unterschied" ist dieser, daß das Diakonissenhaus auf der Familiengenossenschaft, der Diakonieverein auf der Berufsgenossenschaft aufgebaut ist. Letzterer gewährt dem entsprechend größere persönliche Freiheit. Das Verhältniß zwischen beiden ist ein durchaus friedliches. Nach unserer Meinung finden

weibliche Charaktere, welche sich gern einer leitenden Hand fügen, im Diakonissenhaus den rechten Ort ihrer Thätigkeit, solche aber, welche ihre Selbständigkeit wahren möchten, im Diakonieverein. Jedenfalls haben beide Formen der Diakonie ihre volle Berechtigung. Wir empfehlen besonders den Damen höherer Gesellschaftskreise den Diakonieverein und vorliegendes Schriftchen zur Beachtung. Manches Mädchen, das ohne Beruf, darum ohne Ziel und darum ohne Befriedigung ist, könnte sich im Diakonieverein eine hochgeachtete, selbständige und glücklichmachende Stellung erringen. O. S.

— Briefwechsel zwischen dem Kriegsminister Grafen v. Roon und Clemens Theodor Perthes, Professor der Rechte in Bonn, aus den Jahren 1864 bis 1867. Ein Nachtrag zu den Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Kriegsministers. Herausgegeben von Otto Perthes. Breslau, Eduard Trewendt, 1896. ℳ 2.— — Die im Jahre 1892 in 2. Auflage bei E. Trewendt in Breslau erschienenen Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Grafen Roon dürfen als eins der werthvollsten Memoirenwerke der Neuzeit betrachtet werden. Sie sind, abgesehen von ihrem historischen Werthe, ein populäres und beliebtes Familienbuch geworden und es wird daher für weite Kreise von Interesse sein, daß der obige Nachtrag erschienen ist, der den Briefwechsel Roon's mit seinem intimen Freunde Perthes, auf den in den „Denkwürdigkeiten" schon vielfach Bezug genommen wird, näher ausführt. Es handelt sich hierbei um die Jahre 1864 bis 1867, die für Preußen so wichtige Zeitperiode, in welcher der Krieg gegen Dänemark und der gegen Oesterreich und die Mittelstaaten gekämpft wurde und während welcher Roon in der Hauptsache das Staatsruder führte. Sein Briefwechsel will uns aus gewissen Gründen besonders interessant erscheinen: einmal, weil er zeigt, daß ein wissenschaftlich und moralisch so hoch stehender Mann wie Perthes in politischer Hinsicht die damals in Preußen maßgebenden und von Roon ganz besonders vertretenen Ansichten vielfach nicht theilte, und das andere Mal, weil man einen Einblick in ein nahezu ideales Freundschaftsverhältniß gewinnt, wie es in unserer heutigen prosaischen Zeit selten genug vorkommt.*) Perthes ist von der größten Verehrung für Roon beseelt und traut ihm das Höchste zu, aber er ist nicht mit ihm einverstanden in der Behandlung der Augustenburger Frage, er pflichtet der preußischen Politik in den Jahren 1864 und 1866 nicht unbedingt bei und er theilt nicht in allen Stücken Roon's Anschauungen über Fürst Bismarck. Er will unbedingt Recht über Macht gestellt wissen. So bezeichnet er in einem am 9. Januar 1864 an Roon gerichteten Briefe die Anerkennung des Prinzen von Augustenburg als Herzogs von Schleswig-Holstein als das von der preußischen Regierung zu erstrebende Ziel und am 28. April, zehn Tage nach der Erstürmung der Düppeler Schanzen, schreibt er (S. 16): „Preußen hat die Verpflichtung, darüber keinen Zweifel zu lassen, daß es die Frage, ob dieser oder jener die rechtmäßige Obrigkeit eines Landes sei, nicht als eine offene und gleichgiltige betrachte, welche nach dem augenblicklichen politischen Interesse entschieden werden könne." Die Absicht einer Annection der Herzogthümer macht er Bismarck zum ernsten Vorwurf (S. 17). Roon ist in seinen Briefen unausgesetzt bemüht, die politische Mission Preußens zur Geltung zu bringen und das Urtheil seines Freundes Perthes über Bismarck günstiger zu stimmen; so schreibt er am 27. Juli 1864: „Ihre Gerechtigkeit in Betreff Bismarck's scheint mir noch immer nicht gerecht zu sein." Eine Meinungsverschiedenheit über diese politischen Fragen bleibt aber bis zuletzt und unbeirrt durch die Erfolge des Jahres 1866 bestehen, wie noch Perthes' letzter Brief vom 7. October 1867 bezeugt. Eine Trübung des Freundschaftsverhältnisses beider Männer wurde durch diese politischen Meinungsverschiedenheiten nie hervorgerufen. — Den Vielen, denen die Denkwürdigkeiten Roon's zur Unterhaltung, Belehrung und Förderung gedient haben und noch dienen, sei dieser Nachtrag warm empfohlen. O. W.

— „Johann Adam Hiller." Ein Beitrag zur Musikgeschichte des 18. Jahrhunderts von Karl Peiser. Verlag von Gebr. Hug & Co. 1894. — Peiser darf sich rühmen, mit seinem Buch über Hiller eine empfindliche Lücke in der Musikgeschichte des 18. Jahrhunderts ausgefüllt zu haben: der Begründer des deutschen Singspiels hat in dem Autor einen ebenso gewissenhaften, wie liebevollen Biographen gefunden. Der Lebensgang Hiller's, sein segensreiches Wirken und nicht zum geringsten seine compositorische Thätigkeit berechtigen vollauf eine ausführliche Monographie, die des Wissenswerthen und Interessanten in Hülle und Fülle bieten kann. Die Bedeutung Hiller's in der Musikgeschichte Sachsens und sein Einfluß auf die Entwicklung derselben werden Manchem erst aus Peiser's Buch klar werden; in allen seinen verantwortungsvollen Aemtern und Stellungen, sei es als herzoglich kurländischer Kapellmeister, sei es als Thomascantor und Dirigent der „großen Concerte" in Leipzig, sei es als Herausgeber des „Musikalischen Zeitvertreibs", erwies sich der liebenswürdige Componist der „Jagd", der Lieblingsoperette des ausgehenden 18. Jahrhunderts, als echter und ganzer Künstler. Psychologisch interessant ist es, daß Hiller, der Schöpfer so vieler sonnig heiterer Lieder, der Sänger von „Ohne Lieb' und ohne Wein" und von „Schön sind Rosen und Jasmin", von Natur kränklich, griesgrämig und hypochondrisch war, und weder die staunende Mitwelt, noch die Nachwelt hätten ihn als Singspielcomponisten bewundern können, wenn nicht der Schauspieldirector Koch und der Dichter Christian Felix Weiße gewesen wären, die den ernsten Meister zu all den lustigen musikalischen Einfällen anregten. Es ist bekannt, daß nach dem großen Erfolg der ersten Operette „Die verwandelten Weiber" (1764) auch Hiller mehr Muth und Lust bekam und von da ab fast jedes Jahr ein Singspiel schrieb. — Die Biographie ist durchaus sachlich geschrieben, giebt eine warme, aber keineswegs übertriebene Würdigung Hiller's und ist — kein geringer Vorzug! — so abgefaßt, daß sie auch Laien mit Verständniß und Gefallen lesen werden. Möge das Werk die Verbreitung finden, die es verdient! P. A.

— Homiletisches Hilfsbuch. Geschichten und Beispiel für den 4. Jahrgang der sächsischen Perikopen a und b, herausgegeben von Pastor J. Kneschke in Wittgendorf und Pastor G. Hiller in Dittelsdorf. Erstes Heft (Advents- und Weihnachtszeit). Frankenberg i. Sa., Roßberg'scher Verlag. — Die beiden Verfasser dieses homiletischen Handbuches haben in gleicher Weise bereits den zweiten Jahrgang des sächsischen Perikopenbuches, die Episteln, bearbeitet und sich schon dabei als überaus fleißige und umsichtige Sammler auf homiletischem Gebiet bewährt. Auch für ihr neues Werk wird es ihnen an dankbarer und freundlicher Aufnahme besonders unter den sächsischen Geistlichen um so weniger fehlen, als es bisher an einer solchen Bearbeitung der Texte des 4. Jahrgangs noch völlig mangelte und diese Textreihen gerade für die Predigten des neuen Kirchenjahres verordnet sind. Mit erstaunlichem Fleiß sind auch hier wieder mustergiltige Dispositionen, Auszüge aus den Predigten der bedeutendsten Prediger älterer und neuester Zeit, erläuternde und veranschaulichende Erzählungen und Beispiele meist geschichtlicher Art, dazu eine reiche Verwendung des Liederschatzes unseres Gesangbuches geboten, so daß das Buch als wohlgeeignet erscheint, als ein Hilfsmittel zur Befruchtung bei der Meditation wie zur Belebung und Ausschmückung der Predigt, der Bibelstunden, der Kindergottesdienste u. s. w. zu dienen. Auch ist bei der Benutzung desselben nicht zu befürchten, daß es der Trägheit Vorschub leiste und der selbständigen Arbeit Abbruch thue, sondern die Verwerthung des beigebrachten homiletischen Materials erfordert durchaus den eignen Fleiß und die selbständige Verarbeitung. Wir sehen daher mit Freude der Fortsetzung des Werkes entgegen. A. Sch.

— Schießausbildung und Feuer der Infanterie im Gefecht. Vorträge von Karl Reisner Freiherr von Lichtenstern, Oberstlieutnant und Commandeur der königl. bayer. Militärschießschule. Berlin 1895. E. S. Mittler & Sohn. 3 ℳ. — Die dienstliche Stellung des Verfassers verbürgt von vornherein ein gründliches Verständniß desselben für Schießausbildung u. s. w. der Infanterie. Seine langjährigen praktischen Erfahrungen auf diesem Gebiete hat der Verfasser gewissermaßen als philosophisch-psychologische Betrachtungen in geistreich durchdachten Vorträgen zum Ausdruck und in Anwendung mit den bestehenden Vorschriften gebracht. Der Lehrer soll, um den Schützen auf einen möglichst hohen Grad mechanischer Fertigkeit zu bringen, ganz besonders dessen seelische Thätigkeit beim Anschlagen, Zielen und Schießen berücksichtigend, die Person desselben zum Mittelpunkt der Schießlehre machen. Der als Schießlehrer verwendete Officier wird in diesen Vorträgen viel Anregung finden und letztere mit Nutzen auf die Praxis übertragen können. H.

*) Diese Freundschaft datirte aus dem Jahre 1846, wo Roon als Begleiter des Prinzen Friedrich Karl zwei Jahre lang in Bonn weilte.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 137. Sonnabend, den 16. November. 1895.

Die Wallfahrt nach Montevergine.

(Neapolitanisches Charakter- und Sittenbild.)

Montevergine — der Berg der Jungfrau ragt, alle seine Nachbarn an Höhe übertreffend, in der Apenninenkette empor; sein Haupt verliert sich in den Wolken, die den ewigen Schnee seines Gipfels verhüllen. Wilde Steinmassen, schroffe Felswände, abschüssige Abhänge thürmen ihn zusammen; furchtbare Abgründe, weitgähnende Spalten zerklüften ihn, und selbst der Hochsommersonne jener Breiten gelingt es nicht, den Schnee, der sich während des Winters darin aufgehäuft hat, zu verzehren. Es ist eine rauhe, unwirthliche, abseits aller Verkehrsstraßen gelegene Gebirgswildniß; einsam und trostlos ist dieses Stück Erde, wohin sich selten ein fremder Fuß verirrt. An der Sohle des der Jungfrau geweihten Berges liegt das Dörfchen Mercogliano — ehemals Mercuriale oder Mercurii arae. Es scheint eingeklemmt an einem Abhange über einer wilden Schlucht zu hängen; die Bergwasser haben tiefe Rinnen und Furchen in seinen felsigen Boden gespült: auf den Hügeln, die es umgeben, ist kaum eine Spur von Vegetation zu finden. In Stille und Abgeschiedenheit schläft es ein Jahr herum, weltvergessend und weltvergessen. Seine wenigen Bewohner leben in anspruchsloser Dürftigkeit, mit geringen Beziehungen zur Außenwelt. Aber am Abend vor Pfingsten wird es plötzlich aus seiner Erstarrung aufgerüttelt. — Die Wallfahrt erfordert fünf Tage und vier Nächte. Am Freitag schon erfolgt die gemeinsame Abfahrt von Neapel. Vorher haben sich schon die Bettler auf den Weg gemacht, die auf gute Geschäfte rechnen, denn sie wissen wohl, daß die bevorstehende Gelegenheit Herzen und Hände öffnet. Auch die ambulanten Verkäufer, welche sich auf allen Localfesten einfinden, um Leckereien, Kinderspielzeug und Musikinstrumente, hier namentlich Cymbeln und Klappern auszubieten, sind vorausgezogen, ebenso die Hausirer, die auf den Halteplätzen Rosenkränze, Schaumünzen, Amulets und Heiligenbilder feil halten wollen. Auch die Wagenlenker sind nicht müßig gewesen. Sie haben ihren Wagen frisch angestrichen und neu aufgepolstert; nun schmücken sie diesen und ihre drei, nebeneinander zu spannenden Pferde in echt neapolitanischer Eigenartigkeit aus. Buntfarbige Seidenbänder flattern vom Kopfstück, darüber nickt ein rother oder blauer Federbusch; vor der Stirn hat das Pferd Troddeln und eine silberbefranste Cocarde; der Zaum ist mit blitzenden Silberplättchen besetzt, Brust- und Sattelstück ebenso benäht; Fuchsfell umsäumt es; und aus den großen, silberglänzenden Knöpfen, mit denen sie verziert sind, hängen lange Pferdehaarsträhne hervor. Die ganze Länge der Zügel läuft ein Geläute von Glöckchen oder Schellen hin, die bei jeder Bewegung des Thieres großen Lärm verursachen. Stirnbüschel, Mähnen und Schwanz sind mit Seidenbändern durchflochten, mit Silberschnüren und Litzen, mit Flittern, Schleifen und künstlichen Blumen besteckt. Auf den vier Ecken des Wagengestells und zu beiden Seiten des Kutschers sind große, silberglänzende Leuchter befestigt, aus denen statt der Kerzen Bündel von Glöckchen hervorragen. Hinten am Wagen flattert von buntbemalter Stange eine Fahne herab. Die Karren und die größeren Wagen, die oft sechsundzwanzig Personen fassen können, sind meist mit buntgestreifter Leinwand überdacht und rings mit frischen Blumen und grünen Zweigen besteckt, die an jedem Halteplatz durch neue ersetzt werden. Der Eigenthümer des Gefährts engagirt auch wohl, um die Langeweile des weiten Weges weniger fühlbar zu machen, junge Mädchen und Burschen, die als die besten Sänger und Tamburinschläger ihres Viertels bekannt sind und im Tanzen der Tarantella nicht leicht übertroffen werden. Es giebt Wagenlenker in Neapel, die seit mehr als dreißig Jahren die Fahrt nach Montevergine niemals versäumt haben. Die Theilnehmer an der Wallfahrt haben sich ihrerseits frühzeitig ihrer Plätze versichert und Mundvorrath und Kleider wohlverpackt auf ihrem Wagen untergebracht. Kaum graut der Morgen, so ertönt in den Stadtvierteln, die die meisten Wallfahrer stellen, ein Lärmen, Knallen und Schießen, daß die Fenster klirren. Denn das Volk von Neapel liebt die Bewegung, den Lärm, das Geschrei; es kann nicht leise sprechen, und wenn gesungen wird, so geschieht es immer aus vollem Halse. Gewohnheitsmenschen, wie sie sind, würden sie nie auf ihre Feste verzichten und auf die lärmende Art, sie zu feiern. Das Leben und Treiben am Capuanischen Thore wird immer größer, je näher die achte Morgenstunde rückt. Von allen Seiten kommen die aufgeputzten, dicht besetzten Wagen an, die besonders schönen mit lebhaftem Händeklatschen und Tücherschwenken begrüßt. Umdrängt werden sie von Neugierigen und Solchen, die etwas verkaufen wollen, und die ihre, an einem Riemen vom Halse hängenden Bänkchen schön mit Grün ausgeschmückt haben. Der Lärm, das Gewühl, die Farbenverwirrung ist unbeschreiblich. Mit dem Schlage acht wird plötzlich die Luft von einem furchtbaren Knall erschüttert, denn der Augenblick der Abfahrt ist gekommen und von jedem Wagen werden Petarden, Castagnolen, Mortaletten und wie die Explosionskörper alle heißen, heruntergeschleudert, abgeschossen, abgebrannt, Hurrahrufen und Jauchzen, Lärm und Geschrei ertönt aller Orten; die erschreckten Pferde schütteln wild ihre Glöckchen und wiehern; die Peitschen knallen; die frommen Reisenden machen, wie ehedem die Kreuzfahrer, das Zeichen des Kreuzes, und — fort geht's! — Bewundernswerth ist die Geschicklichkeit der Wagenlenker, wie sie sich in dem Gedränge herauswirren und ziemlich geordnet weiter fahren. So rollen mehrere hundert Fuhrwerke dahin und verschwinden in einer Staubwolke, während ihre Insassen das traditionelle Lied von den Figliole singen: Iammo addò Mamma schiavona, figliòle — figliòle! (Wir gehen jetzt zur Mama Schiavona, Kinderchen!) Wo der Zug an den Häusern vorbeikommt, reißt man die Fenster auf oder stürzt auf die Straße, um die prächtige Auffahrt zu bewundern. In jedem Orte, durch den man kommt, wird angehalten und eine Erfrischung eingenommen. Plötzlich verstummt Alles, bekreuzt sich und murmelt ein: Ruht in Frieden! — denn man kommt an einem Kirchhof vorbei und gedenkt Derer, die vor einem dahingegangen sind. Man darf ja die Todten nicht wecken, die Armen sind so müde, sie sind doch erst mit dem ersten Hahnenschrei zu Bette gegangen! Aber kaum ist man vorbei am Leichenfeld, als auch das Leben schon wieder ungestüm sein Recht fordert; Lärm und Geschrei geht von Neuem an. Um 1 Uhr ist man in Cimitile, dessen Name von Cimitero — Kirchhof hergeleitet wird. Hier liegen der Sage nach viele tausend Helden aus grauer Vorzeit begraben, und hier unten ziehen sich die Katakomben von Nola hin, Begräbnißort so vieler christlicher Märtyrer. Aber was kümmert das den lustigen Schwarm, der sich hier zu kurzer Rast niederläßt, um sein Mittagmahl einzunehmen! Man steigt aus, breitet weiße Tücher auf den Rasen, ißt und trinkt tüchtig von dem, was man sich von Hause mitgebracht hat; — aber auch Guitarren und Mandolinen hat man nicht vergessen, ebensowenig die Tambourins und Castagnetten: bald ertönt von allen Seiten Musik und Gesang, schwingen sich lustige Paare. Ein Signalschuß macht diesem Vergnügen ein Ende. Man steigt wieder ein und kommt gegen 5 Uhr am Fuße des Gebirges an. Hier wird die Steigung des Terrains so stark, daß sie nicht ohne Vorspann bewältigt werden kann. Alle Männer springen daher herab und eilen, sich von den Ochsen, die man aus der Umgegend hergeführt

hat, für ihren Wagen auszuwählen, was natürlich nicht ohne Lärm, Streit, Hin- und Herrennen abgeht, wohinein sich Pferdegewieher, Ochsengebrüll und Hundegebell mischt. — Plötzlich erscheint dann eine Schaar festlich ausgeputzter Landmädchen dazwischen, welche Gläser voll eiskalter „Asprinia“ feilbieten, die man aus „Devotion“ trinken muß, denn es ist geweihter Wein, der die Seelen von Sünden reinwäscht. — Schließlich sind die Ochsen angehängt, und wieder geht es vorwärts mit lustigem Zuruf und Jauchzen. Die Männer sind nicht wieder eingestiegen, sondern schreiten rüstig neben den Wagen die Steile des Berges Monteforte hinan. Welch bunte Menge entrollt sich auf dem gewundenen Bergpfade! Man könnte meinen, eine Völkerwanderung aus alten Zeiten vor sich zu sehen! — Gegen Abend theilt sich der Zug: die Einen bleiben in Monteforte, die Anderen setzen ihren Weg noch bis Avellino fort; am Abend des folgenden Tages aber wollen und müssen sie alle in Mercogliano sein, von wo sich die Procession nach dem Montevergine aufmacht, um am Sonntag früh beim ersten Aufleuchten der Morgenröthe am Heiligthum zu sein. — Der Wagenzug der Pilger überholt auf der ganzen Länge des Weges die Wallfahrer, die schon Tage vorher ausgezogen sind, um den Weg ganz oder theilweise zu Fuß zu machen, sei es aus Armuth, sei es aus großer „Devotion“, sei es, daß sie ein Gelübde zu erfüllen oder etwas Besonderes zu erflehen haben. Endlos ist der Zug, rührend sind manche Gruppen und Einzelfiguren. Sie tragen ihr Weihgeschenk zusammen mit dem Rosenkranz. Hier sieht man ein junges Mädchen, ihre langen Zöpfe in der Hand, um sie der Madonna darzubringen; dort trägt eine Frau ihre goldene Kette; Andere bringen aus Wachs geformte menschliche Gliedmaßen, um sie am Altar niederzulegen. Man trifft solche, welche barfuß und mit aufgelösten Haaren den Vorüberfahrenden ein Becken entgegenhalten und um ein Almosen bitten, damit sie von dem Ertrage ihrer Sammlung die Pilgerfahrt vollenden und der Heiligen eine Opfergabe darbringen können. Man sieht auch wohl Einen, der augenscheinlich erst eben von einer schweren Krankheit genesen ist und der auf den Zuruf, sich zu schonen, antwortet: Die Madonna hat mich schon einmal gesund gemacht, sie wird es auch noch ein zweites Mal thun, wenn es nöthig würde. Manche schleppen buchstäblich ihre Kranken, und wenn dieser oder jener durchaus nicht weiter kann, übernimmt es einer der Familie, die Wallfahrt in seinem Namen zu Ende zu bringen, die aufgegebenen oder sich vorgesetzten Bußübungen an seiner Statt auszuführen, alle Consequenzen derselben zu tragen. — — — Im Laufe des Sonnabends gelangt Jedermann nach Mercogliano. Nur eine kleine Anzahl der Pilger findet in den wenigen Häusern ein Plätzchen zum Ausruhen; die meisten lagern sich unter freiem Himmel um große Feuer, die auf den Gassen und den Plätzen vor dem Ort angezündet sind. In eigens dazu errichteten und reichlich mit Allem versehenen Zelten und Schuppen wird gekocht, gebacken und gebraten; man drängt sich hinzu und holt für sich und seine Gesellschaft Speise und Trank herbei. Tüchtig wird geschmaust und gezecht, und dazu aus voller Kehle das „figliòle“ gesungen. Aber immer vereinzelter ertönt der Gesang; um die frisch geschürten Feuer streckt sich eine nach der anderen der phantastisch beleuchteten, abenteuerlich erscheinenden Gestalten aus; und endlich senkt sich das nächtliche Schweigen über den Platz, nur von dem Stampfen der Pferde, dem Rumoren der Ochsen, dem Knistern der Flammen unterbrochen. — Aber nur kurze Zeit können die Pilger sich dem Schlafe überlassen. Mit dem ersten Hahnenschrei sind Alle wieder auf den Füßen, um sich fertig zu machen zum Aufstieg nach dem Gnadenorte der wunderthätigen Jungfrau. Zweierlei sind der Vorbereitungen dazu: physische und moralische. Zu den ersteren gehören neben vielem Anderen dicke, eisenbeschlagene Schuhe, feste Gürtel und Fackeln, um den vier Miglien langen Weg zu beleuchten; zu letzteren gehört, das Gewissen zu prüfen und — die Taschen, sowie den Kopf. Das Gewissen muß rein und voller Glauben sein, die Taschen dürfen keine fetten Fleischwaaren enthalten, und der Kopf darf nicht durch Pomade oder Oel gefettet sein. So fängt denn nach einigen Stunden der Ruhe das immer mehr anschwellende Geräusch des wiedererwachten Lebens von Neuem an. Von allen Seiten blitzen Fackeln auf, man ruft nach seinen Gefährten, man ordnet sich in Gruppen. — Ohne gerade sehr lang zu sein, ist der Weg unglaublich beschwerlich; oft werden die Abgründe nur von halbzerfallenen Brustwehren, durch welche Eichen, Tannen und Kastanien sich gedrängt haben, begrenzt; hier und da trifft man auf Schneewehen, die wegzuthauen der Augustsonne vorbehalten ist. Die geheimnißvollen Schauer der Nacht stimmen den Pilger ernster; die Aufmerksamkeit, die jeder Einzelne dem Wege schenken muß, hindert die Unterhaltung. In der einen Hand eine Kienfackel, in der anderen einen langen Stab, so klimmen die Hunderte, von dem schwankenden Licht gespenstisch beleuchtet, den steinigten Pfad aufwärts. Bald sieht der unten Gebliebene es den Berg hinaufkriechen wie eine feurige Schlange, die langsam länger und länger wird, und der sich darüber ballende Rauch macht die Wirkung noch eindrucksvoller. Viel großartiger aber ist sie in der Nähe. Jene Menge wandelnder Schatten durch den düsteren Wald; — jene Fackeln, die hinter dichtbelaubten Büschen bald auftauchen, bald verschwinden; — jenes einförmige Geräusch von Schritten, jenes dumpfe Murmeln der Gebete durch die Stille der Nacht machen den Aufstieg zu dem Poetischsten und Malerischsten, was man sich denken kann. — Und so geht's immer höher hinauf, vorbei an den Kreuzen, die alle hundert Schritte errichtet sind, vorbei an den vier Kapellen, welche in gewissen Abständen sich weiter oben erheben. — Aber noch sind die Pilger nicht des erwünschten Ausganges ihrer Wanderung sicher, denn in diesen Schluchten und Klüften brauen sich oft Nebel zusammen, die sich so schwer und so plötzlich auf sie niedersenken, daß es unmöglich ist, die Hand vor Augen zu sehen; oft auch überfällt Gewitter und Platzregen die frommen Wallfahrer unversehens, und man kann sich die Angst und Verwirrung vorstellen, wenn die grollende Stimme des Donners sich hören läßt, wenn die Schleusen des Himmels sich öffnen, die Fackeln verlöschen, und die allen Unbilden des Unwetters Ausgesetzten den ihnen entgegenstürzenden Bergwassern standhalten müssen! Dicht drängen sie sich aneinander; die Weiber ziehen ihre Kleiderröcke über den Kopf; bei jedem Leuchten eines Blitzes versucht man einen unsicheren Schritt; Seufzen, Klagen, heiße Gebete zur göttlichen Patronin des Berges entsteigen den geängstigten Herzen. . . . Aber, warum zeigt sich die Madonna so ungnädig? . . . Sie, die gnadenreiche Himmelskönigin, die man gerade zu ehren kommt? . . . Das geht sicher nicht mit rechten Dingen zu! . . . Ohne Zweifel hat einer der Pilger Wurst oder Schinken in der Tasche, oder ein eitles Mädchen hat vergessen sich vor der Abfahrt den Kopf mit warmem Wasser und Seife gründlich zu waschen, war vielleicht so lästerlich, sich das Haar absichtlich zu salben, und sie mußte doch wissen, daß die Madonna das durchaus nicht leiden kann! . . . Erzählen denn nicht die Chroniken des Klosters von furchtbaren Strafgerichten, die über solche Verächter ihrer Vorschriften ergangen sind? Denkt man nicht an jenes leichtfertige Mädchen, die Haar und Gesicht im Uebermuthe gesalbt hatte, und die unter Blitz und Donner zur Bildsäule wurde, wobei sie so lange laut jammerte, bis der Bischof ihr die Flechten abschnitt und am Altar aufhing, wo sie jetzt noch zu sehen sind? . . . Kennt man denn nicht die Geschichte von dem lüsternen Mönch, der einen fetten Schinken heimlich hinauf bringen wollte, und dem dann plötzlich das entsprechende Stück von seinem eigenen Leibe abfiel? . . . Alle solche Erinnerungen werden wach und gehen flüsternd von Mund zu Mund, und da bekanntlich, namentlich in allgemeinen Calamitäten, der Aberglaube eine unwiderstehliche Macht über die Seelen ausübt, so erschallt auch hier, erst vereinzelt, dann von Reihe zu Reihe sich fortpflanzend, der Drohruf: Zurück, Kirchenschänder! Fort mit den Teufelsgesellen! und scharf blicken die alten Betschwestern, die gewohnheitsmäßigen Augenverdreher nach verdächtigen Personen aus, tasten nach den Taschen ihrer Nachbarn, suchen mit den Händen den Kopf der jungen Mädchen. Gut, daß es dunkel ist und Jeder selbst mit sich zu thun hat, sonst würden sie bald einen armen Sünder entdeckt, überführt und ipso facto gesteinigt haben . . . Aber schnell, wie sie gekommen, sind Sturm und Wetter vorüber gerauscht; der erste Dämmerschein zeigt sich; die Menge reißt sich aus ihrer eisigen Erstarrung empor und strebt, ihrem frommen Triebe folgend, mit erhöhter Energie aufwärts. — Die letzte der Kapellen heißt „der Entschuhort“ (lo scalzatoio), denn die Pilger, die ein Gelübde gethan haben, müssen von hier aus barfuß gehen. — Wenn dann die Sonne sich strahlend über den Kämmen der Apenninen erhebt und den Tempel der Himmelskönigin in Purpur und goldenem Lichte vor den Augen der Wanderer erscheinen läßt, dann sind alle Leiden und Gefahren der Nacht vergessen; Hoffnung, Glauben und frischer Muth glänzt aus Aller Augen, und in die festlichen Klänge der Klosterglocken mischt sich die Hymne: Salve Regina mater misericordiae vielhundertstimmig. — — Die

Pilger beeilen sich, die Stufen, die zur Kirche hinanführen, zu ersteigen; sie brechen in ungeordneten Schaaren in den Raum, wo die Messe eben ihren Anfang nimmt. Hier nun entwickeln sich erstaunliche Scenen. Dieselben Leute, die so lustig auf der Reise gewesen sind, — die am Abend vorher als wackere Schmauser und brave Zecher sich gezeigt haben, — die einem erfahrenen Alpinisten beim Aufstieg Bewunderung wegen ihrer Elasticität und Ausdauer entlockt haben würden, — diese selben Leute schreien plötzlich in der Kirche mit aufgehobenen Armen und gerungenen Händen, mit Seufzen und unter heißen Thränen zur Mamma schiavona um Hilfe und Erbarmen. Viele schleppen sich auf den Knien bis zur Apsis; Andere kriechen auf allen Vieren die ganze Länge des Raumes hindurch bis zum Hauptaltar; Manche haben dazu einen Strick um den Hals und lassen sich wie einen Hund daran leiten. Diese Letzteren sind die gewohnheitsmäßigen Flucher; sie thun für die Vergangenheit Buße, damit sie leichten Herzens ein neues Conto anfangen können. In den leidenschaftlichen Bewegungen der Weiber, in ihren kreischenden Stimmen ist, obwohl sie stark an Marktverkehr und Straßenkeiferei erinnern, doch ein so rührender Zug, ein so ergreifender Ton von Sehnsucht nach Gnade und Erhörung; es ist den Flehenden unzweifelhaft in diesem Augenblicke so vollkommen ernst mit ihrer Inbrunst, mit ihrer Demuth, mit ihrem Schmerz, daß man, in Hinblick auf die Orgien, die dieser zerknirschten Stimmung vorangegangen sind, die ihr hergebrachter Weise noch folgen werden, verwirrt vor einem geheimnißvollen Abgrund der Menschenseele steht. Nur Eines scheint klar: die Lehre vom Kreuz hat hier weder einen Platz, noch ein Recht . . . Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen. Steht aber doch immer schief darum, denn du hast kein Christenthum . . . . Das Hochamt nimmt inzwischen mitten in all dem Lärm und Geschrei ungestört seinen Verlauf. Nach demselben haben die Pilger die Stufen, die zur Kapelle des heil. Wilhelm führen, auf den Knien hinauf zu klimmen; auf jeder Stufe müssen sie den „englischen Gruß" dreimal herbeten; oben angelangt, küssen sie andächtig die Broncethür, die ewig verschlossen bleiben soll, aber in die sie durch eine, eigens dazu in der Füllung angebrachte Oeffnung ein Geldstück in das Innere der Kapelle werfen. Seit Jahrhunderten häuft sich so dort ein Schatz auf dem Fußboden auf. Noch muß man den Wunderbrunnen des heil. Modestino besuchen und von seinem Wasser, dem man eine heilskräftige Wirkung in fast allen Krankheiten zuschreibt, trinken. Die Sonne ist mittlerweile majestätisch am Himmel heraufgestiegen und beleuchtet das herrlichste Schauspiel: wallende Nebel im Thal, goldige Lichter auf den Höhen; über der Bergkette hinweg kann man bis in die apulische Ebene blicken, und am Horizont dämmert Neapel und der Vesuv mit seiner ewig schwankenden Rauchsäule, leuchtet das unendliche Meer mit den schimmernden Golfen von Neapel und Salerno . . . . Der Wallfahrtsort verändert, je nachdem die Bußübungen der frommen Pilger ein Ende nehmen, seinen Charakter. Ernst und Sammlung verschwindet vor dem ganzen Delirium eines Bacchanals aus antiken Zeiten. Jauchzend springen die jungen Männer, die jungen Mädchen die Stufen der Kirche hinab und zerstreuen sich nach allen Seiten. Bald in Gruppen, bald zu Zweien tauchen sie jetzt hier, jetzt dort auf und unter — zwischen den Felsblöcken, hinter den Büschen, in den Schluchten; sie singen, hüpfen und springen; wie die Satyrn und Mänaden kränzen sie sich mit Epheuranken und Weinlaub; sie schlingen sich mitgebrachte Ketten von aufgereihten Haselnüssen oder Kastanien um den Hals; in Ermangelung von Weintrauben stecken sie sich Kirschzweige ins Haar; — sie gaukeln bald fern, bald nah um die Gesetzteren ihrer Gesellschaft herum, die sich zum Essen niedergelassen haben. Die Bankethalle ist aller Orten. Dank der Verschwendung der Gäste liegen Haufen von Eßwaaren am Boden; eine unglaubliche Menge wird vertilgt; der Wein fließt in Strömen; Zurufe, Lachen und Scherze ertönen von allen Seiten. Die wilde Lustigkeit wirkt ansteckend. Einzeln und im Chor singt man die profansten, gewagtesten Lieder, macht die dreistesten Späße. Das Treiben entfesselt sich in ganzer, lärmender, wüthender, schrankenloser Freiheit; die guten Neapolitaner scheinen nicht vergessen zu haben, daß Bacchus auch die Beinamen Liber und Lyäos hatte . . . So steigt die Orgie auf ihren Höhepunkt. Das Singen genügt der im Freudenrausch taumelnden Menge nicht mehr; von allen Seiten ertönt unarticulirtes Geschrei, das man sehr wohl mit dem sacramentalen evohe, Bacche! übersetzen könnte. Ueberall erklingen Cymbeln, Castagnetten und Tamburins, man tanzt die Tarantella, man klatscht in die Hände, man neckt sich, man hascht sich. Die jungen Männer brechen gewaltige Eichen- und Eschenzweige ab; sie schwingen sie jauchzend über ihren Köpfen; sie fahren wild damit durch die Luft oder schwenken kräftig lange Stangen, woran sie die schweren Bergschuhe, die ihnen zum Aufstieg dienten, befestigt haben, dazu Madonnenbilder, geweihte Rosenkränze und Mispelbüschel. Dann springen und laufen sie den Berg hinab. Wie eine Lawine stürzt Alles nach, und bald sind auch die letzten der Pilger von der Höhe verschwunden. Kaum haben diese aber das Feld geräumt, als auch schon, gleich einer Wolke von hungrigen Raben, Bettlerschwärme von allen Seiten hervorbrechen und sich an den Speise- und Weinresten gütlich thun. — Kurze Zeit brauchen diesmal die Pilger, den Weg nach Mercogliano zurückzulegen. Hier finden sie schon Tische im Freien gedeckt und die gereichte Milch in Körben (weißer Käse) ihrer harrend. Eine Menge davon zu verschlingen, verlangt das Rituell. — Die Kutscher haben unterdessen angespannt, es klingelt und bimmelt von allen Seiten; Jedermann nimmt seinen Platz wieder ein; die ganze Masse der Wagen setzt sich in Bewegung; hui! geht's den steilen Weg hinab. Einer überbietet den Andern im tollen Fahren; von den laubgeschmückten Sitzen fordern sich die Kutscher, die selbstverständlich der Flasche auch fleißig zugesprochen hatten, zur Wettfahrt heraus; die Peitschen knallen; die ausgeruhten Thiere, die tüchtig gefressen und Wein bekommen haben, galoppiren mit gesenktem Kopfe voran; Männer und Weiber stehen aufrecht in den Wagen und Karren und reizen die aufgeregten Pferde durch lautes Geschrei zu immer schärferem Lauf; dasselbe thun die jungen Männer, die der angebeteten Madonna noch weiter zu Ehren zu fahren verschmähten und nun mit wilden Sprüngen oder in Tanzschritten mit ihrem Fuhrwerk Schritt zu halten trachten. Jeden Augenblick könnte es ein Unglück geben; aber die neapolitanischen Wagenlenker bewahren ihren Ruf, es läuft meist Alles gut ab; gegen Abend kommt der Zug in Nola (Giordano Bruno's Geburtsort) an, wo man übernachten will. — Auch hier ist man erwartet und findet gastliche Aufnahme. Schwer zu stillenden Hunger, unlöschlichen Durst haben die Pilger von ihrer Bergfahrt mitgebracht, aber Haus bei Haus finden sie gedeckte Tische und bald erschallt aus Höfen und Gärten Gläserklingen, Gelächter, Musik und Gesang; von Nah und Fern knallen Böllerschüsse, knattern Raketen, lärmt und rumort es. Erst spät wird es still. — Der ganze nächste Tag gehört Nola, und das Städtchen weiß die Ehre, solch fromme Leute zu beherbergen, zu schätzen. Am Morgen sind alle Häuser mit Blumenguirlanden geschmückt; aus den Fenstern hängen Teppiche, Bettdecken und Vorhänge in den buntesten Farben heraus; in der Frühe schon ist die ganze Einwohnerschaft auf den Beinen, um sich ihrer Gäste zu erfreuen. Und wohl verdienen es diese! — Nach und nach erscheinen sie im schönsten Putz: die Männer in grau oder braun, Taubenflügel, Fasanenfedern oder Hahnenschwänze auf den Hüten, — die Frauen in heller Seide, weißen Longshawls (wer weiß, wo erborgt!), goldenen Halsbändern und Perlenschnüren; in den frisch pomadisirten Haaren (Hüte tragen die Frauen jener Classen nie) geweihte, künstliche Blumen, rothe und blaue Federbüsche, golddurchwirkte Bänder. Man geht hin und her auf den Straßen; man lacht, man schwatzt; man geht zwischendurch zur Messe; gegen 2 Uhr ist Jedermann zu Tisch. Und wie ist aufgetragen, wie wird geschmaust! Ungezählte Mengen von Hühnern, ganze Kälber, im Backofen gebratene Maccaroni, Kuchen, Torten, Erdbeeren, japanische Mispeln, alles mit dem Landwein von Mercogliano begossen! Beim Mahle lassen die poetisch angelegten Naturen ihren Ideen freien Lauf, von allen Seiten werden Lebehochs gebracht; das Getreibe des vorhergegangenen Abends wiederholt sich verstärkt und vermehrt. Wenn die Schaar satt ist, bricht sie in die Schänken und Weinstuben ein; mitten auf offener Straße sitzt sie und trinkt; die jungen Leute machen Musik und tanzen die Tarantella. Dann wird wieder angespannt und eine Wettfahrt gehalten, worauf die Kutscher sehr viel halten, denn sie bewerben sich „vor so vielen sachverständigen Leuten" — aber gewöhnlich schreiben sich dann alle den Sieg zu. Gegen Abend ist dann auf dem Platze vor dem bischöflichen Palast Wettsingen von Improvisatoren, und das Publicum begleitet händeklatschend den Refrain. Dazu schreit, lärmt, klatscht oder pfeift man, je nachdem die Parteien dem Vortragenden geneigt oder abhold sind. Von den Balconen strecken Freundlichgesinnte die Hände aus, mit Zeige- und kleinem Finger ein „Horn" bildend, zum Schutz gegen Behexung oder zur Beihilfe zum Erfolg (wie man ja bei uns auch „die Daumen" für Jemand hält!) — die Gegenpartei aber, welche die Wirksamkeit

dieses Zeichens fürchtet, droht alsdann mit geballten Fäusten hinauf. Man schimpft, man verhöhnt sich, man fordert sich heraus; man fängt an, mit schmutzigen Gegenständen nach dem entfalteten Banner der Gegenpartei zu werfen; — es kommt zum Handgemenge; — eine Rauferei entsteht; — man greift zum Messer. . . Die Wüthenden werden aber schnell durch ihre Freunde getrennt; die Hitze verfliegt bald; es war auch nicht so böse gemeint; am nächsten Morgen sind's wieder die besten Freunde. Auf den lustigen Tag folgt wieder eine lustige Nacht. Am nächsten Morgen in der Frühe bricht dann der ganze Schwarm, verstärkt durch die Bewohner des gastfreundlichen Städtchens, auf, um unter Sang und Klang hinabzusteigen zum berühmten Heiligthum der „Madonna des Bogens", das in St. Anastasia, unweit Nolas, an der Straße nach Neapel liegt. Unterwegs schließen sich Gruppen geputzter Landmädchen aus der Umgegend an. Sie haben sich diesen Morgen mit Wasser gewaschen, in das sie am Abend vorher Rosenblätter gestreut hatten — gerade, wie es schon im alten Pästum Gebrauch war. — Die Wände der sehr alten Wallfahrtskirche sind vollständig mit ex-voti bedeckt: Bilder, Figuren, Wachsköpfe und -gliedmaßen, geplatzte Flinten, Krücken, Särge; und von der Decke hängen, an leichten Bindfäden bei jedem Lufthauche schaukelnd, Schiffe herab — wahre Gespensterschiffe! — Die wunderthätige Jungfrau, die hier ihren Sitz hat, ist unglaublich reich. Vom König bis zum Bauernweib haben sie ihr seit undenklichen Zeiten Geschenke dargebracht. Infolge dessen hat sie auch eine große Auswahl von prächtigen Kleidern, werthvollem Schmuck. Die Priester dieser Madonna sind sehr eifersüchtig auf den größeren Ruhm jener von Montevergine, und geben sich alle Mühe, sie durch die Pracht der Toilette der ihrigen auszustechen. Sie ziehen ihrer Heiligen für jede Gelegenheit das passende Kleid an, und wenn sie sich nicht für einem Schmuck entscheiden können, so hängen sie ihr so viel von Diademen, Halsketten und Armbändern an, wie die Figur nur tragen kann. Wenn der Pilgerzug ankommt, zerstreuen sich die meisten auf dem weiten, kahlen Platz vor der Kirche, wo sie Gelegenheit finden, Andenken und Geschenke zum Mitbringen für ihre Kinder zu kaufen. Wieder setzen sie sich nieder, zu essen und zu trinken; wieder wird gesungen, getanzt, musicirt. Was in diesen fünf Tagen verzehrt wird, übersteigt alle Begriffe! — Während nun die, deren Gewissen sich schon ganz rein gewaschen fühlen, der Jungfrau des Bogens nur durch ihre festliche Gegenwart eine genügende Ehre anzuthun vermeinen, sind doch Andere da, die sich auch der Fürsprache dieser Madonna versichern wollen, nachdem sie jener auf dem Berge ihre Anliegen vorgelegt haben. Wer aber der wunderthätigen Madonna des Bogens zu nahen gelobt, der weiß, daß er sich eine schwere Aufgabe vorgesetzt hat. Vom Eingang bis zum Altar zieht sich nämlich ein ca. 15 Centimeter breiter Streif von weißem Marmor durch die Fliesen der Kirche. Auf diesem Weg muß man sich zu den Füßen der Jungfrau begeben. Aber welchen Schmerzensweg! Der Unglückliche, der das Gelübde that, ihn zu gehen, muß sich auf den Knien allein vorbewegen, während seine Zunge den Marmor entlang streift; — nach einigen Schritten bezeichnet eine Blutspur, wie ernst er die Sache nimmt. Blinde, um die Richtung nicht zu verfehlen, lassen sich wie die Büßenden des Mittelalters an den zwei Enden eines Strickes führen, den sie sich um den Hals haben binden lassen. Durch die Erregung des Augenblicks fühlen solche Unglücklichen nichts Anderes, als den feurigen Wunsch, ihrer Noth und Krankheit enthoben zu werden. Angelangt, klagen sie der Madonna laut ihren Jammer und flehen um ein Wunder. Sie werden dringlicher, schütteln voll Angst und Zorn das den Altar umgebende Gitter; ihr Glaube, der durch die gewissenhaft ausgeführte Bußübung eine übernatürliche Energie angenommen hat, ertheilt ihrem ganzen Wesen eine furchtbare Leidenschaftlichkeit. Sie glauben, einen Anspruch, ein Recht auf die Erfüllung ihres Flehens zu haben; sie wollen die Füße der Heiligen umklammern und bis zum Altar dringen, wo die Feier der Messe ihren stillen, ungestörten Fortgang nimmt. Sie rütteln am Gitter; — sie schütteln die Arme ab, die sie zurückhalten wollen; — sie schreien, sie heulen: Ein Wunder! Ein Wunder! — blutiger Schaum tritt vor ihren Mund; ihr Körper zuckt krampfhaft im letzten Paroxysmus der Ueberreizung . . . . es kommt vor, daß solch ein Unglücklicher todt vom Platze getragen wird, während der, in seinen starren, golddurchwirkten Gewändern am Altar functionirende Priester nur darauf bedacht ist, seine Ausgabe ununterbrochen zu Ende zu bringen. Unbetheiligt an Allem, was um ihn vorgeht, weltentrückt, wie ein Isispriester mit seiner Gottheit verkehrte, achtet er nicht des Schmerzensgeschreies zu seinen Füßen. . . . . . Indessen ist draußen das Leben und Treiben seinen Gang gegangen, wilder, lustiger, da es sich seinem Ende naht. Endlich stürzt man sich in die Fuhrwerke und wieder geht's in toller Jagd dahin, die Merghellina, eine der schönsten Straßen der Welt (aber wer hätte einen Blick dafür!) entlang, bis man nach Neapel kommt. Hier geht's mit Peitschengeknall und Hurrah noch durch mehrere Hauptstraßen, um sich sehen zu lassen, und dann löst sich der Zug und verliert sich im Labyrinth der Straßen und Gäßchen.

O. Planck.

Bücherbesprechungen.

— „Der Regiments- und Bataillonstambour." Praktischer Leitfaden für die Gesammtausbildung der Spielleute bei der Infanterie von W. Lange. Verlag von E. S. Mittler u. Sohn. Berlin 1895. Preis 2 M. 25 ₰. — Das Büchlein ist — wenn ich den Verfasser recht verstanden habe — gerade jetzt erschienen, weil durch die Einführung der zweijährigen Dienstzeit die Ausbildung der Spielleute sich schwieriger, als bisher gestaltet. Lange, der auf eine langjährige Praxis als Bataillons- bez. Regimentstambour zurückblicken darf, giebt in knapper, sachlicher und — was die Hauptsache ist — in leicht faßlicher Weise eine klare Anleitung für die zweckmäßigste Ausbildung der Hornisten, wobei er sich in seinen belehrenden Ausführungen auf die Anordnungen der Armee-Musikinspicienten bei den Einübungen zur Kaiserparade 1892—93 stützt; somit ist das Lehr- und Hilfsbuch also auch als durchaus competent zu betrachten. Außerdem enthält es noch eine interessante Zusammenstellung der wichtigsten Signale der europäischen Heere (S. 42—55), zahlreiche Grifftabellen und Uebungsstücke und zwei Steindrucktafeln, auf welchen die vorschriftsmäßige Haltung der Instrumente veranschaulicht wird, so daß sich das Werk auch zum Selbstunterricht eignet. — Allen Interessenten, namentlich den Bataillonsadjutanten, welche bei uns in Deutschland das Exerciren der Spielleute zu leiten, resp. die Ausbildung derselben zu überwachen haben, sei der „kleine Regimentstambour" als das geeignetste Hilfsmittel zur Einführung bei ihren Truppentheilen warm empfohlen.

P. A.

— Rümpler's Zimmergärtnerei. Anleihe zur Zucht und Pflege der für die Unterhaltung in bürgerlichen Wohnräumen geeignetsten Ziergewächse. 3. Aufl., umgearbeitet von W. Mönkemeyer, Garteninspector am Botan. Universitätsgarten in Leipzig. Mit 131 Textabbildungen. Berlin 1895. Paul Parey. Preis 2,50 M. — Während noch vor ungefähr einem Jahrzehnt die Zahl guter, die Stubenpflanzencultur behandelnder Werke eine recht bescheidene war, ist dieselbe bis zur Gegenwart zu einer fast bedenklichen Höhe gewachsen. So werden gegenwärtig z. B. nicht weniger als vier Zimmergärtnerei-Werke als in verschiedenen Verlagen neuerschienen angezeigt und steht baldige Publication noch weiterer, gleichartiger Bücher in Aussicht. Wir meinen, daß das des Guten fast zu viel und für die verschiedenen Verfasser dieser Werke es beinahe unmöglich werde, im gegenseitigen Concurrenzkampfe einander noch zu überbieten. In solchem mindestens mit Ehren sich behauptet zu haben, ist dem praktisch viel erfahrenen, unter seinen Fachgenossen als einer der Tüchtigsten, Berufensten anerkannten Herrn Verfasser der neuen Auflage obigen Buches bestens gelungen. In den sechs Abschnitten und ca. 30 Capiteln des Letzteren findet der Liebhaber Alles kurz, klar und überzeugend ausgesprochen, was er über die allgemeinsten Lebensbedingungen, über Materialien, Geräthschaften und sonstige Vorrichtungen zur Ermöglichung und erfolgreichen Durchführung einer Zimmergewächscultur, über Vermehrung, Treiberei, thierische Feinde, Behandlung wie Pflege der bekanntesten, am Besten verwendbaren Stubenpflanzen zu wissen verlangt. Ein Hauptvorzug zeichnet dieses Werk vor manchem anderen seines gleichen vortheilhaft aus, es giebt nirgends Anleitung dazu, schwierige, nur dem Fachmann im Gewächshause gelingende Culturversuche anzustellen, und empfiehlt hierzu nicht eine Anschaffung theurer, im Zimmer höchst empfindlicher Tropen-Topfpflanzen. Da, wo eine beschränkte Anzahl letzterer und ihre Pflege geschildert wird, geschieht es am Schlusse, in einem, dem geübteren, erfahreneren Stubengewächsliebhaber besonders gewidmeten Capitel. Wir können diese 3. Auflage von „Rümpler's Zimmergärtnerei" zur Anschaffung bestens empfehlen.

Dr. E. S. Z.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 138. Dienstag, den 19. November. 1895.

Der Leipziger Thomascantor Johann Hermann Schein.

Ein Gedenkblatt zu seinem Todestage am 19. November 1630.

Von Dr. Arthur Prüfer.

„Ehrt Eure deutschen Meister!"
Wagner.

Der gewaltige Aufschwung, den die deutsche Musikgeschichtsforschung in der Gegenwart, durch Veranstaltung kritischer Gesammtausgaben der Werke unserer großen modernen Tonmeister, genommen und der auch zu der ernsteren, wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Leben und Wirken der Tonkünstler vergangener Zeiten geführt hat, ist nun erfreulicherweise, seit dem letzten Decennium, auch dem XVII. Jahrhundert zu Gute gekommen. Es ist vor Allem das Verdienst Philipp Spitta's, eine der bedeutsamsten und würdigsten Gestalten jenes von der musikwissenschaftlichen Forschung so lang vernachlässigten Zeitalters, Heinrich Schütz, den großen Dresdner Hofkapellmeister, durch Darstellung seines reichbewegten Lebens und Neu-Ausgabe seiner Werke der Gegenwart wieder geschenkt zu haben. Allein Schütz ist nur einer der hellleuchtenden Sterne am Firmamente der Kunstgeschichte jener Tage. Kaum mindere Bedeutung werden spätere Musikhistoriker dem dichterisch-musikalischen Schaffen seines großen Zeitgenossen und Freundes, dem diese Zeilen gewidmet sind, beilegen.*) Johann Hermann Schein gewinnt aber nicht allein dadurch unser näheres Interesse, daß er, gleich Schütz, unserm engeren sächsischen Vaterlande angehört; er beansprucht auch unsere besondere Beachtung als Leipziger Thomascantor und würdiger Vorgänger des großen Johann Sebastian Bach, dessen Amt er 100 Jahre früher mit aufopfernder Treue verwaltete.

Schein's äußerer Lebensgang gleicht merkwürdiger Weise dem Sebastian Bach's in wesentlichen Beziehungen. Dem sächsisch-thüringischen Mitteldeutschland, dem wir ja die größte Anzahl der deutschen Tonmeister verdanken, entsprossen — die Wiege Schein's stand im sächsischen Erzgebirge, die Bach's am Fuße der Wartburg —, verbringen Beide ihre Lehr- und Wanderjahre unter fast stetem Lächeln des Glücks; schon frühzeitig entfaltet sich der Genius ihrer Kunst unter den Strahlen fürstlicher Gunst; die kleine weimarische Residenz darf ihrem Weltruhme ein neues Blatt hinzufügen, denn Schein wie Bach haben dort, als fürstliche Hofmusiker, jahrelang hoch in Ehren gestanden. Für beide Künstler bedeutet Weimar den glänzenden Höhepunkt ihres äußeren Lebens. Den Schwerpunkt ihres künstlerischen Wirkens aber fanden Beide in der zweiten Hälfte ihres Daseins hier in Leipzig, wo sie das Cantorat zu St. Thomas und das städtische Musikdirectorat bekleideten. Die Tragik des Künstlerthums, die den schöpferischen Drang, das überlegene Freiheitsgefühl des Genius in Conflict mit seiner Zeit und Umgebung nothwendig versetzt, mußten Schein, wie Bach gleicherweise durchkosten und sie verbitterte diesem das Leben, jenem aber bereitete sie ein frühes Grab.

Schein's Leben fällt, gleich dem seiner großen Zeit- und Kunstgenossen Heinrich Schütz und Samuel Scheidt, denen man den Ehrennamen der drei großen S beilegte, in die Wende des 16. und des 17. Jahrhunderts. Seine größte Wirksamkeit entfaltete er als Thomascantor in den ersten zwölf Jahren jenes furchtbaren, verheerenden Krieges, der den gänzlichen Verfall des deutschen Wesens zu verursachen schien, der aber, Dank einem gütigen Geschicke, zu Lebzeiten des Künstlers seinem engeren Vaterlande noch fern blieb.

Johann Hermann Schein wurde geboren am 20. Januar 1586 zu Grünhain im sächsischen Erzgebirge, als Sohn des dortigen Pastors Hieronymus Schein, der, infolge seiner Glaubenstreue, mit der er bei den sog. kryptocalvinistischen Wirren an der reinen lutherischen Lehre festhielt, während seiner Amtsführung viel Drangsal zu erdulden gehabt hat. Nach seinem Tode zog die Mutter, eine geborene Dresdnerin, 1593 in ihre Vaterstadt zurück und dort wurde im Jahre 1599 der 13jährige Knabe durch Fürsprache des kurf. sächs. Oberhofpredigers D. Polycarpus Leyser, des Aelteren, in die berühmte kurf. „Cantorei" zu Dresden als Cantoreiknabe aufgenommen. Unter der Leitung des Kapellmeisters Rogier Michael*) lernte er die hervorragendsten in- und ausländischen Gesangs- sowie Instrumentalwerke kennen, mit denen die Kapellknaben, nach der Sitte der Zeit, dem kurfürstlichen Hofe bei Tafel „aufwarteten". Kurfürst Christian II. sorgte aber auch nach eingetretener Mutation für die wissenschaftliche und künstlerische Fortbildung seiner Cantoreiknaben und so wurde Schein am 18. Mai 1603 in die Schulpforta, eine der damaligen drei kursächsischen Fürstenschulen, aufgenommen, wo er unter der Leitung tüchtiger Cantoren, wie Erhard Bodenschatz und Bartholomäus Scheraeus, seine musikalischen und wissenschaftlichen Studien zum Abschluß brachte.

Im Frühjahr des Jahres 1608 finden wir nun Schein als 23jährigen Studenten in Leipzig, und wie wohl er sich damals im Kreise fröhlicher Commilitonen gefühlt haben muß, davon legt sein Erstlingswerk, das er im Jahre 1609 erscheinen ließ, das beredteste Zeugniß ab. Es ist sein „Venuskränzlein", eine Sammlung weltlicher Chorlieder und Instrumentalwerke, mit der er sich in die Kunstwelt einführt. Die nächsten Jahre verlebt Schein als Hauslehrer und Hausmusikdirector eines kursächsischen Edelmanns, Gottfried v. Wolffersdorf, in Weißenfels, der sich des ihm schon von der Schulpforta her befreundeten jungen Künstlers in so hochherziger Weise annahm, daß er ihn im Jahre 1615 an den Herzog Johann Ernst den Jüngern von Weimar empfahl, der ihn auch wirklich zu seinem Hofkapellmeister ernannte. Schein eröffnet also vielleicht die glänzende Reihe deutscher Künstler, die sich an den Strahlen der Sonne des weimarischen Fürstenhofes erwärmen durften. Hier genoß unser Meister eine, wenn auch nur kurze Spanne reinsten Glückes, das seinen Höhepunkt erreichte, als es ihm vergönnt war, eine Jugendgeliebte, Sidonia Hösel aus Dresden, an den Traualtar zu führen.

Auch künstlerisch that er sich jetzt zum zweiten Male hervor durch Veröffentlichung einer Sammlung von Motetten, Cymbalum Sionium genannt, die er in der Schloßkirche zu Weimar zur Aufführung brachte, wie das seinem Herzoge gewidmete Banchetto musicale, eine Anzahl von Suiten, d. h. Folgen kunstmäßig gesetzter Tanzmelodien, die erste Sammlung, die in dieser Vollständigkeit bisher in Deutschland bekannt geworden ist. Da wurde plötzlich am 24. November 1625, durch den Tod des hochgelehrten und kunstsinnigen Sethus Calvisius, das Thomas-

---

*) Literarisch ist er allerdings schon früher z. B. von Hoffmann v. Fallersleben, gewürdigt worden, der einige seiner weltlichen Lieder in seine Deutschen Gesellschaftslieder des 16. und 17. Jahrhunderts (2. Aufl. 1860) aufgenommen hat; allein auch diesem Forscher stand, wie allen übrigen, ein durchaus ungenügendes Material Schein'scher Liedertexte für seine Auswahl zu Gebote Betreffs weiterer literarischer, sowie musikalischer Würdigungen Schein's s. des Verfassers Monographie „Joh. Herm. Schein", Leipzig, 1895, Breitkopf & Härtel. Einleitung S. XVII—XX.

*) Vergl. über ihn den Aufsatz Reinhard Kade's in der Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung 1888, Nr. 36.

cantorat zu Leipzig erledigt und der Rath dieser Stadt wandte sich an Schein mit der Bitte, dieses berühmte Amt zu übernehmen. Schein mußte sich natürlich durch diesen Antrag geehrt fühlen, der Nachfolger eines so berühmten Mannes zu werden, und willigte ein, zumal auch sein Herzog, wenn gleich nur ungern, seine Zustimmung zu dem Weggang seines „geliebten" Kapellmeisters gab, doch nur zu bald sollte es sich zeigen, wie schmerzlich unser Künstler sich getäuscht sah.

Gleich im ersten Jahre seiner neuen Amtsthätigkeit als Thomascantor gerieth Schein in Conflict mit einigen seiner Schulcollegen, die ihm die dem Cantor von Alters her zukommenden, außerordentlichen Einkünfte aus der Leitung der sogenannten Brautmessen und Begräbnißmotetten zu schmälern trachteten. Vergegenwärtigen wir uns das Elend der Zeit zu Beginn des furchtbaren 30jährigen Krieges, die Dürftigkeit der Lehrerbesoldungen und insbesondere die Verrohung der Schuljugend, die durch ihre Lehrer leider sogar indirect befördert wurde, so begreifen wir, wie wenig Segen unserem Cantor aus seiner Stellung trotz redlichen Bemühens erwuchs und daß er in seinem künstlerischen Schaffen und Aufführen seiner Werke nunmehr die eigentliche Aufgabe seines Lebens erblickt. So nennt er sich denn auf den Titeln seiner Werke und in den Unterschriften seiner Briefe nicht Cantor, sondern mit Vorliebe Director musici chori, wozu ihn seine Stellung als städtischer Musikdirector, die mit dem Thomascantorat verbunden war, allerdings berechtigte. Auch diesen stark hervortretenden Zug seines Künstlerthums theilt Schein bedeutsamer Weise mit Sebastian Bach. Wie übermächtig sich aber der Schaffenstrieb in der Seele unseres Künstlers regte und jene niederdrückenden Berufsverhältnisse überwand, zeigt die so staunenswerthe Fülle seiner Werke, die in den Jahren 1617—30 entstanden sind und die die große Bedeutung ihres Schöpfers als Wort- und Tondichter glänzend offenbaren. Zu ihrer Charakteristik sei vorausgeschickt, daß Schein's künstlerische Entwickelung in die Zeit der mächtigen, von Italien aus alle Culturvölker Europas überfluthenden, musikalischen Umwälzung fiel, die die Herrschaft der mittelalterlich gebundenen Polyphonie brach und den Sologesang als künstlerischen Ausdruck der modernen Persönlichkeit an ihre Stelle setzte. Es war eine Zeit der Gährung, des Kampfes mit den alten Formen und Ausdrucksmitteln, des Ringens nach Gestaltung neuer, der zuerst auf dem classischen Boden der Renaissance entbrannte, und sogleich auch die zeitgenössischen deutschen Meister am tiefsten ergriff. In Sehnsucht nach dem gelobten Lande der Schönheit und unter dem Zauberbann der dort erblühenden Kunst versenkten sie sich ganz in den Reichthum der neuen, sich ihnen erschließenden Formenwelt. Allein ebenso wenig wie Haßler, Schütz und andere große deutsche Meister gab sich Schein willenlos dem blendenden Glanze hin, den die neuaufgegangene Kunstsonne Italiens ausstrahlte. Als echter Künstler erkannte er die der heimischen Poesie und Kunst drohende Gefahr, er durchdrang jene fremden Formen, vertiefte sie und verschmolz sie mit der Polyphonie des 16. Jahrhunderts zu neuen, vollendeteren Kunstbildungen.

Die musikalischen Formen, die Schein eine reichere Durch- oder völlige Neubildung verdanken, waren auf geistlichem Gebiete die Choralbearbeitung, die Motette, das Madrigal und im Zusammenhange mit Schütz das sogenannte Geistliche Concert. Es sei an dieser Stelle nur auf sein berühmtes Cantional von 1627 hingewiesen, in dem er uns als Dichter, Sänger und Setzer einer Fülle herrlicher Choräle entgegentritt. Das Cantional ist eines der grundlegenden Gesangbücher der protestantischen Kirche geworden. Eines seiner Lieder, das bekannte Sterbelied: „Machs mit mir, Gott, nach deiner Güt" ist in mehr als 16 Gesangbücher der evangelischen Kirche des In- und Auslandes aufgenommen, so auch in unser sächsisches Landesgesangbuch vom Jahre 1883, und hat also den Namen des Dichters bis auf die Gegenwart lebendig erhalten.

Auf weltlichem Gebiete verdankt das Madrigal und mehrstimmige, deutsche Kunstlied Schein als Dichter und Tonsetzer gleichfalls eine wesentliche Förderung. Erwähnt sei hier nur sein „Studentenschmaus", eine Art Fortsetzung seines oben erwähnten Jugendwerkes, des Venuskränzleins, in dem Schein auch, als echter deutscher Meister, einen derben, volksthümlichen Humor entfaltete; und ferner seine dreistimmige „Musica boscareccia" oder „Waldliederlein" (3 Theile, 1621, 1626 und 1628), von denen ein zeitgenössischer Dichter urtheilt, „daß dieser Scheinischen Wald-Musica Kunstreiche Lieblichkeit in so artiger Kürtze nicht leichtlich ihres Gleichen finden, und derowegen nicht unbillich unter die ihren Meister lobende Werke zu zehlen, ja alß eine besondere Gabe des allerhöchsten Meisters zu rühmen seyn, ist außer Zweiffel — —." Diese zierlichen Waldliederlein erfreuten sich schon damals einer solchen Beliebtheit, daß der bedeutendste Schüler Schein's, Paul Fleming, sie, wie auch die Lieder des „Studentenschmauses", im Jahre 1636 in Reval an der Ostsee, wo er auf seiner bekannten Orientreise sich aufhielt, in geselligem Kreise anstimmte.

Außer diesen Hauptwerken hat Schein noch eine große Zahl oft groß angelegter, geistlicher und weltlicher Gelegenheitscompositionen hinterlassen. Das 17. Jahrhundert war ja überhaupt das Zeitalter der Gelegenheitswerke und unser Meister wurde durch seinen Cantorenberuf, der ihn fort und fort, in Freud und Leid, bei Hochzeits- und Begräbnißfeierlichkeiten, mit den Geschicken der ihn hochachtenden und ihm vielfach engbefreundeten Leipziger Bürgerschaft künstlerisch verflocht, zu einer so ausgedehnten Pflege der Werke dieser Gattung hingewiesen. In rührend ergreifenden Widmungen oder in scherzhaft launigen Anspielungen begleitet er auf den Titelblätter dieser Werke, die er mit sinnig-naiven, oft lateinisch-deutschen Spruchgedichten auszuschmücken liebt, das Dasein jener alten Geschlechter, es mit dem Schimmer seiner Kunst verklärend. So weihte er seinen Namen durch die That und setzte sich ein Denkmal im Herzen seiner Zeitgenossen, dessen künstlerische und culturhistorische Bedeutung weit über die Stätte seiner einstigen Wirksamkeit hinausragt.

Beklagenswerth ist, daß unerhört bitteres häusliches Leid unseren Thomascantor veranlaßte, diese Kunst der Gelegenheitsschöpfungen in seiner eigenen Familie in ergreifendsten Worten und Tönen zu üben. Seine erste Gattin sah er 1624*) und sieben seiner Kinder während der 11 letzten Jahre seines Lebens ins Grab sinken und bei jedem dieser herben Schicksalsschläge hat der „innig betrübte und höchst traurige Vater" seinem Schmerze in einem ergreifenden Grabgesange mit lateinisch-deutschem Nachruf Ausdruck verliehen.

So wird man z. B. den Nachruf, mit dem er den Trauergesang auf den Tod seines Söhnleins Hieronymus beschreibt, nur mit innigster Rührung lesen können:

„O Deus, alme Deus! querar aut sileam? ah! quid dicam?
Velle tuum factum est: Velle tuum placeat:
Plura vetant lachrymae: lachrymis quin major et ipsis
(Ah!) dolor est. Credis qui minus, ipse proba".

O treuer Gott, was soll ich klagn?
Ich wil von deinem Willen sagn.
Viel grösser als weynen ist mein Schmertz,
Versuchs ein treues Vater Hertz.

Doch schon wenige Monate nach dieser letzten Heimsuchung wurde der fromme Thomascantor, nach seiner Rückkehr aus Carlsbad, wo er vergeblich Heilung von der Schwindsucht gesucht hatte, von seinen Leiden und aller Erdenpein erlöst. Am 19. November 1630 starb Johann Hermann Schein im noch nicht vollendeten 45. Lebensjahre und wurde am 21. November feierlich bestattet. Sein großer Freund Heinrich Schütz widmete dem Dahingeschiedenen eine erhebende Trauermotette, die er auf Bitte des Sterbenden über dessen Lieblingswort „das ist ja gewißlich wahr und ein theures werthes Wort" *rc.* kunstreich gesetzt hatte. Unter den Trauergedichten, die dem Verklärten gewidmet wurden, befinden sich auch zwei lateinische Carmina seiner beiden hinterbliebenen Söhne.

Dies war das Leben Johann Hermann Schein's. Als Mensch, als Christ hat er in dunkler Zeit alle Anfechtung der Welt überwunden, als Künstler aber ist er nicht minder unserer Bewunderung würdig: ein echter deutscher Meister, hat er das große Erbe der Väter treu bewahrt, durch edelste Gaben seiner eigenen Kunst vermehrt und so hinüber gerettet, was die deutsche Musik an hoffnungsreichen Keimen in sich barg, bis zu der großen Epoche der Entfaltung und Vollendung. Möge das deutsche Volk, in gerechter Würdigung dessen, was es an Johann Hermann Schein besitzt, auch diesem Meister von Neuem seine Verehrung und Liebe zuwenden. „Denn er war unser!"

*) Er verheirathete sich im folgenden Jahre von Neuem mit Elisabeth von der Perre, der Tochter eines Leipziger „Kunstmalers".

Bücherbesprechungen.

— Neuere Entscheidungen zu dem Bürgerlichen Gesetzbuche für das Königreich Sachsen. Zusammengestellt vom Oberjustizrath St. Hoffmann, Oberlandesgerichtsrath (jetzt Reichsgerichtsrath). Nachtrag zu dem Bürg. Gesetzbuche f. d. Königr. Sachsen, herausgegeben von Hoffmann, Kaden u. Scheele. Leipzig, Roßberg'sche Hofbuchhandlung 1895 (392 S.). — Gewiß verhüten klare Gesetze am besten Rechtsstreite. Allein das beste Gesetz kann nicht jeden einzelnen Fall treffen und unfehlbar entscheiden, für die meisten Fälle ist nur durch Anwendung und Zusammenhalten mehrerer Bestimmungen das Recht zu finden, dem sie zu unterstellen sind. Das Gesetz ferner ist und bleibt ein mehr feststehendes, während der Verkehr vorwärts schreitet und sowohl neue Rechtsgebilde schafft, als auch Lücken in den Bestimmungen offenbar werden läßt; hier das Gesetz immer sofort zu ändern, ist nicht angängig und so muß an der Hand des Bestehenden nachgeholfen werden, bis die Gesetzesabänderung unabweisbar geworden und auch genügend vorbereitet ist. Die Entscheidung, wie in allen diesen Fällen zu verfahren ist, muß durch einen möglichst festen Gebrauch der erkennenden Behörden unterstützt werden, der zugleich die aus der Ungewißheit des Rechtszustands sich ergebenden Nachtheile einigermaßen mindert. Ein solcher Gebrauch, der Gerichtsbrauch, ergiebt sich meist aus einzelnen Entscheidungen. Für diese, die sich auf das bürgerliche Recht beziehen, aber immerhin sehr zerstreut veröffentlicht sind, wollte zunächst die Ausgabe des Bürgerlichen Gesetzbuchs von Wengler und Brachmann eine Sammlung bieten. Eine Ergänzung dieser Sammlung brachte die Ausgabe desselben Gesetzbuches von Stephan Hoffmann, Kaden und Scheele, die die Entscheidungen rc. bis 1889 berücksichtigte. Das oben angezeigte Werk, von den zuletzt genannten Verfassern der früheren Ausgabe mit Unterstützung des Landgerichtsdirectors Dr. Hagemann und des Landrichters Dr. Grengel bearbeitet, will nun wieder lediglich die neueren bis Ende 1894 ergangenen Entscheidungen und das, was sonst dazu erörtert ist, zusammenfassen, um so das Hauptwerk nachzutragen. Ungeachtet des nicht zu langen Zeitraumes und obwohl der Gesetzestext selbst nicht mit abgedruckt ist, ist dabei ein stattlicher Band von 392 Seiten entstanden. Was das Werk sein soll und wie es wirken wird, ist oben gesagt, und es ist die Erreichung des Zweckes umsomehr zu hoffen, da die Verfasser möglichst weit das Gebiet genommen haben, aus dem sie die Sätze zusammenstellten. Die nächsten Bedürfnisse der praktischen Juristen nach einer Uebersicht über die für eine Gesetzesbestimmung ergangenen Entscheidungen sind zugleich ausgiebig befriedigt worden. Gewiß wäre neben einem solchen Werke auch noch ein eigentlicher Commentar zum Bürgerlichen Gesetzbuche wünschenswerth, der in selbständigen Erläuterungen den Sinn der einzelnen Vorschriften klarlegte. Allein für ein solches Werk wie für eine systematische Darstellung des sächsischen bürgerlichen Rechts, die recht nöthig wäre, — das Werk des hochverdienten Lehrers des sächsischen Rechts, Prof. Dr. O. Müller ist noch nicht so weit gediehen, — ist unsere Zeit nicht günstig, wo das Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich nach einigen Jahren in Aussicht steht. Und so muß jene Sammlung begrüßt werden, die doch Aussicht auf mehrjährige Brauchbarkeit hat. Ueber die einzelnen Angaben läßt sich nicht viel sagen, da sie eben Auszüge aus Urtheilen rc. sind. Anzuerkennen ist jedoch der Fleiß und die Umsicht, mit der die einzelnen Theile zusammengetragen sind. An und für sich gehörten nicht zum Inhalte die Bestimmungen der Konkursordnung und des Anfechtungsgesetzes über die Anfechtung von Rechtshandlungen, von denen die §§. 1509—1518 B.G.B. beseitigt wurden; die Wichtigkeit der reichsgesetzlichen Bestimmungen, ihr ausgedehnter Einfluß auf das bürgerliche Recht und das Landesrecht überhaupt, die Schwierigkeit, eine vornehmlich das sächsische Recht mitumfassende Zusammenstellung der Entscheidungen zu erhalten, aber rechtfertigen es, daß das Reichsrecht an Stelle der aufgehobenen §§. 1509—1518 B.G.B. behandelt wird. K—d.

— Der Weg des Lebens. Predigten gläubiger Zeugen der Gegenwart über freie Texte. Herausgegeben von D. Emil Quandt, erstem Director des Predigerseminars, Superintendent und Oberpfarrer in Wittenberg. (Dritter Band der Sonn- und Festtagspredigten.) Leipzig, Fr. Richter, 1895. 7 ℳ. — Rasch ist dieser dritte Band seinen zwei Vorgängern (Wiss. Beil. Nr. 25 von 1894 und Nr. 18 von 1895) gefolgt; er bildet denjenigen Theil des Gesammtwerkes, der für Prediger die meiste Ausbeute des Studiums bietet. Zu der Beobachtung, die überall die gleiche ist, auf welche Art die Gedanken der biblischen Wahrheit zur Erbauung des jetzigen Geschlechts angewendet werden, tritt hier die für den Fachmann wichtige Wahrnehmung, welche Stellen der heiligen Schrift von dem Prediger ausgewählt worden sind, um vermittelst neuer Anregung und in weiterem Gesichtskreis dasselbe zu sagen, was die feststehenden Texte jeder kirchlichen Zeit mit altgewohnten Klängen aussprechen. Diesen Zusammenhang zwischen dem Typus jedes Sonn- und Festtages und der auf ihn fallenden Predigt ist in vielen Fällen gewahrt worden, so daß beispielsweise der zweite Sonntag nach Ostern als der Tag des guten Hirten, der Sonntag Rogate als Gebetssonntag trotz des gewählten anderen Textes gelten geblieben sind. Und wo das nicht geschehen ist, da ist wenigstens die gebührende Berücksichtigung der kirchlichen Zeit allenthalben eingetreten. So ist die Wahl des Textes und seine Verwendung auch für solche Leser bemerkenswerth genug, die über ihn gar nicht zu predigen haben; jedenfalls eröffnet sich ihnen über dem Lesen der Ausblick auf eine parallel laufende Gedankenreihe und auf verwandte Stoffgebiete. Deshalb müssen wir, da von einer Beurtheilung der einzelnen ganz verschiedenartigen Leistungen in dieser Sammlung nicht die Rede sein kann, unsere Hauptaufgabe ihr gegenüber darin erkennen, ihre Nutzbarkeit nach jener Seite hin insbesondere für sächsische Prediger festzustellen. Von den 66 Predigten behandelt etwa die Hälfte solche Texte, die in der vierten Reihe des sächsischen Perikopenbuches oder wenigstens in der zweiten Reihe der Lectionen vorkommen, und letztere sind unter Umständen auch als Texte heranzuziehen. Die betreffenden Schriftstellen sind keineswegs immer für denselben Tag verwendet, auf den sie nach der sächsischen Ordnung fallen, sind auch oft ganz anders ein- und abgetheilt; aber um so lehrreicher wird ihre Auslegung für den Leser sein, der sich durch sie nicht mechanisch, sondern wirklich bereichern will. Bisweilen ist in dieser Sammlung auch nur ein einzelner Spruch zur Verwendung gekommen, aber ein solcher, der den Kernpunkt eines Textabschnittes bildet. Außerdem finden sich eine ganze Anzahl von Abschnitten, die in anderen Reihen des sächsischen Perikopenbuches, hauptsächlich in der dritten, irgendwie auch vorkommen. So hilft das Quandt'sche Predigtbuch ein vielfach empfundenes und erst mit geringen Anfängen berücksichtigtes Bedürfniß unserer Theologen befriedigen, und das soll an dieser Stelle besonders betont werden, da der allgemeine Werth des Unternehmens Angesichts hervorragender Arbeiten bedeutender Theologen, die auch hier wieder zu finden sind, einer besonderen Hervorhebung nicht bedarf. B. K.

— Geläut und Geleit durch's Kirchenjahr. Ein Jahrgang von Predigten zumeist über neutestamentliche Texte. Von D. theol. Rudolph Kögel, Oberhofprediger und Ephorus des Königl. Domcandidatenstifts. Erste Hälfte: Von Advent bis Sonntag Exaudi. Bremen 1895. K. Ed. Müller's Verlagsbuchhandlung. — Kögel's Bedeutung als Prediger für solche Leser darzulegen, die diese unsere Anzeigen lesen und dann nach dem Buche selber greifen, halten wir für überflüssig; es ist auch in diesem Blatte bei den reichlichen Gelegenheiten, die seine zahlreichen Predigtdrucke geboten haben, oft genug aller der Vorzüge gedacht worden, die seine Predigten besitzen. So können wir uns darauf beschränken, dasjenige hervorzuheben, was dieser neuesten Gabe eigenthümlich ist. Es ist dem durch schweres Leiden von der Kanzel ferngehaltenen und doch geistig noch so rüstigen Prediger Bedürfniß, den Zusammenhang mit seiner Gemeinde wenigstens durch das geschriebene und gelesene Wort aufrecht zu erhalten. So hat er zu Neujahr 1894 den Mitgliedern seiner Domgemeinde, da er sie nicht mehr anreden konnte, eine Predigt über Psalm 62, 2 und 9 übersandt, welche in schlichten und doch gewaltigen Worten vom Stillesein der Seele zu Gott handelt und den Lehrmeister dieser Kunst, die Schule, wo sie gelernt wird, und die gelehrigen Schüler beschreibt. Jetzt ist die Gabe als Predigt für Sonntag nach Neujahr in diese Sammlung aufgenommen wie ein Gruß an die vielen Zuhörer, die nicht zur Domgemeinde gehören. In derselben Weise für alle Sonn- und Festtage neue Predigtgrüße entstehen zu lassen, das verbietet sich natürlich von selbst, und so hat Kögel, um doch nicht blos Einzelnes zu bieten, sondern wie einst, wenn auch auf andere Art, eine regelmäßige pastorale Berührung mit seinen Zuhörern herzustellen, aus vergriffenen früheren Sammlungen den Hauptinhalt für diese neueste herausgenommen. So werden die Besitzer dieser älteren Predigtdrucke in der Lage sein, die lehrreiche Beobachtung zu machen, welche seiner Worte der in der Schule des Leidens

gereifte Prediger heute noch anerkennt, um sie auf's Neue wirken zu lassen. Aber Jeder wird noch ein Neues finden, das inzwischen nur verstreuter Weise bekannt geworden war und nun dieser Sammlung auch einverleibt ist. So finden wir die Adventspredigt, die Kögel zu seinem fünfundzwanzigjährigen Domprediger-Jubiläum 1888 gehalten hat, die Gedächtnißpredigt auf die Königin Elisabeth vom Jahre 1873, eine Neujahrspredigt in der Berliner Schloßkapelle 1877 gehalten, zugleich ein Muster jener vielgerühmten Hofprediger-Kunst, mit den wenigsten Worten alles Nöthige und Alles ebenso schön wie maß- und tactvoll auszusprechen; aber neben diesen solennen Reden finden wir sonst noch Beispiele genug für jene außergewöhnliche Begabung, Freude und Leid, Ruhm und Elend der deutschen Christenheit wie von hoher Warte aus mit den treffendsten Worten und in wirksamster Weise zu schildern. B. K.

— Geständnisse und Bekenntnisse eines Christen unserer Tage zur Läuterung und Stärkung dargeboten. Gotha, Gustav Schloeßmann, 1895. 80 S. — Der ungenannte Verfasser, der sich als Doctor der Theologie und Philosophie zu erkennen giebt, behandelt die einfache biblische Forderung, daß der Christ, durch Buße und Glauben im Zusammenhang gehalten mit seinem Heiland, sich den wirkenden Mächten der Heiligung unablässig ergeben und so nicht nur als sittlich zu vervollkommnende, sondern auch als erkennende Persönlichkeit in beständigem Wachsthum begriffen sein muß. Besonders hervorgehoben ist allenthalben die schmerzliche Seite dieses Vorgangs, daß beschämende Geständnisse auf allen Stufen der Entwickelung nicht nur Zeugniß ablegen müssen von der fortdauernden Bußfertigkeit, sondern gleichzeitig wie Heilmittel zur fortschreitenden Gesundung beitragen. Auf diesem sehr schwierigen psychologischen Gebiete, wie nicht minder auf dem der christlichen Erkenntniß Gottes und seiner Werke geht der Verfasser mehrfach über die einfachen biblischen Wahrheiten mit seinen „Speculationen" oder, wie er lieber will, „Visionen" hinaus. Auch gelingt es ihm, abgesehen von einigen rein persönlichen Geständnissen, nicht überall, bei dem Leser eine klare Vorstellung von der Gedankenwelt, die ihn durchwogt, zu erzeugen. Möglicher Weise werden Solche, die sich vertrauter Bekanntschaft mit ihm erfreuen und auch ohne seinen Namen ihn wieder erkennen, manche Andeutung nach anderweitigen Mittheilungen besser verstehen; aber der ihm fernstehende Leser hat zwar an vielen Stellen die Empfindung, daß da viel mehr gesagt werden soll, als für sein Verständniß zum Ausdruck kommt, findet aber keine greifbare Formulirung. Das gilt vor Allem von den die Inspirationstheorie streifenden Bemerkungen. Im Uebrigen haben wir uns mit Freuden von dem Verfasser in den Umkreis seiner christlich-gläubigen Weltanschauung hineinführen lassen. B. K.

— Das Schöne und die bildenden Künste. Von Emerich Ranzoni. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben's Verlag 1896. — Dieses 472 Seiten umfassende Buch zerfällt in 20 Abtheilungen, deren Ueberschriften lauten: Das Schöne und die Kunst, Die Form, Die Farbe, Der Ausdruck, Die Architektur, Die Malerei, Die Plastik, Die große Kunst, Die kleine Kunst, Das Genre, Das Bildniß, Die Illustration, Die Künstler, Das Moderne in der Kunst, Kunstkenner und Kunsthandel, Kunstakademien und Mäcene, Das Kunstschaffen der Frauen, Kritik und Publicum, Die Kunst der Zukunft. Das Motto dieses Buches könnte also lauten: Wer Vieles bringt, wird Manchem etwas bringen; selbst dann aber, wenn man so wie wir vielen Einzelheiten zuzustimmen geneigt ist, kann man nur schwer das Buch als Ganzes empfehlen. Jedenfalls sind die Abschnitte, in welchen der Verfasser praktische Fragen seines Gebietes behandelt, mehr gelungen als diejenigen, wo er theoretisirt. Ranzoni spielt seit Jahrzehnten in Wien auf dem Gebiete der bildenden Künste ungefähr dieselbe Rolle als Kritiker, wie Eduard Hanslick als Musikreferent. Da wir die Schriften von Hanslick genau kennen, so stehen wir nicht an, ihm vor Ranzoni den Vorzug zu geben. Letzterer beweist so recht, daß das bloße Aesthetisiren im günstigsten Falle mehr blendet als überzeugt. Ranzoni vereinigt in sich die Stärke und die Schwächen des Feuilletonstiles in hervorragender Weise; er zeigt aber wider Willen, daß man damit noch immer kein Buch schreiben kann. Eine gründlich durchgearbeitete Behandlung eines einzelnen ästhetischen Themas wäre uns lieber, als eine nach allen Seiten hin glänzend aufsteigende, aber schnell verpuffende Raketengarbe. Ranzoni sucht zu sehr nach Pikanterien, nach der Perspective einer Gelehrsamkeit, welche er in Wahrheit doch nicht besitzt; er wirrt nicht selten die Gedanken durcheinander, bauscht minderwerthige Gedanken auf und kürzt dem Leser durch eine gewisse nervöse Unruhe den Genuß des Buches. Trotzdem heben wir mit Dank und Freude hervor, daß er auf gesunder realistischer Grundlage die unzerstörbaren und unentbehrlichen Hauptsätze einer idealistischen Aesthetik vertritt; ein durch reiche Erfahrung geschulter Blick, ein ebenso feines, wie gesundes Urtheil ist ihm oft eigen. Sehr auffällige „Austriacismen" wollen wir übergehen, weil sie der gebildete Deutsche sofort merkt; aber gefährlicher, weil scheinbar richtig ist die Ausdrucksweise: „Je hellsehender (?) ein Maler ist, desto kühner ist er auch in der Verwendung feuriger (?) Farben." Goethe in einem Athem mit Aeschylus und Michel Angelo zu den „männlichen Künstlern" zu zählen, dürfte bis jetzt nur Ranzoni vorbehalten gewesen sein. Auch begreifen wir nicht, wie ein Mann von Ranzoni's Richtung den Ausspruch drucken lassen kann: „Das Unflätige und Frivole kann ein gesundes (?) Lachen erregen." Dagegen heben wir aus der Fülle von gediegenen Leitsätzen folgende heraus: „Ein jedes Kunstwerk muß wesentlich das Product einer der verschiedenen Künste sein, wenn es als solches die höchste Vollendung erreichen soll; wenn aber eine der Künste in einem Kunstwerk als Dominante auftritt, dann werden und müssen alle anderen Künste als dienende Mägde der Einen und Einzigen erscheinen." „Die Kunst der Zukunft wird weder übermenschlich, noch untermenschlich, sondern, sofern sie haltbar und dauernd sein soll, rein menschlich sein." „Eine Kunst von Weibern und nur für Weiber kann es nicht geben, weil alle Kunst zwar rein menschlich, aber geschlechtslos ist. Nur das, was den Männern und Frauen gemeinsam ist an Liebefähigkeit, Aufopferungsfähigkeit, Feinfühligkeit für Stimmungen und Gefühle, ist der Hauptgegenstand künstlerischer Darstellung gewesen, und so wird es in aller Zukunft bleiben." „Die Form als Begrenzung eines Kunstwerkes gedacht, ist ebenso geistig wie physisch zu verstehen." „In der Kunst wird die Gleichheit zur Aehnlichkeit fortgeführt." —g.

— Römische Alterthumskunde von Dr. Leo Bloch. Mit 7 Vollbildern. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung 1895 (Sammlung Göschen 45). 168 S. Preis 0,80 ℳ gbd. — Das vorliegende Bändchen bestätigt aufs Neue die Vorzüge der „Sammlung Göschen": guter Inhalt bei knapper, klarer und sachgemäßer Darstellung, solide Ausstattung, sorgfältiger und sauberer Druck, billiger Preis. Erschöpfend konnte die Darstellung der römischen Alterthumskunde auf diesem kleinen Raume natürlich nicht sein, manche Capitel sind nur ganz kurz skizzirt, hie und da wünschte man wohl etwas mehr zu erfahren, aber die wesentlichen Punkte sind richtig hervorgehoben. Nicht nur die Schüler unserer höheren Schulen werden das Büchlein mit Nutzen lesen können, sondern auch weiteren Kreisen kann es empfohlen werden. Der Verfasser hat die besten Quellen geschickt verwerthet, namentlich die Darstellungen der römischen Alterthümer von Mommsen-Marquardt, Mommsen's Römische Geschichte und Grundriß des Römischen Staatsrechts (vgl. das reichhaltige Literaturverzeichniß auf S. 1). Der Inhalt gliedert sich folgendermaßen: Verfassungsgeschichte, die Staatsgewalten (Magistratur, Senat, Volk), Heer und Flotte, Rechtspflege, Finanzwesen (unter dieser Rubrik ist das Nöthige über Maße, Gewichte und Münzen gesagt), Cultus und Spiele, Privatleben, die Stadt Rom (das topographische Capitel); Anhang I orientirt über den römischen Kalender, Anhang II über die monarchische Verfassung, Entstehung des Kaiserthums, Magistratur, Senat und Volk in der Kaiserzeit. Zuweilen wagt der Verfasser „nach berühmten Mustern" moderne Parallelen, die nicht viel besagen wollen (S. 12, 48, 68, 111). Gar so wasserscheu, wie es der Verf. S. 80 hinstellt, waren die Römer denn doch nicht, wenn auch ihre lyrischen Dichter (z. B. Horaz) oft ihr Grauen vor dem nassen Elemente bekunden. Die Lyriker anderer Nationen thun das auch. S. 84 fehlt die Auflösung der Siglen N. L. S. 86 könnte bei Gelegenheit einer neuen Auflage das unschöne „Be- bezw. Entlastungsbeweis" beseitigt werden. S. 106 werden die Pontifices als „Sühnpriester" definirt und ihr Name von poena abgeleitet (Marquardt, Röm. Staatsverwaltung III 2. Aufl. S. 238), eine Etymologie, die mehr als zweifelhaft ist. Die Sitzreihen des Colosseums konnten schwerlich 87000 Zuschauer fassen (S. 122), sondern höchstens 50000 (vgl. Wissenschaftliche Beilage 1895 Nr. 117 und Ch. Hülsen im Bullettino della Commissione archeologica di Roma 1894 fasc. 4). m.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 139. Donnerstag, den 21. November. 1895.

Die Armenier.

Je näher der gänzliche Verfall des mohammedanischen Orients rückt, je mehr der Einfluß Europas auf die bisherigen Verhältnisse dort zersetzend wirkt, um so mehr nehmen die in Asien zerstreuten christlichen Elemente unser Interesse in Anspruch. Unter allen christlichen Völkern dieses Welttheils sind die Armenier das zahlreichste und wichtigste. Jeder auch noch so fragmentarische Beitrag zur näheren Kenntniß des heutigen Zustandes dieses merkwürdigen Volks wird Demjenigen willkommen sein, welcher dem Lauf der Dinge im Orient mit Aufmerksamkeit folgt.

Die Armenier werden gewöhnlich zu den Indogermanen gerechnet, wahrscheinlich sind sie aber ein arisch-semitisches Mischvolk, wie ihr ungemein judenähnliches Aeußere, ihr unkriegerischer Charakter und ihr Schachergeist beweisen. Ihr Gesicht ist indeß nicht so entschieden oval wie bei den Juden. Sie sind vorzugsweise kräftig gebaut, nicht klein, selten auffallend groß, das Skelett mehr derb als elegant. Der wohlgeformte Schädel ist hinten abgeplattet, da man das Kind während der ersten Monate seines Lebens seine Lage auf dem Rücken unter keinen Umständen verändern läßt. Ganz mächtig ist der Haarwuchs; es giebt Männer, bei denen nur die Handflächen und Fußsohlen ohne Haare sind. Der Bartwuchs ist erstaunlich stark und manchmal mehr als angedeutet bei jungen Mädchen, bei denen der Schläfenbüschel nicht selten bis auf die halbe Wange herunterreicht. Heyfelder[1]) sah in Kisslavodsk einen armenischen Popen mit vier Töchtern von 12—17 Jahren, von denen die zwei ältesten schon Backenbärte hatten. Bis zu 17 Jahren sind die Mädchen meist schön mit üppigen Formen, die Frauen nach 30 aber schon verblüht und meist übermäßig stark. Am anziehendsten erscheinen sie in ihrer, den Grusinern entlehnten Nationaltracht mit dem gestickten Stirnband und dem weißen halblangen Schleier. Dagegen kleidet die leider mehr und mehr Platz greifende Pariser Mode die Armenierinnen durchaus nicht. Madame Chantre giebt uns eine begeisterte Schilderung der Schönheit der interessanten Armenierinnen.[2]) Das innige Familienleben der Armenier fand in Moltke[3]) einen warmen Bewunderer. Nicht selten wohnen die erwachsenen verheiratheten Söhne mit dem Vater oder der Mutter zusammen in einem Hause, einigermaßen selbständig und gesondert, aber in Ehrerbietung um das Familienhaupt geschaart. Heyfelder sah in Mosdok einen Hausstand, bei dem in einem großen orientalischen Hause mit inneren Glasgalerien der Vater mit seiner zweiten, viel jüngeren Frau und zwei Kindern zusammen mit dem ältesten Sohn mit Frau und Kind und noch zwei unverheiratheten erwachsenen Söhnen erster Ehe wohnte. Solche Beispiele ließen sich vervielfältigen. Die armenischen Frauen haben selbstverständlich eine ganz andere Stellung als die Mohammedanerinnen. Zwar bemerkte Moltke, daß der weibliche Theil der Familie sich stets erhob, wenn ein Mann in das Zimmer eintrat, während im umgekehrten Falle dies nicht immer stattfand, auch geht die noch nicht emancipirte Armenierin niemals spazieren und verläßt das Haus nie ohne Begleitung und nur auf besonderen Anlaß, aber im Innern des Hauses schalten und walten die Frauen unbeschränkt in emsiger wirthschaftlicher Thätigkeit, nähend, strickend, spinnend. Denn alle diese uralten weiblichen Künste sind vornehmen und geringen Armenierinnen geläufig, ja sogar das Weben von Kleiderstoffen und Teppichen betreiben sie im eigentlichen Armenien. Am Araxes und am Fuß des Ararat, bei Delisha im Antikaukasus, bei Alexandropol am Fuß des Allahgiß kann man armenische Frauen sehen, Kinder und das Geflügel hütend und an der Spindel spinnend gleich den Italienerinnen. Es wollte Parrot[4]) erscheinen, als ob das Verhältniß zwischen Mann und Weib hier ein natürlicheres und beglückenderes sei als in den vorgeschrittensten Theilen des Abendlandes.

Alle Beobachter stimmen in dem Urtheil überein, daß die geistige Begabung der Armenier eine sehr bedeutende ist und daß das Volk im Allgemeinen den Werth von Kenntnissen sehr wohl zu schätzen weiß. Die Urtheile über die zahlreichen Mönche der verschiedenen Klöster lauten aber nach dieser Richtung ebenso ungünstig wie nach jeder anderen. Natürlich steht es in Asien am schlimmsten und doch welch andere Zustände müssen hier geherrscht haben, ehe das armenische Reich von seiner Höhe durch mohammedanische Eroberer gestürzt wurde. Jetzt liegen die eigenen alten wissenschaftlichen Schätze unbeachtet da, kaum einem der rohen Priester bekannt, und feindlich stellen sich diese ehemaligen Pflegstätten der Wissenschaft jeder weckenden Einwirkung von außen her entgegen. Auf die Verwendung unseres Landsmannes Parrot, der an der Universität Dorpat den Lehrstuhl der Physik einnahm, wurde sein Reisebegleiter, der junge Geistliche Abovian, auf Kosten der russischen Regierung nach Dorpat geschickt, wo er sechs Jahre verweilte. Aber das Kloster Etschmiadsin, dem er bisher angehört hatte, durfte er nun nicht wieder betreten. Seit seinem Aufenthalt unter Deutschen betrachtete die hohe Geistlichkeit ihn als einen Abtrünnigen, der die armenische Jugend nur verführen würde. Moritz Wagner[5]) traf ihn 1847 als Lehrer der Kreisschule in Tiflis. Die schnelle Fassungsgabe der Schüler erschien unserem Landsmann bewunderungswürdig. Knaben von 10 bis 14 Jahren lasen und schrieben die armenische, georgische, tatarische, russische, deutsche und französische Sprache mit erstaunlicher Fertigkeit. Das Deutsche sprachen sie mit reinem wohlklingendem Accente, lasen Werke von Goethe und Schiller und zeigten ganz besondere Lust und Liebe zur deutschen Sprache, vielleicht weil die Aussprache beider Sprachen eine große Verwandtschaft hat. Die Armenier wissen sehr wohl, welcher mächtige Hebel dem in die Hand gegeben ist, der Kenntnisse besitzt. „Große geistige Anlagen," sagt Wunsch[6]), „bemerkt man auch bei dem armenischen Bauer, aber noch mehr: man bemerkt auch einen wahrhaft fieberhaften Drang nach Bildung. Selbst in den traurigen Verhältnissen dortzulande lernt Alles. In ärmlichen Gebirgsdörfern findet man oft ein Schulgebäude mit fleißigen Schülern, groß und klein, angefüllt. Wenn die politischen Verhältnisse sich zum Besten gewendet haben werden, dann dürften die Armenier, was Bildung anbetrifft, Europa bald erreichen." Leider wirkt die in Unwissenheit und Lastern tief versunkene Priesterschaft diesen Bestrebungen entschieden entgegen. Die großen literarischen Schätze, welche in vielen der armenischen Klöster aus früheren Zeiten aufbewahrt sind, verschimmeln, vermodern meist in wüstem Durcheinander in einer abgelegenen dunklen Kammer und gehen so durch den Zahn der Zeit und die noch schärferen Zähne von Mäusen, Ratten oder allerlei schädlichen Insecten

[1]) Die Armenier und ihre Zukunft von Dr. O. Heyfelder in der „Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik". Wien 1890.

[2]) A travers l'Arménie Russe. Paris 1893.

[3]) Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei. Berlin 1841.

[4]) Reise zum Ararat. Berlin 1834.

[5]) Wagner, Reise nach dem Ararat und dem Hochland Armenien. Stuttgart 1848.

[6]) Meine Reise nach Kurdistan und Armenien von Prof. Dr. Wunsch in den Mittheilungen der „Kaiserl. Königl. Geogr. Gesellschaft in Wien" 1883.

einer allmäligen, aber sicheren Zerstörung entgegen. Selbst in der berühmten Bibliothek des Klosters Etschmiadsin, der Residenz des Katholikos der armenischen Kirche, sind mehr als 3000 Handschriften zwar in guten Bibliotheksräumen untergebracht, aber der Katalog giebt bei besonders dickleibigen Folianten, wie sie dort, wie auch in anderen armenischen Klöstern, bis zu 50 und mehr Kilogramm Gewicht vorhanden sind, nicht einmal die Titel der in diesen Bänden ganz regellos zusammengefaßten Manuskripte an[7]).

Was wir von armenischer Sprache und Literatur kennen, verdanken wir fast ausschließlich der sehr verdienstvollen Thätigkeit der Congregation der Mechitaristen. Dieser 1712 gestiftete Orden wollte die armenische Nation durch Religion und Wissenschaft der groben Unwissenheit und politischen Sklaverei entreißen. Der Eifer des von dem gelehrten Priester Mechitar gestifteten Ordens mißfiel indeß dem Patriarchen in Etschmiadsin so sehr, daß er die Pforte zu bewegen wußte, die Anhänger desselben des Landes zu verweisen. Von den Venetianern in deren damaligem Besitz in Morea freundlich aufgenommen, erbauten sie bei Modon ein Kloster. Und als Venedig 1715 und 1716 seine griechischen Besitzungen an die Türkei verlor, zogen auch die Mechitaristen fort und erhielten von der Republik die früher als ein Krankenhaus verwendete Insel San Lazaro. Die hier gegründete Anstalt ist seitdem die gelehrte Schule für die Wiedererweckung des Studiums der armenischen Sprache und Literatur geworden, von hier aus sind die vorzüglichsten classischen Schriften der Armenier, die früher so gut wie unbekannt waren, in gelehrter Bearbeitung verbreitet worden.[8]) Leider sind bisher alle Veröffentlichungen in armenischer Sprache erfolgt, so daß sie für die Mehrzahl der Geschichtsforscher unzugänglich bleiben. Dies gilt auch von den auf der Außen- und Innenseite der Klöster angebrachten, sehr zahlreichen und häufig genug sehr langen Inschriften, von denen bereits eine Anzahl gesammelt erschienen ist. So namentlich die Sammlung von Léon Alischan, die indessen noch übertroffen wird durch das Prachtwerk des Pariser Armenologen Sarkissian. Diese wissenschaftliche Thätigkeit finden wir aber ausschließlich bei den katholisch-unirten Armeniern, die den gregorianischen auf das Feindseligste gegenüberstehen, so daß sie möglichst jeden Verkehr mit einander meiden. In einem Punkte begegnen sich aber beide Richtungen: in dem im Morgenlande vorherrschenden Laster der äußersten Habsucht und in Lug und Trug in Handel und Wandel. „Für Beide," sagt Wagner, „ist Alles, was sonst abendländische Völker begeistern kann: Vaterland, Nationalehre, Freiheit, Humanität, nichts als leerer Schall, Worte, deren Bedeutung der Armenier nicht im Entferntesten zu erfassen vermag."

Um auf die traurigen sittlichen Zustände besser einzuwirken, haben in neuerer Zeit protestantische Missionare in Brussa, Konstantinopel, Trapezunt und Erzerum Schulen errichtet. Eine in Schuscha eröffnete Schule, an der ein deutscher Missionar lehrte, der die armenische Schrift- und Volkssprache in seltenem Maße beherrschte, hatte großen Zulauf. Aber eine von ihm dem Patriarchat eingesandte Bibelübersetzung wurde verboten. Und als zwei junge armenische Priester von der Wahrheit und Wärme der evangelischen Lehre so ergriffen wurden, daß sie den Gedanken faßten, die tief verdorbene armenische Priesterschaft im Sinne der protestantischen Kirche zu reformiren und in dem zum bloßen Ceremonienwesen herabgesunkenen armenischen Christenthum ein inneres Leben zu wecken, da wußte der armenische Bischof in Tiflis es bei dem russischen Gouverneur so weit zu bringen, daß die Missionare des Landes verwiesen wurden. Jene beiden jungen armenischen Priester aber mußten ihren edlen Eifer mit Verbannung und Einkerkerung in dem trostlosen Sewankloster büßen. Dort starben sie nach kurzem Aufenthalte eines plötzlichen Todes, wie man sagt, an Gift. Andererseits hatte der dafür gut bezahlte Patriarch von Etschmiadsin nichts dagegen, daß die Leiche des auf der Reise an den Hof von Persien begriffenen englischen Gesandten Macdonald in der von allen Armeniern am heiligsten gehaltenen Kathedrale von Etschmiadsin beigesetzt und daß ihm sogar dort von seiner Wittwe ein Denkmal errichtet wurde.[9]) Auch hier ergeben sich die Festungen, wenn ein mit Gold beladener Esel sie ersteigt. In „Blackwood's Magazine" erschien kürzlich ein Artikel über die Armenier, der manches Wahre enthält, indeß in seiner Verurtheilung der „dem Trunk ergebenen, lasterhaften, völlig ungebildeten und fanatischen Armenier" weit über das Ziel hinausschießt. Sein Landsmann Capitän James Creagh, der bereits von mir angeführt wurde, ebenso wie Madame Chantre und Leclercq sprechen sich in ganz anderem Sinne aus. Unser Landsmann Dr. Heyfelder in Buchara, der Russisch- und Türkisch-Armenien gründlich kennt, sagt: „Es ist mir nicht erinnerlich, je einen betrunkenen Armenier gesehen zu haben; Wirthshausleben, Vergnügungssucht scheint durch ihren Familiensinn und ihre Sparsamkeit ausgeschlossen zu sein." Was die anderen Vorwürfe betrifft, so ergiebt sich deren theilweise Richtigkeit allerdings aus dem vorher Gesagten.

Das Talent, zu übervortheilen, sollen die Armenier in hervorragendem Maße besitzen. Sie sind berechnend, praktisch, ihre Begabung ist besonders groß für Zahlen, — fand doch Wagner selbst in den Zellen des trostlosen Inselklosters Sewan dort ziemlich unnütze Rechnungsmaschinen. Daher sind sie gute Geschäftsleute, gute Kleinhändler, Mathematiker, Astronomen. Muthig, ausdauernd und unternehmend zogen sie als Händler und Restaurateure, Dolmetscher und Lieferanten mit den russischen Truppen nach Centralasien. Ein Armenier war dort der tüchtigste, für alle Wechselfälle ausgerüstete Hospitalverwalter. Freilich sollen die armenischen Marketender während der Transkaspischen Expedition 1879 die russischen Officiere geradezu geplündert haben.[10]) Jetzt haben sie in Merw den ganzen Handel in ihren Händen. Aber der Armenier ist auch ein außerordentlich fleißiger Ackerbauer. Selbst in Gegenden, welche die Natur äußerst stiefmütterlich behandelt hat, in welche die räuberischen Kurden ihn drängten, hat seine in Bezug auf Feld- und Gartenbau bewunderungswürdige Betriebsamkeit eine ergiebige Cultur hervorgerufen. Jedes Bächlein, jede Quelle, jede Pfütze weiß der Armenier für den Landbau zu verwenden. Die hübschen Gärten bei Eriwan, die wie Oasen in einer Wüste stehen, verdanken nur solcher mühsamen künstlichen Bewässerung und der äußersten Sorgfalt ihrer Besitzer ihr freudiges Gedeihen. — Ganz hinfällig ist die Behauptung des „gründlichen Kenners von Armenien" in dem oben angeführten Artikel, daß die Türken niemals Bekehrungsversuche gemacht haben. Das gerade Gegentheil ist das Richtige. Als Sultan Orchan das Janitscharencorps bildete, befahl er, die christlichen Kinder aus den Händen ihrer Eltern zu rauben und im Islam zu unterrichten, dies solle den Räubern im Paradiese als hohes Verdienst angerechnet werden. So wurden jährlich 40000 armenische, griechische und slavische Kinder geraubt und den Janitscharen zur Verfügung gestellt. Durch diese und andere gewaltsame Bekehrungen ist es gekommen, daß an die Stelle einer echt türkischen Bevölkerung mit der Zeit eine mohammedanische Masse von ursprünglich christlicher Abstammung trat. Im 18. bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts gingen die Regierungsämter in die Hände der Griechen über, die jedoch nach einigen Decennien durch die Armenier verdrängt wurden. Noch bis heute sind viele der höchsten Aemter in ihren Händen. So war Agop Pascha Finanzminister, Artin Pascha Unterstaatssecretär des Auswärtigen, Petros Effendi Generaldirector der Bergwerke und Forsten, Nubar Pascha Großvezier von Aegypten, sämmtlich Armenier.[11]) In Rußland haben sie es, ohne ihren Glauben aufzugeben, noch weiter gebracht. Hier können sie auf den verschiedensten Gebieten tüchtige Leute, ja ausgezeichnete Köpfe aufweisen, viele gute Aerzte, gelehrte Geistliche, Lehrer, von denen eine große Zahl ihre Studien in Europa (auch in Deutschland) gemacht haben. In russischen Diensten haben sich Lazarew und Tergukassow als treffliche Generale, Loris Melikow und Delianow als Staatsmänner, Adamianz und Aiwasowsky als Künstler ausgezeichnet. Wenn aber die Masse der armenischen Bevölkerung heut trotz dieser glänzenden Beispiele sehr häufig knechtisch, feige, trügerisch und verächtlich erscheint, so ist dies sicherlich dem durch Jahrhunderte währenden Druck beizumessen. Denn als das mächtige Reich Armenien mit seiner glanzvollen Residenz Ani bestand, war das armenische Volk eines der tapfersten, das erst nach langem heldenmüthigen Kampfe der Uebermacht unterlag. Armenien birgt alte Schätze der Baukunst, welche zu den mächtigsten und schönsten Denkmälern der Vergangenheit gehören. Leider sind sie uns noch wenig bekannt. Durch die vielen Eingriffe der Römer, Sassaniden,

[7]) Waldemar Belck, Untersuchungen und Reisen in Transkaukasien ꝛc. im „Globus". Bd. 63.

[8]) Amadeus Jaubert, Reise durch Armenien und Persien. Leipzig 1822.

[9]) Creagh, Armenians, Koords and Turks. London 1880.

[10]) Rjhewussky, Von Tiflis nach Dingil Tepe im „Russky Sbornik" 1886.

[11]) Barchudrian, Die Armenier und ihre Nachbarvölker in der Türkei im „Ausland" 1891.

Byzantiner und Mohammedaner wurden die Armenier durch alle Jahrhunderte gezwungen, in fremde Länder überzusiedeln. Außer den Juden ist gewiß kein Volk so weit versprengt worden wie das armenische, selbst nicht die Araber, die doch außerhalb ihrer Halbinsel wohl sechsfach zahlreicher als innerhalb sind. Jetzt finden wir die Armenier außerhalb ihrer alten Stammsitze um den Ararat, die mehr und mehr den Russen anheimfallen, sowie in Persien, vornehmlich in der europäischen Türkei, insbesondere in Konstantinopel, aber auch sonst auf der Balkanhalbinsel, in Ungarn, Siebenbürgen, Galizien, in Rußland, in Aegypten und Indien. In Konstantinopel halten sich nach den Angaben des armenischen Patriarchats nicht weniger als 30000, in Tiflis, Batum und Poti an 5000 Armenier als Arbeiter, Lastträger u. dergl. auf, ohne Frauen und Kinder, die inzwischen das kleine Feld bestellen und zu denen sie mit dem kärglichen ersparten Verdienst zurückkehren. So eine Art Sachsengängerei, aber nur eine männliche.

Inwieweit die herausfordernde Haltung der Armenier die letzten Metzeleien hervorgerufen hat, läßt sich bei den sich widersprechenden Berichten schwer sagen. Aber wer die Schilderungen früherer Reisenden aufmerksam liest, wird zu dem Schluß kommen, daß in vielen Gegenden unerhörter Druck es war, welcher den Aufstand zeitigte. Es ist nicht das erste Mal, daß solche Metzeleien unter den Armeniern stattgefunden haben, man könnte von einer gewissen Periodiciät sprechen. Welche Greuel da verübt worden sind, nicht nur von wilden Kurden, auch von seßhaften Türken, das kann man in der haarsträubenden Schilderung Capitän Creagh's von der Einnahme der Stadt Alaschkert lesen. Kein Wunder, daß die Armenier jedes Mal, wenn die russischen Truppen nach der Besiegung der Türken sich zurückzogen, die Rache der letzteren fürchtend, sich auf russisches Gebiet flüchteten trotz aller der Gefahren, welche ein solcher Schritt barg. Im Jahre 1828 wanderten nach Barchudrian aus Erzerum in einer Nacht allein 40000 Armenier aus. Nach dem letzten russisch-türkischen Kriege sind aus den Provinzen Achlak, Alaschkert und Mokaz über 150 Dörfer leer geworden. Nach dem oben berichteten Gemetzel verließen nicht weniger als 3000 Familien aus den Dörfern um die Stadt Alaschkert die Heimath, von denen die Hälfte schon unterwegs durch Krankheit und Hungersnoth zu Grunde ging. Aus der Provinz Chisan wanderten in einer Nacht die Bewohner von 40 Dörfern aus, ihre Häuser und Felder den Kurden überlassend. In der Provinz blieben in dem zwanzigjährigen Zeitraum von 1858 bis 1878 von 2740 Häusern nur 585 übrig; 61 Kirchen wurden von den Kurden verbrannt, das Innere zerstört und die Heiligthümer geschändet.[12]) Dem Urtheil über die Ursachen der armenischen Unruhen jenes englischen Artikelschreibers stehen die Berichte seines eigenen Landsmanns sowie, und das wiegt weit schwerer, die unsrer eigenen sorgfältig durchgebildeten, sowie französischer Reisenden gegenüber. Was für ein geringes Gewicht die Reiseberichte englischer Touristen haben, die uns recht häufig mit ihren Schilderungen der meist im Fluge gesehenen und wohl zum großen Theile aus früher erschienenen Schriften ihnen bekannt gewordenen Länder beglücken, das ist Jedem zur Genüge bekannt. Diese Leute, meist der guten Gesellschaft angehörend und mit Geld ausreichend versehen, glauben nun auch den für einen Reisenden durchaus nothwendigen Bildungsgrad zu besitzen. Und sie finden auch bei dem auf gleicher Bildungsstufe stehenden englischen Publicum Anklang. Für uns sind sie selten von Werth. Gröbste Unkenntniß nach mehr als einer Richtung ist meist ihre Signatur. Daß die Zustände in Armenien so nicht bleiben können, ist längst von allen europäischen Mächten anerkannt worden. Daher wurde schon im Berliner Congreß von 1878 im 61. Artikel der Congreßacte der Türkei aufgegeben, eine Reformation der armenischen Verhältnisse zu veranstalten und jedes Jahr den europäischen Mächten darüber Rechenschaft abzulegen. Dieser Beschluß ist ein todter Buchstabe geblieben; dieser Paragraph des Berliner Vertrags ist niemals erfüllt worden. Und so wird sich die Pforte auch jetzt vielleicht wieder dazu verstehen, Erlasse zum Schutze der Armenier zu veröffentlichen. Aber schon Montesquieu sagte, daß, wenn er in ein fremdes Land komme, er nicht frage, ob es dort gute Gesetze gebe, denn gute Gesetze gebe es allerwärts, sondern ob die bestehenden Gesetze ausgeführt würden. Daran dürfte es auch in Zukunft fehlen, sofern nicht Europa die Ausführung scharf überwacht.

Dr. Emil Jung.

[12]) Creagh, Armenians, Koords and Turks. London 1880.

Goethe's Sonette.

In der neuesten seiner Goetheschriften behandelt Kuno Fischer die siebzehn Sonette, die Goethe in den letzten Ausgaben seiner Werke in einem Abschnitt unter dem Sammelnamen „Sonette" vereinigt hat.*) Um in die Verhältnisse einzuweihen, unter denen diese Gedichte entstanden, führt Fischer die dabei in Betracht kommenden Personen und deren Beziehungen zu Goethe vor, und zwar: das Frommann'sche Haus, Minna Herzlieb und Bettina v. Arnim. Die Fälschungen, die letztere sich in „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde" in Bezug auf Goethe's Briefe hat zu schulden kommen lassen, werden auf's Neue beleuchtet; diese Handlungsweise kann auch nicht, wie versucht worden ist, wegen der Verehrung des alten Kindes für Goethe vertuscht werden, und ist um so härter zu verurtheilen, als sie lediglich aus der Absicht hervorgegangen ist, sich — wie auch aus Fischer's Darstellung z. B. S. 50, 56, 89 ff. unzweideutig sich ergiebt — einen Glorienschein aus dem Interesse Goethe's für ihre Person anzudichten. Das kann auch der sonstige schriftstellerische Werth ihres Briefwechsels nicht ausgleichen. Demungeachtet ist die Thatsache nicht zu bestreiten, daß Goethe nicht nur ihr Sonette mitgetheilt, sondern auch eine Stelle aus einem ihrer Briefe in einem Sonett verwerthet hat. (S. 54 f.) Aber ebenso sicher, wie Bettina mit ihren Ansprüchen abzuweisen ist, muß Fischer's Behauptung als unstatthaft bezeichnet werden, wenn er (S. 6) sagt: „Ich halte die Ansicht für grundfalsch, nach welcher die siebzehn Sonette keinen Kranz, sondern eine Sammlung ausmachen, deren einzelne Stücke aus verschiedenen Anlässen herrühren sollen und auf verschiedene Personen zu beziehen seien." Denn wenn er weiterhin (S. 20) in einem Cirkelschluß äußert: „Es ist der Kranz der siebzehn Sonette, die keinen Kranz bilden würden, wenn sie nicht von einem und demselben Thema erfüllt wären, sodaß der Gegenstand eines dieser Sonette nothwendig der Gegenstand aller ist", so kann man die Schlußfolgerung sehr wohl für richtig anerkennen, aber dem gewandten Voltenschläger, der eben das zu Beweisende als Axiom in den Vordersatz stellt, doch nicht Recht geben. Fischer unterdrückt als unbeachtlich den Umstand, daß die fraglichen Sonette eben kein Kranz sind. An einen Sonettenkranz sind bekanntlich ganz bestimmte technische Forderungen zu stellen: er besteht aus fünfzehn Sonetten, deren jedes durch seinen Schlußvers mit dem Anfangsvers des nächstfolgenden durch gleichen Wortlaut verbunden ist, worauf ein aus diesen gleichlautenden vierzehn Versen bestehendes „Meistersonett" den Kranz abschließt. Ein deutscher Sonettenkranz findet sich z. B. in den „Gedichten von F. W. Riemer" I, 167—181. Ein solcher Sonettenkranz bedingt allerdings Einheit des Gegenstandes, da aber Goethe diese geschlossene Form eben nicht beliebt hat, kann ihm auch nicht die Absicht, in seiner Sonettensammlung nur Einen Gegenstand im Auge gehabt zu haben, aufgedrungen werden. Er hat vielmehr die siebzehn Sonette nur der gemeinsamen Form halber in einen Abschnitt seiner Gedichte vereinigt, ebenso wie die römischen Elegien, die venetianischen Epigramme, die antiker Form sich nähernden kleinen Gedichte trotz ihres mannigfaltigen Inhalts; auch unter den der Mehrzahl nach erotischen Elegien finden sich solche, die Anderes zum Gegenstande haben, namentlich die VIII. und die XI.

Goethe verfolgte bei seinen Sonetten von Anfang an keinen Plan; sie entstanden, weil Werner, Schlegel, Gries und Riemer damals in dieser Form gedichtet hatten und Goethe dadurch angeregt ward, sich ebenfalls darin zu versuchen, wie er ja jede an ihn herantretende Form gern ergriff, um die Strahlen seines Geistes auf neue Weise brechen zu lassen. So geschah es schon früh mit der antiken Odenform, obwohl er diese recht willkürlich behandelte und seine Dichtungen nicht darein zu fügen verstand; so später mit der Stanze, dem serbischen, dem antik epischen, elegischen und dramatischen sowie mit dem spanischen Vers. Bei dem Aufkommen der Sonettenform ergab es sich ganz natürlich — da das Sonett von dessen Schöpfer und Meister, Petrarca, der Liebe geweiht worden war —, daß Goethe der Liebe zu Minna Herzlieb, die ihn zu jener Zeit beherrschte, darin Ausdruck verlieh. Zwar weist Fischer die angeblich gegenseitige Leidenschaftlichkeit der Beiden, die K. Th. Gaedertz

*) Goethe's Sonettenkranz. Von Kuno Fischer. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1896.

namentlich aus Minchens Briefen herausliest (vergl. Wiss. Beil. d. Leipz. Z. 1889 Nr. 97), gründlich ab, auch klüglich, um alle Gemeinsamkeit seiner Ausführungen mit denen jenes Fablers auszuschließen; nichtsdestoweniger verirrt er gleichfalls sich in Unterstellungen, wenn er S. 21 behauptet, daß fragliche Sonette „sämmtlich auf Minna Herzlieb zu beziehen sind, nur sie zum Gegenstande haben“. Hiergegen spricht schon das, der Zeit der Entstehung nach erste Sonett, in der Sammlung das vierte. Darin will die Liebende den Dichter zum Entgegenkommen reizen, indem sie ihn auf seine steinerne Büste, die sie mit Liebkosungen überhäuft, eifersüchtig macht. Es ist nicht möglich zu denken, daß der Dichter das erste Gedicht, in dem er seine Liebe niederlegen wollte, auf eine Situation gegründet haben könnte, die der seinigen geradezu entgegengesetzt war; denn in der Wirklichkeit war Goethe allein der Liebe empfindende Theil, während das Mädchen sich ihm gegenüber kühl verhielt. Und noch dazu ist die gedachte Situation eine so sonderbare, daß man ein wirkliches Vorkommniß als Grundlage vermuthen muß. Augenscheinlich waren es wunderliche Dichtungen Werner's, die ihn vermochten, in productiver Kritik, wie es seine Art war, sich darauf einzulassen. Zwei Sonette desselben aus dem November 1807, die er unzweifelhaft am 3. December bei Knebel in Goethe's Gegenwart mit anderen Sonetten vorgelesen, haben Liebe zu steinernen Gestalten zum Gegenstand: das eine, im Heidelberger Schlosse entstandene, „Der steinerne Bräutigam und sein Liebchen“, ist ein Gespräch zwischen einer Epheustaude, dem Warttthurm, der Bildsäule eines Pfalzgrafen und einem Engel; das andere Sonett bezieht sich auf die bekannte Sage von den „Mönch und Nonne“ benannten Felsen, die

„sind versteinert in der Lieb' Erglühen“.

(Werner's Sämmtliche Werke, I, 142, 144.) Goethe hat nun wohl die unklaren Liebesäußerungen gegen Werner'sche Steingestalten zu menschlichem Verständniß gebracht. Auch Riemer scherzt über das letztgedachte Sonett Werner's in dem Sonett „Liebesideal“. (Gedichte II, 140.)

Die Sonette VIII bis X dürften lediglich Bettinens Briefen ihre Entstehung verdanken, um so sicherer, als wenigstens in dem beschränkten Raum seines Sonetten-„Kranzes“ die Liebende nicht zuerst als drängende Briefschreiberin und dann wieder im XIII als die Spröde, die des Liebenden Plaudern unnütz in ihrem Ohr verhallen läßt, hingestellt werden konnte. Das XI. Sonett ferner hat gar nicht Liebe zum Gegenstande und spricht davon nur beiläufig, indem es den Dichter, von der Sonettenseuche angesteckt, nur zuletzt aus Liebe rasend nennt. Dieses Sonett bildet den Gegensatz zu dem „Sonett“ überschriebenen Sonett in der Gedichtabtheilung „Epigrammatisch“, worin der Dichter sich sträubt „das Beste was Gefühl gäbe“ in „künstliche Sonette“ zu „leimen“. Dieses Sonett ist gewiß nur deshalb nicht in die Sonettenabtheilung der Gedichte aufgenommen worden, weil es sich namentlich mit dem XIV. und XV. in allzu grellem Widerspruch befinden würde, indem der Dichter im ersten dem gegen die in Sonetten ausgesprochenen Gefühle mißtrauischen Mädchen entgegnet, er sei auf rechtem Wege; denn

Das Allerstarrste freudig aufzuschmelzen,
Muß Liebesfeuer allgewaltig glühen,

und sich im XV. Sonett dem Feuerwerker vergleicht, weil

eh' er sich's versieht, geht er zerschmettert
Mit allen seinen Künsten in die Lüfte.

Und das ist allerdings Fischer'n zuzugeben, daß Goethe in der Sonettenabtheilung eine Einheit der Stimmung hat aufrecht erhalten wollen: die Feier der Liebe, aber ohne Einheit der Liebenden. Mit Ausscheidung des widerstrebenden „Sonett“ hat er nur ein ähnliches Verfahren eingeschlagen, wie bei Anordnung seiner Gedichte in der ersten Ausgabe seiner Schriften nach Scherer's Darlegung. (Goethe-Jahrbuch IV, 51 ff.) Durch Stempelung der Sonettenabtheilung zu einer einheitlichen Dichtung wird Goethe'n eine Zerfahrenheit in der Composition zugemuthet, die er nicht auf sich nehmen kann. Wie Fischer den von Bettina geflochtenen Kranz (S. 54) zerpflückt hat, muß ich also zu meinem Bedauern auch den, von ihm für Minna Herzlieb gewundenen zerrupfen und ihr nur einzelne Blumen daraus lassen, seien es auch die meisten, — unbestritten jedenfalls das XVI. und XVII., welche beide Goethe discret erst später in seine Werke aufnahm. Aber auch das letzte, der Herzlieb am entschiedensten zugeeignete Sonett, die Charade auf ihre Namen, ist nicht rein aus Verehrung für sie hervorgegangen, sondern gleichfalls im Wetteifer mit Werner, der auf dieselben Namen schon eine Charade gedichtet hatte. Fischer hat sich einige Widersprüche, die seiner Zueignung des ganzen Sonettenabschnittes an Minna Herzlieb entgegengestellt werden möchten, nicht verhehlt, hat sich aber deren Widerlegung (S. 110ff.) denn doch zu leicht gemacht. Diese Zueignung konnte überhaupt nur bei glänzender Darstellungsgabe zur Discussion kommen; jene gestattet ja auch sonst, im Lesen Goethischer Dichtungen auftauchende geistreiche Gedanken im Anschluß an jene auszuführen, ohne sich dabei durch den wirklichen Inhalt dieser Dichtungen sonderlich stören zu lassen.

Noch ein paar Worte über die sonstigen, durch Minna Herzlieb hervorgerufenen Dichtungen Goethe's. Außer den von Fischer genannten — „Pandora“, „Die Wahlverwandtschaften“ und die Novelle „Nicht zu weit!“ — gehört noch eine hierher, in der, nur auf anderem Wege als im Roman, die Natur sich gegen Uebertretung des Sittlichkeitsgesetzes auflehnt; diese ist das kurz nach den „Wahlverwandtschaften“ 1810 gedichtete „Tagebuch“. Dagegen gehört „Der Mann von fünfzig Jahren“ nicht hierher; sein Anfang reicht ins Jahr 1803 zurück und es ist im Gegentheil wahrscheinlich, daß Goethe nachher jahrelang die Fortarbeit daran gerade deshalb unterbrochen hat, weil die Deutung auf ihn selbst zu nahe lag. Bdrmn.

Sonstige Bücherbesprechungen.

— Der israelitische Hintergrund in der Lehre des Apostels Paulus von der Gottesgerechtigkeit aus Glauben nebst einem neutestamentlichen Bedenken über alttestamentliche Schrift und Geschichte. Von Professor Dr. Schnedermann. Leipzig, Deichert (G. Böhme), 1895. — Es ist das unbestrittene Verdienst des Verfassers, den israelitischen Hintergrund, auf welchem als auf ihrem geschichtlichen Unterbau die Lehre Jesu besonders vom Reiche Gottes ruht, in mannigfachen Schriften mit viel Scharfsinn nachgewiesen und mit großer Entschiedenheit zur Anerkennung gebracht zu haben. In der obigen kleinen Abhandlung erbringt er den Nachweis, daß sich auch der wichtige Centralbegriff der Paulinischen Heilslehre, die Gottesgerechtigkeit aus dem Glauben erst an dem alttestamentlichen, israelitischen Gerechtigkeitsbegriff orientirt. In dem beigefügten neutestamentlichen Bedenken warnt er davor, die Beziehung des Alten und des Neuen Testamentes derart eng zu fassen, daß von dem kritischen Urtheil über das Alte Testament zugleich auch das Neue Testament betroffen werde, da ja vielmehr seit dem Eintritt des Neuen Bundes in die Geschichte die Bedeutung des Alten Bundes wesentlich der Vergangenheit angehöre und das Neue Testament mehr und mehr in seiner Selbständigkeit und Unabhängigkeit erfaßt werden müsse. Auch dürfe man Jesum und seine Jünger nicht so schnell, wie es meist geschehe, zu Zeugen für die Echtheit dieses oder jenes alttestamentlichen Buches, für die Geschichtlichkeit dieser oder jener alttestamentlichen Persönlichkeit anrufen, da die Erörterung hierüber damals völlig außer Frage stand. Ob freilich unsere Gemeinden sich mit diesem Versuch, die Autorität Jesu und seiner Jünger auf Kosten des der Kritik völlig preiszugebenden Alten Testamentes zu retten, einverstanden erklären werden, erscheint uns sehr fraglich.

A. Sch.

— Das frühere Kurhessen, ein Geschichtsbild von Dr. O. Bähr. Zweite Aufl. (Cassel bei Brunnemann, 1895.) — Ein normaler deutscher Leser fühlt sich schwerlich vom Kurfürstenthum Hessen angezogen, wenn er auch den braven Bewohnern, oder besser: weil er den Bewohnern seine vollen Sympathien schenkt. Das vorliegende, ansprechend und gewissenhaft d. h. mit größter Unparteilichkeit (so weit dies überhaupt bei einem Landeskinde möglich ist) geschriebene Büchlein sucht darzuthun, daß immerhin, trotz der herrschenden gegentheiligen Anschauung, in dem genannten Lande die Zustände „nicht ganz unerträglich“ gewesen seien. Das heißt allerdings noch nicht Viel, aber (die Hauptsache) es ist doch wenigstens bewiesen. Eine urkundliche Geschichte ließ sich natürlich auf einem beschränkten Raume von 140 Octavseiten nicht schreiben — darum hat der Verfasser sich auch so ziemlich auf die Ereignisse der neueren Zeit beschränkt —, aber was auf jenen Seiten steht, macht den Eindruck vollkommenster Glaubwürdigkeit. Man merkt dem Verfasser an, daß er Vieles selbst erlebt hat, und bedenkt man, wie nahe es ihm gelegt war, seinem Unmuth über das Schandregiment dieses oder jenes „Landesvaters“ — sit venia verbo — die Zügel schießen zu lassen, und wie er gleichwohl bestrebt ist, sich der Pflicht des objectiven Historikers stets bewußt zu bleiben, so darf ihm diese Enthaltsamkeit, die viel schwerer zu leisten ist, als die vulcanischen Ausbrüche patriotischen Ingrimms, hoch angerechnet werden. J. M.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 140. Sonnabend, den 23. November. 1895.

Altgermanischer Seelenglaube und Todtencult.

Von Dr. Ernst Gehmlich.

Der Glaube an das Fortleben der Seele nach dem Tode ist ein Gemeingut der gesammten Menschheit; fast bei allen Völkern ist er bestimmt nachgewiesen. Wie die völlige Religionslosigkeit im Allgemeinen, ist auch die Leugnung der Unsterblichkeit der Seele im Besonderen „das Ergebniß einer aushöhlenden, gemüthsabstumpfenden Uebercultur, niemals aber die Wirkung roher Uncultur" (V. v. Strauß bei Ratzel, Völkerkunde I, 30). Auch unsere Vorfahren, die alten Germanen, hegten die Ueberzeugung, daß die Seele mit dem Tode nicht erlösche. Wie tief und fest dieser altgermanische Unsterblichkeitsglaube in der Volksseele wurzelt, erkennt man am Deutlichsten aus der Thatsache, daß er heute noch im Aberglauben, in der Sitte und im Brauche fortlebt. Mit dem letzten Athemzuge entflieht das Leben. Was lag da dem Naturmenschen näher, als in dem Athem die Lebenskraft, die Seele zu sehen? Das sicherste Zeugniß für diese Auffassung vom Wesen der Seele ist das Wort Athem selbst; denn es bezeichnet in der alten Sprache zugleich den Geist, so wenn der heilige Geist im Mhd. der heilege âtem oder im Ahd. der wîho âtum genannt wird. Auch die Namen Seele und Geist, die man allerdings noch nicht sicher hat deuten können, sind wohl von Haus aus Bezeichnungen für ein „meteorisch-elementares Gebilde". Der Begriff des sich Bewegenden oder des Bewegten scheint ihnen zu Grunde zu liegen. Endlich gehen das altnordische andi, Athem, Geist, und das gothische us-anan, sterben, aushauchen, wie lateinisch animus (anima), Seele, griechisch anemos, Wind, und sanskritisch anas, Hauch, auf die altindogermanische Wurzel an, hauchen, zurück. Nach dem Volksaberglauben wird die auf gewaltsame Weise vom Leibe getrennte Seele zu einem heftigen Winde. Wenn sich Jemand erhängt, so entsteht Sturm, wenn eine Wöchnerin im Kindbette stirbt, ohne das heilige Abendmahl genossen zu haben, so erhebt sich ein Wirbelwind (E. H. Meyer, Germanische Mythologie, S. 62). Allgemein ist die Sitte, daß man, sobald Jemand gestorben ist, Thüre und Fenster öffnet, damit die Seele hinausfliegen könne. In Schwaben ruft man ihr dabei zu: „Geh hin und pfludere", d. h. flattere fort, im Erzgebirge jagt man sie durch Wehen mit Tüchern hinaus. Die abgeschiedene Seele zerfließt nicht etwa im Luftmeere, sondern sie behält hier ihr individuelles Dasein, sie geht um als „schreiend Ding" oder „brausender Geist", sie fährt in den stürmischen Zwölften mit in der wilden Jagd daher oder weht mit im „Allerseelenwind". Daß das wüthende Heer ein Geisterheer ist, zeigt deutlich eine Stelle aus dem mhd. Gedichte von Heinrich dem Löwen: do qvam er under daz möden her, da die bösen geister ir wonung han (angeführt bei Mogk, Mythologie in Paul's Grundriß der german. Philologie I, 1002), wie es auch aus der thüringischen Sage von dem Kinde mit dem Thränenkrüglein hervorgeht, da sie das Kind mit der Schaar der durch die Luft sausenden Geister zurückkehren läßt. Norwegischer Volksglaube weiß heute noch von umziehenden Geistern zu erzählen, die im Leben Trunkenbolde, Raufbolde, Betrüger, Verleumder und dergl. gewesen sind. Einer anderen alten Anschauung ist die Seele ein Dunst, ein Nebel, eine Wolke. Wenn ein Tugendhafter stirbt, sagt man in Tirol, so geht seine Seele als ein weißes Wölkchen aus seinem Munde. Die Kinderseelen kommen aus den Wolken, aus Teichen und Brunnen, so erzählen die Ammenmärchen. Mit dem Begriffe der Wolke, des Nebels berührt sich der des Schattens. Ist doch das ahd. Wort für Schatten scuwa völlig eins mit dem altnordischen sky, Wolke. Kein Wunder daher, daß sich unsere Vorfahren die Seele auch unter dem Bilde des Schattens vorstellten. Endlich erscheint dem altgermanischen Seelenglauben die Seele als ein Feuer, ein Licht. Geister zeigen sich als Flammen auf Grabhügeln und ziehen als Flammen durch die Lüfte. Die Seele des ungetauften Kindes, des Selbstmörders, des Geizhalses, des Grenzsteinverrückers geht als Irrwisch, als Feuer- oder Lichtmännchen u. s. w. auf Wiesen und Sümpfen umher, springt dem Wanderer auf den Rücken und führt ihn irre. Zeigt sich am Bette eines kranken oder auch eines gesunden Schlafenden ein Flämmchen, so ist dies ein Vorzeichen des Todes. Auch wenn auf dem Dache ein Flämmchen erscheint, muß ein Hausgenosse sterben, leuchtet das Flämmchen aber am Giebel, so ist der Hausvater dem Tode verfallen (Oldenburg). Im Canton Wallis glaubt man, vom Bette eines Todtkranken steige ein Feuerfunken auf und fahre in der Richtung durch die Luft, in der sich der Leichenzug bewegen werde (Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch I, 166). Wenn wir die Redensart „einem das Lebenslicht ausblasen" gebrauchen, wenn wir dem Kinde zum Geburtstage so viel Lichter anstecken, als es nun Jahre zählt, wenn wir im Liede singen: „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht", so bewegen wir uns Alle im Kreise altgermanischer Anschauungen vom Wesen der Seele.

Die abgeschiedene Seele hat die Fähigkeit, sich in die verschiedensten äußeren Gestalten zu kleiden. Als ein luftartiges Wesen, das sich, befreit von den Banden des Leibes, im Nu an jeden beliebigen Ort versetzen kann, dachte man sie sich gern geflügelt, namentlich als Schmetterling, als Biene und als Vogel. Im Schwedischen heißt der Schmetterling Käringssjäl, Altweiberseele, in der Schweiz nennt man nicht nur den Alp, sondern auch den Nachtschmetterling Toggeli, denn beides sind Geister Verstorbener. Daß des Menschen Seele in Gestalt einer Biene auszieht und wieder zurückkehrt, erzählt eine Sage aus dem Engadin. Seelen von Ermordeten, Selbstmördern und ausgesetzten Kindern verwandeln sich nach schwedischem Volksglauben in Nachtraben und Krähen. Gern läßt man die entschwebende Seele die Gestalt eines Singvogels, also eines Spiel- und Hausgenossen des Menschen, annehmen. Während des Concils zu Basel gingen einige der gelehrten Herren im Walde spazieren und hörten da eine Nachtigall so wunderbar lieblich singen, daß ihnen dies nicht natürlich vorkam und sie den Vogel fragten, wer er sei. Da antwortete er, er sei die Seele eines noch nicht Erlösten (Wolf, Deutsche Märchen und Sagen, Nr. 58). Als Seelenthiere treten unter den Vögeln sonst auch auf: der Schwan, das Huhn, die Taube, die Ente, die Elster, der Kuckuck, der Kibitz und der Storch. In einen Kibitz verwandeln sich die Seelen solcher Jungfrauen, die von keinem Mann begehrt worden sind. Von dem Storche berichten die Otia imperialia des Gervasius von Tilbury (1211), daß das Volk in ihm einen Menschen sehe, der sich nur bei uns als Vogel zeige. Gern giebt der altgermanische Seelenmythus den abgeschiedenen Geistern die Gestalt solcher Thiere, die rasch und leise aus der Erde, in der der Todte ruht, hervorschlüpfen und ebenso rasch und leise wieder verschwinden, wie die Schlange, die Maus, das Wiesel und die Kröte oder Unke. Diejenigen dieser Thiere, die mit im Hause des Menschen wohnen, werden deshalb von den Hausbewohnern vertraulich „Mühmlein" genannt. Als der Frankenkönig Guntram, erzählt die Sage, ermüdet von der Jagd unter einem Baume eingeschlafen war, schlich aus seinem Munde eine Schlange hervor und kroch bis zu dem nahen Bache, an dem sie stille stand, weil sie gern hinüber wollte. Der Gefährte aber, in dessen Schooße der König ruhte, hatte dies bemerkt, zog sein Schwert aus der Scheide und legte es quer über den Bach. Auf dem Schwerte

schritt das Thier hinüber und begab sich hin zum Loche eines Berges, in das es hineinschlüpfte. Nach einigen Stunden kehrte es über die Schwertbrücke zurück und ging wieder in den Mund des Königs. Der König erwachte und sprach zu seinem Gefährten: „Ich muß dir einen Traum erzählen, den ich gehabt habe. Ich erblickte einen großen Fluß, darüber war eine eiserne Brücke gebaut, auf der Brücke gelangte ich hinüber und ging in die Höhle eines hohen Berges; in der Höhle lag ein großer Schatz und Hort der alten Vorfahren." Da erzählte ihm der Gefährte Alles, was er in der Zeit, da der König schlief, gesehen hatte, und wie der Traum mit der wirklichen Erscheinung übereinstimmte. Darauf grub man an jenem Orte nach und fand eine große Menge Silbers und Goldes, das vor Zeiten dort verborgen worden war. Was also der Schlange begegnet ist, erzählt der König als eigenes Traumerlebniß, die Schlange ist seine Seele. Die Hausschlange wird allgemein als heiliges Thier verehrt, sie überwacht die Kinderzucht, behütet die Milchthiere im Stalle und versorgt den heranwachsenden Töchtern Männer. Klappert sie, so stirbt Jemand im Hause, verletzt man sie, so siecht das Kind des Hauses dahin. In manchem Wohnhause leben ihrer zwei, eine männliche und eine weibliche. Erscheint die männliche, so bedeutet dies den Tod des Vaters, kommt die weibliche zum Vorschein, so muß die Mutter sterben; sie selbst leben und sterben mit dem Hausvater und der Hausmutter. Eine ähnliche Sage wie von Guntram, dem Frankenkönige, wird vom Erzbischof Heinrich von Rheims erzählt, nur daß ihm statt einer Schlange ein Wiesel aus dem Munde schlüpft. Die Gestalt einer Maus hat die Seele in einer Erzählung, die Prätorius in seiner Weltbeschreibung aus der Saalfelder Gegend in Thüringen berichtet. Darnach legte sich eine Magd beim Obstschälen schlafen. Die anderen Mägde aber sahen, wie ihr ein rothes Mäuslein aus dem Munde kroch und zum Fenster hinauseilte. Eine der Mägde nahm die Schlafende und kehrte sie um, sodaß das zurückkehrende Mäuslein die Mundöffnung nicht wiederfand und nach langem Umherirren verschwand. Die Magd aber war von dieser Zeit an „mausetodt" (Mogk a. a. O. 1009). Goethe's Faust tritt auf dem Blocksberge plötzlich aus dem Tanze, und auf Mephistopheles' Frage:

„Was lässest du das schöne Mädchen fahren,
Das dir zum Tanz so lieblich sang?"

entgegnet er:

„Ach! mitten im Gesange sprang
Ein rothes Mäuschen ihr aus dem Munde."

„Den Mäusen pfeifen" heißt daher den Seelen ein Zeichen geben, um von ihnen abgeholt zu werden (Rochholz I, 156). Auf den Ton der Lockpfeife des Rattenfängers von Hameln ziehen die Kinder als Mäuse und Ratten in den Koppelberg, der sich hinter ihnen zuschließt. Den grausamen Hatto von Bingen verfolgen die Seelen Verbrannter als glühende Mäuslein. Wenn der Hausherr stirbt, so verlassen auch die Mäuse das Haus. Träumt man von einer Maus, so stirbt Jemand in der Verwandtschaft, zernagt sie einem Kranken das Bettstroh unter dem Hauptkissen, so steht sein Tod bevor. — Die Unken endlich gelten für arme Seelen. In Schweden heißen sie ausdrücklich auch Hausgeister, die, wenn man sie mißhandelt, Unglück ins Haus bringen. Im Uebrigen giebt es wohl kaum ein Thier, dessen Gestalt von einer abgeschiedenen Seele nicht angenommen werden könnte: listige Männer werden zu Füchsen, grausame zu Wölfen, geizige zu Hunden u. s. w.

Wenn die Verstorbenen den Hinterbliebenen wieder erscheinen, dann kehren sie nach dem alten Seelenglauben gewöhnlich in Menschengestalt zurück. Die älteste Bezeichnung für den in Menschengestalt wiederkehrenden Todten, das altnordische draugr, ahd. gitroc, ist nahe verwandt mit trügen (ahd. triogan) und mit Traum (urgerm. draugmo) und bezeichnet ein Unheil stiftendes, unheimliches Wesen, wie denn auch ahd. Glossen monstrum und portentum mit gitroc übersetzen. Im Norden lebt der Name Draug neben jüngeren Bezeichnungen fort, in Deutschland dagegen ist er im Mittelalter durch Gespenst (von spannan, locken) verdrängt worden. In den Mundarten bezeichnet man das Gespenst auch als Unhir, Ungeheuer (Pommern), Uhäml, Unheimel (Erzgebirge), Wiedergänger, Nachzehrer, Neuntödter (weil neun Jahre thätig, Pommern) u. s. w. Literatur und Volksglaube aller germanischen Stämme sind reich an Spuk- und Gespenstergeschichten, wie man jetzt die Erzählungen von wiederkehrenden Todten zu nennen pflegt. Im Allgemeinen gilt das Wiedererscheinen oder Umgehen als eine Strafe für die Todten, die dadurch bösen Wandel büßen müssen, oder auch als eine Strafe für die Lebenden, die dem Todten nicht die ihm gebührende Ehre erwiesen haben. Daher können denn auch die Verstorbenen von dem Umgehen erlöst werden. Keine Ruhe im Grabe haben die Selbstmörder; fort und fort müssen sie zu dem Orte ihrer Entleibung hinwandeln und zwar solange, bis ihr natürlicher Tod erfolgt wäre. Der Geizhals, dessen Herz an vergrabenem Gelde hängt, erscheint so lange wieder, bis sein Geld einen neuen Eigenthümer gefunden hat. Daher werden die Geister erlöst durch Hebung der Schätze. Sie kommen gewöhnlich um Mitternacht und winken den Leuten, mit ihnen zu gehen. Wer ihnen nun folgt, ohne sich umzusehen, d. h. ohne Furcht zu verrathen, der hebt den Schatz, und der Geist ist erlöst. Als Spukgeister irren ferner umher: Mörder, Meineidige, Grenzsteinverrücker, Diebe, Ehebrecher, ferner auch die, welche an Sonn- und Feiertagen gearbeitet haben u. s. w. (Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart, 2. Aufl. S. 444 fg.). Nicht immer ist das Umgehen als Strafe für den Todten zu betrachten. Es ist oft nur unverschuldetes Unglück, das auch den Frömmsten treffen kann. Verhungerte und Ermordete z. B. kehren so lange wieder, als sie noch hätten leben können. Die Seele des Ermordeten weist dann auf den Mörder hin, wenn dieser noch nicht gefunden ist, eine mythische Vorstellung, in der die altgermanische Blutrache zu wurzeln scheint. Zum Wiederkommen reizt die Abgeschiedenen endlich das Weinen der Hinterbliebenen. Die heißesten Thränen aber weint die Liebe der Mutter und die Liebe der Braut. Alt und weit verbreitet sind daher die Sagen vom wiederkehrenden Kinde mit dem Thränenkrüglein, wie vom zurückkehrenden Bräutigam, der die Braut in die Todtenkammer holt. Herrlich spiegeln diesen uralten Glauben die Helgi- und die durch Bürger allgemein bekannt gewordene Lenorensage wieder. „Helgi ist gefallen und ein Hügel über seinem Leichnam errichtet. Da sieht ihn Abends die Magd seiner Gattin Sigrun zum Hügel reiten und meldet es ihrer Herrin. Diese geht hin und fragt den todten Gatten, warum sein Haar reifdurchdrungen und sein Leib von Leichenthau bespritzt sei? Helgi antwortet: Du, o Sigrun, bist die Ursache, daß Helgi von Leichenthau benetzt ist, denn du weinst grimme Zähren, ehe du schlafen gehst."

Wenn die Seelen von Mördern wie von Ermordeten nach dem Tode keine Ruhe finden können, so wird damit den abgeschiedenen Geistern eine Erinnerung an das Leben im Leibe zugeschrieben. Aber der alte Seelenmythus geht noch weiter: er läßt die Todten sogar ihre Berufsbeschäftigung im Jenseits fortsetzen. Nach einer norddeutschen Sage irrt in Sylt der Geist eines verstorbenen Oberaufsehers über das Strandwesen jetzt noch fortwährend an der Küste umher, rettet bei Nachtzeit die Schiffbrüchigen, weckt die Strandvögte und muntert sie auf, wenn sie lässig werden u. s. w. Erschlagene Krieger stehen wieder auf, um ihren Kameraden zum Siege zu verhelfen. Wehrstadt, ein Dorf nahe bei Halberstadt, soll seinen Namen davon erhalten haben, daß bei einem Ueberfall fremder Heiden die Todten aus den Gräbern aufstanden und von den Landesbewohnern, die der Uebermacht schon unterlagen, die Unholde abwehrten. Auf den katalaunischen Feldern ward mit solcher Erbitterung gekämpft, daß sich in der Nacht sogar die Gefallenen wieder erhoben und zu den Waffen griffen. In den Kreis dieser Mythen gehört endlich auch die „gigantische Conception von den Einherjar, die täglich den Schlachtentod sterben, aber wieder erweckt werden" (Leistner, Räthsel der Sphinx, II, 421). Der Volksglaube hat die Einherjar, d. h. ausgezeichnete Kämpfer, mit Wodan in Verbindung gebracht; denn Wodan ist Wind-, Todten- und Schlachtengott. Mit ihm leben sie wie in einer großen fürstlichen Hofhaltung im goldglänzenden Walhall. Täglich reiten sie hinaus zum Schlachtfeld auf Odin's Besitzungen, kämpfen gegen einander und setzen sich nach der Heimkehr versöhnt zum Gelage. Da bei unseren Vorfahren die Sitte bestand, daß sich auch die Frauen am Kampfe betheiligten (Zeugnisse bei Mogk, 1014), so kann es nicht befremden, daß wir in Walhall auch Kämpferinnen begegnen: den Walkyrjen. Das Wort Wal (auch in Walstatt) „scheint ursprünglich Tod, wahrscheinlich Opfertod zu bezeichnen, doch nicht blos in dem Sinne des an der Opferstätte dem Odin oder der Frigg dargebrachten, geweihten Menschenopfers, sondern auch den Tod auf dem Schlachtfelde mit umfassend, den der Germane in frommem Schauer als gottgeweihtes Opfer sich vorgestellt hat. Das Verbum anord. kjósa (unser »kiesen«), wovon Walkyrjen gebildet ist, hat im heidnischen Ritus, speciell im Orakelwesen technische Bedeutung gehabt, und bezog sich auf die Willensäußerung der Gottheit behufs Entgegennahme der

Opfergabe" (Kauffmann, Deutsche Mythologie, S. 59). So ist die Walkyrje die Todtenwählerin, sie hat die auf dem Schlachtfelde Gefallenen, die nach dem Loosorakel Odin's nach Walhall abgerufen werden sollen, auf der Walstatt aufzusuchen und sie nach Walhall zu geleiten. Wie die Gelage der Einherjar beweisen, ist das jenseitige Leben auch insofern ein Widerschein des irdischen Lebens, als die Todten dieselben leiblichen Bedürfnisse haben wie die Menschen. Sie verlangen Speise und Trank, nehmen auch gern Kleider und Geräthschaften mit hinüber in das andere Leben.

Die wichtigsten Züge im Seelenglauben unserer Vorfahren wären sonach folgende: Die Seele ist ihrem Wesen nach ein Hauch, ein Nebel oder ein Flämmchen. Auch nach ihrer Trennung vom Leibe bleibt sie eine Persönlichkeit: sie ist mit Selbstbewußtsein begabt, sie erinnert sich an ihr Leben im Leibe und setzt dieses im Jenseits fort. Manche Seelen ziehen nach dem Tode als körperlose Wesen mit dem Geisterheere durch die Lüfte, andere nehmen einen neuen Körper an und kehren zu den lebenden Menschen zurück. Kleiden sie sich in Menschengestalt, so heißen sie Gespenster, mit denen die Druckgeister Mare, Alp, Trude und Schrattele, der nordische Schutzgeist Fylgja, der in Süddeutschland heimische Bilwis oder Getreideschneider, endlich die Werwölfe und Berserker sowie die Hexen nahe verwandt sind. Die abgeschiedene Seele hat die Gabe der Weissagung, sie kann in die Zukunft schauen. Darum beschwört man die Todten, um sich bei ihnen Raths zu erholen, darum glauben wir heute noch, daß gewisse Thiere, in denen man eben ursprünglich verwandelte Seelen sah, prophezeien könnten. Aber das älteste mythische Denken schrieb der Seele doch noch kein ewiges Fortleben zu. Zwar konnte die Seele wiedergeboren werden und auf der Erde ein neues Leben beginnen, wie es die nordische Sage von Helgi und seiner Geliebten erzählt, allein im Allgemeinen scheint man doch stillschweigend angenommen zu haben, daß die Seele zerrinne, wenn die Lebenden aufhören, ihrer zu gedenken und sie zu pflegen. Vom Wiedergänger heißt es ausdrücklich, daß er nur neun Jahre wiederkehre. Erst als man eine Dämonen- und Götterwelt erschaffen hatte, konnte man den Seelen ein eigenes Heim anweisen und ihr Dasein zu einem ewigen erweitern (Meyer a. a. O. S. 66).

So lange der Körper noch nicht verwest ist, weilt die Seele in seiner Nähe, steht sie mit ihm in Verbindung. Bis zur Beerdigung bleibt sie mit im Hause, bei dem Begräbniß setzt sie sich auf den oberen Theil des Sarges, um mit in die Gruft zu gehen. Daher darf man nicht auf das Grab treten, denn das beunruhigt den Todten. Auch den Gebildeten unserer Zeit ist die Vorstellung, daß im Grabe noch etwas vom Leben eines theuren Verstorbenen wohne, nicht völlig fremd geworden. Wie oft beschließt ein Redner seine Grabrede mit der Wendung aus römischer Zeit: sit tibi terra levis, „von Haus aus der Ausdruck eines wahrhaft innigen Mitgefühls mit dem Geschiedenen, so kindlich und so ansprechend" (Hildebrand in der Zeitschrift für deutschen Unterr. V, 435). Mit der Vorstellung, daß die Seele in der Erde bei dem Leibe weile, verband sich die andere, daß sie hier auch thätig sei. Aus der Erde sprießen die Pflanzen hervor, aus der Erde heraus quellen die Bäche und Flüsse. Mußte darin der Naturmensch nicht die Wunderwerke unsichtbarer Wesen sehen? Und wenn ihm von einem Felsen her sein Ruf als Echo widerklang, mußte er da nicht annehmen, daß im Innern des Berges Geister wohnten, die ihm antworteten? Und was Anderes sollten diese Geister sein als die Seelen von Verstorbenen? So belebte der Naturmensch die ganze Natur, in den Gewässern, in der gesammten Vegetation, in Felsen und Bergen sah er geheimnißvolle Wesen wirken. Im germanischen Volksglauben gelten namentlich die Berge als Wohnsitz der abgeschiedenen Seelen. Man dachte sie sich hohl; denn sollten sie ein Echo, einen „Galm" geben, so mußten sie, meinte man, „innen hol und ûzen hart" sein, wie z. B. ein leeres Faß. Der berühmteste aller dieser klingenden oder gellenden Felsen ist die Lorelei. Er verräth sich schon durch seinen Namen als Geisterwohnung. Denn Lore, für das als althochdeutsche Form lowar und lawar anzusetzen wäre, bedeutet Alp und ist verwandt mit dem Namen des tirolischen Zwergkönigs Laurin, — lei aber heißt Fels, Stein, sodaß Lorelei den Elbenfels bezeichnet. Zu den Geisterbergen gehören auch die Venus- und Hollenberge der mittelalterlichen Sage, in die die Menschen gelockt werden, um nicht wieder zurückzukehren. In einen hohlen Berg lockt ja auch der Rattenfänger von Hameln die Kinder. Aus einem Berge bricht das wüthende Geisterheer hervor, denn Wodan, sein Führer, pflegt in Zeiten der Windstille im Berge der Ruhe. Da die abgeschiedenen Seelen im Erdinnern wohnen, so wissen sie Auskunft über die Schätze der Erde zu geben, und mit den Gespenstergeschichten verbinden sich so natürlicher Weise die Schatzsagen. Aus dieser mythischen Vorstellung, nach der die Todten in hohlen Bergen hausen, erklären sich auch die Sagen von bergentrückten Kaisern und Helden. Am bekanntesten ist die Kyffhäusersage, die sich ursprünglich auf Friedrich II. bezieht und erst später auf Friedrich Barbarossa gedeutet worden ist. In einer Felsenhöhle bei Kaiserslautern soll derselbe Friedrich, im Hügel Bablionie beim westfälischen Dorfe Mehnen Wedekind, im Bergschlosse Geroldseck Siegfried, im Sudemerberge bei Goslar Heinrich der Vogelsteller, im Unterberg bei Salzburg Karl V. oder Karl der Große ruhen (Mogk a. a. O. 1004), verwandter Sagen aus Dänemark, Schweden und England nicht zu gedenken. Da die Geister in der Erde ruhen, zu gewissen Zeiten aber im Sturmwind durch die Lüfte fahren, so traten sie zu Wodan und seiner Gattin Frigg in Beziehung, zu den Windgottheiten, die in den Bergen ihre Wohnung haben. Die Todten wurden zum Gefolge dieser Gottheiten, es entstand nun der Glaube an ein allgemeines Seelenheim, das unter der Herrschaft von Wodan und Frigg steht. Besonders die Nordgermanen haben die Vorstellung eines Todtenreiches gehegt und sie bis zu einem hohen Grade von Anschaulichkeit entwickelt. Der Ort, zu dem alle Todten eingehen, ist Hel oder Niflheim, nach E. H. Meyer der überwiegend finstere Theil von Jötunheim, dem Lande der Riesen. Hel liegt im Norden unter einer Wurzel des Weltbaumes Yggdrasil. Manche denken sie sich am Horizonte, Andere dagegen unter ihm liegen. Das einzige Kennzeichen für Hel war ursprünglich, daß Niemand daraus zurückkehren kann (H. Petersen, Ueber den Gottesdienst und den Götterglauben des Nordens ꝛc. S. 86). Erst später ward sie, zweifellos schon unter dem Einflusse des Christenthums, zu einem Orte der Noth und der Drangsal und darum mit den düstersten Farben geschildert. Neun Nächte lang muß man durch dunkle Felsenthäler reiten, ehe man an den reißenden, Schwerter und Schneiden wälzenden Fluß Gjoll kommt. Ueber den Fluß führt eine goldene Brücke, die von der Jungfrau Modgud bewacht wird. Nach anderer Ueberlieferung wird das Todtenreich von einem Moore umgeben, das der Todte nur mit Hilfe des schützenden Helschuhs durchschreiten kann. Jenseits der Brücke oder des Moores liegt eine Burg, die von Eisengittern umgeben ist. Hier herrscht Hel, die Todtengöttin. Sie ist verwandt mit Freya, denn auch von dieser heißt es, sie habe ihren Sitz in Folkvangr (Völkeraue), wo sich die Todtenschaaren sammelten. Und da Freya und Frigg, Wodan's Gattin, ursprünglich eine Göttin waren, so dürfen wir „sowohl die Ueberlieferungen von Freya (= Frau) als bis zu einem gewissen Grade die von Hel (d. i. Hölle) auf die eine Götterfrau beziehen" (Kauffmann a. a. O. S. 93). Unter christlichem Einfluß ist der Hel ein schreckenerregendes Aussehen gegeben worden. Sie ist halb schwarzblau, halb menschenfarbig oder auch ganz schwarz. Ihr Saal heißt Mühe und Plage, ihr Thor Verderben, ihre Schwelle Geduldermüder, ihr Tisch Hunger, ihr Messer Mangel, ihr Bett Kummer und dessen Vorhang Fluch. Der Knecht Ganglati, der Gang-Lässige oder Faullenzer, und die Magd Ganglodh, die Gang-Träge oder Faule, schleichen lässig in den Räumen umher; sonst ist Alles öde und still. Die Hölle selbst ist keine Feuer-, sondern eine Wasserhölle. Zwölf tobende Ströme rauschen durch das Todtenland, feuchter Moderdunst steigt vom Boden empor. Die Bösen müssen zur Strafe durch jene Ströme waten. Der Drache Nidhoggr aber saugt den Leichen das Blut aus. Von einer Belohnung, die im Jenseits für die Tugend gewährt worden wäre, weiß der Unsterblichkeitsglaube unserer Vorfahren nichts, auch lehrt er keine Bestrafung aller Derer, die einmal Böses gethan haben. Dagegen verlangte das ausgeprägte Rechtsgefühl der alten Germanen eine Bestrafung solcher Uebelthäter im jenseitigen Leben, die auf Erden ihrer Strafe entgangen sind. Von Hel, in die ursprünglich alle Todten eingingen, selbst der im Kampfe gefallene Gott Baldur, lösten sich im Laufe der Zeit besondere Todtenreiche los, zunächst in der Wikingerzeit (etwa 700—1050) Walhall. Walhall ist von Haus aus wohl nichts Anderes als Hel. Da aber die Krieger der Wikingerzeit auch nach dem Tode ihre Kämpfe ausfechten und ihre Gelage feiern wollten, so machten sie Walhall zu einem Kriegerparadies, in das nur gefallene Helden aus fürstlichem Geschlechte eingehen konnten, doch so, daß sie ihr Gefolge mitnehmen durften. Volksthümlich ist diese Lehre nie geworden; dafür haben die nordischen Hofskalden Walhall mit um so höherem Glanze geschmückt. Anfangs muß man sich diese

Todtenwohnung als einen hohlen Berg vorgestellt haben, heißen doch in Schweden heute noch einige Berge Walhall. Die Lehre von dem Leben der Einherjar bei Wodan in Walhall erscheint so als das nordische Gegenstück zu den deutschen Sagen von bergentrückten Kaisern. In der Schilderung später Dichter erhält Walhall das Bild einer Burg. „Speerschäfte bilden die Balken, Schilde das Dach, mit Brustpanzern ist das Innere geschmückt, glänzende Schwerter geben die Beleuchtung. Westwärts hängt ein Wolf, über ihm schwebt ein Adler, außerhalb steht der Wald Glasir mit goldenem Laub. Um die Halle ist eine heilige Mauer (Walgrind) gezogen, der Eingang wird durch einen Fluß erschwert" (Kauffmann a. a. O. S. 56). Durch die 540 Thore der Halle ziehen die Einherjar täglich aus und ein. Ein besonderes Heim wies man auch den im Meere Ertrunkenen an. Sie gehen zu Ran, der Gattin Aegir's, die sie mit ihren Netzen in die Tiefe zieht. In ihrem Saale winkt ihnen fröhlicher Aufenthalt: da giebt es Hummer und Dorsch, da feiert man treffliches Gelage (Mogk S. 1004). Zuletzt entzog man, nachdem man schon die Lehren des Christenthums vom Leben im Jenseits hatte kennen lernen, dem Reiche der Hel die Seelen der Guten, die Hel ward nun zur Hölle. Man versetzte die Guten in das freundliche Elbenheim (Alfheimr), das von der Hölle, wie auch von der Menschenwelt durch den Fluß Gjoll getrennt wird. Dieses Land ist eine schöne, grüne Wiese oder ein Garten mit Bäumen, die Gold- und Edelsteinfrüchte tragen, oder auch ein Rosenwald. Erinnerungen an dieses heidnische Paradies leben fort in den Rosengärten der mittelalterlichen Dichtung und in den Unterweltswiesen unserer Märchen.

Der Aufenthalt der Seelen im Todtenreiche ist nur ein Zwischenzustand. Wenn nach dem Untergang alles Bestehenden eine neue Erde aus dem Wasser auftauchen wird, dann werden sich Götter und Menschen verjüngen und, nachdem alles Böse im Läuterungsfeuer des Weltbrandes gesühnt ist, im wiedergewonnenen Paradiese ein neues, glückliches, sorgenloses Leben beginnen.

Den Vorstellungen vom Wesen der Seele und von ihrem Fortleben nach dem Tode entsprach das Verhalten der Lebenden gegen sie, der Todtencult, der in zwei Hauptformen auftritt: als Seelenabwehr und als Seelenpflege (Meyer a. a. O. S. 69). Die Seelenabwehr gründet sich auf das Gefühl der Furcht vor dem Todten, der zurückkehren und den Ueberlebenden Unheil bringen kann. Sie ist darum vor Allem darauf bedacht, das Wiedererscheinen der abgeschiedenen Seele zu verhindern. Dem Todten schließt man Augen und Mund, im Norden auch die Nasenlöcher, damit die Seele nicht durch diese Oeffnungen wieder in den Leib einziehen kann. Missethäter, namentlich Selbstmörder, schleift man unter der Schwelle hindurch, damit sie den Heimweg nicht finden. Hebt man die Leiche aus dem Bette, so muß man darauf achten, daß die Füße nach der Thür zeigen; auch darf der Sarg nicht mit dem Kopfende zuerst hinausgetragen werden, sonst kehrt der Todte wieder, da er das Gesicht nach dem Hause gerichtet hat. Alle Töpfe im Hause stürzt man um, damit sich in ihnen die Seele nicht verfange. Sobald die Leiche hinausgetragen ist, fegt man die Stube aus, schützt man die Schwelle durch eine Art, einen Besen oder einen rothen Hahn vor der Seele, verbrennt man das Stroh, auf dem die Leiche gelegen hat, u. s. w. Ueberhaupt muß die Besorgung der Leiche in richtiger, gebührlicher Weise geschehen, da sonst der Todte wiederkommt und sein Recht fordert. Leichen von ungetauften Kindern und von Frauen, die im Kindbett verstorben waren, durchstieß man mit einem Pfahl, um sie an der Wiederkehr zu verhindern. In vielen alten Gräbern hat man Leichen ohne Kopf gefunden. Jedenfalls hat man diesen Todten das Haupt abgeschlagen, um vor ihrem Umgehen sicher zu sein, wie man ja heute noch nach pommerschem Volksglauben den umgehenden Gespenstern den Kopf abschneiden soll, wenn man Ruhe vor ihnen haben will. Liegt ein Todter nicht ruhig im Grabe, kommt er also wieder, so muß man ihn umbetten oder ihn verbrennen. Aus Furcht vor den gespenstischen Seelen begrub man in alter Zeit die Todten so fern wie möglich von den Wohnstätten, in Wäldern, Heiden und auf einsamen Höhen.

Die Seelenpflege gründet sich auf die Liebe zu dem Todten, und sie ist wohl jünger als die Seelenabwehr, da im Naturmenschen das Gefühl der Furcht alle anderen Gefühle gegen den Todten überwog. Da der Todte im Jenseits nur das irdische Leben fortsetzt, so stattet man seinen Sarg mit allerhand Gegenständen aus, die ihm lieb und theuer oder nöthig gewesen sind. Schon Tacitus erzählt, daß die Germanen ihren Todten die Waffen mitzugeben pflegten. Zahlreiche Gräberfunde erweisen seine Mittheilung als richtig: Handwerkszeug und Schmucksachen, Waffen, Trinkhörner und andere Dinge fand man mit den Leichen in den Gräbern eingeschlossen. Da der Todte auch essen und trinken will, so giebt man ihm Speise und Trank mit. Daraus erklären sich die großen Leichenschmäuse, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben; denn sie galten ursprünglich den Verstorbenen. Nordische Berichte erzählen, daß noch in christlicher Zeit die Todten an ihrem Mahle, dem sogenannten Erbbiere, theilgenommen hätten. Man veranstaltet diese Gedächtnißmähler in einer bestimmten Frist nach dem Tode des Angehörigen, gewöhnlich am siebenten oder am dreißigsten Tage darnach, welche Termine zwar von der christlichen Kirche, aber jedenfalls mit Anlehnung an heidnische Sitten festgesetzt worden sind. In Schwaben heißen die beiden Gedächtnißtage noch der Siebent und der Dreißigst, aber man hält die bezeichneten Fristen nicht mehr inne. Am Siebenten gewährt man im Hause des Verstorbenen einen kurzen Leichentrunk, am Dreißigsten aber versammelt sich im Gasthause eine große Trauergesellschaft zu dem Todtenmahle, das dem Wirthe häufig mehr einbringt als eine Kirchweih, da es nie unter 60, häufig aber weit über 100 Gulden kostet. Wenn man sich bei diesem Mahle heiter zeigt, so steht dies auch im Dienste des Todten; vieles Jammern stört ja seine Ruhe. Je zahlreicher das Leichenmahl besucht ist, desto größere Ehre bringt dies dem Todten; an Leichenschmäusen auf Island sollen zuweilen 9—1200 Mann theilgenommen haben. Unsere Vorfahren setzten den Todten auch Speise und Trank auf das Grab, alljährlich wiederholten sie dieses Opfer, damit sich die abgeschiedene Seele daran labe. In der Karolingerzeit mußte den Sachsen dieses „sacrilegium ad sepulchra mortuorum" verboten werden, und auch Burchard von Worms (um das Jahr 1000) eiferte noch gegen „oblationes, quae in quibusdam locis ad sepulchra mortuorum fiunt", wie auch gegen nächtliche Gesänge, Gelage und Tänze an den Gräbern. Eine Form der Seelenpflege müssen wir ferner darin sehen, daß man den im Hause wohnenden Seelenthieren, der Hausschlange und der Kröte, Nahrung darreicht. Allgemeine Todtenfeste beging man in der Zeit zwischen Michaelis und Weihnachten, wo das Geisterheer seinen Umzug hält. Widukind berichtet von den Sachsen, daß sie 531 nach ihrem Siege über die Thüringer vom 1. October an ein großes dreitägiges Todtenfest begangen hätten. Da dieses Fest sich später, wenn auch in kirchlichem Gewande, bei allen deutschen Stämmen findet, so kann es keine bloße Siegesfeier gewesen sein. Die heiligste Todtenfestzeit war jedoch die Julzeit. In den Zwölften setzt man den umziehenden Seelen Speisen auf den Tisch, da sind sie Gäste der Lebenden, da empfängt man sie mit ehrfürchtigem Schweigen. Um dem Empfinden der heidnischen Germanen, wie es sich in diesen Bräuchen kundgab, entgegenzukommen, ordnete die christliche Kirche an, daß man Anfangs October in der sogenannten Gemeinwoche täglich Messen für alle Christenseelen las, daß man ferner am 2. November das Fest aller Seelen beging, an dem man für die baldige Erlösung der abgeschiedenen Seelen aus dem Fegefeuer bitten sollte. Die protestantische Kirche behielt die Todtenfeier nicht bei. Erst 1816 hat man sie in Preußen und 1840 in Sachsen wieder eingeführt, indem man hier den letzten Sonntag des Kirchenjahres zum Tage der Erinnerung an die Verstorbenen bestimmte.

Die tiefe sittlich-religiöse Anlage unserer Vorfahren spiegelt sich nirgends treuer wieder als in ihren Vorstellungen von der Seele, von der Unsterblichkeit und dem Leben im Jenseits. Der altgermanische Seelenglaube hat seine Wurzel im innersten Heiligthum des Volksgemüths, und so konnte er sich auch im Herzen des Volkes lebendig erhalten bis auf den heutigen Tag. Mit Recht sagt Riehl (Die Familie, S. 270): „Die ältesten und originellsten Volkssitten des Hauses treten noch immer hervor, wenn eine Leiche im Hause ist. Es geht auch in den Städten so. Wer nirgends mehr betet, dem kommt doch wohl an einem Grabe das Beten an. Abergläubische Sitten des Hauses, über die der aufgeklärte Mann sonst spottet, beobachtet er selber doch noch unwillkürlich bei Todesfällen. Die zerrissene vornehme Familie, die nirgends mehr zusammenkommt, findet sich zuletzt in der Familiengruft als im gemeinsamen Hause wieder."

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 141. Dienstag, den 26. November. 1895.

Oeffentliche Sitzung der Königl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften am 14. November.

Der vorsitzende Secretär, Hr. Geheimrath Prof. Dr. Ribbeck, hielt folgende Ansprache: „Hochgeehrte Anwesende! In neuen würdigeren Räumen finden sich die beiden Classen unserer Gesellschaft der Wissenschaften heute versammelt. Möge das Gedeihen, dessen sich ihre Arbeiten fast fünfzig Jahre hindurch unter bescheidenem Dache erfreuen durften, sie in das schönere Heim begleiten, in dem auch für die freundliche Theilnahme wissenschaftlich angeregter Hörer in einladender Weise gesorgt ist!

Schmerzlich vermissen wir am heutigen Tage in unserer Mitte zwei der ältesten und angesehensten Mitglieder, die ein langes, arbeitsvolles Leben der Wissenschaft gewidmet und reiche Früchte ihrer Forschung in unseren Schriften niedergelegt haben. Aus dem Munde zweier berufener Collegen werden wir vernehmen, was die Wissenschaft dem Andenken dieser Männer schuldig ist.

Dem Andenken an Leibniz ist dieser Tag gewidmet. Wenn wir zu diesem Heros hinaufsehen, der, wie man gesagt hat, für sich allein eine ganze Akademie darstellte, so gesellt sich zu der weihevollen Betrachtung so hohen Vorbildes auch für den umfassendsten Geist der Gegenwart leicht ein beklemmendes Gefühl, denn es lebt Keiner noch wird schwerlich wieder Einer geboren werden, der mit gleicher Universalität das Reich des Wissens beherrschte. Aber wir wissen Alle, daß die Bewältigung des immer weiter, schier ins Unendliche wachsenden Gebietes ohne Theilung unmöglich, und daß gediegener Ertrag aus dem unerschöpflichen Boden nur durch Bohren in die Tiefe zu gewinnen ist. Wenn nun freilich in solcher Tiefe des Schachtes selbst der freie Ueberblick über die fruchtreichen Gefilde anderer Wissenschaften versperrt scheint, so braucht und soll doch jene innere, lebensvolle Wärme nicht verloren gehen, die Anschluß an die Bestrebungen der Mitarbeiter, die Beispiel und Vorbild, Hilfe und Lehre auch in fremdem Bereich zu finden weiß und somit die unlösliche Verbindung und Verbrüderung aller Wissenschaften untereinander zu erfreulicher Anerkennung bringt. Und es fehlt wahrlich nicht an erhebenden Beispielen, wie sich die Schwestern untereinander die Hände reichen. Gerade die der Gegenwart scheinbar abgewandte Erforschung des classischen Alterthums, wenn ich des eigenen Faches gedenken darf, ist in der Lage, bald diese, bald jene Specialwissenschaft, nicht nur Geschichte und Philosophie in weitestem Umfange, zu Hilfe zu rufen, ja keine der sogenannten exacten Wissenschaften ist von gelegentlicher Mitarbeit an der Lösung unserer vielseitigen Aufgaben ausgeschlossen, wie andererseits auch wir nicht auf das stolze Bewußtsein verzichten mögen, daß die von uns verwalteten und gehobenen Schätze den Geistes- wie den Naturwissenschaften in mannigfacher Richtung zu Gute kommen.

In diesem edelsten Bunde der Geister sich als wirkendes Glied zu fühlen, fern von prahlerischer Ueberschätzung der eigenen Familie und jener kurzsichtig-engherzigen Geringschätzung des Unverstandenen, weil Ungekannten, — darin besteht der Adel des Akademikers, in diesem lebendigen Gefühl für die Bedeutung des Ganzen und des Ineinandergreifens seiner Theile kann auch heute noch der Theil sich zu der Höhe des Ganzen erheben."

Hr. Geheimrath Prof. Dr. His feierte im Auftrage der math.-phys. Classe das Andenken ihres dahingeschiedenen Mitgliedes und langjährigen ersten Secretärs, des Geheimen Rathes Prof. Dr. Ludwig. Karl Friedrich Wilhelm Ludwig war am 29. Dec. 1816 in Witzenhausen geboren, studirte in Marburg und Erlangen, wurde 1841 Prosector an der anatomischen Anstalt zu Marburg, habilitirte sich daselbst 1842 für Physiologie, wurde 1846 außerordentl. Professor der vergleichenden Anatomie und 1849 als ordentl. Professor der Anatomie und Physiologie nach Zürich berufen. Von 1855 an wirkte er als Professor am Josephinum in Wien, im April 1865 endlich übernahm er die Professur der Physiologie und die Leitung der physiologischen Anstalt an der Universität Leipzig. — Ludwig's wissenschaftliche Größe lag in seinen Eigenschaften als Lehrer und als Forscher. Ueber den unübertroffenen Lehrer hat Redner schon bei früherem Anlaß gesprochen, auf Ludwig's Forscherleistungen kommt er nochmals zurück. Ludwig's Werthschätzung der wissenschaftlichen Arbeit und seine Ansprüche an dieselbe waren ungemein hoch. Dabei legte er besonderes Gewicht auf strenge Methodik. Die sinnliche Anschauung stand für ihn bei Erforschung der belebten Natur höher als das Arbeiten mit abstracten Begriffen. Ludwig selber war ein sehr glücklicher Forscher und unter seinen zahlreichen, sich fast auf das ganze Gebiet der Physiologie erstreckenden Untersuchungen und Entdeckungen sind mehrere von epochemachender Bedeutung. Nach Begründung des physiologischen Institutes hat Ludwig während 11 Jahre alle unter seiner Führung entstandenen Arbeiten in den Sitzungsberichten der math.-phys. Classe der Gesellschaft veröffentlicht, bis Finanzschwierigkeiten der letzteren eine Aenderung nothwendig machten. Vom Jahre 1883 bis zum Jahre 1893 ist er der erste Secretär der Classe gewesen und er hat in dieser Zeit auf das Leben innerhalb der Sitzungen und auf die Wirksamkeit der Classe nach außen den segensreichsten Einfluß ausgeübt.

Hr. Professor Dr. Schreiber hielt hierauf die Gedächtnißrede auf das zweite der Königl. Gesellschaft durch den Tod entrissene Mitglied, indem er mit einer allgemeinen Charakteristik der wissenschaftlichen Bedeutung Overbeck's begann, sodann den äußeren Verlauf seines Lebens skizzirte und weiterhin zu einer Besprechung und Würdigung seiner Hauptwerke und seiner Arbeitsweise überging. Overbeck hat mit 19 Jahren (er war am 27. März 1826 in Antwerpen geboren) die Bonner Universität bezogen und hier hauptsächlich von Friedrich Ritschl und Friedrich Gottlieb Welcker Anregung empfangen. 1848 promovirte er und habilitirte sich schon 1850 ebendaselbst. Im Frühjahr 1853 zog ihn bereits ein Ruf nach Leipzig, wo er anfangs als außerordentlicher, seit 1858 als ordentlicher Professor in stiller, nur einige Male durch größere Studienreisen unterbrochener Lehrthätigkeit gewirkt hat. Hier schrieb er auch in verhältnißmäßig rascher Folge seine Compendien, in denen er große Gebiete der Archäologie zusammenfassend behandelte: sein Buch über die Bildwerke zum thebischen und troischen Heldenkreis, das Buch über Pompeji und seine griechische Plastik, Werke, von denen die letzten beiden in vier Auflagen verbreitet sind. Endlich faßte er noch in reiferen Jahren den wahrhaft monumentalen Plan seiner griechischen Kunstmythologie, von der drei starke, in sich abgeschlossene Bände vorliegen, „ein glänzendes Denkmal treuen deutschen Gelehrtenfleißes, welches Overbeck's Namen in seiner Wissenschaft für alle Zeit lebendig erhalten wird".

Der nun folgende Vortrag des Hrn. Geheimrath Professor Dr. Flechsig behandelte neue Untersuchungen über die Entwickelung des menschlichen Gehirns und hieraus sich ergebende Aufschlüsse über den Bauplan des Seelenorgans. Es ist dem Vortragenden gelungen, eine Entwickelungsstufe zu finden (1 monatliches Kind), welche in besonders scharfer Weise die Lage und Ausdehnung der Sinnes-Sphären an der Hirnoberfläche (Großhirnrinde) erkennen läßt. Es ergiebt sich hier, daß die den einzelnen Sinnen zugeordneten Oberflächen-Bezirke sehr verschieden groß sind. Der Flächenausdehnung nach ordnen sie sich in folgender Reihe: Tastsinn (weitaus am größten), Gesichtssinn, Gehörsinn, Geruch. Die Geschmacksphäre ist noch nicht sicher abzugrenzen; sollte sie

im Gyrus hippocampi liegen, so würde sie zwischen Gehör und Geruch stehen. Die Hörsphäre liegt nur zum kleinsten Theil an der Außenfläche des Schläfenlappens in der ersten Schläfenwindung, zum größten Theil in den Querwindungen, welche von der Insel zur ersten Schläfenwindung ziehen, besonders im Gyrus temporalis transversus anterior — also in der Wand der Fossa Sylvii. Ueberhaupt liegen sämmtliche Sinnessphären an Hauptfurchen (Sehsphäre um die Fissura calcarina, Tastsphäre um die Rolando'sche [Central-]Furche, die Riechsphäre am Anfang der Fossa Sylvii u. s. w.). Jede Sinnessphäre bildet eine zusammenhängende Fläche; die Furchen, welche in sie einschneiden, bilden nicht Grenzlinien, sondern laufen, wie besonders an der Tast- und Sehsphäre zu sehen ist, mitten durch sie hindurch. — Die nach Abzug der Sinnessphären verbleibenden Windungen, welche an Ausdehnung erstere um weit mehr als das Doppelte überwiegen, hat Vortragender bereits früher als „Associationscentren" bezeichnet, indem dieselben allem Anscheine nach die Thätigkeit verschiedener Sinne verknüpfen zu Objectvorstellungen u. s. w. Vortragender hat vier solcher Centren unterschieden, deren je eines im Stirnlappen (vorderer Pol), Scheitellappen, Schläfenlappen und in der Insel gelegen ist. Das Associationscentrum des Stirnlappens hat zum Theil ausgedehnte Verbindungen mit dem Sehhügel und vermag so auf dieses Organ einzuwirken. Insofern den anderen Associationscentren diese Verbindung nicht zukommt, nimmt der hinter der Stirn gelegene Abschnitt des Großhirns eine Sonderstellung ein (vielleicht „willkürliches" Hemmungsorgan für psychische Reflexe, Triebe u. s. w.). Im Uebrigen läßt sich über die besondere Function jedes einzelnen Associationscentrums wenig Sicheres sagen. Die Erfahrung am Krankenbett lehrt, daß bei Erkrankung des Stirnhirns nicht nur die Fähigkeit zur Selbstbeherrschung leidet, sondern auch die Unterscheidungsfähigkeit für Wirkliches und Gedachtes, während die Erkrankung der mehr nach hinten gelegenen Centren vielfach die Ordnung der Vorstellungen und ihrer sprachlichen Darstellung stört. Sollte der Viertheilung der Associationscentren eine Gliederung der geistigen Vorgänge entsprechen, so würde die Psychologie vor einem durchaus neuen fundamentalen Gesichtspunkte stehen. Die vergleichende Anatomie ergiebt die höchst interessante Thatsache, daß in der Thierreihe schon von den hochstehenden Affen an das Größenverhältniß der Sinnes- zu den Associationscentren sich erheblich verschiebt, so daß letztere an Ausdehnung gegen erstere zurücktreten — gerade umgekehrt wie beim Menschen. Das nähere Studium dieser Thatsache wird es ermöglichen, das psychische Organ des Menschen und der Thiere in einer Weise eingehend zu vergleichen, daß ein Verständniß der Unterschiede in der geistigen Leitungsfähigkeit zu erwarten steht.

Hr. Professor Dr. Ratzel sprach über die Beziehungen zwischen dem Staat und seinem Boden, deren Klarlegung er als die Vorbedingung des Aufbaues einer wissenschaftlichen politischen Geographie bezeichnete. Dem vielerörterten Problem des Organismus des Staates glaubt er mit der geographischen Methode näher kommen zu können, als es den sociologischen Forschern möglich war, welche von den Structurähnlichkeiten zwischen dem Staatsorganismus und anderen organischen Wesen ausgingen und dabei wohl zu Vergleichungen, aber nicht zu Schlüssen kamen. Da die Beziehungen zwischen dem Staat und dem Boden denselben Gesetzen unterworfen sind wie alle anderen biogeographischen Erscheinungen, ist auf diesem Wege ein Fortschritt eher möglich. Der Redner weist dies an der Auffassung der Grenzen und der allmäligen Entwickelung der Beziehungen zwischen Staat und Boden nach, die zu immer engerer Verbindung fortschreitet. Den hypothetischen Gegensatz zwischen einer landlosen und einer territorialen Entwickelung des Staates weist er als nicht vorhanden zurück und verfolgt die Zunahme der territorialen Elemente in dieser Entwickelung von den einfachsten Staaten der Naturvölker an.

Hr. Professor Dr. Meister sprach über eine griechische Inschrift aus dem 5. Jahrh. v. Chr., die die wichtigste Quelle für unsere Kenntniß des griechischen Colonialrechtes bildet. Sie bezieht sich auf eine Einwanderung von Lokrern aus dem östlichen Lokris nach der Stadt Naupaktos und enthält eine Aufzeichnung der Rechte, die den Einwanderern in ihrer neuen Heimath Naupaktos von den Altbürgern eingeräumt wurden, sowie der Rechte, die ihnen im Verkehr mit ihrer alten Heimath von dieser zugebilligt wurden.

Zum Schluß verkündet der Secretär der math.-phys. Classe, Hr. Geheimrath Professor Dr. Wislicenus, die Verleihung des Härtel'schen Legates für das Biennium von 1895/96 an Hrn. Professor Dr. Ambronn in Leipzig.

Bücherbesprechungen.

— Die Preußischen Grundbuchgesetze mit Anmerkungen. Handausgabe zum praktischen Gebrauche von C. Mathis, Landgerichtsdirector. Zweite umgearbeitete Auflage. Berlin, Franz Vahlen 1895. (328 S., Pr. geb. 6 ℳ) — Eine handliche, zweckmäßig eingerichtete Ausgabe, die auch außerhalb Preußens mit Vortheil gebraucht werden kann, da sie das einschlagende Material enthält. Anlaß zur Einsicht ist durch den wachsenden Verkehr der deutschen Staaten untereinander genügend gegeben. Die Anmerkungen sind bei aller Kürze klar und umfassend gehalten, unter Ausscheiden umfänglicher theoretischer Ausführungen, für die das Werk auf die größeren Schriften von Turnau u. A. verweist. Zu den Anmerkungen für die Grundbuchordnung ist nur zu §. 33 zu bemerken, daß das Reichsgesetz vom 1. Mai 1878 auch auf die deutschen Notare anzuwenden ist und für die Reichsconsuln §. 17 des Consulatsgesetzes vom 8. November 1867 allein gilt, ferner bei §. 37, daß die Liquidatoren eingetragener Genossenschaften Bevollmächtigte nicht bestellen sollen, und endlich zu §. 48 S. 144, daß der Reichsfiscus nicht in der Erwerbsbefugniß, sondern in der Veräußerungsbefugniß durch das Reichsgesetz vom 25. (nicht 5.) Mai 1873 beschränkt ist. Hat das Werk in der ersten Auflage sich bei häufiger Benutzung als gut und praktisch erwiesen, so ist dies auch von der zweiten Auflage zu erwarten, der die verdiente Anerkennung nicht ausbleiben möge. K—d.

— Das Geheimniß Christi. Ein Mysterium. Leipzig, Verlag von Alfr. Janssen. 1895. 58 S. 0,80 ℳ. — Der Verfasser, Eugen Heinrich Schmitt, welcher als Herausgeber der Zeitschrift „Die Religion des Geistes" bekannt ist, bietet hier eine neue Schrift seiner Richtung. Die Frage, ob Christus heute noch das Licht der Welt sei, ob seine Worte, welche nicht vergehen sollten, wenn auch Himmel und Erde vergingen, nach den gewaltigen Fortschritten der letzten Jahrhunderte noch in Geltung sein könnten, heische schon lange „bald schüchtern pochend, bald mit Voltaire, Lessing, Strauß, Feuerbach, Bruno Bauer donnernd hervortretend" eine Antwort von unserer Zeit. Der Verfasser, welcher das Wort Christi vom Vergehen des Himmels und der Erde dahin deuten will, daß der alte Himmel Jupiter's und Jehova's, sowie der Himmel der Kirchenheiligen und Seligen über der Klause Copernik's, dem Gefängnisse Galiläi's und dem Scheiterhaufen Giordano Bruno's zusammengestürzt, und die Erde entgegen der Anschauung der Alten heute ein Stern unter Sternen sei, — der in seiner „Religion des Geistes" keinen anderen Himmel kennt, als die innere Unendlichkeit der Liebe, keine Hölle als die engherzige Selbstsucht und den das Gericht in sich selbst tragenden schlechten Willen, der Christi Werk und Erlösung in dem göttlichen Bewußtsein der Liebe in uns sieht, der die Auferstehung in künftigen Geschlechtern, in der Neugestaltung einer entsprechenden körperlichen Organisation und den Glauben an die ewige Verdammniß als die ärgste Gotteslästerung angesehen wissen will, unternimmt es hier „das Geheimniß Christi", nämlich daß wir „Götter" seien und „im Bewußtsein und Leben der unendlichen Allheit" leben oder doch zu diesem Leben erwachen müßten, zu offenbaren. Er thut das in Form einer „Vision", von der er kühn genug ist zu behaupten, sie sei nicht weniger authentisch und verdiente unter die Schriften des Kanons aufgenommen zu werden, als irgend eine, die je ein Engel in einem Briefe mit sieben Siegeln von den Höhen des Himmels herabgebracht habe. Das Buch trägt zugleich eine socialistische Tendenz; wie der alte Himmel und die einstige Erde verschwunden seien und man neben den Naturgesetzen an keinen Eingriff eines himmlischen Herrn oder Vaters, der die Sonne scheinen und den Regen kommen lasse, zu glauben habe, so sei auch ein solcher Eingriff in die durch eherne Gesetze der gesellschaftlichen Entwickelung regulirte Menschenwelt und deren Loos unmöglich. „Die ehernen ökonomischen Gesetze Ricardo's und Marx' bestimmen das Schicksal der Massen" und in ihnen der Einzelnen. Christi Wort ist von den stumpfen Menschen unverstanden geblieben, so daß nun Priester und Tyrannen, Henker, Würger und Inquisitoren der Völker in seinem Namen herrschend,

in Strömen von Blut und Thränen den Wehruf der Armen und Leidtragenden ersticken, die er zu erretten gekommen sei. Was die des biblischen Kanons würdige Vision selber angeht, so wird Christus nach seinem Tode am Kreuz in eine endlose Nacht, das Reich des Teufels hinausgeführt, in das ihn nur ein Licht noch begleitete, nämlich die Gluth seiner Liebe zu allen Wesen. Es naht sich ihm der Geist des Abgrundes, der Fürst dieser Welt, der die Stille der lautlosen Unendlichkeit durch eine lange Rede unterbricht, worin er sich über das von ihm verborgene, von Christo aber den Menschen geoffenbarte Geheimniß ausspricht. Er freut sich, daß die Menschen es nicht verstanden. Statt den Himmelsstrahlen allvereinender Liebe ihr Herz und Leben zu öffnen, sieht man sie sich gegenseitig fressen und zertreten. So würde sich allmälig jene innere Herrlichkeit, mit der Christus in den Geistern herrschen wollte, mit dem Bilde vertauschen, das Christus am meisten hasse, mit dem Bilde des Teufels. Christus muß die lange Rede (S. 19—58) anhören und kann zuletzt nur mit einem Blick und Wort des Erbarmens antworten, das gerade der Satan nicht verträgt; diese Waffe sei es, mit welcher der Erlöser alle Gewalten Himmels und der Erde zermalme und sich unterthan mache, mit der er auch sein Gericht ausübe. Vor dem Wort: „Mein Gericht ist das unendliche Erbarmen" weicht der böse Geist mit dem Blick höllentiefen Entsetzens. Der Verfasser, welcher in den biblischen Berichten Dichtung und Mythen sieht, aus denen man sich „das Geheimniß Christi" und die Religion des Geistes herausgraben muß, hüllt uns hier selbst seine Wahrheit in eine Dichtung. Derselben werden am Wenigsten Diejenigen, denen die Bibel mehr als Märchen und Mythen bietet, einen Platz in ihrem Kanon einräumen mögen. Den Geist aus dem Todesschlund des Materialismus befreien und die unendliche Liebe den Herzen einhauchen zu wollen, mag ein sehr ideales Streben sein, wir bezweifeln aber sehr, daß es durch ein Niederreißen der biblischen Realitäten gelingen kann, der Menschheit das Heil zu bringen und sie aus ihrer lieblosen Zerrissenheit einer lichteren Zukunft entgegen zu führen. D. K.

— Die Vorstellung vom Reiche Gottes in ihrem Gange durch die Geschichte der christlichen Kirche, dargestellt von Professor Dr. Georg Schnedermann. Erstes Stück: Die israelitische Vorstellung vom Königreiche Gottes als Voraussetzung der Verkündigung und Lehre Jesu. Leipzig, Deichert (G. Böhme) 1896. — In obiger Schrift holt der Verfasser in selbständiger Ausführung dasjenige nach, was schon als Voraussetzung der von ihm bereits erschienenen Darstellung von der Verkündigung und Lehre Jesu vom Reiche Gottes zu Grunde lag. Hatte er schon hier mit aller Gründlichkeit und Sorgfalt nachzuweisen gesucht, daß der christliche Gottesreichsbegriff von Haus aus völlig national-israelitisch bestimmt war, so geht er in seiner neuen Schrift den israelitischen Vorstellungen von dem Königreiche Gottes in allen ihren Wandlungen von den ersten Anfängen des israelitischen Volksthums an bis auf die Römerzeit herab nach, wo dann Jesus erscheint und das endliche Kommen des Königreiches Gottes und die Verwirklichung der israelitischen Reichsidee verkündet. So gestaltet sich die kleine Schrift zu einem kurzen Ueberblick über den Gesammtverlauf der israelitischen Geschichte im Lichte der Vorstellung von dem Königreiche Gottes. Allerdings waltet darin in allem Wesentlichen die moderne kritische Betrachtungsweise des Alten Testamentes vor. A. Sch.

— Der Erziehungsrath. Praktischer Vorschlag zur Reform der Erziehung unserer sittlich unmündigen Jugend für Staats-, Kirch-, Schul-, Communalbehörden, Innungen, Vereine &c. Von Arno Fuchs, Lehrer in Berlin. Leipzig, Verlag von Friedrich Fleischer. 1895. 72 S. 1 ℳ 20 ₰. — Der „Erziehungsrath" ist in mehreren kleinen Cirkeln von Pädagogen und sodann auf der 11. Allgemeinen Thüringer Lehrerversammlung am 2. October 1894 zu Jena Gegenstand und Thema lebhaften Gedankenaustausches gewesen. Hier ist er nun von seinem Verfasser vor das Forum der Oeffentlichkeit gebracht und auch uns zur Besprechung übergeben worden. Wir befinden uns mit dem Verfasser überall da in Uebereinstimmung, wo er auf die Nothwendigkeit hinweist, dem Niedergang des sittlichen Lebens unserer Jugend nach Kräften zu steuern. Er hat vollkommen Recht, wenn er sagt, man verspüre überall den Geist der Opposition, des Sichbrüstens, des Unzufriedenseins in unserer Jugend; auch der Procentsatz der sittlich unmündigen Erwachsenen wachse von Jahr zu Jahr, wie dies von der gerichtlichen Statistik klar nachgewiesen werde. Der Begriff der Autorität ist — wir wissen es Alle — bei Jung und Alt schwankend geworden. Die Entfremdung von Gott und seinen Geboten hat in erschreckender Weise zugenommen. Die Zahl der jugendlichen Verbrecher hat sich von 1882—1890 um rund 20%, und in den darauf folgenden Jahren 1891 und 1892 stets um weitere 10% erhöht. Lautere, echte Charaktere, dem Boden guter Familienverhältnisse entwachsen, werden immer seltener, weil das Haus selber, früher der feste Boden, auf dem eine sittenstrenge Generation erwuchs, nicht überall mehr „der Inbegriff einer socialen Gesammtpersönlichkeit" ist. Die Pietät ist geschwunden; die Autorität wird nur aufrecht erhalten durch äußeren Zwang und Furcht vor der Strafe. Deshalb hält es der Verfasser für nöthig, daß der theoretisch-erzieherischen Thätigkeit der Erziehungsfactoren, zumal der Schule und der Kirche, eine praktisch-erzieherische zur Seite gestellt werde. Aber wie soll dies geschehen? Wie geholfen werden? Bei unseren Vorfahren finden wir die Sitte der Gesammtbürgschaft der Familien; sie war das Fundament der Gesammtbürgschaft der Sippen und Gemeinden. Diese Gesammtbürgschaft muß nach der Ansicht des Verfassers zum Ausgangspunkt einer neuen Organisation der socialen Erziehung gemacht, muß das Ziel aller auf volkserziehlichen Gebieten arbeitenden Elemente werden. Die gesammte Erziehungsgemeinde muß die praktisch-sittliche Erziehung ihrer Angehörigen, der sittlich unmündigen Glieder, zu ihrer Aufgabe machen. Mit einem Worte: eine öffentliche Sittenaufsicht der Jugend ist erforderlich. Familie, Schule, Kirche und Obrigkeit müssen sich zum Werk der öffentlichen Sittenzucht die Hand reichen, und die staatliche Gesetzgebung muß dieses Bündniß mit der nöthigen Autorität bekleiden. An die Spitze der gesammten Erziehungsthätigkeit der Erziehungsgemeinde soll ein Erziehungsrath treten; in Städten wird sich die Bildung mehrerer solcher Räthe nothwendig machen, die dann einem städtischen Gesammterziehungsrathe unterstehen würden. Die Befugnisse des Erziehungsrathes erstrecken sich sowohl auf die sittlich unmündige Jugend der Gemeinde, als auch auf deren Eltern, Pfleger und Vormünder u. s. w., und lassen sich zusammenfassen in Beaufsichtigung des sittlichen oder unsittlichen Thuns und Lassens, Abhaltung vom Schlechten, Schädlichen und Falschen, Anhaltung zum Guten, Nützlichen, Richtigen. Die Erziehungsthätigkeit hat sich sowohl auf die noch nicht schulpflichtige, als auch auf die schulpflichtige und die im schulpflichtigen Alter stehende sittlich unmündige Jugend, mithin auf die Lehrlinge, die Dienstboten, Tagelöhner u. s. w. zu erstrecken, nicht minder aber auch auf die Eltern, Pfleger, Vormünder, Meister, Fabrikherren, Herrschaften, Arbeitgeber aller im nachschulpflichtigen Alter stehenden sittlich Unmündigen. Mit der Ortspolizei soll der Erziehungsrath ein Ortsstatut entwerfen, für dessen Bekanntwerden alle Erziehungsfactoren zu sorgen haben. Gewählt wird der Erziehungsrath auf sechs Jahre von der Erziehungsgemeinde und setzt sich zusammen aus Lehrern, Directoren, Geistlichen, Kirchenvorstandsmitgliedern, Familienvätern, Meistern, Fabrikherren, Vormündern, einer dem Richterstande angehörigen Person und einem Arzte. — Hiermit haben wir in großen Zügen den „praktischen" Vorschlag skizzirt, den der Verfasser der Schrift zur Reform der Erziehung unserer sittlich unmündigen Jugend den Behörden, Innungen, Vereinen und anderen bei der Erziehung betheiligten Factoren unterbreitet. Wie schon im Eingange unseres Referates von uns gern hervorgehoben worden ist, stimmen wir mit dem Verfasser in dem Wunsche selbstverständlich überein, daß praktische Mittel gefunden werden möchten, um der immer mehr zunehmenden Verrohung unserer heranwachsenden Jugend, eine Erscheinung, die bei allem Optimismus doch nicht wegzuleugnen ist, entgegenzuarbeiten. Wir halten aber den uns gemachten Vorschlag nicht für einen praktischen, sondern für einen aus der Theorie entlehnten, unausführbaren. Ja, in sehr kleinen Erziehungsgemeinden mit möglichst homogenen Elementen könnten wir uns vielleicht von solch einem Erziehungsrathe eine segensreiche und ersprießliche praktische Wirksamkeit denken, in unseren größeren Städten würde er bald überall anrennen und mit aller Welt in Zwiespalt gerathen. Wir leben schon längst nicht mehr in den naiven Zuständen unserer germanischen Vorfahren; die heutige Gesellschaft ist eine zu complicirte, als daß die Wiederbelebung von Einrichtungen, die in jenen Zeiten durchaus wirksam waren, heute nicht ein vergebliches Bemühen sein würde. Wir fürchten, daß der „Erziehungsrath" nach dem Vorschlage des Herrn Verfassers schon bei seinem ersten praktischen Eingreifen in die bisherigen Befugnisse der einzelnen Erziehungskreise auf

Widerstand stoßen würde, und daß die Conflicte, in die er geriethe, zunehmen dürften, wenn er seine Wirksamkeit auch auf die der unmittelbaren Erziehung entrückten Kreise, also auf die der Lehrlinge, Tagelöhner, Fabrikarbeiter u. s. w., ausdehnen wollte. Die Vorschläge des Hrn. Arno Fuchs müßten nach unserer Meinung bedeutend modificirt und wesentlich vereinfacht werden, wenn sie wirklich praktische Resultate erzielen sollen. Wenn wir uns also auch mit seinen Vorschlägen nicht einverstanden erklären können, wenigstens nicht in der uns vorliegenden Fassung, so sind sie doch gleichwohl sehr geeignet, alle sittlichen Factoren in Kirche, Staat und Gemeinde zum ernsten Nachdenken darüber zu veranlassen, was geschehen muß, um der Entsittlichung unserer Jugend entgegenzuwirken. Und wenn wir den Kern herausschälen, der in der Umhüllung jener bestgemeinten Vorschläge steckt, so möchte es die dringende Mahnung sein, daß Kirche und Schule, Staat und Gemeinde, Familie und Familienvereine ihre Kräfte vereinigen, um das Ziel zu erreichen, auf das der verehrte Verfasser der Schrift hinsteuert: gemeinsame Arbeit an dem Werke der religiösen, sittlichen und nationalen Zukunft unseres Volkes! W. Sm.

— Julius Asbach, Zur Erinnerung an Arnold Dietrich Schaefer. Mit einem Bildniß Schaefer's. Leipzig, B. G. Teubner. 1895. VI, 80 S. 3,60 ℳ. — Dieses biographische Denkmal treuer Schülerdankbarkeit ist der 43. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner als Festschrift überreicht worden und erscheint nun, allerdings zu einem ziemlich hohen Preise, im Buchhandel. An einen sehr warm gehaltenen Lebensabriß (S. 1—45) schließen sich als Beilage etwas über ein viertelhundert Briefe an Schaefer und darauf ein, wie es scheint, durchaus vollständiges Verzeichniß der Schriften, die von 1844 bis 1883 aus dessen Feder hervorgegangen sind. Der vortreffliche Lehrer und hervorragende Geschichtsschreiber der Zeit des Demosthenes und des siebenjährigen Krieges ist den Schülern unserer Lehranstalten durch seine Geschichtstabellen, den Studenten und jungen Historikern durch seinen Abriß der Quellenkunde der griechischen und der römischen Geschichte bekannter geworden, als mancher noch bedeutendere Schriftsteller. Hier können sie, und mit ihnen hoffentlich auch viele ältere Leser, noch manche andere gewinnende Eigenschaften an ihrem Schaefer finden. Er war geboren 1819 in Seehausen bei Bremen und starb 1883 in Bonn, wo er seit 1865 an der Universität wirkte, wie vorher 1857—1865 in Greifswald. 1842—1851 war er Lehrer an dem Blochmann-Bitzthum'schen Gymnasium in Dresden und 1851—1857 in Grimma. M.-Fr.

— Pädagogische Bibliothek. Neunzehnter Band: Bibelkunde zugleich praktischer Commentar zur biblischen Geschichte von J. H. Fricke. 1. Band. 1. Hälfte. Preis geh. 2 ℳ. Hannover, Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior). 1895. 208 S. — Der durch sein bereits in zweiter Auflage erschienenes „Handbuch des Katechismusunterrichts, zugleich Buch der Beispiele" als Ausleger des lutherischen Katechismus und Sammler von Citaten und Geschichten vortheilhaft bekannte Verfasser hat mit der Herausgabe dieser neuen Arbeit, von welcher das erste unter vier Heften vorliegt, ein ähnliches Hilfsmittel für den biblischen Geschichtsunterricht uns dargeboten. Der Standpunkt des Herausgebers ist ein biblisch-gläubiger; von dieser Grundlage aus ist der Inhalt der Heilsgeschichte wissenschaftlich erfaßt sowie tief und innig verwerthet. Theologen wie Augustinus, Luther, Calvin, Roos, De Wette, Vilmar, Ewald, Delitzsch, Luthardt, Kurtz, Kübel, Lisco u. s. w. und praktische Ausleger wie Nissen, Gude u. s. w. sind sehr fleißig verglichen und benützt. Die Anordnung des Ganzen ist unter den großen Gesichtspunkt der Gesammtbetrachtung des Reiches Gottes gestellt; dabei ist das Einzelne eingehend behandelt und von allen Seiten beleuchtet. Spruch und Kirchenlied sind in passender praktischer Weise herangezogen. Daß das Buch auch ein Hausbuch werden wird, wie der Herausgeber wünscht, müssen wir bezweifeln, dagegen soll es den Lehrern, und auch besonders den Religionslehrern an höheren Schulen, auf das Wärmste empfohlen sein. Die Vorbereitung nach dem hier gebotenen Hilfsmittel, in dem die Stimmen so vieler alter und neuer, wissenschaftlicher und erbaulicher Zeugen zusammenklingen, wird den Religionsunterricht nur fruchtbarer gestalten können. Ein störender Fehler (doch wohl Druckfehler) hat sich in die Einleitung eingeschlichen, in welcher es heißt: „Als Petrus und Silas in Philippi von Gott auf wunderbare Weise ihrer Ketten ledig geworden." D. K.

— „Der Musikführer". Gemeinverständliche Erläuterungen hervorragender Werke aus dem Gebiete der Instrumental- und Vocalmusik, mit zahlreichen Notenbeispielen, redigirt von A. Morin. Pro Nr. 20 ₰. Verlag von H. Bechhold in Frankfurt a. M. — Von dieser neuen und ganz eigenartigen musikalischen Universalbibliothek liegen bis jetzt 25 Hefte vor, welche in bunter Reihe eine Anzahl populär geschriebener Analysen von classischen und modernen Werken instrumentaler und vocaler Musik geistlichen und weltlichen Inhalts darbieten. In erster Linie ist der Musikführer wohl für den musikalisch gebildeten Laien bestimmt, der an seiner Hand tiefer in das Studium und Verständniß hervorragender Werke der Tonkunst eingeführt werden soll, aber auch der Berufsmusiker wird gern und mit Erfolg, namentlich bei den Analysen von Werken aus der neuesten Zeit, die kleinen rothen Hefte einsehen, wenn es für ihn gilt, alles Wissenswerthe über einen Autor und seine Schöpfung in präciser Form bei einander zu finden. In diesem Sinne begrüßen wir mit besonderer Freude die Analysen zu Tinel's „Franciscus", zu Berlioz' „Requiem", zu den „Seligkeiten" von César Franck und zu einigen Werken von Brahms und Tschaikowsky, welche durchaus von auf musikalischem Gebiete zuverlässigen Autoritäten verfaßt worden sind. Den Oratorien ist überdies noch der größte und hauptsächlichste Theil des Textes beigegeben, so daß auch nach dieser Richtung hin der Musikführer weitgehenden Ansprüchen genügt. — Die Ausstattung ist im Großen und Ganzen, vollends bei dem billigen Preise von 20 ₰ pro Nummer, recht anerkennenswerth, und es wird dem Bechhold'schen Musikführer in unseren Concertsälen ganz gewiß nicht an dem Erfolg fehlen, den er vollauf verdient. P. A.

— Der japanisch-chinesische Krieg in kurzgefaßter Darstellung von Julichi Inouye. Deutsch von C. Birndt. C. Reißner, Leipzig. ℳ 2. — Wohl das erste Werk eines Japaners über den letzten Krieg liegt uns in einer glatten Uebersetzung vor. Federskizzen nach japanischer Manier und ein origineller Einband suchen das Interesse für das Werkchen noch zu vermehren, welches durch Stoff und Nationalität des Verfassers erweckt wird. Soldat scheint Hr. Inouye nicht zu sein, wenigstens ist bei der Wiedergabe der Kriegsereignisse Ursache und Folge nicht recht zur Erscheinung gebracht. Auch die Verlust- und Stärkeangaben begegnen mehrfach Zweifeln. Das wird dem originellen Buche aber an der Zahl seiner Leser gewiß keinen Eintrag thun. γ.

— Militär-Zeitung. Organ für die Reserve- und Landwehr-Officiere des deutschen Heeres. — Die von Hauptmann a. D. Oettinger vorzüglich redigirte Fachzeitung verdient ihres literarischen Werthes wegen, der auch im letzten Jahre auf der früheren Höhe geblieben ist, auch hier Erwähnung zu finden. γ.

— Der Obstbau. Kurze Anleitung zur Anzucht und Pflege der Obstbäume, sowie zur Ernte, Aufbewahrung und Benutzung des Obstes nebst einem Verzeichniß der empfehlenswerthesten Sorten von R. Noack, Großherzogl. Hofgarten-Inspector zu Darmstadt. 3., verbesserte Aufl. Mit 92 Textabbildungen. Berlin 1895, Paul Parey. Preis 2,50 ℳ. — Selten zeigt sich ein Obstbauwerk bei verhältnißmäßig so geringem Umfang und Preis gleich ungemein inhaltreich wie das vorliegende Buch in seiner neuesten Auflage es thut. Nicht allein über Anzucht und Pflege der bekanntesten Obstbäume wie Obststräucher giebt dasselbe erschöpfende Auskunft, auch die Capitel der Obstaufbewahrung, Obstverwerthung, der Obstsortenkunde und -Auswahl wie der Obstbaumtaxation, welche in manchem anderen gleichartigen Werke meist etwas stiefmütterlich behandelt zu werden pflegen, finden in vorliegendem Buche vollste Berücksichtigung. Alles, was in letzterem der auf gartenbaulichem Gebiete hochverdiente Autor in gebundenem Wortlaut, übersichtlicher, leichtfaßlicher Darstellungsweise schildert, rathet und empfiehlt, kann als richtig und beherzigenswerth voll und ganz unterschrieben werden. Nur möchten wir die Capitel über Düngerlehre wie über Feinde und Krankheiten der Obstbäume in einer, hoffentlich recht bald sich nöthig zeigenden 4. Auflage von „Noack's Obstbau" immer noch ausführlicher, und zwar ersteres hinsichtlich der Düngeranwendungsweise, letzteres hinsichtlich der Bekämpfungsarbeiten, behandelt wissen. Im Uebrigen sei das Buch nach Verdienst zur Anschaffung warm empfohlen. Dr. E. S. Z.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 142. Donnerstag, den 28. November. 1895.

Andreastag.

Von Richard von Strele. (Nachdruck vom Verfasser untersagt.)

Der Apostel Andreas ist vor Allem der Patron der Jungfrauen, der nicht nur durch Kerzen, Blumen, Opfer und Weihgeschenke in Kirchen und Kapellen verehrt wird, sondern auch im stillen Kämmerlein daheim, namentlich an jenem Tage, an welchem die Kirche den in Patras erfolgten Märtyrertod feiert. Und zwar ist es namentlich der Schatzglaube, der sich an seinen Namen knüpft. Corvinus warnt in einem heitern Gedichte unsere heirathslustige weibliche Jugend;

Ach spahret, bitt' ich, euer Bethen,
Womit ihr den Andreas plagt,
Ihr werdet in das Trübe treten,
Sobald ihr einen Mann erjagt,
Legt euch auf eure Oehrgen nieder,
Und schlaft dafür in solcher Nacht,
So ruhen doch indeß die Glieder,
Die man durch Wachen müde macht.

Aber derlei Mahnungen wurden allzeit in den Wind geschlagen und selbst die jüngsten Mädchen — der Höllische Proteus weiß von einem neunjährigen zu melden — trieben das frevle Spiel. Auch der Eifer der Prediger richtete nichts aus. Wie kräftig läßt sich nicht der Pfarrer von Moning im Ries, Albert Josef Conlin in seinem christlichen Weltweisen (1711) über diese „gaile Fleischlatzen" aus: „O was für teuflische Aberglauben, was für verwerfliche verfluchte Ceremonien und schändlichste Mißbräuch gebrauchen nicht manche geile Metzen nur der Fleischgöttin aufzuwarten, . . . da müssen Aberglauben herfür. Ein abgetruckter Pfeil trachtet nicht also nach dem Centrum, ein freigewaltzter Stein nicht also nach dem Zweck, ein durstiger Hirsch nicht also nach dem Brunnquell, ein hungeriger Wolff ist nicht so begierig nach dem Raub, als eine geile Magt, ein unkeuscher Schlappsack begierig ist nach einem Mann; damit sie aber wissen möchten, wer ihr zukünftiger Mann sein werde, treiben sie die sündlichsten Aberglauben, verteufflichte Narrheiten und Affterbossen; was vor hertzbrechende Gebett und tiehfgehollte Seuffzer diese aberglaubige Närrinnen zu St. Andreas schicken, wenn der Tag Andrä herankommt, solches ist zwar leider! im ganzen Teutschlandt bekannt, kan aber doch kaum mit Worten genugsam außgesprochen werden, dann weilen diese verfluchte, gaile, und abergläubige Heginnen ganz kräfftiglich glauben und dafür halten, daß, wenn sie in der Nacht vor St. Andreastag gemelten Heiligen nackend anruffen, so werde ihnen gantz gewiß ihr zukünfftiger Liebhaber entweder wachend oder schlaffend in seiner Gestalt erscheinen, so knyen oder treten sie ganz nackend und bloß (pfui der Schandt!) in der Mitternacht vor ihr Bette, daß kein Wunder wäre, der Lufft erbarmte sich über diese armen Nympfen, und hilffe ihnen aus ihrer Noth: Bett-Brett ich tritt dich, sagen diese garstige, abergläubige und nackende Bettschwestern, Heiliger Andreas ich bitt dich, du wollest mir lassen erscheinen den Herzallerliebsten mein; wird er reich sein, so laß mir ihn erschein mit einem Glase Wein, ist es aber ein armer Mann, so laß ihn erscheinen mit einer Kofentskann! und andern dergleichen schöne und durchdringende Schuß-Gebetlein mehr, worbey sie noch viel hundert heisse Thränen vergießen, den lieben heiligen Andream gleichsam damit zu balsamiren, und seine Gunst zu gewinnen: Sie winden die Hände ineinander, daß die Haut möcht herabgehen, scheuen auch weder Frost noch Ungemach, und lassen sich an ihrem verfluchten Teufelsdienst nicht irren. O verdammter Aberglauben! O aberglaubige Närrinnen!" Der von Conlin mitgetheilte Spruch wiederholt sich so ziemlich durch ganz Teutschland. So beten sie in Hoheuturm:

Andreas, heilger Schutzpatron,
Schenke mir doch einen Mann.
Sieh herab auf meinen Spott und Hohn,
Sieh mein hohes Alter an!
Krieg ich einen oder keinen u. s. w.

Im „Kloster" lautet das lateinische Sprüchlein: „O sancte Andrea, effice ut bonum pium acquiram virum, hodie mihi ostende qualis sit, qui me in uxorem ducere debet." In Bern sprach die das Bett rückwärts besteigende Jungfrau:

Wie ich diesen Bettladen betritt,
Heiliger Andreas, ich dich bitt
Sag du mir gewißlich a
Was ich für ne Ma werd ha!

In der Ravensburger und Saulgauer Gegend muß man mit dem linken Fuß voran, ohne sich mit Weihwasser besprengt zu haben, ins Bett steigen. Ziemlich verbreitet ist nach Sartori der Gebrauch, daß die Mädchen den bloßen Fuß aufs Bett setzen. Bei den Siebenbürger Sachsen sprechen sie dazu: Bettstatt ich tritt dich u. s. w. Im Isergebirge stoßen die Mädchen zum gleichen Zweck mit der großen Zehe an die untere Bettwand. In der Schweiz beten die Mädchen am Andreasabend beim Bettgehen, indem sie den linken Fuß auf die Bettlade stellen:

Heiliger Andreas, i bitt di,
Bettladen, i tritt di,
Zeig mir hinacht min ehrliche Ma
Mit dem i z' Chilcha und z' Märit cha.
Het er e Roß so ritet er,
Het er e Chue, so tribt er se,
Hat er nüt, so chunt er süst —
I Gotts Name!

Bei Zürich beten die Beschwörerinnen, indem sie sich auf die Bettstatt setzen:

Hier uf der Bettstatt sitz i
O Andreas i bitt di
Zeig mir hinacht in der Nacht
Wele Schatz mi denn bewacht.
Ist er rich, so chunnt er gritte,
Ist er arm, so chunnt er gschritte.

Diesen Brauch und ähnliche ausüben heißen die Schweizer andreslen. In Tresselstein wirft man um Mitternacht das Bett heraus, legt zwei Bettbretter kreuzweis auf den Boden und stellt sich mit beiden Füßen darauf, den Spruch hersagend. Einem Dirnlein aus der Tiefenbacher Gegend kam nach Schönwirth diese Art des Tretens theuer zu stehn. Denn der Knecht, der ein Aug auf sie hatte, hielt sich unter dem Bette versteckt und als die Maid um 11 Uhr aufstand, ein Licht auf dem Tisch anzündete, um denselben mit geweihter Kreide einen Kreis zog, das Brett in den Kreis brachte und sich nackt auf dasselbe stellte und eben den 2. Reim vollendet hatte, holte der Knecht aus und gab ihr mit dem Waschblinc einen Streich auf den Rücken, dazu rufend: „Und i bin der Teisel und britsch di!" worauf sie vor Schrecken todt niederfiel. — In der Rheinprovinz muß man sich am Andreasabende umgekehrt ins Bett legen, mit den Füßen auf das Kopfkissen und dabei sagen: Ich lege mich nieder in des Teufels Namen! Thut dies ein Bursche, so kommt um Mitternacht einer — man meint es sei der Teufel — und stellt dem dreesenden seine zukünftige Gattin vor. Zugleich versucht ihn der Böse mit allerlei Fragen zum Sprechen zu bringen; aber kein Wort darf er von sich geben. Wer nur den Mund zum Reden öffnet, dem ergeht es schlecht. Wenn eine Jungfrau dreeset, so wird ihr um Mitternacht ihr zukünftiger Gatte vorgeführt. An andern Orten wird der Bettstollen, der Bettspond, der Bettstaffel, das Kopfbrett ge-

treten oder der Strohsack. In Schwaben nimmt die Maid auch einfach den Bettzipfel in die Hand mit den Worten: Bettzipfel ich schüttle dich ꝛc. — Außer dem Treten ꝛc. spielt auch das Kehren des Zimmers eine große Rolle. Bei Ravensburg ꝛc. wird die Stube nackt ausgekehrt. Den Stubentheil, wo das Crucifix hängt, muß man immer im Rücken haben. Alte Schweizer Schriftsteller sprechen von den „fürwitzigen Leuten, die Gott dem Herrn in seine Kunstkammer greifen und ehezeit erfahren wollen, wer ihnen zum Ehegemahl bestimmt sei ꝛc." Sie erzählen u. A. von einer Magd, die „an Andreas Nacht um 12 Uhren nackend hinder sich die Stuben gewischt"; da habe ihr der böse Feind einen Streich versetzt, von dem sie lange das Merkmal behielt. Auch den Pforzheimerinnen war diese Besenarbeit nicht unbekannt. In der Oberpfalz steht das Mädchen um 11 Uhr Nachts auf, zieht sich aus, kämmt die Haare rückwärts und kehrt das Zimmer hinter sich, das Gesicht gegen das Fenster, mit einem ganz reinen Besen, den sie dann zum Kehricht in den Winkel stellt: Um Mitternacht geht dann das Bild des Zukünftigen durch das Zimmer. Einige behaupten, es sei der Geliebte leibhaftig, Andere dagegen meinen, es sei der Teufel in jener Gestalt. Auch in den Alpenländern kehren die Dirnen nackt die Stube. — Eine andere Sitte ist die, den unbekannten Geliebten zu einem Imbiß, zu einem Trunke einzuladen. Im Harz schließt sich das heirathslustige Mädchen mit Einbruch der Nacht in ihre Schlafkammer, zieht sich vollständig aus, nimmt zwei Becher, gießt in den einen Wasser, in den andern Wein, und stellt beides auf einen weißgedeckten Tisch. Darauf spricht sie den bekannten Reim, oder, „Bettspond, ich tret dich" u. s. w. Dann kommt die Gestalt des künftigen Geliebten herein und trinkt von einem Becher; wenn er den Wein trinkt, wird es ein Reicher sein, wenn das Wasser, ein Armer. In Wien wurde etwas vom Mittag- und Abendessen auf drei Teller gelegt und außerdem ein Trunk Wein und ein Kartenspiel vorbereitet. In Thüringen decken die Mädchen um Mitternacht den Tisch, legen Messer und Gabel darauf und öffnen das Fenster; bald kommt der Zukünftige vors Fenster und zeigt sich den Harrenden. Aus Oesterreich verzeichnet der Austriakalender Nachstehendes: „Es ist Glaube, daß ein Mädchen in der Andreasnacht, Thomasnacht und Neujahrsnacht seinen zukünftigen Liebsten einladen und sehen kann. Es muß einen Tisch für zwei decken; dabei dürfen aber keine Gabeln aufgelegt werden. Was der Liebhaber zurückläßt, muß sorgfältig aufgehoben werden; er kommt dann zu Derjenigen, die es besitzt, und liebt sie heftig. Es darf ihm aber nicht wieder zu Gesichte kommen, weil er sonst der Qual gedenkt, die er in jener Nacht von übermenschlicher Gewalt gelitten, und er des Zaubers sich bewußt wird, wodurch großes Unglück entsteht." — Langbein hat eine Ballade von einer Harfnerin geschrieben. Sie wird von bangen Zweifeln geplagt, ob sie wohl ihren Geliebten als Gattin umfangen werde. Da sagt die Mutter:

„Harre Kind, bis zur Andreasnacht!
Riegle dann, sobald die Sterne scheinen,
Einsam dich in deine Kammer ein,
Nimm zwei reine Kelche, gieß in einen
Helles Wasser, in den andern Wein
Und als kämen Gäste
Bald zu einem Feste
Decke deinen Tisch wie Schnee so rein!
Hast du dies so pünktlich vorgenommen
Und die Kelche zierlich aufgestellt,
Dann wird die Gestalt des Mannes kommen,
Der von dir den goldnen Ring erhält
Sie wird nicht verfehlen
Einen Kelch zu wählen
Und das deutet, welches Loos dir fällt.
Soll ein reicher Mann dich hoch erheben,
Wählet muthig die Gestalt den Wein;
Wird ein Armer dein Gefährt' durchs Leben,
Schleicht sie wie ein Tröpfchen Wasser ein;
Doch im dunklen Stande
Wird durch stärkre Bande
Lieb' und Glück an dich gefesselt sein."

Rudolf tritt herein, der Mann ihrer Liebe, der auch ihren Treuschwur erhält. Während er aber auf eine Zeit von ihr eilt, um fürs Vaterland zu kämpfen, drängt sich ihr ein reicher Graf auf, der das Andenken an Rudolf zu verwischen trachtet. Wieder greift sie zum Orakel der Andreasnacht. Es erscheint der Graf und greift nach dem Kelch mit Wein; aber nun öffnet sich die Wand und ein Todtengerippe schlägt ihm das Glas aus der Hand. — Nicht immer wird das wirkliche oder schemenhafte Erscheinen des Zukünftigen gefordert. Manchen Jungfrauen genügt es, wenn er sich ihnen im Traume zeigt. — Auch im Isarwinkel träumt man in der Andreasnacht von der künftigen Frau, desgleichen in Schlesien, Holstein, im Harz, in Schwaben. Den Traum zu erregen sprechen die Mädchen außer den bekannten Reimen auch andere, z. B.

Andreasabend ist heute,
Schlafen alle Leute,
Schlafen alle Menschenkind,
Die zwischen Himmel und Erde sind
Bis auf den einzigen Mann
Der mir zur Ehe werden kann.

Bei den Siebenbürger Sachsen legt die Maid in der Andreasnacht ein Männerkleid unter ihren Polster und schläft sie darauf, so erblickt sie im Traume ihren zukünftigen Gatten. In Waldthürn legt das Mädchen einen Spiegel unter den Polster und legt sich nach dem Treten nieder. Um Mitternacht steht sie auf und erblickt im Spiegel das Bild des Geliebten. Auch anderweitig wird der Spiegel als Wahrsager gewählt. So stellen die Wendenmädchen in der Andreasnacht zwei Lichter vor den Spiegel, werfen dann beide Pantoffeln über den Kopf und sehen dann den Teufel zur Thüre hereinkommen. Die Sächsinnen stellen drei Kerzen vor den Spiegel. — Auch das Pantoffelwerfen ist weit verbreitet. In Schlesien werfen die Mädchen mit dem Rücken nach der Thüre gekehrt einen Pantoffel rückwärts über den Kopf; liegt er mit der Spitze nach der Stube zu, so kommt in demselben Jahre ein Bräutigam. Die Barmerinnen werfen rücklings von der Haustreppe den rechten Schuh über die linke Schulter hinunter; fällt er mit der Spitze gegen die Treppe, so bleibt das Mädchen noch ledig; fällt er auswärts, so wird es bald einen Mann bekommen. In der Oberpfalz setzt sich die Dirne auf den Boden, den Rücken gegen die Thüre und schleudert den Schuh vom rechten Fuße über die rechte Schulter rückwärts. Steht des Schuhes Schnabel gegen die Thüre, wird das Mädchen in diesem Jahre als Braut zur selben Thüre hinausgeführt. In Velburg bleibt die Dirne nicht in der Stube, sondern geht in den Garten hinaus zu einem Holzbirnbaum und zwar um Mitternacht; hier zieht sie die Schuhe aus und wirft sie auf den Baum. Zwölf Mal darf sie werfen; bleibt innerhalb dieser Zahl der Schuh hängen, so bleibt auch an ihr in diesem Jahre ein Mann hängen. So oft aber nach der Zwölfzahl der Schuh niederfällt, so viele Jahre muß sie noch unvermählt bleiben. Doch ist das große Glück, daß der Schuh auf den ersten Wurf bleibt, ein großes Unglück; ein solcher Wurf deutet auf Tod in diesem Jahr. In Tresselstein wirft man den Schuh über einen Apfelbaum und zwar drei Mal mit den Worten:

Schöygerl i wirf di
Wirf di übern Bam
Hundarl ball (belle)
Ball ubas Land
Sag wan mein feins Liab wahnd.

Um Waldthürn nehmen die Dirnen ein Stäbchen statt der Schuhe. — Da schon im Eheleben Adam's und Eva's der Apfel eine große Rolle gespielt, er überdies ein Symbol der Fruchtbarkeit ist, so wird auch in der Andreasnacht mit Aepfeln allerlei Hocuspocus getrieben. Die Ravensburgerinnen schauen, nachdem sie früher nackt die Stube gekehrt, Blei gegossen, um 12 Uhr zum Fenster hinaus und schmausen einen Apfel. In Calw erbitten sich heirathslustige und neugierige Jungfrauen von einer Wittwe einen Apfel, essen die Hälfte davon um die Mitternachtsstunde vor dem Andreastage und legen die andere Hälfte unters Kopfkissen; dann träumen sie unfehlbar vom Zukünftigen. An manchen Orten schält man einen Borsdorfer Apfel und wirft die Schale über die Schulter. Die niedergefallene Schale zeigt das Monogramm des Zukünftigen. Man muß den Apfel vom Bützen zum Stil zu schälen und zwar vorsichtig, daß die Schale nicht bricht. Aber auch die Zweige des Apfelbaums, noch mehr aber die des Kirschbaums haben prophetische Eigenschaften. Bei den Wenden sagt man: Wenn man in der Andreasnacht einen Zweig pflückt und denselben in lauwarmem Wasser auf den Ofen stellt, so grünt der Zweig vielleicht um Weihnachten, dann gehen im nächsten Jahre alle Wünsche in Erfüllung. Mit einem solchen Zweige bewehrt, erkennt man bei der Weihnachtsmette alle anwesenden Hexen. In Vaihingen hält man dafür, daß solche Andreaszweige erst zu Neujahr Blüthen treiben. In Schlesien schließen die Mädchen nach Zahl und Härte der Blüthen an diesen „Wünschelruthen", meist Sauerkirschen oder türkischer

Flieder, auf die Nähe der Hochzeit. In Oberfranken wird die am Andreastage abgeschnittene Birkenruthe durch Einsetzen in Kalkwasser bis zu Weihnachten (um als Baum zu dienen) zum Treiben und Blühen gebraucht. An diesen Zweig erinnert eine alte Beschwörungsformel, die mit den Worten schließt:

Soll ich mit ihm werden reich,
Kommt er mit dem grünen Zweig;
Soll ich mit ihm werden arm,
Kommt er mit dem Knauft Brod im Arm. —

Auch das Bleigießen ist sehr verbreitet. In Schwaben und Tirol gießen die Mädchen um Mitternacht geschmolzenes Blei ins Wasser. Die Figuren des Bleis zeigen ein Handwerksgeschirr des künftigen Mannes. Im Oberharze gießen die Mädchen das Blei durch einen Erbschlüssel. Freiherr v. Bibra meldet im „Journal von und für Deutschland" aus Gernsbach: „Will ein Bürgermädchen wissen, was sein zukünftiger Gatte für ein Handwerk treibe, so läßt es in der Andreasnacht Blei in einem Löffel zerschmelzen und gießt das Geschmolzene durch einen Schlüssel, in dessen Bart ein Kreuz ist, in Wasser, das des Nachts zwischen 11 und 12 Uhr geholt worden ist. Macht nun hier das gegossene Blei die Form einer Scheere, so schließt man auf einen Schneider, bildet es eine Schusterahl, so wird das Mädchen einem Schuster zu Theil werden." An andern Orten ist die Thomas- oder die Charfreitagsnacht dazu bestimmt. An vielen Orten nimmt man Zinn. In Friedingen wird in dieser Nacht das Weiße eines Eies unter Gebeten oder Sprüchen in ein Glas mit Wasser geschüttet, worauf sich in letzterem allerlei Figuren bilden. In Zürich und Schaffhausen schlägt man ebenfalls Eier in ein rücklings und stumm geholtes Glas Wasser. — Die gefüllte Wasserkufe muß noch mancher Liebesfragerei dienen. In der Bukowina versammeln sich an Andreas in stiller Kammer die Mädchen und stellen eine mit Wasser gefüllte Schüssel auf den Tisch. Jedes der Mädchen bereitet dann für sich ein wächsernes Kerzchen, das auf einem Wachsscheibchen ruht. Alle diese Kerzen werden zugleich angezündet in die Wasserschüssel gestellt, daß sie darin schwimmen. Das Mädchen, dessen Kerzchen zuerst umschlägt, wird zuerst in den Hafen der Ehe einlaufen. Im „Kloster" wird erzählt: „Man kann am Andreasabend auch erfahren, welche von den gegenwärtigen Personen einander lieben oder künftig mit einander verbunden werden. Dazu setzt man ein Gefäß mit reinem Wasser auf einen Tisch und auf das Wasser setzt man kleine leichte Schälchen von Silberblech, die man mit den Namen derjenigen Personen bezeichnet, deren Zukunft man erforschen will. Diese Schälchen heißen Näpfchenpfennige. Kommt das Schälchen eines Jünglings dem eines Mädchens so nahe, daß beide zusammenzuhängen scheinen, so wird künftig aus beiden Personen ein Paar. An den Näpfchenpfennigen kann man auch am Andreasabend sehen, ob ein liebendes Paar einst ehelich verbunden werden wird; dann bedeutet eines der Näpfchen die Braut, eines den Bräutigam, eines den pastor copulans. Kommen die Drei so zusammen, daß der Pastor vor dem Paare steht, so kann das liebende Paar sich alle Hoffnung machen." — Im Riesengebirge ist das „Haferschwimmen" gebräuchlich. Will ein Bursche wissen, ob er nächstes Jahr heirathet, so nimmt er zwei Körnlein Hafer und wirft sie in eine mit Wasser gefüllte Schüssel. Wenn die Körnlein zusammen schwimmen, dann heirathet er sicher. Das Gleiche gilt von dem Mädchen. In Waldthürn macht man Kügelchen aus Lehm und knetet kleine Zettel hinein, auf jedem der Name eines anderen Mannes, den man gern sieht. Dann wirft man sie in den Wassertrog. Die Kugel, welche zuerst zergeht, enthält den Namen des Freiers; je nachdem dieses Zerplatzen schnell oder langsam vor sich geht, muß das Mädchen kurz oder lang warten. In Zug stellte man in der Andreasnacht eine Mulle voll Wasser in die oberste Kammer des Hauses und betete dabei in der Erwartung, am Morgen Geld im Wasser zu finden. Im Toggenburgischen forscht man nach dem Bild des Geliebten in einem Wasserspiegel, in Friedingen schauen die Mädels in den Brunnen; Schwäbinnen stecken den Kopf in den Höllhafen, um aus dem Wasser und seinen Tönen den Stand des Gatten zu errathen. Eine hörte ein starkes Blasen und dachte an einen Thürmer; unterdessen führte sie der Gemeindehirt heim. — Viele stellen die Wasserschüssel über Nacht ins Freie. Aus den Figuren, die sich im Eise bilden, wird dann auch der Beruf des künftigen Mannes herausgedeutelt; das geschieht z. B. in Bern, in Spalt 2c. Fromme oder Furchtsame gehen direct in die Kirche oder in eine einsame Kapelle, um einen Mann zu flehen. Da betet z. B. eine Bregenzerin:

Oh heiligar Andreas, du riche Gnadequäll!
Du host so vielmol g'holfe, so Mengar und wie gschnäll!
Du Schutzpatro füer alle bedrängte Moatla (Mädchen) schier!
I kumm i mina Nötha, o Gottesma, zu dir!
I dien' zwoanzg volle Jährle, verlitte honi gnue,
As ist mir jetzt um Hastung und Johrloh nimma z'thue,
Ahebe-n-alls verbloadet! — O hör! o hör mi a!
Jetzt möcht' i oh a Mändle, jetz möcht i oh a'n Ma!

Jetzt honi des und dieses, bereits gär all's tendirt,
De guata Räthe gfolget, jeds Mittele probirt;
Jetz will i, a Gotts Name! alls ander fahre lo,
Des Allerletscht' versuche, — zur reächte Schmidle goh.
O heiligar Andreas! Verstoß it s'Urschele!
I bi, i bi afanga koa hürigs Häsle meh!
Magst frile bei der denke: du närrsche Gongel du!
Ma wird der's denn go Küechle! wart, wart, i will der 's u!
Du stammst vu gmoane Güte, din Sinn ist frei und gmoa,
Di Herz koan Pfersichkerne, di Herz koan Kieselstoa,
Und ka mer Oaner hedlfe us miner Kümmerniß,
So bisch es du Andreas, nu du alloa, ganz gwiß.
Wie honi, lieber Himmel, des Diene uff em Strich!
Apostel und Fürbitter o laß mi nit im Stich!
O schick' mer an Hochziter! Des wär a Glück, a Gfell!
O gimmer oan uff Liechtmeß und sei ar wie-n-er well —

Der Volkswitz weiß übrigens allen Ereignissen seine heiterste Seite abzugewinnen. So lautet ein hierher gehöriges an Karl Stieler erinnerndes Poem:

Oh heiliger Anderes hör me doch an!
Ih bi scho zwanzg Johr alt, o gib m'r an Mann!
Ja gib m'r, wenn's sei ka, an Mann wie de Frieder
Dann dees muß e sage, dear wär m'r net z'wider;
Wenns aber net sei ka, daß dear m'r wird beschiede,
So bi'n i au mit ema andere z'friede.
Und wär er au knappig und knupfig und knopfig,
Und wär er au krümpfig und krampfig und kropfig,
Und wär er au bucklig und wär er au schillig,
Und wär er au grätüg und grindig und grillig,
Und wär er au schäbig und wär er au stumm,
Und wär er wie hundert Paar Ochse so dumm,
O hoiliger Andreas hör me doch an,
I nimm an unbsea, gelt du gibst mir an Mann! —

Die wendischen Mädchen gehen am Andreasabend zu einem beliebigen Hause und horchen bei einem Fenster. Das erste Wort, welches aus der Unterhaltung in der Stube verstanden wird, ist dasjenige, mit welchem die Lauscherin am anderen Morgen von ihrem Zukünftigen angesprochen wird. Wenn man am Vorabend des Aposteltages um ein Haus herumgeht, und in alle Fenster hineinblickt, so sieht man, was im Laufe des Jahres in der betreffenden Familie geschehen wird; man sieht z. B. eine Braut, eine Leiche u. s. w. — Eine hervorragende Rolle im Theater der Andreasnacht ist auch einigen Hausthieren beschieden. In der Bukowina backen am Andreasabende die Mädchen kleine Kuchen, die sie mit Fett bestreichen und jeden besonders bezeichnet der Reihe nach auf ein Brett hinstellen. Alsdann wird der Haushund zum Schmause eingeladen. Welchen Kuchen er zuerst erschnappt, um dessen Besitzerin wird am bäldesten gefreit. Zu Calw versammeln sich am Andreasabend die Mädchen und schließen einen Kreis, in dessen Mitte ein Gänserich gestellt wird, dem man die Augen zugebunden hat. Zu welchem „Ganserl" der Vogel sich wendet, das wird im nächsten Jahre Braut. Aehnlich verfährt man in Belgien. In der Lausitz geht das neugierige Mädchen am Andreastage zum Hühnerstall und klopft an dessen Thüre. Hört es darauf zuerst eine Henne gackern, so wird es sich nicht so bald verheirathen, gackert aber der Hahn zuerst, so kommt am selben Tage noch der Geliebte zum Besuch. Im Canton Bern klopft das Moadle bei den Schafen an, wobei das antwortende Blöken eines alten oder jungen Schafes das Alter des Zukünftigen anzeigen soll. In London ließen sich früher die Schotten bei einer Andreasprozession gesengte Schafsköpfe vortragen, die wohl auf alte heidnische Opfergebräuche zu beziehen sind. In der Oberpfalz gehn die Mädchen zu einem Schweinestalle, in welchem eine Schweinsmutter mit ihren Ferkeln haust; je nachdem nun beim Herantreten die Alte oder die Jungen zuerst Laut geben, ist der Bräutigam alt oder jung. — Auch der Zaun vor dem Hause und die Scheiterlage an demselben werden in der Andreas-, Thomas- und Neujahrsnacht Orakelstätten. Wenn ein junges Mädchen in der Andreasnacht an einen Zaun geht, denselben rüttelt und dabei die Worte spricht:

Zäunchen, Zäunchen, ich rüttel Dich,
Feinsliebchen laß Dich hören,

so kann es aus der Art des Geräusches, welches sich im Zaun vernehmen läßt, auf den Stand des Zukünftigen schließen. Im Buchenlande schleicht sich die Tochter in der Andreasnacht leise aus der Stube. Im Hofe zählt sie die Zaunpflöcke ab; beim 9. angelangt, markirt sie denselben mit einem farbigen Bande, das sie ihm umbindet. Am Morgen des Andreasfestes verläßt sie früher als gewöhnlich die Ruhestätte und eilt ins Freie, um nachzusehen, was sie in jüngster Nacht markirt hat. Freude strahlt aus ihren Blicken, wenn das Band an einem frischen, schöngeformten Pflocke sich findet. Lockere Burschen verderben freilich oft diese Freude, indem sie das Band an einen recht krummen Pfahl binden. Nach Waizer ist das Zaunstöckezählen auch im Möllthale gebräuchlich. Die Heirathslustige bestimmt eine Zahl, begiebt sich dann zum Zaun, zählt die Zaunstöcke und gelangt sie zu dem durch die bestimmte Zahl bezeichneten, so giebt dieser die Zeichnung des Zukünftigen. Ist der Pfahl schön und glatt, wird auch der Freier ein hübscher Bursche sein. An manchen Orten genügt kein gewöhnlicher Zaun, es muß ein Erbzaun sein, wie zum Bleigießen *c. ein Erbschlüssel verlangt wird. Im Harz gehen die Mädchen um Mitternacht hinaus und schütteln den Erbzaun, ebenso in Schlesien. Oder die Mädchen schütteln den Erbzaun so lange, bis eine Planke losgeht; diese wird dann an einen verborgenen Ort gestellt und am 1. Weihnachtstage beim ersten Läuten in den Ofen gelegt, beim zweiten Läuten weiter hineingeschoben und beim dritten Läuten läuft man ans Fenster und sieht, wer zuerst kommt: ist es ein altes Weib, so bleibt das Mädchen im kommenden Jahr noch ledig, ist es aber ein alter Mann oder ein kleiner Junge, so ist die Hochzeit nahe. Auch die Burschen machen es ähnlich. Wenn die vor dem brennenden Stocke sitzen, kommt die künftige Braut und wärmt sich am Ofen. Im Berner Gebiet ziehen die Mädchen rücklings aus der Schiterbig ein Stück Holz, das nach seiner Beschaffenheit Glück oder Hinderniß anzeigt. In der Oberpfalz nimmt die Dirn im Finstern einen Arm voll Holz vom Holzstoß und trägt ihn rückwärts in die Küche, wo sie es hinwirft und zählt; geht die Zahl der Scheiten paaraus, wird auch sie sich in diesem Jahre paaren. Bei den Siebenbürger Sachsen spinnt die Maid am Andreasabend einen Faden und bindet ihn heimlich an ein Kleidungsstück eines Burschen, dessen Liebe dadurch gewonnen wird. **An anderen** Orten streut das Mädchen eine Handvoll Leinsaat **mit Haber** untermischt unter ihr Kopfkissen und spricht:

Haber und Lein säe ich,
Heiliger Andreas, ich flehe Dich,
Laß mir im Traum erscheinen
Heute den Liebsten meinen
Wie er geht, wie er steht,
Und was er im Herzen trägt.

In Schwaben stellt man sich in der Andreasnacht **auf einem** Kreuzweg, wo einem der Teufel dann allerlei **Kunstwerk** beibringt. Manche Mädchen binden sich in der Andreasnacht einen Heller auf die große Zehe, setzen sich an den Kirchweg und schauen unter den Frühmettgängern nach ihrem Bräutigam. Schlesische Mädchen, welche wissen wollen, wo ihr künftiger Freier herkommen wird, gehn in der Andreasnacht auf einen Rain und nehmen einen Zaum mit, den ein Vater und ein Sohn machten, welche gleiche Namen führten; auf dem Rain schütteln sie den Zaum und sprechen:

Rennzaum schüttel Dich,
Feine Liebe rippel Dich,
Belle Hündel belle,
Mag's doch sein wer's welle.

Das Horchen, aus welcher Richtung dann Hundegebell vernehmbar wird, nennt man Raindelhorchen. — Schon des Knaben Wunderhorn verzeichnet ein altes Gedicht einem fliegenden Blatte entnommen „Der beständige Freier“. In diesem Gedichte frägt die Jungfrau den heiligen Andreas nach allerlei Eigenschaften des Künftigen, das Echo giebt die Antwort: der Tod ist ihr als Gespons bestimmt. Ebenso verzeichnet Simon Dach's Zeitvertreiber ein „Gebet so die Jungfrauen auf den Andreasabend zu sprechen pflegen“. Es beginnt:

Andresgen, Mannbescherer,
Du treuer Jungfer Lehrer
Hier steh' ich splitternackt *c.

Das Nackte ist, wie wir gesehen haben, fast bei allen Vorgängen absolut vorgeschrieben. Auch ein Beweis, daß die Gebräuche aus uralter, heidnischer Zeit stammen.

Bücherbesprechung.

— F. Better, Naturstudium und Christenthum. Verlag von Velhagen und Klasing. Bielefeld und Leipzig 1896. 323 S. In Leinwand gebunden 4 *M.* — Ein merkwürdiges Buch, was den Stil angeht, in glänzendem Gewande. Der Verfasser hat sich mit der allgemeinen Naturwissenschaft, namentlich Physik, Chemie und Astronomie, offenbar eingehend beschäftigt, er beherrscht namentlich die naturphilosophische Literatur und hat zumal alle hervorragenden Gelegenheitsreden gesammelt, die er oft feuilletonistisch, in geistreicher Weise verwerthet. Manchmal erhebt sich seine Ausdrucksweise zur Diction eines Sehers, zumal da, wo er in unserer scheinbar so nüchternen Technik hohe Poesie findet, z. B. bei der mit alttestamentlicher Kraft ausgestatteten Schilderung einer Locomotive. Weniger ist er offenbar in die biologischen Wissenschaften eingedrungen; und gerade das bedingt eine besondere Schwäche in seiner Beurtheilung der modernen Naturwissenschaft, er kommt nicht über Moleschott, Liebig oder Haeckel's Plastidule hinaus. Den Darwinismus greift er mit Quenstedt an bei der Entstehung der Giraffe mit ihrem hohen Vorderkörper. Er sucht die Lamarck-Darwin'sche Hypothese lächerlich zu machen durch den Hinweis, daß von Zeit zu Zeit in Afrika eine Hungersnoth eingetreten sein müßte. Weiß er nicht, daß der schwarze Erdtheil beständig Wüsten hat? Aber auch an anderen Widersprüchen fehlt es nicht. An einer Stelle zieht er zu Felde gegen die postulirte Ewigkeit der Naturkräfte, bez. von Kraft und Stoff, in Vergangenheit und Zukunft. An einer anderen spottet er über die Schlußfolgerung, daß unsere Erde einem allmäligen Wechsel entgegengeht und mit ihr die Existenzbedingungen der Menschheit. Mit hoher Plastik schildert er im ersten, „Fortschritt?“ überschriebenen Capitel die Herrlichkeit der alten Culturvölker, der gegenüber die Paläste unserer Könige wie elende Hütten erscheinen, ohne zu bedenken, daß allmälig die Segnungen der Civilisation mit ihrem Rechtsgefühl auch der breiteren Masse der Menschheit zu Theil geworden sind. Doch das Alles sind Nebensachen. Das Wichtigste ist sein streng orthodox-biblischer Standpunkt. Für ihn unterliegt es keinem Zweifel, daß Bileam's Esel wirklich menschliche Worte gesprochen hat (warum nicht auch der abgeschnittene Pferdekopf von Falada in dem schönen Volksmärchen?). Als glaubensstarker Held weist er im Grunde jede Kritik zurück und macht die Wissenschaft lächerlich, weil sie oft geirrt habe, wobei dann allerdings mit geschicktem Humor ausgemalt wird, wie zukünftige Philologen Goethe's Werke zerpflücken und die Existenz ihres Autors leugnen werden. Er glaubt an die Vorbedeutung von Träumen; wenn die Weisen aus dem Morgenlande dem Jesuskinde u. A. Myrrhen mitbringen, sein bitteres Leiden verkündigend (also nicht als Räucherwerk), so haben sie als Astrosophen seine Schicksale in den Sternen gelesen. Er hofft auf die Erfüllung der alten Prophetie, daß Kalb und Löwe friedlich zusammen weiden werden, beide Gras fressend. Für ihn ist der Tod der Sünde Sold und durch Adam's Fall in die Welt gekommen; auch der der Tiere? der der Pflanzen? — So hoch er die Naturwissenschaft stellt, so sehr er sich für sie begeistert, so spricht er ihr doch die Fähigkeit ab, über die letzten Ursachen etwas auszusagen. Darüber läßt sich selbstverständlich streiten; wunderlich erscheint aber die Begründung, daß sie ja nicht einmal sagen könne, warum Eins und Eins Zwei macht. Dem Materialismus geht er im Schlußcapitel energisch zu Leibe, und zwar zum guten Theile dadurch, daß er in den Citaten verschiedenster Autoren Widersprüche und Streit nachweist. Ist es ihm unbekannt, daß christliche Secten nicht nur mit der Feder, sondern mit Feuer und Schwert einander bis zu unsäglichem Elend bekämpft haben? Hier wirft er ein, daß das keine rechten Christen sind, sondern daß diese blos eine auserwählte kleine Schaar bilden. Woran erkennen wir sie? An der Wahrheit oder an dem aufrichtigen Suchen der Wahrheit? Das aber geschieht nirgends ohne innere Kämpfe und ernsten sittlichen Halt, mag das Resultat sein, welches es wolle. Consequent von seinem Standpunkte aus ist das Buch geschrieben. Erfahrungsgemäß aber wird man sich fragen dürfen, ob alle Die, welche sich durch dasselbe zum Naturstudium begeistern lassen, zu denselben Consequenzen kommen werden.

Krth.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 143. Sonnabend, den 30. November. 1895.

Arnold Dietrich Schäfer.

Ein Erinnerungsblatt zum 30. November.

Von Philolithus Montanus.

Am 30. November 1882 feierte der Universitätsprofessor Arnold Dietrich Schäfer das fünfundzwanzigjährige Jubiläum seiner akademischen Wirksamkeit, ein Mann, der, wie er schon vor ihrem Beginn die größten Verdienste um das höhere Schulwesen des Königreiches Sachsen sich erworben hat, so dann in Greifswald und Bonn als Lehrer und Forscher einer der ersten Vertreter der Geschichtswissenschaft gewesen ist und durch Wort und Schrift für die nationale Erhebung des deutschen Volkes erfolgreich gearbeitet hat. Durch zwei größere Geschichtswerke von bleibendem Werthe hat er sich auch in der deutschen Literatur einen ehrenvollen Platz gesichert.*)

Arnold Dietrich Schäfer wurde am 16. October 1819 als Sohn des Schullehrers Heinrich Wilhelm Schäfer und der Eleonore Charlotte Ulrich in Seehausen bei Bremen geboren. Seinen Vater, der wegen seiner Verdienste um das Schulwesen das Ehrenbürgerrecht der Stadt Bremen erhalten hatte, verlor der Elfjährige, dem Fünfzehnjährigen wurde auch die treue Mutter entrissen. Sein um 10 Jahre älterer Bruder, Johann Wilhelm, später bekannt als Schriftsteller auf dem Gebiete der deutschen Literaturgeschichte, suchte ihm nach Kräften die Eltern zu ersetzen. Im Herbste 1838 verließ er die Gelehrtenschule mit einem glänzenden Zeugniß. „Wir entlassen ihn," heißt es darin, „mit der vollständigsten Ueberzeugung, daß er den Ernst und die Gesetzheit des Charakters sowie den schönen wissenschaftlichen Eifer, den er bisher unausgesetzt bewiesen hat, fortwährend bethätigen werde, und empfehlen ihn allen Förderern jugendlicher Talente zu wohlwollender Theilnahme." Mit einer Würdigung der Rede des Demosthenes vom Kranze nahm er Abschied von der Schule und begab sich, um sich dem Studium der Philologie zu widmen, nach Leipzig, wo Gottfried Hermann und Moritz Haupt inmitten eines großen Schülerkreises die fruchtbarste Thätigkeit entfalteten. Nach seiner Promotion trug Schäfer sich ernstlich mit der Absicht, sich für mittelalterliche Geschichte und Literatur in Leipzig, das damals unbestritten Mittelpunkt der deutschen Philologie war, zu habilitiren. Ehe es dazu kam, bot ihm der Geheime Schulrath Karl Justus Blochmann eine Stelle an seinem mit dem Vitzthum'schen Gymnasium vereinigten Erziehungshause in Dresden an. Zunächst lehnte er das günstige Anerbieten ab; als dann nach einigen Wochen Blochmann von Neuem an ihn herantrat, ging er mit Prof. Wachsmuth zu Rathe und leistete dann dem ehrenvollen Rufe Folge. So siedelte der Dreiundzwanzigjährige Ostern 1842 als Lehrer der Geschichte, der deutschen Literatur und der alten Sprachen nach Dresden über. Er verwaltete sein Amt zur vollen Zufriedenheit des erfahrenen Pädagogen, der ihn durch das weitestgehende Vertrauen auszeichnete, weil er in ihm „alle Grundbedingungen vereinigt gefunden, um die Anforderungen seines Berufes auf eine vorzügliche und segensreich einwirkende Weise zu erfüllen". In Dresden hatte Schäfer das Glück auch anregenden geselligen Verkehr zu finden. Georg Curtius, der später so berühmt gewordene Sprachforscher und Leipziger Universitätsprofessor, wirkte damals mit Schäfer zugleich am Vitzthum'schen Gymnasium; Hermann Köchly, Arnold Ruge u. A. hatten mit Schäfer ein Kränzchen. Sehr nahe stand dieser auch den Malern Eduard Bendemann und Julius Schnorr von Carolsfeld, dem Bildhauer Ernst August Rietschel. Eduard Devrient hatte ihn ein für allemal zu den Vorlesungen ausgewählter Stücke von Shakespeare, Calderon und Kleist, die er in seinem Hause vor einer auserlesenen Gesellschaft hielt, eingeladen. Auch in dem unter König Johann's Präsidium blühenden Vereine für Alterthumskunde, in welchem er das Amt eines Schriftführers verwaltete, auf den Bällen und bei den Vorlesungen, die Blochmann zu wohlthätigen Zwecken veranstaltete, begegnete er den hervorragendsten Vertretern der Gelehrten- und Künstlerkreise Dresdens. Diese Fülle geistiger Anregungen und edler Geselligkeit genoß er seit September 1846 an der Seite seiner jugendlichen Gattin Eugenie Großmann, der einzigen Tochter des bekannten Leipziger Consistorialrathes Chr. Gottl. Lebr. Großmann, des Stifters des Gustav-Adolf-Vereins; sie hat ihn in allen Lebenslagen, in seinem leider nicht mit Kindern beglückten Heim und auf weiten Reisen als treue, verständnißvolle Lebensgefährtin zur Seite gestanden. Neben einer bedeutenden, früh entwickelten, vom Vater ererbten Lehrgabe ist die Richtung auf praktische Verwerthung seines reichen Wissens für Schäfer charakteristisch. Wie vollkommen ihm dies gelang, beweisen die „Geschichtstabellen zum Auswendiglernen", die in der Form, wie er sie fünf Jahre an dem Blochmann'schen Gymnasium dem Unterrichte zu Grunde gelegt hatte, zum ersten Mal 1847 erschienen. Die 15. Auflage des anerkannten Schulbuches erschien 1880, die letzte, die der Verfasser selbst besorgte. Dieser hat mit seiner, auch im Kleinen bewundenswerthen Sorgfalt jeden Abschnitt und jede Zeile einer neuen Auflage geprüft. Gedrängte Kürze, präcise Fassung der Daten mit besonderer Hervorhebung des für Deutschland Wichtigen sind Vorzüge, die das Buch auch heute noch, nachdem die Ziele und Aufgaben des Geschichtsunterrichtes sich etwas verschoben haben, vor anderen auszeichnen.

Aus dem bewegten, anregenden Leben in der schönen Elbestadt wurde Schäfer 1851 als Professor an die Landesschule in Grimma berufen. Bedeutende Männer wirkten damals hier, wie der Rector Wunder, die Professoren Lorenz, Dinter, Dietsch, zu denen er bald in gute collegialische Beziehungen trat. „Eine durch und durch noble Natur," so schildert ihn einer seiner Grimmenser Schüler, „streng, aber gerecht und immer freundlich, zornig nur der Gemeinheit und Lüge gegenüber, wenn er gestraft hatte, mit einem »Sorgen Sie, daß es nicht wieder vorkomme« die Sache abschließend und sofort dem Gestraften wieder vertrauensvoll begegnend, stand er bei allen Schülern im höchsten Respecte. Es war ein wahrer, freilich erst in der Erinnerung gewürdigter Genuß, seinem Vortrag zuzuhören, der so ruhig, klar, faßlich, dem Verständniß jeder Altersstufe angepaßt dahinfloß und doch allezeit von einem edlen sittlichen Pathos getragen war, ja zu Zeiten sich zu begeisternder Höhe erhob." So dankbar er später anerkannte, daß zu seinen wissenschaftlichen Arbeiten das „anmuthige stille Grimma" ihm Muße und Sammlung geboten, so war ihm doch öfters die Entfernung von einem literarischen Mittelpunkte fühlbar geworden. Er wünschte sich einen der Wissenschaft noch näher verwandten Wirkungskreis, und nicht lange brauchte er auf die Erfüllung dieses Wunsches zu warten.

Am 30. Nov. 1857 wurde ihm eine ordentliche Professur an der Universität Greifswald übertragen, am 24. Mai 1858 schied er aus dem liebgewordenen Wirkungskreise aus. Rector und Lehrkörper ehrten ihren Amtsgenossen „de Moldano nostro praeclare meritum collegam ut probitate et gravitate hono-

*) Wir folgen dem vortrefflichen Buche von Jul. Asbach: „Zur Erinnerung an Arnold Dietrich Schäfer" (Leipzig, Teubner 1895), dem auch eine Reihe hochinteressanter Briefe und ein Bildniß Schäfer's beigegeben ist.

ratissimum ita comitate et facilitate suavissimum quocum per octo annos coniunctissime viximus" durch Ueberreichung einer Adresse, die ihm ein werthvolles Andenken an den stillen Ort war, wo er außer Zeit zum wissenschaftlichen Arbeiten treue Freunde gefunden hatte. In den unerfreulichen Zeiten, die auf die Olmützer Abkunft und die Rückkehr zum Bundestage folgten, als die Hoffnung auf Herstellung eines einigen Deutschen Reiches geschwunden war, vertieften sich die besten Geister unserer Nation in das Studium des Alterthums, suchten und fanden darin Trost und Erhebung. Es waren die Jahre, in denen Ernst Curtius und Theodor Mommsen die Darstellung der griechischen und römischen Geschichte unternahmen. In denselben Jahren ging Schäfer in dem Studium des großen Redners auf, der zum ersten Male seit den Perserkriegen eine größere Anzahl von hellenischen Staaten gegen die Fremdherrschaft vereinigt hatte, dessen „Reden großartig und bewundernswürdig dastehen und feste Marksteine bilden, während ihre Beziehungen und Wirkungen, der Verlauf und Zusammenhang der Begebenheiten uns verborgen ist oder sich nur in trübem Dämmerlichte verfolgen läßt". Eine Frucht der angestrengtesten Geistesarbeit war das Werk „Demosthenes und seine Zeit", dessen beide ersten Bände noch in Grimma abgeschlossen wurden und, gewidmet seinem Schwiegervater, 1856 bei B. G. Teubner in Leipzig erschienen. Mit vollkommener Beherrschung des gesammten Stoffes, mit umfassendem Verständniß des griechischen Staatslebens, mit warmer Begeisterung für die sittliche Größe des Demosthenes werden in klarer, edler Sprache alle Begebenheiten um die Persönlichkeit des Redners gruppirt und die Stellung Athens inmitten der damaligen Weltmächte veranschaulicht. Die Darstellung erhebt sich auf der festen Grundlage, die für die Erkenntniß der athenischen Zustände aus der schriftlichen Ueberlieferung und aus dem urkundlichen Material der Inschriften von Männern wie Boeckh, Schömann, Meier, Wachsmuth, K. F. Hermann gewonnen war, sie zog insbesondere aus Boeckh's classischem Buch über die Staatshaushaltung der Athener reichen Gewinn. Die Erzählung tritt öfter in Gegensatz zu Droysen's farbenreicher Schilderung, ist aber durchaus frei von Tendenz und rechtfertigt die Politik des Demosthenes durch die Darlegung der Ereignisse, die den Leser überzeugen, daß er ein Staatsmann war, der mit dem höchsten Schwunge der Seele einen klaren, praktischen Blick verband, daß es kein aussichtsloses Unterfangen war, wenn man alle Kräfte gegen die drohende Fremdherrschaft zusammenfaßte. Dieses Geschichtswerk ist im Auslande, namentlich in Frankreich, als eines der hervorragendsten Werke der historischen Literatur anerkannt worden. Von der Grundlage, die Schäfer hier für einen der bedeutsamsten Abschnitte der hellenischen Geschichte gelegt hat, wird auch in Zukunft die Forschung ausgehen müssen und ebenso unentbehrlich wird das Buch für das Studium der attischen Redner sein. Das Werk ist im vollsten Sinne des Wortes mit des Verfassers Leben verwachsen. Schon der Primaner war von der Gewalt der Demosthenes'schen Beredtsamkeit mächtig ergriffen worden, als Student hatte er die Redner wieder und wieder gelesen und die Autoren untersucht, aus denen wir ihren Charakter und ihre Zeit kennen lernen, als Gymnasiallehrer verfaßte er für den Philologus die Abhandlungen über Aristophon, Aeschines, Kallistratos, Eubulos und vertiefte sich mit unermüdlichem Fleiß auch in das Studium der Gerichtsreden des Demosthenes, die in den Beilagen zum 3. Bande eingehend behandelt sind. An der Schwelle des Greisenalters hatte er die Freude, etwa 25 Jahre nach dem Erscheinen der ersten Auflage eine neue vorzubereiten.

Aus der Mitte eines ihn verehrenden Schüler- und Lehrerkreises wurde Schäfer fast widerstrebend Ostern 1865 nach Bonn geführt, um neben Heinrich v. Sybel als Nachfolger Wilhelm Löbell's das Lehramt der Geschichte zu übernehmen. Seit Niebuhr's Tode hatte Löbell ununterbrochen ein Menschenalter hindurch Geschichte und Literatur gelehrt. Auch Löbell war aus der Schulpraxis hervorgegangen und hatte zeitlebens die Gesichtspunkte des höheren Unterrichtes nicht aus den Augen verloren. Auch dieser stellte die Wahrheit über Alles, harmonisch gebildet verfügte er über ausgebreitete und tiefe Kenntnisse, war zurückhaltend und behutsam in seinen Schlußfolgerungen. Was ihn von Schäfer unterschied, war seine aus dem lebhaftesten Interesse für die Formen des geistigen Daseins entspringende Richtung auf das Literarhistorische und eine gewisse Abneigung gegen durchgreifende kritische Thätigkeit. An die Stelle des Aesthetikers, der Viele mit Liebe für geschichtliche Studien erfüllt hatte, war nunmehr ein wirklicher Historiker getreten, der mehr als jener an Niebuhr anknüpfend eine eigentliche Schule gebildet hat. In den entscheidenden Jahren, in denen die deutsche Frage gelöst und das Werk Friedrich's des Großen vollendet ward, entfaltete Schäfer die fruchtbarste schriftstellerische Thätigkeit. Es schien, als ob die großen Ereignisse seiner Seele stärkere Schwingen verliehen. Er schloß 1867 den ersten Band seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges ab und ließ die beiden Abhandlungen des zweiten 1870 und 1874 folgen. Aus den Begebenheiten, die zur Neugründung des Deutschen Reiches führten, mußten sich von selbst Parallelen zur Vergangenheit ergeben. Gesucht hat der Verfasser sie nicht. Denn sein ernstes Bestreben ging dahin, „auf Grund der ihm vorliegenden reichhaltigen Materialien den handelnden Personen in beiden Lagern gerecht zu werden, und seine Darstellung rein zu halten von Parteizwecken, im Dienste der Wahrheit und mit warmem Antheile, der Begebenheiten und Thaten gebührt, welche nach langer Frist von Neuem in dem deutschen Volke das Bewußtsein der in ihm wohnenden Kraft und ein höheres Selbstgefühl erweckten". Die Persönlichkeit des großen Königs tritt uns in den Ereignissen selbst entgegen, man bewundert seine riesenhafte Arbeitskraft, die Klarheit und Unbefangenheit seines Blickes, seine Mäßigung im Glücke, seine Standhaftigkeit im Unglück. Was aber für uns das Erfreuliche ist, Schäfer überzeugt seine Leser, daß dem preußischen Staate von früh her eine große Mission zugewiesen war und daß er von der Vorsehung immer höheren Zielen zugeführt wurde. Wichtig sind auch die Beilagen, in denen eine Reihe von Staatsverträgen, Briefen und Berichten entweder zum ersten Mal oder in verbessertem Abdruck wiedergegeben sind. Und wenn seitdem auch reiches Material, namentlich in der politischen Correspondenz Friedrich's des Großen und anderen Publicationen, aus den preußischen Staatsarchiven (seit 1878) veröffentlicht worden ist, neben diesen neuen Bearbeitungen hat Schäfer's Werk seinen grundlegenden Werth behalten und erleichtert durch die Klarheit seiner Darstellung ausnehmend die auf Grund archivalischer Studien fortschreitende Einzelforschung.

Seine eigentliche Lehrthätigkeit wandte Schäfer in Bonn mehr und mehr der alten Geschichte zu.*) Je tiefer er in das Verständniß der antiken Welt eingedrungen war, um so höher ist die Rede anzuschlagen, mit der er 1879 die Verwaltung des Rectorates antrat. Ihr Thema ist: Die Bedeutung des Studiums der alten Geschichte für die Gegenwart. „In den Studien des Alterthums," heißt es hier, „wurzelt unsere moderne Bildung. Sie haben das Rüstzeug dargeboten, um die clericale Herrschaft und den mönchischen Geistesdruck zu durchbrechen. An ihnen hat unsere nationale Wiedergeburt sich gekräftigt und gestählt. Ihre strenge Zucht bildet ein wesentliches Element der geistigen Ueberlegenheit unseres Volkes über die romanischen wie über die slavischen Völker." Es waren Worte der tiefsten und eigensten Erfahrung eines Mannes, der selbst frei von Befangenheit durch die Propyläen des antiken Staatslebens zum Verständniß der Gegenwart vorgedrungen war. Die vortreffliche Rede ist von einem warmen Hauch patriotischer Empfindung durchweht. Schäfer liebte es überhaupt, der edlen Vaterlandsliebe und dem lebendigen Staatsgefühl, die sein Wirken und Schaffen beseelten, in seinen Ansprachen, Vorträgen und Reden Ausdruck zu verleihen. Dabei knüpfte er gerne an solche Thatsachen der Vergangenheit des deutschen Volkes an, welche Höhepunkte seiner Entwickelung bedeuteten, und stellte die großen Ereignisse der Gegenwart als die Erfüllung dessen hin, was früher nicht erreicht war. So hatte auch Niebuhr auf die jugendlichen Gemüther eingewirkt. Hatte er in Greifswald bei der Schillerfeier den Nationaldichter gepriesen, der uns „ein theures Erbtheil hinterließ, an dem in der Zeit der Fremdherrschaft die Herzen aller Edelgesinnten sich stärkten und aufrichteten", hatte er bei einer anderen Gelegenheit in einem Vortrage über die Landgrafen von Thüringen die Entfaltung der höfischen Poesie und ihre Entartung seit dem Falle des staufischen Hauses geschildert, so behandelte er 1867 und 1869 in öffentlichen Vorträgen, die alsbald gedruckt wurden, das Walten des großen Kurfürsten als eines Vertreters deutscher Interessen und der Seemacht der Hansa, ein glänzendes Stück deutscher Geschichte. Be-

*) Aus diesen Studien gingen unter Anderem hervor die vielgebrauchten Handbücher: „Abriß der Quellenkunde der griechischen Geschichte bis auf Polybios", Leipzig 1867, und „Quellenkunde der römischen Geschichte bis auf Justinian", Leipzig 1881 (2. Aufl. 1885, besorgt von H. Nissen).

sonders aber gaben ihm die Festreden, die er 1866 und 1869 hielt, Gelegenheit zu tief greifender Erörterung dessen, was Aller Herzen damals bewegte. Er sprach 1866 am Königsgeburtstage „über die überkommenen Aufgaben des preußischen Staates" „in einer ernsten tief bewegten Zeit", die ihn in der Ueberzeugung bestärkte, „daß in dem Wechsel der Zeiten die erlauchten Hohenzollern mit ihrem Volke immer wieder höheren Zielen nachgestrebt und größere Aufgaben erfüllt haben". Und 1869 feierte er an Arndt's hundertjährigem Geburtstage den kernhaften Mann, „der mit ahnendem Geiste die künftige Größe unseres Volkes geschaut, der dem Vaterlande seine beste Lebenskraft gewidmet, der in seinem Dienste mit unerschütterlicher Standhaftigkeit gedichtet, gekämpft und gelitten hat". Die Hohenzollern und die deutsche Marine waren Gegenstand seiner Königsgeburtstagsrede. Ausgehend von der Auflösung der Macht der Hansa legt er zunächst mit urkundlicher Genauigkeit die Gründung der brandenburgischen Marine durch den weitblickenden großen Kurfürsten und ihren Verfall unter seinen Nachfolgern dar, geht sodann auf die seit 1848 gemachten, aber vergeblichen Anläufe eine deutsche Flotte zu schaffen ein und schließt mit den denkwürdigen Worten: „Dank unserem erhabenen Monarchen und seiner sieggekrönten Regierung ist diese Schmach des deutschen Namens getilgt, die deutsche Schifffahrt ist unter der einen norddeutschen Flagge ebenbürtig den anderen Nationen beigesellt — die norddeutsche Marine sichert unsere Küsten und entfaltet ihre Wimpel auf den Weltmeeren, für alle in der Ferne zerstreuten Deutschen ein freudig begrüßtes Panier. Unserer Seeleute Loosung ist das strenge Wort, das an dem Hause Seefahrt zu Bremen geschrieben steht: navigare necesse est, vivere non necesse est. Zum ersten Male seit Jahrhunderten dienen sie insgesammt frei von fremder Botmäßigkeit dem geeinigten deutschen Vaterlande, das zu frischen Ehren entstanden ist."

Zu bedeutsamen Kundgebungen vaterländischer Gesinnung gab ihm das Jahr, in dem er berufen ward, das Amt des Rectors der Bonner Universität zu verwalten, willkommenen Anlaß. Schon im Januar 1871 hatte er die Adresse entworfen, durch die Rector und Senat dem in Frankreich neuentstandenen Kaiserthum der Deutschen, „dem erhabenen Monarchen, der das große Wort seiner Ahnen zum Ziele geführt habe", ihre ehrerbietigsten Glückwünsche darbrachten. Und wiederum ward Schäfer am 22. März 1872 beauftragt, die patriotischen Gesinnungen des Lehrkörpers, dem er angehörte, zum Ausdruck zu bringen. „Norddeutsch, Süddeutsch, Undeutsch" ist der Titel der später herausgegebenen meisterhaften Rede. In kraftvollen Worten gedenkt er der großen Errungenschaften der letzten Jahre, richtet dann seinen Blick auf das in der Natur und in der Geschichte begründete Verhältniß von Norddeutschen und Süddeutschen, indem er darlegt, was den Sondergeist genährt, was sein Obsiegen verhindert habe, und spricht die ernste Mahnung aus: „Das Feldgeschrei heiße nicht mehr: hie norddeutsch, hie süddeutsch, sondern hie deutsch, hie undeutsch." Im Mai desselben Jahres überreichte Schäfer der wieder hergestellten Universität Straßburg den Glückwunsch der Schwesteruniversität, „in dem Bewußtsein, daß beide Hochschulen durch die stärksten Bande miteinander verknüpft sind; beide sind gleichen Ursprungs und gleiche Ziele sind ihnen gesetzt." „Es ist eine ernste, schwierige Arbeit, zu welcher die Lehrer der neu erstehenden Hochschule sich die Hände reichen. Aber der treuen Hingabe ist der Lohn gewiß und der Hinblick auf die ehrwürdigen Denkmäler deutscher Art und Kunst, auf die hohe Bedeutung, welche Straßburg für die Entwickelung des deutschen Geisteslebens im Laufe von Jahrhunderten bis in Goethe's Lehrjahre behauptet hat, wird begeisternd und erhebend auf die Meister wie auf die Jünger der Wissenschaft wirken."

Nachdem 1874 der Schlußband der Geschichte des siebenjährigen Krieges erschienen war, ging für Schäfer ein lange gehegter Wunsch in Erfüllung. Mit seiner Gemahlin bereiste er die Stätten der alten Geschichte, worüber er in seinen „Briefen aus dem Orient" berichtete. Auf einem Dampfschiff fuhren die Reisenden von Pest nach Belgrad, wo ihnen zuerst die fremdartigen Eindrücke der türkischen Zustände nahe traten; dann ging es über Rustschuk nach Konstantinopel. „Für alle Beschwerden der Reise entschädigt die Fahrt durch den Bosporus. Zu der Schönheit der Meerenge, welche in sieben Einbuchtungen zwischen den hohen Küsten Asiens und Europas sich hinschlängelt, von zahlreichen Ortschaften mit Landhäusern und Gärten umsäumt, tritt der unvergängliche Reiz der Sage und Geschichte, welcher sich an diese Durchfahrt vom Mittelmeer zum Pontus knüpft, in einer Fülle wie an keinem anderen Orte, von den Argonautenfahrten und den Perserkriegen herab durch alle Jahrhunderte bis zur osmanischen Eroberung." In Konstantinopel, dem Glanzpunkte der Landschaft, verweilten die Reisenden drei Wochen, machten auch Ausflüge auf die asiatische Seite nach Skutari und Brussa, dann ging es zu Schiffe durch den Hellespont, am Berge Athos vorbei nach Salonichi. Von hier aus unternahmen sie eine Eisenbahnfahrt nach Ueskük, um das innere Land, das alte Macedonien, kennen zu lernen. Eine abermalige Seefahrt führte die Reisenden von Salonichi über Volo und Hermupolis nach dem Piräus. „Wie oft auch die Denkmäler Athens beschrieben, abgebildet und abgeformt sind, wie Vieles auch hinweggeführt ist, von dem Reichthum dessen, was an Ort und Stelle verblieben ist, kann sich Niemand einen Begriff machen, der nicht selbst in Athen war und sich nicht immer von Neuem in die Betrachtung dessen versenkt, was uns hier noch erhalten ist ... So bietet sich hier ein unerschöpfliches Feld geistiger Arbeit, welches die griechischen Gelehrten, wie sie selbst bekennen, unter den mancherlei Geschäften des Amts und Berufs nur zum kleinen Theil auszubeuten vermögen, zumal es an jüngerem Nachwuchs fehlt, der einem Eustratiades, Rhusopulos, Kumanudes und anderen bewährten Kennern nacheifern möchte. Es steht zu hoffen, daß das deutsche archäologische Institut, welches im Begriffe ist, seine Thätigkeit zu eröffnen, sich in Athen zum Segen der Wissenschaft ebenso wirksam erweise, wie das Mutterinstitut zu Rom." Drei Wochen dauerte der Aufenthalt in Athen, wo deutsche und griechische Familien sich gastfreundlich erwiesen; dann ging es wiederum zu Schiffe nach Smyrna, Rhodus, Beirut. Von Beirut führt eine gute Fahrstraße, von einer französischen Gesellschaft angelegt, nach Damaskus. „Wir sahen Damaskus mit seinen reichbewässerten üppigen Gärten und den Lagerstätten der Karawanen, die von hier aus den Verkehr mit Bagdad unterhalten, dann von der Hauptstraße ablenkend Baalbek, das alte Heliopolis. Die Ueberreste des dortigen Sonnen- und Zeustempels sind mächtiger als irgend ein ähnlicher Bau in Griechenland, aber sie verdienen nicht die gleiche freudige Bewunderung, wie die Werke der älteren hellenischen Kunst. Die Massen, welche menschliche Kraft bewältigt und zusammengefügt hat, sind staunenswerth, aber Zauber der Anmuth und des edlen Maßes ruht auf diesen Bauwerken nicht." Von Beirut führte die Seefahrt nach Jaffa, dem Hafen von Jerusalem; auf steiniger Straße ging es aufwärts zu der heiligen Stadt, die mit ihren Mauern und Thürmen, ihren Moscheen, Kirchen und Kapellen einen gar malerischen Eindruck macht und so viel Denkwürdiges bietet. Nach Jaffa zurückgekehrt, fuhren die Reisenden nach Port Said, wo ihnen alsbald im Gegensatz zu den türkischen Zuständen die bessere Verwaltung des ägyptischen Staatswesens vor Augen trat. Der Suezcanal wurde bis Ismailia auf einem kleinen Dampfboote befahren, dann die Eisenbahn nach Suez und Kairo benutzt, wo bei siebentägigem Aufenthalt Zeit war zu einem Besuch der Pyramiden bei Gizeh. Von Alexandrien aus wurde die Heimreise angetreten; schöne Tage in Rom bildeten den Abschluß der lehr- und genußreichen Reise, die in erster Linie den historischen Studien zu gute kommen sollte. — Nach seiner Heimkehr erging an ihn der ehrenvolle Ruf, die Leitung der preußischen Staatsarchive zu übernehmen. Seinem Lehramte zu Liebe lehnte er das verlockende Anerbieten ab. Den Ruf, den Schäfer abgelehnt hatte, nahm Heinrich v. Sybel an, und an seine Stelle trat jener als Director der wissenschaftlichen Prüfungscommission; er übernahm damit ein ebenso wichtiges wie schwieriges Amt, das er bis zu seinem Ende mit Umsicht, Geschäftskunde und Wohlwollen verwaltete.

Welch großes Maß von Verehrung Schäfer genoß, zeigte sich bei der Feier seines 60. Geburtstages, zu der sich Amtsgenossen und Schüler im November 1879 vereinigten. In der Mitte des Festsaales standen die umkränzten Büsten des Demosthenes und Friedrich's des Großen, Angesichts deren ein prachtvoll ausgestattetes Album mit den Photographien fast sämmtlicher Schüler überreicht wurde. „Was wir," sagte der Vertreter der Festgenossen, „von Professor Schäfer so oft vernommen haben, daß in der Wissenschaft der Weg vom Besonderen zum Allgemeinen führt, daß der Lehrer der Geschichte sich nicht ausschließlich auf ein Gebiet beschränken dürfe, das entsprang der eigensten Erfahrung des Mannes, der es verstand, philologische und historische Methode zu verbinden und die classischen Studien für die nationale Geschichte fruchtbar zu machen und frei von Befangenheit durch die Thore des antiken Staatslebens zum Verständniß moderner Ordnungen zu gelangen.

Wir verehren in ihm noch mehr als unseren Lehrer. Wir haben in ihm einen theilnehmenden Freund idealer Bestrebungen, einen lebensklugen Berather in verwickelten Verhältnissen, einen Führer auf dem schwierigen Pfade zu wahrer Erkenntniß gefunden." — Zu erneutem, allgemeinerem Ausdruck kam die treue Verehrung und der herzliche Dank seiner Freunde und Schüler, als er am 30. November 1882 das fünfundzwanzigjährige Jubiläum seiner akademischen Wirksamkeit beging. Von 19 früheren Mitgliedern der Seminarien von Greifswald und Bonn wurden Beiträge zu einer Festschrift „Historische Untersuchungen" geliefert, die sich entsprechend den vielseitigen Studien Schäfer's auf den Gebieten der Philologie und Archäologie, der Geschichte und des Staatsrechtes von Solon bis auf die Blüthezeit der Hansa bewegen und „sämmtlich den Einfluß des Lehrers in der soliden Gelehrsamkeit und sichern Methode zeigen, mit der sie, gestützt auf gründliche Behandlung der Ueberlieferung, klar und bestimmt ihrem Ziele nachstreben". Die Worte der Widmung hoben treffend das Verdienst und die Eigenart des Jubilars hervor: „Die gewissenhafte Sorgfalt und erschöpfende Vollständigkeit in der Sammlung des Materiales unter gleichmäßiger Berücksichtigung monumentaler und literarischer Ueberlieferung, die kritische Prüfung und Sichtung der Quellen, die eindringende Schärfe der Untersuchung, die liebevolle Vertiefung in die Vergangenheit und als deren Frucht das selbstlose Zurücktreten der eigenen Individualität hinter dem Forschungsobject — alles Das haben Sie durch Ihre wirksame Unterweisung und Ihr leuchtendes Beispiel Ihren Schülern gleichsam zur zweiten Natur zu machen gesucht. Allen sind Sie ein unverdrossener und nachsichtiger Lehrer, vielen ein treuer Berather und väterlicher Freund auf ihrem ferneren Lebensweg geworden."

Das letzte, was Schäfer veröffentlicht hat, die 275. seiner Arbeiten*), ist ein für das Maurenbrecher'sche Taschenbuch bestimmter Aufsatz über das makedonische Königthum. Seine Haupt-Thätigkeit war der neuen Bearbeitung des Demosthenes gewidmet. Leider hatte er sie im Herbst 1881 für längere Zeit unterbrechen müssen. Er war nämlich auf der durch ungünstige Witterung gestörten Fahrt von Algier nach Marseille (im Herbst 1881) von einem heftigen Gelenkrheumatismus befallen worden, der ihn Monate lang an das Bett fesselte und dessen Folgen er nicht mehr völlig überwinden sollte. Die zweite revidirte Ausgabe seines Demosthenes ist nach seinem Tode von M. Hoffmann besorgt worden. Ganz unerwartet trat der Tod an Schäfer heran und entführte ihn so zu sagen aus der Hände seiner Freunde. Am 19. November 1883 hielt er, wie gewöhnlich, morgens seine Vorlesung und wohnte am Abend einer Facultätssitzung bei. Zum Thee hatte er einen Kreis jüngerer Freunde geladen, in dem er in lebhafter Unterhaltung bis gegen 11 Uhr verweilte. Im Begriffe sich zur Ruhe zu begeben, ward er um Mitternacht vom Schlage gerührt, gegen 7 Uhr Morgens entschlief er sanft und schmerzlos.

Pünktlich und zuverlässig auch in kleinen Dingen, human und zartfühlend, der aufopferndste Gatte, der sorgsamste Haushalter, wahrhaftig in Leben und Wort, erfüllt von echt christlicher Gesinnung, war er das Muster eines guten Mannes und Lehrers. So läßt sich auch auf ihn das Wort des Aischylos anwenden „οὐ γὰρ δοκεῖν ἄριστος ἀλλ' εἶναι θέλει" Aber weil er der Besten einer war, hat er als solcher auch überall, wo immer er lebte, Anerkennung gefunden.

*) Eine Auswahl derselben ist wieder abgedruckt in der Sammlung „Historische Aufsätze und Festreden" (Leipzig, B. G. Teubner 1873).

Bücherbesprechungen.

— **Die Stellung des Menschen in der beseelten Schöpfung und seine Sprache.** Grundriß zu einer den Glauben mit dem Wissen versöhnenden Natur- und Weltanschauung von Otto Werner. Leipzig, E. Haberland. 1895. 1 ℳ. — Die Verlagshandlung stellt uns den Verfasser als evangelischen Geistlichen vor, aber dadurch kann unser Verhältniß zu seiner Schrift nicht gebessert, sondern nur verschlimmert werden. Handelte es sich um einen jener zahllosen Versuche, durch welche zweifelnde und irrende Jünglinge sich ihre innere Unruhe von der Seele wegschreiben und in einem Denkprozeß sich selber zur Klarheit verhelfen wollen, so könnte man ihm mit wohlwollendem Verständniß für solche Noth begegnen. Aber ein evangelischer Geistlicher sollte wissen, daß der Christenglaube und das wirkliche Wissen niemals Gegensätze gewesen sind, also auch nicht versöhnt zu werden brauchen; es hat noch nie eine allgemein anerkannte wissenschaftliche Wahrheit gegeben, die sich mit den Grundwahrheiten des Christenthums in unlösbarem Widerspruch befunden hätte. Versteht der Verfasser freilich unter dem Wissen den jeweiligen Gedankenvorrath, mit dem menschliche Erkenntniß in einem Stadium ihrer Entwickelung so lange hantirt, bis er im nächsten durch einen anderen ersetzt wird, so mußte das deutlicher zum Ausdruck gebracht werden. Ein solches Wissen aber, welchem der Stempel der Mangelhaftigkeit nothwendig aufgedrückt ist, kann und soll mit der christlichen Wahrheit gar nicht versöhnt werden, weil die letztere dadurch auf dieselbe niedrige Stufe der Unvollkommenheit im Widerspruch mit dem Werthe, den sie sich selbst beilegt, herabgedrückt würde Wir wünschen deshalb dem Verfasser und vielen seiner Gesinnungsgenossen etwas mehr von dem völlig berechtigten Stolz auf die Rangstufe, welche die von ihnen zu vertretende Sache einnimmt. Soll es sich jedoch um Versöhnung zwischen einer jetzt vielfach herrschenden Geistesrichtung, wie wir sie etwa mit dem Worte Darwinismus bezeichnen können, und einer von ihr beeinflußten theologischen Darstellung der christlichen Glaubenswahrheit handeln, so weiß der Verfasser so gut wie wir, daß sein umgekehrter Darwinismus, den er an Snell's Lehre von der Abstammung des Menschen anknüpft, und seine Hypothese von der Entstehung und Bedeutung der Sprache nicht einen einzigen überzeugten Darwinisten in einen Bekenner der christlichen Wahrheit verwandeln wird. Ueber den etwaigen Werth seiner psychologischen Sätze mögen Andere urtheilen; für uns genügt, daß seine „Weltanschauung" gerade so unbiblisch ist, wie die von ihm bekämpfte. B. K.

— **Grammatik des Tunisischen Arabisch** nebst Glossar von Dr. Hans Stumme, Privatdocenten an der Universität Leipzig. Leipzig (J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung) 1896. — Trotzdem uns Nordafrika so nahe liegt, wissen wir von den dort gesprochenen arabischen Dialekten, das von den Franzosen schon so lange besetzte Algier inbegriffen, verhältnißmäßig wenig Zuverlässiges. Es rührt dies daher, daß die Wissenschaft überhaupt erst in neuerer Zeit sich mit den dort herrschenden Volkssprachen beschäftigt hat, dagegen wesentlich das geschriebene Arabisch, das sogenannte Hocharabische erforscht. Von dem in Aegypten gesprochenen Dialekt besitzen wir seit 1880 eine musterhafte Darstellung durch Spitta; dieser Arbeit schließt sich nun die vorliegende ebenbürtig an. Schon durch seine vorhergehenden Arbeiten, besonders die im Jahre 1893 erschienenen tunisischen Märchen und Gedichte hatte sich Dr. Stumme den Weg gebahnt, diese Darstellung des in der Stadt Tunis gesprochenen Dialektes zu unternehmen; es zeigt sich aber, daß er außer jenen Texten noch ein überaus reiches Material besaß. Die Arbeit beweist durchgängig, daß sie auf eingehendster Kenntniß der Sprache beruht. Einestheils ist sie so gehalten, daß auch ein im classischen Arabischen nicht Bewanderter den Dialekt aus dem Buche zu erlernen im Stande ist, ganz besonders ist durch reichliche Beispiele gesorgt, daß auch Vocabeln gelernt und eingeprägt werden können. Mit Recht ist durchgängig das Arabische in Umschrift wiedergegeben, so daß der Lernende an der arabischen Schrift, in der die Vocale nur unvollkommen bezeichnet sind, kein Hinderniß findet und sich auch den eigenthümlichen Accent leicht einprägen kann. Auf die wissenschaftliche Bedeutung des Buches näher einzugehen, ist hier kaum am Platze; aber es muß gesagt werden, daß es unsere Kenntnisse der Dialekte Nordafrikas wesentlich bereichert. Diese Dialekte bilden den im Osten gesprochenen gegenüber eine Einheit; auch das Arabische, welches seiner Zeit in Spanien und Sicilien gesprochen wurde, gehört dazu; anscheinend auch das heutige Maltesische. Je näher man sie kennen lernt, desto mehr erstaunt man, wie viel Alterthümliches sie sich bewahrt haben; für die Geschichte der arabischen und auch der semitischen Sprachen im Allgemeinen bieten sie ein hohes Interesse. Dankenswerth ist auch das reichhaltige Glossar, welches Stumme dem Buche beigegeben hat; es enthält sehr viel Neues, was anderwärts nicht zu belegen ist. Die meist aus dem Italienischen stammenden Fremdwörter sind mit Geschick etymologisirt. Das vorliegende Werk kann demnach bestens empfohlen werden. S.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 144. Dienstag, den 3. December. 1895.

Thomas Carlyle.

Ein Gedenkblatt zu seinem hundertjährigen Geburtstag.

Von O. Schultze, Pfarrer in Leipzig.

Am 4. December dieses Jahres erfüllen sich hundert Jahre seit Thomas Carlyle's Geburt. England rüstet sich, seinen großen Sohn würdig zu ehren. Deutschland würde die Pflicht der Dankbarkeit versäumen, wenn es an dieser Feier nicht theilnähme. Als Carlyle seinen achtzigsten Geburtstag feierte, da schrieb ihm Fürst Bismarck einen Geburtstagsbrief, in dem die Worte standen: „Feiern, die zu Ehren Carlyle's veranstaltet werden, gehen auch Deutschland etwas an.“ Und schon sind die Anzeichen da, daß man in Deutschland Carlyle's gedenkt und gedenken wird. Die Zeichnungen von Geldsummen, zu denen man in England behufs Gründung eines Carlyle-Museums aufgefordert hat, hat unser Kaiser mit einer ansehnlichen Summe eröffnet; Divisionspfarrer Christian Rogge und Professor von Schulze-Gävernitz haben frische und anregende Lebensbeschreibungen des großen Briten herausgegeben; die Uebersetzungen Carlyle'scher Werke mehren sich; besonders aber überall da, wo man im besten Sinne social zu denken angefangen hat, blickt man mit Dankbarkeit und Verehrung empor zu Carlyle.

Thomas Carlyle's Wiege stand in dem kleinen Flecken Ecclefechan in der Grafschaft Dumfries im südlichen Schottland. Die Eltern waren Bauersleute, echte schottische Bauersleute, wie Luther's Eltern echte deutsche Bauersleute gewesen waren. Ihr Haus war fest und stark auf den Felsenboden der Frömmigkeit gegründet. Sie waren Puritaner, ernste, sittenstrenge, einfache, kernfromme Christen. Den ersten Platz im Hause behauptete die heilige Schrift, den zweiten John Knox und Oliver Cromwell, die beiden großen Puritaner, den dritten Martin Luther. Der Vater, James Carlyle, war in seinem Wesen fast zu ernst und streng, ja rauh. Die Familie hatte mehr Achtung für ihn denn Liebe. Unter der rauhen Schale aber steckte ein edler und weicher Kern. Wie zart er auch empfinden konnte, davon zeugt folgende Geschichte. Als seine Schwiegertochter, die vornehme junge Dame, zum ersten Male in seinem Bauernhause erschien, kam er gerade von seiner Arbeit auf dem Felde und war deshalb in Alltagskleidern. Die übrigen Familienglieder küßten sie. Der Vater aber zog sich zurück und verließ das Zimmer. In wenigen Minuten kam er wieder, rasirt, gewaschen, im Sonntagsanzug. „Nun denn, meinte er, wenn Fräulein Welsh es erlaubt, jetzt bin ich auch in der Lage, sie zu küssen.“ Von seinem Tode erzählt der Sohn: „Er betete zum Himmel in Worten, die man unmöglich wieder vergessen kann.“ Eine unbeschreibliche Verehrung hatte der Sohn für die Mutter, Margaret Carlyle. Er nennt sie „eine Frau von der edelsten Herkunft, nämlich der Frommen, Gerechten und Weisen“. Er sagt von ihr: „Ich würde sie nicht gegen zehn andere Mütter umtauschen; sie ist die aufrichtigste Christin, die ich je gesehen habe, ja, ich könnte beinahe sagen, die einzige.“ Die einfache Bauerfrau aus Dumfries überstrahlt ihm alle vornehmen Damen, ja selbst seine bedeutende, geistvolle Frau. So etwas von Liebe zur Mutter, da die Mutter ohne weltliche Bildung, der Sohn ein Genius ist, ist fast einzig. Die Mutter war aber auch solcher Liebe und Verehrung werth. O, daß auf Erden mehr solcher Mütter wären! Sie stand mit ihrem ganzen Wesen mitten im Glauben, und von diesem Centrum aus lebte sie, dachte sie, fühlte sie, handelte sie, betete sie für ihre Kinder, lebte sie mit ihren Kindern, stand sie gegen die Sünden ihrer Kinder, beurtheilte sie die Welt, beurtheilte sie die Menschen, beurtheilte sie ihren Sohn, sein Leben, sein Denken, Fühlen und Wollen, sein Arbeiten, seine Werke. Als ihr Sohn schon Student war, lernte sie erst schreiben, aber ihr Glaube hatte eine solche Harmonie des Wesens über sie ausgegossen, daß solcher Mangel weltlicher Bildung vor ihrer Charakterbildung verschwand wie Dunkelheit vor der Sonne. — Solcher Eltern Sohn war Thomas Carlyle. Wie reich war dadurch der arme Knabe! Von Vater und Mutter senkten sich so edle Eindrücke in sein Herz, daß er bei jeder Gelegenheit offen bekannte, seinem Elternhause verdanke er Alles. Die Mutter ist ihm bis in sein spätes Alter erhalten geblieben; ihr Bild und ihre Gebete begleiteten ihn, wo er auch hinging. So floß ihm die Jugendzeit unter treuem elterlichen Behüten sicher und ruhig dahin. Ein Kreis von acht Geschwistern, drei Brüdern und fünf Schwestern, schaarte sich nach und nach um ihn. „Es war kein fröhliches Leben, sagt er; wessen Leben wäre das auch? und doch war es mehr als das der Meisten oder Aller, ein gesundes Leben.“

Aus diesem stillen, gesunden Leben der Kindheit und der Heimath wurde der Knabe herausgerissen, als er vierzehnjährig die Universität Edinburg bezog. Er sollte Geistlicher werden. Die Unterstützung von zu Hause war sehr gering. Durch Stundengeben mußte sich der junge Student selbst forthelfen. Noth und Ungemach wurden nun lange Jahre Carlyle's stete Begleiter. Er hat oft nicht einmal das zu essen gehabt, was es in der Kindheit fast täglich gab: Haferbrei, Milch und Kartoffeln. Auch die geistige Nahrung, die man zu Edinburg bot, war recht mager. Er schildert die Universität daselbst so: „Hättest du, lieber Leser, irgend wo in der Krim'schen Tartarei ein viereckiges Stück Land mit einer Mauer umgeben, es mit einer kleinen, schlecht gewählten Bibliothek versehen und dann elfhundert junge Christen hineingelassen, um sich drei bis sieben Jahre nach Belieben darin herumzutummeln, nachdem gewisse Personen unter dem Titel Professoren an die Thore gestellt worden, um laut zu erklären, dies sei eine Universität, und um beträchtliche Eintrittsgebühren zu erheben, so hättest du, wenn auch nicht in der mechanischen Anlage, so doch dem Geiste und dem Ergebniß nach ein unvollkommenes Abbild unserer hohen Pflanzschule.“ Wäre nicht bei Carlyle der Hunger nach Wissen größer gewesen als das Wissen, das man ihm gab, er hätte nichts gelernt. So aber strebte er selbständig mit eisernem Fleiße vorwärts. Weit schwerer aber als die äußere Noth und die wissenschaftliche Dürre in Edinburg wurde für ihn ein Anderes: eine innere Noth, ein innerer Kampf, der Kampf um die Weltanschauung, der Kampf um den Glauben, ein Kampf, so furchtbar, daß er ihn fast vernichtet hätte, ein Kampf, gleich schrecklich und gleich groß wie der Kampf eines Luther im Kloster, wie der Kampf eines Goethe im Faust. Wie kam es zu diesem Kampfe? Wir haben gehört, daß in Carlyle's Elternhause die schlichte feste Frömmigkeit des Puritanismus herrschte. Die Bibel war Alles: Sonne und Schild. Gott war das Centrum alles Denkens und Handelns. Die Bibel Alles, Gott das Centrum: theocentrisch heißt solch ein Standpunkt. Nun trat Carlyle in die Welt hinaus, in die Großstadt hinein. Ei was umschwirrten ihn da mit einem Male für Gedanken! Da hörte er von einer Wissenschaft, die hieß Philosophie, die lehrte offen und sicher: Nicht Gott, sondern der Mensch, das Individuum, ist Ein und Alles, nicht die Bibel, sondern die menschliche Vernunft ist alleinige Quelle aller Erkenntniß. Da hörte er von einer Wissenschaft, die hieß Ethik, die lehrte offen und sicher: Nicht die Liebe, sondern die Selbstsucht, nicht der Altruismus, sondern der Egoismus ist die Grundlage aller Moral. Da hörte er von einer Wissenschaft, die hieß Nationalökonomie, die lehrte offen und sicher: Nicht das Wohl

der Gesammtheit, sondern das Recht der Starken und Reichen ist der wirthschaftlichen Entwickelung oberstes Gesetz: nicht Socialismus, sondern Individualismus. Da hörte er von einer Weltanschauung, die hieß Materialismus, die lehrte offen und sicher: Materie nur giebt es, Stoff und Kraft nur, Geist und Gott sind nicht. Nicht theocentrisch, sondern geocentrisch, nicht Gott der Mittelpunkt, sondern die Erde, das ist das Richtige. So umschwirrte es den jungen, vierzehnjährigen, aus dem stillen Frieden des Vaterhauses und der schottischen Berge kommenden Carlyle. Und noch mehr: er hörte nicht nur von dieser neuen Weltanschauung, er sah sie tagtäglich vor sich, sah Menschen nach ihr und in ihr ohne Scheu leben und sterben. O wie platzten da die Gegensätze in der jungen Seele auseinander: Die Heimath kämpfte mit der Fremde, der Glaube mit dem Wissen, das Herz mit dem Verstande, die Liebe zur Mutter mit der Bewunderung vor den Gelehrten, das sechzehnte Jahrhundert mit dem achtzehnten, ein John Knox, Cromwell, Calvin und Luther mit einem Bolingbroke, Shaftesbury, d'Alembert, Diderot, Rousseau, Voltaire, der Himmel mit der Erde! Welch' ein Kampf! Wer siegte in ihm? Zunächst der Verstand, die Erde. Carlyle wurde Pessimist. Elende Jahre folgten. Mit der Theologie wurde gebrochen, das Stundengeben machte keine Freude mehr, 1818 versuchte es der Jüngling mit der Jurisprudenz, dann mit der Mathematik. Nichts gewährt Befriedigung. Die Ruhe ist hin. Die rasche Zerstörung einer Herzensneigung durch Verheirathung der mittellosen Geliebten mit einem reichen Manne macht die Lage noch elender. Nicht nur die Seele, auch der Leib wird matt und krank. Hören wir ihn selbst über jene Zeit: „Ich war in Edinburger Kreisen durchaus unbekannt, einsam und mich selbstpeinigend; und dazu ging es mit meiner Gesundheit schnell bergab. Ich wurde ein Raub namenloser Kämpfe und namenlosen Elends, das noch jetzt, wenn ich daran denke, etwas Schreckliches hat." Ein andermal klagte er: „Deine Hand war schwer auf mir, daß mein Saft vertrocknete, wie es im Sommer dürre wird." Es war Nacht um ihn. Kein Licht leuchtete ihm mehr. Ein Besuch im Elternhause nützte nichts. Die Mutter rang die Hände, der Vater blieb ruhiger und sagte nichts. Verzweifelt streifte der junge Grübler auf den Mooren Schottlands umher: „Für mich war das Weltall vollständig ohne Leben, ohne Bestimmung, ohne Willen, selbst ohne Feindseligkeit; es war eine enorme, todte, unermeßliche Dampfmaschine, die in stumpfer Gleichmäßigkeit weiter rollte, um mich Glied für Glied zu zermalmen. O dies ungeheure, düstere, einsame Golgatha und Todesmühle!" Im Juni 1821 brach die Gesundheit fast zusammen. Der Kranke schien rettungslos verloren, zu Grunde gerichtet durch den Materialismus und Pessimismus, zu Grunde gerichtet durch sich selbst, durch den Zweifel, Selbstmordgedanken traten ihm nahe, „verlängerten Todeskampf" nennt er seine Qual, „siehe da, ein Mensch, der in der Hölle gewesen", so sagt er später von dieser Zeit — da kommt die Rettung, kommt die „Bekehrung", sie kommt plötzlich, unvermuthet, kommt wie bei Paulus, kommt wie bei Augustinus, und Alles wird gut. Mag er selbst darüber berichten: den Ort, den Tag, die Stunde, Alles weiß er im hohen Alter noch so genau, daß er „darauf zugehen könnte". Es war in der Straße Leith Walk in einer Vorstadt Edinburgs im Juni 1821 auf dem Wege zum Bade im Meere. Er erzählt: „Es war mir, als ob alle Dinge nur mir zum Schaden da wären, und der Himmel und die Erde nichts weiter seien als der grenzenlose Rachen eines gefräßigen Ungeheuers, von dem ich zitternd erwartete verschlungen zu werden. Erfüllt von solchen Gedanken und vielleicht der unglücklichste Mann in der ganzen Hauptstadt, wandelte ich an einem schwülen Hundstage nach vielem Herumspazieren zwischen städtischem Unrath, in drückender Atmosphäre und über ein Pflaster so heiß wie Nebukadnezar's feuriger Ofen, als mit einem Male ein Gedanke in mir aufstieg, und ich mich fragte: Wovor fürchtest du dich eigentlich? Warum willst du ewig klagen und winseln und zitternd und furchtsam, wie ein Feigling umherschleichen? Verächtlicher Zweifüßler! Was ist die Gesammtsumme des Schlimmsten, das dir bevorsteht? Tod? Wohlan, Tod, und sage auch die Qualen Tophet's und alles Dessen, was der Mensch oder Teufel wider dich thun will oder thun kann! Hast du kein Herz? Kannst du nicht Alles, was es auch sei, erdulden und als ein Kind der Freiheit, obschon ausgestoßen, Tophet selbst unter die Füße treten, während es dich verzehrt? So laß es denn kommen! Ich will ihm begegnen und ihm Trotz bieten! Und während ich dies dachte, rauschte es wie ein feuriger Strom über meine ganze Seele, und ich schüttelte die niedrige Furcht auf immer ab. Ich war stark in einer ungeahnten Stärke; ein Geist, fast ein Gott. Von dieser Zeit an war die Natur meines Elends eine andere: nicht mehr Furcht war es oder winselnder Schmerz, sondern Entrüstung und grimmiger, feuersprühender Trotz. So hatte die Donnerstimme des ewigen Nein gebieterisch alle Winkel meines Seins durchtönt und nun stand mein ganzes Ich in angeborener, gottgeschaffener Majestät auf und erhob mit Nachdruck seinen Protest. Das ewige Nein hatte gesagt: »Siehe du bist vaterlos, ausgestoßen, und das Weltall ist mein (des Teufels)«, worauf mein ganzes Ich antwortete: »Ich bin nicht dein, sondern frei, und hasse dich auf ewig!« Von dieser Stunde an bin ich geneigt, meine geistige Wiedergeburt zu datiren."

Dieses Ereigniß war wie die Krisis in einer gefährlichen Krankheit. Von nun an war Carlyle ein Anderer. Der Todesbann des Pessimismus war abgeschüttelt, langsam noch, aber klar und fest, sieghaft und herrlich stieg in seiner Seele ein Neues auf: der Glaube wieder, nicht der alte, naive kleinweltliche des Elternhauses, sondern ein neuer, auf der Freiheit beruhender, weltumfassender, aber doch Glaube wieder. Er jubelt nun: „Das Weltall ist nicht todt und des Teufels, kein Beinhaus mit Gespenstern, sondern Gottes und meines Vaters." Die Krisis ist vorüber, die Genesung schreitet vorwärts, allmälig regt sich der Gesunde in gewaltiger Kraft zu großen Werken. Freilich äußerlich gestaltet sich sein Leben noch nicht glänzend, Noth und Entbehrung heften sich noch lange an seine Sohlen, der Kampf um die Weltanschauung ist ausgefochten, der Kampf um das Dasein dauert fort. Dieser Kampf war nicht minder schwer. Schaffe dir Brod! Schaffe dir Einfluß! — Das war des neuen Kampfes Ziel. Carlyle wollte sich Beides durch Schriftstellerei erwerben. Aber — Literatenbrod ist zumeist trocken Brod und — Einfluß gewinnen, Einfluß mit dem Glauben an Gott auf eine im Materialismus schwimmende Zeit, das hieß: die ganze Zeit in die Schranken fordern — er, der Eine gegen Alle. Aber einen Carlyle, der seinen Gott und Vater wiedergefunden, schreckte Nichts mehr. Er betrat den mühsamen Gebirgspfad und hat die Höhe erreicht. An seinen Bruder schrieb er damals: „Hörst Du, Du und ich müssen nicht müde werden! Arbeite, mein Junge, arbeite unermüdlich! All' das tausendfache Elend dieses harten Kampfes und das schrecklichste von Allem, schlechte Gesundheit, sollen uns nimmer in Fesseln schlagen. Beim Styx, nein! Zwei Kerle aus einem unbekannten Flecken in Annandale sollen der Welt noch beweisen, daß die Carlyles Courage besitzen." — In den Jahren 1821—24 finden wir Carlyle noch in Edinburg. Freunde, besonders der edle Irving, der später die Irvingianersecte begründete, verschafften ihm eine Stellung als Hauslehrer. Das ist die einzige feste Stellung gewesen, welche Carlyle in seinem Leben bekleidet hat. Die Mußestunden verwendete er auf seine Studien. Die Ferien verbrachte er regelmäßig daheim, in der ländlichen Stille des Elternhauses zu Mainhill, wohin die Eltern übergesiedelt waren. Wahrhaft rührend ist es zu lesen, wie der selbst Noth Leidende für Eltern und Geschwister sorgt. Lieber hungerte er, als daß er da seine Hand kalt zuschloß.

Die erste Frucht der schriftstellerischen Thätigkeit Carlyle's war eine Uebersetzung des Wilhelm Meister von Goethe. Sie erschien 1824. Im nächsten Jahre folgte das Leben Schiller's. An klingendem Lohne trugen ihm die Arbeiten sehr wenig ein. Aber Carlyle trug mit ihnen eine Dankesschuld ab. Er war begeistert für Goethe und Schiller. In Goethe's Faust hatte er sich selbst gleichsam geschildert gesehen mit all' seinem Ringen und Verzweifeln und in Schiller's harter Jugend, schlechter Gesundheit, Armuth und Anfällen von Schwermuth hatte er auch Züge entdeckt, die in sein eignes Leben eingegraben waren. Und wie Beide, Goethe-Faust und Schiller, sich emporgearbeitet hatten zu einer klaren Weltanschauung, so er auch. Er fühlte Sympathie mit diesen beiden Großen, er hatte sich an ihnen oft aufgerichtet, er war ihnen Dank schuldig. Zeitlebens hat er sich bemüht, diesen Dank abzutragen. Carlyle ist es gewesen, welcher wie kein Anderer England bekannt gemacht hat mit deutschem Wesen, deutscher Geistesgeschichte. Zäh hielt er an dieser Arbeit fest. Ob ihm englisches Vorurtheil und britischer Stolz immer wieder hindernd entgegentraten, er ließ nicht ab und er hat obgesiegt. Treitschke nennt Carlyle den einzigen Briten, der Deutschland ganz verstanden hat. Die großen Männer Deutschlands sind durch Carlyle erst eine Macht geworden auch für England. — 1824—25 weilte er in London. Von hier besuchte er Paris und unternahm häufig kleinere Reisen in die englischen Industrie-

bezirke. Diese Reisen wurden für ihn von der höchsten Bedeutung. In ihnen liegen die geheimen Gründe zu seinem berühmten Werke der Geschichte der französischen Revolution und des Chartismus. Von nun an lernte er auch entschieden social denken, nachdem er die Lage der Industriearbeiter mit eignen Augen gesehen hatte.

Noch aber müssen wir eines anderen Ereignisses gedenken, das tief in Carlyle's Leben eingeschnitten hat, ja das ihn mit zu dem gemacht hat, was er geworden ist, das ist seine Ehe mit Jane Welsh. Selten ist eine Mutter, wie sie Carlyle gehabt, selten aber auch eine Gattin, wie sie ihm zu eigen geworden. Mutter und Gattin, ob Beide grundverschieden, die eine eine Bauerfrau, die andere eine vornehme, hochgebildete, geistvolle Dame, sie sind Beide hellleuchtende Sterne gewesen auf Carlyle's dunkler, schwerer Lebensbahn. Jane Welsh stammte aus einer alten, berühmten schottischen Familie. Ihr Vater war Arzt gewesen. Sie war das einzige Kind. Der Vater hatte ihr das ganze Vermögen hinterlassen und der Mutter nur eine Jahresrente ausgesetzt. Der Wohnsitz der Familie war ein Gütchen in Südschottland Kraigenputtock, zu deutsch Falkenstein. Jane Welsh war schön, „Schönheit aber," sagt ein Zeitgenosse, „war nur der zweite Eindruck, den man bei ihrer Erscheinung erhielt, der erste war der geistiger Lebendigkeit." Reich, schön, geistvoll war Jane. „Die Blume von Hattington" nannte man sie. Was Wunder, daß zahlreiche Freier sich um sie bewarben! Aber sie erhörte Keinen. In ihrem Herzen hatte eine tiefe Neigung zu ihrem Lehrer gelebt, dem berühmten Irving. Dieser Neigung hatte sie entsagen müssen, da Irving schon verlobt gewesen. So wie dieses erste Mal hat sie ein zweites Mal nicht wieder einen Mann geliebt. Da sie Schriftstellerin werden wollte, hatte Irving sie an Carlyle gewiesen. Dieser trat nun in geistig-literarischen Verkehr mit ihr. Er scheint sehr bald warm für sie empfunden zu haben, sie für ihn lange nicht. Sie sah in ihm die erste Zeit nur den armen, unbeholfenen, verschlossenen Bauernsohn und ihren Schulmeister. Nach und nach aber lernte sie ihn mit andern Augen anschauen: sie erkannte unter der unscheinbaren Hülle den edlen Kern, sie erkannte das Genie, sie bewunderte den Kampf, den dieses Genie mit der Noth des Lebens groß und tapfer führte. Nach zwei Jahren der Bekanntschaft fing sie an, an eine Heirath zu denken. Romantische Neigungen beeinflußten sie dabei: es dünkte sie groß, diesem Manne zu helfen, es dünkte sie noch größer, mit ihm zu kämpfen. Sie überwies den Nießbrauch ihres Vermögens der Mutter; sie achtete das Naserümpfen der Mutter über den armen Bräutigam nicht; sie sagte ihrem Bräutigam offen, daß sie nicht verliebt in ihn sei, ihn aber liebe; sie reichte ihm am 17. October 1826 die Hand zum Bunde fürs Leben. Vierzig Jahre sind sie mit einander vereint gewesen, nicht in schwärmerischer Liebe, aber in starker Treue, in fester Geistes- und Kampfesgemeinschaft. Sie bezogen zuerst ein kleines freundliches Häuschen in einer Vorstadt Edinburgs. Bald aber stellten sich die alten Nahrungssorgen ein. Im Mai 1828 siedelten sie auf das Gütchen, das Jane gehörte, nach Kraigenputtock über. Hier verbrachten sie die entsagungsvollsten Jahre ihres Lebens, sechs lange Jahre, aber Beide immer tapfer, auch Jane, die doch freiwillig das Loos der Armuth gewählt hatte. In einsamer Gegend, reizloser Umgebung, engem Hause, ohne Umgang mit Menschen, bei schmalen Bissen kämpften und litten sie. Die einzige Erquickung in dieser Zeit war der Briefwechsel mit Goethe. Das war allemal ein Festtag, wenn von dem Alten in Weimar ein Brief, ein Angebinde kam. In dieser Einsamkeit schrieb Carlyle sein erstes geniales Werk, den Sartor resartus, die Geschichte seines inneren Kampfes, aber es fand üble Aufnahme. Schon meinte man, mit Carlyle's Laufbahn sei es zu Ende. Da raffte sich das Ehepaar mit verzweifelter Kraft auf und verzog zu Pfingsten 1834 nach London. Ein Haus in Chelsea wurde gemiethet. Ein Buch über die französische Revolution sollte geschrieben werden. Die letzten Ersparnisse wurden darangesetzt. „Sieg oder Tod", wurde in das Tagebuch geschrieben. Nach einjähriger, eisern-fleißiger Arbeit war das Manuscript des ersten Bandes fertig. Der Freund John Stuart Mill erhielt es zur Durchsicht. Er läßt es auf dem Tische liegen, das Dienstmädchen ergreift es und wirft es in den Ofen. In Verzweiflung stürzt Stuart Mill zu Carlyle und Carlyle — sucht den Freund zu trösten. In sein Tagebuch schreibt er: „Ich komme mir vor wie ein Schuljunge, dem der unsichtbare Schulmeister sein Schreibheft zerriß und dazu sagte: «Mein Junge, du mußt es besser machen.»" Das Manuscript wurde neu hergestellt und nach unsäglichen Mühen war 1837 das ganze Werk fertig. Und nun endlich, endlich Sieg, Ruhm, Triumph und Ende aller Noth! Das Buch zündete, wie wenige Bücher es je gethan haben. Von nun an ist Carlyle's Ruhm besiegelt. Immer strahlender steigt der Stern seines Genius in die Höhe. „Der Weise von Chelsea", das ist nun sein Name. Er hatte ihn verdient.

In seinem Hause zu Chelsea sind nun auch die übrigen genialen Werke entstanden, die heute noch die Bewunderung der gebildeten Welt erregen. Im „Sartor resartus" (Der zusammengeflickte Schneider) hatte Carlyle seine religiösen Grundsätze niedergelegt, wie sie ihm in seiner „Bekehrung" erstanden waren und nun feststanden gegenüber allem Materialismus und Pessimismus der Zeit. Fest bekannte er darin seinen Glauben an den persönlichen Gott. Wohl ist es wahr, daß Carlyle's Gott mehr der alttestamentliche ist, der strenge, eifernde, gerechte Gott des Moses und Elias, wie denn auch Carlyle in Manchem an Moses und Elias erinnert, aber schon das war ein gewaltiger Fortschritt für seine Zeit, daß Carlyle diesen Gott und überhaupt Gott mit flammender Zunge verkündete. Diesen seinen felsenfesten Glauben an den gerecht waltenden Gott brachte nun Carlyle besonders noch in drei seiner Werke in erschütternder und ergreifender Plastik zur Darstellung, in den schon genannten: „Geschichte der französischen Revolution" (1837) und „Chartismus" (1840), sowie in „Vergangenheit und Gegenwart" (1843). Mit unerbittlicher Strenge und Logik zeigt er, daß in der Gegenwart mit all' ihren geschichtlichen Bewegungen noch ebenso die göttliche Gerechtigkeit herrsche wie auf dem Boden Israels, daß noch immer kein Volk und kein Stand und kein Mensch dieselbe ungestraft verletze, aber auch Niemand unbelohnt ihr sich beuge. Wahre Donnerkeile sind es, die er von diesem Standpunkte aus im „Chartismus" gegen Besitzende wie gegen Besitzlose schleudert. Mächtig rennt er gegen den Liberalismus der Ersteren an, gegen das Manchesterthum, das Laissez faire, und tritt für gesunden Socialismus ein, scharf aber erklärt er sich auch gegen die unter den „Arbeitern" herrschende Meinung von der Gleichheit aller Menschen. Er bemüht sich gerecht nach beiden Seiten hin zu sein. Aus diesem Grunde nennen wir ihn gesund social. Der Gedanke von der Ungleichheit der Menschen führte Carlyle zur Abfassung von drei anderen seiner Hauptwerke: „Ueber Helden, Heldenverehrung und das Heldenthümliche in der Geschichte" (1841), Oliver Cromwell (1845), Friedrich der Große (1858—65). Geschichtswerke ersten Ranges, zeigen diese alle drei, daß aller Fortschritt in der Geschichte, der äußeren wie inneren, durch Individuen, durch besonders begabte Menschen, bedingt sei, welche Gott zur rechten Zeit erweckt und gesendet habe. So schlägt bei Carlyle immer wieder der Glaube an Gott mächtig hervor; Gottes Gerechtigkeit ist ihm das oberste Gesetz alles Geschehens, des Großen sowohl in der Weltgeschichte wie des Kleinen in Haus und Herz. Carlyle ist der moderne Prophet der göttlichen Gerechtigkeit. — Um die Geschichte Friedrich des Großen zu schreiben, unternahm Carlyle zwei Reisen nach Deutschland. Er besuchte alle Schlachtfelder des großen Friedrich, er sah in Bonn den dreiundachtzigjährigen E. M. Arndt, er schaute bewundernd auf den herrlichen Rhein, er küßte auf der Wartburg den alten Eisentisch im Lutherzimmer, er weilte tiefergriffen im Goethehause zu Weimar und kehrte mit Geistesschätzen reich beladen in die Heimath zurück.

Rastloser Arbeit war sein Leben geweiht bis zuletzt. Wenn es galt, trat er auch in den Kampf des öffentlichen Lebens ein. Die Bewegungen zur Lösung der Sklavenfrage, zur Besserung der Lage der Arbeiter, die Revolutionsbewegungen der Jahre 1848/49 haben ihn alle auf den Plan gerufen und immer hat er das Schwert seines Geistes wacker geschwungen. 1849 suchte ihn Louis Napoleon auf. Napoleon fragt nach der Begegnung: „Ist der Mensch verrückt?" Carlyle aber schreibt seiner alten Mutter: „Die Zeit kann leicht wiederkehren, in der Louis Napoleon, der arme Kerl, eines Tages hier wieder im Cabriolet spazieren fahren wird." Carlyle hatte den Abenteurer, der Abenteurer aber Carlyle nicht erkannt. Allmälig wurde Carlyle's Leben einsam. Im Jahre 1853 starb ihm, zweiundachtzigjährig, die Mutter. Welches Band der Liebe zwischen einer Mutter und einem Sohne löste sich da! Am 21. April 1866 wurde ihm seine Lebensgefährtin genommen nach langer Kränklichkeit. Es war ein schwerer Schlag für Carlyle. „Das Licht meines Lebens wie erloschen," so klagte er. Ueber siebzig Jahre war Carlyle alt, als Jane starb. Und doch überlebte er sie noch fast vierzehn Jahre. Aber diese letzten

Lebensjahre zog er sich immer mehr in sich zurück. Nur einmal trat er noch an die Oeffentlichkeit, und das soll ihm Deutschland nie vergessen. Als im Jahre 1870/71 Deutschland im Kampfe gegen Frankreich so kraftvoll seine Schwingen regte, da jauchzte Carlyle auf, er vielleicht allein in ganz England. Wieder stand er einmal allein gegen die öffentliche Meinung. Das englische Volk sympathisirte mit Frankreich, unterstützte dasselbe heimlich und erhob ein großes Entrüstungsgeschrei, als Bismarck Elsaß-Lothringen forderte. Da erschien im November 1870 in der „Times", der großen englischen Zeitung, ein Brief Carlyle's, in welchem das gute Recht Deutschlands festgestellt und die deutschen Siege sowohl wie die Forderung Elsaß-Lothringens als Sühne für Jahrhunderte am deutschen Volke von Frankreich verübtes Unrecht klar erkannt waren. Dieser Brief beruhigte die aufgeregten Gemüther, wohl sehr zum Segen Englands, denn mit einem Bismarck war nicht zu spaßen. Er würde mit englischen Einmischungsgelüsten rasch fertig geworden sein. Sanft und schmerzlos nahte für Carlyle im Anfang des Jahres 1881 das Ende. Viel klagte er noch in den letzten Lebenstagen über das Anwachsen des Atheismus. Fest bekannte er sich zu seinem Gott. Schottische Psalmen und sein Lieblingswort aus Goethe „Wir heißen Euch hoffen" gingen viel über seine Lippen. Am 5. Februar verschied er. „Ruhig und still lag er da, ein Ausdruck liebevollster Zartheit hatte seinen rauhen Zügen eine fast weibliche Schönheit verliehen." Das ganze englische Volk stand trauernd an seinem Sarge. In der Westminsterabtei wollte man ihn begraben. Aber er hatte es anders bestimmt. Im Lande seiner Väter, an der Seite seiner Mutter wollte er ausruhen von seiner Arbeit. Auf dem Friedhofe von Ecclefechan ist sein Grab.

Das ist Thomas Carlyle. Ein Schotte, ein Engländer war er und doch mehr: ein echter Germane, ein großer Mensch, ein edler Christ. Alle englischen Orden und Auszeichnungen hat er ausgeschlagen; nur einen Orden hat er angenommen, den preußischen, von Friedrich dem Großen gestifteten: pour le mérite. So können wir wohl sagen: er war auch unser. Nehmen wir von ihm Abschied, indem wir sein Lieblingslied aus Goethe, das er „Die Marschmusik der teutonischen Nationen" genannt hat, uns in das Herz prägen:

Die Zukunft decket
Schmerzen und Glücke
Schrittweis dem Blicke;
Doch ungeschrecket
Dringen wir vorwärts.

Betracht' sie genauer,
Und siehe, so melden
Im Busen der Helden
Sich wandelnde Schauer
Und ernste Gefühle.

Und schwer und ferne
Hängt eine Hülle
Mit Ehrfurcht. Stille
Ruh'n oben die Sterne
Und unten die Gräber.

Doch rufen von drüben
Die Stimmen der Geister,
Die Stimmen der Meister:
Versäumt nicht, zu üben
Die Kräfte des Guten!

Hier winden sich Kronen
In ewiger Stille,
Die sollen mit Fülle
Die Thätigen lohnen!
Wir heißen Euch hoffen.

Bücherbesprechungen.

— Alttestamentliche Perikopen. Homiletisches Handbuch für evangelische Geistliche zur Behandlung der in den evangelischen Landeskirchen Deutschlands zu Predigtzwecken ausgeschriebenen alttestamentlichen Perikopen. Herausgegeben von Lic. theol. Wilh. von Langsdorff. Leipzig, Fr. Richter, 1895. 1. Lieferung. 1 ℳ. — Der Gedanke, es möchte den sächsischen Geistlichen, die im nächsten Kirchenjahre regelmäßig über alttestamentliche Texte predigen können, wenn sie nämlich wollen, eine Anleitung zu dieser selten vorkommenden und doch so dringend nothwendigen Thätigkeit in die Hand gegeben werden, mag den ersten Antrieb zur Vorbereitung dieses Werkes gegeben haben. Damit hat sich denn wohl von selber der Wunsch verbunden, die Arbeit auch für solche Theologen nutzbar zu machen, die sich nicht nach dem sächsischen, sondern nach anderen Perikopenbüchern zu richten haben, wie für die, welche das zweifelhafte Glück genießen, in der Wahl ihrer Texte völlige Freiheit zu haben. Die letzteren sollen durch diese Gabe eingeladen werden, die Textschätze des Alten Testaments wenigstens ins Auge zu fassen, um nicht so regelmäßig, wie es leider geschieht, an ihnen vorüberzugehen, und die Gesammtheit der ersteren soll eine wünschenswerthe Unterstützung bei der Behandlung des vorgeschriebenen Textes empfangen oder gleichzeitig gelockt werden, den mit zur Wahl gestellten alttestamentlichen Text auch wirklich zu wählen. So ist das Werk auf alle nur denkbaren evangelischen Kirchengemeinschaften Deutschlands berechnet, und schon dieser Umstand wird ihm eine reichliche Beachtung sichern, vorausgesetzt, daß die einzelnen Bearbeitungen sich auf die Dauer als so praktisch, übersichtlich und reichhaltig bewähren, wie sie sich in diesem ersten Hefte darstellen. Ein solches Werk kann eigentlich nur aus der Redaction einer homiletischen Zeitschrift hervorgehen, wo man aus dem ganzen Actenmaterial die verschiedenartigsten Formen, in denen homiletische Arbeiten sich ergehen, und die mancherlei Wünsche der Belehrung suchenden Leser zu erkennen vermag. So ist denn, so zu sagen, für Alles gesorgt, für praktisch-exegetische Behandlung des Textinhaltes, für Skizzen bereits vorliegender Predigten, für reichen Vorrath vorhandener oder neu gewonnener Dispositionen und zwar sowohl zum Zwecke der Gemeindepredigt, wie der Casualreden. Und zu dem Allen werden auch ausführliche Register der Texte in ihrer Verwendung und der Predigttage des Kirchenjahres sowie ihrer zugehörigen Bibelstellen verheißen. Das Unternehmen ist ein außerordentlich glücklicher Griff, dem man Erfolg und Gelingen kaum erst zu wünschen braucht. B. K.

— „Arthur Schopenhauer's Metaphysik der Musik" von Martin Seydel. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf u. Härtel, 1895. — Der Verfasser ist, glaube ich, allzu bescheiden, wenn er sein Werk nur einen „kritischen Versuch" nennt; wir haben es hier entschieden mit mehr zu thun: mit einer ebenso gründlichen, wie gewissenhaften Darstellung der Schopenhauer'schen Metaphysik der Musik im Zusammenhange mit den Hauptlehren seiner Philosophie. Die Seydel'sche Arbeit gewinnt noch dadurch nicht unwesentlich an Bedeutung, daß sie die erste größere Specialuntersuchung über dieses Thema ist; bis jetzt war man, wollte man sich in Kürze über die einschlägigen Fragen unterrichten, nur auf die sechste Abtheilung von Ernst Otto Ludwig's trefflichem Buche „Zur Tonkunst" angewiesen, der in dem Capitel „Ueber künstlerische Weltanschauung" übrigens zu ähnlichen Resultaten wie Seydel kommt. Einige kleinere, in verschiedenen Zeitschriften verstreute Essais und Abhandlungen boten im Einzelnen wohl Werthvolles, aber niemals Zusammenfassendes, und was bisher von Musikern zur Klärung dieser Fragen vorgebracht worden ist, leidet ganz empfindlich — ich erinnere hier nur an ein Buch aus jüngster Zeit von Felix Weingartner „Ueber die Lehre von der Wiedergeburt &c." — an einem bedauerlichen Mißverstehen der Schopenhauer'schen Theorien einerseits und an einer leicht zu begreifenden Ueberschätzung des „Philosophen der Décadence" andererseits. Selbst was Wagner und nach ihm Nietzsche, sein großer Abtrünniger, über dieses fragliche Capitel geschrieben haben, ist — so interessant es auch immer sich liest — keineswegs eine kühle, objectiv wissenschaftliche Kritik, sondern eine mehr oder minder entschiedene, rein persönliche Stellungnahme zu einzelnen seiner Sätze, in denen der Philosoph ja oft die widersprechendsten Ansichten vereinigt. Inwieweit hierin Kuno Fischer, der große Heidelberger Schopenhauerkenner und -interpret, von dieser Regel eine Ausnahme macht, bin ich nicht im Stande, controliren zu können, da ich sein Buch „Arthur Schopenhauer" (Heidelberg 1893) nur vom Hörensagen kenne; doch ist anzunehmen, daß auch er diese wichtige Frage — schon aus ökonomischen Gründen — nur streifend, aber nicht erschöpfend, wie Seydel, behandelt haben wird. Um der Fülle des Stoffes Herr zu werden, hat Seydel die zu behandelnde Materie in zwei Theile zerlegt: er erörtert zunächst kurz die metaphysischen Grundlagen der Musiklehre Schopenhauer's, erst dann ausführlich seine Metaphysik der Musik; hierbei ist es von besonderem Interesse, die Ansicht verschiedener Philosophen über die Musik zu hören und von ihrer Stellungnahme zur „Kunst des Ohrenscheins" zu erfahren. Wie schließlich Seydel in seinen Untersuchungen auf das, den Kenner der Sachlage keineswegs befremdende Resultat kommt, Schopenhauer's Metaphysik der Musik als Uebergangserscheinung zur Romantik zu erkennen, und nachweist, daß die Romantik auf Schopenhauer weiter gebaut hat, — das darzuthun fällt aus dem Rahmen der Würdigung dieses empfehlens- und lesenswerthen Buches. Fachblätter werden sich intensiver mit ihm zu beschäftigen haben; ignoriren darf es aber auch der Gebildete nicht. P. A.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 145. Donnerstag, den 5. December. 1895.

Die Fanatiker des Islams.

Von Dr. J. R. (Nachdruck nur mit Erlaubniß des Verfassers gestattet.)

Wenn auch die in Sensualismus und geistiger Oede sich hinschleppenden Völker des Mohammedanismus einem enthaltsamen Leben zu allen Zeiten zuneigten und Diejenigen aus ihrer Mitte, die in freiwilliger Armuth und Ehelosigkeit sich ganz auf die strupulöseste Beobachtung der Korangesetze verlegten oder doch den Schein einer solchen zu erheucheln verstanden, im Besitze der Gnade und der Wunderkräfte Allah's wähnten, so war es doch erst jener merkwürdigen Zeitepoche des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, in der ein mystisch-dunkler Drang auch den Islam durchwogte, vorbehalten geblieben, in Mohammed's Verehrern die tiefsinnigsten Speculationen über die Größe Allah's und die Nichtigkeit des irdischen Daseins dauernd wachzurufen. Erst dieser verhältnißmäßig neueren Periode entstammen die islamitischen Mönche, Fakire und Derwische, ein Umstand, der unverkennbar darauf hindeutet, daß diese „Orden" nicht so ganz im echten, ursprünglichen Mohammedanismus wurzeln mögen. Und in der That, nach der Sunna (d. h. Tradition des Islams) hat der „Prophet" selber verkündigt, wie er „nicht gesandt sei, Verzichtleistung auf die Genüsse des Lebens zu predigen, wie es unter den Nosrani (Christen) wohl geschehe, sondern um eine der Natur ganz und gar angepaßte Religion zu stiften. Und wer einmal gegen Ungläubige und Götzendiener in den hl. Krieg gezogen, der habe weit besser gehandelt und mehr Verdienste gesammelt, als Einer, der sechzig Jahre lang zu Hause fastet und betet." Das ist echt mohammedanisch gesprochen! Denn in der That läuft eine Einrichtung, wie sie das christliche, auf Entsagung, lebenslängliche Keuschheit und freiwilligen Gehorsam fußende Mönchthum ist, dem Geiste des nach Besitzthum lüsternen, haremsbedürftigen, durch Gewaltthätigkeit zu Stande gekommenen Islams schnurstracks zuwider. — Ein Vergleich zwischen einem Derwisch und einem Benedictiner oder barmherzigen Bruder ist für jeden Vernünftigen im vornhinein unmöglich. „Dennoch war," schreibt Steinbach ganz richtig, „der im Orient heimische Hang zu stiller Betrachtung einerseits und anderseits die Neigung zu rastlosem Umherwandern, sowie der Einfluß der christlichen Klöster stark genug, ein analoges Institut wider den Willen des Stifters im Islam einzuführen." Es war aber nur die Caricatur des ascetischen Lebens, die in einer solchen Religion zur Ausbildung gelangen konnte; schon der erste Stifter einer islamitischen Bruderschaft, der Scheich Ubeis, den um 660 n. Chr. (im 37. Jahre der Hedschra) der Engel Gabriel zu diesem Werke berufen haben soll, verpflichtete seine Jünger, sich alle Vorderzähne ausbrechen zu lassen, weil Mohammed in der Schlacht auf dem Berge Ohud durch einen Steinwurf deren zwei eingebüßt hatte. Zwar verfolgten nicht alle späteren „Ordensstifter" diesen Weg; aber die meisten und nicht die unbedeutendsten dieser Genossenschaften haben sich excentrischen, der echten Religiosität völlig fremden, ja selbst widerstrebenden Gebräuchen und Uebungen hingegeben, von den heulenden Ruhanis und den tanzenden Mewlewis bis zu den bluttrinkenden, Feuer und Glas fressenden Aissawi und Ilwanije oder den schmutzigen, halbverrückten Fakiren Aegyptens und den als Weiber gekleideten Suhaghi, die man alle unter dem Sammelnamen „Derwisch" zusammengefaßt hat. Das persische Wort Derwisch bezeichnet ebenso wie das arabische Fakir oder Fukara (von fikr = Armuth) einen frommen, entsagungsvollen Moslem, der mit auffallender Genauigkeit und Strenge den Koransatzungen nachlebt. Es giebt Derwische, die für ihr Streben nach Gottgefälligkeit je nach Individualität und Geschmack gewisse eigenthümliche Formen wählen, während wiederum andere Mitglieder bestimmter, durch das Band gnostisch-theosophischer Lehren und pfiffiger Speculation vereinigter Bruderschaften werden. Es giebt unerfahrene Knaben, die gleich am Tage ihrer Beschneidung sich in den „Orden" aufnehmen lassen, und alte, durch alle Sphären des Menschenlebens hindurch gegangene, abgehauste Lebemänner, die erst, wenn sie mit einem Fuße bereits im Grabe stehen, an „Himmlisches" zu denken Zeit finden; die Derwische zählen zu den Ihrigen ehelose, in klosterähnlicher Einsamkeit lebende, verstümmelte und blinde, besitzende und bettelarme Mitglieder, aber auch solche, die als Familienväter in bürgerlichen Berufssphären leben und Weltsinn und Betrachtung, Haremswirthschaft und Ekstase zu verbinden trachten. Immer aber repräsentiren die Derwische das fanatischeste Element des Islams von Stambul bis Kairo und Bagdad. Ueberhaupt erscheint die uralte heidnische Ansicht, physische, bis zur äußersten Erschöpfung gesteigerte Aufregung und selbst sinnverwirrende Raserei für von Allah bewirkte Begeisterung auszugeben, in den Derwischorden bis heute als unaustilgbar eingepflanzt zu sein, so daß der Abendländer nicht eben sehr weit von der Wahrheit entfernt ist, wenn er sich unter einem Derwisch einen höchst exaltirten, wenn nicht ganz geistesverwirrten, trägen und indolenten und leicht zu fanatisirenden Bigotten vorstellt. Den körperlichen und geistigen Anstrengungen und den mitunter ganz unnatürlichen Uebungen, wie sie von den meisten Derwischen gepflegt werden, sind die Wenigsten aus ihnen gewachsen, so daß sie über kurz oder lang geisteszerrüttet werden, nur zu den denkbar größten Verwirrungen des Willens und des Denkvermögens neigen, besonders wenn es sich um kaum entwickelte Jünglinge handelt, die alsbald der Hebephrenie, dann dem unheilbaren Schwachsinn verfallen. Aber es ist eben allgemeine moslemische Vorstellung, daß die Verrückten und Blödsinnigen auserwählte Gefäße der göttlichen Gnade und des irdischen Verstandes nur deshalb beraubt seien, um in ununterbrochener, durch nichts Aeußeres gestörter Betrachtung der überirdischen Dinge zu leben; daher das beständige Vorkommen unheilbarer Seelenkrankheiten unter den „Heiligen des Islams". Nicht ein nothwendiges Ergebniß, eine Ergänzung oder gar Vervollkommnung der Religion des arabischen Propheten sind diese seltsamen Mönche des Orients, vielmehr müssen sowohl die heulenden wie die tanzenden Derwische — die Hauptvertreter des islamitischen Mönchthums — als krankhafte, allerdings erklärbare Auswüchse des Mohammedanismus betrachtet werden, indem sie nicht in dessen Heimathlande, sondern in den nördlicheren und westlichen Sphären des moslimischen Glaubensgebietes und noch dazu in einer ziemlich späten Periode entstanden sind. Es geschah das, als damals im Abendlande und auch im Orient die Frömmsten jeden Glaubens sich in mystische Speculationen vertieften, welche im Einzelnen eine oft staunenerregende Seelenthätigkeit, mitunter auch höchst merkwürdige Erscheinungen körperlicher Sensibilität anregten, während unzählige Andere in der Dunkelheit und Verworrenheit der bizarrsten Schlüsse den Verstand verloren, was besonders bei den Exaltirten des Islams einzutreffen pflegte. Sonderbarerweise — und doch wiederum war es nur eine nothwendige Folge der Hochachtung, die man im Mohammedanismus den Unzurechnungsfähigen entgegenbringt — setzt sich die Mehrzahl der Derwische und ihrer Genossen über gar manche Vorschrift des Koran strupelfrei hinweg; während in der christlichen Kirche die geistlichen Orden sich stets die sorgfältigste Befolgung der kirchlichen Gebote wenigstens principiell zur Hauptaufgabe setzten, herrschte und herrscht bei den mohammedanischen Asceten und Mönchen der radicale Geist der Gesetzesverachtung, ja des

politischen und religiösen Umsturzes, so daß die orthodoxen Muftis zu Stambul, als sie um die Mitte des 17. Jahrhunderts eine Reform des Islams anstrebten, den Beschluß faßten, alle Derwisch-Klöster zu zerstören und deren langhaarige Insassen zur Erneuerung des Glaubensbekenntnisses zu zwingen oder aber zu erwürgen — ein eklatanter Beweis, in welch' unangenehmem „Geruche der Heiligkeit und Orthodoxie" dieselben standen. Freilich unter der Mehrheit der islamitischen Völkerschaften wiegt das Gefühl der Verehrung für diese „Heiligen", für alle ihre Bestrebungen und Kundgebungen, bei Weitem vor. Erstens herrscht die Ansicht, daß die Ghaws-Alâm (= Zuflucht der Welt), jene unsichtbare Gemeinschaft von 356 Heiligen, welche stets ungekannt unter den Menschen als schützende Genien und wirksame Fürbitter weilen sollen, größtentheils aus Mitgliedern der Derwisch-Orden bestehe; und zweitens glaubt man, daß diese verschiedenen Bruderschaften von Ali und Abubekr herdatirten und deshalb auch die Gnaden, Segnungen und Heilkräfte, welche diese Khalifen vom Propheten erhalten, auf wunderbare mystische Weise trügen und fortpflanzten. Aus diesen Anschauungen ergab sich von selbst, daß ungezählte Moslims sich als „active" oder doch „affilirte Mitglieder" (Ehrenmitglieder) in einen oder auch in mehrere dieser geistlichen Vereine auf- und annehmen lassen, um an allen Gebeten und guten Werken derselben Theil zu nehmen, daß Wohlhabendere einzelne Derwische in ihr Haus aufnehmen und verpflegen oder durch Spendungen und Vermächtnisse frommen Jünglingen und armen jungen Männern den Eintritt in den Orden ermöglichen, sowie daß moslemische Feldherren sich der Derwische als „Militärcapläne" bedienen, um durch ihr Gebet, ihre begeisterten Aufrufe an die Soldaten, sowie durch ihr tollkühnes Mitkämpfen in den vordersten Reihen den Sieg an ihre Waffen zu fesseln. Was ein Derwisch bewerkstelligen kann, beweist uns der Mahdismus im ägyptischen Sudan, der von einem „Heiligen der letzten Tage", dem Derwisch Mohamed Achmed, welcher auf der Nilinsel Abba die Decadenz des Islams und den Krieg gegen die Ungläubigen predigte, 1881 in's Leben gerufen und von seinen fanatischen Anhängern — er starb am 22. Juni 1885 — unter dem jugendlich-kühnen Khalifen Abdullahi bis heute wach erhalten wird — eine social-religiöse Bewegung, die eine erfolgreiche Vergangenheit und möglicher Weise eine Zukunft hat. Zu keiner Zeit war es den Derwischen gegeben, eine so bedeutende Rolle zu spielen, als seit den letzten fünfzehn Jahren; ihre Macht besteht eben darin, daß sie, wie einst Mohammed selbst, Gewalt und List, Politik und Religion, Sensualismus und Frugalität, ja Weltverachtung zur Erreichung ihres Zieles — Glaubenseinheit und Gleichheit des Besitzes — zu verbinden wissen. Sie haben insofern den primitiven Geist des Islams, der uns aus dem Koran entgegenweht, wieder angefacht; Koran und Schwert bilden das Emblem ihrer Macht und ihres Reiches in Centralafrika, während ihre „Brüder", die theosophischen Mewlewis, die verrückten Rifawi, sowie die von periodischer Raserei ergriffenen „Heuler" oder Ruhanis sich auf ihre Ekstasen und Gottesbesuche, auf ihre Beliebtheit bei Allah und ihre „friedliche Mission" etwas zu Gute thun. Ist der Mahdist hauptsächlich Krieger, so sind die Drehderwische die Vertreter einer mehr mystisch-speculativen Richtung. Ihr Stifter, Mewlana Dschelâl eddin Rumi (geb. 30. September 1207 zu Balch, gest. 17. December 1273 zu Ikonia), der bedeutendste mystische Schriftsteller des Orients, fügte dem Mohammedanismus eine bis dahin nicht geübte Form der Gottesverehrung bei, indem er seine Jünger zu symbolischen Tänzen anzuleiten begann, bei welchen harmonisch kreisende Körperbewegungen den zum „Schauen Allah's" erforderlichen Zustand der Ekstase hervorrufen sollten. Neu war ja das Urprincip dieser etwas sonderbaren Andachtsübung gerade nicht, denn mehr oder minder lebhafte Tänze sind schon seit den ältesten Zeiten den meisten Religionen und Culten eigenthümlich. Oder tanzte nicht etwa der König David selbst vor der Arche Jehovah's? Spielten und tanzten nicht die Hebräer im Reigen um das goldene Kalb in der Wüste? Hüpften nicht die Baals-Pfaffen um ihren Altar auf dem Karmel? Es tanzen die islamitischen, ja selbst orientalisch-christlichen Frauen und Mädchen bei verschiedenen religiösen Feierlichkeiten, die Quäker und Shakers nebst den Mormonen Nordamerikas lassen ihre Walzer und Polka zugleich für gottesdienstliche Uebungen gelten, am letzten Tage des Laubhüttenfestes tanzen die Juden Palästinas heute noch, wie vordem in den Synagogen Siciliens, und wer hätte nie von den durch die Straßen Roms und des alten Heliopolis tanzenden Gallen, den verschnittenen Priestern der Göttin Kybele vernommen, oder wer wüßte nicht, daß im katholischen Dome zu Sevilla in Spanien die Chorknaben nach uraltem Brauche und in altspanischer Tracht religiöse Tänze vor dem Altare aufführen? Diese meist sehr hübschen Jungen kommen ihrer Aufgabe mit einer staunenswerthen Ruhe und Pünktlichkeit nach, indem sie eine Art von Kette bilden und dabei dann, langsam, gemessen und Loblieder singend, im Tacte ihre Plätze wechseln. Ueberhaupt wird uns Niemand des Irrthums zeihen, wenn wir die sowohl im katholischen Ritus, wie auch bei anderen Religionsgesellschaften üblichen, mit dem Texte und der Sangweise der Chorgebete übereinstimmenden Körperhaltungen, Kniebeugungen, Prosternationen und Erhebungen in dieselbe Kategorie verweisen. Einer Schilderung des rhythmischen Drehens der Mewlewis, auch „tanzende Derwische" geheißen, oder einer ausführlichen Beschreibung einer Vorstellung der Abscheu und Mitleid erweckenden Ruhanis, die man wohl auch die „heulenden Derwische" nennt, glaube ich mich um so eher enthalten zu können, als bereits Berufene und Unberufene dies gethan haben. Denn jedem Orientreisenden und auch nur simplen Touristen steht die Thüre zu den Tekkés oder Klöstern beider Genossenschaften offen, sowohl zu Kairo als zu Skutari, in Stambul und Pera sowohl als zu Damaskus und Bagdad und Teheran; ein Jeder — der abendländische Giaur nicht ausgenommen — kann sich an den „Zikrs" oder Andachtsübungen der Derwische „erbauen", oder auch nicht; denn der Geschmack ist verschieden. Ich für meine Person, der ich mich s. Z. vielen Derwischen in und außer ihren Klöstern, während ihrer Functionen und im täglichen Verkehr zu nähern vielfach Gelegenheit hatte, habe meine Gründe zu der Behauptung, daß es im Interesse des Islams selbst, im Interesse der Menschenwürde, der Moral und des Volkswohles gelegen wäre, hier ganz energisch tabula rasa zu machen und zu einer, selbst von vielen Mohammedanern herbeigewünschten „Ordens-Aufhebung" im Namen Allah's und seines Propheten zu schreiten. Andersen hat Recht, wenn er schreibt: „Es war schrecklich anzusehen, greulich! Ich glaubte bei dem Anblicke der »Heuler« in einem Irrenhause unter **Tollen** zu sein!" Ueber die Drehderwische aber äußert derselbe Dichter sich also: „Es war nicht zum Aushalten! Immer noch schneller wirbelten sie herum, immer wilder! Eine ganze Stunde dauerte der Tanz, er hatte nichts Greuliches, er könnte fast graziös genannt werden; nur mußte man vergessen, daß es Menschen waren, und sie nur als Puppen und Maschinen betrachten. Das Ganze trug den Charakter eines **stillen Wahnsinnes**, der mehr rührend als erschütternd war; erbaulich konnte die ganze Handlung kaum genannt werden." Major Himmel aber sagt von den „Heulern" in Alt-Kairo: „Ergriffen — beinahe geängstigt von dem an diabolische Einflüsse mahnenden Schauspiele verließen wir die merkwürdige, unheimliche Cultusstätte." Dagegen meint er an einer andern Stelle etwas pathetisch: „Religiöse Ceremonien müssen aber auch immer nach ihrem geistigen Gehalte geprüft und beurtheilt werden .... darum könnte ich auch die armen Fakire nicht belachen, die auf Malabar Hill bei Bombay an der Erfüllung oft höchst wunderlicher Gelübde sich abmühen. Die Entsagung, die sie üben, und die selbst auferlegten Qualen, die sie Gott lobend tragen, sind ja ein Beweis eines Erlösungsdranges, dessen Form vielleicht (?) zu beklagen ist, dessen Vorhandensein und Bethätigung aber auch den in der Form Irrenden mit einer gewissen Ehrwürdigkeit (?) umkleiden." Diese Anschauungen theile ich durchaus nicht. Denn daß das Hauptziel der Derwisch-Tänze das sein soll, das allweise ewige Walten des allmächtigen Schöpfers und Lenkers aller Geschicke darzustellen; daß ferner die „Heuler" ihre Gebetsform auf die Annahme basiren, die stets laute Wiederholung des Allah-Namens, bei gleichzeitiger Concentrirung aller Sinne auf die unendliche Heiligkeit Gottes, sei das beste Gebet, indem dessen eifrige Uebung den Geist allem Irdischen entrückt und ihn schon hienieden die Seligkeit des Huri-Paradieses fühlen läßt — das liest man wohl in manchem Buche und viele Orientreisenden mögen ja auch dieser Meinung sein, aber der Wahrheit entsprechend sind solche Thesen und schöngeistige Auslegungen nur theilweise, denn wie alle Dinge, so haben auch die „Heiligen des Islams" ihre zwei Seiten. Die „Dreher" tanzen nicht immer, die „Heuler" brüllen und rufen nicht immer, die tollen Rifawi verzehren nicht stündlich Hühner und Zicklein, ungesotten und ungebraten, mit Federn und Haaren: was aber treiben sie, wo aber bleiben sie von einem „Gottesdienste" bis zum andern? Davon erzählen oder wissen die Wenigsten etwas, die über Der-

wische, Fakire und sonstige islamitische „Santons“ schreiben zu können glaubten; und doch lernen wir erst die „Heiligkeit“ dieser „Ordensbrüder“ hinter den Coulissen kennen, wenn die „Vorstellungen oder Zikrs“ beendet sind, wenn die „Drehwuth“, die „Heulmanie“, die quasi „Anthropophagie“, die „himmlischen Ekstasen und Verzückungen“ ein Ende erreicht haben, wenn die Raserei vorüber und der Derwisch in sein Ich zurückgekehrt d. h. wieder Mensch geworden ist, soweit dies bei ihm der Fall sein kann. In seinem Privatleben, in seinem täglichen Wandel muß man den Derwisch der einzelnen Bruderschaften kennen und beobachten, um den Sinn und den Werth seiner „geistlichen Functionen“, Drehen, Heulen oder was sonst sonst immer, verstehen und schätzen zu können. Denn ich begegne Dem mit skeptischem Lächeln, der mir beweisen will, daß ein Mann, sei er jung oder alt, verheirathet oder ledig, verstümmelt oder gesund, arm oder wohlhabend, der sechs Tage lang alles Andere treibt, als Gott in Wort und That zu dienen, am siebenten Tage „vom heiligen Geiste trunken“ werde, wenn er sich um sich selbst dreht und windet oder seine Zauberformel Ja-Hu bis zum Heiserwerden brüllt und sich dabei den nackten Schädel an der Mauer seines Tekké wund stößt. Ich kenne Mitglieder des Mewlewi-Ordens, die man wirklich zu den mystisch-theosophischen Theologen des Islams rechnen kann, die trotz ihrer periodischen „Drehwuth“ sehr vernünftige, ungemein praktische, ihren eigenen Vortheil nie aus den Augen verlierende Männer sind, die in mancherlei Hinsicht Achtung verdienen; allein was ist das unter so vielen Andern, die — in's Irrenhaus?, nein, in's Zuchthaus gehören? Ich weiß von Derwischen — und zwar nicht etwa durch Hörensagen, sondern durch eigenen Augenschein —, die man betrunken, und zwar von Schnaps und Wein betrunken, gefunden hat, ich weiß von Derwischen, die sich den Priapus zum Patron und Origenes zum Vorbilde wählen; welche „Hoflieferanten“ von schönen Mädchen und jungen Eunuchen sind; ich kenne Derwische, die da meinen, daß ihnen, den „Reinen“, Alles, auch das Gräßlichste, rein sei; Derwische, welche die alten heidnischen Baalspfaffen und Kybelepriester, die Hierodulen und die Diener der Dea Siria in Jeropolis in jeder Hinsicht und in jedem Fache überflügeln. Ich kann also nicht als Lobredner des Derwisch-Ordens auftreten oder gar einen Vergleich der Derwisch-Genossenschaften mit den alten oder auch neueren christlichen Mönchsorden zugeben; in fast jeder Beziehung ergiebt sich hier ein vollkommener Gegensatz. Gehorsam, wirklicher Gehorsam, ist bei Menschen, die Allah zu jeder Stunde begeistern kann, unmöglich, unannehmbar; Cölibat, Keuschheit oder auch Monogamie, ja nicht einmal die Haremseinrichtung des Morgenlandes wird von den Hauptvertretern dieser „Heiligen“ ge- und beachtet; habgieriger, diebischer, lüsterner, unersättlicher ist Niemand als solch ein halbverrückter Fakir oder wandernder Derwisch, dessen lächerlicher Stolz, alberne Aufgeblasenheit und Unsauberkeit, dessen ostentativ zur Schau getragenes Bewußtsein seiner Gottgefälligkeit und Heiligkeit Mitleid, wenn nicht Ekel erregend ist. Ich will übrigens gern constatiren, daß man einzelne solcher „Heiligen“ antrifft, die einen Lebenswandel führen, nicht besser und nicht schlechter, als jeder sonstige honette Mohammedaner, auch daß sich unter ihnen — besonders unter den Mewlewis in Konstantinopel — stutzerhafte Jünglinge und geckenhafte Männer befinden, die ganz gut auf die Boulevards von Paris paßten. Aber wie ein Christ, welcher Confession auch immer, bei aller Duldsamkeit gegen Andersgläubige einen solchen „Gottesdienst“ „erbaulich, gottwohlgefällig“ finden und als „harmonisch“ rühmen könne: das begreife ich nicht.

Bücherbesprechungen.

— **Die Menschensatzungen in der katholischen Kirche.** Zusammengestellt und erläutert von Dr. Friedrich Schröder, evang. Pfarrer. Gotha, Fr. A. Perthes 1896. 95 S. ℳ 1,40. — Der sich in neuester Zeit wieder mehr und mehr steigenden Anmaßung der katholischen Kirche und ihren maßlosen weltlichen und geistlichen Machtansprüchen tritt in obiger Schrift der Verfasser mit dem klaren Nachweis entgegen, daß die gesammte katholische Kirchenlehre in all ihren für sie charakteristischen Hauptpunkten mit der Bibel und dem ursprünglichen Christenthum in offenbarstem Widerspruch steht und lediglich auf willkürlichen Menschensatzungen beruht. Dieser Nachweis wird in volksthümlicher, überzeugender und anschaulicher Weise erbracht, wenn auch die Behandlung der einzelnen Lehrstücke eine ungleichmäßige ist und hie und da die rechte Knappheit und Klarheit vermissen läßt. Trotzdem ist die kleine Schrift ebensowohl geeignet, manchem Katholiken die Augen zu öffnen und ihm aus Bibel, Geschichte und Vernunft die Unhaltbarkeit der römischen Kirchenlehre zu zeigen, wie uns evangelische Christen in der Freude an unserem Glauben zu befestigen. Täuschen wir uns in der Annahme, daß der Verfasser selbst früher katholischer Priester war und nun seine gründliche Kenntniß römischer Lehre und Sitte in den Dienst der Bekämpfung derselben stellt, aber von durchaus positiv-evangelischem Standpunkt aus? A. Sch.

— **Wilhelm Ostwald, Die Ueberwindung des wissenschaftlichen Materialismus.** Vortrag, gehalten in der dritten allgemeinen Sitzung der Versammlung der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte zu Lübeck am 20. September 1895. Leipzig, Veit & Co. 1895. 36 S. 1 ℳ — An dem Vortrag, der so viel berechtigtes Aufsehen erregt hat, ist als Erstes der Titel auffällig. Wer da meint, es handle sich um Materialismus im gewöhnlichen Sinne und um eine Bekämpfung durch ein transcendentales Princip, wird sehr enttäuscht sein. Gerade im Gegentheil wird die philosophische Grundlage aller Naturwissenschaft, welche nichts gelten läßt, als was uns durch die Sinneswahrnehmungen übermittelt wird, bis zur äußersten Consequenz durchgeführt, so zwar, daß jede Hilfshypothese, d. h. in erster Linie die Annahme der Materie, zurückgewiesen wird. Wir empfinden aber weiter nichts, als Energieunterschiede zwischen uns und der Umgebung. Bei ewig gleicher Temperatur unserer Umgebung, im weitesten Sinne genommen, würden wir nicht zu dem Begriff der Wärme gekommen sein, wenn nie ein anderer Druck auf unsere Haut gewirkt hätte, als eine Atmosphäre, die einer Quecksilbersäule von 760 mm Höhe entspricht, die Vorstellung vom Druck wäre unbekannt. Wo keine Differenzen, da keine Wahrnehmung und kein Begriff. Seit R. Meyer aber das Aequivalenzgesetz aufgestellt hatte, ist die Forschung immer mehr dazu übergegangen, die äquivalente Umwandelbarkeit nicht nur der Wärme, sondern der verschiedenen Energien in einander zu untersuchen und zu erweisen. Hierin liegt die wahre exacte Grundlage der modernen Naturwissenschaft, es ist die Energetik. Die Consequenz, welche Ostwald zieht, ist nur die, daß er weiter nichts gelten läßt, als eben diese Energetik, daß er das Substrat, weil wir von ihm nichts weiter wissen können, völlig bei Seite läßt. Somit kämpft er vor Allem gegen die jetzige Grundlage der gesammten Naturwissenschaft, gegen die Atomistik, gegen die Anschauung, welche die verschiedenen Energien uns mechanisch als verschiedene Bewegungsformen der Atome und Moleküle erklärt. In mehrfacher Hinsicht leuchtet wohl schon jetzt der hohe Vorzug der Energetik ohne Weiteres ein, sie giebt die bisher vergeblich gesuchte Handhabe, um das Dubois-Reymond'sche Ignorabimus und Dubitemus erfolgreich zurückzuweisen, sie macht die den Widerspruch des Denkens immer wieder herausfordernde Annahme des Weltäthers überflüssig. Andererseits fällt es schwer, den Stoffbegriff, sagen wir eine Combination verschiedener Energien in einem bestimmten Raum, aufzugeben. Wenn sich alle Energien in einander überführen lassen, so kann man doch kaum ein Kubikcentimeter Zinn blos unter der Form der Wärme oder der Elektricität gelten lassen, und ein Kubikcentimeter Eisen als ein anderes Quantum derselben Energie, sondern das eine erzeugt den verschiedenen von Außen wirkenden Energien gegenüber andere Aenderungen als das andere, und das ergiebt eben wohl den Begriff der verschiedenen Substanzen. Wie aber erst, wenn man sich auf die ausführliche Atomistik einläßt und bedenkt, wie unsere Vorstellungen im Einzelnen damit verquickt sind, von den besten Stützen dieser Lehre, wie der Isomerie, ganz abgesehen! So sehr wir es immer betonen, daß das Atom weiter nichts ist, als eine Annahme, von der wir in Wahrheit nichts wissen können, so schwierig erscheint es, von dieser Annahme jemals loszukommen. Es ist wohl möglich und wahrscheinlich, daß diese flüchtigen Einwürfe des Referenten auf mißverständlicher Auffassung der Ostwald'schen Darlegungen beruhen, das aber dürfte sich vielleicht daraus ergeben, daß das an und für sich so klare Princip der Energetik als einzige Basis der Naturwissenschaft noch viel Widerstand zu bewältigen haben wird, um die Atomistik zu verdrängen. Srth.

— **Katechismus der Psychologie von Friedrich Kirchner.** Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber. 1896. — Zu einer populären Orientirung über das wissenschaftliche Gebiet der Psychologie kann

dieser Grundriß mit Recht empfohlen werden. Derselbe ist reichhaltig und hält sich frei von allen einseitigen Besonderheiten der Auffassung, womit allerdings der Verzicht auf jede eigene und selbständige Originalität des Denkens verbunden ist. C. H.

— C. Peters, Das Goldene Ophir Salomo's. Eine Studie zur Geschichte der Phönikischen Weltpolitik. München und Leipzig 1895. Verlag von R. Oldenbourg. 1,50 ℳ. — Der bekannte Afrikareisende Dr. Carl Peters hat die Muße, die ihm ein längerer Aufenthalt im Nordseebade Scheveningen im Herbste d. J. gewährte, dazu benutzt, eine kleine Schrift über eins der meist behandelten Probleme der menschlichen Geschichte zu verfassen. Sie führt uns zurück in die Urzeit menschlicher Cultur und hin an die Gestade des Indischen Oceans. Die Frage, wo das Salomonische Ophir, jenes in der Bibel mehrfach genannte Land, das dem König Salomo seine Goldschätze lieferte, zu suchen sei, hat zu allen Zeiten die Geister beschäftigt, ohne daß es bisher gelungen wäre, eine einwandfreie Lösung zu geben. Auf die Bedeutung dieser Frage hat kaum einer besser hingewiesen als K. Ritter, der da in seiner Erdkunde (XIV, S. 348, 349) meint, daß die Lösung dieser Frage ein helles Licht auf die politischen und mercantilen Wechselbeziehungen der Völker am Mittelmeer und am Indischen Ocean — an der Schwelle der eigentlichen Weltgeschichte — werfen würde. Ganz sachgemäß wendet Peters ein, daß, wenn das Ophir uns auch sagenhaft geworden ist, noch lange nicht die Nothwendigkeit gegeben scheint, es bei den Alten in nebelhafte Ferne zu legen, während doch gerade aus der unbestimmten Art der Erwähnung hervorgeht, daß es im vollen klaren Gesichtskreise der damaligen semitischen Welt gelegen haben muß. Peters' Studie hat darin einen großen Werth, daß sie die verschiedenen Theorien über die einstige Lage Ophirs knapp und treffend zusammenfaßt. Den meisten Anklang hat die indische Theorie. Die wissenschaftliche Begründung der Hypothese, daß Ophir in Ostindien zu suchen ist, haben K. Ritter und Lassen gegeben. (Nebenbei sei bemerkt, daß zwei Berge in Indien wegen ihres — allerdings geringen — Goldreichthums den Namen Ophir führen; sie wurden von den Portugiesen so benannt, der eine auf Malakka [mit einheim. Namen Gunung Lidang], der andere auf Sumatra [Gunung Passamann]; das hat Peters nicht erwähnt.) Die indische Hypothese ist bis zum heutigen Tage auch noch gegenüber den jüngsten Entdeckungen in Südostafrika, wie sie die Forschungen Bent's ergeben haben, die sehr reale zweite Möglichkeit neben der ostafrikanischen. Peters tritt für diese energisch ein, nach der Ophir hinter Sofala in das Sambesigebiet verlegt wird. Hier finden sich Ruinen, die der Deutsche K. Mauch entdeckte und die er bis auf die Salomonische Zeit zurückführte. Daraus gewinnt Peters den urkundlichen Beweis einer uralten intensiven Goldproduction. Der Kernpunkt aber seiner Darstellung ist der Nachweis, daß das Wort „Ophir" die Stammwurzel für das lateinische „Afrika" ist, daß infolge dessen das Ophir des Alten Testaments mit unserem Wort Afrika zu übersetzen ist. Sofala ist der Ausfuhrplatz für ein uraltes Goldland κατ' ἐξοχήν, das bis auf die Gegenwart zu den großen Gold producirenden Ländern unserer Erde gehört. Die Ophirunternehmung ist durchaus nicht als eine einzige Expedition zu denken, sondern als eine andauernde, auf stetige Goldgewinnung gerichtete Thätigkeit der jüdischen Politik in Afrika. Wir können uns nicht versagen, noch kurz zu erwähnen, daß das sagenhafte Ophir in den Gebieten gelegen haben muß, die heute Eigenthum der britisch-südafrikanischen Gesellschaft sind, die aber noch vor reichlich 10 Jahren herrenlos waren und die Peters im Winter 1883/84 der deutschen Regierung zur Besitzergreifung vorgeschlagen hat, leider erfolglos, da man an leitender Stelle Interessenverwickelungen mit England befürchtete. — So bietet die Studie von Dr. Carl Peters in mannigfacher Beziehung des Interessanten genug und kann allen Freunden geographisch-historischer Lectüre angelegentlichst empfohlen werden. El.

— Meyer's Conversations-Lexikon. Ein Nachschlagebuch des allgemeinen Wissens. Fünfte, gänzlich neubearbeitete Auflage. Mit ungefähr 10000 Abbildungen im Text und auf 1000 Bildertafeln, Karten und Plänen. 10. Band. Kaustik bis Langenau. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts. — Meyer's Conversations-Lexikon in dieser neuesten Auflage darf als eine Zierde der gesammten encyklopädischen Literatur bezeichnet werden und braucht den Vergleich mit keinem ähnlichen Werke Deutschlands, ja der ganzen Welt zu scheuen, wie auch der soeben erschienene 10. Band dieses großen Nationalwerkes beweist. Dieser Band zeichnet sich vor Allem wieder durch seinen reichen Illustrationsschmuck aus. Außer mehr als 150 Abbildungen im Text enthält er wiederum eine stattliche Anzahl Illustrationsbeilagen in sauberer, tadelloser Ausführung, so eine Karte des Kieler Hafens, eine Uebersichtskarte der Colonien der europäischen Staaten nebst Specialkarten der deutschen Colonien, eine Karte von Krain und Istrien, eine krankheitsstatistische sehr übersichtliche Karte, die Verbreitung der hauptsächlichsten Krankheiten in Deutschland, der Diphtherie, des Unterleibstyphus, der Lungenschwindsucht und des Wechselfiebers in Deutschland darstellend, criminalstatistische Karten von Deutschland, Frankreich und Italien, eine Karte der Leuchtfeuer an Deutschlands Meeresküsten, ferner Stadtpläne von Köln, Königsberg, Kopenhagen, Konstantinopel, eine interessante Tafel Landkartendarstellung, 3 Tafeln Krankenhäuser, 2 Tafeln Klettervögel, 3 Tafeln Coniferen, je 2 Tafeln Krebsthiere, Krokodile, Krane, Kreideformation, Kriegssanitätswesen, Lampen und Kölner Dom, eine Tafel Landsknechte u. A. m., vor Allem aber auch wieder eine Anzahl künstlerisch ausgeführter vorzüglicher Chromotafeln, wie: Keramik, Kirschen, Kolibris und lebende Riffkorallen und 3 Tafeln Kostüme der Hauptculturvölker von den ältesten Zeiten bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts; diese drei Doppeltafeln sind nicht nur culturhistorisch von großem Werth, sondern jede für sich ist auch ein kleines Kunstwerk, das nicht nur das Auge des Laien, sondern auch künstlerisch geschulter Leser erfreut. Auch in textlicher Hinsicht ist dieser Band gleich allen früheren alles Lobes werth. Die Redaction hat ersichtlich die größte Sorgfalt auf die Umarbeitung der einzelnen Artikel, deren Ergänzung und Vervollständigung unter Weglassung von Ueberflüssigem und Veraltetem gelegt, unterstützt von einer ganzen Reihe der hervorragendsten Fachgelehrten, sodaß schon große Sachkenntniß dazu gehört, wirklich einmal einen Irrthum oder auch nur eine Ungenauigkeit in diesem doch 1058 doppelspaltige Seiten umfassenden Bande zu entdecken, was auch uns trotz sorgfältigster Nachprüfung in den verschiedensten Artikeln nur an ein paar Stellen gelungen ist. So ist es ein Irrthum, wenn Seite 23 gesagt wird, von Robert Keil allein seien „Die deutschen Studentenlieder des 17. und 18. Jahrhunderts" veröffentlicht worden, auch diese hat Robert Keil vielmehr gemeinsam mit seinem Bruder Richard veröffentlicht, ebenso wie ein vom Verfasser des betreffenden Artikels vergessenes wichtiges größeres Werk, die „Deutschen Stammbücher des 16.—19. Jahrhunderts" (1893), an dem Richard Keil gleichfalls redlich noch mitgearbeitet hat. Mehr als einen Irrthum aber enthält der Artikel „Heinrich v. Kleist", von verschiedenen Ungenauigkeiten oder unberechtigt bestimmten Zeitangaben ganz abgesehen. Weshalb bei einem Dichter von Kleist's Bedeutung nur der Rufname und nicht auch die beiden andern Vornamen (Bernd Wilhelm) angeführt sind, ist nicht ganz klar, zumal das System, nur den Rufnamen anzuführen, auch sonst nicht streng durchgeführt ist. Doch wollen wir darauf weiter kein großes Gewicht legen. Falsch aber ist die Behauptung, Kleist sei im März 1803 nach Dresden gegangen; das geschah vielmehr erst im Juni, während der Dichter vom März bis dahin in Leipzig sich aufhielt. Ein unbegreiflicher Irrthum ferner ist es, wenn gesagt wird, Kleist habe sich von Königsberg erst im Herbst 1807 nach Berlin gewagt, wo ihn dann die Franzosen gefangen nahmen; das geschah vielmehr bereits Ende Januar 1807, und Anfangs August war der Dichter glücklich bereits aus Frankreich mit der fast fertigen „Penthesilea" nach Berlin zurückgekehrt. Geradezu aber auf den Kopf gestellt werden die Thatsachen, wenn ferner, um nur das Eine noch hervorzuheben, gesagt wird, Kleist sei im Herbst 1809 aussichts- und hoffnungslos wieder nach Berlin zurückgekehrt und habe dann (in Berlin) in düsterer Melancholie den „Prinzen von Homburg" geschrieben. Das gerade Gegentheil ist der Fall. Kleist traf erst Anfangs März 1810 mit dem fertigen „Prinzen von Homburg" in hoffnungsfreudigster Stimmung in Berlin ein und ward erst durch den Tod seiner Gönnerin, der Königin Luise (19. Juli 1810), aus allen seinen Himmeln gestürzt. Doch genug hiervon! Jedenfalls geht schon aus dem hier Angeführten hervor, daß diese Biographie gar wohl noch eine weitere Bearbeitung von kundiger Hand vertragen kann. Im Uebrigen aber haben wir nirgends, wo wir auch nachgeschlagen haben, derartige Irrthümer entdeckt und können der Sorgfalt der Redaction und ihrer übrigen Mitarbeiter das beste Zeugniß ausstellen und das Meyer'sche Conversations-Lexikon aus Ueberzeugung als ein hochverdienstliches Unternehmen auch aus Anlaß des bevorstehenden Weihnachtsfestes angelegentlich empfehlen. K. S—n.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 146. Sonnabend, den 7. December. 1895.

Aus Polens letzten Tagen.

Von Bruno Judeich-Dresden.

Ein Jahrhundert ist vorübergerollt, seitdem am 25. November 1795 August Poniatowski, mit seinem Herrschernamen Stanislaus II., der letzte König Polens, infolge der am 24. October desselben Jahres durch die Mächte Preußen, Oesterreich und Rußland vollzogenen dritten Theilung dieses Landes, seine Krone niederlegte, wodurch der nationalen Selbständigkeit dieses alten slavischen Staatswesens, das einst unter Kasimir IV. (1466), auf dem Gipfel seiner Macht, in Mitteleuropa einen Flächenraum von 21 300 Quadratmeilen mit 35 Millionen Einwohnern einnahm, abgesehen von dem theilweisen kurzen staatlichen Wiederaufleben im Jahre 1806, für immer ein Ende bereitet wurde. Die polnischen Blätter sind bei der Wiederkehr des 24. Octobers in diesem Jahre mit einem Trauerrande erschienen, und durch die Erörterungen derselben zog sich wie ein rother Faden die Hoffnung auf die Wiederherstellung des alten slavischen Staatswesens, verbunden mit dem Hasse gegen die „Räuber Polens". Davon, was deutscher Fleiß und deutsche Cultur seit dem Jahre 1795 speciell in Deutsch-Polen geschaffen, ist natürlich in keinem dieser Chauvinistenblätter die Rede gewesen. Mit dem deutschen ist hier auch der früher in sklavischer Unterwürfigkeit verdummte polnische Bauernstand erstarkt, das deutsche Bürgerthum in den Städten hat überhaupt erst einen polnischen Mittelstand geschaffen und durch die Concurrenz der deutschen Wirthschaftlichkeit wurde der leichtsinnige polnische Adel zu einer betriebsamen Verwaltung seiner Güter gezwungen. Daß in einem so wirthschaftlich erstarkenden Volksstamme sich im Zeitalter des Nationalitätsprincips das Gefühl des nationalen Ursprungs heben mußte, ist erklärlich, aber man sollte unter den polnischen Hetzern doch stets bedenken, daß auch diese Erstarkung der eigenen Zusammengehörigkeit lediglich auf die kräftige Einwirkung des Germanenthums zurückzuführen ist, welche der unheilbaren Versumpfung des polnischen Volkes ein kräftiges Halt geboten. Das polnische Volk hatte vor hundert Jahren abgewirthschaftet, und daß ein Zusammenbruch des in seinem Kerne verfaulten Staatswesens erfolgen mußte, darüber sprechen sich die Zeugnisse aller Derer, die damals lebten, zu deutlich aus, als daß man noch von einem Gewaltstreiche der betheiligten Mächte bei der letzten Theilung Polens sprechen könnte.

In der Nummer vom 19. October der „Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung" wurde bekanntlich ein Besuch der geistreichen kurländischen Freifrau Elisa v. d. Recke, der Beschützerin des deutschen Dichters Tiedge, am Hof Katharina's II. geschildert, welcher kurz nach der letzten Theilung Polens im Jahre 1795 zu St. Petersburg erfolgte. Durch ihre Schwester, die in diesem Artikel ebenfalls erwähnte letzte Herzogin Dorothea von Kurland, ist nun Elisa v. d. Recke mit den Wirren der letzten Tage Polens in engste Berührung gekommen, und ihr scharfes Urtheil, welches den unausbleiblichen Zusammenbruch des polnischen Staatswesens schon lange vorausahnte, verdient gewiß auch heute noch als eine literarhistorisch bedeutsame Säcularerinnerung wissenschaftliche Beachtung. Elisa's Schwester, die reizende Dorothea — übrigens eine Pathin unseres Theodor Körner, dessen Rufnamen „Karl" der von ihm hochverehrten Frau zu Liebe mit „Theodor" vertauscht wurde — hatte im Jahre 1786 dem Herzoge Peter von Kurland die Hand zum ehelichen Bunde gereicht. Die Heirath war bei gegenseitiger Neigung doch auch aus politischen Gründen geschlossen worden. Der kurländische Adel neigte nämlich zum größten Theile schon lange zu einer Vereinigung mit dem mächtigen Rußland und hatte bereits dem Vater Peter's, dem bekannten und wenig beliebten Herzog Biron, die größten Schwierigkeiten bereitet. Hiergegen sollte die Verbindung Peter's, der auf diese Weise für seine und seines Landes Selbständigkeit kämpfte, mit Dorothea, der Tochter des alteingesessenen, hochangesehenen Hauses der Grafen von Medem, ein gewisses Gegengewicht schaffen. Die im Jahre 1787 erfolgte Geburt eines Erbprinzen schien diese Hoffnungen auch zu rechtfertigen. Leider starb aber dieses inmitten der hadernden Parteien wie ein Friedensengel begrüßte Kind bereits im Jahre 1790. Infolge dessen gestaltete sich das Verhältniß des Herzogs zum Adel und auf der andern Seite das Zerwürfniß des letzteren mit dem Bürgerstande immer schwieriger und die drohende „Hilfe" Rußlands immer unabwendbarer. Es stellte sich schließlich als unerläßlich heraus, daß ein neues Rad in die stockende Maschine eingreife. Dieses konnte nur allein durch Polen geschehen, dem über Kurland die Lehensherrlichkeit zustand. Es ist bezeichnend für die Hintertreppenpolitik der damaligen Zeit (von welcher selbst ein Stöcker unsrer Tage lernen könnte), daß sich Herzog Peter in dieser Bedrängniß an seine schöne Gattin wandte, welche damals — es war im Frühjahre 1790 — mit Elisa zur Kur in Karlsbad weilte. Der kurische Adel hatte, um die Position Peter's noch mehr zu erschüttern, auch nach Warschau sehr gewandte Unterhändler, unter Andern einen Hrn. v. Howen abgesandt, und gegen diesen gedachte der Herzog in ganz kluger Berechnung die Schönheit und die weibliche List seiner Gemahlin auszuspielen. Dorothea, für die Wünsche ihres Gemahls stets aufmerksam, zögerte keinen Augenblick, der an sie ergangenen Aufforderung Folge zu leisten, und erbat sich zu ihrer gewiß mit großen Schwierigkeiten verknüpften Reise die Begleitung ihrer klugen Schwester. Da letztere vor ihrem Eintreffen in Warschau noch eine Pyrmonter Nachkur gebrauchen sollte, so wählten die beiden Schwestern — das sei hier noch nebenbei mit eingeflochten — in dem Wunsche übereinstimmend, so viel wie möglich mit allen Berühmtheiten der Kunst, Literatur und Wissenschaft bekannt zu werden, ihren Weg über Weimar, das damals von dem Glanze Goethe's, Herder's und Wieland's strahlte. Elisa traf hier bereits auf Bekannte, während für Dorothea der classische Schauplatz ein neuer war. Der damals im blühenden Mannesalter stehende Goethe, so empfänglich für die Anmuth und die Schönheit der Frauen, ließ seine prächtigen braunen Augen mit Wohlgefallen auf den feinen und geistvollen Zügen der kurischen Herzogin ruhen. So hell und nachhaltig aber die Eindrücke waren, welche die kurischen Schwestern aus dem geistig belebten Ilm-Athen mit sich nahmen, ebenso düster waren ihre Erfahrungen in Warschau, der Hauptstadt Polens, wohin sich Beide nun, gehorsam den Wünschen des Herzogs von Kurland, nach einem kurzen Verweilen in Pyrmont über Breslau begaben. Dem scharfen Auge Elisa's besonders entging es gleich bei ihrem ersten dortigen Aufenthalte nicht — es folgten später, wie weiter unten ausgeführt, noch zwei weitere Reisen der kurischen Schwestern nach Warschau —, daß sie inmitten eines dem staatlichen Untergange geweihten Volkes weilten. Wohl wurden die beiden Gesandtinnen des Herzogs von Kurland mit der größten Auszeichnung von der königlichen Familie und den Häuptern des polnischen Adels empfangen, wohl sagte der kunstsinnige König Stanislaus der Freifrau v. d. Recke manche feine Schmeichelei über ihr schriftstellerisches Wirken, aber das weiche Herz derselben litt, wenn sie mit ihrer Schwester durch die Straßen Warschaus fuhr und Schaaren hohläugiger Bettler bemerkte, die sich mit Heißhunger über die aus den Küchen der Paläste auf das Pflaster oder

vielmehr in den Schlamm und Schmutz geworfenen Abfälle hermachten. Die Straßen der polnischen Hauptstadt boten eben den an Reinlichkeit gewöhnten Augen einen ebenso widerwärtigen Anblick dar, wie es jetzt noch die Städte der ebenfalls einer politischen Auflösung zueilenden Türkei thun. In einem langen Briefe an Nicolai in Berlin schrieb daher Elisa, daß dieser, wenn er Polen ebenso hätte kennen lernen, wie Italien, sicher der Herold des Ausrufes geworden wäre: „Der polnische Schmutz und die polnische Wirthschaft sind von der Erde zu vertilgen." Ueber den polnischen Adel urtheilt sie folgendermaßen: „Beide Geschlechter treiben nichts mit so vielem Eifer und Ernst, als das Vergnügen, die Wissenschaft der Genüsse und Verhandlungen der Politik; diese besonders führt das erste und letzte Wort in ihren Versammlungen. Uebrigens, was Geistesbildung betrifft, so hat französischer Geist den sarmatischen innig durchdrungen. Frankreich ist, nach dem Ausdrucke eines Freundes, bei den Polen wie ein Kupferstich im Nachdrucke zu haben." Daß Elisa bei ihrem sicheren Blicke sich durch die liebenswürdige Außenseite des letzten polnischen Königs nicht bestechen ließ, sondern deutlich erkannte, daß demselben die Thatkraft fehlte, leuchtet aus ihrer im Ganzen sehr richtigen Charakteristik heraus. Vom polnischen Adel zum König übergehend, sagt sie nämlich unter Anderem: „Natürlich ist auch bei dem Könige, der einen bedeutenden Schatz von Kenntnissen seinen Reisen verdankt, die Grundlage der Bildung eine französische. Weil er viel weiß, so theilt er sich gern mit, und über Alles, was er vorträgt, versteht er eine so anziehende Anmuth zu verbreiten, daß man ihn gern hört, wo man auch nicht seiner Meinung sein kann. Wären Kenntnisse, Gewandtheit, ein Herz voll Wohlwollen und der beste Wille hinreichend, um ein weitläufiges und in mancherlei Beziehungen befangenes Reich vortrefflich zu regieren, über ein vernachlässigtes Land die Segnungen des Wohlstandes zu ergießen und einem Staate wie Polen den festen Grund der Selbständigkeit unterzulegen, so würde unzweifelhaft Stanislaus der rechte Mann für den polnischen Thron sein. Er hat sogar in den Widerwärtigkeiten des Kampfes mit dem herrschsüchtigen Adel eine Seelenstärke gezeigt, die fähig ist, der Rache zu entsagen — aber die Kraft, selbstthätig einzugreifen in das stockende Triebwerk der lahmen Maschine, scheint ihm gänzlich zu mangeln; und überdies wird ihm allgemein einige Schwäche für die Frauen Schuld gegeben."

Da es sich bei der Reise der Herzogin Dorothea nach Warschau hauptsächlich darum handelte, in der kurischen Angelegenheit für den Herzog Peter ein günstiges Votum des polnischen Reichstags gegen seinen Adel zu erlangen, so wohnten die beiden Schwestern natürlich auch des Oefteren den, man kann vom historischen Standpunkte wohl sagen „berüchtigten" gesetzgebenden Versammlungen der „königlichen Republik" bei. Als eine solche bezeichnete man schon damals spöttisch, und nicht mit Unrecht, das durch die ausschließlichen Privilegien des Adels in seiner Autokratie beinahe vollkommen geknebelte polnische Wahlkönigthum. Sobald die Starosten, Castellane und „Landboten", die adeligen Vertreter ihrer Bezirke, nicht allzu heftig gegen einander wütheten, konnte das prunkvolle Schauspiel dieses Reichstages seinen feierlichen Eindruck allerdings nicht verfehlen. Da saß der König auf erhabenem Throne, zu seiner Rechten und Linken befanden sich die geistlichen Würdenträger, die Erzbischöfe und Bischöfe, im höchsten Schmucke der römischen Kirche, und hinter ihnen in einem Halbkreise lehnten meist auf ihre Schwerter gestützt 560 Landboten in reicher malerischer Tracht. Wenn bei dem gesetzesfreudigen Sinne der Engländer das Scepter des Sprechers vollkommen ausreicht, um das Haus der Gemeinen in Ordnung zu halten — immerhin eine nicht ganz leichte Sache, da nach der sehr richtigen Bemerkung des Cardinals von Retz die individuell ruhigsten Menschen, wenn sie „in Haufen" zusammenkommen, eine unbesiegbare Neigung zum Schreien und Toben verrathen —, so mußten bei dem leidenschaftlichen Charakter der Polen andere Veranstaltungen getroffen werden, um irgendwie die Würde der Versammlung aufrecht zu erhalten. Marschälle mit langen silbernen Stäben in der Hand und mit feierlicher Würde in den Mienen durchschritten die Reihen der Landboten und suchten auf alle Weise zu verhindern, daß ein heftiges Wortgefecht nicht auch in einen Streit mit den Schwertern ausartete. Trotz dieses äußeren Glanzes konnte es einem unbefangnen Beobachter jedoch nicht entgehen, daß auch dieses stolze Adelsparlament die Keime des Verfalles in sich barg. Nächst allen Auswüchsen des Parlamentarismus, die wir zum größten Theile auch heute noch in den modernen Staaten beklagen, verhinderten vor Allem bekanntlich das sogenannte liberum veto, das Recht jedes einzelnen Landboten bei Staatssachen durch seinen Widerspruch den Reichstag einfach zu sprengen, und die Einspruchsbefugniß der Minorität, welche sich, wenn sie mit der Majorität über irgend eine Angelegenheit nicht einverstanden war, zu „Conföderationen" zusammenthun konnte, jede gedeihliche gesetzgeberische Thätigkeit dieser unbeholfenen Regierungsmaschine. Mit Recht faßt daher Frau v. d. Recke ihr Urtheil über den polnischen Reichstag in folgende Worte zusammen: „Was wir sahen, rundete sich ab zur Einheit, was wir hörten, entwickelte die Keime der Zwietracht. Meine Erwartungen von diesem Staat, meine Hoffnungen für ihn — welche Anstalten zu seiner Erhebung auch gemacht werden — schwinden immer mehr dahin."

Bei derartigen schwierigen staatlichen Verhältnissen war es nicht verwunderlich, daß der gewiß vorhandene gute Wille des galanten Königs Stanislaus, seinem getreuen Vasallen Peter, der in seinem Lande unter ähnlichen schwierigen Verhältnissen zu leiden hatte, wie sein Lehnsherr in Polen, schon um seiner liebenswürdigen Gesandtinnen willen zu helfen und seine Sache sofort vor das polnische Parlament zu bringen, nicht ausreichte. Sei es, daß die Unterhändler des kurländischen Adels dieses Mal geschickter waren, oder daß es dem polnischen Adel beliebte, sich augenblicklich über andere Dinge zu zanken: die kurische Angelegenheit erschien in diesem Jahre nicht auf der Tagesordnung des polnischen Parlamentes, und die beiden Schwestern nahmen als Frucht ihrer ersten mühevollen Warschauer Reise lediglich das königliche Versprechen mit sich, „daß der Herzog von Kurland gegen den ihm feindlichen Adel unterstützt werden sollte". Freilich waren, wenn man mit dem Reichstage zu rechnen hatte, in Polen „versprechen" und „halten" zwei verschiedene Dinge. Daher finden wir Dorothea und Elisa schon im nächsten Jahre, 1791, wiederum in der polnischen Hauptstadt, um den Intriguen des kurischen Adels entgegenzuwirken. Gerade der Frühling des genannten Jahres war freilich wohl am ungeeignetsten zur Förderung der Angelegenheiten des Herzogs Peter. Ganz Warschau schwamm zu dieser Zeit in einem wahren Freudentaumel, da man dem Lande, um den verwirrten Staatsverhältnissen etwas aufzuhelfen und dem erneut drohenden Eingriffe der Nachbarmächte vorzubeugen — die erste Theilung Polens war bekanntlich bereits im Jahre 1772 unter großen Gebietsverlusten für dasselbe erfolgt — soeben eine neue Constitution gegeben hatte. Der König eröffnete aus diesem Grunde der Herzogin Dorothea in vertraulichem Zwiegespräche, daß es sich für Polen jetzt um Sein oder Nichtsein handele und die kurische Sache vorläufig für längere Zeit zurückgelegt werden müsse.

Dieser Bescheid war sehr niederschmetternd; Elisa und Dorothea reisten sofort wieder ab, allerdings mit dem Beschlusse, noch im Winter desselben Jahres nach Warschau zurückzukehren, da sich bei der, wohl auch durch die Intriguen Rußlands, immer schwieriger gestaltenden Lage des Herzogs Peter der letzte schwache Hoffnungsschimmer für die Erhaltung seiner Krone an Polen knüpfte. Gerade dieser dritte und letzte Warschauer Aufenthalt der beiden Schwestern ist nun besonders reich an Einzelheiten, welche für die Geschichte der letzten Tage Polens bezeichnend sind. Nachdem die Gesandtinnen einige Wochen in Karlsbad und weiterhin auch am sächsischen und preußischen Hofe geweilt hatten, wo man sie — in Dresden sowohl als in Berlin — mit der größten Auszeichnung behandelte, trafen dieselben Anfang November wieder in der Hauptstadt Polens ein. Es wurde ihnen, wie früher, wiederum ein glänzender Empfang zu Theil, aber die staatlichen Verhältnisse waren trotz der neuen Constitution, wie auch Elisa im Gegensatze zu ihrer hoffnungsfreudigeren Schwester gefürchtet hatte, noch weniger Vertrauen erweckend, als bei ihrem Scheiden im Frühlinge. Die mit der freisinnigen Verfassung nicht zufriedene polnische Adelspartei hatte die Dazwischenkunft der russischen Kaiserin Katharina II. angerufen, welche natürlich, als zukünftige lachende Haupterbin der Macht und des Landes des Königs Stanislaus, ihren mächtigen Einfluß nicht gerade zu einer Consolidirung der Verhältnisse des Königreichs geltend machte. Die briefliche Bitte Dorothea's, die kurischen Angelegenheiten in Warschau zu unterstützen, hatte Katharina, wohl aus dem gleichen Grunde, in ebenso bestimmter als liebenswürdiger Weise abgelehnt. So sahen sich die beiden Frauen denn auf ihre eigenen Kräfte und die „goldenen" Hilfsmittel angewiesen, mit welchen Herzog Peter seine Gattin vorsichtiger Weise ausgerüstet hatte. Daß die letzteren bei den theilweise verarmten

polnischen Landboten keine zu unterschätzende Macht waren, ist ja genügend bekannt. Glänzende Feste, denen auch der König beiwohnte, vereinten während dieses Winters den polnischen Adel oft im Palaste der Herzogin von Kurland zu Warschau, und wie eine Huldgestalt schwebte Dorothea durch die fürstlich ausgestatteten Räume, mit einem verbindlichen Worte und einem bezaubernden Lächeln für Jeden auf den Lippen, während ihr Herz von Unruhe über die Angelegenheit ihres Gemahls zerrissen war. Aber Monat um Monat verging, und das am 3. Mai 1792 gefeierte Jahresfest der Einführung der Constitution trug noch außerdem dazu bei, daß die vergnügungssüchtigen polnischen Großen sich mehr mit prunkvollen Aeußerlichkeiten, als mit ernsten politischen Angelegenheiten beschäftigten. Nur eine Scene dieses Verfassungsfestes möge hier Platz finden, welche Brunier, der verdiente Biograph Elisa's v. d. Recke, mit großer Plastik geschildert hat und die mit dem packenden milieu eines untergehenden, ehemals ruhmgekrönten Staatswesens geradezu dramatisch wirkt: Es war — so ungefähr berichtet Brunier über diesen Tag —, als ob das staatliche Polen eine Ahnung davon habe, daß es als solches nicht mehr lange werde Festlichkeiten veranstalten können, und als ob es deshalb sie durch den höchsten Glanz der Erinnerung habe einprägen wollen. Dem feierlichen Gottesdienste, der um 9 Uhr Morgens begann, wohnten auch Dorothea und Elisa bei. Sie begaben sich zur Kirche in Wagen des königlichen Marstalls, umgeben von einem glänzenden kurischen Gefolge und von polnischen Hofbeamten, die zum Dienste der Herzogin befohlen waren. Als die kurischen Schwestern in der Kirche anlangten, fanden sie den König schon auf dem Throne sitzend und rings um ihn die Großen der Krone. Der geistliche Charakter der Kirche ward nicht strenge inne gehalten und daher hielten sowohl der König als auch verschiedene Mitglieder des Reichstages und die Geistlichkeit Reden, die auf die politische Bedeutung des Tages Bezug nahmen. Goldige Sonnenstrahlen drangen in das Innere der Kirche und glitzerten auf den prächtigen Gewändern, mit denen sich der König, die polnischen Großen und die Edelfrauen zu Ehren des Tages geschmückt hatten. Das Te Deum durchhallte die weiten Räume der Kirche und jedes nicht alltägliche Gemüth mußte sich feierlich gestimmt fühlen. Da aber war es, als ob die Natur, noch vor dem Rufe eines heldenmüthigen polnischen Streiters, ihr „Finis Poloniae“ in jener gewaltigen Sprache verkünden wolle, über welche sie nur allein gebietet. Denn bei den ersten Tönen des feierlichen Kirchengesanges, die Gott anriefen, schien er zu antworten, daß sein Geist nicht auf diese Versammlung herabzuschweben gedenke. Der Himmel verfinsterte sich plötzlich, gewaltige Hagelschloßen schlugen gegen die Fenster der Kirche, der Sturm riß Ziegel vom Dache und über die vor Kurzem noch lichten Räume lagerte sich mächtiges Dunkel. Es war, als ob die Plagen, die über das Pharaonenland kamen, auch für Polen verkündet werden sollten. Dorothea und Elisa, deren Brust sich bei dem anfänglich so erhebenden Schauspiele erweitert hatte, zuckten ängstlich zusammen und blickten scheu in den weiten düstern Raum, der sich vor ihnen ausbreitete und nur unheimliche, schattenhafte Umrisse zu ihnen gelangen ließ. Als das Unwetter sich fast ebenso schnell verzog, wie es gekommen, und die Räume der Kirche sich wieder erhellten, blickten die Schwestern zuerst nach dem Könige. Derselbe saß todtenbleich auf seinem Throne und schien mit Mühe nach Fassung zu ringen. Auch auf den Gesichtern der ganzen Versammlung lag Schrecken und Bestürzung. Doch mit der wiederkehrenden Sonne hellten sich die Mienen allmälig wieder auf. Der unterbrochene Gottesdienst wurde fortgesetzt, das Te Deum, welches verstummt war, begann wieder seine feierlichen Klänge, und Alles hatte seinen im Voraus geordneten Verlauf. Nach beendetem Gottesdienste stieg der König vom Throne, die hohe Geistlichkeit, die Castellane, Starosten und Landboten schaarten sich um ihn, und im feierlichen Zuge, umbraust vom Volksjubel, schritt er durch die Straßen, um den Grundstein zu einer Kirche zu legen, die das Andenken an diesen Tag wach erhalten sollte. Als der König, inmitten seines glänzenden Gefolges und der jubelnden Volksschaaren, unter den üblichen Ceremonien den Grundstein legte, da brach die Sonne aufs Neue strahlend hervor, und die vor Kurzem so zusammengepreßten Herzen wurden wieder weit und hoffnungsvoll. Elisa hörte von den Personen, die um sie herumstanden, die Aeußerung: „Der polnische Staat wird durch heftige Stürme zu seiner Herrlichkeit eingehen.“ — —

Erst drei Wochen nach diesem ominösen Verfassungsfeste gelang es den unsagbaren Bemühungen der Herzogin Dorothea endlich durch den Beistand mächtiger polnischer Parteihäupter die kurischen Angelegenheiten auf dem Reichstage zur Sprache zu bringen. Die betreffende Sitzung, an welche sich die letzten Hoffnungen des Herzogs Peter knüpften, fand am 27. Mai statt, und Dorothea und Elisa wohnten derselben in einer besonderen Loge bei, die Herzogin in fürstlicher Kleidung, unter lieblichem Lächeln die Angst des Herzens verbergend. Vor ihrem Auge schwebte ein unsichtbarer Flor, so daß sie die Gruppen im Saale nicht zu unterscheiden vermochte. Elisa aber, die heute mehr denn je für ihre Schwester ein tröstender Engel war, blickte klaren Auges auf die verschiedenen Gruppen der Landboten, die in eifrigem Gespräche miteinander verkehrten. Sie erkannte das Antlitz mancher befreundeten Persönlichkeit, aber auch die Gesichter vieler Gegner, die sie von den Abgesandten des kurischen Adels gewonnen wußte. Letztere wollten, das wußte sie, auf alle Fälle eine Entscheidung verzögern, die, wie sie fürchteten, für den kurischen Herzog, Dank den geschickten Bemühungen seiner Gemahlin und Schwägerin, doch vortheilhaft ausfallen könnte. Der fieberhafte Zustand der Herzogin war demnach ein durch die Lage der Dinge nur zu gerechtfertigter. Als die mündliche Abstimmung der Angelegenheit erfolgte, ergriff Dorothea krampfhaft die Hand ihrer Schwester, und die bleiche, milde Elisa flüsterte ihr Worte des Trostes und der Ermuthigung zu. Jetzt war die Abstimmung geschlossen, und — die Gegner triumphirten! Mit vier Stimmen Mehrheit war für die Zurücklegung der kurischen Angelegenheit entschieden worden. So lange die Entscheidung ausstand, hatte sich Dorothea, trotz ihres fieberhaften Zustandes, mit dem letzten Aufgebot ihrer sinkenden Kräfte aufrecht erhalten; jetzt, da Alles verloren schien, brach sie zusammen. Nachdem ihre getreue kurische Umgebung einen Wall um sie gebildet, sodaß ihre Ohnmacht den Augen der Gegner verborgen blieb, wurde sie in ein angrenzendes Zimmer getragen. Allein die polnischen Freunde der Herzogin unten im Saale gaben ihre Sache noch nicht verloren. Die Geschäftsordnung gab ihnen das Recht, eine erneute, geheime Abstimmung der kurischen Angelegenheit durch Kugeln zu beantragen und siehe da — das zu Gunsten des Herzogs von Kurland gegen seine adligen Stände von einer Deputation ausgesprochene Urtheil wurde mit zwei Stimmen Mehrheit von der Reichstagsversammlung genehmigt. Mit thränendem Auge eilte Elisa, welche in der Loge die lange andauernde zweite Abstimmung in stolzer Haltung abgewartet hatte, zu dem Lager ihrer Schwester, um ihr die Botschaft zu verkünden, und ihr folgten die polnischen Großen, deren Huldigungen Dorothea, zu neuem Leben erweckt, mit strahlendem Lächeln entgegennahm.

Bekanntlich sollten aber alle diese Mühen und schweren Seelenkämpfe der beiden hochherzigen Frauen umsonst durchkämpft sein. Im nächsten Jahre erfolgte die zweite und am 24. October 1795, wie Eingangs erwähnt, die letzte Theilung Polens. Bereits ein halbes Jahr vorher, am 18. März, hatte der kurländische Landtag beschlossen, das Herzogthum Peter's dem russischen Scepter zu unterwerfen, und der Gemahl Dorothea's sah sich somit zur Abdankung gezwungen. Die Geschichte hatte somit den Befürchtungen Elisa's und dem Menetekel der grollenden Natur zum ersten und letzten polnischen Verfassungsfeste Recht gegeben.

Bücherbesprechungen.

— Dr. Gustav Holzmüller, Methodisches Lehrbuch der Elementar-Mathematik. 3 Theile. Leipzig, B. G. Teubner. 1894 und 1895. — Der Verfasser besitzt eine reiche Lehrerfahrung. Er ist früher an mehreren Gymnasien und an einer Provinzial-Gewerbeschule thätig gewesen und ist schon lange Director der Gewerbeschule (Realschule mit Fachclassen) zu Hagen i. W. Er war an den Directorenconferenzen der Provinz Westfalen betheiligt, ebenso an den Lehrplanberathungen für die mittleren Fachschulen, die 1883 im preußischen Cultusministerium stattfanden, und an den Arbeiten der Schulcommission des Vereins der deutschen Ingenieure. Auf der Berliner Schulreform-Conferenz vom December 1890 war er einer der fünf Vertreter der realistischen Richtung. — Für die Anordnung des Lehrbuches sind nur pädagogische Gesichtspunkte maßgebend gewesen. Der erste Theil reicht bis zur Abschlußprüfung der Vollanstalten und der gleichwerthigen Entlassungsprüfung der höheren Schulen mit sechsjähriger Unterrichtsdauer. Durch Hereinziehung der Logarithmen und ihrer Anwendung auf Zinseszins-Rechnung, Trigonometrie und

Stereometrie und durch Anleitung zum richtigen stereometrischen Zeichnen wird eine gewisse Abrundung der mathematischen Vorbildung zu geben gesucht. Der Lehrstoff ist aus praktischen Gründen nach Classen und Jahrgängen geordnet. Dabei sind die preußischen Lehrplanvorschriften von 1892 zu Grunde gelegt. Um die Brauchbarkeit des Buches nicht auf eine einzige Art von höheren Schulen zu beschränken, ist in den Lehrgang der einzelnen Classen Einiges aufgenommen, was auf dem Gymnasium ganz entbehrt, oder einer höheren Classe, oder etwa dem Rechenunterrichte und gegebenenfalls dem Zeichenunterrichte zugewiesen werden könnte. Durch Einklammerung und Randbemerkungen wird an entsprechender Stelle jedesmal darauf aufmerksam gemacht. Dadurch wird dem Lehrer einiger Spielraum zur individuellen Behandlungsweise gelassen. Der zweite Theil umfaßt den Lehrstoff der drei Oberclassen des Gymnasiums und des Realgymnasiums. Hier unterblieb die Eintheilung nach Jahrgängen, weil die Oberclassen der genannten Schulgruppen bezüglich des Lehrplans in weit höherem Grade auseinander gehen, als es bei den Mittelclassen der Fall ist. Der dritte Theil ist ein Ergänzungsband, der ohne jede Systematik eine freie Auswahl methodisch bearbeiteter Gegenstände aus den verschiedenen Gebieten bringt, die auf der Prima realistischer Vollanstalten (Realgymnasien, Oberrealschulen) und höherer Fachschulen zur Sprache kommen können. Neben dem Lehrstoff findet sich ein reicher Uebungsstoff. Auch ermöglicht dieser Theil dem angehenden Studirenden der Universität und der technischen Hochschule Vorbereitungsstudien für einige Zweige der höheren Mathematik. Durch die zahlreichen praktischen Uebungsbeispiele ist er selbst für manchen Techniker und Ingenieur brauchbar. Der erste Theil wurde sofort nach seinem Erscheinen an mehreren Schulen Preußens und außerdem in Braunschweig und in der Schweiz eingeführt, so daß er, kaum ein Jahr nach seinem Erscheinen, schon in neuer Auflage gedruckt werden muß. Beweis genug, daß die vom Verfasser eingeschlagene Methode vielfache Zustimmung gefunden hat. Der Verfasser hat überall eine möglichst einfache und naturgemäße Entwickelung der wichtigsten Dinge aus der Anschauung heraus angestrebt. Das Leichtere wird möglichst früh, das Schwerere später gebracht. Rechen- und Zeichenunterricht werden durch den geometrischen Unterricht unterstützt und suchen ihrerseits den letzteren zu unterstützen. Die Logarithmen werden als wichtiger Hebel für das praktische Rechnen schon im Pensum der Untersecunda behandelt (wie übrigens im preußischen Lehrplan vorgeschrieben ist). Das correcte stereometrische Zeichnen (Parallelperspective) wird besonders betont und die Anleitung dazu als Schlüssel zu einem erfolgreichen Unterrichte in der Stereometrie angesehen. Dadurch tritt allerdings die Behandlungsweise der Stereometrie aus dem gewöhnlichen Rahmen vollständig heraus, aber es wächst auf diese Weise die Sicherheit des räumlichen Denkens und das Vorstellungsvermögen der Schüler. Kartographische Betrachtungen über die Gradnetze sind in verschiedener Darstellung gegeben. Die neuere Geometrie ist stärker berücksichtigt, als es in der Regel geschieht. Bedauerlich ist es, daß die Combinationslehre, dieses wichtige Fundament für verschiedene mathematische Capitel, vollständig ausgeschlossen worden ist. Mit der Entwickelung des mathematischen Unterrichts nach der rein geometrischen, zeichnenden Richtung hin ist doch vielleicht zu weit gegangen. Das Lehrbuch Holzmüller's ist aber jedenfalls eine sehr beachtliche Leistung und wird sich rasch Bahn brechen.

G—t.

— Zweiter Jahresbericht des Instituts für Rumänische Sprache — Rumänisches Seminar — zu Leipzig. Herausgegeben von dem Leiter des Instituts Dr. Gustav Weigand. Leipzig, 1895. — Gleich beim ersten Anblick dieses Buches bemerkt man einen erfreulichen Fortschritt im Verhältniß zum ersten Jahresbericht. Es erscheint uns umfangreicher und stofflich interessanter, was uns Hoffnung einflößt, daß in Zukunft aus dem Jahresbericht des hiesigen rumänischen Seminars eine unentbehrliche Zeitschrift für romanische Philologie hervorgehen wird. Die erste und umfangreichste Arbeit, welche mehr als die Hälfte des Jahresberichts umfaßt, ist diejenige von Hrn. Arno Dunker über den „Grammatiker Bojadži“. Es behandelt die erste arumunische Grammatik, welche von Bojadži am Anfang dieses Jahrhunderts (1813) geschrieben ist, ungefähr zur selben Zeit, wo die großen dacorumänischen Grammatiker Micul und Sincai ihre Grammatik herausgaben. In der Einleitung giebt Herr Dunker eine kurze Biographie Bojadži's, dann geht er direct zum ersten Theil der Arbeit über, ohne jedoch zu erwähnen, von welchem Standpunkte aus er die Grammtik betrachten will. Wir errathen jedoch sogleich, daß es eine Kritik ist. Der Kritiker nun muß bekanntlich wie eine Biene sein, welche von Blume zu Blume wandert, aus jeder den Saft zieht, und wenn es Noth thut, von ihrem Stachel Gebrauch macht. Hr. Dunker erscheint als Kritiker mehr einer sammelnden, denn einer stechenden Biene zu gleichen. Er durchmustert mit scharfem Auge jede Seite, zieht das Bedeutendste heraus, sammelt das Material, doch scheint es, daß er zu vorsichtig mit der ihm zu Gebote stehenden Macht des Stechens ist, und sich fürchtet, davon Gebrauch zu machen, damit er nicht etwa den Stachel verliere. Wo er kritisirt, da thut er das auch nicht immer recht, und fällt oft in den bekannten Fehler der Kritiker: Er tritt zu autoritativ auf. Auch die vielen Abkürzungen im Texte machen die Arbeit etwas zu schwerfällig. Im Uebrigen aber, was die Uebersetzungen und das vortreffliche Glossar am Ende der Arbeit betrifft, können wir dem Verfasser nur Lob zollen. — Die zweite Arbeit ist Hrn. Papahagis „Sammlung arumunischer Sprichwörter und Räthsel“. Sie enthält 384 Sprichwörter und 101 Räthsel. Die Sammlung ist von der größten Wichtigkeit, und ist unentbehrlich für jeden rumänischen Folkloristen. Die Uebersetzungen sind meistentheils richtig, indem der Verfasser, wo solches möglich ist, neben der wörtlichen Uebertragung ein sinnentsprechendes deutsches Sprichwort giebt. Hie und da sind auch die Varianten des Sprichwortes im Daco-Rumänischen beigefügt, was ich ebenfalls sehr richtig finde, da aus der Vergleichung dieser Sprichwörter sehr interessante Studien über die Verhältnisse, den Scharfsinn, ja sogar über die Culturgeschichte dieser zwei von einander ziemlich stark getrennten Volksstämme zu entnehmen sind, nur hätte ich dem Hrn. Verfasser gerathen, auch die zwei wichtigsten dacorumänischen Sammlungen: „Povestea vorbii“ von A. Pann, und „Pilde şi gâcitori“ von P. Ispirescu heranzuziehen, um aus seiner Sammlung etwas Vollständiges zu machen. — Die dritte Arbeit ist von Hrn. E. v. Sanzewitsch geschrieben und führt den Titel: „Die russischen Elemente romanischen und germanischen Ursprungs im Rumänischen“. Auch diese Arbeit ist von großer Bedeutung. Eins möchte ich besonders bemerken, daß es nämlich rathsamer gewesen wäre, die eigentlich originalrussischen Elemente im Rumänischen zu betrachten, da es manchmal zweifelhaft ist, ob die angeführten Wörter auch dem Russischen entlehnt sind, oder direct aus anderen Sprachen. So scheint es unnatürlich, daß das Wort „poştă“ bei den siebenbürgischen Rumänen, welche nie mit Russen in nähere Berührung gekommen sind, aus dem russischen „počta“ stammt, wenn es auch nur indirect über Rumänien gekommen sein soll. Vielmehr scheint mir das aus dem ungarischen „posta“, oder aus dem deutschen „Post“ zu kommen, da die Rumänen in Siebenbürgen mit Deutschen und Ungarn in täglicher Berührung stehen. — Die vierte und letzte Arbeit (Istrisch II; Fortsetzung) hat den Leiter des Instituts, Hrn. Dr. Gustav Weigand selbst zum Verfasser. Ich will nicht über die Arbeit selbst, sondern vielmehr über den Verfasser derselben und über seine Thätigkeit einige Worte anfügen. Die rumänische Literatur, so jung sie auch ist, hat schon am Ende des vorigen Jahrhunderts Philologen gehabt, welche bestrebt waren, durch ihre Werke die romanische Herkunft des rumänischen Volkes zu beweisen. Die durch sie aufgestellte philologische Schule war infolge dessen eine latinisirende, und sie dauerte bis in die letzten Jahrzehnte. Nur in der neueren Zeit gründeten neuere Philologen, wie Hasden, Şeineanu und Tiktin eine moderne philologische Schule, welche natürlich nur erst einen Anfang bedeutet. Nun aber tritt Hr. Dr. Weigand hinzu und studirt die Sprache der Rumänen nach der Seite ihrer historischen Entwickelung. Seine Aufgabe ist schwer, denn einerseits fehlen ihm die gehörigen Quellen und andererseits verlangt sein Bestreben: die Dialekte des so weit verbreiteten rumänischen Volkes zu studiren, eine Arbeitskraft, die beinahe über das Vermögen eines einzelnen Mannes hinauszugehen scheint. Trotzdem läßt sich Hr. Weigand durch nichts abschrecken, und unternimmt Reisen in alle Gegenden, die von Rumänen bewohnt sind, und bringt sein schwieriges Werk allmälig zur Vollendung. Seine philologischen Kenntnisse, die Handhabung aller romanischen Sprachen und der Sprachen, mit denen die Rumänen je in Berührung gekommen sind, sein für phonetische Studien fein gebildetes Ohr und seine richtige Methode sichern ihm den ersehnten Erfolg. Seine Mühe wird nicht fruchtlos sein, denn sie bringt ihm auf der einen Seite die Schätzung der Deutschen und auf der anderen Seite den Dank und die Anerkennung der Rumänen.

S. Puşcariu.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 147. Dienstag, den 10. December. 1895.

Auf dem Saima-See und in West-Finland.*)

Von Erwin Bauer.

I.

Vom Imatra-Wasserfalle aus beschloß ich nach Willmanstrand zu fahren, um von dort aus eine Fahrt auf dem Saima-See nach Norden zu unternehmen. Der Landweg führt über Lauritsala, den Endpunkt des Saima-Canals, an dem dieser in den Saima-See eintritt, immer die Küste des Sees entlang nach dem südlichsten Punkte an demselben, eben dem Städtchen Willmanstrand. Die Fahrt macht man in einem sogenannten Kariol, einem primitiven zweirädrigen, ziemlich hohen Gefährte, auf dem kaum zwei Menschen Platz haben. Das finnische Pferdchen läuft sozusagen unter den Füßen des Fahrgastes zwischen zwei kurzen Fehmerstangen, während der finnische Bauernbursche, der den Postillon spielt, vor den Füßen des Reisenden auf dem Ende der rechten Fehmerstange hockt. Der Sitz war trotz dem über ihn gelegten Strohsacke hart, aber der Weg so glatt, daß sich's immerhin ganz bequem fuhr, zumal das Pferdchen ungemein rasch lief, weil die Straße meist bergab führte und die Einrichtung des Bremsens in Finland unbekannt ist. Wenn drei oder mehr Reisende gleichzeitig den Weg durchs Land machen, so werden ihnen auf der Poststation am Imatra mehrere Kariols zur Verfügung gestellt, je eines für zwei Reisende, die neben einander oder noch besser Rücken an Rücken sitzen können, und es kommt oft vor, daß eine ganze Karawane von 5—10 Kariols durch's Land zieht. Die Fahrt geht von einer Station bis zur anderen, d. h. etwa 20—25 Kilometer, dann werden die Pferde gewechselt, und die Bauernburschen, die die Kariols geleitet, reiten vergnügt zurück, nachdem sie das Trinkgeld schmunzelnd eingesteckt haben. Oftmals müssen auch die Kariols gewechselt werden, weil sie auf der hinter den Reisenden liegenden Station gebraucht werden könnten; da kann es dann geschehen, daß nicht alle Reisenden gleichzeitig von der neuen Station weiter fortkommen; es ist deshalb rathsam, in nicht allzu großer Gesellschaft zu reisen. Die Stationen sind meist einfache Bauernhöfe und werden um so einfacher, je mehr man nach Osten und Norden kommt. ... Ich hatte auf dem Wege vom Imatra bis nach Willmanstrand Glück und brauchte auf keiner der beiden Stationen, die ich zu passiren hatte, sitzen zu bleiben. Der Weg führte durch eine hübsche hügelige und waldige Gegend; sehr bald sah man durch die Bäume die blauen Wasser des Saima-Sees glänzen, und wenn der Wald an der rechten Seite der Straße lichter wurde, sich in dichtes, niedriges Gebüsch verwandelte, so daß man vom hohen Kariol aus darüber hinweg sehen konnte, oder aber ganz aufhörte, so vermochte das Auge ein großes Stück des Saima-Sees und im Hintergrunde dunkle, waldbekränzte Inseln zu erblicken — ein prächtiges landschaftliches Panorama. Als wir uns Lauritsala näherten, wurde der Ausblick auf den Saima-See weiter und freier, und ich gewahrte einen stattlichen Dampfer, der schnell auf die Landungsbrücke von Lauritsala zufuhr; er war dicht besetzt mit Reisenden, die von Norden kamen und hier landen wollten, um von der Poststation Lauritsala auf dem kürzesten Wege zum Imatra zu fahren, während der Dampfer wiederum die vom Imatra oder direct auf den Saima-Canal-Dampfern anlangenden Reisenden aufnahm, um sie durch die Bucht von Willmanstrand nach diesem Hafenorte zu bringen, — vorausgesetzt natürlich, daß dieser Dampfer in Lauritsala nur anlegte und nicht dazu bestimmt war, den Canal hinab nach Wyborg zu fahren; denn auf dem Canale verkehren nicht nur specielle Canaldampfer, sondern jeglicher Art Schiffe, die den Verkehr zwischen Wyborg und den am Saima-See belegenen Ortschaften vermitteln. Ich hatte mir vorgenommen, auch den Weg von Lauritsala bis Willmanstrand zu Lande zurückzulegen, und fuhr deshalb auf einer, zu einer Brücke umgewandelten Schleuse über den Canal und weiter in den frischen grünen Wald hinein. Nach etwa zweistündiger Fahrt, wobei der Weg bald aus dem Walde hervortrat, bald sich wieder im Walde verlor, bald wieder sich dem Wasser näherte, und so dem Auge eine anmuthige Abwechselung bot, gelangten wir am Spätnachmittage nach Willmanstrand, gerade noch zeitig genug, um das alterthümliche Städtchen zu betrachten und den um ½9 Uhr Abends in den Saima-See abfahrenden Dampfer „Elias Lönnrott" zu erreichen.

Auf der soeben zurückgelegten Tour durchs Land hatte ich Gelegenheit genommen, ein ostfinnisches Bauernhaus und seine Bewohner genauer kennen zu lernen. Im Osten und Nordosten des Landes lebt der finnische Volksstamm der Karelen, der sich in seinem Charakter mehr, als in seiner Lebensart, von dem Westfinland bevölkernden Stamme der Tawasten unterscheidet. Diese Letzteren sind meist brünett oder doch mindestens dunkelblond, verschlossen, mürrisch und heimtückisch; sie tragen die Merkmale, die alle uncultivirten Völkerschaften tragen, die frühzeitig unter fremde Herrschaft, hier der Schweden, gerathen sind und ein langes Leben der Unterdrückten und Vergewaltigten hinter sich haben; Lied und Sage sind bei ihnen fast ganz geschwunden; es ist, als könnten sie noch nicht recht begreifen, daß sie nun schon längst freie Leute seien, und als ob sie Jedermann und sich selbst mißtrauten. Ganz anders die Karelen: sie sind blond, helläugig, arbeitsam, meist gelassen, unter Umständen aber auch leidenschaftlich aufbrausend, trotz ihrer Armuth des Lebens froh, voller Sinn und Hingebung für die Traditionen ihrer Vorzeit und die Dichtung ihres Volkes. Für Musik haben sie wenig Verständniß, dagegen giebt es kaum ein Dorf, in dem nicht Runen-Sänger oder Improvisatoren zu Hause und allgemein beliebt und verehrt sind. An den Feiertagabenden sammeln sich meist die Bewohner der Dörfer und der einzelstehenden Bauernhöfe aus der Umgegend auf dem Spielplatze am Waldessaume, und der Improvisator trägt ihnen alliterirende Gesänge vor und erzählt ihnen von den Helden der Vorzeit oder ruft ihnen Scherzreime zu und fordert die Zuhörer zu Entgegnungen heraus. Da fliegt oft manch' treffendes Wort, mancher gute Gedanke und mancher scharfe Witz in sinnigen Reimen oder in gewandten Alliterationen herüber und hinüber, und auch die Weiber und Mädchen haben ihre Freude daran und nehmen an diesen Scherzwortspielen Theil. Hier in Karelien befindet sich die Quelle, aus der Elias Lönnrott, der Liedersammler der Finnen, die zahllosen gedankentiefen Runen und den Stoff und die Verse des Nationalepos „Kalewala" geschöpft hat. Und hauptsächlich von Karelien aus haben sich das sichere Nationalgefühl und die innige Liebe zur Heimath im ganzen Lande verbreitet, die dem Besucher des Landes immer und immer wieder entgegentreten und den Finländer so sympathisch erscheinen lassen. ..... Die einheimischen Bauern sind äußerst bedürfnißlos, aber ihre Armuth hat sie nicht im Schmutze versinken lassen. Das Bauernhaus, äußerlich ein rohes Blockhaus und im Osten, wenn überhaupt, fast durchweg rothbraun angestrichen, ist im Innern reinlich, peinlich reinlich, und die Einrichtung, die auf die Lebensführung der Bewohner so einfach wie möglich zugeschnitten ist, ist praktisch und nett. Ueberall herrscht das Holz vor, aus dem die meisten Gebrauchsgegenstände angefertigt sind. Alles blitzt und glänzt, als würde

*) Siehe die Nr. 144 der „Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung" vom 1. December 1894.

es täglich mehrmals gescheuert, und die einfache Nahrung, die in Brod und Milch, Fischen, Käse, Schinken und Eiern besteht, wird in jeder Hütte dem Hungrigen so appetitlich dargereicht und so billig berechnet, daß man mit Vergnügen zugreift. Der Finne treibt den Ackerbau nur spärlich, fischt und jagt und sammelt im Walde, was ihm die Natur darbietet. Hausthiere besitzt er nur wenige, und die Milch, die er außerordentlich gern trinkt, bezieht er lieber vom schwedischen Gutsbesitzer, als daß er sich eine eigene Kuh hält; ein Pferdchen aber findet sich fast in jeder Hütte und wird willig gegen ein geringes Entgelt dem Posthalter, der ja selbst meist nur ein Bauernwirth ist, zur Verfügung gestellt. Das Land, das dem Reisenden eine solche Fülle prächtiger Naturschönheiten bietet, ist dürftig und trägt von sich aus wenig zum Lebensunterhalte der Bewohner bei; deshalb sind diese letzteren auch einfach und bedürfnißlos, aber es ist nicht zu verkennen, daß die Lebensgewohnheiten und namentlich die Reinlichkeit der Schweden einen starken erzieherischen Einfluß auf die Finnen ausgeübt haben. Auch das Ehrgefühl der Finnen ist durch das schwedische Beispiel geweckt und erzogen worden, und der finnische Bauer giebt in dieser Richtung dem freiheitlich gesinnten schwedischen Bauern Nichts nach ...

Es war ein wunderschöner, warmer und heller Sommerabend, als ich in Willmanstrand eintraf — ein Abend, der alle Strapazen der fast sechsstündigen Fahrt, ja selbst den Hunger vergessen ließ und eine paradiesische Nacht versprach. Ich begann deshalb, sobald ich aus dem Kariol gesprungen war und meine Sachen nach dem Dampfer spedirt hatte, Willmanstrand zu durchstreifen. Willmanstrand ist ein alterthümliches Nestchen von etwa 2000 Einwohnern am Südufer des Saima-Sees. Die Stadt selbst, die eine vorzügliche Bade- und Kaltwasserheilanstalt besitzt, ist wenig bemerkenswerth, recht malerisch liegt dagegen das alte Schloß auf einem in den See vordringenden Felsengrat; es ist heute sehr verfallen und dient den Russen, die hier wie in Wyborg Lager unterhalten, als Casernement für die Soldaten und als Correctionsgefängniß, aber man kann kaum sagen, daß die Neubauten und die Ruinen besonders anziehend aussehen. Ich war enttäuscht und beeilte mich deshalb, mich auf dem Dampfer seßhaft zu machen, der mich nun drei Tage mit kurzen Unterbrechungen beherbergen sollte. Es war der „Elias Lönnrott“, das Ideal eines großen Binnenseedampfers, der dem Namen des Dichters, den er trug, Ehre machte; denn ich fand auf ihm einen Comfort und eine Verpflegung, wie sie schwerlich sonst wo in der Welt auf Dampfschiffen zu finden sind; überhaupt suchen, wie hier beiläufig bemerkt sei, die Einrichtungen, die Verpflegung, der gesellige Ton, die auf den finländischen Dampfern herrschen, ihres Gleichen. Es war ein wundervolles Wetter, als der „Elias Lönnrott“ um ½9 Uhr Abends abdampfte, in den Saima-See hinein, dessen südlichen Theil, den Lappvesi, wir zunächst durchfuhren, um dann in den Pichlajavesi einzulenken, d. h. in den Theil des Sees, in dem Nyslott, das nächste Reiseziel, lag. Und auf den schönen Abend folgte eine jener „weißen Nächte“, wie sie nur der kurze, nordische heiße Sommer kennt: eine warme, milde, trockene Luft, in der Natur und Geschöpfe frei aufathmen, und eine Helle ohne Mondlicht und Sterne, so daß ich um 1 Uhr Nachts sonder Mühe in meinem kleingedruckten französischen Reisehandbuche zu lesen vermochte; es ist, als befände man sich auf einer Bühne, die von irgend einem versteckten Lichte matt erleuchtet wird. An Schlaf ist natürlich in solch' einer Nacht nicht zu denken; dazu giebt's in den ersten Morgenstunden, wenn die Sonne aufgegangen ist und ihre schrägen Strahlen zu sengen beginnen, noch Zeit genug. So saß ich denn bald in gemüthlicher Gesellschaft, welcher der Capitän präsidirte, auf dem Decke bei einem Glase des landesüblichen Toddy und in munterem Gespräche, bei dem sämmtliche Herren ohne Röcke saßen, weil die balsamisch-milde Luft jedes wärmende Kleidungsstück lästig erscheinen ließ. Den hauptsächlichsten Stoff für die Unterhaltung lieferte natürlich die Gegend, die unser Dampfer durcheilte, und dieser Stoff war schier unerschöpflich, denn der Saima-See gewährte ein herrliches, abwechselungsreiches landschaftliches Bild. Auch hier deckt sich der Name durchaus nicht mit der Sache: der Saima-See ist gar kein See im eigentlichen Sinne des Wortes; weite freie Wasserflächen durchschnitt der Kiel nur hie und da, im nördlichen Theile des Sees häufiger als im südlichen; meist fuhren wir durch breite oder schmale Canäle, zwischen Inseln hindurch, um Felsen herum, in klare, schön gelegene, romantische Bassins hinein und aus ihnen wieder in Flüsse und Canäle, ein unendliches Gewirr von Wasserstraßen und Inseln und großen und kleinen Seen, als fahre man durch eine Riesenstadt, in der die Granitfelsen die Häuser, die Seearme die Straßen und die größeren Bassins die Plätze darstellen. Die Inseln sind überwiegend bewaldet, fast nur mit Nadelholz, und meist unbewohnt, doch zeigen Heuschober und gewaltige Stöße Holzes an, daß auch hier der Mensch vorübergehend zu Hause sei. Da die Inseln sich meist gleichen und nur in der Größe abwechseln, so nahm mich die Sicherheit Wunder, mit der der Steuermann in diesem Gewirre seinen Curs einhielt. Indeß, ihm sind, wie ich bald belehrt ward, sehr einfache, aber sehr praktische Wegweiser gesteckt: überall, wo die Richtung zweifelhaft sein könnte, sind an den Granitfelsen der Inseln an hervorspringender Stelle mit weißer Tünche runde oder eckige Schilder gemalt, deren Weiße sich grell von dem dunkeln Granit abhebt. — Wir waren mehrere Stunden unterwegs, als uns bald nach Mitternacht noch ein besonderes Schauspiel durch den Zufall ward. Der Capitän, der uns unermüdlich auf jeden besonders reizvollen Punkt der Umgegend aufmerksam machte, gewahrte plötzlich mit seinen geübten Augen vor uns dünne Rauchsäulen, die zu dem nächtlichen Himmel aufstiegen, er meinte, es müsse irgendwo auf den Inseln ein Waldbrand ausgebrochen sein. Der Meinungsaustausch über diese Wahrnehmung war noch nicht beendet, als der Dampfer eine große bergige Insel umfuhr und wir plötzlich eine kleine Insel, ganz in Flammen stehend, vor uns sahen, — ein schauerlich schönes Bild! Auf irgend eine Weise mußte ein Holzstoß in Brand gerathen sein, vielleicht durch die Funken aus dem Schornsteine eines vorüberfahrenden Dampfers. Dann hatte das Feuer die nächstliegenden Bäume ergriffen, die infolge der anhaltenden Dürre wie Stroh brannten, und nun stiegen die Flammen wie Feuergarben an den trockenen Nadeln der Tannen prasselnd empor und schlugen über der Insel zusammen, eine pechschwarze Lohe zum Himmel emporsendend. Die Insel war unbewohnt, kein lebendes Wesen weit und breit zu sehen; inmitten der Granit-, Wald- und Wasserwildniß aber wüthete ungehemmt, zügellos das Feuer, um die Vegetation einer ganzen Insel in wenigen Stunden zu verzehren und erst zu verlöschen, wenn der kahle Felsen keine Nahrung mehr bieten und das Wasser ringsum dem Weiterschreiten eine unübersteigliche Grenze setzen würde. Bald entschwand die Feuerinsel unseren Blicken, die Nacht ward, da der Sonnenaufgang nahte, ein wenig dunkler, so daß die uns entgegenkommenden oder unsern Curs kreuzenden Dampfer aus ihren Schornsteinen weithin sichtbare Feuerlinien hinterließen und am Himmel einzelne Sterne wahrnehmbar wurden. Bald aber tauchten am Horizonte rothe Streifen auf, Himmel und Erde schienen eine kurze Zeit hindurch in rosige Wolken gehüllt, dann erhob sich gluthroth die strahlende Sonne und überfluthete mit ihrem Lichte die eigenartige Welt um uns. — Wir aber, durch alles Erschaute gesättigt und Rufe des Entzückens auf den Lippen, zogen uns in unsere Cajüten zurück, um noch einige Stunden der Ruhe zu pflegen .... Gegen 7 Uhr Morgens langte der „Elias Lönnrott“ in Nyslott an, einem winzigen hölzernen Städtchen, auf einer Insel dicht am Festlande, dessen bevorzugte Lage es zu einem vielbesuchten Ausflugsorte gemacht hat. Da der Dampfer zufälliger Weise eine größere Ladung zu löschen hatte, ward uns ein halber Tag gegönnt, das Städtchen und seine Umgebung zu besuchen. Wir frühstückten zunächst im Restaurant Hungerborg und bestiegen dann den Aussichtsthurm, der sich im Garten dieses Restaurants befindet und einen weiten Ausblick in die malerische Gegend gewährt. Zuerst fiel der Blick auf das, jenseits des Hafens auf einer Felseninsel liegende alte schwedische Schloß „Olofsburg“, dessen drei stattliche runde Thürme kühn in die Luft starren, eine der besterhaltenen mittelalterlichen Burgen im Lande. Dann schweifte das Auge weiter über Berge und Wälder, zwischen denen Wasser und immer wieder Wasser bald in langen Fäden, bald in weiten Flächen silbern blinkte. Nachdem wir uns satt gesehen, eilten wir in den Hafen, um uns von einem kleinen Dampfboote nach dem kaiserlichen Parke Punkaharju (Schweinsrücken) fahren zu lassen, einem der schönsten Punkte Finlands. Der Park mit seiner Villa liegt auf einem steilen, hohen Felsengrate, von dem aus ein noch weiterer Fernblick als von Nyslott aus gewährt wird: fast das ganze weite Gebiet des Saima-Sees liegt hier dem Beschauer zu Füßen! Granit und Wasser, Städte und Burgen, weite wogende Seen, deren Ufer mit Laub- und Nadelholzwäldern umgrenzt waren, und auf denen zahlreiche Dampfer und Segler wie Schwäne einherfuhren, helle und freundliche Bilder im Süden, dunkle und düstere Gemälde mit steilen Felspartien und finsteren unendlichen Tannenwäldern im Norden — alles Das bot sich den

Blicken dar und fesselte den Beschauer stundenlang. Die kaiserliche Villa, im Schweizerstile erbaut, ist nicht allzugroß und die Restaurationsverhältnisse lassen sehr viel zu wünschen übrig, besonders wenn der Zufall viele Reisende gleichzeitig im Parke von Punkaharju zusammenführt. Meine Begleiter und ich brachen deshalb bald auf, nachdem wir unser Auge an der Aussicht gesättigt hatten. Wunderhübsch war auch die Rückkehr nach Nyslott, die wir diesmal auf zweiräderigen Kariols zurücklegten. Punkaharju ist mit dem Festlande durch eine Brücke und eine Fortsetzung des engen Felsengrates verbunden, so daß man längere Zeit wie auf einem schmalen, mit Tannen und Laubbäumen besetzten Gebirgskamme einherfährt, und rechts und links auf das tief unten brandende Wasser hinabschaut, während in der Ferne zu beiden Seiten das reizvolle Panorama des Saima-Sees sich ausbreitet. Als wir in Nyslott anlangten, war der Dampfer schon zur Abfahrt bereit, und fort ging es, weiter in den Saima-See hinein.

Die Fahrt von Nyslott nach Kuopio, die fast zwölf Stunden dauert, ist wenig lohnend. Das landschaftliche Bild, das der nordwestliche Theil des Saima-Sees bietet, ist dasselbe, das der Reisende schon auf der Strecke bis Nyslott kennen gelernt hat, nur die Dimensionen werden, je mehr man nach Norden kommt, desto größer, wilder und romantischer. Das Geheimniß der Naturschönheiten Finlands beruht überhaupt zum größten Theile lediglich auf dem Wechsel der Dimensionen. Der Charakter des Landes bleibt sich fast überall gleich, und Granit, Wald und Wasser bilden seine Bestandtheile; die Zusammenstellung dieser Bestandtheile aber ist von höchster Mannigfaltigkeit und schafft alle nur denkbaren landschaftlichen Bilder, vom sonnigen, poesiedurchwebten, gleichsam in verzaubertem Schlafe ruhenden Idyll bis zur wilden, von tausenden Wassern durchbrausten, schauerlich schönen Gebirgspartie, und wenn das Auge glaubt, das Schönste gesehen zu haben, so kann man sicher sein, daß sich trotzdem immer noch Punkte finden, die doch noch schöner, mindestens großartiger sind. Diese Empfindung hat man nirgendwo so stark, wie auf der Fahrt durch den mittleren und nordwestlichen Theil des „Sees der tausend Inseln", wie der Saima im Volksmunde und im Liede genannt wird. Aber dennoch ermüdete mich das Einerlei, und die große Hitze des Tages, und die eintönig plätschernden Wellen thaten ein Uebriges, um mich ein Wenig zu ernüchtern. Die Canäle und Schleusen bei Taipale und Warkaus, die der Dampfer passirte, brachten freilich einige Abwechselung, aber die Stimmung auf Deck des „Elias Lönnrott" hob sich doch erst wieder, als sich gegen Abend ein scharfer Nordostwind erhob und wir Aussichten auf einen jener kurzen, aber heftigen Stürme hatten, die sehr selten im Sommer, dagegen häufiger im Frühling und Herbst über die verschiedenen Arme des Saima-Sees dahinbrausen. Ich hatte im kaiserlichen Schlosse zu Helsingfors das Gemälde einer finnischen Malerin gesehen, das einen solchen Sturm auf dem [illegible]vesi, dem größten nordöstlichen Becken des Saima, darstellte und das mich ungemein gefesselt hatte. Aber meine Hoffnung, ein ähnliches Schauspiel selbst zu erleben, wurde zu Schanden — sehr zur Zufriedenheit des Capitäns, der uns versicherte, daß er zehnmal lieber den wildesten Orkan in der Ostsee, als einen Nordsturm im Saima durchmachen wollte, wo die Gefahr kaum zu vermeiden sei, mit dem Schiffe von den rasenden Wogen auf einen Granitfelsen unter oder über dem Wasser geschleudert zu werden. Der Wind erreichte nur die Stärke einer frischen Brise, aber auch diese trieb die Wellen so hoch empor, daß die Mehrzahl der Landratten, die wir an Bord hatten, sich bereits auf dem Atlantischen Ocean wähnte und den unterirdischen Gewalten des Saima-Sees einen reichlichen Tribut zahlte.... In Kuopio langten wir so spät Nachts an, daß wir auf dem Dampfer blieben, und da die Nacht wiederum sehr schön war, so wurde sie wieder bei Toddy und fesselnden Gesprächen um die Ohren geschlagen. Erst am nächsten Vormittage ging ich ans Land, um Kuopio zu besehen; ich machte diese Excursion allein, da ich keine Zeit hatte, meine Mitreisenden auf der Fahrt nach Idensalmi, dem „Paradiese Finlands", der romantischsten Gegend am oberen Saima, zu begleiten: um dorthin zu gelangen, brauchte man 8—10 Stunden, der „Elias Lönnrott" aber lichtete bereits am Abend seine Anker zur Rückfahrt nach Willmanstrand, während erst in 3 Tagen wieder ein Dampfer denselben Weg einschlug, ich aber so lange nicht auf diesen Theil Finlands verwenden konnte. Kuopio ist eine nüchterne, moderne kleine Stadt mit breiten, geraden Straßen, ohne besondere Sehenswürdigkeiten, und auch die nächste Umgebung bietet sehr geringe landschaftliche Reize — gering zum mindesten im Vergleiche zu dem, was ich in den letzten Tagen gesehen hatte. Ich begnügte mich, nachdem ich die Büste Snellmann's, des bekannten finnischen Politikers und Gelehrten, in den Anlagen vor der Kirche bewundert hatte, damit, an die Ufer des Kallavesi, den die Halbinsel mit Kuopio in zwei Fjorde theilt, hinabzusteigen und die rege Thätigkeit zu beobachten, die der schwedisch-finnische Handelsgeist gerade hier entwickelt. Kuopio ist nämlich der Stapelplatz für den gesammten Handel und Verkehr Nordost-Finlands, und was die Industrie, die sich auch in diesen Gegenden zu entwickeln begann, von den einfachen Theeröfen bis zu den complicirtesten Sägewerken und Holzpapierfabriken schuf, traf hier zusammen, um nach Süden weiter verladen zu werden. Ich saß im Hafen auf einem Bretterhaufen und sah den Arbeitern zu, die Fässer und große Ballen in die zahlreich vorhandenen Dampfer und Segelschiffe schafften, und ich ärgerte mich, daß es keine regelmäßige Verbindung gab, die von Kuopio durch den Norden des Landes nach Westen führte —: so mußte ich wieder auf dem schon einmal zurückgelegten Wege nach Willmanstrand reisen, und das kostet jeden Reisenden, der in kurzer Zeit viel sehen will, nicht wenig Ueberwindung. Deshalb war meine Stimmung nicht allzu rosig, als ich Abends mit dem „Elias Lönnrott" den Kallavesi wieder entlang dampfte und zuhören mußte, wie die neu hinzugekommenen Passagiere begeistert von den Wundern Idensalmis, woher sie kamen, erzählten. Indeß, nach den körperlichen Anstrengungen und seelischen Eindrücken der letzten Tage that eine gewisse Erholung noth, und die fast 24stündige Rückfahrt von Kuopio nach Willmanstrand gewährte sie in vollstem Maße. Da Alles müde war, ging man früh schlafen, und am nächsten Tage vertieften wir männlichen Reisenden uns in eine höchst profane Whistpartie. Der Dampfer verfolgte mit ganz geringen Abweichungen denselben Curs, den wir auf der Hinfahrt zurückgelegt hatten; es gab also wenig Neues zu sehen, und das mag uns als Entschuldigung dafür dienen, daß wir selbst auf den sagenumwobenen Fluthen des Saima-Sees von deutscher Art nicht ließen und uns die Zeit mit Becher und Karte vertrieben. Und als uns der Capitän auf der Höhe der „Olofsburg", unser Spiel unterbrechend, von den heftigen Kämpfen zu erzählen begann, die einst um Nyslott gewüthet, als Schweden und Russen um den Besitz der festen Häuser und Plätze am Saima-See rangen, da verbaten wir uns ernstlich diese Störung und setzten unseren Robber fort, als säßen wir nicht auf schwankenden Brettern, sondern im heimathlichen Club. Hatten wir durch diese Gefühllosigkeit gegenüber dem geschichtlichen Ruhme des Saima-Sees die Geister des Wassers beleidigt? Oder war der alte Gott des finnischen Meeres über uns ungehalten, weil wir die Karten bogen, statt ihm und seinem Reiche zu huldigen? Wer kann das wissen? Thatsache war es, daß der Himmel sich plötzlich zu verfinstern begann, als wir in den Lappvesi einfuhren; von Norden her pfiff stoßweise ein starker Wind; vor ihm her jagten dunkle Wolken auf uns zu, und es schien, als ob sie sich in der Ferne hinter uns mit den aufgewühlten Wogen vereinigt hätten; es sah wenigstens so aus, als ob eine riesige Wasserwand drohend hinter uns einhergeeilt kam; der Himmel verfinsterte sich, und unser Schiff begann noch lauter zu stöhnen, als bisher, und heftig hin und her zu rollen. An's Weiterspielen war nicht mehr zu denken, ich ergriff die Karten und warf sie lachend über Bord in die kurzen schäumenden Wellen. „Es rast der See und will sein Opfer haben!" declamirte dabei pathetisch der erste Held und Liebhaber vom Revaler Stadttheater, der mit zu den Ferienreisenden von Idensalmi und zur Whistpartie gehört hatte, und der Capitän meinte schmunzelnd, daß wir ein wundervolles Gewitter und einen tüchtigen Regen bekommen würden und daß das außerordentlich gut wäre, denn die Luft bedürfe einer kräftigen Abkühlung von der andauernden Hitze der letzten vier Wochen. Und der Capitän hatte Recht, denn plötzlich erleuchtete ein greller Blitz die hereinbrechende Finsterniß und ein gewaltiger Donner kündigte an, daß es ernst würde. Und nun folgten Blitz auf Blitz und Donnerschlag auf Donnerschlag, Himmel und Erde schienen eins zu sein, es war, als ob der Saima und der lachende blaue Himmel über ihm sich in einen Schwefelpfuhl verwandelt hätten, in dem wir in einer Nußschale auf- und abtanzten, — ein Schauspiel, bei dem Einem das Herz vor banger Erwartung still stand und die Augen vor Entzücken übergingen. Nach einer halben Stunde war Alles vorüber, aber der blaue Himmel kehrte nicht wieder; mit der Abenddämmerung wurden auch die Wolken am Himmel dichter, der Regen, der

einige Zeit aufgehört hatte, begann wieder herabzurieseln, und als wir am Holzquai von Willmanstrand anlegten, da regnete es Bindfaden.

Was war nun zu thun? Sollten wir in Willmanstrand übernachten, oder sollten wir, wie es anfangs beabsichtigt war, in Kariols nach der, etwa 2—3 Wegstunden entfernten Station der Helsingfors-Wyborger Eisenbahn fahren? Ich, der ich mich in meinem langen Gummiregenmantel mit der schützenden Kapuze ganz wohl fühlte, war zu Letzterem entschlossen, und es gelang mir, fünf Reisegefährten zu bewegen, daß sie sich mir anschlössen. Das Unglück wollte es, daß es gerade Sonntag Abend war und daß die Poststation in Willmanstrand von Russen besorgt wurde. Alles war betrunken, und es gelang uns nur mit Mühe, die drei Kariols aufzutreiben, deren wir bedurften. Endlich fuhren wir ab und geriethen bald in den dunkelen, regenfeuchten, unendlichen Wald. Das war nun freilich keine Waldpartie in nordischer heller Sommernacht mit Nachtigall-Schluchzen und geheimnißvollen Schattenbildern, wie ich sie mir geträumt hatte, aber ohne Abenteuer verlief die Fahrt doch nicht. Anfangs unterbrachen die russischen und finnischen Schimpfworte der Postillone das eintönige Rauschen und Plätschern des Regens, dann wurde es stiller, wir versuchten, auf dem hohen Kariol zusammengekauert sitzend, einzunicken, und bald hörte ich außer dem Getrampel der Pferde und dem leichten Rollen des Wagens nur noch das laute Schnarchen meines Kutschers, der merkwürdigerweise selbst im Schlafe auf der Fehmerstange sicher balancirte und sich nur leicht mit dem Rücken an das Kariol anlehnte. Da gab es plötzlich vor uns einen lauten Krach, ein Rollen und Purzeln und dann ein zorniges Schelten, dem einige Peitschenhiebe folgten, die auf irgend etwas Nasses aufklatschten. Wir kamen näher und erfuhren, daß das erste Kariol mit dem einen Rade in ein tiefes Loch gefahren und umgestürzt war; die Axe war gebrochen, einer der Insassen hatte sich beim Sturze das Bein derart verstaucht, daß er sich nicht erheben konnte, und sein auf das Höchste erbitterter Mitfahrer bearbeitete mit der dem Kutscher entfallenen Peitsche den breiten, nassen Rücken desselben und versuchte ihn vergeblich nüchtern zu prügeln. Ein Loch in einer finländischen Landstraße — das war unmöglich! Ich kletterte von meinem Kariol herab und überzeugte mich bald, daß wir von der Landstraße abgeirrt und auf einen primitiven Weg für Holzhauer gerathen waren. Das Loch, in dem das erste Kariol zerbrochen war, wurde durch eine natürliche Senkung unter einer stark emporragenden Wurzel eines uralten Tannenbaumes gebildet. Wir unterwarfen nun die Kutscher einem scharfen Verhör in russischer Sprache, konnten aber nichts Anderes aus ihnen herausbringen, als daß sie selbst nicht wüßten, wo wir wären und wie wir dahin gekommen seien. Sie schauten bald sich, bald uns mit stupidem Lächeln an, zuckten die Achseln und kratzten sich hinter den Ohren. Wir ließen den einen Kutscher mit dem zerbrochenen Kariol und dem einen Pferde im Walde zurück; die beiden Mitreisenden, die keinen Wagen mehr hatten und von denen wir den einen heben mußten, brachten wir mit großer Anstrengung auf unseren heilen Kariols unter, und dann fuhren wir im Schritte den Waldweg zurück, bis wir die Landstraße wieder erreichten. Eine Stunde darauf langten wir endlich auf der Bahnstation an, durchnäßt und hungrig und natürlich zu spät für den Nachtzug nach Helsingfors, den wir benutzen wollten. Der nächste Zug kam erst frühmorgens und wir beschlossen, die wenigen Stunden, die uns bis dahin verblieben, bei einem wärmenden Grog zu verbringen. Die Postknechte wurden mit einigen nicht gerade sehr schmeichelhaften Wendungen über die Segnungen der nationalrussischen Cultur, deren Anfänge für Finland wir soeben durchgekostet hatten, entlohnt und nach Hause geschickt, und bald saßen wir um den summenden Ssamowar vor dampfenden Grog-gläsern, und mit der Wärme zog auch der Humor wieder in uns ein. Als um etwa 5 Uhr der Schnellzug heranbrauste, da hatten wir uns sozusagen von innen heraus vollkommen abgetrocknet, wir nahmen seelenvergnügt von einander Abschied, da wir an verschiedenen Stationen den Zug verlassen wollten, und bald lag ich behaglich ausgestreckt auf einem weichen Polster der II. Classe und sauste gen Westen dem Lande der Tawasten zu. Im Traume war es mir, als hörte ich noch die Wasser des Saima-Sees gurgeln und rauschen, aber dazwischen tönte bereits grell das Klappern und Rasseln der Maschinen und Räder jener Fabriken, die ich im Westen Finlands besuchen wollte. . . . .

Bücherbesprechungen.

— **Kirchliche Maifeier.** Ein Aufruf an die christliche Kirche. Von Pfarrer Dr. B. **Liebermann.** Leipzig, Arwed Strauch. 50 ₰. — Nichts Geringeres fordert der Verfasser, als daß die Kirche den ersten Mai zu einem Festtag mit Gottesdienst und brüderlichen Versammlungen erhebe, und zwar weil die Socialdemokraten diesen Tag als ein Fest der Bruderliebe begehen. Erstens aber ist das nicht wahr, denn wenn der Ausdruck auch gebraucht wird, so haben sich doch die Festlichkeiten in Wahrheit noch jedes Mal als Regungen des gemeinsamen Classenhasses, aber nicht als Bekundungen gegenseitiger Bruderliebe gezeigt: und zweitens hat die christliche Kirche von jeher das Feiern der Bruderliebe aus guten Gründen anderen Leuten überlassen. Sie feiert die Gottesliebe und bittet um Bruderliebe. B. K.

— **Katechismus der Algebra.** Vierte Auflage. Vollständig neu bearbeitetet von **Richard Schurig.** Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber, 1895. Geb. 3 ℳ. — Dieses bisher unter dem Titel „Katechismus der Algebra“ erschienene Buch ist in seinen vorangegangenen drei Auflagen von den Mathematikern Herrmann und Hagen bearbeitet worden. Der Herausgeber der fünften Auflage hat die rein katechetische Form verlassen, da diese seiner Ansicht nach für die Darstellung mathematischer Wahrheiten nicht geeignet sei. Auf einem Umfang von 15 Bogen sind hier die Lehren der Algebra in einer klaren Weise dargestellt, so daß das Buch nicht nur im Schulunterricht, sondern auch zum Selbststudium benutzt werden kann. Der Herausgeber empfiehlt von fünfstelligen Logarithmentafeln die von Wittstein, ohne dafür einen bestimmten Grund anzugeben. T.

— **Gustav Weck, Aus Deutschlands tausend Jahren** (der vaterländischen Schriften und Dichtungen zweiter Theil). Leipzig, B. G. Teubner, 1895. — Dem ersten Theil der vaterländischen Schriften des Reichenbacher (Schlesien) Gymnasialdirectors Dr. Weck, patriotische Schulreden enthaltend, ist rasch ein zweiter nachgefolgt. Diesmal ist es eine Reihe von Geschichtsbildern (im Ganzen 16), die uns der Verfasser bietet. Einen inneren Zusammenhang weisen dieselben allerdings nicht auf, da mittelalterliche, neue und neueste Zeit, politische Geschichte, Biographie, Literaturgeschichte und landschaftliche Schilderungen bunt durcheinander vertreten sind — auch Gereimtes findet sich; aber die einzelnen Aufsätze sind gut populär geschrieben, die beiden ersten (Königin Mathilde und Kaiserin Adelheid) sogar auf eigenen Quellenstudien aufgebaut. Den etwas gezwungenen Titel nimmt der Verfasser aus der Thatsache her, daß zwischen dem Vertrag von Mersen (richtiger Meerßen) vom Jahre 870 und dem Kriege von 1870, die beide in gleicher Weise die politische Selbständigkeit unseres Volkes innerhalb seiner natürlichen Grenzen festgestellt hätten, genau 1000 Jahre liegen. Eigentlich war es aber der Vertrag von Verdun (843), welcher zuerst ein selbständiges Deutsches Reich schuf; der Vertrag von Meerßen hat nur den größten Theil von Lothringen zum ostfränkischen Reiche gebracht. A. M.

— Der III. Theil des **Katalogs der Bibliothek der Handelskammer zu Leipzig** (Leipzig, Commissions-Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung 1895), der den Zuwachs vom 1. Juli 1888 bis zum 31. December 1893 umfaßt, ist wiederum ein stattlicher Band von 19½ Bogen und zeigt also, daß die Bibliothek auch in dieser Zeit ganz bedeutend gewachsen ist. Nach dem vom I. Secretär der Handelskammer Dr. Gensel verfaßten Vorwort ist in der angegebenen Zeit die ansehnliche Summe von 22753 ℳ auf die Bibliothek verwandt worden; daneben sind ihr zahlreiche Geschenke, namentlich aus dem Nachlasse der beiden verstorbenen Handelskammermitglieder Hermann Schnoor und Hugo Scharf, zugeflossen. Auch die Benutzung der Bibliothek hat sich in erfreulicher Weise gesteigert. Der Katalog ist durchaus nach dem bisherigen bewährten Bibliotheksplane angelegt und mit einem trefflichen Namen- und Sachregister versehen worden. Der bisherige Bibliothekar Max Moltke hat leider das Erscheinen des Bandes nicht mehr erlebt; er ist am 19. Januar 1894 gestorben; sein Sohn und Nachfolger hat den Zuwachskatalog bearbeitet. Jedem, der sich für die neuere volks- und staatswirthschaftliche Literatur interessirt, gewährt der Katalog einen sehr brauchbaren Ueberblick. —m—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 148. Donnerstag, den 12. December. 1895.

Hohenfriedeberg und Geßler.

Von Dr. Helmolt.

Der Leiter eines großen Unternehmens kann nicht überall sein. Sein Blick mag noch so hell und klar das Ganze überschauen, seine Weisungen mögen noch so leichtverständlich gefaßt sein, seine Anordnungen noch so sehr ihrem Zweck entsprechen — soll sein Werk gedeihen, so muß er sich auf seine Mitarbeiter verlassen können. Er muß sich sagen dürfen: du verwendest deine Kräfte am richtigen Orte. The right man in the right place: das ist das Geheimniß der Arbeitstheilung. So allein wird sie dann wieder zur segensreichen Arbeitsvereinigung. Dieser Satz hat seine volle Geltung zu allen Zeiten; und ganz besonders in kritischen Lagen. So heißt es nicht blos für den Herrn: den Kopf oben behalten! auch die Diener, ja diese mit in erster Linie, haben ihre Pflichten doppelt zu erfüllen. Liebevolles Eingehen auf die Intentionen, inniges Eindringen in die Pläne Dessen, der die Aufgaben vertheilt hat, tagtäglich geübt, wird sie dann befähigen, selbst Unbilden zu begegnen. Soll ein Werk ungefährdet weiter bestehen, so müssen Alle, die daran bauen, danach streben, sich dreierlei anzueignen: kaltes Blut, rasche Fassungsgabe, schnelles und energisches Handeln. Da gilt es auf das eigene Wohl Verzicht zu leisten und selbstsüchtige Gedanken zu bannen. Schließlich strahlt doch durch die finsterste Nacht ein glänzender Stern mit siegreichem Glanze, und die Tugend bewährt sich, die wir Deutschen gern und stolz die unsere nennen: die Treue. Darum erweitern wir den Spruch und sagen: Zur rechten Zeit am rechten Ort der rechte Mann!

Am 22. Mai 1745 war jenes für die österreichische Reiterei unglückliche Treffen bei Landeshut geschlagen worden, das Friedrich den Großen veranlaßt hat, in das Cavallerie-Reglement das „Sammeln nach vorwärts“ aufzunehmen; vorgeschlagen hatte diese neue Vorschrift der Rittmeister v. Seydlitz, nach Winterfeldt's lobendem Bericht ein „officier der nicht zu verbessern“ und in der Folge der größte Reitergeneral aller Zeiten. Nachdem darauf am 27. Mai in Trautenau Prinz Karl Alexander von Lothringen und Bar, der Schwager Maria Theresiens, den Befehl über den rechten Flügel der Verbündeten und der Feldmarschall Herzog Johann Adolf II. von Sachsen-Weißenfels den über den linken übernommen hatte, traten die Truppen den beschwerlichen Marsch über das Waldenburger Gebirge an und vereinigten sich bei Landeshut am 29. Mai. Indeß traf der Preußenkönig seine Gegenmaßregeln; seine Truppen waren schon am 27. Mai bei Frankenstein eingetroffen. Während nun die österreichisch-sächsische Armee auf Hohenfriedeberg losrückte, befahl Friedrich seinem Heer, in zwei Colonnen in der Richtung auf Schweidnitz rechts abzumarschiren. Die Entscheidung mußte sich in den nächsten Tagen ereignen, und sie mußte in der Nähe von Striegau erfolgen. Man stellt sich die Sache, wie sie Ende Mai lag, leicht vor, wenn man sie einem nahezu rechtwinkligen Dreieck vergleicht, dessen Hypotenuse Trautenau—Frankenstein, dessen Seiten Trautenau—Striegau und Frankenstein—Striegau heißen. In der Gegend von Striegau also ward zum dritten Mal um den Preis von Schlesien gekämpft. In den ersten Tagen des Juni handelte es sich einfach darum, ob die Verbündeten schneller waren oder die Preußen; mit andern Worten: ob Lothringen und Weißenfels eher aus dem Gebirge heraus in die Ebene gedrungen waren, ehe dies der König verhindern konnte. Infolgedessen wurde von jenen der Vor-, von diesem der Rechtsabmarsch beibehalten. — Für die Darstellung der Schlacht von Hohenfriedeberg selbst wird es zweckmäßig sein, das Schlachtfeld kurz zu skizziren; schreibt doch sogar König Friedrich noch am 4. Juni vom Feld aus an den Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau: „. . . man muß einen ris Sehen Sonsten Verstehet Man die bataille nicht.“[1]) Innerhalb eines unregelmäßigen auf der Spitze stehenden Vierecks, dessen nördliche Ecke das Dorf Häslicht ist, während die Verbindung des westlichen Endpunktes Rauder mit dem südlichen, Hohenfriedeberg, die wichtige Randlinie des Gebirges bedeutet, und deren (nord-)östliche Ecke Striegau heißt, liegt eine Ebene. Wählt man das zwischen Striegau (O) und Häslicht (N) gelegene Pilgramshain (NO) zum Ausgangspunkt eines etwas kleineren Vierecks, das mit seinen Endpunkten die Seiten des eben beschriebenen größeren ungefähr in ihrer Mitte träfe, so stößt man auf die Ortschaften Rohnstock (NW), Hausdorf (SW) und Halbendorf (SO) — wenn man von mathematisch genauen Geraden absehen will. Innerhalb dieser beiden Vierecke, also mitten in der Ebene, liegen ferner noch, nordsüdlich ziehend, infolgedessen von den Straßen Rohnstock—Striegau und Hausdorf—Striegau durchschnitten, die Dörfer Günthersdorf und Thomaswaldau. Die westlich vom Striegauer Fuchsberg entspringende Lange Beele durchfließt eine breite Niederung, die sogenannte Gule, die, durch eine Menge von Teichen schwer passirbar, das Schlachtfeld in einen nördlichen, im NO durch die Höhenlinie Häslicht—Pilgramshain—Striegau abgeschlossenen und einen südlichen Theil scheidet; die Trennungslinie verläuft etwa in der Richtung Günthersdorf—Striegau, während (damals) ein gemauerter Damm quer durch die nasse Wiese nach Pilgramshain führte. Auch im südlichen Tracte des Gefildes gab es für die Cavallerie, abgesehen von den Ortschaften, die ohne große Mühe durchritten werden konnten, schwierigere Geländestreifen, da nördlich und westlich von Halbendorf die Felder am Rande bebuscht und zum Theil geradezu sumpfig waren. Den Abschluß nach Süden bildet hier das Striegauer Wasser, das mit der Viereckseite Hohenfriedeberg—Striegau identisch ist. Ehe preußische Truppen in den südlichen Theil des Schlachtfeldes gelangen konnten, hatten sie dies Hinderniß zwischen Striegau und Halbendorf zu überwinden; am bequemsten an zwei Uebergängen: bei Gräben und bei Teichau. — Diese topographischen Vorbemerkungen waren nothwendig, um von den Gefechtsverhältnissen ein klares Bild zu bekommen. Unsere besondere Aufgabe soll nun heute nicht etwa darin bestehen, die Schlacht von Hohenfriedeberg in ihrer ganzen Entwickelung von Anfang bis zu Ende in allen ihren Einzelheiten und auf einander folgenden Phasen vor die Augen zu führen, sondern wir wollen nur eine verhältnißmäßig kurze Episode ins rechte Licht zu rücken versuchen. Darum erlauben wir uns, gleich von vornherein auf die vortreffliche Darstellung hinzuweisen, die das Ereigniß in den kürzlich erschienenen „Hohenfriedeberg“, „Soor und Kesselsdorf“ betitelten 2 Bänden des vom Großen Generalstabe bearbeiteten „Zweiten Schlesischen Krieges“ gefunden hat. Diese außerordentlich klare Schilderung wird so schön durch musterhafte Pläne und Skizzen beleuchtet, daß man über die einzelnen Gefechtsmomente kaum einen Zweifel übrig behält.

---

[1]) In der That hat der König, wie er am 10. September 1745 mittheilt, von der Bataille von Friedberg einen Plan aufnehmen, in Kupfer stechen lassen und ein Exemplar davon an Leopold geschickt (v. Orlich II, 410). Leider scheint davon kein Abzug mehr vorhanden zu sein; aber wäre nicht die Original-Platte aufzufinden?

Ehe noch der Morgen (des 4. Juni) graute, hatte Friedrich der Große seine Generale um sich versammelt und ertheilte ihnen mündlich den Angriffsbefehl. Das Geheimniß der Fridericianischen Kriegskunst beruht zum großen Theil in der genialen Anwendung der bis dahin wenig beliebten „schiefen“ Schlachtordnung. Wie sich diese taktische Maßregel schon im Ersten Schlesischen Kriege bei Mollwitz und bei Chotusitz als außerordentlich brauchbar erwiesen hatte,[2] so sollte sie auch bei Hohenfriedeberg große Erfolge zeitigen. Die Schlacht bei Striegau sollte, so befahl der König, brigadeweise vom rechten Flügel aus begonnen werden. Da in seinem Verlaufe gefährlichere Ueberraschungen durch feindliche Chocs nicht vorfielen, so läuft das Ereigniß in der That auf eine verhältnißmäßig schnelle Aufrollung des österreichischen Heeres hinaus. Schon daraus allein aber geht mit zwingender Nothwendigkeit die Schlußfolgerung hervor, daß weder Geßler allein, noch Chasot oder Schwerin die Ehre des Tages gebührt — alle drei fochten auf dem refüsirten linken Flügel —, sondern Friedrich selbst und seiner Methode. Also ist und bleibt Das, womit wir uns jetzt vorzugsweise beschäftigen wollen, nur eine kurze Episode, die zum Gewinnen der Schlacht durchaus nicht unbedingt nöthig war, sondern lediglich den bereits errungenen Sieg zu einer der glanzvollsten Waffenthaten aller Zeiten gestempelt hat. Fortuna lächelte dem Preußenkönig, der Zufall wollte es so, oder gerechter ausgedrückt: der Herr hatte Diener, die im gegebenen Moment die Gunst des Schicksals in vollem Maße zu benutzen verstanden. — Nun sind bei dieser Affaire ein paar Regimenter hervorragend betheiligt, die nicht ganz leicht von einander zu halten sind, weil sich ihre Bezeichnungen mannigfach verschoben und verändert haben. Deshalb sei es uns gestattet, ein paar Daten aus den betreffenden Regimentsgeschichten herauszuheben. Im ersten Treffen der linken preußischen Reiterei standen am Tage von Hohenfriedeberg die Geßlerkürassiere, officiell: das Regiment Geßler zu Pferde, oder genauer: das Kürassier-Regiment Nr. 4 v. Geßler (jetzt: Leibkürassier-Regiment Großer Kurfürst [Schlesisches] Nr. 1). Aus seinem Namen schon geht hervor, wer Chef des Regiments war: v. Geßler; ein Vierteljahrhundert hindurch, von 1733—1758, hat er sich dieser Ehre rühmen dürfen. Seit Kurzem führt das Deutzer Kürassier-Regiment den Namen: Kürassier-Regiment Graf Geßler (Rheinisches) Nr. 8, obwohl es während seiner ganzen Entwicklung niemals mit dem Helden von Hohenfriedeberg in directer Berührung gestanden hat. Man müßte denn den geringfügigen Umstand zu Hilfe nehmen, daß das Stammregiment seiner ersten Escadron, das Dragoner-Regiment Dockum, im Jahre 1737 in dem Obersten v. Thümen einen Commandeur erhalten hat, der bis dahin bei den Geßlerkürassieren gestanden hatte. Kurfürst Friedrich August I. (der Starke) von Sachsen hatte gegen ein werthvolles Bernstein- und Porzellan-Cabinet (daher etwa das „Weiß und Blau“ der Uniform?) 780 aus 15 kursächsischen Reiterregimentern ausgelesene Mann, von denen sich dann nur 600 als brauchbar erwiesen, dem König Friedrich Wilhelm I. von Preußen aus bekannter Liebhaberei überlassen. Chef des neugebildeten Regiments wurde aber nicht, wie vereinbart worden war, Graf Wackerbarth († als kurfürstl. sächsischer Generalfeldmarschall 14. August 1734), sondern es hieß vom 1. Mai 1717 an das Dragoner-Regiment Wuthenau, bis es sich im Jahr 1727 in die beiden Regimenter Dockum und Cosel theilte. Das erste dieser beiden erhielt im Jahre 1737 den bisherigen Commandeur des Geßlerregiments: v. Thümen und 1742 den Hrn. v. Röell. Zwei Jahre darauf (1744) fand wieder eine Theilung statt, indem aus ihm die Dragoner-Regimenter Nr. 7 v. Röell und Nr. 8 v. Stosch hervorgingen. Im Jahre 1815 haben dann diese beiden Regimenter, die damals die Bezeichnungen „Dragoner-Regiment Nr. 3 Litthauisches Dragoner-Regiment“ und „Dragoner-Regiment Nr. 4 2. Westpreußisches Dragoner-Regiment“ führten, je eine Escadron abgegeben, aus denen zusammen mit der dritten Escadron des merkwürdigen Elb-National-Husaren-Regiments der Stamm des jetzigen Geßler-Kürassier-Regiments gebildet worden ist.[3] Ein Stammbaum wird Alles klarer veranschaulichen:

Dragoner-Regiment vacat v. Wuthenau

1727 v. Dockum
1737 v. Thümen
1742 v. Röell

1727 v. Cosel
(jetzt) Kür.-Reg. Graf Wrangel (Ostpreuß.) Nr. 3
(jetzt) Kür.-Reg. v. Driesen (Westfäl.) Nr. 4

1744 Drag.-Reg. Nr. 7 v. Röell
(1815) Drag.-Reg. Nr. 3 Litth. Drag.-Reg.
(jetzt) Drag.-Reg. Prinz Albrecht von Preußen (Litth.) Nr. 1

1744 Drag.-Reg. Nr. 8 v. Stosch.
(1815) Drag.-Reg. Nr. 4 2. Westpreuß. Drag.-Reg.
(jetzt) Kür.-Reg. Hzg. Friedr. Eug. v. Württemberg (Westpreuß.) Nr. 5

1815 Elb-Nat.-Hus.-Regt.

1815 3., 1. und 2. Escadron des Kür.-Regiments Graf Geßler (Rheinischen) Nr. 8.

Friedrich Leopold v. Geßler, geboren am 24. Juni 1688 zu Königsberg, hatte sich schon in jungen Jahren unter dem Fürsten Leopold von Dessau kriegerische Lorbeeren in Italien geholt. Diesem seinem ersten Vorgesetzten hat er nach vier Jahrzehnten — ein merkwürdiges Spiel des Schicksals! — die letzte Schlacht gewinnen helfen: Kesselsdorf. Geßler's militärische Laufbahn zeichnet sich nicht durch absonderliche Schnelligkeit in der Erreichung der mittleren Stufen aus, was bei der fast ununterbrochenen Friedenszeit von dreißig langen Jahren kaum auffällt: 1714 war er Major, 1721 Oberst und 1726 Regimentscommandeur; am 14. Juli 1739 wurde er zum Generalmajor, am 20. Mai 1742 zum Generallieutenant, am 24. März 1747 zum General der Cavallerie und endlich am 21. December 1751 zum Generalfeldmarschall befördert. Am 4. Juni 1745 machte General v. Geßler die Attacke seines Regiments im ersten Treffen nicht mit; ihm war die Führung der Cavallerie des zweiten Treffens anvertraut. Diese setzte sich aus drei Regimentern und 20 Schwadronen zusammen; zehn davon bildeten das Dragoner-Regiment Nr. 5 Markgraf von Anspach-Bayreuth (jetzt: Kürassier-Regiment Königin [Pommersches] Nr. 2). An der Spitze gerade dieser 10 Schwadronen der Bayreuth-Dragoner hat sich Geßler seinen unsterblichen Ruhm erworben, der durch die folgende Beleuchtung der Ursache davon durchaus nicht geschmälert werden soll. Will man also das Regiment finden, das allein berechtigt ist, stolz auf jene Reiterthat am Schlusse der Schlacht vom 4. Juni 1745 als auf die seine zurückzublicken, so darf man weder nach Deutz zu den jetzigen Geßler-Kürassieren noch zu den ehemaligen nach Breslau gehen, sondern Pasewalk muß man aufsuchen. Hier hängt im Officierscasino der Königin-Kürassiere das schöne Bild des bekannten Schlachtenmalers Wilhelm Camphausen „Friedrich II. und das Dragoner-Regiment Anspach-Baireuth nach der Schlacht von Hohenfriedeberg am 4. Juni 1745“, das den Moment künstlerisch verewigt, wo der 1. Zug des Regiments mit den eroberten Fahnen an Friedrich vorüber ins Lager einrückt.

Nachdem sich bereits am frühen Morgen (um 4 Uhr) die preußische Vorhut unter du Moulin und die vorgeschobenen sächsischen Vorposten bei Pilgramshain feurig begrüßt hatten, entwickelte sich ½6 Uhr, Friedrich's des Großen Generalidee zufolge nordwestlich von Striegau, ein schneidiger Kampf zwischen der preußischen und der sächsischen Cavallerie, der etwa eine Stunde später mit der Niederlage des linken Flügels der verbündeten Reiterei endete. Hierbei trug sich jene hübsche, wenig bekannte Geschichte von dem sächsischen Pauker zu, der, gefangen, Retraite schlug und für diese Kühnheit von den gefoppten Preußen mit dem Verluste von Nase, Lippen und halbem Kinn bestraft wurde; geheilt erhielt der tapfere Musicus (nach Beust) eine Stelle als Accis-Einnehmer. Der Erfolg seiner rechten Flügelreiterei machte es dem Könige möglich, die Infanterie des rechten Flügels bataillonsweise zum Angriff vorzuführen, ohne erst die übrigen Bataillone einschwenken zu lassen. Der Fußkampf concentrirte sich um die oben erwähnte „Gule“; die Sachsen, der linke Flügel der Verbündeten unter Weißenfels, mußten gegen 7 Uhr weichen. Anstatt daß Lothringen in diesem kritischen Augenblicke wenigstens den Versuch gewagt hätte, durch einen energischen Angriff seiner gefechtsbereiten Oesterreicher auf die rechts abmarschirenden, also in ungünstigster Gefechtslage befindlichen Preußen des linken Flügels das taktische Gleichgewicht wiederherzustellen, ließ er den Aufmarsch der Gegner ungestört. Und um 8 Uhr zwang auch hier, auf dem südlichen Theile des Blachfelds, die Flügel-Cavallerie des ersten, die Hälfte des zweiten Treffens (unter dem Generallieutenant v. Nassau) und die Zieten-Husaren (unter dem General-

[2]) Vergl. darüber die treffenden Bemerkungen Dr. Otto Herrmann's in den „Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte“ V. (1892), 107 ff., und VII. (1894), 326 f.

[3]) Diese Angaben sind der noch ungedruckten „Geschichte des Kürassier-Regiments (Rheinischen) Nr. 8“ entnommen, deren Verfasser, Hr. Lieutenant Lehmann, mir liebenswürdigerweise Einblick in das Manuscript gestattet hat.

major v. Zieten) trotz des durchschnittenen Geländes zwischen Thomaswaldau und Halbendorf die feindliche, an Zahl um 21 Schwadronen überlegene Reiterei zur Flucht nach Hohenfriedeberg. Noch immer aber war der Kern des österreichischen Fußvolks im großen Ganzen intakt. Hinter der Linie Thomaswaldau—Günthersdorf waren die erprobten Regimenter Baden-Baden, Marschall, Grünne, Thüngen, Hessen, Alt-Königsegg und Franz Lothringen im ersten Treffen unter dem FZM. Baron v. Thüngen und im zweiten (ebenfalls von N. nach S. gerechnet) Kolowrat, Leopold Daun, Neipperg, Harrach und Karl Lothringen unter den Generalen Grünne und Daun aufmarschirt. Hielten diese zwanzig Bataillone tapfer Stand, so hätte eine Capitalniederlage unbedingt vermieden werden müssen. Hier aber ereignete sich jener denkwürdige Zwischenfall, der zur Vernichtung des österreichischen Heeres geführt hat. Und leider bleibt gerade hier eine kleine Unklarheit in dem Generalstabswerke, die wir mit ein paar Worten beseitigen wollen. Dort heißt es (II, 2, 235): „Um den Oesterreichern völlig die linke Flanke abzugewinnen und ihre Stellung von nördlich Günthersdorf her aufzurollen, ließ der König die Günthersdorf gegenüber eingeschwenkten Regimenter Truchseß und Markgraf Karl nach dem Südbusche abrücken und die 16 Bataillone des zweiten Treffens, welche sich gleich aus dem Anmarsche rechts zogen, ihnen folgen. Da General v. Kalckstein bei den Bataillonen des zweiten Treffens sich befand, welche bei Beginn der Schlacht den General du Moulin verstärkt hatten, sandte der König dem Markgrafen Karl den Befehl, die Leitung dieser Umfassungsbewegung zu übernehmen. Der Befehl wurde mißverständlich dahin ausgerichtet, der Markgraf möge mit den Brigaden des ersten Treffens, welche zur Linken der Brigade Braunschweig anrückten, das zweite Treffen verstärken, und schon hatte sich das Regiment Blanckensee in dieses eingeschoben, als der König den Irrthum bemerkte und, persönlich herbeieilend, ihn berichtigte." Von jedem unbefangenen Leser muß der letzte Satz — wie wir gleich sehen werden: falsch — dahin ausgelegt werden, durch die Correctur Friedrich's sei das Regiment Blanckensee seiner Aufgabe, im ersten Treffen zu kämpfen, zur rechten Zeit wieder zugeführt worden. Gemeint ist aber anscheinend nur, daß [mit Ausnahme des Regiments Blanckensee] die linken Brigaden des ersten Treffens rechtzeitig durch den König verhindert wurden, das zweite zu verstärken. Gegen die österreichischen Grenadiercompagnien, die den östlichen Rand von Günthersdorf deckten, rückten also 16 Bataillone des zweiten Treffens (du Moulin, Dohna, Borcke, Jeetze und Bredow, Herzberg, Bonin und Anhalt-Zerbst), verstärkt durch die Regimenter Truchseß und Markgraf Karl vom ersten Treffen, siegreich vor. Nach der Ordre de bataille standen links von dem Regimente Markgraf Karl die fünf Bataillone der Brigade des Prinzen Ferdinand, deren rechte Flanke also durch die Abcommandirung entblößt wurde. Dazu kam, daß sich derselben Brigade linkes Nachbarregiment Blanckensee nach rechts in das zweite Treffen zwischen die Regimenter Bredow und Herzberg eingeschoben hatte — und dort geblieben war. Dies wird durch seine Verlustliste (2 Mann verwundet! während z. B. die ursprünglichen Nachbarregimenter Hacke (rechts) 648 Mann und Bevern (links) 516 Mann, darunter ihre beiden Obersten, eingebüßt hatten) erhärtet, auf deren Beweiskraft schon v. Orlich und Jeep mit vollem Rechte hingewiesen haben. Die nächsten linken Truppentheile des ersten Treffens aber: das Regiment Bevern und die Brigaden Bredow und Polenz, hatten zwar an der Rechtsschiebung des gesammten preußischen Aufmarsches theilgenommen, allein den Ausfall von zwei Bataillonen in der Front durch Ziehen nach rechts nicht ausgleichen können. Dadurch kam es, daß etwa ½9 Uhr früh zwischen der isolirten Brigade Braunschweig (2 Bataillonen Garde, 1 Bataillon Grenadier-Garde, 2 Bataillonen Hacke) und dem Regimente Bevern eine ziemlich breite Lücke klaffte. Trotzdem griffen die sechzehn Bataillone des linken preußischen Flügels den rechten österreichischen schneidig an, rückwärtig unterstützt von dem ursprünglich nach Günthersdorf mit abcommandirten Regiment Anhalt-Zerbst. Ehe sich aber dieses noch in die gefährliche Oeffnung hätte einschieben können, hatte mit richtigem Reiterblick der Commandeur des Dragoner-Regiments Bayreuth, Oberst Otto v. Schwerin (* 21. Juni 1705, † 13. August 1781) die günstige Gelegenheit zu einem echten Reiterstück geahnt und — mit General Geßler's Genehmigung, der diese Diversion in eigener Person begleitete — seine Schwadronen, die ja eigentlich dem linken Flügel des zweiten Treffens angehörten und mit diesem an dem Reitergefecht unter Nassau zwischen Thomaswaldau und Halbendorf hätten theilnehmen sollen, hinter die Lücke geführt. Durch diesen Zufall kamen also die Reiter ganz richtig neben das Infanterieregiment Anhalt-Zerbst zu stehen, das nach der Ordre de bataille ihr rechter Nachbar war. Unterdessen aber hatten die vorderen Regimenter, wenn auch theilweise unter erheblichen Verlusten, ihre Aufgaben erfüllt. Thomaswaldau im Süden wurde vom äußersten linken Flügel des Fußvolks, den 5 Bataillonen der Brigade Polenz, erstürmt; und kurz darauf erlitt dasselbe Schicksal das nördlich davon gelegene Günthersdorf, das mit Hilfe des Regiments Garde genommen wurde. Damit waren die Stützpunkte auch des südlichen Feldes in preußischen Händin: die Schlacht war gewonnen.

Dennoch hielten zwischen den beiden Dörfern, immer noch fast unerschüttert, die braven österreichischen Kernregimenter. Da fängt, beunruhigt durch den Heldentod seines Chefs, das Regiment Thüngen an, zu wanken. Aber ehe noch die preußische Infanterie dies bemerkt und ihre Kräfte zum letzten Stoß gesammelt hat, um die beginnende Flucht der Oesterreicher zu einer vollkommenen zu machen, da ertönen von hinten Cavalleriesignale, Hacke und Bevern treten rasch zur Seite, und dem wilden Heere gleich werfen sich mit elementarer Gewalt die Bayreuth-Dragoner durch die preußische Lücke hindurch in 3 Abtheilungen auf den Feind. Allen voran der Generallieutenant v. Geßler, der Oberst v. Schwerin und die Majore Joach. Chr. v. Jürgas, Franz Isaak v. Chasot, Joh. Ernst v. Düring und Stanislaus v. Bronikowsky. Rechts wird das Regiment Grünne, dann auch Marschall und Baden-Baden, links Hessen über den Haufen geworfen; die Mitte aber stürmt durch die österreichische Lücke (wo das Regiment Thüngen gestanden hatte) hindurch auf das zweite Treffen der Feinde, die Regimenter Kolowrat und Leopold Daun. „Wie des Allmächtigen Sturm in dicke, undurchdringliche Wälder eindringt, hier zahlreiche Eichen mit der Wurzel aushebt, dort unzählbare Fichten zerbricht wie einen Stab, Alles zerschmettert, verdirbet, so bricht der Held [Schwerin] ein in jene dichtstehende oesterreichische Scharen, zu Seiner Rechten, zu Seiner Linken fallen die Heerführer, fallen Geringere, bei Tausenden fallen sie", so lautet der Passus in der Leichenrede auf Schwerin. Und als sich das Feld gelichtet hat, da sah man mit Staunen und mit Grauen, daß 1500 Dragoner einen zehnmal stärkeren Feind: 20 Bataillone, vernichtet hatten. 2500 Gefangene, und was noch viel mehr sagen wollte: 66 Fahnen [1]) fielen als willkommene Beute in die Hände der preußischen Reiter. Das war am Morgen um die neunte Stunde; da hatte die Schlacht von Hohenfriedeberg ein Ende. Denn dabei ist's leider geblieben. Obwohl Friedrich insgesammt nur 4700 Mann eingebüßt, also rund 60000 Mann noch zur Verfügung hatte, ist jegliche Verfolgung unterblieben. Die Kunst, den Sieg zu einer echten „completen Victoria" zu gestalten, hatte der große Feldherr auch aus der Chotusitzer Schlacht noch nicht gelernt.

Um die Entscheidung der Frage, wer vor Allen sich die glorreiche Waffenthat zuschreiben dürfe, hat sich ein recht müßiger Streit entsponnen. Ausgeschlossen von vornherein ist der Generalmajor Graf Schmettau, obgleich gerade dieser das Verdienst einige Zeit mit ziemlichem Erfolge für sich beansprucht hat; ausgeschlossen ist ferner der französische Gesandte Valory, den Friedrich während der Schlacht öfters als Adjutanten verwendet hatte. In

---

[1]) In Geßler's Grafendiploma, ausgefertigt Berlin, den 31. Juli 1745, findet sich allerdings folgende Wappenbeschreibung: „Im blauen Schilde ... über dem silbernen Balken: in einem Mittelschild Unser Preußischer Schwarzer Adler mit einer Königlichen Krone auf dem Haupt, und mit Unserem goldgekrönten Königlichen Namenszuge auf der Brust — — Auf dem Schilde ruht eine goldene Krone; und über derselben zeigen sich 3 blauangelaufene ... Helme. Der mittelste trägt einen blauen Pfauenkopf ..., der Helm zur Rechten eine rothe Fahne mit der Zahl 20 und dem Buchstaben B, der Helm zur Linken eine grüne Fahne mit der Zahl 67, zum ewigen Gedächtniß der von dem General-Lieutenant v. Geßler in der schon vorhin erwähnten Bataille erwiesenen Tapferkeit und ruhmvollen Conduite, allwo er dem Feind 20 Bataillons ruinirt und ihm 67 Fahnen abgenommen und solchergestalt erbeutet worden mit dem einzigen Regiment Bayreuth." Doch wird die Zahl 66 durch Friedrich selbst (der freilich andererseits auch zweimal [in der „Histoire de mon temps" und in der Instruction von 1778] von 21 österr. Bataillonen spricht, obwohl er schließlich wissen mußte, daß das Regiment Marschall nur 2 Bataillone hatte zum Unterschiede von den anderen österr. Regimentern, die je 3 Bataillone umfaßten!), dann durch das Regiments-Diplom, durch Chasot's Wappen und durch Schwerin's Grabrede erhärtet. Ueberhaupt sollte man eigentlich nur von 6 Regimentern oder 17 Bataillonen reden, da ja das Regiment Thüngen bereits auf der Flucht begriffen war, als Geßler attackiren ließ.

den Ruhm theilen sich gleichmäßig: Geßler, weil er, vor der Front des Regiments reitend, „ohne alle Complimente“ (Instruction von 1748) im rechten Augenblick den Befehl zur Attacke gegeben hat, Schwerin, weil er seinem Regimente den günstigen Platz angewiesen und dadurch die Befähigung für die Beförderung zum General offenkundig dargethan hat, und endlich Jürgas und Chasot als tapfere Schwadronsführer. Daraus, daß der letztgenannte Officier in manchen Berichten ganz entschieden ausgezeichnet wird[5]), und aus dem ganzen Zusammenhang geht hervor, daß Chasot die rechten, direct neben der Brigade Braunschweig vorbrechenden 3 Schwadronen angeführt hat, durch die drei Regimenter über den Haufen geworfen wurden. Jürgas, der im Regiments-Diplom von sämmtlichen 4 Majoren zuerst genannt ist und zum Oberstlieutenant avancirte, dürfte die linken Schwadronen, Schwerin aber die mittleren persönlich befehligt haben. Also gebührt die Ehre der Erbeutung der 66 Fahnen allen Vieren gemeinsam; die Ehre des Tages als solchen jedoch theilen diese Vier mit dem ganzen preußischen Heere, das Friedrich der Große und kein Anderer zum Siege geführt hat. „. . . hat Sich ohngemein Distinguiret und So Wahr wie Got ist ein jeder in Seinem ambt“: so lautet des Königs eignes Urtheil. Der König[6]) hatte die große Gabe, tüchtigen Männern verantwortungsvolle Posten, die Initiative verlangten, anzuvertrauen, und er hatte dabei das große Glück, daß sich diese zur rechten Zeit am rechten Fleck als rechte Männer bewiesen. So fügte sich das Einzelne zum schönen Ganzen.

Auf der Seite der Gegner gab es kein Ganzes. Einzelne Thaten voll Muth und Aufopferung vermögen keine befriedigende Gesammtleistung zu erzielen. Die Attacke der Bayreuth-Dragoner gehört als integrirender Bestandtheil zur Schlacht von Hohenfriedeberg; wer aber spricht heutigen Tages noch rühmend von dem gelungenen Ueberfall von Niederzehren bei Meißen, wo am 13. December 1745 des sächsischen Generallieutenants v. Sybilski Chevauxlegers und Ulanen zwei preußische Dragonerregimenter, die Brigade Herzog von Holstein-Gottorp mit ihrem General v. Röell an der Spitze, zusammenhieben? Ein kühnes Reiterstückchen, das den Preußenkönig „bis in der Seblen“ geärgert hat, und ein Lichtblick in der sächsischen Kriegsgeschichte der Fridericianischen Epoche. Aber auf Zehren folgte Kesselsdorf.

[5]) Vergl. darüber besonders Ernst Jeep's erschöpfende Abhandlung „Chasot“. Interessant ist die Wahrnehmung (die Jeep entgangen zu sein scheint), daß sich mit diesem merkwürdigen französischen Exlieutenant Chevalier de Chasot kein Geringerer als F. Max Müller (in seinen „Essays“, Band III) vorübergehend beschäftigt hat.

[6]) Nach dem Hinscheiden des großen Friedrich war es bekanntlich nicht mehr so gut bestellt um das preußische Heer. Chasot's eigner Sohn trat 1790 aus der Armee aus und rechtfertigte diesen Schritt vor seiner Mutter brieflich (13. Nov. 1790) mit folgenden herben Worten: „Le nombre d'officiers qui étudient leur métier est si petit, que même dans notre régiment il n'y en a parmi mes anciens pas un seul: l'ignorance de ces messieurs est inouie et leur incapacité sans bornes . . . Notre général ne fait pas une exception des autres.“

Bücherbesprechungen.

— Jesus Christus, der Sohn Gottes, und die deutsche Philosophie. Acht Betrachtungen von M. Ehrenhauß, Pastor in Apollensdorf. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1895. 50 ₰. — Die Betrachtungen, in der Zeitschrift „Beweis des Glaubens“ erschienen, sind hier zu einem Ganzen zusammengestellt, das nicht gerade Neues bietet, aber in dieser Vereinigung auf einer Stelle immerhin dankenswerth ist. Die merkwürdige Erscheinung, daß alle unsere großen Philosophen, je älter sie geworden sind, desto mehr sich der christlichen Lehre wieder genähert haben, ist der Anlaß für den Verfasser geworden, solche Bekenntnisse aus späterer Zeit aus ihren Schriften zu sammeln und zu ordnen. Verwerthet sind auf solche Weise die Theodicee von Leibniz, die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft von Kant (mit Streifblick auf Ritschl's Anknüpfung an ihn), die allgemeine philosophische Ethik von Ziller als Repräsentant der Herbart'schen Philosophie, die Anweisung zum seligen Leben von Fichte, die Philosophie der Religion von Hegel und die Philosophie der Offenbarung von Schelling. Haupsächlich ist nach den Aussprüchen gefragt, die von der Menschwerdung Gottes handeln, und ihnen wird dann die kirchliche Lehre vom Gottmenschen gegenübergestellt. Wie ein Anhang erscheint eine Abhandlung über die Naturphilosophie der Gegenwart, als deren Vertreter Haeckel in seinem Glaubensbekenntniß eines Naturforschers aufgeführt wird. B. K.

— Essays von Michel de Montaigne, ins Deutsche übertragen von Waldemar Dyhrenfurth (Blondel). Breslau, Verlag von Eduard Trewendt, 1896. Preis 2 ℳ. — Das alte Wort: Les extrêmes se touchent wird Vielen einfallen, wenn sie das Erscheinen einer neuen Uebersetzung von Montaigne's Essais angekündigt finden. Denn es mag wohl in unserer Zeit, der Gigerlstöcke, Turf, Arbeiterfäuste und rechthaberisches Parteigezänk ihr Gepräge verleihen, angebracht sein, auf jenen liebenswürdigen Franzosen des 16. Jahrhunderts hinzuweisen, der uns mit stets freundlicher Miene munter von allen möglichen irdischen Verhältnissen vorplaudert, um schließlich über Alles mit einem achselzuckenden Que sais-je hinwegzugehen. Jetzt, da Jeder in jeder Frage entschieden Partei ergreifen soll, mag es wohl am Platze sein, auch wieder einmal an ein so edles Muster von Versöhnlichkeit und Duldsamkeit zu erinnern, wie es Montaigne ist. Ob freilich der immer maßvolle, mit sokratischer Ruhe und Unvoreingenommenheit urtheilende Montaigne in unserer rastlosen und eilfertigen Zeit viele neue Verehrer gewinnen wird? Ein Verdienst bleibt es immerhin, die Gelegenheit dazu zu bieten. Denn die Reclam'sche Universalbibliothek hat Montaigne's Essais noch nicht aufgenommen, und die letzten Uebersetzungen sind bereits 1750 (ohne Namen) und 1793 (von Bode) erschienen. Seit der zweiten Auflage der Bode'schen Uebersetzung (1799) ist unseres Wissens Montaigne nicht wieder übersetzt. Das absprechende Urtheil Dyhrenfurth's über seinen Vorgänger (S. V) erscheint uns allerdings nicht berechtigt, ja an nicht wenigen Stellen ziehen wir die ältere, freiere, aber immer sinngemäße und leichtverständliche Fassung der wörtlicheren, aber manchmal auch steifen neueren Uebersetzung vor. Wenn z. B. Dyhrenfurth S. 21 sagt: „Sie geben dadurch so eiligen Sachen unberechtigt eine Frist“, so ist sicher Bode's Wendung für den Gedanken (I, 53) klarer: „Wozu das Aufschieben in einer so dringenden Sache?“ Wie hier, so übertrifft mehrfach der um 100 Jahre ältere Uebersetzer an Beweglichkeit und Natürlichkeit des Ausdrucks den neueren. Die Form „frug“ für „fragte“ (S. 33, 251 u. ö.) halten wir auch nicht eben für eine Zierde der Sprache in solch einem Werke, und keinesfalls hätte dem Uebersetzer der Schnitzer passiren sollen, daß er den Julius Cäsar von „Geschworenen“ ermorden läßt statt von „Verschworenen“ (S. 204). Es ist ja in der That sehr schwer, die langen und oft kühnen Perioden Montaigne's in gutem Deutsch wiederzugeben. Der Uebersetzer hätte häufig besser gethan, sich nur an den Sinn zu halten, anstatt ängstlich an den Worten seines Vorbildes zu kleben. Uebrigens haben wir den Eindruck, daß Dyhrenfurth's Uebertragung im Verlaufe des Werkes flüssiger wird, und daß die letzten Capitel sich geschickter lesen als die früheren. Führt er also seine Absicht aus, auch die übrigen Theile des Werkes noch zu übersetzen, so ist zu hoffen, daß die Gesammtausgabe besser ausfallen wird als der vorliegende Auszug. Ungern vermißt haben wir in der Auswahl Dyhrenfurth's, die übrigens wohl im Titel als solche hätte gekennzeichnet werden sollen, das berühmte Capitel über die Freundschaft, in dem Montaigne seinem jung verstorbenen Freunde, dem Dichter Etienne de la Boëtie, ein so schönes Denkmal setzt. Macht dies doch einen um so tieferen Eindruck, als hier der sonst so kühle und zurückhaltende Franzose eine an ihm ganz ungewohnte Innigkeit und Wärme der Empfindung verräth. Montaigne verdient ohne Zweifel noch heute gelesen zu werden. Manches klingt ganz modern, so der Ausfall gegen die flache Vielwisserei (S. 35), die Worte über den Selbstmord der Kinder (S. 146), die Klage über die Verderbtheit und Lügenhaftigkeit der Zeit (S. 213) u. A. An anderen Stellen wieder ist der Gegensatz zwischen damals und heute augenfällig. Damals galten die Türken für das stärkste Volk — und jetzt? — Die Ausstattung des Werkchens in Duodezformat ist sehr gefällig, der Liebhaber wird das Büchlein gern in die Hand nehmen. Warum hat der Uebersetzer auf dem Titelblatt die englische Schreibung „Essays“ vorgezogen anstatt der französischen „Essais“? R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 149. Sonnabend, den 14. December. 1895.

Auf dem Saima-See und in West-Finland.

Von Erwin Bauer.

II. (Schluß.)

Das langgezogene Gellen einer Dampfpfeife und das ruckweise Halten des Schnellzuges weckten mich aus dem Halbschlummer. Die helle Vormittagssonne bahnte sich einen Weg durch die zugezogenen Gardinen des Waggonfensters und wirbelte mit ihren Strahlen Staubsäulen im Coupé auf. Und während ich, noch halb schlaftrunken, Haar und Bart in Ordnung zu bringen suchte, ertönten von Außen her die lauten Rufe der russischen Schaffner: „Station Riihimäki!" „Nach Tavastehus umsteigen!" Da der Schnellzug sofortigen Anschluß an die finländische Nordwestbahn hatte, blieb mir diesmal keine Zeit, um mich an dem prächtigen Buffet von Riihimäki zu erfrischen. Ich mußte mich sogar beeilen, um noch rechtzeitig in den anderen Zug zu gelangen, und schon nach etwa 10 Minuten saß ich an dem Fenster des Wagens, der mich durch die Fluren des Gouvernements Tavastehus in etwa 1½ Stunden nach dem Städtchen gleichen Namens bringen sollte. Unterwegs hatte ich Muße und Gelegenheit genug, die auffallenden Unterschiede zu beobachten und festzustellen, die zwischen Ost- und West-Finland herrschen und selbst dem oberflächlichen Beschauer sofort in die Augen fallen. Der landschaftliche Charakter West-Finlands hat zwar große Aehnlichkeit mit demjenigen Ost-Finlands, obgleich er, wie schon gesagt, die Natur des Letzteren an Großartigkeit und Mannigfaltigkeit bei Weitem nicht erreicht. Trotzdem fühlt man sich fast in ein anderes Land versetzt, wenn man im raschen Fluge von Riihimäki aus gegen Nordwesten fährt. Reist man im Osten mit dem Dampfschiffe und dem primitiven Kariol, so fährt man im Westen mit der Eisenbahn; sieht man im Osten nur hier und da ein Rittergut oder ein Bauernanwesen, und sonst nur Wald, Felsen und Wasser, so saust im Westen der Zug an blühenden Dörfern mit Fabriken und an Gütern vorbei, und neben Wald und Felsen zeigen sich dem Auge ausgedehnte Flachs- und Getreidefelder, Steinbrüche und gewerbliche und industrielle Anlagen; macht der Osten einen ärmlichen Eindruck, so hinterläßt der Westen das Gefühl, als durcheile man ein wohlhabendes Culturland, in dem das menschliche Hasten, Treiben und Schaffen das ungehinderte Walten der Natur und ihrer Kräfte zurückgedrängt haben. Während im Osten der blonde Karele als Bewohner vorherrscht und die Bedürfnißlosigkeit der Bevölkerung Staunen erregt, hat hier im Westen der schwedische Typus die Oberhand; überall, selbst in den Häusern der dunkelhaarigen Tavasten, trifft man einen gewissen Wohlstand und eine anspruchsvollere Lebensführung der Einwohner an, als im Osten, wozu der große Aufschwung der heimischen Industrie sicherlich das Meiste beigetragen hat. Auch hier im Westen giebt es viele Naturschönheiten, aber sie leiden unter den tiefen und nachhaltigen Eindrücken, die man aus dem Osten mitbringt. Deshalb wäre es richtiger, wenn der Reisende, der in Finland Entdeckungsreisen unternimmt, sich zuerst den Westen ansieht und dann am Imatra die Fahrt beendet. Am Besten kennzeichnen den Unterschied zwischen Ost- und West-Finland wohl die Gegenstände, die ich zur Erinnerung aus dem Lande heimgebracht habe: während mir Karelien einen plumpen, astigen Wachholderstab, merkwürdig geformte Steine und einfaches Holzgeschirr als Ausbeute lieferte, erinnert mich an den Westen des Landes ein herrliches, geschmackvolles Steinservice und ein kunstvolles Dolchmesser aus Bessemerstahl! — Tavastehus ist ein reizend an dem breiten, sich zu einem See ausbuchtenden Vana-Strome gelegenes Städtchen von etwa 5000 Einwohnern. Die Stadt selbst bietet wenig Sehenswerthes, wohl aber die Umgegend, namentlich sind es die Abhänge des waldbedeckten Höhenzuges von Hattelma, die anregen. Hier liegt der Park von Tavastehus, zu dem mich ein kleiner Dampfer brachte, ein lauschiges Waldidyll, in dessen Promenaden, Pavillons und Tempelchen es sich ungestört träumen läßt, während die Aussichtspunkte einen hübschen Blick auf den Strom und die Stadt mit ihrer alten Burg „Schloß Kronsborg" gewähren. Tavastehus aber verlangt in erster Linie nicht das Interesse des Naturschwärmers, sondern dasjenige des Menschenfreundes. Im Schlosse liegt das berühmte Zellengefängniß, die größte und vollkommenste Gefangenenbehausung und Besserungsanstalt Finlands, eine Musteranlage, wie es ihrer wenige in Europa giebt. Als ich mich diesem Gefängnisse näherte und den Wunsch aussprach, es zu besichtigen, ward mir in zuvorkommendster Weise gewillfahrt. Ein Beamter führte mich durch mehrere Thore, an Wachposten vorüber in einen weiten, lichten Hof, den gewaltige dreistöckige Gebäude umgaben. Dann durchwanderten wir diese Gebäude: weite Fluren mit Oberlicht, breite Eisentreppen, lange Corridore, in denen eine vorzügliche Ventilation die denkbar beste Luft schafft, und zu beiden Seiten dieser Corridore, welche der durch alle Stockwerke gehende offene Treppenflur trennt, befindet sich Zelle an Zelle, — das bildete das Innere dieser Gebäude. Der Beamte führte mich in eine leere Zelle; sie war hoch, luftig, reinlich, ein hübsches Stübchen, in dem nur das vergitterte Fenster an die Bestimmung mahnte, während die Ausstattung: ein eisernes Bett, eine Commode, ein Waschstand, ein Tisch und mehrere Stühle an eine einfache Miethsstube erinnerten. Da das Zellengefängniß in Tavastehus eine Besserungsanstalt vorzugsweise für Frauen bildet, so ist der Comfort in den Zellen verständlich. Der Beamte gestattete mir wiederholt den Einblick in bewohnte Zellen durch die, an jeder Thür vorhandenen kleinen Schiebefenster, zeigte mir die an der Arbeit befindlichen Inhaftirten, die sich meist mit Spinnen beschäftigten, und erzählte mir von Jeder das traurige Geschick, das sie in diese Mauern gebracht, — eine ganze Welt von Elend, Versunkenheit und Gemeinheit, aber auch von Unglück, Strafe und Sühne, die das Herz bewegen und den Denkenden von dem Nutzen und der Wohlthat solcher Anstalten überzeugen muß. — Es war spät Nachmittags, als ich Tavastehus verließ, um nach Tammerfors weiter zu fahren. Ein warmer, leichter Regen rieselte vom Himmel herab und erfrischte die Natur. Der Zug brauste am Fuße bergiger Höhenzüge, deren waldige Gipfel in grauen Regennebeln verschwanden, dahin und eine dunklere Nacht, als sie im Juni in Finland üblich ist, senkte sich herab, als ich in Tammerfors eintraf und im „Societätshus", einem langen, einstöckigen Holzhause, Wohnung nahm. Am anderen Morgen lachte wiederum ein blauer Himmel über Suomi-Land, und ich begann die Stadt zu durchwandern. Tammerfors ist unstreitig nächst Helsingfors die interessanteste Stadt Finlands, nicht etwa der Gebäude oder sonstiger städtischer Sehenswürdigkeiten wegen, sondern wegen der industriellen Thätigkeit, die hier allenthalben herrscht und dem Leben dieser Stadt, die wohl an die 20000 Einwohner haben mag, das charakteristische Gepräge aufdrückt. Mitten an einer etwa drei Kilometer langen Stromschnelle (Tammerenkoski) erbaut, ist hier die Wasserkraft in genialster Weise zum Fabrikbetriebe ausgenutzt worden, und die gewaltigen Baumwollspinnereien, Papiermühlen, Eisenwaarenfabriken, Porzellan- und Steingut-Manufacturen u. s. w., die sich aneinanderreihen, wechseln mit den vornehmen Villen und schönen Parkanlagen der Fabrikbesitzer malerisch ab. Sehenswerth ist

namentlich der v. Nottbeck'sche Park, am Wasser gelegen, wo ein kleines Felseneiland, das den Blick auf die Stromschnelle gewährt, einen gewaltigen, auf einem Granitblocke mit ausgebreiteten Flügeln sitzenden eisernen Adler trägt, ein Denkmal, das den Beschauer durch eine lateinische Inschrift an einen Besuch Kaiser Alexander's II. erinnert. Hier in Tammerfors werden jene Stahlwaaren verfertigt, die Weltruf besitzen; hier fabricirt man jenes finländische Holzpapier, das sich in Rußland der weitesten Verbreitung erfreut; von hier stammt das berühmte finländische Steingut und noch mancherlei Fabrikwaare, die in die Welt hinausgeht. Sehr leicht ist übrigens der Zutritt in die Fabriken nicht; die Besitzer sind zugeknöpft, und nur besondere Verwendung öffnet dem Besucher der Stadt die großen Etablissements. Und hat man sich den Tag über an den Errungenschaften menschlichen Erfindungsgeistes und fleißiger Gewerbthätigkeit erbaut, dann giebt es Orte genug in der Nähe, die ein Ausruhen in schöner Natur gestatten oder den Anblick romantischer landschaftlicher Bilder gewähren. — Gerade die Umgebung von Tammerfors bietet in dieser Beziehung vielleicht das Sehenswertheste in West-Finland. Da ist der im schweigsamen Walde gelegene Nokkiofall, eine lange Stromschnelle, die gleichfalls bereits dem Fabrikbetriebe an einzelnen Stellen dienstbar gemacht ist. Da sind ferner der steile, waldbewachsene Bergrücken von Pynikkä mit seinem hübschen Restaurant und die wildromantische Schlucht von Thermopylä und andere Ausflugsorte mehr. Namentlich Thermopylä ist sehenswerth, ein enger Paß durch hohe und steile Granitwände mit Tannen und Birkenbäumen, die eine wunderhübsche Aussicht gewähren. Nur muß man beim Klettern auf die Granitblöcke vorsichtiger sein als ich es war; denn das Moos, das diese Granitfelsen bedeckt, giebt leicht nach, man stürzt und holt sich dann, wie mir's passirte, zum mindesten eine Verstauchung des Fußes, die eine schmerzliche Cur erfordert: zwei langweilige Tage, die ich auf dem Sopha im „Societätshus" zubringen mußte, und eine Schiene über dem rechten Fußgelenke, die ich noch eine Woche mit mir schleppen mußte, waren auch eine Erinnerung, die ich von Tammerfors mitnahm, als ich endlich aufbrach, um über Abo das gastliche Finland zu verlassen.

Die Eisenbahnfahrt von Tammerfors nach Abo führt zunächst eine kurze Strecke nach Süden zurück bis zur Station Toijala, von wo aus ein Zug den Reisenden direct nach Westen bringt, den Ufern des bottnischen Meerbusens zu. Abo liegt indeß nicht direct am Meere, sondern am Flusse Aura (Aurajoki), der sich bei der Mündung in einen langen Fjord, den Schloßfjord, erweitert und endlich im Meere im Gewirre der zahllos der Küste vorgelagerten Skären verliert. Ich traf am frühen Nachmittag in Abo ein und war erstaunt, welchen zurückgekommenen Eindruck die ehemalige angesehenste Landesstadt Finlands heute auf den ersten Blick gewährte. Freilich, Abo ist auch heute noch eine volkreiche und ansehnliche Handelsstadt, und Handel und Verkehr haben begonnen, sich wieder zu heben, seit das Eisenbahnnetz in West-Finland ausgebaut und vervollständigt worden ist, aber die Stadt, die sich rühmt, die älteste Finlands zu sein, ist doch nicht mehr das, was sie ehemals gewesen ist, als sie noch die anerkannte Hauptstadt des Landes und, im Besitze einer Universität, auch der geistige Mittelpunkt Finlands war. Helsingfors und Hangö, an der Südwestecke Finlands am Meere gelegen, haben Abo einen großen Theil seines Glanzes geraubt. Dagegen entzücken den Besucher in der Stadt und besonders in der Umgegend zahlreiche Alterthümer, namentlich Kirchen, deren Bau in das 12. Jahrhundert zurückverlegt wird und deren primitive Ausstattung und Ausführung sehr wohl auf ein so hohes Alter schließen lassen: ist doch Abo einst im Jahre 1157 der Punkt gewesen, an dem die Schweden und mit ihnen das Christenthum im Lande festen Fuß faßten! Vor Allem lohnt den Reisenden ein Besuch der Kirchen von St. Karins und St. Marien, zumal die Fahrt zu denselben in einer Droschke durch eine anmuthige Gegend führt und wenig Zeit in Anspruch nimmt. Ich besuchte diese Kirchen, die sich an dem linken und rechten Ufer des Aurajoki fast gegenüberliegen, am Nachmittage und war namentlich durch den Anblick der St. Marienkirche überrascht. Man darf sich unter diesen alten finnischen Gotteshäusern durchaus nicht Kirchen in dem Sinne und in dem Stile vorstellen, wie wir sie bei uns in Deutschland von den ältesten Zeiten her besitzen, — prächtige Dome, hohe, ragende Gebäude mit gewaltigen Spitz- oder Rundbogen, mit Emporen, Chören und Schiffen, mit gewaltigen kunstvoll gearbeiteten Fenstern und überragt von stolzen Thürmen. Die finländischen Kirchen sind — natürlich nur diejenigen, deren Bau aus dem 12., 13. oder 14. Jahrhundert datirt und die fast nur noch auf dem Lande anzutreffen sind, während sich in den Flecken und Städten allenthalben ähnliche Prachtbauten in gothischem oder byzantinischem Stile erheben, wie wir sie bei uns haben — einfache Bethäuser mit niedrigen Seitenwänden und riesigen, spitz wie Nadeln nach oben zulaufenden Giebeln. Meist haben sie vier gleich hohe Giebel, deren Firste in der Mitte zusammenstoßen, so daß der gesammte Dachfirst ein bald mehr, bald minder regelmäßiges Kreuz bildet; hin und wieder sitzt im Mittelpunkte dieses Kreuzes ein kurzer, plumper, viereckiger Thurm mit einer niedrigen Kapuze, manchmal befindet sich dieser Thurm auch über einem der vier Giebel und verunstaltet so den ganzen Bau. Als Portal dient eine niedrige Bogenthür, die meist so unregelmäßig in die Wand hineingebrochen ist, daß sie vollkommen schief liegt und man nur errathen kann, ob sie einen Spitzbogen oder einen Rundbogen haben soll. Die Fenster sind meist klein und von ganz verschiedener Form, Höhe und Breite, so daß man in einer Giebelwand oft 3—5 von einander gänzlich verschiedene Fenster hat; bei Bauten aus dem 14. Jahrhundert trifft man indeß schon eine größere Regelmäßigkeit und Symmetrie, ja eine gewisse Stilreinheit an, und in ihnen sind selbst Fenster mit hohen schlanken Bogen und Glasmosaiken nicht selten. Das Material, aus dem die ältesten Kirchen gebaut sind, ist ungemein roh: unbehauene Feldsteine, plumpe Backsteine und Lehmmörtel; die Dächer scheinen ursprünglich mit Holzschindeln gedeckt gewesen zu sein, die dann später durch steinerne Dachpfannen ersetzt worden sind; mit Backsteinen scheint man im Allgemeinen in Finland überhaupt später gebaut zu haben, als z. B. in Schweden und in Livland, obgleich sie sich auch bei sehr alten Bauten, wie z. B. bei der Marienkirche, bereits vorfinden. Man gewinnt den Eindruck, als ob bei diesen ersten Denkmälern des Christenthums im heidnischen Lande weder gelernte Baumeister noch Maurer thätig gewesen, sondern als ob sie von den glaubenseifrigen Mitgliedern der Gemeinden unter Leitung ihrer Priester aufgebaut worden seien, — roh und plump von außen und einfach von innen, aber stark und fest und so hoch wie möglich, ein Hort des heiligen Glaubens inmitten seiner Gegner und Verächter. Es liegt in der Unbeholfenheit der Bauart, wenn man sie sich auf diese Weise erklärt, etwas Rührendes und Erhabenes zugleich, und ich muß gestehen, daß diese einfachen Gotteshäuser aus den Zeiten der Uranfänge der nordischen Cultur auf mich einen tieferen Eindruck gemacht haben, als alle die stolzen, mit Zierrath überladenen Kirchenbauten Westeuropas..... Die Kirche von St. Marien und St. Karins bei Abo sind die Urbilder solcher uralter schwedisch-finnischer Gotteshäuser mit vier Giebeln und ohne Thürme. Während die Giebeldreiecke hoch und spitz emporragen, erreichen die Seitenwände kaum eine doppelte Mannshöhe; sie sind schief und krumm, aber gewaltig dick aus Feldsteinen und Granitklötzen aufgethürmt, mit Backsteinen ausgebaut und mit Mörtel verbunden und von außen und innen mit Kalk getüncht. Das Innere der St. Marienkirche, zu dem einige ausgetretene Steinstufen hinabführen, ist winkelig und eng und faßt kaum 200 Personen; in ihm herrscht ein Halbdunkel, das schon bald eine Finsterniß genannt werden kann, da aus dem hoch in den Giebeln gelegenen Fenstern nur spärliches Licht durch die dicken Wände fällt. Nach dem der Eingangsthür gegenüber liegenden Giebel hin ist so etwas wie der Versuch eines Schiffes zu erkennen, und in dieser hinteren Giebelwand selbst befindet sich ein größeres Fenster mit, wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht, bunten Glasscheiben, doch dürfte dieses Fenster erst in einem späteren Jahrhunderte nachträglich in die Wand gebrochen sein. Einige Steinbänke und Steinsitze, einige einfache Holzbänke, eine niedrige kleine Steinkanzel, eine primitive Sacristei — das war Alles, was ich an innerer Einrichtung entdeckte. — Die Stadt Abo selbst, die überwiegend einen modernen Eindruck macht, weil sie, wie sie heute daliegt, erst nach dem großen Brande von 1827 aufgebaut worden ist, weist wenig bemerkenswerthe Sehenswürdigkeiten aus neuerer Zeit auf: interessant ist das auf einer Anhöhe gelegene, schwerfällig und weitläufig gebaute Schloß von Abo, das auch hier jetzt als Untersuchungsgefängniß und Besserungsanstalt dient, ferner das alte Universitätshaus, in dem heute der Gouverneur mit seinen Beamten neben den Landesbehörden residirt, die alte Domkirche, ein massiver Ziegelsteinbau aus dem 14. Jahrhundert, der eine gewisse Aehnlichkeit mit der Kirche von St. Marien hat, nur daß er viel größer und stolzer emporragt und kunstvoll und stilgerecht gebaut ist, dann das

Denkmal des Historikers Porthan, inmitten einer freundlichen Promenade gelegen, 2c. Die Domkirche und die ehemalige Universität enthalten auch bemerkenswerthe Kunstschätze. Die Domkirche ist nämlich in neuerer Zeit schon deshalb liebevoll ausgeschmückt worden, weil sie die Grabdenkmäler und Grabstätten der angesehensten finländisch-schwedischen Adelsgeschlechter birgt. Zu erwähnen ist das Altargemälde, das der schwedische Maler Westin in dem hohen Chore geschaffen hat, noch interessanter sind die Fresken von Ekmann, von denen eine den Bischof Heinrich von Upsala darstellt, wie er die Finnen an der Quelle Kuppis tauft, während eine andere uns die Scene vor die Augen führt, wie Bischof Agricola im Namen seiner Lehrer Luther und Melanchthon dem Könige Gustav Wasa das in die finnische Sprache übersetzte Neue Testament überreicht. Im alten Universitätsgebäude verdienen die Hochreliefs des schwedischen Bildhauers Kaimberg die Aufmerksamkeit der Besucher; sie stellen den finnischen Orpheus Wäinämöinen dar, wie er Menschen, Thiere und die ganze Natur durch sein Kantele-Spiel begeistert, dann gehen sie aus der Sage zur Geschichte über, verewigen den Grafen Peter Brahe und den Bischof Rotovius, die Gründer der ersten finländischen Universität, schildern die Taufe der heidnischen Tavasten durch den Bischof von Upsala und veranschaulichen dann die Entstehung und Grundsteinlegung der Universität Abo: man sieht, wie der berühmte Kanzler Axel Oxenstjerna der Königin Christina den Erlaß zur Unterschrift überreicht, der die Gründung der Universität anbefiehlt, und wie Gustav IV. mit seiner Gemahlin Friederike Dorothea unter Assistenz der vier Facultäten die Grundsteinlegung der Universität vollzieht. Was mir schon in Helsingfors aufgefallen war, das fand ich auch hier in Abo bestätigt: daß die Künstler Finlands lediglich Stoffe aus der nationalen Sage und Geschichte zu verarbeiten pflegten. Dies thaten sie sicherlich deshalb, weil sie nur für solche Stoffe die volle Theilnahme der gebildeten Gesellschaft und des Volkes in ihrer Heimath zu finden sicher waren. Es ist keine Frage, daß die überall in Finland wahrnehmbare Concentration aller physischen, moralischen und geistigen Kräfte auf das Nationale den Hauptantheil daran hat, daß das Land einen so hohen Grad von Civilisation erreicht hat und weder in Gewerbefleiß und Handel, noch an Unternehmungsgeist und schöpferischer Thätigkeit der Menschenhand, noch in Literatur, Kunst und Wissenschaft hinter irgend einem abendländischen Culturstaate zurückgeblieben ist. Dieses Ergebniß der 700jährigen Culturgeschichte Finlands wurde selbst hier in Abo, also an einem Platze, der gegen früher zurückgegangen war, auf Schritt und Tritt bestätigt. Freilich, die finnische Cultur und besonders das geistige und künstlerische Leben der Finländer zeigt eine gewisse Einseitigkeit, denn wer allzuviel in seinen vier Pfählen sitzt, der verliert leicht den Blick und das Verständniß für die übrige Welt; aber gerade in dieser Einseitigkeit, die den Finländer allen kosmopolitischen Schwärmereien abhold macht und ihn zu nüchtern-praktischer Thätigkeit im Interesse des eigenen Landes erzieht, liegen die vornehmsten Wurzeln der Kraft, die auch ein dürftiges Land zu Wohlhabenheit, ja Reichthum und hoher materieller und geistiger Blüthe bringen können. . . .

Es war gegen Abend, als ich von Abo Abschied nahm, um mich auf dem stattlichen und prächtig eingerichteten Dampfer „Jakobstadt" einzuschiffen und durch die Skären, an den Alands-Inseln vorüber und um die Südwestecke Finlands herum auf die Höhe von Hangö und von da weiter bis nach Helsingfors zu fahren; erst hier konnte ich wieder einen Dampfer finden, der mich hinüber nach Ehstlands felsigen Gestaden brachte. Obgleich ich im finländischen Zollgebiete blieb, und obgleich der Dampfer „Jakobstadt" als regelmäßiger Post- und Passagierdampfer nur finländische Plätze anlief, hatte ich doch eine Menge Zollplackereien zu bestehen, bis ich mich in meiner bequemen und eleganten Koje für die nächsten 24 Stunden häuslich einrichten konnte. Endlich — es war schon tiefe Nacht geworden — lichtete das Schiff die Anker, und wir fuhren langsam den Aura-Fluß entlang und dem Meere zu. Die Fahrt durch den Fluß und die Canäle dauerte sehr lange und war überaus eintönig; es lagerte ein heller Nebel über Wasser und Land und ließ die Nacht dunkler erscheinen, als sie um diese Jahreszeit zu sein pflegte; der Dampfer aber fuhr nur mit halber Kraft, weil er erst mit Sonnenaufgang in das gefährliche Skärenwasser im bottnischen Meerbusen auslaufen wollte. Endlich zeigten ein frischerer Wellenschlag und jene salzgeschwängerte Seeluft, die die Brust weitet, uns an, daß wir den Schloßfjord durchquerten und in das offene Meer gelangten. Es wurde heller und heller, das Auge erblickte wieder ringsum Finlands Granitinseln, und an das Ohr begann die Brandung des Meeres melodisch zu tönen. Eine Skärenfahrt an der West- und Südwestküste Finlands ist mitunter zwar gefährlich, aber auch immer schön und reizvoll. Das Auge kommt nicht zur Ruhe, die Scenerie zeigt immer neue Bilder, mag man nun nahe an der Küste sich zwischen den Skären durchwinden, oder weit in die wogende See hinausfahren, und das Inselgewirr in seiner Gesammtheit aus der Ferne überschauen. Der Dampfer „Jakobstadt" hatte erheblichen Tiefgang, er nahm seinen Curs also in ziemlich weitem Abstande von der Küste und fuhr nur ausnahmsweise, und erst als er sich gegen Osten wandte, durch die eigentlichen Skärencanäle; ich fand somit Gelegenheit genug, den Reichthum und die Abwechselung der Aussicht bis zur Neige auszukosten. Vor mir dehnte sich blau das Meer aus und in der Ferne winkte Schwedens Küste, hinter mir aber versank in Nebeln Suomi-Land, und mir schien es, als stehe auf dem äußersten Felsen des Festlandes eine weiße Gestalt mit wallendem Silberbarte, den Lorbeer im Haar und die Hand mit der Kantele erhoben, und als mischten sich die eintönigen Laute finnischer Runen, die den Lippen Wäinämöinen's entströmten, mit dem gewaltigen Rauschen und Brausen des Imatra, das mir noch immer in den Ohren tobte —, ein Abschiedsgruß des Landes der Seen und des Granits!

Bücherbesprechungen.

— Die Grundlagen des Eisenbahnrechtes von Dr. jur. Schelcher, Finanzrath in der königl. Generaldirection der sächs. Staatsbahnen. Dresden, Wilh. Baensch, 1895. Preis 1 ℳ. — Dieser fernere Sonderabdruck aus den „Zwanglosen Heften für Lernende im Eisenbahndienst" entstammt der Feder eines in Juristenkreisen bereits bekannten und anerkannten Schriftstellers, der auf Grund seiner langjährigen praktischen Thätigkeit als königl. Commissar für den Bau von Staatsbahnen in besonderer Weise zu Behandlung der in das Eisenbahnfach einschlagenden Rechtsfragen berufen erscheint. In dem vorliegenden Schriftchen sind die Grundlagen des Eisenbahnrechtes systematisch wiedergegeben, d. h. es werden die einzelnen Rechtsnormen, wie sie für die Eisenbahnen und das sie benutzende oder sonst mit ihm in Berührung kommende Publicum gegeben worden sind und zufolge ihrer besonderen technischen und wirthschaftlichen Eigenart in einem geordneten Rechtsstaat nothwendiger Weise gegeben werden mußten, unter einheitlichen Gesichtspunkten zusammengestellt, wobei der Hr. Verfasser sich zwar vornehmlich mit sächsischen und deutschen Verhältnissen befaßt, jedoch auch vielfach interessante Streiflichter auf das Ausland wirft. Nach einer kurzen Vorbemerkung wird in Theil I das Verhältniß der Eisenbahn zur Staatsgewalt im Allgemeinen geschildert, sodann in Theil II der Begriff der Eisenbahn gegeben — die umgekehrte Reihenfolge dieser Theile wäre wohl richtiger gewesen —, worauf dann in dem wichtigsten dritten Theile die technische und wirthschaftliche Eigenart der Eisenbahnen als Grundlage des Eisenbahnrechtes im engeren Sinne behandelt wird. Die zahlreichen Anmerkungen (55 Stück auf 43 Seiten), die zunächst als Erschwerniß für das Verständniß erscheinen, erweisen sich für den aufmerksamen Leser nicht nur als werthvoller Behelf zu eingehenderen Studien, da sie die einschlagende Fachliteratur vollständig aufzählen, sondern auch als eine Fundgrube mannigfacher interessanter Gesichtspunkte zu Beurtheilung der verschiedenen Phasen des vielgestaltigen Eisenbahnwesens; denn der Hr. Verfasser bindet sich in diesen Anmerkungen keineswegs an das gestellte Thema, sondern unternimmt mehrfach Streifzüge in verwandte Gebiete. Selbstverständlich kann es sich dabei nur um skizzenhafte Bemerkungen handeln — so in Anm. 45, wo der verschiedenen Güter-Tarifsysteme, und in Anm. 48, wo der rechtlichen Natur der Verkehrsordnung gedacht wird. — Doch wird gerade aus diesen Andeutungen sowohl der Fachmann als auch der Laie viel Wissenswerthes und mancherlei Anregung zu weiterem Nachdenken entnehmen. . . . z.

— Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Meißen. Des 4. Bandes 1. Heft. Meißen, in Comm. bei Louis Mosche. 1895. 176 SS. 8°. — Das stattliche Heft, das der rührige Verein für Geschichte der Stadt Meißen diesmal seinen Mitgliedern bietet, wird eröffnet durch einen Aufsatz

von Franz Wolf über die Geschichte der naturwissenschaftlichen Gesellschaft Isis in Meißen, die im Frühjahre 1845 unter dem Namen des Vereins für Naturkunde in Meißen und Umgebung gestiftet wurde und also in diesem Jahre ihr 50jähriges Jubiläum feiern konnte. — Der fleißige Herausgeber der Zeitschrift, W. Loose, giebt eine Zusammenstellung der für die Namensgeschichte so interessanten imperativischen Familiennamen aus Meißner Stadtbüchern des 15., 16. und 17. Jahrhunderts und veröffentlicht ferner aus den Acten des Dresdner Hauptstaatsarchivs die älteste gleichzeitige Aufzeichnung über das Begräbniß Herzog Albrecht's im Dom zu Meißen (25. Januar 1500). Von vielseitigem Interesse sind die von ihm mitgetheilten Auszüge aus den Predigten des Mag. Gregor Strigniz, der, 1548 in Meißen geboren, von 1593 bis 1603 ebendort als Superintendent wirkte. In der Geschichte der evangelischen Predigt ist Strigniz bekannt als „Hauptvertreter einer Richtung, die man gegenüber der dogmatisch-doctrinären eine verständig-erbauliche oder auch praktische nennen kann". Seine Predigten, von denen gegen 740 gedruckt sind, greifen tief hinein ins Leben seiner Gemeinde und enthalten daher „eine solche Fülle von Hinweisen auf die Schicksale, auf die sittlichen und wirthschaftlichen Zustände der Stadt, daß sie als eine Quelle der Geschichte derselben um die Wende des 16. Jahrhunderts angesehen werden können". Das gilt namentlich von den 100 Predigten über die Sündfluth, die Strigniz 1595—1602 in der Domkirche gehalten hat und die 1613 unter dem Titel „Diluvium" veröffentlicht wurden. Ihnen sind die Auszüge, die Loose durch eine Fülle sprachlicher und sachlicher Anmerkungen erläutert hat, entnommen. — Eine sehr verdienstliche Arbeit ist der von Paul Markus verfaßte Lebensabriß des Johann Friedrich Ursinus, des „eigentlichen Begründers einer wissenschaftlichen Geschichte der Stadt Meißen". Ein Meißner Kind (geb. 1735) und ein Zögling von St. Afra, hat er schon früh ein lebhaftes Interesse für Geschichte bewiesen; die Auffindung des Chartulars des Afraklosters, das er als Maculatur in einem Krämerladen entdeckte, gab diesem Interesse eine bestimmte Richtung. Als Pfarrer in Leicha bei Lommatzsch und seit 1771 in Boritz bei Meißen hat er bis zu seinem Tode, dessen hundertjähriger Gedenktag nahe bevorsteht, unablässig mit ebenso feinem Verständniß als unermüdlichem Fleiß für die Geschichte seiner Vaterstadt und seines Vaterlandes gesammelt. Von besonderem Werthe war ihm dabei das freundschaftliche Verhältniß zu einem anderen hochverdienten Sammler auf dem Gebiete der Landesgeschichte, dem Appellationsgerichtssecretär Fr. C. Grundmann. Durchweg erweist sich Ursinus als zuverlässiger Forscher; daher auch die scharfe Kritik, die er an den historischen Arbeiten von Georg Fabricius übte. Nur wenige seiner Arbeiten sind im Drucke erschienen, unter denen an erster Stelle die Geschichte der Domkirche zu Meißen zu nennen ist; dagegen enthält die königl. Bibliothek zu Dresden eine große Anzahl Manuscripte von Ursinus' Hand, die zum Theil noch heute von Werth sind. Ein sorgsames Verzeichniß der gedruckten und ungedruckten Schriften bildet den Schluß des ansprechenden Aufsatzes. — Max Schmidt behandelt nach einer kurzen Einleitung über botanische Gärten im Mittelalter den vom Arzt und Apotheker Dr. Christoph Leuschner zu Meißen 1555 angelegten botanischen Privatgarten und theilt das in den Meißner Annalen des Georg Fabricius abgedruckte und in der Hauptsache wohl von Leuschner selbst bearbeitete Verzeichniß der in demselben vorhandenen Pflanzen mit. Fast durchweg sind es Nutz- und Zierpflanzen; die große Anzahl ausländischer Gewächse zeigt die vielfachen wissenschaftlichen Verbindungen Leuschner's. Im Uebrigen müssen wir die Würdigung des Aufsatzes Botanikern überlassen. — E. Neubauer, Zur Geschichte des Kreuzklosters, giebt die Ergebnisse seiner Forschungen über den Verbleib der Benedictinerinnen des 1525 im Bauernkriege zerstörten Klosters Holzzelle in der Grafschaft Mansfeld, über die sich widersprechende Nachrichten überliefert sind; er weist nach, daß sie im Kreuzkloster zu Meißen Aufnahme gefunden haben und daß im Jahre 1534 noch 15 Holzzeller Nonnen sich dort aufhielten; sie sind also wohl dauernd dort geblieben. Ihr Archiv scheint in den Wirren des Bauernkrieges zu Grunde gegangen zu sein; nur ein wichtiges Copialbuch nahmen sie mit, doch ist es bis jetzt nicht gelungen, dasselbe wieder aufzufinden. — Der Schluß des Aufsatzes von Paul Markus, Meißen während der Napoleonischen Kriege, behandelt zunächst die Zeit des Waffenstillstandes vom 4. Juni bis 10. August 1813; dann wird der Schluß des Fleischhauer'schen Journals mitgetheilt, das sehr ausführliche und durch mancherlei Auszüge aus Acten und anderen Quellen noch erweiterte Angaben über die schweren Wochen bringt, die Meißen vom 9. August bis 8. October durchzumachen hatte; endlich folgen Berichte über die Zeit der russischen und der preußischen Verwaltung bis Ende 1815. Die umfangreiche, mit großem Fleiß und umsichtiger Kritik gearbeitete Abhandlung gehört zu den beachtenswerthesten Beiträgen zur Geschichte Sachsens in der Napoleonischen Zeit; was das Meißener Stadtarchiv für die Kenntniß dieser Zeit zu bieten vermag, ist hier wohl vollkommen erschöpfend ausgebeutet worden. — Endlich macht Alfred Leicht einige archivalische Mittheilungen „Zur Geschichte der Meißner Jahrmärkte". — So zeichnet sich auch das vorliegende Heft durch Reichhaltigkeit des Inhalts und sorgfältige Verarbeitung des Materials aus. Die Zeitschrift hat nunmehr bereits eine solche Fülle von Bausteinen zu einer wissenschaftlichen Geschichte der Stadt Meißen zusammengetragen, daß es wohl an der Zeit wäre, die Bearbeitung einer solchen in größerem Umfange in Angriff zu nehmen. —m—

— Deutsches Lesebuch für die Prima der höheren Lehranstalten von Professor Dr. Reinhold Biese, Director des königl. Gymnasiums in Essen. Essen, Druck und Verlag von G. D. Baedeker 1895. (VII, 440 S. 8.) 3 ℳ 60 ₰, geb. 4 ℳ 20 ₰. — Als Hauptaufgabe eines deutschen Lesebuchs für die Prima bezeichnet der Herausgeber, den Schülern die Bekanntschaft mit den wichtigsten Abschnitten unserer Literaturgeschichte zu vermitteln. Mit Recht betont er dabei, daß Literaturgeschichte auf keinen Fall die Anhäufung von bibliographischem Material bedeuten dürfe, sondern in erster Linie die Geschichte der Ideen in Kunst und Wissenschaft und der Formen, in die sich die Ideen gekleidet haben, darstellen müsse. Die hier vereinigten Abhandlungen, zum großen Theile aus der Feder von Stilisten ersten Ranges geflossen (Ranke, E. Curtius, Gregorovius, Kuno Fischer, Herman Grimm, Hettner u. s. w.), schließen sich inhaltlich an die Weisungen der preußischen Lehrpläne von 1891 an und suchen bis zu einem gewissen Grade auch den Forderungen des kaiserlichen Erlasses vom 1. Mai 1889 gerecht zu werden. Unter dieser Flagge segeln denn am Schlusse der Aufsatzreihe „zur deutschen Literatur- und Culturgeschichte" vier Aufsätze politischen beziehentlich socialpolitischen Inhalts einher, unter Anderen die Ansprache Kaiser Wilhelm's II. an den Staatsrath am 14. Febr. 1890. Diese die Literatur- und Culturgeschichte, sowie etwas Politik und Socialpolitik umfassende Abtheilung bildet den Kern des Lesebuchs; eine Reihe einleitender Aufsätze charakterisirt die antike Culturwelt, während eine Reihe ästhetischer und philosophischer Abhandlungen den Schluß des Prosatheiles bildet. Drei noch beigegebene Lesestücke naturwissenschaftlichen Inhalts (von v. Hofmann und v. Helmholtz), inhaltlich und stilistisch vorzüglich geschrieben, werden freilich der Bedeutung der Naturwissenschaften nicht entfernt gerecht; wir vermissen hier Namen wie Alexander v. Humboldt, Masius &c. Uebrigens hat der Herausgeber bei der Auswahl der Stücke recht glückliche Griffe gethan und das, was er für die Zwecke seines Buches gelesen, auch mit Kritik gelesen. Das aus der Eugen Wolff'schen Goethebiographie herausgehobene Lesestück „Goethe's Fortwirken in der Literatur" z. B. verdient gewiß diese Auszeichnung. In ihrer Gesammtheit bieten die Aufsätze ein Material, das, in geeigneter Weise den Schülern zur Verarbeitung vorgelegt, zu selbständiger Gedankenerzeugung anregt und den Untergrund für eine den Anforderungen der Zeit entsprechende allgemeine philosophische Bildung zu legen geeignet ist. Weniger befriedigt der zweite Theil des Buches, der dichterische. Zunächst beschränkt sich das Gebotene nur auf die Lyrik, die in zehn ohne einen recht logischen Eintheilungsgrund gebildeten Gruppen vorgeführt wird. Die Beispiele sind 49 deutschen Lyrikern (von Walther von der Vogelweide bis Ernst v. Wildenbruch) entnommen, einige Volkslieder schließen sich an. Die neueste Zeit wird dabei auf Kosten der Classiker sehr bevorzugt, von Martin Greif z. B. sind 12, von Schiller nur zwei Gedichte aufgenommen. Berichterstatter ist der Meinung, daß die Pflege der Tageslyrik mehr dem Hause, will sagen, der Familie als der Schule zufällt. Vielleicht entschließt sich der Hr. Herausgeber in dem wahrscheinlichen Falle einer zweiten Auflage, den dichterischen Theil ganz fallen zu lassen und dafür die Naturwissenschaften in ihr Recht einzusetzen.

Prof. H. C. K.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 150. Dienstag, den 17. December. 1895.

Die physischen Lebensbedingungen unserer Wasserthiere.

Eine zoologische Skizze.

Von L. Haschert.

Es ist allgemein bekannt, daß das Seewasser einen bittersalzigen Geschmack hat und diese Eigenschaft den in demselben aufgelöst enthaltenen Salzen verdankt, unter denen neben Chlor und schwefelsaurer Magnesia, Gyps, Pottasche, Kieselsäure, Brom und Jod ꝛc. das Kochsalz die Hauptrolle spielt. Da jedoch die Proportion der im Seewasser aufgelösten Salze nicht überall dieselbe ist, so ist der freundliche Leser berechtigt, eine eingehendere Erklärung über dieselbe zu erwarten.

Wenden wir uns zunächst nach den Polarmeeren, so nehmen wir daselbst eine sehr geringe Verdunstung wahr, während dem Meere durch Regen, Schnee und Eis bedeutende Mengen süßen Wassers zugeführt werden, so daß die Proportion der aufgelösten Salze in jenen Gegenden kaum 30 pr. Mille erreicht. In den tropischen Regionen dagegen bemerken wir die umgekehrte Erscheinung; denn bei der geringen Zufuhr von süßem Wasser und der durch die hohe Temperatur unterstützten starken Verdunstung des Wassers an seiner Oberfläche muß der Salzgehalt daselbst ein weit größerer sein. In der That überschreitet derselbe in den Tropen auch 35 pr. Mille, und der Unterschied wäre noch weit beträchtlicher, wenn die mächtigen, an Salzgehalt so reichen Meeresströmungen der heißen Gegenden sich nicht fortwährend mit dem süßeren Wasser der Polarzone vermischten. — Einen ähnlichen Unterschied im Salzgehalt präsentiren auch die Binnenmeere. So erleidet die Ostsee infolge ihrer nördlichen Lage und ihrer unbedeutenden Verdunstungsfläche einen sehr geringen Wasserverlust durch Verdunstung, während ihr durch die Newa, Düna, Weichsel, Oder und die aus Schweden kommenden Flüsse täglich ungeheure Mengen süßen Wassers zugeführt werden. Das Niveau dieses Binnenmeeres müßte sich demnach fortwährend erhöhen, wenn die so reiche Zufuhr nicht durch den Sund und die beiden Belte einen geeigneten Abfluß nach dem Ocean fände. Durch diese Strömung wird aber zugleich auch täglich eine ansehnliche Menge salzigen Wassers mit hinweggeführt, wodurch die Ostsee mehr und mehr entsalzt wird, so daß wir heute in manchen Gegenden derselben im Liter Wasser kaum 4 Gramm fester Stoffe finden und daselbst Muscheln und Süßwasserschnecken begegnen, die wir sonst nur in unseren Teichen und Sümpfen anzutreffen pflegen. Diese Entsalzung würde sicher noch weit größere Fortschritte gemacht haben, wenn der Ostsee nicht aus der Nordsee in der Tiefe ein Wasserstrom zugeführt würde, von dem 1 Liter mehr denn 32 Gramm Salze enthält. — Das Schwarze Meer befindet sich in demselben Fall. Durch die Donau, den Don, Dnieper und Dniester nimmt es mehr süßes Wasser in sich auf, als es zu verdunsten vermag, und sendet seinen Ueberfluß in das Marmarameer. Sein Wasser ist bereits bis zur Hälfte entsalzt; denn es enthält auf 1 Liter nur noch 15 Gramm, während das Wasser des Oceans unter derselben Breite 34 Gramm aufweist. Aus diesem Grunde herrscht im Schwarzen Meere auch dieselbe Armuth an Seethierformen, wie in der Ostsee. — Das Mittelmeer bietet die entgegengesetzte Beobachtung dar. Nur durch die schmale Straße von Gibraltar mit dem Ocean verbunden, gewährt uns dieses unter einem verhältnißmäßig warmen Himmelsstrich gelegene Meeresbecken die Erscheinung einer allmäligen Verdichtung. Die geringe Zufuhr süßen Wassers, das der Nil, der Ebro, die Rhone und die italienischen Flüsse ihm zuführen, sowie die Strömung, die sich aus den Dardanellen mit ihm vereinigt, wiegen den Verlust bei Weitem nicht auf, den es durch die Verdunstung erleidet. Dieses Binnenmeer müßte demnach von Jahrhundert zu Jahrhundert immer seichter geworden sein, wenn der Verlust nicht fortwährend durch eine mächtige Strömung aus dem Atlantischen Meere ersetzt würde. Diese Wasserzufuhr ist jedoch reich an Salzen, die aus dem Mittelmeerbecken nicht mehr entweichen. Deshalb nimmt der Salzgehalt dieses Meeres allmälig zu, so daß schon heute ein bei Neapel geschöpftes Liter Wasser nach seiner Verdunstung bei 40 Gramm Salze enthält, also 6 Gramm mehr, als das Atlantische Meer in der gemäßigten Zone. — In einer noch günstigeren Lage hinsichtlich seines zunehmenden Salzgehaltes befindet sich das Rothe Meer. Einer trockenen, heißen Luft ausgesetzt, aus der nur selten ein abkühlender Regen herabfällt, um den Verdunstungsverlust einigermaßen zu ersetzen, hat dieses Binnenmeer trotz seiner ansehnlichen Küstenentwickelung auch nicht einen nennenswerthen Fluß aufzuweisen, der ihm sein süßes Wasser zuführte. Es ist daher leicht erklärlich, wenn 1 Liter seines Wassers heute bereits mehr denn 43 Gramm Salze enthält. — In den sogenannten Landseen, die mit dem Ocean in keiner Verbindung stehen, werden die durch die Verdunstungen herbeigeführten Wirkungen einzig durch das süße Wasser bekämpft, das die Flüsse ihnen zuführen. Das Todte Meer, das mehr denn 1200 Fuß unter dem Meeresspiegel liegt, enthält ungeachtet des süßen Wassers, das ihm der Jordan und einige Bäche zuführen, dennoch eine Dichte von 1,227 und auf 1000 Theile Flüssigkeit die ungeheure Proportion von 264 Gramm fester Stoffe, unter denen sich jedoch nur 31 Gramm Kochsalz befinden, während Brom darin sehr reich vertreten ist. — Der Aralsee sowie manche andere Salzseen verdunsten mehr und mehr und trocknen allmälig ein; ihr Wasser wird daher immer salzhaltiger, bis sie einst — wie die großen Salzsteppen im Inneren Afrikas — weite wasserleere Becken zurücklassen werden, deren Boden mit einer dicken Salzschicht bedeckt sein wird.

Bei aller Sorgfalt, fremde Pflanzen bei uns einzubürgern, sind wir doch immer mehr zu der Ueberzeugung gelangt, daß auch die vorsichtigsten Versuche nur innerhalb enger Grenzen gelingen. Werden diese überschritten, so geht auch das Leben dieser Fremdlinge in den meisten Fällen verloren. Weit bessere Erfolge wurden seither mit der Acclimatisation der Thiere erreicht. Befragen wir nur unsere Hausthiere nach ihrem Herkommen, so müssen wir fast staunen, wie manche von ihnen sich bei uns so eingebürgert haben, als hätten sie ihren Wohnsitz niemals gewechselt. Und doch sind sie aus Gegenden zu uns gebracht worden, in denen das Klima und die Nahrungsverhältnisse weit von denen verschieden waren, mit denen sie sich jetzt begnügen. Entstammt vielleicht auch unser Pferd dem heißen Arabien, die Katze wohl gar dem äthiopischen Hochlande und das Huhn den gesegneten Gefilden Indiens, so haben sich diese Thiere im Laufe von vielleicht 2000 Jahren doch so an ihre neue Umgebung gewöhnt, daß wir ihre südliche Abstammung kaum noch ahnten, wenn uns nicht das frostige Gebahren unserer Hauskatze im Winter hinter dem warmen Ofen daran erinnerte. Wenn nun die Verpflanzung so mancher Landthiere aus dem warmen Süden in unser rauheres Klima von so günstigem Erfolg begleitet war, so giebt es dennoch eine große Anzahl anderer Thiere, die infolge dieses Wechsels trotz aller Pflege doch bald zu Grunde gehen. In einem weit höheren Grade jedoch beobachten wir dies bei den Wasserthieren, sobald wir dieselben einem raschen Wechsel ihrer Umgebung unterwerfen. Es ist eine bekannte Thatsache, daß das Meer beim Eintritt der Ebbe an manchen Stellen des Strandes ansehnliche Wasserlachen zurückläßt, deren Salzgehalt sich infolge der

durch den Einfluß des Windes und der warmen Sonnenstrahlen erzeugten Verdunstung bald vermehrt, bald wieder durch die Zufuhr von Regenwasser sich bedeutend vermindert. Eine ähnliche Erscheinung beobachten wir in der Mündung der Flüsse, wo sich durch die Mischung des süßen Wassers mit dem Meerwasser ebenfalls eine fortwährende Veränderung in der salzigen Beschaffenheit des Wassers herausstellt. Denn zur Zeit der Fluth steigt das Meer gegen den Süßwasserstrom empor und stauet ihn zurück; beim Eintritt der Ebbe dagegen weicht das salzige Element zurück und das süße Flußwasser dringt ungehindert weiter in das Meer vor. Im ersten Falle muß demnach das Wasser in der Mündung salzhaltiger sein, während es später wieder an seinem Salzgehalt verliert. Drängt sich bei Wahrnehmung dieser Thatsachen dem ernsten Beobachter nicht unwillkürlich die Frage auf, bis zu welchem Punkte die Thiere, die in den Wasserlachen des Seestrandes oder in der Mündung der Flüsse leben, die ziemlich raschen Veränderungen ihrer äußeren Umgebung ertragen? Wir wissen, daß die Thiere unserer süßen Gewässer, der Teiche und Flüsse, weit von denen verschieden sind, die sich im Meere herumtummeln. Die Fische, Krebse und Schnecken, die sich in unseren Flüssen ihres Lebens freuen, stimmen durchaus nicht mit ihren Verwandten im Ocean überein. Die Thierwelt des Meeres ist viel reicher an Arten, als die der süßen Wasser und manche wichtige zoologische Gruppen, wie Seeigel und Seesterne, Seescheiden, Anemonen und eine große Reihe merkwürdiger Schneckengattungen werden nur durch Seeformen präsentirt. Sehen wir uns näher unter den Thieren um, die sich nur im süßen Wasser aufhalten, so fällt uns zunächst die Classe der froschartigen Amphibien in die Augen, die im Meere keine Repräsentanten besitzen. Aus anderen zoologischen Gruppen begegnen wir noch Teller- und Sumpfschnecken sowie Teich- und Flußperlenmuscheln unter den Weichthieren, Flußkrebsen und kleinen Wasserasseln unter den Krebsthieren und endlich dem Karpfengeschlecht unter den Fischen, die ihren bleibenden Aufenthalt im süßen Wasser haben. Jede Wasserthierart ist also entweder für das Leben im süßen Wasser oder ausschließlich für das Leben im salzigen Seewasser angepaßt. Die Kenntniß dieser Thatsache ist für die Geschichte unserer Erde von großer Bedeutung, indem schon ein Blick auf die versteinerten Thiere uns anzeigt, ob irgend ein Sedimentärgestein sich im Meer- oder im Süßwasser niedergeschlagen habe. Wenn es dem kleinen Stichling (Gasterosteus spinochia) ganz gleichgiltig zu sein scheint, ob er im Meer oder im Flußwasser lebt, wenn manche kleine Seekrebse sich meist in der Mündung der Flüsse, also in sehr süßem Wasser aufhalten, so begegnen wir noch anderen Thieren, welche die besondere Eigenthümlichkeit besitzen, daß sie abwechselnd bald im Fluß-, bald im Meerwasser erscheinen. Die Aale unserer Flüsse steigen in das Meer hinab, um daselbst ihren Laich abzusetzen; allein die im Meere ausgeschlüpften jungen Fischchen dringen bald nach ihrer Geburt zu den Mündungen der Flüsse und steigen in dichten Reihen in denselben aufwärts. Die Lachse dagegen, deren gewöhnlicher Aufenthalt das Meer ist, schwimmen jedes Jahr und bisweilen sogar nach Bewältigung großer Hindernisse die Ströme und Flüsse aufwärts, um dieselben nach dem Ablegen ihrer Eier völlig abgemagert wieder zu verlassen. Das sind jedoch Ausnahmen. Obgleich die süßen Gewässer meist mit dem Meere in directer Verbindung stehen, so ist doch soviel sicher, daß die Grenze zwischen beiden Gebieten von den Thieren fast niemals überschritten wird. Selbst die das salzige Brackwasser in den Lachen am Strande bewohnenden verschiedenen Thierformen gehören fast alle dem Meerwasser an. Es ist deshalb nicht auffallend, daß die Meere, die einen geringen Salzgehalt besitzen, wie die Ostsee und das Schwarze Meer, so außerordentlich arm an Thierformen sind. In der ganzen Thierwelt des letzteren finden wir nicht eine einzige Art der sonst so reichen Quallengattung, noch irgend einen Seeigel oder eine Anemone. Nur der Kieler Bucht ist eine artenreichere Fauna vorbehalten. Die Ursache dieser eigenthümlichen Vertheilung der Wasserthiere ist bekannt; das süße Wasser unserer Flüsse, Teiche und Seen ist für die große Mehrzahl der im Meer lebenden Thiere ein tödtliches Gift sowie auch die Süßwasserthiere sofort zu Grunde gehen, sobald sie in Seewasser versetzt werden. Dieser nachtheilige Einfluß des Seewassers auf die im süßen Wasser lebenden Thiere ist hauptsächlich gewissen Chlorverbindungen zuzuschreiben, die in dem Meerwasser eine wichtige Rolle spielen. Diese dem Leben vieler Thiere so schädlichen Salze werden durch die dünne Haut und namentlich durch die Kiemen leicht aufgesaugt, weshalb auch die mit einer dünnen oder weichen Hautdecke versehenen Süßwasser-Insecten und Krebsthiere weit schneller umkommen, als die mit einer dicken und lederartigen Hülle ausgestatteten. Frösche sterben überhaupt schon, wenn sie in eine Flüssigkeit versetzt werden, die mehr als 1 % Salz enthält, weit rascher daher, sobald sie in Seewasser gelangen. Wie es jedoch viele Menschen giebt, die sich nach und nach an ein tödtliches Gift, wie Opium, Arsenik rc. gewöhnen und sich bei dem Genuß desselben Jahre lang scheinbar ganz wohl befinden, so lernen sich auch Süßwasserthiere allmälig an den Aufenthalt im giftigen Seewasser gewöhnen und sich darin wohl befinden. Manche unserer Süßwasserschnecken, wie die Schlamm- und Tellerschnecke (Lymnaeus und Planorbis) unserer Teiche, die augenblicklich sterben, sobald sie direct in Meerwasser versetzt werden, können sich nach und nach recht gut gewöhnen, in einer flüssigen Umgebung zu leben, die bis 4 % Salze enthält. Diese experimentell erwiesene Thatsache liefert die Erklärung, wie es manchen unserer Süßwasserschnecken möglich ist, auch in salzarmen Binnenmeeren zu leben und sich daselbst wohlzubefinden. Begegnen wir doch in der Ostsee an der Küste von Bornholm unserer Flußschwimmschnecke und einigen Arten der Schlammschnecke, wie wir an der Küste von Liefland auch die Muscheln unserer Flüsse und Teiche wieder finden. Als man sich überzeugt hatte, daß man Süßwasserthiere allmälig an den Aufenthalt in Seewasser gewöhnen könne, schlug man das entgegengesetzte Verfahren ein, indem man Seethiere dem Einfluß einer Umgebung unterwarf, deren Salzgehalt nach und nach so weit vermindert wurde, bis dieselbe nach Verlauf von mehreren Monaten nur noch aus süßem Wasser bestand. Manche Arten gingen bei diesem Experiment freilich zu Grunde, andere aber und darunter die bekannte Auster und Miesmuschel ertrugen zuletzt den Aufenthalt im süßen Wasser ganz vortrefflich und zeigten in demselben fast keine größere Sterblichkeit, als im Meerwasser. Prof. Plateau in Lüttich*) unterwarf seinen Experimenten auch die gemeine Wasserassel (Asellus aquaticus), die wir in allen stagnirenden Süßwassern und Sümpfen antreffen, indem er dieses Thierchen in mehreren Exemplaren zunächst in eine Wassermischung versetzte, die aus 19 Theilen süßen Wassers und 1 Theile Seewasser bestand. Nach je 2—3 Tagen wurde die Flüssigkeit durch eine neue Mischung ersetzt, die $^{1}/_{20}$ Seewasser mehr als die vorhergehende enthielt, so daß dieses Wasser nach Verlauf von $2^{1}/_{2}$ Monat reines Meerwasser war. Die Versuchsthierchen befanden sich die ganze Zeit hindurch so wohl, daß sie sich während derselben vermehrten und die in dem salzigen Wasser ausgeschlüpften Jungen eine noch größere Widerstandsfähigkeit zeigten, als die älteren Individuen. Sie alle aber ertrugen die allmälige Veränderung ihrer äußeren Umgebung nicht nur bis zu Ende, bis das süße Wasser also vollständig durch Meerwasser ersetzt war, sondern sie lebten in letzterem noch weit über hundert Stunden. Versetzt man diese Thierchen jedoch aus ihrem heimathlichen Element direct in Meerwasser, so widerstehen sie diesem raschen Wechsel kaum einige Stunden.

Von den Seethieren ertragen diejenigen, die an der Küste leben, am Leichtesten eine Verminderung des Salzgehaltes ihrer Umgebung, da sie infolge theilweiser Austrocknung ihrer Lachen, bald auch durch den Zufluß von Regenwasser oft wiederkehrenden raschen Veränderungen ausgesetzt sind. In dem Arcquasee bei Padua, der nur ein süßes Wasser enthält, züchtet man schon seit mehreren Jahrhunderten außer einigen anderen Seefischen auch fünf verschiedene Arten von Meeräschen (Mugil), die vortrefflich gedeihen und den umwohnenden Fischern eine gute Einnahmequelle bieten. Ebenso kennt man einen See-Polypen (Cordilophora lacustris), der seit längerer Zeit begonnen hat, an dem Aufenthalt im Süßwasser ein Wohlgefallen zu finden, und sich bereits in manchen Flüssen und Teichen Englands, des nördlichen Frankreich und Schleswigs heimisch eingerichtet hat.

Aus alledem geht deutlich hervor, daß sich sowohl unsere Süßwasserthiere durch allmälige Salzzufuhr in ihr flüssiges Element an den Aufenthalt im Meere gewöhnen können, wie sich auch die Seethiere durch stetig fortgesetzte Verminderung des Salzgehaltes ihrer Umgebung im süßen Wasser wohlbefinden lernen. Eine andere Frage jedoch ist die, ob es thierische Wesen giebt, die die Fähigkeit besitzen, längere Zeit ohne jedes Wasser existiren zu können. Bis vor Kurzem glaubte man allgemein, daß die kleinen Räderthierchen und andere mikroskopische Lebewesen die wunderbare Eigenschaft besäßen, nach längerer vollständiger Austrocknung

*) Mém. Acad Belg 36 in Rech. physico-chim. sur les Artic. aquat.

wieder zu erwachen, wenn sie nur angefeuchtet würden. Und in der That schienen die mit Räderthierchen angestellten Untersuchungen diese Annahme zu bestätigen. Allein nach den neuesten Forschungen ist diese Wiederbelebung doch nur eine scheinbare; denn sobald diese Thierchen einmal vertrocknet sind, kehren sie niemals zum Leben zurück. Doch die Eier, die sie bei sich tragen, bewahren ihre Lebensfähigkeit trotz des Wassermangels und entwickeln sich nach Versetzung in eine feuchte Umgebung fast zusehends. Und diese neuentstandene Generation von jungen Thierchen war es eben, die man irrthümlich als die wiedererstandenen Eltern betrachtete. Ein ähnliches Beispiel lieferte der fischartige Schuppenmolch (Protopterus annectens) im heißen Afrika, der in der warmen Jahreszeit ebenfalls eine vollständige Vertrocknung ertragen zu können schien. Eine sorgfältige Untersuchung hat uns jedoch eines Besseren belehrt. Sobald nämlich die Gewässer, in denen er lebt, eintrocknen, kriecht der mit Kiemen und Lungen ausgestattete Schuppenmolch in den noch feuchten Schlamm hinab und umgiebt hier seinen zarten Leib mit einer luftdichten Hülle, die er aus Schleim und erdigen Stoffen herstellt. In diesem engen Gefängniß verbringt er dann mehrere Monate bis zum Eintritt der Regenzeit, durch die er wieder befreit wird. Im Innern des Gehäuses aber befindet sich immer noch ein solcher Vorrath von Feuchtigkeit, daß dem Thiere durchaus keine Vertrocknung droht. Was nun im Allgemeinen von den Thieren selbst gilt, kann deshalb nicht immer auf deren Eier angewendet werden. Ja, den Eiern mancher krebsartigen Thiere ist eine völlige Austrocknung zu ihrer Entwickelung nicht nur nicht nachtheilig, sondern sie ist ihnen im Gegentheil geradezu ein Bedürfniß. Wissen wir doch von dem kleinen Borstenschwanz (Apus), den wir bei uns häufig in sumpfigen Wassergräben und kleinen Lachen beobachten, daß sich seine Eierchen nur erst dann günstig entwickeln, wenn sie längere Zeit hindurch völlig trocken gelegen haben. Diese eigenthümliche Erscheinung bietet eine große Aehnlichkeit mit dem Verhalten der Sporen und Samenkörner mancher Pflanzen, indem auch diese vor Beginn des Keimungsprozesses einer längeren Austrocknung ausgesetzt werden müssen. Verschiedene Pflanzen selbst besitzen sogar eine so große Lebensfähigkeit, daß sie nach vollständiger Austrocknung nach monate-, bisweilen nach jahrelanger Aufbewahrung im Herbarium wieder auszuschlagen beginnen. Da muß sich freilich die Thierwelt bescheiden.

Die geistigen Getränke in Rußland.

Von **Wilhelm Maaß.**

Von der Schlacht bei Zorndorf berichten die Geschichtsschreiber, daß die Russen nicht ganz nüchtern gewesen seien, daß sie sogar, als die Heerführer aus den vollen Branntweinfässern die Zapfen ausschlagen ließen, den Branntwein von der Erde weggeleckt und sich hernach wie Schlachtschafe hätten hinschlachten lassen. „Seht," soll Friedrich der Große zu seinen Officieren gesagt haben, „mit was für Lumpenkerlen ich mich schlagen muß!" — Nun, die Russen von heute sind nicht mehr die Russen aus der Zeit des siebenjährigen Krieges. Und wie Westeuropa mit seinen Germanen und Romanen Fortschritte gemacht hat, so auch Osteuropa mit seinen Slaven. Aber wie Rußland schon damals mehr spirituös als spirituell glänzte, gerade so glänzt es mutatis mutandis noch heute: Osteuropa übertrifft Westeuropa sowohl in der Quantität wie in der Qualität, in der Fabrikation wie in der Consumtion der Spirituosen. Und wenn sich die Franzosen etwas darauf einbilden, daß sie mit ihren Crinolinen, ihrem Patchouli und allem möglichen Modetand die halbe Damenwelt erobert haben, dann können die Russen behaupten, daß sie mit ihrem Wodki nicht nur die halbe, sondern die ganze Welt erobert haben; denn russischen Schnäpsen widersteht weder Mann noch Weib. Wenn Rußland im Osten Asiens manche handelspolitisch wichtige Steppenländer erobert hat, so hat es ja zweifellos viele Millionen an Geld gekostet, und viele Tausende tapferer Soldaten haben ins Steppengras beißen müssen. Unterthänig sind die Länder dadurch aber nicht gemacht worden. Dazu gehörte mehr. Will der Russe im Westen oder Osten Europas sich Länder und Staaten unterthänig machen, so gehört dazu eine Flasche Kümmel. Wer nur eine Flasche Rigaer Kümmel ausgetrunken hat, der hat aufgehört, ein freier Mann zu sein; denn ob er will oder nicht, von dem Augenblick an ist er dem Kümmel tributpflichtig. Allein nicht nur, daß der Kümmel von Riga aus seine Eroberungszüge nach allen fünf Welttheilen unternimmt, und daß Patagonier, Brasilianer, Araber und Malteser ebenso sehr dem Einflusse des Kümmels zugänglich sind, wie die Russen und die Deutschen, sondern Rigaer Kümmel erfüllt auch eine höhere, apostolische, versöhnende Mission; denn seitdem es ihm gelungen, in Frankreich den Absynth und den Cognac zu schlagen, giebt es zwischen dem galligsten welschen Erbfeinde und dem kriegslustigsten Pommern fast gar keinen Unterschied mehr. Dort an der Seine, in den Kaffeehäusern des Boulevard des Italiens rufen die Gäste in demselben Tone und in denselben Worten nach Kümmel, wie in den Restaurants „Unter den Linden" in Berlin, nur daß der Franzose „garçon un kymmel!" und der deutsche Gardelieutenant „Garçon eenen Kümmel!" ruft. In „Un" und „Eenen" liegt also der ganze Unterschied zwischen Kümmel trinkenden Deutschen und Franzosen.

Handelt es sich darum, die industrielle Bedeutung irgend eines großen russischen Schnaps-, Liqueur- und Spiritusfabrikanten hervorzuheben, so stößt man dabei immer auf den Neid des Andern. Sagt man z. B.: Popow oder Strieter ist ein großer Schnapsfabrikant vor dem Herrn, so meldet sich sogleich Smirnow oder Bertels oder Wolfschmidt und jeder sagt: „oh, bitte, ich bin es auch!" Ganz natürlich: Rußland, das große Rußland besitzt sehr viele Spiritusfabrikanten, deren Bedeutung sich gleichkommt. Auf der Moskauer Ausstellung waren 118, schreibe einhundertundachtzehn russische Engros-Liqueur- und Schnapsfabrikanten mit ihren Producten vertreten. Und wie viele große und kleine hatten überhaupt nicht ausgestellt! Sämmtliche Aussteller pfiffen einen und denselben Refrain, daß sie vor zehn, zwanzig oder dreißig Jahren mit weniger als Nichts angefangen hätten. Heute sind sie wirkliche oder angehende Millionäre. Bei uns in Deutschland giebt es viele ausgezeichnete Kenner russischer Schnäpse und Liqueure und gewiegte Specialisten, welche über russische Weine aber wenig oder nichts verstehen. Ja, hat denn Rußland überhaupt Wein? — Allerdings wenig oder keinen, wenigstens keinen trinkbaren, wenn man nach den einschlägigen Handbüchern urtheilt. Zieht man diese, selbst Werke illustrer Gelehrten zu Rathe, so findet man unter der Rubrik „russische Weine" höchstens in drei Zeilen gesagt, daß es in der Krim und im Kaukasus etwas Weinbau giebt, daß jedoch über russische Weine Näheres nicht bekannt sei. Es ist nicht zu leugnen, daß der Russe lange Zeit unter Wein seinen Schnaps verstand, und noch heute liest man auf den Etiquetten der Schnapsflaschen das Wort „Wein". Aber seit Peter dem Großen, der im Gebiet der Donschen Kosaken den Weinbau einführte, hat der Weinbau von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zugenommen, und in den letzten 15—20 Jahren ganz bedeutend. In der Umgegend von Kiew gedeiht die Weinrebe bereits sehr gut. Bessarabien hat einen bedeutenden Weinbaurayon, zu dem vor Allem die Flußgebiete des Dnjestr und des Pruth, sowie der nordwestliche Theil des Schwarzmeerufers gehören. Im Chersonschen, im Astrachanschen Gebiet, welches mit seinen prachtvollen Tafeltrauben die großen Städte Rußlands versieht, im Kaukasus, in der Krim, im Gebiet der Donschen Kosaken, überall giebt es ausgedehnten Weinbau, selbst in Turkestan, welches gleich nach der Eroberung durch Tschernajew von russischen Industriellen mit Anlagen von Weinbergen im großartigen Maßstabe bedacht wurde, sind heute großartige Weinbaurayons. Am meisten Wein wird aber im Kaukasus gebaut, er weist 70 Procent des sämmtlichen mit Weinreben bepflanzten Areals Rußlands auf. In Hinterkaukasien kannte man den Weinbau seit undenklichen Zeiten, so daß bereits in der Bibel Anspielungen über den transkaukasischen Weinbau vorkommen; ja man darf vielleicht annehmen, daß sich der Weinbau von hier nach dem westlichen Europa verbreitete. Bereits Strabo thut der weinbauenden Ortschaften Erwähnung, welche im Gebiet des Kaukasus liegen. Fast in ganz Hinterkaukasien geschieht noch heute, wie zu Tomyris' Zeiten, der Transport des Weines in den sogenannten „Burdjuks". Das sind sackähnliche Behältnisse aus ungegerbtem Ziegen- und Schaffell. Die Nähte werden mit Unschlitt oder Bergöl eingeschmiert, wovon natürlich der Weininhalt dieser Burdjuks einen anwidernden Geruch und Geschmack erhält; derselbe verliert sich jedoch bei alten, länger in Gebrauch gewesenen Burdjuks.

Böse Zungen wollen gerne behaupten, daß die Anakreontiker und andere fröhliche Gesellen, die zum Lobe des Weines die

Saiten gerührt und hellschallende Lieder in die Welt geschmettert, sich hierzu nie und nimmer aufgeschwungen haben würden, wenn russische Weine in ihren Kannen gefunkelt hätten; auch die Verse, die von russischen Dichtern dem Rebenblut gesungen sein mögen, könnten unmöglich bei oder gar nach dem Genusse russischen Weines dem Herzen entstiegen sein. Allein, was haben böse Zungen nicht schon Alles behauptet! Und Behauptungen sind keine Beweise. Was weither kommt, ist in der Phantasie des Menschen meist mit einem eigenartigen Zauber umwoben, man hält es für besser. Das geht uns Deutschen in gar vielen Dingen noch heute so. Und so geht es auch den Russen, die den französischen Wein aus Durst, ihren eigenen aber aus Patriotismus trinken. Wir lassen dahingestellt, was bei den Russen größer sei, der Durst oder der Patriotismus, jedenfalls ist die Weineinfuhr nach Rußland hundertmal größer als der Weinexport. Rußland hat ganz vorzügliche Weine, die den besten ausländischen nichts, gar nichts nachgeben, und wenn man alle russischen Weine sorgfältig zu behandeln verstände, würden sie auch ohne französische Etiquetten viele Freunde und Abnehmer finden. Ich glaube sogar, entdeckt zu haben, daß wir hier mehr russische Weine trinken, als wir ahnen. Die bessarabischen, wie viele andere russische Weine kommen unter den Namen Bordeaux, Bourgogne, Rheinwein, Sauternes ꝛc. in den Handel. Und wer bürgt uns dafür, daß der von deutschen Firmen aus Frankreich bezogene Wein nicht aus russischem Weinmost, welcher nach Frankreich verkauft wurde, „bereitet“ ist! Die hauptsächlichsten Mängel der russischen Weine rühren nach fachmännischem Urtheil davon her, daß man in Rußland noch sehr wenig von einer rationellen Kellerwirthschaft weiß, infolge dessen die Weine im Allgemeinen nicht haltbar sind. Die Verschneidung verschiedener Jahrgänge zu einem Weine müssen die russischen Weinproducenten von den Deutschen und Franzosen erst erlernen. Als die Reblaus in den französischen Weinbergen das Werk der Verwüstung begann, erinnerten sich die Franzosen des großen Weinreichthums des Kaukasus und der Krim und begannen seit der Zeit die russischen Weine selbst nach Frankreich zu importiren, aus welchen sie die besten französischen Weine herzustellen vermochten. In ganz Rußland, mit Einschluß des Kaukasus, werden jährlich etwa zwanzig Millionen Wedro Wein gewonnen, wovon etwa sechs Millionen in den Productionsgebieten selbst consumirt werden, während gegen 14 Millionen Wedro zum Verkaufe gelangen. Von sämmtlichem in Rußland gewonnenen Wein gelangen nur zwei Hundertstel Procent zur Ausfuhr, so daß die Weineinfuhr hundertmal größer ist als der Weinexport. Unter den russischen Weinbauern giebt es viele, welche ihrem Berufe mit ganzer Seele ergeben sind und ihren Stand und Alles um sich her vergessen, wenn es sich um die Interessen ihres Weinbaues handelt. Solche leidenschaftliche Weinbauer sind die Donschen Kosaken, welche es aber vorziehen, ihr köstliches Traubenblut selbst zu trinken, statt daß ein Fremder sich der Resultate ihrer landwirthschaftlichen Thätigkeit erfreue und sich an kaukasischem Traubenblute lustig trinke. Wie ganz anders ist der Standpunkt, von dem die krimschen Großgrundbesitzer auf den Werth ihrer Weinberge blicken. Den Fürsten Woronzow und Golycin sind die Weinberge an den romantischen Felsenufern des Schwarzen Meeres Goldgruben, welche flüssiges Gold schaffen. Hätte Rußland lauter solche begeisterte Landwirthe — die Agrarbanken hätten keine Landgüter unter den Hammer zu bringen und es gebe keine heruntergewirthschafteten Cavaliere. Was die Genannten für die Krim bedeuten, das ist Fürst Bagration Muchranski für den Kaukasus. Auch die kaiserliche Familie participirt am Weinbau, namentlich die Herrschaften Livadia und Nikita bei Jalta auf der taurischen Halbinsel. Der berühmteste und bedeutendste Weinbauer Rußlands ist jedoch Fürst Woronzow, dessen Vater bereits im Jahre 1830 auf einem wasserlosen, steinigen, dem Meere zugekehrten Areale von 90 Desjätinen die erste große Weinproduction in der Krim etablirte. Woronzow gewinnt pro anno an die 15000 Wedro (im Werthe von 75—80000 Rubel) der köstlichsten Weine, außerdem kauft er aber noch bedeutende Mengen Most und Jungweine von der tatarischen Bevölkerung auf, welche — der rationellsten Kellerwirthschaft unterworfen — die feinsten Weine liefern. Bis jetzt weiß die kaufmännische Welt noch sehr wenig vom Weinbau der Krim und darum gehen daselbst bei den Tataren ungeheure Mengen Weinmostes verloren, der zu 50 Kopeken pro Wedro zu haben ist und einer rationellen Bearbeitung unterworfen die schönsten Weine liefern müßte. Das Thal Sudak bei Theodosia allein producirt jährlich an die 500000 Wedro Weinmost, der zu Spottpreisen verschleudert wird, weil der Tatare gährenden Weinmost laut der Satzungen des Korans in seinem Hause nicht aufbewahren darf. Erfahrene Weinkäufer und Weinkenner hätten also in der Krim ein dankbares Feld für eine lucrative Thätigkeit.

Bücherbesprechungen.

— Hellwald, Friedrich v., Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung bis zur Gegenwart. Vierte Auflage, neu bearbeitet von M. v. Brandt, Ludwig Büchner, Aug. Conrady, Rudolf Cronau, W. Deecke, Ludwig Geiger, Hippolyt Haas, O. Henne am Rhyn, A. Holm, Paul Horn, A. Kaufmann, S. Lefmann, A. Mogk, Max Nordau, Martin Philippson, H. Schäfer, F. Schwally, Wilhelm Soltau. Verlag von P. Friesenhahn. Leipzig 1896. I. Lieferung. 1 ℳ. — Es war jedenfalls der beste Gedanke, Hellwald's berühmtes Werk nach des Verfassers Tode einer Anzahl von Autoritäten (darunter verschiedene Leipziger) zu übertragen, um es so am Sichersten auf der Höhe zu erhalten. Hoffentlich gelingt es, die Darstellungsweise der verschiedenen Autoren soweit an einander anzupassen, daß die Einheitlichkeit gewahrt bleibt. Daß jedes Capitel gediegen ausfallen wird, dafür bürgen die bewährten Namen. An der ersten Lieferung haben sich betheiligt Henne am Rhyn (Einleitung), Hippolyt Haas (in der Urzeit), Ludwig Büchner (in der Urzeit; die socialen Gesetze). Vielleicht hätten schon verschiedene Ueberschriften gewählt werden können, denn Hippolyt Haas versteht unter Urzeit die geologische Entwickelung der Erde vor dem Auftreten der Menschen, L. Büchner die Urzeit des Menschengeschlechtes selbst. Doch das ist wohl nebensächlich. Auf jeden Fall ist die Darstellung durchweg packend, anregend und correct. Als hoher Vorzug ist in erster Linie die äußerst reiche Ausstattung mit Abbildungen zu betonen, in echt Hellwald'schem Sinne, d. h. mit allen Mitteln und Methoden, die sich darbieten. Eine Menge Textfiguren, versteinerte Thiere, Landschaften mit Hünengräbern, Dolmen ꝛc., Vollbilder in schwarzen oder farbigen Tönen, Doppeltafeln mit Schädeln, Gebrauchsgegenständen aus der Steinzeit u. dergl.: diese überaus reichen Anschauungsmittel allein schon geben das beste Material für eine gründliche Einführung in den Gegenstand, — und sie lassen den Preis als sehr niedrig erscheinen. Die Lieferung umfaßt 80 Seiten in Großoctav. Es sollen deren 30 erscheinen. Schwerlich existirt in Deutschland ein Concurrenzwerk, so daß es auch der neuen Auflage sicherlich nicht am Erfolge fehlen kann. Er ist ihr in vollem Maße zu wünschen. Srth.

— Englische Chrestomathie. Im engen Anschluß an eine kurzgefaßte Uebersicht der Literatur nebst einer Auswahl von Stücken aus den bedeutendsten englischen Zeitschriften und einem Wörterverzeichniß. Von Dr. H. Bohatta. Wien, Pest, Leipzig, Hartleben's Verlag. — Wenn man bemerkt, daß der ganze Text aus 125 Seiten besteht und sich von den hauptsächlichsten Vertretern der englischen Literatur Proben finden, so kann man sich schon denken, daß wir größtentheils nur Bruchstücke und zwar oft sehr kurze zu lesen bekommen. Im Uebrigen aber ist das Buch nach einem bestimmten Princip verfaßt und die Auswahl im Allgemeinen anziehend, belehrend und charakteristisch getroffen. Namentlich zeigt sich das Bestreben, einen möglichst vollständigen Ueberblick über die gesammte englische Literatur zu geben; auch Amerika ist vertreten durch Franklin, Irving und Longfellow. Die Anordnung wurde durch die Zeitfolge geboten, wobei der methodische Grundsatz des Fortschrittes vom Leichten zum Schwereren nicht streng durchgeführt worden ist. Wenn der Verfasser, wie er im Vorwort sagt, das Buch für solche Schüler bestimmt hat, die „die Anfangsgründe“ der englischen Sprache überwunden haben, so scheint es uns doch ein ziemlicher Sprung von den „ersten Elementen“ der englischen Sprache bis zur Lectüre von Shakespeare und von Parlamentsverhandlungen, wenn auch unter dem Text viele Ausdrücke wiedergegeben sind, woran durch den Unterricht Erläuterungen geknüpft werden können. Eine mündliche Unterweisung ist nöthig, wenn das Buch mit Erfolg gebraucht werden soll. W—k.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 151. Donnerstag, den 19. December. 1895.

Aus der Geschichte eines untergehenden Volkes.

Von Dr. F. Tetzner.

Ein eigenthümlich wehmüthiges Gefühl überkommt uns, wenn wir von den heldenhaften germanischen Völkern der Gothen, Vandalen und Burgunder hören, die nach Entwickelung einer nicht unbedeutenden Cultur untergingen und von deren geistigen Schöpfungen fast nichts auf die Nachwelt gekommen ist. Versprengte Reste der Volksgenossen Alarich's trifft im 17. Jahrhundert ein leuchtender Nachtstrahl, der spurlos in der Folgezeit verglomm, und just um dieselbe Zeit erschallen die letzten heimischen Worte des baltischen Preußenvolkes. Wohl leben noch heute die Nachfahren der untergegangenen Völker, aber ihre Muttersprache und heimische Art wurde von der Zeit und dem Sieger verwischt, und wenn der ewig junge Indergott nach aber 500 Jahren desselbigen Weges fährt, sieht er andere an ihrer „Ewigkeit" bauen.

Der baltische Sprachstamm sonderte sich um etwa 500 v. Chr. vom slavischen ab, nachdem dieser einen kaum schätzbaren Zeitraum mit den Germanen in Sprachgemeinschaft gelebt hatte. Im Laufe der Zeit bildete jener drei Volksgruppen aus, die zeitweilig größte Macht entfalteten und wohl auch angriffsweise erfolgreich jetzt herrschende Völker bedrohten: die Preußen, Litauer und Letten.

Die Letten zählen etwa eine Million Köpfe; ihre Wohnsitze befinden sich an der Düna, in den Ostseeprovinzen Kurland, Livland und auf der Kurischen Nehrung. Sie bilden einen Theil der ländlichen Bevölkerung und gehen nach und nach im Russenthume auf. Die alten Preußen bewohnten die Provinzen Ost- und Westpreußen; die letzten Klänge ihrer Sprache erstarben vor 200 Jahren. Zwischen diesen beiden Brudervölkern saß und sitzt der Stamm der Litauer. Da ihm die politische Grenze mangelt, ist auch die sprachliche nicht festzuhalten, man kann etwa folgenden Umkreis angeben: von Labiau am Kurischen Haff bis Nimmersatt und Polangen am Baltischen Meer, die Südgrenze Kurlands hin bis zur Düna und nach Dünaburg und wieder nach Labiau, aber von allen Seiten dringt die deutsche oder russische Sprache vor. Die Städte weisen nur noch geringe Spuren litauischer Bevölkerung auf, auch die alten litauischen Residenzen und Großstädte Wilna, Grodno, Kowno, Dünaburg und alle ostpreußischen Städte. So hat Memel nach der Zählung von 1890 kaum noch 4 % = 782 Litauer, Tilsit 3,8 % = 946 Litauer, Ragnit 5 %, Labiau hat unter 1350 Einwohnern 13 Litauer, Königsberg kaum 469; Tolminkemen aber, der Wirkungskreis des Nationaldichters Donalitius (1714 bis 1780), der 1843 bei 5160 Einwohnern 120 Litauer zählte, wies 1848 bei 5348 Einwohnern nur 86 und seit 1878 überhaupt keinen Litauer auf. In einem einzigen ostpreußischen Kreise ist die deutsche Bevölkerung in der Minderheit, nämlich in Heydekrug, das bei 42119 Köpfen 25244 Litauer zählt. Im Ganzen beträgt die Anzahl der Litauer (1890er Zählung): 121265 Seelen, von denen 6351 zugleich Deutsch als Muttersprache angaben. Bei jener Zahl sind circa 850 Letten der Kurischen Nehrung eingeschlossen. Den Rückgang der litauischen Bevölkerung mögen die früheren Zählungen beweisen:

1890	gab es in Ostpreußen	121265	Litauer,
1878	„ „ „ „	131415	„
1848	„ „ „ „	150580	„
1831	„ „ „ „	125440	„

Ueber die Anzahl der russischen Litauer können keine genauen Angaben gemacht werden, man schätzt sie auf reichlich 1½ Mill., von denen die kleine Hälfte Samaiten oder Samogitier, auch Niederlitauer genannt werden; die Russificirung schreitet dort noch schneller vor. Die ostpreußischen Litauer sind evangelisch, die Samaiten griechisch-katholisch, die anderen polnisch-russischen Hochlitauer, die meist Jadwingen, auch Gudden genannt werden, römisch-katholisch.

Der litauischen Geschichte geht die altpreußische voraus, die mit der Germanisirung und Christianisirung der preußischen Gaue Sudauen, Nadrauen und Schalauen Ende des 13. Jahrhunderts schloß. In diese Kämpfe mit dem deutschen Ritterorden wurde das anwohnende gleichsprachige litauische Volk gezogen.

Der Kiewer Mönch Nestor († 1141) berichtet von Einfällen des russischen Großfürsten Jaroslaw um 1040 und 1044, der den Litauern Tribut abdrang. Noch ältere Kriegszüge galten um 983, 1012 und 1038 den Jadwingen. Die russischen Einfälle wiederholten sich 1132. Das ursprünglich friedliche Volk mußte sich der Angriffe wehren so gut es konnte, und drehte bald den Spieß um. Die Angriffe von zwei Seiten führten das Volk zur Einheit. Die Gewalt der kleinen Fürsten oder Dorfschulzen und selbst die des mächtigen Kriwe-Kriweito, des Oberpriesters, vereinigte der sagenhafte Großfürst Ringold (1204—1239) auf seine Person. Er heerte Zeit seines Lebens in den russischen Gebieten, besiegte die russischen Großfürsten wiederholt einzeln und insgesammt und dehnte seine Herrschaft bis Smolensk und Witebsk aus. Sein Sohn und Nachfolger Mindowe gab dem Vater an Kraft und Tüchtigkeit nichts nach. Im hellen Glanz erstrahlen seine Thaten, und die gerühmte litauische Schlauheit, der Mangel jeglicher Sentimentalität und Resignation, die stolzfreudige Kraft, mit den Thatsachen zu rechnen und des Schicksals Stern in der eignen Brust zu tragen, zeichnen ihn ebenso aus, wie die späteren Heldenkönige. Von allen Seiten bedrängt, verdarb er zunächst den Ordenskriegern das räuberische Gelüst, unter dem Mantel der Missionirung sein Land zu nehmen. Er trat 1252 zum Christenthum über, ließ sich im folgenden Jahre zum Könige von Litauen krönen und gründete in seiner Hauptstadt Wilna ein römisch-katholisches Bisthum. Dem Orden gefiel das gar nicht, er suchte neuen Anlaß, sich in den Besitz Litauens zu setzen, und heimste bei Dürben 1260 und bei Dorpat tüchtige Niederlagen ein. Mindowe verließ den aufgezwungenen Glauben und wußte alle baltischen Stämme zum nationalen Freiheitskampfe zu begeistern. Dies einzige Mal finden wir Preußen und Letten, Hoch- und Niederlitauer im gemeinsamen Kampfe um ihr Volksthum. Verrätherhand tödtete den Helden, 50 Jahre lang tobte der Bürgerkrieg, bis der Großfürst Witen den stark erschütterten Staat neu befestigte. Vielleicht sind es jene Kriege, die jene herrliche Daina schufen:

Sie trieben, trieben, trieben zusammen
Der Dörfer Schulzen trieben zum Kriege
O Gott, der Bruder, der junge Bruder
Sonst Niemand, Niemand, der reiten könnte.

Sein Nachfolger war Gedimin; er regierte von 1316—41 und war der mächtigste der litauischen Herrscher. Er eroberte Kiew und Nowgorod, war Herr von Wolhynien und nannte sich König der Litauer und Russen. Er besaß das mächtigste slavische Reich seiner Zeit. Im Innern beugte er mit starker Hand selbstsüchtige Bojaren und ordnete das Staatswesen. Aber er erkannte die Uebermacht der christlichen Bildung und zog deshalb deutsche Handwerker und Künstler, christliche Mönche und Gelehrte in sein Land. Er baute seinen Christen Kirchen und ließ seine Söhne griechisch-katholische Fürstentöchter der Moskauer Herrscher heirathen. Die Bestrebungen der Ordensbrüder wußte er wohl zu werthen und war nicht gesonnen, Denen Einlaß zu gewähren, die ihn

berauben wollten. Den päpstlichen Gesandten, die aus Mißverständniß seine Taufe einleiten wollten, sagte er: „Hab' ich je die Absicht gehabt, Christ zu werden, so soll mich der Teufel taufen. Die Christen lassen Gott in ihrer Weise verehren, die Russen nach ihrem Brauch, die Polen nach dem ihrigen, und wir verehren Gott in unserer Weise. Alle aber haben wir einen Gott. Was redet ihr mir von Christen? Wo findet man mehr Frevel, mehr Unrecht, Gewaltthat, Verderben und Wucher als bei den Christen und namentlich bei solchen, die Geistliche zu sein scheinen, wie die Kreuzträger." (Vgl. Schinnau: Rußland, Polen und Livland I, 227.) Man sieht, Gedimin's Heidenthum richtete sich nicht gegen die Christen, denen er wohl gesonnen war. Die Verwüstungen, die er gemeinschaftlich mit Polens Heeren in Brandenburg vornahm, waren vom Papst geschürt und dem verbündeten Polenfürsten zum Dank ausgeführt worden. Die Christen nahmen schreckliche Rache. Der Böhmenkönig Johann betheiligte sich 1328 an dem Kreuzzuge gegen die Heiden Litauens, der 70000 Litauer als Beute bot, die als Gefangene in das Ordensland geführt wurden. Kein Wunder, daß ein Held wie Gedimin Gleiches mit Gleichem vergalt. Ein Glück für Litauen war es, daß Gedimin's Söhne und Nachfolger Olgerd und Kristut (1341—77) dem Vater ebenbürtig waren, „ganze Kerle" wie sie ein Historiker nennt. Selten regiert ein Brüderpaar in so einträchtiger Gesinnung, wie die Beiden. Kristut hatte seinen Thron in Kowno oder Troki, Olgerd in Wilna. Das Reich erstreckte sich vom Schwarzen bis zum Baltischen Meer, von dem dreimal erstürmten Moskau bis zu den rechten Nebenflüssen der Weichsel. Aber keine der zahllosen Dainos enthält Erinnerungen an jene Heldenfahrten, nur die Erwähnung des Oelbaumes, der Donau und entfernter Städte blieb als Rest. Aber der Orden blieb auch nicht unthätig. In Wilhelm oder Winrich von Kniprode (1351—82) war ihm ein tüchtiger Großcomthur erstanden. Der Orden hatte es auf die völlige Vernichtung abgesehen, man ging in den Krieg wie auf die Jagd und machte das Dörferverbrennen zum Sport. Das erhöhte die Zähigkeit der Litauer. Im Kampf um Sein oder Nichtsein entwickelte das angegriffene Volk eine ungeahnte Kraftfülle. Winrich zerstörte 1362 Kowno, schon im nächsten Jahr baute das Volk Neu-Kowno daneben. In der mörderischen Schlacht bei Rudau 1370 siegte der Orden, aber 1382 erdröhnen Kristut's Kanonen vor Insterburg. Und wenn in Handbüchern oder Lexicis steht, Winrich habe die Unterwerfung Litauens vollendet, so ist das falsch. — Olgerd's Sohn Jagiello (1377—1434) bahnte sich den Weg zum Thron, indem er seinen Onkel Kristut tödten und dessen Sohn Witowd gefangen setzen ließ. Durch seinen Uebertritt zum katholischen Christenthum und seine Vermählung mit der polnischen Erbprinzessin Hedwig wurden die litauischen Fürsten 1386 polnische Könige. Doch erzwang sich das litauische Volk einen eigenen Großfürsten, Witowd, der noch einmal die Macht litauischen Heldenthums offenbart, wie die leuchtende Abendsonne und das glühe Abendroth vor einer Nacht, der kein Morgen folgt. Unerschrocken, tapfer, politisch und diplomatisch, schlau und jeglicher Sentimentalität abhold, war er ein würdiger Nachfolger seines Vaters und Großvaters. Er kannte nur ein Ziel: sein Vaterland groß und frei unter seinem Scepter zu wissen. Allein und ohne Beistand war dies unmöglich, der Orden bot ihm zunächst Hilfe; seinetwegen wurde Witowd römisch-katholisch, trat aber zum griechischen Glauben über, sobald die russischen Großfürsten Gewähr größerer Unterstützung boten. Als ihn jedoch Jagiello anerkannt und zum Bundesgenossen genommen hatte, wurde er wieder römisch-katholisch. Der freie Blick gegenüber religiösen Dingen ergab sich aus den ganzen Zeitverhältnissen. Aber Witowd war zu ehrlich oder naiv dabei. Er konnte nicht begreifen, wie man beispielsweise den Juden drückende Ausnahmegesetze gab, und schützte sie 1389 durch Vorrechte. Seine griechischen Bischöfe suchte er selbständig und unabhängig von Konstantinopel zu machen und in dem vom Orden zurückeroberten Samaiten fanden gleichzeitig unter seinem Beisein und seinem Einfluß römische Massentaufen statt. 1415 bezeugten 60 neugetaufte Samaiten zu Konstanz vor Kaiser und Papst Witowd's Vorkämpfe für christliche Gesittung in Litauen. 1418 erschienen ebenda 20 griechische Bischöfe seines Reichs auf seinen Befehl in der Meinung, es gelte auf der Kirchenversammlung alle Bekenntnisse zu vereinen und Mißstände auszurotten. Von Hussens Tod hatte er nichts gehört, noch viel weniger davon, daß die römische Kirche in keiner dogmatischen Sache nachzugeben gesonnen war. Im Kampfe für sein Vaterland verband er sich zuerst mit dem Orden gegen Polen, schlug aber dann mit seinem Vetter 1410 bei Tannenberg die Deutschherren in einer entscheidenden Schlacht und wußte den Friedensschluß so zu wenden, daß ihm der Orden verbunden blieb, er selbst Samaiten, sein Vetter aber nichts erhielt. Neue Kämpfe mit dem Hochmeister führten ihn nach Preußen, wo er 1422 als Sieger schaltete. Im September schloß er am Melnosee Frieden mit den Deutschherren und legte die noch jetzt bestehende ostpreußische Ostgrenze des Ordenslandes fest, behielt aber Goldap und Stallupönen. Seitdem ist Sudauen, Nadrauen und Schalauen unter deutscher Herrschaft. Das Verhältniß zu Jagiello trübte sich jedoch. Dem Kaiser Sigismund war dies passend, er wollte ein schwaches Polen und trug darum dem Großfürsten Witowd die Königskrone an. Dessen Edelinge hatten ihm schon 1398 mit Gedimin's Titel zum König der Polen und Russen ausgerufen. Witowd entbot nun aufs Neue 1429 seine Bojaren zum Krönungstag nach Wilna, um von Sigismund's Gesandten die verheißene Weihe zu empfangen. Aber die Polen ließen die Gesandtschaft nicht über die Grenze, die Versammlung löste sich auf; Witowd kehrte enttäuscht zurück, er stürzte vom Pferd und starb am 27. October 1430 kinderlos in Troki. Litauen fiel an Polen zurück und theilte dessen Geschicke.

Bei der dritten Theilung Polens 1795 nahm Rußland den größeren Theil Litauens und bildete daraus 6 Regierungsbezirke: Kowno, Wilna, Grodno (diese sind heute noch litauisch), Minsk, Witebsk, Mohilew. 1812 mußte Preußen noch seinen Antheil von 1795 abtreten: das litauische Suwalki.

Die preußischen Litauer gehörten seit 1422 zum Orden, bis der letzte Hochmeister Albrecht das Land 1525 in ein weltliches Herzogthum verwandelte und als Lehen Polens erklärte. Nach dem Tode Albrecht's 1568 empfing der Brandenburger Kurfürst Joachim II. die erbliche Mitbelehnung, 1618 wurde Preußen mit Brandenburg vereint, 1660 im Frieden zu Oliva unabhängig von Polen und 1701 als Königreich erklärt.

Unterdessen hatte Litauen einen erfreulichen Culturaufschwung genommen. Albrecht hatte 1525 zugleich die Reformation eingeführt, und mit ihr entwickelten die Litauen, die vorher kein Wort in ihrer Muttersprache aufgezeichnet hatten, zugleich eine eigene Literatur, die sich allerdings streng in den Bahnen der kirchlichen Erbauung und des Unterrichts hielt. Der Ragniter Archidiaconus Mosvidius gab 1547 ein Büchlein heraus, das die Fibel, den lutherischen Katechismus und 11 Kirchenlieder enthielt, von denen er 9 oder 10 selbst gedichtet hatte, während zwei seinem Neffen Bartholomäus Willentus zugeschrieben werden. Willentus, der seit 1550 als litauischer Pfarrer in Königsberg wirkte und im October 1587 starb, lieferte die ersten Anfänge einer Bibelübersetzung, indem er Jesaias 53 f., die Sonntags-Evangelien und -Episteln in seine Muttersprache übersetzte. An Bedeutung übertrifft die Beiden Jons Bretkun. Dieser wurde zu Bammeln bei Friedland geboren, erhielt 1653 die Pfarre zu Labiau, woselbst er ohne Tolken = Dolmetscher predigte. Das wird ihm immer hoch angerechnet, es scheinen also die Pfarrer im Allgemeinen Deutsche gewesen zu sein. 1587 ward er litauischer Pfarrer in Königsberg und starb im October 1602 oder 1603. Seine Hauptwerke sind eine Postille 1591, das neue Gesangbuch 1589 mit 76 Liedern und die vollständige Bibelübersetzung 1579—90, die aber nicht gedruckt wurde. Diese Bibelübersetzung lag sowohl der calvinistischen sogenannten Chylinskischen zu Grunde, die 1660 aber auch nur bis in die Psalmen gedruckt wurde, als auch theilweise der Quandt'schen 1795 und der Rhesa'schen 1814–16. Die jetzige ward 1869 revidirt. Ein Zeitgenosse des Bretkun war der samaitische Domherr Nikolaus Daukßa, der 1595 einen Katechismus, 1599 eine Postille und später Predigten herausgab. Die Literatur bewegte sich nun 100 Jahre lang in denselben Gleisen; in der Mitte des 17. Jahrhunderts beginnt ein neuer Zweig zu erblühen, das litauische Wörterbuch. Der erste Verfasser eines solchen war der Jesuit Konstantin Szyrwid, der zu Wilna (1677: 4. Auflage) für den Gebrauch der studirenden Jugend ein dreisprachiges Lexikon veröffentlichte, in dem polnische Wörter litauisch und lateinisch erklärt werden. Wie sehr die Pflege des Litauischen betont ward, kann man daraus ersehen, daß während der Regierungszeit der sächsischen Kurfürsten als polnischer Könige (1696—1763) sogar an der damaligen sächsischen Universitätsstadt Halle ein Docent des Litauischen wirkte; von einem solchen Namens F. W. Haack rührt ein litauisches Wörterbuch her, das 1730 erschien und nur der Bibel dienstbar war.

Nach der Erhebung zum Königreich erlebte Ostpreußen eine Blüthezeit, die den Litauern besonders zu Gute kam. Friedrich Wilhelm I. bereiste 1714 Litauen selbst und wollte die Wunden heilen, die der schwedische Krieg geschlagen hatte. Waren doch beinahe 60000 Menschen der Heimath entführt oder getödtet worden, und die Pest von 1708/9 hatte die lichten Reihen noch durchsichtiger gemacht. Er rief darum 1724/25 3900 Schweizer, Pfälzer und Franken und 1732 über 15500 Salzburger nach Preußen, die im Scharwerksdienst das Land bessern sollten. Mit ihm zugleich sorgte der Prinz Leopold von Dessau für Verbesserung des Landes, indem er 1718 für 17000 Thaler Land kaufte und Dörfer anlegen ließ. In das Ende der Regierung Friedrich Wilhelm's I. fällt die Wirksamkeit des Pfarrers Philipp Ruhig zu Walterkomen. Er hat nicht nur treffliche Kirchenlieder gedichtet und sich bei den Neuausgaben des Gesangbuchs und Katechismus betheiligt, sondern das erste gute litauisch-deutsche Wörterbuch verfaßt und die ersten Dainos aufgezeichnet, die bei ihm Lessing las, und durch Lessing ist bekanntlich erst Deutschland auf die Dainos aufmerksam gemacht worden. Ruhig war ein Zeitgenosse des Donalitius, dessen Lebenszeit in die glänzende Regierung Friedrich's des Großen von Preußen, August's des Starken von Sachsen und Polen und August's III. fällt. In jener unruhigen Zeit entstand die Daina:

Unter jener Brücke schwimmt ein buntes Fischlein.
Wer den Fisch wird fangen, der wird Polens König.
Und der Sachse fing ihn, der ward Polens König.

Donalitius schildert wiederholt seine bewegte Zeit. Er ist es auch, der in der kurzen russischen Zwischenherrschaft das aufgezwungene griechisch-katholische Predigtthema über Alexander Newski 1757 mit den Worten abthat: „Er mag ein guter Mann gewesen sein, aber ihn kennt man nicht und ich kenn' ihn nicht und will darum über 2. Tim. 4, 14 predigen: Alexander der Schmied hat mir viel Böses bewiesen, der Herr bezahle ihn nach seinen Werken." Der große Dichter, dessen Kunst man mit der eines Chodowiecki und M. Beham verglichen hat, zeichnete seine litauischen Bauern mit der Kraft und sicheren Lebensauffassung eines Jan Steen, die Behandlung seiner Stoffe ist so entschieden realistisch, daß man seine Scharwerker und Kölmer, den Dorfschulzen und Amtmann leibhaftig in Thätigkeit sieht. Donalitius war ohne Vorbild und blieb ohne Nachfolger; er war angesehen und hochgeachtet in seiner Gemeinde und bei seinen Freunden, aber seine Werke sind erst 40 Jahre nach seinem Tode veröffentlicht worden, sein Volk kennt ihn nicht, Deutsche haben liebevoll sein Andenken gepflegt, Deutsche, die er so grimmig haßte. Sein Wirkungskreis Tolmingkemen ist längst germanisirt und bewahrt keine Spur des großen und beredten Streiters für sein Volksthum, des unübertroffenen Nationaldichters, der sich inmitten seiner Kleinwelt den weiten Weltblick und eine breite Weltanschauung zu wahren wußte. Das preußische Litauen hat nach Donalitius keinen Mann hervorgebracht, der auf irgend einem Gebiete schöpferisch gewirkt hätte. Dagegen sind unter den russischen Litauern einige nicht unbedeutende Gelehrte erstanden. Zunächst ist an den samaitischen Bischof Matthäus Kasimir Wolonczewski (* 1801, † 1875) zu denken, der außer Werken für kirchliche und unterrichtliche Zwecke 1848 eine Geschichte des samaitischen Bischofsthums herausgab. Weit bedeutender ist Simon Daukant (* 1793, † 1864), der als Staatsrath in St. Petersburg lebte, wo ihn Wolonczewski zu sich nach Worny berief, um ihn zu selbstsüchtigen Zwecken auszubeuten. Daukant starb arm in Popile, wo man ihm ein Grabdenkmal setzte. Er schrieb die Geschichte seines Volkes und so manche Volks- und Jugendschrift, um die Bildung der Litauer zu befördern. Von ähnlichem Streben waren die Gebrüder Jußkiewicz beseelt, deren Dainossammlung die umfänglichste und gründlichste ist. Mit Beiden stand der in Königsberg thätige Professor Fr. Kurschat in Verbindung, der nach Rhesa's und Nesselmann's Vorgang die Pflege litauischer Studien zur Lebensaufgabe erkoren hatte. Diese Drei und die deutschen Gelehrten Schleicher, Bezzenberger, Bartsch, Lohmeyer, Leskien, Brugmann, sowie die litauische literarische Gesellschaft hoben und heben die Schätze litauischer Sprache und Volksdichtung oder berichten die Thaten ihrer Bojaren und Großfürsten. Deutsche sind es, die zuerst jene herrlichen Volksweisen, die Dainos, sammelten, die Märchen und Sprichwörter aufzeichneten, ein deutscher Lehrer, Giserius, war es, der König Friedrich Wilhelm IV. reges Interesse für jenes jetzt so friedliche Volk am Memelstrom zu erregen wußte, das allen seinen Nachfolgern geblieben ist. — Es ist ein eigenes Schauspiel! Der litauische Jüngling hat sein nationales Musikinstrument, die Kanklys, mit der Ziehharmonika vertauscht, die Bastschuhe (Pareśken) haben den Stiefeln, die weibliche (Marginne) und männliche Tracht meist der deutschen Platz geschafft, der Bauer bittet den Pfarrer, die alten litauischen Namen im Kirchenbuch recht hübsch deutsch zu machen, das Mädchen schämt sich des altmodischen Dainasangs und Märchenerzählens; kurz das ganze Volk sucht so bald als möglich in der deutschen Bildung unterzugehen; und der unbewußte deutsche Sieger hegt die Cultur, die dem Träger überwundener Standpunkt ist. Wie lange wird es währen, und man wird das litauische Johannisfest bei deutscher Rede und deutschem Lied feiern. Und wenn die gebildete Welt im künftigen Jahrhundert die Centenarfeier des Todestages eines Donalitius begeht, werden am Njemen deutsche Väter deutschen Kindern erzählen, wie die Urväter beim Gesang unverständlicher, vergessener Lieder ins Scharwerk zogen.

Bücherbesprechungen.

— Der umfangreichste Commentar der Reichsgesetze, betreffend die privatrechtlichen Verhältnisse der Binnenschifffahrt und der Flößerei, vom 15. Juni 1895 ist der in der Roßberg'schen Hof-Buchhandlung in Leipzig erschienene des Reichsgerichtsraths Förtsch, des verdienstvollen Herausgebers einer erläuternden Ausgabe des Gesetzes, betreffend die Gesellschaften mit beschränkter Haftung. Die die betreffende Materie ergänzenden Vorschriften des Handelsgesetzbuchs und der Gewerbeordnung sind in diesem Commentar eingehend berücksichtigt; die zu den einzelnen gesetzlichen Bestimmungen gegebenen Erläuterungen zeugen — was an sich selbstverständlich sein sollte — von dem völligen Vertrautsein des Herausgebers mit dem behandelten Rechtsgebiete, sind weit davon entfernt, sich auf eine Umschreibung der Gesetzesmotive und Wiedergabe der Verhandlungen des Reichstags über die beiden Gesetze zu beschränken, und überdies so klar und allgemeinverständlich, daß auch der Laie den Commentar mit praktischem Erfolge benutzen können wird. Wir empfehlen denselben daher auf das Angelegentlichste. △

— Bildergrüße aus dem Heiligen Lande. Erläuterungen zur Bibel auf Grund in Palästina gesammelter Erfahrungen von Dr. theol. C. Geikie. Mit ca. 400 Originalillustrationen von Professor H. A. Harper. Autorisirte Uebersetzung von Pfarrer Johs. Walther in Löbtau. Charlottenburg 1896. Otto Brandner. 30 Lieferungen à 50 ₰. — Von diesem umfänglichen Werke sind uns einige Lieferungen, die auch das Inhaltsverzeichniß enthalten, zur Besprechung zugegangen. Aus den letzteren können wir entnehmen, daß es sich um die Beschreibung einer Reise handelt, die von Joppe aus durch das alte Philisterland nach Jerusalem und von da durch Samaria und Galiläa über Syrien bis zum alten Phönicien geführt hat. So viel wir sehen, schildert der Reisende lebhaft und anschaulich und verfolgt beständig den Zweck, was er ins Auge gefaßt und sich eingeprägt hat, den Lesern zu möglichst klarem Verständniß zu bringen, die sich im Geist bei ihrem Bibellesen häufig an die betreffende Stelle zu versetzen haben. Es ist also die Natur des Landes und seiner Bewohner mit ihren Sitten und Bräuchen, wie die Beschaffenheit der denkwürdigen Stätten mit besonderer Berücksichtigung der biblischen Darstellung ausführlich beschrieben. Somit ähnelt das Werk am meisten dem bekannten Rinck'schen Buche „Auf biblischen Pfaden", nur ist, wie schon die Zahl der Illustrationen beweist, hier viel mehr Gewicht auf die Abbildungen gelegt, die, soviel wir aus den vorliegenden Proben ersehen können, mit großer Sorgfalt hergestellt sind. Uebersetzer ist der durch seine treffliche Wiedergabe des Lebens Jesu von Farrar bekannte Pfarrer Walther. B. K.

— Ueber den Kanzleistil und die Abfassung von Berichten im Besonderen. Vortrag, gehalten im Verein der Beamten der Königl. Sächsischen Staatseisenbahnen von Chr. Klötzer, Bureau-Inspector. Dresden, Verlagshandlung von Wilhelm Baensch, 1895. Preis 60 ₰. — So ist's recht! Kürzlich erst durften wir auf das Erscheinen der 5. Auflage des hübschen Büchleins von Rothe über den Kanzleistil hinweisen (Lpz. Ztg. vom 26. Oct. dss. Js.), und schon liegt wieder ein Schriftchen vor, das in demselben Fahrwasser segelt. Natürlich ist jeder Mitkämpfer herzlich willkommen, der frisch und keck zu Felde zieht gegen die lästige Breitspurigkeit und vollmundige Wichtigthuerei, gegen die in kriechender Demuth ersterbende Höflichkeit

und wortreiche Weitschweifigkeit des Kanzleistils. Auf die Einzelheiten des Vortrags brauchen wir kaum einzugehen. Hat doch die Leipziger Zeitung, wie Klötzer auch (S. 5) rühmend anerkennt, sich schon so manches Mal betheiligt an dem Kampfe gegen die unermüdliche Anwendung der plumpen Fürwörter welcher und derselbe, wo der und er genügen, gegen die langstieligen und überflüssigen Lieblingswörter der Schreiberknechte: ebenmäßig, beziehentlich, beziehungsweise, diesbezüglich, unter Bezugnahme, in Verfolg, in Gemäßheit, gegen die leider wohl unausrottbaren Formen stattgefunden und stattgehabt im attributiven Gebrauch, gegen die unnöthige, oft sinnlose, jedenfalls überall entbehrliche Umkehrung der Satzglieder nach und und viele andere Unarten des Amtsstils. Kleine fröhliche Streitschriften dieser Art, zumal wenn sie von Beamten in solcher Stellung ausgehen, werden mit der Zeit schon ihr Gutes wirken. Auf einen Hieb fällt kein Baum, und der Kanzleistil ist gar ein alter knorriger und tiefeingewurzelter Geselle. Eins möchten wir dem geschätzten Verfasser des Heftchens noch bemerken. Auch die Vorliebe für die schwerfälligere Passivform gehört zu den wenig löblichen Eigenthümlichkeiten des Kanzleistils. Daß z. B. über all die von ihm gerügten Schwächen und Fehler der Bureausprache, über die ganze thörichte Einbildung von dem Werthe des schwülstigen Formelkrams im Verkehr mit Behörden „sich mehr und mehr hinweggesetzt werde“ (S. 9), wünschen wir so dringend wie er; aber wir hätten, zumal in Erwägung unseres Gegenstandes, diesbezüglich die Bevorzugung einer anderen Wendung für rathsam erachten zu sollen gemeint. R. B.

— Die Theorie der Parallellinien von Euklid bis auf Gauß. Eine Urkundensammlung zur Vorgeschichte der nichteuklidischen Geometrie. In Gemeinschaft mit Friedrich Engel herausgegeben von Paul Staeckel. Mit 145 Figuren im Text und der Nachbildung eines Briefes von Gauß. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner, 1895. — Wie sich schon aus dem Titel dieses Werkes entnehmen läßt, ist dasselbe keine Geschichte der Parallelentheorie; es sind vielmehr die wichtigsten Abhandlungen über dieselbe in historischer Reihenfolge vereinigt worden. Die bedeutendsten Mathematiker, die sich mit dieser Theorie beschäftigt haben, sind: Euklid (um 300 v. Chr.), John Wallis (1616 bis 1703), Girolamo Saccheri (1667—1733), Johann Heinrich Lambert (1728—1777), Karl Friedrich Gauß (1777—1855), Ferdinand Karl Schweickart (1780—1857), Franz Adolph Taurinus (1794—1874), Lobatschefskij, sowie W. und J. Bolyai. Die Mathematiker, die sich mit der Geschichte ihrer Wissenschaft beschäftigen, werden den Herren Verfassern Dank wissen, daß sie sich der großen Mühe unterzogen haben, einige der Schriften ins Deutsche zu übertragen und kritische Erläuterungen dazu zu geben. Am Schluß des Werkes wird ein Verzeichniß von Schriften über die Parallelentheorie, die bis zum Jahre 1837 erschienen sind, gegeben. Referent muß es sich leider versagen, auf den reichen Inhalt dieses interessanten Werkes näher einzugehen. Ganz besonders möchte er es den Lehrern der Mathematik angelegentlichst empfehlen. T.

— Willkomm, Die Wunder des Mikroskops oder die Welt im kleinsten Raume. Fünfte, wesentlich vermehrte und umgearbeitete Auflage, bearbeitet von Dr. phil. H. Trautsch und Dr. med. H. Schlesinger. Verlag von Otto Spamer. Leipzig 1896. 361 Seiten mit 464 Illustrationen. — Da es sich um ein altes Buch handelt, das seinen Werth und seine Berechtigung längst erwiesen hat, ist es jetzt lediglich die Aufgabe, die Veränderungen herauszuheben. Der Autor ist vor Kurzem geschieden; die Bearbeitung mußte in andere Hände gelegt werden, und es entspricht nun den rapiden Fortschritten der Mikroskopie und der angestrebten Vielseitigkeit der Behandlung, daß die Arbeit zwischen Theoretiker und praktischem Mediciner getheilt wurde. Die Behandlung ist im Allgemeinen dieselbe geblieben. Die technische Einleitung ist etwas vertieft durch Eingehen auf moderne Hilfseinrichtungen: Beleuchtungs-, Zeichenapparat, Mikrotom. Die Welt im Tropfen schildert uns Protophyten und Protozoen mit Anschluß der Räderthiere (— die Tardigraden sind ausgeschieden — warum?), sowie den Krystallisationsprozeß. Dann wird das Pflanzenreich in aufsteigender Linie durchgenommen, dann ebenso das Thierreich, wobei die Histologie auf die Wirbelthiere aufgespart ist. Nächstdem hat der Arzt einen wichtigen Abschnitt eingeschoben, insofern in dem Capitel: „Das Mikroskop als Entdecker der Krankheitserreger“ neben den Schmarotzern die Bakteriologie zu ihrem Rechte gekommen ist. Das Schlußcapitel, das die Fälschungen der Waaren betrifft, ist weniger verändert. Ein Fehler ist's schwerlich, daß statt deutscher Vulgärnamen mehr wissenschaftliche, lateinische eingeführt wurden; denn wer einmal soweit geht in seinen Studien, kann ja doch nicht mit deutschen Namen auskommen, die als solche vom Volke gar nicht, und von den Fachleuten nur ausnahmsweise verstanden werden, weil sie sich eben nicht einbürgern lassen. Eine wesentliche Veränderung liegt in den Abbildungen, die sehr vermehrt wurden. Die landschaftlichen Vollbilder sind weggefallen (Skioptikon konnte wohl bleiben, wenn auch verbessert), dafür sind zahlreiche mikroskopische Zeichnungen eingetreten, unter ihnen namentlich viele Photogramme. Ueber deren Werth aber läßt sich streiten; sie sind noch am besten, wo es sich um sehr kleine Objecte oder um Schnitte durch harte, scharf contourirte Gewebe handelt, bei Blutproben, Bakterien, Schnitten durch Holz u. dergl., sie versagen aber zum größeren Theile bei weniger durchsichtigen und dickeren Gegenständen, welche nur bei fortwährender Bewegung der Mikrometerschraube deutlichen Einblick gestatten. Wenn auch der bequemeren Herstellung zu Liebe derartige Illustrationen immer mehr Mode werden, so werden sie dadurch nicht besser; sie geben besonders ganz falsche Begriffe, wenn das Object nicht in seiner normalen Lage photographirbar war, sondern gezupft und gequetscht werden mußte, wie das Bandwurmglied (S. 183) oder der Afterfuß einer Raupe (S. 231). Aber es läßt sich eine ganze Reihe von Bildern hier namhaft machen, S. 89 Getreiderost, S. 98 Flechtenlager, S. 104 Lebermoose (absolut unkenntlich), S. 104 Archegonium und Antheridium, S. 115 Sporangium, S. 131 Zellen mit verdickten Wänden, S. 211 Spinnenfuß u. v. A. Nicht jedes Präparat eignet sich eben als Textillustration eines Buches. Von der Histologie wäre wohl einiges auf die moderne Höhe zu bringen, z. B. die Ganglienzelle. Bedenklich schien mir der Text namentlich an einer Stelle hinter den neueren Anschauungen zurück zu bleiben, am Schluß der Pflanzenwelt, bei der Befruchtung der Phanerogamen. Diese findet noch durch Endosmose statt, noch dazu durch eine Zwischenzelle hindurch. Wie reimt sich das zu den Grundlagen der Vererbungstheorien, welche das actuelle Interesse der Biologie in erster Linie in Anspruch nehmen? Es kommt dazu, daß der entsprechende Vorgang bei den Wirbelthieren ausführlich geschildert wird, in üblicher Anlehnung an das Seeigelei. — Schließlich sei noch auf eine Incorrectheit hingewiesen, „die Scyphistoma“, nach berühmten Mustern. Möchten die Ausstellungen in einer neuen Auflage des so nützlichen Buches Berücksichtigung finden! Srth.

— Die Gährungschemie von Professor Dr. A. Mayer, Vorstand der holländischen Reichsversuchsanstalt in Wageningen. Vierte verbesserte Auflage. Verlag von Carl Winter in Heidelberg. Preis 6 ℳ. — Das Buch ist der dritte, in sich abgeschlossene und für sich allein erhältliche, Band des zweiten Theils des bekannten, unter dem Titel „Lehrbuch der Agriculturchemie“ erschienenen Gesammtwerks von demselben Verfasser und unterscheidet sich von anderen Lehrbüchern vor Allem vortheilhaft dadurch, daß es auf ihren trockenen Curialstil verzichtet und die lebhaftere Form des Vortrags gewählt hat. In 13 großen Vorlesungen wird die für die Philosophie der Chemie und für die Praxis großer und kleiner Gewerbe gleich wichtige Lehre von der Gährung durchgenommen, kritisch beleuchtet und von ihrem heutigen Standpunkt bis auf die ältesten Theorien zurück verfolgt. Die Sprache erinnert an die classischen, von den jüngeren Chemikern kaum mehr gelesenen „Chemischen Briefe“ Justus Liebig's, der selbstverständlich in den Vorlesungen Mayer's eine der ersten Rollen spielt, aber mit seiner mechanischen Gährungstheorie vor der vitalen Theorie des vor wenigen Wochen erst verstorbenen Franzosen Pasteur den Rückzug antreten mußte. Die Arbeiten dieser beiden Forscher und ihre literarischen Fehden bilden wohl zusammen mit den Studien Schwann's, van den Broek's und anderer Gelehrten jener Gründungszeit der modernen Gährungstheorie den interessantesten Theil der Vorlesungen Mayer's, deren Frische das bewegte Leben der wissenschaftlichen Chemie jener Zeit treu widerspiegelt. Wer das Buch in der Hand hat, den läßt es so bald nicht mehr los, und wer die Entwickelung der Gährungstheorie von Anfang an miterlebt hat, für den ist es eine köstliche Erinnerung an die Sturm- und Drangperiode der Chemie. Wer diese Zeit aber nicht miterlebt hat, sei er Theoretiker oder Praktiker, angehender oder fertiger Chemiker, muß das Buch lesen, um den ganzen Gedankengang der früheren und jetzigen Gährungstheorie kennen zu lernen und dadurch erst das, was wir heute von den verschiedenen Gährungserscheinungen wissen, zu seinem vollen geistigen Eigenthum zu machen. Kl.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 152. Sonnabend, den 21. December. 1895.

Leopold von Ranke.

Ein Gedenkblatt zum 21. December.

Von Martin Beck.

In der deutschen Landschaft, aus der einst der große Reformator hervorgegangen war, hatten auch die Vorfahren Ranke's, des großen Meisters der Geschichtsschreibung, gelebt und gewirkt, in der Grafschaft Mansfeld. Allesammt, soweit sie nachweisbar sind, waren sie dort Pfarrer gewesen. Ranke's Großvater, Pfarrer in Ritteburg, half sich aus früher Bedrängniß wacker empor und ward theologischer Gelehrter und Bücherfreund. Seine Frau brachte der Familie bescheidenen Grundbesitz zu, ein Haus in Wiehe, einem kursächsischen Landstädtchen an der Unstrut, und ein kleines Landgut. Wie in der Familie seit mehr als hundert Jahren herkömmlich, sollte ihr Sohn Gottlob Israel Ranke auch Pfarrer werden. Aber in Leipzig sattelte er unvermuthet um und ging von der Theologie zum juristischen Studium über, um sich dann in Wiehe als Rechtsanwalt niederzulassen. Er war eine kernhafte Natur, beredt und fleißig, gläubig und schlicht, aber doch voller Hochachtung für die Bildung der Zeit. Zu Anfang des Jahres 1795 heirathete er Friederike Lehmike, Tochter eines Rittergutsbesitzers bei Querfurt. Neben den Eigenschaften einer vortrefflichen Hausfrau besaß sie sinnvolles Wesen und einen gewissen poetischen Anflug. Der Vater Ranke's lebte von 1761 bis 1836. Seiner vierzigjährigen Ehe entsprossen viele begabte und wohlerzogene Kinder. Leopold, der älteste Sohn, der noch im Hochzeitsjahre geboren wurde, am 21. December 1795, wie die Eltern es wohl am Besten wußten, und nicht am 20., wie im Kirchenbuche zu Wiehe steht, war ein zartes Kindchen. Bis zu seinem dreizehnten Jahre erweckten schwere Krankheiten oft ernste Besorgniß für sein Leben. Die stete heilsame Bewegung in freier Luft stählte seinen Körper aber wunderbar. Geist und Willen entfalteten sich merkwürdig früh und sicher in ihm. Er lernte eher sprechen als gehen. Dem Spiele entzog er sich nicht. Gern aber war er mit seinen Gedanken allein. Eines Antriebes bedurfte seine Wißbegierde nicht. In Allem machte er die schnellsten Fortschritte und erregte die entschiedensten Hoffnungen. Vom Kloster Memleben bis zum sagenumwobenen Kyffhäuser hin erstreckt sich sein stilles Heimathsthal. Seiner kindlichen Einbildungskraft vermochte es auch in historischer Hinsicht einige Anregung zu bieten: die Erinnerungen an Deutschlands große Kaiserzeit. Daneben ließ es die phantasiefrohe thüringische Bevölkerung selbstverständlich nicht an Ritter- und Schauergeschichten fehlen. Und selbst das kleinbürgerliche Treiben in dem durch eine Garnison von Husaren belebten Städtchen entbehrte nicht typisch hervorstechender Züge. In der Flucht und Verfolgung von Auerstädt ging im Herbst 1806 sogar die welthistorische Wirklichkeit jener Tage rasch an dem aufmerksamen Auge des Knaben vorüber. Aber das Alles waren wohl Eindrücke, die haften blieben, für seine geistige Entwickelung jedoch ohne Bedeutung waren. Die ging den alten herkömmlichen Weg, der sich nicht von der Schulbank entfernen durfte. Beim Rector in Wiehe erlernte er neben gründlicher Unterweisung in der Religion die Anfangsgründe des Lateinischen unter häuslicher Nachhilfe des Vaters. Im Frühjahr 1807 kam er auf die unfern gelegene Klosterschule Donndorf, die er nach zwei Jahren schon wieder verließ, „weil es hier für ihn nichts mehr zu lernen gab". Die Fürstenschule zu Schulpforta stellte ihm neue Aufgaben, die er, statt in sechs, schon in fünf Jahren hinter sich hatte. Er war hier ein Musterschüler gewesen und hatte sich mit Feuereifer in das griechisch-römische Alterthum und die antike Poesie vertieft. Mathematik stieß ihn ab. Von der Geschichte wurde er kaum berührt. Den ehernen, dröhnenden Schritt der welterschütternden Ereignisse seiner Zeit vernahm er fast nicht hinter den stillen Mauern der Klosterschule. Im Frühjahr 1813, im deutschen Völkerfrühling, als ganz Deutschland gegen den Corsen aufsprang, mußte sich der junge Ranke erst auf gelehrtem Umwege zum Verständniß des großen Augenblicks durcharbeiten. Er las eben Tacitus' Agricola. Die Rede der britannischen Königin Boudicea ließ ihn die überraschende Aehnlichkeit zwischen der damaligen einmüthigen Volkserhebung gegen die römische Unterjochung und dem Befreiungskrieg der Deutschen gegen Napoleon erkennen. Hier wie dort dieselben entflammenden Beweggründe: „man muthet uns Alles zu, nur nicht, daß wir fürs Vaterland sterben könnten!"

Da dämmerte im Geiste des Schülers etwas von nationalem Bewußtsein, von der heiligen Größe der Waffenthat des deutschen Volkes auf. Aber das war Alles. Kühles Verständniß für diese That. Sonst ließ ihn der mächtige Begeisterungssturm, der Deutschland durchbrauste, völlig unbewegt. So übte er sich schon als Knabe darin, den Weltbegebenheiten ruhig und objectiv ins Auge zu sehen. Er konnte aber auch schon gewahren, was er später als Mann noch oft enttäuscht und bitter empfinden mußte, daß seine augenblicklichen Studien und Arbeiten nicht gerade mit dem Pulsschlage seiner Zeit harmonirten. Seine Werke waren dafür aber auch nicht für den Augenblick geschaffen. Und in ihm pulsirte der große historische Geist, dem das Werdende nicht das gleiche Interesse hat wie das Gewordene. In ungeduldigem Verlangen nach höheren, selbständigen Studien bezog der Achtzehnjährige 1814 die Universität Leipzig, um Theologie und Philologie zu studiren. Dabei las er mit Ehrfurcht den Thukydides, dessen klare, wahrhafte Darstellung ihm nacheifernswerth erschien, und Niebuhr's römische Geschichte. Das war das erste deutsche historische Buch, das eine Wirkung auf ihn hervorbrachte. Sein Lebensberuf ging ihm aber bei Beiden nicht auf. Das Elternhaus, das er schon mit elf Jahren verlassen hatte, war ihm seitdem in allen Ferien der gewöhnlichste und liebste Aufenthaltsort geworden. Ein warmer Freund, wenn auch nicht Kenner, der Natur war er von Jugend auf. Durch tüchtige Fußtouren hatte er seinen schwächlichen Körper abgehärtet und ihm Kraft verliehen für die großen Anforderungen, die er sich selbst durch seinen nimmermüden Wissensdurst und Fleiß stellte. Ins Frankenland und ins Rheinthal, die historischen Stätten alter deutscher Herrlichkeit und Kraft, wanderte er als Student zu Fuß. Daheim, auf den langgedehnten väterlichen Wiesen, tummelte er mit größter Freude in den Ferien sein Pferd als gewandter Reiter in Lederhosen und mächtigen Reiterstiefeln trotz seiner kleinen Gestalt. Den Weg von Leipzig nach Halle pflegte er stets zu Pferd zurückzulegen. Am 20. Februar 1817 wurde er Dr. phil. Mit dem ferneren sorglosen Studium, wie er's so gern noch getrieben hätte, war's aber schon ein Jahr darnach vorbei. Die durch schwere Jahre beschränkten Mittel des Elternhauses nahm jetzt der Nachwuchs der Brüder in Anspruch. Er mußte auf seine rasche Versorgung bedacht sein. Ein Bekannter, mit dem er in Leipzig im historischen Seminar Christ. Daniel Beck's zusammengetroffen und der inzwischen Director des Gymnasiums zu Frankfurt a. O. geworden war, bot ihm dort 1818 eine Oberlehrerstelle an. Ranke, dessen Heimath durch den Frieden an Preußen gefallen war, kehrte ohne jede Gemüthsbewegung dem Boden Sachsens den Rücken, um fortan für immer mit dem preußischen Großstaate zu verwachsen. Er legte in Berlin die Prüfung für das höhere Schulamt ab und ging nach Frankfurt.

Und hier, wo er vom Herbst 1818 bis zum Frühling 1825 blieb, brach ein tiefes Interesse für Geschichte von Tag zu Tag gewaltiger in ihm durch. Der ihm eingeborene Trieb nach Erkenntniß warf sich auf die historische Wahrheit. Wie er sich jetzt allmälig seiner Lebensaufgabe bewußt wird, zeigen seine Briefe von 1819 bis 1822. Da setzt er sich auch mit seiner früheren Bestimmung zur Theologie gewissermaßen entschuldigend auseinander: „Es muß auch Leute geben, deren ganze Lust ein Studium ist, das sie fassen, zu denen rechn' ich mit..... Giebt es wohl etwas Weltliches auf der Welt, etwas Gottloses? In aller Geschichte wohnet, lebet, ist Gott zu erkennen. Jede That zeuget von ihm, jeder Augenblick predigt seinen Namen, am meisten aber, dünkt mich, der Zusammenhang mit der großen Geschichte. Er steht da wie eine heilige Hieroglyphe, an seinem Aeußersten aufgefaßt und bewahrt, vielleicht, damit er nicht verloren geht künftigen sehenderen Jahrhunderten. Wohlan! Wie es auch gehe und gelinge, nur daran, daß wir an unserm Theil diese heilige Hieroglyphe enthüllen! Auch so dienen wir Gott, auch so sind wir Priester, auch so Lehrer." Und an andrer Stelle schreibt er 1826: „Du kennst meine alte Absicht, die Mär der Weltgeschichte aufzufinden, jenen Gang der Begebenheiten und Entwickelungen unsres Geschlechts, der als ihr eigentlicher Inhalt, als ihre Mitte und ihr Wesen anzusehen ist; alle die Thaten und Leiden dieses wilden, heftigen, gewaltsamen, guten, edlen, ruhigen, dieses befleckten und reinen Geschöpfes, das wir selber sind, in ihrem Entstehen und ihrer Gestalt zu begreifen und festzuhalten." Da haben wir den Geist Ranke'scher Geschichte: das Hindringen nach dem tiefsten, letzten Grund aller Weltgeschichte und der stete, feste Hinblick auf das Ganze des Menschengeschicks.

Aus dem heißen Streben nach Wahrheit ging Ranke's erstes Buch hervor, „Geschichte der romanischen und germanischen Völkerschaften von 1494 bis 1535", weil ihn die Abweichungen italienischer Historiker drängten, klar festzustellen, „wie es eigentlich gewesen". Er fand die historische Wahrheit an sich nicht blos interessanter, sondern selbst schöner als ihre poetische Verklärung im besten Roman. Deshalb nahm er auch an Walter Scott's eben, 1823, erschienenem „Quentin Durward" starken Anstoß. Und mit Recht. Denn der oberste Grundsatz für einen historischen Roman muß sein, daß er die historischen Thatsachen nicht der Handlung zuliebe umdichten, wohl aber über alle nichthistorischen Geschehnisse und Gestalten seine Phantasie frei walten lassen darf. Klare, sachliche Darstellung der reinen historischen Wahrheit ist Ranke die höchste Kunst des Historikers. Selbst im fernsten Hintergrund darf seine Persönlichkeit nicht wahrnehmbar werden. Was er selbst über die mitgetheilten Thatsachen fühlt und denkt, muß verstummen: die Thatsachen reden schon selbst. Ein Richteramt über die Vergangenheit und eine Belehrung der Mitwelt für Kommendes weist Ranke von sich. Es klingt leicht, ist aber offenbar schwieriger, nur zu sagen, wie es war. Die Hoffnung, in diesem Sinne weiter arbeiten zu können, erfüllte sich ihm wunderbar, als er sein Erstlingswerk im Februar 1824 zur Censurprobe nach Berlin schickte. Es fand den Beifall von Männern wie Niebuhr, Schleiermacher, Friedrich v. Raumer, Varnhagen u. A., die in dem Buche eine Schöpfung erkannten, die der Sache der modernen Geschichte wie dem Autor selbst eine glänzende Zukunft verhieß. Herr v. Kamptz, der maßgebende Rath im Unterrichtsministerium, begrüßte ihn als den Wiederhersteller der Historie, wie ihn diese Wissenschaft brauche, und versprach ihm rasche Anstellung in Berlin. Er hielt Wort. 1825 schon konnte der dreißigjährige Frankfurter Oberlehrer als außerordentlicher Professor der Geschichte an der Universität und zugleich Lehrer an Berlins berühmtestem Gymnasium, dem zum Grauen Kloster, in die Hauptstadt übersiedeln. Er gerieth in eine Stimmung, daß er sich tausendmal verschwur, sein ganzes Leben in Gottesfurcht und Historie zu verbringen. „Es ist mir, als wollten die Thore zu meinem wahren äußeren Leben sich endlich eröffnen, als sollte ich auch einmal Flügel regen dürfen!" Seine Wohnung nahm er unweit der preußischen via triumphalis „Unter den Linden" hinter der katholischen Hedwigskirche in nächster Nähe der Universität und der schätzereichen Königlichen Bibliothek, die ihn wie magnetisch anzog. „Der erste Eindruck, den Ranke's Erscheinung auf dem Katheder machte," sagte Sybel in seiner Gedächtnißrede auf ihn am 1. Juli 1886, „war der einer gewissen Verwunderung. Der große, von dunklem Lockenhaar eingerahmte Kopf auf der kleinen Figur, die stete Beweglichkeit, die mit hastigen Gesten dem Gedankengang folgte, der Vortrag selbst, bald stockend im Suchen des treffenden Ausdrucks, bald wieder in überstürzender Schnelligkeit vorwärts drängend und deshalb dem Ohre oft schwer verständlich, das Alles erschien seltsam, jedoch nicht gerade einladend. Wer sich aber an diese Aeußerlichkeiten gewöhnte, wurde hingerissen durch den geistsprühenden Reichthum des Inhalts, durch die farbige und plastische Anschaulichkeit der Form, überall trat die Selbständigkeit der Forschung und die Originalität der Auffassung zu Tage. Ranke sprach völlig frei, hatte aber vorher den Gegenstand in jeder Beziehung auf das Gründlichste durchgearbeitet und sich damit die volle Beherrschung desselben für die mündliche Neugestaltung gesichert." Die ganze Weltgeschichte vertheilte er auf zwei Semester oder überflog sie in einem einzigen, ganz im Gegensatz zu dem modernen Specialisiren der Vorlesungen. Um sein Erstlingswerk, von dem nur der erste Band vollendet war, zu Ende zu führen, legte er Hand an die auf der Berliner Bibliothek aufbewahrte umfassende Sammlung italienischer diplomatischer Handschriften. Deren Hauptbestandtheil bilden die seitdem so berühmten Berichte heimkehrender venetianischer Gesandten, meistens aus dem 16. und 17. Jahrhundert stammend. Das war für Ranke eine Fülle unentdeckten edlen Stoffes zu Herstellung der wahren Geschichte jener großen Periode. Es bildete sich zwischen ihm und dieser Gattung von Archivalien eine Art Lebensverhältniß. Freudig warf er die Fortsetzung des Erstlingswerkes nach dem alten Plane über Bord. In diesem Werke betrachtet er Romanen und Germanen als ein Ganzes, sondert sie von allen übrigen Völkern und sieht in ihnen die Träger der Cultur und der allgemeinen Geschichte, die ihm eben die Geschichte der ununterbrochenen Entwicklung menschlicher Cultur ist. Aus den gemeinsamen Thaten beider Völker im Mittelalter begründet er kurz ihre Einheit, um dann zur Darstellung ihres vielfach entzweiten und doch verwandten und verbundenen Lebens in der Neuzeit überzugehen. Nun aber, da nach der Kenntniß der venetianischen Relationen eine überwältigende reiche Stoffmasse auf ihn eindringt und sich leuchtend in seinem Geiste gestaltet, ließ ihn sein erstes Buch kalt. Dafür schuf er die culturhistorisch großartige Schilderung „Fürsten und Völker Südeuropas im 16. und 17. Jahrhunderte", denen sich später die den gleichen Zeitraum vorführenden „Französische" und „Englische Geschichte" anschlossen. Die „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation" und die „Neun Bücher preußischer Geschichte" bildeten die weitere glänzende Ausführung des im Erstlingsbuche aufgestellten Gedankens der Darstellung romanisch-germanischen Culturwirkens. Es fehlt nur die skandinavische Geschichte zur Schließung des großen Kreises romanisch-germanischer Geschichten vom 16. bis ins 18. Jahrhundert, mit dem ein neues Weltalter anhebt.

Das Lesen dieser Bücher Ranke's übt einen zweifachen Reiz auf uns aus. Während wir von hohem Standpunkte aus die gewaltigen historischen Bewegungen überschauen, bekommen wir auch einen Einblick in das innere Leben der einzelnen Staaten, ja, der handelnden Persönlichkeiten selbst. Wir treiben große Politik und lernen wie aus eigenster Anschauung das Alltagsleben jener Zeit kennen. In der Behandlung der Hauptfrage dieser Epoche, der religiösen Frage, liegt Ranke's größte Meisterschaft. Die echt kraftvoll deutsche That der Reformation, ihr Gang durch Europa, die mächtige Gegenrüstung des Katholicismus, der Kampf der Bekenntnisse, hier der Sieg des Einen, dort des Andern, an andern Kampfplätzen Friede und Anerkennung, das sind die weltbewegenden Hauptereignisse der Zeit, wie Ranke sie uns zeigt. Ein zweites großes Moment, aber rein politischer Natur, bildet in seiner Darstellung der europäische Streit zwischen der spanisch-habsburgischen und der französischen Macht, ein drittes das Ringen der modernen Monarchie mit den ständisch-aristokratischen Gewalten. Die sehen wir in Spanien und Frankreich unterliegen, in England durch die Revolution die Oberhand gewinnen und in Deutschland schon zur Reformationszeit die Territorialherrschaft an sich reißen und dem Kaiserthum gegenüber das Feld behaupten. Der Charakter der Zeit ergab die Art der Arbeit für den Historiker. Die Blüthezeit der absoluten Monarchie, die Zeit der großen Autokraten, der Hofintriguen, der Cabinetspolitik, der Diplomatie hinterließ ihre urkundlichen Spuren in den stillen Gewölben der Archive in Briefen, Actenstücken, Gesandtschaftsberichten. Vor und nach Ranke wurden solche Documente durchwühlt. Niemand aber hat wie er mit solcher Ausdauer und solchem historischen Genie aus Hunderten von Folianten und Tausenden von Actenstößen das allein Wesentliche sich zu eigen gemacht und dabei fast greifbar den Geist der alten Zeit gefühlt. „Man bedaure den nicht," sagt er, „der sich mit diesen anscheinend trocknen Studien beschäftigt und darüber den Genuß

manches heitern Tages versäumt! Es ist wahr, es sind todte Papiere, aber sie sind Ueberreste eines Lebens, dessen Anschauung dem Geiste nach und nach aus ihnen emporsteigt." Die erwähnten Relationen venetianischer Gesandten von allen Höfen Europas waren ihm dabei die kostbarste Fundgrube und maßgebend für die Entfaltung seines angeborenen Talentes gewesen. Sie boten ihm nicht nur den Gang der Verhandlungen, das Spiel der diplomatischen Künste. Der Beobachtung der scharfsinnigen, kaufmännisch wachsamen Venetianer war Nichts entgangen. So wenig den andern Europäern solche Anatomie ihrer Höfe, wie sie es nannten, Behagen weckte, so eifrig erstatteten Jene ihrer Signoria ausführlichen Bericht über Person und Charakter der Fürsten und Minister, über Hof und Verwaltung, Finanzen und Kriegsmacht, Zustände und Gesinnung der Unterthanen.

Ranke's Prosa, die er in Berlin rasch modern und individuell zugleich ausgebildet hatte, gewann viel von der Kunst der Beobachtung und Zeichnung der venetianischen Schule, vorzüglich in den lebensvollen Charakterbildnissen. Rein und munter wie ein klarer Bach fließt die Sprache dahin, bald in gelenken Perioden, bald behend in kurzen Sätzen. Häufig wird eine Frage aufgeworfen wie eine leicht kräuselnde Welle, hier und da schießt ein lebhafter Ausruf empor wie ein munterer Fisch. Diese im Deutschen so seltene Lebhaftigkeit der Sprache erlitt erst im Alter durch Entfärbung des Ausdrucks und zunehmenden Hang zu Fremdwörtern einige Einbuße. Ranke's Darstellung ist ungemein reich an Sentenzen. Sie sprießen aber so ungesucht auf wie Blumen am Bache. Es sind allgemeine Bemerkungen concreten Inhalts, wie sie sich gleichsam unwillkürlich an jedem Punkte der Erzählung einstellen. Denn Nichts liegt Ranke ferner, als von außen her abstracte Sätze in seinen Stoff hineinzutragen. Nirgends handhabt er auch eine schwere Bildersprache. Der eigentliche Ausdruck in seiner Einfachheit ist der Schmuck der Rede. Selten ist diese daher schwungvoll, mitunter sogar manierirt. Immer aber ist sie geistvoll und beziehungsreich. Begeisterung läßt solche Darstellung im Leser nicht aufkommen. Wohl aber begleitet ihn stets das wohlthuende sichere Gefühl, die lautere Wahrheit vor sich zu haben. Durch die Italiener, ihre Beobachtungs- und lebhafte Darstellungsgabe und die historische Werthfülle ihrer Berichte angezogen, winkte ihm aus den Archiven Italiens „eine noch unbekannte Geschichte von Europa". Er verließ daher das ihm weniger zusagende Katheder 1827, um mit Zustimmung und Unterstützung der Regierung nach Wien, Florenz, Rom und Venedig zu gehen und sich dort völlig archivalischen Studien zu widmen. Die Zeit seiner historischen Wanderjahre brachte ihm wissenschaftliche Bereicherung fürs ganze Leben, wie sie auch Humboldt aus Amerika mitgebracht hatte. Die Reisen nach den verschiedensten europäischen Archiven setzte er bis in sein siebzigstes Lebensjahr fort, dabei nicht einen Tag den ihm eignen unermüdlichen Fleiß verleugnend. — Auf einer dieser Reisen war es, wo er, nachdem er 1833 ordentlicher Professor an der Universität geworden war und bereits an der Schwelle seines fünfzigsten Jahres stand, in Miß Clarissa Graves, der Tochter eines Rechtsgelehrten in Dublin, die ihn bereits aus seinen Schriften verehrte, „viel jünger als ich, aber nicht zu jung", seine Lebensgefährtin fand. In London fanden Verlobung und Hochzeit statt. Bei der Rückkunft nach Berlin vertauschte Ranke die bisherige Wohnung nun mit der mehr abseits im stillen Nordosten, hinter der Charité, gelegenen in der Luisenstraße, die er bis zu seinem Tode behielt. Die junge Gattin, die von mütterlicher Seite altadliger Herkunft war, trug vornehme Sitte in sein Haus. Durch ihre sanfte Anmuth, ihren kirchlichen Sinn und reifes Verständniß für sein Wesen brachte sie ihm in Freud' und Leid einen ungewöhnlichen Lebensfrieden. — Ungeschwächte, rastlose Arbeitsfreude und hohe äußere Ehren zeichneten Ranke's gesegnetes Alter aus. 1841 wurde er zum Historiographen des preußischen Staates ernannt. Fünf Jahre später regte er auf der berühmten ersten Germanistenversammlung am 24. September 1846 zu Frankfurt a. M. die Bildung eines großen deutschen Geschichtsvereins an. Die Ausführung wurde nur durch die Ereignisse des Jahres 1848 verhindert, die Ranke, der eben daran war, in seinen „Neun Büchern preußischer Geschichte" das absolute Königthum unter Friedrich dem Großen auf der Höhe seiner Macht zu zeigen, völlig bestürzt machten. Denn sein gelehrtes Forschen hielt ihn fast nie in Fühlung mit den Tagesströmungen und die Gegenwart wollte er nur an der Vergangenheit, an dem historisch Feststehenden und Bewährten messen. Deshalb hatte seine von 1832 bis 1836 herausgegebene historisch-politische Zeitschrift umsonst gegen die Fluth der liberalconstitutionellen Gedanken einen Damm aufzurichten versucht. Seitdem trat er auch nie wieder als politischer Schriftsteller auf, schuf aber dafür nun seine bedeutendsten und umfangreichsten Arbeiten. Die tiefen Bewegungen des Volksgeistes waren ihm nie recht vertraut geworden und treffender hätte er seine französische und englische Geschichte betitelt: Geschichte der englischen und französischen Monarchie.

Unter seinen verschiedenen fürstlichen Zuhörern auf jener Germanistenversammlung war auch König Max II. von Bayern gewesen, der ein tiefes und warmes Interesse für Geschichte, vor Allem für deutsche, hegte und ihm schon dadurch ein gediegenerer Freund wurde als Friedrich Wilhelm IV. mit seiner phantastischen Begeisterung. Wiederholt, aber umsonst, versuchte er Ranke nach München zu ziehen. Da stiftete er, in Verfolgung der Ranke'schen Anregung und nach vielen persönlichen Rücksprachen mit ihm, u. A. auch bei einem Besuche in Berlin, im Herbste 1858 die „Historische Commission bei der Akademie der Wissenschaften" in München unter Ranke's Vorsitz, den dieser stets mit ganz besonderer Freude bei den alljährlich im Herbste stattfindenden Versammlungen führte, zuletzt 1873. Von den ungemein werthvollen Werken dieser Commission sind Ranke's Anregung die groß angelegten, bedeutenden Jahrbücher der deutschen Geschichte, Geschichte der Wissenschaften in Deutschland und die Allgemeine deutsche Biographie zu verdanken. — 1865 empfing er den erblichen Adel, den er sinnig durch den selbsterwählten Wahlspruch labor ipse voluptas zu verklären wußte. Zugleich wurde er Kanzler des Ordens pour le mérite. 1870 freute er sich, der immer ein Freund des Bestehenden war, daß mit dem Siege der achtzigjährige Kampf zwischen dem revolutionären und conservativen Geiste Europas zu Gunsten des letzteren entschieden sei. Im October jenes Jahres traf er in Wien mit seinem alten Freunde Thiers zusammen, der ein besonderer Verehrer seines Buches über die Päpste war und ihn beim Durchforschen der Pariser Archive einst aufs Wärmste unterstützt hatte. Auf dessen vorwurfsvolle Frage, mit wem denn Deutschland nach dem Sturze Napoleon's III. noch Krieg führe, gab er ihm die schlagende Antwort: mit Ludwig XIV.! Nicht Straßburg allein, auch Metz, den Anfang deutscher Verluste, verlangte er im Namen der historischen Gerechtigkeit aufs Entschiedenste zurück. Er hätte weinen mögen, betrachtete er den ungeheuren Umschwung der Dinge, „das kleine Brandenburg und das große Frankreich!" Nun erst, nach der Niederlage der revolutionären Kräfte und somit der Gährungszeit in der Geschichte, sei eine rein objective Weltgeschichte möglich.

Objective Geschichtsschreibung war ja stets sein Ideal gewesen. „Ohne Groll und ohne Vorliebe!" hatte er sich zur Richtschnur aufgestellt, und diese seine Darstellungsweise hat die verschiedenste Beurtheilung erfahren, die bis zum Vorwurf der Charakterlosigkeit ging. Das muß Jeder zugeben, daß die bewegliche Ranke'sche Seele, die sich in dem kleinen Manne durch muntere, hastige Geberden, durch die helle Stimme und das geschwinde Gespräch schon äußerlich verrieth, an den Felswänden der historisch festen Thatsachen zu zerrinnen schien. Wie eine Naturerscheinung rollt die Begebenheit an uns vorüber, unbekümmert um unser Fühlen und Denken. Das gemahnt an Goethe's Wahlverwandtschaften. Erstaunlich unparteiisch geht er auch in confessionellen Fragen zu Werke. Innig erfaßt er Luther's Wesen, großartig schildert er die katholische Restauration. Eine subjective Neigung verräth sich nur in seiner Vorliebe für das starke Königthum, wie es in Heinrich IV., der Elisabeth und Friedrich dem Großen verkörpert war, das als höchste Autorität im Staate über allem Hader und Zwist der Parteien steht und die Geister politisch führt.

„Alter ist an und für sich Einsamkeit", schreibt der achtzigjährige Ranke. Ihm war's noch mehr. Einfache Sitte, regelmäßiger Wandel, tägliche ausdauernde Spaziergänge hatten seinen Körper wunderbar gestählt und ihn befähigt, den bedeutendsten geistigen Anstrengungen bis ins höchste Alter gewachsen zu bleiben. Trotzdem ihm seine Schriften ein Vermögen erworben hatten, blieben seine Ansprüche sehr bescheiden. Und im greisen Schimmer lag sein Haar noch reich und dicht wie einst auf dem außer Verhältniß stattlichen Haupte über der mächtigen Stirn, waren die starken Züge noch von heiterem Schwung belebt, leuchteten die großen blauen Augen von Glanz und Scharfblick zugleich, treu wiederspiegelnd die nie ermattende Fülle, Frische und Tiefe des inneren Lebens. 1869 hatte er sich aber in München ein schmerzhaftes Blasenleiden zugezogen. Schweres Siechthum, das zu völliger, mit heiterster Geduld ertragener Lähmung führte, hatte

auch seine Gemahlin heimgesucht, die ihm 1871 zeitig im Tode voranging. Neben dem alten Trost der Arbeit ließen wohlgerathene Kinder und aufsprossende Enkel nicht das Gefühl der Verödung in ihm aufkommen. Seit dem Tode seiner Frau gab er seine Vorlesungen auf, erlebte aber noch die Freude, daß aus der Ranke'schen Schule, die aus seinen historischen Uebungen hervorgegangen war, schlechthin die deutsche Schule der Geschichtsschreibung ward. Auch in seiner historischen Schule, die er seit Ostern 1833 geleitet hatte, lebte er nur dem deutschen Mittelalter und übertrug seine gründliche Quellenforschung und scharfsinnige Kritik auch auf seine Schüler nach seinen drei historischen Geboten: Kritik, Präcision und Penetration. In dieser Schule, der die besten neueren deutschen Geschichtsschreiber, wie Waitz, Duncker, Sybel, Giesebrecht, Wattenbach u. A., angehörten, war zum ersten Male das echte Metall der Monumenta Germaniae in den Jahrbüchern des deutschen Reiches unter dem sächsischen Hause ausgeprägt und auf den Markt geworfen worden, ein Unternehmen, das dann in größerem Umfange von der Münchner historischen Commission weitergeführt wurde. Seit 1871 lebte Ranke nur noch gelehrten und schriftstellerischen Arbeiten daheim. Da seit diesem Jahre aber auch seine Sehkraft litt, mußte er auf eignes Lesen und Schreiben verzichten und sich zweier junger Historiker als Assistenten bedienen, von denen ihm der Eine Vormittags vier bis fünf Stunden, der Andere vom Abend bis in die Nacht hinein beim Forschen und Studiren half. In der Zwischenzeit unternahm er wie einst, da er wenigstens zwei Stunden täglich zu Fuß Berlins Umgebung rüstig durchstreifte, einen schweigsamen Spaziergang in Begleitung eines Dieners in den geliebten Thiergarten, die Ringstätte seines Nachdenkens und seiner Einbildungskraft. Seit 1874 unternahm er höchstens noch Ausflüge nach Lodersleben bei Querfurt auf das Gut seines Schwiegersohnes, des Rittmeisters v. Kotze. Seine letzte Sommerfrische verbrachte er 1877 in Topper bei Frankfurt a. O. als Gast Manteuffel's, des späteren Statthalters von Elsaß-Lothringen. Seine beiden Söhne hatten sich auch bald ein eignes Heim begründet, der ältere als Geistlicher, der jüngere als Officier. Wie früher, da ihm die vertraute Theilnahme am Glück seiner Geschwister den eignen Herd lange Jahre leichter vermissen ließ, stand er nun wieder allein da. Der Abend seines Lebens legte ihm nun den Gedanken nahe, seine Selbstbiographie zu dictiren. Aber dann, 84 Jahr alt, erfaßte ihn mit Feuer der Gedanke, eine „Weltgeschichte“ zu verfassen als Hauptsumme seines dieser Wissenschaft geweihten Lebens. Unaufhaltsam dictirte er, stehend an den Stuhl gelehnt. Und leicht machte er es trotz seiner tiefen Herzensgüte seinen Assistenten nicht. Denn, obwohl er selbst Eigenheiten besaß, duldete er doch solche an Andern nicht. Der geringste Tabaksgeruch war ihm unerträglich, und seine riesige Bibliothek ließ er grundsätzlich ungeordnet. Beim siebenten Bande nahte ihm der Tod, am 23. Mai 1886, und es ward ihm schwer auf dem Sterbebette, von dem geliebten Werke zu scheiden. Band 7 bis 9 erschienen nach seinem Tode. Der 9. Band enthält die 1854 in Berchtesgaden für König Max privatim gehaltenen Vorträge „Ueber die Epochen der neueren Geschichte“. Wenn diese Weltgeschichte auch nicht an die Meisterstücke seines Mannesalters hinanreicht, bleibt sie doch ein großartiges, durchaus eigenthümliches Werk.

Mit ihm starb der größte deutsche Geschichtsschreiber, durch Vorbild und Lehre maßgebend für die Entwickelung der historischen Forschung und Kunst im 19. Jahrhundert. Seine Werke bieten nach der Seite des öffentlichen Lebens hin eine genau anschließende Ergänzung der Goethe'schen Weltanschauung dar. „Er war,“ wie Sybel sagt, „einer jener seltenen Menschen erster Ordnung, einer der schöpferischen Geister, welche Goethe genial nannte, weil sie auf ihrem Gebiete der Folgezeit die Regel setzen, eine der bevorzugten Naturen, die freilich nach Menschenweise dem Irrthum nicht völlig entzogen sind, welche stets aber durch die Macht ihrer Persönlichkeit die Blicke der Welt an sich fesseln und ihre Nebenmenschen unwiderstehlich anziehen.“

Bücherbesprechungen.

— Rangliste der Kaiserlich Deutschen Marine für das Jahr 1896. (Abgeschlossen am 30. Nov. 1895.) Auf Befehl Sr. Majestät des Kaisers und Königs. Redigirt im Marine-Cabinet. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 2,50 ℳ. — Die auf Befehl Sr. Majestät des Kaisers im Marinecabinet redigirte Rangliste der kaiserlich deutschen Marine für das Jahr 1896 schließt mit dem 30. Nov. 1895 ab; die Seedienstzeit ist bis 31. Oct. ds. Js. berechnet. Da die Rangliste unter amtlicher Verantwortlichkeit herausgegeben ist, so hat sie auf unbedingte Richtigkeit Anspruch; sie ist ein werthvolles Nachschlagebuch für alle Diejenigen, welche sich für die Personalien und deren Anciennitätsverhältnisse, sowie für die Personalbewegungen innerhalb der Marine und der Schutztruppe interessiren. Am Schlusse enthält die Rangliste einen Nachweis über die Kriegsschiffe unserer Flotte. Letztere zählt jetzt: 4 Panzerschiffe 1. Classe, 3 2. Classe, 7 3. Classe und 8 Panzerschiffe 4. Classe, einschließlich 2 im Bau begriffen, „Odin“ und „Aegir“; 13 Panzercorvetten, Kreuzer 1. Classe keinen, 3 2. Classe, 7 3. Classe und 8 Kreuzer 4. Classe, 5 Kanonenboote, 10 Avisos einschließlich 1 im Bau begriffen, „Hela“, 14 Schulschiffe und 9 Schiffe zu besonderen Zwecken einschließlich Yacht „Hohenzollern“, in Summa 91 Fahrzeuge gegen 89 im Vorjahr. H.

— Brockhaus' Conversations-Lexikon. Vierzehnte vollständig neubearbeitete Auflage. In 16 Bänden. Sechzehnter Band. Turkestan — Zz. F. A. Brockhaus in Leipzig. Jeder Band gebunden 10 ℳ. — Mit diesem 16. Band liegt nunmehr die 14. Auflage, die hundertjährige Jubiläumsausgabe, gerade noch rechtzeitig, um ein gewiß für Tausende hochwillkommenes Weihnachtsgeschenk zu bilden, vollständig vor. Was die Redaction dieses Riesenunternehmens bei Beginn dieser neuen Auflage versprochen hat, das hat sie ehrlich gehalten; der „große Brockhaus“ in seiner jetzigen Gestalt braucht, sowohl was die typographische wie die künstlerische Ausstattung als auch den Textinhalt betrifft, keinen Vergleich mehr mit ähnlichen Unternehmungen zu scheuen, er gereicht der Verlagshandlung wie auch der Redaction, der an die 400 Mitarbeiter zur Seite standen, durchaus zur Ehre und ist ein Werk, das selbst hochgespannten Erwartungen entspricht. Schon die Besitzer der vorigen Auflage werden „Brockhaus' Conversations-Lexikon“ in dieser seiner neuen Auflage kaum wiedererkennen, so sehr unterscheidet die letztere sich nach jeder Richtung hin von ihrer Vorgängerin, von der ersten Auflage gar nicht zu reden, die im Jahre 1796 erschienen ist und mit ihren 6 Bändchen räumlich noch nicht einmal den 32. Theil der jetzigen Jubiläums-Auflage einnimmt. Dafür umfaßt diese Jubiläums-Ausgabe aber auch mehr als 126000 Artikel und nahezu 10000 Abbildungen im Text und auf 980 Tafeln. Unter den Beilagen aber befinden sich allein 300 Karten und Pläne und nicht weniger als 130 Chromotafeln, größtentheils von wahrhaft künstlerischer Ausführung, welche Chromotafeln noch in der vorigen Auflage fehlten, der beste Beweis, wie die Veranstalter der Jubiläums-Auflage mit der Zeit fortgeschritten sind und die an ein derartiges Unternehmen nun einmal zu stellenden Anforderungen zu würdigen und zu berücksichtigen verstanden haben, ohne daß die neuste Auflage doch erheblich theurer geworden wäre als die vorige. Vielmehr wird diese Fülle von Artikeln und Abbildungen dem Publicum zu einem Preise geboten, der nicht nur den Reichen, sondern auch weniger Bemittelten die Anschaffung dieses Werkes ermöglicht. Und was diese Artikel selbst betrifft, so muß anerkannt werden, daß dieselben ebenso klar und volksthümlich geschrieben wie wissenschaftlich und zeitgemäß durchgearbeitet sind, und zwar unter Vermeidung alles Ueberflüssigen und ohne daß andererseits wirklich Wichtiges vermißt würde. Von Artikeln des letzten Bandes seien nur: Unfallrente, Unfallversicherung, Unfallsstatistik, Ungarische Litteratur, Ungarn, Universitäten, Urgeschichte, Urheberrecht, Uruguay, Venedig, Veredelung, Vereinigte Staaten von Nordamerika, Volksbücher, Volkslied, Voltaire, Richard Wagner, Wallenstein, Westfalen, Wien, Wiener Congreß, Württemberg, Zwangsvollstreckung hervorgehoben. Die Vereinigten Staaten von Amerika sind übrigens allein durch nicht weniger als 5 Karten vertreten. Von den Chromotafeln seien diesmal nur die 2 Tafeln Vasen, die Tafeln Warmhauspflanzen, Webervögel, die 2 Tafeln Zunftwappen und besonders die Chromotafel Mediceische Venus und die Wappen der wichtigsten Culturstaaten als kleine Meisterwerke in ihrer Art erwähnt. Alles in Allem kann diese Jubiläums-Auflage Jedermann als ein Werk deutschen Fleißes und als ebenso preiswerth wie preiseswürdig empfohlen werden. Mögen die großen Opfer, die diesmal die Brockhaus'sche Verlagshandlung gebracht hat, auch den erwarteten und verdienten Lohn finden. K. S—n.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 153. Dienstag, den 24. December. 1895.

Weihnachten 1870 im Lichte der Poesie.

Von Paul Pasig. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Nicht allzu groß ist die Zahl wirklich guter Poesien des Jahres 1870, die sich mit Weihnachten und Sylvester beschäftigen. Um so mehr aber lassen sie ahnen, daß auch himmlische Accorde sich irdischen Weisen vermählen können, wenn gottbegnadete Sänger den rechten Grundton zu finden wissen. Und in der That: trägt jedes echte Weihnachtslied etwas von jenem ersten Christhymnus über Bethlehems nächtigen Gefilden in sich, so hallen jene Weihnachtslieder um so mehr vom Lobpreis einer Liebe wider, die in der selbstlosen, aufopfernden Dahingabe des eingeborenen Gottessohnes ihr erhabenstes Vorbild findet — „Niemand hat größere Liebe, denn die, daß er sein Leben lässet für seine Brüder." Diese Weihnachtslieder theilen sich ungezwungen in solche, die uns in die deutsche Heimath, und solche, die uns in Feindesland versetzen. Zur ersten Gruppe, die in der Hauptsache mit Gebeten und frommen Wünschen dem Entfernten den Weihnachtstisch decken hilft, gehört u. A. Karl Weise's „Deutschlands Kriegern am Weihnachtsabend":

„Seid gegrüßt, ihr treuen Kämpfer,
Heut' in heil'gen Abendstunden,
Die der Feind euch ernst und blutig
In des Lebens Kranz gewunden!
Seid gegrüßt! In Schloß und Hütte
Werden Tannen festlich flimmern,
Aber überall die Thränen
Heller wie die Kerzen schimmern!"

Dann erinnert der Dichter an die Christbotschaft, gewiß den Kriegern draußen in Feindesland damals der lieblichste Klang:

„Freut euch all', ihr deutschen Kämpfer,
Die heut' lieben noch und hoffen!
Ueber Frankreichs blut'ger Erde
Seht den Weihnachtshimmel offen;
Gleich den Hirten einst im Felde
Hört der Engel Stimmen schallen:
Friede, Friede sei auf Erden
Und der Menschheit Wohlgefallen!" u. s. w.

Aber unsere Dichter wußten in jener Zeit der spendenden Liebe auch die Herzen zur Nächstenliebe zu erwärmen. Wie wohl that doch damals solcher Samariterdienst! Draußen, um zu lindern, zu verbinden, zu heilen, daheim, um Thränen zu trocknen, welche die Kriegsnöthe manchem Auge entlockten! Das thaten die Engel des Schlachtfeldes, die milden Balsam in die klaffenden Wunden träufelten — daheim und draußen. Daher die rührende Weihnachtsbitte Eduard Kauffer's:

„Von goldnen Nüssen und von Kerzen
Glänzt bald auf's neu der Weihnachtsbaum
Und trägt in Häuser und in Herzen
Den duftig grünen Waldestraum.
Hoch über Bethlehem steht wieder
Für alle Welt der Wunderstern,
Und Gottes Boten steigen nieder,
Und Erd' und Himmel preist den Herrn.

Und sie, die nimmer wiederkehren,
Und sie, die vor dem Feinde stehn,
Wir sollten sie nicht besser ehren
Und ihre Kleinen darben sehn?
Soll ihren Kindern ohne Gaben
Das Christfest nahn? O nein, o nein!
Ein Bäumchen soll ein Jedes haben
Und durch die Lieb' befestigt sein!" u. s. w.

Noch eindringlicher mahnt derselbe Dichter in seinem „Weihnachtsliede" zur werkthätigen Liebe, indem er jener Engel in Menschengestalt gedenkt, die tröstend, lindernd, heilend „große Freude" verkündeten. Da heißt es u. A.:

„Und daß auch nicht die Engel fehlen,
Zum Weihnachtsfest in jedem Jahr
Sehn wir in edlen, milden Seelen
Erneut der Gottesboten Schaar.
Ein Engel weilt, wo für die Armen
Mit Kerzen Lieb' ein Bäumchen schmückt —
Ein Engel naht, wo das Erbarmen
Den Darbenden der Noth entrückt."

Am Schlusse gedenkt der Dichter der Weihnachtsspende, die dem gesammten deutschen Volke zutheil ward, um dasselbe erneut zu dankbarer Gegenliebe zu ermahnen:

„Reich ward bescheert zum Weihnachtsfeste
Dem deutschen Volk, dem deutschen Haus:
Es breitet über uns die Aeste
Der deutschen Einheit Christbaum aus.
So möge denn noch schöner strahlen
Das Licht auf jeder Tanne Grün
Und über heil'gen Wundenmalen
Der Weihnachtsstern der Liebe glühn!"

Ergreifender unzweifelhaft und origineller sind jedoch jene Weihnachtslieder, die uns im Geiste hinausversetzten in Feindesland und uns das Christfest gewissermaßen mit unsern tapfern Kriegern feiern ließen. Ja, was mögen das für Christfeiern gewesen sein! Wir besitzen ein längeres balladenartiges Gedicht von Ferdinand Koch: „Weihnacht im Felde", das uns in unvergleichlicher Weise mitten hineinführt in den Stimmungskreis solcher Braven:

„Drei deutsche Krieger sitzen,
In ihre Mäntel gehüllt;
Im Scheine des Feuers blitzen
Die Augen, schmerzerfüllt.
Sie lagern auf welschem Boden,
Der trieft von deutschem Blut,
An frischen Hügeln der Todten
Und halten die nächt'ge Hut."

Nun wird erzählt, wie der Jüngste plötzlich aus tiefem Sinnen emporschrickt —

„Ich träumte vom Weihnachtsbaume:
Heut' ist ja heil'ge Nacht!"

Im Traume sah er sich daheim im Elternhause als glückliches Kind unterm Tannenbaume:

„Das war ein Jubeln und Schwärmen,
Ein Tanzen, Springen und Schrein,
Ein Fragen und Lachen und Lärmen!
Die Eltern sahn selig drein.
Und heut'! Wie trüb und traurig
Das liebe Weihnachtsfest!
Der Wind bläst kalt und schaurig —
Die Flasche leer bis zum Rest!"

Nun ergreift der Zweite das Wort. Er empfindet das trübe Christfest schmerzlicher als der Kamerad, der unvermählt ist, während nach ihm, dem entfernten Gatten und Vater, heute vergebens sehnende Herzen verlangen —

„Und wenn die Kinder fragen:
Wo nur der Vater bleibt?
Wird seufzend die Mutter sagen:
Hört, was er zum Trost euch schreibt!
Er steht in Wehr und Waffen,
Theilt blutige Gaben aus,
Er hat zu wirken, zu schaffen
Für's große Vaterhaus" . . . . —

Nunmehr nimmt der Dritte das Wort —

„Es war eine lange Pause ....
Da hub der Dritte an:
Gott führ' gesund dich nach Hause,
Du braver Landwehrmann!
Da drüben aber liegt einer,
Sieht Weib und Kind nicht mehr;
Er war so treu wie keiner —
Das Sterben ward ihm schwer!

Ich sah sein Auge brechen —
Schreib' heim die Trauerkund'!
So mußt' ich's ihm versprechen
Zuletzt mit Hand und Mund. —
Dort hängt statt bunter Ketten
Am Christbaum schwarzer Flor,
Und statt der fröhlichen Metten
Tönt weinend ein Trauerchor."

Darauf umfängt ein lieblicher Traum alle drei: über den Gräbern sehen sie einen Weihnachtsbaum in überirdischem Glanze schimmern, und „Friede auf Erden!" erklingt's von oben herab mit der Verheißung:

„Die Thränen, die jetzt fließen,
Sie sind gesät in der Zeit:
Doch ihre Frucht wird sprießen
Am Baum der Ewigkeit." ...

Da plötzlich lauter Kanonendonner! Jäh sind die Träumenden erwacht —

„Sie greifen nach ihrer Wehre,
Sie drücken sich stumm die Hand:
Hoch, Brüder, Deutschlands Ehre!
Mit Gott für's Vaterland!"

Wir sehen: der Ernst spielt in jenen Weihnachtsliedern die ihm unter solchen Umständen gebührende Hauptrolle, und selbst die Todesgedanken gewinnen in ihnen eine freundliche Gestalt. Ergreifend in dieser Hinsicht ist Woldemar Kaden's „Unter dem Tannenbaum":

„Weit draußen im Vogesenwald
Wie weht der Winterwind so kalt;
Er rüttelt wild aus seinem Traum
Den dunkelgrünen Tannenbaum." ...

In seinem Schatten liegt ein einsames Soldatengrab; dem hier schlummernden Krieger ist die Tanne zum Christbaume geworden, der den rauhen Wind anfleht:

„O laß dein Wehen, wilder Wind,
Hier ruht der deutschen Erde Kind!
Es schläft allein im weiten Feld,
Zum Wächter ward ich ihm bestellt.

Sein rothes Blut hab ich geseh'n,
Sah seines Athems letztes Weh'n;
Die Linke hielt die Waffe fest,
Die Rechte war auf's Herz gepreßt. ...

Und heute ist die heil'ge Nacht,
Durch Deutschland glänzt der Lichter Pracht
Und Jung und Alt im frohen Traum
Erfreut sich heut' am Weihnachtsbaum.

Drum schweige still, du wilder Wind,
Der deutschen Erde todtes Kind,
Der stille Mann im Grab allein
Der soll nicht ohne Christbaum sein!"

Und still wird's rings umher, von fern ertönt Glockengeläute —

„Die Christnacht ernst und feierlich
Senkt auf den kleinen Hügel sich!

Die Tannenzweige beugen sich
So friedevoll und neigen sich,
Vom Himmel hoch strahlt hell herab
Ein Stern auf das Soldatengrab."

Die Sylvestergedanken des großen Jahres waren naturgemäß nur auf Ein Ziel gerichtet: den ersehnten Frieden. Dasselbe läßt sich auch von den poetischen Neujahrsgrüßen jener Zeit sagen, nur mit dem Unterschiede, daß, während in jenen die Wehmuth und der Schmerz um die unermeßlichen Opfer des blutigen Ringens vorwiegt, die Neujahrslieder hoffnungsfreudig und zuversichtlich hinausschallen in's Land, gleich als habe das neue Jahr auch ihnen neue Schwingen verliehen. Zur ersten Gruppe rechnen wir Oswald Marbach's stimmungsvolles „Sylvester":

„Wir strecken unsre Hände
Nach dir, o Vater, aus:
Mach End', o Herr, mach' Ende
Mit Krieges Noth und Graus!" u. s. w.

Wie ergreifend gedenkt der Dichter der schmerzvollen Opfer des Krieges:

„Es ward so viel vergossen
Von edlem Menschenblut,
Es ist so heiß geflossen
Von Thränen eine Fluth.
Laß endlich wieder strahlen
Uns deiner Gnade Licht,
Und wend' auf unsre Qualen
Dein segnend Angesicht,"

um zuletzt in froher Sieges- und Friedenszuversicht seine Bitten ausklingen zu lassen:

„Wir gehn getrost von hinnen
Mit Gotte allzumal:
Wir werden Sieg gewinnen,
Ein Ende nimmt die Qual.
Der Herr, durch den wir leben,
Errettet aus Gefahr:
Er wird gewiß uns geben
Ein selig Friedensjahr!"

Selbst von jenseits des Oceans drangen Grüße und Wünsche für des Vaterlandes Gedeihen herüber: ein schöner Beweis, daß Deutschlands Söhne auch im fernen Lande liebend ihrer Mutter gedachten, wie sie dies ja auch in diesem Jubeljahre so herzerhebend an den Tag gelegt haben. Damals erschien in der „Newyorker Staatszeitung", bekanntlich dem bedeutendsten Preßunternehmen in der Union, ein „Louis T. Kiesewetter" unterzeichnetes Gedicht: „Sylvester 1870", dessen letzte Strophe also lautete:

„Steig' herauf, o neues Jahr, und schenke
Deutschland Frieden, ew'gen Frieden du;
Träufle Balsam in die heißen Wunden,
Tausend Herzen bringe Trost und Ruh'.
Breite segnend deine mächt'gen Schwingen
Ueber's große deutsche Vaterland,
Das, dem Phönix gleich, aus seiner Asche
Herrlicher und mächtiger erstand!"

Kein Dichter aber hat der damaligen Sylvester- und Neujahrsstimmung, die ja eine zwischen wehmüthiger Trauer und zukunftsfroher Hoffnung getheilte war, in so ergreifender und zugleich formvollendeter Weise Ausdruck verliehen, wie unser heimischer Dichter Rudolf v. Gottschall. Wir zählen das Gedicht „Zum neuen Jahre 1871" zu den hervorragendsten Erzeugnissen nicht nur der damaligen Kriegslyrik, sondern der deutschen Poesie überhaupt. Handelt es sich hier doch um ein Werk, das als ein Muster der von Gottschall nach dem Vorbilde Schiller's mit so reichem Erfolge gepflegten „Gedankenlyrik" gelten darf. Man versenke sich z. B. in die Gedankentiefe schon der Eingangsstrophe:

„Jahr der Schlachten, Jahr der Trauer,
Blutig noch im Untergang!
Dich umwehten Grabesschauer,
Todesseufzer, schwer und bang.
Deines Sommers Kränze tragen
Thau der Thränen, Noth und Pein;
Deines Winters Wolken jagen
Roth vom blut'gen Widerschein.
In der Brust die Todeswunde,
Ruht hier Freund und Feind im Bunde;
Die Cypresse muß vereinen,
Die der Oelzweig nimmer krönt:
Wenn sie um die Todten weinen,
Sind die Kämpfenden versöhnt."

In erhabener Weise erinnert am Schlusse der Dichter an die ihrer Erfüllung entgegenreifenden Hoffnungen des deutschen Volkes, indem er zugleich in glücklicher Bildersprache an den Unterschied des alten und neuen Reiches erinnert:

„Burg der Zollern, Burg der Staufen,
Kaiserwiegen, nah gestellt!
Doch das neue Reich soll taufen
Nicht der Geist begrab'ner Welt.
Reichgeschmückt mit Lorbeerreisern,
Tritt Germania herein:
Doch die Krone soll nicht eisern,
Soll ein Kranz voll Blüthen sein!
Freiheit möge segnend walten,
Frieden jeden Reiz entfalten!
Bring' ihn uns, vom Kampfgetöse
Wie aus bösem Traum erwacht,
Erstes Jahr der deutschen Größe,
Erstes Jahr der deutschen Macht!"

Und wenn wir heute unter dem Schutze des mächtigen, großen deutschen Vaterlandes wiederum das liebe Weihnachtsfest als ein Fest der Liebe, des Friedens und der Hoffnung begehen, so mögen unsere Blicke zurückschweifen in jene vergangenen Weihnachtstage, da die Besten unseres Volkes unter Leiden und Entsagungen der mannigfachsten Art draußen in Feindesland der heimathlichen Christfreude entbehren mußten, um uns daheim eine solche zu bereiten. In der That:

„Daß unsre Städte nicht erschreckt
Die Fackel noch der eherne Ball,
Daß unsre Dörfer durch den Zaun
Von Tannenreisern sind geschützt — —
Euch dankt's die Heimath, daß sie heut'
Den Tannenbaum mit Lichtern schmückt:
Ihr schirmt den Wald, in dem er wuchs,
Ihr schirmt das Haus, in das er kommt!"

Friedrich der Freidige zu Altenburg im Jahre 1295.

Leuchtende Beispiele von Treue zum angestammten Herrscher stehen in der deutschen Geschichte nicht vereinzelt da. Es ist bekannt, wie einst Hartmann von Siebeneichen für seinen Kaiser sich harter Gefangenschaft, ja der Gefahr des Todes aussetzte. Wir wissen ferner, wie Sebastian Reibisch muthig den Tod erlitt und dadurch das Leben des Kurfürsten Moritz rettete. Ein anderes Beispiel sächsischer Heldentreue verdient ebenfalls allenthalben bekannt zu werden. Es war vor 600 Jahren. In Deutschland herrschte Adolf von Nassau, früher ein unbedeutender Graf, der seinem Throne durch mächtige Verbindungen und durch Landerwerb die nöthige Sicherheit verschiffen mußte. Für 12000 ℳ englischen Geldes hatte er dem Landgrafen Albrecht dem Unartigen Thüringen nebst allen seinen Ansprüchen auf Meißen abgekauft; Albrecht's Söhne Friedrich und Diezmann gingen aber auf diesen aus Rachsucht erfolgten Verkauf ihres Erbes nicht ein; ebenso versagten viele thüringische Vasallen dem Könige ihre Huldigung. Die Gewalt der Waffen mußte entscheiden. Durch zwei Kriegszüge wurde Thüringen unterworfen. Im August des Jahres 1295 begann der König den zweiten Zug, der noch in demselben Jahre endigte. Zwar gaben die Anhänger Diezmann's ihre Sache noch nicht verloren; Adolf aber hielt das Land für sicher und schritt zu dem schwierigeren Theile seines Vorhabens, Meißen zu erobern. Im Anfang December setzte er sich in Bewegung, um den Markgrafen Friedrich den Freidigen im eigenen Lande anzugreifen. Gegen Ende December erschien er in der Hauptstadt des Pleißner Landes, in Altenburg. Die Entscheidung schien nahe bevor zu stehen. Da ließ Adolf den Markgrafen Friedrich nach Altenburg einladen unter dem Vorwande, einen friedlichen Vergleich mit ihm abzuschließen. Unter der Zusage sicheren Geleites kam Friedrich, von wenigen Getreuen begleitet, in die Stadt und nahm Quartier im schwarzen Bären daselbst. Ob eine Verhandlung zwischen beiden Herrschern stattgefunden hat, ist ungewiß. Ein eigenthümlicher Vorfall unterbrach plötzlich den Aufenthalt des Markgrafen. Ueber denselben erzählt Gerlach (Kleine Chronik von Freiberg, das. 1876, XIII, 6. Seite 87) das Folgende: „Den deutschen König Adolf von Nassau gelüstete es gar sehr nach dem Besitz unserer silberreichen Bergstadt. Sein heimtückischer Plan, den Meißner Markgrafen Friedrich den Freidigen (oder den Gebissenen) bei einer Zusammenkunft in Altenburg im Jahre 1295 an einer festlichen Tafel (?) meuchlings ermorden zu lassen, war durch die treue Wachsamkeit und den Muth eines Freiberger Rathsherrn Hannemann (Johann) Lotzke vereitelt worden, welcher den auf seinen geliebten Landesherrn gerichteten tödtlichen Dolchstoß mit der eigenen Brust auffing." Johannes Lotzke besiegelte seine Treue mit dem Tode; aber sein Blut war nicht umsonst geflossen. Friedrich entkam glücklich in die oberen Räume des Gasthauses, in dem sich der Vorfall abspielte. Mit Hilfe der Seinen, die ihn mit fremden Kleidern versahen, gelang es ihm, noch in derselben Nacht aus der Stadt zu fliehen. Der brave Lotzke aber wurde von den Deutschherren in Altenburg begraben. — Auf dem König Adolf ruhte seither der schwere Verdacht, Mitwisser dieses schändlichen Anschlags gewesen zu sein. Die ersten Nachrichten über diesen bemerkenswerthen Vorfall finden sich in den Annales Vetero-Cellenses (bei J. Burchardus Menckenius: Scriptores rerum Germanicarum praecipue Saxonicarum etc. Lipsiae MDCCXXVIII. Tomus II, p. 408). Nur wird hier erwähnt, daß außer dem Freiberger Bürger auch der Kämmerer des Markgrafen getödtet wurde. Die betr. Notiz lautet: Nam (Suebi) interfecerunt unum civem, qui secum venerat de Freiberg, et Camerarium Marchionis, ipse tamen adiuvante Domino, licet difficulter, evasit. So weichen schon die beiden ersten Nachrichten theilweise von einander ab. Noch mehr variiren die Berichte bei den späteren Chronisten. Da soll der Ueberfall nicht im schwarzen Bären, sondern an der königlichen Tafel im Schlosse zu Altenburg sich zugetragen haben. Altenburgische Quellen wieder setzen an Stelle des Freiberger Bürgers einen Altenburger, der den Schwertstreich gegen den Markgrafen mit Verlust seiner Hand abwehrte. Noch mehr weichen die Zeitangaben von einander ab, da bald das Jahr 1296, 1297, bald 1305, 1306 oder 1307 genannt wird. Eine solche Verwirrung war möglich, da kein Zeitgenosse über unsern Vorgang berichtet. Weder in Adolf's Aufzeichnungen, noch in den Freiberger Chroniken ist derselbe auch nur erwähnt. (Vgl. Codex diplomaticus Saxoniae regiae II, 12. Freiberg 1—3. Herausgegeben von Ermisch, Urkundenbuch der Stadt Freiberg. Leipzig 1883.) Es kann dies nicht verwunderlich erscheinen, da dem Könige daran gelegen sein mußte, möglichst wenig Aufhebens von der Sache zu machen. Freiberg aber wurde schon im folgenden Jahre 1296 von Adolf im Sturm genommen und nach tapferer Gegenwehr der Rache des erbitterten Gegners preisgegeben. — Der Umstand nun, daß ein gleichzeitiges Zeugniß über unsern Vorgang nicht vorhanden ist, die späteren Nachrichten vielmehr in den mannigfachsten Widersprüchen sich ergingen, dieser Umstand ward die Veranlassung, daß man in der Folgezeit die Begebenheit als ungeschichtlich leugnete und in das Gebiet der Sage verwies. So schreibt noch Günderrode (Sämmtliche Werke, herausgegeben von Dr. Ernst Ludwig Posselt, Leipzig 1787. Erster Band, S. 72): „In Altenburg soll der Markgraf Friedrich zu einem Vergleich von ihm (Adolf) eingeladen, an der königlichen Tafel von einem Meuchelmörder angefallen worden und nur mit Mühe der Gefahr entgangen seyn. Man ist aber dem Andenken Adolf's die Bemerkung schuldig, daß diese von keinem gleichzeitigen Geschichtschreiber entlehnte Erzählung, auch deswegen unwahrscheinlich ist, weil man ihm bey seiner Absetzung, wobey man ihn doch aller Vergehungen, die man nur wahrscheinlich machen konnte, beschuldigte, eine solche Begebenheit nicht vorgeworfen hat." Ebenso erklärt noch 1862 Kopp in seiner Geschichte der eidgenössischen Bünde (III. Band, 1. Abth.: König Adolf und seine Zeit) die Begebenheit des Altenburger Ueberfalls für ungeschichtlich. Bald sollten sich diese Annahmen als falsch herausstellen. Nochmals war Th. Fischer in einer Abhandlung für die erwähnte Altzeller Nachricht eingetreten, da machte eine interessante Auffindung allem Zweifel ein Ende. Prof. Dr. Franz X. Wegele war so glücklich, im Dresdner Archiv das Original einer bisher ungekannten Urkunde aufzufinden. Dieselbe ist zuerst abgedruckt in seinem Buche: Friedrich der Freidige und die Wettiner seiner Zeit, Nördlingen 1870, S. 426. Das Schriftstück ist datirt vom 19. Mai 1297 zu Altenburg. In ihm beurkundet Graf Heinrich von Nassau als königlicher Landrichter über Meißen und Osterland die Schenkung einer jährlichen Rente an die Deutschherren in Altenburg. Der König gewährt diesen „septem talenta denariorum" als Buße für den von seinen Leuten getödteten Freiberger Bürger Johannes Lotzke. Begreiflicher Weise sind die näheren Umstände der Ermordung nicht beschrieben. Da jedoch von dem Kämmerer des Markgrafen nicht die Rede ist, so ist der Schluß zulässig, daß die diesbezügliche Notiz der Meißner Chronik hinfällig ist. Durch die erwähnte Urkunde kann aber kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß eine Zusammenkunft zwischen Adolf und Friedrich im December 1295 wirklich stattgefunden hat, und daß zu Altenburg der wackere Lotzke für seinen Kurfürsten den tödtlichen Streich auffing. Eine offene Frage bleibt nur, ob der Altenburger Ueberfall ein vom König angestifteter oder begünstigter Verrath war (so Johann Ernst Huth, Geschichte der Stadt Altenburg. Altenburg 1829. — Desgl. Dr. Gustav Eduard Benseler, Geschichte Freibergs und seines Bergbaues. Freiberg 1853. Erste Abtheilung — u. s. f.), oder ob er aufzufassen ist als die That einer unbotmäßigen, erbitterten Söldnerschaar. Verschiedene neuere Historiker neigen der letztgenannten Ansicht zu. Wegele (s. o. S. 215) bemerkt mit vollständiger Gewißheit: „An eine Mitwissenschaft des Königs an diesem Vorgange darf gewiß nicht gedacht werden." Ebenso schreibt Roth (Geschichte des Römischen

Königs Adolf I. von Nassau. Wiesbaden 1879. S. 219): „Daß Adolf von diesem Vorgange nichts wußte, ist selbstverständlich.“ Eine tiefere Begründung dieser Ansicht ist unterblieben. Natürlich wird sich Adolf's Schuld nicht unumstößlich beweisen lassen. Es ist aber dennoch nicht ohne Interesse, nachzuforschen, ob eine solche Annahme nicht die größere Wahrscheinlichkeit für sich hat. Schon im Hinblick auf Adolf's Charakter ist der Gedanke einer Mitwissenschaft nicht ohne Weiteres von der Hand zu weisen. Als unbedeutender Graf hatte er sich zur höchsten Würde emporgedrängt. Ohne eine Ahnung von der Hoheit seines Amtes suchte er nur durch Geld- und Ländergeiz seine Stellung zu behaupten. Zu diesem Zwecke war er in den Mitteln nicht gerade wählerisch. Dem König Eduard I. von England hatte er Hilfe gegen Philipp den Schönen von Frankreich zugesagt und sich dafür 12000 Mark Silber auszahlen lassen. Für dieses Geld kaufte er Thüringen, ohne daran zu denken, daß er bereits bei seiner Wahl dem Erzbischof Gerhard von Mainz Aussicht auf dies Land gemacht hatte. Man beschuldigt ihn ferner, daß er auch schriftliche Versprechungen, besonders die er dem König von Böhmen gegeben, gebrochen und Bestechungen angenommen habe. Als ein Beispiel unritterlicher Gesinnung sei noch erwähnt, daß er nach der Eroberung Freibergs 60 der angesehensten Anhänger des Markgrafen, anstatt ihren Muth zu ehren, als Reichsfeinde enthaupten ließ, da sie ihn durch eine hartnäckige Vertheidigung ihrer Stadt erbittert hatten. Selbst günstige Beurtheiler sagen von dem Könige aus, daß seine Heftigkeit oft über seinen Verstand siegte, daß er Anhänger und Diener, die seinen Zorn erregt hatten, aus Rachbegierde und Leidenschaft hart strafte, daß er Versprechen mißachtete, deren Erfüllung ihm zu schwer wurde, daß er Grausamkeit, überhaupt alle Mittel zur Erreichung seiner Absichten anwandte (s. Günderrode w. o. S. 111 f.), daß er eine gewisse Neigung besaß, an seinen Gegnern sich zu rächen (Roth w. o. S. 370). Ist also schon in dem Charakter Adolf's die Möglichkeit gegeben, daß er dem Altenburger Vorfalle nahe stand, so wird dies noch wahrscheinlicher, wenn man seine damalige Lage ins Auge faßt. Was konnte einigen Söldnern auch am Leben des Markgrafen Friedrich gelegen sein? Bloße Abneigung gegen denselben macht einen Meuchelmord nicht leicht erklärlich, zumal sie das sichere Geleit respectiren mußten. Anders lag die Sache beim Könige selbst. Schon seit geraumer Zeit währte der Krieg gegen Friedrich und Diezmann, und er wurde dem Könige keineswegs leicht gemacht. Immer neue Verstärkungen mußte er an sich ziehen, und in dem Heere befanden sich zum großen Theil Söldner. Ein solches Heer zu unterhalten, war kostspielig; an Geldüberfluß aber hat Adolf nie gelitten. Es konnte ihm nur daran gelegen sein, den Krieg möglichst bald zu beenden. Durch das zuchtlose Benehmen seiner Leute war ganz Thüringen gegen ihn aufgebracht. Zudem kehrte auch einer seiner mächtigsten Anhänger, der Erzbischof von Mainz, sich von ihm ab, der sich durch die Besitznahme der Mainzer Stiftslehen gekränkt fühlte. Auch Andere waren schon gegen Adolf aufgebracht. Eine schnelle Eroberung Meißens konnte ihn aus vielen Verlegenheiten befreien. Was sollte auch im Ernste eine friedliche Unterredung um diese Zeit? Adolf hatte schon soviel an sein Vorhaben gesetzt, es so leidenschaftlich verfolgt, daß er es nicht fallen lassen konnte, ohne etwas Wesentliches erreicht zu haben. Er kannte aber den Charakter Friedrich's zu gut, daß er sich der Hoffnung hätte hingeben können, diesen durch unwesentliche Zugeständnisse zur Verzichtleistung auf sein Land zu bewegen. Man muß sich ferner vergegenwärtigen, daß auch der Papst Friedrich dem Freidigen nicht wohlgesinnt war. Dieser war der Erbe Konradin's in Italien, und wiederholt hatten ihn die lombardischen Städte aufgefordert, sein Erbe anzutreten. Das wäre natürlich dem Papste nicht angenehm gewesen. Ist es da unmöglich, daß Adolf, der mit dem Papst gut Freund bleiben wollte, darauf ausging, den Unliebsamen ganz zu beseitigen? Es sprechen alle diese Erwägungen für, nichts aber gegen Adolf's Schuld. Seine Vertheidiger führen auch nur schwache Gründe für ihn ins Feld. Wegele (w. o. S. 215 Anm.) bemerkt, daß der König durch die Stiftung im Jahre 1297 jede Mitschuld am Tode des Johannes Lotzke ablehnen wollte. Daß der König bestrebt war, die Verantwortung für den mißglückten Anschlag von sich abzuwälzen, ist natürlich, denn „ganz Deutschland trug es mit tiefem Unwillen, daß der größte Fürst der christlichen Welt eine solche Schmach auf sich laden könnte“. (Huth w. o. S. 123.) Daß aber die Stiftung ein Beweis seiner Unschuld sei, kann nicht behauptet werden. Man weiß ja, wie sehr Adolf immer bestrebt war, sich dort Wohlwollen zu erkaufen, wo man ihm nützlich sein konnte. Seine Stiftung sollte nicht nur jeden Verdacht von ihm abwälzen, sondern auch zugleich ihm die Freundschaft der Deutschherren erwerben, die seit ungefähr 1230 einen Comthurhof in Altenburg hatten. Es ergiebt sich somit mit ziemlicher Gewißheit, daß die zuerst erwähnte Nachricht der Freiberger Chronik über den Altenburger Ueberfall der Wahrheit am nächsten kommt. Wir betrachten mit ihr die Begebenheit als einen verrätherischen Hinterhalt, dessen unheilvolle Folgen für den Kurfürsten durch die Treue eines seiner Unterthanen abgewehrt wurden. Dem edlen Retter Johannes Lotzke aber gebührt ein Ehrenplatz in der Geschichte unseres Vaterlandes.

E. S.

Bücherbesprechungen.

— Die Beziehungen zwischen dem Staat und der Zeitungspresse im Deutschen Reiche. Nebst einigen Umrissen für die Wissenschaft des Journalismus. Von Dr. Ellis Paxson Oberholtzer, Mitglied der Redaction des Philadelphia Evening Telegraph; früherer Fellow of the Wharton School of Finance and Economy. Berlin 1895. Mayer & Müller. — Das Buch ist dazu bestimmt, den Journalisten über die gesetzlichen und reglementären Bestimmungen zu unterrichten, die er bei seiner Thätigkeit auf dem Gebiete der Zeitungspresse in Deutschland zu beachten hat. Er wird in eingehender Weise mit den Bestimmungen des Preßgesetzes, den in Betracht kommenden Satzungen des Strafgesetzes und der Gewerbeordnung, den Grundsätzen des Postdebits und den Bestimmungen über Benutzung des Telegraphen und des Telephons, endlich mit den Vorschriften über verbotenen Nachdruck bekannt gemacht. Die einschlagende fachmännische Literatur ist in breitem Umfange verwerthet; die hier und da nur angedeutete Kritik ist, obwohl vom Standpunkte amerikanischer Anschauungen aus geübt, maßvoll. Das Unternehmen, den Journalismus auch auf diesem Wege auf eine höhere Stufe zu heben, ist ein überaus anerkennenswerthes. Das Bedürfniß dafür hat Verfasser in seiner praktischen Thätigkeit, wie er selbst erklärt, lebhaft empfunden. Dem gegenüber ist nur zu bedauern, daß das umsichtige und verständnißvolle Studium, welches der Verfasser seiner Aufgabe gewidmet hat, dem deutschen Leser in einer für ihn fast ungenießbaren Gestalt im vorliegenden Buche vermittelt wird. Denn dieses ist zwar mit deutschen Wörtern, nicht aber in deutschen Sätzen geschrieben. Verfasser beherrscht die deutsche Sprache offenbar viel zu wenig; man empfängt den Eindruck, als lese man eine mangelhafte Uebersetzung eines englisch geschriebenen Buches.

N.

— Geschichte der deutschen Literatur von Dr. Max Koch, Professor an der Universität Breslau. Geschenkausgabe. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 282 S. 3 ℳ. — Wem darum zu thun ist, in gedrängter, faßlicher Darstellungsweise einen Abriß der Literaturgeschichte zu lesen, der zugleich die Culturgeschichte berücksichtigt und die anderen angrenzenden Gebiete streift, der wird bei der vorliegenden knappgefaßten Literaturgeschichte seine Rechnung finden. Die Periodeneintheilung ist in nicht unangemessener Weise vereinfacht (Alte Zeit und Mittelalter, Reformation und Renaissance, achtzehntes und neunzehntes Jahrhundert), der vorgetragene Wissensstoff ist reichhaltiger, als man nach dem Umfange des Werkchens vermuthen sollte, und die neuesten Forschungen sind gebührend berücksichtigt. Die elegante Ausstattung der vorliegenden Geschenkausgabe wird das Büchlein besonders Damen lieb und werth machen, die von deutscher Literaturgeschichte etwas mehr wissen möchten als die didaktischen Rücksichten der „höheren Töchterschule“ gestatten. Die Wagnerverehrung des Verfassers findet einen ziemlich drastischen Ausdruck darin, daß er die Eröffnung der Bayreuther Festspiele als einen Markstein auch auf dem Gebiete der deutschen Literatur bezeichnet und damit eine neue Epoche beginnt, die nun freilich zunächst noch fast unangebautes Gelände zeigt. Denn die Lutherfestspiele und die Bestrebungen auf dem Gebiete der Volksbühne sind doch noch zu sehr schüchterne und vereinzelte Regungen, die in keinem recht ersichtlichen inneren Zusammenhange mit dem „Festspiele Wagner's“ stehen.

Prof. Dr. H. C. K.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 154. Sonnabend, den 28. December. 1895.

Johann XXII. und Ludwig der Bayer.

Fragt man nach dem eigentlichen Gegenstand des zwischen Ludwig dem Bayer und den Päpsten seiner Zeit ausgebrochenen Streites, so kann man denselben kurz dahin bezeichnen: daß eine durch beispiellose Erfolge übermüthig gewordene Hierarchie den Bestand des deutschen Staates in seinen Grundfesten zu erschüttern drohte, und daß hiergegen in allen deutschen Landen eine entschiedene Opposition in die Schranken trat, die den Kampf gleicherweise mit den Waffen des schwergetroffenen Nationalgefühls wie des ewig freien Geistes der Wissenschaft führte. Es war ein für unsere ganze künftige Geschichte verhängnißvoller Act gewesen, als Karl der Große aus den Händen des Papstes mit der römischen Kaiserkrone das Imperium über die gesammte christliche Welt empfing. Doppelt verhängnißvoll — denn er entrückte einerseits unseren Königen ihre vornehmste Aufgabe, die Pflege nationaler Wohlfahrt, und schob an deren Stelle das glänzende, aber trügerische Phantom einer Weltherrschaft; andererseits brachte er eine Reihe von Berührungen und Beziehungen mit der päpstlichen Gewalt mit sich, die, wie sie sich auch gestalten mochten, doch immer nur zum Schaden einer gedeihlichen Entwickelung unserer Zustände ausschlagen mußten. Entweder der römische Kaiser war der Herr der christlichen Welt, also auch der christlichen Kirche, dann mußte früher oder später gegen diesen unmöglichen Zustand aus religiösen Motiven heraus sich eine allgemeine Reaction erheben, die es dann schwerlich bei einer restitutio in integrum bewenden ließ, oder das Papstthum, der Gedanke einer kirchlichen Universal-Hierarchie, trug den Sieg über die Staatsidee davon, dann war es nicht blos um den deutschen Staat, sondern auch um deutsche Geistesfreiheit geschehen. Die deutsche Geschichte des Mittelalters hat diese beiden Phasen aufzuweisen, zuerst in schroffem Wechsel der Gegensätze, dann in langsamem, wenn auch von vereinzelten Rückfällen nicht freiem, Vordringen der Staatsidee gegenüber den Ansprüchen der Hierarchie, bis dann schließlich durch die Reformation wenigstens für einen Theil Deutschlands der Sieg der deutschen Staatsidee endgiltig festgestellt wurde. In Karl d. Gr. und seinen Nachfolgern bis herab zu Heinrich III. tritt uns jener Cäsaropapat, um mich eines treffenden Ausdrucks Maurenbrecher's zu bedienen, verkörpert entgegen; die römischen Kaiser waren die Herren und Gebieter, wie es nur Konstantin und die späteren Imperatoren gewesen waren: der Kaiser der Welt war zugleich der Regent der heiligen Kirche in vollem Umfang ohne jede Einschränkung. In Gregor VII. und seinen Nachfolgern Alexander III. und Innocenz III. erblicken wir das Gegenstück: den päpstlichen Absolutismus und die geistliche Weltmonarchie. Von England und Frankreich ist dann seit der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts die Opposition gegen diese päpstliche Universalherrschaft ausgegangen. In beiden Ländern hatte der Investiturstreit zu einem Compromiß geführt, durch das den Königen immer noch ein Einfluß, in den meisten Fällen die Entscheidung bei Bischofswahlen belassen blieb. Die vom kirchlichen Recht geforderte Steuerfreiheit der Kirchengüter wurde nicht ohne Einschränkung und Anfechtungen behauptet und aufrecht erhalten. Die geistliche Gerichtsbarkeit wurde wiederholt durch die weltlichen Gerichte durchbrochen und in ihrer regelmäßigen Ausübung gestört. Ja, auch eine Art von Aufsicht über die Kirchen ihres Landes übten die Staatsgewalten in Frankreich und England schon im 12. und 13. Jahrhundert aus. Man hielt sie nicht für gebunden, den Bann der Kirche zu vollstrecken, ehe man seine Rechtmäßigkeit geprüft hatte. Und der Einmischung des Papstes in die Landeskirchen widersetzten sich sehr frühe schon jene Fürsten. Kein päpstlicher Gesandter durfte jene Länder betreten, ehe er den Eid geleistet, die Landesgewohnheiten und königlichen Rechte achten zu wollen; den Besuch der Concilien durch Geistliche aus England duldete man nur unter der feierlichen Versicherung, daß gegen England nichts Nachtheiliges versucht werden würde. In England wehrten die Constitutionen von Clarendon 1164 die päpstlichen Uebergriffe mit voller Energie ab. In Frankreich erließ 1269 König Ludwig der Heilige die pragmatische Sanction, in welcher er die Rechte der französischen Landeskirche gegen den Papst in Schutz nahm und sehr nachdrücklich auch des Königs Autorität in ihr wahrte. Man könnte nicht sagen, daß hier die staatliche Praxis im Einklang gewesen wäre mit der kirchlichen Theorie, wie sie Gregor VII. hatte durchsetzen wollen. Und als Bonifaz VIII. noch einmal die Allgemeingiltigkeit der kirchlichen Herrschaftsansprüche mit dem Aufwand äußerster Energie durchzusetzen versuchte, indem er geradezu verkündete: der Glaube daran, daß alle menschliche Creatur dem Papst unterthan, sei zur Erlangung der ewigen Seligkeit dem Menschen nothwendig, widersetzte sich ihm in gleich entschiedener Weise König Philipp IV. und wurde in diesem Ankampf von den Ständen und Rechtsgelehrten seines Reiches mannhaft und patriotisch unterstützt. Ja, er setzte es jetzt durch, daß das Papstthum in Frankreich seinen Sitz aufschlug und den Interessen französischer Politik als dienendes Werkzeug sich lieh.

Anders war es in Deutschland bestellt. Während in dem westlichen Nachbarlande eine stramme und erbliche Staatsgewalt alle Kräfte zu einem einmüthigeren Handeln zusammenschloß, war unser Vaterland durch Parteihader und die unselige Einrichtung der Wahlmonarchie in sich zersplittert und nach Außen unmächtig. Dazu kam noch, daß durch die Verbindung der deutschen Königskrone mit dem römischen Imperium der Schwerpunkt des Reiches außerhalb desselben verlegt war; im steten Kampfe mit dem Papstthum, das nur gezwungen die Oberhoheit des deutschen Königthums über die italienischen Reichslande anerkannte, nutzte sich die beste Kraft unserer Könige ab und blieb für die nächstliegenden Aufgaben verloren. In Deutschland selbst war die Theilnahme an den Angelegenheiten des Imperiums erlahmt; nicht mehr wie sonst drängte man zu Kriegsfahrten über die Reichsgrenzen; in Italien war der Bestand der deutschen Herrschaft zur Parteisache geworden und hing nur an schwachen Fäden; Frankreich, England, Polen, Ungarn, Skandinavien hatten sich längst jeder Abhängigkeit vom Kaiserthum entwunden. Die geschichtliche Fügung wollte, daß starke selbständige Staatsbildungen erwachsen und fortan unabhängig nebeneinander stehen sollten. Wenn man jetzt, nach einem halben Jahrtausend auf diese Zeit zurückblickt, so durchschaut man leicht dieses Verhältniß und kann geneigt sein, daran die Forderung zu knüpfen, daß ihm die deutschen Herrscher hätten Rechnung tragen, daß sie die Sache des deutschen Königthums von der des römischen Kaiserthums hätten trennen und auf die Ehre der Kaiserkrone verzichten sollen, sobald sie anfing zur Last zu werden. Wäre aber ein solcher Entschluß in der That der Ausdruck überlegener politischer Weisheit gewesen? Handelte es sich damals wirklich um Fortführung oder Fallenlassen des Imperiums, oder handelte es sich nicht vielmehr nur darum, welche Nation des Kaiserthums walten sollte? So unzweifelhaft es für uns ist, daß das Kaiserthum im 14. Jahrhundert jede wahre Lebensfähigkeit verloren hatte, so wenig hat das Jahrhundert selbst diesen Glauben gehegt. Im Gegentheil hat sich die Theorie von der Berechtigung und Nothwendigkeit des Imperiums erst in dieser Zeit recht ausgebildet. Da der kirchliche Charakter in der gelehrten Cultur noch immer weit überwog, galt auch noch nahezu unerschüttert die kirchliche Auffassung, wonach die Einheit der Christenheit auch

durch ein höchstes weltliches Oberhaupt dargestellt sein müsse. Und von anderer Seite her drängte zu derselben Forderung auch gerade jene weltliche Bildung, die neben der überwiegenden kirchlichen sich damals am nachdrücklichsten geltend machte, das Studium des römischen Rechts, das die Erinnerung an das altrömische Imperium auffrischte. Schon längst regte sich wohl in Deutschland, wennschon nicht so stark und selbstbewußt wie in Frankreich, der nationale Gedanke, aber stets knüpfte er seine Befriedigung nur an die Wahrung der kaiserlichen Prärogative. Noch sind regnum und imperium den Deutschen so eng verwachsen, daß sie diese Begriffe kaum auseinanderzuhalten vermögen. Schritt für Schritt war seit den Hohenstaufen die Macht des Kaiserthums in Italien zurückgegangen. „Wenn ein neuer Kaiser die Krone empfängt, versuchen es die Päpste gern etwas vom Reich abzuzwacken", sagt der fromme Bruder Salimbene von Parma. Während des Thronstreits zwischen Philipp von Schwaben und Otto von Sachsen hatte Innocenz III. das Herzogthum Spoleto vom Reiche weg an sich gerissen. Für seine Anerkennung als König mußte Otto die Bestätigung dieses Raubes, für seine Kaiserkrönung den Verzicht auf den Einfluß bei den Bischofswahlen geben. Das Gleiche erzwang Innocenz von Friedrich II., und Rudolf von Habsburg mußte die päpstliche Gunst durch Abtretung der Romagna erkaufen. Als jetzt Deutschland durch einen heftigen Bürgerkrieg in zwei Lager gespalten war, dachte man in Avignon wieder daran, die Gunst des Augenblicks zu eigener Vergrößerung auszunutzen. Auf dem päpstlichen Stuhle saß damals Johann XXII. Franzose von Geburt, Erziehung und Gesinnung, hatte er seine Wahl dem Bruder Ludwig's X. zu danken. Sein ganzes Leben lang hat er diesen Einfluß nicht verleugnen können. 72 Jahre zählte er bereits, als er den Stuhl Petri bestieg. Seine blaßgelbe Gesichtsfarbe, seine kleine Statur, gebeugte Haltung und schwache Stimme ließen ihn als hinfälligen Greis erscheinen. Aber in dem schwächlichen Körper arbeitete mit rastloser Thätigkeit die ungebrochene Kraft des Geistes. Die Einfachheit seiner Lebensweise gestattete ihm, bis in die höchsten Jahre unermüdlicher Arbeit zu pflegen. Ein Tag wie der andere traf ihn bei den Studien und Geschäften, selbst dem Schlafe brach er die Zeit ab, um sie der Arbeit zu widmen. Sechzigtausend Actenstücke sind in Regestenform aus der Zeit seiner Regierung (1316—1334) auf uns gekommen, wie viel mag aber daneben verloren gegangen sein! Eine besondere Sorgfalt wendete er der Mehrung der Einnahmequellen für den päpstlichen Stuhl zu. Zu den alten Einkünften der Curie, die er mit größerer Genauigkeit einziehen und verwalten ließ, erfand er neue. Seit 1319 wurde von allen kirchlichen Pfründen der ganzen Christenheit im Falle einer Erledigung das erste Jahreseinkommen, die sogenannten Annaten, für den Papst gefordert. Durch zahlreiche Versetzungen mußte diese Quelle der Einnahmen auf eine ganz außerordentliche Höhe gebracht werden können. Dazu kamen Anwartschaftsbriefe auf geistliche Pfründen, die nur um hohe Summen ausgegeben wurden, Zehnten vom Klerus und die Erträgnisse der Opferstöcke, die überall in den Kirchen der Christenheit aufgestellt wurden. Um den Opfereifer der Gläubigen zu höchster Thätigkeit anzuspornen, gab man vor, die gesammelten Gelder zu einem Kreuzzug wider die Ungläubigen verwenden zu wollen. In der That dienten dieselben ausschließlich nur den Zwecken einer gegen die italienischen Reichslande gerichteten Vergrößerungssucht. Ein anonymer Augsburger Chronist des 15. Jahrhunderts hat dies in naiver Weise ausgesprochen und damit den Nagel auf den Kopf getroffen, wenn er zum Jahre 1314 schreibt: „In diesem jar ward kaiser Ludwig von Bairen. Bey seiner zeitt legt Bapst Johannes der zehent ain schatzung an in die stöck ze legen zu ainer mörfart wider die ungeläbigen. Den schatz nam er und gabs sein freunden."

Von diesem Kirchenfürsten ist der letzte Kampf des Mittelalters zwischen Staat und Kirche heraufbeschworen worden, großartig nicht wie früher durch die Persönlichkeiten der Gegner, sondern durch den Gegenstand des Streites, durch Dauer, Erbitterung, Ausdehnung seiner Wirkungen auf die Massen und vor Allem durch die bedeutsame Literatur, die er mit sich geführt hat. Während Johann XXII. dem in Deutschland ausgebrochenen Thronstreit zwischen Ludwig dem Bayern und Friedrich von Oesterreich gegenüber eine abwartende Stellung einnahm, griff er in Italien unmittelbar nach seinem Regierungsantritt eigenmächtig in die Verwaltung der Reichslande ein, indem er den König Robert von Neapel, den Enkel jenes Karl von Anjou, der den letzten Hohenstaufen auf das Blutgerüst hatte schleppen lassen, zum Reichsverweser für Italien ernannte. In einer dieser Ernennung folgenden Bulle vom 31. März 1317 spricht er die Grundsätze aus, die ihn zur Vornahme jenes Actes bestimmten: daß nämlich bei Erledigung des Imperiums, welcher Fall jetzt nach dem Tode Heinrich's VII. vorliege, da in demselben kein Recurs an einen weltlichen Richter stattfinden könne, die Jurisdiction des Reiches an den Papst übergehe, dem in der Person des hl. Petrus Gott selbst die Rechte des irdischen und himmlischen Imperiums zugleich verliehen habe mit vollem Recht und ohne daß ein Dritter daran Theil habe, könne der Papst diese Jurisdiction während der Dauer der Erledigung entweder selbst oder durch einen oder mehrere Andere im Reich ausüben. Mit aller Schärfe sind in dieser Erklärung die alten Grundsätze Gregor's VII. erneuert, daß die kaiserliche Würde Lehen des päpstlichen Stuhles sei und von diesem nach freiem Ermessen vergeben werden könne. Die Einschränkung, daß dies nur so lange geschehen solle, als infolge der Parteiwirren in Deutschland ein anerkanntes deutsches Königreich nicht vorhanden wäre, konnte bei den deutschfeindlichen Gesinnungen Robert's von Neapel von keinem praktischen Belange sein. „Das römisch-deutsche Reich" — sagte derselbe in einer Instruction an seine Gesandten — „ist durch Gewalt und Occupation entstanden. Was auf diese Weise erworben ward, wird keine Dauer haben. Man ist gewohnt, die römischen Könige aus der deutschen Nation zu nehmen, welche von jeher einen rauhen und unerträglichen Schlag von Leuten hervorgebracht hat, mehr zu barbarischer Rohheit geneigt, als zu christlicher Art. Da nun die Deutschen mit den Franzosen keine Uebereinstimmuog haben, vielmehr sich gegenseitig abstoßen, und da sie sich auch mit den Italienern nicht vertragen, so muß man wohl Acht haben, daß die deutsche Wildheit mitten unter so vielen Fürsten und Völkern nicht Unruhe hervorruft und das liebliche Italien in einen traurigen Zustand bringt." Vorläufig jedoch konnte keiner der beiden deutschen Gegenkönige daran denken, an diesem Zustand der italienischen Dinge etwas ändern zu wollen. Zu tief waren beide mit der Durchfechtung ihrer Ansprüche im eigenen Lande beschäftigt. Erst nach dem entscheidenden Siege bei Mühldorf wurde Ludwig in den Stand gesetzt, Hand an die Ordnung der Rechtsverhältnisse in Italien anzulegen. Durch die Eingriffe des Papstes in die Reichsregierung war Ludwig vor die Alternative gestellt: entweder die Einsetzung Robert's Anjou zum Reichsverweser in Italien sich gefallen zu lassen und damit die treugesinnte gibellinische Partei der Rache des Papstes preiszugeben, oder entschieden, unter Verwerfung der päpstlichen Verfügungen, die Rechte des deutschen Königthums wahrzunehmen. Er wählte das Letztere, indem er seinen Gesandten zur Einsetzung von Reichsbeamten in die Reichslande abschickte und die Huldigungen der Markgrafen von Este und Ankona und des Galeazzo Visconti von Mailand entgegennahm. Dies brachte den lange hingehaltenen Streit zwischen Papst und König zum Ausbruch. Am 8. October 1323 veröffentlichte Johann den ersten seiner sogenannten Prozesse gegen den Wittelsbacher. An diesem Schriftstück ist uns namentlich Eins interessant. Während die oben angeführte Bulle von 1317 nur von der Erledigung des Imperiums gesprochen und daran die Ansprüche des päpstlichen Stuhles geknüpft hatte, greift der neuere Erlaß direct in die Rechte des Königthums ein, indem er die Annahme des Königtitels ohne Erlaubniß des Papstes als eine Anmaßung bezeichnet, demgemäß Ludwig zur Niederlegung der Regierung unter Androhung des Bannes auffordert und die Unterthanen ihrer dem König geleisteten Eide entbindet. Trotzdem versuchte Ludwig noch einmal eine friedliche Verständigung; die Antwort war nur eine durch neue Vorwürfe und Anklagen verschärfte Bulle. Jetzt erst legte der König gegen das päpstliche Rechtsverfahren förmlichen Protest ein. In demselben werden nicht nur die Anklagen zurückgewiesen, Ludwig geht noch einen Schritt weiter, und, indem er zu seiner Abwehr sich auch einer rein kirchlichen Frage bemächtigt, zeiht er den Papst des Irrglaubens und der Ketzerei. Hier nun ist der Punkt, von dem ausgehend der bisher ausschließlich politische Streit zwischen König und Papst einen fremdartigen Beigeschmack erhält, was dann wieder zur Folge gehabt hat, daß auf die Seite des Königs Parteien getreten sind, die wir weder vorher noch nachher in diesem Lager sehen: ich meine den Antheil der Minoriten an dem damaligen Kampf zwischen Staat und Kirche. Ich kann hier nicht näher auf die Zerwürfnisse eingehen, die sich schon seit längerer Zeit zwischen den Päpsten und den Bettelorden, vornehmlich dem der Minoriten, gebildet hatten. Der eigentliche Streitgegenstand war der Gegensatz zwischen ihnen und dem päpstlichen Stuhl hinsichtlich der Auffassung des Begriffes der evangelischen Armuth: Anfänglich hatten die Päpste der

strengen Anschauung der Minoriten ihren Beifall gegeben; als aber später über diese Frage Spaltungen innerhalb des Ordens eintraten und eine äußerste Partei desselben die extremsten Lehrsätze aufstellte, sah sich Johann zum Einschreiten gegen dieselbe veranlaßt. Seit 1321 war aber auch das Haupt und der größte Theil der Ordensbrüder mit dem Papst in heftigen Kampf gerathen. Schon gleich im ersten Stadium desselben, kurze Zeit nach der erwähnten Protestation Ludwig's, müssen fremde gegen den Papst aufs Aeußerste aufgebrachte Minoriten an den königlichen Hof gekommen sein. Einen bedeutenderen Einfluß auf die nun folgenden Maßnahmen Ludwig's gegen Johann haben sodann zwei Männer gewonnen, von denen der eine mehr als alle anderen auf den Gang der Dinge eingewirkt hat, auch als Schriftsteller unter allen Denen, die hier in Betracht kommen, die höchste Bedeutung beansprucht. Es waren zwei Pariser Professoren: Marsiglio von Padua und Johann von Jandun, die 1325 oder 1326 zu Nürnberg am königlichen Hoflager erschienen.

Marsiglio von Padua mag um das Jahr 1270 als der Sohn des Matteo Raimondini geboren sein. Ueber seine Jugendzeit besitzen wir in einer poetischen Freundschaftsepistel seines Freundes und Landsmannes Albertino Mussato eine, allerdings nur dürftige, stellenweise schwer zu entziffernde Quelle. Nachdem er anfänglich in seiner Vaterstadt Philosophie studirt, verließ er die Heimath, um sich der Medicin zu widmen, deren Studium ihm Mussato vor dem des Rechtes empfohlen hatte, wenn er auf sicherem Wege zu Reichthum gelangen wolle. „Wenn du dich recht erinnerst," schreibt er später, „hast du mich, der ich damals an die Bedeutung meines Rathes nicht dachte, gefragt: Ob ich dich lieber das bürgerliche Recht oder Medicin studiren sähe. Meine Antwort lautete: Ich kenne dein Herz, dein Inneres verzehrt die auri sacra fames, und du verlangst üppig zu leben. Wenn dich die eine Kunst zwingen würde, mit aller Anstrengung der Lunge deine Stimme zu kaufen, wird dich die andere am kranken Körper zur Ausübung niederer Geschicklichkeit verpflichten, aber dafür wird die Gott und den Menschen wohlgefällige Heilkunst dir auch Schätze bringen, wie der Sand an der Küste Venedigs. Deshalb habe ich dir zur Medicin gerathen und du hast in der That, um diesen Beruf zu ergreifen, die Heimath verlassen. Lebe wohl, rief ich dir damals zu; du sollst ein helles Licht deiner Vaterstadt werden, du trägst in dir die Kraft, deinen Namen auf die Ewigkeit zu bringen." So unsicher nun die Nachrichten über Marsiglio's Jugendjahre sind, das Eine steht fest, daß er erst in reiferem Alter, nachdem er sich tüchtig im Leben herumgetummelt hatte, in den geistlichen Stand eintrat. Und dies wirft denn auch auf seine spätere Richtung ein aufhellendes Licht: aus der Abgeschlossenheit der Studirstube hätte nimmermehr ein so freier und kühner Geist hervorgehen können. Auf festen Boden kommen wir erst mit dem Jahre 1312, in dem Marsiglio als Rector der Universität Paris aufgeführt wird. Die Verleihung dieser Würde setzt voraus, daß er schon längere Zeit als Lehrer dort thätig gewesen sein muß. Außer seiner Lehrthätigkeit, die sich über Philosophie, Theologie und Medicin, vielleicht auch Kirchenrecht, erstreckt haben kann, übte er in Paris auch ärztliche Praxis aus. Wichtiger war, daß er hier, im Mittelpunkt des damaligen Geisteslebens, in persönliche Berührung mit den Häuptern der gegen Bonifaz VIII. gerichteten nationalen Opposition kam. Die vorgeschrittenen Grundsätze, die er später im Defensor pacis niederlegte, knüpfen aufs engste an die Lehren der französischen Politiker jener Jahre an. Wie er dann später den Weg zu Ludwig dem Bayer gefunden hat, darüber sind nur Vermuthungen gestattet. Vielleicht haben sich von den ersten Ankömmlingen der Minoriten bei Kaiser Ludwig Fäden zu dem Pariser Professor herübergesponnen, der in der Frage der Armuth Christi die strengere Ansicht des Ordens und dessen Unzufriedenheit mit den Entscheidungen Papst Johann's theilte. Auch wissen wir, daß er in Paris mit einigen Herren vom Hofe Kaiser Ludwig's Bekanntschaft angeknüpft hatte. Dies mag in ihm den Entschluß veranlaßt oder bestärkt haben, das unstäte Wanderleben seiner Jugendjahre wieder aufzunehmen und sein Glück einmal am kaiserlichen Hofe zu versuchen. Ein gelehrtes Werk über das Wesen des Staates und der kirchlichen Gewalt und deren gegenseitiges Verhältniß, zu dessen geheim gehaltener Abfassung er sich mit einem gleichgesinnten Freund und Collegen an der Universität, Johann von Jandun, verband, sollte ihm hierzu den Weg bahnen. So ist das dem Kaiser Ludwig gewidmete berühmte Buch entstanden, dem die Verfasser selbst den Titel Defensor pacis gegeben haben. Ganz Paris sprach davon, daß die beiden Gelehrten in der kurzen Zeit von 2 Monaten ein so umfängliches, so gelehrtes Werk vollendet hatten. Die Ankunft der beiden Pariser Professoren am Hoflager Ludwig's muß zwischen den Jahren 1325 und 1326 erfolgt sein. Entgegen dem Bericht eines Franzosen, nach welchem die Aufnahme anfänglich etwas kühl gewesen sei, ergiebt sich aus inneren Gründen, daß Ludwig die Gelehrten mit offenen Armen empfangen haben wird. Denn wenn ihm auch seine geistige Bildung nicht erlaubte, aus dem Kreise der hergebrachten und allgemein geltenden Ideen in wahrer und innerer Ueberzeugung zu so kühnen Neuerungen sich zu erheben, wie sie die beiden Gelehrten ihm vortrugen, so mußte ihm doch in dem Kampfe mit dem Papstthum jeder Bundesgenosse willkommen sein, um wie viel mehr ein solcher, dem auch die Waffen geistiger Bildung zu Gebote standen. Die folgenden Ereignisse lehren, welchen Einfluß der kühne und scharfe Geist des Italieners bald auf den lenksamen König zu gewinnen wußte.

Liest man nun die im Defensor pacis vorgetragenen Grundsätze aufmerksam durch, so wird man sich einer doppelten Wahrnehmung nicht entschlagen können. Vieles in dem Buch erinnert lebhaft an die großen Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts. Mit großer Verstandesschärfe sind die Grundbegriffe der christlichen Kirche und des christlichen Staates festgestellt, wie sie eine spätere Zeit fast unverändert wieder aufnehmen konnte; aber dem Ganzen fehlt doch jene hinreißende Gewalt der tiefen sittlichen Begeisterung, welche auch zu der geistig größten That hinzutreten muß, wenn dieselbe eine Massenwirkung erzeugen soll. Mit andern Worten: auch dieses Haupterzeugniß der ganzen kirchenpolitischen Literatur vor Luther's Auftreten ist noch zu sehr bloße Theorie und seine Wirkung nur für einen engen Kreis, und auch da nicht frei von persönlichen Rücksichten und Zwecken, berechnet. Noch war es nicht an der Zeit, in so radicaler Weise die Kirche des Mittelalters niederzubrechen. Der Dunstkreis der Kirche hielt die Geister und Gemüther der Menschen doch noch zu fest umfangen, als daß ein damals lebender Mensch mit Nachhaltigkeit und Ausdauer diese Principien gegen Rom hätte aufrecht erhalten können. Erst als sich das religiöse und volksthümliche Element mit der gelehrten Opposition gegen das Papstthum verbanden, waren die Erfolge der Reformation möglich.

Der tief in die bestehenden Verhältnisse einschneidenden Bedeutung der Lehren dieser Schrift entsprach denn auch die Wirkung, welche dieselben auf Freund wie Feind hervorbrachten. „Wir getrauen uns zu behaupten, daß wir nie einen schlimmeren Ketzer gelesen haben als diesen Marsiglio", rief Papst Clemens VI. in einer Rede vom Jahre 1343 aus. Bewunderung mußte man dem Buch auch dann schenken, wenn man den Lehren desselben keine Anerkennung schenken konnte. „Schärfer, geistreicher und mit ausgedehnterem Wissen hat Niemand die Sache der weltlichen Gewalt gegenüber der kirchlichen geführt", schreibt ein Vertheidiger der Hierarchie aus der Reformationszeit. Aber, was noch merkwürdiger ist — es gelang dem Verfasser, seine Lehren, wenn auch nur vorübergehend, ins Leben zu führen und ihre praktische Wirksamkeit zu bethätigen. Denn dem Einfluß Marsiglio's darf in erster Linie der Römerzug Ludwig's des Bayers und die daran sich knüpfenden revolutionären Thaten desselben im Jahre 1328 zugeschrieben werden. Die Uebertragung der Kaiserkrone durch das römische Volk, die Absetzung des Papstes und die Wahl eines neuen durch eben dasselbe sind Handlungen ganz im Geiste der Lehren des Defensor pacis und unter dem Gewicht seines Einflusses durchgeführt. Man kann sich unschwer den Grimm vorstellen, der jetzt von Avignon aus gegen Marsiglio und Johann von Jandun losbrach. Zwei Bestien, hervorgegangen aus den Abgründen des Satans und aus dem Schwefelpfuhl der Hölle, werden die beiden Professoren in einem Schreiben Johann's vom 26. Februar 1328 genannt, und Excommunication und Entsetzung von allen ihren Würden und Pfründen gegen sie verhängt. Der auf bloßen Theorien aufgeführte Bau des römischen Volksstaates war jedoch nur von kurzer Dauer. Nach einem Aufenthalt von kaum einem halben Jahre sah sich Ludwig infolge militärischer Mißerfolge und eingetretenen Geldmangels gezwungen, die ewige Stadt zu räumen. Sein fluchtähnlicher Abzug erfolgte unter den Verwünschungen und Steinwürfen desselben Volkes, auf das er vor einem Vierteljahr seine kaiserliche Souveränetät begründet hatte. Mit Mühe behauptete sich der Kaiser während des Jahres 1329 in Italien. Als er im Februar 1330 nach Bayern zurückkehrte, mußte er den Versuch, die deutsche Herrschaft in Italien wieder herzustellen,

als gescheitert betrachten. Damit war auch der Stab über den von ihm eingesetzten Gegenpapst gebrochen. Mit einem Strick um den Hals warf sich derselbe Johann gnadeflehend zu Füßen. Dagegen dauerte der Antheil und die Unterstützung, welche die gelehrten Widersacher des Papstthums dem Kaiser in seinem Kampf gegen Johann und dessen Nachfolger zu Theil werden ließen, noch längere Zeit nach dem Sturze der deutschen Herrschaft in Italien fort. Außer Marsiglio waren es namentlich Michael von Cesena, seit 1316 Ordensgeneral der Minoriten, Wilhelm von Ockam, Bonagratia von Bergamo, Franz von Ascoli, Franz von Marka, Heinrich von Thalheim und Bischof Jakob von Castello, meist Minoriten, welche dem Kaiser über die Alpen folgten; Johann von Jandun, der übrigens so wenig wie Marsiglio dem Minoritenorden angehörte, wie dies sogar noch Döllinger und Lorenz angenommen haben, war noch während des Römerzuges gestorben. Hatte auf dem letzteren Marsiglio's Einfluß überwogen, so treten, nach dem völligen Scheitern seiner radicalen Politik, von da ab die Minoriten in den Vordergrund. Jedoch ist der Einfluß der letzteren vielfach überschätzt worden. Derselbe konnte schon deshalb kein bedeutender sein, weil die am Münchener Hofe weilenden Minoriten bei ihrem Widerstand gegen den Papst im Orden selbst nur kurze Zeit Unterstützung fanden. Ludwig's Mißerfolge in Italien einerseits, andererseits die Anstrengungen Johann's hatten schon bald einen Riß in die Opposition des Ordens gebracht, der dann durch die Unterwerfung des Gegenpapstes unheilbar groß wurde. Trotzdem blieben die Minoriten von allen Ordensgeistlichen diejenigen, die noch am ehesten einen Widerstand gegen die Allgewalt des päpstlichen Stuhles wagten. Wir wollen hier nur hervorheben, wie unendlich wichtig und förderlich es für Ludwig sein mußte, daß die volksthümlichen Minderbrüder die einzigen Geistlichen waren, die, unter Hinwegsetzung über das päpstliche Interdict, nach wie vor den Gottesdienst hielten und die Sacramente austheilten. Den getreuen Ausdruck dieser zwischen Kaiser und Papst unentschiedenen schwankenden Gesinnung der deutschen Minoriten finden wir in einigen Stellen der Chronik des Bruder Johann von Winterthur. Vom Papste singt er: Papa cupit nimium sibi terras esse subactas; beide fehlen, sagte er, zuerst der Kaiser, aber der Papst gleich hernach. Die Verderbtheit des Klerus beklagt er in den bittersten Worten: „Diese sogenannten Hirten weiden sich selbst, aber ihre Schafe weiden sie nicht, sie scheeren sie; ja, noch schlimmer, sie scheeren sie nicht, sie schinden sie; sie zeigen, daß sie nicht Hirten, sondern Wölfe sind." Mit Entrüstung schildert er die Erpressungen, zu denen der Klerus später die Aufhebung des Interdictes mißbrauchte: „O, welches Unrecht, für die Absolution einer einzigen Stadt (Lindau), für die Aufhebung des Interdictes und Wiedereinweihung eines Begräbnißplatzes 40, 50, 60 Gulden zu nehmen!"

Daß die wissenschaftliche Opposition gegen das entartete Papstthum, wie sie sich auch und Marsiglio's Defensor pacis und dem Römerzuge Ludwig's in den zahlreichen theologischen und politischen Tractaten der am Münchener Hofe weilenden Gelehrten kund gab, schließlich nur von sehr geringem Erfolg begleitet war, daran trägt nicht zuletzt der haltlose, im Glück maßlos übermüthige, im Unglück schwache und kleinmüthige Charakter Ludwig's die Schuld. Die dem Römerzuge folgende zweite Hälfte seiner Regierung gehört dadurch zu den traurigsten und demüthigendsten Perioden unserer Geschichte. Wenn man die Rückschläge von 1334 und 1338 in Abrechnung bringt, so bietet jene lange Periode nichts dar, als eine Reihe von Unterhandlungen und Anerbietungen der Unterwerfung: es ist der auf die Spitze getriebene Ausdruck des kläglichen Abhängigkeitsverhältnisses, in welchem nach päpstlicher Anschauung die Kaiserkrone die deutschen Herrscher zur Curie halten sollte. Wiederholt werden die unbilligsten und demüthigendsten Forderungen des Papstes vom Kaiser beschworen, von demselben Ludwig, dem Marsiglio im Defensor pacis zugerufen hatte: „Kein römischer König, er müßte nur schwächer sein als ein Weib, wird je die unerlaubten und erniedrigenden Verträge eingehen, um welche die Päpste die Bestätigung seiner Wahl verkaufen wollen." Mit Recht hat man bemerkt, daß die Demüthigung eines Kaisers, hinter welchem bereits die Hohenstaufen, Philipp der Schöne, Dante und so viele Apologeten der Staatshoheit standen, erniedrigender war, als die Buße Heinrich's IV. zu Canossa. Und es ist eine doppelt betrübende Wahrheit, daß Ludwig gegen seine gelehrten Bundesgenossen, die mit ihrem ganzen Sein für die Wahrung und Verfechtung seiner Rechte eingetreten waren, nicht einmal die dem Deutschen seit seinem ersten Eintritt in die Geschichte mit vorzugsweiser Betonung nachgerühmte Tugend der Gastfreundschaft beobachtete. Nicht dem Kaiser hatten sie es zu verdanken, wenn sie nicht im Gefängniß oder, wie Bruder Franz von Pistorio, der 1337 zu Venedig verbrannt wurde, auf dem Scheiterhaufen endeten. Der tiefere geistige Gehalt seiner Schutzbefohlenen war Ludwig wohl immer fremd und unverstanden geblieben. Fortan müssen sie sich die traurige Rolle gefallen lassen, daß sie bei jedem der wiederholten Versöhnungsversuche gegenüber der Curie preisgegeben, bei jeder Zurückweisung dieser Versuche aber ihre literarischen Dienste neuerdings in Anspruch genommen werden. Nichts kann die erbärmliche Haltlosigkeit der kaiserlichen Politik besser kennzeichnen als die Schwankungen ihres Verhaltens gegen diese Gelehrten. Am Ende rettet dieselben eben der Umstand, der die Aufgeklärteren unter ihnen in die Opposition getrieben: daß die innersten Triebfedern der päpstlichen Politik nicht religiöser, sondern weltlicher Natur waren. Denn der Vortheil, der für Frankreich aus der Zerrissenheit und Unmacht Deutschlands erwuchs, wog bei der Curie schwerer als Reue und Erniedrigung des Kaisers. Von den gelehrten Kampfgenossen Ludwig's haben die meisten später ihren Frieden mit der siegreichen Kirche geschlossen; unversöhnt mit ihr sind außer Bonagratia die drei bedeutendsten Vorkämpfer geistiger Freiheit, Johann von Jandun, Marsiglio und Wilhelm von Ockam, aus dem Leben geschieden. Ueber Jandun's Todesjahr haben wir schon oben gesprochen; Marsiglio ist um 1343 — nicht, wie man bisher fast allgemein annahm, 1328 — gestorben. Was Ockam's Todesjahr anbelangt, über das gleichfalls die verschiedenartigsten Angaben cursiren, so ist dasselbe nicht vor 1349 anzusetzen. Wie Bonagratia und Cesena wurde auch Ockam in der Franziscanerkirche, auf deren Platz nun das Münchner Hoftheater steht, begraben.

Ludwig selbst ist bekanntlich unter dem Fluche des großen Kirchenbannes, welchen Papst Clemens IV. am 13. April 1346 über ihn verhängte, gestorben. Mit Verwunderung liest man die Verwünschungen, mit denen sich der Stellvertreter Christi gegen den unglücklichen Fürsten, die Gebete, mit denen er sich an eine Gottheit wendet, welcher die Züge des altjüdischen Rachegottes beigelegt werden. „Flehentlich bitten wir die göttliche Macht," ruft der Papst, „daß sie die Raserei Ludwig's zerschmettere, seinen Hochmuth niederdrücke und auslösche, ihn selbst mit der Stärke ihrer Rechten darniederstrecke und ihn in die Hände seiner Feinde gebe. Möge er einer Fallgrube begegnen, die er nicht sieht, und hineinstürzen! Verflucht sei sein Eintritt, verflucht sein Austritt! Der Herr schlage ihn mit Wahnsinn, Blindheit und Raserei! Der Himmel entlade seine Blitze über ihn! Der Zorn des allmächtigen Gottes und der hl. Peter und Paul entbrenne gegen ihn in diesem und dem kommenden Leben! Der Erdkreis kämpfe gegen ihn! Die Erde öffne sich und verschlinge ihn lebendig! In einer Generation werde sein Name verwischt und verschwinde sein Gedächtniß von der Erde! Alle Elemente seien ihm entgegen! Seine Wohnung werde öde! Die Verdienste aller Heiligen drücken ihn zu Boden und zeigen ihm schon in diesem Leben die Rache, die sich über ihm eröffnet! Seine Söhne werden von ihren Wohnungen vertrieben und gerathen vor seinen Augen in die Hände ihrer Feinde, die sie verderben."

Es ist kein erfreuliches Bild, das die Regierung dieses Wittelsbachers bietet. Mag man die Schwierigkeit der Verhältnisse, unter denen er seinen Kampf zu führen hatte, noch so sehr in Rechnung ziehen, so wird man doch nicht umhin können, auch seine Persönlichkeit in hohem Grade für den schlimmen Ausgang verantwortlich zu machen. Ludwig war gewiß ein tapferer, einfacher, biederer, gutmüthiger Charakter, der sich viele Herzen zu gewinnen verstand, aber zum Staatsmann reichte seine Befähigung nicht aus. Ohne Verständniß seiner großen Aufgaben, ohne festes politisches Ziel, von den Einflüssen seiner Rathgeber und den Stimmungen des Augenblicks willenlos umhergetrieben, großsprecherisch, unbesonnen und maßlos nach jedem Erfolge, in der Noth kleinmüthig und schwach bis zur Charakterlosigkeit: so hat dieser Fürst das deutsche Reich in einer bedeutungsvollen Epoche seiner Geschichte ohne Geschick und Würde repräsentirt.

Chr. Meyer.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 155. Dienstag, den 31. December. 1895.

Alte Neujahrswünsche.

Von Dr. Ernst Gehmlich.

Die Sitte, sich zum Beginn des neuen Jahres zu beglückwünschen, reicht wahrscheinlich bis in die Zeit des germanischen Heidenthums zurück. Bestimmt erwähnt wird sie freilich erst in Zeugnissen aus dem späteren Mittelalter, in denen sie übrigens mit der Neujahrsbescheerung und den Neujahrsumzügen, also jetzt völlig erloschenen Bräuchen, innig verbunden erscheint. In Frankfurt am Main z. B. erhielten bereits um die Mitte des 14. Jahrhunderts die Rathsmitglieder, die das Amt eines Rechenmeisters verwalteten, ferner die Stadtschreiber und andere Beamte ein Geldgeschenk aus der Stadtcasse. Die Kaufleute gaben ihren Hauptkunden ein solches. Befreundete Familien schenkten einander feines Gebäck. Die Thurmwächter und andere musikalische Menschen aber bliesen den Leuten das Neujahr an, um zu einem Geschenke zu kommen (Kriegk, Deutsches Bürgerthum im Mittelalter, I, 357). Im Kloster Günterstal bei Freiburg erhielt um 1500 der Visitator ein Paar Handschuhe und sein Knecht, der die Glückwünsche überbrachte, 5 Schillinge. Der Dialogus des Straßburger Pfarrers Keßler (1568) läßt ein Kind erzählen, es habe zu Neujahr seinen Eltern „ein gut Neüw seeliges jar gewünschet, auch höre ichs von alten Leüten, das wa sie diser zeyt zusamen kommen zu aller erst, ein gut Neüwjar einand wünschen, Es hat mir auch mein lieber Vatter etwann ein Neüwen Straßburgischen pfenning oder creützer geschenckt, ich solle jhn zum guten neüwen Jahr behalten" (Tille, Gesch. der deutschen Weihnacht, S. 331). Das Papistenbuch (um 1600) meldet über unsere Sitte: „Darnach am 8. Tag nach der Geburt Christi ist der papisten new jar. Das winschen sy eynander, schicken einander geschenck zum newen Jar, auch geben diß die Väter den Kindern, die Man den Frawen zu einem guten eingang des jars." Neben diesen Zeugnissen über das Alter der Neujahrsgratulation sind aber auch, was uns natürlich besonders interessiren muß, einige solcher Neujahrswünsche, die unsere Vorfahren einander darbrachten, auf unsere Zeit gekommen. So sind in dem aus dem Jahre 1471 stammenden Liederbuche der Clara Hätzlerin (herausgeg. von Haltaus) mehrere Neujahrswünsche aufgezeichnet, die ein junger Mann der Geliebten sendet. Er wünscht ihr z. B.:

Zum neuen Jahr bin ich bereit
zu wünschen dir, liebs Fräulein zart,
Gelück und alle Seligkeit,
Darzu mein' Dienst gar unverspart (ungeschmälert):
Des sollst du gänzlich glauben mir,
daß ich ganz nach deines Herzens Gier (Wunsch)
dir will bestan auf rechter Fahrt.

Wie wohl ich selten bei dir bin,
das soll, zart Frau, nit irren mich.
Du wohnst mir stets in meinem Sinn:
Das thut mein Herz dick (oft) freuen sich
deine guten Wort so mannigfalt,
darzu deinr minneglich Gestalt,
der ich zwar (wahrlich) allzeit guts vergich (zugestehe).

Desgleichen hoff ich alle Tag,
du haltest mir die Treue dein,
so wurd ich ganz erlost von Klag
und will hinfür dein Diener sein
in diesem säligen neuen Jahr.
Daß dir Gelück nun widerfahr!
So wird erfreut das Herze mein.

In einem andern Neujahrswunsche begrüßt er seine Auserwählte mit folgenden Worten:

Gott grüß dich, Frau, zu diesem Jahr,
Gott grüß dich, Frau, aus aller Frauen Schaar,
Gott grüß dich, schönes Lieb, gar wunderbar,
daß dir es widerfahr,
so wohl als ich dirs gönnen mag,
Dein ich nie vergessen hab.

Mein Herz ist dein mit ganzen Treuen,
deine herrliche Güt thut mich erfreuen,
ich wünsch dir Glück zu diesem neuen
so ganz ohn alles Reuen;
des sollst du sicher sein,
du liebstes Fräulein.

Zarter Empfindung giebt er Ausdruck, wenn er zum Neujahrstage zu dem „zart liebsten Fräulein klar" spricht:

Mein' Dienst will ich dir mehren
unde wünsch mit ganzer Gier,
mein auserwähltes Fräulein, dir
zu diesem neu Gelückes viel
und mich bis an meins Endes Ziel
in dein Herz verschlossen. —
Dein Lieb mein Herz thät weichen,
daß ich dir wünschet alles gut.
Gelück, Sälde (Segen), Freud und Muth,
auch alles das dein Herz begehrt
und was dir Wunn und Lust mehrt:
des gönn dir als der Neugeborn. —
Damit gib ich zum neuen Jahr
dir, zart liebstes Fräulein klar,
mich selbs mit Herz unde Muth.
Laß dich begnügen, Fräulein gut!

Wendet sich unser junger Mann mit seinen Wünschen nur an sein „liebstes ain", seines „wesens ufenthalt", so bringt ein Dichter aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts der ganzen Welt zum Neujahrstage „gunstlichen gruz", sich selbst dabei nicht vergessend. Er mag wohl ein alter Meister und sein Gedicht ein Neujahrswunsch sein, wie man solche in der damaligen Zeit in Gesellschaften abzusingen pflegte (Laßberg, Liedersaal, III, 476). Schon der Anfang des Liedes läßt errathen, daß der Dichter unter seine Wünsche auch viele „fromme" mit aufnimmt. Er beginnt nämlich:

Ich wünsch mir alles für das Jahr,
ich glaube, würd es halb nur wahr,
ich würd nach Wunsche reich.

Und nun fängt er an zu wünschen, daß man vor al[...] lesen und singen und Gottes Amt recht verwalten möge, werde die Welt in ihrem Glauben besser dastehen, daß ferne[r] Jeder des Seelenheils verlustig gehe, der Lug und Trug, Mord und Spott verübe. Er hegt weiter den Wunsch,

wer wartet auf des andern Tod,
daß der zum ersten stürbe,
und sein Gut verdürbe.

Jedem, der heimliche Liebe im Herzen trage, und sie nicht zu offenbaren wage, möge bescheert sein, daß es dem Andern kund werde, so thäte die Minne nicht so weh.

Ich will aber wünschen mehr.
Ich wollt, daß durch den Winter kalt
Vögel sängen jung und alt
und Veilchen, Rosen und der Klee
lieblich wüchsen durch den Schnee. —
Ich wollte, daß die Brunnen
im Märzen wären guter Wein,
so möcht ich desto gesünder sein.

Ich wollte, daß die Reise
nicht schadeten den Reben,
so wollt ich fröhlich leben.
Ein Maß und Art und kleines Geld
sollten gehn durch alle Welt.
Ich wollt auch, daß die kleinen Kind,
wenn sie erst geboren sind,
ganz von selber könnten gehn.

Ja, er meint, wenn das neue Jahr den Streit zwischen Kaiser und Papst ihm zur Schlichtung übergeben möchte, so wollte er es „schier vzgericht han“.

Wie schon erwähnt, bildeten die Beglückwünschungen häufig einen Bestandtheil der Umzüge. In manchen Gegenden war es Sitte, daß die Umziehenden mit einem Hämmerchen oder einem Wachholderzweige oder auch einfach mit dem Thürklöpfel an Thür und Thor klopften. Die anklopfende Person sagte dabei einen Spruch und bat in der Regel auch um eine Gabe. Zwischen ihr und den Hausbewohnern entspann sich nun eine Art Wettreimen. Der Anklopfer erhielt einen Bescheid, der der Art und Haltung seines Spruches angemessen war. Da die Neujahrswünsche, die man bei dieser Gelegenheit vortrug, gewöhnlich mit den Worten „Klopf an!“ begannen, so bezeichnete man die ganze Gattung darnach kurzweg als „Klopfan“. Im 15. Jahrhundert war die bezeichnete Sitte äußerst populär, und Dichter wie Hans Folz und Hans Rosenblut haben sich als Verfasser solcher Klopfansprüche einen gewissen Ruf erworben. Ueber die Neujahrssprüche von Hans Folz bemerkt Gervinus in seiner Geschichte der deutschen Dichtung (4. Aufl. 2. Bd. S. 342): „Eigenthümlich wie dem Rosenblut die Priamel scheint ihm (Hans Folz) allenfalls in seinen Sprüchen und Schwänken die Neigung, verschiedener Menschen Art und Weise in dem plumpen Stile der Zeit zu charakterisiren, bald verschiedene Stände (in Form einer Predigt), bald einen Liebesüchtigen, bald einen Spieler, Trunkenbold, Charlatan, bald die schämigen und frechen Frauen. Eine ihm eigene Gattung von Sprüchen, die er Klopfan nennt, dient dieser Neigung ausschließlich: der Dichter fordert darin Leute verschiedenen Charakters auf anzuklopfen, und giebt ihnen dann Bescheid nach Verdienst: der Allerliebsten einen frommen Neujahrswunsch, dem »Schweinsohr« und anderen seiner Antipathien einen greulichen Empfang von Schmähungen.“ Es kann uns nicht Wunder nehmen, daß sich in den Klopfansprüchen zuweilen eine geradezu unfläthige Derbheit kundgiebt. Aber neben solchen anstößigen Erzeugnissen der beiden Nürnberger Meistersinger stehen auch Sprüche, die sich durch edlen volksthümlichen Ton und Innigkeit des Gefühls auszeichnen und die poetische Befähigung ihrer Verfasser keineswegs in ungünstigem Lichte erscheinen lassen. Einige solcher Neujahrswünsche von Rosenblut und Folz wollen wir mittheilen.*) Wir geben Rosenblut den Vortritt. Der einzige Klopfanspruch, der ihm mit Sicherheit zugeschrieben werden kann, wendet sich an keine bestimmte Persönlichkeit, sondern an Männer und Frauen überhaupt:

Klopf an! klopf an!
Der Himmel hat sich aufgethan,
daraus ist Heil und Säld geflossen:
damit werdest du begossen,
du seist Frau oder Mann.
So will ich dir wünschen, was ich kann,
ein kühn Herz, ein' frischen Muth,
und was deinem Leib wohl thut,
und Schön und Stärk und Weisheit viel
und was dein Herz nur will,
und gesunden Leib und lang Leben:
das müß dir Gott auf Erden geben.
Hab dir**) Sampson's Stärk und Kraft
und Alexander's Herrschaft,
und hab dir die Schön Absalon's
und auch die Weisheit Salomon's.
unde hab dir guten Muth
und hab dir Priester Johannis Gut
und hab dir Susannen Unschuld
und aller schönen Frauen Huld.
Als (so) viel Stern am Himmel stan,
als mannig guts Jahr geh dich an!

*) Klopfansprüche haben gesammelt: Keller in seinen Fastnachtsspielen, Mone in seinem „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit“ (1838, S. 553 fg.) und O. Schade in seiner Abhandlung „Klopfan“ (Weimarisches Jahrbuch, II, S. 75 fg.).

**) habe dir — habe tibi, nimm es für dich hin, eine Fügung des Wortes haben, die im älteren Nhd. oft vorkommt. Grimm's Wörterbuch IV, 2, S. 57.

Als viel Tropfen im Meer sein,
als mannig Engel pflegen dein,
dieweil du hie auf Erden bist!
Das helf dir der heilig Christ*)
der von der Jungfraun ist geborn!
Fahr hin dein Straß von dann! kumm mor(g)n!

An diesen sicher von Rosenblut herrührenden Spruch reihen wir einige Neujahrswünsche, die wenigstens in seiner Weise gedichtet sind und vermuthlich ihn auch zum Verfasser haben. Einer derselben empfiehlt den Beglückwünschten der Huld der Mutter Gottes Maria sowie der 11000 Jungfrauen und der Kirchenheiligen und schließt dann ganz ähnlich wie der vorige Spruch in volksthümlichem Tone:

Gott woll dir geben als (so) viel Ehrn
als der Himmel hat mannig Stern
und so viel gute Zeit
als viel Sandkörnlein im Meere leit (liegt)
und darnach das ewig Leben:
das müß dir Gott mit Freuden geben.
Das wünsch ich dir zum neuen Jahr,
Sprich Amen daß es werde wahr!

Auf das Endziel alles menschlichen Lebens, auf die ewige Seligkeit, beziehen sich die alten Neujahrswünsche mit besonderer Vorliebe, so auch der folgende:

Gott mach dich an dem Leibe stark
und mach dich an der Seel gesund
und daß du an Ehrn nicht werdst wund
und alle dein Sach mit Glück end,
und Heil und Sälde zu dir wend,
und daß dir Gott wohl bei stehn,
und daß dir dein Anschläg für sich gehn,
und hab dir aller Menschen Huld
und daß du nimmer sterbst in Schuld
und in keiner Todsünd sterbst
und daß du Gottes Huld erwerbst,
und daß du an dein letzten Zeiten
mußt wider die Höllischen streiten,
und daß du ihnen obgeligst
und Gnad und Barmherzigkeit findst
bei Gott in dem neunten Chore:
das wünsch ich dir zu einem neuen Johre.

Aber dabei wird das irdische Glück nicht übersehen, wenn es z. B. heißt:

Sanct Niclas, der heilig Himmelsfürst,
der bscher dir Weins gnug, wenn dich dürst

oder:

Ich wünsch dir ein Fräulein wohlgestalt,
das dir im Herzen wohlgefallt
und dich lieb hat vor andren Knaben:
die sollst du dir zum neuen Jahr haben

oder wenn ein „stüblein warm“ als wünschenswerthestes Gut hingestellt wird. Da man bei dem Klopfan nicht immer wußte, an wen man die Wünsche richtete, so läßt der Dichter ein Mädchen diese nur mit Vorbehalt aussprechen:

Klopf an, du junger Mann!
Wenn mir dein Herz viel Gutes gan (gönnt),
so geb dir Gott Gelück und Heil
und bewahr dir dein Leben geil (fröhlich)!
Das wünsch ich dir zum neuen Jahr,
bist du mir feind heimlich od'r offenbar,
so bescher dir Gott durch deinen Giel (Mund, Schlund)
Angst, Not und Ungelückes viel.
Hast du abr Freundschaft und Stetigkeit
zu mir, so wärs meim Herzen leid
daß ich dir ein bös Wort wollt sprechen,
und wer dir leid thät, ich wollts rächen.
Du hast wohl gemerkt den Sinn.
Sein ist genug: nu fahr dahin!

*) Die Hinweise der Neujahrswünsche auf die Geburt Christi erklären sich daraus, daß unsere Vorfahren im Mittelalter das Jahr mit dem 25. December, dem Weihnachtstage begannen, woher ja die ganze christliche Zeitrechnung auch den Namen a nativitate Domini, ab incarnatione Domini führt (Grotefend, Handbuch der historischen Chronologie, S. 29). Erst im 16. Jahrhundert kam der Jahresanfang mit dem 1. Januar zur Geltung. Doch singt noch Luther in seinem Weihnachtsliede „Vom Himmel hoch, da komm ich her“:

Lob, Ehr' sei Gott im höchsten Thron,
der uns schenkt seinen eignen Sohn:
Des freuen sich der Engel Schaar
und singen uns solch neues Jahr.

In Neujahrswünschen sind zuweilen gute Rathschläge und ernste Warnungen wohl angebracht. Das meint auch Rosenblut, wenn er spricht:

Zahle gern und borg nit viel
und hüt dich auch vor Würfelspiel.
Thust du das, so bist du kein Thor.
Die Lehr hab dir zum neuen Johr.

Solch wohlgemeinten Rath dürfe der Beglückwünschte nicht übel aufnehmen.

So du das aufnimmst für ein Lehr,
so ist deinr Weisheit deßer mehr.
Nimmst du es aber in übel ein,
so magst du wohl ein Thor sein.

Eine ganze Reihe von Klopfansprüchen, die jedenfalls auch von Rosenblut gedichtet sind, sicher aber aus Nürnberg stammen, sind uns nicht recht verständlich, da sie auf bestimmte Vorkommnisse des verflossenen Jahres anspielen, also ausgeprägt satirischen Charakter tragen. In einem wird z. B. erzählt, daß Jemand „von aines par (spitzigen) schuchs wegen drei gulden auf das rathaus sol geben und darzu ist der leut spot“.

Hans Folz, der andere Nürnberger Meistersinger, ließ um 1530 bei Kunegund Hergotin in Nürnberg einen Bogen Klopfan drucken. Auf der vorderen Seite des ersten Blattes befindet sich unter dem Titel „ein ganz reizender Holzschnitt: in einer Straße vor einem Hause steht ein junger Mensch, der den Thürklöpfel hält, aus dem Fenster sieht ein junges Weib auf ihn herab“ (Schade, Weim. Jahrb. II, 109). Einige der Klopfans von Folz werden von solch inniger Empfindung durchweht, daß sie, wie Schade freilich etwas überschwenglich urtheilt, „ohne Zweifel dem Zartesten beizusetzen sind, was in deutscher Zunge gedichtet worden ist“ (a. a. O. S. 110). Doch der freundliche Leser urtheile selbst. Der erste Klopfanspruch von Hans Folz lautet:

Klopf an, meins Herzens Lust und Wunn!
So hell geschien noch nie die Sunn:
die Tugend, Zier und Sitten dein
schein(en) klärer in dem Herzen mein.
Wann (da) solch Zier schön und freundlich Gstalt
ward nie von Malers Hand gemalt,
gerad, jung, frei, stolz und ein Held,
das Wesen jedermann gefällt
Des bitt ich Gott, er wohn dir bei
in all dem, das dir dienstlich sei
an Leib, an Seel, an Ehr, an Gut,
und pflanz dir in dein Sinn und Muth,
wo du dein Hand reckest nach Ehrn,
daß du sonst keiner thust begehrn
denn eine, die dich wiß zu halten,
daß euer Lieb bleib ungespalten
und bleibst bei deinem guten Namen.
Das wünsch ich dir von Herzen. Amen.

Als ein wirklich „herzlicher“, d. h. auch vom Herzen kommender Neujahrswunsch darf jedenfalls der folgende gelten:

Klopf an, mein Trost, mein Herz, mein Hort
und hör in Güt mein freundlich Wort
die ich dir aus sonder Lieb mittheil!
Ich wünsch dir Glück, Säld, Fried und Heil
mehr als ich selber gerne hätt.
Ja wer wider dein Ehr etwas thät,
das brächt mir heimlich große Schmerzen,
als ob es mir selbst läg am Herzen:
da dein schön adelich Person
macht, daß ich dir alles Gute gönn.
Dein gütig und freundlich Geber(d),
dein Handel, Wandel, Zucht und Ehr,
dein gut Gestalt und all dein Sitten,
dein günstigs und lieblichs Erbieten
macht an dir, daß dir jedermann
Glück, Säld und aller Ehren gan,
Drum ich dir auch nit Feind mag sein,
ob dus merkst an den Worten mein.
So wünsch ich dich so lang gesund
bis daß ein Linf' wiegt hundert Pfund
und bis ein Mühlstein in Lüften fleucht
und ein Floh ein Fuder Weins zeucht
und bis ein Krebs Baumwolle spinnt
und man mit Schnee ein Feuer anzünd't.
Hiemit ein guts seligs neus Jahr!
Und hau (fahr) hin! daß dich Gott bewahr!

Aber die zartesten Töne schlägt Hans Folz in einem Neujahrswunsche an, den er ein Mädchen ihrem Auserwählten darbringen läßt:

Klopf an, meins Herzen höchster Schatz!
Vergönne mir eins freundlichen Schwatz
und laß mein Red dir nit mißfallen!
Ich sprich, sollt ich die Welt auswallen
zu kiesen einen von Person,
da ganz nicht wär vergessen an,*)
an Leib, Gestalt, Weis und Geber(d),
an Zucht, Scham, Tugend und an Ehr,
an Schön und Freundlichkeit der Wort
so ward dein gleich doch nie gehort,
der meinem Herzen baß gefiel:
darbei ich nimmer leugnen will.
Denn wär ich also schön und klar
als Helena von Griechen war
und hätt ein Haar als Gold gesponnen,
des Straim**) erglänzten vor der Sonnen,
und möcht an Reichthum und an Witzen (Weisheit)
bei der Köngin von Saba sitzen,
die König Salmon groß Schenkung bracht
und ihm sein tiefe Frag ausflacht,***)
und wer geborn von edelstem Blut:
dennoch mein Herz, Gedank und Muth
dich auserkorn von aller Welt,
jedoch in Still gen dir gemeld't!
Zeuch heim mit ganz fröhlichem Muth!
Denk mein zum nächsten auch in Gut!

Gleich Rosenblut giebt auch Hans Folz in seinen Neujahrswünschen gute Rathschläge, wenn er z. B. die Frauen ermahnt:

Seid arbeitsam daheim im Haus
und seht nit viel zum Fenster aus!
Seid ernstlich mit dem Hausgesind
und zieht auf Tugend eure Kind!

Die Sitte des Klopfens besteht heute noch in Süddeutschland, nur daß sich mit ihr statt wirklicher Neujahrswünsche bloße Bettelsprüche verbunden haben. Sie gehört offenbar in den Bereich der uralten Bräuche, die Mannhardt unter dem Namen „Schlag mit der Lebensruthe“ zusammengefaßt hat. Mit einem Segenszweige berührte man Menschen und Thiere, besonders zu heiligen Opferzeiten, wie eben auch in den Zwölften. Die Berührung mit der geweihten Ruthe war freilich mehr als bloßer Wunsch, sie schloß zugleich des Wunsches Erfüllung in sich, sie behütete vor Unglück, schenkte Wachsthum und Gedeihen, war also eine Zauberhandlung. Wir wissen, daß es dem Menschen nicht vergönnt ist, sein künftiges Schicksal zu bannen, und stellen unser Leben in die Hand des Herrn, der über den Zeiten steht. Und so empfehle ich auch dich, freundlicher Leser, seiner Huld, indem ich dich zum Anfange des neuen Jahres mit dem Wunsche eines alten Dichters begrüße:

damit dem newgeporn got
bevilch (befehle) ich dich, das er vor not
dich allzeit thu behalten
vnd lass dich frölich alten.

*) daran, d. h. an dem nichts vergessen, der vollkommen wäre.
**) Straim oder Straimen = der Streifen.
***) flacht für unser flocht vom alten flichte, flacht, geflochten.

Bücherbesprechungen.

— **Australien und Oceanien.** Eine allgemeine Landeskunde von Prof. Dr. Wilhelm Sievers. Fünfter (Schluß-) Band des Sammelwerkes „Allgemeine Länderkunde“. Mit 137 Abbildungen im Text, 12 Kartenbeilagen und 20 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck von E. T. Compton, Th. v. Eckenbrecher, H. L. Heubner, E. Heyn, W. Kuhnert, K. Oehnike, O. Schulz, O. Winkler u. A. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1895. Preis gebunden 16 ℳ. — Mit dem Erscheinen des vorliegenden Bandes ist das große populärwissenschaftliche Sammelwerk „Allgemeine Länderkunde“ zu Ende geführt worden. Das Bibliographische Institut, aus dem schon eine Reihe großartiger Publicationen hervorgegangen ist, die der Popularisirung des modernen Wissens dienen, darf auch auf dieses Werk, wodurch die geographische Literatur einen sehr werthvollen Zuwachs erhalten hat, mit Stolz und Genugthuung hinblicken. Zur Durchführung der großen Aufgabe haben sich mit dem Herausgeber, Prof. Dr. W. Sievers, eine Anzahl namhafter Gelehrter verbunden, und die Verlagshandlung hat ihr Bestes gethan, um das Werk mit reichhaltigem Kartenmaterial

und herrlichem Bilderschmuck zu versehen. In der Einleitung zu dem vorliegenden Bande spendet der Herausgeber noch ganz besonderen Dank Hrn. Dr. Hans Meyer, von dem der Plan und die Anregung des Werkes ausgegangen ist, der den größten Theil der Abbildungen mühsam aufgesucht und gesammelt hat und unter dessen Leitung die Anfertigung der Karten fast ausschließlich erfolgt ist. Die Hauptschwierigkeit, mit der man bei der Arbeit zu rechnen hatte, lag in der Beschränkung des massenhaften Stoffes auf das wirklich Wissenswerthe. So oft wir daraufhin das Werk angesehen und geprüft haben, gewannen wir den Eindruck, daß in dieser Hinsicht das Richtige getroffen worden sei. Die Darstellung ist allenthalben leicht verständlich und ansprechend, die Ausstattung aber über jedes Lob erhaben. Die genannten Vorzüge hat auch der jüngst erschienene Schlußband aufzuweisen, der sich hinsichtlich der Anordnung des Stoffes im Wesentlichen an die früheren Bände anschließt. Voran geht ein Abschnitt über Entdeckungsgeschichte, worin die Perioden der großen Entdeckungen Australiens und der Einzelforschung von 1521 bis auf die neueste Zeit in Kürze behandelt werden. Im Texte befinden sich die Abbildungen der bedeutendsten Entdecker. In der nun folgenden „Allgemeinen Uebersicht" werden Grenzen, Größe und Bestandtheile der unter dem Namen Oceanien zusammengefaßten Inselwelt des großen Oceans, die Umrisse des Festlandes Australien, das große Barrier- oder Australriff, die Atolle oder Koralleninseln, sowie die Weltstellung und Lage Australiens besprochen. Daran schließen sich eingehende Betrachtungen über die Oberflächengestalt des australischen Festlandes und der verschiedenen Inselgruppen, ferner Abschnitte über Klima, Pflanzenwelt, Thierwelt, Bevölkerung, über die wenigen noch selbständigen Staaten und die zahlreichen Colonialgebiete. Als Anhang folgt dann noch ein Abschnitt über die gerade jetzt, da man die Lösung der Polarfrage mit allen Mitteln erstreben will, die Aufmerksamkeit auf sich ziehenden Südpolarländer, die „sich infolge des Ganges der Entdeckungsgeschichte am besten an Australien anschließen lassen". Welch großartige Naturschönheiten auch der jüngste unter den Erdtheilen namentlich auf seinen Inseln aufzuweisen hat, zeigen die zahlreichen vortrefflichen Abbildungen. Namhafte Künstler haben zu dem Bilderschmucke dieses Bandes entzückende Beiträge geliefert. Von den Photographien, nach denen das Illustrationsmaterial zum Theil hergestellt ist, haben viele den Reiz der Neuheit. Einige interessante Bilder sind dem Reisewerke Cook's entnommen. Unter den Farbenbildern verdienen besondere Erwähnung „Der Tasman-Gletscher und Hochstetter-Dom in Neuseeland", „Der Kilauea-Vulkan auf Hawaii", „Das Dorf Siar in Nordost-Neuguinea" und „Die deutsche Station Jaluit im Marshall-Archipel"; unter den Holzschnitttafeln „Die blauen Berge in Neusüdwales", „Der Mount Cook in Neuseeland", „Ein Farnwald in Victoria", „Ein Pfahldorf in Südost-Neuguinea" (hier steht unter dem Bilde mit dem Texte nicht übereinstimmend „West-Neuguinea") und „Melbourne". Durch das reiche Kartenmaterial werden die Entdeckungsreisen in Australien und Oceanien, die geologischen und physikalischen Verhältnisse, die Isothermen und Isobaren, die Flora und Fauna, die Vertheilung der Völker, die politischen und Verkehrsverhältnisse in trefflicher Weise veranschaulicht. C. R.

— Von Martin Greif's Gesammelten Werken (Leipzig, C. F. Amelang) liegt jetzt der erste Band vor, der die Gedichte enthält. Es ist ein reicher Inhalt, der sich uns hier bietet, sich aber als nicht ganz gleichartig erweist. Verhältnißmäßig am Wenigsten reicht uns die Rubrik: Romanzen und Balladen. Die hier behandelten Stoffe (z. B. Der stumme Kläger, Die Glocke von Speier, Das Mahl ohne Brod) sind zum Theil von Schwab u. A., selbst von Langbein besser und wirkungsvoller in Verse gebracht worden. Auch stört hier nicht selten Härte der Form. Die Abtheilung: Sinngedichte ist gleichfalls etwas ungleich; neben Besonderem steht da weniger Neues. Am Meinen zu ihrem Recht kommt die Begabung des Dichters in den Rubriken: Lieder, Naturbilder und Stimmen und Gestalten. Hier finden sich einerseits leis hingehauchte Töne, die an Goethe erinnern und die Musik förmlich herausfordern, wie „Auf der Haide", andrerseits kräftige, ja das Derbe nicht scheuende Gestalten, wie „Der verirrte Schäfer" und „Die Verlassene". Das klingt vielleicht nicht immer schön, aber es ist echt. Alles in Allem muß man zugestehen, daß Greif zu den wenigen lebenden deutschen Lyrikern gehört, die Anspruch auf Beachtung haben. Besitzt er zwar keine so ausgeprägte Eigenheit, wie etwa K. F. Meyer u. A., so ist doch das, was er bietet, immer edel und charaktervoll und weckt uns die Erinnerung an Uhland, Platen, den besseren Theil von Heine, Schack, die Romantiker und die beiden Classikerheroen. Die beiden noch folgenden Bände sollen die Dramen Greif's enthalten. J. R.

— Litterarisches Conversations-Lexikon für Jedermann u. s. w. Herausgegeben von Dr. E. Mensch. Schwabacher'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart. (IX, 293 S.) Preis 4 ℳ — Absicht des Verfassers dieses Buches mit dem etwas langathmigen Titels ist es, den Lesern die Möglichkeit einer schnellen und sicheren Orientirung auf dem weiten Gebiete der Romane und Novellen der gesammten Weltliteratur zu bieten und sie dadurch in Stand zu setzen, in Gesellschaft über diesen Gegenstand mit reden zu können. Also ein Literaturproduct so recht im Geiste der neuesten Zeit; Ein streng wissenschaftlicher Maßstab läßt sich an ein derartiges Buch natürlich nicht legen. Indessen wollen wir nicht verkennen, daß der Verfasser — oder wohl richtiger gesagt „die Verfasserin" — mit Geschick zu Werke gegangen ist und die Schrift in der angedeuteten Richtung sich bewähren wird. Das alphabetische Verzeichniß der Romanschriftsteller bietet reichen Stoff und darunter Manches, was man in den Literaturgeschichten vergeblich suchen würde. Auch einzelne Strömungen und Zeitrichtungen gelangen dabei zur Besprechung. Man vergleiche in dieser Beziehung Artikel wie Impressionismus, Sensualismus, Symbolismus, Fin de Siècle u. s. w., die junge Leute nicht ohne Nutzen lesen werden. In dem nicht unwahrscheinlichen Falle einer zweiten Auflage würde indessen Berichterstatter rathen, diese Artikel herauszunehmen und daraus einen einleitenden Gesammtartikel zu bilden, etwa unter der Ueberschrift „Die Richtungen in der modernen Romanliteratur". Auch würde es sich wohl empfehlen, die drei Hauptromane Goethe's nicht in einzelnen Artikeln, sondern unter „Goethe" zu behandeln.

Prof. Dr. H. C. K.

— Standes- und Berufspflichten des deutschen Officiers. Für angehende und jüngere Officiere des stehenden Heeres und des Beurlaubtenstandes bearbeitet von Schaible, königl. preuß. Oberst a. D. 3. verbesserte Auflage. Berlin 1896. R. Eisenschmidt. Geb. 3 ℳ — Das in 3. verbesserter Auflage vorliegende Werk, welches gegen früher nur wenige Veränderungen und Zusätze aufweist, gliedert sich in: Einleitung, I. Standes- II. Berufspflichten des Officiers. Je zahlreicher die Klippen sind, von welchen dem jungen und unerfahrenen Officier Gefahr droht, um so nothwendiger ist es, daß ihm der ritterlich-vornehme Geist, welcher ein Officierscorps beherrschen muß, zu eigen werde und daß er durchdrungen sei von den hohen Pflichten jedes Einzelnen seines Standes. Dem auf dem Titelblatte des Buches stehenden Motto nachfolgend „Es kommt im Leben auf die höchste Auffassung der Dinge an" hat uns der Hr. Verfasser seine durch das praktische Leben bewährten edlen Anschauungen und Grundsätze über Officierspflichten in belehrender Weise zum Ausdruck gebracht. Wir können dieselben allen jüngeren Officieren sowohl, als auch den älteren, welchen die Erziehung jüngerer Kameraden obliegt, zur Nachachtung wärmstens empfehlen. H.

— Lehrbuch der Elektrochemie von Dr. Max Le Blanc. Mit 32 Figuren. Verlag von Oskar Leiner in Leipzig. Preis 4 ℳ 50 ₰. — Das Buch behandelt die Chemie und Physik auf einem Gebiet, wo sie gänzlich ineinander verschwimmen, sich gegenseitig umschlingen und keine Grenzen mehr unter sich erkennen lassen. Beide Wissenschaften arbeiten auf diesem Gebiete treu und emsig zusammen und ihr Zusammenarbeiten hat zu Erfolgen geführt und wird noch zu Erfolgen führen, die beim Beginn der Untersuchungen gewiß nicht vorausgesehen worden sind und deren weiterer Einfluß auf Theorie und Praxis heute noch nicht überschaut werden kann. Verfasser, Privatdocent an der Leipziger Universität und Schüler von Prof. Dr. W. Ostwald an derselben Universität, hat somit den Boden eines ungemein dankbaren Feldes betreten, indem er es unternahm, uns den Entwickelungsgang der Elektrochemie von ihrer Kindheit an zu beschreiben, ihre Fortschritte zu verfolgen, ihre Errungenschaften zu einem Ganzen zusammenzufassen und uns auf und für spätere Erfolge dieser modernen Doppelwissenschaft vorzubereiten. Daß er dies in ebenso klarer wie schöner und fließender Sprache gethan hat, soll ihm besonders hoch angerechnet werden und wird seinem zeitgemäßen Buche gewiß viele Freunde in den naturwissenschaftlich geschulten Kreisen erwerben, wozu noch die glückliche Wahl des elektrotechnischen Verlags kommt, um dem nützlichen Werk die verdiente Verbreitung zu sichern. Kl.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.